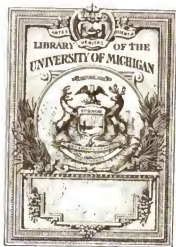




*Korrespondenz-blatt der
Deutschen Gesellschaft für ...*

Deutsche Gesellschaft für Anthropologie,
Ethnologie und Urgeschichte



GN
2
.D48

572.05
DA26
G 39K

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXIV. Jahrgang

1893.

Redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1893.

Steckert
6-14-1923

Inhalt des XXIV. Jahrganges 1893.

	Seite
Nr. 1. Todesanzeige: Prof. Dr. Schaaffhausen †	1
Neue Literatur zum 400-jährigen Jubiläum der Entdeckung Amerikas	2
Nachtrag zu dem Berichte des Ulmer Kongresses: I. Rödiger, Frits, Ueber die Bedeutung der Heldensteine, vieler Hähnen-Felsenwände u. A.	4
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Alterthumsverein für den Kanton Dürkheim	6
Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin	7
Preisauschriften der Turiner Akademie	8
Nr. 2. Hommel, Frits, F. v. Luschan's Ausgrabungen in Suedschirli	9
Nachtrag zu dem Berichte des Ulmer Kongresses: 2. Dr. Teich, Die prähistorische Metallzeit und ihr Zusammenhang mit der Urgeschichte Deutschlands	10
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Anthropologischer Verein in Göttingen	14
Bei der Redaktion eingelaufene Bücher und Schriften	16
Eingelaufene Anzeigen von Büchern und Schriften	16
Konkurrenz-Ausschreibung	16
Nr. 3. Todesanzeige: Prof. Dr. Lindenschmit †	17
v. Schulenburg, W., Mittheilungen zur deutschen Volkskunde	18
Sendeschreiben des Professors Dr. Moriz Benedict an Professor Sergi in Rom über die Be- nennungfrage in der Schädellehre	19
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Anthropologischer Verein in Göttingen (Fortsetzung)	21
Anthropologisches aus Amerika	23
Reise-Stipendium	24
Nr. 4. Messikommer, Jakob, Die Umgebung des Pfäferssees in archäologischer Beziehung	25
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Anthropologischer Verein in Göttingen (Schluss)	27
de Aranaadi, T., Blauze Augen in Spanien	31
Weltausstellung in Chicago, anthropologische Bibliothek	32
Nr. 5. Einladung zur XXIV. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover mit Vorrversammlung in Göttingen	39
Sendeschreiben des Professors Dr. Moriz Benedict an Professor Sergi in Rom über die Be- nennungfrage in der Schädellehre (Schluss)	34
Mehlis, Dr. C., Archäologisches vom Donnersberg	37
Literatur-Besprechung	39
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Münchener Anthropologische Gesellschaft: v. Kupffer, O. Schäffer	40
Bücheranzeige	40
Todesanzeige: Professor Dr. Robert Hartmann †	40
Nr. 6. Deppe, Dr. August, Entstehung und Zweck der römischen Grenzwälle zwischen der Donau und dem Main	41
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft: Schäffer, Ueber Schwanzbildung beim Menschen	44
Literatur-Besprechung	48
Nr. 7. Messikommer sen., Dr. Jakob, Neueste Funde der Pfahlbante Robenhausen	49
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Naturforschende Gesellschaft in Danzig	50
Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg und deutsche anthropologische Gesellschaft	
Gruppe Hamburg-Altona	51
Württembergischer anthropologischer Verein	52
Literatur-Besprechung	55
Bezugsquellen für kranometrische Instrumente	58
Anthropologische Gesellschaft in Rom	58
Anthropologen-Kongress in Chicago	56
Nr. 8. v. Andrian, Ferdinand Freiherr, Ueber den Wetterzauber der Altaier	57
Literatur-Besprechung	68
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Württembergischer anthropologischer Verein	69

Nr. 9. Bericht über die XXIV. allgemeine Versammlung in Hannover
mit Vorversammlung in Göttingen.

Erste Sitzung.

	Seite
Tagesordnung der XXIV. allgemeinen Versammlung	71
Verzeichnis der Theilnehmer	72
A. Vorversammlung in Göttingen:	
Merkel, Fr.	73
B. Versammlung in Hannover:	
Virchow, Rudolf, Vorsitzender, Eröffnungsrede	74
Begrüßungsreden der Herren: Graf Bismarck, Regierungspräsident; Freiherr von Hammerstein, Landesdirektor; Tramm, Stadtdirektor; Professor Schäfer; Dr. Schuchhardt, Museumsdirektor	79
Ranke, Johannes, Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsekretärs	80
Weismann, J., Oberlehrer, Rechenschaftsbericht	89
Rowald, Das Opfer beim Baubeginn	90
Dazu Jentsch, Waldeyer, Prochnow, Jentsch, Behla, Rowald	94
Nr. 10. Schuchhardt, Ueber einen deutschen Limes	95
Dazu Virchow, Prochnow	96
Köhler, Ueberblick über die Baugeschichte Hannovers	96
Dazu Virchow	99

Zweite Sitzung.

Krause, F., Untersuchung der prähistorischen Steinmonumente der Altmark durch die Herren	
Schliensack und F. Krause	99
Dazu Virchow	100
Virchow, Vorlagen an die Versammlung	100
von Andrian, Ueber den Wetteranber der Altair	101
Dazu Virchow, Jentsch, von Stolzenberg, Struckmann, Härche, Ranke; Ueber Drutensteine, von Andrian	101
OrNSTEIN-Athen, Anthropologie und Psychologie	102
AlSBERG, Ueber Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit	103
Dazu Virchow, Waldeyer, W. Krause, Mies, Fritsch, Behla, von Heyden, AlSBERG	103
Stolpe, Dr. Hjalmar, Ueber eine Höhlenwohnung aus der neolithischen Zeit auf der Insel Stora Karlsö bei Gotland	105
Dazu Virchow	105
Mies: Ueber einige seltene Bildungen am menschlichen Schädel	105

Dritte Sitzung.

I. Geschäftliches:	
1. Entlastung des Schatzmeisters und neuer Etat pro 1898/94	109
2. Bestimmung von Ort, Zeit und Lokalgeschäftsführer für die nächstjährige Versammlung:	
Virchow, von Andrian, Ranke, AlSBERG, Virchow, Bartels, Virchow, Heger	109
B. Neuwahl des Vorstandes: Virchow, Waldeyer, Bartels, Virchow, Kühne, Virchow, von Andrian	110
Virchow, Vorlagen: Wandtafel über prähistorische Gegenstände	111
Ranke, Vorlagen: Briefwechsel Blumenbach's u. A.	111
Ranke, Berichterstattung über die prähistorische Karte Deutschlands	112
Antrag auf Errichtung einer prähistorischen Kommission in Hannover: Virchow, Ranke, Struckmann, Virchow	113
II. Fortsetzung der wissenschaftlichen Vorträge:	
Waldeyer, Ueber Gannenswulst n. A.	113
Dazu Mies, Virchow	111
Virchow, Ueber Zwergrasen	115
Ranke, Ueber normale Schwimmhautbildung und über besondere Bildungen am harten Gaumen beim Menschen	117
Nr. 11 u. 12. Ranke: Ueber normale Schwimmhautbildung und über besondere Bildungen am harten Gaumen des Menschen (Schluss).	119
Dazu Waldeyer	120
Stolpe, Ueber die Bedeutung der Ornamente	121
Dazu Virchow	121
Mejer, Dr., Der Roggen des Urkorn der Indogermanen	121
Virchow, Vorlagen	125
III. Schlussreden: Köhler, Virchow	125
Keseleritz	126
Verlauf der XXIV. allgemeinen Versammlung	126
Die dem Kongress vorgelegten Bücher und Schriften	128
Todesanzeige: Dr. Ingvald Undset f.	128

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1893.

Inhalt: Todesanzeige: Prof. Dr. Schaaffhausen †. — Neue Literatur zum 400jährigen Jubiläum der Entdeckung Amerika's. — Nachtrag zu dem Berichte des Ulmer Kongresses: I. Ueber die Bedeutung der Heidensteine, vieler Höhlen-Felsenwände u. A. Von Fritz Ködiger, Solothurn. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: I. Alterthumsverein für den Kanton Dürkheim. — II. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin. — Preisanschreiben der Turiner Akademie.

Wir erhalten die erschütternde, schmerzliche Nachricht, dass Herr **Schaaffhausen**, stellvertretender Vorsitzender unserer Gesellschaft, einer der berühmtesten Mitbegründer der modernen Anthropologie, unser unvergesslicher edler Freund, plötzlich geschieden ist:

Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse entschlief heute um Mitternacht sanft und gottgergeben unser heissgeliebter Vater, Schwiegervater, Bruder und Schwager

der Geheime Medicinalrath
Professor Dr. Hermann Schaaffhausen

in Folge einer Herzlähmung, gestärkt durch die Heilmittel der katholischen Kirche, im 77. Lebensjahre.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Bonn, Köln, Coblenz, Hannover und Darmstadt, den 26. Januar 1893.

Die Beerdigung nach dem alten Friedhof findet statt am Sonntag, den 29. Januar, Nachmittags 3 Uhr, vom Sterbehause, Coblenzstrasse 88; die feierlichen Exequien werden am Montag, den 30. Januar, Morgens 10 Uhr, in der St. Remiginkirche gehalten.

Ohne Gefühl des Krankseins, mitten aus frischer, freudiger Arbeitsthätigkeit heraus, wurde Schaaffhausen hinweggerissen. Er hatte etwa seit 2 Jahren wiederholt Anfälle von sog. Angina pectoris. Im Uebrigen war er jedoch körperlich und geistig bis zum letzten Augenblicke so frisch geblieben, wie er uns Allen bekannt war. Am Sterbettege war er gesund und munter ausgegangen und hatte noch gegen Abend, wie ein Blatt auf seinem Arbeitstische beweist, Heidelberger Schädel katalogisirt. In einem erneuten Anfall verschied er spät Abends. Möge dem Eillen die Erde leicht sein!

Zum 400jährigen Jubiläum der Entdeckung Amerika's.

Anschliessend an die grossen Feste zur Jahrelfeier des Beginnes der neuen Welt-Periode in Huelva-Madrid und Genau haben die geographischen und anthropologischen Gesellschaften in fast allen zivilisirten Staaten schon ihre Beiträge geliefert in Festsetzungen und Publikationen, um aus dem wichtigsten Jubiläum der modernen Welt bleibende Resultate für Wissenschaft und Leben zu gewinnen. Die wichtigste Veranstaltung in dieser Richtung: die Columbiische-Weltausstellung in Chicago steht noch aus, von ihr haben wir noch bedeutende wissenschaftliche Leistungen zu erwarten, an welchen sich neben Amerika alle Staaten der gehildeten Welt, nicht am wenigsten Deutschland, theiligen werden.

Unter den bis jetzt errungenen monumentalen Erfolgen dieser Festzeit soll hier eine Publikation von Rudolf Virchow hervorgehoben werden.

Rudolf Virchow, *Crania Ethnica Americana.*

Sammlung auserlesener amerikanischer Schädeltypen. Mit 26 Tafeln und 29 Text-Illustrationen. Zur Erinnerung an Columbus und die Entdeckung Amerika's. Berlin. Verlag von Asher u. Co. 1892. Gross Folio.

Der Inhalt gliedert sich in allgemeinen Text und in Tafeln mit ausführlicher Beschreibung einer jeden. Der Text behandelt: Schädelabbildungen und typische Schädel. Deformation der Schädel. Individuelle Variation und ethnische Besonderheiten. Die typischen Formen. — Von den amerikanischen Vorkommnissen ausgehend wird der Blick hiebei auf die gesammte Kraniologie erstreckt. Die Tafeln und Textabbildungen sind unstreitig das Vollendetste, was hiebei in geometrischen Darstellungen gehoten werden konnte. Es sind nicht nur geometrische Umrisse in $\frac{1}{2}$ Naturgrösse, welche jede Messung gestatten, sondern auch plastisch schattirt, sodass man die Objekte selbst, trotz der Vermeidung der Perspective, vor sich zu haben glaubt. Hiemit ist nun gelehrt, wie derartige Bilder ausgeführt werden müssen, um dem wissenschaftlichen Bedürfniss wahrhaft zu genügen. Die Lehre der Deformation der Schädel wird in all ihren Beziehungen, auch für die sog. normalen und typischen Schädelformen, dargestellt; wir haben hier ein Lehrbuch über diese, überall in die allgemeine Kraniologie eingreifende Frage, in der für Virchow typischen Weise der abschliessenden Abrundung des Gegenstandes, wobei Altes und Neugewonnenes in lapidaren Worten zur erschöpfenden Darstellung kommt. Dasselbe gilt für die anderen Kapitel.

In Beziehung auf den Werth der „individuellen Variationen“ fixirt Virchow seinen schon seit lange vorbereiteten Standpunkt, und gibt damit das Programm einer neuen Epoche in der Kraniologie. Während die Mehrzahl aller Kraniologen noch mehr oder weniger im Sinne Blumenbach's an der rel. Unveränderlichkeit sogenannter typischer Schädelformen festhält, erklärt Virchow, dass diese Schädeltypen Blumenbach's sogar wie die der Mehrzahl seiner Nachfolger vielfach auf die Beobachtung einer viel zu geringen Anzahl von Schädelindividuen, oft nur auf die eines einzigen, gegründet waren. Hiegegen hebt er die, jene Typenbestimmung oft genug vollkommen illusorisch machenden, zahllosen „individuellen Varietäten“ hervor. Aber weiter: Virchow rekurriert für die Erklärung der Schädelformen der Erwachsenen auf die Schädelumhildung im Laufe der individuellen Entwicklung. Ich will nur wenige Sätze hier herausheben: S. 32, 2 lesen wir:

„Wenn es nicht möglich sein sollte, die Transformation der Dolichocephalen in Brachycephale nachzuweisen, so wird alle Mühe umsonst bleiben. Hier bietet sich ein einziger Anhalt für die weitere Untersuchung. Das ist die Möglichkeit der Umhildung, welche wir von den Kindern zu den Erwachsenen sich vollziehen sehen. Dolichocephale Eltern können mesocephale oder brachycephale Kinder hervorbringen. Ein vorzügliches Beispiel dafür bieten unsere Laborator-Schädel. Der erwachsene Mann ist hyperdolichocephal (68, 3), die Frau neigte schon zur Mesocephalie (75, 7), das Kind ist ausgemacht mesocephal (77, 1). Was würde nun aus dem Kinderschädel geworden sein, wenn das Kleine am Leben geliebt wäre? Würde es mesocephal geblieben oder dolichocephal geworden sein? Das sind Fragen, welche schon das lebende Geschlecht durch fortgesetzte Messungen* (am Lebenden) unterscheiden könnte. — Ich will noch auf einen anderen Punkt hinweisen. Bei dem Studium der Goajiro's habe ich gefunden, dass der weibliche Typus bei ihnen eigentlich nichts anderes ist als der stehengebliebene kindliche; daher auch die Nannocephalie. Aber bei Congo-Negern konnte ich den Nachweis führen, dass auch der männliche Typus bei ihnen gewiss kindliche Eigenschaften bewahrt. Es wird daher immer mehr nothwendig, die anthropologische Untersuchung bis auf die Kinder zurückzuführen. Sollte irgendwo der Schlüssel

zu einer Transformation des Stammestypus gefunden werden können, so wird es hier der Fall sein.“

Die vergleichende Entwickelungsgeschichte, welche auf allen morphologischen Gebieten eine neue Leuchte entzündet hat, ist nun auch in die Anthropologie, speziell in das dunkle Gebiet der Kranziologie, eingeführt, und Virchow kann schon unserem lebenden Geschlechte hier die so lange vergeblich gesuchten Resultate versprechen. Ich hänge hier seine Worte für jeden Beteiligten so niedrig als möglich, damit sie auch das blödeste Auge erkennen kann.

Nene Literatur über Amerika.

Für alle jene, welche sich für Amerika und amerikanische Verhältnisse im Zusammenhang mit dem Entdeckungs-Jubiläum interessieren, soll hier auf einige vortreffliche nene Werke hingewiesen werden, welche je nach dem individuellen Bedürfniss reiche Belehrung bieten.

1. **Rudolf Gronau, Amerika. Die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit.** Eine Festschrift zur 400jährigen Feier der Entdeckung Amerikas durch Colomna. Verfasst und illustriert von Rudolf Gronau. Leipzig. Verlag von Abel und Müller. 1892/93. Zwei Bände in Quart, mit 45 Vnlithildern, 600 Textillustrationen und 37 Karten.

Wir können dieses wahrhaft prächtige Werk den Interessenten lebhaft empfehlen. Beginnend mit Geologie, Paläontologie und Prähistorie geht es zunächst genau auf die Vorgeschichte der Entdeckung ein und schildert diese, welche ja bis heute noch fortlebt, und im Anschluss an dieselbe das alte und neue Amerika in eingehender Weise. Die letzten Hefte erzählen den siegreichen Kampf mit den elementaren Gewalten der Polarregionen bei endlicher Entdeckung der so lange gesuchten „nordwestlichen Durchfahrt nach Indien“, sowie den Auf- und Ausban des gewaltigen Staatenbanes der „Vereinigten Staaten von Nordamerika“. Die letzte 31. Lieferung des II. Bandes wurde Ende Oktober 1892 ausgegeben; zu leichterer Anschaffung des Werkes hat die Buchhandlung soeben eine neue Subscription eröffnet.

2. **Edward John Payne, Fellow of University College: History of the New World called America.** Vol. I. Oxford. At the Clarendon Press. 1892. Amerika. Grossoctav. 546 S.

Ich habe das vortrefflich ausgestattete Werk mit böhmem und steigendem Interesse studirt. Es ist mir aus älteren oder neuesten Publikationen bisher kein Werk bekannt geworden, welches mit solch exacter Gründlichkeit die Vorgeschichte und Geschichte der Auffindung Amerikas seit der altklassischen Periode der griechischen und römischen Geographie bis zur Entdeckung durch Columbus und seine Nachfolger zur

Darstellung gebracht hätte. Wir wünschen Amerika und seiner Wissenschaft von Herzen Glück an dieser Leistung, welche auch für Anthropologie und Ethnologie von bleibender Bedeutung ist. Buch I enthält die Vorgeschichte und Geschichte der Entdeckung, Buch II das ursprüngliche Amerika: Menschen, Thiere, Pflanzen. Sehr gespannt sehen wir den weiteren Bänden des Werkes entgegen.

3. **Dr. C. Platz, Amerika. Die Welt in Wort und Bild.** IV. Band. Würzburg und Wien. Verlag von Leo Wörl. Lexikonoctav. 550 S. Mit vielen Illustrationen und Karten. 1892.

In vortrefflicher Ausstattung bietet uns dieses Werk des mit seltenen ethnographischen Kenntnissen ausgestatteten bekannten Verfassers ein lebensfrisches Bild Amerikas, wesentlich des heutigen, aber keineswegs bleibt die alte Zeit unberücksichtigt. Mit der Beschreibung von Amerikas Lage und Urbestockung beginnt das Werk und wendet sich dann den jetzt bestehenden Verhältnissen zu, indem es mitten in der angenehmen reichen und wechselvollen Szenerie die ethnischen Gegensätze der „Wilden“ so nahe an den Stätten höchstentwickelter Kultur schildert. Das ansehend geschriebene Buch wird Vielen bei dem hochverdienten Interesse für die Neue Welt eine sehr willkommenes Gabe und ein liebenswürdiges und kenntnisreicher Führer sein, wenn sich auch das gesellschaftliche Leben in dem wunderbar nach emporblühenden Kulturcentren Amerikas für den Fernerstehenden doch etwas anders projiziert, als es in Wirklichkeit ist. Das Werk schließt sich im Jubiläumsjahre als IV. Band den vorausgegangenen Publikationen desselben Verfassers: Bd. I Asien, Bd. II Australien und Bd. III Afrika an. Alle drei Werke voll eingehender ethnographisch-historischer und geographischer Belehrung, welche in populärer Darstellung das Wissenswerthe in Bild und Wort zur Darstellung bringen. — Ich möchte bei dieser Gelegenheit überhaupt auf den verdienstvollen und rührigen Verlag von Leo Wörl hinweisen. Wörl's Reisehandbücher und Städteführer begleiten den Reisenden in alle Lande und bekannteren Städte Europas, des Orients mit der Balkanhalbinsel, aber auch nach den wichtigsten Punkten von Afrika, Asien, Australien und besonders Amerika in originell und reich illustrierten handlichen Werken. Speziell seien die neuesten Erscheinungen hervorgehoben: Palästina. Ein Sommerausflug von F. von Dalberg 1892. — Eine Rundreise durch Spanien. Ein Führer zu seinen Denkmälern insbesondere christlicher Kunst von J. Graus; — sowie das soeben im Erscheinen begriffene Werk: Besuch bei den Kanibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Batakländer von Joachim Freiherr von Bronner. 1895. Hft. I. Lexikonoctav. 32 S. Mit zahlreichen meist nach Photographien hergestellten Abbildungen. Schon der Anfang des Werkes erregt lobhaftes Interesse.

Wir schliessen hier noch an die uns soeben zugewandene Ankündigung der Verlagshandlung W. H. Köhl, Berlin, welche wir im Interesse der Sache zum Abdruck bringen:

4. **Konrad Kretschmer, Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes.** Festschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin zur vierhundertjährigen

Feier der Entdeckung Amerikas, Seiner Majestät dem Kaiser und König Wilhelm II. in tiefster Ehrfurcht zugeeignet von der Gesellschaft für Erdkunde. — Ein Textband von 471 und XXIII Seiten in Kleinfolio. Ein Atlas von 40 Tafeln in Farbendruck in Grossfolio. (Geb. 75 M.) — Berlin. W. H. Kuhl.

„Das unter vorstehendem Titel erschienene Werk ist eine Festschrift im vollen Sinn des Wortes. Seit drei Jahren hat die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin sie vorbereitet, indem dieselbe damals den Verfasser zum Zweck von Studien über mittelalterliche Literatur und Kartenwerke nach den Bibliotheken Italiens entsandte. Derselbe hat die Ergebnisse seiner Forschungen für den Zweck der Columbus-Feier verarbeitet, giebt aber in dem Textband zugleich die Geschichte des Weltbildes von den ältesten Zeiten an, um die schrittweise sich vollziehende Umgestaltung, welche es durch die Entdeckung Amerika's erfahren hat, klar darthun zu können. Die Behandlung ist streng wissenschaftlich, und manche Gesichtspunkte erfahren hier zum ersten Mal scharfsinnige Erörterung. Dennoch ist das Buch für jeden Gebildeten verständlich geschrieben. In dem Atlas sind 31 handschriftliche Landkarten, welche zum Theil noch unbekannt waren, zum ersten Male veröffentlicht worden. Der Verfasser hat mit künstlerischer Hand gesucht, sie den Originalen in Zeichnung, Schrift und Farbengebung genau nachzubilden. Der technische Versivelfältigung ist von der Gesellschaft für Erdkunde grosse Sorgfalt zugewandt worden, und sie dürfte unübertroffen dastehen. Diese Karten beanspruchen angesichts der Feier, für welche die Festschrift erschienen ist, besonderes Interesse, da sie sich sämtlich auf Amerika oder die Wege dorthin beziehen. Ausser ihnen sind eine grosse Zahl bereits veröffentlichter, zum Theil aber schwer zugänglicher Karten in den Atlas aufgenommen worden, um die Geschichte des „Weltbildes, immer mit besonderem Bezug auf die Westhälfte der Erde, bildlich zu erläutern.“

5. Gerhard Mercator, Drei Karten: Europa, Britische Inseln, Weltkarte. Facsimile-Lichtdruck. Herausgegeben von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Berlin 1891. 41 Tafeln 68/4 cm.

„Es möge auf dieses hervorragende Werk bei der gegenwärtigen Gelegenheit hingewiesen werden, da die auf 18 Blatt wiedergegebene Weltkarte Mercator's vom Jahre 1569 einen bemerkenswerthen Schritt in der Geschichte des Weltbildes, insbesondere auch der Darstellung Amerika's, bezeichnet. Die anderen beiden in dem Werk enthaltenen Karten, welche Europa in 16 Blatt und die Britischen Inseln in 8 Blatt bringen, sind wichtig als die vorzüglichsten kartographischen Leistungen ihrer Zeit. Sie waren gänzlich verloren gegangen. Die Entdeckung der drei Karten in je einem Exemplar in der Stadtbibliothek zu Breslau hatte der Gesellschaft für Erdkunde Veranlassung zur Herausgabe dieses für die Geschichte der Kartographie und der Geographie bedeutsamen Werkes gegeben. Der Preis für das Werk in eleganter Mappe beträgt 60 M. Es ist nur noch eine geringe Anzahl der 220 unmerirten Exemplare verfügbar.“

Beide Werke 4 und 5 sind der Redaktion bis jetzt noch nicht zugegangen.

Nachtrag

zu dem Berichte des Ulmer Kongresses.

(Die Redaction übernimmt für die Mittheilungen dieses Nachtrages, ebensowenig wie für die bei dem Kongresse gehaltenen Reden, irgend welche wissenschaftliche Verantwortung. J. Haack.)

1. Herr Fritz Rüdiger, Kultoringenieur, Solothurn: Ueber die Bedeutung der Heidensteine, vieler Höhlen-Felsenswände und mancher Erd-, Felsen-, Baum- oder Thierburgen, sowie der Thiergräten, von Brühl. (Zum Vortrag in der Versammlung zu Ulm bestimmte Abhandlung.)

Hochgeehrte Versammlung! — Seit 15 Jahren habe ich mich bemüht, auf meinen Wanderungen durch Thal, Berg und Alp, mir die eigentliche Bedeutung obgenannter seltsamer Ueberreste aus einer sehr fernem Vorzeit zu erklären und da ich mich bereits einlässlicher schon einige Male, z. B. 1888, Nr. 1 des „Correspondenzblattes“, darüber ausgesprochen habe und mir erlaubte, ebenso in der „Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte“ einige kurze Abhandlungen darüber zu veröffentlichen. 1890, siehe Verhandlungen der Berliner Gesellschaft vom 25. Okt. (S. 504), 1891 vom 14. Febr. (S. 237) a. vom 17. Okt. (S. 719), so sollen diese wenigen Worte zur Bedeutung haben: meiner Entdeckung auf diesem Gebiete der Urgeschichte, da's Recht des Daseins begründen zu helfen. Diese Entdeckungen mit allen Belegen, (mathematischen, sprachforschlichen etc.) einzuführen und festzustellen, muss einem eigenen Werke vorbehalten bleiben, an dem ich immer noch arbeite, da sich bis in die neueste Zeit hinein fortwährend neue Thatsachen zeigen, welche zur Vervollständigung der langjährigen und schwierigen Arbeit nicht zurückgelassen werden können.

Ich begann schon 1877 und wohl noch früher mit den Zeichen-, Schalen- oder Näpfchensteinen, die ich einige Jahre hindurch, wie Andere vor mir — irrig zu erklären suchte — bis ich plötzlich durch einige derartige Steine in den Alpen, wo die Kultur noch gar nichts vermischt hatte, auf die Idee kam, es seien Pläne von Grundstücken und zugleich Weg- und Situationszeiger. Ich prüfte sodann daraufhin einige Menhirs- und Leuckertsteine, eben solche Marchsteine, beobachtete die Findexil- u. deutche, Finstersteine an bekannten keltisch-römischen Strassen, nahm Einsicht von den ziemlich häufigen Grauen-, Kindl-, Teufelsteinen und wie sie alle heissen und woran sich meistens eine Art verortete Verehrung — Nimbus und Sage knüpfte — und fand allmählig heraus, dass trotz aller Verschiedenheit der Schalen und Zeichen, Linien, Rippen und roher Ornamente, doch ein gemeinsamer Zug sich wahrnehmen liess, der vor Allem auf Wege, Grenzen und Orten, alten Datums (auf die Dorfburg), hinwies. Ganz anders freilich gestaltet sich die Sache, als ich in deutschen, englischen und amerikanischen Abbildungen ganz andere Zeichnungen kennen lernte, z. B. Simpsons Spiralen und Planzeichnungen mit Schalen und Linien und besonders Dr. Gruners Abbildungen der Haupthecken und Beckensteine im Fichtelgebirge und der vielen Schönbüchel und Figuren der amerikanischen Petroglyphen. Nach mehrjährigen Beobachtungen erdener — selbstverständlich musste ich die Sache dann und wann lange zur Seite legen, — fand ich für alle diese ungleichartigen Gebilde den

gleichen Schlüsse, — an dessen Nichtfinden alle bisherigen Versuche, „diese Steine und Petroglyphenformen an erklären, scheitern mussten und gescheitert sind“.

Da bei all diesen Zeichensteinen und Felsen, wie ich sie mit einem Namen nannte, der auf alle Arten und Systeme pausste, sich gar bald heranstellte, das die Künstler (denn das waren sie unbestritten), welche sie schufen, verschiedenartige Zwecke, mittels gleichartigen Zeichen und wiederum durch ungleichartige Zeichen gleiche Zwecke verfolgten.

Durch die exakte Annahme des Umrisses, war jedoch das untrügliche Kennzeichen des ichtigen Zeichensteines und Felsens gefunden. Dies ist der Schlüssel, der hinfür alle Streitigkeiten überflüssig erklärt darüber:

ob Menschenwerk? ob Zufall? ob Schale? Beckenornament? Answachung? Verwitterung? oder Ausföpfung?

Die Zeichen auf diesen Steinen bekunden allerdings in den meisten Fällen, dass dem ins Auge gefassten Stein- oder Felsenblock eine urgeschichtliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, allein es geht ausserdem noch unendlich viele Steine, Felsenblöcke, Felsenstulen, Menhire und Tafeln, die für das angeblühte Auge auch nicht ein Zeichen erkennen lassen und dennoch dem Reiche der Zeichensteine zugezählt werden müssen. Ich erinnere nur an die pierres frites in Frankreich, an viele Gran- und Spitzsteine, sowie an die merkwürdigen Obeliskien, viereckigen und runden Felsenstulen, an die Felsenthore etc. Wer würde hier wohl Answachung und Ausföpfung behaupten wollen? — Wie ich nun hierbei verfuhr, habe ich in den wenigen Abhandlungen in der Berliner Zeitschrift deutlich dargehan. Ich suchte nach dem Standort des Blockes, in einer guten Landkarte die gleiche oder ähnliche Figur und war dies nach manchmal im Anfang schwierig, besonders bei ungenügendem Kartenmateriale oder herumgedrehtem Steine, so liess sich dennoch diese Prüfung bald heransfinden. Auch hier macht „die Uehung des Meister“ und muss dabei nicht nur einzelne in die Hand nehmen, sondern möglichst viele, was sich hier in der Schweiz und zwar im Aarthale und an den Jurascen freilich sehr leicht durchführen lässt, übrigens auch an vielen Orten Deutschlands, besonders im Fichtel- und Bergische etc., oder wenn man den Spuren des alten Christian Käferstein nachfolgt einem wohl Altern, aber immerhin übersichtlichen Werke in Sachen, nach im Osterlande und andern Orten mehr.

Schon die einzige Thatsache, die jeder bald selbst heransfinden wird, der sie erst prüfend an die Hand nimmt, dass sich diese Echten Steine, sammt und sonders, am besten und nachsten an der Hand sehr genauer Karten erklären lassen, zeigt, dass wir es da mit den Werken tüchtiger Geometer aus der Steinzeit zu thun haben, alle nach denselben ganz kindereinfachen Hauptgrundsätzen gearbeitet, und dass bei der Entdeckung, Beobachtung und Aufnahme solcher Werke von unserer Seite weder Sperr noch Zufall, weder Naturspiel noch Dilettantismus gewaltet haben kann. Es ist diese Steinwelt ein archäologischer Fund wie jeder andere, nur im rissigen Umfange, der übrigens nur alle bisherigen Funde nicht nur bestätigt, sondern gleichzeitig die Gegenden geometrisch vorführt, auf welchen die Anfertiger jener Einselrunde geleht und im Selbweisse ihres Angesehten bereits aus der Schelle die

nöthigen Lebensmittel gewannen, um den Kampf aus Dausen durchführen zu können und die Wege baden für den damals schon weithin verzweigten Verkehr (wie die gleichen Erscheinungen in allen Welttheilen dorthan) und Mein und Dein des Grundbesitzes schon besonnen auseinanderhalten! sogar schon Privatbesitz der Freien.

Ganz felgerichtigweise findet man denn auch Lokalpläne, Wegweiser mit Situationen, Marchsteine mit der Landfläche, welche sie bewachten, neben ausgedehnten Provinzialkarten (wie z. B. der Rudolfstein im Fichtelgebirge, der nördlich weit hinab ins Vogthand, südlich bis zur fränkischen Schweiz zeigt). Diese letztere Thatsache, übrigens sehr leicht zu beweisen, weist denn auch direkt auf jene Zeit hin, in welcher die sogenannten Höhlenbewohner der fränkischen Schweiz blühten, und ergibt eine gleichzeitige Erscheinung, zumal auch die dortigen Höhlen im Drudenbain ihre besüchtigen, wenn auch noch nicht erklärten Zeichenblöcke besitzen.

Dann kann dass ich den Grundriss der Thynnger Höhle (Schaffhausen), den der Entdecker Lehrer Merk damals, interessanter und glücklicher Weise, aufnahm, einen ziemlich genauen Plan des Schaffmuser Reyats (Bezirk Thynngen) entdeckte¹⁾; was mich veranlasste, von dieser Zeit an auch dem Innern und Aeussern der Höhlenwelt meine Aufmerksamkeit in dieser Richtung zuwenden. Und siehe da! ich fand auch hier wiederum ganz ähnliche Grundsätze, aber nur viel grossartiger, riesenhafter und wunderbarer! Der Raum und die Zeit, welche mir gestattet ist, erlaubt nicht Etwasliches darüber zu sagen und ich will deshalb nur darauf verweisen, dass ich unserm hochverehrten Herrn Präsidenten, Dr. Virchow, so gut ich konnte, darüber Bericht erstattet habe, mit belegenden Erdlingsabbildungen. Die Hauptkennzeichen dieser archäologisch bedeutsamen Höhlen sind:

1. die Vorderseite (die Façade) ist in der Regel gut gezeichnet, gleichwie ein anderer Zeichenstein, nur viel roher, aber trotzdem gut erklärt und erkennbar.
2. Der Grundriss, eine beugliche Landfläche in der Nähe.
3. Sehr häufig in der Nähe ein Thurm nach zwei und drei, in der Regel Weg- und Grenzdeuter, darunter meist reckenhafte und sonderbare Gestalten, welche man häufig für Götzengebilde hält. (Felsenkopfbilder, Kephalaoiden).
4. Auch Beckensteine treten bereits auf, aber ebenfalls viel reher als die späteren Zeichensteine, und meist ohne Schalen, aber nach dem Umriss gut zu erkennen.
5. In der Nähe der Schluchten und in den Schluchten und Engpässen selbst finden sich diese Höhlen mit Verliehe.

Es ist also auch hier bereits „System“ in der Sache und muss dabei noch hervorgehoben werden, dass sie meist sehr liebliche, wichtige und ansichtsreiche Punkte oder Pässe beherrschen oder in der Nähe haben. Dass sich in mancher dieser Höhlen und in deren Nähe bei Grabungen mehr oder weniger bedeutende Funde der Resthitzer ergeben, ist bekannt.

Bewährt sich diese Entdeckung weiter, woran ich gar nicht zweifele nach Allem, was ich seitdem wieder auf's Neue beobachtet habe, so gibt diese Thatsache entschieden deutliche Winke, dass auch schon damals Verkehr und Landhnu, Weg und Grenze damals

1) Umriss. D. V.

demnach auch eine viel höhere Kultur, als man bis dato annahm, Ansiedlungen, Gebäude und dass eine Höhlenseit im Sinne der früheren Vorstellungen, sehr zweifelhaft wird, zumal sich in Thayrgens Höhle sogar Plättchen von Braunkohle und Knochen gefunden, die nichts anderes als Pfadfinder, Taschenwegweiser in Amslettsform gewesen sein können.

Sonach dürften die allerersten Petroglyphensteine und Blöcke, wie die Reiseforcher dieselben Kreischeinungen über ganz Amerika hinweg fanden und nannten, Felsenwände und Felsenthürme, gewesen sein. Die ersten Becken, Höhlen und aus den Becken entwickelten sich mit den kleineren und bequemeren Blöcken Schalen, Kreise, Linien und Punkte. Die fortschreitende Kultur machte die Einzeichnung und Herstellung derartiger Uebersichtspläne etc. immer bequemer bis zum Taschenscheinsteinchen, das ebenfalls nicht fehlt und eine Art Bäderker der Steinzeit für Jäger und Wanderer vorgestellt haben mag, bis endlich Metall¹⁾ und Papirus die Steine allmählig gänzlich „ausser Betrieb“ setzte und vergessen lies.

Aufs Engste mit diesen Zeichensteinen und Felsen verbunden, sind die Erdburgen, welche die Forscher längst und nicht mit Unrecht, Bauernburgen nannten und welche meistens als sich, wegen ihrer anstrategischen Lage, kriegerischen Zwecken nicht gedient haben können! Bei ihnen kam ich schon vor 10 Jahren auf dem Gedanken, dass sie hauptsächlich Schutzburgen für das Weidevieh zur Nachtzeit, gewesen sein müssen, umgeben mit Gräben, Wällen oder Dornhügeln. Auf den Kegelwällen brannten Feuer, um die wilden Thiere leichter abzohalten, (wie man es im Engadin (Graubünden) noch heute thut, wenn Büren sich zeigen!) durch die vielen Kehlenreue! besonders auf diesen Kegelwällen Erdthürmen). Längst schon war mir aufgefallen, warum diese Burgen so vielfach untereinander keinem einheitlichen Grundsatze folgten in ihren Anlagen und meist, ohne Noth, die seltsamsten Formen (Figuren) annahmen.

Ich kam, nach Analogie der so unendlich verschiedenartig gestalteten Zeichensteine, Petroglyphenwände und Blöcke, auf die Idee, dass dort, wo hier, eine Landfläche existire, welche im Grossen das Verbild der Burg (der Thierdege oder des Brühles) geworden sei. Und siehe da, aus dieser Hypothese wurde bereits vielfach bewiesen und giebt diese Thatsache gleichseitig noch ein entscheidendes Zeugnis für meine Stein-, Felsen- und Höhlenklärung ab.

Die meisten dieser Erdburgen sind jedenfalls (ich habe deren nun auch bereits gegen zwanzig verglichen mit den Dufourkarten (1:25000)) das gut nachgeahmte und in Parallelen gezeichnete, verkleinerte Bild des allgemeinen Weidebezirkes (der Almend) der Gemeinde, wo solche noch bis in die zwanziger Jahre herein galt, ja, bei uns in einigen Kantonen, z. B. Graubünden, vielen Orten noch heute gilt für die Herbst- und Frühlingskänzung, was in Deutschland ebenfalls der Fall war und was in andern Ländern heute noch manchen Orts sein wird.

Diese Thatsache dürfte meine Stein- und Höhlenhypothese, die offenbar auf's Innigste damit zusammenhängt, nun noch rascher zum Durchbruch verhelfen, da sie leichter nachzuprüfen ist, indem die Brühle und Bauernburgen ziemlich häufig und vielfach mit den

Dorfplänen aufgenommen sind und die Uebereinstimmung viel leichter zu finden ist.

All, dies beweist, dass das Kulturland bereits zur vorgeschichtlichen Zeit, wie ich schon oben zu bemerken Gelegenheit nahm, weithin vermessen und geometrisch aufgenommen wurde, und besitze ich aus der Schweiz, wie aus dem Pictet- und Vogezberge, nach den mir bekannt gewordenen Zeichensteinen und nun neuerdings auch nach den Höhlen, Thierburgen und Brühlen, grosse zusammenhängende und leicht zu erkennende Landkarten der Vorgeschichte, welche freilich und besonders hinsichtlich der Bauernburgen und Brühle noch weit herein in die geschichtliche Zeit fortgereicht haben werden, ehe das darüber irgendwo etwas aufgezeichnet wurde.

Ich legte einer kleinen Zusehung an den hochverehrten Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte pp., Herrn Dr. Virchow, einige derartige Beispiele der Uebereinstimmung solcher Erdburgen und Brühle mit den betreffenden Weidebezirken und dem Kulturland der Gemeinden für die „Berliner Zeitschrift“ bei, da das „Correspondenzblatt“ kaum Raum haben wird, solche vergleichende Zeichnungen aufzunehmen. Vielleicht kommen solche dann in die „Berliner Zeitschrift“.

Um meine Mittheilungen den üblichen Raum nicht überschreiten zu lassen, muss ich schliesslich ein Empfehlung meine Beobachtungen allen Archäologen, welche daran Interesse nehmen, zur gereinigten Nachprüfung und allenfallsiger, freundlicher Berichterstattung.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

I. Alterthumsverein für den Kanton Dürkheim.

Ans der Pfalz, 24. Januar. Bei der Winkelmannsfeier an Bonn machte Geheimrath Professor Schaaffhausen über das Felsrelief am Brunoldstahl nach der „Köln Zeitung“ vom 23. Dezember 1892 folgende Mittheilung: „Ein sehr merkwürdiger Fund wurde vor Kurzem vom Vorstande des „Alterthumsvereins für den Kanton Dürkheim“ bei dem Städtchen Dürkheim in der Pfalz gemacht. An den Felswänden des Kastanienberges, die unter dem Namen Brunoldstahl schon um 1800 erwähnt werden, entdeckte er das Bild eines Wagenlenkers, der, wie beim Wettsennen, die Zügel des Rosses hält. Die Darstellung gleicht genau der, welche auf gallischen Münzen vorkommt und den Sennengott verstellt. Damit ist das Felsenbild als ein keltischer Ueberrest bezeichnet. Später wurde rechts daneben (und zwar in Folge von Ausgrabungen, welche der Alterthumsverein im November veranstaltete) noch ein zweites Ross, ein Adler und eine Schildkröte gefunden. Der Redner legte Zeichnungen und Photographien vor. Ausser dem Mithrasbilde von Schwarzerden, der Darstellung eines Reiters bei Schwetschied und den Eternsteinen sind solche Felsenbilder in unsern Gegenden nicht bekannt.“ Soweit Geheimrath Schaaffhausen. — Im weiteren Laufe der Untersuchung wurde an der dritten nach Nordwesten zu gelegenen Felsenwand eine dreizehlig Inschrift aufgefunden. Genaue Abschriften hiervon wurden an den Königlichen Direktor des Provinzial-Museums zu Bonn, Professor Klein, und an den Vorstand der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Geheimrath Virchow, an Berlin eingesandt. Nach Professor Klein enthält die zweite Zeile die Widmung an Juppiter optimus maximus, die dritte Zeile den

1) Erhalten auf gallischen Münzen. D. V.

Namen des widdenden Römers. Die erste Zeile hingegen enthält in eigentümlichen Schriftcharakteren den Namen eines Galliers, der sich an dieser Felsenwand verewigt hat. Auch der Vorstand des „Gesamtwereines“ der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, Königl. Archivrath Dr. Meinszke zu Berlin, interessirte sich für diese Felsenbilder und hat den Alterthumsverein um eine Beschreibung derselben für das Correspondenzblatt gebeten. Unser strebbarer Alterthumsverein, der im Mai 1873 von hiesigen Bürgern gegründet wurde und dessen kleine aber wohlgeordnete Sammlung die Anerkennung sachverständiger Besucher findet, beabsichtigt, die Ausgrabungen am Brunoldstahl zu Ostern dieses Jahres fortzusetzen. Er hofft, dass ihm von Seiten der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu diesem Zwecke in gleicher Weise eine Unterstützung zu Theil werde, wie bei den seinerzeitigen Ausgrabungen auf der „Heidenmauer“ und auf der Lamberg. C. M.

II. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin.

Sitzung vom 15. Oktober 1892.

Herr Dr. Baschan sprach über das Leben und Treiben der deutschen Frau in der Vorzeit.

In der ältesten Periode, wo uns der Mensch auf der Erde entgegentritt, steht das Weib noch auf einem sehr niedrigen Standpunkt. Es gab noch keine Familie in dem heutigen Sinne, keine Bande der Ehe festelten die Frau an den Mann, kein fester Wohnsitz band den Menschen an die Scholle. Allerdings war damit auch etwas Angenehmes für das weibliche Geschlecht verknüpft, — sie hatten wenig oder gar nichts (?) zu thun. Die Zubereitung der Speisen war, wenn eine solche überhaupt stattfand, sehr einfach und verursachte wenig Mühe. Der erste Charakterzug des Weibes, der uns in den Fundstücken entgegentritt, ist wunderbarer Weise die Liebe zum Putz. Zähne des erlegten Wildes, Knochenstücken und Muscheln bildeten die ersten Zierathe, mit denen das Weib seine Reize zu erhöhen trachtete. Auch die Schminke war schon beliebt, allerdings in ihrer primitivsten Form, — als reiner Ocker; ebenso die Tätowirung.

In der jüngeren Steinzeit brachte die Einwanderung arischer Völkerkämme die ersten Spuren der Zivilisation. Man kannte die Kulturpflanzen, man hielt Hausthiere, man wohnte in festen, oft mit grosser Mühe errichteten Häusern. Auch der Wirkungskreis der Frau wurde ausgedehnter. Ihre Kochkunst wurde umfangreicher, ihr Feil die Fabrikation des Topfgeräthes so, in der sie bald eine hohe Fertigkeit und ein feines künstlerisches Gefühl entwickelte. Das bezeichnendste Merkmal aber für die Frau der jüngeren Steinzeit ist die Webekunst. Man schritt von der einfachen Form des horizontalen Weberrahmens bereits zu der vervollkommeneten des vertikalen Webstuhls. Fundstücke zeigen uns die deutlichsten Spuren davon, dass man es bereits verstand, Dessins in den Stoff zu weben, und auch hier zeigt sich die Vorliebe der Frau für Schmuck und Putz. Von den drei Gewebarten, Taffet oder leinwandartiges Gewebe, Körper und Atlas kommt die letztere in vorhistorischer Zeit überhaupt nicht vor, und auch die Körpergewebe kannte die jüngere Steinzeit noch nicht. Man verwandte zuerst nur Taffet. Auch die sonstigen Schmuckstücke des Weibes sind zierlicher und schöner als in der älteren Steinzeit, obwohl immer noch bearbeitete Knochenstücke, Zähne von Thieren, Muscheln und farbige Steine die

Hauptmaterial bilden. Der Bernstein kommt zum Schmuck bearbeitet öfter vor. Das Haar wurde hochfrisirt getragen, durch Klämme aufgesteckt und oft noch mit einem feinen Netz bedeckt. Nähnadeln und Häkelnadeln sind unter den Funden aus jener Zeit zahlreich vertreten und verrathen durch ihre Abstammung einen heissen Gebrauch.

Einen erheblichen Fortschritt in der Kultur bringt die uns folgende Bronzezeit. Die Gewebe werden kunstvoller und mannigfaltiger, die Schmuckstücke kunstvoller und reicher. Bronze, Glasperlen, edle Metalle, vor Allem Gold, finden Verwendung. Die Gewänder werden durch kunstvoll verzierte Nadeln und Fibern zusammengehalten. Am reichsten entwickelt sich die Kunst der Ornamentik in der jüngeren Bronzezeit oder auch älteren Eisenzeit, in welcher wir die alten Griechen und Römer bei ihrem Eintritt in die Geschichte finden. Wir beschränken sie mit dem Namen Hallstattzeit, nach dem Hauptfundorte zahlreicher, prachtvoll verzierter Geräthe. Die Vorliebe für Putz und Schmuck, verbunden mit feinem, künstlerischem Gefühl, charakterisiren diese Periode, aus der uns Funde in seltener Vollständigkeit in Gräbern und an Kultusstätten aufbewahrt werden. Aus der grossen Zahl derselben hebt der Vortragende als besonders charakteristisch drei Funde hervor, die dem Süden, dem Herzen und dem Norden unseres Vaterlandes entstammen: das Gräberfeld zu Reichenhall in Bayern (4—5 Jahrh. n. Chr.), zu Sacra in Schlesien (4 Jahrh.) und den Schmuckfund zu Hildensau bei Rügen (9—10 Jahrh.). Die prachtvollen Schmuckstücke, welche uns insbesondere die beiden letzten Funde geliefert haben, erregen mit ihren kunstvollen Formen und ihrer geschmackvollen Ornamentirung noch heute Aufsehen.

Der Vortrag wurde anschaulich gemacht durch zahlreiche Muster von Schmuckgegenständen, Geweberesten und weiblichen Hausgeräthen der Vorzeit, die zum Theil aus der prähistorischen Sammlung des Herrn Dr. Baschan stammten, zum Theil dem Museum der Gesellschaft entlehnt waren.

Im Wissenschaftlichen Verein der Aerzte zu Stettin, Sitzung vom 5. Januar 1898, sprach Herr Dr. Baschan unter Zugrundelegung einer Anzahl Schädel und zahlreicher Abbildungen über prähistorische, pathologische und kranioskopische Schädel.

Ausgestellt waren aus der kranioskopischen Sammlung des Dr. Baschan folgende Schädel: 1 fränkisches Reihengrab, 1 slavisches Reihengrab, 1 Hügelgrab, 4 Irrenschädel (darunter 1 Mikrocephale, 1 Hydrocephale, 1 Skaphocephale), 1 Malais aus Jolo, 1 Suaheli, 4 Indianer (darunter 1 Inca-Schädel, 1 Inca-Mummie, 1 Gypsaussguss eines deformirten Indianer von Sacrifios), 3 Ungarn (darunter 2 aus dem Mittelalter) und 2 Russen (1 exquisiter Händkopf, 1 Langschädel).

Der Vortragende gab eine kurze Uebersicht der verschiedenen Einteilungen des Menschengeschlechtes und im Anschluss hieran eine Besprechung der kranioskopischen Merkmale der einzelnen Rassen. — Er ging sodann auf die Schädelverunstaltungen über, die er in pathologische und artificielle unterschied. Nachdem er die interessantesten pathologischen Formen und ihre Entstehung geschildert hatte, liess er sich des ausführlichen über die künstliche Deformation aus. Anknüpfend an die Funde makrocephaler Schädel aus der Krim, (Marienfeld und Sambawro) dem Kaukasus (Kamabite, Baksan, Ogluk-Kala, Tschmy, Tscheghem) und Oesterreich-Ungarn (Lengyel, Csongrad, O-Safeny, Tschely-Udvarhely, Pancsova-Feuerbrunn, A-Safeny-

dorf, Baden) gab der Vortragende eine Uebersicht der lokalen Verbreitung dieser Lesaffie zur Vor- und Jetztzeit, besprach die hierüber existirenden Theorien (Lenkossék, Virchow u. A.), und demonstirte an der Hand einzelner Schädel und verschiedener Abbildungen die Methoden der Schädelverunstaltung.

Einige Schädel mit os epactale und sutura front. persist. s. metopica gaben dem Vortragenden noch Gelegenheit, an der Hand der Entwicklungsgeschichte und vergleichenden Anatomie die Entstehung der größten Schalknochen am Hinterhaupttheile (os interparietale, präinterparietale) und die verschiede-

nen Formen derselben zu schildern und hiernach einige Bemerkungen über die Bedeutung des os Incas und der sutura metopica als Anzeichen der Inferiorität und Superiorität einer Rasse zu knüpfen. — In der Debatte betonte Sanitätsrath Dr. Zenker-Bergquell die Wichtigkeit der geschilderten Schädeldeformationen für die Entwicklung des Gehirns und die etwaige Entstehung von Geisteskrankheiten. Er fragt an, ob man über eine größere Häufigkeit von Geisteskrankheiten bei diesen Völkern Beobachtungen besitze. Dr. Brasch antwortete hierauf, dass über diesen Punkt nur höchst unvollkommene Beobachtungen existiren.

Wir erhalten folgende Mittheilung in deutscher Sprache:

Königliche Akademie der Wissenschaften zu Turin.

Programm

für den neunten Bressa'schen Preis.

Die k. Akademie der Wissenschaften zu Turin macht hiermit, den testamentarischen Willensbestimmungen des Dr. Casar Alexander Bressa und dem am 7. December 1876 veröffentlichten diesbezüglichen Programme gemäss, bekannt, dass mit dem 31. December 1892 der Konkurs für die im Laufe des quadrienniums 1889—92 abgefassten wissenschaftlichen Werke und in diesem Zeitraume geleisteten Erfindungen, zu welchen nur italienische Gelehrte und Erfinder herufen waren, geschlossen worden ist.

Zugleich erinnert die genannte Akademie, dass vom 1. Januar 1891 an der Konkurs für den neunten Bressa'schen Preis eröffnet ist, zu welchem, dem Willen des Stifters entsprechend, die Gelehrten und Erfinder aller Nationen zugelassen sein werden.

Dieser Konkurs wird bestimmt sein, den Gelehrten oder Erfinder heliehiger Nationalität zu belohnen, der im Laufe des quadrienniums 1891—94, „nach dem Urtheile der Akademie der Wissenschaften in Turin, die wichtigste und nützlichste Erfindung gethan, oder das gediegenste Werk veröffentlicht haben wird auf dem Gebiete der physikalischen und experimentalen Wissenschaften, der Naturgeschichte, der reinen und angewandten Mathematik, der Chemie, der Physiologie und der Pathologie, ohne die Geologie, die Geschichte, die Geographie und die Statistik auszuschliessen*.

Der Konkurs wird mit dem 31. December 1894 geschlossen sein.

Die Summe welche für den Preis bestimmt ist, wird für 10416 (zehntausendvierhundertsechzehn) sein, nach Abrechnung von der amtlichen Taxe.

Wer sich dem Konkurs vorstellen will, muss es erklären, innerhalb der oben gesagten Frist, mittelst eines an den Präsidenten gerichteten Briefes und das Werk senden, mit welchem er konkurriren will. Das Werk soll gedruckt sein; man nimmt die Handschriften nicht an. Die nicht belohnten Werke werden den Verfassern zurückgegeben, wenn diese eine Anfrage dazu richten werden, innerhalb der Frist von sechs Monaten, seit dem Tage, an welchem der Preis zuerkannt wurde.

Keiner der italienischen Mitglieder der Akademie wird den Preis erlangen können.

Die Akademie gibt den Preis an den Forscher, welchen sie für den desselben würdigsten hält, auch wenn er nicht konkurriert haben sollte.

Turin, 1. Januar 1893.

Der Präsident der Akademie

M. Lessona.

Der Sekretär der Kommission

A. Naccari.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten. Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 31. Januar 1893.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1893.

Inhalt: F. von Luschan's Ausgrabungen in Sendschirli. Von Prof. Dr. Fritz Hommel. — Nachtrag zu dem Berichte des Ulmer Kongresses: 2. Die prähistorische Metallzeit und ihr Zusammenhang mit der Urgeschichte Deutschlands. Von Dr. Teich. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologischer Verein in Göttingen. — Bei der Redaktion eingelaufene Bücher und Schriften. — Eingelaufene Anzeigen von Büchern und Schriften. — Konkurrenz-Ausschreibung.

Ausgrabungen in Sendschirli.

Von Professor Dr. Fritz Hommel.

Unter diesem Titel liegt seit einigen Tagen die erste Lieferung einer vornehm ausgestatteten Publikation der Berliner kgl. Museen vor¹⁾, deren Inhalt auch für die anthropologischen Kreise von hohem Interesse sein dürfte. Das Hauptverdienst nicht sowohl an der Ausführung der in drei Expeditionen vorgenommenen Ausgrabungen als auch an der Bearbeitung der Resultate im vorliegenden Hefte gebührt dem rühmlichst bekannten Berliner Privatdozenten Dr. Felix von Luschan, der von 1888 bis 1891 unter Lebensgefahr in Sindschirli (etwa gerade an der Grenze Kleinasiens und Syriens) die Ausgrabungen leitete und nun die Einleitung (S. 1—10) und zwei weitere beschreibende Kapitel (S. 11—29 und 44—54) uns in obigem Werke geliefert hat. Eine neue Kulturwelt stieg aus den von F. v. Luschan untersuchten Ruinen hervor, das kleine, den Assyrenkönigen unterworfenen bethitisch-syrische Reich von Sam'al, und besonders drei umfangreiche Schriftdenkmäler sind es gewesen, welche die Ausdauer des kühnen Reisenden und Gelehrten belohnten, nämlich ein Monolith des Assyrenkönigs Assarhaddon (681—668 v. Chr.) mit einer längeren assyrischen Inschrift und höchst interessanten assyrischen Götteremblemern, und zwei Statuen (ein

Königsbild und eine Götterstatue) mit altkanaanäischen Inschriften, welche uns eine ganze Dynastie einheimischer den Assyren tributärer Fürsten neu vorführen; die Hauptrolle unter ihnen spielt der jüngere Panammu, Sohn des Bir-Rekab, welcher sich selbst als „Knecht Tiglathpilsers“, des 745 v. Chr. zur Regierung gelangten auch aus der Bibel bekannten Assyrenkönigs, darin bezeichnet. Die Uebersetzung und Erklärung der genannten Inschriften geben in zwei weiteren Kapiteln die Berliner Professoren Schrader und Sachau. Die Beschreibung der des weiteren gefundenen altheitischen Kunstdenkmäler ist den nächsten Lieferungen vorbehalten.

Aber F. v. Luschan hat nicht nur die Statuen beschrieben, sondern auch einen höchst schätzenswerthen Beitrag zur Erkenntnis der merkwürdigen Götterdarstellungen der Assarhaddon-stele und damit der assyrischen Mythologie geliefert, indem er verwandte Bilder in einer Vollständigkeit zur Vergleichung herbeizog, die jetzt eine abschließende Erklärung ermöglicht. Allerdings irrt er mit allen übrigen Erklärern in der Deutung der sieben auf Thieren stehenden Götterfiguren des Reliefs von Maltaija als der sieben Planetengötter¹⁾, aber durch die Herbeiziehung des von Schrader ganz überschenen Felsreliefs von Bavian (S. 21) nebst der dazu gehörigen Aufzählung der 12 Haupt-

1) VIII und 84 S. in 2^o nebst 1 Karte, 8 Tafeln (und ausserdem 19 Abbildungen im Text). Berlin, Spemann, 1893.

1) Diese stellen vielmehr, wie ich seitdem herausgefunden, die Gottheiten Ann (bezw. Anur), Istar, Sin, Bel-Merodach, Samas, Ramman (Kummon) und Beltis dar.

götter in dem begleitenden assyrischen Text hat er die allein mögliche Auffassung vorbereitet und eingeleitet; ausserdem hat bereits Luachan die sieben Sterne und den Widderkopf richtig als Nergal und Ea erklärt. Erneute Untersuchung hat mich nun gelehrt, dass die vier auf Thieren stehenden Götterbilder der Stele Ana, Istar, Bel und Ramman vorstellen, die vier auf ein und derselben Basis stehenden Embleme rechts unten dagegen die Pinc (Lebensfrucht) die des Todten erweckenden Gottes Merodach (Jupiter), der Stab des Götterboten Nebo (Mercur), der widderköpfige und in einen Fischschwanz endigende Ea (Poseidon) und die Zwillingssdrahenköpfe des Gottes Nindar (mit Nusku?) sind.

Damit ist für die Erkenntnis der babylonisch-assyrischen Göttergestalten und besonders der mancherlei auf sonstigen Denkmälern sich findenden bildlichen Darstellungen unendlich viel gewonnen, und wir sind ebenfalls dem berühmten Anthropologen, der uns die rasche Gewinnung dieser wichtigen Erkenntnis durch seine methodischen Ausführungen erst ermöglicht hat, den grössten Dank dafür schuldig, wie überhaupt für alles schöne und neue, was er uns in vorliegender Publikation erschlossen und vorgeführt hat.

Nachtrag

zu dem Berichte des Ulmer Kongresses.

(Die Redaction übernimmt für die Mittheilungen dieses Nachtrages ebensowenig wie für die bei dem Kongresse gehaltenen Reden irgend welche wissenschaftliche Verantwortung. J. Hanke.)

2. Herr Dr. Telch:

Die prähistorische Metallzeit und ihr Zusammenhang mit der Urgeschichte Deutschlands.

(Dem Ulmer Kongress als Manuskript vom Verfasser vorgelegt, da derselbe durch Geschäftsverhältnisse verhindert war, den angekündigten Vortrag über dieses Thema persönlich zu halten.)

Bei der folgenden Betrachtung gehe ich von der interessanten Eigenschaft der Zinnerze aus, welche darin besteht, durch Verwitterung zu zerfallen und sogenannte „Seifen-Lager“ in den Gletscherthälern zu bilden. Sie beruht bekanntermaassen wesentlich auf der chemischen Zusammensetzung der Zinnerz-Lagerstätten. Hauptsächlich ist es der Granit, dessen Gehalt an Kali und Natron die Ursache ist, dass die Atmosphärluft nach und nach in das Gefüge des Gesteines eindringen und seinen Zerfall von der Oberfläche aus bewerkstelligen können. Dadurch werden die Verbindungen der Zinnerze mehr und mehr gelockert und sie werden als Glimm nach den Thälern hin abgewaschen, wo sie allmählig Hügel und kleine Berge an den Theilungsteilen dieser Erzströme bilden können, indem sie nach dem Gesetz der Schwere sich anhäufen.

Aber auch die zinnhaltigen Porphyre- und Schiefer-Gehänge zerfallen in ähnlicher Weise und bringen ebenfalls Waackzinn-Erzlager zu Stande.

Nun sind aber die geologischen und mineralogischen Verhältnisse, unter welchen die Zinnerze auf der gesamten Erdoberfläche auftreten, so gleichförmig, dass man annehmen kann, dass auch überall da, wo Zinn-gebirge vorkommen, — wenn sie jetzt auch zum Theil abgebaut sind, wie im Erzgebirge und in England, — ehemals verhältnissmässig ebenso bedeutende und mächtige Seifenzinnlager vorhanden gewesen sein müssen, wie sie in neuerer Zeit in Hinter-Indien, Australien und Tasmanien und überall, wo man zuführende Gebirge trifft, aufgefunden worden sind. Und ferner ist es selbstverständlich, dass die Ausdehnung dieser secundären Lagerstätten der Zinnerze der Vorrat im geraden Verhältnisse zur Grösse und Ausdehnung der Zinngebirge gestanden haben müssen.

Wenn wir nun aber unsere beiden europäischen Zinnbezirke nach dieser Richtung hin mit einander vergleichen, so stoßen wir scheinbar auf einen zwischen beiden bestehenden ganz auffallenden Widerspruch in den geologischen Thatachen. Die Ausdehnung der beiden Zinnbezirke Cornwall und Devon in England ist sowohl in der Länge als in der Breite eine geringere, als die des sächsisch-böhmischen Erz- und des bayerischen Fichtelgebirges, die ja zusammen genommen ein übereinstimmendes Ganze bilden. Der Unterschied mag nach oberflächlicher Seltung reichlich die Hälfte betragen, um welche das festländische Gebiet bedeutend ist als das insulare.

In Betreff des geognostischen Aufbaues sind die Unterschiede zwischen beiden Gebirgen nur geringfügig, im Wesentlichen und Ganssen besteht überall eine auffallende Uebereinstimmung vorstatten. Schon 1750 konnte der britische Bergbeamte Horlase¹⁾, der sich durch den Augenschein von diesen Verhältnissen im Erzgebirge überzeugt hatte, bestätigen, dass sowohl die Zinnerzlagertstätten, als die mineralischen Begleiter derselben in beiden Bezirken nur unwesentliche und unbedeutende Unterschiede erkennen lassen. Später betonte auch Forster die Uebereinstimmung der Zinnerzgänge Cornwall mit denen des Erzgebirges. Hauptsächlich ist es der Granit, welcher sowohl in Deutschland als in England dem Zinn als erzführender Lagerstein dient; sodann überwiegen in Deutschland bisweilen der Gneiss und der Glimmerschiefer, in England mehr die Porphyre und die Schiefer in gleicher Eigenschaft. Die Zinnerze trifft man in beiden Bezirken theils als Lager, theils als Imprägnationen, theils als zerstreute Körner an. In England haben die Lager im allgemeinen eine mehr horizontale Richtung, sind deshalb etwas leichter abzubauen; in Deutschland dagegen kommen in den Stockwerkgraniten von Geyer quarzige Gänge vor, die lagerweise mit Zinnerzen und Zinnwässern pp. durchsetzt und daher sehr ergiebig sind. Auch die mineralischen Begleiter der Zinnerze: Wolfram, Turmalin, Topas, Antimon, Arsenkiese u. s. w. lassen an beiden Orten nur unbedeutende Unterschiede wahrnehmen. Die Mächtigkeit der Zinnzüge scheint indessen in den englischen Bezirken im allgemeinen etwas bedeutender gewesen zu sein, als in den deutschen. Auch ist die Qualität des britischen Zinns dem erzgebirgischen gegenüber stets vorzuzuziehen worden.

Vergleichen wir nun aber die Dauer der geschichtlich nachweisbaren Zinnproduktion beider Gebiete mit einander, so ergeben sich so auffallende Unterschiede, dass schon eine oberflächliche Untersuchung anlässbare Widersprüche unerkennen muss, da namentlich in Bezug auf die heiderseitigen Ergebnisse der Zinnwäschen

1) Reyer, S. 110 u. E.

klar vor Augen treten. Von den britischen Zinnbezirken wiesen wir ziemlich sicher, um welche Zeit die dortige Zinnergewinnung begonnen haben kann, es kann nicht früher gewesen sein, als bis die Pönnisier es wagten, über die Säulen des Herkules hinaus in den atlantischen Ozean einzudringen und Hadir zu gründen. Bekanntlich geschah dies um das Jahr 1100 vor Christus. Um eine runde Zahl zu gewinnen, dürfen wir demnach annehmen, dass vom Jahr 1000 v. Chr. an die Zinnwäschchen, von welchen ja überall die Gewinnung des Erzes ihren Anfang genommen hat, dort im Gange waren. In der Natur der Sache liegt es, dass der einsichtere Betrieb der Wäschchen bis zu ihrer völligen Erschöpfung fortgesetzt wird, ehe man den umständlicheren und kostspieligeren Bergbau unternimmt und durch Bergwerke dem Erz in das innere des Gebirges nachgeht.

Nach der vorhandenen Lokal-Geschichte der Zinnwäschchen¹⁾ in Devon waren dort noch bis in das 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein solche im im Gange, und ihre gesammte Ausbeute war so bedeutend, dass sie der Nachfrage nach Zinn völlig genügt; die ersten Zinnbergwerke wurden dort erst im 17. Jahrhundert aufgethan.

In Cornwall aber, wo die Zinnergewinnung überhaupt erst später zur Entwicklung gelangte, waren noch im vorigen Jahrhundert Zinnwäschchen im Gange und ihre Bewirthschaftung soll bis dahin einseitig gewesen sein. Ja, sogar noch 1830 traf man dort einzelne Wäschchen im Betrieb an, deren Zinn sich durch besondere Reinheit auszeichnete und daher auch einen höheren Preis erzielte, obgleich es alte Wäschchen waren, die man wieder aufgenommen hätte. Und als man endlich dort gewußten war, Zinnbergwerke anzulegen, um der Nachfrage zu genügen, stellte sich überall eine solche Unerfahrenheit im Betriebe und ein derartiger Mangel an bergmännischen Kenntnissen heraus, dass man zur Instruktion deutsche Bergleute heranziehen musste.

Berechnen wir nun die Zeitdauer des Betriebs der englischen Zinnwäschchen vom Jahre 1000 v. Chr. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, ehe noch Bergwerke aufgethan worden waren, so ist das Gesammtergebnis, während welcher dieselben in ununterbrochener Thätigkeit standen, ein Zeitraum von 2600 Jahren.

Untersuchen wir dem gegenüber das deutsche Zinngebirge, so finden wir in dem sächsischen, böhmischen und bayrischen Theile desselben genügend historische Nachrichten über die Geschichte der dortigen Zinnwerke.

Nach den Zusammenstellungen, welche Meyer darüber gegeben hat, begann die erste Zinnergewinnung im Erzgebirge bei Grapen und Schönfeld zu Ende des 11. und im Anfange des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; die ersten Wäschchen wurden im letzteren Orte um 1210 angelegt. Die Bläthe dauert leider nur von 1200—1426. Diese beiden Orte mit Wäschebetrieb, im Verein mit Schlackenwald, das etwas später anfang, bleiben lange die einzigen Zinnproduzenten in Mitteleuropa. Aber schon im 16. Jahrhundert, nach etwa 200jährigem Bestehen scheinen diese Wäschchen nur noch einen geringen Ertrag geliefert an haben, weil Bergwerke in der Nähe eröffnet wurden und die Thätigkeit der ersteren verdrängten. Um das Jahr 1400 wurden die Gruben von Eilrentlersdorf fündig, von einem Wäschebetrieb sind indes keine Nachrichten vorhanden, obgleich zahlreiche Spuren alter Wäschchen

dort noch vorhanden sind. Man scheint demnach sofort Bergwerke angelegt an haben. Nur in Geier wurden um dieselbe Zeit Wäschchen betrieben, die eine Zeit lang in flottem Gange waren. Die Zinngruben von Altenberg und Zinnwald werden erst um 1458 angelegt; aber, obgleich sie anfangs vorzügliche Ausbeute gewöhnten, lässt der Ertrag schon zu Ende des 15. Jahrhunderts so nach, dass man zu Bergwerken übergehen muss. An den Abhängen des Keil- und Fichtelgebirges werden zu Anfang des 16. Jahrhunderts zahlreiche Wäschchen eröffnet: in Hengst, Ebdorf, Neudorf, Schwarzwasser n. s. w., sie können aber nur eine geringe Ausbeute gewährt haben, da sie nach kurzem Bestehen sämtlich wieder eingingen.

Von 1530—1545 werden Wäschchen in Gottesgab, Platten und Hengstereben errichtet; ihre Thätigkeit erlischt aber schon im nächsten Jahrhundert, der Rest wird durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet.

Von 1700—1750 scheinen die sächsischen und böhmischen Zinnwerke noch einmal aufzublühen, aber von einer Neuanlage oder von dem Betriebe alter Zinnwäschchen ist nichts mehr zu hören. Später wird der gesammte erzgebirgische Zinnbergbau durch die ausser-europäische Konkurrenz mehr und mehr verdrängt, nun endlich in neuerer Zeit gänzlich zu erliegen.

Im Fichtelgebirge waren die Verhältnisse des Abbaues des dortigen Zinngebirges ganz ähnliche, wie im Erzgebirge. Dort begann man erst zu Ende des 14. und an Anfang des 15. Jahrhunderts einzelne Zinnwäschchen in Thätigkeit an setzen. Aber schon kurze Zeit darauf, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, werden Zinnbergwerke in Weissenstadt, in Schönfeld, später am Karges u. a. O. in Angriff genommen; also auch hier scheinen die Wäschchen bald erschöpft worden zu sein, obgleich im zentralen Theile des Fichtelgebirges sich jetzt noch zahlreiche Spuren eines wahrscheinlich prähistorischen Wäschebetriebes vorfinden²⁾.

Das auffallende Gesammtergebniss dieser kurzen geschichtlichen Skizze ist, dass mit geringen Ausnahmen an keinem der gesammten Orte des Erz- und Fichtelgebirges der Betrieb der angelegten Zinnwäschchen länger als 200 Jahre anhält, in der grossen Mehrzahl der Fälle dauerte er aber viel kürzere Zeit. Vom 17. Jahrhundert an war der Wäschebetrieb im gesammten Fichtel- und Erzgebirge völlig erloschen, so dass, wenn wir den Beginn derselben vom Anfang des 13. Jahrhunderts, von Grapen, Schönfeld und Schlackenwald, an datiren, die Betriebsdauer der Wäschchen insgesamt nur 400 bis höchstens 450 Jahre anhält, also nur den 5. oder 6. Theil der Zeit, welche er in England bestanden hat.

Ein solch' auffälliger Unterschied zwischen den beiden hauptsächlichsten Produktionsgebieten des Zinns in Europa gehört aber zu den physischen Unmöglichkeiten, weil sowohl der geologische als auch der mineralogische Charakter der Zinngebirge — wie schon oben erwähnt — auf der ganzen Erde und unter allen Zonen so gleichmässig ist, dass er in dieser Beziehung alle andern Erze übertrifft. Wenn man geringere Schwankungen in der Ausbeute zugeben muss, die in geringerer Mächtigkeit der Erzlager ihren Grund haben, so können solche doch nicht einen so hohen Grad erreichen, wie er hier vorliegt, weil wir in dem Seifenkain nicht ein Produkt menschlicher Thätigkeit, sondern ein Naturprodukt vor uns haben, das nach viel tausendjährigen Verwitterungsprozessen so Stande

1) Meyer l. c., S. 111.

2) Meyer, das Zinn, Berlin 1861.

1) v. A. Schmidt, über alte Eisenwerke im Fichtelgebirge im Arch. f. Gesch. u. Alterth. von Oberbairn, X V, 2, S. 187.

gekommen ist. A priori betrachtet, müßten eigentlich die natürlichen Seifenzinnvorräthe im Erzgebirge weit größer als in England gewesen sein, einestheils, weil dieses Gebiet eine größere Längen- und Breitenausdehnung besitzt, als das britische, andrertheils, weil es den vorliegenden historischen Nachrichten zu Folge um 2300 Jahre später als jenes in Angriff genommen und der Betrieb durch politische Ereignisse vielfach gestört worden ist.

Diese unvereinbaren Widersprüche lassen sich nur durch zwei Ursachen erklären: 1) Die vorhandene Geschichte der Gruben kann nicht richtig und zuverlässig sein; wir müssen annehmen, daß die Zinnseifenlager des gesammten Erz- und Fichtelgebirges schon in einer früheren Zeit, von der wir keine Kenntnis haben, ausgebeutet worden sind. 2) Der geschichtliche Betrieb dieser Zinnwäschchen, wie wir ihn oben erwähnt haben, kann seine Thätigkeit nicht in frischen, noch unberührten Seifenlagern begonnen und fortgesetzt haben, sondern in solchen, die in einer unbekanntem vorhergegangenen Zeit bereits ausgezogen waren.

Nur auf diese Weise läßt sich die kurze Dauer der erzgebirgischen Zinnwäschchen erklären. Ob es auch einen vorgeschichtlichen Zinnbergbau dort gegeben, geht aus der Geschichte der Gruben nicht hervor; Spüren davon werden nicht erwähnt. Dass aber der Wäschebetrieb bereits in prähistorischer Zeit und zwar in einer Ausdehnung, die sich über das ganze Gebiet erstreckte, betrieben worden sein muss, scheint nach jenem Vergleiche unzweifelhaft zu sein. Dadurch wird auch die Aemsernung des Mathesius¹⁾ aus dem 16. Jahrhundert, wonach das deutsche Zinn minderwerthiger als das englische damals war, erklärlich.

Man bedenke nur, dass, wenn eine Ausmüftung der deutschen Seifenlager nicht früher schon stattgefunden hätte, nach dem Maasstabe, welchen uns der Betrieb der Wäschchen in England an die Hand gegeben, bei gleicher Mächtigkeit der Lager und bei gleicher Ausdehnung derselben 2400 Jahre, also vom 13. Jahrhundert an gerechnet bis zum Jahre 3600 unserer Zeitrechnung hätte anhalten müssen, mithin von jetzt ab noch fernere 17 bis 18 Jahrhunderte!

Und wenn wir in gleicher Weise zurückrechnen so geht aus diesen Zahlen hervor, dass in prähistorischer Zeit dort eine Zinngewinnung stattgefunden haben kann, die mindestens bis zum 3. Jahrtausend vor Christus, vielleicht in noch frühere Zeiten zurückgereicht haben mag.

Diese Vermuthung orreicht eine weitere Stütze dadurch, dass bei den Bewohnern jener Gebirge sich noch einige Ueberlieferungen erhalten haben, die auf einen vorgeschichtlichen Bergbau offenbar hindeuten. Und auffallender Weise sind diese Sagen zahlreicher und deutlicher im Fichtel- als im Erzgebirge. Namentlich ist das „Venediger“ der Gesteine dahin zu rechnen, welches einem Verwesenen des Inhalts derselben gleichkommt; der hohe Werth der dortigen Steine könne nicht von Einheimischen erkannt werden, dazu gehöre ein Wälscher, „ein Venediger“. Der Sage nach war am Ochsenkopf die hauptsächlichste Werkstätte „der Waalen und Venediger“, welche das Gold (die Bronze?) aus dem Innern des Berges hervorholten. Auch der Name der Hauptgebirgshöhe „Ochsenkopf und Fichtelberg“ erinnert an den morgenländischen Baaldienst, welcher den Stierkopf als Sinnbild der Fruchtbarkeit und die schlankte Fichte als einen heiligen Baum verehrt. Ferner lassen die Ortsnamen im

Erz- und Fichtelgebirge: Sayda statt Sidon, Bayreuth statt Berytos oder Bihlis statt Byblos (bei Worms) ens mit gutem Grund die weitere Vermuthung aufwerfen, dass diese Orte ursprüngliche Pflanzstätten der Phönizier gewesen sein können.

Durch diese Betrachtungen wurde ich zu dem Verusche gedrängt, an der Hand der Metalleit die alte Literatur zu untersuchen: ob trotz der zahlreichen Misserfolge der bisherigen Nachforschungen dieser Art nicht ein geschichtlicher Anhalt zu finden sei, welcher diese Zweifel lösen könne. Nach jahrelangem vorgelichem Suchen in der Geschichte des Alterthums gelangte ich an die Geschichte Karthagos und fand dort einige Stützen für meine Vermuthung.

Unter den Völkern, welche im grossen Heere Hamilcar's dienten und an der Belagerung von Agrigent an Sizilien im Jahre 406 Theil nahmen, befanden sich auch „Elhysinioi“²⁾. Sie werden von Herodotus als Nachbarn der Tartesier bezeichnet und Hecataeus ist derselben Meinung.

Da nun aber die von den Historikern hingestellte Meinung: das Gold- und Silberland des Alterthums, das Land Tartis oder Tartessus sei in Spanien am Bätis gelegen gewesen, sich als völlig unhaltbar erwiesen hat, so können auch die Schiffe, welche man darauf gebaut, nicht zutreffend sein. Es ist bekannt, wie der gelehrte Engländer G. S. Smith³⁾ durch sorgfältige Untersuchungen, welche er in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts an Ort und Stelle darüber anstellte, zu dem zweifellosen Nachweis gelangte, dass in Spanien niemals eine erhebliche Zinnproduktion stattgefunden haben könne, da weder in den dortigen Gebirgen irgendwo grössere Lager von Zinn — weder Seifen- noch Bergzinn — noch aus Spüren irgend einer prähistorischen Zinngewinnung anzutreffen seien. Er gelangt deshalb zu dem bestimmten Schluss, dass das alte Land Tartis anderswo als in Spanien gelegen haben müsse.

Dieses verneinende Resultat Smith's muss folgerichtig auch die Ansicht der heutigen Historiker antostosen, welche jene Elhysinioi oder Elhestioi des Herodotus und des Hecataeus in Spanien oder an der afrikanischen Nordküste suchten. Meine Vermuthung, Tartessus könne wohl im Erzgebirge gelegen gewesen sein, erhielt damit eine Stütze, die um so werthvoller sich darstellte, als es auf dem Festlande Europas niemals ein grösseres Zinnproduktionsgebiet gegeben hat als dieses. Es erschien daher zulässig, jenen Volknamen der „Elhysinioi“ mit dem Gesamtinamen „Elbanwohner“, d. h. Völker, die in der Nähe der Elbe wohnten, zu übersetzen, und glaubte ich eine Bestätigung darin zu finden, dass die Elbe der Hauptfluss ist, der unser Zinnland durchströmt. Dafür aber, dass im Heere der Karthagenenser dieser Volkstamm am Ansgange des 5. Jahrhunderts v. Chr. vortreten war, liess sich eine Unterlage in der Geschichte Phöniziens finden, nach welcher Tyrus die ihm zugehörige Tartessus-Kolonie an seine Tochter-Republik Karthago damals abgetreten hat.

Daran liessen sich weitere Wahrheitsähnlichkeitschlüsse anknüpfen, welche auf die Muthmaasung hinausliefen, dass vielleicht das alte Carmen: „Ora maritima Avicni“⁴⁾, das ich bis dahin noch nicht kennen gelernt, dessen rüthelhafter Sinn aber von allen Philologen beklagt wird und über das Land

1) *Novera Phönizier*, II, 2, S. 629 u. ff.

2) *G. Smith The Cambrides*, London 1862.

3) *Carmine Avicni*, ed. Holder, IV. Innsbruck 1864.

1) *Reyer*, L. c. S. 110.

Tarsis ähnlere Erläuterungen gewähren sollte, die gewünschte Anflügelung enthalten könne.

In den Beweisen desselben endlich verlangt, liess ich bei dessen Prüfung ganz allein von dem Vorkommen des Zinns im Fichtel- und Erzgebirge mich leiten und erkannte bald zu meiner grössten Ueberraschung, dass der eingeschlagene Weg der richtige war und meine Vermuthungen weit übertroffen wurden.

Es stellte sich nun klar heraus, dass die „Meeresufer Aviens“ thatsächlich eine Beschreibung anderer deutschen Zinn-Gebiete enthalten, und in richtiger Deutung entwickelte sich aus denselben vor unsern Augen deutsche Flüsse und Berge, deutsche Seen und Inseln, die man bisher im südlichen Spanien oder an dessen Küste liegend angenommen hatte; ja, sogar einzelne deutsche Städte, die hente noch bestehen, gehören an diesem Bilde der Vorzeit Deutschlands, das aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts stammt. Auf das Bestimmteste kann man sich davon überzeugen, dass alle bisherigen Deutungen dieses Gedichtes völlig in der Luft schweben und sie können deshalb selbstverständlich nirgends mit dem Text übereinstimmen, weil ja in Spanien niemals ein prähistorischer Zinnbergbau stattgefunden hat.

Die schweren Täuschungen, welche die bisherigen zahlreichen Interpreten durch diesen Text erfahren haben, erklären sich theils aus dem Umstand, dass sie jene vielfachen Irrleitungen nicht erkannten, welche der karthaginische Autor absichtlich hineingelegt hat, um seinen Konkurrenten, wahrscheinlich den Massiliern, den Weg nach Tarsis nicht zu verrathen. Andertheils waren die Erläuterungen des Inhalts der bisherigen Schriftsteller in sehr von philologischen Bedenken getragen, wodurch man überhast, dass letzterer ganz und gar auf dem Boden der prähistorischen Metallzeit steht und bestrebt ist, das geographische Bild der Erzbeirke Deutschlands in zarter Rücksicht auf jene gefährliche Konkurrenz zu streifen und zu zerstückeln und mit fremden Landschaften absichtlich zu vermengen. Der nächste Beweggrund Himilic's zu diesen Irrleitungen scheint aber der gewesen zu sein, dass er nach Landesseite seinen Blick im Tempel des Kronos zu Karthago öffentlich ausstellen musste.

Indessen gab es doch, wie wir rühmlichst erwähnen müssen, drei der bedeutendsten Philologen Deutschlands: J. H. Voss, Zeuss und Wernsdorf, welche einzelne Völkerstämme, die am Ende der „Meeresufer“ genannt werden — Tylianger, Daliterner und Klacheier —, als deutsche Volknamen ansahen und daher einen Zusammenhang des Textes mit der deutschen Urgeschichte vermutheten, wovon sich zu Anfang unseres Jahrhunderts ein lebhafter wissenschaftlicher Streit entwickelte.

Allerdings ist die richtige Anlegung dieses Pöfens bisweilen eine sehr schwierige; wenn man aber die Meeresufer nur als „Pflanzler“ der Mehrzahl nach ansieht, wird die Aufgabe wesentlich erleichtert und der Sinn des Textes kann mit einzelnen Annahmen unzweifelhaft erkannt werden, wie die dort angegebenen Völkernamen solches bestätigen.

In Folge dessen erkennen wir aus dem Inhalt der „Meeresufer Aviens“ klar und deutlich die Zinnbau treibenden Bezirke des Fichtel- und Erzgebirges. Wir erfahren, dass von einem der höchsten Berge des Fichtelgebirges, Cassius mons, offenbar der Inteinjurte „Köemine“, der Name der Cassiteriden abstammt, wir sehen, wie die kleinen mit Felten überzogenen Klänge der Phönizier die Eger und die beiden Mainaren auf

und ab fahren und wie ein Sammelhafen der Erze an der Vereinigungsstelle beider Arme, hinter Kalmbach¹⁾, gelegen war. Wir erkennen unzweifelhaft, dass mit Gerontis arx die Altsenburg bei Bamberg und mit insula Erythia die Fichtelinsel der Regnitz gemeint ist, auf welcher zum Theil das heutige Bamberg steht, und um alle Zweifel darüber zu heben, wird die Entfernung der Burg von der Insel genau auf fünf Stadien angegeben; u. s. w.

Ausser dem Erz- und Fichtelgebirge wird das Rössengebirge, das Mittelgebirge Böhmens, der Harz, der Thüringer Wald näher beschrieben; ebenso die Ostsee mit ihren Inseln von Rügen bis zur Halbinsel Jütland. Von den Flüssen anseer den schon genannten noch Donau, Oder, Havel und endlich im Westen die Mosel und der Rhein mit dem Bodensee.

Aus der gesammten Darstellung aber, welche uns der alte periphras, der Kern der Meeresufer Aviens, giebt, dürfen wir nun die Folgerung ziehen, dass Iberien zur Zeit des punischen Heeresbesizers das westliche Deutschland mit Einschluss des Fichtelgebirges war, welches hi dahin unter der Herrschaft von Tyrus gestanden hatte.

Das Land Tarsis, das übrige Zinngebirge und Deutschland hatten mehrere Besitzer. In der vorhergegangenen Zeit scheint ganz Deutschland, ja, wahrscheinlich ganz Europa in den Händen der Semiten gewesen zu sein.

Es liegt klar auf der Hand, von welcher hohen Bedeutung für die Geschichte des Alterthums diese und noch zahlreiche andere Entdeckungen sind, die aus dem Urtexte des Himilic'schen periphras mehr oder weniger deutlich entnommen werden können. Besonders ist es die Urgeschichte unseres Vaterlandes, die damit klar gelegt und die nach den zahlreich eingeflochtenen geschichtlichen Nachrichten über dessen Vergangenheit zu urtheilen, bis zum Beginn des 5. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in schwachen Umrissen daraus erkennbar wird.

Es lässt sich erwarten, dass unsere Arbeit trotz der offenbaren Thatsachen dennoch Zweifel und Widersprüche begegnen wird. Das sicherste Kriterium über den geschichtlichen Werth dieser Ermittlungen wird ein Vergleich mit der Geschichte des Alterthums sein und zwar derjenigen Staaten, die in der Bronzezeit die Führerrolle besaßen: Assyrien, Phönizien, Karthago, sowie das vorgeschichtliche Griechenland. In dieser Beziehung ergibt eine Gegenüberstellung ganz überraschende Resultate, mit denen auch die Ergebnisse der heutigen Archäologie und Ethnologie in Uebereinstimmung stehen. Denn die Zinnberge des Erzgebirges waren der geheimnisvolle Magaz, welcher auf die Völker des Alterthums eine wunderbare Anziehungskraft ausübte und jene frühzeitigen Einwanderungen veranlasste, welche die Gräberfunde aus vorgeschichtlicher Zeit bestätigen²⁾. So wie aber die Urgeschichte Deutschlands mit der prähistorischen Metallzeit auf's Innigste verschmolzen ist, so besteht auch ein genauer Zusammenhang derselben mit der Geschichte der Kultursaatzen des Alterthums. Aus diesem Grunde wirkt unser Nachweis von dem Ausgangspunkt der Bronzekultur auch sichtbar und klärend auf die historischen Vorgänge jener Zeit des Alterthums und besonders der Staaten zurück, welche

¹⁾ Bei Melkendorf = Melkendorf.

²⁾ Damit erklärt auch das gotische Wort unserer Lehnwörter: „Klein Sprache ist in der Welt, die von uns und Germanen nachdrucklicher redet, als die deutsche.“ (Zwergartige Gedanken) seine geschichtliche Begründung.

im Besitze des ersten und ältesten Zinnlandes „Tartessus“ waren.

Und damit gelangen wir zu einer empfindlichen Lücke in der Geschichte der Kusturstaaten des alten Morgenlandes, die von dem Einfall der Hyksos in Ägypten bis zur Gründung von Gadir — von 2100 bis 1100 — ja, bis zum 8. Jahrhundert v. Chr. reicht, wo Tyrus — wie wir später finden werden — seine tartarische Kolonie an Kartago abtreten musste. Alle Versuche, diese Lücke auszufüllen, haben sich bis jetzt als erfolglos erwiesen. Es sei uns deshalb gestattet, schon hier auf die wunderbaren Schlaglichter hinzuweisen, welche der alte periphus ebenfalls auf die Unterredungen wirft, welche die Geschichte jener Staaten der Vorzeit betrifft. Wir meinen den vorbandenen Mangel einer Urgeschichte Griechenlands. —

Es ist bekannt, dass dem Hellenenthum in Griechenland eine Herrschaft der Semiten vorausging, welcher Art dieselbe aber war, wann und wo sie ihren Ausgang nahm, welche Staaten sie gegründet, wie und durch wen sie ihre Macht verloren — das Alles ist unbekannt und hart seit Jahrhunderten der Aufklärung. Trotz der glänzenden Heulitate, welche der geniale Schliemann zu Tage gefördert, sind die dichten Nebel noch nicht zerstreut, welche über der frühesten Zeit der Urvästen des Mittelmeeres und der Euphratländer heute noch lagern.

In dieser geheimnisvolle Dunkel der frühesten Vergangenheit Griechenlands und der Inseln des Ägäischen Meeres, sowie des Küstensaums von Kleinasien und der Euphratländer dringt nun der erste Lichtstrahl, der ebenfalls von dem Inhalt des alten periphus ausgeht. Mit seiner Hilfe erkennen wir, dass die Vorzeit dieser Gebiete auf demselben Boden der Metallzeit gestanden, auf welchem auch unsere vaterländische Geschichte gewachsen ist. Wir dürfen hoffen, dass jene grossartigen Ueberreste, wie sie in Argos, Theben, Tyrus, Orchomenos, sowie in der sieben Mal zerstörten und stets wieder aufgehauenen Veste Troja vorliegen — von denen Curtius¹⁾ sagt: „Niemand wagte griechischer Patriotismus, diese Denkmäler einer einheimischen Krast zuzuschreiben“ —, durch den Nachweis einer orientalischen Bronzezeit ein deutlicheres Gepräge annehmen werden, aus dem wir das Bild einer ehemaligen Herrschaft der Semiten im Orient hier und da erkennen können.

Was aber noch wichtiger und überraschender als dieses ist, dass ist ferner die innige Verbindung unserer vaterländischen Urgeschichte mit dem alten Ägypten. Aus dem Texte der ora maritima Aviani geht der unzweifelhafte Beweis hervor, dass „Lilyen“ der Vorbesitzer des Tartessus-Landes war!

Können wir daran zweifeln, dass unter diesem „Lilyen“ das alte Wunderland am Nil zu begreifen ist? Liegt nicht hierin der weitere Nachweis, dass nicht die Semiten, sondern die Aegyptier die ersten Entdecker des Zinns und der Bronze waren? Sind wir nicht gezwungen, daraus den Schluss zu ziehen, dass die erstaunlichen Triumphe der ägyptischen Kultur, in erster Linie die Erbauung der Pyramiden etc., nur allein mit Hilfe der harten Bronze ausgeführt werden konnten, welche ihren Ursprung aus unserem Vaterlande genommen? Geht aus dieser bewundernswürdigen Ausdehnung der Herrschaft des alten Ägypten, die sich über ganz Europa und über Kleinasien demnach erstreckt zu haben scheint, nicht die Wahrscheinlichkeit hervor, dass in jener frühen Zeit das

gesamte Ägäische Meer und seine Küstenländer unter demselben Szepter gestanden? Wird es nicht offenbar, dass nicht allein das Nildelta, sondern das gesamte östliche Mittelmeer und dazu noch Gesamt-Europa den Semiten gleichzeitig in des Schoos fallen musste, als sie unter dem Namen der Hyksos das Land der Pharaonen an sich rissen? Und stehen alle diese Vermuthungen nicht im Einklang mit den Ergebnissen der heutigen Alterthums-Forschung?

Wir geben uns der Hoffnung hin, dass die Geschichtsforscher unsere Erläuterungen über die vorstehenden Fragen, deren Nachweise wir demnach zu erbringen beabsichtigen, nachsichtsvoll beurtheilen werden; sie stellen einen neuen historischen Boden in Aussicht, der fruchtbringend für die Vergangenheit und die Gegenwart werden kann.

Der eigenthümliche Weg, den wir bei diesen Untersuchungen eingeschlagen, indem wir die naturhistorische Seite des zu untersuchenden Gegenstandes in den Vordergrund stellten und die Geschichte des Alterthums erst in zweiter Linie heranzogen, dürfte sich mit den Prinzipien decken, welche die heutige Archäologie zu ihren Ermittlungen erwählt hat.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologischer Verein in Göttingen.

Sitzung vom 28. Oktober 1892.

Ueber die mittelalterlichen Bevölkerungszustände in deutschen Nord-Osten (jenseits der Elbe und Saale.)

Vortrag von Dr. Platner.

Meine Herren! Ich beabsichtige heute Abend Ihre Aufmerksamkeit auf die weiten Länderstrecken zu lenken, die sich ostwärts von der Elbe und Saale gegen den unteren Lauf der Weichsel hin ausdehnen. Sie wissen, meine Herren, dass in diesen Länderstrecken während des Mittelalters namentlich durch die kraftvollen Könige und Kaiser des sächsischen Hauses sogenannte Marken, das sind Grenzbezirke unter militärischem Befehl, begründet wurden, die sich dann in andauernden Kämpfen mit den benachbarten und theilweis unterjochten slavischen Völkern allmählich zur Grundlage eines neuen deutschen Reiches entwickeln konnten. Damals also, zur Zeit der Begründung dieser Marken, wohnten dort die Slaven, oder, wie sie im Munde der Deutschen meist hießen, Wenden. Blicken wir dagegen weiter zurück in die Urzeit unseres Volkes und erinnern wir uns der ältesten Nachrichten, die wir über das Innere unseres Vaterlandes durch die Römer erhalten haben, so lernen wir in jenen Ländern deutsche Völker als erste Einwohner kennen. Ich glaube wohl, ich kann das Bild, das uns Tacitus, als der wichtigste Gewährsmann unter den Römern, von der Vertheilung der deutschen Völkerschaften im Norden und Nordosten unseres Vaterlandes entwirft, im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Ich will deshalb nur kurz erwähnen, dass ungefähr in der Mitte der bezeichneten Länderstrecken, in der heutigen Mark Brandenburg, die zahlreiche Völkerschaft der Semponen gewohnt hat. Im Norden und Nordwesten der Semponen, an der langgestreckten Küste des hultischen Meeres werden uns ferner jene sieben sverischen Völkerschaften genannt, die durch gemeinsame Verehrung der Göttin Nerthus zu einem engeren Bunde vereinigt wurden. Es gehörten zu ihnen unter Anderen die Angeln, die Warnen, die Avionen. Wir werden ihre Sitze im

1) Curtius, griechische Geschichte I, S. 119.

heutigen Vorpommern, in Mecklenburg und Schleswig-Holstein suchen dürfen. Auf der andern Seite der Semnonen, nach Süd-Osten hin, lehrt uns der Geograph Ptolemäus die Silingen kennen, einen Zweig der Vandalen, der seinen Namen dem heutigen Schlesien hinterlassen hat. Weiter nach Osten folgten die Burgunden in den Niederungen der Warthe und Netze, und die Goten an der Weichsel-Mündung. Halten wir uns nun dieses Bild von den ältesten Wohnsitzen der Deutschen in den nördlichen und nordöstlichen Theilen ihres Landes vor Augen, so erhebt sich zunächst die Frage: woher hatten die Römer ihre Kenntnisse von den Völkerschaften, die ihrer eigenen Grenze so fern wohnten?

Eine der Quellen dieser Kenntnisse, vielleicht die wichtigste, entspringt aus den Kriegszügen der Römer. Wenn ein Mann, wie der Geschichtschreiber Vellejus Paterculus, als *magister equitum* i. J. 5 n. Chr. seinen Oberfeldherrn Tiberius bis an die Elbe begleitete, so bekam er natürlich nicht bloß Kunde von den Ländern und Völkern, die er auf diesem Zuge berührte, sondern auch von denen, die über den Endpunkt des Zuges hinaus am nächsten lagen. Sein Oberfeldherr verhandelte ja an der Elbe mit Abgesandten jener Völker, die jenseits des Flusses weiter nach Osten wohnten, insbesondere mit Abgesandten der Semnonen. Diese wurden also den Römern persönlich bekannt, und wenn sie etwa, wie man sogar gemeint hat, einer andern Nationalität angehört hätten, wenn sie Slaven gewesen wären, so hätte Tiberius mit-ammt seinen Offizieren dies ja unbedingt schon von den Dolmetschern, deren er sich bei dieser Gelegenheit bedienen mußte, erfahren müssen. Aber des Tiberius eigener Stiefsohn, der Kaiser Augustus, sagt in jener grossartigen in Stein gemeisselten Darstellung seiner Thaten, dem *Monumentum Ancyranum*, jedenfalls im Hinblick auf die erwähnten Verhandlungen seines Stiefsohns, mit klaren Worten: *Semnones et eisdem tractus alii Germanorum populi per legatos amicitiam meam petierunt*. Da ist kein Zweifel, wenigstens kein gutwilliger Zweifel, über das Volkthum der damals im Osten der Elbe wohnenden Völker mehr möglich.

In andern Feldzügen, unter der Führung von Drusus, von Domitian Ahenobarbus, drangen die Römer zu damaliger Zeit (noch vor der Varnaschlacht) wiederholt ostwärts bis an die Elbe, ja über die Elbe hinaus vor; sie hatten also reichliche Gelegenheit, die Völker dieser Gegenden genau kennen zu lernen.

Eine ähnliche Gelegenheit bot sich ihnen ferner in dem regen diplomatischen Verkehr, in welchem sie, wie Tacitus mehrfach erwähnt, zu Anfang unserer Zeitrechnung mit dem Hofe des Markomannenkönigs Marobod standen; denn dessen Herrschaft erstreckte sich von Böhmen aus über viele Völker des nordöstlichen Deutschlands, deren Namen denn auch bei dem Geographen Strabo angeführt werden.

Nicht bloss diplomatischer Art war dieser Verkehr, er bezog sich auch auf Handelsgeschäfte. Als Marobod von dem Goten Catualda gestürzt wurde, befand sich in seiner Burg bei der Eroberung eine Anzahl römischer Handelsleute, die sich dort aufgehalten und Friedes für ihre Oewerbe genossen hatten. Durch diese Nachricht werden wir auf eine weitere Quelle hingewiesen, aus der die Römer ihre Kunde von den ost- und norddeutschen Völkerschaften schöpfen: es waren die Reisen und Erfahrungen römischer

Kaufleute. Besonders von der Grenzstadt Carnunt in Pannonien aus bestand ein eifrig betriebener Handel nach den Ostseeländern, der zuerst (wie W. Helbig in den *Atti della r. Accademia dei Lincei*, ser. III. vol. I. 1877, pag. 415 sq. nachweist) in den Häuden der norditalischen und panonischen Völker gelegen hatte, denn aber unter Kaiser Nero durch die Heise eines römischen Ritters noch mehr in Schwung kam; er galt hauptsächlich dem Bernstein, und er mass durch die Flussgebiete der Oder und der unteren Weichsel geführt haben, wo zahlreiche Funde von Geräthen römischer Arbeit oder römischen Musters dem Schoosse der Erde entlockt worden sind. Diese Funde zeigten uns die Wege, auf denen sich der römische Handelsverkehr während vieler Generationen bewegte. Erst durch die Markomannenkriege wurde dieser Verkehr unterbrochen, und von da an werden auch die Nachrichten der Römer über die inneren Verhältnisse der deutschen Völker immer spärlicher. Sie erlöschen schliesslich völlig.

Aber dass die Kunde der Römer hinsichtlich der Nationalität der damals im nordöstlichen Deutschland sesshaften Völker auch wirklich keine irrige gewesen ist, dafür hat uns der Erdlohn selbst wenigstens Ein nützlich Zeugnis aufbewahrt, und zwar erscheint dieses Zeugnis aussergewöhnlich, weil es von einer Zeit redet, in der man sich in der Regel die deutsche Bevölkerung im Osten der Elbe bereits verschwunden denkt. Und es redet wirklich. Es besteht nämlich in einer Runenschrift, die sich auf einer kunstvoll gearbeiteten eisernen Speerspitze befindet. Diese Speerspitze wurde im Norden der Spree bei Anlage des Bahnhofs der Stadt Münchenberg unter einer grösseren Anzahl eiserner Liegenstände — es waren meist Waffenstücke — aus der Erde gegraben. Alle Fundstücke müssen einmals zu der an dieser Stelle verbrannten Leiche eines Kriegers gehört haben, da sie sich durch starkes Feuer angegriffen zeigten, und da auch gebrannte Menschenknochen nicht fehlten. Es muss also hier ein Krieger mit seinem vollen Waffenschmuck als Leiche feierlich verbrannt worden sein, eine Ehrenbezeugung, die ihm natürlich nur inmitten seines eigenen Volkes zu Theil werden konnte. Jene Speerspitze nun enthält neben dem Runen gewisse symbolische Zeichen, wie sie sich aus völkischen Kultur-Elementen zuerst wohl unter keltischer Vermittelung entwickelt haben mochten; in dem vorliegenden Falle lassen sie das 5. Jahrhundert als die Zeit ihrer Entstehung annehmen. Ebenso gleichen die mitgefundenen Schildbuckel denen der merovingischen Epoche. Somit ist im Allgemeinen die Zeit bestimmt, der diese Fundstücke entstammen: die Epoche gegen Ende der Völkerwanderung. Das Wichtigste aber sind uns die Runen; denn sie geben uns ein nützlich Zeugnis von dem Volkthume, dem der Besitzer dieser Lanzenpitze, d. i. der an dem Fundorte einst verbrannte und beigesezte Krieger, angehört hat, und zwar ist dieses Volkthum das Deutsche. Noch gegen Ende der Völkerwanderung also müssen deutsche Männer in der altsemnonischen Gegend von Münchenberg sesshaft gewesen sein; dort haben sie damals die feierliche Bestattung eines ihrer Krieger vorgenommen. (Der Fundbericht steht im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Bd. XIV, vom Jahre 1867, S. 38.) In den Runen hat zuletzt Rud. Henning, Die deutschen Runendeknmalr 8. 9. den altdeutschen Personennamen Raninga entziffert. (Schluss folgt.)

Bei der Redaktion eingelaufene Bücher und Schriften, deren Besprechung vorbehalten bleibt.

- Bastian Adolph**, Wie das Volk denkt; Ein Beitrag zur Beantwortung sozialer Fragen auf Grund ethischer Elementargedanken in der Lehre vom Menschen. Berlin. Verlag von Emil Felber. 1892. 8°. XVIII und 221 S.
- Dargen Dr. Lothar v. o. S.** Professor an der Universität Krakau: Studien zum ältesten Familienrecht. Theil I. Mutterrecht und Vaterrecht; Hälfte I. Die Grundlagen. Leipzig. Verlag von Duncker u. Humblot. 1892. 8°. 155 S.
- Enling Dr. Karl**, Hildesheimer Land und Leute des sechszehnten Jahrhunderts in der Chronik des Dechanten Johann Oidecop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit. Hildesheim. Druck und Verlag von Fr. Borgmeyer. 1892. 8°. 90 S.
- Gispardi J. R.**, Septische und aseptische Gesänge eines Mediziners. München. Verlag von Fr. Bassermann. 1892. 12°. 101 S.
- Kafka Joseph**, Führer durch die südafrikanische Ausstellung des Afrika-Reisenden Dr. Emil Holub; namentlich Böhmen übersetzt von Gustav Wittler. Prag. Druck und Verlag von J. Otto. 1892. 8°. 93 S.
- Kiraly Dr. Johann v.**, k. ung. Honorar-Oberlieutenants-Auditor: Geschichte des Donau-, Mauth- und Erfahrungs-Rechtes der k. Freistadt Pressburg. Als Festschrift zur feierlichen Eröffnung der stehenden: „König Franz-Joseph-Brücke“, herausgegeben durch die Stadt Pressburg. Deutsche Ausgabe. Pressburg. Commissions-Verlag von G. Heckenast's Nachfolger (Rudolf Drodleff). 1890. 8°. 252 S.
- Mach Rudolph**, Deutsche Stammtische, ein Beitrag zur ältesten Geschichte Deutschlands. Sonder-Abdruck aus den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“, Bd. XVII. Halle a. S. Max Niemeyer. 1892. 8°. 224 S.
- Leimbach Karl**, Die Feuertestamentsanstalt in Heidelberg. Einleitung von Dr. Vix, k. Geheimer Regierung- und Obermedizinalrath in Darmstadt. Mit

einer Ansicht, vier Plänen, den ortspolizeilichen Vorschriften, den Taxen und einem Anhang. Heidelberg 1892. Verlag von August Sieber. 8°. 56 S. von **Ranke Prof. Dr. Heinrich**, Ueber Hochleber. Mit 2 Tafeln und 13 Karten. 4°. 40 S. Verlag von Fr. Bassermann. München. 1893.

Schriften des Instituts für Judentum in Berlin. Nr. 14. **Strack Hermann L.**, Dr. theol. et phil. a. o. Professor, der Theologie an der Universität Berlin: Der Blut-überglauhe in der Menschheit. Blutmorde und Blutrirtus. Zugleich eine Antwort auf die Herausforderung Osservatore Cattolico. Vierte neubearbeitete Auflage. 8. 165 S. München 1892. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). (2 Mark.)

Eingelaufene Anzeigen von Büchern und Schriften.

- Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie; internationale Monatschrift für die gesammte Neurologie in Wissenschaft und Praxis mit besonderer Berücksichtigung der Degenerations-Anthropologie. Redigiert von Dr. med. et phil. Sommer. Privatdozent der Psychiatrie an der Universität Würzburg. Preis 16. W. Groos' k. Hofbuchhandlung, Cöhlzen a/Rh.
- Ehrenhöf Dr. P.**, k. b. Oberstarzt I. Klasse a/D.: Der Mensch oder wie es in unserem Körper aussieht und wie seine Organe arbeiten. Leichtfassliche Körper- und Lebenslehre zum Unterricht an Mittelschulen, für Heil- und Lazarethgehilfen, Sanitäts-Kolonnen, Samariter u. s. w. und zum Selbststudium bearbeitet. Preis 1. M. 50 ♂ Verlag von J. F. Schreiber in Esslingen bei Stuttgart.
- Nitzsch Dr. Karl Wilhelm**, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburgen Religionsfrieden. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Dr. Georg Matthäi. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 3. Bd. gr. 8. Preis 24. M. geb., in Halbfz. 28. M. 50 ♂. Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig.

Der Körösi-Preis.

Professor Brouardel als Präsident des internationalen Comité's des hygienisch-demographischen Kongresses ersucht um gefällige Veröffentlichung folgender Konkurrenz-Ausschreibung:

Herr Josef Körösi, Direktor des statistischen Bureau's der Stadt Budapest, hat einen Preis von 1500 Francs gestiftet, welcher dem besten Werke über die Aufgaben und die Fortschritte der Demographie zuerkannt werden soll. Die Arbeit soll die wissenschaftliche Aufgabe der Demographie bestimmen, eine kritische Behandlung der diesbezüglich bestehenden Ansichten, sowie jener wichtigsten demographischen Erhebungen bieten, welche im Laufe der letzten fünfzig Jahre, in den Hauptstaaten Europas und in den vereinigten Staaten von Amerika veröffentlicht wurden. Der Autor hätte demnach namentlich die Entwicklung des Zählwesens, der Natalitäts- und Mortalitätsstatistik in's Auge zu fassen und hiebei zu berücksichtigen, wo, wann und durch welche Personen diese Zweige der Demographie Förderung gefunden.

Die eingemeldeten Arbeiten können in deutscher, englischer, französischer oder italienischer Sprache abgefasst sein und sind anonym bis 1. März 1894 an Herrn Körösi (Budapest) einzusenden. Der Name des Autors ist in einem versiegelten Umschlage beizulegen. Zur Prüfung der Konkurrenzarbeiten haben sich nachfolgende Herren bereit erklärt: Dr. Jacques Bertillon, Direktor des statistischen Bureau's (Paris), Luigi Bordio, Generalsekretär des internationalen statistischen Instituts, Generaldirektor der italienischen Statistik (Rom), Dr. V. von John, Universitätsprofessor (Innsbruck), Josef Körösi, Direktor des communal-statistischen Bureau's (Budapest), Dr. W. Lexis, Vicepräsident des internationalen statistischen Instituts, Universitätsprofessor (Göttingen), Dr. W. Ogle vom Registrar General of births, deaths and marriages (London).

Die Zuertheilung des Preises erfolgt in der Eröffnungs Sitzung des Budapest Kongresses.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 11. Februar 1893.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang, Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1893.

Inhalt: Todesanzeige: Prof. Dr. Lindenschmit †. — Mittheilungen zur deutschen Volkskunde. Von W. von Schulenburg. — Sendschreiben des Professors Dr. Moriz Benedict an Professor Sergi in Rom über die Benennungsfrage in der Schädellehre. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologischer Verein in Göttingen (Fortsetzung). — Anthropologisches aus Amerika. — Reise-Stipendium.

Kaum hat sich die Erde über der Leiche Schaaffhausen's geschlossen, so erhalten wir die Kunde eines neuen unersetzlichen Verlustes:

Wir erfüllen hiermit die schmerzliche Pflicht, Sie von dem heute Mittag 12 Uhr,
nach längerem Leiden, im 84. Lebensjahre erfolgten Ableben des Herrn

Professor Dr. Ludwig Lindenschmit

Direktor des Röm.-germ. Centralmuseums

in Kenntniss zu setzen

Um stilles Beileid bitten

Die trauernden Hinterbliebenen.

Mainz, 14. Februar 1893.

Das Begräbniß findet Mittwoch den 15. Februar Nachmittags 4 Uhr, vom Hause
Schlossplatz 3 aus statt.

Der Name Lindenschmit, des unermüdelichen Feuergeistes, des treuen, selbstlos-hilffreudigen, edlen Freundes, des Schöpfers der ersten deutschen Centralstelle für prähistorische Studien: des Römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz, des Mitbegründers und seit 27 Jahren Mit-Redacteur's des Archiv für Anthropologie, ohne Frage des berühmtesten deutschen Alterthumsforschers — wird immer unter den Helden unserer Wissenschaft genannt werden.

J. Ranke.

Mittheilungen zur deutschen Volkskunde.

Von W. von Schulenburg.

I. Das Spanlicht in Oberbayern, und Fenerzeug in Pommern.

Noch vor 25 bis 30 Jahren, wie mir von älteren Leuten gesagt wurde, brannte man im Gehirge am Inn, nicht Lampe, sondern Buchenspäne (von *Fagus silvatica*), auch Förschenspäne (von *Pinus silvestris*). Klötze von grossen Stämmen wurden vierfach — auch sechsfach oder achtfach — auseinandergeklobt (Fig. 1), dann das Viertel wieder gespalten in Schindeln (Fig. 2),

Fig. 1.



Fig. 2.



1 bis 2 Zoll dick. Jede Schindel wurde an eine Spangnis, gestaltet wie eine Art Hobelbank, gespannt, und dann wurden mit einer runden groben Spanhobel die Späne gestossen. Ein Span war etwa 3 bis 4 Schuh lang, $1\frac{1}{2}$ — 2 Zoll breit. Man setzte Stolz darin, die Späne möglichst lang und breit zu machen, und sagte zum Beispiel: „Der kann schöne Späne machen, da hab schöne Späne gehen“ u. d. Dann wurden sie gedürrt. Als Leuchter für den Spann diente ein Stecken, etwa 4—5 Fuss lang, unten spitz, mit einer eisernen Spitze. Oben auf den Stecken wurde ein eiserner Spanleuchter mit Tülle aufgesteckt. Er bestand aus zwei federnden Hälften. Diese drückte man unten zusammen, steckte oben den Span durch, liess sie wieder los, dann klemmten sie den Span fest. In der Ofenbank war an einer der Ecken ein Lech; dadurch wurde der Stecken gesteckt und mit der eisernen Spitze in den Fuchshoden. Den Span, wenn er leuchten sollte, brannte man an einer Seite an und es brannte die Flamme nach der Mitte weiter. Dann sehb man die andere Hälfte vor, bis der Span verbrannt war. Ein Span brannte etwa 10 Minuten, dann wurde ein neuer aufgesteckt. Einer in der Stube musste immer beim Leuchter sein, „den Leuchter bewahren“. Unter dem brennenden Ende, wo die Gluthen abfielen, stellte man einen Schafel (Helzwanne) auf, wo die Gluthen hineinfielen; Gluthenschäffel oder Wnnerschäffel genannt.

Wenn der Span herunterfiel, ehe er abgebrannt war, sah man darin ein Vorzeichen, sagte

zum Beispiel: „es heirathet vom Hause wer“ (jemand, z. B. eine Magd), oder: „es stirbt wer“.

Damals, ehe man Streichhölzer (Zündhölzer mit Phosphor und Schwefel) hatte, machte man sich zum Anzünden Schwefelhölzer. Dazu schnitt man fingerlange Späne aus Feichtenhholz (Fichtenholz), machte Schwefel in einer kleinen Pfanne oder einem Löffel flüssig und tauchte die Späne hinein. Um Feuer zu erhalten, schlug man einen Feuerstein mit einem Stachel oder Feuerstein und fing die Funken mit Buchschwamm auf. Damit zündete man die Späne an. „Bluss den Schwamm an und fahr mit dem Schwefelhelz hin, dann fangt's Feuer“, sagte man z. B.

Die Feuersteine kaufte man vom Kramer, die sie auswärts bezichen; hier gibt es keine.

Späne brannte man auch im benachbarten Tyrol.

Nach den Spänen kamen die Leinöltiegel auf, von Blech gemacht. Die kaufte man beim Spängler. Im Leinöl lag ein Docht. Das Leinöl machte man selbst.

Ich selbst habe in München bei einem Tändler einen Spanleuchter gesehen, der aus einem ziemlich grossen Holzklotz bestand, in dem aufrecht stehend der eiserne Halter, zur Aufnahme des Spans, befestigt war.

Vor etwa 60 Jahren noch war in Pommern, — wie meine Mutter zu berichten weiss — ein Pinkefeuerzeug in Gebrauch, das aus einem länglichen Holzkasten bestand, der durch ein Querbrettchen in zwei Fächer getheilt war. In dem einen Fach lag Feuerstein und Stahl nebst Schwefelfaden, im anderen der Zunder. Dieses Fach hatte einen Deckel, damit der Zunder nicht weiterglimmte. Der Zunder bestand aus alten rein gewaschenen Leinwandlappen, die man, aufgespiert an einer Gabel, über Lampe oder Licht hielt und verkehlen liess. Solcher Zunder fängt leicht Funken; daher die Redensart von jemand, der sich leicht vorliebt: „Er hat ein Herz wie Zunder“. Zum Gebrauch sehg man mit Stahl und Stein Funken über den Kasten, die in den Zunder fielen. Das hiess: Feuerpinken. Dann hielt man den Schwefelfaden dagegen, fachte die Funken durch Pusten an und erhielt so Feuer.

2. Kleidungsstücke aus Buchenschwamm.

An den alten und früher sehr starken Buchen (*Fagus silvatica*), wie es in dortiger Gegend keine mehr gibt, weil sie alle niedergeschlagen sind, wuchsen verdem se grosse Buchenschwämme, wie

sie auch nicht mehr sich findou; manohmal so gross wie ein Mannkopf, heisst es, während sie jetzt höchstens die Grösse einer Faust erreichou. Diese Schwämme benützte man in Oberhayerau inn, so z. B. in der Gegend von Kiefersfelden, zur Horstellung von (Kopf-)Hauben für Erwachsene und für Kinder; von Schurzen; und von Feuerschwamm. Lotzteres gesehicht noch jetzt. Die alten Leute ziehen noch immer vor, den Tabak mit Schwamm anzuzünden, „weil er so besser schmeckt, Schwefel ist ihm nicht gut“. Vom Schnellfeuer (den Zündhölzern) wollen sie nichts wissen.

Für die Behandlung unterschied man die äussere Rinde und den Schwamm, den festen Kern. Nachdem man mit einer Hackel den Schwamm vom Baume abgehackt, legte man die Kugel, den grünen (frischen) Schwamm, vier, fünf, auch sechs, sieben Wochen, je nach der Grösse in einen Haufen dörres Buchenlaub, dass sie darin abhraten, sich im Laube brennen that. Dadureh wurde der Schwamm schöner und feiner. Dann entfernte man die äussere weisse Rinde und klopfte mit einem Holzschlägel die innere feste Masse der Schwammkugel so lange, bis man sie, mürbe wie Sägespäne, aus der Schwammkugel herausstou konnte.

Zur Haube wurde die nun zurückbleibende Schwammkugel mit den Händen so auseinandergezogen, wie es zum Kopfe passte, und ganz so wie sie war, auf den Kopf gesetzt. Eine solche Schwammhaube blieb immer weich und hielt, wie man sagt, 10 bis 15 Jahre.

Zu Schurze oder Schirmfell (z. B. für Zimmerleute) wendete und dehnte man die Schwammkugel ebenfalls nach aussen und innen mit den Händen so lange, bis sie weich und so gross war als man sie haben wollte, denn der Schwamm war 3 bis 4 Finger dick, und schnitt sie dann mit dem Messer in die gewünschte Form. Solche Schurzfelle gingen heranter bis an die Kniee, ein Flügel über die Brust, und wurden nach hinten über die Hüften zusammengesehnallt mit einer Sehnalle. Sie waren sehr leicht, und kühl bei warmem Wetter. Waren sie nass geworden, durften sie nicht am Feuer oder Ofen getrocknet werden, sondern nur an der Luft. Wenn sie dabei hart geworden, drückte man sie auf den Beinen, dann wurden sie wieder weich. Sie hielten bis 10 Jahre, sollen, gut in Obacht genommen, auch 20 bis 30 Jahre gehalten haben. Seit 30 Jahren haben sie aufgehört.

Sendschreiben des Professors Dr. Moriz Benedict an Professor Sergi in Rom über die Benennungsfrage in der Schädellehre.

(Nachdruck.)

(Bei der grossen prinzipiellen Wichtigkeit der angelegten Frage, welche auch bei dem Kongress in Ulm (cf. dieses Blatt 1892 S. 120 und 122) gestreift worden ist, halten wir es für angemessen, dass folgende Sendschreiben des berühmten Kraniologen auch hier ungekürzt zu veröffentlichen. Es wäre sehr wünschenswerth, die „Benennungsfrage in der Schädellehre“ auf die Tagesordnung eines unserer nächsten Kongresse zu setzen. J. Ranke.)

Lieber Freund!

Sie habou die glückliche Idee gehabt, in der Klassifikation der Schädel an Blumenhaub zurückzugreifen. Die seit Retzius in Schwung gekommene gekünstelte Art, die Objekte nach willkürlichen Gesichtspunkten zu ordnen, hat Ungleichartiges zusammengepackt und Gleichartiges weit auseinander gerissen. Es war verführt und verfehlt, als die deutschen Fachmänner die „Frankfurter Vereinigung“ schufen. Man kann im Vorhinein nicht bestimmen, welche Formelemente und daher welche Maasse für alle Schädelgruppen und für einzelne Schädel maassgebend sind. Das war auch einer der Gründe, warum ich mich der „Frankfurter Vereinigung“ nur in dem Sinne angeschlossen habe, dass auch ich die dort gewünschten direkten Maasse nahm und anführte¹⁾. Die betreffenden Projektionsmaasse²⁾ habe ich nach einer mir korrekter erscheinenden Methode genommen.

Indem Sie nun daran gehen, nach richtigen Prinzipien die Schädel zu sondern, um sie dann richtig ein- und anreihen zu können, haben Sie sich leider von der Unsitte nicht losgesöhlt, die Benennung der Formen mit Hilfe eines griechischou Wörterbuches zu schaffen. Deshalb habe ich Sie brieflich beschworen, von dieser „hellenischen Barbarei“ abzulassen. Sie haben mich gefragt, wie Sie dies anstellen sollou, und ich will Ihnen darauf eine hündige Antwort ertheilen.

Vor Allem muss ich klar darlegen, aus welchen Gründen ich die Methode der griechischen Nomenklatur für eine unglückliche halte und warum ich glaube, dass wir dieselbe so bald als möglich fahren lassen müssen.

Bedenken Sie zunächst, dass innerhalb weniger Dezennien der Unterricht in der griechischen Sprache aus den Mittelschulen verschwunden sein wird, weil

1) Etwas anderes will die Frankfurter Verständigung auch nicht. D. R.

2) Im Sinne der Frankfurter Verständigung. D. R.

die Kulturvölker endlich einsehen werden, um wie viel vorteilhafter für den allgemeinen Bildungsunterricht und für die Vorherleitung für die Universitäten es ist, wenn wir uns auf den geistigen und ethischen Boden der modernen Kultur stellen und uns als Grundlage unserer Ausdrucksweise der modernen Sprache bedienen.

Bedenken Sie weiter, dass auch schon heute nur ein ganz kleiner Kreis von Fachmännern die Literatur in's Detail verfolgen kann, weil jeder Autor in jeder Abhandlung neue griechische Wortbildungen konstruiert und es dem halbwegs Ausenstehenden, z. B. Mediziner und Juristen, den Ingenieuren und Laien, wehe an den Fortschritten der Krianiologie interessant sind, fast unmöglich ist, zu folgen, wenn er eine oder die andere der jüngsten Publikationen nicht gelesen hat.

Bedenken Sie, welche hohe kulturelle Bedeutung die Schädellehre für eine richtige Begrenzung der alten Streitfrage über Willensfreiheit und Determinismus hat, dass sie ferner herauf ist, die Rassen-Ideen, Empfindungen und Leidenschaften zu klären und zu veredeln und den brudermörderischen Chauvinismus zu bändigen, und Sie werden zugehen müssen, dass es ein kulturfeindliches Beginnen ist, durch eine philologische Geschmacklosigkeit die Gehildeten abzuschrecken. Wir wollen auch Lehrer der Künstler sein und schon deshalb henötigen wir einer für sie verständlichen Sprache. Wenn wir die Künstler belehrt haben, werden dann ihre Werke wieder eine Quelle unserer Belehrung werden.

Sprachliche Bezeichnungen sollen an und für sich dem Leser etwas sagen und es hat keinen Sinn, wenn er statt dessen erst eine Summe fremdartiger Vokabeln seinem Gedächtnisse einprägen muss.

Zudem machen wir uns mit unseren Wortbildungen geradezu lächerlich und wenn ein neu-griechischer Aristophanes uns mit unserem Kauderwelsch so auf die Bühne bringen würde, wie wir sind, wären wir ganz so ergötliche Possenfiguren, wie in den italienischen Posen die mit angelsächsischem Accent und mit angelsächsischem Geiste italienisch redenden Söhne und Töchter Athlons. Wie herzlich würden die Zuhörer lachen, wenn einer unserer Gelehrten auf der Bühne das Wort „Chamäocephalie“ aussprechen würde, in der Meinung, dass er damit auf griechisch sage, dass der Schädel nieder sei, während im Griechischen „Chamai“ dem französischen Parterre entspricht, und die Zuschauer würden sich daher mit Recht über diese „Parterre-Schädligkeit“ lustig machen.

Wie soll sich Jemand das Wort: „dolichocephal“ zurechtlegen? Es wird als Eigenschafts- oder Bei-

wort gebraucht und folglich ist die Silbe „al-“ adjektivisch; die Wurzel des Wortes wäre dann „ceph“ und diese Wurzel wäre wohl in keinem griechischen Wörterbuch zu finden. Und wenn der Leser auch errathen würde, dass dieses „ceph“ eigentlich „keph“ heisst, würde er sich wieder nicht zurechtfinden, da der Stamm des Wortes „kephal“ ist. Wir begeben hence wegen der Fremdartigkeit der Laute einen grammatikalischen Unsinn. Wir müssten also im Deutschen „dolichocephalisch“ sagen.

Geradezu köstlich ist der Ausdruck makroskopisch. Er ist als Gegensatz zu „mikroskopisch“ ausgedacht worden. Unter dem Mikroskop verstehen wir ein Instrument, mit dem man winzige Gegenstände, die das unbewaffnete Auge nicht erkennt, in künstlicher Vergrößerung sieht. Wenn die Wortbildung richtig ist, dann müsste Makroskop ein Instrument sein, mit dem man grosse Gegenstände verkleinert sieht. In der That ist aber das Makroskop naser unbewaffnetes Auge und wenn wir sogenannte makroskopische Befunde lesen, so finden wir nicht blos Angaben, die auf Gewichtswahrnehmung beruhen, sondern auch solche über Consistenz, Geräusche und Gerüche!

Haben wir es wirklich nötig, so viel Unsinn zu sprechen? Gewiss nicht. Unsere Sprachen sind nicht so ungenau, um nicht durch neue Wortbildungen alles Vorkommende bezeichnen zu können. Nur wir Gelehrten leben in der lächerlichen Einbildung, dass wir etwas Besseres sind, wenn wir mit fremdartigen Lauten herumwerfen und Wenige von uns sind derartig Meister ihrer Sprache, um sie schöpferisch handhaben zu können. Wir bedienen uns einer durch akademischen Staub eingetrockneten ungenauen Zunge und versäumen es, in den Kreis des Volkes hinabzusteigen, das die Sprache nvergleichlich freier, künstlerischer und produktiver handhabt. Wie genau der Sprachgebrauch mit seinen Schätzen wirtschenschaft, kann man ersehen, wenn man bedenkt, wie vielseitig das eine Wort „Thee“ verwendet wird, wenn man sagt: Wir trinken Thee, wir kaufen Thee, man hat Thee und man ladet ein zu einem Thee. Wie geschickt man geflügelte Worte in's Moderne übersetzen kann zeigt z. B., dass der Engländer sagt: Kohlen nach Newcastle statt: Eulen nach Athen tragen. Besonders für verchiedene Formen und Abweichungen vom Typus sind Auge und Zunge des Volkes sehr empfindlich und wenn Sie, lieber Freund, in Venedig und Mailand, in Florenz und Rom, in Neapel und in Palermo die Marktweiber und Gassenjungen belauschen würden, wie sie sich gegenseitig darstellen und hespöhlen, so würden Sie gewiss eine Unsumme von plasti-

sehen und drastischen Ausdrücken für jene Formen finden, die Sie sehen. Fragen Sie weiter Dialekt- und Jargondichter und Sie werden einen prächtigen Sprachschatz finden, von dem Sie und Ihre akademischen Freunde keine Ahnung haben. Ziehen Sie den Kneipenwitz der Künstler, wenn sie die Darstellungen ihrer Kollegen verspotten, das Genie von Karikaturzeichnern zu Rathe und Sie werden Formvergleiche und damit Ausdrücke für Formen finden und zwar kaum weniger als Sie brauchen. Fragen Sie das Volk als Geographen und Sie werden in der Kunst von Wortbildungen einen sprunghaften Fortschritt machen. Lungarno, Trastevere, Castelnuovo, Civita vecchia sind nicht von Professoren erfunden worden. Fragen Sie das Volk als Botaniker, da werden Sie das Wort „Capobianco“, das für die nationale kranologische Benennung geradezu epochemachend ist, hören. Denken Sie an Barbarossa! Es darf und kann nicht wahr sein, dass die romanischen, und die italienische Sprache im Besonderen, in dem Masse fortdarstellungsunfähig sind, um sich den Bedürfnissen der modernen Naturwissenschaft nicht accommodiren zu können. Wenn Dante aus einem Dialekte eine neue Schriftsprache für eines der begabtesten und produktivsten Völker geschaffen hat, so muss es möglich sein, aus dem brachliegenden Sprachschätze dieses Gesamtvolkes eine Fortbildung für neue Bedürfnisse zu schaffen. Löst Euch von den akademischen Fesseln los, und Ihr werdet sprachmächtig sein. Wenn die Zoologen dieselbe Geschamcklosigkeit begehen, wie wir, so ist diese ein mildernnder Umstand, spricht uns aber nicht frei von Schuld und Fehle.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologischer Verein in Göttingen.

Sitzung vom 28. Oktober 1892.

Ueber die mittelalterlichen Bevölkerungsverhältnisse im deutschen Nord-Osten (jenseits der Elbe und Saale.)

Vortrag von Dr. Platner.

(Fortsetzung.)

Das Ergebniss dieses Fundes ist von grosser Wichtigkeit.

In der Gegend von Möncheberg, der er entstammt, wohnten einstmals die Semnonen; ihr Gebiet wurde auch dem Zeugnis des Vellejus Paternulus durch den Elb-Strom von dem der Hermanduren geschieden. Aber der Name der Semnonen wird uns zum letzten Male zur Zeit des Markomannen-Krieges genannt; seitdem ist er verschollen. Man hat sich nun in Vermuthungen erschöpft; man hat insbesondere angenommen, dass die Semnonen spätestens etwa seit der Mitte des dritten Jahrhunderts sammt und sonders

ihre alten Sitze im Osten der Elbe geräumt und sich auf die Wanderschaft in ferne Länder begeben hätten, wobei sie dann unter dem allgemeinen Namen der Sueven aufgetreten und auch verschwunden seien. Da dringt, wie der Ruf eines vergessenen Wächters aus dunkler Nacht, die Stimme jener Hünenschrift der Möncheberger Speerspitze aus der Urheimath der Semnonen zu uns, als wollte sie sagen: „seht, hier haben noch Deutsche gewohnt am Ende des 5., vielleicht an Anfang des 6. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in der ihr alle diesen Landstrich bereits von den Angehörigen des deutschen Volkes verlassen glaubtet.“

Und diese Wahrnehmung fügt sich zu einer Nachricht des byzantinischen Geschichtschreibers Prokop von Casarea, der von der Donau her folgendes berichtet: Ein abgesprogener Theil des deutschen Volkstammes der Heruler hatte sich nach einer schweren Niederlage um das Jahr 495 und nach längerem Irrfahrten in den mittleren Donauländern genöthigt gesehen, die Donau zu überschreiten und innerhalb des Römerreiches Zuflucht zu suchen; eine kleinere Abtheilung des Volkes hingegen zog es damals vor, den Grenzfluss nicht mit zu überschreiten. So wandten sich denn diese Heruler nach Norden und Nordwesten. Sie durchwanderten nacheinander die verschiedenen slavischen Völkerschaften, kamen auch durch vieles unbewohnte Land und gelangten dann an den Warnen, hinter denen sie auf ihrem weiteren Wege die Dänen berührten, um schliesslich nach der Insel Thule hinföhzuführen.

Diese Erzählung, so sagenhaft sie klingen mag, ist für die gesammte Völkerstellung im Innern, namentlich im Osten und Norden von Deutschland, am Anfang des 6. Jahrhunderts ausserordentlich lehrreich. Der Donau-Übergang, dem sich die auwandernden Heruler nicht anschliessen wollten, geschah im Jahre 512. Damals also wurde von den nach Norden wandernden Herulern, bevor sie zu den Dänen kamen, die deutsche Völkerschaft der Warnen noch in ihren ursprünglichen Sitzen im heutigen Mecklenburg ange-troffen. Auch von den Herulern selbst muss ein Theil noch in nördlichen Ländern sesshaft gewesen sein; denn wenn die von der Donau herziehenden Heruler von vorn herein etwa nicht gewusst hätten, dass sie oben im fernsten Norden Stammesgenossen würden, so hätten sie, wie man annehmen darf, eine so weite Fahrt in das Ungewisse sicherlich nicht angetreten. Es müssen also noch Heruler irgendwo in Norddeutschland gewohnt haben, und zwar ist dies vermuthlich sogar der Grundstock ihres Volkes gewesen, von dem auch die Vorfahren der jetzt nach dem Norden zurückwandernden Heruler einst ausgegangen waren. Dies bestätigt sich durch den Inhalt eines von dem Ostgotenkönig Theoderich I. 507 ruzugschick an den König Heruler, den König der Warnen und den König der Thüringer abgesandten Briefes; denn dieser Brief (aufbewahrt in Cassiodorus Varian III, 5) wendet sich an die drei Könige in Gemeinschaft, und er ist, sobald man ihn mit Aufmerksamkeit liest, auch seiner ganzen Ausdrucksweise nicht anders verständlich, als indem man sich die Länder dieser Könige einander nahe benachbart denkt. In der Nähe des Thüringer-Reiches nod des Warnen-Reiches muss also damals auch ein Heruler-Reich im nördlichen Deutschland bestanden haben. Ueber dieses wird uns vielleicht eine andere Spur noch einiges andeuten. Für jetzt aber wollen wir uns mit dem schon gewonnenen Ergebnisse begnügen, dass am Anfang des 6. Jahrhunderts deutsche Völkerschaften aus dem mittleren und

unteren Flussgebiet der Elbe, namentlich aus dem Osten dieses Flusses noch nicht völlig verschwunden waren. Hiernach mögen auch die so ausserordentlich verlockenden Andeutungen, die über die Völkerstellung dieser Gegenden aus dem angelsächsischen Wanderer-Liede Vidid entnommen werden können, für jetzt bei Seite bleiben; sie bestätigen das Bisherige, lassen aber keine ganz feste Zeitbestimmung zu. Nur Ein Ereigniss aus diesen Gebieten, das noch dem 6. Jahrhundert angehört, will ich noch kurz erwähnen. Als der Langobarden-König Alboin i. J. 568 in Italien einbrach, waren ihm zu dieser Heerfahrt aus den unteren Elbländern zahlreiche Haufen von Sachsen zugesogen. In den Wohnsitzen der Angewanderten (zwischen der Bode, der Saale und den Ostabhängen des Harzes) wurden dann durch die Frankenkönige Clothar und Sigibert Schwaben angesiedelt nebst einigen andern Völkern; die Schwaben gaben ihrer neuen Heimath den neuen Namen „Schwabengau“; sie behaupteten sich auch nachher mit Erfolg gegen die aus Italien zurückkehrenden Sachsen. Es sind die sogenannten Nordschwaben. Zwar wird uns nicht ausdrücklich berichtet, woher sie gekommen waren, aber wir können mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass sie den alten Sitzen des sarmatischen Hauptvolkes, der Semnonen, im Osten der Elbe entstammten, und dass sie vor den immer stärker andringenden Slavenvölkern über die Elbe nach Westen gewichen waren.

Denn nun entrollt sich uns beim Blick auf diese Elbländer allmählich ein ganz anderes Bild. Sobald die fränkischen Christen, etwa seit dem 7. Jahrhundert, ihren Gesetzkreis wieder über die Elbe, die Grenze des Sachsen-Stammes, in das nördliche Deutschland hinein ausdehnten, da treten slavische Völkerschaften, Wenden und Sorben, uns auf demselben Boden entgegen, wo wir vorher Deutsche kennen gelernt hatten. Um das Jahr 690 zuerst wird von dem Chronisten Fredegar (Cap. 68) ein Sorbenfürst mit Namen Derwan als Unterthan des mächtigen Slavenkönigs Samo erwähnt, und es scheint in der That, dass das Gebiet dieses Sorbenfürsten bereits in dem Raum zwischen Elbe und Saale zu suchen ist. Zugleich wird zum ersten Male verheerende Einbrüche der Wenden nach Thüringen und in die benachbarten fränkischen Gauen gedacht. Im Jahre 682 nahmen dann die Sachsen ihre Grenzkriege gegen die Wenden zum Vorwande, um sich bei dem fränkischen König Dagobert Befreiung von ihrem bisherigen Jahres tribut von 500 Köhen auszuwirken: dann würden sie mit Freuden bereit sein, in ihrem Lande die fränkische Grenze gegen die Wenden zu vertheidigen. Dagobert willfahrte ihrem Begehren. Man sieht, die Macht slavischer Völker steht mit einem Male drohend an der Nordostgrenze des grossen Frankenreiches. Wo früher östlich von der Saale und der unteren Elbe Deutsche gewohnt und gewaltt hatten, da waren jetzt Slaven eingedrungen und bedrohten die Wohnsitze der Sachsen und anderer Deutschen auf dem gegenüberliegenden Ufer der beiden Grenzflüsse, ja sie drangen an einzelnen Stellen bereits über diese Grenze westwärts vor.

Hierbei erhebt sich nun die Frage: Waren die deutschen Völker aus diesen Gebieten wirklich bis auf den letzten Mann abgezogen, so dass die Slaven bei ihrem Vordringen nach Westen in ein völlig menschenleeres Land kamen? oder fanden die letzten noch Reste germanischer Urbewölkerung, die von ihnen dann unterworfen und in Dienstbarkeit erhalten wurden? und haben solche deutschen Volkreste vielleicht sogar

bis zur Erneuerung der deutschen Herrschaft im späteren Mittelalter fortbestanden?

Die soeben angeregten Fragen sind in der Regel in dem Sinne beantwortet worden, dass man die Fortdauer germanischer Urbewölkerung im Osten der Elbe gelegnet hat. Noch neuerdings hat Müllenhoff im 2. Bande seiner deutschen Alterthumskunde (S. 78, 95, 97) die Meinung, dass in diesen östlichen Landschaften unter der Herrschaft der Slaven bis und da eine Schicht altgermanischer Bevölkerung sitzen geblieben sei, mit starken Worten als unmissig verurtheilt. Aus der andern Seite ist diese Meinung schon früher namentlich von C. F. Fabricius im 6. Jahrgange der Mecklenburgischen Jahrbücher und von Ludwig Giesbrecht in seinen Wendischen Geschichten eingehend vertheidigt worden. Ich möchte heute Abend nur auf folgende Umstände und Erwägungen hinweisen.

Zunächst handelt es sich um die Thatsache, dass die deutschen Völkerschaften nicht immer mit ihrer ganzen Volkmasse aus der alten Heimath abzogen, sondern dass grössere oder geringere Abtheilungen zurückbleiben pflegten. Diese Thatsache wird von Müllenhoff nicht bestritten. Sie wird uns aber auch durch eine Erzählung des alten Byzantiner Patriop von Cassarea ausdrücklich bezeugt. Nachdem nämlich die Vandalen sich nach langer Wanderung in Afrika niedergelassen hatten, erschien eines Tages am Hof ihres Könige Geiseric eine Gesandtschaft des in der alten Heimath zurückgebliebenen Volkrestes, um sich das Eigenthumsrecht an den Ländereien der Auswanderer übertragen zu lassen und des alte Stammesgebiet dann desto freudiger vertheidigen zu können; aber König Geiseric lehnte schliesslich das Ansuchen seiner dabei zurückgebliebenen Volksgenossen ab, er wollte sich für alle Fälle einen Rückhalt in der Heimath sichern. Hiernach ist es nicht zu bezweifeln, dass ein Theil der Vandalen, und zwar wahrscheinlich vom silingischen Volkzweige, nicht mit in die Ferne gezogen, sondern seinen ursprünglichen Wohnsitzen in Schlesien treu geblieben war.

Dasselbe lässt sich auch bei andern deutschen Volkstämmen, bei den Langobarden, den Warnen, den Burgunden, aus mehreren Spuren erkennen und nachweisen. (Man vergleiche hierfür die „Forschungen zur deutschen Geschichte“, Bd. XX, S. 167 ff.) Bleiben wir indes zunächst noch bei den Vandalen stehen.

Die ursprünglichen Wohnsitze der Vandalen lagen, wie gesagt, in Schlesien, dessen Name ja schon von dem vandalschen Volkzweige der Silingen herleitet ist. Und das Riesengebirge hiess bei Dio Cassius gerade das „vandalische Gehirge“. Lange Jahrhunderte hindurch hören wir darauf nichts aus diesem Lande. Unterdessen hatten sich die Slaven dort ausgebreitet, und zwar war das Land zuerst unter baltische Herrschaft gekommen, dann seit dem Jahre 990 von den Polen erobert und fortan der b-hauptet worden. Da unternahm Kaiser Heinrich II., der letzte Ludolfinger, mehrere Feldzüge gegen Herzog Boleslaw Chrobry von Polen. Bei der Erzählung des letzten dieser Züge, also beim Jahre 1017, erwähnt nun der sächsische Geschichtschreiber Thietmar, Bischof von Merseburg, auch die Stadt Nemzi in pago Silensium (Nimsch in Schlesien), und er erklärt ihren Namen durch Hinzufügung des Worte: (urbem Nemzi dictam), eo quod a nostris olim sit condita: sie sei also benannt worden, weil sie vor langen Zeiten von Deutschen gegründet wurde. Das Wort Nemzi kommt nämlich von der altslavischen Wurzel njemu, die eigentlich „stamm“ bedeutet, dann aber in den slavischen Spra-

chen zur Bezeichnung des deutschen Mannes diente; dieser war ja den Slaven gegenüber stumm, weil seine Sprache von ihnen nicht verstanden wurde. So heisst im Polnischen niemiec, im Rühnischen nēmeč (Plural nēmeč), im Wondischen der Oberlausitz nēmeč der Deutsche, und das böhmische Wort němeč bedeutet etwas den Deutschen gehöriges. Es ist offenbar dasselbe Wort, wie der Name der Stadt Nemzi im Gau Silenai; diese ist somit durch ihre slavischen Oberherren und Namensgeber selbst als eine deutsche Stadt bezeichnet. Und das bestätigt sich besonders durch die Wahrnehmung, dass es in den zweisprachigen Ländern Böhmen und Mähren eine Menge Dörfer des Namens Niemetschitz gibt, eines Namens also von derselben Wurzel wie unser schlesisches Nemzi, und zwar liegen diese Dörfer zum grössten Theil ganz in der Nähe der Sprachgrenze, mithin da, wo die beiden Volksstämme an einander stossen und sich ihres Gegensatzes stärker bewusst wurden, was sich dann auch in den Ortsnamen knüpft.

In der preussischen Ober-Lausitz ferner, mitten im heutigen Wendelande, liegt das Dorf Dörzgenhausen, ursprünglich Düringenhäusen genannt; es trägt also den Volksnamen der Thüringer; im Munde der umwohnenden Wenden heisst es Nēncy: wieder derselbe Name für einen Ort, der auch durch seinen deutschen Namen auf die Angehörigen eines deutschen Volksstammes hinweist. Thietmar wird sogleich mit seiner Erklärung des Namens der Stadt Nemzi im Gau Silenai Recht behalten.

Nun nehmen wir hinzu, dass die soeben genannte Gauenbezeichnung von dem Volksnamen der Silingen herkommt, und dass der von Thietmar erwähnte ursprüngliche Name für den hervorragenden Berg der dortigen Gegend, den Zobtenberg, Zlocz (Sileni) gelautet hat, ebenfalls im Zusammenhang mit jenem Volksnamen: so kann wirklich der Schluss, dass silingische Volksteile dort zurückgeblieben sind und sich während der slavischen Oberherrschaft bis zur erneuten deutschen Kolonisation im späteren Mittelalter erhalten haben, nicht mehr so entsetzlich katastrophisch erscheinen, wie er von manchen Seiten dargestellt wird.

In dem Ortsnamen Nemzi sind ähnlichen auf dieselbe Wurzel zurückzuführende Namen haben wir ein Merkmal für das ehemalige Vorhandensein einer deutschen Bevölkerung zur Zeit der slavischen Oberherrschaft gefunden. Sehen wir, wo solche Namen östlich von der Elbe und Saale usw. weiter begegnen.

Da ist zunächst das Dorf Niemetsch bei Guben, das als civitas Niempsi und als Mittelpunkt eines Burgwardbezirks i. J. 1000 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird; es wurde damals von Kaiser Otto III. dem Kloster Nienburg an der Saale geschenkt.

Da sind ferner im heutigen Königreich Sachsen die beiden Ortschaften Nimbschen bei Grimma (im späteren Mittelalter Sitz eines Nonnenklosters) und Nehmitz bei Lucca südlich von Leipzig.

Dann bei Dessau das Dorf Nimitz. Die ursprüngliche deutsche Bewohnerchaft dieses Dorfes, die auf Grund seines von den Slaven ihm ertheilten Namens ungenommen werden darf, hat aber ihr Volkthum nicht bewahrt; denn es wurde zusammen mit einem andern ihm benachbarten Dorfe im Jahre 1159 von dem Abte von Ballenstädt zum Zwecke der Besiedelung an flämische Kolonisten verkauft. Der Name Nimiz (Nemzi) für sich allein gibt eben zunächst doch nur dafür Zeugnis, dass in einem solchen Dorfe Deutsche gewohnt haben in der Zeit, als es von den Slaven

seinen Namen erhielt und als deutsches Dorf gekennzeichnet wurde. Will man über die weitere Frage nach der fortdauernden Erhaltung der deutschen Nationalität eine Auskunft haben, so muss man immer die Umstände und sonstigen Verhältnisse berücksichtigen, unter denen eine Ortschaft dieses Namens zum ersten Male urkundlich erwähnt wird. So war es oben bei dem schlesischen Nemzi der Fall, wo die zusammenfassenden andern Ortsnamen (der Ganname Silenai, der Bergname Silen), die noch an die alten Silingen anknüpfen, sich unter der slavischen Oberherrschaft sicherlich nicht erhalten hätten, wenn nicht auch eine deutsche Volksinsel dort inmitten der slavischen Hochfluth aufrecht geblieben wäre.

Gehen wir auf der Spär unserer Ortsnamen weiter. Auf dem hohen Fläming nördlich von Wittenberg treffen wir das Städtchen Niemęck, das in einer Urkunde des Brandenburgischen Bischofs Wilmar im Jahre 1161 zum ersten Male erwähnt wird und zwar als Hauptort eines Burgwards; es muss also damals gleich anderen Orten, die bei der Besitznahme des Landes von den Deutschen in solche Zwangsburgen gegen die Wenden umgewandelt wurden, als ein wichtiger Ort aus der slavischen Zeit her bereits bestanden haben; seine Gründung kann nicht, wie man wohl gemeint hat, niederländischen Kolonisten zugeschrieben, sein Name nicht mit dem Namen der Stadt Nyrwegen zusammengestellt werden; er war vielmehr altslavisch, und er giebt uns durch die ihm innewohnende Bedeutung ein Zeugnis von deutschen Bewohnern während der Oberherrschaft der Slaven.

Auch in Pommern giebt uns der Ortsname Nemitz an mehreren Stellen ein solches Zeugnis. Ein Dorf Nemitz finden wir dicht bei Stettin; es ist nemneher seit länger als einem halben Jahrtausend im Eigenthum dieser Stadt. Zwei andere zusammengehörige Ortschaften desselben Namens liegen im Kreise Cammin östlich von Wollin, die eine ein Pfarrdorf, die andere ein Rittergut. Ein weiteres Pfarrdorf Nemitz befindet sich sodann im hinterpommerschen Kreise Schlawe; dieses muss ein sehr bedeutendes altes Dorf gewesen sein, da es laut einer Urkunde des Jahres 1250 sehr zeitig nach den pommerschen Anfängen des Christenthums, schon in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts, mit einer Kirche versehen wurde. In dem an Pommern angrenzenden nemmärkischen Kreis Arnswalde endlich giebt es eine Försterei Nemischuck und ein Gut Nemischhof; beide Namen zeigen uns deutsche Grundwörter in Verbindung mit einem älteren slavischen Bestimmungsworte; dieses aber bekundet durch den ihm innewohnenden Sinn, dass die Sprache, der jene Grundwörter angehören, auch früher schon an diesen Orten erklungen war, bevor sie in der ganzen Gegend die herrschende wurde.

(Schluss folgt.)

Anthropologisches aus Amerika.

Was Alles in Nord-Amerika in ethnologischer und anthropologischer Beziehung veröffentlicht wird in einem einzigen Jahre, ist erstannlich viel. Die anthropologischen Zeitschriften nehmen an Zahl und Umfang zu. Aus den zwei jüngsten Heften des American Antiquarian citiren wir nur: D. Peet, Götzen und Götzenbilder; Rawson, eine alte Inschrift von Chatoto

in Tennessee; Peet, Leben und Cultus bei den Mound Builders; Thompson, die Entwicklung des menschlichen Gesichts. In den beiden letzten Heften des American Anthropologist finden wir unter Andern: C. Welling, das Gesetz der Folter; W. Fewkes u. M. Stephen, das Mamtsrauti, eine Tusayan-Ceremonie; Holmes, Studien über die Verzierungskunst der Indianer; B. Grinnell, Geschichte der Blackfoot-Indianer.

Ans den Berichten des Nationalmuseums in Washington citiren wir: Hough, Die Methoden des Feuermachens; K. Hitchcock, die Ainos von Jezo. Diese Abhandlung bringt viele photographische Aufnahmen und eingehende Studien der Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten der Ainos. Derselbe publizierte im New-Yorker Journal „Science“ einen Artikel über eine Prac-Aino-Basse in Japan, der einen etwas abweichenden Standpunkt von dem Morse's einnimmt; T. Mason, das Ulu, oder Weibermesser der Eskimos. Bringt zahlreiche Abbildungen verschiedener Messerformen der Eskimos.

Das Bulletin des Essex-Instituts bringt einen illustrierten Artikel von S. Morse über die älteren Formen der Terra-Cotta-Ziegel.

In den „Proceedings“ des Nova Scotia Instituts of science finden wir eine Abhandlung über die Magdaleneninsel von H. Makay.

W. Fewkes publiziert im Journal für Amerikanische Ethnologie eine Studie über Sommer-Ceremonien bei den Tusayan-Stämmen und Owens (ibidem) über Gehrnts-Gebürche bei den Hopi-Indianern.

Alburt S. Gatschet hat eine neue Abhandlung über den Juma-Sprachstamm veröffentlicht. Die vier von ihm erschienenen Aufsätze (Zeitschr. f. Ethnologie 1877—1892) ist das Vollständigste, was über diesen Sprachstamm bekannt geworden ist.

Cyrus Thomas hat weitere Fortschritte in der Entzifferung der Maya-Hieroglyphen genaht und seine Studien in „Science“ publiziert. Thomas nimmt an, dass die meisten Charaktere phonetischer und syllabischer, nur wenige ideographischer Natur sind. Eine vollständigere Abhandlung steht für 1893 im Aussicht.

W. Hofmann hat bei den Indianerstämmen Wisconsin's längere Zeit verweilt und die Medicinmänner und ihre Heilkunst näher studirt.

J. C. Pilling hat eine 614 enggedruckte Seiten umfassende Bibliographie der Alkongin-Sprachen

publizirt in den Mittheilungen des Bureau of Ethnology.

Dieses verdienstvolle umfangreiche Werk ist das Resultat viele Jahre dauernder mühsamer Arbeit. Verfasser heriesite alle Städte Amerikas, in denen Bibliotheken sich befanden, um so das umfangreiche Material zu sammeln. Die Alkongin-Sprachen wurden bekanntlich an der Atlantischen Küste und den jetzigen Mittelstaaten gesprochen.

J. Payne hat ein Werk publieirt, betitelt: History of the New World, called America. (Oxford 1892.)

Von besonderem ethnologischem Interesse ist der erste Band, welcher die amerikanischen Volksstämme zur Zeit der Entdeckung Amerika's beschreibt und besonders auf die religiösen Gebräuche und Ideen Süd- und Nord-Amerika's eingeht.

Aus dem Smithsonian Report für 1890 heben wir hervor: Evans, das Alter des Menschengeschlechts; Baker, die Entwicklung des Menschen, Montelius, das Broncealter in Aegypten; Allen, Gewohnheiten der Mohaves.

Im Bulletin of the Philosophical Society Vol. XI sind eine Anzahl wissenschaftlicher Artikel, jedoch keine von speziell anthropologischem Inhalt enthalten. Im Report des Canadianischen Instituts finden wir eine illustrierte Beschreibung archäologischer Funde, von David Boyle. Besonders sind Gefässe, Geräthe und Schädel behandelt, welche in Canada gefunden wurden.

Reise-Stipendium.

Die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. beabsichtigt, im Laufe des Jahres 1893 ans den Ertragsmüssen der Roppel-Stiftung ein Stipendium von ungefähr 12,000 M. zu einer Forschungs- und Sammelreise nach dem malaisischen Archipel, speziell nach den Molukken, an einen deutschen Zoologen zu vergeben. Geeignete Bewerber, die eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung nachweisen können, im Sammeln und Conserviren von Thieren die nöthigen Kenntnisse besitzen und womöglich Reiseerfahrung haben, wollen sich bis zum 1. Juli d. J. schriftlich bei der unterzeichneten Direction melden, die zur Ertheilung näherer Anknäpft über Dauer und Zweck der Reise und die Obliegenheiten des Reisenden bereit ist. Den Meldungen sind die erforderlichen Schriftstücke, ans denen die Befähigung des Bewerbers hervorgeht, beizufügen.

Frankfurt a. M., den 1. Februar 1893.

Die Direction
der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 23. Februar 1893.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1893.

Inhalt: Die Umgebung des Pfäffikonsees in archäologischer Beziehung. Von Jakob Messikommer in Wetzikon. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologischer Verein in Göttingen (Schluss). — Blaue Augen in Spanien. Von Dr. T. de Aransadi. — Weltausstellung in Chicago, anthropologische Bibliothek.

Die Umgebung des Pfäffikonsees in archäologischer Beziehung.

Von Jakob Messikommer in Wetzikon.

Die Umgebung des Pfäffikonsees, obwohl sie abseits von den grossen Verkehrsstrassen des Alterthums lag, ist schon sehr lange in der vorhistorischen Zeit bewohnt gewesen. Hat man doeb in den Schieferkohlen von Wetzikon bis dato das älteste Zeugnis der Anwesenheit des Menschen gefunden, welche der berühmte Forscher Herr Professor L. Rüttimeyer in Basel unter dem Titel: „Die Wetzikon-Stäbe“ des näheren beschrieben hat. Abgesehen von diesem vereinzeltten Funde aus der Zeit zwischen den beiden Gletscherperioden unsers Landes (denn die Schieferkohle in Wetzikon liegt auf erraticem Material) und ist auch wieder mit solchem bedeckt) haben wir allerdings die Anwesenheit des Menschen in hier am Ende der Gletscherzeit (Thayngen etc.) noch nicht konstatiren können und es ist hiefür wohl geringe Hoffnung vorhanden, dass dies, wenigstens in Höhlen, zu finden möglich sei.

Unsere Höhenzüge (die Allmann- und Hörnlücke, sowie auch der Pfannenstiel) bestehen nur aus Sandstein und Nagelfluh, welche wenig Höhlen in sich schliessen. Der Pfäffikonsee liegt 541 m über dem Meer, und wenn wir dies als Mittelmeer Thalsole annehmen, so lag zur Eiszeit eine wenigstens 300 m hohe Eiseisicht über derselben (am Bachtel habe ich noch erratiche Blöcke auf 995 m über dem Meer vorgefunden) und da konnten sie offenbar in Thayngen den Moschusochsen und das Renthier schon jagen, wo unsere

Gegend noch tief mit Eis bedeckt war. Hoffen wir, dass ein günstiger Zufall dies, irgendwo hier, doch noch möglich mache, denn der Mensch hat offenbar das Land, welches vom Banne der Eiszeit wieder befreit wurde, auch bald wieder zu Jagdgründen und vorübergehendem oder hieblendem Wohnsitz benutzt.

Eine grosse Kluft trennt bis jetzt die Renthierzeit von der Pfahlbautenzeit. Dort sehen wir Jäger und Höhlenbewohner mit Thieren, welche nun theils verschwunden sind oder der arktischen Zone angehören, kämpfen, wir finden in den Knochenresten keine Spur von solchen von zahmem Vieh etc., und hier schon sehr lange vor der Kenntniss des Metalles eine Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung, mit festem Wohnsitz und auch schon mit der Fabrikation von Industrieerzeugnissen beschäftigt. Robenhansen ist die bekannteste, hiesige Niederlassung. Die Mannigfaltigkeit ihrer Industrieerzeugnisse (Flachsfabrikate) erregt Erstaunen. Wie alt aber immer die Pfahlbauten der sog. Steinzeit sein mögen (trotzdem in Robenhansen auf einem Theil der Niederlassung 3 Pfahlbautenreste übereinander standen, dauerte sie nur bis zum Beginne der Bronzezeit), so ist doch die Kunst des Webens älter als diese, den ich fand schon solche Kunstprodukte in der Kohlenschiebte der ältesten Niederlassung, kaum 6 cm über dem alten Seeboden.

Ich setze die weitem Funde dieser Niederlassung als bekannt voraus, siehe hierüber die Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Gleichzeitig mit Robenhansen fand sich

im Gebiet des Pfäffikonsee's eine zweite, kleinere Niederlassung: Jrgenhausen. Hier liessen sich sogar Broderien etc. finden.

Auffallenderweise haben wir im Zürcher Oberlande trotz zahlreichen Funden von Bronzegegenständen in Torfmooren und alten Gräbern noch keine eigentliche Niederlassung aus der Bronzezeit (wie dies Wollibofen im Zürchersee war) finden können. Auch die Pfahlbautenstationen am Greifensee (Fällanden, Greifensee, Wildsberg und Riedikon) dauerten nur wie diejenigen im Pfäffikonsee bis zum Beginne der Bronzezeit.

Wenn in der Westschweiz noch tief in die Bronzezeit hinein, ja selbst noch in der Eisenzeit (La Tène) Pfahlbauten existirten und namentlich aus der „schönen Zeit der Bronze“ prachtvolle Fundgegenstände unsere Museen zieren, so ist aus dem Fehlen derselben bei uns durchaus nicht anzunehmen, dass aus irgend welchen Ursachen dazumal die Bevölkerung unserer Gegend nicht mehr vorhanden gewesen sei, sondern wir haben den strikten Beweis dafür, dass sie sich nach dem Verlassen der Pfahlbauten namentlich auf dem festen Lande ansiedelte. Allerdings sind die Hütten dieser ältesten Ansiedlungen auf festem Lande nicht mehr zu konstatiren, wie dies z. B. bei den Pfahlbauten so leicht möglich ist. Ihre aus Holz und Stroh erstellten Hütten sind spurlos verschwunden. Die Anwesenheit des Menschen in der unmittelbar nach der Pfahlbautenzeit folgenden Periode herzeugen aber bei uns nicht nur gelegentliche Bronze-funde, sondern ganz bestimmt auch die Zufluchtsörter (Refugien) jener an Fehden so reichen Periode. Zwei solcher, sagen wir althelvetischer Zufluchtsörter finden sich bei uns. Das eine Himmich unmittelbar am Südrande des Pfäffikonsees, im gegenwärtigen Torfmoor von Rohenhausen, das einzige Refugium in einem Torfmoore der Schweiz, Himmich war a. Z. eine kleine Insel, mit diluvialen Untergrund, eine Viertelstunde vom nächsten Ufer entfernt. Noch zur Römerzeit wurde sie zeitweilig in Noth und Gefahr als Zufluchtsort benützt. Ein 200 m langer und stellenweise 1 m hoher Wall wurde hier im Laufe der Zeiten erstellt, um den Wirkungen der Torfbildung, welche den Wasserabfluss des Pfäffikonsee's hemmte, zu begegnen. Ein zweites Refugium, in gerader Richtung 20 Minuten vom See entfernt, ist die sog. Heidenburg bei Anthal. Wall und Graben sind auf der östlichen Seite desselben jetzt noch vorhanden, während gegen Süd, West und Nord zum Theil steil abfallendes Gelände natürlichen Schutz bot.

Einen ferneren Beweis einer landansässigen Bevölkerung unserer Gegend in jener Periode ist

der nfrnen Heidenburg in der sog. Hexrüti bei Bertschikon-Gossau aufgefundenen Schalenstein, welcher sich namentlich in den Sammlungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich befindet. Aus der La Tène-Periode sind namentlich in der Gemeinde Wetzikon Gräber zum Vorschein gekommen. Es ist hiedurch der sichere Beweis geleistet, dass die älteste Bevölkerung unsers Landes, nenne man sie nun Kelten oder Alt-Helvetier, auch unsere Gegend, und zwar in stärkerem Masse als man gewöhnlich annimmt, bewohnte.

Der Auszug der Helvetier und die schliessliche Besiegung derselben und die Unterjochung unsers Landes durch die Römer etwas vor dem Beginne unserer Zeitrechnung sind bekannt. Der Sieger war bemüht sich seinen Besitz zu sichern und legte darum Strassen, Wachthäuser, Kastelle und befestigte Plätze etc. in unserm Lande an. Auch in unsere Gegend drang der Sieger, denn fast rings um den See von Pfäffikon finden sich die Zeugen seiner Anwesenheit. So Bürglen bei Ottenhausen, eine Villa, welche rings von Mauern umgeben war und welche nach Dr. Ferdinand Keller (siehe hiorüber seine „Römischen Niederlassungen der Ostschweiz“ in den Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft) einen inneren Raum von rund 200 000 □ umschloss. Ferner der Wachtthurm in der sog. Spek (von Spekula herührend) bei Pfäffikon, das Kastell Jrgenhausen das Kastell Jrgenhausen (das grösste römische Kastell der Ostschweiz) mit 8 Thürmen flankirt, die Ortschaft Campaturum bei Wetzikon, die noch in dem Namen Kempton ihren ursprünglichen Namen bis jetzt ehrlten hat. Eine neue römische Villa in der Nähe von Bürglen wurde Anfangs dieses Jahres aufgefunden. Bei dem Fällen einer Baue kam mit dem Wurzelstock römisches Gemäuer zum Vorschein. Bei den Nachgrabungen die mein Sohn und ich hierauf vornahm, ergab es sich, dass diese Baue mitten auf einer römischen Badewanne von 2,4 m Höhe, 1,8 m Breite und 1,2 m Tiefe gestanden war. Diese Badewanne war aus zersehlagene römischen Ziegeln und sehr bartem, rothem Mörtel erstellt. Eine in Grösse und Form ganz ähnliche Badewanne hatte vor einigen Jahren der geschichtsforschende Verein „Lora“ in Pfäffikon ebenfalls in der sog. Spek ausgegraben. Trotz diesen zahlreichen römischen Niederlassungen in unserer Gegend sind aus dieser Zeit Fundgegenstände von Werth bei uns selten. Seit der Alemannenzeit wurde auf diesen zerstörten und durch die Siegersachen ausgeraubten Niederlassungen Baumaterial von den Umwohnern derselben geholt. So fand sich vor einigen Jahren bei dem Abbruche der Kapelle in Seegräbe ein römischer Doppel-

altar etc. am Boden derselben, welcher ohne Zweifel s. Z. vom nahen Bürglen geholt worden war. Wenn man weiss, wie vor 40 Jahren noch jeder gefundene rostige Nagel für den Wiedergebrauch gesammelt wurde, so hegreift man, dass in früheren Jahrhunderten, wo dass Eisen noch einen ziemlich grösseren Werth hatte, sorgfältig auf solche Fundgegenstände Ohacht gegeben oder in den nahen römischen Niederlassungen selbst Nachgrabungen auf Eisen stattfanden.

Die Alemannen haben bekanntlich der römischen Herrschaft in unserer Gegend ein jähes Ende gemacht. Der Alemanne liebte die Städte nicht, er wollte auch nicht eingeeignet bei seinem landwirthschaftlichen Betrieb durch Nachbarn sein. So entstanden überall in unserer Gegend eine Menge einzelner Höfe, welche ebenso vielen einzelnen Besitzern gehörten. Nach dem Namen des ersten Besitzers wurde der Hof und dann im Laufe der Zeiten, theilweise mit Ahänderungen, die Ortschaft genannt. So war z. B. ein Wetzto d. h. der Starke, der erste Hofbesitzer hier, noch im 12. Jahrhundert hiess unsere Ortschaft Wetzinhofen, d. h. Hof des Wetzto. Auffallenderweise wurde in den folgenden Jahrhunderten die Entsyb hofen in kon oder ikon verwandelt und das geschah nicht nur bei dem Ortsnamen Wetzikon allein, sondern bei mehr den 80 Ortsnamen nur in unserm Kanton, deren Endsylben vorher an hofen gelautet hatten. Ihren ursprünglichen Namen behielten besser die Ortsnamen, deren Endsylbe auf hausen lautete, so z. B. Robenhäuser = Haus des Robo, Ettenhäuser = Haus des Aetti (Vaters), Wolfshäuser = Haus des Wolfheri etc.).

Den alemannischen Charakter in Form der Besiedlung unserer Gegend hat dieselbe his heute bewahrt. Man findet bei uns überall bewohnte Gelände und das erleichtert dem Bauer seine Arbeit sehr, wenn er sein Wohngebäude und seine Stallungen inmitten seiner Güter hat, als wenn er zuerst eine Viertelstunde oder noch mehr laufen muss bis er in sein Grundstück gelangt, wie dies bei grossen Bauernhöfen fast nicht anders sein kann.

Unser Zürcher-Deutsch ist ja auch noch alemannisch und gewiss unser Oberländer-Deutsch vor Allem. Es wohnt ein sangesfrohes, thätiges Volk in unsere Ebenen und auf unsern Höhenzügen. Zahlreiche industrielle Etablissementen in Baumwolle, Seide, Stickereien, mechanischen Werkstätten sind überall in unserer Gegend zu finden,

1) Siehe hierüber Dr. Meiers: „Die Ortsnamen des Kantons Zürich“ in den Mittheilungen der zürcher. antiquarischen Gesellschaft.

vornämlich in Uster, Wetzikon, Rüti, Wald etc.) Ein Beweis, wie sehr man hier die Wasserkräfte benutzt, ist der Anbach, welcher vom Pfäffikonsee in den Greifensee fliesst. Das Gefälle beträgt 101 m und jeder Zoll hievon, sage jeder Zoll ist für die Industrie ausgenützt. Dazu kommt, dass der Pfäffikonsee mit seiner ca. 300 ha Oberfläche durch Schleuseneinrichtung 2 m gefüllt werden kann, was natürlich von eminentem Vortheil ist. Eine älmliche Schleuseneinrichtung hat im letzten Winter auch der Greifensee erhalten, nachdem durch vorherige Korrektion der Glatt dies möglich gemacht werden konnte.

Der Oberländer des Kantons Zürich ist mehr denn je bestrbt, mit der Zeit Schritt zu halten und so lange dies geschieht, ist es mir um die Zukunfft unserer Gegend nicht hange.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologischer Verein in Güttingen.

Sitzung vom 28. Oktober 1892.

Ueber die mittelalterlichen Bevölkerungsverhältnisse im deutschen Nord-Osten (Jenseits der Elbe und Saale)

Vortrag von Dr. Platner.

(Schluss.)

Verlassen wir jetzt die Reihe der Ortsnamen, die aus der altslawischen Wurzel jezem an den von ihr abstammenden Wörtern heranzelten sind. Es finden sich noch andere, vielleicht noch deutlichere Spuren von einer in jenen weiten Länderstrichen des deutschen Nordostens auch während der slavischen Oberherrschaft strichweise noch aufrecht gebliebenen deutschen Bevölkerung.

Zunächst sei folgendes hervorgehoben.

Der das Kesselland Böhmen von der norddeutschen Ebene scheidende Gebirgszug, der heute das Erzgebirge heisst, wird im Jahre 806 unter bemerkenswerthen Verhältnissen erwähnt. Der gleichnamige Sohn Karls des Grossen überschritt ihn damals mit einem fränkischen Heeresheile von Norden her, um in das Egerthal hinanzusteigen und die Teuchzen zu bekriegen. Sein Zug ging von Niederachsen her zunächst über die Saale, dann durch die spätere Mark Meissen und über das Erzgebirge. Diese Gebiete waren damals schon seit Jahrhunderten in der Gewalt des slavischen Volksstammes der Sorben. Man sollte also für das Erzgebirge einen slavischen Namen erwarten. Weit gefehlt! Wir hören einen urdeutschen, einen Namen, der noch der gothischen Sprache entstammt, nämlich „Fergunna“, ganz dasselbe Wort wie das gothische fairguni, der Berg Ja, noch mehr: in einer Urkunde Kaiser Ottos II. vom Jahre 974 wird ein grosser Wald Namens „Mirquind“ erwähnt; und in Thietmars Erzählung von einem der ersten Feldzüge Heinrichs II. gegen den Herzog Boleslav Chrobry von Polen, der damals auch über Böhmen gebot und deshalb in diesem Lande angegriffen werden sollte, —

1) NB. gegründet von hiesigen Einwohnern.

in dieser Erzählung Thietmars kommt derselbe Name in der Form „Mirquidin“ vor; zugleich ergibt sich, dass nichts anderes darunter verstanden sein kann, als wiederum das Erzgebirge. Mirquido ist aber eben- so gut deutsch wie Ferguna; das Wort ist aus dem altslawischen mirki (dunkel, finster) und widn (das Holz) zusammengesetzt; es bedeutet so viel wie Schwarz- wald und stammt noch aus dem altdeutschen Heiden- thum, wo es den Wald der Schwanzjungfrauen, der Walküren, bezeichnete. Es ist jedenfalls von ältester Herkunft.

Wir haben also aus der Zeit unbestrittener nordischer Herrschaft selbst und dann aus einer etwas späteren Zeit, in der aber an neue deutsche Ansiedler in diesen Waldgebieten noch nicht zu denken war, zwei alte echt deutsche Namen für das Erzgebirge. Im Munde von Slaven würden diese Namen sich sicher- lich nicht erhalten haben, und ihre Fortdauer mit Müllenhoff bloss aus den Verbindungen des nachbar- lichen Verkehrs zwischen den Slaven im Osten und den Deutschen im Westen der Saale zu erklären, er- scheint für die damaligen Zeiten denn doch zu wenig zureichend. Solche Verbindungen müßen bestanden haben, gewiss! aber sie würden nimmermehr ausge- reicht haben, um zu bewirken, dass zwei der slawischen Sprache so fern liegende Namen für einen Gebirgszug der Heimath fremden Leuten, in diesem Falle den Deutschen, entlehnt und im Munde von Slaven fortge- pflanzt worden wären. Die Slaven waren durchaus nicht blöde, die vorgefundenen Ortsnamen, die noch von einem fremden Volke herrührten, durch Namen aus ihrer eigenen Sprache zu ersetzen. Sie haben sie es z. B. auf der Balkanhalbinsel mit den griechischen Ortsnamen, insonderheit den Berg- und Flussnamen gemacht; sie haben diese verdrängt, und sie sind da- bei durchaus nicht etwa mit grösserer Schonung ver- fahren, als nachher die Türken. Das Schickal der griechischen Namen der Balkanländer würden nun auch jene deutschen Namen des Erzgebirges getheilt haben, sie würden gleichfalls verschwunden sein, wenn nicht Leute an Ort und Stelle gewesen wären, in deren Sprache sie weiterleben und für die Nachwelt erhalten werden konnten; und so sehen wir uns doch wieder in dem Schlusse gedrängt, dass in den Wäl- dern und Schluchten des Erzgebirges ein gewisser Grundstock deutscher Bevölkerung aus früherer Zeit zurückgeblieben war. Die slawische Bevölkerung der Sorben scheint sich vorwiegend über das weite Flach- land zwischen Elbe und Saale ausgebreitet zu haben, ohne zugleich auch in das südlich angrenzende Ge- birge überall vorzudringen.

Gehen wir weiter nach Norden! und verweilen wir einen Augenblick bei der alten Feste der slawi- schen Hevelier, bei der Brandenburg. Diese Feste war bekanntlich im Jahre 928 von dem deutschen König Heinrich I. mitten im Winter zum ersten Male erobert worden. Aber die deutsche Herrschaft über das Havelland hatte damals noch lange keinen Be- stand; schon 983 erholten sich die unterworfenen Wen- den, überfielen Havelberg und die Brandenburg und zerstörten im Osten der Elbe alle militärischen und kirchlichen Anstalten der Deutschen auf mehr denn anderthalb Jahrhunderte hinaus. Die viduustrittene Brandenburg fiel zwar wohl zwischendurch einmal (wie im Jahre 1100) in die Gewalt eines tapferen deut- schen Markgrafen, ging aber immer bald wieder ver- loren und konnte erst seit dem Jahre 1160, nach dem Tode des letzten wendischen Häuptlings Pribislaw, auf die Damer von den Deutschen behauptet werden.

Damals gelangte Markgraf Albrecht der Bär in den Besitz des Havellandes und der Brandenburg. Vnrher war kein Gedanke daran, dass die Slaven etwa schon durch neue Ansiedlungen aus dem Westen der Elbe auf die inneren Bevölkerungsverhältnisse der Havelgegenden irgendwie hätten einwirken können; dazu waren die slawischen Geshlechter zu stark, viel zu feindselig. Unter diesen Umständen fällt folgen- des an.

Im Jahre 1165 wurde das Brandenburger Dom- kapitel errichtet, und bei dieser Gelegenheit wurde den dazu herbeiberufenen Prämonstratenser-Chorherren von Markgraf Otto, dem ältesten Sohne Albrechts des Bären, eine Kirche übereignet, die wahrscheinlich schon von dem vorhin erwähnten Fürsten Pribislaw, als er sich zum Christenthum bekehrte, erbaut worden war; die Marienkirche auf dem Harlungeberg bei Branden- burg. Ausdrücklich wird erwähnt, dass die Slaven auf dieser Anhöhe das Bild ihres Götzen Triglav an- gebetet hätten; es waren also hier Verhältnisse ge- wesen, die von irgendweicher Einwirkung des Christen- thums oder des Deutschtums keine Spur aufwiesen. Nun aber der Name Harlungenberg! Der versetzt uns plötzlich mitten hinein auf das Feld der altdeut- schen Heldensage; er trägt eine Erinnerung an jenes königliche Geschlecht der Harlunga, das in die göt- tische Stammsage tief verflochten war: der Gotenkönig Ermanarich, so wurde erzählt, liess sich von seinem treulosen Rathgeber Sihich verleiten, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüthen und insbesondere seine beiden Neffen, die Harlunga Embrika und Frilla, gefangen zu setzen und durch den Strang zu tödlen. Von dieser im Mittelalter allgemein bekannten Harlungensage findet sich das älteste Zeugnis schon in dem an- gelsächsischen Wandersriede. In den Pögnauer Annalen aber (in der früher sogenannten Vita Wiperti), etwa aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wird die Genea- logie des Grafen Wiprecht von Grutisch unmittel- bar an die Harlunga angeknüpft, und zwar wurde hierbei der Wohnsitz des Vaters der Harlunga geradezu nach Brandenburg verlegt, ebendahn, wo un- dieselbe Zeit unser brandenburgerischer Harlungenberg zum ersten Mal aus dem Nebel der Vorzeit hervor- taucht.

Der Name der Harlunga führt uns noch weiter; er hängt aufs engste zusammen mit dem Valknemen der Heruler. Nun erinnern wir uns, dass wir am An- fang des 6. Jahrhunderts in der Nähe der Thüringer und der Warnen ein Heruler-Reich in Norddeutschland kennen gelernt haben. Genauer konnten wir dessen Lage noch nicht bestimmen. Beutestüchtige Heruler- Schaaren, um dies hier kurz nachzuholen, waren zuerst gegen das Ende des dritten Jahrhunderts genannt worden und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatz, dass ihre Wohnsitze in weiter Ferne, hoch oben im Norden lagen. Wir müssen diese ältesten Sitze der Heruler in der Nachbarschaft ihrer damaligen Waflengeführten, der Avionen, wohl im heutigen Schleswig-Holstein suchen. Später fanden wir dann, wie erwähnt, ein Heruler-Reich neben Thüringern und Warnen; das herulische Volk oder ein Theil desselben muss sich also in der Zwischenzeit mehr nach Süden, nach den Thüringern hin verbreitet haben.

Dazu fügt sich folgendes. Im angelsächsischen Wandersriede wird neben den Warnen eine Völk- schaft der Brondinge erwähnt, und im Paulus Diaconus (Hist. Lang. II, 3) ein König der Brenten, Namens Sinduald, von dem es weiter heisst: er sei noch vom Volkstamme der Heruler übrig geblieben; bei Aga-

thias wird er demgemäss einfach als Führer der Heruler bezeichnet. Er war nämlich abenteuerlustig nach Italien gekommen und in oströmische Dienste getreten. Diese Bröndinge oder Brenten — denn beide sind eines und dasselbe — müssen mithin als eine Abtheilung der Heruler, etwa eine herulische Gauzesengeschaft oder die Mann- und Mageschaft eines herulischen Fürstengeslechtes, angesehen werden. Nun findet sich in Nordschleswig und dem südlichen Jütland eine grosse Zahl von Ortsnamen, die mit Brand, Brönd, Bränd beginnen; sie weisen auf die Gegend hin, wo wir die ältesten sicher erkennbaren Sitze der Bröndinge und somit überhaupt der Heruler suchen müssen. Nachher zog dieses Volk weiter nach Süden in die Nachbarschaft der Thüringer. Sollten die Bröndinge nun nicht auch in diesen späteren Sätzen eine Spur ihres Daseins, eine Erinnerung an ihren Namen hinterlassen haben? Sollte nicht der Name der Stadt Brandenburg selber eine solche Erinnerung an die Bröndinge enthalten? Schon durch ihren Harlungeberg hatte diese Stadt an Heruler gemahnt; sie lässt uns jetzt um ihres eigenen Namens willen genauer noch auf eine Ansiedelung der herulischen Bröndinge oder Brenten schliessen. Die älteste Form, in der ihr Name überliefert ist, findet sich in dem Stiftungsbrief Ottos I. für das Brandenburger Bisthum vom Jahre 948; sie lautet „Brandung“ und ist sehr leicht und einfach auf ein althochdeutsches Brentonoburg, Burg der Brenten, zurückzuführen. Gewöhnlich will man den Namen Brandenburg aus dem Slavischen erklären; dagegen ist aber zu bemerken, dass diese Burg nach dem Zeugnis eines Posener Bischofs aus der Mitte des 13. Jahrhunderts einen selbständigen slavischen Namen neben dem deutschen führte: Sagoreicia. Der deutsche Name kann also nicht ebenfalls aus einer slavischen Wurzel hergeleitet werden.

Wir haben mithin hier zwei Ortsnamen, welche auf ehemalige Sitze der Heruler hinweisen, Harlungeberg und Brandenburg; beide hatten sich unter der Decke slavischer Oberherrschafter Jahrhunderte hindurch erhalten, beide konnten nicht erst durch neu herbeigefundene deutsche Ansiedler nach Erneuerung der deutschen Herrschaft aufgefunden sein. Ist da wohl der Schluss allzu gewagt, dass in diesen Havellandschaften neben den Slaven und als deren Unterworfenen sich auch Leute deutschen Stammes erhalten hatten, die im Anschluss an die beiden besprochenen Ortsnamen zugleich ein gewisses Bewusstsein ihres Volkstums jener Jahrhunderte hindurch bewahren konnten?

Dieser Schluss wird nun auch mindestens durch eine ausdrückliche Angabe unserer schriftlichen Geschichtsquellen bestätigt. In der Chronica Brandenburgensis marchiae, dem ältesten brandenburgischen Geschichtsbuche, in die Rede von einer gens saxonum permixta Slavonica et Saxonica, die zu der Zeit, als die Brandenburg von König Heinrich I. erobert wurde, in der dortigen Gegend gewohnt und heidnischen Götzendienste obgelegen habe. Also ein deutliches Zeugnis für aus alter Zeit herstammende Reste deutscher Bevölkerung im Havellande. Diese Nachricht ist indes nicht über jeden Zweifel erhaben. Die brandenburgische Chronik, der sie entstammt, hat sich nämlich nicht als ein selbständiges, für sich allein bestehendes Werk erhalten; sondern sie ist dem Werke eines späteren böhmischen Geschichtschreibers, Pulikawa mit Namen, einverleibt. Diesem Pulikawa hatte Kaiser Karl IV. unsere brandenburgische Chronik übergeben, und der Böhme entledigte sich nun seiner

Aufgabe in der Weise, dass er allemal, wenn es ihm nach dem Gange seiner Erzählung passend erschien, die Nachrichten der brandenburgischen Chronik einfach herübernahm, nicht ohne ausdrücklich seine Quelle zu nennen. Man kann deshalb den Wortlaut dieser Chronik sehr gut aus seinem Geschichtswerke herauschälen; aber dabei ist doch ein Umstand nicht zu übersehen, die Möglichkeit, dass Pulikawa bei seiner Arbeit willkürlich dieses oder jenes an der ihm anvertrauten Chronik geändert oder hinzugefügt haben könnte, diese Möglichkeit darf nicht von vorn herein gelehnet werden. Die Handschrift, die ihm vorlag, ist leider verloren; wir können also nicht feststellen, wie weit seine Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt bei der Benützung seiner Vorlage reichte. Dennoch erscheint es wenig glaubhaft, dass er über die ebenmässigen Bevölkerungsverhältnisse der Mark, die ihm als Böhmen doch ziemlich gleichgültig sein konnten, eine Nachricht, wie die von uns angeführte, einfach erfanden und in seine brandenburgische Chronik eingeschmeigelt haben sollte. Am wenigsten aber erscheint es statthaft zu sagen: diese Nachricht muss auf solche unrechtmässige Weise entstanden sein, — aus keinem anderen Grunde, als weil sie unsern bisherigen Vorstellungen von jenen Bevölkerungsverhältnissen vielleicht nicht entspricht. Es ist doch wohl richtiger zu sagen: hier werden diese Vorstellungen ergänzt und erweitert; nehmen wir also die Nachricht an, so lange bis uns ihr unrechtmässiger Ursprung wirklich bewiesen wird.

Doch wir verlassen jetzt das Havelland mit seiner altherwürdigen Brandenburg und begeben uns weiter nach Norden. Im Flussgebiet der Tollense und Peene bis zur Ostsee hin, also im Osten des heutigen Mecklenburger Landes und im angrenzenden Theile von Pommern um die Stadt Demmin herum wohnte der Volkstamm der Lintiner. Als dessen hauptsächlichste Abtheilungen werden uns von einem der zuverlässigsten und bestunterrichteten Schriftsteller des 11. Jahrhunderts, dem Domherrn Adam von Bremen, vier Völkerschaften genannt: die Tollensaner und Rhedanzier, jene westlich, diese östlich von dem Tollensesee, ferner die Cirripauer nördlich von der Peene bis zur Ostsee hin, und die Chisiner (oder Kessiner) westlich von den Cirripauern bis zur unteren Warze. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts, wahrscheinlich im Jahre 1057, gelang es dem Dänekönige Sweend Eirikson sich im Bunde mit Herzog Bernhard von Sachsen und dem Obotritenfürsten Gottechalk in die inneren Streitigkeiten dieser lütischen Völkerschaften einzumischen und in ihrem Lande an der Ostsee festen Fuss zu fassen, so dass er nachher im Stande war, wenigstens die Cirripauer, vielleicht auch andere Theile der Lintiner, zu seinen Kriegszügen aufzubieten. Da geschah es dann, dass die im Jahre 1066 von Wilhelm dem Eroberer unterjochten Angelsachsen sich an König Sweund wandten und ihn um Hilfe baten; der Dänekönig aber, der selbst auf den angelsächsischen Thron Ansprüche erhob, schickte im Jahre 1069 unter Anführung seiner beiden ältesten Söhne eine grosse Flotte nach England, um den Aufstand der Angelsachsen zu unterstützen. An dieser Heerfahrt beteiligten sich nun auch Kriegsmänner der Lintiner, hauptsächlich wohl der Cirripauer, die auf solche Weise nach England kamen und den Engländern Gelegenheit boten, mit ihnen in längere nahe Berührung zu kommen; denn die Mannschaft der dänischen Schiffe lagerte den ganzen Winter von 1069 auf 1070 untätig an den Ufern des Humberflusses.

Ein normännischer Historiker ist es durch diese Verkettung der Umstände, der uns über die Sitten, insbesondere über den Götzendienst der Lütizer nähere Nachricht giebt. Der im Jahre 1076 in England geborene Ordericus Vitalis bezeugt (im 4. Buch seiner Kirchengeschichte) folgendes: „Auch Leuticien schickte seine Hilfsvölker; dort giebt es eine starke, von König Svend unterjochte Nation, die noch im Heidenthume steckt und die Wodan, den Thor und die Freia verehrt“ — Gnodonen et Thurum Fresaque. Da werden uns also die Namen von deutschen Gottheiten genannt, nicht von slavischen; die Verehrung deutscher Gottheiten war bei der von Ordericus Vitalis erwähnten lütizischen Völkerschaft im Schwange; diese Völkerschaft muss hiernach als eine deutsche, nicht als eine slavische erkannt werden, wenn sie gleich zweifellos unter slavischen Herrschen stand.

Von den alten heidnischen Vorstellungen unserer Vorfahren haben sich Reste, wenn auch im Laufe von Jahrhunderten sehr verlaene Reste, in den Sagen des Landvolkes erhalten. Sobald wir nun die Sagen der früheren Wendeländer, namentlich der Mark Brandenburg, Pommerns, Mecklenburgs, nach solchen Resten des Heidenthums durchforschen, so machen wir eine merkwürdige Beobachtung. Man sollte durchweg Spuren wendischen Volksglaubens, überhaupt wendische Erinnerungen antretfen erwarten; oder man sollte denken, dass alle derartigen Reste des Heidenthums im Osten der Elbe völlig verischt wären wie bei einer nur durch Colonisation aus verschiedenen Gegenden von Altddeutschland herbeigezogenen Bevölkerung vorausgesetzt werden könnte. Beides aber trifft nur an ganz wenigen Stellen zu. Im Kreise Teltow, südwärts von Berlin nach der Lansitz hin, in einem Gebiete, wo noch vor nicht gar langer Zeit eine Anzahl Dörfer als wendisch bezeichnet wurden, in der Nachbarschaft eines arden Gebietes, wo die Wenden ihre Eigenart in Sitte und Sprache strichweise bis auf diesen Tag zu wahren gewusst haben; im Kreise Teltow also tritt wohl eine slavische Göttin in den Sagen auf, nämlich „die Murraue“, die oberlausitzische Murra. Und die Sagen der Nemmark, eines Landes, das hauptsächlich durch eine durchgreifende Besiedelung dem deutschen Volkthume gewonnen wurde, sie entbehren hienwiderum der auf heidnische Vorstellungen zurückweisenden Züge; sie wurzeln fast sämtlich in christlichen Anschauungen und haben theils einen legendenartigen Anstrich, theils sind es unbedeutende Spukgeschichten oder harmlose Schwänke. Ganz anders in den übrigen Theilen der Mark, ebenso wie in Vorpommern und in Mecklenburg. Hier treffen wir in den Volkssagen auf mythische Gebilde, welche ganz deutlich dem ältesten deutschen Heidenthume entstammen. Es begegnen uns hier dieselben Gestalten, die uns aus den Sagen der übrigen Gegenden Deutschlands, namentlich der niederelbischen, wohl bekannt sind; die ganze altdeutsche Geisteswelt mit ihren Zwergen und Nixen, ihren Hausgeistern und sonstigen ethischen Wesen öffnet sich unsern überraschten Blicken; wir hören den wilden Jäger und das wüthende Heer brausen über uns einherziehen; kurz, alles erreicht uns den Eindruck, dass wir hier ebenso gut auf einem seit jeher von Deutschen bewohnten Boden wandeln, wie irgendwo sonst in Deutschland. Als die Hauptsache aber erscheint ein Umstand, auf den der bekannte Sagenforscher Adalh. Kuhn zuerst in mehreren Vorträgen in dem Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg aufmerksam gemacht hat. (Die Protokolle über diese Vereinssitzungen sind im dritten

Bande der Märkischen Forschungen, S. 375 und 377, veröffentlicht.)

Die Sache ist die: in Mecklenburg und Pommern, in der Prignitz, Uckermark und Altmark haben sich in den Sagen und Gebräuchen der Bewohner, besonders auch in manchen Erntegebäuchen, die ursprünglichen Namen der deutschen Hauptgötter, des Wodan und der Frick erhalten, während in der Mittelmark und westwärts bis zum Harz, also die Elbe überspringend, die ebenfalls deutsche Frau Harke an Stelle der Frick antritt. Es lässt sich demnach eine streng landschaftliche Soudierung der Götternamen, die sich aber nicht an die Elbegränze bindet, wahrnehmen, und zugleich erscheinen diese Namen hier in ältester Gestalt, wogegen die andere Theile Deutschlands in den entsprechenden Sagen mehr die Beisamen derselben Götter aufweisen.

Das bekannte Märchen von Hänsel und Gretel z. B. wird in der Uckermark mit der bemerkenswerthen Aenderung erzählt, dass hier die alte Zanberin, zu deren Höhle die beiden im Walde verirrt Kinder kommen, gewaden „Frick“ heisst. Der Name dieser altdeutschen Göttin, der Gemahlin Wodans, hat sich also bei dieser rauen Ueberlieferung im Volkthume erhalten. Und derselbe Name ist, ebenfalls in der Uckermark, auch noch mit der Sage von der wilden Jagd in Verbindung geblieben. Der ganze Mythos von der wilden Jagd herrscht überhaupt in allen vorhin genannten landschaftlichen ausserordentlich stark vor, in den Sagen Mecklenburgs und der Prignitz aus diesem Mythoskreis tritt anstatt der Frick eine Frau Gauden oder Frau Gode auf, deren Name schon deutlich genug an Wodan anklingt. Wodan selbst lebt ja in der Gestalt des wilden Jägers weiter, und so hat sich denn auch sein Name im Munde nicht bloss des holsteinischen, sondern auch des mecklenburgischen und des pommerschen Landvolkes erhalten. In Mecklenburg, wo „Wode“ bei manchen Erntegebäuchen noch angerufen wird, gibt es eine höchst merkwürdige Sage, wie ein trunkeuer Bauer mit „Wod“, dem wilden Jäger, der auf seinem Schimmel einhergeritten kommt, im Walde dreimal an einer Kette gerungen hat. Und in Pommern ruft man: „de Wod töht, de Wod“ trekt, de Wod“ jocht!“ Zugleich wird ausdrücklich besagt, dass gerade Neuorpommern es ist, wo man besonders viel von „Wode“ zu erzählen weiss. Hier hat der Name dieses deutschen Gottes von der heidnischen Vorzeit her in mehreren auf den wilden Jäger heutzutage Lokalsagen fortgedauert. Eben die Gegenden nun, von denen dies heute noch gilt, gehörten einst zum Lande der Circipaner, oder im weiteren Umfange zum Lande der Lütizer. Ihnen entstammten jene lütizischen Krieger, denen wir bereits im 11. Jahrhundert unter dem Dänenkönig Svend auf Englands Gestaden begegnet sind; wo dorthin wurde uns die bei denselben Lütizern herrschende Verehrung deutscher Gottheiten bezeugt. Ist da wohl die Folgerung so annehmbar, dass schon damals grossentheils dieselbe deutsche Bevölkerung im Lütizerlande sesshaft war, welche hier noch heute die alten heidnischen Erinnerungen ihrer Vorfahren in abgewandelter Nachlässigkeit bewahrt hat? Von den bei Ordericus Vitalis angeführten deutschen Gottheiten der Lütizer haben wir den Wodan in Vorpommern und einem Theile von Mecklenburg und die Freia (die Frick) in der Uckermark nachgewiesen.

Die Bewohner des letztgenannten Theiles der Mark, die Ukraner, waren höchst wahrscheinlich nur ein Zweig der Rhetarier, die wir vorhin als eine der vier lütizi-

schen Völkern kennen gelernt haben. Das auch bei diesen, ebenso wie bei ihren westlichen Nachbarn, den Tollenanern, Deutsche und Slaven bereits neben einander wohnten, bevor die neue deutsche Colonisation des 12. Jahrhunderts in diesen Gebieten einsetzen konnte, das geht aus der Stiftungsurkunde des Herzogs Kasimir von Pommern für das Prämonstratenser-Kloster Broda bei Neu-Brandenburg vom Jahre 1170 hervor. In diese Stiftungsurkunde sind zwar später unter den dem Kloster zur ersten Ausstattung überwiesenen Gütern aus Tollenseesee viele Namen unbefugter Weise eingeschaltet worden; aber in dem übrigen Texte muss sie die ursprüngliche Fassung richtig wiedergeben, wie eine Vergleichung mit der Bestätigungs-Urkunde des pommerischen Herzogs Bogislav aus dem Jahre 1182 ergibt. Wir können uns also auf sie berufen, soweit nicht der Umfang des ursprünglichen Grundbesitzes von Broda in Frage kommt. In dieser Urkunde von 1170, ebenso wie in der Bestätigungs-Urkunde von 1182, werden nun als Unterthanen der beiden besetzten Grundherren des Prämonstratenser-Ordens im Grenzgebiete der Tollenseer und Rbedarier, *homines tam Slavi quam Tentici* nebeneinander erwähnt, und zwar ohne den leinsten Vorbehalt, wie wenn etwa nur die Slaven als auf den Klostergütern schon vorhandene, die Deutschen dagegen als erst von außen her zu erwartende Insassen, als Colonisten der Zukunft aufzufassen wären. Nein, die Angehörigen beider Nationen saßen auf diesen Gütern schon seit alter Zeit neben einander; die Slaven hatten die Herrschaft; die Deutschen, die Reste alter nord-deutscher Stämme, waren nach dem Wegzug ihrer thatendürftigen Mannschaft einst im Lande sitzen geblieben und alsdann unter die Botmäßigkeit der Slaven gekommen.

Die Bevölkerungs-Verhältnisse in den litauischen Gebieten, überhaupt wohl im Norden der Spree und im Havellande bis zur Ostsee hin, waren hiernach von der Art, dass nicht die gesammte Bevölkerung zum slavischen Stamme gehörte; sondern neben und unter den Slaven waren stichweise noch Reste einer deutschen Bevölkerungsschicht aus früherer Zeit her sitzen geblieben. Diese Reste hatten allerdings ihre nationale Selbstständigkeit eingebüßt; sie mussten ihren Grundherren den Acker bauen und waren zu bestimmten Frohnden, insbesondere zu dem sogenannten Bargwerk verpflichtet. Denn Slaven waren ihre Herren, Slaven ihre unmittelbaren Nachbarn, Slaven auch unter ihnen selbst zahlreich angesiedelt; sie konnten daher nach außen hin auch nur als Glieder der slavischen Völkerkette auftreten und handeln. Warum sollte ein solcher Zustand so ganz undenkbar sein? Wie lagen denn die umgekehrten Verhältnisse auf deutscher Seite in so manchen Grenzgebieten am linken Ufer der Elbe und der Saale? Oder gab es etwa keine Main- und Rednitzwunden in Oberfranken? Woabten etwa in vielen Strichen von Thüringen keine Slaven, trotz der zahlreichen Zeugnisse der ältesten Fäulischen Schenkungsurkunden? Haben etwa innerhalb des alten Herzogthums Sachsen die Slaven in der Umgegend von Liebow, im sogenannten Drawän, nicht sogar ihre Sprache bis in das vorige Jahrhundert zu erhalten vermocht? Und wie stand es denn in Griechenland, nachdem slavische Völker in den späteren Zuckungen der Völkerwanderung dort eingebrungen waren? Ihre Herrschaft war über alle Theile der Halbinsel Morea ausgebreitet, wenn auch in einzelnen Gebirgsstrichen die alte Bevölkerung sich unter ihr wird erhalten haben, — sagt Kasp. Zeuss (die

Deutschen und die Nachbarstämme S. 636.) Was aber für Griechenland zugegeben wird, warum sollte das durchaus für die Länder zwischen Elbe und Oder nicht ebenfalls gelten können? warum sollte es hier nach Müllenhofs Ausdruck unanig sein? Lässt doch auch der Befund mancher nun aufgedeckter Grabstätten aus dem früheren Mittelalter, z. B. der der Grabes im Pariser Busch bei Wächlin in Pommern, nach Virchow's Zeugnisse auf eine damals eingetretene Mischung der Bevölkerung schliessen, „bei welcher jeder Theil — der bei der Völkerwanderung im Land verbliebene deutsche und der neu herangezogene slavische — seine besonderen Eigenlichkeiten in die Bestattungsgebräuche angebracht hat.“ (Man lese den in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie gehaltenen Vortrag von Virchow im 14. Bande der Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen S. 406.)

Die östereibischen Länder wurden im 12. Jahrhundert dem deutschen Reiche angegliedert, und zugleich brachten Graf Adolf II. von Holstein, Herzog Heinrich der Löwe und Markgraf Albrecht der Bär jene nachhaltige Volksbewegung in Gang, durch welche die Bewohner aus dem Westen von Deutschland herbeigezogen und in den neu gewonnenen Wendländern angesiedelt wurden. Wir haben hierüber in Bänden von Urkunden und in den Berichten gleichzeitiger Schriftsteller, wie des Holsteinischen Pfarrers Helmod, reichliche Zeugnisse. Aber jene Volksbewegung wird wahrlich nicht herabgesetzt, sie verliert nichts an ihrer Bedeutung und ihren Erfolgen, wenn wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, dass sie sich in den Wendländern selbst an eine stichweise bereits vorhandene ältere deutsche Bevölkerungsschicht anschließen konnte. So ist im Osten unseres Vaterlandes seit dem 12. Jahrhundert die neue Ansiedelung von Deutschen aller Länder und aller Stände mit den dort schon vorhandenen Resten altdeutscher Volksstämme zusammengelassen, um für die zukünftige Gestaltung und Kräftigung des deutschen Volkes eine neue Grundlage herbeizuführen. (Wer dem Gegenstande weiter nachzusehen wünscht, den verweise ich auf meinen Aufsatz in den „Forschungen zur deutschen Geschichte.“ Band 17, S. 411 ff., wou ein kurzer Nachtrag im 18. Bande gehört.)

Blau Augen in Spanien.

Wir erhielten am 16. Februar 1893 von Herrn Dr. Telesforo de Aranzadi Madrid (Museo de Ciencias Naturales, Laboratorio de Antropologia, Paseo de Atocha, 13) folgende höchst beachtenswerthe Mittheilung:

„Es freut mich, Ihnen vorläufig mittheilen zu können, dass die in unserer „Anthropologie von Spanien“ ausgesprochene Vermuthung, dass blaue Augen namentlich auf die Kastilischen Gebirgen relativ zahlreich seien, sich mir gleichsam auf einem „Nebenwege“ bestätigt hat, indem ich die Personal-Beschreibungen von 3261 Vorladungen Fabnenflichtiger und anderer Beklagter aus allen Provinzen Spaniens an der kgl. Zeitung zusammenstellte. Gewiss ist dieses Material noch nicht ausreichend, immerhin bekommen wir aber dadurch eine erste Annäherung an den wahren Sachverhalt.“

(Die oben erwähnte „Anthropologie von Spanien“ wird im Archiv für Anthropologie erscheinen.)

J. Ranke.)

Wir werden um die folgende Veröffentlichung ersucht:

WORLD'S COLUMBIAN COMMISSION.

OFFICE OF THE

DIRECTOR-GENERAL OF THE EXPOSITION.

DEPARTMENT OF ETHNOLOGY AND ARCHAEOLOGY.

F. W. PUTNAM,

Professor of American Archaeology and Ethnology,
Harvard University,
CHIEF OF DEPARTMENT.

CHICAGO, ILL., U. S. A., FEBRUARY 1, 1893

AN DIE ANTHROPOLOGEN.

Department M. der Anstaltung umfasst alle Zweige der Anthropologie und Geschichte, obwohl es den allgemeinen Titel „Department of Ethnology“ führt.

Die anthropologische Abtheilung des Departements zerfällt in folgende Haupt-Sektionen:

1. Die ethnographische Ausstellung der eingeborenen amerikanischen Völker. Die Repräsentanten dieser Völker werden in ihren heimischen Wohnungen leben auf eigens für diesen Zweck reservirtem Grundstük auf dem östlichen Ufer der Lagune unmittelbar im Norden des anthropologischen Ausstellungsgebäudes.

2. Die allgemeine ethnologische Anstaltung im Gebäude selbst.

3. Die allgemeine archäologische Ausstellung, ebenfalls im Ausstellungs-Gebäude, und die Nachbildungen verschiedener Theile der alten Ruinen von Yuktan gerade vor dem nördlichen Haupt-Eingang des anthropologischen Ausstellungs-Gebäudes.

4. Die allgemeine Anstaltung für alte Religionen, Spiele und Folk-lore.

5. Die anthropologischen Laboratorien auf der nördlichen Gallerie des Gebäudes. Diese Laboratorien werden besondere Räume enthalten für Physische Anthropologie, Criminal Anthropologie, Psychologie und Neurologie und ausgestattet sein mit Instrumenten und Apparaten zum Gebrauch bei den während der Anstaltung auszuführenden Untersuchungen. Das Laboratorium wird auch Diagramme, Karten und Tabellen enthalten, zur Illustrirung verschiedener Untersuchungen, besonders jener, welche sich auf die physische Charakteristik der eingeborenen amerikanischen Völker und die Vergleichung derselben mit anderen Rassen beziehen. Dort werden auch Diagramme ausgestellt werden zur physischen Charakterisirung und zur Darstellung der geistigen und physischen Entwicklung der Schulkinder Nordamerikas.

6. Eine anthropologische Bibliothek aller Zweige der Anthropologie und der verwandten Wissenschaften. Um diese Bibliothek so vorzüglich als möglich zu machen und Studierenden und Lehrern die Möglichkeit zu geben, sich mit der Masse der über diesen Gegenstand vorhandenen Literatur vertraut zu machen, erwartet man, dass Autoren, Gesellschaften, Museen und Verleger ihre auf Anthropologie oder irgend einen Zweig derselben, wie Archäologie, physische Anthropologie, Psychologie, Neurologie, Ethnologie, Ethnographie, primitive und alte Religion, Mythen, Legenden, Folk-lore, Sprachen, primitive Künste und Manufakturen etc. etc., betügelichen Bücher und Schriften beisteuern werden. Die Verhandlungen, Memoirs, Journale und Berichte der anthropologischen, ethnologischen und archäologischen Gesellschaften und Museen und die Einzel-Papiere, (Separat-Abdrücke) der Autoren sind besonders erwünscht. Sobald als möglich wird ein vollständiger Sach- und Autoren-Katalog gedruckt werden. Der Katalog wird eine weite Verbreitung erhalten, und da die Absicht besteht, ihn zu einem Nachschlage-Werk für Forscher und Bibliotheken zu machen, soll der Verleger und der Preis jedes Buchs und jeder Schrift, welche in irgend einem Land zu kaufen sind, angegeben werden. Die Bibliothek wird sorgfältig und in geeigneter Weise an Bücherstellen in dem dazu bestimmten Raume aufgestellt und unter der besonderen Obhut von Assistenten des Departments M. stehen, welche die Benutzung der Bücher und Schriften in dem Raume selbst zu gestatten und Aufschluss zu erteilen haben über den Preis, die Art und Weise, wie sie zu haben sind von Agenten, Gesellschaften und Verlegern; hieraus ist ersichtlich, dass die Absicht besteht, durch diese Bibliothek die Werke aller Schriftsteller über Anthropologie so weit als möglich bekannt zu machen, und dass Tausenden, speziell aber vorübergehend für diesen Gegenstand sich Interessirenden, Gelegenheit geboten werden soll, gerade die von ihnen gewünschten Bücher und Schriften zu finden.

Die Bibliothek wird nach Schluss der Ausstellung in dem permanenten „Memorial Museum of Science“, welches in Chicago errichtet werden soll, aufgestellt erhalten. Es wird deshalb besonders gebeten jedem Beitrag an die anthropologische Bibliothek eine Bescheinigung ihrer Schenkung an das „Columbus Memorial Museum“ beizufügen, welche in geeigneter Weise von den kompetenten Personen dankend bestätigt werden soll, wenn die betreffenden Werke nach dem Schluss der Ausstellung in der Museumsbibliothek ihren Platz gefunden haben werden. In dem möglichen Fall, dass Beiträge zur Bibliothek nur für die Anstellungsdauer gesendet werden, müssen alle solche Bücher und Schriften deutlich bezeichnet sein mit den Worten „to be returned“, über dem Namen oder der Adresse des Eigners oder Einsenders; alle so gekennzeichneten werden kostenfrei am Schluss der Anstaltung zurückgegeben. Jedes Buch und jede Schrift sollte bezeichnet sein mit dem Namen und der Post-Adresse des Einsenders. Die Bücher und Schriften können mit der Post oder durch die „Exchange Offices of the Smithsonian Institution“ eingedendet werden. Für Deutschland durch

Dr. Felix Flügel, Nr. 1 Robert Schumannstrasse, Leipzig.

Alle Pakete, mögen sie durch die Post oder durch die Vertreter des Smithsonian Institutes gesendet werden, müssen die Adresse tragen:

World's Columbian Exposition, Department M.

Anthropological Building,

CHICAGO, ILLINOIS, U. S. A.

Da die Ausstaltung am 1. Mai eröffnet wird, ist es dringend notwendig, die Beiträge sofort einzusenden.
GROUSE R. DAVIS, Director General. F. W. PUTNAM, Chief of Department M.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 28. Februar 1893.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang, Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1893.

Inhalt: Einladung zur XXIV. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover mit Vorversammlung in Göttingen. — Sendschreiben des Professors Dr. Moriz Benedict an Professor Sergi in Rom über die Benennungsfrage in der Schädellehre (Schluss). — Archäologisches vom Donnerberg. Von Dr. C. Mehlig. — Literatur-Besprechung. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft; v. Knipffer, O. Schäffer. — Bücheranzeige. — Todesanzeige: Professor Dr. Robert Hartmann †.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

**Einladung zur XXIV. allgemeinen Versammlung in Hannover
mit Vorversammlung in Göttingen.**

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat Hannover als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und den Herrn Museums-Direktor Dr. C. Schuchhardt um Uebernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht. Auch von Göttingen ist eine freundliche Einladung an unsere Gesellschaft ergangen.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

5. August d. Js. in Göttingen

stattfindenden Vorversammlung, sowie zu der allgemeinen Versammlung von

7.—9. August d. Js. in Hannover

ergebenst einzuladen.

Der Lokalgeschäftsführer für Hannover:
Museums-Direktor Dr. C. Schuchhardt.

Der Generalsekretär:
Professor Dr. J. Ranke in München.

Sendschreiben des Professors Dr. Moriz Benedict an Professor Sergi in Rom über die Benennungsfrage in der Schädellehre.

(Schluss.)

Wir können ja weiters besonders gelungene Neologismen einer modernen Sprache in eine andere aufnehmen. Ich erinnere Sie an die Ausdrücke: Reihengräberschädel, Nonderthulenschädel, Kurganschädel etc. Wir können für die Bezeichnungen analoge bekannte Formen aus der übrigen Erscheinungswelt, Fundorte, Völkernamen, die Namen der ersten Beschreiber etc. heranziehen. Die Schädel der Tasmanier z. B. sind mannigfach, aber einen Typus derselben können wir speziell z. B. als Tasmanierschädel bezeichnen. Mit der genannten Reserve ausgesprochen, fällt die Zweideutigkeit weg. Welche köstlichen Ausdrücke für das Kiefergerüst haben wir in den Worten: Schnauze, Rüssel, Schnabel etc., die sich im Spottlexikon aller Sprachen finden. Die Bezeichnung der Gaumenbogenformen können wir von den Architekten entlehnen und mit: griechisch (bei flacher Decke), mit: römisch (bei weitem Bogen), mit: byzantinsisch (bei engem Bogen), mit: gothisch (bei spitzem Bogen) und mit: maurisch (bei eingeknicktem Doppelbogen) alle Formen bezeichnen. Es ist ein mehr als oberflächliches Argument, wenn man meint, der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen, wenn man aus einer fremdartigen Sprache fachgemäße Ausdrücke wählt, weil sie dann für die Gelehrten aller Nationen gemeinschaftlich seien. Allein ein Italiener z. B., der nicht deutsch versteht, wird trotz der gemeinschaftlichen Ausdrücke kein deutsches Buch lesen können, und wenn er deutsch versteht, wird er auch die stilgerecht gewählten Ausdrücke verstehen oder leicht verstehen lernen. Auch die griechische Sprache ist z. B. nicht fähig, eine Verhältnisdimension kurz auszudrücken. Wir lägen grammatikalisch, wenn wir behaupten, dass z. B. Brachycephalie eine relative Kürze bedeutet, das Wort bedeutet wörtlich: absolute Kurzköpfigkeit.

Es ist kein Unglück, wenn wir in modernen Sprachen einige Silben oder Worte oder Verbindungsworte mehr gebrauchten. Die Wissenschaft hat ja keinen Telegrammtarif. Es war seiner Zeit ein schwerer Schritt, die gemeinsame wissenschaftliche Sprache — die lateinische — aufzugeben. Niemand bereut es heute. Wir müssen dasselbe in Bezug auf Benennung und Bezeichnung thun.

Ich habe mich lange bemüht, für die Schädellehre passende Ausdrücke in deutscher Sprache zu finden, und ich glaube jetzt in der Lage zu sein, diese mittheilen und zugleich beiläufig die

Richtung angeben zu können, wie man in allen modernen Sprachen zu demselben Resultate gelangen kann. Man diskutire diese Vorschläge, verbessere und ersetze sie, aber vorwärts in dieser Richtung müssen wir kommen.

Die grösste Schwierigkeit machten die Ausdrücke für Verhältnissmaasse. Wir haben uns bisher damit beholfen, dass wir Ausdrücke aus dem Griechischen wählten, welche wörtlich nur absolute Dimensionen bezeichneten, und wir legten ihnen willkürlich die Bedeutung von Prozentverhältnissen bei.

Wir können aber einen absolut langen Kopf durch das Beiwort „lang“ charakterisiren, während wir mit „Lang“-Kopf einen im Prozentverhältniss langen Kopf verstehen¹⁾. Ausserdem können wir auch verhältnisslang, verhältnisshoch etc. sagen und schreiben, um die Relativität der Dimension anzudeuten. Es wird also in Zukunft auch ohne hellenischer Barbarei deutlich sein, was wir meinen, wenn wir sprechen:

1. Vom Lang-Kopf oder Lang-Köpfigkeit, vom Lang-Schädel und von Lang-Schädlichkeit oder von verhältnisslangen Schädeln etc. statt von Dolichocephalie.
2. Vom Kurz-Kopfe etc. statt von Brachycephalie.
3. Vom Hoch-Kopf etc. statt von Hypsikephalie.
4. Vom Nieder-Kopf statt von Chamäcephalie.
5. Vom Lang-Gesicht statt von Leptoprosopie.
6. Vom Kurz-Gesicht statt von Chamäprosopie.
7. Von der Lang-Nase statt von Leptorhinie.
8. Von der Kurz-Nase statt von Platyrhinie.
9. Vom Hoch-Auge statt von Hypsicephalie.
10. Vom Nieder-Auge statt von Chamäcephalie.

Diesen würde sich der Schmalkopf (Stenokephalus) und der Eng-Kopf (Stenotrochephalus) anschreiben. Wir werden ferner von breitjochigen Schädeln (Euryzygie) sprechen und die Euryzygie zu ihren Geschwistern versammeln. Wir werden von einer vor- und rückfliegenden Nase oder vom vor- und rückfliegenden Kiefer sprechen, statt von Prognathie oder Retrognathie und Profuntmatic. Wo die Adjektive hart klingen, wird man vorwiegend das Hauptwort benutzen und umgekehrt. Die Ausdrücke Bleichgesicht, Rothschädel, hant-köpfig, Hoch- und Tiefquellen u. s. w. bieten Anlogie.

¹⁾ Analog sprechen wir vom Lang-Schädel. Wir könnten für die geschriebene Sprache sogar die zusammengesetzten Worte in doppeltem Sinne gebrauchen, indem wir durch die Schreibweise Langkopf die absolute und durch die Schreibweise Lang-Kopf die relative Raumgrösse ausdrücken und so analog bei allen Grössenausdrücken verfahren.

Die Volkssprache ist überhaupt reich an entsprechende Worthildungen, z. B.: hochnasig, blauaugig, Tricfange, hochbusig, grossherzig, Grossherzigkeit, kleinmüthig, langbeinig. Das Volk hat die Ausdrücke mit Vorliebe als Vergleichungsbilder gewählt¹⁾.

Dass wir für einen weiten, engen, überengen, keilförmigen, rechteckigen, viereckigen, eiförmigen, elliptischen Kopf in keiner modernen Sprache erst eines griechischen Ausdruckes benöthigen, versteht sich von selbst.

Einen Schädel mit kammartiger Vorwölbung eines Theiles der Sagittalnath können wir als Kamm-Schädel bezeichnen; einen solchen, bei dem die Höhe des Scheitels hoch emporgewölbt ist, als Kuppel-Schädel, statt die Ausdrücke: Lofo- und Comostokephalie zu gebrauchen. Der Kammschädel ist eine Form, die bei belasteten Individuen bei uns sehr häufig ist. Bei dem menschlichen Schädel kommt freilich ein Kamm, wie z. B. bei männlichen Raubthieren nicht vor und wir könnten eigentlich beim Menschen nur vom kammartigen Schädel sprechen. Für manche Form des Kuppelschädels ist der Ausdruck: Thurnschädel heranzuziehen. Ist ein Schädel dadurch ausgezeichnet, dass der erste Stirnbogen ober der Nase und dem entsprechend auch der knöcherne Brauen-

bogen stark hervorspringt, so können wir ihn als: Stirnwall- oder Walschädel bezeichnen (Proophrionkephalie).

Warum wir nicht einfach von einer hohen oder niederen, einer breiten oder schmalen, einer vorfliegenden oder rückfliegenden, einer flachen oder gewölbten, ferner von einer gut entwickelten Stirn sprechen sollen statt den vielen „Meteorien“, ist nicht einzusehen.

Ebenso können wir von breiten, von flachen, flachdachartigen, von vorn, hinten und seitlich steilen Scheitelbeinen sprechen, ferner von steil abfallenden, von abschüssigen oder von kuppelförmig gewölbten Hinterhauptbeinen, ferner von steilen oder abschüssigen oder von auswärts oder einwärts fliegenden Seitenwänden des Schädels u. s. w.

Von einzelnen Punkten können wir das Dakryon als Thränenpunkt, das Ophrion als Stirnwall- oder Wallpunkt, das Bregma als vorderen Pfeilpunkt, das Obelion als Nährlochpunkt, das Basion als vorderen Lochpunkt oder besser als vorderen Grundpunkt bezeichnen etc.

Die verschiedenen Kapazitäten können als: Mittel-Schädel, Klein-Schädel, Zwerg-Schädel, Gross-Schädel und Riesen-Schädel bezeichnet werden, wobei die Ausdrücke „Zwerg“ und „Riese“ die Dimensionen zwerghaft und riesenhaft bedeuten, während bekanntlich die Schädel der Zwerge nicht nothwendig klein und jene der Riesen nicht nothwendig gross sind.

Ich will hier einige Uebersetzungen von Ihren Typenbezeichnungen aus der Abhandlung über Malaienschädel geben.

1. Varietät.

Bei Ihnen: *Microcefalo eumetoro, ipidoliceofalo, ovoide, mesoprosopo, platirino, cameconeho, profatnioa*.

Deutsch: Zwerg-Schädel mit gut entwickelter Stirne, verhältnisslang und hoch, eiförmig, mit mittellangem, kurznasigem Gesichte und vorliegendem Oberkiefer, nieder-augeig.

2. Varietät.

Bei Ihnen: *Stenocefalo volgare, ipedoliceofalo, ellissoide, oligo-cefalo, mesoprosopo, mesorino, cameconeo, profatnioa*.

Deutsch: Elliptischer, kleiner, verhältnisshoher und langer melanesischer Schmalschädel mit Mittel-Gesicht und Nase, nieder-augeig, mit vorliegendem Oberkiefer.

3. Varietät.

Bei Ihnen: *Ipsicefalo stenotero, iperdoliceofalo, dolichelloide, elattocefalo*.

1) Für die germanischen Sprachen wird eine analoge Wortbildung keine Schwierigkeiten haben. Ich erinnere an die Ausdrücke: Highland, Niederland etc. Für die romanischen Sprachen lässt sich gewiss auch leicht ein Ausweg finden, z. B.: Un cranio lungo für einen langen Kopf; für einen verhältnisslangen Kopf könnte man sagen: Un cranio allungato. In demselben Sinne kann man vom cranio largo und cranio elargato, von einem cranio alto und elevato, von cranio corte und scortato, vom cranio stretto und restretto, und von cranio basso und abbassato oder ridotto sprechen. Ob Ausdrücke wie Capolungo, Capolargo etc, die Ohren der Italiener nothwendig verletzen oder ob dieselben sich nach an sie gewöhnen würden, können nur Italiener definitiv entscheiden. Der Ausdruck Capobianco, der für eine Feldhluthe üblich ist, ist geradezu maassgebend. Nehmen Sie, lieber Freund, statt des griechischen Wörterbuchs das berühmte italienische von Pietro Fanfani in die Hand und Sie werden nicht mehr im Zweifel sein, dass die italienische Sprache genug formreich ist, um eine nationale Ausdrucksweise für die Schädellehre liefern zu können. Muth und fester Wille sind nothwendig. Die Worte: altoccio, largoccio, bassozio sind unersetzbar und gestatten gewiss analoge Bildungen für die anderen Dimensionen, wenn dieselben nicht bereits als Provinzialismen bestehen.

Die Slaven werden um solche Worthildungen am wenigsten verlegen sein. Ihre Sprachen sind lang in der Werkstätte des Volkes geblieben und sie haben sich eine Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit erworben, die sie ganz so wie die griechische zum wissenschaftlichen Gebrauch besonders geeignet machen.

Deutsch: Eng- und Hoch-Schädel, überverhältnissm., elliptisch, klein.

3. Varietät, 2. Untervarietät.

Bei Ihnen: *Proofriocefalo elitobrachimetro*, *camproso*, *platirino*, *iperomeconeo*, *profanatico*.

Deutsch: Stirnwallschädel mit niederer, rückfliegender Stirne, mit Kurz-Gesicht und Nase, Auge besonders verhältnissnieder, Kiefer vorliegend.

4. Varietät.

Bei Ihnen: *Mesocefalo elitoplatimetoro*, *curionalo*, *bregmatico*, *ipsicefalo*, *elattocefalo*.

Deutsch: Schädel mit mittlerem Längen-Breitenmaasse, mit rückfliegender Fluchstirne, mit breitem, flachem Scheitelgewölbe, verhältnisshoch, klein.

6. Varietät.

Bei Ihnen: *Proofriocefalo piteoide*, *stenocefalo*, *hrachiofitometoro*, *elissoide*, *camedolicefalo*, *elattocefalo*, *mesoproso*, *platirino*, *mesoconeo*, *prognato*.

Deutsch: Affenähnlicher Stirnwallschädel. Ein enger, verhältnissniederer und langer, kleiner, elliptischer Schädel, mit kurzer, rückfliegender Stirn, mittleren Gesichts- und Augen-Verhältnissen, mit Kurznaase und vorfliegender Nasenlinie.

7. Varietät.

Bei Ihnen: *Lofocéfalo*, *brachielitometoro* etc.

Deutsch: Kammschädel mit niederer, rückfliegender Stirne etc.

Ausführlicher muss ich mich mit Ihrer 8. melanesischen Varietät beschäftigen. Sie bezeichnen dieselbe folgendermassen:

Stenocefalo tetragono, *hrachimetro*, *dolicomeso*, *brachicefalo*, *ipsicefalo*, *metriocefalo*, *ipostegobregmatico*, *ipoloneobregmatico*, *eremoopistocranio*, *camelognato*, *eurizigo*, *camproso*, *platirino*, *emneconeo*, *ortognato*, *iperplatopico*.

Diese Bezeichnung hat mich in grosse Aufregung versetzt, die ich erst durch einige Nächte verschlafen musste. Meinen Sie wirklich, dass Jemand, der die Form dieses Schädels in bester Erinnerung hat, diese Schilderung mit Ihren Ausdrücken wiederholen könnte. Vielleicht nicht einmal Sie, ohne dass Sie einen Zungen-Chirurgen holen müssen, um die Verrenkung einzurichten.

Zudem ist die Hauptbezeichnung nicht ganz richtig.

Ist denn das Verhältniss der grössten Breite zur kleinsten Stirnbreite bei den Schädeln dieser Varietät so ausserordentlich, dass der Ausdruck „Keilschädel“ gerechtfertigt ist? Ich glaube nicht.

Ihr Schädel verengt sich steil gegen die Keilbein-Hügelgrube, aber die Linen *semicircularis* springt wieder vor, deshalb ist auch der Ausdruck „tetragon“ nicht gelungen, weil es gar zu künstlich ist, eine eingeknickte Linie als eine gerade anzusehen. So keilförmig und so viereckig wie diese Schädelsind so viele, dass man diese Merkmale nicht als unterschiedsbezeichnend ansehen kann¹⁾. Ich habe mich bemüht, diesen Schädel zu bezeichnen und meine „Volksphantasie“ zu Hilfe zu nehmen. Vor Allen ist Etwas in die Augen springend. Bei der Ansicht von hinten bildet der Schädel die Form des Querrisses eines Hrnases und ich schlage direkt den Ausdruck *Querriss-Schädel* vor. Diese Bezeichnung sagt uns viel, und zwar erstens die Steildachform der Queransicht des Scheitelbeines, zweitens das senkrechte Abfallen der Seitentheile des Schädels in der Region seiner grössten Breite und damit die nahezu gleiche Grösse der Interparietal- und der grössten Breite, und drittens, dass die Basis relativ breit und nahezu so breit ist als die zwei letztgenannten Breiten. Weiters sagt dieser Ausdruck, dass die Scheitelhöcker tiefer als gewöhnlich im Verhältniss zu Scheitelhöhe stehen, während Sie fälschlich von einer „Hypsiocoehrematie“ sprechen.

Geometrisch bedeutet diese Form ein Fünfeck, dessen Seitenlinien senkrecht auf der Grundlinie stehen und das oben steildachartig abschliesst. Wir könnten abkürzend für die Schädellehre diese Form als rektwinkelig-fünfeckige und jene mit einwärtsliegenden Seitenwänden als schiefwinkelig-fünfeckige bezeichnen.

Der Ausdruck: *Melanesischer Querriss-Schädel* oder *rektwinkelig-fünfeckiger Steildach-Schädel* würde die Varietät vollkommen von allen anderen melanesischen unterscheiden. Freilich wäre diese Bezeichnung nicht binreichend, um diese Schädelart nllgemein von allen anderen zu unterscheiden.

Ihre 7. Varietät hat aber eine Eigenthümlichkeit des Gesichtsbaues, die vielleicht überhaupt nicht weiter vorkommt, nämlich ein relatives Zurückgezogensein des medialen Gesichtstheiles und eine ungewöhnliche Kürze der Gesichtslänge.

Wenn wir also diesen Typus als: *Ueberkurzes Flach- und Breitgesicht* oder als *Melane-*

1) Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, dass die Beachtung der relativen Breite zwischen der grössten Breite und der Breite zwischen den Keilbeinhügelgruben wichtig ist und daher die Angabe ihrer absoluten oder der Verhältnissbreite für mancho Schädel und besonders für solche mit rascher Verjüngung nach vorne wichtig ist. Ich schlage den gekürzten Ausdruck „grubenverhältniss“ für das absolute Verhältniss und „grubenverhältnisseng“ für das relative Verhältniss vor.

sischen Schädel mit überkurzem Flach- und Breitgesichte bezeichnen, ist er von allen melanesischen und wahrscheinlich sonst von allen Schädeln unterschieden.

Ganz sicher sind wir, wenn wir sagen: Melanesischer Querriss-Schädel oder rechtwinkelig-fünfeckiger Steildachschädel mit überkurzem flachen Breit-Gesichte. Seine weitere Charakteristik ist auch ohne Hellenomanie leicht zu geben und lautet: Hoher, niederstirniger Mittelshädel mit mittlerem Längenhreitenverhältnissen und abschüssigem, flachem Hinterkopfe, herauspringenden Jochbögen, nieder-nasig und nieder-angig und mit mittlerer Nasenlinienstellung.

Ieh schliesse hienit meinen vorläufigen Versuch ab, für die Kraniologie deutsche Worte zu gebrauchen. Ich werde in einem nächsten Briefe die Skizze einer anderen kraniologisch-symbolischen Sprache entwickeln, welche analog der mathematischen und chemischen als internationale und streng-wissenschaftliche dienen kann.

Ich beschwöre Sie, lieber Freund, die Gabe scharfer Wahrnehmung und scharfsinniger Auffassung, welche Ihnen die Natur verliehen hat und welche Sie in den Dienst der Schädellehre stellen, nicht durch einen sprachlichen Fehlgriff blosszustellen und zu lähmen. An die anthropologischen Gesellschaften richte ich die dringende Aufforderung, durch energische Beschlüsse weiteren Unheile vorzubeugen und die Resolution zu fassen, die ich hienit vorschlage, nämlich:

Der Umfang der griechischen Wort-Neu-Heidungen sei einzustellen und der bereits eingerissene Umfang sei möglichst gut zu machen.

Wien, im November 1892.

Archäologisches vom Donnersberg.

Von Dr. C. Mehlis.

I.

Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes auf dem Donnersberg im September und Oktober 1892 machte der Verfasser eine Reihe von archäologischen Beobachtungen, die wohl weitere Kreise interessieren dürften. In erster Linie steht hier: der Schlackenwall. Seit den Untersuchungen von Virehow, Cohausen, Schaaffhansen, Schnsöder, Behl u. a., welche diese Forscher den sog. verschlackten Wällen gewidmet haben, ist die Aufmerksamkeit der Fachmänner darauf hingelenkt. Während solche Verschackungen der Vorzeit mit künstlich verschlackter Oberfläche in der Lausitz und in Böhmen zahlreich vorkamen, sind sie im Rheinlande sehr selten. Bisher war meines Wissens nur der Wall auf dem Montreal oberhalb Meisenheims am Obn und bei Kirnsulzbach a. d. Nahe bekannt. Am Donnersberg wurde ein solcher von Geheimrath Prof. Schaaffhansen vermuthet, jedoch bisher nicht erwiesen.

Die Nordseite des gewaltig aus der Rheinebene emporgangenden „mons Jovis“ anzieht ein 6000 m langer, aus Stein und Erde errichteter Ringwall, dessen Lauf C. E. Gross und A. Schilling von Cannstatt (1878) beschrieben haben. Doch konnten sie den Schlackenwall noch nicht in ihrer Beschreibung. Das NO. gelegene Vorwerk umzieht die Ostseite der nach N. eingerissenen Eschdell und ruhet auf seinem höchsten Punkte eine hübsche Aussicht nach Boppardslecken, Mastenhaus, Kriegfeld u. s. w. Fast am nördlichsten Punkte desselben beginnt in sanfter Neigung der vom Verfasser s. W. entdeckte Schlackenwall und anzieht in einer Ellipse auf ca. 300 m das Plateau nach Osten und Süden, während nach Norden an steilen Felshängen der Schlackenwall nur an einzelnen Stellen sichtbar wird. Der Schlackenwall steigt nach Süden allmählich bis zu 1,50 m Höhe und verflacht sich nach Nordwesten bis zu 1/3 m. Seine Sohlenbreite beträgt 8 m, seine Kronenbreite 1 m. Im Südosten und Südwesten ist er von einem 3 m breiten Graben umzogen. Die Verschlackung findet sich auf dem ganzen Wallrücken¹⁾ und reicht nach von dem Verfasser gemachten zahlreichen Stichproben bis 1/3 m Tiefe. Als Material diente der hier lagerhafte Thonporphyr. Derselbe findet sich auf dem Walle in allen Graden der Verschlackung, vom Überzuge mit glänzender Fritte bis zum leichten Bimstein. An vielen Exemplaren ist die Einlagerung, ja die Struktur der Holzkohle, welche den Brandprozess verursacht hat, deutlich und mehrfach erkennbar. Es muss ein hoher Hitzegrad gewesen sein, welchem die Oberfläche des Walles ausgesetzt war. Holsfener gewöhnlicher Art schwärzen zwar den Porphyr, bringen aber keine Spur von Schmelze hervor. Auch ausserhalb dieses Schlackenwalles von 200 m Längen- und 80 m Breitendurchmesser finden sich einzelne, wohl hierher später verschleppte Schlacken.

Einen metallurgischen Zwecke, wie man beim Donnersberg, der Kolbat, Kupfer, Silber lieferte, vermuthen könnte, diente der Schlackenwall nicht; dazu hätte man diesen regelmässig angelegten Wall nicht nötig gehabt. Von Feuersignalen rühren diese Schlacken auch nicht her; dazu hätte eine Stelle genügt. Es ist nach der Sachlage an ein unwalltes Tempeln oder an ein fortifikatorisches Annäherungshinderniss zu denken, welches durch diesen glatten Wall verstärkt werden sollte. Man könnte sich etwa an die „Glashurg“ des deutschen Märchens erinnern. Einen zufälligen Brand von Gebäud annehmen, das nach Art der gallischen, von Caesar beschriebenen Stadtmauern im ursprünglichen Steinwall vorhanden gewesen wäre, verliert wohl die gleichmässige Dicke und das Durchlaufen der Schlackenschiebt.

Oh rohe Steinwerkzeuge aus Porphyr, welche sich innerhalb des Hauptwalles vorfinden — eines derselben, im Besitze des Verfassers, hat die Gestalt eines Beiles von 12 cm Länge, 6,5 cm Schneidenbreite, 1,7 cm Dicke — der Periode des Schlackenwalles angehören, bleibt im Zweifel. Jedenfalls aber entstammt der Schlackenwall der ältesten Epoche, in welcher man den „mons Jovis“ zu umwallen bemüht war.

II. Der Südwall und der Königstahl.

Lehne „die römischen Alterthümer der Gauen des Donnersberges“ I. Th. S. 92 gibt die Länge der prä-

¹⁾ Am südlichen Wegdurchgang sind die Schlacken in den Graben geworfen worden, als man den Weg anlegte.

historischen Umwallung auf 4105 m an. Gross und Schilling von Camstatt, „Donnersberg-Führer“ S. 83 auf 6000 m. In Wahrheit stellt sich die Länge der prähistorischen Umwallungen auf ca. 7000 m.

Ausser dem Schlackenwall fand der Verfasser im Süden des Hochplateaus einen zweiten bisher unbekannt Wall auf.

Derselbe beginnt an der Felsgrüpe „Langfels“ oberhalb dem „Gehauen Stein“ (= petra scissa?) und zieht in gerader Richtung in der Richtung nach Nordwest in einer Länge von 450 m, bis er in einem Fichtenwäldchen verschwindet. Nach SO. zu ist er deutlich erhalten, erreicht eine Höhe von 2 m bei 7–10 m Breite an der Sohle. Er besteht aus Porphyrbrocken. Nach NW. zu wird er flacher und breiter, da ihn die Forstverwaltung vor etwa 40 Jahren hier auseinandernähern liess und ihn „riefen“ wollte.

Im letzten, nach dem „Langfels“ zu gelegenen Drittel wird er von einem alten Fahrweg durchschnitten, dem „Kutschweg“. Hier hat er 12 m Breite. Dieser Kutschweg führt steil hinauf zum „Gehauenen Stein“ nach S.W.S., biegt von demselben oben im Buchenschlage nach SO. ab, bleibt ca. 20 m oberhalb des jetzigen, am „Gehauenstein“ vorbeiführenden Fahrweges, und führt als 3 m breite, nach SO. tiefer verwindende Höhl durch die Lindendelle in der Richtung nach Jakobsweller weiter. Dieser alte Strassenzug steht in Verbindung mit dem bei Jakobsweller angenommenen Römerkastell (vgl. Gross a. O. S. 48 Anm.). Jakobsweller ist auch Fundplatz römischer Sackpflanze etc. — Dieser Strassenzug zog dann weiter nach Osten über Weiterweiler einerseits nach Alzey, andererseits längst der Pfirrm nach Worms. Diesen vom Südosten kommenden Strassenzug deckte der vom Referenten aufgedundene Wall, der in seinem Aussehen dem Hauptwall völlig gleicht. Am „Langfels“ übersieht man denselben bis zu den hohen Thürmen des Wormser Domes. —

Der Königsstuhl bildet den höchstgelegenen Punkt des „mons Jovis“. Seine 6 m hohe Porphyrykuppe dient im Südwesten der Umwallung der hier von NO. und OSO. zusammenstossenden zum Vereinigungspunkte. Unmittelbar südöstlich von dieser alten Specula, links des vom Lindwiegthurne hierher ziehenden Fusspfades, liegt, an den Söndung des Hauptwalltes angegliedert, eine bisher unbekannt, vierseitige Schanze. Ihre dem Königsstuhle zuziehenden zwei Längsseiten sind je 24 m, ihre zwei Schmalseiten 10 m lang. Die Höhe beträgt noch 1/2 m. Der Wall besteht aus Stein und Erde und trug wahrscheinlich früher Palisaden. Wenige Meter von der Südostecke dieser Schanze entfernt (14 m) liegt der zweite, alte Eingang in den Hauptwall. Er ist 3 m breit. Die einwärts gelegenen Wallenden sind auf 10 m Länge nach innen zurückgezogen, so dass der stürmende Feind von drei Seiten beschossen werden konnte, von links, rechts und von vorn. Nach anderer Vermuthung war dieser Gang früher gedeckt und zwar mit Balken, fernor befanden sich wohl vorn und hinten starke Bohlenthore, sodass es dem Feinde möglichst schwer ward, den doppelt und dreifach verteidigten Eingang zu nehmen. In der Schanze lag eine Abtheilung von Bewaffneten — die Thorwache, etwa 30–40 Mann stark. Die gleichen Vertheidigungsregeln waren am Nordeingange wie an diesem Südeingange getroffen. In der Schatzgrube, wo ein 3 m breiter, von Nordosten — Kirchheimbolanden-Alzey — her zur Höhe führender alter Weg in die Veranzung eintritt, sind gleichfalls die Wallenden zurückgezogen und zwar auf

je 20 m Länge. So entstand hier zur Linken, nach Westen zu, und zur Rechten, nach oben zu, zwei bastionartige, auf drei Seiten im Westen und auf zwei im Osten geschlossene Reduits, welche den Angreifer aufhielten. Am Ende der östlichen Einziehung sind zudem noch Fundamente eines Thurmes sichtbar. Dieselben bilden einen erhöhten Kreis von 18 m Umfang, in der Mitte befindet sich eine Höhlung. — Dass Schanze und diese zwei Poternen römische Anlagen sind, steht für den Verfasser fest, ebenso wohl für Herrn Oberst und Konservator von Coblenz, der vor mehreren Jahren mit S. Excell. General v. Seidlitz den Wall auf dem Donnersberg besucht, jedoch den Eingang am Königsstuhl meines Wissens nicht bemerkt hat.

Ueber Römerfunde auf dem Donnersberg wird ein 3. Artikel kurzen Bericht erstatten.

III. Römische Funde.

Solcher beglaubigter Funde aus der Römerzeit vom Innern des Ringwalltes sind so wenige; ausgiebige Grabungen fehlten bisher; Versuche hat der Verfasser mehrfach gemacht.

Lebue: „die röm. Alterth. der Gauen des Donnersberges“ L. Th. S. 92 berichtet von Münzen, Urnen und einem römischen Mahlstein, den er selbst sah. Auf einem Felsen des Donnersberges fand er die Inschrift:

L · O · M

Der Rest derselben war zerstört. Zu Imbach bei Falkenstein südwestlich vom Donnersberg fand man 1820 ca. 30 Bronzemünzen der konstantinischen Zeit („Intelligenzblätter des Rheinkreises“ 1820 S. 412). Anno 1846 fand sich ebenfalls eine Urna mit über 1000 Stück römischer Kupfermünzen. Nach J. G. Lehmann (Bavaria-Rheinpfalz, S. 596) reichen sie von Diocletianus bis Constantinus II. In demselben Jahre fand ein Tagelöhner auf dem Donnersberg folgende Römeraltersachen: 1. einen numus aureus. Der herzförmige Stempel trägt folgende Buchstaben: IMPN CN. Ich lese Imperator Constantinus. Die ursprüngliche Münze scheint dem Gegenkaiser von Constantinus II. Magnentius angehört zu haben und zwar nach den älteren Buchstaben MESAUG, von denen Nr. 2 und 3 offenbar falsch gelesen sind.

Die übrigen Funde bestanden in mehreren Fibeln und einer Bulla. Auch diese letztere weist auf römische Spätzeit hin (vgl. 2. Jahresbericht des hist. Vereines der Pfalz“ S. 20 und 23, sowie Taf. VII Nr. 3).

Dieser Fund ist der wichtigste, weil genau bestimmbar.

Als im Jahre 1852/53 das Innere des Walltes aufgefodert wurde, grub man in der „Tränke“ nördlich des Paulinerklosters zahlreiche römische Mahlsteine, Gefässe, Münzen u. s. w. aus. Nach dem Berichte eines alten Waldarbeiters, Braunfels, den der Verfasser darüber sprach, machten diese Befunde nicht den Eindruck eines Grabfeldes, sondern den einer römischen Niederlassung. Mehrere dieser römischen Mahlsteine befanden sich im Museum zu Speyer, einen derselben erwarb der Verfasser im September 1892. Derselbe bildet ein Oval von 37 und 31 cm Durchmesser und 8 cm Höhe, ist in der Mitte gelocht und auf der unteren Fläche rau gearbeitet. Er besteht aus verschlacktem Niedermendigter Basalt. Er gehört wohl nach seiner nachlässigen Bearbeitung der Spät Römerzeit an. In dieselbe Zeit fällt nach dem früher vom Verfasser geführten Beweis (vgl. „B. philologische Wochenschrift“

1890 „Funde von der Limburg“) eine von ihm in der Schlangendelle vorgefundene, halbe Reilsteinplatte. Dieselbe hat 17 cm Länge (Rest abgebrochen), 20 cm Breite, 5 cm Höhe und besteht aus Porphy.

Die auf der Limburg a. d. Hart gefundene Reilplatte ist vollständig und hat dieselbe Breite und Höhe. Auch diese letzteren Funde gehören demnach der Spätmerseil an.

Der Verfasser stimmt nach diesen Indicien vollständig der Ansicht von C. E. Gross: „Wegweiser auf den Donnersberg“ S. 48 zu, wonach der dauernde Aufenthalt der Römer innerhalb des Walles in das „sturmbewegte“ 4. Jahrh. n. Chr. fiel. Die Ansiedlung halten wir für eine aus den Bewohnern der Umgegend bestehende; die Bewachung der Umwallung bildete die Lokalmilite der romanisierten Vangionen (vgl. darüber Julius Jung in Sybel's historischer Zeitschrift n. F. 31. B. S. 29 Anm. 7).

Die von Leube oben angegebene römische Inschrift

I O M

offenbar von einer Ara herrührend, hat der Verfasser lange Zeit vergebens gesucht. Auch Gross a. O. S. 8 führt sie an. Der Verfasser zweifelte zuletzt an ihrer Existenz, bis er ihre Reste im September 1892 unter Dornen und Disteln entdeckte.

An Ostfusse des Königstohles erstreckten sich drei Grate nach Osten. Zwischen dem 2. und 3. steht im Gestrüpp zur Linken eine künstlich aus dem Fels herausgearbeitete Ara mit ovalem Abschluss. Höhe = 1,30 m, Breite = 1 m, Dicke = 0,40 m; Gestein Porphy.

Mitten auf ihrer Vorderseite sind vier 20—25 cm hohe Hohlräume sichtbar. Man bemerkt an ihren Rändern deutlich die Spuren von Hieben mit denen hier früher gestandene Buchstaben entfernt wurden.

Die 1. Hohlung bildete früher ein I, die 2. und 3. ein breites O, die 4. ein weitspitziges M. Die verschollene Widmung

I O M

ist endlich, wenigstens in Trümmern, gefunden. Ob eine rechts unten stehende in der Ara befindliche Lücke den Namen des Dedikators enthielt, ist möglich. Doch vermuten wir, dass die Ara gleich der vom Schlammberge und von Dürkheim herrührenden nur die Weihinschrift an

„Jupiter optimus maximus“

enthielt. Die Inschrift zerstörten die Paulinerermöchte wie anderswo so hier gleichfalls, als heidnische Teufelswerk.

Nach ihrer Form, dem ovalen Abschluss, mag dieser Altar, der nach Nordosten blickte, am Ende des 3. oder Beginn des 4. Jahrhunderts entstanden sein. Er erblickt sich dicht zwischen der Specula auf dem 6 m hohen Königstuhl und der Schanze, wo die Bedeckung des Haupteinganges lag. Letzterer offenbar verdankt die Ara ihre Entstehung und ihre Verehrung.

Ob von dieser Arainschrift der Name des Berges „mons Jovis“ herkommt, der übrigens erst im Jahre 828 in einem Schreiben Frohars von Toul erscheint „a monte Jovis inque ad Palatium Aquis“ (vgl. Lehne a. O. I. Th. S. 91 Anm.), oder, wie J. Grimm vermutet, von der Uebersetzung seines altgermanischen Namens: „Thouersberg“ (so anno 869) = „Berg des Thonar“, bleibt vorläufig dahingestellt.

Sicher jedoch ist, dass in einem klassischen Schriftsteller der Name „mons Jovis“ für unseren Donnersberg, wie vielfach noch geklaut und geschrieben wird, nicht erscheint, wenn es auch nach unserer

Befunde nicht unmöglich ist, dass schon zur Spätmerseil obige Gleichung mons Jovis = „Berg des Thonar“ im Munde der romanisierten Vangionen vorhanden war

Literatur-Besprechungen.

Flower W. A. and Lydekker R. An Introduction to the Study of Mammals Living and Extinct. London und Edinburgh. Blacks. 1891. 8°. 766 p. 357 fig.

Ein Buch welches die lebenden und ausgestorbenen Säugethiere in möglichster Kürze aber doch in durchaus gleichmässiger Behandlung des Stoffes zur Darstellung bringt, würde einem längstgefühlten Bedürfnisse abhelfen. Wir heissen zwar in Deutschland zwei Werke, in denen die Säugethierwelt vortrefflich geschildert ist, Brehm's „Thierleben“ und Vogt's „Die Säugethiere in Wort und Bild“, allein beide lassen doch noch allerlei zu wünschen übrig. Das erstere räumt der Biologie einen entschieden zu ausgedehnten Platz ein auf Kosten der doch sehr viel wichtigeren Anatomie und ignorierte bis jetzt ausserdem die fossile Thierwelt vollständig, obwohl dieselbe an Formenreichtum hinter der lebenden sicherlich nicht zurücksteht und wahrlich geringeres Interesse verdient als diese. Das letztere ist zwar so ziemlich frei von diesen beiden sehr empfindlichen Mängeln, allein für unsere jetzigen Bedürfnisse reicht es entschieden nicht mehr aus, denn seit den beiden letzten Decennien haben unsere Kenntnisse der ausgestorbenen Säugethiere eine ganz erstaunliche Erweiterung erfahren.

Mit aufrichtiger Freude wurde daher das vorliegende Werk begrüßt. Der Name Flower bürgte für eine musterhafte Bearbeitung der lebenden, der Name Lydekker für eine treffliche Behandlung der fossilen Säugethierformen. Leider sehen wir uns in dieser freudigen Erwartung, wenigstens soweit es sich um die ausgestorbene Thierwelt handelt, arg getäuscht, und steht Referent mit diesem allerdings harten, aber dennoch durchaus zutreffenden Urtheil keineswegs allein da. Auch Koken und Lancaster haben sich im gleichen Sinne geäußert; der Erstere in „Nemes Jahrbuch für Mineralogie“, der Letztere in „Nature“. Lancaster erhebt auch hierdes die nun sehr gerechtfertigten Vorwürfe, dass die Literaturangaben, soweit sie die fossilen Säugethiere betreffen, absolut ungenügend seien.

Immerhin hat das Werk unbestreitbare Vorzüge. Die Anlage desselben ist eine geradezu musterghltige, auch die Auswahl und Ausföhrung der zahlreichen Illustrationen verdient alle Anerkennung. In meisterhafter Darstellung gibt Flower eine allgemeine Charakteristik der Säuger und die Anatomie derselben — äussere Bedeckung, Zahnsystem, Skelett, Verdauungs-, Athmungs- und Harnorgane, Blutgefäss- und Nervensystem, und Geschlechtsapparat —.

Es folgt ein Abschnitt über die geographische und geologische Verbreitung der wichtigsten Säugethiere und hieran schliesst sich der umfangreiche systematische Theil, der allerdings im Wesentlichen nur eine Zusammenfassung der einschlägigen Artikel in der Encyclopaedia Britannica ist. Was die Systematik betrifft, so behält Flower auch hier die Eintheilung in Prototheria, Metatheria und Eutheria bei. Die erste Gruppe umfasst die Ornithodelphia (Monotremata), die zweite die Marsupialia — Polypro-

tozonta und Diprotodonta -- und die dritte, die Placentalia wird zerlegt in die Edentata, Sirenia, Cetacea, Ungulata, Rodentia, Carnivora, Insectivora und Primates. Die zahlreichen mesozoischen Säugethiere werden in einem besonderen Kapitel vor den Prototheria besprochen und in Multituberculata und Polyprotodonta gegliedert. Doch bleibt die Frage, welcher von jenen drei Hauptgruppen dieselben angehören, ungelöst.

Es ist zu hoffen, dass in einer wohl in Bälde nöthig werdenden neuen Auflage die gerügten Mängel beseitigt werden dürften, so dass auch die fossilen Formen eine ebenso sorgfältige und eingehende Behandlung aufweisen, wie die lebenden und nicht länger in ihren Rechten verkürzt erscheinen. Max Schlosser.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung vom 20. Januar 1893.

Der Vorsitzende Professor J. Ranke berichtete über die Ansgrabungen in einem neuen von Herrn Dr. Heintz entdeckten Heibengraberfelde bei Munttraching durch Herrn Hauptmann E. Seiler, sowie über die Fortsetzung der Untersuchung des grossen Heibengraberfeldes bei Allach durch Herrn k. Adjunkt Meibelhöck und Herrn k. Expeditör Drechsel und spricht den genannten Herren den Dank für ihre wichtigen und sehr ergebnisreichen Forschungen aus. Sodann legt er ein originelles neues Material zu kranio-metrischen Studien vor, nämlich 12 höchst exakt nach neuer Methode ausgeführte Modelle resp. Abgüsse lebender haarloser Menschenköpfe, welche Herr Ferdinandsmayer Gussmann in Leipzig (Ecke der Zeitzer- und Emilienstrasse 2) für seine Zwecke angefertigt und in selbstloser Weise zur Verfügung gestellt hat. Da die Modelle Stirn bis zur Nasenwurzel, Hinterhaupt bis zum Nacken und grösste Breite des Schädels besitzen, können an ihnen Messungen des Kopfindezes annähernd so exakt wie an Schädeln ausgeführt werden, was bekanntlich die sog. „Hutformen“ der Hutmacher noch nicht gestatten. Redner behält sich eine eingehendere Würdigung dieses wohl auch für ethnologische Zwecke brauchbaren Materials vor, spricht Herrn Gussmann den wohlverdienten Dank aus und bemerkt schliesslich, dass auch die Gaumenabgüsse der Zahnärzte eine nicht geringe anthropologische Bedeutung besitzen. — Den Hauptvortrag des Abends hielt Herr

Prof. von Kopfer, Ueber die Entwicklung des Hirnes.

Redner führte aus, dass sich eine annähernd lückenlose Entwicklungsgeschichte des Hirnes noch nicht

geben lasse, dass es der Zukunft noch überlassen bleibt, auf dem allein sicheren vergleichend embryologischen Wege dieser bedeutungsvollen Aufgabe gerecht zu werden. Eingehender behandelte der Vortragende zwei Probleme, die Bestimmung des Vorderendes der Lichtungsaxe des Hirnes und die Erklärung des Hirntrichters, welcher von K. E. von Baer und bis vor Kurzem auch von Prof. His in Leipzig als das abwärts und rückwärts gebogene Vorderende des Hirnes angesehen worden war. Unter Vergleichung der Verhältnisse bei den Ascidienlarven, bei Amphioxus, den Neunungen und dem Stör wies der Vortragende nach, dass das Axenende des Hirnes mit der Stelle der Bildung der unpaarigen Nasen zusammenfalle und dass ein Rudiment des unpaarigen Riechorgans auch bei den Paarnasern noch nachweisen lasse. Selbst beim Menschen fand sich noch ein rudimentärer unpaariger Riechapparat am Hirne. Den Trichter aber fasst der Vortragende als das Rudiment einer alten, bei den Ascidienlarven bestehenden, offenen Communication zwischen dem Hirn und dem Eingange in den Kiemenraum auf. Herr von Dawidoff hat durch sehr hübsige Präparate den Nachweis geführt, dass ein solcher Canalis nennertericus anterior, vom vorderen Theil des Bodens der Hirnhöhle ausgehend, in den Anfang des Kiemenraumes einmündet, ehe noch der Kiemenraum gegen die Mundöffnung sich eröffnet habe.

Herr Oskar Schaffer, Assistent an der k. Universitäts-Frauenklinik sprach hierauf zuerst über die Präparate der Sexualorgane der hier verstorbenen 17jährigen „Dahomey-Amazone“ Cula, welche Frauenbeschneidung seigten. Sodann stellte derselbe das Skelett einer rhachitischen Zwergin vor, welche nach ihrem heroischen Entschlusse, ein lebendes Kind zur Welt zu bringen, in der hiesigen Frauenklinik von Herrn Geheimrath von Winkler mittelst Kaiserschnitt von einem kräftigen lebenden Kinde entbunden war, leider mit letalem Ausgang. Redner demonstirte die zahlreichen charakteristischen Verkrümmungen der Wirbelsäule und der Extremitäten sowie des Beckens, letztere namentlich in ihren Folgen für die Geburt, sowie des Schädels in ihren Folgen für die Gehirnentwicklung namentlich durch die bei Rhachitis häufige Schließenge Virchow's.

Sieben erhalten wir das höchst interessante neue Werk, dessen Besprechung wir uns vorbehalten:

Dr. Max Bartels, Sanitätsrath in Berlin: Die Medicin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin. Mit 175 Abbildungen in 7 bis 8 Lieferungen. 1. Lieferung (1. u. 50 c.) 89. 64 S. Leipzig 1893. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

Wir erhalten die Trauerkunde:

Robert Hartmann

der so vielfach verdiente Anatom und Anthropologe, Geheimer Medicinalrath und Professor an der Berliner Universität, geboren den 8. Oktober 1831 ist am 20. April im Krankenhause zu Potsdam an den Folgen eines Carcinoms gestorben.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Gesamtvorsteher der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1893.

Inhalt: Entstehung und Zweck der römischen Grenzwälle zwischen der Donau und dem Main. Von Dr. August Dappe. — Mittheilungen aus den Lokaveränen: Münchener anthropologische Gesellschaft: O. Schäffer: Ueber Schwanzbildung beim Menschen. — Literatur-Besprechung.

Entstehung und Zweck der römischen Grenzwälle zwischen der Donau und dem Main.

Von Dr. Aug. Dappe.

In der Archäolog. Zeitung, Jahrg. 41, Berlin 1883, hat Th. Mommsen einen Bericht von K. Zangemeister veröffentlicht, worin es S. 267 in Bezug auf das Römerkastell bei Oberscheidenthal im Odenwalde heisst: „Die beiden portae principales liegen nicht in der Mitte der Langseiten, sondern etwas näher nach der Westseite zu.“ Das ist bemerkenswerth; denn da die Seitenthore gewöhnlich der porta praetoria etwas näher gerückt sind, dieses Vorderthor aber gegen den Angriff gekehrt ist (Hygin. ed. Lange p. 97. 152 und Tab. II; Veget. 1, 23), so schaut die Main-Neckarlinie nicht ostwärts, wie man bisher glaubte, sondern westwärts gegen den Feind. Hierzu stimmt eine in der Karlsruher Zeitung vom 9. Dez. 1886 bekannt gemachte Beobachtung von E. Wagner, welche lautet: „Ein weiteres Resultat der Untersuchungen bei Oberscheidenthal war auch noch die Auffindung der unter dem Ackerboden an den Castellen der Befestigungslinie vorbeziehenden römischen Strasse. Am letztgenannten Orte zieht sie sich merkwürdigerweise ausserhalb der Linie, östlich vom Kastell, von Schlossan kommend, hin.“ Dem entsprechend befinden sich auch, sobald die Kastellreihe des Grenzwalles durch den Odenwald (über Hainhaus, Violbrunn, Eulbach, Würzberg, Bullnu, Hessel-

bach, Schlossen, Waldmuerbach, Oberscheidenthal, Wagenschwend, Robers, Fahrenbach, Sattelbach, Neckarhurken, Stockbrunnerhof) bei Gundelsheim den Neckar erreicht hat, die weiter südlich folgenden Kastelle (wie Jagstfeld, Neekarsulm, Heilbronn, Laufen, Marbach, Cannstadt) nicht auf dem linken, sondern rechten Neckarufer, also westlich durch den Fluss gegen den Feind geschützt. Schaut nun aber die Main-Neckarlinie mit ihren Kastellfronten westwärts, während die ihr gegenüberliegende Main-Donaulinie, nämlich die Grenzwallkastelle vom Hohenstaufen, über Loreb, Welzheim, Murrhart, Oehringen, Jagsthausen, Osterburken, Walldüren, Miltenberg, n. den Main, sich ostwärts gegen den Feind wendet, so sind die beiden Linien offenbar zum Schutze des zwischen ihnen befindlichen, etwa drei Meilen breiten Landtrichs angelegt worden, und zwar um eine Militärstrasse von dem römischen Hauptlager zu Augsburg in Rätien nach dem Hauptlager zu Mainz in Obhergermanien hindurch zu führen.

Es fragt sich nun, wann dieses gesehehen ist; und da bringt uns wieder eine weitere Entdeckung Wagners auf die Spur. Er fand nämlich zwischen den Castellen bei Schlossen und Oberscheidenthal in den Trümmern eines römischen Wachthauses eine dem Jupiter geweihte Dankschrift „OB BVRO. EXPLIC.“, das ist wegen Befreiung der Burg (Correspond. der Westd. Zeitschr. vom 1. Juli 1881). Diese Bezeichnung

einer römischen Grenzwarde als Burg erinnert uns sofort an jene um 417 n. Chr. geschriebene Nachricht des Orosius 7, 32, welche lautet: „Auch der neuen Feinde neuer Name, nämlich der Burgunder, welche sich mit mehr als achtzigtausend, wie man erzählt, an dem Ufer des Rheins festgesetzt haben. Diese sollen einst, nachdem das innere Germanien von Drusus und Tiberius, den Stiefsohnen des Kaisers, unterworfen war, in Lager vertheilt zu einem grossen Volke zusammen geschmolzen sein, und so nach den Namen von ihrem Werke erhalten haben, weil sie die zahlreich an dem Grenzwall errichteten Häuschen gewöhnlich Burgen nennen.“ In dieser Stelle, deren Schluss wenigstens durch obige Inschrift bestätigt ist, wird die Entstehungszeit der beiden römischen Grenzwälle bis Drusus und Tiberius hinauf gerückt. Aber auch hierfür finden wir eine weitere Bestätigung aus dem Jahre 13 n. Chr. im Florus 2, 30, wo von Drusus kurz gesagt wird: „Den bis dahin ungesehenen und unbetretenen Herynischen Wald hat er geöffnet“ (vgl. Bonn. Jahrb. 89, S. 73. 78). Dies geschah im Jahre 9 v. Chr., in welchem Drusus auch die mit den Markomannen verbündeten Sueben besiegte (Dio 55, 1); der Herynische Wald aber erstreckte sich vom Schwarz- und Odenwalde auf beiden Seiten der Donau hinunter bis zu den Karpathen (Caes. B. G. 6, 25 und Strabo 7, 1, 5); und wenn also Drusus, damals von Mainz ausgehend, diese Gegend für die Römer öffnete, so zog er durch den Landstrich zwischen dem Main und Neckar auf die Donau hin, das ist durch den Odenwald und die Rauhe Alp, wo noch heute die Schwaben wohnen. Nun aber hatten Drusus und Tiberius schon während der Jahre 15 und 14 v. Chr. Tyrol und Südbayern erobert (Liv. Per. 138; Horat. Od. 4, 4, 14; Flor. 2, 22; Strab. 4, 6, 8, 9; Vell. 2, 95; Dio 54, 22), und eine Strasse aus Oberitalien durch die Alpen bis an die Donau geführt, was folgende Inschrift bezeugt: „Die claudisch-augustische Strasse, welche Drusus der Vater, nachdem die Alpen durch Krieg geöffnet waren, angelegt hatte, liess Claudius vom Flusse Po bis zur Donau 350 röm. Meilen lang befestigen“ (Mommson C. J. L. V, 8003, 8002). Diese Strasse war gleich anfangs so fahrbar angelegt worden, dass Tiberius zum Beispiel einen für den Brückenbau bei Lindau am Bodensee verwendeten Lärchenstamm von 120 Fuss Länge und durchweg 2 Fuss Dicke als Schanstück nach Rom senden konnte (Plin. N. H. 16, § 190. 200; Strabo 4, 6, 6). Ohne Zweifel nun wird jene Strasse möglichst bald von der Donau weiter durch die geöffnete Neckar-

gendung nach Mainz an den Rhein fortgeführt und beiderseits, weil im Feindeslande, durch befestigte Grenzwälle gesichert sein.

Augustus liess sich nämlich zu diesem Zwecke den Landstrich zwischen der Donau und dem Main von den besiegten Sueben abtreten, indem er die Betreffenden auf das linke Rheinufer versetzte (Sueton. Oct. 21 und Tib. 9), und vertheilte die Boden an Ausgediente der gallischen Kohorten; wer sich dazu meldete, erhielt ein Stück unter der Bedingung, den Zehnten des Ertrages an die Wegkstelle abzuliefern, welche auf diese Weise versorgt wurden. In Bezug darauf schreibt noch Tac. Germ. 29: „Unter die Völker Germaniens mächte ich diejenigen nicht zählen, welche die Zehntacker bebauen, obgleich sie sich jenseits des Rheins und der Donau niedergelassen haben. All' die Leichtfertigen der Gallier, kühn durch Armut, nahmen sich ein Grundstück dieses zweifelhaften Besitzes; nachdem bald ein Grenzwall gezogen und mit Vorposten besetzt war, galt es für einen Durchlass des Reiches und einen Theil der Provinz.“ Dass Augustus damals in Germanien wirklich Grenzwälle ziehen liess, ersehen wir aus Fest. Brev. 8, wo es heisst: „Und ein Grenzwall zwischen den Römern und Barbaren wurde von Augustus durch Vindelicien, durch Norikum, Pannonien und Mösien errichtet.“ Diese Nachricht stammt zwar erst aus den Jahren 364—378 n. Chr.; sie wird aber durch Tac. Ann. 1, 50 bestätigt, wo wir von einem unter Augustus durch dessen Stiefsohn Tiberius „angefangenen Grenzwall“ zwischen der Lippe und Yssel lesen.

Auch im Odenwalde war es den oben angeführten Ueberlieferungen zu Folge eben Tiberius, der die Grenzwälle daselbst zog, sowohl den vom Main zur Donau, als auch den mit jenem gleichlaufenden am Neckar; und zwar geschah dieses während der Jahre 8 und 7 v. Chr., aus welchen Vell. 2, 97 berichtet: „Die Weiterführung jenes Krieges wurde nun dem Tiberius übertragen, und dieser führte ihn mit gewohnter Tapferkeit und mit Glück. Indem er alle Gegenden von Germanen als Sieger durchzog, ohne irgend einen Schaden des ihm anvertrauten Heeres, wofür dieser Führer immer vorzugsweise sorgte, bezwang er das Land so weit, dass er es beinahe in das Verhältnis einer steuerpflichtigen Provinz brachte.“ Die römischen Soldaten haben also in diesen zwei Jahren weniger gekämpft (vgl. Dio 55, 6, 8), als vielmehr den erworbenen Ländersitz durch Grenzwälle, Strassen, Kastelle römisch eingerichtet; und was Tiberius nicht fertig brachte, das vollendete in den folgenden Jahren 6 v. Chr. bis 1 n. Chr.

Domitianus, der Schwager des Drusus, damals Statthalter an der Donau, hernach am Rhein (Dio 55, 10; Tac. Ann. 1, 63; 4, 14). Auf jene Anfangszeit der römischen Herrschaft in Deutschland schaut auch Dio 56, 18 zurück, indem er aus dem Jahre 9 n. Chr. erzählt: „Die Römer besaßen in Deutschland einige Gegenden, nicht beisammen, sondern wie sie gerade erobert waren, weshalb deren in der Geschichte auch nicht Erwähnung geschieht. Ihre Soldaten überwinterten dort, und Städte wurden gegründet. In die Ordnung der Römer bequemen sich die Barbaren; sie gewöhnten sich an Märkte, und unterhielten mit jenen einen friedlichen Verkehr.“ In dieser Stelle wird ausdrücklich gesagt, dass es anfangs nur einige nicht zusammenhängende Landstriche in Deutschland gewesen seien, welche die Römer zu Eigenthum machten, um sie militärisch zu besetzen und einzurichten; und zu diesen Landstrichen gehörte, als oino für die Römer durchaus notwendige Verbindung zwischen Augsburg und Mainz, gleich im Beginn auch das Zehntland von Günzburg an der Donau bis Miltenberg am Main. Noch während der Kriegsführung des Valentinian am Rhein 370 n. Chr. erinnerten sich die Bewohner des Zehntlandes, damals Burgunder genannt, ihrer Abstammung von römischen Soldaten; Ammian. 28, 5, 11 schreibt: „Die Burgunder wissen, dass sie eine Nachkommenschaft der Römer schon aus alten Zeiten sind.“ Wenn auch die älteste bis jetzt dort, nämlich vorigen Herbst in dem östlichen Kastello bei Neckarburken gefundene Inschrift nur bis zum Jahre 145 n. Chr. hinauf reicht (Badische Landeszeit. vom 25. Nov. und 2. Dez. 1892), so deuten doch die im Zehntland gesammelten, von Mone in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins Bd. 16 S. 58—69 beschriebenen Münzen auf einen früheren Erwerb und langen Besitz dieser Gegend seitens der Römer, sowie auf einen später noch fortdauernden Verkehr mit denselben hin.

Anfangs liess Tiberius zwischen dem beiderseits abgegrenzten Zehntlande und dem Rhein noch freie Germanenstämme wohnen, nämlich im Schwarzthale die Raurakon und Trihechen (vgl. Ammian. 22, 8, 44), in der Rauhen Alp die Sueben, im Odenwalde die Nemeter (Haug, die röm. Denksteine in Mannheim, Nr. 11. 19. 87), in der Darmstädter Ebene die Vangionen. Diese traten mit den Römern in ein derartiges Bundesverhältnis, dass sie für Sold unter eigenen Fürsten ihre Hülfsstruppen stellten. Wir erfahren z. B. aus Tac. Ann. 12, 27. 28, dass um 50 n. Chr. die Kohorten der Vangionen und Nemeter mit dem ohergermanischen Statthalter Pomponius

gegen die Katten auszogen, welche aus dem Spessart und Rhöngebirgo plündernd in die Mainebene vorgefückt waren. Eino bei Bonn unlängst gefundene Grabschrift lautet: „Niger, Sohn des Acto, der Nemeter, aus dem Geschwader des Pomponianus, fünfzig Jahre alt, fünfundzwanzig im Feld, ruht hier“ (Bonn. Jahrb. 88, S. 128). In Tac. Ann. 1, 44 lesen wir, dass Germanikus 14 n. Chr. die unzufriedenen Altsoldaten aus Köln nach Rätien schickte, unter dem Vorwande, die Provinz gegen die drohenden Sueben zu verteidigen, in Wahrheit, um die aufrührerischen Veteranen aus dem Lager zu entfernen. Die Sueben sasscn also ruhig; das Zehntland war gegen sie und die Nemeter durch die Militärgrenze am Neckar hinlänglich gesöhlt.

Hiermit trete ich der gewöhnlichen Ansicht entgegen, dass das Neckargebiet, also Baden und Württemberg, zur Römerzeit ein von den Helvetiern verlassenes und erst von einigen gallischen Ansiedlern wieder besetztes Oedland gewesen sei. Wenn Ptol. 2, 11 auf der germanischen Rheinsseite als südlichste Gegend „die Wüstung der Helvetier“ bezeichnet, so ist damit der Landstrich zwischen dem Bodensee und dem obersten Donaulaufe bis in den Baseler Rheinwinkel gemeint. Von dort nämlich wanderten im Frühlinge 58 v. Chr. 23000 Rauraken, 35000 Tullinger, 14000 Latobrigen, 32000 Bojer zugleich mit den an der südlichen Seeseite wohnenden 263000 Helvetiern aus, nachdem sie ihre Häuser niedergebrannt hatten. Cäsar trat ihnen bei tiefem entgegen, besiegte sie an der Saene, und schickte 110000 ährig gebliebene Helvetier, Tullinger, Latobrigen in die Schweiz zurück; die Bojer driften auf der westlichen Jurassseite bleiben (Caes. B. G. 1, 2—29). Ihre verwüstete Heimath (*ἡ Βοιωτῶν ἐρημία*) erwähnt Strabe 7, 1, 5; er sagt, dass sie mit den Helvetiern und Rätiern an den Bodensee grenze, also an das hayrische Scuefer bei Lindau, während am nördlichen Gestade sich um diese Zeit, nämlich 18 n. Chr., bereits wieder Vindolier angesiedelt hatten. Noch um 15 v. Chr., also 43 Jahre nach jener Auswanderung, konnte Tiberius ohne Widerstand mit einem Tagemarsche vom Bodensee bis an die Quellen der Donau gelangen. Die *ἔρημος τῶν Ἑλβετιῶν* des Ptolemäus befindet sich demnach auf der Südseite des Donauflusses und erstreckt sich dasselbst nach der Angabe dieses Geographen vom Rhein „bis zu dem mit den Alpen gleichbenannten Gebirge“, das heisst bis zur Rauhen Alp; es ist der jetzt sogenannte See- und Donaukreis. Dagegen die „decumates agri“ des Tacitus liegen nördlich von der Donau längs der Ostseite des

Neckar zwischen den beiden Grenzwällen, und erstrecken sich bis zum Main hin; Anmian. 18, 2, 15 nennt sie mit ihrem einheimischen Namen „Capellatum“ (Gefilde) oder „Palas“ (Felder), davon im Mittelalter die „Palatz, zusammengezogen Pfalz“, jetzt auch das Bauland genannt.

Die Römer versäumten es nicht, alsbald durch das befreundete Gebiet der zwischen den Rhein und das Zehntland eingezwängten Germanen von den Hauptfestungen aus Querstrassen zu den Hauptkastellen der Neckarlinie hinzuführen. Eine von Zangemeister entzifferte Inschrift auf dem bei Offenburg gefundenen Meilensteine (Brambach 1955) stammt aus dem Jahre 71 n. Chr.; die Meilen sind von Strassburg ab gezählt; und es führte diese Römerstrasse wahrscheinlich im Kinzigthale aufwärts durch den Schwarzwald nach Rottweil (Arao Flaviae) am Neckar (Westd. Zeitschr. 3, S. 246—255). Die Spuren einer von Strassburg (Argentoratum) nördlich sich wendenden Strasse lassen sich über Baden und Pforzheim nach Cannstadt (Clarensa) verfolgen; von Speier und Worms führen Römerwege über Heidelberg durch den Odenwald nach dem Grenzwallkastell Neckarburken (Bonn. Jahrb. 71, S. 1—106). Als im Januar 88 n. Chr. die Bewohner des Schwarzwaldes, der Rauhen Alp und des Odenwaldes sich an dem Aufstande des ohergermanischen Statthalters Antonius gegen den Kaiser Domitian beteiligten, Antonius aber von Norhanus geschlagen wurde und fiel, weil ihm die Germanen nicht über den Rhein wegen des Eisganges zu Hülfe kommen konnten, rückte mit Eilmärschen der Feldherr Trajan aus Spanien herbei, unterwarf die rechtsrheinischen Völkerschaften, nahm ihnen die letzte Freiheit, und theilte ihr Gebiet in römische Bezirke ein (Dio 67, 11; Suet. Dom. 6; Oros. 7, 12; Eutrop. 8, 2; Braumbaeh Inscr. 1701. 1713). Mit Recht bezieht Th. Mommsen die Nachricht des Frontin. Strateg. 1, 3, 10, dass Domitian gegen die Germanen durch 120 röm. M. Grenzwälle gezogen habe, auf jene während der Kattenkriege (83—85 n. Chr.) vom Main um das Taunusgebirge herum nach dem Rhein hin erbaute Militärgrenze (Röm. Gesch. 5. Bd. 2. Aufl. S. 136). Das römische Zehntland zwischen dem Main und der Donau, mit seiner östlichen und westlichen Festungslinie, hatte damals schon neunzig Jahre lang bestanden.

Betrachten wir schliesslich die unter Drusus vom Po bis zur Donau angelegte, und von da durch das Zehntland bis an den Rhein unter Tiberius weiter geführte Strasse, so finden wir, dass sie die kürzeste Verbindung zwischen Rom und Mainz war. Es kam deshalb auch 98 n. Chr. die Botschaft des Senates, Trajan sei Kaiser geworden,

nicht über Trier, sondern über Mainz an ihn nach Köln. Spuren dieser Hauptstrasse im Zehntlande sind bereits gefunden, so zwischen Schlossau und Oberscheidenthal, zwischen Sattelbach und Neckarburken; von der Donau her gehen vielleicht die römischen Funde bei Heidenheim, vom Rhein her der Kleestädter Meilenstein die Richtung an. Es bleibt also für die gegenwärtige Untersuchung der römischen Grenzwälle zwischen dem Main und der Donau von Reihswegen immer noch ein grosses Arbeitsfeld übrig, und wir sehen mit gespannter Erwartung den Ergebnissen derselben entgegen, da sie für die älteste Geschichte dieser Gegend von grösster Wichtigkeit sind.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Müncheur anthropologische Gesellschaft.

Sitzung vom 25. November 1892.

Sind die Schwanzbildungen beim Menschen ein Atavismus oder eine Missbildung?

Von Dr. Oskar Schaeffer.

Im Allgemeinen sind wir Dank den Untersuchungen über die Entwicklung des menschlichen Embryos und Dank dem Studium der Ursachen der angeborenen Missbildungen jetzt geneigt, einen grossen Theil der Letzteren als Bildungshemmungen und somit gleicherweise als eine Art Reproduktion früher ontogenetischer und damit zugleich auch gewissermassen phylogenetischer Stadien anzusehen. Wir müssen uns aber hüten, eine jede, wenn auch scheinbar deutliche, theroomorphe Bildung der Art kritisch solchen beizuzählen. Am verführerischsten trat von jeher für eine solche Annahme eines der thierähnlichen Gebilde in den Vordergrund, nämlich schwanzähnliche Anhangsel als scheinbare Verlängerung des Steissbeines.

Hundertel von Berichten sind in der Literatur Menschen, Familien und Völker sind in der Literatur weit verstreut; nicht nur die zoologische Literatur im engeren Sinne, sondern vor Allem die Erzählungen Reisender enthielten sonderbare einschlägige Beobachtungen. Es gibt kein Zeitalter, keine Gegend, kein Volk der Erde, welches nicht von derartigen Bildungsanomalien zu erzählen wüsste. Aber ein Gemeinsames haften allen solchen Berichten an: die Menschen aller Zeiten und aller Völker sehen in diesem Attribut etwas Menschen-Unwürdiges, etwas Thierisches.

Eine kritische Zusammenstellung aller einschlägigen Fälle und danach eine anatomische Eintheilung der sicher beglaubigten Schwanzgebilde vorgenommen zu haben, dieses Verdienst gebührt dem bewährten anthropologischen Forscher Bartels. Die grösste Zahl der Fälle lokalirt sich auf Mittel-, West- und Südeuropa, excl. der pyrenäischen Halbinsel; weiter im alten Lande der Köcher und dem engeren Reiche Harun al Raschid's; in Vorderasien nördlich von Bombay und am Abhange des Himalaya; in Centralasien zwischen China und Kabul; in China längs der Küste von Shanghai bis Macao und tief ins Land hinein über Kanton hinaus; auch Formosa und die japanischen Inseln liefern Beispiele, der südliche Theil von Malakka und der ganze Sunda-Archipel bis zu den Philippinen.

Afrika gewährt aus allen Theilen Beispiele: Algier, die Azoren und Canarien, weiter das Centrum des Sodans, Habesch und Aboessinien und aus der Westküste von Paolo de Loando herem. Das Kameruner Anhebungsgeschäft scheint noch keine geschwänzten Rekruten eingestellt zu haben, wie sie in Java und Griechenland zur Beobachtung kamen. Am sparsamsten ist Amerika mit derartigen Notizen versehen; Bartels notirt nur Fälle vom oberen Amazonenstrom und von dem Stamme der Pecheräns auf Feuerland.

Nachdem Bartels alle jene, meist afrikanischen Fälle ausgesichtet hatte, welche unzweifelhaft auf Täuschung beruhen, — dahin gehören jene ethnologischen Gewohnheiten, Thierchwäne nmschneiden — entstand die Frage: „Was müssen wir unter Schwanzbildung beim Menschen verstehen?“ Zweifel an diesem Begriff sind erst mit dem Moment entstanden, als man einige dieser Bildungen nicht mehr für Analoga der Thierchwäne halten konnte.

Ehe ich diese Cardinalfrage beantwortete, will ich Ihnen, meine Herren, einen instruktiven Fall beschreiben und Sie so in den Stand setzen, selbst zu urtheilen.

Im December 1869 wurde der hiesigen Universitäts-Franzenklinik ein mannigfach missbildeter Fötus eingeliefert, der durch einen bedeutenden und besonders geforneten Caudalappendix das Interesse als Unikum der Sammlung erweckte. Die mediane Insertion des Anhangs in der Steißbeingegend liess jedem Unbefangenen die Annahme des Schwanzes, als handle es sich hier um ein wirkliches „Schwanzgebilde.“ Herr Geheimrath v. Winkel beehrte diese Ansicht von vornherein skeptisch und meine anatomische Untersuchung bestätigte diese seine Ansicht durchaus.

Sie sehen an dem Fötus eine ganze Reihe verschiedener, scheinbar von einander ganz unabhängiger Bildungs-Anomalien; hier beiderseitig „Klimphäute“, welche in Folge des Mangels des einen Unterarmknochens entstehen; letzterer entspricht auch das Fehlen von Dammen und Zeigefinger; die dritten und vierten Finger sind verwachsen. An den unteren Extremitäten fehlen ebenfalls je ein Unterschenkelknochen und die Füsse, und die restirenden Unterschenkelknochen sind rechts im unteren Viertel, links im oberen Viertel wie „amputirt“, d. h. dass beiderseitig noch narbenartige Haut die Stümpfe deckt. Während die mit kräftigen Nägeln versehenen Finger- und Handwurzelknochen normal lang sind, zeigen sich die restirenden Vorderarmknochen sehr verkürzt. Das äusserlich normale männliche Glied ist nicht von einer Urethra durchbohrt; ebenso ist der After verschlossen. Das Scrotum fehlt ganz. Der ganze Körper des Fötus zeigt eine anfallig gequetschte Haltung, wie wir sie in diesem Masse nicht gewohnt sind an Neugeborenen zu sehen. Die Schultern sind stark nach vorn gepresst und der Kopf, dessen Schädeldwöhlung von vorn nach hinten und von oben nach unten in die Länge gezogen ist, zeigt durch die Druck- und Zugmarken an Hals und Nacken an, dass er zwischen den Schultern gegen die Brust gedrückt gewesen hat. Die Arme sind vorn gekrenzt; die Oberschenkel sind stark flektirt; die Knie in gleicher Contractur und nach innen rotirt, so dass die Stümpfe der Unterschenkel sich kreuzen.

Die Endpunkte der Längsaxe des Körpers waren die hinteren, an der Sagittaltlinie gelegenen Winkel der Scheitelbeine und das Steissbein, bzw. hier die Basis des nach hinten in die Höhe geschlagenen Caudalappendix. Letzterer ist 4 cm lang, weich; er entspringt breit aus einer haarlosen, wenig tiefen Grube; letztere hat wulstige, nach oben hin all-

mählich verflachende, mit Haaren und Talgdrüsen besetzte Ränder. Die Wurzel des Gebildes zeigt auf ihrer Hinterfläche einen Höcker, als ob hier ein zweites Gebilde gleicher Art hätte entstehen wollen. Der Hauptstamm verjüngt sich gleich etwas und wieder anschwellend, wieder verjüngend, wieder anschwellend endigt er nach einer nochmaligen Einschnürung in zwei durch eine Furche getrennte, kolbige Anschwellungen, so dass das Schwanzende nicht spitz, sondern herzförmig zweizipfelig ist; ein gleiches Bild habe ich in der Literatur nicht beschrieben gefunden. An der einen Fläche des Gebildes verläuft eine sehr deutliche Narbe, welche aber nicht über die Wurzel auf den Knopf hinausgeht.

Das freigelegte Steissbein war nicht nach hinten dilatirt, sondern zeigte im Gegenstheil schon eine schiefe Concavität nach vorn. Es sandte wohl einige feine Fädchen in die Haut, aber mit der Wurzel des Appendix stand es in gar keinem Zusammenhange, einmal es mit seiner Spitze skoliotisch nach rechts gekrümmt war. Es bestand aus vier kurzen, breiten Wirbeln. Der Appendix dagegen hat seine Fortsetzung nach innen in einem fibrösen, drehen, runden Strange, welcher seitlich links am Kreuzbein anhaftet. Mikroskopisch fand ich in dem „Schwanzgebilde“ nur die der Haut charakteristischen Gewebe und Organe und ausserdem central ein starkes, obliterirtes Gefäss. Ausgehend von dieser Region fand ich den After und 1 cm weit den Mastdarm verschlossen. Beide Nieren und die Harnblase fehlten; dagegen waren die Hoden vorhanden; die Harnröhre fehlte, wie schon erwähnt. Das Becken war zusammengequetscht, d. h. die Sitzbeine bis zur Verwachsung einander genähert und nach innen geschlagen waren. Endlich zeigten sich erhebliche Verbildungen am Herzen und den Stammgefässen.

„Besteht nun ein genetischer Zusammenhang zwischen allen diesen Bildungsanomalien?“

Wir finden hier neben einander:

1. schwarzartige Bildung mit offener Längsnarbe;
2. Verschluss des Afters und der Harnröhre;
3. gänzlichen Mangel der Nieren und der Harnblase;
4. Missbildungen des Herzens und der Stammgefässe;
5. Amputationsdefekte, wie wir solche erfahrungsgemäss erklären müssen als in Folge von frühzeitig embryonalen engen Kehlten entstanden!
6. Mangel von einzelnen Extremitätenknochen und einiger Finger; Verwachsung anderer Finger;
7. die Körperhaltung deutet auf Aufenthalt in einem ganz abnorm engen Raume hin.

Besteht nun ein Zusammenhang zwischen allen diesen Verbildungen, so kann er bei der Zerstretheit über den ganzen Körper mit ganz verschiedenartige Organe nur ausserhalb der Frucht liegen. Die sogenannten Spontan-Amputationen fordern dazu auf, eine mit dem primären Wachsthum einhergehende mangelhafte Schaftausbildung, d. h. jener Eihaut, welche den Embryo und Foetus umkleidet, welche den Fruchtwassersack bildet, anzunehmen. Diese Verbindung muss zu einer Zeit stattgefunden haben oder wenigstens auf dem Gipfelpunkt ihrer Wirkung angelangt sein, wo die harnbereitenden Organe sich bereits von den geschlechtlichen geschieden haben; beide gehen bekanntlich aus einem Stammorgan, dem Wolffschen Körper hervor und das gewahrt gleichsch der dritten Woche embryonalen Daseins. Hier lenkt die wichtige Ergänzung von Embryologie und Teratologie ein. Wir haben aber noch weitere Zeitdaten! In der dritten

Woche stülpt sich aus dem Embryo eine Blase heraus und in den Zotten teil der erhabenden Eihäute hinein. Diese Blase, Allantois, führt ein Gefäßsystem zu der mütterlichen Schleimhaut und besorgt so den Stoffwechsel zwischen Mutter und Embryo. Das Rindiment dieser Allantois vereinigt sich aber mit den umhüllenden Organen und bildet die Harnblase. Das ist hier gegeben; also fällt unsere Missbildung jedenfalls nach dem 20. Tage.

Es würde uns so weit in das embryologische Gebiet führen, wollten wir hiermit die Daten der Entstehung des Amniotus, der Ausbildung des Herzes, der Extremitäten, der Einstülpung des After vergleichbar; genug, alle Daten bestimmen uns, den Zeitpunkt der Einwirkung bildungsfördernder Elemente zwischen den 15.—25. Tag embryonalen Lebens anzuverlegen.

Nur die Verbindung eines Organes, welches scheinbar ganz getrennt und geschützt vor den Einwirkungen auf das Steißende des Foetus liegt, könnte Sie zweifeln lassen: ich meine das Herz. Aber Hensen in Kiel hat nachgewiesen, auf experimentellem Wege, dass künstlich ausgeübter Druck auf die Herzanlage zur Zeit der Verschmelzung der beiden Anlagen derselben, eine getrennt bleibende Form bewirkt. Es liegt aber schon bei dem normalen Embryo die Kopf-anlage unter starker Beugung gegen jene Region des Humpfes angepresst, welche die Herzanlage enthält. Hier muss also schon eine relativ unbedeutende Rammenbeugung störend wirken.

Für uns ist hier aber nur die Frage von Interesse, passt in dieses Schema der ausgenagelten Eihäute, d. h. der sogenannten Amnionaplasie die Begründung des Entstehens des Caudalappendix? Er kann entweder ein durch einen Amnionfaden ausgezogenes Hautstück repräsentieren, wie Virchow und Bartels es schon ausgesprochen haben, — oder aber die plastische Verklebung der so engen Schwanzkappe der Eihaut hat in einer am Caudalende lokalen, aber breiten Adhärenz geführt und jenes Hautgebilde in ziemlich breiter Fläche ausgezogen; nach Abreissung dieses Theiles der Hornplatte von der Eihautverklebung verwich das ausgezogene Hautstück unter Bildung der geschilderten Narbe. Das centrale, mit ausgezogene, also seinem eigentlichen Wirkungskreis entzogene Blutgefäß ist obliteriert. Dass diese Verklebung zwischen Eihaut und Embryo eine viel tiefer gehende war, als die von Virchow für andere Fälle gültig angenommene äussere Hautverklebung, beweist ein Defekt in der Wandung des Kreuzbeines und die Heraberrung und Verschwanzung des Rückenmarks mit der inneren Fortsetzung des Schwanzgebildes.

Das Resultat unserer Untersuchung ist also, dass diese abnorme Bildung das Produkt einer Bildungshemmung einer Eihaut ist, nicht aber ein atavisches Gebilde.

Ich fand drei weitere Caudalappendices in der Sammlung der Münchener Frauenklinik, zwei kleine 1 cm lange, spitzer sogenannte „Fettschwänze“, also Hantanzwörungen im Virchow'schen Sinne; der letzte, also vierte Fall hingegen war erzeugt durch eine Rückwärtskrümmung des Steißbeines. Das hätte nun ein atavisches Produkt sein können; aber die Zahl der Wirbel erreicht nicht einmal das menschliche physiologische Maximum, bescheidet sich bei der normalen Zahl Vier. Aber dieser Foetus sowohl, wie auch sämtliche Andere zeigen so erhebliche Bildungsanomalien des ganzen Körpers, dass alle 4 Foeten zusammen über 20 verschiedene Bildungsanomalien an sich vereinigen.

Aus der Bartels'schen Literatur stellte ich 67 gut beschriebene Fälle zusammen und fügte noch 26 mir neu bekannte Fälle hinzu, und unter diesen 93 Fällen, — aus allen Zeitperioden und allen Erdtheilen gesammelt, und zwar durchaus nicht mit Rücksicht darauf, dass sie vom Standpunkte der Missbildungslehre zusammengesucht waren, — fand ich über 35 verschiedene anderweitige Bildungsanomalien; von diesen 35 waren an unseren 4 Foeten fast 20 vereinigt.

Damit ist durch die wissenschaftliche Forschung jener bei allen Völkern wiederzufindende Haug, „geschwächte Mensch“ als Unvollkommenheiten anzusehen, allerdings bestätigt, aber nicht, wie man früher wollte, durch Auffindung eines Atavismus. Jedenfalls genügen diese Zahlenreihen, um nicht allein eine Analogie dieser Fälle, ein wiederholtes Vorkommen derselben foetal-pathologischen Bilder zu erweisen, sondern die Wahrscheinlichkeit der Erzeugung derselben durch eine und dieselbe Ursache, als welche wir die Eihaut-Bildungshemmung erkannt haben, darzutun. Ich will damit nicht behaupten, dass jede einzelne der genannten Bildungsanomalien nur dieser einen Ursache ihren Ursprung verdanke; z. B. zweimal kommen rachitische Becken vor. Ich habe sie absichtlich mit aufgeführt; denn das scheint jetzt in Folge exakter Messungen foetaler Becken erwiesen, dass das rachitische Becken in der Grundform, wie bestimmte Arten rachitische Schädel, aus foetaler Stufe stoben gebildete Bildungshemmung ist; warum soll dieselbe nicht durch Druck der Eihäute zu Stande kommen, etwa in Folge einer durch äussere Einflüsse beeinträchtigten Ernährung lokaler Theile.

Dass so mannigfache Bildungshemmungen, auf der einen Seite scheinbare Exzesse (Anhängel, Viellingsigkeit, Doppelköpfigkeit) auf der anderen Defekte und Spaltungen zu Stande kommen, lässt sich leicht erklären, theils daraus, dass sich die Eihaut nicht gleichmässig verengt anlegt, theils dass es in verschiedenen Perioden einwirkt, dass die Haltung des Embryo nicht stets dieselbe ist n. a. w.

Dass a. B. die Sechsfingrigkeit, die Polydactylie sicher kein Atavismus, sondern ein pathologischer Vorgang durch abnorm einwirkenden Druck ist, illustriert am deutlichsten ein Fall von sogenannter Intrafoetotie; der im Bauchfell des Querdarmes eines Foetus mit sämtlichen Eibildern eingelagerte zweite parasitäre Foetus hatte es bis zu 10 Zehen auf jeder Seite gebracht, während er dagegen einseitig nur drei Finger besaß — also Exzess und Defekt neben einander aus derselben Ursache.

Wir werfen nun die Frage anwerfen, wenn alle diese aufgeführten Caudalappendices nichts mit einer eigentlichen, im atavischen oder wenigstens phylogenetischen Sinne so zu benennenden Cauda zu thun haben — sei es auch nur als Persistiren des fötalen Steißbeckens oder als spontanes Auswachsen des dem Steißbein fötal anhaftenden Schwanzfahnes oder als Vererbung der Steißwirbel — warum kommt denn dieses Gebilde trotzdem in der Steißgegend vor? — Weil die Steißspitze das natürliche Ende der Längsachse ist, die unteren Extremitäten ja bis weit in den zweiten, ja dritten fötalen Monat hinein nur als passive Endorgane anzusehen sind und streng genommen bis zur Geburt bleiben. (Schädel- und Beckenend-Lagen?)

Dann zeigt diese Region aber gerade in früh embryologischer Periode in ihrem Entstehen sehr komplizierte Verhältnisse. Es stehen hier auf einem Punkt

zusammen: 1. das Rohr des Rückenmarkes, welches 2. um das Ende der primitiven Rückenröhre herum in Verbindung steht mit 3. dem Darm und 4. der schon erwählten Allantois-Blase, ferner 5. die von aussen auf den Darm zu beginnende Hantestülpung des Afters, 6. der Ursprung der hinteren Eihantklappe; hienzu gesellen sich 7. die differenzierten Wolff'schen Urniere, also Harn- und Geschlechtsdrüsen von denen der hantbildende Apparat zunächst in enger Verbindung mit der Allantois und der primitiven Harnblase steht. Aus diesem Bilde erklären sich die so häufig neben einander vorkommenden Hemmungen als Spalten des offen gebliebenen Rückgrates, Verschluss des Afters, anastomische Schwanzanströrungen, Mangel von Nieren und Harnblase, Beckenanomalien n. a. w.

Eine weitere Complication erwächst noch in sehr interessanter Weise an der Art des embryonalen Verschlusses der Leibeshöhle. Sie wollen sich daran erinnern, dass der Embryo nicht als ein rundlich geschlossenes Rumpfgelände angelegt wird, sondern als eine Scheibe, deren seitliche Ränder einander entgegen wachsen und so die Korbform des Brustkorbes und des Unterleibes bilden. Der letzte Rest dieses Verschlusses ist ja der Nabel. Aber es ist zur Bildung des Nabels kommt — gerade ein Produkt jener koste Abend so oft schon als Bildungsstufenfried bezeichneten Eihaut — rückt die Verschlussstelle der Haut als Haftstiel von der hinteren Fläche des Embryo, von dessen Schwanzende allmählich ganz an das Hinterende des Körpers und schliesslich erst auf dessen Bauchseite — passirt also alle jene Regionen und Organe, welche wir als besonders exponirt bezeichnet haben.

Eine weitere Frage ist nun, warum zeigt das andere Ende dieser Körperachse keine ähnlichen Bildungen? Weil die relativ so mächtige und nach allen Seiten hin fast gleichmässig abgerundete Kopfanlage oder die Hirnhäuten der Eihaut nur gestatten, in breiter Wölbung sich zu adhäriren. Indessen gibt es genügend Fälle, wo man bei Bruchspalten des Schädels die Eihäute in breiter Verklebung oder mit zahlreichen plastischen Fäden am Schädel befestigt findet; in dem Lehrbuche der Geburtskunde von Herrn Geheimrath v. Winckel finden Sie einen Fötus abgebildet, dem die Enge der Eihaut Gaumen- und Lippenpalte zu Wege gebracht hat, der Schädel ist unversehrt, aber die Eihäute sind mit der Kopfanlage verklebt.

Indessen abgesehen hiervon kommen in der Thät Appendices von derselben schwanzähnlichen Structur an allen Theilen des Körpers vor; nicht nur in benachbarten Regionen wie am Damm, an den äusseren weiblichen Genitalien, sondern auch am Schenkel, an den Hacken, zwischen den Schultern n. s. w. Man kann auch hier unterscheiden abgerissene reine Eihautfäden mit ansengesogener, local hypertrophischer Epidermis und tiefer gehende Anströrungen mit Fett- und Bindegewebe, mehr oder weniger reichlichen und grossen Gefässen, Fascien, Muskeln n. s. w. Eine der Hauptstützen der atavistischen Deutung der Caudalappendices, der Erlanger Fall von Fleischmann-Gerlach, entpuppte sich bei genauer Untersuchung als ein fadenartiger Hantappendix der kleinen Schamlippe. Ein ganz analoger Fall wurde von Herrn Geheimrath v. Winckel an einem Nengeborenen hier beobachtet.

Alle diese Caudalbildungen sind also theils durch Anströrung, theils durch Druck entstanden. Durch Anströrung die weichen, freihängenden Pseudo-Caudae, und durch Druck die nach hinten gekrümmten Steissheine. Das äusserste

Maass der Anströrung würde eine Spaltung der Wirbelsäule noch überschreiten und zu einer völligen Zerstörung der hinteren Anlage derselben, ja, des ganzen Beckenendes führen.

Durch Druck können sich ganze Keimanlagen in zwei Individuen theilen: die siamesischen Zwillinge haben wir uns so entzant zu denken; experimentell und an weit transportirten Fischeiern sind solche Doppelkeimbildungen leicht zu erhalten. Ebenso theilen sich einzelne Gliedmassen in mehrere, einzelne Wirbel in mehrere, also können auch Steissbeinwirbel-Anlagen durch Druck in mehrere gespalten werden; dadurch geht uns aber das Hauptkriterium für eine atavistische Caudalbildung verloren.

Einen solchen Fall beschreibt der treffliche Leipziger Gynäkologe und Anthropologe Professor Carl Hennig. Dieser Fall vereinigt so trefflich eine ganze Reihe der Druckverbildungen, dass ich ihn hier kurz wiedergeben will.

Das 29 cm lange Kind hat die swerghaften Beine übereinandergeschlagen; der rechte Schenkel ist atrophischer als der linke; der rechte liegt mit nach oben gekehrten Zehen auf dem Banche. Die rechte Schulter und die gleiche Hüfte sind höher als die andererseits; die linke Hüfte ist feiner als die rechte; der linke Unterschenkel ist nach hinten luxirt; das kürzere Bein trägt den längeren Fuss; der rechte Fuss ist 4zehig, affenähnlich, weil der grosse Zeh von dem nächsten 10 mm abstehend, fersenwärts gerückt und rechtwinklig der Innenfläche des Knies aufgeplant und auf 12 mm verkürzt ist; allen Zehen fehlen die Nägel. Der Fuss ähnelt sonst einer Vogelklatze, weil der äussere Zeh abnorm lang ist und die Fusswurzel scheinbar ganz fehlt; dabei Klumpfussstellung. Der linke Fuss ähnelt wieder einer Vogelklatze, indem er zwischen der verdoppelten grossen Zehe und der nächsten einen 13 mm tiefen Spalt trägt, welcher in der Gegend des Gelenkes der einen grossen Zehe von einem Fädchen überbrückt ist; drei ebenfalls kurze Fädchen haben einem inneren, dreieckigen Hautlappen an dem Rücken des einen grossen Zehen an. Dieser Hautlappen, 5 mm lang, sendet von seiner Spitze ein 9 mm langes Fädchen um die Basis des Doppelschen, ihr dicht aufliegend. Sie verstehen, meine Herren, was ich mit dieser umständlichen Wiedergabe an sich scheinbar kleinlicher Befunde bezwecke; wir finden hier an ganz anderen Körpertheilen schon den Schwanzbildungen ähnliche Appendices.

Das Becken ist sehr weich und klein. Der Stelle der Spitze des Kreuzbeines entspricht ein Grübchen; das Kreuzbein hat einen Wirbel zu wenig; der letzte vorhandene Wirbel, sehr kurz und beweglich, vertritt den fehlenden (oberen) Abschnitt des Steissbeines. After und Genitalmündung bilden die gemeinsame Kloakenmündung. Das Schwanzgebilde, 27 mm lang, enthält (mikroskopisch untersucht) 5 knorpelige Wirbel, die durch Bindegewebsstrang in Verbindung mit der Kreuzbein Spitze stehen.

Ich habe Ihnen, meine Herren, bis jetzt nur schwanzähnliche Bildungen vorgeführt, welche wirklich freihängende Anhangsel repräsentiren. Bartels machte dem früheren umständlichen Schematismus der Einteilung ein Ende — das Albrecht'sche Schema ist nicht so schlecht, aber es krankt an den merkwürdigen Illusionen dieses Forschers, dem Menschen unter den Primaten, ja sogar noch tiefer als die türkischen Affen nach Rang und Würde zu placiren. Für seine ganze erste Hauptabtheilung „wahre Schwänze“ haben wir einfach keine anatomischen Beispiele auszuführen.

Bartels theilt ein in angewachsene und freie Schwänze; hieher gehören die früher sogenannten Pferde-, Rind-, Hirsch-, Antilopen-, Ziegen-, Schaf- oder Fetschschwänze, Schweine-, Hunde-, Katzen-, Affen- ja sogar Schildkröten-schwänze. Die Länge derselben wird bis zu mehreren Zoll angegeben; bedenklich sind schon die Angaben von 30–40 cm. ja sogar $\frac{1}{2}$ Meter.

Diese Eintheilung ist praktisch; meine Eintheilung habe ich nach der Ursache der Bildungs-Anomalie aufgestellt, indem ich mich an Bartels' Eintheilung ablehne.

Die Ursache der Amnionverhinderung erzeugt eine Wachsthumstörung; das ist die Schwanzbildung. Die Störung gleicht sich zum Theil wieder aus; das giebt die angewachsenen weichen Schwänze. Findet die Ausgleichung ansserhalb der Körperoberfläche statt, so entstehen die weichen Anhängsel mit oder ohne Narbennaht. Oder die Hautverklebungen sind ganz oberflächlich und bestehen nur zum Theil aus Epidermoidal-, z. Th. aus Einhautgewebe — das sind die ganz dünnen Filamente. Oder die Störung besteht in einer Rückwärtsdislocation des Steissbeins — da besitzt das Schwanzgebilde die geringere Länge und normaler Steissbeinwirbelzahl nur scheinbar ein Knochengestüt. Oder die Störung besteht in einer Spaltung der Wirbelanlagen unter Vermehrung der Wirbel; es entsteht der längere Caudalappendix mit eigenen Wirbeln.

Jetzt werden Sie mir die Frage vorlegen: beim Embryo, auch noch beim Fötus bis oft zum 7. Monate, besteht aber doch eine so deutliche Caudalbildung, das sie gar nicht anders denn als phylogenetische Exuvien zu deuten ist. Ob diese Caudalprominenz ein Analogon der thierischen Wirbelsäule ist, darüber zu diskutiren, gehört nicht hierher. Wohl aber kann es sich um die Frage handeln, ob dieser Steissböcker als Bildungssthemmung, also ohne jeden atavistischen Beisgeschmack persistiren kann? Dies ist zu bejahen und daraus entsteht die zweite Bartels'sche Hauptgruppe der angewachsenen Schwänze.

Also eine einfache Bildungssthemmung. Schon Blumenbach, Kiemeyer, Meckel äusserten sich über die Aehnlichkeit von Bildungsanomalien mit denen niedriger Thiere; Kiemeyer fügte hinzu, „weil die höheren Thiere in ihrer Entwicklung die Perioden durchlaufen, welche in den niederen Thieren früh erscheinen.“ Das erkennen wir am besten an den Bildungssthemmungen der weiblichen Genitalien, des Herzens u. s. w., doch davon ein anderes Mal!

Ein also gebremstes Organ ist aber kein gleichwerthiges Organ gleich dem der entsprechenden Thierklasse; es ist ein Rudiment. Ein solches wäre gleich ungeeignet für das betreffende Thier, weil ihm doch immerhin noch vollkommenere Eigenschaften inne wohnen, — wie auch für den Menschen, weil für beide Zwecke das übrige Gefässsystem schon in erster Linie nicht passt. Auch die Ursachen der Entstehung sind nicht anders; doch allein ist es schon kein Atavismus; genau so verhält es sich mit den Steissbeinwirbelvermehrungen.

Zu den einfachen Bildungssthemmungen des Steissböckers gehören die Fälle von Ornstein, Bartels, Braun. Aber dass diese weichen, angewachsenen Schwänze aus dem proliferiren sollenden Ecker-Hirsch'schen Schwanzfaden, einem minimalen Gebilde, entstehen, ist unwahrscheinlich, — sehr plausibel hingegen

entweder ein senkrecht Stehenbleiben des Steissbeins, wie beim Embryo, oder eine lokale üppige Wucherung des im Verlauf des Steissbeins normal beim Neugeborenen noch deutlich bestehenden Fettweiches. Ganz unwahrscheinlich ist es, dass die Chorda, d. h. das embryonale Achsengebilde der Wirbelsäule, dabei be-theiligt ist.

Der Caudalappendix ist also annahmehlos ein pathologisches Produkt. Käme eine Varietät der Caudalanlage vor, so müsste man wenigstens einen solchen Fall gesehen haben oder Ueberzeugt dazu. Gibt es aber ganze geschwänzte Völker, so müsste doch notwendig eine direkte Vererbung vorliegen; von einem Atavismus könnte keine Rede sein; damit wäre für solche Völker eine ganz absonderliche Stellung in ihrer phylogenetischen Entwicklung postulirt.

Literatur-Besprechung.

G. Buschan. Identification anthropométrique. Instructions signalétiques par Alphonse Bertillon. Nouvelle édition entièrement refondue et considérablement augmentée, avec un album de 81 planches et un tableau chromatique des nuances de l'iris humain. Melun, imprim. administrative. 1893.

Die Identification anthropométrique, d. h. das Wiedererkennen einer Person auf Grund eines an ihr früher genommenen Signalelements zu juristischen Zwecken hat erfreulicher Weise bereits in verschiedenen Staaten des Auslandes Anerkennung und Eingang gefunden, während leider Deutschland, abgesehen von einigen wenigen privaten Bestrebungen derselben gegenüber sich bisher ablehnend verhalten hat. Zur Grundlage für diese Identification dienen die Instructions signalétiques des Erfinders Bertillon, die uns in zweiter Auflage vorliegen. Dieselbe ist von Grund aus umgearbeitet und von 95 auf 313 Seiten vermehrt worden.

Theoretische Erörterungen liegen dem Inhalte fern; der Verfasser hat sein Augenmerk ausschließlich auf praktische Zwecke gerichtet. Die Methoden der Messung, sowie das Signalelement überhaupt werden dem Leser in ihren Einzelheiten vorgeführt und durch zahlreiche Abbildungen illustriert. Die letzteren, die höchst passend ausgewählt sind, bilden auf 81, sehr exakt ausgeführten Tafeln eine werthvolle Bereicherung der neuen Auflage. Dieselben veranschaulichen die Instrumente, die bei der Anthropometrie Anwendung finden, und ihre Handhabung, sowie hauptsächlich die descriptiven Merkmale (Termini technici) in 320 Typen (charakteristische Formen des Kopfes, Gesichts, Profiles, der Lippen, Nase etc.). Ausserdem ist dem Werke eine chromolithographische Darstellung der Nuancirungen der menschlichen Iris nach der Methode Bertillon beigegeben. Wie aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersichtlich, empfiehlt sich das vorliegende Werk nicht nur für solche, die sich mit dem Signalelement im Sinne des Erfinders beschäftigen, sondern überhaupt für solche, die sich, ohne Vorkenntnisse zu besitzen, in das Studium der Anthropometrie einführen wollen; im besondern für Forschungsreisende, denen solche Kenntniss abgeht, dürfte sich ein vorheriges Studium der Bertillon'schen Instructions empfehlen. — Wir begleiten das Buch, in dem der Verfasser Vollkommenes geleistet hat, mit den besten Wünschen.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.
Genauere Vertheilung der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang, Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1893.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXIV. allgemeinen Versammlung in Hannover bei.

Inhalt: Neueste Funde der Pfahlbaute Robenhausen. Von Dr. Jakob Messikommer sen. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: I. Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — II. Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg und deutsche Anthropologische Gesellschaft, Gruppe Hamburg-Altona. — III. Württembergischer Anthropologischer Verein. — Literatur-Besprechung. — Bezugsquellen für kranometrische Instrumente. — Anthropologische Gesellschaft in Rom. — Anthropologen-Congress in Chicago.

Neueste Funde der Pfahlbaute Robenhausen.

Von Dr. Jakob Messikommer sen. in Wetzikon.

Die überaus trockene Witterung der Monate März, April und bis heute, Mai 1893, haben meine Arbeiten an der Pfahlbaute Robenhausen sehr befördert und ich war auch vom Glück begünstigt. Namentlich in Industrieproducten war ich so glücklich seltenste Funde zu machen, darunter Fischernetze mit gewöhnlichen (immerhin in der Grösse verschiedenen) Maschen, ganz feine Haarnetze, welche den Verdaekt erregen, sie seien als Kopfputz getragen worden. Ferner fanden sich Geflechte mit ganz kleinen Maschen, Bündchen Fäden, bohnenartig aufgewunden, in dieser Form zum ersten mal hier gefunden, 1 Messer von Eichenholz, einen hölzernen Schöpfbüffel, nm das eingedrungene Wasser aus den Einbäumen (ein Unikum) schöpfen zu können; ebenso eine Menge verkohlter Aepfel, darunter auch einige schon kultivirte. (Siehe hierüber Prof. O. Heer: „Die Pflanzen der Pfahlbauten“ in den Mittheilungen der zürcherischen, antiquarischen Gesellschaft.) Die Menge verkohlter Gersten- und Weizenkörner war so gross, dass unwillkürlich der Gedanke Raum fasste, dass die Pfahlbaute Robenhausen wohl im Herbst durch Feuer zerstört wurde. Im Frühjahr wären fast unmöglich so grosse Getreidevorräthe mehr vorhanden gewesen, was ein desto grösseres

Unglück für die Pfahlbauern war. — Die Bequemlichkeit, so leicht zu dieser uralten Kulturstätte zu gelangen (die Pfahlbaute Robenhausen liegt an den Eisenbahnstationen Wetzikon und Anthal-Linie Zürich-Chur — und Kepten-Linie Effatikon-Hinweil — nur je 20 Minuten entfernt) lässt erwarten, dass auch diesen Sommer Freunde der vorhistorischen Geschichte — um diesen Andruck zu gebrauchen, sie besuchen, zu welchem Besuche ich mich gerne als Führer anerbiete, denn man muss eine Pfahlbaute in einem Torfmoor, wie dies bei Robenhausen der Fall ist, gesehen haben, um einen rechten Begriff von einer Pfahlbaute bekommen zu können. Die Pfahlbauten in den Torfmooren geben auch zugleich die interessantesten Aufschlüsse über jene längst verschwundene Zeit. Die Nachgrabungen dauern bei günstiger Witterung fort.

Wir erhalten dazu folgenden Brief: Hochverehrtester Herr! Anmit habe ich das Vergnügen, Ihnen über meine Frühjahrsarbeiten auf der Pfahlbaute Robenhausen für ihr sehr geschätztes Blatt einen kleinen Bericht zu übermitteln und eine Einladung damit — auch Sie hochverehrtester Herr! — zum Besuche der Pfahlbaute Robenhausen zu verbinden. — Ich habe nun die Ehre, mich als Dr. zu unterzeichnen, indem ich an der Zürcherischen Hochschule vom 29. April 1893 „für meine langjährigen Verdienste um die prähistorische Forschung zum Doctor philosophiae honoris causa“ ernannt wurde. Es gilt ja diese Ehre nicht der Person, sondern der Sache, welcher ich seit 35 Jahren

diene, aber ich fühle mich verpflichtet, Ihnen dies mitzuthellen.

Indem ich mich also der frohen Hoffnung hingebe, Sie recht bald auf meinem Pfahlbau begrüßen zu können, zeichne ich von nun an als Ihr hochachtungsvollster ergebenster

Dr. Jakob Messikommer.

Wetzikon (Zürich), den 26. Mai 1893.

Wir sprechen dem Herrn Doktor unseren herzlichsten Glückwunsch zu dieser hohen und wohlverdienten Ehre aus, möge er sich derselben recht lange erfreuen.

Die Redaktion, J. Ranke.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

I. Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung der anthropologischen Section am 1. März 1893.

Herr Dr. Oehlschläger gedankt vor Eintritt in die Tagesordnung des kürzlich erfolgten Todes des Direktors am Böhmisch-germanischen Zentral-Museum in Mainz, Prof. L. Lindenschmit, und entrollt ein knappes Lebensbild dieses ältesten, eifrigen Pflegers der deutschen Alterthumskunde in der Gegenwart.

Herr Dr. Kumm berichtet unter Vorlegung der entsprechenden Objekte über einige im Jahre 1892 im Auftrage des Provinzial-Museums unternommene Ausgrabungen.

J. in Lessnau, Kreis Putzig, war man bei dem Graben nach Sand zum Kirchenbau auf eine Anzahl Steinkistengräber gestossen, deren Inhalt in Folge unzweckmäßiger Aufdeckung zum grössten Theile bereits zerstört war, als Vortragender an den Fundort kam. Nach Angabe der beim Sandfahren beschäftigten Leute waren 11 Steinkisten mit zusammen 27—28 Urnen vorhanden gewesen, aber nur 2 oder 3 der letzteren noch erhalten. Es ist diese voreilige, unkundige Aufdeckung jener Gräber umso mehr zu bedauern, als mit Bestimmtheit einige Gesichtsurnen darin waren, wie aus den dort vorgefundenen Scherben zu ersehen ist. Die Steinkisten waren zum Theil aus regelmäßig bearbeiteten Sandsteinplatten, zum Theil aus weniger regelmässigen Granitplatten zumeist sorgfältig gefügt und befanden sich durchweg nahe unter der Oberfläche. Die nachträgliche Durchmusterung der noch nicht ganz verschütteten Gräber ergab noch eine Ausbeute an meist verzierten Urnenscherben sowie an kleinen Bronzeringen mit Bernsteinperlen und grösseren eisernen Ringen. Bei genauerer Untersuchung des Bodens wurde noch ein zwölftes, unversehrt, aus Granitplatten in 2—3 facher Schichtung sehr fest gefügtes, kleines Steinkistengrab entdeckt, welches drei Urnen, darunter eine kleine Gesichtsurne mit nur schwacher Andeutung des Gesichtsriefs, enthielt, die demselben unversehrt entnommen werden konnte. Von den aus dem schon früher geöffneten Steinkisten noch erhaltenen Gegenständen überging Herr Pfarrer Möller-Lessnau eine kleine, ziemlich gut erhaltene, gedeckelte Urne und Hr. Baumunternehmer Paternmann-Neustadt die Ohrenpartie einer grösseren Gesichtsurne für das Provinzial-Museum; einige andere Reste sollen sich im Besitze des Herrn Regierungs-Baummeisters Goldbach-Neustadt befinden.

II. Auf dem Gut des Herrn Göddel in Zoppot waren auch in diesem Jahre von den Arbeitern beim Steineuchen wieder einige Steinkistengräber entdeckt und geöffnet worden, welchen mehrere Urnen sowie

Beigaben aus Bronze, Eisen und Perlen entnommen wurden. Unter den Urnen fällt besonders ein grosses, terrinenförmiges Aschengefäss auf, welches durch drei knopfartige Ohransätze, gefällige Form und sorgfältige Arbeit ausgezeichnet ist; unter den Beigaben befanden sich eine sehr schöne, bronzene Schwannenhalsnadel. Herr Gutsbesitzer Göddel schenkte sämtliche Fundstücke freundlichst dem Museum.

III. In Gogolewo, Kreis Marienwerder, waren Arbeiter bei dem Graben nach Steinen auf ein gewaltiges Steinkistengrab gestossen, welches nicht weniger als zweiaundzwanzig grosse oder mittelgrosse Urnen, zwei Cremoningefässe, eine Schale und einen losen Urnendeckel enthielt. Siebzehn der Urnen hatten die bekannte Terrinenform, fünf die Form einer Vase mit engem Halse. Die meisten Urnen waren gedeckelt und zwar durchweg mit einer aufgestülpten Schale; die terrinenförmigen waren zumeist mit Ornamenten versehen, von den vasenförmigen hatte jede ursprünglich einen grossen Henkel besessen, der aber nachträglich abgebrochen war. Die beiden Cremoningefässe waren klein, vasenförmig, gehenkelt; der frei gefundene Deckel abweichender Weise von müntzartiger Stüpfelform. In den Urnen lagen zahlreiche Beigaben, wie dünne Bronzeringe, Glas- und Bernsteinperlen, auch eine eiserne Schwannenhalsnadel. Stämmliche Gegenstände wurden von Herrn Gutsbesitzer Liebrecht, auf dessen Gut die Steinkiste lag, dem Museum überwiehen.

Die vorerwähnten Gräber gehören sämtlich der jüngsten Bronzezeit unseres Gebietes an.

IV. Vortragender hatte bei Gross Katz, Kreis Neustadt, Gelegenheit, ein ziemlich grosses Hügelgrab zu öffnen, welchem aber nur Gefässstrümmen und ein an einem Knochenstück angeschmolzener kleiner Bronzetropfen entnommen werden konnten. Die zum Theil verzierten Gefässscherben waren zumeist Theile von gedeckelten Aschenurnen, doch befanden sich dazwischen auch die noch zusammenpassenden Stücke einer flachen, unterstäblichen Schale mit dicht über dem Boden durchlöcherter, senkrechter Wandung. Beigaben fanden sich weder zwischen den reichlich vorhandenen Aschenresten noch sonst im Hügel, daher das genauere Alter des Grabes nicht sicher bestimmbar ist.

V. In Christinhof bei Danzig wurde auf der Höhe einer der das Gelände bildenden Bodenwellen in einer Tiefe von ca. 1 Fuss unter der Oberfläche eine Herdstelle aus vorgeschichtlicher Zeit blossgelegt. Dieselbe bestand aus einem ungefähr kreisförmigen, etwa 2 m im Durchmesser haltenden Pflaster von faust- bis kindkopfgrossen Steinen, die zumeist noch eingeschwärzt und durchweg mürbe gebrannt, vielfach auch von Sprüngen durchsetzt waren. Es fanden sich daselbst neben Knochenresten von Haanthieren, besonders des Schweines, ein einfacher, aber durch vielfältige Benützung ganz glatt gewordener Schleifstein und zahlreiche zum Theil verzierte Thonscherben, deren Zeichnungen auf die arabisch-nordische oder Burgwall-Zeit hinweisen.

Herr Dr. Oehlschläger spricht alsdann über das Bauernhaus in Alt-Asuss in Steiermark, nach Beschreibungen, welche Dr. Meringer in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1891 veröffentlicht hat. Derartige Studien beanspruchen ein hohes Interesse seitens der anthropologischen Forschung, da gerade die Untersuchungen der Bauernhäuser mit ihrem gesammten Mobiliar besonders wichtige Aufschlüsse über die früheren Gebräuche der Bewohnererschaft aus frühgeschichtlicher, selbst vorge-

schichtlicher Zeit erhoffen lassen. Man denke nur daran, dass z. B. die Fellachen des Nilthales noch heute mit ebenso primitiven Gerätschaften ihre Felder beackern, wie vor Jahrtausenden, dass auch in manchen Theilen unserer Provinz von der Landbevölkerung noch Gerätschaften benutzt werden, wie z. B. die Getreidemühle, welche bereits in der prähistorischen Zeit in gleicher Form in Gebrauch waren. So hat man denn auch in dem österreichischen Basenrhodens ein aus Eisen gefertigtes Geröll, den Feuerbock (zum Anlegen der Holscheite auf dem Herde) gefunden, welches in ähnlicher Form, aus Thon gefertigt, schon zur Hallstattzeit im heutigen Ungarn Anwendung fand. Die richtige Deutung dieses bei Oedenburg gefundenen Hallstattgeräthes aber wurde erst ermöglicht, als man in den österreichischen Basenrhodens die noch heutigen Tages viel benutzten Feuerbocke auffand.

Oesterreich bietet nun im Hinblick auf seine bant gemischte Bevölkerung für das Studium des Bauernhauses ein besonders ergiebiges Feld. Fünf Typen haben sich aufstellen lassen; es sind dies 1. das slavisch-germanische Haus, 2. das magyarische Haus, 3. das alpine Holzhans, 4. das romanische Steinhaus, 5. das türkische Haus.

Eingehend wird eine Form des ersten Typus, das durchgängige Haus von Alt-Ausee, nach Ban und innerer Einrichtung genau beschrieben.

Im Anschluss hieran weist Vortragender darauf hin, dass auch unsere Heimathprovinz in der Kauenbei und im Werder charakteristische Bauernhäuser besitzt, deren nähere Untersuchung wünschenswerth wäre. Zugleich dürfte es von Werth sein, festzustellen, in wie weit eine aus grosser Ferne eingewanderte Landbevölkerung, so z. B. die in Ostpreussen im Gumbinnen angediedelten protestantischen Salzburger, an ihrer alten Hauseinrichtung festhält.

Im Anschluss an die obige Beschreibung der nun gefundenen Steinkistengräber und deren Altersbestimmung weist Herr Dr. Lakowitz darauf hin, dass die letzten Abschnitte der Bronzezeit in Westpreussen nach Liessauer mit der nordischen Bronzezeit zeitlich nicht zusammenfallen. Die Angaben, dass die jüngere Bronzezeit von ca. 900 bis 550 v. Chr., die jüngste von ca. 550—100 v. Chr. gedauert habe, beziehen sich nur auf die nordische Bronzezeit, welche von dem schwedischen Forscher Montelius zeitlich festgelegt wurde. Für Westpreussen aber muss nach den bisherigen Untersuchungen die Dauer des erstgenannten Kulturabschnittes bis in's fünfte Jahrhundert, diejenige der jüngeren Bronzezeit vom 5. bis zum Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. angenommen werden.

II. Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg und deutsche Anthropologische Gesellschaft, Gruppe Hamburg-Altona.

Gemeinschaftliche Sitzung vom 9. November 1892 unter dem Vorsitz der Herren Hermann Strehel und Professor Bauteberg.

Ueber die künstlichen Verunstaltungen des menschlichen Körpers.

Vortrag von Dr. Hagen.

„Es gibt nichts Sonderbarereres als den Menschen“, sagt Sophokles in seiner Antigone, und „mannigfach sind seine Hörsprünge“, behauptet der Altmeister der Ethnologie, Prof. Bastian. Häufig sind es dieselben, auf die der Mensch an den verschiedensten Theilen der Erde verfällt. Entweder haben wir es hier mit Ordanken

zu thun, die aus dem Wesen der Menschennatur entsprungen sind, oder mit solchen, die sich durch Handel und Verkehr von Volk zu Volk übertrugen. Welcher von beiden Faktoren zur Erklärung herangezogen werden muss, kann nur im einzelnen Falle entschieden werden. — Der Mahnung, nie mit sich selbst zufrieden zu sein, folgte der Mensch missverständlich bei der Behandlung seines Körpers; an alle Theile desselben hat er seine Fingerspitzen gelegt. Der Vortragende behandelte an der Hand eines reichen Demonstrationmaterials ausführlich die künstlichen Umformungen (Deformationen), die besonders der Naturmann an seinem Körper vornimmt. Aus dem reichen Inhalte des Vortrages soll das Folgende hervorgehoben werden. Von Schädeldeformationen wurden u. A. solche aus dem Kaukasus, von Vancouver Island, Celebes, den Nicobaren und den Pampasindianern besprochen. Bei den letzten wird der Nengegese auf ein hartes, an beiden Enden zugespitztes Brett gebunden, wobei der Hinterkopf durch einen um das Brett gebundenen Hautstreifen fest aufgesetzt wird. Hierdurch entsteht die Abflachung des Kopfes, da das Kind in dieser Lage verbleibt, bis es Anstalten zum Laufen macht. Ferner erläuterte der Vortragende durch Abbildungen die verschiedenen Arten von Schädeldeformationen bei den alten Peruanern, sowie die durch Kopfhinden verunstalteten Köpfe der Frauen in einigen Departements Frankreichs. Derartige Schädelverunstaltungen kamen schon in prähistorischen Zeiten vor, ebenso die Trepennation, die noch jetzt bei den Kabylen zur Heilung von Geisteskrankheiten angeführt wird, früher wohl auch eine religiös-oberflächliche Bedeutung hatte. — Mancherlei Torturen ist die Nase unterworfen. In Indien werden Nasenbügel und Nasenscheidewand durchbohrt und mit Schmuckeringen behängt; in Melanesien werden Nasenstäbe als Schildpatt oder Muscheln benutzt. Die Hottentotten erhalten in der Kindheit eine künstliche Stumpf Nase und die vornehmen Perser eine von ihnen geschätzte Adlernase. Auf der Insel Yap flacht die Mutter die Nase des Säuglings mit der erwärmten Hand und mit so kräftigem Druck ab, dass das Kind vor Schmerz aufschreit; auf den Andamanen besorg die Natur „Verschönerung“ der Vater. — Auch die Lippen müssen sich mancherlei gefallen lassen. Bei den Eskimo wird den mannbaren Knaben die Unterlippe und der Nasenkörper durchstochen und mit Schmuck aus Glasperlen, Knochen u. dgl. versehen. Den mannbaren Mädchen der Thinkit-Indianer wird die Unterlippe durchbohrt und in die Höhlung ein silberner Stift gesteckt. Bei den alten Mexikanern und den Botekaden kommen ähnliche Verunstaltungen vor. Bei jenen sind es kleine zylinderförmige Pföcke aus Obsidian, Quarz etc., bei diesen Holscheiben oft von respektabler Grösse. — Auch die Form der Ohren musste einer Veränderung unterworfen werden. Der reiche Ohrschmuck der Inseln, besonders der Familien, wurde durch Bilder veranschaulicht. Die Eingeborenen der Nicobaren durchbohren die Ohrbläuen und stecken in die grossen Löcher, was ihnen geschenkt wird, Cigarren, Holspföcke, Präparatengläser, Patronen u. s. w. Die Dakoten Borneos haben bis auf die Brust fallende, künstlich verlängerte Ohrbläuen, in denen Zinringe, Holspföcke u. dgl. stecken. Der besonders reiche Ohrschmuck der Batta wurde durch Objekte und Abbildungen erläutert. — Die Zähne werden in Form und Farbe vielfach verändert. Im malayischen Archipel werden sie schwarz gefärbt, bei den Borneanern roth. In Australien schlägt man bei der Mannbarkeitser-

Kürzung einzelne Schneidezähne aus, im östlichen Polynesien geschieht dasselbe als Zeichen der Trauer, in Afrika kommen verschiedene Typen von Zahnmodifikationen vor, deren geographische Verbreitung der Vortragende an der Hand einer in diesem Zwecke ausgeführten Karte klar legt. Zuspitzung der Schneidezähne durch Abschlagen, Einkerbung und Anziehen der unteren Schneidezähne; diese drei Typen haben ihre gesonderten Verbreitungsgelände, die der Redner im Einzelnen schilderte. Die malayischen Völkerstämme geben den Zähnen mit der Feile eine besondere Form und reliefartige Oberfläche. Die Batta variieren sie mit Gold oder Perlmutter, die Dajakas mit einem Messingnagel. Am Senegal sieht man den Mädchen die Milchzähne aus und drückt die definitiven Schneidezähne nach vorn. — Auch die Brust erfährt mancherlei Verunstaltungen, wie der Vortragende an einer Reihe von Beispielen zeigte, wobei er die Amazonen eingehender besprach. — Aderartige Verunstaltungen, wie sie bei den russischen Skoyzen vorkommen, sind auf religiöse Verirrungen zurückzuführen, oder wie bei den Juden, Mohammedanern etc. auf einen alten Brauch, wodurch die Zugehörigkeit zu einer religiösen oder politischen Gemeinschaft ausgedrückt werden soll. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz. — Auch Verunstaltungen der Finger durch Abschneiden von Gliedern oder langes Wachslasieren der Nägel kommt nicht selten vor. Von besonderem Interesse ist noch die Fingerringe der chinesischen Frauen, da sie in dieser extremen Form nur im himmlischen Reiche* vorkommt und auch hier nur bei den eigentlichen Chinesinnen, nicht bei den Tataren und Mandchufrauen. Am kaiserlichen Hofe wird deshalb keine Frau mit verküppelten Fingern geduldet. Der sprachwörtlich gewordene kleine Fuss wird durch Bandagen erzielt, die bei den reicheren Mädchen schon im 4. Jahre, bei ärmeren von 6.—7. Jahre angelegt werden. Modelle und Abbildungen dienen zur weiteren Erklärung. Die Entstehung der Sitte, über die der Vortragende Mittheilungen gab, ist in ungenügender Dunkel gehüllt, auch über den Zweck herrscht noch Controverse. — An den Vortrag schloss sich eine lebhaft diskutierte, an der sich die Herren Prof. Voller, Prof. Rantenberg, Strebel, Prof. Sehnert, Meyer, Prof. Kräpelin, Dr. med. Prochowick und der Vortragende beteiligten.

III. Württembergischer Anthropologischer Verein.

Sitzung vom 5. November 1892.

Nachdem der Vorsitzende, Major N. v. Tröltzsch, den Verein beim Wiederbeginne seiner winterrlichen Sitzungen herzlich begrusst hat, erfolgt auf Vorschlag des Vorsitzenden die Ernennung des um die Anthropologie, wie im Besonderen um den Württembergischen Anthropologischen Verein hochverdienten Obermedizinalrathes Dr. v. Hölder zum Ehrenvorstand des Vereins, die Dr. v. Hölder unter Niederlegung seines bisherigen Amtes als 2. Vorsitzender des Vereins dankend annimmt. — In dem nun folgenden Vortrag bespricht v. Tröltzsch in grossen Zügen die Ergebnisse des diesjährigen Kongresses Deutscher Anthropologen in Ulm, mit besonderer Berücksichtigung des von den Württembergischen Theilnehmern an jener Versammlung vorgetragenen Resultats ihrer Forschungen auf schwäbischem Boden. Da über die Verhandlungen des Ulmer Kongresses seiner Zeit ausführlich berichtet wurde, so mag jetzt von einer Wiederholung jener Ausführungen abgesehen werden; doch sei hervorgehoben, dass Redner

den von Geh. Rath Prof. Dr. Waldeyer damals in seiner Begrüssungsrede ausgesprochenen Wunsch nach Schaffung von akademischen Lehrstühlen für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, wie sie bis jetzt nur in Bonn, Leipzig und München bestanden, auch im Hinblick auf unser Land auf's neue lebhaft betont. Es sei sehr zu wünschen, dass durch fachkundige Unterweisung eine grössere Anzahl von Persönlichkeiten herangebildet werde, welche prähistorische Forschungen methodisch durchzuführen, Ausgrabungen richtig zu leiten, archaische Terrainstudien und kartographische Aufnahmen vornehmen im Stande seien, welche dann als Konservatoren von Sammlungen die sachkundige literarische Verarbeitung des massenhaften Materials vornehmen und leiten könnten. Im 2. Theil seines Vortrages gibt Redner noch einige Ergänzungen zu seinem eigenen in Ulm gehaltenen Vortrag „Ein Bild aus Schwabens Vorzeit“. Aus dem Umstand, dass die menschlichen Wohnstätten aus paläolithischer Zeit (wie besonders in südwestlichen Frankreich im Gebiet der Garonne) noch mehr aber aus der neolithischen und aus der Metallzeit (Pfahlbauten) meist in mehr oder weniger geschlossenen Gruppen angetroffen werden, wie durch angelegte Karten erläutert wird, glaubt Redner schliessen zu können, dass die Menschen jener Zeiten nicht nur zu kleinen durch Verwandtschaft bedingten Gruppen, sondern schon zu grösseren Verbänden, zu Gemeinden und Völkerschaften vereinigt gewesen seien. Die jedenfalls zu neolithischer Zeit begonnene, während der Metallzeit aber schon verhältnissmässig hoch entwickelte industrielle Thätigkeit einzelner von diesen Menschengruppen ist nicht denkbar ohne Wegverbindungen zwischen den letzteren, von welchen jedoch sichere Spuren nicht nachweisbar sind. Redner hat es daher versucht, aus der Lage der Wohngruppen, der Grabhügel n. s. w. wenigstens die mathematisch allgemeinen Richtungen der Verkehrslinien zu ermitteln und hat dabei — gewissermassen als Bestätigung für die Richtigkeit seiner Betrachtungen — gefunden, dass die rekonstruirten Wege mehrfach mit den Richtungen der — zeitlich späteren — Römerstrassen zusammenfallen. Besonders lassen sich sehr solcher alten grossen Völkerstrassen erkennen, längs und parallel mit der Donau, die eine nahe dem rechten Ufer, die andere auf dem linken Ufer über die süd-östlichen Abhänge der Alb. Auch Verbindungen der Donau mit dem Neckar und Rhein und dem Bodensee, entlang der Iller, Würm, Nagold, im Schönbuch n. s. w. sind deutlich zu erkennen. Dufur, dass schon in neolithischer Zeit Handel mit Rohmaterial für Steinwerkthätigkeiten getrieben wurde, sprechen wiederum verschiedene neuere Funde aus der Cannstatt- und Fellbacher Gegend. Zum Schluss bespricht Redner noch das in der Metallzeit auftretende und in unserem Lande mehrfach gefundene Tauschmittel, das prähistorische Geld, von dem er sei Worten unterscheidet: das in mehreren Grössen gegossene Ringgeld, und das aus gezogenem Spindeldraht gefertigte Ringgold, das mit der späteren Hällstattzeit zur Verwendung kam. — In dem Vortrag v. Tröltzsch's war der von Uch. R. v. Prochow in Ulm geäusserte Zweifel gegenüber der Coexistenz des Menschen mit dem Mammuth erwähnt worden. In der Diskussion stellt Dr. Eh. Fraas fest, dass in den Württembergischen Höhlen der Mensch in demselben Horizont mit Mammuth, Rhinoceros, Höhlenbär n. s. w., kurz mit einer spezifisch diluvialen Fauna beobachtet wurde, so dass vom paläontologischen Standpunkt kein Zweifel an der Gleichzeitigkeit der in Frage stehenden Geschöpfe be-

rechtigt sei. — Zum Schluss theilt Prof. Dr. Miller die interessanten Funde mit, welche von der Bauleitung der neuen Neckarbrücke beim Versetzen eines Cairons gemacht wurden. In dem etwa 2,7 m unter dem Nullpunkt liegenden Kies fand man 8 noch etwa 2,5 m lange angespitzte eichene Pfähle stecken, die darauf hinweisen, dass schon zur Zeit der Römer an jener Stelle, wo heute die neue Brücke erbaut wird, eine solche über den Neckar geführt hat, worauf auch mehrere zu jener Stelle führende Römertrassen deuten. Eine zweite Brücke führte weiter unten über den Fluss.

Sitzung vom 3. Dezember 1892.

Bei der nächsther vorgenommenen Neuwahl des Vorstandes und des Ausschusses erfährt die bisherige Zusammensetzung derselben nur insofern eine Veränderung, als für den erledigten Posten eines 2. Vorsitzenden Dr. Eberhard Fraas und als weiteres Ausschussmitglied Major z. D. Steimle gewählt werden. Sodann hält Prof. Dr. Klunzinger seinen durch Abbildungen und Sammlungsgegenstände reich illustrierten Vortrag „über die Fischer der Versitt“. Dass die Fischerei, selbst in ihrer jetzigen Gestalt, nicht nur ein sehr altes Gewerbe sein muss, wie uns bei Der el bahri angefundene, vortreflich erhaltene Darstellungen der Fische und Fischergeräte (Fischstecher, Angel und Zugnet) des alten Aegyptens beweisen, sondern „gewesen sei von der Welt Anfang her“, erkannte schon Jeh. Celerus, der 1656 die Annahme zu widerlegen suchte, wonach Zabulon, der Sohn Davids, der erste Fischer gewesen sei. Für die Richtigkeit dieses Colons'schen Satzes haben die modernen anthropologischen Untersuchungen mehr als eine Stütze beigebracht, insofern man schon aus der ältesten europäischen Steinzeit, im Thal der Somme, Steinwerkzeuge fand, die man nach der Aehnlichkeit, welche sie mit noch heute bei den Eskimos, wie auch bei den „Zockanglern“ des Bodensee's und in Ungarn gebräuchlichen Eisbrechern haben, als Eisäxte deuten zu dürfen glaubt. Auch an der Schussenquelle fanden sich nicht nur Fischreste, sondern auch Geräte aus Hengeweib, die Redner als Harpanen deutet. Aehnliche Reste und Instrumente, vermehrt noch durch — in neuerer Zeit allerdings stark angeweihte — bildliche Darstellungen von Fischen u. s. w. auf Knochen fanden sich in den Höhlen der sog. „Renthierfransosen“ in der Dordogne, während an anderen Fundstätten (Kessler-Loch und Schweizerbild b. Schaffhausen) auch Geweihtafeln gefunden wurden, die viele Aehnlichkeit mit unseren heutigen Spitzangeln, „Zwecken“, besitzen. Gegenüber den spärlichen Resten aus paläolithischer Zeit, die den Menschen von damals mehr oder weniger als Fischjäger erscheinen lassen, sind uns aus den Denkmälern der nördlichen Steinzeit, den Kjökkenmøddinger in Dänemark, Skandinavien u. a. w., aus den molithischen Höhlen der fränkischen Schweiz und namentlich aus den steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz zahlreiche Geräte erhalten geblieben, die auf eine bedeutend höhere Entwicklung des Fischfanges schliessen lassen. Da finden wir neben Eisbrecher, Harpane und Spitzangel bereits Schiffe, die bekannten Einbäume, Netzwerk mit Fliethölzern und Senkern, Krummangeln aus Bein, Hirschhorn und Eberhäuten, Fischzähnen, ja sogar künstliche Köder (?), deren Bearbeitung und Herstellung Redner im Einzelnen eingehender bespricht. Von Interesse sind namentlich auch die zahlreichen Fischreste in den Kulturschichten der Pfahlbauten, aus denen man eine annähernde Bestimmung der damals vorkommenden Fischarten, bzw. Gattungen versucht hat;

man konstatierte im Allgemeinen die noch heute lebenden Arten, doch fehlen merkwürdiger Weise für den Bodensee die Spuren der heutigsten Fische. In der nun folgenden Brenne- und Eiszeit entwickelten sich unter Heibehaltung der Grundformen Geräthe und Fangmethoden mehr und mehr zu der Gestalt, die sie auch heute z. B. noch haben und die Redner in seinem neuerdings erschienenen Werk „Bodenseefische, deren Pflege und Fang“ so trefflich geschildert hat. — In der sich an den dankbarst aufgenommenen Vortrag anknüpfenden lebhaften Diskussion wird die Vermuthung geäußert, dass die prähistorischen Süßwasser-Fische bei ihrem Handwerk wohl nicht nur auf die im Vortrag geschilderten zwar primitiven, jedoch z. Th. recht schwer herzustellenden Werkzeuge angewiesen geblieben sein dürften, dass sie sich vielmehr wohl auch schon anderer einfacher, durchweg auch heute noch hier und da in Anwendung gebrachter Fangmethoden bedient haben könnten, die keine besonderen Anforderungen an Handwerke stellen. So namentlich des Fanges mit der Hand oder mit Schlingen, des Betäubens durch Wasservergiftung, wie es namentlich in den Tropen noch sehr gebräuchlich ist, oder — was natürlich nur bei angezogenen Fischwässern möglich ist — des Betäubens der Fische durch starke Schläge auf's Eis, sowie auch des quasi Einsammelns der unter dem Eis häufig in einer Art Starreszustand verharrenden Fische u. a. m. — Ferner wird die Frage aufgeworfen und diskutiert, ob die paläolithische Fischfauna bereits dieselbe gewesen sei wie die heutige, oder ob ähnliche Unterschiede vorhanden seien, wie zwischen der heutigen Landfauna und der zusammen mit den z. Z. ältesten menschlichen Resten gefundenen diluvialen Fauna. Es wird festgestellt, dass zur Beantwortung dieser Frage noch keine genügenden Anhaltspunkte vorliegen, was sich aus der ausserordentlichen Schwierigkeit von Fischbestimmungen aus Skeletresten leicht erklärt, dass es jedoch höchst interessant und wünschenswerth sei, diesem Gegenstand einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Sitzung vom 7. Januar 1893.

Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen des Vorsitzenden hielt Dr. E. Fraas seinen Vortrag über den Menschen und die Thierwelt in der Prähistorie. Abweichend von den Richtungen in der Anthropologie, welche die Geschichte der Menschheit hauptsächlich nach kulturhistorischen oder nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten an erforschen suchen, behandelte Redner als Geologie und Paläontologie das anthropologische Problem von rein geologisch-paläontologischen Standpunkt. Er stellte sich demnach die Frage: In welchen geologischen Formationen tritt die Species Homo sapiens links als Leiffossil auf und in welchen Erdperioden hat er demnach existirt, und zweitens, wie war die Thierwelt zusammengesetzt und beschaffen, mit der er zusammen gelebt hat, und was lässt sich aus dieser Zusammensetzung in Bezug auf den Menschen folgern? Der jüngsten, die Gegenwart umschliessenden geologischen Periode, dem Aluvium, ist als nächst-ältere Formation das Diluvium vorangegangen und hier bedarf die Frage schon eingehender und kritischer Untersuchung, wie weit die Existenz des Menschen während der Diluvial- oder Eiszeit dargethan ist. Bekanntlich ist diese Existenz durch die unweifelhaft aus Menschenhand hervorgegangenen Artefakte aus Renthiergeweiß erwiesen, die man an der Schussenquelle in Oberschwaben in dem zwischen der älteren und jüngeren Moräne lagernden interglacialen

Schliemann fand, und als Zeitgenossen dieses Schussquellen-Menschen konnte man in den analogen Ablagerungen Oberschwabens Mammoth, Nashorn und Wisent konstatiren. Während nun in Oberschwaben die Gliederung des Diluviums sichergestellt ist und die geologische Fixirung der gefundenen menschlichen Spuren keine allzugrosse Schwierigkeit hatte, verhält es sich anders mit verschiedenen seither gemachten Funden im Unterland und auf der Alb. Hier sind die indifferenten diluvialen Ablagerungen, welche aus Lehm, Kies und Gehäuseschutt bestehen, weniger bewerkkräftigt für das Alter, da ihre Bildungsweise von der ältesten Eiszeit bis in die Gegenwart durchgeht. Maassgebend für die Bestimmung des Alters sind hier ausschliesslich die gefundenen Thierreste, und diese zeigen an den erwähnten Fundstätten vollständige Uebereinstimmung mit der acht diluvialen, von unserer heutigen Thierwelt ganz verschiedenen Fauna des Oberlandes. Man hat nun von anthropologischer Seite die diluviale Periode in zwei Unterperioden theilen zu dürfen geglaubt, eine Ältere, durch das Vorkommen von Mammoth charakterisirt, und eine jüngere, in der das Ren aufgetreten sei, und hat dann für die Restheertheit die Existenz der Menschen ausgegeben, sie für die Mammothzeit dagegen gelugnet. Dem gegenüber weist Redner nach, dass eine derartige Unterabtheilung nicht gerechtfertigt ist, da die verschiedenen Fundstätten diluvialer Thiere keineswegs verschiedene Horizonte des Diluviums repräsentiren, dass vielmehr die Moränen des Oberlandes, die in Frage kommenden Lös- und Lehmlagerungen, Gehäuseschutte, Kieslager a. a. w. nur als verschiedene Faciesabildungen einer und derselben Formation aufzufassen sind. Der Unterschied in der lokalen Zusammensetzung der Fauna ist bedingt durch die Verschiedenheit der diluvialen Landschaft und ihrer Flora; in Oberschwaben haben wir eine ausgesprochene Tundren- und Steppenfauna (Ren, Vielfraß), in den offenen Wiesenthälern der Alb und des grossen Theiles vom Unterland herrscht die Weidenfauna, die namentlich in der Ofen und in der vom Redner genau studirten Ipfhöhle bei Giengen a. Br. gefunden wurde, und deren Hauptvertreter Hyläne, Pferd, Esel, Reithirz, Riesenhirz, Mammoth und Rhinoceros sind. Ihnen gegenüber stehen die Höhlenfunde aus den waldigen Schluchten der Alb (Hohlestein, Hohlefels, Bockstein, Heppenloch), wo Bär und Wolf, Edelhirsch und Wildschwein zusammen mit Rhinoceros angetroffen. Wesentlich ist nun, dass in all' diesen Funden aus wohlcharakterisirten diluvialen Ablagerungen durchweg auch die Spuren des Menschen gefunden wurden, der somit auch als Leitfossil für die Diluvialperiode angesehen werden darf. Da nun aber diese Spuren nicht aus menschlichen Knochen, wohl aber — was in diesem Falle gleichbedeutend ist, — aus menschlichen Kunsterzeugnissen bestehen, so kann man über die Beschaffenheit des Diluvial-Menschen nichts Bestimmtes sagen; immerhin kann man annehmen, dass er von dem heutigen Menschen wenig oder gar nicht verschieden gewesen ist, da er eben so wenig, wie die Thierwelt jener Zeit ihre Entwicklung auf unserem Boden durchgemacht haben dürfte. Wir dürfen daher in diesen Schichten nicht auch dem vielbesprochenen Uebergangsglied vom Menschen zu einem niedriger stehenden Säugethier suchen, und es ist sehr zu warnen vor übereilten Schlüssen, die auf Drängen eines sensationelustigen Publikums immer wieder auf diesem Gebiete gezogen werden. — Nach dem mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag legte Oberamtschirurg Nägele aus Neresheim noch einige inter-

essante Funde aus Hügel- und Reihengräbern vom Hartfeld vor.

Sitzung vom 4. Februar 1893.

Zu Beginn der Sitzung gedachte der Vorsitzende Herr Major v. Tröltzsch des kürzlich verstorbenen Prof. Dr. Schaaffhausen in Bonn, indem er mit warmen Worten die hohen Verdienste schilderte, die sich der Verstorbene um die Anthropologie erworben hat. — Alsdann hielt Herr Medizinalrath Dr. Heding den angekündigten Vortrag über Ausgrabungen in den Höhlen des Karstgebirges, die Redner theils unter eiserner, theils unter der Aufsicht eines Vertrauensmannes seit April v. J. an einigen Stellen des Qu-Gebietes hat ausführen lassen. Nach kurzer Charakterisirung der allgemeinen Natur und der Entstehung jener Karsthöhlen, die — von unseren Alpböhlen wesentlich unterschieden — im Allgemeinen einseitige Verlängerungen der bekannten Dolinen oder Karstrichter darstellen, wendet sich Redner zur eingehenden, durch Photographie erläuterten Beschreibung einer von ihm besonders genau untersuchten und ausgehöhlten Höhle in der Nähe von Nahrstein. In dem hier angefahrenen unter einer ca. meterdicken recenten Lehm- und Aschenschicht, eine Tiefe von etwa 3 m erreichenden Aschenschichten, die mit Höhlenlehm und Holzkohlenresten reichlich durchsetzt und fest verpackt sind, fanden sich neben unbearbeiteten Thierknochen und Muschelschalen zahlreiche, regellos durcheinander lagernde Artefakte aus Stein, Knochen, Horn und Thon. Der Charakter dieser Funde lässt darauf schliessen, dass die untersuchte Höhle schon von ausserordentlich früher Zeit bis fast in historische Zeit von Menschen bewohnt war, die vermutlich durch Jagd, Fisch- und Muschelfang ihren Unterhalt fanden. Zugleich lassen die thierischen Überreste, unter denen besonders die von Gemse, vom wilden Pferd und wildem Esel Interesse beanspruchen, das ehemalige Vorhandensein einer mehr südlichen, von unserer Heimath besonders durch das Fehlen von Nashorn, Mammoth und Ren unterschiedenen Diluvialfauna in jener Gegend erkennen. Als bemerkenswerth betonte Redner, dass sich ein Vorwiegen der Ziegen, die ja bekanntlich für die trostlose Entwaldung des Karstes verantwortlich gemacht werden, durchaus nicht nachweisen lassen, und dass diese Fauna nur zur Beschönigung der auch aus der Geschichte bekannten Waldverwüstungen seitens der römischen und der venetianischen Regierung erfunden sei. Die angeführten Werkzeuge aus Feuerstein und anderen harten Gesteinsarten, die Knochen und Horngeräthe, sowie die Thongefässe, die zum grossen Theil und oberflächlich geformt während des Vortrages angestellt waren, stammen theils aus paläolithischer, theils aus neolithischer Zeit, während in der Höhle von St. Cautian hauptsächlich neolithische und bronzene Geräte gefunden wurden. Von den Thongefässen, die nach Form und Ornamentirung grosse Mannigfaltigkeit aufweisen, fanden besondere Besprechung zwei kleine 5—6 cm hohe, aus der Hand geformte bauchige Hohlgefässe, an denen Redner die Entstehung der Formen erläuterte. Auffallend ist das Fehlen von Brennegegenständen, während sich solche aus Eisen — unter anderem ein grosses nichtoffenes Messer von 12 cm Länge — in der oberen Aschenschicht fanden. Wenn letztere wohl auch aus ziemlich später Zeit stammen, so scheint es dem Redner nicht unbedingt notwendig, dass die Menschen über all' erst eine Bronzezeit durchmachen mussten, die sie zum Eisen kauen, besonders wenn wie hier das letztere

in Gestalt von Bohnerzen in nächster Nähe von der Natur geboten wurde, während die Bestandtheile der Bronze durchaus fehlten. Nachdem der Vortragende anhangsweise noch einen vergleichenden Blick auf die Funde aus den Castellieri, den — nach seiner Ansicht aus historischer Zeit stammenden — Ringwällen des Karstes geworfen, deren säubere Kenntniss man unserem verstorbenen Landmann Prof. Hochstetler verdankt und von denen er eine Anzahl in die vorliegende Karte des Gebiets eingetragen hat, schliesst er mit dem Hinweis darauf, dass der Karst ein prähistorisches Forschungsgebiet ersten Ranges darstelle, auf dem genaue wissenschaftliche Untersuchungen noch mancher Räthsel unserer Vorgeschichte lösen dürften.

Literatur-Besprechung.

Prof. Dr. Braungart. Die Hufeisenfunde in Deutschland, namentlich in Südbayern, und die Geschichte des Hufeisens.

Bekanntlich werden in ganz Mittel- und West-Europa — und namentlich in Südhayern — vielfach alte Hufeisen ausgegraben, welche klein, sehr zierlich und von mannigfaltiger Gestalt sind. Ohne Zweifel sind diese so ausgeprägten Gegenstände sehr wichtige Urkunden des Alterthums bis zur vorgeschichtlichen Epoche, wenn es gelänge, in überzeugender Weise ihren Ursprung klar zu stellen. Daran hat es aber bisher gänzlich gefehlt. Die Folge davon war, dass man meist die werthvollsten derartigen Funde bei Seite legte, dass die Schmiede Unmüssen derselben verarbeitet, und dass man in den Museen, wo man solche Sachen aufgehoben, diese alten Eisen hald als Ungarn- oder Schwerden-Eisen (Süd-deutschland) oder als Heiden-Eisen (Norddeutschland), vielmehr auch als Römer-Eisen bezeichnete. Meist liegen die kostbarsten derartigen Gegenstände in irgend einem staubigen Winkel ohne jede Sichtung und Etikettirung, in einem wirren Haufen beisammen.

Nun ist unter obigem Titel vor wenigen Wochen erst in den Landwirthschaftlichen Jahrbüchern des königl. preuss. Landes-Oekonomiekollegiums (1893, Heft 2), herangegeben von dem Herrn Geheimen Oberregierungs-rath Dr. H. Thiel, eine mehr als 6 Druckbogen mit 6 Tafeln Abbildungen umfassende, auf langem und eingehendem Studium beruhende Abhandlung über diesen Gegenstand erschienen, welche den durch seine prähistorischen Forschungen auf dem Boden der Landwirthschaft längst in weiten Kreisen bekannten Professor Dr. R. Braungart an der Centrallandwirthschaftslehre in Weihenstephan-Freising, u. a. auch Verfasser des grossen Werkes, Ueber die Ackerbaugeräthe in ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung, Heidelberg bei C. Winter, 1881, zum Autor hat.

Nach eingehendem Studium von ca. 500 alten Hufeisen der Museen in München (Nationalmuseum, histor. Verein von Oberhayern etc.) und von Sammlungen in der Stadt Freising) namentlich des historischen Vereins daselbst), wie namentlich auch sehr wichtigen eigenen Materials, welches insbesondere aus den uralten Hochackerboveten der Ebene zwischen München und Freising stammt, mit gleichzeitiger Heranziehung der älteren englischen, französischen und deutschen Literatur, gliedert der Autor das schwierige Material nach folgenden Abschnitten:

A. Vorrömische Epoche.

I. Abschnitt.

Gallische oder keltische Epoche.

II. Abschnitt.

Altgermanische Hufeisen.

Die alten Hufeisen des historischen Vereins in Freising.

Die Hufeisensammlung des historischen Vereins von Oberhayern in München:

A. Hufeisen der Hochäckerzeit.

B. Hufeisen der Hochäckerzeit bis in das spätere Mittelalter.

- a) Suevische oder bujarische Reihe,
- b) Alemannisch-schwäbische Reihe.

Die Hufeisensammlung des k. hayern. Nationalmuseums in München.

(Gliederung wie vorhin.)

Die aus den Hochäckern der Münchner Ebene gepflügten Eisen.

Dann kommen Ausführungen, warum diese mannigfaltigen Hufeisen als „germanisch“ bezeichnet werden. Einige dieser Argumente werden schwer zu widerlegen sein.

B. Römische Epoche.

I. Vor der Kaiserzeit, also vor der Berührung mit Kelten und Germanen.

II. In der Kaiserzeit, also nach der Berührung mit den nördlichen Völkern, mit Kelten (Galliern) und Germanen.

- 1. In Gallien.
- 2. In Germanien.
- 3. In England.

In beiden Abschnitten ist eine Reihe merkwürdiger Thatsachen vorgeführt, welche zur Stütze der entwickelten Ansichten dienen, im ersten spielt die Solea in ihren mannigfachen Formen eine Rolle, im zweiten aber namentlich die Grenzsteine mit eingemeisselten Hufeisen und die Hufeisenfunde im Römerkastell Saalburg bei Romburg, deren Stellung ausführlich erörtert wird.

C. Mittelalterliche Epoche.

Auch bei der Erörterung dieses Zeitabschnitts wird unter Vorführung eines reichen Materials von Abbildungen in verschiedenen Ländern Europa's gefundener alter Hufeisen, eine Fülle neuer, sicher noch sehr entwicklungsfähiger Ansichten vorgeführt.

D. Hufeisen-Typen der Gegenwart.

Ohne Zweifel ist mit dieser Abhandlung wieder ein erheblicher Fortschritt auf dem Boden der prähistorischen Forschung angebahnt worden. Es handelt sich hier nicht blos um die Geschichte des Hufeisens, die ohnehin schon interessant genug wäre, sich damit eingehender zu befassen. Diese wie die anderen Arbeiten Braungart's — von welchen leider noch sehr bedeutende ungedruckt sind — sind eine reiche Quelle für die Urgeschichte überhaupt, für Volks- und Stammes-Geschichte, Kulturgeschichte, Ethnographie und Anthropologie, Wissenszweige, welche zu ihrer Begründung gar keinen ergiebigeren und verlässigeren Boden finden können, als jenen der prähistorischen Forschungen auf dem uralten Boden des Ackerhanes und der Viehzucht. Wir

wünschen dem hochverdienten Manne das beste Gedeihen und auch die nöthige staatliche Unterstützung seiner so aussichtsreichen wissenschaftlichen Bestrebungen, für welche er mit rastlosem Fleiss und grossen persönlichen Opfern seit 2½ Dezennien mit entschiedenem Erfolge thätig ist. Die Laufbahn eines Autors auf einem neuen Gebiete, wo es gilt, die ersten Bahnen zu brechen, ist eine dornenvolle voll grosser und kleinlicher Hindernisse. Deshalb ist es auch ein grosses, nicht genug zu betonendes Verdienst des Herrn Geheimen Oberregierungsrats Dr. H. Thiel in Berlin, welcher — wie schon früher — so auch diesmal dem Autor die Bahn frei gemacht, um diese wichtige und mit vortrefflichen Abbildungen reich ausgestattete umfangreiche Arbeit zur Veröffentlichung zu bringen.

J. Ranke.

Berufsquellen für kranionetrische Instrumente.

1. Kranionmeter nach Obermedicinalrath Dr. H. von Helder-Stuttgart.
Zu beziehen durch Heinrich Strobel, Reissaugfabrikant, Stuttgart, Hospitalstrasse 9.
2. Die kranionetrischen Instrumente des Münchener anthropologischen Instituts: Dr. J. Ranke.
Zu beziehen durch Böhm & Wiedemann, mechanische Werkstätte und chemisch-pharmaceutische Utensilienhandlung, München, Kaufingerstrasse 23.

SOCIETÀ ROMANA DI ANTROPOLOGIA

(Roma, Via del Collegio Romano 27)

Am 4. Juni l. Js. wurde in Rom eine neue anthropologische Gesellschaft unter vorstehendem Namen gegründet. Präsident ist der hochverdiente Forscher, o. Professor der Anthropologie zu Rom, G. Sergi; um ihn reihen sich eine Anzahl in unserer Wissenschaft lang berühmter Namen; als Vize-Präsident C. Bonfigli; als Ausschuss: E. Ferri, B. Labanca, E. Sciamanna, M. L. Vaccaro; als Sekretäre: L. Moschen und G. Mingazzini; als Schatzmeister: G. A. Colini. — Wir begrüßen die neue Schwester-Gesellschaft auf das Beste und freuen uns, dass die Namen ihrer berühmten Führer für ein herzliches Zusammenwirken Bürgschaft leisten.

J. Ranke.

THE WORLD'S CONGRESS AUXILIARY

OF THE WORLD'S COLUMBIAN EXPOSITION.

CHICAGO, U. S. A., JUNE 1, 1893.

A series of International Congresses, under the auspices of the World's Congress Auxiliary, and the authority of the Government of the United States, will be held in Chicago during the progress of the World's Columbian Exposition. — The Congress of Anthropology will begin on Monday, August 28, and will continue until Saturday evening, September 2, 1893. — You are cordially invited to be present and to take part in the proceedings of the Congress. — It is requested that the title and abstract of any paper to be offered to the Congress be forwarded as early as possible to the Secretary of the Local Committee, with a statement of the time required for its reading in order that the Congress, at its organization, may have the material for the arrangement of the program for the week. — It is also requested that you will notify the Secretary of the Local Committee of the acceptance of this invitation.

COMMITTEES OF THE INTERNATIONAL ANTHROPOLOGICAL CONGRESS.

LOCAL COMMITTEE OF ARRANGEMENTS:

F. W. PUTNAM, CHAIRMAN.

EXECUTIVE COMMITTEE:

DANIEL G. BRINTON, PRESIDENT. FRANZ BOAS, SECRETARY.

Address all communications: PROF. C. STANILAND WAKE, Local Secretary, Department of Ethnology, World's Columbian Exposition, Chicago.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 5. Juli 1893.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.
Obersecretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1893.

Inhalt: Ueber den Wetterzauber der Altaier. Von Ferdinand Freiherrn von Andrian. — Literaturbesprechung. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Württembergischer Anthropologischer Verein.

Die Nummer 8 besteht aus 1 $\frac{1}{2}$ Bogen.

Ueber den Wetterzauber der Altaier *)

Von Ferdinand Freiherrn von Andrian.

Innerhalb des weiten Vorstellungsgebietes, welches wir, nach Taylors Vorgang, Animismus nennen, herrscht die Vergeistigung der atmosphärischen Vorgänge zwar nicht ausschliesslich vor, wie manchem angenommen wurde, sie nimmt jedoch sicherlich eine sehr hervorragende Stellung in derselben ein. Neben einer gesetzmässig daraus entspringenden Elementarverehrung finden wir als unvermeidliches Korollar bei den meisten der einer genaueren Beobachtung zugänglichen Volksgruppen die Wetterzanberei. Eröffnet uns die Elementarverehrung einen tieferen Einblick in die Mythenwelt und in der darauf gegründeten Geisterthätigkeit, so liefert auch die Wetterzanberei dem Ethnographen ein wichtiges Hülfsmittel zur Benrtheilung der Volksseele in ihren so verschiedenartigen Komponenten.

Zur ethischen Differenzirung der homogenen menschlichen Grundanlage wirkt zweifelsohne neben dem historischen Daseinskampfe die Naturumgebung wesentlich mit. Die allseitig herrschgehobene Vorliebe der Türken und Mongolen, Tibetaner n. s. w. für Wetterzanberei ist daher gewiss zum Theil den physikalischen Verhältnissen ihrer seit grauer Vorzeit eingenommenen Wohnplätze innerhalb der Wüsten und Steppen Centralasiens zuzu-

schreiben, welche die üppige Entwicklung animistischer Vorstellungen entschieden begünstigt haben. Die schroffen Temperaturwechsel, die sehrecklichen Sandstürme, von denen die Ost-Turkistaner mit Grausen reden,¹⁾ die Nebelbildungen Khorassans und Nordindiens²⁾ werden, wie das sonderbare Rasseln und Knistern auf den tibetanischen Hlhen,³⁾ bösen Geistern zugeschrieben. Die Trommeltöne an Sandhügeln, der „singende Sand“ am Lopnorr sind Geisterstimmen. Die Sirocco-stürme, die fata morgana, sind Teufelspuck, den der fromme Pilger Hwen Tsang durch das Aussprechen von Worten aus dem heiligen Buche Prajna verscheuchte.⁴⁾ Vor Allem ist es die trostlose Dürre grosser Theile dieser Gebiete, welche zu täglichem Gebet⁵⁾ und zur Anwendung aller übernatürlichen Mittel für den Kampf gegen die Elementargeister die um die Existenz ihrer Heerden bekümmerten Bewohner antreibt.

Es mögen nun einige Angaben über den Wetterzauber der Turkvölker folgen.

Nach chinesischen Schriftstellern wurde eine ungemein dumme und rohe Ikonisation, welche

1) Przewalski, Reisen 1870—73. Uebers. Kohn 495, 521.

2) Yule, Marco Polo II, 108 f.

3) Schlagintweit, R. I. ind. u. Hochasien III. 324 f. Dieses dem Anfängigen schwacher Luftäulen zugeschriebene Geräusch heisst Gog (bgegs), was „böser Geist“ bedeutet.

4) Yule, Marco Polo I, 204, 226, Rémusat, Hist. d. Khotan 79, Elphinstone Cabul 222.

5) Timkowsky, Reise I, 228.

*) Vortrag, gehalten in der Allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Hannover am 8. August 1893.

in einem Königreiche Sā westlich von dem Lande der eigentlichen alten Hunnen wohnten, vollkommen ausgerottet, bis auf Einen, welchem Wind und Regen zu Gebote standen. Dieser nahm zwei Weiber, und zwar die Tochter des Sommergeistes und die des Wintergeistes. Er hatte von ihnen vier Söhne, von welchen der älteste Nantulische König ward und seinen Unterthanen den Namen Türken gsh.¹⁾

Sämmtliche orientalische Quellen schreiben dem Noah, welcher bei der Vertheilung der Erde den Norden seinem Sohne Japhet übergab, die Anwendung des Regensteins zu. Auf die Vorstellung Japhets, dass die ihm zugewiesenen Länder sehr an Dürre leiden, lechte Noah zu Gott, der ihm seinen Namen offenbarte, worauf Noah denselben an Japhet übermittelte. Japhet grub den Namen Gottes auf einen Stein, den er fortwährend bei sich trug und im Bedarfsfälle mit Erfolg verwendete. Die Enkel des Japhet, Gozz und Turk, geriethen in erbitterten Kampf um den Regenstein, wurden jedoch von Tschin, einem chinesischen Fürsten, dem die Erfüllung des Gewittersteins zugeschrieben wird, versöhnt.²⁾

Kaswini³⁾ sagt: der Regenstein kommt aus dem Lande der Türken. Es gibt mehrere Arten davon, welche sich durch ihre Farbe unterscheiden. Legt man eine derselben ins Wasser, so bedeckt sich der Himmel mit Wolken, man sieht bald drauf Regen, manchmal sogar Schnee und Hagel fallen. Die türkische Bezeichnung für den Regenstein ist Dschadeh-tās.⁴⁾ Nach Reschid-ehlin⁵⁾ versteht man unter der Benennung djamischī eine Art Zauber, welche darin besteht, dass verschiedene Gattungen von Steinen gewaschen und ins Wasser gelegt werden, worauf selbst im Höhepunkt des Sommers Wind, Kälte, Regen, Schnee und Nebel eintreten. Diese atmosphärischen Vorgänge konnten durch die Kunst der Zauberei auf bestimmte Punkte konzentriert werden.

Der Si-jui-wie-dzan-lu (Beschreibung des von mir Gesehenen und Gehörten an den Westgrenzen des Reiches) aus dem 18. Jahrh. erzählt von den nomadischen Turkstämmen an der Nordgrenze Chinas, dass sie den Wetterstein an die Gerte einer Sandweide binden und ins reine Wasser

legen, worauf sofort Regen eintritt. Wünschen sie heiteres Wetter, so wird er in einem Säckchen an dem Seiwief des Pferdes befestigt; soll kühle Witterung eintreten, trägt man ihn in dem Gürtel.¹⁾ In der Stadt Ardehli wurde der Stein in einem Wagen herumgeführt, wenn man Regen wünschte.²⁾ Noch heute steht dieser Stein in hohem Ansehen bei den Nomaden Mittelasiens als Glückstein. Der Sardar einer Razzia bei den Turkomannen oder der Anführer einer kirghisischen haranti trägt ihn stets im Sacke; bei der Behandlung des Bisses einer Seblange oder eines Skorpions wird er noch immer höher geschätzt, als die Fatiha (der Segenspruch aus dem Koran).³⁾

In den zahllosen Fehden der Turkvölker spielt der Wetterstein eine hervorragende Rolle. Nach den Memoiren des Sultans Baber haben die Oezbegen das persische Heer durch die Zaubereien mit demselben in Verwirrung gebracht. Eine Schlacht zwischen Timur und Gosain einerseits und Djété andererseits wurde durch diesen Stein zu Ungunsten der Ersteren entschieden. Als der Sultan Ala-ehdin-Mubammed von Kaswariz (Kbiwa) im 7. Jahrhundert der Hegira Turkstämme bekriegen wollte, welche an der chinesischen Grenze wohnten, und ihr Land betrat, litt dessen Armee ununterbrochen von Regen, furchtbarer Kälte und Schnee, obgleich es Sommer war. Durch seine Kundschafter wurden zwei Männer gefangen, welche mit dem Wetterstein arbeiteten. Er liess dieselben in schwarze Filzdecken eingewickelt lebendig begraben. Denn dies war das einzige Mittel, die Wirkungen ihrer Zaubereien aufzuheben.⁴⁾

Man ersieht aus den Memoiren des Sultans Baber,⁵⁾ dass bei den Jaghtatai-Türken Ferghana's die Regenzauberei nicht ausschliessliches Monopol der berufsmässigen Zauberer war. So erwähnt er, dass Khwājehka Mullai, der Grosssiegelbewahrer, ein Gelehrter war, der sich auf die Falkenjagd und Magie verstand. Dessen Beiname Sadder wird wohl damit zusammenhängen und nicht, wie es von seiten der englischen Herausgeber gesehen ist, als „chief judge“ zu deuten sein. Auch des Sultans Bāgha wird darin gedacht, der diese, Yedeheri genannt, Kunst ausübte.

Kaswini bringt in dem Artikel Turkestan seiner Kosmographie eine Erzählung des angesehenen Hsuan B. Mohammed aus Kaswin, welcher sich einst beim Cholscha Amadol-malk Sari be-

1) Degajnes, Gesch. d. Hunnen u. Türken I, 496. J. Z. Schmidt, Forschungen Volk. Mittelas. 13, Pien-tchia les Ton-kioüf orientaux trad. Stan. Julien J. Asiat. Ser. VI p. 327 ff.

2) Quatremère, Hist. d. Mongols de la Perse 428, wo die persischen Quellen zitiert sind.

3) Nach Quatremère I. c. 429.

4) Vambéry, Prim. Cult. Turk-Tat. 249 leitet davon das türkische Wort Zadu für Hexe ab.

5) Quatremère I. c. 429.

1) Vambéry, Prim. Cult. Turk-Tatar. 249.

2) Quatremère I. c. 432.

3) Vambéry, Gesch. Bochara's II, 91 Anm.

4) Quatremère I. c. 431, 435.

5) Memoirs of Sultan Baber Transl. Leyden u. Erskine 48.

fand. Das Gespräch kam auf den Regenstein, dessen Wirksamkeit bezweifelt wurde, worauf ein Türke gerufen und ihm befohlen wurde, Regen zu machen. Der Türke brachte den Stein, warf ihn in ein Gefäß mit Wasser und machte mitten im schönsten Wetter Regen.¹⁾

Ich verdanke Herrn Dr. Geyer, Skriptor der k. k. Hofbibliothek, die Auffindung und Uebersetzung einer anderen, auf diesen Gegenstand bezugnehmenden, von H. v. Hammer nur beiläufig erwähnten, Stelle des Kaswini.²⁾ Sie lautet wie folgt: Dáwud ibn Mansúr al-Bádgis, ein sehr zuverlässiger Mann, erzählt folgendes: Ich lernte den Sohn des Königs von al-Gurz³⁾ (eines türkischen Stammes) kennen und fand in ihm einen intelligenten, verständigen und scharfsinnigen Mann; sein Name war Laqlq ibn Jašmah. Ich sprach zu ihm: „Wir haben gehört, dass die Türken Regen und Schneefall erregen können, so oft sie wollen; wie machen sie das?“ Da antwortete er: „Die Türken sind vor Gott dem Erhabenen verachtet und verworfen, weil sie sich mit solchen Dingen befassen; was dir berichtet wurde ist wahr und ich will dir davon erzählen. Es wurde mir erzählt, dass einer meiner Vorfahren seinen Vater wegen Zwistes verliess; sein Vater war König. Er nahm mit sich Waffengenossen, Sehtzbrüder und Sklaven, und reiste gegen Osten, indem er die Leute plünderte und erbeutete, was ihm unterkam. Endlich führte ihn sein Weg an einen Ort, dessen Bewohner sagten, es führe kein Weg von dort weiter. Dasselbst war ein Berg, hinter dem die Sonne anfing (und die Hitze war dort so gross, dass) alles verbrannte, was sie besahen. Daher war ihr (der Einwohner) Aufenthalt bei Tage in Gräben unter der Erde und in Höhlen des Gehirges. Die wilden Thiere aber sammelten Kieselsteine, die da umherlagen und deren Kenntniss ihnen Gott der Erhabene eingegeben hatte. Jedes Thier nahm einen Kiesel in das Maul und den Kopf gen Himmel; da beschattete sie in Folge dessen eine Wolke, welche sich zwischen sie und die Sonne stellte. Da bemühten sich die Gefährten meines Ahnherrn, diesen Stein zu erkennen, und brachten davon so viel sie tragen konnten, mit sich in unser Land, und er befindet sich dort bis auf den heutigen Tag, und wenn sie Regen wünschen, schütteln sie ein Stück da-

von, und es thürmt sich das Gewölk und strömt der Regen; und wenn sie Schnee wollen, so verlängern sie das Schütteln und es kommt Schnee und Kälte über sie.“ Das ist die Geschichte von dem Regen und dem Stein; aber das kommt nicht von der Geschicklichkeit der Türken, sondern von der Allmacht Gottes des Erhabenen.

Die Jakuten verehren den Felsen Sergajuw wegen dessen Macht über die Winde, bringen ihm Opfer dar und schwören bei ihm.¹⁾ Blitz und Donner sind ihnen himmlische Gottheiten, welche die bösen Geister verfolgen. Bei Gewittern schützt der Jakute seine Jurte durch Beräucherung derselben mit dem Splitter eines vom Blitze getroffenen Banmes, wodurch der vom Donnergott verfolgte unreine Geist von seiner Jurte weggetrieben wird. Ist dies geschehen, so wird der Splitter weit weg ans Feld geworfen. Steinmeissel gelten als Donnerpfeife und Helmsittel. Die in Folge von Krankheiten im Nierenbecken einiger Thiere sich entwickelnden Steine werden zum Erzeugen von Wind gehraneht. Diese Steine heissen sata.²⁾ Ueber die Anwendung derselben zur Winderzeugung hat auch Gmelin berichtet. Man bindet sie an eine Gerte, welche in der Luft geschwungen wird; dabei werden folgende Worte gesprochen: „Ich sage ah Vater und Mutter und wünsche deine Kraft zu sehen.“³⁾

Bei den Sojonen, einem bedeutenden in der Mongolisirung begriffenen, mit Kirgisen vermischten Turkstamme,⁴⁾ ist, nach Radloff, die Wetterzauberei in gewissen Familien erblieh, und es gibt sehr berühmte Künstler in denselben. Sie lassen Einem die Sonne ins Gesicht scheinen und gleichzeitig den Rücken vom Regen durchnässen. Sie bedienen sich dazu des Wettersteins jada taseh. Der von Radloff benutzte Stein war ein Bergkry stall, der aber gewisse geheime Eigenthümlichkeiten besitzen muss, um wirksam zu sein.

Eine Sojonenfrau brachte Radloff einen Jada-tasch herbei und einer, dessen Führer, verstand sich zur Ausführung der Ceremonie. Der Stein wurde mittelst einer fusslangen Schnur an einen Stab gebunden, dann über ein Feuer gehalten und vom Rauche hesehlagen. Dann schwang der Sojone den Stab nach allen Seiten in der Luft umher und sprach mit lauter Stimme die Beschwörungsformel. Radloff flücht allerdings hinzu, dass trotz alles Zauberns das Wetter nicht

1) Hammer-Purgstall, Goldne Horde 438 nach Kaswini.

2) Kaswini, Kosmographie ed. Wüstenfeld II, 346 (im Artikel Turkistan).

3) Nach Vámbéry, Gesch. Bocchara's I, 10 wird der Name Gur (Giz) sowohl den Nomaden im Norden des Jaxartes wie denen im Süden des Oxus beigelegt.

1) Gmelin, R. d. Sibir. II, 510.

2) Priklonsky, Schamanismus der Jakuten. Mittb. Wien. Anthr. Ges. XVIII, 181.

3) Gmelin, R. d. Sibir. II, 510.

4) Radloff, Aus Sibirien II, 179 f. 187 f. Vgl. Schott, Aechte Kirghisen. Abb. Berl. Acad. 1865. 446.

besser wurde und er genöthigt war, bei schrecklichem Unwetter den Kara Köl zu verlassen. Einige Tage später hat bei anhaltend schlechtem Wetter der Führer Radloff um einige Arzneistoffe zur Beschwörung des Wetters, welche dann in einem Holzkübel gemischt, gerüchert, unter Hershagen der Beschwörungsformel in der Luft geschwungen und endlich ins Feuer geschüttelt wurden. Da der Erfolg ein günstiger war, musste in der Folge noch öfters Radloff's Medizinkasten für diesen Zweck erhalten.

Nach Ben Manssur (Hammer, Goldne Horde 435) wurde darüber gestritten, ob der Schnee- und Hagelstein mit dem Regenstein identisch sei. Einige glauben, dass es zwei verschiedene Steine seien; Andere meinten, es sei ein und derselbe Stein, der aber, an verschiedenen Orten gebraucht, Frost, Schnee, Hagel oder Regen hervorbringe, dass, wenn derselbe nur einmal gebraucht würde, es regne, bei wiederholtem Gebrauche aber schneie und hagle. Auch über die Art des Gebrauchs war man uneins; Einige meinten, dass man den Regenstein in Wasser legen müsse, welches von hohen Orten herunterströmt; Andere behaupteten, dass nur die Türken den Gebrauch desselben kennen und Niemand darin unterrichten. Teifäshi erzählt aus dem Munde eines Bewohners von Ghassn, dass im Lager Sultan Mohammed Chauraschah's im Sommer ein alter Mann diesen Stein wirksam gemacht, indem er eine Tasse voll Wassers in die Mitte des Zeltes setzte und zur Rechten und Linken zwei Röhren aufpflanzte und ein drittes in der Höhe befestigte, von welchem eine Schlange von derselben Farbe wie der Regenstein niederhing, so dass von dem Kopfe der Schlange bis zur Oberfläche des Wassers in der Tasse zwei Ellen Abstand war. Dann legte er zwei Stücke Regenstein in die Tasse und nahm sie nach einem Augenblicke wieder heraus, rieb sie an einander und warf dann jedes an einen anderen Ort; dann legte er sie wieder ins Wasser und zog sie wieder heraus und wiederholte dies so siebenmal; dann nahm er Wasser aus der Tasse und sprengte es nach allen Seiten. Während dieses Verfahrens war der Alte haarkopf und haarfuss, erzählt und Worte murmelnd; binnen zwei Stunden war das Werk vollendet. Es zogen starke Wolken auf und es begann zu regnen. Nach einem andern Ueberlieferer derselben Begebenheit sagte der Alte, welcher den Regenstein anwendete: „Jedemal, als ich dieses Werk unternehme, wird mein Gut oder mein Odem (Nefsi) minder, und ich bleibe in beständiger Armuth und Müh-seligkeit.“

Die eigentliche Heimath der Mongolen wird

in den orientalischen Quellen¹⁾ als besonders gewitterreich geschildert. Ob dabei nicht vulkanische Phänomene mitgewirkt haben, welche, der Sage nach, die Völker um die Beikalsee von ihren Wohnsitzen vertrieben haben,²⁾ bleibt dahingestellt. Jedenfalls fürchteten sich die Mongolen ganz ausserordentlich vor dem Donner und „dem frenigen Draehen“, dem Blitze.³⁾ Es war ihnen verboten, während des Frühlings und Sommers im fließenden Wasser zu baden, selbst die Hand darin einzutauchen, Kleider und Geschirre mit Wasser zu reinigen, das Feuer mit dem Messer zu berühren u. s. w., damit die Elementargeister nicht gürget werden.⁴⁾ Diese alten Gewohnheiten werden von Tschingiskhan ausdrücklich mittelst der schärfsten Strafen festgehalten und gelten zum Theil noch heutzutage.⁵⁾

Nur der Stamm der Uirangküt fürchtete nicht den Donner und beschwor den Blitz mit Flüchen. Diesem Stamme sind nicht bloss berühmte mongolische Heerführer, sondern auch die meisten Kamen = Schamannen entsprungen, welche die Elementargeister zu behandeln verstanden. Sie übernahmen besonders das Beschwören der Gewitter; die Abwehr oder Hervorbringung von Regen mittelst des Regensteins (Dachada) wird ihnen nicht zugeschrieben. Diese ist jedoch seit Tschingiskhan in stetem Gebrauche. Die Regenmacher (Dchededachi) spielten bei den mongolischen Heeren eine ähnliche Rolle, wie die Auguren bei den römischen.⁶⁾ Die Erfolge Temudschins gegen Buiruekhan,⁷⁾ und seines Nachfolgers Tului gegen die Khitai (1232) werden zum Theile dem Dchedemisch zugeschrieben.⁸⁾ In dem letztgenannten Falle dauerte die Beschwörung drei Tage und drei Nächte, bis die gewünschte Wirkung eintrat.

Während der drei Monate Juni, Juli, August, welche Kublai-Khan in seiner eintzigsten ihrer Schönheit hochgepriesenen Sommerresidenz Shantu weilte, hatten die daselbst wohnenden Baci, welche

1) Quatremèrs, l. c. 486 f.

2) Hoff, Gesch. d. nat. Ver. d. Erdber. II, 447.

3) Quatremèrs nach Raschid-eldin 437.

4) Trocknen der Kleider im Freien, Verschütten von Wein oder Kummis erzeugt Donner. Quatremèrs ibidem.

5) Radloff, Samml. hist. Nachr. ab. d. Mongol. I, 131. Radloff, Aus Sibir. I, 307 bezüglich die altaiischen Bergkalmüken. Nach Georgi, Reise I, 287 waschen auch die Tangusen ihre Kessel nicht aus und trocknen sich nicht ab, wenn sie sich, was sehr selten vorkommt, gewaschen haben.

6) Hammer, Gesch. d. Hehane I, 16.

7) Erdmann, Temudschin 242.

8) d'Ohsson, Gesch. d. Mong. II, 614. Aboul-Ghâsi Behadour Khan, Hist. des Mongoles Trad. Desmazières 147.

man Tebet und Kesimur nannte, bei Eintretendem schlechten Wetter den kaiserlichen Palast und dessen nächste Umgebung vor Sturm und Regen zu schützen. Welche Mittel sie dabei anwendeten, gibt uns allerdings Marco Polo nicht an.¹⁾

Die Schilderung der Wetterzauberei bei den Kalmücken, welche wir Pallas²⁾ verdanken, beleuchtet deutlich die Anpassung des huddhistischen Tantrismus an die ältere Methode. Die Lamas billigen und üben die Wetterzauberei (Sadda-harinä) selbst aus und zwar nicht nur die geringen Geistlichen, sondern auch die Schriftkundigen. Sie prophezeien das Wetter, bringen angeblich Regen bei obwaltender Dürre, kühle Luft bei grosser Hitze; bei Windstille erregen sie Wind und Nebel bei heiterem Himmel. Sie behaupten, aufsteigende Wolken vertreiben zu können, wenn sie durch menschliche Zauberei entstanden sind, was sie daran erkennen, dass solche Wolken zuerst als ganz kleine Punkte am Horizont ansteigen.

Die Wetterzauberei beruht auf gewissen Formeln, Tarni (Dharani!), welche mit glühigem Herzen von dem Saadtatschi (Wettermacher) an gewisse Götter gerichtet werden. Um Wolken aufsteigen zu machen betet man an Mansuschiri. Nohel erweckt eine Formel an den Burehan Nagansana. Kühle Luft gibt der Burchan Kadnasa-mowa. Um Regenwolken zu vertreiben, wendet man sich an die obengenannten Burehane und Chondschinbodi ssado. Auch um Sturmwind zu verursachen wird an letzteren gebetet.

Solche Tarni werden knieend gebetet, und z. B. um Regen zu machen thut man nachwendigstes Gebet in eine Schale mit Wasser gewisse Steine, die man mit dem Wasser nach der Himmelsgegend ausschüttet, von welcher der Regen kommen soll. Um Sturm zu erregen wird nur Staub oder Sand nach den Beschwörungen ausgeschüttet. Sie erzählen auch viel von einem Steinehen, welches zuweilen auf der Erde oder auch in Thiermägen gefunden wird (saadan tachelon). Dasselbe soll sich im Wasser beständig wirbelnd bewegen, so dass auch das Wasser in der Schale gleichsam zu kochen anfängt. Werden dabei die gehörigen Tarni ausgesprochen, so erfolgt unfehlbar Regen.

Wer die Kunst des Wettermachens ausüben will, muss festen Glauben an die Macht der obengenannten Götter, der Erfinder jener Tarni, fassen und in diesem Glauben einmal in seinem Leben die zu gebrauchenden Formeln, jede 100000 mal hinter einander andächtig hergesagt haben. Will

er nachmals Gebrauch davon machen, so muss er die erforderliche Formel stehend, sitzend oder knieend, voll Andacht und festen Glaubens, 500 mal her-sagen, und falls dies nicht wirkt, noch 500 mal, worauf dann unfehlbarer Erfolg eintritt. Die Kalmücken versichern, dass auch Russen, die die Kunst gelernt haben und mit rechtem Glauben dieselbe ausüben, Wetter machen können. Doch soll diese Kunst im Winter nicht ausgeübt werden, weil sie Gewässer und Thiere schädlich werden könnte; auch ist es Sünde, im Sommer zu oft Regen und Gewitter zu zaubern, weil viel Ue-gaziefer dadurch umkommt.

Die von Pallas l. c. II, 348 f. mitgetheilten Zauberformeln scheinen nach Auskunft des Herrn Prof. Tomaschek aus einer Mischung von Worten aus dem Sanskrit, Tibetischen und Mongolischen zu bestehen.

Bergmann berichtet, die Saadtatschi der Kalmücken wendeten Bezoarsteine an, welche ins Wasser gelegt Dünste hervorbringen. Sie thun dies, wenn man nach der allgemeinen Wetterconstellation Regen erwarten kann. Bleibt derselbe trotzdem aus, so haben dem Meister angeblich aadero Saadtatschi entgegengearbeitet, oder er geht an, die Hitze sei zu stark, um vom Regen besiegt zu werden. Wird Regen vom Saadtatschi bei ungünstigen Aussichten hierfür verlangt, so geht er vor, dass der Regen den umflatternden Insekten gefährlich werden könnte.³⁾

Ueber die Ostmongolen fehlen leider nähere Nachrichten aus neuerer Zeit. Przewalski gibt nur im Allgemeinen an, dass Wetterzauberei von den Schamanen derselben ausgeübt wurde.³⁾ Auch wissen wir durch Timkowsky, dass sie die Beschreibung der Thaten ihrer furchtbareren Burehane nur im Frühjahr oder Sommer lesen; wenn man sie zu anderen Zeiten liest, erfolgt Wirbelwind oder Sebnee. Die Geschichte vom Geiser Chan darf man durchaus nicht im Winter lesen, um nicht nasses Wetter oder grosse Kälte zu erregen. Auch das Töden von Thieren bringt Sturm.³⁾

Herr Prof. W. Tomaschek, an den ich mich um Auskunft über die Etymologie der den Mongolen und Türkvölkern gemeinschaftlichen Benennung für den „Wetterstein“ wandte, theilte mir nachstehende werthvolle Bemerkungen mit, für welche ihm mein wärmster Dank gebührt.

„Das türkische Wort jach (in vielen central-

1) Bergmann, Nomad. Streifer. n. d. Kalmücken III, 113.

2) Przewalski, R. i. d. Mongolei 1870—1878. Deutsch von Albin Kohn 68.

3) Timkowsky, R. n. China. Uebers. Schmidt I, 228, 375.

1) Ed. Yule, Marco Polo II, 291, 300 note 6.
2) Pallas, Samml. bist. Nachr. öb. d. Mongolen II, 348—50.

asiatischen Dialekten, z. B. im Džagatai džadeh, dzedeh) bedeutet nicht „Regen“. Regen heisst im Türkischen jaghur, jaghin (vom Zeitwort jaghmag, welches die Bedeutung hat „streichen, wischen, blank machen, salben, fest machen, niederfallen, regnen“). Es gibt nach Tomasechek keine passende Etymologie für jadeh im Türkischen, denn jat-mag heisst „sich ausbreiten, sich niederlegen“; jat, jad = angehreit, fernher, fremd; jatuq = gedehnt, weit, breit; jadah = darniederliegend, matt, saumelig. Türk. čete heisst „Einfall, Raubzug, Scharmützel“ und ist als Lehnwort im Serbischen und Rumänischen. Im uigurischen Kudatkn-hilik des Herrn Vámbéry fand sich kein zu jadeh ähnliches Wort. Auch im Jakutischen scheint bezüglich des Wortes sata und seiner Composita (sata-tyala = durch Beschwörungen mit dem sata hervorgebrachter Wind) ein ähnliches Verhältniss zu bestehen, da Herr Tomasechek die Analogie mit sata = verstehen, vermögen, können, ausdrücklich ablehnt und vielmehr dasselbe mit mong. čitacho, čidacho in Verbindung bringt.*

Für das Mongolische citirt Herr Tomasechek nach J. Schmidt¹⁾ folgende Benennungen: jada (dsada, džada, džede) = Wetterveränderung, Regenwetter, stürmische Witterung; jada baricho, das Wetter beschwören, durch Zanherformeln eine Wetterveränderung hervorbringen; jadačič, ein Zauberer, welcher das Wetter zu verändern versteht. Die Erklärungen des von dem genannten berühmten Orientalisten gleichfalls herangezogenen Wörterbuches von Kowalewsky²⁾ decken sich vollständig mit jenen von Schmidt. Kowalewsky erwähnt ausserdem noch die Benennung jada čilaghon „pierre qui fait la mauvais temps“ (čilaghon = westmong. čolon = Stein, Tomasechek).

Oh die noch ausserdem von Tomasechek angeführten Wörter: jadalačo = auseinanderreissen, schädigen, jadaračo = zerbrechen, zerfallen, sich auflösen, offen oder bekannt werden, zur etymologischen Erklärung von jada verwendet werden können, ist sehr zweifelhaft. Es erscheint jedenfalls hehlentagsvoll, dass Herr Tomasechek weder in dem Glossar des Kalmükischen von Jülg, noch in Al. Castrén's burjätischen Wörterverzeichnissen mit jadach zu vergleichende Wörter gefunden hat.

Diese Umstände sprechen für die von Tomasechek vermuthungsweise, von H. Vámbéry³⁾ entschieden vertretene Ansicht, dass die altaischen

Sprachen das fragliche Wort aus dem Arischen speziell aus dem Iranischen entlehnt haben. Die Specialisirung des allgemeinen Begriffs „Zauber“. „Spuk“ auf den Wetterzauber, sowie auch auf das Produkt desselben, das schlechte Wetter, dürfte wohl keine Schwierigkeit in Anbetracht der animistischen Auffassung des schlechten Wetters als Werk der Geister darhieten. Ich gehe in Nachfolgendem das mir von Herrn Prof. Tomasechek freundlichst zur Verfügung gestellte arische Vergleichsmaterial.⁴⁾

Im vedischen Sanskrit bedeutet yáta „Hexerei, Spuk, Zauberer, Spukdämon“; ebenso im Zend yáta Zauberer, Spuk, Zauberer, ketzerische Menschen; deriv. yátn-ghna „die Spukdämonen schlagen“, sowie „durch Zauber vernichtend“. Im heutigen Maráthi heisst Jáda „Edelsteinsetzer“ (Schlagintweit). Im Neupersischen entspricht nach Vullers Lex. Pers. vol. I, p. 498 a džáđđ (entstanden aus der diminut. Form yáták, yátúka „incantatio“ sowie „incantator“); dazu die Composita oder erweiterten Formen džáđđ-gar „incantator“ und džáđđ-garč „incantatio“ und džáđđ-čáđđ „incantatio“. Im Neupersischen findet sich das Wort yadeh (Vullers II, p. 1513a) „ars nives pluviamque vi magica producendi“ ein Brauch der — wie das pers. Wb. Borháni gáliu hinzufigt — nur im Lande Máwara' al-nahr d. i. dem Zweistromland des Sir und Amú-dáryá geherrscht haben soll. Voller lautet die Form bei Vullers II, 334 a: sang-i yadeh „lapis (sang) magicus, quo nix (harf), nuhes (abrah) et pluvies (báran) produuntur a magis gentis Tarcorum et quæ Turci nomiaant džadeh-táđ, Arahes vero veteres hağğar al-matar.“

Diese Verhältnisse scheinen Herrn Abel-Rémusat unbekannt gewesen zu sein, als er seine berühmte Abhandlung über „den Stein Jü“ schrieb. Er weist darin nach, dass der Jü, den die Japaner giok (tama, artama), die Tibetaner ebel, die Mandchu, die östlichen Turkstämme und Moangolen gas, qak, zas (qak-tal), die Araber, Perser, Armenier u. s. w. yasch, yesehm, yeseheh, die Griechen aber Jaspis nennen, mit unserem Nephrit und Jade identisch ist. Tomasechek vermuthet, dass die ursprüngliche Bedeutung von qak-tal = „Stein aus Kaseha oder Kaschghar“ ist.⁵⁾ Die Identität des türkisch-mongolischen

1) Vgl. auch den Artikel Yáta in Spiegel, Arische Periode 218 ff.

2) Nach Hyuen-thsang (Si-yu-ki) trad. Stan. Julien II, 161 hiess Kaschghar im Sanskrit khie-ia, d. i. kháča oder kháča. Die alttürkischen Wörterbücher sagen ausdrücklich, dass der Qak-tal aus den Bergen von Khuttan, Sandžú und Qasghar komme. Dieses Berg-

1) J. Schmidt, (Ost-)Mongolisch-deutsch-russisch. Wörterbuch. Peter-burg 1835, 298.

2) Kowalewsky, Dict. Mongol-Russe-Français III, 2275 f.

3) Vámbéry, Das Türkenvolk 53 f.

Regenstein mit dem Nephrit oder Jadeit ist meines Wissens zuerst von Hammer-Purgstall mit Nachdruck behauptet worden. Der dagegen von J. J. Schmidt erhobene Widerspruch ist allerdings insofern mit Rücksicht auf die Jetztzeit nicht unberechtigt, weil eben im Laufe der Zeiten ausser dem Jadeit die verschiedensten Substanzen für diesen Zweck herangezogen wurden. Eine der häufigsten Varianten scheint die Verwendung von Darmsteinen (Bezoar) zu bilden, welchen Araber und Perser wunderbare Eigenschaften als Gegenmittel bis in die jüngste Zeit nachrühmten;¹⁾ der durch Radloff bezogenen Anwendung von Bergkrystall wurde bereits gedacht.

Die Unsicherheit der orientalischen Schriftsteller über die physikalischen Eigenschaften und die Provenienz des ächten Regensteins spiegelt sich klar in dem folgenden von Hammer gefertigten Auszug aus der Edelsteinkunde des Mo-hammed Ben Mansur,²⁾ welcher die hierüber herrschenden Ueberlieferungen zu verschmelzen sucht. Nach dem genannten Schriftsteller ist der Regenstein leicht zu zerreiben, von dem Umfange eines grossen Vegeleies. Es gibt dreierlei Arten desselben: eine weisse staufarhene, eine mit rethen Punkten geprägelte, und eine dunkelrothe oder vielfarbige. Einige glauben, der Regenstein sei ein Erzeugniss von Minen (Lagerstätten), die sich an der äussersten Grenze Chinas finden. Andere behaupten, es sei ein thierischer Stein aus dem Bauche einer Art von Schwein; Andere sagen, dass an der Grenze Chinas ein grosser Wasservogel mit rethen Flügeln gefanden werde, Surahab, d. i. Rothwasser, genannt, dass dieser im Frühling an Orten, wo das Wasser häufig, niste, und dass im Sommer, wo das Wasser unter das Nest gesunken, der Regenstein aus demselben herausgezogen werde.

Diese Darstellung führt uns allerdings zu den Hauptfundstätten des Nephrit, nach Ju-thian (Khotan) den chinesischen Quellen. Man kann sogar unter der sagenhaften Hölle noch jene Gewinn-

gebiet heisst bei Ptolemäus *vá Kássa óny*, dessen Bewohner sind die *Kássa* (Khasa, Kássa der indischen Schriftwerke). Aus einer monosyllabischen (tybetischen?) Sprache rührt auch die Bezeichnung der angrenzenden Region bei Ptolemäus *Áziosa zápa*, d. i. a-Chassa (oder sa) (Handschrift), Mittl. von Herrn Tomasschek). Vgl. dessen Abb. Kritik d. Reiseb. Nachr. üb. d. skyth. Norden I. Sitzungsb. Wien. Akad. 1888.

1) Dieterici, Naturausch. n. Naturphil. d. Arab. im X. Jahrh. 151. Bezoar in den Bazars von Hlassa Ritt. Erdk. III. 247. Sie sind vielfach untersucht; eine Fähigkeit, im Wasser Dunste hervorzubringen, wurde bisher nicht hervorgehoben. Vgl. Liebig, Handwörth. d. Chemie II, 1030 ff.

2) Hammer, Geldne Herde 435.

nungsart des Jü erkennen, welche die Chinesen die „Erdte des Jü“ genannt haben. Im Herbste bei niedrigem Wasserstande wurden unter behördlicher Aufsicht zur Kaubung des königlichen Monopols die Nephritgrüder aus dem Flussbette herausgefischt.¹⁾ Sie finden sich nach Schlagintweit in dem Kara-Kásh, dem Khotan-Yurung-Kash und dem Keria-Flusse; doch fehlen leider nähere Angaben über die heutige Ausbeutung jener ältesten Quellen des Jü im Khotan.²⁾

Auch die oben citirte Stelle des Kaswini erinnert unwillkürlich an ostturkistanische Verhältnisse, welche in neuester Zeit von Grum-Grachimaito geschildert werden sind,³⁾ an das „Feuergebiet“ und den Bogdo-ola, welche in den Traditionen der Altäre eine so grosse Rolle spielt.⁴⁾ Wenn auch daselbst kein Nephritverkommen bekannt ist, so lag doch der Hauptstapelplatz Kasghar auf dem Wege dahin.

Mit der mineralogischen Beschreibung Mansurs lässt sich nichts anfangen. Man könnte zwar dabei an jene noch unbestimmte Substanz (Speckstein) denken, welche die chinesischen Schriftsteller „schwachen Jü“ nennen.⁵⁾ Mansur unterscheidet unter seinen fünf Arten von Jaspis, welche dem Nephrit zum Theil entsprechen, ausdrücklich eine „stauhfarhene“. Doch scheint mir aus der Beschreibung des Jaspis (Jaschek), welche Hammer freilich nur ganz summarisch anführt, hervorzugehen, dass Mansur den Regenstein nicht mit dem Jaschek identificirt, obgleich er die Provenienz des letzteren aus Kasghar anführt.⁶⁾ Mansur stete Berufung auf die Türken, ferner dessen Zusammenstellung des Regensteins mit allerlei fahelhaften Mineralien, dem Gelbsuchtsteine, mittelst welchem die Schwälhen ihre Jungen von der Gelbsucht kuriren, dem schlafverleihenden Steine, dem Mendsteine, dessen Punkte mit dem Monde abzunehmen u. s. w. beweisen, dass er in den betreffenden Abschnitten nicht Beobachtungen, sondern einfach Volksvorstellungen sammelt. Es klebt immerhin sehr zu bedauern, dass Herr v. Hammer-Purgstall aus Scheu, „das Phantastische in die Naturwissenschaften einzuführen“, gerade die Bemerkungen des genannten Autors „über die geheimen Eigenschaften der Edelsteine“ unübersetzt gelassen hat.

Aus den physikalischen Eigenschaften der Jade und des Nephrits müssen wohl deren Beziehungen

1) Rémusat, Hist. Khotan 33, 81, 85, 145.

2) Schlagintweit, Nephrit im Künün (Sitzgeb. math.-phys. Cl. Akad. München 1873, 241).

3) Giebus 1893, 382 f.

4) Pallas, Samml. hist. Nachr. I, 32.

5) Rémusat, l. c. 113.

6) Fundgruben des Orients VI, 138–141.

zum nassen Elemente abgeleitet werden, welche sowohl die asiatischen Völker wie die Mexikaner annehmen. Mehrere chinesische Schriftsteller betrachten den Jü als festgesetztes Wasser, welches hundert Jahre im Schoße der Erde geruht hat.¹⁾ Sie unterscheiden den Jü der Berge, welcher holzähnlich, und jenen der Flüsse, welcher wie die Wellen gefärbt ist. Nach Chi-tseu bringen Flüsse mit bogenförmigem Laufe Perlen, jene mit scharfen Krümmungen Jü hervor.²⁾ Die mexikanische Wassergöttin hieß Chalchiuhtlicue, was „die Frau des Chalchiuht“ bedeutet. Der Chalchiuht ist aber die Jade. Noch im 16. Jahrhundert behauptete Leonardus: *crucem scriptam in jaspide viridi (Nephrit) habere potentiam liberandi gestantem a submersione aque.*³⁾

Die Chinesen sind allerdings noch viel weiter in der Werthschätzung des Nephrits gegangen. Der Li-ki sagt, der Jü stelle das geistige Element des Regenbogens in verdichteter Form dar. Der Yih-king sagt: der Himmel ist Jü, Gold. Er ist der Sitz des Lichts, der Wärme, der Lebenskraft (des Yang). Dieselben Eigenschaften besitzt dessen Symbol, der Jü. Essen desselben vermehrt die Lebensenergie, verlängert das Leben. Der Jü verhält sich in dieser Beziehung wie die Perlen, welche auch als Ahlagerungen des Yang gelten.⁴⁾ Die alchemistischen Schriftsteller lehren, dass wer Jade-Fett trinkt, tausend Jahre leben, nach zwölf Jahren unsterblich wird. Durch seine herrlichen Eigenschaften ist der Jü die Verkörperung der Weisheit.⁵⁾

Hat der Jahdekvult von Mexiko aus in die verschiedenen Theile des amerikanischen Continents ausgestrahlt, so ist andererseits von Siam aus die Verehrung des Nephrits als Glückstein durch den ganzen Orient nach Occident gedrungen. In der europäischen Litteratur hat Professor H. Fischer dessen Bezeichnung als lapis divinus bis ins 3. Jahrhundert n. Chr., der Abfassungszeit der orphischen Theogonien⁶⁾ nach rückwärts verfolgt. Gilt er doch als Specificum gegen Gicht, Epilepsie, Halskrankheiten, Pest, gegen Schlangenhiss, besonders gegen Magenleiden, und seit dem

16. Jahrhundert noch gegen Nierenleiden.⁷⁾ Uns interessirt besonders die ihm zugeschriebene Macht gegen böse Geister⁸⁾ und dessen Beeinflussung atmosphärischer Vorgänge. Die Araber trugen den Nephrit wie, nach Schlagintweit, noch heute die arischen Inder,⁹⁾ welche ihn erst durch die ersten Mongolenkaiser in Delhi erhalten haben,⁴⁾ als Schutz gegen den Blitzschlag. Der Ilchan Oldschaitu (1304—1316) trug, nachdem er einmal während eines nächtlichen Trinkgelages von einem heftigen Gewitter überfallen worden war, stets Adlerfedern, Jaspis (Nephrit) und andere blitzabwehrende Steine bei sich.⁵⁾ Gebäude wurden durch Einfügen von Nephrit in die Mauern oder durch Erriechen von kleinen Thürmchen, an welchen dieser Stein angebracht war, vor dem Blitze geschützt und zwar, wie Tei-faschi (13. Jahrhundert) nach zuverlässigen Zeugen berichtet, mit unbestrittenem Erfolge.⁶⁾ Nach Plinius⁷⁾ sollen Smaragde, den Angahen der Magier gemäss, Adler und Heuschrecken abwehren, wenn Adler oder Käfer darauf eingegraben wären. Dass unter den zwölf Arten von Smaragden, welche Plinius kennt, Nephritvarietäten inbegriffen sind, ist wohl kaum zweifelhaft.

Diese weitverbreiteten Vorstellungen konnten zur Anwendung des Wettersteins in dem Sinne der Altaier führen. Eine notwendige Entwicklung war diess jedoch nicht. Diess mag daraus ersehen werden, dass die über die ganze Erde verbreiteten und verehrten „Donnerkeile“, wohl zum Schutz gegen den Blitz, jedoch fast nie zur Hervorrufung von Wettererscheinungen gebraucht wurden.⁸⁾ Die altaische Form des Zaubers mit dem Wetterstein muss somit auf ganz bestimmten ethnischen und historischen Voraussetzungen beruhen. Dies sind vor Allem die Berührungen mit ernerischer Kultur und Religion, welche überall, in Griechenland, Rom, wie in

1) Rémusat, l. c. 209.

2) Rémusat, l. c. 141 f.

3) Speculum Lapidum Clarissimi Artium et Medicinæ Doctoris Camilli Leonardi Pisanensis 1502. Bl. LX.

4) De Groot, Reliq. Syst. of China I, 269—79.

5) Rémusat nach dem Vert. des Pe-hou-thang l. c. 134 f. Ein Strich von weissen Haaren, der die beiden Augenbrauen Buddha's verbindet, heisst Jü-hao = pois de Jade. Er ist ein Hauptkennzeichen des Buddha und spielt eine grosse Rolle in der nordischen Sūtras (St. Julien, Uebers. des Si-Yü-Ki Pelerin's bondhistes LXII).

6) Grimm, D. Mythol., 4. Ausg., I, 145, III, 67.

7) 362 erwähnt z. B. nichts davon. Auch bei den Südslaven werden die Blitzeine nur zum Schutze verwendet. Auffallend ist, dass z. B. bei den Jakuten beide Arten von Zauberei neben einander vorkommen. Auch die Türken wissen, wie aus S. 58 zu ersehen, den Regenstein von dem Donnerstein zu unterscheiden.

8) Dieterich, Abraxas 132 f.

9) Belege in reichstem Maasse bei H. Fischer l. c.

2) Die griechischen Quellen bei Rémusat, l. c. 226. Für chinesische Verhältnisse sei auf den Tseu-til VI, 15 und De Groot, Rel. Syst. China I, 269 ff. verwiesen.

3) Schlagintweit, l. c. 218.

4) Maskelyne in Max Müllers Biographies of words 215 citirt in Bab. and Orient. Rec. VII, 110.

5) Hammer, Libane II, 218.

6) Tei-faschi, Ueber die Edelsteine. Uebers. v. A. Ruineri 1818, 69. Rémusat, l. c. 165.

7) Hist. Nat. XXXVII, 49.

8) Grimm, D. Mythol., 4. Ausg., I, 145, III, 67.

Kaschmir, eine raffinierte Ausbildung einer astrologischen Magie im Gefolge gehabt haben.

In der letztangeführten Notiz des Plinius liegt der Hinweis auf die Verwendung von gravirten Amuletten für diese Zwecke. Die Erfindung und vielseitige Verwendung dieser Talismane, welche noch im 16. Jahrhundert als *sigilla* bezeichnet werden,¹⁾ stammt von den Chaldäern, und hat sich von ihnen aus nach Osten und Westen verbreitet. Der Adler war in Chaldäa das Symbol des Zamama, des Sonnengotts von Kis, der später in der Persönlichkeit des Adar aufging, des Sohns und Boten des grossen Herrn der Luftgeister, des Mul-lil.²⁾ Das auf möglichste Vielseitigkeit gerichtete System der Magier blieb aber dabei nicht stehen. Es verfügt über ein vollständiges Arsenal zur Beherrschung der Elementarvorgänge, in welchem auch rohe Mineralien eine Rolle spielen. Man knüpft die Sage vom Wetterstein Noahs an einen Talisman an, welcher den Namen Gottes trug. Die Vorstellung, dass wer die (geheimen) Namen Gottes kennt, in Besitz der höchsten Zaubernacht gelangt, bildet einen der Grundgedanken der chaldäischen³⁾ und wohl auch der persischen Magie. Noch zur Zeit Chardins waren die „vorwiegend aus Jadde gefertigten“ Amulette, welche die *álmo'tzemá*, die grossen Namen Gottes, trugen, überaus häufig und geschätzt.⁴⁾ Auf dieselbe Quelle führt die Anwendung der Siebenzahl in der Zaubersprache.

Die Türken sagten, nach Herbelot, dass der Stein Japhets sich durch eine Art von Zeugung vervielfältigt habe, wobei aber allerdings auch eine Veränderung der Substanz vorausgesetzt werden muss. Dieser letztere Umstand war aber nicht so wesentlich, weil beim Zaubern der Erfolg doch in erster Linie von den Gebeten und den Manipulationen des Zaubersers abhängt. So wirkt der Amethyst, nach Plinius, gegen Hagel nur, wenn bestimmte Gebete bei dessen Verwendung gesprochen werden. Leider sind die Angaben des genannten Autors über die Art der Verwendung der verschiedenen Wettersteinspecies durch die Magier sehr dürftig; doch findet sich eine flüchtige Notiz hierüber XXXVII, 54, welche für uns von hervorragendem Interesse ist. Man soll nämlich durch Räubern des Agat Stürme und Blitze abwenden. Dieses Verfahren deckt

sich vollständig mit jenem der Sojonen, welches Radloff beschrieben hat.

Zu diesen ethnographischen Parallelen tritt noch das linguistische Moment. Die sprachliche Stellung des Wortes *Dschadde* ist doch wohl kaum mehr zweifelhaft. Ebenso wichtig erscheint es, dass der Wetterzauberer (*Daadda-tschí*, *Dschedde-tschí*) in dem eigentlichen Zaubersprache *kam* unterschieden wird, dessen Name in seiner weiten Verbreitung eine ganze nordasiatische Ethnographie in sich fasst. Zur Zeit Kaswins bezeichneten die Türken übrigens den Wetterstein auch mit dem indischen Namen *Bhut*,¹⁾ wie sie auch *Baksi* (eine Korruption von *Bhikshu*)²⁾ anerkniet haben.

Ich glaube nach dem Vorhergehenden zu der Annahme berechtigt zu sein, dass der altaische Wetterzauber ein Kontaktprodukt des Magismus mit den primitiven Elementararkalten der Turkvölker darstellt. Genau so verhalten sich alle besser bekannten nordasiatischen Schamanenreligionen, welche insgesamt von den höheren Religionen beeinflusst erschienen.

Vámbery³⁾ hat wiederholt die Beziehungen des türkischen Völkerverzweigs zur erasischen Kultur betont, welche schon in grauer Vorzeit von den Ufern des Oxus und Jaxartes bis in den Thian-shan herein bestanden. Es erscheint durchaus nicht zufällig, dass gerade die Kimak (Kumuken) als die Spezialisten im Wetterzauber gelten, und dass ihr Land als die Heimath des Wettersteins betrachtet wurde, denn sie wohnten nach Tomasebeck nördlich von *Sir-darya* in unmittelbarer Nachbarschaft Chorasmiens,⁴⁾ des wichtigen Brennpunktes iranischer Kultur, sowie in den Steppen am Balkasch-See bis in den Thian-shan hinein. Die arabische Quelle über denselben stammt aus der Mitte des 10. Jahrhunderts n. Chr., wohingegen Zenarchos (572 n. Chr.) am Hofe Sindzibahs wohl das Ausräuchern der Ankommenen jedoch nicht den Gebrauch des Wettersteins beobachtet hat.⁵⁾ Dass auch das arabische Wörterbuch *Borbáni* glühlich die betreffende Form des Wetterzaubers auf das Zweistromland einschränkte, wurde bereits erwähnt.

Der Einfluss Erans auf die Uralier und Altaiern nimmt überhaupt — Dank der raschen Vermehrung des ethnographischen Materials über Nord- und Central-Asien — immer greifbarere Gestalt an. Ohne darauf hier näher eingehen zu können, will

1) Höchst bezeichnend sind die Ausführungen des *Speculum lapidum clarissimum artium et medicinae doctoris Camilli Leonardi Pisarenensis* 1502 Lib. III über die Zauberkräfte der mit astronomischen und anderen Zeichen versehenen *sigilla*.

2) Sayce, *Lect. Hellig. Anc. Babyl.* 183, 261 Anm. 2.

3) Sayce, *l. c.* 302—5.

4) Chardin, *Voy. en Perse* Ed. Langlès IV, 439 bis 445.

1) Hammer, *Goldne Horde* 438 nach Kaswin.

2) Yule, *Marco Polo* I, 305.

3) Vámbery, *Gesch. Boccharas* I, 14. *Turko-Tarans* 35.

4) Alhbiruni, *Chronol. Anc. Nat.* Ed. Sachau 223.

5) Cantoclarus, *Excerpta de legationibus ex Menandro Protectore* Paris 1669, 318 f.

ieb nur auf die schlagenden, bisher nicht hervor-
gebobenen Analogien hinweisen, welche einige der
früher erwänten Vorsebriften der „Jasa“ von
Taehngis-kan mit zoroastrischen Lebrun verknüpfen.¹⁾

Aus dem allgemeinen Tenor der Quellen darf
man wohl schliessen, dass die Türkvölker — unter
Anrgung erasischer Magier — den Wetterzauber
zur Nationalinstitution erhoben und den andern
Völkern wie z. B. den Mongolen mitgetheilt haben.
Der Wetterzauberer im Heere des Tului war nach
Rasid ed-din ein Kangli d. i. ein Gbnze oder Ku-
mano der turkestanischen Steppe (Tomaseheck).
Für diese Anleihe haben die Türken sich später
den Eranern dankbar erwiesen, indem sie ihnen
die in Persien längst zurückgegangene Form des
Wetterzaubers wieder zuregebrachten. Es be-
fanden sich nämlich in der Armeo des Sebab-
Abbas (1587—1626) Tataren, welche den Wetter-
stein zu gebrauchen wussten²⁾ und selbst den
Sebab darin unterrichteten. Gleichzeitig haben auch
die Perser die turko-mongolische Bedeutung für
yadeb acceptirt, welche, wie wir sahen, dem Alt-
iranischen fremd ist.

Hammer-Purgstall hat auf das Vorkommen
des Regensteins in der Nähe von Toledo hinge-
wiesen. Herru Dr. Geyer danke ich die Ueber-
setzung einer darauf bezüglichen Stelle aus dem
Artikel Toledohad in der Kosmographie von Kas-
wini.³⁾ Sie lautet wie folgt: „Dasselbst (bei der
berühmten Bogenbrücke von Acanara, welche von
den Djins erbaut ist) findet sich der Regenstein
(Hajar-al-Matur), und die Mogrebiner erzählen
von ihm, dass wenn die Leute Regen wünschen,
sie ihn aufstellen. Der Regen hört dann nicht
auf zu giesen, bis sie ihn wieder umwerfen; so
oft sie Regen haben wollen, thun sie dies.“

Es handelt sich hier offenbar um ein von dem
altianischen Regenzauber ganz verschiedenes
Ueberlebel des vorislamitischen Steinkultus der
Araber. War doch dieser letztere so tief im Volke
eingewurzelt, dass selbst die Ka'ba zu Mekka,
nach dem Ausdrucke Wellhausens, nur als eine
Erweiterung des darin eingemauerten heiligen

Steins angesehen werden muss.⁴⁾ Eine schlagende
Parallele biezü bietet der Wetterzauber der Esthen
(Grimm, D. Myth. I, 533 Anm.), welche drei
Steine aufstellen, wenn sie trockenes Wetter
brauchen, hingegen niederlegen, um Regen zu
erlangen. Ob die bekannte Manipulation mit
dem lapis manalis biezü gehört, wage ich nicht
zu entscheiden.

Die Elementarkulte der Tangusen bestehen
nach Georgi in Anrufungen. Gewisse den Wasser-
geistern gebrachte Opfer lassen eine Deutung auf
ehemalige Menschenopfer zu. Ihre Sebamanen
versteben sogar den „Dämon der Insekten un-
schädlich zu maeben“;⁵⁾ doeb kennen sie nicht
den Wetterstein. Ebenso wenig wie die Mandseub.
Die Könige der Niutchi boteten bei Dürre im
grossen Tempel, oder befahlen einem hohen Be-
amten auf dem Nordberge zu opfern.⁶⁾ Ihre Vor-
gänger in der Herrschaft über Nordasien, die
Khitau (Taidan), welche Howorth als ein Ge-
misch von Mongolen, Koreanern und Tangusen
ansieht,⁷⁾ hatten eine eigenthümliche Zeremonie,
um Regen zu erwirken, das Sesei, aber keinen
Regenstein.⁸⁾

Noch auffallender ist, dass das klassische Land
des Animismus, der Regenkulte, der Sitz des Yü-
Handels und einer ausschweifenden Yü-Verehrung
den Wetterzauber mittelst dieses Steins nicht kennt.
Die Vergrabung von Yü-Gegenständen bei Regen-
opfern, die Verwendung dieses Steins zu den vom
Kaiser und den Lebensfürsten gebrauchten Opfer-
gefässen, welche wir aus dem Shih-king und dem
Tseub-li kennen lernen, hat offenbar in ersterem
Falle eine opfermässige, im letzten Falle eine
symbolische Bedeutung. Dabei ist im Tseub-li
neben den offiziellen Regenkulten ausdrücklich
das Eingreifen von Zaubernern und Zaubrerinnen
vorgesehen. Allein dies geschieht nur mittelst
Gesängen, Tänzen und Weinen. Auch dem Bezooz
wird keine wetterbestimmende Kraft beigemessen.
Ich behalte mir vor, diesen Gegenstand in der
Fortsetzung dieser Arbeit auszuführen.

Mit dem Regenstein haben Quatremère.⁹⁾

1) Vgl. Ueber die Höllenstrafen, welche auf die
Verunreinigung des Wassers und Feuers, auf das vor-
sätzliche Auslöschen des Feuers, das Sünden in offenen Ge-
wässern a. s. w. gesetzt werden. Book of Arda Viraf
Ed. Haug C. 31, 37, 38, 58. In dem schönen See
Tscheschmachi NW. Mesched ladet noch heutzutage
Niemand und zwar, wie Fraser ausdrücklich
hinzufügt, aus einem abergläubischen Grunde, den er
jedoch nicht erfahren konnte. Fraser R. in Khorasau
D. Ausg. II, 309.

2) Quatremère I. c. 431.

3) Kaswini, Kosmographie Ed. Wüstenfeld
II, 366.

1) Wellhausen, Reste arab. Heidenth. 69.

2) Georgi, Reise in Russl. I, 276—88.

3) Harlez, Reig. Nationale des Mandchou et
Mongols, 56 f.

4) Howorth, Hist. of Mongols, I.

5) v. Gabelenta, Gesch. d. grossen Liao 31.

6) Quatremère, Hist. des Mongoles Notes 438
nach Kaswini nennt eine derartige Quelle zwischen
Damesgan und Asterabad, an welcher nach Fraser
noch heute diese Sage haftet. Baber hörte von einer
solchen Quelle in Ghazna, konnte sie jedoch trotz aller
angewandten Mühe nicht finden. (Mem. of Muhammed
Baber. Transl. Leyden and Erskine, 119 f.)

Hammer,¹⁾ Jule,²⁾ auch Liebrecht³⁾ gewisse Sagen aus Persien, England, Frankreich, Deutschland u. s. w. zusammengestellt, welche sich auf die Beileidigung der Wassergeister durch Schlagen und Hineinwerfen von Steinen oder Urath in gewisse Quellen und Seen beziehen. Das Aufspritzen des Wassers aus solchen Quellen auf einen Stein erregt Sturm und Uagewitter. Ueber diese bei alien Völkern endemische primitive Vorstellungsgreihe hat bereits J. Grimm in der Deutschen Mythologie Cap. XX, 1 reiches europäisches Material gebracht. Alle Vorstellungen, welche im Aaimismus wurzeln, stehen gewiss in einem sehr erkennbaren inneren Zusammenhang. Trotzdem möchte ich den letzterwähnten Traditiones eine aus ethnischen Beziehungen hervorgehende nähere Verwandtschaft mit dem altaischen Wetterzauber nicht znsprechen, bei welchem die magische Kraft gewisser Steine doch die Hauptsache bleibt, während bei jenen Vorstellungen der Seherpunkt in den erzählten Quellengeist gelegt wird.

Das Eindringen wirklich mit der altaischen Zauberform verwaandter Vorstellungen in die europäische Litteratur mag aus der öfters angeführten Schrift des Leonardus erschen werden.⁴⁾ Wir finden daselbst z. B.: *Dei somnia in ceranno si sculpta reperiantur virtutum habundant preservato loca, in quibus erunt, a tempestatibus; oder: Galli imago vel trium puellarum si in Aebate reperiantur: hominem gratissimum apud Deum et homines efficit: et in aeris spiritibus dat potentiam et ia arte magica valet.* Das Bild des Persens mit dem Gorgoneahaupt schützt, wenn es auf einem beliebigen Stein gravirt ist, nicht bloss den Träger vor Blitz und Sturm (l. c. 59). Auch der Carneol hat diese Gewalt, wenn er ein Menschenbild trägt u. s. w.

Diese Vorstellungen stammen bekanntlich aus derselben Quelle, aus der ehaldisch-persischen Magie, welche uns durch die mit Amuletten handelnden Judea, sowie durch die arabische Wissenschaft und die klassische Litteratur übermittlelt worden sind. Laurentius beruft sich auf ein Buehlein von dem doctor Thetel, den er summus und vntissimus nennt; dieser letztere führt an, dass die Israeliten schon in der Wüste primi sculptores fuisse, peritissimi astronomiae magicae ac necromantiae scientiae ac minus in sculpturne

arte.¹⁾ Oh diese Traditionen aus dem Orient zur Wetterzanberei mit dem Steine geführt haben, ist bisher noeh nicht bekannt, denn mit Mones unbestimmter Angabe über die Erzeugung des Regens mittelst eines Wandersteins bei Grenoble²⁾ ist vorläufig nichts anzufangen. Erledigt ist jedoch diese Frage durchaus nicht, deren Verfolgung unserer Sammlern hiemit empfohlen sei.

In der älteren und modernen mineralogischen Litteratur wird mit seltener Einstimmigkeit das Wort Jade von dem spanischen *ijada* = Hälfte abgeleitet. Fischers chronologische Zusammenstellungen verfolgen dasselbe Wort nach rückwärts bis auf de Laet 1647. In Fischers Auszuge des Lih. I, Cap. XXXIII von Laet de gemma et lapidibus fiade ich aber nicht Jade, wohl aber *pietra de hijada*, *Osiada*, *Siadre*. Dagegen vermag ich auf eine nicht um vieles jüngere, von Fischer nicht benützte, Quelle hinzuweisen, auf die Beschreibung der Reisen in Persien (1666 bis 1677) des gelehrten Juweliers Chardin.³⁾ In welcher die *Jadde*, offenbar nach persischen Angaben, als „une pierre tendre assez ressemblante au jaspe verd“ definiert wird. Bemerkenswerth ist die Schreibung *Jadde*, während Buffon in seiner Naturgeschichte neben *Jadde* auch *Jedde* schreibt. Dies führt uns aber direkt auf die türkisch-mongolischen Varianten des neupersischen *yadeh* (*dzadeh*). Ich dünkte, dass diese Filiation für unser Jade viel näher liegt, als jene mit dem spanischen *ijada* (*hijada*). Ich besaerke, dass alle Sprachforscher, denen ich den Thatbestand vorzulegen Gelegenheit hatte, meine Auffassung rückhaltlos zugestimmt haben, während ihnen *ijada* (*bichada*) = *Jadde* (*Jedde*) schon vom sprachlichen Standpunkte aus sehr bedenklich vorkam. Die Bezeichnung *Jadde*, Zauber, mag sich als orientalischer Handelsnaue für die im In- und Auslande gesuchten Amulette vielleicht auch durch die oben erwähnte Rückströmung der türkischen Wetterzauberri nach Persien neben den uralten Bezeichnungen für den rohen Stein *yash*, *yeshm* u. s. w. entwickelt haben. Aus Fischers unschätzbaren Litteraturstudia geht aber auch klar hervor, dass in der älteren Litteratur „Jade“ immer ia erster Linie sich auf den orientalischen Stein bezieht, während die Bezeichnung *pierre aethritique* u. s. w. mit alien dazu gehörigen Abänderungen die längste Zeit hindure fast nur den amerikanischen Varietäten zukam. Sloane (1725) erkennt ausdrücklich an, dass die Varietät

1) Hammer, Goldne Horde 437.

2) Ynie, Marco Polo I, 301 f.

3) Liebrecht, Gervasio von Tilbury Otia imperialis 146 ff.

4) Speculum lapidum clarissimi artium et medicinae Doctoris Camilli Leonardi Pisarenis 1502. Lib. III, 57, 64.

1) Laurentius, l. c. Bl. 47.

2) Mone, Gesch. d. Hidenth. II, 361. vgl. Liebrecht, Gervasio 148.

3) Chardin, Voyages en Perse, Ed. Langlois IV, 489.

„pierre de Jade“ ursprünglich in Frankreich erkannt wurde, was offenbar nur den merkantilen Verhältnissen, den Verbindungen der Pariser Händler mit dem Orient und der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wenn nicht früher, in Paris herrschenden Vorliebe für Jadeornamente¹⁾ zugescriben werden kann. War doch in Werner's berühmter Sammlung (Ende des 18. Jahrhunderts) der Nephrit nur in südamerikanischem Vorkommen vertreten. Von Jade ist in dessen Schriften überhaupt nicht die Rede. Dagegen hat bereits G. Forster (1784) den neuseeländischen lapis nephriticus als dieselbe Art erklärt, „welche bei den englischen Juwelieren Jade heisst“. Die Identität des Nephrits und der Jade ist ebenso oft behauptet, als verneint worden.

Es ist bekanntlich erst in jüngster Zeit den Mineralogen gelungen, diese beiden Mineralien nach wissenschaftlichen Kennzeichen zu unterscheiden und den Nephrit der Amphibol-, die Jade (den Jadit) der Pyroxengruppe zuzuweisen. Dadurch ist aber sonderbarer Weise der Name Nephrit überwiegend dem Vorkommen von Khotan (der althistorischen Fundstätte der Jade) zugefallen,²⁾ während Amerika, das eigentliche Vaterland des „lapis nephriticus“ bisher fast nur Jade geliefert hat. So bewahrt sich der lapis divinus noch immer als mineralogischer und ethnologischer „Wechselhalb“, dessen Schicksale mit sehr wichtigen Phasen des orientalischen und europäischen Geisteslebens enge verknüpft sind.

Literatur-Besprechung.

(Für die Rezensionen in der Literaturliteratur tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Rezensenten. D. K.)

Otto Ammon. Die natürliche Auslese beim Menschen. Auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und anderer Materialien dargestellt. Jena. G. Fischer 1893.

Der Verfasser behandelt in dem vorliegenden Werk, eine ganz neue Bahn betretend, die Erscheinungen der anthropologischen Auslese, die bei der gründlichen Durcharbeitung der von ihm statistisch durchgeführten Rekruten-Beobachtungen in Baden zu Tage getreten sind, ganz auf dem Standpunkt der herrschenden Richtung in der Biologie stehend und die Ansichten Weismann's über die Vererbung theilweise annimmt er an, dass die einmal gebildeten Rassen-Typen ihre Merkmale unveränderlich zähe festhalten; wohl können diese letzteren sich durch Mischung durch-

kreuzen und verschränken; wenn aber trotz unendlicher vielfacher Mischung doch immer wieder gewisse typische Verbindungen in dem Vordergrund treten, so geschieht dies nur in Folge der Auslese, die bei unseren Kulturzuständen zwar wesentlich auf geistigem Gebiete liegt, aber durch die Wechselbeziehungen geistiger und körperlicher Eigenschaften auch die somatischen Merkmale mit trifft.

Die Betrachtung der Grösse der Wehrpflichtigen Badens zeigt nicht ein, sondern zwei Maxima der Häufigkeit, die Curve hat einen doppelten Gipfel. Das ist nach dem heutigen Stande der Vererbungsfrage nur so zu erklären, dass die jetzige Bevölkerung Badens das Produkt zweier Rassen ist, einer von grossen und einer von kleinem Wuchs. Die grossgewachsene Rasse, deren frühere Vertreter wir in den Reihenröhren zu suchen haben, entspricht der Schilderung des Tacitus von den hochgewachsenen, blauäugigen, hellhäutigen, blonden Germanen, die kleinen müssen wir uns dunkelhäutig, dunkelhäutig, dunkelhaarig und (im Gegensatz zu den Grosse) rundköpfig denken. Die jetzige Bevölkerung Badens besteht aus etwa 1,3 Prozent Menschen, die dem langköpfigen, helleren, und aus 0,6 Prozent Menschen, die dem rundköpfigen, dunkleren Typus entsprechen, der Rest von 98 Prozent wird von Mischlingen beider Typen gebildet.

Bei den Wehrpflichtigen und gesondert zu betrachten die Landbewohner und die Städter. Beide sind anthropologisch verschieden, die Städter langköpfiger, die Landente kurzköpfiger. Bei den Städtern sind aber auch wieder nach dem Grade der Ansässigkeit verschiedene Klassen zu unterscheiden, nämlich solche, die auf dem Lande geboren sind, solche, deren Eltern auf dem Lande geboren sind, und solche, deren Familien schon während mehrerer Generationen in der Stadt leben — Eingewanderte, Halbstädter und eigentliche Städter. Es zeigt sich nun, dass die Eingewanderten langköpfiger sind, als die Landente, dass aber die Langköpfigkeit noch grösser bei den Halbstädtern und am grössten bei den eigentlichen Städtern ist. Augenscheinlich werden die Langköpfigen auf dem Lande in stärkerem Grade von der Stadt angezogen als die Handköpfigen, und mit der Dauer der Ansässigkeit fallen die Rundköpfe mehr und mehr aus, während sich die Langköpfe länger erhalten: es findet eine Auslese der Letzteren durch das Stadtleben statt. Zugleich mit der Langköpfigkeit wächst mit der Dauer der Ansässigkeit die Händigkeit der blauen Augen, der blonden Haare, der helleren Hautfarbe, mit einem Wort des germanischen Rassencomplexes.

Das Stadtleben wirkt aber auf die Menschen nicht nur durch Auslese, sondern auch durch direkten Einfluss ein: es beschleunigt das Wachstum und die sexuelle Entwicklung. Die Städter sind in beiden Beziehungen ihren Altersgenossen vom Lande im Gantzen um etwa 1 bis 1 1/2 Jahre vorausgeeilt.

Diese Ergebnisse waren bei der Untersuchung der Rekruten gewonnen worden; die Beobachtung der Schüler in den Gymnasien hat noch weitere, sehr bedeutende Resultate ergeben, sie hat gezeigt, dass in den höheren Schulen noch eine weitere Auslese des germanischen Typus stattfindet. Diejenigen Schüler, die eine höhere Ausbildung erstreben (die Schüler der drei oberen Gymnasialklassen) sind entschieden langköpfiger, als die, die sich den praktischen Fächern des Mittelstandes zuwenden, und das Gymnasium nur bis zur Grenze zwischen Unter- und Ober-Sekunda besuchen, d. h. bis sie die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erlangen. Die in den katholischen

1) Fischer, Nephrit 183 nach der Encyclopidie XXIII, 781

2) Obgleich es viele Jadeitartefakte aus Ostasien gibt, kennt man die Fundstelle des Materials hiezu nicht. Vgl. Berwerth, Nephrit-Jadefrage. Sup. Mittl. Antr. Ges. Wien XX, 11.

Convikten lebenden Gymnasiasten sind von allen untersten Gruppen die kurzköpfigsten.

Das Schulleben beschleunigt in noch höherem Grade die Entwicklung, als das Stadtleben allein: die Entwicklung des Wachstums und der Geschlechtsreife eilt in allen Kategorien, in den Gruppen der Landgeborenen, Halbstädter und eigentlichen Städter, bei den Gymnasiasten, verglichen mit den Nichtgymnasiasten, beträchtlich voran. Diese Erscheinung beschleunigter Entwicklung bei den Gymnasiasten ist, wie auch die raschere Entwicklung der Städter überhaupt, als Folge der Einwirkung der besonderen Verhältnisse auf den Organismus aufzufassen; aber diese Veränderungen werden sicherlich nicht wieder die Ursachen mannigfacher weiterer Auslese-Prozesse.

Zeigt schon die Untersuchung der Städter gegenüber den Nicht-Städtern, der Schüler, die sich höheren Berufsarten widmen, gegenüber den anderen Schülern, eine Auslese des langköpfigen (hohen, hellpigmentierten) Typus, so tritt die gleiche Auslese noch mehr hervor, wenn man verschiedene soziale Klassen betrachtet: die erste Compagnie der ladinischen Grenadiere, zu welchen nicht nur die grössten, sondern auch die geistig und moralisch Tüchtigsten genommen werden, hat die langköpfigsten, blaugigsten Soldaten; die Mitglieder des Turnvereins und des Athleten-Clubs sind verhältnismässig langköpfig und hell pigmentiert; die Gelehrten (Mitglieder des Karlsruher naturwissenschaftlichen Vereins) sind nicht nur grossköpfig, sondern auch langköpfig. Damit stimmen die Beobachtungen Laponge's überein, der die Edelleute des 15. bis 18. Jahrhunderts langköpfiger fand, als die heutigen Bauern, und die früheren Patriur Montpellier's langköpfiger als die Plebejer.

Alle diese Beobachtungen zeigen, dass soziale Verhältnisse (Stadtleben, höhere Berufe, höhere gesellschaftliche Stellung) eine Auslese anthropologischer Formen in ganz bestimmtem Sinne vornehmen. Augenscheinlich ist es an und für sich vollkommen gleichgültig, ob ein Gelehrter oder höherer Beamter klein oder gross, hell- oder dunkelhäutig, lang- oder kurzköpfig ist, und es kann kein Zweifel bestehen, dass jene Auslese nicht direkt, sondern mittelbar die körperlichen Merkmale betrifft. Was auslesend wirkt, sind nicht diese, sondern die geistigen Eigenschaften; zwischen diesen letzteren und den körperlichen Merkmalen bestehen aber gewisse Wechselbeziehungen, Correlationen, so dass auch die körperlichen Eigenschaften durch die Auslese indirekt mit betroffen werden. Die geistigen Besonderheiten der Grossen, Blondin, Langköpfigen, wie sie uns schon Tacitus von den alten Germanen schildert, die Tapferkeit, Treue, Ehrenhaftigkeit, das selbstlose Pflichtgefühl, die ideale Auffassung des Daseins, sie sind es, die schon unter den Landleuten die Langköpfe lieber nach der Stadt ziehen lassen, als die Kurzköpfe, die im weiteren Kampf um's Dasein in der Stadt die Langköpfe günstiger dastehen und daher länger bestehen lassen, als die Kurzköpfe, und die in den höheren Ständen die Langköpfe vorherrschen lassen.

Der knappe Raum, der dem Correspondenzblatt für literarische Besprechungen zu Gebote steht, gestattet leider nur, hier die Grundgedanken des hochbedeutenden Buches in Kürze darzulegen; wir müssen uns die eingehende Besprechung, die das Werk verdient, für das Archiv für Anthropologie vorbehalten.

Emil Schmidt.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen. Württembergischer Anthropologischer Verein.

Sitzung vom 4. März 1909.

Nachdem zu Beginn der Sitzung, welcher zur Freude des Vereins auch Sr. Hoheit Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar anwohnte, das durch Rücktritt des bisherigen Inhabers erledigte Vereinssekretariat durch Neuwahl an Dr. J. Vossler übertragen war, gedachte der Vorsitzende, Major a. D. v. Tröltzsch, mit warmen Worten des neuerlichen schweren Verlustes, den die deutsche Alterthumswissenschaft durch den Tod des berühmten Mainzer Archäologen K. Lindenschmit erlitten hat. Sodann hielt Prof. Dr. Siel den angekündigten Vortrag über das deutsche Haus in seinen geschichtlichen Formen. Nachdem Redner zum Eingang die hauptsächlich den letzten Jahrzehnten entstammende Literatur über die Geschichte des deutschen Hauses, eines der jüngsten Probleme der deutschen Alterthumsforschung, berührt hatte, wies er auf das hohe kulturgeschichtliche Interesse hin, das diesen Untersuchungen innewohnt. Es handelt sich hauptsächlich darum, ob eine gemeinsame Ur- und Grundform zu entdecken ist, durch welche alle späteren Gestalten des Hauses ihre Erklärung finden, ähnlich wie die Sprachformen einer Völkerfamilie sich auf eine ursprüngliche Grundform zurückführen lassen. Zur Lösung dieser Frage kämen dienen literarische Zeugnisse, etwa vorhandene Nachbildungen älterer Hausformen und die noch vorhandenen Reste und Denkmäler der alten Bauart. Alle diese drei Quellen fliessen indes ausserordentlich spärlich und trübe, und geben wenig Aufschlüsse über die gesuchte Urform; denn wenn auch manche noch heute gebräuchliche Beziehungen für Theile und Räume des Hauses sich weit zurück und bis zum Verbreitungszentrum des indogermanischen Sprachstammes verfolgen lassen, so ist doch die Bedeutung dieser Namen eine so allgemeine und vielseitige, dass sich aus den heute ihnen zu Grunde liegenden Begriffen keine Schlüsse auf ihren früheren Nachrieh ziehen lassen; ebenso lassen auch die dürftigen Nachrichten, welche wir römischen Schriftstellern sowohl über die fahrbaren Wohnungen der zuerst mit den Römern in Berührung gekommenen nomadirenden Germanenstämme, als über die später angestrotzten festen Ansiedelungen verdanken, keine feste Vorstellung über die Beschaffenheit jener Behausungen aufkommen. Noch weniger sind die uns erhalten gebliebenen bildlichen Darstellungen (Barbarhöhlen an der Merk Aurel-Stäule) geeignet, uns die gesuchte Grundform zu liefern, welche eher noch in den aus Thon gebrannten in Norddeutschland gefundenen sog. Hausurnen — offenbar Nachbildungen der Häuser — erkannt werden dürfte. Schliesslich sind auch die aufgefundenen Pfahlbautenreste der Schweizer Seen, die als Wohnungen gedauteten Trichtergruben u. s. w. keine normalen und beweskräftigen Zeugen für die Beschaffenheit der ursprünglichen Hausanlage. Bedenkt man daher vor, den umgekehrten Weg einzuschlagen und aus den historisch bekannten Formen des deutschen Bauernhauses durch Vergleichung eine ihnen etwa gemeinsame Urform zu ermitteln. So besprach er dann, das Gebiet der germanischen Völker von Süden nach Norden und von Norden nach Osten durchwandernd, die verschiedenen typischen Haus- und Hofanlagen, namentlich die am weitesten verbreitete fränkische oder oberdeutsche Bauart mit ihren Abarten des alemannischen und des sog. Schweizerhauses, welche den bereits entwickelten und

gesteigerten Lebensbedürfnissen ihrer Bewohner entsprechend eine Fächerung in Stockwerke, sowie in Küche, Wohn- und Vorrathskammern, Stallungen und — vom eigentlichen Hause abgetrennt — Schenken — im Gegensatz zu ihnen vereinigt das niederdeutsche oder sächsische Haus, dessen trauliches und weiches Geistesbild in seinen Planansam vom Jahre 1771 so trefflich schildert, noch alles Wohnraum, Küche und Wirtschaftsräume in einer einzigen, grossen strohbedeckten Halle, von dessen Herdstelle die Hausfrau alle Geschäfte mit Leichtigkeit übersehen und leiten kann. Ihm schliesst sich als Abart innig das friesische Haus an, das vor der Haupthalle eine querstehende Vorhalle entwickelt hat, während das dänische Haus eine horizontale Fächerung in verschiedene Räumlichkeiten aufweist. Ganz neue und besondere Formen treten uns im eigentlichen Skandinavien entgegen, das fernab von der mitteleuropäischen Kultur eine lange Sonderentwicklung durchgemacht hat. Hier lässt sich noch deutlich die Entwicklung aus einer Form von annähernd quadratischem Grundriss erkennen, die weiter noch durch eine zum Schutze gegen Wetter und Wind dienende Vorhalle charakterisiert ist. Von Skandinavien wendet sich Redner nochmals nach Deutschland, und zwar nach dem östlichen Theil desselben zurück, wo mit Sicherheit drei verschiedene Stützungen zu unterscheiden sind, von denen zwei ohne Frage germanisch sind, während bei der dritten Spuren slavischen Einflusses bemerkbar werden. Auf diesem vergleichenden Gang gelangt Redner von der entwickelten Hausform zu der einfachen, zweckmässig konstruirten Form des nordischen Hauses als der wahrscheinlich ursprünglichen, den germanischen Stämmen gemeinsamen Hausform; es ist dies also die Herdstube, bei der sich in einem quadratischen angeheilten Raum alles um den Herd konzentriert, die Feuerstätte, welche ebenso den architektonischen Grund für die Konstruktion des Hauses, als auch den materiellen Mittelpunkt des Hauswesens und den beliebigen Ort des häuslichen Gottesdienstes abgab. Nachdem Redner von dieser einfachen Hausanlage die Entwicklung der übrigen Formen nochmals charakterisiert hat, wirft er zum Schluss noch einige vergleichende Blicke auf das altkeltische, das altgriechische und das altitalische Haus und findet, dass auch sie in Anlage wie in Beziehungen wesentliche Übereinstimmung mit jenem nordischen Typus zeigen und dass nichts hindert an der Annahme, dass sich in der gemeinsamen Form der Hausanlage eine Erinnerung an frühere Zeiten bewahrt habe, wo die Völker des indogermanischen Sprachstammes in der Urheimath noch beisammen saßen. — Reicher Beifall folgte dem Vortrag und wurde auch Prof. Hübnerlin gespendet, der denselben durch künstlerisch angeführte Tafeln, die hauptsächlich Hausformen darstellend, in gelungener Weise illustriert hatte.

Sitzung vom 15. April 1893.

Als erster Redner besprach in bekannter, von dichterischem Hauche durchwehrt Weise Finanzrath Dr. Paulus die Ueberreste jener gewaltigen vorgeschichtlichen Bauwerke, Ringwälle („Hünenringe“) und dgl., deren Entstehung vom heutigen Geschlecht oh ihrer staunenregenden Grösse gern einem Volke von „Riesen“ zugeschrieben wird. „Wie von einem unter-sinkenden Weltthron nur noch die höchsten Spitzen dümmrig narsissen aus dem Meer emporragen, und die Wolken des Himmels wie Geister längst erloschener

Geschlechter trambhaft darüber hinschweben, so liegt vor unseren Augen die Welt der Ringwälle, Opferstätten, Gräbthügel, Trichtergruben, Hochhäcker und Hochstrassen, Kunde gebend von längst vergessenen, einst in gewaltiger Menge und Kraft angetretenen, lichtgetränkten tapferen Völkern, über welche nun längst die alles zersägende Hochfluth des Zeitenstromes gegangen.“ Ganz besonders reich an diesen vorgeschichtlichen Denkmälern ist unsere Alb, deren mächtig ins Land vordringende, steile Felsriffe den ehemaligen Bewohnern unseres Landes offenbar besonders geeignet an befestigten Zufluchts- und Opferstätten erschienen. Als die kühnsten und grössten Ringburganlagen an der Nordseite der Alb sind bis jetzt bekannt: der Dreifaltigkeitenberg bei Spaichingen, einst Halderberg genannt, der Lothenstein, der Gräbelsberg und die Schalksburg bei Balingen, der grosse und der kleine Rossberg bei Gönningen, der Heidengraben bei Neuffen, die Teck bei Kirchheim, sowie die Werke zu beiden Seiten des Filshales; sodann der Rosenstein und der Hochberg bei Heubach, der Heidengraben bei Unterkochen, und ganz besonders der hochinteressante Ipf bei Bopfingen. Auch auf der Südseite der Alb erscheinen zahlreiche Volkshäuser, von denen als die bedeutendsten angeführt werden: Alfridingen unterhalb Tuttingen im Donauthal, die Altheuburg bei Wiflingen, die Heuseburg bei Hunderingen und die merkwürdigste von allen, die mit 60—70 Fuss hohen Geröllwällen umsicherte Burg bei Uplamör; ähnlich wild Althayingen bei Indelhausen, der dreifache Abschmittswall zwischen dem Lanterthal und dem Wolfthal, das Husenschloss bei Hlaubeuren, und schliesslich der Boygenberg bei Heidenheim a. Brenz. Die Entstehung dieser Ringburgen mag in die Zeit von 800 v. Chr. bis zur Römerzeit gesetzt werden. Viele von ihnen dürften im Laufe der Zeit durch die Anlage neuer Burgen und Befestigungen zum Verschwinden gebracht, manche vielleicht erst noch zu entdecken sein. Dass die Römer die vorgefundenen Anlagen entweder direkt benützt oder wenigstens beim Bau ihrer eigenen Festungswerke Rücksicht auf sie genommen haben, lässt sich n. a. aus Resten römischer Bauten innerhalb der Wälle, bezw. aus dem Zug des rätischen Limes unsehbar erkennen. Nach Vertreibung der Römer nahmen die Alemannenfürsten die alten Keltens- und Suevensitze der Ringburgen rasch wieder in Besitz; und die stolzen Namen alemannischer und später schwäbischer Fürstengeschlechter heften sich an die alten verschanzten Felsberge der Alb. Nachdem Redner sodann darauf hingewiesen hat, wie in Folge vielfacher, eingehender Untersuchungen der vorhergesprochenen Bauwerke die Nebel sich zu zerziehen begannen, die aus dem Einblick in das grossartige und thatenreiche erste Jahrtausend deutscher Geschichte verwehen, schliesst er mit einem stimmungsvollen Sonett, das er am letzten Ostermorgen auf dem Hohen-Neuffen im Rückblick auf die Erlebnisse dieser Felsenburg niedergeschrieben hatte. — An diesem mit grossem Beifall aufgenommenen, das Thema allgemeiner behandelnden Vortrag schloss sich ein Bericht des Majors a. D. Steiner über das mächtige, durch den sog. Heidengraben abgesperrte Volkslager bei Erkenbrechtweiler-Grabenstetten, und den Doppelwall bei Burgstall, O.-A. Mergentheim im Taubertal, die beide vom Redner im vergangenen Jahr im Auftrag des K. Kultministeriums genau untersucht und in die Flurkarten eingeschrieben wurden.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1893.

Bericht über die XXIV. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover

vom 6. bis 9. August, mit Vorversammlung in Göttingen am 5. August 1893.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

I.

Tagesordnung der XXIV. allgemeinen Versammlung.

Sonabend den 5. August: Vorversammlung in Göttingen. Um 10 Uhr Versammlung und Begrüssung in der Anatomie und Demonstration der Blumenbach'schen Sammlung durch Herrn Professor Dr. Fr. Merkel. Nachmittags 2 Uhr Gemeinschaftliches Mittagessen. Um 5.30 Uhr Abreise nach Hannover. Abends um 7.25 Uhr Eintreffen in Hannover. Empfang der Gäste am Bahnhof durch das Lokalcomité. Zusammenkunft im Künstlerverein (Provinzialmuseum, Sophienstrasse 2).

Sonntag den 6. August: Ausflug nach der Heisterburg auf dem Deister bei Bad Nenndorf. Essen in Barsinghausen. Morgens von 8–10 Uhr und Nachmittags von 3–5 Uhr: Anmeldungen der Theilnehmer im „Hotel Royal“ am Bahnhof. Abends: Begrüssung der Gäste in den Räumen des Künstlervereins.

Montag den 7. August: Von 8 Uhr ab: Anmeldungen im Provinzialmuseum. Von 8–10 Uhr: Besichtigung der Sammlungen des Provinzialmuseums, auch am 8. und 9. August zu den gleichen Stunden. Von 10–2 Uhr: Festbankett im Saale des alten Rathhauses. Mittags 12 Uhr: Frühstückspause.

Wirtschaft im Rathskeller. Nachmittags 2 Uhr: Mittagessen in Böpke's Tivoli Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr: gegeben von der Stadt: Wagenfahrt durch die Eilenriede mit einstündigem Aufenthalt im Zoologischen Garten. Weiterfahrt zum Döhrener Thurm. Dort Gartenfest und Abendessen.

Dienstag den 8. August: Vormittags 8–10 Uhr: Gang durch die Stadt: Rathhaus, Leineschloss, Waterlooplatz, Zeughaus u. s. w. Von 10–2 Uhr: Zweite Sitzung im alten Rathhause. Nachmittags 3 Uhr: Besuch der Cammerland-Galerie und der Sammlungen der technischen Hochschule. Nachmittags 5 Uhr: Festessen in Kasten's Hotel. Abends: Gesellige Vereinigung im Tivoli.

Mittwoch den 9. August: Vormittags 8–10 Uhr: Besuch des Kestner-Museums und Leibnizhauses. Von 10–1 Uhr: Schlussitzung im alten Rathhause. Nachmittags 1 oder 2 Uhr: Mittagessen im Rathskeller. Nachmittags 4 Uhr: Fahrt nach Herrenhausen, dort Besichtigung des Welfenmuseums, der Gemäldegalerie, der kgl. Marställe und Remisen, des Palmenhauses. Erfrischung im Schlossrestaurant. Abends: Gesellige Vereinigung im Künstlerverein.

Verzeichniss der 120 Theilnehmenden.

- Albn, Dr. med., Berlin.
 Allmers, Hermann, Rechtenfleth.
 Alsborg, Dr. med., nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, Cassel.
 v. Alten, Oberkammerherr, Excellenz, Ricklingen bei Hannover.
 Andree, Dr. phil., Brannschweig.
 v. Andrian, Freiherr, Wien.
 Bartels, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
 Bartels, stud. med., Berlin.
 Beckmann, Apotheker, und Frau Gemahlin, Hannover.
 Behla, Dr. med., Luckau.
 Belitz, Dr., Museums-Konservator, Schwerin.
 Benzler, Dr. med., und Frau Gemahlin, Hannover.
 Graf Bismarck, Regierungspräsident.
 Bokelberg, Stadtbaurath, Hannover.
 Block, Dr. med., Hannover.
 Brandes, Dr. med., und Frau Gemahlin, Hannover.
 Bruns, Dr. med., Hannover.
 Cordel, O., nebst Frau Gemahlin und Familie Halensee bei Berlin.
 Cordel junior, Berlin.
 Daniell, Dr., Florenza.
 Dyes II, Dr., Hannover.
 Engelhard, Professor, Hannover.
 Ey, stud. phil., Hannover.
 Fischer, Dr., Direktor, Bernburg.
 Fischer, E., Privatier, Hannover.
 Förtsch, Dr., Major a. D., Halle a. S.
 Friedländer, Dr., Berlin.
 Fritsch, Geh. Rath, Professor, und Frau Gemahlin, Berlin.
 Götz, Dr., Obermedizinalrath, Neustrelitz.
 Güte, Dr. phil., Jena.
 Grempler, Dr., Geh. Sanitätsrath, Breslau.
 Griesbach, Dr., Professor, Mühlhausen i. E.
 Grossman, Dr., Sanitätsrath, und Frau Gemahlin, Berlin.
 Gürtler, Dr., Medizinalrath, Hannover.
 Hagen, Dr. phil., Hamburg.
 Härche, Bergwerksdirektor, Frankenstein, Schlesien.
 Hammerstein, Freiherr von, Landesdirektor.
 Heger, Museumsdirektor, Wien.
 Hersfeld, F., Banquier, Hannover.
 v. Heyden, Professor, Berlin.
 Hüpden, Dr., Geh. Medizinalrath, und Frau Gemahlin, Hannover.
 Jentsch, Dr., Professor, und Frau Gemahlin, Guben.
 Jürgens, Dr., Stadtarchivar, Hannover.
 Köhler, Professor und Banrath, und Fräulein Tochter, Hannover.
 Krause, W., Professor, Berlin.
 Krause, E., Konservator, Berlin.
 Künne, C., und Frau Gemahlin, Charlottenburg.
 Lehmann, cand. med., München.
 Liebert, Oberstlieutenant, Hannover.
 Lisauer, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
 Mejer, Dr., Oberlehrer a. D., Hannover.
 Meistorf, Johanna, Direktor des Museums in Kiel.
 Mies, Dr., Heidelberg.
 Müller, Dr., Geh. Sanitätsrath, Hannover.
 Müller, Dr., Oberlehrer, Hannover.
 v. Münchhausen, Kammerherr, Hannover.
 Neesenius, Landeshausrath, n. Frau Gemahlin, Hannover.
 Oberdieck, Dr., Sanitätsrath, Hannover.
 Olshausen, Dr. Otto, Berlin.
 Ornstein, Dr., Generalarzt, n. Frau Schwester, Athen.
 Prochnow, Gutsbesitzer, Gardelogen.
 Ranke, Dr. Joh., Professor, und Fräulein Tochter, München.
 v. Rauch, Major, und Frau Gemahlin, Hannover.
 Reger, Dr., Hannover.
 Reichelt I, Dr., Hannover.
 Reichelt II, Dr., Hannover.
 Reimers, Dr., Museums-Direktor, Hannover.
 Röder, Oberlehrer, und Frau Gemahlin, Hannover.
 Rowald, Stadt-Baninspektor, Hannover.
 Rande, Architekt, Hannover.
 Rhat, Dr., Hannover.
 Sahfeld, Apotheker, und Frau Gemahlin, Hannover.
 Schäfer, Professor, nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, Hannover.
 Schmidt, Dr. Emil, Professor, Leipzig.
 Schnell, Oberst z. D., Wunstorf.
 Schuchhardt, Dr., Museums-Direktor, Hannover.
 Sökeland, Fabrikant, Berlin.
 Stanjeck, Dr., Oberstabsarzt, Hannover.
 Steinworth, Dr., Oberlehrer, und Fräulein Tochter, Hannover.
 Stolpe, Dr., Konservator, Stockholm.
 v. Stoltzenberg, Rittergutsbesitzer, Luttmersen bei Neustadt a. K.
 Struckmann, Dr., Amtrath, Hannover.
 Telge, Hof-Juwelier, nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, Berlin.
 Teuffel, Berlin.
 Tilmann, Dr., Stabsarzt, Berlin.
 Tramm, Stadtdirektor.
 Trimpke, Landwirth, und Frau Gemahlin, Dalge.
 Ueberehr, Regierungs-Assessor, und Frau Gemahlin, Hannover.
 v. Usler, Brannschweig.
 Vater, Dr., Oberstabsarzt, und Frau Gemahlin, Berlin.
 Virchow, Dr. Rud., Professor, Geh. Medizinalrath, Berlin.
 Waldeyer, Dr., Professor, Geh. Medizinalrath n. Fräulein Tochter.
 Weismann, Oberlehrer, München.
 Wiedenmeister, Dr., Sanitätsrath, Ballenstedt.
 Wölfelfeld, Dr., Oberstabsarzt, Hannover.
 Wunder, Justin, Chemiker, Nürnberg.

II.

Wissenschaftliche Verhandlungen der XXIV. allgemeinen Versammlung.

A. Vorversammlung in Göttingen.

Die Vorversammlung in Göttingen wurde am 3. August Vormittags 10 Uhr eröffnet mit einer Demonstration von Schädeln aus der Blumenbach'schen Sammlung, welche Professor Fr. Merkel-Göttingen im Hörsaal des dortigen anatomischen Institutes zusammengestellt hatte. Dieselben sind besonders bemerkenswerthe Stücke der Schädelammlung, so dass der daran geknüpfte Vortrag als Vorbereitung für die Wanderung durch die Sammlung gelten konnte.

Herr Professor Dr. Fr. Merkel-Göttingen:

Meine Herren! Indem ich Sie in Göttingen herzlich willkommen heisse, habe ich die Ehre, Ihnen hier einige wichtige Schädel der sogenannten Blumenbach'schen Sammlung vorzuführen.

Diese berühmte Sammlung wurde, aus kleinen Anfängen herauswachsend, bereits vor etwa hundert Jahren angelegt und erreichte in der langen, mehr als vierzig Jahre währenden Zeit von Blumenbach's Direktion die stattliche Zahl von circa vierhundert Schädeln. Die späteren Direktoren haben dazu gesammelt, wo sich die Möglichkeit bot. Wagner, Henle und ich selbst hatten Gelegenheit, eine grössere Menge von Schädeln zu erwerben, so dass die Sammlung heute 574 Nummern zählt. Eine Kollektion südamerikanischer Schädel, welche für uns bestimmt ist, schwimmt eben wieder auf dem Wasser.

Ich wollte mir erlauben, Ihnen vor unserem Rundgang Einige zu zeigen, was von speziellerem Interesse ist.

Hier lege ich Ihnen eine Sammlung von Schädeln vor, welche nach dem Typus des Neanderthalers gebaut sind. Einer derselben, von der Insel Marken stammend, wurde bereits von Blumenbach als „*Bulavus genuinus*“ in seinen Decaden abgebildet, der größte Theil derselben wurde von Spengel im Archiv für Anthropologie Bd. VIII S. 49 beschrieben. Die besonders typisch ausgebildeten stammen sämmtlich von den mit ostfriesischer Bevölkerung versehenen Theilen der Küste und den vorliegenden Inseln, während mir ähnliche Schädel von anderen Gebietszweilen, welche von der germanischen Rasse besiedelt sind, bisher nicht bekannt wurden. Wir bekommen „*Neanderthaloiden*“ Schädel öfters auf die Anatomie und jede Leiche mit ostfriesischem Namen wird auf die Schädelform untersucht. Es sind ihrer immerhin so viele, dass ich schon mehrfach derartige Schädel im Anatomisch an Kollegen abgeben konnte.

In zweiter Linie erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf die aufgestellten Mikrocephalen-Schädel zu lenken, welche von C. Vogt in seiner bekannten Publikation im zweiten Bande des Archivs für Anthropologie beschrieben wurden; diese sind ausserordentlich interessante Stücke; der Mikrocephale von Jena (von Theile gesammelt), dessen Gehirn in dem physiologischen Institut aufbewahrt wird, und der Schädel des Konr. Schüttelndreyer, letzterer schon von Blumenbach

beschrieben (De aequali et vitiosi quibusdam visus formativis aberrationibus 1815). Derselbe ist schon so oft untersucht worden, dass leider Stiften an ihm nicht mehr halten wollen und seine beiden Hülfen mit Bindfäden vereinigt werden müssen. Ferner lege ich Ihnen hier den Schädel eines ca. 1.80 m grossen Mannes von abnormer Kleinheit der Gehirnkapsel vor, welcher vor einigen Jahren im Secirsaal gefunden wurde. Erkundigungen haben ergeben, dass der Mann schwachsinnig war, dass er arbeiten konnte, dass er aber nicht im Stande war, allein in die Versorgungsanstalt zu reisen, welche aus seine Leiche nachher übernahm hat. — Endlich sehen Sie hier das Skelet eines Microcephalen, von mir erworben. Ich habe zum Vergleich das Skelet eines fast gleich grossen sechsjährigen Kindes daneben gestellt. Der Mensch ist etwa 30 Jahre alt geworden. Er hat angemessentlich niemals Zähne gehabt und die Nähte des Schädels sind so einfach gestaltet und so weit offen, dass die Knochen beim Maceriren auseinanderbeulen. Das Gehirn, welches in seinen Furchen und Windungen auffallend wenig Bemerkenswerthes zeigt, wird auf dem physiologischen Institut aufbewahrt.

Zum Dritten zeige ich Ihnen hier einen „*Macrocephalus danicus*“ von Tartarus, deren einer von Blumenbach abgebildet worden ist. Es sind Scaphocephali, wie man sie heute nennt. Sie gleichen sich beide ausserordentlich, trotzdem, dass sie so verschiedene Rassen angehören. Dass aber neben diesem Typus der Scaphocephalie noch ein zweiter vorkommt, erweist Ihnen ein anderer Schädel mit ausserordentlich stark und rund gewölbtem Stirnbein, welchen ich aus dem Secirsaal habe.

Im Hinblick auf die jüngste Publikation unseres Herrn Vorsitzenden (Ueber griechische Schädel aus alter und neuer Zeit und über einen Schädel von Mandi, der für den des Sophokles gehalten ist. Bericht Sitzungsbericht XXXIV. 1893) lege ich Ihnen hier ferner einen altgriechischen Schädel vor, welchen Blumenbach von König Ludwig I. von Bayern zum Geschenk erhalten hat. Er zeigt ein wirklich griechisches Profil und ich halte ihn für das ästhetisch schönsten Schädel der ganzen Sammlung.

Mein Vorgänger Henle hat endlich einige Schädel unter der Bezeichnung „*falsche Russenschädel*“ zusammengestellt, von welchen Sie hier einige Proben sehen. Der ganz gewöhnliche Stadt-Hannoveraner gleicht bis in's Detail dem typischen Darfur-Neger; der andere Hannoveraner ist ebenso sehr dem Südseeinsulaner aus Honolulu ähnlich.

Zum Schlusse noch eine Merkwürdigkeit: eine menschliche Wirbelkette, durch welche ihrer ganzen Länge nach eine Baumwurzel gewachsen ist (Heiterkeit), und nun darf ich die verehrten Anwesenden vielleicht einladen, mir in die Sammlung zu folgen.

B. Versammlung in Hannover.

Erste Sitzung.

Inhalt: Eröffnungsrede des Vorsitzenden Rudolf Virchow. — Begrüßungsreden: Graf Bismarck, Regierungspräsident als Vertreter der k. Staatsregierung; Freiherr von Hammerstein, Landesdirektor als Vertreter des Landesdirektoriums; Traun, Stadtdirektor als Vertreter der Stadt Hannover; Professor Schäfer als Vertreter der technischen Hochschule; Dr. Schuchhardt, Museumsdirektor als Lokalgeschäftsführer. — Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsekretärs Johannes Ranke. — Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters Oberlehrer Weismann. Dazu Wahl des Rechnungsausschusses. — Wissenschaftliche Vorträge: Köhler: Ueberblick über die Baugeschichte Hannover's. Dazu Virchow. — Rowald: das Opfer beim Baubeginn. Dann Diskussion: Jentsch, Waldeyer, Prochnow, Jentsch, Hehla, Rowald. — Schuchhardt: Ueber einen deutschen Limes. Dazu Diskussion: Virchow, Schuchhardt, Prochnow.

Der Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Rudolf Virchow, eröffnet die Sitzung um 10 Uhr 15 Minuten vormittags im Festsaal des alten Rathhauses mit folgender Rede über

die hientigen Probleme der anthropologischen
Alterthumsforschung.

Hochverehrte Anwesende! Als seitigem Vorsitzenden der Gesellschaft fällt mir die Aufgabe zu, die Theilnehmer an dieser XXIV. Versammlung unseres Vereins zu begrüßen und die Verhandlungen unter Hinweis auf die vorliegenden Probleme zu eröffnen.

Wir sind im deutschen Vaterlande ziemlich viel umhergezogen, jedes Jahr waren wir an einem andern Platze; bei der Wahl eines neuen Ortes haben wir uns wesentlich immer leiten lassen durch zwei Gesichtspunkte: einerseits, dahin zu gehen, wo wir selbst recht viel lernen konnten — und das ist auch der Grund, weshalb wir hierher gekommen sind —, anderseits, um denjenigen, die etwas säumig gewesen waren in der Erforschung ihres Landestheils, ein wenig unter die Arme zu greifen und sie anzuregen zu größerer Arbeitsthätigkeit. Das eine und das andere kommt zuletzt auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurück, nämlich darauf, dass man sich einigermaßen klar wird über die allgemeinen Ziele, welche die Wissenschaft verfolgt. Wenn man an dem einen Orte dieses, an dem andern jenes vorzuziehen untersucht, immer muss man doch einem gemeinsamen Ziele zustreben. Dieses zu finden, ist aber nicht immer leicht.

Während der 25 Jahre unserer Wirksamkeit — wir sind eigentlich etwas älter als 25 Jahre, aber wir haben noch ein Jahr gehabt, wo wir keine Versammlung halten konnten, — die erste Jahresversammlung wäre gerade in den Beginn des französischen Krieges gefallen, — aber nehmen wir kurzweg 25 Jahre, da kann man sagen, dass in dieser Zeit die facies unserer Wissenschaft in so erheblichem Masse sich verändert hat, dass selbst die Zielpunkte ganz andere geworden sind, als sie im Anfange waren. Damals waren eben durch die grossen Entdeckungen in Frankreich und der Schweiz die ältesten Spuren des Menschen in Europa in einer Weise dargelegt worden, von der man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Die Existenz des diluvialen Menschen war sicher festgestellt worden; man hatte die Höhlen der Gebirge in verschiedenen Gegenden untersucht, hatte den Menschen gefunden als Zeitgenossen des Heutigen und ihn in Perioden zurückverfolgen können, die selbst den äusseren physischen Verhältnissen nach von den unseren gänzlich verschieden gewesen sein mussten. Mit diesen Erfahrungen

singen wir an, und so war es selbsterfindlich, dass die Forschung nach dem diluvialen Menschen und dem Höhlenmenschen die erste und wesentlichste Aufgabe wurde, die wir in die Hand nahmen. Das aber in der Schweiz die besten und ausgiebigsten Fundstellen für die Erzeugnisse der prähistorischen Bevölkerungen sich in den Pfahlbautenstationen der Seen ergeben hatten, so suchte jedermann auch in Deutschland Pfahlbauten; kein See, ja kein Teich und kein Sumpfloch blieb verschont vor dem Verdachte, dass darin Pfahlbauten existirt haben möchten; wenn jemand überhaupt in einem Wasser oder Sumpfe Pfähle fand, so meinte er auch sicher sein zu können, dass ein Pfahlbau da gewesen sei. Es hat viel Mühe gemacht, allmählich eine etwas ruhigere Betrachtung herbeizuführen. Immerhin haben wir das Vergangene gehabt, während der gedachten Zeit die Spuren des diluvialen Menschen auch in Deutschland zu finden, namentlich die Existenz des Menschen bis in die Resthierzit zurückverfolgen zu können und einige Reste der Thätigkeit des Höhlenmenschen zu sammeln. Wir haben auch Pfahlbauten gefunden, wirkliche Pfahlbauten. Wir sind insoweit den anderen Völkern einigermaßen ebenbürtig geworden und haben nicht mehr jenes norbühige Interesse an der Entdeckung solcher Funde, wie dies früher der Fall war.

Die Ungeduldrigen sind nun freilich vielfach über diese Periode hinausgegangen, und sie werden immer von Zeit zu Zeit von „fortifiden“ Menschen hören, demjenigen, der vor dem Diluvium existirt haben soll. In dieser Beziehung will ich nur kurz bemerken, dass es bis auf diesen Tag noch nicht gelungen ist, diesen Menschen oder unmittelbare Reste desselben irgendwo aufzufinden. Das einzige, was man gefunden hat, sind allerlei Steinsachen, namentlich Splitter von Feuersteinen, die den Eindruck machten, als seien sie von Menschen geschlagen worden, als seien es „Kunstprodukte“, also Beweinstücke, aus denen man auf die Anwesenheit des Menschen selbst Rückschlüsse machen könne.

Indess, was diese Silixsplitter betrifft, so wissen wir jetzt auch sehr bestimmt, dass es zahlreiche natürliche Ursachen gibt, durch welche Feuersteine zertrümmert werden, und dass es nicht so leicht ist, wie man sich früher vorstellte, zwischen geschlagenen und gesprungenen Feuersteinen durchgreifende Kriterien zu finden.

Wir werden Niemand hindern, dass er auch in Deutschland nach dem fortifiden Menschen sucht, aber ich muss constatiren, dass wir bis jetzt gar keinen Anhaltspunkt dafür besitzen. Begründen wir uns also vor der Hand mit dem diluvialen Menschen.

Die Existenz dieses Menschen ist freilich bei uns in Deutschland nicht ganz leicht nachzuweisen gewesen. Das, was in anderen Ländern die uralten Fundstätten bequemer zugänglich gemacht hat, nämlich einerseits die Existenz von bewohnten Höhlen, andererseits die Existenz von angelegten Pfahnbänken, ist namentlich in Norddeutschland nicht gebräuchlich. Was die Höhlen betrifft, so haben Sie hier in Hannover die wundervolle Sammlung aus der Einhornhöhle, welche Herr Strackmann in Museum aufgestellt hat. Sie ist sehr lehrreich; aber diese Höhle hat nicht viel vom Menschen selbst geliefert. Sie hat seine Anwesenheit gezeigt, sie hat aber nicht gezeigt, wie er beschaffen war; nur hat sie gewisse Anhaltspunkte ergeben, dass er gleichzeitig mit den Höhlenbären lebte und wahrscheinlich den Höhlenbären selbst angegriffen hat. Indess trotz alledem fehlen uns immer noch ausreichende Reste von ihm selbst. Während aus südafrikanischen und belgischen Höhlen ausgezeichnet erhaltene Schädel vorhanden sind, welche gestatten, die physische Natur der alten Troglodyten zu erkennen, fehlen sie uns in Deutschland. Hier gibt es auch nicht einen einzigen Platz, weder in Nord- noch in Mittel- und Süddeutschland, wo jemals ein diluviales Schädel der ältesten Zeit, der bis zu den Kenthieren etwa zurückreichen könnte, im Zusammenhange oder auch nur so weit erhalten, dass man seine Form mit Sicherheit herstellen könnte, gefundene wäre. Also wir sind über die blasse Thatsache, dass der Mensch in der Diluvialzeit auch in Deutschland vorhanden war, im Wicern, aber wie dieser Mensch beschaffen war, das wissen wir nicht.

Und doch — das liegt ja auf der Hand — würde nichts wichtiger sein, als einmal zu erkennen, wie sah denn dieser Mensch aus? in welchen Rassenotypus lässt er sich unterbringen? mit welchem Aste später vorkommenden Völkernaffen kann man ihn in eine nähere Beziehung bringen?

Gerade in dieser Beziehung hat sich im Laufe der letzten Jahre das Problem wesentlich verschoben, und ich denke, es möchte Sie vielleicht interessieren, wenn ich gerade diesen Punkt bei der heutigen Gelegenheit etwas stärker hervorhebe.

Jedem Gebildeten ist es bekannt, dass seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts mehr und mehr, namentlich zuerst von Seiten der Sprachforschung, die Vorstellung sich entwickelt hat, unsere Nation habe spracheingebunden in naher Beziehung mit den Indiern gestanden. Daher stammt der Name der Indogermanen; die westlichen Nationen etwas übel nehmen, weshalb sie dafür lieber Arier sagen. Diese bei uns so beliebten Indogermanen sind immer so gedacht worden, dass die Indier unsere Stammväter gewesen und dass unsere Vorfahren aus Asien hier eingewandert seien. So verstand man die berühmte arische Wanderung, welche die blondhaarige und hochgewaltige Rasse über die östlichen Länder Europas endlich bis zu uns gebracht haben sollte. Lehrreich ist es immerhin für die Zuverlässigkeit menschlicher Betrachtungsweise, dass es eine Zeit gegeben hat, die ganz nahe hinter uns liegt, wo die einzelnen arischen Völker genau in den Etappen, wie sie vorgezeichnet sein sollten, raugirt wurden: zuvorderst die Kelten, dann die Germanen, die Letzten und die Slaven in kontinuierlicher Reihenfolge, wie im Süden die Italiker, die Hlyrier und die Griechen. Nach der geläufigen Vorstellung sogen sie bister einander in der regelmässigsten Marschordnung, einer schob immer den andern, einer ging dem andern voran, bis die vordersten endlich an den Grenzen des

westlichen Ozeans wenigstens vorläufig eine Schranke fanden. Für Niemand schien es damals zweifelhaft, dass diejenigen, die am weitesten westlich Halt gemacht hatten, am frühesten, diejenigen, die am weitesten östlich saßen, am spätesten eingewandert seien, dass also die Slaven die jüngsten, die Kelten die ältesten Einwanderer waren.

Im Laufe der letzten Zeit, ich kann wohl sagen, der letzten fünf Jahre, ist diese Anordnung von verschiedenen Seiten nicht bloss bestritten worden, sondern man hat unter steigendem Beifall eine gerade entgegengesetzte Anordnung aufgestellt. Man hat im Gegentheil gesagt: die Arier sind gar nicht von Asien gekommen, sondern sie waren von jeher in Europa, und die Wanderung ist gar nicht von Osten nach Westen gegangen, sondern umgekehrt von Westen nach Osten. Natürlich, da ein grosser Theil der Vertreter dieser Ansicht Deutsche waren, haben sie für uns auch die hohe Ehre vindicirt, dass die Arier ursprünglich Germanen waren und dass die Urstämme der Arier in Deutschland, namentlich hier in Norddeutschland zu suchen seien. Obwohl die damaligen Arier Naturvölker sein müssten, so sollen sie nach der neuesten Interpretation doch die arische Ursprache erfunden haben, gleichwie sie die langen Köpfe und die blonden Haare, die Kunst der Metallbearbeitung u. A. entwickelt haben. Erst allmählich seien sie von hier nach Süden und Osten gezogen.

Die letzten Arbeiten auf diesem Gebiete, die sich gleichmässig durch Gelehrsamkeit und durch Kühnheit auszeichnen, sind ohne weiters so weit gegangen, dass sie die Griechen und Italiker als eine blosse Descendenz der Germanen darstellen und dass sie auch die griechische Mythologie und mit ihr die römische nur als Ausfluss der altindischen Mythologie nachzuweisen sich bemühen. Sprache, Sage, Gebräuche, physische Beschaffenheit der Bevölkerung, alles wird angeführt, um den Beweis zu liefern, dass die Indogermanen nicht Sprachstämme der Indier waren, sondern dass norduropäische Germano-Indier es gewesen sind, die zuletzt am Indus Halt gemacht haben. Das wäre also die vollkommene Umkehr des bisherigen Glaubens.

Wenn man ein solches Buch, wie wir deren jetzt mehrere besitzen, von verschiedenen Standpunkten aus, namentlich von dem des Philologen, wie von dem des Naturforschers aus, durchsieht, so stösst man auf eine sehr grosse Schwierigkeit, nämlich auf die, dass keiner der Beweise, welche aufgestellt sind, für sich ausreicht. Man braucht immer einen neuen Beweis als Stütze für den ersten. Das ergibt denn ein sehr armsüchliches und kunstvolles Gebäude, bei dem freilich, sobald eine der Stützen weggenommen wird, ein starkes Schwanken und Wanken des ganzen Gebäudes die Folge ist.

Ich möchte Ihnen nur einmal bezeichnen, wie weit wir selber, und in hervorragendem Masse gerade die Bewohner der Provinz Hannover, an dieser Frage beteiligt sind. Wenn es wahr wäre, was behauptet wird, dass die Indogermanen ursprünglich Germanen waren und erst zuletzt Indier geworden sind, so müsste man beinahe dahin kommen, die Provinz Hannover als den eigentlichen Centralort der arischen Urbevölkerung zu betrachten. Hier müsste sich dieselbe formirt haben, und wenn Sie Ihre grossen megalithischen Monumente betrachten, so könnten Sie leicht dazu kommen, dieselben gerade als die Architektur dieser Urbevölkerung in Anspruch zu nehmen, wie man das früher so thun gewohnt war, bei den indischen Steinbäuern auf dem Nilgebiet. Es ist freilich höchst sonderbar, dass auf den beiden Enden der vor-

Nichtsdiesloweniger werden wir für die nächste Zeit doch immer wieder hingewiesen sein auf die Untersuchung der alten Bronzen und auf ihre Herkunft. Es ist das das eigentliche Gebiet, auf dem sich unsere archäologische Forschung bewegt und welches die, wie wir wenigstens immer noch annehmen müssen, sichersten Anhaltspunkte für die Erkenntnis der Wege der abendländischen Kultur gewährt, wenn es überhaupt gelingt, die Verbindungen in der Technik festzustellen.

Es wäre ja sehr wünschenswert, wenn man an die Stelle dieser rein archäologischen Forschung eine anthropologische setzen könnte, d. h. mit anderen Worten, wenn wir über ein genügendes Material an Überresten der Menschen jener Zeit disponieren könnten. Wir brauchen dazu vor Allem Schädel; was sonst vielleicht von der Urbevölkerung noch übrig geblieben ist an Rumpf- und Extremitätenknochen, das ist leichter einigermaßen vollständig zu erhalten, aber unvergleichlich weniger brauchbar. Eine Erhaltung der Schädel ist fast immer eine Ausnahme. Die heutigen Menschen haben entweder eine Art von Scheu vor Schädeln und Skeletten, und nicht selten passiert es, dass wenn wirklich deren gefanden worden sind, sie wieder vergraben werden, oder die Menschen haben einfach eine Verachtung davor, sie zerklüpfen den Schädel und streuen die Reste auf den Acker und erzielen damit ein paar Kalkstone mehr, die dem Boden zugeführt werden; schliesslich kann Niemand sagen, was eigentlich gefunden wurde. Daher kommt es, dass in den deutschen Sammlungen unglücklich wenig positives Material dieser Art vorhanden ist, und ich darf den hohen Behörden dieser Provinz und den Bewohnern derselben nicht vorethalten, dass wenig Provinzen existieren, die so wenig davon aufzuweisen haben, wie gerade die Provinz Hannover. Es ist eben viel zu wenig Werth darauf gelegt worden, hier zu helfen.

Man muss dabei in Betracht ziehen, dass die Menschen der ältesten Zeit, soweit wir beurtheilen können, der Hauptsache nach immer bestattet worden sind. Die Bestattung oder Beerdigung, vielleicht eine unvollkommene Beerdigung, ist die älteste Regel, welche wir für unsere Gegenden feststellen können. Erst viel später kommt die Verbrennung, oder, wie man heutzutage sagt, die Feuerbestattung. Diese nimmt dann aber eine Ausdehnung an, dass während einer Reihe von Jahrhunderten, — wir können nicht ganz genau sagen, wie viel; vielleicht war es ein Jahrtausend und mehr —, dass, sage ich, während dieser langen Zeit alles verbraunt worden ist, was in Deutschland bestattet wurde. Wir können daher, ich will einmal sagen, von vielleicht 600 oder 800 vor Christo bis mehrere Jahrhunderte nach Christo überhaupt fast nichts von Schädeln beibringen, was uns einen Anhalt böte für eine Beurtheilung der Rasse. Wie die Leute ausgesehen haben, was sie für eine Art der Körperbildung hatten, darüber wissen wir heizne nichts. Wir sind fast ganz auf die Beschreibungen angewiesen, welche die alten klassischen Autoren hinterlassen haben, sonst gibt es nicht.

Wenn wir dagegen weiter rückwärts gehen, so kommen wir allerdings auf eine Zeit, wo beerdigt worden ist. Aus dieser Zeit gibt es auch in dieser Provinz einzelne aufbewahrte Objekte, die sich in ihren Museen befinden; es sind darüber verschiedene Untersuchungen, einige von mir selbst, gemacht worden, aber sie sind sehr vereinzel.

Dabei will ich nur noch hervorheben, dass in dieser alten Zeit technisch zwei grosse Perioden unterschieden

worden; zuerst die eigentliche alte Steinzeit, die paläolithische, von der aber nichts Menschliches übrig geblieben ist hier zu Lande, was mit Sicherheit aufgeführt werden könnte; dann kommt eine andere, die neue Steinzeit, die neolithische; aus der gibt es allerdings nicht ganz wenig. Wenn wir namentlich die Nachbarprovinzen hinzunehmen: Braunschweig, die Altmark, Westfalen, Friesland, so gibt es etwas von kranziologischem Material und recht gut bestimmtes. Auch haben wir, glaube ich, die Aussicht, auch dieser Richtung hin noch mancherlei finden zu können. Denn in der neolithischen Zeit hatten die Leute schon regelrechte, wie wir heutzutage sagen würden, Kirchhöfe; damals gab es ausser den Hügelgräbern (Einselgräbern) schon Gräberfelder, Friedhöfe, wo die Leichen neben einander bestattet wurden, wo offenbar während eines längeren Zeitraums eine ansässige Bevölkerung ihre Leichen beisetzte. Ob früher, in der paläolithischen Zeit, eine ansässige Bevölkerung existirt hat, ist eine Frage, die wir nicht direkt mit ja beantworten können; möglich, dass es ein reiner Nomadenstand war. Irgend eine längere Sesshaftigkeit ist fast nirgends nachzuweisen gewesen. Aber in der neolithischen Zeit muss unzweifelhaft eine ansässige, dem Ackerbau und der Viehzucht hingebende Bevölkerung existirt haben; wir finden daher wirkliche Gräberfelder, und wenn man ankommt, sobald das erste Objekt dieser Art zu Tage gekommen ist, so kann man bald auch dahin kommen, mehr zu Tage zu fördern. Wir haben Beispiele solcher Art aus der Altmark, wo durch die grosse Aufmerksamkeit eines früheren Beobachters, des Herrn Hartwich, es gelungen ist, solche Felder, wenn auch nicht ganz von den ersten Anfängen an, aber doch sehr bald zu fassen, woraus dann im Laufe der Jahre allmählich eine gewisse Zahl, wenn auch nicht sehr viele, aber doch eine genügende Zahl von Schädeln zu Tage gefördert ist, so dass wir für diese Gräberfelder mit ziemlicher Sicherheit den Typus feststellen können.

Sie haben im Museum eine grosse Menge ausgezeichneter Thongeräthe, welche dieser Periode angehören, die so charakteristisch sind, dass, wenn man sie einmal gesehen hat, man sie stets wieder erkennen wird. Wenn man auch nur einen Scherben davon findet, so muss man es dem Scherben ansehen können, dass er neolithisch ist, und wenn man einen neolithischen Scherben gefunden hat, so folgt daraus, dass an der Stelle auch neolithische Leute gewesen sein müssen. Dann hat man nur umzusehen und sich zu erkundigen, was so sonst zu Tage gekommen ist, und dann wird man auch entsprechende Gräberstellen finden.

Das halte ich für eine der ersten Aufgaben, welche in der Provinz zu lösen sein werden, dass Sie mehr neolithische Gräber finden, als bisher. Dann wird es auch möglich sein, nachzuweisen, wie die Leute jener Zeit beschaffen waren. Das müssten dann ungefähr die gesuchten Urgermanen gewesen sein, die nachher an den Indus ausgewanderten und zum Sonnenkultus übergingen. Ich kann aussagen, dass aus den bis jetzt bekannt gewordenen Schädeln, welche aus der neolithischen Zeit übrig geblieben sind, allerdings eine langköpfige Rasse, welche z. B. mit der späteren französischen eine grosse Aehnlichkeit im Schädelbau darbietet, sich hat nachweisen lassen, und wenn man den vielleicht zufälligen, aber nicht ganz unmotivirten Schluss macht, dass die langköpfigen Leute auch blond und blauäugig waren, was freilich nicht immer zusammentrifft, so kann man auch dahin kommen, zu sagen, dass diese alten Neolithiker schon der blonden

Rasse angehört haben. Ich bin nicht soweit gegangen, aber ich habe doch seit Jahren die These aufrecht erhalten, dass unter den uns bekannten Typen in der That der arische Typus derjenige ist, dem die neolithische Rasse am meisten zugeeignet war.

Nun muss ich aber bemerken, dass die Eigentümlichkeit, in der neolithischen Zeit langköpfige Schädel geliefert zu haben, nicht etwa bloss den Hannoveranern zukommt, sondern dass das eine General-eigenschaft vieler europäischer Urvölkerungen ist. Sie lässt sich in ausgezeichneter Weise bis an die Südgrenze von Ungarn verfolgen. Hier im alten Pannonien, besuchte ich mit mehreren Mitgliedern unserer Gesellschaft vor einigen Jahren von Budapest aus Lengyel, wo Graf Appony ausgedehnte Ausgrabungen veranstaltet hatte. Später schickte man mir eine Anzahl von Schädeln und es hat sich herausgestellt, dass die alten Neolithiker von Lengyel gerade so langköpfig waren, wie die Männer von Tangermünde. Ähnlich verhalten sich vereinzelte Schädel aus Hügelgräbern von Hannover. Man muss also den Begriff Germanen schon ein wenig weit nehmen, wenn man ihnen die ganze neolithische Keramik und Schädelbildung zuschreiben will. Sie mögen an diesem Beispiel erkennen, wie sich die tatsächliche Fragestellung gestaltet gegenüber der bloss spekulativen.

Ich habe vortun gesagt; ich bewundere nicht bloss die Kühnheit, sondern auch die Gelehrsamkeit der Herren, welche die rückläufige Richtung der arischen Wanderung erfunden haben. Ich behaupte auch gar nicht, dass sie Unrecht haben; ich behaupte nur, dass das, was sie bis jetzt aufgestellt haben, ein System von Aufstellungen ist, welche im Einzelnen betrachtet sehr häufig nicht recht zutreffen und die deshalb dem Kenner auch immer ein gewisses Gefühl der Aengstlichkeit erregen. Ich kann nicht umhin, wenn ich ein solches Buch durchgelesen habe und mich frage, wie viel ich daraus an neuer Uebersetzung gewonnen habe, mir zu sagen: ja, an Uebersetzung bist du nicht viel weiter gekommen. Aber wir wissen doch genauer, worauf sich unsere Untersuchungen richten sollen. Es würde voranschicklich ganz vergeblich sein, wenn Sie Schädel sammeln wollen, irgend ein Gräberfeld aus der Zeit von etwa 800 vor Christo bis zu der Zeit, wo die Römer und dann die Franken auf dem Schauplatze erschienen, auszuwählen wollten; während dieser Periode ist nahezu Alles verbrannt worden. Sie mögen es anstellen, wie Sie wollen, Sie werden aus dieser Periode selten etwas finden, was im engeren Sinne anthropologisch wäre.

Krat viel später kommt die neue Zeit, wo aus nicht genau bekannten Gründen wieder die Mode des „Bestattens“ oder „Beerdigens“ anhing; da hat man wieder „begraben“. Die Alemannen und Franken haben damit angefangen, zum Theil unter christlichem Einfluss, aber doch auch an Stellen, wo man nicht annehmen kann, dass sie christianisirt waren, und dann ist es weiter gegangen, bis erst die neueste Zeit die Feuerbestattung wieder in Angriff genommen hat.

Aus dieser späten, schon historischen Periode wäre es denkbar, dass recht gute Dinge gefunden werden können. Ich will nur Eines kurz hervorheben. Nichts liegt näher, als gerade hier in Hannover die Typen zu suchen und zu finden für die bedeutendsten unter den central-deutschen Volkstämmen. Es genügt zu erinnern einerseits an die Cherusker, andererseits an die Langobarden. Es kann Niemand heute mit Zuversicht sagen, dass er einen Cheruskerschädel oder einen Langob-

ardenschädel hier im Lande in der Hand gehabt hätte. Wenn er einen Langobardenschädel haben will, so muss er in's Friaal oder nach Welschtirol gehen, da gibt es deren, aber aus einem späteren Jahrhundert. Wenn nicht Herr von Stoltenberg mit Sorgfalt hier und da, namentlich in den Wallgräben von Bardowick, Schädel gesammelt hätte, die doch wenigstens die Möglichkeit einer Annäherung gewähren, so würde uns nicht einmal eine leise-este Anknüpfung erhalten sein. Ich darf daher vielleicht betonen, dass es für die weitere Forschung höchst erwünscht sein würde, wenn, ohne dass inzwischen die archäologische Forschung, die ja von höchstem Interesse ist, vernachlässigt würde, doch die anthropologische Forschung in verstärktem Masse sich dieser späteren Zeit zuwenden und da das Nöthige feststellen wollte.

Noch auf Eines will ich aufmerksam machen: Eine der sonderbarsten Schwierigkeiten für die ältere deutsche Geschichte bieten die Angels, deren Sitz an verschiedenen Stellen angegeben wird; man weiss nicht einmal, wie die Angels von der Mitteleibe in den nordalbingischen Angels sich verhalten haben. In Ost-England gibt es angebliche Gräberfelder, die man dort angelsächsische nennt, aber doch vermag man sie nicht zu identifiziren mit den Gräberfeldern in Hannover oder Holstein. Da ist also viel zu thun. Wenn verschiedene Lokalvereine und einige eifrige Forscher sich zusammenthün und mit Bewusstsein nach dieser Richtung forschen wollten, so, sollte ich meinen, müsste etwas an erriegen sein. Es kommt darauf an, der Bevölkerung klar zu machen, warum ein Schädel mehr Werth hat ausserhalb der Erde, als innerhalb derselben, warum man an ihm soviel lernen kann in Bezug auf die Vergangenheit des Volkes.

Aber nicht bloss die Schädel haben diese Bedeutung. Man hat weiter zu sehen, was diese Bevölkerung sonst an sich gehabt, welche Seite des Lebens sie vorsehungsweise ausgebildet hat. Wir waren gestern an einem sehr interessanten Punkte, der alle möglichen Fragen aufzuwerfen Gelegenheit bot: auf dem Deister, dessen alte, grosse, umfangreiche Befestigungen uns auf das Aeusserste überraschten. All das Schwanken zwischen den Zeiträumen, die ich eben berührt habe, hat auch da geseigt. Zum grösseren Theile dürften die Befestigungen in die Periode der Leichenverbrennung gehören; ob man aber jemals erkennbare Ueberreste der Leute finden wird, welche da gebaut haben, ist sehr zweifelhaft. Eine andere Frage, mit der man sich in grösserer Ausdehnung in der Provinz beschäftigen muss, betrifft die Anlage der Befestigungen als solcher. Wir werden die Ehre haben, ihnen in den nächsten Tagen Seitens des Vorstandes auch dieser Richtung Vorschläge zu unterbreiten, damit einmal in systematischer Weise die Erforschung dieser und anderer alter Monumente in Angriff genommen werde.

Das ist das, was ich an dieser Stelle in sagen hatte; es ist lang genug gewesen und ich habe Probleme genug aufgeworfen, als dass die einzelnen Lokalvereine wählen können, in welcher Weise und wie weit sie mit ihren Specialtendensen diesen allgemeinen Aufgaben einigermaassen antprechen wollen. Wir nannten werden immer bereit sein, jedem zu helfen, der uns braucht. Wir wünschen nur, dass auch die Ortsforschung mit Bewusstsein an die Sache gehe, damit es nicht bloss der Zufall mit sich bringt, dass einzelne Urnen oder alte Waffen und Schmuckstücken aufgefunden werden, sondern dass man, wenn man überhaupt eine Anknüpfung gewonnen hat, diese auch so-

weit verfolgt, dass der Fund in seiner Totalität ergründet und als geschlossenes Ganzes in die Wissenschaft aufgenommen werden könne. —

Damit schliesse ich diese Einleitung, und erkläre die XXIV. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft für eröffnet. Wir haben die Ehre, eine Reihe von Herren an uns zu sehen, welche die Staatsregierung, die Provinzial- und Stadtbehörden vertreten. Lassen Sie uns die Begrüssung derselben zunächst entgegennehmen.

Ich ertheile zuerst das Wort für die Staatsregierung dem Herrn Regierungspräsidenten Grafen von Bismarck-Hörnhausen.

Herr Regierungspräsident Graf von Bismarck:

Zunächst, meine Damen und Herren, darf ich dem Bedauern des Herrn Oberpräsidenten von Bennisgen Ausdruck geben, dass es Seiner Excellenz nicht vergönnt ist, Sie heute hier zu begrüßen. Mir selbst gereicht es zur Freude, Namens der königlichen Staatsregierung Ihrer Kongress heute hier willkommen zu heissen, eine Gesellschaft, welche verfügt über eine Fülle von Kenntnissen und Gaben und hesselt ist von dem eifrigsten Streben, dieselben zu Nutz und Frommen der allgemeinen Bildung zu verwenden, eine Gesellschaft, welche Träger der Wissenschaft in den ibrigen zählt, deren Namen einen Klang hat in der ganzen gebildeten Welt. Ihre Wissenschaft ist eine recht populäre; denn wenn auch die Mehrzahl der Laien dem Ganzen ihrer Forschung nicht würdigen folgen können, so sind die Ergebnisse derselben doch Gemeingut der ganzen gebildeten Welt, von dem jeder gerne Besitz ergreift. Was Ihre Wissenschaft ferner auszeichnet, ist der ideale Zug. Sie hat keine materielle Beizung; während heutzutage ein grosser Theil der Wissenschaft in den Dienst des Erwerbs gezwungen wird und amsoehr Jünger findet, je mehr er sich dazu eignet, verfolgt die Forschung nach der Entwicklung der Menschheit lediglich die Verbreitung von Klarheit und die Erweiterung unseres Blicks. Sind auch die Grenzen des menschlichen Erkennens enger gezogen als es dem angestimmten Forschungsdrange erwünscht ist, und wird es auch kaum jemals gelingen, den Schleier, der auf unserer Entwicklung ruht, völlig zu heben, so erschliesst doch das Streben darnach stets neue Gebiete der Anschauung und öfters eröffnet ein Tropfen gelingener Forschung die nach Erkenntnis dürstenden Geister. Die verborgene Kraft der anthropologischen Wissenschaft, das allgemeine Interesse, welches sie erregt, zeigt ihre weite Verbreitung; nicht allein, dass sie heimisch geworden ist bei allen Kulturvölkern, so dass wir heute die Ehre haben, ausgezeichnete Gelehrte des Anlandes hier zu begrüßen — auch das andere Geschlecht theilhaftig sich aktiv und mit Eifer an Ihren Bestrebungen. Diese Verbreitung hat den Vorzug der Gemeinsamkeit der Arbeit, dass jeder sein Schärfflein dazu beitragen kann, das eine mehr, der andere weniger; der eine kann anfangen wo der andere aufgehört hat, und wenn es dem einen nicht gelungen ist, aus einer Entdeckung die richtigen Schlüsse zu ziehen, so bringt vielleicht ein anderer es fertig, und alle Theilnehmten sind besetzt von einem schönen Pflichtgefühl, das um so anerkennenswerther ist, als die Pflicht keine auferlegte, sondern selbst geschaffen, aus freiem Willen entstanden ist. Möge Ihr diesjähriger Kongress fruchtbarere Samenkörner in die Geister tragen, möge er weiten Kreisen neue Anregung bringen. Ich kann Sie nicht besser

begrüssen, meine Damen und Herren, als mit dem Worte unseres grössten Dichters:

Wer immer strend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Herr Landesdirektor Freiherr von Hammerstein-Loxten:

Verehrte Damen und Herren! Zur ganz besonderen Ehre gereicht es mir, namens der Provinz, namens ihrer Vertretung, besonders namens des Landesdirektoriums die anthropologische Gesellschaft hier willkommen zu heissen. Wir haben um so dankbarer Ihr Erscheinen hier begrüßt, als wir dessen uns bewusst sind, dass wir durch eine so hohe Versammlung namgemäher die Ziele erkennen können, die Wege kennen lernen können, auf denen wir mithelfen können, um in den prähistorischen Forschungen thätig mitzuwirken, über deren gegenwärtige Lage so geistreiche Mittheilungen uns eben Herr Professor Dr. Virchow gegeben hat. Wir erkennen gerne an, dass auch wir Vieles für weitere Forschungen thun können und sind für jede Belehrung in dieser Richtung dankbar. Dem Bedauern darüber darf ich noch Ausdruck geben, dass wir, weil wir so spät erst erfahren haben, dass die hohe Versammlung hier tagen werde, diejenigen Vorbereitungen, namentlich in unseren Sammlungen, nicht treffen konnten, welche wir sonst in der Lage gewesen, auszuführen. Erfreut hat uns, dass dasjenige, was wir in der kurzen Zeit haben vorbereiten und zeigen können, doch ein gewisses Interesse für die hohe Versammlung erweckt hat. Ich spreche nochmals den Dank dafür aus, dass Sie an Winkeln geben wollen, in welcher Richtung wir unsere Forschungen weiter fortsetzen sollen, und ich bin fest überzeugt, dass die Provinzialverwaltung und ihre Organe die Geldmittel, die dazu erforderlich sind, herbeizwillig wie bisher zur Verfügung stellen werden. Ich heisse den Kongress namens der Provinz und ihrer Verwaltung herzlich willkommen.

Herr Stadtdirektor Tramm:

Meine hochgeehrten Damen und Herren! Gestatten Sie auch mir, Sie heute früh beim Eintritt in Ihre Verhandlungen namens unserer Stadt zu begrüßen. Ich erlaube mir, dabei dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass Ihre Verhandlungen voll und ganz das von Ihrem Vorstande als wünschenswerth bezeichnete Resultat für die hiesige Provinz und die Wissenschaft zeitigen mögen. Zugleich gebe ich dem ferneren Wunsche Ausdruck, dass jeder einzelne von Ihnen eine freundliche Erinnerung an diese Tage in seine Heimath mitnehmen möge. In diesem Sinne biete ich namens des Magistrats Ihnen den Willkommengruss und heisse Sie in unserer Stadt herzlich willkommen.

Herr Professor Schäfer:

Hochverehrte Damen und Herren! In Abwesenheit des Direktors erlaube ich mir als ältestes Senatmitglied der technischen Hochschule Ihnen das herzlichste Willkommen auszusprechen, welches verhandelt ist mit der freudigen Zuversicht, dass die Anthropologie, welche mit ihren Schwesterrwissenschaften Ethnologie und Urgeschichte als die Wissenschaft der Zukunft bezeichnet werden kann, die beschreibende Naturlehre von Menschenleben in das Programm der dem Studium der Naturwissenschaften ja in erster Reihe gewidmeten technischen Hochschule als wichtiges Lehrfach früher oder später aufgenommen werden wird. Vorläufig freilich müssen wir auf den technischen Hochschulen,

insbesondere in Preussen, wo die allgemein bildenden Lehrkräfte nur in beschränkter Masse aufgenommen sind, uns begnügen mit der Hindeutung auf die innere Verwandtschaft ihrer naturwissenschaftlichen Bestrebungen mit unseren und da liegt es mir als Lehrer der Staats- und Gesellschaftswissenschaften besonders nahe, Ihnen für die menschliche Anregungen und Aufschlüsse, welche Sie für unsere Wissenschaft erteilen, meinen besonderen Dank abzustatten.

Sie wissen ja, dass seit den bahnbrechenden Forschungen eines Quetelet in vielen Nationalökonomien der Wunsch aufgetaucht und wiederholt ausgesprochen worden ist, dass sie uns den Durchschnittsmenschen konstruieren möchten, damit wir mit ihm vorausbekannt machen können, wie die einzelnen Individuen oder Gruppen in dieser oder jener wirtschaftlichen Lage sich verhalten werden. In der That würde das ja für manche volk-wirtschaftliche Probleme von Nutzen sein, und es wäre möglich, dass mit der Zeit es gelänge, eine solche Typengrenze zu finden, aber jedenfalls dürfte das nicht heute geschehen und am wenigsten, wenn Sie den Anfang machen wollten in dieser Versammlung, wo ganz entschieden das über das Durchschnittsmass erhaltene Dichtigkeitsmaximum alle symmetrische Gruppierung zerstören würde. Wir verzichten daher auf diese Symmetrie und erheben uns der Spitzen der Wissenschaft und der Forschung, von denen schliesslich doch aller Fortschritt der Cultur ausgeht. Auch wir Socialpolitiker wollen freudig begrüssen, was Sie durch Ihre Forschung aus prähistorischer Zeit bringen, denn nur aus der Vergangenheit lässt sich die Gegenwart beurtheilen und die Zukunft, soweit dies gegeben ist.

Es wird Sorge getragen werden, dass die von Ihnen für morgen geplante Besichtigung der Sammlungen der technischen Hochschule in geeigneter und möglichst erleichteter Weise vor sich gehe. Sie kommen bei uns zwar in eine stille Ferienkolonie, aber was von dem emsigen Hiensschwarm, der sich Lehrkörper der technischen Hochschule nennt, noch nicht ausgeschwärmt ist an die See und in's Hochgebirge, wird es sich zur hohen Ehre gereichen lassen. Sie morgen zu empfangen; denn wir alle sind von dem Wunsche durchdrungen, dem der geehrte Herr Vorredner soeben Ausdruck gegeben hat, dass Sie von Hannover eine recht freundliche Erinnerung in die Heimath mitnehmen mögen.

Herr Direktor Dr. Schubhardt, Lokalgeschäftsführer:

Meine geehrten Damen und Herren! Als dem letzten in der Reihe der Begrüssenden und als dem Lokalgeschäftsführer bleibt es mir noch übrig, Sie willkommen zu heissen im Namen aller derjenigen, welche Ihre Wünsche heute noch nicht durch besondere Vertreter zum Ausdruck gebracht haben, und wenn ich mich dabei an die Zusammensetzung des Lokalkomitees halte, welches hier den Kongress vorbereitet hat, und überhane, dass in demselben neben den Vertretern der königlichen Staatsregierung, der Provinz und der Stadt vor allen Dingen die hiesigen wissenschaftlichen Vereine vertreten sind, so möchte ich mir erlauben, besonders im Namen dieser wissenschaftlichen Vereine in Hannover Sie herzlich zu begrüssen. Sie haben heute Morgen schon das Provinzialmuseum in seinen Haupttheilen gesehen, Sie haben erfahren, dass nicht bloss die Sammlungen dieses Museums, sondern auch der Bau selbst gegründet und geschaffen ist von den drei ältesten Vereinen, welche

wir hier in der Stadt haben und welche noch heute ihre Stätte dort im Museum haben, dem Künstlerverein, dem historischen Verein für Niedersachsen und dem naturwissenschaftlichen Verein. Für den historischen Verein von Niedersachsen, der mit dem naturwissenschaftlichen zusammen sich am meisten an seinen Grenzen mit dem Gebiete der Anthropologie berührt resp. sich dort zum Theil mit diesem deckt, für diese beiden Vereine ist es eine besondere Freude, durch den Kongress, welcher hier tagt, eine so kräftige Anregung zu bekommen, wie sie vorher in seiner Eröffnungsrede der Herr Vorsitzende schon durchklingen liess. Wir hoffen, dass gerade durch den persönlichen Verkehr der Mitglieder der hiesigen Vereine mit den Mitgliedern der anthropologischen Gesellschaft, die auf einen so viel grösseren und weiteren Gebiete arbeitet als wie es eine einzelne Provinz darstellen kann, sich viel Gutes ergeben wird und hoffen zugleich, dass auch die anthropologische Gesellschaft für den stolzen Bau ihrer Wissenschaft von hier den einen oder andern brauchbaren Baustein mitnehmen möge.

Herr Johannes Ranko: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsekretärs:*

Das Hannover'sche Land — Göttingen — sind gewählte Plätze unserer Wissenschaft. In Göttingen hat Plinius auch die wissenschaftliche Anthropologie begründet; vorgestern unwillkürlich wir — wie er selbst zu sagen pflegte — zu seiner „Schädelstätte“, welche die Geburtsstätte unserer Wissenschaft ist. Am 18. September 1776 doktorirte Blumenbach in Göttingen mit einer der berühmtesten Dissertationen, welche jemals geschrieben worden sind, betitelt: *De generis humani varietate nativa liber*. Das kleine Oktav-Werkchen von kaum 100 Seiten schliesst das ganze damalige exakte Wissen in der Anthropologie in sich ein.

Wie hat sich das geändert! Jedes Jahr zeigt uns auf dem Gebiete der Anthropologie eine lebhafte immer wachsende literarische Bewegung. Die neuen wissenschaftlichen Publikationen in der Anthropologie — lediglich aus dem nächsten Kreise unserer Gesellschaft — bilden wieder eine stattliche Bibliothek, neben der grossen Zahl kleiner und grösserer Abhandlungen und Hefen, viele Werke in Oktav und Quart und prächtige Folianten mit Abbildungstafeln und ganzen Atlas-Bänden von hieher nicht erreichbar, unübertroffener Schönheit und Exaktheit.

Alle drei Hauptdisziplinen unserer Wissenschaft zeigen uns dem letzten Jahr wesentliche und besonders wichtige Bereicherungen und Klärungen unserer Kenntnisse: die somatische Anthropologie, die Ethnographie und Volk-kunde nicht weniger als die Urgeschichte, mit denn Besprechung wir unsere Umhau beginnen.

Während im letztvergangenen Jahre, wesentlich auch bei unserer Versammlung in Göttingen selbst, welche bei allen Theilnehmern in so erfrischer Erinnerung steht, namentlich die älteste Epoche des europäischen Steinzeitmenschen, die Periode des Diluvium's oder der Eiszeit in überraschender Weise beleuchtet wurde,

ist es in diesem Jahre die jüngere Steinzeit und zwar vor allem die Periode des Übergangs vom Stein zur Metallbenützung, für welche wir neue entscheidende Publikationen erhalten haben.

Herr Dr. Matthäus Much-Wien hat sein berühmtes Werk:

Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen. Mit 112 Abbildungen im Text. Jena, H. Costenoble 1898. 8^o S. in II. Aof-

lage vollkommen ausgearbeitet und bedeutend vermehrt wieder erscheinen lassen. Wir wissen, wie energisch Rnd. Virchow für die Priorität des ungemischten Kupfers als erstes Werkmetall in der europäischen speziell deutschen Urgeschichte eingetreten ist.

Herr Dr. M. Mach hat bei der Anstellung einer wirklichen Kupferzeit in Europa als Übergangsperiode von der Stein- zur Metallkultur — durch Anfindung der prähistorischen Kupferbergwerke, der Schmelzöfen und Gussrichtungen, durch Anfindung zahlreicher aus ungemischtem Kupfer hergestellter Objekte in dem von ihm in so musterghliger Weise untersuchten Pfahlbau — die menschöchterliche Grundlage gegeben. Das neugestaltete Werk fasst alle die „erstaunlich zahlreichen“ neuen Funde der jüngsten Zeit mit den älteren Ergebnissen zusammen, aus denen hervorgeht, dass das Kupfer als Werkmetall in Europa eine ganz andere Rolle spielt als in Amerika. In Amerika wurde das gediegen gefundene Kupfer durch Zuschlagen wie ein Stein bearbeitet, ohne dass eine weitere Entwicklung der Metallbildung daraus hervorging, dort ist die Kupferperiode nur ein Theil der allgemeinen Steinzeit. Dagegen spielte in Europa die Verwendung des gediegenen Kupfers nur eine ganz untergeordnete Rolle, aber es fand von Anfang an die Gewinnung des Metalls aus seinem Erzn, also mittelst Feuers, in geschmolzenem Zustande, statt; auch die weitere Verarbeitung des Metalls erfolgte, wie Mach n. A. nachweisen, fast ausschliesslich durch Guss.

Anknüpfend an diese u. A. Ergebnisse ist O. Olshansen auf den Wahlplat getreten, um die zuversichtlich und oft, auch in neuester Zeit, wiederholte Behauptung Hostmann's und Beck's, dass nicht Bronze oder Kupfer, sondern Eisen das älteste Werkmetall sei, und dass sich Eisen schon in den sonst allgemein als steinzeitlich betrachteten Grabhätten vorfindet, durch das exakte Studium der Fundberichte definitiv aus der Welt zu schaffen; die betreffende Abhandlung ist betitelt:

Die angeblichen Funde von Eisen in steinzeitlichen Gräbern. Z. E. V. 1893. 89.

Da ist nun kein Ansueh mehr. Olshansen hat mit der Gründlichkeit und Alles, auch alle Nebensagen, berücksichtigenden und erschöpfenden Vollständigkeit, welche wir stets an ihm bewundern, alle und jede literarische Angabe, welche Hostmann und Beck und ihre Anhänger bringen, ja alle, die überhaupt in der Literatur aufstreifen sind, genau geprüft und das Resultat ist: dass das angebliche Vorkommen des Eisens als ursprüngliche Beigabe in Megolithgräbern völlig unerwiesen ist. Und wenn Hostmann und Genossen behauptet haben, dass die Gusskunst überall erst nach der Schmiedekunst sich entwickelt haben könne, so widersprechen dem die eben erwähnten Entdeckungen Mueh's vollkommen. „Die Vorstellungen Hostmann's n. A. geben wohl an, wie möglicher Weise irgend eine Metallindustrie hätte verlaufen können, aber sie entsprechen nicht den tatsächlichen Verhältnissen in Europa.“

Auch einen anderen einschneidenden Irrthum Hostmann's hat Olshansen zurückweisen können. Durch seinen Nachweis, dass Hostmann's Versuche die zur Verbrennung einer menschlichen Leiche notwendigen Holzmassen zu bestimmen, nach den ausgiebigen feststehenden Erfahrungen mit der Leichenverbrennung in Japan, diese Holzmassen etwa 60 bis 80 mal grösser stellen als faktisch erforderlich ist, — ist das Verständnis der Leichenverbrennung in der

europäischen Vorzeit wesentlich gefördert. Z. E. V. 1892. S. 129. —

Wer es weiss, welche wichtige Fragen durch die Untersuchung der 860-Denarünler für die Urgeschichte zu lösen sind, wird es mit uns mit Freude begrüssen, dass das Gemeinsame Ministerium in Angelegenheiten Bosnien's und der Herzegowina in Wien begonnen hat, aus diesem so überaus wichtigen Gebiete das Quellenmaterial zu veröffentlichen. Es sind die:

„Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina herausgegeben von Bosnisch-Herzegowinischen Landesmuseum in Serajevo. Redigirt von Dr. H. Horne. Erster Band. Mit 30 Tafeln und 700 Abbildungen im Text. Lexikon 8°. Gerold's Sohn. Wien. 1893. Namentlich die beiden ersten Theile des vortreflich ausgestatteten Bandes: mit Abhandlungen zur Archäologie, Geschichte und Volkskunde sind für unsere speziellen Bedürfnisse bedeutsam. — Wir können dem Lande und dem gemeinsamen Ministerium am Glück wünschen zu dem Werke, mit welchem sie der Wissenschaft einen wichtigen Dienst erwiesen haben, sowie an der grossen Zahl vortreflich geachteter Kräfte, welche als Autoren der einzelnen Abschnitte auftraten.

Noch habe ich eine grossartige neue Leistung auf dem Gebiete der Wissenschaft des Spätens zu erwähnen, die Publikation des Orientkomitee's in Berlin: Die Ausgrabungen von Sendschirli.

In Verbindung mit E. Schrader und E. Sachau hat F. von Laschan in diesem stols ausgestatteten Folio-Bande einen Theil der Resultate niedergelegt, welche die wesentlich unter seiner Leitung und nach seinem Plane angeführten Ausgrabungen des Bergügels von Sendschirli — namentlich an Inschriftensteinen — ergeben haben. Die Ausgrabungen in Sendschirli, in einem bis dahin „verborgenen Winkel an der Grenze von Kleinasien und Syrien“ bilden nun ein wichtiges Glied in der Kette jener naturwissenschaftlich-historischen Ausgrabungen, welche in unserem Jahrhundert Völker der fernsten Jahrtausende, von denen nur angewisse historische Kunde sich erhalten hatte, in Aegypten, Babylonien, Assyrien, Syrien, Kleinasien, für uns zu neuem Leben erweckt haben. Wir Deutschen können stols darauf sein, dass sich im Orientkomitee eine Anzahl unabhängiger Männer zusammengefunden hat, welche dieses grosse Werk aus freier Entschliessung begonnen und so erfolgreich fortgeführt haben. Und zur Realisirung ihrer Pläne wäre wohl Niemand Geisigerer zu finden gewesen als Dr. Felix von Laschan.

Ethnologie und Volkskunde.

Wir stehen vor einem Wendepunkte in der ethnologischen Forschung, von niemand Geringerem signalirt als von Adolph Bastian, dem ersten Meister der modernen Ethnologie.

Nachdem, sagt Bastian, für die Umschau ethnischer Elementargedanken ein Abschluss allmählich angeöhert ist, gruppieren sich am dem angeöhft vorliegenden Materiale vorläufige Nebeneinanderstellungen zusammen. So beginnt Bastian selbst für einzelne Exempel das Facit aus den Reihen der von ihm erstrebten Gedankenstatistik der gesammten Menschheit zu ziehen und einzelne Elementargedanken der Menschheit in geschlossener Darstellung klar zu legen.

Das letzte Jahr hat uns vier Werke des berühmten Ethnologen gebracht. In dem ersten:

Wie das Volk denkt, ein Beitrag zur Beantwortung sozialer Fragen auf Grundlage ethischer Elementargedanken in der Lehre vom Menschen. Berlin. E. Felber 1892. 67, 223 S. zeigt uns Bastian in der Übereinstimmung der Elementargedanken an einer ganzen Reihe brennender Zeit- und Streitfragen der modernen Soziologie.

In den Primärgedanken des Menschenseins liegen die Keimanlagen zu alle dem, was sich in der geschichtlichen Kultur gross und herrlich entfaltet hat, in allem was das Menschenherz bewegt in seinen Zweifelfragen, in seinen Hoffnungen. Bastian will uns zeigen, wie aus dieser harmonischen Uebereinstimmung die Antworten abgeleitet werden müssen auf die von unserer Zeit neugestellten und doch uralten — speziellen und doch überall sich in der gesamten Menschheit immer wiederholenden Aufgaben. Aus dem, was aus allen Völkern uns entgegenschallt, kann das ethnologisch geübte Ohr das Gleichklänge der Menschheit hören, was im eigenen Volke fortläuft aus altererger Vergangenheit, nachhallend im jugendlich frisch aufstrebenden Leben der Gegenwart.

In den beiden neuesten Publikationen:
Der Buddhismus als religions-philosophisches System. Vortrag gehalten in der Aula des k. Museums für Völkerkunde in Berlin. 89. 63 S. 2 Tafeln. Weidmann. Berlin 1890, und ebenda
Die Verheißungs-Orte der abgeschiedenen Seele. Ein Vortrag in erweiterter Umarbeitung. 89. 116 S. 9 Tafeln.

Vorgeschichtliche Schöpfungslieder in ihren ethnischen Elementargedanken. Ein Vortrag mit ergänzenden Zusätzen und Erläuterungen. Berlin 1890. E. Felber. 89. 146 S. 2 Tafeln.
geht Bastian noch mehr auf Einzelnes ein.

In dem religions-philosophischen System des Buddhismus soll sich uns wie in einem Spiegel das Bild der Entwicklung, so vieler Einzelströmungen und Versuche der klassischen und modernen europäischen Philosophie zeigen. „Beim Umschau des Menschseinsgedankens durch Raum und Zeit sind es immer dieselben Larven, durch welche die Gedankengebilde, als Erzeugnisse des armen Menschengehirns, die von der Sphinx gestellten Fragen zu beantworteten suchten unter momentanen Selbsttäuschungen, die sich leider nie auf die Dauer hin stichtalig bewährt haben.“

In 30-jährigem Ringen, im 30-jährigen Kriege, wie er selbst sagt, „hat Bastian „trotz des Aufsehens belleristischer Entrüstung“, unbeirrt „störriß“ fortgearbeitet im Zusammenströmen des ethno-psychischen Baumaterials aus allen vier Winkeln der Erde. Aber die Zeit hat Angst bekommen, seine Absichten und sein Thun zu verstehen, von allen Seiten erfolgen sympathische Zustimmungen — und nun glaubt er selbst die Zeit gekommen zu jenen von ihm lange verheissenen logischen Rechnen aus dem consensus omnium gentium.

Überall in der ganzen Welt wird im Bastian'schen Sinne an dem Zusammenströmen der Materialien zu einer allgemeinen Menschheits-Psychologie als Summe der allgemeinen Elementargedanken gearbeitet, nicht am weitesten in Amerika, und das Ergebnis dient wesentlich dazu, uns mit der gesamten Menschheit eins zu wissen und zu fühlen, auch mit den armen Naturkindern, für welche es einst päpstlicher Dekrete bedurfte, um ihnen die Rechte „wahrer Menschen“ einzuräumen. Ihr Gedankengang ist dem unseren congenial und in den Elementargedanken „des Wildstammes schimmern bereits alle die Keimanlagen

zu dem, was in der Geschichte der Kultur sich Hebrus und Herrliches entfaltet hat“.

Auch hier erweist sich die Einheit des Menschengeschlechtes durch die Resultate fortbreitender exakter Forschung geichert.

Ganz in dem Sinne Bastian's hat Max Bartels in seinem neuesten Werke:

Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin. Leipzig. Grieben's Verlag. 1898. 69. mit 17 Originalabbildungen im Text

eine besonders wichtige und überall in's praktische Leben einwirkende Gruppe von Elementargedanken dargestellt und sich wieder als der Meister des Findens, Ordnen und Gruppieren bewährt, als welchen wir ihn kennen. Das neue Werk wird nicht weniger wie das im gleichen Verlage von demselben Verfasser erschienene

PIONS: Das Weib die allgemeinste Anerkennung und ungetheilte Zustimmung erfahren, es stellt auch für den Ethnologen wie für den Arzt eine wichtige Fundgrube dar. Es beweist wieder, dass die Naturvölker überall in gleichen Lebenslagen zu gleichen oder sehr ähnlichen Massnahmen und Anschauungen gelangen, ganz gleichgültig, ob sie im hohen Norden, ob sie am Äquator, oder ob sie in gemässigten Zonen wohnen. Das ist es eben, was Bastian in alle Völkergedanken bezeichnet hat.

Noch eine andere für die Psychologie und Moral der gesamten Menschheit wichtige literarische Entscheidung ist diesem Jahre zu verdanken.

Während von manchen Seiten, und an besonders publikler Stelle, die von ausgezeichneten Forschern auf dem Gebiete der Kulturgeschichte der gesamten Menschheit als Hypothese ausgesprochene Vermuthung, dass es einst eine vielleicht über die ganze noch unkuivirte Menschheit verbreitete Periode allgemeiner ununterschiedlicher geschlechtlicher Gemeinschaft gegeben habe ohne Familien-Zusammenhalt, nur in der Gemeinschaft der „Horde“ und in dieser mit der Mutter, haben die neuen gründlichen Durchforschungen dieses von ganz eigenartigen Schicksen verfallenen Gebietes dahin geführt, anzuerkennen, dass überall in der ganzen Welt heute und immer die Familie, aus Vater, Mutter und Kindern bestehend, es gewesen ist, was als Grundlage der sozialen Gruppierungen angesehen werden muss. Und zwar erscheint die Monogamie als das Ursprüngliche. „Damit wissen wir auch, wo wir den Ursprung der Gesellschaft zu suchen haben: in der Familie. Ans ihr geht zunächst die Ehe hervor; denn, wie Westermarck gezeigt hat: die Ehe wurzelt in der Familie und nicht die Familie in der Ehe.“ (L. Brentano.)

Die Werke, welche, neu erschienen, mit dieser wichtigen Frage sich befassen, sind:

Edward Westermarck: Geschichte der menschlichen Ehe. Aus dem Englischen. Bevorwortet von A. R. Wallace. 89. 569 S. Jena. H. Costenoble. 1893, das Grund- und Quellenwerk für alle einschlägigen Fragen; dann:

Dr. Lothar von Dargun: Mutterrecht und Vaterrecht. Leipzig. Duncker & Humblot. 1892. Erste Hälfte. 69. 155 S. unentbehrlich für jeden Ethnologen und Philosophen, voll Aaregung und Belehrung für jeden Gebildeten, und:

Lajo Brentano: Die Volkswirtschaft und ihre konkreten Grundbedingungen. Erstes Kapitel einer „Volkswirtschaftslehre“. In der Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte L. c. S. 77 ff. J. C. B. Mohr. Freiburg und Leipzig.

Es ist damit bewiesen, dass es nicht nur eine allgemeine Psychologie, sondern auch eine allgemeine Menschheits-Moral gibt, deren Grundgedanken in Beziehung auf den Verkehr der Geschlechter überall die gleichen waren und sind. Die armeneligen wilden Wedda's auf Ceylon, von denen wir unten noch weiter hören werden, übertreffen auch nach der Richtung der Moralität in Wort und Werk weit die umwohnenden Völker, welche sie in der Kultur soweit überragen (Sarasin).

Die geschlechtliche Immoralität ist nicht eine allgemeine Kinderkrankheit des Menschengeschlechtes, sondern ein Auswuchs steigender Kultur.

Somatische Anthropologie.

Werfen wir noch zum Schluss einen Blick auf die neuen wissenschaftlichen Publikationen auf dem Gebiete der somatischen Anthropologie aus diesem Jahre, so tritt uns zuerst entgegen das grossartige Prachtwerk Rudolf Virchow's:

Crania ethnica americana. Sammlung ansehnlicher amerikanischer Schädeltypen. Mit 26 Tafeln und 29 Text-Illustrationen Gross Folio. (Berlin. Acher & Co. 1892.) Wir haben schon bei unserer Versammlung in Ulm die dem Texte beigegebenen Tafeln bewundert. Diese Schädeldarstellungen sind ein Triumph der geometrischen Abbildungsmethode, die hier zeigt, was sie bei gemeinsamer Arbeit des Forschers und Künstlers zu leisten vermag und was wir von ihr zu fordern berechtigt sind. Wie uns hierin der Weg gewiesen wird, so geschieht das in noch viel entscheidenderer Weise im Text. Der Text behandelt die wichtigsten Hauptfragen der Krianiometrie und Krianiologie: Deformation der Schädel, ihre individuelle Variation und ethnischen Besonderheiten, die typischen Schädelformen. Nicht nur scharfe Kritik, sondern auch ein misgegendes Prinzip Virchow's, in den streitigen Fragen tritt uns hier wie in allen Werken des Meisters entgegen. Keineswegs ist es die Schädelform allein, welche zur anthropologischen Differenzialdiagnose herbeigezogen werden muss, von gleicher, vielleicht in manchen Beziehungen noch höherer Bedeutung sind Hand und Haar, die sich, wie es scheint, sicherer vererben als die Schädelform. Die pathologischen, halopathologischen, zufälligen, halb- und ganzsichtlichen Einwirkungen auf die Schädelform werden analysirt und den aus dem „inneren Bildungstrieb“, wie Blumenbach gesagt hat, entstammenden wahrhaft individuellen und typischen Formen entgegengesetzt. Aber auch diese erscheinen Virchow nicht streng nuanzenbar. Ihm liegt der Gedanke nicht fern, dass die eine Form aus der anderen — sogar im Lauf der individuellen Entwicklung — hervorgehen könne und er ruft geradezu zu Untersuchungen im grossen Massstabe auf über die Veränderung der Schädelformen im Zusammenhang mit Lebensalter und Geschlecht an dem gleichen Individuum. Virchow und uns ist diese Frage eine noch vollkommen offene, die jetzt, in dem Sinne einer absoluten Vererbung der Einzelform, schon so vielfach als gelöst postulirt wird.

Virchow's Verdienst ist es gewesen, dass die schon von C. E. von Bär in Göttingen 1861 unsonst gesuchte Verständigung zwischen den arbeitenden Anthropologen bezüglich der Methoden und Ziele in der „Frankfurter Verständigung“ zu Stande kam, unsere Namen hätten dazu nicht Kraft genug gehabt.

Die Verständigung hatte in den letzten Jahren eine gewaltige Kraftprobe zu bestehen — ich erinnere an die Kämpfe vor und bei der Versammlung in Danzig

und an ihre Nachspiele zum Theil in Anschluss an meine Untersuchung: „Ueber einige gesetzsmässige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn und Gesichtsschädel“. München F. Bassermann. Der Sieg unserer „Verständigung“ war ein vollständiger.

W. Branne hat durch exakte Messungen und Beobachtungen die Anstände gegen den wissenschaftlichen Werth der Methode als vollkommen unbegründet zurückgewiesen, aber der beste Beweis ihres Werthes liegt in ihren realen Erfolgen.

Das letzte Jahr hat, ausser dem Werke Virchow's selbst, noch zwei sehr wichtige Publikationen aus der somatischen Anthropologie gebracht, welche im Wesentlichen nach Virchow's, oder sagen wir besser, nach der in der Frankfurter Verständigung niedergelegten deutschen Methode gearbeitet wurden.

Es sind das zunächst die wunderbar ausgestatteten, auch wissenschaftlich ein geradezu grossartiges, selbst gesammeltes Material darbietenden beiden Folianten der Herren Sarasin:

Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon von den Dr. Paul und Fritz Sarasin. Wiesbaden. C. W. Kreidel's Verlag. Dritter Band: Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen vorhandenen Räthsel der Lösung näher zu bringen. Mit Atlas von 64 Tafeln. 1892/93.

Diese Untersuchungen sind um so wichtiger, da sie sich mit einem jener „Zwerghäutchen“ beschäftigen und, wenn solche überhaupt noch zu beobachten waren, geradezu die letzten „reintüblichen Vertreter der wilden Wedda's“ behandeln, welche durch Virchow's Werk: „Die Wedda's von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Vechtsstämmen“ 1881 für die allgemeinen Fragen der Anthropologie, Ethnologie und somatischen Urgeschichte der Menschheit von grundlegender Bedeutung geworden sind. In der vortrefflichen Materialsammlung und Beschreibung über den aussterbenden Stamm beruht der allseitig bleibende Werth dieser Prachtpublikation, bei welcher wir mit Freude die vollkommen reinliche Trennung der hypothetischen Verwertung der That-sachen von diesen selbst constatiren.

Für die Anthropologie und ihr methodisches Fortschreiten kann weniger bedeutsam möchte ich die Untersuchung bezeichnen, welche

Rudolf Martin, Privatdozent der Anthropologie in Zürich unter dem Titel:

Zur physischen Anthropologie der Feurländer reich illustirt soeben als Habilitationsschrift im Archiv für Anthropologie. XXII. S. 166 ff. veröffentlicht hat.

Trotz ihrer bescheidenen Gestalt ist nach dieser Publikation kaum weniger — in manchen Beziehungen sogar mehr — wie die Prachtpublikation der Herren Sarasin als ein „Lehrbuch an Hand klassischer Beispiele“ für die somatische Anthropologie und ihre gesunden Methoden zu bezeichnen. Sehr begrüssenwerth ist die kritische Art, mit welcher sich Herr Martin frei zu halten weiss von den landläufigen Hypothesen, welche noch so oft nicht nur als lediglich in dem Tagesgeschmack händigerer Schmeck und Arabeske, sondern von weniger Einsichtigen geradezu als Grundlage der ganzen Betrachtung verwendet werden.

Auf Eines möchte ich speziell hinweisen. Obwohl die Herren Sarasin eine gewisse Hinneigung der Wedda's zu dem Chimpanse herausbringen zu können glauben — ein Glaubenssatz, welchen Herr E. Schmidt im Globus schon richtig zu stellen versucht hat —,

so finden sie doch diese armenigen, vielfach als kaum vom Thier zu trennende Wesen angesprochenen Wilden nicht nur, wie schon oben gesagt, in ihrer sittlichen Entwicklung so manchen Kulturvölkern überlegen, sondern auch in somatischer Beziehung speziell uns, den Europäern, so nahehestend, dass sie als die Vorfahren derselben, geradem in biblischen Sinne als unsere Adam und Eva, angesprochen werden.

In analoger Weise findet Martin zwischen den von ihm so sorgfältig geprüften Feuerländer und uns Europäern eine größere Ähnlichkeit mit als anderen Menschenrassen. Es werden damit die zwei niedrigsten Menschentypen: Wedda's und Feuerländer in ihrer somatischen Form den Europäern direkt angelehnt auf Grund eingehender Studien.

Der körperliche Unterschied zwischen den einzelnen Menschenrassen und Typen ist eben einmal nicht so gross, wie ihn die Rassen-theoretiker darzustellen pflegen. Speziell für die Europäer hat schon Blumenbach eine mittlere Stellung zwischen den übrigen Rassen postuliert, was die neuen Resultate zu B. meine Vergleichung der Körperproportionen wieder so schlagend bewiesen haben. Das ist der Grund, warum sich überall Ähnlichkeiten mit uns Europäern finden. Diese neuen Forschungen und Ergebnisse sind also ganz im Geiste Blumenbach's.

Ich denke, wenn Blumenbach, der Schöpfer der wissenschaftlichen Anthropologie, hier unter uns sitzen würde, er würde sich freuen, zu sehen, was unter der Hand des Neubegründers der Anthropologie Rudolf Virchow aus seinem so nacheinander begonnenen Werke geworden ist.

Anföhlung der Einzelpublikationen aus dem Jahre 1892/93.

Die im Folgenden benutzten Abkürzungen:

Wenn kein Jahreszahl angegeben, an ist die Publikation aus dem Jahre 1892; die Ziffern bedeuten die Seiten.

Z.E. = Zeitschrift für Ethnologie.

Z.E.V. = (in vorstehender Zeitschrift) Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

Z.E.N. = (Mit dieser Zeitschrift verbunden) Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde.

Cor. Bl. = Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

A. A. = Archiv für Anthropologie.

H. A. U. = Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. W. M. = Wiesner Mittheilungen.

Ostergrenzen's Journal: Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Organ der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, begründet von A. Föker und L. Lindenschmit. Unter Mitwirkung von A. Bastian in Berlin, G. Fraas in Stuttgart, W. Hie in Leipzig, H. v. Helder in Stuttgart, J. Kellmann in Basel, N. Kildinger in München, L. Rütimyer in Basel, E. Schmidt in Leipzig, C. Sauer in Wiesbaden, L. Steudle in Königsberg, R. Virchow in Berlin, C. Vogt in Gießen, A. Voss in Berlin, W. Waldeyer in Berlin und H. Welcker in Halle, herausgegeben und redigirt von Johannes Reiske so München. Bd. XXII. Mit in den Text eingedruckte Abbildungen und vier lithographirte Tafeln. Rausschwung, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1893.

Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Organ der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben von W. v. Gumbel, J. Kellmann, F. Ohlenschläger, J. Reiske, N. Rütimyer, C. v. Zittel. Redaktion: Johannes Reiske und Nikolaus Kildinger. Bd. X. München. Verlag von Friedrich Bassermann, 1892.

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redaktions-Kommission: A. Bastian, K. Hartmann, R. Virchow, A. Voss. Jahrg. XXIV. 1892. Berlin. Verlag von A. Asher & Co., 1892.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von R. Virchow. Berlin. Verlag von A. Asher & Co., 1892.

Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Reiske in München. XXIII Jahrg. 1892.

Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXII (der neuen Folge XIII) und Bd. XXIII (der neuen Folge XIII). 1892. H. 1, 2, 3.

Internationales Archiv für Ethnographie. Redaktion von J. D. K. Schmelts. Bd. V u. Bd. VI. 1892. H. 1 u. 2.

Prähistorische Forschungen.

Allgemeine Fragen der Prähistorie und zusammenfassende Untersuchungen geologischer Fundstellen, einschliesslich Verh. d. Internat. Congr. f. Ethnograph. 1892. S. 1-3.

Azeruni, Nephrit von Schachidilla-Chodja im Klein-Indo-Gebirge. Z. E. 16.

Böcker, Antheiliche Alterthümer. Z. E. V. 33.

Cassanese, Bericht des Westens. Prähistor. Museo. Album II n. Strass 18, Brinsenz 17, Fagnone 20.

Doer, Uebersicht über die präkritischen Funde im Stadt- und Landkreis Eibing mit einer Fundkarte u. einer Karteizure der mathematischen Völkergeschichte im Mündungsgebiet der Welchöl (60 v. Chr.—50 v. Chr.). Heftzug zum Programm des Eibinger Realgymnasiums. 1893. 49, 47 S.

Fayyad, Bericht über die Oberlicht von Siden in vorgeschichtlicher Zeit. Z. E. V. 410.

Finn, Zur Frage der prähistorischen Musikinstrumente. Z. E. V. 124.

Friedel, Zwei sehr alte Nachrichten über Lanzen- und Pfeilspitzen. R. III. 177.

Göber, Die Gefässformen u. Ornamente der neolithischen schwebenden Keramik im Flussgebiete der Saale. 2 Tafeln. Jena 1891. Hermann Poesche. 50, 74 S.

Haus, Vermischte Nachrichten über Rügen'sche Alterthümer. Monatsblätter d. Ges. f. pommer'sche Gesch. u. Alterthumskunde. 2. H. 1891. 35 Tafeln und 302 Abbildungen.

Hörner, Moris, Geschichte der Entwicklung des Systems der drei prähistorischen Kulturperioden. W. M. 1892. 71.

Hörner, Moris, Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie. Z. E. 1892. 10.

Jest, Kellen an ägyptischen Tempeln. Z. E. V. 377.

Jungblut, Prähistorisches aus Spanien (Tafel III). Z. E. V. 64. Nachtrag dazu: 102.

Krimann, Der XI. Internationale Congress für Anthropologie und Urgeschichte in Moskau vom 8.—20. Aug. A. A. XXI. 592.

Lehmann, Beitrag zur Geschichte der Mine von (schwer). 187 (780) bzw. leicht 392 (897) g. Z. E. V. 216.

Lehmann, Erklärung zur Frage der babilonischen Gewichtnorm. Z. E. V. 425.

Lehmann, Ueber eine erhöhte Form des solonischen Gewichts. Z. E. V. 522.

Lehmann, Ein geschlossenes Nephritplättchen. Z. E. V. 422.

Lehmann, Ueber den Bestand und über das Alter der babilonischen gemessenen Norm. Z. E. V. 1892. 23.

Lissauer, Drei Bronze-Analysen des Hrn. Helm. Z. E. V. 1892. 120.

Mestorf, J., Ausgrabungen und Erwerbungen des Meesener vorgeschichtlichen Alterthümers in Kiel. Z. E. N. H. 5. 71.

Mestorf, J., Führer durch das Schleswig-Holsteinische Meesener vorgeschichtliche Alterthümern an Kiel. Kiel 1892. 80, 19 S.

Mojsisowicz, R., Die Halbkreis-Entwicklung. Naturwissenschaftliches Rundschau Jahrg. VIII. Nr. 5. 115.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

Mösch, Die Kupferzeit. Einleitung und die Vertheilung zur Kultur der Indogermanen. Mit 111 Abbildungen in Text, 2. Auflage. Jena, Hermann Costenoble 1892. 89, 326 S.

- Virchow, Räumliche Alterthümer, namentlich Silber, Stein- und Thongröße. Z. E. V. 456.
- Virchow, Flora von sibirischer Brunn. Z. E. V. 39.
- Virchow, Fonds bei der Angrabung des Nord-Ostsee-Kanals in Helms, Z. E. N. 1922, 49, 104, 32.
- Wessel, Rheinische Funde. Z. E. N. 33.
- Wiesner, Die vorgeschichtliche Verhältnisse von Tirol und Vorarlberg. Die Österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien, 49, 12 S.
- Wiesner, Urgeschichtliche Einzelkunde aus Tirol. Mit 3 Tafeln. Aus Zeitschr. des Erdmänners. III. Folge H. 36. Innsbruck, Wagner. 8 S.
- Vom Boden der klassischen Geschichte.
- Belch, Archäologische Forschungen in Armesien. Z. E. V. 1899, 81.
- Böschner, Ergebnisse von Schülern's letzter Ausgrabung auf Hissarlik (Mörz-Juli 1903). Z. E. V. 1009, 18.
- Brasch, Neueste Untersuchungen in Unterägypten und dem Fayum, insbesondere über das Labyrinth, den Moira-See u. Fortschritte aus Gräbern. Z. E. V. 416.
- Brechaz, Das jonische Sames. Mit 1 Kärtchen. Amberg, Lindl. 69, 68 S.
- Hirtach, Geschichtliche Notizen über die zum Beginn unserer diesseitigen Dänormung. Z. E. V. 200.
- Hörans, Über die ergeschichtlichen Denkmale Sardiniens, (Beziehungen) des Menschen. d. v. w. n. e. K. l. b. in Wien. Jahrg. XIV. H. 5 S. 29.
- Hommel, Ausgrabungen in Sandshill. Corr.-Bl. 1903, Nr. 2.
- Krause, Der griechische Kulturbereich. Z. E. V. 203.
- Lohmann, Ueber die Gräberbestattung des Mörz-Sam's. Z. E. V. 416.
- von Luschke, Ein angebliches Zinnbild aus Ilion und über die Entwicklung des griechischen Kulturbereichs. Z. E. V. 362.
- von Luschke, Gnidiotempelchen von Mykenä. Z. E. V. 307.
- von Luschan, Ein antikes Modell des ägyptischen Labyrinth. Z. E. V. 20.
- Kleinschmidt, G., Zwei Ionenische Inschriften. Iesterberg 1902, 89, 10 S.
- von Luschan, Felix, Ausgrabungen in Sandshill, Heft XI: Mittelbronze aus den orientalischen Sammlungen. Einleitung und Inschriften. Mit 1 Karte und 6 Tafeln. Berlin, W. Spemann, 1902, 49, 49.
- Sartori, Karl, Das Kottabos-Spiel der alten Griechen. München, A. Beckhals, 1903, 90, 116 S. mit 8 Tafeln.
- Schwartz, Der ägyptische Staat, selbst einer vergleichenden mineralogischen Untersuchung der Smaragd von Alexandria, vom Gebel Sahara u. vom Ural. V. Arras, Z. E. 41.
- Troll, Chemische Spiegel u. eine Glocke mit griechischer Inschrift. Z. E. V. 385.
- Virchow, Ueber griechische Schädel aus aller und seiner Zeit und über einen Schädel von Herakles, der für den des Sophokles gehalten ist. Sitzber. d. b. preuss. Akad. d. Wiss. Berlin, 1904, XXXIV, 677.

Kieselsteine.

- von Alless, Gypsmodell eines Thonglases aus einem Hügelgrabe bei Lutzp. Z. E. V. 1905, 98.
- Andren, Ammoniten von Salatz, Würtemberg. Z. E. V. 190, 100.
- Becker, Zum Verständnis der Formen unserer deutschen Hausurnen. Z. E. V. 190, 100.
- Becker, Eine Hausurne bei Demaz. Z. E. V. 1905, 154.
- Braunger, R., Die Hüfelformen in Deutschland, namentlich in südlicheren u. nördlichen. Mit 3 Tafeln. Landwirtschaftliches Jahrbuch. Berlin, 1903, Paul Parey, 325.
- Buchholz, Beuterei-Knochen und Geweihsstücken aus Grönland. Kr. Preuss. Jahrb. 1905, 169.
- Friedel, Bronze-Depoude von Nijderfeld, südwestlich Berlin, nahe dem Fortu Köpenick. Z. E. V. 475.
- Geyer, Steinbild von Heuberg bei Berka a. L., Grossherzogthum Sachsen-Weimar. Z. E. V. 262.
- Götts, Fund von Bau, Kreis Finsterg. Schleswig. Z. E. V. 263.
- Grass, Sonderbar. Bronzebild mit 3 gestielten Köpfen von Estavay. Z. E. V. 262.
- Krause, Kinderklapper in Gestalt einer menschlichen Figur. Z. E. V. 86.
- Krause, Zwei vorgeschichtliche Harzfüsse. Z. E. V. 98.
- Krause, Fremdling aus vorgeschichtlicher Zeit. Z. E. V. 97.
- Lindemann, Goldene Armaband von Heiligand. Z. E. V. 24.
- Linsinger, Ueber einige vorgeschichtliche Bronzeringe, deren Verfassung. Tafel IX. Z. E. V. 469.
- Lissauer, Zwei neolithische Knochenringe. Z. E. V. 1903, 50.
- Mastaler, Sehr artornamenten Knochenring. Z. E. V. 249.
- Müller, Bronze-Depoude bei Koksary. Posen. Z. E. N. 50.
- Pfäfers, Münzfund in Mecklen. Aus Zeitschr. d. hist. Ges. f. d. Prov. Pomm. VII, 345.
- Schmauss, Geogonon und griechische Bronze-Halsfüsse aus Pommern. Z. E. V. 241.
- Schlichter, Ein Steinbild aus Geschichte der Steinbildung. XXIV Band der Annalen. Tafel VII-IX mit 15 Abbildungen. Annalen d. Ver. f. Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. B. XXV, 1905, 43.

- Weigel, Brunnfund aus Elsterwerde, Provinz Sachsen. Z. E. N. 426.
- Weigel, Fibel von Grünberg, Kr. Königsberg, N.-M. Prov. Brandenburg. Z. E. N. 63.
- Weigel, Neolithische Thongefäße von Klein-Krehl, von Klein. Z. E. N. 66.
- Weigel, Geschichtsreste von Vandburg, Prov. Westpreußen. Z. E. N. 63.

Ausgrabungen.

I. Natürliche Höhlen, Dolmen.

- Bürger, Der Rockstein, das Föhrlinns und der Saßbühl. Aus Mittheilg. d. Ver. für Kunst und Alterth. in Ulm und Giesing. p. 3. Ulm, Eber's Verlag. d. deutsch. ant. Ges.
- Buschke, Das arktische Primat und der fossile Mensch von Südsibirien. Naturwiss. Wochenschr. B. VIII, 84.
- Endrian, Zur Geologie der Höhlen des schwedischen Alpbürgens. I. Der Fund des Gattungsberg Höhlenbürgens. Mit 1 Tafel. Deutsch. geogr. Gesellsch. Bd. XLIV. Berlin, Neake, 49.
- Floerß, Die Belegungen der Geologie zur Alterthumskunde. Annalen d. Ver. f. Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. XXV, 1905, 1.
- Götze, Die paläolithischen Fundstelle von Taubach bei Weimar. Z. E. V. 367.
- Herrmann, Dem, Der paläolithische Fund von Mischels. Mit 4 Tafel-Illustrationen. W.M. 1903, 77.
- Klona, Die Harze Höhlen, ihre Auffüllungen und Thaurate. Harze Monathefte. Ang. 211.
- Krause Gustav, Ueber Spuren menschlicher Thätigkeit aus interglacialen Ablagerungen in der Gegend von Eberswald. A.N. 116.
- Krause, Die Höhlen in den sibirischen Dorevalische u. ihre Vorzeit. Sep.-Abdr. aus dem Jahrbuch der k. b. geol. Reichsanstalt 1892, B. 42, H. 2. Mit 8 Lithog. Tafeln. (Nr. XI-XIII). Wien, 46.
- Kuerti, Südbrasilianische Höhlen und Katakomben der frühen Mensch. Z. E. V. 305.
- Maska, Die sibirischen Mammothfähr in Predmost. Corr.-Blatt d. deutsch. Ges. f. Anthr. Ethn. u. Urgesch. Jahrg. XX, Nr. 2.
- Nünch, Fund einer Stimpelplatte mit Thierzeichnungen aus Schweinshill (Tafel XI). Z. E. V. 353.
- Neubring, Die neolithischen Funde des Ergebnisses der Ausgrabungen am Schweinshill bei Schiffhans. Z. E. V. 354.
- Virchow, Neue Ausgrabungen und Funde beim Schweinshill bei Schiffhans. Z. E. V. 81.
- Virchow, Fundstücke von Schweinshill bei Schiffhans. Z. E. V. 415.
- Voss, Auflösung von drei menschlichen Skeletten der paläolithischen Zeit in einer Höhle der hiesigen Provinz. Z. E. V. 286.
- Wochel, Die paläolithische Jagd in Mithren. Glmütz 1892, 99, 61 S.

II. Wohnstätten und Bauten späterer Epochen.

- Künstliche Höhle bei Fregendorf, Allgemeine Zeitschrift in München. Nr. 228.
- Hecker, Tafelstein bei Lindau in Anhalt. Z. E. V. 361.
- von Cobanoss, Vordänische Alterthümer. I. Der Brunnstein aus dem grossen Erdberg. E. Der Abschnittswall und der Ringwall auf dem Hügel der Heiligand. Aus Jahrbuch Annalen d. Ver. f. Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. XXV, 1905, 21.
- Conrad, Höhlen und Burgwall von Ed. Ludwigsdorf in Westpreußen. Z. E. N. 67.
- Feyerabend, Ein Heiligthum aus heidnischer Zeit (Königsberg, Kreis Götzen). Jahrbuch. 2. d. Ges. f. Anthr. u. Urg. d. Oberlausitz. Götzen 95.
- Gebühren, Untersuchung und Aufhebung der vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen in Niederlausitz. Z. E. N. 1805, 31.
- Jentich, H., Zwei neolithische Rundwälle im Kreis Creutzburg. Aus Niederl. Mittheilg. Bd. II, Guben, 402.
- Mebius, H., Funde aus Randelstein der Niederlausitz, namentlich aus der alten Schanze bei Stargard, Kr. Guben. Niederl. Mittheilg. 1903, H. III, 1.
- K. K. K., Ringwälle und Befestigungsanlagen. Weidw. Zeitschr. f. Gesch. und Kunst. Trier, Jahrg. XI, 210.
- Mebius, C., Schichtenwall auf dem Dooerberg. Z. E. V. 363.
- Mebius, C., Ausgrabungen am Brunnshill bei Döhrbom a/H. Z. E. V. 564.
- Mebius, C., Römische Inschrift am Brunnshill. Z. E. V. 1905, 122.
- Mebius, C., Neue Funde: drei Befestigungs- und alte Wege in der Nähe der Döhrbom Rüggen. Corr.-Bl. d. westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst. H. 5 u. 6, 67.
- Mebius, C., Vorgeschichtliche Wohnstätten in Schleswig-Holstein. Mittheilg. d. Anthr. Ver. in Schleswig-Holstein. Kgl. H. 6, 3-13.
- Freibach, Burgwall von Creutz bei Nassow, Kreis Götzen. Z. E. N. 61.
- Freibach, Burgwall von Adl. Weis-Bühwitz, Kr. F. Stargard. Z. E. N. 76.

Treichel, Burgwall von Graatz bei Nassau, Kr. Coesin, Z.E.N. 91.

Weigel, Der Burgwall von Marienwalde, Kreis Arnswalde, Prov. Brandenburg, Z.E.N. 57.

Weigel, Der Burgwall von Alt-Kapplo, Prov. Brandenburg, Z.E.N. 72.

Zachische, Die vorgeschichtliche Burg und Wälle auf der Hainleite, Heft 11. Die vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, Halle, Otto Hendel, 4^o 30 S., 8 Tafeln und 85 Abbildungen.

III. Grabstätten.

Basler, Neue Ausgrabung in Oberkraft, Wittenberg, Z.E.V. 509.

Böttcher, Vorgeschichtliches Funde aus der Standesherrschaft Forst-Pfaffen, Tafel 2. Niederl. Mittheilg. R. III. 34.

Caihak, Grabfeld bei Gr.-Tschansch, Kreis Breslau, Z.E.N. 51.

Danziger Zeitung, 1. Steinzeitliches Grabfeld von Chlapow und von Log. 2. Hügelfelder auf der h. Domäne Cottbus, Kr. Putzig, Z.E.N. 58.

Erckert, archaische Ausgrabungen in Ungarn, namentlich in Pöcs, Z.E.V. 569.

Föhr und Mayer, Hügelfelder auf der schwäbischen Alb. Mit Abbildungen. Stuttgart, Kohlhammer, 4^o 36 S.

Götze, Neolithisches Grab bei Hasenow, Amt Weimar, Z.E.V. 549.

Götze, Zwei liegende Hocker in Weimar, Z.E.V. 550.

Götze, Neolithischer Grabfund von Vippachdehauken, Grenz Sachsen-Anhalt, Z.E.V. 1900, 140.

Götze, Menschenschädel im Hirschgüßel bei Wobbehor, Grenz Sachsen-Anhalt, Z.E.V. 1903, 162.

Gross-Vircow, Fund von Skelettlagen der Bronzezeit bei Corowitz, Neolithische Altertümer, Z.E.V. 591.

Guttmae, Steinzeitgräber und Gesichtsforsung bei dem Dorfe Eichenhan und Dörfelhof bei Wassow im Kreis Schlabau, Posen, Z.E.N. 47.

Hauptstein, Das Hügelfelder bei Horns, Niederl. Mittheilg. R. II. Gaben. 331.

v. Heffigarten, Heiliger, Uebersetzung von Hügelfeldern in Neukow bei Jastschin (Prov. Posen), Jahrbuch. 2 d. Ges. f. Anthr. u. Urg. der Oberrheinl. Görlich, 54.

Jastschin, Die Versteinerung und slawische Gräberfelder aus dem Gubener Kreise, Z.E.V. 274.

Jastschin, H. Die Steinzeit von Forst in L. und verwandte Funde aus der Niederlausitz, Ann. Niederlausitzer Mittheilungen, R. II. Gaben. 331.

Jastschin, H. Zwei Bronzefunde von Hasow, Kreis Gaben, Ann. Niederl. Mittheilg. R. II. Gaben. 327.

Jastschin, H. Niederlausitzer Bronzefunde, Ann. Niederl. Mittheilg. R. II. Gaben. 335.

Jastschin, H. Das Gräberfeld bei Ostig, Kreis Gaben, Niederl. Mittheilg. R. II. Gaben. 393.

Jastschin, H. Einige alte Urvasen aus Niederl. Mittheilg. R. II. Gaben. 401.

Jastschin, H. Niederlausitzer Bronzefunden und Thongefäße aus vorrömischen Gräbern, Niederl. Mittheilg. R. III. 70.

Kirschmann, Die Ausgrabungen in Schretzheim, Monatsheft. Nr. 109, 110, 111, 112, 118, 119, 200, 221, 224.

Klinge, Prähistorische Funde aus der Umgegend von Arnberg, Altmann, Z.E.V. 583.

Knaur, Prähistorisches Grabfeld bei Neidau, Neukirchen, Amberg Volkszeitung, Nr. 211 und 207.

Kröger, Die Gräberfelder westlich und östlich von Tausen, Kreis Cottbus, sowie der Rundwall bei diesem Dorfe, Niederl. Mittheilg. Bd. III. 26.

Kuhn, Ausgrabungen bei Heddernheim, Z.E.N. 48.

de Marchesotti, Ausgrabungen in Locis 1901, Z.E.V. 287.

de Marchesotti, Ausgrabungen in Caporetto und S. Lucia, in S. Pietro al Natone, in Castellini und Höhlen, Z.E.V. 1904, 37.

Müller, Die Altertümer im Oberamt Rheigen. Mit Karte. Stuttgart, Communion-Verlag W. Kellhammer, 1903, 95, 58 S.

Riesler, Zwei Gräber von Schwacha, (Transkaukasien), Z.E.V. 566.

Schwab, Skelettlager von Galgenberg bei Wollin, (Pommern), Z.E.V. 492.

Schwab, Bronzezeitliches Hügelfeld von Tantow, Monatsheft f. Ges. f. pommerische Geschichte und Alterthumskunde, H. 5, 66.

Tewes, Steinzeitgrab bei Goldbeck, Kr. Stade, Hannover, Z.E.N. 56.

Graf Waldstein, Eine Gräberstätte bei Dauba, Mit 2 Tafeln, Mittheilg. d. nordböh. Excursions-Clubs, Leipzig 1899, 73 S.

Weigel, Die Gräberfelder von Treibschow und Sbyren, Kreis Krauss, Provinz Brandenburg, Z.E.N. 48.

Weigel, Die Hügelfelder von Neuburg a. d. Weier, Provinz Hannover, Z.E.V. 592.

Weigel, Das Gräberfeld von Reperstedt, Herzogthum Braunschweig, Z.E.N. 90.

Weigel, Neue Funde von Altewalde, Provinz Hannover, Z.E.N. 53.

Weigel, Steinheile von Helgoland, Z.E.N. 91.

Weigel, Grabfeld von Amt Wittstock, Provinz Brandenburg, Z.E.N. 59.

Weigel, Das Gräberfeld von Dalhausen, Provinz Brandenburg, Z.E.N. 60.

Wendts, Uebersicht bei Busch, Mittheilg. d. anthr. Ver. f. Schleswig-Holstein, Kiel 1902, H. 6. 3.

IV. Römischen.

v. Chlagespurg-Berg, Die römische Begräbnisstätte bei Reichenhall, Z.E.V. 545.

v. Chlagespurg, Römische Altertümer: I. Der Stand der Limes-Forschung. 2. Die Saalburg. 3. Römischer Schmiedestich und Goldschmiedgräber. Analise d. Ver. f. Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, B. 19, Bonn 1902, 67.

Deppe, Tag der Vorkristlichkeit, Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Trier, Jahrg. XI. 23.

Herzog, Römische Altertümer aus Biersbach im Bilschlag, Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Trier, Jahrgang XI. 57.

Jenny, Römische Überreste von Brigitzheim, Jahrbuch d. Vorarlberger Museen-Vereins 1901, Bregenz, Mit 1 Tafel, S. 8.

Mayer, Albert, Römische Goldbestände bei Eggenen unweit Chiemsee, 1V. Jahrbuch d. hist. Ver. f. d. Chiemgaa in Traunstein, 11.

Mebis, C. Neue Beiträge zur mittelrömischen Alterthumskunde. I. Eine Felsteinzeichnung aus der La Tène Zeit, Mit 2 Tafeln, Sep. Abt. aus dem Jahrbuch, H. 9, Bonn 1902, 67, 68.

Mebis, C. Archäologisches vom Donnersberg, 52. 6. Eine römische Militäranstalt in der Westpfalz, 61. 4. Burgaine Schlossschloß bei Pfalz, 63.

Obleschlagler, Die Ergebnisse der römisch-archaischen Forschungen der letzten 25 Jahre in Bayern, Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Trier, Jahrg. XI. 1.

Obleschlagler, Alturpa, Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Trier, Jahrg. XI.

Obleschlagler, spater, römische Gräber, Correspondenz d. westdeut. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, 167.

Schneider, J., Römischer Strassen im Regierungsbezirk Aachen, aus Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, B. 14, 16.

Schneider, J., Die Fundstellen römischer Altertümer im Regierungsbezirk Aachen, Aachen, Cremer, 9^o 21 S. Mit 1 Karte.

Schultz-Mariberg, Saalburg auf dem Tausen, Z.E.V. 121.

Schultz-Mariberg, Steinzeitgrab mit römischen Helmen von Zirlitz (Imst Weimar), Z.E.V. 487.

Sinzberg, Neue Funde aus Asberg, (Aichlingheim) Mit Tafel III, Bonner Jahrbuch, H. 91, Bonn 1903, 47.

v. Spillmann, Spuren der Römer in Nordwest-Deutschland, insbesondere über das Deuter-Castell, das Ständlager des Vares, und das Schloßfeld am Agnarischen Grenzwall, Tafel III, Z.E.V. 351.

Weigel, Neue Funde aus dem römischen Gräberfeld von Reichenhall, Kr. Gaben, Tafel I, Niederl. Mittheilg. R. III. 16.

Zagomelster, Römische Altertümer auf der Weizende der Voguen, Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Trier, Jahrg. XI. 27.

V. Frühes Mittelalter.

Regler, Die Ausgrabungen bei Schretzheim, Monatsheft d. hist. Ver. f. Oberh., Heft. 70.

Frinkel, Mittelalterliches Gefäß von Deman, Z.E.V. 501.

Graser, Hermann, Zeitschrift des Nordböh. Geschichtsvereins, Karlsruhe des Grossen, Historisches Jahrbuch, B. XIV. (Jahrg. 1902), 302. Münche 1902, Weisbach'sche Buchdruckerei.

Jastschin, H. Die Krüge Lebnitz bei Hamburg u. d. Höhe, vier frühgeschichtliche Grabstätten, Mit 2 Tafeln, Analise d. Ver. f. Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, B. XXV, 1902, 15.

v. Lilienronn, Die vier Schleswiger Rensetiere, Deutsche Rundschau, Jahrg. 19, Nr. 1, April 1903, S. 48.

Lindner, Th., Die Fabel von der Bestattung Karls des Grossen, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, B. 14, Aachen, 131.

Zapf, Eine alte Felsteinzeichnung im Fichtelgebirg, R.A.U. X. 101.

Vircow, Einföhrung arabischer Zahnheiler in Deutschland, Z.E.V. 1900, 122.

Somatische Anthropologie.

Basler, Schädel von Niamen und Djakhan, Z.E.V. 483.

Goldberg, Fortgesetzte Beiträge zur physische Anthropologie der Nowgorod, Z.E.V. 214.

Kraus, W., Die anatolische Neolithiker, Internationale Monatsheft. f. Anat. u. Phys. 1902, B. X. H. 8.

Hartmann, Schell-Neger, Z.E.V. 270.

Lehner, Anthropologie der Aethiopen, Z.E.V. 214.

v. Laschan, Hirschkopf, Unterwiesing, Herz und Hand eines Ermordeten von Togo-Land, Z.E.V. 465.

Littorath, Schädel aus einem Hünengrave bei Klein-Vargau, Z.E.V. 461.

- Martin, Rud., Ein Beitrag zur Oenologie der Alkohol. Sep.-Abdr. d. d. Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 87. Jahrg. H. 8 u. 4. 12 S.
- Martin, Rud., Zur physischen Anthropologie der Feuerländer. Mit 19 Abbildungen und zwei Tafeln. Braunsw. Vieng u. Sohn 1908. 47. 64 S. und A. A. XXI. 165.
- Meatling, Beiträge zur Kenntnis der körperlichen Beschaffenheit der Einwohnerchaft des nordwestlichen Böhmen. 47. S. 81.
- Mits, Ueber die Knochelchen in der Symphyse des Unterliefers von angeborenen Menschen (*ossicula mentalia*). 3 Abbildungen. Anatomischer Anzeiger, Jahrg. VIII. 261.
- Nicks, Gummewulst (*terus palmaris*) als neues Degenerationszeichen. Verh. Mitteldeutschen Neurologischen Centralblatt. 1908. Nr. 19.
- Niederle, Die Schädel von Senftenberg. 47. S. 82.
- Ossi, Schädel von Megara Hyblaea. Z. E. V. 347.
- Pfleiderer, Anleitung zur kypselischen Untersuchung sprachkranker Kinder. Sond.-Abd. aus Monatschr. f. gesammte Sprachheilkunde. Jani. H. 6. 81. 18 S.
- Rauke, J., Ueber einige gestimmte Beziehungen zwischen Schädelumfang, Gehirn und Gesichtsschädel. B. A. U. X. 1.
- Saell, Das Gewicht des Gehirns und des Hirnmarks der Säugtiere in Beziehung zu deren Gehirns- u. Flügelgröße. Sitzgber. d. Ges. f. Morph. u. Phys. in München. VII. 1901. 90.
- Vitrow, Präparate Kopf- und Gesichtstheil eines Gombia. Z. E. V. 78.
- Vitrow, Totfunde von Stuttgart bei Sterben in der Mark. Z. E. V. 318.
- Vitrow, Holzger, Sieben malalische Schädel. Z. E. V. 375.
- Vitrow, Größerschädel von Retzwin an der Oder. Z. E. V. S. 120.
- Vitrow-Vaughan Steyern, Schädel und Haar von Graug-Pangang in Malacca. Z. E. V. 439.
- Vitrow u. Koffer, Zwei keltische Größerschädel von Klein-Oraas und Butzbach. Z. E. V. 548.
- Waldeyer, Anatomie des barten Gammes. Z. E. V. 427.
- Wielack, Die Deutschen Niederterreicher. Eine anthropologische Skizze. 4. Auflage. d. v. Müller, Sauer-Komitz's, XI. banauig. mediz. Schriften. XXV. Wirt. Hölder. 85. 29 S.
- Zittel, Ueber Alter und Herkunft des Menschgeschlechtes. Vortrag am 7. Februar 1908. Münchner Naturw. Anz. Nr. 63 u. 64.

Mischlinge und Keltische.

- Altman, Ueber die Inaktivitätsstrophie bei weiblichen Brustdrüsen. Inaugural-Dissertation. Mit 1 Tafel. Berlin 1898. 87. 27 S.
- Bastels, Ein junger Mann mit abnormer Behaarung. Z. E. V. S. 315.
- Bartsch, Photographie einer 17jährigen Zigeunerfrau mit einem grossen Pimental. Z. E. V. 315.
- Bonnet, Ueber Hypochondria congenita universalis. Mit Doppelbild und 1 Textabbildung. Wiesbaden, Bergmann. 47. 33 S.
- Frans, Extrema Dehnbareit der Haut am Ellenbogen. Z. E. V. 424.
- Grass, Hand eines Maeres mit zwei Duzmen. Z. E. V. 350.
- Grass, Erbliche Polymyositis beim Menschen. Z. E. V. 508.
- Mass, Weisser Neger (Albin). Z. E. V. 359.
- Mass, Junge Kiew. Z. E. V. 359.
- Mass, Dame mit der Pferdeohr. Z. E. V. 318.
- Mass, Die zusammengesetzten weiblichen Zwillingskinder Radika und Dredika. Z. E. V. 563.
- Mass, Tigermenschen. Z. E. V. 503.
- Mass, Ein holsteinisches Zwergpaar. Z. E. V. 1908. 20.
- Orsteins, Capita Georgi oder Tawala. Z. E. V. 539.
- Orsteins, Zwerg in Achen. Z. E. V. 541.
- Orsteins, Wilder Mensch von Trikkala. Z. E. V. 543.
- Philippi, Gefleckte Indianer in Mexico. Z. E. V. 448.
- Randt, Ein siamesisches Kind mit pitheloiden Eigenschaften. Z. E. V. 314.
- Schäfer, Ueber die Vererbung italischer Ohrenform und die Häufigkeit des Vorkommens derselben bei Erwachsenen. Sitzgber. d. Ges. f. Morph. u. Phys. H. VI. 47. 42.
- Tissot, Verwidelte Menschen in Ungarn. Z. E. V. 379.
- Treichel, Lactobio beim männlichen Geschlechte. Sep.-Abdr. aus Am Urquell. B. IV. 88. 71. 84 u. 103.
- Vitrow, H. Maximalmann Maol. Sond.-Abd. a. d. Berliner klin. Wochenschr. Nr. 28. S. 5.
- Vitrow, Rud., Craniologische Anatomie. Sammlung von ausgewählten amerikanischen Schädeltypen. Mit 18 Tafeln und 29 Textabbildungen. Berlin, Verlag von A. Asher & Comp. 47. 83 S.
- Vitrow, Kopf eines menschlichen Anecephalen, der angeblich in Steinkohle gefunden ist. Z. E. V. 1898. 41.
- Weissberg, Die Häufigkeit des Schnorrbarts bei den Frauen in Konstantinopel. Z. E. V. 375.
- Werner, Die Zapfenleiste des Menschen. Inaug.-Dissert. München. Wild. 39 S.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Physiologie.

- Ammon, Die cuticulae Auslese beim Menschen auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und anderer Materialien dargestellt. Jena, Gustav Fischer 1905. 80. 224 S.
- Ammon, la sélection cuticulaire chez l'homme. Sep.-Abdr. aus Pathologie. November-December Nr. 1. Paris. 720.
- Bastels, G., Ein Blick in die Küche der Vorzeit. Jahrg. 8. d. Ges. f. Anthr. u. Erg. d. Oberriem. Götting. 103.
- Fischer, Otto, Die Arbeit der Muskeln und die lebendige Kraft des menschlichen Körpers. Mit 2 Tafeln. Leipzig 1904. Breitkopf & Härtel. 67. 84 S.
- Hammer, Friedrich, Ueber den Einfluss des Lichtes auf die Haut. Stuttgart, Ferd. Eckh. 1891. 40. 12 S.
- Hauptmann, Die Methaphysik in der modernen Physiologie. Eine kritische Untersuchung. Dresden, L. Ehrmann. 86. 395 S.
- Kapfner, Studien zur vergleichenden Entwicklungsgeschichte des Kopfes der Kranleten. H. 1. Die Entwicklung des Kopfes von apocypse stans in Medusenstadien untersucht. München, Lehmann. 1905. 80. 96 S. P. Tafel.
- Kapfner, Mitteilungen zur Entwicklungsgeschichte des Kopfes bei arthropoden stans. Sitzgber. d. Ges. f. Morph. u. Phys. i. München. VII. 1901. 107.
- Landesberg, Ueber die Wirkung des Höhenklimas auf das Herz. Hasser Monatschr. 1903. 123.
- Landesberg, Untersuchung über die Ernährung schwedischer Arbeiter bei frohwähliger Kost. Mit 8 Tafeln. Stockholm, Samson u. Wallin. 1901. 89. 128 S.
- Mages, Verarbeitung des Gebrauches des Kollagenes (sachma) bei wilden Völkern. Z. E. V. 196.
- Pfeiderer, Ein Fall von Monoplasie in Folge eines Gehirnschlag. Sond.-Abdr. a. Monatschr. f. d. gesammte Sprachheilkunde. 87. 12 S.
- Somazzi, Ueber die Entstehung der Gonadotropin bei den Copepoden. Verh. d. naturhist. med. Vereins in Heidelberg. N. B. V. H. 1. Verlag Karl Winters, Heidelberg.
- Somazzi, Bemerkungen über die Chromatophoren der Cephalopoden. Mit 1 Fig. Verh. d. naturhist. med. Vereins in Heidelberg. N. B. V. H. 1. Verlag Karl Winters, Heidelberg.
- Schrenck-Notzing, F. v., Ueber Suggestion und suggestives Schicksal. Sond.-Abdr. aus der Zeitschrift für Allgemeine Zeitung. München, J. F. Lehmann, 1905. 87. 40 S.
- Vitrow, the position of Pathology among biological studies. In the proceedings of the royal society. Vol. 53. 1893. 110.
- Vitrow, on vivisection; an interview with professor Vitrow; the Westminster gazette. Nr. 48. Vol. 1.
- Vitrow, Russisches Hengstbrut. Z. E. V. 506.
- Vitrow, Transformation und Deception. Sond.-Abdr. aus der Berliner klin. Wochenschr. 1905. Nr. 1. 87. 10 S.
- Wielack, Ueber die Ursachen der Mischlingsarten. Münch. anthr. Ges. in der Photographie. Beiträge zur Allgemeinen Zeitung. 1908. Nr. 62. Beilage Nr. 58. S. 8.
- Wissler, Die Vererbung geistiger Eigenschaften. Sep.-Abdr. a. d. Zeitschrift zur Feste des hiesigen Jahrbilans der Anatomie. Heidelberg, Karl Winter. 87. 18 S.

Zoologie (s. auch bei Archäologie-Diluvium).

- Glarer, Der Horenstein. Hasser Monatschr. 1903. 71.
- Habe, Schicksal des Nibelungenkriegers. Z. E. V. 121.
- Hermes, Aus dem Gefäßsystem des Gorilla. (Tafel XI.) Z. E. V. 512.
- Schmidt, E., Ein Anthropoid-Pitak. Mit Tafel III. Sep.-Abdr. aus der Zeitschrift zum 20. Geburtstag Rudolf Lehmars. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 89. 33 S.
- Suckow, Ueber Hühnerstinken in Salzburg. Mittheilg. d. Ges. d. Salzburger Landeskunde. Salzburg. 80. 102.

Allgemeines zur Methodik.

- Boschen, G. Identitäts-Feststellungen an Verbrachern (Berühmter) und ihr praktischer Werth für die Kriminalistik. 87. S. 5. Koblenz, Klotz & Meunard.
- Friedel, Identität, betreffend die Einführung der Fingerprintung auf dem Fingerring der badenländischen Berlin. Berlin, Gruentz. 80. 18 S.
- Graeff, Menschliche Naturgeschichte. Z. E. V. 556.
- Günther, Anthropologischer Unterricht in früherer Zeit. Beiträge zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 365. Beilage Nr. 88. 1.
- Lambert, Photographie. Wilhelm Engelmann, Leipzig. Oswald's Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 31. 80. 418 S.
- Suckow, Ueber Hühnerstinken in Salzburg. Mittheilg. d. Ges. d. Salzburger Landeskunde. Salzburg. 80. 102.
- Pissgelli, Anleitung zur Photographie für Anfänger. 5. Auflage. Mit 142 Holzschnitten. Halle a. S., W. Knapp. 126.

Ethnologie.

- As die Spitze stellen wir in seiner Kürze ganz wertvolle und zur Übersicht sehr geeignete Werkchen:
 Schorta, Hebr. Kateschumen der Völkerlande. Mit 67 in des Text gedruckten Abbildungen. Leipzig 1904. Webers Illustrirte Kateschumen. 97. 870 S.
 Achelis, Ueber die psychologische Bedeutung der Ethnologie. Internat. Arch. f. Ethnographie. B. V. 221.
 Achelis, Adolph Bazian. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge. Neue Folge. Sechste Serie (Heft 121-124 unversucht). H. 128. 26 S.
 Asmusen, Zur Bekämpfung des Sklavenhandels. Kettler'sche afrikanische Nachrichten. Jahrg. I. Weimar. P.
 Bissler, Hahst-Stamm der Kaja. Z. E. V. 412.
 Bartels, Köpfe von Felsteinzeichnungen der Barchanener. Mit Taf. I u. II. Z. E. V. 26.
 Bartels, Ethnographische Gegenstände der Boeva, Südost-Afrika. Z. E. V. 264.
 Bartels, Ausstellung für Länder- und Völkerkunde. Z. E. V. 273.
 Bartels, Beitrag zur Volksmedizin der Kaffern und Hottentotten. Z. E. V. 1902. 123.
 Bastian, Ideale Wesen in Wort und Bild. Drei Bände mit 72 Tafeln. I. Köpfe auf der vorderindischen Halbinsel I. J. 1903. 9 Tafeln. 249 S. 2. Ethnologie a Gesuchte unter Heugandien auf Indien. 9 Tafeln. 270 S. 3. Kosmogonie und Theogonie indischer Religionsphilosophen. Mit 4 Tafeln 227 S. Berlin, Engel Verlag. 49.
 Bastian, Ueber Methoden in der Ethnologie. Abdr. aus Dr. A. Petermann's Mittheil. 1903. II. 8. 10 S.
 Bastian, Zehn Jahre Leben der Wanderjäger. Z. E. V. 27.
 Bastian, Abenakiten. Z. E. V. 103.
 Belch und Lehmann, Ueber neuerlich angefundene Kriechschnecken in romanen. Z. E. 122.
 Belch und Lehmann, Mittheilung über weitere Ergebnisse ihrer Studien an den neugefundenen armenischen Kriechschnecken. Z. E. V. 417.
 Bergemann, Die Verbreitung der Anthropologie über die Erde und Ermittelung einiger Wesenszüge dieser Bräuche. Eine ethnol.-ethnol. Studie. Jena, Verlag Krausscher. 1903. 99. 58 S.
 Beza, Sagen aus Brasilien-Columbien. Z. E. V. 25.
 Beza, Sagen der Indianer in Nordamerika. Z. E. V. 314 u. 383.
 Böttger, Wissenschaftliche Ergebnisse der Reise Dr. Jean Valentin im Sommer 1901. Ber. d. senckenberg. naturf. Ges. 131.
 Burmeister, Antike Alterthümer im Museo national an Buenos Aires. Z. E. V. 118.
 Buschan, Georg, Drang der Bevölkerung von Kambodja. Anslad. Wochenschr. f. Erd- u. Völkerkunde 1903. Nr. 17. Stuttgart, Cotta. 210.
 Buschan, Ueber die iberische Rasse. Anslad. Wochenschr. f. Erd- u. Völkerkunde 1903. Nr. 22. Stuttgart, Cotta. 3 E. von Dargen, Lohar, Mutter- und Vaterrecht. Erste Hälfte: Die Grundlagen. Leipzig, Duncker & Humblot. 38. 155 S.
 Dühmig, Karl, Der Berg Atlas. Jahresber. der geogr. Ges. in München I. 1901 u. 1902. München. 75.
 Fehle, Neue ethnographische Gegenstände aus Ost-Afrika. Z. E. V. 297.
 Florens, Zur Psychologie des japanischen Witzes. Mittheil. d. deutsch. Ges. f. Naturgesch. u. Völkerkunde in Tokio. B. V. 424.
 Forke, Ueber den Strassengedel und das Strassengewerbe in Fehing. Mittheil. d. deutsch. Ges. f. Naturgesch. u. Völkerkunde in Tokio. B. V. 293.
 Forrer, Meantische Flächungen s. spätägyptische Grabhügel. Z. E. V. 447.
 Friedl-Martin, Reise nach den Battakländern und an den Tobas. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. in München für 1891 u. 1892. München. 38.
 Gustafsch Albert, Der Yana-Sprachstamm, nach dem neuesten handschriftlichen Quellen dargestellt. Z. E. 1.
 Glogner-Yeerman, Hind.-Aethiopen der mittleren Java. Z. E. V. 194.
 Grabwaky, Die Theogonie der Dajaken auf Bernao. Internat. Arch. f. Ethnographie. B. V. 118.
 Grabwaky, Geschiebe der Dajaken. Z. E. V. 1903. 33.
 Grimm, Beitrag zur Kenntnis der Koropogno auf Vrao und Heuerungen über die Schikotan-Ame. Mit 2 Tafeln. Mittheil. d. deutsch. Ges. f. Naturgesch. u. Völkerkunde in Tokio. B. V. 389.
 Grünwedel, Orang-Pangray und Orang-Boma. Z. E. V. 463.
 Grünwedel, Hingzayakbay und Sunzayakbay. Z. E. V. 611.
 Grünwedel, Albert, Die Zaubermutter der Orang Semang. Nach den Materialen des H. Heilf. Vaughan neuvers bearbeitet. Z. E. 1899. 71.
 Harmsen, Die bläulichen Augen peruanischer Weissen. Z. E. V. 509.
 Hirth, Bildlein der Helden Mo-lan. Z. E. V. 1803. 23.

- Jäger, F., Paläin-Archipel und andere Inseln des Pacific mit Spurens aller Heuschlinge. Z. E. V. 1903.
 Jät, Kieferknochen und Titaneiten bei den Vätern des Alterthums. Z. E. V. 412.
 Kafka, Führer durch die ethnologische Ausstellung des Dr. Emil Hübner. Prag 1902. J. Otto. 99. 10 S.
 Kellmann, Die ethnologischen und rassenanatomischen Studien an Hottentotten. Arch. f. Ethnographie. B. VI. 1903. 48.
 Krause, Gebrauch der Spanier. Z. E. V. 96.
 Kuchars, Das Tawitwan in Mikronesien, gespielt auf den Carolinen. Sep.-Abdr. aus Jöt. Tawitwan. 9. 26 S.
 Lemke, Sammlung des Dr. Hollister in Seranan, Penang. Z. E. V. 303.
 v. Luschan, Armbreit und Helms, sowie andere Kopfbedeckungen der Jande. Tafel IV. Z. E. V. 209.
 v. Luschan, Ethnographische Studien an der Südspitze Z. E. V. 293.
 v. Luschan, ethnographische Beschreibung von West- u. Nordwest von Niederländisch-Nieu-Guinea oder der Clercq. Sep.-Abdr. aus dem „Deutschen Kolonialblatt“. 1903. Nr. 2.
 Maier, Die politische Gleichberechtigung der schwarzen Rasse. Z. E. V. 25.
 Merzen, Ethnologisches aus dem Kamerungebiet unter besonderer Berücksichtigung der Waffen und Waffenführung. Z. E. V. 312.
 Müller, Kultgegenstände aus der Sammlung Jacobus-Kühn. Z. E. V. 331.
 Oberhummer, Eug., Zwei handschriftliche Karten des Ciarasens in der Münchener Universitätsbibliothek. Aus Jahrbuch der geogr. Gesellsch. in München f. 1901 u. 1902. München. Th. Achermann. 90. S. 67-74.
 de Placencia, Jans, Die Sitten und Bräuche der alten Tagales. Z. E. V. 293.
 Rüdiger, Der unverwundbare Fähr Soliman bei Aissa. Aus Beilage zur Münchener allgemeinen Zeitung Nr. 77. Heft 2. 1903.
 Sarville, Paul und Fritz, Ergiebige naturwissenschaftlicher Forschungen auf Caylen in den Jahren 1901-1902. B. III. Die Wälder von der Caylen und der Inseln der Inseln. Tafel. 209 S. mit Anhang, Maatbell-Atlas. 8. 141. Wiesbaden, C. W. Kiepert's Verlag, 1903. 99. 49.
 Schellbach, Der Altarbau in Japan. Z. E. V. 435.
 Schellbach, Die Göttergestalten der Maya-Handschriften. Z. E. V. 101.
 Schellbach, Beiträge zur Ethnologie von Bernoo. Mit 2 Tafeln. Internat. Arch. f. Ethnographie. B. V. 232.
 Schmidt, Emil, Ein Ausflug in die Anamal-Region (Südindien). Globus. B. 93. Nr. 1 u. 2. Vieweg, Braunschweig. 9 S.
 Schmidt, Emil, Die Anthropologie Indiens. Globus. B. 91. Nr. 8 u. 9. Vieweg, Braunschweig. 11 S.
 Schwartz, Mythologische Bezüge zwischen Semiten und Indogermanen (mit einem Exkurs über die Südhälfte) Z. E. 132.
 Schweinfurth, Keine in der Colonia Eritrea und dort gemachte Sammlungen. Z. E. V. 199.
 Schweinfurth, Anthropologische Sammlungen in Absosien. Z. E. V. 265.
 Schweinitz, Anthropologische Aufnahmen aus Deutsch-Ostafrika. Z. E. V. 191.
 Selzer, Zur megalithischen Chronologie. Z. E. V. 311.
 Selzer, Altindianische Federbücher. Z. E. V. 1902. 44.
 Selzer, Altindianische Schilde. Internat. Arch. f. Ethnographie. B. V. 165.
 Ständerger, Kleingegelte und Eisenstein der Magalle aus oberem Kongo. Z. E. V. 303.
 Ständerger, Photographien aus der Sammlung R. Schadt. Z. E. V. 1903. 131.
 Strauch, Ethnographische Gegenstände, Semas, Ugi (Salomon-Inseln), Ben-Hatunon, Admaliti-Inseln. Tafel V. Z. E. V. 220.
 Stahlmann, Die afrikanischen Akha-Zweige in München. Misch. Neuest. Nachricht. 2. Mai 1903.
 Strauß, Resensorenungen aus dem malayischen Archipel. Ber. d. senckenberg. naturf. Ges. 109.
 Strödel, Die Bewohner der Nibabaren-Archipels. Internat. Arch. f. Ethnographie. B. V. 169 u. B. V. 163. B. VI. I. Väter, ethnographische Gegenstände aus Arizona und Mexiko. Z. E. V. 60.
 Vireb, Nachrichten d. Hrn. Karl Wiese, betreffend anthropologische Feinschnitten im Nord-Zambez-lande. Z. E. V. 24.
 Vireb, w. Knecht's Bericht des Hrn. H. von Käte. Z. E. V. 1903. 191.
 Voss, Verbreitung der Anthropologie auf den asiatischen Festland. Internat. Arch. f. Ethnographie. B. V. 119.
 Weissberg, Ein Beitrag zur Anthropologie der Turkvölker. Nachrichten und Messtischblätter. (Tafel VI.) Z. E. 151.
 Weissberg, S. Erring, die des Fein. Z. E. V. 1903. 182.
 Wiedemann, Die Mittelverwandtschaft im alten Aegypten. „Am Urdriem“. B. III. 226.
 Witzgaff, Pfleife, s. Mevengidch, ein Schwert und ein Trinkgefäß der Raj. Z. E. V. 276.

Nekrologe.

Arnold, Hugo, Ludwig Lindenschmit, Beiträge zur Münchener allgönnischen Zeitung, Nr. 12, Heft 1, Beilage Nr. 118.
 Raabe, J., Zum Andenken an Hermann Schaaffhausen, Bonn 1898. Karl Georg, 40 S.

Volkskunde.]

Bartels, Moderne Feinsteinstoff-Handlung aus Steierg., Z.F.V. 462.
 Baccalari, Vorgang bei der Antefassung, W.M. B. XXII, Sitzungsberichte, 30.
 Bolla, Zur ältesten Geschichte Mecklenburgs: I. Die Wenden in Mecklenburg, 2. Wie wurde Mecklenburg ein deutsches Land, Schwenn, Stiller, 1868, 40 Bl S.
 Braudies, Spasige Geschichten, Berlin, Ed. Kestel, 68.
 219.
 Degner, Ueberreste des Wodanis im Kreise Luckau, Niederl. Mithlgs. B. II, Guben, 230.
 Esling, Bilder aus Hildesheim Vergangenheit, Hildesheim, Druck v. Verl. Fr. Borgmeyer, 60, 99 S.
 Fablich, Zur Namensdeutung der Spreewaldsköten Lütken und Lütkens, Niederl. Mithlgs. B. III, 146.
 Gauder, Karl, Niederlausitzer Dialektproben, Aus Niederl. Mithlgs. B. II, Guben, 331.
 Gauder, Karl, „Kunderpiele und Kinderreime“, Aus Niederl. Mithlgs. B. II, Guben, 409.
 Graf, Die Grenzslawische Pottog- und Kottobach, Monatschr. d. hist. Ver. f. Oberh. Dez. 65.
 Hartmann, August, Remigischer Fastnachtspiel, Sond.-Abdr. aus II d. Zeitschr. f. Bayerns Mundarten, Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde, Herausg. v. Oskar Benzer u. Ang. Hartmann, München, Verl. v. Christian Kaser, 1909, 64 S.
 Hartmann, August, Der Leogotein bei Oberdorf am Ino, Monatschr. d. hist. Ver. f. Oberh. Nov. 33.
 Harzer Monatshefte, Harzer Sitten und Gebräuche, 222, 230, 234, 1908, 82.
 Haase, Sagen aus der Prignitz, Aus „Am Urquell“, Monatschr. f. Volkskunde, B. III, 316.
 Hartmann, Anton, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, B. II, H. 6 u. 10, Kolosvár, B. III, H. 1-2, Budapest, 1906.
 Hayden, Ueberreste aus früheren Zeiten, Z.F.V. 1891, 407.
 Hüffer, Der Kulturbau in der Volkskunde, Aus „Am Urquell“, Monatschr. f. Volkskunde, B. III, 307.
 Hübner, Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volkskunde Oberbayerns, München, Stahl, 66, 170 S.
 Jahr, Ausgewählte Sätze aus der für die Weltausstellung in Chicago bestimmten deutsch-ethnographischen Sammlung, Z.F.V. 1892, 28.
 Jecht, K., Beiträge zur Götter- und Namenkunde, Aus „Neues Lausitzer Magazin“, B. 68, 89, 1.
 Kaindl, Raimund Friedrich, Ein deutsches Beschwörungsbuch, Z.K. 1897, 22.
 Kiraly, Geschichte des Donau-Mant- und Urfahrertrichs der köstl. Freistadt Pressburg, Pressburg, Broditsch, 1901, 86, 255 S.
 Kirchhoff, Beiträge zur Namensverbreitung der Karten des deutschen Reichs, Leipzig, Ulm, 95, 99 S.
 Koopce, Neue Volksagen aus Pommern, Blätter f. pommerische Volkskunde, Jahrg. 1, 2.
 Krotche, Hermann, Die Dörfer des Weichbilds Löhau, Aus „Neues Lausitzer Magazin“, B. 65, 176.
 Krotche, v. Schwartz, Die kulturgeschichtliche Anstellung in Frankfurt am 29. Aug. 1892, Aus Zeitschr. d. hist. Ges. f. d. Prov. Posen, Jahrg. VII, Posen, 435.
 Krotz, J., Volkstümliches aus dem Kreise Jülich, Aus „Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins“, B. 14, Aachen, 23.
 Lamske, Kasperboden des Johannisklosters in Stralsund, Z.F.V. 1893, 62.
 Lamske, „Kaschbläser“ im Kreise Schwau, Pommern, Z.F.V. 1893, 68.
 Lippert, Kothus als Kezempokp von Hadelstrasse im 14. Jahrhundert, Niederl. Mithlgs. B. III, 73.
 Longmans, Die Farnsegen und ihre Bedeutung für die Geschichtswissenschaft, Aus Schrift. d. Ver. f. Geschichte d. Bodensees, H. 21, Lindau, 49.
 Meiburg, Aehnlichkeit der schleswig'schen Raserhüte mit den Gehäuden der schlesien und älteren Zeit, Z.F.V. 1891, 409.
 Meißner, Aeltere Masken aus der Schweiz, Internat. Arch. f. Ethnographie, B. V, 239.
 Naswald, Zwei Photographien von Altranne, Z.F.V. 425.
 Plateau, Ueber die ethnographischen Bevölkerungsverhältnisse im deutschen Nord-Osten (jenseits der Elbe und Saale), Corr.-Bl. 1908 Nr. 2, 3, 4, 8 S.
 Priester, Zwei Niederlausitzer Volklieder, Aus Niederl. Mithlgs. B. II, Guben, 385.
 Priester, Osterfeier, Mithlgs. d. Ges. der Salsburger Landskinder, Salzburg, 256.
 Schnell, Beiträge zur Kenntnis der verlassenen Orte Latzenheim, Mautrain und Madalberghova, Monatschr. d. hist. Ver. f. Oberh. Jan. 1893, 8 u. Febr. 1893, 27.

v. Schellenberg, „Gold in der Sage“, „Seele und Stern“, „Zur Trachtenkunde“, Niederl. Mithlgs. B. II, Guben, 874.
 v. Schellenberg, Eine alte Anekdote im Spreewald, Niederl. Mithlgs. B. II, Guben, 296.
 v. Schellenberg, „Alter des Kinderreims Egel-Bengel“, Niederl. Mithlgs. B. II, Guben, 481.
 v. Schellenberg, Die Lärchen der Niederlausitz, Brandenburgia, Monatsbl. d. Ges. f. Heimatkunde d. Prov. Brandenburg zu Berlin, 1893, 48.
 Schwartz, Volkstümliches aus der alten Lausitzer Gegend von Finowberg, Niederl. Mithlgs. B. III, 146.
 Schwartz, Volkstümliche Schlagwörter, von der Farben- und Zahlenkenntnis des Volkes, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, I, 17, 275, 283-291.
 Schwartz, Der gefesselte Ötzer bei den Iodogermanen, Aus d. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 192.
 Schwartz, Mythologische Bezüge zwischen Semiten und Iodogermanen, Z. 2, 217.
 Treichel, Wo ist der Pferdehimmel? Aus „Am Urquell“, B. VII, 220.
 Treichel, Provinzial-Sprache aus von Thiersee und Bre Namen, (Nachtrag) Altranne, Monatschr. B. XXX, 306.
 Treichel, Diöbische Fischzange, Aus Mithlgs. d. W.-Pr. Flach.-Ver. B. 1908, 1.
 Treichel, Sage vom Sühwano, Aus Beilage zu Nr. 1930 der Danziger Zig. 29. Januar 1915.
 Treichel, Böhme Mittel. 5.-A. aus Urquell, B. III.
 Treichel, Die Abscheu beim vrbrechtem Ringeln, Aus Danziger Zig. Nr. 1924 u. 18. Sept. Beilage.
 Virchow, Das Vorkommen der Elbinger Gegend, Z.F.V. 80.
 Zayf, Ladw., Fichtelgebirgs-Alben, Natur-, Kultur- und Geschichtsbilder, Hof, Verl. v. Rad. Lion, 6, 160 S.

Herr Oberlehrer J. Weismann, Schatzmeister: *Rechnenschaftsbericht. — Dazu Decharge und Etat pro 1893/94.*

Hochverehrliche Versammlung! Nach dem wissenschaftlichen Berichte unseres Herrn Generalsekretärs, der soviel Erfreuliches und Angenehmes bot, habe ich Ihnen noch über den finanziellen Theil unserer Gesellschaft, wie er sich im abgelaufenen Jahr gestaltet hat, Bericht zu erstatten, wobei ich mich möglicher Kürze befleißigen werde.

Auch ich bin in der angenehmen Lage mit einem recht befriedigenden Resultate vor Sie treten zu können. Sind wir doch in den letzten Jahren in Folge der glücklichen Wahl unserer Kongressorte — Danzig-Königsberg und Ulm — recht erheblich vorwärts gekommen, indem wir unserer Gesellschaft eine recht ansehnliche Zahl begeisterter Gönner und Mitarbeiter zuführen konnten. Ganz besonders gute Früchte hat der vorjährige Ulmer Kongress, Dank der anermüdeten Thätigkeit unseres hochverehrten Herrn Baron von Tröltzsch, getragen, dem es gelungen ist, dem Württemberg'schen Lokalverein nicht nur eine sehr erkleckliche Mitgliederzahl zu gewinnen, sondern der auch die Freude hat, das Interesse für die anthropologische Forschung im Schwabenlande wieder neu belebt zu haben. Möge sich doch diese erfreuliche Thatsache auch für den diesjährigen Kongressort, für das schöne Hannover, wo es trotz seiner hervorragenden Sammlungen immerhin noch ein reiches Gebiet für unsere Forschungen gäbe, und wo wir der treuen Mitarbeiter noch viel mehr bedürfen, als wir thatsächlich haben, recht nachahmungswerth und fruchtbringend erweisen, damit Hannover von nun an auch seinen anthropologischen Lokalverein habe und eingereiht werden könne in die Zahl der einzelnen Lokalvereine, aus denen die Deutsche anthropologische Gesellschaft besteht. An berufenen und opferwilligen Führern wäre ja kein Mangel. Also frisch an!

Aus dem zur Vertheilung gelangten Kasensberichte entnehmen Sie, dass wir mit einem Aktivposten von 332,43 M. in das heilige Rechnungsjahr eingetreten sind.

Hierzu kommen aus die laufenden Jahreseinnahmen, auf die der Verein statutengemäß angewiesen ist. Es waren dies 410,36 \mathcal{M} Zinsen, 700 \mathcal{M} rückständige Beiträge, erst eingegangen nach Abschluss der vorjährigen Rechnung, 5376 \mathcal{M} Jahresbeiträge von 1792 Mitgliedern, deren Zahl sich jedoch nach Einzahlung einiger namhafter Rückstände noch wesentlich steigern wird, so dass wir die Durchschnittszahl von 2000 Mitgliedern festhalten dürfen, vorausgesetzt, dass unsere Freunde und Gönner fortfahren werden, sich die Mehrzahl des Vereins wie bisher zur Pflicht zu machen.

Unter anern 25 Lokalvereine, Sektionen und Gruppen stehen bezüglich ihrer Mitgliederzahl namentlich Berlin, München, der Württembergische Verein, Kiel, Frankfurt a/M., Münster, Danzig, Göttingen, Leipzig, und Mainz, und möchte ich den bewährten und verdienten Mitarbeitern dortselbst schon hier unseren innigsten Dank für ihre getreue Unterstützung aussprechen. Für besonders ausgegebene Berichte und Correspondenzblätter gingen an 12,60 \mathcal{M} ein, trotz dem wir das Preis so sehr ermäßigt haben. — Hier Vieweg sandte für 1892 und 1893 seinen auf 318,50 \mathcal{M} sich berechnenden Beitrag zu den Druckkosten des Correspondenzblattes ein, und unter Nr. 7 der Einnahmen finden Sie noch den aus den Vorjahren auf 9593,54 \mathcal{M} angewachsenen Fond für die prähistorische Karte und die statistischen Erhebungen, so dass wir in Einnahme mit 16743,45 \mathcal{M} abschließen.

Die Ausgaben bewegen sich streng im Rahmen des aufgestellten Etats und ist es möglich geworden, unsern Hauptposten — Druckkosten — in recht bescheidenem Masse mit 2192,24 \mathcal{M} erscheinen zu lassen. An ihn reihen sich dann die bekannten fixen Ausgabeposten an.

Für Ausgrabungen wurden aus dem Dispositionsfond 124 \mathcal{M} und ausserdem aus Herrn Dr. Melis 40 \mathcal{M} verausgabt. — Die Ausgaben unter Nr. 9 „Ehrungen“ etc. rufen in uns recht schmerzliche Erinnerungen an den Verlust zweier höchst verdienstvoller und in der anthropologischen Forschung unvergesslicher Männer, der Herren Schanzhassen und Lindenschmit hervor. Unsere Dankbarkeit folgt ihnen über das Grab hinweg!

Dass wir für Berichterstattung nur 50 \mathcal{M} verausgaben, mag Ihnen ein Beweis unseres sparsamen Sinnes sein.

Die Lokalvereine München und Württemberg wurden erster mit 300 \mathcal{M} und letzterer mit 200 \mathcal{M} unterstützt und werden Sie mit uns gewiss die Uebersetzung theilen, dass diese bescheidene Summe im Interesse der anthropologischen Forschung bestens angewendet ist.

Ausserdem wurden noch zur Ergänzung der prähistorischen Karte von Württemberg, Hohenzollern und Baden an Herrn Baron von Tröltzsch 200 \mathcal{M} verausgabt.

Endlich konnten vermehrt werden der Fond für die prähistorische Karte um 200 \mathcal{M} also eine Mehrung von 3445,40 \mathcal{M} auf 3645,40 \mathcal{M} und der Fond für die statistischen Erhebungen um 300 \mathcal{M} also von 6148,14 \mathcal{M} auf 6448,14 \mathcal{M} in Summa 10093,54 \mathcal{M} , wie Sie unter „Bestand“ finden können. Und so treten wir denn mit einem Kassareit von 11679,85 \mathcal{M} in das Rechnungsjahr 1894 ein, von dem ich mir wieder recht viel Gutes erhoffe.

Hiermit erlaube ich mir, meinen diesjährigen Rechnungsbericht zu schliessen und um Decharge zu bitten, dankend allen denen, die nicht ermüden, unsere Vereinszwecke fördern zu helfen.

Auf Antrag des Vorsitzenden wurden, um die Decharge vorzubereiten, die Herren Amstrath Dr. Struckmann-Hannover und Künze-Berlin ersucht, sich der Prüfung der Rechnung an unterziehen. In der III. Sitzung wurde statutengemäß der Bericht über die Rechnungsprüfung durch Herrn Künze erstattet und unter lebhafter Anerkennung der Verdienste des Herrn Schatzmeisters Decharge beantragt und von Seite der Gesellschaft ertheilt.

Ebenfalls in der III. Sitzung wurde der folgende Etat beraten und genehmigt.

Etat pro 1893/94.

Einnahme.

1. Jahresbeiträge von 1800 Mitgliedern à 2 \mathcal{M} . . .	3600 —
2. An rückständigen Beiträgen	700 —
3. An Zinsen	400 —
4. Bars in Kassa	1169,85 —
Summa:	5470 \mathcal{M}

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten	1000 —
2. Druck des Correspondenzblattes	3000 —
3. Reaktionen des Correspondenzblattes	300 —
4. Ze Handen des Generalsekretärs	600 —
5. Ze Handen des Schatzmeisters	300 —
6. Für den Dispositionsfond	100 —
7. Für Ausgrabungen etc.	300 —
8. Für den Struographen	200 —
9. Für die Herausgabe der „Münchener Beiträge“	300 —
10. Dem Württembergischen Verein	200 —
11. Dem Schleswig-Holsteinischen Verein	200 —
12. Herrn Dr. C. Melis in Düsseldorf	50 —
13. Für die prähistorische Karte	90 —
14. Für die statistischen Erhebungen	300 —
15. Für vorerwähnte Ausgabe	418,85 —
16. Für den Kassareit	200 —
Summa:	7219 \mathcal{M}

Wissenschaftliche Verhandlungen.

Herr Stadt-Baainspector Rowald-Hannover: Das Opfer beim Baubeginn.

Wenn ich es wagen möchte, Ihre Aufmerksamkeit auf den noch heute in voller Blüthe stehenden Branch der feierlichen baulichen Grundsteinlegung zu lenken, so geschieht es in der Erwägung, dass die Wurzeln dieses Branches weitläufig in jene dunkleren Epochen der menschlichen Entwicklung zurückreichen, deren Aufhellung die Anthropologie sich zur Aufgabe macht. Die Sagen der Völker, die Aufzeichnungen und Auffindungen aus vergangenen Zeiten, die Berichte reisender Forscher, ja unsere eigene Fortführung uralter Weihehandlungen bieten den Stoff meiner Darlegungen, welche ich der Kürze der Zeit halber nur mit wenigen ausgewählten Belegen unterstützen kann.

Die Legung des ersten Steins vollzieht sich noch heute im Wesentlichen auf folgende Weise. Nachdem der rechte Ort, die rechte Zeit bestimmt, der Bauplatz eingepflichtet, gesäubert, entlaubt ist, treten der Bauherr und die Seinen an den zugerichteten Stein. Opfergaben und Aufzeichnungen werden in diesen niedergelegt. Dann folgt die Festigung des Steins in symbolischer, der baulichen Sphäre entnommener Handlung. Gesänge, Gebete und Heden während der Frier sind nicht ausgeschlossen. Ein Festmahl bildet den Beschluss. Betrachten wir nunmehr die einzelnen Theile des Vorganges.

Wird schon der Entschluss zu dem Unternehmen eines Baues häufig auf göttliche Anregung zurückgeführt, so geschieht auch die Wahl des Platzes einer Niederlassung oder eines Bankwerks allem Glauben nach oft auf göttliche Weisung oder doch mit gött-

licher Zustimmung. Die im heiligen Frühling dem Mars geweihte Jugend der sabianischen Stämme zog unter Führung der heiligen Thiere des Mars aus, und Bovianum, der Sitz der Samniten, empfing von dem führenden Stier, Pictraum vom Specht die Benennung. Die mittelalterliche Sage lässt die Stelle einer Klostergründung durch einen Adler angeben. Eine fliegende Henne zeigt die Baustelle einer Burg an. Auch im Traum wird dem Gläubigen Offenbarung. Der Ervater Jacob errichtet an der Stätte, wo er schlummernd göttliche Verheißung erfährt, einen Altar, unter Ausgießung von Tranckopfern und Oelsalbung des Baues. Für wie manche christliche Kirche ist dem Stifter der Ort durch Weisung des Heiligen im Traum oder in Versehen erteilt worden. Ist aber einmal der Platz gewiesen und besetzt, so trägt man Sorgen, ihn nicht wieder leer werden zu lassen. Die letzten babylonischen Könige erzählen in zahlreichen aufgefundenen In-schriften, wie sie die zerstörten Ziegelpyramiden ihrer Vorfahren von Grund aus auf den alten Plätzen erneuerten. Den Felsen, welcher im Salomonischen Tempel zu Jerusalem die Bundeslade trug, umschleust nach mehreren Erneuerungsphanten noch heute eine hochheilig gehalten Moschee. Der Capitolinische Tempel zu Rom ward viermal auf den gleichen Fundamenten und in denselben Abmessungen des Grundrisses erneuert. Die Stelle des Kölner Domes ist seit 2000 Jahren mit einem Heiligtum besetzt.

Die Ermittlung der rechten Zeit des Baubeginns hielt man vorerst für unzugänglich zur glücklichen Anführung und zum dauernden Bestand des Werkes. Die meisten Grundsteinlegungen fallen naturgemäß in den Frühling oder Sommer. Sargon der Zweite, im 700 v. Chr., vermeldet, dass er in einem glücklichen Monat, an einem günstigen Tage, im Neumond des Monats Sivan (Mai), der dem Mondgott geweiht ist, am Tempeltage des Gottes Nebo mit der Beschaffung der Baumaterialien begann und im Monat Ab (Juli), dem Monat des Dieners des Feuertotts, über Gold, Silber, Bronze und edlen Steinen das Grundmauerwerk in seinem Palaste Dur-Sarukin bei Ninive aobreitete. Am Frühlingsfest der Palilien, 21. April, umzog Romulus das Viereck der alten palatinischen Stadt mit dem Pfing, nicht ohne dass ihm die göttliche Billigung des Beginns durch Vogeleichen bestätigt war. Tag und Stunde der Kirche San Simeone in Rialto, welcher als Geburtsort der Stadt Venedig angesehen wird, Mittags am 25. März 418 oder 421 n. Chr., wird übereinstimmend als der glücklichsten Vorbedeutungen voll bezeichnet. Die Sonne im Zeichen des Widlers nahm die höchste Stelle ihrer Bahn ein, während Venus mit ihr im gleichen Zeichen sich befand, Jupiter im Zeichen der Fische und Merkur im achten Himmelstheil sie günstig ansahen. Die Schriftsteller betonen, dass um jene Zeit der Anfang des Frühlings und nach alter Rechnung der Anfang des Jahres liege, dass Gott an jenem Tage die Welt geschaffen habe, dass die Verkündigung der Menschwerdung Christi auf diesen Tag und die Erlösung der Welt durch Christi Tod auf den gleichen Monat falle. Durch das ganze Mittelalter hind bis in das 17. Jahrhundert, wo nicht noch später, werden zahlreiche oft sehr auffällige Horoskope für Bauten berichtet. Setzte sich auch diese von den Chaldäern überkommene Übung der Sternstudie keineswegs in Gegensatz zur Kirche, so ist es doch selbstverständlich, dass für kirchliche Grundsteinlegungen die Feste der Heiligen gewählt an werden pflegen. So erfolgte die Gründung des Kölner Domes am 14. August 1248, dem Tage von Mariä Himmelfahrt. Für moderne Profan-

bauten wird irgend ein erfreulicher Gedenktag gewählt. Im Volke ist für solche Gelegenheiten Tagewählerei noch so lebendig, dass z. B. hier in Hannover der Maurermeister schwierig je an einem Montag einen Bau beginnen lassen wird, auch wenn solche obangegliche Feiertlichkeit geschieht, denn „Montag wird nicht wochenalt“.

Die Weihehandlung der Grundlegung geschieht unter Vorgang einer oder weniger hervorragender Personen, doch unter Mitwirkung oder Beistand zahlreicher Theilnehmer. Dem Fürsten oder dessen Vertreter, dem Priester, dem Bauherrn fällt das Hauptstück der Handlung zu. Ist eine hohe Frau beteiligt, so wird wohl dieser der Vortritt überlassen. Auch anspruchsvolle Knaben zog man, wie mehrfach berichtet wird, zu dem bedeutsamen Werk heran. So ward der Grundstein der Kirche Notre-Dame zu Monthrison, nach Ausweis einer Inschrift, am Tage des heiligen Clemens 1226 durch den kleinen Sohn des Stifters gelegt.

Zum Baubeginn muss der Platz von den Spuren früherer Benützung gesäubert, auch geebnet, eingefriedigt und geschmückt sein. Der Gründung von Heiligtümern geht eine gottesdienstliche Lastration voraus. Zum zweiten Tempelbau in Jerusalem 536 v. Chr. stand auf dem für die Grundsteinlegung bestimmten Platz bereits der Brandopferaltar, auf dem das Stühnopfer verrichtet wird (Zach. 3, v. 9). Die vom Schutz gereinigte Baustelle des Capitolinischen Tempels war zur Neugründung am 21. Juni 71 nach Christo mit Weihebildern und Kränzen umspannt. Soldaten, deren Namen von guter Vorbedeutung waren, bildeten, mit glückbringenden Zweigen in den Händen, Spalier. Die Vestalischen Jungfrauen nebst Knaben und Mädchen, deren Väter und Mütter noch am Leben waren, besprengten den Bauplatz mit Wasser, das aus lebendigen Quellen geschöpft war. Dann ward der Platz durch Opfer von Schwein, Schaf und Stier gesäubert und die Eingeweide auf dem Rasenaltar dargebracht. Bei mittelalterlichen kirchlichen Grundlegungen wurde die Baustelle mit Seidenfäden umspannt. In den Mariae-Kirchen zu Laeken und Lebbeke bei Dendermonde werden solche noch aufbewahrt. Die Errichtung und Einsegnung eines hölzernen Kreuzes an Stelle des Altars geht nach katholischen Ritus noch heute der Legung des Grundsteins voraus. Die Baustelle wird entweder mit Wasser, oder mit Weihwasser und unter Ausrufung des göttlichen Namens: „Reinige diese Stätte durch die Fülle Deiner Gnade von aller Befleckung und die eingewordene behüte und möge entweichen alle feindlichen Geister“.

Das Hauptstück der Weihehandlung ist die Verlegung und Festigung des ersten Steins, des Grundsteins oder des Ecksteins. Die beiden letzten Bezeichnungen bedeuten nicht notwendig das gleiche Werkstück, wieweil der feierlich zuerst gelegte Grundstein häufig eine Ecke des Gebäudes einnimmt. Bei den Babyloniern und Assyrern war der Grundstein ein kastenförmiges Werkstück, welches die Tafeln mit der Stiftungsurkunde enthielt, auch wohl seinen Platz an einer Ecke finden mochte. Als besondere Ecksteine müssen aber die gleichfalls mit der Stiftungsurkunde beschrifteten Thoncylinder bezeichnet werden, welche man mehrfach in den Ruinen der Ziegelpyramiden in den 4 nach den Hauptstimmelsgeraden gerichteten Ecken vorgefunden hat. Die Bibel freilich versteht unter Grundstein und Eckstein anscheinend das gleiche Werkstück, wie aus mehreren Stellen des alten und neuen Testaments hervorgeht. Bei Gründung der Kirche des Klosters zu Petershausen 963 wurden 4 Grund-

steine in den Ecken gelegt; zur Kirche des 1091 gestifteten Klosters Pegau Nr. 12, nach dem Vorbilde des himmlischen Jerusalem, wahrscheinlich an den 8 ausspringenden und den 4 einspringenden Ecken des kreuzförmigen Grundrisses. Meist wird jedoch nur ein Stein gelegt an irgend einer bedeutsamen Stelle. Am Palaszo Strozzi liegt er unter dem Portal, im Berliner Rathhaus unter dem Thurm und Haupteingang, im neuen Reichstagsgebäude zu Berlin unter dem Sitze des Präsidiums, bei katholischen Kirchen am Westportal, auch wohl an der Stelle des künftigen Hochaltars, bei protestantischen Kirchen öfters unter der Kanzel. Zuweilen ist er sichtbar über der Erde in der Wand, meist jedoch im Mauerwerk verborgen.

Zum Baubeginn Opfergaben in den Grundstein zu legen, ist ein Brauch, der aus den entlegensten Zeiten und Ländern gemeldet wird. Diese Gaben bestehen in Gegenständen organischen Ursprungs oder in Schmucksteinen, Metallstücken, Münzen oder in schriftlichen Aufzeichnungen. Selten werden solche Opfergaben planlos eingemauert. Eine mit einem Werkstück bedeckte Kammer oder kastenförmige Höhlungen des Grundsteins nehmen sie auf, wenn nicht, soweit es Zeichen und Inschriften angeht, der Stein selbst als Tafel dient. Alle drei Arten Mitgaben sind noch heute üblich und kommen oft alle drei zusammen zur Anwendung. Selten aber wagen sich die Bauenden klar machen, wenn sie Flaschen edlen Weines und Getreidekörner in den Grundstein legen, dass diese Gabe ehemaligen blutigen Opferbrauch nahe verwandt ist; wenn sie Gold- und Silbermünzen spenden, dass sie unbewusst alten Bildzauber fortsetzen; und wenn sie Urkunden im Grund verbergen, dass andere Zeiten wohl mehr an zauberische Kräfte des geschriebenen Worts dachten, als an die Rückzicht auf die Nachwelt, welche wir hierbei zu betonen pflegen.

Aus Afrika und dem fernen Osten wird noch jetzt ähnliches Hinschlagen von Menschenopfern berichtet, welche dem Besonnenen Bau Sicherheit und Dauer verleihen sollen. Aus Asien wird dieser grausame Brauch als schon in der Vergangenheit liegend gemeldet. In Europa hat sich die Sage seiner bemächtigt. Die Vorgänge nehmen hier oft übereinstimmenden Charakter und typische Ausschmückung an. Dafür treten stellvertretende lebende Opfergaben bis in die neueste Zeit auf.

So hören wir, dass bei gewissen Stämmen Westafrika's man des Blutes bedürfte, um den Grund zu festigen. Zum Palastbau wird einem Menschen das Haupt abgeschlagen und der Erbauer schreitet viernadl durch den Strom des noch warmen Blutes. Zur Sicherung des Stadthores vergräbt man einen Knaben und ein Mädchen. Aus der Südsee wird gemeldet, dass die Pfosten von Tempeln und Häuptlingswohnungen durch die Leiber lebender Menschen getrieben wurden. Es waltet hier die Vorstellung, dass die Geister der Gefertigen das Haus immerdar utrecht erhalten. In Siam und Kambodja sollen buddhistische Klöster auf Menschenknochen gegründet sein. An jedem Eckthurn der jungen Stadt Masdala in Birma steht ein niedriger Kuppelstein, unter welchem, sowie unter dem Thron und den Thoren, menschliche Schlachtopfer begraben worden sind, damit ihre Geister den Ort schützen. Damals wurden Leute bestimmten Namens, die unter gewissen Konstellationen und an bestimmten Tagen geboren waren, gesucht, besonders solche, deren Ohren nicht durchbohrt waren, oder junge Mädchen. Niemand wagte auszugehen; die Schauspiele, welche veranstaltet wurden, um Leute heranzuziehen, wurden

nicht besucht. Der König, welcher diese Opfer gerne vermieden hätte, wurde von seinen Rathgebern dazu gedrängt. Noch vor wenigen Monaten wurde von der Times of India aus Lakaham in Tipperah in Bengalen die Nachricht gebracht, dass dort ein panischer Schrecken die Bevölkerung ergriffen habe, weil man glaube, dass um Ban einer Eisenbahnbrücke über den Pennyfluss die Köpfe von 100 Kindern als Opfer verlangt würden. In Europa treten Gesichter der verlegten Art, oft dichterisch ausgemalt, derart häufig auf, dass an dem ehemaligen Bestehen des grausamen Brauchs nicht gezweifelt werden kann. Als die Slaven an der Donau eine Stadt bauen wollten, fingen sie vor Sonnenaufgang einen jungen Knaben, um ihn in den Grund zu legen. In Kopenhagen soll einem immer wieder einströmenden Walle endlich Dauer dadurch verliehen sein, dass über einem kleinen, unschuldigen Mädchen, dem man Kuchen und Spielzeug gegeben hatte, ein Gewölbe geschlossen wurde. Die große Begebenheit, vermehrt um ein rührendes Gespräch des Kindes mit seiner Mutter, wird von der Burg Liebenstein in Thüringen erzählt. Von dem einzigen Sohne einer Wittve, der in Suram in Südgeorgien auf Rath eines persischen Priesters in den Grund eines dortigen alten Schlosses gemauert wurde, singt ein erhaltenes Volkslied ganz ähnliches. Erzählungen ähnlichen Charakters auch aus dem fernerer Asien sind sehr häufig.

Ueber die Gründung des ersten Capitolinischen Tempels wird von den alten Schriftstellern übereinstimmend erzählt, dass man ein noch blutiges abgetrenntes Menschenhaupt beim Aufgraben des Erdreichs fand, offenbar die Spur eines im Geheimen vorgenommenen Menschenopfers, welchem denn auch von den Wahrsagern die beabsichtigte Deutung gegeben wurde, dass die Burg der Sitz der künftigen Oberherrschafft und das Haupt der Welt sein werde. — Auch in den heiligen Schriften der Hebräer findet sich eine Andeutung der in jenem Brauch sich kundgebenden Denkweise, wenn Jona spricht: „Verflucht sei der Mann vor dem Horn, der diese Stadt Jericho aufrichtet und baut. Wenn er ihren Grund legt, das koste ihn seinen erten Sohn, und wenn er ihre Thore setzt, das koste ihm seinen jüngsten Sohn.“ (Jos. 60, 16.) Ich erinnere hier an den neuteuamentlichen oft wiederholten Gedanken, dass Christus der Eckstein sei, auf welchem die Gemeinde als die lebendigen Steine sich emporbauen soll.

Bei sich milderen Sitten tritt für den Menschen das Thier als Schlachtopfer auf. Nach asiatischen Ueberlieferungen wurde unter dem Altar der Kirche ein Lamo eingemauert. Beim Ban einer Brücke in Albanien im Jahre 1850 wurden 12 Schafe geschlachtet und deren Köpfe unter die Fundamente der Pfeiler gelegt, um den Neubau gegen die Gewalt des Stromes zu sichern. In den Dörfern um Antwari in Albanien wird ein Hahn, in Lithauen ein Hund unter das Fundament gelegt. Dem lebenden Thiere als Ersatz dient das Ei, welches den Lebenskeim enthält, und sich verschiedentlich beim Aufbrechen alter Fundamente vorfindet.

Als anderen Ersatz für das lebende Opfer darf man wohl die Einlegung von Weiz und Korn auffassen, wie ja die Kirche diese Wandlung oder Deutung im Sakrament ausdrücklich sanctionirt. Doch wäre auch die Erklärung annehmbar, dass man mit solchen Spenden Reichthum und Nahrungsfülle an das Haus zu fesseln sucht. Nur sind die Berichte nicht sehr alt. Vom Jahre 1479 stammt die Insehrift auf einem Eckstein der Stadtkirche an Mengen in Württem-

berg: In dem Stein da lag in — so fündstn darin met und win u. s. w. — Elias Holl, Stadtbaumeister in Augsburg, vermeldet 1615 die Einlage von einem zweifachen Glas mit rothem und weissem Wein. Neuerdings gehört Wein an den beliebtesten Opfergaben. Zu den Grundsteinlegungen des Niederwalddenkmals wie des Reichstageshauses kam er zur Verwendung. Cerealien und Wein wurden noch am 18. Mai dieses Jahres in den Grundstein des Rathhauses zu Pforzheim gelegt.

Geschichtlich durch zahlreichere Nachrichten beglaubigt und durch Auffindungen bestätigt ist die Einlegung von kostbaren Steinen, Metallstücken, Medaillen und Münzen in das Fundament. Es ist dies eine Opfergabe, welche dem Steinmaterial des Hauses nächststeht und den Gedanken nahe liegt, durch deren Spendung die Huld der Gottheit, namentlich wohl der Mutter Erde, welche die Last des Hauses auf sich nimmt, sich zu erkaufen. Auf diesen Brauch deutet der Spruch aus Josias: „Siehe ich will dich gründen auf Sapphirn.“ Ferner die Selberrung des himmlischen Jerusalems in der Offenbarung Johannis, wonach die 12 Grundsteine mit den Namen der zwölf Apostel bezeichnet und mit 12 verschiedenen Edelsteinen geschmückt waren. In den Grund des kapitolinischen Tempels wurden, wie Tacitus erzählt, auf Rath der Opferschauer rohe Metallstücke eingelegt, die noch in keinem Ofen geschmolzen waren, sondern wie die Natur sie giebt. Jedoch steuerte die anheimelnde Menge auch Scherflein Silbers und Goldes, also doch wohl geprägte Münzen, von allen Seiten freiwillig bei. Bei Gründung der Kirche des Klosters Petershausen 983 legte der Bischof Gebhard von Konstanz 4 Goldstücke in die 4 Ecksteine. Bei der Gründung der Kirche zu St. Denis 1140 n. Chr. stiegen nach dem Könige Ludwig VII, welcher den ersten Stein legte, die übrigen Gäste in die Baugrube, und legten jeder ihren Stein, einige auch Gemmen, also vielleicht schon Edelsteine, die mit bedenklichem Bildwerk versehen waren. Aus der Renaissance-Zeit laufen sich die Nachrichten, dass die Stifter Medaillen mit ihrem Bildnis und Wappen in das Fundament legten. Die zahlreichen Medaillen, welche auf einer Seite die Darstellung eines Banwerkes zeigen, mögen zum Theil an solchen Zwecken hergestellt sein. Vergegenwärtigt man sich, wie oft im Alterthum und noch im Mittelalter das Schicksal einer staatlichen oder städtischen Gemeinschaft und ihrer Bauwerke an ein geheimnisvolles sorgfältig gebühtes oder in der Erde verborgenes Bild geknüpft wurde, so wird man nicht fehlgehen, wenn man in dem Einlegen des gegossenen oder geprägten Bildnisses und Wappens des Erbauers in das Fundament die Absicht vermuthet, das Gedeihen der Familie im Hause, das Verbleiben des Hauses im Besitze der Familie zu sichern. Als Angelo Amadi, der Stifter der Kirche Santa Maria dei Miracoli zu Venedig bei der durch den Patriarchen vollzogenen Grundsteinlegung am 25. Februar 1481 mehrere Bronzestücken mit seinem Reliefbildnis und Wappen in die Fundamente legte, glaubte er sich und seine Familie gewiss besonders dem Schutze der wunderthunenden Himmelskönigin zu empfehlen. Papst Paul der zweite versenkte eine solche Masse goldener und silberner Medaillen in die Grundmauer seiner Bauten, dass die Zeitgenossen den darin liegenden heidnischen Gedanken herausfuhlen und rügten. Wenn in den Grundstein des Reichstageshauses ein Satz Reichsmünzen mit dem Bild des Kaisers und dem Reichswappen gelegt wurde, so liegt die Deutung nach dem Vorhergesagten sehr nahe. Freilich wird neringer

hier immer die Rücksicht auf die Nachwelt untergeschoben, welche dereinst den Behälter mit den verborgenen Kostbarkeiten auffinden könnte. Wer die Schilderung Goethes von der Grundsteinlegung in den Wahlverwandschaften aufmerksam liest, der wird nach allen auch hier sich findenden Hinweisen auf die Nachwelt den mythischen Gedanken heraufziehen, wenn Ottilie zuletzt eine kostbare erinnerungsreiche Kette vom Halse löst und opfert, und Eduard darauf hastig den Deckel des Grundbehälters aufstellen lässt.

Die Ueberleitung an Einlegung von Inschrifttafeln in den Stein bildet die Berechnung des Steins selbst mittels eingearbeiteter Zeichen oder Beschriftung. „Auf dem einigen Stein, den ich vor Jona gelegt habe, sollen 7 Augen sein“, schreibt der Prophet Zacharias im Hinblick auf den Grundstein des zweiten Tempels zu Jerusalem. Man darf hier wohl an einen Bezug auf die 7 Planeten denken. Die aufgefundenen kirchlichen Grundsteine sind mit einem eingemeisselten Kreuz bezeichnet, und noch nach heutigem Ritus soll der Priester im Namen der Dreieinigkei dreimal das Kreuz eiraten.

Mit der Stützengründe beschriftet sind die Thoncylinder der chaldäischen und assyrischen Bauten. Auf Inschriften am Stein deutet die Gleichnisse des Apostels Paulus im zweiten Briefe an Timotheus; wie denn bis in die neueste Zeit dergleichen angewandt werden.

Das Einlegen von Schrifttafeln weist auf hohes Alterthum zurück. Aus den Hieroglyphen des Hathortempels zu Dendera gewinnen wir die Nachricht, dass König Thutmosis der Dritte die Wiederherstellung dieses Tempels vorgenommen habe auf Grund eines Planes oder einer Beschreibung, welche auf Mauthierbau verzeichnet im Innern einer Ziegelkammer des älteren Tempels aufgefunden wurde. Nahmum von Babylon erzählt, dass er mit königlicher Beharrlichkeit den Grundstein des Tempels der Anunit zu Sippara anehen liess und auffand, nach welchem schon seine Vorgänger vergeblich geforscht hatten. Es ging nämlich die Sage, dass König Sargon der Aeltere öhrn geheimnisvolle Tafeln verborgen habe, welche auf die Zeit vor der Sintfluth anrücktdatirt wurden. Die endliche Auffindung ergab nichts als die Nachricht, dass auch der Tempel Sargons des ersten nur die Erneuerung eines noch früheren Heiligtums gewesen sei. Der von Laplace aufgefundenen Grundstein des Palastes Sargons des zweiten zu Dur-Sarukin bei Ninive enthält 7 Tafeln von Gold, Silber, Bronze, Kohlenstein, Magnesia, Blei, Marmor und Alabaster, von denen die 4 ersten in Louvre verwahrt werden. Wenn durch das Material der Tafeln der Palast dem Schutze der 7 Planetengötter unterstellt werden soll, so empfiehlt die darauf verzeichnete Gründungsurkunde das Werk dem Wohlwollen der Menschen: „Ein zukünftiger Fürst möge das Verfallene erneuern, seine Tafel schreiben und zu meiner Tafel legen, so wird Aurr sein Gebet erhören. Wer aber meiner Hände Werk ändert, meine Inschriften verächtlicher wird, dessen Namen und Samen möge Aurr der grosse Herr, aus dem Lande vertilgen.“ Von späteren eingelekten Urkunden auf mehr oder minder edlen Materialien hören wir erst seit der Renaissance-Zeit. Neuerdings kommt man sogar durch Beigabe von Büchern und Zeitungen der künftigen Forschung entgegen.

Die Ceremonie der Verlegung des Steins erfolgte von je nach banwerk-mässiger Weise. Das mit 7 Marken versehene Loth, welches bei der Grundsteinlegung des zweiten Tempels auf Morijah benutzt wurde, erwähnt

der Prophet Zacharias. Ein in Theben in Egypten aufgefundenen Korb enthielt die zierlichen Ceremonialwerkzeuge, mittels welcher Thutmose der Dritte die Absteckung des Hauses der aufgehenden Sonne vollzog. Zur Gründung des capitolinischen Tempels sicte nach der Lustration des Banplatzes durch Suovetaurilopfer der Prätor, dem der Pontifex vorschau, zu Jupiter, Juno, Minerva und den Schutzgöttern des Reiches und berührte die Weisbänder, mit welchen der Grundstein umwunden war. Zugleich sogen Priester, Senat, Ritter und Volk in Eifer und Fröhlichkeit an den Seilen, in welchen der Stein hing, um ihn an seine Stelle zu bringen. Im Mittelalter begünstigten sich hohe Herren nicht damit, das unter Weihwassersprenzung gesegnete Werkstück eigenhändig zu verlegen, sondern trugen auch noch soviel Körbe mit Steinen, als Grundsteine zu vermauern waren, auf der Achsel herbei; so Graf Wierprecht von Grotzsch, der Stifter des Klosters Pegau. In der Renaissance-Zeit scheint es Brauch gewesen zu sein, mit der Formel „im Namen Gottes und eines guten Anfangs“ den ersten Stein zu weihen. Heutzutage ist es üblich, dass die Anwesenden nach einander drei Hammerschläge auf die obere Fläche des Steines führen, im Namen der Dreieinigkeit oder im Andenken an eine andere Dreieit.

Auch dass für Herren und Arbeiter von jeher ein fröhliches Gelage zu folgen pflegte, lässt sich von Alters her beweisen. In Jerusalem lud Einer den Anderen unter den Weinstock und unter den Feigenbaum. Filippo Strozzi spendete bei Gründung seines Palastes befreundeten geistlichen Corporationen Almosen, seinem Astrologen Stoff zu einem Feierkleid und seinen Freunden ein Frühstück. Auf dem Schlossbau bei Eichstätt ward nach Elias Hüll's Bericht eine stattliche Mahlzeit gehalten und auf Glück des neuen Baues mächtig getrunken. Und am Fasse der Burg Oberehheim im Elsass spricht der Eckstein: „Zuvor muss Du Meister Wyn han, Eh ich mich wolt recht lege lan“.

Der Vorsitzende Herr **Rud. Virchow**:

Wünscht jemand der Anwesenden noch eine Mittheilung über diesen Gegenstand zu machen? Es wäre ganz interessant, da diese Gefährte sehr weit verbreitet sind, und gelegentlich auch heute noch eine Menge alter Fundstücke dabei herankommen.

Herr Prof. Dr. Jentsch bemerkt, dass er durch das Vortragsthema anregt in der Niederlausitz über den Gegenstand beiden Freunden volkskundlicher Forschung Umfrage gehalten habe. Nach den eingegangenen Nachrichten sei gegenwärtig (abgesehen von der bei öffentlichen Gebäuden und einzelnen größeren Privatbauten herkömmlich gewordenen Grundsteinlegung) der Brauch einer besonderen Feierlichkeit, wie sie nach Fertigstellung des Hauses üblich sei, nicht mehr zu ermitteln. Für das 16. Jahrhundert sei die Einmauerung von lebenden Thieren (Katze, Wiesel, Huhn) und von Hühneriern so wie die Einlegung von Getreideähren nachweisbar. Bei den Wenden der Niederlausitz seien zwar anderweitige Nachklänge von Opfern für die Hausgötter und für die Unterirdischen vorhanden, beim Haushalt insbesondere seien sie indessen noch nicht festgestellt. Die Annahme jedoch, dass die Sitte

erst nach der Reformation beim Eindringen des Backsteinbaues mit eingeführt wäre, sei bedenklich. Der Gegenstand werde von der Niederlausitzer Gesellschaft in's Auge gefasst werden.

[Nachtrag den 17. Oktober: Die Wenden des Spreewald's pflegen im Boden neben den beiden Hallensäulen des Thorhauses (der Durchfahrt zum Hofe) je ein Rollen kleiner Scheidemünze, das fest in Leinwand eingehüllt ist, niederzuliegen. Für wesentlich gilt das Einnähen und die Leinwand.]

Herr Geheimrath Professor Dr. **Waldeyer**-Berlin:

Ich möchte daran erinnern, dass, wenn bei der Errichtung von gewöhnlichen einfachen Privathäusern vielleicht kein Gebrauch da ist, der an die Grundsteinlegung erinnert, es doch wohl überall einen anderen verwandten Brauch gibt: ich meine das sogenannte Hansrichten, das „Richtfest“. Wenn die Zimmerleute ihr Werk gethan haben, wird in allen Ländern, wo ich gewesen bin, mit einem Spruche, der wohl aus alten Zeiten in vielen Fällen stammt, ein Kranz oder ein anderes Festzeichen auf dem Hauptgiebel befestigt; der Zimmermeister hält einen Spruch an die Gesellen und Arbeiter; ein Posttrunk beschliesst die Feier. Jedenfalls haben wir es hier mit einem alten Brauche zu thun, dessen Erforschung manche interessante Aufklärung geben dürfte, und es wäre erwünscht, wenn wir auch hierüber einmal etwas Näheres hörten.

Herr **Prochnow**-Gardelegen:

Fragen möchte ich, ob die bei uns in der Altmark gefundenen Hauptöpfe nicht auch hierher gehören.

Das Stendaler Museum besitzt eine ganze Reihe, ich selbst einige aus Gardelegen z. Th. in altgermanischer Form, z. Th. auch mit Renaissance-Muster, Granatapfel. Ueber etwaigen Inhalt weiss ich nichts, da dieselben mir stets leer gebracht wurden aus alten Fundamenten, deren Zeit einigermaßen nach Stadtchronistischen Mittheilungen sich feststellen liess.

Herr Prof. Dr. **Jentsch**:

Kingeltöpfe, wie sie in der Brannschweiger, Hildesheimer u. a. Sammlungen vorliegen, sind als Einlage des Fundaments in der Niederlausitz bis jetzt nicht nachgewiesen; die im Baugrunde gefundenen Gefährtegefässe mit Speiseresten verschiedener Art haben in Manerischen der Hachen Keller gestanden, die bei einem Hansbrunde durch Brandschutt geschlossen worden sind.

Herr Dr. **Behla**-Luckau:

Im Anschluss an Herrn Geheimrath Waldeyer möchte ich bemerken, dass in Luckau allerdings noch ein solcher Spruch vorhanden ist, der vom Zimmermeister gesprochen wird und an eine alte Zeit erinnert. Ich werde nicht verfehlen, denselben seiner Zeit zur Verfügung zu stellen.

Herr Stadt-Bauninspektor **Rowald**-Hannover:

Wir besitzen eine Art Chronik, in der allerlei Beispiele von solchen Gefährten angeführt sind, auch sehr viele Beispiele von Grundsteinlegungen, namentlich aber eine ganze Anzahl alter Zimmermannsreden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 20. Oktober 1893.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1893.

Bericht über die XXIV. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover

vom 6. bis 9. August, mit Vorversammlung in Göttingen am 5. August 1893.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

(I. Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Dr. Schuebbardt, Lokalgeschäftsführer:

Ueber einen deutschen Limes.

Bei der Erforschung und Aufnahme alter Befestigungen in Niedersachsen, mit welcher unser historischer Verein mich seit einem Jahre beauftragt hat, ist mir auf der Südgrenze unseres Landes besonders eine Landwehr aufgefallen, welche nach Art des römischen Limes mit Kastellen und Warthürmen besetzt ist. Dieselbe habe ich mit dem vom niederhessischen Geschichtsverein hien entsandten Herrn Dr. Böhlau-Cassel zunächst von der Fulda bei Knickhagen an (zwischen Cassel und Münden) über Holzhausen, Grebenstein, Rangen, Ober-Elsungen bis gegen Arolsen verfolgt. Hier bricht sie ab, aber südlich von Arolsen, bei Berndorf, beginnt die Linie wieder und lässt sich bis Usseln, an den Quellen der Diemel, feststellen. Die Landwehr besteht bei Knickhagen und Holzhausen aus einem einfachen Walle mit nördlich, gegen das Sachsenland, vorliegendem Graben. Bei Grebenstein jedoch und ebenso auf der Strecke Berndorf-Usseln zeigt sie einen Aufwurf mit flachem 4 m breitem Rücken, der beiderseits von einem Graben begleitet ist. Das erste Kastell liegt bei Knickhagen, der Rest eines zweiten $1\frac{1}{2}$ Wegstunden davon bei Wairroth. Beide lassen die Form eines unregelmässigen Vierecks erkennen. Vielleicht

gehört auch die „Hünse Burg“ $\frac{1}{4}$ Stunde von Hofgeismar zur Landwehr, wenigstens sie nördlich, also vor dieser liegt. Das Profil der Umwallung ist jedesmal dasselbe wie das der Landwehr bei Knickhagen und Holzhausen: Wall mit vorliegendem Graben. Den ersten Warthügel constatirten wir auf der Höhe von Wairroth. Weitere folgen an der Chaussee zwischen Mariendorf und Udenhausen, beim Länelsch südlich Udenhausen, in der Molkenbreite südwestlich von da, bei Oberhaldessen und auf dem Honshorn $\frac{1}{4}$ Stunde n. w. Grebenstein. Der letztere Punkt, welcher nach einem untergegangenen Dorf die Rixter Warte heisst, ist besonders interessant. Die Warte liegt hier vor der Landwehr auf der Spitze einer von NW. her auslaufenden Bergrunge. Um sie mit der Landwehr fest zu verbinden, hat man von der Warte aus zwei im rechten Winkel auseinandergehende Wallschenkel zur Landwehr hinunter geführt. Hierdurch erhalten wir den sicheren Beweis, dass die Warten zur Landwehr gehören. Die Wallschenkel haben dasselbe Profil wie die Landwehr bei Grebenstein und Berndorf-Usseln: breiten Aufwurf mit Graben beiderseits. Die Warten haben immer dieselbe Gestalt, es sind runde Hügel von 2–3 m Höhe und 4–5 m oberem Durchmesser; sie sind zunächst von einem Graben und weiter ausser noch von einem niedrigen Walle umgeben.

Auf der Strecke Berndorf-Usseln haben wir keine Kastelle und Warten mehr gefunden. Ob diese

Strecke mit der ersteren zusammengehört, ist nicht ganz sicher.

Auch östlich der Fulda finden sich in der Nähe der Sprachgrenze zwischen Plattdeutsch und Hochdeutsch noch verschiedene Spuren alter Langwälle, so zwischen Landwehragen und Uehlag, ferner von der Werra bei Hedemünden bis zur Leine bei Friedland, von da aus östlich bei Beckershausen, Rohrburg, Weisenborn, Günterode und schliesslich von Wernigerode über Stöckley bis Sachsa am Harz. Aber diese Reste zeigen zumieist das Profil von dreifachem Wall und Graben, so dass auch ihre Zusammengehörigkeit mit der Linie Knickhagen-Arolsen zweifelhaft bleibt.

Es wäre natürlich von grossem Interesse, wenn man die Entstehungszeit dieser Befestigungen, welche bei ihrer grossen Ansehung doch gewiss als alte Landesgrenzen zu betrachten sind, feststellen könnte. Wir wissen aus Tacitus, dass schon die Angriaren sich von den Cheruskern durch einen Grenzwall geschieden hatten. Die Annales Lauresenses und Einhardi erzählen, dass im Jahre 786 die Sachsen durch einen grossen Wall ihr Land gegen die Franken zu schützen versuchten. Unsere Anlagen können also schon einer sehr frühen Zeit angehören und die Linie Knickhagen-Arolsen hat bereits Falkenheimer (Gesch. Hess. Städte und Stifter II S. 242 fg.) geradezu für jene in den Sachsen- und Frankenkriegen erwähnten Wall erklärt. Dies ist jedenfalls ein Irrthum, denn unsere Landwehr ist offenbar von den Franken bzw. Hessen gegen die Sachsen angelegt. Aus welcher Zeit sie stammt, lässt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Wir haben bisher nur in der Burg Knickhagen Ausgrabungen vorgenommen, und diese haben nicht einer Anzahl mittelalterlicher Scherben auch ein paar ganz alte zu Tage gefördert, schwärzlich aus schlecht gebranntem mit vielen Glimmerstückchen durchsetzten Thon, ohne Spuren der Topfscherbe.

Die Ausgrabung mehrerer Warthügel, welche wir für die nächste Zeit planen, wird hoffentlich Klarheit bringen, und vor allen Dingen muss dann die zeitliche Unterscheidung der verschiedenen Profilformen der Landwehren angestrebt werden, in Bezug auf die wir bis jetzt leider überall noch im Dunkeln tappen. Die Sache, welche ich Ihnen heute vorzutragen habe, ist eigentlich noch nicht spracherif, aber ich wollte die Gelegenheit nicht vermissen einer grossen Zahl in diesen Dingen erfahrener Männer wenigstens die bisher beobachteten Thatsachen vorzulegen.

Nachschrift 8. Oktober. Die inzwischen erfolgte Ausgrabung dreier Warthügel zwischen Grobenstein und Hofgeismar, darunter auch der Rikser Warte, hat übereinstimmend nur Fundstücke des 13. bis 15. Jahrhunderts zu Tage gefördert: viele Topfscherben, gran oder schwärzlich, meist gerieftelt, z. Th. mit Spuren schwarzer Glasur, Bruchstücke von Dachziegeln, eiserne Nägel, Krampen, Messer, den dreieckigen bromonen Fuss einer Grabe, auch ein Stück Glasscheibe, gegossen mit verdicktem Rande. Es scheint darnach, dass die Landwehr von der Fulda bis gegen Arolsen im 14. Jahrhundert von den Landgrafen von Hessen gegen das Mainische Sachsen, dessen vorgeschobenen Posten Hofgeismar war, angelegt ist (s. Falkenheimer: Geschichte hessischer Städte und Stifter Bd. II S. 289 bis 300).

Herr Rud. Virchow

Ich möchte nur noch zwei Bemerkungen hinzufügen. Einerseits wollte ich darauf hinweisen, dass nach zwei verschiedenen Richtungen hin ganz parallele

Erscheinungen vorhanden sind: einmal im Westerwald und in der nächsten Umgebung des Taunus, wo sich „das Gebüek“ ziemlich weit, bis an den Rhein, erstreckt und bis ins Mittelalter als Grenzscheide gegodet hat, und dann in Niederschlesien in der „Proseka“, über welche zahlreiche Untersuchungen stattgefunden haben. Ich selbst habe einmal diese Linie in grosser Ausdehnung begangen und wurde lebhaft erinnert durch das Schema des Herrn Vortragenden an die Drei Gräben, wie man sie in Schlesien nennt. Diese gehen in der Gegend westlich von Glogau, von Prinkenu aus, setzen dann über den Bober, gehen nördlich weiter und scheinen, soweit ich wenigstens ermitteln konnte, im frühen Mittelalter die Grenze zwischen Schlesien und Polen gebildet zu haben. Früher galt diese Zeit lang auf Grund einer Darstellung, die der vielverehrte Freytag gemacht hatte, die Meinung, dass ganz Schlesien mit einem solchen System von Grenzverhauen umschlossen gewesen sei und dass diese die alte Vandalengrenze dargestellt hätten. Dass habe ich keine Spur auffinden können, aber die Drei Gräben existiren noch heutzutage in Niederschlesien¹⁾.

Sodann wollte ich bemerken, dass man, was den Harz anbetrifft, allerdings vorsichtig in der Deutung sein müsse. Es gilt das vorangewiesene von der Ostecke, auf die ich in meinen Untersuchungen wiederholt gestossen bin. Als der Zug der Langobarden aus Pannonien nach Italien begann, gingen mit ihnen 20 000 Sachsen, die bis dahin unswiefelhaf an der bezeichneten Ecke gesessen hatten. Nachdem Oberitalien erobert war und die Langobarden ihren Bundesgenossen keinen gebührenden Antheil an dem gewonnenen Besitz gewährt hätten, zogen die Sachsen wieder nach Hause, und zwar auf dem Wege über die Schweiz, — Avenchem wird speziell genannt, — von da gingen sie nach Gallien und wurden hier von dem fränkischen Könige aufgenommen. Sie forderten ihr Land zurück, da konnte man ihnen aber nicht ohne Weiteres geben, weil es inzwischen von Friesen, Hessen und Thüringern besetzt worden war. Als sie an die Grenze kamen, entbrannte ein harter Kampf, in welchem die Sachsen fast ganz vernichtet wurden. Seitdem entstand hier eine Reihe von Spezialgauen, die weder sächsisch noch thüringisch waren²⁾. So das Friesenfeld, der Hessengau. Da kann unmöglich nachher eine Gränze zwischen Thüringern und Sachsen mehr bestanden haben. Dieser Zustand blieb dann bis zur Konstituierung der östlichen Mark.

Herr Prochschow-Gardelegen:

Von Otzen nach Westen sieht sich quer durch die Altmark, ungefähr parallel mit der Berlin-Altendekener Bahn eine Landwehr; ich glaube, dass man sie wird bis zur Elbe verfolgen können.

Herr Professor Raurath Kühler-Hannover:

Ein Ueberblick über die Bangeschichte Hannoversⁿ. (Der Vortrag wird hier abgekrzt wiedergegeben.)

Die Lokal-Geschäftsführung der deutschen anthropologischen Gesellschaft hielt es für angemessen, dass der Theilnehmern der 24. Allgemeinen Versammlung des Vereins ein kurzer Ueberblick geboten werde über die Entwicklung der Stadt Hannover, deren theilweise

1) Verhandl. der Berliner anthropol. Ges. V. 12. VI. 15, 23.

2) Ebendas. XX. 511.

Besichtigung ja auch in das Programm aufgenommen worden ist — ich will es versuchen, einen solchen Ueberblick in den engsten Grenzen zu geben.

Prähistorische Funde, welche im Weichbilde der Stadt Hannover gemacht wären, sind nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

Die erste Nachricht über den Ort „Honorero“, welcher in mitten der jetsigen Altstadt am „hohen Ufer“ der Leine lag, stammt aus dem Anfang des XI. Jahrhunderts. In der Mitte des XII. Jahrhunderts machte Hannover auf den Abt Nicolaus von Island bereits den Eindruck einer hurgänzlich besetzten Niederlassung. Die älteste Urkunde im Urkundenbuche der Stadt datirt vom Jahr 1163; sie ist von Heinrich dem Löwen ausgestellt, als er hier mit Bischöfen, Achten und Grafen des sächsischen Landes einen Hoftag hielt. Im Jahre 1189 wurde Hannover durch König Heinrich VI. erobert und gänzlich eingeäschert, aber wie es scheint bald wieder angehan. 1208 fiel die Stadt dem Pfalzgrafen Heinrich zu, welcher mit derselben und der auf dem linken Ufer der Leina, wahrscheinlich schon von Heinrich dem Löwen erhabten Burg Lauenrode die Grafen von Hodeb beherrschte.

Nach der 1235 erfolgten Versöhnung Kaiser Friedrichs II. mit dem Enkel Heinrich des Löwen, Herzog Otto I., und der Wiedervereinigung der braunschweig-lüneburgischen Lande in Otto's Hand, musste Graf Konrad von Roden die Stadt Hannover mit der Burg wieder an den Herzog abtreten.

Im Stadtarchiv befindet sich noch heute das Privileg, welches Herzog Otto am 26. Juni 1241 den Bürgern Hannovers ausstellte; es lassen sich aus demselben die Grundlagen der damaligen Stadtverfassung erkennen. Der herzogliche Vogt (advocatus) ist Richter in bürgerlichen wie in Strafsachen, er vertritt die finanziellen Rechte des Herzogs und an ihn haben die einzelnen Bürger sowohl wie auch die Gesamtheit einen Zins zu entrichten. Die Gemeinde besitzt eine selbständige Organisation, an ihrer Spitze steht ein aus ihrer Mitte hervorgegangener Rath, welcher den Gewerken die Vorsteher setzt und neben dem herzoglichen Vogt die Marktpolizei ansieht. Stadt und Burg hängen aber getrennt, die Stadtherrschaft hat keinen Sitz in der Stadt. Der Rath besteht aus zwölf Mitgliedern und wird durch Cooptation ergänzt; nach und nach bildet sich ein geschlossener Kreis von Familien, aus welchen er sich zusammensetzt. Dem Rathe gegenüber steht die Bürgerschaft in ihren Verbänden — jeder Bürger ist dem Gemeinwesen zu Abgaben und persönlichen Dienstleistungen verpflichtet. Eine Anzahl von Rittersn wohnt in der Stadt unter besonderen mit dem Rathe vereinbarten Bedingungen; zwischen ihnen und den Bürgern besteht aber kein Gegensatz, sie verteidigen gemeinschaftlich die vom Feinde bedrängte Stadt. Besonders wichtig wird später die Verbindung der Stadt mit der Ritterschaft des Fürstenthums, die Begründung der landständischen Verfassung. Die Stadt sucht nun ein Recht nach dem anderen von den Herzögen zu erwerben. 1322 erkaufen Stadt und Ritter die Münze, welche durch vier Ritter und vier Bürger gemeinsam verwaltet wird. Im Jahre 1348 veräußert der Landesherz den Wortzins, den er bisher in Hannover erhob; angleich gibt die Schenke in die Hände der Stadt über. 1371 wird dem Landesherren nur noch die obere Gerichtsbarkeit vorbehalten, später hat aber die Stadt auch diese in Anspruch genommen und zu Zeiten auch ausgeübt; ob ihr dieselbe zustand, blieb zweifelhaft.

Inzwischen war im Jahre 1369 der Lüneburger Erbfolgestreit ausgebrochen; Kaiser Karl IV. belieh den Herzog Rudolph von Sachsen mit Lüneburg; die Städte Lüneburg und Hannover geborchten dem Kaiser, sie wurden demnach mit Privilegien belohnt und konnten die Zwangszüge Kalkberg und Lauenrode zerstören. 1392 mussten die Herzöge sogar geloben, ohne die Zustimmung der Städte — Prälaten, Ritter und Städte — keine neuen Befestigungen aufzurichten.

Die Stadterregung war nun aber zur Durchführung ihrer Unternehmungen auf die Mitwirkung der Bürgerschaft angewiesen und musste sie derselben demnach in irgend einer Form Rechte zugestehen. Schon im Jahre 1392 wurden discretiones und 1371 die Dreizehn genannt, welche von der Gemeinde zu jenen Zwecken gewählt waren; seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts vertreten bei wichtigen städtischen Angelegenheiten die Vierzig oder die Geschworenen die Bürgerschaft. Wahrscheinlich war dies eine Nachahmung der Mindener Einrichtung, wo unter demselben Namen ein solches Organ aus zweizehnwanzig Kaufleuten und je sechs Vertretern der drei grossen Aemter, der Bäcker, Knochenhauer und Schmahner, bereits seit längerer Zeit bestand.

Es scheint, dass der Kaufmannstand in dieser Corporation vorherrschend vertreten und dass der Handel in Hannover schon damals von grosser Bedeutung gewesen ist. Dies erklärt sich aus der für den Handel überaus günstigen Lage der Stadt, denn die Gegend von Hannover war schon in jener Zeit ein Knotenpunkt wichtiger Heer- und Handelsstrassen, welche vom Rhein und Münster nach Hildesheim und Magdeburg einerseits, andererseits von Stade und Bardowick nach Mainz hin führten; hierzu kam die Verbindung mit Bremen durch die Weser und die Leine.

Hatte nun die Stadt Hannover schon in früherer Zeit durch Bündnisse mit sächsischen Schwesterstädten an Macht gewonnen, so war ihr Beitritt zum Hansabund, wozu sie in Folge des Kölner Tages von 1367 mit den übrigen sächsischen Städten aufgefordert wurde, für ihr ferneres Bestehen und Wachsen offenbar von der grössten Bedeutung. Hierdurch gelangt es denn dem gut besetzten und wohlhabenden Hannover glücklich durch das feindliche XV. Jahrhundert zu kommen. Ein wichtiges Lokalereigniss jener Zeit erfüllt noch heute die Hannoveraner mit Stolz und Dankbarkeit gegen ihre heldenmüthigen Altvordern. Im Jahre 1490 suchte nämlich Heinrich der Aeltere von Braunschweig die Stadt zu überrumpeln, sein Vorhaben wurde aber glücklicherweise von einem Bürger entdeckt und dem Rathe so rechtzeitig gemeldet, dass Heinrich die Stadt im vollen Verteidigungszustande vorfand und nach ausserordentlicher Belagerung unverrichteter Dinge abziehen musste. Er liess seinen Zorn an Döbrner's Wirthhause aus, für mit sieben Wächtern auf seinem Befehl verbannt wurde. Im Jahre 1495 folgte unter der 45jährigen Regierung des Herzogs Erich I. segensreicher Friede, der nur durch religiöse Streitigkeiten und Kämpfe unterbrochen wurde. Die evangelischen Bürger widerstehen sich im Jahre 1534 nach vorhergegangenen mannigfachen Kämpfen dem katholischen Rath derart, dass sich derselbe veranlassen sah, nach Hildesheim auszusiehen; aber bald gelangte der neue Glaube zur Herrschaft, es wurde ein protestantischer Rath gewählt, ja es durften von nun an bis zum Jahre 1692 Katholiken in der Altstadt Hannover nicht einmal übernachten.

Im Verlauf des XVI. Jahrhunderts ereignete sich nur wenig Erfreuliches, aber schreckliche Zeiten brachte

das folgende. Kaiserliche und Schweden sengten und plünderten in der Nachbarschaft; nicht weniger drückend waren die dänischen Besatzungen; fast uner-schwingliche Steuern mussten aufgewendet werden, um Hannover vor der Zerstörung zu bewahren. Handel und Gewerbe lagen darnieder; Krieg und Krankheiten minderten die Bevölkerung, welche früher etwa 15000 Seelen betragen hatte, auf kaum 10000 herab.

Aber während der Stürme des dreissigjährigen Krieges nahm eine neue wichtige Epoche der Stadt ihren Anfang. Nachdem die meisten Schlösser der calenberghischen Fürsten zerstört waren, kam Herzog Georg am 16. Februar 1686 nach dem wohlbefestigten Hannover, er bestätigte auf dem Rathhause die Privilegien der Stadt, liess sich baldigen und verkündete dann dem erstauten Rathe seinen Entschluss, von nun an in Hannover residiren zu wollen. Bald wurde an der Stelle des alten Minoritenklosters an der Leine der Bau des Residenzschlosses begonnen, welches der Herzog 1640 besog.

Die Stadt erholte sich nur langsam aus ihrer Erschöpfung. Ein reicher Patrizier, Johann Duvé, machte sich um das allgemeine Wohl in hohem Grade verdient; er gründete ein Waisenhaus, errichtete Scholerwerke gegen Ueberschwemmungen, stellte die beschädigten Kirchen wieder her und erbaute vierzig Häuser in der Neustadt, welche nun mit Wall und Wassergraben und mit zahlreichen Bastionen umgeben und in die Befestigungen der Altstadt einbezogen wurde. Dieser neue Stadtheil erhielt zum Jahr 1714 ab, als eine besondere Stadt, das Recht der Landstandschaft und wurde von einem eigenen Rathe verwaltet.

Auf Herzog Georg folgten nach einander dessen vier Söhne. Der dritte derselben, Johann Friedrich, welcher katholisch geworden war und 1665 bis 1679 regirte, förderte Wissenschaft und Kunst, und durch seinen lebhaften Hof hob er den Wohlstand der Stadt; Hannover's Oper, bis heute ein hervorragendes Kunstinstitut, verdankt ihm seine Entstehung.

Ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich aber dadurch, dass er Leibniz, den grössten deutschen Gelehrten jener Zeit, nach Hannover berief.

Nach Johann Friedrich kam dessen jüngster Bruder Ernst August, welcher im Jahr 1692 die Kurwürde erhielt, nur Regierung, die er an des Landes Sogen bis an das Ende des Jahrhunderts führte. Seine hochgebildete und edle Gemalin, Kurfürstin Sophie, übte im Verein mit Leibniz einen veredelnden Einfluss auf alle Verhältnisse in Stadt und Land. — Liebe zu Kunst und Wissenschaft blieben fortan im Lande heimisch. Auch Handel und Gewerbe hatten sich wieder gehoben, und die Einwohnerzahl der Stadt war am Ende des Jahrhunderts wieder auf 14000 gestiegen.

Der folgende Kurfürst Georg Ludwig, welcher die Regierung 1698 antrat und im Geist seines Vorgängers fortführte, wurde im Jahre 1714 als Georg I. König von England. Hierdurch verlor Hannover den Glanz der Residenz. Im Jahre 1757 musste die Stadt zum ersten Mal, wenn auch nur für kurze Zeit, eine feindliche und zwar eine französische Besatzung aufnehmen. Unter König Georg III. langer Regierung blieb dann zwar die ehemalige Residenz verwahrt, aber in geistiger Beziehung behauptete die Stadt eine bevorzugte Stellung, und Handel und Gewerbe nahmen einen neuen nachhaltigen Aufschwung.

Leider begannen aber wieder schwere Zeiten mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. 1803 zogen die Franzosen, 1806 die Preussen und nach der Schlacht bei Jena für längere Zeit wieder die Franzosen in die

Stadt ein; durch Steuerdruck und Einquartirungslasten geriet die Einwohner in die grösste Noth, Krankheiten vergrösserten das Elend — bis endlich im Jahre 1813 die Schlacht bei Leipzig Deutschland von der französischen Knechtschaft befreite. Am 19. Dezember desselben Jahres zog der Herzog von Cambridge in Hannover ein, und nachdem der Wiener Kongress das Kurland zum Königreich erhoben hatte, wurde dem Herzog die Würde eines Vizekönigs verliehen.

Die alte Stadtverfassung, welche im Jahre 1700 bereits wesentliche Aenderungen erfahren hatte, wurde am 1. Juni 1824 durch eine neue Magistratsverfassung ersetzt, nach welcher die Justiz von der Stadtverwaltung getrennt, dem Magistrat ein Stadtdirektor vorgesetzt und ein Bürgervorsteherkollegium mit einem Bürgerwörthler an der Spitze gebildet wurde. Bald ward auch die Neustadt mit der Altstadt vereinigt; die Stadt wurde einer Administration und Civil-Justizpflege untergeordnet. Kunst und Wissenschaft fanden durch den Herzog von Cambridge kräftige und einsichtige Förderung. Der Kunstverein, der noch jetzt zu Ehren seines Begründers die Kunstausstellung alljährlich am Geburtstage des Herzogs von Cambridge eröffnet, wurde ein kräftiger Hebel zur Förderung der bildenden Kunst; der Gewerbeverein, welcher unter Anderem die jetzige Technische Hochschule ins Leben gerufen hat, förderte die Industrie in Stadt und Land Hannover.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren die Festungswerke der Stadt, welche den neuen Fortschritten des Kriegswesens nicht mehr entsprachen, bis auf Reste von Wällen und Gräben geschleift worden, und hatte man bereits 1787, durch die Anlage der Friedrichtstrasse die Stadterweiterung begonnen, aber erst unter dem Herzog von Cambridge wurde durch den Hofbaudirektor Laves 1825 der Waterlooplatz mit dem Friederikenplatz und 1854 der Plan jener Stadterweiterung geschaffen, durch welche Hannover den herrlichen Stadtheil am Bahnhof und Theater erhalten hat. Laves hat auch die Waterlooallee errichtet und durch völlige Umgestaltung seit 1817 dem Residenzschloss seine jetzige Gestalt gegeben. Im Inneren der Stadt wurden fast alle alten Bauwerke, welche bis dahin der Zerstörung entgangen waren, fernerhin geschont. Etwa aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts stammen die Marktkirche, Anglikerkirche, die älteste Theile der Kreuzkirche und die St. Nicolai-Kapelle. Im Anfang und in der Mitte des XV. Jahrhunderts wurde die Haupttheile des alten Rathhauses erbaut. Ebenfalls aus der Mitte des XV. Jahrhunderts sind einige Wohnhäuser mit abgetreppten, reich in Backstein ausgeführten Giebeln erhalten. Die Thürme der Anglikerkirche und der Kreuzkirche sind in der Mitte des XVII. Jahrhunderts an der Stelle ihrer baufälligen Vorgänger errichtet worden. Das sogenannte „Haus der Väter“, welches früher an der Leinestrasse gestanden hat, jetzt aber in veränderter Gestalt an der Langenhaube steht, datirt von 1619, das Leibnizhaus (an der Schmiedestrasse) von 1652.

Nach dem Tode des letzten Königs von England aus dem hannoverschen Hause (24. Juni 1837) konnte dem salischen Gesetze entsprechend nur ein männlicher Erbe in Hannover zur Regierung gelangen. — Erst August zog als König am 28. Juni 1837 in Hannover ein. Sein Sohn Georg V. folgte ihm am 18. November 1851 in der Regierung. — 1866 wurde Hannover dem preussischen Staate einverleibt. Beiden Königen verdankt die Stadt reges Leben und frisches Emporblühen. Der monumentale Prachtbau des Hof-

theaters ist von beiden Königen hergestellt und Beide haben die Kunst auf allen Gebieten gefördert und hoch gehalten.

Ogleich nun Hannover 1866 den königlichen Hof mit dem grossen Apparat der Landesregierung eingeholt und dadurch an Glanz verloren hat, was namentlich auf den Gebieten der Kunst sehr fühlbar ist, so hat sich doch die Stadt fort und fort in einem Verhältnis vergrössert, wie kaum eine Stadt in Deutschland. Die wichtigste Ursache dieses fortwährenden Wachstums der Stadt liegt wohl in ihrer geographischen Lage. Wie der Ort Honovere schon im Mittelalter der Kreuzungspunkt wichtiger Handelswege und Heerstrassen war, so sind diese Wege, in welchen sich früher schwerfällige Verkehrsmittel bewegten, jetzt im Wesentlichen zu Eisenbahnen umgestaltet, welche Köln mit Berlin, Hamburg und Bremen mit Frankfurt und Magdeburg verbinden. Hierzu kommen aber noch jene Ursachen, aus welchen fast alle grösseren Städte Deutschlands in den letzten Jahrzehnten beträchtlich gewachsen sind, es kommt insbesondere der mächtige Aufschwung in Betracht, welchen alle Gebiete des Lebens seit den siegreichen Kämpfen von 1870 und 1871 und seit der Wiederherstellung des Deutschen Kaiserreichs genommen haben.

Ein Bild von der rapiden Vergrösserung Hannovers mögen folgende Zahlen geben — es ist hierbei allerdings die angrenzende Fabrikstadt Linden, welche ich hier noch gar nicht erwähnt habe, mitgerechnet, da deren Vereinigung mit der Stadt Hannover doch wohl nur eine Frage der Zeit ist.

Hannover hatte einschl. Linden i. J.	1822:	25 000	Einw.
„ „ „ „ „	1842:	39 000	„
„ „ „ „ „	1862:	72 000	„
„ „ „ „ „	1882:	148 000	„
„ „ „ „ „	1893:	220 000	„

von welcher letzteren Zahl 90 000 auf Linden, welches Anfang des Jahrhunderts nur 3000 Einwohner hatte, entfallen.

Bei solchem Anwachsen der Stadt war es Pflicht des Magistrates, Städteverweigerungspläne in grösserer Ausdehnung entwerfen zu lassen. Dies ist mit der

grössten Sorgfalt unter Berücksichtigung aller dabei in Frage kommenden Verhältnisse geschehen, und sind die projectirten Strassenzüge zunächst bis zu einer natürlichen Grenze, nämlich bis zu der die Stadt nach zwei Seiten in grösserer Ausdehnung umschliessenden städtischen Waldung, der sogenannten Eisenriede, festgelegt worden. Nach dem Ausbau dieses Planes für die Stadt 500 000 Einwohner fassen können. Man hofft dabei auf die Ausführung eines neuen grossen Verkehrswege für Güter, auf die Ausführung des seit Jahrzehnten geplanten Rhein-Weser-Elb-Kanals. Diese bedeutende Wasserstrasse wird vermuthlich die Leine bei Hannover durchkreuzen. Hoffentlich wird auch die Leine schiffbar gemacht und durch die Aller und Weser der Güterverkehr nach Bremen erleichtert werden. Dabei werden Zweigkanäle und neue Eisenbahnlinien nach verschiedenen Seiten hin die Verkehrswege weiter vervollständigen, und die Stadt wird sich fort und fort vergrössern.

Wir Hannoveraner wünschen aber selbstverständlich nicht allein, dass sich die Stadt ausdehne und ihre Einwohnerzahl wachse, wir wünschen nicht nur, dass in dieser Stadt Handel und Industrie blühen und den Wohlstand ihrer Einwohner begründen oder erhöhen: wir wünschen, dass gleichzeitig den idealen Interessen der Bewohner Beachtung getragen werde, dass Kunst und Wissenschaft hier für und für blühen und gedeihen!

Und dies ist denn auch der Grund, weshalb wir den Kongress der deutschen anthropologischen Gesellschaft hier in Hannover mit grosser Freude begrüssen. — Ihre Verhandlungen sind durch diesen Vortrag unterbrochen worden, möchte derselbe eine erleichternde Abwechslung geboten haben zwischen der Erörterung der schwierigen Probleme, deren Lösung sich die anthropologische Gesellschaft zur Aufgabe stellt!

Der Vorsitzende Herr **Radolf Virchow**:

Ich darf dem Herrn Professor Köhler den besten Dank der Versammlung aussprechen; wir sind sehr erfreut, dass unsere Bestrebungen in dieser Weise hier Fuss gefasst haben.

(Schluss der 1. Sitzung.)

Zweite Sitzung.

Inhalt: E. Krause-Berlin: Untersuchung der prähistorischen Steinmonumente der Altmark durch die Herren Schötensack und E. Krause. Dazu Virchow. — Virchow: Vorlagen an die Versammlung. — Freiherr von Andriau: Ueber den Wetterzamber der Altaier (bereits in diesem Correspondenz-Blatt Nr. 8 1893 erschienen). Dazu Discussion: Virchow, Jentsch, von Stoltenberg, Strickmann, Hirsche, Ranko: (Ueber Drottensteine), von Andriau. — OrNSTEIN-Athen: Anthropologie und Psychologie. — Alsherg: Ueber Rechtsblindheit und Linksblindheit (erscheint in Virchow's und HOLTZENDORFF'S Sammlung). Dazu Diskussion: Virchow, Waldeyer, W. Krause, Mies, Fritsch, Behla, von Heyden, Alsherg. — Dr. Hjalmar Stolpe-Stockholm: Ueber eine Höhlenwohnung aus der neolithischen Zeit auf der Insel Stora Karlsö bei Gotland (soll erweitert im Archiv für Anthropologie erscheinen). Dazu Virchow. — Mies: Ueber

Der Vorsitzende Herr **Radolf Virchow** eröffnet am 10 Uhr 15 Minuten die Sitzung.

Herr Konservator E. Krause-Berlin ladet darauf die Versammlung zu einem Besuch der berühmten sogenannten „7 Steinhäuser von Fallinghastel“ am 10. August ein und erläutert die angehängten, in $\frac{1}{10}$ der natürlichen Grösse von ihm gezeichneten Grundrisse unter Vorlage seiner im Juni d. Ja. aufgenommenen Photographien.

„Unsere Versammlung findet diesmal in gewissermassen klassischen Lande der megalithischen oder Steinkammergräber statt; denn nirgendwo in Deutschland gibt es deren so viele, wie gerade hier. Dieser Umstand veranlasst mich, Sie zu einem Ausfluge zu einer Gruppe schon seit alten Zeiten berühmter, ganz hervorragend gut erhaltener und lehrreicher Steinkammergräber einzuladen, damit Sie wenigstens einen kleinen Theil der auf hannoverschem Gebiet verhältnissmässig noch sehr zahlreichen Zeugen aus granater

Vorsitz in Angenehmem nehmen zu können. Die Provinz Hannover ist Dank der Anregung einflussreicher Personen, wie namentlich Graf Münster, in der glücklichen Lage, dass die Regierung schon frühzeitig die Föhrung für diese ehrwürdigen und imposanten Denkmäler in die Hand genommen und viele von ihnen für den Staat angekauft oder bei der Verkopplung (Separation) als Staatseigentum und somit für unantastbar erklärt hat. Dadurch allein sind sie für spätere Zeiten zu erhalten, denn jedem Privatbesitzer wohnt natürlich mehr oder weniger der Drang inne, soviel Geld, wie möglich an seinem Besitz herauszuschlagen. Dazu kommt, dass Felsteine von jeher ein gesuchtes Material sind für Kirchen- und Profanbauten, für Eisenbahn- und Chaussee-Beschüttungen, sodass es überhaupt zu bewundern ist, dass in unserm steinarmen norddeutschen Flachlande sich doch immerhin noch eine verhältnissmäßig grosse Anzahl der ehemals sicher viel zahlreicheren Steinkammergräber erhalten hat. Die Pietät unserer Altvordern, die uns diese Denkmäler überliefert hat, muss geradezu beschämend auf uns wirken, wenn wir sehen, wie das letzte halbe Jahrhundert unter ihnen angefaunt hat. In der Altmark z. B. konnten wir aus der Literatur und durch Nachforschungen an drei und Stelle 180 Steinkammergräber nachweisen; Danneil führte davon im Jahre 1812 (VI. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins. Neuhaldensleben und Gardelegen 1813) noch 142 an. Wir fanden noch 48, die meisten aber recht schlecht erhalten. Zeitschrift für Ethnologie 1898. Heft III und IV.)

Hannover ist in der glücklichen Lage gewesen, Landeskinder zu besitzen, die mit rechtem Verständnis, Liebe und Sorgfalt für die Erhaltung der Alterthümer gesorgt haben und ist deshalb reich an Ueberbleibseln aus der Vorzeit. Ich nannte bereits den Grafen Münster; ausserdem hat der k. Forstrath und Konservateur des historischen Vereins für Niedersachsen Joh. Karl Wächter für Hannover, wie Danneil für die Altmark, im Jahre 1811 eine „Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler“ herausgegeben, in welcher die Berichte aus des einzelnen Aemtern vereinigt sind. Er gibt unser den Steinkammergräbern nach Hügelgräber und andere Alterthümer. Unsere Reisen im Juni, soweit mein Freund Dr. Schötenack und ich Hannover bisher bereisen konnten, haben uns leider auch hier die Uebersetzung verschafft, dass von den von Wächter aufgeführten Gräbern leider noch fast nur noch die erhalten sind, welche noch zu rechter Zeit der Staat angekauft hat.

Zu den im staatlichen Besitz befindlichen Gräbern gehören aus auch die „7 Steinhäuser“, von denen noch 5 und der Rest des sechsten erhalten sind. Sie zeichnen sich, wie schon bemerkt, durch ihre gute Erhaltung vor den meisten andern Gräbern aus; dies rührt wohl daher, dass sie unmittelbar in dem königlichen Forst liegen und so unter guter Obhut und vor Angriffen geschützt sind, xmal sie sich auch der besondern Gunst des Herrn Landraths Heinrich in Fallingbostal erfreuen. Die Gräber liegen auf der Feldmark Norden-Dorfmark, nahe bei Südpostel. Sie sind auch durch ihre grossen flachen Decksteine besonders bemerkenswerth, deren grösster 4,30 m lang und fast ebenso breit ist und allein das ganze flache Steinhäus bedeckt, ferner durch Reste seitlicher Eingänge, sodass sie also an den Ganggräbern, also den jüngsten Steinkammergräbern, erzählt werden müssen. Näheres werden wir in der Fortsetzung unserer Arbeit

über: Die megalithischen Gräber (Steinkammergräber) Deutschlands geben, von der ich mir erlaube, den ersten Theil der Versammlung vorzulegen.

Herr Rudolf Virchow:

Ich möchte die Mittheilungen des Herrn Krause noch in etwas ergänzen. Herr Krause hat sich mit Herrn Dr. Schötenack in Heidelberg, einem gebornen Altmärker, zusammengethan. Sie haben zunächst die alten Steinnomente der Altmärk einer detaillirten Untersuchung unterzogen und diese in dokumentarischer Weise bearbeitet, so dass ihr Werk für künftige Zeiten ein nach dem heutigen Stande des Wissens absolut zuverlässiges Material liefern wird. Glücklicherweise besitzen wir eine Vorarbeit dafür in den Publikationen eines Mannes, das unvorgesessenen Danneil, der schon vor 50 Jahren eine solche Uebersicht geliefert hat, eine höchst zuverlässige, allerdings mehr kursorische Arbeit. Die jetsige ist vollständig und eingehend. Jedes Grab wird für sich erörtert, nach seinen Verhältnissen und seiner Beschaffenheit dargestellt. Die beiden Herren haben die Absicht, von der Altmärk nur allmählich gegen Westen voranzugehen, und die Herren von Hannover werden sich eines Ueberfalls demnach vergewissern halten können. Sie haben geglaubt, es wäre sehr nützlich, eine zusammenhängende Darstellung sämtlicher megalithischer Momente nach einem gemeinsamen Plans zu geben. Ich lege hier eine erste Publikation vor, welche sich in dem letzterschienenen Hefte der Berliner Zeitschrift für Ethnologie befindet; dieselbe enthält eine vollständige Uebersicht über die Steinnomente, die in mehreren altmärkischen Kreisen noch erhalten sind, mit allen möglichen Erläuterungen, kartographisch, photographisch, typologisch u. s. w.

Im Anschluss daran wird die Bitte an alle Betheiligten ergehen, möglichst entgegenkommend diese Bestrebungen in der Provinz Hannover zu fördern. Ich weiss ja, dass gelegentlich einmal ein Gefühl der Rivalität erwacht, indess hier sind wir alle auf einem gemeinsamen Boden, auf dem uns daran liegt, die Thatsachen festzustellen, und ich glaube nicht, dass Sie so leicht zwei Männer finden werden, die mit so viel Hingebung, Eifer und Sachkenntnis an diese Untersuchung herangehen werden, wie die Herren, von denen hier die Rede ist. Ich empfehle daher dieses Werk in jeder Beziehung.

Herr Krause hat nun heute den Vorschlag gemacht, dass diejenigen unserer Mitglieder, welche sich mit den alten Steinhäusern unserer Vorfahren bekannt machen wollen, am Tage nach Schluss des Kongresses sich an einer Exkursion theilnehmen möchten, welche von hier nach Nord-Nordost gehen soll, nach Fallingbostal, wo gut erhaltene Steinhäuser sich befinden. —

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow (Vorlagen):

Dann habe ich noch mitzutheilen, dass Dr. Adolf Brodbeck von Hannover, früher Privatdozent für Philosophie an der technischen Hochschule in Stuttgart, bedanert, durch seine Abreise nach Chicago, wo er einen hervorragenden Platz auf dem Religions-Kongress einnehmen werde, verhindert zu sein, persönlich seine Schrift: *Über Leib und Seele* vorzulegen, die er in mehreren Exemplaren übersandt hat.

Ausserdem ist inzwischen eine neue kleine Lieferung erschienen von den Aufnahmen, welche unsere Gesellschaft in den anatomischen Sammlungen Deutschlands in Bezug auf das darin befindliche kranziologische

Material hat ausführen lassen. Es war das eine Spezialaufgabe unseres seitverstorbenen Kollegen Schaaflhausen, der zum Theil an Ort und Stelle selbst Messungen veranstaltete. Wollten Sie gewissermaßen als letztes Monument seiner vieljährigen Thätigkeit diese Fortsetzung der Beschreibung des anthropologischen Materials, welches im Berliner anatomischen Institut befindlich ist, entgegennehmen. Herr Professor Wilh. Krause hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, das Verzeichniß zu vervollständigen.

Bei dieser Gelegenheit muss ich darauf aufmerksam machen, dass durch den Tod von Schaaflhausen die Leitung dieses Unternehmens unterbrochen ist. Wir hatten dafür ursprünglich eine Kommission bestellt, von der aber schliesslich nur Schaaflhausen übrig geblieben war. Es wird daher nicht nöthig sein, eine grosse neue Kommission zu erwählen; der Vorstand erlaubt sich, vorzuschlagen, nemmehr unserm Generalsekretär Herrn Johannes Ranke zu beauftragen, die Leitung zu übernehmen. Es sind ja Kräfte genug da, die die Messungen machen werden, und Herr Ranke selbst meint, die Redaction übernehmen zu können. Sollte also kein anderweitiger Vorschlag gemacht werden, so würde ich annehmen, dass Sie einverstanden sind, dass diese Aufgabe Herrn Dr. Ranke übertragen wird. Das ist der Fall.

Ausserdem hat Herr Viweg, der Verleger des Archivs für Anthropologie, ein Probeexemplar der Bogen des neuen Heftes eingekundet, welches eine Arbeit des Herrn B. Martin in Zürich enthält: „Ueber die Anthropologie der Feuerländer“, hergestellt auf Grund des Materials, welches die unglückliche Gesellschaft der Feuerländer geliefert hat, die vor mehreren Jahren Europa und namentlich auch Deutschland besucht und von denen die Mehrzahl an ausstehenden Krankheiten, Pocken und Masern, zu Grunde gegangen ist. Dieses Material hat sich sorgfältig Weise im Züricher Museum gesammelt. Es ist eine sehr ansehnliche und treffliche Arbeit.

Aus Zürich melden sich ausserdem noch die Herren Schötenack und Hartwich, unsere alten Freunde, die eben von den Pfahlbauten von Hohenhausen zurückgekehrt sind, aber keine Zeit gefunden haben, wieder zu kommen.

Auch Dr. Baier in Stralsund bedauert lebhaft, dass er nicht kommen kann, er befindet sich in einem etwas erheblichen Gesundheitszustand; er grüsst allerseits die Freunde auf dem Kongresse.

Freiherr von Andrian:

Ueber den Wetterzauber der Altaier.
(Bereits in Nr. 5 dieses Blattes erörtert.)

Vorsitzender Herr Rudolf Virehow:

Ich eröffne die Diskussion. Ich möchte bitten, dass die Herren, welche etwa über Wettersteine aus Deutschland etwas wissen, wie es oben ja verschiedene Lokalsagen gibt, diese Gelegenheit wahrnehmen wollen, um das anzufügen.

Herr Professor Dr. Jentsch-Guben:

Bei den Wenden des Spreewalds sind bis jetzt Spuren des Wetterzaubers nicht festgestellt worden.

Herr von Stolzenberg-Lüttmersen:

Es ist mir bekannt, dass in der Umgegend von Hannover Steineite in alten Banerhäusern aufbewahrt wurden, weil man nach der Meinung war, sie schützten gegen Blitzeschlag. Ich besitze davon zwei oder drei.

Die Väter wollten sie mir nicht geben, die Söhne aber waren dem Aberglauben abhold geworden und gaben sie mir freiwillig, obse das ich bitten brauchte. Es existirt übrigens an verschiedenen Orten derselbe Glaube.

Herr Amterath Dr. Struckmann-Hannover:

Ich kann nur bestätigen, was Herr von Stolzenberg gesagt hat; es finden sich noch viele Steineite insbesondere in den älteren Banerhäusern. Man nimmt von ihnen an, dass sie mit dem Blitze zur Erde herabgekommen seien und bewahrte sie, namentlich in älterer Zeit, sorgfältig auf, weil man in ihnen ein Schutzmittel gegen den Blitz erblickte. Jetzt schämt man sich natürlich dieses Aberglaubens. Einzelne ältere bäuerliche Wirthe können sich jedoch noch nicht entschliessen, dieses Schutzmittel aus dem Hause zu entfernen.

Herr Direktor Härche-Frankenstein:

Ich habe vorgekommen, dass in verschiedenen Gegenden die Meinung verbreitet, solche Artefakte sichern dem Besitzer küssern Schutz gegen Blitzegefahr gewissermaßen Wählerchen, wie längere Leben. Bei dieser Annahme trennen sich die Leute, namentlich im Spessart, ungerne von solchem Ding. Weil einmal die Befürchtung des baldigen Todes zugefroren wäre, hält es ungemein schwer die Eigentümer oder Finder zur Abgabe des Steines zu bewegen.

Herr Johannes Ranke: (Ueber Drutsteine.)

Von Wetterzauber hört man auch gelegentlich noch in Oberbayern, aber dass dazu Steine verwendet worden sind, habo ich selbst nicht in Erfahrung bringen können¹⁾. Man erzählt z. B. am Tegernsee, dass an einer felsigen und steinigcn Stelle des Ufers, der sogenannten Steirneissen, nahe der Ueberfahrt, Hesen oder Druten (Truhten) sich gelegentlich aufbalten, um schlechtes Wetter zu machen. Einmal, noch zur Klosterszeit, war so ausserordentlich schlechtes Wetter, dass man glaubte, es nur durch Zauberei erklären zu können. Einer der Mönche ging, so erzählte man, mit dem Kreuzspatziel hinaus und beschwor das Wetter. Augenblicklich rissen sich die Wolken-Nebel auf. Da saßen an der Steirneissen so viele Druten, alle splittcrnack, alle aus einem kleinen Dorfe am Tegernsee, „dass man sie nicht auf einem Leiterwagen hätte fortfahren können“. Die Drut oder Wetterhese (in Tyrol der Hexenmeister) steck, wie hier, meist selbst im Sturm oder in der Wetterwolke²⁾. Der Sturmwind heisst auf der Hobbirg bei Hircbrack geradezu Drutenwind und in der Donaugegond bei Passau wird, wie mir Herr Dr. Wolf Schmid erzählte, der Sturmwind „gefüttert“, indem man ihm einen Holzteller mit Mehl vor das Fenster stellt. Jedes Weib kann dort den Sturm stillen, sie braucht dazu nur ihre offenen Emsar dem Wind entgegen zu werfen, aber man thut das nicht gern, um nicht in dem Verdacht der Hexerei zu kommen“. Er erhielt in München von einem Arzt eines jener schwer zu bekommenen, in den Familien als Erbstücke aufbewahrten Drutensteine³⁾ geschenkt, der gegen die Druten schützt. Es ist ein kleines an den Kanten natürlich abgerundetes Kalkgeschiebe mit einem von der Natur, nicht künstlich, gebildeten Loch versehen, das an keinem Drutenstein fehlen darf; wenu

1) Vergl. dagegen: Sepp: Althayerischer Sagen-schatz 1876. S. 459 ff.

2) Vergl. Panzer, Bayerische Sagen und Bränche. I. 110. II. 208, 209. 3) Ebenda II. 164 u. 428.

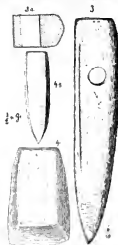
man durch das Loch dieses Steines ein Bündel oder einen Riemen zieht und ihn in der Stube oder an der Wiege oder im Pferdestall aufhängt, so kann die Drut nichts nützen". Ob der Drutenstein gegen das Wetter schützt, finde ich nicht direkt erwähnt, aber es ist fast sicher anzunehmen, da das „Wind- und Wettermachen eine der vornehmsten Künste der Druten sein soll". Fig. 1 ist der eben erwähnte Drutenstein, der an der „oberen Länd" bei München gefunden, seit 100 Jahren im Besitz derselben Familie gewesen ist und offenbar in der angegebenen Weise verwendet wurde; das „natürlich" entstandene Loch ist deutlich, durch Bündel oder Riemen zum Anhängen, zum Theil angedeutet. Fig. 2 ist noch nicht gebraucht.



Drutensteine.

Ich erhielt den Stein von Herrn Georg Finsterwalder, Obermüller in Rosenheim, der ihn dort in einer Schottergrube selbst gefunden hatte.

Die Angabe des Herrn Direktor Hürche kann ich bezüglich des bayerischen Speesart bestätigen. Die Münchener prähistorische Sammlung besitzt von Hals-



Donnerkeile aus Loth.

bach bei Loth in Unterfranken am Ostabhang des Speesart einen grossen wohlgebohrten Steinhammer (Fig. 3 und 3a) aus schwarzem Kieselchiefer und zwei kleinere Steinbeile (Fig. 4) auch aus Kieselchiefer,

welche ich durch den Wirth Karl Reichert von dort erhalten habe. Herr Reichert ist ein aufgeklärter Mann. Er berichtet, dass den Steinhammer (Fig. 3) „vor 60 bis 70 Jahren das Herrle" d. h. sein Grossvater gefunden und seitdem aufbewahrt habe als „einen vom Himmel gefallenen Donnerkeil", „mit dem die Leute etwas machen". Er selbst weiss recht gut, dass das kein Donnerkeil sei, sondern ein vom Himmel gefallener „Meteorstein". Solche „Meteorsteine" wurden in der dortigen Gegend von den Bauern mehrfach aufbewahrt. Auf mein Ansuchen brachte er mir später die beiden kleineren „Donnerkeile" (Fig. 4) die in Material Form und Grösse einander fast gleich sind. Der eine ist ganz unverletzt aber durch den langjährigen Gebrauch fettig abgegriffen, er war „schon lange" im Besitz eines Bauern; den zweiten, an Ecken und Kanten etwas beschädigt, hatte Herr Reichert erst kürzlich gefunden. Was die Leute mit den Steinen „machen", konnte oder wollte er mir nicht genauer sagen, nur das erfuh ich, dass die Bauern sie gegen „Leibschaden" gebrauchen. In der „fränkischen Schweiz", d. h. im versteinungsreichen Gebiete der fränkischen Jura, werden die Belemniten als Teufelsglöh, aber auch als Donnerkeile bezeichnet.

Freiherr von Andrian-Wien:

Dieser Glaube an die Donnersteine, dass sie gegen den Blitz schützen, existirt nicht bloss bei uns in Deutschland, sondern ist auf der ganzen Welt verbreitet. Dies geht sogar soweit, dass wenn bei den Negern an der Westküste von Afrika, wo wegen der dortigen Eisennazt nur sehr selten Steingeräthe gefunden werden, diese als Donnersteine bestimmt werden. Der Aberglaube ist durch ganz Deutschland von der Plalz, nach Niedersachsen bis hinauf nach Pommern verbreitet. Der Blitz schlägt den Stein hernieder, dass er sieben Fuss tief in die Erde fährt; in sieben Tagen und Nächten wächst er wieder an die Oberfläche, und wenn er dann gefunden wird, ist er eben ein Wetter- oder Donnerstein, der Kraft gegen den Blitz hat. Der Glaube hat durch die Spanzer auch in Amerika Eingang gefunden. Wir finden ferner im Orient bis weit nach Asien hinein dieselben Vorstellungen.

Herr Dr. Ornstein, Generalarzt a. D. in Athen: Anthropologie und Psychologie.

Hochgeehrte Damen und Herren! Ich gestatte mir Ihre Aufmerksamkeit zu Gunsten eines eigenartigen psychologischen Pessimismus auf einige Minuten in Anspruch zu nehmen.

Wenn die Ethnologie sich die Erkenntnis der körperlichen und geistigen Eigenschaften der Völker zur Aufgabe stellt, so ist dieselbe in einem entscheidenden Vortheile der Anthropologie gegenüber. Während jene mit grösseren oder geringeren Bevölkerungsangaben zu rechnen hat, ist diese hiaweilen wie beispielsweise in der Schädellebre auf die Untersuchung von Individuen angewiesen, aus denen sich jene zusammensetzen. Es leuchtet ein, dass es ungleich leichter ist die charakteristischen Merkmale eines ganzen Volkstammes zu erforchen, als die der einzelnen Bestandtheile, welche denselben den Kollektivstempel aufdrücken. Und doch unterzieht sich die Anthropologie mit anerkennenswerther Ausdauer dieser insofern un dankbaren Aufgabe, als unschwer voraussetzen ist, dass die Sichtung des sich fortwährend mehr anhäufenden Materials sich eines Tages zu einer schwer zu bewältigenden Arbeit gestalten werde. Abgesehen da-

von, dass demnach die Resultate der Massenerhebungen nur in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft ein litterarisches Gemeingut werden können, so stehen wir vor der heiklen Frage, ob die Anthropologie lediglich mit der Erforschung der physischen Eigenschaften des Menschen ihren Zielen genüge oder ob sie nicht auch die geistigen in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen habe? Glücklicherweise mindert sich das ohnehin schwere Arbeitspensum der Anthropologie dadurch, dass die Psychologie, ebgleich eine anscheinend in sich abgeschlossene Wissenschaft, doch immerhin als ein wesentlicher Bestandtheil der Ersteren an betrachtet ist und sich nöthigenfalls in den Dienst derselben stellen muss.

Wäre das aber auch nicht der Fall, so könnte sich die Anthropologie und speziell der gegenwärtig hier tagende Anthropologen-Kongress mit dem Anspruch des Adamantios Korais, eines namhaften griechischen Literaten der Neuzeit einigermaßen decken, wenn derselbe berechtigt wäre. Der aus der Masiastinsel Chios stammende Gelehrte, welcher unter den Vertretern neugriechischer Geistung und Bildung eine hervorragende Stellung einnahm, hat seiner Zeit in Paris eine Beschreibung des griechischen Freiheitskampfes von 1821—28 in vier Bänden herausgegeben.

Dieses durch seltene Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit sich kennzeichnende neugriechische Geschichtswerk führt das Motto:

Τῆς δόξης τίς σκόλο,
Ὅλος σφόδρα τοκοιο.

(Narren sind wir Alle,
Der Eine mehr der Andere weniger.)

Damit bitten wir also ein Universalmerkmal der Menschheit und die Lösung der Frage, ob die Psychologie als Theilwissenschaft der letzteren von Nutzen sein könne, böte keine Schwierigkeiten, um so mehr als sich ein anderer Pessimist und zwar deutscher Abstammung¹⁾ darin gefallen hat die brutale Skepsis des chiotischen Philosophen in folgende Verse zu bringen:

„Alle sind wir Thoren,
Die wir hiernieden vom Weibe geboren.“

Die Welt ist doch ein grosses Narrenhaus,
Worin sich munter tummeln Mensch und Thier,
Beim Menschen scheint ewig der Narr heraus,
Ist doch sein drittes Wort ich oder mir.

Mag er wie der stolze Pfan sich brüsten,
Spiel' er den Beschreibungen wie der Lump,
Mag nach grossem Reichthum ihn gelüsten,
Oder es' und trinke er nur auf Pump.

Mag er erst drein schauen oder lachen,
Des Pöbels wahrer Kern bleib's immerdar,
Dass bei ihm im Traume wie im Wachen,
Verstellung stets sein Motto ist und war.

Sagt! Ist's etwa mehr als Fastnachtspiel,
Wenn das Gesetz der Menschensdünung wehrt?
Hat es vielleicht Sinn, zengt es von Gefühl,
Wenn die Geschichte den als Helden ehrt.

Der seines Gleichen kalt zur Schlachtkamp führt,
Um des gepriesenen Lorbeers willen,
Und den es schier zu heissen Thränen rührt,
Wenn die Massegräber sich dann füllen?

1) Dieser Pessimist ist Herr Ornstein selbst, D. Red.
Gerr.-Blatt & Deutsch. A. G.

Genug! Seit des Menschen Ich erwachte,
Seit Luthers Lehre man in Worms verpöht,
Seit man Darwins Daseinskampf verlachte,
Der weder Gott noch Gottes Wort verhöht,
War und ist die Welt doch ein Narrenhaus,
In der es satten Fischen wohlgefällt,
Doch fragt einmal den Hungerleider aus,
Was er von diesem Paradiese hält?

Wir haben es hier mit den Ansichten zweier Pessimisten vom reinsten Wasser zu thun, denn vielleicht in manchen Stücken eine gewisse Berechtigung zu dieser Anschauungsweise zusteht. Dennoch werden dieselben unsere geehrten Vorsitzenden und ihre bewährte Gefolgschaft in ihren kraniologischen und sonstigen Forschungen ebenso wenig zum Stillstand bringen, als es ihnen gelingen dürfte in den bestehenden Verhältnissen zwischen Psychologie und Anthropologie eine Aenderung herbeizuführen.

Das ist meine Meinung und diese stützt sich auf das geflügelte Wort: „Il y a quelqu'un, qui suit plus qu'un seul homme, c'est tout le monde.“ (Es gibt Jemanden, der mehr weiss als ein einzelner Mensch, das ist die ganze menschliche Gesellschaft!).

Ob es jetzt statt eines einzigen Menschen zwei sind, welche das Recht für sich in Anspruch nehmen, mehr wissen zu wollen als die gesamte Menschheit, ändert meines Erachtens nicht viel an der Wahrheit des obigen Ausspruchs.

Den Schlüssel zu dem Pessimismus des chiotischen Philosophen glaube ich in dem Umstände suchen zu müssen, dass der während des griechischen Unabhängigkeitskampfes in Paris lebende und mit allen Kräften für die Befreiung seines Vaterlandes wirkende Korais seiner ungewöhnlichen Häßlichkeit halber mitunter ein Gegenstand französischer Spottlust wurde und daher mit sich und der Welt zerfallen war. Nach den mündlichen Mittheilungen des vorerwähnten Rangab bezeichneten die Pariser denselben im Hinblick auf sein abstoßendes Aeusseres als eine espèce de Voltaire.

Herr Dr. Alsbeger

Ueber Rechtschändigkeit und Linkshändigkeit.
(Erscheint in Virchow's und Hottendorff's Sammlung.)

Diskussion über den Vortrag des Herrn Alsbeger:

Versitzender Herr Rudolf Virchow:

Ich will nur kurz vorher bemerken, dass es vielleicht wünschenswerth wäre, wenn Herr Dr. Alsbeger einmal einen Blick in die älteren Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft werfen möchte. Wir haben, wenn ich nicht irre, im Jahre 1874 einen sehr umfangreichen Vortrag über Rechte- und Linkshändigkeit von dem verstorbenen Legationsrath Meyer gehört — S. (99) —, der die Frage bis ins Alterthum verfolgt hat; im Anschluss daran finden sich anatomische Bemerkungen; auch die Carotis ist nicht vergessen.

Herr Geheimrath Dr. Waldeyer-Berlin:

Die Frage berührt einiges aus dem Gebiete der Anatomie, was ich der Erwägung anheim geben wissen möchte. Ich glaube auch, dass, wenn wir nach einem anatomischen Grunde für die Links- und Rechtschändigkeit suchen, wir die neueren, wichtigeren Funde im Gehirn nicht übergehen dürfen, ja, dass diese sogar in erster Linie in Betracht kommen, untermehr, als sich vielfach auch von anderer Seite erweist, dass das

Nervensystem einen bestimmenden Einfluss auf die Ausbildung aller Körperteile hat. Die Entwicklungsgeschichte spricht schon sehr dafür, insofern das Centralnervensystem und auch die davon abgehenden peripherischen Nerven mit zu den am frühesten ausgebildeten Theilen gehören und ihnen eine gewisse Bestimmtheit des nachfolgenden Wohl nicht wird abgesprochen werden können.

Anders steht es aber mit meiner Auffassung bezüglich der Frage nach Begründung dieser Verschiedenheit; oh z. B., wie der Herr Vorredner meinte, das nun vom Arteriensystem abhängt. Da möchte ich doch folgendes zu bedenken geben:

Erstens glaube ich nicht, dass der Blutstrom in der linken A. carotis communis günstiger gestellt ist, als in der rechten; soweit ich weiss, sind irgendwo erhebliche Druckdifferenzen zu Gunsten der Linken nicht vorhanden. Dann kommt ferner doch der bekannte Willis'sche Arterienzirkel sehr in Betracht.

Eine andere Frage ist die nach dem Schwerpunkt. Ich wollte nur bemerken, dass die Verhältnisse des Schwerpunkts bei Erwachsenen doch anders liegen dürften, als bei Kindern. Es liegt offenbar wohl der Hauptgrund, dass der Schwerpunkt bei Erwachsenen der rechten Seite näher liegt, einmal schon in der That, dass die rechte Muskulatur stärker ist; dies können wir aber hier nicht verwerten. Es kommt jedoch ferner in Betracht die Bevorzugung des rechten Leberlappens vor dem linken. Diese Ungleichheit fällt bei jungen Kindern grossentheils weg; je weiter wir in das Kindesalter zurückgreifen, desto mehr sind der rechte und linke Leberlappen einander gleich; erst nachher gewinnt der rechte Leberlappen ein erhebliches Uebergewicht.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch auf Etwas hinweisen, was freilich auf einem anderen Gebiete liegt, nämlich auf die That, dass manche unserer Namen an die Auffälligkeit der Linkshändigkeit anknüpfen. Denn es finden sich nicht selten Familiennamen, die sich auf die Linkshändigkeit beziehen und nur sehr wenige, die mit „rechts“ zusammenhängen. Ich erinnere an Namen wie „Link“, „Linke“, „Linkmann“, „Lebterhand“ u. s. w.

Herr Professor Wilh. Krause-Berlin:

Ihr stimme mit den Anschauungen des Herrn Dr. Alsherg durchaus überein; aus meinen Ausführungen wird also kein Widerspruch gegen ersteren zu entnehmen sein dürfen. Ich wollte auf einen Punkt aufmerksam machen, bei dem es mir scheint, dass man die Sachen mehr auseinander halten muss.

Wir haben es hier zu thun mit der Bevorzugung des rechten Armes und der Bevorzugung der ganzen rechten Körperhälfte. Beides ist aber auseinander zu halten. Wenn man an uns Anatomen die Frage richtet, wie es kommt, dass die rechte Körperhälfte und der Arm bevorzugt sind, so gibt die Anatomie in der That Anhaltspunkte dafür, ich fange an mit dem Papagei. Jedermann weiss, dass der Papagei gewöhnlich sein Futter in die rechte Klauo nimmt, es gibt allerdings auch solche, die es in die linke Klauo nehmen, aber für gewöhnlich ist die rechte bevorzugt. Das ist ganz sicher und ich brauche keinen statistischen Beweis dafür anzuführen. Nun ist doch klar, dass es nicht ein Arm ist, den der Papagei da verwendet, und dass es ein ganz anderes Ding ist, um das es sich hier, beim Vogel, handelt. Im allgemeinen kann die rechte obere Extremität, also der rechte Flügel beim Vogel, unmöglich bevorzugt sein, da sonst der Flug des Vogels

immer schief wäre, gerade wie ein Kahn links abweicht, wenn der rechts sitzende Ruderer stärker ist, so dass der Steuermann oder die am Steuer sitzende junge Dame dem Kahn wieder die ursprüngliche Richtung geben muss. Also Arm und Flügel müssen wir auseinander halten. Anatomisch lässt sich nun sagen, dass allerdings der rechte Arm in vieler Beziehung bevorzugt ist, nicht nur beim Menschen, sondern auch bei anderen Thieren, keineswegs aber bei den Vögeln. Die Details hier auseinander zu setzen, ist ja unnöthig. Ich bescheide mich also nur auf die gewöhnlichen Säugethiere und besitze die hier befindliche Zeichnung.

(Es folgt eine Demonstration an der Tafel.)

Innerhalb der vier Arterien für das Gehirn findet ein vollständiger Ausgleich statt durch den Willis'schen Zirkel, je zwei kommen von der rechten und linken Seite. Da kann man auch mit Varietäten nichts anfangen, denn wenn Verschiedenheiten vorkommen, wenn die Arterie für den rechten Arm oder der linken Seite entspringt und dergleichen mehr, so sind sie hydraulisch überhaupt nicht zu unteruchen; ein Physiker von Fach, der den Stromlauf in diesen Blutgefässen untersucht, kann mit mehreren anatomischen Beschreibungen absolut nichts anfangen; er erfährt nicht einmal, ob der Querschnitt der Gefässe oval oder rund gewesen ist, worauf hier viel ankommt. Nach meiner Ansicht ist es ganz unweifelhaft, dass in physikalischer Beziehung in Bezug auf den Stromlauf in der That vielfach die rechte obere Extremität bevorzugt ist, speziell beim Menschen, wegen der Blutgefässe. Das erstreckt sich nicht auf die Thiere. Jeder weiss, dass wir Menschen am rechten Fuss bevorzugt sind; jedem Turner, jedem, der voltigirt, wird zunächst vorgeschrieben, mit dem rechten Fuss zu springen. ein Fall, bei dem die rechte Körperhälfte bevorzugt ist, im Gegensatz zu den Feinheuten, die wir der rechten Hand zumuthen. Bei den meisten Thieren liegt die Sache so, dass die Arteria brachialis dextra, das grosse Blutgefäss für den rechten Arm, gemeinschaftlich mit den beiden Blutgefässen entspringt, die hauptsächlich zum Gehirn gehen und dort die Blutvertheilung vermitteln. Die Frage würde sich also dahin suszipiren: liegt hierin eine Bevorzugung gegenüber dem linken Arm oder der linken oberen Extremität überhaupt? Darüber kann ich weiter nichts sagen. Ich kann nicht finden, dass Huide oder Kälbchen einen wesentlichen anderen Gebrauch von dem linken oder rechten Fuss machen. Mag sein, dass das Feinheuten sind, die wir noch nicht kennen, und worauf die Herren, die Thiere viel zu beobachten Gelegenheit haben, ihr Augenmerk richten mögen.

Herr Dr. Mies:

Wie gewiss sich andere Anwesende gelesen haben, hat Herr de Mortillet in Paris Untersuchungen über die Verbreitung der Linkshändigkeit in der neolithischen Zeit angestellt, indem er nachsah, in welche Hand die aus dieser Periode stammenden Schaber passen. Abweichend von den Ergebnissen des Herrn Dr. Alsherg fand er, dass unter 354 Schabern 197 nur mit der linken, 106 nur mit der rechten und 52 mit beiden Händen geführt werden können. (S. das Referat von G. Buschan im Archiv f. Anthropol. 1898, S. 491 n. 492 über de Mortillet, Formation des variétés. Albumine et gauducement, Bulletin de la soc. d'Anthropol. de Paris 1890.) Auch Herr Dr. Alsherg schliesst einige Male aus dem Bau des Griffes von einem Werkzeug auf Link- oder Rechtshändigkeit. Hauptächlich aber hält er sich an die Richtung, welche das Profil auf den

prähistorischen Zeichnungen einnimmt. Es scheint mir jedoch zweifelhaft, ob diese ein sicheres Kennzeichen zur Bestimmung derjenigen Hand ist, mit welcher ein Bild angefertigt wurde. Denn Linkshändige können oft ganz rot, wenn auch vielleicht mit etwas mehr Mühe, nicht nur von links nach rechts schreiben, sondern auch Menschen oder Thiere zeichnen, die nach links sehen.

Herr Geheimrath Professor Fritsch-Berlin:

Ich möchte dann bemerken, dass es sich in Bezug auf die Rechts- und Linkshändigkeit in hohem Masse um Gewöhnung handle. Diese Gewöhnung ist schon im Leben des Foetus gegeben, da die häufigste Lage des Foetus im Uterus eine freiere Bewegung der rechten Körperhälfte gestattet dürfte.

Im weiteren Leben wird durch Unterweisung, häufig selbst im Gegensatz zu der Neigung des betreffenden Individuums, durch die Mütter, Ammen, und Lehrer die vorwiegende Benutzung der rechten unterstärkt; andernfalls würde es ungemein viel mehr linkshändige geben wie man anzunehmen geneigt ist, etwa im Verhältnis der Händigkeit der verschiedenen Schädellagen des Foetus. Es sollte nicht vergessen werden, dass die peripherischen Organe nach dem Centralorgan in Wechselwirkung stehen und die stärkere Benutzung einer Körperhälfte mit Nothwendigkeit secundär auch eine starke Benutzung und damit Ausbildung der entgegengesetzten Hirnhälfte zur Folge haben muss.

Uebriqens springen auch viele Turner links an und die Soldaten treten bei uns als Regel links an.

Herr Dr. Behla-Luckau:

Ich möchte dazu bemerken, dass wir in meiner Familie ein acht Monate altes Kind besitzen, bei dem wir im sechsten Monate bemerkten, dass es linkshändig ist. Bestiglich der Vererbung theile ich mit, dass meine Frau und ich rechtshändig sind, dass aber ein Schwager von mir linkshändig ist.

Herr Professor von Heyden-Berlin:

Ich möchte ein sehr schlagendes Beispiel für die Linkshändigkeit anführen, Adolf Meusel, unsern bedeutendsten Maler, der erst mit vieler Mühe sich die Rechtshändigkeit angewöhnt hat; es war ihm in der Jugend nicht möglich, mit der rechten Hand zu arbeiten, und nur durch die Befruchtung, dass er durch die Erkrankung der linken Hand arbeitsunfähig würde, hat er sich daran gewöhnt, mit der rechten Hand zu arbeiten. Jetzt ist es ihm vollständig gleich, ob er rechts oder links malt; je nachdem die Lage links oder rechts eine günstigere ist, zeichnet und malt er links oder rechts, und er würde mit beiden Händen zugleich zeichnen können.

Ich möchte übrigens auch noch auf die Linkshändigkeit bei den Bergarbeitern hinweisen, die unter Umständen sehr erwünscht und daher gepflegt wird, weil bei der Bohrarbeit am rechten Streckenstosse die Führung des Faustels mit der linken Hand förderlicher ist.

Herr Dr. Alsbeyr:

Herr Geheimrath Prof. Waldeyer hat geltend gemacht, dass die Gabelung der Arteria anonyma in die Carotis communis dextra und subclavia dextra auf den Druck, unter welchem das arterielle Blut der rechten Hirnhälfte auströmt, keinen erheblichen Einfluss ausüben könne. Dieser Ansicht ist aber entgegen zu

halten, dass die Verengung der Gefäßlumina, mit der ein erhöhter Reibungswiderstand Hand in Hand geht, eine Herabsetzung des Blutdruckes nothwendig zur Folge haben muss. Mit Bezug hierauf bemerkt L. Landeis (Lehrbuch der Physiologie des Menschen, Wien & Leipzig 1891): „Sobald die Schlagadern unter Theilung eine erhebliche Verengung ihres Lumens erleiden, nimmt in ihnen der Blutdruck stark ab, weil die Treibkraft des Blutes durch die Ueberwindung hindurch gesetzter Widerstände geschwächt werden muss“. Bei der Theilung der Anonyma in die rechtsseitige Carotis und Subclavia kommt auch der Winkel, unter welchem die beiden letzterwähnten Arterien aus der Anonyma entspringen, mit in Betracht; indem die Blutwelle an jener Theilungsstelle anschlägt, wird nach bekannten mechanischen Gesetzen eine erhebliche Retardation der Blaströmung und eine Herabsetzung des Blutdruckes die unausbleibliche Folge sein. Freilich sind wir beim Menschen nicht in der Lage, die Herabsetzung des Blutdruckes mit Hilfe des Manometers ebenso nachzuweisen, wie dies beim Thiere geschehen ist. Dass der Weg, welcher das arterielle Blut vom Herzen zum linken Grosshirn führt, ein direkterer ist, als die das rechte Grosshirn versorgende Blutbahn, wird über allen Zweifel erhoben durch die Thatsache, dass die auf Embolie beruhenden pathologischen Veränderungen im linken Grosshirn relativ häufiger angetroffen werden, als im rechten Grosshirn, was daran beruht, dass die von den krankhaft veränderten Herzklappen losgerisenen Faserstoffgerinnsel ihren Weg leichter nach dem linken Grosshirn finden, als nach den rechten. — Was die Frage nach dem Vorherrschen der Rechtshändigkeit in vorgeschichtlicher Zeit anlangt, so muss ich im Gegensatz zu de Mortillet meine Ansicht dahin aussprechen, dass schon während der sogenannten „Kaltherrzeit“ die rechte Hand bevorzugt wurde. Nur einige wenige der in den Knochenhöhlen Südfrankreichs und Süddeutschlands aufgefundenen, in Renithierhorn oder Mammuthelfen ein eingeritzten Zeichnungen und Gravirungen, wie z. B. die aus der La Madeleine-Grotte des Veserethales in Tage geföhrte Zeichnung zweier dickköpfiger Pferde und die im Keswilerloch bei Thayngen (unweit Schaffhausen) aufgefundenen vielbewunderte Zeichnung eines weidenden Renithiers, weisen nach rechts gerichtete Thierkopffprofile auf. Die Mehrzahl jener Thiergestalten zeigt aber nach links gerichtete Profile und lässt somit mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit darauf schliessen, dass die Verfasser jener Zeichnungen Rechtshänder gewesen sind.

Herr Dr. Hjalmar Stolpe-Stockholm:

Ueber eine Höhlenwohnung aus der neolithischen Zeit auf der Insel Stora Karlsö bei Gotland.

(Soll erweitert im Archiv für Anthropologie erscheinen.)

Versetzender Herr Rud. Virchow:

Ich habe dem Herrn Redner den besten Dank für die grosse Freundlichkeit auszusprechen mit der er uns von seinen neuen Entdeckungen Mittheilung gemacht hat.

Herr Dr. Mies-Köln am Rhein:

Ueber einige seltene Bildungen am menschlichen Schädel.

Hochanehnlche Versammlung! Während ich die in der Heidelberger Anatomie aufbewahrten Schädel für den anthropologischen Katalog beschrieb, wurde

ich durch eine aussergewöhnlich grosse Zahl von seltenen Bildungen überrascht. 24 derselben, welche mir am merkwürdigsten schienen, dürfte ich mit gütiger Erlaubnis des Herrn Geheimrath Gegenbaur photographisch aufnehmen, wofür ich demselben meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Wegen der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit werde ich aber nur einige Seltenheiten der Hinterhauptsehne und des Gammens ausführlich beschreiben. Bei den übrigen Abbildungen muss ich mich auf eine kurze Erklärung beschränken.

Von den Merkwürdigkeiten, welche mir bei der Ansicht der Schädel von vorn aufgefallen sind, zeige ich Ihnen zunächst auf der I. Abbildung (Heidelberger Katalog Nr. 191) eine lange Spalte in der äusseren Wand der linken Augenhöhle. Dieselbe ist dadurch zu Stande gekommen, dass der grosse Keilbeinügel und das Jochbein sich nur unten an der Fissura orbitalis inferior auf einer kurzen Strecke ver-

einen ziemlich grosse Schaltknochen in der Sutura mastoidea, in dessen Bereich das Foramen mastoideum liegt.

Auf den drei folgenden Bildern finden sich Schädel, von oben gesehen. Bei der sechsten Figur fällt die schmale, vorn sich kielartig spitzende Stirne eines sogenannten Trigonocephalus auf. (Heidelb. Kat. Nr. 115.) Dieser Schädel zeigt ausserdem einen fast kreisrunden vorderen Fontanellknochen mit einem Durchmesser von ungefähr 45 mm. Die Naht, welche die vordere Hälfte dieses Knochen begrenzt, ist weniger reich an Zacken als die um die hintere Hälfte desselben.

Noch deutlicher nehmen wir diesen Unterschied in der Beschaffenheit der Naht des vorderen Fontanellknochen auf Abbildung 7 (Heidelb. Kat. Nr. 116) wahr. Hier trennt die 34 mm betragende grösste transversale Ausdehnung diesen 55 mm in medianer Richtung langen Knochen in einen vorderen Theil, welcher Aehnlichkeit mit einem Dreieck hat, und einen hinteren Theil, der

Fig. 9.



Fig. 10.



Fig. 11.



einigt haben. Der mit dieser Thierähnlichkeit behaftete Schädel eines 41jährigen Mannes aus Adelsheim in Baden ist auch in anderer Hinsicht interessant. Er besitzt nämlich am linken Processus jugalis des Stirnbeins einen nach innen und zwar mit dem oberen Augenhöhlenrande gleichgerichteten langen Fortsatz. Auf der Photographie sieht man auch noch, dass er rechts oben nur einen lacus hat, dessen Schneide sagittal nach innen gestellt ist.

In Figur 2 (Heidelb. Kat. Nr. 129) ist ein Stirnnaht-Schädel dargestellt wegen eines grossen Os supraorbitale. Dasselbe erstreckt sich von der Medianebene 11 mm nach rechts, oben und aussen. Es ist 4 mm breit.

Abbildung 3 führt Ihnen den Schädel einer Bergbewohnerin Java's (Heidelberger Kat. Nr. 296) in der Seitenansicht vor. Derselbe zeichnet sich durch einen mittelgrossen Schaltknochen in der Kranznaht aus, welcher mit Rücksicht auf seine Lage unmittelbar über dem rechten grossen Keilbeinügel wohl als ein Postfrontale aufgefasst werden kann.

Der in Figur 4 zur Anschauung gebrachte Neger-Schädel (Heidelb. Kat. Nr. 506) ist zu einem niedrig stehenden gestempelt durch zwei grosse Stirnfortsätze der Schlafenschuppe. Besonders der rechte hat eine ausserordentliche Breite, indem dort Schläfen- und Stirnbein auf einer 15 mm langen Strecke sich berühren. Links miss diese Verbindungslinie 10 mm.

Abbildung 5 (Heidelb. Kat. Nr. 80) stellt zwei weniger seltene Bildungen dar, welche jedoch in dieser Deutlichkeit nicht oft vorkommen. Ich meine die Theilung des Warzenfortsatzes durch eine Naht, die in diesem Falle 1 cm über dessen Spitze endigt, und

mehr einem Viereck gleicht. Der erstere, welcher auf das Gebiet der Stirnbeins übergreift, ist von einer einfachen Naht begrenzt; der hintere Theil aber, welcher sich auf Kosten der Scheitelbeine entwickelt hat, besitzt eine ziemlich zahlreiche Naht. Während der vorige Schädel seine Stirnnaht schon im Mutterleibe einbüsste, ist an diesem Schädel durch die Pfeilnaht vollständig verstrichen; doch sind zwei grosse Foramina parietalia vorhanden.

Figur 8 führt uns den Schädel eines mehrere Wochen alten Kindes vor Augen (Heidelb. Kat. Nr. 37). Im dritten Viertel der Pfeilnaht liegt eine rhombische Fontanelle, die sich 22 mm in medianer, 20 mm in transversaler Richtung ausdehnt. Von ihres seitlichen Ecken gehen zwei transversale Risse aus, die wahrscheinlich künstlich, vielleicht aber auch natürlich sind und in letzterem Falle eine Theilung der Scheitelbeine andeuten. Der rechte Riss ist ziemlich kurz; der linke erstreckt sich bis in das Taber parietale. Diese ansonst Fontanelle hängt mit der Hinterhauptfontanelle durch eine breite Spalte zwischen den Scheitelbeinen zusammen.

Im oberen Winkel der Hinterhauptsehne zeigt die Photographie noch eine mediane Fissur, welche sich häufig am Schädel der Neugeborenen findet, aber nicht immer median, sondern rechtwinklig etwas seitlich liegt. Wie hier kommt die Spalte meistens mit lateralen Ueberresten der Sutura transversa occipitis zusammen vor.

Wenden wir uns nun zur Norma occipitalis, so ist zunächst in der 9. Abbildung (s. oben) ein Schädel aufgenommen, welcher wohl einzig in seiner Art dasteht.

Derselbe stammt aus der alten Sammlung und gehörte einem erwachsenen (d. h. im kräftigen Alter gestorbenen) Manne an, dessen Herkunft leider unbekannt ist (Heidelb. Kat. Nr. 167). Wie man sehr gut erkennen kann, besitzt dieser Schädel ein bis an die Foramina parietalia reichendes Os interparietale sive sagittale. Dasselbe hat etwa die Form eines Rechtecks und dehnt sich 25 mm in sagittaler, 13 mm in transversaler Richtung aus. Die vor ihm liegende Pfeilnaht ist 87 mm lang. Hinter dem Os interparietale kann man noch das kuneale occipitale Ende der Sutura sagittalis erkennen, welche in ihrer ganzen Länge ebenso viel wie das Stirnbein, nämlich 32,3% des Medianmaßes beträgt.

Darunter liegen im oberen Winkel der Hinterhauptschuppe zwei unregelmäßig geformte Schaltknochen, welche Aehnlichkeit haben mit zwei *Ossa spinae squamae occipitalis*. Beim rechten ist der untere Rand nach abwärts convex, beim linken läuft er in eine Spitze aus. Allerdings sind beide nicht besonders gross. Das linke hat eine sagittale Ausdehnung von 12 mm, eine transversale von 8 mm, während das rechte in seiner grössten sagittalen sowie transversalen Richtung 11 mm einnimmt.

Weiter nach unten folgt nun ein schönes *Os lacuae tripartitum*. Mit der genauen Beschreibung und Angabe der Ansehungen der 3 grossen Schaltstücke möchte ich Sie nicht anhalten. Nur von der anteroren Begrenzung derselben, der *sutura transversa occipitis*, will ich einiges mittheilen. An beiden Enden derselben liegen je 2 mittelgrosse Schaltknochen. Ziemlich reich an Zacken steigt sie von ihrem linken Ausgangspunkt bis zur Naht zwischen dem mittleren und dem rechten Schaltstück in 2 flachen Bogen aufwärts, von welchen der linke nach oben, der mittlere nach unten convex ist, und wendet sich dann nach abwärts. Es schiebt sich also zwischen das mittlere und das rechte Schaltstück eine kleine Knochenzunge der Hinterhauptschuppe. Von der unterhalb befindlichen *Protuberantia occipitalis externa* ist sie 25 mm entfernt und liegt sogar noch einige Millimeter über der schwach ausgeprägten oberen Leiste der doppelten *Linea nuchae suprema*.

Sehr auffallend ist nun, dass an die obere Naht des äusseren und den linken oberen Winkels des mittleren Schaltstücks ein grosser dreieckiger Knochen grenzt, welcher tief in das linke Scheitelbein eindringt. Derselbe hat eine nach aussen gerichtete Spitze und eine untere 57, obere 50 und innere 30 mm lange Seite.

An der Abbildung Nr. 10 sehen Sie ein prachtvolles *Os epistele primum sive Os lacuae* an einem Schädel von einem erwachsenen Manne. Seiner Aufschrift gemäss stammt er aus F. Tiedemann's Sammlung und gehörte einem Franzosen an (Heidelberger Katalog Nr. 275), wodurch die von Herrn Geheimrath R. Virchow in seiner berühmten Abhandlung: „Ueber einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel“ anerkannte Zahl der Franzosenschädel mit einem Inka-Knochen auf 4 bzw. 5 steigt. In diesem Falle handelt es sich um einen grossen dreieckigen Knochen. Seine untere 112 mm lange Seite ist an beiden Enden fast gerade, etwas nach unten gekrümmt und zahnbarm; in der Mitte ist sie ziemlich reich an Zacken und nach oben convex. Sie liegt 27 mm über der *Protub. occip. ext.* (s. S. 106.) Nach aussen von dem unteren Winkeln des Inka-Knochens setzt sich die *Sut. transversa occipitis* links noch 13, rechts noch 15 mm weit fort. Diese Naht zwischen der Hinter-

hauptschuppe und den Scheitelbeinen sind zahnbarm, was auch von der Pfeilnaht und den medialen Theilen der *Lambdanaht* gilt. Die mediane Höhe dieses *Os lacuae* beträgt 52 mm. Die rechte obere Naht ist 81 mm lang. Die linke obere Grenze hat fast dieselbe Ausdehnung, nämlich 82 mm, und enthält einen mittelgrossen Schaltknochen. Die beiden oberen Seiten sind ziemlich gerade und springen nicht deutlich gegen die Scheitelbeine vor.

Die 11. Abbildung zeigt gewissermassen einen halben Inka-Knochen und zwar das Schaltstück auf der rechten Seite. Der betreffende Schädel, welcher aus dem Sectionsaal gekommen ist, scheint einer im kräftigen Alter gestorbenen Frau angehört zu haben (Heidelb. Kat. Nr. 74). Es ist hier also nur die rechte Hälfte der *Sutura transversa occipitis* erhalten in einer Länge von 75 mm. Hiervon bilden 58 mm die untere Grenze des dreieckigen Schaltstücks, 14½ mm nimmt ein Schaltknochen in der Gegend der Casserischen Fontanelle ein, dessen Naht in der Verknöcherung begriffen sind, und auf einer Strecke von 2½ mm kommt das rechte Ende der Quernaht zum Vorschein. Die innere Hälfte derselben ist gerade, ihre äussere Hälfte springt etwas nach unten vor. Das linke Ende dieser halben *Sutura transversa* liegt 15 mm über der *Protuberantia occipitalis externa*. Dagegen trifft die Quernaht ungefähr in ihrer Mitte mit der *Linea nuchae superior*, welche eine wulstige Form hat, zusammen. Die mediane, 53 mm lange Naht des Schaltstücks ist oben etwas nach links ausgebeugt. Der diesen halben Inka-Knochen begrenzende Theil der *Lambdanaht* ist 87 mm lang und wendet sich aussen ein wenig nach innen und unten. Er enthält sieben kleine bzw. mittelgrosse Schaltknochen.

Noch ein zweites Schädel der 318 Nummern umfassenden Heidelberger Sammlung besitzt ein laterales Schaltstück, aber auf der linken Seite (Heidelb. Kat. Nr. 105). Dagegen ist die Bildung, welche Figur 12 (s. S. 106) zeigt, wohl wieder von der grössten Seltenheit. Der Schädel rührt von einem erwachsenen Manne her, doch fehlt eine Angabe darüber, ob es ein deutscher ist (Heidelb. Kat. Nr. 179). Von seinen sonstigen Eigenthümlichkeiten führe ich nur an, dass er einen mässigen Grad von Stenocrathie auf beiden Seiten zeigt. In demjenigen Theil der Hinterhauptschuppe, welchen Herr Geheimrath R. Virchow Oberschuppe oder *Facies libera*, Herr Geheimrath Gegenharr *Planum occipitale* nennen, liegen nun bei diesem Schädel zwei drückeigige laterale Schaltstücke, zwischen welche eine 40 mm lange Knochenzunge bis zur Pfeilnaht sich hineinschiebt. Dieser Keil ist an seiner Basis 22, an seiner Spitze 7 mm breit. Von letzterer aus sendet er noch zwei kleine Hörner nach oben und aussen, welche sich 12 mm von einander entfernen. Die Seitenränder der Knochenzunge sind die inneren Grenzen der beiden Schaltstücke und links 47, rechts 43 mm lang.

Der von der Quernaht auf der linken Seite erhaltene, 63 mm lange Theil ist reich an Zacken und verläuft gerade, langsam nach innen zu aufsteigend. Er dringt über das obere Ende der *Sut. mastoidea*, welche nach Additamentum heisst, hinaus noch 6 mm in das linke *Os parietale* ein. Auf der rechten Seite ist eine 60 mm lange, zahnbarme Strecke der *Sut. transversa* offen geblieben. Im äusseren und inneren Drittel ist dieselbe gerade, im mittleren steigt sie ziemlich stark aufwärts.

Von den oberen Nähten der lateralen Schaltstücke ist die linke 92 mm lang, reich an Zacken und mit

sechs kleinen Schaltknochen versehen. Sie bildet einen nach oben gerichteten Bogen, was nebst der Verlängerung der Quernaht über das obere Ende der Sut. mastoidea hinaus eine Entwicklung dieses Schaltstückes an Kosten des Scheitelbeins deutlich anzeigt. Der das rechte Schaltstück begrenzendes Theil der Lambdannaht ist 95 mm lang, aber gerader, im äusseren Viertel nach unten gebogen. Auch er hat viele Zacken, ferner drei kleine und einen mittelgrossen Schaltknochen, welcher letzterer auf das Gebiet des Scheitelbeins übergreift.

Die Protub. occip. ext. liegt 26 mm unterhalb der Verbindungsstelle der beiden Hälften der Quernaht. Letztere befinden sich überall noch $\frac{1}{2}$ cm über der Linea nuchae superioris.

Man könnte diese merkwürdige Bildung anfassen als ein Os Incae tripartitum mit einem schmalen mittleren Schaltstück, dessen untere Naht verstrichen ist. Oder sollten vielleicht die beiden Schaltstücke aus dem dritten Paar der Mackel'schen Ossificationspunkte hervorgegangen sein, während das dazwischen liegende zweite und vierte Paar dieser Knochenkerne schmal geblieben und mit einander verwachsen sind?

Wie die vier Abbildungen Nr. 9–12 zeigen, werden die Iukaknochen nach unten zu durch die Sutura transversa occipitis begrenzt. Diese Naht geht von dem Asterion, dem Vereinigungspunkte der Lambdannaht mit der Sutura temporo-parietalis und mastoidea, aus. Unterhalb dieser Quernaht sieht man zwei neben noch transversale Spalten in der Hinterhauptschuppe. So besitzt der in Figur 13 abgebildete Schädel eines Jünglings (Heidelb. Kat. Nr. 140) vier Nahtreste. Die beiden oberen, von welchen man auf der Abbildung nur die linke und auch diese ziemlich schwer erkennt, sind seitliche Ueberbrückel der Sutura transversa occipitis. Unterhalb derselben sieht man aber noch zwei laterale Spalten von der Sutura mastoidea ausgehend. Die linke ist 17 mm lang und trifft mit dem Additamentum 1 cm unter dem Foramen mastoideum zusammen, während die rechte, welche eine Länge von 22 mm hat, von dieser Öffnung ausgeht. Beide sind sehr arm an Zacken und laufen nach hinten und unten. Diese unteren Spalten halte ich für Ueberreste der Nähte zwischen den Occipitalia lateralia und der Squama occipitalis.

Bei der Betrachtung des Schädels von unten beobachtete ich die Ueberbrückung der beiden Fossae condyloideae durch dicke Knochenzapfen. Zur Darstellung dieser seltenen Bildung (Heidelb. Kat. Nr. 214) dient Figur 14. Durch die wie Henkel vorspringenden Knochenarme ist eine Sonde gelegt.

Auf Abbildung 15 (Heidelb. Kat. Nr. 173) erkennen wir einen ungemein grossen Processus paramastoideus der linken Schädelhälfte. Derselbe ist nämlich in sagittaler Richtung 21, in transversaler 22 mm gross und erhebt sich 20 mm hoch.

Auch der in Figur 16 (Heidelb. Kat. Nr. 133) abgebildete Condylus tertius ist ein mächtiger Höcker an vorderen Rande des grossen Hinterhauptloches. Denn er dehnt sich sowohl von vorn nach hinten, wie von links nach rechts ungefähr 1 cm aus und hat eine Höhe von 4 mm. Ausserdem besitzt er eine schöne Gelenkfläche.

Ich lege nun noch acht Photographien vor mit seltenen Bildungen an dem Gannem und den Zähnen des Oberkiefers. Zunächst sehen Sie auf den Abbildungen 17, 19, 21, 23 und 24 einen mehr oder weniger grossen Abstand zwischen den Einmündungsstellen der

beiden Hälften der Sut. palatina transversa posterior in die Sut. palatina longitudinalis. Am weitesten sind die medianen Endpunkte der beiden Hälften dieser Quernaht bei dem in Figur 17 abgebildeten Schädel eines erwachsenen Chinesen (Heidelb. Kat. Nr. 293) von einander entfernt, nämlich 4 mm. Hierdurch wird der hintere mediane Winkel des rechten Processus palatinus maxillaris bis auf 3 mm dem freien Rande der Partes horizontales ossis palatini genähert. Dieser besitzt aber nicht, wie gewöhnlich, eine, sondern zwei Spinae nasales post., die durch einen nach vorn gerichteten bogenförmigen Ansschnitt von einander getrennt sind.

Benennungswert ist an diesem Schädel auch, dass die Crista marginalis sich rechts zu einer 4 mm hohen Spitze erhebt. Ausserdem zeichnet er sich noch durch ein Os Incae tripartitum und eine Stirnnaht aus.

In der 18. Abbildung, welche den Gannem einer wahrscheinlich weiblichen Person aus dem reifen Alter (Heidelb. Kat. Nr. 131) darstellt, sind nach die schmalen Partes horizontales ossis palatini durch die links $\frac{1}{2}$, rechts 3 mm breiten Verlängerungen der Processus palatini maxillaris vollständig getrennt. Eine Spina nasalis post. zeigt dieser baltische Anatomie-Schädel nicht, indem der zwischen die Gaumenbeine geschobene Theil des Oberkiefers hinten in einer ziemlich geraden, 6 mm langen Linie endet. Auf diese seltene Bildung hat Herr Geheimrath Waldeyer aufmerksam gemacht (Verhandlungen der Berliner anthropol. Gesellsch. 1892, S. 427, und Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1892, Seite 138). Auch Herr Professor Stieda hat dieselbe unter beinahe 1500 Schädeln nur einmal, und zwar an einem Neger Schädel in Paris, beobachtet, wie er in seiner Anfangs 1891 verfassten, vortrefflichen Abhandlung über den Gaumenwulst berichtet.

Zur Darstellung der Furchen, Leisten und Knochenbrücken des Gannems dient zunächst Abbildung 19, welche von dem Schädel eines 21jährigen, im Landesgefängnis zu Mannheim gestorbenen Salzburgers (Heidelberger Kat. Nr. 282) angefertigt worden ist. In den Furchen, welche Herr Prof. Stieda Sulcus palatinus lateralis und medialis genannt hat, liegen Borsten. Links lassen sich diese Furchen weiter nach vorn verfolgen als rechts, nämlich bis zum zweiten Prämolar. Nach innen von dem Sulcus medialis liegt beiderseits ein kleiner Vorsprung, dem Herr Prof. B. Dünzinger den Namen Processus palatinus medialis beigelegt hat (Die Rassen-Schädel und Skelette in der k. anat. Anstalt in München. 1892, S. XII). Seine Form wird wohl besser mit dem Ausdruck Spina palatina (medialis) bezeichnet, wodurch man zugleich vermeidet, einen kleinen Theil des Processus palatinus maxillaris gleichfalls Processus palatinus zu nennen. Die beiden Furchen werden durch den sogenannten Processus palatinus lateralis (Crista palatina lateralis) von einander geschieden. Auf der rechten Seite sind diese beiden Vorsprünge durch eine sarte Knochenzapfen vereinigt, wodurch ein kurzer, aber weiter Kanal entsteht. Zudem wächst der Processus palatinus lateralis (Crista palat. lat.) links einer Leiste, rechts einem Vorsprung entgegen, welche sich auf dem Alveolarfortsatz erheben. Auf diese Weise erhalten die lateralen Furchen zwei überstehende Ränder.

Auf Abbildung 20, welche den Gannem eines in Rostatt hingerichteten Raubmörders (Heidelb. Kat. Nr. 263) zur Anschauung bringt, ist der Proc. palat. med. (Spina palat. med.) mit dem Proc. palat. lat. (Crista palat. lat.) auf beiden Seiten mittelst Knochen-

spannen vereinigt. Durch die beiden Kanäle wurde eine Borste geleigt.

Hauptsächlich aber habe ich diesen Schädel aufgenommen, weil beide Proc. palat. lat. (Cristae palat. lat.) nach unten in je zwei kräftige Spitzen endigen, zwischen welchen eine Furche sich befindet. Die inneren Spitzen, von denen sich die rechte zu einer Leiste ausbreitet, beteiligen sich an der Bildung der Kanäle. Die äusseren sind nach unten und aussen gerichtet. Ihnen gegenüber steht an jedem Processus alveolaris eine Spina vor.

Figur 21 zeigt nun bei einem Schädel, welcher einer nicht mehr jungen Badenserin angehört hat, (Heidell. Kat. Nr. 97) auf beiden Seiten einen Canalis palatinus lateralis, dessen Vorkommen Herr Prof. Stieda in seiner Abhandlung über den Gaumenwulst mehrmals entschieden bestritt. Dieser Kanal liegt beiderseits dicht an dem Alveolarfortsatz oberhalb des ersten Mahlzahnes. Links wird er nur durch eine, rechts dagegen durch zwei schmale, dünne Knochen-
spannungen überbrückt. Ausserdem nähern sich links ein, rechts drei Paar Knochenstängelchen bis auf kurze Entfernungen, so dass rechts ein nach unten gefensterter Kanal von 7 mm Länge entsteht. Der Durchschnitt desselben ist oval. Der sagittal gelegene Durchmesser ist ungefähr 2, der transversale etwa 1¼ mm gross.

Noch einen zweiten Schädel mit einem Canalis palatinus lateralis hatte ich das Glück zu finden. Es ist der in Figur 22 (s. S. 106) abgebildete Anatomie-Schädel eines 51jährigen Mannes (Heidell. Kat. Nr. 222).

Der Kanal liegt auf der rechten Seite ebenfalls oberhalb des ersten Mahlzahnes an der Vereinigungsstelle des Processus palatinus mit dem Alveolarfortsatz des Oberkiefers. Er ist nur 2 mm lang, aber durch eine ein-
sige dicke Knochenspannung in Stände gekommen. Die hintere ovale Öffnung ist etwas weiter als der vordere, mehr runde Ausgang, dessen Durchmesser ungefähr 1½ mm beträgt.

An diesem Schädel sind mir ferner zwei Spalten aufgefallen, welche annähernd von der Mitte jeder Hälfte der Snt. palat. transversa posterior aus nach vorn und aussen in die Proc. palat. med. (Spinae palat. med.) ziehen, hier eine kurze Unterbrechung erfahren und sich dann in derselben Richtung in die Salei palat. med. fortsetzen. Die linke Spalte ist 5, die erste 8 mm lang.

Zum Schlusse zeige ich noch die Abbildungen 23 und 24. Auf der ersteren (Heidell. Kat. Nr. 143) erblicken Sie eine seltene Zahnstellung. Alle vier Schneidezähne und der sehr kräftige linke Eckzahn stehen nämlich in einer geraden frontalen Reihe, hinter die der ebenfalls mächtige rechte Eckzahn nur ein wenig vortritt.

Figur 24 endlich zeigt Ihnen den Schädel eines Greises (Heidell. Kat. Nr. 234), welcher noch zum dritten Male einen neuen Zahn in der linken Hälfte des Oberkiefers, wahrscheinlich den zweiten Praemolar, bekommen hat.

(Schluss der II. Sitzung.)

Dritte Sitzung.

Inhalt: I. Geschäftliches. 1. Entlastung des Schatzmeisters und neuer Etat s. vorne I. Sitzung S. 90. — 2. Bestimmung von Ort, Zeit und Lokalgeschäftsführer für die nächstjährige Versammlung: Virchow, von Andrian, Ranke, Alsborg, Virchow, Bartels, Virchow, Heger. — 3. Neuwahl des Vorstandes: Virchow, Waldeyer, Bartels, Virchow, Köhne, Virchow, von Andrian. — Virchow, Vorlagen: Wandtafel über prähistorische Gegenstände. — Ranke, Vorlagen: Briefwechsel Blumenbach's n. A. — Ranke: Berichterstattung über die prähistorische Karte Deutschlands. — Antrag auf Errichtung einer prähistorischen Kommission in Hannover: Virchow, Ranke, Strackmann, Virchow. — II. Fortsetzung der wissenschaftlichen Vorträge. Waldeyer: Ueber Gaumenwulst n. A. Dazu Mies, Virchow. — Virchow: Ueber Zwergrasen. Dazu Ranke. — Ranke: Ueber normale Schwimmhautbildung und über besondere Bildungen am harten Gaumen beim Menschen. Dazu Waldeyer. — Stolpe: Ueber die Bedeutung der Ornamente. Dazu Virchow. — Dr. Mejer-Hannover: Der Roggen das Urkorn der Indogermanen. — Virchow: Vorlagen. — III. Schlussreden. Köhler, Virchow.

Eröffnung der Sitzung um 10 Uhr 15 Minuten.

I. Geschäftliches.

(Die Entlastung des Schatzmeisters und der Etat pro 1893/94 s. I. Sitzung S. 89.)

Die Bestimmung von Ort und Zeit für die nächstjährige Versammlung.

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Ich habe besonders hervorzuheben, dass die nächste Versammlung die 25. ist, die wir abhalten, und dass im Jahre 1869 von Innsbruck aus der Anruf erging, in welchem zur Begründung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie angefordert wurde.

Freiherr von Andrian, als Vorsitzender der Wiener anthropologischen Gesellschaft:

Der Anschluss der Wiener Anthropologen-Gesellschaft hat Herrn Sekretär Heger und mich be-

auftragt, die deutsche anthropologische Gesellschaft zur Abhaltung eines gemeinschaftlichen Kongresses im nächsten Jahre in Oesterreich einzuladen.

Aus dem Umstände, dass dieser Beschlusse einstimmig und mittels Akklamation erfolgt war, mögen Sie, verehrte Anwesende, erfahren, welch grossen Werth wir in Wien darauf legen, mit Ihnen die 25. Jahresfeier des Bestehens Ihrer Gesellschaft gemeinschaftlich zu begehen. Ich erlaube mir noch überdies hinzuzufügen, dass wir der deutschen anthropologischen Gesellschaft bezüglich der Feststellung der näheren Modalitäten vollständig freie Hand lassen und uns in der Wahl des Orts und bezüglich des Termines Ihres Beschlusses von vorneherein anzuschliessen bereit sind.

Jedenfalls bitte ich Sie, überzeugt zu sein, dass wir, im Falle der Annahme unseres Vorschlags, Alles anbieten würden, damit Sie eine gute Erinnerung aus Oesterreich mit nach Hause nehmen.

(Auf eine direkte Anfrage war Tags zuvor folgendes Telegramm aus Innsbruck an Freiherrn von Andrian eingetroffen:

„Innsbrunn. Regierung und Magistrat sind mit der Wahl von Innsbruck für die nächstjährige gemeinsame Anthropologenversammlung einverstanden und werden sich freuen die deutschen und österreichischen Forscher hier begrüssen zu können.“ Wieser.)

Nach Vorlesung dieses Telegrammes und nach lebhafter Empfehlung der Wahl von Innsbruck durch den Generalsekretär, Herrn J. Hanke, sagte dieser:

Der berühmte Prähistoriker Herr von Wieser, o. ö. Professor an der Universität und Direktor der Sammlungen des Ferdinandenums in Innsbruck, hat sich in zwei Briefen, einen an Herrn Geheimrath Virchow und einen zweiten an mich, bereit erklärt, die Lokalgeschäftsführung für diesen von uns so sehr gewünschten gemeinschaftlichen Kongress in Innsbruck zu übernehmen. In Uebereinstimmung mit der gesammten Vorstandschaft hitte ich daher, Herrn Professor Dr. von Wieser zum Lokalgeschäftsführer für die XXV. Versammlung in Innsbruck 1894 wählen zu wollen.

Vor der Abstimmung fragt Herr Dr. Aisberg an, ob die gemeinsame Versammlung in Innsbruck, der Naturforscherversammlung in Wien wegen, nicht auf Anfang September verlegt werden könne.

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Namens des Vorstandes habe ich zunächst den Wunsch auszusprechen, dass dem künftigen Vorstände die Wahl der Zeit überlassen werden möchte, da es wohl im Augenblicke schwer möglich ist, darüber zu bestimmen.

In Beziehung auf den Ort unserer nächsten Zusammenkunft befinden wir uns im Augenblicke in einer so harmonischen Stimmung mit unsern Freunden in Oesterreich, dass wir gewissermassen ein emharras de richesnes haben. Wir könnten Ihnen auch eine Einladung von Triest vortragen, die ausserordentlich verführerisch lautet und die ich nur deshalb zurücksetze, weil die Hofansng, gerade den 25. jährigen Jahrestag der Gesellschaft in Innsbruck zu feiern, auch meinem Herzen besonders wohlthuend ist. Es wird sich schwer machen lassen, für das nächste Jahr einem anderen Orte den Vorzug zu geben.

Herr Sanitätsrath Dr. Bartels:

Ich glaube, ich kann mich sehr kurz fassen. Ich möchte auch beantragen, dass dem Vorstände die Wahl der Zeit überlassen werden möchte. Aber ich möchte daran erinnern, dass für diejenigen, nicht die vielleicht kommen werden, sondern die bis jetzt in den Kongressen gekommen sind, die bisherige Zeit die günstigste gewesen ist. Von diesen, die bis jetzt mit einer gewissen Regelmässigkeit gekommen sind, würde ein Theil sicher in dem von dem Herrn Kollegen Dr. Aisberg vorgeschlagenen Termin nicht mehr kommen können, weil wir nicht nur Anthropologen sind, sondern nebenbei einen Lebensberuf haben, der uns eine lange Zeit des Jahres an die Scholle bindet. Es dürfte etwas Gefährliches haben, die von Herrn Aisberg vorgeschlagene Zeit zu wählen. Es ist fraglich, ob wir neue Kräfte zuziehen würden; dass wir aber einige alte verlieren, ist ganz sicher. Ich stelle daher den

Antrag, dass unserem Vorstand die Wahl der Zeit überlassen werde.

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Ein anderer Vorschlag als der von Innsbruck ist überhaupt nicht gemacht worden. Sollte Niemand das Wort wünschen, so darf ich wohl annehmen, dass Sie einstimmig diese Wahl billigen. (Lebhafter Beifall.) Das ist der Fall.

Was die Zeit anbetrifft, so darf ich vielleicht auch annehmen, dass Sie nichts dagegen einzuwenden haben, wenn, wie vorgeschlagen, dem künftigen Vorstände die bestgliche Vollmacht ertheilt wird. (Zustimmung.) Der Vorstand wird nach bester Ueberzeugung die Entscheidung treffen.

Schliesslich haben wir noch den Lokalgeschäftsführer für das nächste Jahr zu erwählen. Ich würde Ihnen den Mann vorschlagen, mit dem wir von Anfang an über die Angelegenheit korrespondirt haben und der als anerkanntes Haupt der Tiroler Alterthumsforschung gilt, das ist Herr Professor von Wieser in Innsbruck, der verdiente Direktor des dortigen Ferdinandenums, zugleich einer der ausgezeichnetsten und genauesten Forscher, der den Hannoveranern ganz besonders nahe steht, dadurch, dass es das erste grosse Langobarden-Grab in Südtirol nicht bloss aufgefunden, sondern im Innsbrucker Museum aufgestellt hat. Wenn die Herren recht zahlreich in Innsbruck erscheinen, werden sie die Geheine ihrer alten Vetter dort wieder begrüssen können.

(Die Wahl des Herrn Professor Dr. von Wieser zum Lokalgeschäftsführer erfolgte mit lautem Beifall durch Akklamation.)

Wir werden dann sofort in diesem Sinne ein Telegramm nach Innsbruck entsenden. (Geschicht.)

Herr Heger, k. u. k. Kustos und Abtheilungsleiter im naturh. Hofmuseum, Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft:

Es sind am heutigen Tage genau vier Jahre, dass wir uns auf der ersten gemeinsamen Versammlung in Wien zum letztenmale die Hände zum Abschiede reichten, jeder von uns den Wunsch im Herzen tragend, es möchte die damals so glücklich durchgeführte Idee von gemeinsamen Versammlungen eine recht baldige Wiederholung finden. Früher als wir geglaubt, ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Sie haben eben beschlossen, wohin die deutsche Anthropologische Gesellschaft das nächste Jahr ihre Schritte lenken soll, um in Verein mit der Wiener Gesellschaft die Aufgaben zu verfolgen, deren Lösung unser gemeinsames Ziel ist. Als Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft habe ich von Anfang an den Gedanken an diese neue gemeinsame Versammlung mit Freude begrüsst und ich werde alle meine Kräfte darzusetzen, um in Gemeinschaft mit dem jetzt gewählten Lokalgeschäftsführer, Herrn Professor von Wieser, die nun bevorstehenden Vorarbeiten in Angriff zu nehmen. Die freudige Aufnahme, welche die Wahl von Innsbruck als Ort der nächstjährigen Versammlung bei Ihnen gefunden hat, lässt mich hoffen, Sie werden diese Sympathien dadurch documentiren, dass Sie recht zahlreich in unserer Mitte erscheinen. Möge sich dies bewahrheiten; Sie werden uns allen auf das Herlichste willkommen sein. (Lebhafter Beifall.)

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Wir kommen nun zu der Neuwahl des Vorstandes, wobei ich verweg zu hermenken habe, dass

das Triennium, für welches statutenmäßig zwei unserer Vorstandmitglieder gewählt werden, nämlich der Generalsekretär und der Schatzmeister, mit diesem Jahr zu Ende geht. Wir sind also in der seltenen Lage, diesmal den ganzen Vorstand neu bilden zu können, während wir in den anderen Jahren in Bezug auf die zwei wichtigsten Personen auf eine Wahl verzichten müssen.

Die Vorschläge müssen sich also auf 5 Personen beziehen: 3 Vorsitzende: 1 erster Vorsitzender und 2 Stellvertreter, dann auf den Generalsekretär und den Schatzmeister.

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer:

Hochgeehrte Versammlung! Es ist uns Allen in schmerzlicher Erinnerung, dass einer derjenigen Herren, die seit einer langen Reihe von Jahren in dem Vorstande thätig waren, unser verehrtes Mitglied Schaaffhausen aus dem Leben geschieden ist und so waren wir denn für lange Zeit nur zwei im Vorstande. Es wird jetzt also ein drittes Mitglied zu wählen sein.

Wir haben wiederholt schon, wenn ich nicht irre mit Rücksicht auf den Ort, in welchem die Versammlung tagte, den einen oder anderen stellvertretenden Vorsitzenden erwähnt. Es ist bei uns so, dass der 1. Vorsitzende die Leitung hat und die beiden anderen die Stellvertreter sind.

Da Sie für das nächste Jahr bereits den Beschluss gefasst haben, mit den Kollegen in Oesterreich-Ungarn zusammenzutreten und zwar in Innsbruck, so glaube ich, dass wir Niemand würdigeren wählen können zu unserem 3. Vorsitzenden für das kommende Jahr, als den Herrn Freiherrn von Andrian-Werburg und ich möchte mir den Vorschlag erlauben, dass wir Herrn Freiherrn von Andrian, der unser wirkliches Mitglied ist — eines der ältesten sogar — der also statutenmäßig wählbar ist, zum 3. Vorsitzenden für das kommende Jahr ernennen. Wir werden damit einen um so engeren Anschluss an die Herren des österreichischen Vereins gewinnen, was doch in jeder Beziehung wünschenswerth erscheinen muss. Herr Freiherr von Andrian ist ausserdem für unseren Verein stets sehr thätig gewesen und ich möchte Ihnen deshalb diesen Vorschlag besonders warm ans Herz legen. (Lebhafter Beifall.)

Da wir eben aus dem besonderen Umstände, dass wir das nächste Jahr in Innsbruck tagen werden, Herrn von Andrian als 3. Vorsitzenden vorgeschlagen haben, so möchte ich betonen, dass es bisher immer üblich gewesen ist, dass die Herren, die in den Vorstand gewählt wurden, in dem aneinanderfolgenden Jahren im Vorsitz miteinander abwechselten.

Wir feiern nun im nächsten Jahre das 25jährige Jubiläum unserer Gesellschaft und wissen alle, wie viele und hohe Verdienste der gegenwärtige erste Vorsitzende Herr Geheimrath Dr. Virchow in der ganzen Zeit sich um die Gesellschaft erworben hat.

Ich glaube, es wäre nun durchaus passend und in ihrer aller Sinne, wenn wir ein wenig Umgang nehmen von der bisherigen Gepflogenheit, und für diesen ausserordentlichen Fall Herrn Geheimrath Virchow wieder als 1. Vorsitzenden erwählen, (Bravo) damit unter seiner Führung der Kongress sein 25jähriges Bestehen feiern wird. (Lebhafter Beifall.)

Herr Sanitätsrath Dr. Bartels:

Ich schlage vor, als weiteren stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Geheimrath Waldeyer zu wählen,

der neben anderen Eigenschaften auch insbesondere für Innsbruck geeignet ist, als er einer der wenigen ist, welche vor 25 Jahren in Innsbruck gegenwärtig waren.

Ich schlage vor, dass der Vorstand sich zusammensetzt aus: 1. Vorsitzender Geheimrath Professor Dr. Virchow. Stellvertreter die Herren Geheimrath Professor Dr. Waldeyer und Freiherr von Andrian und den beiden Herren Professor Dr. Johannes Ranke und Oberlehrer Weismann.

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Wir kommen zur Abstimmung. Ich möchte bemerken, dass ich doch getrennt abstimmen lassen möchte über die beiden Herren, welche nunmehr vor einem neuen Triennium stehen und über die jährlich wechselnden Vorstandmitglieder. Ich werde also zuerst die drei Vorstandmitglieder, wie sie genannt sind, zur Wahl stellen.

Herr Kühne-Charlottenberg:

Ich wollte beantragen, die Wahl sämtlicher 5 Mitglieder durch Akklamation vorzunehmen.

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Es ist Akklamationswahl beantragt. Wenn Niemand Widerspruch erhebt, kann sie erfolgen. (Widerspruch wird nicht erhoben.)

Ich werde zunächst über die drei Vorstandmitglieder, die eigentlichen Vorsitzenden abstimmen lassen, in der Reihe wie sie vorgeschlagen sind. Da eben Akklamationswahl beantragt ist, so darf ich daraus deduziren, dass sie gewählt sind.

Wir kommen zur Wahl unserer vier dreijährigen Vorstands-Mitglieder, die gleichfalls der Akklamationswahl unterstellt werden. Wenn Niemand Widerspruch erhebt, erkläre ich sie für gewählt und freue mich, dass wir von neuem unsere wichtigsten Geschäfte in so erfahrene und erprobte Hände legen können.

Freiherr von Andrian:

Ich erlaube mir, die Versicherung abzugeben, dass ich alle meine Kräfte anwenden werde, um das Vertrauen, das Sie in mich gesetzt haben zu rechtfertigen. (Lebhafter Beifall.)

Weitere Vorlagen.

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Ich wollte noch darauf aufmerksam machen, dass auf Veranlassung des preussischen Herrn Unterrichts-Ministers für eine Reihe von Provinzen besondere Wandtafeln über prähistorische Gegenstände angefertigt worden sind. Der Herr Minister hat Exemplare davon hierher gelangen lassen, die eigentlich, soviel wir annehmen dürfen, für diese Versammlung bestimmt waren. Sie sind jedoch ausgestellt in dem Lokal des Provinzialmuseums, und zwar nicht in denselben Räumlichkeiten, welche die prähistorischen Funde enthalten. Wer sich dafür interessiert, wird Gelegenheit finden, die amn Theil noch nicht ganz angeführten, zum Theil schon vollendeten Tafeln daselbst anzusehen. Es ist das eine Arbeit, welche schon Herr von Gossler begonnen hat und für deren Inangriffnahme wir ihm sehr dankbar sind.

Der Generalsekretär Herr Johannes Ranke:

Ich habe der Versammlung vier sehr interessante Konvolute von Briefen vorzulegen, dieselben enthalten den Briefwechsel des grossen Blumenbach

mit einer Anzahl besonders hervorragender Männer der damaligen Zeit. Für dieses eine Konvolut interessiere ich mich ganz besonders, weil in ihm sieben Briefe des Königs Ludwig I. von Bayern, der ein Schüler Blumenbach's gewesen ist, enthalten sind. Wir müssen dem Herrn Oberst Blumenbach, der ein direkter Nachkomme des grossen Blumenbach ist, ganz besonderen Dank aussprechen, dass er uns diese Reliquien gezeigt hat und auch so freundlich sein will, uns von besonders wichtigen Stücken Abschrift nehmen zu lassen. Ich spreche auch persönlich nochmals meinen herzlichsten Dank dafür aus.

Dann habe ich noch das Manuskript des Schädelkatalogs des Heidelberger anatomischen Instituts vorzulegen, welchen Herr Dr. Mies angeführt hat; der Katalog enthält auch die merkwürdigen Schädelbildungen, welche er dabei gefunden und worüber er gestern referirt hat. Es ist das eine sehr fleissige Arbeit, wie wir das von Herrn Dr. Mies gewohnt sind.

Berichterstattung über die Fortschritte der prähistorischen Karte von Deutschland.

Der Generalsekretär Herr Johannes Ranke:

Bei unserem gemeinschaftlichen Kongresse in Wien wurde ich als Generalsekretär von Seite der deutschen anthropologischen Gesellschaft beauftragt, die Herstellung der prähistorischen Karte von Deutschland, nach Anflösung der bis dahin bestehenden Kommission, in meine Hände zu nehmen.

Ich habe mich mit unserem verdienten Kartographen Herrn Major von Tröltzsch nach mit mehreren anderen Herren ins Benehmen gesetzt und bin nun in der Lage, Ihnen das erste Resultat unserer Bemühungen vorzulegen. Wir haben nämlich auf dieser grossen Karte, die ich hier angestellt habe, in welcher die betreffenden Blätter der Reimann'schen Karte vereinigt sind, ganz Süddeutschland: Bayern, Württemberg, Baden, die bayerische Pfalz und Elsass-Lothringen in einer prähistorisch-kartographischen Darstellung vereinigt. Es wird also nun die Aufgabe sein, von hier aus weiterzugehen und zwar nach dem Norden unseres Vaterlandes. Es sind da auch schon zahlreiche Vorarbeiten gemacht, so dass ich nach dem vorläufigen Plane in ein paar Jahren die prähistorische Karte von ganz Deutschland Ihnen hoffe vorlegen zu können.











Wir haben zur Herstellung der hier angefertigten Karte von Süddeutschland vortreffliche Vorarbeiten benutzen können, zunächst die prähistorische Karte von Bayern von Ohlenschläger, ergänzt durch die Sammlungsinventare der prähistorischen Sammlung des bayerischen Staates, des bayerischen Nationalmuseums u. A. Für Württemberg haben wir die archäologische Karte von Paulus benutzen können, welche durch die Nennzeichnungen des Herrn von Tröltzsch weiter vervollständigt worden ist. Ebenso die Karten von Wagner für Baden, Kofler für Hessen, Mehliß für die Rheinpfalz. Die Karten von Elsass und Lothringen hat Herr von Tröltzsch so gut wie selbständig und neu bearbeitet.

Zunächst wird also in diese kartographische Darstellung eine solche der Schweiz durch Herrn von Tröltzsch anschliessen. Dann wird noch weiter eine Vervollständigung von Lothringen notwendig sein, für das bisher nur wenig Einträge vorhanden sind.

Sie werden, wenn Sie die Karte durchsehen, bemerken, dass ich das Römische ganz ausser Acht gelassen habe. Ich hielt das für diesen ersten Entwurf

für geboten, weil durch die Limes-Kommission in der nächsten Zeit eine neue Ausarbeitung gerade dieser Verhältnisse erfolgen wird. Erst dann wird es Zeit sein, den römischen Teil einzuzichnen.

Die Signaturen sind im Allgemeinen die von der D. Anthropol. Gesellschaft festgestellten geblieben mit Ausnahme einiger Vereinfachungen und auch für einige bisher nicht bezeichnete Alterthumsstätten neue festgestellt.

	Einzelfund		Hügelgrab
	Höhle, Künstlich		Menhir
	Pfalzbaa		Dolmen
	Wohnstätte		Flachgrab
	Ringwall		Urnfeld
	Trichtergraben		Reihengräber (Völkerwanderungszeit)
	Hochäcker		K. Kupferfund
	Werk-(Guss-)stätte (?)		M. Regenbogenschüsselchen
	Handelsdepot oder Sammelplatz		Gä. M. Gallische Münze
			Gr. M. Griechische Münze

Durch die Farbengebung der Signaturen wurde beabsichtigt die Zueihlung der Fundstätte zu einer gewissen Kulturperiode darzustellen. Solcher wurden 5 angenommen:

1. Paläolithische Zeit = carminroth.
2. Neolithische Zeit = zinnoberroth.
3. Bronze-Zeit = gelb.
4. Bronze-Eisen-Zeit (Hallstatt und Latène zusammen) = grün.
5. Merovingische Zeit = blan.

Noch unbestimmte oder unbestimmbare Fundstätten wurden schwarz eingezeichnet.

Bei Einzelfinden bezeichnet also die Farbe zugleich das Metall (gelb = Bronze) und die Kulturperiode (grün = Hallstatt, Latène).

Bei anderen Fundstellen wie Ringwälle ohne weitere Metallfunde wurde entweder schwarz = unbestimmt oder die Farbe der aus den Funden z. B. Scherben etc. festgestellten Epoche angewendet. Von den Höhlen und unterirdischen Gängen wurden die künstlichen schwarz, die natürlichen rot bezeichnet. Die Ortsnamen wurden nun ein sicheres Schlagwort des Fundortes in der Literatur zu besitzen, unterstrichen.

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um für diese grosse und höchst wichtige Leistung auch Herrn Baron von Tröltzsch im Namen unserer Gesellschaft den wärmsten Dank auszusprechen.

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Wir haben inzwischen im Verstand eine Verständigung mit verschiedenen Herren erzielt, in dem Sinne, wie schon in der ersten Sitzung von mir angedeutet war, um den betreffenden staatlichen und provinziellen Instanzen unser Bedenken vorzulegen und wenn möglich auf Grund derselben die Arbeiten in der Provinz etwas mehr einheitlich stattdessen zu lassen.

Der Herr Generalsekretär wird Ihnen den Entwurf sofort vertragen und es wird sich darum handeln, ob Sie überhaupt einen solchen Schritt billigen und die Fassung, welche Ihnen hier vorgelegt wird, annehmen wollen.

Der Generalsekretär verliest:

In Erwägung, dass die gegenwärtigen Verhältnisse der prähistorischen Sammlungen in Hannover eine bessere Verteilung, beziehungsweise Vereinigung der darin befindlichen Gegenstände unter Ausschcheidung der nicht dahin gehörigen erfordern, und zweitens

dass eine größere Reihe von Untersuchungen über prähistorische Plätze, insbesondere über die verschiedenen Arten der Befestigungen, wie über die Gräber der neolithischen Zeit und der darauf folgenden Perioden eine mehr einheitliche Leitung notwendig macht, und drittens,

dass gegenüber dem grossen Mangel an direkten Ueberresten der früheren Bevölkerungen die Gründung einer Sammlung von Schädeln und Skelettknochen möglichst bald herbeigeführt werden sollte,

beauftragt die deutsche anthropologische Gesellschaft ihren Vorstand, in diesem Sinne bei den betreffenden Instanzen des Staates und der Provinz vorstellig zu werden, um, wenn möglich, die Errichtung einer einheitlichen Exekutiv-Commission der Provinzialverwaltung unter Zuziehung von geeigneten Sachverständigen herbeizuführen, und derselben in allen Fällen, in denen es gewünscht wird, Rath zu erteilen und Vorschläge zu machen.

Der Vorsitzende:

Der Entwurf ist so hart wie möglich gehalten, um auch keiner Seite ein Empfindlichkeit zu erregen.

Wir erklären unsere Bereitwilligkeit, wenn es gewünscht wird, unsere Kräfte zur Verfügung zu stellen, und überlassen im Uebrigen Alles der Provinz, wie sie es machen will, selbstverständlich im Einverständnis mit der Staatsverwaltung.

Herr Ambrath Dr. Streckmann-Hannover:

Ich glaube, dass Herr von Hammerstein nach seinen gestrigen Ausführungen ausserordentlich gerne bereit sein wird, diesen Schritt der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu unterstützen. Ich glaube nach meinen früheren Erfahrungen, dass, wenn wir ein geeigneten Weg gefunden wird, auch bei den übrigen Verwaltungsbehörden der Provinz ein Zutreten kommen vorhanden sein wird. Es wird sich wahrscheinlich empfehlen, zunächst die Verhandlungen dem Landesdirektorin, bzw. den sonstigen Organen der Provinz, dem Landesdirektor und dem Provinzialausschuss einzuschicken, in welcher Weise dies zu geschehen hat, darüber dürfte in erster Linie eine Verständigung herbeizuführen sein.

Der Vorsitzende:

Der Vorstand glaubte auch annehmen zu dürfen, dass er sich in vollständiger Uebereinstimmung befinden mit den Wünschen, die gerade der Herr Landesdirektor hegt.

II. Fortsetzung der wissenschaftlichen Vorträge.

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer:

Ueber die Wulstbildungen am Menschenschädel sowie über anthropologische Verschiedenheiten in der Bildung der Flügelfortsetze des Keilbeins.

Ich habe im vorigen Jahre in Um dem Vereine Mittheilungen gemacht über eine auserst von Kupffer in München als anthropologisch wichtig bemerkt Bildung am harten Gannnen, den sogenannten Gannnenwulst, *Torus palatinus*, wie er genannt wird. Ich habe bestätigt, dass nämlich, wie schon Lissauer und Stieda erkannt haben, die Ansicht Kupffer's, dass dieser Wulst eine besonders bei der ostpreussischen Bevölkerung häufige Bildung sei, insofern nicht zutrifft, als dieselbe fast bei allen Völkern in grösserer oder geringerer Menge — 50% kann je überschreitend — zu finden ist. Nun ergab sich mir aber weiter, dass in auffallend häufiger Weise diese Bildung bei den Lappenschädeln verkommt.

Ich konnte im vorigen Jahre in Um nur über etwa 12—15 Schädel berichten, was ja keine genügende Zahl ist, um ein Resultat festzustellen. Inzwischen ist es mir gelungen, durch brieflichen Verkehr mit mehreren Herren Kellegen: Asp, Welcker, Guldberg, Chievitz, ferner durch freundliche Ueberlassung von Schädeln am dem pathologischen Institut in Berlin seitens des Herrn L. Vorsitzenden und durch persönliche Besichtigung mehrerer Museen, jetzt noch jüngst in Göttingen der Blumenbach'schen Sammlung, eine solche Anzahl von Schädeln zusammenzubringen, dass ich nunmehr wohl mit einem gewissen Nachdruck hervorheben kann, dass in der That bei den Lappenschädeln diese Bildung fast charakteristisch zu sein scheint. Ich habe die Befunde von nahezu 90 Schädeln und kann konstatiren, dass davon etwa 75 diese Bildung haben. Das ist ein Prozentsatz, der in der That wohl gestattet, diese Bildung bei den Lappenschädeln als eine Hassenzeigenthümlichkeit hinzustellen. Ich habe mich bemüht, etwa aus der Ernährungsweise der Lappen die Gründe für diese aussergewöhnliche Bildung herauszufinden. Bis jetzt habe ich in dieser Beziehung keinen Erfolg gehabt.

Das wollte ich als ersten Gegenstand mittheilen. Dann habe ich kurz über einige andere Wulstbildungen am Menschenschädel zu berichten.

Zuerst hat Ecker in Freiburg eine derartige Wulstbildung am Hinterhaupte beschrieben, welche quer verläuft, den von ihm sogenannten *Torus occipitalis transversus*, — ich habe keinen Schädel mit dieser Bildung mitgebracht, weil das eine bekannte Sache ist —.

Wir können aber am Schädel noch andere derartige Wulstbildungen nachweisen, die seltener verkommen, aber doch unser Augenmerk auf sich ziehen.

Ich möchte zunächst auf die bekannte Bildung der *Trigonocephalie* hinweisen, wo ein Wulst, den man als *Torus frontalis sagittalis* bezeichnen könnte, sich ausweisen zeigt. (Der Vortragende zeigt einige solche Schädel vor.)

Es findet sich ferner noch eine solche Bildung in der Sagittalnaht, in der Trennungslinie zwischen beiden

Scheitelbeinen, und da in verschiedener Weise. An dem in der Berliner Sammlung befindlichen Schädel eines Siamesen ist, obgleich die Naht nicht verwachsen ist, doch eine mittlere Wulstbildung vorhanden, die am Lebenden deutlich zu erkennen sein würde. Häufiger als diese mittlere Wulstbildung kommt eine andere vor, bei der die Nahtstelle selbst, auch wenn sie nicht vollständig verwachsen ist, eingesunken erscheint, während auf beiden Seiten zwei einander nahezu parallele Wülste sich erheben, die so stark sind, dass man sie am Lebenden durchfühlen kann.

Wir könnten diese beiden Bildungen zusammen als *Torus parietalis medialis* und *lateralis* bezeichnen. Nun kommt ferner vor als eigenthümliche Bildung ein Wulst an dem Amate des grossen Schläfenmarkels. Hyrtl hat seiner Zeit bekannt gegeben, dass die sogenannte *Linea temporalis*, d. i. die Anastomie des Schläfenmarkels, der Regel nach eine doppelte Linie sei. Diese Linie ist später von Jhering in Göttingen besprochen worden. Jhering hat in einem merkwürdigen Schädel abgebildet, der in der Blumenhach'schen Sammlung sich befindet, wobei namentlich am Ende der *Linea temporalis*, wo der Jochbogen anschliesst, ein starker Vorprung zu bemerken ist. Nun will ich hervorheben, dass in dem ganzen Halkkreis, den beide *Lineae temporales* beschreiben, und zwar zwischen diesen Linien, ein deutlicher Wulst sich bilden kann, den man passend als *Torus temporalis* bezeichnen könnte. Dass dieser nicht gerade selten ist, zeigen mehrere Schädel, die aus der Berliner Anatomie stammen und die ich Ihnen hier vorlege. Auch Hyrtl bildet einen Schädel mit dieser Wulstbildung ab. Wir können somit an dem Hirnschädel folgende Wulstbildungen unterscheiden (vgl. W. Krause Arch. f. Anthrop. 1893): den *Torus occipitalis transversus*, den *Torus frontalis*, der mit der *Trigonoccephalie* zusammenhängt, den *Torus parietalis medialis* und *lateralis*, den *Torus temporalis* und am Gesichtsschädel den verbreitetsten und häufigsten (mit Ausnahme des *Torus occipitalis*), den *Torus palatius*. Das ist der zweite Gegenstand, den ich besprechen wollte.

Ein dritter ist das Verhalten des sogenannten *Flügelfortsatzes* des Keilbeins, und ich glaube, dass ich Ihnen einige Belege werde beibringen können, die zeigen, dass dieser Flügelfortsatz bei verschiedenen Rassen verschieden sein verhält.

Für gewöhnlich ist die Gestalt des Flügelfortsatzes so, dass die äussere Lamelle grösser ist, als die innere, und dass die innere Lamelle einen Haken trägt, der verschieden gross sein kann. Wir finden nun vielerlei Verschiedenheiten, z. B., dass die äussere Lamelle grösser oder kleiner ist, dass die Grube lang und schmal und wenig tief, oder breiter und tiefer ist u. s. Nun kann man, meiner Meinung nach, drei Hauptformen des Flügelfortsatzes unterscheiden: die eine möchte ich als die mittlere bezeichnen, d. i. die, bei der auch die innere Lamelle deutlich als Lamelle hervorspringt und die äussere kaum aussergewöhnliche Entwicklung zeigt, wobei wir dann in Folge des Hervorspringens der inneren Lamelle eine deutlich ausgebildete Grube haben. Diese Form möchte ich als *Grundform* bezeichnen, obwohl sie nicht gerade besonders häufig sich findet. Häufiger sind die beiden extremen Formen.

Die eine dieser extremen Formen ist die schmal-grubige — ich gebe als Beispiel einen Neger Schädel der Lougoküste herum — da sehen Sie, dass beide Lamellen schwach entwickelt sind. Sie stehen sehr nahe zusammen und in Folge dessen ist die Flügel-

grube sehr schmal und nur sehr wenig vertieft, so dass man sie kaum als Grube erkennen kann. Nur der untere Theil der äusseren Lamelle ist bei dieser Form manchmal sehr stärker entwickelt und mit einem Vorprung versehen, so deutlich, dass man glaubt, zwei Haken vor sich zu haben. Nach oben hin ist kaum eine Grube vorhanden. Diesen Typus finde ich nun häufig bei den Neger Schädeln der afrikanischen Westküste.

Die andere extreme Form kommt dadurch zu Stande, dass der Haken, die innere Lamelle und besonders die äussere Lamelle sehr stark entwickelt sind. Dann haben wir eine sehr tiefe und breite Grube und sehr oft noch Nebenachsen an äusserer Fortsatz. Diese Nebenachsen sind bereits von Civinini, Hyrtl und v. Brunn beschrieben worden und ich gehe nicht näher darauf ein.

Diese dritte Form ist allerdings hier und da einmal an einem Neger Schädel zu sehen. Sie findet sich aber auch an Europäischen Schädeln. Ich habe sie besonders häufig an slavischen Schädeln gesehen und gerade bei diesen den äusseren Flügelfortsatz sehr stark entwickelt gefunden. Um hier mit Sicherheit reden zu können, müssen noch eine grössere Anzahl von Schädeln untersucht werden, als sie mir zu Gebote standen; vielleicht ist es mir möglich, im nächsten Jahre noch bestimmter über diese Sache mit äussern zu können. Vorläufig möchte ich diese 3 Formen als leicht unterscheidbare hinstellen und die Thatsache betonen, dass ich häufig bei den westafrikanischen Neger Schädeln die schmale und rudimentäre Form der Grube, bei den Slavenschädeln die stark entwickelten Flügelfortsätze, insbesondere die stark entwickelten äusseren Lamellen gefunden habe.

Zum Schluss gebe ich einen Schädel herum, der in das Gebiet der Pathologie gehört, es ist der Schädel eines 23-jährigen Mannes, den wir im vergangenen Winter in der Berliner Anatomie gewonnen haben. Er ist ein instructives Beispiel der abnormen Nahtbildung bei den sogenannten Wasserkröpfen. Der vorliegende ist ein seltener Fall — ein ähnlicher Schädel, der neben derselbe symmetrische Ausbildung zeigt, ist abgebildet von dem verstorbenen Anatomen Barlow in Breslau. Während bei den gewöhnlichen Schädeln die Sagittalnaht einfach ist und hier zwei symmetrisch verlaufende Nähte vorhanden; diese beiden Nähte weichen nach hinten in der bekannten Weise auseinander zur Lambdanaht. Auch diese ist eine Doppelnaht. Ferner liegen hier zwischen den beiden Nähten in fast gleicher Aushildung zahlreiche sogenannte Schaltknochen, die eine ausserordentliche Regelmässigkeit zeigen, wie man sie selten findet. Diese Bildung ist vielleicht in einer so ausgeprägten Weise kaum beobachtet worden, und daher wollte ich die Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, sie hier vorzuführen.

Herr Dr. Mies:

Ausser den von Herrn Geheimrath Waldeyer soeben erwähnten Knochenwülsten gibt es noch einen *Torus*, der meines Wissens noch nicht beschrieben worden ist. An dem in der Heidelberger Anatomie aufbewahrten Schädel eines dem reifen Alter angehörigen Fortindians vom Mississippi kann man nämlich auf beiden Wangenbeinen einen wahren Wulst sehr deutlich erkennen. Dieser *Torus zygomaticus* zieht ungefähr von der Mitte der Sutura maxillo-zygomatica bis zum Winkel zwischen dem *Processus temporalis* und dem *Processus frontalis ossis zygomatici*.

Herr Rudolf Virchow:

Herr Waldyerer inaugurirt einen neuen Vorgang für unsere Terminologie, indem er das Wort „Torus“ in etwas ungewöhnlicher Weise verwendet. Wir sind für einzelne Knochenvorsprünge in der Anthropologie gewohnt, den Ausdruck „Crista“ zu gebrauchen. Dieser Ausdruck ist herbergenommen aus der Anatomie der Anthropoiden: wenn an dem Stirnbein eine, auch nur kleine, mediane Erhebung sich findet, so fällt uns sofort der Gorilla oder der Orang-Utan ein. Ich möchte zugleich darauf aufmerksam machen, dass ich in meinen *Crania americana* den Schädel eines Pah-Uah-Indianers beschrieben habe, der eine starke Crista über die ganze Ausdehnung des Mittelkopfes bis zur Lambdanaht hat. Es erscheint mir daher wünschenswert, dass in der künftigen Terminologie wenigstens in Klammern das Wort *Crista* erhalten bleiben möchte und nicht *Torus* allein zugelassen wird. —

Herr Rudolf Virchow:

Ueber Zwergassen.

Sie haben wahrscheinlich auch in der Provinz persönlich Kenntnis genommen von den sehr merkwürdigen Wesen, welche in der letzten Zeit durch Dr. Stahlmann nach Europa gekommen sind; sie werden in verschiedenen Städten, ich glaube auch in Hannover, gezeigt. Ich darf mich also wohl sehr kurz fassen, da ich annehmen kann, dass die Mehrzahl von Ihnen durch den Augenschein Kenntnis davon genommen hat.

Ich will zunächst, aus dem geographischen Verständnis für die Zwerg-Neger einigermaßen zu sichern, hervorheben, dass durch einen Umstand, der vielleicht auf Dr. Stahlmann selbst zurückzuführen ist, diese letzten Ankömmlinge meist unter dem Namen „Akka“ gezeigt und besprochen worden sind. Es ist das der Name, den seiner Zeit Schweinfurth einführte, als er die erste Nachricht von noch existirenden Pygmäen aus Afrika nach Europa brachte. Es ist das jedoch ein lokaler Name für die Zwergneger im Gebiete des oberen Nils und es ist fraglich, ob wir berechtigt sind, von dieser einzigen Stelle aus eine Verallgemeinerung auf alle Zwergneger Afrikas einzutreten zu lassen. In Wirklichkeit haben diejenigen Stämme, von denen gegenwärtig Vertreter herüber gekommen sind, nämlich die Akka, heissen und sie selbst nennen sich auch nicht so, sondern E-w-e oder E-w-eh. Es dürfte wohl zweckmäßig sein, wenn dieser Name in der Literatur festgehalten würde. Auch die übrigen Termini haben sich wesentlich an die Lokalität gehalten; ich will darüber nur ganz kurz Folgendes bemerken:

Die Zwergassen, von denen wir am längsten Kenntnis haben, waren die Buechmänner in Südafrika. Man könnte sie schliesslich auch Akka heissen, wenn man wollte. Aber es scheint mir kein Vortheil, wenn eine solche Verallgemeinerung einträte. Die Akka sitzen am oberen Nil, ihnen zunächst andere Zwergneger, die mit ihnen näher verwandt, wenn nicht geradezu identisch sind, welche den Namen Tikki führen. Ein ganzes Stück weiter südlich in Centralafrika, da wo erst durch die letzte Expedition Stanley's am Ruwenzori die Bevölkerung uns erschlossen ist, finden sich unsere E-w-eh. Sie breiten sich hauptsächlich am Ituri aus. Dann kommt man weiter südlich in das eigentliche Kongobeit zu den Batwa und noch nördlicher südlich zu den Buschmännern.

Wie ich meine, würde es nützlich sein, wenn man diese geographischen Namen vorläufig beibehalten

und nicht alles durcheinander mengen würde. Welche Konfusion daraus folgen würde, sehen wir an den Bantu-Stämmen, für welche jeder heissen eine besondere Terminologie verwendet.

Alle die genannten Zwergstämme, soweit wir sie bis jetzt übersehen können, — und die neueste Gesellschaft bietet dafür ausgezeichnete Beispiele, — sind perfekte Neger, eigentliche Nigritier. Sie haben keine nähere Verwandtschaft mit den Nordafrikanern, auch nicht mit den Nordostafrikanern, die sonderbarer Weise unter dem Namen Nubier in Deutschland bekannt geworden sind. Die Zwergo stehen den eigentlichen Negern von Centralafrika, der nigritischen Bevölkerung des schwarzen Kontinents ganz nahe.

Bei den beiden Zwergmädchen, die gegenwärtig noch in Deutschland sind, treffen wir ein Haar, welches so eminent negerhaft ist, wie man nur eines sehen kann. Wenn es ein wenig auswächst, so bildet es lange Spirallocken, die aussehen, wie wenn sie künstlich hergestellt wären. Dieselben werden 2 bis 3 cm lang, sodass, wenn man an dem einen Ende eine Nadel hineinsteckt, man sie ohne weiteres mitten durch die Lichtung der Rollen hindurchziehen kann. Eine Anzahl solcher Rollen wickelt sich dann in der Weise zusammen, dass beim Anfühlen das bekannte Gefühl entsteht, als wenn man harte Körner unter den Fingern hätte, und dass man überall nackte Haut zwischen den einzelnen Rollen und Rollensendeln sieht. Daraus ist die etwas sonderbare Vorstellung erwachsen, als ob jede Rolle zu einem besonderen Büschel gehörte, was nicht der Fall ist. Die Haare wachsen keineswegs in Büscheln aus der Haut hervor, sondern sie rollen sich erst nachher und durch das Rollen ziehen sich die benachbarten Haare zusammen, ähnlich wie es bei Rankengewächsen geschieht, die, wenn sie einmal anfangen zu ranken und sich zu verschlingen, benachbarte Gewächse an sich heranziehen und die Umgebung gleichsam entlossen.

Es gibt andere afrikanische Stämme, die viel weniger Spirallocken haben, wie die Hadjja in Nordostafrika, bei denen jedoch wirklich eine Art von Büschelbildung vorkommt. Aber diese Büschelbildung ist nicht mit der Spirallockenbildung zu verwechseln. Man muss Beides streng auseinander halten. Büschelhaar und Spirallockenhaar sind ganz verschiedene Bildungen.

Was ich noch hinzuzufügen habe, ist die sonderbare Erfahrung, dass das Zwerghaar nicht ganz schwarz, sondern genau genommen schwarzbraun ist. Auch für das blasse Auge hat es bei mässig guter Beleuchtung entschieden einen bräunlichen Ton. —

Auch die Hautfarbe ist verhältnissmässig lighter, als wir uns gewöhnlich den wahren Schwarzen vorstellen. Die Haut bietet aber auch sonst noch mancherlei Sonderbares dar.

Es war mir längere Zeit nicht klar, wie es zugeht, dass bei den Zwergmädchen an gewissen Stellen, die bedeckt getragen wurden, z. B. an der Falte, welche von der Schulter gegen die Achsel hin sich erstreckt, eine ungewöhnlich starke Dunkelheit hervortrat, bis ich bemerkte, dass diese Dunkelheit nicht anhielt, sondern wesentlich abhängig war von gewissen Stellengen der Arme. Die Stellung wirkt in der Weise, dass, wenn die Haut an gewissen Stellen sich mehr zusammenzieht und ihre einzelnen Theile mehr aneinanderdrücken, die Dunkelheit in auffälliger Weise zunimmt, während umgekehrt bei Dehnung der Haut, z. B. beim Aufziehen des Armes, viel lichtere Farbentöne sich einstellen. Als ich mit Dr. Stahl-

mann diese Eigenthümlichkeit durchnahm, stellte es sich heraus, dass es sich dabei wesentlich um Reflexfarben handelt.

Die Haut ist nämlich vollkommen glänzend, es wird zusammenhängt mit dem ungewöhnlich grossen Reichthum an Talgdrüsen. Diese stehen so dicht, dass sie an manchen Stellen für das Auge leichte Töne der Haut bedingen. Man sieht sie bei der Betrachtung in der Nähe als weisse Punkte durchschimmern. Von da aus überzieht sich die Haut mit einer Art fettigen Glanzes, der nicht unangenehm ist. Derselbe ist so auffallend, dass, wenn man in der Nähe und bei schiefer Beleuchtung über die einzelnen kleinen Erhebungen oder Fältchen (Lineamenta) der Haut hinblickt, auf jeder derselben sich der leichte Strahl spiegelt und der Rücken des Fältchens als eine besondere unterscheidbare Fläche erkennbar wird. Daher entstehen, wenn man die Fältchen durch Ansehen sich etwas verändern lässt, dieselben Erscheinungen wechselnden Glanzes, wie bei Atlas. Es treten an Stellen Dunkelheiten hervor, die hin dahin licht erschienen, und umgekehrt, ohne dass die Farbe selbst sich verändert. Es ist nur der Glanz des Atlas, der die eigenthümliche Veränderung im Lichte bedingt. Das springt sehr auffällig in die Augen am Nacken und Hals. Wenn der Kopf rückwärts gebogen wird, verliert sich der Ton des Nackens; wenn der Kopf erhoben wird, lichtet sich die ganze Halsgegend. Genug, es treten Veränderungen in dem Ansehen der Haut ein, die nur von der Configuration der Oberfläche abhängen, aber nichts mit der Färbung als solche zuthun haben.

Eine zweite recht auffallende Erscheinung besteht in dem absoluten Fehlen jeder Färbung (Pigmentirung) an der inneren Fläche der Hand und des Fusses und an den Nägeln. Gerade das, was in Amerika heutigen Tages als ein besonderes Zeichen der Beimischung von Negerblut gilt, die unreine Färbung der kleinen Mondstelle (Innula) an Nägel, fehlt hier ganz. Die Zwergnegre haben eben so weisse Handflächen und Fusssohlen wie wir, ich konnte keinen anderen Farbenton dafür finden, als den europäischen. Damit fällt zusammen, dass diese leichten Flächen sich feucht anfühlen und schwitzen, während an ihnen keine Talgsecretion stattfindet. Der Glanz hört daher an den Rändern der Handteller und Fussränder auf und ebenso das angenehme, weiche und leicht fettige Gefühl. Insbesondere die innere Fläche der Hände fühlte sich bei den Ew-we-Mädchen gewöhnlich feucht an und war zuweilen in volstem Schweiss zu einer Zeit, wo am übrigen Körper nichts der Art zu bemerken war. Das gegen erlahmte die sonstige Haut einen recht intensiven und unangenehmen Geruch. Das sind sehr eigenthümliche Erscheinungen, die vielleicht auch sonst noch bei schwarzen Rassen vorkommen, die aber meines Wissens hi dahin die Aufmerksamkeit nie besonders auf sich gezogen haben. Jedenfalls sind sie gegenüber den traditionellen Vorstellungen von der Haut der Schwarzen recht anfallig.

Was die Details des Knochenbaues anbelangt, so will ich Sie damit versehen. Es würde etwas zu lange werden, wenn ich darauf speziell eingehen wollte. Ich bin eben damit beschäftigt, die mir zur Disposition gestellten Materialien für das Reisewerk des Dr. Stuhlmann zu bearbeiten, wo sie in ausföhrlicher Weise erscheinen werden.

Dr. Stuhlmann hatte drei lebende Zwerge vom Ituri zur Küste mitgebracht, einen Mann und zwei Mädchen. Der Mann starb in Zanzibar. Seine Leiche ist späterhin ausgegraben und nach Europa gebracht

worden; wir besitzen das Skelet. Von diesem Stamm ein paar photographische Abbildungen, welche ich vorlege. Sie werden Ihnen zugleich ein Bild des Schädels liefern, der, wenn gleich er dem Negertypus im Grossen entspricht, doch keineswegs in dem Masse dolichocephal und prognath ist, wie es bei der ausgeprägten Negerform sich zeigt. Das hängt wohl zusammen mit der relativen Kleinheit der einzelnen Theile. Das Gesicht ist verhältnissmässig snerlich und niedrig. Die Nase ist klein und gelegentlich ganz versteckt.

Das zweite Bild hier ist die geometrische Abbildung des, wenn ich so sagen soll, am niedrigsten erscheinenden Schädels unter allen, welche aus Afrika mitgenommen sind. Herr Dr. Stuhlmann hat mehrere isolirte Schädel gesammelt, die zum Theil genau bestimmt waren, auch dem Namen nach. Dazu gehört dieser hier, der, was die Gesichtsforn anbelangt, das Aeusserste leistet, was von einem menschlichen Schädel an pithekoider Form verlangt werden kann.

Einige Verhältnisse der übrigen Körpertheile genügen, um zu zeigen, dass auch sonst manchen Affenartige vorhanden ist. So z. B. die Armlänge. Die Hände reichen herüber bis fast an die Kniee. Man kann aber nicht sagen, dass die Zwerge, sei es die Lebendigen, sei es die Todten, sonst etwas darboten, was veranlassen könnte, sie unmittelbar den Affen nahe zu bringen. Auch dieser Bruchtheil der Menschheit, der vorletzte, der bekannt geworden ist, hat nichts geboten, was einen Uebergang zum Affen erkennbar machen könnte. —

Ich möchte jetzt, um Ihnen einen Ueberblick von der Verbreitung dieser Zwergnegre zu geben, hervorheben, dass die Buschmänner, die Batua, die Akka und Ew-we, wie Sie sie nennen wollen, durch Afrika so weit verbreitet sind, dass sie vom oberen Nil bis zur Südpitze hinab überall zerstreut vorhanden sind. Es gibt kein einziges Gebiet, in dem sie völlig sesshaft wären, wenn man auch von Batua-Dörfern in den südlichen Kongoländern gesprochen hat, so sind solche doch nur vereinzelte. Somit sind die afrikanischen Zwerge in der That Waldmenschen, homines silvatici, Orang-Utans. Sie haben in der Regel nicht einmal Häuser. Sie leben gelegentlich in Höhlen, sonst unter Bäumen, in der rohesten Form, stehlen ihren Nachbarn die Nahrung, sind dabei sehr geschickte Jäger, aber von irgend einer weitergehenden Kunst bei ihnen ist nichts zu finden. Alles, was sie an Waffen haben, sind ausgezeichnete eiserne Pfeile, die wegen ihrer Ziellichkeit in den ethnographischen Sammlungen besonders gesucht sind. Es hat sich aber herausgestellt, dass sie dieselben nicht selbst machen, sondern von kunstreicheren Nachbarn herstellen lassen. Sogar Fabrikereien haben manche dieser Pfeile, a. B. hat der Stamm, den Dr. Stuhlmann angefangen hat, ein besonderes Zeichen, das auf der äusseren Seite der Pfeilspitze aufgedruckt ist. Die Ew-we selbst fabriciren nichts. Man kann nicht einmal sagen, dass sie in der Steinzeit seien. Sie haben keine Steingeräthe, sondern sind eigentlich noch in der Holzzeit. Dem entspricht die Thatsache, dass die afrikanischen Zwerge fast durchweg nomadenhaft zerstreut sind.

Ein wenig anders liegt die Sache in Asien, wo wir auch eine Reihe solcher Stämme treffen, die man eine Zeit lang ziemlich hart durcheinander gewürfelt hat. In dieser Beziehung will ich zunächst hervorheben, dass die, obwohl zum Theil räumlich ziemlich beschrankten Horden, welche man da findet, doch jede von der anderen verschieden sind.

Wenn sich jemand aufmacht und nach Osten zieht, so ist Ceylon gewöhnlich der erste Platz, wo er auf derartige Leute trifft. Auf der östlichen Hälfte von Ceylon, hinter dem Gehirgstock, der die Mitte der Insel einnimmt, kommt man in ein wüstes Gebiet, wo nomadenhafte Menschen hausen, die auch keine Dörfer und Häuser haben, sondern beliebig in Höhlen oder unter Blattdächern in Wäldern wohnen. Es sind das die Wadda's. Sie sind ihrer Kleinheit wegen und besonders der Kleinheit ihrer Schädel wegen sehr berühmt geworden. Sie, meine Herren, haben von dem angeschnittenen Werke gebürt, das neulich die Vettern Sarasin über sie publizirt haben. Man kennt sie jetzt ziemlich genau. Sie sind keine Neger. Sie haben nichts an ihnen mit Afrikanern, dagegen haben sie manches an sich, was eine gewisse Verwandtschaft mit australischen oder neuholländischen Stämmen andeutet scheint. Sicherlich haben sie kein Spirallollenhaar. Sie haben auch sonst nichts, was mit dem gewöhnlichen Negertypus übereinstimmt, auch nicht in dem Schädelbau. Es ist eine relativ glatthaarige Bevölkerung, auch nicht von absolut dunklen Hautkolorit und noch weniger mit starker Entwicklung des Kieferapparates.

Verfolgen wir diese Frage weiterhin, so ist namentlich durch unseren französischen Kollegen Quatrefages ein grösseres Gebiet ausgeschieden worden, welches er als in sich zusammengehörig betrachtete und dessen Bevölkerung er unter verschiedenen, zum Theil etwas ungewöhnlichen Namen eingeführt hat.

Von Ceylon aus stößt man anert auf die Andamaneninsel, die kleiner schwarzer und zwar spiralhaariger Stamm eintritt, die sogenannten Micropies (Andamanesen). Es ist eine ganz kleine Inselgruppe, merkwürdiger Weise unmittelbar benachbart einer anderen, den Nikobaren, auf denen eine Bevölkerung sitzt, die absolut nichts mit den Andamanesen zu thun hat, sondern einer anderen Völkerklasse angehört. Die Andamanesen könnten allenfalls den Anspruch erheben, den afrikanischen Zwergassen angehört zu werden.

Dann kommt ein weiteres Gebiet, wo die Leute allerdings nicht so zwerghaft sind, indess immerhin ziemlich klein und sich sehr nahe beziehen mit den Andamanesen; ich meine die Negritos der Philippinen, die schwarzen Stämme, welche das Innere von Laos und anderen Philippinen-Inseln bewohnen. Ihre Haare sind nicht ganz so eng spiralgerollt, wie die der Andamanesen, bilden aber eine krause Perrücke.

Wie weit sich das Gebiet der Negritos erstreckt, ist noch immer zweifelhaft. Es sind manche benachbarte Inseln auch noch als Sitze von Negritos angegeben worden, allein mit Sicherheit weiss man nichts darüber, und was Sie sonst von dem Vorkommen von Negritos lesen, können Sie vorläufig fast ausnahmslos zu den romanischen Mittelheimen rechnen. Im Süden gibt es schwarze Rassen, die Melanesier. Aber diese sind keine Negritos, gleichwie die Negritos keine Melanesier. Dagegen gibt es noch ein Gebiet auf dem Festlande, welches, wie ich schon auf der vorjährigen Generalversammlung mittheilte, erst neulich etwas aufgeschlossen worden ist, die Halbinsel Malakka. Hier, in der Nähe von Siam, wo eben leichte Siege von unseren westlichen Nachbarn errungen worden sind, ganz in der Nähe von Kambodja, gibt es fast unzugängliche Gebiete, die kürzlich von Hrn. Vaughan Stevens besucht worden sind. Er hat von dem Orang Sakai die ersten Haarproben von dort geschickt; sie zeigen die prächtigsten Spirallollen; auch der erste

Schädel ist durch ihn nach Europa gesandt worden. Der Typus derselben nähert sich einigermaßen dem der Micropies.

Nun muss ich bemerken, dass diese asiatischen kleinen und schwarzen Rassen sich durchweg durch das Schädelbau von den Negern Afrika's unterscheiden. Während diese überwiegend langköpfig sind, sind die asiatischen überwiegend brachycephal. Diese Brachycephalie erstreckt sich durch alle die verschiedenen Stämme.

Es gibt noch ein kleines Gebiet in Vorderindien in den Nilgeris, wo die sogenannten dravidischen Ur-rassen sitzen, unter denen auch ähnliche Erscheinungen beobachtet worden sind. Allein das ist noch sehr unklar.

Sie sehen, es handelt sich hier im Grossen und Ganzen um Gegenden, die stämmlich nicht allein weit vom Äquator liegen, sich aber ziemlich weit über den Erdhull hin erstrecken. Jemand, der eine lebhaft Phantasie hat, kann sich also leicht vorstellen, dass es einmal eine Zeit gegeben hat, wo alle diese Gegenden zusammenhingen und wo ihre Bevölkerungen eine einheitliche Entwicklung gehabt haben. Wenn wir in der Lage wären, es zu machen, wie die Zoologen, nämlich eine geographische Provinz aufzustellen, so könnten wir sagen: Da ist die Provinz oder die Zone der schwarzen Zwerg. Eine solche Aufstellung würde aber erst Werth erlangen, wenn wir einen Anhalt dafür fänden, dass die 'Provinz' die Zwerg erzeugt hat.

Nun ist aber als wesentliches und hauptsächlich Resultat der bisherigen Untersuchung zu constatiren, dass eine unmittelbare Ableitung von anthropoiden Affen in diesen Leuten nicht erkennbar ist. Sie sind keine Übergangsform, sondern wirkliche ausgebildete Menschen mit allen menschlichen Eigentümlichkeiten, wenn auch nicht gerade mit den Eigentümlichkeiten einer hochorganisirten Rasse. Auch von ihnen kann man sagen: nil humani ab is alienum est. Wir können sie mit aufnehmen in unsere Gesellschaft und es wird vielleicht auch einmal der Tag kommen, wo es möglich ist, sie zu ermitteln, ob mit ihnen mehr zu machen ist, als man bei ihnen bis dahin erreicht hat.

Die beiden jungen Erwe-Mädchen, welche jetzt verhältnissmässig lange in Europa sind, haben es allerdings nicht weit gebracht. Ich muss zugestehen, dass sie ausser ein paar kleinen Handarbeiten und einigen deutschen Wörtern nichts gelernt haben, als dummes Zeug, was sie gesehen haben. Aber man hat sich vielleicht nicht genug Mühe mit ihnen gegeben und es ist nicht ausgeschlossen, dass die Fähigkeit zu einer höheren intelligenten Entwicklung auch ihnen beibringt. Wenigstens scheinen die afrikanischen Zwerg in ihrem Vaterlande durch eine ungewöhnliche Schlauheit und Feinheit der Beobachtung sich auszuzeichnen. —

Der Generalsecretär Herr Johannes Ranker:

Ueber normale Schwiimmbildung und über besondere Bildungen am harten Gannem beim Menschen.

Es ist mir das Wort ertheilt zu einigen Bemerkungen, über zwei neuere Arbeiten die ich habe ausführen lassen in dem an die prätorische Sammlung des bayerischen Staates angeschlossenen anthropologischen Institut der Universität in München, welches wie die obigen genannte Sammlung unter meiner Leitung steht. Dieses Institut ist doch eigentlich bis jetzt abgesehen von dem unter der Leitung meines hochverdieneten Kollegen Professor Dr. E. Schmidt steben-

den somatisch-anthropologischen in Leipzig, das einzige, in welchem von einer grösseren Anzahl von Studierenden Untersuchungen ausgeführt werden können, die sich mit allen Zweigen der Anthropologie, einschliesslich der Prähistorie, befassen. Beide Arbeiten, die ich bereits besprochen will, sind Doctoraldisserertationen mit Hauptfach Anthropologie. Die eine von ihnen wurde von der naturwissenschaftlichen Section der philosophischen Facultät in München mit ihrem Preise ausgezeichnet. Es ist das die Arbeit des Herrn Ferdinand Birkenr, der im kommenden Studienjahr auf diese Arbeit hin in der naturwissenschaftlichen Facultät der Münchener Universität doctoriren wird. Es ist eine von jenen Arbeiten, die ich in der letzten Zeit theils selbst ausgeführt habe, theils habe ausführen lassen, um die sogen. Rassenmerkmale des Menschen näher an studieren einerseits auf Grund eines wirklich grossen statistischen Materials, andererseits nach der Methode der vergleichenden Entwicklungsgeschichte und der postembryonalen Entwicklung des Individuums.

I. Auf meinen Antrag hatte die naturwissenschaftliche Facultät der Münchener Universität für 1892 folgende Preisfrage gegeben:

„Durch neuere Untersuchungen ist festgestellt worden, dass einige sogenannte individuelle und rassenhafte Eigenschaften des Menschen sich entwickelungsgeschichtlich als Hemmung- oder Excessbildung erklären. Es wird nun die Aufgabe gestellt, wenn möglich weitere Beweise für diese angewonnene, wissenschaftliche Anschauung beizubringen.“

Herr Birkenr hat für die Bearbeitung dieser Frage ein anatomisches Verhältniss des Banes der Hand des Menschen: — die zwischen den Fingern sich erhebbende „Schwimmhaut“ — gewählt, welches in neuester Zeit von anthropologischen Autoritäten (Virechow, Schaaffhausen u. a.) einerseits als ein besonderes Rassenmerkmal der „Negern“, andererseits als eine ausgemacht pithekoide Bildung angesehen wurde.

Da in den ersten Stadien der entwicklungsgeschichtlichen Bildung der Finger diese fast ganz in einer Art „Schwimmhaut“ stecken, und erst nach und nach aus dieser frei werden, so war zunächst zu vermuthen, dass sich die von den Autoren angegebene bedeutendere Mächtigkeit der Schwimmhaut bei den Negern als eine Hemmungsbildung der individuellen Entwicklung im Sinne der gestellten Preisfrage erklären lassen würde.

Herr Birkenr studirte zuerst bei der altayerischen Bevölkerung (als Repräsentanten der Europäer) an menschlichen Embryonen vom 8. Entwicklungsmonat bis zur Geburt, dann an Neugeborenen und nach der Geburt an den verschiedenen Altersstufen beider Geschlechter bis ins hohe Greisenalter, im Ganzen an mehr als 1000 Individuen der bayerischen rechtsrheinischen Bevölkerung, die Verhältnisse der „Schwimmhaut“ und der Handgliederung.

Die Grösse der Schwimmhaut nimmt nach seinen den Messungen im embryonalen Leben bis zur Geburt im

Grossen und Ganssen ab, ebenso vom 1.—7. Lebensjahre. Von da an bis zum erwachsenen Alter sind aber im Allgemeinen die Unterschiede ganz unbedeutend, erst im spätern Greisenalter nimmt die Schwimmhaut wieder relativ zu. Das Geschlecht an sich scheint nur wenig Unterschied zu machen, die individuellen Schwankungen der Grösse der Schwimmhaut sind aber bei Erwachsenen beider Geschlechter sehr beträchtlich. Auf die Länge des ersten Gliedes des Mittelfingers bezogen, schwankt die Schwimmhaut von 26—68 Proc. d. h. in extremen Fällen steckt das erste Glied des Mittelfingers bis über $\frac{2}{3}$ seiner Länge in der Schwimmhaut. Nach diesen Ergebnissen erscheint somit eine grössere Schwimmhaut zwischen den Fingern des Erwachsenen (Europäer) in dem oben angegebenen Sinne wirklich als eine Hemmungsbildung.

Herr Birkenr begnügte sich aber mit diesem ersten Resultate nicht. Er constatirte, dass ausser dem Alter auch äussere Verhältnisse nach der Geburt auf die Grösse der Schwimmhaut von Einfluss sind und zwar die grössere oder geringere mechanische Benützung, die mechanische Arbeit der Hand. Indem er die Hand der nicht mechanisch arbeitenden Städte mit denen der schwerer mechanischen Arbeit verglich, ergab sich, dass bei letzteren die Schwimmhaut grösser ist, dass also die stärkere mechanische Benützung der Hand die Schwimmhaut vergrössert. In dieser Hinsicht erscheint sowohl die grössere „Schwimmhaut“ auch als eine Excessbildung. Die Feststellung eines solchen principiell recht wichtigen Doppelverhältnisses erscheint hier zum ersten Male gelungen. Der Einfluss der speziellen Benützung des Organs, auf welche von Seite der modernen Paläontologie für die Formentwicklung der Species so hoher Werth gelegt wird, tritt nun hier in der individuellen Entwicklung mit voller Entschiedenheit entgegen.

Dadurch ist auch für die Beurtheilung der Grösse der Schwimmhaut bei den Affen ein neuer Gesichtspunkt gewonnen. Herr Birkenr constatirte aus der Literatur und aus eigenen Messungen, dass die Schwimmhautgrösse der Anthropoiden die des Menschen relativ nur wenig oder nicht übertrifft (23 bis ca. 80 Proc. des ersten Gliedes des Mittelfingers). Eine gesteigerte Häufigkeit grösserer Schwimmhäute bei den Anthropoiden würde sich jetzt übrigens aus der grösseren mechanischen Benützung der Hand als Hauptbewegungsglied des Körpers erklären. Bei den niedrigen Affen fand Verfasser die Schwimmhaut beträchtlich grösser als bei den Anthropoiden: sie erreicht bei ersteren Werthe, wie sie bei dem Menschen für das embryonale oder frühkindliche Alter typisch sind. (Embryonen 53 bis 79 Proc.; niedere Affen 54—79 Proc.) Die Affen bilden somit eine Reihe, welche, indem von niedrigen Formen bis zu den höchsten (Anthropoiden) die Grösse der Schwimmhaut abnimmt, der individuellen Entwicklungreihe des Menschen entspricht. Eine Nöthigung, stärker ausgebildete Schwimmhäute bei dem Menschen als ein ausgesprochenes pithekoïdes Merkmal zu erklären, existirt nach der Gesamtheit dieser Ergebnisse des Verfassers nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlebrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 13. November 1893.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIV. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1893.

Bericht über die XXIV. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover

vom 6. bis 9. August, mit Vorversammlung in Göttingen am 5. August 1893.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

(III. Sitzung. Fortsetzung.)

Der Generalsekretär Herr Johannes Ranke:

Ueber normale Schwimmhantbildung und über besondere Bildungen am harten Gaumen beim Menschen.
(Fortsetzung.)

Ebenso lösten die Untersuchungen Birkner's in ziemlich unerwarteter Weise die Frage für die Schwimmhaut an der Negerhand. Eigentliche Messungen lagen bis jetzt nicht vor, die Grössenangaben waren im Wesentlichen nur auf die Anschauung gegründet. Hr. Birkner hat nun bei 47 erwachsenen „Negern“ vergleichende Messungen ausgeführt. Das Ergebnis ist, dass die Entwicklung der Schwimmhaut, innerhalb der zu vermuthenden Fehlergrenzen, bei „Negern“ und Europäern sich als im Wesentlichen identisch herausstellte. (Geringe Schwimmhäute haben bei den „Negern“ 81,91 Proc., bei den Europäern 96,66 Proc. der Gemessenen; starke Schwimmhäute bei den Negern 68,07 Proc., bei den Europäern 63,33 Proc.). Die Unterschiede fallen in die Fehlergrenzen, sie würden höchstens eine geringe Hinneigung der Neger zu relativ grösseren Schwimmhäuten ansprechen gestatten.

Herr Birkner zeigte an vortrefflich gelungenen Photographien, dass bei einer mageren Hand, wie sie bekanntlich für die „Neger“ ganz charakteristisch ist, geringere Schwimmhäute viel mehr imponiren und daher grösser erscheinen, als in Wahrheit grössere

an reichlichen Händen. Es erklärt uns das die Angaben der Autoren betreffend die Schwimmhäute der Negerhand vollkommen.

Diese Resultate Birkner's beruhen auf neuen selbstständigen Messungen. Eine exakte Vergleichung war aber nur möglich auf Grund eines grossen Materials von Beobachtungen über die Gliederung der Hand in ihren einzelnen Theilen und über das Verhältnis der Hand zu dem Arm und dem Gesamtkörper. Namentlich in ersterer Beziehung war für den lebenden Menschen der Grund noch fast vollkommen neu zu legen. Herr Birkner hat das mit Benützung eines grossen Materials ausgeführt. Seine Messungsergebnisse bilden nun eine feste statistische Grundlage für weitere Forschungen über die Handbildung, deren Probleme für die Anthropologie ganz besonders bedeutungsvoll sind. Herr Birkner selbst hat schon den Einfluss des embryonalen und nachembryonalen Lebens auf die Handgliederung und die ganze Hand, sowie auf den Arm nach Alter und Geschlecht und bezüglich geringer oder gesteigerter Benützung (mechanische Arbeit) zur Darstellung gebracht, gegründet auf circa (20 > 1000) 20,000 eigene Einzelmessungen. —

II. Die zweite Untersuchung, ausgeführt von Herrn Dr. Killermann, beschäftigt sich mit der Form, dem Verlauf, der Entwicklung und den Anomalien der queren Gaumennaht. In den letzten

beiden Jahren erschienen über dieses Verhältnis, welches früher fast in jedem Lehrbuch verschieden dargestellt und nur gelegentlich von Calori u. a. eingehender behandelt war, von den Herren Waldeyer, Stiedl und Bartels zum Theil ausführliche Darstellungen, welche die Veranlassung zu Herrn Killermann's Studien gaben. Grätern hat auch Herr Dr. Miss einiges Bestigliches erwähnt.

Mit sorgfältiger Benützung der weitverstreuten Literatur hat Herr Killermann zunächst die bisher aufgestellten verschiedenen Formen der queren Gaumennaht an ca. 2000 Menschenköpfen verschiedener Rasse, der Mehrzahl nach aber europäischer Herkunft, d. h. an dem gesammten in den verschiedenen Münchener Sammlungen zur Verfügung stehenden Materiale eingehend geprüft. Mit Hinzurechnung von ca. 2000 von früheren Autoren untersuchten Schädeln erreicht die Anzahl von Herrn Killermann seiner Statistik zu Grunde gelegten Schädel ca. 4000.

Es ergab sich zunächst, dass an den bisher beschriebenen noch eine Anzahl neuer typischer Unterformen der Gaumennaht aufgestellt werden musste. Aber keine der Nahtformen konnte als „Rassenmerkmal“ anerkannt werden, da keine Form bei einer Rasse entschieden dominirt und da alle verschiedenen Formen auch unter den Europäersköpfen sich finden. Dagegen fand Herr Killermann gewisse Beziehungen einerseits zum Lebensalter und Geschlecht, andererseits zur allgemeinen Schädelform. Für die Neugeborenen anderer Rasse ist die „nahezu“ geradlinige Quernaht typisch. Diese findet sich zum Theil als Ueberbleibsel früh-kindlicher Bildung überall zahlreich in der gesammten Menschheit, aber namentlich unter dem weiblichen Geschlecht. Die entwickelteren Formen der queren Gaumennaht zeigen in den mittleren Partien entweder ein stärkeres convexes Vorspringen der Naht oder ein stärkeres concaves Einspringen nach hinten (beide Formen zeigen meist, aber wie gesagt in schwächerem Grade entwickelt, auch schon die Neugeborenen). Für diese Hauptnahtformen ergaben sich einige Beziehungen zur Gesammtschädelform: mit Brachycephalgie und Orthognathie, auch Brachycephalie findet sich eine grosse Procentzahl der nach vorne convexen Naht verbunden; die gerade und die nach hinten einspringende Naht findet sich häufiger bei den leptostaphylinen, prognathen und dolichocephalen Schädeln. Als eine der bedingenden Ursachen der verschiedenen Nahtformen erscheint sowohl das grössere oder geringere Breitenresp. Längen-Wachstum des Oberkiefers.

Hierbei wirkt der Bau der queren Gaumennaht selbst unterstützend mit, aber wie Herr Killermann durch zahlreiche Durchschnitte an Thier- und Menschenköpfen nachgewiesen hat, ist die quere Gaumennaht beim Menschen in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht eine Zackennaht, sondern eine unregelmässige Schuppennaht, bei welcher sich bald die Ränder der Gaumenbinde über die Gaumenplatten des Oberkiefers auf der freien Gaumen-Unterfläche vorschoben, bald umgekehrt; im erstern Fall entsteht dann ein Vorspringen der queren Gaumennaht, im zweiten ein Einspringen nach hinten. Damit erscheint ein näheres Verständnis für die verschiedenen Hauptnahtformen der Gaumennaht des Menschen angebahnt.

Keine der typischen oder „normalen“ menschlichen Nahtformen am Gaumen kann aber als eigentlich „übermenschlich“ oder „theromorph“ angesprochen werden, dagegen erscheinen einige sehr seltene halb-pathologische Vorkommnisse der Gaumenbildung des Menschen

in Wahrheit als theromorph. Es sind das gewisse, bisher meist als „Nahtknochen“ beschriebene Bildungen, welche zwischen den normalen Gaumennähten aufrufen und die betreffenden Knochen mehr oder weniger weit von einander trennen. Sie wurden als kleine Schaltknochen an dem Kreuzungspunkte der Gaumennähte von Calori zuerst beobachtet und man erklärte sie meist als aus einem besonderen anormalen Ossificationspunkt entstandenen. Herr Waldeyer sagte nea bei dem Congress des vorigen Jahres in Lim an einem Gorilla Schädel die vollkommen Trennung der Palatina durch ein zwischengeschobenes Knochenstück, ein ähnliches Verhältnis auch bei einem (deutschen) Neugeborenen. Jetzt haben wir soeben von ihm vernommen, dass diese Bildung bei dem Gorilla sehr häufig ist.

Auch Herrn Killermann gelang es, von diesen bei dem Menschen recht seltenen Bildungen noch eine Anzahl den bekannten entsprechende, aber auch einige ganz neue Formen zeigende Fälle aufzufinden, auch noch zwei der Waldeyer'schen Form entsprechende beim Gorilla. Für den Menschen gelang es ihm, den anatomischen Sachverhalt dieser Bildungen aufzuklären.

Diese scheinbaren Schaltknochen im harten Gaumen werden zum Theil von der Basis der Vomer gebildet, welcher sich bei mangelhaftem oder verspätet eingetretenem Verschluss des harten Gaumens durch Gaumenplatten und Gaumenbinde (z. B. bei verheilten Gaumenpalten oder bei allgemeiner gestrigelter Nahtausdehnung durch Hydrocephalie, bei welcher oft auch die Gaumenbinde ausgedehnt werden) zwischen diese in die krankhaft erweiterten Nähte in verschiedener Breite eingeschoben und auf diese Weise ein Verhältnis reproduciren kann, wie es namentlich bei relativ niederen Wirbeltieren (Schildkröten u. a.) dauernd, und für gewisse Stadien der individuellen Gaumenentwicklung aller Wirbeltiere, auch des Menschen, vorübergehend typisch ist. Auf Gaumenpalten hat Herr Bartels in dieser Frage zuerst hingewiesen, seine Meinung wird also durch unsere Befunde in gewissem Sinne bestätigt. Auch eine vollkommene Trennung der Gaumenbinde durch ein Zwischenstück hat Herr Killermann bei dem Menschen durch den Vomer verursacht mehrfach nachgewiesen. Wie sich dieser beim Gorilla so häufige Processus interpalatinus posterior bei diesem Thiere erklärt, konnte dagegen Herr Killermann noch nicht sicher feststellen, da Durchschnitte durch die betreffenden Schädel nicht gemacht werden durften. Es scheint zunächst, als wäre hier der betreffende Processus ein wahrer Fortsatz der Gaumenplatten des Oberkiefers; immerhin ist das Verhältnis den beim Menschen beobachteten, und durch Einschieben des Vomer erklärten, so ähnlich, dass auf eine Beteiligung des letzteren auch beim Gorilla geprüft werden muss.

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer:

Was die Mittheilung des Herrn Professors Dr. Hanke anlangt, so möchte ich bemerken, dass ich gegenwärtig mit der Fortsetzung meiner Untersuchungen über den harten Gaumen beschäftigt bin, die ich in nächster Zeit zu publiziren gedanke, ich kann mittheilen, dass wir in Berlin etwa 20 unbestrittene Gorilla Schädel besitzen. Bei diesen zeigt sich in der Mehrzahl die von mir auf der vorjährigen Versammlung hervorgehobene Eigenthümlichkeit. Das bringt mich auf die Vermuthung, dass es hier nicht mit einer durch pathologische Verhältnisse herbeigeführten Bildung zu thun haben, sondern mit einer charakteristischen Form.

Anders liegt es mit dem, was Herr Sanitätsrath Dr. Bartels seinerzeit hervorgehoben hat. Hier handelt es sich um eine Bildung, die man nicht selten findet, das nämlich hinten am harten Gannem der Stachel, der sonst einfach ist, in zwei Spitzen auslaufend erscheint.

Es liegt der Gedanke nahe, dass, wie ich schon im vorigen Jahre zugegeben habe, die Knochenpalte zusammenhängt mit einer Spalthildung des weichen Gannems. Das bedarf indessen noch weitgehender Untersuchungen, die ich fortgesetzt habe, die ich aber in der Ausdehnung, wie sie notwendig sind, um die Frage zu entscheiden, noch nicht habe durchführen können.

Herr Dr. Behla-Lockau:

Bei der vorgedruckten Tageszeit versuchte ich auf meinen Vortrag und bitte ich denselben in den Bericht mit aufzunehmen.

Der Vorsitzende:

Wenn der Vortrag nicht gehalten worden ist, kann er nur in den Bericht aufgenommen werden, wenn er während der Verhandlungen noch wirklich übergeben worden ist. Ist das nicht der Fall, so kann er in irgend einer anderen Weise publiziert werden, aber in den Bericht dieser Versammlung können wir ihn unmöglich aufnehmen.

Herr Konservator Dr. H. Stolpe-Stockholm:

Ueber die Bedeutung der Ornamente.

(Der Vortrag soll erweitert im Archiv für Anthropologie gedruckt werden.)

Der Vorsitzende Herr Rudolf Virchow:

Ich möchte Herrn Dr. Stolpe darauf aufmerksam machen, dass Prof. Grünwedel in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie kürzlich eine sehr bemerkenswerthe Untersuchung unseres Reisenden von Malakka, Vaughan Stevens, publiziert hat, welche den merkwürdigen Nachweis geliefert hat, dass die Damen der malayischen Halbinsel eine Summe von Einsteckkämmen besitzen, die allerlei Ornamente von scheinbar nichtssagender Art aufweisen, von denen aber jedes seine Bedeutung hat, namentlich in Bezug auf Abwehr von Uebeln. Diese Ornamente sind sämmtlich in dem letzten Hefte der gedachten Zeitschrift veröffentlicht worden. Es ist das wohl das vollständigste Werk in Bezug auf authentische Interpretation von dekorativen Zeichen, welches bis jetzt vorhanden ist. Scheinbar gewöhnliche Ornamente haben sich als höchst bedeutungsvolle Zaubersprüche erwiesen.

Herr Oberlehrer a. D. Dr. Mejer-Hannover:

Der Roggen das Urkorn der Indogermanen.

„Weiss und schwarz Brod ist eigentlich das Schloß, das Feldgeschred zwischen Deutschen und Franzosen.“
Goethe, Campagna in Frankreich.

Es ist eine sehr auffallende Thatsache, dass die Indogermanen Europas sich völkerweise so scharf unterscheiden, dass die einen nur Weizenbrod, die andern Roggenbrod essen. Demnach kann Klima und Bodenschaffen nicht die Ursache dieser Scheidung sein. Unter besonderen Verhältnissen ist es wohl möglich, dass, wie bei uns jetzt, Brod aus beiden Getreidearten gebacken wird; in der Regel, besonders stets bei jugendlicher Rohheit eines Volkes, muss eine Art der andern weichen; und einem festen physiologischen Goetze gemäss ist der unterliegende Theil jedesmal der Roggen. Die Geschichte aller Zeiten und aller Länder beweist,

dass ein Volk sich leicht daran gewöhnen kann Weizenbrod gegen Schwarzbrod einzutauschen, wie die Thracier und Macedonier bei ihrer Gräcisirung, die Angelsachsen in England gethan haben, aber niemals ist ein Weissen essendes Volk aus Roggenessen übergegangen; man muss sogar sagen, dass dergleichen niemals geschehen sein kann. Wenn demnach die Indogermanen schon in ihrer Urheimath ein Brotkorn gehabt haben, so kann dies nur der Roggen gewesen sein. Augenscheinlich wird dieser Satz auch durch folgendes bestätigt: die im Westen und Süden von Deutschland wohnenden Weissen essenden Völker zeigen durch ihre dunkle Färbung, dass sie mit nicht indogermanischen Stämmen in nähere Verbindung gekommen sind; so war ihnen die Möglichkeit gegeben, den Weissen gegen den Roggen einzutauschen. Die Germanen dagegen, die in ihren hohen Gestalten und ihrer blonden Färbung den indogermanischen Typus völlig rein und unvermischt tragen, beweisen eben hierdurch, dass sie in vorgeschichtlicher Zeit niemals zu andern Nationen in freundliche Beziehungen getreten sind.

So können die Germanen den Roggenbau nicht von einem Volke auf ihrer Wanderung übernommen haben, und dass sie denselben unterwegs von selbst gefunden hätten, ist schwer zu begreifen. Ich meine auch, dass schon daraus, dass die indogermanischen Stämme überall Ackerbauer geworden sind, hervorgeht, dass sie den Ackerbau schon in ihrer Urheimath betrieben haben, natürlich in der rohesten Form. Dass man dies so gern zugibt, hat seinen Grund darin, dass noch immer die sehr alte, aber darum nicht weniger falsche Annahme vorherrscht, die Menschen hätten zwei Kulturstufen, Jägerthum und Nomadenthum, zu überwinden gehabt, ehe sie sich dem Ackerbau anwenden konnten. Man geht dabei von der falschen Voraussetzung aus, die ältesten Menschen wären allein ursprünglich auf Fleischnahrung angewiesen gewesen. Wo die Menschen freie Wild unter den Speisen haben, wo sie nicht durch Religion, Vorurtheil oder Mangel beschränkt sind, da sind sie weder Vegetarier noch Fleischesser. Ueberall und zu allen Zeiten zeigt sich derselbe Geschmack, der auch bei unsern Festessen und an fürstlichen Tafeln zur Geltung kommt. Weder thierische noch pflanzliche Nahrung allein ist den Menschen auslegend.

Indem man von dem Satze ausgeht, auch die Indogermanen müssten zuerst Jäger und Nomaden gewesen sein, wird man dem Kulturzustand der alten Germanen nicht gerecht. Die neuesten Kulturhistoriker haben für sie das Wort „Halbnomaden“ erfunden und scheuen sich, den alten Germanen die Bezeichnung zu geben, die allein auf sie passt: ein reines Bauervolk. Sie waren, nicht abgeschiffen durch städtisches Leben, das sich bei den meisten andern indogermanischen Stämmen, zumal bei den Griechen, sehr früh entwickelt hat, ausgestattet mit allen Vordingen und allen Mängeln der möglichst reinen Kustikität. Darum waren sie vor Allem bis auf's Aeusserste konservativ in Beziehung auf ihre Lebensführung und besonders auf ihren Ackerbau. Konnte es im Mittelalter nur äusserst langsam und allmählich der grossen Macht der Priester gelingen einzelne Neuerungen einzuführen, so dürfen wir annehmen, dass da, wo solch mächtiger Einfluss fehlte, Jahrhunderte lang überhaupt von einem Fortschritt oder einer Aenderung keine Rede sein konnte.

Und weshalb will man die Germanen nicht ein Bauervolk nennen? Etwa deshalb, weil die Stämme, die ihres Grundbesitzes nicht völlig sicher waren, jährlich das Land neu vertheilten? Dies geht aus dem-

selben Grunde, weshalb später das Lehnswesen eingeführt wurde, dass nur kriegstüchtige Männer, die sich nicht ausschliessen konnten und wollten, wenn es die Verteidigung des Landesbesitzes erforderte, Grundbesitzer sein sollten. Oder deshalb, weil die alten Schriftsteller Wildpret und Milch als ihre Hauptnahrung bezeichnet? Sie reden hier von der thierischen Nahrung und machen insbesondere darauf aufmerksam, dass die Germanen ihr Vieh ungern schlachteten. Von der vegetabilischen Nahrung sprechen sie nicht, ebensowenig wie Homer oder wie wenn man zu unseren Zeiten Jemand an einem Kalbbraten einladet. Die alten Germanen haben nun aber schon Gemüse in verhältnissmässig reicher Auswahl gehabt. Neben den Zuckerkartoffeln, (deren alter Name Merke oder Murke jetzt Möhre lautet), den Erbsen, Bohnen und Rüben, deren Besitz ihnen theils nach dem Zeugnis der alten Römer, theils aus sprachgeschichtlichen Gründen zugesprochen werden muss, hatten sie noch andere Gemüse, wie Aspöckchen, Unter Heinrich, Melden, die unter unseren Schuttpflanzen erhalten sind. Diese Schuttpflanzen beweisen dadurch, dass sie nur auf stark ammoniakalischem oder kalireichem Boden, also auf den Dorstrassen, auf Schuttkäufen u. dgl. erwachsen, dass sie nicht ursprünglich unserer Flora angehören; sie müssen, da sie nicht nur seit uralten Zeiten bei uns angezuelet, sondern auch meistens gemeinsames Besitztum aller indogermanischen Stämme sind, aus der Urheimath der Indogermanen mit herüber gebracht sein. Wie mannigfaltig die Kräuter waren, welche die alten Deutschen aus dem Kreise dieser Schuttpflanzen um jedes Haus anzueleten, wie sehr sie für alle Bedürfnisse dabei gesorgt hatten, das geht besonders deutlich daraus hervor, dass sie kein einziges Kraut ihrer neuen Heimath als Gewürz, Gemüse oder als Arzneipflanze in Gebrauch genommen haben. Aus der Art der Nennung geht hervor, dass sie alle Kräuter unserer Heimath erst durch Vermittlung der römischen Wissenschaft kennen lernten. (Kümmel, Nieswurz, Tausendgüldenkrant.)

Die Archäologie hat die Schuttpflanzen mit Unrecht bis jetzt vernachlässigt. Unter anderen liefern sie den Beweis, dass die Nessel die ursprüngliche Giepspinnpflanze der Indogermanen gewesen ist; die allgemeine Verbreitung des Bilsenkrautes zeigt, dass die Pflanze zur Herstellung dieses Rauschmittels — sicher des allerältesten — gebraucht wurde. Dies Rauschmittel erhielt sich bei den verschiedenen Völkern verschieden lange, je nachdem bequemere Mittel früher oder später in hinreichendem Maasse zu Gebote standen; der Nepenthetrank, den Helena dem Telemach kredennte, war sicher aus Bilsenkraut hergestellt. Indem dies Rauschmittel allmählich allein oder fast allein von den Weibern benutzt wurde, bildete sich in Folge davon das Hexenwesen bei allen indogermanischen Stämmen gleichartig an.

Wenn also, wie am dem Gesagten hervorgeht, die Indogermanen schon aus ihrer Heimath Gemüse, Giepspinnpflanzen, Gewürze, Giftpflanzen mitgebracht haben, so können sie auch vor ihrer Auswanderung nicht Nomaden oder auch nur Halbnomaden gewesen sein. Und sie mussten beim Eindringen in das Waldgebiet schon mit vielerlei Bequemlichkeiten des Lebens ausgestattet und fest organisiert sein, wenn sie nicht zu einem Jägervolke hinabsinken sollten, wie die Indianer Nordamerikas. Die Besiedelung dieses Landes durch die Weissen macht es uns anschaulich, wie die Germanen allmählich und sicher langsam vordringen konnten und mussten; und wenn selbst dort noch aus der Zahl der hochkultivirten Europäer nicht wenige

sich dem uberteuernden und bequemen Leben der Jäger und Fallensteller zuwandten, wie viel grösser war dann die Lockung für die roheren, der Jagd leidenschaftlich ergebenden Germanen.

Von den Hausthieren, welche die Germanen auf ihrer Wanderung mit sich führten, wollen wir nur das Huhn nennen, theils weil der Besitz dieses Thieres um meisten Sesshaftigkeit anzeigt, theils deshalb, weil die neueren Schriftsteller dieses Hausthier den Indogermanen nicht zuschreiben wagen. Allgemein hält man an der Hypothese fest, dass unser Haushuhn vom Bankivahuhn abstamme, ohne zu berücksichtigen, dass die, welche diese Hypothese aufstellten, nicht die Identität der beiden Hühnerarten behaupteten, sondern nur erklärten, dass von allen wilden Hühnern das Bankivahuhn unserem Haushuhn das ähnlichste wäre und in Beziehung auf das übrige sich damit beruhigten, dass sie die Variabilität der Art in Rechnung zogen. Die Griechen, Römer und wahrscheinlich auch die Kelten haben das Thier in ihrer frühesten Periode nicht besessen, ebensowenig wie die Babylonier, Juden und Aegypter. V. Hahn findet sich in seinem vortrefflichen Werke (Hausthiere und Kulturpflanzen) streng an die Regel, dass „natürlich“ jegliches Bildungsglied erst später zu den Germanen gekommen sein müsse, als zu den Griechen und Römern; selbst von den Katen behauptet er dies, während doch die Römer die Katen und ihren Namen cattus von den Germanen erst übernommen haben: wäre das Wort Katze im Deutschen ein Fremdwort, wäre es als Name der neuen Hauskatze übernommen, so müsste der Name der Wildkatze jetzt davon verschieden sein; und von solchem Namen findet sich bei keinem germanischen Stamme eine Spur.

Während Hahn gewissenhaft erwähnt, dass sich wunderbar übereinstimmende Sagenkreise von so uralterthümlicher Art, dass sie sich nur in der frühesten Jugendzeit des Volkes gebildet haben können, zugleich bei den Germanen und den Iranern an den Namen des Hahns anschliessen, lässt die Art, wie er diese Uebereinstimmung zu erklären versucht, erkennen, dass er von einer vorgefassten Meinung ausgeht und durch diese bestimmt wird. Er nimmt an 1. dass eine ungeheure Kultur- und Religionsentlebung stattgefunden hat; 2. dass dieselben Umstände und Lebensstufen auf den verschiedenen Punkten zu verschiedenen Zeiten parallele Anregungen hervorriefen, und 3. dass in gewissen Grenzen auch dem Zufall sein Recht werden muss. Mit diesen Sätzen wird der Werth der Sagen und Mythen für die Ergründung der Menschheit reinweg aufgehoben. Ich meine, dass dieselben Ursachen es erwirkt haben, dass die Griechen, Römer und Kelten die Hühner und den Roggen unterwegs verloren haben.

Als die Griechen und Römer später den Hahn wieder kennen lernten und als Hausthier aufnahmen, da gaben sie ihm den Namen, mit welchem das ihnen das Thier liefernde Volk ihn bezeichnete und leiteten den Namen des Huhns auf die damals gebräuchliche Weise von dem männlichen Worte ab. Wie anders im Deutschen! Das Wort Hahn, kann, der Sänger, stimmt aus einer Zeit, in welcher die Sprache noch nicht individualisirte, als noch mit demselben Worte „der Sängler“ der Haushuhn und die Bohrpeife (*servus*, *canalis*, Hahn) bezeichnet wurde. Wie das französische *coq* und das niederdeutsche *köken* beweisen, gab man dem Hahn und dem Kuckuck denselben Namen. Die Griechen, welche den Hahn wahrscheinlich bei den Macedoniern zuerst gefunden haben, nannten ihn

ἀλάκρον oder *ἀλάκρονος*, ein Wort, das am leichtesten von der Wurzel *hla* abgeleitet wird, die auch *brak*, *brap* oder *krak* lauten kann; und so entspricht das griechische Wort unserem „Habo“ oder „Krähe“, die natürlich erst verhältnismäßig spät verschiedene Bedeutung angenommen haben. Der Hahn ist unter den mythischen Vögeln der bedeutsamste — auch die Römer gebrauchten bekanntlich die Hühner zuerst als Weiseger — wenn wir nun erkennen, dass alle zu Angurien dienenden Vögel mit gleichem Namen benannt wurden, so wird es uns klar, weshalb man dem Wodan zwei Raben beigesellte.

Bei solchen Kulturverhältnissen, wie wir sie hier für die alten Germanen nachgewiesen haben, versteht es sich von selbst, dass sie auch Brot gegessen haben, auch wenn die römischen Schriftsteller darüber schweigen. Aber diese bestätigen vielfach den Aulau eines *Brotkorns*, *frumentum*, bei unseren Vorfahren. Und wenn Tacitus hervorhebt, dass sie hordern auf *frumentum* benutzten, um Bier zu bereiten, so kann, da Gerste selbst ein Aehrgras ist, das *frumentum* nicht etwa ein Rispengras — etwa Hafer — gewesen sein. Wir hätten also die Wahl zwischen Weizen und Roggen. Wenn wir nun bedenken, wie frühzeitig die Germanen mit den Kelten in Berührung gekommen sind, vor Allen die Westlichen, denn die Germanen erreichten den Rhein erst verhältnismäßig kurze Zeit vor César und so müssen die Kelten, welche den Rhein schon viel früher erreicht haben, auch am rechten Ufer schon ansässig gewesen sein, und oft genug werden die Germanen auf den Feldern, auf denen die Kelten ihren Weizen gebaut haben, nachher ihr *frumentum* gewonnen haben —, so folgt daraus, dass schon damals der Gegensatz zwischen germanischem und keltischem Brot bestanden haben muss; denn hätten die Germanen damals Weizenbrot gegessen, so würden sie dabei geblieben sein und hätten niemals das Schwarzbrot angenommen.

Aus dem Namen *frumentum* dürfen wir nicht etwa schliessen, dass es Weizen gewesen sein müsste. Die Römer kannten ja den Roggen nicht, da er, seitdem Thracien und Macedonien zum Weizenbau übergegangen waren, innerhalb der Grenzen des Reiches sich nirgends mehr fand; und wenn sie etwa meinten, dass dies Getreide ebenso gut, wie Spelt, Emmer und Klaron eine Species der Gattung *Triticum* wäre, so ist ihnen bei dem geringen Culturstand der Gattungen *Triticum* und *Secale* kein grosser Vorwurf zu machen.

Während im Allgemeinen die indogermanischen Namen des Weizens unter einander keine Verwandtschaft zeigen — nur die Germanen und die Kelten benennen ihn nach der weissen Farbe des Brotes offenbar im Gegensatz gegen ein andersfarbiges, länger bekanntes Brot —, ist das Wort „Roggen“ sehr weit verbreitet. Sogar im Alterthum finden wir es schon vor: die Thracier nannten das Getreide *brisa* und dies Wort stimmt mit dem persischen Namen des Weises *brīca* so sehr überein (indisch „*brīhi*“), dass wir an der Identität kaum zweifeln können; und nach diesem Vorgange trage ich kein Bedenken auch in dem alt-römischen Worte *frus* den Namen des Roggens als erhalten anzunehmen.

Du wir also nachgewiesen haben, dass der Roggen in der Urheimath der Indogermanen ursprünglich einheimisch gewesen ist, so können wir uns auch über den bildenden Einfluss, den der Besitz dieses Getreides auf das Volk hatte, ein wenig klareres Bild machen. Da der Roggen nur durch Fremdbestäubung, welche durch den Wind vermittelt wird, befruchtet werden

kann und einseitigende Halme stets unfruchtbar bleiben, so muss ursprünglich der Roggen in gedrängten Haufen erwachsen sein, gerade so, wie bei uns die Mäusegerste wächst, welche ebenfalls von den Indogermanen aus der Urheimath mitgebracht ist. Im Waldgebiete haben wir Wassergräser — *Glyceria* und in Nordamerika noch *Zizania* — ein ähnlich gedrigtes Wachstum und die Körner werden deshalb gegessen; aber ein eigentlicher Anbau ist durch ihr Vorkommen im Wasser ausgeschlossen. Das massenhafte Wachstum des Roggens und das verhältnismässig mühevolle Sammeln der Samen forderte von vornherein die Menschen zum Genuss an; die verhältnismässig nur kurze Zeit dauernde Ernteseit musste sie veranlassen die Körner zum Wintervorrath an sammeln; diese waren ihr erstes Besitztum und gleichzeitig Veranlassung dazu, dass sie zeitweilig wenigstens feste Wohnsitze wählten. Den Uebergang vom Körnersammeln zum Ackerbau wollen wir nicht weiter verfolgen, sondern nur noch einmal darauf aufmerksam machen, dass von vornherein eben durch das Vorhandensein des Roggens ein Jäger- und Nomadenleben unmöglich gemacht war. Die Indogermanen sind das gebildetste Volk der Erde geworden. Wie weit hervorragende Begabung dazu geholfen hat, ist schwer oder unmöglich zu anterscheiden; jedenfalls aber müssen wir voraussetzen, dass Erziehung und Bildung dieses Volkstammes auf denselben von frühestor Jugend an günstiger und vortheilhafter eingewirkt hat, als auf alle andern Stämme.

Es drängt sich nun aber die Frage uns auf: wie und wo sind die Weizen essenden indogermanischen Völker in den Besitz dieses neuen Getreides gekommen? Wir wissen, dass durch den Weizenbau zwischen dem Tigris und dem Nil schon sehr frühzeitig ein hoher Kulturstand hervorgerufen ist, der den Bildungsgrad der Indogermanen damals weit übertraf, offenbar in Folge davon, weil in jenem Landstrich verschiedenes Volkstammes sich dicht an einander drängten und so leicht alle Erfahrungen und Erfindungen austauschen konnten. Wie weit sich über jenes Gebiet hinaus der Anbau des Weizens erstreckte, wissen wir nicht. Das aber können wir mit völliger Sicherheit behaupten, dass dies Getreide in Europa nicht vorhanden war; das seinem Verbreitungsgebiet nächstliegende europäische Land, die Balkanhalbinsel, bewohnten südlich die Ureinwohner Griechenlands, die, wie früher die Indianer Californiens, Baumfrüchte, besonders Eichel- nüssen, den Norden besiedelten später die Roggen bauenden Thracier und Macedonier.

Lumerhin mögen uns auch in Kleinasien Weizen bauende Völker vorhanden gewesen sein, die an Bildung nicht höher standen als die Indogermanen, und so mag der grösste Theil der Auswanderer bewogen sein die mächtigen und gut regierten Kulturreiche zu umgeben und durch schlechter organisierte Völkerschaften sich durchzudringen; indem sie hier mit den Waffen in der Hand sich den Durchbruch erzwingen mussten, dort mit anderen Völkern, denen sie vielleicht halfen ihr Nachbarn zu bekämpfen, in friedlichen Verkehr traten, werden sie meistens gar nicht in der Lage gewesen sein selbst Ackerbau zu treiben und leicht einen Theil ihrer Haushiere, besonders die Hühner, verloren haben.

Einzelne indogermanische Heerhaufen haben aber unweifelhaft auch die mächtigen Kulturstaaten in Mesopotamien, Syrien und Aegypten durchzogen. Dem Reichthum Darius und Kuchmas waren doch sicher Indogermanen, und die Dorer werden ihren ältesten Wohnsitz in Europa, Kreta, schwerlich auf anderem Wege,

als über Syrien oder Aegypten erreicht haben. Auch das wissen wir, dass sie nicht, wie später die Zigeuner Europa, jene Gebiete als Bettler und Diebe durchzogen haben. Vielleicht als Söldner im Dienste der Könige haben sie manche Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, die selbst der grossen Menge des einheimischen Volkes Geheimniss blieben, so die Buchstabenchrift und den Ergross. Mit diesem steht die echt asiatische Erfindung der Schlachtwagen, die auch nach Griechenland übertragen sind, in enger Verbindung. Als der Ergross erfunden war, da lag es nahe, dass die Fürsten und Reichen durch ebene Rüstungen ihren Körper vor Wunden schützen wollten. Die anfängliche Plumpheit der Arbeit und das Streben, alle Theile des Körpers gleichmässig zu sichern, wirkte, dass die Krieger in derartigen Rüstungen sich noch schwerfälliger und langsamer bewegen konnten, als die österreichischen Ritter bei Sempach, und dass sie, durch den Wagen an ihren Kampflplatz gebracht, dastanden wie Thürme.

Von den in Vorderasien eingedrungenen Stämmen sind sicher viele im Kampf mit den Feinden oder durch Hunger und Noth vernichtet, einige sind auch im Lande selbst ansässig geworden: ein solcher Stamm sind die Juden. Nach dem Zeugnis der Bibel selbst muss Abraham ein indogermanischer Stammesfürst, ein Herzog, gewesen sein. Genau so, wie die homerischen und vorhomerischen Griechen und die alten Germanen, — bei diesen Völkern sind die altindogermanischen Sitten und Gebräuche am reinsten erhalten —, leben Abraham und Isak in Monogamie; bei Jakob wird die Abweichung von diesem Gesetz eingehend und entschuldigend erklärt. Die Frau muss ebenbürtig sein, wie die Sorgfalt beweist, mit welcher Isak's Frau ausgewählt wird. Nur der älteste rechtmässige Sohn ist der Erbe; aus diesem Grunde wird so, wie bei Sara, auch bei Rebecka nur von einer Geburt berichtet.

Aeusserlich treten aus diese Verhältnisse entgegen in dem Kampf Jakob's mit Esau um die Erstgeburt. Der jüngere Bruder kauft dem älteren sein Vorrrecht am ein Linsengericht ab, die Vorliebe der Mutter für Jakob bringt den Vater dahin, dass er Jakob als seinen Erben erklärt, und trotzdem wird Esau nach Isak's Tode der Stammesfürst. Das ist nur so zu erklären, dass die Männer des Stammes, fest an den alten Gewohnheiten haltend, ihrerseits die Entscheidung gaben, und daraus folgt, dass sie nicht die Sklaven ihres Fürsten waren, wie die Unterthanen in den semitischen Ländern von Anfang an gewesen sind, sondern die Männer in altindogermanischem Sinne, die das Recht hatten mitzurathen und abzustimmen. Vielleicht noch klarer tritt dies im Folgenden hervor. Jakob flieht zu Laban, um nicht seines Bruders Untergebener zu werden, ganz allein, und kehrt nach 21 Jahren nach Palästina zurück an der Spitze einer Mannschaft, die gross genug war, um ihm den Aufenthalt in dem Lande zu ermöglichen, wo ihm nicht nur die Ureinwohner, sondern selbst sein Bruder als Feinde gegenübertraten konnten. Wie ist das zu erklären? Babel hat ihres Vaters Teraphim gestohlen, berichtet die Genesis. Was das eigentlich ist, das wissen und wussten die Juden schon lange nicht mehr; man deutet das Wort gewöhnlich als Hausgötzen. Aber da von diesen Teraphim später gar keine Rede mehr ist, zu welchem Zwecke ist denn diese weitläufige Erzählung erhalten, und wie kann sich an diesen Diebstahl der Hausgötzen der Abschluss eines so feierlich proklamirten Bündnisses anschliessen, wie damals Laban dem Jakob vorschlug? Die ganze Erzählung wird erst verständlich, wenn wir Teraphim

durch Mannen (vgl. auch das griechische *therapa*) oder durch das Wort Barone in allgemeinem Sinne übersetzen. Wenn wir annehmen dürfen, dass Seraphim und Teraphim ursprünglich dasselbe Wort waren, das anfangs also Strajim lautete, so entspricht dies dem persischen Worte Satrap, das später ebenso wie das deutsche Baro zu einem besonderen Ehrentitel wurde. Als nachher alle Juden ihren Ursprung von dem Stammeshelden Abraham ableiten wollten, da brachte man die Bedeutung jenes Wortes künstlich in Vergessenheit. Auch hier zeigt sich also, dass die Männer des Laban, welche des unthätigen Lebens satt waren und deshalb mit Jakob weiterzogen um Abentener zu erleben und Land und Schätze zu erwerben, wirklich freie Unterthanen waren.

Bei Jakob's Söhnen ist von der Erstgeburt gar keine Rede mehr, nicht einmal bei Joseph, bei welchem es doch eigentlich als selbstverständlich erscheinen müsste. Freilich hörte mit Jakob die Alleinherrschaft auf. In Folge davon konnte dieser ohne grosse Schwierigkeit mit dem Stammvater des semitischen Volkes Israel identifizirt werden, das erst beim Auszuge aus Aegypten in ähhere Verbindung mit den Juden gekommen ist. Letztere, krieg-übtiger und kriegserfahrener als erstere, hatten die Oberleitung bei den gemeinsamen Kämpfen, und der indogermanischen Gottheit der Juden schrieb man die Wunder zu, durch welche beide Völkerschaften aus so manchen Gefahren und verweifelten Lagen gerettet waren; und so kam es, dass auch bei den Israeliten der jüdische Jave eine hohe Verehrung errang, obwohl er ihnen immer ein fremder Gott blieb. Es ist doch wohl kein Zufall zu nennen, dass Jave, in dessen Namen das h erst später hinein etymologisiert ist, so auffällig mit dem lateinischen Jove übereinstimmt, und dass die griechischen mit Dio zusammengesetzten Namen mit den ebräischen Namen, die mit Jo beginnen, so auffällig übereinstimmen, wie Diodorus und Jonathan. Nur die Grandverschiedenheit der Abstammung und der religiösen Anschauung macht es erklärlich, dass Juden und Israeliten, trotzdem dass sie eine Sprache sprachen und auf einen Stammvater ihren Ursprung zurückführten, trotz des gemeinsamen Heiligthums, der Bundeslade, sich immer fremd blieben und schliesslich gar erbitterte Feinde wurden. Nach ihrer Abführung in die Gefangenschaft gingen die semitischen Israeliten leicht und bald in dem siegreichen Volke auf, während die Juden durch ihre vielbundertjährige Herrschaft über die Israeliten gelernt hatten, auf ihre Nationalität stolz zu sein.

Ich habe den indogermanischen Ursprung des Volkes Juda etwas genauer und weitläufiger dargelegt, weil die biblische Erzählung von Abraham drei Hauptpunkte, die auch durch alle anderen Thatgeschichten bestätigt werden, ein besonders klares Licht setzt. Es sind folgende: 1. zogen die Indogermanen meistens nicht völkweise aus ihrer Urheimath, sondern in kleinen Heerhaufen, in Geleiten unter Führung eines Herzogs; 2. hatten sie bei ihrem Auszuge schon einen verhältnissmässig hohen Bildungsgrad erreicht, ihre Sitten und Gebräuche, Monogamie unter anderen und das Recht der Erstgeburt, standen durch das ganze Volk hindurch fest, und 3. muss die Urheimath der Indogermanen und der Ursprungsort des Roggens in Mittelasien gesucht werden, da nicht allein der Weg der Wanderung der Germanen, der Griechen, Iraner und Inder sich dadurch leicht nachweisen lässt, sondern auch nach dem klaren Zeugnisse der Bibel Abraham von Osten her nach Palästina gekommen ist.

Der Vorsitzende Herr **Radolf Virchow**:

Wir haben die wissenschaftlichen Verhandlungen erledigt. Es sind nur noch einige Eingänge kurz zu erwähnen: In erster Linie ist uns von Herrn Ernest Chantre in Lyon ein neuer Messapparat für anthropologische Zwecke übersandt worden, durch Vermittlung unseres Freundes Kollmann, der sehr bedauert, nicht selbst hier sein zu können. Es ist ein möglichst kompensierender Apparat, der sich leicht transportieren lässt, und der sowohl Craniometrie wie Körpermessungen ermöglicht. Das Prinzip ist ein für uns nicht unbekanntes. Ob die Messung gerade so oder anders gemacht werden soll, muss jeder mit sich ausmachen. Die Herren wollen den Apparat genau ansehen, da Herr Chantre Werth darauf legt, diesen „Kompass“, wie er ihn nennt, als Reise-Instrument verwendet zu sehen.

Sodann hat Herr Professor Dr. Herrmann aus Budapest, der persönlich angemeldet war für einen Vortrag, 3—4 Hefte der „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“ übersandt. Sollte einer oder der andere der Herren nicht im Besitze derselben sein, so liegen Exemplare davon zur Verfügung bereit. Herr Herrmann wünscht speziell Ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu sehen, dass unter den Auspizien des Herrn Ersherzogs Josef und oichtam wenigstens unter Mithilfe der reichen Mittel, welche dieser darauf verwendet hat, die Wiederaufnahme der „Ethnologischen Mittheilungen“ möglich geworden ist. Man erhofft davon eine sehr reiche Aubeute. Ersherzog Josef ist ein sehr eifriger Forscher auf dem Gebiete des volkstümlichen Lebens der Zigeuner. Er hat selbst vorzügliche literarische Leistungen aufzuweisen. Wir dürfen daher hoffen, aus den neuen Mittheilungen möglichst ausgedehnte Kenntnisse über ungarische Verhältnisse zu erhalten.

Ferner hat Herr Dr. Robert Baetzs ein Heft über wendische Alterthümer in Mecklenburg übergeben, wovon der Bericht noch weiter Kunde geben wird.

Endlich habe ich noch mitzuteilen, dass Sanitätsrath Dr. Haer in Berlin ein sehr umfangreiches Buch über die Kriminal-Anthropologie publiziert hat, von dem er wünscht, dass in größeren Kreisen Kenntnisse genommen werden möchte. Das Buch bekundet ungewöhnliche Belesenheit und bringt einen Reichthum an literarischen Hinweisen, welcher wohl schwer übertroffen werden wird. Herr Haer hat versucht, dieses ganze grosse Gebiet im Zusammenhange darzustellen. Ich kann nicht gerade sagen, dass ich die Uebersetzung habe, es werde daraus für die Menschheit ein grosser Segen erwachsen, aber nach dem gewaltigen Anstosse, den Herr Lombroso gegeben hat, muss eben Alles durchgearbeitet werden, und es ist diese die erste grosse zusammenfassende Darstellung dieser Art, welche wir besitzen. Ich möchte also Ihre Aufmerksamkeit besonders darauf hinlenken.

III. Schlussreden.

Herr Professor Köhler-Hannover:

Es scheint, dass wir am Ziele unserer Verhandlungen angelangt sind, und ich glaube, meine Herren. Sie Alle werden mit mir den Wunsch hegen, unseren herzlichsten Dank auszusprechen dem Vorstände der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welcher die mühevollste Arbeit geleistet hat, diese Verhandlungen vorzubereiten und insbesondere dem Herrn Vorsitzenden, der dieselben in so anstrengender Weise geleitet und zu Ende geführt hat. Dankbar müssen wir wohl

auch anerkennen, dass der Vorstand seine mühevollste, nur idealen Interessen gewidmete Arbeit für das folgende Vereinsjahr wiederum übernehmen hat.

Wir Hannoveraner haben auch noch dafür zu danken, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft Hannover die Ehre erzeigt hat, hier ihre 24. Versammlung abzuhalten.

So bitte ich Sie denn, meine Herren, unseren Gefühlen der Dankbarkeit dadurch Ausdruck zu geben, dass wir uns von unseren Sitzen erheben und dazu wir vielleicht auch noch hörbar unseren Dank ansprechen!

Der Vorsitzende Herr **Radolf Virchow**:

Der Herr Vorredner hat mich eigentlich deplacirt, denn ich war eben aufstehend, um den Dank seitens der Gesellschaft an unseren Gastgeber auszusprechen. Wir sind gewiss mehr zu Dank verpflichtet, als die Herren von Hannover. Wir könnten vielleicht einen Konkurrenzstreit darüber eröffnen, wessen Herr mehr erfüllt ist von Dank. Aber ich glaube, alle, die wir von auswärts kamen, sind mehr von Dank und Lob erfüllt. Wir haben von allen Seiten so viel Gutes und Liebes empfangen, dass wir schwer sagen könnten, wo das grössere Mass zu suchen ist. Wir haben von Seiten der Staatsregierung, der Provinzialverwaltung, der Stadt das freudigste Entgegenkommen gefunden. Ich möchte dafür ausdrücklich den Vertretern der genannten Verwaltungen unseren herzlichsten Dank aussprechen.

Ganz besonderen Dank schulden wir unseren eigenen Beamten — so dürfen wir sie wohl nennen —, vor Allem Herrn Direktor Schuchardt. Derselbe hat sich von Anfang an mit solchem Eifer der Sache angenommen und in allen Stadien so sehr auch durch seine persönliche, ich kann auch sagen: mechanischen Leistungen sich verdient gemacht, dass wir das Gefühl der tiefsten Verpflichtung für ihn und seine Kollegen hegen. Ich sage Ihnen den allerbesten Dank (der Vorsitzende reicht dem Lokalgeschäftsleiter zu kräftigen Drucke die Hand) und ich bitte Sie, auch Ihren Kollegen, welche mitgewirkt haben, unseren Dank zu vertheilen zu wollen.

Hochverehrte Anwesende! Ich schliesse hiemit diese 24. Versammlung und möchte den Wunsch zum Ausdruck bringen, dass im nächsten Jahre bei der 25. Versammlung Niemand fehlen möge, namentlich auch von den Langobarden nicht, auf dass wir alle recht zahlreich zusammenkommen auf dem Platze, den die Anthropologische Gesellschaft als ihre Geburtsstätte zu begrüssen hat.

(Schluss der III. Sitzung.)

Rednerliste.

	Seite	Seite	
Alsborg	103, 105, 110	Mies	104, 105, 114
v. Andrian 57, 101, 102, 109, 111		Orszákos	105
Bartsch	110, 111	Procknow	84, 98
Behla	94, 103, 121	Ranke 80, 101, 100, 111, 112, 113, 117	
v. Bismarck	10	Roswärd	95, 94
Brinck	105	Schäfer	78
Hirsch	101	Schuchardt	80, 82
v. Hammerstein	10	Stolpe	100, 121
Heger	110	Stettinberg	101
v. Heyden	105	Strackmann	101, 113
Jentsch	84, 104	Tramm	79
Köhler	86, 123	Virchow 74, 94, 96, 98, 100, 102, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125	
Krause	99, 104	Waldeyer	94, 105, 111, 113, 119, 120
Küwe	111	Wernmann	81
Meissner	123		
Merkel	73		

Verlauf der XXIV. allgemeinen Versammlung (Tagesordnung s. S. 71).

Von hochgeehrter Seite erhalten wir folgende sympathische Darstellung:

Für die Versammlung des Jahres 1893 war die Wahl auf Hannover gefallen. Von der Stadtverwaltung war diese Wahl freudig begrüßt worden und der zum Lokalgeschäftsführer gewählte Direktor des Kestnermuseums Dr. Schuchhardt veranlaßte die Bildung eines Lokalkomitees, welchem angehörten:

Herr Oberpräsident Dr. R. v. Bennigsen Excellenz als Vertreter der Kgl. Staatsregierung;
Herr Landesdirektor Freib. v. Hammerstein, und Herr Landesbanrath Neesenine als Vertreter der Provinzialverwaltung;

Herr Stadtdirektor Tramm, Herr Stadtbaurath Bokelberg, und Herr Senator Mertens als Vertreter der städt. Verwaltung;

Herr Justizrath Bojnaga, Bürgerworthalter, und Herr Magistratsaktuar Goosse als Vertreter des Vereins für Geschichte der Stadt Hannover;

Herr Dr. med. Rüst und Herr Amrath Dr. phil. Struckmann als Vertreter des naturw. Vereins;

Herr Prof. Dr. Köcher als Vertreter des histor. Vereins für Niedersachsen;

Herr Banrath Professor Köhler als Vertreter des Künstlervereins;

Herr Dr. Reimers, Direktor des Provinzialmuseums;

Herr Dr. Schuchhardt, Direktor des Kestnermuseums, Lokalgeschäftsführer.

Nach den Anträgen dieses Komitees beschlossen die städt. Kollegen der Anthropologen-Versammlung eine Wagenfahrt durch die Eilenriede selbst daran sich schließendem Gartenfest auf dem Döhrener Thurm anzuhängen; der Künstlerverein stellte seine im Provinzialmuseum belegenen Räumlichkeiten der Versammlung für die Dauer ihres Aufenthaltes in Hannover als Stammlokal zur Verfügung; eine grosse Zahl hannoverscher Aerzte wollte in diesen Räumen die auswärtigen Gäste durch einen Weisabend ehren.

Der Kongress begann am Sonnabend den 8. August mit einer Vorversammlung in Göttingen.

Hier an dem Geburtsorte der wissenschaftlichen Anthropologie sollte das Andenken ihres grossen ersten Begründers Blumenhach gefeiert werden.

Schon am Vorabend Freitag den 4. August waren dazu die Theilnehmer eingetroffen unter denen wir bemerkten: die Herren Virchow, Waldeyer, Ranke, Weissmann, Vater, Bartels, Lissauer, Grempler, Olshansen, E. Krause, W. Krause, Alsherg, Härche, Jentsch, Cordel, Wunder n. v. A.

Unter liebenswürdiger Führung der Göttinger Mitglieder besichtigte man die interessantesten Plätze, die wissenschaftlichen und medizinischen Institute der altgelehrten Georgia Augusta in Stadt und Umgegend und begab sich sodann in den Stadtpark, wo Begrüssung in freier Vereinigung in Aussicht genommen war, die ein Gewitter frühlich beeinträchtigte. Da die Arbeit am Sonnabend früh beginnen sollte, trennte man sich zeitig.

Sonntag den 5. August um 10 Uhr Vormittags versammelte sich, empfangen von dem Kurator der Universität Herrn Geh. Ober-Reg.-Rath von Meier, dem Professor der Geologie Herrn Dr. von Köhnen, Dr. Platner, Dr. Lutz u. A., die Theilnehmer in dem schönen Hörsaal der Anatomie, woselbst der Direktor Herr Professor Dr. Fr. Merkel als derzeitiger Rektor

der Universität und Nachfolger Blumenhachs die Gäste begrüßte. Nach Beendigung seiner oben S. 72 veröffentlichten Vorträge und eines eingehenden mehr als zwei Stunden in Anspruch nehmenden Rundganges durch die Blumenhach'sche Sammlung, wobei viele Stücke einen anregenden Meinungsanstausch zwischen den Anwesenden hervorriefen, wurden auch die übrigen einschlägigen Sammlungen Göttingens besucht. Sehr lebhaftes Interesse erregten auch die paläontologischen und die prähistorischen Sammlungen, wozu letztere das reiche städtische Alterthümernuseum birgt, sowie das naturhistorische Museum. In dem letzteren interessirte besonders ein Schädel mit Bronzereif, der am Reinschraun zu Göttingen seinerzeit gefunden wurde, allerlei Steinärzte, ein Axtschädel aus Hirschhorn, Feuersteinmesser, Urnen mit Knochenbrand und Brandgruben im Lehm. In dem städtischen Alterthümernuseum befindet sich s. A. wichtige römische Funde vom Grundstücke der Rathaapotheke, römische Gläser mit durchbrochenem Überzug und andere Bodenfunde. Auch an kirchlichen Alterthümern, an kunstgewerblichen Geräthen (darunter merkwürdige geschnitzte Knochenformen) ist Göttingen reich. Ein Theil der Herren suchte das physiologische Institut auf, um die dortselbst aufbewahrte Sammlung interessanter Gehirne unter der Führung des Direktors Prof. Meissner zu besichtigen.

Nach der Durchwanderung der verschiedenen Sammlungen fand in der „Krone“ ein gemeinsames Mittagessen statt. Herr Virchow hob in seiner Tischrede die Verdienste Blumenhachs hervor, dem es gelungen war, Verbindungen anzuknüpfen mit der ganzen damaligen Welt. So war es ihm möglich, ein anthropologisches Material vom ganzen Erdenrund zusammen zu bringen, wie es zu seiner Zeit wohl in keiner andern Hand vereint war. Besonders wichtig sind die vielen Ueberleibsel aus der Cookschen Zeit, der Zeit der ersten Weltumsegelungen, Ethnologische Stücke, die von Cook's Expedition herühren, sind der Stolz jedes Museums. In Göttingen finden wir eine grosse Anzahl Heminiscenzen an jene denkwürdige Zeit, die Blumenhach, als ein Bahnbrecher auf anthropologischem Gebiete, mit unermüdlichem Fleisse zusammenbrachte. Seine Nachfolger arbeiten und sammeln, den modernen wissenschaftlichen Anschauungen Rechnung tragend, in seinem Sinne weiter. Virchow's Trinkspruch galt dem ferneren guten Gedeihen der Göttinger Sammlungen, er leerte sein Glas auf das Wohl von deren Hauptvertreter Professor Fr. Merkel. Dieser toastete auf die deutsche anthropologische Gesellschaft, die stets bereit sei, beratend und helfend zur Seite zu stehen, die unermüdlich sei, immer wieder neuen Zündstoffe neue Anregungen in die verschiedenen Theile des Vaterlandes zum Heile der Wissenschaft zu tragen. Sein Glas galt dem Präsidenten der Gesellschaft, Geh. Rath Virchow.

Um 5.30 Uhr Abends dampften die Anthropologen voll Dank für das Genossensein der Stadt Hannover ab. Abends 7 Uhr 30 Minuten langten sie in Hannover an, am Bahnhof begrüßt durch das Lokalkomitee und eine Anzahl direkt nach Hannover gereiseter Mitglieder. Nachher fand in den stimmungsvollen Räumen des Künstlervereins die erste Vereinigung statt. Herr Banrath Professor Köhler als Präsident des Künstlervereins begrüßte hier die Gäste und bat sie, die Heimstätte des Vereins auch als ihr Heim zu betrachten. Herr Geheimrath Virchow dankte, indem er die mannigfachen

Beziehungen, welche die Anthropologie aneh zur Kunst habe, darlegte. Herr Dr. Schuchhardt hieß als Lokalgeschäftsführer die Versammlung willkommen und gab einige Erklärungen über den für den folgenden Tag geplanten Ausflug nach der Heisterburg und die Bedeutung der letzteren.

Am Sonntag den 6. August wurde in Zahl von 50 Personen Morgens 9 Uhr per Bahn nach Bad Nenndorf gefahren. Hier wurde die Gesellschaft durch die Badärzte, die Herren Sanitätsrath Dr. Kiegler, Sanitätsrath Dr. Ewe und Sanitätsrath Dr. Vahrenhorst empfangen und zu den neuesten Badehäusern mit ihren interessanten Schwefel- und Schlammbad-Einrichtungen geleitet. Es folgte ein gemeinsames Frühstück im Hotel Hannover, bei welchem Herr Sanitätsrath Kiegler Herrn Geheimrath Virchow ein Hoch brachte. Zunächst zu Wagen und dann zu Fuß wurde der Weg zur Heisterburg fortgesetzt. Auf der Höhe des Deisters angehangt, besuchte man zunächst die „Rodenberger Höhe“ mit ihrer schönen Fernsicht nach dem Südtal, dem Wesergebirge, dem Bückeberge und dem Steinhuder Meer. Bei der Heisterburg stiegen die Herren v. Stolzenberg-Intimmraun und Freiherr Langeworth von Simmern, welche die erste Anregung zur Ausgrabung der Burg gegeben hatten, zu der Gesellschaft. Die ausgedehnten Befestigungen, bestehend in einem quadratischen Hauptkastell von 100:100 Meter Seitenlänge und einer etwa 1 Kilometer langen Vorburg, mit ihren freigelegten Wallmauern, Thoranlagen und steinernen Häusern im Innern erregten lebhaftes Interesse. Ueber die mathematische Entstehungszeit und die Erbauer der Burg entstand ein reger Meinungs-austausch. Viele Foren lassen auf römischen Ursprung schließen, andere wieder auf germanischen. Entschieden die Einzelände sind nicht gemacht worden; die Topfware ist einheitlich altgermanisch, etwa den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehörig. Herr v. Stolzenberg plädierte energisch für römischen Ursprung, viele andere glauben, so lange der römische nicht völlig erwiesen sei, die Möglichkeit fränkischen oder sächsischen Ursprungs offen lassen zu müssen.

Herr Dr. Olshausen-Berlin machte nach dem Kongress zu dieser Frage dem Generalsekretäre noch folgende Mittheilungen:

Herr Dr. Olshausen untersuchte 4 Proben Kalk aus dem Mauerwerk der Heisterburg, deren eine ihm von Herrn Prof. W. Krause übergeben war, während die andern 3 gelegentlich der Excursion selbst verschiedenen Stellen der Burg entnahm. Zwei Proben bestanden nur aus Kalk, ohne absichtliche Beimischung von Sand; eine dritte enthielt neben einigen ganz groben Gesteinsbrocken etwas feinen Sand, aber nach unsern jetzigen Begriffen von Mörtel doch auffallend wenig. Nur die vierte zeigte eine etwas größere Menge gröbeler Sandes.

Dann bemerkt derselbe noch weiter:

Ich kenne römischen und frühmittelalterlichen Mörtel nicht genau genug, um aus den mitgetheilten Befunden Schlüsse ziehen zu können. Die Mörtelprobe scheint in früheren Publikationen berührt zu sein, wie aus W. Krauses Mittheilung in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1893, S. 302, ersichtlich ist. Herr Krause übergab mir die erste Mörtelprobe nach der Sitzung vom 17. Juni 1898, in welcher er jene Mittheilung gemacht hatte. Dadurch veranlaßt nahm ich dann die weiteren Proben von der Heisterburg selbst mit. Bei jener Exkursion nach der Heisterburg sprach ich an Ort und Stelle meine Ansicht dahin aus, dass die von Schuchhardt in der

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1892, S. 347 betonte Construction der Befestigung mir nicht ansureichend scheine, den römischen Ursprung der letzteren zu erweisen, hiernm vielmehr unzweifelbar römische Fundamente, namentlich Thongeschirre, Ziegel oder dergl. erforderlich seien. Die während unserer Exkursion auf der Burg aufgefundenen Scherben gehörten aber vermuthlich der vorrömischen Zeit an und haben also mit der Burg als solcher wahrscheinlich gar nichts zu thun.

Von der Heisterburg stieg man nach Barsinghausen hinab, und nach der für Manche etwas anstrengenden Bergpartie erfrischte ein treffliches Mahl im Heister-Hotel die Stimmung auf's Beste. Nach 6 Uhr fuhr man zurück, um halb 8 Uhr war man in Hannover, und um 9 Uhr versammelte man sich wieder im Künstlerverein zu dem von den Aerzten veranstalteten Weinabend.

Der Senior der hannov. Aerzte, Herr Geheimer Medizinalrath Hildebrand begünstigte die Versammlung, indem er sich als einen der ältesten Schüler Virchow's bekannte und diesem ein Hoch brachte. Herr Geheimrath Virchow sagte, es sei das erste Mal, dass die anthropologische Gesellschaft in solcher Weise von einer Corporation von Aerzten begrüßt werde; diese Thatsache sei ihm hocherfreulich und lasse hoffen, dass das Interesse für die anthropologische Wissenschaft auch in den Kreisen der praktischen Aerzte sich immer mehr ausbreiten werde. Herr Medizinalrath Dr. Gärtler trank sodann auf den hannov. Künstlerverein, in dessen gastlichen Räumen man sich hier befinde. Herr Prof. Ranke erweiterte das Thema und rühmte die Anordnungen des Lokalgeschäftsführers Herrn Dr. Schuchhardt sowie des Lokalkomitees, die an diesem ersten Abend und so glücklich verlaufenen Tage sich im besten Lichte gezeigt hätten. Herr Dr. Schuchhardt widmete sein Glas, anknüpfend an allerlei klare Erlebnisse des Tages, den „muthigen, andauernden und fündigen anthropologischen Damen“. Einige weitere Töne, hübsche musikalische Vorträge und der gute Rheinwein hielten die Gesellschaft bis zu später Stunde beisammen.

Am Montag Morgen 8—10 Uhr wurden unter Führung der Herren Direktor Dr. Reimers, Ambrath Dr. Strackmann und Dr. med. Rüst die Sammlungen des Provinzialmuseums besichtigt.

Nach den Verhandlungen im Saale des alten Rathhauses fand ein gemeinsames Mittagessen in Röpk's Tirol statt. Von da aus fuhr man um halb 4 Uhr zum Zoologischen Garten und nach Besichtigung desselben um 6 Uhr in einer Reihe von über 50 Wagen in fast 1/2stündiger Fahrt durch den prachtvollen Stadtwald, die Eilenriede, nach dem Döhrener Thurm, einem der alten Landwehrposten an der Grenze des Weichbildes von Hannover. Hier entwickelte sich das von der Stadt gegebene Fest. Eine besondere Freude war es, dabei auch den Altmeister der nordwestdeutschen Alterthumsforschung, den Grosch. Oldenburg. Oberkammerherrn v. Alten Excell. zu sehen, den trotz seines leidenden Zustandes Herrmann Altmeyer, der Marschdichter, verständig hatte, wenigstens an diesem Nachmittage in der Gesellschaft zu erscheinen. — Herr Stadtdirektor Tramm und Herr Bürgerworthalter Justizrath Bojnaga begrüßten die Festtheilnehmer auf dem historischen Boden, auf dem ein berühmtes Stück hannoverscher Treue und Tapferkeit sich abgepielt habe. Herr Prof. Ranke trank auf Hannover, „die schöne, gastliche, die wahrhaft königliche Stadt“. Ein Musikkorps konzertierte, das berühmte Quartett

des hannov. Männergesangsvereins sang seine feinstimmten Weisen, und in der Dunkelheit prasselte ein Feuerwerk empor.

Am Dienstag den 8. August wurde von 8—10 Uhr ein Gang durch die Stadt gemacht und unter Führung der Herren Raurath Köhler, Architekt Dr. Haupt, Stadtbauinspektor Rowald, Stadtarchivar Dr. Jürgens die wichtigsten alten und neueren Bauten besichtigt.

Nach den Verhandlungen im Alten Rathhause besuchte ein Theil der Gesellschaft die Technische Hochschule unter Führung des Herrn Prof. Schäfer, ein anderer die Cumbrianische Gemäldeausstellung unter Führung des Herrn Dr. Schuchhardt. Um 5 Uhr fand das Festessen in Katen's Hotel statt. Als Vertreter der Behörden war Herr Landesdirektor Freiherr von Hammerstein anwesend. Derselbe brachte den Kaisertrakt aus. Herr Amtrath Dr. Strackmann sprach auf den Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Virchow auf die Behörden, speziell Herrn v. Hammerstein, der letztere auf die Damen, Herr Geheimrath Waldeyer auf die auswärtigen Gäste, Herr Baron v. Andrian auf das Lokalkomitee, Herr Dr. Schuchhardt auf das anwesende Brautpaar: Frä. Waldeyer und Herrn Stabarzt Dr. Tillmann. Nach dem Mahle erfreute sich ein Theil der Gesellschaft noch an einem grossen Militärkonzerte im Tivoli.

Am Mittwoch den 9. wurde von 8—10 Uhr das Kestnermuseum und das Leibnizhaus besucht.

Das gemeinsame Mittagessen wurde im Kothkeller eingenommen, woselbst man auch an den vorausgehenden Tagen regelmässig gefrühstückt hatte. Nachmittags wurden die Gärten und Schlösser von Herrenhausen, der früheren Sommerresidenz des hannov. Könighaus, besichtigt. Dort bot sich eine Fülle des Interessanten, des Palmenhaus mit den höchsten in Deutschland vorhandenen Palmen, eine gerade an diesem Tage blühende Victoria regia, die weissgeblühten Pferde, die königlichen Prunkwagen, das Weifenmuseum und die Ahnen-Gallerie, die springenden Wasser.

Den Schluss des Ganzen bildete eine nochmalige Vereinigung im Künstlerverein, und die nun bei schäumenden Gläsern schier überschäumende Stimmung durfte die Hannoveraner wohl als einen Beweis betrachten, dass die Anthropologen bei dem kühlen, zurückhaltenden* niedersächsischen Stamme warm geworden waren.

So endete dieser nach jeder Richtung vortrefflich gelungene Kongress. Göttingen und den Göttingern, Hannover und den Hannoveranern und vor Allem unserem hochverdienten Herrn Lokalgeschäftsführer. Museumsdirektor Dr. Schuchhardt sei hier nochmals der herzlichste Dank zugerufen. Auf Wiedersehen!

Ueber die dem Kongress vorgelegten Bücher und Schriften, siehe S. 100 und 101, 111, 112, 125.

Festschriften:

Herrmann, Prof. Dr. Anton, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarn und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Redaktion und Administration: Budapest, I. Szent-Györgyutem 2. Budapest 1893. Buchdruckerei Mezei Antal. Juli 1893. Bd. III, H. 3—4. Dem hochsinnigen Förderer Prof. Dr. Johannes Ranke in München weihet diese geringen Blätter der Herausgeber. Als Festschrift zur XXIV. allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Göttingen und Hannover. (5.—9. August 1893.) den Theilnehmern achtungsvoll dargebracht vom Herausgeber. Budapest, Juli 1893. 8°. S. 61.

Schmorl n. von Seefeld Nachf., Neuester Plan der kgl. Haupt- und Residenzstadt Hannover und der Stadt Linden. Hannover.

Schuchhardt, Führer durch das Kestner-Museum herausgegeben von der Museumsverwaltung. Erste Abtheilung: Aegyptische Alterthümer. Griechische,

etruskische, römische Alterthümer. Hannover, Druck von Friedrich Coleman. 1891. 12°. 46 S.

Durch den Generalsekretär wurden vorgelegt:

Baetlin, Adolph, Vorgeschichtliche Schöpfungslieder in ihrem ethischen Elementargedanken. Ein Vortrag mit ergänzenden Zeugnissen und Erläuterungen. Mit 2 Tafeln. Berlin 1893. Verlag von Emil Fischer. 8°. 146 S.

Baetlin, Adolph, Die Verlebens-Orte der abgeschiedenen Seele. Ein Vortrag in erweiterte Umarbeitung. Mit 3 Tafeln. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1893. 8°. 116 S.

Bella, Robert, Wendische Alterthümer Sep.-Abd. aus dem Jahrbuch des Vereins für Mecklenburger Geschichte und Alterthumskunde. LVIII. Schwerin, Bismarck'sche Hofbuchdruckerei. 8°. S. 173.

Brodbeck, Adolph, Leib und Seele. Ihr gegenseitige Verhältnisse zurückgeführt auf das psycho-physiologische Grundgesetz. Hannover-Linden. Verlag von Meix und Lange 1893. 8°. 44 S.

Schuchhardt, Dr., Ausgrabungen an alten Befestigungen Niedersachsens. Sonderdruck a. d. Zeitschr. d. hist. Vereins für Niedersachsen. 1892. 8°. S. 243.

Kleinenschmidt, G., Zwei Iamische Inschriften. Aus der Zeitschrift des Osterberger Alterthumsvereins III. 1893.

Krause, W., Das anthropologische Material des I. anatomischen Instituts der königlichen Universität zu Berlin. 2. Theil. Abt. 1. Archiv f. Anthr. 1893.

Krause, Friedrich S., Am Urquell. Monatschrift f. Volkskunde. Bd. IV, H. VI.

Wir erhalten soeben folgende erschütternde Trauerkunde:

Mein geliebter Mann **Dr. Ingvald Undset** starb gestern ruhig und still.

Kristinin, den 4. Dezember 1893.

Charlotte Undset.

Einen der Besten, die unsere Wissenschaft besaß, ein theuerer Freund ist damit nach langem Leiden von uns geschieden. Wir weinen ihn nach.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXV. Jahrgang

1894.

Redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München

Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1894.

Inhalt des XXV. Jahrganges 1894.

		Seite
Nr. 1.	Nachruf über Dr. Ingvald Undset	1
	Schwalbe, Prof. Dr. G., Ein Grabfund in Schlettstadt	2
	Mehlis, Dr. C., Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Kreimbach in der Pfalz	4
	Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	5
	Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur	7
	Schreiben von Antonio Zanoni, Ingegnere-Architetto	8
	Schreiben der St. Petersburger anthropologischen Gesellschaft	8
Nr. 2.	Weber, F., Oberamtsrichter, Streiflichter auf Prähistorisches aus alten Schriftstellern	9
	Treichel, A., Beitrag über Wetteranber und Stein-Aberglauben	12
	Hartmann, Dr. August, Metzgersprung und Gildentaufe	13
	Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	15
	Literatur-Besprechungen	16
Nr. 3.	Wilser, Dr. Ludwig, Klima und Hautfarbe	17
	Hartmann, Dr. August, Metzgersprung und Gildentaufe (Schluss)	19
	Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig	22
	Literatur-Besprechungen	23
Nr. 4.	Mehlis, Dr. C., Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Kreimbach in der Pfalz (Schluss)	25
	R. Bonnets Untersuchungen über die Vielbrütigkeit beim Menschen	28
	Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	31
	Literatur-Besprechungen	32
	Beglückwünschung des Herrn Oberlehrer J. Weismann zu dessen 70. Geburtstag	32
Nr. 5.	Einladung zu der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck	
	Messikommer, Dr. Jakob, Die Pfahlbauten im Greifensee	34
	Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
	Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart	34
	Naturwissenschaftlicher Verein in Karlsruhe	36
	Göttinger Geschichtsverein	37
	Kleine Mittheilungen	38
	Literatur-Besprechung	40
	Einladung zur 66. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien	40
Nr. 6.	Ammon, Otto, Die anthropologischen Untersuchungen in Baden	41
	Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
	Göttinger Geschichtsverein (Schluss)	44
	Literatur-Besprechungen	47
	Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur	48
	Congrès international des Américanistes dixième Session à Stockholm du 3 au 8 Août 1894	48
Nr. 7.	OrNSTEIN, Dr. B., Noch einmal über die Vererbungfrage individuell erworbener Eigenschaften	49
	Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	51
	Kleine Mittheilungen	53
	Literatur-Besprechung	53
	Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur (Fortsetzung)	55
Nr. 8.	Andrian, Ferdinand Freiherr v., Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie	57
	Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur (Schluss)	73
Nr. 9.	Bericht über die II. gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck.	
	Tagesordnung der II. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft, zugleich XXV. Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck	75
	Verzeichnis der Theilnehmer	76
	Erste gemeinschaftliche Sitzung.	
	Andrian, Freiherr v., Eröffnungsrede	78
	Begrüßungsreden der Herren: Graf F. von Merveldt, Graf A. von Brandis, Bürgermeister	
	Dr. Friedrich Moers, Professor Dr. E. Ehrendorfer	79
	Andrian, Freiherr von, Uebergabe des Präsidiums an Herrn R. Virchow	80
	Wissenschaftliche Verhandlungen:	
	Virchow, Rud., Eröffnungsrede	80
	Toldt, Dr. C., Zur Somatologie der Tiroler	87
	Wiener, Dr. v., Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol (s. II. Nachtrag)	95
	Danz Virchow	95

Zweite gemeinschaftliche Sitzung.		Seite
Much, Dr., Vorlegung der von der k. k. Zentralkommission herausgegeb. prähistor. Wandtafeln		96
Dazu Virchow		97
Szombathy, Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähist. Forschung in Oesterreich		97
Dazu Virchow, Much, Szombathy, Virchow		101
Marchesetti, Dr. Carl v., Ueber die Herkunft der gerippten Bronzezeiten		103
Hörnes, Dr. Moriz, Zur Chronologie der Gräber von Sta. Lucia		105
Luschan, Dr. Felix v., Ueber orientalische Fibeln		109
Reher, B., Die vorhist. Sculpturenkmäler der Schweiz n. speziell diejenigen des Kantons Wallis		112
Dazu Virchow, von den Steinen, von Luschan, Much, Schoetensack, Much, Virchow, Reher, Schoetensack, Virchow, Hildebrand, Virchow		115
Löbisch, Dr., Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung		118
Dazu Palacky		121
Kaltenegger, Die geschichtliche Entwicklung der Kinderrassen		121
Nr. 10. Kaltenegger, Die geschichtliche Entwicklung der Kinderrassen (Schluss)		123
Dazu Virchow		126
Palacky, Dr., Zur Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts		126
Dritte gemeinschaftliche Sitzung.		
Montelius, Dr. O., Die Kupferzeit in Schweden		128
Dazu Much, Virchow, Szombathy, Virchow, Kaltenegger, Montelius, Virchow		129
Fiala, Franz, Ueber einiges Neue vom Glasinac		132
Dazu Virchow, Zum Kongress in Sarajevo (15—21. Aug.), die Forschungen auf dem Glasinac und bei Butmir		134
Herrmann Dr. A., Mittheilungen über die Zigeunerarbeiten des Erzherzogs Josef		136
Maška-Virchow, Brief des ersten über die diluviale Station von Pledmost		137
Dazu Virchow		137
Moser, Dr. L., Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nahresina		137
Dazu Much, Moser, Montelius, Moser		138
Kříž, Dr. M., Ueber die Gleichseitigkeit des Menschen mit dem Mammoth in Mähren		139
Dazu Ranke, Kříž		143
Virchow, R., Ueber Zwergrassen		144
Sergl, Prof., Ueber die europäischen Pygmäen		148
Waldeyer, Prof., Ueber einige Gehirne von Ost-Afrikanern		151
Dazu Virchow		154
Ranke, Prof. Dr., Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirn		154
Mies, Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen		157
Hein, Dr. W., Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken		161
Herrmann, Anthropologisches über den Geruchssinn		161
Vierte gemeinschaftliche Sitzung.		
Hörmann, C., Ueber Volksspiele und nationale Schanstellungen in Bosnien und der Herzegovina		161
Dazu Virchow		161
Andrian, Freiherr von, Einige Resultate der modernen Ethnologie		161
Voss, Altarsteinchen, Geschenk des Herrn Grafen Eszenberg		161
Montelius, O., Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses		162
Mearop: Das armenische Bauernhaus		163
Eigl, J., Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlagen am Salzburger Bauernhaus		163
Meringer, Dr., Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath		167
Henning, Dr. B., Ueber das deutsche Haus		167
Bancalari, Gust., Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele		168
Virchow, Zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und Schlusswort		171
1. Nachtrag zur zweiten gemeinschaftlichen Sitzung.		
Hildebrand, Dr. H., Zur Vorgeschichte Schwedens		172
Nr. 11 u. 12. Bericht über die XXV. allgemeine Jubiläums-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck.		
Erste Sitzung.		
Virchow, R., Vorsitzender, Eröffnungsrede		175
Wieser, Dr. v., Lokalgeschäftsführer, Begrüßungsrede		175
Ranke, Dr. Joh., Wissenschaftlicher Jahresbericht		177
Weismann, J., Oberlehrer, Rechenschaftsbericht		178
Wahl der Rechnungsprüfungs-Kommission		180
Zweite Sitzung		
Berichterstattung des Rechnungsausschusses. Entlastung. Aufstellung des Etats für 1894/95:		
Virchow, Künne, Virchow, Weismann, Virchow, Weismann, Virchow		181
Bestimmung des Ortes und der Zeit für die XXVI. allgemeine Versammlung: Virchow		182
Neuwahl des Vorstandes: Virchow, Fritsch, Virchow		183
Allgemeiner Verlauf der gemeinsamen Versammlung		183
Dem Kongresse vorgelegte Werke und Schriften		183
Rednerliste		194

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1894.

Inhalt: Nachruf über Dr. Ingvald Undset. — Ein Grabfund in Schlettstadt. Von Prof. Dr. G. Schwalbe. — Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Krumhach in der Pfalz. Von Dr. C. Mehlis. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur: Zeitschriften, Einzelpublicationen. — Gründung einer St. Petersburger anthropologischen Gesellschaft.

Dr. Ingvald Undset

ist im Alter von 40 Jahren am 3. December 1893 in Christiania gestorben. Vor wenigen Jahren stand Undset an der Spitze der Prähistoriker in ganz Europa, und wer unter ihnen die Kunde von dem Hinscheiden des allbeliebten und geehrten Kollegen vernimmt, wird es als einen unerstlichen Verlust für die Wissenschaft beklagen. Wer ihm näher stand, hat dies Leid schon vor einigen Jahren durchschmerzt, als es ruchbar wurde, dass der rüstige, arbeitsfrohe Mann, von einem anheilbaren Leiden hefallen, langsam hinsiechte. Damals fragte man sich in stillem Groll, ob er nicht dem Leben hätte erhalten bleiben können, wenn Deutschland ihn gerufen, seinem damals unerreichten Wissensschatz einen Wirkungskreis geschaffen hätte; denn Ueberanstrengung und Sorgen dürften doch die Krankheitskeime rascher entwickelt und in ein Stadium gebracht haben, wo keine Rettung mehr zu hoffen war. Als dann von anderer Seite ein ehrenvoller Ruf an ihn erging — war es zu spät.

Ingvald Martin Undset war der Sohn eines Beamten, am 9. November 1853 in Trondhjem geboren. Als 10jähriger Knabe trat er in die dortigen Lateinschule ein. Er war ein begabter, fleissiger Schüler, der die Liebe und Anerkennung seiner Kameraden und Lehrer erwarb, welche letztern schon damals seine Vorliebe für historische und vorhistorische Studien wahrnahmen. Als er die Universität zu Christiania bezog, waren seine ersten Wege zu den Professoren O. Eygh und Sophus Bngge. An diesen beiden Lehrern hing er mit

schwärmerischer Verehrung und hat sie ihnen bis an sein Lebensende bewahrt.

Mit dem Jahre 1872 begannen seine Studienreisen, erst in Norwegen, dann in den skandinavischen Nachbarländern. Durch liberale Reise-Stipendien sah er sich in der glücklichen Lage, seine Studien in ausländischen Museen zu erweitern. Er ging systematisch vorwärts. 1876 sahen wir ihn auf dem internationalen Archäologen-Congress in Budapest. Die Früchte seiner Forschungsreisen in Nord- und Mitteleuropa legte er nieder in zwei grösseren Werken: „Etudes sur l'Age de bronze de la Hongrie“ (unvollendet) und „Jernalderens begyndelse i Nordeuropa“ (unter dem Titel „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-europa“ in deutscher Uebersetzung erschienen). Nachdem er 1881 in Norwegen seinen Doctor gemacht, zog es ihn wieder nach dem Süden. Drei Jahre lang durchstreifte er Italien und Griechenland, wo kaum eine officiell oder Privatsammlung von ihm undurchforscht blieb. Bald als Lernender bald als Lehrender stand er in regem Verkehr mit den dortigen Archäologen, die oft sein Urtheil in archäologischen Fragen einholten. Am längsten und am liebsten verweilte er in Rom, aber seine Begeisterung erreichte den höchsten Grad im Lande der Griechen. Kleinere Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften (Norsk. Vidensk. Selskabs handlinger, Zeitschrift f. Ethnologie, Westdeutsche Monatschrift, Archiv f. Anthropologie etc.) gewähren Einblick in die Resultate seiner Forschungen.

Ein Gesammthild seiner Reiseerlebnisse hat er hinterlassen in einem Büchlein, betitelt „Von Akershus nach der Akropolis“, ein glückliches Gemisch wissenschaftlichen und populären Inhaltes. Ueberaus fesselnd und anmuthig sind die Schilderungen seiner Erlebnisse in den kleinen italienischen Landstädten und seines Verkehrs mit dem italienischen und griechischen Volk. Das Büchlein würde auch über seine Heimath hinaus einen Leserkreis finden. Man liest zwischen den Zeilen, dass er auch dort ein beliebter, gern gesehener Gast gewesen.

Undset war ein ächter Norweger. Hinter dem ersten ruhigen Aeussern loderte helle Begeisterung nicht nur für seine Fachstudien, auch für antike und moderne Kunst und Geschichte, für alles Schöne, Grosse und Edle. Ein idealer Zug ging durch seine Auffassung des Lebens und in Harmonie damit stand seine persönliche Liebenswürdigkeit, die ihm alle Herzen gewann. Ich glaube nicht, dass Undset jemals einen Feind gehabt; selbst die bissigen Gegner der skandinavischen Prähistoriker haben, soweit ich erinnere, ihre Angriffe niemals gegen Undset gerichtet. — Von seinem grossen Wissenschaft ist nur ein kleiner Bruchtheil allgemein nutzbar geworden. Obwohl er seit Jahren die Feder nicht mehr selbst führen konnte und für schriftliche Arbeiten auf die Hilfe seines treuen Secretärs — d. i. seiner geliebten Gattin — angewiesen war, plante er doch noch manche grössere Werke. Noch zu Anfang dieses Jahres sprach er herzlich die Hoffnung aus, seine deutschen Freunde noch dormalst wieder zu besuchen. Möchte diese Hoffnung auf Genesung ihm bis an das Ende seines Daseins geblieben sein! J. M.

Ein Grabfund in Schlettstadt.

Von Professor Dr. G. Schwabbe, Director der Anatomie in Strassburg i/E.

Das Interesse, das sich an jeden Fund knüpft, welcher uns nicht nur die Skeletreste von Personen vergangener Jahrhunderte, sondern wie die Aschenformen Pompejis, die gesammte Körperform, insbesondere auch die Gesichtszüge derselben vollkommen erhalten zeigt, mag es rechtfertigen, dass ich hier kurz über einen Fund berichte, welcher zwar nicht in so ferne Zeiten zurückweist, wie Pompejis Entstellungen, aber uns doch um 800 Jahre zurückführt und die edlen Gesichtformen einer vornehmen Frau vom Ende des 11. Jahrhunderts in vortrefflicher Erhaltung uns enthüllt.

Bei Gelegenheit einer im Jahr 1892 vorgenommenen Restaurierung der St. Fides-Kirche in

Schlettstadt im Unter-Elsass stiess man etwa 65 cm unter dem jetzigen Chorboden auf den alten Plattenboden und wiederum 65 cm tiefer auf ein altes Apisidenfundament, welches vermuthlich dem von Hildegardis, Herzogin von Schwaben, im Jahre 1094 gestifteten Kirchenbau angehört. Auf diesem Apisidenfundament und an die Südseite des hentigen Chors angelehnt befand sich ein gemauertes Grab und innerhalb desselben von einer Mürtellage umschlossen die natürliche Hohlform einer Frauenleiche nebst zerfallenen Knochen und Gewandresten. Die natürliche Hohlform ist nach Seder's Meinung wohl dadurch entstanden zu denken, dass die Leiche unmittelbar mit einer Schicht Kalkmörtel bedeckt wurde, welche rasch erhärtete und nach dem Zerfall des Körpers deshalb die äusseren Formen in derselben vortrefflichen Weise conservirt zeigte, wie die Asche Pompejis die Körperformen seiner verschütteten Bewohner.

Von dieser Hohlform wurde durch den Bildhauer Stienne an der Strassburger Domhanhütte ein Gypsabguss gewonnen, der die Formen des Körpers, soweit sie im Negativ der Hohlform sich erhalten zeigten, nämlich den grössten Theil des Kopfes, die vordere Fläche des Halses und der Brust, in vortrefflichster Weise positiv zur Darstellung brachte. Durch die Güte des Herrn Dauchaux, Domherrn in Strassburg, erhielt das anatomische Institut einen solchen Abguss, über den hier kurz berichtet sein mag.

Der Oberkörper zeigt sich etwa bis zum Niveau des unteren Sternalesendes erhalten; das feine edle Gesicht hat die Züge einer Frau etwa im Alter von 40—45 Jahren; der Kopf ist leicht nach rechts abwärts geneigt, der linke Vorderarm quer über die untere Brustgegend gelagert. Die Formen des Hinterkopfes, sowie des Nackens und Rückens konnten im Gypsabguss nicht gewonnen werden, so dass der letztere also nur die ventrale Hälfte des Oberkörpers darstellt; nur auf der linken Seite umfasst der erhaltene Theil des Kopfes einen Theil des Hinterkopfgbietes; es zeigt sich auch das linke Ohr wenigstens in seinen Hauptformen leidlich erhalten; es ist hier ferner möglich, eine Ergänzung des Fehlenden vorzunehmen und dadurch eine annähernde Bestimmung der Kopflänge zu erhalten. Vorn zeigt sich der auf der Brust ruhende linke Unterarm nur andeutlich, die linke Hand etwas deutlicher. Die Gewandung der Brust lässt mittelst eines nach unten convexen Ausschnittes die medialen oberflächlichen Theile der Brust bis 5 cm unterhalb der Claviculae bzw. 3½ cm unterhalb der Incisura jugularis sterni frei hervortreten. Hier erkennt man die Incisura jugularis sterni sehr scharf ausgeprägt; Claviculae

und Sternoclaviculargelenke treten, wie bei abgemagerten Personen, stark hervor. Bei der Betrachtung des Gesichts fällt auf, dass die linke Gesichtshälfte faltig eingedrückt, die Nase in ihrem Spitzengebiet leicht nach rechts herübergedrängt erscheint, offenbar wohl durch Druck der unmittelbar auf die Leiche geschütteten Masse. Die rechte Gesichtshälfte ist wohl gebildet und von ungemein angenehmem Ausdrück. Stirn, rechte Augengegend, Nase, Mund und Kinn vortrefflich ausgeprägt. Die Stirn wird oben von leichten Haarzöpfen eingerahmt. Das Ohr der rechten Seite ist nicht mehr im Abguss erhalten.

Von Kopfmassen konnten Länge und Breite des Kopfes nur annähernd bestimmt werden; man erhielt bei möglichst sorgfältiger Ergänzung des Hinterkopfes die Zahlen 196 mm für die Länge, 163 mm für die Breite des Kopfes, woraus sich ein Index von 83,1 berechnet.

Annähernd konnten ermittelt werden:

Abstand der Unterkieferwinkel	119 mm
Kleinste Stirnbreite	120 "
Höhe der Orbitae	29,5 "
Breite	34 "
Interorbitalbreite	34 "

Genau gemessen konnten werden:

Jochbreite	136 mm
Gesichtshöhe	114 "
Obergesichtshöhe	70 "
Abstand der Mundspalte vom Kinn	44 "
Länge des Nasenrückens	50 "
der Nasenbasis ¹⁾	55 "
Breite der Nase	35 "
Höhe der Nase ¹⁾	25 "

Es ergeben sich daraus folgende Indices:

Längenbreiten-Index des Kopfes	83,1
Jochbreiten-Gesichts-Index	84,4
Jochbreiten-Obergesichts-Index	51,8
Orbital-Index	86,8
Nasen-Index	68,6

Der Kopf ist also brachycephal mit einem Index, der mit dem mittleren Kopf-Index der aktuellen Bevölkerung des Elsass ungefähr übereinstimmt. Das Gesicht ist chamäprosp. die Orbitae hypsikonch. Die Nasenbildung ist leptorhin.

Das Alter der betreffenden Person wird von verschiedenen Beobachtern ziemlich übereinstimmend auf 40—45 Jahre geschätzt, in welcher Schätzung ich mit den Herren Sedor und Dacheux übereinstimme. Nach den Untersuchungen

¹⁾ Unter Nasenbasis-Länge verstehe ich hier das, was gewöhnlich als Höhe bezeichnet wird, den Abstand von der Nasenwurzel bis zum Ansatz des Septum. Als Nasenhöhe bezeichne ich dagegen die „Erhebung“ der Nase, die Entfernng der Nasenspitze von Ansatz des Septum.

von Sedor bestand die Gewandung aus vier verschiedenen Stoffen und zwar aus „einer auf dem Leih getragenen wollenen gestrickten Jacke, welche wahrscheinlich bis unter die Hüften reichte. Darunter, von der Brust abwärts, ein langes weites Hemd von feinsten Leinwand, wie sie in dieser Zeit jedenfalls nur von ganz vornehmen Leuten getragen wurde. Von der Hüfte an ein Unterkleid von gröberer Leinwand (ein Stückerhen davon ist erhalten), welches ebenfalls ziemlich weit gewesen zu sein scheint. Vom Rücken nach vorn gezogen, auf den Schultern, an den Armen und am Unterkörper sichtbar, ein faltenreicher Mantel aus fadenscheinigem Wollstoff, der an den abgetragenen Habit einer Dominikanerin erinnert.“

Sowohl aus der Hantracht (zwei um das Haupt gewundene Zöpfe erkennen lassend), als aus der Art und Weise der Bekleidung schliesst Sedor, „dass die Leiche dem 11. oder 12. Jahrhundert angehört.“

Dacheux sucht nun weitere historische Anhaltspunkte zu gewinnen dafür, wer wohl diese offenbar vornehme Frau des 11. oder 12. Jahrhunderts gewesen sei. Die nahe liegende Vermutung, dass man in ihr die Stifterin der Kirche, Hildegardis, zu erkennen habe, ist deshalb nicht haltbar, weil nach geschichtlichen Ueberlieferungen das Alter der Hildegardis zur Zeit der Stiftung der Kirche bereits über 70 Jahre gewesen sein muss, während die Person, welcher der Abguss zu Grunde liegt, das Alter von 50 Jahren kaum überschritten haben kann. Hildegard ist an der Pest gestorben; die oben erwähnte eigenthümliche Bestattungsart, Ueborgiessen mit Kalkmörtel würde wenigstens diesem Punkt der historischen Ueberlieferung nicht widersprechen, und Dacheux scheint auch, trotz Sedor's Bedenken, die Annahme, es handle sich im vorliegenden Falle um eine Pestleiche, nicht zurückzuziehen, worin ich ihm vollkommen beistimmen möchte; denn, wenn Sedor meint, es könne sich um keine Pestleiche handeln, da Pestleichen bis zur Unkenntlichkeit entstellte seien, so ist dem entgegen zu halten, dass dies keineswegs ausnahmslos zutrifft. Ueberdies sind sicher während der Pestepidemien andere neue Todeskrankheiten mit der Pest identificirt und die betreffenden Leichen ebenso behandelt worden wie Pestleichen, so dass die eigenthümliche Bedeckung der Schlettstadter Leiche mit Kalkmörtel hierin eine befriedigende Erklärung findet.

Eine sichere Entscheidung in Betreff der Persönlichkeit wagt Dacheux nicht zu treffen, wenn es auch nach Allem feststeht, dass jene von vornehmer Abkunft gewesen sein muss; am anspre-

ebendsten scheint ihm die Annahme, es habe sich um Hildegards Tochter, Gräfin Adelheid, gebildet, die in Folge der Pflege ihrer Mutter ebenfalls durch die Pest dem Leben entrissen worden sei.

Die citirten Berichte über den Fund von Brunath Winkler, Professor Seder und Domherrn Daubeux befinden sich im 16. Bande der Mittheilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass.

Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Kreimbach in der Pfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

Mit Geldmitteln des historischen Vereines und der „deutschen anthropologischen Gesellschaft“ wurden die Ausgrabungen vom 1. September d. J. an weiter geführt und zwar unter Leitung d. V. 's.

Die Thurmfundamente auf der Südseite wurden bis auf den gewachsenen Boden, der sich in 1 m Tiefe fand, freigelegt. Es fand sich, dass der Thurm in der Rundung gebaut war und im Lichten 3 m mass, während die zum Theil mit Mörtelzusatz erbaute Mauer im Durchchnitt 2 m Dicke besass. Auch hierbei wurden Münzen aus den zwei verschiedenen Perioden der Benützung der Burg aufgefunden, unten Bronze Münzen aus der Zeit der „dreissig Tyrannen“ mit der Strahlenkrone, oben Münzen aus der Periode der Konstantiner und besonders des Magnentius. Von Inschriften fand sich hierbei ein drittes Stück. Dasselbe besteht aus zwei resp. drei, nach verschiedenen Kriterien — Bruch, Buchstabenhöhe, Gestein, Farbe — zusammengehörigen Fragmenten. Das Material ist gelber Sandstein.

Das erste Fragment misst 30 cm Br., 23 cm H., 28 cm D.:

V E L V
V

Buchstabenhöhe 6—7 cm.

Die erste Zeile scheint ein mit Vely . . gebildetes Cognomen zu enthalten. — Das zweite Fragment hat folgende Masse: Br. 20 cm, H. 15 cm, D. 33 cm.

O F N
Buchstabenhöhe 7.5 cm.

Oh der zweite Buchstabe = F oder = I zu lesen ist, bleibt bei der starken Verwitterung des Gesteins unentschieden. —

Auf dem dritten Fragment ist der Endstrich eines R. erhalten. —

Oh hier ein viertes Fragment, das sich gleichfalls am Thurme fand, gehört, ist zweifelhaft. Es

enthält in wahlrhalteneren Conturen die Buchstaben:

E · A
Buchstabenhöhe 7 cm.

Ehenfalls aus gelbem Sandstein ist ein fünfseitiger Pfeilerstumpf von 14 cm Höhe und 24 cm Durchmesser. Auch dieser war in den Thurm mit vermauert.

An sonstigen Artefakten wurden ausgegraben: Dachziegel, Bauziegel, Leistenziegel, Pferdeknochen, als das einzige directe Merkmal von Menschen der Oberkiefer eines jungen etwa 18jährigen Mannes. Ausser zahlreichen Geschirrrümmern wurden dem Erdreiche an Eisensachen entnommen: ein starker Ring, eine Nadel, ein abgebrochenes Messer, Beschläge, Holznägel u. s. w. Auch Reste von Glasbechern und kleinen Bronzen als Beschläge u. s. w. fanden sich, sowie zahlreiche Brandschlacken und sonstige Brandspuren.

Auf der Westseite wurde innerhalb des Wallzuges ein Versuch gemacht und hierbei ein starkes Bronzeringlein, welches als Schmuck diente, aufgefunden.

Am westlichen Hange stiess man auf ein ergiebiges Ausbeutungsfeld, das in zahlreichen Architekturstücken (Mauersteinen, Säulenthemen u. s. w.) besteht, die man bisher in Folge der dichten Bestockung mit EichenSchulwald nicht wahrnehmen konnte. Theils wurden sie blossliegend, theils in geringer Tiefe verborgen vorgefunden und entstammen zweifellos dem Rande der 50—80 Gänge entfernten Berge der Heidenburg. Erst aus diesen Findlingen und ihren Massen erkennt man die feste und solide Construction des Wallzuges, der früher auf 110 m den Umfang des Melaphyrkegels umschloss. Gewölbestücke und Stulentrömmeln dienten ohne Zweifel zum Aufbau des an der Westseite gestandenen Festungsthores.

An Einzelstücken seien folgende hier kurz angemerkt:

1. Ein Altarstein aus gelbem Sandstein. Br. 80 cm, H. 30 cm, Dicke 80 cm. Die Oberfläche trägt zwei schmale 7 cm lange, für einen Aufbau bestimmte Einschnitte; ebenso trägt die rechte Seitenfläche einen durchgehenden Einschnitt. Von der Inschrift sind folgende drei Zeilen erhalten:

I O
G R A T I A · V A P C
A · V I V A · H E R I C
Buchstabenhöhe 6 cm.

Darnach war der Altar dem Jupiter optimus (ohne Maximus selten, aber nicht ohne Analogie) und zwar von Gratia (diese Namensform kommt weder bei Brambach, noch bei Wilmanns vor; im

corp. inscript. Rhena. 1083 „Grata“, 1038 „Gratina“). Der zweite Name ist wohl nach dem leeren Raume Vapo(n)ia oder Vapo(l)ia zu lesen. Dieser Altarstein ist der einzige bisher auf der Heidenburg gefundene.

2. Nicht weit davon fand sich ein 2. Inschriftstein vor. Rother Sandstein. H. 30 cm, Br. 19 cm, D. 15 cm.

L I
R E C
E C E
T

Höhe der Buchstaben 7 cm.

Die Abbruchstelle geht nach rechts. Auf Zeile 4 der Obertheil eines T mit langem Querstrich.

3. Daneben lag ein Reliefstück aus rothem Sandstein. Br. 40 cm, H. 30 cm, D. 21 cm. Erkennbar der Rücktheil eines Pferdes und der Vorderfuß eines zweiten Rosses. Vielleicht zu einem Wagengespann gehörig. Ein Leiterwagenrelief fand sich schon früher auf dem Platenu und steht im Lapidarium nach Süden zu.

4. Von prächtiger Arbeit und blankem Aussehen ist ein Gesimsstück aus goldgelbem Sandstein. Br. 70 cm, H. 60 cm, D. 25 cm. Das Gesims wird getragen von drei Balkenanfängern, welche sich plastisch vom Untergrunde abheben.

5. Eine Säulentrommel aus gelbem Sandstein, bestimmt mit der Rückwand in eine Manerbettung gestellt zu werden; H. 80 cm, D. 50 cm. Einfachere Gesimsstücke, Hausteine, Gewölbstücke n. A. werden hier übergangen.

Auf freiem Felde wurde entdeckt eine bis auf ein kleines Randstück wohlhaltene römische Handmühle. Sie besteht aus einem Quarzit, der am gegenüberliegenden Rotselberg (546 m) lagerhaft vorkommt; der Stein misst 45 cm im Durchmesser, 8—10 cm in der Leibung.

Die werthvolleren Inschriften und die kleineren Gegenstände gelangten nach Speyer in das Vereinsmuseum, die übrigen Architekturstücke bilden weiteres Inventar für ein Lapidarium, das sich im Grundstock auf der Berghöhe (420 m) bereits zu stattlicher Höhe als Trophäum erhebt.

(Schluss folgt.)

Mittheilungen aus den Lokalvereinen. Münchener anthropologische Gesellschaft.)

Mit der Sitzung am 28. October 1892 feierte die Gesellschaft die Entdeckung Amerika's. Herr Prof. Dr. Johannes Ranke sprach über die große That des Columbus, gab hierauf das Programm der Vorträge für das neubegonnene Vereinsjahr bekannt, machte

1) Referent Herr Hauptmann Hugo Arnold
Aus Münchener Allgemeine Zeitung. Beilage.

Mittheilungen über die Weltanstellung in Chicago, auf welcher unsere Schädelsammlungen vertreten und die deutsche Schädelmessungsmethode vorgeführt werden sollen, und setzte folgende bei der Gesellschaft eingegangene Werke in Umlauf: Rudolf Cronau: Amerika, die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Festschrift (Leipzig, Abel und Müller); Discovery of America by Northmen, by Eben Norton Horsford (Boston and New-York 1889); John Cabots Landfall in 1497, by Eben Norton Horsford (Cambridge 1886); Crania ethnica Americana, Sammlung anselesener amerikanischer Schädeltypen, herausgegeben von Rudolf Virchow (Berlin, Ascher u. Co., 1892). — Den ersten Vortrag hielt Herr Professor Dr. Oberhummer: „Ueber die Vorgeschichte der Entdeckung von Amerika.“ Er eröffnete ihn mit einem Hinweis auf die Unsicherheit, welche bezüglich der einschlägigen Fragen noch vielfach herrscht, und beehrte sodann kurz die Stellen der antiken Literatur, die auf eine vermeintliche Kenntniss der Alten von Amerika gedeutet worden sind. Am meisten wurde hierfür die von Plato geschilderte märchenhafte Insel Atlantis in Anspruch genommen, in der wir jedoch wahrscheinlich nur ein Erzeugnis der Phantasie zu erkennen haben. Aber auch die späteren Nachrichten über grosse und fruchtbare Inseln im Atlantischen Ocean können sich nur auf die bekannten Inselgruppen im Nordwesten Afrika's beziehen. Dass mit Amerika je eine, wenn auch nur anflügelnde Verbindung im Alterthum stattgefunden habe, ist bei dem Stande der antiken Schifffahrt gänzlich unwahrscheinlich. Dagegen setzte sich die alte Vorstellung von einer im westlichen Meere gelegenen grossen und wunderbaren Insel in verschiedener Ansbildung durch das ganze Mittelalter hindurch fort und hat entschieden auch auf den Plan des Columbus mit eingewirkt. Hierher gehört die Sage von der Insel der sieben Städte, welche in Spanien nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711 n. Chr.) entstand; dort sollte nämlich ein Theil der christlichen Bevölkerung Spaniens vor den Mauren Zuflucht gesucht haben. Hierher auch die räthselhafte Insel Antilia, die im 15. Jahrhundert auf den Karten auftaucht, ebenso die Insel Brasil u. A. Am meisten ist wohl die Insel des hl. Brandanus in Sage und Dichtung verherrlicht worden, welche in den irischen Schiffermärchen eine so grosse Rolle spielt. Diese irischen Schiffersagen, welche in verschiedenen Erzeugnissen des altirischen Literatur niedergelegt und durch die Brandannslegende auch in die mittelalterliche Literatur der übrigen europäischen Culturvölker übergegangen sind, gründen sich zum Theil auf jene mystische, mit reicher Phantasie ausgeschmückte Vorstellung von einem Wunderland im Westen, zum Theil aber auch auf thabächlich ausgeführte Seefahrten irischer Schiffer und besonders irischer Mönche, die schon längst vor den Normannen sich nach Island gelangt waren, ja nach einer freilich unglauwbwürdigen Sage auch vor denselben schon Amerika erreicht hätten. Dies führte den Redner zu den Seefahrten der Normannen, über welche uns in den isländischen Sagas (Erzählungen) höchst werthvolle Nachrichten überliefert sind. Diese Sagas sind zuerst durch die Sammlung von Rafn in weiteren Kreisen bekannt und neuerdings von Reeves in einer schönen Ausgabe vereinigt worden. Hauptbestandtheile bilden die Sagas von Erik dem Rothem, dem Entdecker Grönlands, und von Thorinn Karlsevne, in welchen die Züge der Normannen nach Grönland, Hellnland, Markland und Vinland (d. i. „Weinland“) geschildert werden. Das vielumstrittene Vinland wurde

lange Zeit an der Küste von Rhode Island gesucht, muss aber nach den neueren Untersuchungen von Storm wahrscheinlich in Neuschottland ange-setzt werden. Zum Schluss erwähnte Redner kurz die Forschungen des Amerikaners Horsford, welcher Spuren der normannischen Colonisation in der Umgebung von Boston gefunden haben will, sowie die neuesten Studien von Geleich, welcher sich der normannischen Ueberlieferung gegenüber sehr skeptisch verhält. Gleichwohl kann die Thatsache, dass die Normannen den amerikanischen Continent erreicht haben, kaum bestritten werden. Nach den Untersuchungen von Geleich ist es überdies nicht unwahrscheinlich, dass auch im 15. Jahrhundert schon vom Golf von Biscaya, wie von Dieppe aus einzelne Schiffe schon vor Columbus nach Amerika gelangt sind, ohne dass freilich diese zufälligen Berührungen weiter verfolgt worden wären.

Nun folgte Herr Prof. Dr. Rüdinger mit einem Vortrage: „Ueber absichtliche Schädelumbildung mit besonderer Rücksicht auf die Urbevölkerung von Amerika“. Hierzu hatte er die berühmte Collection deformirter Schädel aus der k. Anatomie mitgebracht, welche durch seine Schüler, die Marineärzte Dr. Friedrich Schneider, Essendorfer (durch erstere von den Südsee-Inseln, durch den letzteren aus Südamerika), die merkwürdigsten Exemplare erhalten hat. Der Redner erwähnte die grossen Schwierigkeiten, welche das Studium der Schädel in Amerika beizisten: die dort geübten absichtlichen künstlichen Entstellungen der Kopfform und die bunte Racemischung in post-columbischer Zeit; er betonte dabei Virchow's Ausspruch, dass hier vor Stände ein einheitlicher Racen-typus weder für die prä-noch für die postcolumbische Zeit Amerika's nachgewiesen werden konnte. Die Deformation des Kopfes entsteht durch unfällige oder absichtliche künstliche Umformung. Die erstere kann bedingt werden durch verschiedene Vorgänge, vor, bei und nach der Geburt, durch pathologische Diffor-mität bei Verwachsung der Schädeldnähte, basillare Verwachsung und Ingression, auch durch Kopfbedeckungsstrahlen, wie es in einigen Gegenden Frankreichs beim weiblichen Geschlechte der Fall ist. Ihr steht entgegen die künstliche Schädelumgestaltung, eine Sitte, die einst auch in Europa vielfach verbreitet war, indem schon Hippokrates, Hesiod und Xenophon von den Methoden berichten, die Köpfe der Kinder so han-delformig; zu den Mehrerebenen des Hippokrates kommen die Grossköpfe Strabo's auf dem Pannopolis (Kertsch) in die Ungarn und in Oesterreich in der Umgebung Wiens gefundene Grossköpfe schied man den Avaren zu. Im Kaukasus, in Persien, auf den Philippinen ist die absichtliche Kopfformung heute noch ebenso im Schwang wie in Amerika, wo sie die grösste Verbreitung besitzt, insbesondere in Peru und in Chile, wogegen sie im äussersten Norden und Süden, bei den Eskimos und bei den Feuerländern, nicht vorkommt. Schon Columbus notirt in seinem Tagebuche die breiten grossen Köpfe der Eingebornen, die er sonst nirgends gesehen habe. An der Hand der Sammlungs-schädel demonstirte der Redner nach die Metho-den der Schädelumformung in Amerika und auf den Südsee-Inseln, sowie die Folgen der Nachverwachsungen bei uns und erörterte die Frage, ob bei der Schädel-umbildung eine mechanische Einwirkung auf das Ge-hirn, eine Benachtheiligung der psycho-physiologischen Thätigkeit des Gehirns statt habe, wobei er erwähnte, dass er der Einsage ist, der ein Hirn aus einem künst-lich verunstalteten Kopfe (eines Mannes von der Insel Malicolo Lenore) untersuchen konnte. Letzteres wich

nicht nur formell von einem Normalhirn ab, sondern auch dadurch, dass die Windungen, insbesondere von Stirnhirn, Kleio und dicht zusammengedrängt sind, sich in einem atrophischen Zustand befinden. Ausser der sehr geringen Capacität künstlich verunstalteter Schädel und der Verschiebung des Hirnes, heinträchtigt der unangenehme Druck auf das Hirn seine Ernährung und die freie Entwicklung des Garaus und seiner Elementartheile, so dass auch die Function des Gehirns Schaden leiden muss. Deshalb haben die Culturvölker gegen die schlimme Usatte der Kopf-verunstaltung soviel als thunlich anzukämpfen.

Die Sitzung am 25. November eröffnete Herr Professor Dr. Johannes Ranke mit einem warmen Nachrufe an den verstorbenen Freih. von Hellwald und gab bekannt, dass in der nächsten Versammlung er selbst und der Conservator Dr. Buchner Mittheilungen über die Dahomey-Amaxonen machen würden. Die Vorstellung des „unverwundbaren Fakirs“ Soliman ben Aissa leitete er damit ein, dass er sagte, bei dessen Productionen laufe keine Täuschung unter, derselbe sei vielmehr ein wirklicher Künstler. Als ein solcher bewährte sich Herr Soliman ben Aissa auch vor den Augen der mit grösster Spannung ihn beobachtenden Gesellschaft, der er seine Schaustücke programmgemäss vorführte. Das Durch-stechen der Zunge nahm diesmal auf sein „specielles Ersuchen“ Herr Professor Dr. Rüdinger vor, von dem — wie wir verrathen wollen — ebenfalls demnächst Mittheilungen über den Fakir zu er-warten sind. Hierauf berichtete Herr Professor Dr. von Zittel über: „Eine neue Station aus der Renthierperiode am Schweizerbild bei Schaff-hausen“, über welche Herr Dr. Naeuch auf dem Ulmer Anthropologen-Congress Mittheilung gemacht und welche der Redner im September 1. J. he-sucht hatte. Dort ist classischer Boden, denn nicht weit entfernt davon liegt das 1874 untersuchte „Kessler-loch“ bei Thayingen, wo bei den von den HH. Merk und dem Ehrenmitgliede der Münchener Gesell-schaft Leiner, unternommenen Ausgrabungen Knochen von Hasen, Renthier, Pferd, Hirsch, Ochs, Fuchs, Werkzeuge aus Knochen, namentlich aber höchst merkwürdige Zeichnungen auf Renthierknochen gefunden wurden, von denen man freilich einen Theil als spätere Fälschungen erkannte. (Die Originale und die Fälschungen befinden sich im Rosgarten-Museum in Con-stanz.) Durch diese Einschüpfung waren die Thaying-er Felsen überhaupt etwas in Miscredit gerathen; doch tritt ihnen durch Naeuch's Untersuchungen am „Schweizerbild“, $\frac{1}{2}$ Stunde nördlich von Schaffhausen auf der rechten Rheinseite, neues, vollkommen gleich-artiges und gleichwertiges Material zur Seite. In einer kleinen Ebene, wo fünf Trockentheiler zusammen-kommen, nahe an einer starken Quelle, erheben sich drei Felsklippen. Unter einem $2\frac{1}{2}$ m überhängende Felsen auf ansteigendem Diluvialboden ist die Fund-stätte augenscheinlich ein seit urältester Zeit ange-suchter Zuflucht- und Wohnort. Das Profil ergibt fünf Schichten: 1. Humus (40—50 cm stark), hier wurden glazirte Topfscherben, Glasstücke, Knochen von Schwein, Reh, Hen, Pferd, Feuersteinplitter, die offen-bar aus den unteren Schichten nach oben gewühlt worden waren, und Gräber aus sehr später Zeit ge-funden. 2. Aache (40 cm stark), in ihr erhol man geschliffene Steinaxte, bearbeitete Knochen und Hirsch-geweibe, unglazirte Topfscherben mit Linearver-zierungen, Pfeifen und Nadeln aus Knochen, Feuerstein-

werkzeuge (Säber, Sägen, Bohrer), eine Unmasse zer- schlagener Knochen von Hirsch, Reh, Wildschwein, Rind, Pferd, Hür, Maulwurf, Dach, Marder, Hase, Schneehuhn, viele menschliche Knochen, eine sorgfältig bestattete Kindleiche und dabei Halsketten von Thoringen. Diese Schicht gehört in die jüngere Steinzeit, in das Pfahlbautalter, 2. Darunter folgt Schicht 80 cm stark) ohne Funde, eine Periode des Verlassenseins andeutend. 4. Darunter wieder eine gelbe Cultur- schicht mit zahllosen kleingeschlagenen Knochen- splintern (Ren, Alpenhase, Pferd, Vielfraß, Eisfuchs, Bär, Wolf, Ur, Steinbock, Birkhuhn, aber kein Schwein, Hirsch, Reh) und zahlreichen Artefacten aus Knochen und Horn, bearbeiteten Feuersteinsplintern, durch- boherten Muscheln und Schnecken. Von besonderem Interesse sind die Zeichnungen auf Kenthriernknochen, Umrisse von Bestiarien darstellend, und auf beiden Seiten einer Kalksteinplatte von 10 cm Länge und 6 cm Breite: auf der einen Seite ein ruhendes Pferd, ein springendes Hen und stehendes Füllen, auf der andern Seite verschiedene andere Thiere, endlich zwei Feuerstellen, auf welchen die Herd- und Kandplatten noch in der ursprünglichen Anordnung liegen. 5. Darunter folgt eine Schuttschicht mit den Resten nordischer Fauna, lauter Naget: Ziesel, Meißhase, Hamster, Feld-, Wühl-, Spitz- und Scheermäuse, Halb- und Lemming, Alpenhase, Maulwurf, Hermelin, Wiesel, Eisfuchs, Alpen- und Moor-Schneehuhn, mehrere Vogel- und Fischarten, das Hen. — Darunter endlich liegt der Moränenschotter. — An dieser Stätte hat sich der Mensch der Urzeit länger aufgehalten, wie die Mahl- zeistreife und die Feuerplätze beweisen. Die Zeich- nungen aber bezeugen, daß die Menschen der Stein- zeit trotz ihrer niederen Culturstufe bereits einen aus- geprägten künstlerischen Sinn besaßen; ihre Kunst- gung ist viel freier und naturalistischer, als die Schilderhaftigkeit der Ägypter und Assyrier. — Hierauf sprach Herr Dr. Schäffler, Assistent an der k. Universitäts-Frauenklinik über: „Schwanzbildung beim Menschen“. Früher sah man in den Miss- bildungen des menschlichen Körpers ein regellos tolles Spiel der Natur, im Verfolg der Entwicklungs- theorie erkennt man darin vielfache Bildungsbeziehungen, hervorgerufen durch einen Stillstand auf einer embry- onalen Klappe und leicht vererbbar. In jener Epoche der Begierstörung, welche dem Descent of man von Darwin folgte, suchte man nach dem Attribut thier- ischen Ansehens, dem verlängerten Rückgrate, und glaubte es bei den geschwänzten Menschen und Völkern gefunden zu haben, von denen alle Mythen und Sagen berichten, die aber vor der ihnen auf den Leib rücken- den Forschung immer eine Tagreise weiter anrück- weichen. Eine kritische Zusammenstellung und danach eine anatomische Eintheilung der sicher beglaubigten Schwanzgebilde hat Bartels unternommen. Zur Be- antwortung der Frage, was unter Schwanzbildung beim Menschen zu verstehen sei, beschränkt der Redner einen von ihm anterschwanzigen Fötus, der eine ganze Reihe von Bildungsanomalien, darunter auch einen am Steißbein nach hinten in die Höhe geschlagenen Caudalappendix mit heraförmig zweiflügeligem Ende zeigte; die Ursache dieser Missbildung ist in einer zwischen den 15. und 25. Tag des Embryo's fallenden Einengung der Eihaut zu suchen, welche den Embryo und Fötus umkleidet. Diese Missbildung ist also nicht statistisch, sondern das Product einer Bildungsbe- wegung, was auch durch andere Fälle bestätigt wird. Der bei allem Vorkommen vorkommende Hang, ge- schwänzte Menschen als Unvollkommenheiten anzu-

sehen, erhält somit gewissermaßen Berechtigung. Der Redner erörterte nun eingehend die Gründe, aus wel- chen gerade am Steißbein diese Bildungen entstehen, welche durch Auszerrung die weichen, freiliegenden Pseudo-Caudä und durch Druck die nach hinten ge- krümmten Steißbeine werden. Bartels macht eine Eintheilung in angewachsene Schwänze, welche durch theilweise wieder ausgeglichene Wachsthumströmungen entstehen, und die freien Schwänze, die früher so- genannten Pferd-, Schweins- n. a. w. Schwänze; eine zweite Gruppe bilden die Steißschädel, die auf einer Bildungsbeziehung beruhen. Der Caudalappendix bleibt stets und ausnahmslos ein pathologisches Product, das allerdings wie andere Missbildungen vererbt werden kann. Die Möglichkeit einer durch lauzcht entstan- denen pathologischen geschwänzten Race läßt sich nicht leugnen, aber noch Niemand hat ein solches Volk gesehen.

Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur.

Zeitschriften.

- Archiv für Anthropologie. R. XXII, H. III. Braun- schweig Vieweg & Sohn. Herausgegeben und redig. von Johannes Reaks, München. Martini, Edm. Zur physischen Anthropologie der Feuerländer. Mit Tafeln und II. 185. — Weigel, M. Das Größtmass von Dalmatianen. 216. — Hedinger, Ausgrabungen in Kerakibon. 255.
- Argo, herausgeg. v. Müller, Nr. 708. Nr. 8. Müller, Speyer der alten Brunnen (in Laubacher Museum).
- Das Ausland, herausgeg. v. Bogner. 10. Jahrg. Nr. 43. Nr. 44. Nr. 45. Hünemann, Gustav. Forschungen über das deutsche Wohnhaus. Forts. 671, Nr. 44 Forts. 605, Nr. 45 Forts. 611.
- Jahresbericht des historischen Vereins Dillenburg. Jahrg. V. 1902. (Schiller, Ausgrabungen bei und in Pausungen 2. Kirchhausen, Ausgrabungen in den stammesgeschichtlichen Ge- birgen bei Schretheim. 18. — Hess, Ausgrabungen bei Zöschingen. 28. — Egeler, Der Staufer Fund. 43.)
- Zeitschrift für Ethnologie. 1902. H. III u. IV. (Krause, E. und Schötschek, Die ethnologischen Gräber [Steinkammergräber] Deutschlands. Mit Tafel V—XIII. 165.)
- Wochenschrift für deutsche Alterthumskunde. Jahrg. IV. 1902. Heft 8. Buchholz, Vorgeschiehtliche Gräberfelder bei Wilmsdorf. 87. Buchholz, 32. — Buchholz, Gräberfelder der Latène- zeit in der Feldmark Borkow. Kr. Toppin. 34. — Dorr, moethierische Kieselsteinfabriken bei Ebling. 38. — Voss, Ueberweg der Grabhügel bei Heil, in der Nähe von Castellum, Kr. Simmern. 37. — Lissauer, Aus den Stützungsstellen der Althorngesellschaft „Prussia“ für das 4. Vereinsjahr (1901/02). 44. — Buchholz, Funde von einer wendischen Bergwallanlage in Trum- schenitz. 47.) — Heft 9. (Voss, Neue Funde von Bader- Brandenburg 49. — Lehner, Aus dem Bericht über die Ver- einigung des Prov.-Mus. a. Trier vom 1. April 1902—31. März 1901. 50. Kiele, Aus dem Bericht über die Veranlassung des Prov.-Mus. a. Bonn vom 1. April 1902—31. März 1901. 55. Sada- mecher, Die germanische Begräbnisstätten am Rhein zwischen Siez und Wigger. 54. — Jantsch, Hirsenopferfund von Baden- dorf. Kr. Guben. 59. — Jantsch, Bronzenes Finger- mit Doppelrinne aus der Provinz Posen. 63. — Müller, Fühlbühnen- funde von Bodmann am Überlingersee. 64.)
- Archiv für Ethnologie. Nr. 26. Uebersetzung aus der jüngeren Steinzeit. 213

Einzelpublicationen.

- Bartels, M. Die Medulla der Nataridier. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin. Mit 175 Orig.-Holz- schnitten im Text. Leipzig, Th. Grieben, Verlag. 89. 804. — Bartels, Max. Thv. Zeitschr. für Anthropologie VIII, 179. — Hagler, Centronen in der Ethnologie. I. Die geographischen Provinces in ihrem ethnographischen Bezugsquadrat. Berlin, 1902. 87. 108. — Bissinger, Der Bruchfund von Achenbach, Karlsruhe. 1899. Braunschweig Hofsch. 45. 18. — Bohner- herger, K. Der ethnische Gott Verana, nach dem Lichte des Rgveda. Tübingen, Laupp'sche Buchh. 1902. 87. 126. — Forrer und Keller, Die Hängegraber von Oberriemingen. Mit 5 Tafeln. Straßburg, 1902. 87. 11. — Fritsch, Gustav. Ueber die Körper- im Lichte der modernen Kunst. Berlin, 1902. Carl Habel, Wilhelm- strasse 51. 87. 108. Probalis, Hantentwicklung und Garten- stellen im südlichen Kongothien. Derivata geograph. Hübner. R. XVI, H. 3. 275. — Hoecke, W. Gestaltung und Vererbung. Eine Entwicklungsgeschichte der Organismen. Mit 28 Abbildungen im Text. Leipzig, Weigel Nachfolger 1902. 87. 357. — Hoecke,

W., Die Schöpfung der Thierwelt. Mit 1 Karte und 469 Abb. im Text und 20 Tafeln in Farbdruck und Holzschnitt. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1905. 4^o. 557. — Hermann, R., Das anthropologische Material des anatomischen Museums der Königl. Universität zu Berlin. Th. II. Abt. 11. 15. — Hüfer, Paul, Zwei Schriftsätze zur Berechtigung von A. Schlieverberg: „Die Ethnol. der Varnachricht.“. Wernigerode. 1893. 8^o. 32. — Keesli, Händchen aus Worms. Souv.-Abdr. n. d. Querschnitt d. hist. Verf. d. Grossherzogthum Hessen. B. I. Nr. 11. 8^o. 10. — Krause, E., Ceram Sterni, Die nordische Herkunft der Teufelgebeisse durch den Weg der Trugfährte. Mit 12 Abb. im Text. Gießen. 1902. 8^o. 48. — Mahner, E., Katalog der anthropologischen Sammlung des anatomischen Instituts der Universität Strassburg. 1902. — Mahner, E., Nachtrag zum Verzeichnis der anthropologischen Sammlung des anatomischen Instituts der Universität Strassburg. I. E. 81-95. — Mahner, E., Zusammenstellung der wichtigsten in der Strassburger anthropologischen Sammlung vorhandenen Schädelvertriebe. 97. 110. — Merkel, A., Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsphysiologie. Sep.-Abd. Anatomische Hefte II. Abt. „Ergebnisse“ 1902. 600. — Neekel, Zur Methodologie einer wissenschaftlichen Kriminalanthropologie. Centralbl. f. Nervenhilf. u. Psychiat. Okt. 1903. — Neekel, Ueber Minderkraft der Localisationstheorie in Psychiatrie und Anthropologie. Sep.-Abd. Neurologisches Centralbl. 89. 10. — Neekel, Abwehr Leutenbacher Angriffe. Souv.-Abdr. s. d. Centralbl. f. Nervenhilf. und Psychiatrie. Okt. 1903. 8^o. 2. — Paulsen, K., Kurzer Ueberblick über Kunst und Altherthum in Württemberg. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 1903. 8^o. 45. — Redinger, N., Ueber die Wege und Ziele der Hirnforschung. Festschr. geb. f. d. 52. Sitz. d. h. k. Akademie d. Wissenschaften zu München. 22. Nov. 1905. — Schwabbe, Ueber einige Probleme der physischen Anthropologie. Strassburg. 1903. 8^o. 26. — Sittler, Josef., Ectoparasitenkunde. Vortrag gehalten im kaufmännischen Verein „Mercur“, München 8^o. 35. — Tarenetzky, Weitere Beiträge zur Craniologie der Bewohner von Sachalin. Anz. Götting. u. Osnabr. Peterburg. 1903. Gr. 4^o. 44. — Török, Antal von, Neuere Beiträge zur Craniologie. Internat. Monatsschr. f. Anat. und Phys. 1903. B. X. H. 16. — Treibsch, Messungen Naget. — Virchow, R., Die Schäd. des Sphenoid. Beiträge zur Anat. und Zeitung. 1902. Nr. 204. Referat. — Wilsor, Ludw., Der Streifen des Ulnarhilf. der Arter. Thät. Handbuch Unterabtheilungsbeilage. 1905. Nr. 197.

Arcaiche abitudini di Bologna scoperta e descritte dall'ingegnere Architetto Antonio Zannoni.

Bologna, 10 Giugno 1908.

Ill.mo Signore

È questo, dopo „Gli Scavi della Certosa di Bologna“¹⁾ e dopo „La Fonderia di Bologna“²⁾, la terza mia pubblicazione archeologica o ora uscita; risultato di un ventennio di studi.

Ed è con essa, che il primo monumento dell'edera Bologna, viene ora per la prima volta, e finalmente, tratto in luce, e sostanzialmente irrefragabile dalle scoperte, e soprapposizioni dei popoli qui avvenuta; e reciproco dimostrazione dei relitti, e corrispondenti superiori; abiliti cioè, e spediti e illuminati all'incirca e vicenda costituendo di qual quis nozionista, ed importati neati.

La *Pejusana* dell'Opera arcana cronologicamente, e etimologicamente è singola scoperta: la *Desertrana* ciascuno ciascuno periodo, il Terramarico, P. Umbr., P. Etrezo, il Gallico, il Romano, e pose nott' occhio in dettaglio le forme delle Abitudini, e quanto in esse fu rinvenuto. Le *Condizioni* comparative, che seguono, riguardano:

- I. Le successioni, e le soprapposizioni di questi avvenuti nel suolo di Bologna.
- II. La situazione dei Terramaricoli.
- III. Quella delle genti dei periodi di Villanova.
- IV. Degli Etruschi, e quindi di Faliska.
- V. Dei Galli.
- VI. Dei Romani, e conseguentemente di Buonia; ricerche queste accompagnate da dati importantissimi.

Il tutto è di pagine 116 in foglio, con tavole XXV, in litografia, e 1 Opera, Teste e Tavole, vale L. 40.

Mi lusingo, che la S. V. si compiacerà rinviarmi, accettato, l'ante Reclusa: ed anticipatamente la ringrazio.

Antonio Zannoni
Ingegnere-Architetto.

1) ZANNONI. *Gli Scavi della Certosa di Bologna*, descritti ed illustrati di Pag. 140 in foglio, con Tav. 150.

2) ZANNONI. *La Fonderia di Bologna*, descritta, di Pag. 120, con Tav. 50.

Wir erhielten das folgende Schreiben :

St. Petersburger anthropologische Gesellschaft.

St. Petersburg, den 27./IX. 1893.

Hochgehrter Herr College!

Im Mai dieses Jahres hat sich in St. Petersburg an der kaiserlichen militär-medizinischen Akademie eine anthropologische Gesellschaft constituirt, welche gegenwärtig circa 50 Mitglieder zählt. Die Gesellschaft hält regelmässig jeden Monat Sitzungen, in welchen Vorträge und wissenschaftliche Diskussionen abgehalten werden. Die Sammlungen anthropologischen Materials der Gesellschaft bilden einen Theil des anatomisch-anthropologischen Museums der Akademie. Die Gesellschaft wird im Verlaufe jedes Jahres ihre wissenschaftlichen Arbeiten in zwanglosen Heften publiciren.

Im Auftrage der Gesellschaft erlaube ich mir, Sie, geehrter Herr, von Obigem in Kenntnis zu setzen und Ihnen die Bereitwilligkeit unserer Mitglieder zu jeder wechselseitigen Beziehung mitzutheilen. Das Bureau der „anthropologischen Gesellschaft“ an der kaiserlichen militär-medizinischen Akademie besteht aus: Präsident: der Unterzeichnete; Vicepräsident: Professor der pathologischen Anatomie (gegenwärtig der gerichtlichen Medicin) N. Iwanoffsky; Secretär: Privatdozent und Professor der Anatomie S. Delizin.

In aller Hochachtung

A. Tarenetzky (Professor der normalen Anatomie).

Wir begrüssen diese neugegründete Schwester-Gesellschaft auf das herzlichste und wünschen auch unsererseits einen möglichst lebhaften und ununterbrochenen Verkehr zum Heile unserer Wissenschaft.

Die Versammlung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 26. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen an richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 27. December 1893.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jedes Monat.

Februar 1894.

Inhalt: Streiflichter auf Prähistorisches aus alten Schriftstellern. Von Oberamtsrichter F. Weber. — Beitrag über Wetterauer und Stein-Aberglauben. Von A. Treichel. — Metzgersprag und Gildentauf. Von Dr. August Hartmann. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Literatar-Besprechungen.

Streiflichter auf Prähistorisches aus alten Schriftstellern.

Von Oberamtsrichter F. Weber in München.

Die vorgeschichtlichen Ueberreste — Bodenalterthümer und Funde — hieten bekanntlich noch manches Räthselhafte und vielleicht ist es nicht ohne Belang, einige auf uralte Sitten, Gebräuche und Zustände bezügliche Stellen und Mittheilungen späterer Chronisten zur Erklärung und Beurtheilung solcher Ueberreste heranzuziehen und Rückschlüsse aus ihnen zu versuchen.

Durch Deutschland und Oesterreich ist eine grosse Anzahl Erdwerke zerstreut, die den verschiedensten Perioden angehören mögen und über welche vielfach noch keine übereinstimmenden Ansichten der Sachverständigen sich gebildet haben. Es dürfte daher für die Bestimmung manches dieser Erdwerke von Bedeutung sein, was frühmittelalterliche Chronikenschreiber über Erdbauten verschiedener Völker und Zeiten berichten.

So erzählt der „Mönch von St. Gallen“ (II, 1) von den Ringwällen der Hunnen, mittelst deren sie ihr Land schützten, dass diese „von Eichen-, Buchen- und Fichtestämmen aufgebaut, von einem Rande zum andern 20 Fuss breit sich erstreckten und eben so viele in der Höhe massen; die ganze innere Höhlung aber wurde mit härtesten Steinen und zähem Lehm ausgefüllt und die Oberfläche der Wälle mit dichten Rassen bedeckt; zwischen ihnen aber wurden kleine Bäume gepflanzt, die wie man ja oft sieht, abgehauen und in den Boden gesenkt, doch Blätter und Zweige treiben“. Es scheint hiernach von Ring-

wall zu Ringwall an der Grenze entlang ein Gehück gezogen und eine undurchdringliche Landwehr errichtet gewesen zu sein. Soleher Ringe sollen neun hintereinander in stets engeren Kreisen sich befunden haben.

Nach den Jahrbüchern von St. Bertin wurde im Jahre 869 auf der Insel Canaria gegen die Saracenen ein Kastell „nur aus Erde“ aufgebaut, im Jahre 881 bei Etrun an der Sehelde ein solches „aus Holzwerk“ gegen die Normanae errichtet.

Im Lehen Oudalrichs, Bischofs von Augsburg, wird erzählt, wie die Burg Mantahinga, „welche innen und aussen ganz verlassen und ohne Bauwerke dalag“ (also nur eine Erdburg), zum Schutze gegen die Feinde „von aussen mit Holzzäunen (Pallisaden) umgeben wird, während innen die nöthigen Gebäude so gut als möglich (sicher auch nur von Holz) hergestellt werden“. Auch die Stadt Augsburg findet der geaante Bischof lediglich von „nichtsnutzigen Wällen und morschen Holzwänden (Pallisaden)“ umgeben.

Von hsonders lehrreichem Interesse ist die Schilderung, welche Ekkehart in der Chronik von St. Gallen l. V c. 51 u. 56 von der Waldburg macht, welche Abt Eagilbert bei der Annäherung der Hunnen zum Schutze der Seignen rasch errichtet. „Es wurde ein Ort angewählt, der gleichsam wie von Gott zur Anlage einer Burg sich thar dargeboten war, um den Fluss Sintrianum. Auf dem schmalsten Berghalse wird, indem man Verschanzung und Wald herausschlägt, eine Stelle vorne befestigt und ein befestigter Platz errichtet von grosser

Stärke.* Es wird also der Wald gefällt und an dessen Stelle ein Graben angehoben, ein Wall aufgeworfen. Diese Befestigung wird später noch verstärkt, indem „zum zweitenmale gegen den Zugang der Feinde hin in breiterem Raume die Bäume des Waldes gefällt und ein tiefer Graben durchgestochen wird“. Auf drei Seiten ist die Erdburg also vom Floss geschützt, auf der vierten, zugänglichen, ein doppelter Wall und Graben angelegt. In diese Waldburg zieht sich das ganze Kloster, Geistliche und Hürige sammt den Schützen und der Habe zurück.

Wir sehen somit das ganze 9. und 10. Jahrhundert hindurch noch Erdburgen entstehen und sicher wird manche der noch vorhandenen aus dieser Zeit herkommen.

Ueber die Burgen der Slaven im 10. Jahrhundert berichtet der Jude Ibrahim-ibn-Jakub: „Wenn sie eine Burg errichten wollen, so suchen sie einen Wieseboden, der reich an Wasser und Riedgras ist, und stecken da einen runden oder viereckigen Platz ab, nach der Form oder dem Umfang, welchen sie der Burg geben wollen. Dann graben sie um denselben einen Graben und häufen die ausgegrabene Erde auf. Mit Brettern und Balken wird diese Erde so fest zusammengestampft, bis sie die Härte von Pflaster (tapia) erreicht hat. Sobald die Erdmauer bis zu der beabsichtigten Höhe aufgeführt ist, wird an der Seite, welche man dazu auserwählt, ein Thor abgemessen und von diesem aus eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut.“

Thietmar von Merseburg schildert in seiner Chronik (I. VI c. 39) eine nördlich von Liubusua gelegene (Slaven-)Burg mit 12 Thoren, in welcher mehr als 10 000 Menschen Platz gehabt haben. Er hält sie — irrthümlich — für ein Werk des Julius Caesar. Ueberhaupt erwähnt er eine Menge um die Wende des 1. Jahrtausends n. Chr. vorhandene Burgen, welche offenbar bloss aus Erde und Holz bestanden.

Noch eine Stelle verdient Erwähnung, welche vielleicht a posteriori auf den Zweck der bei einigen Erdburgen vorkommenden, grubenartigen Bodenvertiefungen schliessen lässt, wie sie besonders gut erhalten vor dem äusseren Wall der Burg bei Hohenschäftlarn, Oberbayern, zu sehen sind. In „Rieher's vier Bücher Geschichte“ ist I. IV c. 83 einer Kriegsdienst Erwähnung gethan, welche darin bestund, dass ein fränkischer Anführer „ein Feld mit einer Menge von Gräben durchziehen und diese auf der Oberfläche mit Baumzweigen, Reisern und Stroh bedecken liess, welche diese Decke tragen und ihr eine scheinbare Festigkeit geben sollten. Um aber diese

trügerische Oberfläche gänzlich zu verbergen, liess er Farrenkraut sammeln und darüber streuen, so dass nichts zu merken war.“ Als nun der Feind zum Angriff schreitet, stürzen die vorderen Reihen in die Gräben und verwirren die Schlachordnung, so dass die Nachfolgenden sich zur Flucht wenden.

Bei dieser Gelegenheit möge es erlaubt sein, eine Ansicht über die bisweilen auffallend kleinen Erdwerke zu äussern, wie sie z. B. am Götischenberg bei Bischofshofen im Salzkammergut, bei Sigharting in Oberbayern und n. a. O. vorkommen. Ersteres Erdwerk z. B., das sich am Wege von Bischofshofen nach Mühlbach zur Linken des Wanderers am südlichen Hange des Götischenberges befindet und gegen Süden durch den Steilhang zum unten fliessenden Mühlbach geschützt ist, hat gegen Nord, Ost und West einen 3fachen Wall und Graben um einen etwas höher gelegenen kleinen Kegel; ebenso umgibt bei dem Sighartinger Erdwerk ein drei- bis vierfacher Graben einen höheren kleinen Kegel in der Rundung. Bei den kleinen Verhältnissen der ganzen Anlage ist an eine Zufluchtsstätte für eine auch nur geringe Anzahl Menschen nicht zu denken. Dagegen wäre es möglich, dass hier die Wohnstätte eines Häuptlings, Priesters oder ein Stammenheilthum von der übrigen Ansiedlung abgesondert und geschützt werden sollte. Bei dem Götischenberger Erdwerk ist der vorgeschichtliche Charakter durch zahlreiche Funde aus der jüngeren Steinzeit gesichert.

Von den Erdwerken auf die Wohnstätten übergehend, sind es insbesondere die sogenannten Trichtergruben, welche nach ihrem Zweck und nach der Zeit ihrer Entstehung noch nicht unbestritten festgestellt sind. Man hat sie bekanntlich unter Verwerthung der Notizen alter Schriftsteller über Wohnstätten barbarischer Stämme — Strabo IV, 4; Tacitus germ. 16; Vitruvius I, 1; Plinius hist. nat. XVI, 36 — als Untergrund der Hütten zu deuten versucht. Eine vielleicht zur Erklärung beitragende Stelle findet sich in Prokop's Gotenkrieg II, 1 anlässlich der Schilderung eines Ausfalls der Römer. „Dabei“, sagt er, „fiel ein Römer in eine tiefe Grube, wie sie die früheren Bewohner, meiner Meinung zur Aufbewahrung von Getreide, vielfach angelegt haben.“ Sollten die so zahlreich in unsern Wäldern verkommenden, bisweilen sehr tiefen und umfangreichen Gruben einen ähnlichen Zwecke gedient haben, da Funde, wie sie bei Benützung dieser Gruben als Wohnstätten gemacht werden müssten, so selten vorkommen?

Von räthselhaften Fundgegenständen der Vorzeit nimmt der sogenannte Leenhardsnagel von Inchenhofen, Oberbayern, eine hervorragende

Stelle ein. Früher sollen zwei derartige Gehäule — nämlich konische, etwa 1 m hohe Säulen aus Eisen — vorhanden gewesen sein. Sankt Leonhard ist häufig an Stelle des Frö getreten und von diesem berichtet Adam von Brennen in seiner „Hamburger Kirchengeschichte“ I. IV c. 26 unlässiglich einer Beschreibung des Heiligthums der Schweden in Unsola, in welchem drei Bildsäulen von Tor, Wnotan und Fricco (Frö) standen, „dass sie, die Nordgermanen, das Bild des Fricco, der den Sterblichen Frieden und Lust spendet, mit einem ungeheuren männlichen Glied versehen darstellten“. Die Leonhardsnägel sind aber entschiedener phallusartige Gobjido. Merkwürdigerweise führen auch die heiden gleichgestaltigen Felskegel, welche bei Hallein im Salzachthale weithin sichtbar aus dem Thalboden isolirt emporragen, den Namen „Leonhardssteine“. Nicht weit davon ist die Ortschaft St. Leonhard. Sollte hier auf eine Kultstätte des Frö, wie vielleicht in Inchenhofen, zu schliessen gestattet sein?

Dem heil. Leonhard werden bekanntlich seit ältesten Zeiten in Erz, Eisen und Wachs nachgebildete Thierfiguren als Präservativmittel gegen Scuchen geopfert. Eberne Thierfiguren finden wir zu ähnlichem Zwecke in uralter Zeit verwendet. So erzählt Gregor von Tours in I. VIII c. 33 seiner fränkischen Geschichten: „Von der Stadt Paris erzählte man sich, dieselbe sei von Alters her gleichsam geweiht gewesen, so dass dort kein Feuer Schaden anrichten, keine Schlange und Ratto sich zeigen durfte. Kurz zuvor (vor einem Brande dasselbst) aber hatte man, als man eine Klotze an der Brücke reinigte und den Schmutz aus derselben fortbchafter, darin eine eberne Schlange und Ratte gefunden und sie fortgenommen. Seitdem erschienen dort unzählige Ratten und Schlangen und die Stadt fing an, durch Feuersbrünste zu leiden.“

Welche Bewandnis hat es mit den räthselhaften Händen von Bronzblech, welche aus einem Hügelgrab bei Klein-Glein in Steiermark erhoben worden sein sollen und nun im Johannem in Graz sich befinden. Dieselben können als Handschutz oder Schmuck bei der Dänne des Bleches und der Unbeweglichkeit der Finger nicht gedient haben. Vielleicht sind auch sie Gast- oder Weibgeschenke, welche zu bestimmten feierlichen Zwecken gegeben wurden. In den Historien des Tacitus I, 51 lesen wir nämlich: „Die Gemeinde der Lingoneu hatte nach altem Brauche den Legionen als Geschenk Hände geschickt, das Wahrzeichen der Gastfreundschaft.“ Ebenso will der Centurio Sienna (hist. II, 8) als Zeichen der

Einigkeit im Namen des syrischen Heeres bronze Hände an die Prätorianer überbringen.

Einer der ältesten vorgeschichtlichen Funde, abgesehen von den in Sueton's Lebensbeschreibung des Augustus erwähnten Gigantenknochen und Heroenwaffen, welche derselbe in Capri in seiner Sammlung von Alterthümern aufbewahrte, ist der von Jordanes in seiner Gothengeschichte (XXXV, 183) erwähnte Fund jenes Schwertes, das dem Attila als Vorzeichen seiner Siege überbracht wird. „Als nämlich“, erzählt er, „ein Hirte ein Kalb unter seiner Herde hinken sah, ohne den Grund einer so bedeutenden Verwundung finden zu können, folgte er ängstlich den Blutspuren und stiess zuletzt auf ein Schwert, auf welches beim Abwiden des Grases das Kalb unvorsichtig getreten war. Er grub es heraus und trug es alsbald zu Attila etc.“. Dieses Schwert war, wenn wir der an sich ganz gläublichen Fundgeschichte beipflichten wollen, sicherlich eines der in Ungarn so zahlreich vorkommenden Bronzeschwerter.

Auch über frühgeschichtliche Begräbnisstätten und Gepflogenheiten hiebei finden sich einige Stellen. Gräberfunden hat man im Mittelalter nur insoweit Interesse entgegen gebracht, als man dieselben mit Glaubenssagen verknüpfen konnte. So stiess man 1072 im Kloster des heil. Paulinus zu Trier auf römische Begräbnisse, wie Lambert von Hersfeld in seinen Jahrbüchern zu diesem Jahre mittheilt, und fand 13 Skelette mit Namens-Inschriften auf kleinen Tafeln. Man hielt sie für Ueberreste heiliger Leiber und wies sie den Martyrern der Thebäischen Legion zu. Gleiches war der Fall mit einer grossen Anzahl von Skeletten, welche man 1489 in Schöz, einem Dorf des Kanton Luzern, fand und als heilige Reliquien verehrte (Vita S. Mauriti in A. SS. die 22. Spth.). Sicher ist man hier auf ein germanisches Reihengrabfeld gestossen, wie wahrscheinlich auch in Köln, als man die Gebeine der 11000 Jungfrauen gefunden zu haben glaubte.

Die heidnisch-germanische Bestattungsweise, wie sie sich in den Reihengräbern aus darstellt, findet sich genau ebenso geschildert in der schon erwähnten Hamburger Kirchengeschichte Adams von Brennen als Sitte der Nordmannen im nördlichen Schweden. Dort heisst es in einer alten Scholle zu I. IV c. 30: „Von der Bestattung der Heiden ist, obwohl sie an eine Auferstehung des Fleisches nicht glauben, doch das bemerkenswerth, dass sie nach Art der alten Römer ihre Leichenbestattungen und Gräber mit der grössten Andacht ehren. Uebrigens legen sie eines Mannes Geld zu demselben ins Grab, sowie die Waffen und was derselbe sonst im Leben besonders lieb hatte,

eine Sitte, welche auch von den Iudern berichtet wird. Dies leitet man ab von der alten Sitte der Heiden, in deren Mausoleen dergleichen noch gefunden zu werden pflegt, da sie in Henkelkrügen oder in andern kleinen Gefässen ihre Schätze mit sich begraben liessen.⁴⁾

Die sorgfältige Bestattung in den heidnischen Perioden, sowohl in der Zeit der Hügel- als der Reihengräber, mag zum Theil ihren Grund auch in dem Glauben gehabt haben, dass ein nicht Bestatteter rastlos herumirren müsse, von welchem Glauben sich noch Spuren erhalten haben in einer Erzählung Thietmar's von Merseburg im 6. Buch c. 30 seiner Chronik.

Die eigentliche Reihengräberzeit weiss noch nichts von Holzsärgen; in der Karolingerzeit ist diese Bestattungsgewiss aber schon allgemein üblich, wie aus einer Stelle der Jahrbücher von Fulda zum Jahre 875 hervorgeht. Bei Schilderung einer Ueberschwemmung durch den Niedfluss heisst es: „Aber nach längst begrabene Leichname wurden durch das Wasser gewaltsam aus ihren Gräbern gespült und sammt den Behältnissen, in denen sie lagen, auf den Grenzmarken eines andern Aekers gefunden.“

Schliesslich möge noch eine für die endgiltige Wohnsitzverschiebung der süd-germanischen Stämme am Ende der römischen Herrschaft hehrreiche Stelle erwähnt werden. Nach jetzt allgemein angenommener, kaum mehr ernstlich zu bekämpfender Meinung setzten sich in den verlassenen rätisch-norischen Donningegenden im westlichen Theil die Alemannen, im östlichen die Bniwaren, ein aus den Markomannen und Quaden hervorgegangener Völkerbund, fest. Die bniwarische Einwanderung wird auf den Anfang des 6. Jahrhunderts angesetzt. Bei Jornandes, der um 550 schreibt, findet sich c. LV, 280 die Stelle: „Jenes Land der Suaven (Alemannen) hat nämlich im Osten die Bniwaren, im Westen die Franken, im Süden die Burgunden, im Norden die Thüringer zu Nachbarn“. Es muss demnach um die Mitte des 6. Jahrhunderts die bniwarische Einwanderung in der Hauptsache vollzogen gewesen sein und dürfen wir die zahlreichen Reihengräber östlich des Lechs sicher diesem Volksstamme zuschreiben. Diese Reihengräber, welche nach den Beigaben noch der heidnischen Periode angehören, erstrecken sich aber ihrer Anzahl nach über einen Zeitraum von 200 Jahren, so dass die Bekehrung der Baiern zum Christenthum vor der Wende des 8. Jahrhunderts nicht erfolgt sein kann.¹⁾

1) Die angeführten Stellen sind aus: Wattenbach, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit entnommen.

Beitrag über Wetterzauber und Stein-Aberglauben.

Von A. Treichel.

Von Freiherr von Andrian ist in der 24. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1893 in Hannover ein Vortrag über den Wetterzauber der Altaier (vgl. Corr.-Bl. 1893 Nr. 8) gehalten worden und im Anschluss daran auf der Versammlung selbst (S. 101) vom Vorsitzenden zur Discussion aufgerufen. Es mag mir nun, selbst nicht dort zugegen, erlunbt sein eine nachträgliche Uebersetzung dessen, was ich an Hergehörigen oder Aehnlichem (über Steine) habe aus meiner demnächst erscheinenden Schrift über den Aberglauben aus Westpreussen herausziehen können. Freilich wäre bei solchem Wetterzauber immer zu trennen in der Betrachtung von Brauch und Glauben, wie man (andere) Wetter hervorbringen oder verschuchen könne, ebenso wie man solche Geschehnisse durch vielfache andere Mittel oder durch besondere Steine bewerkstelligen könne. Zahlreich sind auch in unserer Provinz die Abtheilungen des Volksbarometers mit zuweilen ganz un sinnigen Begründungen. Auch hier schon heisst's aus dem Steinreiche, dessen Betrachtung allein in Frage kommen soll, es wird regnen, wenn das Salz in der Tonne nass wird, wenn die Wände (Feldsteine) schwitzen, wenn die Steine in den Ställen (Fundamente) oder die Fliesen in den Fluren älter Häuser nass werden. Es soll auch eine besondere Art von Steinen geben, die nassen, wenn Regen kommt. Alles dies wird wohl auf Beobachtung natürlicher Ereignisse beruhen. — Jedoch auf Aberglauben allein ist wohl das Folgende von Steinen zurückzuführen. Mitunter soll man im Neste der Schwalbe einen länglich-runden Stein finden, in Form eines Brotes, daher auch Schwalbenbrot genannt. In Sachsen soll solch ein Stein nur da zu finden sein, wo die Schwalbe sieben Male in einem Neste gebrütet hat. Er soll helfen für böse Augen, Flechten und die Rose. — Klingt man Jemanden sein Unglück, so muss man sich gleich entschuldigen und sagen: „Iob klinge Stein und Bein!“ weil man dem Anderen sonst das Uebel nklagt. Es heisst auch: „Dem Steine sei's geklagt!“ d. h. die Noth und die Schmerzen. Der Abergläubische beobachtet diese Redensart, um nicht die eigenen Gebrechen demjenigen „anzuklagen“, zu dem er drüber spricht. — Donnerkeile (Belemniten) sind vom Himmel gefallen, während es donnerte. Ein gleicher Glaube herrscht in Ostpreussen. In Berlin glaubt man sie als Amulette bei säugenden Müttern. Donnerkeil im Innere oder in der Tasche schützen vor Blitzschlag. Ebenso in Pommern

und Meeklenburg. — Als im Jahre 1888 zu Fronleichnam von Boaezek, Kreis Preuss. Stargard, auf der Landstrasse neben dem Gehöfte eine Linde von Blitze durchgespalten und neben dem Stamme eine Oeffnung eingewühlt gefunden wurde, gruben hier abergläubiche Menschen vergeblich nach, um zu einem veritablen Donnerkeil zu gelangen. — Es wird sonst wohl bekannt sein, dass nach solchem Donnerkeil der Blütenkelben der Typus, des Kelbenrohrs, volkstümlich ebenfalls Dunderkeil heisst. — Auch den häufig aufgefundenen prähistorischen Steinheilen werden von den Leuten wunderbare Eigenschaften nachgerühmt. Es wird der von ihnen abgeschabte Stab in Wasser geschüttet, um bei allerlei Krankheiten getrunken zu werden, namentlich bei Erkältung, Fieber u. s. w. So wird nach dem Kataloge in der Sammlung des histor. Vereins für Marienwerder (Zeitschr. 1881 Heft V S. 52) ein aus Lubierzin, Kreis Cnebel, stammender Steinkohl aufbewahrt, dessen abgeschlagene Stücke als Medicin gebraucht wurden. Weil die Leute diese als vom Himmel gefallen ansehen, schreiben sie ihnen auch noch die Eigenschaft zu, dass selbige bei Gewitter hüpfende und springende Bewegungen machen sollen, wenn sie auf einen Tisch gelegt werden, der aus Lindenholz, und zwar von einem einzigen Baume herrührend, gefertigt worden ist. — Von besonderem Wermachen wäre also bei diesen Steinen nicht die Rede.

Metzgersprung und Gildentaufe.

Von Dr. August Hartmann.¹⁾

Hente am 13. Februar (Fastnachtsmontag) findet an dem Münchener Marienplatz der Metzgersprung statt. Wie man liest, haben die Theilnehmer beschlossen, den Brauch diesmal noch mehr als bisher in allen Einzelheiten getreu dem älteren Herkommen durchzuführen. Es dürfte daher gerade jetzt die schon öfter aufgeworfene Frage nach der historischen Grundlage dieses Brauchs, nach seinem Ursprung und seiner eigentlichen Bedeutung wieder interessant erscheinen.

Eine Volkssage lässt den Metzgersprung aus der Zeit einer Pest herkommen. Beim Erlöschen dieser Seuche hätten die Metzger eine Volksthatigkeit veranstaltet, um den gesunkenen Lebensmuth der Stadtbewohner aufzurichten; dies sei ihnen gelungen und zum Andenken daran jenes Fest später regelmäßig wiederholt worden. Doch zur Bestätigung der Sage liegt ebenso wenig eine geschichtliche Quelle vor, als hinsichtlich des Schäffertanzes, dessen Ursprung das Volk auf dieselbe Weise sich erklärt.

Der in mehrfacher Beziehung verdienstvolle Jos. Felix Lipowsky leitete den Münchener Metzgersprung von den römischen Pontificalien, sowie den Schäffertanz von dem römischen Saliern oder Springpriestern her, was nur als Curiosum erwähnt sei.

¹⁾ Aus der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 8. nach hinten S. 16: Literaturnotizen.

Von dritter Seite wollte man den Metzgersprung, statt auf die Pest, auf ein vermeintliches politisch-historisches Factum zurückführen, und dies hat nun schon seit fünfzig Jahren häufig eine Feder der anderen nachgeschrieben. Erst vor wenigen Wochen brachte eines der gestettesten Münchener Blätter dies wieder als „geschichtliche Darstellung“ und zwar „nach urkundlichen Quellen und authentischen Berichten.“ Zuerst meines Wissens ist das angebliche Ereigniss in Dr. Joseph Heinrich Wolfs „Urkundlicher Chronik von München“, Band II, 1854, S. 571 also erzählt: „1428. In diesem Jahre wurde mit grosser Feierlichkeit der Metzgersprung im Fischbrannen am Fischmarkt angeführt und zwar, wie es scheint, zum ersten Male in dieser Art. Wir haben alle uns verfügbaren Quellen in dieser Beziehung durchforscht und endlich Aehnlichkeiten in einer alten geschriebenen Chronik von Nürnberg gefunden. Es war nämlich im Jahre 1316, als sich im deutschen Reiche grossartige Verschwörungen theils für, theils gegen die gute Sache des Kaisers Ludwig und seines Gegners Karl IV. gebildet hatten. Dies war besonders in Nürnberg der Fall; der grössere Theil der Bevölkerung war aber dort für den Kaiser; Eben deswegen konnten die Anhänger des Gegenkönigs Karl IV. ihre Pläne nur im Finstern schmieden. Einzelne aus einigen Zünften der Stadt hatten sich nun ein Stelldichein am Mitternacht bei einem grossen Brunnen gegeben. Dies erlauchten einige junge Leute aus der Metzgerzunft und verbrachten sich an den Wänden des Brunnens im Wasser, obgleich es am Faschingsmontag, also das Wasser sehr kalt gewesen ist. Die Verschworenen kamen und die im Wasser verborgenen jungen Metzger hörten ihre Pläne und brachten sie der Obrigkeit zur Anzeige. Die Unternehmungen der Verschworenen, welche auf die Gefangennehmung der dem Kaiser Ludwig ergebenen Rathglieder abzielten, wurden somit gänzlich vereitelt. Die Sache wurde aber dem Kaiser Ludwig selbst hinterbracht und er gab der Metzgerzunft in Nürnberg auf ewige Zeiten das Privilegium, zum Andenken an die patriotische That einiger ihrer Mitglieder, ihre Lehrlinge durch einen feierlichen Aufzug und waghalsige Sprünge in das Wasser des öffentlichen Brunnens alljährlich am Faschingsmontag freizusprechen. Unter jenen Lehrlingen, welche die Verschwörung zur Anzeige gebracht hatten, befanden sich aber zwei Söhne von Münchener Bürgern. Als nun in Nürnberg nach dem Tod von Kaiser Ludwig Karl IV. denn doch gesetzlich regierender Herr geworden war, wurde dort das ganze Privilegium absichtlich vergessen und verloren. Jene beiden Metzgerlehrlinge, Sewald Sneyder und Mielch Tumblinger kamen nach München zurück und wurden Bürger und Metzgermeister, endlich ehrenvolle Führer ihrer Zunft. Auf ihre Veranlassung hin durfte kein Metzgerlehrling als Metzgerknecht oder Gubhilfe angenommen werden, wenn er nicht am Faschingsmontag einen kecken Sprung ins eisige Wasser gemacht hatte. Diese Sitte blieb im Geheimen fort und fort. Erst im Jahre 1426 wurde der erste festliche Aufzug zum Fischbrannen bei Gelegenheit des Neubaus der anteren Fleischbank von der damaligen Metzgerzunft mit Genehmigung der beiden Herzoge Ernst und Wilhelm und des inneren Rathes angeführt.“ Diese Erzählung ist nicht einmal eine Sage, sondern der unverkennbare Schwindel eines Fälschers. Wolf beruft sich auf eine nicht näher bezeichnete geschriebene Nürnberger Chronik und auf das „Münchener Stadtarchiv“. In Wirklichkeit gibt es historische Nachrichten hierüber nicht; die Nürnberger Chroniken wissen so wenig davon als die Mün-

chener Archive. Dagegen lässt sich recht gut errathen, weshalb der Fälscher an den Gedanken verfiel, den Münchener Brauch gerade aus Nürnberg abzuleiten. Es wird durch Chronisten ziemlich glaubwürdig berichtet, dass Kaiser Karl IV. (nicht Ludwig der Bayer) den Nürnberg Metzgern Freiheiten in Bezug auf das „Schemhartlaufen“ (die Maskenuffelge) verlieh und zwar zur Belehmung dafür, dass sie an dem Aufstande der Zünfte gegen die Geschlechter und damit der bayerischen gegen die luxemburgische Partei im Jahre 1348 sich nicht theilgeiligt.¹⁾ Diese Nachricht, in der weder München noch das Brunnenspringen irgend wie verkommt, wurde dann, aber erst in neuerer Zeit, mit bewusster willkürlicher Erfindung an jener Fabel angeschlossen.²⁾

Will es nun nicht gelingen, die Entstehung jenes Münchener Wahrsichens aus einem historischen Vorfalle zu erklären, so kommen wir vielleicht eher ans Ziel, wenn wir den reichen Schatz der alten Zunftsitzen mit Bezug auf diesen einzelnen Ortsbrauch vergleichend ins Auge fassen. Eine solche Musterung ergibt in der That, dass dieselben oder sehr ähnliche Ceremonien, wie beim Münchener Metzgersprung, auch bei den Fleischern anderer deutscher Orte, ferner bei anderen Zünften und sogar nicht bei Handwerkern allein, sondern auch bei anderen Ständen üblich waren. Ich bin diesen Dingen im Volk und der Literatur mit Vergnügen nachgegangen und glaube, ihre zusammenhängende Darstellung könnte einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Sitten, des Rechts und der Poesie bilden. Doch muss ich mich hier auf einen Auszug aus dem gemittelten Beschränken.

Im Markte Tölz an der Isar, ebenfalls München, war 1794 beim Festtage der Lebrlinge „das Brunnenspringen“ noch üblich* (Westerländer, Beiträge V, 298). Laut mehreren mündlichen Berichten sind in Tölz noch zwischen 1860 und 1870 regelmäßig ein Metzgersprung statt. Der Hergang war dem in München nicht vollkommen gleich. Acht Tage nach Lichtmessung gingen die „Lerner“ mit ihrem Meister zuerst in die Kirche; dann ritten sie von der Herberge aus vor das Gericht und Bezirksamt, zum Festamt und zum Netar. Am Markthronen angelangt, ritten sie dreimal um diesen herum und wurden durch die Lehrmeister vermittelt eines „Schöpfens“ mit Wasser aus dem Brunnen überschüttet, so dass sie nebst ihren Pferden ganz nass waren. Sie setzten sich nun auf den Brunnen und es folgte der Spruch des Altgesellen („Guter Freund, wo kommt du her? aus welchem Land?“ etc.), im ganzen

1) „Es gab auch Carolus auf die zeit etlich freiheit und besunder schönheit den frumen metzleren, die sie noch haben und ver fassnacht in besondern spilen erzaigen, dadurch sie gepeist werden als getrew fridname man gegen einen rater.“ Sigmund Meisterlins Nürnberg Chronik (Urkunden der deutschen Städte, III, 153).

2) Einen ähnlichen Schwundel veröffentlichte derselbe Wolf in seiner „Allgemeinen bayerischen Chronik“ V, München 1846, S. 89. wo er sagt: „Niemand hat noch arkundlich darzethan, woher der Schöffertanz in München stamme. Wir finden aber eine Urkunds aus den Zeiten Herzog Stephans vom Jahre 1349, worin einem Hindermeister Heilhammer in München für seine Leistungen bei den öffentlichen Tänzen zur Ermuthigung der durch die Pest entvölkerten Stadt der Dank des dänischen Bürgermeisters ausgesprochen wird. Also bestand der Schöffertanz schon in dem genannten Jahre.“

so wie in München. Hiernach hängte jedem Lerner sein Meister das „G'hing“ (Fiehnage, siehe unten) um, gab ihm dabei einen leichten Backenstreich und taufte ihn mit einem Gläschen Wein. Die neuen Gesellen tanzten sodann paarweise drei „Scharen“ (Tenren) miteinander, worauf alles das „G'hing“ am linken Arm befestigt wurde und ihnen auf die Herberge zog. — In oberbayerischen Markt Aibling sprang 1792 Joseph Niggel von Fung als der letzte in den Brunnen (Oberbayr. Archiv, XV (II), 224). In Rosenheim dauerte die Sitte bis 1793 (Schmeller, Wörterb. II, 703). Auch zu Eggenfelden in Niederbayern hieß man den Metzgersprung (mündlich).

In Sulzbürg währte früher der Fleischhacker-Jahrtag den Fasching-Sonntag, Montag und -Dienstag hindurch. An einem dieser Tage war der „Freisprung“ ihrer Lebrlinge altbergehrt. Letztere wurden in feierlichem Zuge, der sich von der Herberge aus über die Salzach-Brücke bewegte, getragen. Nachdem sie auf den alten Marktplatz zum Stadtbrunnen gekommen waren, zu dessen Sitze man einen kleineren St. Florian, das Stadtwappen und die Jahrszahl 1683 bemerkt (etwas unterhalb des bekannten Café Tennelw), sprangen sie in das Basin des Brunnen und schütteten Wasser auf die Volksmenge, zu deren Anlehung Lebelzen ausgeworfen wurden (mündlich von verschiedenen Meistern und Gehülfen). — Zu Hainleiu ebenfalls Sulzbürg fragte ich den ältesten Metzgermeister mit gutem Bedacht (obwohl bei dessen offenem und verständigem Charakter kein Grund zu Misstrauen gegeben war) nur allgemein, ob die dortige Fleischhacker keine Hirsche geböhrt hätten. „Nein!“ erwiderte er, „nicht viel.“ In den Brunnen sind sie halt gesprungen da oben“, und hierbei zeigte er nach dem Brennen auf dem Richterplatz. „Sie hatten“, fuhr er fort, „eine Fraue (d. h. Freiheit) und schütteten daher das Wasser weit umher. Mit den Freisgeangten sprang gewöhnlich ein Knocht (d. h. Gesell); wer dies thun musste, ward durch Würfelspiel entschieden.“ Nach Gruber Halleiner Chronik wurde „1791 das Brunnenspringen der Fleischhacker knochte im Fasching, welches 250 Jahre gelährschieden verboten.“ — Auch Meran hatte seinen Metzgersprung (v. Reinsberg-Düringfeld, Culturhistorische Studien, S. 132).

In Zürich pflegten vor Alters am Aschermittwoch die Metzger einen Umzug in Hainrichs zu halten. Die Chronik Bullingers (16. Jahrh.) erwähnt daneben ein „unfätzig spiel, ein brut (Brant) und ein brütigam, um welche alles villant naren und butzen mit schellen, kuhschwännen und allerlei wunst. Es ward nach sonlicher umzug mit andern gesamt, denn der Metzger brut; und wirft man endlich den brütigam mit der brut in den brunnen.“ (Vernaleken, Alpen und S. 355.) Einerseits dieser „Metzgerbrant“ in Zürich und anderseits dem Zuge aus Münchener Metzgersprung gleich der Fastnachtsumzug in Münster in Westfalen nach Schilderung einer Chronik des 16. Jahrhunderts. Die Fleischer sogen am Fastnachtsdienstag Abends durch die ganze Stadt zu allen Fleischerhäusern. Hinter den Spielletzen ritten zu allen Gildemeister mit Fahnen; alle Fleischschöbe folgten paarweise nach. Die grösseren ritten allein; die kleineren wurden von danebengehenden Männern mit den Pferden festgehalten (also wie die kleinen Meisterschöben in München). Auf sie folgten die zwei andern Gildemeister mit der „Brant“ d. h. der ältesten noch unverheiratheten Meisterstochter, zu Fusse; hinter diesen sämtliche Fleischer Paar bei Paar (Mannhart, Wald- und Feldrute I, 436). In München heissen nach altem Brauch zwei eigens ge-

wählte Metzger, ein Meistersohn und ein Gehülfe, deren einer beim Umzuge vor dem Sprung in alt-
thümlicher Kleidung die reichverzierte grosse Zunft-
kappe, der andere den „Willkommen“ oder Zunftbecher
trägt, der erste und zweite „Hochzeiter“, was hayerisch
einen Bräutigam bezeichnet. Jeder dieser Hochzeiter
hat zwei Begleiter, welche die „Brantführer“ genannt
werden. Dies erinnert sehr an den „Bräutigam“ und
die „Brant“ der Züricher Metzger und an die „Irrant“
der Fleischer von Münster. Ohne diese Uebereinstim-
mung könnte man allerdings das Wort „Hochzeiter“ hier
auch von „Hochzeit“ im älteren Sinne (= Fest) ableiten.

Bei den deutschen Fleischbauern in Ungarn be-
stand bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die
Sitte des Lehrlingstades bei Gelegenheit des Fasching-
festes. Die Freisprechenden mussten sich zuerst in
einem Bottich voll schmutzigen Wassers stürzen und
dann in einem zweiten mit klarem Wasser sich wieder
abswemmen (Csaplovics, Gemüde von Ungarn, Pest
1829, S. 267).

Wie die Metzger, pflegten noch eine Reihe anderer
Handwerkszünfte die Erhebung ihrer Lehrlinge unter
die Gesellen mittelst feierlicher Bräuche vorzunehmen,
von welchen letzteren Vieles an den Metzgersprung er-
innert. Hieber gehören das „Schleifen“ der Metzger
oder Schächler. Der freisprechende Lehrling erbat
sich einen der Gesellen zum „Schleiffaffen“ und zwei
andere Zunftangehörige zu „Schleiffoten“ (Fahnen).
Ähnlich wählte sich vor den Münchener Metzgersprung
jeder freisagende Lehrling einen sogenannten „Ge-
vattersmann“ in der Person eines jener 3–5 jährigen
Meisterknechten, welche dann im Zuge mitreisten und
nach dem Sprung den Gefallenen unter Verahreichung
eines leichten Backenstreiches das „G'häng“, ein breites
Band mit silbernen Schaumzinnen, über die Schultern
hängen. Der Böttner-Schleiffaffe führte den Lehrling
vor die versammelten Meister und Gesellen und be-
gann einen langen, theils komischen, theils ernsten
Spruch, worin er die Bestimmung der Zunft zu dem
bestehenden Act erholte und den Lehrling über das
Betragen in dem neuen Stand, namentlich auch wäh-
rend der Wanderschaft, unterwies. Allerlei der Hand-
werksphäre entnommene Ceremonien während dieses
Spraches, wie Schleifen, Hobeln etc. deuteten an, dass
der neue Gesell, frei von Unarten des Lehrlingsjahres,
sich durch ein geistiges Verhalten auszeichnen sollte.
Derselbe erhielt ferner zum Scherz einen neuen Namen,
z. B. Urban Macheleinwarm. Ähnlich richtet an Mün-
chen (und Tölz) der Altgesell an die auf dem Brennen
stehenden, komisch in Kleider voll Khlberachweiffen
gehaltene Metzgerjungen einen Spruch, durch den
der Wortführer der Lehrlinge im Namen Aller gute Lehren
und einen neuen Namen empfängt: „... Nein, nein,
das Tauen kann dir Niemand wehr'n. Aber dein
Namen und Stammen muss verändert wer'n; Du sollst
hinfort heissen Johann Georg Gut, der Viel verdient
und Wenig verthut“¹⁾. Der Böttnerlehrling musste
schliesslich über den Tisch springen (also auch ein sinn-
bildlicher Sprung), auf die Gasse laufen und „Feuer“
rufen, worauf die Gesellen nacheilten und ihn reich-
lich mit Wasser überschütteten.

Ausser den schon genannten übten noch folgende
Handwerke bei „Loslösung“ ihrer Lehrlinge das Be-
gehen mit Wasser: Schreiner, Drechsler, Schmiede,
Nagelschmiede, Messerschmiede, Weissgerber, Hut-
macher, Tuchscherer, Seiler, Beutler, Weber und Bach-
-

1) Hierauf in Tölz noch: „Vivat jung frisches
Metzgerblut! Vivat!“

hinder. Meist wählte auch bei diesen Zünften der
Lehrling sich einen oder zwei Beiständer, die den
Namen von Fahren führten. Die übrigen Ceremonien
und Sprüche waren mannigfaltiger Art. Bisweilen
verband sich mit der Wasserrufe noch eine Wein-
begiessung. Ähnlich schütteten die Münchener Metzger-
lehrlinge, auf dem Brennenrand stehend, einen Theil
des Weines, womit sie unter Anleitung des Altgesellen
verschiedene Geandheiten ausbrühen, über ihr Haupt
zurück in den Brennen, und deren Tölzer Kameraden
werden durch die Meister förmlich mit Wasser und
Wein getauft. Eigentliches Untertauchen nahmen einst
die Zimmerleute vor; diese trugen (vgl. oben Salzburg)
ihre Lehrlingen mittelst Stöcken auf den Schultern
an einem Fluss oder öffentlichen Wasserbehälter (inter-
num publicum), warfen sie hinein und nannten dies
Taufen (Struvius, Systema jurisprudentiae officinarum,
Lemgov. 1738, T. II, p. 207).

(Schluss folgt.)

Mittheilungen aus den Lokalvereinen. Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung am 16. December.

1. Herr Prof. Dr. Günther über: „Anthropo-
logischer Unterricht in alter Zeit“. Der Vor-
tragende betonte am Eingange den Umstand, dass das
Wesen der Disciplin, welche heute mit dem Worte
Anthropologie bezeichnet wird, lange Zeit wenig scharf
bestimmt war, indem vielfach darunter ein Zweig der
Philosophie, ja sogar der Theologie verstanden wurde.
In dem Sinne, dass darunter ausschliesslich die Kennt-
nis des menschlichen Leibes und von dessen nach
Zeit und Raum verschiedenen Erscheinungsformen
(historische und ethnographische Anthropologie), mit
Ausschluss der speciell-medizinischen Elemente ver-
standen wird, ist der Name ein ziemlich neuer und
geht höchstens zurück bis zur Mitte des vorigen
Jahrhunderts, d. h. bis zu der Zeit, da durch Camper,
A. v. Haller und nachher besonders durch Blumen-
hach die somatische Anthropologie eine festere Be-
gründung erhielt. Gleichwohl kann man den Beginn
des anthropologischen Unterrichts schon in eine viel
frühere Zeit versetzen. Schon die naturwissenschaftlichen
Encyclopädien der Römer, des Plinius zumal
und des Isidorus Hispalensis, enthalten vollständige
Behandlungen über den menschlichen Körper, und in
den deutschen Klosterschulen des Mittelalters, wie sie
Alkuin und Rhabanus Maurus begründeten, bildet die
Anthropologie einen festen Lehrgegenstand. Dies hat
Fellaer in Wien durch seine deutsche Bearbeitung
von Rhabanus Werk „De universo“ sehr wahrscheinlich
gemacht und der fehlende endgültige Beweis lässt sich
erbringen durch eine von Dr. Specht hervor gehobene
Stelle bei Walafrid Strabo. In-besondere wurde auch
die Ethnologie, und zwar nicht vom geographischen,
sondern vom anthropologischen Standpunkte aus ge-
pflegt, indem man eine Völkertafel menschlicher Ab-
normitäten nach den Wunderberichten einer Ktesias,
Plinius, Solinus ansammelte. Dies wurde an einer
Reihe von Beispielen näher erörtert. Die späteren
Hochschulen wandten diesem Lehrgegenstande höch-
stens insofern einige Aufmerksamkeit zu, als bei der
Erklärung des Aristoteles die Sprache darauf kommen
musste, aber im übrigen wurde die Anthropologie
von der Anatomie absorbirt. Hierin Wandel geschah
zu haben, ist eines der vielen Verdienste Metachthon's,
des „Praeceptor Germaniae“; sein Buch „De
anima“ ist neben der Psychologie auch der Lehre

vom menschlichen Körper gewidmet und sollte als Lehrbegriff für Vorlesungen ausserhalb der medicinischen Facultät dienen. Sogar die Mittelschule nahm gelegentlich diesen Unterrichtszweig auf, wie das Beispiel von Coburg und Halle lehrt. Die Anthropologie jedoch zu einem regelrechten Bestandtheil der philosophischen Facultät zu machen, das blieb der hayerischen Universität in Grolstadt-Landskron und der durch A. v. Ickstatt eingeleiteten Reformperiode vorbehalten. Der Vortragende belegte diese Behauptung durch zwei Schriften des damals hochgeschätzten Professor H. M. v. Leveing, mit deren eingehender Besprechung noch warmen Hinweis auf das Ordinariat für Anthropologie und seinen Vertreter in der naturwissenschaftlichen Section der philosophischen Facultät München, als das erste und noch einzige an einer deutschen Hochschule, der Vortrag seinen Abschluss fand.

2. Herr Privatdocent Dr. Hofer: „Beobachtungen über das Zusammenleben von Thieren und Pflanzen.“
3. Die Herren Dr. Max Buchner und Dr. Hugo Zeller über die sogenannten Dahomey-Amazonen. Prof. Dr. Rüdinger fand, dass bei der hier verstorbenen Amazone eine Anzahl wichtiger primärer Gehirnwindungen secundär geblieben war, Herr Dr. O. Schäffer fand bei ihr Frauenbescheidigung.

4. Herr Prof. Dr. Rüdinger über des Fakir Soliman ben Aissa. Der Redner, der bekanntlich demselben selbst die Zunge durchstochen hatte, war überrascht, als er tieher in der Zunge eine kleine Vertiefung sah; durch diese führte er das Instrument ohne Widerstand. Hier, wie in den Haken, sind ohne Zweifel präparirte Oeffnungen vorhanden; ob dies an Hals und Armen ebenfalls der Fall, weiss Redner nicht, allein das Durchstechen der Nadeln erfordert hier bloss so viel moraische Kraft, wie etwa das Einführen der Morphiumspritze. Das Eintreiben des Dolches in den Bauch geschieht mit Schlägen auf die hohle Hand hinter das subcutane Bindegewebe; der Mann hat eine cutis laxa, wie ein hiesiger Bürger, der seine elasticitöse Bauchhaut bis zur Nase ziehen kann. Bei dem Experimente am Auge schiebt der Fakir das Instrument an der Bindehaut hinein bis zum Bulbus, rollt den Bulbus nach aufwärts und legt mit der Hand das Augenlid zurück. Alle seine Vorfahrungen sind auf natürlichem Wege zu erklären, von Hypnose ist keine Spur, was auch Herr Dr. Frhr. v. Schrenck bestätigt.

Allg. Z., Beil.

Literatur-Besprechungen.

(Für die Recensionen in den Literaturbesprechungen tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Recensenten.)*

*) Auf Anfrage zu Seite 68, 1893, bemerken wir Folgendes:

Nach Rücksprache mit hervorragenden Mitgliedern unserer Gesellschaft wurde der Beschluss gefasst, die obenstehende Redactionsbemerkung von der August-Nummer 1893 an regelmässig den „Literaturbesprechungen“ beizufügen und zwar nach folgenden Erwägungen:

Unserem Gesellschafts-Organ muss der Charakter eines „Correspondenz-Blattes“, in welchem, wie der Name besagt, nicht nur die Redaction, sondern auch die Anschauungen der

Mitglieder thunlichst ungestört zum Wort kommen können, in vollem Masse gewahrt bleiben. Um aber vorgekommenen Missverständnissen in Zukunft vorzubeugen, setzt dieser Standpunkt voraus, dass die Redaction eine wissenschaftliche Verantwortung nur für jene Artikel übernimmt, welche sie selbst gezeichnet oder sonst für Jedermann ersichtlich, als von ihr ausgehend kenntlich gemacht hat. Eine Kritik der von ihr nicht gezeichneten Artikel soll durch diese Redactionsbemerkung in keiner Weise gehindert werden, die Redaction wünscht durch diese Bemerkung lediglich der individuellen Freiheit der Meinungs-Aeusserung der Mitglieder im weitesten Umfang Raum zu geben. D. Red.

Neue Publicationen von Herrn Dr. August Hartmann. Custos der k. Hof- und Staatsbibliothek in München. (s. oben S. 13.)

August Hartmann, der hochverdiente Forscher auf dem Gebiete der Volkspoesie und vor Allem der Volksschauspiele namentlich in Bayern, hat seinen Publicationen, durch welche er Bayern zu dem in diesem wichtigen Zweige der Volkskunde bestbekanntesten Theile Deutschlands gemacht hat, eine Anzahl neuer hinzugefügt, auf die wir ihrer Bedeutung entsprechend und um zur Nacheiferung überall in deutschen Lande aufzurufen, hier speciell aufmerksam möchten.

Die eine dieser Publicationen ist betitelt: „Die Regensburger Fastnachtsspiele“, zum 1. Male herausgegeben von Aug. Hartmann. Sonderdruck aus Band II der Zeitschrift: Bayerns Mundarten, Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde, herausgegeben von Oskar Brenner und Aug. Hartmann. München, Verlag von Christ. Kayser. 1893. 8^o. 64 S.

Drei andere Publicationen sind in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in München erschienen unter dem Titel: „Zum 2. September 1886; 200-jährige Gedächtnissfeier von Ofens Befreiung vom türkischen Joch: Sammlung historischer Volkslieder“; 1886. Nr. 248, und 1893, Nr. 85 „Der Schäfflertau“. Die 3. Publication „Metzgerprung und Gildentanz“, 1893, Nr. 41, theilen wir vorstehend S. 13 mit Erlaubniss der Redaction und des Autors in extenso mit. J. R.

Die Bronzezeit in Böhmen von Konservator Heinrich Riehl. 213 Seiten Text, 55 Tafeln (mit ca. 400 Abbildungen) und 1 Karte. Gross 4^o. Wien 1891. Alfred Hölder.

Wir machen hier die Fachgenossen auf diese wichtige Publication nur in Kürze aufmerksam, eine ausführlichere Besprechung und Würdigung wird das Archiv für Anthropologie, Heft 1 n. 2, 1894, bringen. Das reichlich ausgestattete Werk behandelt sehr eingehend die interessante „Bronceprovinz“ Böhmen — ein Zwischenglied zwischen der Bronzealter Ungarns und dem Norden Europa einerseits, dem Südosten andrerseits — und bietet in den vielen Hunderten fein ausgeführter Abbildungen ein vortreffliches, neues Vergleichsmaterial dem Studium dar. Eine besonders eingehende Betrachtung erfahren die verhältnissmässig zahlreichen Depotfunde Böhmens, welche den Verfasser zu sehr interessanten neuen Schlüssen bringen. J. R.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 24. Februar 1894.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1894.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 dieses Jahrgangs.

Inhalt: Klima und Hautfarbe. Von Dr. Ludwig Wisler. — Metzgersprung und Gildentanze. Von Dr. August Hartmann. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — L. Glück: Tätowirung der Haut in Bosnien und der Herzegovina. — Literatur-Besprechungen.

Klima und Hautfarbe.

Von Dr. Ludwig Wisler.

Die Abhängigkeit der Hautfarbe von der Sonne galt im Alterthum als unbestrittene, feststehende Thatsache. Alle Schriftsteller, Naturforscher und Geschichtschreiber¹⁾, sind darin einig, dass sie die schwarze Haut der Afrikaner als Wirkung des Sonnenbrandes ansehen. Plinius, Hist. nat. II 80, hebt auch die entgegengesetzte Wirkung des nördlichen Klimas hervor: namque Aethiops vicini sideris vapore torreri, adustusque similes gigni, barba et capillo vibrato, non est duhium. et adversa plaga mundi, atque glaciali, candida eute esse gentes, flavis promissis crinibus: truces vero ex caeli vigore has, illas mobilitate hebetes. . . . Und in der That für die Alten gab es nichts, weder Theorie noch Erfahrung, das gegen diese Annahme gesprochen hätte; in dem damals bekannten Erdkreis verhielt sich die Sache wirklich so, je weiter man nach Süden reiste, je näher man der Sonne kam, desto dunkler wurden die Völker, während von Norden her, über Alpen aus Hämus, Menschen mit weisser Haut, hellem Haar und blauen Augen herüber kamen, und je weiter kühne Seefahrer an der Küste des Nordmeeres vordrangen, desto einheitlicher fanden sie die Bevölkerung, desto mehr schwand die Beimengung dunklerer Bestandtheile. Ganz besonders das den äussersten Norden und die Mitte unseres Welttheils einnehmende Volk der Germanen überraschte die Südländer durch seine vollkommen

1) Herodot II 23, Aristot. (problem. XIV 4), Galen. (de temper. II 8 und XXXVIII 2).

gleichartige Färbung: unter Hunderttausenden war kein Dunkelhaariger zu finden. Die von Tacitus, Germ. c. 4, gegebene Schilderung (habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem: omnibus truces et caerulei oculi, rutilae comae) wird durch zahlreiche andere Augenzeugen vollauf bestätigt.

Hente liegt die Sache anders: die neuentdeckten Welten wollen zu diesem Bilde nicht stimmen, der grossartige Verkehr hat die Menschen durcheinander gewürfelt und allenthalben Rassenmischungen hervorgerufen, und ausserdem wird die Einigkeit der Gelehrten durch allerlei Theorien gestört. Trotzdem stehen aber auch heute noch mancher Forscher!) auf dem Standpunkt der Alten, ob mit Recht, das mögen die folgenden Betrachtungen zeigen.

Zunächst drängt sich uns die Frage auf: stammen überhaupt alle Menschen von einer Ur rasse ab, und wie war diese, hell, dunkel oder mittel gefärbt? Die oft behauptete Einheit des Menschengeschlechtes ist nicht zu beweisen, es spricht vielmehr eine höchst merkwürdige Thatsache dagegen: in Asien sind die Menschenrassen, Mongolen und Malayen, wie die menschenähnlichen Affen rundköpfig, in Afrika und Europa dagegen wie Gorilla und Schimpanse langköpfig. Auch in der Färbung stimmen der rothe Orang und die, bis auf eine dunkle Art, braunen oder

1) Föschke, Die Arier 1878. — Schaaffhausen, Anthrop. Studien 1895. — Penka, Origines Arianae 1893. Die Herkunft der Arier 1896, Die Entstehung der arischen Rasse und Der Mensch und das Klima, Ausland 1891 Nr. 7—10 n. 21.

gelben Gibbons mit den asiatischen, der schwarze Gorilla und Schimpanse dagegen mit den Negerassen überein. Daraus kann man schliessen, dass es überhaupt niemals eine nach Farbe und Schädelform einheitliche menschliche Urrasse gegeben, dass sich vielmehr in Asien und Afrika unabhängig von einander je eine im vornherein durch die Färbung und besonders durch die Kopfform unterschiedene Rasse entwickelt habe. Hinsichtlich letzterer stehen die Ureuropäer den Afrikanern nahe; dass ihre Hellfärbung durch Bleichung, durch allmählichen Verlust des Farbstoffes aus einer dunkleren Farbe hervorgegangen, ist viel wahrscheinlicher als das Gegenteil, wenn man auch zugehen kann, dass manche zwischen den Wendekreisen lebende Negervölker durch vermehrte Pigmentablagerung noch dunkler geworden seien und dadurch die Kluft zwischen Weisses und Farbigen noch verbreitert haben. Wenn wir uns in der Natur nach den Ursachen des Farbstoffverlustes umsehen, wobei wir aber die Schutzfärbung der auf Schnee und Eis lebenden Tiere ausser Acht lassen müssen, so werden wir meist Lichtmangel als solche erkennen: darmbewohnende Schmarotzer und Höhlenthiero sind fast ganz pigmentlos. Auf der anderen Seite sehen wir, dass sich unsere weisse Haut unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen — vorübergehend oder dauernd, fleckig oder gleichmässig — dunkler färbt. Es lässt sich also ein die Farbstoffablagerung fördernder Einfluss des Lichtes, ein mildernder des Dunkels nicht wohl in Zweifel ziehen. Vielleicht spielt ausser dem Licht auch die Hitze noch ihre Rolle. Sicher aber hat es unendlich langer Zeiträume bedurft, um solche Unterschiede, wie zwischen einem tiefschwarzen Neger und einem marmorweissen Nordeuropäer, zu Stande zu bringen.

Die Hellfärbung ist ein wichtiges, weil ihr allein zukommendes, Merkmal der nordeuropäischen oder „arischen“ Rasse, und da diese, wie die Uebereinstimmung der allerältesten mit heutigen Schädeln zeigt, seit der Eiszeit in unserem Welttheil heimisch ist, so liegt die Annahme nahe, dass sie im Lauf der Jahrtausende unter dem so oft mit düsteren Wolken bedeckten Himmel und in den langen nördlichen Winternächten viel Farbstoff eingeässt hat. Auch der Umstand mag mitgewirkt haben, dass die Kälte seit den ältesten Zeiten die Haut zu verhüllen zwang.

Dieser, wie so mancher anderen, einfachen Erklärung steht die im letzten Jahrzehnt aufgekommene Lehre von der „Nichtvererbung erworbener Eigenschaften“ im Wege; denn den Anhängern derselben bleibt als einzig wirksame Ursache für die Abänderung der Arten nur „die Auslese, die

Naturzüchtung“ übrig, die sie ganz folgerichtig mit „Allmacht“ ausstatten.¹⁾ Trotz dieser „Allmacht“ können durch die natürliche Auslese selbstverständlich nur vortheilhafte Eigenschaften gezüchtet werden; dass aber Pigmentverlust vortheilhaft sei, wird Niemand behaupten wollen. Die bei uns manchmal vorkommenden rothäugigen Albinos sind bedauernswürthe, hinfällige Goshöpfe, die meist schnell von Krankheiten weggerafft werden, und auch die unter den Negern hier und da auftretenden Albinos mit röthlicher, oft fleckiger Haut, gelben Haaren und blauen Augen sind oft schwächlich und werden mit Scheu und Mitleid betrachtet.²⁾ Die weissen, blauäugigen Katzen sind meist auch taub und die durch den Aufenthalt in dunkeln Ställen pigmentlos gewordenen Hausthiere, wie Kaninchen, Gänse, Euten, Schweine u. dgl., können in Bezug auf Widerstandsfähigkeit den Vergleich mit ihren wildlebenden, dunkelgefärbten Verwandten nicht aushalten.³⁾ Ausser ihrem Albinismus zeigen die zahmen Kaninchen auch Gehirnschwund mit Verkleinerung der Schädelkapsel und Schlappohren, alles Eigenschaften, die sich vererben und doch unmöglich durch Naturzüchtung hervorgebracht sein können, ebenso wenig wie die Hellfärbung der Nordeuropäer. Man hat, um diese erklären zu können, auch an die geschlechtliche Zuchtwahl gedacht, und es soll gewiss nicht geleugnet werden, dass durch die Bleichung der Nordländer eine wunderbare Schönheitswirkung entstanden ist. Das blaue Auge, das durch die weisse Haut rosig schimmernde Blut, das im Goldglanz leuchtende Haar bilden eine Farbenzusammensetzung, wie sie kein Maler herrlicher ersinnen gekonnt hätte. Ein solches Schönheitsideal ist leicht begreiflich; um aber auf die geschlechtliche Zuchtwahl wirken zu können, musste es sich erst durch die Ansehung gebildet haben, wie überhaupt nichts „angelesen“ werden kann, was nicht schon da ist. Die anthropologisch so wichtige Hellfärbung der „arischen“ Rasse bildet daher für die Anhänger Weismann's einen Stein des Anstosses; sie können sie wohl hervorheben, nicht aber aus natürlichen Gesetzen und Vorgängen erklären.⁴⁾

Glücklicherweise wird der Neu-Darwinismus, der schon Verwirrung genug gestiftet, immer mehr

1) A. Weismann, Die Allmacht der Naturzüchtung 1893.

2) Sebinz, Deutsch-Südwest-Afrika S. 275.

3) Gans kürzlich wurde vieler (Vers. d. deutsch. Landwirtschaftsgesellschaft) durch Prof. Eggeling die geringere Widerstandskraft der pigmentarmen Schweinemassen hervorgehoben.

4) O. Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen 1893 und Die seelischen Anlagen des Menschen. Tögl. Rundschau 1893 Nr. 273.

in die Enge getrieben; bei aller dialektischen Gewandtheit dürfte es Weismann doch schwer werden, den letzten Angriff abzuwehren.¹⁾ Für Männer, die mit Erfahrungsthasachen zu rechnen gewöhnt sind, ist es hoch erfreulich, dass nach der neuen, von Hnacke aufgestellten Vererbungstheorie erworbene Eigenschaften sich vererben „müssen“.

Die Nachteile, die durch den Pigmentverlust für unsere Rasse zweifellos entstanden sind, werden mehr als aufgewogen durch glänzende Eigenschaften des Leibes und der Seele, die den gleichen Ursachen ihre Entstehung verdanken. Dieser Gedanke war schon dem frühen Mittelalter geläufig.²⁾ Wir dürfen als sicher voraussetzen, dass nur im nördlichen Europa der Mensch den Kampf mit der Eiszeit zu bestehen hatte. Die amerikanische Bevölkerung ist jedenfalls erst viel später in jenen Welttheil eingewandert und trägt ihren doppelten Ursprung von den zwei Hauptstrassen der alten Welt durch die Mischung der Schädelformen — Rund- und Langköpfe — deutlich zur Schau. Auch die mehr gleichmässig über nördliche und südliche Breiten vertheilte Hautfarbe, die se gar nicht zu den sehr ausgeprägten Schattirungen der alten Welt stimmen will, erklärt sich leicht auf diese Weise, da ungezählte Jahrtausende verstreichen müssen, ehe deutliche Unterschiede hervortreten. Für die Ureuropäer war die Eiszeit insofern verhängnissvoll, als sicher die meisten mit den grossen Säugern der Perzeit in jener au furchtbaren Umwälzungen reihen Zeit zu Grunde gegangen sind. Die wenigen Ueberlebenden aber hatten eine so harte Schule der Noth durchgemacht, eine so scharfe Auslese erfahren, dass sich aus ihnen die höchststehende Menschenrasse entwickeln konnte, der die Art ihres Werdens auf dem Gesichte geschrieben steht.

Se haben wir in der Pigmentirung, die bei reinen Rassen immer eine nach Haut, Haaren und Augen übereinstimmende ist, ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der Menschen kennen gelernt, das, weil es zu seiner Entstehung so grosser Zeiträume bedurfte, auch mit grosser Zähigkeit sich vererbt und in Kreuzungen leicht die verschiedenen Bestandtheile erkennen lässt. Noch wichtiger aber ist die Schädelform, die, anscheinend ganz unabhängig von äusseren Einflüssen, bis in die ältesten

Zeiten der Menschheit, ja noch weiter zurück reicht. Es lassen sich gar keine Lebensbedingungen denken, die umgestaltend auf die Schädelform wirken könnten. Ein Zusammenhang mit der Körpergrösse, an den man gedacht hat, besteht nicht, denn gerade die grössten Menschen sind rundköpfig³⁾, die kleinsten langköpfig. Aneh die Kulturböhe ist ganz belanglos; die ganz im Naturzustande lebenden Wedda's sind chense langköpfig wie die Nerdeneropäer, ehgleich ihr Schädel ungefähr um 250 cem weniger geräumig ist. Demnach kann sich die Schädelform nur durch Rassenmischung verändert haben, eine Thatsache, die für die anthropologische Ferschang von der grössten Bedeutung ist.

Metzgersprung und Gildentaufe.

Von Dr. August Hartmann²⁾

(Schluss.)

Die fremden Kaufleute, welche die Frankfurter Messe zu besuchen pflegten, bildeten dort im Jahre 1565 einen Verein zum Zweck gegenseitiger Unterhaltung und gegenseitiger werththätiger Hilfe, den sie „Schwägerschaft“ nannten. Spätere Statuten bestimmen ausdrücklich, dass neue Mitglieder sich der Aufnahme durch „Taufen“ und „Hänseln“ zu unterwerfen hätten.

Zu St. Goar am Rhein bestand eine Gesellschaft, der Barchhaus- oder Hanser-Orden genannt, der alle zur dortigen Messe ziehenden Kaufleute beitreten mussten. Dieser Orden soll schon 1480 als uralt bezeichnet werden; überhaupt sind mancherlei urkundliche Quellen über ihn vorhanden. Die Aufnahme gesah durch Uebergiessen mit Wasser. Später wurde der Gebrauch auf alle durch St. Goar kommenden ansahlicheren Fremden angedehnt. Der Reisende wurde gefragt, ob er mit Wein oder mit Wasser getauft sein wolle. Im ersteren Falle hatte er ein Quantum Wein zu bezahlen und einen Becher zu leeren; wählte er aber das zweite, so setzte man ihm eine blecherne Krone auf (die an Ort und Stelle noch zu sehen ist), taufte ihn gebrüg und behalte ihn mit der Jagd auf der Bank (dem Rif im nahen Rheinwibel) und mit der Fischerei auf der Lanze. Der Taufung wählte auch hier zwei Pöthen oder rheinländische „Göten“.

Die deutschen Kaufleute der hansischen Factorei zu Bergen in Norwegen hatten nicht weniger als 15 sogenannte „Spiele“, durch welche sie die sich zum Eintritt meldenden Lehrlinge auf die Probe stellten. Die drei gewöhnlichsten waren das Rauch-, das Staupen- und das Wasserspiel. Beim Rauchspiel wurde der Fröling an einem Strick in einen Kamin aufgezogen, stinkende Materialien unter ihm angezündet, dem Gepöignigten mehrere Fragen vorgelegt, die er beantworten musste, derselbe endlich berabgelassen und mit sechs Tonnen Wassers begrüsst. Bei dem hierauf folgenden Staupenspiel mussten die Lehrlinge aus einem Wald

1) W. Hnacke, Gestaltung und Vererbung 1893.

2) Paul. Diacon. Gesta Langob. l. 1: Septentrionalis plaga, quanto magis ab aestu solis remota est, et nivali frigore gelida, tanto salubrior corporibus hominum. . . . Jordan. De reb. Getic. 4: Haec itaque gentes Romanis corpore et anime grandiores, in festas aevitias pugnae.

1) Die Patagonier haben bei einer durchschnittlichen Grösse von 1,83, einen Kopfindex von 85, während die afrikanischen Zwergvölker eine, dem Negerstypus entsprechende, längliche Kopfbildung haben.

2) Aus der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung. s. auch hieten S. 10: Literatürbesprechungen.

Mainenweige holen, werden dann mit diesen in einer „das Paradies“ genannten Kammer erhaltungsgelosp gepachtet und zur Ermarterung folgenden Tages ins Wasser geworfen. Beim Wasserspiel, das den Schluss machte, wurden die Lebringe zu Schiffe gebracht, entkleidet, dreimal ins Meer getaucht, unter dem Boote durchgezogen und jedesmal, wenn sie heraufkamen, abermals mit Röhren gepachtet. Ueberall haben wir hier eine Wasserart: freilich aber verkörpern diese rohen und gransamen Hergencr Bräuche zugleich den Zunftgeist in seiner schroffen Entartung.

Von den Kaufleuten kommen wir auf mehrere andere Gewerbe, welche ebenfalls mit Handel und Verkehr zu thun haben. Die Fabrikanten, die zu Frankfurt in der „Rosswede“, auch Rosschwemme oder Rossplöhl genannt, täglich ihre Pferde abschwammen, hatten sonst die Gewohnheit, dass sie ihre Kameraden, wenn diese das erste Mal nach Frankfurt kamen, auf eine mit einem Pferd bespannte Schleife setzten, mit ihnen in die Weide rannten, sie dreimal im Wasser herum und dann wieder ins Wirthshaus führten, wo dieses sogenannte „Hänseln“ mit einem Trunk beschlossen wurde (Batton, Ortsbeschreibung von Frankfurt“, S. 281). Auch nach Frisch („Wörterbuch“ I, 450) war das Hänseln ehemals bei Fabrikanten gebräuchlich.

Die Seesleute pflegen bekanntlich den jungen Matrosen und auch manchen Reisenden, welcher zum ersten Mal die Linie (den Aequator) passirt, durch ein kräftiges Sturzbad einzunehmen. Bei unsen oberbayerischen Flussschiffen am Inn (von Neubauern, Rosenheim etc.) war es Brauch, dass, wer unter ihnen das erste Mal mitfuhr, aus einer „See“ (Schaufel) zum Wasserschnöppeln getauft wurde. Bei den Salzschiffen aber (von Lanfen-Oberndorf) traf dies den, welcher zwischen Passau und Lins zum ersten Mal den einst berühmten Donaustrudel oder „Strum“ bei Grein durchfuhr; hierbei wurde ihm ein Spitzname gegeben, der ihm längere Zeit blieb. Die lan-Schiffleute bieten eine solche Taufe auf der Fahrt nach Wien zweimal und auf der nach Ungarn sogar dreimal, nämlich bei Schrding, am „Strum“ und am Eselberg zwischen Wien und Freesburg. Der Taufende hiess „Wasergöd“ (Pathe). Die Isar-Flosser („Flössler“) von Lengries, Tölz und Wolfrahtshausen fuhren vormals nicht nur bis Wien, sondern bis Pest und noch weiter hinaus; sie nahmen nach Ueberwindung des Donaustrudels zwischen Passau und Lins dieselbe Taufe vor, wie die Schiffer (mündlich). Die Bergleute vom Dornberg ob Hallen (die mit den Salzschiffen insofern in Verbindung standen, als das in jenem Bergwerk gewonnene und in der Saline ausgetoente Salz die Hauptladung für die Flussboote bildete) taufte in früherer Zeit neu eintretende Bergknappen. Man schickte den Unerfahrenen „wo hinunter“ und goss ihm dann unversenenes Wasser über den Kopf (mündlich von alten Bergleuten).

Gehen wir nun von den Gewerben zu den freien Künsten über, so tritt uns Aehnliches in der „Deposition“ entgegen, welcher an den meisten, wenn nicht allen deutschen Universitäten im späteren Mittelalter und zum Theil bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die jungen Studenten sich unterziehen mussten, ehe sie in die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen wurden. Man setzte dem Neuling hierbei auf allerhand licherliche Art zu. Er hatte Versfragen zu beantworten, bekam Hörer auf den Kopf, wurde rasirt, geschoren, gehohlet und mit einem Beil behauen; ein grosser Eberhau (als Zeichen der Unvernunft) ward ihm eingesetzt und wieder angezogen, endlich Salz

als Sinnbild der Weisheit in seinen Mund gesteckt und Wein über ihn angossen. Wie angesehen dieser Act war, erhellet daraus, dass zu Wittenberg kein Geringerer als Luther sich mehrmals daran betheiligte, freilich aber dem Possenspiel eine sehr ernste Seite abzugewinnen wusste. „Und da Dr. Martinus“ (erzählt einer seiner Zeitgenossen), „samt etlichen fürstlichen Gelehrten auf einer Deposition war, absolvirte er drei Knaben und sprach: Diese Ceremonie wird darumb also gebraucht, auf dass ihr gedemüthigt werdet, nicht hoffärtig und vermessen seit noch euch zum Bösen gewöhnet. Denn solche Laster sind widerliche, ungehene Thier, die da Hörer haben, die einem Studenten nicht gebühren und wohl anstehen. Darumb demüthigt euch und lernet leiden und Geduld haben, denn ihr werdet eure Leben lang deponirt werden. In grossen Aemptern werden euch einmal die Bürger, Baarn, die vom Adel und eure Weiber deponiren und wohl plagen. Wenn euch nun solches wiederfahren wird, so werdet nicht kleinmüthig, verzagt und ungeduldig, die selbigen Last euch nicht überwinden; sondern seid getrost und leidet solche Krens mit Geduld, ohne Murrelung; gedeket daran, dass ihr zu Wittenberg geweiht worden zum leiden, und könnt sagen, wenn es kömpt: wolan, ich habe in Wittenberg erstlich angefangen deponirt zu werden, es muss mein Leben lang währen. Also ist unsre Deposition nur ein Fugur und Bilde menschlichen Leides, in allerlei Unglück, Plagen und Züchtigung. Goss ihnen Wein aufs Haupt und absolvirte sie vom Bean und Bachtanten.“ — Als auf ein ander Zeit M Antonii Lanterbachs Faulus, B. Thum deponirt ward und D. M. Luther ihn von der Bachtanerie absolvirte, ermahnet er ihn zur Gottesfurcht, zur rechten Erkenntnis Gottes, zu guten Sitten und Erbarkeit, zu Gemild im Leiden und zu fleissigem Studiren . . . und ist das Deponiren in Universitäten und hohen Schulen ein alter Brauch und Gewohnheit“ (Luthers Werke, Erlanger Ausgabe LXII, 290—291). Die Buchdrucker, welche an Universitätsorten ehemals im weiteren Sinn zum akademischen Verband gehörten, hielten bei Abovirung ihrer Lebrlinge eine den Studenten nachgeahmte Deposition (unter demselben Namen), wörtlich noch ausführliche Nachrichten vorhanden sind. Die dem Acte Unterzogenen bissen, wie dort, corniti, von der Hörerkappe, die man ihnen aufsetzte. Eine Art Ueberrest der an den hohen Schulen endlich überall abgeschafften Deposition scheint die „Fuchentaufe“ gewisser Studentenvereine; dieselbe lässt sich übrigens gleichfalls schon in älterer Zeit nachweisen.

Persewanten (von franz. *poursuivants*) hiessen in Deutschland die Zöginge und Gehilfen der Herolde, die sie auch in der Wappenkunst unterrichteten. „Die Annehmung eines solchen Persewanten geschah allezeit Sonntags, da ihn ein Herold in seinem Wappenrock vor seinem Herrn mit der Linken Hand zu leiten pflegte, in der rechten Wein und Wasser tragend, welsel er, nach erhaltener Nachricht, wie der Herr seinen Persewanten nennen wollte, ihn bei solchem Namen nennend ein Theil aus dem Gefäss auf das Haupt gegeben, den Heroldrock angezogen und endlich den Eid schworen lassen, seinem Herrn getreu zu sein, alle Geschäfte Reissig auszurichten, seine Ehre zu wahren und allen Herolden zu geborsamen, welchen Eid er nochmals wiederholen musste, wenn er unter die Herolde aufgenommen werden wollte.“ (Hndolphi, *Heraldica curiosa*, Nürnberg 1698, S. 19—21).

Am englischen Hof war eine der verschiedensten Arten, durch welche im Mittelalter die Ritterwürde

erlangt werden konnte, die creatio militiae per balneum. Sie trug ihren Namen von einem feierlichen Bade, welches der Candidat in Gegenwart der versammelten Ritterschaft zu nehmen hatte. Da dies meist im Frieden geschah, so musste der neue Ritter auf seiner Schulter so lange ein weisses Abzeichen tragen, bis er eine rühmliche That vollbracht oder eine vornehme That ihm das Zeichen beschaffte. Also berichtet im 15. Jahrhundert Nikolaus Upton („De studio militari“ ed. Bissont, London 1654, p. 8–10). Der in England noch bestehende Bad-Orden (Order of the Bath) leitet seinen Ursprung hievon ab.

Wieder auf deutschem Boden erinnert hiesien als böhscher Brauch einigermaßen das Quellenspringen in Donauessingen. Wie Scheffel in den Noten zum „Juniperus“ mittheilt, besitzt die fürstliche Bibliothek daselbst einen handschriftlichen Folio-Band, genannt das Donauprotokoll, welches Landgraf Ferdinand Friedrich im Jahre 1690 neu gestiftet hat, „demnach durch das im Teutschland langwieriges verderliches kriegerische in dem in dieser Graß Fürstentum, Residenz Donauessingen entzweigende, weit Herühmbten Fluss gehörende Protocolium, worinnen Erkhörtzogen, Hertzogen, Fürsten, Marggrafen, Grafen, Herren und Edle, welche nittem gebrauch nach zu einem Willkom und Ewiger Gedachten in diesen Brun gesprungen, mit aigen handen sich angeschrieben, verloben worden.“ „Mit Doppelhaken“, sagt Scheffel, „oder Pistolen-salven und Böllerschüssen wurden die Gäste, auch in kühler Zeit, zum Sprung animirt, ein Tusch von Trompeten und Heerpauken begründete die Hineingespungenen, ein stattliches Stengelglas, genannt die Sackpfeife, ein stättliches edleres Moslerwein, wurde den Friedenden zu innerer Erwürmung hinabgerichtet und von ihnen auf das Wohl des hiesigen Amtes am Donauquell geleert. Im Thorhüsel endten dem Ofen war den also Gefauten Gelegenheit geboten, wieder in trockene Kleider zu fahren und einen Reim zum Eintrag in das Protokoll zu erinern.“

Hier mag former eine Corporation sich anreihen, die sogenannte in der Mitte steht zwischen den Handwerkerzünften (wegen ihres Berufs und ihrer Verfassung), der Gelehrsamkeit (wegen des Inhalts ihrer Gedichte) und dem Adel (wegen der Form ihrer Poesie, die von den Minnesingern ererbt war) — ich meine die Meistersinger. Auch sie nahmen durch Begießung mit Wasser in ihre Zunft auf. Der Täufling hatte drei Merker als Zeugen; einen hievon wählte er zum Täufer und gelobte ihm, „trotz an der Kunst festzuhalten.“ Das „Gehäng“, ein breites mit Schamösen behängtes Band, welches beim Münchener Metzger-sprung den soeben aus kaltem Bade Gestiegenen an die Schultern gelegt wird, findet sich unter demselben Namen bei den Nürnberger Meistersingern wieder. Dieses Gehäng war „eine lange silberne Kette von grossen, breiten, mit den Namen derer, die solche machen lassen, bezichneten Gliedern, an welcher viel von allerlei Art der Gesellschaft geschenkte silberne Pfennige hangen“ (Wagenpfill); es diente jedoch nicht bei jener Taufe, sondern ward den „Uebersingern“ umgehängt.

In hieserlichen Krisen kommt eine „Taufe“ bei Aufnahme in eine ländliche Genossenschaft oder Gemeinde nur sehr vereinzelt vor. Zu Munsbach in der bayerischen Rheinpfalz bestand bis zur französischen Revolution eine „Mäherinnung“. Das dortige „Mäherbuch“, im Jahre 1747 erneuert, zitiert nebst den Erinnerungen der ältesten Leute hierüber Aufschlus. Zwischen Nemstadt und Lechen sind zwei ausgedehnte

Wiesenbestände; die Arbeiten auf denselben, welche den Bewohnern Munsbachs und zweier anderer Orte oblagen, worden laut dem im „Mäherbuch“ enthaltenen, amtlich bestätigten Statuten unter eine selbstgewählte Aufsicht gestellt und jeder Mäher erhielt dafür gewisse Beichnisse. Die Aufnahme jüngst eingereicher Recruten geschah durch eine förmliche Taufe; die vier Wärdnerigen der Mäherinnung geleiteten den Täufling zum Taufstein an der über den Speierbach führenden Bessenbrücke, fasteten ihm am Kopf, Armen und Beinen und ritzelten, schüttelten und stimpften (stossen) ihn tüchtig auf dem Steine herum. Wollte er nun auf ihre Frage „mit Wasser“ getauft sein, so wurde er ohne weiteres in den Bach geworfen, antwortete er hingegen „mit Wein!“ — so wurde unter fortwährendem Schütteln und Stossen so lange unterhandelt, bis der also Gegütete ein angesetztes Quantum Wein versprach. — Eine ähnliche Annahmecomödie fand bis 1835 in einer andern pfälzischen Gemeinde, zu Weisenheim am Berg, statt. Wer dort erst geheiratet hatte oder als Fremder sich einbürgern wollte, der konnte das Bürgerrecht nur durch das feierliche „Statuten“ erlangen, das hauptsächlich in dem Aufstossen auf einen Stein bestand. War der Klang fest und weithin vernehmlich, je nachdem, plante man, werde dieser Bürger auch tüchtig. Zuletzt proclamate letzteren der Bürgermeister mit den Worten: „Ihr habt nun volles Recht in Weisenheim am Berg, in jeder Hinsicht! Nebst dem Bürgerrechte habt ihr auch noch besondere Rechte: Ihr habt die freie Luft zu geniessen; ihr habt den Fischfang auf der Leistadter Höh, den Krebsfang auf dem Knhberg und die Jagd auf dem Lobenheimer See!“

Die Gebräuche zu Munsbach und Weisenheim erinnern sehr an die oben beschriebenen von St. Goar und einige Züge mögen von da entlehnt sein. Jene pfälzischen Sitten verwandt, aber selbständiger erscheint ein hiesiges Herkommen in Oberbayern. Ganz nahe der Wallfahrtskirche Weissenloeden (bei Althing) liegt das Dorf Högling. Dort, so ward mir im Volk übereinstimmend erzählt, steht auf einem Hübel „eine recht grosse Linde“ und dabei ein Brunnen oder Quell. Wenn nun nach Högling während eines Jahres ein fremder Knecht kommt oder wenn einer derbeiratet, so wird er an diesem Platz „g'högelt“, d. h. er ein Höglinger ist. An der Kirchweibe nämlich holt man ihn an dem Haus, wo er wohnt, mit Musik ab. Alles läuft mit, zieht Paar um Paar an das Dorf herum und zu der Linde. Hier heben ihn vier Mann an Armen und Beinen auf ihre Achseln, man „schätzen“ (schwingen) ihn dreimal in die Höhe unter dem Ruf: „högel auf!“ Dann wird er getauft, d. h. Wasser aus dem Quell über seinen Kopf gegossen und ein grosser Lindenzweig ihm auf den Hut gesteckt. Ist dies geschehen, so tanzen die 6 oder 8 „Gehögelten“ unter Musik auf dem Grasgrund um die Linde herum; jeder muss aber eine „Gödel“ (Patin) haben, d. h. eine Tänzerin. Hundert Mädchen stehen oft im Kreise da und warten, ob sie zum Tanz genommen werden.

1) L. Schandelin in der „Bavaria“ IV, 2, 397–398. Ähnliches wird über die „Brüderschaft der Ackerknechte“ im Magedeburgischen, bei denen der Annahmebrauch „das Hänseln“ hiess, sowie über die „Burschen“ (Gesellschafter junger Leute) in thüringischen Dörfern berichtet.

2) Vgl. hayer, „anfückeln“, auf den Rücken setzen, und „högeln“, zum Besten haben, foppen (Schmeller I, 1050 und 1069).

Schliesslich sieht Alles ins Gasthaus, wo weiter gestaut wird. — Bei der unmittelbaren Nähe des schon durch seinen Namen als uralt benannten Wallfahrtsortes Weißenhuden fragt es sich, ob hier nicht anseh die Quelle als heilkräftig für Volksglauben und Branch in Betracht kam, ähnlich wie Scheffel den Quellenprung an Donauschlingen mit der „in hohes Alterthum hinaufreichenden Sitte, den Ursprung eines Stroms, dessen Wasser als besonders heilig galt, durch Untertanchen zu verehren“ in Beziehung setzt.

Indem wir so das mythologische Gebiet streifen, wäre noch eine ganze Reihe von Volkssitten zu erwägen, bei denen ein Wassertauchen oder ein Übergiessen mit Wasser stattfindet, wie denn schon Panzer und Simrock den Münchener Metzgergespräch mit dem altbayrisch-schwäbischen Brauch des „Wasservogels“, „Pflingtels“ etc. verglichen haben. Bei vielen dieser ländlichen Bräuche unterliegt es kaum einem Zweifel, dass sie mit heidnischem Cultus zusammenhängen. Doch auf diese Fragen kann ich hier nicht näher eingehen. Es scheint, dass wirklich da und dort einzelne Züge allgemeine, ursprünglich agrarisch-mythische Volksbräuche in ihre Hand gebracht oder dieselben gerade bei sich erhalten haben. So wäre es auch denkbar, dass das symbolische Wasserspringen und Begiessen als Brauch vieler alten Corporationen nicht bloss auf einer Nachbildung des christlichen Sacramentes beruht, sondern wenigstens mit einigen Wurzeln schon in den germanischen Naturglauben hineinreicht. Zwingende Gründe für eine solche Annahme sind jedoch, so viel ich bis jetzt sehe, nirgends gegeben. Gleichviel wie die fraglichen Bräuche etwa in irgend einer Urzeit gewesen sein mögen — in der Gestalt, wie sie uns fassbar vorliegen, entsprechen sie corporativen Einrichtungen und Anschauungen jener nach Ständen so verschiedenen Genossenschaften, weshalb ich ihnen im Titel dieser Zeilen den gemeinsamen Namen „Gildentänze“ an schöpfen versuchte¹⁾. Gehen wir alle durch, so finden wir, dass sie den Zweck verfolgen, den in ihren Kreis Tretenden oder auf eine höhere Stufe desselben Erhebenden einerseits öffentlich als solchen vorzustellen, andererseits ihn auf die Bedeutung dieses Schrittes in seinem Leben, auf die Pflichten, die er mit den neuen Rechten übernimmt, deutlich und in bleibender Erinnerung hinzuweisen. Das Netzen mit Wasser oder edlem Wein sollte auch zur inneren Läuterung mahnen, und so drücken jene Bräuche trotz aller derben und burlesken Form einen sittlichen Gedanken aus. Dass aber Solches bei so vielen Verbrüderungen und Ständen der Fall war, gereicht diesen und dem deutschen Volk zur Ehre.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung der anthropologischen Section am 14. Februar 1892.

Herr Prof. Dr. Conwentz spricht über bildliche Darstellungen von Thieren, Reitern und Wagen aus der vorchristlichen Zeit unserer Provinz.

1) Ueber die „Gilde“ im Sinn einer schon frühe weit verbreiteten germanischen Institution, welche keineswegs nur gewerbliche Bünde umfasst, vergleiche man besonders Wild's immer noch höchst schätzbare Forschungen („Das Gildewesen im Mittelalter“).

Seit den ältesten Zeiten hat der Mensch die Kunst bildlicher Darstellung der Naturobjecte geübt. Die ersten Proben hiervon hat bereits der diluviale Mensch Mitteleuropas hier und da hinterlassen, wie vereinzelte Thierzeichnungen auf Knochen beweisen, die man in den berühmten Mammothhöhlen der französischen Schweiz vorfand. — Bis in diese ferne Zeit des ersten Auftretens des Menschen in Europa überhaupt reichen nun die in Westpreussen gemachten Funde dieser Art nicht zurück, war doch zu jener Zeit der Boden unseres Gebietes von den nördlichen Eismassen völlig bedeckt und unbewohnt; immerhin sind plastische Darstellungen von Thieren schon in der ersten bei uns nachgewiesenen Culturepoche, der jüngeren Steinzeit, üblich gewesen. Dies zeigen die nicht ganz seltenen, aus Bernstein gefertigten kleinen Thierfiguren, welche bei Schwarzort angeheftet wurden. Eine ganz unverkennbare Vervollkommenung dieser Kunstfertigkeit documentirt sich denn in der künstlerischen Bearbeitung von Metallen (Broncefigur von Thorn) und selbst des harten Gesteins, z. B. bei Herstellung der bekannten lebensgrossen Steinfiguren der späteren slavischen Culturepoche, wie solche vor und in unseren Franziskanerkloster zur Aufstellung gelangt sind. Eine erste Blüthezeit aber erfuhr in jenen vorchristlichen Zeiten die bildende Kunst während der Hallstatt- oder Steinkistenperiode, aus welcher uns die prächtigen Gesichtern überkommen sind. Einmal ist es die plastische Nachbildung des menschlichen Gesichtes auf diesen Urnen, dann aber sind es auch graphische Darstellungen von Menschen, Thieren, Bäumen und Wagen an Urnen aus jener Zeit, die in unser Interesse in Anspruch nehmen.

In neuerer Zeit ist die Aufmerksamkeit der Forscher auf die graphischen Zeichnungen an Urnen hingelenkt worden, Redner behandelt vornehmlich die in westpreussischen Steinkistengräbern aufgefundenen Urnen mit solchen Darstellungen.

Im Ganzen sind in unserer Provinz 13 derartige Gefässe, daneben noch 2 in Hinterpommern, bekannt geworden.

Auch im übrigen Deutschland, sowie in Oesterreich sind aus verschiedenen Culturperioden hier und da ähnliche Funde gemacht worden, unter denen die Urne von Odenburg bei Wien mit einer complicirten Darstellung von tanzenden Frauen, Reitern und Wagen, sowie Hirschen der berühmteste ist. Hingegen sind die westpreussischen ertlich und zeitlich zusammengehörig; die Fundorte gehören alle dem pommerellischen Höhenzuge an, die Zeit ihrer Herstellung liegt für alle zwischen 500 und 300 vor Christi Geburt.

Vortragender führt die Darstellungen im Original resp. an getreuen Copien einzeln vor und erläutert sie eingehend. Die Zeichnungen sind in die Oberfläche der Urnen eingeritzt und nach Art einfachster Strichzeichnungen ohne jede körperliche Perspective ausgeführt, wie sie heute von ungeübten Kindern geliefert werden. Pferd, Hund und Hirsch sind offenbar die von den betreffenden Künstlern zur Nachbildung am liebsten gewählten Thierformen, wenigstens lassen sich diese Thierarten aus immerhin charakteristischen Linien der Zeichnungen (an Zehen, Schweif, Geweih) mit einiger Sicherheit bestimmen. Der Reiter auf dem Pferde wird ameis als Lanzenträger dargestellt. Eine Zeichnung auf einer Urne liefert ein zwar einfaches, aber wohl charakterisiertes Jagdbild: Aus einem Nadelwald tritt ein geweihtragendes Thier (Hirsch) heraus, zugleich sanft ein Stein, dessen Flugbahn durch Punkte angedeutet ist, in der Richtung auf das Thier heran. Unwillkürlich spielt die Phantasie des Beobachters weiter

und erkennt in dem Asecheninhalt der Urne die sterblichen Ueberreste des betreffenden Jägers. Die auf einer anderen Urne vorhandene Zeichnung eines von einem Menschen an der Leine geführten kleineren Thieres lässt unsicher den Hund, zugleich als ältestes Hausthier neben dem Pferde, erkennen. Interessant sind die Darstellungen zweier Wagen, von je einem Zweigespänn genossen, in senkrechter Projection. Die Verschiedenheit des Baues der Räder und der Construction, sowie der Befestigung der Deichsel deutet an beiden Zeichnungen zur Genüge eine für jene Zeit bemerkenswerthe Vervollkommenung des Wagenbaues an. Das älteste bekannte Transportmittel, die aus einem gegabelten Baumaate hergestellte Schiefele, die aus primitiver Holzschlitten war damals bei uns herrschend überholt worden.

Diese mannigfachen Zeichnungen haben für den Anthropologen den hohen Werth, dass sie Bestätigungen resp. Ergänzungen für die aus anderen Vorkommnissen gewonnenen Annahmen über Beruf und tägliche Beschäftigung des Menschen gerade in jener Zeit liefern können. Sie heweisen unter anderem, dass der Mensch in der frühesten Zeit auch bei uns der Fischerei und der Jagd oblag. Wir erkennen weiter, dass bereits Pferdeacht getrieben wurde, hiermit in Beziehung steht der landwirthschaftliche Betrieb; der Wagenbau hat eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht.

In der sich an den Vortrag anschließenden Discussion wird besonders von Herrn Hybenth sen. der zuletzt erwähnte Punkt nochmals hervorgehoben und zugleich ein kurzer Abriss der Geschichte des Wagenbaues von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart gegeben.

Literatur-Besprechungen.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, herausgegeben von Bosnisch-Hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo. Redigirt von Dr. Hörnes. Zweiter Band mit 9 Tafeln und 238 Abbildungen im Text. Lexikon 8°. Gerold's Sohn. Wien 1894. S. 692.

Von diesem grossartigen Unternehmen des Gemeinsamen Ministeriums, welches wir in unserem wissenschaftlichen Berichte bei dem Congresse in Hannover (s. d. Corr.-Bl. 1893 S. 81) schon mit Freude begrüßten, ist jetzt der II. Band erschienen, wieder eine Fülle der wichtigsten archäologischen, historischen, volksoberischen und naturwissenschaftlichen Aufsätze vortrefflich geschilderter Kräfte bringend. Wir weisen an dieser Stelle nur auf das neue Werk hin, durch welches sich Bosnien und die Hercegovina den alten Culturländern ebenbürtig an die Seite stellen, eine ausführliche Besprechung für das Archiv für Anthropologie vorbehaltend.

Als Beispiel des Gebotenen geben wir folgenden Artikel:

J. R.

Die Tätowirung der Haut bei den Katholiken Bosniens und der Hercegovina.

Von Dr. Leopold Glück, Kreisarzt in Sarajevo.

Nischt man sich Sonntags oder an einem anderen Feiertage nach der Messe vor dem Eingang einer katholischen Kirche unter die aus der Umgebung zusammenströmenden andächtigen Landleute, so wird man die auffällige Beobachtung machen, dass nahezu jedes

erwachsene Mädchen und jede Bäuerin an der Brust, den Oberarmen, Vorderarmen, den Händen meist bis an den Fingergliedern und in seltenen Fällen auch an der Stirne tätowirt ist.

Den Grundtypus dieser Tätowirung bildet das von verschiedenen grossen Geirlanden, Zweigen und anderen Ziernoten umrahmte Kreuz.

Diese Erscheinung ist um so auffälliger, als man bei den Frauen der anderen Confessionen des Occupationsgebietes viel seltener die gleiche Beobachtung macht. Weder bei den Muhammedanerinnen in Celebic (Bezirk Foča), in manchen Orten des Narentathales und um Kulen-Vakuf, wo sich die islamitischen Frauen nicht verschleiern, noch bei Anderen, die man (als Arzt) anverschleiert und mit entblößten Armen zu sehen Gelegenheit hat, findet man die Tätowirung.

Bei den Orientalisch-Orthodoxen tätowiren sich die Frauen unvergleichlich seltener als bei den Katholiken, und das meistens nur in jenen Gegenden, wo sie mit den Letzteren vermischt wohnen; ihre Tätowirungen sind übrigens nicht so ausgedehnt und bieten auch keine so reichen Verzierungen wie die der katholischen Frauen.

Was nun die Männer anbelangt, so tätowiren sich dieselben im Allgemeinen viel seltener als die Frauen; am häufigsten thun es aber wieder die Katholiken.

Anch bei diesen sind Oberarm und Vorderarm jene Stellen, die am liebsten hienus ausgewählt werden. Bei den Männern bildet das Kreuz gleichfalls das wichtigste Zeichen, welches eintätowirt wird; doch wird dasselbe weniger reich mit Verzierungen ausgestattet.

Unter den Orientalisch-Orthodoxen habe ich Tätowirungen nur bei jüngeren Männern gesehen, welche in der bosnischen Gendarmarie oder als Soldaten gedient haben. Doch spielt bei diesen Tätowirungen nicht mehr das Kreuz die Hauptrolle. Herz und Krone, Anker und die Anfangsbuchstaben des Vornamens des Tätowirten, die Jahreszahl, in welcher tätowirt wurde, ja sogar der doppelköpfige Adler, den ich bei einem gewissen Trainisolatens in sehr reiner Ausführung gesehen habe, werden viel häufiger als das Kreuz aufätowirt. Bei den Muhammedanern findet man Tätowirungen überhaupt sehr selten und das nur bei solchen, die im ottomanischen Heere und ausserhalb ihrer Heimath als reguläre Soldaten gedient haben. Bei solchen Leuten trifft man nie und öfters am Oberarm einen Krummsäbel oder eine Handhohle mit Stern. Aber dies sind, wie gesagt, nur sehr seltene Erscheinungen.

Ueber den Ursprung und den Zweck dieser Tätowirungen in Bosnien und der Hercegovina lassen sich verschiedene Vermuthungen aufstellen, von denen ich jene, welche mir die wahrscheinlichste zu sein dünkt, im Folgenden darlegen will.

Das Tätowiren war meines Wissens bei den alten Slaven, wenn auch die Frauen derselben keine Verzierungen von Körpernativ gewesen sein dürfen, nicht Sitte, und für die Annahme, dass dasselbe sich in seiner Form verändertes Ueberbleibsel aus der vorchristlichen Zeit sei, finden sich weder in den Annalen der slavischen Urgeschichte irgendwelche Anhaltspunkte, noch kann man bei den heutigen Slaven ausserhalb Bosniens und der Hercegovina, selbst unter der Landbevölkerung, das Tätowiren in irgend einem angeordneten Masse beobachten. Es dürfte demnach diese Sitte im Occupationsgebiete kaum auf die Zeit vor der ottomanischen Invasion zurückgehen. Dagegen spricht schon der Umstand, dass das Tätowiren nur bei einem Theile der trotz confessioneller Verschieden-

beit in ihren Sitten und Gebräuchen so gleichartigen Bevölkerung geübt wird. Wäre das Tätowiren ein alter Landesbrauch, so hätte es sicher eine eigene Bezeichnung; es heisst aber im Volke lediglich „*kria nabocati*“, was wohl schon an der für sich auf einen jüngeren Ursprung der Sitte hindeutet.

Wenn nun das Tätowiren weder überhaupt ein allavrischer, noch ein specifisch bosnischer Landesbrauch ist, so fragt sich, wieso und wann derselbe entstanden ist, und warum er gerade nur bei den Katholiken Eingang gefunden hat.

In der letzten Zeit des Königreichs war das Paterniternum zwar scheinbar durch den Katholicismus verdrängt, der letztere aber dem Volke bei Weitem noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Jenes Seetenwesen hatte in Bosnien zu lange gewährt, es bildete zu lange das Glaubensbekenntnis der Mächtigen und der Armen, als dass es in einer kurzen Zeitspanne aus dem Gedächtnis und aus dem Herzen des Volkes hätte schwinden können. Haben doch Viele den Katholicismus nur äusserlich und widerstrebend angenommen und lieben im Herzen dem alten „bosnischen“ Glauben treu.

Als die Osmanen die Halbinsel überflutheten, hat die Bevölkerung der nach einander eroberten Staaten nirgends in solchen Massen den muhammedanischen Glauben angenommen als eben in Bosnien.

Es ist nun selbstverständlich, dass die katholischen Priester, sobald einmal ein gewisser Stillstand eingetreten war, alle irdenklichen Mittel aufboten haben, um die weitere Glaubensabwehrung zu beschränken. Da der Islam das Kreuz als Symbol des Christenthums verpönte, musste es den katholischen Priestern naheliegen, durch Einprägung des Kreuzes an einer sichtbaren Körperstelle die Annahme des muhammedanischen Glaubens zu erschweren.

Wollte nun ein Tätowirter Katholik den Glauben wechseln, so musste er vor Allem das Kreuz von seiner Haut entfernen, was aber eine recht schmerzhaftes Proceder war, weil man die Haut bis in die tieferen Schichten des Coriums verätzen musste. — Der Brauch, Tätowirungen gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen nach der Messe und in der Nähe der Kirche vorzunehmen, dürfte die obige Annahme über den Ursprung des Tätowirens in Bosnien einigermaßen unterstützen.

Da die herkömmliche Methode der Tätowirung und die dazu verwendeten Farbstoffe zumeist von den im übrigen Europa gebrauchten abweichen, so sei es mir gestattet, über diesen Gegenstand Einiges zu bemerken.

Unter den Matrosen, Soldaten, Arbeitern etc. selbst der cultivirtesten Staaten, herrscht bekanntlich die Sitte des Tätowirens in recht angedehnter Masse. Die Tinten werden aus Lösungen von Carmin, Zinnober, Indigo, Kohlen- oder Schiespulver zubereitet. Die Haut der zu tätowirenden Stelle wird angepinselt und die gewünschte Zeichnung mit einer feinen Nadel durch dicke, nebeneinander angebrachte Stiche „vorgestochen“, hierauf wird die „Tinte“ auf die Stiche eingegeben und schliesslich ein Verband angelegt. In einigen Gegenden taucht man die Nadel in die Tinte und tätowirt so mit der armirten Nadel, was das Verfahren abkürzt.

In Bosnien werden die Tinten anders hergestellt, und zwar entweder aus Kienrus, oder aus gewöhn-

lichem Russ, oder aber, in seltenen Fällen, aus Schiespulver.

Man entzündet einen Kienspahn und sammelt in einem „*indjian*“ (einer kleinen Kaffeetasse) das abtrüfende Harz, in welches man den gleichfalls während der Verbrennung des Kienspahns auf einer Blechplatte gesammelten Russ mischt. Diese schwarze Pasta wird nun nach vorheriger Spannung der zu tätowirenden Hautstelle mit einem ausgepinselten Holzstäbchen auf die Haut in der gewünschten Zeichnung aufgetragen und dann mit einer bis nahe an die Spitze mit einem Faden umwickelten Nadel bis zur Blutung durchstochen. Die Einstiche werden natürlich dicht nebeneinander gemacht. Die tätowirte Stelle wird hierauf verbunden und nach drei Tagen abgewaschen.

Die „Tinte“ aus Russ wird in folgender Weise erzeugt. Ueber eine Licht- oder ranchende Petroleumflamme wird ein Blechdeckel gehalten, auf welchem sich der Russ niederschlägt; dieser wird gesammelt, mit etwas Wasser gemischt und in ähnlicher Weise wie die früher erwähnte Pasta verwendet, d. h. es wird „vorgestochen“ und dann erigt gestochen. Schiespulver wird im Ganzen nur wenig verwendet.

Da in Bosnien nur schwarze Tinten bei der Tätowirung zur Verwendung kommen, so ist es erklärlich, dass dieselbe immer nur einfarbig ist, und zwar blau mit einem Stich ins Grünliche.

Als Tätowirer fungieren meistens ältere Frauen (*vjeste žene*). Häufig leisten sich aber auch Mädchen gegenseitig diesen Liebesdienst, welcher den Zuschauern viel Spass bereitet, namentlich wenn ein wohlgezeichnetes Mädchen, das die verschiedensten Gesichter schneidet und auf jeden Stich durch einen Schrei reagirt, tätowirt wird.

Die Gründe, welche zur Einführung des Tätowirens geführt haben, sind zwar geschwunden, aber der dem Menschen innewohnende Trieb der Nachahmung und das Festhalten an dem Hergebrachten dürfen hinreichen, um die Verunstaltung des Körpers durch das Tätowiren noch lange als Volkshrauch bei den Katholiken Bosniens und der Herzegovina zu erhalten.

Dr. Franz Stuhlmann: Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Ein Reisebericht mit Beiträgen von Emia Pascha. Im amtlichen Auftrage der Colonial-Abtheilung des Answärtigen Amtes herausgegeben. 901 Seiten Text mit 2 Karten von Dr. R. Kiepert und Dr. F. Stuhlmann, 2 Porträts und 34 Vollbildern, sowie 275 Textabbildungen. Zwei Theile in einem Band. Berlin 1894. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Höfer und Vohsen). Preis geb. 25 M .

Wir machen alle Interessenten auf dieses wahrhaft schöne Werk aufmerksam, welches die bis jetzt gründlichste Belehrung über Deutsch-Ostafrika und seine nördlichen Grenzländer in anziehender Darstellung bringt.
J. R.

Die **Verordnung des Correspondenz-Blattes** erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theaterstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 8. März 1894.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalredacteur der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1894.

Für alle Artikel, Besenotizen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 dieses Jahrganges.

Inhalt: Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Kreimbach in der Pfalz. Von Dr. C. Mehliß. — R. Bonnets Untersuchungen über die Vielbrüstigkeit beim Menschen. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft — Literatur-Besprechungen. — Mittheilung.

Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Kreimbach in der Pfalz.

Von Dr. C. Mehliß.

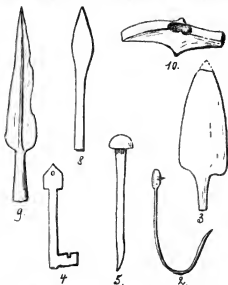
(Schluß.)

Der römische Collectivfund von der Heidenburg.

Im weiteren Verlaufe der Grabungen wurde am 6./7. September 1893 auf der Südwestseite der Umwallung zwischen Brunoco und Südwestthur ein grosser Fund römischer Eisensachen gemacht, der für die Kenntniss der römischen Technik von grossem Belang ist. Auch kleine Bronzen, als Fibeln, Armreife, Ohrhinge u. s. w., lagen in der Nähe. Beim Weiterverfolgen der Satzsteine, welche sich am inneren Rande der Umwallung in einer Differenz von 2,60 m vorfinden, stiess ein Arbeiter am Abend des 6. September auf eine Zwischenmauer, welche die innere, auf 3 m freigelegte Burgmauer fast rechtwinklig trifft und sich auf 1,60 m Länge nach Norden verfolgen liess. In dem dadurch gebildeten nach NW. offenen Winkel stiess man auf einen Satzstein, der ziemlich hoch lag. In der Nähe lag ein anders gearbeiteter, 78 cm hoher, 35 cm im Quadrat haltender Satzstein, der nach den durchlaufenden Einschnitten an drei Seiten zum Festhalten einer ziemlich starken Bretterwand bestimmt war. Von grossem Satzsteinen, die derselben Bestimmung gedient haben, fanden sich auch anderweitig Fragmente vor. Von diesen Satzsteinen etwa 2,5 m nach S. entfernt stiess man in derselben Ecke auf einen grossem Collectivfund römischer Eisenartefakte. Sie lagen, ca. 100 Stück ohne die Fragmente, in einer Tiefe

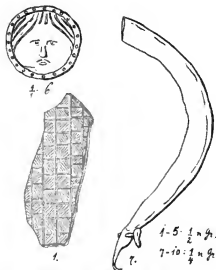
von 0,70—1,30 m und zwar auf allen Seiten, oben und seitwärts, umgeben von einer unzweifelhaften Schicht römischer Gefässe, gröberen und feineren. In dieser Schicht fanden sich mehrere römische Münzen, deren Kaiserbilder meist die Strahlenkronen aufweisen und vorzugsweise den Namen des Kaisers Tetricus (regierte 268—273 in Gallien) tragen. Der Fund vertheilt sich auf eine Fläche von 1 qm; dieser Umstand, sowie der Befund mehrerer Kistenbänder und Schlüssel legte die Vermuthung nahe, dass der Collectivfund in einer Holzkiste untergebracht war. Unter den Gegenständen nennen wir an Werkzeugen: drei Ambosse aus Stahl (15 cm, 21,5 cm, 34 cm hoch und ebenso lang). Dazu gehören 8 verschiedene Hämmer, von denen der grösste 21 cm Länge und 5,5 cm Höhe hat, ferner 4 grosse Schmiedezangen von 50—78 cm Länge, eine 21 cm lange Axt mit Centralbohrung und ein 20 cm langer sog. Schlag oder Schlägel. — Von anderen Werkzeugen der Officina ferraria merken wir an: ein 22 cm langer Doppelhammer (Mühlbille), ein 11 cm langer Steinkeil, ein 5 cm hoher Beigriff, drei Hufmesser von 14, 28, 33,5 cm Länge, drei ca. 25 cm lange Stemmeisen, drei ca. 13 cm lange Nagelisen, ein durchbohrter, 12 cm langer Cylinder, eine halbrunde 28 cm lange Feile, ein 43 cm langer Holzmeissel, ein zweiter abgehorener hat 23 cm Länge, ein 12 cm langer Locheisen, ein sogen. Fuchschwanz von 31 cm Länge, zwei 35 cm lange Löffelbohrer (Fig. 8), ein Hobeisen, eine Baumsäge mit Obergriff, zwei Sägeblätter, das eine 63 cm lang und 5 cm breit, das zweite 10 cm lang und

3—6 cm breit, ein Zimmermannschäler. Zur Schmiede gehören ferner zwei kleinere Handboase (27 cm und 7 cm Länge), Binshalbeschläge, Keile, Waagehaken, Waageschaalen, runde Gewichte aus Blei mit Oesen, ein Lichthalter, eine Kasserole 22 cm im Geviert, Wagenbänder, Reifhalter, Keile n. s. w. Zur Maurerarbeit gehört eine zierliche Kelle von 17 cm Länge mit Spuren des Holzgriffes, zum Schlosserhandwerk mehrere Hohl Schlüssel, Ringe, Bänder u. a. w., zur Werkstatt im Ganzen zwei gebinkelte, eiserne Eimer, in welchen die kleineren Gegenstände lagen. Erwähnenswerth sind ferner mehrere grosse Sensen, von denen eine zusammengehöhen war (um sie in die Kiste zu bringen?), eine ganze Sichel, eine in Stücken (Fig. 7). Auch an grossen Haken, starken



römischen Denkstein bei Zablbach Bd. III, VIII, 4); eine 8 cm lange, 4kantige Feilspitze; die Form kam auch sonst auf der „Heidenburg“ vor. Auch der römische Hufschmied ist vertreten mit zwei zierlichen, 12 und 10 cm langen, 2 cm hohen Hufhämmern, welche am Rande der Bohrung zwei aufwärts und zwei abwärts gehende, 1 cm lange Zacken tragen (Fig. 10), sowie mit dem Fragment eines Hufschuhes, wie solche Lindenschmit a. a. O. Bd. I, XII, V, N. 1—6 darstellt. Auch diese Hufschuhe fanden sich im sogen. „Dimser Ort“ unterhalb Mainz „mit vielem Schmiedewerkzeug“, ganz so wie hier.

Nägeln, kleineren Bändern und Beschlägen fehlt es in der römischen Schmiede nicht. Von Waffen sind nur vier Stücke vorhanden: ein grosses, plumpes, 36 cm langes, 11 cm breites Speerisen (oder Eishau?); (ein ähnliches bei Lindenschmit in „Altertümer n. h. Vorzeit“ Bd. I, 12, 5, 7 als Speerspitze gefunden im alten Kästlich zu Mainz), eine 25.5 cm lange, 7 cm breite Lanzen spitze mit stark hervortretendem Doppelgrate (Lanzen derselben Art bildet Lindenschmit als römisch ab a. a. O. Bd. III, IV, 4 N. 4, 5, 6, 7, 11, 12, 13), eine 14 cm lange, leichtere Speerspitze (auf die Tülle treffen 8 cm, auf die blattförmige Spitze nur 6 cm; auch diese Form ist sicherlich spätrömisch und frühfränkisch (Fig. 9); Lindenschmit a. a. O. Bd. III, IV, 4 N. 16 und die Speere auf dem



Mehrere dieser Gegenstände, so zwei Hufeisen (N. 9 u. 14) stimmen mit den Heidenburger Werkzeugen genau überein. — Sowohl für Schmiede, als auch für Schlosser und Zimmerleute waren zwei wohlerhaltene eiserne Zirkel bestimmt, der grössere 21 cm, der kleinere 16 cm lang, zu landwirthschaftlichen Zwecken 2 grosse dreizackige Stallgabeln. — Dass auch Roheisen in der Officin ferraria vorhanden war, beweist ein 21 cm langes Stück eines Rundeisenbarrens von 4 cm im Durchmesser. Auch ein thönerner Spinnwirtel von 5 cm Durchmesser lag in Gesellschaft der Eisensachen. — Das Mu-

terial der Eisenartefakte ist z. Th. noch so trefflich erhalten, dass Referent mit einem umgeschmiedeten und zu einem kleinen Stemmeisen umgestalteten Stücke von Stahl, welches von einem Fragment des Collectivfundes stammt, dieselben Operationen an Holz u. s. w. vornehmen kann, wie mit einem modernen Stahlinstrument. Sonst sind freilich die nicht gehärteten Eisensachen meist ganz durchroset.

Noch ein Schlusswort über die Formen der gefundenen Werkzeuge! Die Provenienz des Collectivfundes ist nach äusseren und inneren Merkmalen unbestreitbar. Aeusserer Fundumstände, römische Gefässe, römische Münzen, römische Sechtringe an den Fundort. Nach inneren Indicien ist gleichfalls ein Zweifel an römischem Ursprung der Gegenstände ausgeschlossen. Denn ein grosser Theil der Werkzeuge ist durch Lindenschmit's Forschungen (vgl. a. O. I.—IV. Bd. an einer Reihe von Stellen; ausser den angeführten vgl. I. Bd. XII. 4; I. Bd. XII. 5; II. Bd. IX, 5; III. Bd. III, 4; III, 5; IV. Bd. 46) als direct römisch nachgewiesen und ausserdem durch die Nachweise bei Rich: „Illustrirtes Wörterbuch der römischen Altertümer“ unter „falx“, „fabrica“, „forepsa“, „ferrarius“, „mallens“, „scalprum“, „stator“ u. s. w., sowie durch die Abbildungen in Dorow's klassischem Werke: „Römische Altertümer in und um Neuwied am Rhein“ besonders Tafel XXI—XXIV incl. in diesem Ursprunge bestätigt. Der zweite kleinere Theil wird durch die Vergessenschaft mit den bisher als zweifellos römisch angesehenen Werkzeugen gleichfalls auf denselben Ursprung zurückgeführt. Bei den vier Waffenstücken ist nach den gegebenen Nachweisen gleichfalls irgend eine Unsicherheit über die Abkunft ausgeschlossen. — Es steht somit nach allen Kriterien und auf Grund sorgsamster Vergleichung, welche eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen basirande Specialschrift im Einzelnen darlegen soll, die Abstammung der Werkzeuge, Waffen und Geräthe, welche dieser in der rheinischen Alterthumskunde einzig dastehende Collectivfund umfasst, zweifellos fest und gesichert da. Allein eine andere und schwieriger zu beantwortende Frage ist die nach dem kausalen Verhältniss zwischen den spätrömischen Werkzeugen als Hufschmiedhammer, Löffelbohrer, Stemmeisen, Loch-eisen, Helmzeissel, Fuchsschwanz, Sägebilatt, Amboss, ferner Sense, Sichel, Waage u. s. w. zu den bis auf unsere Tage fast in derselben Art gebräuchlichen, modernen Formen derselben Werkzeuge. Der formale Unterschied ist ein so geringer, dass ein Laie, der die Fundumstände nicht kennt oder nicht erwägt, zur Meinung kommen kann, er habe

moderne Eisensachen vor sich. Dem Archäologen folgt aus diesem Inventar wiederum, dass wir „Modernen“ in unserer Technik so fest auf dem Boden des römischen Kunstgewerbes wurzeln, so innig verwachsen sind mit der Formgebung der römischen Handwerksmeister, dass ein Unterschied, beziehungsweise ein Fortschritt nur in ganz vereinzelt Beispielen, z. B. im Behrapparat — und zwar dies seit anderthalb Jahrtausenden! — nachweisbar ist.

Culturell betrachtet, geht aus dieser neu hezeugten Thatsache der im Ganzen geringe Unterschied hervor, der im Handwerke zwischen damals und heutzutage herrscht, eine minimale Differenz, die viel zu wenig bisher beachtet und herbergehoben wird. Die archäologische Betrachtung rückt die Bedeutung dieser Ahsachen aus dem 3. und 4. Jahrh. n. Chr. im Einzelnen in's richtige Licht. Bisher glänhten wir uns durch eine Kluft von dieser Epoche getrennt; diese Kluft ist mit diesem Funde zum Theil überbrückt. Vom pädagogischen Standpunkte aus endlich erscheint es dem Leiter der Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ als ein unabweisbares Postulat: dem Adepten, der die Gegenwart und ihre technischen Hilfsmittel verstehen will, die Vergangenheit und ihre Schätze nicht bloss durch Worte, wie hiesher, sondern durch Thatsachen und Gegenstände greifbar und verständlich zu machen.

Mögen die Schlüsse aus unserem Funde Culturhistoriker, Archäologen und Pädagogen des Westeren ziehen! —

Obiger Collectivfund befindet sich im Kreismuseum zu Speyer und ist daselbst im Inventar eingetragen als N. 1301. Dert sind auch einige Analogien von Rheinazern (Kasserole u. s. w.) und Mühlbach am Glan (Zange) einzusehen. Andere Pendants befinden sich in den Museen zu Mainz, Kiel, Wiesbaden, Dürkheim u. s. O.

Nachdem der grosse Collectivfund sorgfältig dem Boden entboren war, wurden an der Südseite noch weitere Querschnitte gemacht, um neue Satzsteine aufzufinden. Es gelang, noch 6 weitere bis zum Südhinter in wechselnder Tiefe freizulegen, sodass vom Nord- bis zum Südhinter auf etwa 160 m Länge die Reihe derselben reicht.

An architectonischen Stücken fanden sich hier Gesimsstücke, zwei mit Blumengewinden verzierte Ornamentsteine, endlich zwei Inschriftreste. Der eine Stein (Melaphyr) zeigt auf seiner Fläche (57:20:30 cm) die Buchstaben:

I · V ·
V · I · V ·

der andere (Sandstein) die fragmentierten Buchstaben:

A T V = atu.

An Eisensachen fanden sich hier 2 Ängeln (Fig. 2), 2 drei em breite Messer, 1 starker Kloben mit Bronceknopf (Fig. 5), Nägel u. a. w., auch mehrere Münzen der späteren Kaiserzeit (meist Kleinbronzen!).

Die Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ wurden, um eine neue und letzte Campagne vorzubereiten, auch im November an 6 Tagen fortgesetzt. Auch auf der Westseite der Umwallung wurde ein Satzstein angetroffen in 1 m Tiefe unterhalb des Pfades. Der Rand desselben ist von der Innenwand der hier noch 0,60 m hohen Umfassungsmauer (gemörtelt) nur 1,50 m entfernt, während diese Differenz auf der Ostseite 2,50 bis 3 m beträgt. Da dieser Zwischenraum wahrscheinlich als bedeckter Wallgang gedient hat, so war derselbe auf der steilen Westseite um $1-1\frac{1}{2}$ m schmaler, als auf der leichter zugänglichen Ostseite, die mehr Vertheidigung erfordert hat. Wallgang, Thürme, auch Eingänge sind übrigens hier auf der Römerburg aus den Zeiten Diocletians ganz in derselben Weise angebracht, wie bei den ältesten deutschen Burgen der Pfalz, z. B. bei „Schlossdeck“. Auch in diesem wichtigen Punkte, im Verhältnis zwischen Römerburg und mittelalterlicher Burg, bringen diese Grabungen der wissenschaftlichen Forschung neues Material und helleres Licht. Die Forschungen von Otte, Eisenwein, Cohnsen, Näher u. a. werden durch solche vergleichende Untersuchungen wesentlich ergänzt. — Auf der Nordostseite und zwar 20 m nördlich vom Nordthor, stieß man auf ein interessantes Kapital aus Sandstein; dasselbe misst an der oberen Kante 80, an der unteren 40 cm Länge bei 35 cm Höhe. Es besteht aus einer 12 cm hohen Platte, an welche sich die stark fallende Schmiege ansetzt. Letztere ist mit vier Reihen von Schuppen verziert, so dass wir ein für die römische Renaissance-Zeit charakteristisches Schuppenkapital vor uns haben. Architektonisch war dasselbe als Kämpfer für einen starken Thorbogen verwendet, der hier oder in der Nähe des Nordosteingang überspannt hat. — Auch in der Nähe des Südthores wurden 1—1,25 m tiefe Querschnitte gemacht, um die Ringmauer blosszulegen. Letztere fand sich 3 m südlich vom Südthore in 0,70 m Höhe noch gut erhalten vor. — An Kleinsachen war diese Versuchsarbeit recht ergiebig. An Münzen sind mehrere Grossbronzen von Constantinus M. Theodosius, Honorius, ausserdem an 20 Kleinbronzen zu verzeichnen. An Schmucksachen aus Bronze fanden sich zwei feine Fingerreife, ein Ohr-

ring (?), zwei 6—7 cm lange Haarnadeln, eine mit polyedrischem Kopfe, zwei Zierbleche (Fig. 6), eine zerbrochene Fibel. An Glas: eine Perle, ein Fingerreif, ein Spiegelfragment, Reste von Trinkbechern. An Eisensachen: ein 16 cm langer Meissel für einen Bildhauer; ein 17,5 cm langer Hohl Schlüssel zum Anhängen (Fig. 4); ein anderer zum Ausheben des Riegels ist fragmentirt; ferner eine 3 cm breite Messerklinge (Fig. 3); zahlreiche Kloben, Riegel und andere schwer bestimmbare kleinere Eisenobjecte; einige der letzteren, als Schaufelchen, Löffelchen scheinen entweder einem römischen Apotheker oder einem römischen Goldarbeiter angehört zu haben. Von Gefässstücken sind mehrere bemerkenswerth wegen der Strichverzierung und dem Farbauftrag, von denen erstere bereits an die Frankenzit und deren Ornamente erinnern (Fig. 1).

Im Ganzen lässt sich zur spätrömischen Ornamentik dasselbe sagen, wie zur spätrömischen Eisen-technik. Sie ging von den Ansläufern der römischen Cultur voll und direct über auf die Anfänge der fränkischen Barbarenzeit. Der Antheil der Germanen an der Cultur der merowingischen Periode ist demnach verschwindend klein, wenn selbst die Ornamentik der Gefässe nicht germanischen, sondern spätrömischen Ursprungs ist. Dies geht nicht nur aus der Keramik der „Heidenburg“ hervor, sondern aus einer ganzen Anzahl von analogen Gefässfunden aus dem Mittelrheingebiete. Wie man annehmen kann, dass feinere Metallgegenstände, Brakteaten, Metallbecken aus germanischen Händen hervorgegangen sein sollen, ist demnach, nach diesen Beweismitteln, unerfindlich. — An Thierresten sind Zähne vom Rind, Schaf und Schwein zu verzeichnen. — Schliesslich ist noch ein fragmentirter Schleifstein mit Resten von rother Farbe zu erwähnen. — Auch diese kleineren Funde gelangten grösstentheils in das Kreismuseum zu Speyer.

R. Bonnets Untersuchungen über die Vielbrüstigkeit beim Menschen.

Herr Professor Bonnet hat in seinem Aufsatz: „Die Mammorgane im Lichte der Ontogenie und Phylogenie“ in „Anatomische Ergebnisse 1892, S. 604—658“ eine Fülle von Thatsachen mitgetheilt, welche auf die Auffassung des Wesens der Vielbrüstigkeit beim Menschen auch in anthropologischer Beziehung neues und unerwartetes Licht werfen und zwar namentlich durch die von ihm bestätigte Entdeckung der Milchleiste. In jüngster Zeit hat O. Schultze Mittheilungen über die erste Anlage der Mammorgane bei den Embryonen höherer Säuger

Unter den an den Thorax gehefteten waren sie:	
unter der normalen Mamma . . . in 103 Beispielen	über
in ihrem Niveau, aber nach aussen . . .	3
1 über, 1 unter der Mamma, aber	3
beiderseits	1
nach unten und innen	37
genau nach unten	9
in der Mittellinie unten	5
nach unten und aussen	1

Alle diese 116 Fälle sind theils physiologisch, theils anatomisch erwiesen.

Diese Tabelle ist übrigens, wie Bonnet nachweist, durch senere Publicationen schon wieder vielfach vermehrt. Besonders wichtig ist ein Fall von Neugebauer.

Dieser fand bei einem 23jährigen Weibe in Warschau, das am zweiten Tage nach seiner zweiten Entbindung über ein lüstiges Nasswerden unter den Armen und Aussickern der Milch aus mehreren braunen Pigmentflecken klagte, ausser den beiden normalen oppigen Brüsten mit gut entwickelten Warzen noch 8 accessorische Warzen ohne Pigmenthof, je 1 in der Achselhöhle, je 2 über der normalen und je 1 unter der normalen Warze, die sämmtlich milchten. Es ist das also ein Fall von functionirenden axillaren, pectoralen und abdominalen (?) Milchdrüsen. (Ich sehe hier zunächst noch von den zahlreichen, weiteren, bei Rekrutenaushebungen gemachten, aber physiologisch und anatomisch bis jetzt doch wohl noch nicht ausreichend begründeten Beobachtungen von Mitchell Bruce, K. v. Bardèche, O. Ammon und Anderen ah.) —

Fälle, in denen erwachsene Männer Milch produzierten, sind zum Theil sicher verbürgt, so z. B. doch wohl die von Hyrtl und von Heanig angeführten. Ebenso kennt man bei den Haus- und Ziegen- und Schafzüchtern, welche nicht unbedeutende Mengen einer guten Milch lieferten, und Fürstenberg erzählt sogar von einem milchenden Ochsen und erklärt die Milchsecretion bei den männlichen Thieren durch die Gewohnheit, an ihren Zitzen zu saugen. Dass thatsächlich rein mechanische Reize die Milchsecretion bei Menschen und Thieren auslösen können, beweisen die von Heanig und M. Bartels zusammengestellten Fälle von nicht graviden Thieren und Weibern, ja sogar von unberührten Jungfrauen, welche Milch produzierten. Nach Kitt hat die Castration männlicher Thiere eine auffallende Vergrößerung der Zitzen und damit auch in Bezug auf die Milchorgane eine Annäherung an den weiblichen Typus zur Folge. Aehnliches soll ja auch in Bezug auf die Euanchoa beobachtet werden. Bei der Geburt befindet sich bekanntlich die Milchdrüsen in fast gleicher Ausbildung bei beiden

Geschlechtern, sowohl bei den Menschen wie bei den Haus- und Wildthieren; und sie secretiren da ja auch bei beiden bekanntlich ebenso, wie bei Knaben in der Pubertätzeit.

Noch eines sei erwähnt, dass ausser bei Europäern auch bei der malayischen, südafrikanischen und mongolischen Rasse Fälle von Vermehrung der Milchorgane bekannt sind. Dagegen hat sich die früher mehrfach vertretene Behauptung, dass Vielbrüstigkeit bei wilden Völkern, bei den Ureinwohnern Borneos, Malakkas und Celebes, der Molukken, Südafrikas, der Antillen, Neuseelands etc. häufiger vorkomme, als bei den Culturvölkern der kaukasischen Rasse, bisher nicht bestätigt. Erblichkeit der Vielbrüstigkeit konnte bisher nur in 3 Fällen festgestellt werden: in 3 Fällen von der Mutter auf die Tochter; in 1 Fall vererbte sich die Vielbrüstigkeit des Vaters auf 3 Söhne und 2 Töchter, in einem andern liess sich die Erblichkeit sogar in 3 Generationen feststellen. In weitaus den meisten Fällen wird dagegen die Nichterblichkeit der Anomalie ausdrücklich betont.

Die Angabe, dass vielbrüstige Weiber öfter Zwillinge gebären sollen als zweibrüstige, also die Behauptung eines Zusammenhangs der Hypermastie mit grösserer Fertilität, ist bis heute eine durch keine ausreichende Beweisführung gestützte Meinung. Unter 70 Weibern mit Hypermastie fanden sich nach Leichtenstern's Casuistik nur in 3 Fällen Zwillingengeburt.

Die bisherige Auffassung der Vielbrüstigkeit bei den Menschen war eine sehr verschiedene. H. Meckel hat in ähnlicher Weise, wie er z. B. die zur Gruppe des os Incae gehörige Spaltung der Hinterhauptschuppe beim Menschen aus einer vielfachen Anlage derselben erklärte, auch angenommen, dass die Vielbrüstigkeit bei den Menschen darauf schliessen lasse, dass jeder Mensch ursprünglich die Anlage zu 5 Milchdrüsen besitze: 2 an der gewöhnlichen Stelle, 2 in der Achselhöhle und 1 in der Mittellinie. Für gewöhnlich entwickeln sich nur die pectoralen Milchdrüsen. — Förster suchte den Grund in einer oder mehreren, abnormer Weise abgetrennten Keimanlagen. Ahlfeld schloss sich dieser Annahme an mit der Hypothese, dass Theile von der Anlage der Mammarorgane durch Druck des Amnions abgesprengt und in diesem baftend in irgend welche Regionen der Körperoberfläche transplantiert werden könnten. Dagegen ist nach der gegenwärtigen wissenschaftlichen Geschmacksrichtung am meisten die von Leichtenstern vertretene Anschauung verbreitet, welche die Vielbrüstigkeit als Thierähnlichkeit, als „Rückschlag auf unsere enorm

entfernten, mehrbrüstigen, niedriger organisirten Urahaen* zurückführt; und zwar seien die accessoriellen Milchorgane auf dem Wege der Rückbildung und Unterdrückung begriffene Organe. Duval erklärte die überzähligen, in der Aehselhöhle und am Rücken liegenden Mammillen für eine accidentelle Modification der Talgdrüsen und nach Champenays und Doran könnten sich Milchdrüsen bei Frauen noch während des Wochenbettes aus Talgdrüsen entwickeln, besonders in der Aehselhöhle. Der letztere verwirft ausserdem die Erklärung der Polymastie durch Atavismus, weil nämlich die supernumerären, menschlichen Brustwarzen an solchen Körperstellen beobachtet worden seien, wo solche bei Thieren nicht vorkommen, anderseits weil man beim Menschen diese überzähligen mamme nicht an dem Orte finde, wo sie bei den Säugethieren ihren physiologischen Sitz haben. Nach M. Bartels liegt die Schwierigkeit der Erklärung der Vielbrüstigkeit von vorneherein darin, dass nicht alle Fälle gleichwerthig sind, dass wir also für die Entstehung auch verschiedene Ursachen in Anspruch nehmen müssen. Uebrigens ist es sicher, dass die früher angenommene, ausserordentliche Unregelmässigkeit und Wandelbarkeit des Sitzes überzähliger Sitzen und Brüste durch die neueren Zusammenstellungen und besonders auch durch die vergleichende Anatomie wesentlich eingeeengt worden ist.

Jedoch kommt auch Bonnet nach Zusammenstellung aller Thatsachen zu dem Schlusse, dass bis jetzt durch die vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte die bezüglich der Vielbrüstigkeit beim Menschen und bei den Thieren bekannten Thatsachen noch keineswegs in einer nach jeder Richtung hin befriedigenden Weise erklärt werden, wenn gleich eine wesentlich klarere Auffassung als bisher vor allem dadurch angebahnt ist, dass sie mit exakterer Fragestellung die Wege bezeichnen, auf welchen weitere Untersuchungen zu fassen haben. Die Lehre, welche in der Vielbrüstigkeit des Menschen etwas Pathologisches, eine Missbildung durch Ueberzahl der Theile, hervorgerufen durch Spaltungen oder Versprengungen der Keime oder durch Transplantation derselben auf andere Körperstellen sehen wollte, hat zweifellos für die Mehrzahl der Fälle an Boden verloren, während die Idee Meckel's, dass es sich bei der Vielbrüstigkeit des Menschen um Ausbildung einer Anlage handelt, welche vielleicht den Menschen wie den anderen Säugethieren gemeinschaftlich ist, welche sonach also zum Typus des Säugethierbaues gehört, eine grössere Wahrscheinlichkeit gewonnen hat.

Auf die Milchleiste lassen sich zunächst noch nicht in befriedigender Weise zurückführen die

freilich äusserst selten vorkommenden Milchorgane beim Menschen, die als aeromiale (an der Schulter) und „am Oberschenkel unterhalb des Trochanter sitzend“ beschrieben worden, sowie die unpaaren, überzähligen, in der ventralen Medianlinie gefundenen, vielleicht auch die vulvären Mammae.

Es gilt nun zunächst, sagt Bonnet, den Nachweis der mit Recht auch beim menschlichen Embryo vermutheten Milchleiste oder ihrer Rudimente thatsächlich zu erbringen, und die Untersuchung ihres weiteren Verhaltens unter gleichzeitiger Heranziehung eines möglichst reichen Materiales von Säugethierembryonen möglichst vieler Ordnungen zum Vergleiche. Die Annahme von Atavismus in dem vielfach gebräuchlichen Sinne erklärt gewiss nicht alles. „Man könnte ja“, sagt Bonnet, „das Vorkommen von unpaaren, in der ventralen Medianlinie beim Menschen beobachteten Mammillen schlechtweg als Rückschlag auf die unpaaren mamme gewisser Beutler (Didelphys) auffassen. Das wäre eine ebenso heuchele als werthlose Spielerei. Ohne besondere Sehergabe wird man jetzt schon als wahrscheinlich erachten dürfen, dass alle die eben erwähnten (durch die Milchleiste bis jetzt noch nicht zu erklärenden) Abweichungen im Sitze von Mammarorganen beim Menschen auf Anomalien in der Verschiebung ihrer Anlagen, zum Theil auch durch Anstülpung der Extremitätenknospen veranlasst wurden.“ Es ist das aber doch ein anormaler und im weiteren Sinn pathologischer Process, so dass wir neben einer normalen Anlage zur Vielbrüstigkeit auch pathologische Prozesse für die Erklärung ihres sachlichen Verhältnisses auch in der Zukunft nicht werden entbehren können.

Wirkliche Klarheit werden wir erwarten dürfen von der Leuchte, deren Schein das Dunkel jeder noch unangehellten Frage schliesslich weichen muss, von weiteren zielbewussten, aber nicht durch hypothetische Vorurtheile voreingenommenen Untersuchungen.

J. R.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

In den Sitzungen der Münchener anthropologischen Gesellschaft wurden während des Jahres 1893 folgende grössere Vorträge gehalten:

Freitag, den 20. Januar.

1. Herr Professor Dr. von Kupffer: Ueber die Entwicklung des Gehirns.

2. Kleinere Mittheilung: Herr Professor Dr. Max Buchner, k. Konservator: Ueber indische Zauberei spec. den Mango-Trick.

Freitag, den 17. Februar.

Herr Geheimrath Professor Dr. von Winckel: Ueber die Ursachen der Mehrlingsgeburten.

Freitag, den 17. März.

1. Dr. Frhr. Albert von Schrenk-Notzing. prakt. Arzt: Ueber Suggestion und suggestive Zustände.

2. Herr Hauptmann a. D. E. Seyler: Ueber die vorliegenden Verteidigungsanlagen an der Burg bei Sebäflarn.

Freitag, den 28. April.

1. Herr Privatdocent Dr. A. Rothpletz: Das Leben unter der Erde.

2. Herr Professor Dr. H. von Ranke: Ueber Hügelgräberfunde, die mit Hochbäckern in Zusammenhang zu stehen scheinen.

Montag den 1. Mai.

(Gemeinschaftliche Sitzung mit der Colonial- und Geographischen Gesellschaft.)

Herr Dr. F. Stuhlmann hielt einen Vortrag über seine centralafrikanischen Reisen und führte dabei zwei weibliche Angehörige des Zwergvolkes der „Akka“ vor.

Freitag, den 27. October.

Herr Professor Dr. Heinrich von Ranke: Ueber seine Hochbäckeruntersuchungen.

Freitag, den 21. November.

1. Herr Professor Dr. Rüdinger:

a) Ueber Trophäen von oberem Amazonenstrom. b) Ueber Zwillingshirne.

2. Herr Dr. Paater: Ueber die religiösen Anschauungen bei den Batak.

Freitag, den 15. December.

1. Herr Professor Dr. S. Günther: Der menschliche Farbensinn in ethnologischer Beleuchtung.

2. Herr Professor Dr. Englert: Ueber die neueren Grabfunde bei Schretzheim und den Fund bei Staufen mit Demonstrationen der Fundobjecte.

Literatur-Besprechungen.

Johannes Ranke: Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band: Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 650 Abbildungen im Text und 26 Farbendrucktafeln von Dr. W. Ktzold, Emil Eyrieß, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Groß 8°. 639 Seiten. Leipzig und Wien (Bibliographisches Institut), 1894.

Als vor 6 Jahren zum ersten Male „Der Mensch“ von Johannes Ranke erschien, da wurde diesem schönen Werke mit vollem Rechte von allen Seiten die unbedingteste Anerkennung gesollt. Bot es doch nicht allein dem Gebildeten im Allgemeinen, sondern auch dem Arzte und Anthropologen eine Fülle von Anregung und Belehrung dar sowohl durch den sorgfältig angeordneten und klar und instructiv geschriebenen Text, als auch durch die schönen und lehrreichen Abbildungen, deren viele in den Lehrbüchern vergeblich gesucht würden. Der allgemeinen Anerkennung der Kritik ist diejenige des Publikums gefolgt; nach kurzer Frist ist eine neue Auflage notwendig geworden. Es spricht für die Vortrefflichkeit der ersten Anordnung, dass der Verfasser dieselbe im Allgemeinen und besonders in der neuen Auflage beibehalten konnte. Die neueren Fortschritte in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis hat er an den entsprechenden Stellen eingefügt. So haben namentlich die Abschnitte über die Entleerung der Keimblätter, über die Formbildung des Wirbeltierkeimes, über die abnorme Behaarung und über die anthropologische Betrachtungsweise der Schädel nicht unwesentliche Bereicherungen erfahren. Ganz besonders hervorzuheben ist aber die Schilderung der Kariokinese, der wunderbaren Teilungsvorgänge an den Kernen der tierischen Zelle, wie sie bei den Fortpflanzungsprocessen an Stande kommen. Unter den der neuen Auflage hinzugefügten Abbildungen verdienen die zu dem oben genannten Kapitel gehörigen eine ganz besondere Anerkennung. Aber auch die anderen neuen Figuren stellen sich den alten ebenbürtig an die Seite. Möge die Herausgabe des zweiten Bandes nicht lange auf sich warten lassen.

Max Bartels.

Zum 11. April 1894.

An dem heutigen Tage feiert unser hochverdienter Schatzmeister

Herr Oberlehrer J. Weismann
den 70. Geburtstag.

Wir bringen unserem Freunde auch an dieser Stelle zu diesem freudigen Feste die herzlichsten Glückwünsche dar. Mögen dem jugendfrischen Jubilär noch lange Jahre ungeschwächter Kraft und Schaffensfreudigkeit auch zum Heile unserer Gesellschaft beschieden sein.

Die Vorstandschaft der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.
Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 31. März 1894.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang, Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1894.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 dieses Jahrgangs.

Inhalt: Einladung zu der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck. — Die Pfahlbauten im Greifensee. Von Dr. Jakob Messikommer. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: I. Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart. II. Naturwissenschaftlicher Verein in Karlsruhe. III. Göttinger Geschichtsverein. — Kleine Mittheilungen. — Literaturbesprechung. — Alterthümer-Sammlung des Herrn Architekten Hasselmann. — 66. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien.

Einladung

zu der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck.

Vor 25 Jahren, unter dem 25. September 1869, ist aus dem Schoosse der 43. deutschen Naturforscherversammlung in Innsbruck der erste Anruf zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft ausgegangen.

Die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft haben beschlossen, zur Feier dieses Ereignisses in diesem Jahre eine gemeinsame Versammlung in Innsbruck abzuhalten.

Gleichzeitig wird die 25. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft dasselbst stattfinden.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft die Mitglieder der beiden Gesellschaften sowie alle Freunde anthropologischer Forschung zu dieser vom

24.—27. August 1. Js. in Innsbruck

stattfindenden Jubiläumsversammlung einzuladen.

München, Wien, Innsbruck, 5. Mai 1894.

Johannes Ranke
Generalsekretär der Deutschen
anthropologischen Gesellschaft.

Franz Heger
Sekretär der Wiener
anthropologischen Gesellschaft.

Franz R. von Wieser
Lokaler Geschäftsführer
für Innsbruck.

Die Pfahlbauten im Greifensee.

Von Dr. Jakob Messikommer in Wetzikon.

Die in den letzten Jahren ausgeführte Glattkorrektur hat nicht nur den zeitweiligen Uebersehwemmungen der meist niedrigen Ufer dieses Flusses ein Ziel gesetzt, sondern auch ermöglicht, dass der Greifensee, dessen Ausfluss die Glatt ist, circa 1 Meter gefüllt werden kann. Durch abgebaute Sehlussen kann nundmehr auch dieser See — wie der Pfäffikonsee — zu Gunsten der Industrie gehoben oder gefüllt werden. Die Glattkorrektur ist ein Werk, das unserem Lande und seinen Institutionen zur Ehre gereicht.

Der unvergleichlich trockene Sommer dieses Jahres (1893) brachte daher den Wasserstand des Greifensees auf ein Niveau hinunter, den er seit seiner Existenz nie hatte und ausgedehnte Ufergebiete wurden dadurch trocken gelegt. Diesen Umstand benützte ich diesen Sommer zu sehr fleissigen Exkursionen dahin, theils um schon bekannte Pfahlbauten dort zu untersuchen, theils um nach noch unbekanntem Niederlassungen zu fahnden. Diese Arbeit war nach beiden Richtungen nicht erfolglos. Statt der zwei von mir im Jahre 1866 aufgefundenen Pfahlbauten (Riedikon und Stoorc sind nun deren acht bekannt, wovon drei am westlichen Ufer des Sees (Fällanden und zwei bei Maur) und fünf am östlichen Ufer desselben (Riedikon, Wildsberg, Stoorc oberhalb der Ortschaft Greifensee und zwei unterhalb davon) sich finden. Es erleichterte die Untersuchung dieser Pfahlbauten der Umstand nun sehr, dass sie grösstentheils auf dem Trockenen lagen. Drei dieser uralten Niederlassungen (Riedikon, Wildsberg und Stoorc) decken mit ihren Resten je einen Raum von 36—40 Aren, die andern fünf sind bedeutend kleiner. Nach ihren Funden gehören sieben davon der mittleren Steinzeit an und waren von kurzer Dauer und nur die Pfahlbante Stoorc reichte in die eigentliche Kupferzeit hinein und war von längerer Dauer, indem sich dort (nach den Untersuchungen, die ich im Auftrage der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft daselbst vornahm) zwei Niederlassungen über einander befinden, wovon die erste mit ihren Vorräthen durch Feuer zu Grunde ging. Ich fand in der Kohlenschichte derselben eine Menge Gerste und Weizen und schöne Laib Brod etc. Aufgefallen ist mir die grosse Menge gesägter Steine, welche auf einzelnen Niederlassungen gefunden wurden. Serpentin, Diorit etc. bildeten ein beilichtes Material zur Anfertigung von Steinbeilen. Auf dem Pfahlbau Stoorc fand ich, entsprechend der Kupferzeit, sehr schöne Nephrite, welche auf den ältern

Niederlassungen nicht gefunden wurden. So war es auch zu Robenhansen, wo ich Artefacte von Nephrit (Pfeilspitzen) nur auf der jüngsten, dritten Niederlassung fand. Es ist dieser Umstand immer ein wichtiges Faktum in der Geschichte der Pfahlbauten. Es ist zu hoffen, dass bei fortgesetzten Untersuchungen noch mehr Material gefunden werde, das die Kenntnis dieser uralten, menschlichen Niederlassungen vermehren hilft. Meine Hoffnung, eine Ansidlung aus der eigentlichen Bronzezeit daselbst zu finden, hat sich bis jetzt nicht erfüllt.

Die Kenner der Schweizergeschichte wissen, dass im alten Zürichkrieg (1414) eine Menge Burgen und Schlösser zerstört wurden und so erlag auch das Schloss Greifensee, nach hartnäckiger Vertheidigung von Seite der Züricher (unter Hans von Breitenlendenberg), dem Angriff der Eidgenossen, welche sich dadurch dann an der Besatzung rächen, dass sie dieselbe (63 Mann) auf der Blutwiese bei Nänikon enthanpten liess. Ans dieser Zeit stammen unzweifelhaft auch vier steinerne Wurfgeschosse (Kugeln) von 33—40 cm Durchmesser, welche in der Nähe des Schlosses Greifensee in Folge obiger Untersuchungen zum Vorschein kamen, sowie ein sog. Schwizerdolech, ebenfalls aus dieser Periode. Die Hoffnung, noch mehr Fundobjekte (Panzer etc.) aus dieser Zeit zu finden, hat sich bis jetzt nicht erwarbt. — Auf der Pfahlbante Robenhansen habe ich seit meiner letzten Berichterstattung an dieser Stelle (siehe Nr. 1 des vorigen Jahrgangs) wieder sehr schöne Fischernetze, Gießlechte, aufgewundenen Faden, ganze und unvollendete Holzschüsseln (aus Ahorn) und sehr schöne Gersten- und Weizenähren etc., ausser den gewöhnlichen Artefacten gefunden.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

I. Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart.

Sitzung vom 25. November 1893.

Die erste Versammlung dieses Winters konnte der Vorsitzende, Major a. D. Frhr. v. Tröltsch, mit der erfreulichen Mittheilung eröffnen, dass auf Vortrag des Hrn. Cultusministers Sr. Maj. der König dem Verein ein Beitrag von 300 M. bewilligt hat, und dass die deutsche anthropologische Gesellschaft auch ferner einen Jahresbeitrag von 200 M. gewährt. Diese Mittel erlauben es dem Verein, eine Jahresschrift unter dem Titel „Fandberichte aus Schwaben“, deren erstes Heft im Januar erscheinen soll, herauszugeben. Die Redaktion der Zeitschrift wird Prof. Dr. Sixt übernehmen, womit sie in die besten Hände kommt. Gute Abbildungen sollen dem Text beigegeben werden, und so ist nicht zu bezweifeln, dass die neue Zeitschrift ein längst gefühltes Bedürfniss in der denkbar vollkommensten Weise befriedigen wird. — Nach diesen geschäftlichen Mittheilungen ging man zu den wissenschaftlichen Theil über. Der aus eigenem Drang und

im Interesse des Vereins unermüdet thätige Vorsitzende hatte zwei Vorträge angekündigt, den ersten mit dem Thema: Aus der Vorzeit Mömpelgards. Dieser Gegenstand war nicht zufällig gewählt, sondern in Erinnerung daran, dass es am 10. October 100 Jahre gewesen sind, seit uns Mömpelgard nach 400jährigem Besitze widerrechtlich entrisen worden ist. Das besondere Interesse des Anthropologen nicht der Mont Vaudois mit seinem Ringwall auf sich, wo viele Funde von Bein und Stein gemacht, auch sehr viele Thonscherben ausgegraben worden sind. Die Mömpelgarder Fundgegenstände der Bronzezeit entsprechen durchgängig dem westschweizerischen Hallstatttypus. Große Wichtigkeit besass das Land zur Römerzeit, war ja in dieser Gegend der Schauplatz der Schlacht, in der Ariovist die berühmte Niederlage erlitt. Auch aus der Merowingerzeit hat man vereinzelte Ueberreste entdeckt. Frühzeitig haben württembergische Fürsten hohes Interesse für die älteste Geschichte Mömpelgards an den Tag gelegt, wurden doch schon am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts, dann wieder im Jahre 1786 Ausgrabungen im Lande vorgenommen. Der Redner schloss seinen sehr interessanten, mit Beifall aufgenommenen Vortrag mit der Mahnung, das Andenken an Mömpelgard bei uns allzeit wach zu erhalten. — Vielleicht noch anzubringen war der folgende Vortrag, der einen Kupferfund in Oberschwaben behandelte. Es gab eine Zeit, da man leugnete, dass es eine Kupferzeit gegeben habe; jetzt leugnet es Niemand mehr. Man kennt jetzt, wie aus der neuesten Auflage des Werkes von Dr. Mach in Wien hervorhebt, nicht weniger als 400 Fundstellen mit über 1000 einzelnen Kupferfundstücken. Die ober-schwäbische Fundstelle ist im Steinhauser Ried, wo sich auf einem Kamn von kaum $\frac{1}{2}$ cdm 67 Gegenstände, depotartig aufbewahrt, vorfanden: Spiralen, Tutuli (kleine Hüthen von Kupferblech), ein Doppelring mit 6 Cylinderspiralen (wahrscheinlich eine Art Portemonnaie der Bronzezeit) etc. Der Fund ist als reiner Kupferfund sehr interessant; es sind Bronzeseitformen in Kupfer ausgeführt, und man griff an dieser Art der Herstellung wahrscheinlich nur deshalb, weil das damals nur aus dem südlichen England unter erschwerenden Umständen zu beschaffende Zinn manchmal mangelte. — An beide sehr lehrreichen Vorträge, für die dem Hrn. Vorsitzenden Dank ausgesprochen wurde, knüpfte sich noch eine längere Erörterung.

Sitzung vom 20. Januar 1894.

Das Thema, über welches Herr Dr. Hopf aus Plochingen sprach, lautete: Volkergedanken über den Ursprung des Menschen. Gestützt auf ein ungemein reiches Material, das er mit bewundernswerthem Fleiße seit Jahren über diesen Gegenstand zusammengetragen und gesiebt hat, schilderte der Redner im Einzelnen die Vorstellungen, welche sich die verschiedensten Völker oder ihre hervorragenden Denker zu den verschiedensten Zeiten darüber gebildet haben, wie und woher der erste Mensch in die Welt gekommen sei. Diese Vorstellungen lassen sich im Grossen und Ganzen in zwei Gruppen bringen, indem den Einen die Schöpfung, den Andern die Entstehung des Menschen auf natürlichem Wege als das Wahrscheinlichere erschienen ist. Es gibt — so führte der Redner aus — auf der ganzen Erde kein noch so nieder stehendes Naturvolk, das nicht an ein höheres, schöpferisches Wesen glaubt. Dieses Wesen tritt aber nicht bei allen Völkern gleichmäßig activ als Schöpfer auf, sondern überhast vielfach die Schöpfungsthat entweder bestimmten Thiern,

oder einem mehr anthropomorphisch gedachten Stellvertreter. Nur bei dem Monothismus in seiner reinsten Form beginnt die Schöpfung mit dem directen Eingreifen des höchsten Wesens, sei es nun, dass der Mensch dynamisch durch Willen und Wort des Schöpfers, oder mechanisch als das Werk seiner Hände in die Existenz tritt. Die andere Vorstellung von der natürlichen Entstehung des Menschen ist nicht notwendig an ein höheres, culturreich entwickeltes Denkvermögen geknüpft, sondern findet sich auch gewissermassen als naive Vorausannahme bei zahlreichen niederstehenden Naturvölkern vor. Der Glaube an die einfache Entstehung des Menschen aus der anorganischen Erde oder dem Wasser, an seine Abstammung von Pflanzen oder Thieren entspringt einem unbewussten Gefühl von der Entwicklung des Organischen aus dem Unorganischen, und von der allmählichen Entwicklung des Organischen bis zu der höchsten, durch den Menschen repräsentirten Stufe. In bewusster Weise ist dasselbe in den Theogonien und Kosmogonien der polytheistischen Völker ausgedrückt. Denn die paarweise gedachten, in successiver Folge von einem Urpaaire abstammenden Götter sind nichts als anthropomorphisch gedachte Naturkräfte, die an dem Aufbau der Welt theilhaftig sind, bis als letztes Heulit das Zeugungsprocesse der Mensch auf der Erde erscheint. Nur schwächern wagten es die älteren Philosophen, dies anthropomorphische Gewand von ihrer Naturphilosophie abzustreifen. Aber nachdem einmal die Schemen vor dem Priesterthum und dem von ihm geleiteten Volke überwunden und der Schleier von dem Bilde an Satz gelüftet war, blieb die Thüre des Tempels der reinen Naturphilosophie nicht mehr geschlossen. Hunderte der besten Denker haben darin in tiefen Betrachtungen geweiht; manche, wie der edle Giordano Bruno wurden gewaltsam heraus und auf die Richtstätte geschleppt; aber schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts neigte sich die Waage auf die Seite der natürlichen Schöpfungsgeschichte, und seit den epochemachenden Arbeiten Darwins und seiner Schüler nehmen wenige Naturforscher mehr Anstand, sich für eine natürliche Entstehung des Menschen und stufenweise Vervollkommnung von niederen an höheren Organismen auszusprechen. Der Redner sprach schliesslich seine Ueberzeugung aus, dass die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo auch in den Schulen ohne Gefahr für die Religion die natürliche Entstehung des Menschen gelehrt werde. — An den mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag schloss sich eine lebhaft debattirte, in welcher Obermedicinalrath Dr. v. Holder betonte, dass einerseits, so lange die Herkunft des Menschen nicht mit positiver Gewissheit im Bereiche menschlichen Wissens liege, dem Glauben sein Recht gewahrt bleiben müsse, in welcher Form derselbe nach aufträte, sofern er nur den Gläubenden befriedige; dass er andererseits auf Grund der vorliegenden vergleichend-anatomischen Studien die natürliche Entstehung des Menschen für wahrscheinlich halte. Prof. Dr. Krimmel weist darauf hin, dass der Grundgedanke der modernen Anthropogenie („die Ontogenese ist eine Wiederholung der Phylogenese“) gelte, wenn auch in anderer Form, denn vor 100 Jahren von einem Württemberger, dem Prof. Kielmeyer an der Karlschule in einem Vortrag ausgesprochen wurde.

Sitzung vom 21. Februar 1894.

Am Samstag 24/II. behandelte Major, D. Stejneger, Streckencommissar der Reichelhelmscommission, in interessantem Vortrag den römisch-germanischen

Limes mit besonderer Berücksichtigung der durch die Limesforschung erzielten Resultate. Der Vortrag war aus beider illustriert durch eine von dem Redner entworfene Uebersichtskarte des rätischen und obergermanischen Limes, die vervielfältigt war und sich in das Händen der Zuhörer befand, sowie durch zahlreiche treffliche, der Mehrzahl nach von dem bayerischen Streckencommissar W. Kohl aufgenommene Photographien. Nach Erörterung der Bedeutung des Wortes limes ging Redner auf die einzelnen Theile desselben ein. Man war seitler der Ansicht, dass der Limes raticus nur aus Mauerwerk, der L. transrhodanus aus Wall mit Graben bestehe. Dies hat auch im Allgemeinen seine Richtigkeit; doch haben die Forschungen der Reichslimescommission bereits wichtige Ergänzungen für unsere Kenntnisse geliefert. Die wichtigste neue Entdeckung besteht darin, dass wir einen weiteren Limes vor die bisher bekannten setzen dürfen, eine ältere Limesanlage, in einem Gräbchen bestehend, neben oder auf welchem erst später Mauer und Wall angeführt worden sind. Weitere interessante Resultate sind durch die Reichslimescommission in einigen Fluss- und Thalübergängen zu Tage gefördert worden. Das Dunkel, das den Zweck der Limesanlage umgibt, ist freilich noch nicht aufgehellt; es bleibt noch zweifelhaft, ob es eine militärische Anlage war, wie General v. Kallies meinte, oder ob mit Generalleutnant v. Sarwey eine Zollschutzgrenze anzunehmen ist. Der Redner ist übrigens überzeugt, dass auch diese Frage binnen kurzem gelöst werden wird. Im einzelnen besprach Major Steimle noch verschiedene Kastellanlagen und namentlich die in Loreb von ihm blossgelegten Thurm, den in seinem jetzigen Zustand zu erhalten, er im Verein mit dem Landesconservator dankenswerthe Schritte gethan hat. Besonders bemerkenswerthe Ergebnisse hofft der Redner noch bei der im Frühjahr vorzunehmenden Ansprangung des Kastells bei Aalen zu erzielen: eine Ansicht, die gewiss von allen Interessenten lebhaft begrüßt wird. — Reichr Befall wurde dem Vortrag spendet, an den sich noch eine kleine Erörterung anschloss. Endlich nahm noch Prof. Dr. Sixt zu einem eingehenden Rechenschafts-Bericht über die „Fundberichte aus Schwaben“, deren erstes Heft bekanntlich vor kurzem erschienen ist, der Aufsatz. An Stoff für diese Jahrespublicationen fehlt es nicht, und am Eifer, ihn in die Hand zu bekommen, wird es der Herausgeber, wie er schon bewiesen hat, gleichfalls nicht fehlen lassen; möge nur die von dem Herrn Cultusminister für diesmal gegebene Unterstützung noch künftighin nicht ansiehlen, so wird man der weiteren Entwicklung dieses Unternehmens mit Vertrauen entgegensehen dürfen. — Die Versammlung stand, da der Vorstand, Freiherr v. Tröltzsch, leider noch immer nicht völlig hergestellt ist, unter der Leitung des stellvertretenden Vorsitzenden Dr. E. Frass.

II. Naturwissenschaftlicher Verein in Karlsruhe.

In der Sitzung vom 9. März sprach Hr. Dr. Wilser über „Vererbungstheorien“. Während das Wort „Vererbung“ heutzutage auf Aller Lippen ist, herrschen über das Wesen derselben noch recht unklare Vorstellungen, was nicht zu verwundern, da die Fachgelehrten selbst in dieser Frage sich schroff gegenüberstehen und ihre Ansichten unter der Lösung Nulla est epigenesis und Nulla est praeformatio bekämpfen. Die Wichtigkeit braucht nicht hervorgehoben zu werden; die Frage beschäftigt den Zoologen und Botaniker, den Anthropologen, den Psychologen und Philosophen, den Krimi-

nalisten und Socialpolitiker, ganz besonders aber die Männer der Praxis, Aerzte, Thierzüchter und Gärtner. Nachdem schon Hippokrates und Aristoteles der Sache ihre Aufmerksamkeit angewendet hatten, brachte das ganze Mittelalter, in dem ja das Studium der Natur verpönt war, keine weitere Aufklärung, obgleich im Volksbewusstsein die Macht der Vererbung immer lebendig war. Erst in neuerer Zeit, im 17. Jahrhundert, legten die bahnbrechenden Entdeckungen von Harvey, Swammerdam, Malpighi, Leeuwenhoek den Grund zu weiterem Fortschritt. Trotzdem herrschte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch allgemein die Ansicht vom vollständig vorgebildeten Keim (praeformatio), der bei der Entwicklung sich nur „auswuchs“. Nur darüber wurde mit Erblichkeit gestritten, ob diese Keime von väterlicher (Animalculisten) oder mütterlicher (Ovulisten) Seite stammten. Es war ein Deutscher, Kaspar Friedrich Wolff, der im Jahre 1759 durch seine Theoria generacionis die wissenschaftliche Entwicklungslinse begründete. Some der Zeit vorauseilenden Anschauungen wurden jedoch von dem damals in der Gelobtenwelt allmächtigen Albrecht von Haller mit den Worten: Nulla est epigenesis niedergedrungen. Erst nach Wolff's Tode fand seine Lehre Anerkennung, und neues Leben kam in unsere Wissenschaft durch die Forschungen von Pander an Karl v. Bär, ungeahnte Bedeutung musste die Vererbungsfrage gewinnen, als, auf den Schultern von Lamarck und Malthus stehend, gerade 100 Jahre nach Wolff's Schrift Darwin die staunende Welt mit seiner Lehre von der natürlichen Entwicklung aller Lebewesen überraschte. Er selbst stellte auch eine Vererbungstheorie, Pangenesis, auf, die im Grundgedanken richtig war, in den Einzelheiten jedoch nicht befriedigen konnte. Näher kam der Sache sein Landsmann, der Naturphilosoph Herbert Spencer, der sich den organischen Stoff aus kleinen „Einheiten“ zusammengesetzt dachte, denen „Polarität“ Wachstums- und Entwicklungsgesetze zuschrieb. Hering lehrte das „Gedächtnis der Materie“, Haeckel die auf Wellenbewegung kleinster Theile beruhende „Perigenesis der Plastidie“. Keiner aber hatte bis dahin an der Vererbungsfrage gewonnen, „erworbene Eigenschaften“ gewweifelt. Dies blieb Weismann vorbehalten, der im letzten Jahrzehnt die Theorie von der „Continuität des Keimplasmas“ aufstellte und folgerichtig bis zu seiner im letzten Jahre erschienenen Schrift „zur Allmacht der Naturrichtung“ ausgearbeitete. Er nennt die Naturrichtung allmächtig, weil ihm zur Erklärung der fortschreitenden Entwicklung, an der er doch festhält, kein anderes Mittel bleibt. Da jedoch die Naturrichtung nur Nützlichendes hervorbringen kann, in der Natur jedoch zahlreiche gleichgiltige, überflüssige oder gar schädliche Eigenschaften und Körpertheile vorkommen, so bekommt schon dadurch die Allmacht ein Loch; ausserdem muss Weismann zur Erklärung des langsamen Schwindens entbehrlich gewordenen Theile, sogenannter „rudimentärer Organe“, zur Hilfsypothese der „Pannixie“, d. h. der aufgehobenen Zuchtwahl, seine Zuflucht nehmen. Durch eine einfache Rechnung kann aber gezeigt werden, dass „Pannixie“ zwar die Gegensätze ausgleichen, nicht aber einen Schwund herbeiführen kann. Da die geringfügigsten Kleinigkeiten, wie Würchen, Hautfalten u. dergl. — was an Beispieln erörtert wird — sich vererben, so müsste der durch Weismann's Pannixie im Kern der Keimzelle errichtete Ilaas von Ideen, Determinanten und Biophoren“ so bis ins Eiaaleite dem angewachsenen Körper entsprechen, dass der Vorwurf, seine Lehre

enthalte unter einem anscheinend wissenschaftlicheren Mantelchen die alte von Wolff abgehandelte „Prufermatio“, nicht ungerichtlich ist. Es hat daher nicht an Gegnern gefehlt: in Deutschland traten Kimer, Hückel, in England Spencer, Beddoe, in Amerika Ward, in Frankreich Tulpin für die Vererbung „ererbter Eigenschaften“ ein. Ganz kürzlich aber ist in Deutschland von Haacke eine neue Vererbungstheorie aufgestellt worden, die ebenfalls in diesem Sinne die einzelnen Ercheinungen der Vererbung erklärt. Träger der Vererbung ist nach Haacke nicht nur der Kern, sondern auch das Plasma der Keimzelle mit seinem Mittelpunkt, dem Centrosoma. Durch das Plasma werden Gestalt und Zeichnung, durch den Kern Chemosmus und Färbung übertragen. Das Plasma ist nicht formlos, sondern als kleines Bansteinen von regelmäßiger, rhombischer Form, den sogenannten „Gemmarien“, zusammengesetzt. Körper- und Keimzellen befinden sich im Gleichgewichtsstand und bilden ein System, das sich im Ganzen verändert, wenn in irgend einem Theile eine Verschiebung eintritt. Die ganze Vererbung beruht auf dem Grundgesetz des Beharrungsvermögens. Die Theorie hat sehr viel Ansprechendes und erklärt gut alle Ercheinungen des Lebens. Anpassungen und Entartungen vererben sich also solche; die Axiome sind nicht, wie bei etwas anderer Weise, als man sich bisher vorgestellt hatte. Im Kampf um's Dasein der Einzelwesen gibt das Wirksamste den Ausschlag, nämlich die Lebenskraft, neben der die ganz geringfügigen Unterschiede der „Ausstattung“ gar nicht in Betracht kommen. In einem beschränkten Gebiete können sich wegen der unbehinderten allgemeinen Kreuzung nicht zwei neue Rassen bilden; die „Amphimixis“ wirkt also gerade in entgegengesetztem Sinne, als Weismann angenommen. Erst wenn das Gebiet so gross ist, dass eine allgemeine „Amphimixis“ nicht mehr möglich, zeigen sich Rassenunterschiede, und nun kommt die Ausstattung zur Geltung, da die besser angepasste Rasse auf Kosten der andern sich ausdehnt. Es zeigt sich, dass der vielfach verkannte Moritz Wagner in der Hauptsache recht hatte. Es werden, was bisher nicht möglich war, vier Arten des „Rückschlags“ unterschieden und genau aus natürlichen Ursachen erklärt. Die Männer der praktischen Anwendung der Wissenschaft, Aerzte und Züchter, finden bei Flückner reiche Belehrung, Erklärung der Erfahrungsthaten und werthvolle Winke, während ihnen Weismann nichts zu bieten vermochte. Die allerersten Vorgänge bei der Vererbung, die sich unseren Sinnen entziehen, werden wohl immer „Theorie“ bleiben müssen. Jedenfalls aber verdient eine solche Theorie den Vorschlag, die aus das Verständnis der Natur erleichtert. Es wäre ja gut für die Menschheit, wenn sich erworbene Krankheitsanlagen nicht vererben könnten und wenn zufällig auftretende ungünstige Abänderungen sofort durch die natürliche Auslese wieder ausgeglichen würden. Die tägliche Erfahrung lehrt uns aber, dass dies nicht der Fall ist und dass durch die Vererbung nicht nur Vervollkommenung, sondern auch Entartung übertragen wird, was wir mit in den Kauf nehmen müssen und wonach wir uns zu richten haben. — In der dem Vortrage folgenden Besprechung vertheidigte Herr O. Ammon die Weismann'sche Theorie auf's Wärmste. Ein Schwerepunkt des Vortragenden erwartete, nach der jetzigen Sachlage, von der nächsten Zukunft eine endgiltige Entscheidung der hochwichtigen Frage zum grossen Vortheil für die Biologie, die Wissenschaft vom Leben, der noch grosse Aufgaben gestellt sind. Hoffentlich fehlt es dann nicht an

Männern, die die Natur wieder mehr unter freiem Himmel, in Wald und Feld, auf Berggipfeln und Meereswegen beobachten und nicht nur kleine und kleinste Theile, sondern auch wieder ganze Thiere und Pflanzen kennen.

III. Göttinger Geschichtsverein.

Sitzung vom 14. April 1897.

Herr Dr. Platner: „Die Burgwälle auf dem Höhenzuge im Osten von Göttingen.“

Unsere Stadt ist nach Osten hin von einem halbmondförmigen bewaldeten Höhenzuge umgeben, der nach innen sich allmählich abacht und hier den Lutterbach nach dem Leinetal entsendet; seine äusseren Händer dagegen fallen ganz steil hinunter nach den Dörfern Beyerhausen, Ober- und Unterbillingshausen, Mackenrode und Gr. Lengden. Nur bei Waake ist der Abfall weniger steil, weshalb denn auch hier die Herzberger Chaussee den Höhenzug durchbrechen konnte. Von diesem Höhenzuge nun erstrecken sich nach aussen hin mehrere Bergvorsprünge, die den Charakter der Steilheit auf 3 Seiten in besonders hohem Grade an sich tragen. Wie spitze Nasen ragen sie in das umgebende Land hinein; mit dem Höhenzuge aber hängen sie nur auf der vierten ganz schmalen Seite zusammen. Es sind der Wittenberg oder Uhlenberg, der sich von der Plesse aus nach Nordosten, also in der Richtung nach dem Harze hin erstreckt, und dann die Rathburg. Diese schliesst mit dem Wittenberg zusammen gleich den beiden Backen einer Zange einen Thalkessel ein, an dessen nördlichem Ansätze das Dorf Heyershausen liegt. Ferner der Hünenstollen und endlich die sog. Lengdener Burg. Das Gemeinsame bei allen diesen Bergvorsprüngen ist, wie gesagt, ihr steiles Hinanragen in das Land und der Umstand, dass sie nur auf einer Seite, oben von dem Höhenzuge her, zugänglich sind, falls nicht auf den anderen Seiten ein Weg aus dem Thale erst besonders hergerichtet ist. Aber wenn wir genau zusehen und uns die Mühe nehmen, auch einmal von dem betretenen Wege, der überall von dem Höhenzuge auf sie hinaus führt, abzuweichen und ein wenig durch die Dornen des Unterholzes zu dringen, so finden wir noch mehr eigenthümliche Dinge. Da sehen wir mit einem Male, wie nur über den Rücken des Bergvorsprungs hinweg ganz deutlich die Spuren eines Grabens und da, hinter einem Walles sich verfolgen lassen, ja bisweilen ist dies mehrmals nach einander der Fall. Die in das Land hinaus ragende Bergmasse ist also irgend einmal gegen den Höhenzug, mit dem sie sonst frei zusammenhängt, künstlich abgeperrt worden. Natürlich sind der Graben sowohl wie der Wall im Laufe der Zeiten überall sehr in sich zusammen gesunken; aber, durch den dichten Wald geschützt, haben sie sich doch im Ganzen deutlicher erhalten, als wenn sie etwa auf beschränktem Felde lägen. Am besten lässt sich die Sache auf dem Hünenstollen erkennen. Wenn man die allmählich austeiende windungsreiche Wald-Chaussee verfolgt hat, die kurz vor dem Södderick links von der Haupt-Chaussee abbiegt — es ist der Weg, den in der Regel die Kutscher fahren —, so kommt man oben, da wo die Wagen gewöhnlich anhalten, an einen Fensweg, der in schurgrader Linie in östlicher Richtung auf die weit vorspringende Spitze des Hünenstollens hinführt. Dieser Fensweg ist nun dreimal über einen Graben und quer durch einen Wall gelegt. Man sieht ganz deutlich nach einander 3 Einschnitte in das Erdreich zu beiden Seiten, und zwar ist dies

kein gewachsenen Boden, sondern aufgeschüttete Erde, die hier zu Tage tritt; sie lässt sich dann auch in dem dichten Unterholze, ebenso wie der davor ausgehobene Graben, beiderseits bis an die scharfe Kante des Berges verfolgen. Der Berg ist also durch einen dreifachen Wall gegen seine allein angrenzliche Seite geschützt. Um den ersten dieser Wälle zu finden, muss man über die Hälfte jenes vorhin erwähnten Fussweges zurückgelegt haben; der zweite Wall liegt dann etwa 100 Schritte hinter dem ersten und der dritte ebenso weit hinter dem zweiten. Etwas anders steht es auf der Lengdener Burg. Ich nehme an, wir haben die nach Kl. Lengden vorspringende Spitze der Lengdener Burg auf dem augenscheinlich erst in neuerer Zeit angelegten Fusswege erreicht, der von dem unteren Ende des Gösseigrandes aus an der westlichen Bergwand hinanführt. Wir wenden uns alsdann, nachdem wir oben die Ansicht bewandert haben, rückwärts und wandern auf dem Bergkamme nach Norden; so stehen wir bald an einer quer über den Berg gelagerten Erhöhung, die ja wohl den Eindruck hervorrufen kann, dass sie künstlich hergestellt sei; allein bei meinem letzten Besuche an Ort und Stelle, erst vor wenigen Tagen, ist mir dies doch sehr zweifelhaft geworden: diese vordere Erhöhung wird wohl von der Natur geschaffen sein. Gehen wir dann aber auf dem Bergkamme, der hier eine Biegung macht, weiter in nordöstlicher Richtung nach Gr. Lengden hin, so kommen wir nach 800 bis 400 Schritten an einen unserordentlich gut und deutlich erkennbaren Wall mit vorgelegtem Graben. Dieser Wall ist auf der höchsten Erhebung des ganzen Bergkamms quer über den Kamme hinweggezogen, und er sperrt die Bergspitze, von der wir ausgegangen sind, gegen einen etwa von Nordosten auf dem Höhenzuge herströmenden Feind vollständig ab. Ich möchte also hier nur diesen einen Wall annehmen; der aber ist ganz zweifellos vorhanden. Auch der Name „Lengdener Burg“ deutet schon darauf hin, dass hier einmal eine Befestigung angelegt worden ist. Wenden wir uns nach dem entgegengesetzten Ende unseres halbmondförmigen Höhenzuges, nach dem Pleseforst, so finden wir auf dem Wittenberg (oder Uhlenberg) ähnliche Verhältnisse wie auf der Lengdener Burg: mit voller Deutlichkeit ist nur ein Wall und Graben erkennbar, der ist aber dafür auch seiner ganzen Länge nach noch unserordentlich gut erhalten. Auf der Halbburg dagegen, wohl der geräumigsten aller dieser Befestigungsanlagen, stehen noch 2 Wälle, die im Abstände von etwa 200 Schritten hinter einander quer über den Hals des weit vorspringenden, dabei aber doch sehr breiten Berges gezogen sind und diesen gegen seine Basis, also gegen den ganzen Höhenzug abschliessen. Von unserem Höhenzuge springt noch eine 5. Bergmasse in ähnlicher Weise nach außen hin vor; das ist die nördlich von Gr. Lengden steil aufragende „Pferd-krippe“. Aber ich habe auf dieser keine Spuren künstlicher Wallanlagen entdecken können. Vielleicht hat sie nicht genug Raum zur Unterbringung einer grösseren Menschenmasse. Fassen wir nochmals die kennzeichnenden Merkmale aller dieser Befestigungsanlagen zusammen: sie sind alle auf Bergvorsprüngen errichtet, welche durch ihre Steilheit von 3 Seiten unzugänglich erschienen oder hier doch leicht verteidigt werden konnten; sie sind sodann alle auf der 4. leicht zugänglichen, zugleich aber schmalen Seite dieser Bergvorsprünge errichtet, und sie haben augenscheinlich den Zweck gehabt, diese Seite gegen einen etwaigen Angriff von dem die Basis der Bergvorsprünge bildenden Höhenzuge sicher zu stellen. Haben sie des-

halb aber etwa auch ihre Hauptfront gegen den Höhenzug selbst gekehrt? Wohl schwierig. Die Insassen dieser Burgen — um diesen zweimal hier in den Namen der Bergvorsprünge wiederkehrenden Ausdruck beizubehalten, — die Insassen dieser Burgen also haben ihr wichtigstes Verteidigungsmittel jedenfalls in der Steilheit der ausgewählten Berge erblickt, und die Wälle der 4. Seite sollten wohl nur den Rücken der Stellung decken. Dafür spricht vor Allem die Lage der Berge, die einen feinen angebündelten Anblick über das Vorland hinweg gewähren, aber nicht nach dem Höhenzuge.

(Schluss folgt.)

Kleine Mittheilungen.

1. Antimon. — Im Jahre 1891 wurde in einem Skeletgrabe nahe Plamins in Krain ein Metallkruglein gefunden. Die von Herrn Alexander Bauer angestellte qualitative Untersuchung des Metalles hat nun ergeben, dass dasselbe aus Zinn und Antimon besteht und bei 20° C. das spezifische Gewicht 7,223 besitzt. Es ist weich und lässt sich mit dem Messer schneiden. Da Legirungen von Zinn mit 9 bis 12 Proc. Antimon sich durch Ductilität auszeichnen und für eine Legirung von Zinn mit 9 bis 12 Proc. Antimon von Long ein spezifisches Gewicht von 7,298 angegeben wird, so kann auch für den vorliegenden Fall mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass man es mit einer solchen Legirung zu thun hat, die somit aus Zinn mit etwa 10 Proc. Antimon besteht. Derartige Legirungen sind gegenwärtig: Der englische Pewter, sowie manche Sorten von Britannia-Metall. Letzteres enthält allerdings gewöhnlich auch etwas Kupfer. (Mith. d. k. k. Centralcommission zur Erforsch. u. Erhalt. d. Kunst u. hist. Denkmale 1892, Bd. XVIII, Heft 1, S. 56.) Nicht minder interessant als dieser Fund ist das Ergebnis der chemischen Untersuchung von zwei im Landesmuseum zu Krain befindlichen Heubehältern alter Armringe, die aus Gräbern bei Zirnitz stammen. Wie Herr A. Möllner berichtet, bestehen diese Gegenstände aus reinem Antimon. Da in Krain an vier Orten (Hrastnik, Jesenovo, Kerschstätten, Trautau) Antimonit vorkommt, so ist es nicht ausgeschlossen, dass die Armhänder aus einheimischem Antimon verfertigt wurden, den man vielleicht für eine Art Blei hielt. (Argo, Zeitschrift für Krain, Landeskunde 1892, Jahrg. 1, Nr. 8, Sp. 98.) Wir erinnern daran, dass vor einiger Zeit durch Berthelot ein in Tello aufgefundenenes chaldäisches Vasenbruchstück als aus reinem Antimon bestehend nachgewiesen worden ist und dass nach Virchow einige aus einer transkaukasischen Nekropole stammende Ornamente gleichfalls aus reinem Antimon hergestellt sind (Röch. II, 101). Als selbständiger Stoff wurde das Antimon erst im 18. Jahrhundert von Basilius Valentinus entdeckt und beschrieben. Nat. w. R.

2. Moderne Küchenabfälle und Muschelhaufen. — Die Verwertung der Finsmuscheln in Westpreussen, von Prof. Dr. Conwentz. — Wenngleich die zahlreichen See- und Süßwasserfische, sowie der Finskrebs, im Westlichen die einheimische Fischerei ausmachen, gibt es auch noch eine andere Thierklasse, nämlich die der Muscheln, welche gelegentlich Material derselben liefern. In der Literatur findet sich die Angabe, dass am Main und an der Oder die

Schweine mit Flussmuscheln gefüttert werden¹⁾, und es ist daher wohl von Interesse, zu erfahren, dass dieselbe Verwendung auch in einzelnen entlegenen Theilen unserer Provinz stattfindet. Als ich Ende August 1892 den westlichen Theil der Tschelcher Heide besuchte, bemerkte ich in Abhan Legbold — im Kreise Konitz, aber hart an der Tschelcher Grenze gelegen — zahlreiche Anhäufungen von Muschelshalen vor den Käthnerwohnungen oder in der Nähe derselben. Diese Schalen, von denen ich einige Bälge für die Sammlungen des Provinzial-Museums mitnahm, gehören zwei Unio (U. tauidus Phil., U. batavus Lmk. var. ater.) und einer Anodonta-Art (mutabilis Cless. var. anatina L.) an. Auf Befragen theilte der Ortslehrer Herr Tessar in Legbold mir mit, dass beim Ablassen des dort vorbeiziehenden Mühlhölzer Canals, was jährlich zweimal erfolgt, diese Flussmuscheln von der ärmeren Bevölkerung herangezogen werden, um zur Schweinemast zu dienen. Zu diesem Ende wirft man die lebenden Thiere in kochendes Wasser, worin sich die Schalen öffnen, und rührt dann das Fleisch zu einem Brei, der erkaltet, gerne von Schweinen gefressen wird. Dieses Futter ist wesentlich billiger, als Kartoffeln und Kleie, und soll auch den Vortheil gewähren, dass das Fleisch der Schweine hiernach sehr zart und wohlschmeckend wird. Allerdings sollen die Thiere hiernach so verwöhnt werden, dass sie später kaum eine andere Kost zu sich nehmen mögen. Einige Tage darauf bemerkte ich ähnliche Haufen, die vornehmlich aus Schalen von Unio tauidus Phil. var. lacustris Rossm. bestanden, vor mehreren Häusern des Dorfes Schwornitz im nördlichen Theil des Konitzer Kreises, der schon zur Kasnabei gehört. Herr Lehrer Rydzkowski berichtete mir, dass diese Muscheln dort aus dem Brabellus gefischt und gleichfalls zur Schweinemast verwendet werden. Im folgenden Jahre hatte ich Gelegenheit, dieselbe Wahrnehmung noch an einer dritten Stelle, nämlich im südwestlichen Theil des Kreises Flatow, unweit der Grenze der Provinz Posen, zu machen. Im Juni 1893 fand ich am Wege durch das Dorf Głubczyń und auch bei Hammer, zahlreiche kleinere und grössere Haufen von Muscheln, aus den Gattungen Unio und Anodonta. Die Thiere stammten dort aus dem Głubczyner See, hier aus dem Gliumadźszen, und dienten an beiden Stellen gleichfalls zur Mast der Schweine. Die aus Hammer für die hiesigen Sammlungen mitgebrachten Exemplare gehören wiederum Unio tauidus Phil., U. batavus Lmk. und Anodonta mutabilis Cless. var. anatina L. an. Ansser als Nahrungsmittel finden die Schalen der Flussmuscheln beiläufig auch noch eine weitere Verwendung in Westpreussen. Es ist bekannt, dass in Ländern, die arm an natürlichem Gesteinsmaterial sind, zum Beschütten der Wege auch Muschelshalen benutzt werden, so beipispielsweise in Holland die glatte dickschalige *Macra ovalis* L. Ich hatte in unserer Provinz wiederholt gesehen, dass Flussmuscheln da, wo sie gerade an einem anstossenden Gewässer gefischt, auch auf den Weg geschüttet wurden, um sich ihrer zu entledigen; aber an einer Stelle dienen sie hauptsächlich zur Aufbesserung des Weges. Unweit des vorerwähnten Dorfes Schwornitz liegt Danowitz,

und die Bewohner dieser kleinen Ortschaft sind es, welche den nach Crysckowo führenden, sehr sandigen Weg in einer Länge von etwa 100 m mit Schalen der Flussmuscheln, welche dort auch zur Schweinemast dienen, aufgeschert haben. Vom Volkwitz ist dieser Weg mit dem Namen der „Austernchausee“ belegt worden. Vermuthlich finden die Flussmuscheln eine praktische Verwerthung in der angegebenen Weise auch noch an anderen Oertlichkeiten, zumal in den entlegenen Theilen der Kasnabei und Tschelcher Heide. Indessen schien es mir nicht angemessen, die Hiesigen auf Dienststreifen beiläufig gemachten Beobachtungen hier mitzutheilen, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen Gegenstand hinvuzulenken. (Aus den Mittheilungen des Westpreussischen Fischereivereins. Band VI, Heft 1. 1894.) (Derartige Anhäufungen von Süßwassermuscheln fand ich auch in diesem Frühjahr bei dem so prächtig auf dem beherrschenden Höhenzug zwischen dem Galonasszoo- und Leviso-See im Trientinschen gelegenen österreichischen Fort Tenna. Die Muscheln (*Niocticorax* n. a.) stammen aus den genannten Seen. J. Kanke.)

3. Zum Schutze prähistorischer Alterthümer in Franken, von Dr. Emil Carthaus. Unweit Hersbruck, im Fränkischen Jura, dort, wo die Pegnitz von ihrem südlichen Lauf aus die prononcirteste Wendung nach Westen macht, erhebt sich ein mächtiger Bergrücken, welcher von einer der grossartigsten prähistorischen Wallanlagen unseres deutschen Vaterlandes gekrönt wird. Letztere, unter dem Namen „Houbirg“ bekannt, hat schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen, und schon Manches ist über sie geschrieben worden. Bereits gegen Ende der vierziger Jahre wurden dort von den Herren Haas und Wörlein Ausgrabungen in kleinerem Umfange unternommen, jedoch mit geringem Erfolge. Ebenso wühlte 1866 eine ganze Kompagnie preussischer Okkupationstruppen in der Umwallung herum, fand jedoch — nichts. Sodann stellte vor etwa 16 Jahren ein Herr Dr. Mehlis mit Unterstützung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und des Historischen Vereins von Mittelfranken Ausgrabungen an, die wenigstens einige sichere Anhaltspunkte ergaben. Der geringe Erfolg dieser Ausgrabungen wird einigermaassen erklärlich, wenn man in Betracht zieht, dass das Areal, welches von der Wallanlage umgeben wird, ungefähr einen Quadratkilometer gross ist. Dieses Mass gibt zugleich einen Begriff von der Grossartigkeit der Befestigunganlage. Die Länge des Walles beträgt ca. 4 km, dabei steigt die Wallhöhe an den am meisten gefahrdeten Stellen bis auf mehr denn 15 m an. Gewiss ein gewaltiges Befestigungswerk, namentlich für eine in der Technik noch sehr zurückstehende Zeit! Nach dem gemachten Funden zu schliessen, ist die Wallburg nicht später als 3—4 Jahrhunderte nach Christi Geburt angelegt. Dr. C. Mehlis mag Recht haben, wenn er in seinem Fundberichte (Archiv f. Anthropologie Bd. XI S. 189 ff.) die Vermuthung anspricht, dass die Festungsanlage „ein Denkmal hurgundischer Thatkraft“ sei. Hat nun auch die Durchforschung dieser imposanten Wallburg bisher wider Erwarten nur wenig an Tage gefördert, so darf diess doch nicht abschrecken, den Urkunden weiter eifrig nachzuforschen, welche, noch von Stein und Rasen bedeckt, auf der Houbirg der Hebung und Deutung harren, damit sie uns Kunde geben von den alten Erbauern und Bewohnern jener Riesenfeste und ihrer Cultur. Eine nur oberflächlich zu nehmende Beschichtigung der Befestigungswerke hat mich zu der Ueber-

1) W. Kobelt Fauna der nassauischen Mollusken. Wiesbaden 1871. S. 234. E. Friedel. Ueber die Verwendung der Süßwassermuschelthiere als Schweinefutter. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 1873. S. 23. E. v. Martens. Die Weich- und Schalthiere, gemeinschaftlich dargestellt. Leipzig und Prag 1883. S. 272.

zungung gebracht, dass der Spaten, von geschickter Hand geführt, unter wissenschaftlicher Leitung dort reiche Schätze für die Archäologie zu Tage fördern wird, wenn man eben, durch Zufall oder mehr noch durch Ueberlegung geführt, die reicheren Fundorte durchgraben wird. Ein solcher befindet sich z. B. in einem Theile des niedrigen westlichen Walles. Derselbe ist zufällig durch Steinbruchbetrieb angebrochen, und schon manches Artefact aus Stein und Metall wurde von dem Besitzer des Steinbruches ans Unkenntnis an eine kundige Sammler verschenkt und ist dadurch der Wissenschaft verloren gegangen, so z. B. Kelte (Bronzemeißel), Steinbeile, Handhämmer u. A. m. Bei der Erweiterung des Steinbrüches müssen immer weitere Theile des Walles abgetragen werden, da sie als Abraum zu entfernen sind. Bei dem angebrochenen Walle konnte ich mit Leichtigkeit im Vorübergehen an der überall mit Holzkothen durchsetzten Erd- und Steinmasse Reste von sehr primitiven Thongefäßen (mit eingekneteten Stückchen von Kalkspat) mit und ohne Verzierung, sowie angebrannte und zerschlagnene Thierknochen hervorheben. Nach Angabe des Steinbruchbesizers sollen neben Gegenständen aus Eisen auch noch verkohlte Getreidereste in diesem Theil des Walles vorkommen. Mächten nun diese Zeilen dazu Veranlassung geben, dass man sich von irgend welcher Seite bemühe, jene reiche Fundgrube in wirklich wissenschaftlicher Weise und nicht durch Laien oder Halbwissende anzubeuten. Die Bewohner eines Landes, das wie Franken so reich an prähistorischen Schätzen (namentlich aus der Bronze- und früheren Eisenzeit) ist, besonders aber diejenigen, welche darin in politischer oder geistiger Beziehung eine hervorragende Stelle einnehmen, sollten es als ihre Pflicht erachten, darüber zu wachen, dass die prähistorischen Culturreste ihrer Länder, soweit wie möglich, der Nachwelt

erhalten bleiben, damit ihnen diese keine Vorwürfe zu machen hat. Vieles ist in Franken schon der prähistorischen Forschung verloren gegangen — ich erinnere nur an den grossartigen, in der Umgegend von Schweinfurt gemachten Broncefund, welcher (allerdings schon vor längerem Jahre) in die Tiegel der Gellgrieser gewandert ist — Vieles ist schon verloren gegangen, aber Vieles ruht dort noch im Schoos der Erde. (Fränk. K.)

Literatur-Besprechung.

Classische Kunstarchäologie von Prof. Dr. Sittl-Würzburg (18. Halbband des „Handbuch der classischen Alterthumswissenschaften“).

Im vorliegenden ersten Theil sehen wir den ihm eigenthümlichen, von uns lebhaft begrüßten Standpunkt der Forschung so interessanten Werkes ist der Verfasser betreibt, durch häufigen Hinweis auf die Vorgeschichte einen Zusammenhang zwischen archäologischen und prähistorischen Forschungsergebnissen herzustellen. In den Capiteln, welche er dem bisher oft gar nicht gewürdigten Kunstgewerbe des Alterthums widmet, bringt er über die verschiedenen Verhältnisse, die Gegenstand prähistorischer Forschung sind, eine sehr umfangreiche Angabe von classischer Literatur; dies macht dem Prähistoriker die Publication ganz besonders nahelegend und wichtig. Dr. W. Schmidt.

Ende dieses Monats kommt die wissenschaftlich hochbedeutende *Alterthümer-Sammlung des Herrn Archäologen Besselmann* (wir nennen hier nur die prächtige und überaus reiche Collection von Gelesen u. s. w. aus den kaiserlichen Oberlehrern von Fayum, viele prähistorische und griechische Bronzen, darunter ein seltener Bronzehelm, antiker Helmknopf und vieles Andere) München bei Kommandant *Philipp Besselmannstrasse 12* zur Veranlagung, worauf wir alle Interessenten aufmerksam machen möchten.

66. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

Wien, 24. bis 30. September 1894.

Wien, im März 1894. Auf Anregung der Geschäftsführer der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte haben wir die Vorherleitung für die Abtheilung **Nr. 12. Ethnologie und Anthropologie** übernommen, und beehren uns hiermit, Sie zur Theilnahme an allen Arbeiten derselben ganz ergebenst einzuladen. Wir bitten Vorträge und Demonstrationen frühzeitig — vor Ende Mai — bei einem der Unterzeichneten anmelden zu wollen, da den allgemeinen Einladungen, welche Anfangs Juli versendet werden, bereits ein vorläufiges Programm der Versammlung beiliegen soll. Die Geschäftsführer beauftragen uns, Sie noch besonders einzuladen, sich an der während der Versammlung stattfindenden wissenschaftlichen Ausstellung durch Einsenden von Objekten zu betheiligen und bitten, sich in dieser Beziehung an das „Ausstellungs-Comité der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, I. Franzensring, Universität“ zu wenden.

Der Einführende: **Ferd. Freih. v. Andrian-Werburg**
Präsident der anthropologischen Gesellschaft, I. Burgring 7.

- Schriftführer: **Franz Heger**, Cantos und Leiter d. anthropolog.-ethnogr. Abth. d. naturhist. Hof-Museums.
- Schriftführer: **Dr. O. Hovorka**, Edler von Zderas, wissenschaftl. Hilfsarbeiter am naturhist. Hof-Museum.

Mit der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche Ende September 1894 in Wien stattfindet, wird eine Anstellung von Gegenständen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft und Medicin verbunden sein, zu deren Besichtigung hiedurch eingeladen wird. Anmeldungen sind bis 20. Juni an das „Ausstellungscomité der Naturforscherersammlung (Wien, I. Universität)“ zu richten, von welchem die Anmeldebescheine, Ausstellungsbestimmungen und alle Auskünfte zu erhalten sind.

Für das Anstellungscomité:

Dr. Maximilian Sternberg, Schriftführer. **Hofrath Dr. Carl Branner v. Wattenwyl**, Obmann.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer **Weismann**, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Thentinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 5. Mai 1894.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
General-Verleher der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1894.

Für alle Artikel, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. 2 18 dieses Jahrganges.

Inhalt: Die anthropologischen Untersuchungen in Baden. Von Otto Ammon. — Mittheilungen aus dem Lokalvereine: Göttinger Geschichtsverein. — Literaturbesprechungen. — Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur. — Congrès international des Americanistes dixième Session à Stockholm.

Dieser Nummer liegt das Programm für die Jubiläums-Versammlung in Innsbruck bei.

Die anthropologischen Untersuchungen in Baden.

Von Otto Ammon.

Im Frühling dieses Jahres ist im Grossherzogthum Baden eine wissenschaftliche Untersuchung beendet worden, welche sich über eine Reihe von Jahren erstreckte und welche nun der zu erwartenden Ergebnisse willen verdient, an dieser Stelle erwähnt zu werden. Anlässlich der Hauptversammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, welche 1885 in Karlsruhe stattfand, erwachte in Baden wieder ein reges Interesse für diese Wissenschaft, auf deren Gebiet seit der schweren Erkrankung A. Eckers fast nichts mehr gesehen war. Noch im nämlichen Jahre setzte der Karlsruher Alterthumsverein eine „Anthropologische Commission“ ein, welche die Erforschung der körperlichen Beschaffenheit der badischen Bevölkerung einleiten sollte. Diese Commission eröffnete ihre Thätigkeit anfangs 1886 unter dem Vorsitze des General- und Corporates Dr. v. Beck mit der Untersuchung einiger Compagnien Soldaten hinsichtlich der Grösse, Sitzgrösse, Kopfmaasse, Augen- und Haarfarbe. Die Ergebnisse waren nicht ohne Werth, aber ihr grösster Werth bestand darin, dass sie die Ueberzeugung weckten, man werde durch Untersuchung von Soldaten nicht dazu gelangen, ein Bild von der Beschaffenheit der Bevölkerung in den verschiedenen Landestheilen zu gewinnen, einfach deswegen, weil man unter der Waffe nur Mannschaften vor sich hat, welche aus einer ganz bestimmten Art von Auslese, der militärischen, hervorgegangen sind. Darans ergab sich der Beschluss der Commis-

sion, eine umfassende Untersuchung der zur Vorstellung gelangenden Wehrpflichtigen in sämtlichen Musterbezirken des Grossherzogthums vorzunehmen. Man war sich darüber klar, dass mit den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften und Geldmitteln eine solche Untersuchung jährlich nur in 1–2 Landwehrbezirken angeführt werden könne, und dass eine längere Reihe von Jahren erforderlich sein würde, um das ganze Land durchzuziehen. Nicht ohne einige Sorge wurde die weitausschende Untersuchung in Angriff genommen, und es konnten berechtigte Zweifel Platz greifen, ob sie ihr Ziel erreichen oder vorher ins Stocken kommen würde. Heute sind diese Zweifel überwunden, da nach sechsjähriger Arbeit am 6. April d. J. in Pforzheim der letzte Mann des letzten Amtsbezirks gemessen wurde und somit die Materialien für das ganze Grossherzogthum gesichert sind, deren statistische Vorarbeit allerdings noch ein paar Jahre in Anspruch nehmen wird. Nach Abschluss dieser Statistik wird Baden eine übersichtliche und weit genug ins Einzelne gehende Darstellung der körperlichen Beschaffenheit seiner Bevölkerung in den verschiedenen Landestheilen besitzen, wie sie bis jetzt für kein anderes Land besteht oder nur vorbereitet ist. Schon jetzt lässt sich übersehen, dass der Schwarzwald den Mittelpunkt einer rundköpfigen Bevölkerung von kleinem Wuchs bildet, während die hochgewachsenen und langköpfigen Leute theils im sogenannten Markgräberlande, theils in dem fränkischen Landestheile zwischen Neckar und Main, weniger in der Bodenseegegend zu Hause sind.

Auch die grösseren Städte bilden Mittelpunkte der Langköpfigkeit, aber nicht Mittelpunkte der Ausstrahlung der Langköpfe, sondern der Anziehung derselben. Die allgemeinen Ergebnisse über die Wechselbeziehungen der einzelnen Rassenmerkmale (Vererhungsfragen!) und über die Wirksamkeit der socialen Einflüsse gehen aber an Bedeutung noch weit über die des ursprünglich gesteckten Zieles hinaus. Den Vorsitz der Anthropologischen Commission übernahm nach dem Weggange des in den Ruhestand tretenden Generalarztes Dr. v. Beck 1887 der Generalarzt a. D. Dr. Hoffmann in Karlsruhe; die Mitgliedschaft hat mehrfachen Wechsel erfahren, aber immer hatte sich die Commission der Theilnahme der activen General- und Corpärzte des 14. Armee-corps, Dr. Eilert und Dr. Straube, zu erfreuen, mit deren Hilfe es gelungen ist, alles zum richtigen Ende zu führen. Grosse Verdienste um den Fortgang der Arbeiten erwarb sich Prof. Dr. R. Wiedersheim in Freiburg, welcher der Commission als Mitglied beitrug. Anfangs wurden die Untersuchungen in den Musterungsbezirken durch zwei Commissions-Mitglieder, Dr. Ludwig Wilser und den Verfasser dieses, ausgeführt, von 1889 an wegen beruflicher Verhinderung des ersteren nur noch durch den Verfasser allein, welcher auch das Schriftführeramt der Commission bekleidet und als solcher die Ausarbeitung der Materialien zu besorgen hat. Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie leistete zwei Jahre einen Beitrag von je 300 Mk., der jedoch wegen Mangel an Mitteln eingestellt wurde. Von da an wurden die Kosten nur durch die Beiträge des hiesigen Cultusministeriums, des Karlsruher Alterthumsvereins, des Naturwissenschaftlichen Vereins und einiger opferwilliger Commissions-Mitglieder und Privatpersonen bestritten. Im Ganzen mügen sich die Verwendungen bis jetzt auf ungefähr 10,000 Mk. belaufen. Die Zahl der Musterungstage, an welchen Aufnahmen gemacht wurden, beträgt 204; rechnet man die Lösungs- und Reisetage hinzu, so ergibt sich, dass die ausübenden Mitglieder länger als die Dauer eines Jahres in Anspruch genommen waren, welche Zeit zum grössten Theil auf Reisen zugebracht wurde. In der Zeit zwischen zwei Musterungsreisen wurde eine vorläufige Statistik ausgearbeitet und die endgiltige vorbereitet. Die Zahl der untersuchten Wehrpflichtigen beziffert sich auf 30,676. Von diesen kennt man bei jedem einzelnen Namen, Geburtsort, Beruf, Grösse, Sitzgrösse, Köpflänge und -Breite, Augen-, Haar- und Hautfarbe. Im Jahr 1886, dem ersten der Untersuchung, bediente man sich zu den Kopfmessungen des Tasterzirkels; auf Virchows Ver-

anlassung wurde, um statt der grössten absoluten Länge die Horizontalprojection der Länge gemäss der sogenannten „Frankfurter Verständigung“ zu erhalten, ein dem Virchow'schen Craniometer nachgebautes, nach Vorschlägen des Geheimen Hofrathes Dr. Wiener von der Firma Albert Nestler in Jähr sehr genau hergestelltes biläzernes Instrument, eine Art Klühbe, verwendet, welches sehr handlich war und vorzügliche Ergebnisse lieferte. Lässt man die Messungen des ersten Jahres ausser Acht, die gewissermassen zur Orientirung und Einübung dienten und welche in den betr. Amtsbezirken später wiederholt wurden, so bleiben 28,650 Mann, von denen durch Dr. Wilser 5303 und durch den Verfasser 23,347 Mann aufgenommen sind. Auf die Lebensjahre vertheilt sich die Geseamten wie folgt: jüngster Jahrgang (20. Jahr) 13,196 Mann, einmal Zurückgestellte (21. Jahr) 8753 Mann, zweimal Zurückgestellte (22. Jahr) 6401 Mann. Für jeden Mann ist eine vorgedruckte Zählkarte ausgefüllt. Mit dem Jahre 1891 trat ein wesentlich erweitertes Aufnahmesehem in Wirksamkeit. Schon lange hatte man nämlich beobachtet, dass die Gemusterten sich in einem sehr verschiedenen Grade der Entwickelung befinden. Während einige schon stättliche Vollhärte besitzen, andere nur Schnurrbärte oder einen leichten Flamm, haben wieder andere noch keine Spur der Manneszierde anzuweisen, und eine gewisse Anzahl befindet sich noch in unentwickelten, fast oder ganz kindlichen Zustände mit namuntirter Stimme. Unmöglich konnten diese individuellen Unterschiede als bedeutungslos übersehen werden. Man notirte sich besonders bemerkenswerthe Fälle, machte jedoch nachher bei der Verarbeitng die Erfahrung, dass mit diesen vereinzelt Fällen in der Statistik nichts anzufangen war. Wollte man den Entwickelungsmerkmalen ihr Recht werden lassen, so mussten dieselben bei jedem einzelnen Manne ohne Ausnahme notirt und es mussten gewisse Durchschnittszahlen berechnet werden. Demgemäss wurden von 1891 an die einzelnen Entwickelungsmerkmale (Bart, Aehselhaare etc., Stimme) in Rubriken gebracht und die vorkommenden Grade nach erfahrungsgemässen Normen abgesehätzt. Ausserdem wurde bei jedem Manne durch Befragen desselben der Gehrtsort seines Vaters ermittelt, da namentlich bei den städtischen Wehrpflichtigen die Kenntniss des Geburtsortes des Pflichtigen selbst genügte, um die Herkunft desselben zu beurtheilen und die Eintheilung der Pflichtigen nach ihrer Abstammung vom Lande oder von der Stadt vorzunehmen. Durch das freundliche Entgegenkommen der Herren Stabsärzte, welche sich dazu verstanden, den Brust-

umfang bei allen Pflichtigen zu messen, wurde ein sehr werthvolles statistisches Material über den fraglichen Punkt hinzugefügt. Die Erfolge dieser Neuerungen waren in vielen Beziehungen überraschend. Hatte man bisher bei der Statistik der Wehrpflichtigen immer die stillschweigende Voraussetzung gemacht, dass man es mit Individuen im entwickelten und ausgewachsenen Zustande zu thun habe, so zeigte sich jetzt, dass dies nur bei einer gewissen Zahl zutreffend war, und dass nicht nur zwischen Stadt und Land, sondern auch zwischen den verschiedenen Landestheilen und zwischen den anthropologischen Typen (blond, braun, schwarz) Unterschiede der Entwicklung stattfinden. Einige der Ergebnisse von 1891 sind in dem Buche des Verfassers: „Die natürliche Auslese beim Menschen“ (Jena 1893) bereits veröffentlicht.¹⁾ Ein viel reichhaltigeres Material wird in der endgiltigen Darstellung der Commission folgen, denn in den letzten vier Musterungsjahren wurden durch den Verfasser bei 13,297 Mann ausser den schon oben angezeigten Rassenmerkmalen auch die Entwicklungsmerkmale festgestellt. Von dieser Zahl befanden sich im ersten Jahre 6462, im zweiten 4033, im dritten 2802 Mann. Durch Vergleichung der 20jährigen mit den 21- und 22jährigen Mannschaften erhält man sehr bedeutsame Anhaltspunkte für die Beurtheilung des Fortschreitens der körperlichen Reife. Auch wurde bei den Zurückgestellten das Wachstum seit dem ersten Jahre ihrer Vorstellung ermittelt. Je nachdem in einem Bezirke die Verdienst- und Lebensverhältnisse günstigere oder weniger günstige sind, befinden sich die vorgestellten Wehrpflichtigen in einem mehr oder weniger entwickelten Zustande. Was es also heissen will, aus der Grösse der Leute Mittelzahlen zu berechnen und diese als den Ausdruck der Rassenzusammensetzung der betreffenden Bevölkerung zu betrachten, ist leicht zu sagen: viele der bisherigen Anschauungen werden erschüttert und können nur durch genaue Darstellung der wirklich bestehenden Verhältnisse¹⁾ herichtigt werden. In dieser Hinsicht werden die Endergebnisse, wenn sie einmal vorliegen, geradezu bahnbrechend wirken. Dies ist jedoch noch nicht alles. Die anthropologischen Verschiedenheiten zwischen Stadt und Land, welche namentlich bei der Kopfform hervorgetreten sind, boten Anlass zu weiteren Untersuchungen. Die auf dem Lande geborenen Einwanderer der Städte sind langköpfiger als die zurückbleibende ansässige Bevölkerung, und in der Stadt steigert sich bei den Wehrpflichtigen

von einer Geschlechterfolge zur andern der Antheil der Langköpfe unter Index 80, in dem Grade, dass die von eingewanderten Vätern abstammenden stadtgeborenen Söhne bis zu doppelt soviel Langköpfe, die von städtischen Vätern abstammenden bis zu dreimal soviel Langköpfe babon als die Einwanderer. In Erwägung, dass bei dem Musterungsgeschäft nur diejenigen vorgestellt werden, welche die Berechtigung zum einjährigen Dienst nicht besitzen, also über eine höhere Bildung nicht verfügen, hat man Bedacht darauf genommen, Ersatz für die mangelnden Einjährigen zu schaffen. Dies geschah dadurch, dass an 9 Gymnasien und Real-Gymnasien des Landes die Köpfe von 1641 Schülern gemessen, sowie die Augen- und Haarfarben, theilweise auch die Grösse und Sitzgrösse ermittelt wurden. Durch diese Untersuchungen ist einer in Deutschland noch völlig neuen Wissenschaft, der Social-Anthropologie, der Boden gebnet worden. Es leuchtet ohno weiteres ein, welche grosse Bedeutung die Thatsache besitzt, dass die socialen Stände nicht so ganz auf Zufall aufgebaut sind, wie man gewöhnlich a priori annimmt, sondern dass im Gegenheil die Stände sich durch ganz bestimmte körperliche Merkmale, insbesondere durch den Kopf-Index, von einander unterscheiden. Ueber diesen Gegenstand, auf welchen heute nicht näher einzugehen ist, enthält bereits das Buch: „Die natürliche Auslese beim Menschen“ nicht zu verachtende Materialien. Das Hauptwerk der Commission, in welchem auch die seit 1891 gesammelten Thatsachen Verwerthung finden werden, bis zu dessen Erscheinen jedoch noch einige Jahre vergehen dürften, wird sich zu jenem verhalten, wie die Frucht zur Knospe. Endlich ist zu erwähnen, dass sich unter den gemessenen Wehrpflichtigen 266 Juden befanden, unter den Gymnasiasten 133, zusammen 409. Man wird also über die Anthropologie der Juden, und zwar der höher gebildeten und der nicht höher gebildeten, Aufschlüsse zu erwarten haben, welche in solcher Fülle noch nicht vorhanden sind und jedenfalls neue Erkenntnisse begründen werden. Es ist nur zu wünschen, dass die Behörden und Vereine, welche bisher durch ihre werththätige Unterstützung die Arbeiten der Anthropologischen Commission gefördert haben, denselben auch noch bis zum Schlusse der ganzen Arbeit ihre Gunst bewahren, damit die in ihrer Art einzig dastehenden Materialien in gehöriger Weise verwendet und wissenschaftlich nutzbar gemacht werden können. Jenen sei an dieser Stelle der verbindlichste Dank dargebracht, ebenso auch dem badischen Ministerium der Justiz, des Cultus und Unterrichts, dem Ministerium des Innern, dem

1) Das Buch ist in Nr. 8 des „Corr.-Bl.“ von 1898 durch Prof. Dr. Emil Schmidt besprochen worden.

königlich preussischen Kriegsministerium, dem Generalcommando des 14. Armeecorps, den amtierenden Bezirkscommandanten, Stabsärzten und Amtsvorständen, welche in vielfacher Weise fördernd eingegriffen haben. Ein nicht weniger warmer Wunsch aber wäre der, dass das gegebene Beispiel auch in anderen Theilen unseres grossen Vaterlandes Nachahmung finde. Zwar haben Virchow's grosse Schulerhebungen von 1874 Licht über die Vertheilung der Farben in der deutschen Bevölkerung verbreitet, aber es wäre an der Zeit, dass wir nun auch über Grösse, Kopf-Index, Entwicklungsstufe etc. der Wehrpflichtigen unterrichtet werden, und dass wir allmählich dazu gelangen, eine Uebersicht über die anthropologische Beschaffenheit des ganzen Volkes zu erhalten, wie sie, wenn auch in weniger vollständiger Form, in Frankreich durch die Arbeiten Broca's, Topinard's, Collignon's, de Lapouge's, in Italien durch diejenigen Livis bereits besteht.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Göttinger Geschichtsvereins.

(Schluss.)

Hätte man einen Angriff von dieser Seite, mithin aus dem Leinethale, mit Sicherheit erwartet, so hätte man gewiss andere Stellen für die Burgen ausgewählt, Stellen, von denen man das Leinethal auch überblicken konnte; denn man will vor allen Dingen den Feind sehen, von dessen Angriff man bedroht wird. Also dieser Feind wurde jedenfalls vom Vorlande, von Osten her erwartet, und man wollte sich nur für alle Fälle auch gegen eine immerhin mögliche Umgehung der Burgen über den Höhenzug sicher stellen. Deshalb wurden nach dieser Seite die Wälle und Gräben angelegt. Ferner wird man kaum annehmen dürfen, dass unsere Burgen bestimmt waren, für längere Zeit ständige Besatzungen in sich aufzunehmen; denn für diesen Zweck fehlte ihnen etwas dreihundert Nothwendiges, das Wasser. Dieses musste von den Inaussen in allen Fällen von Quellen geholt werden, die sich nirgends in unmittelbarer Nähe der Burgen befinden und deshalb stets von den Feinden leicht abgeschnitten werden konnten. Nur die Rathaburg konnte wohl im Verein mit dem Wittenberge den Thälsees zwischen beiden Bergvorsprüngen und die dortige Quelle jederzeit sicher stellen. Sonst aber waren die Besatzungen darauf angewiesen, sich von vornherein mit einem Vorrath von Wasser zu versehen, und ein solcher Vorrath hätte naturgemäss seine Grenzen. Lebensmittel konnten wohl für längere Zeit aufgespeichert, frisches Wasser aber nicht erhalten werden. An diesem Umstande musste jeder längere Aufenthalt einer grösseren Menschenmenge in den Burgen scheitern. Wir können deshalb nicht anders als annehmen, dass unsere Burgen dazu dienen sollten, nur zeitweilig, etwa wenn ein auswärtiger Feind in das Land einbrechen drohte, den Bewohnern der Umgegend eine Zuflucht zu bieten, und absonn von ihnen nöthigenfalls auch vertheidigt zu werden. Es waren also keine ständigen Aufenthaltsorte, gleich den späteren Kuterburgen, die stets einen

Brunnen haben, sondern Schutzburgen für vorübergehende Zwecke.

Nun aber aus welcher Zeit stammen sie wohl her? An und für sich betrachtet, können ja derartige Vertheidigungsanlagen an jeder Zeit errichtet worden sein, sobald sich für die Bewohner der Umgegend das Bedürfniss geltend machte, Weiber und Kinder, Hab' und Gut vor den Angriffen irgend welcher räuberischen, das Land bedrohenden Horden sicher zu stellen. Die kunstlose Art jedoch, wie die Wälle hier einfach aus aufgeworfener Erde hergestellt sind, lässt von vornherein die Vermuthung nicht allzu gewagt erscheinen, dass wir es mit vorgeschichtlichen Befestigungswerken zu thun haben. Als ich dieser Frage nachsahm und nach einem festen Anhalt für eine Zeitbestimmung dieser Burgen suchte, stiess ich anfänglich auf eine Erzählung aus dem 10. Jahrhundert, die mir in dieser Hinsicht wichtig zu sein schien, wenn sie gleich einer weit von Göttingen entfernten Gegend angehört. In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts drangen bekanntlich die Ungarn das Donauthal anwärts und durchzogen seneend und breunend das ganze südliche Deutschland bis zum Rhein. So kamen sie auch an den Bodensee und jenseits desselben in das Gebiet des Klosters St. Gallen. Ueber die Schicksale dieses Klosters hat ein fleissiger Mönch Namens Ekehard — nicht der Ekehard, dessen Gestalt in dem bekannten Romane unseres Dichters Schöffel verherrlicht ist, sondern ein späterer, der deshalb am Unterschiede als Ekehard IV. bezeichnet wird, — dieser Ekehard also hat in lateinischer Sprache eine Chronik von St. Gallen geschrieben, die durch einen schweizerischen Gelehrten, Meyer v. Knonan, neuerdings auch in's Deutsche übertragen worden ist. Da findet sich nun aus dem Jahre 926, als die Ungarn bis nach St. Gallen heranschwärmten, folgende Aufzeichnung. Der damalige Abt Engelbert bewaffnete in dieser Gefahr seine Mönche und das Gemüthe des Klosters; dann heisst es wörtlich weiter: „es wurde ein Ort ausgewählt, der gleich wie von Gott zur Anlage einer Burg sichtbar dargeboten war, am den Flusa Sintriannum (die Sitter). Auf dem schmalsten Berghalse wird, indem man Verschanzung und Wald herauschlägt, eine Stelle vor befestigt und ein befestigter Platz errichtet, von grosser Stärke.“ In diese Burg flüchtete sich dann Abt Engelbert mit den Seinigen; hierhin brachte er auch die Klosterschätze in Sicherheit; die Ungarn aber wagten ihn dasselbst nicht anzugreifen, nachdem sie, wie ausdrücklich angegeben wird, vernommen hatten, dass der Platz durch seinen langen und sehr schmalen Hals den Angreifenden nur mit grösstem Schaden und sicherer Gefahr zugänglich sei.“ Diese Beschreibung der von dem St. Gallener Abt im Jahre 926 hergestellten Schutzburg passt genau auf die Befestigungsanlagen unseres Göttinger Höhenzuges. Der einzige Unterschied ist der, dass dort bei St. Gallen die Windungen eines Flusses den Platz von 3 Seiten unzugänglich machen und nur die 4. Seite, den „Berghal“, offen lassen, während bei uns die Höhe und Steilheit der Berge ganz dasselbe bewirkt. Und hier wie dort wird der von Natur schmale „Berghal“ durch künstliche Befestigungen gesichert. Die Aehnlichkeit der St. Gallener und der Göttinger Anlagen war für mich wirklich überraschend. Damit aber ist ein gewisser Anhalt gewonnen, um über die Zeit der Entstehung unserer Befestigungsanlagen annähernd zu einem sicheren Schluss zu kommen. Ich sage ausdrücklich „annähernd“, und ich möchte dies von verstanden werden; denn natürlich kann es

mir nicht einfallen, sofort nun etwa behaupten zu wollen, dass unsere Göttinger Burgen, ebenso wie die Schutzhurg bei St. Gallen, gerade gegen die Einbrüche der Ungarn errichtet worden seien: wie wohl dies nicht schlechterdings unmöglich wäre, da die Ungarn damals auch nach Norddeutschland streiften; König Heinrich I., der Lindolfinger, hätte sonst nicht in die Lage kommen können, ihnen im Jahre 953 in der Nähe von Merseburg eine Schlacht zu liefern. Also die Vermuthung, dass die Burgen unseres Höhenzuges gegen drohende Hauptzüge der Ungarn errichtet worden seien, ist nicht von vornherein völlig abzusehen. Aber es ist immer anseerordentlich gewagt, eine solche Behauptung mit Bestimmtheit anzusprechen, wenn man seine Schlüsse auf nichts Andres stützen kann, als auf ähnliche Erscheinungen und Vorkommnisse an anderen Orten; man muss dann froh sein, wenn man sich nicht um ganze Jahrhunderte irrt. Auch Folgendes ist besonders zu bedenken: Als Abt Engelbert von St. Gallen jene Schutzhurg an der Sitter für seine Klosterbrüder baute, that er dies höchstwahrscheinlich nicht nach eigener Erfindung, sondern man wird wohl annehmen dürfen, dass er ähnliche Vertheidigungswerke gesehen hatte, die einem noch älteren Zeitraum entstammten, die er dann, als die Umstände es erheischen, einfach nachbildete. Mit dieser Erwägung kommen wir bei der Frage nach der Entstehungszeit solcher Werke noch weit höher hinauf; vielleicht hi in die Wirren der Völkerwanderung. Was Alles im Laufe der Völkerwanderung für Bewegungen, was für Kriege und Siege unter den Völkerschaften im inneren Deutschland vorgekommen sind, darüber wissen wir im Grunde recht wenig. Aber ein folgenschweres Ereigniss jener Zeit können wir anführen, bei dem auch die hiesige Gegend in Mitleidenschaft muss gezogen worden sein: das ist die Machtentfaltung des thüringischen Reiches Ottilich von uns und der Krieg der fränkischen Könige, der Nachfolger Chlodwigs, gegen dasselbe. Dieser Krieg wurde im Jahre 531 im Unstruthale zu Ende geführt, und zwar mit Unterstützung der Niedersachsen. Unter diesen Umständen ist es sehr wohl denkbar, dass die Sachsen der hiesigen G., zund ihr Gehiet gegen etwaige Angriffe der Thüringer zu decken suchten, und dass sie deshalb auf den nach Osten gerichteten Bergvorsprüngen Schutzburgen erbauten, die den Bewohnern der Umgegend im Nothfalle zur Zuflucht dienen sollten. Also die Wallburgen unseres Höhenzuges können sehr wohl auch zu damaliger Zeit, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, entstanden sein. Aber vorhin dachten wir doch an die Möglichkeit, dass sie erst im 10. Jahrhundert gegen die heranschwärmenden Ungarn errichtet wurden; jetzt wollen wir sie schon dem 6. Jahrhundert zuweisen und halten die Thüringer, unsere östlichen Grenzwehrtürme, für die Feinde, vor denen man sich auf diesen Burgen sicher stellen wollte: zwischen diesen beiden Kriegesgefahren liegen ja schon 4 Jahrhunderte; Jahrhunderte, in deren Verlauf so wichtige Ereignisse für unsere Gegend, wie die Sachsenkriege Karls des Grossen, eintraten. Und vielleicht sind unsere Burgen gar noch älter. Gibt es denn keine Merkmale, mit deren Hilfe man die Zeit ihrer Entstehung etwas genauer bestimmen kann? und sind nicht anderswo in unserer Nähe ähnliche Befestigungsanlagen nachzuweisen, die mit den unserigen vielleicht als Glieder eines größeren Befestigungssystems in Zusammenhang gestanden haben? Ueber diesen Gegenstand ist gegenwärtig ein sehr bedeutsames Werk im Erscheinen begriffen: der Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen, bearbeitet von dem

Generalmajor August v. Oppermann. Von diesem Werke sind bis jetzt 3 Hefte herausgekommen und das 3. Heft berücksichtigt nun auch die alten Burgwälle des Göttinger Höhenzuges; es enthält nämlich 2 genaue Karten wenigstens von der Rathsburg und von dem Hünenstollen, aber noch keine von dem Wittenberg und von der Lengdener Burg. Und der zugehörige erläuternde Text soll erst im 4. Hefte noch folgen. Ich weiss also noch nicht, wie der Verfasser sich über den Zweck und die Katastrophenszeit unserer Burgwälle äussert wird. Indessen ans dem, was er über andere weiter nördlich gelegene Befestigungsanlagen der Vorzeit sagt, und ans den sorgfältig gezeichneten Karten und den Oertlichkeiten aller dieser Anlagen lässt sich vielleicht schon Einiges entnehmen. Wenn wir uns in der weiteren Umgegend von Göttingen umsehen, so finden wir bei Friedland im Parke des Rittergutes eine vorgeschichtliche Befestigungsanlage, die aber künstlicher zu sein scheint, als unsere Burgen, denn sie besteht aus einem in sich geschlossenen Wallringe. Man hat hier nicht einfach einen Bergvorsprung nach seiner Basis hin durch einen Wall abgesperrt und sich im Uebrigen auf die durch die Natur und die Steilheit des Berges gebotene Sicherung verlassen; sondern man hat den Wall nm den zu schützenden Platz rings herum geführt. Dieser Platz ist indessen von sehr geringer Ausdehnung; er kann nämlich dazu bestimmt gewesen sein, einer grösseren Menschenmenge nöthigenfalls zur Zuflucht zu dienen; er kann nur als der Stützpunkt eines Wachpostens angesehen werden. Seine Front ist nach Süden und Osten gegen das Leinethal hin gekehrt. Vielleicht war hier an der Grenze gegen südliche und östliche Nachbarstämme, also gegen die Chatten und die Thüringer, einst eine bleibende Grenzwahe aufgestellt.

Begeben wir uns nach Nordorten in die Nähe des Harzes: da finden wir südlich von Herzberg auf dem östlichen Anläufer des Rothenberges, der das Oedthal von dem Rühnethal scheidet, beim Dorfe Pöhlde einen alten Burgwall von grösserer Ausdehnung. Er ist im Volksmunde bekannt unter dem Namen „König Heinrichs Zeit hinaus.“ Aber er reicht weit über König Heinrichs Zeit hinaus und hat wohl einstmals einer grösseren Besatzung zur Unterkunft gedient, die sich hier aus der nahen Rühnemeule reichlich mit Wasser versorgen konnte und die dabei sowohl das Oedthal wie das Rühnethal und das ganze nach Osten hin vorliegende Gelände im Süden des Harzes beherrschte. Für diesen Zweck war der Platz ansgesiehet. — Ich will nun noch ein Ergebnis vorführen, zu welchem der General v. Oppermann in seinem Atlas der vorgeschichtlichen Befestigungen Niedersachsens bereits gekommen ist, das sich auch aus der dem zweiten Hefte beigegebenen Uebersichtskarte mit zwingender Deutlichkeit ergibt, und will sehen, was sich weiter daran für Folgerungen knüpfen lassen. Vergewegenartigen wir uns die Bodengestaltung des alten Niedersachsens, also namentlich der beiden Provinzen Westfalen und Hannover. Im Norden dehnt sich die niederdeutsche Ebene, und wo diese nach Süden hin endet, da erhebt sich fast von der Eins im Westen bis an die Ocker im Osten ein lang gestreckter Höhenzug, der von den Thälern der Hase, der Weser, der Leine und anderer kleinerer Flüsse durchbrochen und so in mehrere Abschnitte mit verschiedenen Namen zerlegt wird: im Westen der Weser heisst er jetzt das Wiebengebirge, im Osten der Süntel, der aber die beiden gegen einander geneigten Züge des Blückerberges und des Deisters wie eine mächtige Bastion nach Norden

hin vorschiebt; weiter im Osten, zwischen Leine und Ocker, fehlt ein gemeingöltiger Name. Dieser ganze Höhenzug nun ist besonders an den Stellen, wo er von Thälern durchbrochen wird und einen Durchzug gewährt, mit Resten vorgeschichtlicher Befestigungswerke bedeckt. Diese Werke hatten augenscheinlich den Zweck, die Lücken des Höhenzuges zu sperren; sie liegen fast sämmtlich auf dem Nordhange des Höhenzuges, hielten freie Einsicht in die nordwärts vorliegende Ebene, sind auch durch einzelne in diese Ebene vorgeschobene Beobachtungsposten verstärkt und andererseits durch umfangreiche Unterstüzungspunkte im Rücken gedeckt; sie kehren also ihre Front nach Norden, von wo allein nach der ganzen Art der Befestigungen ein Angriff auf diese Linie erwartet wurde. Zu diesen Verteidigungs-Anlagen gehören z. B., am nur einige der wichtigsten zu nennen, mehrere Burgwälle nördlich von Osabrück, die den Namen Wittkindsbürgen tragen, dann eine Anzahl von zum Theil sehr umfangreichen Verschanzungen im Wiehengebirge, namentlich auch an der Porta Westfalica; ferner zwischen Weser und Leine mehrere Burgwälle am Sömtel und auf dem Deister, wo die Heisterburg den nordwestlichen Ausläufer, die Bennigerburg das südöstliche Ende des Höhenzuges deckt; besonders aber möchte ich hier auf den alten Burgwall des Schulenberges am linken Leine-Ufer bei Nordstemmen aufmerksam machen. In diesen Burgwall ist neuerdings die Marienburg gebaut worden; er ist aber für uns vornehmlich bemerkenswerth, einmal, weil er, ähnlich wie unsere Göttinger Burgen, in der Hauptsache aus einem quer über den Grat des Berges gezogenen starken Wall und vorliegenden Gräben besteht, während die anderen Seiten der Befestigungsanlage, also namentlich die Nord-, die Nordost- und die Südseite, durch schroffe Bergabhänge schon von Natur gesichert waren. Sodann sind hier, als man beim Bau der Marienburg den Wall durchbrach, einige Stein- und Bronze Waffen, auch Gefäßscherben gefunden worden, die immerhin zur Beurtheilung des Alters der ursprünglichen Anlage einen Fingerzeig geben. Ostlich vom Leinethal setzt sich in die Reihe stehende Befestigungslinie von den Vorbergen bei Hildesheim bis an die Ocker fort. Sie beendet hier auf dem Ockerwale südlich von Wolfenbüttel ihren Zug nach Osten; sie biegt am gen Süden und lässt sich am linken Ufer der Ocker noch bis fast an den Rand des Harzes verfolgen. Dort scheinen die Scharenburg und die Harysburg oder Harysburg in der Nähe von Viernsburg ihre letzten Glieder zu bilden. Die erstgenannte Befestigung ist ganz wie unsere Göttinger Burgen auf einem schroff abfallenden Bergvorsprünge mit meilenweiter Aussicht nach Norden und Osten angelegt; sie wird ein vorgeschobener Beobachtungsposten der anderen eben erwähnten Burg, der Harysburg, gewesen sein. In dieser ist zwar später im Mittelalter eine Ritterburg errichtet worden, und man könnte deshalb vielleicht daran zweifeln, ob hier auch wirklich schon eine vorgeschichtliche Befestigung vorhanden war; aber die bestimmte Versicherung des Generals v. Oppermann, dass die noch vorhandenen bedeutendsten Reste von Wällen und Gräben ihrem Ursprünge nach bereits einer früheren vorgeschichtlichen Zeit angehören, — diese Versicherung eines so sachkundigen Mannes muss jenen Zweifel verschoben, und die genaue Karte der ganzen Anlage bewirkt das-selbe. Also auf der Harysburg ist ebenfalls bereits eine vorgeschichtliche Befestigung anzunehmen. Damit sind wir mit unserer Befestigungslinie, die nach ihrer Biegung bei Wolfen-

büttel eine südliche Richtung eingeschlagen hatte, am Nordrande des Harzes angekommen. Setzen wir einmal in Gedanken diese Linie weiter nach Süden fort. Da kommen wir zunächst an den Harz. Der Harz war in alter Zeit völlig unwegsam; er brauchte nicht besonders gedeckt zu werden; er deckte vielmehr seinerseits das Gelände in seinem Westen gegen jeden etwa von Osten kommenden Angriff. Nur an seinem Südrand musste dies Gelände wieder ebenso geschützt werden, wie im Norden an der Ocker. Und richtig, da treffen wir in dem Burgwall bei Pöhlde, dem sogenannten Vogelherde König Heinrichs, eine Befestigungsanlage, die diesem Zwecke in vollem Maasse genügt haben muss. Gehen wir aber weiter nach Süden, oder genauer nach Südwesten, so kommen wir an die Burgwälle unserer Göttinger Höhenzuges, die sich der ganzen Linie vortrefflich einfügen, und schliesslich finden wir in dem Wallringe bei Friedland eine Deckung des oberen Leinethals nach gegen Süden. Manche Mitglieder der Linie werden uns noch fehlen, aber im Ganzen scheint mir diese Schutz- und Verteidigungslinie bereits deutlich vor Augen zu liegen. Wir haben also die von dem General v. Oppermann nachgewiesene Verteidigungslinie auf dem Höhenzuge, der sich von Westen her über die Porta Westfalica und über die Marienburg bis an die Ocker erstreckt; wir erkennen sodann im Anschlus an diese nördliche Linie eine 2. Götliche, deren Hauptstützpunkte wir im Harzgebirge und in den Burgwällen unserer Göttinger Höhenzuges finden. Das Gebiet, das durch beide Verteidigungslinien gedeckt werden sollte, lag also südlich von der 1., westlich von der 2.; es war in der Hauptsache das obere Weser- und obere Leinethal, zugleich mit dem westlichen und dem nördlichen Vorlande des Harzes bis zur Ocker. Dieses Gebiet bildet, wie man sieht, einen Ausschnitt aus dem größeren Gesamtgebiete des niedersächsischen Volksstammes. Der niedersächsische Volksstamm tritt nicht mit einem Male fertig in das Gebiet auf, sondern er ist erst allmählich im Laufe etwa des 8. und des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aus mehreren kleineren Völkern, die jedoch ihrer ganzen Eigenständigkeit nach einander schon sehr nahe standen, zu festem Verband in sich zusammen gewachsen. Zu den Völkern, die diese Grundbestandtheile des Sachsenstammes bildeten, gehörten auch die Cherusker; deren Wohnsitze lagen, soviel wir wissen, östlich von der Weser im oberen Leinethal und am den nordwestlichen Rand des Oberharzes heran. Das ist ja aber gerade das Gebiet, welches durch jene beiden Verteidigungslinien von vorgeschichtlichen Burgwällen nach Norden und nach Osten hin gedeckt wurde. — Nach alledem will es mir am glaublichsten erscheinen, dass wir in den alten Burgwällen unserer Göttinger Höhenzuges ein sehr wesentliches Glied aus einer Kette von Befestigungen vor uns haben, mit denen einmal die Cherusker ihre Grenzen gegen etwaige Angriffe ihrer göttlichen Nachbarn zu sichern suchten. Sie werden für gewöhnlich vielleicht nur eine kleine Wachmannschaft, keinesfalls eine ständige grosse Besatzung in diesen Burgen gehalten haben; und sie sind wohl nur bei wirklich eintretender Gefahr in grosserer Menge hinaufgezogen, um sich und die Ibrigen dort gegen die heranschwärmenden Feinde zu verteidigen; aber sie hatten sich auf diesen Höhen eine sichere Zufluchtstätte bereitet. Dieses Ergebnis ist insofern nicht ein im strengsten Sinne gesichertes zu nennen, als es sich nicht auf irgend welche schriftliche Nachricht über die Erbauung und den Zweck unserer Burgen gründet;

den wir haben überhaupt keine schriftliche Nachricht hierüber. Aber soweit man in solchen Fällen aus dem Augenschein, aus der Lage und sonstigen Beschaffenheit der in Betracht kommenden Örtlichkeiten urtheilen, soweit man andere ähnliche Befestigungsanlagen vergleichen und die hienus entnommenen Schlüsse mit dem, was wir sonst über jene fernliegenden Zeiten wissen, in Verbindung setzen kann: soweit ist unser Ergebnis voll berechtigt. Gerade das Eindringen in so ferne Zeiten, die nach so vielen Richtungen für uns von Neben umhüllt sind, hat ja seinen ausserordentlichen Reiz: wir suchen die Nebel zu durchschauen, und wenn wir dabei von der schriftlichen Ueberlieferung im Stiche gelassen werden, nun, so schenken wir den Wanderstab zur Hand und sehen zu, ob unsere Voreltern aus nicht von ihrem Dasein, ihrer Thätigkeit, ihrer ganzen Entwicklung und Eigenart andere Spuren auf dem Erdboden selbst hinterlassen haben. Bei solchem Suchen wird aus dieser Erdboden auch erst wirklich zur Heimath werden.

Literatur-Besprechungen.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina; herausgegeben vom bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajewo, redigirt von Dr. Moritz Hoernes.

Der vorliegende zweite Band erregt durch die Vielseitigkeit des Inhalts und die vorzügliche Ausstattung mit Abbildungen und Plänen wiederum gerechtes Aufsehen und zeigt den regen Eifer, mit dem sich die Forscher dem Studium des erst durch die Verdienste seiner jetzigen Regierung wissenschaftlich erschlossenen Landes gewidmet haben.

Ans dem ersten Theile: Archäologie und Geschichte sind hervorzubeben: die archäologischen Aufnahmen im Biće-polje, einer Ebene südlich von Mostar; diese trägt mehrere höchst imposante prähistorische Umwallungen auf Berg- und Hügelkuppen mit Resten von Wohnstätten; viele Tumuli, Fluchtgräber, Brücken, Wege und Gebäudereste, sowie Gräber aus der römischen Periode; ein grosses Urnenfeld, wahrscheinlich aus der frühslavischen Zeit. Höchst interessant sind dann die Reste der römischen Befestigung auf der „Gradina“ bei Osanac zum Schutz der vorbeiziehenden Strasse. Die Front der Mauer hat 54 m Länge, 2 m Dicke und ist aus Quadern mit den Maassen 2,12-0,9 m hergestellt.

Radinaky beschreibt die 3fache prähistorische Umwallung der Kuppe des Urnak bei Stolac, in elliptischer Form (Grösse Axe 370 m) aus Kautensteinen.

In Sipraga sind die Ruinen einer kleinen Kirche aufgedeckt, welche in die frühchristliche Zeit zurückgeht und noch inmitten einer römischen Ansiedlung gestanden hat.

Ausgrabungen haben bei der Ruine der romanischen Kirche Dahravina (12. Jahrhundert) prachtvolle Arbeiten in hoher Blüte stehenden dekorativen Steinplastik zu Tage gefördert. Einfacher ist die Kirche von Dohrnoe, 13. Jahrhundert, romanisch.

Was aus späterer Zeit von Reliquiarien, Siegeln, kleine Schnitzereien, Wappen, Evangelienarien etc. beschrieben und abgebildet wird, zeigt, dass die altonbosnische Kunst im Wesentlichen eine Tochter der byzantinischen war, bis auch sie im 14. und 15. Jahrhundert einen Höhepunkt der Entwicklung erreichte, wobei zugleich ein echt nationaler Charakter sich herausbildete.

Entsprechend der Geschichte des Landes haben in höchst anerkennenswerther Weise auch türkische Ban- und Kunstwerke Aufnahme gefunden, so die Aladja-Maschee in Fota mit wirklich künstlerischen Wandmalereien von 1649.

Der zweite Teil: „Volkskunde“ bringt eine paläographische Arbeit Trnheľka's über die altonbosnische Schrift, dann interessante Mittheilungen über Volksmedizin, altonbosnische Musik, Tätowirung der Katholiken etc.

Den Beschluss bilden Berichte über die Fauna Bosniens und der Herzegowina.

Man kann das Land nur beglückwünschen, dessen wechselnde Geschichte und Cultur jetzt eine so streng wissenschaftliche Bearbeitung von Seite bewährter Fachmänner erfährt, und ebenso die Regierung, welche durch die Unterstützung, die sie solchen Unternehmen in anerkennenswerther Weise leistet, es vortrefflich versteht, Bosnien und die Herzegowina auch geistig zu occupiren.

Dr. W. Schmid.

Karl von den Steinen: Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens. Reiseschilderung und Ergebnisse der zweiten Schingü-Expedition 1887 bis 1888. Ein Band hoch in 4^o von 35 Bogen à 16 Seiten; mit 30 Tafeln (darunter 1 Helio-graphische Tafel) und etwa 160 Abbildungen nach den Photographien der Expedition, nach den Originalaufnahmen von Wilhelm v. d. Steinen und nach Zeichnungen von Johannes Gehrtz, nebst einer Karte von Prof. Dr. Peter Vogel. Berlin 1891. Preis gebunden M 12.

Das Werk wurde schon von Bastian, von v. Riechthofen und Friedr. Müller n. A. auf das Anerkennendste besprochen und wirklich ist dasselbe eine ganz neue in der Literatur bisher einzige Erscheinung. Es ist das erste Lehrbuch der Völkerpsychologie, dargestellt in der klassischen Beschreibung eines Naturstammes. Die Lehren unseres Meisters Bastian treten hier dem Leser gleichsam lebendig geworden entgegen. Dabei ist das Werk so fesselnd geschrieben, dass es seines Eindruckes auf jeden Gebildeten sicher ist. J. R.

Softe von Torma: Ethnographische Analogien.

Ein Beitrag zur Gestaltungs- und Entwicklungsgeschichte der Religionen. Mit 127 Abbildungen auf 8 Tafeln. 8^o. 76 Seiten. Jena, bei Hermann Costenoble 1894. Gewidmet Sr. k. k. Hoheit Erzherzog Josef, dem erhabenen Beschützer und Förderer ungarischer Wissenschaft.

Wir haben vielfach auf das bevorstehende Erscheinen dieses Werkes schon in früheren Jahrgängen des Correspondenz-Blattes hingewiesen und die verdienstvolle und gelehrte Verfasserin hat ja bekanntlich selbst schon eine Reihe wichtiger Analogien im Correspondenz-Blatt zur Darstellung gebracht. Nun können wir zur Vollendung des Werkes herzlich Glück wünschen und auch Herrn Paul Hunfalvy und Herrn Prof. A. Herrmann, die die Anregung zu dieser Form der Publikation gegeben haben, gebührt unser Dank. Die wissenschaftliche Anerkennung für die vielen hier gebotenen Anregungen wird nicht ausbleiben. J. R.

Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur.

(Fortsetzung.)

Zeitschriften.

- Allgemeine Zeitung, 1893. Nr. 353, Beilage 8.7. (G. Entner, Der menschliche Farbenbau in ethnologischer Beleuchtung.)
 Annalen des k. naturhistorischen Hofmuseums in Bd. VIII, H. 5. 4. (Hager, Umstellungen und Neuanordnungen in der ethnologischen Sammlung. 87.)
 Anzeiger für germanische Nationalienkunde. 1893. Nr. 4. Nov. u. Dec. Nürnberg 1893.
 Anzeiger für schwedische Alterthumskunde, Organ d. schwed. Land-Max. u. d. Verbandes der schwedischen Alterthumsforscher. Jahrg. XXVII, 1894. Zürich.
 Arch. Zeitschrift für kralovské Landeskunde. 1893. II. Jahrg. Nr. 11 u. 12. 1894. III. Jahrg. Nr. 1-4.
 Das Ausland. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde von Siegm. G. Entner. 1893. Nr. 47. (Bancalari, Forschungen über die deutsche Weltbahn. 743. — Wehlin, Neue diluviale Funde in der Vorderpala. 764.) Nr. 49, 50, 51, 52. (Bismack, Einige über die Vorgänge im Untergrunde der Gletscher.)
 Gleichm. Herausgegeben von Andree. Veri. Vieweg & Sohn. Bd. LXIV. Nr. 19 u. 20 und Nr. 21 u. 22. (Gy, Die ersten Niederlande in Eggen. 212. — de Lapouge, Analise durch den Krieg. 317.) Nr. 23 u. 24. (Schrank, Leips. u. Forschungen über die Amurflora. 371.) 1894. Bd. LXV. Nr. 1. (Schmidt Emil, Ein Besuch bei den Weddas. 11. — Miller, Ethnologie und Weltgeschichte. 15. — Andree, Brasilianische Ackerbau. 52.) Nr. 2. (Museum am Braunehweg. 17. — Nielsen, Die Höhlenbewohner Mexicos. 10. Longobardengraber von Dalhmann. 20.) Nr. 2. (Schmidt Emil, Ein Besuch bei den Weddas. 32.) Nr. 3. (Desele, Reiseerzählungen von den Alerandria. 41. Nr. 34. — Andree, Der Kulturzustand der Völker Central-Brasiliens. 45. — Hérace, Streifzüge der Urgeschichte. Italien. 49. — Meiser, Die religiösen Vorstellungen von Gott bei den Westküstern. 52.) Nr. 4. (Kobelt, Neue Ausgrabungen in Karlsruhe. 60. — Hawelka, Die deutsche Besiedelung und die Namen des Braunschweiger Landes in der Ehemal. 67.) Nr. 5 u. Nr. 6. (Höfer, Die Musik der Völker. 89. Die Elmselt in Russland. 102.) Nr. 7. (Bebmidt, Die Völkerungen am Hinterpfeifer der Altnordl. 114.) Nr. 8. (Herrar, Mesolithen. August 1893. September. Oktober.) Die Iberger Höhle bei Grund. 216.) Oktober. November. (Friediger, Die Einhornbilde bei Beinhart. 268.) December 1893. Jan. 1894. Februar 1894.
 Jäger. Komstelbl. 1893. Nr. 11, 12. 1894. Nr. 1, 2. Ueber Vererbung.
 Jahresbericht des naturhistorischen Museums zu L. 1893. 90. 15.
 Internationales Archiv für Ethnographie. Herausg. von Schmitt. Bd. VI. H. IV u. V.
 Leopoldia. H. XXIX. Nr. 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23 und 24. (Reit, Hermann Schaffhausen. 169.)
 Limesblatt. 1893. Nr. 6. (Wolff, Braunerforschung. 161. — Wolff, Limesische Grenzstrassen. Hildingen. 165. — Co-

- radi, Müllenberg. 472. — Steiale, Schwäbisch Gmünd, Ausgrabungen am Schärenhof. 180. — Kobi, Limesbergung über die Schmalbühl. 162. — Fink, Pfirting, Kastell. 165.)
 Mittheilungen aus d. k. k. Hofbibliothek. Nr. 26.
 Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXII. (Stolpe, Hymnar, Entwicklungsverhältnisse in der Gromenak der Naturforsch. Mit 54 Text-Abbildungen. 5.)
 Bd. XXIII. H. 1-IV. (Wolrdick, Joh. S., Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. I. — Haberlandt, Ueber eine Grabung von den Lücken. 26. — Feiler, Die Heimat der Germanen. 48. — Hürken, Der paläolithische Fund von Mielke. Mit 4 Text-Abbildungen. 71. — v. Löffelholz, Die Zwerch-Inländer der Trindal-Bäl. 101. — Meiser, Zur Homologie der menschlichen Kiemenslitze. 124. — Merzinger, Studien über germanische Völkerverd. II. 130. — Nehring, Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyana spelaea. Mit 13 Text-Abbildungen. 204.)
 Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XXXIII. Verzeichn. 1893.
 Monatschrift des historischen Vereins von Oberbayern. Jahrg. III. 1894. Nr. 1. (Bapp, Das Schimmelkloppeln in Altbayern. 15. — Meyr, Reibengraber im Chiemgau. 16.)
 Naturwissenschaftliche Rundschau. 1893. Jahrg. VIII. Nr. 45-51. (Fischer, Der menschliche Körper vom Standpunkte der Kiemenslitze aus betrachtet. 664.) 1894. Jahrgang IX. Nr. 1. (Käkelahl, Vergleichend anatomische und entwicklungsgeographische Untersuchungen an Walthern. 8 u. 10.) Nr. 2. 2. (Fischer, Beschreibung der Sammlung postleierter Säugetiere. 23 u. 24.) Nr. 3. (Fischer, Beschreibung der Sammlung postleierter Säugetiere. 23 u. 24.) Nr. 4. (Fischer, Beschreibung der Sammlung postleierter Säugetiere. 23 u. 24.)
 Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Bd. VIII. H. 40 u. 50. Berlin. Redig. v. Petzold. (Günther, Paläontologie und physische Geographie in ihre geologische Wechselbeziehung. 556. — Nehring, Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der sog. Mammuth. 569.)
 Götting. 1893. Redigirt von Jacht. (Kühnel, Die wäverten Orte und Flurnamen der Oberlausitz. 1.)
 Niederlausitzer Mittheilungen. Bd. III. H. 4. 1893. (Jochims, Die böhmische Mäusen aus dem Niederlausitz. 185.)
 Nova eta. Verhandl. der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher. Bd. LVIII und LVIII. (Jochims, Ueber Hornbäume. 42.) — Fehlig, Desiniten und Kromloste des Elphas antiquus Jels mit Beiträgen über Elphas praeungaricus Blinn. und Elphas meridionalis Neuh. 267.)
 Prager medicinisches Wochenschrift. Jahrgang XVIII. Nr. 47. (Mielitzka, Ueber Asymmetrie der Kiemenslitzen an osteologischen Material geprüft.)
 Schweizerische Anzeiger für Naturwissenschaft. Bd. V. Nr. 10. Jan. 1894. (Grompelt, Mittheilungen der Schweizerischen Gesellschaft für physische-ökonomische Wissenschaften. 271.)
 Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg in Preussen. 1892. (Lindemann, Ausgrabung eines Hügelgrabens bei Radzken. 29. — Bress, Ueber die Ermögung von Zwillingen. Halb- und Zwerchbildungen. 50.)
 Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. 1893. H. 8. (Rittmann, Demonstration eines Falles von Polydactylie. 85. — Reake H. v. Ueber eine typische Nierbildung im Bereiche des ersten Kiemenspangs. Wagners, Heliot. 87.)

Congrès international des Américanistes dixième Session à Stockholm du 3 au 8 Août 1894.

Stockholm 1894. Monsieur, Nous avons l'honneur de Vous informer que la dixième session du Congrès international des Américanistes s'ouvrira à Stockholm le 3 Août 1894. Nous nous permettons d'espérer que, dans l'intérêt de la science, Vous voudriez bien honorer le Congrès de Votre souscription et de Votre présence. Agréés, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Le Comité d'organisation:

Gust. Tamm, Président. A. E. Nordenakiöld, Vice Président. Albert Starker, Trésorier. E. W. Dahlgren, Hans Hildebrand, Oscar Moutelin, G. Nordenakiöld, Gustaf Retzius, H. J. Sjögren, Hjalmar Stolpe, Wihl. Wallden. Dr. Carl Bovallius, Secrétaire Général.

Programme. Le Congrès international des Américanistes a pour objet de contribuer au progrès des études scientifiques relatives aux deux Amériques, spécialement pour les temps antérieurs à Christophe Colomb, et de mettre en rapport les personnes qui s'intéressent à ces études. Toute personne s'intéressant au progrès des sciences peut se faire partie en acquittant la cotisation, qui est fixée à 15 francs (ou à un autre montant de son choix) et qui sera payée au moment de son arrivée au Congrès. Les personnes qui n'ont pas le temps de venir au Congrès, mais qui voudraient en faire partie, peuvent adresser au Secrétaire général du Comité (Stockholm, Biologiska Museet) avant le 1^{er} Juillet, des lettres ou cartes, qui voudraient en personne faire des communications, sont invités à en adresser le Secrétaire général avant le 1^{er} Juillet, des lettres ou cartes, qui voudraient en faire partie. Les personnes qui voudraient en faire partie, sont invités à en adresser le Secrétaire général avant le 1^{er} Juillet, des lettres ou cartes, qui voudraient en faire partie. Les personnes qui voudraient en faire partie, sont invités à en adresser le Secrétaire général avant le 1^{er} Juillet, des lettres ou cartes, qui voudraient en faire partie.

Die Verzugsung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 5. Juni 1894.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

General-Redakteur der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1894.

Für alle Artikel, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 10 dieses Jahrgangs.

Inhalt: Noch einmal über die Vererbungs-Frage individuell erworbener Eigenschaften. Von Dr. B. OrNSTEIN.
— Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Kleine Mittheilungen. — Literatur-Besprechung. — Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur.

Noch einmal über die Vererbungs-Frage individuell erworbener Eigenschaften.

Von Dr. B. OrNSTEIN in Athen.

(Mit 1 Abbildung.)

Als ich seiner Zeit dem vom Professor Emil Schmidt-Leipzig ausgehenden Impulse folgend einige mehr oder weniger demonstrative Fälle über die bis dahin allgemein im verneinenden Sinne beantwortete Vererbungs-Frage veröffentlicht¹⁾, hoffte ich dem fachmännischen Interesse noch ein paar andere beweiskräftige Fälle der Art, welchen ich auf der Spur war, in Aussicht stellen zu können. Da inzwischen eins der geehrten Vereinsmitglieder — ich erinnere mich des Namens nicht — auf diesen Gegenstand und zmal auf die meinerseits unerfüllt gebliebene Verheissung zurückgekommen ist, so sah ich mich genöthigt, dieses hierorts schwer zugängliche Untersuchungsgebiet von Neuem zu betreten und fasse nun das quantitativ freilich magere, dagegen qualitativ meines Erachtens recht befriedigende Resultat wie folgt zusammen. Von den drei prägnanten Fällen, welche ich seitdem zu sammeln vermochte, betrifft Nr. 1 ein kleines Mädchen Namens Anastasia Pyrla, die Schwester des hiesigen praktischen Arztes und weiland Universitäts-Professors Dr. J. G. Pyrla. Letzterer bezeugt auf mein Ersuchen in anliegendem, in griechischer Sprache verfassten und amtlich be-

glaubigten Schriftstück, welches zwar frei, doch sinngetreu in's Deutsche übertragen ist, Nachstehendes: Meine ungefähr 3 Jahre alte Schwester



Anastasia lag eines Tags in der Rückenlage in ihrem Bettchen, als die Magd aus Unvorsichtigkeit aus einem mit brennenden Kohlen gefüllten

1) S. Correspondenz-Blatt, XX. Jahrgang, Nr. 7, Juli 1890.

Metallgefäß¹⁾ ein woziges Stück des Inhalts auf das Kind und zwar auf die Mitte des Brustheins fallen liess. Obgleich dasselbe sogleich entfernt wurde, erfolgte dennoch eine Blasenbildung mit nachfolgender, einige Tage dauernder Eiterung. Das Kind erwuchs zur Jungfrau, ohne dass die hässliche, die Brust entstellende Narbe²⁾ verschwunden wäre. Das im Alter von 16 Jahren verheiratete Mädchen wurde wiederholt Mutter und eins der Kinder (das dritte) trug auf derselben Stelle des Sternums die mütterliche Narbe, wie wenn dieselbe durch Vererbung auf das Kind übergegangen wäre, mit dem Unterschiede, dass letztere weniger schief in die Erscheinung trat. Nr. 2. Die im October 1889 stattgehabten Vermählungs-Festlichkeiten des griechischen Kronprinzenpaares zogen, wie leicht begreiflich, viele Tausende von schaulustigen Europäern und Nicht-Europäern heiderlei Geschlechts nach Atheo. Zu diesem confluous spectaculo stellte auch die Presse ein ansehnliches Contingent. Von den Berichterstatlern grösserer deutscher Blätter lernte ich unter andern den Dr. B. . . . vom Berliner Tageblatt kennen, einco schlanko mittelgrossen Herro, dessen linke Wange, weno ich mich recht entsinne, eine mächtige, rothe, von einer Hakenquart horrende Hiehnarbe zierie. Eines Tags, nachdem die Provenienz dieses Mensur-Souvenirs etwas eingehend erörtert war, meinte Herr B. . . ., dass sein ca. 4 Jahre altes Töchterchen wunderbarer Weise mit einem dieselbe Stelle einnehmenden rothen Streifen geboren sei. Die sooder Zweifel absichtlich gemachte Bemerkung entging mir nicht, und als ich im November 1890 auf 8 Tage nach Rom, die Station des Herrn B. . . ., ging und dem Herrn einen Besuch abstattete, bestätigte dessen Gemahlin die erwähnte Thatsache mit dem Zusatz, dass der rothe Hautstreifen seit einiger Zeit weniger intensiv gefärbt erscheine und zu erblasen anfangen. Als mir auf meinen Wunsch das hübsche Kind vorgeführt wurde, vermoehte ich wirklich bei meinem schwachen Gesicht und bei zudem beginnender Dämmerung das lineare Merkmal kaum zu erkennen. Unter Nr. 3 mug der folgende durch die anliegende Photographic illustrierte Fall Platz finden.

Im Jahre 1844 oder 45 brachte eine Athener Zeitung die Naehricht — ich erinnere mich des Zeitpunktes nicht mehr genau —, dass Artillerie-Oberstlieutenant K. . . . aus Messolonghi im Duell einen Stich in die rechte Brust erhalten

habe. Ein im Jahre 1853, also 9 oder 8 Jahre später geborener Sohn dieses mir befreundeten Officiers, der noch heute im activen griechischen Dienste stehende Artillerie-Hauptmann K. . . . trägt genau an der Stelle, an welcher, wie er versichert, sein seitdem verstorbener Vater verwundet wurde und deren photographische Aufnahme er, die Freundlichkeit hatte zu gestatten. d. h. einige Centimeter unter der rechten Brustwarze eine kleine, hochrothe und gleichsam blasenartig aufgetriebene Narbe mit unregelmässiger Peripherie, deren Durchmesser uogefähr 5—6 mm beträgt.

Der Herr ist mütterlicherseits der Enkel des meines Wissens in Bayern verstorbenen Generalmajors von Stroz, welcher in den dreissiger Jahren als Bataillons-Kommandant mit dem Freiwilligen-corps nach Griechenland kam.

In Betreff des zweiten Falles hin ich ausser Stande, denselben photographisch darstellen zu lassen oder aber denselben mittelst des städtischen Amtssiegels der ewigen Stadt die Weihe der Aechtheit aufdrücken zu lassen. Dem sei wie ihm wolle, ich nehme keinen Anstand, für die Authenticität und Richtigkeit desselben zu bürgen.

Ich könnte noch andere Beobachtungen zu Gunsten der Vererbungs-Frage anführen, wie z. B. die Mittheilung eines Collegen, des Dr. Baiis in Konstantinopel, nach welcher derselbe in seiner langjährigen und bedeutenden türkischen und jüdischen Praxis zwei Fälle von angeborenem gänzlichen Mangel der Vorhaut verzeichnet hat. „Schon deshalb, meinte derselbe, sei das Vorkommen des totalen Defects nicht in Abrede zu stellen, weil man für diesen Zustand unter den Mohammedanern eine eigene Bezeichnung habe.“

Auch ein anderer Fall, welchen der königliche Rosarzt, Herr Reinhard, vor einigen Jahren beobachtete und nach welchem ein Artillerie-Hufschmied sich in Folge seiner Hantrung aufgesprungen und ungestaltete Nägel gezogen hatte, dürfte hier am Platze sein. Der Mann hatte 4 oder 5 Kinder, von denen eios die missgebildeten Nägel seines Vaters hatte, während die übrigen Kinder oormal waren. Er versicherte überdiess, dass von einer solchen Missbildung in den Familien seiner Brüder, Schwestern und sonstigen Verwandten nichts bekannt sei. Leider wurde der Mann plötzlich in eine andere Garnison versetzt, so dass es mir nicht vergönnt war, mich durch den Augenschein von der Genauigkeit der Beobachtung zu überzeugen.

Angesichts der ohigen drei charakteristischen und, wie ich mir schmeichle, charakterlosen Fälle halte ich es für geboten, auf die eingehende Beschreibung der zwei letzteren, welche nur be-

1) Eio hierorts gebräuchliches Plättchen, eioe Art chaufferette.

2) Dem Anschein nach handelte es sich um eine Verbrennung dritten Grades.

richtweise zu meiner Kenntniss gelangt sind, zu verzichten, da eine vorgefasste Meinung mit der Bemänglung derselben ein ungleich leichteres Spiel haben würde, als es gelegentlich der Discussion über gespaltene Ohrbläuen unter dem Hinweis auf die anatomische Structur des Ohrs der Fall war.

Bis zu jener Zeit hatte ich dem Irrthum gedenkt, dass es der mühsamen anatomischen Forschung im Laufe von Jahrtausenden gelungen sei, die schaffende Natur in ihren geheimen Werkstätten zu belauschen. Jetzt aber, seit der eben citirten interessanten Discussion über die Vererbnngs-Frage, bin ich insofern eines Besseren belehrt worden, als es fraglich erscheint, ob nicht im Gegentheil die Natur in ihrer morphologischen Wirksamkeit darauf angewiesen sei, sich in Ausnahmefällen aus dem anatomischen Wissenssatz der Gegenwart Raths zu erholen?

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung vom 27. April 1894.

I. Kurze Mittheilung über die Augen bzw. Sehorgane der im März l. J. sich hier vorstellenden Lappländerkarawane.

Von Dr. Seggel, Oberstabsarzt i. Cl. in München.

Zunächst möchte ich hervorheben, dass ich bei den ganz intelligenten Leuten, welche Zahlen und Punkte, die ich als Probeobjekte benutzte, nicht nur lesen, sondern auch ebenso wie die Farben deutlich benennen konnten, ganz ungewöhnlich gute Augen oder richtiger ausgedrückt Sehschärfen fand. Es hatten nämlich, wenn wir normale $S = \frac{1}{2}$ annehmen von 15 überhaupt untersuchten Personen 8 eine noch bessere S als die normale. 3 hatten sogar die ungewöhnlich gute Sehschärfe von $\frac{1}{2}$ d. i. eine mehr als doppelt so gute als die Sehschärfe, welche wir als die normale annehmen. Da neben den 8 Personen mit $S > 1$ drei normale S hatten, so blieben 4 Personen mit $S < 1$ übrig. Die 4 Personen, deren Sehschärfe geringer war als die normale, waren jedoch nicht kurzsichtig, sondern 1 Mädchen mit Sehschärfe $\frac{1}{8}$ hatte hochgradigen hypermetropischen Astigmatismus d. i. Meridianasymmetrie oder ungleiche Brechung in den verschiedenen Meridianen der Hornhaut, was eine angeborene bei civilisirten und wohl auch Naturvölkern sich sehr häufig findende Anomalie ist. 1 Frau hatte hochgradige Hypermetropie mit nur $S \frac{1}{4}$. Augen mit höhergradiger H. i. e. Uebersichtigkeit sind zu kleine in der Entwicklung zurückgebliebene Augen, welche mit wenigen Ausnahmen herabgesetzte Sehschärfe haben und einen recht häufigen Grund für die Militärdienstuntauglichkeit geben. H. ist selbstverständlich ebenso wie Astigmatismus ein angeborener Zustand und findet sich in allen Schichten einer civilisirten Bevölkerung und zwar bei Gebildeten wie Ungebildeten. 2 Männer endlich sahen sogleich und eigentlich sehr schlecht. Als Ursache ergaben sich Hornhauttrübungen, nach Hornhautentzündungen mit Geschwärbildung zurückgeblieben. Als Ursache für die Hornhautentzündung werden von

ihnen die heftigen Schneestürme, denen sie als nomadisch-siedende Nordländer schutzlos preisgegeben sind, angeschuldigt. Ich glaube jedoch, dass vielmehr die schlechte Luft und der Rauch in den Zelten an dieser Form der Augenentzündungen die Schuld tragen, wenigstens habe ich dies bei den vor einigen Jahren hier vorgestellten Fennländern, von denen ich eine Frau deswegen operiren musste, beobachtet. Der eine der beiden mit Hornhauttrübungen behafteten Männer war ein alter Mann er hatte nur $S \frac{1}{10}$ der andere mit $S \frac{1}{4}$ war markwürdiger Weise der Laasoschwinger, welcher die Renthiere einfing, bei dem man gerade sehr gute Augen erwarten würde. Ausser den Hornhauttrübungen, die durch ihre centrale Lage das Sehen sehr beeinträchtigen, fand ich bei 3 Personen einen sehr breiten arcus senilis, Graueschwamm d. i. eine ringförmige Trübung nächst dem Hornhautreife. Von den 3 Personen mit Graueschwamm waren 2 ältere Männer, bei denen wir diesen Zustand ja allgemein finden, bemerkenswerther Weise aber auch eine 34jährige Frau.

Der Farbensinn war bei allen Personen gut, zum Theil vorzüglich, rothe und blaue Farbenscheiben von 2 bzw. 7 mm D M wurden von den meisten von 7 bis zu 9 m auch von der Astigmatischen mit $S \frac{1}{2}$ erkannt, sowie von einem Kinde, auf dessen gute Sehschärfe hiernach geschlossen werden konnte. Besonders aber hervorzuheben ist, dass trotzdem von den 15 auf ihre Augen geprüften Personen 7 lesen und schreiben, 2 wenigstens lesen konnten, keine kurzsichtig ist. Gleichwohl fand sich bei 7 Personen am temporalen Rande der Sehnervenpapille ein sogenannter Bügel oder comma, der sonst als Wahrzeichen der Myopie angenommen wird, und zwar auch bei 3 von den 6 Personen, die ohne alle Schulbildung waren.

Was das äussere Aussehen der Augen betrifft, so ist zu bemerken, dass die Farbe der Augen d. i. der Regenbogenhaut bei 13 braun und bei je 1 blau und blaugrau ist, die Farbe der Haare war bei 1 Frau schwarz, bei 12 Personen hell bis dunkelbraun, bei 2 Kindern blond. Die letzteren hatten jedoch braune Augen.

Ueber die Schädelform der Lappländer wurde ihnen, meine Herren, schon von Professor Kanka berichtet, sie sind mehr oder weniger Brachycephalen und auch Chamaeoprosen d. i. Breitgesichter, haben aber keine breiten i. e. anderen Augenhöhlen, wie man es erwarten sollte, sondern hohe Augenhöhlen, welches sie also nicht entsprechend der Chamaeoprosie chamaekoch, sondern im Gegentheil und zwar mit einer einzigen Annahme, auf die ich noch kurz zurückkommen werde, hypsokoch. Der durchschnittliche Orbita-Index betrug bei ihnen 60, wobei ich bemerke, dass Orbita-Index von 85 die Grenze gegen die Chamaekochie bildet.

Das Interessanteste der äusseren Augengebilde ist nun bei den Lappländern ihrer finnischnomadischen Abstammung entsprechend die sogenannte Mongolenfalte (Epicanthus), welche nicht anders ist, als eine Fortsetzung der Deckhäute des oberen Lides über den inneren Augenwinkel. Die Mongolenfalte bewirkt zum Theil das dieser Rasse eigenthümliche geschätzte Aussehen der Lidspalte und, wie von anderer Seite angenommen wird, auch ihren scheinbaren Schiefstand. Dass dieser Schiefstand der Lidspalte nur ein scheinbarer sei ergibt sich aus meinen Untersuchungen nicht. Ich habe vielmehr durch Messungen festgestellt, dass der äussere Augenwinkel in der That durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ mm höher stand als der innere und zwar bei allen Personen, während sich die ausgesprochene Mongolenfalte nur bei 7 derselben fand. Der Höhenstand des äusseren Augenwinkels gegenüber dem inneren war

also für die Gesichtsbildung massgebender als die Mongolenfalte. Noch charakteristischer aber als der Schiefstand der Lidpalte erschien mir der Umstand, dass dieselbe sehr schmal ist. Die Breite derselben beträgt durchschnittlich nur 25 mm (26 bei Männern, 25 bei Weibern, 24 bei Kindern, während Messungen bei Soldaten mir eine durchschnittliche Breite der Lidpalte von 29 mm ergaben). Die Höhe der Lidpalte war bei den Lappländern dazwischen ebenso wie bei den Soldaten 5 mm durchschnittlich, also nicht niedriger, ich möchte hierbei bemerken, dass in den vereinzelten Fällen von Epicanthus, die ich bei hiesigen Schülern und Soldaten zu beobachten Gelegenheit hatte, der Stand des äusseren Lidwinkels auch ein höherer, die Lidpalte aber nicht schmaler war.

Endlich ist noch anzufügen, dass 1 Mann der Carawane, der keine Mongolenfalte, wohl aber höheren Stand des äusseren Lidwinkels zeigte, eine breite Lidpalte von 29 mm hatte und auch der eivrige Chamaeconch mit Orbita-Index von 84 mm war. Da mir dies auffiel, erkundigte ich mich nach seiner Abstammung und erfuhr dann, dass er wohl einen Lappländer als Vater aber eine Schwedin als Mutter hatte. Derselbe zeichnete sich auch durch seine grosse Statur vor den anderen Männern aus.

Es war hier also nicht an dem Fehlen des Epicanthus i. e. der Mongolenfalte — denn diese fehlte bei der Hälfte der untersuchten Lappländer — sondern an der Breite der Lidpalte der Schluss gezogen worden, dass das betreffende Individuum nicht von reiner Rasse war und daher halte ich die schmale Lidpalte bei höherem Stand des äusseren Augenwinkels bei den Lappländern weitestens für mehr typisch als die Mongolenfalte. Als weiteres besonderes Kennzeichen wäre noch die Hypoepiconchie, relativ hohe Augenhöhle bei Chamaeconchie, anzuführen, da sonst der Chamaeconchie Chamaeconchie i. e. breite Augenhöhle entspricht.

II. Die Augen der Hawaier.

Einige Monate später im Mai 1. J., hatte ich erwünschte Gelegenheit, die Augen von 4 Bewohnern der Insel Hawaii zu untersuchen. Von den 4 im hiesigen Panoptikum in ihren anmuthigen Tänzen zum ersten Male sich zeigenden jugendlichen Bewohnern von Hawaii waren 3 weiblichen 1 männlichen Geschlechts. Die Augen derselben zeichnen sich nicht nur durch ihre tief dunkle (braune) Regenbogenhaat und ihre Schönheit, sondern auch ebenso wie die der Lappländer durch ihre ganz hervorragende Sehkraft aus. Ihre Sehstärke ist nämlich ausserordentlich viel besser als die als normal angenommene. Wird diese $10/15$ gesetzt, so beträgt die unserer Inselaner nahezu das doppelte, nämlich bei 2: $15/10$, bei 1: $12/6$ und bei 1 sogar $12/5$. Sämmtliche Augen sind von normaler Refraktion, emmetropisch, der Augenintergrund ist sehr dunkel, der Sehnervenscheidenrand bei dreien scharf abgesetzt, bei einer weiblichen Person jedoch am temporalen Rande von einem ausgesprochenen Bogen oder conus begrenzt. Diese eine weibliche Tänzerin ist es nun gerade, welche mir nicht von ganz reiner Rasse schien. Es ist hierbei zu bemerken, dass alle 4 Personen englisch lesen und schreiben können, und die Schule besucht haben. Ein anderer mehr den Fachmann interessirender eigenthümlicher Befund bei der Spiegeluntersuchung sei noch erwähnt, nämlich der Umstand, dass bei 2 Personen, der männlichen und einer weiblichen die grösseren Netzhautgefässe zum Theil einschneidungen in Form beiderseitiger ziemlich breiter heller Bänder zeigten.

Alle haben vorzüglichen Farbensinn. Als der mongoloiden Rasse angehörig haben sie stark vorstehende Backenknochen, sind im Uebrigen aber Langgesichter. Nur eine von ihnen ist chamaeconch d. h. sie hat mit einem Index von 81 eine relativ niedere Augenhöhle, 2 sind mit Index von 85 und 86,5 mesoconch und 1 ist mit dem hohen Index von 94 sogar hypsoconch d. h. sie hat eine relativ sehr hohe Augenhöhle. Bemerkenswerther ist, dass die absolute Masse der knöchernen Augenhöhlenöffnungen sehr hohe sind, indem die Durchschnittshöhe 31,5, die durchschnittliche Breite 36,2 mm ist, während die entsprechenden Werte bei den erwachsenen Lappländern nur 29,5 bzw. 33,2 mm betragen. Die Grundlinie d. i. der Abstand der Pupillenmitten beträgt bei den Hawaiern durchschnittlich 63 mm und ist mit 64 mm bei einer weiblichen Person von reiner Rasse als besonders gross zu bezeichnen. Bei den Lappländern beträgt die Grundlinie durchschnittlich nur 61 mm, doch bestehen hier sehr grosse Unterschiede von 56 mm minimal und 65 maximal. Als weitere Rassenesgenheitlichkeit der Hawaier ist die Mongolenfalte (Epicanthus) anzuführen, welche sich bei allen 4 Personen fand. Beide typische Bildungen, vortretende Backenknochen und Mongolenfalte, sind jedoch nicht stark ausgeprägt und geben dem Gesichte keinen anschauen Ausdruck. Noch charakteristischer aber als die Mongolenfalte ist der — nicht bloss scheinbare — Höherstand des äusseren Augenwinkels. Derselbe ist sehr beträchtlich, indem er durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ mm (minimal 3, maximal 4 mm) höher steht als der innere. Höherstand des äusseren Augenwinkels, wenn auch in etwas geringerem Grade zeigten auch die Lappländer, doch waren die Augen dieser ganz wesentlich von denen der Polynesier verschieden. Während nämlich die Augen der Nordländer eine hellbraune oder grane Farbe und vor Allem als Charakteristikum auffällig schmale Lidpalten mit durchschnittlich nur 25 mm Breite zeigten, sind diese bei den Südländern sehr breit, indem sie durchschnittlich 30 mm messen. Auch die Höhe der Lidpalte ist hier auffällig gross, sie beträgt bei leicht erbobenem Blick durchschnittlich $11\frac{1}{2}$ mm, während ich sonst nur 9 mm finde. Gerade diese Grösse der Lidpalte, welche in Uebereinstimmung mit der weiten Öffnung der knöchernen Augenhöhle steht, lässt in Verbindung mit der tief dunkeln Iris dem blendenden Weiss der Lederhaut die Augen der weiblichen Personen als gross und glühend schwarz erscheinen und gibt ihnen bei dem schönen Schwung des oberen Lidrandes den eigenthümlichen Reiz, welcher besonders bei dem Tanze hervortritt und nicht minder als die graziösen Bewegungen der Tänzerinnen die Zuschauer entzückt. Die Augen des Mannes sind weniger schön, da dieselben trotz des noch relativ jugendlichen Alters schon eine Andeutung von Greisenbogen und beginnende Flügelfelle zeigen.

Die Gegenüberstellung des Augenbefundes bei den Lappländern und den Südseeinsulanern schien mir nun nicht ohne Interesse zu sein, weil beide Volkstämme als der mongoloiden Rasse mehr oder weniger zugeordnet manche Uebereinstimmung zeigen und doch wieder wesentlich verschieden sind. Uebereinstimmend sind die guten Sehkräfte, der hohe Stand des äusseren Augenwinkels bei mehr oder minder hervortretendem aber auch theilweisem Fehlen der Mongolenfalte. Beide zeigen darüber vorspringende Backenknochen, bei den Lappländern mit Chamaeconchie, bei den Hawaiern dagegen mit Langgesicht verbunden. Den Unterschied bilden die Farbe der Augen und vor Allem die Masse der Augenhöhlenöffnungen, deren

Größe sich bei den Hawaiern schon durch die ungewöhnliche Höhe und Breite der Lidpalpen kundgibt, während die Lappländer eine sehr schmale Lidpalpe als Typus zeigen.

Kleine Mitteilungen.

Zum Steinsbergglauben. Von W. Hardebeck in Anklam, Bezirk Osnabrück. In alten Basenhäusern findet man in unserer Gegend noch vielfach Donnerkeile, Steinbeile und den Fackelstein eingemauert. Dadurch wird das Pferd und das Haus vor Blitzschlag behütet. Da das Ross von unseren Vorfahren als ein geheiligtes Tier angesehen wurde, so liegt darin, dass man den Stein unter der Krippe einmauerte, noch eine besondere Bedeutung. Bei herannahendem Gewitter legte hier noch verschiedene Bewoher Donnerkeile in eine Schüssel und stellten diese auf den Tisch. Es wird dadurch, wie ein alter Mann versichert, das Haus vor Blitzschlag bewahrt bleiben. Noch ist zu erwähnen, dass ein alter Bauer, wenn er starke Kopfschmerzen hatte, eine recht alte Bernsteinkette auf den Kopf legte und diese darauf festband, sodass wurde er recht bald von seinem Leiden befreit, wie er behauptete.

Vorgeschichtliche Trepanation im alten Peru. Von G. Bauchian. Der Streit um die Frage, ob die vorgeschichtlichen Völker die Trepanation ausschließlich erst nach dem Tode vorgenommen haben, oder auch schon bei Lebzeiten des Operierten, dürfte durch eine Reihe vorgeschichtlicher trepanierter Schädel, die Señor Ant. Muñiz, Surgeon-general of the Peruvian Army, voriges Jahr auf die Weltausstellung zu Chicago geschickt hatte, zu Gunsten der zweiten Auffassung entschieden worden sein. Ein Bericht über diese interessanten Schädel ist von Kursem von Mc Gee in den Bulletins of the Johns Hopkins Hospital V. Baltimore 1894, Nr. 37 der Öffentlichkeit übergeben worden. Ich entnehme denselben folgende Einzelheiten: Unter ungefähr 1000 Peruanerschädeln fand Muñiz 19 Stück, die trepaniert waren. Unter diesen konnte Gee 3 Typen der Trepanationsmethode unterscheiden, die auf der verschiedenen Art und Weise der Schnittführung, der Form des benutzten Messers oder benutzten Knochenstückes etc. beruhen. Die Operation selbst geschah mittelst Steinmesser oder Steinmeißel. Einzelne der Schädel zeigen verschiedene Phasen der Operation, woraus der Schluss berechtigt erscheint, dass dieselbe bei Lebzeiten des Individuums vorgenommen wurde, vielleicht, um dem bösen Geist den Ausweg aus dem Gehirn zu ermöglichen, und dass der so Operierte unter den Händen des Operateurs gestorben ist; denn wäre die Trepanation erst posthum ausgeführt worden, so wäre nicht einzusehen, warum dieselbe unvollendet geblieben ist. Noch mehr beweisen die Vornahme der Trepanation bei Lebzeiten einige Schädel mit mehr oder minder tiefer Depressionfractur; auch hier scheint der so Operierte vorzeitig gestorben zu sein, wie die unvollendet gebliebene Operation, z. B. unvollständiges Einrischnitt, Steckenscheiden des trepanierten Knochenstückes, Zurücklassen der Bruchsplitter etc. anzeigen. An diesen Schädeln scheint man also die Trepanation zu chirurgischen Zwecken vorgenommen zu haben. Ein weiterer Schädel ist dadurch besonders merkwürdig, dass sich auf der linken Hälfte seines Daches die Spuren einer in früherer Zeit ausgeführten und ausgeheilten traumatischen Depression, auf der anderen Hälfte hingegen in entsprechender Entfernung von der Mittellinie eine Trepanationsöffnung

vorfindet, die auch der Operierte, wie aus der entzündlichen Reaction, der Resorption und Regeneration der Knochenränder hervorgeht, noch längere Zeit überlebt hat. Dieser Schädel gewinnt aus dem Grunde noch mehr an Interesse, weil auf dem Schädeldefect eine der Grösse entsprechende silberne Platte auflag, die deutliche Anzeichen längerer Abwärtigung aufwies und von dem Operierten offenbar zum Schutze der Trepanationsöffnung getragen wurde. Für diesen Fall ist wohl die Annahme berechtigt, dass das betreffende Individuum in der frühen Jugend eine Acquiredfractur erlitt, später davon vielleicht Epilepsie acquirirte und deshalb trepaniert wurde in ganz derselben Weise, wie man in unseren Tagen diese Neurose zu behandeln pflegt.

Cultsymbole aus der Pfahlbautenseit. Von L. Leiner in Constanz. Es war am Ufer von Bodmann, welches die letztere Zeit eine Masse zum Theil neuer Dinge lieferte —, wo auch ein hölzernes Phallusbild — dieses „Cultsymbol der segnenden Kraft“ aufgefunden wurde, das nun zeigt, dass auch in unserer Heimath, wie in den Naturreligionen des Orients, mit Aussehen des Parisinos, dieses Sinnbild seine Geltung hatte. Dann fanden sich dort auch Bruchstücke aus Thon, die Nichts anderes darstellen können als ein Stierhorn. Wenn wir das zusammenhalten mit einer Stierfigur aus Bronze aus dem befallenen Seeufer bei Hagnau und dem thönernen Fragment eines Stierhornbildes, einer meist „Mondbild“ genannten Figur aus dem Pfahlbau Lagerrain beim Wolmatinger Riedel nächst Constanz, so haben wir wohl darin auch ein „Cultsymbol der physischen Kraft.“ Die „Mondbilder“ unserer Pfahlbauten sind wohl Stierhörner und sollten dasselbe darstellen wie der Apis der alten Aegypter.“ Ein Jahr später (18. Mai 1894), so dass demnach Herr Leiner die Priorität der Entdeckung gewahrt bleibt, schreibt uns Herr Dr. Jakob Messikommer: „Wetsikon, 18. Mai. Es interessiert gewiss die Freunde der Culturgeschichte, zu vernehmen, dass ich bei den jüngsten Nachgrabungen auf der Pfahlbante Robenhäuser und auf der ältesten Fundstätte derselben einen fein geschnittenen Phallus aus Holz gefunden habe. Es ist dies der erste derartige Fund aus den Pfahlbauten (der Schweiz), und daher culturhistorisch gewiss interessant.“

Literatur-Besprechung.

Dr. Oskar Baumann: Die Warundi und die Mondberge der Alten. *)

I.

In den letzten Augusttagen 1892 stand ich mit meiner Expedition an der süssteren Grenze von Usui, einer Landschaft, die sich westlich vom Victoria-Nyanza

1) Fundherichte aus Schwaben, umfassend die vorgeschichtlichen, römischen und merowingischen Alterthümer, herausgegeben vom Württembergischen Anthropologischen Verein unter Leitung von Professor Dr. G. Sitt in Stuttgart, 1. Jahrgang 1893, S. 20.

2) Wir entnehmen diese hochinteressanten Mittheilungen dem soeben erschienenen Werke von Dr. Oskar Baumann: „Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Bussati-Expedition des Deutschen Antikaverein-Comités in den Jahren 1891 bis 1893.“ 366 S. mit 27 Vollbildern und 140 Textillustrationen in Heliogravüre, Lichtdruck und Autotypie nach Photographien und Skizzen des Verfassers

andehnt. Bisher hatten Stanley und Spekes Annahmen, sowie die Erkundigungen, die wir bei Eingeborenen einsogen, nur Anhaltspunkte für unsere Besereute geloben. Ueber Usui hinaus lag jedoch Urundi, ein Land, mit dem keinerlei Verkehr bestand und über das nur dunkle Gerüchte ins Ausland drangen. Dieselben meldeten von blutigen, kriegerischen Völkern, die allen Fremden bitter abgeneigt seien, und von ihrem Könige Mwesi, der irgendwo an unbekanntem Orte thronet.

Ueber das Land selbst war jedoch so gut wie nichts zu erfahren. Selbst im Massailand, wo wir ebenfalls wochenlang gänzlich unerforschte Striche durchzogen, konnten wir von Nomaden Nachrichten über den Weg erhalten; diesmal tappten wir völlig im Dunkeln, hehrten eine Terra incognita im besthätlichen Sinne des Wortes, ein Land, in dem der Kompass uns als einziger Leitern diente.

In den Morgenstunden des 5. September erreichten wir das Ufer eines breiten Flusses, der seine graubraunen Wogen zwischen hohen, von üppiger Vegetation gekrönten Ufern dahin wälzte. Mit Bewegung blickte ich in die Fluten dieses Stromes, aus welchen stielio Granitfiese hervorgingen; war es doch der Quellfluss des Nil, hier Warura, später Kagera genannt, bildete er doch die Westgrenze von Usui gegen jenes räthselhafte Urundi, in welches wir nun eindringen sollten!

Doch das Leben des Reisenden gewährt keine Frist zu langen Betrachtungen; schon hatte mein Karawaneführer Mkamba den primitiven Einbaum, der als Fähr dient, in Beschlag genommen, und mit kräftigen Stößen und Rinderschlägen beförderten die Wasserräder die ersten Soldaten ans linke Ufer. Hinter der Karawane, die sich am Ufer niederliel und allmählich übergeführt wurde, sammelten sich Hunderte von Wassern und bedeckten, dicht gedrängt, als schwarze bewegliche Masse mit blitzenden Speeren die Hügelhänge und das Ufer. Auf der Felsinsel im Flusse hockten zahlreiche Eingeborene, gleich Affen sassen sie auf Baumstämmen, die in den Fluss hinausragten, ja sie schwammen trotz der vielen Krokodile darin herum, um das Schauspiel unseres Uberganges zu genießen.

Mit dieser Bewegung am rechten stand die Ruhe am linken Ufer in grellem Widerspruche. Wussten die Warundi etwa nicht, dass wir kamen, oder brüteten sie abseits Arges? Sollten die vielen Tage des Friedens, die wir genossen, nun wirklich ein Ende haben und wir wieder den blutigen Kämpfen entgegengehen? Die Askari am linken Ufer schienen Aehnliches zu vermuthen, sie hatten Wachen aufgestellt, und Mkambas hohe Gestalt tauchte auf dem Gipfel eines Termitenhügels auf, unbeweglich in die Ferne spähend.

Flüchtig — ich befand mich gerade im Kanu — ertörte aus dem Dickicht des Ufers von Urundi ein langgezogenes Jauchzen, und wie durch Zauberschlag tauchten zahlreiche dunkle Gestalten mit langen Stäben, aber ohne Waffen auf. Im Gänsemarsch kamen sie, Laub und ihre Stäbe schwingend, an. Kräftige Gestalten mit originalen Haartouren und braun und graugemusterten zipfelförmigen Ueberwürfen aus Bindenstoff, das von nun an das einzige Bekleidungs-material bildete. Auf der Höhe der Rampe stellten sie sich in zwei oder drei Reihen an und fäbrten jenen merkwürdigen Tanz auf, den ich dann noch unsäglichmale

sehen sollte, ohne dass er seinen Reiz für mich verlor. Derselbe wird weder von Trommeln, noch von Gesang, noch von irgend einem Instrument begleitet. Der Takt gibt einfach der Tanzschritt, der durch mehr oder weniger kräftige Tritte bezeichnet ist. Unter Leitung eines Vortänzers führen die Massen mit unglaublicher Gleichmäßigkeit und Geschicklichkeit diese Tänze auf, das der Boden dröhrt und mächtige Staubwolken die Tänzer umhüllen. Mit hochgehobenen Armen schwingen sie sichtlich ihre Stäbe und Laub, schreiten vor- und rückwärts, führen hohe gleichzeitige Sprünge aus und fallen dabei niemals aus dem Takt, der durch die Fasshöhe gegeben wird. Dabei verleiht der Tanz keineswegs das Gepräge einer kraftvollen Anmuth, besonders die Vortänzer können es in köbhen und doch eleganten Sprüngen mit jedem Ballettänzer aufnehmen. Für einen alten Unteroffizier müsste der Tanz der Warundi gänzlich ein Labsal sein, denn was ist der schneidigte Parademarsch gegen diese komplizierten, fortwährend wechselnden und doch unglaublich taktfest ausgeführten Tanzschritte.

Zum Schlusse stimmten Alle wieder das eigenthümliche Jauchzen oder, besser gesagt, Jodeln in der Fästel an, rissen Blätter von den Bäumen und streuten dieselben knieend vor mir aus. Während die Karawane übersehte und wir am Ufer Lager schlugen, kamen immer neue Schaaren von Tänzern, und die früheren lagerten in malerischen Gruppen auf der Uferrampe. Es war ein grossartiges Schauspiel. Am rechten Ufer standen Kopf an Kopf die Wassern in dicht gedrängten Massen die Hügel bedeckend, am linken trampelten, jauchzten und klatschten Hunderte von Tänzern in der grellen Sonne, einer Bande Wahnsinniger gleich. Bei dem Wassern sah man noch einzelnes Fetzen Bauwollzeug, einige Glasperlen, die äussersten Vorposten der Alles umfassenden europäischen Industrie, hier nichts dergleichen; Kleidung und Schmuck war echtes, unverfälschtes Afrika. Erst gegen Abend verzogen sich die Menschenmengen, und es erschienen die Aeltesten der Gegend, um mir ein laubekränztes Schaf und eine Sorghum-Aehre als Friedenszeichen zu überbringen.

Am 6. September verliessen wir den von leichten Morgennebeln überlagerten Nil und traten in weisses Grasland ein, dessen zahlreiche kleine Täbler von Papyrus erfüllt und von felsigen Thälern unterbrochen sind, aber welche das klare Wasser der Bäche rieselt. Fast kein Baum oder Strach ist auf den theilweise verbrannten Grasfeldern sichtbar, und die Dörfer mit ihren Bananenhainen und den glanzsonblättrigen Ficusbäumen, die Bindenstoff, theilweise auch Brennholz liefern, heben sich gleich dunkelgrünen Inseln von den gelbbraunen Felschen ab. Dieses Alpenland, welches unter gewöhnlichen Umständen wohl recht rabig dalag, glied man einem gestörten Ameisenhaufen. Von allen Seiten eilten dankle Gestalten auf den schmalen Pfaden der Hänge oder querfeldein auf uns zu, während von den entfernteren Dörfern Hornstöße ertörten, unser Kommen anzeigend.

Vor den Hüttenkomplexen standen die alten Leute, knieten bei unserem Herannahen nieder, klatschten und reichten mir Grashündel unter allerlei schönen Redensarten, die ich noch unsäglichmale hören sollte. In langen Reihen, mit Stäben und ausgebreiteten Armen kamen die Krieger laufend herbei, trugen längs unseres Pfades an und führten ihren Tanz auf, worauf sie uns mit jubelndem Geschrei vorliefen und von neuem zu tanzen begannen.

Etwas im Hintergrunde hielten sich die Weiber mit ihren grauen Lendenschürzen und den Ueberwürfen,

von Rud. Bacher und Ludwig Hans Fischer in Wien und einer Originalkarte in 1:500 000. Preis gebettet 14 Mark, eleg. geb. mit Ledereücken 16 Mark. Berlio, Verlag von Friedrich Reimer (Hofer u. Vohsen.)

die bei Verheiratheten den Busen decken, während die wohlgeformten Brüste der jungen Mädchen frei bleiben. Singend begleiten sie die Karawane, in den offenen Armen Landbeweise tragend.

Einige Leute hatten sich als eine Art Festordner aufgeworfen und hielten tüchtig in die nachdrängende Masse ein. Denn alle diese Menschen blieben keineswegs bei ihren Dörfern zurück, sondern sogen lachend und jubelnd hinter uns her. Von einer Anhöhe zurückblickend, sah ich bald Tausende von brannen, wildbewegten, in der Sonnengluth glänzenden Leibern mit geschwungenen Stäben und Lanzenweiden, einer Bacchantenschaar gleichend.

Denn nahebearen Lärm überhörtene Rufe wie „Mwosi!“ „Mkasi ya Urundi!“ (Beherrscher Urundis) „Vihoko visima!“ (Grosser König) und „Tuli Wabatu!“ (Wir sind Sklaven), die mein Dolmetsch mir übersetzte und die mich schliefen liessen, dass die Begeisterung der Warundi einen besonderen Grund haben müsse. Bei der allgemeinen Raserei war es nicht so leicht, diesen zu erfahren, und erst nach einigen Tagen brachten meine Leute das Richtige heraus.

Die Warundi waren nämlich sonst von einem Herrschergelecht regiert worden, welches seine Abkunft vom Mond (mwesi) herleitete und dessen Königtitel „mwesi“ war. Der letzte Mwesi, Namens Makisavo (das Bleichgesicht), war seit Langem verschollen, lebte aber der Tradition nach im Monde fort und wurde vom Norden her erwartet. Als nun plötzlich ein weisser Mensch vom Norden ins Land kam, sahen sie in ihm den ersehnten Herrscher, den Mwesi Makisavo.

Dagegen war nichts zu machen; eine Schaar wahnsinniger Fanatiker ist bekanntlich Verunftgründen nicht zugänglich, ich war und blieb für sie der Mwesi, und derart zum Papst-König von Urundi befördert, blieb mir nichts Anderes übrig, als meine Würde mit möglichem Anstand zu tragen.

Anfangs machte mir die Sache übrigens viel Spass; die topographische Aufnahme war allerdings durch den unaufhörlichen ohrenzerreissenden Lärm erschwert, aber das Schauspiel dieses grossartigen afrikanischen Volkslebens bot doch das höchste Interesse. Besonders im Lager entwickelten sich förmliche Tanzfeste. In weitem Kreise kauerten und standen die Volksmengen um einen freien Platz, auf welchem die Tänze stattfanden.

In der Rechten den langen Stab, in der Linken Laub haltend, führten die Krieger der einzelnen Genden nach einander die schwerigsten „Pas“ auf. Oft hatten sich die jungen Leute desselben Ortes mit gleichartigem Kindensing begleitet, ja eine Gruppe, die mir durch besondere Geschicklichkeit auffiel und von einem jungen, prachtvoll gekleideten Krieger geführt wurde, trug schneeweiss hemalte Lederschorse. Komisch war eine Anzahl nackter Knaben, die jedesmal mitzutanzten versuchten, darunter oft kleine Bengel, die kaum die Beine heben konnten. Diese driften Fehler in die Töne machen; doch wehe dem erwachsenen Tänzer, der nur den geringsten für Nicht-Warundi kann wahrnehmbaren Fehltritt machte; er wurde mit Hohnschrei verjagt und konnte froh sein, wenn er ohne Prügel davankam.

Nach den Männern traten Weiber an, die verheiratheten mit aschgrauer Kleidung, die Kinder auf dem Rücken, die ledigen mit ganz schmalen Lendenschürzen, kleine Mädchen nackt. Sie stellten sich im Halbkreise auf, dessen Mitte zwei schön gewachsene junge Mädchen einnahmen, die mit ausgebreiteten Armen, begleitet von Händeklatschen und angenehmem weichen Gesang einen reizenden Tanz im spanischen

Fandangostil ausführten. Nichts als die anmuthigen Bewegungen der Arme erinnert hier an den oben erwähnten „Bauchtanz“ der Orientalen und vieler Negerstämme, bei welchem die Tänzerin fast unbeweglich steht. Hier wird jedoch regelrecht mit den Beinen, und zwar mit einer Köhheit und Anmuth getanzt, um welche jede Ballerine die schwarzbarnen Kollegin beneiden könnte. Der wohlklingende wechselweise Gesang der sanften Frauenstimmen und der Anblick dieser schlanken Wesen, welche mit ständigem Lächeln jene kunstvollen Tänze ausführten, gaben ein Schauspiel von eigenthümlichem Zauber. Auf das Schöne folgte das Groteske in Gestalt einiger alten Weiber, die mit „bösem“ Grinsen zum Halloh der Träger ihre ranzeligen Glieder verrenkten.

Um Nahrungsmittel brachten wir hier nicht zu sorgen; der Wanach, etwas zu kaufen, wurde gar nicht begriffen, denn dem Mwesi gehört eben Alles, was im Lande ist, er nimmt sich, was ihm bedieth, und was er nicht nehmen kann, wird ihm lastenweise von allen Seiten angetragen. Grosshörnige Kinder, Ziegen und Schafe, Unmengen von Bananen und Hüllfrüchten, zahlreiche Krüge mit Hirscheier kamen fortwährend, ohne dass irgend Jemand etwas dafür verlangte oder erbat. Selbst die unvermeidliche Bettelrei der Neger verstante dem Mwesi gegenüber.

Eingegangene Neuigkeiten aus der deutsch-sprachigen Literatur.

(Fortsetzung.)

Zeitschriften.

Sitzungsberichte der mathem. Klasse der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1893. H. II. (Zillit). Die geologische Entwicklung, Herkunft und Verbreitung der Säugethiere. 127.

Verhandlungen der anatomischen Gesellschaft (Pflüger). Bemerkungen zum Aufbau des menschlichen Corpus D. anatom. Gesellsch. 1893.

Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XII. H. IV. Trier. 1893. Redig. von Hattner u. Hansen. (Neuherrmann, Discouvertes d'antiquités au Belgique. 404.)

Zeitschrift des deutschen und österreich. Alpenvereins. 1893. Bd. XXIV. Götting. Redig. v. Rumser. 327 (18). Vorrömische und römische Kultur in den bayrischen Alpen. 2. — Ranzinger, Die Hausenführung und ihre baurechtlichen Ergebnisse in den Odenj. 124. — Köhler, Kult-Calendarien Oberbayerns mit besonderer Beziehung zur Volkskunde. 173.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1893. H. 4. (Höfer). Der Geroch von Standpunkt der Volkskunde. 438.

Zeitschrift für Ethnologie. H. 2 und 4. Jahrg. XXV. (Ed. Krause und Dr. Otto Schötennack). Die mesolithischen Gräber (Steinkammergräber) Deutschlands. Th. 5-13. 105. — Dr. Em. Heibich, Die He-Abtheil. 171.

Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Ascherbon). Die Sage vom Goldkrat. 104. Ein Altorientales. 208. — Bakker, Photographien von Tadore, Ara und Neo-Guinea. 305. — Barthele, Altes Genesien. 106. Ethnographische Gegenstände aus Südafrika. 230. Heulen von Zimbabw im Maschou-Lande. 276. Zimbabw. 319. — Bastian, Die Schöpfungsage der Völkymer. 211. Maske der Parak und Vohngesichte der Naturvölker. 317. — Bose, Sagen der Indianer in Nordwest-Amerika. 224. — Hirschman, Künstliche Augen peruanischer Mumien. 245. — Günter, Paläolithische Funde von Wilmher. 327.

Grammelp, Nachbildung einer „Gedenkschrift“ von Kambolle in Digtoren. 305. — Jäger, Chinesische Aufzeichnungen über die Wilden Formosa. 253. — Jentsch, Grosse, mehrfach ausgehöhlte Knochenstück. 312. — Jöring, Bemerkungen zur Urgeschichte von Rio Grande do Sul, ammal über die Caximbo. 169. — Jost, Tälteverder Costanti. 227. Zoologisch-ethnographische Correspondenz aus Berlin. 157. — K. K. Anhaltische und nieder-sächsische Alterthümer. 294. — Lehmann, Chaldäische No. 217. — Lomke, Die Oster- und Johannistage. 154. Wirtshausverträge in Ostpreussen. 158. — Lissner, Die Innes Imperfektum. 302. — Lotze-Hilshausen, Ein Hirschkopf von Schippar, Usterfranken. 156. — Lucban, Ein Knabe aus Deutsch-Neu-Guinea. 278. Trinkschalen aus menschlichen Schädeln in Ober-Guinea. 271. Zusammengefasstes Sagen aus die Zeit Kamasu II. 206.

Philosophie in Chile. 513. — Merensky, Das Koadrover in Deutschen Gebiet am Nyama-See. 294. — Müller, Aus der Pithomiete. 314.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1894.

Für alle Artikel, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 dieses Jahrgangs.

Inhalt: Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie. Von Ferdinand Freiherrn von Andrian. — Eingegangene Neuigkeiten aus der deutschsprachigen Literatur. Fortsetzung.

Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie.

Von Ferdinand Freiherrn von Andrian.

I.

Ein Rückblick auf die Entwicklung der Ethnographie im Verlaufe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts liefert ein fesselndes Bild energischen Fortschritts. Politische, wirtschaftliche, religiöse, wissenschaftliche Strömungen wirken zusammen, um dieser Epoche die Signatur eines Zeitraumes der grossen ethnographischen Entdeckungen zu verleihen. An der ethnographischen Pionierarbeit, der unmittelbaren Beobachtung, betheiligen sich alle dem europäischen Culturgebiete angehörigen Nationen nach Maassgabe ihrer Weltstellung. Die ursprünglich rein ideale Thätigkeit deutscher Forschungsreisender und Missionäre, sowie einer um den genialen Bastian geschaarten deutschen Ethnographenschule greift sogar weit über die politischen Verhältnisse hinaus und bereitet Deutschlands neue Weltstellung als Colonialmacht vor. Diese weitverbreitete Thätigkeit hat das ethnographische Material in fast unüberschbarer Weise bereichert. Die Verwerthung desselben durch wissenschaftliche Erforschung der uralo-altäischen, amerikanischen, afrikanischen, malayo-polynesischen, melanesischen, dravidischen Sprachen bietet die wichtigsten Handhaken zur Beurtheilung ethnischer Affinitäten und zur wissenschaftlichen Classification der Völkerguppen. Für ein richtigeres Verständniss der indogermanischen Sprachenverwandtschaft hat die

berühmte Wellentheorie des Herrn Prof. Johannes Schmidt einen neuen, auch sonst ethnographisch verwertbaren Gesichtspunkt eröffnet. Dieser vertieften Beurtheilung der ethnisch so bedeutsamen sprachlichen Verhältnisse entspricht die Erweiterung des Gesichtsfeldes durch die Orientalistik. Beeinflussen doch jede Bereicherung des Inventars aus der ägyptischen oder den asiatischen Literaturen, jeder nähere Einblick in die Geschichte der grossartigsten Collectivgebilde der Erde unsere allgemeinen Vorstellungen über den Gang der geistigen und sozialen Entwicklungen der Menschheit. Der Schwerpunkt scheint dabei in dem Aushau der semitischen Sprach- und Alterthumsforschung zu liegen, da die Semiten, wie Fritz Hommel sagt, mit den ersten Capiteln dieser Entwicklung unauf löslich verbunden sind. Von einem andern Standpunkte aus hat die prähistorische Archäologie zur Klärung unserer Ansichten über die Allgemeingiltigkeit der verschiedenen Culturstufen wesentlich beigetragen.

Zu diesen so mannigfachen Quellen ethnologischer Thatsachen gesellt sich eine andere wissenschaftliche Richtung, welche zwar nicht auf dem Boden der modernen Anthropologie erwachsen ist, jedoch trotz der Selbstständigkeit ihres Auftretens zu einer notwendigen Ergänzungs derselben geworden ist. Die Anregungen, welche J. Grimm zum ersten Erforscher des Folk-lore stempeln, entstammen der Romantik, welche uns bekanntlich W. Schlegel und Chamisso geliefert hat. Be-

reits 1808 hat Grimm den bedeutungsvollen Satz ausgesprochen: „nicht zu sehen, dass es noch eine Wahrheit gibt, ausser den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das ist höchst unkritisch.“ Die deutsche Romantik hat aber wiederum die slavischen Gelehrten dem Studium ihres Volkthums zugewendet. Dieser junge hoffnungsvolle Sprössling hat in seinem eigentlichen Heimathlande zwar schöne Blüthen getrieben, sich jedoch daselbst weniger kräftig entwickelt wie in den übrigen Culturländern, unter welchen wiederum England an der Spitze steht. Der Grund hiefür lag in der zu einseitigen Ausbildung der Grimm'schen Auffassung des Mythos als der obersten Quelle „aller Sitten und Einrichtungen“! Der gesammte Complex von Erscheinungen der Volksseele sollte aus der Mythologie erklärt werden. Diese causale Unterordnung des grossen Gebietes ethnischer Aeusserungen unter eine Theilerscheinung derselben erwies sich als ein Hemmschuh für die deutsche Volkskunde. Wenn wir vorläufig freie Bahn für eine intensivere Erforschung der Sitten und Meinungen unserer Völker in der Gegenwart und Vergangenheit verlangen, sollen die zum wissenschaftlichen Gemeingut gewordenen positiven Resultate der Mythologie nicht aufgegeben, sondern nur auf ihre richtige Stelle gerückt werden. In Anpassung an den Standpunkt der heutigen Anthropologie vollzog sich eine für uns hochbedeutende Thatsache, die Umwandlung der „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ in das Organ des „Vereins für Volkskunde“, welcher unter Virehow's Aegide 1891 zu Berlin ins Leben trat. Bei uns in Oesterreich wird wohl leider die Nachahmung dieses Beispiels für längere Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Doch muss anderseits constatirt werden, dass die Erforschung des Volkthums, besonders bei den slavischen Völkern Oesterreichs gegenwärtig sehr eifrig betrieben wird. Es wird uns hoffentlich gelingen, die Früchte dieser schätzenswerthen Arbeiten nach und nach dem wissenschaftlichen Publicum zugänglich zu machen.

Mit dem Zusammenströmen des ethnographischen Materials aus den verschiedensten Arbeitscanälen ging das Bestreben nach einer Concentrirung und Erhaltung desselben Hand in Hand. Wir verdanken dem Eingreifen begeisteter Männer, wie Franks, Bastian, Hochstetter, Lüders, Serrurier, Haury, Worsoc, Pigorini, v. Schrenk, Ost, A. B. Meyer, Moritz Wagner, Netto y Melis, Anderson u. A., sowie der verständnisvollen Theilnahme der Regierungen die Errichtung der ethnographischen Museen. An die kräftige Initiative von Theodor Waitz zur Zusammenfassung einer

reichen, aber bis dahin gewissormassen obdachlosen Literatur schliesst sich eine lange Reihe von Arbeitern, welche die materiellen Producte der Collectivarbeit in grösseren Völkergebieten beschreibend zusammenfassen, wie Schweinfurth, Ratzel, du Clercq, Schmeltz, Schurz, Max Weber, Joest, Grünwedel u. A., oder anderseits, wie Bastian, Tylor, Andree, Bartels, Ploss, Post u. s. w. den ethnographischen Urwald durch Querschläge nach bestimmtem, völkerpsychologisch wichtigen Richtungen zu lichten bestrebt sind. Alle wie immer gearteten Aeusserungen der Volksseele werden im naturwissenschaftlichen Sinne als Naturformen behandelt, möglichst scharf local und zeitlich bestimmt und beschrieben. Die Beschreibung hat aber, wie die andern naturhistorischen Disciplinen, auch die Ethnographie zur Vergleichung gedrängt. Durch die Vergleichung aller ethnischen Erscheinungen wird die Ethnologie ein nennwerthes Glied in der Reihe der menschlichen Geisteswissenschaften.

Die heftigen Einwände, welche gerade gegen die vergleichende Methode der Ethnologie während des verflorenen Zeitraums erhoben wurden, sind durch die Erfolge derselben grösstentheils widerlegt worden, gerade so, wie dies bei der vergleichenden Sprachwissenschaft der Fall war. Die Heranziehung der Naturvölker und der unheimbarsten Erzeugnisse derselben hat sich für die Discussion der grundlegenden ethnischen und völkerpsychologischen Thatsachen äusserst förderlich erwiesen; sie übt schon heute eine tiefe Rückwirkung auf die Beurtheilung der Mythologien, Religionen, Literaturen, Sitten, Rechtsgeräuche, sowie der socialen Organisirung der Culturvölker aus. Wie viel Indogermanisches, Semitisches u. s. w. ist heute schon ins allgemeine menschliche Inventar übergegangen! Zwingende Nothwendigkeit, bisher unannahme genetische Probleme tiefer zu fassen, treibt die Archäologie, Religionsgeschichte, Mythologie, Kunstgeschichte, Sociologie, die Rechtswissenschaft zur ethnologischen Betrachtungsweise. Diese unbestreitbare Thatsache widerlegt schon von vorneherein die doctrinären Einwürfe unserer Gegner, unter welchen bekanntlich Max Müller die hervorragendste Stelle behauptet.

Die Ethnologie ist bei Entwerfung ihrer Gedankenstatistik ursprünglich von der Verschiedenheit der socialen Aeusserungen ausgegangen. Eindrillendere Beobachtung hat eine Menge von Parallelen aufgedeckt, welche um so überraschender wirkten, je weniger sie gesucht oder auch nur vermutet wurden. Was bedeuten gegenüber diesen durch die Beobachtung festgelegten Thatsachen die Versuche, Natr- und Culturvölker zu defi-

niren und specifisch abzugrenzen? Bei der Aufstellung der Parallelen bildet allerdings die Aehnlichkeit einen wichtigen, wenn auch nicht ausschliesslichen Leitfaden. Die wirkliche ethnologische Gleichwerthigkeit dieser Aehnlichkeiten wird allerdings in vielen Fällen bei genügendem Vergleichsmateriale sofort klar, in andern Fällen bleibt dies zweifelhaft. Ganz verschiedene Vorstellungen und ethnische Vorbedingungen können zu äusserlich sehr ähnlichen socialen Handlungen führen. So liegen den äusserlich so ähnlichen Formen der Höhenverehrung inhaltlich und zeitlich verschiedene Vorstellungen zu Grunde. Gleiches beobachten wir bei sehr ähnlichen Formen der Wetterzauberei. Ein Wiederaufleben alter Gebräuche, von Menschenopfern, Wittwenverehrung, Ahnenculten kann zu Einrichtungen führen, deren directer Zusammenhang mit den analogen primären Gebräuchen und Cultusformen häufig sehr zweifelhaft ist. Die äussere Aehnlichkeit darf nur dann als Beweismittel für die Identität der ethnischen Entwicklung gelten, wenn sie durch die genetische Betrachtung und durch Uebereinstimmung des Gesamtcomplexes der sie begleitenden völkerpsychologischen Momente bei den einzelnen Volksgruppen unterstützt wird.

Zur Entscheidung der Frage, ob aus den ethnologischen Vergleichungen bisher etwas Allgemeingültiges herausgekommen sei, müssen wir uns die früheren Diskussionen über die specifische Verschiedenheit der Menschenrassen vergegenwärtigen. Es handelte sich dabei allerdings in erster Linie um den physischen Menschen, allein die Annahme von verschiedenen Menschenspecies konnte nicht allein auf das Physische beschränkt bleiben, sie musste auch auf die Beurtheilung der Psyche zurückwirken. So finden wir eine ungleiche psychische Veranlagung der verschiedenen Rassen als obersten Erklärungsgrund der auffallendsten Culturdifferenzen theils stillschweigend vorausgesetzt, theils nachdrücklich behauptet. Die einseitige Ueberschätzung der classischen Culturen beruhte vielfach auf diesem Vorurtheile. Wurden doch sogar seit O. Müller die Culturunterschiede der einzelnen griechischen Stämme auf eine verschiedene Begabung zurückgeführt (Ed. Meyer). Herr v. Wilamowitz-Möllendorf bemerkt noch neuerdings misshilligend: „Feinheit des Bluts, Reinheit der Race, Einheit der Begabung sind Schrullen, über die ein aufgeklärtes Zeitalter hinaus ist.“¹⁾ Theodor Mommsen widerlegt die landläufige Ansicht, dass die Römer das für die Jurisprudenz durch eine

mystische Gabe des Himmels privilegirte Volk seien, unter einfachem Hinweis auf das beispiellos schwankende und unentwickelte römische Criminalrecht.²⁾ Für die Semiten im Allgemeinen, für die Israeliten insbesondere³⁾ ist vielfach eine specifische, zum Monotheismus führende Begabung vorausgesetzt worden. Bei den Indern und Indogermanen verstand sich dies gewissermassen von selbst, wie für die Chinesen. Allbekannt sind die Anschauungen der älteren amerikanischen Ethnographen, welche in Anlehnung an Agassiz für Neger, Indianer und Weisse eine specifische Verschiedenheit der Psyche postulirten. Hierauf ist Nott's und Gliddon's Einteilung des Menschengeschlechts in höhere und niedrigere Rassen gegründet, welche letztere nur thierische Instincte besitzen! Die Proteste der europäischen Ethnographen gegen solche Anschauungen werden noch heute von den Specialdisziplinen vielfach ignoriert. Theodor Waitz, der Vater der modernen Ethnographie, vermuthet übrigens auch, dass eine Ungleichheit der Anlage durch Vererbung erworbener Bildung entstehen könne.

Die Annahme einer individuellen Vererbung steht im Gegensatz zu der Anschauung der meisten Naturforscher, welche eine Vererbung von Gehirnfunktionen, wie sie in der Zulassung angeborener Gedanken gelegen ist, entschieden ablehnen.³⁾ Ausserdem kann die Behauptung einer ungleichen psychischen Veranlagung durch den Nachweis einer allen Völkern gemeinsamen Vorstellungsgeschichte ein für alle Mal direct widerlegt werden. Waitz hat zwar viele hierauf bezüglichen Thatsachen gekannt, doch gehörte Edward B. Tylor und Adolph Bastian das Verdienst, die fundamentale Bedeutung, die unzähligen Formen und ideellen Zusammenhänge der animistischen Vorstellungen mittelst umfassender Induction begründet zu haben.

Die primären Vorstellungen des Menschen knüpfen sich an die Empfindungen von Hunger, Schmerz und an „das mit Aggression einhergehende Lustgefühl“ (Meynert) eines gesunden lebenden Körpers. Die Alts beten bei Mondenschein, indem sie unter tiefem Aufathmen rasch hintereinander tech herausatmen, welches Wort Gesundheit, Leben bedeutet.³⁾ Der Lebensbegriff erweitert sich bei fortgesetzter Beobachtung in Krankheit, Tod, Rausch, Trann zum Begriff einer individuellen Seele, welche alle Lebenserscheinungen hervorruft, jedoch den Körper zeitweilig oder dauernd verlassen kann. Der Athem, der Schatten u. s. w. sind die häufig-

1) v. Wilamowitz: Aus Kythaden. Philol. Unterr. I. 145.

1) Mommsen, Röm. Gesch. II. Aufl. B. I, 406.

2) Meynert, Populäre Vorträge 142.

3) Sproat, Scenes and studies of savage life 207

sten Manifestationen der als winziges Abbild des Körpers gedachten Seele. Nach dem Çtapatya-Brahman müssen fünf Brahmanen dem neugeborenen Kinde die fünf Prāna, die fünf Functionen des Athems, einhauchen,¹⁾ ein Geschäft, welches, nach von den Steinen, die Bakairi-Eltern während der Couvade besorgen.²⁾

Zu jenen primären Vorstellungskomplexe gehört aber entschieden der Unsterblichkeitsgedanke, weil nach der geistreichen Deutung Meynert's, obgleich der Tod na in der Natur umgibt, doch ein Aufhören unserer Existenz sich nicht an die Selbstbeobachtung knüpft.³⁾

Nun hat aber unser früh verbliebener Freund gleichfalls nachgewiesen,⁴⁾ dass das primäre „Leb-ursprünglich sich und die Aussenwelt als gar nichts Verschiedenes empfindet, und dass sich ihm erst nach unzähligen Schlüssen die Trennung des eigenen Leibs von der Aussenwelt ergibt. Wundt bezeichnet dies als personifizierende Apperception, deren Wesen darin besteht, dass der Mensch sein eigenes Bewusstsein objectivirt.“⁵⁾ Diese Entwicklungsstufe des menschlichen Intellects ist thatsächlich, wie sich später zeigen wird, nicht bloss bei den Naturvölkern vorhanden. Man kann dieselbe nicht besser schildern, als dies von den Steinen bezüglich der Bakairi, im Thurn bezüglich der Indianer Guianas gethan haben. Die Grenzen zwischen Mensch und der gesummten Natur sind für den Indianer nicht vorhanden. Ein beliebiges Thier ist ihm eine Person genau wie er selbst. Da ihm jede Vorstellung einer Abgrenzung der Arten fehlt, betrachtet er z. B. gewisse Cannibalenstämme als directe Abkömmlinge des Jaguar. Der Medicinmann kann sich nicht bloss beliebig verwandeln, er versteht auch alle Sprachen, die im Walle, in der Luft oder im Wasser gesprochen werden.

Wir besitzen somit schon heute die Handhabe zur wissenschaftlichen Erklärung des Animismus, welcher das ganze Weltall mit allen seinen Erscheinungen als ein ungeheures Aggregat von wandernden Seelen auffasst. Die Thatsache, dass diese Auffassung alle primitiven Socialformen in ansgezeichnetem Masse beherrscht, widerspricht so häufig als möglich dem Versuche Max Müller's, den Seelenglauben, wie früher den Mythos, als blosse sprachliche Erscheinung hinzustellen. Ebensovienig können wir eine zeitliche und sachliche Unterscheidung von Seelen- und Dämonenglauben

billigen, da ja die sogenannten Personificationen der Naturerscheinungen in onogter Verbindung mit dem Seelenglauben stehen, wie ja auch Mogk zuzugeben geneigt scheint.¹⁾

Die Schule von Herbert Spencer betrachtet dagegen den Seelenglauben nicht als primären Gedanken, sondern als eine spätere speculative Phase des menschlichen Geistes. Ihr Oberhaupt glaubte sich zu der Ansicht im Hinblick auf die Thatsache berechtigt, „dass verschiedene niedrigstehende Völker gar keine oder nur sehr schwankende Ideen von einem Wiederaufleben nach dem Tode und daher von einer Seele im Allgemeinen haben“. Die hierfür beigebrachten Thatsachen über das Auffressen von Menschen durch Menschen oder Thiere beziehen sich indessen entschieden weniger auf die Vernichtung der individuellen Seele, als auf deren Aufnahme in einen anderen Leib, wodurch dem gespensterhaften Treiben derselben einigermaßen Einhalt geschieht. Bekanntlich ist aber auch Spencer's Behauptung von dem Fehlen des Seelenglaubens bei den Yango, Andamanesen, Feuerländern, Australiern durch neuere Beobachtungen vollständig widerlegt.

Einige Nachfolger Spencer's nehmen aus evolutionistischen Gründen eine primäre Geistesperiode an, in welcher auf Grund des Bewusstseins von unpersönlichen Naturkräften oder von übernatürlichen Eigenschaften (mana der Polynesier, wakan der Nordamerikaner) gezaubert wurde. Die Vorstellung vom „Uebernatürlichen“ wird an Sinnestäuschungen, körperliche Boswerden, Träume angeknüpft, die niederste Form des supernal ist die Glücksvorstellung;²⁾ dass die Thiere auch an Uebernatürliches glauben, wird z. B. durch das mit afrikanischen Fetischgebräuchen identifizierte Spielen der Hände mit einem Knochen oder Bein zu beweisen gesucht. Diese Theorie beruht auf ganz willkürlicher Behandlung des Beobachtungsmaterials und einer völlig unzulässigen Heranziehung von Abstractionen, welche offenbar späteren Entwicklungsperioden angehören. Man vergleiche über die Bedeutung des mana und des wakan die Ausführungen von Codrington und von Bartels in seiner „Medicin der Naturvölker“. Eine genaue Analyse der einzelnen Formen der Zauberei und Astrologie hat bisher immer animistische Motive enthält.³⁾ Auch wird

1) Vergl. den Abschnitt VI in Paris Grundr. d. germ. Philol. cap. V.

2) John H. King, the Supernatural, its origin, nature and evolution. Lond. 1892, 2 Bde.

3) Gaffarel, Curiositez voyées sur la sculpture talismanique des Persans 1631, behandelt die These, dass die allgemein (auch vom Verfasser) anerkannte Wirkung der persischen Talismane nicht, wie man allgemein annimmt, auf der Thätigkeit der Dämonen be-

1) Denissen, Sūtras des Vedanta 163.

2) von Steinen, Zweite Schingsexpedition

3) Meynert, Populäre Vorträge 179.

4) Meynert l. c. 170.

5) Wundt, Ethik 63.

die Glücksvorstellung tatsächlich auf das Wirken von Geistern zurückgeführt.¹⁾ Das primitive Bewusstsein scheint überdies vorwiegend von der Furcht vor den bösen Geistern beherrscht zu werden. Die Geschichte der Naturwissenschaften lehrt uns, dass die Vorstellung von unpersönlichen Naturkräften das Resultat von langandauernden Anstrengungen des menschlichen Geistes ist, während frühere Entwicklungsstadien hartnäckig an der persönlichen Natur derselben festhalten.

Bekanntlich hat Renan den Semiten die Fähigkeit, eine Mythologie zu bilden, „la conception de la multiplicité dans l'univers“, abgesprochen. Trotz der umfassenden Assimilierung des akkadischen Polytheismus durch die Babylonier und Assyrer, trotz der durch Forscher ersten Ranges aufgefundenen Spuren altisraelitischen Polytheismus, bildet, wie der Standpunkt Fritz Hommel's beweist, die Frage der psychologischen Grundanlage der Semiten immer noch eine der grossen Controversen der Völkerpsychologie. Glücklicherweise haben in neuester Zeit Robertson Smith und Wellhausen die semitische Forschung der ethnologischen Betrachtungsreihe viel näher gerückt.

Der Seelenbegriff der Semiten entspricht vollkommen dem der übrigen Völker.²⁾ Muhammed goss Wasser auf das Grab seines Söhnchens, weil nach altarabischem Volksglauben die Seele der Abgeschiedenen durstig ist.³⁾ Er ass keine Eidechsen, weil er sie für Nachkommen eines israelitischen Clans hielt.⁴⁾ Die Verwandlung von Menschen in Thiere, Pflanzen und Steine war den Semiten ganz geläufig.⁵⁾ Sie hatten aniuitische Culte von Steinen, Bäumen, Bergen, Pflanzen, von Laren und Penaten, auch betrachteten Süd- und Nordsemiten die Krankheiten als Werk böser Dämonen. Ob sie es zu Totems gebracht haben, wie Herr R. Smith annimmt, ist noch nicht sichergestellt, dagegen waren Formen der Zauberei und des

Volksaberglaubens überall vorhanden. So erwähnt Smith die Ariern und Semiten gemeinschaftliche Verehrung der Mandragora (Alraunwurzel).¹⁾ Wir finden an vielen Stellen der Bibel Andeutungen über Besetzung der Gestirne, über das Wahrsagen mit präparirten Köpfen (Teraphim), das Loswerfen mit Halmeln (Kasnim), das Wahrsagen aus dem Vogelflüge, aus den Wolken, aus Träumen, das Berufen von Geistern der Abgeschiedenen (Oh).²⁾ Letzteres wird noch im Talmud festgehalten. Wir dürfen darin nicht blossen Import von heidnischen Völkern erblicken, sondern zum grössten Theil gewiss ächte Volksvorstellungen, welche in der vortalmudischen Zeit aus religiösen Gründen principiell nicht aufgegeben wurden. Aus Tractat Sanhedrin ersehen wir, dass auch Schlangen, Wiesel, Fische, Sterne befragt wurden. Im Tractat Berachoth heisst es:³⁾ Wenn dem Auge die Kraft verliehen wäre (Geister) zu sehen, so könnte kein Geschöpf vor den schädlichen Geistern bestehen. Man kann sie aber sehen, wenn man die Augen mit dem Pulver der getrockneten Nachgeburst einer schwarzen Katze reibt. Wer ums Bett gesiehte Asche streut, sieht am Morgen deren Hasenritte. Nach dem Mischna⁴⁾ fragt man die Schedim (Dämonen) nicht am Sabbath. Dieses Verbot wurde später auf alle Werkstage ausgedehnt, und zwar, wie die Commentatoren bemerken, wegen der damit verbundenen Gefahr. Auch über israelitische Wetterzauberer finden wir darin Angaben. Der immerhin mögliche Nachweis eines fremden Ursprungs einiger hieher gehöriger Vorstellungen vermag unsere Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der psychischen Grundanlage der Semiten mit jener der übrigen Rassen nur zu verstärken, da ja nur Verwandtes assimilirt werden kann. Von andern Gesichtspunkten aus ist der berühmte Rechtslehrer Radolph von Ihering⁵⁾ der Renan'schen Irrlehre zu Leibe gegangen, deren Berücksichtigung den Fachgeossen hiermit empfohlen sei.

Die uns so oft vorgetragene Anschauung, dass die Dämonologie des klassischen Alterthums ein spätes Product einer langsam absterbenden Religion sei, hat Rhode's „Psyche“ in ihren Grundfesten erschüttert. Auf dem so vielfach überarbeiteten Gebiete der griechischen Geistesentwicklung wird gegenwärtig das Ueberwuchern mythologischer Betrachtung als ein Hin-

ruht, senders auf geheimen Naturkräften, welche z. B. der magnetischen Kraft analog sind. Als der Missionär Mackay einem jungen Eingeborenen Uganda's den Geisterglauben zu Gunsten christlicher Anschauungen ausgedrückt hatte, warf derselbe sofort seine sämtlichen von dem Priester (mananda) der Luhere erkauften Amulette weg. Mackay, Mission Uganda 174. Nach dem Volksglauben der nordamerikanischen Indianer treiben die Tanzmasken, wenn sie mit dem Antlitz nach Aossen aufgehängt werden, des Nachts allerlei Spock. J. of American Folklore 1889, 280.

1) So deutet Baudissin Stud. z. Semit. Religionsgeschichte I, 131 den phöniciischen Eigennamen Gad-sched als Glück des (bösen Geistes) Sched.

2) Siebeck, Zeitschr. f. Völkerpsychologie. XII, 309.

3) Wellhausen, Reste nordlich. Heidenthums 161.

4) Die Belege bei Smith Lectures on the Religion of Semites 86.

5) Smith l. c. 87.

1) Smith l. c. 423. Vgl. Grimm D. Myth. II, 1005 f.

2) Hanneberg, die religiösen Alterthümer der Bibel. 65-75 gibt die nöthigen Belegstellen.

3) Wünsche, Babylomischer Teilg. I, 12.

4) Wünsche, l. c. 2, II, 318.

5) Th. v. Ihering, Vorgeschichte der Indoeropier. Aus dem Nachlasse herausgegeben. 1894.

derniss für eine unparteiliche geschichtliche Auffassung betrachtet.¹⁾ Die erhöhte Aufmerksamkeit, welche den Localleuten geschenkt wird, kann nicht ohne Rückwirkung auf die Erkenntnis der früher vernachlässigten Volksvorstellungen bleiben. Auch die orphischen Theogonien werden heute in ein weit höheres Alter versetzt als früher.²⁾ Wir begrüssen freudigst Ed. Meyers Ansicht, dass ohne Würdigung der Orphik die griechische Entwicklung des sechsten und fünften Jahrhunderts, namentlich die der Philosophie, gar nicht zu verstehen ist.³⁾ Dieser Gesichtspunkt führt uns aber einerseits auf die Volksvorstellungen, welche z. B. die Pythagoräer vielfach aufgenommen haben, anderseits auf orientalische Einflüsse.

Ein weiterer entschiedener Widerspruch gegen die Anwendung „der animistischen Theorie“ auf die Chinesen erlöbt von Seite einiger berühmter Sinologen, deren Arbeiten über chinesische Mythologie, Religion und Literatur die Wissenschaft vom Menschen in grossartiger Weise gefördert haben. H. v. Harlez, Legge u. s. w. lassen die Anbildung des Animismus nur für spätere Zeiten gelten, während für das höchste uns zugängliche chinesische Alterthum die Verehrung des Shang-ti als obersten Himmelskaisers maassgebend bleiben soll. Gleichzeitig stellt aber Hr. v. Harlez alle jene wohlbekannten Stellen aus dem Shu-king, dem Shi-king, dem Li-ki zusammen, aus denen das hohe Alter und die Natur des chinesischen Geisterglaubens für uns unwiderleglich hervorgeht. Er belehrt uns, dass die Autoren des Shu-king „se montrent constamment préoccupés d'inculper le culte, la vénération des esprits, alors que Kong-tze prêchoit de les tenir à l'écart.“⁴⁾ Der Widerspruch des Herrn v. Harlez gegen die ethnologische Auffassung beruht lediglich auf dessen unrichtiger Beurtheilung und Unterschätzung des Animismus, welcher in weiterer Ausbildung zu einer Beseeung und Vergeistigung der ganzen Natur führt. Die chinesischen Geister sind „immaterielle, unsichtbare, mächtige persönliche Wesen“ welche dem Himmel, der Erde, allen Naturerscheinungen „vorstehen“ d. h. Macht über die ganze Natur (unter der obersten Controle von Shang-ti) ansühen. So heisst es im Youen-kien-lui-han B. CCCII, p. 1: „In den Bergen, Wäldern, Flüssen, Seen, in den Hügelu, nennt man jene, welche Wolken bilden, Wind und Regen hervorbringen können. Alles

endlich, was ausserordentlich ist, Chin.“ (Shen.) Im übrigen lehen die Shen ganz wie die Menschen.¹⁾ Vervollständigt wird die chinesische Definition der Geister durch die von Harlez selbst gebrachte Auffassung, „dass die Menschenseelen von der Geisterwelt ausgehen, und in dieselbe nach dem Tode zurückkehren.“ Es fehlt somit keines der wesentlichen Merkmale des Animismus, nicht einmal die Verantwortlichkeit der Herrscher für den Gang der Naturerscheinungen. Bei jeder Naturalamität wird der Zorn eines durch Unterlassung von Opfern beleidigten Geistes vorausgesetzt. In der Ode Yun han klagt König Hsüan ans dem Hanse der Tschou (822 v. Chr.) gelegentlich einer grossen Dürre: „Es ist kein Geist, dem ich nicht geopfert hätte, ich habe kein Opferthier gespart. Unsere Jade-Stücke (welche bei Dürre in der Erde vergraben wurden), sind alle erschöpft. Wie kommt es, dass ich nicht erlöbt werde?“²⁾ In den „Instructionen des J“ heisst es: „Die früheren Könige von Hsia pflegten ernstlich ihre Tugend; da gab es keine vom Himmel gesendeten Unfälle. Die Geister der Berge und Flüsse liebten ruhig; die Vögel, wilden Thiere, die Schildkröten und Fische erfrenten sich ihres Daseins gemäss ihrer Natur.“³⁾ Das nach Lacouperie älteste chinesische Buch Yh king ist ein Zauberrhän. Entbehren doch auch die Opfer nicht ganz des zaubermäßigen Beigeschmacks. So heisst es im Shu king, dass König Wu alle Geister zu sich zieht, indem er den heiligen Riten vorsteht; selbst die Geister des Hö und diejenigen, welche in den Bergen wohnen. Der Fall des Prinzen Tschou-kang, welcher sich dem Himmel an Stelle seines schwererkrankten Bruders, des Kaisers Wu-Wang, zum Geisterdienste anbot und dabei seine grössere Befähigung für denselben rühmt,⁴⁾ die bekannten Gebräuche bei Sonnenfinsternissen u. s. w. sind heweiokräftiger für die animistische Geistesanlage der Chinesen, als die rationalistisch gefärbte Erklärung späterer Commentatoren über die Bedeutung der sechs Tsongs in dem Canon of Shua des Shu-king.⁵⁾

Die systematische Individualisirung und Bereicherung der chinesischen Geisterwelt im Laufe der Zeit ist in Harlez's Bearbeitung des Shin-Sien-Shu (le livre des Esprits et des Immortels) förmlich mit Händen zu greifen. Die Ethnologie schuldet dem grossen Sprachforscher unvergütlichen Dank für die Erschliessung einer der

1) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 735.

2) O. Grunpa, die griech. Culte u. Mythen 668; Kern, de Orphicis Epimenidis Pherecydis theogoniis quaestiones criticae 1884.

3) Ed. Meyer l. c. II, 736.

4) Harlez Religions de la Chine 26.

1) Harlez Shün-Sien-Shü II nach dem Shen-sien-tschuen.

2) Legge Sacred Books of the East III, 419.

3) Legge l. c. III, 9.

4) Legge Sacr. Books of the East III, 151.

5) Harlez Rel. d. l. Chine 58 f.

vollständigsten animistischen Entwicklungsreihen. Wie alle chinesischen Dynastien hat gewiss jene der Tschou dabei wesentlich mitgewirkt. Sie hat gewiss auch neue Formen der Zauberei und Astrologie den bereits bestehenden hinzugefügt. Dies kann jedoch kaum von den Wu gelten, denn wir lesen schon in den „Instructionen von J“ (des Premierministers des 1754 vor Chr. gestorbenen Kaisers Thang): die höheren Beamten sollten nicht immer in ihren Palästen tanzen, trinken, singen, denn dies sei die Art der Zauberer.¹⁾ Auch beweist das spätere Erlöschen gewisser Riten aus den Zeiten der Tschou noch nicht deren fremden Ursprung. Bei allem Wechsel der Riten und Rangordnungen der Geisterhierarchie bleibt die alte Geisterverehrung in ihrem innersten Wesen immer dieselbe. Sie gelangt unter Führung des Toismus zu zeitweilig angemessenen Aufschwüngen selbst in den Herrscherhäusern, gegen welche die Verachtung der rationalistischen Schüler des Konfucius unwirksam bleibt. Die Toisten haben immer den Anspruch erhoben, das Volkstum zu vertreten, dessen Fortleben bis in die Gegenwart in den Missionärsberichten, vor Allem in de Groot's ausgezeichneten Arbeiten klar bezeugt wird.

Die europäische Culturgeschichte lehnet sich auf das Anschaulichste die mühevoll emanzipierte des Menschengesistes von den Fesseln des Animismus, wofür selbst Geister, wie Kepler u. s. w. beherrschte. Die Ausbildung der Volkskunde ergibt aber weiter die fast verblüffende Thatsache, dass die gegenwärtig noch überall in grösster Breite vorfindlichen Vorstellungen, welche als Volksglaubens zusammengefasst werden, unter einander sehr ähnlich sind und sich von den Anschauungen der Naturvölker nicht wesentlich unterscheiden. Das Material hierfür ist so unersehbar reich, dass man nur die Verlegenheit der Auswahl hat. Selbstverständlich muss ich mich auf einzelne Andeutungen beschränken. Wenn Jemand stirbt, wird die Thüre oder das Fenster geöffnet, damit die Seele hinausfliegen kann (Zinglerle für Tirol, aber überall bezogen). Im Voigtlande gibt man dem Todten sogar Regenschirm und Gummischeibe mit ins Grab.²⁾ Der Hoxenglauben ist nach dem einstimmigen Zeugnis aller Beobachter bei den europäischen Landbevölkerungen ebenso vorhanden, wie bei den Völkern Afrika's oder den Malayen. Die Hexen sind Seelen abgestorbener oder lebender Menschen.

1) Legge l. c. III, 94.

2) Köhler, Volksbrauch im Voigtland 441 citirt in H. Paul, Grundriss germ. Phil. I, Abschnitt VI (Mythologie v. Mogk) 1000. Das Capitel V enthält die zahlreichsten Belege für das hier Vorgebrachte.

Sie sind die Urheber gewisser Elementarereignisse. In einem Szegediner Hexenproccesse heisst es, die Hexen hätten am 8. Georgstage Nachts 11 Uhr am Mattyi-Ufer den Regen nied und die Fische auf sieben Jahre in die Türkei verkauft. (Wilslocki nach Ipolyi.)¹⁾ Wer denkt dabei nicht an das Loos des Häuptlings Nigella der Bari, dem der Banach angeschickt wurde, in welchem er angelielien den Regen verborhen hielt! In Tirol spricht man vom „Pfeifer-Hauele“, der eine „vielleicht zu erlösende“ Seele ist, vom Wind als „Lotter“ (Landstreicher), vor dem man nicht Böses sagen soll. In Steiermark heisst der lene Vormittagswind „der Wind“, der scharfe Abendwind „die Windin“ (Fossel). Das sogenannte „Geister“, das Umherschweifen unerlöster Seelen ist ein stehender Artikel in dem Volksglauben der europäischen Völker. Vergleichen wir damit die Anstrengungen der Naturvölker das Wandern der Seelen von Abgestorbenen zu verhindern. Die Hausgeister, von denen der Schrägling ins Katze oder selbst als Strohhalm durchs Schlüsselloch ins Haus schleicht (Vorarlberg nach Vonhann), kehren bei allen Völkern mit ähnlichen Attributen wieder. Berge, Gewässer, Thiere, Pflanzen sind auch nach der Anschauung unserer Landbevölkerungen von Geistern erfüllt. Einige Esten essen das Blut der Thiere nicht, weil deren Seele darin enthalten ist (Wiedemann). Nach Oetzthaler Volksglauben kann man sogar besessen werden, wenn man einen Grassalm in den Mund bringt, in dem ein aus einem andren Besessenen angefahrner Teufel steckt. Nach magyarischem Volksglauben ist jede Katze eine Hexe, doch können Hexen auch in der Gestalt von Pferden, Hunden, Igeln, Käfern, Schmetterlingen erscheinen. Man kann die guten oder bösen Geister unter gewissen Bedingungen oder zu gewissen Zeiten sehen. Auch offenbaren sie sich auch sonst durch gute oder böse Wirkung, vor Allem durch Verkünden der Zukunft. Sonntagskinder sehen die Geister und in die Zukunft. (Zinglerle.) Weit verbreitet ist noch heute die Vorstellung vom Donnerstein, (Donnerkugel Tirol), der mit dem Blitz herunterfällt.

An diese Vorstellungen knüpft die auch bei uns überall nachweisbare Zaubrerpraxis an. Bedingt auch die ethnische Differenzierung eine endlos scheinende Reihe von Variationen in den Mitteln, welche zur Abwehr oder offensiver Beeinflussung der Geister dienen, so wirken doch andererseits die Parallelen gewisser Zaubrergebräuche um so schlagender. Ich erinnere z. B. an diese wohl durch ganz Europa bekannte Form des Wetter-

1) Wilslocki, A. d. Volksleben der Magyaren 116.

zaubers, welche in dem „Füttern des Windes“ durch Ausstreuen von Mohl, Stauh, Werg u. s. w. besteht. In Steiermark wird vorzugsweise „die Windin“ von der Bäuerin gefüttert. In Tirol (Alpach) wurden nach Zingerle am h. Christabend die vier Elemente gefüttert. Im Stubai thal warf man um eine Feuerbrunst zu besänftigen, Nudeln und Krapfen ins Feuer. (Zingerle.) Das Windfüttern ist aber schon im 17. Jahrhundert durch den Jesuiten P. Dohrzhofner bei den Abiponern,¹⁾ in der neuesten Zeit durch die französische Expedition aus Cap Horn bei den Feuerländern constatirt worden. Ausserdem kennen wir diesen Brauch bei den Neuseeländern. Im deutschen Volksglauben wird auf gleiche Weise die Seele des Abgeschiedenen gefüttert, indem man ihr Wasser, Asche, Feuer nachwirft.²⁾ Des Tränkens der Seelen im arabischen Volksglauben wurde bereits gedacht. In Schweden giest man Bier oder Wein in muldenförmige Steine (hólthaugar, welche auf den Grabhügeln liegen).³⁾ Der Brauch, die Seelen durch Aufstellen von Speisen zu füttern, geht durch alle Völker und ist auch noch bei uns nachweisbar (Pinsgau nach Zingerle),⁴⁾ ohgleich dies schon 785 zu Paderborn verboten wurde.⁵⁾

Das Beschwören, Bedrohen des Wetters kommt überall vor, dergleichen das Wind- und Regenpfeifen. Die europäischen Völker schiessen oder werfen Messer gegen den Sturmwind und die Wetterwolke oder den Hagel, die Australier werfen den Bomerang gegen dieselbe, die Namaquas schiessen mit Pfeilen u. s. w. Alle wissen aber, dass dies sehr gefährlich ist. Die Abwehr des Dämons durch allerlei Lärm bei Verfinsterung der Sonne oder des Mondes hat schon Grimm behandelt. Dieser Brauch geht bekanntlich durch alle Welttheile. Er ist noch kürzlich auf den Andamanen von Man beobachtet worden.⁶⁾ Noch für die Jetztzeit weist die ihm zu Grande liegende Vorstellung Wiedemann bei den Esten, Wiialocki bei den Magyarern nach. In Norwegen spricht man noch heute vom solvly oder solvgang = dem Sonnenwolf, der auch in der Völuspa vorkommt. Auf Island bezeichnet man mit ulfakrepps (Wolfenoth) der Sonne die Erscheinung, wenn die Sonne eine Nebensonne vor und hinter sich hat.⁷⁾

Volleuds klar ist der Zusammenhang der europäischen Volksmedicinen mit jenen der Naturvölker, deren Darstellung wir Hrn. Dr. Bartels verdanken. Die Zaubertrömel wird zwar nicht mehr in Europa bei der Behandlung der Kranken geführt, allein das Besprechen, Absprechen, Beschwören, Abirgeln, Ausblasen des Krankheitsdämons wird noch immer geübt, auch ist der Glaube an Amulette und die signatura rerum durchaus noch nicht erloschen.

Die ethnologische Vergleichung beweist somit auf das Eindringlichste, dass wir es hier nicht mit „Auswüchsen“, „Degenerationen“ zu thun haben, oder gar mit krankhaften Zwangsvorstellungen, wie neuerdings ein berühmter Psychiater den Aberglauben definiert hat. Der Aberglaube theilt die Gefahr, pathologisch zu entarten, mit den höchsten Formen des menschlichen Geisteslebens. Wir müssen vielmehr den Animismus als die ursprünglichere, alten Menschen gemeinsame Vorstellungsweise betrachten, welche Bastian „die Spannung der Elementargedanken“ nennt. Gegen die von Grimm aus in die ältere Ethnographie übergegangene Deutung desselben als einer Degenerationsform der höheren Religionen spricht vor Allem die Gleichförmigkeit und die allgemeine Verbreitung dieser Vorstellungen, sowie der historische Sachverhalt, soweit derselbe der Beobachtung zugänglich ist. Von den deutschen Forschern hat Niemand die eigenthümliche Stellung „der niedern Mythologie“ im psychischen Leben treffender gewürdigt, als Wilhelm Mannhardt, ohgleich derselben das mächtige Hilfsmittel ethnologischer Vergleichung nur innerhalb sehr enger Grenzen zu Gebote stand. Die Beobachtung der Naturvölker führte Tylor zu der Auffassung, dass der Animismus vorzugsweise den niedern prähistorischen Entwicklungsstufen angehöre, deren „Ueberbleibsel“ bei den Culturvölkern noch überall wahrnehmbar sind. Nach dem heutigen Stande unserer Erfahrungen stellt sich die Sache allerdings etwas anders dar. Der Begriff von „Ueberbleibseln“ ist entschieden zu enge der Thatsache gegenüber, dass die erdrückende Majorität der Culturvölker noch an animistischen Vorstellungen festhält. Es sind nicht vorwiegend prähistorische, sondern allen Geistesepochen gemeinsame Vorstellungen. Sehen wir doch, wie im Verlaufe der Culturentwicklung das animistische Inventar durch zahlreiche neue selbstständige oder erborgte animistische Apercptionen immer vermehrt wird. Man denke an die zahlreichen aus der christlichen Cultur hervorgegangenen Zauberformen, an die tiefen Eindrücke, welche das Gebahren der „fahrenden Schüler“ in der

1) Dohrzhofner, Gesch. d. Abiponern II, 101 f.

2) E. H. Meyer, German. Myth. 70.

3) Mittheilung des Dr. Dettler.

4) Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volks, 176 f. 37.

5) Lippert, Religi. d. europäischen Cultur, 151.

6) E. H. Man, On the aboriginal inhabitant of the Andaman islands J. Antrop. Instit. XII, 160.

7) Mitth. des Hrn. Dr. Dettler.

Volksphantasie zurückgelassen hat, denn keine historische Epoche irgend eines Volkes hat derselben entbehrt, wie die Culturgeschichte unwiderleglich beweist. Aus solchen Einflüssen ist die Fanst Sage hervorgegangen. Geradezu kolossal ist die Einwirkung der orientalischen Zauberei und Astrologie auf die Weiterbildung des Animismus in historischer Zeit, wobei gerade die gebildeten Stände die Vermittler waren. In den Hexenprocessen sehen wir alte und neue animistische Vorstellungen in bunter Verwirrung nebeneinander. Unsere Zeit hat den Spiritismus aus der Schaar der Gebildeten hervorgehen gesehen. Der Schriftsteller Zola betrachtete früher die Zahl drei als Glückszahl, jetzt hat er sich für sieben entschieden. Er hat seinen Freunden gestanden, dass jeden Abend die Fenster seines Landhauses mittelst gewisser Vorrichtungen hermetisch abgesperrt werden, offenbar damit die Geister nicht hereindringen.¹⁾ Ich könnte die Anzahl der Beispiele aus meinem Bekanntenkreise herans sehr vermehren. Sogar Naturforscher haben ihr Contingent dazu geliefert, wie Ihnen ja Allen bekannt ist.

Bekanntlich genügt der Animismus vollständig den gesammten religiösen und speculativen Bedürfnissen vieler Völker, welche Local-, Schutz- und Ahnengeister verehren, die Naturverhältnisse mittelst der weitestgehenden Analogie aller als belebt gedachter Dinge sich zurechtlegen und den Verkehr mit der Geisterwelt durch den Schamanismus unterhalten. Das Verhältniss der höheren zu den niederen Mythologien wird wohl erst unter umfassender Beleuchtung des primären Vorstellungsbereiches, dessen vergleichende Behandlung kaum begonnen hat, mit Aussicht auf Erfolg untersucht werden können. Ob dabei die evolutionistischen Theorien von Herbert Spencer, Lippert u. A., welche alle höheren Religionsformen aus dem Ahnencult ableiten, ernste Dienste leisten können, bleibt mehr als zweifelhaft. Rudimentäre höhere Gottesvorstellungen kommen bei sehr primitiven Völkern neben dem übermächtigen Seelenglauben vor. Sie werden gewöhnlich als Ueberbleibsel einer höheren Cultur oder als fremde Importwaare gedeutet; doch fehlen hierfür sehr oft ausreichende Beweise. Man kann sich der Annahme nicht erwehren, dass sie vielmehr in vielen Fällen selbständige Ansätze zu höherer Entwicklung sind, welche erst nach dem Durchbruche höherer Socialformen ethnische Triebkraft erlangen. Nach Codrington (Melaesians 117—190) unterscheiden die Melanesier Seelengeister (Tindlos) und Geister, welche niemals Seelen waren (Vui). Grosse Unterschiede in

der Art ihrer Verehrung scheinen allerdings nicht zu bestehen. Die Schutzgeister entstammen wohl allgemein dem Chaos der Seelengespenster, jedoch nicht immer dem specifischen Ahnencomplex. Muss doch bei den Nordamerikanern und andern Völkerfamilien der mannbar gewordene Jüngling seinen Schutzgeist erst durch langes Fasten und Nachtwachen in der Einsamkeit gewinnen! Bei den höher organisirten Naturvölkern finden wir bereits auch mannigfache höhere religiöse Differenzirungen, welche in ihrer Anbahnung der wichtigsten socialen Bedürfnisse und Erfahrungen zum Theil bereits weit über den Seelenbegriff hinausgehen. Die einseitige Ableitung der Stammesgötter aus dem Ahnencult ist das wissenschaftliche Seitenstück zu der allezeit geübten Fiction, welche alle Stammesmitglieder von Einem gemeinschaftlichen Vater ableitet. Thatsächlich ist die inhaltliche Vorgeschie der meisten Stammesgötter derzeit noch ebenso dunkel, wie noch Post, jene der geschlechterfeindlichen Verbände überhaupt!

Um wie viel complicirter müssen die Einflüsse und Compromisse sein, welche zu der Anerkennung der höheren polytheistischen Pantheone geführt haben. Die Verschiedenheit der in denselben aufbewahrten und zu einem gewissen Gleichgewicht gebrachten geistigen Entwickelungsstadien spricht schon von vornherein gegen die Annahme einer einheitlichen Quelle derselben. Das Bedürfniss nach einer umfassenderen politischen Einigung widerstrebender Elemente musste gerade zu der Aufstellung von Göttergestalten drängen, welche mit Stammesgottheiten so wenig als möglich zu thun hatten. So hat Georg Busolt mit Recht betont, dass die Spartaner bei der Bildung ihrer Symmachie sich nicht auf den beschränkten dorischen Standpunkt gestellt und einen den Doriern eigenthümlichen Cultus als religiöse Grundlage des Bundes genommen haben, denn die nicht-dorischen Bevölkerungen hätten gerade darin stets eine erneute Anregung zum Widerstand gegen diesen Bund gefunden!¹⁾ Die Heiligthümer zu Delphi und Olympia sind weder specifisch dorisch, noch im Besondern peloponnesisch dorisch.²⁾ Das homerische Pantheon ist, wie Ed. Meyer sich ausdrückt, etwas Höheres als der locale Götterkreis der einzelnen Stämme und Cultusstätten.³⁾ Es verdankt, wie das Epos selbst, seine eigenthümliche Ausbildung den Joniern, welche das Verbindungsglied zwischen der asiatischen und der hellenischen Welt darstellen. Das Verdienst, den Ursprung der Odins-

1) Busolt, Die Lakédonien 48.

2) Busolt l. c. 40.

3) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 422.

1) Journal des Genevois VII (1894) 37.

verehrung nach Westdeutschland und England, resp. in die Berührungzone von Keltien, Germanen und Römern verlegt zu haben, gehört Müllenhof, dem die neuere germanische Forschung gefolgt ist.¹⁾ Man kann Mogg nur beistimmen, wenn ihn die völkerpsychologische Bedeutung dieser Gottheit als missgebend erscheint, deren Folge nicht deren Ausgangspunkt die Personifikation der Naturerscheinungen und die Aufzählung von zahlreichen untergeordneten Localgottheiten mit den dazugehörigen Mythen und Symbolen ist. Dies gilt wohl auch von den andern grossen Göttergestalten, welchen der Kampf gegen die Dämonen obliegt. Dass Schang-ti der Chinesen nicht aus der animistischen Geisteransicht hervorgegangen ist, hat v. Harlez siegreich bewiesen.

Das Gewicht dieser Auffassung wird dadurch wesentlich verstärkt, dass, wenn auch Ahnenverehrung überall vorhanden war, doch in vielen Fällen die höhere Anabildung derselben in einen förmlichen Ahnen- und Heroencult neben den längst vorhandenen höheren Göttervorstellungen stattgefunden hat. Für China sei wiederum auf Harlez verwiesen.²⁾ Rhode leitet den griechischen Heroencult von den alten Localdämonen ab, welche „zu den olympischen Göttern in einem losen Verhältnis, wenn nicht in einer Art Gegensatz stehen.“³⁾ Er muss somit seinem Wesen nach allerdings älter sein als der Zenscult, hat jedoch, ebenso wie der Ahnencult, auch in „späteren Zeiten noch neue Sprosslinge getrieben, als die Göttersage nur noch in der Ueberlieferung sich erhielt.“⁴⁾ Diese Entwicklung war aber nach den einzelnen Landschaften verschieden; jedenfalls stand sie zurück gegen jene des römischen Ahnencults. Spuren des Ahnencults sind bei den Germanen allerdings vorhanden.⁵⁾ Doch ist dessen Entwicklung weit weniger reich als bei den classischen Völkern. Den germanischen Heroencult hält E. H. Meyer für eine mit dem Götterglauben gleichzeitige Bildung. Im Rigveda finden wir die Verehrung der pitris neben jener der grossen Götter. In allen diesen besser beglaubigten Fällen hat sich somit eine ziemlich selbständige Entwicklung des Seelencults des Götterglaubens neben einander vollzogen.

Die Unzulänglichkeit des modernen Euhemerismus tritt am klarsten bei dessen Auffassung des Ursprungs der monotheistischen Religionen hervor.

Wären dieselben ein einfacher Entwicklungsprozess aus dem Seelenglauben, so müssten wir an den verschiedensten Punkten der Erde monotheistische Religionsformen finden. Man müsste besonders bei den Culturvölkern die Stufenleiter Animismus, Polytheismus, Monotheismus in lebenskräftigen Socialformen nachweisen können, was trotz monotheistischer Anläufe, welche einzelne Culturvölker aufweisen, nicht im Entferntesten der Fall ist. Bekanntlich knüpfen alle monotheistischen Religionen an ein ethnisches Centrum an, dessen zielbewusste monotheistische Schöpfung ein Unicum in der menschlichen Geistesgeschichte darstellt. Die Bezeichnung Jahve's als Stammesgott sagt uns gar nichts über dessen Ursprung als Ahnengott. Der Seelenglaube war allerdings bei den Israeliten vorhanden, wie bei jedem andern Volke der Erde. Sie hatten Seelencult, vielleicht auch höhere polytheistische Formen. Für die Beurtheilung des genetischen Verhältnisses dieser Formen zum Monotheismus ist jedoch die Thatsache entscheidend, dass die hebräische Bibel, im Gegensatz zum Volksglauben, die Unsterblichkeit der Seele theils ignorirt, theils geradezu leugnet. Die Lehre von der Auferstehung und die einer künftigen Vergeltung gehören nach Renan der neueren jüdischen Richtung an. Die Sadducäer haben sie niemals angenommen; die eigentlichen Vertreter derselben waren die viel volksthümlicheren Pharisäer. Im Gefolge derselben kam in der Secte der Essener sogar die früher so energisch bekämpfte Zauberei unter gleichzeitiger Anlehnung an Babylon wieder auf die Oberfläche. Das im Talmud bezugte Wiedererleben animistischer Volksvorstellungen ist durch Anlehnung bei den benachbarten Völkern unterstützt, jedoch sicherlich nicht hervorgerufen worden. Doch konnte dadurch die ethnische Triebkraft der reinen Gotteslehre nicht mehr wesentlich angetastet werden, ebensowenig wie beim Christenthume. Aehnliche Verhältnisse finden sich beim Islam, welcher aus dem israelitischen Monotheismus im Gegensatz zum arabischen Polytheismus hervorgegangen ist.

Für den Ethnologen sind die höheren Religionsformen collective psychische Energien, welche aus der menschlichen Grundanlage heraus durch die specifisch verschiedenen Complicationen der geschichtlichen Prozesse in den Socialkörpern angesetzt werden und im socialen Sinne weiterwirken. Hat uns die vergleichende Ethnologie die einfachen Urformen menschlichen Denkens enthält, so kann die Erklärung der höheren psychischen Differenzirungen nur in der Besonderheit der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Socialkörper liegen. Sie sind nicht als stetige nach auf-

1) Müllenhof, Irmin u. seine Kinder. Z. f. Deutsche Alterth. XXIII, 4.

2) Harlez, Religions de la Chine 67 f.

3) Rhode, Psyche 94.

4) Rhode, Psyche 179.

5) Ich verdanke dem Hinweis auf die Heiliglieder der Edda dem Germanisten Dr. Dettler.

würts strebende Abänderungen der primitiven Religionsformen aufzufassen, deren Abänderungsfähigkeit durchaus nicht unbeschränkt ist, sondern als eine Ueberlagerung von selbständigen Gebilden, welche fast immer sprungweise durch Uebertragung nicht durch regelmässige Entwicklung erfolgt. Bei solchen Ueberlagerungen durch fremde Neubildungen zeigen sich die höhern mythologischen Gestalten weit weniger widerstandsfähig, als die niedere Mythologie. Diese Letztere stellt ein psychisches Beharrungsmoment dar, welches mit den zu stets erneuter Abänderung und Anpassung treibenden idealen Niederschlägen der vielgestaltigen menschlichen Daseinskämpfe unangewandt um die Oberherrschaft im Völkergedanken ringt. Die Völkergedanken selbst sind offenbar die Resultirende aus den erhaltenden und abändernden Strömungen des collectiven Geisteslebens. Den Componenten desselben bleibt immerhin innerhalb gewisser Grenzen selbständiges Leben gewährt. So lange die geschriebenen Literaturen als einzige Quelle für die Beurtheilung der Volksseele galten, konnte sich allerdings die heute überwundene Fiction einer geistigen Gleichförmigkeit der Culturvölker behaupten, deren Eigenenthümlichkeit auf specifischer Grundanlage beruhte!

Dieser geistige Wettkampf wird innerhalb und mittelst der Socialgruppen unter gegenseitiger Verdrängung und Anpassung der concurrenzen Vorstellungen und der darauf gegründeten socialen Handlungen geführt. Wir finden eine Menge solcher Anpassungen bei allen Religionen. Das Christenthum hat der Seelengluhen assimilirt, dessen Bethätigung auf bestimmte Formen beschränkt, die ethnische Triebkraft desselben dagegen auf das bescheidenste Mass herabgesetzt. Der Ausgang dieses Wettkampfes hängt wesentlich von der Energie und Anpassungskraft der höhern Ideen vertretenden Factoren ab. Machen wir doch die Wahrnehmung, dass im Verlaufe geschichtlicher Entwicklung das Schwergewicht der den Animismus vertretenden Massen meistens gesiegt und grosse Weltreligionen auf ihr geistiges Niveau herabgedrückt hat!

Das ethnographische Material beleuchtet aber auch die Gleichförmigkeit der menschlichen Grundanlage aus andern wichtigen Aeusserungen der Volksseele, für welche specifische Begabungen bisher als selbstverständlich angenommen wurden. Ausgezeichnete Ethnologen haben sich bekanntlich in letzterer Zeit mit der Ornamentik der Naturvölker beschäftigt. Wir verdanken Hrn. E. Grosse einen überaus interessanten Versuch, die Anfänge der Kunst nach ethnographischen Gesichtspunkten zu studieren.

Derselbe weist vor Allem die Allgemeinheit einer Kunstanlage nach. Die Buehmänner sind nicht bloss sehr gute Zeichner, sie besitzen auch eine sehr ausgebildete Instrumentalmusik. Alle Australier weisen eine grosse Improvisationsgabe auf; sie verehren das Andenken ihrer ausgezeichnetsten Dichter. Die künstlerischen Productionen der verschiedenen Jägervölker in Kosmetik, Ornamentik, Gymnastik, Poesie, sogar in der Musik, zeichnen sich durch grosse Gleichförmigkeit aus. Am auffallendsten ist aber die Monotonie der primitiven Ornamentik, also gerade dort, wo, nach Grosse's Ausdruck, die grösste Mannigfaltigkeit hätte erwartet werden sollen. Die einfachsten rhythmischen Formenreihen gehen durch die ganze Welt und sind heutzutage noch in mancher europäischen Volksindustrie zu finden. Eine höhere rhythmische Form, „die Zickzacklinie“ (Wellenornament) spielt eine grosse Rolle in der Ornamentik aller Völker. Es gibt aber noch kein Volk, welches nicht das künstlerische Princip der Symmetrie beherrschte. Bei primitiven wie bei entwickelten Völkern sind sociale Momente für die Weiterentwicklung dieser Principien massgebend, namentlich die Technik, welche bekanntlich Sempers als Grundbedingung des Styls für die Culturvölker bezeichnet hat. Hr. Grosse gelangt zu der für uns überaus bedeutungsvollen Schlussfolgerung, „dass die Einheit der primitiven Kunst im schärfsten Gegensatz zu der Verschiedenheit der Rassen steht. Wer nur einmal die Felszeichnungen der Australier und Buehmänner und sodann deren Urheber selbst verglichen hat, wird es kaum mehr wagen, Taine's Lehre, dass die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassencharakters sei, aufrecht zu erhalten.“ Bekanntlich hat Conz den bei allen Naturvölkern auftretenden geometrischen Styl als arisch (indogermänisch) bezeichnet, während Furtwängler und Löschner ihn speciell den Doriern, Helbig den Phöniciern zuschreiben.¹⁾ Angesichts dieser durch die Vergleichung festgelegten Einförmigkeit wird das Auftreten sehr unsonderlicher Schmuckformen, wie des Lippenflochs bei den Botokuden, Eskimos und in Centralafrika auch ohne die Annahme einer Uebertragung erklärbar.

Hat doch Hr. Rowbotham durch eine über viele ganz verschiedene Völkerfamilien ausgedehnte Vergleichung es wahrscheinlich zu machen gesucht, dass sogar die Entwicklung der Musik überall in einer allgemeingültigen Reihenfolge verläuft, welche durch die Erfindung von Schlag-

1) Belege bei E. Meyer, Geschichte des Alterthums II, 280.

Blass- und Streichinstrumenten gekennzeichnet ist.¹⁾ Grosse stellt für die Weiterentwicklung die verschiedenen Arten des Nahrungserwerbs als maassgebend in den Vordergrund. Dieselben sind jedoch weder mannigfaltig genug, noch selbst bei den Naturvölkern hinlänglich scharf getrennt, um als Hauptfactor hiebei gelten zu können, wieweil ein gewisser allgemeiner Einfluss der Wirtschaftsverhältnisse auf die Kunst eines Volkes zugehen werden mag. Man wird von vorneherein erwarten müssen, dass auf diesem Gebiete die verschiedensten Momente ethnischer Differenzirung ihren Ausdruck finden müssen, vor Allem aber die Religion, welche nachweislich die Pflege einzelner Kunstzweige auf das Intensivste beeinflusst. So können wir uns beispielsweise die hohe Blüthe der griechischen Kunst aus dem Zusammentreffen der mannigfachen Umstände — der Uebernahme einer sehr vorgeschrittenen orientalischen Kunsttechnik, der eine freie Geistesbewegung fördernden politischen Entwicklung einzelner Staaten, sowie der Anregungen, welche durch die geographischen Verhältnisse geboten waren — befriedigender erklären, als durch die Annahme einer spezifischen Kunstanlage einzelner hellenischer Völker.

II.

Wir haben gesehen, dass die Elementargedanken noch immer ihren Platz innerhalb der Völkergedanken behaupten, dass jedoch die letzteren nicht so ohne Weiteres aus den Elementargedanken abgeleitet werden können, wenn man nicht den Boden der Thatsachen verlieren will. Das primäre Ich Meynerts, dessen Inhalt die von einem bewussten Wesen erlebte Aussenwelt ist, erweitert sich durch Parallelvorstellungen von andern Menschen zum secundären Ich, welches ein weiteres Gesellschaftsbild umfasst. Die Entwicklung des primären Ich zum secundären, oder ethnologisch gesprochen, vom Elementargedanken zum Völkergedanken, findet in und durch die Socialgruppen des *ἄνω πολιτικῶν* statt.

Die Beschreibung dieser Formen unter Verwerthung des rasch anwachsenden ethnographischen Materials hat, in Folge der Antheilnahme der Juristen, unter welchen wohl Hrn. Post die Palme gebührt, wesentlich Fortschritte genacht. Durch die von den Vertretern der vergleichenden Rechtswissenschaft geübte Combination der vergleichenden Beobachtung mit der historischen Methode sind aber auch wichtige Entwicklungsgeschichtliche Anhaltspunkte gewonnen worden.

Das vorläufige Resultat dieser Bestrebungen deckt sich vollkommen mit der Annahme einer allgemeingiltigen psychischen Anlage. Die Unabhängigkeit der wichtigsten und durchgreifendsten Socialformen von der Rasse ist schon heute als unantastbares Axiom anerkannt. Mit einer fast unheimlichen Consequenz, sagt Post, erscheinen dieselben oft höchst eigentümlichen Rechtsiränohe bei den verschiedensten Völkern der Erde und vielfach bei solchen, bei denen es undenkbar ist, dass sie anders als originär entstanden sind. Es ist daher fast hoffnungslos, aus dem Rechte eines Volkes einen Rückschluss auf seine Abstammung zu ziehen. Nach Dargun verhalten sich die Familienrechte aller Völker zu einander ähnlich wie die Sprachen eines und desselben Sprachstammes, z. B. des arischen, sich zu einander verhalten. Dargun hat die Spuren des Mutterrechts in verschiedenen germanischen Volksrechten, in der lex salica sowie im germanischen Erbrechte nachgewiesen, während die ursprünglich als arisches Gut erklärten Haus- und Dorfgemeinschaften zuerst von Renan bei semitischen Stämmen Nordafrika's und später in weitester Verbreitung bei den verschiedensten Völkern aufgefunden worden sind.

Ich will nun versuchen, aus der kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit der völkerrechtlichen Erscheinungen einige allgemeinere Momente hervorzuheben.

Vor Allem interessirt uns das Verhältniss der Familie zu den höheren Socialformen. Die primitivsten Associationen beruhen allerdings auf der Verbindung von Mann und Weib. Dieselbe äussert sich jedoch auf den untersten Stufen gewöhnlich in äusserst variablen und unbestimmt umrissenen Formen. Die geschlechtliche Verbindung ist, wie Dargun sehr treffend bemerkt, in primitiven Zeiten kein Organisationsprincip. Die wenigen und niedrigststehenden Gruppen, welche nur Vaterfamilien heissen, sind durch das Fehlen jeder weitern socialen Organisation charakterisirt. In den auf Blutsverwandtschaft durch die Mutter gegründeten nächsthöheren Geschlechtsverbänden gewinnt wohl eine umfassendere socialo Gruppe an Consistenz, keineswegs aber die individuelle Familie, welche ja eigentlich keinen Vater kennt, und die Vaterrechte nicht immer aber doch sehr oft wesentlich beschränkt.¹⁾ Die Entwicklung des Mutterrechts, welche sich immer mehr als eine mit wenigen Ausnahmen allgemeingiltige und zugleich ältere Form des Sociallebens gegenüber dem Vater-

1) Journ. of Anthropol. Inst. Great Brit. X, 380 ff.

1) Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht 18. Cunow, Verwandtschaftsverh. d. Australinger 199.

recht herausstellt, wird mit Unrecht auf Promiscuität, auf Unbekanntheit des Erzeugers zurückgeführt, andererseits mit dem Aufkommen des von den Weibern vorzugsweise geühten Ackerhanes in Verbindung gebracht. Viel wichtiger erscheint mir der Umstand, dass nur durch das kräftige Zusammenhalten der mütterlichen Verwandten das individualistische Gehirnen des Vaters allmählich gebrochen und dem Schutzbedürfnis durch Aufrechterhaltung grösserer Verbände — auf Kosten der Einzelfamilie — einigermassen entsprechen werden konnte. Dasselbe Bedürfnis hat auch die Umwandlung des ursprünglich individuellen Eigentums in das collective bewirkt.¹⁾

Von grosser Tragweite ist der Dargun in seiner letzten Arbeit gelangene Nachweis,²⁾ dass das Vaterrecht und die agnatische Verwandtschaftsform ursprünglich eine künstliche nicht auf der Vaterzeugung, sondern auf der Vatergewalt begründete Socialform ist. Sie ist in den meisten Fällen das Endergebnis eines langen und wechselvollen Kampfes der auf „äusserer Macht, auf Schutz und wirtschaftlichen Diensten“ beruhenden Vatergewalt mit dem Mutterrecht. Wie grosse Dienste auch das Mutterrecht der Cultur geleistet hat, so liegt doch die Weiterentwicklung nach oben in der Wiedereinsetzung des „Rechtes des Stärkeren“ innerhalb der durch das Mutterrecht gefestigten Verbände, welche dann allmählich in vaterrechtliche Organisationen übergeführt werden.

Schon in den frühesten Stadien der socialen Entwicklung treten jedoch abändernde Momente auf, welche das Verwandtschaftsprincip der Geschlechtsverbände vielfach durchbrechen. Blutrache, Kriege, alle freundlichen oder feindlichen Berührungen der Menschengruppen führen zur Einverleibung von fremden Elementen in die Stämme, zu Geschlechterverhinderungen in grösserem Massstabe, zu den von Post vielfach beschriebenen Formen der künstlichen Verwandtschaft,³⁾ sowie zur selbstständigen Abtrennung einzelner Unterabtheilungen der Geschlechtsverbände. Ein solch primitiver Stamm wird daher, mit Post zu reden, häufig ein ebenso complicirtes Gebilde wie eine Nation⁴⁾ und kann daher als Stützpunkt für die Annahme einer ursprünglichen ethnischen Einheit

der auf die Stämme aufgebauten höheren Socialorganisationen nur mit grösster Vorsicht benützt werden.

Eine der folgenreichsten Organisationsformen, das Häuptlings- oder Königthum, beruht ursprünglich auf persönlichen Eigenschaften, deren Anerkennung vorerst im Kriege erzwungen wird; im Frieden gibt es bei vielen Völkern keine Häuptlinge. In etwas vorgeschrittenen Organisationen, deren sociale Functionen kaum getrennt sind, differenziren sich die militärischen gewöhnlich zuerst. In manchen Fällen wird die Häuptlingschaft durch einige Feste erworben. Dies tatsächliche Verhältniss ist aber naturgemäss ungeheuer schwankend. Wahlhäuptlinge werden anfänglich nur auf eine bestimmte Zeit gewählt,¹⁾ bis das Uebergewicht der regierenden Familie und die wohlthätigen Folgen einer Autorität für die Gesamtheit die Erbllichkeit dieser Würde sichern. Diese Entwicklung geht nicht aus den mütter- und vaterrechtlichen Gehilden hervor, sondern überlagert dieselben (Post).

Zunahme der Bevölkerungen, Differenzierung der Erwerb- und Besitzformen, die Nothwendigkeit deren natürliche Unterlagen zu behaupten, kurz gesagt, die Bedingungen einer verschärften Concurrenz im Innern der Verbände und nach Aussen hin bewirken einen Durchbruch der höheren Socialformen, welche wir als Staaten bezeichnen. Sie sind freiwillige oder erzwungene Compromisse zwischen henachbarten rivalisirenden Geschlechts- und Territorialverbänden mit und ohne Häuptlingen. Diese so häufig beobachteten friedensgenossenschaftlichen Föderationen können als rudimentäre Staatenbildungen betrachtet werden, deren Weiterbildung jedoch nur auf Kosten der alten Organisation erfolgen kann, was nicht so leicht zu gelingen pflegt. Sie erliegen gewöhnlich, wie unter Anderem die Geschichte der klassischen Völker beweist, jenen Socialformen, in welchen unter Führung kräftiger Persönlichkeiten und Aufnahme von fremden ethnischen Elementen die Geschlechtsverfassung als Staatsprincip ganz oder theilweise abgestreift und durch eine straffere Centralgewalt ersetzt worden ist. Sehr erkennbaren Einfluss üben auf die Ausbildung dieser Formen die Völkerwanderungen und Völkermischungen, die Eroberung und definitive Behauptung neuer Wohngebiete, unter Überlagerung der einheimischen Bevölkerungen durch die militärisch organisirten, wenn auch vielleicht cul-

1) Dargun, Ursprung u. Entwicklungsgesch. d. Eigentums. Zeitschr. f. vergl. Rechtswiss. V, 1—116.
2) Dargun, Mutterrecht u. Vaterrecht.

3) Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte d. Familienrechts 21—42.

4) Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 116. Eine schlagende Bestätigung hierfür enthalten die Legenden über die Stammesbildung der Navajos, vgl. Matthews im J. of American Folk-lore III, 89 ff.

1) Ueber eine originelle Art, die an der Wolga bis zum 10. Jahrhundert wohnenden Kartassen, die Regierungszeit ihrer Wahlhäuptlinge abzutreten, vgl. Hahn, Ausland 1891, 655. Post, Grundriss 392.

turall zurückstehenden fremden Eindringlinge. Aber auch eine langandauernde kriegerische Concurrenz mit hochorganisirten Nachbarn kann bei den niedriger stehenden Völkern eine Concentration der Gewalten allmählich subahnen. So stehen nach Sybel die germanischen Reiche der Völkerwanderung ohne organischen Zusammenhang mit den alten volkstümlichen, durch unaufhörliche Wanderungen und Mischungen ohnedies nothwendigerweise vielfach durchbrochenen Geschlechterverfassungen, wozu gewiss auch das alte Volkskönigthum zu rechnen ist. Für das Wachsthum jener Neuhildungen war offenbar die lange vorbereitete Aufnahme römischer Socialformen entscheidend. Die slavischen Staatenbildungen sind als Ausläufer der germanischen zu betrachten. In Noril- und Centralafrika sind Hamiten und Semiten zuerst staatenbildend aufgetreten. Zu den Letzteren treten Manche die Gründer des ägyptischen Staates an der Hand freilich noch sehr unklarer Sprachverwandtschaft. Die staatenbildende Thätigkeit der indischen Arier reicht bekanntlich weit über die indischen Halbinseln hinaus in den malaischen Archipel. Eravier, Semiten, Uralo-Altair haben grosse und kleinere asiatische Reiche gegründet und sich gegenseitig in der Leitung bereits bestehender abgelöst. Allen diesen Bildungen haftet der gemeinsamo Zug einer grossen Verschiedenheit der zur politischen Einheit zusammengefassten ethnischen Elemente an. Charakteristisch in dieser Richtung ist die Acusserung grollender Griechen,¹⁾ die Römer wären gar keine Nation, nur ein aus allerlei Volk zusammengeflussener Haufe. Jedenfalls wurden die Römer ethnisch niemals zu den Latinern gerechnet. Auch in den griechischen Staaten waren bekanntlich verschiedenartige ethnische Elemente übereinander geschichtet. Gerade da, wo die Bevölkerung von vorneherein einbeitlicher war und keine schroffen Ständesunterschiede sie herausbildeten, wie in Arkadien, ist es nicht zu hütern Staatenbildungen, höchstens zu vorübergehenden, zur bessern Abwehr dienenden Verbänden gekommen.²⁾

Die Entstehung der socialen Organisationen ist bisher grösstentheils von dem Kampfe des Menschen mit der Natur abgeleitet worden, wogegen tiefer hlickende Historiker, wie Tb. Mommsen, vergeblich protestirt haben. Sie sind vielmehr aus der Concurrenz des Menschen mit dem Menschen hervorgegangen.³⁾ Bei vielen Natur-

völkern wird ein wesentlicher Factor der Fortbildung, die Vermehrung der Bevölkerung, systematisch hintangehalten, wodurch viele schädliche Einflüsse der primitiven Lebensweise noch verstärkt werden. Diese Menschenhaufen können aber ausserdem der wachsenden Concurrenz durch Abtrennung ausweichen. Jedenfalls sind die einfachsten Formen vorwiegend auf Schutz bereehuet; erst die höhern Formen, besonders die Staategebilde, erlangen die Kraft zu einer angreifenden Politik.⁴⁾

Innerhalb der einzelnen Socialgruppe wird das Gleichgewicht zwischen den Einzelinteressen durch eine reelle oder auf ideellen Voraussetzungen beruhende Collectivgewalt gewahrt, welche bebuef Erhaltung des Ganzen dessen einzelne Theilhaber zu den weitgehendsten physischen, wirtschaftlichen und ideellen Anpassungen nöthigt. Auf den untersten Stufen wird die Autorität des Häuptlings oder Königs oft durch Grausamkeiten erzwungen, welche die Angehörigen höherer Socialgehilde verständnisslos gegenüber stehen! Das Individuum geht ganz in der Gruppe auf. Die primitivsten aber zugleich allgemeinsten Anpassungen werden durch die Sitte erzwungen, welche geschlechtliche, wirtschaftliche, rechtliche Verhältnisse gleichmässig beherrscht. Sie verleiht ihre Macht im Völkergedanken ihrer innigen Verbindung mit dem Volksglauben, mit den Religionen, deren anpassende Thätigkeit kaum überseht werden kann. Auf den primitivsten Stufen wirkt der Animismus im Sinne der jeweiligen socialen und wirtschaftlichen Ordnungen. Die grausamsten Sitten werden bei den Australiern, welche keine Häuptlinge kennen, durch die Angst vor der Strafe der Geister aufrechterhalten.⁵⁾ Bei den Omahas stehen die Gesetze über die Büffeljagd und über die Bestellung der Felder unter Aufsicht des Sonnengotts Wakanda.⁶⁾ Die Pajés der Ureinwohner Brasiliens bestimmen den Umfang der Jagdgebiete, den Besitz vielseitig unworbener Frauen, ratben mit grosser Autorität zu Krieg und Frieden.⁷⁾ Aufsicht über die Gebräuche, Polizei, Rechtspredigung ist häufig in ihrer Hand. Später werden alle politischen, administrativen, religiösen Functionen durch die Häuptlinge ausgeführt, was ihnen die Verehrung als übernatürliche aber zugleich auch für die Naturvorgänge verantwortliche Wesen sichert. Nach Grimm hängen Opfer, Feste, Wahrsagungen bei

1) Gesand. Ansterleo der Naturvölker 48 ff. Das Inventar von hier gehörigen Thatachen hat sich in neuerer Zeit bedeutend vermehrt.

2) Carr, The Australian Race, I, 50 seqq.

3) Dorsey, Omaha Sociology Bureau of Ethool. Smith, Inst. 1881—82, 308.

4) Martius Ethnogr. Amerikas, 78.

1) Niebuhr, Römische Gesch. I, 7.

2) Busolt, Lakédonien u. ihre Bundesgenossen 112, 112 ff.

3) Unübertrefflich schön drückt dies Platon's Dialog über die Gesetze Taf. I aus.

den alten Germanen aufs engste an Sitte, Glauben, Recht; heinade das ganze alte Recht derselben ist auf Gottesurtheil gegründet. Die Handhabung des Rechts zu Hause wie im Felde hatten die Priester.¹⁾ Im klassischen Alterthum ruht, wie Nissen sagt, der Schwerpunkt in dem Gedanken, dass politische und religiöse Interessen zusammenfallen.²⁾ Plato betrachtet daher die Gesetze als göttlichen Ursprungs. Derselben Auffassung hegegen wir in Babylon, China, Mexico, Peru, wie in Indien — kurz überall, wo sich höhere Organisationsformen entwickelt haben. Der mächtige und vielseitige Einfluss des Christenthums auf die Festigung höherer Socialformen wird niemals übersehen werden dürfen. Aber auch der Islam wie der Buddhismus haben grosse Erfolge in dieser Richtung zu verzeichnen.

Als wichtige Ansatzpunkte für eine künftige Völkerpsychologie wird aber auch die im socialen Sinne anpassende Wirkung der Künste und Wissenschaften in Betracht zu ziehen sein. Hr. Grosse hat die socialen Effecte der primitiven Künste trefflich geschildert, dagegen den tiefern Zusammenhang derselben mit dem Volksglauben, den höhern Religionsformen, dem ganzen geistigen Inhalt der verschiedenen Culturstufen nicht verfolgt. Alles dies wurde von den Griechen vollständig gewürdigt. Der Sänger Tyrtæus soll die Spartaner durch seine Kriegerlieder zum Kampfe angefeuert, den innern Hader beschwichtigt, vor Allem aber durch die Flötenmusik und das Schlachtlied die Geschlossenheit des Heeres geschaffen haben.³⁾ Nach der Ansicht der chinesischen Schriftsteller kann man mittelst der Musik nicht bloss die verschiedenen Geister vom Himmel herabrufen, sondern auch den Menschen Liebe zur Tugend einflössen. Will man wissen, ob ein Königreich gut regiert ist, ob dessen Bewohner gesittet sind, so untersuche man die daselbst übliche Musik. (Memoires des Missionnaires du Pe-kin VI (1780), 10.) Bezeichnend sind einige Andeutungen, aus welchen hervorzugehen scheint, dass früher in Griechenland die Gesetze gesungen wurden.⁴⁾ Sir Henry Maine hat die Ansicht ausgesprochen, dass die ältesten irischen Gesetze in Versen abgefasst waren, dass die Functionen des Dichters und Gesetzgebers

in den irischen Traditionen kaum getrennt werden können.¹⁾ Jacob Grimm hatte dies schon früher für die germanischen Gesetze behauptet.²⁾ Das älteste deutsche Recht, das friesische Recht, ist in gebandener Form abgefasst. Die ursprünglich allgemein geübte Wahl derselben bei allen feierlichen religiösen oder politischen Handlungen, sowie bei Beschwörungen u. s. w. hängt offenbar mit der suggestiven Wirkung des Rhythms zusammen.³⁾ Die frühere Entwicklung der Poesie vor der Prosa ist eine bedeutsame völkerpsychologische Thatsache! Die so wohlthätige Wirkung aller Geistesthätigkeiten auf die Ausbildung eines Collectivbewusstseins innerhalb der Socialgruppen kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Ihre Macht ist vielleicht nirgends so hervorgetreten, wie in der griechischen Welt, deren Zusammenhang bei der Zerrissenheit der politischen Zustände durch die Religion, Kunst, Philosophie stets gewahrt bleibt. Nirgends zeigt sich aber auch deutlicher ihre Abhängigkeit vom Staatsleben, mit dessen Verfall auch diese Thätigkeiten erschlaffen.

Das Schwergewicht der ethnischen Differenzirungen liegt vor Allem in den innerhalb der Socialorganisationen erzielten wirthschaftlichen, sittlichen und rechtlichen Anpassungen. Zu weitern gegenseitigen Anpassungen führt aber auch die friedliche oder kriegerische Concurrenz der selbstständigen Volksgruppen. Die Veränderlichkeit der Geschlechterverbände ist bekanntlich sehr gross. Eine genauere Untersuchung derselben lehrt, dass, wie Post sagt, auch die primitivsten Völker der Erde bereits eine unendlich complicirte Vorgeschichte haben. Die Abänderungen geschehen durch Auswachsung, Differenzirung und Integrirung, durch Entwicklung von Herrschaftsformen, durch Bildung höherer Verbände, endlich durch sociale Rückbildungen. In der hnten Mannigfaltigkeit selbstständiger Geschlechtergruppen der Naturvölker liegen viele Keime socialen Fortschrittes neben einander. Die Entfaltung derselben wird wegen Mangels einer continuirlich arbeitenden Autorität und der hierzu nöthigen höheren geistigen Anpassungsmittel meistens gestört, so dass der Daseinskampf wieder in den primitiven Socialformen weiter geführt werden muss. In Afrika gibt die Ausbreitung des Muhammedanismus ziemlich regelmässig den Anstoss zur Staatenbildung.

1) Arnold, Deutsche Urzeit 336.

2) Nissen Pomp. Stnd. 265 citirt in Willamowitz aus Kythaden 4. Ueber den Einfluss des delphischen Orakels auf die politische Entwicklung. Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 594. Nach Beloch (Griech. Gesch. 244) sind im VII. und VI. Jahrh. für religiöse Zwecke grössere Mittel aufgewendet worden, als für alle übrigen Zwecke des Staates zusammen.

3) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 541.

4) Ed. Meyer l. c. 569.

1) H. Maine, Early history of Institutions 14.

2) J. Grimm, Poesie im Recht. Kleinere Schr. VI, 161.

3) Stoll, Suggestion u. Hypnotismus in d. Völkerpsychologie, Leipz. 1894, hat einen guten Anfang zur Würdigung dieses wichtigen Factors gemacht, ohne jedoch auf die Wirkung der Künste näher einzugehen.

Anderseits ruft der endgiltige Sieg kräftigerer Organisationen an einzelnen bevorzugten Punkten gewöhnlich gleichartige Formen oder völlige sociale Anfüßung bei den umliegenden Volksgruppen hervor. Die Wechselwirkungen der Concurrenz bedingen jene ethnischen Aehnlichkeiten, welche man unter dem Begriffe von ethnographischen Provinzen zusammengefaßt hat. Man kann dieselben als ein System von selbstständigen Socialgruppen definiren, deren Concurrenzformen mehr oder minder gegenseitig angepasst sind. Ein gewisses Gleichgewichtsverhältniß innerhalb der natürlichen Concurrenzgebiete besteht auf allen Stufen der menschlichen Cultur. Die daraus entspringenden Anpassungen können sich auf alle Aeusserungen des Sociallebens oder auf einzelne wichtige Kampfmittel erstrecken. Religiöse Ausgleichungen zwischen concurrenrenden Gruppen sind häufig constatirt. Die Rückwirkung der Concurrenz zwischen Germanen und Römer, zwischen Germanen und Slaven, auf die Weiterbildung der Religionsformen der niedriger stehenden Völker ist bekannt. Wir besitzen bereits werthvolle kartographische Darstellungen über die Verbreitung gewisser centraler Momente. Einen besondern Werth für die genetische Betrachtung müßte eine derartige Uebersicht über die menschlichen Organisationen haben, von denen Alles übrige in erster Linie abhängt.

Die anpassende Wirkung einer concentrirten Staatsgewalt ist sehr verschieden; sie bleibt aber niemals ganz aus, selbst da nicht, wo die Staatsgewalt aus politischen oder religiösen Gründen einer Assimilierung entgegenstrebt. Schneller und intensiver geht dieser Proceß in kleineren Staatsgebilden vor statten. Auf die Zurückdrängung der alten Socialformen folgt die Bildung neuer wirtschaftlicher, socialer, politischer Kampfesformen, welche unter gewaltigem Ringen die der Herrschaftsform überall ursprünglich anhaftende Classenordnung, auf welcher die frühesten Erfolge des Staates beruhen, aufzuheben bestrebt sind. Je vollständiger die rechtliche Einigung durchdringt, desto zwingender ist deren Rückwirkung auf alle Aeusserungen des Sociallebens, auf die Ausbildung eines gemeinsamen Bewusstseins, aber auch gleichzeitig auf die Kraftentfaltung nach Aussen, durch welche häufig wieder fremde Elemente der Assimilierung eingeführt werden. Concentration der Staatsgewalt hat in Griechenland stets günstig auf die Kunst und Wissenschaft eingewirkt (Curtius). So wird unter Concentration und Vertiefung aller Thätigkeiten der früher unbewusst gleichsam mechanisch wirkende Völkergedanke zum bewussten Nationalgedanken. Die Energie

desselben ist durch eine fast leidenschaftliche Vernichtung aller Ueberbleibsel älterer Socialgebilde sowie durch rasche Aufsaugung aller fremden Importwaare deutlich gekennzeichnet. Mit den Naehtheilen, welche diese Entwicklungsstufe mit sich führt, brauchen wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Jedenfalls wirkt die ethnische Cohäsionskraft von nur theilweise assimilirten Völkern noch lange über den Bestand ihrer selbstständigen Staatsform hinaus. In vielen Fällen sind die Sieger von den Besiegten assimilirirt worden. Wir können uns daher nicht wandern, dass man in diesen Nationen eigenthümliche auf besonderer Geistesanlage beruhende Species sehen wollte, deren Bildung sehen in einer nationalen Keimzelle gegeben schien. Die Wissenschaft ist darin einfach der Einseitigkeit der nationalen Gedanken unterlegen, welche die Erinnerung an die frühere Entwicklung vollkommen trübt. Die vergleichende Beobachtung lehrt jedoch, dass auch die ausgeprägtesten nationalen Differenzirungen aus der allgemeinen psychologischen und socialen Grundanlage herans und der Wettbewerb mit zahlreichen ursprünglich ganz gleichartigen Organisationen entsprossen sind, dass sie ihre Eigenart der Vielseitigkeit ihrer ethnischen Bestandtheile, sowie der Eigenthümlichkeit ihrer geschichtlichen Entwicklung verdanken. Da die Völkermischungen, die jeweiligen Anregungen und Nöthigungen des geschichtlichen Processes für keinen Staat die gleichen sind, so können wir wohl von einer specifischen Entwicklung, jedoch nicht von einer besonderen Grundanlage der Nationen reden — eine Anschauung, welche erfreulicherweise auch bei der modernen Geschichtsauffassung immer mehr durchdringt.

Der tiefe Einfluss der geographischen Verhältnisse auf den Wettbewerb der Socialgruppen braucht heutzutage nicht mehr principiell discutirt zu werden. Eine höchst vielseitige und scharfsinnige Erörterung der einschlägigen allgemeinen Gesichtspunkte mit vielen interessanten Details verdanken wir Hrn. Prof. Ratzel. Ein weiterer Schritt scheint mir in einer durch die gegenwärtige Ausbildung der Ethnologie ermöglichten Vergleichung bestimmter typischer Socialformen, dann der ethnographischen Provinzen mit der Plastik der Erdoberfläche zu liegen.

Schon Martius hat betont, dass die Indios camponeses weit geringeren socialen Zusammenhang besitzen, als die Indios silvestres. Die herrschaftlichen Formen knüpfen mit Vorliebe an Erhebungen und leicht zu vertheidigende Punkte an. Dagegen wirken für die Ausbildung höherer Organisationen die Gehirne im Allgemeinen hindernd, da sie die sociale Zersplitterung begünstigen. Der

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang, Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1894.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 dieses Jahrgangs.

II. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich

XXV. Allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck vom 24.—28. August 1894.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

Tagesordnung.

Donnerstag den 23. August. Von 8 Uhr Früh an: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftsbureau des Kongresses (Stadlaanengebäude, Universitätsstrasse 1). Von 8 Uhr Abends an: Empfang und Begrüßung der Gäste in den Stadthallen.

Freitag den 24. August. Von 8 Uhr Früh ab: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftsbureau des Kongresses. Von 9—1 Uhr Mittags: Gemeinsame Eröffnungssitzung. (Sämmtliche Sitzungen fanden in den Räumen des Stadlaanengebäudes statt.) Von 1—3 Uhr: Mittagspause. Von 3—5 Uhr Nachmittags: Erste Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 5—7 Uhr Abends: Besuch der Sammlung antiker Bronzen des Frhrn. von Lipperheide. (Die reichhaltige Sammlung war während der Dauer der Versammlung im ebenerdigem Kundsalo des Ferdinandsausgestell und täglich von 9—5 Uhr für die Versammlungstheilnehmer zugänglich.) Von 7 Uhr Abends an: Gelegliche Zusammenkunft in den Stadthallen.

Samstag den 25. August. Von 9—12 Uhr Vormittags: Zweite gemeinsame Sitzung. Betreffs der wissenschaftlichen Vorträge und Diskussionen waren folgende Bestimmungen getroffen: Die Tagesordnung und die Reihenfolge der Vorträge in den

Sitzungen wird vom gemeinsamen Vorstände festgestellt. Die Vorträge werden während der Versammlung bei dem gemeinsamen Vorstände, vorher bei dem Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft oder beim Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft angemeldet. Die Dauer eines Vortrages soll 20 Minuten nicht überschreiten. Die Herren Vortragenden werden gebeten, ihre Arbeiten nicht abzulesen, sondern in freier Rede den Inhalt kurz mitzutheilen. — Die Herren Redner werden gebeten, sofort nach Abhaltung ihres Vortrages ein druckfertiges Manuscript desselben dem Generalsekretär der deutschen oder dem Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Veröffentlichung in dem Berichte der allgemeinen Versammlung einzureichen, da nur dann für die Veröffentlichung Gewähr geleistet werden kann. — Die Herren, welche sich an einer Diskussion während der Sitzungen oder Kommissionsberatungen beteiligt haben, werden in gleicher Weise erucht, das von ihnen Gesagte kurz zusammengefasst druckfertig geschrieben einem der beiden oben genannten Herren womöglich noch an denselben Tage oder spätestens am folgenden für den Bericht einzureichen. — Abhandlungen, die nicht

bei der Versammlung vorgelesen sind, können im Versammlungsbericht nicht abgedruckt werden. — Von 12—2 Uhr: Frühstückspause. Von 2—5 Uhr Nachmittags: Fortsetzung der gemeinsamen Sitzung. Um 6 Uhr Abends: Festessen im grossen Stadtsaal.

Sonntag den 26. August. Von 8—10 Uhr Vormittags: Besuch der medicinischen Universitätsanstalten. Von 10—1 Uhr: Besuch des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum. Um 3 Uhr Nachmittags: Ausflug auf die Lanzer-Köpfe und nach Schloss Ambras. Von 5 1/2 Uhr An: Festabend der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle und auf dem Ausstellungplatz.

Montag den 27. August. Von 8—9 Uhr Früh: Zweite Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 10—12 Uhr Mittags: Dritte gemeinsame Sitzung. Von 12—2 Uhr: Mittagspause. Von 2—5 Uhr Nachmittags: Fortsetzung der gemeinsamen Sitzung. — Von 5—7 Uhr Abends: Demonstration hervorragender Fundobjekte in der arge-

schiehtlichen Sammlung des Ferdinandeum. Von 8 Uhr ab: Gesellige Zusammenkunft in den Stadtdalen.

Dienstag den 28. August. Von 9—1 Uhr Mittags: Gemeinsame Schlussitzung. Um 3 1/2 Uhr Nachmittags: Antritt des Ausfluges nach Meran. Ankniff in Meran 9 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft im Kurhaus.

Mittwoch den 29. August. Vormittag: Ausflug auf den Sinich-Kopf; Besichtigung der prähistorischen Wallburg auf Schloss Katzenstein. Fest der Stadt Meran. Festessen. Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Merans. Abends: Gesellige Zusammenkunft und Feuerwerk. Schluss des Kongresses.

Die Vorstandschaft:

Virchow, Waldeyer, Andrian, Ranke, Wollmann, Andrian, Brunner, Inama-Sternegg, Heger.

Der Geschäftsführer für Innsbruck:

Wieser.

Verzeichniss der 284 selbständig Theilnehmenden, wozu noch 112 Damen kommen.

(Wo der Wohnort nicht angegeben, ist derselbe in Innsbruck.)

An der Lan Dr. Eduard v., k. u. k. Ministerialrath, sammt Gemahlin.	Eyan Frielein Marie, Salzburg.	Hein Dr. Wilhelm, Sekretär. Stellvertreter der anthropologischen Gesellschaft, Wien.
Andrian Ferdinand Erbe v., Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft, stehf. Vorsitzender d. deutsch. anth. Ges., Wien.	Feur Karl, Aarau.	Heinrich Kubicki, Direktor der Gastabth., mit Frau.
Assnerer Karl Dr., Wien.	Fiala H., Kastellanadjunkt am böhmisch-besetztem Ferdinandeum in Landesschloß Sarajewo.	Heller Dr. C. v., Universitätsprofessor.
Bancalari Gustav, Borst a. D., Linz.	Fischer Julius Ritter v., k. k. Hofrath.	Hellm Otto, Stadtrath, sammt Gemahlin, Danzig.
Barthele Dr. Max, Sanitätsrath, Berlin.	Fuchsaler Konrad, Kustos des Ferdinandeum.	Helsing Dr. Rudolf, Professor, Strassburg.
Bartels Paul, stud. med., Berlin.	Fleischer Dr. Karl, prakt. Arzt, Mönchheim, Wurttemb.	Herr Gustav, Landesarchiv-Inspektor, sammt Schweser.
Bassano Dr. Valentin, Frauenarzt.	Flögel, Heile a. d. S.	Herrmann Anton, Professor, Budapest.
Berghaus Martin, Hörer der Medicin.	Forster Sigism. Dr. med., Angeordnet Nürnberg.	Herrmann Dr. K. Ministerialrath, Wien.
Bernsteht-Tomasson Alois Ritter v., Triest.	Frisch Gustav, geb. prim. Medizinalrath und Universitätsprofessor, Jovillo.	Heyden August, Professor, Berlin.
Bersterer Dr. Karl, prakt. Arzt.	Ganner Dr. Ferd., k. k. Artzt. Statthalterkassendirektor.	Hilber Dr. med. Examinat. v., Assistent am pathologischen Institut.
Birkner Dr. F. Karst, München.	Gasser Dr. med. Hans, Hall.	Hiltelbrand Dr. Haas, Rechtsanwältiger, Stockholm.
Blind Dr. med. Hugo, sammt Mutter, München.	Gasser Dr. Josef, Buchbinder, sammt Gemahlin.	Hilzner Dr. Max, prakt. Arzt, Barendorf, Oesterreich-Schlesien.
Blocher Sigismund, sammt Gemahlin v. Nichter.	Gastinger Reinhold v., k. u. k. Oberst, sammt Gemahlin.	Hlavacek Friedrich, k. k. Hofrath, sammt Gemahlin.
Brandt Anton Graf Eszeleniz, Landeshauptmann.	Gerob Karl, mit Familie.	Hochegger Dr. Rudolf, Universitätsprofessor, Lacerator, mit drei Damen.
Bünker J. K., Lehrer in Oedeberg.	Gill J. A., k. k. Hoflieferant.	Hofmann Dr. Adolf, Musikant, Wien.
Busse Hermann, Werkzeugmacher, Berlin.	Göhrer Dr., Gymnasiallehrer, Altkirch, Elsass.	Hofmann Constantin, k. u. k. Kegelspieler, Direktor des böhmisch-herzoglichen Landesschloßes Sarajewo.
Carcasson Achill v.,	Götsche Dr. D., Pharmedicalrath, Neustadt.	Hofmann Ludwig v., k. k. Universitätsbibliothekar.
Cathrin Theodor Dr., Vicepräsident des Abgeordnetenhause, Hall.	Gustor Karl, Kaufmann, mit Frau u. Schwägerin.	Hofmann Dr. v. v., Wien.
Chapmann Mercer Henry, Kerator für das Museum der Paläontologie und Archäologie der Universität Philadelphia.	Gredl Dr. Franz, Stabsarzt, sammt Gemahlin.	Hofmann Ignaz, Militärlehrer, Fischen, N.-Ge.
Chilingsperg-Berg Dr. Max v., Reichsanstalt.	Gremlich P. Julius, Professor in Hall.	Hobbeschitz Paul Baron v., Hall.
Cordel Gust. Dr. k. k. Finanzprokurator.	Grossmann Ad. Dr., Sanitätsrath, Sarajewo.	Huber Dr. med. Josef, Regens.
Cordel Oskar, Schriftsteller, Berlin, sammt Sohn.	Grossmann Ad. Dr., Sanitätsrath, sammt Gemahlin, Berlin.	Hübner Dr. Richard, Advokat, Wien.
Csernak Dr. Wilhelm, Universitätsprofessor, sammt Gemahlin.	Haberer Karl, Direktor der Handelsakademie.	Huszenegger Dr. Jos., k. k. Bibliotheksbeamter.
Caichus Karl, Kunstschneider, sammt Gemahlin.	Härche Rud., Bergwerksdirektor, Frankenstein.	Illig Lorenz, Direktor des Kindergarten-Seminars, mit zwei Damen, München.
Daniel Josef, Professor, Triest.	Hagen Dr. Karl, Assistent am Museum für Völkerkunde, Hamburg.	Inama-Sternegg Dr. Karl Theodor v., k. k. Sektions-Chef, stellv. Vorsitzender der Wiener anthrop. Ges., mit zwei Damen.
Dantscher V. v., Professor, sammt Gemahlin, Graz.	Hammerl Dr. Hermann, Professor.	Innsbrucker Haas, casc. med.
Deichmüller Dr. Johannes, Direktorial-Assistent, Dresden.	Hampel Dr. Jen., Universitätsprofessor, Budapest.	Jasany Dr. Sam., kaiserl. Rath u. k. k. Konseruator, Regens.
Dinter Dr. J., Advokat, sammt Gemahlin.	Hartmann Dr. August, Kustos an der k. Hof- und Staatsbibliothek, sammt Gemahlin, München.	Jauffner Dr. Georg, Universitätsprofessor, Prag.
Dobbelst Josef v., Schriftsteller, Wien.	Haas Dr. Franz v., k. u. k. Hofrath, Wien.	Jung Dr. Julius, Universitätsprofessor, Prag.
Übrig Dr. Josef, Schulrath.	Haszler Dr. Robert v., Stadtybyskus und Spitaldirektor.	Kaltrahöner Dr. Ferdinand, Universitätsprofessor, Prag.
Ehrstaller Dr. Julius, k. k. Landesgerichtsrath, sammt Gemahlin und zwei Schwägerinnen, Wien.	Haszlik Franz v., k. u. k. Generalstabs-Hauptmann.	Kaltenegger Ferd. k. k. Hofrath, Brixen.
Ehrwendler Dr. E., Rector magnificus der Universität, sammt Gemahlin.	Haszmann Dr. Richard, Professor, Dorpat.	Kaufmann Dr. Veit, Hofrath, sammt Gemahlin, Prag.
Ehrenreich Paul, Dr. med., Berlin.	Hecherer Dr. Ferdinand, k. k. Notar.	Krauler Engelbert, Vorstand des Beamtens-Vereins, Wien.
Eigl Josef, k. k. Bezirksarzt, Salzburg.	Hedinger Dr. Aug., Medicinalrath, Stuttgart.	Krauß Dr. Karl, prakt. Arzt.
Egel Herman, Dr. med., Berlin.	Heger Franz, Sekretär der anthropologischen Gesellschaft, Wien.	Krauß Dr. Alois, Präsident der Notariatskammer, sammt Gemahlin.
Fagl Anton, stud. med.	Heisterl J., Inspektor für prähistorische Archäologie, Zürich.	
Ennenberg Arthür, Dr. med. v. Ecclesia, k. u. k. geb. prim. Rath, k. u. k. Kämmerer, Sektionschef etc.		
Ezler Dr. Eduard, Advokat, sammt Mutter und Schwägerin.		
Fyfa Fran Alois, Privato, Salzburg.		

- Köllerspöcker Dr. Alfons, Stadtrat, sammt Gemahlin.
 Köster Dr. Anton, Kaiserl. Rath.
 Küfer L., Privatist, mit Frau und Tochter.
 Kuhn Georg, Hauptmann v. Grenzabtheilg. des Grenzregiments bei Grotzschke, Berlin.
 Kuntze Karl, stud. med.
 Krupp Heinrich v., Notariatsrath.
 Krupp Sign. v., Landesaltherrath-Sekretär.
 Krug Dr. Martin, k. k. Notar, Steinitz, Mühen.
 Krug Dr. Walter, mit zwei Damen.
 Krieger Karl, sammt Frau, Charlottenburg, Lamprecht J. L. Dr. med.
 Laeg Leonhard, sammt Frau.
 Lautschner Dr. Ludw., Universitätsprofessor, sammt Gemahlin.
 Larcher Dr. Pius v., Landesgerichtsrath, sammt Gemahlin.
 Lavogler Vincenz, k. k. Professor, Steyr.
 Lechtner Dr. Hans, Gymnasialprofessor, Linz.
 Lehmann-Nitsche Dr. Robert, München.
 Leuter Dr. F., Universitätsprofessor.
 Lieber Dr. August, prakt. Arzt.
 Lindemann Ferdinand, Professor, sammt Gemahlin, München.
 Lippehahn Franz Freiherr v., sammt Gemahlin, Berlin-Matzen.
 Lissauer Dr. A., Sanitätsrath, Berlin.
 Lischke Dr. W. F., Universitätsprofessor, sammt Gemahlin und Tochter.
 Lotter Karl, Notgart.
 Lucas Dr. Felix v., Districtal-Assistent, Berlin.
 Mader Dr. Hermann, prakt. Arzt, sammt Gemahlin.
 Magnus Dr. Paul, Universitätsprofessor, Berlin.
 Marchesetti Dr. Karl v., Musikdirector, sammt Gemahlin, Trient.
 Markart Alois, Privat, Schwaz.
 Maurino Karl de, k. k. Statthalterrath, sammt Gemahlin und Tochter.
 Mayer Dr. Richard.
 Mayr Alfons, Architekt.
 Mayer Franz, Architekt, sammt Schwägerin und Cousine.
 Meißel Ernst, k. Kommissar, München.
 Meininger Dr. Rud., Universitätsprofessor, Wien.
 Merweldt Franz Graf, Exzellenz, k. k. Statthalter von Tirol und Vorarlberg.
 Meuser Fridoline J., Direktor des Museums für vaterländische Alterthümer, Kiel.
 Meusburger Arthur, k. k. Statthalterrath, sammt Gemahlin.
 Mies Josef, Dr. med., Kgl.
 Mios Dr. Friedrich, Bürgermeister von Innsbruck, sammt Gemahlin.
 Morfilius Dr. Oscar, Professor, Stockholm.
 Morwits Martin, Privatist, Berlin.
 Moser Dr. Karl, Professor, Trient.
 Much Dr. M., Mitglied der k. k. Central-Kommission, Wien.
 Müller Oscar, stud. phil., mit Schwesern.
 Myrbach Franz Freiherr v., k. k. a. d. Universitätsprofessor.
 Nagy Dr. Anton, k. k. Bezirksarzt, Feldkirch.
 Nagy Dr. Misa Ritter v. Rothkrens, k. u. k. Oberstarzt.
 Naue Dr. Julius, Bildhauer, Redakteur der prälatenr. Hiltener, sammt Gemahlin, München.
 Nauw W., cand. phil., München.
 Nicolaidou Karl, Universitätsprofessor.
 Nieme Dr. P. Joh., Universitätsprofessor.
 Nims Louis, Jeweller, sammt Gemahlin.
 Nitsch Dr. Otto, Professor, Karlsruhe.
 Oberer Max, Kaufmann, mit Gemahlin und Schwiegermutter.
 Oetlicher Dr. Hermann, k. k. Bezirksrichter i. P.
 Oetlicher Dr. Oswald, Augenarzt.
 Oetlicher Guido, Apotheker.
 Ofke Jakob, Dr. med.
 Orgler P. Florian, k. k. Schulrath, Hall.
 Orschanek J., Professor an der Universität zu Charokoff, sammt Gemahlin.
 Osborn A., Dr. med., Tegernsee.
 Osborn W., Redler, Dresden.
 Palacky Dr. Universitätsprofessor, Prag.
 Papsch Dr. Am., Zahnarzt, sammt Gemahlin.
 Patzig Josef, k. k. Gymnasial-Professor, Wieden.
 Pees Alexander, Dr. Reichsrath Abgeordneter, Wien.
 Peter Anton, k. k. Professor, sammt Frau und zwei Töchter.
 Petermann Anton, Musikvortrag, Stadt Steyr.
 Pfaff Dr. Leopold, k. k. Hofrath und Universitätsprofessor, sammt Gemahlin und Tochter.
 Pfändler Meinhard, cand. med., Graz.
 Pflüger Jacob Graf, Berlin.
 Pflüger Fried., kaiserl. Rath, Inspektor der Seldbaha.
 Pflücher Dr. Johann, k. k. Bezirksarzt.
 Popovay Franz, k. k. Bergsrath, sammt Gemahlin, Wien.
 Prits Dr. Wilhelm, praktischer Arzt, sammt Gemahlin.
 Ponschbart, Dr. Valentin, Universitätsprofessor.
 Potjatis Paul, Privat, St. Peterburg.
 Raab-Karl-Richter Dr. H., Professor, Berlin.
 Reimayr Dr. med., sammt Consortin Cosima.
 Reiser Dr. Johannes, Universitätsprofessor, Generalsekretär der deutschen und Vorsitzender der Münchener anthrop. Ges., sammt Tochter, München.
 Reyer R., Apotheker, Gredl.
 Reibler W. und Franz, Magistratsrath, Nürnberg.
 Reicher Jos., Exzellenz, k. und k. Feldzeugmeister und Landkommandirender, sammt Gemahlin und Tochter.
 Reichle Carl, Assistent.
 Reinecker Paul, Dr. med., Berlin.
 Reisch Dr. Emil, Universitätsprofessor.
 Riccabona Dr. med., Ischl v. v.
 Rimpl Dr. Alois, prakt. Arzt, Teils.
 Ritt August, Oberstarzt, sammt Gemahlin und Cousine.
 Reichelt, Dr. Emil, k. k. Hofrath, Merax.
 Rothbar A. v., Wien.
 Ross Dr. W., Universitätsprofessor, sammt Gemahlin.
 Salsberg Dr. Paul von, Herausgeber der Hochschulanzeiger, München.
 Sander Dr. Ferdinand, k. k. Statthalterrath.
 Sans Georg, russischer Consul in Malta.
 Scha Dr. Rudolf v., Universitätsprofessor.
 Scheidtmann Dr. Heinrich, praktischer Arzt, Nürnberg.
 Scherer Al., k. k. Statthalterrath, sammt Gemahlin und Tochter.
 Scherbanauer Alexander, k. k. Fortschritts-Kittler.
 Schell Dr. Josef, Advokat, sammt Gemahlin und Tochter.
 Schmidt Theodor, Seminarlehrer, München.
 Schöber Carl, Keatschalerprofessor, sammt Gemahlin.
 Schöberr Dr. David Ritter v., kaiserl. Rath.
 Schönlank Wilhelm, General-Consul, Berlin.
 Schötenack Dr. Otto, Heilbr.
 Schorn Dr. Josef, k. k. Professor.
 Schramm Wolfgang, Studienrath, Abendsberg.
 Schumacher Ant., Handelskammer-Präsident, schumacher'sche Buchhändler, mit Gemahlin.
 Schwarz Theodor, k. k. Statthalterrath, sammt Gemahlin.
 Schwick Heinrich, Buchhändler, sammt Schwesern.
 Segal Dr. C., Oberstarzt i. C., sammt Gemahlin mit Tochter, München.
 Sergi Giuseppe, Universitätsprofessor, Rom.
 Stensiecher Dr. Paul, Universitätsprofessor, sammt zwei Damen.
 Stern Julius, Rankler.
 Stolz Dr. Fritz, Universitätsprofessor, sammt Gemahlin und Tochter.
 Straub Fr., Buchdruck-Beizeiler, München.
 Strobel Pellegrino, Dr. Universitätsprofessor, Ferrara.
 Sybony Carl, k. k. Oberstarzt.
 Szymonowicz Dr. Felia, Assistent der medicinischen Klinik, Warschau.
 Szynborsky Josef, Contorist am k. k. auziar-Militärchen Hofmarschall, Wien.
 Tappiner Dr. Franz, Merax.
 Tarnowski, kaiserl. Rath, Archimandrit, Itrubianiden, kaiserl. Archimandrit.
 Teuff, Keatschaler-Steinograph, München.
 Thibaut, Amtsrath, sammt Tochter, Breslau.
 Theobald Albert, sammt Gemahlin.
 Toback Victor, Apotheker, sammt Gemahlin, und Mutter.
 Todd Dr. Carl, k. k. Hofrath und Universitätsprofessor, Wena.
 Tolmachow Dr., Professor an der Universität Kasan.
 Tommasor Dr. Anton Ritter v., Rentier.
 Treidler Dr. k. u. k. Oberstarzt.
 Triebel Adolf, Bankgeschäft, Hall.
 Turbanler Redolf, Ingenieur, sammt Gemahlin.
 Tschickler Ernst Baron v., sammt Gemahlin und Tochter.
 Ueberbacher Alois, Bildhauer und Antiquar, Bozen.
 Ueberherbst Dr. Carl, Universitätsprofessor, Unterberg-Verlag, Kautschändler.
 Van der Beeck J., Assistent.
 Vilmor Radolf, Berlin.
 Vixner Dr. Redolf, gebildder Medicinalrath und Universitätsprofessor, Ebergszand und Vortragsred. d. deutsch anthr. Ges., sammt Gemahlin und Tochter, Berlin.
 Von der Steinen Carl, Professor, sammt Gemahlin, Berlin.
 Voss Albert, Direktor des kgligl. Messens-Büros.
 Waikner Dr. med. Alfons, sammt Gemahlin, Wagner Adolf, Berlin.
 Wahrmann Sigismund, Dr. med., Wien.
 Walde Dr. P. Adolph, sammt Gemahlin.
 Waldpeter Dr. Wilhelm, gebildder Medicinalrath, Universitätsprofessor, stiftl. Vortragsred. d. deutsch anthr. Ges., Berlin.
 Waldner Dr. Frz., Seldbaha-Consulent.
 Waldner Dr. med. I. Heider, sammt drei Damen.
 Wang Nikolaus, k. u. k. Costeassistent, Wien.
 Weber Leonhard, Dr. med., New-York.
 Wenzler K. v., Leobitz.
 Weissmaier Joh., Oberlehrer, Schatzmeister, sammt Tochter, München.
 Weissner Dr. St., Berlin.
 Werner Dr. Franz, Magistratsrath.
 Wilmer Dr. Andreas, Isichen.
 Wieser Dr. Frz. Ritter v., Universitätsprofessor.
 Wildauer Tobias v., k. k. Hofrath.
 Wildner Dr. Franz, Universitätsprofessor, sammt Gemahlin und Tochter.
 Winkler Dr., Assistent, Advokaten-Konsipient, sammt Gemahlin.
 Winkler Dr. Franz, prakt. Arzt.
 Winkler Dr. Josef, Advokaten-Konsipient, sammt Gemahlin.
 Witt Dr. R., Oberstarzt i. C., Berlin.
 Zakrebanski Dr. August, Universitätsprofessor, Lemberg.
 Zalkowicz Josef Ritter v., Dr. med., mit Gemahlin.
 Zerkh Dr. Arzt, sammt Gemahlin, Görlik.
 Zimmeter Albert, Keatschaler-Steinograph.
 Zingler Dr. Anton, Assistent d. Lehrkanzel für Psychiatrie.
 Zingler Dr. Anton, Universitätsprofessor, sammt Gemahlin.
 Zingirle Dr. Josef, B'isthetiker am archiologischen Institute, Wien.
 Zenz D. A., Kaufmann, Frankfurt a. Main.

Verhandlungen in den gemeinschaftlichen Sitzungen der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft.

Erste gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Eröffnung der Versammlung durch den Präsidenten der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherrn von Andrian. — Begrüßungsrede: Se. Excellenz Herr Statthalter von Tirol Graf F. von Merfeldt; Se. Excellenz Herr Landeshauptmann von Tirol Graf A. von Brandis; Herr Bürgermeister der Stadt Innsbruck Dr. Friedrich Mörsz; Se. Magnificenz Herr Rektor der Universität Innsbruck Professor Dr. E. Ehrendorfer. — Uebergabe des Präsidiums an den Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herrn Geheimrath Dr. Rudolf Virchow. — Wissenschaftliche Verhandlungen: Eröffnungsrede des Herrn Geheimrath Dr. Rud. Virchow. Vortrag des Herrn Hofrath Professor Dr. Toldt: Ueber Somatologie der Tiroler. Vortrag des Herrn Professor Dr. von Wieser: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol.

Der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherr von Andrian eröffnet die Versammlung mit folgenden Worten:

Hochverehrte Versammlung! Die deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft haben sich in dem Gedanken begegnet, die Anregung zu ihrer Gründung, welche vor 25 Jahren von der Naturforscherversammlung zu Innsbruck ausgegangen ist, durch einen gemeinsamen Kongress an der Stelle ihrer geistigen Geburt zu feiern. Nur Wenige von denen, welche mit Hand angelegt haben, als es sich darum handelte, dem jüngsten Sprössling der Naturwissenschaften eine gesonderte Vertretung im wissenschaftlichen Leben zu verschaffen, weilen heute noch in unserer Mitte; Andere, welche damals den Grund zu dem Gebäude mitgelegt haben, durften den Aushau desselben nicht erleben; ihr Andenken wird uns am heutigen Tage schmerzlich lebendig.

Der damals gefasste Beschluss erwies sich als um so folgenreicher, je mehr die deutsche und österreichische Anthropologie beim Beginne ihres Kampfes um's Dasein auf sich selbst angewiesen waren. Trotz mannigfacher, durch staatliche Subventionen nur theilweise gehobener Hindernisse wurden unsere Gesellschaften der Mittelpunkt eifriger und zielbewusster Thätigkeit: sie haben das Interesse für die Anthropologie in die weitesten Kreise unserer Bevölkerung getragen und die Erschliessung der einheimischen Forschungsgebiete angebahnt; aber auch allen weiteren Bestrebungen, mochten dieselben in Sammelthätigkeit und Erforschung fremder Völker oder in Sichtung und genetischer Verwerthung des Beobachtungsmaterials sich äussern, ward seitens unserer Gesellschaften nach Massgabe der verfügbaren Mittel jede Förderung zu Theil. Die von uns gewählte Form der Kooperation, welche die Einzelthätigkeit in allen Richtungen anregt und unterstützt, hat somit einen wesentlichen Antheil an der gedeihlichen Entwicklung der deutschen und österreichischen Anthropologie im verflorrenen Vierteljahrhundert.

Wir können nur wünschen, dass auch die Fernerstehenden aus den bevorstehenden Verhandlungen entnehmen mögen, wie sehr sich die Disziplinen, welche unter dem Begriff „Anthropologie“ zusammengefasst sind, in diesem Zeitraum innerlich gefestigt haben.

Ich selbst möchte nur ganz im allgemeinen auf die wachsende Bedeutung der Anthropologie hinweisen: vor 25 Jahren war die Berechtigung derselben von vielen Seiten leihhaft bestritten, heute beeinflusst sie bereits in sehr fühlbarer Weise selbst die ältesten und ausgebildetsten Geistesdisziplinen. Die Verwerthung des von allen Seiten zusammenströmenden Beobachtungsmaterials bildet heute schon eine breite Basis, auf welcher das Gebäude einer induktiven Soziologie hoffentlich bald wird aufgeführt werden. Die Dienste, welche das Studium des collectiven Menschen der sozialen Wissenschaft und dadurch dem sozialen Leben zu leisten berufen ist, berechtigen uns zu der zuversichtlichen Hoffnung auf eine erhöhte Würdigung unserer Wissenschaft in der Zukunft, welche unter dem Zeichen der sozialen Fragen steht.

Sie sind, hochverehrte Anwesende, zu der heutigen Feier in so grosser Anzahl erschienen, wie wir kaum zu erhoffen wagten. Wir dürfen in Ihrer Mitte hochberühmte auswärtige Vertreter unserer Disziplin erblicken, deren Anwesenheit unserem Kongress erhöhten Glanz verleiht. Die auch bei diesem Anlass uns zu Theil gewordene Theilnahme der hohen Staatsregierung, sowie der Landesbehörden, der gastliche Empfang der Stadt Innsbruck, die Theilnahme der Universität verpflichten uns zu tiefstem Danke. Mögen diese so erfreulichen Kundgebungen uns die Gewähr bieten für Ihre aufrichtige Theilnahme an unsern idealen Zielen. In diesem Sinne erlaube ich mir, Sie herzlich willkommen zu heissen und erkläre ich unsern gemeinsamen Kongress für eröffnet.

Ich bitte nun Seine Excellenz den Herrn Statthalter das Wort zu ergreifen.

Begrüßungsreden.

Seine Excellenz der Herr Statthalter von Tirol
Graf F. von Merveldt:

Geehrte Herren! Im Namen der k. k. Regierung habe ich die Ehre, die zweite gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft achtungsvoll zu begrüßen.

Ich thuo dies zunächst mit dem Ausdruck der Freude, dass das mächtige Band, welches die deutsche Wissenschaft mit der ersten Forschung in Oesterreich zu gemeinsamer Arbeit vereint, in dem Zustandekommen der heutigen Versammlung neue Festigung erfahren hat.

„Wissenschaft ist Macht“, ist oft, besonders von Staatsmännern gesagt worden und die k. k. Regierung hat niemals der Wissenschaft die ehrende Anerkennung versagt, die diesem fortlebenden Worte entspricht, bedürfen doch die Lenker der Staaten zu dem Gebrauche ihrer Macht vor Allem der Macht der Erkenntnis. Gewiss aber muss jede Regierung der Wissenschaft oder vielmehr diesem Ganzen von Disziplinen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, deren Vertreter die heutige Versammlung umfasst, einer Wissenschaft, die das *γνώσις αἰσθητικόν*, das die Weisen aller Zeiten dem Menschengeschlechte zugerufen, im weitesten Umfange zu verwirklichen strebt.

Wenn diese Wissenschaft uns die Lehre vom Menschen bietet, so gewährt sie in der Erschliessung der Kenntnis der menschlichen Natur der Staatskunst die wichtigste und vorlässichste Grundlage. Die Thätigkeit des Staates ist nur dann im Stande, Fortschritte zu machen, wenn sie von stets zunehmender Einsicht in die wirklichen Bedingungen menschlicher Wohlfahrt geleitet ist. Dieso aber ist nur möglich bei eindringlicher Durchforschung aller Beziehungen des menschlichen Seins in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Mag der eine oder der andere Weg noch so weit erscheinen, noch so langsam zum Ziele führen, jeder verdient betreten zu werden, wenn sich auf demselben ein Beitrag erreichen lässt zum Verständnis des Menschen.

So werden Sie mir, geehrte Herren. Glauben schenken, wenn ich als Vertreter der Regierung eines Staates, welcher wie kaum ein anderer nach unbefangener Erforschung aller realen Grundlagen des Volkslebens und des Volkswohles streben muss, Ihre Versammlung auf österreichischem Boden willkommen heisse und Ihren Arbeiten, Ihren Beratungen und Beschlüssen den besten, den fruchtbarsten Erfolg zu wünschen mir erlaube.

Seine Excellenz der Herr Landeshauptmann
von Tirol, Graf A. von Brandis:

Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zur besondern Ehre, im Namen des Landes Tirol die hochgeschätzten Herren aufs freundlichste zu bewillkommen, im Namen eines Landes, welches wie wohl kaum ein zweites auf verhältnissmässig so engem Raume ein so reiches Feld für Ihre wissenschaftlichen Forschungen bieten kann. War ja doch gerade unser Bergland seit den ältesten Zeiten ein beliebter Durchzugspass für die verschiedenen Völkerströmungen zwischen Süd und Nord, zwischen Ost und West, Strömungen, welche nicht verfehlten, die Spuren ihres Daseins zu hinterlassen. Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, zu erforschen, inwiefern diese Spuren in die Gegenwart übererben; es ist aber namentlich für uns jetzt La-bende von höchstem Interesse, einmal mit einiger Zuverlässigkeit zu erfahren, wer unsere Vorfahren in diesem unserem gegenwärtigen Heimathlande, wer unsere Vornamen waren. Die hochansehnliche Versammlung möge daher überzeugt sein, dass kaum irgendwo Ihre wissenschaftlichen Forschungen mit so lebhaftem Interesse verfolgt werden als gerade in unserem Lando Tirol.

Der Herr Bürgermeister der Stadt Innsbruck,
Dr. Friedrich Moerz:

Hochansehnliche Versammlung! Geehrte Damen und Herren! Ich schätze es mir zu hohen Ehre, als Bürgermeister der Landeshauptstadt Innsbruck und Namens derselben den gemeinschaftlichen Kongress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft hier begrüßen zu können. Ich begrüße in dem gemeinschaftlichen Kongress die Vereinigung der Koryphäen der Wissenschaft, jener Männer, welche durch ihre Gelchsamkeit und ihre rastlose, fruehbringende Arbeit dem Wohle der Menschen dienen und die Wissenschaft zu stets höherer Bedeutung bringen. Dass solche Männer in unserer Mitte weilen, muss uns Innsbrucker in ein erhebendes Gefühl versetzen. Allein seine besondere Weihe erhält der heutige Kongress dadurch, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft zugleich ihr 25-jähriges Stiftungsfest feiert und die Wiener anthropologische Gesellschaft nimmt daran so innigen Antheil, dass sie den Besueh gefasst, das Wiegenfest ihrer Schwestergesellschaft mitzufeiern, und diesen Besueh durch die Theilnahme so vieler und hervorragender Mitglieder in glänzender Weise durchgeführt hat. Dass Innsbruck die Geburtstätte einer so illustren Gesellschaft geworden ist, muss uns Innsbrucker mit wahrer Freude und mit Stolz erfüllen. Unsere Stadt, oder nachdem Sie gewohnt sind, in grösseren

reichen Städten Ihre Kongresse abzuhalten, sage ich lieber, unser Städtchen ist nicht gross, aber es ist reich an Schönheiten der Natur; und wenn Sie an dem Festabende, welchen die Stadt Innsbruck ihren illustren Gästen zu geben die Ehre hat, hinaufblicken werden auf die von Freudenfeuern erglänzenden Bergspitzen, wenn Sie unsere Volksweisen aus froher Sänger Kehlen erschallen hören, dann werden Sie eingestehen, dass Innsbruck, das so glücklich ist, die Geburtsstätte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu sein, innigsten Antheil an Ihrem Wiegenfeste nimmt. Was wir unseren illustren Gästen beider Gesellschaften bieten können, ist zwar wenig, aber das Wenige bieten wir von ganzem Herzen, und so gestatten Sie mir, dass ich Namens der Stadt Innsbruck dem gemeinschaftlichen Kongresse der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft aus freudvoller Seele zurufe ein herzlich Willkommen.

Seine Magnifizenz der Herr Rektor der Universität Innsbruck, Professor Dr. E. Ehrendorfer:

Es erbrügt auch mir die ehrende Pflicht, im Namen der Innsbrucker Universität die jubelnde Deutsche und Wiener anthropologische Gesellschaft, sowie sämtliche anwesende Freunde der anthropologischen Forschung auf das wärmste zu begrüssen. Für die Universitas literarum liegt ein besonderer Grund der freudigen Kundgebung darüber vor, dass eine aus bescheidenen Anfängen hervorgegangene, nunmehr zu so hohem Ansehen gelangte wissenschaftliche Körperschaft ihr 25. Gründungsjahr hier in ihrem Geburtsorte feiert. Wir

begrüssen mit Freude die gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft um so mehr, als das Jubiläum der Gesellschaft der österreichischen Fachgenossen mit dem der Deutschen Gesellschaft sehr nahe zusammenfällt. Der Universität in Innsbruck ruft aber auch die Zeit der Stiftung der anthropologischen Gesellschaft eine hochwichtige Begebenheit ins Gedächtniss zurück. In jener 43. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, welche vor 25 Jahren in Innsbruck getagt und zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft geführt hatte, konnte bei seiner festlichen Ansprache der damalige Statthalter von Tirol, Freiherr von Lasser, die freudige Mittheilung machen, dass die Wiederherstellung der medicinischen Facultät in Innsbruck in kurzem bevorstehe. Unzweifelhaft war die Wahl des Ortes für die Naturforscherversammlung, welche zu jener Zeit auf Innsbruck fiel, von wesentlich förderndem Einfluss an den Gang der Verhandlungen, welche zur Wiederherstellung der medicinischen Facultät an hiesiger Universität rasch und entscheidend zu einem günstigen Resultate geführt haben. So begleitet denn unsere, an der Südgrenze deutschen Bodens thatkräftig wirkende Universität Ihr schönes Stiftungsfest und Ihre Verhandlungen mit freudigtheilnehmenden Gefühlen und drückt den Wunsch aus, es mögen Ihre Arbeiten zum Segen für die Interessen der Wissenschaft und der Menschheit immer erfolgreicher sich erweisen.

Freiherr von Andrian übergab nun an Herrn R. Virchow das Präsidium.

Wissenschaftliche Verhandlungen.

Ehren-Präsident und Vorsitzender der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr R. Virchow-Berlin:

Eröffnungsgespräch. Es gereicht mir zu einer besonderen Freude, dass es mir, einem der wenigen Ueberlebenden der Gründungszeit der anthropologischen Gesellschaft, möglich ist, noch in einigermaßen lebenskräftigem Zustande mich an dieser Versammlung zu betheiligen. Von den Herren, welche vor 25 Jahren von der anthropologischen Section der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hier in Innsbruck beauftragt wurden, den Auftrag zur Gründung einer solchen Gesellschaft zu erlassen, sind meines Wissens anser mir nur zwei noch am Leben, Herr Karl Vogt und Graf Ensenberg, ein Kind dieses Landes, von dem wir hoffen, ihn noch hier zu sehen, und der damals als Schriftführer der Section den Verhandlungen beizuhilfen. Wir hatten das Vergnügen, ihn in Wien wiederzusehen, als es sich um die 20jährige Feier handelte.

Die Entschliessung von 1869, welche in der That recht folgschwer geworden ist, war hervorgerufen

1) Nachträglich wurde ermittelt, dass auch Professor Piehler noch unter den Lebenden weilte.

durch eine Reihe von grossen Veränderungen in den Anschauungen der Gelehrtenwelt Europas, die sich im Laufe des letzten Decenniums vorher vollzogen und ihren äusseren Ausdruck gefunden hatten in der Gründung der internationalen prähistorischen Kongresse. Diese Kongresse, welche zuerst in der Schweiz und in Italien abgehalten wurden, erreichten ihre grösste Bedeutung hauptsächlich von dem Augenblicke an, wo nacheinander Paris, Bologna und endlich Kopenhagen die Sitze dieser Versammlungen wurden. Von den internationalen Kongressen aus ist jene grosse Revolution der Anschauungen hinaus getragen worden, welche seitdem die ganze Welt erobert haben, bis und da etwas weite Wogen schlagend, anderswo etwas scheidender auftretend, aber doch so, dass es wohl kaum einen Platz auf der Erde gibt, an dem noch civilisirte Menschen leben, wo man nicht einigermaßen Kenntniss genommen hat von diesen Veränderungen. Die internationalen Kongresse basirten in erster Linie auf ein paar grossen und die Wissenschaft bis in ihren Grund erschütternden thatsächlichen Beobachtungen. Die eine derselben bezog sich auf das Alter des Menschen und auf seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Erde überhaupt; es waren das die Beobachtungen, die zuerst durch den französischen Gelehrten Boucher

de Perthes in der Nähe von Abbeville bei Amiens gemacht worden, der in Erdschichten, welche man bis dahin als vollständig unberührt von dem Menschen betrachtet hatte, Produkte menschlicher Thätigkeit nachwies. Es handelte sich nicht um Funde, welche etwa dem Menschen jener Zeit unmittelbar darlegten; man fand weder einen ganzen Menschen, noch seine Knochen, sondern nur allerlei — wie man bei wohlwollender Bezeichnung sagt — Artefakte, — die bescheidenen Leute haben sich neuerlich daran gewöhnt zu sagen Manufakte, — die von menschlicher Hand gefertigt innerhalb von Erdschichten lagen, die in späterer Zeit unmöglich von Menschen gerührt sein konnten, welche also dahin gekommen sein mussten, als diese Erdschichten angehäuft worden, als nach und nach durch Wasserbewegung die Ablagerungen erfolgten, welche jetzt an den Abhängen der Strombetten zu Tage liegen. Anfanglich lebhaft bekämpft und bezweifelt, wurden diese Funde bald im Gegentheil übertrieben, so dass alles Mögliche für Arte- und Manufakte genommen wurde, wie namentlich Silexstücke, die gelegentlich die bizarren Formen darboten und leicht als Thiergestalten und sogar als Menschengestalten gedeutet werden können. Das hat allmählich abgestreift werden müssen; wir haben mit voller Sicherheit und im Augenblick, glaube ich, unzweifelhaft, die Überzeugung gewonnen, dass die Feuerstein von Menschen bearbeitet sein mussten, dass sie somit Zeugnisse ablegten für die Existenz des Menschen in jener Zeit. Er war das immerhin nur ein indirekter Beweis, aber er ist für wissenschaftliche Anforderungen ausreichend. Damit war ein Dogma erschüttert, welches nicht bloss auf religiöse Ueberlieferungen gegründet war, sondern auch in der wissenschaftlichen Auffassung bis dahin als unerschütterlich gegolten hatte, nämlich dass der Mensch erst entstanden, geschaffen sei, als die Erde im Wesentlichen ihre gegenwärtige Gestalt angenommen hatte. Wenn das richtig war, was man an der Somme fand und was auch an vielen anderen Orten bestätigt wurde, so war es klar, dass der Mensch existirt haben musste zu einer Zeit, als die Oberfläche der Erde noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt erlangt hatte.

Die zweite bahnbrechende Beobachtung, welche auf einem ganz anderen Gebiete lag, aber welche in gleich entscheidender Weise auf die Meinungen der Zeitgenossen eingewirkt hat, war die Entdeckung der Schweizer Pfahlbauten, von der Sie alle wissen. Als bei Gelegenheit einer grossen Dürre, welche das Wasser der Schweizer Seen tief senkte, im Zürcher See, auf dem blossgelegten Seeboden, Pfähle zum Vorschein kamen, als man neben und zwischen diesen Pfählen eine Masse menschlicher Erzeugnisse, nicht mehr bloss Manufakte, sondern wirkliche Artefakte fand, als man fragte, woher sind sie gekommen, welchem Volke können sie angehört haben, da ergab sich, dass keine Möglichkeit vorhanden war, sie mit einem historischen Volke in Zusammenhang zu bringen, da kam man an dem Grenzpunkte an, wo die überlieferte Geschichte, das, was man bis dahin als die Grenze menschlichen Wissens betrachtet hatte, unzureichend wurde; man musste hinausgehen über die Geschichte und so entstand die Prähistorie.

Die Prähistorie beschäftigt sich und hat sich seitdem damit beschäftigt, zu ermitteln, wie der Mensch gewesen ist, ob etwas über ihn geschrieben wurde, ehe die Ueberlieferung begann, ehe die Meinungen sich bildeten, die unter uns kurs hatten.

Nun darf ich vielleicht hier einschalten, es ist dann längere Zeit hindurch hin und her gestritten

worden, und gelegentlich tritt dieser Streit wieder hervor, wo denn nun eigentlich die Grenze der Prähistorie liege. Da es immer Leute gibt, die auch den Punkt über dem ich ganz genau und scharf ausgeprägt haben wollen, so fehlt die Frage auch nicht, welches ist das Jahr oder wenigstens das Jahrhundert, wo die Prähistorie abschliesst und wo die Prähistorie anfängt. Wir in Deutschland haben uns daran gewöhnt, die Sache ganz objektiv zu nehmen, ohne irgend eine dogmatische Voraussetzung. Wir fangen die Prähistorie rückwärts zu betrachten an, von dem Augenblick an, wo wir über die betreffende Stelle keine historischen Nachrichten mehr haben. Es ist also für jeden einzelnen Punkt der Erde, für jedes Volk die Dauer der Prähistorie verschieden, gerade so wie es übrigens in der gewöhnlichen Geschichte auch geschieht. Denn es wird niemand erfüllen, etwa die österreichische Geschichte von demselben Augenblicke anzufangen, wo die assyrische Geschichte anfängt, und ebensowenig wird jemand aus dem Aufhören der assyrischen Geschichte schliessen wollen, dass in anderen Theilen der Welt die Geschichte um dieselbe Zeit auch aufgehört habe. Jedes Volk hat seine Geschichte und auch seine Vorgeschichte. In Wirklichkeit reicht die Vorgeschichte je nach den besonderen Umständen, um die es sich handelt, ziemlich nahe an uns heran; ja es kommt der sonderbare Fall nicht sehr selten vor, dass für dasselbe Gebiet und für dasselbe Volk eine geschichtliche Periode vorhanden ist und dass dann die Geschichte mit einem Male wieder aufhört, das Buch wird zugemacht, und erst nach einer kürzeren oder längeren Zeit beginnt sie wieder. Da wird die Geschichte durch einen prähistorischen Zwischenraum unterbrochen, ich will kurz daran erinnern, dass die Portugiesen, als sie ihre Entdeckungen in Afrika machten, am Kongo ein grosses, wohl organisiertes Königreich trafen. Mit dem traten sie in Beziehungen, commerciale und politische; ein Gesandter von Kongo staute kam nach Lissabon; er starb schliesslich in Rom, sein Monument ist noch heutigen Tages in Rom zu sehen. Dann kamen die europäischen Wirren, Portugal verlor allmählich seine seemächtige Stellung so gut wie seine landmächtige, es wurde allmählich ein armer Land, das nach aussen hin nichts mehr Besonderes leisten konnte, das Kongogebiet schied aus allen Beziehungen zu Portugal aus und wurde für lange unzugänglich für die Kaperer. Ja es kam eine Zeit, wo der Kongo vollständig prähistorisch geworden war, so prähistorisch, dass er selbst erst in unserer Zeit wieder entdeckt werden musste und dass man nicht mehr im Stande ist, durch anderweitige Forschungen diese Lücke in der Geschichte auszufüllen. Also eine Periode der historischen Unwissenheit, die auf ein paar Jahrhunderte sich ausdehnt, tritt fast plötzlich ein.

Bei uns ist es ganz ebenso gegangen. Die ersten sicheren Nachrichten über die Länder, aus denen sich die beiden Gesellschaften rekrutiren, verdrängen wir den Römern. Die römische Herrschaft ist ziemlich tief in diese Länder eingedrungen, sie hat das ganze grosse Gebiet längs des Rheins und der Donau eingenommen, sie ist an vielen Stellen darüber hinausgegangen, obwohl nicht gerade allzuweit, vielfache Beziehungen mit den eingebornen Stämmen sind eröffnet worden; wir treffen die Spuren römischen Einflusses bis nach Norwegen und Schweden und in die baltischen Ostseeprovinzen hinauf; bei uns in Norddeutschland sind sie sehr zahlreich. Wir wissen auch Einiges von dem, was damals in jenen Gegenden war, durch die römischen Autoren. Namen treten plötzlich

hervor, die dann wieder verschwinden. Ich erinnere daran, dass zur Zeit des Kaisers Augustus bei uns in der Mark Brandenburg bezeugtermaßen ein sehr mächtiger Stamm wohnte, die Semnonen, die weit und breit sehr angesehen waren; sie scheinen sich nördlich irgendwohin in Bewegung gesetzt zu haben, aber ihre Spur ist gänzlich verloren, niemand weiß, wo sie geblieben sind, welchen Weg sie genommen haben. Der Name erscheint bei uns kurze Zeit, nachdem die Römer aus Norddeutschland verschwunden waren, zum letztenmale. Dann entsetzt für die Mark Brandenburg und die Lanitz eine lange Pause, die wenigstens 6 Jahrhunderte gedauert hat, ehe wir wieder einigermassen festen Boden unter den Füßen haben. Nun würde es ja sehr sonderbar sein, wenn wir diese Zeit nicht prähistorisch nennen wollten; historisch ist sie unabweiflich nicht. Denn der bloße Umstand, dass auf dem Monument des Augustus in Ancyra nicht bloss Augustus genannt ist, sondern auch eine Gesandtschaft der Semnonen, die an ihn nach Rom geschickt wurde, genügt noch nicht, um aus den Semnonen ein im engeren Sinne historisches Volk zu machen. Dass sie da waren, wissen wir gerade so gut, wie wir jetzt von vielen centralafrikanischen Völkern die Namen kennen, aber gar nichts weiter; es werden von da viele Namen berichtet, die gar nicht registriert werden, aber mit denen man nichts anfangen kann. Also ich sage und ich glaube, es ist die Meinung aller derer, die gegenwärtig wenigstens in unserem Lande mit thätig sind: die Geschichte beginnt da, wo wirklich geschichtliche Dokumente über die Menschen und ihre Handlungen vorhanden sind; vor dieser Zeit ist unser Gebiet, das der Prähistorie.

Es resultirt daraus eine eigenthümliche Schwierigkeit, die nicht, wenn ich sie in ihrem Grunde auseinanderzusetzen sollte, sehr weit führen würde, nämlich ein gewisses eiferächtiges Verhältnis, in dem unsere Wissenschaft seit ihrer Gründung mit der sogenannten klassischen Archäologie sich befinden hat. Wir können mit den Philologen noch immer nicht zu einem intimen Verhältnis kommen, nicht als ob wir nicht den Wunsch hätten, der starken Hilfe der klassischen Philologie in jeder Weise aus zu bedienen, sondern weil wir nicht verzichten können darauf, diejenigen Dinge, die wir auf unserem Wege finden, auch zunächst von unserem Standpunkte aus bearbeiten und nicht sagen zu zu fragen; ist nicht vielleicht irgend ein alter Schriftsteller vorhanden, aus dem man durch eine Reihe von Combinationen schliessen könnte, dass schon damals von diesen Dingen etwas bekannt war? Wenn sich das hinterher herausstellt, so ist es für uns immer sehr angenehm. Wir haben solche Belehrung niemals zurückgewiesen, aber wir können nicht damit anfangen. Denn in der Mehrzahl von Fällen sind die Dinge, welche die Alten erwähnen, so dunkel, so wenig genau bezeichnet, dass man, selbst wo von solcherart ganz bekannten Gegenständen die Rede ist, nicht herausbringen kann, was es eigentlich war. Ich will nur erinnern an die vielen Erörterungen, welche über die sogenannte Framae stattgefunden haben, ein Werkzeug, welches von den römischen Schriftstellern erwähnt wird, dessen die Germanen sich bedient haben sollen, von dem jedoch Niemand mit Sicherheit sagen kann, was es eigentlich war. Es wäre sehr angenehm, wenn man das wüsste; indess ich darf es vielleicht versatworten, zu sagen, dass unser Herz nicht bricht, wenn man nicht herausbringt, welcher von den Gegenständen, die man in alten Gräbern findet, einmal Framae genannt worden ist. Ich will beispielsweise einmal

annehmen, es wäre jenes sonderbare Gerath gewesen, das man bei uns, vorzugsweise im Norden, Celt nennt und das in Oesterreich gewöhnlich Kelt genannt wird, — eine Different, die uns wohl auch nicht zu Tode finden machen wird —, also ich will annehmen, das wäre die alte Frama gewesen, — ich behaupte das jedoch nicht, aber es ist Manches dafür gesagt worden, — so lässt sich das doch nicht beweisen. Wir wissen eben nicht, wie der Celt bei den Römern genannt worden ist, und daher können leicht zwei unbekannte Geräthe in einen Begriff zusammengeschmolzen werden. Es kommt aber sehr wenig darauf an; worauf es ankommt, ist das, dass wir Namen haben, welche die gemeinsten Gegenstände so genau und deutlich bezeichnen, dass man sofort weiss, wovon die Rede ist. Wenn jemand aber einen noch besseren Namen weiss, so fügen wir uns auch, wir hängen nicht an dem blossen Namen. Ebensoviele können wir uns die positive Kenntniss, die wir der unmittelbaren Prüfung des Gegenstandes entnehmen, verkümmern lassen durch eine bloss philologische Auseinandersetzung. Das will ich offen aussprechen. Im übrigen erkennen wir mit Vergnügen an, dass jede aus der Kenntniss der Schriftsteller unmittelbar entnommene Thatsache für uns ausserordentlich grossen Werth hat, und wir benötigen dieselbe öftersmal als das Material, aus dem wir die Richtigkeit des Weges abmessen, den wir selbst gehen.

Ich möchte bei der Gelegenheit darauf hinweisen, dass das Alterthum, welches den Herpagan an sich viel näher lag als wir, manche Traditionen uns überliefert hat, die, wenn wir sie in die Sprache der heutigen Zeit übersetzen, ungefähr das Nämliche ausdrücken, was auch wir für richtig halten. Wenn Sie z. B. die Erörterungen, welche Lucian über die Zeitalter angestellt hat, mit dem verglichen, was ein heutiger Lehrer der Anthropologie aus hietes, so sieht es ja manchmal so aus, als hätte er den Lucian abgeschrieben. Was da gesagt ist über Stein, Kupfer und sonstige Metalle, trifft in der That in vielen Beziehungen zu, es ist ein sehr glückliches Zusammenreffen. Aber wenn wir als Prähistoriker auf Lucian als auf einen Zeugen aus herufen wollten, der genau angeben könnte, wie es in vorgeschichtlicher Zeit zugegangen ist, so darf ich wohl voraussetzen, dass Sie alle mit mir einverstanden sind, wenn ich sage, wir würden in sehr bösen Verhältnissen gelangen, wir würden oft die grössten Misgriffe machen, aus dem was wir ja nur Spekulation. Man sah sich den Menschen an, was er machte, stellte sich vor, wie das wohl gelernt sein könnte, und kam dann von selbst auf den Gedanken, dass es ursprünglich kein bearbeitetes Metall geben konnte, was die Menschen in so niedriger Zustände der Kultur oder richtiger der Unkultur benutzten, dass sie also etwas anderes nehmen mussten, was sich ihnen darbot. Dass dies Stein sein musste, liegt in der Natur der Dinge, und dass man nachher gefunden hat, dass wirklich das Steinalter den Anfang der menschlichen Kultur bildet, ist kein Beweis dafür, dass Lucian das wusste, sondern nur, dass er ein scharfsinniger Mann war, der sich das ausdenken konnte. Ich habe dieses Beispiel hauptsächlich gewählt, um noch einmal hervorzuheben, dass Jemand auf dem Wege theoretischer Erörterung, blosser Spekulation, auch wenn die Spekulation nicht ausgeht von thatsächlichen Verhältnissen, zu einer Art von Wahrheit gelangen kann, für die freilich die unmittelbare thatsächliche Probe von ihm nicht geliefert wird und die auch nicht aus der unmittelbaren Beobachtung hervorgegangen ist. Ich werde gleich nachher auf diesen Punkt

noch kurz zurückkommen. Ich hatte nur geglaubt, da wir über das Wesen der Prähistorie handeln, diese allgemeinen Bemerkungen über ihre Stellung und Bedeutung hervorheben zu müssen. Ich kehre jetzt zu dem unterbrochenen Gedankengange zurück.

Während also die Beobachtungen über das Vorkommen von menschlichen Manfakten in diluvialen Erdschichten den Beweis führten, dass der Mensch schon existirt hat, als die Erdoberfläche noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt angenommen hatte, und während die Prähistorie hervorgeht aus der Erwägung darüber, welchem Volke etwa die Pfahlbauten angehört haben könnten, so kam als ein drittes Moment, welches die menschliche Meinungswelt aufs tiefste erschütterte, der Darwinismus hinzu, der gerade in jene Periode hineinfällt. Bei dem Darwinismus brauche ich wohl nicht lange zu verweilen. Sie wissen alle, wenigstens im Allgemeinen, was damit gemeint ist. Indes muss ich doch eine Restriktion machen. Darwin hat in seiner berühmten Arbeit „Ueber den Ursprung der Arten“ eine Reihe positiver Thatsachen mitgeteilt, welche vorzugsweise hervorgegangen waren aus den Beobachtungen, die man bei der Domestikation der Thiere und zum Theil auch der Pflanzen gemacht hatte. Das waren positive Thatsachen, welche darthäten, dass gewisse Thiere und Pflanzen, welche man damals genougt war, als besondere Arten aufzufassen, in einander übergehen oder übergeführt werden können, also dass etwas, was man für eine besondere Art hielt, zu einer anderen Art werden kann. Darauf baute sich dann mehr und mehr, namentlich bei den Nachfolgern von Darwin, die Vorstellung auf, welche man nachher mit „Darwinismus“ bezeichnet hat, dass überhaupt eine Umwandlung, eine Transformation nicht bloss von Arten, sondern auch von Gattungen und schliesslich von ganzen Thierklassen in einander stattfinden könne. Die Frage in dieser Allgemeinheit berührt uns in der Anthropologie nicht; wir können gelegentlich einmal Erfahrungen aus der Pflanzen- oder Thierwelt, welche sich auf transformatische Erscheinungen beziehen, zu Hilfe nehmen für die Erklärung gewisser Einzelheiten beim Menschen, indes entscheidend sind sie an sich niemals, sie müssen immer erst durch entsprechende Beobachtungen am Menschen gedeckt werden. Darwin enthielt sich, wie bekannt ist, anfänglich der speziellen Anwendung seiner Erfahrungen auf den Menschen, er wurde erst durch seine Anhänger und Freunde dahin gedrängt, und er ist allerdings aus dem Leben geschieden mit einem Rekenntniss, welches wesentlich verschieden war von dem, was er ursprünglich gelehrt hatte.

Seit jener Zeit ist sehr viel geforscht worden in diesem Sinne, und die Angaben, die wir gegenwärtig zu verfolgen haben, liegen zum grossen Theil auf diesem Gebiete. Sie zerlegen sich in zwei Hauptkategorien:

Die eine ist die Frage, wie der Mensch überhaupt entstanden ist, die Frage, woher er ist gekommen, jene Frage, die, um an die Gedanken unseres Herrn Vorsitzenden anzuknüpfen, für die sittliche Auffassung des Menschen von entscheidender Bedeutung ist, und die schliesslich, wie sich nicht leugnen lässt, auf die ganze soziale Bewegung der Zeit eine starke Einwirkung ausüben muss. Diese Frage des Woher, die, für das ganze Menschengeschlecht gestellt, eine weit über unsere gegenwärtigen Erfahrungen hinausgehende Lösung sucht, hat man bekanntlich auch lösen zu können geglaubt auf dem Wege, den ich vorher andeutete, nämlich auf dem Wege der

Spekulation. Auf diesem Wege ist man zu der Affentheorie gekommen; man hätte ebensougt zu anderen thermorphischen Theorien kommen können, z. B. zu einer Elephantentheorie oder zu einer Schafentheorie. Denn es ist nicht zu leugnen, dass der Mensch mit allen diesen Wesen gewisse Beziehungen hat, und wenn man sich darauf verweist und alle Freiheiten der Aehnlichkeit heransucht, so findet man bald hier, bald da eine Aehnlichkeit. Aber es galt eine Zeit lang als ein Zeichen seines freien Geistes, dass wir gerade vom Affen abstammen müssten, eine Behauptung, die der Prähistorie in der That anzuweilen recht starken Schaden bereitet hat und von der ich nicht behaupten kann, dass sie einen wesentlichen Nutzen gebracht hätte. Aber als wir hier vor 25 Jahren angingen, — obwohl es nicht genau auf's Datum stimmt, denn der Aufruf ist datirt vom 25. September 1869, — vor 25 Jahren war dies doch die Frage, die in erster Linie im Vordergrund zu stehen schien und welche uns dann auch in der nächsten Zeit in hohem Masse beschäftigt hat. Ich darf wohl in dieser Beziehung bemerken, dass bis jetzt noch kein Affe entdeckt worden ist, der als der eigentliche Urvater betrachtet werden könnte, auch kein Halbaffe. Denn in neuerer Zeit hat man, nachdem man die Affen vergebens durchgesehen hatte, die Aufmerksamkeit den Halbaffen angewandt, die sehr sonderbare Eigenschaften besitzen und sehr mannichfaltige Schlussfolgerungen gestatten. Aber auch damit ist man nicht zu stande gekommen, und diejenigen, welche sehr gerne vom Affen abstammen möchten, richten ihre Zuversicht auf kommende geologische Entdeckungen, welche diesen Urvater einmal an's Licht bringen würden. Darüber lässt sich weder positiv noch negativ urtheilen und ich darf wohl sagen, dass die heutige Anthropologie im Grossen und Ganzen sich mit dieser Frage recht wenig beschäftigt; dieselbe steht nicht mehr im Vordergrund der Forschung. In dem Augenblicke, wo solch' ein Urvater wirklich gefunden würde, wäre er sicherlich von allen Seiten mit der grössten Anerkennung empfangen werden; aber da er nicht da ist, machen wir etwas anderes und dieses andere besieht sich eben auf die wirkliche, aktuelle Welt, auf das, was wir vor uns haben. Wenn wir aber die aktuellen Menschen vornehmen, so kommen wir alshald auf die Rassen n. Denn wenn wir von dem einzelnen Menschen herausbringen wollen, woher kommt er eigentlich, so betrachten wir seine nächste Umgebung, seine Familie, seinen Stamm n. s. w., und wir kommen schliesslich auf jene grösseren „Gattungen“, die man Rassen nennt. Es ist also die Rassenfrage die eigentlich dominirende.

Auch die Rassen hat man häufig sehr einfach gehalten. Es gibt viele Leute, die überseugt sind, dass wenn z. B. Tiroler nach dem Kongo anwanderten, sie einige Jahrhunderte später nur schwarze Nachkommen hinterlassen würden, weil die Sonne sie allmählich so schwarz gebrannt haben würde, dass sie den Afrikanern gleich sehen müssten. No gibt es viele Gelehrte, die nicht das geringste Bedenken tragen, die Neger aus Asien abzuleiten. Wir haben erst vor kurzem den Tod eines sehr genauen Sprechforschers, Schloicher, zu beklagen gehabt, der die Uebersetzung hatte, dass die ganze afrikanische Gesellschaft über die Landsee von Suez in Afrika eingewandert sei und die einzelnen Stämme daselbst Ehen unter einander geschlossen hätten, bis das deutsche Völkergemisch zu Stande gekommen sei. Dabei wird vorausgesetzt, dass die besondern Eigenschaften der Neger allmählich auf dem sehr gemischten Boden und unter der sehr heissen Sonne Afrika's sich

entwickelt hätten. Theoretisch läßt sich vieles dafür sagen. Wenn jemand, der den Winter über im Studierzimmer gesessen hat, im Frühling auf die Berge steigt, den Hut abnimmt und sich recht von der Sonne beschienen läßt, so kann er sicher darauf rechnen, dass er eine starke Pigmentierung der Haut erfahren wird, namentlich an allen entblößten Körpertheilen; das kann in der That so weit gehen, dass eine starke Annäherung an die gefärbten Rassen zu Stande kommt. Indes derselbe Mann braucht nur wieder nach Hause zu gehen und wieder einen Winter ohnmächtig so blasse er abblüht wieder ab, und es ist nie beobachtet worden, dass wenn ein solcher Kinder bekam, sie etwa eine braune, gelbe oder gar schwärzliche Färbung der Haut oder gar der Haare gehabt hätten, sondern es werden immer wieder weisse Kinder erzeugt. Ob es möglich ist, dass aus ungefärbten oder schwach gefärbten Stämmen — ganz ungefärbt ist ja Niemand — wie man kurzweg sagt, farbige Stämme durch bloße Einwirkung des Bodens, des Klimas u. s. w. hervorgehen können, darüber fehlt uns jeder bestimmte, exakte Nachweis und jedes Beispiel. Ich muss gleich von vornherein sagen, dass, soweit meine Kenntniss reicht, ich ganz ausser Stande bin, zu entscheiden, ob der ursprüngliche Mensch schwarz war und erst die späteren Menschen durch Erblässen weiss geworden sind oder ob umgekehrt die ersten Menschen weiss waren und erst ihre Nachkommen unter besonderen Umständen schwarz geworden sind. Es ist bekannt, dass beide Meinungen sich immerfort im Wirbel umdrehen, und dass sie auch in den religiösen Überlieferungen eine gewisse Stütze finden, ja zum Theil bis auf bestimmte Namen zurückgeführt werden; aber leider können wir für beide Lehren nichts anführen. Es ist noch nie der positive Beweis geliefert worden, dass von weissen Eltern unter irgendwelchen Umständen eine schwarze Nachkommenschaft hervorgegangen sei, ebensowenig wie jemals Neger, die etwa auf europäischen Boden kamen, aus schwarzen Ehen eine weisse Nachkommenschaft geliefert hätten. Etwas ist immer wieder die Ererblichkeit, die uns entgegentritt, und das ist bekanntlich auch das Element, mit dem Darwin am stärksten gearbeitet hat. Die Bedeutung derselben erkennen auch wir vollkommen an.

Wollen wir die Frage der Entstehung wissenschaftlich erörtern, so darf ich wohl nach dieser Einleitung sagen, sie kann nur gelöst werden durch direkte Beobachtung. Man kann noch so viel darüber spekuliren, noch so viel finden, dieses und jenes komme ja gelegentlich vor, z. B. dass ein Weisser durch irgendwelche Umstände schwarz wird, — das pflegen wir aber als Krankheit zu betrachten, als pathologisch; — umgekehrt kommt es nicht selten vor, dass ein Neger fleckig wird, und wenn er fleckig geworden ist, so kann er auch ganz und gar weiss werden. Es gibt also eine Melasma von Weissen und es gibt eine Leukopathie von Schwarzen; beide sind pathologische Ereignisse, beide betrachten wir nicht als die Grundlage für Rassenbildung. Ob es jemals gelingen wird, diese Umbildung für ganze Völker oder Stämme nachzuweisen und zu zeigen, dass von solchen Anfängen aus eine grosse Nachkommenschaft ererbt werden kann, muss dahingestellt bleiben. Sollte es tatsächlich nachgewiesen werden, so muss es die Wissenschaft natürlich annehmen; im gegenwärtigen Augenblick können wir es nicht annehmen. Ich betone den grossen Unterschied, der besteht zwischen einem pathologischen Ereigniss und einem Ereigniss der definitiven Umwandlung, des Transformismus. Der darwinische Trans-

formismus setzt voraus oder sollte voraussetzen, dass, was nach einer pathologischen Umwandlung weiter geschieht, im wesentlichen so vollstätt, dass daraus ein physiologisches Verhältnis wird, also das, was wir typisch nennen. Er knüpft nämlich immer an diese physiologische Betrachtung an; der typische Körper soll ein physiologisch vollständiger und perfekter sein, während der pathologische aus immer als etwas Unvollkommenes, Defektes, etwas gegen die Regel Gerichtetes erscheint. Das kann man im allgemeinen anerkennen; aber ich glaube gerade in diesem Punkte doch hervorheben zu müssen die etwas abweichende Vorstellung, welche ich selbst hege und die ich seit längerer Zeit schon nicht bemähe, auch in die Kreise der Physiologen einzuführen, was mir nicht gerade sehr weit gelungen ist.

Ich bin nämlich der Meinung, — es ist das nur Spekulation, ich begegne mich hier also mit den Darwinisten — ich bin der Meinung, dass eine Transformation, eine Metaplasie, also eine Umbildung aus einer Art in eine andere, gleichviel ob einzelnere Thiere und Pflanzen oder einzelnere Organe oder Gewebe derselben, unmöglich eintreten kann ohne Anomalie; denn wenn keine Anomalie eintreite, so würde ja dieses neue und abweichende Ereigniss unmöglich sein. Es muss also die bis dahin bestehende physiologische Norm verhandert werden, und das kann man nicht gut anders nennen als eine Anomalie. Eine Anomalie hiess aber in alten Zeiten *νόσος*, und in diesem Sinne ist für mich jede Abweichung von der Norm ein pathologisches Ereigniss. Haben wir ein solches pathologisches Ereigniss festgestellt, so führt uns dasselbe sofort dahin, zu untersuchen, welches Pathos es ist, das die eigentlich veranlassende Ursache war. Wenn man von Transformismus spricht, so überlegen die meisten gar nicht, dass dazu jedesmal eine Ursache gehört. „Es kommt von selbst“, sagt man, „es macht sich ganz von selbst, spontan“. Diese Denkweise widerspricht dem Gewissen eines Pathologen. Das ist ein untherapeutisches Hinderniss für die Pathologie. Für sie gibt es überhaupt nichts Spontanes, sie verlangt für jedes Ding eine Ursache und zwar eine demonstrable Ursache, nicht bloss eine angedachte, sondern eine wirkliche, nachgewiesene. Das ist unsere Aetiologie, unsere berühmte Aetiologie, die im Augenblick in der Hygiene so grosse Erfolge erzielt. Die Aetiologie braucht palpable Objekte. Das Räsonniren hat für sie aufgehört; sie muss ihre Dinge zeigen, beweisen oder wenigstens durch gute Zeichen die Existenz derselben nachweisen können. Nun kann z. B. eine äussere Gewalt, oder eine chemische Substanz, oder ein physikalisches Agens oder was sonst die erste Ursache sein, dass in dem normalen Zustand des Körpers eine Veränderung, eine Anomalie (*νόσος*) eintritt. Diese Anomalie kann unter Umständen erblieh werden und dann kann sie die Grundlage werden zunächst für gewisse kleine erbliche Eigenschaften, die sich in einer Familie fortsetzen; sie gehören an sich in die Pathologie, wiewohl sie weiter keinen Schaden bringen. Denn ich muss bemerken: pathologisch heisst nicht schädlich, es ist nicht eine Krankheit, welche damit bezeichnet wird; die Krankheit hiess griechisch *νόσος*, und das, was das Kranke betrifft, Nosologie. Das Pathologische kann unter Umständen auch Vortheil bringen. Das Objekt der Pathologie heisst Anomalie; wird das Pathologische aber erblieh, so gibt es besondere Familieneigenenthümlichkeiten, und wir kommen dann von einer ersten Abweichung, welche als eine individuelle Variation erscheint, in die erbliche Variation hinein und

damit in die Möglichkeit, dass aus der Familie ein Stamm und aus dem Stamm ein Volk und aus dem Volk eine Rasse hervorgeht; es kommt nur auf die Multiplikation an, nicht mehr auf die Sache. Diese Frage der Multiplikation eines ursprünglichen anomalen Zustandes, eines ursprünglichen anomalen Verhältnisses beherrscht die ganze Rassenfrage und führt immer von neuem darauf zurück, für jede neue Rasse anzugeben, wo sie hergekomen ist und wie es angegangen sein kann, dass sie sich so gestaltet hat.

Wir wissen nun seit langer Zeit, dass, wenn eine solche Anomalie eintritt, wie es bei Thieren sehr häufig der Fall ist, auch bei höheren Thieren, dann die Nachkommenschaft einmal wieder zurückschlagen kann in das alte physiologische Verhältniss. Dann kann dieses zurückgeschlagene Thier den Anfang bilden für eine neue Reihe, die sich wieder physiologisch entwickelt und von der nächst vorhergehenden verschieden ist. Dieses Zurückschlagen hat Darwin sehr genau verfolgt, er hat dafür den schon früher bestehenden, aber nicht so genau präzisirten Namen des „Atavismus“ wieder belebt. Wir haben damit durchaus zu rechnen. Wo wir in einer bestimmten Rasse dergleichen Atavismen finden, namentlich wo sie häufiger vorkommen, da werden wir allerdings dadurch berechtigt werden, die Frage aufzuwerfen: ist nicht dieser Atavismus ein Beweis, dass die Rasse entstanden ist aus einer ursprünglich so gearteten Art von Lebewesen, wie sie die atavistische Erscheinung uns zeigt. Also wenn z. B. ein Neger Kinder erzeugte, welche durchaus weiss und glatt-haarig sind mit einer Form der Nase, des Mundes oder der Ohren behaftet wären, die der weissen Rasse entsprechen, so würde das die Frage nahe legen, ob das nicht Atavismus sei; aber das ist nie, weder bei Weissen, noch bei Schwarzen gesehen worden. Der Atavismus bewegt sich vorläufig in sehr engen Grenzen, d. h. er reproduziert nichts anderes, als was innerhalb der Artgrenze für den Menschen gegeben ist.

Ich spreche jetzt von Menschen, und wenn das in Beziehung auf manche Punkte auch sehr ungewöhnlich erscheint, so muss man doch berücksichtigen, dass es nicht äussere Grenzen sind, welche vom Anfang an der menschlichen Wesenheit gegeben sind. Nehmen wir z. B. die Frage der geschwänzten Menschen, welche zum Schrecken mancher zivilisirter Personen sich immer wieder neu erhebt. Sie hat für den Naturforscher sehr verloren an Interesse und an erschütternder Wirkung, seitdem nachgewiesen ist, dass jeder Mensch einmal ein Schwänzlein hatte; in der ersten embryonalen Entwicklung trägt eben jeder Mensch ein Schwänzlein an sich. Es kommt nur darauf an, ob dieses Schwänzlein wächst oder nicht, ob es entsprechend dem übrigen Körper sich vergrössert, um einen geschwänzten Menschen entstehen zu lassen. Dass es solche Menschen gibt, wissen wir jetzt sehr genau. Es ist nicht festgestellt, wie man eine Zeit lang geglaubt hat, dass es gewisse Stämme gibt, welche geschwänzt sind; das ist bis jetzt nicht beobachtet worden. Es ist wesentlich eine individuelle Variation, weiter geht die Sache nicht. Aber sie kann anerkannt werden, ohne dass daraus irgend etwas Neues folgt. Denn Niemand hat noch gesehen, dass ein menschlicher Schwanz etwa ein Affenschwanz oder ein Katzen-schwanz oder ein Fuchschwanz war. So sehr sonst vielleicht einzelne Eigenschaften des betreffenden Trägers an diese Thiere erinnern mögen, es ist und bleibt immer ein menschlicher Schwanz, und alles was an ihm zu sehen ist, jedes einzelne Gewebe, ich darf vielleicht sagen, jede einzelne Zelle ist menschlich, nicht

einer anderen Thierart angehörig. Das ist das, was ich nach meiner Kenntniss der Dinge behaupten will.

Sie sehen daraus zugleich, dass ich eine etwas weitgehende Vorstellung habe über die Bedeutung der Pathologie. Für mich beschränkt die Pathologie nicht bloss die Grenze der Medizin, sondern auch die Grenze der Anthropologie. Alle Fragen des Transformismus, der Metaplasie müssen meiner Meinung nach an ein erstes pathologisches Ereigniss anknüpfen, von dem aus eine Anomalie zu datiren ist, und diese muss entstanden sein durch eine bestimmte äussere Ursache, nicht durch eine bloss innere. Ich unterstehe mich damit, wie ich vielleicht beläufig bemerken darf, sehr stark von der Meinung, die gegenwärtig in der Zoologie starke Ausbreitung zu gewinnen anfängt, wonach man sich vorstellt, dass die Abweichung gewissermassen durch inneren Trieb, aus einem inneren Drang der Substanz hervorgeht, der ganz unabhängig von den äusseren Verhältnissen sei. Diese Auffassung zengt nach meiner Meinung von einer gewissen Unvollkommenheit des kritischen Urtheils. So etwas existirt überhaupt gar nicht. Einen inneren Trieb, der durch nichts weiter als durch sich selbst motivirt ist, kann man allenfalls bei Erbsenmüssen anmassen, welche in der regelmässigen Weiterentwicklung des Körpers das Resultat und die natürlichen Folgen einer längeren Reihe von vorausgegangenen Einwirkungen sind, die innerhalb der Substanz bestimmte bleibende Aenderungen hervorgerufen haben, aber es gibt keinen Trieb, der ohne Weiteres an der Substanz etwas anderes macht, als sie sonst unter gewöhnlichen Verhältnissen geworden wäre; macht er etwas anderes, so muss er auf bestimmte und greifbare Ursachen zurückzuführen sein und das ist meiner Meinung die grundlegende pathologische That, welche dem ganzen Phänomen untergelegt werden muss.

Was daraus hervorgeht für die weitere Betrachtung ist das, dass wir erst dann von einer eigentlichen Umhildung (Transformismus) und von einer nachgewiesenen Descendenz sprechen können, wenn wir die Vorgänge unmittelbar mit solche beobachten können. Wir treffen alle möglichen Arten von Umhildungen schon in der natürlichen Entwicklungsgeschichte des Körpers, aber dass eine solche Umhildung von Art zu Art führt, ist etwas, was bis jetzt materiell nicht beobachtet worden ist. Die Annahme davon ist überall nur ein Produkt der Spekulation, und so sehr wir anerkennen können, dass diese Spekulation in vielen Richtungen begründet sein mag, dass sie aller Vermuthung nach einmal bestätigt werden wird, so müssen wir doch auf der anderen Seite sagen, im Augenblick hat es noch Niemand gesehen, im Augenblick sind alle die sogenannten Transformationen Produkte der spekulativen Konstruktion.

Wenn ich nun von dieser Auffassung aus noch einmal einen kurzen Rückblick werfe auf die Zeit der Gründung der Gesellschaft, so habe ich das Gesagte hauptsächlich angeführt, um den Umschwung in der Methode darzulegen, der in diesen 25 Jahren stattgefunden hat. Vor 25 Jahren konnte man noch glauben, auf dem Wege einer mehr oder weniger vorsichtigen Spekulation die Probleme, welche die Natur darbietet, definitiv lösen zu können; heutigen Tags haben wir die Meinung, dass durch diese Art der Behandlung nichts weiter gewonnen wird, als eine schärfere Fragestellung. Jeder Naturforscher, der sich überhaupt mit einer weitergehenden Ermittlung der Vorgänge in dieser Welt beschäftigt, muss solche Fragen stellen, muss aus dem, was er bis dahin weiss, weitere De-

duktionen ableiten und sich fragen: Könnte es nicht so oder so sein? Dann beginnt oder sollte beginnen von dieser Fragestellung aus die neue Untersuchung. Der Streit, in dem wir kühnlichen Anthropologen — ich kann uns wohl so nennen — zu den Darwinisten stehen, beruht eben nur darauf, dass wir die darwinistische Frage als eine Frage behandeln und dass wir verlangen, es solle darauf hin untersucht werden, während die Darwinisten die Sache schon für erledigt halten mit der Konstruktion der Frage. Das haben wir niemals anerkennen können und werden es, glaube ich, auch nicht anerkennen. Würde man das allgemein anerkennen, so würde damit das Ende der Wissenschaft proklamiert sein, denn dann brauchte man nichts mehr zu machen, es wäre alles klar. Jetzt beschäftigen wir uns in der Anthropologie damit, die ganze Welt zu durchmustern, jeden kleinsten Stamm, der nur fies-bar ist, gleichviel ob er in Polynesien, in Grönland oder in Hinterasien wohnt, so genau als möglich zu erforschen, um festzustellen, ob in ihm vielleicht ein Anhalt für den Transformismus zu finden ist, in welchem Verhältnis er steht zu anderen Stämmen, wie er sich verhält in Bezug auf das Alter u. s. w. Diese Fragen sind in voller Bearbeitung. Ich glaube nicht, dass irgend einer der hier Anwesenden den Zeitpunkt erleben wird, wo auch nur ein mässiger Theil dieser Fragen definitiv erledigt sein wird; es ist eine so grosse Arbeit, die so lange Zeit und so viele Opfer erfordert, dass Generationen darüber hingehen müssen, ehe wir einigermaßen ausreichende Kenntnisse erlangt haben werden.

Ich möchte nur noch einen einzigen Punkt hervorheben, — wenn Sie mir Ihre Geduld noch einen Augenblick schenken wollen, — der wohl am meisten geeignet ist, es zu zeigen, wie schwierig das ist. Das ist das Verhältnis von Australien, oder wie man wohl sagt, von Neuholland; denn ich gebrauche den Namen Australien nicht in dem weiten Sinne, wie er missbräuchlich oft für die ganze hinerindische und polynesiische Inselwelt ausgedehnt wird. Das eigentliche Australien, dieser grosse insulare Kontinent, der ganz und gar gesondert von der übrigen Welt ist, ist zweifellos als einer der ältesten auf dieser Erde an die Oberfläche hervorgetreten. Er hat besondere Thiere und Pflanzen, die in früheren Perioden der Erdbildung auch in anderen Gegenden gelebt haben, aber gegenwärtig sind sie ihm mehr oder weniger ganz eigenthümlich. Auch der australische Mensch ist höchst eigenthümlich und wenn ich ihn auch einen Schwarzen genannt und ohne weiteres zu den Negern gestellt habe, so ergibt die genaue Untersuchung doch, dass er wesentliche Verschiedenheiten von den eigentlichen Negern darstellt. Man hat nemlich angefangen, nicht alle Schwarzen Neger zu nennen, sondern nur gewisse; der Australier gehört zu den Ausnahmen der von uns geläufigen Regel. Man kann nicht behaupten, er sei von Afrika gekommen, oder umgekehrt, er sei in Afrika eingewandert; das ist eine Frage für sich. Nun hat diese Frage insofern ein besonders hohes Interesse, als der Australier aller Wahrscheinlichkeit nach zu den allerältesten existierenden Rassen gehört. Wenn man den Adel der Menschen bloss nach dem Alter rechnet, müsste man die Australier für die adeligste Rasse erklären. Kein Mensch zweifelt daran, dass die Australier nicht in Australien entstanden sein können, dafür fehlen alle Möglichkeiten. So sind sie sicherlich nicht aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Es gibt auch keine Affen in Australien, von denen sie abgeleitet werden könnten. Man kann also nur zu der Vermuthung kommen, ent-

weder dass sie von anderswoher eingewandert sind, oder dass sie aus jener Zeit, wo Australien aus dem Verlande mit anderen Nachbargebieten losgerissen wurde, übrig geblieben sind. Es gibt — das will ich beiläufig bemerken — einen Genossen des Australiers, der ungefähr in ähnlicher Lage sich befindet, das ist merkwürdiger Weise ein Hund, der Dingo, der nur in Australien vorkommt, so gut wie der Australier auch nur in Australien zu finden ist, und der keinen Verwandten hat auf dem ganzen australischen Kontinent. Der Dingo existirt hier auch als fremdartige Erbscheinung. Wenn man sich näher mit ihm beschäftigt, so kann man kaum bezweifeln, dass er eingewandert ist. Wahrscheinlich sind beide, der Mensch und der Hund, zusammen gekommen. Da? Woher kann man freilich konstruiren. Wenn man fragt, wo könnten sie hergekommen sein, so lassen sie sich unschwer von Neu- Guinea oder einem anderen Punkte Melanesiens ableiten. Indess in Neuguinea und Melanesien gibt es keine solchen Menschen, wie es keine solchen Hunde gibt. Dort wohnen freilich auch Schwarze, aber sie gehören wieder einer anderen Rasse (Papua) an. Sie müssten sich also allmählich in Australien transformirt haben. Ich habe in der That die Vorstellung, dass die Australier einschliesslich ihres Hundes transformirte Wesen sind, die einmal in einer anderen Gestalt dahin gekommen sind, und dass im Laufe von Jahrtausenden, vielen Jahrtausenden möglicherweise die jetzige Rasse sich herausgebildet hat. Wenn Jemand mir das vorträgt, so werde ich immer sagen, ich halte es für sehr wahrscheinlich, aber eine Lehre kann ich daraus nicht machen. Ich kann nicht nachweisen, dass sei ein transformirter Stamm, denn ich kann nicht nachweisen, aus welchem anderen Stamme er transformirt ist; ich bleibe schliesslich an der Koste stehen und kann darüber nicht hinaus.

Verhältnisse, wie die von Australien, bestehen im Grunde überall, wo wir einen uralten Stamm antreffen; fast nirgends können wir mit Sicherheit sagen, wo er hergekommen ist, wo er angefangen hat. Wenn der kühne Philologe die Neger ohne weiteres über Asien nach Asien herüberkommen lässt, so muss ich zugestehen, dass man in neuester Zeit eigenthümliche Reste einer schwarzen Rasse südlich in Persien und weiter an der Grenze von Beludschistan gefunden hat. Wir beschäftigen im Augenblicke gerade eine Expedition, welche Hinterindien zum Gegenstande hat, wo auf der Halbinsel Malakka ein Negritostamm existirt, von dem wir wenigstens Haare haben und von dem wir sagen können, dass er in diesem Gebiet zu Hause ist. Weiterhin kommen die Negrito-Stämme auf den Philippinen und die Papua in Melanesien. Das gibt eine grosse, lange Reihe, und scheinbar kommt es bloss darauf an, wo man anfängt mit dem Wenden; man kann die Leute aus Asien nach Afrika, aber auch umgekehrt wandern lassen. Z. B. die persischen Schwarzen, die erst in den letzten Jahren von einem französischen Reisenden, Mr. Dienlmafay, entdeckt worden sind, die sich aber schon in alten Bildwerken von Susa haben nachweisen lassen, können sehr wohl aus Afrika gekommen sein. Die Kommunikation mit Afrika ist seit Jahrhunderten über das indische Meer und den persischen Meerbusen geführt worden und wir brauchen uns bloss vorzustellen, dass das einige Tausend Jahre so gegangen ist, so genügt das, zu uns erklären, dass die schwarze Rasse in Persien vom Westen her eingewandert sei. Die bloss Theorie hilft uns aber leider nichts, wir müssen auf die Menschen und die thatlichen Hergänge eingehen und untersuchen.

Deshalb werden die geehrten Anwesenden vielleicht auch nach dieser lückenhaften Darstellung von hier gehen mit der Ueberzeugung, dass die anthropologischen Gesellschaften nicht anführen dürfen, zu existieren, dass im Gegentheil immer mehrere gemacht, dass sie immer stärker werden müssen. Wir werden heute noch Gelegenheit haben, über Tirol selbst etwas Genaueres zu hören, und Sie werden sich bald überzeugen, welche Schwierigkeiten es macht, selbst hier Anhaltspunkte zu gewinnen für ein bestimmtes Urtheil über die Herkunft der einzelnen Bevölkerungen. Auch wenn Jemand ein sehr eingeleiteter Tiroler ist, wird er doch mit der Auffassung seiner Ahnen sehr bald am Ende sein, vorausgesetzt, dass er nicht einer neu eingewanderten Familie angehört. Die Einwanderung ist das, was immer am liebsten festzustellen ist; aber was wirklich als antichrones Material übrig bleibt und was wirklich in die Prähistorie zurückreicht, das ist ein Gegenstand von äusserster Schwierigkeit. Daher empfehle ich Ihnen nicht bloss die Aufgaben, welche die Anthropologie verfolgt, mit einem gewissen Wohlwollen, ja mit einer gewissen Nachsicht zu beurtheilen; wer sich nur einigermaßen von den endlosen Schwierigkeiten ein Bild macht, die hier sich erheben, und von der Umässe von Kenntnissen, die selbst erst erworben werden müssen, um einigermaßen klar zu sehen, der wird gern mit Geduld abwarten, was weiter wird. Die Geschichte dieser letzten 25 Jahre hat gezeigt, was fleissige, ruhige und geduldige Arbeit zu stande bringen kann, und ich denke, diejenigen unter uns, die nach 25 Jahren noch am Leben sein werden und die dann wieder einmal einen Rückblick werfen auf diese Periode, werden sagen können: wir sind doch recht viel weiter gekommen, als die Leute, die 1894 in Innsbruck versammelt waren. —

Herr Hofrath Professor Dr. C. Toldt:
Zur Somatologie der Tiroler.

Das vorbereitende Comité hat an mich die ehrenvolle Aufforderung gerichtet, an dieser Stelle in kurzen Zügen ein Bild der somatischen Verhältnisse der tirolischen Bevölkerung zu entwerfen. Ich komme dieser, mir persönlich höchst sympathischen Aufgabe um so lieber nach, als das vorgelegte Thema dank der unermüdbaren Thätigkeit in- und ausländischer Forscher in einem verhältnissmässig kurzen Zeitraum so weit gefördert worden ist, dass es selbst dieser sachkundigen Versammlung mit Genuss vorgeführt werden darf. Sie werden, hochgeehrte Herren, an meiner Darlegung ersehen, dass der vor 25 Jahren hier angeregte Samen auch auf tirolischem Boden schöne Früchte gezeitigt hat, und dass die seitler von vielen hervorragenden Seiten gegebenen Anregungen zu wissenschaftlichem Aushau der Anthropologie auch bei uns die gebührende Würdigung und Verwerthung gefunden haben.

Es darf hier wohl in erster Linie das grosse Verdienst hervorgerufen und dankbar anerkannt werden, welches sich Herr Dr. Franz Tappeiner an die kranziologische und in weiterem Sinne um die somatologische Durchforschung der tirolischen Bevölkerung erworben hat; mit Recht darf ich ihn als den Begründer und den eifrigsten Förderer der tirolischen Anthropologie bezeichnen. Aber auch die Wiener anthropologische Gesellschaft hat ihr Angerem wiederholt unserem Lande zugewendet und unter ihrer Ägide hat unser verehrter Freund, Professor M. Hüll, mehrere tausend Schädel aus verschiedenen Theilen von Tirol und Vorarlberg einer genauen wissen-

schaftlichen Untersuchung unterzogen. Weitere kranziologische Beiträge verdanken wir den Herren Prof. J. Ranke, Prof. Habi-Bäckhard, Prof. Zauckerkanndl, Prof. v. Wiesner, Dr. Morlin und Dr. L. Moschen.

Die Kranziologie der Tiroler, an deren Besprechung ich zunächst gehen will, hat also, wie man sieht, vielseitige Beachtung gefunden. Es liegt uns gegenwärtig ein Materiale von mehr als 12000 gemessenen Schädeln vor. Dasselbe vertheilt sich allerdings nicht ganz gleichmässig über das Land; insbesondere sind der italienische Landestheil und das untere Inntal verhältnissmässig wenig, die Bezirke Ampezzo und Primiero gar nicht durchforscht.

Ein Ueberblick über die vorliegenden Messungsergebnisse lässt sofort erkennen, dass die Bevölkerung Tirols und Vorarlbergs ganz vorwiegend eine brachycephale ist, und dass die höheren Grade der Brachycephalie, welche wir als Hyperbrachycephalie bezeichnen, im Allgemeinen mit auffallend hohen Ziffern vertreten sind. Man kann annehmen, dass von der tirolisch-vorarlbergischen Bevölkerung annähernd die Hälfte der Schädel zu den brachycephalen und ein weiteres Drittel zu den hyperbrachycephalen gehört, die Zahl der Kurzköpfigen also etwa 83 Proz. der ganzen Bevölkerung beträgt. Die Kategorie der Mescephalen ist nienthalben mit nennenswerthen, jedoch sehr verschiedenen grossen Procentzahlen vertreten, während dolichocephale Schädel nur stellenweise in einigermaßen erheblicher Zahl eingestreut sind.

Die umfangreichen Ermittlungen von Tappeiner und Hüll, welche im Grossen und Ganzen eine erfreuliche Uebereinstimmung zeigen und sich gegenseitig glücklich ergänzen, gestatten auch schon einen näheren Einblick in die procentische Vertheilung der Schädelformen auf Grund des Längen-Breiten-Index. Es zeigt sich, dass in dieser Hinsicht Deutschirol mit Vorarlberg ein Bevölkerungsgebiet darstellt, in welchem die Kurzköpfigkeit, d. h. die Summe der brachy- und hyperbrachycephalen Schädel sich im Allgemeinen mehr an oder über dem Durchschnitt von 83 Proz. hält. Davon ausgenommen sind nur das Zillertal mit seinen Nebenthälern und von den Seitenthälern des Drauthales das Deferegen-, Isel- und Kalsertal, also einzelne im Norden und Osten des Landes gelegene Thäler.

Innerhalb dieses grossen Gebietes befindet sich aber eine Anzahl von grösseren und kleineren Territorien, in welchen die Summe der Brachy- und Hyperbrachycephalen eine besondere Höhe erreicht, nämlich über 88 Proz. der gemessenen Schädel ansteigt. Das grösste dieser Territorien nimmt etwa die Mitte des Landes ein und umfasst die Thalgebiete der Etsch und der Rienz mit den in sie einmündenden Seitenthälern und das Passeyer- und Schnalsertal mit dem oberen Theil des Oetzthales. Ein zweites ähnliches Territorium begreift den grösseren Antheil von Vorarlberg sammt dem angrenzenden Patzmauer- und Stanzertal, dem Lech- und Loischtal in sich. Dann kommen, ebenfalls im Westen des Landes gelegen, das Ulenthal mit dem deutschen Theil des Nonenberges, das Martellthal und das Münstertal. In allen diesen Thälern hält sich die Procentzahl der Hyperbrachycephalen im Allgemeinen über 40 Proz., ja im deutschen Nonenberg steigt sie auf 59 Proz., im Grödenthal auf 83,5 Proz., im Loischtal auf 87,1 Proz., im Schnalsertal auf 66,9 Proz. und im Stanzertal sogar auf 70,6 Proz. an. Mit dem Ansteigen der Hyperbrachycephalen geht das Abinken der mesocephalen Schädel parallel, welche letzteren in keinem der genannten Thäler 11 Proz. der gemessenen Schädel übersteigen, in einzelnen derselben

wie im Schneller- und Stanzertal vollständig fehlen, in anderen, wie z. B. im Passeiertal nicht ganz 5 Proz. erreichen. Dolichocephale Schädel fanden sich in diesen Territorien entweder gar nicht oder nur in verschwindend kleiner Zahl vor.

An die genannten Territorien, welche die höchsten Grade der Kurzköpfigkeit aufweisen, fügt sich im Westen des Landes der Ober- und das Burggrafenamt, im Süden das Gader- und Fassenthal, im Osten das Draathal und im Herzen des Landes das Stubaital an. In diesen Thälern halten sich die Kurzköpfe und insbesondere auch die Hyperbrachycephalen noch immer auf einer Prozentziffer, welche über der Durchschnittszahl steht; allein es treten die Mesocephalen schon etwas stärker hervor, indem sie 12 bis 16 Proz. der untersuchten Schädel betragen. Die Dolichocephalen nehmen nur im oberen Theil des Vinsügans mit 1,4 Proz. erheblichen Antheil. Durch ein ähnliches Anwachsen der Mesocephalen bis zu 16 Proz. hebt sich noch in Vorarlberg ein kleines, westwärts gelegenes Gebiet, nämlich das untere Illthal mit einem Theil des Rheinthales ab. Eine etwas eigenartige Stellung nimmt das Stubaital ein, da in demselben die Brachycephalen die höchste Ziffer von ganz Tirol mit 69,7 Proz. erreichen, hingegen die Hyperbrachycephalen nicht mehr als 29,9 Proz., auch die Mesocephalen nur 13,4 Proz. ausmachen und die verhältnismässig beträchtliche Zahl von 3,0 Proz. Dolichocephalen hinzukommt.

Die Untervinsgauer und die Oberinntaler, sowie die Bewohner des unteren Theiles des Oetzthales und die Wippthaler schliessen sich hinsichtlich ihrer kranziologischen Verhältnisse an die eben besprochene Gruppe an, erreichen jedoch nicht mehr ganz die Durchschnittszahl der Kurzköpfe. Diese letzteren scheinen gegen die Landeshauptstadt hin allmählich an Zahl abzunehmen, was in der nächsten Umgebung derselben, wie aus den übereinstimmenden Ermittlungen Ranke's und Tappeiner's hervorgeht, nur 77 Proz. heraus sinken. Die Mesocephalen erreichen in der Umgebung von Innsbruck schon die Ziffer von 23 Proz. Derselbe Prozentsatz von Mesocephalen findet sich auch in einem schmalen Gobietstreifen, welcher vom Süden her in das Hauptgebiet der hochgradig Kurzköpfigkeit eingreift, im Sarntal mit Hadlung und im Eggenthal mit Deutsch- und Welschnöfen; die Hyperbrachycephalen machen hier nicht mehr als 24,0 beziehungsweise 25,6 Proz. aus.

Es ist schon früher erwähnt worden, dass die Bevölkerung einiger Seitenthäler des Draathales sehr auffallend von den übrigen Deutschtirolern absticht. In Wiadschmatrei, Deferegggen und Kals schwanken nämlich die hyperbrachycephalen Schädel zwischen 23,3 und 30,4, während sich die brachycephalen nur zwischen 33,3 und 40 Proz. bewegen. Die Mesocephalen betreffen sich auf 26,1 bis 40,7 Proz. und auch die Dolichocephalen sind mit einzelnen Exemplaren vertreten.

Von höchstem Interesse aber sind die von Hüll aufgedeckten Thatsachen über die Bevölkerung Zillertals, welche hinsichtlich der Schädelformen gerade eine Ausnahmestellung unter den Deutschtirolern einnimmt. In diesem Thale steigt die Zahl der Mesocephalen im Mittel auf 40 Proz. an und kommt der der Brachycephalen nahezu gleich; in einzelnen Seitenthälern des Zillertales erhebt sich die Zahl der Mesocephalen noch weit mehr: so im Gerlosthal mit 61,5 Proz., in Finkenberg (Hinterzill) auf 57,6 Proz. Die Hyperbrachycephalen sinken im Mittel nur 9,4 Proz. herab; sie erreichen die höchste Ziffer mit 20 Proz. in der Ortschaft Ried. Dagegen kommt ein mittlerer Prozentsatz von

5,7 Dolichocephalen hinzu, der sich in Mayrhothen auf 10,7 Proz. und in Udemns auf 12,5 Proz. erhebt. Diese Verhältnisse des Zillertales müssen uns nun so auffallender erscheinen, als die beiden an dasselbe in östlicher Richtung angrenzenden, allerdings durch hohe Bergrücken davon geschiedenen Hochthäler, das Alpen- und die Wälschthäler, wie ebenfalls aus den Mittheilungen Hüll's zu entnehmen ist, eine sehr kurzköpfige Bevölkerung beherbergen. Bei ihr sind dolichocephale Schädel nicht gefunden worden und die Summe der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen erhebt sich auf 82,5, also annähernd auf die für Deutschtirol geltende Mittelzahl. Auch der östlich an das untere Inntal angrenzende Bezirk Kitzbühel weist noch immer 80,3 Proz. Kurzköpfe neben 18 Proz. Mesocephalen auf.

Wesentlich anders als in Deutschtirol gestalten sich nach den Untersuchungen Tappeiner's die Dinge in dem italienischen Theile des Landes. Hier erheben sich die Hyperbrachycephalen nirgends über 15 Proz., um im unteren Eschthal auf 7,7 Proz. und im Fleimsthal sogar auf 2,6 Proz. herabzusinken. Die Summe der Brachy- und Hyperbrachycephalen stellt sich nun höchsten in Vinsugana und im wälschen Theil des Nonenbergs mit 67,4, beziehungsweise 66,3 Proz. und fällt im Fleimsthal nur auf 45 Proz. ab. Die mesocephalen Schädel erscheinen in der niederen Zahl im Vinsugana mit 29,4 Proz. und erreichen die höchste Ziffer im Fleimsthal mit 51,3 Proz. Die Dolichocephalen weisen den höchsten Prozentsatz in Judiknien und im unteren Eschthal mit 6,7 Proz., beziehungsweise 6,4 Proz. auf.

Es liegen aber auch Messungen vor, welche L. Moschen an 200 süditirolischen Schädeln, vorwiegend aus Levico im Vinsugana stammend, vorgenommen hat. Diesen zufolge würde sich hier ein ähnliches Verhältniss wie in Deutschtirol ergeben, nämlich 48 Proz. Brachycephale neben 34,5 Proz. Hyperbrachycephalen, also im Ganzen 82,5 Proz. Kurzköpfe. Der auffällige Kontrast dieser Zahlen mit jenen Tappeiner's, welcher in fünf verschiedenen Ortschaften Vinsugana's zusammen 276 Schädel und 163 Köpfe von Lebenden gemessen hat, bedarf wohl einer weiteren Anführung.

Ein Uebergangsbereich zwischen Deutsch- und Wälschtirol scheint sich im Bezirke Neumarkt auf den angrenzenden Höhen von Truden zu befinden; denn hier erreicht die Zahl der Mesocephalen schon annähernd 30 Proz., während sich die Hyperbrachycephalen noch auf der ansehnlichen Höhe von 81 Proz. halten.

In Bezug auf die Gesichtsbildung herrscht im Allgemeinen die leptoprope Form ganz überwiegend vor; sie ist sowohl an Mesocephale als auch an brachy- und hyperbrachycephale Schädel geknüpft. Im Wipptal, in Passeier und im Inntertal, ganz besonders aber im Isel- und im Kaiserthal ist sie am schärfsten ausgeprägt und nur reichlichen vertreten. Unter den Wälschtirolern kommt sie in Judiknien und im Fleimsthal am häufigsten vor. Kurzes und breites Gesicht tritt im Untertal und im Burggrafenamt, auch im Sarntal verhältnissmässig häufig vor. In diesen Gegenden bildet eine gedrungene, rundlich eckige Kopfform, bedingt durch die Kombination eines breiten Gesichtes mit hyperbrachycephalem Schädel, im Verein mit kurzer, etwas eingezogener Nase, mit den tief liegenden, kurz geschätzten Augen und dem vollen, weit in die Wangen herein wuchernden Bartwuchs eine häufig auffallende, höchst charakteristische Erscheinung.

Aus dieser kurzen Uebersicht der kranziologischen Verhältnisse Tirols dürften als die markantesten Erscheinungen die folgenden hervorzuheben sein.

1. Mit Rücksicht auf den Längenbreiten-Index der Schädel heben sich zwei Bevölkerungsgebiete sehr scharf von einander ab; die Grenze derselben fällt genau mit der Sprachgrenze zusammen. Die Bevölkerung von Deutschtirol und Vorarlberg zeichnet sich im Allgemeinen durch hohe Ziffern der Hyperbrachycephalen und durch das Zurücktreten der Mesocephalen und Dolichocephalen aus; die Bevölkerung von Wälschtirol hingegen durch niedere Ziffern der Hyperbrachycephalen, durch stärkeres Hervortreten mesocephaler Schädel und durch erhebliche, aber doch nicht sehr bedeutende Beimengung dolichocephaler Schädel.

2. Unter den Deutschtirolern ist ein stärkeres Absinken der kurzgehänten Schädel nämlich im Isel- und Kaiserthal und in Defereggen zu bemerken. Am auffallendsten aber ist die Sonderstellung, welche die Bevölkerung des Zillertals und seiner Nebenthäler durch den hohen Prozentsatz der Mesocephalen und der Dolichocephalen einnimmt.

3. Die Gesichtsbildung ist in den meisten Theilen des Landes ganz vorwiegend eine leptoprosope, und zwar ist das lange Gesicht nicht nur an die längliche Schädelform, sondern auch an brachy- und hyperbrachycephale Schädel geknüpft.

4. Eine regelmäßige Beziehung der Höhenlage des Wohnortes zu der Schädelform ist nicht zu erkennen, insbesondere findet die Hypothese von der transformirenden Wirkung hohen Wohnortes auf die Schädelform nach der Richtung der Hyperbrachycephalie in den kranziologischen Verhältnissen Tirols keine Unterstützung. Herr Dr. Tappeiner hat eine ganze Anzahl von Thatsachen hervorgehoben, welche mit dieser Hypothese nicht vereinbar sind, ja geradezu auf das Entschiedenste gegen dieselbe sprechen.

Ich kann nun aber nicht verhehlen, dass die Methode, nach welcher sich die eben besprochene Vertheilung der Schädelformen ergeben hat, nämlich die Gruppierung der Schädel nach dem Längenbreiten-Index, den Bedürfnissen der kranziologischen Forschung keineswegs Genüge leistet; sie reicht aus, um einen allgemeinen Uebersicht zu vermitteln, sie ist aber nicht geeignet, die verschiedenen Schädeltypen scharf gegen einander abzugrenzen und ihre Vertheilung zum richtigen Ausdruck zu bringen. Ich stehe mit meinen Kollegen Zuckerkaud und Holl auf dem Standpunkt, dass der Typus des Schädels durch seine Form bestimmt wird, und dass der Längenbreiten-Index nicht einen geeigneten Massstab für die Darstellung der Schädeltypen bildet, weil eine bestimmte Größe desselben sich keineswegs immer mit einer bestimmten Schädelform deckt. In Hinblick auf die tirolische Kranziologie scheint mir dieser Umstand wegen der Feststellung der Hyperbrachycephalie an sich und wegen des Stadiums ihrer Verbreitung ganz besonders Rücksicht zu verdienen.

Die in Tirol so häufig vorkommenden hyperbrachycephalen Schädel sind durch eigenartige Form ausgezeichnet; sie sind Schädel von rundlichem oder kurz ovalen Umriss, beträchtlicher oder mindestens mittlerer Höhe, mit breitem, stark abgeflachtem und steil abfallendem Hinterhaupt; der flache Scheitel verjüngt sich nach vorne häufig zu einer mässig breiten Stirn. Der Uebergang des Scheitels in das Hinterhaupt wird durch annähernd rechtwinklige Abglüpfung der Scheitelbeine unmittelbar hinter den Scheitelböckern bewirkt, so dass sich etwa der hintere Drittheil beider Scheitel-

beine in eine Ebene mit der Schuppe des Hinterhauptbeines einstellt. Der hinter der Ohrgegend ausladende Antheil des Schädels ist demgemäss auffallend kurz, das Hinterhauptloch weit nach hinten gerückt.

Wie Holl und Zuckerkaud wiederholt und auf das schärfste hervorzuheben haben und ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, findet sich in den tirolischen Beinhäusern allenthalben eine grössere oder kleinere Zahl von Schädeln, welche auf das Prägnanteste die eben geschilderte Form zeigen, also dem Typus nach entschieden zu den Hyperbrachycephalen gehören, aber wegen ihres Längenbreiten-Index unter die brachycephalen Schädel eingereiht zu werden pflegen. Andererseits aber kommen nicht selten Schädel mit brachycephalem Index zur Beobachtung, welche ihrer Form nach zweifellos den Langköpfen zuzuzählen wären. Es gibt aber auch, wie wir Alle wissen, eine nicht geringe Zahl von Schädeln, an welchen die Kennzeichen einer bestimmten Grundform minder deutlich ausgeprägt sind, Schädel, welche als Uebergangs- oder Mischformen zu bezeichnen sind. Ihnen wird ihr Platz auf Grund des Längenbreiten-Index, ich möchte sagen, anfänglich in der einen oder anderen Gruppe angewiesen. So kann also das Zugrundeliegen des Längenbreiten-Index nicht in einem richtigen Bilde der an einem Orte vorhandenen Schädeltypen führen. Dem werden wir in Zukunft wohl Rechnung tragen müssen. Ich bin weit entfernt zu behaupten, dass es wertlos sei, die Schädel nach ihrem Längenbreiten-Index geordnet in bestimmte Gruppen zu theilen; ich meine vielmehr, wir sollen davon nicht abstehen. Allein überdies werden wir dieselben Schädel nach den wesentlichen Merkmalen ihres Baues beurtheilen und in Gruppen bringen müssen, um das wahrhaft Typische an ihnen nebst den Uebergangsformen zur Geltung und Anschauung zu bringen.

Ich wende mich nun zu einer kurzen Skizzirung der Verhältnisse, welche hinsichtlich der Färbung der Haut, Haare und Augen an der tirolischen Bevölkerung ermittelt worden sind. Es liegen in dieser Beziehung nämlich die Erhebungen an den Schulkindern der diesseitigen Reichshälfte vor, welche im Anschluss an die in Deutschland durch Virchow angeregten diesbezüglichen Untersuchungen durch die k. k. statistische Centralcommission im Jahre 1890 gepflogen und über Auftrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft von G. A. Schimmer bearbeitet worden sind. Ausserdem hat Dr. Tappeiner eine beträchtliche Zahl von erwachsenen Personen aus den verschiedensten Theilen Tirols auch in dieser Beziehung untersucht. Es stehen uns demnach Beobachtungen an 117.471 Schulkindern aus Tirol und Vorarlberg und an 3359 erwachsenen Tirolern zu Gebote. Da jedoch die Untersuchungen Tappeiner's, wie es ja unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders möglich war, sich nur auf einzelne Bruchtheile, ja zum Theil nur auf wenige Familien einer jeden Ortschaft beschränken mussten, während die Beobachtungen an den Schulkindern nicht nur der Gesamtzahl nach bei weitem umfangreicher sind, sondern auch eine ziemlich gleichmässige Vertheilung desselben im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung vorausgesetzt werden darf, so scheint es mir zweckentsprechend zu sein, meinen Auseinandersetzungen vorzugsweise die Berechnungen Schimmer's zu Grunde zu legen. Leider standen mir die Originaltabellen für die einzelnen Ortschaften nicht zur Verfügung.

Was zunächst die Hautfarbe betrifft, so wiegt die weisse im Ganzen sehr bedeutend vor; es wurden

in ganz Tirol und Vorarlberg im Durchschnitt 80 Proz. der Schulkinder mit weisser und 20 Proz. mit brauner Hautfarbe gezählt. Ueberblickt man aber die Verteilung der Ziffern auf die verschiedenen Schulbezirke, so ergibt sich sofort, dass diese Mittelzahlen zunächst sehr wesentlich durch die Verhältnisse in Wälschtiroi beeinflusst werden, wo die braune Hautfarbe allenthalben in stärkerer Masse vertreten ist. In allen wälschtiroischen Schulbezirken, abgesehen von der Stadt Trient, bleibt die Zahl der Schulkinder mit weisser Hautfarbe unter 70 Proz. (im Mittel 66,4 Proz.) und steigt die mit brauner Hautfarbe dementsprechend an. Die höchsten Ziffern der Braunen erscheinen in Tione und Borgo mit 73 Proz., in Riva mit 39 Proz. und in dem Stadtbezirk Roveredo mit 46,6 Proz.

Schaltet man die wälschtiroische Bevölkerung aus, so ergibt sich für Deutschtirol ein mittlerer Prozentsatz von 83,6 und für Vorarlberg von 86,1 für die Schulkinder mit weisser Haut. Während nun aber in Vorarlberg diese Prozentsätze in keinem Bezirke unter die für Deutschtirol geltende Mittelzahl herabsinkt und die grösste Höhe derselben mit 88,9 Proz. (für den Schulbezirk Feldkirch-Dornbirn) berechnet worden ist, haben sich für Deutschtirol viel grössere Unterschiede herausgestellt. Die weitaus grössten Ziffern entfallen hier für die Kinder mit weisser Haut in den Schulbezirken, welche das Eisack-, Rienz- und Drauthal mit den dazu gehörenden Seitenthälern umfassen; sie steigen im Bezirke Brixen auf 97,6, in den Bezirken Brunnack und Liens auf 92 Proz. an und erreichen auch in Ampezzo die Höhe von 97,2 Proz. Ueber der Mittelzahl halten sich ferner das Lechtal und Meran mit dem unteren Theil des Vinschgau's, das erstere mit 86,3, das letztere mit 86,8 Proz. Unter der Mittelzahl, aber noch in ansehnlicher Höhe erscheint diese Prozentsätze in den Bezirken Imst mit 66,8 (80,9 Proz.) und in Kauftein (80,7 Proz.). Sie sinkt dann beträchtlich herab in dem Bezirk Landeck, in welchem der obere Theil des Vinschgau's inbegriffen ist (77,6 Proz.) und in dem Bezirke Schwaz, dessen grösseren Theil das Zillertal bildet (74,6). Die niedrigste Ziffer unter den Schulbezirken Deutschtirols entfällt auf den Landbezirk Bosen (72,8 Proz.), der sich südlich bis Salurne erstreckt und den Übergang zu Wälschtiroi vermittelt.

Als eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung ist endlich herauszukommen, dass sich in den zwei grössten Stadtbezirken Tirols sehr hohe Ziffern der Schulkinder mit weisser Haut ergeben haben, in Innsbruck 88,1 Proz. und in Trient sogar 90,4 Proz. Dagegen weist der im unteren Etschthal sich anbahnende Landbezirk Trient nur 65 Proz. und der Landbezirk Immsbruck, in welchem u. A. das Wipptal und Stubai inbegriffen sind, 77 Proz. Kinder mit weisser Haut auf. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich auch hinsichtlich Bosen, für dessen Stadtbezirk sich diese Ziffer auf 84,0 stellt, während sie im Landbezirk auf 72,8 zurückbleibt. Umgekehrt verhält es sich in Roveredo, wo in dem Stadtbezirk 53,4 Proz., im Landbezirk jedoch 64,1 Proz. Kinder mit weisser Haut gezählt worden sind.

Auch bezüglich der Haarfarbe stimmt Wälschtiroi gegenüber Deutschtirol und Vorarlberg eine wesentlich abweichende Stellung ein. In Wälschtiroi tritt bei den Schulkindern die helle Haarfarbe gegenüber der braunen und schwarzen sehr bedeutend zurück; nur ein Drittel derselben (32,9 Proz.) hat liches Haar. In Deutschtirol hingegen beugen sich die Lichthaarigen im Mittel auf 45,7 Proz., in Vorarlberg auf 50,8 Proz. Berücksichtigt man die wälschtiroischen Schulbezirke für sich, so sind die Verschiedenheiten unter denselben

nicht sehr beträchtlich. In der Mehrzahl von ihnen schwankt die Ziffer der Lichthaarigen zwischen 34,8 und 50,0. Die niedrigsten Ziffern weisen der Stadtbezirk Trient mit 31 Proz., Riva mit 37,8 Proz. und der Stadtbezirk Roveredo mit 26,3 Proz. auf.

In den vorarlbergischen Schulbezirken sind die Differenzen ebenfalls nicht sehr erheblich. Obenan steht wieder der Schulbezirk Feldkirch-Dornbirn mit 53,3 Proz. Lichthaarigen; ziemlich gleichmässig stellen sich die Bezirke Bregenz und Blinden-Montafon mit 49,0 Proz., beziehungsweise 48,8 Proz.

Etwas mehr gehen die Ziffern in Deutschtirol auseinander. Hier findet sich ein grösseres zusammenhängendes Gebiet mit hoher Ziffer der Lichthaarigen Schulkinder, welches die Bezirke Liens, Brunnack und Brixen, also die Thalgebiete der Drau, der Rienz und der Eisack und im Anschlus an diese das Ampezzenthal umfasst; die Zahl der lichthaarigen Schulkinder hält sich hier zwischen 48 und 52 Proz. Ebenso hoch finden wir sie im Lechtal (52,4 Proz.) und im Bezirk Kauftein (48,3 Proz.). In den übrigen Theilen Deutschtirols schwankt sie zwischen 40 und 46 Proz., um in dem Land- und Stadtbezirk Bosen auf 38,9 Proz., beziehungsweise auf 39,0 Proz. herabsinken.

Hinsichtlich der Augenfarbe, was Allem an bemerken, dass sich in dieser Hinsicht Wälschtiroi von Deutschtirol und Vorarlberg nicht so scharf abhebt und dass sich die Schulbezirke überhaupt wesentlich anders gruppieren, als in Bezug auf die Farbe der Haare und der Haut. Auf ganz Tirol und Vorarlberg kommen im Mittel 60,6 Proz. Schulkinder mit blauen oder grauen, d. i. hellfarbigen Augen. Ueber diese Mittelzahl erheben sich 11 von den 15 deutschtirolischen und 6 von den 10 wälschtiroischen Schulbezirken; unter der Mittelzahl bleiben 3 deutschtirolische Bezirke und Ampezzo, ferner ganz Vorarlberg und 4 wälschtiroische Bezirke. Die höchsten Ziffern der hellfarbigen Kinder erscheinen im Allgemeinen im oberen und unteren Imnthal und im Lechtal; allen voran steht der Bezirk Kitzbühel mit 71,4 Proz. Auch das Drauthal befindet sich mit 66,0 Proz. auf beträchtlicher Höhe. Etwas tiefer schon sinkt die Ziffer im Eisackthal (64,5 Proz.) und im Rienzthal (63,4 Proz.). Schwaz mit dem Zillertal steht mit 63,1 Proz. hellfarbigen Kindern tiefer als die beiden anderen Schulbezirke Unterimnthal. Unter der Durchschnittsziffer der Hellfarbigen stehen die Stadtbezirke Innsbruck und Bosen, sowie der Landbezirk Bosen.

Von den wälschtiroischen Schulbezirken stehen voran der Landbezirk Trient und Primiero, beide mit 64 Proz. hellfarbiger Kinder; sechs Bezirke bewegen sich zwischen 50 und 62 Proz. Besonders kleine Ziffern zeigen die Stadtbezirke Roveredo (43,3 Proz.) und Trient (35,4 Proz.).

In Vorarlberg kommen im Mittel nur 58,4 Proz. hellfarbige Kinder vor, wobei der Bezirk Feldkirch-Dornbirn die beiden anderen Schulbezirke um 2 Proz. übertrifft.

Von den beiden Nuanzen der hellen Augen ist im Allgemeinen die graue nicht nennlich stärker vertreten als die blaue. In den Bezirken Ampezzo und Brixen gibt es sogar zweimal soviel graue Augen als blaue. Auch in Kitzbühel und Schwaz, sowie in ganz Vorarlberg sind die grauen Augen in bedeutender Mehrheit; nur wenig überwiegen sie in Kenne, Imst, Kauftein, Liens und Meran, auch in Riva und in Stadtbezirk Trient. In Minderheit gegenüber den blauen Augen sind die grauen nur in Landeck und im Stadtbezirk Bosen. Ein wesentlicher Unterschied

zwischen Wälsch- und Deutschtirol ist in dieser Hinsicht nicht hervorzuheben.

Nicht ohne Interesse ist es, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Vorkommen der weissen Haut und der hellen Färbung der Haare und Augen. In ganz Tirol und Voralberg haben im Mittel 4 Fünftelle der Schulkinder (80 Proz.) weisse Haut, 3 Fünftelle (60 Proz.) haben helle Augen und nur 2 Fünftelle (41,7 Proz.) helle Haare. Beständig aller drei Momente hält sich Deutschtirol wenig über Wälschtirol nicht merklich unter der Durchschnittszahl. Voralberg steht hinsichtlich der Haut und der Haare beträchtlich über, beständig der Augen aber ebenso beträchtlich unter der Mittelzahl. Die grössten Schwankungen der Prozentsiffern für die einzelnen Schulbezirke zeigt die Hautfarbe, geringere die Farbe der Haare und die weitaus geringsten die Farbe der Augen.

Ausserer verschieden gestaltet sich die Kombination der Haut-, Augen und Haarfarbe. Es gibt eigentlich in Tirol nur zwei Schulbezirke, in welchen hohe Ziffern der weissen Haut mit hohen Ziffern heller Augen und Haare zusammenfallen; diese sind die Bezirke Lienz und Reutte. Der letztere bleibt jedoch bezüglich der lichten Hautfarbe schon etwas zurück. Die Bezirke Bruneck und Brixen weisen zwar bezüglich der weissen Haut und der lichten Haare hohe Ziffern aus, stehen aber bezüglich der lichten Augen erst in zweiter Reihe. Kitzbühel und Kufstein hingegen treten nebst Reutte durch die höchsten Ziffern heller Augen hervor, erheben sich aber hinsichtlich der lichten Haarfarbe nur wenig über die Mittelzahl und erreichen diese eben noch bezüglich der weissen Haut. Immerhin tritt in allen den eben genannten Bezirken der blonde Typus verhältnissmässig stark hervor. Dasselbe haben im Allgemeinen die Erhebungen Tappeiner's auch für die erwachsenen Personen ergeben.

An die parthenischen Bezirke schliesst sich Amperzo an; dort finden sich nahezu ausschliesslich nur Kinder mit weisser Haut; auch lichte Haar herrscht vor, aber die hellen Augen stehen weit hinter der Mittelzahl.

Es folgt dann ein Gebiet, welches das Burggrafentum, den Vinzgau und Oberinntal umfasst; die Schulbezirke Meran, Landeck und Imst; hier erscheinen die hellen Augen mit hohen Prozentsiffern, die weisse Haut hält sich auf der Mittelzahl, die lichten Haare etwas über derselben. Auch dieses Gebiet kann noch als eines derjenigen bezeichnet werden, in welchem der blonde Typus in erheblichem Maasse vertreten ist.

Eine Mittelstellung nehmen die Bezirke Innsbruck, Schwaz und Bozen ein; sie vermitteln den Uebergang zu dem braunen Typus. Abgesehen von den Stadtbezirken Innsbruck und Bozen, in welchen die Schulkinder mit weisser Haut hohe Prozentätze aufweisen, halten sich diese in den eben genannten Bezirken nahe den Durchschnittszahlen oder sinken etwas unter die selben herab.

Von den wälschtirolischen Schulbezirken schliesst sich der Landbezirk Trient, insbesondere in Rücksicht auf die verhältnissmässig hohe Ziffer der hellen Augen am nächsten an die deutschtirolischen Bezirke an; in allen übrigen tritt der braune Typus auffallend hervor. Am intensivsten erscheint er im Stadtbezirk Roveredo und nächst diesem in Riva und Borgo. In Bezug auf den Stadtbezirk Trient ist schon hervorgehoben worden, dass in ihm rund neun Zehntel der Kinder weisse Haut besitzen; dagegen kommt kaum mehr als ein Drittheil der Kinder mit hellen Augen und weniger als ein Drittheil mit lichten Haar vor. Dies ist im

so bemerkenswerther, als in dem Landbezirk Trient, wo sich der Prozentsatz für die weisse Haut nur auf 65,0 Proz. stellt, mehr als ein Drittheil der Kinder lichte Haar und 61 Proz. der Kinder helle Augen besitzen. Aehn in dem Landbezirk Roveredo hält sich die Ziffer der lichten Haare und Augen höher als in dem gleichnamigen Stadtbezirk. Dieses räthselhafte Verhältniss steht keineswegs vereinzelt da, denn ganz Analoges ist schon von G. Mayr für die byzantinischen und von Schim mer für die Mehrzahl der österreichischen Stadtbezirke im Vergleich zu den entsprechenden Landbezirken aufgedeckt worden. Bei den deutschtirolischen Stadtbezirken tritt es jedoch nicht, oder wenigstens nicht in erheblichem Maasse hervor.

In Voralberg erscheinen bei den Schulkindern die lichten Haare und auch die weisse Haut allenthalben weitaus überwiegend; nach beiden Richtungen hin erheben sich die Prozentsiffern beträchtlich über die Mittelzahl für Tirol und selbst über die Durchschnittsziffern für Deutschtirol. Dagegen treten die hellen Augen auffallend zurück; sie sinken unter die Mittelzahl für Tirol herab und nähern sich der Durchschnittsziffer für Wälschtirol. Unter den voralbergischen Schulbezirken ergibt sich übrigens für Feldkirch-Dorabirn dreihans eine etwas höhere Ziffer für die helle Färbung als in Bregenz und Bludenz; die beiden letzteren Bezirke stimmen unter sich in jeder Richtung überein.

Ueberblickt man die geschilderten Verhältnisse Tirols und vergleicht man sie mit den aus anderen Ländern Europa's bekannt gewordenen Thatsachen, so muss man wohl zur Ueberzeugung kommen, dass nicht nur die statistische Feststellung, sondern auch die Zertheilung und Erklärung der normalen Pigmentbildungen im menschlichen Körper nach Art, Grad und Lokalisation unter allen anthropologischen wichtigen Faktoren den allergrössten Schwierigkeiten begegnet. Diese sind für den Augenblick geradezu unüberwindlich, weil wir von den Bedingungen, unter welchen sich die normale Pigmentbildung an den verschiedenen Oertheilen des Körpers vollzieht, noch zu wenig unterrichtet sind. Wir dürfen und müssen dabei ein Hauptgewicht auf die Vererbung legen. Wir dürfen es auch als erwiesen betrachten, dass in jenen Fällen, in welchen bei den Voreltern ein bestimmter Typus rein und entschieden bestanden hat, derselbe Typus auf die Nachkommenschaft übergeht, so lange, als eine Vermischung nicht erfolgt und Wohnort und Lebensbedingung dieselben bleiben. In allen jenen Fällen aber, in welchen der somatische Typus der Vorfahren nicht ein reiner, entschiedener und gleichmässiger war, verlieren wir jeden Massstab für unser Urtheil, und dies um so mehr, wenn etwa noch Veränderungen der äusseren Lebensverhältnisse dasganzten sind. Wenn wir von solchen Familien einzelne in's Auge fassen, und zwar Familien, welche sich nachweisbar durch viele Generationen innerhalb desselben Volkstammes unverändert fortgepflanzt haben, so finden wir unter den Geschwistern die mannigfachsten Kombinationen der Haar- und Augenfarbe, ja selbst Verschiedenheit der Hautfarbe. Es gewinnt geradezu den Anschein, als ob die Gesetze und Bedingungen für die Vererbung der Hautfarbe ganz andere wären als wie für die Vererbung der Augenfarbe. Allein wir sehen in solchen Familien nicht immer nur Färbungen, welche an Vater oder Mutter bestehen, sondern auch solche, welche nachweisbar weder bei den Eltern, noch bei den Gross- und Urgrosseltern vorhanden waren. Eines der markantesten Beispiele ist wohl das plötzliche Auftreten

rother Haare in einer Generation, trotzdem solche weinens in drei vorausgegangenen Generationen und auch in anderen Zweigen derselben Familie nicht vorgekommen sind. Nur eine grosse Reihe unsichtiger und umfassender Detailbeobachtungen an verschiedenen Orten, ganz besonders aber experimentelle Untersuchungen können das Dunkel, in welches diese Fragen jetzt noch gehüllt sind, im Laufe der Zeit erhellen.

Ich füge nur noch einige Worte über die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger an. Durch die Zuverlässigkeit des ehemaligen Kommandanten des Tiroler Jäger-Regimentes, des Herrn k. und k. Generalmajors Ritter von Kurz und durch die freundliche Unterstützung des Herrn k. und k. Hauptmanns Fr. Kasperowsky ist es mir möglich gewesen, aus den Stellungslisten des Jahres 1890 einiges darüber zu ermitteln.

Es hat sich herausgestellt, dass der überwiegende Antheil Deutschirols und Vorarlbergs eine hochwüchsige Bevölkerung beherbergt, dass aber die Grösse des Menschenschlages im Allgemeinen von Norden und Osten gegen Süden und Westen hin abnimmt. Er geht da zunächst ein angeschnittenes Gebiet grossen Menschenschlages, welches das ganze nördliche und den anschließenden Theil des oberen Inntales sammt den zugehörigen Seitenthälern und dem Lechtal, ferner das Pusterthal und dessen Nebenthäler umfasst und sich westwärts über die Mitte des Landes hinaus erstreckt. In diesem Gebiete beträgt die Zahl der „Grossen“, d. i. der 170 cm und darüber Messenden zwischen 56 und 52 Proz. der Untersuchten, während die Zahl der „Kleinen“, d. i. der unter 160 cm Messenden sich im Allgemeinen zwischen 3 und 7 Proz. bewegt und nur in einzelnen Gegenden bis auf 10 oder 11 Proz. ansteigt. Innerhalb dieses Gebietes sind die östlichen Ausläufer des Landes: die Verwaltungsgebiete Kufstein, Kitzbühel und Lienz durch besondere Grösse des Menschenschlages ausgezeichnet, indem annähernd die Hälfte der Stellungspflichtigen zu den grossen Menschen zu rechnen ist. Die Zahl der „Kleinen“ übersteigt hier nicht 6 Proz. der Untersuchten. Ähnlich verhält es sich im Gerichtsbezirk Sterzing und in Sarathal. Hingegen besitzt dieses Gebiet zwei Enklaven, die Gerichtsbezirke Steinach und Tanfers, deren Menschenschlag als ein mittlerer, dem grossen aber immerhin sehr nahe stehender bezeichnet werden muss.

In den im Westen Tirols an die Schweiz angrenzenden Bezirken fällt die Grösse des Menschenschlages sehr beträchtlich ab; die den westlichen Theil des oberen Inntales umfassenden Gerichtsbezirke Landeck und Nard besitzen einen mittleren Menschenschlag, der Vinsgau sogar einen kleinen. Ebenso schliesst sich südwärts an die Gebiete grossen Schlages ein mittlerer Menschenschlag an, der sich in den Gerichtsbezirken Lana, Bozen, Kalserlud und Gröden anschiebt und den Übergang bildet zu dem fast durchwegs kleinen Menschenschlag Wälschirols.

In diesem letzteren Landestheil sinkt die Zahl der hochwüchsigen Menschen allenthalben unter ein Drittel, ja in vielen Bezirken unter ein Fünftel der Untersuchten herab, um die niedrigsten Zahlen, 12 bis 15 Prozent, in den Gerichtsbezirken Arco, Mori und Cembara zu erreichen. In ähnlichem Masse steigt hier die Zahl der „Kleinen“, d. i. der weniger als 160 cm Messenden an; sie bewegt sich im Allgemeinen zwischen 16 und 25 Proz. und erhebt sich in der Stadt Roveredo auf 27 Proz., in den Gerichtsbezirken Arco und Mori sogar über 28 Proz. Einen ausserordentlichen Prozentsatz an

„Grossen“ weisen in Wälschirol nur der Gerichtsbezirk Pergine mit 37,5 Proz. und das südlich davon an der östlichen Landesgrenze gelegene Folgaride mit 56,2 Proz. auf. Daran schliessen sich die Gerichtsbezirke des Valmgana mit 24—28 Proz. „Grossen“ an.

Die Bevölkerung Vorarlbergs verhält sich bezüglich der Körpergrösse sehr ungleichmässig. Während im Norden des Landes der Bregenzerwald und der Mittelberg, ebenso im Süden Montafon einen ziemlich grossen Menschenschlag enthalten, muss er für das westlich gelegene Rhenenthal als ein mittlerer, für den die Mitte des Landes von West nach Ost durchziehenden Gerichtsbezirk Bludenz aber als ein kleiner bezeichnet werden.

Ein erheblicher Unterschied zwischen der Bevölkerung der grösseren tirolischen Städte und den sie unmittelbar umgebenden Landbezirken ist hinsichtlich der Körpergrösse nicht wahrzunehmen; ebenso wenig ein Einfluss der Höhenlage des Wohnortes auf dieselbe. Denn der Grosseckler mit den hohen Tauern ist von einem sehr grossen, der Ortler mit dem Admello von einem kleinen Menschenschlag umwohnt; dem Lauf der Etsch entlang gegen Süden wird der Schlag der Thalbevölkerung kleiner, dem Lauf des Inn entlang nach Nordosten wird er grösser. Auch ein Einfluss der äusseren Lebensbedingungen ist nach keiner Richtung hin festzustellen.

Ich würde der übernehmenden Aufgabe nicht vollständig gerecht werden, wenn ich nicht noch einige Momente wenigstens kurz berühren würde, welche wesentlich zur Kennzeichnung der physischen Beschaffenheit eines Volkes dienen; es sind dies die Fortpflanzungsfähigkeit, die Lebensfähigkeit und die körperliche Rüstigkeit desselben. Allerdings stehen diese Momente sehr stark unter dem Einfluss sozialer Zustände, jedoch nicht minder werden sie durch erbliche, dem Volke eigenthümliche körperliche Eigenschaften bedingt; sie dürfen daher bei der anthropologischen Beurtheilung eines Volkstammes nicht ausser Acht gelassen werden. Sind sie doch für das Leistungsvermögen, für die Dauerhaftigkeit und Anstrengungsfähigkeit desselben von höchstem Belang.

Den detaillirten Anweisen über die Jahre 1891 bis 1890, welche mir der nun die Sanitäts-Statistik Tirols hochverdiente Herr Sektionsrath Dr. J. Daimer gütigst zur Verfügung gestellt hat, sowie den entsprechenden amtlichen Publikationen will ich nur die summarischen Ergebnisse entnehmen. Dessen zufolge ist die Lebensdauer der Tiroler eine nicht unerheblich grössere, als sie im Mittel für ganz Oesterreich berechnet wird, so dass die höheren Altersklassen einen verhältnissmässig grossen Antheil an der Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Jedoch liegen die Verhältnisse lange nicht für alle Theile Tirols gleich. Ohne diesberichtig in die Einzelheiten einzugehen, will ich nur hervorheben, dass Wälschirol eine erheblich grössere Zahl von lebend geborenen Kindern aufweist als Deutschirol und Vorarlberg, jedoch eine bedeutend grössere Sterblichkeit der Kinder in den ersten 10 Lebensjahren, ja auch zwischen dem 10. und 20. Jahre, und im Allgemeinen eine kürzere Lebensdauer.

Für die statistische Darstellung der körperlichen Rüstigkeit eines Volkes dürfte sich allerdings kaum ein durchaus geeigneter Schlüssel finden. In einer gewissen Richtung jedoch kommt sie in den Ergebnissen der militärischen Assessurungen, d. i. in der Verhältnisszahl der zum Militärdienst tauglichen Jünglinge

an vergleichsweise Ausdruck. Auch in diesem Punkte stellt sich Tirol im Vergleich zu den anderen Ländern Österreichs ziemlich günstig, und zwar Wälschtiroi amähernd gleich wie Deutschtiroi. Voralberg etwas weniger günstig. Schon die Zahl der zur Militärstellung gelangenden Personen ist für Tirol und Voralberg verhältnissmässig grösser als in den meisten übrigen österreichischen Provinzen; aber auch das Tuglichkeitsprozent der Untersuchten war ein relativ hohes; am günstigsten stellte es sich von den deutsch-tirolischen Assentierungsbezirken in Bruneck, Sterzing, Ampezzo und Passöy; von den wälschtiroelischen erreichte nur der Bezirk Stenico eins den vorgenannten Bezirken gleichkommende Prozentsäiffer.

Sie werden nun, hochverehrte Herren, mich vielleicht fragen: Wozu haben bis jetzt diese mühsamen somatologischen Forschungen geführt, was ergibt sich aus all' den vorgebrachten Einzelheiten? Welche Schlüsse kann man aus denselben ziehen, nach welcher Richtung hin lassen sie sich verwerten?

Es ist gewiss nicht die Schuld jener Männer, welche sich so sehr der Sache angenommen haben, wenn die Antwort darauf keineswegs sehr bestimmt lautet, wenn sie insbesondere Diejenigen nicht befriedigen wird, welche in wissenschaftlichen Angelegenheiten immer sofort ein abschliessendes Resultat hören wollen. Ich will es versuchen, die Antwort so zu formuliren, wie sie vom Standpunkte erster und objektiver Naturforschung eben lauten kann.

Unser Streben besteht darin, zunächst die somatischen Eigenschaften der tirolischen Bevölkerung im einzelnen genau kennen zu lernen, dann aber sie auf naturwissenschaftlichem Wege und im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes zu beurtheilen und zu erklären. Nach einer Richtung hin sind wir diesem Ziele näher gerückt; denn wir sind bereits in den Stand gesetzt, eine gewisse, wenn auch nicht eine vollkommene anthropologische Charakteristik für bestimmte Territorien des Landes zu geben.

Wir haben gesehen, welch' durchgreifender Unterschied zwischen Wälsch- und Deutschtiroi besteht. Die Wälschtiroi besitzen im Grossen und Ganzen ein ziemlich einheitliches Gepräge. Kleiner Wuchs, braunes oder schwarzes Haar, braune Augen, dunkle Hautfarbe und dolichoide Kopfform mit langem Gesicht sind bei ihnen vorherrschend; im südlichsten Theile des Landes, namentlich in Roveredo, tritt dieser Volkstypus am schärfsten hervor.

Anders die Deutschtiroi; so viel Uebereinstimmendes unter diesen zu finden ist, und so sehr sie sich gegenüber den Wälschtiroi abheben, so sind die somatologischen Differenzen zwischen verschiedenen Gebieten des deutschen Landestheiles kaum minder beträchtlich. Mehrere derselben weisen ganz charakteristische Züge auf. Wenn uns in den östlichen Anselstern des Landes, in den hedendeststen Nebenthälern des Draubales und in dem östlichen Theile Unterinntals sehr hoher Wuchs, gepaart mit entschieden blondem Typus und anfallender Neigung zu dolichoider Schädelform entgegentritt, so drängen sich bei der ebenfalls hochwüchsigen Bevölkerung des Zillertales, in welcher die dolichoide Schädelform am meisten verbreitet ist, die braunen Augen neben den blauen und grauen, das braune Haar neben dem blonden viel stärker hervor. Das obere Inntal stimmt mit dem Vinslän in mancher Beziehung, insbesondere durch das mässige Vorkommen des blonden Typus und durch das ziemlich häufige Vorkommen

brachy- und hyperbrachycephaler Schädel überein; hingegen unterscheidet sich der Vinslän durch seinen kleinen Menschenschlag wesentlich vom Oberinntal. Das Lechtal hingegen schliesst sich hinsichtlich der Körpergrösse an das obere Inntal an, hehlt sich aber von diesem durch entschieden blonden Typus und durch starkes Vorherrschen der Kurzköpfigkeit ab. Ganz ähnlich wie im Lechtal gestalten sich die somatischen Verhältnisse in dem weit davon abgelegenen Ries- und Eisackthal. Auch hier vereinigt sich hoher Wuchs mit hochgradiger Kurzköpfigkeit und blondem Typus. Der Bevölkerung des Riesenthales schliessen sich im Wesentlichen die Amperzauser an, nur erscheint unter ihnen viel seltener das blonde oder graue Auge.

Ein wahres Uebergangsgelände zwischen Deutsch- und Wälschtiroi lernen wir in der Gegend von Bozen und in den südlich davon gelegenen Bezirken Kaltern und Neumarkt kennen. Der Menschenschlag hält sich hier noch auf mittlerer Höhe, der blonde Typus ist aber schon mehr als in irgend einem Bezirke Deutschtirois durch den braunen eingeeignet und die dolichoide Schädelform mischt sich sehr reichlich unter die brachycephale.

Bezüglich der tirolischen Ladinier haben die bisherigen Untersuchungen zu dem bemerkenswerthen Resultat geführt, dass die Bevölkerungen der ostadriatischen Bezirke weder unter sich, noch mit den Westladinern somatisch übereinstimmen. Die Enneberger stellen einen grossen, die Grödenthaler einen mittleren, die Bochensteiner einen kleinen und die Fassaner einen sehr kleinen Menschenschlag dar; die Hyperbrachycephalie herrscht in Bochenstein weit weniger, im Grödenthal viel mehr vor, als bei den anderen Ladinern, der blonde Typus endlich ist bei den Westladinern weit mehr als bei den Ostladinern, und unter diesen letzteren wieder am wenigsten bei den Grödenthalern vertreten.

Was endlich die Voralberger betrifft, so hegen sich ihre somatischen Verhältnisse in ähnlichen Grenzen wie die der Deutschtiroi. Unter ihnen zeichnen sich die Bewohner des Rhein- und unteren Inntals durch stärkeres Ueberwiegen des blonden Typus und der dolichoiden Schädelform, sowie durch mittelhohen Wuchs aus. Die Brezenerwälder schliessen sich vermöge ihres hohen Wuchses und der zahlreichen Hyperbrachycephalen an die Lechtaler an, unterscheiden sich aber von denselben durch anfallendes Zurücktreten des blonden Typus, namentlich der hellen Augen.

Haben wir nun aber auch hinsichtlich der Benennung und Erklärung dieser somatischen Differenzen Namhaftes geleistet? Dieser sind wesentlich auf der Abstammung von verschiedenen prähistorischen Aebnen, welche zuerst das Land besiedelt haben, oder sind sie mehr auf den Zufluss verschiedenartigen Blutes in der Zeit der Völkerwanderung zurückzuführen, oder endlich sind sie seither im Laufe der Jahrhunderte durch langsame aber stetige Vermischung heterogener Volkselemente entstanden? Hat sich das Gepräge vorhistorischer, unter sich stammesverschiedener Völker an einzelnen Orten wenigstens in gewissen Zügen erhalten, oder ist dieses im Laufe der Zeit durch den natürlichen Entwicklungsprozess des Menschgeschlechtes und unter dem Einfluss klimatischer Verhältnisse und anderer äusserer Lebensbedingungen bis zur Unkenntlichkeit verändert worden? So viele Fragen, so viele Räthsel! Wir sind heute ebenso wenig als vor 26 Jahren im Stande, vom anthropologischen Stand-

punkte aus eine dieser Fragen zu beantworten, ja nicht einmal geeignete Anhaltspunkte zu ihrer wissenschaftlichen Würdigung zu bieten.

Die Geschichts- und Sprachforschung lässt uns noch immer im Zweifel, wessen Stammes jene Völker gewesen sind, welche das Gebiet von Tirol als die Ersten besiedelt haben; sie vermag uns bis jetzt auch nur ganz unvollkommen darüber zu belehren, welche Volkelemente und wo solche späterhin sich den ersten Ansiedlern demnach beigegeben haben; wir wissen endlich sehr wenig und zumal nichts Bestimmtes von den körperlichen Eigenschaften jener Völker, welche dabei in Betracht kommen. Die Spuren der Bajuwaren und zum Theile der Alemannen sind die einzigen, welche wir mit einiger Bestimmtheit verfolgen können; in Bezug auf sie haben die Arbeiten Ranke's und Kollmann's schon erfreuliches Licht verbreitet. Die Andeutungen, welche uns über körperliche Eigenschaften jener Ureinwohner Tirols und der dahin zugewanderten Völker aus alten Schriftstellern bekannt geworden sind, sind äusserst spärlich und vielleicht nicht einmal verlässlich. Die körperlichen Ueberreste aber, welche bis jetzt von ehemaligen Bewohnern des Landes aufgefunden werden konnten, sind so gering an Zahl und, wenn man etwa von den durch Weizsäcker und Merlini bekannt gewordenen Reihengrabschädeln von Igls absieht, ihrer Provenienz nach so unsicher, dass sie nicht im Entferntesten ausreichen, um uns über die kraniologischen Verhältnisse der prähistorischen Bewohner der einzelnen Landestheile, und noch weniger über die Stammesangehörigkeit derselben einigermaßen zu orientiren.

So wird es wohl noch lange währen, bis alle Konstruktionsheile jener Rasse herbeigeführt sein werden, von welcher wir hoffen, dass sie einmal das Landesvolk von Einat und Jetzt in bestimmte kausale Beziehung zu bringen. Indessen sind die Wege, welche anfänglich dahin führen müssen, bereits gewiesen und vielfach begangen. Die prähistorische Forschung ist dank der Initiative, welche durch die anthropologischen Gesellschaften und ihre hervorragenden Vertreter gegeben worden ist, allenthalben, und so auch hier zu Lande in lebhaftem Aufschwung begriffen und findet Jahr für Jahr neue Bausteine zu Tage. Die naturwissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes hat jene Richtung eingeschlagen, welcher in allen Gebieten geistigen Schaffens die höchsten Erfolge zu danken sind, indem sie sich bemüht, die Gesetze der Entwicklung und Fortpflanzung körperlicher Eigenschaften und Merkmale zu erforschen. Aber auch die einige Zeit hindurch etwas hintangesetzte Ermittlung der somatischen Zustände in den jetzt lebenden Bevölkerungen wird in ihrer Bedeutung und Wichtigkeit mehr und mehr anerkannt und hat nicht unwesentliche Fortschritte zu verschieben. Gerade in diesem Punkte bleibt jedoch noch Manches zu bessern und zu regeln. Ich bin der Meinung, dass in dieser Hinsicht namentlich für Tirol Erpressliches zu leisten wäre, wenn sich eine Zahl von Männern zu einer Spezialkommission vereinigen würde, welche in engem Anschluss an die anthropologischen Gesellschaften gewissermaßen eine Zentralstelle für die somatologische Durchforschung des Landes bilden könnte. Eine solche würde gewiss geeignet sein, das allgemeine Interesse an dem Gegenstande im Lande zu wecken, Arbeiten einzelner Forscher anzuregen und zu fördern, diesen, soweit nöthig, eine einheitliche Richtung zu geben, ganz besonders aber die unent-

behrliche Unterstützung derselben durch die staatlichen Behörden zu erwirken.

Vielleicht findet sich bald Gelegenheit, diesen Gedanken in privatem Kreise näher zu erörtern, ihn in konkrete Form zu bringen und so unserer Sache anzuhängen.

I. **Lichte Haat.** **Lichte Haare.**
(Schädeln nach Schimmer.) (Schädeln nach Schimmer.)

Tirol:	Proc.	Tirol:	Proc.
Brixen	87,8	Rattoe	35,4
Ampezzo	87,3	Lena	39,2
Lienz	92,8	Bruck	30,9
Bruck	92,8	Bruck	49,8
Trient (Stadt)	90,4	Kauftein	49,3
Innsbruck (Stadt)	89,1	Ampezzo	49,0
Meran	88,8	Kühbühl	45,8
Meran	88,3	Innsbruck (Stadt)	43,0
Bozen (Stadt)	84,1	Landeck	41,9
Imst	80,2	Imst	44,3
Kauftein	80,7	Meran	41,9
Kühbühl	79,3	Schwar	42,9
Landeck	77,4	Innsbruck (Land)	47,4
Innsbruck (Land)	77,8	Bozen (Land)	39,3
Schwar	74,8	Hoara (Stadt)	39,0
Hoara (Land)	72,8	Tignes (Land)	33,0
Cavalese	69,4	Cles	35,5
Cles	67,3	Bergo	33,4
Trient (Land)	63,0	Koveredo (Land)	34,0
Primiero	54,9	Tignes	31,3
Koveredo (Land)	34,1	Primiero	34,8
Tignes	68,3	Cavalese	32,9
Bergo	62,8	Trient (Stadt)	31,0
Riva	61,1	Riva	27,5
Koveredo (Stadt)	30,9	Koveredo	36,3

Mittel für Tirol 73,6 Proc. Mittel für Tirol 39,5 Proc.
Mittel für Deutschtirol 83,5 Proc. Mittel für Deutschtirol 43,7 Proc.
Mittel für Wälschtirol 68,05 Proc. Mittel für Wälschtirol 32,5 Proc.

Verarlberg:	Verarlberg:		
Feldkirch-Dornbirn	89,3	Feldkirch-Dornbirn	33,8
Hilfens-Montafon	85,9	Bregenz	49,0
Bregenz	82,5	Hilfens-Montafon	48,4
Mittel für Verarlberg 84,1 Proc.	Mittel für Verarlberg 50,8 Proc.		
Mittel für ganz Tirol und Verarlberg 80 Proc. lichte Haat.	Mittel für ganz Tirol und Verarlberg 41,7 Proc. lichte Haare.		

Höchste Ziffern der braunen Haat:
Bergo und Tignes 37 Proc.
Riva 33 " "
Stadt Koveredo 48,6 " "

III.

Hella (blanc und grau) Angen.

(Nach Schimmer.)

Tirol:	Proc.	Bozen (Land):	Proc.
Kühbühl	71,4	Bergo	56,6
Rattoe	69,3	Cavalese	54,9
Kauftein	67,8	Ampezzo	54,9
Landeck	66,3	Koveredo (Stadt)	63,3
Lienz	66,0	Trient (Stadt)	53,4
Imst	64,9	Mittel für Tirol 51,9 Proc.	
Meran	64,7	Mittel für Deutschtirol 63,1 Proc.	
Brixen	61,5	Mittel für Wälschtirol 54,6 Proc.	
Trient (Land)	61,7		
Primiero	61,0		
Bruck	60,4		
Schwar	60,1		
Innsbruck (Land)	57,7		
Riva	57,8	Feldkirch Dornbirn	50,7
Bergo	57,4	Bregenz	57,7
Koveredo (Land)	62,1	Hilfens-Montafon	57,3
Tignes	61,9	Mittel für Verarlberg 54,1 Proc.	
Bozen (Stadt)	61,4	Mittel für ganz Tirol und Verarlberg 61,6 Proc. Hellbläue.	
Innsbruck (Stadt)	59,0		

IV. Grane Angen. Biase Angen. Differenz. (Nach Schimmer.) Grase Angeo

	Pres.	Landes	Pres.	Pres.
Kirchbühl . . .	42,0	Reute . . .	51,3	67,9 + 2,3
Birken . . .	42,9	Reute . . .	52,4	33,8 + 2,2
Schwas . . .	39,4	Boase (Stadt)	61,4	29,0 - 2,4
Isenbrack (Land)	39,0	Imst . . .	51,2	33,7 + 2,5
Pennise . . .	37,7	Meran . . .	61,1	67,5 + 6,4
Ampezzo . . .	36,8	Meran . . .	59,4	39,8 + 3,9
Brasack . . .	36,4	Lienz . . .	50,0	38,0 + 4,0
Chrys . . .	36,1	Niva . . .	58,6	34,9 + 5,4
Kafische . . .	37,2	Trient (Land)	39,0	56,1 + 8,1
Isenbrack (Stadt)	38,1	Roveredo (Land)	57,1	50,9 + 7,9
Trient (Land)	38,1	Tome . . .	58,4	34,5 + 8,1
Lienz . . .	38,0	Kitzbühl . . .	59,4	44,0 + 20,9
Koetts . . .	32,6	Primise . . .	52,6	38,7 + 18,4
Roveredo (Land)	32,0	Brusack . . .	52,0	36,4 + 13,4
Tiene . . .	64,3	Cles . . .	54,4	38,1 + 13,7
Meran . . .	31,3	Isenbrack (Land)	39,7	39,0 + 13,6
Boaga . . .	34,2	Schwas . . .	39,7	39,4 + 13,7
Riva . . .	34,0	Boase (Land)	39,4	39,3 + 10,1
Imst . . .	32,7	Isenbrack (Stadt)	32,9	56,1 + 18,2
Boase (Land)	32,5	Boaga . . .	52,5	44,2 + 11,7
Cervise . . .	32,8	Cervise . . .	52,8	37,6 + 10,4
Landack . . .	32,0	Rinze . . .	51,8	42,3 + 21,2
Boase (Stadt)	29,0	Roveredo (Stadt)	52,5	28,5
Roveredo (Stadt)	30,4	Trient (Stadt)	48,3	18,1 + 2,8
Trient (Stadt)	19,1	Ampezzo . . .	16,8	68,6 + 22,9

Vorberg:

Feldbich . . .	39,4	Bladenz . . .	91,4	39,5 + 17,1
Boaga . . .	30,5	Regena . . .	71,1	38,4 + 12,2
Boaga . . .	37,4	Feldbich . . .	30,4	36,4 + 10,4

V. Vergleich der Stadtbezirke mit ihrer Umgebung.

	Lichte Haut	Lichtes Haar	Belle Augen
Trient Stadt . . .	Pres.	Pres.	Pres.
" Land . . .	60,4	31,0	33,4
Isenbrack Stadt . . .	88,1	43,0	58,0
" Land . . .	71,0	40,0	47,0
Roveredo Stadt . . .	55,4	29,0	43,5
" Land . . .	64,1	30,0	42,0
Boase Stadt . . .	64,0	30,0	40,4
" Land . . .	72,9	32,9	50,9

Schädelgruppen nach dem Langen-Breiten-Index.¹⁾

Landes. Zahl	Gruppe	Autor: H. u. Hill T. = Langen-Index	Zahl der oster-		Hievoo sind in Procenten					
			Schädel	Köpfe	brachy-cyphal	meso-cyphal	brachy-cyphal	hyper-cyphal	brachy-cyphal	hyper-cyphal
1	Stanserthal . . .	H. 17	0,0	0,0	20,4	70,4	100,0			
2	Schaaberthal . . .	T. 26	51	4,0	29,1	66,6	96,6			
3	Riedaaserthal . . .	T. 30	12	0,0	31,6	65,0	95,0			
4	Lermoos/Lanaerthal . . .	T. 21	11	0,0	39,1	57,0	93,0			
5	Fumserthal . . .	T. 4	182	0,0	50,2	44,4	94,4			
6	Martellthal . . .	T. 19	72	2,0	49,1	45,1	96,1			
7	Grödenthal . . .	I. 18	41	0,0	60,4	33,4	93,4			
8	Pfischerthal . . .	T. 5	10	0,0	60,0	33,0	93,0			
9	Deutsch-Nonsberg . . .	T. 69	70	0,0	41,9	50,4	91,4			
10	Isackthal . . .	T. 425	198	0,0	47,4	43,4	90,4			
11	Albenthal . . .	H. 1	33	0,0	51,1	47,1	98,1			
12	Lechtal . . .	H. 1	270	0,0	50,4	50,4	100,4			
13	Passeraerthal . . .	H. 878	-	1,4	55,4	33,4	88,4			

1) Gewöhnlicher Druck: Deutschtiroler. Groesper Druck: Ladinler. Ceuver Druck: Wälschtiroler.

Landes. Zahl	Gruppe	Autor: H. u. Hill T. = Langen-Index	Zahl der oster-		Hievoo sind in Procenten					
			Schädel	Köpfe	brachy-cyphal	meso-cyphal	brachy-cyphal	hyper-cyphal	brachy-cyphal	hyper-cyphal
14	Kienathal (West-Pusterthal) . . .	H. u. T.	221	63	0,0	11,4	49,4	41,4	96,4	
15	Teeferz (Mitterthal) . . .	T.	125	22	0,0	11,4	48,4	40,4	96,4	
16	Innere Oetzthal . . .	T.	61	44	0,0	10,4	42,4	47,4	95,4	
17	Ulenthal u. Tross . . .	T.	340	140	1,0	11,4	42,4	45,4	98,4	
18	Ober-Vinschgau . . .	T.	136	149	1,4	12,4	42,4	40,4	96,4	
19	Fassathal . . .	T.	278	118	0,0	14,4	48,4	37,4	95,4	
20	Säckerthal . . .	T.	16	32	0,0	14,4	39,4	35,4	93,4	
21	Isackthal(Ost-Pusterthal) . . .	T.	139	63	1,4	14,4	35,4	30,4	91,4	
22	Huggerthal . . .	T.	1000	233	0,0	15,4	36,4	47,4	92,4	
23	Stubserthal . . .	T.	67	-	2,0	15,4	39,4	28,4	91,4	
24	Widtschman . . .	H. 31	0,0	17	0,0	17,4	32,4	22,4	92,4	
25	Alpeithal . . .	H. 17	-	0,0	17,4	34,4	23,4	92,4		
26	Wypthal . . .	H. u. T.	98	23	2,0	16,4	30,4	31,4	91,4	
27	Ober-Isackthal . . .	T.	543	293	1,4	16,4	45,4	23,4	90,4	
28	Unter-Isackthal . . .	T.	397	110	1,4	18,4	42,4	31,4	91,4	
29	Normarkt u. Truden (Mittlere Etschthal) . . .	T.	96	52	0,0	18,4	48,4	31,4	79,4	
30	Ober-Vinschgau . . .	T.	416	274	0,0	22,4	46,4	31,4	79,4	
31	Eggenthal u. Deutsch u. Weichseln . . .	T.	16	21	2,4	21,4	40,4	35,4	75,4	
32	Sarnthal u. Hading . . .	T.	39	142	3,4	22,4	31,4	34,4	74,4	
33	Ruchensteil . . .	T.	1	99	0,0	26,4	36,4	14,4	78,4	
34	Kalserthal . . .	T.	8	16	0,0	26,4	37,4	30,4	75,4	
35	Pölschgau . . .	T.	276	163	3,4	29,4	34,4	15,4	67,4	
36	Feldk. Nonsberg u. Nonsberg . . .	T.	8	131	2,4	30,4	31,4	15,4	68,4	
37	Dolomiththal . . .	T.	30	34	0,0	32,4	40,4	27,4	64,4	
38	Judicarien und Reneden . . .	T.	-	110	4,4	32,4	46,4	14,4	60,4	
39	Windisch-Matrei (Etschthal) . . .	T.	-	37	0,0	43,4	35,4	20,4	59,4	
40	Zillertal . . .	H. 243	-	4,4	40,4	41,4	3,4	58,4		
41	Mesolobard und Trentan-Etschthal . . .	T.	-	78	4,4	44,4	41,4	7,4	48,4	
42	Stanzthal . . .	T.	-	78	3,4	51,4	42,4	2,4	44,4	
43	Tumsthal . . .	H. 28	-	3,4	52,4	31,4	16,4	42,4		
44	Gerlosthal . . .	H. 18	-	0,0	51,4	39,4	0,0	39,4		

Vorberg:

1	Regenswald . . .	H. 125	0,0	4,4	28,4	36,4	95,4			
2	Walsertal . . .	H. 201	0,0	10,4	43,4	49,4	99,4			
3	Monteio u. Silberthal . . .	H. 18	0,0	11,4	55,4	33,4	88,4			
4	Kieithal . . .	H. 312	-	1,4	46,4	48,4	23,4	92,4		
5	Hilfthal . . .	H. 31	-	2,4	52,4	34,4	22,4	92,4		

Herr Professor Dr. von Wieser: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeochichtforschung in Tirol. (s.unten.)
 Vorsitzender Herr R. Virchow-Berlin:
 Gestatten Sie, dass ich für das, was wir eben gehört haben, noch einmal mit ausdrücklichen Worten den Dank dem Herrn Redner gegenüber ausdrücke. Das Wichtigste, was uns hier lehrte, sind die Lehren, welche wir hier zu empfangen haben. Diejenigen von ihnen, welche das Museum angesehen haben, werden sich überzeugt haben, welche Schätze sich darin finden und wie sehr die neue Leistung dazu beigetragen hat, diese Schätze erkennbar zu machen. Viele von uns sind früher darin gewesen und haben hier und da ein merkwürdiges Stück gesehen, aber gestern erst bin ich selber in die Lage gekommen, mir von dem Reichtum ein Bild zu machen, der dort anfänglich ist, und ich bin zu einem besseren Verständnis desselben gelangt. Es handelt sich dabei zum Theil um eine Reihe der wichtigsten neuen Funde; ich hoffe, dass es nicht die letzten sein werden und ein glückliches Geschick den Tiroler Forschern gestatten wird, noch eine grosse Reihe weiterer schöner Funde zu machen. —

Zweite gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Eröffnung durch Freiherrn von Andrian. — Mäch: Vorlegung der von der k. k. Zentralkommission herausgegebenen prähistorischen Wandtafel. Dazu Virchow. — J. Szombathy: Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich. Dazu Virchow, Much, Szombathy, Virchow. — C. von Marchesetti: Ueber die Herkunft der gerippten Bronzestücke. — M. Hoernes: Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia. — F. von Laschau: Ueber orientalische Fibeln. — B. Reber: Vorhistorische Sculptursteine der Schweiz und speziell diejenigen des Kantons Wallis. Dazu Virchow, von den Steinen, von Laschau, Much, Schoetenack, Much, Virchow, Reber, Schötenack, Virchow, H. Hildebrand, Virchow. — Lohsch: Die Ernährungsfragen in ihrer anthropologisch-ethnologischen Bedeutung. Dazu Palacky. — Ferdinand Kaltenegger: Die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen. — Palacky: Zur Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts.

Versitzender Herr von Andrian eröffnet die Sitzung.

Herr k. k. Conservator Dr. jur. M. Much-Wien:

Der geehrte Herr Vorsitzende hatte die Güte, gestern ein Begrüssungstelegramm der kais. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale zur Kenntniss zu bringen; seither ist an mich, als eines ihrer Mitglieder der Antrag gekommen, dies nun auch mündlich zu thun, den ich hiemit erfülle.

Ein grosser Theil der Aufgaben ist ja den anthropologischen Gesellschaften und der Zentral-Kommission gemeinsam. Ihrer I. Sektion ist die Erforschung und Erhaltung der Denkmale aus der prähistorischen Zeit und aus der Zeit der Römerherrschaft zugewiesen. Der II. Sektion obliegt die Pflege der Kunst- und historische Denkmale des Mittelalters und der Neuzeit; aber auch da noch finden sich zahlreiche Berührungspunkte in unserer gemeinsamen Arbeit. Wie der verehrte Herr Vorsitzende gestern angeführt hat, schliesst die prähistorische Zeit für uns keineswegs mit einem scharfen Schritte ab, verdeckte Fäden führen aus in historische Zeitalter, ja bis in die Gegenwart herein. Wenn wir z. B. heute Hansamarken und Steinmetzzeichen sammeln, Totdenkmal, Sühnkreuz, Banerhäuser und ihr alterthümliches Gerüth u. a. w. aufsuchen, so treffen wir auch da wieder zusammen, wenn auch mitunter von einem verschiedenen Beweggrunde dahin geleitet.

Sie werden daher die Sympathie begreiflich finden, die Ihnen die kaiserliche Zentralkommission entgegenbringt. Indem ich Sie also in Ihrem Namen herzlich beglücke und zu Ihrem Erfolge herzlich wünsche, darf ich noch hinzufügen, dass unsere Institution auch auf einem anderen Wege thätig ist, die gemeinsamen Aufgaben zu fördern. Da sie der Regierung nahe steht, so ist es ihr gelungen, so manche Anordnung zum Schutze der prähistorischen Alterthümer zu erwirken. Aller Voransicht nach wird das hohe Unterrichtsministerium im kommenden Herbst eine besondere Kommission zur Vorbereitung von weiteren und zwar umfassenden Verordnungen und Gesetzen zum Schutze der Denkmäler aller Art einberufen. Zu diesem Zwecke hat die Zentralkommission eine Reihe von Vorschlägen mit ihren Motiven dem h. Ministerium vorgelegt, und da auch Delegirte der Zentral-Kommission an jenen Beratungen theilnehmen werden, so können Sie, geehrte Anwesende, überzeugt sein, dass wir bei diesem Anlasse auch des Schutzes prähistorischer Alterthümer und insbesondere eine Erleichterung der berufsmässigen Angrabungsthätigkeit mit aller Kraft anstreben werden.

Die Zentralkommission versammelt auch sonst keine Gelegenheiten, im Sinne der geschichtlichen Forschung zu wirken. Ein solches gelegentliches Mittel war der

bei unserer ersten gemeinsamen Versammlung vorgelegte prähistorische Atlas; heute bin ich in der Lage, Ihnen eine prähistorische Wandtafel für den Gebrauch an Volks- und Mittelschulen und insbesondere an Lehrerbildungsanstalten vorlegen zu können.

Schon vor längerer Zeit wurde die bekannte prähistorische Wandtafel des Freiherrn von Trölltsch vom hohen Unterrichtsministerium der Zentralkommission zur Begutachtung mit der Frage zugewiesen, inwiefern sie für die österreichischen Länder Verwendung finden könne.

Ueber die Erpresslichkeit einer solchen Wandtafel kann kein Zweifel obwalten, fraglich blieb nur, ob das Werk des Freiherrn von Trölltsch unverändert auch für unsere Schulen übernommen werden könne, oder ob ein neues, unseren besonderen Verhältnissen entsprechendes Werk herzustellen sei.

Die unveränderte Uebnahme erwies sich nach eingehender Erwägung aller Umstände als nicht durchführbar. Die an sich höchst verdienstvolle Tafel des Freiherrn von Trölltsch, die man schon deshalb dankbar begrüssen musste, weil sie die erste Verwirklichung eines guten Gedankens war, ist doch zu sehr ein Kind des Landes, aus dem sie hervorgegangen war. Die Verhältnisse in dem kleinen Gebiete Württemberg sind viel einheitlicher als jene in den weiten Ländern Oesterreichs, die, so nahe sie in vieler Beziehung stehen, doch auch manches Abweichende zeigen.

So sind auf der Tafel des Freiherrn von Trölltsch die Funde der beiden grossen Abtheilungen der Steinzeit, die in mehreren unserer Provinzen in so reichem Masse vertreten sind, nur in bescheidener Zahl und daher für unsere Verhältnisse in nachgeordneter Weise zur Darstellung gebracht. Auch die Hallstatt-Periode schien bei uns eine grössere Berücksichtigung zu erheischen. Andererseits tritt bei uns — bis jetzt wenigstens — die fränkisch-murwingerische Zeit nicht so kräftig hervor, dagegen müssig wir auch den Resten der frühslavischen Zeit gerecht werden.

Dazu kam endlich der Umstand, dass von den auf der Tafel abgebildeten Gegenständen nicht ein einziger in Oesterreich selbst gefunden worden ist, was trotz der ansehnlichen typischen Verwandtschaft der beiderseitigen Funde bei dem an sich natürlichen, durch unsere schwierigen politischen Verhältnisse erhöhten Selbstgeföhle der verschiedenen Provinzen unseres Staates immerhin auch ein nicht zu überschender Uebelstand gewesen ist.

Ähnliche Erwägungen mochten massgebend sein, als man im deutschen Reiche zunächst eine eigene prähistorische Wandtafel für die Provinz Hannover, eine andere für Westpreussen in Aussicht nahm, denen wahrscheinlich weitere folgen werden.

Hatte man aber einmal den Entschluss gefasst, eine neue Tafel heranzugeben, dann musste man bestrebt sein, etwas recht Tüchtiges zu schaffen, da man ja schon einen durch einen Vorgänger eröffneten Weg vor sich hatte. Ich möchte daher die Erwägungen, die mich bei dem Entwurf der neuen Tafel geletzt haben, kurz darlegen.

Da die Tafel ihre Bestimmung als Wandtafel zu erfüllen hat, so schien mir der von Freiherrn von Tröltzsch oben und an den Seiten angebrachte Text, insbesondere für jüngere Personen, kaum mehr lesbar, weshalb ich mich entschloss, die kurze Uebersicht der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung und die Verhaltensregeln nicht in die Tafel selbst aufzunehmen, und mich auf die Anfügung der Figurenklärung an ihrem Fusse, wo sie noch lesbar ist, zu beschränken. Der hierdurch gewonnene Raum konnte nun, ohne dass also die Tafel vergrössert werden musste, zu einer umfassenderen Berücksichtigung der beiden Steinzeitalter und zu einer gesonderten Darstellung der Perioden der vorgeschichtlichen Metallzeit, welche von Freiherrn von Tröltzsch nicht durchgeführt wurde, verwendet werden.

Die kurze Uebersicht über die vor- und frühgeschichtlichen Kulturperioden und die Verhaltensregeln werden auf einem eigenen Blatte dem Lehrer, für den sie ja doch bestimmt sind, in die Hand gegeben.

Was die Frage der Auswahl der darzustellenden Gegenstände betrifft, so machte ich mir zur Regel, nicht etwa seltener vorkommende Stücke, und wären sie durch ihre Ercheinung noch so auffallend, sondern gerade die am häufigsten zu Tage tretenden Funde aufzunehmen, weil der Charakter der Zeit nicht durch irgend eine besondere Seltenheit, sondern durch das, was oftmals und überall vorkommt, bestimmt wird, und weil es sich doch darum handelt, die Jugend mit eben jenen Dingen bekannt zu machen, die ihr ein wahres Bild des jeweiligen Kulturzustandes geben.

Dagegen war ich wohl bemüht, auf neu auftretende Erscheinungen Bedacht zu nehmen, sofern sie neue Kulturmerkmale, eine neue Technik oder sonstige Merkmale, wodurch sich das eine Zeitalter von dem früheren unterscheidet, zur Anschauung zu bringen.

In Betreff des Massstabes habe ich verschiedene Meinungen vernommen. In Hannover — wenn ich nicht irre — hat man die Darstellung in natürlicher Grösse und dabei drei Tafeln beansprucht. Das hierfür auch die doppelte Zahl nicht anrechen würde, geht daraus hervor, dass z. B. schon eines unserer schönen Gefässe aus der Hallstattzeit eine Tafel für sich ausfüllen würde. Ebensowenig lässt sich ein einheiliger Massstab anwenden, da ganz kleine Gegenstände die Darstellung in natürlicher oder nahezu natürlicher Grösse erfordern und damit auch alle anderen nach diesem Masse dargestellt werden müssten.

Freiherr von Tröltzsch wendete einen gemischten Massstab an, wie ihn die jeweilige Grösse des Gegenstandes erforderte, und ich bin diesem Beispiele ohne Bedenken gefolgt. Das Kind gewöhnt sich schon durch seine Bilderbücher, in verschiedenen Masse verschiedene Gegenstände auf die richtige Grösse zurückzuführen, und weiss ganz gut, wie gross z. B. der darin abgebildete Topf in Wirklichkeit ist. Gerade diese Vertrautheit mit den Gefassen ermöglicht es mir auch, diese in Gruppen, doch so zusammenzustellen, dass ihre Form noch immer kenntlich blieb, wodurch ich mir Gelegenheit schaffte, eine viel grössere Zahl zur Darstellung zu bringen.

Wesentlich gefördert wurde das Werk dadurch, dass es gelang, den Maler Ludwig Hans Fischer, der

sich selbst mit Urgeochichte befasst und einigen der geehrten Anwesenden durch seinen Vortrag über indischen Schmuck bei der gemeinsamen Versammlung in Wien und durch seinen Bericht über die Mammothstation in Willendorf in Erinnerung sein dürfte, dafür zu gewinnen. Ich glaube, dass Sie mir beistimmen werden, wenn ich seinen Antheil am Werke als vollkommen gelungen bezeichne. Für den Entwurf der Tafel, die Auswahl und Anordnung der Gegenstände und für den Text bin ich allein verantwortlich.

Herr R. Virchow:

In Bezug auf die Vorgänge in unserem Vaterlande will ich nur bemerken, dass die Verhandlungen in Hannover sich wesentlich bezogen auf eine Anordnung unseres Unterrichtsministers, der für sämtliche Provinzen derartige Tafeln angeordnet hatte. Leider war diese Anordnung nicht soweit ins Einzelne ausgearbeitet, dass ein gleichmässiges Verfahren statgefunden hätte, und wir mussten leider in Hannover konstatiren, dass neben einander ganz verschiedenartige Behandlungen und zum Theil auch Bezeichnungen sich vorfanden. Das war unsere Hauptklage, und nicht sowohl die Grösse der Darstellungen, die wir den einzelnen Provinzen, wie dem Herrn Minister ganz überlassen wollten. Aber es schien uns als nicht notwendig zu sein, dass überall eine gleichmässige Auswahl stattfindet und dass auch Bezeichnungen derselben Art gewählt würden. Ich weiss nicht, ob seitdem eine Aenderung eingetreten ist. Die Einleitung zu solchen Aufstellungen ist, soviel ich weiss, in allen preussischen Provinzen erfolgt. Ich muss dabei allerdings anführen, dass der Gegensatz der preussischen Provinzen in Bezug auf Prähistorie doch noch grösser ist, als es in Oesterreich-Ungarn der Fall ist. Wir haben ja viele Provinzen, in denen die Römer niemals gebräuchlich haben, also irgend etwas, was auf römischen Einfluss zurückgeht, nur auf dem Importwege bereinkommen sein kann. Dana haben wir grosse Abschnitte des Landes, wo die Feuersteinkultur eine sehr geringe Entwicklung erreicht hat, also von untergeordneter Bedeutung ist, während es andere gibt, welche gerade in dieser Beziehung eine so bedeutende Stellung einnehmen, dass es merkwürdig wäre, wenn die Steinzeit auf den Tafeln nicht in hervorragender Weise vertreten würde. Daher müssen wir provinzialen Ungleichmässigkeit für ganz nothwendig halten, und es ist dem Forscherthum mit Recht eine gewisse Freiheit gewährt. Es müsste aber allerdings überall eine gleichmässige Terminologie und auch eine entsprechende Auswahl der Gegenstände stattfinden. Darüber wird es später vielleicht zu einer internationalen Verständigung kommen.

Herr k. u. k. Custos Szombathy-Wien:

Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat das Glück, für ihre Jubiläumsversammlung, an der wir Wiener hier theilnehmen, nicht nur den äusseren Anlass der erreichten Hundstanzwanzigsten Lebensjahrs, sondern auch eine tiefe, innere Berechtigung zu besitzen. Unseren beiden Gesellschaften war es beschieden, mit ihrer intensiven Arbeit die Kinder- und Lehrjahre der anthropologischen Wissenschaft schützend, nährend und mächtig fördernd zu begleiten.

Wir können jetzt sagen, dass diese Anfangsperiode unserer Wissenschaft zu Ende geht; denn gleichseitig mit der Ausgestaltung und inneren Festigung unserer

Disziplinen verallgemeinert sich die Anerkennung ihrer Ebenbürtigkeit mit den verwandten älteren Wissenschaften. Gerade bei uns in Oesterreich hat ja diese Anerkennung sehr lange auf sich warten lassen. Sie ist zwar an unseren Universitäten von Wien und Prag bezüglich der Einräumung von Lehrkursen für die prähistorische Archäologie noch immer nicht über die erste Stufe (der Privatdozenten) hinaus gekommen, aber sie ist doch schon da.

Die schönste und erfreulichste Illustration zu dem Antheile, welchen unsere anthropologischen Gesellschaften an den in unserer Wissenschaft zu verzeichnenden Erfolgen haben, erblicke ich darin, dass die verdienstvollsten von jenen Männern, welche an der Wiege der beiden Gesellschaften standen, nunmehr obenan sitzen in unserer Festversammlung.

Um die Fortschritte der letzten fünfdecenniarischen Jahre richtig schätzen zu können, dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, dass der frühere Stand der Kenntnisse bereits ein sehr beachtenswerther war. Einige der wichtigsten Grundidee der Prähistorie waren damals schon gefunden und entsprechend anerkannt. Z. B. das diluviale Alter des Menschengeschlechtes, die Aufeinanderfolge von Stein-, Bronze- und Eisenkultur, die Pfahlbauten der Schweiz und der Formenschatz, sowie die Zeitstellung der mitteleuropäischen Hallstatt-Kultur. An manchem dieser Grundidee ist ja tüchtig gerüttelt worden und (von kleineren Gegenständen ganz abgesehen) beispielsweise ein paarmal, unter Hostmann's Vortritt und durch andere, die Priorität der Bronze vor dem Eisen, ein andermal durch Hochstetter (mit einem bescheidenen Antheil von mir) die Abhängigkeit unserer Hallstattkultur vom Söden und zuletzt durch Steensurp die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in unseren Gegenden angefochten worden. Auch Ueberreibungen, wie die mit der Constat- und Neanderthaler-Rasse und selbst Fälschungen, wie z. B. die famose Herpordie der Westschweiz galt es zu bekämpfen. Aber die dadurch angeregte eingehendere Untersuchung der strittigen Fragen und die durch allseitige Erweiterung unserer Detailkenntnisse vermehrte Sicherheit des Urtheils führten zur Klärung neueres Wissens und meist zurück zur Anerkennung der bestrittenen Fundamentalpunkte. Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat diesen Strömungen stets das lebhafteste Interesse und vollkommen objektive Diskussion gewidmet. Hand in Hand mit den kritischen Erörterungen wurde von allen Seiten an der Vermehrung gut beobachteten Fundmaterials gearbeitet. Und da muss ich doch, um dem angewendeten Bilde treu zu bleiben, sagen, dass die Grundsteine, wenn sie auch dieselben blieben, im Laufe der 25 Jahre ihren Platz verändert haben, denn dieser muss ja dem Bedürfnisse des auf sie gegründeten Lehrgebüudes angepasst sein und dieses Gebände, dessen Grundriss anfangs so einfach schien, entwickelt sich nun vor unseren Augen in einer von Jahr zu Jahr sich steigenden Complication.

Das Präsidium der Wiener anthropologischen Gesellschaft, dessen speciellen Wunsch ich hier zu erfüllen bestrbt bin, konnte nicht die Absicht haben, eine Darlegung über die einzelnen Stufen unserer Fortschritte und über den Gesamtstand unseres heutigen prähistorischen Wissens in den engen Rahmen dieses Vortrages zu pressen. Ich gedenke daher im Folgenden nur für jene wenigen Theilnehmer unserer Versammlung, welche der Urgeschichtsforschung etwas fern stehen, einige uns Oesterreicher speziell angehende Punkte flüchtig zu beleuchten.

Um in chronologischer Folge zu beginnen, will ich erwähnen, dass Oesterreich-Ungarn meines Wissens noch keinen namhaften Beitrag zur Frage des tertiären Menschen geliefert hat. In diesem Kampfe sind wir bis zur Stunde Zuschauer und ich darf wohl sagen skeptische Zuschauer geblieben.

Hingegen verdrängt das Kapitel über den diluvialen Menschen dem österreichischen Fundgebiete bedeutende Beiträge. Die wichtigsten Lokalitäten liegen im Löss-Mahrene und des linken Donauufers in Niederösterreich, sowie in den unbräunlichen Höhlen, also durchwegs in Strichen, welche von der letzten grossen Vergletscherung Europas nicht berührt wurden. In den von der Vergletscherung betroffenen Gebieten, wie in den Höhlen von Peggau in Steiermark und am Dachstein hat man wohl Reste von Ursus spelaeus und anderen diluvialen Thieren, aber nichts vom Menschen gefunden.

Ich gedachte bereits des allgemein bekannten Angriffes, welchen Japetus Steensurp vor fünf Jahren nach einem mit vorgefasster Meinung unternommen Besuche der reichen Fundstelle von Predmost bei Prgara auf die Gleichzeitigkeit der Löwenmenschen mit den diluvialen Thieren unserer Gegenden machte. Das grosse Ansehen des greisen Forschers und die Ausföhrlichkeit seiner Darlegungen vertheilten nicht die starke Wirkung. Allein ich glänze sagen zu dürfen, dass seine Zweifel theils durch die von ihnen veranlassten neueren, genaueren Lokalstudien, theils durch die an seinen Sätzen geübte Kritik wieder vollkommen zerstört sind, wenn auch einige Nebensagen (z. B. über die engeren Ursachen der an verschiedenen Fundorten beobachteten Zusammenhäufung von Mammuth-Skizzen) nicht sehr vor unbelastetwortet bleiben. Die zwei Vorträge, welche unser Programm über diese interessante Controverse verspricht, werden sich sicher im Sinne meiner Auffassung ergehen.

Bemerkenswürdiger als dieser Streit sind die durch grossartige Ausgrabungen an den verschiedenen Punkten gewonnenen Einzelresultate, welche alle zu Ausnahme unseres Wissens nach der einen, seit Poucher de Pertbes angenommenen Richtung anmenstemmen. Wenn wir den Versuch machen, unsere Funde den französischen gegenüberzustellen und mit den bekannten Stoffen Gauriel de Mortillet's zu vergleichen, so werden wir für die drei unteren Stufen des Chelien, Monstrier und Solatrier eigentlich nur eine entsprechende Faune aus den Felsspalten von Zuzulwitz im Böhmerwalde und aus anderen Höhlen aufzuft machen. Erzeugnisse des Menschen fehlen uns in dieser Gegenüberstellung. Hingegen ist die Schichte des Magdalénien (und meiner Ansicht nach auch Solatrier) durch die reichen Funde aus dem Löss von Predmost, Joolowitz, Stiffried, Gösing, Willendorf, Aggebach u. s. w., ferer aus einigen unbräunlichen Höhlen (Slooper-Höhle, Zinz-Höhle) bei uns glänzend vertreten. Von besonderem Interesse ist aber, dass wir ausgezeichnete, grosse Höhlenfunde besitzen (Gudens-Höhle bei Krems, Makrauer-Höhle, Höhlen von Ojesow bei Krakau), welche mit ihren Rennthierresten und ihren zum Theil recht gut entwickelten Artefakten den von Mortillet zwischen dem paläolithischen Magdalénien und dem neolithischen Hohenhausien konstatirten Hyatus ausfüllen.

Zur Gliederung der neolithischen Periode haben unsere Funde bisher wenig beigetragen, obwohl das aufgesammelte Material einen ganz gehörigen Umfang besitzt. Vielleicht fehlte nur der nöthige Umf,

um unter den verschiedenartigen Funden feste Stufen zu unterscheiden. Als Materialien für eine unterste Stufe bieten sich wohl die längst bekannten Funde aus der Vypustekhöhle in Mähren mit ihren bombenförmigen Gefässen, eine Schichte in den Krakauer Höhlen und verschiedene Karstfunde dar. Diese Schichte wäre eines zusammenfassenden Studiums besonders würdig. Bei den voll entwickelten jüngeren Steinzeit unserer Länder angehörigen Funden können wir zunächst die in Mitteleuropa so wohl studierte geographische Grenze zwischen der handverzierten und der schneuverzierten Keramik ziemlich genau beobachten. Sie geht in west-östlicher Richtung mitten durch Oesterreich-Ungarn. Im nördlichen Gebiete, an welchem besonders Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien (wahrscheinlich auch Nordungarn) beteiligt sind, finden wir die Schnurkeramik am besten in Skeletgräbern mit geknickter Leichenlage (sogen. liegende Höcker) vertreten. Auch bezüglich der Gefäßformen ist die Anlehnung an die typischen Vorkommen deutlich. Wir haben besonders den geschweiften Becher, die flache Schüssel mit kleinem Henkel und die bauchige Vase mit verengtem Halsheil und kleinen Henkeln. In den Nordkarpathenländern sind auch die Formenstufen des Flintzeites, welche Montelius für die nordische jüngere Steinzeit aufstellte, vollständig entwickelt. Im südlichen Gebiete haben wir dann verschiedene lokale Ausbildungen der Badkammerkeramik: Die Pfahlbauten des Salzkammergutes und des Laibacher Moores, Werkstättenfunde und Ansiedelungen auf festem Boden von den oberen Donaugegenden an bis Siebenbürgen und bis zu den ältesten Castellären Istriens, Dalmatiens und Bosniens und das unübertroffene Reichthum von Butmir bei Sarajevo.

In diesem südlichen Gebiete sind die Spuren frühlichen Kulturfortschrittes am Ende der neolithischen Periode deutlich zu verfolgen. In den Pfahlbauten des Salzkammergutes zeigen vereinzelte kleine Kupfer- und Bronzegegenstände, sowie thönerne Gusslöfler u. dgl., dass diese Wohnstätten nicht nur den Beginn der Metallzeit erlebt, sondern dass sich ihre Bewohner auch selbstthätig der neuen Substanz zur Erzeugung kleinerer Geräte bemächtigt hatten. Es sind auch alte Kupferbergwerke mit hauptsächlich neolithischem Inventar nachgewiesen. Viele Funde auf dem flachen Lande legen ebenfalls Zeugnis für diese Fortentwicklung ab und selbst in dem eben genannten Butmir, welches noch kein Metallfundstück geliefert hat, zeigt ein Theil der Thonwaren Charaktere, welche ich auf nähere Beziehungen zu metallverarbeitenden Ländern zurückführen zu müssen glaube.

Diese jüngste Stufe der neolithischen Periode hat bekanntlich Herrn Dr. Much das Material zu seiner Kupferperiode geliefert. Seinen sorgfältigen Studien verdanken wir ein ausgezeichnetes Werk über die Kupferzeit, aber ich kann auf dieses Buch wohl den Satz „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“ anwenden. Meine und meiner nächsten Fachkollegen Meinung geht dahin, dass der Kupferzeit nur die Eigenschaft einer Übergangstufe zukommt. Der Charakter und die Menge der bekannten Kupferfunde lassen nicht dazu ein, die ihnen von Dr. Much dem Zeitraume und der kulturellen Bedeutung nach zugeschriebene grosse Rolle anzuerkennen. Insbesondere scheint mir, dass gewisse Kupferobjekte, wie die grossen Aexte mit Stielloch, welche unter den ungarischen Kupferfunden eine so grosse Rolle spielen, nicht dem älteren, auf echte neolithische Muster zurückführbaren Formenkreise zuzurechnen sind.

Diese frühzeitige Weiterentwicklung der neolithischen Kultur ist in Galizien und den nördlichst sich anschließenden Gebieten nicht zu beobachten. Dort scheint die neolithische Kultur zu einem Dauerpunkte geworden zu sein, welcher die Kupferstufe und die Bronzezeit unberührt überdauernte, bis er bei einer feinen, hellbrannen Thonware, die mit schwarzen und roten Spiraloordamenten bemalt ist, anlangte. Diese charakteristischen Gefässe scheinen mit importirten Bronzen der Hallstattperiode gleichzeitig zu sein. Ihre Technik erinnert auch vollständig an die der bemalten Gefässe Schlesiens.

Mit der Erforschung unserer eigentlichen Bronzezeit sind wir sozusagen auch noch im Rückstande. Ich glaube es theilweise dem blossen Zufalle zuschreiben zu dürfen, dass in Oesterreich bisher eine so geringe Zahl von Funden aus dieser Periode an das Tageslicht gekommen sind. Manche Gegenden, wie z. B. die ganze Alpenregion, sind jedoch so arm an Bronzefunden, dass wir schon nach besonderen Gründen für diese Erscheinung suchen müssen. In die Sammlungen haben mit Ausnahme der im Ferdinandeum aufbewahrten wichtigen Funde die Ostalpen fast nur als Einzel- oder Depotfunde aufzufassende ältere Bronzen geliefert. Ausserhalb dieses Gebirges steht die Sache jedoch besser. Ich glaube da folgende räumliche und zeitliche Gruppierung vornehmen zu können:

Nördlich der Alpen können heute im westlichen Theile der Monarchie mit Hilfe von Gräberfunden drei Bronzestufen unterschieden werden. Die vorhandenen Depot- und Einzelstücke lassen sich willig in diese Eintheilung einreihen.

Die älteste, an die neolithische Periode sich anschließende Schichte ist vertreten durch Flachgräber mit geknickt liegenden Skeletten, welche in Niederösterreich, Mittel- und Nordböhmen und Mähren in grosser Zahl beobachtet worden sind. Die Skelette zeigen uns einen dolichocephalen, aber kleinen, gracilen Menschenschlag. Durch die charakteristischen Schleifen- oder Noppenringe aus Draht, durch Flachbeile und einfache Messer ist auch eine Paralleltstellung mit den bayerischen und norddeutschen Schichten ermöglicht. In Nordböhmen erscheinen als Leitbronzen mittelgrosse Gewandnadeln mit umgekehrt kegelförmigem Kopfe, auf dessen Endfläche ein Ohr sitzt. In der Donaugegend erscheint die ganz einfache Terramarafähne. Da hieher gehörigen Thonwaren haben eine ziemlich feine Mache. Zu den charakteristischen Formen gehören kleine, scharf profilirte Henkelköpfe von dunkelbrauner Farbe.

Als mittlere Bronzestrichthe erscheinen mir Brandgräber, welche z. B. in Gemeinleharn am rechten Donauufer sich unmittelbar an die vorige Stufe anschliessen. In ihnen kommen mannigfaltige, zum Theil graphitirte Gefässe und die zweitheilige nordische Fibula mit blattförmigem Bügel und kleinen Endspiralen vor. Von den Flachhügeln das südwestlichen Böhmens scheint eine Anzahl dieser Stufe anzugehören.

Die dritte Stufe findet sich in Niederösterreich und im südwestlichen Böhmen in Grabbügeln, deren Bronzen in vielen Stücken an die ungarischen Formen erinnern.

In den südlich der Alpen gelegenen Fundstellen und in Ungarn weiss ich nur zwei Stufen dieser eigentlichen Bronzezeit zu unterscheiden. Die ältere ist die Terramarenstufe, welche ihre Vertretung sowohl in den älteren Pfahlbauten von Pösching, wie in den terramararähnlichen Ansiedelungshügeln der ungarischen Ebene hat. Die obere ist hauptsächlich durch Massen-

funde aus Ungarn, welche Aehnlichkeiten mit der dritten österreichischen Stufe aufweisen, aber auch durch die jüngeren Formen von Peschiera vertreten.

Die ältere Eisenzeit, zu welcher wir ja den eponymen Fundort Hallstatt besitzen, bildet bekanntlich den Stolz unserer Sammlungen. Sie liefert uns von allen prähistorischen Epochen das reichhaltigste und schönste Fundmaterial. Diese Reichhaltigkeit gab eben vor 12 Jahren den Anstoß dazu, in unseren Gegenden ein Centrum und in gewissen Beziehungen den Ausgangspunkt für die Hallstatt-Kultur zu suchen; aber, wie bereits erwähnt, hat die Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnis der einschlägigen Funde längst angezeht, was von diesen Ansichten einseitig war.

In der Entwicklung unserer Ersten Eisenzeit sind drei Abschnitte festzustellen: eine schmale Uebergangsstufe und dann die zwei Hauptabtheilungen der eigentlichen Hallstattperiode. Es ist vielleicht nicht überflüssig, gerade hier daran zu erinnern, dass solche Abtheilungen niemals als gleichartige untergeordnete Theile eines wohlgeordneten Ganzen aufzufassen sind, sondern dass sie sowohl nach ihrer räumlichen Anordnung als auch in ihren Beziehungen zu den Nachbarländern von einander verschieden sind.

So ist z. B. die älteste oder Uebergangsstufe, welche durch die Brandgräberfelder von Maria Raab in Steiermark, sowie von Hadersdorf am Kamp und Stillfried in Niederösterreich repräsentirt wird, wegen ihrer engeren Beziehungen zum ungarischen Fundgebiete bemerkenswerth. In den metallarmen Gräbern dieser Stufe erscheint nicht selten die eingliederige ältere Ungarhüla mit langer, einseitiger Nadelspirallehre; jedoch nicht hlos aus Bronze, sondern manchmal, z. B. in dem Urnenfelde von Obbau bei Brian in Mähren, auch aus Eisen. Durch diese Fibel ist meiner Meinung nach eine weitere Stufe der ungarischen Bronzezeit, nämlich die dritte, die sich so wie die älteren Stufen eines bedeutenden Bronzerichthums erfreut, charakterisirt und dem Anfange unserer Eisenzeit gleichgestellt. Für die folgenden zwei Kulturstufen liegen so enge Beziehungen zu Ungarn nicht zu Tage.

Unter den Fundorten, welche die eigentliche Hallstattperiode bei uns vertreten, sind gerade die grössten und berühmtesten, wie Hallstatt, Watsch und St. Lucia, am wenigsten für das Detailstudium bestimmend, da in ihnen zufolge der Jahrnhundert langen Besetzung nur beschränktem Raume die älteren und jüngeren Gräber vielfach unter einander gemengt sind. In diese grossen Fundmassen muss eine Altersstrennung erst hineingetragen werden. Bessere Anhaltspunkte gewähren in dieser Beziehung kleinere Nekropolen wie z. B. St. Michael in Krain, wo sich die Gräber der älteren Hallstattstufe mit Bogenhübeln und die der jüngeren mit Certosahübeln auf verschiedenen einander benachbarten Feldtheilen fanden. Hier ist die Analogie mit dem oberitalischen Fundgebiete schlagend. Je weiter wir uns von dem Golfe von Triest entfernen, desto stärker machen sich neben den typischen Formen lokale Eigentümlichkeiten geltend und doch können wir in Niederösterreich ebenso wie in Mähren und Böhmen und in Bosnien und der Herzegovina die Funde auf die zwei verschiedenen Altersstufen zurückführen. In Niederösterreich sind z. B. die jüngst in Angriff genommenen Tumuli auf der Malleiten bei Fischau, so wie die mit ihnen nächstverwandten Tumuli auf dem Bergstall bei Oedenburg der älteren, die Tumuli von Gemeinshaus und ihre nächsten Verwandten hingegen der jüngeren Stufe zuzuschreiben.

Bei diesen Funden haben wir aber auch auf die Frage, welchem Volke sie angehört haben mögen, Rücksicht zu nehmen. In erster Linie ist eine Abgrenzung des illyrischen Gebietes (Görz, Krain, Istrien, Kroatien, Bosnien) von dem anserillyrischen zu suchen. Wie weit ersteres gegen die Donau herauf sich erstreckt, ist noch nicht ausgemacht. Ganz verschieden von dieser Frage ist dann die nach den weiter reichenden Kulturinflüssen, bezüglich welcher wir als gebend in erster Linie die Apenninhalbinsel und in zweiter Linie die Balkanhalbinsel, als von uns empfangend aber die westlich, nördlich und östlich an die alte Ostmark angrenzenden Länder in's Auge fassen müssen. Für derartige Kulturinflüsse besitzen wir beispielsweise glänzende Leit-Antiquitäten in den figurativierten Bronzefüssen und Gürtelblechen, welche in den an den Uebergang von der Hallstatt- zur Latène-Periode anzusetzenden Gräbern erscheinen und von dem Lande der oberitalischen Veneter aus ihrer Verbreitung bis an die Donau bei Wien und bis an den Ian gefunden haben.

Die Latène-Periode, unsere „zweite Eisenzeit“, hinterliess uns einen in Verhältnis zu ihrer Zeitdauer weit geringeren Reichtum an Funden, als die vorangegangene Periode. Auch ihre einzelnen Stufen fanden in den verschiedenen Provinzen unseres Landes keine ganz gleichartige Entwicklung. Die Früh-Latène-Stufe tritt nur nördlich der Donau, speziell in Böhmen, blos in Depot-, theils in Gräberformen als selbstständige Schichte auf, in unerkennbarem Anschluss an die mitteldeutsche Fundgruppe. Südlich von der Donau können wir Früh-Latène-Formen hlos als Einströmungen zwischen den jüngeren Hallstattformen nachweisen. So in Hallstatt selbst und in ganz Krain, Istrien, Dalmatien, Kroatien und Bosnien. Am lehrreichsten sind hiefür vielleicht die Fundverhältnisse Krains. Bekanntlich ist in Unterkrain die jüngere Hallstattstufe in grossen, mit zahlreichen Gräbern besetzten Grabhügeln erstaunlich stark und reich vertreten. Diese Tumuli, wie auch gewisse Gräbergruppen von Watsch enthalten neben der Certosastufe auch Gräber mit Früh-Latène- und selbst Mittel-Latène-Formen sammt dem der Hallstattperiode eigenthümlichen Aufwande von Bronzeschmuck, Eisenwaffen und Thongfassen; ein Zeichen, dass die alte wohlhabende Bevölkerung die neuen Formen auf friedlichem Wege erhalben und sodann assimilirt hat. In Bosnien gibt es Fundorte von der Art des jüngst zur Veröffentlichung gelangten Grabfeldes von Jevrenje, in welchen sich ein angestörter Fortgang vom Ende der Hallstattperiode an bis zur römischen Kaiserzeit erkannt werden kann. In Krain jedoch tritt während der Mittel-Latène-Periode ein Wandel der Dinge ein und wir treffen dann die Mittel- und die Spät-Latène-Stufe in Flachgräbern mit Leichenbrand und mit einem ganz specifischen Eiseninventar. Diese Veränderung scheint nur durch einen einschneidenden geschichtlichen Akt, wahrscheinlich die Besitzergreifung des Landes durch die Kelten, erklärt werden zu können. Den charakteristischsten keltischen Formen von eiserner Zier und Bewaffnung, deren Expansivkraft ja fast über ganz Europa reichte, begegnen wir bekanntlich in allen Theilen unserer Monarchie. Besonders in Ungarn haben die schönen Funde dieser Periode frühestig die grösste Beachtung gefunden.

Wollen wir uns mit diesen wenigen Umrisslinien begnügen. Vielleicht reichen sie schon bis, auch den Fernerreichenden erathen zu lassen, in welchem Masse unsere Wissenschaft durch die Thätigkeit der letzten 25 Jahre, besonders die Ausgrabungen, gefördert wurde.

Mit jedem Jahre mehrten sich die sichergestellten Fundthatsachen, an welche wir um Ossificationscentren die einzelnen Kapitel der prähistorischen Archäologie anzuheben. Aber diese selbst sind noch vorzuziehen im Flusse und ich denke, wir wollen uns vor dem Veruche, sie einer vorzeitigen Verknüpfung auszuführen, hüten. So gewährt derselbe Standpunkt, von welchem aus wir einen befriedigenden Rückblick auf das bisherige Arbeitsgebiet unserer beiden Gesellschaften werfen können, auch einen Arbeit und Fortschritt verheissenden Blick in die Zukunft.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich möchte mir ein paar Bemerkungen erlauben; dabei muss ich im Voraus die etwas unbehagliche Stellung beziehen, in der ich mich dem Herrn Redner gegenüber befinde. Ich kann nichts dazu beitragen, seine so lehrreichen Mittheilungen zu vervollständigen, und so komme ich in die böse Lage, dass ich als erklärter Gegner erscheinen könnte, da meine Bemerkungen nur kritischer Natur sein werden und leicht so aussehen möchten, als seien sie schlimmer gemeint, als sie sein sollen. Ich habe nämlich in der That einige etwas schwere Einwendungen zu machen.

Die eine ist die, dass Herr Szombathy seine und seiner österreichischen Kollegen Leistungen etwas zu niedrig voranschlägt, indem er im Einzuge eine Darstellung gegeben hat, die wenigstens an jemand, der nicht ganz ununterrichtet ist, den Eindruck machen konnte, als ob zu der Zeit, als die Gesellschaften gegründet wurden, so ziemlich Alles klar gewesen sei und sie nur weiter zu arbeiten gehabt hätten. Dagegen muss ich hervorheben, dass wir alle nach meiner persönlichen Erfahrung damals in sehr grosser Unklarheit waren. Man wusste vielerlei von Stein, Bronze und Eisen, von Fahlbauten und Gräberfeldern, aber das scharf auseinander zu halten, davon war gar keine Rede, nicht im entferntesten. Die Klärung der Verhältnisse, die Feststellung der Grenzen zwischen den einzelnen Kulturen hat erst begonnen, — ich will nur allein nicht die Ehre zuschreiben, — mit der Gründung der internationalen Kongresse, die auch nicht weit über die Gründung unserer Gesellschaften hinausreicht, besonders aber mit der Ausdehnung und Vertiefung der Lokalrecherche, welche durch die neue Organisation hergestellt wurde. Ich will speziell hervorheben, dass die genaue Kenntnis der neolithischen Zeit ganz und gar dieser späteren Periode angehört und dass die feine Ausarbeitung der Erfahrungen wesentlich auf dem Gebiete Oesterreich-Ungarns und Deutschlands erfolgt ist. Man wusste ja in Skandinavien, Frankreich, Belgien, England, der Schweiz und Italien vielerlei von, wie man zu sagen pflegte, der jüngeren Steinzeit, aber es bezog sich das hauptsächlich auf Einzelfunde; jene feinere Kenntnis, welche erst erschlossen worden ist mit der genaueren Untersuchung der neolithischen Gräber, ist erst in den letzten beiden Decennien geschaffen worden, ich kann sagen, eigentlich erst im allerletzten Decennium. Ja, die fortwährend sich erweiternde Kenntnis von der räumlichen Ausbreitung dieser Periode ist noch in diesem Augenblicke in der Bearbeitung.

Dann darf ich vielleicht daran erinnern, dass die Abgrenzung der verschiedenen metallischen Zeiten auch noch in der Kindheit war. Von la Tène hat man damals fast nichts gewusst; die einzige Andeutung, die man damals besass, bezog sich auf das, was man in England late *celtic* und in Frankreich gallicisch oder galloromanisch nannte, aber was wir jetzt in so breiter

Ausdehnung vor uns sehen, die sogen. Tène-Periode, gehört ganz und gar der Zeit an, von der wir als von „unserer Zeit“ sprechen dürfen. Dasselbe muss ich sagen in Bezug auf die Kenntnis der Hallstattzeit. Wer hat früher daran gedacht, dass die Hallstattzeit, wie weiss, wie weit über die Grenzen von Hallstatt hinaus bis nach Italien und Skandinavien verfolgt werden könnte? Wer hat geglaubt, dass z. B. bei uns in Deutschland, doch einem nahe benachbarten Lande, Hallstattfunde, die man gegenwärtig allgemein anerkennt, so häufig seien? Als wir angingen, uauete man z. B. in Norddeutschland gerade diejenigen Gräber, von denen man jetzt weiss, dass sie vorzugsweise der Hallstattzeit angehören, Weidenraber, belegte sie also mit einem Namen, der chronologisch dahin weist, sie der Zeit kurz vor der Christianisierung der Einwohner, also der historischen Zeit zuzurechnen. Das sind neue Gesichtspunkte gewesen, die erst gefunden werden mussten.

Ich will nicht weiter auf das Einzelne eingehen, es würde mich zu weit führen; ich will nur bemerken, dass alle diejenigen, die in dieser Zeit gearbeitet haben, etwas mehr Anspruch haben auf Anerkennung, als sie, wie mir schien, Herr Szombathy ihnen zuerkennen wollte. Gerade die Gömörischen Herren haben ja diese grossen, wichtigen, entscheidenden Urtheile an diesen Forschungen genommen; das sprechen wir ihnen mit voller Anerkennung und mit vollem Bewusstsein zu. Wir sind oft geduldet gewesen, ihre Spuren zu wandeln, da sie von der Natur besonders bevorzugt sind. Was bei uns spärlich und kümmerlich vorkommt, das erscheint bei ihnen in üppiger Fülle und zugleich in grossen, oft gigantischen, häufig sehr prachtvollen Formen.

Etwas, was meiner Meinung nach in dieser Sache besonders streng ist und worin ich Herrn Szombathy sehr gerne beistimme, das sind die kleineren Abgrenzungen, welche sich innerhalb der einzelnen Perioden machen lassen. Da kann man darüber streiten, ob man etwas der vorangehenden oder der nachfolgenden Periode zurechnen soll, ob wir z. B. eine Kupferzeit unterscheiden oder innerhalb der Bronzezeit eine Kupferperiode trennen wollen. Das ist zum Theil für die Zukunft vorzubehalten; im Grunde wird es jedoch immer dasselbe bleiben. Denn wenn wir eine Bronzezeit annehmen, in welcher das Kupfer wesentlich mit vertreten ist, während nachher eine lange Periode folgt, wo das reine Kupfer ganz und gar verschwunden ist, so werden wir zugestehen müssen, dass das zweierlei ist, Oder umgekehrt, wenn wir annehmen wollen, es komme schon in der neolithischen Zeit Kupfer vor, ich erkenne das an. Wir haben gerade bei uns in Norddeutschland allerlei Funde, wo ein solcher Übergang zu konstatiren ist; ob wir das neolithisch nennen wollen oder Kupferzeit, ist mehr eine Frage der Doctrin oder auch wohl eine persönliche Aneignung. Aber was wichtig ist und worin ich Herrn Dr. Much zu ganz besonderem Danke verpflichtet bin, obwohl vorher schon bedeutungsvolle Arbeiten über die Kupferzeit in Ungarn gemacht worden waren, das ist die zunehmende Kenntnis von den Funden überhaupt, nicht bloss von Kupfer, sondern von solchem Kupfer, welches nicht mit den Produkten der späteren Mischung in der Bronze zusammen enthalten ist.

Was die anderen Abgrenzungen anbetrifft, so verhält es sich damit ähnlich. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, gerade bei dieser Betretung, der Zeit unserer Gründung. Als wir 1871 in Bologna auf dem internationalen Kongresse waren, hatte man in

Italien noch nicht die leiseste Vorstellung von dem Vorkommen von Ueberbleibseln aus der gallischen Zeit und es war Gegenstand der Diskussion auf dem Kongresse, wo namentlich mein verstorbener Freund Dezobry aus einigen andern Herren, namentlich aus Frankreich, entscheidend eingriff, dass man den Italienern nachwies, wie anter den Funden, die in Marzobotto gemacht waren, wirklich gallische Waffen vorhanden waren. Als ich ein paar Jahre später nach Italien kam und meinem theuren Freund Chierici in Reggio-Emilia besuchte, sagte er mir: Jetzt habe ich gallische Gräber hier aufgedeckt. Er hat in seinem Museum die erste Anstellung gemacht von Funden der Zeit, die man nachher mehr und mehr in die La-Tène-Periode gerechnet hat, womit zugleich ein ethnologischer Anhalt gewonnen wurde.

Bei uns ist es oft noch sehr verworren, wohin die Sachen gehören, und es wird notwendig sein, immer ganz genau zu kontrolliren. Herr Szombathy hat z. B. angeführt, dass gewisse bemalte Gefässe in Schlesien an die neolithische Zeit sich anschliessen. Diese Gefässe sind zufälliger Weise ausserordentlich scharf charakterisirt durch Funde, die in Posen gemacht worden sind. Mein alter Freund Thunig, den ich hier in der Versammlung sehe und bei dem ich persönlich ein grösseres Gräberfeld dieser Art wiederholt explorirt habe, das von Zaborowo, wird mir bezeugen, dass wir dort diese heimatlichen Thongefässe, die übrigens nicht braun, sondern hellgelb sind, in ausgereichneter Weise gefunden haben. Sie erscheinen in Verbindung mit Bronzegegenständen einer späteren Zeit, — wenn Sie das Hallstattzeit nennen wollen, habe ich nichts dagegen. In unmittelbarer Nähe von Zaborowo liegt das wundervolle Gräberfeld von Kamierz, wo die viel beschriebene Fibula mit dem gebildeten Glasbeleg gefunden worden ist, deren vollkommene Identität mit Bologneser Fibeln aus der klassischen Zeit durch Exemplare, die ich persönlich von Herrn Arcaoldi erhalten hatte, ich zeigen konnte. Da haben wir also italische Beziehungen in unmittelbarer Nähe und doch ist da reichlich Bronze und zwar aus der ersten Eisenperiode. Dahin gehören auch unsere bemalten Gefässe; sie haben mit der neolithischen Zeit nichts zu thun.

Weiter will ich nur die Schiedung hervorheben, die wir bei uns glücklicher Weise zum Abschluss gebracht haben gerade während der in Frage stehenden Zeit; das ist die Umkehrung der Chronologie unserer Gräberfelder und Burgwälle. Ich habe den Nachweis geführt, dass ein gewisser Theil derselben der Hallstattperiode angehört, dass aber der grössere Theil der Burgwälle und manche Gräberfelder, die man früher für germanische hielt, den Wenden oder Slaven zuzuschreiben sind. Wir können, glaube ich, mit stichtlicher Genauigkeit die Grenze zwischen beiden Perioden bezeichnen. Darin sind wir den Oesterreichern etwas über, — denn sonst ich sehe, sind Sie noch nicht auf der gleichen Sicherheit gelangt und ich darf vielleicht der Hoffnung Ramm geben, dass endlich einmal auch hier diese Grenzen sorgfältiger verfolgt werden möchten.

Was die Celten anbelangt, so sind Sie auch in der gleichlichen Lage, in der wir nicht sind, sich mit wirklich historisch nachgewiesenen Verhältnissen beschäftigen zu können, und ich kann nur sagen, es würde im höchsten Grade wünschenswerth sein, wenn diese Dinge völlig klar gestellt würden.

Ich habe mancherlei Wünsche ausgedrückt. Sie wissen ja, wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über, und ich bitte recht sehr, dass Sie meine

Bemerkungen nicht als Vorwürfe, sondern nur als Wünsche betrachten wollen. Lassen Sie uns in den weiteren Untersuchungen, die wir bedauerlich zu machen haben, mit gleichem Eifer vorgehen und einander zuvorkommen suchen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie uns sehr weit zuvorkommen mögen.

Herr M. Mach:

Ich möchte mir zu den Ausführungen des Herrn Vorredners, in denen mein Name genannt worden ist, nur eine kurze Bemerkung erlauben. Er setzt jedenfalls voraus, dass ich der Zeit des Gebrauches von ungemischtem Kupfer eine grössere Bedeutung belege, als es von mir in Wirklichkeit geschieht. Ich bin überzeugt davon, der Kupferzeit jene Ansehen und Entwicklung zu geben, welche die ihr vorangehende jüngere Steinzeit oder die ihr folgende Bronzezeit haben. Es ist aber möglich, dass der Herr Vorredner durch das grosse Material, welches ich für den Bestand einer Kupferzeit beigebracht habe, veranlasst worden ist, den Sachverhalte selbst eine grössere Bedeutung beizumessen, als es von meiner Seite geschehen ist.

Herr Szombathy-Wein:

Ich darf mir zunächst gestatten, unserem hochgeehrten Herrn Vorredner den Dank dafür auszusprechen, dass er das persönliche Moment bezüglich der Arbeiten, welche in den letzten 25 Jahren gemacht worden sind, in den Vordergrund gerückt hat. Ich glaube, Sie werden selbst zugestehen, dass es mir als einem bescheidenen Anfänger nicht zusteht, etwa eine Abwägung der Verdienste so vieler Gelehrter, welche an den Arbeiten theilgenommen haben, vorzunehmen. Das bitte ich, als Grund dafür anzusehen, dass ich mir versucht habe, nach meinen Kenntnissen die letzten Enden der Fäden, welche wir spinnen, aufzuweisen.

Bezüglich der bemalten Gefässe glaube ich ein paar Worte sagen zu müssen, auch um einigen Missverständnissen vorzubeugen. Die Stellung der Funde von Zaborowo ist mir ganz wohl bekannt. Aber speziell die Funde im Osten von Galizien und in der Bukowina sind so, dass ich glaube, sie besonders hervorheben zu müssen. Wir haben z. B. in unmittelbarer Nähe von Czernowitz, bei Schepinitz, eine sehr grosse neolithische Ansiedlung untersucht, welche Masson von geschlagenen Steinwerkzeugen enthielt und neben diesen jene Art von Keramik, welche in einer nicht allzuweit gegen Westen entzogenen Nachbarschaft der Hallstattperiode zuzumessen ist. Das war es, glaube ich, worauf ich Gewicht legen sollte, und ich habe es angeführt, weil ich glaube, dass in jenen weiter östlich gelegenen Gegenden wirklich noch zur Zeit dieser fortgeschrittenen Keramik eine neolithische Stufe bestand. Es ist dadurch am besten die Gleichzeitigkeit der im Westen so hoch entwickelten Metallzeit mit der im Osten so tief stehenden Kultur illustriert.

Herrn Dr. Mach möchte ich bemerken, dass gerade die Menge der von ihm angeführten und mit so grosser Sorgfalt und Sachkenntnis zusammengelesenen Kupferfunde aus Oesterreich vor allem dahin geführt hat, anzunehmen, dass der Kupferzeit nur eine sehr geringe Bedeutung beizumessen ist; denn in 600 Fundstellen kommt nur eine sehr geringe Zahl von Kupferstücken jeder Fundstelle zu, gegenüber den Millionen von Steinwerkzeugen und Bronzen, die gefunden worden sind. Die Fundstellen dieser Kultur sind verschwändig klein und gerade das unnerliche Missverhältnis ist es, welches die Kupferzeit sehr beschränkt und in einen bescheidenen Rahmen zurückverwirft.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich den Herrn Redner missverstanden habe; ich habe geglaubt, er hatte die schlesischen Funde wesentlich im Auge. Bezüglich der galizischen Funde will ich besonders konstatieren, dass die bemalten Sachen von Galizien mit denen von Posen und Schlesien keinen unmittelbaren Zusammenhang erweisen, dass vielmehr unsere Funde sich anschließen an eine Reihe von anderen, die durch Mitteldeutschland hindurch sich erstrecken und von denen ich vermute, dass sie mit den Gefäßen von Hlletatt einen gewissen Zusammenhang haben. Ich freue mich, dass wir hierin zusammenstoßen.

Herr Dr. Carl v. Marchesetti:

Ueber die Herkunft der gerippten Bronzocisten.

Unter den unummigfaltigen Bronzegefäßen, die uns die prähistorischen Forschungen geliefert haben, nehmen die gerippten Bronzocisten einen hervorragenden Platz ein und haben mit Recht die besondere Aufmerksamkeit namhafter Archäologen auf sich gezogen. Ihre eigenthümliche Form, die auf einen Kern aus Bismutgeflecht hindeutet, verbindet mit der Zielbarkeit einen hohen Grad von Widerstandfähigkeit und wurde deshalb zu rituellen Zwecken häufig bevorzugt.

Da man sie zuerst in größerer Zahl in etruskischen Nekropolen fand, wurden sie natürlich als ein Produkt dieses kunstreichen Volkes angesehen. Und da man damals den nördlich gelegenen Völkerschaften allgemeinen die Fähigkeit, in der Kunst etwas Namhaftes zu leisten, absprach, wurden auch jene Exemplare, die man in anderen Gegenden fand, den Etruskern zugeschrieben und als von denselben Centrum her stammend betrachtet, aus welchem sie als ein kostbarer Handelsartikel in die entlegenen Länder Europas exportirt wurden.

Dieser Meinung, die bis vor Kurzem allgemein angenommen war, steht jene Alexander Bertrand's gegenüber, welcher diese Cisten als ein rohes, primitives Produkt barbarischer Handwerker, unwürdig der weit vorgeschrittenen Kunst der Etrusker ansieht und sie deshalb den Celten zuschreibt, von welchen sie nachträglich nach Italien eingeführt worden wären.¹⁾ Die Auffassung, einige Cisten in Süditalien brächte Helbig auf den Gedanken, das dieselben Produkte der griechischen Metalltechnik seien, welche von Cumae und vielleicht von Neapolis in die nahegelegenen oekischen Städte, wie Nocera, eingeführt wurden.²⁾ Das Centrum ihrer Fabrikation blieb also nach Helbig noch in Italien, nur die Erzeuger wären statt Etrusker griechische Kolonisten gewesen.

In neuester Zeit wurde von Schumacher die Ansicht Helbig's angenommen, mit dem Unterschied jedoch, dass nach ihm diese Gefäße nicht in den calidischen Colonien Süditaliens verfertigt, sondern aus Griechenland direkt importirt wurden.³⁾

Wenn wir diese verschiedenen Ansichten näher prüfen, muss uns besonders befremden, dass Bertrand gerade diese so meisterhaft ausgeführten Gefäße, die oft reichlich verziert sind, als ein barbarisches Produkt ansieht. Die Cisten zeigen uns eine so hoch entwickelte Technik, wie wir sie kaum in einer anderen Gefäßform wiederfinden; sie spielen daher eine hervorragende Rolle als „Cisten mystica“ im Cultus des

Dionisius und der Ceres. Gegen eine gallicische Fabrikation spricht noch der Umstand, dass, während in Italien bereits 115 Cisten gefunden wurden, uns Frankreich erst 6 Exemplare bekannt sind.

Dieser letzte Umstand scheint uns noch gegen eine Erzeugung dieser Gefäße in Süditalien zu sprechen, denn gegenüber den wenigen (11) daselbst gefundenen Exemplaren besitzt man 67 aus Mittelitalien und besonders aus dem Gebiete Felina's, die theils in umbrischen, theils in etruskischen Gräbern gefunden wurden. Es ist daher naturgemässer, anzunehmen, dass die Cisten aus Etrurien nach dem griechischen Colonien Süditaliens, anstatt in umgekehrter Richtung eingeführt wurden. Ein Argument von grosser Belange, um Etrurien die Provenienz dieser Manufacte zu vindiciren, sehe ich in dem Vorhandensein von thönernen Cisten in Villanova, in einer Nekropole nämlich die gleich der archaischen Gruppe von Bosaso; uns noch keinen aus Süditalien oder Griechenland importirten Gegenstand aufweist. Da die metallischen Cisten nach Helbig und Duhn nicht weiter als bis zum 5 oder höchstens dem Ende des 6. Jahrhunderts v. C. zurückreichen und jene Villanova's zweifelsohne älter sind, muss man annehmen, dass in Etrurien die Prototypen, oder wie sie Gossadini nennt, die „Incarnablen aus Thon“ existirten, nach denen später die bronzenen Cisten nachgemacht wurden.

Die von Schumacher angeführten Gefäße aus Mycena und dem Kuppelgrabe von Menidi beweisen uns nur die Gemeinschaft in beiden Ländern einer primitiven Gefäßform, wie sie die cylindrische ist, und die Anwendung der Reifenverzierung; die übrigens schon in der Steinzeit nachweisbar ist. Aus Griechenland kennt man bisher weder glatte noch gerippte Cisten und es ist sehr merkwürdig, dass auch in den anderen Gegenden der Balkanhalbinsel, wie Croatia und Bosnien, bronzene Gefäße beinahe gänzlich fehlen, wie auch überhaupt die Reifenverzierung abekannt oder höchst selten ist.

Wir haben somit keinen Grund, die Erzeugung der gerippten Bronzocisten ausserhalb Italien zu suchen. Man fragt es sich, ob ihr Produktionscentrum ausschliesslich in Etrurien war oder ob auch in dem nördlich gelegenen Gegenden der Veneter dieselben verfertigt wurden.

Um diese Frage zu entscheiden, scheint mir die geographische Verbreitung der einzelnen Formen von besonderer Wichtigkeit zu sein. Jedem, der die Museen besucht hat, in denen eine grössere Zahl Cisten aufbewahrt ist, werden die zwei Hauptformen dieser Gefäße aufgefallen sein, nämlich die mit oberen, beweglichen Henkeln, die gewöhnlich kleiner sind und die grösseren mit seitlichen, fixen Handhaben. Diesen zwei Formen wurde bisher nicht die genügende Aufmerksamkeit zugewendet, da man sie als zufällig und lediglich von dem Geschmacke des Künstlers abhängig ansah. Und doch wird uns eine nähere Betrachtung derselben zu einigen wichtigen Schlüssen über die Herkunft derselben führen und uns zwei bestimmte Erzeugungcentren erkennen lassen.

Die mit fixen, seitlichen Handhaben versehenen Cisten finden sich beinahe ausschliesslich in den biologischen Nekropolen mit Ausstrahlungen in die Nachbarländer, während die mit oberen Henkeln im Süden und Osten Italiens und besonders in Norditalien, im lombardisch-venetianischen Gebiete und im österreichischen Litorale, sowie in den transalpinen Gegenden vertreten sind.

1) Revue Archeol. 1873, p. 372.

2) Ann. Corr. Arch. 1880, p. 253.

3) Eine Praen. Ciste, p. 47.

Wie bereits angegeben, kommt man aus Italien 115 Bronzezeiten, von denen 11 in Südtalien, 67 in Mittelitalien und 37 in Oberitalien gefunden wurden. Von diesen können wir jedoch bloss 103 in Betracht ziehen, da für die übrigen 12, weil sie zu fragmentarisch sind, oder aus anderen Gründen, nicht möglich war, ihre Form näher festzustellen. Hinsichtlich dieser haben wir nun 55 Exemplare mit seitlichen und 48 mit oberen Henkeln. Und hier zeigt sich die merkwürdige Tatsache, dass, während von den ersteren in Bologna und den nahegelegenen Fraore und Castelvetro 51 Exemplare existieren²⁾, im ganzen übrigen Italien bloss 4 gesammelt wurden.³⁾ Ganz umgekehrte Verhältnisse treffen wir für die Cisten mit oberen Henkeln, von denen Bologna bloss 2⁴⁾, die anderen Provinzen Italiens (das österreichische Litorale inbegriffen, bereits 46 geliefert haben.⁵⁾ Gleiche Verhältnisse haben wir auch in den transalpinen Gegenden. Wir finden auch hier eine nur geringe Anzahl Cisten mit seitlichen Handhaben im Vergleich zu jenen mit oberen Henkeln, nämlich nur 8 Exemplare der ersteren⁶⁾ gegenüber 44 der letztgenannten.⁷⁾

1) Hierher gehören 1 aus Gnathia und 2 aus Tarant, über die nichts näheres bekannt ist; 1 aus Cuma, 1 aus Bagnacala bei Bologna, 1 andere ebenfalls aus Bologna (Fondo Bonacci), deren Henkel durch eine kleine Kette ersetzt ist; 1 aus Este, 1 aus Golaese, von welcher nur 5 Zonen noch existieren und die wahrscheinlich obere Henkel besaß; 2 aus Scarlasio bei Bergamo, mit Wahrscheinlichkeit auch diesem Typus gehörend; 1 aus Bredonate sotto. Die zwölfte, die erst vor wenigen Wochen in Verucchio bei Rimini gefunden wurde und erst restauriert werden mußte, dürfte nach fremdlicher Mitteilung des Dr. Tosi seitliche Henkel besitzen.

2) Davon 49 aus Bologna und je 1 von Fraore und Castelvetro.

3) Von diesen stammt 1 aus Cuma, 1 aus Este, 1 aus Montebelluna bei Treviso und 1 aus Aquileja, die aber höchst wahrscheinlich von einer anderen Lokalität (Este?) herrührt.

4) Beide paleo-etruskisch und zwar aus Benacci und De Luca.

5) Es gehören hieher aus Südtalien je 1 aus Cuma, Nocera, Piedimonte d'Alife, Vulci, Ruggie und 1 angeblich aus Pompei; aus Küstenstationen des Picenum und Umbriens 3 aus Tolentino, 4 aus Novitara bei Pesaro und 4 aus der Umgebung von Rimini, nämlich je 1 aus Verucchio, Fiano, Spadarolo und S. Martino in Venti; aus Oberitalien 1 aus Castelletto Ticino in der Lombardei, 1 aus Verona, 1 aus Rivoli Veronese, 1 aus Montebelluna bei Treviso, 3 aus Caverzano bei Belluno, und aus unserem Küstenlande 1 aus S. Donici am Karste, 10 aus S. Lucia bei Tolmeina im Isonzothale, 6 aus Verano bei Pisano, 3 von den Piszghi bei Farenzo und 2 aus dem Castelliere S. Martino di Torre an Quietofine.

6) Davon stammt je 1 aus S. Magdalenenberg in Krain, Hallstatt, Nacla in Mähren, Ufing in Bayern, Handeringen in Württemberg, Grauhals in der Schweiz, Slupce bei Kolisch in Polen und Moncaeu-Laurent in Frankreich. Man könnte hierher vielleicht noch eine andere Ciste aus Watsch mit 7 Reifen (in der Sammlung des Fürsten Windischgrätz) rechnen, die aber nicht cylindrisch ist, sondern sich gegen die Mitte bedeutend verengt (Durchmesser 306 mm), um am oberen Rande (Durchm. 346 mm) nach am Boden (Durchmesser 364 mm) breiter zu werden.

Die durch diese Statistik dargelegten Verhältnisse sind so markant, als dass sie als zufällig betrachtet werden könnten. Wenn wir ein einzelnes Produktionscentrum in Etrurien annehmen, wie würden wir diese eigenthümliche geographische Verbreitung erklären, dass, während im Gebiete Felcina's auf 53 gerippte Bronzeimer nur 2 mit oberen Henkeln bekannt sind, nun dagegen in Norditalien (die Ostküste einbegriffen) und den transalpinen Ländern davon auf 95 nicht weniger als 81 zählt?

Wir müssen daher ein zweites Centrum für diese letzteren aufsuchen und über dieses kann wohl kein Zweifel obwalten, wenn wir bedenken, welchen hohen Grad von Kultur die alten Veneter erreicht hatten, deren Monumente, obzwar erst in den jüngsten Zeiten mit mehr Masse studirt, sich den umbrischen und etruskischen als vollkommen ebenbürtig zeigen.

Die in den letzten Jahren in Este, in den ausgedehnten Nekropolen des Isongothales und Istriens, sowie in anderen Alpenländern gemachten Entdeckungen haben uns eine grosse Menge interesanter prähistorischer Objekte geliefert, die einen eigensartigen Charakter zeigen und wesentlich von den umbrischen und etruskischen differiren, so dass sie sonder Zweifel als Lokalprodukte angesehen werden müssen. Es würde hier zu weit führen, wenn ich diese Unterschiede, die sich weniger im Typus der einzelnen Gegenstände, als im Detail ihrer Ausföhrung offenbaren, eingehender besprechen wollte, und muss in dieser Hinsicht auf

7) Es sind folgende: 1 aus Watsch in Krain, 1 aus Frög bei Hoegg in Kärnten, 5 aus Hallstatt, 5 aus der Höhle von Byciajala in Mähren, 1 aus Straconitz in Böhmen, 1 aus den Hügelgräbern zwischen dem Ammer- und Staffelsee in Bayern, 1 aus Klein Aspergle und 1 aus Ludwigsherg in Württemberg, 4 aus Luttm und 1 aus Niemburg in Hannover, 1 aus Mainz, 1 aus Landsdorf bei Lübeck, 1 aus Klacsewo und 1 aus Primendorf in Polen, 1 aus Eyghelien in Belgien, 1 aus Chatelet sur Seine, 2 aus Bourges, 1 aus den Hügelgräbern von Reyll in Frankreich und 14 aus Kurd in Ungarn. — Zur Vervollständigung der in den transalpinen Ländern bisher gefundene Reifencisten führe ich noch jene auf, bei denen mir nicht möglich war, die Form näher festzustellen. Es gehören hieher 2 aus Klein Glein in Steiermark (eine in Gras, Fragmente der zweiten im Germ. Museum in Nürnberg), 1 aus Meisenburg in Mecklenburg und 1 aus Gommeville in Frankreich. Ueberdies jene figurirte von Moritzing in Tirol, die jedoch nach der Rekonstruktion von Prof. Wieser seitliche Henkel hätte. — Hinsichtlich der verschiedenen Verzeichnisse, die über unsere Cisten existiren, bemerke ich, dass, während Bertrand im Jahre 1873 (Rev. Arch. p. 361) nur 19 und im Jahre 1883 (Arch. Celt. et Gaulois. p. 310) 24 anführt, Gossadini im Jahre 1877 (Arosaldi, p. 38) 78 und Zannoni kurz darauf (Cortona, p. 241) 93 Exemplare notiren. Mein Ende des vorigen Jahres publicirtes Verzeichniss (Scavi nella necr. di S. Lucia, p. 185—197, wo auch die betreffende Literatur angegeben ist) enthielt 159 Cisten, die durch die nun hinzugekommenen auf die ansehnliche Summe von 172 angewachsen ist. Helbig, der bloss die paleo-etruskischen Cisten behandelte (Ann. Ist. Corr. Arch. 1880, p. 241) citirt davon 65 (85 aus Italien und 20 aus dem übrigen Europa), denen er später Homer. Epos 1884, p. 84) noch 7 aus Italien hinzufügt. Die von Wosinsky (Etrusk. Bronzsg., Budapest 1886) herausgegebene Liste zählt auch andere Gefässformen unter den Cisten auf.

meine bereits citirte Arbeit über die Nekropole von S. Lucia hinweisen.

Eine charakteristische Eigenschaft der venetischen Kunst ist die Vorliebe für die Reifendekoration, die sonst in anderen Gegenden ziemlich selten ist. Ich erinnere hier an die zierlichen, in Zonen getheilten Kelche, die in Este, Caporetto und S. Lucia so zahlreich sind, während sie nur ganz vereinzelt in Bologna und in den krainischen Nekropolen vorkommen. In den zwei letztgenannten kistenländischen Gräberfeldern sind überdies die so häufigen grossen, gerippten Osuarien zu erwähnen, die anderswo kaum zu finden sind. Der hohe Grad der Entwicklung, den die Metalltechnik der alten Veneter erreichte, ist uns noch durch die grosse Zahl bronzener Gefässe, insbesondere Situlen dargehan, von denen unser Litorale allein bei 200 bereits geliefert hat. Bezüglich dieser letzteren bemerke ich noch, dass dieselben in Bologna durchwegs glatt, die von Este und S. Lucia hingegen sehr oft durch horizontale Rippen in Zonen getheilt sind.

Es wird daher wohl nicht zu gewagt erscheinen, wenn wir für die gerippten Bronzesitulen zwei besondere Produktionscentren annehmen, nämlich ein mittelitalisches in Bologna für die mit seitlichen Eisen Handhaben versehenen, und ein zweites oberitalisches im Lande der Veneter für jene mit oberen beweglichen Henkeln, von welchem aus die grösste Zahl der nördlich der Alpen geförderten Exemplare exportirt wurde.

Herr Dr. Moriz Hörmayr

Zur Chronologie der Gräber von Sta. Lucia.

In seinem Vortrage „über die Gliederung der vorrömischen Metallzeit Süddeutschlands“ in der Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg 1881 (Corr.-Bl. XII. S. 121 ff.) hat Otto Tischler die Erwartung ausgesprochen, dass sich die Trennung der Hallstattperiode in eine ältere und eine jüngere Stufe leicht werde bewerkstelligen lassen, wenn man erst das vollständige Inventar der Funde aus den grossen Nekropolen der Alpenländer Oesterreichs „grabweise geordnet nebst genaum Plan der Felder“ veröffentlicht sein würde. Er setzte seine Hoffnungen namentlich auf Hallstatt selbst, dessen ursprünglicher Bestand sich nach dem genannten Fundprotokoll Ramsauer's ohne Mühe reconstruiren liesse, dann auf die krainischen Fundorte Watsch und St. Margarethen, denen er eine unabsehbare Bedeutung zuerkent, und deren zielbewusste Aufnahme und Bekanntmachung, da es sich ja um neue, noch im Gang begriffene Arbeiten handle, gar keine Schwierigkeiten böte.

Diese Aussichten haben sich hi heute nicht verwirklicht. Statt gediegener, den heftigen Ansprüchen Rechnung tragender Publikationen haben wir eine chaotische Menge neuer und zum Theil ebenso ergiebiger Lokalitäten kennen gelernt, welche die einst so leicht erscheinende Aufgabe ins Ungemessene vergrössert und erschwert haben. Die Fülle des Stoffes steht gegenwärtig in argem Mangelverhältnis zur geringen Zahl der geschulten Arbeitskräfte und zu den materiellen Mitteln, welche die drohendst nöthigen Publikationen erfordern würden. Als Tischler jene Postulat anstellte, war Sta. Lucia noch so gut wie unbekannt, Este noch nicht publicirt — von den später entdeckten Fundstätten Krains, Kroatiens, Bosniens ganz zu geschweigen — und benahe möchten wir fragen, was man denn damals habe wissen können. Tischler stellt einige wenige italische Typen auf, welche theils für die ältere, theils für die jüngere Stufe

kennzeichnend sein sollen, stützt sich aber dabei vorwiegend auf Aehnlichkeiten zwischen Bologna, das damals im Vordergrund des Interesses stand, und Hallstatt. Daneben erkennt er jedoch schon einen Formenkreis einheimischen Ursprungs (Arabischer und Eisenachen), welcher eine ziemlich entwickelte lokale Kultur besaß.

Auf diesen gesunden Grundanschauungen haben wir mit den reicheren Mitteln, die wir heute besitzen, weiter zu bauen. Die Unterscheidung zwischen älteren und jüngeren Depots ist es, von welcher die Erkenntnis des Entwicklungsganges der Hallstattkultur abhängt. Die erste Essenz Oberitaliens mit ihren bei Bologna so scharf ausgeprägten Stufen von Villanova und La Certosa bietet uns hierzu das direkt anwendbare Schema, und die Fülle des Stoffes gestattet uns hinlänglich die Sache tiefer anzufassen und reichlicher zu illustriren als vor zehn und mehr Jahren, wo man nur ein Paar äusserliche Merkmale besaß. Auch die Verschiedenheiten der Entwicklung erkennen wir heute deutlicher; und sie sind es eigentlich, welche Leben in das Gesamtbild bringen. In Mittelitalien, wohin wir die Entstehung des Villanova-Kreises verlegen, hat die Kultur einen anderen Weg eingeschlagen, als in Oberitalien, und wieder anders ist sie in den Alpenländern verlaufen; aber den zeitlichen und allgemeinen Parallelismus der Erscheinungen in diesen drei Gebieten können wir doch mit sicherer Hand hinstellen. Hatte alle Kultur nur den einen Weg von Süd nach Nord eingeschlagen, so stünde die Sache einfacher. Allein auf die Alpenländer haben auch andere Faktoren eingewirkt als Italien, und Oberitalien ist nicht von Mittelitalien allein beeinflusst worden, sondern auch von den Alpenländern. So verketzt sich eine Reihe von Fragen miteinander, die hoffentlich einmal alle, soweit derlei Probleme überhaupt lösbar sind, eine befriedigende Beantwortung finden werden.

Wenn wir gegenüber Italien in der Sondernng der Zeitaltern unserer Hallstattperiode zurückgeblieben sind, so war uns erstlich der receptive Charakter unseres nördlichen Gebietes hinderlich, in welchem das ältere Kulturtrug durch jüngere Einflüsse nicht so rasch und vollständig in den Hintergrund gedrängt wurde, wie in offenen Ländern mit vielseitigem Verkehr. Dann aber boten die engen Alpenmatten und Thalsohlen oder Hügelgehänge, auf welchen unsere Nekropolen angelegt sind, nicht den Raum an jener Nebeneinanderlagerung zeitlich verschiedener Gräbergruppen, welche die Unterscheidung zwischen Älterem und Jüngerem an vielen Orten Ober- und Mittelitaliens so leicht macht. Bei uns waren die Flachgräber Anfänge dünner gesät und vorbereitet sich bald über den ganzen verfügbaren Raum; später kamen in den Zwischenräumen neue hinzu, so lange der Stand der Zeichen (denn oberflächlich waren sie einst wohl alle, wenn auch nur durch rohe aufgerichtete Feldsteine besetzt) erkennen liess, dass noch Platz vorhanden sei. Da innerhalb der relativ wenigen Jahrhunderte, welche zwischen Beginn und Endehalb dieser Friedhöfe fallen, eine erkennbare vertikale Gliederung nicht eintreten konnte, machen die Gräber bei der Aufdeckung insgesamt den Eindruck einer homogenen Masse, die nur mit dem schwer zu handhabenden Instrument der Typologie chronologisch zerlegt werden kann. Dazu gehören nun einerseits methodisch ausgeführte und vollständig veröffentlichte Ausgrabungen, andererseits gründliche Untersuchungen über die Zeitstellung und Abstammung einer Reihe der wichtigsten Typen und ihrer Varietäten. Die letzteren Arbeiten können vor

welche unsere Nekropole geliefert hat. Ebenso verhält es sich in Karfreit und im nahen Krain zum Unterschiede von dem, was man in Bologna und Este beobachtet hat.* Der Fehler liegt darin, dass M. alle Fibeln einer grossen Klasse als einheitliche Masse betrachtet und z. B. den grossen Unterschied übersieht zwischen den wirklich alten, häufig in Eisen ausgeführten Kreisbogenfibeln mit Fusschleife und der jüngeren (bloss alterthümlichen) einschleifigen „Sta. Lucia-Fibel“. Beide sind ihm bloss „fibule ad arco simplice“, und da er dann natürlich dieses Typus mit allen anderen vergesellschaftet findet, äussert er die fälschliche Geltung der Fibeltypen in der Frage der Zeitbestimmung. Hätte er die Halbkreisfibel richtig auf die beiden Stufen vertheilt oder auch ganz bei Seite gelassen und die Proben mit einem andern Typus angestellt, so wäre er gewiss zu ganz entgegengegesetzten Resultaten gekommen. Wie nahe er durch seine Beobachtungen an die letzteren herangeführt wurde, beweist der Umstand, dass laut seinen eigenen Berichten das Gemenge älterer und jüngerer Gräber keineswegs ein gleichmässiges ist, dass vielmehr in langen Reihen einmal die älteren und dann wieder die jüngeren Gräber vorherrschen. Er schreibt i. c., Anm. 2: „So begreifen uns z. B. im westlichen Theile vorwiegend einfache Bogenfibeln und Brillenfibeln, im östlichen Schlangens- und Certosafibeln.“ Da der neuesten Publication kein Plan der gegrabenen Flächen beigegeben ist, können wir nicht sagen, wieviel etwa auch die Forderung räumlich getrennter älterer und jüngerer Gräbergruppen thatsächlich schon erfüllt ist.

In Sta. Lucia liegen die Verhältnisse, dank dem merkwürdigen Eifer Marchesetti's, viel klarer vor uns, als z. B. in Hallstatt. Sie sind aber auch sonst leichter zu durchblicken. Auf dem Salaberger bei Hallstatt sind zuverlässigen Schätzungen zufolge von verschiedenen Seiten ungefähr 3000 Gräber geöffnet worden, also fast genau ebensoviel, als allein Marchesetti in Sta. Lucia erschlossen und in seinen beiden Berichten beschrieben hat. Die von Ramsauer geöffneten 993 Gräber, circa ein Drittel der Gesamtzahl, lieferten nach Sacken (Grabfeld S. 60) über 400 Brillenfibeln, d. h. genau dreimal so viele, als sämtliche 2950 Gräber Marchesetti's. Demnach scheint die Brillenfibel in Hallstatt circa neunmal so häufig gewesen zu sein, als in Sta. Lucia. Sie ist nach einer approximativen Berechnung in Hallstatt um mehr als die Hälfte stärker vertreten, als alle anderen Fibeltypen zusammengekommen, während sie in Sta. Lucia nur $\frac{1}{10}$ sämtlicher Fibeln bildet. Diese Zahlen illustriren ein wenig den rascheren Wechsel der Kultur an dem Südrand der Alpenzone gegenüber dem Nordgehänge derselben oder mit anderen Worten die Zähigkeit, mit welcher sich ilterthümliche Formen im Norden behauptet haben. Hier wird man zu anderen Mitteln greifen müssen, um Zeitunterschiede zu statuiren.

Wenn man an der Hand der Fibeln, welche deutlich zwei Stufen der ersten Eisenzeit erkennen lassen, das gesammte Material der Gräber von Sta. Lucia in ein Kulturgut älterer und ein solches jüngerer Zeit zerlegt, so findet man die aufgewendete Mühe reichlich belohnt. Denn, wie bei Bologna zwei scharf begrenzte Perioden auf einander folgen: Benacci II. (oder Arnaldi), die Endstufe der Villanova-Kultur, ca. 650—550 oder 600) und Certosa (die etruskische Kulturstufe Oberitaliens ca. 550 oder 500—400), wie am Fete die Perioden II und III ein ähnliches Bild gewähren, — so unterscheiden wir auch in Sta. Lucia zwei geschlossene Kulturbilder, ein älteres und ein

jüngeres, die sich nahe an die korrespondirenden italischen Epochen anschliessen.

Es entspricht allen gerechten Erwartungen, dass sich die Trennung zweier Phasen unserer ersten Eisenzeit, welche nun Bologna an ein historisches Ereigniss — die Festsetzung der Etrusker in Oberitalien — anknüpft, dessen Ausgangspunkt vielleicht an der Tiber, in der Erstarkung der jungen römischen Macht an suchen ist, nicht nur in Este, sondern auch in Sta. Lucia wiederfindet. Aber allerdings erscheint die Wirkung des Ereignisses mehr und mehr verdunkelt, der Anstoss abgeschwächt — die Wellenlinie verflachen sich und verlaufen in unmerkliche Schwingungen. Wir werden daher leichter Zustimmung finden, wenn wir Este II und III mit Sta. Lucia I und II, als wenn wir etwa Bologna mit Hallstatt vergleichen. Auch hierbei werden wir Este III und Sta. Lucia II einander ähnlicher finden, als Este II und Sta. Lucia I. Die Stufen Benacci I und Este I, d. h. die ältere Villanovastufe, fehlt in den Oertalen, und was wir ihr chronologisch etwa gleichstellen können, bildet wenigstens keine Unterabtheilung der Hallstattperiode. Este II zeigt dagegen schon innere Verwandtschaft mit Sta. Lucia I; aber die Verschiedenheiten sind doch so gross, dass wir eine direkte und unerschließliche Abhängigkeit der letzteren von der ersten Sta. Lucia nicht annehmen dürfen. Dagegen zeigen Este III und Sta. Lucia II so viele Uebereinstimmungen, dass, abgesehen von dem Fortwirken älterer Traditionen die letztere als eine aus der ersteren direkt abgeleitete Stufe angesehen werden kann.

Die Stufe Sta. Lucia I mag man (wie Benacci II) um 650 beginnen und etwa 200 Jahre währen lassen; die Stufe II würde dann um 450 beginnen und etwa 100 bis 150 Jahre oder noch länger dauern. Vor allem ist aber festzuhalten, dass die Stufen I und II durch keine Kluft geschieden sind, wie sie sich theilweise am Bologna bemerkbar macht. Kein Abbruch früherer Beziehungen hat stattgefunden, von keinem Wechsel oder Zuwachs der Bevölkerung kann die Rede sein. Ein und dasselbe friedliche Volk hat in ruhiger Entwicklung die Früchte seiner Thätigkeit und der Lage seiner Wohnsitze geerntet. In allmählicher Steigerung ist unter dem Fortwirken älterer Traditionen der südliche Einfluss stärker hervorgetreten. Diesen begründete vielleicht noch mehr die Stammesverwandtschaft der alten Bewohner des Isothales mit denen des reicheren Niederlandes, als die geographische Stellung des Gebietes, wie vortheilhaft dieselbe auch gewesen ist. Denn Sta. Lucia ist von Este mehr als dreimal so weit entfernt, als von Laibach, und dennoch steht es auf seiner II. Stufe der alten Kultursphäre von Este sonnensgenäher, als den Kulturstätten an der Save. Wenn auch nahe dem Tiefland, wohnte dieser Stamm doch mitten im Gebirge unter ähnlichen Natureinflüssen, wie mancher andere, den aber kein engeres Band mit den Niederländern verknüpfte. Der direkte Nordweg von Este führt ja nicht ins Thal des Isoneo, sondern in das der Elsch, wo aber im Gebirg ein anderer Volkstamm wohnte.

So muss die Trennung zweier Kulturstufen in Sta. Lucia aufgefasst werden, welche in Wirklichkeit nicht so scharf war, wie wir sie in der Theorie erscheinen lassen müssen, zu nur überhaupt ein „Früher“ und ein „Später“ zu erkennen und mit diesen Merkzeichen die Richtung des Fortschrittes abzudecken. Iher beschränkte Umfang dieser vorläufigen Mittheilung gestattet mir ebenso wenig, die Gräberreihen anzugeben, welche ich der I. und der II. Stufe zurechne,

als auch die Typen, welche diesen beiden Stufen angehören, im Einzelnen zu betrachten. Ich gebe wieder nur einen Auszug aus der vorbereiteten grösseren Darstellung, indem ich das Wichtigste kurz zusammenfasse.

I. Aeltere Stufe.

1. *Thongefässe.* Ausser einem Produkt der Auflösung des Villanova-Urnettypus, der hier kein Fortleben gefunden, treffen wir buschige Topfchen, deren grösster Durchmesser in der Mitte der Höhe liegt, tiefe Schalen und Schälchen mit Halskehlen und hohen Henkeln, flache Schalen mit eingebogenen Rande, Fusso oder mit hohem, hohlem Fuss, hornbentförmige Gefässe mit hohlem Fuss und konische Situlen (die aber erst in der II. Periode besonders häufig auftreten). — Die Verzierungen bestehen in eingerissenen, manchmal weiss angefüllten, in punktierten oder gestrichelten (Schnur-)Linien, welche Zickzackbänder, Mäander u. dgl. bilden. Auch erscheinen Ornamente durch Stempelleindrücke hergestellt oder — in Nachahmung getriebener Bronzearbeit — durch Bronseknöpfchen, welche höchst einfache geometrische Figuren, zuweilen auch heraldisch gepaarte Thiergestalten bilden.

Diese Keramik kann man (wie die Fibeln) in zwei Gruppen serieren: eine lokale oder autochthone mit jenen Formen und Verzierungen, die an und in der Topferarbeit entstanden sind, und eine itali-sche mit jenen Typen und Ausschmückungen, die aus der Nachahmung getriebener Bronzen hervorgegangen sind. (Die Originale kann man nur höchst spärlich besessen haben; denn wir finden sie nicht in den Gräbern.)

2. *Fibeln.* Diese bilden 3 Gruppen: halbkreisförmige, Kahn- und Brillenförmige. Die ersten zerfallen in solche mit dünnem, rundlichem und solche mit dünnem, breitem Bügel (Halmmondfibeln). Beide werden sowohl aus Eisen wie aus Bronze lokal gefertigt und sind fast immer zweischellig. — Die Kahnfibeln haben entweder wenig verlängerte Nadelrinne oder langen Fuss mit Schlusknopf; die ersten haben flache, feingravirten oder vollen, eckig verbreiterten, einfacher gravirten Bügel — die letzteren zerfallen scharf in solche mit dicken, rundlichen und andere mit flachen, am Scheitel mit 2 Seitenknöpfen verzierten Bügeln. Die Brillenfibeln gliedern sich in solche mit Draht- und solche mit Blechdisken.

3. *Anhänge.* Hier erscheint das bekannte Dreieckshängsel in verschiedenen Gestalten (flach, hohl, durchbrochen), ferner die geschlitze Hohlkugel und namentlich die Doppelspirale.

4. *Ringe.* Nur wenige einfache Typen von Finger-, Arm- und Halsringen, entweder aus Bändern oder Drähten zusammengehoben oder in Guss hergestellt. Zahlreich sind geschlossene eiserne Armringe. Daneben erscheinen eisner Halsringe mit rhombischem Durchschnitt und zurückgerollten Enden.

Jedem Kenner prähistorischer Typen werden die meisten der hier angeführten Dinge als alt hallattische aus den vorcorotio-anselichen Gräbern bei Bologna, aus Este II, aus St. Michael I oder aus den älteren eisenzeitlichen Hügelgräbern Oberbayerns, kurz von Fundorten, wo eine seltliche Trennung huber erkannt wurde, geläufig sein. Auf das Einzelne soll an anderen Orte eingegangen werden. Im Allgemeinen hier anzu-schließen. Schon die Stufe I lässt neben einem alteinheimischen ein altitalisches Element erkennen. Man ähnte die Töpfer in althergebrachter Weise und bereicherte sie durch Nachbildungen fremder Arbeiten in Bronze. Aus Italien erhielt man nur kleinere fer-

tige Bronzen in grösserer Zahl. Im Lande selbst blühte eine eigene, in anderen Formen arbeitende Metall-technik, deren Produkte theils von barbarischem, theils von geläutertem Geschmack zeugen. Die ersten sind vorwiegend Schmiede, die letzteren Gusswaren. Zu jenen gehören die Drahtbogenfibeln aus Eisen und Bronze, die Halmmondfibeln mit ihren Kettchen und Klapperrädchen oder Spiraldoppeldrücken, die Brillen-spiral- und Brillen-keibelfibeln, die glatten oder schran-kenförmig gedrehten eisernen und bronzenen Halsreifen. Gusswaren von besserem Geschmack sind die mehrknöpfigen Schamknadlen, die astrogalbförmig oder einfach gefepelten Halsringe und Bogenfibeln, aus welchen letzteren in der II. Periode die rohe Form der gerippten St. Lucia-Fibel hervorgegangen ist.



a) Fibula ad arco semplice. (Zweischellig, glatt, aus Bronze oder Eisen). Aeltere Hallstatt-Stufe.
b) „St. Lucia-Fibel“ (Einschellig, gerippt, mit Anhängeln, Bronze). Jüngere Hallstatt-Stufe.

II. Jüngere Stufe.

1. *Bronsegefässe.* Diese erscheinen jetzt erst in den Gräbern. Es sind grosse Pithoi, unten konisch, oben sphärisch verengt, eine vorgeschrittene Form, welche nicht mehr der alten Technik des Zusammensteins gebogener Blechplatten ihre Entstehung verdankt, die hier aber doch noch so hergestellt ist. Dann grosse konische Situlen (lokales Faltrakt), geschweifl-konische Eimer (italische Arbeit), kleine, meist unverzierte Situlen, Reifenschenkel des jüngeren venetischen (enggerippten) Typus.

2. *Thongefässe.* Fortsetzung der autochthonen und itali-sierenden Keramik, welche letztere jetzt aber mehr Bürgerrecht erlangt. Die zahlreichen eimerförmigen Gefässe, erst jetzt z. Th. mit „Cordoni“, bilden die Hauptmasse der zweiten Richtung. Cordoni erscheinen auch an enorm grossen, rothen Urnen, einer Specialität von St. Lucia und Karfreit, an welchen auch abwechselnd rothe und schwarze Zonen vorkommen, die sonst nirgends auf derlei Gefässen auftreten und offenbar von der Dekoration der Thonstulen herabgenommen sind. Hierin excollirt die lokale Töpferei, während einige auf überseeischem Weg importierte Stücke (griechische Kylikes und Oinochoen) das heimische Handwerk nicht so Nachahmungen anregt haben. Einiges nach Watsch und St. Lucia weist auch darauf hin, dass in dieser Zeit ein wohl nur spärlicher Austausch lokaler Töpfereiprodukte zwischen dem Savo- und Isozgebiet stattgefunden hat.

3. *Emailarbeiten.* Der Import kleiner Emailarbeiten nimmt in der jüngeren Stufe mehr Raum ein, als in der älteren, wo er nur einfache hellblaue, kleine oder dunkelblaue gefüllte Perlen bringt. Er vermittelt jetzt reicher verzierte Perlen (auch grosse, menschenköpfige) und schöne, ausserst kostbare Henkel-schälchen.

4. *Fibeln.* Auch die Fibeln der II. Stufe zerfallen — abgesehen von den ganz aparten Thierfibeln — in 3 Grup-

pen: halbkreisförmige, Kabuffeln (im engeren und weitesten Sinne, einschließlich der Hechband-, Ranten-, Certosa- und Pauenförmel) und Schlangenföbeln. Das häufige Vorkommen der erstgenannten Form erklärt sich durch eine lokale Modifikation ähnlich derjenigen, unter deren Einfluss wir auch in Jeserine plump, ganz eigentümliche, halbkreisförmige Bogenföbeln in relativ sehr jungen Gräbern antreffen. Die Gruppe der Kabuffeln vollendet die schon in der älteren Stufe angebotene Entwicklung und verästelt sich in eine Reihe der verschiedensten Varietäten. Die der Schlangenföbeln bringt etwas für unser Lokal völlig Neues und wir erkennen hier deutlich die späte Übertragung eines Typus, dessen Stammformen nur in Italien zu finden sind. Auch die Varietäten der Kabuffeln scheinen ihren Ursprung in Italien zu haben und der Norden nimmt daran nur insofern Anteil, als Importstücke und lokale Nachbildungen eine weite Verbreitung finden. Bei den letzteren sind die Dimensionen und die Arbeit sehr verschieden; doch baftet den lokalen Arbeiten immer etwas Rohes, Flächiges oder Schwerfälliges an, wenn es sich nicht um Drahtwindungen, sondern um feste Gussstücke handelt.

Seit 400 Aeta, also gleichzeitig mit dem Beginn der Früh-La Tène-Stufe in anderen Gebieten, erscheinen Tierkopfföbeln mit oder ohne Armbrustspirale und andere T-Föbeln, die in Italien selten sind, auch „Zweiröhrenföbeln“ und solche mit Schlingenschnur hinter der einfachen oder doppelten Kelle. Es ist kein blosser Zufall, dass die alpinen Lokalformen, sowohl in der älteren, als in der jüngeren Hallstattperiode sich von den Stammformen durch Hineinfügung von Drahtspiralschleifen unterscheiden. Diese Neigung erscheint am stärksten ausgeprägt in den Doppel T-Föbeln von Prozer und Jeserine, von welcher ostillyrischen Barbarci unsere Veneter im lomonthale frei geliehen sind. Auch die Tierkopfföbeln mit crista-artig über die Bernsteinaufsätze des Bögelns herabhängendem Drahtschlingenschnur, wie sie Idrin in grösster Nähe von Sta. Lucia geliefert hat — auch diese Geschmacklosigkeit, die in der angedeuteten Richtung liegt, bat in Sta. Lucia nicht mehr Einzug gefunden.

Die Betrachtung der ganzen Föbelentwicklung drängt uns am Ende zum Schluss, in der Drahtföbel, welcher das Streben nach symmetrischer Bildung innehat, ein altes oder alterthümliches oder aber barbarisches, in der einen oder anderen Schönheitsgewohnheit gefassten Föbel ein klassisches Produkt zu erblicken. Mit der Drahtföbel beginnt die ganze Entwicklung, zur Drahtföbel kehrt sie in der Baternarbeit, die noch heute in den Ostalpen stellenweise getragen wird, zurück, und die Armbrust-Spiralföbel ist nur eine Rückfalls-Erscheinung, hervorgerufen durch die Ausbreitung des gallischen Elementes. Aber der einmal gemachte, technische und ästhetische Fortschritt lässt sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Die La Tène-Periode ist nur ein kurzer Mittelalter, und aus dem Rückfall selbst entwickelt sich eine neue klassische Reihe, die der römischen Föbeln. In der bekannten Art, wie diese die Armbrustspirale entweder durch ein Charnier ersetzen, mit einem Kopfbalken bedecken oder in eine Hülse einschliessen, verrät sich fort und fort der alte Gegensatz zwischen der barbarischen Drahtwindung und dem klassischen Gussstück.

Wir übergehen die minder bedeutungsvollen ebenfalls zum Theil mit Funden aus dem Certosa-Gräbern und Ete III zusammenhängenden Formen der Adnagerel und Hinge, sowie der jetzt zuerst auftretenden Pinnetten und anderen kleinen Toilettegeräthe, die ihren

jüngeren italischen Ursprung nicht verläugnen können, und sagen uns noch ein Wort über

5. Gürtelhaken. Metallbeschläge über den ganzen Gürtel wie in Hallstatt fehlen, ebenso die elliptischen und rautenförmigen Gürtelschliessplatten, wie in Ete. Dagegen herrschen als eine lokale Mode gegossene starke Gürtelplatten, häufig viereckig mit mittlerem Längsgrat, aus dem der auffallend lange Haken hervorgeht. Ähnliche Gürtelschlösser erscheinen in Wateb aus Eisen. Sie sind sicher lokale Fabrikate.

Wieder müssen wir hier, wo der Raum nicht gestattet, unsere Beweismittel vormführen, an die Spezialkenntnisse Derjenigen appelliren, welchen die meisten oben angeführten Formen aus anderen Fundplätzen als jung-hallstattliche bekannt sind. Statt einzelner Anführungen sei hier nur im Allgemeinen auf Froelich's Publikation der Nekropolen von Ete und Zaunoni's grosse Arbeit über die Gräber der Certosa hingewiesen.

Nach den Stufen I und II dürften wir in Sta. Lucia eine Stufe III erwarten, entsprechend Marabotto bei Bologna, Ete IV, Idrin II, St. Michael II, Nasenfuss u. a. w., kurz eine Stufe mit ausgesprochenen Mittel- und Spät-La Tène-Formen. Die ersten La Tène-Sieben erscheinen aber in Sta. Lucia nur zerstreut, ausserhalb der Gräber. Das Fehlen einer Gräberstufe, die wir mit III bezeichnen könnten — wenn sie nicht etwa noch in einem besonderen Theile der Nekropole nachgewiesen wird — scheint an zu zeigen, dass der venetische Stamm aus Sta. Lucia zuletzt anderer Schicksale erfahren hat, wie seine Verwandten im Niederlande. Von diesen wissen wir durch Schriftfundenzeugnisse, dass sie (was die Funde um Ete bestätigen), keltische Kultur annahmen, obwohl sie den keltischen Waffen widerstanden und durch ihre drohende Haltung im Rücken der oberitalischen Kelten selbst die Anschläge der letzteren auf Mittelitalien zu nichte machten. Das Eindringen keltischer Kultur in Venetien erfolgte wohl auf demselben Wege, wie früher die Fortpflanzung etruskischer und noch früher umbriischer Formen, d. h. von transpadanischen Gebiet, von den Boiern am Bononia, nicht von den Alpenkelten. Dieser Einfluss reichte aber nicht mehr ins Gebirge. Andererseits scheinen die zerstreuten Alpenkelten solchen Einfluss, wie ihn die mächtigeren Flachlandkelten auf die Veneter Oberitaliens geübt, auf die illyrischen Stämme im Gebirge nicht ausgeübt zu haben. Stätten der Illyrier wie bei Sta. Lucia und der Kellen beim nahen Idrin werden geräumig Zeit neben einander bestanden haben, bis das von den Kelten umlagerte und bedrängte, friedfertige illyrische Element zusammenzuschmolz, sich mit den Zuwanderern vermengte oder sonstwie aus der Reihe der äusserlich sichtbaren Erscheinungen wich und verschwand. Wie lange dies dauerte, wird Niemand sagen können. — auch mitten im Verlauf des Processes würde wohl Niemand den Zeitpunkt haben bestimmen können. Es war eben kein historisches Ereigniss im engeren Sinne, sondern eine Uebergangs- oder Entwicklungsphase, welche die Kultur unserer Heimath zuletzt so gestaltete, wie sie von den Römern angetroffen wurde.

Herr Dr. Felix v. Laschan-Berlin:

Ueber orientalische Föbeln.

Auf unserer Versammlung in Ulm bat Herr Virechow vor zwei Jahren in so warmen Worten der Aufmerksamkeit der Gesellschaft gedacht, dass ich es jetzt, nach Ablauf einer neuen Campaigne, nicht nur als Recht, sondern als Pflicht empfinde, gerade an dieser

Stelle auf diese nordrydische Rinsenstätte zurückzukommen, obwohl ich mir ganz gut bewusst bin, dass der weitans grösste Theil der auch in diesem Jahre wieder erreichten Ergebnisse in das Gebiet der alten Geschichte, der Architektur und Kunstgeschichte, sowie der orientalischen Epigraphik fällt und daher, wenn genommen, nicht viel mit anthropologischen und vorgeschichtlichen Dingen zu thun hat.

Allerdings sind in Sendschirli auch grosse Mengen von Feuerstein- und Obsidian-Artefakten, ferner Steinbeile und durchbrochte Hämmer gefunden worden, welche sich der Form nach von unseren prähistorischen Stücken aus Europa gar nicht unterscheiden lassen, aber sie sind wenigstens theilweise datirbar, sie gehören in Perioden, die aus historisch greifbar sind und fallen daher von rechtswegen nicht in das engere Gebiet der Vorgeschichte.

Auch die Bronze-Fibeln, aber welche heute zu sprechen ich die Eriaubius erleten habe, gehören in das Gebiet dieser historischen Alterthümer — aber ihr Vorhandensein ist auch ethnographisch wichtig; deshalb habe ich geplaut, gerade diese Fibeln zum Gegenstand einer kleinen Mittheilung machen zu sollen und dies umso mehr, als es ein sehr weit verbreitetes Dogma ist, dass federnde Gewandnadeln im alten Orient ganz unbekannt waren.

Rud. Virchow hat zwar schon 1881 drei Fibeln aus Kisteigräbern der Troas erwähnt und 1883 auch abgebildet¹⁾, welche ihm Schliemann eingesandt hatte und die sich jetzt im Berliner königl. Museum für Völkerkunde befinden und auch auf einem kleinasiatischen Felsen-Relief (Ihris) hat Staudnicka eine Fibel nachgewiesen. — Aber gegenüber der ungeheuren Menge europäischer Fibeln traten diese spärlichen Funde Sittlicher Herkunft so sehr in den Hintergrund, dass die meisten Fachleute deren Vorhandensein übersehen zu dürfen glauben. Ähnlich ging es mit sechs ganz wunderbar schönen Fibeln, welche seit nahezu fünfzig Jahren öffentlich und jedermann zugänglich im British Museum ausgestellt sind und noch von den Ausgrabungen Sir A. Henry Layard's in Nimrud stammen. Es ist bezeichnend für die Geringschätzung, welche die Realien noch immer von Seite der meisten Fachgelehrten erfahren, dass diese assyrischen Fibeln bisher von jedermann übersehen oder wenigstens nicht als Fibeln erkannt worden sind. Erst im vorigen Jahre habe ich auf dieselben hingewiesen und einige schematische Skizzen von denselben veröffentlicht, so dass ich hoffen darf, dass unsere englischen Kollegen sie bald in würdiger Weise publiciren werden; im Uebrigen scheint es, dass sie ungefähr der Zeit Tiglatpilesar III. angehören, also dem VIII. vorchristlichen Jahrhunderte.

Eine sehr grosse Zahl völlig gleichartiger Fibeln habe ich selbst in Sendschirli ausgegraben, alle in dem Bausehutte oder in der unmittelbaren Umgebung von Pallast, welche ungefähr derselben Zeit angehören und von denen einer geradezu durch eine lange Hausinschrift datirt ist, welche den königlichen Sonnherrn als einen Zeitgenossen des dritten Tiglatpilesar erkennen lässt. Eine weitere Fibula, die sich in allen wesentlichen Eigenschaften ganz an die aus Nimrud und aus Sendschirli anschliesst und sich von diesen eigentlich nur durch ihre mächtige Grösse (sie wiegt, soweit erhalten, also ohne die Nadel) und ohne das Füssende 104 Gramme) habe ich kürzlich unter altem Eisen und anderem Trödelkraut im Basar von Smyrna

gefunden. Ich kann Ihnen das Stück hier im Original vorlegen, es wird Sie zunächst zwar eher an einen Kistenbenkel erinnern, aber wenn Sie es genauer betrachten, werden Sie seine wahre Natur nicht lange erkennen. Der Angabe nach stammt diese Fibula aus Sardes; ich möchte freilich kein sehr grosses Gewicht auf diese Angabe legen — levantische Händler und Agenten sind nicht immer zuverlässig — aber wir werden doch nicht weit fehlgehen, wenn wir annehmen, dass diese mächtige Fibula aus dem westlichen Kleinasien stammt und nicht allzuweit von Smyrna selbst aufgefunden worden ist.

Ein weiteres Stück genau dieser Gattung befindet sich im Museum von Graz, aber ganz ohne nähere Herkunftsangabe; nur dass es nicht dort einheimisch, sondern mit orientalischen Alterthümern nach Graz gelangt ist, liess sich noch ermitteln; wir werden uns also darauf beschränken müssen, von der Existenz eines einzelnen solchen Stückes auch in Graz Kenntnis zu nehmen.

Hingegen besitzt das Ashmolean Museum in Oxford eine weitere Fibel dieser Art aus Tartūs, aus der Landschaft gegenüber von Hama (Latakia), also aus einer rein phöniciischen Gegend.

So kennen wir aus Kleinasien, aus Syrien und aus den Kupfratländern, mit anderen Worten aus dem ganzen vorderen Orient eine Fibelform, welche in sich sehr homogen ist, von unseren europäischen Typen aber wesentlich abweicht. Alle diese Fibeln nämlich sind durchweg aus zwei Stücken zusammengesetzt, aus einem halbkreisförmigen oder in rechtem Winkel gebogenem, im Querschnitt rundem oder viereckigem Bügel und aus einer federnden Nadel, die mit dem einem Ende tief in eine Anshülung des Bügels greift und dort festgehämmert, oder auch angeheftet ist, während die freie Spitze in dem sachgedrückten und umgebogenen Bügelende Aufnahme findet. Der Bügel selbst ist stets aus Bronze, manchmal mit perlartigen, stets symmetrischen Aufzählungen, manchmal auch mit eingravirten Linien verziert, anscheinend stets gegossen. Bei einer der Fibeln aus Nimrud und bei mehreren völlig gleichartigen aus Sendschirli hat das zur Aufnahme der Nadel dienende sache Bügelende die Form einer Hand, welche die Nadelspitze umgreift, so dass die ganze Fibula einen kleinen, im Ellbogengeleak gebogenen Arm vorstellt. Ausgehend von einer nrichtigen Vorstellung über die Art, in der die Fibeln getragen werden, haben die Prähistoriker sich jetzt daran gewöhnt, dieses sache Ende des Bügels als „Fuss“ der Fibula zu bezeichnen; ich weiss nicht, ob es möglich sein wird, dieses Wort wieder auszumotten, ich würde aber meinen, dass es besser durch Hand ersetzt werden würde; ja nicht eher, weil diese Gegend wirklich bei drei Fibeln unter vielleicht sehtausend als Hand gebildet ist, sondern einfach, weil dieses Ende des Bügels bei allen Fibeln das Nadelende zu halten, zu umgreifen hat und weil wir für solche Greiforgane das Wort Hand haben — doch das nur ganz nebenbei; auf was es mir heute ankommt, ist lediglich, Sie überhaupt mit dieser neuen, bisher völlig unbeachtet gebliebenen Fibelform bekannt zu machen, mit dieser Form, von der ich bis auf weiteres annehmen möchte, dass sie im Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends über den ganzen vorderen Orient verbreitet war. Allerdings kennen wir bisher nur wenige Dutzend Vertreter dieser Gattung, aber wo sind dort auch bisher sonst noch grössere Grabungen in älteren Rinsenstätten gemacht worden! Und dass diese Form damals auch die typische, fast

1) Orihertfeld von Kobon, Berlin 1883, S. 27.

allein herrschende war, möchte ich gleichfalls schon jetzt als gesichert annehmen; die trojanischen Fibeln, von denen mindestens zwei ganz abweichende Formen haben, gehören wohl alle drei einer späteren Zeit an, und sonst kennen wir aus ganz Vorderasien überhaupt nur noch eine einzige Fibel, welche nicht dem bisher beschrieben neuen Typus angehört — eine aus einem runden Draht zusammengehobene Fibel aus Send-chiril — alle anderen vorderasiatischen Fibeln gehören ein und demselben Typus an und sind unter einander enge verwandt.

[Für unsere Prähistorie ergibt sich zunächst freilich keinerlei Gewinn aus diesen Thatsachen; denn die grosse Mehrzahl der orientalischen Fibeln hat einerseits keinerlei Verwandtschaft mit unseren einheimischen Formen und sie repräsentirt andererseits, wie ich mit der allergrössten Sicherheit annehme, durchaus keine ursprüngliche Bildungsstufe, sondern nur das Produkt einer viele Jahrhunderte alten selbstständigen Entwicklung irgend einer uns einstweilen noch völlig unbekanntem Form, die erst ausgegraben werden muss, die wir vorläufig nicht einmal rekonstruieren können.

Aber auf eine Thatsache möchte ich Sie doch noch hinweisen, welche vielleicht im Stande ist, die uns jetzt nur rein lokal erscheinende Bedeutung dieser Fibeln in ein etwas besseres Licht zu setzen: Zwei weitere Fibeln, genau dieser Gattung, liegen im Ashmolean Museum mit der Angabe Theben, Böotien! Bestätigt sich das Vorkommen dieses Fibeltypus auch in Griechenland, so können wir mit Sicherheit voraussetzen, dass gerade diese Fibeln uns dermaleinst noch sehr wichtige Leitfossilien sein werden für die Erkenntnis der älteren Beziehungen zwischen Griechenland und dem vorderen Oriente, die ja einstweilen noch in so tiefes Dunkel gehüllt sind.

Vorläufig also wissen wir nur, dass ein ganz bestimmter und völlig genau definirbarer Fibeltypus im achten Jahrhundert vor Chr. in Vorderasien verbreitet war; aber welchem Volke gehörte er an? Da muss ich nun die Frage der Hethiter streifen, der ich sonst so vorzüglich auf dem Wege gehe. Nachdem man nämlich diese alte Völkergruppe lange unterschätzt und eigentlich völlig ignoriert hatte, befinden wir uns jetzt in einer Zeit der schlimmsten Ausartung nach der anderen Richtung — alles, was man im vorderen Oriente nicht definiren kann und das ist beinahe alles, was älter ist, als die griechische Kultur, das erklärt man jetzt für hethitisch. Auch die gewisse Bilderschrift, mit deren Entzifferung sich Sayce und Peiser so intensiv und doch eigentlich ohne greifbare grosse Resultate beschäftigt haben und die endlich in diesem Jahre erst und ohne Vorhandensein einer grösseren Hilfenisse den scharfsinnigen Untersuchungen Jensen's gegenüber wenigstens einen Theil ihrer Räthselhaftigkeit eingebüsst hat — auch diese Bilderschrift wird jetzt fast allgemein als hethitisch bezeichnet. Puchstein hat zuerst gegen diesen Missbrauch des Hethiter-Namens protestirt und das Wort einfach durch „Pseudo-Hethiter“ ersetzt; andere wenige sind seinem Beispiele gefolgt, oder haben von Kappadokern, von Kilikern oder, allgemeiner, von alten Vorder-Asiaten gesprochen. Ich selbst habe vor zwei Jahren in Ulm mitgetheilt, dass die Bevölkerung von Vorder-Asien in älterer Zeit nahezu einheimlich war und ich habe für sie die Bezeichnung armenoid oder protoarmenisch vorgeschlagen. Aber lassen wir die Namen; ich denke, sie sind zunächst recht gleichgültig — wichtiger scheint es mir zu wissen, nicht wie diese alten Vorder-Asiaten

hiessen, sondern wie sie aussahen: und da bin ich heute in der glücklichen Lage, Ihnen hier unseren gelehrten armenischen Kollegen zeigen zu können, den hier anwesenden Archimandriten Ter Mowessiantz (Mesrop); ich bitte Sie, sich diesen Herrn sehr gut anzusehen, Sie werden mehr Nutzen davon haben, als wenn ich Ihnen 6000 Messungen von Vorder-Asiaten vortragen würde. So, genau so, haben die Hethiter ausgesehen, die der zweite Rhamess in der mykenischen Urzeit vor ihrer Hauptstadt Kadesch besiegte, so haben die Hatti aus, welche im 9. vorchristlichen Jahrhundert Assurnasrpal, der erste wirkliche Soldatenkaiser, den die Weltgeschichte kennt, vergebens zu vernichten bemüht war, so haben die Hethiter aus, von denen nach die Bibel berichtet, seinen Typus erkennen wir aber auch oft genug wieder, wenn wir die Reliefbilder assyrischer Könige und ihrer Grossen betrachten.

Das armenische Volk hat eben seine alten physischen Eigenschaften treuer bewahrt, als vielleicht irgend ein anderes Volk dieser Erde; aber ich habe schon in Ulm gezeigt, wie auch unter den anderen modernen Vorder-Asiaten der Typus der alten, der vorsemitischen Urbewölkerung sich in milteligen Procentsatz völlig rein erhalten hat; ich habe damals auch schon darauf hingewiesen, wie besonders auch ein recht grosser Theil unserer modernen Juden seinem physischen Habitus und also auch seiner Abstammung nach nicht semitisch ist, sondern der vorsemitischen Bevölkerung angehört. Ich komme heute hier darauf zurück, lediglich weil ich die Gelegenheit wahrnehmen will, Ihnen hier in unserem Kollegen Mowessiantz (Mesrop) einen so durchaus typischen Vertreter jener Rasse zu zeigen, welche einst ganz Vorderasien bewohnt hat. Wenn man findet, dass er „jüdisch“ aussieht, so kann ich nichts dagegen einwenden; es ist eben eine Thatsache, dass es sehr viele Juden gibt, die so viel altes Blut von ihren vorsemitischen Stammeltern bewahrt haben, dass man sie für Aramäer halten könnte — ich möchte nur darauf aufmerksam machen, dass wir dieser Typen nicht als semitisch, sondern als armenisch betrachten müssen, gerade so, wie wir uns allmählich auch daran gewöhnen werden, auf den assyrischen Reliefs nicht jeden Kopf für echt semitisch zu halten — es unterliegt gar keinem Zweifel, dass auch die Assyrer viele stammfremde Elemente in sich aufgenommen haben, mit denen sie freilich durch politische, religiöse und sprachliche Bande dann eng genug verbunden waren.

Welchem Volke gehören nun aber unsere vorderasiatischen Fibeln an, den Semiten oder der Urbewölkerung? Wir kennen diese Fibeln hauptsächlich aus dem 8. vorchristlichen Jahrhundert; in dieser Zeit aber ist wenigstens ein Theil des nördlichen Syriens bereits semitisirt gewesen, das heisst man sprach und schrieb semitisch, wie die dem 9. und 8. Jahrhundert angehörigen alt-semitischen Inschriften beweisen, die ich in und bei Send-chiril gefunden habe; wir haben aber nicht den allermindesten Grund, anzunehmen, dass diese Semitisirung eine sehr tiefgreifende war, vor allem keinen Grund, etwa zu glauben, dass die Leute, die ihre Sprache und ihre grossartige Alphabetschrift nach den syrischen Küstenstrichen brachten, die dort einheimische Bevölkerung auch physisch sehr wesentlich verändert haben.

Ist nun unser Fibeltypus auch aus den Euphratländern nach der syrischen Küste gekommen, oder haben ihn die Assyrer sich ebensogut in Syrien angeeignet, wie sie nachweisbar gewisse Elemente der nord-syrischen Architektur übernommen und an den Euphrat

verpflanzt haben? Der Thatsache, dass eine nicht geringe Zahl unserer Fibeln aus Nimrod stammt, also aus einer Gegend, die man (wenn auch wahrscheinlich mit Unrecht) für recht rein semitisch hält, steht die Thatsache gegenüber, dass wenigstens eine unserer Fibeln aus der Gegend von Smyrna stammt, für die wir eine wesentliche semitische Einwanderung nicht kennen. Es möchte daher wohl scheinen, dass unsere Fibeln der vorsemitischen Urbevölkerung angehören, obwohl sie uns bis jetzt nur aus einer Zeit entgegen treten, in der diese Völker schon theilweise oberflächlich semitisiert waren.

Spätere Ausgrabungen werden diese Frage wohl entscheiden, aber auch sprachliche Untersuchungen können da helfend eintreten. Tritt uns ja die Fibula nicht nur in Ibris, sondern auch auf einem grossen Grab-Relief aus Sendschirli plastisch entgegen, so dass wohl zu erwarten ist, dass in gleichzeitigen Inschriften auch die einheimischen Namen für dieses Schmuckstück vorkommen und richtig erkannt werden.

Einstweilen kann ich diese kurze Mittheilung nicht schliessen, ohne Herrn Virchow für die warme Theilnahme zu danken, die er für Sendschirli hat. Die letzte Ausgrabung ist wesentlich mit Geldern gemacht worden, die er aus der Rudolf Virchow-Stiftung und mit Beiträgen von Privaten bereit gestellt hat. Wichtige Kleinmünze, herrliche Sculpturen und die Kenntniss dreier königlicher Paläste mit höchst bemerkenswerthen Grundrissen sind das Ergebnis dieser vierten Campaigne in Sendschirli. Ich glaube, Sie werden alle das Gefühl der Dankbarkeit begreifen, dem ich hier auch öffentlich Ausdruck gebe. Möge der alten Stadt solcher Schutz und solches Wohlwollen auch in Zukunft erhalten bleiben, dann dürfen wir wohl hoffen, die Untersuchung derselben im Laufe der Jahre allmählich ganz zu Ende führen zu können.

Herr B. Reber:

Die vorhistorischen Sculpturen und Gemälde der Schweiz und speciell diejenigen des Kantons Wallis.

Eine dem Titel entsprechende, vollständige Arbeit würde eine bedeutende Zeit in Anspruch nehmen. In den kurzen, für eine Mittheilung angesetzt Minuten werden wir kaum die Umrisse einer solchen Abhandlung zu skizziren vermögen.

Wie Dr. Ferd. Keller¹⁾, unser hervorragendster Archäologe, angibt, kommen die Schalensteine der Schweiz in antiquarischen Schriften zum ersten Male in den Jahren 1853 und 54 in der in Bern erschienenen „Historischen Zeitung der Schweiz“ zur Sprache. Bald darauf, im Jahre 1857 brachte der „Schweizerische Anzeiger für Geschichte und Alterthumskunde“ vereinzelte Nachrichten über Schalensteine und von nun an sah man Beschreibungen in den Pfahlbauberichten von Dr. Ferd. Keller, im „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde“ u. s. w. Jede einzelne Angabe eines neuen diesbezüglichen Fundes erscheint hier überflüssig.

Da die Schalen- oder überhaupt Sculpturensteine in fast allen Ländern Europas, dann in Asien bis nach Indien, ja sogar in Nord- und Zentralamerika verbreitet sind, so wären wohl vergleichsweise eine grosse Menge Schriften zu consultiren. Vorübergehend sei von der jedenfalls ausserordentlich auffallenden Thatsache, dass ganz identische Schalensteine auch in

Amerika aufgefunden wurden, Notiz genommen. Da eine Verwandtschaft unter allen diesen Sculpturen vorausgesetzt werden darf, so muss angenommen werden, dass, wenn Asien der Sitz des ursprünglich die Schalensteine erstellenden Volkes war, ein Theil davon schon in der grünen Vorzeit ebensowohl nach Amerika, als nach Europa gelangte.

Eine den ganzen Stoff behandelnde Arbeit ist auch bereits 1861 von Charles Rau²⁾ erschienen. Eine solche Beschreibung würde heute den dreifachen Umfang erreichen.

Bei uns in der Schweiz beschäftigen sich hauptsächlich die Archäologen Troyon³⁾, Desor⁴⁾, Keller und Viollet⁵⁾ mit dem Gegenstande. Allein zur Zeit dieser Forscher kannte man nur eine verhältnissmässig geringe Zahl und zudem nur einformige Schalensteine, höchstens noch Rienen und an einer Stelle, (im Steig, Weinstammthal) Ringe. Es erhielt hiernach schon, dass die von diesen Forschern gezogenen Folgerungen und Schlüsse heute nur noch theilweise zutreffen können und vielfach ganz weggelassen müssen. Wir werden uns genöthigt sehen, hierauf später noch kurz zurückzukommen.

Die vorhistorischen Sculpturen finden sich sowohl auf einzelnen erraticen Blöcken, als auch auf eigentlichen unbeweglichen Felspartien, immer aber nur auf dem dauerhaftesten, widerstandsfähigsten Material, wie Gneiss, Granit, Serpentin, Sarsenit, überhaupt Gesteinsarten mit vorherrschenden Silicatverbindungen, niemals auf Kalkstein oder andern leicht verwitternden Felsarten vor. Es ist dies eine Beobachtung, welche Keller schon gemacht, und die sich bis jetzt bewährt hat.

Da in den untern Thälern, in der sogenannten ebenen Schweiz, solches Material nur erratic vor kommt, so kann hier von Sculpturen an Felswänden nicht die Rede sein. Andererseits sind hier leider auch die erraticen Blöcke meistens verschwendet, indem sie seit der Römerzeit bis auf unsere Tage als ausgezeichnetes Baumaterial verarbeitet wurden. Ueberhaupt fand man in diesen Gegenden meistens nur kleinere Blöcke zu Schalensteinen verwendet, während wir seither im Wallis z. B. wahrhafte Rienen mit Schalen und Sculpturen aufgefunden haben. Uebrigens scheint weder die Form, noch die Grösse unsere vorhistorischen Ahnen aus Sculpturen gebündelt zu haben, jedoch möchten wir nicht behaupten, dass sowohl Form als Grösse und Standort der Blöcke nicht ihre spezielle Bedeutung hätten. Offenbar dienten die Steine verschiedenen Zwecken. Die kleinen tischförmigen Monumente können nicht in der gleichen Absicht mit Sculpturen versehen worden sein wie die hausohen Felsblöcke.

Eine der ursprünglichen Wirklichkeit entsprechende Systematik ist leider, wie schon gesagt, für alle Zeiten unmöglich gemacht. Wir müssen aus dem noch vorhandenen Material klar zu werden suchen. Beginnen wir daher mit einer Aufzählung der auf unsern schweizerischen Monumenten aufgefundenen Zeichen.

1) Charles Rau: Observations on Cup-shaped and other lapidarian sculptures in the old world and in America. Washington 1861.

2) Seine diversen Schriften.

3) Mélanges scientifiques. Paris 1879, p. 184—222.

4) Les monuments préhistoriques de la Suisse occidentale et de la Savoie. Album de Photographies avec texte. Lausanne 1872.

1) Dr. Ferd. Keller: die Zeichen- oder Schalensteine der Schweiz, 1870. (In: Mittheilungen der antiqu. Gesellschaft Zürich.)

Da ist in erster Linie die Schale zu nennen. Sie ist das einfachste aber typische Zeichen, welches dieser Art vorhistorischer Denkmäler den Namen Schalensteine (pierres à écailles oder pierres à bousins der Franzosen, cup-stones der Engländer) verlieh. Die Schale ist kreisrund, oben 2 bis 20 Centimeter weit, bei einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ bis 10 Centimeter. Innen erscheint die Sculptur meistens gut geformt. Auf allen vorhistorischen Monumenten, selbst denjenigen mit den grossartigsten Sculpturencomplexen der verschiedensten Formen, wie jene in Salvan und Villa, bilden die runden Schalen, in alle Combinationen vermischt, die Hauptzahl der vorhandenen Zeichen.

Ganz entgegen der früheren Ansicht der Archäologen, dass für Schalensteine nur kreisrunde Aushöhungen anerkannt werden müssen, besitzen wir die schlagendsten Beweise, dass ovale Schalen gerades gut als vorhistorische Zeichen anerkannt werden müssen, als runde. Man sieht sogar oft, untermischt mit den runden Schalen, Figuren, welche durch Rinnenverbindung von runden mit ovalen Schalen entstanden sind. Lange bevor uns die Combinationen auf den Walliser Denkmälern bekannt waren, erklärten wir ovale Schalen auf Granitblöcken in der Umgebung von Aaran und Solothurn als gleichberechtigt wie die runden, um als vorhistorische Denkmäler anerkannt zu werden.

Trotz scheinbarer Absichtslosigkeit in der Lage der Schalen glauben wir im Allgemeinen überall eine wohlüberlegte, bedeutungsvolle Anordnung derselben zu erblicken, selbst da wo nur anscheinlich Schalen vorhanden sind. Wo aber Schalen, Rinnen, Ringe, Kreuze u. s. w. vorkommen, braucht es nicht einmal einen sehr aufmerksamen Beobachter, um sofort eine bestimmte Anordnung herauszufinden.

Runde sowohl als ovale Schalen kommen oft in solcher Grösse vor, dass man sie als wirkliche Becken bezeichnen darf. Von diesen aus führen Rinnen zu kleinen runden und ovalen Aushöhungen, oder verlaufen auch einfach als solche auf dem Steine.

Hier dürfen wir gleich die Dreiecke und Vierecke, diese als Quadrat oder als Rechteck, beifügen, wie wir solche in Salvan und St. Luz beobachtet konnten.

Es folgen die einfachen und doppelten Ringe kleinerer Dimension, öfters mit einer Schale in der Mitte, oder auch mit kreisförmig eingelekten Speichen, wodurch eine radförmige Figur entsteht (Salvan, Villa, Viege). Diese 5 bis 15 Centimeter im Durchmesser haltenden Ringe, mit einer oder mehreren Schalen im Innern, kommen durch Rinnen mit andern Zeichen verbunden, in verschiedenen Gruppen vor.

Anders verhält es sich mit grossen von einem Meter und mehr im Durchmesser haltenden Ringen oder runden Sculpturen. Diese sind bis jetzt nur für sich, ohne jegliche Combination mit andern Sculpturen getroffen worden. Da dieselben an berühmten alten Fässen erscheinen (Nendaz-Alpen, Boden bei der Gomm, Salvan und Villa), glaubten wir hierin einen Grund erblicken zu müssen, dass diese grossen einzelnen Kreise vorhistorische Wegweiser darstellten.

Alle Zeichen sind immer durch vertiefte Rinnen, niemals in erhabener Form dargestellt. Aber auch an und für sich stellt die Rinne ein Zeichen dar. Dieselbe kommt einzeln oder mehrere in paralleler und anderer Anordnung, gerade, gebogen, in spitzen, rechten und stumpfen Winkeln, aber öfters auch an den Ecken und Enden mit Schalen oder andern Figuren (in Salvan auf einer Gruppe s. B. mit Kreuzen, auf einer andern mit Dreiecken) verbunden, vor. Die Rinne

bildet ein unaußweifelhaftes Merkmal der menschlichen Arbeit, welche also hierin durchaus keinen Zweifel zulässt. Wir betonen dieses ganz besonders, weil es auch heute noch Leute gibt, welche diese Sculpturen, allerdings von ihrem Stadtrismus aus und nicht auf eingehende Beobachtungen gestützt, als Erosion hinstellen möchten.

Die Rinnen theilen sich sichtlich wieder in ganz verschiedene Formen, die ohne Zweifel auch verschiedene Zwecke gedient haben, also jedenfalls auch verschiedene Bedeutung aufweisen. Die einfachsten sind bis sieben, ja zehn und mehr Schalen in Gruppen vereinigt, deren Rinnen haben meistens eine den Schalen entsprechende Breite, nebst deutlicher Ausrundung und Polirung im Innern. Dann finden wir ganz schmale, schmale, innen eckig verlaufende Rinnen, die öfters auch mit Schalen, meistens aber mit andern Figuren zusammenhängen. Die fernst beobachteten krummen und gewundenen Rinnen stellen natürlich eine eigene Art Zeichen dar.

So wie andere Länder, Frankreich, England und besonders der Norden, so weit auch unser Wallis Abbildungen von Menschen, Thieren und Werkzeugen auf. In Salvan findet sich eine Gestalt, die wir als einen Reiter zu Pferd betrachten, in Verbier wurde ein Monument mit einer menschlichen Figur vermischt, in Villa erblickt man deutlich eine vollständige Axt mit Stiel, übereinstimmend mit Stein- und Bronzeäxten. Eine grosse Anzahl Zeichen erlaubt noch keine Deutung. Dieselbe würde aber bis jetzt nur durch die rohe Ausführung verbunden. Es bedarf eines Zufalls um auch diese zu verstehen. Dann kommen kleinere, ziemlich aufmerksam angeführte Zeichen vor (besonders in Griments), die eine primitive Schrift vermuthen lassen.

Wenn man die Zahl der verschiedenen Zeichen auch keine sehr bedeutende ist, so lassen sich damit doch ganz ausserordentlich complicirte Zusammenstellungen und Figuren erzielen. Wir weisen hier auf die grossen Sculpturencomplexe von Salvan, Villa, Griments und Verbier.

Ausserordentlich zahlreich erscheinen ovale oder halbrunde Sculpturen, welche vom Volke als Abdrücke der Füsse von Menschen (Griments, Verbier), Fesseln (Lourtier) Tauseln (Turtmannthal) oder von Thierfüssen, wie Pferd, Maulthier, Esel und der Kuh angesehen werden und wofür ein sehr ausgedehnter Sagenkreis besteht.

Was die Vertheilung dieser Denkmäler im Lande anbetrifft, so erwähnen wir bereits, dass, nachdem im Flachlande längst die meisten Findlinge als günstiges Baumaterial Verwendung gefunden, es ganz undenkbar ist, dass wir uns niemals über die ursprüngliche Verbreitung dieser merkwürdigen Zeugen eines vorhistorischen Menschengebüldes genaues Kenntniss zu geben vermögen. Wenn nur auch dafür gesorgt würde, dass uns die verhältnissmässig wenigen Zeugen jener Zeit erhalten blieben. Im Allgemeinen dürften wir sagen, dass es wohl nur wenige Kantone gibt, wo keine Schalensteine bekannt sind. Die Westschweiz ist reicher an diesen Monumenten, als der deutsche Theil. In den Hochthälern des Kantons Wallis allein haben wir mehr Schalen- und Sculpturensteine entdeckt, als sonst die ganze Schweiz heute noch aufweist. Wir tragen uns mit der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, die Hochthäler der ganzen Schweiz derartig durchzustudiren.

Viele Sculpturensteine befinden sich heute unter Schutt und Erde. Wir kennen mehrere Fälle, wo ganz

bedeutende derartige Blöcke bei Erdarbeiten zum Vorschein kamen. Auch in Gräbern liegen gewiss noch solche verborgen.

Eine ganz genaue Statistik mit Angabe jedes einzelnen Steines, Zahl der Schalen und Zeichen nebst Fundgeschichte und Detailbeschreibung behalten wir uns für später vor, nachdem wir das Wallis total durchwandert und auch andere Thäler der Schweiz noch besucht wurden. Bereits sind wir nämlich ähnlichen Denkmälern auch in Gebirgsgegenden anseerhalb des Wallis auf die Spur gelangt. Diese Zusammenstellung dürfte wohl höchstens 3-4 Jahre auf sich warten lassen.

Interdessen erlauben wir uns, diejenigen, welche sich für die Angelegenheit interessieren, auf unsere zahlreichen Veröffentlichungen im Archiv für Anthropologie, Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, Zürich, nebst einer Anzahl selbständiger Brochüren aufmerksam zu machen. Sie werden darin gewiss eine grosse Anzahl merkwürdiger Anhaltspunkte finden.

Wie schon erwähnt, können nach den zahlreichen neuen Entdeckungen die Schlüsse der früheren Forscher nur theilweise aufrecht erhalten bleiben, andere sind ganz unhaltbar geworden. So schreibt H. Dr. F. Keller: „Es ist noch weiter als Eigenthümlichkeit dieser Art Denkmäler anzuführen, dass sie immer isolirt stehen, dass ihrer nie mehrere ganz nahe bei einander vorkommen und dass die verschiedenen Exemplare in keiner Beziehung zu einander zu sein scheinen.“ Unsere Entdeckungen im Wallis, an Stellen, welche von der Verzeichnung verschont geblieben sind, beweisen das Gegenteil. In Griments (Val de Moiry), auf den Hühelwängen oberhalb Zermatt, bei Villa im Eringerthal sind grossartige Kultusstellen der vorgeschichtlichen Bewohner, mit zahlreichen, unbedingt zusammengehörenden Schalen- und Sculpturensteinen zum Vorschein gekommen. Vollständig aber werden alle früheren Ansichten über diese Denkmäler verändert durch unsere Entdeckungen in Salvan, am Wege von Vernayaz nach Chamoni, und Villa, am Passe über den Col de Torment. Diese bis jetzt einzig in ihrer Art dastehenden, ganze Serien von bis jetzt unbekanntem Zeichen aufweisenden Sculpturensteinen erreichen eine viel ernsthaftere Beobachtung dieser Vorkommnisse, als es bis jetzt der Fall war. Wir erachten dieselben als unbedingt von der grössten Bedeutung.

Wir sagten oben, dass wohl die verschiedenen Formen und Grössen der Sculpturensteine eine engere Bedeutung hätten. Es ist in der That anzunehmen, dass stulen-, platten- und tischförmige Steine, sodann kleine, tragbare, ferner wieder haushohe Blöcke ganz verschiedenen Zwecken dienten. In Naters an der Farkastrasse und hoch oben im Ganterthal am Simplonpass stehen stulenförmige Schalensteine. Die Zeichen der Steine, lauter kleinere und grössere Schalen, ohne jegliche Binnenverbindung, zeigen eine gewisse Analogie. Als ebene, sehr wenig über den Boden erhabene, tischförmige Platten nennen wir die Sculpturblöcke der Hühelwängen ober Zermatt (besonders die „Heidenplatte“), den „Feinstein“ von Vissoye im Einsiedlthal, den „Feinstein“ von Villa im Evolenthal u. s. w. Als Kanzeln an Kultusstellen könnten wir den „Druidentenstein“ von St. Luc, die „Pirra Martera“ in Griments, die „Pirra Malla“ (verwünschter Stein) von Bagnes, und andere aufführen. Diese letzteren Monumente dürften ebenfalls als Richtstätten, Opferaltäre, für civile und Weiheakte gedient haben. Zugleich mögen gewisse Zeichen hochwichtige Begebenheiten, das Andenken eines Hähptlings, eines Priesters, eines Sieges,

einer Errettung aus grosser Gefahr, „verewigen“. Merkwürdig erscheinen besonders Belegplatten und Hühelwangen wie Veygi bei Ver, St. Leonard, Valera bei Sitten und Villa, alles ausgezeichnete Fernsichtspunkte. Ob sie wirklich dazu gedient haben, das Land zu überwachen, lassen wir dahin gestellt. Gewiss spielen die göttlich verehrten Gestirne, Sonne und Mond an der Spitze, unter den Zeichen ihre Rolle.

Nicht immer zeigen die vorhistorischen Sculpturen monumentales Charakter. Grosse Kreise an Felsen, welche man von Zeit zu Zeit am aralten Pfade von Salvan nach Vernayaz (Pass aus dem Rhoenthal nach Chamoni im Arvetal) erblickt, können gewiss nur einem praktischen Zweck gedient haben. Aehnlich mag es sich mit den Teufelstritten im Turimaunthal, den Manthier- und Ecelstritten im Bagnes- und Eringerthal verhalten. Wir hoffen überhaupt noch viele solche vereinzelte Spuren des alltäglichen Lebens jener entfernten Vorfür zu treffen. Dieselben erscheinen uns für die Schaffung eines Gesamtbildes von der grössten Wichtigkeit.

Hiher gehören vielleicht auch die kleinen, transportablen Steine mit einer oder nur wenigen Schalen. Solche wurden in Pfahlbauten, Gräbern, an Seemfern u. s. w. gefunden. Ebenso kennen wir mehrere ähnliche aus dem Wallis (Griments, Bagnes). Es muss aber gleich beigefügt werden, dass die schalenartigen Vertiefungen dieser kleinen Steine, wenigstens soweit uns dieselben zu Gesichte kamen, keine Politur aufweisen, also wohl Werkzeuge darstellten, welche zu gewissen Arbeiten (Anfklöpfen von Nüssen, Verreiben von Getreide n. a. w.) gedient haben können.

Auffallend erscheint uns, dass kein einziger Schalen- oder Sculpturenstein neben den Zeichen irgend eine Bearbeitung zeigt. Die Steine und Felsenstellen wurden ausgesucht und nur die geeigneten zu Sculpturen gewählt, hingegen ausser denselben ganz im rohen Urzustand gelassen.

Bis jetzt kennt man in der Schweiz nur höchst seltene Fälle, wo Werkzeuge oder andere Fände derart mit Zeichen- oder Schalensteinen in Verbindung gebracht wurden. Aber eine authentische Beobachtung ist nicht vorhanden und auf das Erfrähte nur höchst wenig Werth zu legen. Eine Ausgrabung in der Nähe von Sculpturensteinen kennen wir aus eigener Anschauung noch nicht, so wünschenswert dieselbe besonders im Wallis erscheint. Da wo solche bis jetzt von Forschern und richtigen Beobachtern unternommen werden, ist auch nicht eine Spur von weiteren Anzeichen des Menschen bemerkt worden. Bei einer systematischen Durchsuchung von Monumentalstellen wie Salvan, Villa, Griments, Hühelwängen, Verhier u. s. w., welche voransichtlich in ihrem Urzustande geblieben sind, müsste nach unserer Ansicht, allerdings nur mit grossen Mühen und vielen Kosten, doch ein günstigeres Resultat erzielt werden. Wir werden gelegentlich den Versuch wagen, indem einzig und allein nur auf diesem Wege etwas Licht über die Entstehungszeit und das Volk, welches diese Monumente erstellte, verbreitet werden kann.

Es möge gleich hier ein Faktum erwähnt werden, welches vielleicht später mehr Werth bekommt. Dr. Ferd. Keller, V. Pfahlbaubericht, 1863, p. 48, erwähnt einen kleinen, mit vier Schalen versehenen Stein, welcher in einem Grabe auf dem Jolmoist, zwischen Bieler- und Nenenburgersee zum Vorschein kam. Einen solchen Fund haben auch wir in Douvaize (Savoyn) anzuweisen. Der ausgezeichnete erhaltene Schalenstein bildete die Kopfplatte eines Steinkistengraves aus der

Bronzezeit. Dann gehört in diese Kategorie der berühmte Damenstein von Tronçay, der einen Tamnus krönte. Neben den rohen Figuren an der Seite enthält dieser an der Oberfläche, allerdings ziemlich schlecht erhaltene, jedoch deutlich gruppierte Schalen.

Wenn man über das Volk und die Epoche, denen die erwähnten vorhistorischen Werke angehören, wenig oder nichts Bestimmtes bekannt ist, so scheinen doch deren heutige Benennungen schon auf ein hohes Alter hinzuweisen. So hört man Namen wie Heiden, Druiden, Götzen, Zelten, Zwergen, Bergknechten, Götter-, Teufel-, dann Altar-, Opfer- und Märterstein. Auch Pierre des Servages (Stein der Wilden), Pierre à sacrifices (Menschenopfersteine) kommen vor. Dann findet man im Wallis Namen, die heute Niemand mehr zu denken vermag, wie Teodraga in Villetta. Bringen wir hier auch die Pirra Martera in Grimentz, die Pirra Malla in Chables, die Pierre de Riva in Villa und Bagnes wieder in Erinnerung.

An diese Namen knüpfen sich aber meistens sehr interessante Sagen, welche sich mit Versammlungen, religiösen Handlungen und Kämpfen der Wilden, der Heiden n. s. w. befassen. In manchen Hochalpen ist die Erinnerung an die Ureinwohner heute noch eine sehr lebhaft. Im Eriingerthal sogar wurde noch bis vor etwa 30 Jahren alljährlich auf der mysteriösen Place Bella in Vex, ganz in der Nähe eines prachtvollen Schalensteines, der Sieg über die Wilden gefeiert. Wir müssen uns auch hierin aller Einzelheiten enthalten und erlauben uns daher, ebenfalls für diese Seite der vorhistorischen Forschung im Wallis auf unsere früheren Schriften zu verweisen.

Die Sage ist ein traditionelles, mündlich überliefertes Archiv. Allbekannt ist die Tatsache, dass Gewohnheiten und Bräuche sehr gern traditionell werden. Die Tradition liefert uns solche von Generation zu Generation aus dem allerältesten Zeiten, oft ursprüngliche Institutionen unbegriffen. Bei uncivilisierten Stämmen ist diese Art der Überlieferung heute noch der einzige Weg der Erhaltung von Gesetzen und Religion. Jahrtausende genügen nicht, eine traditionelle Gewohnheit zu vernichten, weder Gesetze, noch gewaltthätige Unterdrückung helfen viel, die Gewohnheit widersteht energisch und bleibt unverwundlich. Auf diese Weise kamen Sitten und Gebräuche der früheren Völker immer auf die nachfolgenden Bewohner eines Landes und wir selbst über, wohl unbekannt, vielfach heutzutage noch solche, welche der Vorzeit angehören.

Viele Sagen mythologischen Inhaltes überbrücken eine unberechenbar lange Periode bis zu den Urvölkern und deren Entwicklungsperiode zurück und gestalten uns heute noch, einen, wenn auch nur sehr fragmentarischen, Einblick in das Leben der Urzeit. Sagen, welche die Heiden, Wilden, Teufel, Feen, Zwerge n. s. w. zum Gegenstande haben, stehen mit den abergläubischen Ansichten früherer Völker in direkter Verbindung und selten wurden wir bei der Nachforschung geblüht. Sehr oft lieferte uns ein solches Sagengebiet ein oder mehrere Sculpturensteine, Gräber, Ansichten von vorhistorischen Wohnungen n. s. w. Diese Sagen mythologischen und urchenotischen Inhaltes, nicht aber die mittelalterlichen oder auch neueren Geister- und Spuckgeschichten, bilden zur Anfindung der noch vorhandenen Ansichten der Urvölker einen vorzüglichen Wegweiser. Es ist daher begrifflich, dass wir denselben auch die größte Aufmerksamkeit widmeten und noch weiter zu widmen gedenken.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Zum Schluß sei es uns gestattet, einige Folgerungen zu ziehen.

1. In längst bewohnten, sehr bevölkerten Gegenden sind die Sculpturensteine meistens verschwendet und kann mehr in ihrem ursprünglichen Zusammenhang einander zu treffen. Dieses letztere ist aber in abgelegenen Hochalpen der Alpen noch der Fall.

2. Bis jetzt hat das Wallis die überraschendsten Serien von vorhistorischen Sculpturensteinen geliefert.

3. Alle Monumente dieser Sorte scheinen dem gleichen Volke und der gleichen Entwicklungsperiode anzugehören.

4. Kein einziger Fall hat bis jetzt mit Bestimmtheit einen direkten Anhaltspunkt über das Herkommen und das Alter dieser Sculpturen geliefert.

Zur genügenden Kenntnis dieser vorhistorischen Monumente bleibt noch unendlich vieles zu thun. Aber die Reisen in den Gebirgen sind beschwerlich und das Studium oft sehr schwierig. Es braucht eine energische Ausharung und viel Geld. Dessen ungeachtet denken wir die Aufsuchung dieser Gegenden nun erst recht kräftig an die Hand zu nehmen.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich möchte nur bezüglich der Bezeichnung „Schalenstein“ bemerken, dass die Eindrücke, wonach sie genannt sind, nur kreisförmige Gruben darstellen; wir pflegen sie Grüben zu nennen. Man kann sie auch Schalen nennen, aber es wäre wünschenswerth, sie nicht so zu nennen. In Amerika nennt man solche Steine „Zeichensteine“.

Herr von den Steinen-Berlin:

Der Herr Vortragende hat auch auf die Schalensteine in Amerika hingewiesen und dabei die Meinung ausgesprochen, dass sie vielleicht in „graues Vorzeitalter“, wie er sagte, von demselben Volke hergestellt worden seien, wie die in der alten Welt gefundenen. Ich möchte doch vor diesem ganz entschiedenem Urtheile warnen; alle Versuche, zwischen der alten und neuen Welt ethnographische Brücken zu schlagen, sind bisher gescheitert. Es kommt hinzu, dass die vergleichbaren Felsarbeiten in Amerika aus sehr verschiedenen Zeiten und von sehr verschiedenen Völkern herrühren. Man wird deshalb auch für Europa ein ähnliches Verhalten wenigstens a priori nicht ausschließen dürfen. Vielleicht ist es auch deshalb nicht gleichgültig, weil es als eine Art ratio betrachtet werden könnte, dass diese Vertiefungen alle derselben Epoche und demselben Volke angehören müssen. Es ist hier wohl schon ein ganz klarer Fall gegeben, dass diese Steine in Amerika von ganz verschiedenen Völkern herrühren.

Herr Dr. Felix von Laschan-Berlin:

Da hier eben von einer Brücke zwischen der alten und der neuen Welt die Rede ist, fällt mir ein, dass gerade jetzt und hier es die richtige Zeit und der richtige Ort sein möchte, einen Gegenstand zu erwähnen, der einerseits eine Art lokales Interesse für Tirol hat und andererseits thatsächlich eine Art Brücke zwischen diesem Lande und Amerika herzustellen scheint.

Allerdings stimme ich meinem unmittelbaren Vordrager sehr lebhaft bei, wenn er eine Brücke zwischen Europa und Amerika in dem Sinne, wie sie Herr Richter annimmt, zurückweist, und ich glaube, dass man dies auch thun müsste, wenn ganz fest stünde, dass unter all diesen „Sculpturen“ nicht eine einzige Euro-

sion nachzuweisen wäre. Ich erinnere an den Versuch, den Herr Campbells gemacht hat, in einem zweibändigen Prachtwerke sogar die alten Hethiter an die amerikanischen Indianer anzuschließen, aber dieser Versuch hat seine eigenen Landleute zu der Aeusserung veranlaßt, Herr C. wäre zwar ein guter und ehrenwerther Mann, aber er sollte eigentlich in eine staatliches Prytanenm gebracht werden — ich erinnere an jene sehr beachtende Form von Steinhämmern, die gerade in Amerika so häufig sind mit einer ringum laufenden Kille, welche von dem gespaltenen Stiele umfaßt wird¹⁾ und bemerke, dass ich die gleiche Form von Hämmern in Sendschrift ausgegraben habe, in der alten „bethitischen“ Hauptstadt, von der ich heute schon hier gesprochen, aber ich bin unendlich weit entfernt davon, etwa von dieser Uebereinstimmung aus auch meinerseits eine Brücke zwischen den Hethitern und den Indianern zu suchen — die ethnographische Brücke, von der ich vermüthe, dass sie vielleicht Tirol mit Amerika verbinden könnte, ist eine verhältnissmäßig ganz moderne.

Sie kennen wohl alle die sogenannten Tiroler Gürtel, diese sehr eigenartigen Leibgürte, welche besonders im Anfange dieses Jahrhunderts hier in Tirol sehr allgemein verbreitet waren und vornehmlich auch durch die Abbildungen von Andrews Hofer und seinen tapferen Zeitgenossen weit über die Grenzen dieses Landes hinaus bekannt geworden sind. Diese Ledergürtel waren sehr häufig mit dem Namen oder den Initialen des Besitzers und mit einer Jahreszahl versehen, gewöhnlich in weisser oder sonst heller Stickerei, die sich sehr gut von dem dunklen Ledergrunde abhob. Das Material für diese Stickerei waren in der Regel ganz dünne Lederstreifen.

Es gibt nun aber einzelne Gürtel — hier das Ferdinandium bewahrt solche, und ich kenne auch sonst noch einzelne solche Stücke — bei denen als Material für die Stickerei nicht Lederstreifen verwendet sind, sondern sehr harte, glänzende, blendend weisse, dünne Streifen, welche zweifellos aus dem Schafte von langen Vogelfedern geschnitten sind. Dies ist nun eine Technik, welche sonst — meines Wissens — in der ganzen Welt nirgends weiter geübt wird, als bei gewissen amerikanischen Indianer-Stämmen und ihren unmittelbaren Verwandten im nordöstlichen Asien. Hier ist nun wirklich eine Veranlassung, zu fragen, ist diese ganz eigenartige Uebereinstimmung eine zufällige oder liegt eine wirkliche Brücke vor. Ich will die Möglichkeit eines Zufalles durchaus nicht in Abrede stellen, aber ich denke, dass wir vielleicht die Brücke ermitteln können, auf der diese altamerikanische Technik nach diesem schönen Lande Tirol gekommen sein mag. Es fällt mir nämlich auf, dass die mit Federstreifen angelegten Tiroler Gürtel durchaus nicht etwa die älteren sind, sondern dass ihre Jahreszahlen alle in die dreissig- und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fallen, während die älteren Gürtel, wenigstens so weit ich sie kenne, nur mit weniger ausgezeichneten Materialien gestickt sind. Bei den Indianern ist dieses Verhältniss natürlich umgekehrt; da finden wir nur die ganz alten guten Stücke mit Federstreifen oder mit kleinen Hysterixstacheln gestickt, während heute diese vornehme Technik ganz verschwunden ist und der Stickerei mit Leder,

1) Das Laibacher Museum besitzt einen solchen Hammer, aber ohne bestimmte Angabe seiner Herkunft; es ist nicht wahrscheinlich, dass er europäisch ist; eine Gesteinsuntersuchung wäre ganz angemessen erwünscht.

mit Büchsisden aller Art und mit Perlen Platz gemacht hat. Halten wir aber daran fest, dass diese Technik in Tirol erst nach 1830 aufzutreten scheint, so liegt es nahe, sie in Zusammenhang mit den tirolischen Bergleuten zu bringen, welche nun diese Zeit sehr zahlreich aus Amerika in die alte Heimath zurückkehrten. Auch mein eigener Grossvater¹⁾ kam damals mit Fran und Kindern, aber auch mit einer grossen Anzahl früher von ihm angeworbener Tiroler Landleute nach Europa zurück, und verschiedene Stücke mit indianischer Federstickerei haben sich noch heute aus seinem Nachlasse erhalten. Ich denke nun an die Möglichkeit, dass solche Stücke, die sicher mehrfach nach Tirol gelangt sind, den Anlass gegeben haben, auch die Tiroler Gürtel in derselben Technik und mit demselben ausgezeichneten und unverwätlichen Material zu besticken, und würde also in einem solchen Zusammenhange eine wirkliche „Brücke“ nachgewiesen haben. Ich thue das aber nur ganz andeutungsweise, rein nur, um die hier in Tirol einheimischen Gelehrten zu hüten, die Sache weiter zu verfolgen. Es wäre ja vielleicht sehr schön, in Tirol ein völlig unabhängiges, ganz isolirtes Auftreten einer sonst ausschliesslich nur aus Amerika und Nordost-Asien bekannten Technik zu kennen, aber es wäre wisenschaftlich ebenso dankenswerth, mit Bestimmtheit irgend eine Art der Uebertragung nachweisen zu können.

Vielleicht nimmt jemand aus Ihnen, hochgeehrte Anwesende, die hier angeregte Untersuchung auf; es sind ja kaum zwei Menschenalter seit der von mir erwähnten Zeit vorbei gegangen und alte Leute müssen sich noch persönlich an sie erinnern. Inzwischen formulire ich die Frage ganz kurz: Brücke oder Insel? Uebertragung oder Völkergedanke?

Herr M. Mach:

Im nordwestlichen Viertel von Niederösterreich finden sich ausschliesslich im Gebiete des Granits auf den Tausenden herumlagernder Blöcke unzweifelhaft Vertiefungen mit meist senkrechter Begrenzung, welche von Mehreren, die sich auch mit urchenichtlichen Untersuchungen beschäftigen, als „Schalensteine“ erklärt worden, die sich auch mit urchenichtlichen Untersuchungen beschäftigen, andererseits als germanische Opfersteine zu erweisen bemüht war. Eine geschäftliche Phantasie fand in einzelnen dieser Steine die der menschlichen Gestalt angepasste Vertiefung, in welche der Mensch zur Schlachtung hineingelegt wurde, und die Blutrinnen; an anderen ersah man die Gestalt der Holla oder ihres Liebblingstieres, der Katze; in den Hohlungen, die durch übereinander liegende Blöcke gebildet werden, sollen ihre Priesterinnen gewohnt haben, und was dergleichen Wahrnehmungen mehr sind.

Als nun vor zwei Jahren eine grosse Zahl dieser gewaltigen Granitblöcke nach Prag geführt wurde, um zur Wiederherstellung der eingestürzten Pfeiler der dortigen Brücke Verwendung zu erhalten, wurde die Zentral-Kommission und die Regierung in den Vertretungskörpern auf das Heftigste angegriffen, dass sie

1) J. C. Hocheder, geb. 1800 in Zell im Zillertale, war späterhin im österreichischen Montanministerium thätig und theilt sich mit seinem Vetter Heidinger und dem Grafen Breuner in den Kuhn, 1849 an der Gründung der Wiener geologischen Reichsanstalt theilhaftig gewesen zu sein, der ältesten Anstalt dieser Art auf dem Continente, der z. B. in Berlin erst 1873 ein ähnliches Institut gefolgt ist.

solche Frevl geschehen lasse. Als ich nach der an Ort und Stelle vorgenommenen Prüfung der Sache erklärte, dass es sich nicht um Dinge, an denen die menschliche Hand ihre Spuren hinterlassen hat, sondern um Ergebnisse eines natürlichen Vorganges, ein Ersgnis der Erosion handle, wurde der Angriff auf mich selbst abgelenkt.

Nach dem, was ich jetzt an der Darstellung der Schalensteine der Schweiz ersehe, muss ich meine Behauptung, dass die sogenannten Schalensteine Niederösterreichs ein Naturgebilde seien, mit aller Entschiedenheit aufrecht erhalten.

Herr Schoetensack:

Ich möchte mir gestatten, darauf hinzuweisen, dass im Norden Deutschlands bekanntlich auch vielfach Steine mit Schalen oder Näpfchen vorkommen, und zwar als megalithischen Monumenten. Ich habe mit meinem Freunde, Herrn Konservator Edvard Krantz, zusammen wiederholt derartige Schalen genau untersucht und wir haben festgestellt, dass dieselben nur an Granitsteinen vorkommen; die Feldspatkrystalle wittern aus und schließlich bilden sich Vertiefungen, die von der Dorfjung, welche die in der Nähe ihres Ortes gelegenen Monumente als Tummelplatz benutzt, gelegentlich auch wohl derart vergrößert werden, dass sie napfförmig erscheinen.

Herr M. Much:

Eine, den sogenannten Schalensteinen Niederösterreichs entsprechende Krassenung fand ich im vergangenen Jahre in Pakosch in der Provinz Posen. Dort liegt vor einer der zahlreichen Kirchen ein Granitblock mit einer von senkrechten, rauhen Wänden eingeschlossenen, beckenartigen Vertiefung, der sich den Verkommnissen dieser Art vollkommen an die Seite stellen lässt. Wie man mir erzählte, soll es vorkommen, dass man die bekannten mauldenförmigen Mühlsteine an die Kirchenthüren stellt, um als Weichwasserbecken zu dienen. Ein solcher prähistorischer Mühlstein mag auch der beckenartige Granitblock in Pakosch sein, bei dem die ursprünglich ausgemerkte Mulde durch Erosion umgestaltet worden ist. Ein eigentlicher Schalenstein ist auch er nicht.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich kann aus eigener Erfahrung noch hinzufügen: Wir haben ein sehr ausgezeichnetes megalithisches Monument bei Stöckheim in der Altmurk, welches einen grossen Deckstein besitzt, an dem eine Menge flacher Schalen sich befindet. Die Landleute erzählen, dass jedes Jahr in der Neujahrsnacht eine neue Mulde oder Schale entstände. Die genauere Betrachtung ergab, dass es sich einfach um Erosion oder Abblätterung handelt. Diese Naturprodukte muss man natürlich unterscheiden von den künstlichen Näpfchen, die gelegentlich auch an megalithischen Monumenten vorkommen, vorausweise an der unteren Fläche der Decksteine. Dieselben zeigen einen viel mehr regelmäßigen, geglätteten, künstlichen Charakter, als die mehr unregelmässigen und rauhen erosiven der Aussenflächen.

Herr Reber:

Ich möchte den Herren, die sich eben über die Schalensteine verhetzt haben, zu bedenken geben, dass wir solche ganz authentisch in Gräbern der Bronzezeit finden. Es ist dies nur einer der vielen Beweise für das hohe Alter dieser Monumente. Dass durch das

Kratzen der Kinder auf dem sehr harten, immer quarzreichen Gestein unsere vorhistorischen Sculpturen ähnliche Vertiefungen hervorgebracht werden, ist oft behauptet, nie bewiesen worden. Ich habe diese Steine nur deshalb Schalensteine genannt, weil sie bis jetzt immer so bezeichnet wurden. Ich ziehe aber den Ausdruck „Sculpturenmonumente“ vor und bediene mich desselben in meinen letzten Arbeiten anscheinlich. Und dieses um so mehr, als ich selbst ganz complicirte Zeichnungen entdeckte, wo die Schalen puncto Wichtigkeit mehr in den Hintergrund traten. In Salvan haben wir in entgegengesetzter Richtung mit den von Menschenhand angeführten Zeichen auch noch Gletscherströmen gegeben und erwähnen dieses, um gleich noch ein Wort gegen jene anzuführen, welche die vorhistorischen Sculpturen durch die Erosion entstehen lassen wollen. Wenn man überhaupt von Kinderarbeit sprechen wollte, müsste die Sache viel einfacher und naiver aussehen. Die Zeichen, worunter auch die Schalen zu verstehen sind, wurden augenscheinlich nach einem wohlüberlegten Plane gefertigt, was doch niemals von dem Resultate einer Kinderspielerlei behauptet werden dürfte. Ob es irgend ein religiöser, politischer oder anderer Zweck war, dem sie dienen, wissen wir nicht und müssen wir dieses vorderhand auch dahingestellt sein lassen. Wenn man bedenkt, dass bis vor kurzem bei uns in der Schweiz fast nur Steine mit Schalen und Rinnen, ohne auffallende Complicationen bekannt waren und dass alle hier besonders in Betracht kommenden Sculpturensteine mit grossartigen, bis jetzt noch ganz unbekanntem Zeichnungsarrangements erst in den letzten Jahren aufgefunden wurden, so ist anzunehmen, dass uns noch weitere Entdeckungen bevorstehen, dass uns also weiteres, voraussichtlich Aufklärung bringendes Material zum Studium zugeführt werden kann. Ich hoffe, dass ich auf diesem Felde nicht allein hieble, sondern dass sich mir andere Archäologen mit ihren persönlichen Entdeckungen beigesellen. Wenn wir einmal das ganze Gebiet durchforcht haben, alle noch vorhandenen derartigen Monumente nebst ihren Zeichen kennen, finden wir uns vielleicht in der angenehmen Lage, allgemeine Grundsätze und Regeln anzustellen. Bis dahin glaube ich, ist es ganz überflüssig, dieselben in dieser Weise anzuzweifeln.

Herr Schoetensack:

Um einer irrthümlichen Auffassung entgegen zu treten, muss ich bemerken, dass sich meine Aeusserung, wie ich dies übrigens ausdrücklich bemerkt habe, nur auf die an den megalithischen Denkmälern Norddeutschlands beobachteten Schalen bezog; über die Schalensteine der Schweiz, die ich aus eigener Anschauung nicht kenne, erlaube ich mir kein Urtheil. Bezüglich des von Herrn Geheimrath Virchow erwähnten Steinkammergrabes von Stöckheim möchte ich noch darauf hinweisen, dass dieses sich ganz nahe bei dem genannten Dorfe befindet. Ein anderes Megalithgrab, dessen Deckstein auf der Oberfläche mit näpfchenartigen Vertiefungen ganz überhäuft ist, liegt mitten im Dorfe Lehmstedt, Kreis Göttemünde. Auf Megalithen, die weit entfernt von Ortschaften liegen, haben wir diese Erscheinung niemals feststellen können.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich darf wohl konstatiren, dass die Bemerkungen, die gefallen sind, an sich nicht die Existenz der Schalensteine in Frage stellen wollen. Ich habe nicht geglaubt, dass in der Versammlung jemand an-

nehmen wird, dass es künstlich hergestellte Schalen nicht gibt. Es gibt z. B. an verschiedenen Orten in Schleswig-Holstein, ausgereichete Schalensteine, an deren künstlicher Herstellung niemand zweifeln wird. Ich denke, es obwaltet ein Missverständnis insofern, als keiner der Redner allgemein eine Negation der Schalensteine bezwecken wollte.

Herr Dr. H. Hildebrand, Reichsantiquar, Stockholm:
(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr K. Virchow-Berlin:

Ich glaube, dem Herrn Reichsantiquar unseren ganz besonderen Dank auszusprechen zu dürfen dafür, dass er uns die neuere Geschichte der Alterthumsforschung in seinem Vaterlande einmal in einem zusammenhängenden Bilde vorgeführt hat. Ich war erst vor 14 Tagen in der Lage, unter seiner persönlichen Führung sowohl das Reichsmuseum zu besuchen, als auch eine Fahrt nach Gotland zu machen, und ich kann nur sagen, dass ich in höchstem Maße entsetzt und voll neuen Lererstoffes heimgekehrt bin. Ich kann nur dringend empfehlen, die Reise zu machen; Sie werden kein zweites Museum in Europa finden, welches die gleiche Vollständigkeit und Reichhaltigkeit aufweist. Namentlich die Vikinger-Periode, die für uns ein fast ganz fremdes Gebiet darstellt, ist außerordentlich lehrreich für die gesammte Entwicklung der jüngeren Eisenzeit.

Herr Professor Dr. Löblich-Innsbruck:

Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung.

Die Anthropologie lehrt uns die Ernährung als einen, die kulturelle und somatische Entwicklung des Menschen in bedeutendem Maße beeinflussenden Faktor kennen. Einen grossen Theil der Geschichte des prähistorischen Menschen vom Höhlenbewohner bis zum Bewohner der Pfahlbauten studiren wir an den Ueberresten seiner Mahlzeiten. Aus diesen Ueberresten konstruiren wir uns die Fauna und Flora seiner Umgebung und weiter die geologische Zeitepoche, in der er lebte. Die ersten Waffen bereitet sich der Mensch, um seine Nahrung zu erlangen, und aus den Knochen der von ihm verzehrten Thiere bereitet er die ersten Werkzeuge der Hausindustrie. Kochtöpfe aus Lehm sind die ersten Proben seiner bildenden Kunst, deren Erinnerung sich so tief in das Bewusstsein der Völker einprägt, dass sie die Bildung des Menschen aus Lehm in die Symbolik der religiösen Anschauung aufnehmen. Ebenso zeigen uns die ersten historischen Nachrichten, wie innig die kulturelle Entwicklung des Menschen mit der Art der Erfüllung seines Nahrungsbedürfnisses zusammenhängt. Der Jäger und alleinige Viehhüter bleibt lange Zeit Nomade, während die ackerbau-treibenden Völker bald sich zu den höheren Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, deren Blüthe der Staat bildet, emporarbeiten. Zugleich lehrt uns die Geschichte, dass ebenso an jenen Orten, wo es unmöglich wird, wegen der isolirten Lage des Wohnortes und der Unwirtbarkeit des Bodens dem Nahrungsbedürfniss naturgemäss zu genügen, sowie an jenen Orten, wo die Natur alles in solchem Ueberflusse spendet, dass dem Menschen die Nahrung ohne irgend welche Anstrengung im vollsten Masse an Gebote steht, die Menschen auf einer niedrigen Kulturstufe stehen bleiben.

Sehen wir nun einerseits die kulturelle Entwick-

lung der ganzen Menschengattung im Allgemeinen an die Möglichkeit und an die Art seiner Ernährung geknüpft, so betrachtet die Anthropologie andererseits auch die Einwirkung der Nahrung auf die somatische Entwicklung des Menschen. Die Resultate der Forschungen der Ernährungs-Physiologie, welche über den täglichen Bedarf des Menschen an Nahrung und über die Art seiner Ernährung unter verschiedenen Klimaten, über den Einfluss der Nahrung auf die körperliche Entwicklung des Menschen und das Vorkommen von kümmerlichen Formen des Menschen bei nahrungsreicher Nahrung uns belehren, geben alsobald in den Besitzstand der Anthropologie über, welche jeden Fortschritt auf diesem Gebiete der Forschung als einen Beitrag zur Lehre von der Natur des Menschen und von den Einflüssen, welche auf seine körperliche Entwicklung eingreifend mitwirken, sorgsam an verwerten bestrebt ist.

Von diesen Thatsachen ausgehend, nehme ich mir die Freiheit, einige Ergebnisse der neueren Forschungen der Ernährungslehre in Kürze darzulegen, um daraus neue Aufgaben für die anthropologische Forschung abzuleiten.

Eine der wichtigsten Fragen der Ernährungslehre bildet die nach dem täglichen Bedarf des Menschen an den Nährstoffen, Eiweiss, Fett und Kohlenhydrate, die er in der Nahrung aufnimmt. Bekanntlich haben, am nur die Vertreter der Münchener Schule zu nennen, Bischoff, Pettenkofer, Ranke und Voit sowohl durch direkte Messung der Ausscheidungen des an seinem körperlichen Bestande bleibenden Menschen, als durch Ermittlung des Nahrungsbedarfes kräftiger, unter verschiedenen Bedingungen lebender Menschen auf statistischem Wege folgendes Bedürfniss an Nährstoffen als Mittelzahl für die deutsche Bevölkerung gewonnen.

Bedürfniss an Nährstoffen nach Voit:

	Eiweiss	Fett	Kohlenhydrate
1. Erhaltungsdiät	35 g	90 g	800 g
(67 Kilo schwer)			
2. bei mittlerer Arbeit	118 g	56 g	500 g
3. bei angestrenzter Arbeit 145 g	100 g	447 g	

An diese Zahlen, deren hohes Ansehen und praktische Bedeutung schon daraus erhellt, dass die Kostationen der Heere aller Kulturstaaten im Kriege wie im Frieden besteht sind, den durch dieselben geforderten Mengen an Nährstoffen zu entsprechen, an diese Zahlen knüpft sich eine grosse Anzahl wissenschaftlicher Fragen und Controversen, deren Lösung und Austragung für den Anthropologen von grösster Bedeutung ist. Wir fragen zunächst:

1. Ist dieses Nährstoffbedürfniss für den erwachsenen Menschen aller Klimaten ein gleiches oder wechselt es je nach der Kälte oder Wärme der Erde, die der Mensch bewohnt?
2. Entspricht dieses Nährstoffbedürfniss im Ganzen wirklich dem Bedarf des Menschen oder sind einzelne Theile desselben, z. B. der Bedarf an Eiweiss oder an Fett so hoch oder so niedrig gerechtfertigt?
3. Wird dieses Nährstoffbedürfniss von dem Menschen zumeist in Form von thierischer oder pflanzlicher Nahrung gedeckt?
4. Welches ist jene Combination von Nahrungsmitteln, durch welche das Bedürfniss an Nährstoffen in der einfachsten compendiosen und billigsten Form gedeckt werden kann?

Es würde zu weit führen, hier alle diese Fragen beantwortet zu wollen; es möge mir jedoch gestattet sein, nur zu dem eigentlichen Ziel dieser Darstellung zu gelangen, einige derselben in Kürze zu erörtern.

So ist es z. B. eine feststehende Thatsache, dass gegenüber dem oben angeführten Schema des Bedarfs an Nährstoffen in den heißen Klimaten die Kohlenhydrate bevorzugt werden, während in der kalten Zone überhaupt und bei uns in dem gemäßigten Klima während des Winters Fett in grösserer Menge verbraucht wird. Botho Scheuße fand die Mengen der 3 Nährstoffe Eiweiss, Fett und Kohlenhydrat bei 3 Japanern:

	Eiweiss	Fett	Kohlenhydrate
36 1/2jähr. Krankenwärter (48 1/2 Kilo)	74	6	479
20jähr. Student (49 Kilo)	85	13	334
24 1/2jähr. Student (51 Kilo)	110	18	542

welche uns ganz deutlich drüber belehren, dass der Japaner selbst in einem Klimatase, welches dem von Voit für den Mann bei mittlerer Arbeit aufgestellten am nächsten steht, nur 1/3 des von ihm als Bedarf angegebenen Fettes verbraucht. Der allerdings auf einer niederen Ernährungstufe stehende 48 Kilo schwere Krankenwärter begnügt sich sogar mit 6 g Fett täglich in der Nahrung.

Damach sehen wir hier beträchtliche Differenzen im Verbrauch des Fettes beim Japaner gegenüber dem Europäer.

Bekanntlich kommt jedem dieser 3 Nährstoffe in der Ernährung ausser einem stofflichen Werthe, d. h. ausser der Fähigkeit bestimmte Stoffe vor dem Verfall durch den Lebensprozess zu schützen oder bestimmte Stoffe im Körper zum Ansatz zu bringen, auch noch ein ganz bestimmter Wärmewerth zu, d. h. jener Werth, den sie bei ihrer vollständigen Verbrennung liefern und welcher das calorische Aequivalent der Nährstoffe bildet. Da wir die Arbeitsleistung des Körpers und die Wärmeproduktion desselben, deren er bedarf, nur dem Körper trotz Wärmeabgabe an seine Umgebung auf seiner Eigen-Temperatur zu halten, nach dem Gesetz der Aequivalenz der Naturkräfte als Wärmeverbrauch im Organismus zusammenfassen können, so ist es einleuchtend, dass bei der genügenden Ernährung durch die Verbrennung der Nährstoffe im Organismus ebenso viel Wärme gebildet werden muss, als der Körper produziert. Rubner berechnet die von einem Menschen von 70 Kilo pro 24 Stunden im Hungerzustand produzierte Wärmemenge auf 2.805.000 Calorien. Andererseits findet er den Wärmewerth für 1 g Eiweiss 4700 Calorien, für 1 g Fett 9300 Calorien und für 1 g Kohlenhydrat 4100 Calorien. Nach diesem Befunde liefert bei gleichem Gewichte das Fett durch seine Verbrennung im Körper 2mal soviel Wärme als Eiweiss oder Kohlenhydrat.

Würde nun der Wärmewerth der Nährstoffe das allein Maassgebende für ihren Verbrauch sein, dann wäre es nicht nothwendig, 3 verschiedene Nährstoffe in die Nahrung aufzunehmen. Wir sollten, soweit es unsere Verdauungsorgane und unser Geschmack erlauben, die Kosten der Wärmeproduktion des Körpers durch entsprechende Mengen eines Nährstoffes allein oder eventuell zweier decken können. Thatsächlich ist dies bis zu einer gewissen Grenze möglich, namentlich Fett und Kohlenhydrat vertreten sich heinthe in jenem Maasse, als dies die Verdauungsorgane ermöglichen. Jedoch von Eiweiss aus eine ganz bestimmte Menge in der täglichen Nahrung zugeführt werden,

damit der Organismus regelmässig funktionire und erhalten bleibe. Demgemäss wird in der neueren Ernährungstheorie die Frage lebhaft ventilirt, ob die 118 g Eiweiss, welche von Voit für die tägliche Kost des 67 Kilo schweren Mannes bei mittlerer Arbeit fordert, nicht zu gross sind, und es wird zugleich damit die Frage aufgestellt, welches ist die niedrigste Menge Eiweiss, bei deren täglicher Einfuhr in der Nahrung der Mensch in seinem Eiweissbestande nicht herabgesetzt und in der Ausübung seiner körperlichen Funktionen nicht gehindert ist. Es ist an die Angaben von Ranke und Beneke, sowie von Beaunis zu erinnern, nach welchen der arbeitende Erwachsene mit 90–100 g Eiweiss auskommt. Prüfler und seine Schüler Bohland und Bleibtreu fanden bei 14 kräftigen, mässig arbeitenden Männern einen Eiweissumsatz von im Mittel 90–93 g Eiweiss. Um ein extremes Beispiel anzuführen, möge noch der Fall von Hoch angeführt werden, der in der Tagelagerung eines sehr thätigen Steinbauers von 86 Kilo Gewicht im Durchschnitt nur 93 g Eiweiss fand. Demnach erscheint es nicht unberechtigt, die Eiweissration für den 65–70 Kilo schweren Mann auf täglich 100 g herabzusetzen.

Andere Autoren wollten noch unter diese Zahl hinuntergehen, namentlich Fr. Hirschfeld, 73 Kilo schwer zeigte durch einen Selbstversuch, dass bei kurzer Zufuhr von Kohlenhydraten und Fett, bezw. Alkohol, er für kurze Zeit (2–8 Tage) mit einer täglichen Eiweissgabe von 40–50 g ausreichte, ohne an dem Eiweissbestande des Körpers einzubüssen. Daran hin stellte Hirschfeld die These auf, dass ein Erwachsener mit 70 g Eiweiss auskommen könne und wies dabei auf die Japaner hin, die sich hauptsächlich von der eiweissarmen Reiskost erhalten. Jedoch die aus der japanischen militärischen Lehranstalt in Tokio aus den 1892 mitgetheilten Analysen der Kost der japanischen Soldaten (R. Mori, G. Oi und S. Ichiisima, Arbeiten a. d. kais. japan. militär-ärzt. Lehranstalt, Tokio 1892) ergaben, dass diese mit der in Japan üblichen Reiskost, d. h. mit Reis, Fischen und vielen pflanzlichen Nahrungsmitteln ausserdem auch geringe Mengen von Rindfleisch enthaltende Kost ernährten Truppen, im Durchschnitt volle 85 g Eiweiss aufnehmen. Hier möge noch zugefügt werden, dass die Untersuchungen von Munk und Kosenheim an Hunden deutlich darlegten, dass, wenn der Eiweissbedarf in der Nahrung unter ein gewisses Minimum herabinkt, selbst wenn der calorische Bedarf des Körpers durch Fett- und Kohlenhydrate ganz genügend ersatzt ist, sich bald Störungen in der Verdauung und in der Ausscheidung der Nährstoffe einstellen, welche den baldigen Tod des Thieres herbeiführen. Es werden nämlich unter solchen Verhältnissen die Verdauungsekrete Mangelhaft, Darmsaft, Galle in zu geringem Maasse abgemindert, so dass das Thier an den Folgen von Verdauungsstörungen zu Grunde geht.

Die Bedeutung dieser und ähnlicher Fragen für die Anthropologie liegt nun, wie schon Eingangs erwähnt, in den Beziehungen der Ernährung des Menschen an seiner somatischen und ethischen Entwicklung, und in grossen Umrisen ist ja dieser Einfluss der Ernährung schon von Joh. Banke hervorgehoben worden. Ich selbst möchte nur bei dieser Gelegenheit die Anregung geben, es mögen die Anthropologen in gleicher Weise, wie sie dies für die Lösung der anatomischen Fragen der Anthropologie gethan haben, auch an der Lösung der ernährungs-physiologischen Fragen, insofern dieselben für die Anthropologie Bedeutung haben, mitwirken.

Wie auf allen Gebieten des Naturebens, so gibt es auch auf dem der Ernährung einen primitiven Zustand, Veränderungen in den Ernährungsverhältnissen mit darauffolgender Anpassung oder Einbusse gegen früher, mit einem Wort, auch auf diesem Gebiete gibt es Stillstand, Rückschritt und Fortschritt und diese in ihrer Einwirkung auf die Bevölkerung kennen zu lernen dünkt mir ebenso eine Aufgabe der Anthropologie zu sein, wie sie als eine der Ethnographie schon längst anerkannt ist.

Es ist zweifellos, dass uns der Besuch von Thälern, welche durch ihre Lage von den Einflüssen der Kultur ziemlich frei geblieben sind, wie dies z. B. in den Hochthälern, in den kleinen Seitenthälern der Alpen der Fall ist, sehr wichtige Aufschlüsse über die einfachsten Ernährungsverhältnisse der Bewohner unserer Thäler und damit wertvolle Beiträge zur Lösung der oben erwähnten Fragen geben könnte. Zum Theil ist diese Anregung schon verwirklicht worden, und in der Literatur nehmen die Angaben von Voit über die Schmalzart der bayerischen Holzgerichte, danach welche wir erfahren, dass diese sich aus Mehl, Milch und Schmalz eine sehr eiweisreiche Nahrung bereiten, eine höchst wichtige Stelle ein.

Jedoch auf diesem Wege liesse sich nicht nur über das tägliche Kostmaass, über die Vertheilung der Nährstoffe auf pflanzliche und thierische Nahrung, über die zweckmässige Combination der Nahrungsmittel zu einer ausreichenden Nahrung Wertvolles erfahren: auch die Fragen über den Einfluss der Nahrung auf das Wachstum des Menschen, das Verhalten der Longivität zur Menge der dargebotenen Nahrung, Einfluss derselben auf die Vermehrung der Population, auf ihr geistiges Streben könnten am Theil beantwortung finden. Wie mir Herr Universitätsbibliothekar L. v. Hörmann in Innsbruck mittheilt, gibt es in Tirol noch Thäler, in welchen kein Gasthaus zu finden ist und in denen die ganze Bevölkerung kein alkoholisches Getränk geniess, mit Ausnahme der Wohlhabenderen an Feiertagen und Markttagen. Ein solches Thal ist z. B. Schöanna (Schönan), das Thal hinter dem Angererberg, das von Breitenbach nach Maria Stein führt. Im ganzen wohlhabenden Thale findet sich kein Gasthaus, die Bevölkerung ist von hoher Statur und hat eine hülfende Gesichtsfarbe. Auch im Gebirgsthale, einem Seitenthale des Wipptales, ist von Trins an kein Gasthaus. Auch in diesem Thale geniessen nur die reicheren Leute an Sonntagen alkoholisches Getränk und sind viel kräftiger, als Leute der Umgebung, wo der Alkoholgenuß eingebürgert ist. Die Gesichtsbilder werden von der Rekrutirkungskommission ohne Ausnahme für tauglich erklärt. Andererseits gibt es Thäler, in denen die ganze Bevölkerung kein Wasser, sondern nur Wein trinkt und wo man den Kindern schon am zweiten oder dritten Tage Wein einbrest. So ist es namentlich im Hauptthale des Eisehlandes. Hier geniess die Bevölkerung fast täglich Fleisch und zwar ist der Eisehländer kein grünes, sondern geräucherter Rind- und Schweinefleisch. Doch der Burggräber ist im Mittel von kleiner, jedoch kräftiger Statur, ist als Vieleser spärwörtlich im Land Tirol und ist nicht gerade langlebig.

Bezüglich des Einflusses der Ernährung auf die Longivität des Menschen ist der hohe Werth einer sehr reduzierten Kost, einer sog. Erhaltungskost, besonders im höheren Alter für die Verlängerung des Lebens allgemein bekannt. Meldet ja auch die Geschichte einige Namen von Männern, welche ein hohes Alter durch eine längere Zeit fortgesetzt, sehr spär-

liche Nahrung erreichten. Ich erinnere dieberzüglich nur an den berühmten Seefahrer Dandolo, welcher in den letzten 20 Jahren seines Lebens täglich nur ein Ei gegessen haben soll und dabei ein sehr hohes Alter erreichte. Von grossem Interesse war mir in dieser Beziehung eine Mittheilung in Virebo's Archiv, 136. Bd., p. 547, von Bernhard OrNSTEIN, Generalstaatsarzt in Athen, der schon längere Zeit (15 Jahre) die Verhältnisse der Lebensdauer in Griechenland mit Aufmerksamkeit studirte. Er gelangt auf Grund neuerer Beobachtungen zur Ueberzeugung, dass die Altersklasse von 95 Jahren und darüber nirgends in Europa so viele Vertreter zählt als in Griechenland.

Als Ursache dieser griechischen Langlebigkeit führt OrNSTEIN ebenfalls die stannoswerthe Mässigkeit des sesshaften Griechen an, eine Mässigkeit, welche durch die scherzhafte Beobaftung des weiland Prof. Sepp in Athen illustriert erscheint, nach welcher ein Grieche da noch fett wird, wo ein Esel vor Hunger stirbt.

Jedoch für die Wissenschaft ist der Ausdruck mässig ein relativer und für diese wäre es von Interesse, die Menge der einzelnen Nährstoffe zu kennen, während deren Gebrauch der Grieche einerseits hoch gewachsen und kräftig wird und andererseits die höchste Lebensdauer der europäischen Bevölkerung erreicht.

Doch ich würde das Ziel dieses Vortrages, den Anthropologen die Wichtigkeit der Vornahme von ernährungsphysiologischen Untersuchungen an einer Bevölkerung, welche demselben noch in den möglichst einfachen Kulturverhältnissen lebt, darzulegen, nur zur Hälfte erreichen, wenn ich nicht auch die Hilfsmittel anleiten würde, welche die Ausführung solcher Untersuchungen mit einer für die Zwecke der Anthropologie genügenden Genauigkeit ermöglichen.

Es genügt nämlich für diese Zwecke die statistische Methode der Bestimmung des Kostmaasses während einer Dauer von 8—14 Tagen, um daraus die tägliche Kostration an Nährstoffen zu berechnen. Man darf die Mühe nicht scheuen, eine Hausenfamilie zur selbstthätigen Mitwirkung an der Lösung dieser Frage zu überreden. Diese Mitwirkung besteht vor Allem darin, dass der Bauer die Krankheiten gibt, die Nahrung, die er einnimmt, zu wägen. Es muss also die Milch, das Mehl, das Fleisch s. w., welches ein oder mehrere Männer von bekanntem Körpergewicht während einer bestimmten Zeitdauer als Nahrung einnehmen, gewogen werden und das erhaltene Gewicht mit der Anzahl der Tage, während welcher die Individuen von der gewogenen Nahrung lebten, getheilt werden. Die bekannten König'schen Tabellen setzen uns in Stand, die Mengen an Eiweiss, Fett und Kohlenhydraten zu berechnen, welche in der Menge der eingeführten Nahrung waren, wodurch wir das Bedürfnis an Nährstoffen kennen lernen. Bei der einfach zusammengesetzten Nahrung der ländlichen Bevölkerung muss es auf diesem Wege gelingen, das Bedürfnis an Nährstoffen für die einzelnen Altersperioden während der verschiedenen Jahreszeiten, während der Arbeitszeit und der Ruhe an verschiedenen Orten festzustellen und es ist gewiss zu hoffen, dass auf diesem Wege wichtige Beiträge für die Lehre von der Ernährung des Volkes und deren Einwirkung auf die somatische und kulturelle Entwicklung der Bevölkerung erhalten werden.

Ich wende mich daher auf Grund meiner allerdings nur kurzen Ausführungen an die anthropologische Gesellschaft mit dem Ersuchen, sie möge dasselbe Wohlwollen, welches sie der anatomischen Forschung behufs Feststellung der Rassenunterschiede des Menschen entgegen bringt, auch der biochemischen For-

achtung behufs Feststellung des Einflusses der Ernährung auf das ganze Bereich der somatischen Entwicklung des Menschen abgeleitet lassen.

Herr Professor Dr. Palacky-Prag:

Ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen, dass die ungarische Regierung eine derartige Forschung durchgeführt hat. Ministerialrath Keleti hat ein dickes Buch über die Ernährungsfrage herausgegeben, worin die Ernährung der Bevölkerung nach dem Prozentsatz, der Häufigkeit und Zusammensetzung einzelner Speisen u. a. w. behandelt ist; es könnte anderen solchen Untersuchungen als Muster dienen.

Herr Hofrath Kaltenegger-Brizzen:

Wenn ich mir erlaube, Ihnen meine Anschauungen kund zu geben über den Parallelismus zwischen den Wohnsitzen verschiedener Volkselemente im Lande Tirol und der Verbreitung der in diesem hervorragenden Alpenlande einheimischen Hornviehschläge oder Rinderassen, so glaube ich, mit einigen Worten die Motivierung voranschicken zu sollen, wieso ich dazu gekommen bin, eine derartige Parallele anzustellen.

Es sind nunmehr 20 Jahre, dass ich seitens der k. k. österreichischen Regierung, speziell seitens des Ackerbauministeriums beauftragt worden bin, die Landeskulturstudie in den österreichischen Alpenprovinzen einer genauen, eingehenden Erhebung zu unterziehen und im Rahmen dieser Erhebung naturgemäß denjenigen Zweigen der Landeskultur die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche für das Alpengebiet in Oesterreich in erster Linie massgebend oder wichtig erscheinen. Das sind die Viehwirtschaft, die Alpwirtschaft und das Melkewesen. Ich begann 1874 die Detailerhebungen im Lande Tirol und habe dieselben seither über sämtliche übrigen Alpenländer Oesterreichs, nämlich auser Tirol mit Vorarlberg über Salzburg, Steiermark und Kärnten, sowie über die alpinen Theile Ober- und Niederösterreichs ausgedehnt.

Weil naturgemäß bezüglich der einschlägigen Verhältnisse sehr viele Wechselbeziehungen oder Kontinuitäten weit über die Grenzen der genannten Alpenprovinzen hinaus theils mit den benachbarten Alpengebieten der Schweiz, Süddeutschlands und Oberitaliens, theils mit den grossen Flusseiniederungen im Norden und Süden, nämlich mit dem Donau- und dem Pothale bestehen, so habe ich bei Gelegenheit Anlass genommen, in diesen eben skizzierten Gebieten gleichfalls Studien zu machen. Auch darf ich hinzufügen, dass mir seit nahezu 10 Jahren Gelegenheit geboten ist, einschlägige Beobachtungen im Russischen Osten der mitteleuropäischen Gebirgswelt, nämlich im Bereiche der dinarischen Alpen zu machen, so dass ich wohl sagen darf, mein Untersuchungsmaterial, das ich seit 20 Jahren gesammelt und bearbeitet habe, erstreckt sich fast über die gesamten europäischen Alpen.

Es lag in der Natur der Dinge begründet, dass ich mich nicht auf die blosser Wahrnehmung der vorhandenen Thatsachen beschränkte, sondern es als in meiner Aufgabe gelegen erachtete, auch namentlich die Frage zu beantworten, wie die grosse Verschiedenartigkeit aller landeskulturellen Verhältnisse in diesem weit ausgedehnten Ländergebiete zu Stande gekommen ist, respektive wie man sie erklären, sowie in Beziehung bringen kann zu denjenigen, welche daselbst die ausübende Landeswirtschaft repräsentiren. Ich versuchte also, festzustellen, wie man diese Dinge in Zusammenhang bringen könnte mit den verschiedenen Volkstämmen, welche das weite Gebiet der Öster-

reichischen und auserösterreichischen Alpen und ihrer Annexe bewohnen. Daher war ich genöthigt, mich auch vielfach mit historischen Dingen zu beschäftigen; ich musste und wollte die Fragen zur Beantwortung bringen, in welchen Thälern der Alpen sind verschiedene Volkstämme, in welchen sind gleichartige, welche weiteren, ausserhalb der gegenwärtigen Heimath derselben befindliche Beziehungen walten oh, um, wenn möglich oder thunlich, auf die eigentlichen Wurzeln dieser Zusammenhänge zu gerathen.

Der Versuch, diese Aufgabe zu lösen, hat mich natur- und sachgemäss über die Historie hinaus in die Prähistorie geführt, und aus diesen beiden erwähnten Momenten fühle ich mich auch berechtigt, bei dieser hohen Versammlung über das Thema, welches ich mir vorgesetzt habe, mich äussern zu dürfen.

Es wird mir nun meine Aufgabe hochehrfurchtlichweise ebenso wesentlich erleichtert, als vereinfacht durch die gediegenen Auseinandersetzungen des gestrigen und theilweise des heutigen Tages; insbesondere sind es die Mittheilungen, welche die Herren Dr. v. Wiesner und Dr. Toldt aus über speziell tirolische Verhältnisse bekannt gegeben haben, auf die ich mich umso mehr zu stützen vermag, weil ich mich, um das System, nach dem ich vorgegangen bin, gewissermassen nur zu exemplarisiren, auf Tirol beschränke.

Trete ich an der Hand der mir von Herrn Hofrath Dr. Toldt gütig zur Verfügung gestellten kranologischen Karte von Tirol und Vorarlberg in die Mitte des Gegenstandes ein, so möchte ich wohl vorziehen, um ein allgemeines Verständniss mir zu sichern, mit den extremsten Erscheinungen zu beginnen, zunächst jedoch darauf hinweisen, dass, obwohl das Alpenland Tirol nicht gerade als sehr grosser geographischer Ausdehnung nach sich zeigt, es gleichwohl unter allen europäischen Alpenländern die grösste Mannigfaltigkeit seiner Rinderrassen oder seines Rindermaterials besitzt. Es ist ein förmliches Mosaikbild, das uns entgegentritt, und zwar ein Mosaik, dessen Grundelemente sich zusammensetzen aus Elementen, die wir im Osten, Westen, Süden und Norden, so wohl innerhalb als auch ausserhalb des Alpenbereiches finden. Ich will das eben Gesagte illustriren durch den Hinweis auf die auffälligsten Erscheinungen; die grössten Gegensätze beruhen sich auch hier zu Lande; einer silberweissen Rasse des Rindes, welche den Hauptkern des Landes Tirol erfüllt, steht unmittelbar gegenüber in nächster territorialer Nachbarschaft eine schwarze Rasse. Aber nicht hies in der Farbe sind diese beiden Haupttypen des Landes grundverschieden, sondern auch im Körperbau, und zwar in der Formation der einzelnen Theile, wie in der gesamten Individualität.

Nun erleichtert mir, wie schon erwähnt, meine Aufgabe zankhaft gar besonders dasjenige, was gestern Herr Hofrath Dr. Toldt über die kranologischen Verhältnisse des Landes uns auseinandergesetzt hat, weil thatsächlich auch an anthropologischem Gebiete sich die grössten Extreme in unmittelbarer Nachbarschaft befinden. Herr Professor Dr. Toldt hat uns auf seiner Karte das durch vollständige Rothfärbung hervorleuchtende Centrum von Tirol als das Gebiet der grössten Hyperbrachycephalie des Menschen erklärt und beigefügt, dass im nordöstlichen Anschluss daran, wenn auch in einer viel beschränkteren Zone, die grösste Dolichocephalie vertreten ist. Ganz dieselben Gebiete sind nun als die Stammsitze der beiden vorerwähnten extremen Rinderformen zu bezeichnen; was auf der vorliegenden Karte auf dem Gebiete der hyperbrachy-

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1894.

Für alle Artikel, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 10 dieses Jahrgangs.

II. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich

XXV. Allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft
in Innsbruck vom 24.—28. August 1894.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

(II. Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Hofrath **Kaltenegger-Brixen:**
(Fortsetzung.)

Ausser beiden vorhergesprochenen Haupt- und Grundformen des Hausrindes, die insofern gewiss so zu nennen sind, weil sie thatsächlich die extremsten Verhältnisse zeigen, welche auf dem Gebiete der Hornviehzucht ohnwalten, kommen auch noch andere Formen im Lande vor, von denen ich zunächst eine weit verbreitete, wichtige und dritte nennen will, nämlich die roth-weiss gefleckte Form des Rindes.

Es ist diese Rasse gleichfalls ziemlich ausgebreitet vertreten und ebenso ist sie sowohl der Farbe und Färbenszeichnung, als wie ihrer Körpergestalt nach sowohl von der schwarzen, als auch von der weissen Haupt- rasse auffällig und deutlich unterschieden. Sie repräsentirt schon eine dritte Haupt- und Grundform des Rindes in den Tiroler Alpen. Sie hat ihre Heimath oder ihr Verbreitungsgebiet sowohl im Nordosten, als wie im reinen Osten des Landes, in jenen Thalbezirken, welche auf der kranionstrischen Tafel mit rothen Querstrichen versehen sind. Ich kann aber heifügen, dass auch durch die Salsburg'sche Kuklave dieselbe Rasse durchgeht, und dass sie sich von der Westgrenze an, wo

auf der kranionologischen Karte Tirols die mesocephale Zone auszeichnet erscheint, bis hinüber nach dem Nordwesten Obersteiermarks fortplänzt. Es ist das also eine sehr ausgebreitete Rasse in den Alpen, die zwischen Inn und Enns, von den Quellgebieten des Ziller und der Salzach angefangen, nordwärts bis über die Donau und tief in das ehemalige herzynische Wald- gebirge verbreitet erscheint. Dies ist also die dritte Hauptform des Rindes, welche wir im Lande antreffen. Sie sehen, auch ihr Verbreitungsgebiet deckt sich in überraschender Kongruenz mit der als mesocephal bezeichneten Bevölkerungszone. Aber Herr Hofrath Dr. Toldt hat im Laufe seiner Ausführungen ausdrücklich aufmerksam gemacht auf Verschiedenheiten, welche im oberen Innthal und im Vintachgau, das geographisch das obere Etzthal umfasst, ohnwalten, indem er gesagt hat, dass hier ein eigenthümlicher Mischungs- typus zu Hause zu sein scheint. Ich bin meinerseits in der Lage, konstatiren zu können, dass auf dem Gebiete der Hornviehzucht ebenfalls ein eigenthümlicher Mischungstypus vorhanden ist. Der Oberinntaler und der Vintachgauer Schlag unterscheiden sich für den Fachmann wenigstens scharf und klar von den angrenzenden Haupttypen, die theils der silbergrauen, theils der rothweissen und schwarzen Haupt- rasse angehören.

Noch habe ich zu ergänzen, dass im Lechtal und im Gebiete der Brenzer Ache auf der kranziologischen Karte ein zweites hypertrachycephales Gebiet von bedeutendem Umfange verzeichnet steht. Es deckt sich dieses Gebiet mit der gewiss sehr vielen von Ihnen wenigstens dem Namen nach bekannten Rasse des Allgäu's, deren Unterschläge hier zu Lande die Bezeichnung Lechtthaler, im Vorarlbergischen Brenzerwälder führen und die nach meinen Untersuchungen mit der Haupttrasse des weissen Nindes im Herzen von Tirol in naher Stammes- oder Blutsverwandtschaft steht. Gewisse Nuancirungen, welche zwischen beiden Typengruppen vorhanden sind, lassen sich anscheinend aus historisch begründeten Verschiedenheiten, welche in der Bevölkerungs- oder Ansiedlungsverhältnissen herrschen, erklären.

Mit dem Vorgebrachten sind die in Tirol und Vorarlberg vorhandenen Hauptabweichungen in Form und Farbe des Hornviehes noch nicht erschöpft. Um bei der gewählten Vergleichsparallele zu bleiben, sind aber auch die kranziologischen Ergebnisse noch nicht in allen ihren Grundverschiedenheiten zum Vergleiche herangezogen worden, sondern Sie erlauben, daran zu erinnern, dass es gestern geheissen hat, Italienisch-, Süd- oder Wälder-Tirol sei eine wesentlich von dem nachbarlichen Deutschtirol verschiedene Zone.

Auf dem Gebiete der Hornviehzucht tritt zwar Wälder-Tirol nicht in der Schärfe hervor, die sich in den bisher besprochenen Theilen Deutschtirols zeigt; aber meine Untersuchungen über die Verhältnisse der Hornviehzucht früherer Perioden (und zwar unserer Zeit nicht allzu fern liegender, sondern noch genau konstatirbarer) haben ergeben, dass im grössten Theile von italienischen Südtirol vor kaum mehr als hundert Jahren eine wesentlich anders gearbete Hornviehrasse heimisch gewesen ist, als wie die in Deutschtirol ansässig verbreiteten, und dass diese Rasse identisch ist mit jener, welche auch heute noch im südwestlichen Landestheile, nämlich in den Flussgebieten der Sarca und des Chiese oder in den sogenannten drei judikarischen Bezirken zu Hause ist.

Diese vierte Rasse ist weder weiss, noch schwarz oder roth, noch nicht mittelfarbig wie das Vieh im nördlichen Vorarlberg, dann im oberen Innthal und im Vintebgau, sondern es ist entschieden dunkelbraun einfarbig mit grau-bis rostgelben Streifenzeichen, mit verschiedenen Schattirungen und Abstufungen des Hauptcolorits und ausserdem verschieden durch einen ziemlich auffällig anders gestalteten Habitus, so dass von einer Variation einer der früher erwähnten Haupt-rassen des Landes keine Rede sein kann.

Dass sich jeder dieser nachhaft gemachten oder wenigstens in ihrer allgemeinen geographischen Verbreitung angedeuteten Grundtypen des Hausrindes gewöhnlich in lokal abgegrenzte Unterschläge zertheilt, ähnlich wie derlei Verschiedenheiten auch bei den Bevölkerungsverhältnissen obwalten, brauche ich nicht weiter zu erläutern und wären schon die hauptsächlichsten Gebiete der Formenvertheilung erledigt.

Nun fragt es sich, und es war mir seinerzeit sehr daran gelegen, Antwort darauf zu geben, erstens mit welchen ausserhalb Tirols verbreiteten Rinderschlägen der näheren Umgebung oder der grösseren Entfernungen einerseits die einzelnen Stammrassen des Landes blutsverwandt sind, und zweitens, welche Völkerschichten oder Nationalitäten in Betracht zu ziehen kommen, wenn man überhaupt die letzte oder ursprüngliche Provenienz dieser bausthiemischen Formen ergründen will.

Selbstverständlich war es, soweit sie über das Land vorliegt, die allgemeine Geschichte denselben, und soweit diese nicht anspricht, die Vorgeschiekte Tirols, woraus ich mich bemühte, Auf-kunft zu erhalten, sowie den ins Auge gefassten Parallellismus anzuknüpfen.

Ueber einige hergehörige Punkte, und zwar solche, welche die Prähistorie Tirols betreffen, haben, wie ich zunächst zu meiner eigenen hohen Befriedigung aussprechen darf, insbesondere die Ausführungen des Herrn Dr. von Wieser über die archaischen Verhältnisse des Landes interessante Anflüchtungen gebracht. Ueber Manches, was mir bis vor 24 Stunden, ich möchte sagen, wenigstens ab und zu zweifelhaft gewesen ist, wurden die Zweifel gelöst, und ich glaube heute wirklich ziemlich sicher antworten zu können, wo überallhin die Fäden der ursprünglichen Provenienz unserer laudesheimischen Rinderrassen laufen und wie sich deren Zustande kommen oder deren allmähliche Entwicklung, von den letzten Wurzelfasern ausgehend, bis in die Gegenwart vollzogen hat. Dieser Werdeprozess ist nun, soweit auf historischem Gebiete die landesgeschichtlichen Verhältnisse mehr oder weniger klar gestellt erscheinen, leicht in nuce angeführt; man weiss, dass in der vorrömischen Periode das Land von Rhätären, Vindeliciern, Norikern und Euganiern bewohnt war, deren ehemalige Stammesverbreitung oder doch Gebietsgrenzen nicht unbekannt sind; man weiss insbesondere, dass vom mittleren Inn aus, dem Ziller entlang thalwärts über die Bergjücher herüber und durch das Ursprungsgebiet der Rienz, beziehungsweise des Tauferraches herab von Nord nach Süd die norisch-rhätische Provinzialgrenze durchgelaufen ist, und man weiss ferner, dass das Lechtgebiet bereits vindelicisch, dass tieferes Wälder-Tirol euganisches Gebiet gewesen ist.

Rhätär, Vindelicier, Noriker und Euganiern sind demnach die althistorischen, dem Namen nach bekannten Bewohner Tirols gewesen. Die archaische Anthropologie hat indessen gefunden, dass damit für die vorgeschichtliche Periode das Auslangen nicht gefunden werden kann, sondern auch noch andere, dem Namen nach vielleicht gänzlich unbekannt gebliebene Völker im Lande gehaust haben müssen. Auch darüber wurden verschiedene Vermuthungen ausgesprochen, aber im Grossen und Ganzen hat man es bisher vermieden, diesen Urvölkern bestimmte Namen zu geben, ja es ist selbst das, was man an Volksnamen aus der unmittelbar frühgeschichtlichen Zeit ins Treffen führt, in seinem eigentlichen Kerne ebenfalls noch dunkel. Ueber die Rhätär, Vindelicier, Euganiern und Noriker weiss eben eigentlich auch der Historiograph keine nähere Auskunft zu geben; es sind allerdings Namen, aber eheher ihre Träger gekommen sind und wohin sie gehören, das heisst, mit welchen anderen bekannten Völkerschichten sie in Beziehungen zu bringen sind, darüber sind die Meinungen noch sehr getheilt. Nur bezüglich der Noriker ist man in neuerer Zeit dahin überein gekommen, ihr nationales Wesen mit dem eben verständlichen Volkselemente der venetischen Illyrier in Zusammenhang zu bringen. Im Grunde haben wir damit auch nicht viel mehr, weil immer noch die Frage anhängt ist, zu welchem europäischen Urvolke sich die Illyrier ihrerseits stellen, worüber gleichfalls sehr verschiedene Meinungen im Schwange sind. Sodann darf man auch die vielseitig erwähnten Kelten nicht vergessen, welche gleichfalls mit unter die uralte Einwohnerchaft Tirols gerechnet werden.

Die archaische Ethnographie hat sich zwar bisher nicht sehr viel damit abgegeben, den in Tirol

derzeit arhemisch gewesenen Völkern insgesamt positive Namen geben zu wollen, so dass wir eigentlich nur solche Namen vor uns haben, welche in der frühesten geschichtlichen Zeit oder in der sogenannten antiken schriftstellerischen Welt vorkommen, gleichwohl habe ich den darin niedergelegten, sowie seither dann gekommenen verschiedenartigen Vermuthungen ein Augenmerk zugewendet und war bemüht, Umschan zu halten auf dem, nach dem früher Angeführten wohl gerechtfertigt zu betrachtenden Parallelgebiete. Ich habe nämlich Umschan gehalten innerhalb und ausserhalb der Alpen, wo es etwa Rinderstämme von gleichen oder ähnlichen Verhältnissen der Farben und Farbenzeichnung und der Körpergestalt, sowie mit gleichen physiologischen Eigenschaften geben könnte, um auf diesem indirecten Wege zu positiveren Schlüssen zu gelangen. Nun, dieses Bemühen war nicht gänzlich erfolglos. Ich will wieder mit den extremen Erweichungen beginnen. Als ich seinerzeit die vorhin erwähnte weisse Hanptrasse im Lande konstatiert hatte und sich zeigte, dass dieselbe mit der hyperbrachycephalen Bevölkerung des Landes ein und dasselbe Heimathgebiet theilt, wurde zunächst die Geschichte vorgekommen, um auszukunnen, was über den letzteren Gegenstand, nämlich über Nummen und Wesen der betreffenden Erbvolkschaft in historischen Quellen und Studien sich findet. Da war es nun die rhotetruskische Frage, die vor 15–20 Jahren durch den mir auch persönlich bekannt und befreundeten Dr. Ludwig Steub in Flus gebracht worden war, welche dieses Gebiet beherrschte. Dr. Steub und meine Wenigkeit haben nun vielfach über dieses Thema unterhalten und sind schliesslich zu den gleichen Anschauungen gelangt. Dr. Steub hat sich nicht aus der Lokal-Namensforschung allein, sondern auch aus gründlichen historischen Studien über das Tiroler Gebiet seine Ansicht gebildet. Er ist in Uebereinstimmung mit anderen autoritativen Historikern dahin gelangt, dass die Rhäter, welche den in Betracht fallenden Theil des Landes nach positiven geschichtlichen Zeugnissen in vorrömischer Zeit in Besitz gehabt haben, mit den im heutigen Toskana seit Urzeiten einheimischen Etruskern oder Tusknern eines und desselben Stammes gewesen seien, dass ursprünglich beide Volksstämme vereint als Rhäto-Etrusker in der ausgedehnten Tiefthäler des Po, welche den im 4. u. 5. oder wirklich räumerischen oder typischen Grundformen nach in nächsten, stamm- oder blutverwandtschaftlichen Beziehungen steht mit der weissen Rasse in Tirol.

Die Geschichte sowohl wie die Sprachforschung und Anthropologie lassen nun kaum einen Zweifel zu, wohin die seit jeher im Besitze echter Steppenvölker verbliebene Rasse in der Campagna, oder in Ungarn und Südrußland, oder noch weiter in den Steppen des Ostens zuzuhellen ist; es ist kein Zweifel, dass diese Rasse identisch ist mit der Rasse des turanischen Irvolkes, das einst im Osten von Europa und in ganz Westasien sass. So ist denn der letzte Schluss meiner Meinung nach über die allerursprünglichste Herkunft der in der hyperbrachycephalen Bevölkerungszug alt-einheimischen Rinderasse im Lande, dass sie eine in grüner, noch der Prähistorie angehörender Vortzeit aus den turanischen Steppen Hochasiens bis ins Herz des tirolischen Alpenlandes vorgedrungen ist.

Das wäre immerhin ein Fingerzeig, dass aus einer vergleichenden Beurtheilung der Rinderassen im Zusammenhange mit den physischen und geschichtlichen Verhältnissen der Bevölkerung sich werthvolle Anhaltspunkte gewinnen lassen, um gewisse Fragen einer

Sehen wir nun, wie es sich verhält mit der schwarzen Rasse des Kindes, deren Stammeithum sich deckt mit der hyperdolichocephalen Bevölkerungszug. Sie hat auch in anderen, gleichfalls ziemlich entlegenen Gebieten Parallelen oder Analogien ihres Vorkommens und es ist in diesem Falle ein Alpengebiet, welches in Betracht kommt, nämlich das schweizerische Wallis.

Es ist indessen nicht nur durch meine eigenen vergleichenden Studien sowohl hier an Lande als im Wallis, sondern auch durch andere Forscher, welche mit der Kinderrassenfrage sich beschäftigen, ausser Zweifel gestellt, dass die schwarze Rasse in Tirol durchaus nicht etwa einer tirolischen Urvölkerung angehört, sondern dass sie erst auf dem Wege mittelalterlicher Kolonisation ins Land versetzt worden ist. Die schwarze Rasse Tirols, welche unter dem Namen der Duxer Rasse bekannt ist, ist im 12. und 13. und 14. Jahrhundert aus dem Kanton Wallis in der Schweiz nicht nur an mehreren Punkten im Herzen Tirols, sondern namentlich auch in Vorarlberg, Lichtenstein, im schweizerischen Grenzlande und an anderen Orten eingeführt worden. Für eine Anzahl dieser Orte liegt der angeführte Sachverhalt urkundlich erhärtet vor, und wo es nicht der Fall ist, spricht die ausserordentlich charakteristische und vererbungskräftige Rasse durch ihr Vorhandensein dafür, dass sie seinerzeit auf gleiche Art an Ort und Stelle gekommen ist.

Ich bin bezüglich beider Hanptrassen, der schwarzen und der weissen, weiter gegangene in der Erforschung ihrer ursprünglichsten oder letzten Provenienzen, kann aber bei der gedrängten Zeit nur die Endergebnisse noch andeuten. Diese zielen dahin, dass die weisse Rasse inmitten von Tirol, welche der hyperbrachycephalen Bevölkerungszug angehört, dem grössten Hutsatheils nach identisch ist mit jener weissen Rasse, die sowohl in Mittelitalien, als auch im südöstlichen Europa zur Stunde noch die grösste Verbreitung besitzt, wogegen der schwarze Stammtypus seine nächsten Verwandten im südwestlichen Europa, sowie im nördlichen Afrika zu haben scheint.

Ein grosser Theil der verehrten Zuhörerschaft kennt gewiss das Vieh der römischen Campagna, ein nicht minderes das der ungarischen oder südrussischen Pusten; beides ist eine und dieselbe schöne, grauweisse, hoch und schlank gewachsene Rasse, die dem eigentlichen Habitus, d. h. den wirklich räumerischen oder typischen Grundformen nach in nächsten, stamm- oder blutverwandtschaftlichen Beziehungen steht mit der weissen Rasse in Tirol.

Die Geschichte sowohl wie die Sprachforschung und Anthropologie lassen nun kaum einen Zweifel zu, wohin die seit jeher im Besitze echter Steppenvölker verbliebene Rasse in der Campagna, oder in Ungarn und Südrußland, oder noch weiter in den Steppen des Ostens zuzuhellen ist; es ist kein Zweifel, dass diese Rasse identisch ist mit der Rasse des turanischen Irvolkes, das einst im Osten von Europa und in ganz Westasien sass. So ist denn der letzte Schluss meiner Meinung nach über die allerursprünglichste Herkunft der in der hyperbrachycephalen Bevölkerungszug alt-einheimischen Rinderasse im Lande, dass sie eine in grüner, noch der Prähistorie angehörender Vortzeit aus den turanischen Steppen Hochasiens bis ins Herz des tirolischen Alpenlandes vorgedrungen ist.

Das wäre immerhin ein Fingerzeig, dass aus einer vergleichenden Beurtheilung der Rinderassen im Zusammenhange mit den physischen und geschichtlichen Verhältnissen der Bevölkerung sich werthvolle Anhaltspunkte gewinnen lassen, um gewisse Fragen einer

Lösung näher zu bringen, für die sich gerade die Anthropologie wesentlich interessiert.

Es würde mir nicht schwer fallen, auch die übrigen erwähnten Rassestypen hin auf die letzten Wurzeln ihrer mythologischen Herkunft zurückzuführen, aber nachdem die dazu nötige Zeit mir nicht mehr zur Verfügung steht, glaube ich, es bei diesen Andeutungen genügen lassen zu sollen; jedoch möchte ich den Wunsch beifügen, dass die Anthropologie Notiz nehmen möchte davon, wie es um die Entwicklungsgeschichte des nützlichsten aller Hausthiere steht und jemals gestanden hat. Die Berechtigung hiesig ist, glaube ich, dadurch gegeben, dass so lange oder wo immer eine kulturgeschichtliche Phase des Menschendaseins konstatiert werden konnte, auch das Rind (die frühesten Epochen der Prähistorie nicht ausgenommen) als treuer Begleiter dem Menschen zur Seite gestanden ist und dass es sozusagen durch alle weiteren Phasen seiner Kultur-entwicklung das Schicksal mit ihm getheilt hat.

Nur noch einen Punkt möchte ich hüten, meinen Ausführungen hinzufügen zu dürfen: ich hege auf Grund meiner langjährigen Spezialstudien über die Rinderrassen die Überzeugung, dass es beim Rinde viel leichter möglich ist, die Urassen und ihre Heimath festzustellen als beim Menschen; beim Rinde ist es ferner auch leichter möglich, die Mischungsverhältnisse festzustellen, d. h. die ganz bestimmten Form-, Farbe- und Farbenschnitzungsverhältnisse der elementaren Bestandtheile herauszueheilen, aus denen an irgend einem Orte eine noch so gemengte Rasse der Jetztzeit zusammengesetzt erscheint.

Wenn das richtig befunden werden sollte, so würde die Beurtheilung der Rinderrassenformen vom Entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus ein werthvolles Hilfsmittel abgeben, so manche archaische, anthropologische, sprach- und allgemeine historische Zweifel zu lösen, gerade so gut, wie man ja Alles, was die Menschen irgend einer Zeitperiode an Werth- und Hilfsgegenständen zurückgelassen haben, und wenn es im extremen Falle selbst nicht mehr sein sollte als eine einzige Fibula oder ein geringes Steinartefakt, oft schon als sehr gewichtige Beweismittel anführt. Den behandelten Gegenstand möchte ich schliesslich aber auch deshalb Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen, weil es in der ganzen altgeschichtlichen und vollends in der urgeschichtlichen Zeit meiner Meinung nach kaum andere Völkerschaften gab, als viehzüchtende Hirten- und Nomadenvölker; die ganze Prähistorie zeigt thatsächlich überall, auch in den ältesten Fundschichten, in der Gesellschaft des Menschen, sobald er die Phase des reinen Jägerlebens hinter sich gelassen, auch das Rind.

Herr R. Virchow-Berlin:

Herr Heierl wird wohl unserem Schweizer Freund, seinem berühmten Landsmann Röttemeyer Nachricht zukommen lassen über die Verhandlungen hier. Dieser zurückhaltendste aller Rinderforscher wird dann vielleicht Gelegenheit nehmen, sich der Sache anzunehmen.

Herr Dr. Palacky-Prag:

Ich habe mich zum Worte gemeldet wegen einiger Sätze in der geistigen Einleitungsvorrede unseres Herrn Präsidenten und wegen einer Anforderung, die heute in einem der hiesigen Tagesblätter steht, wo gesagt wird, ob denn die Ansicht über das Alter des Menschen, die da ausgesprochen worden ist, konform sei mit den hiesigen Traditionen und Ansichten. Nach dem französischen Sprichwort „un drapau qu'on cache dans sa

poche — c'est un mouchoir“ sage ich nun ganz offen — ich habe aus meiner Farbe nie ein Geheimnis gemacht — dass mir gar nichts bekannt ist, warum der Mensch nicht im Miozän gelebt haben könnte, ebenso gut als im Pliozän oder Eozän. Wissenschaftlich wie auf dem Gebiete der positiven Tradition, weder in der Bibel noch anderswo ist über ein Zeitalter eine positive Angabe gemacht, im Gegenheil, diese Frage ist erörtert dadurch, dass mit den Fortschritten der Geologie die Cuvier'sche Idee der Revolutionen, die eigentlich nur im Wege steht, vollständig hinfällig geworden ist. Ich empfehle, die sehr interessante Abhandlung des verstorbenen Professors der Geologie Villanova in Madrid über die Concordanz der Genesis mit der Geologie zu lesen, wo sich der Grundgedanke findet, den ich mir weiter auszuführen erlaube. Aber auch mein sehr verehrter Freund Sues hat im „Atlantid der Erde“ positive und sehr schätzbare Daten gegeben für eine sehr moderne Auffassung über die Rückdatirung der Ereignisse, die wir gewöhnlich mit dem Namen Sinitfluth heseichnen. Er war schon früher bekannt, dass darüber eine selbständige semitische Tradition existirte, welche diese Ereignisse nicht weit zurückdatirt. Das Neue und Wichtige ist aber nur das, dass es verschiedene Epochen gegeben hat, in welchen der Ausbruch des Basaltes, der das Ende des Miozän bildet, vorkam. Wenn auch ich die Sache hier verfolge, so möchte ich sagen, dass der Zusammenhang dieser tiefen, schwersten Schichte der Erdkruste allerdings durch das gleichzeitige Versinken des Karlsruher Sprudels während des Lisaboner Erdbebens etwas probabler geworden ist, aber es ist kein Grund anzunehmen, dass nicht vor Tausenden von Jahren und noch länger in dieser oder jener Gegend eine geologische Periode früher eintreten konnte, ja es ist beinahe sicher, dass sie früher eingetreten ist; zu beachten sind hier die Uebergänge von einer Stufe zur andern in gewissen Gegenden, wie z. B. Wealden in Spanien, Hannover, England, Belgien. Ein direkter Beweis aber hiefür sind die Traditionen über die Sinitfluth. Es ist nicht sicher und ich will das Alles dahingestellt sein lassen, in welcher Zeit ungefähr die grosse Abkühlung der nördlichen Hemisphäre, die wir Eiszeit zu nennen pflegen, eingetreten ist; das ist aber sicher und besonders durch Heer nachgewiesen, dass sie im Miozän nicht stattgefunden hat, denn am schärfsten und akutesten ist sie in der Schweiz aufgetreten. Ich kann hier nur auf die Abhandlung des Prof. Heer verweisen über das Klima des Schweizer Tertiärlandes, die beweist, dass in der Miozänzeit dort das Klima dasselbe war, wie jetzt im südlichen Nordamerika von Virginia ungefähr bis Florida. Hierzu muss ich den Herren sagen, wie weit ungefähr die Eiszeit reichte und wo sie nicht auftrat, und dann werden wir die Traditionen des Menschen damit vergleichen. Die Eiszeit trat auf am heftigsten in Nordamerika und zwar im Osten. Ich beziehe mich auf das Wort eines Vorredners, man soll amerikanische Sachen nicht mit europäischen parallelisiren, es ist vollständig richtig, man kann die amerikanischen Perioden gar nicht parallelisiren mit unseren. Auf der alten Hälfte ging es ungefähr so, dass die konstante Vereisung, welche den Menschen bis zu den Alpen verfolgte, England nicht ganz deckte — bis ungefähr südlich der Themse — Südenland blieb frei, denn sie hinterliess hier keine direkten Spuren; ebenso auf den Inseln und Gebieten des Mittelmeeres, wo grössere Gletscher bis zum Atlas und Sinai reichten und dann nach Osten zurücktraten; es trat dort trockene Kälte, das Steppenklima ein, wie

wir es heute ungefähr in Tibet haben. Ich berufe mich ausdrücklich auf das Zeugnis meines Freundes Wejckov in der Dresdener geographischen Versammlung, dass von einer Eiszeit nach unseren Begriffen im Osten von Asien keine Spur sei, weder Gletscher, noch irgend etwas anderes; von Ostussland ab hat es mit Ausnahme des Altai keine Vereisung gegeben. Dann wissen wir, dass südlich an der Grenze angeheuer grosse Regengüsse entstanden sind in beiden Westhäften von Amerika und Europa. Vergleichen wir nun die Traditionen — ich bin da in den Fauststapfen von Ritter (Erdkunde) und Smith (Chaldäische Genesie). Die älteste ist die chinesische; sie spricht nicht von Eis, sie spricht von angeheuer grossen Fluthen, von Ueberschwemmungen in einer Gegend, wo es heute nur Sand gibt, nicht Wasser, in der heutigen südlichen Gobi und Kansu und der Gegend, wo sich die Traditionen des älteren China lokaliren. In dieser Gegend war so viel Wasser, sagt die alte chinesische Tradition, dass man es ableiten musste, und noch bis in die historische Zeit hinein spricht man aus von grossen Ueberschwemmungen und grossen Wäldern. Es scheint heute wie eine Ironie, und doch gibt es nachgewiesene Spuren grosser Revolutionen und Spuren davon, dass wirklich eine solche feuchtwarme Zeit existirte. Die Geologie ist mit der menschlichen Tradition im Einklang: bis 3000 und 4000 Jahre spricht die chinesische Tradition von feuchten und regenreichen Gegenden. Das coincidirt sehr gut mit dem Ende der Eiszeit, mit dem Abschmelzen der grossen Gletscher. Es haben andere — ich will hier nicht auf die bekannte englische Arbeit Howorths zurückgehen — nachgewiesen, dass die Hebung des Himalaia auch einer späteren Zeit angehört, ganz gewiss der Zeit nach dem Miozän. Ich muss erklären, dass ich zwischen den Worten Miozän und Pliocän in nicht europäischen Gegenden heute keinen festen Unterschied machen kann, weil die Formen besser in Italien vielleicht anderswo nicht nachgewiesen sind, wenigstens nicht in dieser Art und Weise. Das französische Pliocän z. B. ist ein ganz anderes wie das deutsche und zwar so, dass nach Süden immer wärmere Formen vorkommen. Ich kann hier auf Details natürlich nicht eingehen, aber es ist ganz interessant, z. B. das Pliocän in Sizilien zu vergleichen mit dem im Norden, das spanische zu vergleichen mit dem französischen, man wird immer nach Süden und Westen wärmere Formen finden. Die Tradition von einer Sintfluth oder grossen Ueberschwem-

mung ist eine lokalirte; die grossen, erwarteten Ereignisse sind eingetreten, aber keine grossen Gletscher oder Schneefelder, weil es zu warm war. Die Theorie stimmt ganz genau mit der Tradition. Die Arier haben im Grossen und Ganzen keine Sage von einer grossen Fluth, weder die Deutschen, die Slaven noch andere, aber der damalige Bildungsstand macht dies begrifflich: es gibt nur eine, die östliche, die indische und was damit zusammenhängt. In Indien ist von einer grossen Fluth, vom Schiffe des Gottes die Rede, das allein auf dem Berge Meru war. Wenn wir von poetischen Gewande absehen, ist das nichts anderes, als dass der Berg Himalaia bei den grossen Ueberschwemmungen unberührt geblieben ist. Dass die Ueberschwemmungen erst nach der Hebung stattfinden konnten, wird man begreifen können, denn Hehnngen wie die des Himalaia waren natürlich das Ende der Ueberschwemmungen, je mehr sich dieser hob, desto weniger hat es geregnet. Es ist bekannt, dass jetzt dem Zendavesta nicht das Alter zugeschrieben wird, das man ihm früher gegeben hat, aber es ist doch immer anzunehmen, dass er aus sehr alten Traditionen besteht; in dem ersten Kapitel der sogenannten Segenwanderung spricht Ormuzd: ich müsste andere Länder schaffen, weil sie durch Abriman — den Teufel — mit der Kälte (siehe Ritter Asien 8, S. 33) verderben worden sind. Das ist eine so prägnante Erscheinung, dass sie vielleicht auch eine Erklärung gibt für die Wanderung der Arier. Man setzt die Wanderung der Arier gewöhnlich etwas jünger an, aber dieses alles ist ungewiss, weil wir im Grossen und Ganzen heute nicht mehr gebunden sind, eine gleichmässige Veränderung der ganzen Erde, eine solche Revolution anzunehmen. Sie hat an der einen Ecke begonnen, hat sich fortgesetzt, ist manchmal langsamer, manchmal schneller gegangen. Bezüglich der Sage des Deukalion ist es bekannt, dass der Einbruch des ägäischen Meeres in ganz moderne Zeiten verlegt wird, es ist aber möglich, dass das zusammenhängt, ich will es nicht behaupten, aber man kann doch nicht von vorne herein die Möglichkeit ausschliessen, dass diese Tradition richtig ist. Was die alten Traditionen enthalten, widerspricht durchaus nicht dem heutigen Stande der Geologie. Die Annahme eines grösseren Alters des Menschen ist nicht bewiesen, aber ist mindestens ebenso probabel wie das bisher angenommene Gegenheil. Das ist es, womit ich den Haudechinn aufgenommen habe, den aus heute jemand hingeworfen hat.

Dritte gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Vormittags-Sitzung. Der Vorsitzende Herr R. Virchow eröffnet die Sitzung. — O. Montelius: Kupferzeit in Schweden. Dann Much, Virchow, Srombathy, Virchow, Kaltenecker, Montelius, Virchow. — Pjala: Ueber den gegenwärtigen Stand der Ausgrabungen auf dem Glasinac. Dann Virchow: Zum Kongress in Sarajevo vom (15.—21. August), die Forschungen auf dem Glasinac und bei Butmir. — A. Herrmann: Mittheilungen über die Zigeunerarbeiten des Erbsherzog Josef. — C. Maska-Virchow: Brief des erateren über die diluviale Station von Predmost. Dann Virchow. — L. C. Moser: Ueber Höhlenfunde in der Gegend von Nabresina. Dann Much, Moser, Montelius, Moser. — Nachmittags-Sitzung. Der Vorsitzende Freiherr von Andrian eröffnet die Sitzung. — M. Kříž: Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut in Mähren. Dann J. Ranke, Kříž — R. Virchow: Ueber die Zwergrassen. — Sergi: Ueber die europäischen Pygmäen. — Waldteyer: Ueber Gehirne der einheimischen Bevölkerung von Ostafrika. Dann Virchow. — J. Ranke: Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und des Menschen. — Mies: Ueber das Gehirngewicht der heranwachsenden Menschen. — A. Heiss: Zur Entwicklungsgeschichte der Ornamente bei den Slowaken. — E. Herrmann: Anthropologisches über den Geruchssinn.

Vormittags-Sitzung.

Vorsitzender Geheimrath Prof. Dr. E. Virchow. Berlin eröffnet die Sitzung.

Herr Prof. Dr. Montelius-Stockholm:

Ueber die Kupferzeit in Schweden.¹⁾

Man weiss ja jetzt mit Bestimmtheit, dass in den meisten Ländern von Europa einmal eine Kupferzeit existirt, d. h. eine Zeit zwischen dem reinen Steinalter und der Bronzezeit. Es war eine Zeit mit so viel Steingeräthen, dass man sie ebensogut die letzte Stufe der Steinzeit nennen kann; aber ich glaube, es ist doch zweckmässig, diese Periode Kupferzeit zu nennen, weil sie sich von eigentlichen Steinalter ebenso wie vom Bronzealter unterscheidet, von erstem dadurch, dass sie nicht nur Steingeräthe darbotet, sondern in ihr auch das Kupfer bekannt war, und von der Bronzezeit dadurch, dass, was von Metall ist, reines Kupfer ohne Zinn war.

Aus Ungarn, aus der Schweiz, aus Italien, aus verschiedenen andern Ländern im südlichen und mittleren Europa kennt man schon diese Kupferzeit ziemlich genau; die Frage ist aber, haben wir von einer ähnlichen Zeit auch im hohen Norden Spuren? Ich bin der Meinung, dass man solche Spuren auch in Skandinavien gefunden hat. Jetzt spreche ich eigentlich nur von Schweden, aber das, was ich von Schweden sage, hat auch für Dänemark Gültigkeit.

In Schweden haben wir in den Museen von Stockholm, Lund, Malmö n. s. w. sehr viele Gegenstände, welche durch ihre Form sich als dem Steinalter nahe stehend zeigen und welche durch Analyse sich als reine Kupfergegenstände bewiesen haben. Es ist eine Reihe solcher Analysen in den letzten Jahren auf Kosten der k. Akademie der Archäologie und Geschichte in Stockholm ausgeführt worden. Ich habe hier auf dieser Tafel²⁾ einige der wichtigsten Typen abbilden lassen, welche aus reinem Kupfer sind, und andere, die ein wenig Zinn enthalten; die meisten sind in der Provinz Schonen, folglich im südlichsten Theile des Landes gefunden worden. Fast alle bei uns gefundenen Aexte, welche aus reinem Kupfer sind, haben vollständig dieselbe Form wie die Steinäxte; diejenigen, welche ein wenig Zinn enthalten, sind mehr oder weniger ab-

weichend; die Schmalseiten sind nicht mehr so parallel miteinander, die Schneide wird viel breiter, und allmählich sieht man auch einen Anfang von den erhabenen Händen, welche für die folgenden Formen so bezeichnend werden.

Nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland und verschiedenen andern Ländern waren die ältesten Metallachen aus Kupfer und die nächstältesten aus Kupfer mit einer kleinen Beimischung von Zinn. Dies ist von grosser Bedeutung, weil man somit zeigen kann, dass die Menschen zuerst das Kupfer entdeckt haben und später gefunden haben, dass, wenn man etwas Zinn dazu setzt, das Metall besser wird; allmählich hat man mehr und mehr Zinn dazu gesetzt, und schliesslich hat man die rechte, schöne Bronze mit ungefähr 10 Proz. Zinn als das beste Metall beibehalten. Wenn das so ist, so versteht man den Ursprung der Bronzezeit viel besser als früher. Lange hatte man ja grosse Schwierigkeit mit der Frage, wie die Bronzezeit zu erklären wäre. Man sagte, es ist merkwürdig, dass die Menschen zuerst die Bronze, eine Komposition, und dann erst das Eisen, das einfachere Metall, entdeckt haben. Jetzt sehen wir aber, dass die Menschen zuerst das Kupfer entdeckt haben und allmählich, nur durch einen langsamen Uebergang, den man sich leicht erklären kann, sind sie bis zur Bronze gekommen.

Die Frage, woher Skandinavien in jener Zeit das Kupfer erhalten hat, kann man jetzt wenigstens theilweise beantworten. Eine in Schonen gefundene Art aus Kupfer hat eine Form, welche die Herren aus Ungarn und Oesterreich augenblicklich als eine in den letztgenannten Ländern einheimische erkennen müssen, und es ist nicht unmöglich, dass man auch in anderer Beziehung einen Verkehr zwischen Skandinavien und diesen Gegenden schon in der Zeit nachweisen kann. Die Analysen haben nämlich gezeigt, dass das Kupfer der hier in Frage stehenden Arbeiten aus der Kupferzeit und der Uebergangszeit zum Bronzealter nicht absolut rein ist; eine Beimischung von andern Metallen in ganz kleinen Prozentsätzen von $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ Proz. ist vorhanden, aber dieselben Metalle kommen auch hier in Oesterreich und Ungarn als Beimischungen vor.

Ein Fund, der ebensogut für diesen Verkehr zwischen Ungarn, Oesterreich und Skandinavien spricht, ist eine Art aus Kupfer mit Schafflohn; analysirt ergab sie reines Kupfer. Wie Sie sehen, hat diese Art grosse Aehnlichkeit einerseits mit den Kupferäxten, die man in Oesterreich-Ungarn wie in Schweden gefunden hat und zweitens mit den Steinäxten, die auch in Oesterreich wie in Schweden gefunden worden sind.

1) Der Vortrag erscheint ausführlich mit Abbildungen im Archiv für Anthropologie XXIII, 3.

2) Eine Tafel mit einer grossen Zahl Abbildungen von schwedischen Aexten aus reinem Kupfer und zinnarmer Bronze war vom Redner unter die Anwesenden vertheilt worden.

Solche Steinäxte sind in Schweden sogar sehr häufig, aber das Merkwürdige ist, dass diese Form in Dänemark vollständig fehlt. Dieser Umstand ist von grosser Bedeutung, weil, wie Sie wissen, Dänemark in der Steinzeit wie in der Bronzezeit ausserordentlich reich an Funden ist, viel reicher als die meisten Provinzen Schwedens. Dass dieselbe Form von Stein- wie Kupferäxten hier in Oesterreich und in Schweden vorkommt, wäre dadurch zu erklären, dass jene Äxte auf einem direkten Wege von Oesterreich-Ungarn nach Süd-schweden gekommen sind und nicht über Dänemark. Der gewöhnliche Weg für die damalige Verbindung zwischen Skandinavien und den übrigen Ländern Europas ging wohl über Dänemark. Es ist aber wahrscheinlich, dass schon damals einige andere Wege, z. B. der Oder entlang, von Zentraluropa nach der Ostsee führten, und so lange man aus Dänemark keine solche Art kennt, glaube ich, ist man berechtigt, zu sagen, hier haben wir eine Andeutung einer Verbindung auf direktem Wege zwischen Südkandinavien und Oesterreich-Ungarn.

Man könnte einwenden, es ist ja nicht möglich, dass in so früher Zeit solche Verbindungen zwischen entfernten Ländern existierten, aber bei Gelegenheit der Versammlung in Danzig habe ich mir erlaubt, die Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass man schon in den letzten Perioden der Steinzeit Spuren von Verbindungen zwischen weit mehr entfernten Gegenden gefunden hat, und bei der Versammlung in Serajewo vor einigen Tagen konnten wir einen Fund aus Butmir, in der Nähe von Serajewo, kennen lernen mit denselben Ornamenten auf Thongefässen, welche man einerseits in Südschweden während der letzten Steinzeit und andererseits im südöstlichen Mittelmeergebiet zur selben Zeit findet. Man hat diesen Fund aus Butmir — der auch aus der Steinzeit stammen muss, denn Tausende von Steingegenständen, aber keine Metallgegenstände sind dort gefunden worden — als einen neuen Beweis für diese alte Verbindung zwischen Südkandinavien über Zentraluropa durch Deutschland, Oesterreich-Ungarn bis ins Südliche Mittelmeergebiet anzusehen, und so ist es nicht möglich, sogar sehr wahrscheinlich, dass die ersten Kupfersachen auf diesem Wege hereingekommen sind.

Einige Kupfersachen können auch auf dem westlichen Wege über England und Frankreich zu uns gekommen sein, weil die Verbindungen Skandinavien mit England und Frankreich in der Steinzeit, wie die Aehnlichkeit der Grabformen — Dolmen, Ganggräber und Steinkisten — es beweist, von grosser Bedeutung waren.

Herr M. Much:

Das Gern in Bezug auf mich angerufene Sprichwort „semo propheta in patria“ hat sich in der That bereits im vollen Umfange bewährt: meine in der Heimath lebhaft bestrittenen Forschungen über die Kupferzeit haben durch den eben gehörten Vortrag eine dankenswerthe Stütze aus der Fremde erhalten. Unser verehrter Vorsitzender hat bei der Besprechung der im Jahre 1888 erschienenen ersten Auflage meines Buches über die Kupferzeit, trotzdem sie so wohlwollend war, dennoch bemerkt, dass ich meine Darlegung der Verhältnisse der Kupferzeit zur Bronzezeit nicht befriedigt. Und mit vollem Rechte. Damals war das wissenschaftliche Material, welches zur vollkommenen Klarstellung hätte dienen können, noch ganz mangelnd. Seither ist es besser geworden und schon in der zweiten Auflage konnte ich auf eine Anzahl von chemischen

Analysen einzelner Gegenstände, insbesondere von Flachbeilen und Dolchen verweisen, welche dem ersten Anschein nach in der Form noch immer den Vorbildern der Kupferzeit folgen, gleichwohl aber schon einen zwar geringen, aber immerhin sehr beachtenswerten Zusatz von Zinn besitzen, somit den Übergang in die eigentliche Bronzezeit anzeigen.

Aus den Untersuchungen des Herrn Konservators Montelius, deren Ergebnisse er soeben vorgetragen und von dem er mich schon vor längerer Zeit in Kenntnis zu setzen die Güte hatte, lässt sich nun weiteres ersehen, dass mit der allmählichen Aufnahme des Zinnes in das Kupfer auch eine allmähliche Aenderung der Form der Flachbeile vor sich geht, dass also Stoff und Form in einem zweifachen Verbände stehen und gemeinsam ihrer Wandlung durchmachen.

Diese im Zingehalte sich langsam bereichernden und zugleich in der Form von der früheren Art sich allmählich entfernenden und weiter entwickelnden Gegenstände kennzeichnen uns namentlich in anerkennenswerter Weise den Übergang zur eigentlichen Bronzezeit und füllen die Lücke aus, die bisher noch zwischen der Kupferzeit und der Bronzezeit bestand. Sie liefern uns zugleich den Beweis, dass die Kultur der Bronzezeit nicht in ihrer vollen Blüthe nach Mittel- und Norduropa gelangt ist, sondern dass wir auch hier ihre ersten Keime zu erkennen vermögen.

Ich habe in der Zwischenzeit selbst eine weitere Reihe von Analysen veranlasst, worüber ich im Verlaufe des kommenden Winters Bericht erstatten wollte, und ich kann jetzt schon sagen, dass sie die Beobachtungen des Herrn Konservators Montelius in vollem Umfange bestätigen.

Ich möchte diese Gelegenheit benützen, um noch einige Worte gegen eine gestern von Herrn Gustos Sromhaty erhaltene Einwendung vorzubringen, welche dahin ging, dass die Zahl der Kupferfunde viel zu gering sei, um darauf den Bestand einer eigenen Periode zu gründen, denn insbesondere gegen die Hundert-tausende, ja Millionen von Steingeräthen seien die 4000 Kupferfunde ohne Belang.

Dem gegenüber möchte ich bemerken, dass, wenn die Kupferzeit 100 Jahre gedauert hat, die Steinzeit mindestens 1000 Jahre gedauert haben muss. Ein Gegenstand aus Kupfer hat also mindestens dieselbe Bedeutung, wie 10 Gegenstände aus Stein. Was geschah ferner mit den Steingeräthen, als man in den Besitz des Metalles gelangte? Man hat sie keineswegs vernichtet, sondern sich ihrer allmählich ent-aussert, und wir sind nun in der Lage, sie bei ihrer bekannten Widerstandsfähigkeit wieder zu erlangen. Die Kupfergegenstände aber wurden, als die Bronzermischung aufkam, sicher ausnahmslos dem Schmelztiegel überliefert, da das Kupfer schon durch einen geringen Zusatz von Zinn, aus dem blossen Zusammenschmelzen mit andern, etwa abgentilten Bronzerechen erhöhtere Eigenschaften gewann. Es sind also nur jene wenigen Kupfersachen erhalten geblieben, welche schon vor dem Bekanntwerden der Bronzermischung dem Besitze der Lebenden entzogen waren. Aus diesem Grunde steigert sich die archäologische Bedeutung auch nur eines Kupferfundes abermals um ein Vielfaches, und man hat daher den Werth des gesammten, schon an sich nicht geringen Bestandes von Kupfergegenständen ganz anders anzuschlagen, als jenen der Steingeräthen.

Dann kommt, dass die Kupferzeit auch schon sehr vollkommene Formen hervorgebracht hat. Eine der

merkwürdigsten Erscheinungen dieser Zeit ist der Ihnen auf der Tafel des Herrn Konservators Montelius zur Anschauung gebrachte Hammer aus Schonen. Er besteht aus reinem Kupfer, und wer sich den Thatsachen nicht absichtlich verschlossen will, wird die volle Gleichartigkeit seiner Form mit jener der nebenbei dargestellten Steinhammer nicht in Abrede stellen. Ihre getreuen Seitenstücke finden wir zahlreich in den oberösterreichischen Pfahlbauten und zwar in Gesellschaft; ebenso zahlreicher Gegenstände aus ungenüchtem Kupfer einerseits und eines grossen Bestandes von Steingeräth andererseits.

Ein hieher gehöriger Gegenstand ist ein aus Westpreussen stammender Dolch mit ausgezogenem Griff, über den vor einigen Monaten Herr Dr. Lissner in Berlin berichtet hat. Seine Zeitstellung ist durch die Gesellschaft von Gegenständen aus dem Uebergange vom Stein zur Bronze gesichert und dessen Analyse ergab reines Kupfer. Er bildet somit für eine andere Art von Funden ein gleichwertiges Beweistück, wie der Hammer aus Schonen. Ein zweiter dergleichen Dolch aus Westpreussen und ein dritter aus Granhöden enthalten schon einen kleinen Zusatz von Zinn und bezeugen die längere Konservirung dieser Form.

Zählt man zu diesen Funden noch den Schmuck aus Kupfer und die zahlreichen Erscheinungen, die nicht an das Kupfer als Stoff gebunden sind, wohl aber Kupferfunde begleiten, so zeigt sich, dass die Kupferzeit auch einen ansehnlichen Formenreichtum besessen hat.

Das Alles sollte genügen, diese Zeit aus der ihr vorangehenden reinen Steinzeit und ihr nachfolgenden reinen Bronzezeit als eine für charakterisirten Abschnitt herausheben zu dürfen. Was ihren Namen betrifft, so würde ich mich gern bescheiden, wenn man sie statt Kupferzeit als Uebergangszeit vom Stein zur Bronze bezeichnen wollte; da aber Herr Konservator Montelius durch seine Untersuchungen nachgewiesen hat, dass es zweifellos auch eine Uebergangszeit vom Kupfer zur reinen Bronze gibt, so hätten wir zwei Uebergangszeiten, die eine — grössere — vom Stein zur Bronze und innerhalb ihr eine zweite — kleinere — vom Kupfer zur Bronze, wesshalb ich es für zweckmässiger halte, bei der Bezeichnung Kupferzeit zu verbleiben.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich möchte Herrn Dr. Much, wie schon nenlich, darin beitreten, dass es zweckmässig ist, eine strengere Unterscheidung zu machen und die Kupferzeit als solche zu bezeichnen. Das stimmt überein mit dem alten Grundsatz der Naturwissenschaften, dass die Unterscheidung für den Fortschritt der Forschung nützlicher ist, als die Zusammenfügung. Die Synthese mag ja später kommen, wesentlich aber handelt es sich um die Analyse. Wir befinden uns gegenwärtig im Stadium der Analyse, und da ist es viel besser, wenn wir uns daran gewöhnen, die Kupferfunde zunächst für sich zu betrachten und nicht ohne weiteres mit der ganzen übrigen Metalltechnik zusammenzuwerfen.

Die Mittheilungen des Herrn Montelius und die Tafeln, die er uns vorgelegt hat, haben mich überrascht, weil sie zeigen, dass unter gleichen Verhältnissen überall dieselben Formen sich vorfinden. Mit einem Gedanken können wir uns freilich ein wenig schwer befreunden, nämlich dass überall von Neuem die Entwicklung stattgefunden hat, dass man überall von der Steinzeit zur Kupferzeit und Bronzezeit aufgestiegen ist, gleichsam durch eigene Erfindung. Ich meine, dass

der Uebergang an sich nicht an jedem Orte sich wiederholt hat, sondern dass man im Gegentheil aus den uns vorgelegten Abbildungen deduciren kann, dass wir eine Tradition annehmen müssen, die von gewissen Stellen aus auf andere sich fortpflanzte, so dass eine Lehre nothwendig war und dass Wanderungen ausnehmen sind. Ich stimme Herrn Montelius darin bei, dass auch in jener frühen Zeit schon sehr weitgehende Wanderungen stattfanden. In Norddeutschland haben wir Beweise von Verbindungen, die bis in die Schweiz gericht haben. Der materielle Transport von Arte- und Manufakten auf so grosse Strecken ist nur so zu erklären.

Ich möchte noch hervorheben, dass es auch unter den Geräthformen gewisse einzelne gibt, bei denen es besonders schwierig wird, überall den einen Gedanken der selbstständigen Erfindung zu Grunde zu legen, bei denen vielmehr die Nothwendigkeit vorliegt, die Erfindung auf ein gemeinames Zentrum zurückzuführen. Ich habe in einer Diskussion bei Gelegenheit der Versammlung in Bonnig schon darauf hingewiesen, dass wir namentlich eine Form haben, welche diesen ganz spezifischen Charakter der Ueberlieferung an sich trägt, die Doppelaxt aus Kupfer mit einer Schneide an jedem Ende. Daraus sind die beiden Formen hervorgegangen, von denen bei der einen auf jeder Seite des in der Mitte liegenden Stieloches eine gleichmässig und zwar quer gestellte Schneide ist, während bei der anderen auf der einen Seite des Stieloches eine horizontale Platte, auf der anderen eine verticale, jede mit einer (also über das Kreuz gestellten) Schneide liegt. Diese Doppelaxt ist bei uns sehr selten und zugleich so eigenthümlich und so sehr abweichend von allen Bronzaxten, welche gewöhnlich gefunden werden, dagegen so ähnlich gewissen orientalischen und ungarischen Axten, dass ich vollständig überzeugt bin, dass sie nur auf dem Wege der Ueberlieferung, sei es des Handels, der materiellen Ueberlieferung, oder sei es der Lehre, der Uebertragung einer Kunstfertigkeit, zu uns gelangt sein kann.

Was die von Herrn Montelius abgebildete Steinaxt betrifft, so haben wir über diese Form schon wiederholt auf den internationalen Kongressen diskutiert; es ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob die Steinaxte dieser Art nicht in die Bronzzeit reihen, weil sie Formen an sich haben, die der Metalltechnik mehr entsprechen, als der einfachen Polirung, dem einfachen Zuschleifen eines Steines. Je mehr ich die Sache verfolgt habe, umso mehr glaube ich mich dieser Ansicht zuwenden zu müssen: ich halte diese Art für eine jener Formen, welche eine Nachahmung von Gussstücken sind, also der Bronzzeit angehören. Es gibt im Norden, namentlich in den deutschen Ostseeprovinzen Russlands, zahlreiche Gelegenheiten, zu sehen, wie diese Art von Poliraxten in Stein sich in Gräbern findet, die im Uebrigen mit voller Bronzekultur ausgestattet sind.

Herr Szombathy-Wien:

Wenn wir es ja gewiss als unsere Pflicht annehmen müssen, bei unseren Forschungen so viel als möglich die Unterschiede unter den Thatsachen aufzusehen und festzustellen, so, glaube ich, ist es wiederum in einer Versammlung wie die heutige angemessener, die Uebereinstimmung in den Gedanken, die vielleicht früher nicht so klar zu Tage trat, als sie durch die Diskussion hier sich ergibt, auch wiederum aufzuzeigen. In dieser Beziehung muss ich sagen, dass ich, obwohl ich hier als der Stärker in dieser Frage er-

scheine, mit grösster Befriedigung aus der heutigen Diskussion scheidet; denn wir haben gesehen, erstens einmal, dass sowohl für Schweden als auch anerkanntermassen für unser Mitteleuropa die eigentlichen Typenformen nichts anderes sind und als nichts anderes gedeutet werden können, denn als metallene Nachbildungen der Steinformen, der steinernen Aexte. Das zweite ist, dass die Fortentwicklung in der Kupferzeit selbst nicht an besonderen Kupferzeitformen führt, sondern dass in der allerersten Fortentwicklung die Kupferformen durch bronzene Sachen verdrängt werden, welche wir bereits der eigentlichen Bronzezeit zuschreiben müssen, und dass für die Kupferperiode, wenn ich die ungewöhnlichen Stücke ausschneide, auf deren Ungewöhnlichkeit der Herr Vorsitzende soeben aufmerksam gemacht hat, eigentlich nichts anderes übrig bleibt, als eine Reihe kleinerer Werkzeuge, wie Nadeln, Axt- und Messer- oder Dolchlingen u. s. w. Dies sind eben Gegenstände, die keine spezifische Form, sondern nur Steinformen haben. Damit ist ja die Stellung, welche wir der Kupferzeit zuschreiben können, zum Theil auch typologisch gegeben. Das, glaube ich, ist dasjenige, was wir aus allem hier Gesagtem feststellen können. Wenn die Herren damit übereinstimmen wollen, so glaube ich, ist der Standpunkt des Herrn Dr. Much mit meinem bescheidenen Standpunkte vollkommen vereinigt, und das ist es ja, was wir in Bezug auf die Meinung, die wir haben, erreichen sehen sollen. Dass die Schicht, in welcher das Kupfer zuerst auftritt sehr wohl zu unterscheiden und in jedem einzelnen Stücke aufs genaueste festzuhalten ist, ist offenbar und wird keiner Bekämpfung unterliegen, wie auch ich dagegen nie gekämpft habe. In der Beziehung stehe ich vollkommen auf dem gleichen Standpunkte. Die Frage ist nur, ob wir einen bestimmten Typus hier haben, welcher so, wie andere archaische Schichten, durchaus von den benachbarten sich unterscheidet oder nicht, und das heisst mir bei der Kupferzeit nicht in dem Masse der Fall zu sein, wie bei anderen archaischen Perioden.

Herr R. Virchow-Berlin:

Wir sind wohl alle einig darüber, dass das Kupfer als Material der Technik sich von der ersten Kupferzeit her bis zur Gegenwart fortsetzt und dass noch gegenwärtig hiesigen eine Kupferzeit eintritt. Bei gewissen Formen muss man sogar fragen, ob es in der That altes Kupfer ist. Im Gegensatz zum Herrn Vordredner möchte ich hier nur noch einmal konstatieren, dass gewisse Formen in Stein und in Kupfer neben einander vorkommen, aber es ist das nicht so zu interpretieren, dass die Formen zuerst aus Stein und dann aus Kupfer und vielleicht auch aus Bronze gebildet worden sind, sondern umgekehrt, dass man sie zuerst aus Metall gebildet hat und erst dann, nachdem die metallische Form gegeben war, aus Stein, d. h., dass die steinerne Axt nicht der Steinzeit angehört, sondern der Metallzeit. Das ist unsere grosse Differenz; sie bezieht sich namentlich auf die Chronologie, darauf, dass in holländischen Bronze- und Eisengrbern eine Menge von Holzrapfen gefunden worden ist, neben denen metallene Geräte vollständig entwickelt vorhanden waren. Dass also Steingeräte auch in der metallischen Zeit noch hergestellt worden sind, das ist es, was uns noch einigermaßen scheidet. Es ist ganz undenkbar, dass ein Mensch, der nur aus Stein fabricirte, auf solche Formen der Steingeräte gekommen sein sollte, wie sie hier abgebildet sind, ohne dass er ein Vorbild hatte, das aus weicherem,

bildsamerem Material hergestellt war. Wie mir scheint, ergibt sich aus diesem Punkte wohl die grösste Differenz zwischen uns.

Was im Uebrigen die Abtrennung einer Kupferzeit betrifft, so halte ich es für praktisch, dass wir zunächst mehr auseinander legen; ob es sich nachher mehr zusammenbringen lässt oder nicht, will ich im Augenblicke nicht beurtheilen, aber ich rathe dazu, dass wir nicht allein frühzeitig alles Kupfer der Bronze zusammen, sondern die Unterabtheilung der Kupferperiode festhalten.

Herr Hofrath Kaltenegger-Brizeu:

Ich möchte nur ganz kurz bemerken, dass nach meinen bisherigen Wahrnehmungen auf dem Gebiete der recenten wie der fossilen Rinderzucht ein vollkommener Parallelismus herrscht zwischen der ausgebildetsten Verbreitung der neulich besprochenen weissen Ur rasse des Kindes und dem Bereiche der Kupfer- wie Bronzeperiode, indem überall dort, wo eine ausgeprobenere Bronzezeit von der Archaische konstatiert wurde, soweit theilweise ein unterdessen fossiles Knochenmaterial des Kindes in Frage kommt, ganz besonders aber, soweit sich aus den heutigen Formen des Kindes in den gegebenen Lokalitäten ein Rückschluss ziehen lässt, eine ganz eminente Zusammengehörigkeit zwischen beiden Elementen wahrzunehmen ist. Darnach erscheint die Bronzezeit als identisch mit der Zeit der Verbreitung der weissen Ur rasse des Kindes und die weisse Ur rasse des Kindes ist identisch im grossen und ganzen mit der turanisch-mongolischen Ur rasse des Kindes. Schies stehe ich nicht an, die Meinung zu vertreten, dass weit weniger blosse Handelsbeziehungen es gewesen sind, welche die frappante Gleichartigkeit zahlreicher und typischer Bronzegegenstände an den scheinbar weitest auseinander liegenden Punkten unserer Kontinente, zumal im Osten und Norden, erklären, als wie thatsächlich erfolgte Völkerversehrungen oder Wanderungen, resp. Neugründungen und Niederlassungen von bestimmten Völkern.

Nach Massgabe meiner Anschauungen über die erste Unerzürlichkeit des Menschen und des wichtigsten seiner Hausthiere muss ich annehmen, dass die turanisch-mongolische oder überhaupt die der grossen Hauptgruppe der mongoloiden Ur menschen angehörige Form des Kindes zugleich diejenige gewesen sei, welche die Bronzevölker in der Welt, wenigstens in der europäischen Welt, begleitet habe. Ich dürfte mir zur Erläuterung dessen vielleicht die Bemerkung erlauben, dass ein ähnlicher Parallelismus sich auch für die Steinzeit herausstellt, wobei es der Beweiskraft meiner Folgerungen sehr zu statten kommt, dass das Kind der Steinzeit durch die ihnen alle best-m bekannten Forschungen Rüttemeyer's siemlich klar gelegt worden ist. Das Kind der Steinzeit zeigt eine ganz ähnliche allgemeine Anbreitung wie das Kind der Bronzezeit; ich habe mir aber diesen Hinweis deshalb gestattet, um meine Ausführungen von noch so stützen, unter Einem aber auch die Meinung derjenigen, welche nicht Handelsbeziehungen, sondern hauptsächlich Wanderungen auch für die Bronzezeit vertreten — und es sind gewichtige Autoritäten, welche das thun — von dem in Betracht gezogenen Gesichtspunkte aus zu unterstützen.

Herr Prof. Dr. Montelius-Stockholm:

Ich habe die Ehre, dem Kongresse ein Exemplar des Werkes: *La civilisation primitive en Italie*

depuis l'introduction des métaux y abondent. Es ist das erste Exemplar der ersten Abtheilung des Albums, das eben in diesen Tagen zur Vollendung gerufen ist; in einigen Monaten will ich mit dem Texte fertig werden.

Ich glaube, dass es vielleicht den Kongress interessiren könnte, dieses Album kennen zu lernen. Es ist eine Arbeit, womit ich seit 1876 beschäftigt bin, und die Angabe ist nur dadurch ermöglicht worden, dass ein schwedischer Herr Namens Wilson, der jetzt gestorben ist, eine sehr grosse Summe zur Verfügung gestellt hat; einige schwedische Institutionen, wie a. B. die Regierung und die k. Akademie für Archologie und Alterthumskunde haben auch beigetragen. In diesem Album habe ich das Material aus der prähistorischen und protohistorischen Zeit Italiens zusammengestellt. Dieses Material ist ausserordentlich umfangreich und es war bis jetzt sehr schwer, es näher kennen zu lernen, weil die Sachen selbst in einer Unmenge von Sammlungen zerstreut liegen und ein zusammenfassendes Werk bis jetzt nicht existirt.

Diese erste Abtheilung enthält zuerst eine typologische Darstellung der italienischen Fibeln, weil die Fibeln als „Leitmuscheln“ für die spätere Zeitbestimmung dienlich können; die zweite Serie bietet eine Zusammenstellung aller wichtigeren Funde, die man in Italien gemacht hat, hier nur aus Norditalien. Ich fange mit der Kupferzeit an — wie bekannt hat man ja in Italien sogar einige Gräber aus jener Zeit gefunden — und so gehe ich allmählich bis in die galatische Periode. Das Werk umfasst die Zeit von ungefähr 2000 v. Chr. bis zum letzten Jahrhundert v. Chr. Die Tafeln sind so arrangirt, dass man leicht sehen kann, aus welcher Gegend und aus welcher Periode die abgebildeten Gegenstände stammen und wie sie gefunden worden sind, ob in Terramare, in anderen Pfahlbauten, in Gräbern oder in Depotsfunden.

Vorsitzender Herr Virchow-Berlin:

Ich darf wohl sagen, dass wir Herrn Montelius nicht bloss zu Dank verpflichtet sind, sondern es auch als eine besondere Ehre empfinden, dass er uns gerade dieses erste Exemplar vorgelegt hat. Wir werden uns bemühen, möglichst die Vertheiliger und Vertreter der Richtung zu sein, die er so mähevoll gegründet hat.

Herr Franz Flala, Custosadjunkt, Sarajevo:

Ueber einige Neue vom Glasinac.

Vor fünf Jahren hatte mein Amtskollege Dr. Truhelka gelegentlich der ersten gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Wien die Ehre, über die Erfolge der ersten systematischen Ausgrabungen am Glasinac zu berichten. Die Arbeiten wurden inzwischen in erhöhtem Masse fortgesetzt; die Zahl der ausgegrabenen Tumuli ist auf 1000 gewachsen und die Fundobjekte aus den Tumuli betragen heute circa 5000 Stücke. Auf die, bei den Ausgrabungen gewonnene Erfahrungen, so wie auf das neue Material gestützt, erlaubt sich der Referent, einiges Neue und zugleich Berichtigende über diese interessanten Nekropolen einer illustren Versammlung zur Kenntniss zu bringen.

Für Diejenigen, welchen die Literatur über dieses Kapitel bisher nicht zugänglich war, will ich einiges über das Vorkommen von Tumuli im Occupationsgebiete voranbringen lassen.

Mit Ausnahme der nördlichen Bosnien sind dieselben fast überall, wenn auch in variirender Anzahl,

im Gebiete zu finden. In ungeheurer Menge kommen dieselben in Mittelbosnien und zwar im Bezirke von Petrovac und in der Expositur Dolnji Usak, ferners in Südbosnien im Bezirke Rogatica und in der Herzegovina vor. Die Hügelgräber des letztgenannten Landes bergen jedoch keine Bestattungen aus der älteren Eisenzeit, sondern nur die Bestattungen in Steinkrüben, deren relatives Alter in Folge der geringen Beizgaben, Scharben von Freihandgefässen, heute noch nicht mit Sicherheit konstatirt werden kann.

Der Glasinac bildet die östliche Abfallstufe der circa 26 Kilometer nordöstlich von Sarajevo gelegenen Romanjaplanina. Das circa 950 m hoch gelegene Plateau „Glasinac“ mit den gegen dasselbe abfallenden Hügelzügen repräsentirt gewissermassen das Centrum des Vorkommens der Tumuli im Bezirke von Rogatica, daher auch der Name „Glasinac“ als Sammelname für die Tumuli des genannten Bezirkes figurirt.

Die Hügelgräber sind in der Regel in mehr oder weniger dicht geschlossenen Nekropolen am Ringwälle (Wallbergen) situirt.

Mit Vorliebe erscheinen Hügel mit freier Ansicht in der nächsten Nähe der Wallbergen zur Anlage gewählt. Die Form der Tumuli ist die eines abgestutzten Kegels mit elliptischer oder kreisförmiger Basis; die Durchmesser variiren zwischen 5 und 15 m, die Höhen zwischen 0,5 — 4 m. In wenigen Fällen wurden auch Durchmesser von 18, 22 und 30 m beobachtet. Diese Materiale nach bestehen die Gräber aus Bruch- und Klaubstein, mit geringen Beimischungen von Erde. Reine Erdtumuli kommen äusserst selten vor.

Interessant ist das Vorkommen von Tumuli in Ringwallform; die Beisetzungen sind bei solchen immer unter dem Wallo und nicht im freien Innerraum zu finden.

Besonders werth sind tumulartige Hügel, die jedoch nur abgewaltete Schichtenköpfe des Triaskalkes vorstellig; beim Abgraben derselben findet man immer die Reste des Schichtenkopfes als massiven, antebenen Fels.

Der Durchmesser solcher Hügel beträgt nie über 5 m, die Höhe nicht über 1 m. Ich habe diese Art von Hügel „geologische Tumuli“ benannt. Sie enthalten nur in äusserst seltenen Fällen Beisetzungen. Für Tumuli mit krater- oder brunnenförmig eingesunkenem Scheitel habe ich darin die Erklärung gefunden, dass solche auf Karstmulden oder Karsttrübbem angelegt waren und durch die Wirkung der Meteorwässer ein theilweises Nachstürzen stattfand. Die Beisetzungen bestehen aus Skeleten oder Leichenbrand; manchmal kommen in einem Tumulus beide Bestattungsarten neben einander vor. Unter dem mir bis dato zur Verfügung stehenden Materiale habe ich die Procentzahl für Tumuli mit unverbrannten Beisetzungen mit 60 Proz., für solche mit Brandbestattungen mit 30 Proz. und endlich für jene mit beiden Bestattungsarten neben einander mit 10 Proz. ermittelt.

Die Beisetzungen, ob Brand- oder Skelet, liegen in der Regel an dem gewachsenen Naturboden. Bei einigen Massengräbern konnte ich Beisetzungen in verschiedenen Niveaus beobachten; aber wohlwinkelt, die Beigaben aller Beisetzungen gehörten dann der gleichen Strichtung an, so dass von Nachbestattungen aus späteren Perioden nicht die Rede sein kann. Ich halte solche Gräber für Sippengräber.

Die Hauptmenge der Hügelgräber gebührt der älteren Eisenzeit an. Nebenbei kommen jedoch auch Tumuli der jüngeren Bronzezeit, der La Tène-Periode,

der römischen Epoche, der Völkerwanderungszeit und des Mittelalters, Schlachten- oder Epidemiegräber vor. Ausser diesen letztgenannten Hugelgräbern habe ich auch Nachbestattungen aus all den erwähnten Perioden in Tumuli der älteren Eisenzeit gefunden.

Tumuli der reinen Bronzezeit, Skeletgräber hergend, wurden nur ein einziges Mal in einer geschlossenen Gruppe, bei Borowako, sonst nur einzelweises gefunden.

Die Funde bestanden in fachen, torquesartigen, halboffenen Halsringen mit eingravirten Spiralarmenten, massiven Schmucknadeln aus Bronze, Anhängeln aus mit einander verbundenen Spiralarlingen, kurzen Dolchmessern, getriebenen Knöpfen und hölsenförmigen halboffenen Armhändern aus Bronze.

Einmal wurde ein kurzer Bronzeschild nebst einer Haumrart aus Bieri bei einer Leiche gefunden.

Inbesondere beanspruchen die Gräber der älteren Eisenzeit unser Interesse. Es kommen hier sowohl Brand-, als auch Skeletgräber vor.

Bei den unverbrannt beigeetzten Leichen überwiegt die Orientirung von West nach Ost (70 Proz.); doch sind auch solche in allen Richtungen der Windrose beigeetzt gefunden.

Die Artefakte verhalten einetheils gewisse Uebereinstimmungen mit Funden aus Hallstatt, anderentheils sind griechische Einflüsse konstatirbar.

Die Bronze bildet das Material zu allen Schmuckgeräthen, das Eisen wird bis auf einige Fibeln und Schmuckringe sonst ausschliesslich zu Waffen verwendet.

Von anderen Metallen wurden Silber und Blei, allerdings nur selten gefunden.

Die Thongefässe sind Freilandtypen, die theils griechische Muster kopiren, theils Formen der istrischen und bosnischen Ringwäße entsprechen.

Nach gewissen typischen Artefakten, vornehmlich Fibeln und Armringen habe ich eine wenn auch nur vorläufig gültige Trennung der Funde in drei stylistisch und zeitlich verschiedene Perioden angestellt.

I. Älteste Periode der Skeletgräber.

Charakteristisch für diesen Abschnitt ist das Vorkommen der bronzenen griechischen Fibel, der Peschirafibel, einiger Arten der Scheiben- oder Plattenfibeln, der stäbelförmigen Armringe aus Bronzeblech und des geraden Eisen-schwertes mit schalen- oder glockenförmigem Knauf und zweiflappigem Griffe (Form der Bronzezeit in Eisen ausgeführt).

II. Jüngere Periode der Skeletgräber mit dem ersten Vorkommen von Brandgräbern.

Die charakteristischen Typen sind folgende: Die zweischleifige bronzene Bogenfibel mit variabler Fussplatte, die eiserne zweischleifige Bogenfibel, die bronzene und eiserne Brillen-spiralfibeln, Formen von bronzenen Platten- oder Scheibfibeln, die bronzene Kahnfibeln, die bronzene Knopf-fibeln, massive, gegossene Gelenkringe aus Bronze, rund oder fisch im Körper, mit Gravirungen decorirt, und das einschleifige, gekrümmte Haumesser aus Eisen, welches das Schwert ersetzt.

III. Periode der Brandgräber.

Die bronzene Knotenfibeln (einschleifig, mit verlängertem, dreieckigem Fuss), die eiserne, einschleifige Bogenfibeln, die Certosa-fibeln, die Armring-certa-fibeln, einige Arten von Charmer-fibeln, Armhänder aus Bronzeblech mit getriebenen Ornamenten und Thongefässe aus feingeschlammtem Material, meist in der Form

von Fasschalen repräsentiren das charakteristische Material dieser Periode. —

Wie vorher erwähnt, ist die Trennung der drei Perioden keine absolut scharf; denn hier und da wird auch eine Type der einen Periode in einem Grabe der zweiten gefunden. —

Um Ihnen ein Bild eines reich ausgestatteten Grabes demonstrieren zu können, benütze ich die hier angelegten Objekte, welche einem Tumulus aus der Umgebung von Iljak entstammen.

Die kleine Nekropole liegt am Fusse der Wallburg Iljak. Der Tumulus war 2 m hoch; der Durchmesser der Basis betrug 15 m; er enthielt nur eine Beisetzung. Das Skelet lag auf einem 0,7 m hohen Steinbänquette von Nordost nach Südwest orientirt.

Auf dem Haupte desselben lag eine bronzene Schale mit eicrtahförmig getriebener Wandung (à godrons); auf der Brust befanden sich 48 Paare bronzenen, getriebener Buckelknöpfe, eine Schnur kleiner Bernsteinperlen und eine Schmucknadel aus Bronze mit Vorstecker.

Die Knöpfe haben höchst wahrscheinlich eine Art von Brustpanzer gebildet.

An der rechten Hüfte stand eine grosse bronzene Schüssel in ihrem Innern einen aus Bronzeblech getriebenen Skyphos barg.

Am Schoosse des Skeletes wurde eine Patere aus Bronzeblech, ein Wetzstein in einer bronzenen Hülse gefasst und ein Schwert mit bronzenem Knauf und solchen Griffschalen gefunden. Die Schienheine waren mit Bronzeblech aus Bronzeblech, welche getriebene Verzierungen aufwiesen, bekleidet. In der Nähe des Hauptes lagen zwei massive Gelenkringe aus Bronze, ein radförmiges Zierstück aus Bronze und zwei eiserne Lanzenspitzen.

Besonders interessant erschien mir der Umstand, dass der Kopf des Skeletes mit einer Schale à godrons bedeckt war.

Ich habe schon einmal denselben Fall in einem Tumulus bei Citluk konstatiren können. — Haben wir es hier mit einer eigenthümlichen Form von Kopfbedeckung oder einer sacralen Gepflogenheit, nach welcher ein Weibgefäss dem Toden auf das Haupt gelegt wurde, zu thun? Ich will noch einen eventuellen dritten analogen Fund abwarten, um dann mit Sicherheit das Wesen abfassen zu können.

Beachtenswerth ist auch das Beinchenpaar, zu welchem noch zwei analoge Paare in der Nekropole von Iljak ausgegraben wurden. Das Fehlen jeglicher Muskelmodellirung und die Gravirungen, welche dieselben Motive, wie die Stirnreife, Schliessen und Tänzeln von Ghazinc aufweisen, bestärken mich, die Arbeit für eine epihorische zu halten. Eigenthümlich ist die Art der Befestigung derselben; es sind an den Enden der Schienen drei Ringpaare angebracht, die zum Durchziehen des Bindensiemens bestimmt waren.

Gegenstände griechischen Importes sind wiederholt in den Tumuli der älteren Eisenzeit aus Glasinc gefunden worden. Ein korinthischer Bronzeblech, ein bemaltes Thongefäss, bronzene Beinchen mit schön gearbeiteten Muskelpartien, mehrere griechische Bronzeblech, bronzene Paternen und Hellkellenen bilden das diebezügliche Fundinventar.

Nur kann ich nicht der Ansicht haltdigen, dass sämtliche Artefakte, die annähernd griechischen Stil reproduciren, auch direkt importirt sind; ich glaube vielmehr, dass verzinnte Geräthe griechischer Provenienz unter den einheimischen Erzarbeiten Bosniens

als Vorbilder für ganze Suiten gräcisirender Artikel gedient haben.

Eine ebenso auffallende Erscheinung wie die Nekropolen bilden die Ringwälle (Wallburgen) am Glasinac; wir zählen deren bereits 35. Die Eingänge der Seitenthäler, sowie fast aller dominierenden Punkte sind von ihnen gekrönt. Sie lassen sich nicht alle unter einen Typus subalpinisieren.

Eine mit grossem Areal und mächtigen Kulturschichten entsprechenden dorischen Siedelungen, andere mit mächtigen, komplizierten Befestigungswällen, ohne Kulturschichte, sind meiner Meinung nach nur Refugien in Kriegsgefahr, wohin sich das Volk mit Vieh und sonstiger Habe flüchtete.

Endlich gibt es noch Ringwälle mit schwachen, niedrigen Wällen ohne Kulturschichte; diese scheinen nur eine Art von grossen Viehpferden gewesen zu sein. Die Anlage der Wallburgen schmiegt sich immer dem Terrain an. Wasser ist gewöhnlich nicht in der nächsten Nähe zu finden; doch habe ich in einigen Wallburgen Reste von primitiven Cisternen gefunden.

Die Ausgrabungen, die in drei solchen Stätten vorgenommen wurden, ergaben das Resultat, dass Wallburgen und Nekropolen einer und derselben Kulturperiode angehören; dieselben bronzenen und eisernen Artefakte, die gleichen Thongeräthe liefern den vollständigen Beweis dafür.

Der Glasinac ist eine der besten Hochweiden Bosniens; die Viehzucht steht in Folge dessen in hoher Blüthe und sichert der Bevölkerung einen hohen Grad von Wohlhabenheit. Man darf daher nicht stammes, dass diese Gegend bereits in prähistorischer Zeit eine so dichte Besiedlung aufweist, die sich in den zahlreichen Ringwällen und massenhaften Tumuli manifestirt. Ausserdem ist die strategische Position des Glasinac, der Schlüssel Bosniens gegen Osten, eine sehr wichtige, so dass es kein Staunen zu erregen braucht, wenn sich dort so viele in einem komplizierten Verteidigungssetze vereinigte Ringwälle befinden.

Was das Volk anbelangt, dem die prähistorischen Denkmäler zuzuschreiben sind, so kommen hiebei nur die Illyrier in Betracht. Daten der alten Schriftsteller, sowie illyrische Ortsbezeichnungen und Tumulinamen, ferners die Resultate der Messungen der aus den Tumuli stammenden Schädel legen die That-sache ziemlich nahe.

Das geringe Vorkommen von La Tene-Objekten auf dem Glasinac rief in mir die Vermuthung wach, dass die ältere Eisenkultur in dieser Gegend fast unmittelbar in die römische Provinzialkultur überging. Dieses Bollwerk, im gebirgigen Landessinnern gelegen, wird wohl am längsten der römischen Occupation widerstanden haben; dies bezogen auch die verhältnissmässig jüngeren römischen Grab- und Mollensteine, welche in jenem Landestheile gefunden worden sind und die insgesammt der späteren Kaiserzeit angehören.

Der Glasinac ist seit jeher ein vielfach umstrittenes Bollwerk gewesen. Wenn auch kein Historiker die Klumpfe in römischer Zeit verzeichnet hat, so kennen wir doch die bedeutenden Treffen des türkischen Occupationsheres mit den königlichen bosnischen Schaa-ren im Mittelalter an dieser Stätte. Und eine sonderbar anmutende Ironie des Schicksals ist der Umstand, dass beim letzten Treffen der österreichischen Occupationstruppen mit den Insurgenten am Glasinac, 1878, in den Reihen der Letzteren viele Albanesen, die Stammverwandten oder Reste der alten Illyrier, auf altillyrischem Boden ihr Blut vergossen.

Heute ist es ruhig geworden am Glasinac. Es ist aber nicht die traurige Stille des Schlaffeldes, sondern beglückende Mittagruhe. Die Sonnenstrahlen haben den dichten Nebel durchbrochen; sie küssen die Öppigen, eratefieren Fluren und verzilden die Schwingen des über dem Geilde dahinschwebenden Kaiseraars.

Vorsitzender Herr R. Virehow Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich als Vorsitzender etwas zu viel spreche; ich würde indeed glauben, der Pflicht der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit nicht zu genügen, wenn ich, nachdem wir beinahe eine Woche in Bosnien waren, den dortigen Herren nicht auch meine ganz besondere Anerkennung aussprechen wollte. Sie haben so grosse Arbeiten durchgeführt, dass sie unserer Bewunderung sicher sein können.

Wir haben das Vergnügen gehabt, unter der Führung des Herrn Fiala zwei Tage auf dem Glasinac selbst zuzubringen und denselben in verschiedenen Richtungen, einigermaßen wenigstens, kennen zu lernen, und ich kann nicht umhin, auszusprechen, dass wir voll des höchsten Erstaunens und Lobes über die dortigen Arbeiten waren. Vielleicht ist es nicht ganz ohne Interesse für die fernestehenden Herren, wenn ich die beiden Hauptpunkte, welche schliesslich bei der Diskussion hervorgehoben sind, darlege.

Was zunächst die Hasenfrage anbelangt, die Herr Fiala mit berührt hat, so sind wir wenigstens in der Mehrzahl zu einem Resultat gekommen, welches von dem früher ausgesprochenen nicht zu erheblich differirt. Es ist vielleicht von besonderer Wichtigkeit, das hier zu betonen, weil ein so sorgfältiger Forscher, wie unser Freund Tappesier, in der Schrift, die er dem Kongresse vorgelegt hat, über die Urbevölkerung von Tirol, in Bezug auf die Rhätier und Illyrier oder über die Rhätier und Tiroler zu dem etwas überraschenden Resultate gekommen ist, dass, während alle seine eigenen Untersuchungen dahin tendiren, für Tirol eine brachycephale Bevölkerung auch in der alten Zeit anzunehmen, — ans dem Grödener Thal hat er das ausgezeichnete Grab eines brachycephalen prähistorischen Mannes beschrieben, — er nachher die Frage aufwirft: wenn die Rhätier Illyrier gewesen wären, wenn das die Abstammung der Tiroler Rasse wäre, wenn endlich Rhätier, Veneter, Illyrier zu einem und demselben Stamme gehörten, wie verhält es sich dann in Illyrien selbst mit den prähistorischen Gräbern? Da ist er gerade an den Glasinac gekommen, und die ersten Mittheilungen, die er von da bekam, verleiteten ihn, anzunehmen, dass die alten Illyrier dolichocephal gewesen seien, woran er folgte, dass die jetzigen Tiroler und was mit ihnen zusammenhängt, nichts mit den alten zu thun haben könnten. Wir sind aber in Sarajevo durch die Beobachtung an einer grösseren Zahl von Schädeln, die zum Theil nach der Anfrage des Herrn Tappesier zu Tage gekommen und erst in letzter Zeit durch die Sorgfalt des Herrn Dr. Glück zusammengefügt worden sind, zu dem entgegen gesetzten Resultat gekommen; wir haben unter diesen Schädeln höchst ausgeprägte Brachycephalen gefunden, und ich habe an Ort und Stelle von meinem Standpunkte aus betonen dürfen, dass die besten Albanersköpfe, die wir his jetzt einer Untersuchung haben unterziehen können, — ein Theil derselben stammte von hervorragenden Personen — in Hauptpunkten mit denen von Glasinac übereinstimmen, nämlich mit den kephalonschen und zugleich brachycephalen Gruppe. Ich besitze Albanersköpfe, welche von denen des Glasinac in gar nichts unterscheiden

sind. Insofern, glaube ich, kann ich unserem alten Freunde Dr. Tappeiner bei dieser Gelegenheit vielleicht die freudige Nachricht mittheilen, dass wenigstens nach diesen Erfahrungen gegen die Verwandtschaft der Tiroler mit der illyrischen Bevölkerung nicht einzuwenden ist. Wir haben diesen Punkt, den von der Cranologie der Illyrier, bei der Kürze der Zeit in Sarajevo freilich nicht endgiltig erledigen können.

Ein zweiter Punkt, den ich nur kurz berühren will, betrifft die Frage, wie denn überhaupt die sehr merkwürdige Bewohnung eines solchen Hochplateaus, wie es der Glasinac darstellt, zu begreifen ist. Herr Fiala hat ihnen das schon vorgeführt, ich werde es von meinem Standpunkt aus nochmals betonen. Denken Sie sich ein Tiefland, in dessen Mitte an einer Stelle plötzlich eine starke Erhebung sich findet, ein umfangreicher Kegel, der jedoch oben nicht scharf abgeschnitten, sondern abgerundet ist. Seine Mitte stellt eine tiefe und lange Mulde dar. Man kommt von Sarajevo her über eine steile Randerhebung, die Romanja Planina, die etwa 1600 m hoch ist; dann steigt man wieder herunter bis zu einem Niveau von beiläufig 1000 m in die Mulde und ist dann in einem grossen Becken von etwas unregelmässiger Form, welches offenbar in seinem zentralen Theile früher einen sumpfigen Charakter gehabt hat. Jetzt ist es ziemlich trocken, denn das Wasser fliesst durch trichterförmige Löcher ab, welche zu entfernten Ausläufern führen. Ausamplungen von Wasser sind daher auf der Hochebene gar nicht möglich, sie ist ausserordentlich wasserarm. Von einem bequemen Götterbau wird wohl niemals die Rede gewesen sein. Dass da jemals eine reiche Bevölkerung gewohnt hat, erscheint wenigstens für einen Fremden etwas unwahrscheinlich. Wenn Sie das nun hören, dass man auf dieser Hochebene bis jetzt etwa 20,000 Tumuli von grossem Durchmesser gezählt hat, — wahrscheinlich gibt es noch mehr, — so werden Sie begreifen, dass es eine sehr schwierige Sache ist, heranzubringen, woher denn die vielen Todten gekommen sind, welche da begraben worden sind. Denn es gehört dazu nicht bloss, dass die Menschen starben; sie mussten noch begraben werden, und dies geschah in Hügeln mit gewaltigem Steinatz. Die ungeheure Masse von Steinen, welche da zusammengehäuft wurden, setzt ein Quantum von Arbeit voraus, also auch eine Menge von Arbeitern, welche in einer wenig fruchtbaren Gegend in der That schwer anständig sein konnten. Auch die Annahme, dass die Bewohner Jahrhunderte hindurch immer von neuem Steine angehaufen haben, ist etwas schwierig. Es erhebt sich daher die andere Frage, ob nicht unser der lokalen Thätigkeit, die vielleicht Viehzucht und etwas Ackerbau gewesen war, — Berghau an dieser Stelle nicht nachgewiesen, — oh, sage ich, nicht noch etwas anderes zu Hilfe genommen werden kann, und da bietet sich allerdings in erster Linie die Frage des Handelsverkehrs dar. Diese Frage ist in unserer Besprechung eingehend erörtert worden, und es sind von verschiedenen Seiten, namentlich von Herrn Hanigal, interessante Gesichtspunkte geltend gemacht worden, welche dafür zu sprechen scheinen, dass der Glasinac einmal oder vielmehr sehr lange Zeit hindurch eine Art von Zwischenstation für den Handel gewesen ist, der wenigstens zu einem nennenswerthen Theile, vom adriatischen Meere heraufgekommen ist und in weiten Fäden nach der Balkanhalbinsel seine Strasse hinüber nach dem Norden gefunden hat. Es gibt vielleicht keinen zweiten Ort in Europa, von dem wir bis jetzt wenigstens in so hohem Grade die Hoffnung hegen können, dass wei-

ter fortgeführte Untersuchungen zu wichtigen Schliessen in Bezug auf eine Kulturbewegung der alten Zeit führen werden.

Ich möchte unter den Sachen, die Herr Fiala hier ausgelegt hat und deren kritische Bedeutung er etwas kühl behandelt hat, Ihre Aufmerksamkeit auf die Fibel richten, die nach meinem Verstande ein sehr ausgezeichnetes Beispiel einer griechischen Fibel ist. Ich weiss nicht, ob ihr Herr Montelius mit Sicherheit die Originale italienische Form an die Seite stellen kann. —

An diese Ausführungen möchte ich noch eine kleine Mittheilung knüpfen, die mir soeben durch Herrn Berghauptmann Radimsky aus Sarajevo zugegangen ist. Es befindet sich eine andere uralt bewohnte Stelle ganz in der Nähe von Sarajevo, in Buzinir, und zwar merkwürdiger Weise in der Ebene. Da ist man auf eine sehr niedrige Bodenerhebung gestossen und unter dieser auf eine Fundstätte, die bis auf eine Zahl von Metern in die Tiefe verfolgt werden kann. Dieselbe hat fast nur ungesprochen neolithische, und zwar so reiche neolithische Funde ergeben, wie man sie selten findet. Auf unserer Konferenz wurde durch Herrn Pigorini die Frage angeworfen, ob es nicht richtig sei, hier eine Terrane-Station im strengen Sinne des Wortes anzunehmen. Man war darüber verschiedener Meinung und die Konferenz sprach den Wunsch aus, es möchten noch weitere Ausgrabungen vorgenommen werden. Diese haben inzwischen stattgefunden und Herr Berghauptmann Radimsky hat mir über das Ergebnis Mittheilung gemacht.

Ich bemerke vorweg, dass an dieser Stelle eine Reihe übereinander liegender Schichten, wenn auch nicht durchgehends, vorhanden ist, die bis zur äussersten Oberfläche, bis eine Hand breit unter dem jetzigen Boden, noch neolithische und zwar ziemlich grosse Einschlüsse zeigen. Ich habe eine Ecke unter meiner Leitung zeigen lassen. Wir trafen da in geringer Tiefe ein Steinpflaster, offenbar durch Brand veränderte Kalksteine, von einer Art, wie sie in der Nähe vielfach vorkommen; dasselbe hatte etwa 1 1/2 m Flächendurchmesser. Auf demselben war in der Mitte eine Kröhung, aus ähnlichen grösseren Steinen, die ebenfalls gebrannt waren, zusammengeleitet. Dazwischen lagen sehr viele kleinere Steine und darüber ein platter Stein, ein Quarzit, umgeben von runden Schlagsteinen und Keilsteinen. Zu allererst darauf, also sehr oberflächlich, lag ein roh geschlagener Steinkeil, an dessen arbeitsloser Natur niemand zweifelte.

Von da aus bis in die Tiefe keine Aenderung in der Kultur, keine Spur von Metall, weder von Kupfer, noch von Bronze, noch von Eisen, gar nichts davon; immer nur das eine Material, Stein. Das einzige, was ausserdem reichlicher vertreten war, waren keramische Gegenstände, und unter diesen, wie Herr Montelius vorher erwähnte, solche mit eigentümlichen, schalen-, schlangenförmigen oder spiralförmigen und rankenartigen Ornamenten, die eine hohe Kunstfertigkeit des betreffenden Künstlers voraussetzen, die aber ziemlich unermittelt in diesem Schutt anfluteten. In Folge von Zweifeln, die daraus entstanden, wurde schon während der Tage, die wir noch in Bosnien zubrachten, eine weitergehende Grabung und Inspektion durch verschiedene Herren vorgenommen, welche dahin führte, dass man in der Tiefe ein paar Holzpfähle fand. Seitdem ist weiter gegraben worden und Herr Radimsky theilt uns mit:

„Der Graben wurde im Einverständnisse mit Herrn Pigorini nahe am Rande der Kulturschicht

angelegt und radial nach aussen zu auf eine Länge von etwa 40 m ausgehoben. Am Anfange besass die Kulturschicht eine Mächtigkeit von etwa 90 cm, sie wurde aber immer schwächer und lichter, bis sie sich in etwa 20 m Länge des Grabens ganz ausputzte. Die weiteren 20 m des Grabens zeigen unter dem Humus nur eine Lehmschicht, welche ganz homogen ist und auf einer Schotterbank aufliegt. Von irgend einem Walle oder einem Graben fand sich keine Spur. Herr Figerini sprach nun die Ansicht aus, dass sich unsere Arbeit innerhalb des Umfassungsgrabens bewege. Dem widerspricht aber einerseits der Umstand, dass der Versuchsgaben in der Richtung von der Ansiedelungsmitteln gegen die Grenze und über dieselbe hinaus geführt ist, somit einen Umfassungswall und Graben verqueren müsste. Andererseits besitzt die Kulturschicht in unserem Versuchsgaben ein gegen aussen gerichtetes Gefälle. Wären wir mit unserer Arbeit in dem Umfassungsgaben, dann müsste dessen Sohl doch horizontal sein. Ueber Wunsch des Herrn Figerini wird der Versuchsgaben nunmehr in etwa gesünder Richtung gegen die Mitte der Ansiedelung an fortgesetzt, wobei dieser Herr hofft, den Stand des Grabens und auch den Wall zu verqueren.*

Ich kann nur sagen, dass die Mehrzahl der Mitglieder der Konferenz den Gedanken, dass man es mit einer Terramare zu thun hätte, abgelehnt hat. Wir werden ja sehen, ob sich noch etwas findet. Aber schon jetzt muss ich erklären, dass die ganze Erscheinung so fremdartig ist, dass es einer gewissen Zeit der Gewöhnung bedürfen wird, um sie in unser prähistorisches Verständnis aufnehmen zu können.

Herr Dr. A. Herrmann-Budapest:

Mittheilungen über die Zigeuner-Arbeiten des Erzherzogs Josef.

Einem Buche, das man einer sehr werthen und besonders lieben Person übergibt, pflegt man einige Geleits- und Widmungsworte hinzuzufügen; so will auch ich gleichsam nur ein paar Geleitsworte sprechen, indem ich ein durch die Person des Verfassers sehr interessantes Werk der geehrten Versammlung vorlege und zugleich den Vereinsleitungen für das Archiv übergebe. Es ist vorläufig nur in ganz wenigen Interimsexemplaren erschienen und umfasst eigentlich nur einen kleinen Theil des gesammten Werkes, der Zigeunergrammatik Sr. kaiserl. und Königl. Hohheit des Erzherzogs Josef, deren deutsche Ausgabe jetzt im Druck ist und von welcher der Theil über die Grammatik selber jetzt hier abgeschlossen vorliegt. Das Original ist vor 6 Jahren von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden und enthält ausser der Grammatik von der Autorschaft des hohen Verfassers noch einen litterarischen Wegweiser, eine ausführliche Bibliographie, eine verdienstvolle Arbeit des rühmlichst bekannten ungarischen Philologen Prof. Dr. Emil Thewrewk de Penter, welche zusammen in einer Encyclopädie der Zigeunerwissenschaften sich herausgebildet hat, die in der deutschen Ausgabe durch Ergänzungen ansehnlich vermehrt werden wird, so dass das Buch selber den dreifachen Umfang des jetzt vorgelegten Theiles erreichen wird. Nur einige Worte über die Genesis dieses Buches, mit welchen ich zugleich auch die Zigeuner-Studien Sr. Heilheit kurz charakterisiren werde. Se. Heilheit hat eine der wichtigsten Probleme der Ethnologie und Ethnographie

zum Gegenstand eingehendster Studien gewählt und ist dabei zugleich von humanitären Gesichtspunkten geleitet worden, indem er nicht nur bestrebt war, Sprache und Eigenart der Zigeuner, dieses besonders für Ungarn recht charakteristischen Volkes, für dessen Erforschung der klassische Boden aus Ungarn ist, zu ergründen, sondern dasselbe auch für die Kultur zu gewinnen. Das erste ist ihm ziemlich gelungen, im zweiten hat er schon viel beachtenswerthe Resultate aufzuweisen.

Vor mehr als 40 Jahren waren zwei junge österreichische Offiziere, ich glaube, in Böhmen stationirt und schlossen sich auf längere Zeit einer Zigeunertruppe an, die aus Deutschland herübergekommen war und dahin wieder zurückging. Es mögen auch gewisse romantische Nebenreize mit unter den Motiven gewesen sein. Bei dem einen von diesen war die Sache mit der Expedition abgeschlossen, der andere aber gewann ein solches Interesse und suchte tiefen Einblick in das Leben und Treiben des Volkes, dass er dasselbe zum Gegenstande sehr ernstlicher, eindringlicher Forschungen gemacht hat. In Folge wiederholter Anregungen von befreundeter Seite hat er die Resultate seiner Studien veröffentlicht, das erste ist die Grammatik; der schliesst sich in ihrer Vollendung ein ausführliches Wörterbuch der Zigeunersprache an. Die bisherigen Wörterbücher, abgesehen von dem fundamentalen Werke Pott's, das aber jetzt veraltet ist, umfassen zumeist nur gewisse Mundarten, und beschränkte Territorien. Von Sr. Heilheit liegt ferner eine mehr populäre, sehr verdienstvolle Arbeit vor in dem grossen ungarischen Konversationslexikon, welches der Fallsverein in Budapest herausgibt; davon ist eine Separat-Ausgabe (a ciganyszekel, 6 Bogen, gr. 8^o) vorbereitet, welche auch sehr instruktive Illustrationen enthält. Kleinere Arbeiten Sr. Heilheit sind auch erschienen sowohl in Zeitschriften als auch in Separat-Abdrücken, besonders in meiner Zeitschrift: „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn“. Wenn ich die Arbeiten Sr. Heilheit charakterisiren soll, so muss ich vor allem hervorheben, dass sich seine Zigeunerarbeiten auszeichnen durch unbedingte Zuverlässigkeit des Stoffes. Es handelt sich hier vor allem um sprachlichen Stoff, den er durch eine lange Reihe von Jahren gesammelt hat, theils indem er seine militärische Stellung dazu benutzte, um mit Zigeuner-Soldaten zu verkehren, theils auch auf Reisen und bei anderen Gelegenheiten. Ein grosser Theil seiner Studien rührt aber auch daher, dass er auch das soziale Problem des Zigeunerthums zu lösen versucht und auf seinen Gütern in Ungarn gross angelegte Kolonisationsversuche gemacht hat, die leider aber bis jetzt noch nicht vollständig gelungen sind. Zum Theil liegt das jedenfalls an der Methode des Vorgehens, zum Theil an der Inoltheit des Beginnes, zum grössten Theil aber an der Eigenart der Kolonisten selber. Wenn aber das Ergebnis auch ein durchaus negatives wäre, so würden sich daraus jedenfalls sehr wichtige und werthvolle Folgerungen im Interesse der allgemeinen Kolonisationsergebnisse, an die man gegenwärtig in Ungarn von Staatswegen zu schreiten gedenkt.

Die Zigeunergrammatik behandelt in systematischer Uebersichtlichkeit, erschöpfend eingehender Darstellung, wenn auch nicht mit streng philologischer Methode die meisten der zahlreichen Zigeunerdialekte Ungarns und ausserdem die der türkischen, rumanischen, deutschen, czechisch-mährischen Zigeuner. In dem zweiten Theil, dem litterarischen Wegweiser, wird neben Herbeibringung des reichsten bibliographischen

Materials die Lösung der meisten kulturgeschichtlich und ethnologisch besonders wichtigen Fragen der Ciganologie, des Gypsy-Lore versucht.

Indem ich dies kurz anzeige, will ich noch bemerken, dass Sie, Hobeit in gerechter Würdigung der Wichtigkeit der Sache sich in letzter Zeit dazu entschlossen hat, die Existenz der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, Zeitschrift für die Völkerkunde U'azars und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Ländler“, die gewisser ungestörter Verhältnisse wegen dem Eingehen nahe war, materiell und moralisch zu sichern. Diese Zeitschrift ist nun seit 1893 im Einverständnisse mit den Leitern der Gypsy Lore Society angeleglich Organ für allgemeine Zigeunerkunde und erscheint unter dem Protektorate, sowie der wissenschaftlichen Mitwirkung und redaktionellen Beihilfung Sr. Hobeit. Unsere Zeitschrift ist eigentlich ein literarisches Tauschmittel und wird jedem Forscher auf dem Gebiete der Ethnologie auf Wunsch ständig gratis zugestellt. Diese Art der Verbreitung macht die Zeitschrift besonders geeignet zur Anzeige von Publikationen, die sich auf Volkskunde beziehen. Ich werde morgen das neueste Heft dieser Zeitschrift, welches auch als Festprogramm in die Versammlung bestimmt ist, zur Vertheilung bringen.

Vorsitzender Herr R. Virchow-Berlin:

Ich habe zunächst einen Brief des Herrn Maika-Fredmoot (Mähren) mitzutheilen, der leider erkrankt ist und bedauert, nicht selbst den von ihm angekündigten Vortrag halten zu können. Der Brief enthält

vorläufiger Bericht über den Fund diluvialer Menschenknochen in Fiedmoot.

Anlässlich der seit Mai l. J. betriebenen systematischen Grabungen auf der Diluvialstation in Fiedmoot bei Prerau in Mähren stieß man am 7. August in einer Tiefe von 2,5 m unter der ehemaligen Oberfläche auf menschliche Skeletreste und zwar auf der Westseite der ehemaligen devonischen Kalksteinklippe, 4 m vom gegenwärtigen Plateaurand entfernt. Sie nahmen einen elliptischen Flächenraum von 4 m Länge und 2,5 m Breite ein und befanden sich in einer seichten Vertiefung, zum größten Theile unterhalb der eigentlichen diluvialen Kulturschicht, von welcher sie durch einen bis 40 cm mächtigen Kalksteinhaufen getrennt waren, in reinen Löss eingebettet. Nur am Südrande, wo die Kalksteindecke fehlte, befanden sich Menschenknochen auch in der Kulturschicht. Eine Unterbrechung oder nachträgliche Störung wurde weder bei dieser Kulturschicht, noch bei der 30 cm höher liegenden, gleichfalls diluvialen Kohlschicht beobachtet.

Das Grab — denn als solches ist die Fundstätte anzusehen — enthielt, soweit festzustellen es möglich war, die vollständigen Skelette von mindestens 8 Personen, welche als liegende Hecker, mit dem Kopfe nach gegen Norden gekehrt, neben und auf einander lagen. Dem Alter nach waren unter den Begrabenen 2 männliche Personen mit bedeutend abgeriebenen Molaren, 1 erwachsene Person mit kaum abgenutztem drittem Molar, 3 jugendliche Individuen, bei denen der dritte Molar noch nicht durchgebrochen, aber in der Alveole bereits entwickelt war, 1 Kind bloss mit dem ersten Molar und durchbrechendem unterem Canis und 1 Kind mit Milchgebiss. Die Skelette waren im Allgemeinen zusammenhängend, doch lagen nicht selten einzelne

Skelettheile, insbesondere Extremitätenknochen und Schädeltheile, abseits vom sonstigen Skelet. Kein einziger Schädel war intakt geblieben, vielmehr waren sämtliche Schädel in dem Maasse zerfallen, dass die einzelnen Theile aus ihrem Näherbunde gewichen waren und nahe der Kopfgegend auf einander lagen. Zu hoffen ist es, dass eine Restaurierung der Schädel möglich sein wird. Die Unterkiefer sind zumest vollständig erhalten.

Die dunkelbraun bis schwarz gefärbte Menscheneroste stimmen in ihrem Erhaltungszustande mit den in der Nachbarchaft vorgefundenen diluvialen Thierresten vollständig überein. An dem diluvialen Charakter derselben kann nicht gewweifelt werden.

Bemerkenswerth ist noch, dass am Südrande der Fundstätte zahlreiche Eisfuchreste, insbesondere Schädel, sich vorfanden. 1 Eisfuchschädel lag etwa in der Mitte des Grabes auf den Menschenknochen. 1 von Menschen deutlich abgesehabetes Mammuth-Schulterblatt am nördlichen Ende und 1 vollständiges Schulterblatt von Mammuth gegen das Südende des Grabes zu neben und auf den Menschenerosten. Einzelne Knochenkohlen-Eisfuchchen, 4 Eckzähne vom Eichschädel und 3 Flintspäße wurden zwischen den Menschenknochen vorgefunden.

Eine flüchtige Beichtigung dieser Menscheneroste ergab, dass keine pithoekoiden Eigenschaften vorhanden sein dürfen. Die Schädel sind dolichocephal mit niedriger Stirn und stark ausgebildeten Augenbrauenwülsten, die Tibiae in hohem Grade platymetrisch. Ein männliches Skelet ragt durch bedeutende Grösse hervor. Der eine kindliche Unterkiefer, welcher dieselbe Zahnentwicklung, wie der Siprakiefer, zeigt, weist keines der anfallenden, diesem Kiefer eigenthümlichen Merkmale auf.

Auf Grund der genau konstatirten Fundverhältnisse schliesse ich, dass wir es mit dem Grab einer diluvialen Familie zu thun haben, welche durch irgend eine Katastrophe gemeinschaftlich zu Grunde gegangen war. Die Bestattung erfolgte früher, als die Bildung der diluvialen Kulturschicht an Ort und Stelle begann. Alle Umstände sprechen dafür, dass die Begrabenen und die Bestatter Zeitgenossen des Mammuths in Fiedmoot waren. Bemerk't wird noch, dass ein namhafter Theil des Grabes, etwa 2 Skelette umfassend, in ungestörter Lage sammt dem Erdreich geblieben und verwahrt wurden.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich bemerke, dass es etwas schwer verständlich ist, wenn gesagt wird, dass der neue Unterkiefer dieselbe Zahnentwicklung, wie der Siprakiefer, und doch keines der sonstigen, höchst auffallenden, diesem Kiefer eigenthümlichen Merkmale aufweise. Das Auffallende des Siprakiefers beruht in der sonderbaren Zahnentwicklung und in seiner Grösse. Ich kann jedoch aus dem Briefe nicht genau ersehen, was eigentlich gemeint ist; ich denke, wir werden annehmen dürfen, dass die Zähne regelmässig gebildet waren. „Dieselbe Zahnentwicklung“ kann sich wohl nur darauf beziehen, dass gewisse Zähne noch nicht durchgebrochen sind. Das wird jedenfalls noch Gelegenheit zu Erörterungen geben.

Herr Prof. Dr. L. Carl Moser-Triest:

Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina.

Der Vortragende Herr Professor Dr. L. Carl Moser aus Triest legt eine Sammlung prähistorischer neolithischer Funde aus Höhlen des österreichischen Litorale vor. Namentlich reich vertreten sind Funde aus einer

nächst Nabresina gelegenen Felshöhle, die unter dem Namen *Loica jama* (deutsch Rothgartl-Höhle) bekannt ist. Im Ganzen sind Funde aus 10 Felshöhlen von Nabresina und Funde in einer Höhle von Zenak Gubrovica-Borst vertreten. Die Fundobjekte der Rothgartl-Höhle sind auf 4 Tafeln, die der anderen Höhlen auf einer einzigen Tafel in kleinen Gruppen zusammengestellt.

Wenn auch alle diese Fundobjekte die einstige Anwesenheit des Menschen schon auf den ersten Blick erkennen lassen, so gibt doch nur ein einziges Fundstück gleichem Zeugnis vom Menschen selbst. Es ist dies ein vortreflich erhaltener, linker, oberer Schneidezahn des Menschen, wahrscheinlich einer Frau in mittleren Jahre angehörig, der mit einem Flintartefakt gleichzeitig aus der Aschen-schichte in der Mais-Höhle bei Nabresina geborgen wurde.

Von den Fundobjekten der Rothgartl-Höhle wurde nur ein Theil der Hirschhorn- und Knochenartefakte, Steinwerkzeuge, bearbeiteter Muschel- und Schneckengehäuse und die wenigen vorgefundenen Metallgegenstände zur Anschauung gebracht, während die Anstellung der Gefässe und der übrigen vulcanischen Fundobjekte mangelndes musste. Unter den Knochenartefakten (135 Stücke) sind ausser den verschiedenen feinen Nadeln und mannigfaltigen Werkzeugen diejenigen hervorzubeden, welche durch die Hand des Höhlenkünstlers gravirt sind. Auf einem angekohlten Unterkieferstücke erblickt man die Darstellung eines Ebers auf grasiger Flur, in den Knochen eingritzelt. Eine zweite Thierdarstellung ist der Kopf und vordere Brusttheile einer Merschilddrüse, deren künstlerische Darstellung nichts zu wünschen übrig lässt. Eigen-thümlich sind noch jene kreasartigen Zeichen und Striche über dem Kopfe der Schilddrüse; auch diese Figur ist auf einem angekohlten Bruchstücke des Unterkiefers eine grösseren Kauhöhler dargestellt. Etwas schematisirt und in leichten Ritzern hingeworfen ist auf einem nicht angekohlten, nur wenig geröteten und in seinem ganzen Umfange bearbeiteten Knochenstücke eine menschliche Darstellung. Sie stellt etwa den Menschen nicht in der Contour dar, sondern der Kopf ist durch einen vertieften, kreasartigen Einschnitt dargestellt, während Arme und Beine als vom Körper abstehend gebogen erscheinen. Während die Arme nach den rechts und links gerichteten Baumstämmen greifen, stemmen sich die Füsse auf die Zweige derselben. Trotz der überaus einfachen Darstellung gehört doch nicht viel Phantasie dazu, um aus dem Motiv zu errathen, was der Künstler wiedergeben wollte. Bemerkenswerth ist noch ein Zierstück, aus dem Panzer einer Schilddrüse gefertigt mit eingritzten Diagonalen und in den Winkeln derselben je eine punktirte Vertiefung, dann ein Fischchen. 4 schöne Pfeilspitzen, eine grosse Harpune, ferner ein Angelhaken, fein bearbeitet und gekerbte Knochenstäbe, die wahrscheinlich als Messerstäbe dienten, lange feine Nadeln mit wohlerhaltener Spitze.

Unter den zahlreichen Steinartefakten, 151 Stücke, sind nur 4 aus Obsidian, alle übrigen aus verschiedenen Quarzvarietäten gefertigt in Formen von Messern, Pfeilspitzen, Schabern, Knöpfen und Steinkernen (Nuclei). Die grösseren Stücke bezogen, dass unsere Prähistoriker des Karstes in Ermangelung eines guten Flintes den anreinen, schwarzen Feuerstein benutzten, wie ihn die nächste Umgebung des Kreidegesteins bot. Die Stücke mit feinerer Bearbeitung und von schönen Farben wurden jedenfalls viel hergeholt; ausserdem sind noch 4 Bruchstücke von Steinbeilen aus blaulich-

grünem Quarzit — ein halber Steinhammer aus dunkelgrünem Serpentin, an beiden Enden stark abgegrünt, erwähnenswerth.

Unter den Gehäusen der Meeres-Conchylien finden sich namentlich abgeschliffene Anster-schalen, vielleicht als Löffel verwendbar, grosse am Rande sugscharfe Schalen der Miesmuschel, die vielleicht zum Abwickeln der Barthaare dienten, gelochte Napf- und Nadel-schnecken, daneben auch die kleinen Landcyclostomen mit Doppellöchern versehen, die aufgedeutet das bescheidenen Schmuck des Karsthöhlenbewohners ausmachen. Reste von Krebsen und Fischen, wilden und gezähmten Thieren vervollständigen die Liste des Speisezettels unserer Prähistoriker.

Die mit grosser Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit angeführten Grabungen förderten Gegenstände auch da zu Tage, wie sie in den französischen und deutschen Höhlen gefunden wurden, nämlich Kunst-Erzeugnisse des Höhlenbewohners unseres Karstes, wie sie bisher bei uns noch nicht nachgewiesen worden sind.

Herr M. Muehl:

So dankenswerth die Mittheilungen des Herrn Professors Moser sind, so ist es doch zu beklagen, dass die durch seine Ausgrabungen erzielten Funde des eintheilichen Charakters entbehren. Für mich insbesondere wäre das Vorkommen des kleinen Kupferstückchens inmitten eines steinzeitlichen Inventars von grossem Werthe, allein die Beweisraft dieses Kupferfundes wird durch das gleichzeitige Vorkommen eines Eisenstückes bedeutend abgeschwächt, denn so wie das Eisenstück kann aus auch das Kupfer in den steinzeitlichen Fundbestand gelangt sein. Es ist dabei bedauerlich, dass die Formlosigkeit beider Funde die Zuweisung an einen bestimmten Zeitabschnitt nicht gestattet. Liesse sich die Zusammengehörigkeit des Kupferstückes mit den steinzeitlichen Funden nachweisen, dann würde sich die Rothgartl-Höhle anderen Höhlen des Küstenlandes, insbesondere jenen von St. Canzian und Duino anreihen, in welchen ebenfalls Kupfer neben Stein- und Knochengeräthen gefunden wurde.

Herr Moser-Triest:

Ich will nur ergänzend erwähnen, dass das Kupferstück ganz derselben Schichte entstammt, wie die Steinartefakte; ich habe eigens darauf Acht gegeben und kann es mit Bestimmtheit versichern. Es wird das auch aus meinen Aufzeichnungen, die ich später veröffentlichten werde, hervorgehen.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Sind die Schichten horizontal angegraben worden? Man kann nicht ganz bestimmt sagen, dass die Sachen da gelagert waren, wo sie gefunden wurden, wenn man vertikal gegraben hat. Bei solcher Grabung können sie aus einer höheren Lage mit in die Tiefe kommen.

Herr Moser-Triest:

Ich habe bei meinen Grabungen selber Acht gegeben, dass die Funde aus verschiedenen Schichten nicht verwechelt werden; die Höhle ist ganz beleuchtet, das direkte Sonnenlicht bescheinigt sogar den vorderen Theil, so dass man die einzelnen Schichten genau unterscheiden kann.

Vorsitzender Herr Geh.-Rath Prof. Dr. R. Virchow schliesst die Vormittags-Sitzung um 12¹⁵ Uhr.

Nachmittags Sitzung.

Vorsitzender Freiherr von Andrian eröffnet die Sitzung.

Herr Notar Dr. M. Křís-Steinitz in Mähren:

Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in Mähren.

Die nach dem Tertiär abgelagerten Ablagerungen sind in den verschiedenen Ländern verschieden benannt worden. Der passende Ausdruck für dieselben ist die Benennung Quartär.

Dieses umfasst die älteren mit dem Namen Diluvium bezeichneten und durch eine merkwürdige Fauna¹⁾ charakteristischen Ablagerungen, sowie die jüngeren mit dem Worte Alluvium benannten Abätze. Diluvium und Alluvium sind Ablagerungen, die durch Flüsse, Bäche, Spülwässer abgesetzt, die durch Winde zusammengetragen wurden oder die in stehenden Gewässern (Sümpfen, Teichen, Seen) sich als Schlamm gebildet haben oder die durch Verwesung von Vegetabilien entstanden sind.

In den ehemals vergletscherten Ländern kommen noch hiezu die verschiedenen mit dem Namen Erraticum bezeichneten fremdländischen Geschiebe und Steinblöcke.

Die wissenschaftliche Untersuchung des Quartärs ist mit bedeutenden Schwierigkeiten, mit grossen Kostenaufwände verbunden und erfordert eine grosse Reihe von Jahren zu seiner Ergründung.

Das Veni, vidi, vici Cäsars ist kaum irgendwo für den Forscher verhältnissvoller gewesen als auf dem Gebiete der geologischen Untersuchung und hier wieder insbesondere bei der Ergründung der quartären Ablagerungen.

Die dem Quartäre angehörigen Produkte in Mähren zerfallen in solche, die in Höhlen abgelagert erschienen und in solche, die anserhalb der Höhlen abgesetzt wurden.

In diesem Monate sind es 30 Jahre, seitdem ich mich mit der wissenschaftlichen Erforschung beider dieser quartären Kategorien befasste.

Was nun die Höhlen anbelangt, so habe ich, wie aus meiner grösseren Abhandlung „Die Höhlen in den mährischen Bezugslanden und ihre Vorseit“, Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt Wien 1891, Bd. 41, Seite 443—570 und 1892, Bd. 42, S. 463—626 hervorgeht, die wichtigsten Höhlen (Slonperhöhlen, Kulna, Vypustek, Byčská, Kostelík n. s. w.) untersucht und hiebei 130 Schichte mit einer Gesamttiefe von 668 m

1) Das Diluvium erscheint charakterisirt durch Reste von ausgestorbenen (Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Ursus spelaeus und Cervus megaceros) und seit undenklicher Zeit ausgewanderten Thieren (arktische Vertreter: Ovibos moschatus, Cervus tarandus, Lepus variabilis, Canis lagopus, Gulo borealis, Myodes torquatus, Myodes nensis, Arvicola raticipes, Lagopus alpinus, Lagopus albus, Sorex araneus; — alpine Species: Capra ibex, Arvicola nivalis, Sorex alpinus), Capra rupicapra; südliche Species: Felis leopardus, Felis spelaea, Hyaena spelaeus; Steppenhiere Lagomys pusillus, Cricetus phaeus, Arctomys bobac, Spermophilus rufescens, Saiga Antelope). — Im Alluvium fehlen die eben erwähnten Thierarten, treten dagegen Hausthierreste auf (Bos laurus, Ovis aries, Capra bircus, Sus domestica, Canis familiaris).

Cont. Blatt 4. deutsch. A. G.

angehoben; die felsige Sohle wurde 88 mal erreicht, nebstdem wurden 30 Stollen und 10 Felder ausgegraben und im Ganzen 4021 Kubikmeter Erdmassen ausgehoben und untersucht.

Diese gewiss sehr angelegenten Arbeiten setzten mich in den Stand nachstehende Fragen zu lösen: wie die Höhlenräume entstanden sind, wie die Ablagerung beschaffen sei, woher sie gekommen war und welche Einschlüsse sie enthalte.

Bei der Erforschung der Ablagerungsmassen ist die genaueste, durch Spezialinstrumente gewonnenen Kenntnis der Niveauverhältnisse von der grössten Wichtigkeit; wer diese nicht besitzt, der sieht in den Ablagerungen ein Chaos der mannigfaltigsten Schwemmprodukte, der sieht sich fort und fort in seiner Berechnung getäuscht.

Kennt jedoch der Forscher die Provenienz der in den einzelnen Strecken abgelagerten Ablagerungen, hat er in Folge der Grabungen und des Nivellements ein klares Bild über das Gefälle der einzelnen Schichten, so vermag er im voraus zu berechnen und zu bestimmen, wie die Schichten auf dieser oder jener Stelle aneinander folgen werden und wird sich nie täuschen. Ja dann stant man wirklich über diese so einfachen und so natürlichen Ablagerungsverhältnisse, dann schwindet jeder Zweifel über die Richtigkeit der Schlüsse und die in solchen Schichten ausgehobenen Thierreste werden wirklich zu klassischen Urkunden, die uns das Alter der Schichten und der mit eingeschlossenen Reste menschlicher Hinterlassenschaft herzeigen.

Nur eines muss der Forscher noch in's Auge fassen: die Ungestörtheit der Schichten.

Dieser Umstand ist bei längeren Höhlenstrecken, wo man die abgelagerten Schichten auf weitere Entfernungen verfolgen kann, auf das zuverlässigste und genaueste festzustellen; bei kleineren Höhlen, die Reste menschlicher Hinterlassenschaft enthalten, helfen dem Forscher die ausgehöhlten Feuerstätten mit ihren mächtigen Aschenhaufen.

Was unter einem ungestörten Aschenhaufe lag, muss seit der Zeit dieser Feuerstätte ungestört geblieben sein.

Hien gesellen sich in vielen Fällen mehr oder weniger starke Sinterdecken; was unter einer ungestörten Sinterdecke eingeschlossen war, konnte unmöglich jünger sein als die Sinterdecke selbst und das, was in der über der Sinterdecke ruhenden Ablagerung enthalten ist.

Ich will dies mit Rücksicht auf unser Thema nur an einem Beispiele nachweisen:

Bei Sloup in Mähren in dem Gebiete der devonischen Kalk liegt eine 85 m lange, 8 m hohe, 15—20 m breite, lichte Höhle, genannt Kůlna. Die Ablagerung dasselbst ist 16 m mächtig und bis auf die felsige Sohle knochenführend. Hier konnte ich genau nachstehende Schichten unterscheiden:

a) eine schwarze, aus Lehm und Kalkgerölle bestehende, 1,20 m mächtige, obere Schichte; in dieser kommen Reste von Hausthieren (Hausrind, Schaaf, Ziege, Schwein und Haubhund), dann Scherben von Thongefässen, nebst Spinnwirten in Menge vor; dazwischen fehlen die oberwärts diluvialen Thiere. Diese Schichte war also alluvial.

b) Unter dieser lag die 14,80 m mächtige, aus gelbem Lehme und Kalksteinfragmenten bestehende Schichte, in der Reste von Hausthieren und Scherben von Thongefässen vollständig fehlten, die dagegen von Resten diluvialer Thiere reichlich durchsetzt war.

Die obere alluviale Schichte hob sich markant von der unteren diluvialen ab und war so regelmäßig abgelagert, dass ich, nachdem das Gefälle derselben bestimmt war, an jeder beliebigen Stelle im voraus ihre Mächtigkeit berechnen und anführen konnte. Beide Schichten, die alluviale und diluviale, waren angestört. In der alluvialen waren ausgedehnte Feuerstätten mit mächtigen Aschenhaufen. Jede Störung der Schicht hätte eine Zerstörung der Feuerstätte und die Vermischung mit der schwarzen Erde zur Folge gehabt, was sofort erkennbar gewesen wäre. Was nun die diluviale gelbe Schicht anbelangt, so zerfiel diese in nachstehende Straten:

a) Die obere, 2,80 m mächtige enthielt Reste menschlicher Hinterlassenschaft in Menge und darunter noch sogenannte Feuerstätten;

β) die untere, 12 m starke Strate, in der Reste menschlicher Hinterlassenschaft nicht vorkommen. In beiden aber waren in grosser Anzahl diluviale Thierreste und darunter jene von Felis primigenius, Rhinoceros tichor, Ursus spel., Felis spel., Hyæna spel. vertreten. Dass die diluviale Kulturschichte angestört war, folgte aus der Angestörttheit der oberen schwarzen Schichte und aus jener der vielen Feuerstätten in derselben selbst. Hier lagen also Reste menschlicher Hinterlassenschaft in angestörten Schichten mit jenen angestörten Thieren eingebettet. Gibt es eine andere vernünftige Erklärung hiefür als jene, dass die Urmenschen mit den überhäuteten Thieren gleichzeitig gelebt haben?

Fredrich könnte Steinstrap und seine Anhänger sagen: Das Mammoth lebte allerdings vor dem Urmenschen in Mähren; als aber dieser nach Mähren eingewandert ist, waren die Mammoths längst in der Erde begraben und eingeforen und die diluvialen Menschen haben selbe nach Jakutenart herausgraben oder die Skelettheile aufgedeckter Leichen zur Herstellung ihrer Geräte benützt.

Allein bei der Kôlna existirt kein solcher Löshügel wie bei Predmost, wo eine ganze Mammothrinde eingebettet gewesen wäre und steigen die Mammothrinde von 16 m Tiefe kontinuierlich in die Kulturschichte hinauf. Hier also musste der Urnensch mit dem Mammoth gleichzeitig gelebt haben.

Was nun die innerhalb der Höhlen abgesetzten quarzigen Ablagerungen anbelangt, so haben wir es bei uns in Mähren eigentlich nur mit dem Lehm- und Löslager hinauf. Hier also musste der Urnensch mit den Sanden zu thun.

Es ist unmöglich, die Frage über die Contemporanität des Menschen mit dem Mammoth in dieser Richtung zu beantworten, ohne auf die Bildungsart der Lehme und Löslager näher eingehen und selbe zu beleuchten.

Ich habe es mir zu einem Theile meiner Lebensaufgabe gemacht die Quarzabildungen Mährens zu verfolgen. Die wie man so sagen pflegt, typischen und wichtigsten Lehm- und Löslager Mährens habe ich untersucht; aus Ost- und Westmähren, aus Mittel- und Südmähren habe ich bis zum heutigen Tage über ein Hundert Löslager besichtigt und verglichen.

Die von mir in den Sitzungsberichten der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1894, Bd. XXIV, S. 50–57 publicirte Abhandlung über die Lehm- und Löslager enthält in händiger Form die Hauptresultate dieser Forschungen; die Beschreibung der von mir untersuchten Löslager wird bald nachfolgen.

Wie also sind die Lehm- und Löslager in Mähren entstanden?

Es ist nothwendig, vorerst nachzuforschen, wie sie nicht entstehen konnte:

a) Die Löslager sind nicht marinen Ursprungs; dies beweisen die in ihnen vorkommenden Reste von Landäugethieren und die oftmals in Massen auftretenden Landconchylien.

b) Die in Mähren von mir untersuchten Lehm- und Löslager sind nicht von den Flutbecken der Flüsse und Bäche abgesetzt worden.

Wir finden nämlich die Lehm- und Löslager in den meisten Fällen weit von dem jetzigen Bach- und Flussläufen und doch über dem Bette derselben abgesetzt, dass zu deren fluvialen Bildung das Vorhandensein so hoher Wasserstände vorausgesetzt worden müsste, die den ehemaligen tertiären Meeresspiegel erreicht hätten. (Beispiele hierzu siehe auf Seite 62 meiner Abhandlung über die Lehm- und Löslager.)

c) Unsere Löslager sind der Hauptsache nach von den Winden zusammengetragen worden; das Material ist rein lokaler Natur; in den meisten Löslagern kommen zugleich Straten vor, die durch Spülvässer abgesetzt worden waren (pluviale Straten).

Ein schönes Beispiel für die von mir angeführte Bildungsart ist gerade der bei Predmost gelegene Löshügel, von dem wir wegen seiner Wichtigkeit näher berichten wollen.

An der Westseite der eine kleine halbe Stunde im Norden von Prerau gelegene Ortschaft Predmost erhebt sich eine Klippe devonischen Kalke, der in zwei Stückerichen abgeschlossen erscheint, rings um diese Kalksteinrippe ist Löss abgelagert und bildet mit jener Kalksteinrippe eine auf allen Seiten isolirte Anhöhe, genannt Chlumberg oder Hradisköberg.

Wie aus den von mir in der Zeit vom 28. Mai bis 2. Juni d. J. in der laudationsbene der Beva und der Umgebung von Predmost abgeteufte Schichten hervorgeht, überzeugten wir uns, dass, soweit die Beva ihre Gewässer bei Ueberschwemmungen ergiesst oder früher ergossen hat, sich wohl Gerölle und Sande abgelagert haben, aber kein Löss sich gebildet hat; dass dagegen gerade da der Löss beginnt, wo die Ueberschwemmungsprodukte der Beva anfließen und dass dann der Löss 22 m hoch an der isolirten Spitze des Chlumberges bei Predmost steigt; hieraus folgt also, dass der Löss bei Predmost nicht von den Flutbecken der Beva abgesetzt werden konnte.

Aber auch Spülvässer konnten diesen Löss nicht abgelagert haben, weil selbe von keiner Seite das Gefälle heber besitzen, noch besitzen; es konnten also nur Winde aus den Schwemmasanden der Beva und den tertiären Sanden und Tegel der Umgebung²⁾ den Löshügel gebildet haben.

Nun sind wir zu dem eigentlichen Punktum litis (Streitfrage) gelangt, nämlich zu der Frage, ob der Mensch nach der in dem Löslager im Garten des Chromček in Predmost vorkommenden Kulturschichte und ihren Einschüssen mit den darin eingebetteten Mammoth gleichzeitig gelebt hat oder nicht.

Wäre der dänische Forscher J. Steenstrup nicht im Jahre 1883 nach Mähren gekommen und hätte er nach Besichtigung des Löslagers bei Predmost seine im Nachfolgenden so prägnante Theorie nicht aufgestellt und

1) Siehe S. 63–64 Sitzungsberichte der anthropol. Gesellschaft Wien, Bd. XXIV, 1894.

2) Vergleiche meine Abhandlung: Die Löslager in Predmost bei Prerau. Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft Wien, Bd. XXIV, S. 49–50.

sich gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe nicht ausgesprochen: es wäre wenigstens für Mähren die von Dr. Wankel, von Karl Maska und mir ausgesprochene und begründete Ansicht, der Urnensch habe mit dem Mammuthe in Mähren gelebt, kaum angegriffen worden.

Nun hat sich aber Dr. Wankel, der der Erste in dem Löselager im Garten des Chromček wissenschaftliche Grabungen unternommen hat, für die Ansicht Steenstrup's entschieden und so standen in dieser Frage Steenstrup und Wankel mit ihren Anschauungen auf der einen, Karl Maska und ich auf der anderen Seite.

Betrachten wir nun näher Steenstrup's Theorie und prüfen wir genauer die von ihm vorgebrachten Gründe.

Steenstrup, der unsere diluvialen Ablagerungen nicht studirt hat, der unsere Höhlen und ihre Ablagerungen nicht kennt, sagt¹⁾:

1) Wie in Dänemark und in den skandinavischen Norden, so war auch in Mitteleuropa und somach auch in Mähren das Mammuthe präglacial²⁾ (S. 9, 20).

2) Auf dem Löshügel von Predmost verendete in Folge einer natürlichen Katastrophe eine Mammutherde (S. 12). Ihre Reste lagen auf dem sich bildenden Löshügel und wurden zeitweise heuget durch Hyänen und andere Raubthiere (20).

3) Zwischen der Mammuthekatastrophe und der Ankunft des Menschen sind vielleicht Jahrtausende verlossen (S. 9).

Die Mammutherde sind zufolge der Natur der Lössbildung bald mehr, bald minder von einer Schicht Lössstaubandes überdeckt, bald wieder abgedeckt und entblößt gewesen.

Die Folge davon war, dass die grösseren und stärkeren Knochen geborsten und der Länge nach gesprengt, die kleineren (Wirbel und Rippen) nach allen Seiten geborsten sind und dass alle blossliegenden Knochen durch die Luft und den windbewegten Staub sand eigenthümlich an der Oberfläche geglättet und die Kanten der grösseren Knochen Spuren der Abschleiffung und Abrundung zeigen (20).

4) Während diese Mammutherde bloss oder theilweise bloss lagen, haben Rudel kräftiger Wölfe das reiche Aasfeld besucht; vielleicht sind sie Jahrhundert hindurch auf ihren Streifgängen zu Gast gewesen. Derselbe thaten Polarfische (S. 21).

5) Der Mensch erschien jedoch in Mähren erst mit dem Renthiere, d. h. in der Renthierezeit (S. 20), die unabsehbar weit von jener der Mammuthe liegt; zwischen beiden Phasen des Diluvium liegen vielleicht Jahrtausende (9).

Dieser Renthiermensch jagte hier das Mammuthe nicht; er fand es vielmehr nur im fossilen oder halb-fossilen Zustande vor und hat sich, wie es die Jakuten und andere nordasiatische Volkstämme noch heutigen Tage thun, aus dem Elfenbein und den Knochen seine Artefakte gemacht (S. 20 n. 21).

6) Die Kälterschichte im Garten Chromček's ist offenbar missverstanden und missgedeutet worden (S. 9). Dieselbe war nicht eine einfache, sondern eine zweitheilige; sie bestand aus der dem Raume nach kleineren und der Zeit nach jüngeren Gruppe der Be-

standtheile und dem der Masse und dem Raume nach überwiegender Bestandtheile, nämlich dem den ganzen Platz überdeckenden Leichenfeld von Mammutherden und ihren Zeitgenossen — diese war zugleich die ältere (S. 19).

Wir wollen uns in Kürze auf Steenstrup's Ausführungen antworten.

ad 1. Das Mammuthe, das Nashorn und viele andere Gras- und Fleischfresser waren in Mähren präglacial und sind lange vor dem Urnensch nach Mähren eingewandert. Dieser erscheint von mir bereits in den Mittheilungen der Section für Höhlenkunde des österreichischen Touristenklubs 1890, S. 9 ausgesprochen und in meiner Monographie über die Höhlen in den nährischen Devonkarren und ihre Vorseit (Jahrb. der k. k. geolog. R.-A. Bd. 42, S. 610—612) erwiesen.

Hierin stimmen also unsere Ansichten überein. Allein wie aus der Liste meiner mit der grössten Sorgfalt ausgehobenen Funde der Therreste in der Kálna (Jahrbuch Bd. 41, S. 526—535) über allen Zweifel hervorgeht, lebte bei uns das Mammuthe auch in der glacialen Zeit zusammen mit *Cervus tarandus*, mit *Gulo borealis*, *Canis lagopus*, *Lepus variabilis*, *Lagopus alpinus*, *L. albus* und *Myodes torquatus*, und in dieser Zeit kam der Urnensch nach Mähren, so dass dieser noch das Mammuthe sah und es jagte konnte.

ad 2. Die Frage, wie die Mammuthe auf den Löshügel von Predmost gekommen sind, ist eigentlich eine Nebenfrage; sie wird jedoch von Steenstrup zur Hauptfrage erhoben und zum Angepunkte gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe gemacht.

Nehmen wir nun mit Steenstrup an, es sei hier bei Predmost eine Mammutherde aus welcher immer elementarere Ereignisse umgekommen. Was folgt daraus?

Raubthiere kamen und zerstörten die frisch gefallenen Leichen und darobtritten die einzelnen zusammenhängenden Theile. Aber auch der Mensch konnte sich eingefunden und an dem Mammuthe-Gastmahle sogar im Kampfe mit den Bestien partizipirt haben.

ad 3. Wenn Steenstrup behauptet, die Mammutherde seien bald von dem Lössstaube bedeckt, bald wieder unbedeckt geblieben und es seien Jahrtausende zwischen der Mammuthekatastrophe und der Ankunft des Menschen verlossen (S. 9), so muss dies auch jener, der sich mit der Lössbildung niemals befasst hat, entschieden widersprechen.

Setzen wir also voraus, die Mammutherde wäre im strengen Winter auf dem Löshügel umgekommen; was geschieht im nächsten Sommer?

Das Fleisch musste aufaulen, von den Knochen nach und nach sich ablösen und die Cadavera in einzelne, etwa noch durch Sehnen zusammenhängende Skeletstücke zerfallen.

Im nächsten Winter mögen diese Mammutheroste sich wohl erhalten haben; aber in dem darauffolgenden Sommer werden auch die Sehnen verfaul und werden sein und der Verwitterungsprozess der Knochen wird nun begonnen haben.

Ueber diesen Verwitterungsprozess will ich aus eigener Erfahrung Folgendes mittheilen:

Gleich nach dem Anlangen der Steenstrup'schen Abhandlung im Jahre 1890 setzte ich einige Knochen von Hausthieren des Atmospheriums aus. Von diesen lege ich hier vor: den rechten Unterkiefer vom Pferde und den linken hinteren Laufknochen (Metatars sin.) vom Hausrinde.

Nach Ablauf von 4 Jahren erhielt der Unterkiefer des Pferdes folgendes Aussehen:

1) Siehe Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien, 1890, Bd. XX, S. 1—31.

2) S. 9 in der Fussnote werden diese ausdrücklich Vor-Eiszeit-Elefanten genannt.

Die Farbe ist schmutzig grau mit einzelnen verbleichten Stellen, besonders an der Aussenseite; der Knochen ist wie ausgeblät, mit vielen Rissen und Sprüngen versehen, die zumeist der Längsachse des Astes parallel laufen. Der äussere Alveolarrand steht von den Zahnkränern weit ab; die 6 Backenzähne sind an der inneren und äusseren Wand rissig, einzelne Theile des Schmelzes sind abgesprungen, grössere Partien hiervon im Abspringen begriffen; aus dem ganzen Aussehen und der Beschaffenheit des Knochens geht hervor, dass der Kieferast im Bersten und die Zähne im Zerfallen begriffen sind.

Der Metatarsus vom Hasenrinde ist besser erhalten, doch nimmt man wahr, dass die untere Epiphise sich abheben will und dass der Knochen sowohl an der vorderen, als auch an der hinteren Seite in der Mitte der Länge nach geborsten erscheint und dass das Zerfallen dieses Knochens in zwei Hälften wird nicht lange auf sich warten lassen.

Nun, diese sind die Folgen einer bloss 4jährigen Einwirkung der atmosphärischen Einflüsse bei uns im gemässigten Klima; die Folgen strenger sibirischer Kälte würden noch nachhaltiger sein.¹⁾

Wenn nun Steinstrap behauptet, die Mammuthknochen wären bald bedeckt gewesen, bald wieder lange Zeit unbedeckt geblieben, und diese hätte Tausende von Jahren gedauert, so sehen wir aus den obigen Beispielen, dass aus den Mammuthknochen und Mammuthähnen gar nichts mehr geblieben wäre, sie wären nach einigen Decennien zerfallen. Spülwässer hätten die Partikeln weggetragen und wir wären nicht in die Lage versetzt worden, über ihre Provenienz ins den Kopf zu zerbrechen.

Nach Steinstrap sollen Mammuthknochen geglättet sein und diese soll von der Einwirkung sandführender Luftströmungen herrühren; ebenso sei die Abrundung und Abschleifung an den Kanten hiedurch bewirkt worden.

Wenn wir die Knochen sowohl der Mammuth, als auch der übrigen hier eingebetteten Thiere näher untersuchen und vergleichen, so finden wir, dass nur wenige eine scheinbar geglättete Oberfläche besitzen; die grösste Anzahl derselben hat eine rauhe, ausgebläute Oberfläche, wie sie fast allen Thierresten eigen ist, die aus dem Aeserdurchstich in die Tiefe hinhin; die meteorischen Niederschläge dringen in den Löss hinein, sickern nach und nach durch und lagern die Knochen aus; nur da, wo ein Knochen über dem anderen liegt, kann es geschehen, dass der untere, also geschütztere Knochen ein frischeres Aussehen behält und eine mehr glatte Oberfläche sich bewahrt; auch da, wo eine mehr tegelige Schichte den Knochen vor dem sickern des Wasser deckt, erscheint die Oberfläche weniger ausgebläut, also weniger rauh.

Die Abrundung und Abschleifung der Kanten war in Folge der von Thieren und Menschen geschriebenen Dislocirungen der Knochen veranlasst worden.

1) Aus der Zeitschrift der österr. Gesellschaft für Meteorologie 1881, Bd. XVI, pag. 197–198, entnehme ich über die Kälte von Werchojansk (67° 34' N, 133° 51' E) Folgendes:

Alte Baumstämme bersten in Folge des Frostes unter betäubendem Lärm, mächtige Felsstücke werden abgesprängt und rollen in die Tiefe herab; ein dreifacher Renthierpelz ist kaum im Stande, das Haut vor dem Erstarren zu schützen, den Pferden platzen vor Kälte die Haar, Renthiere suchen Schutz in den Wäldern u. s. w.

Ich lege hier aus einer kleinen Höhle des Hadeckerthales, gemaont Schwedentisch, die 16 m über der Thalsohle erhoben ist und in die gewiss keine stauführenden und glättenden Luftströmungen gelangt waren, 2 Rhinocerosknochen vor (Corpus der linken Thibia und corpus des linken Radius).

Wie wir an beiden Knochen sehen, sind die oberen und unteren Enden abgehoben und die Kanten von Bestien abgekannt, überdies ist der Radius der Länge nach geborsten, während von der Thibia an der Vorderseite der Kamm im Abspringen begriffen erscheint; weiters lege ich den linken Astragalus von Rhinoceros tieher. vor; noch dieser trägt Zahnmarken von Raubthieren; alle 3 Knochen erscheinen auf der Oberfläche schön geglättet.

Aber so, wie Steinstrap sich die Bildung des Lösses vorstellt, ist selbe bei uns nicht vor sich gegangen.

Ehe aus dem blossen Sande, d. h. den lose angehäuften Kieselkörnern der plastiche gelbe Lehm, d. h. der Löss sich bildet, muss dieser Sand reifen, d. h. durch die Einwirkung der Atmosphärischen Masse sich die thönige Substanz bilden und mit dem Sand vermengen; wenn wir den Sand auf der einen Stelle nehmen und ihn auf der anderen ablagern, so wird aus ihm noch kein Löss — wir hätten ja in den Wüsten schon längst überall fruchtbareren Löss statt des unfruchtbaren Sandes. Der Sand reife in der Regel unweit des jetzigen Lössdepôts aus Sanden und Tiegeln heran und werde schon als Lössstaub vom Winde betragen und dann von einer Grasdecke überzogen.

Ist aber blosser Sand auf den sich bildenden Lösshügel hingetragen worden, so musste durch Grassyack eine Umwandlung dieses Sandes in Löss nach und nach erfolgt sein.

Hat sich aber einmal eine Grasdecke über den Lösshügel ausgebreitet, dann vermochte kein Wind den Löss wegzutragen, ammal sich durch das Sickerwasser die Lössmasse immer fester verband.

Dass aber die Lössoberfläche in Prädmost von dieser Grasdecke geschützt war, beweisen die feinen Röhren in demselben, die von abgestorbenen Pflanzenwurzeln und Pflanzenfasern herrühren.

4. Die Wölfe sollen Jahrbunderte lang sam Frasse zu diesem Aspekt sich eingedrängt haben.

Wie ist dies, frage ich, möglich? Waren die Mammuthreste unbedeckt, so verfaulte das Fleisch, die Knochen wurden auengelagt und nach wenigen Jahren stellten sich die Wölfe zu einem Schmause hier gewiss nicht ein; waren die Mammuthreste vom Löss bedeckt, so verfaulte doch das Fleisch und die Knochen wurden durch das Sickerwasser auch auengelagt; auch dann stellten sich die Wölfe nicht ein. War jedoch der Boden festgefroren, so konnte ihn der Wind nicht wegzutragen und die Wölfe an dem Fleische der Knochen nicht lagern.

Wenn aber der Boden aufgethaut ist, da begann der Verwesungsprozess; in einigen Jahren musste in jedem Falle jede Schmauserei hier aufgehört haben, ad 5. Unsere Funde in den Höhlen weisen nach, dass der Mensch in Mähren in der glacialen Zeit erschienen ist; dasselbe bestätigt aber auch die Kulturschichte von Prädmost; denn wenn wir darin Reste von *Oribolus macrotatus* (Menschenschnecke), *Myosotis torquatus* (Halbhandelmmung), *Canis lupinus* (Rufschaf), *Gulo borealis* (Wiefraas), *Cervus tarandus* (Renthier), *Lepus variabilis* (Schneehase), *Lagopus alpinus* und *Lagopus albus* (Schneehuhn und Moorhuhn), also die Vertreter der arktischen oder glacialen Fauna vorfinden,

wis sollen wir jene Phase des Diluvium benennen, in der jene Thiere in der Umgehung von Fiedmoet gelebt haben.

Ob der Mensch das Mammoth hier gräbt hat oder nicht ist wieder für unsere Hauptfrage irrelevant.

Dass der Mensch das Mammoth hier nicht im fossilen oder halb-fossilen Zustande angetroffen habe, sondern mit ihm gleichzeitig lehte, haben wir bereits gezeigt.

ad 6. Die Kulturschichte im Garten des Chromček haben genau untersucht: Dr. Wankel, Karl Maška, Prof. J. Klvaňa, ich und Florian Koudelka, derzeit k. h. Bezirksarzt in Wischau. Keinem von diesen Forschern sei es ein, eine Kulturschichte, in der von dem Liegenden bis zum Hangenden Thierreste und darunter vornehmlich Mammothreste nebst Artefakten vorkommen, eine zweitheilige zu nennen; jeder von ihnen war überzeugt, diese durch Holz- und Knochenkohle geschwärzte Strate sei in einer bestimmten Phase des Diluvium entstanden; der Mensch mit den hier eingebetteten Thieren habe hier gelebt, sich durch längere Zeit oder wenigstens in nicht langen Intervallen sich auf dem Löshilge aufgehalten.

Nun kommt Steenstrup aus Dänemark und erklärt nach geschwehener Besichtigung dieser Kulturschichte:

Ihr alle habet euch geirrt, ihr habet diese Kulturschichte missverstanden, sie ist nicht eine einfache, sondern eine zweitheilige, angeachtet das Flint und Steinwerkzeuge mit den Mammothknochen zusammen in einer Art Breccie eingepackt sich vorfinden (S. 10).

Wie man sich eine solche zusammen vertheilte Schichte als eine zweitheilige vorstellen könne, begriffe ich nicht; ich habe Hunderte von Schichten untersucht und beschrieben; aber zweitheilig konnte ich nur eine solche nennen, bei der die Straten (oberen und unteren) sich durch ihre Farbe oder ihre Zusammensetzung unterscheiden.

Wenn wir aber von diesem nicht zutreffenden Worte absehen wollen, was konnte Steenstrup bewegen, diese so zusammengesetzte Schichte in eine ältere aus Mammothknochen und in eine jüngere aus Artefakten und aus Resten von Thieren, die dem Menschen als Nahrung dienten (vornehmlich *Cervus tarandus*) bestehende zu scheiden, da es doch handgreiflich war, dass Renntierreste und Artefakte die ganze Kulturschichte durchsetzen?

Die zuletzt erwähnte Ausführung Steenstrup's wäre ganz ungründlich, wenn sie sich nicht auf seine vorgefasste, nach Mähren bereits mitgebrachte und hier zuerst gelegte Meinung über das nachzeitliche Auftreten des Menschen in Mittel-Europa stützen würde. Ich selbst war Anfangs nicht ein Anhänger der von Steenstrup bekämpften Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammoth; allein je länger und intensiver ich mich mit wissenschaftlichen Grabungen befasst habe, desto klarer überzeugten mich die Funde und ihre Lagerungsverhältnisse, dass das Mammoth, *Elephas primigenius*, in Mähren (von anderen Ländern spreche ich nicht) schon in der präglacialen Zeit aufgetreten ist, dass dasselbe jedoch in die glacialen Phase des Diluvium hinübertrat, und wenn es sich auch in diesen unglückseligen Zeiten stark verminderte, dennoch mit dem Urmenschen bei uns lange Zeit gelebt hat. Auf Grund der in den Höhlen und ausserhalb derselben vorgenommenen Untersuchungen spreche ich mich in Bezug auf Mähren mit aller Entscheidung für die Contemporanität des Menschen mit dem Mammoth aus.

Herr Prof. Dr. Joh. Ranke-München:

Die Herren, welche vor zwei Jahren mit in Ulm gewesen sind, werden sich daran erinnern, dass bei dem damaligen Kongresse Herr Geheimrath Virchow in dieser Frage Stellung genommen hat und zwar in einem ganz andern Sinne als wir das oben von Herrn Dr. Kitz gehöret haben. Herr Geheimrath Virchow hat die Einwürfe, welche von Steenstrup und Wankel gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen und des Mammoth in Fiedmoet vorgebracht worden sind, besprochen und hat uns aufgefordert, in der Erklärung dieser Funde recht vorsichtig zu sein. Da was wir jetzt gehöret haben, war eigentlich eine Entgegnung gegen das, was damals Herr Geheimrath Virchow in Ulm gesagt hat; so muss man das Ebengehörte von vorneherein anfangen, und so will es gewiss auch der geehrte Herr Vorredner aufgefasst haben.

Der Herr Vorredner hat zunächst über die Höhlenforschungen gesprochen und hat uns über die Schichtungen in den Höhlen, die von ihm selbst so sorgfältig untersucht worden sind, ein Bild zu geben versucht. Diese Höhlenforschungen haben alle, mögen sie nun sorgfältig oder weniger sorgfältig angeführt werden, einen gewissen Haken: wir sind nämlich kaum jemals vollkommen im Stande, die Schichten, auch sehr gut, vollkommen scharf betreffs ihres Inhaltes von einander zu trennen. Ich erinere dafür nur an das berühmte Wort von niemand Geringerem als dem Entdecker des Diluvialmenschen: Bouche de Perthes, das der Weith der in den Höhlen gefundenen Reste für die Altersbestimmung des Menschen ein zweifelhafter sei, da die Höhlen die Karawansereien aller vergangener Geschlechter gewesen seien. Wir finden dort vielfach auch in scheinbar ungestörten Schichten in der Tiefe doch Dinge, die dahin nicht gehören und die gewissermassen während in die Schichtenablagernngen hineingekommen sind. In den feuchten Höhlenlehm a. B. werden Dinge eingetreten, welche dann auch durch ihr spezifisches Gewicht sinken. Auf diese Weise können sie auf den Grund des Höhlenlehm kommen, während sie ihrer eigentlichen Provenienza nach in die allerhöchste Schichte gehören. So habe ich selbst mitten unter Knochen diluvialer Thiere Scherben eines gusseisernen Topfes gefunden. Ich glaube, dass wir uns, von Höhlenforschungen ausgehend, auch nur mit der allergrössten Vorsicht ein Bild machen dürfen über die zeitlichen Verhältnisse, in denen der Mensch in der Höhle aufgetreten ist.

Sie wissen alle, dass die eigentliche Entscheidung über das Vorkommen des Menschen im Diluvium nur dadurch möglich war, dass man in seit dem Diluvium sicher ungestörten diluvialen Schichten ausserhalb der Höhlen die charakteristischen Manufakte des Menschen gefunden hat, auf welche von dem Herrn Vorsitzenden in seiner Eröffnungsrede hingewiesen worden ist. Nun darf man aber die in Frage stehende Lo-sablagerung bei Fiedmoet meiner Meinung nach, weil sie oben aus Lo-s besteht, keineswegs identifiziren etwa mit jenen klassischen ungestörten Diluvialschichten, z. B. im Sommethal, aus denen man die menschlichen Manufakte, die zweifellos aus dem Diluvium stammen, gewonnen hat. Wer überhaupt Lo-s untersucht hat, wie ich ihn viel untersucht habe, weiss, wie ausserordentlich schwierig es ist, die ursprüngliche s. v. S. Schichtung in ihm zu erkennen. Wir haben im Lo-s in der Nähe von München eine ganze Reihe künstlicher Höhlen, in welche ich selbst vielfach hineingekrochen bin. An Stellen, wo solche Höhlen eingestürzt waren,

habe ich oft graben lassen und konstatiert, dass hier die alte Lagerung nicht mehr zu erkennen war. Der Besitzer einer solchen künstlichen Höhle bei Dachau bei München warnte mich einmal sehr lebhaft, in seine Höhle hinein zu kriechen. Ich habe es dort auch wirklich nur einmal ausgeführt, weil der Löse an der Höhlendecke herbeikam, so dass es sehr leicht hätte eintreten können, dass ich dort verschüttet worden wäre und dann hätte man mich vielleicht einmal später als diluvialen Professor aus dem Löse bei Dachau ausgegraben.

Der Löse ist für Sickerwasser in hohem Grade durchlässig, so dass er zusammenhängend und dadurch eine unter Umständen ganz regelmäßige und doch ganz neue Lagerungen bildet. Die Verhältnisse sind in gewissem Sinne ähnlich wie bei den Salzstöcken in Hallein, wo man mitten in den Salzstöcken die Manufakture der alten prähistorischen Bergleute findet; diese haben aber auch nicht gelebt vor der Bildung des Salzes, sondern ihre Manufakture sind ganz in derselben Weise, wie das beim Löse vorgehen kann, in diese scheinbar ungestörten Lagen hineingekommen.

Das Hauptmissverständnis über, an welchem der Vortrag des Herrn Vorredners leidet, ist das, dass er glaubt, es sei von Steenstrup die Meinung ausgesprochen worden, diese Mammuthleichen seien in einer unserer gegenwärtigen Verhältnisse in Mitteleuropa z. B. in Mähren hundert Perioden längere Zeit, vielleicht viele Jahrhunderte oder Jahrtausende unbedeckt gewesen. Das, worauf Steenstrup exemplifiziert, sind ja die heutigen Tage noch erhaltenen Mammuthleichen, welche die Jakuten und die nord-sibirische Bevölkerung heute noch ausgraben und welche noch heute die Hauptquelle des Elfenbeins in der Technik sind. Gerade so wie jene Völker heute noch die Leichen nur in dem gefrorenen Boden auffinden, aus den Zähnen und Knochen ihre Werkzeuge machen, und mit dem Fleische ihre Hunde füttern, so konnte der Mensch auch in der Zeit, um die es sich bei dieser Diskussion handelt, nämlich in der Glacial resp. Postglacialperiode, in der Reithierperiode, wo Menschen sicher vorhanden waren, Mammuthleichen auch in unseren Gegenden in ganz ähnlichem Erhaltungszustande finden. Das ist die Idee Steenstrups gewesen, und wenn er sagte, es können Jahrhunderte hingegangen sein, in welchen Hunde und Wölfe von den Mammuthleichen gefressen haben, so hat er guten Grund dafür. Es sind ja doch gewisse in Nordasien jetzt schon Jahrtausende verlassene, seitdem diese Thiere von den Mammuthleichen sich nähren, wie sie es ja heutzutage bei den Jakuten u. s. w. noch thun.

Die Auseinandersetzungen von Steenstrup haben ja noch keinen vollen Beweis dafür gebracht, dass der Mensch nicht gleichzeitig mit dem Mammuth dort in Fredmoos war. Aber das ist ganz gewiss, dass man sich ausserordentlich skeptisch verhalten muss bei Erklärung dieses Fundes, da wir es dort nicht mit Funden aus sicher seit dem Diluvium ungestörten diluvialen Schichten zu thun haben, sondern mit Löse. Ich wiederhole: wir müssen hier sehr vorsichtig sein, und wir haben auch noch heute gar keinen Grund, an den Aufstellung zu rütteln, welche vor 3 Jahren unser hochverehrter Herr Vorsitzender in Ulm gemacht hat, und wir müssen es Steenstrup und Wankel mit Dank gedenken, dass sie ihre Zweifel über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in Fredmoos zu begründen versucht haben.

Herr Dr. Kritz:

Ich kann die von dem hochgeehrten Herrn Vorredner gemachten Bedenken durchaus nicht theilen. Ich habe ausdrücklich bemerkt, dass man Funde aus kleineren Höhlen, wo die eben früher erwähnten Kriterien nicht vorhanden sind, zur Altersbestimmung gar nicht verwenden soll.

Bei größeren Höhlen aber, wo man die Schichten auf lange Entfernungen genau verfolgen kann, ist jede Täuschung ausgeschlossen.

Die Bemerkung, dass Artefakte aus jüngerer Zeit, etwa in Folge des spezifischen Gewichtes, in ältere Schichten sich herabsinken können, ist, soweit es unsere mährischen Höhlen anbelangt, nicht zutreffend.

Die Kulturschichten in unseren Höhlen bestehen aus so fest verbundenen Erd- und Geröllmassen, dass ein Herabsinken etwaiger Artefakte, wie dies etwa bei Moorgründen der Fall ist, ganz unmöglich war und ist.

Selbst grosse Kahlböcke sind nicht im Stande, in Folge der eigenen Schwere in die bestehende Ablagerung herabzusinken, viel weniger also Artefakte.

Den bei Fredmoos über der Kulturschicht abgesetzten Löse erkennt Steenstrup selbst als ungestört an (Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft, Bd. XX, S. 11); ich habe also in dieser Richtung gar nichts mehr beizusetzen; ich bemerke nur im Allgemeinen, dass wir bei uns in den Löselagern in der Regel pluviale, d. h. von Spätweatern abgesetzte Schichten vorfinden und dass also jede nachträgliche Störung des Löses die Störung dieser pluvialen Schicht zur Folge hatte, was sofort erkennbar wäre.

Was unter einem ungestörten Aseherde lag, muss seit der Zeit dieser Feuerstätte ungestört geblieben sein; hiesig gesellen sich in vielen Fällen mehr oder weniger starke Sinterdecken, was unter einer ungestörten Sinterdecke eingeschlossen war, konnte unmöglich jünger sein, als die Sinterdecke selbst und das, was in der über der Sinterdecke ruhenden Ablagerung enthalten ist.

Funde aus kleineren Höhlen, wo diese Kriterien nicht vorhanden sind, sollen zur Altersbestimmung nicht verwendet werden; und in dieser Richtung wurde viel gestündigt und wird jetzt noch gestündigt.*

Herr R. Virchow-Berlin:

Ueber Zwergassenen.

Ich habe, hochverehrte Anwesende, schon im vorigen Jahre auf der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover eine kleine Besprechung über die Zwergassenen begonnen. Damals war eben vor nicht langer Zeit Dr. Stahlmann aus Afrika zurückgekehrt und hatte zwei lebende Damen eines Zwergstammes mit nach Berlin gebracht; ich musste mich daher auf einige vorläufige Bemerkungen beschränken. Ich darf wohl jetzt die diese hinweggehen. Diejenigen, die sich dafür interessieren, möchte ich darauf verweisen, dass unser vorjähriger Bericht das Nöthige, was diesen Punkt betrifft, enthält. Seit dieser Zeit ist das Material nicht unbedeutlich verstärkt worden, insbesondere sind die stigmatischen Schädel, die Herr Stahlmann in Zentral-Afrika gesammelt hatte, angekommen und zwar in einem gut erhaltenen Zustande. Es ist damit zum erstenmal ein thatsächliches Material von nicht geringer Ansehung zur Stelle geschafft und die Ergebnisse lassen sich durch gegenseitige Vergleichung der individuellen Variationen einigermaßen aus-

gleichen. Was das eine so viel hat, hat das andere so wenig, und wir gewinnen so allmählich ein gewisses mittleres Maass. Darüber werde ich gleich nachher kurz sprechen, soweit es im Rahmen einer solchen Verhandlung möglich ist.

Ich will vorausschicken, dass die Frage der Zwerg-rassen, wie es ja immer bei derartigen neuen Fragen geht, sich schnell erweitert hat; immer neue Bezirke der Erde sind hereinbezogen worden, wo Zwerg-rassen zu finden seien. Ich habe deshalb einige grosse Karten aufhängen lassen, die in die Gegenden zu zeigen, wo Zwergstämme wohnen. Sie werden daraus ersehen, dass manche dieser Stämme längst bekannt waren; man hat aber erst angefangen, nachdem man einmal die Afrikaner hatte, auch die sonst bekannten kleinen Stämme Zwerg-rassen zu nennen, während man sie früher nicht so genannt hatte, z. B. die Wedda auf Ceylon oder die Lappin. Von diesen wusste man ja, dass sie kleine Leute seien, aber bis dahin hatte man sie nicht mit den Afrikanern zusammengestellt.

Die Bedeutung der Zwerg-Frage ist nun aber mehr und mehr verschärft worden und ich will namentlich hervorheben, was mich vorzugsweise bestimmt hat, hier darüber zu sprechen, nämlich die Neigung, die sich angeblich geltend macht, die Zwerg-e bis in sehr ferne Zeiten der Prähistorie zurückzuverfolgen. Die Zwerg-Frage ist in der That eine prähistorische Frage geworden.

Wie das zugegangen ist, ist allerdings sehr sonderbar. Der erste, welcher derartige Betrachtungen angestellt hat, war ein französischer Forscher, Mr. Piette, seines Berufes Ingenieur, ein sehr scharfsichtiger Mann, der im südlichen Frankreich auf demselben Wege, auf dem schon frühere Anthropologen ihre bahnbrechenden Beobachtungen gemacht hatten, weiter gegangen ist. Unter manchen persönlichen Schwierigkeiten, die er in seinem Bericht ausführlich schildert, ist er dahin gelangt, seine Reihe ansehnlicher diluvialer Fundschichten Moss zu legen, in denen er allerlei Werkzeuge von Elfenbein antraf, auf denen sich Zeichnungen der verschiedensten Art finden, namentlich auch menschliche Figuren. Er hat diese Periode, im Gegensatz zu einigen anderen benachbarten Abschnitten der ältesten Steinzeit, durch einen besonderen Namen unterschieden: er hat sie die époque de l'ivoire, die Elfenbeinperiode genannt. Sie würde sich als ein besonderes Gebiet zwischen Steinzeit und Metallzeit einschleiben. Innerhalb dieser Elfenbeinperiode hat er nun — ich kann mich in dieser Beziehung nur auf seine Angaben berufen, ich selbst war nicht in der Lage, etwas davon zu sehen — auch Figuren, theils vollkommen angeführte, theils nur vorgegritete, gefunden, welche Menschen darstellen, und er hat daran zu zeigen sich bemüht, dass diese Gestalten unter den uns bekannten Völkerstämmen am meisten Ähnlichkeit mit den Buschmännern haben, und zwar hauptsächlich durch zwei Eigenthümlichkeiten, die im Kreise von Damen nicht weiter erörtert werden können, einerseits durch die sogenannte Stenotopye, andererseits durch die Hyperplasie der Labia minora. Beides glaubte er mit positiver Sicherheit aus den Zeichnungen nachweisen zu können. Darauf basirte er seine These, dass die Menschen, welche diese Skulpturen hergestellt haben, offenbar Personen vor sich gehabt haben müssen, welche den heutigen Buschmännern (oder Buschfrauen) gleichen. Unser Buschmann-Forscher, Dr. Fritsch, ist leider schon abgereist, und wir müssen vorläufig auf sein Urtheil verzichten. Herr Piette fasst die Elfenbeinkünstler der

Urzeit als nahe Verwandte derjenigen Zwerg-rasse an, die wir gegenwärtig besprechen wollen. Jedenfalls müssten wir, wenn seine Angaben richtig sind, annehmen, dass in der alten Steinzeit im südlichen Frankreich ein Geschlecht existirt habe, das in wesentlichen Zügen mit den heutigen Buschmännern übereinstimmt. Sie wissen wohl, dass in Frankreich seit langer Zeit eine grosse Neigung besteht, die prähistorischen Menschen des südlichen Frankreichs mit der afrikanischen Bevölkerung in nahe Beziehung zu setzen. Die einzelnen Forscher unterscheiden sich nur dadurch, dass der eine befriedigt ist, wenn er bis zum Atlas gehen kann, der andere die Sahara dazu nimmt, bis wir schliesslich zum Kap der guten Hoffnung gekommen sind. Das würde uns sich schon genügen, um uns zu veranlassen, einen Blick auf diese Verhältnisse zu werfen.

Allerlei einer un-er-er-er deutschen Freunde, der ein sehr eifriger und sorgfältiger Beobachter ist, Herr Kollmann in Basel, der Vorgänger des Herrn Ranke im Generaldirektorat der deutschen Gesellschaft, glaubt nun auch in der Schweiz eine Stelle aufgefunden zu haben, wo ein Pygmäengeschlecht der Vorzeit in Wirklichkeit existirt hat, und er glaubt auch, die Reste desselben direkt aufgefunden zu haben. Leider ist der Mann, der uns über diese Stelle berichten sollte, Dr. Nüesch, so viel ich weiss, bis jetzt nicht erschienen; er war angemeldet, aber es ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden, dass er erschienen wäre. Er ist ein eifriger Forscher, der seit mehreren Jahren damit beschäftigt ist, eine kleine und, wenn ich so sagen soll, höchst eingedichtete Stelle nach solchen alten Ueberresten zu durchforschen.

Die Stelle liegt etwas nördlich von Schaffhausen, in einer Richtung, die auch sonst schon in prähistorischer Beziehung sehr bekannt ist, insbesondere durch die berühmte Thayinger Höhle, die so lange Zeit hindurch die Autoren beschäftigt hat wegen der Funde von eingeritzten Zeichnungen. Die neue Stelle findet sich am Eingange zum Freudenthal, in dem, etwas weiter zurückliegend, die bekannte Freudenthaler Höhle erforscht ist, welche ausgezeichnetes Material in Reithierschen geliefert hat. Die Stelle, von der ich sprechen will, führt den Namen: Das Schweierhild. Der Thalrand wird daselbst durch steil aufergerichtete und stark abgebröckelte Felsen gebildet. Insbesondere hebt sich ein grosser Vorsprung hervor, der an seiner Basis eine leichte Einbuchtung besitzt. An dieser kleinen Stelle, die nur ausser ganz oben ist, fand man im Schutt neben zahlreichen Thierknochen Reste von einem alten Menschengeschlecht, namentlich eine ganze Reihe von Gräbern. Ich war vor ein paar Jahren auf Einladung des Herrn Dr. Nüesch selbst da und habe einige dieser Gräber gesehen. Leider hatte ich nicht Zeit genug, mich lange mit der Sache zu beschäftigen; ich war jedoch überzeugt, dass diese Gräber so klein waren und die Skelette auch. Ich hatte, wie Herr Nüesch, die Meinung, die vielleicht irrig war, dass es sich hauptsächlich um Kindergräber handle, und ich bin mit diesem Gedanken nach Hause gefahren¹⁾. Herr Kollmann hat dann später die Sache aufgenommen, diese „Kinder“ genau untersucht, und glaubt nun, nachweisen zu können, dass es sich nicht um Kinder handelt, wenigstens nur zum Theil, und dass ein anderer Theil Zwerg-gewesen seien. In dem Bericht, den er mir geschickt hat, hat er angegeben, dass im

1) Vgl. Verhandl. der Berliner anthrop. Gesellsch., XXIV, S. 456.

Ganzen 26 Bestattungen konstatiert worden sind; unter diesen waren nach seiner Bestimmung 13 Erwachsene, d. h. solche aus der neolithischen Zeit, und 11 Kinder im Alter bis zu 7 Jahren. Auch fand man in der nächsten Nachbarschaft ausserdem noch die Leiche eines Erwachsenen und eines Kindes. Unter diesen Resten glaubt er nun positive Pygmaenreste nachweisen zu können. Er hat mir ein paar Knochen davon geschickt, Extremitätenknochen, von denen ich nicht sagen kann, zu sagen, dass sie in wesentlichen Stücken dem entsprechen, was man bei Zwergen erwarten darf. Es sind kleine Knochen, aber ausgebildet, nicht erst im Wachstum begriffene oder darin unterbrochene. Auf einer mir übersendeten Abbildung ist ein Paar solcher Knochen wiedergegeben: ein langer, gewöhnlicher Knochen von einem heutigen Schweizer und mehrere kleinere Knochen aus dem Erdloch des Schweizerbildes; daneben sind auch Schädel in Parallele abgebildet. Die Details seiner Untersuchung werden demnächst erscheinen, ihre Publikation ist schon vorbereitet; ich habe hier nur darauf hinweisen wollen.

Nun möchte ich noch Eines besonders betonen, und das wir eines gelebten italienischen Forscher seit gestern unter uns haben, der seine Aufmerksamkeit dieser Pygmaenfrage besonders angewendet hat, Herrn Sergi von Rom, so darf ich hervorheben, dass er es gewesen ist, der sehr wesentlich dazu beigetragen hat, die Auffassung von Kollmann zu stärken, indem er auf das Vorkommen verhältnismässig kleiner Schädel in der heutigen europäischen Bevölkerung aufmerksam gemacht hat. Herr Kollmann hat sich der Auffassung Sergi's, dass die kleinen Schädel auch kleinen Menschen gehören, sehr stark genähert. In diesem Punkte muss ich jedoch meine volle Diskordanz mit dem beiden Herren aussprechen. Nach meiner Erfahrung ist für die Frage der Zwerggrassen die Grösse der Schädel allerdings nicht gleichgültig, aber doch von keinem entscheidenden Werthe.

Ich will in dieser Beziehung ein paar positive Angaben machen. Dieselben stützen sich zuerst auf das Material, welches Dr. Stuhlmann aus Centralafrika mitgebracht hat, ich darf wohl kurz erwähnen, dass die Region, aus der seine Zwerge stammen, tief im Innern gelegen ist, südwestlich vom oberen Nil, da wo die Quellflüsse der nördlichen Nebenflüsse des Kongo entspringen, wo also die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo liegt. Von hier aus gehen die Flüsse, wie zuerst von Schweinfurth erkundet wurde, nach Westen. Hier fand dieser glückliche Forscher zuerst die Akka auf der Reise, die er zu den Monbutu machte. Jetzt, auf der Expedition, die er mit Emin Pascha zusammen machte, stiessen sie auf Zwerge am Itari, einen Nebenflusse des Kongo, der aus einem weiten Waldgebiete herausgeht und westlich abströmt. Von da hat Herr Stuhlmann, nach seiner Trennung von Emin Pascha, drei lebende Zwerge mitgebracht. Sie gelangten auf dem Wege nach Bagamoyo an die Küste. Der eine, ein Mann, wurde nach Zanzibar herübergebracht und ist da gestorben; die beiden Mädchen dagegen wurden ganz erträglich durchgebracht, und sie sind es gewesen, die nach Deutschland kamen und mit denen vielleicht mancher von Ihnen persönlich Bekanntschaft gemacht hat. Gleichzeitig hat Dr. Stuhlmann aus diesem Gebiete eine Reihe von Schädeln mitgebracht: einen Theil, der unmittelbar von Zwergen stammt, einen andern, dem die nächsten Nachbarn bis zum Victoria Nyansa angehören. Auch die Leiche des männlichen Zwerges, der auf Zanzibar starb, ist später nach Berlin gebracht

worden und ihr Skelet konnte von mir mit in die Betrachtung einbezogen werden. Ich war so in der Lage, die Schädel von 7 Zwergen zu prüfen; nur einer davon war nicht ganz messbar.

Ich schalte hier ein, dass ich eine Capacität des Schädels von 1200 cem als die Grenze der Nannocephalie, der Zwergköpfigkeit bezeichnet habe; unter 1200 cem nenne ich die Schädel zwerghafte, gleichviel, ob der Körper auch zwerghaftig ist oder nicht; darüber nenne ich sie gewöhnliche. Herr Sergi ist später diese Wege weiter gegangen; er hat umfassende Untersuchungen gemacht, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann —

Wenn wir die Capacität von 1200 cem als Grenze nehmen, so ergibt sich, dass unter den 6 messbaren Zwergenschädeln aus dem Itarigebiete von dem Stamme — der, wenn wir ihn ethnisch bezeichnen wollen, *Wawee*, wie sie sich selber nennen, heissen muss, — nur 2 Nannocephal sind. 3 weitere haben einen Ranninhalt von 1260—1290 cem; dann folgt einer, der schon 1305 cem hat. Es ist also gar nicht daran zu denken, dass etwa die Nannocephalie als ein constantes Criterium dieser Zwerggrasse betrachtet werden darf.

Wenn man die Rannverhältnisse des menschlichen Schädels in grösseren Gebieten studiert, so stellt sich heraus, dass kleine Schädel in grosser Zahl in allen zentral- und afrikanischen Völkern vorkommen, zum Theil in nicht minder grosser Zahl unter solchen Rassen, bei denen man von Zwergköpfigkeit gar nicht zu sprechen pflegt. Ich habe es übernommen, den anthropologischen Theil des II. Bandes von Dr. Stuhlmann's Werk über Ostafrika zu schreiben; das ist eine Gelegenheit, eine Zusammenstellung aller darauf bezüglichen Erfahrungen zu geben, namentlich auch das grosse Schädelmaterial zu besprechen, welches Schweinfurth von seinen neueren Reisen aus Abyssinien und der den erworbenen italienischen Colonia Eritrea, welche zum Theil erst durch den neuesten Sieg der Italiener bei Kassala gesichert worden ist, mitgebracht hat. Auch hier ergibt sich ein gewisser Bruchtheil von Nannocephalie. Ich habe einen Schädel aus Abyssinien bekommen, der bis jetzt als der kleinste überhaupt bekannte afrikanische Schädel angesehen werden muss; er hat eine Capacität von nur 975 cem. Er ist der allerkleinste, der aus ganz Afrika bekannt ist; er hat nicht die leiseste Beziehung, soweit ich wenigstens bis jetzt sehen kann, zu einer Zwerggrasse.

Daher muss ich, vorläufig wenigstens, sagen, dass wenn jemand aus blosser Nannocephalie, d. h. Zwergköpfigkeit, den Rückschluss machen will, dass der Träger ein Pygmae, d. h. ein Mensch mit Zwergwuchs des Körpers, gewesen sei, ich dem nicht zustimmen kann, und zwar umso weniger, als die Zwerge bei uns, wenn sie nicht gerade einer kretinistischen Gruppe angehören, meistens durch grosse Köpfe sich auszeichnen. Der grosse Kopf der Zwerge galt von jeher für typisch und hat selbst Dichtern, Prosaisern und Malern als Prototyp gedient.

Was dagegen die Länge des Körpers anlangt, also die Höhe des Individuums und die Entwicklung der Extremitäten, die ganz wesentlich zu dieser Höhe beiträgt, so verhält es sich damit gerade umgekehrt. Es gibt nicht wenige Rassen, die kurze Extremitäten haben, aber diese sind in sehr verschiedener Weise ausgebildet. Ich war kurze Zeit, bevor ich hieher kam, in Stockholm und habe im anatomischen Museum daselbst noch einmal meinen Blick über die Reihe der Lappon-Skelette gleiten lassen. Ich war ganz über-

rascht, wieder einmal die kurzen Unterschenkel zu sehen, so kurz, das sie meiner Meinung nach schon von weitem jedem erkennbar sein müssen. Von solcher Kürze der Unterschenkel kann bei den Skeletten der afrikanischen Zwerge gar nicht die Rede sein. Ich muss daher vorläufig ganz im Abrede stellen, dass man aus einzelnen Theilen des Körpers so schwer wichtige Rückschlüsse machen darf und dass man eine Identität der Rassen einfach aus der Länge der Extremitätenknochen oder der Größe der Schädel ableiten könne. Es ist für die Rassenbestimmung absolut notwendig, dass wir zuerst feststellen, in welcher Völkergruppe die besonderen Zwerge vorkommen, die uns interessieren. Ich muss auf das bestimmteste andeuten, dass ich einen und denselben Maassstab für die Lappen, wie für die Akka oder Ewwe oder gar für die Buschmänner gelten lasse. Von philosophischen Standpunkte aus mag man eine solche Betrachtung anstellen, naturwissenschaftlich haben die Lappen mit den anderen genannten Stämmen nichts zu thun.

Es sind ganz besondere Abtheilungen der Bevölkerung, die wir bis jetzt in Afrika kennen gelernt haben, in deren Mitte Zwerge in grosser Zahl leben. Die aus dem Iturigebiet sind un zweifelhaft Neger in der vollendetsten Form; sie haben die ausgemachte Negerbehaarung, ein ausgeprochenes Negerkolorit, die ausgezeichnete Neger Nase oder vielmehr die durch einen gewissen Mangel an knöchernem Material bezeichnete Nase des Negers, die gelegentlich ganz hinter der Gesichtsfäche verschwindet, sie haben das dicke Maul, — so kann man ja wohl sagen, — und eine Menge anderer Eigenschaften.

Unter ihren Eigenschaften sind meiner Auffassung nach die Haare am meisten bemerkenswerth. Wenn man einen solchen Kopf gefasst, so bekommt man jenes eigenthümliche Gefühl, welches seit langer Zeit als „Pfefferkörner“ bezeichnet ist. Isolirt man ein solches Pfefferkorn, so ergibt sich seine Zusammensetzung aus einer Anzahl kleiner Spiraltrollen, die zusammengewickelt, meist unter Hinzutreten von Nachbarrollen, ein Korn bilden. Die Haare wachsen nämlich sofort aus der Kopfhaut hervor in Form feiner Rollen, die sich ganz eng aufwickeln, so dass, wenn man sie abschneidet, man an einem Ende zum andern durchsehen kann; es sind ebene hohle Röhren, die ein Lumen haben. Das ist das, was ich seit langer Zeit meinem Freund Fritsch gegenüber, der die Aehnlichkeit dieser Spiraltrollenbildung mit der Schafwolle nicht anerkennen will, als „Wolle“ vertheidigt habe. Ich spreche indess in Bezug auf den Menschen gewöhnlich nicht von Wolle, weil das zu einem Missverständnis führen könnte; ich sage eben „Spiraltrollen“, aber diese betrachte ich als eine typische Eigenthümlichkeit der eigentlichen Neger. Soweit Spiraltrollenbau in Afrika existirt, muss man die Träger derselben als mit den Negern zusammenhängend betrachten.

Diese Spiraltrollen sind in aller Vollständigkeit auch bei den Ewwe vorhanden, und daher kann ich nicht umhin, zu sagen, das dieser Stamm, obwohl in den dichten Urwäldern des Landes fast völlig isolirt lebend, mit den benachbarten Neger-Rassen in Zusammenhang gebracht werden muss.

Hat man einmal diese „wolligen“ Negerköpfe festgestellt, so ist allerdings die Versuchung sehr nahe gerückt, sie gewissen anderen schwarzen Rassen ferner Gegenden anzureihen, welche ungefähr unter derselben Breite leben. Unter diesen pflegen in erster Linie die

Bewohner der Andamanen angeführt zu werden, einer kleinen Inselgruppe, die im bengalischen Meerbusen nicht sehr weit von der Küste von Hinterindien gelegen ist. Die Existenz einer reinen Wollkopfbevölkerung, die zugleich aewerghaften Wuchs und schwarze Haut besitzt, ist hier um so mehr auffallend, als die nächsten Inseln, die Nikobaren, keine Idee davon zeigen, sondern eine vollkommen glatthaarige Bevölkerung besitzen, die sich den gelben Rassen Asiens anschliesst. Man kennt ferner schon länger die Negritos, die im Innern der Philippinen, allerdings in derselben Stelle mit den Andamanen, existiren, und die man früher zusammenwarf mit der schwarzen Bevölkerung der ganzen östlichen Inselwelt bis nach Australien. Aber in diesem weiten Gebiet gibt es eine ganze Anzahl verschiedener Stämme und Rassen. Die Schwarzen von Melanesien, die sog. Papua, sind eine ganz andere Rasse, als die Australer, welche nichts weniger als Wollhaar besitzen. Was das kranke Haar der Papua betrifft, so hat es allerdings eine grössere Aehnlichkeit, aber die Papua zeigen andere, unterscheidende Merkmale im Körperbau.

Nenerlich haben wir hinter einander mehrere wilde Stämme auf der Halbinsel Malacca erforscht. Das Land war bis jetzt in seinem zentralen Theile ganz unannahbar, da es von Sumpfwäldern durchsetzt ist, in welche kein Europäer eindringen kann, ohne den schwersten Malariaerkrankungen ausgesetzt zu sein. Bisher waren alle Versuche, zu den Urvohnern durchzudringen, gescheitert. Im Laufe des vorigen Jahres habe ich zum erstenmale durch unsere dortigen Reisenden, Herrn Vaughan Stevens, ein paar „Pfefferkörner“ von da erhalten, und das ist wahres Spiralhaar. Diese Haarprobe stammt von einem Manne des Panggang-Stammes, der den Orang Semang zugerechnet wird; sie steht im geraden Gegensatz zu dem welligen Haar der übrigen wilden Stämme Malacca's. Immerhin liesse sich daraus ein gewisser Zusammenhang mit den Andamanen vermuthen.

Dann kommt, das nemere Reisende von verschiedenen Stellen der suda-asatischen Küste etwas ähnliches berichtet haben. Ich will nur hervorheben die sehr bemerkenswerthen Angaben von Mr. Dieulafoy, der Susa, die alte persische Ruinenstadt, ausgegraben hat und dessen schöne Funde jetzt im Louvre in Paris stehen. Er hat an der Meerenge von Ormus und weiter hinauf bis zum Norden des persischen Golfes Spuren einer Bevölkerung gefunden, von der er ähnlich behauptet, aber ich besitze von da kein Objekt, ich kann darüber nicht urtheilen. Ich möchte jedoch ganz kurz bemerken: wenn man einmal Susa heransieht, so kann man auch aus dem Pendschab einzelne ähnliche Beobachtungen anführen. Ob jedoch, wie man behauptet hat, diese Angaben genügen, um daraus zu schliessen, dass einstmals wollhaare Neger durch ganz Sudaasien gewohnt haben, scheint mir vorrührt zu sein. Am wenigsten gilt daraus für das Vorkommen von Zwergassen. Ausser den Andamanen sind höchstens die Negritos der Philippinen wegen ihres kleinen Wachses zu nennen; Melanesier und Australer kommen hier nicht in Betracht.

Wenn wir das Gehirt betrachten, das von den Akka und Ewwe eingenommen wird, und im Anschluss daran das weiter südlich am mittleren Kongo, wo die Batou wohnen, so meine ich, das diese, weit von allen Küstengegenden entfernte Region der Erde zunächst für sich betrachtet werden muss. Die charakteristische Erscheinung äussert sich bei den Zwergstämmen darin, dass ihre Angehörigen immer dieselbe

Entwicklung des Körpers durchmachen. Wir stehen also vor einer Frage, die tief in die Rassen-Genese eingreift. Ihre endliche Beantwortung wird jedenfalls viel dazu beitragen, uns einen gewissen, festen Anhalt in Bezug auf die Beurtheilung der Rassenbildung zu gewähren. Aber zuerst ist die Vorfrage zu beantworten, ob die wohlthätigen Zwerg nicht in verschiedene Rassen einrangieren sind. Soweit sind wir nach meiner Meinung noch nicht, um die Besonderheiten jeder der in Betracht kommenden Rassen so genau darzulegen, das daraus ein festes Wissen hervorgeht. Es ist jedoch eigenthümlich, dass, während die afrikanischen Zwergstämme mit der Nachbarbevölkerung in einem gewissen Zusammenhang stehen, die genannten asiatischen Stämme einen solchen Zusammenhang nicht erkennen lassen.

Es gibt auch sonst an verschiedenen anderen Stellen der Erde gewisse Plätze, wo Nanoccephalen in grösserer Zahl vorkommen. Selbst Amerika besitzt einige solche Gebiete, so in dem an Venezuela anstossenden Theil von Colombien, ferner in dem südlichen Theile der Coralliere und auf ihren Abhängen nach West und Ost. Aber das sind keine schwarzen Rassen und auch keine „Pfefferkorn-Köpfe“, es sind nur verstreute kleine Köpfe mit strammem Haar.

Eine andere Frage, welche mich, wie ich hier besonders betonen will, mit grosser Dringlichkeit aufwirft, wenn man die geographische Lage betrachtet, ist die Beziehung, welche diese Stämme zu den anthropoiden Affen haben könnten. Bekanntlich ist Afrika das Vaterland zweier anthropoider Affen, des Gorilla und des Schimpansen, dagegen bildet den Mittelpunkt für den Orang-Utan und den Gibbon die Sunda-Insel Boreo. Das sind die beiden Hauptgebiete der Anthropoiden, und wenn jemand seiner Phantasie frei die Zügel schenken lässt, so kann er sehr leicht dahin kommen, aus diesen Heimathstücken auf eine nähere Verwandtschaft zwischen den Zwergen und den Anthropoiden zu fahnden. Das war auch der Hintergedanke, wie ich oben aussprechen kann, mit dem einige Gelehrte an die Untersuchung der Zwerg herangingen. Dagegen will ich nur hervorheben, dass, während ich mich bemüht habe, mit möglichster Sorgfalt das mir zugängliche Knochen-Material von den Zwergen durchzusichtiren, ich gerade diejenigen Eigenschaften bei ihnen bemerkt gar nicht oder nur in beschränktem Masse gefunden haben, die man im engeren Sinne von anatomischen Standpunkte aus pithekoïd, affenartig zu nennen pflegt. Unter diesen steht obenan die eigenthümliche Bildung der Schläfenfengend, wo die ganze Ordnung der Knochen bei Anthropoiden etwas anders ist, als beim Menschen, wo jedoch gelegentlich auch beim Menschen Abweichungen eintreten, wie sie in der Regel nur bei höheren Affen gefunden werden. Die bedeutendste unter diesen Abweichungen findet ihren Ausdruck in dem sogen. Schläfenfortsatz (Processus frontalis squamæ temporalis), einem vom vorderen oberen Winkel der Schläfenschuppe nach vorn gehenden Knochenfortsatz, der die sonst vorhandene Anfülgung des grossen Keilknöchels aus das Setzenwandbein unterbricht. In dieser Beziehung kann ich erwähnen, dass von den 7 Eweo-Schädeln nur 3 einen Schläfenfortsatz zeigen, — eine für afrikanische Verhältnisse nicht auffallende Häufigkeit, da ich z. B. unter 7 Schädeln von Bukoba (Nyansa-See 4, unter 16 Masai-Schädeln gleichfalls 4 mit dem Processus frontalis antrauf, ich kann also nicht zugeben, dass aus den bisherigen Untersuchungen etwas hervorgehe, was die erwähnte Vermuthung in

Bezug auf die Zwerg, im Gegensatz zu anderen Negern, zu stützen im Stande wäre.

Naturwissenschaftlich betrachtet ist kein Zweifel, dass die afrikanischen Zwergstämme zu den allermerkwürdigsten Erscheinungen gehören, welche durch die neue Forschung uns näher gebracht worden sind. Es liegt auch sehr nahe, die Frage von ihrer Entstehung in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren; ich warne aber davor, über das Mass dessen, was uns die Beobachtung lehrt, etwas weiteres hinauszuzeihen.

Ganz kurz darf ich vielleicht noch erwähnen, dass es noch eine andere Art, auch der naturwissenschaftlichen Deutung solcher Erscheinungen, gibt, die man bei dem Studium gewisser analoger Abweichungen in Betracht ziehen muss, — das ist der Einfluss schlechter Ernährung und grosser Verachlässigung auf die Entwicklung des Körpers. Erst kürzlich ist uns hier von den Tirolern auseinandergesetzt worden, welchen Einfluss die Ernährung auf ihre Körperentwicklung anbringt. Es ist kein Zweifel, dass wir auch bei kräftigen Thier-Rassen durch unzureichende schlechte Ernährung kleine und kümmerliche Individuen hervorbringen können, dass aber auch bei Menschen unter ärmlichen Verhältnissen eine solche Verkümmern entstehen kann. Deshalb habe ich seit 20 Jahren die Frage offen gehalten und studirt, ob nicht die Lappen, die unter den finnischen Stämmen eine ganz anomale Stellung einnehmen, ihre dürftige Entwicklung der Mangelhaftigkeit ihrer äusseren Existenzbedingungen verdanken. Es scheint mir aber auch, dass man unsicher eine ähnliche Frage aufwerfen kann gegenüber diesen irdischen Waldbewohnern, die unter allen afrikanischen Völkern am wenigsten günstig in Bezug auf die Ernährung gestellt sind und die bis auf den heutigen Tag an vielen Stellen nicht einmal die Anfänge von Ackerbau oder Viehzucht erlernt haben, so dass sie sich fast ausschliesslich von den Erträgen einer wilden Raubjagd erhalten.

Herr Prof. Nergl-Rom:

Ueber die auro-paläarktischen Pygmaen.

Ich möchte den Mittheilungen des Prof. Virchow über die Zwergwesen einige eigenthümlichkeiten von meinen Forschungen von 1892 hinzufügen.

Nachdem ich in Melanesien eine mikrocephalische Menschenrasse mit viel kleinerem Schädelinhalt als die der Negritenschädel und auch der Form nach von dieser verschied (entdeckt habe), wandte sich meine Aufmerksamkeit auf einige Schädel von viel kleinerem Inhalt, die ich in Italien und dann in Russland gesehen hatte und den melanesischen Mikrocephalen fast ähnlich waren.

Ich habe eindringlicher die Sache untersuchen wollen, um die Erklärung dieser bemerkenswerthen Erscheinung zu finden, und namentlich, nachdem ich anerkannt hatte, dass der verschiedene Schädelinhalt nicht immer als individuelle Verschiedenheit angenommen werden kann. Unterschiede von 1000 ccm bis 1500 ccm, bis 1800, bis 2000 ccm sind, nach meiner Ansicht, keine individuellen Verschiedenheiten, da sie zu gross sind, ich habe nie dagegen als ethnische Verschiedenheiten betrachtet; während die individuellen Verschiedenheiten nur kleine, nicht typische und veränderliche sind, die von Entwicklungsständen ab-

1) Varietè mnanè della Melanesia. Roma. Acad. Medica di Roma 1892 und Archiv für Anthropologie. 1892. XXIII.

hängen. Daher sind die Schädel mit 1000 oder 1200 ccm Inhalt nicht eine einfache Abänderung von denen mit 1800 bis 1600 ccm Inhalt, sondern sie sind eine verschiedenen Menschenrasse.

Da regte sich in mir der Verdacht, dass einem so niedrigen Schädelinhalt eine bestimmte Körpergröße entsprechen sollte, wie schon sonst von den Anthropologen angenommen ist, dass das mit dem Schädelinhalt correspondirende Gewicht des Gehirns fast proportional der Körpergröße zu- und abnimmt.¹⁾

Obwohl es eine Tradition von klassischen Alterthume her von der Vorhandensein der Pygmaen in Europa gibt, ist doch nicht bewiesen und die Tradition ist sehr unsicher, während heute das Vorhandensein der Pygmaen in Afrika, Asien, Oecanien bewiesen ist. Ich habe daher meine Forschungen auf die Schädel mit kleinem Inhalt am Mittelmeere und im kurganischen Russland, und auf die Körpergröße der gegenwärtigen Völkerschaften, namentlich von Italien, gewendet.²⁾

Ich habe 47 theils alte, theils moderne Schädel von kleinerem Inhalt als 1150 ccm, alle von mittelländischen Meere, studiren können und dann noch 46 Schädel von gleichem Inhalt, wie der der Negriten von Andamanen, also 1241 ccm, (oder Elatiocephale nach meiner Methode), auch von Mittelmeere und endlich 106 sicilische moderne Schädel von gleichem Schädelinhalt, alles zusammen also 199 ♂♂ Schädel. Von den russischen Schädeln der Kurganen, die im Moskauer Museum anfwahrt werden, habe ich 145 von kleinerem Inhalt als 1150 ccm studirt, ein reiches Material für meine Arbeit.

Sämmtliche 344 alten und neuen Schädel gehören nach meiner morphologischen Methode bestimmt den gewöhnlichen Varietäten des Mittelmeere und von den Kurganen Russlands an. Aus zahlreichen Elementen ergibt sich unzweifelhaft, dass es am Mittelmeere und im östlichen Europa ein Volk mit normalem, microcephalischen Kopf gegeben hat und noch heute gibt, ein Volk, das auch pygmäisch sein muss, wenn man das Verhältnis zur Körpergröße annimmt. Aber ich habe mich mit dem einzigen Prinzip der Correspondenz zwischen Körpergröße und (Schädel)Gehirn nicht zufrieden gestellt, ich habe nachforschen wollen, ob es eine bestimmte Zahl von niedrigen oder pygmäischen Körpergrößen, die von Structur und Entwicklung normal wären, in denselben Gegenden, wo man die Schädel mit kleinem Inhalte gefunden hat, gebe.

Und ich habe die Statistik der italienischen Ansehungsämter für 9 Jahre (1854-62) nachgeschaut. In der Statistik der Befreiten sind diejenigen, die wegen Krankheiten, von denjenigen, die wegen niedriger Statur befreit werden, von einander geschieden, daher sind alle pathologischen Fälle, wie Kachexie etc., ausgenommen; die Zahlen entsprechen der Wahrheit einer niedrigen normalen Körpergröße und zwar aus ethnischen Charakter. Ich hätte mich auch bedienen können der ähnlichen statistischen Arbeiten von Russland, darunter auch derjenigen des Prof. Anutschin, aber hier sind viele ethnische Elemente, die angelassen werden sollten, weil sie nach der Zeit der Kurganen eingedrungen sind.

Deswegen beschränke ich meine Forschungen über die Körpergröße nur auf die italienischen Bevölkerungen, das ich für genügend halte.

1) De Quatrefages, Les Pygmées. Paris, 1867.

2) Varietà umane microcephaliche e Pigmei di Europa. Boll. Accad. Medica di Roma, 1868.

Die Ergebnisse sind folgende:

1) Man findet immer eine bestimmte Zahl von 20jährigen jungen Leuten, die nicht die Höhe von 1,66 erreichen; diese Zahl ergibt sich aus dem procentualischen Verhältnis in allen Aushebungen Italiens.

2) Die Zahl der durch 9 Jahre (von 1854-1862) gemessenen jungen Leute, die eine Höhe von 1,25 bis 1,55 erreichen, ist 14,49 Proz. mit Schwankungen von 13,59-16,09 Proz.

3) Die Zahl der jungen Leute, die durch dieselben 9 Jahre nicht eine Höhe von 1,46 erreichen, sondern zwischen 1,25-1,45 ist 1,65 Proz. mit Schwankungen von 1,50-1,77 Proz.

4) Die medie der absoluten Zahl für dieselben 9 Jahre von den jungen Leuten, die die Höhe von 1,25-1,45 erreicht haben, ist 4275, während die derjenigen von 1,25-1,55 m 37879 ist.

5) Die größte Zahl von Leuten kleiner Gestalt findet sich namentlich in den 10 Provinzen der Inseln Sicilien und Sardinien und in Süditalien; in diesen Provinzen waren für die Statur von 1,25-1,45 3,61 Proz., von 1,25-1,55 21,55 Proz.; in der Provinz Cagliari finden sich 29,99 Proz., in Reggio-Calabria 25,99 Proz.

6) Die absolute Zahl für die im Jahre 1862 Geborenen, die eine Höhe von 1,25-1,45 erreichten, ist 1390, für diejenigen von 1,25-1,55 9105 für die zehn Provinzen.

Nun, wenn wir ausrechnen, dass die Zahl in der medie constant ist, und dass im weiblichen Geschlechte eine Correlation sein muss, so können wir eine Zahl finden, die alle kleinen Leute der ganzen lebenden Bevölkerung angibt.

Nach der Statistik von 1881 ist die Bevölkerung von den 10 Provinzen ♂♂ 5 618 623; so wird 3,61 Proz. gerechnet, die Zahl derjenigen, die eine Höhe von 1,25-1,45 erreichten, strichen auf 143 875 ♂♂ und die derjenigen von 1,25-1,55 auf 688 378 ♂♂.

Rechnen wir für ganz Italien die medie von 9 Jahren (vgl. 1854-1862) der 20jährigen männlichen Bevölkerung, so haben wir die

Statur von m 1,25-1,45	1,63 Proz.
m 1,25-1,55	14,49 Proz.

Ausgerechnet für die männliche Bevölkerung allein von 15 000 000, so haben wir

Statur von m 1,25-1,45	489 000 ♂
m 1,25-1,55	2 175 500 ♂

Wenn man die correspondirende medie für das weibliche Geschlecht ausrechnet, so haben wir

Statur von m 1,25-1,45	978 000 ♀
m 1,25-1,55	4 347 000 ♀

Die Zahlen sind sehr gross für eine Bevölkerung von niedriger Höhe.

Wenn man die Körperhöhe von orientalischen und afrikanischen Pygmaen betrachtet, so findet man, dass ein Maximum von 1,55 m ♂ für die italienischen Pygmaen nicht übertrifft ist, wenn man Schwankungen bis 1,60 m ♂ bei den Andamanesen zügigt; übrigens habe ich die Höhe von 1,45 ♂ ausrechnen wollen, die sehr niedrig ist, und die Zahl von solchen Leuten ist sehr gross.

Alles dieses beweist, dass es in Italien ein Volk von Pygmaen gibt, welches in dem schon erwähnten kleinen Schädelinhalt, Micro- und Elatiocephalie, erkennbar ist und beweist auch, dass solche Pygmaen zahlreicher in den südlichen Provinzen und in den zwei grossen Inseln, als in Oberitalien sind.

Audere Forschungen, obwohl nicht viele, habe ich mit Hilfe meines Freundes, Hrn. Mantia, an lebenden

Sicilianern der Provinz Girgenti gemacht, und andere an Bewohnern Samniums. Und die Ergebnisse sind, dass einer kleinen Gestalt oft ein kleiner Kopf mit kleinem Inhalt korrespondirt. Wichtig für mich ist gewesen, an lebenden Individuen dieselben Kopfformen gefunden zu haben, wie ich sie an den Schädeln gefunden hatte.

Diese Schädel zeigen viele Merkmale der Inferiorität, welche auf eine niedrige Herkunft deuten.

Diese Merkmale der Inferiorität finden man namentlich in dem Gesichtsknochenbau: breite Nasenöffnungen, niedrige Nasenhöhe, kleine und eingedrückte Nasenknochen, also Platyrbomie, die unmanchmal einen Index von 69 hat, also Negroiden-Charaktere, die man unter den Afrikanern und Melanesen findet. Der Kiefer ist kurz, mit tiefen Fossae caninae, mit kurzen und dünnen aufsteigenden Processen, kleinen Molaren, aber eckig und kantig vorspringend. Orbitae immer sehr verschieden, tief und niedrig, von der Form eines Parallelogramms, Prognathismus sehr selten.

Aber man muss nicht immer hoffen, die Pygmäen mit mikrocephalen oder kleinem Kopf zu sehen, denn man muss nicht auf die Mischungen vergessen und daher auf die übrigen Formen. Nichts leichter, als hohe Gestalten mit kleinen Köpfen und kleine Gestalten mit grossen oder mittleren Köpfen zu finden. Ich habe das erwähnt, damit man nicht glaube, dass dies die Correlation zwischen Schädelinhalt (Hirngewicht) und Körperhöhe widerstreiten könne.

Ich habe folgende Hypothese aufgestellt, die ich hier wiederhole:

„Nachdem man eine so grosse Zahl von Microcephalen und Pygmäen gesehen und ihre Charaktere erforscht hat, glaube ich, dass man aufstellen kann, was noch kein Aethnologe angezeigt hat, dass eine Auswanderung von Pygmäen von Afrika nach dem Mittelmeere und ein Ueberfallen von Südeuropa mit allen seinen Inseln und von Osteroza seitens des schwarzen Meeres stattgefunden hat. Diese Pygmäen sollten in längerer oder kürzerer Zeit, allein oder mit anderen Völkern gemischt, in des Continents eingedrungen sein, wie man klar sieht aus der Vertheilung der microcephalischen Schädel in Russland, welche in den Kurganen und in einigen alten Grabbügeln von Cherson bis Nowoladoga, von Kasan und von Astrachan bis Minsk gegen Osten gefunden wurden, nicht ausgenommen die Centralregion des Gouvernements Moskau. Diese Pygmäen hätten sich dann mit anderen Völkern vom Mittelmeere und von Russland in verschiedenen Zeiträumen gemischt; von dieser Mischung wäre dann jene nach Statur und Schädelinhalt sammt anderen äusseren Charakteren, wie Hautfarbe, Haare und Augenfarben, Ban und Zusammenstellung der Gesichtsknochenverhältnisse und dieser zum Schädel, hybride Form geboren.“

Die Zahl der Gemischten von normaler Grösse und mit höheren Charakteren von hellerer Haut, von glatten und kastanienfarbenen Haaren sollte die niedrige und nicht kleine Zahl der Pygmäen überbunden haben.

Und diese Zahl der Gemischten von normaler Grösse liess einige äussere negroiden Charaktere der Pygmäen verschwinden, indem sie die inneren Charaktere, d. i. die auf das Skelett bezüglichen und namentlich des Schädel's und der Statur wenig oder gar nichts änderte.

Diese Pygmäen von Europa müssen, wenn man die mikrocephalen Köpfe und die Zahl der Individuen

von 1,26—1,45 m Höhe in Italien betrachtet, wie auch die afrikanischen Pygmäen, die Schweinfurth, Stalley, Emin, Casati, Miari gesehen haben, viel kleiner gewesen sein, als die östlichen Pygmäen. Wie ich schon oben erwähnt habe, müssen auch die elatiocephalischen Köpfe einem Pygmäenvolk zugeschrieben werden, und griechen Schädelinhalt haben die Andamanesen, die die bestimmtesten Pygmäen sind.

In Süditalien und auf den italienischen Inseln findet man eine grosse Zahl von ebenso kleinen Schädeln. Die Annahme von einer Einwanderung der Pygmäen von Afrika in Europa führe ich hypothetisch an, aber es scheint mir wirklich eine bewiesene Thatsache.

Und ein sicherer Beweis scheint das Vorkommen solcher mikrocephalen Varietäten nicht nur unter den Sicilianern, Sarden und anderen neuen Italianern, sondern auch unter wenigen alten phöniciischen, etruskischen und römischen Schädeln mit gemeinsamen Charakteren, wie mir auch ein guter Beweis scheint, dass man unter der früheren Bevölkerung Russlands und im ganzen europäischen Russland eine grosse Zahl mikrocephaler Abarten findet, die auch am Mittelmeer vorkommen.

Die von Prof. Virchow gelesene Mittheilung des Prof. Kollmann über ein neolithisches Skelet, das in Schaffhausen gefunden wurde und das mir schon bekannt war, weil Prof. Kollmann mir es gezeigt hatte, als wir uns bei dem internationalen medicinischen Congress in Rom fanden, ist für meine Hypothese, die ich vor zwei Jahren über den wahrscheinlichen Ursprung der Pygmäen in Europa ausgab, sehr günstig.]

Diese Pygmäen also sind seit unendlichen Zeiten in Europa und sind nicht nur an den Ufern des Mittelmeeres vertheilt, sondern langsam sind sie in das europäische Festland eingedrungen, allein oder mit anderen ethnischen Elementen vermischt in den fortwährenden Wanderungen der Völker.

Wie bereits erwähnt, habe ich sie bis in Kurganen und in der Umgegend von Petersburg gefunden und glaube annehmen zu können, dass die Einwanderung der Pygmäen in das europäische Russland sehr zahlreich gewesen sein muss, wenn man sieht, dass die grosse Zahl mikrocephaler Schädel unter den andern Schädeln der Kurganen mehr als 10 Procent ergibt.

Für wenig wichtig halte ich die Einwendung, dass man in Italien und in Russland bei den Pygmäen

1) Ich will nur eine Thatsache, um meine wahrscheinliche Theorie zu behaupten, hinzufügen, ich lese in *Crania helvetica antiqua* von Prof. Sander und Prof. Banwarth, Leipzig, S. 20, über die Station der späteren Steinzeit von Chevroux, wo man einige pygmäenhafte Skelette gefunden hat, die folgende Bemerkung:

„Wir haben es also hier mit einer pygmäenhafte Rasse mit microcephalen Schädeln zu thun, welche von der Rasse der Pfälzer-Höhlen vollkommen abweicht . . . Da bis jetzt keine analogen Funde gemacht worden sind, so lässt sich nur annehmen, dass es sich um die zurückgelassene Gebeine einer wandernden Horde handelt, die, nach dem Muschelschmuck zu urtheilen, vom Süden her kam; die Schalenstücke von Tritonium nodiferum ham. lassen wenigstens auf Herkunft von den Ufern des Mittelmeeres schliessen.“ Siehe auch S. 18.

	Herkunft	Gewicht in Grammen	Form	Windungs- stand
A. Zulu	1) Zulu ♂, 20 Jahre, Tod an Va- riola vera	1050	brachy- cephal	windungs- arm
	2) Suaheli ♂, 17 J., taub- stum. Tod an Dysenter.	1250	—	ziemlich windungs- reich
	3) Suaheli ♂, 15 J., Tod an Variola vera	1125	—	desgleichen
	4) Suaheli ♂, 35 J., Tod an Pneumonia	[Hirngewicht frisch nicht er- mittelt, nach der spätern Er- mittlung kann es auch nicht über 1000 Ge- wicht haben]	brachy- cephal, schmales Stirn- hirn	desgleichen
B. Suaheli und Küstenger	5) Küsten- neger ♂, aus Ukarni (hint. Baga- moyo ge- legen. Tod an Variola vera	1275	—	desgleichen
	6) Sudanese ♂, 50—60 J., Me- tastasierendes Neoplasma des Pankreas, Leibe stark abgemagert	1080	meso- cephal	windungs- arm
C. Sudanese	7) Sudanese ♂, 25 J., Soldat, kräftig. Dys- enterie, Lei- che stark ab- gemagert	1150	—	windungs- arm
	8) Wanyam- wesi ♂, 18 J., mittlgr., sep- tisches Fusen- schwür, starke Abmagerung	780	dolicho- cephal	Stirn- hirn, wenig win- dungsreich, die andern Lappen reich an schmalen Windungen
D. Wanyamwesi	9) Wanyam- wesi ♂, 15 J., schlank, Trä- ger. Tod an Variola vera	1285	dolicho- cephal	sehr win- dungsreich
	10) Wanyam- wesi ♂, 45 J., etwas übermit- telgroß. Tod an Variola vera	1250	dolicho- cephal	windungs- reich

bei fünf der übrigen Gehirne der Fall war. Wie es mit dem Sprachvermögen hier bestellt war, darüber habe ich keine Kenntnis. Eine sehr breite Pars proximalis gyri front. III (a Fig. 1) hatte der Unyamwesi Nr. 8 mit dem geringen Hirngewicht.

Centralfurchen und Centralwindungen, Stirnhirn, Sulcus interparietalis.

Im folgenden Abschnitte betrachte ich vorzugsweise die Centralfurchen sowie die Sulci prae- und retrocentralis admet den Centralwindungen, zugleich die Frage nach dem Verhalten der Stirnwindungen und Scheitelwindungen zu den Centralwindungen, d. h. ob letztere in den letzteren wurzeln oder nicht. Weiterhin habe ich mein Augenmerk auf den von Eberstaller als constant beim Menschen erkannten Sulcus inmitten der zweiten Stirnwindung der Autoren, den ich Sulcus principalis zu nennen vorschlag¹⁾, gerichtet, und berücksichtigt ich endlich das Verhalten des Sulcus interparietalis und der dritten Stirnwindung.

Bei allen Gehirnen waren die Centralfurchen (Sulci centralis in Fig. 1) und die beiden Centralwindungen (gyri praecentralis und gyri retrocentralis in Fig. 1) sehr deutlich erkennbar und gut ausgebildet. Die Centralfurchen war stark schräg gestellt, d. h. weit zurückreichend, bei 3 Gehirnen (Nr. 1 — Zulu — Nr. 2 — Suaheli — Nr. 3, Unyamwesi), steil gestellt bei 2 Gehirnen (Nr. 4 — Suaheli und Nr. 6 — Sudanese —) bei den übrigen 5 nahm sie eine Mittelstellung ein. Sie reichte von der Fossa sylvii bis zur Mantelkante, ja noch über letztere hinaus auf die Medianfalte der Hemisphäre bei 4 Gehirnen (Nr. 2 — Suaheli — Nr. 4 — Suaheli — Nr. 8 und 9 — Unyamwesi); auffallend kurz war sie bei Nr. 7 (Sudanese), wo sie wieder die Mantelkante noch die Fossa sylvii erreichte; in den übrigen Fällen zeigte sich eine mittlere Ausdehnung. Niemals war in der Mitte eine Unterbrechung vorhanden.

Die Sulci prae- und retrocentralis (s. Fig. 1) zeigten sich in bemerkenswerther Weise häufig einfach durchlaufend wie die Centralfurchen selbst, entweder alle beide auf einer oder auf beiden Seiten, oder doch einer oder der andere von ihnen bald auf der einen bald auf beiden Seiten (Nr. 2 — Suaheli — Nr. 3 — Suaheli — Nr. 4 — Suaheli — Nr. 6 — Sudanese — Nr. 9 Unyamwesi), also fanden sich in der Hälfte der Fälle solche durchlaufende Sulci prae- und retrocentralis, welche die Stirn- und Scheitelwindungen von den Centralwindungen ausschlossen. In den übrigen Fällen wurzelten diese Windungen zum Theil in den Centralwindungen, wie das gewöhnlich ist. Besonders bemerkenswerth erscheint der Sulcus retrocentralis beiderseits bei dem Unyamwesi-Gehirn Nr. 9, welches sich sonst durch seinen Windungsrichtung auszeichnet; er reichte hier von der Fossa sylvii bis über die Mantelkante hinaus.²⁾

1) Waldeyer, Das Gibbon-Hirn. Festgabe für Rudolf Virchow, Band 1. Berlin 1891, Hirschwald.

2) In der von J. Ranke (Der Mensch etc.) wiedergegebenen Photographie eines dolichocephalen Negerhirns (der Stamm ist nicht angegeben) ist links der Sulci retrocentralis auch durchlaufend. In einer späteren ausführlicheren Abhandlung sollen auch die übrigen bereits vorhandenen Abbildungen von Negergehirnen, wie die von Tiedemann, Barkow, Calori u. A. eingehend berücksichtigt und verglichen werden.

Die Sulci interparietalis und principalis (S. front. medius Eberstaller) — s. Fig. 1 — traf ich stets gut erkennbar. Der Sulcus interparietalis hing in einigen Fällen nicht mit dem Sulcus retrocentralis zusammen.

Fig. 1.

Linke Hemisphäre, laterale Ansicht (Schema).



Der Gyrus frontalis III (F 3 in Fig. 1) war immer gut ausgebildet bis auf die vorhin bereits angegebenen beiden Fälle, in denen das proximale Stück (a) schmal und verdeckt erschien. Die beiden Gyri centrales (praecentralis und retrocentralis, Fig. 1) waren bei den Sundaesen-Gehirnen sehr einfach gebildet ohne Nebengliederungen; beim Gehirn Nr. 8 (Unyamwesi) notierte ich ausdrücklich eine reiche Nebengliederung durch kleine Quer- und Längsfurchen, die in sie einschneiden, auch bei dem windungsreichen Hirn Nr. 9 (Unyamwesi) war dies ähnlich.

Temporallappen, insbesondere die erste Temporalfurche und -windung bei dem Gehirn Nr. 2 (tanbatmurer Snabell), zeigte sich der Sulcus temporalis sup. (1) — s. Fig. 1 — sehr deutlich und nicht durchbrochen beiderseits bis über die Mitte der Hirnhöhe mit seinem hinteren Ende hinaufreichend, so dass der sehr klar angegebene Gyrus angularis (s. Fig. 1) auch zu liegen kam. Das Bemerkenswerteste in diesem Falle lag jedoch darin, dass der Sulcus an beiden Seiten, rechts mehr vorn, links mehr in der Mitte seines Laufes, dicht an die Fossa sylvii heranrückte, so dass an diesen Stellen nur je ein sehr schmaler Gyrus temp. 1 (T 1 in Fig. 1) vorhanden war. Ein ähnlichesnahes Heranrücken, jedoch in minderm Grade, zeigte sich im hinteren Abschnitte des S. t. 1 links bei dem Hirn Nr. 6 (Sundanes).

Noch auffälliger war das Verhalten bei dem Hirn Nr. 7 (Sundanes). Hier zeigte links der Sulc. temp. 1 sich vorn der Fossa sylvii auf 3 ein Länge zwar sehr genähert, aber doch deutlich von ihr getrennt, dann, weiter nach hinten, fließt er scheinbar mit ihr zusammen, läuft jedoch, in der Tiefe der Fossa sylvii versteckt, selbständig weiter, so dass hier der Gyrus temporalis 1 (T 1 in Fig. 1) auf eine Strecke weit verborgen in der Fossa sylvii liegt. Dann tritt der Sulc. t. 1 wieder anszen vor und läuft in den unmittelbar das Kleinhirn deckenden Hemisphärenrand ans. Rechts ist bei diesem Gehirn der S. t. 1 der Fossa sylvii vorn ebenfalls genähert.

Bei dem Hirn Nr. 8 (Unyamwesi) ist der Gyrus temp. 1 durch eine accessorische Längsfurche in 2 Gyri (vom Theil) zerlegt, auch der accessorische Sulcus hat am hinteren oberen Ende eine Bogenwindung. Be-

merkt zu werden verdient auch der Befund beim Hirn Nr. 10 (Unyamwesi), wo an der linken Seite vom Sulc. temp. 1 zunächst eine Zweigfurche ausging, die in die Fossa sylvii mündete, während derselbe Sulcus weiter nach hinten durch eine anscheinliche Windungsbrücke unterbrochen war.

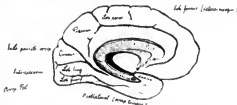
In einzelnen Fällen (Nr. 3 und 4 Snabell) liess sich der Sulc. temp. 1 mit seinem hinteren Ende sehr hoch hinauf, selbst bis zur Mantelkante hin, verfolgen. Insnalla Reilii. Die Insel zeigte sich in allen Fällen in ihrer typischen Form mit deutlichem Sulcus centralis insulae ausgebildet. In der Hälfte der Fälle war ein kleines Stück der Insel nach Wegnahme der Pia von aussen ohne Weiteres zu sehen; sonst schien mir die Insel bei allen untersuchten Stücken etwas klein zu sein. Vergleichende Messungen habe ich noch nicht gemacht.

Fissura calcarina, Fissura parieto-occipitalis. (Fig. 1 und 2.) Beide Fissuren fand ich an der Hälfte der Gehirne in der gewöhnlichen Form ausgebildet; in der übrigen Hälfte zeigte sich ein weites Herabreichen der Fiss. parieto-occip. auf die laterale Hemisphärenfläche hinaus.

Die Lobuli lingualis und fusiformis (s. Fig. 2) waren stets wohl erkennbar; es darf vielleicht erwähnt werden, dass bei Nr. 6 (Sundanes) der Gyrus fusiformis völlig glatt ohne jede Nebenwindung erschien. Gut ausgebildet zeigten sich auch die so charakteristischen Bildungen des Lobuli paracentralis, des Praecunus und des Cuneus, sowie der Sulc. fornicatus (callosomarginalis) — s. Fig. 2 —. Bei dem Snabell-Hirn Nr. 4 zeigte sich jederseits am Occipitalpole (Fig. 1 und 2) eine dentliche, ziemlich tiefe Grube.

Fig. 2.

Linke Hemisphäre, mediale Ansicht (Schemm).



Ich stelle nun zum Schlusse noch dasjenige zusammen, worin mir bemerkenswerthe Unterschiede zum Europäer-Gehirn zu liegen scheinen.

1) Das geringe Hirngewicht; dasselbe erreichte auch bei der höchsten Ziffer nicht das Durchschnittsgewicht des Europäer Männerhirns. Wenn auch nur 10 Hirne dieser Untersuchung zu Grande lagen, so ist dies Ergebnis unzweifelhaft höchst beachtenswerth, da erst verhältnissmässig wenige Wägungen von frischen Negergehirnen — wenn wir von den nordamerikanischen (Ira Russell n. A.) absehen, vorliegen und Dr. Steudler's Wägungen die bisherigen Erfahrungen bestätigen.

2) Die schwache Nebengliederung und Angliederung der Zentralwindungen, welche sich n. A. durch das relativ häufige Vorkommen von durchgehendem Sulcus praecentralis und retrocentralis erwies.

3) Die geringere Grösse und das Freiliegen der Insel.

4) Die wiederholt beobachtete dicke Zusammenlagerung des Sulcus temporalis 1 und der Fossa sylvii.

Oh die Nummern 2—4 wirklich durchgreifende Unterschiede abgeben, das darf natürlich nach der Untersuchung von 10 Gebrühen nicht behauptet werden. Ich bezwecke mit ihrer Hervorhebung für jetzt auch nur, die weitere Forschung auf diese Dinge hinzuweisen.

An einem anderen Orte werde ich später genauer, durch Abbildungen unterstützte Mittheilungen geben und dann auch auf die bereits in der Literatur vorhandenen Angaben über Affirahnergehirne, insbesondere Negerhirne zurückkommen.

Die beiden beigegebenen Figuren stellen nicht etwa Abbildungen eines der unteruchten Negergehirne vor, sondern sind Schemata. Sie sind in ihren Umrissen mit kleinen Abänderungen nach Eddinger's Zeichnungen Fig. 33 und 35 (Vorlesungen über den Bau der nervösen Zentralorgane, 4. Aufl. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1893) copirt und lehnen sich an Eddinger's Befunde an, mit denen meine eigenen am meisten übereinstimmen. Sie sollen lediglich dem Zwecke einer leichteren Orientirung und einer genaueren Festlegung des Gesagten dienen.

Herr R. Virchow-Berlin:

Der Herr Generalsekretär möchte noch ein paar Zahlen haben.

Die Zahlen für die Schädelcapacität bei meinen Abessinern stellen sich so, dass in der Gesamtsumme von 104 Schädeln sich 13 befanden, deren Capacität nicht bestimmt werden konnte. Unter den 91 gemeinsamen waren 18, also 19,7 Proz., welche 1200 ccm oder darunter hatten, also nanoccephal waren; dahin gehört auch der schon erwähnte mit dem geringsten Kubikinhalt von 975 ccm, nicht ganz doppelt so viel, als ein grosser Gorilla auch hat.

Dabei möchte ich gleich bemerken, dass das Gehirn von 780 gr., das Hr. Stuedel gemessen hat, allerdings etwas verdächtig aussieht; es sei eben in der That mit rechten Dingen zugegangen ist und der Mann wirklich 18 Jahre alt war, darf wohl hi auf weiteres dahin gestellt bleiben.) 975 ccm hat der kleinste aller Schädel, die mir jemals aus Afrika vorgekommen sind.

Dem gegenüber gibt es aber in Afrika auch einzelne sehr grosse Schädel und zwar unter den gleichen Stämmen. So finde ich unter dem Haufen von Abessinier-Schädeln 5 Kephalone, darunter denjenigen, der den grössten Kubikinhalt hatte, mit 1665 ccm. Die 4 anderen ergaben 1650, 1410 und zweimal 1600 ccm. Aethiisch ist es übrigens bei den beschriebenen, mehr central gesessenen Stämmen. Unter 13 Masai-Schädeln waren 2 Nanoccephalen und 1 Kephalone, letzterer mit 1629 ccm. Das geht sehr durcheinander. Es lässt sich im Augenblick nur konstatiren, dass die Schädel bei Zwergen und anderen Afrikanern nicht minder grosse Variationen darbieten, als wie sie bei europäischen Völkern gefunden werden.

1) Nachträgliche Bemerkung: Das betreffende Gehirn wurde von mir später nachgewogen; es hatte (nach der Alkohohlärtung) nur 630 gr Gewicht. Demnach erscheint ein Zweifel an der Richtigkeit der Wägung Dr. Stuedel's wohl ausgeschlossen. Dr. Stuedel gibt an, dass der Betreffende von „mittlerer“ Grösse gewesen sei, das deutet auch darauf hin, es sei die Altersangabe wohl als richtig zuzulassen.

Waldeyer.

Herr Prof. Dr. Joh. Ranke-München:

Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirn.

Es ist ein offenkundiges Missverständnis, wenn man meint, dass bloss der Mensch aufrecht zu gehen vermöge; Jeder von uns hat ja schon im Circus Floride, Bären, Hunde oder vielleicht die Hagenbeck'schen Elephanten in ihren grotesken Tänzen gesehen, wie sie auf den Hinterbeinen, die Vorderfüsse in der Luft, einerschreiten. Andererseits sehen wir, auch im Circus, dass ein Clown wie ein vierfüssiges Thier geht und hockt wie ein Affe. Unter Umständen wählen aber die menschenähnlichen Affen und auch andere Thiere den aufrechten Gang, die aufrechte Körperhaltung freiwillig, nicht durch Dressur dazu gezwungen, und zwar nehmen Bären sowohl, wie Gorilla eine aufrechte Haltung an, um z. B. einen mächtigeren Hieb gegen ihren Gegner, besonders gegen den Menschen, auszuführen. Andererseits kann auch der Mensch durch gewisse Verhältnisse gezwungen werden, eine Körperbewegung auf allen Vieren zu wählen, oder wir sehen ihn klettern oder schwimmen wie einen Seebund. Es fällt uns aber ohne weiteres auf, dass die Bedingungen für den aufrechten Gang und Körperhaltung bei den verschiedenen animalen Wesen recht verschieden sind. Unter Umständen können verschiedene Körperhaltungen von allen Säugethieren eingenommen werden, aber wenn es sich darum handelt, eine Maximalleistung auszuführen, wenn es sich darum handelt, eine Leistung auszuführen, in welcher alle Körperkräfte wo möglich, so weit sie überhaupt an Gebote stehen, für diese Leistungen Verwendung finden, z. B. bei einer raschen Flucht, dann sehen wir, dass nur ganz bestimmte Körperhaltungen eingenommen werden. So sieht der Mensch in aufrechter Körperhaltung, während das Thier sich dabei gewöhnlich auf alle Viere stellt, und auch der Affe nimmt dann ein ihm eigenthümliche halb aufrechte Stellung an, in welcher wir ihn auf allen Vieren hinstehen sehen, wenn die Bewegung auf ebenem Boden stattfindet. Es ergibt sich sonach ein Unterschied bezüglich der Körperhaltung für Maximalleistungen; wir können sagen, dass der Mensch dabei aufrecht gehen muss, während die anderen animalen Wesen dann eine andere Körperhaltung, die meisten Säugethiere eine vierfüssige, annehmen müssen.

Es ist gegenwärtig in der ganzen Betrachtungsweise der Zoologie wieder eine auffällige ähnliche Stimmung eingetreten, wie diejenige war, welche Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte. Damals hatte man unter Führung von Linné die Unterschiede zwischen Mensch und Affe so gut wie gänzlich geleast; Linné hatte den Menschen und Affen mit den Halbaffen und Fledermäusen in seine grosse Ordnung der Primaten zusammengefasst, und er sagte ganz ausdrücklich, dass es ihm nützlich gewesen wäre, einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Affen anzufinden. Linné stellte dabei verschiedene Species der Menschen auf; er hat sie nur als Genus von den Affen getrennt. Eine dieser verschiedenen Menschen-Species sollte der Orang-Utan des Bontins sein, den er *Homo nocturnus*, *s. sylvaticus* oder *Troglodytes* u. a. nannte; sein „wilder Mensch“, *Homo ferus* L., sollte vierfüssig gehen. Ende des vorigen Jahrhunderts sind nun zumächst Cuvier und Blumenbach gegen diese Theorie aufgetreten; beide kämpften gegen die genannte Systematik, wie sie Linné aufgestellt hatte,

gegen sein künstliches System für ein natürliches System. In dem letzteren sollten nicht nur etwa nach der Zahl der Zähne u. a. die Unterabteilungen geschaffen werden, die Systematik sollte angebaut werden auf den gesamten Habitus, auf die gesamte Körperbildung der Thiere. Cuvier gelangte mit dieser allgemeinen Betrachtungsweise zu seiner grossen Schöpfung der Thierwelt in zwei Hauptgruppen. Das wichtigste aller Organe in der gesamten Körperbildung der animalen Wesen ist das Zentralnervensystem. Nach diesem theilte Cuvier die Thiere ein einerseits in solche, welche ein Gehirn-Rückenmark und Wirbelsäule besitzen, die Wirbelthiere, und andererseits in solche, welche ein so gearichtetes Zentralnervensystem und eine Wirbelsäule nicht besitzen, die Wirbellosen. Er hat dann mit Blumenbach ziemlich gleichzeitig und ganz in demselben Sinne, wie dieser, die Grenzschcheidung zwischen Mensch und Affe, welche Linné verglichen gesucht hatte, geordnet. Sie waren die von Linné scherzend verlangten „Gedächtnen“, welche die Grenze zwischen Mensch und Affen zu ziehen verstanden. Der Unterschied zwischen Mensch und Affen besteht darin, dass der Mensch gezwungen ist zur aufrechten Körperhaltung und dieser entspricht dann die ganze menschliche Körperbildung; der Mensch besitzt einen Steh- und Gehfüss, während die Affen einen Greiffuss haben; beim Menschen finden wir neben den Steh- und Gehfüssen zwei Greiforgane, die man „Hände“ nennt, und darnach bezeichnet Cuvier den Menschen als den Zweihänder, Bimann; den Affen, welcher an allen vier Extremitäten handähnliche Greiforgane besitzt, als Vierhänder, Quadramann. Sie wissen das Alle.

Bei gegen das Ende der Fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hat auch in der Zoologie in Deutschland diese Eintheilung Anerkennung gefunden; man glaubte, mit dieser Unterscheidung das Wahre getroffen zu haben. Nun ist aber in neuerer Zeit die alte Linné'sche Lehre von der Zusammengehörigkeit von Mensch und Affe wieder in den Vordergrund getreten. In den besten und vielseitigsten zoologischen Lehrbüchern sehen wir wieder eine Ordnung der Primaten erscheinen und in dieser Ordnung, als Gattung oder Unterordnung, den Menschen mit den Affen vereinigt. Man erkennt die Unterschiede, die Blumenbach und Cuvier gefunden hatten, nicht mehr als so vollkommen einschneidend an, dass man durch sie eine weitere systematische Trennung begründen könnte.

Nun, ich glaube, dass wir die systematische Trennung, welche Cuvier und Blumenbach zwischen Quadramannen und Bimannen stifteten, doch aufrecht erhalten können und zwar gestützt auf das wichtigste Organ des animalen Körpers, nicht etwa auf die Zahl der Zähne oder den Abschluss der Augenhöhlen u. a., sondern auf die Ausbildung und Entwicklung des Gehirns zum übrigen Körper, also des wichtigsten Abschnittes jenes Gesamtorgans, des Zentralnervensystems, welches das natürliche zoologische System zu seiner primären Gruppeneinteilung der Thierwelt benützt.

Die Körperhaltung des Affen und die des Menschen sind, so ähnlich sie sich ausserlich sehen mögen, doch im mechanischen Princip verschieden; beim menschlichen Affen und bei den Affen überhaupt ist der Kopf etwa ebenso seitlich an der Wirbelsäule befestigt, wie bei allen vierfüssigen Thieren. Wie bei allen diesen sehen wir, dass auch bei den menschlichen Affen ein besonderer Halteapparat für die Geradhaltung des Kopfes existirt. Bei den meisten niederen vierfüssigen Thieren besteht dieser Apparat darin, dass

an den ersten Wirbeln der Brustwirbelsäule, an den Nackenwirbeln, mehr oder minder mächtige Dornfortsätze in die Höhe ragen und dass von da ein langes und starkes, elastisches Band, das Nackenband, zum Schädel und zum zweiten Halswirbel geht, um den Kopf zu halten, so dass der Kopf ähnlich wie ein Krahn gehalten wird. Bei den grossen menschlichen Affen ist dieses Verhältnis ein anderes; bei ihnen sind die Dornfortsätze an den Brustwirbeln keineswegs so mächtig, wie sie dem grossen und mächtigen, ebenfalls seitlich an der Wirbelsäule, wie bei den im eigentlichen Sinne vierfüssigen Thieren, befestigten Schädel entsprechen würde. Bei den menschlichen Affen entwickelt sich aber ein ähnlicher knöcherner Halteapparat für den Kopf an den Dornfortsätzen der Halswirbelsäule, die sich bei allen Affen, aber am auffallendsten bei den grossen menschlichen, von den Dornfortsätzen der übrigen Wirbel unterscheiden. Am Halse ragen bei ihnen grosse Dornfortsätze empor, die wohl verglichen werden können mit denen, wie sie am Nacken von Rindern und andern grossen „vierfüssigen“ Säugethieren zu sehen sind. Wie diese stehen sie in einer gewissen Beziehung zur Haltung des Kopfes. Der Kopf der menschlichen Affen wird durch die Muskel- und Bandmassen, welche sich an die stark entwickelten Dornfortsätze der Halswirbel ansetzen, entsprechend gehalten, wie der Kopf der „vierfüssigen“ Säugethiere durch den Halteapparat an den Nackenwirbeln. Diese besondere Entwicklung der Dornfortsätze der Halswirbel steht in unverkennbarer Beziehung zu der halbaufrechten Stellung der Affen. Wenn wir uns in der Thierwelt umsehen, so bemerken wir bald, dass nicht der Affe oder gar der menschliche Affe allein eine annähernd aufrechte Körperhaltung einnimmt. Auch ein relativ grosser Halbaffe, der madagassische Jagdaffe, *Lichanotus Indri Geoff.*, oder *Indri brevicaudatus*, nimmt gern die aufrechte Stellung ein, auch bei ihm erheben sich im Gegensatz gegen die anderen Halbaffen die Dornfortsätze der Halswirbel stärker als die der Brustwirbel, offenbar, um bei der aufrechten Körperhaltung den Schädel zu tragen. Auch bei den Vögeln kommen aus dem gleichen Grunde derartige Skelettbildungen vor; die Pinguin, Kistauer u. a. pflegen für gewöhnlich in aufrechter oder halbaufrechter Stellung zu hocken und zu gehen. Während bei der Mehrzahl der übrigen Vögel eine stärkere Entwicklung der Halswirbel-Dornfortsätze fehlt, ragen diese nur bei den eben genannten, aufrecht sitzenden und gehenden in ganz ähnlicher Weise wie bei dem menschlichen Affen hervor. Die hervorragenden Halsdornfortsätze halten sowohl mit ihren muskulösen und elastischen Hilfsapparaten den seitlich an der Wirbelsäule des mehr oder weniger aufrecht gehenden Thieres befestigten Kopf.

Das ist nun beim Menschen ganz anders. Beim Menschen ist der schwere Schädel auf der Wirbelsäule balancirt schon durch die Unterstützung der Processus condyloidei. Die Halswirbelsäule ist der schwächste Theil der ganzen Wirbelsäule und namentlich die Dornfortsätze sind schwach. Einastachus fand es schon wunderbar, dass der schwerste Knochen (der Schädel) von den schwächsten gestützt wird. Der Ansatzpunkt der Wirbelsäule an dem Schädel ist so gelagert, dass mit Aufwendung von sehr wenig Muskelkraft der Schädel in der aufrechten Stellung gehalten werden kann. Dem entspricht es, dass die Dornfortsätze an der Halswirbelsäule beim Menschen so auffallend schwach entwickelt sind, ebenso die Nackendornen, die bei den „vierfüssigen“ Thieren so mächtig ausgebildet sind.

Die Dornfortsätze der Brustwirbel des Menschen senken sich bekanntlich sogar nach abwärts.

Durch die Balancierung des Schädels auf der Wirbelsäule ist der aufrechte Gang des Menschen hedingt. Nicht nur die Verbindung des Schädels mit der Wirbelsäule ist bei dem Menschen so konstruirt, dass der Schödel durch ein Minimum von Muskelkraftaufwand gestözt wird, der ganze Körper des Menschen ist, damit in genauester Correlation, zum Aufrechtgehen und Stehen mechanisch eingerichtet, nicht bloss die Füsse. Das braucht hier nicht bewiesen zu werden.

Die ganze Frage nach der aufrechten Körperhaltung des Menschen späzt sich also dahin: woher kommt es, dass der Schödel des Menschen so eingerichtet ist, dass er bei aufrechter Körperhaltung auf der Wirbelsäule balancirt?

Ich habe in einer grösseren Untersuchung über die Verhältnisse des Schädelgrundes zum Gehirn und anderen Theilen des Schädels¹⁾ den Grund für diese Einrichtung gefunden, theilweise im Anschluss an die Ergebnisse früherer Untersuchungen von Virchow.²⁾ Die Stellung des Schädels zur Wirbelsäule ist abhängig von der Stellung des Foramen magnum, des grossen Hinterhauptloches, demselben gleichnamig aus der Schädelhöhle in den Wirbelsäulekanal heranströzt. Zur Seite des Foramen magnum befinden sich die beiden Gelenkhöcker, Cordylen, mit denen der Schödel auf der Wirbelsäule aufruft und auf ihr sich bewegt. Darin, dass beim Menschen diese beiden Gelenkhöcker c. in die Mitte der unteren Fläche der Schädelbasis verlegt sind, ist es begründet, dass bei ihm der Schödel bei der aufrechten Körperhaltung balanciren kann. Bei den menschenähnlichen Affen steht das Hinterhauptloch ganz gegen die Rückseite, der hinteren Fläche des Schädels zugewendet, das ist die Ursache, weshalb der Schödel vorn und seitlich an der Achse der Wirbelsäule hängt.

Die Frage lautet also: wie kommt es, dass das Foramen magnum resp. die Gelenkhöcker, die an dessen beiden Seiten stehen, beim menschlichen Schödel in die Mitte der Schädelbasis gelangt sind?

Das hängt nach meinen Untersuchungen ab von dem Verhältniss der Grösse des menschlichen Hirnschädels zur Schädelbasis und zum Gesichtschödel. Der menschliche und thierische Schödel setzen sich ja bekanntlich aus zwei hauptsächlichlichen Theilen zusammen, aus dem Hirnschödel und aus dem — abgesehen von den Sinnesorganen — hauptsächlich dem Kauakte dienenden Gesichtschödel, mit anderen Worten aus einem Theil, welcher dem Gehirn dient, und aus einem anderen, welcher den Darmfunktionen dient. Das gegenseitige Verhältniss dieser beiden Schödelabschnitte zu einander bedingt die Stellung des Foramen magnum und damit der Gelenkfortsätze an dessen Hand. Bei den anthropoiden Affen und den niederen Säugethieren bildet die untere Fläche des Schädelgrundes, bis zu einem gewissen Grade eine ebene Fläche, ihre von vorne nach hinten gerichtete Mittellinie, die Schädelgrundlinie, bildet also annähernd eine gerade Linie, an deren hinterem Ende das Foramen magnum sitzt (Demonstration an Modellen). Nun hat, wie R. Virchow i. c. vor vielen Jahren nachgewiesen hat, der Schädelgrund die

Fähigkeit, etwa in Mitte der Schädelgrundlinie sich zu bewegen. An dieser Stelle liegt die Knorpelfuge zwischen Hinterhauptbein und Keilbein, die Symphysis spheno-occipitalis, in welcher die Schädelbasis, ähnlich wie in einem Scharnier-Gelenke, ihren hinteren Abschnitt gegen den vorderen auf- oder abziehen kann. Ich habe nun nachweisen können, dass diese Bewegungen des Schädelgrundes in der Keilbein-Hinterhauptbein-Fuge unter dem Einflusse des mehr oder weniger auf die Schädelbasis (grob mechanisch ausgedrückt) drückenden Gehirns ausgeführt werden.

Suchen wir uns zunächst die Verhältnisse klar zu machen, welche eintreten, wenn ein Thierschödel eine grössere Menge Gehirn erhält, so dass sein Hirnschödel wächst. Um dies zu ermöglichen, wird nicht die Schädelbasis entsprechend vergrössert, sondern sie wird nur in der Keilbein-Hinterhauptbeinfuge winkelig abgelenkt, so dass der hintere Abschnitt des Schädelgrundes nach abwärts gezogen wird (Demonstration an Modellen). Auf diese Weise hängt die Stellung des Hinterhauptloches und damit die Stellung der Gelenkfortsätze, auf welchen sich der Schödel auf der Wirbelsäule bewegt, von der Grösse des Gehirns ab. Ich will nicht in die einzelnen feineren Details eintreten, sondern will mich mit dem Beweise begnügen, dass diese Knickung der Schädelbasis vollständig gleichmässig verläuft mit der Vergrösserung des Gehirns. Nur Einiges sei erwähnt. Im Anfang, wenn der Schödel des Thieres sich bildet, ist überhaupt eine sehr geringe Entwicklung des dem Darmsystem dienenden Theiles des Schädels (des Kanapparates) vorhanden, in dieser Zeit haben wir ganz menschliche Verhältnisse, da ist eine Schädelbasisknickung bei jedem Wirbelthier vorhanden, wir haben da eine Form, die so menschenähnlich ist, dass wir sie beinahe menschlich nennen könnten. Aus demselben Verhältnisse, in welchem das Darmsystem sich am Schödel stärker entwickelt und die Entwicklung des Gehirns entsprechend zurückbleibt, wird die Knickung geringer, beim erwachsenen menschenähnlichen Affen verläuft endlich die Grundlinie der Schädelbasis gerade. Beim Menschen dagegen bleibt mit geringen Schwankungen das embryonale Ubergewicht des Gehirns über die dem Darmsystem dienenden Theile des Schädels bestehen, die Grundlinie der Schädelbasis, und mit ihr das Foramen magnum mit den Cordylen, ziehen sich daher auch bei dem Erwachsenen da diese Keilbein-Hinterhauptbein-Fuge stark nach abwärts geknickt.

Damit habe ich aber den Beweis erbracht, dass die zentrale Lage des Hinterhauptloches und der Gelenkhöcker und damit die Möglichkeit der Balancierung des Schädels auf der Wirbelsäule und in Folge davon die aufrechte Körperhaltung, wie sie nur dem Menschen allein zukommt, die eben darin beruht, dass der Mensch nur dann mit dem Minimum seiner Muskelleistungen sich bewegt, wenn er in aufrechter Körperhaltung ist, abhängig ist von der Grösse seines Gehirns. Wir können sagen: Der typische Bau des menschlichen Körpers herab auf dieser mächtigen, auch in dem nachembryonalen Leben sich noch immer mächtiger gestaltenden Entwicklung des Gehirns, während die Körperbildung bei den menschenähnlichen Affen und den übrigen Thieren abhängig ist von der embryonalen, besonders aber im nachembryonalen Leben immer mächtigeren Entwicklung der Organe des Darmsystems.

Es existirt noch zwischen dem Menschen und den übrigen animalen Wesen überhaupt eine Kluft,

1) J. Kanke: Ueber einige gesetzmässige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn und Gesichtschödel. Mit 50 Tafeln. München. F. Bassermann, 1892.

2) R. Virchow: Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes. Berlin, 1857.

nicht bloss zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen. Wir dürfen, wie ich glaube, weil nur der menschliche Körper in allen seinen Bauverhältnissen durch das Gehirn in der angegebenen Weise beinhalten ist, den Menschen als spezifisches Gehirnwesen bezeichnen, während die übrigen animalen Wesen, trotz der allgemein gültigen Baugesetzmässigkeit, für welche in der Mensch sogar als Paradigma angesprochen werden darf, als Darmwesen bezeichnet werden können. Dieser relative Gegensatz geht über die Gruppe der Wirbelthiere hinaus, und gilt ganz allgemein gegenüber der gesammten Thierwelt.

Diese Darlegungen sind wohl genügend, um zu zeigen, dass trotz der verhältnissmässigen Annäherung des Menschen an die Affen doch ein ganz wesentlicher und auch systematisch greifbarer Unterschied zwischen Mensch und Affe existirt. Ich glaube, wir müssen die zoologische Trennung, wie sie schon Blumenbach und Cuvier gefunden haben, aufrecht erhalten. Wir dürfen aber die beiden animalen Gruppen nicht mehr nach verhältnissmässig geringfügigen und in gewissen Sinne kleinlichen, jedenfalls sekundären Unterschieden als Hominen und Quadrumanen, benennen. Der Hauptunterschied zwischen beiden liegt in der verschiedenen Entwicklung des Gehirns im Verhältnisse zu den übrigen Körpertheilen. Bei dem Menschen ist das Gehirn das den ganzen Bau seines Körpers beherrschende Organ. Die spezifische Entwicklung des menschlichen Körpers (auch die Enschbildung) ist auf das Gehirn häusert. (Ich möchte für die Bezeichnung dieses menschlichen Verhältnisses das alte Wort Owen's¹⁾: Archencephalie, „Hirnherrschaft“, benutzen und die Menschen im zoologischen System als Archencephalen von den Affen, Primates, Simiae, abtrennen.

Damit trifft das wissenschaftliche Ergebniss auch mit dem allgemeinen Bewusstsein der Menschheit über ihre Stellung zu den nicht ähnlichen Thieren zusammen. Die Gehirnentwicklung und die an die Gehirnentwicklung geknüpfte höhere psychische Entwicklung ist es, was den Menschen von den übrigen animalischen Wesen trennt. Das psychische Wesen, dessen hohe Ausbildung den Menschen den übrigen animalen Geschöpfen gegenüber auszeichnet, basirt auf dem gleichen Grunde wie das, was ihn körperlich von den Thieren unterscheidet: auf der übermächtigen Gehirnentwicklung.

Herr Dr. Mies-Köln a/Rh.:

Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen.

Obwohl man glauben sollte, dass die Untersuchung des Gewichtes eines wachsenden Organs wenigstens ebensoviel Reiz hat wie die Betrachtung der Schwere desselben Körpertheiles, nachdem sein Wachstum vollendet ist, findet man in der deutschen und ausländischen Literatur bis jetzt noch bedeutend weniger Arbeiten oder vielmehr Bemerkungen über das Gehirngewicht des heranwachsenden als über das des ausgewachsenen Menschen.

Die meisten Gewichtbestimmungen, nämlich 928, hat Dr. Jules Parrot, ein Franzose, an Kindern in den ersten sechs Lebensjahren gemacht. Leider wurde dieser Forscher durch den Tod daran gehindert, seine

werthvollen Beobachtungen zu veröffentlichen. Auf Grund seiner Aufzeichnungen hat Fräulein Jeanne Bertillon in der Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft vom 3. März 1897 einen schönen Vortrag gehalten, welcher unter dem Titel *L'indice céphalocardiague* in den Bulletins dieser Gesellschaft erschienen ist und nebst einigen Erläuterungen von der Verfasserin mir zugesandt wurde, wofür ich derselben verbindlichst danke. In diesem Aufsatze weist Fräulein Bertillon auf die regelmässige Veränderung hin, welche in dem Verhältnisse zwischen Herz- und Hirngewicht mit dem Alter eintritt. Im ersten Monat kommen auf 10 gr Herz 230, in der folgenden Zeit des ersten halben Jahres etwas mehr, nämlich 257 gr Gehirn. Dann nimmt der 10 gr Herz entsprechende Theil des Gehirns fortwährend bis auf 151 gr im fünften und sechsten Lebensjahre ab. Nächst Parrot hat der Engländer Boyd¹⁾ die meisten jugendlichen Gehirne gewogen; denn von seinen zahlreichen Gewichtbestimmungen beziehen sich 408 auf Personen im Alter von einem Tage bis 20 Jahren. Aus verschiedenen Gründen ist es sehr zu bedauern, dass die Beobachtungen dieser beiden Forscher nicht einzeln veröffentlicht worden sind. Nur die Zahl der Fälle, die mittlere, von Boyd auch die kleinsten und grössten Werthe sind für die verschiedenen Altersstufen bei jedem Geschlecht angegeben.

Ausser diesen grossen Beobachtungsreihen, welche ich durch die von Parchappe, Sappey und Parisot gewogenen Gehirne (122 ♀ und 139 ♂) vermehre, habe ich noch 627 Einzelbestimmungen in meiner Arbeit über das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen verwerthet. Hierunter befinden sich 212 Angaben, deren Benützung Herr Obermedizinalrath Bollinger mir gütigst gestattete, wofür ich demselben meinen aufrichtigsten Dank anspreche. Diese im pathologischen Institut zu München angestellten Gewichtbestimmungen hat bereits Oppenheimer seiner Inaugural-Dissertation über die Wachstumsverhältnisse des Körpers und der Organe zu Grunde gelegt, ohne jedoch Einzelangaben zu machen. Aus München stammen ferner 21 grösstentheils noch nicht veröffentlichte²⁾ Beobachtungen, welche Herr Geheimrath v. Voit mir bereitwilligst zur Verfügung stellte, wofür ich meinem früher³⁾ schon angedrückten Dank hiermit von ganzem Herzen wiederhole. Abgesehen von 16 eigenen Beobachtungen habe ich die übrigen Fälle aus der deutschen und ausländischen Literatur zusammen gestellt. Unter diesen befinden sich nicht nur Gehirne von verschiedenen europäischen, sondern auch von einigen überseeischen Völkern. Alle habe ich in meine Zusammenstellung aufgenommen, da ich der Meinung bin, dass es weniger schadet, die sicherlich zwischen den Völkern bestehenden Verschiedenheiten zu vernachlässigen, als die verhältnissmässig geringe Zahl der Einzelbestimmungen durch Ausschaltung von ziemlich vielen Fällen zu verkleinern. Die Sorge für eine

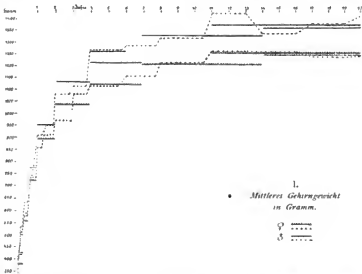
1) Dr. Boyd, Tables of the weights of the human body and internal organs in the sane and insane. Philosop. Transact. 1861.

2) Acht derselben stimmen mit Angaben von Th. v. Bischoff überein und sind wahrscheinlich identisch.

3) Mies, Ueber das Gehirngewicht neugeborener Kinder. Tageblatt der Naturforscher-Versammlung in Köln 1888, S. 196, und Wiener klinische Wochenschrift, 1889, S. 39.

1) The Anatomy of Vertebrates London. 1866. Vol. II, S. 274, cf. auch Derselbe: Proceedings of the Linnæan Society. Fehr. u. Apr. 1857.

möglichst grosse Zahl von Fällen, welche auf die Genauigkeit der Mittelzahlen einen ganz bedeutenden Einfluss ausübt, bestimmte mich auch, nur die aussergewöhnlich niedrigen und hohen Werthe, sowie die durch tiefgreifende Krankheiten veränderten Gehirne nicht zu berücksichtigen, diejenigen Fälle aber aufzunehmen, bei welchen weniger auf das Gewicht einwirkende Krankheiten Gehirn und Gehirnhäute ergriffen hatten. Uebrigens scheinen die niedrigsten und höchsten Werthe in der grossen Reihe der Beobachtungen Boyd's darauf hinzuweisen, dass kein einziger Fall ausser Acht gelassen wurde. Wahrscheinlich hat auch Fräulein Bertillon alle Aufzeichnungen Parrot's benützt. Trotz der geringen Ansprüche, welche ich an die Beobachtungen für die Aufnahme in meine Register gestellt habe, enthalten letztere noch mehrere Lücken, welche durch spätere Arbeiten ausgefüllt werden müssen. Ist es aber gelungen, eine annähernd genaue Darstellung vom Wachsthum des menschlichen Gehirns zu geben, so wird man dieselbe bei einem ausreichenden Material durch Auscheidung aller kranken Gehirne verbessern und kann endlich dazu übergehen, die nationalen Verschiedenheiten unparteiisch zu bestimmen.



Um Sie durch Zahlen nicht zu ermüden, habe ich zunächst auf Figur 1 die Zunahme des mittleren Gehirngewichts durch Linien veranschaulicht. Die Abscissen geben das Gehirngewicht, die Ordinaten das Alter an und zwar bedeutet jeder Millimeter in senkrechter Richtung $12\frac{1}{2}$ gr (auf der beim Vortrag gezeigten Originaltafel 1 gr), jeder Millimeter in wagerechter Richtung einen Zeitraum von 62 $\frac{1}{2}$ (5) Tagen. Die mit senkrechten Strichen versehenen Linien beziehen sich auf die weiblichen, die andern auf die männlichen Gehirne. Die Figur zeigt fortlaufende Linien, welche nicht mit einander verbunden sind, und unterbrochene Linien, die mit einander in Verbindung stehen. Die fort-

laufenden Linien, welchen sämtliche Beobachtungen, über 2000, zu Grunde liegen, geben die allgemeine Richtung in der Anwärtsbewegung des mittleren Gehirngewichts an; durch die unterbrochenen Linien, welche sich auf die von mir zusammengestellten 627 Bestimmungen beziehen, suchte ich einige Einzelheiten zur Anschauung zu bringen. Wie Sie sehen, liegen alle mit senkrechten Strichen versehenen Linien, die unterbrochenen sowohl wie die fortlaufenden, unter den nicht angezeichneten Linien, d. h. zu jeder Zeit ist das mittlere Gewicht des männlichen Gehirns höher als das des weiblichen Gehirns. In meiner Arbeit über das Gehirngewicht des neugeborenen Menschen habe ich gefunden, dass dieses Organ bei den Mädchen im Durchschnitt 330 (329,99), bei den Knaben 340 (339,14) gr schwer ist. Am Ende des zweiten Jahrzehnts wiegt das weibliche Gehirn im Mittel etwas mehr als 1230, das männliche Gehirn beinahe 1400 gr. Ersteres hat demnach um rund 960, letzteres um annähernd 1050 gr zugenommen. Genane Zahlen führe ich nicht an, weil sie die Uebersicht erschweren und wahrscheinlich nicht endgültig sind, sondern durch ein grösseres und ausgezeichneteres Material noch Verschiebungen, voraussichtlich nach unten, erleiden werden. Diejenigen, welche

1.
• Mittleres Gehirngewicht
in Gramm.

♀ ———
♂ - - - -

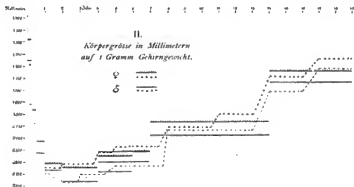
sich für meine bis auf eine bzw. mehrere Decimalen berechneten Ergebnisse interessieren, werden dieselben in einer ausführlichen Arbeit finden, welche ich über das Gewicht des menschlichen und thierischen Gehirns zu veröffentlichen gedenke.

Das erste Drittel der vorher erwähnten Zunahme des weiblichen Gehirns um 960, des männlichen Gehirns um 1050 gr fällt ungefähr in die neun ersten Monate. Um die zweiten 300 bzw. 350 gr zu gewinnen, gebraucht das Gehirn beim weiblichen und männlichen Geschlecht etwa doppelt so viel Zeit, vom letzten Vierteljahr des ersten bis zum zweiten Quartal des dritten Jahres. Auf eine noch viel längere Zeit ver-

theilt sich die Zunahme um das letzte Drittel jener 900 und 1050 gr. Die Frage, wann das menschliche Gehirn sein mittleres absolutes Gewicht im Grossen und Ganzen nicht mehr vermehrt, möchte ich noch nicht beantworten. Denn aus dem zweiten Jahrzehnt habe ich nur etwa halb so viel Einzelbestimmungen gesammelt, wie aus den ersten zehn Lebensjahren. Bei der Zusammenstellung dieser Fälle mit den Beobachtungen von Boyd und Parrot erhielt ich für das erste Jahrzehnt sogar ein dreimal so grosses Material, wie für die zweiten zehn Jahre. In Folge dessen glaube ich auch, dass die bei den Mädchen etwas auffallende, bei den Knaben aber ganz bedeutende Erhebung der unterbrochenen Linien in den ersten Jahren des zweiten Decenniums durch das zufällige Zusammentreffen von Gehirnen bedingt ist, die in ihrer Mehrzahl schwerer sind, als das wirkliche Mittelgewicht. Wahrscheinlich vermehrt sich das durchschnittliche Hirngewicht im zweiten Jahrzehnt noch fortwährend, aber mit abnehmender Geschwindigkeit.

Zu den schwersten Gehirnen, welche bei jugendlichen Personen gefunden wurden, gehört dasjenige, welches von Herrn Geheimrath Virchow gewonnen worden ist und von Rudolf Wagner in seinen Vorlesungen an einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns aufgeführt wird. Dasselbe stammte von einem dreisehnjährigen Knaben und erreichte, trotzdem seine Substanz bintarn war, und seine Höhlen wenig Flüssigkeit enthielten, durch seine mächtigen Grosshirnhäuten das aussergewöhnliche Gewicht von 1782 gr. Dieses Gehirn wird aber an Schwere noch weit übertroffen durch ein Gehirn, welches Lorey¹⁾ bei einem mit sechs Jahren an Tuber-

Durch die Angabe der mit dem Alter fast ununterbrochen annehmenden kleinsten und grössten Gehirngewichte sowie der Unterschiede der äussersten Werthe will ich Ihre Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nehmen, sondern ich gebe nunmehr in dem Verhältniss zwischen Gehirngewicht und Körpergrösse über. Zur schnelleren und bequemerem Orientierung bediene ich mich auch hier der graphischen Darstellung mittelst der Figur II. Die Ordinaten geben die Zeit, die Abscissen die Verhältnisszahlen an, und zwar bedeutet jeder Millimeter in wagrechter Richtung wieder 62 1/2 (auf der 12 1/2 mal grössern Originaltafel 5) Tage, während die Millimeter in senkrechter Richtung anzeigen, wie viel 12 1/2 eintausendstel Millimeter Körpergrösse auf ein Gramm Gehirn kommen.¹⁾ Die Aufzeichnung von Mikromillimetern nach Berechnung der Verhältnisszahlen bis zur dritten Decimale war nothwendig, um in einem grösseren Maasse die Veränderung der Beziehung zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht deutlich zur Anschauung zu bringen. Die mit senkrechten Strichen versehenen Linien gehören wieder den Mädchen, die anderen Linien den Knaben an. Die fortlaufenden, nicht miteinander verbundenen Linien beziehen sich auf alle Beobachtungen, die unterbrochenen Linien aber, welche miteinander in Verbindung stehen, auf die Einzelbestimmungen, ebenso wie auf Figur I. Bei Betrachtung der Linien dieser Figur II fällt uns zunächst auf, dass dieselben in den ersten zwei bis drei Jahren sich senken und dann ansteigen. Die ersten Linien auf dieser in kleinerem Maassstabe geseichneten Tafel, welche ich herumben lassen, zeigen Ihnen, dass die Verkleinerung der Verhältnisszahlen zwischen Körpergrösse und Gehirn-



culose gestorbenen Knaben fand. Denn dieses Gehirn wog nicht weniger als 1840 gr. Da von dem Ergebnisse der Leichenöffnung nur angegeben ist, dass beide Lungen von Höhlen durchsetzt waren, und Miliartuberkel auf Brust- und Bauchfell, sowie eine grosse Mitrisch fanden, und da Lorey sonst krankhafte Veränderungen der nervösen Centralorgane immer anführt, so darf man wohl annehmen, dass es sich um ein gesundes Gehirn gehandelt hat.

1) C. Lorey, Gewichtbestimmung der Organe des kindlichen Körpers, Jahrbuch für Kinderheilkunde, XII. Band, 1878, S. 260—274.

gewicht schon beim Kinde vor der Geburt stattfindet. Je reifer die Frucht wird, desto weniger Körpergrösse

1) Bei den relativen Gewichten habe ich im Gegensatz zu einigen andern Forschern das Gehirngewicht als Einheit genommen, also berechnet, wie viel Millimeter Körpergrösse und wie viel Gramm Gehirngewicht auf 1 gr Gehirn kommen, weil ich die Schwere des Gehirns für wichtiger und weniger veränderlich halte als die Grösse und das Gewicht des Körpers. Diese Verschiedenheit des Ausgangspunktes bedingt es, dass die von Biachoff u. s. w. angeführten Verhältnisszahlen wachsen, wenn die meinigen abnehmen, und umgekehrt.

kommt auf 1 gr Gehirn. Dies beruht darauf, dass die Körpergröße beim menschlichen Fötus und dem Kinde bis in's zweite bzw. dritte Jahr langsamer zunimmt als das Gehirngewicht. Diese Bevorzugung des Gehirns vor der Körpergröße scheint bei den Knaben etwas länger zu dauern als bei den Mädchen; doch halte ich auch in diesem Punkte eine Aenderung meiner Kurve durch ein grösseres Material keineswegs für ausgeschlossen. Nachdem das Kind zwei bzw. drei Jahre alt geworden ist, wächst die Verhältnisszahl zwischen Körpergröße und Gehirngewicht, wie es scheint, ununterbrochen bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts. Um die Aenderung der Verhältnisszahlen anzuzeigen, erlaube ich mir mitzutheilen, dass in dem ersten Monat nach der Geburt bei den Mädchen durchschnittlich auf 1,41, bei den Knaben schon auf 1,35 mm Grösse 1 gr Gehirn kommt. Die niedrigste Zahl, 0,78, fällt bei den Mädchen in das zweite Lebensjahr, während das Verhältnis zwischen Körpergröße und Gehirngewicht bei den Knaben im dritten Jahre für das Gehirn am günstigsten ist, zu welcher Zeit bei letzteren im Mittel auf 0,72 mm 1 gr Gehirn kommt. Am Ende des zweiten Jahrzehnts entspricht 1 gr Gehirn beim weiblichen Geschlecht ungefähr $1\frac{1}{4}$, beim männlichen annähernd $1\frac{1}{5}$ mm Körpergröße. Die Abnahme der 1 gr Gehirn entsprechenden Körpergröße beträgt also bei beiden Geschlechtern rund 650 tausendstel Millimeter (♀ 629, ♂ 633), die Zunahme beim weiblichen Geschlecht 469, beim männlichen 469 tausendstel Millimeter. Während die hier in Betracht kommende Verhältnisszahl von der Geburt bis in's zweite bzw. dritte Lebensjahr sich verkleinert, erstreckt sich ihre Vergrösserung über 17 bzw. 18 Jahre. Letztere Aenderung der Verhältnisszahl zu Ungunsten des Gehirngewichts vollzieht sich also, obwohl sie geringer ist als die Abnahme, erst in einem sechs- bis neunmal so langen Zeitraum. Die Ursache des Wachstums der Verhältnisszahl liegt darin, dass nach dem zweiten bzw. dritten Lebensjahre die Körpergröße schneller und mehr zunimmt als das Gehirngewicht.

Im Gegensatz zu Figur I liegen auf Figur II die mit senkrechten Strichen versehenen Linien über den nicht gekennzeichneten Linien, woraus wir erkennen, dass bei den Knaben ein kleinerer Theil der Körpergröße auf ein Gramm Gehirn kommt als bei den Mädchen. Eine ungünstigere Stellung des weiblichen Geschlechts geht hieraus nur mit Wahrscheinlichkeit hervor. Bewiesen wird sie meiner Ansicht nach erst dann sein, wenn sie sich bei einer sehr grossen Anzahl jugendlicher und erwachsener Personen von annähernd gleichem Alter und gleichem Körpergewicht finden wird.

Denn auch das Körpergewicht übt bekanntlich einen Einfluss auf das Gehirngewicht aus. Da jedoch das Körpergewicht viel grösseren Schwankungen unterliegt als die Körpergröße und das Gehirngewicht, so hat das Verhältnis zwischen dem Gewichte des Körpers und des Gehirns einen geringeren Werth als die beständigeren Beziehungen der Körpergröße zum Gehirngewicht. In Folge dessen zeige ich Ihnen auch nur durch die Zahlen dieser Tabelle, wie viel Gramm Körper auf ein Gramm Gehirn kommen. Sie sehen, dass in den ersten drei Monaten 1 gr Gehirn nicht ganz 6 gr Körper entspricht. In den ersten sieben Jahren nimmt dann der auf 1 gr Gehirn kommende Theil des Körpergewichts langsam und wenig zu:

Alter in Jahren	Zahl der Fälle	Körpergewicht in Gramm auf 1 gr Gehirngewicht		Zahl der Fälle
1 1/2 — 1	187 (1893)	5,96	5,92	189
1 1/2 — 1	86	5,72	5,85	76
1 — 2	169	6,34	6,48	112 (111)
2 — 4	159 (158)	6,99	6,98	167
4 — 6	51	9,93	9,76	143 (142)
4 — 7	49 (53)	10,46	10,28	50 (49)
7 — 10	16	14,70	13,80	12
11 — 13	10	18,01	17,10	6
14, 15	12	26,49	24,08	16
16, 17	18	30,21	31,68	7
18, 19	12	35,00	35,06	22
		weiblich		männlich

nur um $4\frac{1}{5}$ (♀) bzw. $4\frac{1}{5}$ (♂) gr. Von da ab dagegen wächst diese Verhältnisszahl bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts noch um fast 25 Einheiten. In der während der Jugend eintretenden Aenderung der Beziehungen des Gehirngewichts zur Grösse und dem Gewichte des Körpers besteht also ein doppelter Gegensatz insofern, als die Verhältnisszahl zwischen Körpergröße und Gehirngewicht bis in das zweite bzw. dritte Lebensjahr ziemlich schnell abnimmt und hierauf langsam ansteigt, die Verhältnisszahl zwischen Körpergewicht und Hirngewicht dagegen mit alleiniger Ausnahme des zweiten Vierteljahrs fortwährend zunimmt und zwar in den ersten sieben Lebensjahren langsam und wenig, später schneller und mehr. Der Unterschied zwischen Knaben und Mädchen fällt in den verschiedenen Altersstufen nicht immer zu Gunsten desselben Geschlechtes aus. Im Allgemeinen nehmen die Knaben auch hier eine bevorzugte Stellung ein, da die meisten mittleren Verhältnisszahlen bei ihnen kleiner sind als die entsprechenden Zahlen bei den Mädchen.

Zum Schlusse fasse ich diejenigen Ergebnisse meiner Arbeit, welche voraussichtlich endgültig sind, in folgende Sätze zusammen:

Das mittlere absolute Gewicht des Gehirns ist während der beiden ersten Jahrzehnte beim männlichen Geschlecht stets grösser als beim weiblichen Geschlechte. Mit sehr angedauerter Geschwindigkeit vollzieht sich die Gewichtszunahme des Gehirns. Theilt man die gesammte Zunahme des Gehirns an Schwere in drei gleiche Theile, so gehört das erste Drittel den neun ersten Monaten, das zweite der Zeit vom letzten Vierteljahr des ersten bis zum zweiten Quartal des dritten Jahres, endlich das letzte Drittel der ganzen übrigen Zeit an, in welcher das Gehirn noch wächst.

Die Verhältnisszahl zwischen Hirngewicht und Körpergröße nimmt bei der menschlichen Frucht und dem Kinde bis in's zweite bzw. dritte Jahr ab, verändert sich also zu Gunsten des Hirngewichts; nach dieser Zeit wächst dieselbe auf Kosten des Gehirngewichts bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts. In der Jugend kommt auf ein Gramm Gehirn beim weiblichen Geschlechte stets mehr Körpergröße als beim männlichen Geschlechte, was auf eine günstigere Stellung der Knaben hinweist.

Der einem Gramm Gehirn entsprechende Theil des Körpergewichts vermehrt sich in den ersten sieben Jahren langsam und wenig, dann bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts schnell und viel.

1) Einklammerter ist die Zahl der Gewichtbestimmungen des Körpers, wenn sie von der links daneben stehenden Summe der Hirnwindungen abweicht.

Die Veränderungen in den Beziehungen des Gehirngewichts zu der Grösse und dem Gewichte des Körpers beruhen auf der ungleichen Zunahme des Gehirngewichts, der Körpergrösse und des Körpergewichts, worauf ich bei einer späteren Gelegenheit zurückkommen werde.

Herr Dr. Wilhelm Hela-Wien:

Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken.

In Folge der vorgertreten Abendstunde beschränkt sich der Vortragende auf die rasche Vorführung von

Originalstickereien aus dem Museum des Vaterländischen Vereines in Olmütz und zeigt in diesen das allmähliche Uebergehen der Vogelfigur in bestimmte, charakteristische geometrische Formen.

Der Vortrag wird in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erscheinen.

Herr Ministerialrath Herrmann-Wien:

Anthropologisches über den Gernohsinn.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Vierte gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Eröffnung durch den Vorsitzenden Herr R. Virchow. — Constantin Hörmann: Ueber Volksspiele und nationale Schausstellungen in Bosnien und der Herzegovina. — Freiherr von Andrian: Einige Resultate der modernen Ethnologie. — A. Voss: Geschenk des Herrn Grafen Enzensberg. Altarsteinchen. — Vorträge über die menschliche Wohnung und speciell das Haus. — O. Montelius: Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses. — Archimandrit Mesrop: Das armenische Bauernhaus. — J. Eigl: Die Salzburger Rauchhäuser und die banalische Entwicklung der Feuerungsanlage am Salzburger Bauernhause. — G. Mehringer: Ueber das volkstümliche Haus in den österreichischen Alpen. — R. Henning: Ueber das deutsche Haus. — Oberst G. Bancaleari: Die Ergebnisse und die weiteren Ziele der Hausforschung in Oesterreich. — Virchow: Zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und Schlusswort. — Nachtrag: Hildebrand, cf. II. allg. Sitzung. — v. Wiesner, cf. I. allg. Sitzung. — C. Hörmann, cf. IV. allg. Sitzung.

Der Vorsitzende Geh.-Rath Prof. Dr. R. Virchow-Berlin eröffnet die Sitzung.

Herr Regierungsrath Constantin Hörmann, Museumsdirektor in Sarajevo:

Ueber Volksspiele und nationale Schausstellungen in Bosnien und der Herzegovina.

(Vortrag wird noch eintreffen.)

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich freue mich von Herzen, dass Herr Regierungsrath Hörmann seine Gesundheit in der kurzen Zeit seit unserer Trennung soweit wiedergewonnen hat, dass er uns diesen interessanten Vortrag halten konnte. Er ist der berufenste Vertreter des neuen Landes, der Freund aller Schichten des Volkes, der Kenner aller Einzelheiten des Lebens und der Industrie; ich empfinde eine grosse Befriedigung darüber, dass wir Gelegenheit gehabt haben, ihn in einem größeren Kreise von deutschen und fremden Kollegen einzuführen. Möge er recht lange in der segensreichen Stellung bleiben und sich der Anerkennung erfreuen, welche seine Regierung ihm zollt!

Der Vorsitzende Freiherr von Andrian:

Einige Resultate der modernen Ethnologie.

(Bereits in Nr. 8 des Corr.-Bl. erschienen.)

Herr Voss-Berlin:

Geschenk des Herrn Grafen Enzensberg. Altarsteinchen.

Seine Excellenz Graf Enzensberg hatte die Güte, mir als Geschenk für das k. Museum in Berlin diesen Gypsabguss, welchen ich mir hier vorzuseigen erlaube, zu übersenden. Das Original desselben ist ein viersätiger kleiner Block und ist ringsum auf den vier

Seiten mit flachen Figuren verziert. Es wurde in einer Cisterne in einer Ruine bei dem Schlosse Tratzberg bei Hall in Tirol gefunden. Dieses Stück ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als die hierauf dargestellten Figuren an sehr frühe Zeiten erinnern. Es sind zwei männliche und zwei weibliche Figuren; die männlichen Figuren sind bewaffnet, die eine mit in der Scheide steckendem Schwert und einem Speer, die andere hat ein Schwert in der erhobenen rechten Hand und in der linken Hand ebenfalls einen Speer. Sämmtliche Figuren sind unbekleidet, auch die weiblichen. Die eine weibliche Figur ist sehr gut durchgebildet, aber nur bis zu den Hüften dargestellt. Die andere Figur, anscheinend ein Kind, ist vollständig dargestellt. Oben auf dem einen Schmelende des Blockes sind concentrische Kreise angebracht, das untere Ende ist leider beim Abguss geglättet, ich weiss nicht, wie es beim Original gestaltet ist. Die Figuren sind alle sehr roh gearbeitet, die männlichen tragen grosse Spitzbärte und erinnern dadurch an gewisse Skulpturen aus der heidnischen Zeit, namentlich an die bei Bamberg in der Pegnitz gefundenen. Ich möchte aber trotz alledem dieses Stück nicht so hoch bis in die heidnische Zeit hinaufsetzen; bestimmend dafür ist die Bildung des Schwertes, welches die eine männliche Figur trägt, nämlich jenes, welches in der Scheide steckt. Dasselbe ist mit einer kräftigen Parierstange versehen und hat einen ziemlich deutlich ausgebildeten runden Griffknopf; ansondern spricht auch die Gestaltung der weiblichen Figur für eine jüngere Zeit. Letztere ist anserordentlich detaillirt durchgebildet, sogar die Pupillen auf den Angäpfeln scheinen angedeutet zu sein. Eine so bis ins Einzelne gehende Durchführung fand in der altgermanisch-heidnischen Zeit noch nicht statt. Meine Ansicht geht dahin, dass es eine frühmittelalterliche Arbeit ist, vielleicht schon der romanischen Zeit angehörig. Der Zweck ist unbestimmt, vielleicht ist es ein Totivbild oder etwas Aehnliches.

Vorsitzender Herr R. Virchow-Berlin:

Wir kommen jetzt an die Reihe von Vorträgen, welche die menschliche Wohnung und speziell das Haus betreffen. Zunächst bitte ich Herrn Dr. Montellius als denjenigen, der die allgemeinste Betrachtung angekündigt hat, das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. Montellius-Stockholm:

Um die älteren Formen des menschlichen Wohnhauses besser zu verstehen, ist es, wie ich glaube, notwendig, hier wie auf anderen Gebieten, die typologischen Verhältnisse dieser Formen zu studieren.

Die menschliche Wohnung in der ältesten Zeit war ja notwendigerweise eine Höhle oder ein Zelt oder etwas Ähnliches. Die Höhlen und diejenigen Formen der Wohnungen, welche als Entwicklungsstufen der Höhlen zu betrachten sind, kann ich jetzt wegen der Kürze der Zeit nicht besprechen; nur diejenigen Formen, welche vom Zelte stammen, sollen jetzt in Betracht kommen. Deshalb habe ich meinen Vortrag auch die Geschichte des menschlichen Wohnhauses genannt, weil nun unter Wohnhaus eigentlich nur das verstanden, was von Menschen gebaut wird, also ein Zelt, eine Hütte n. s. w. bis zu den grossen Gebäuden der Neuzeit. Die verschiedenen ältesten Formen dieser Wohnungen habe ich hier zusammenge stellt¹⁾ und will nur bemerken, dass alle hier abgebildeten Typen aus demselben Gebiete, aus Nordnorpa stammen. Wir werden sehen, dass dieselben Formen auch in anderen Gebieten zu finden sind, aber ich halte es für das Beste, zuerst ein kleineres Gebiet zu studieren.

Als die älteste Form sehen wir zuerst ein Zelt, entweder, wie bei den gewöhnlichen Zelten heute, aus einem Holzgerüste bestehend und mit Häuten oder Geweben oder Ähnlichem bedeckt, oder auch ganz aus Holz oder aus ähnlichen Materialien konstruiert. Die Grundform ist natürlich rund, und die ganze Form von Aussen gesehen, ist konisch. Wir haben aber einen Anfang zu etwas Neuem, sobald ein niedriger Unterbau zugefügt wird; das, was früher das Zelt war, bildet jetzt das Dach. Eine Hansruce aus Norddeutschland, mehrere hundert Jahre älter als Chr. Geb., hat eine ähnliche Grundform, nur ist der Unterbau verhältnissmässig etwas höher und die Grundform oval. Allmählich wird der Unterbau noch höher.

Diese runde Form, die fast in allen europäischen Ländern allgemein war, und die man noch in vielen Gegenden findet, ist aber schon früh verändert geworden. Man brauchte mehr Raum, ohne die Hütte immer grösser bauen zu können; das war praktisch nicht möglich. Man konnte aber das Haus, wenn nicht in allen Richtungen vergrössern, doch in einer Richtung verlängern, und dadurch entstand die ovale Form. Allmählich wird dann die runde oder oblonge Form eine viereckige, zuerst quadratische und später rechteckig mit zwei Seiten länger als die beiden anderen.

Betrachten wir jetzt speziell das Dach, so finden wir, dass die runden Hütten ein konisches Dach haben, die Konsequenz davon ist, dass die quadratischen Hütten ein pyramidales Dach bekommen, — das ist der natürliche Übergang von der runden Form zur quadratischen, — und die Konsequenz davon ist weiter, dass die oblongen viereckigen Hütten ein Walmdach

bekommen. In dieser Weise, glaube ich, ist das Walmdach sehr leicht zu verstehen, da es ein ganz natürliches Resultat der Entwicklung ist, und daraus erklärt sich auch, dass das Walmdach jetzt immer die ältere Form repräsentiert, das Giebeldach die neuere. Als Zwischenform zwischen Walmdach und Giebeldach betrachte ich ein solches Dach, wo die zwei schmälere Seiten nicht giebelförmig sind, aber doch nicht so walmdachförmig wie früher. Der obere Theil ist Walmdach, aber der untere Theil des früheren Daches dieser Schmalseiten ist schon vertikal. Eine andere interessante Zwischenform ist, wenn der ganze Giebel vertikal geworden ist, der obere, dreieckige Theil aber vollständig wie ein Dach aussieht. In Schonen s. B., in Schweden, kommen solche Häuser ausserordentlich häufig vor; der untere Theil der Schmalseite ist so gebaut wie die Langseite selbst, aber der obere Theil ist so wie das Dach gebaut und hat dieselbe Bekleidung wie das Dach. Ich möchte es beschreiben als ein Dach, das man vertikal gestellt hat. Erst allmählich wird auch dieser obere dreieckige Theil der Schmalseite an wie der Untertheil konstruiert, und man hat ein wirkliches Giebeldach. In Griechenland existirt etwas Ähnliches; hier haben wir ja auch eine stark hervorspringende Linie, welche den unteren Theil der Schmalseite vom oberen dreieckigen unterscheidet, und ich bin überzeugt, dass es eine Erinnerung an der alten Walmdachform ist, wovon man auch in Griechenland Spuren gefunden hat.

Gehen wir jetzt weiter, so sehen wir, dass ein viereckiges, quadratisches oder oblonges Haus ursprünglich aus einem einzelnen Zimmer besteht, und man kommt durch die Thüre direkt ins Haus; in beiden Beziehungen folglich ganz wie das Zelt. Bald finden wir aber zwei säulenähnliche Stölpel, die vor der Thüre stehen. Etwas später wird die Hütte mit einem Vorlaue versehen, der aber nicht auf Säulen ruht, sondern dadurch gebildet wird, dass die Längswände verlängert sind. Das ist eine auch aus Griechenland gut bekannte Form, das ist die Form des templum in antia. Noch später wird dieser Vorlauf an allen Seiten geschlossen und schliesslich in zwei Theile getheilt.

Im Zelt wurde natürlich das Feuer auf dem Boden angezündet, in einer kleinen Grube oder auf einigen Steinen. So ist es auch in allen älteren Hütten geblieben; ein Herd in der Mitte auf dem Boden ist ja alles, der Rauch kommt aus der Hütte wie er kann, durch kleinere Oeffnungen oder durch ein Rauchloch im Dache, entweder in der Mitte desselben oder an den Seiten. Wie im Zelt waren dieses Rauchloch und der Eingang die einzigen Oeffnungen. Kein Fenster existierte damals; erst später kamen die eigentlichen Fenster; der ursprüngliche Platz des Fensters war auf dem Dache selbst.

Es ist selbstverständlich, dass man, so lange das Feuer offen brannte, ein Innendach schwerlich haben konnte wegen der Gefahr, und weil der Rauch einen Abzug haben musste. Das Haus bestand also nur aus einem Zimmer, vom Grunde, den vier Seiten und vom Dache begrenzt. Endlich kam aber der Ofen statt des offenen Feuers, und so wurde es möglich, mehrere Zimmer aufeinander zu bauen und damit zur neuere Konstruktion zu gelangen.

Diese Skizzen der Entwicklung — die Zeit erlaubt nicht in die Einzelheiten einzugehen — gilt für Nordnorpa, und alle Formen der Tafel stammen aus Skandinavien, Norddeutschland oder dem westlichen Russland; nur eine Form stammt aus den He-

1) Eine Tafel mit einer grossen Anzahl Abbildungen von älteren Handtypen war unter die Anwesenden verteilt worden. S. Archiv f. Anthropologie 1894/95.

briden, das sogenannte "Black house", das uns die Erklärung von einigen alten Gebäuden gibt, die in Schweden nicht selten sind. Das sind Reimen von Häusern, die man auf den Inseln Gotland und Oland findet und die in den letzten Jahren von Direktor Nordin und Anderen untersucht worden sind. Diese Untersuchungen haben gezeigt, dass jene Reimen der älteren Eisenzeit angehören und einige Jahrhunderte später als Chr. Geb. sind. Die Wände waren nicht hoch, nur ein paar Füsse, das Dach stand hoch auf die Wände, nach allen Seiten heraufschlagend.

Die Entwicklung, welche ich jetzt skizziert habe, findet sich nicht nur in Nordensropa, sondern in Central- und Südeuropa. Ueberall finden wir zuerst die runde Hütte, später die viereckige Hütte mit Walmdach und alle möglichen Zwischenformen. In Asien und in anderen Welttheilen ist es auch so; in Amerika findet man, dass wenigstens die älteren Wohnhäuser vollständig mit den älteren europäischen übereinstimmen. In Nord- und Südamerika hat man zuerst runde, später oblonge Häuser, und so kommt man allmählich zum viereckigen. Das viereckige Haus hatte auch in Amerika anfangs ein Walmdach; ich weiss aber nicht, ob Amerika in der vorkolumbischen Zeit bis zum Giebeldach kam.

Ich glaube, wenn dies richtig ist, was ich jetzt angelehnt habe, dann können wir auch die Frage beantworten, wie war das arische Haus, wie sah es aus? Die Antwort muss meiner Meinung nach lauten: es war eine runde Hütte, weil man überall, wo die arischen Völker später lebten, runde Hütten gefunden hat; sie sind lange Zeit nach der Trennung der arischen Stämme geblieben. Wir kennen diese runden Hütten z. B. aus Italien und aus Griechenland. Die „fondi di capanne“ aus der vorgeschichtlichen Zeit in Italien zeigen dieselbe Form, und der italienische Vestatempel ist gleichfalls rund; es ist eine Erinnerung an der Zeit, in der alle Hütten rund waren. In Griechenland war das Prytanion rund; es war für Griechenland, was der Vestatempel in Italien war. Ich kann sagen, dass man fast überall Spuren von dieser Entwicklung schon gefunden hat, und ich glaube, dass wir, wenn wir diese Entwicklung als richtig betrachten können, die verschiedenen Formen leicht verstehen. Ich hoffe, dass die anderen Herren, welche jetzt die Einzelheiten des Hauses näher besprechen werden, wenigstens theilweise meiner Ansicht sind, und es wäre wünschenswerth, dass man die verschiedenen ältesten Formen überall studiren wollte. In Bosnien, wo wir vor einigen Tagen waren, hat man ja noch jene älteren Formen, wenigstens des viereckigen Hauses. Die ältesten bosnischen Häuser heutzutage sind fast quadratische Gebäude mit einem Zimmer und offener Herde auf dem Boden, mit pyramidalem Dache ohne Innendach, d. h. ein viereckiges Haus der allerältesten Form.

Herr Archimandrit Mesrop-Parasadan Ter-Mowsejanz:

Das armenische Bauernhaus.
(Manuscript nicht eingeleitet)

Herr R. Virchow-Berlin:

Wir danken dem Herrn Redner für seine Mittheilungen. Diejenigen, welche sich etwas genauer informieren wollen, können in die Details, die schon gedruckt sind, in den Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft Einsicht nehmen. (Vortrag, ausführliche Darstellung, in den Mittheilungen der

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXII. 1892. S. 125—171.)

Herr k. k. Oberregierungsrath J. Egl-Salzburg:
Die Salzburger Bauernhäuser und die banliche Entwicklung der Feuerungs-Anlagen am Salzburger Bauernhause.

Einleitung.

Der Herd einer Wohnstätte bildet schon seit alter Zeit den Mittelpunkt des Familienlebens, und die Entwicklung der Feuerungs-Anlagen des Hauses steht im engen Zusammenhange mit dem Kulturgrade der Bewohner.

Bei dem erhöhten Interesse, welches die Hausforschung erfreulicher Weise namentlich in Deutschland und in Oesterreich gefunden hat, dürfte es daher am Platze sein, die banliche Entwicklung der Feuerungs-Anlagen an anderen alten Bauernhäusern näher zu verfolgen. Das Resultat einer solchen Studie erlaube ich mir hiermit auszusagen vorzuführen.

Ich habe diese meine Aufgabe in dem Rahmen des Salzburger Bauernhauses eingeschränkt und versuche es hiermit, ein Bild obigen Entwicklungsganges an den Bauernhäusern des Gebirges und des sogenannten Flachlandes von Salzburg an der Hand spezieller Beispiele zu geben, wobei ich mich nicht im Umfange der politischen Begrenzung des heutigen Kronlandes Salzburg, sondern innerhalb jenes Umkreises bewegen, welcher durch die Verbreitung der erwähnten Haupttypen vorgezeichnet ist.

Es dürften am Salzburgerhause zwei Haupttypen festgezeichnet sein:

1. Der Typus des „Pinsgannerhauses“, beherrschend den Pinsgau und Pongau, sowie die angrenzenden Landestheile mit Ausschluss Langaus, insofern sich auf dieselben der Einfluss des von Salzburg ausgehenden Kulturtriebes erstreckt hat.

2. Der engverwandte Haupttypus mit dem Flachdache, welcher im Flachlande und dem Hügellande dominiert, den ich mir daher gestatte, als „Vorland-Typus“ zu bezeichnen.

Neben diesem Typus (mit dem Flachdache) ist insbesondere im letztgenannten Gebiete noch ein verwandter Bauart verbreitet, welche durch das Steildach charakterisiert ist. Einerseits ist jedoch nachweisbar, dass das Steildach eine erst später theilweise eingetretene Modifikation des Vorlandtypus (mit dem Flachdache) ist, und zwar unter Berücksichtigung der alten inneren, banlichen Anordnung der Räume; andererseits dürfte das Steildach überhaupt der Uebertragung fremder (hier vielleicht fränkischer) Bauweise im Vorhinein auszusprechen sein. Es hat demnach die letzt-erwähnte Variante mit dem Steildache auf das hier zu behandelnde Thema keinen Einfluss und kann dieselbe daher hier außer Acht gelassen werden.

Es wäre notwendig, vor näherer Besprechung der Feuerungs-Anlagen selbst wenigstens eine kurz gefasste Schilderung der vorherbezeichneten beiden Haupttypen voranzusetzen, zumal die Details der Feuerungsanlagen mit der gesammten Bauanlage des Hauses in einigem Zusammenhange stehen und theilweise durch letztere bedingt sind.

1) Der Vortragende hatte hiebei eine Auswahl diesbezüglicher Originalzeichnungen zum genannten Werke, sowie eine solche neuer (noch nicht publicirter) Aufnahmen von Vorlandhäusern ausgestellt.

Bei der Beschränkung der diesem Vortrage zugewiesenen Zeit bin ich jedoch genötigt, mich diesbezüglich auf einige andeutende Bemerkungen zu beschränken, und hinsichtlich des „Pinsgauer Typus“ auf das im Werke „Das Salzburger Gebirgsbau (Pinsgauer Typus.“ von mir bereits niedergelegte und auf die Illustrationen dieses Werkes zu beziehen; ferner hinsichtlich des „Vorland-Typus“ auf die hiebei neu vorliegenden Abbildungen (Grundrisse und Ansichten) von Vorlandhäusern hinzuweisen. —

Ein Vergleich dieser Abbildungen lässt sofort erkennen, dass die Grundrisseanlagen, (welche ja das eigentlich Charakteristische eines Haustypus bildet), in beiden Fällen die gleiche ist, wenn auch die Verwendung der Räume einen charakteristischen Unterschied bildet, indem der Mittelraum des Vorlandhauses in der Regel zugleich als Küche dient.

In beiden Typen erkennen wir (wenn hier von der Seite abgesehen wird) den dreigetheilten Grundriss oder einen Grundriss, welcher aus der Dreitheilung hervorgegangen ist. Hiebei finden wir den Herd im Vorlandhaus in dem Mittelraume („Haus oder Vorhaus“); im Pinsgauerhause dagegen in einem der Nebenräume (eigene „Küche“) angeordnet.

Hinsichtlich der Hofanlage kommt bei einem Vergleiche zwischen dem Pinsgauer- und Vorland-Typus folgendes zu bemerken:

Während in den Gebirgsgegenden die „Gruppenhof-Anlage“ die vorherrschende ist (insbesondere im oberen Salzach-Gebiet), ist es im Vorlande jene der „vereinigten Hofanlage“ (nach Baccalari „Einheitshaus“, nach Dr. Fr. V. Zillner „Vereinte Bauart“), nämlich jene Hofanlage, bei welcher in einem Hauptgebäude Wohn- und Wirthschaftsraum vereinigt sind. Hiebei finden wir jedoch diesem einem Hauptgebäude meist noch gewisse Nebengebäude beigegeben.

Im Aeusseren liegt der Unterschied beider Haustypen vornämlich nur im konstruktiven Ausbau der Dachgiebel und der Hausgänge, sowie auch in jenem der Wirtschaftsräume.

Nach diesen einleitenden Vorbemerkungen sei hiermit auf das eigentliche Thema, die Schilderung der Feuerungs-Anlagen in deren verschiedenen Entwicklungsstufen, übergegangen und können in der diesbezüglichen baulichen Entwicklung nachfolgende Stadien unterschieden werden:

I. Das Rauchhaus primitivster Art;

II. Rauchhäuser mit Herd im „Haus“ ohne jeden Rauchschlot;

III. Rauchhäuser mit unter dem Dach endenden Rauchschlote;

IV. Künstliche Rauchableitung über Dach mittels hölzernem Schlotte;

V. Künstliche Rauchableitung über Dach mittels gemauerter Schornsteine;

VI. Modernisirung der alten Feuerungs-Anlagen. Bei Besprechung des Themas in der Reihenfolge der vorstehenden Abschnitte sei es gestattet, unter Hinweis auf die vorliegenden Zeichnungen, speciell, an Ort und Stelle aufgenommene Beispiele anzuführen.

I. Das Rauchhaus primitivster Art.

Als die primitivste Art der Feuerungsanlage eines Gebäudes ist jedenfalls diejenige zu betrachten, bei welcher in einem Hauptraum das offene Herdfeuer brennt, wobei der Rauch ohne irgend welche künstliche Ableitung frei entweicht.

Solche Häuser bezeichnet man im Allgemeinen als „Rauchhäuser“ (mündlich „Ruckhäuser“).

Von unseren bäuerlichen Bauten können jedenfalls die Almhöfen und Sohermen, sowie die Holzkaechthütten als die primitivste Art der Rauchhäuser bezeichnet werden.

Die am Boden des Hauptraumes hergestellte Feuerstätte besteht oft nur aus einem mit Steinen ausgelegten oder wohl auch nur mit Lehm angestampften Feuerboden, der durch einen Holzkrum oder eine Ummauerung umschlossen ist.

Bei den eigentlichen Almhöfen ist hiebei der Herd in einer solideren Weise aufgemauert, und mit einem Kesselhenzt versehen.

Der Herdrauch sucht sich hiebei stets seinen Ausweg durch die wenigen Wandöffnungen der Hütte und durch die Dachritzen.

Rauchhäuser solcher Art zeigen beispielsweise die vorliegenden Darstellungen einer Almhütte und eines Schermes aus dem Schmidthofe in Pragau. (Diese Beispiele waren in dem Werke „Salzburger Gebirgsbau“ entnommene Tafeln vorgewiesen.)

II. Rauchhäuser mit Herd im „Haus“, ohne jedem Rauchschlote.

Der „Herd im Hause“ (d. i. im Mittelraume) ist ein charakteristisches Merkmal des Vorlandhauses, und finden sich derselbe Bauernhäuser aus alter Zeit noch mehrfach erhalten, und zwar nicht nur Kleinhäuser sondern auch Bauernhäuser, welche einem beträchtlichen Besitztum entsprechen. Solche Häuser besitzen demnach auch bereits eine Feuerungsanlage, welche kombiniert ist: „aus dem Feuerboden für offenes Herdfeuer, einen mit einbezogenen Sechsteifen, anschließenden Stubenofen und wohl auch Backofen, sofern Sechsteifen und Backofen nicht ausserhalb des Hauses, im separaten Nebengebäude bestehen.

Ueber dem Herd breitet sich ein feuericher verkleideter Rauchmantel aus, an dem sich die vom Feuer etwa anliegenden Punkte löschen.

Der Rauch steigt, unter dem Krasse dieses Rauchmantels hervortretend, gegen die Decke des Vorhauses empor, deren rückwärts gelegener Theil bei obiger Gattung von Rauchhäusern eine derartige Konstruktion besitzt, dass der Rauch — zwar nicht direkt — wohl aber indirekt durch die Decke (den „Rauchboden“) hindurch in den Dachbodenraum gelangen kann, dort die auf dem Rauchboden aufgestellten Getreidegarben durchziehend („durchsgernd“), sich im Dachboden ausbreitend, durch kleine Ritzen in der Dachendeckung und vornämlich durch Öffnungen der Giebelvercalung endlich in's Freie entweichend.

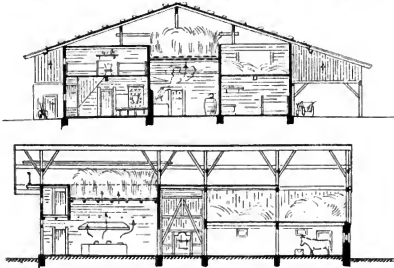
Der Rauchboden kann hiebei zweierlei Konstruktionsarten aufweisen. Die erste ist, die eines gewöhnlichen Pfostenbodens, in welchem einige Öffnungen ausgespart sind, die mit kleinen Querhölzern und darauf ruhenden Brettern überdeckt werden, oder auch mit Holzdeckeln, die nach zwei Unterseiten Leisten angehängt haben. Die zweite Konstruktionsart besteht darin, dass die Pfosten des Bodens nicht dicht aneinander greifen sind, so dass sich Längspalten zwischen denselben befinden, welche dann gleicherweise wie die Öffnungen bei erster Konstruktionsart mit Querhölzern und darauf gelegten Pfosten überdeckt werden.

Stets befindet sich der Rauchboden im rückwärtigen Theile des Vorhauses und zwar im Nissen des Dachbodens, während die Decke des vorderen Vorhaustheiles durch den Fussboden der „Soler“ gebildet ist.

Die letztgeschichtete Konstruktionsart des Rauchbodens und die ganze Bananlage solcher Häuser illustriert die unten gegebene Abbildung des „Unter-Zuglänggates“, dessen planische Darstellung in den Schnitten den Rauchboden und dessen Verwendung deutlich erkennen lässt.

Als Beispiel eines derartigen Rauchhauses sei hier das „Wallnergut“ vorgeführt und näher erörtert.

Das „Wallnergut“ in Woldpriching zeigt den linksseitigen, rückwärtigen Nebenraum des fünfteiligen Grundrisses als Küche verwendet, woselbst sich demnach in der innern Ecke gegen die Stube der



Der Hauptvorteil, welcher durch das sogenannte „sojerna“ erreicht werden soll, liegt (nach Angabe der Bewohner) in dem guten Ausrocknen des Getreides. (Weniger glaubwürdig klingt der weiters namhaft gemachte, angebliche Vorteil, dass auch das Heu desinfiziert werde.)

Ein entscheidender Vorteil aber, den die — wohl mit anlehnenden Nachtheilen verbundenen — Rauchhäuser im Gefolge haben, liegt in der vorzüglichen Konservierung des Geblüdes durch den Rauch.

III. Rauchhäuser mit unter Dach endenden Rauchschlotten.

Die nächste haushohe Entwicklungstufe der Feuerungsanlagen zeigt sich in der Anwendung eines Rauchschlottes für die Rauchableitung.

Zwar ist dieser Schlott zunächst nur aus Holz gezimmert und noch nicht über Dach geführt, sondern er endigt noch unter Dach.

Es ist also in diesem Entwicklungsstadium noch das Rauchhaus vorhanden; doch liegt in der Anwendung des Rauchschlottes an und für sich schon ein wesentlicher Schritt kultureller Entwicklung, indem hierdurch die Wohnräume vor der Raucheinwirkung weit mehr geschützt sind, als dies bei Rauchhäusern mit Raueböden der Fall ist.

Dieser Schritt kultureller Entwicklung ist ferner darin zu erkennen, dass bei solchen Rauchhäusern in der Regel nach bereits die Verlegung des Herdes vom Mittelraum nach einem Nebenraume vollzogen erscheint, und demnach bereits eine eigene Küche vorhanden ist.

offene Feuerherd mit Einheizen zum Stubenofen, zu dem in die Stube hineinreichenden Backofen und zum Schtelofen befinden, wofür letzterer hier vorhausseitig (der Mittelraum heisst hier „Vorhaus“, die Küche „Ruckkuchl“) an oblige, kombinierte Feuerungsanlage anschliesst. Der Rauch von diesen sämtlichen Feuerungen zieht an der Küchendecke (Bache Holzdecke) nach einer Wandöffnung zu, welche oberhalb, der von dem Vorhause nach der Küche fahrenden Thüre in genau gleicher Weise wie bei den Küchen der Piarzauer Häuser, angebracht ist. Ebenso wie dort, ist auch hier vorhausseitig vor und über dieser Öffnung ein Rauchmantel vorgebaut, der dann nach oben in den Rauchschlott übergeht.

Der Schlott ist in einer Lichtweite von $0,7 \times 1,0$ m aus Pfosten dicht schliessend hergestellt, führt durch das Obergeschoss hindurch bis über Dachbodenniveau, wo er 1,0 m über dem Oberboden, ohne Verschluss endet.

Ein anderes Beispiel eines gleichartigen Rauchhauses, bei welchem jedoch der Schlott nicht vom Vorhause, sondern direkt von der Küche ausgeht, würde das „Schrottenhaus“ in Huttich, sein 370 Jahre altes Haus, welches trotz verschiedener Umbauten die alte Bananlage noch deutlich erkennen lässt) bieten, worauf hiemit nun hingewiesen sei.

IV. Rauchableitung über Dach mit Holzschlotten.

Über Dach geführte Rauchfänge aus Holz sind im Vorlande sehr selten, fast nur im Gehirge zu finden. Die diesbezüglichen baulichen Einrichtungen

sind detailliert beschrieben in dem bereits citirten Werke über das „Salzburger Gebirgsbau“, und hitto ich, sich im Hinblick auf die kurze, zur Verfügung stehende Zeit, mit diesem Hinweis zu begnügen.¹⁾

Die eigenenthümliche, älteste Form der Stubenöfen (gemauertcr Sockel, oberer Tonnen gewölbeschluss, Außenheizer, das Ganze ohne Kachelverkleidung, nur geweißt, und mit dem bekannten Stangengerüste umgeben, sowie auch die Herdaalagen, lassen die Pläne des mehr erwähten Werkes erkennen. In der späteren Zeit zeigen die Stubenöfen bei Häusern obiger Art eine ähnliche Bauart.

V. Rancheableitung über Dach mittels gemauerter Schlotte (SchorNSTeine).

Die Schornsteine können — wenn von den am Schlusse noch zu erwähnenden Modernisirungen vorläufig abgesehen wird, auf dreierlei Arten angelegt sein, wie folgt:

- a) Es kann der Schornstein auf dem Kranse eines vorhanseitig vorgebauten Rauchmantels,
- b) theilweise auf den, den Herd überdeckenden Rauchmantel („Fenerbit“) und zugleich theilweise auf dem Feuerboden selbst,
- c) oder endlich auf dem Küchengewölbe — aufgemauert sein.

ad a) Die erste Konstruktionsart führt uns wieder auf das eigentliche Gebirgsbau zurück, auf das Pinzgauer Haus.

Dort ist der vorhanseitige Kranz des Ranche-schlottes (wie bekannt durch Konsolen gestützt, so dass diese Unterstüttung für die Anfanierung des Schornsteins eine tragfähige Basis bildet. Die Tragkonsolen, wie der Kranz, können biei aus Holz oder aus Stein hergestellt sein, je nachdem die Längswand, an welcher der Kranz anschliesst, aus Holz oder im Manerwerk ausgeführt ist.

Es sei gestattet, diesbezüglich abermals auf die Detailirungen des mehr erwähten Werkes binzuweisen.

ad b) Die oben bezeichnete Bauanlage ist dem Vorlandhanse typisch.

Da der Rauchmantel des Herdes beim Vorlandhanse eine ziemliche Ausdehnung hat, oft auch gewölbt ist und der Konsolentrüttung entbehrt, so wäre er nicht im Stande, die Last der Schornsteinaufmauerung zu tragen; und dieser Umstand hat wohl folgerichtig zur nachfolgenden Konstruktionsart geführt.

Der Schornstein ist nämlich zweiseitig vom Fenerboden des Herdes aus gemauert, und stützt sich nur nach der vorderen (offen bleibenden) Herdseite auf den Kranz des Rauchmantels, welcher letzterer nach oben an den vollummanerten Schornstein anschliesst.

1) Um dem diesbezüglichen Pinzgauer Beispiele auch noch durch solche aus Pinzgau und dem benachbarten Tirol zu ergänzen, sind vom Vortragenden noch die Grundrisse eines kleinen Bauernhauses aus Pongau („Vorstadt“ im Fritzbachtale) und eines grösseren Tirolerhauses („Prostgut“ im Kitaböcherl Bezirke) beigebracht, auf deren Reproduktion hier verzichtet werden muss. Vorstadt zeigt biei den Grundriss der „Sölde“, das Prostgut jenen des grösseren Einheitsbauwerks („vereinigte Hofanlage“), und ist zu bemerken, dass beide Wohnhäuser Nebengebäude besitzen (Vorstadt: Getreidekasten und Stallungen; das Prostgut: Getreidekasten mit Tenno im Obergeschosse und Pferde stall im Untergeschosse.)

Es ist solcher Weise eine Bauanlage geschaffen, welche einigermaßen an jene Stubenöfen erinnert, die an norwegischen Häusern unter der Bezeichnung „Peis“ bekannt sind.¹⁾

Es hat diese Anlage den unverkennbaren Vortheil, dass der Herdranch (sowie der Danst vom Sechlofen) viel besser aufgefangen und abgeleitet werden, als dies bei den früher vorgeführten Ranchehäusern und auch bei der dem Pinzgauerhanse typischen Schornsteinanlage der Fall ist.

Die Anlage der Feuerungen selbst (des Herdes und der Oefen) bleibt im Uebrigen die im Flachgan allgemein übliche.

Häufig findet sich bei solchen Häusern die gleiche Feuerungsanlage wie zu ebener Erde im Obergeschosse wieder, und sind solchen Falles die Schornsteine beider in einen gemeinsamen zusammen gezogen und über Dach geführt. Die folgenden Beispiele werden die hienüt nur kurz geschilderte Bauanlage illustriren. Das „Messnerhaus“ in Koppl zeigt dieselbe in den Grundrissen beider Geschosse, und dürfen die zugehörige, perspektivischen Skizzen von Herd und Stubenöfen dieses Hauses (welche hier nicht beigedruckt werden können) als allgemein typische Bilder solcher Anlagen gelten.

Ein besonders interessantes Beispiel aber würde das „Oberhaus“ in Seckirchen bieten, indem dieses zugleich den Vorbau hin und wieder vorkommenden (vielleicht noch wenig bekannten) Typus eines mehr getheilten Familienhauses repräsentirt. (Diese mehr getheilten Familienhäuser sind entstanden zu denken durch das Zusammenrücken der Wohntheile zweier Häuser mit ihren Mittelräumen an einander und unter einen gemeinsamen First.)

ad c) Die dritte Art der vorerwähten Schornsteinanlagen, bei welcher der Schornstein direkt auf das Küchengewölbe aufgemauert ist, findet sich seltener, zumal überwölbt Küchenräume überhaupt nicht so häufig vorkommen.

Als ein Beispiel solcher Anlage kann hier auf das sogenannte „Hausbau“ in St. Wolfgang am Achersee hingewiesen werden, abermals zugleich das Beispiel eines Doppel Familienhauses.

VI. Neue Feuerungs-Anlagen.

In neuerer Zeit ist die Anwendung aller vorge-schilderten Bauweisen ziemlich geschwunden. Der offene Herd wird allgemein durch einen Sparherd, der alte Kachelofen der Stubo vielfach durch eine neuere Mahe (keineswegs immer in vortheilhafter Weise) verdrängt; die vorgeschilderten Rauchfänge haben vielfach russischen Kaminen Platz gemacht, und wo noch schließbare Kamine angewendet werden, sind sie vom Boden ab gemauert und unten mit einer Einsteighür zu Heitze versehen.

Diese Modernisirungen schreiten immer rascher vor, je mehr vormalig aliolegene Gegenden dem Verkehr eröffnet werden; und sie verdrängen immer mehr und mehr die alte Bauweise, oft deren Sparen gänzlich verweisend, insbesondere an jenen Theilen des Gebäudes, beständig welcher das Jangensetz, der erhöhte Werth des Holzes und wohl auch der eigene Wunsch des Besitzers nach grösserer Bequemlichkeit oder Feuersicherheit auf eine Aenderung des alten dringen.

1) Die Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart von Dr. L. Dietrichson und H. Munthe.

Solche Bantheile sind vor allem die „Feuerange-Anlagen“; und des-halb dürfte der gegebene kurze Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte derselben am Salzburgerhause nicht unangebracht erscheinen und danke ich hiemit für die geneigte Aufmerksamkeit, welche die hochgeehrte Versammlung meinen Darlegungen diese Themas zu widmen die Güte hatte.

Herr Univ.-Prof. Dr. Merlinger-Wien:

Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath.

Da der Vortrag in Form einer Abhandlung in den Mittheilungen der Wiener Anthropolog. Gesellschaft erscheinen wird, so folgt hier nur eine Notiz über den Inhalt:

Das „oberdeutsche“ Haus ist in Bezug auf seinen Grundriss viel einheitlicher als man erwartet hat. Ueberall finden sich die vier Elemente: Küche, Stube, Kammer, Flur und nirgendwo ein anderer Raum; es gibt Häuser, die bloß aus Küche bestehen (Herdraum — Senzhütten), solche mit Küche und Stube, mit Küche, Stube und Kammer und solche, die noch überdies einen Flur haben. Stuben und Kammern können im Hause auch mehrfach vorhanden sein.

Dieser Einformigkeit entspricht auch die Einformigkeit des Hausraths. Es gibt einen oberdeutschen Hausrath, der ebenso (und noch mehr) traditionell ist, wie das Haus. Jeder Raum hat seine charakteristischen Geräthe, diese stehen an ihren ältesten Plätzen und sind auch in Bezug auf ihre Form offenbar alten Traditionen unterworfen.

Die Frage ist, inwieweit das stichische und nordische Haus anderses Hausrath haben. Es bleibt weiter das Alter der einzelnen Stücke des oberdeutschen Hausraths zu erforschen.

Herr Prof. Dr. K. Henning-Strasbourg i/E.:

Ueber das deutsche Haus.

Ich glaube, dass unsere Ansichten über das deutsche Haus nicht ganz vollständig zum Ausdruck kommen würden, wenn ich mir hier nicht erlaube, neben der reichlichen Zustimmung, die ich allen Vordrängern zolle, auch einige dissentirende Ansichten vorzubringen. Zunächst fühle ich mich selbst etwas schuldig an dieser Debatte. Ich würde heute nicht mehr so leichtsinnig sein, das Buch zu schreiben, das ich vor 12 Jahren schrieb. Nachdem es inzwischen genug Gutes gewirkt hat, mag es so Gründe geben, wenigstens in seiner jetzigen Form. Aber dennoch scheint mir etwas darin zu sein, was neben der anthropologischen Betrachtung von Dr. Montelius noch mehr betont werden darf. Ich meine, dass wir das Ethnographische und Historische immer mit berücksichtigen müssen, und dass wir damit ein außerordentlich werthvolles Mittel gewinnen, in die Vorzeit zurückzudringen. Es ist interessant, dass unser grosser Streckenforscher auf 5000—6000 km den Typus des fränkisch-oberdeutschen Hauses überall wieder erkannt hat. Für mich war das Leitmotiv für die Benennung dieses Typus die Sprache, denn genau in derselben Verbreitung von Niederrhein bis zur Schweiz und östwärts soweit die deutsche Zunge klingt, haben wir in älterer Zeit diejenige Sprache, welche wir aus grammatischen Gründen die „fränkisch-oberdeutsche“ nennen. Wenn in diesem weiten Gebiete, welches grammatisch-sprachlich zweifellos enger zusammenhängt, auch die Hausform sich unterscheidet von allen übrigen germanischen, so scheint mir dabei doch ein starkes historisch-ethnologisches Moment im

Spiel zu sein. Denn, dass es lokale oder anthropologische Gründe waren, welche am Niederrhein und im Salzbürgischen denselben Typus entstehen liessen, ist wohl nicht anzunehmen. Ich glaube, Sie haben hier in Oesterreich das beste Material für die Erkenntnisse dieses ethnischen Elementes zur Hand, und möchte Sie bitten, das Ländchen, das in dieser Hinsicht uns kritisch werthvoll wird, recht bald in den Kreis der Betrachtung aufzunehmen, nämlich Siebenbürgen. Es ist eine abgegrenzte deutsche Gegend, die nach keiner Seite einen engeren nationalen Abschluss und sich so in der Isolation rein erhalten hat. Nach dem Material, das mir vorliegt — es ist wesentlich das Buch von Wolff — stimmt nun das siebenbürgische Bauernhaus aufs genaueste mit dem fränkischen überein, und nicht nur das Bauernhaus, sondern auch der Hof mit seiner eigenartigen Thoranlage u. s. w. Die Identität geht so weit, dass Wolff gewisse Einrichtungen des siebenbürgischen Hauses mit denselben Worten meinte beschreiben zu müssen, die ich für das fränkische angewandt hatte. Das kann nicht an der Gegend, sondern nur an den Bewohnern liegen, die einst aus den Rhein- und Nahegegenden nach Siebenbürgen angewandert sind. Von Siebenbürgen und der dortigen Natur kann diese Hans- und Hofanlage nicht abhängen, denn auch in Bormsen sind die Abweichungen so gross, dass eine Identität nicht gedacht werden kann. So kommen wir denn an dem historischen Schlusse: Im 12. Jahrhundert müssen die Vorfahren der Siebenbürgler Sachsen solche Häuser und Höfe in ihrer fränkischen Heimath gebaut haben, sie müssen den Typus mitgebracht haben und sind bis auf den heutigen Tag nicht davon abgegangen.

Aber wir werden mit unseren Betrachtungen noch etwas weiter zurückgreifen dürfen. Das wichtigste Glied, das uns für die historische Erforschung der germanischen Haustile immer noch fehlt, ist England. Wenn uns von daher Material gebracht würde, könnten wir einen bedeutsamen Schritt vorwärts machen, ja den wichtigsten, der noch nöthig ist. Soweit ich das Material bearbeiten kann, glaube ich, dass die Untersuchung auch dort auf ethnographische Verschiedenheiten führen wird. Die dürftigen Angaben, die mir für die irischen und schottischen Inseln vorliegen, scheinen auf etwas anderes zu führen als dasjenige, was mir bis jetzt von englischen Historikern bekannt ist. Nur die letzteren sind an die festländischen deutschen Typen anzuknüpfen, wenn wir vorläufig noch davon absehen müssen, die Zusammenhänge genauer zu bestimmen. In der alten Heimath der Angelsachsen, die einst aus den Meeresküstengegenden Deutschlands nach England hinüberkamen, müssen diejenigen Anfänge liegen, an welche die spätere Entwicklung ansetzt. Auch das englische Haus dürfte bis in die Zeit zurückreichen, wo die Angelsachsen die Heimath verliessen. Vielleicht können unsere skandinavischen Herren nach England etwas kräftiger herüberwirken, um unsere Kenntniss des Materials zu erweitern.

Die Karte, auf der Herr Dr. Montelius uns so sinnfällig die Entwicklung des menschlichen Wohnhauses vorführt, bedarf wohl einiger ethnographischer Restriktionen. Wir dürfen im Norden aus einer bekannten Zeit in eine ältere unbekanntere zurückgehen und können für die älteste vorhistorische Periode, die für uns sprachlich in Betracht kommt, sagen: damals, d. h. etwa um 800 nach Christus, haben dort Häuser existirt, wie sie die Grundrisse des Herrn Dr. Montelius von Fig. 17 bis Fig. 24 darstellen. Denn damals und etwas früher, aber jedenfalls nicht allzu

lange vorher, ist dieses Haus von den Skandinaviern zu den Finnen gekommen, die bis dahin in Zelten (wie Fig. 1 ff.) hausten. Tacitus würde sich sehr gewundert haben, wenn er den Vortrag des Herrn Dr. Montelius angehört und vernommen hätte, wie hier die Finnen- und Lappenhäuser mit dem germanischen in dieselbe Reihe gestellt werden. Tacitus wüsste genau, dass zwischen ihnen ein grosser Unterschied obwaltet; von den Germanen sagt er „domos figunt“, sie legen feste Häuser an, von den Finnen heisst er ausdrücklich hervor, dass sie dies nicht thun. Was Tacitus aussagt, wird durch die Sprache erhärtet. Es finden sich im Finnischen nur nationale Hausbenennungen, die der Zellform angehören, die andern sind entweder germanisch oder eistisch.¹⁾ Diese Entlehnungen aus dem Germanischen bieten zugleich den Anhalt für die Fixirung des chronologischen Zeitpunktes. Dass die Germanen die Zelte, wie sie in der ersten Reihe auf der Tafel des Herrn Dr. Montelius stehen, jemals auf deutschem Boden allgemein angewendet hätten, möchte ich auf's Ernsthafteste bezweifeln. Wenn irgend eine Form darauf Anspruch hat, als diejenige zu gelten, welche herrschte, als die germanische Nationalität sich auf unserem deutschen Boden herausbildete, so sind es jene alten Häuser des Nordens, die von den Finnen übernommen wurden. Dass das altgermanische Haus damals ein rundes gewesen, ist ebenso zweifelhaft wie bei unsen arischen Häusern. Wenigstens kennen wir aus dem Rigveda wie aus dem Homer bereits die oblonge Form. Schon in derjenigen Zeit, welche vielleicht der nationalen Ausbildung dieser Stämme nicht allzu fern steht, erkennen wir meistens eine höhere Stufe, als diejenige, was Tacitus für die Germanen aussagt: ein festes Haus, ihren Stolz und werthes Bestizthum.

Nun noch ein Wort! Wenn Sie nach Hause kommen, sehen Sie auch ihre heimischen Dörfer an, denn ich glaube, dass wir auch bei Ihnen verschiedene Typen zu sondern haben und dass wir sie in ähnlicher Weise, wie ich es für das Haus auseinander zu setzen suchte, in historischer Sinne verwerthen dürfen. Die Dorfanlagen, welche die Angels in die neue Heimath mitnahmen, scheinen mir bereits auf dem Festlande nachweisbar zu sein. Doch fehlen hierüber fast alle Voruntersuchungen. Und für die Erkenntnis der alten Finnarverhältnisse liefert die Gegenwart gleichfalls ein werthvolles Material. Die Herren, welche sich dafür interessieren und dies beobachten wollen, darf ich hinsichtlich der Finnarrichtung und Ackerwirtschaft auf das gute Buch von Seebom über die englische Dorfgenosse verweisen, dessen Konsequenzen ich freilich nicht theilen möchte.

Ein solches Buch müssen wir für Deutschland auch haben. Und wie werthvolle Aufschlüsse aus dem südlichen Skandinavien zu erwarten sind, sagt das neue Buch von Mejborg über die dänischen Bauernhöfe, indem es uns einen so alterthümlichen Typus der Dorfanlagen zeigt, dass wir ihn an die Bestimmungen der alten dänischen Gesetze anknüpfen dürfen. Auch unsere Kenntniss der agrarischen Verhältnisse hat vom Norden her ihre wesentlichste Förderung erhalten. Durch einen Aufsatz des alten Olufsen aus den zwanziger Jahren ist vor allem Hansen angeregt worden. An ihre Forschungen müssen wir wiederum anknüpfen. Wir stehen an einem wichtigen Zeitpunkt: Dessen sind wir vergangen, wo man in Deutschland

gesammelt hat, was von der geistigen Erbschaft unserer Vorfahren in Sage, Sitte, Branch und Aberglauben noch übrig ist. Die materiellen Dinge sind darüber etwas vernachlässigt worden, so dass erst eine spätere Zeit wird entscheiden können, auf welcher Seite die stärkere Tradition steht. Jedenfalls aber sind wir verpflichtet zu untersuchen, was sich im Volksleben der Gegenwart von Ueberresten des Alterthums in Siedelung und Anbau, den Wohnungen und Gegenständen des täglichen Gebrauchs erhalten hat. Es ist ein grosses, zusammenhängendes, weites Gebiet. Wir brauchen viele Mitarbeiter, die ihre Beobachtungen nicht bloss auf das Haus beschränken, sondern auf Alles, was sich weiter daran knüpft, ausdehnen müssen.

Herr **Gust. Baucalari**, k. u. k. Oberst d. R. Lins a. D.: Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele.

Der Herr Sekretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Herr **Castos Franz Heger**, mein verehrter Freund, hat mich ermutigt, über die bisherigen Erfolge und die weiteren Ziele der Hausforschung in Oesterreich dieser hochansehnlichen Versammlung zu berichten.

Andere haben in diesem Zweige der Volkskunde in Oesterreich weit Besseres geleistet als ich; aber ich habe abgegrenzt, ein bestimmtes Gebiet bearbeitet; ich dagegen bin am weitesten, zu Fusse gehend und füssig Typen studierend, herumgekommen; habe mein Augenmerk besonders auf die Beziehungen beachtet, wie auch weitabliegender Typen gerichtet, und so mag ich wohl für einen allgemeinen übersichtlichen Bericht einige Bedingungen erfüllen.

Ich habe mir erlaubt, 100 Exemplare meiner Schrift: „Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen“ (mit 102 Abbildungen), welche die Beschreibung meiner früheren Fussreisen von etwa 5000 km Gesamtlänge kurz und möglichst theoretisch zusammenfasst, an Theilnehmer des Kongresses, welche sich mit Hauskunde befassen, zu vertheilen. Ich kann somit über meine Leistungen hinweggehen. Im Folgenden will ich jene Erreichungen der oekologischen Literatur Oesterreichs erwähnen, welche gewisse Richtungen derselben kennzeichnen.

Hofrath **Baron Hohenbruck** des Ackerbau-Ministeriums hat Jahre lang ländliche Haustypen sammeln lassen. Vorschläge und Musterpläne für Verbesserung des Hausbaus wurden darauf gegründet. Hierin liegt wohl ein Beweis hohen Verständnisses. Volksthümliche Typen haben sich aus der Natur der betreffenden Gegend und wohl auch des Volkes entwickelt und die fortgeschrittene Bauschreibweise soll sich innerhalb des typischen Rahmens weise beschränken. Sie soll den Typus vervollkommen, aber nicht zerstören wollen.

Hier sehen wir die Hausforschung im Dienste der Land- und Volkswirtschaft.

Regierung-Oberingenieur **J. Eigel** in Salzburg hat im verflossenen Jahre ein Werk über das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus) veröffentlicht, im Sinne des unübertrefflichen *Gladbach*, und zur Freude aller Hausforscher. Es bildet ein unvergängliches Denkmal einer Banweise, welche, wie die gemauerte Holzarchitektur, in absehbarer Zeit verschwinden wird. Sein Hauptzweck ist ein technologischer; es ist hauptsächlich ein architektonisches Werk, aber es bietet auch als Nebenaussende reiches hauskundliche Belehrung und nach meiner Ansicht

1) Vgl. hierüber meine Ausführungen in der Westdeutschen Zeitschrift, 8. S. 14 ff.

ein nachahmenswertes Muster für die eingehende Behandlung einzelner Typenbezirke; 20-30 solche Bände könnten das genannte Material der europäischen Hauskunde bereit legen und dadurch eine sichere Grundlage schaffen für eine Theorie des volkstümlichen Wohnhauses, welche heute noch fehlt.

Bezirksarzt Baer hat in der Zeitschrift des Brezger Museums in kleinerem Rahmen Ähnliches für Vorarlberg geboten und Rausdorfer im Organ der Wiener Anthropologischen Gesellschaft für die Bukowina. Beide haben ihren Zweck mit viel beschiedeneren zeichnerischen Hilfsmitteln erreicht, als Gladbach und Egl, was für manchen Hausforscher tröstlich sein mag, weil eine so schöne Darstellung nicht jedermanns Sache ist. Allerdings erkennt man aus den Darstellungen beider die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit technisch-korrektor Darstellung, welche ihnen im vollsten Masse eigen ist.

Ich muss hier noch den Dr. Zillner und den hervorragenden Kenner des ländlichen Salzburger Hauses Dr. Prantinger sen. (beide in Salzburg) erwähnen.

Professor Mehlinger hat ferner den Hausrath und die Lebensgewohnheiten der Bewohner eingehend berücksichtigt. Seine Hauschilderungen sind dadurch lebendiger und anregender, als viele andere.

Lehrer J. R. Bünker (Oedenburg) hat uns eine sehr anregende Arbeit über die Häuser des westlichen Ungarns geschenkt.

Mehrere eingehende Arbeiten über ländliche Typen sind in czechischer und polnischer Sprache erschienen. Es wäre erwünscht, wenn sie durch Uebersetzung allgemein nutzbar würden.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hat lebhaft für die Ausbreitung der Hausforschung gewirkt, eine Schrift „technische Vorkenntnisse der Hausforschung“ (von Keimann) und eine andere „Vorgang der Hausforschung“ (von mir) herausgegeben. Es wurden Vorträge zu diesem Zwecke gehalten und ein Anlauf der Sache gewidmet, Fragebogen versandt u. s. w.

Wenn gleichwohl die Sache noch immer nicht genau in Fluss kommen will, wenn besonders die Aufforderungen an alpine und Photographenvereine vorerst noch kein nennenswertes Ergebnis liefern wollen, so liegt dies zumest in dem Umstande, den Professor Bendorff nach einem Vortrage im philologisch-archäologischen Vereine in Wien hervorgehoben hat: „Die Hauptsache bei der Hausforschung ist das technische Verständnis“, also eine Fachkenntnis, welche vielen, ja den meisten bisherigen Hausforschern, ihrem Bildungsgrade gemäss, fehlt, und möchte ich heifsiges, in der Gabe zeichnerischer Darstellung.

Das Haus, sei es nun ein hochentwickelter Kunstbau oder die Hütte eines Naturvolkes, ist nun einmal eine technische Hervorbringung. Der Mensch, der sich seine Behausung herstellt, und sei sie noch so ursprünglich und einfach, ist im selben Augenblicke ein Techniker, und mit einem selbstbauenden Thiere nicht zu vergleichen. Es ist bei aller Hausgewohnheit, bei aller Baublieferung viel Ueberlegung und Zweckbewusstsein im menschlichen Hausbau und bloss ein Banverständiger vermag den technischen Grundlagen der Typen, ihren natürlichen Bedingungen, ihren Erfahrungseinrichtungen, wie ich das logische Element des Hausbaus benannt habe, erfolgreich nachzuspüren. Ohne diese technische Anschauung läßt der Hausforscher Gefahr, in irreführende Lehmeinungen zu verfallen. Er wird etwa ethnographische Merkmale in

Bautheilen suchen, welche einzig und allein das technische Denken der Begründer und Erbauer, also die Umstände so gemacht haben, wie sie sind. Gestatten Sie einige Beispiele.

In Kränthen und Ostkrain gibt es ein Trockengerüde, die sog. „Harfe“, für Feldfrüchte, weil diese vermöge des starken Thunes, an der Erde liegend, nicht trocken würden. Andererseits verdanke ich dem Naturforscher Heischek die Zeichnung eines altägypten Antrockenhases der Maoria, welches mit der Harfe nahezu übereinstimmt. Ähnliche Zwecke, ähnliches Material und — technisches Denken haben ja gleiche Formen geschaffen, wobei an Ueberlieferung oder gegenseitige Beeinflussung nicht zu denken ist.

Kunde Bauformen sind nicht etwa ketlich oder allgermanisch u. s. w., sondern Flechtwerkwände führen überhaupt leicht zu abgerundeten Ecken, weil scharfe Ecken schwer zu flechten sind. Freilich können runde Bänken auch auf anderer technischer Grundlage beruhen.

Sauft geböschte Dächer sind nicht etwa bajwarisch oder alemanisch, sondern sie wurden entweder durch starke Stürme angefangen, oder sie wurden mit lose aufgelegtem Deckmaterial gedeckt. Ich fand 1893 in Solnhofen, wo die sog. Keimelsteinplatten gebrochen werden, „Schweizerhäuser“, d. h. Häuser mit sauft geböschten Dächern, und ich glaube, Anvieiler jeder Nation, jeder Rasse würden dort ihre etwa gewohnten und mitgebrachten Steildächer chestem fahren lassen. Schieferplatten anflügen und zu diesem Zwecke ihre Dächer abändern. Jene „Schweizerhaus-Insel“ ist genau so gross, als der Bereich des Flättenbruch-Vorkommens.

In gewissen holtz- und steinarmen Gegenden Frankreichs gibt es kein Obergeschoss: weil das gebrauchte Pissmanerwerk ein Obergeschoss nicht tragen würde. Ebenso auf den ungarischen Steppen.

Man hat einmal behauptet: Steinbau sei romanisch, Holzbau germanisch. Nun war aber z. B. das Amphitheater von Pola, wie längst festgestellt ist, nur in der Umfassungsmauer von Stein, alles andere von Holz. Andererseits kenne ich eine Fortordnung des Salzburger Erbsithums von Anfang des 18. Jahrhunderts, worin den Leuten aufgetragen wird, Steinhäuser so bauen, wie der verschwenderrische Holzbau in den Staatswäldern diese schädliche. Im allgemeinen scheint der Holzbau überall herrscht zu haben, wo Holzflöße vorhanden war. Genau nach Mass der Lichtung tritt Steinbau auf.

Man hat im Fachwerk und im Blockbau Eigenheiten verschiedener Völker oder Stämme finden wollen. Nun ist Blockbau an geradstämmiges, astreieles, in grosser Länge gleich dickes — also an Nadelholz gebunden. Aus Eichen und Buchen kann man nur sehr schwer Blockbauten machen. Fachwerk ist auch in Buchen-, Eichen- oder Bürgengegend möglich. Nun war wirklich in Thüringen, dem Hauptherde des Fachbans, einstens wenig Nadelholz. Andererseits habe ich 1876 in Rosen Fachbauten aus krummen und unregelmässigen Holzschichten gesehen, aus welchen man bei bestem Willen keine Blockbauten hätte machen können.

Welchen Einfluss hat nicht die Verbreitung des billigen Drahtstiftes auf die Dachform! Fast allgemein ist seither die Neigung zur Umwandlung des Flachdaches in die weit ausdauerndere Steilform, wo sie sich nicht aus gewissen Umständen verbietet.

Welchen Einfluss muss nicht die Verbreitung der Sprengmittel göhlt haben, die ja Steingewinnung auch

dort gestattete, wo keine Findlinge so zur Hand waren, wie z. B. im Granitmassiv des Böhmerwaldes.

Und so könnte ich noch ganze Reiben von Beispielen aufzählen lassen, welche ein ethnographisches Element nach dem andern aus der früher gebräuchlichen Klassifizierung der Hausformen zu besitzenden scheinen, ja ich kann es als das Hauptergebnis meiner ganzen Arbeiten in der Hausforschung bezeichnen, dass ich allen bisherigen ethnologischen Zuteilungen von Hausformen geradezu skeptisch gegenüberstehe. Ich leugne nicht, dass jede Gegend, also auch jedes einzelne Volksgebiet mehr oder weniger charakteristische Hausformen (wenn auch nicht von einer besonderen Grundform) aufweist. Ich würde ein sogenanntes „fränkisches Gefölle“ der Rheingegend von einem solchen der Regensburger Gegend, des böhmischen oder des deutschen westlichen Böhmens oder des deutschen südlichen Böhmerwaldes, oder des deutschen Waldviertels, oder des südwestlichen Ungarns u. s. w. sofort unterscheiden. Aber diese Unterschiede liegen wieder euseitig in örtlichen, wirtschaftlichen, klimatischen oder sonstigen Verhältnissen, welche auf alle Stämme ähnlich einwirken, und nur ein kleiner Rest der Erscheinung kann als Geschmacksache, also als ethnisches Element angefasst werden. Ich denke daran, dass gerade die scheinbar selbstsichlichen Dinge, um welche sich Prof. Mehringer kümmert, der ethnologischen Seite der Hausforschung dienlich werden können.

Ein weiteres, unerwartetes Ergebnis meiner Forschungen liegt in der erstaunlichen Einförmigkeit des Gesamttypus der Ostalpen- und der meisten süddeutschen, böhmischen u. s. w. Gegenden. Sobald man die als Erfahrung-Einrichtungen nachweisbaren Besonderheiten anschaudet, so ist der eigentliche Kern, der Wohntrakt, identisch.

Henning nennt diese Grundform die „oherdeutsche“. Ob diese Benennung im archäologischen Sinne richtig sei, ist noch nicht zu entscheiden. Im geographischen Sinne ist sie nicht zutreffend, denn der Typus herrscht über den grösseren Teil Europas und nicht allein über Oberdeutschland. Aber die Zusammenfassung all' dieser, für den Laienblick weit auseinander liegenden Formen an einem Typus ist zweifellos ein genialer Gedanke. Henning hatte, als er sein grundlegendes Buch schrieb, nicht viel Material zur Verfügung. Es ist seither stark bereichert worden und gerade diese Bereicherung, die Nebeneinanderstellung der Typen der Ostschweiz, Tirols, Oberitaliens, der Steiermark, Österreichs, Kärntens, Krains, des Küstenlandes — und dann der Typen vom Böhmerwald, Thüringwald, Rhön, Franken und der Marschlinie Donaueingängen bis Regensburg, welche ich 1893 abgehandelt bin, aber noch nicht bekannt gemacht habe; gerade die gewissenhafteste Vergleichung all' dieser in der That nahe verwandten Hausformen hat Henning's Gedanken bestätigt.

Oh nun diese merkwürdige Übereinstimmung in einem so angedehnten Teile Europas auf den Kultur-einfluss der ehemaligen Herrscher des südlichen Europas — die Römer — und etwa auf deren Nachfolger in der Welt Herrschaft — die Franken — zurückzuführen sei, wie ich einmal nachzuweisen versuchte — ich glaube, endgültig kann man dies dermalen weder bejahen, noch verneinen; nur das eine scheint unwiderleglich aus dem bisher bekannten Materiale hervorzugehen, dass die einzelnen Völker, mögen sie sich noch so sehr

durch Sprache, Kleidung, Gebräuche, Sitten, Kunstgeschmack, Kunstfertigkeit unterscheiden, mögen sie noch so eigenartig sein, nicht notwendiger Weise auch nationale Hausformen gleichsam mit sich führen, dass man also die Hausformen nicht etwa so, wie die Schalen der Conchilien, als Species-Charaktere erklären darf.

Das Haus ist weit mehr, vielleicht vorherrschend, ein anthropologisches, es ist nur in Nendungen, in Geschmacksachen, also etwa im Ornament und vielleicht im Hausrath ein ethnologisches Objekt.

Was ist nun das nächste Ziel der Hausforschung in Oesterreich? — So wie anderwärts: eine möglichst vollständige, fachgemässe, also vor allem technisch richtige Darstellung aller unterscheidbaren Hausformen mit ihren Zwischen- und Nebenformen, welche ich Oscillationen des Typus genannt habe, mit den Uebergängen, mit den städtisch verquatschten, mit den sogen. verwelteten Formen, wobei aber alle modernen internationalen Baumeisterformen ausscheiden sind. Diese gehören in die Lehrbücher der Technik, nicht in das Gebiet der Hausforschung.

Ich denke mir einen Atlas dieser vollständigen Typensammlung ähnlich, wenn auch nicht mit architektonischen Einzelheiten so überreich ausgestattet, wie Eigel's Buch.

Meine Darstellungen würden sich dann verhalten, wie eine Rekognosierungskizze zu einer ausgearbeiteten Karte. Sie haben nie mehr sein wollen als Fingerzeige für spätere technische Aufnahmen, als Erleichterungsmittel der Auswahl, als Feststellung des Typischen, welches man ja nur dann verlässlich erfassen kann, wenn man sehr viele Formen neben einander und aneinander vergleichend und unterscheidend betrachtet; aber eine solche Typen-Rekognosierung ist nötig, weil sonst bloss Zufalls-treffer bei manchen Fehrigriffen der Auswahl gemacht werden würden.

Ein Buch über französische Haustypen ist unlängst vom Unterrichts-Ministerium (Section des sciences économiques et sociales) herausgegeben worden.¹⁾ Es ist an 50 Fragebogen-Bescheiden zusammengesetzt, unvollständig, durchwegs von Nichttechnikern zusammengetragen, daher nur teilweise mit verständlichen Bildern erläutert. Es mag sehr viel Untypisches, also manche Form, welche man als eine zufällige, willkürliche betrachten kann und daher nicht darstellen soll, mituntergelaufen sein. Ich schliesse dies aus dem auffallend geringen Zusammenhange der typischen Erscheinungen. Das Buch hat nur den grenzwärtigen Zustand im Auge, weil es eine statistische Grundlage, keineswegs Ausblicke auf die historische Entwicklung bezweckt. Nebstbei enthält es aber zerstreute, sehr merkwürdige Nachrichten und geistvolle Bemerkungen.

Seit der Berliner- und der Wiener Architektens- und Ingenieur-Verein die Hausforschung in Angriff genommen haben, ist nun Hoffnung vorhanden, dass bei einem Werke über die Hausformen Oesterreichs und Deutschlands ähnliche Fehler vermieden werden.

Es gibt wohl manche Bedenken. Wenn solche Sammelwerke lückenhaft hieben, so verfallen sie ihren Zweck. Darum wird man wohl — allerdings nehmen, was man freiwillig bekommt — aber dann die Lücken mit antlicher Hilfe ergänzen. Es ist nicht verständig

1) Enquêtes sur les conditions de l'habitation en France. Les maisons types; avec une introduction de Fortille. Paris, Leroux, 1894.

lich, warum das französische Unterrichts-Ministerium nicht die Departements-Ingenieure hien in Anspruch genommen hat.

Die Techniker müssen unbedingt für diese Arbeiten mit den landeskundlichen, anthropologischen, geographischen und Musealvereinen Fühlung nehmen; sie müssen mit diesen im Einklange arbeiten. Ihre Aufgabe ist ja nicht allein technisch. Es sollen ja auch archäologische Gesichtspunkte (über die Entwicklung der Hausformen, deren Nacheinander amest aus dem erhaltenen Nebeneinander zu erkennen ist, kulturhistorische, wirtschaftliche, ethnologische, anthropologische Fragen berücksichtigt werden, und so kann ich mir z. B. Fragebogen und Instruktionen für die Aufnahme nicht gut denken, wenn sie nicht von allen Faktoren beaufschlagt sind.

Nun hätten wir nach Jahren diesen „Typenatlas“ Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs und hoffentlich Ungarns und des Okkupationsgebietes.

Mit diesem Atlas müßte eine Typenkarte, etwa im Masse 1:700,000¹⁾ verbunden sein. Erst wenn eine solche ausführliche und zuverlässige graphische Uebersicht gewonnen sein wird, kann man hoffen, zu Einsichten zu gelangen, die jetzt bei dem sehr fahnen Wesen der Hausforschung, welche nach Lanne und Zufall bald hier, bald dort eine Einzelercheinung beleuchtet, noch nicht zu hoffen sind.

Die beste Agitation beruht in der eigenen Arbeit. Sollen wir in dieser Sache ein Ganzes und Getes hervorbringen, so würden andere Länder bald nachfolgen.

Und was weiter? Nun, es wäre eben ein neuer Zweig des Wissens entwickelt, welcher nicht wichtiger, aber auch nicht unwichtiger ist, als irgend ein anderer Zweig der Anthropologie.

Vorsitzender Herr R. Virchow Berlin:

Meine Herren! Unserer Aufgaben sind im Wesentlichen erledigt. Einige von den Herren, die noch gemeldet waren, sind inzwischen schon abgereist; einige andere haben ihre Aussagen zurückgelassen.

Herr Toldt hat seinen Antrag, eine Kommission für anthropologisch-statistische Zwecke einzusetzen, vordringend verlegt, da er hofft, auf anderen Wegen sein Ziel zu erreichen.

Ich habe nur noch eine Uebersetzung zu entscheiden. Als ich damals sprach, dass unser Carl Vogt und Graf Enzenberg aus dem kleinen Kreise der ursprünglich beauftragten Kommission von 1869 nur noch an dem Leben sei, ist mir entgangen, dass noch ein vierter Lebender existiert, der gerade hier um so mehr genannt werden muss, als er ein Tiroler ist, nämlich der frühere Professor Pichler von Innsbruck. Am 23. Sept. 1869 ist, wie aus dem von Graf Enzenberg geführten Protokolle der anthropologisch-ethnologischen Sektion der damaligen Naturforscher-Versammlung hervorgeht, die Kommission gebildet worden aus den Mitgliedern Vogt, Virchow, Semper (Wärzburg), Seligmann (Wien) und Pichler (Innsbruck). Da der letztere, wie ich höre, inzwischen von seiner amtlichen Stellung zurückgetreten ist und in einem kleinen Orte irgendwo in der Nähe lebt, wird vielleicht der Herr Lokalgeschäfts-

führer ihm, als einem Zeugen der Gründungszeit, den Gruss der Versammlung noch übermitteln können.

Ich habe sodann, verehrte Anwesende, Worte des Dankes, die hoffentlich alle schon in Ihrem Herzen vorgeseichnet sind, an diejenigen an richten, die uns diese denkwürdige Zusammenkunft ermöglicht haben. Da muss ich zunächst der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und ihres verdienten Präsidenten gedenken, die uns in allen ihren Gliedern bei dieser Versammlung persönlich nahe gestanden hat; sie hat es hauptsächlich bewirkt, dass wir den Entschluss fassen konnten, hieher zu kommen. Die Herren Wiener haben Alles wohl vorbereitet und sind den Herren, die hier an Ort und Stelle die Geschäfte in die Hand genommen haben, in jeder Beziehung hilfreich gewesen. Wiener Anthropologen haben schon in der Mainzer Kommission geessen und Ihre Unterstützung dem Gedanken gegeben, der in den Verhandlungen von 1869 als eine Art von Axiom enthalten war, dass Oesterreich und Deutschland zusammen die Bahn betreten sollten, welche damals im Wesentlichen vorgeseichnet wurde. Diesen Gedanken, der nachher Jahre lang in den Hintergrund getreten ist, dürfen wir noch jetzt für richtig halten und, soweit es sich mit den jetzigen Verhältnissen verträgt, ihn wieder aufzuheben und unterstützen. Ich kann im Namen unserer deutschen Mitglieder sagen, dass es uns von Herzen freuen wird, wenn der alte Gedanke nicht bloss in Wien, sondern auch in den anderen österreichischen fires- und Universitätsstädten, sowie im Lande überhaupt recht starke Wurzeln fassen möchte, damit es uns gestattet sein dürfte, ein dritmal wieder eine ähnliche Versammlung, wie die gegenwärtige, an berufen.

Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass der Herr Bürgermeister von Innsbruck am Banketabend den lebhaften Wunsch ausgesprochen hat, wir möchten auch hier wieder einmal erscheinen und zwar recht bald. Dem Danke für die Wiener Gesellschaft darf ich daher anschliessen den herzlichsten Dank an alle diejenigen Lokalanstalten, welche hier mitgewirkt haben, von dem Herrn Statthalter bis zum Herrn Bürgermeister und dem Stadtrathe. Ich füge hinzu: auch der ganzen Bevölkerung dieser Stadt, die uns überall gereizt hat, mit welchem Interesse sie unsere Versammlung begleitete. Als ein einigermaßen erfahrener Vorsitzender kann ich bezogen, dass eine so zahlreiche Versammlung, in der die inländische Bevölkerung so gut vertreten war, nur ausnahmsweise nach so vielen stundenlangen Verhandlungen am Schlusse eines Kongresses noch anwesend war, wie wir das heute sehen. Ich sage allen Anwesenden unsern lebhaftesten Dank und hoffe, dass Sie den Anreiz an dauernden Beziehungen daraus schöpfen und auch in Zukunft, wo vielleicht wieder an Ihre Mitwirkung appellirt werden wird, hilfreich bei der Hand sein werden.

Einen grossen, vielleicht den grössten Antheil an dem Gelingen eines so schwierigen Unternehmens müssen wir der lokalen Geschäftsführung anrechnen, die mit einem Eifer und einer Umsicht sich den vorbereitenden Arbeiten unterzogen hat, dass sie über jedes Lob erhaben ist. Herr Hofrath v. Wieser darf versichert sein, dass wir seiner als eines lieben und treuen Freundes stets gedenken werden.

Was unsere Gäste betrifft, durch die wir sowohl aus weiter Ferne, aus Skandinavien, Italien, als auch aus den Nachbarländern, insbesondere aus der Schweiz, und ich darf wohl besonders hervorheben, aus Bexen einen so reichen Zuwachs bekommen haben, —

1) Die hypsometriche Uebersichtskarte 1:760,000 des k. k. mil. Geograph. Instituts in Wien (nicht die „Uebersichtskarte“ desselben Masses) würde sich hierfür trefflich als Grundlage eignen.

(Zuruf: Armenien) Armenien ist kein Nachbarland (Heiterkeit), das verdient eine besondere Erwähnung. Wir haben auch sonst manche nähere Beziehungen zu Armenien gewonnen, von denen ich hoffe, dass sie für die armenische Geschichte sowohl wie für die Geschichte der Menschheit recht wichtig werden dürften. Allen diesen Gästen sage ich meinen besondern Dank und freue mich, dass sie so viel Anregung bei uns gefunden haben, um sich persönlich an den Debatten zu betheiligen und durch werthvolle Beiträge unsere Kenntnisse zu erhöhen.

Damit schliesse ich diese Versammlung und rufe Ihnen ein fröhliches Wiedersehen in Kasel an.

I. Nachtrag.

Zur zweiten gemeinschaftlichen Sitzung.

Herr Reichsanwalt Dr. H. Hildebrand-Stockholm:
Zur Vorgeschichte Schwedens.

Hochgeehrte Versammlung! In freundlicher Weise aufgefordert, hier einige Mittheilungen zu machen, will ich, da es mir von der grössten Wichtigkeit scheint, dass die nordische Alterthumsforschung Hand in Hand mit der deutschen geht, einige Worte über die archäologischen Fragen sprechen, die jetzt auf der Tagesordnung in Schweden stehen. Herr Szombathy hat in seiner wichtigen Uebersicht über die archäologischen Verhältnisse (besterrichts von der paläolithischen Zeit gesprochen, die nicht überall auf österreichischem Gebiete vertreten ist. In Schweden können wir auch nicht von einer paläolithischen Zeit reden; es ist freilich vielfach die Rede von zwei Steinzeiten im Norden gewesen, einer älteren und einer jüngeren; die Frage ist besonders lebhaft in Dänemark delibert worden. Es ist ein Irrthum von Anfang an in die Diskussion hineingerathen. Wir kennen freilich im Norden Steingeräthe, die von einem älteren Typus sind, und andere, die von einem jüngeren sind, die älteren aber gehören in das Gebiet der jetzigen Thierwelt und sind somit nicht mit den paläolithischen Gegenständen zu vergleichen, die im Westen und Süden Europas zusammen mit Ueberresten von einer jetzt ausgestorbenen Thierwelt vorkommen. Das einzige Thier, was mit den älteren Gegenständen der Steinzeit im Norden vorkommen und jetzt ausgestorben ist, war der Vogel *A. impennis*. Dieser Vogel hat aber noch lange nach der Steinzeit im Norden gelebt, ein Knochen von diesem Vogel ist in Schweden, in einem Grabe, das der älteren Eisenzeit angehört, gefunden worden. Die schwedischen Archäologen sind eigentlich der Auffassung, dass die Gegenstände, die der früheren Steinzeit im Norden zugehört werden und zugehört werden müssen, und die der späteren im nächsten Zusammenhange mit einander stehen; es ist eine und dieselbe Entwicklung, die sich durch beide Zeitalter fortsetzt, und es wäre deshalb viel richtiger, zu sagen: Anfang und Fortsetzung der Steinzeit, sobald es sich um nordische Gegenstände handelt. Der Streit war, wie gesagt, früher sehr lebhaft; wir in Schweden haben im allgemeinen eine abwartende Stellung eingenommen, denn es schien uns ganz überflüssig, etwas zu dem Streite beizutragen. Dann wurde es allmählich stiller, in den letzten Jahren ist die Frage aber noch einmal hervorgetreten; wir in Schweden haben uns auch da passiv verhalten in der Erwartung, dass es wohl bald ruhiger werden wird. Wir haben in dieser Zeit recht gute Beiträge zu der Entscheidung der Frage

bekommen, so dass sich die Sache allmählich klären wird, wenn alles sich mehr beruhigt hat.

Was die Steinzeit betrifft, so sind es andere Fragen, die uns hauptsächlich beschäftigen. Die eine Frage gilt im allgemeinen dem ersten Auftreten menschlicher Kultur in Schweden, und zur Beantwortung dieser Frage haben wir von Seiten der schwedischen Geologen in letzter Zeit eine sehr dankenswerthe Hilfe bekommen. Uralt kann ja die Kultur in Schweden nicht sein, da Schweden lange Zeit von Eis bedeckt war.

Schweden war lange Zeit von den Gletschern bedeckt, die nach Süden bis nach Mitteleuropa gegangen sind, bis in die Umgehung von Leipzig u. s. w. Dann haben sich freilich die Eismassen zurückgezogen bis auf eine Linie, die die Mitte von Schweden kreuzt; aber es kam dann eine neue Erweiterung des Eisgebietes in etwas verschiedener Richtung, aber der grösste Theil vom südlichen Schweden war zum zweitenmale mit Eis bedeckt und die Eismassen dehnten sich auch über das nördliche Deutschland aus. Ob Menschen in der Zeit in Schweden lebten, wissen wir noch nicht, aber seitdem das Eis sich zum letztenmale zurückgezogen hatte, ist das Land allmählich bevölkert worden. Grosse Veränderungen sind aber in dieser jüngeren Zeit auch vorgegangen; es ist die Ansicht der schwedischen Geologen, dass ein grosser Theil von Schweden in der Zeit, da Menschen schon in Schweden lebten, noch einmal vom Wasser bedeckt worden ist. Die Beweise, die angeführt werden, scheinen gut zu sein, aber es ist doch notwendig, noch eine nähere Prüfung eintreten zu lassen; denn was man bis jetzt gefunden hat, sind eigentlich nur Splitter von Feuersteinen, die jedenfalls Spuren von Bearbeitung tragen, aber nicht mehr entwickelte Geräthe. Es gibt im Süden und Westen von Schoonen eine wallartige Erhebung, die sogenannten *snarwall*, die schon in alter Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ich habe einige Grabhügel, die auf jenen Hücken platziert sind, angegraben, sie gehören der früheren Eisenzeit an, aber es scheint, dass man im Sandrücken selbst Feuersteingeräthe finden kann; jener Sandrücken geht quer über das Torfmoor, in welchem man Steiningeräthe gefunden hat. Das scheint den Beweis zu geben, dass zu der Zeit, als jener Sandrücken sich bildete, Schweden schon bewohnt war. Schweden ist ja der Länge nach sehr ausgedehnt, die Natur ist in verschiedenen Gegenden recht verschieden, und deshalb ist die Frage so zu gestalten, wie sich die Steinzeit in den verschiedenen Gegenden entwickelt hat. Wie es eine Aufgabe für uns ist, diese geologischen Verhältnisse näher zu prüfen, im Zusammenhang mit den Geologen zu arbeiten, so ist es auch eine andere Verpflichtung, die geographische Ausbreitung der verschiedenen Typen und das für die Geräthe verwendete Material zu erforschen. Das ist eine Frage, die auch gegenwärtig am lebhaftesten in Schweden debattirt wird. Professor von Wieser sprach gestern von der Verbreitung der Steinzeit in Trol, er sprach von den Einzelfunden, von den Depoffunden und von den Gräberfinden. Einzelfunde ergeben sich jetzt überall in Schweden, auch in den entlegensten Gegenden, Depoffunde auch im mittleren Schweden und bisweilen auch im nördlichen, sie sind dort aber seltener; auffallend erwies es aber, dass die Gräber, sobald wir Südschweden verlassen hatten, vollständig mangelten. Wenn man recht häufig einzelne Geräthe aus Stein findet, so müssen doch Leute in der Gegend gewesen sein, die die Geräthe benötigt haben, und wenn sie dort gelebt haben, so

müssen sie dort gestorben sein und irgendwo bestattet worden sein, aber die Gräber wurden nicht gefunden. Gerade in diesem Sommer habe ich einen Beitrag zu der Erklärung des Problems gefunden und zwar auf der Insel Oland, somit ziemlich weit im Süden von Schweden, wo Steingeräthe recht häufig vorkommen, aber von wo wir bis jetzt nur einige ganz unrichtige Nachrichten über zwei Gräber aus der Steinzeit hatten. Man hatte ein Skelett gefunden und solcher Meldung davon den Behörden gemacht; ich ging dorthin, um den Fund zu konstatieren und die Ausgrabung abzuschliessen; es waren zwei Skelette ausgegraben und es zeigte sich, dass sie in einem Grab aus der Steinzeit mit Feuersteingeräthen und Feuersteinplättchen und Bruchstücken perlmutterglänzender Muscheln lagen. Die Skelette lagen innerhalb einer Steinkiste, die Wände waren von gewöhnlichen silurischen Kalksteinplatten gebildet. Das Grab war nicht auf der Oberfläche der Erde zu sehen, durch kein Zeichen angekündigt; deshalb können wir hoffen, dass wir in der Gegend, wo wir bis jetzt sehr häufig Steingeräthe gefunden haben, aber keine Steingeräber, allmählich durch einen glücklichen Zufall auch Gräber finden. Die Leute scheinen zu jener Zeit nicht so eitel gewesen zu sein, oder nicht so viel Pietät besessen zu haben, um die Gräber speziell merkbar zu machen.

Was die Bronzezeit betrifft, so ist die Wirksamkeit schliesslich hauptsächlich mehr daraus hervorgegangen, das Material ist, beschäftigt sich mein Kollege Professor Montelius mit der Bronzezeit, er hat in den letzten Jahren Ausgrabungen gemacht und ich habe ihm das Gebiet der Bronzezeit überlassen, wohl wissend, dass die Forschung sich in sehr guten Händen befindet. Die Sammlungen sind reicher geworden; wir haben z. B. etwas bekommen, was früher in ganz Schweden mangelte, eine von den sehr begehrten Haussuren, in Schonen gefunden, freilich zerbrochen, wir haben aber doch die Bruchstücke, so viele, dass man die Haussure vollständig herstellen konnte. Die Forschung über die Bronzezeit geht gegenwärtig ruhig weiter, wir warten nur ab, was die neuen Untersuchungen in jedem Jahre bringen.

Ein sehr reiches Gebiet für die Forschung haben wir, sobald wir uns zu den Funden und Denkmälern der Eisenzeit wenden. Die Eisenzeit nimmt in Schweden eine ganz andere Stellung ein als hier in Tirol oder im ganzen Oesterreich und im grössten Theile von Deutschland. Gegenstände der Hallstattzeit sind freilich in Schweden gefunden worden, aber die eigentliche Hallstattkultur hat nie in Schweden existiert. Gegenstände, die offenbar die Merkmale der La Tène-Kultur zeigen, sind auch in Schweden gefunden worden, aber eine eigentliche La Tène-Kultur ist nicht nach Schweden gekommen. Dagegen finden wir in Schweden eine Kultur von Eisen charakterisirt, die jedenfalls recht bedeutende Einflüsse von der La Tène-Kultur enthalten hat. Wenn man die Funde zusammenlegt, so haben sie ganz und gar nicht den Charakter der La Tène-Funde im mittleren Europa, aber der Einfluss ist vollkommen klar. Im allgemeinen ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Grenze zwischen der Bronzezeit und der früheren Eisenzeit recht klar darzustellen, die Punkte fehlen noch, aber einzelne Punkte kommen doch alljährlich zum Vorschein und wir werden doch zuletzt im Stande sein, auch von jener wichtigen Periode, in der man von der Bronzezeit in die Eisenzeit übergegangen ist, uns eine Vorstellung zu machen. Was wir aus jener Zeit des Ueberganges besitzen, ist

nämlich noch nicht genug, um eine vollständige oder annähernd vollständige Übersicht der Kulturverhältnisse zu finden. Schmuckgegenstände kommen vor, einzelne Geräthe, aber wir können nicht klar sehen, wie die Leute da gelebt haben, welche Forderungen sie an das Leben gestellt haben u. s. w. Dann dauert die Eisenzeit in Schweden fort bis in eine Zeit, die hier im mittleren Europa schon lange historisch war. Wir müssen in Schweden die vorhistorische Eisenzeit bis gegen das Jahr 1000 hinführen, zu der Zeit ward Schweden zum Christenthum bekehrt; dann kam die mittelalterliche Kultur nach Schweden herüber. Die Funde aus den verschiedenen Abtheilungen der Eisenzeit sind in den letzten Jahren sehr reich geworden und unsere Kenntnisse dadurch vergrößert worden, und wir haben glücklicherweise Gelegenheit gehabt, auch systematische Untersuchungen zu machen, die in erfreulichster Weise noch grössere Schätze an's Tageslicht gebracht haben. Das erziehgigste Gebiet für die Kenntnisse der Eisenzeit in Schweden ist die in der Mitte der Ostsee liegende Insel Gotland, wo die Grabhügel und Denkmäler der Vorzeit überaus reichlich vorhanden sind, wo wir Grabfelder von Hunderten, ja sogar von Tausenden von Hügeln finden, die jetzt allmählich ausgegraben werden. Die grosse, reiche Sammlung im Museum in Stockholm wird gerade jetzt umgeordnet, um auch das einzureihen, was früher ungenutzt werden musste; dabei waren wir überrascht, wie reiche Beiträge wir in der Sache besitzen, so dass wir die Entwicklung aus der Zeit des Einflusses der La Tène-Kultur, aus der Zeit, in der der römische Einfluss sehr erkrankt war, und dann durch die folgenden Perioden sehen können. Die Entwicklung in der Zeit der Völkerwanderungen im mittleren Europa ist sehr grossartig. Schweden stand zu der Zeit in lebhaften Verbindungen mit den verschiedensten Gegenden der Welt, man hat sogar in einem Grab aus der Zeit eine Muschel gefunden, als Schmuck verwendet, die nicht näher als im Indischen Ozean lebt, römische Münzen und Artefakte sind in unseren Funden recht selten, und zur Zeit der Völkerwanderungen kamen die west- und oströmischen Goldmünzen in grosser Zahl nach dem Norden. Die Kultur war zu der Zeit nicht römisch, aber unter starkem römischen Einfluss und deshalb haben wir die beste Gelegenheit zu sehen, wie ein germanisches Volk den römischen Einfluss annimmt und von ihm berührt die eigene Kultur weiter entwickelt.

Mehrere Perioden sind hier zu unterscheiden; zwischen einigen kann man die Uebergänge leicht finden, zwischen anderen aber sind sie nicht so leicht zu finden; es sind hier offenbar Lücken, die zu füllen die kommende Zeit hoffentlich die Mittel bringen wird. Die systematischen Untersuchungen gehen im ganzen Lande vor sich und die Funde kommen zahlreich herein, so dass wir für jeden Fall ein sehr grosses Resultat verzeichnen können. Aber diese Alterthümer sind nicht nur an sich von Wichtigkeit, wir wollen sie auch so rich als möglich in ihrer Verbindung mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes und mit der Andeutung der Bewohner studiren. Im nächsten Winter bereit wird hoffentlich die erste Abtheilung einer grösseren Publikation erscheinen, die gerade die Denkmäler in Verbindung mit dem Lande selbst und mit den Funden, die im Innern vorkommen, und mit der historischen Geographie behandelt. In die Details hier einzugehen verliert die Zeit, ich will nur noch etwas hinzufügen, was ich vergessen hatte, dass wir in letzter Zeit in Schweden so glücklich gewesen sind, aus der

Steinzeit nicht nur Einzel- und Gräberfunde zur Erklärung der Verhältnisse jener früheren Zeit zu bekommen, sondern wir haben auch Ueberreste von Ansiedlungen gefunden; eine Ansiedlung ist in Schoonen gefunden worden. Es liegt in der Mitte der Landschaft ein ziemlich grosser See, der Ringsee; als das Wasser dort gesunken war, fand man das Ufer von Dorspfanden völlig bedeckt, man fand Ueberreste von der Arbeit, Arbeitsplätze, aber gerade da, wo ein Fluss aus dem See geht, hat man Ueberreste einer richtigen Ansiedlung gefunden, man hat Thonscherben, vollständige Geräthe, die Ueberreste der Arbeiten, auch Topfcherben in grösster Zahl gefunden, man hat die Knochen von den gespeisten Thieren, die gespaltenen Höhrknochen gefunden, und es ist möglich, dass auf dem Platze ein Pfahlbau gestanden hat. Es existiren Thatsachen, die es wahrscheinlich machen, dass diese Kulturschichte sich selbstständig gebildet hat. Die nächste Kulturschichte wurde an einem Orte gefunden, wo man sie am wenigsten erwarten konnte, auf einer seichtwärts von Gotland liegenden kleinen Felseninsel, Hovs Karleö (grosse Karlininsel) benannt. Es kommen dort in Felsen eine Menge Höhlen vor, und zufälliger Weise hat man in einer Höhle menschliche Artefakte gefunden. Die Höhle ist jetzt vollständig untersucht worden; diese Ausgrabung hat Dr. Stolpe in Hannover schon berichtet. Jetzt sind die Verhältnisse dort völlig klar und es zeigt sich, dass dort eine grosse Ansiedlung während der Steinzeit existirte. Die Funde aus der Steinzeit nehmen nämlich Schichten von einer Dicke von mehreren Metern ein; eine Schichte von $\frac{1}{2}$ m enthält Gegenstände aus der Bronzezeit, Eisenzeit und dem Mittelalter, somit ist es entschieden eine Ansiedlung aus der Steinzeit. Es ist aber eine neolithische Ansiedlung, man findet nämlich Knochen von Hausthieren auch in den niedrigsten Lagen, obwohl sie dort seltener sind. Die Geräthe, die wir dort gefunden haben, sind von der grössten Wichtigkeit. Es sind im allgemeinen solche Geräthe, die man nicht der Mühe werth fand, in die Gräber hineinzu legen, sie haben somit unsere Kenntniss von der Steinzeit in befriedigender Weise bereichert. Dann hat man eine dritte Ansiedlung auf der Insel Gotland selbst gefunden in ebener Erde. Beim Pflügen eines Ackersfeldes hatten sich allerlei Gegenstände gefunden, die der Bauer zur Seite geworfen hatte. Auf die Meldung hin ist jetzt der ganze Platz durchsucht worden.

Nun komme ich auf die Erprobung des Herrn Dr. Reber. Ich wollte an der Diskussion nicht theilnehmen, weil ich das Wort später erhalten sollte. Es scheint mir, dass wir bei den Eisenzeichnungen zwei Gruppen zu unterscheiden haben, eine mehr allgemeine, einfache, die fast überall vorkommt; es sind dies nälphen- oder schalenförmige Einenkungen mit Ringen, die dazwischen vorkommen, und auch mit den Ringen, die in Schweden selten sind; die schalenförmigen Einenkungen sind dagegen recht häufig, ebenso die Ringen. Wir finden dieselben Formen auch in England, Schottland, Irland und anderswo. In Schweden besitzen wir aber eine ganz andere Gruppe von Figuren, die in die Felsen eingeeuket sind, die

wir gewöhnlich Felsenzeichnungen nennen; sie gehören einer mehr entwickelten Kultur an und sind im allgemeinen charakteristisch für die nordischen Länder, besonders für Schweden und Sönderwegen, einzelne Fälle kommen auch in Dänemark vor. Diese süssisch-nordischen Formen müssen wir aussondern, denn sie gehören ganz und gar nicht zu den Skulpturen, die in den schwedischen Felsen vorkommen. Die Andeutung von Menschen, die man in der Schweden gefunden hat, hat nichts gemein mit den menschlichen Figuren, die wir in Schweden recht häufig finden. Wir finden die schalenförmigen Einenkungen nicht selten zwischen den Felsenzeichnungen von spezifisch nordischem Charakter, aber wir finden auch diese schalenförmigen Einenkungen, wo keine von diesen nordischen Felsenzeichnungen existiren, und es scheint jetzt festgestellt zu sein, dass man schon gegen Ende des Steinalters jene schalenförmigen Einenkungen im Norden angeführt hat; sie kommen recht häufig auf den Deckelsteinen der megalithischen Denkmäler vor, gerade wie in Norddeutschland, aber bis jetzt ist nie in Schweden der Fall vorgekommen, dass man sie in der jetzigen Zeit angeführt wären. Ich habe solche schalenförmige Einenkungen auf Deckelsteinen gefunden, wo sie vollständig überwachsen waren und wo niemand von der Umgebung eine Ahnung von ihrer Existenz hatte. Es ist übrigens leicht zu erklären, dass man sie an einigen Orten in der jüngsten Zeit angeführt hat; denn das Einsetzen solcher Schalen ist ungemein leicht, man braucht ja nur auf der Oberfläche des Steines andere Steine zu zerquetschen, und dann bildet sich, allmählich eine solche Schale. An den Wegen, wo die Steine für die Chaussee zerklüftet werden, findet man immer diese schalenförmigen Einenkungen, die unabsichtlich entstanden sind und jedenfalls für die Dorfgenossen den Weg weisen können, um selbst absichtlich solche Einenkungen zu machen. Wir haben sie aber nicht nur auf der Aussenseite der Deckelsteine, sondern, wie der geehrte Herr Vorsitzende erwähnt, auch auf der andern Seite, ja wir haben sie auch an den Seitensteinen gefunden, wo sie jedenfalls nicht in neuerer Zeit gefertigt sind. Dass man nicht in der jüngsten Zeit, aber in Zeiten, die nach dem Steinalter gekommen sind, solche Schalen angeführt hat, scheint mir sehr wahrscheinlich zu sein. Eine alte isländische Sage macht es wahrscheinlich, dass auf Island ein Schalestein vorgekommen ist, der jedenfalls nicht aus der vralten Zeit stammen konnte, und die Benützung der Schalen zum Opfer ist noch in Schweden sehr häufig. Es passirte einem Bekannten von mir, dass er einen solchen Schalenstein auf seinem Gute gefunden hat und ihn in den Park legen liess; acht Tage nachher waren sämtliche Schalen mit Opfern gefüllt, mit Stecknadeln, Kupfermünzen, n. s. w. Man hat diese Opfer weggenommen und nach acht Tagen waren die Schalen wieder voll. Jetzt sagte er seinen Untergebenen, das es ihnen nicht erlaubt sei zu opfern, sie fanden es sehr hässlich von ihm, dass er nur seinetwegen einen Opferstein in den Park gelegt hätte, und es seinen armen Untergebenen nicht gestatten wollte, auch zu opfern. Der Stein liegt noch da.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. Auf diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 23. Februar 1895.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXV. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1894.

Für alle Artikel, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren, S. 16 dieses Jahrgangs.

Sitzungen der XXV. Allgemeinen Jubiläums-Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in Innsbruck vom 24.—28. August 1894.

Erste Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Inhalt: Eröffnungsgrede des Vorsitzenden Herrn R. Virchow. — Begrüßungsrede des Lokalgeschäftsführers Herrn v. Wieser. — Wissenschaftlicher Jahresbericht des Herrn Generalsekretärs Johannes Ranke. — Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters Herrn J. Weismann. — Wahl der Rechnungsprüfungs-Kommission.

Freitag, den 24. August, Nachmittags 3 Uhr.

Der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft **Rud. Virchow** Berlin eröffnet die Sitzung mit folgender Rede:

Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit noch einmal daran erinnern, dass wir als deutsche Gesellschaft nicht unmittelbar das 25 jährige Jubiläum feiern, insofern die Deutsche Gesellschaft erst im April 1870 in Mainz konstituiert worden ist, aber dass wir insofern, als der Anruf zur Gründung der Gesellschaft aus Innsbruck im September 1869 erfolgt ist und dieser Anruf alsbald die Gründung der Berliner und der Wiener Gesellschaft im Gefolge gehabt hat, an diesem Orte mit unserer Existenz haften. Damals, als der Anruf erting, hatten wir kaum die Idee, dass es möglich sein würde, ein solches Lokalleben hervorzurufen, wie es seitdem in Wirklichkeit sich entfaltet hat. Wir hatten mehr den Gedanken, dass eine Gesellschaft notwendig sei, welche ungefähr in dem Sinne, wie es die grossen prähistorischen Kongresse für Europa gethan hatten, so für Deutschland ein Mittelpunkt der prähistorischen Thätigkeit werden könne. Zu unserem grossen Vergnügen hat sich die Aufgabe sehr erweitert, es haben sich viele Lokalvereine gebildet; manche freilich haben nur kurze Zeit bestanden und sind wieder eingegangen, — der Stand unserer Kräfte ist in den einzelnen Jahren ein sehr verschiedenartiger gewesen, —

aber im Grossen und Ganzen hat sich ein fortschreitendes Anwachsen des lokalen Interesses gezeigt. Es ist das um so höher anzuschlagen, als sich gleichzeitig eine verstärkte Theilnahme in den mehr offiziellen Kreisen, namentlich bei den kommunalen Verwaltungen, entwickelt hat. Fast in allen deutschen Ländern, ja kann man sagen Provinzen, haben sich nach und nach die Vertretungen entschlossen, mehr oder weniger grosse Unterstellungen an diejenigen Vereine zu zahlen, welche diese Aufgabe in ihrem Gebiete übernahmen, und wenn das nicht so ganz in unserer Rechnung zum Ausdruck kommt, wie der Herr Schatzmeister Ihnen demnächst auseinandersetzen wird, so liegt das zum Theil daran, dass an manchen Orten historische Vereine, Alterthumsvereine oder wie sie sonst in dieser oder jener Provinz heissen, schon von Alters her bestanden und nicht bloss die anthropologische Forschung mit auf ihre Firnis geschrieben haben, sondern auch die Beiträge in Empfang nehmen. Ich bemerke jedoch, dass neben diesen älteren Vereinen an manchen Orten neue freiwillige Vereinigungen sich gebildet haben, die in einer verstärkten Ausprägung ihrer prähistorischen oder anthropologischen Eigenthümlichkeit gelangt sind. So erklärt es sich, dass wir in der That in verhältnissmässig kurzer Zeit ein Material an Kenntnissen prähistorischer Art gewonnen haben, das kaum in irgend einem andern Lande übertroffen sein dürfte.

Die Aufgaben, welche sich unsere Gesellschaft gestellt hat, waren von Anfang an sehr umfassende. Zu einer der ursprünglichsten, stellt die Naturgeschichte ein sehr weitreichendes Thema, welches tief in die Geologie hineinreicht; dies ist verhältnismäßig an wenigsten von der Gesellschaft als solcher ausgehandelt worden. Die Zahl der Höhlen, welche in Deutschland zur Verfügung stehen, — und Höhlen bieten gerade das reichste Material für derartige Forschungen —, ist keine sehr grosse; sie sind zum Theil erschöpft, zum Theil ist man noch mit ihrer Untersuchung beschäftigt. Auch hat sich beinahe keine Höhle so ergiebig erwiesen, dass sie die Konkurrenz anhalten könnte mit den Höhlen, wie sie in Südfrankreich, in Spanien, in einzelnen Theilen der Schweiz und in Süddeutschland gefunden wurden. Die Aufzeichnung ergiebiger Knochenhöhlen wird Sache der Zukunft sein. Immerhin muss ich sagen, die Natur hat uns nicht so reich ausgestattet, wie andere Länder, soweit wir bis jetzt beurtheilen können; wir müssen daher nach dieser Richtung hin anstrengen.

Sehr viel günstiger sind wir versehen in Bezug auf die archaischen Dinge. Da ist jedoch ein grosser Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschland. Sie in Süddeutschland finden viel mehr aus der besseren Zeit, der sogenannten Hallstattperiode, welche mehr und mehr in offenkundiger Weise enthüllt wird; sie gewinnt in Bayern, Württemberg, Baden ein immer weiter ausgedehntes Gebiet. Das ist das, worauf sich in neuerer Zeit hauptsächlich die archaischen Forschungen bezogen haben. Wir im Norden haben neuere Urnenfelder, die auch bis in die Hallstattzeit hineinreichen, aber sie bieten lange nicht den Reichthum an Funden dar, wie die süddeutschen. Sie werden mit Hartnäckigkeit verfolgt, aber sie erregen in keinem Vergleich ein Interesse, wie die Hügelgräber.

Dagegen breitet sich im Norden die Kenntnis der neolithischen Funde aus, so dass wir vielleicht etwas voraus sind; sie bieten neue Anhaltspunkte dar, in welcher Richtung sich die folgende Zeit entwickelt hat. Es ist nicht ganz leicht, sich in diese Verhältnisse hineinzuversetzen. Auch lässt sich nicht leugnen, dass vieles streitig ist. Insbesondere namentlich in Bezug auf die Keramik der neolithischen Periode hat man bei uns allmählich eine bestimmte Überzeugung gewonnen. Ich wage selbst nicht zu sagen, wie weit diese Keramik verbreitet war. Ich habe neulich z. B. auf dem Glacisac in Bosnien ein paar Stücke in die Hand bekommen, von denen ich den Herren dort gesagt habe, ich hielt sie für neolithisch; passt auf auf diese Dinge. Im Übrigen ist im Auge zu behalten, dass die neolithische Zeit der Kupfer- und Bronzezeit nahe liegt, und dass von den Überzeugungen zwischen diesen allmählich immer mehr angefüllt wird. Damit gewinnt auch die kulturhistorische Betrachtung eine grössere Bedeutung. Dahin gehört vor Allem die Frage nach den, wenn ich so sagen soll, internationalen Beziehungen, welche schon in der neolithischen Zeit bestanden haben müssen. Es stellt sich immer mehr heraus, dass die Verbreitung gewisser Produkte, namentlich gewisser Moden und Muster in dieser Zeit eine so weite ist, dass man nicht umhin kann, sich vorzustellen, dass schon damals sehr weitgehende Verkehr- und Tauschbeziehungen existirt haben, welche weither die Produkte fremder Länder bis in unsere Gegenden gebracht haben. Das ist eine Seite der Betrachtung, die man früher kaum in Betracht zu ziehen wagte, weil es zu unwahrscheinlich aussah, dass Völker, die noch in der neolithischen Kultur steckten,

sich schon einem ausgedehnten Verkehr und eigentlich internationalen Leistungen unterzogen hätten. Allmählich müssen wir uns wohl diesem Gedanken fügen. Schon da blosser Möglichkeit, welche uns hier geboten ist, hat einen verhältnismässig grossen Werth und sie wird allem Anschein nach noch grösser werden in dem Masse, als diese Altersperiode genuener Untersuchung unterzogen wird. Die künftigen Kongresse werden in dieser Richtung hoffentlich noch in Ziel finden.

Eine weitere Erörterung über die Ziele der Gesellschaft, namentlich in ethnologischer Beziehung, glaube ich hier nicht geben zu dürfen, da wir heute erst in der gemeinsamen Sitzung darüber gesprochen haben und da die bisherigen Leistungen im Allgemeinen bekannt sind.

Ich habe heute Morgen schon in der gemeinsamen Sitzung das Generalresultat der Berliner Gesellschaft für die ersten 20 Bände ihrer Publikationen, die bis 1898 reichen, vorgelegt; vielleicht interessiert es Sie, dasselbe noch einmal anzusehen. Der Band enthält aus einer unserer Zweiggesellschaften das Resümee dessen, was sie in den ersten 20 Jahren ihrer Wirksamkeit zu Stande gebracht hat. In diesem Sinne ist er als eine Festgabe an die Mitglieder zur Feier des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft vertheilt worden.

Lokalgeschäftsführer Herr Professor Dr. v. Wiesner-Innsbruck:

Hochverehrte Versammlung! Es ist ein Vorrecht des Lokalgeschäftsführers, die Deutsche anthropologische Gesellschaft auf ihren Kongressen begrüssen zu dürfen. Als eine besondere Gönne des Schicksals muss ich es betrachten, dass es mir vergönnt ist, die Herren willkommen zu heissen an der Stelle, wo vor 25 Jahren die Anregung zur Gründung der Gesellschaft gegeben wurde, und an dem Tage, welcher dem 25jährigen Jubiläum dieser Gesellschaft gewidmet ist.

Wenn nach einem bekannten Dichterverse die Stelle geweiht ist, die ein guter Mensch betrat, so gilt das ganz gewiss in noch höherem Masse von der Stelle, an der eine gute That geschah. Und eine gute und segensreiche That ist es gewesen, als vor 25 Jahren eine kleine Schaar Naturforscher unter der Führung Virchow's die anthropologische Gesellschaft ins Leben rief. Die Herren von der anthropologischen Gesellschaft können mit gerechtem Stolz auf ihre Thätigkeit in diesem abgelaufenen Vierteljahrhundert zurückblicken. Eine stattliche Zahl hervorragender Publikationen der Gesellschaft selbst und der sinnlichen Mitglieder gibt glänzend Zeugnis von dieser Thätigkeit. Aber noch höher möchte ich schätzen den Einfluss, den die Gesellschaft auf weitere Kreise genommen hat. Ihrer Anregung ist es zu verdanken, dass allenthalben im ganzen deutschen Reich, ja soweit die deutsche Zunge klingt, man sich jetzt für die anthropologische Forschung und für die Urgeschichtsforschung interessiert. Auf ihre Anregung ist ein stattliches, überaus interessantes Material zu Tage gefördert worden, das jetzt in grossen Museen und kleineren Sammlungen der Forschung zugänglich gemacht ist. Ich habe mich selbst auf wiederholten Reisen überzeugen können von dem weitreichenden Einfluss der Gesellschaft in dieser Beziehung. Zur besondern Freude würde es mir gereichen, wenn die Herren der Deutschen Gesellschaft den Eindruck bekämen, dass das Samenkor, das sie ausgestreut, auch hier in Tirol und speziell in Innsbruck auf kein unfruchtbares Erdreich gefallen ist, dass auch vor diese 25 Jahre nicht unbenutzt haben vorübergehen lassen. Der Herr Vorsitzende Dr. Vir-

chow war heute morgen schon so liebenswürdig, mit einigen anerkennenden Worten der Sammlungen unseres Museums zu gedenken.

Ich schliesse mit den wärmsten Segenswünschen für das fernere Gedeihen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Möge sie ähnliche Jubelfeiern noch oft erleben! Ich fasse alle meine Wünsche zusammen in den alten akademischen Spruch: *vivat, crescat, floreat.*

Herr Professor Dr. Johannes Ranke, Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft:

Wissenschaftlicher Jahresbericht:

Ich bitte, wie bisher den anföhrlichen wissenschaftlichen Jahresbericht später zum Abdruck bringen zu dürfen; hier möchte ich mich nur auf einige Bemerkungen beschränken.

Das Jubiläum, welches unsere Gesellschaft heute feiert, lenkt unsere Augen unwillkürlich zurück auf die Anfänge unserer gemeinsamen Studien.

Auch für ein hohes Auge zeugen die stattlichen Bändereien unserer drei grossen periodischen Publikationen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft von der grossen während dieser 24 Jahre geleisteten Summe geistiger Arbeit auf dem Gebiete der Anthropologie in Deutschland:

das Archiv für Anthropologie, I. Bd., 1866, mit 22 Bänden;

die Zeitschrift für Ethnologie I. Bd. 1869 mit 24 Bänden und

die Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns I. Bd. 1877 mit 11 Bänden.

Die beiden erstgenannten Zeitschriften (Archiv und Zeitschrift für Ethnologie) haben als Festgabe zur Erinnerung an das Jubiläum unserer Gesellschaft General-Register über die bisher erschienenen Bände erscheinen lassen, welche die Benützung des darin niedergelegten wissenschaftlichen Stoffes jetzt auch für den erleichtern und doch eigentlich erst ermöglichen, der diese ganze wissenschaftliche Entwicklung nicht selbst mit erlebt hat und nicht von Anfang an die Ergebnisse mit Interesse und Aufmerksamkeit in sich aufnehmen konnte.

Das General-Register zum ersten bis zweiundzwanzigsten Bande des Archivs für Anthropologie (42 Seiten) ist von unserm Altmeister Hermann Weicker bearbeitet. Das General-Register der Zeitschrift für Ethnologie in Verbindung mit den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (362 Seiten) stammt aus der Hand Virchow's. Beide Register, und vorzüglich das letztere, gestatten es uns nun, diese Bände als vollständigste Bibliothek oder als Hand- und Lehrbuch der gesamten anthropologischen Forschung während des letzten Vierteljahrhunderts zu benützen, da hier keine irgendwie wichtigere Frage, ja auch keine irgendwelche wichtigere Publikation der deutschen und ausserdeutschen anthropologischen Literatur unbesprochen bleibt. Die Uebersichtlichkeit der Eintheilung des Berliner Registers ist vortreflich, das verarbeitete Material überwältigend.

Als vor 25 Jahren die Deutsche anthropologische Gesellschaft gegründet wurde, geschah das unter dem Eindruck der gewaltigen neuen Entdeckungen auf allen Gebieten der Anthropologie, der Natur- und Urgeschichte des Menschen; ich meine nur: die Entdeckung des Gorilla, die Anerkennung des Djwaliohmenschen, die Erforschung der Pfahlbauten, die Erschliessung der dunklen Centren Australiens und Afrikas n. v. a.

Diese Erfolge hatten die Erwartungen auf immer neue Fortschritte bei Fachmännern und vielleicht noch mehr bei Laien hoch gesteigert — unter diesem Eindruck gelang unsere Versammlung aus Vertretern dieser beiden Richtungen, der Laien und der Gelehrten, die sich heute noch so lebensfrisch darstellt.

Zur Steigerung der Hoffnungen gleichsam auf eine neue Aera in der Menschenforschung hat zu jener Zeit nicht am wenigsten auch das Wiedererwachen der Naturphilosophie, ankündigend an einen so grossen Namen wie Darwin, beigetragen.

Wie Mancher glaubte damals, nachdem einmal die Deduktionsformel: „Anpassung und Vererbung“ wieder gefunden war, nach welcher sich alle die Aufgaben der Biologie scheinbar spielend, doch nach einem Regel de tri-Satz, lösen lassen, es müssten auch die alten Fragen über das Was und Wie und Wohin für den Menschen — an deren Lösung die gesammte Menschheit, soweit Dokumente über ihre Geistesfähigkeit vorliegen, sich bisher vergeblich abgemüht hat — gleichsam im Sprung zu erhaschen sein — oder lag nicht vielmehr in Folge richtig erweiterten Darwinismus die Lösung aller dieser Fragen schon vor?

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat von vorneherein, trotzdem dass sich auch unter uns einige begeisterte Stimmen bis in die letzten Jahre nach jener Richtung vernehmen liessen, doch der modernen Naturphilosophie gegenüber stets eine sehr reservierte Stellung eingenommen. Die philosophische, oder sagen wir deutlicher, die deduktive Methode, welche nicht sowohl von der Natur lernen, als die Natur vielmehr belehren will, fand hier unter der Leitung unseres Meisters Virchow keinen Boden — er, unter dessen jugendlichen Keulenschlägen die letzten Bollwerke der älteren Naturphilosophie gefallen sind, hat niemals die Fahne der kritischen Induktion sinken lassen und hat uns so auch auf dem anthropologischen Gebiete ein Terrain der freien kritischen Forschung erhalten und siegreich behauptet, ein freies Terrain, auf dem sich eine Anzahl erster Forscher zu gemeinsamer ruhiger Arbeit an den Meister scharen konnte.

Die induktive Forschungsmethode ist auf dem Gebiete der drei anthropologischen Hauptdisziplinen: der somatischen Anthropologie, der Ethnologie und der Urgeschichte heute die allein herrschende.

Es nimmt sich ganz wunderbar aus, wenn wir die Hoffnungen und Erwartungen betrachten, welche in jener ersten Zeit unserer gemeinsamen Forschungen laut geworden sind bezüglich der Entdeckung der von der Theorie postulierten Zwischenglieder zwischen Mensch und Menschenaffe. Manche „Wilde“ — worunter man namentlich die verachteten „Neger“ und „Australier“ verstand — sollten direkt als so etwas Ähnliches ausgesprochen werden können.

Und nun hlicken Sie auf die Reihe der thatsächlichen Forschungen unter diesen verachteten Geschlechtern hin — welche durch die neuesten grossen Werke gekrönt werden:

Franz Stuhlmann: Deutsch Ost-Afrika. Bd. I. Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Berlin, 1894. Dietrich Reimer, gr. 8^o. 901 S.; 2 Karten, 2 Porträts; 82 Vollbilder und 275 Textabbildungen.

Dr. Oskar Baumann: Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Komitee in den Jahren 1891—1893. 386 S.; 27 Vollbilder und 140 Textillustrationen. Berlin, 1894. Dietrich Reimer, gr. 8^o.

Philipp Paulitschke: Ethnographie Nordost-Afrika. Die materielle Kultur der Danakil, Galla und Somali. Berlin Dietrich Reimer, 1893. 338 S.; 25 Tafeln; 1 Karte.

Wo zeigt sich hier in der immer deutlicher heraus-tretenden Völker- und Rassen-Gruppierung jener „Wilden“, der dem Affen näher stehen sollte als dem „Europäer“? Und auch jene wunderlichen Pygmäen, nennen wir sie nun Akka oder Ewee, die schon dem klassischen Alterthum bekannten Zwergvölker Centralafrika, sind in dem Sinne der Theorie keineswegs so niedrig stehend.

Virchow sagte über sie in seinem Vortrag über 8 Wanjanwesi- und 13 Massai-Schädel (dann 6 Zwergenschädel Stuhlmanns) Z. E. V. 495:

„Das Wachstum des Gehirns bei den central-afrikanischen Zwergen bleibt nicht in dem gewöhnlichen Verhältnis zurück, wie das Wachstum des Körpers überhaupt. Es besteht auch nicht so grosser Gegensatz, wie man ihn wohl hätte vermuthen können, zwischen den Köpfen beziehungsweise Schädeln der Zwerge und ihrer östlichen Nachbarn, sodass man ohne Weiteres aus der Grösse oder Form derselben eine ethnische Diagnose ableiten könnte. Auch genügen die Zahlen wohl, um zu zeigen, dass der Begriff der Inferiorität sich nicht in derjenigen Einfachheit, welche die Theorie voraussetzt, auf die tatsächlichen Verhältnisse anwenden lässt.“ —

Lassen Sie mich hier über alle die anderen neuen ethnologischen Werke — als Denkmäler echter induktiver Methode, unter, denen das schon im letztjährigen Berichte besprochene Prachtwerk des Veters Sarasin über die Weddas und den Steinen: Unter den Naturvölkern Central-Brausiliens besonders hervorleuchten, mit Stillschweigen hinweggehen.

Auch die neuen Ergebnisse induktiver Methode auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung, aus denen die immer deutlicher hervortretende La Tène-Periode eine besondere Erwähnung verdient, nach den verdienstvollen Publikationen von

R. Henning: Neuere Funde aus dem Elsass. Mittheilungen der Gesellschaft für die Erhaltung der historischen Denkmäler im Elsass, 1894. S. 1—35 mit zahlreichen Text-Illustrationen, und

J. Fink: Flaeßgräber der Mittel-La Tène-Periode bei Manching in Oberbayern mit 4 Tafeln. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. XI, S. 34—44.

siehe hier nicht näher ausgeführt.

Nur darauf möchte ich hinweisen, dass die induktive naturwissenschaftliche Methode der prähistorischen Archäologie sich auch auf den Nachbargebieten immer mehr Bahn bricht und Anerkennung verschafft.

Mit Freude begrüssen wir es, dass in der Geschichte des Alterthums von Eduard Meyer, II. Band, Stuttgart 1893 das Verdienst unseres Schliemann's voll anerkannt und seine Resultate zur Grundlage gebraucht werden für wichtige Abschnitte der ältesten (hellenischen) Kulturgeschichte.

Was wollen gegen solche Erfolge die Angeiferungen sagen, welche Virchow bezüglich seiner Untersuchungen der angeblichen Sphakelien-Schädel von Seite eines sich selbst als „Archäologen“ proklamirenden Gegners so energisch zurückgewiesen hat. Z. E. V. 1894, 117.

Nur bei den neuesten Publikationen über „ethnische Psychologie“ lassen Sie mich heute noch einen Augenblick verweilen.

Auch auf diesem, erst in den letzten Jahrzehnten der naturwissenschaftlichen induktiven Methode erkräftigten Gebiete, sehen wir diese auf allen Linien in steigendem Vorgehen und Frauen aus der errungenen Resultate. Hier ist es vor allem:

Ad. Bastian und seine Schule, welche die deduktive Methode und die vorschnelle Hypothese zurückgewiesen hat.

„Die Ethnologie“, sagt Bastian in seiner Besprechung von: Westermarck. Geschichte der menschlichen Ehe (aus dem Englischen von Katscher und Grager. Jena 1893). Z. E. 1893, S. 211, „diejenige aktive Ethnologie, die bisher in den harten und sanfteren Arbeiten der Materialbeschaffung beansprucht war, hatte keine Mosee übrig, sich um literarische Theorien (und Hypothesen) zu kümmern, und zwar um so weniger Mosee und Lust, weil ihre Blicke eben hingerichtet waren auf den Zeitpunkt der Reife, wie jetzt bevorstehend, wenn die Thatsachen selbst zu reden haben werden, ihr eigenes Gesetz verkündend, ohne Störung durch subjektive Zuthat. Die echte Ethnologie hat, wie gesagt, jedes frühere theoretische System von sich abzuweisen.“ Und Z. E. 21

Schara: Die Speiseverbote. Virchow n. Wattenbach. Gemeinverst. wissensch. Vorträge. Hamburg 1893

sagt Bastian: „Für Zwecke des Völkergedankens soll zunächst das Verwandte gruppenweise zusammengestellt werden — nicht freilich ohne Zweck — sondern als eigentlicher und voller Zweck. Es gilt zunächst ein rein objektives Inventar der „Völkergedanken“ als (psychische) Grundelemente oder Grundorgane, ähnlich den Atomen im Anorganischen oder den Zellen in der Biologie — also (vielleicht) der Elementargedanken in der Psychologie des Cosmopoliten: ein Grundelement, welches überall zu Grunde liegen muss und das auch, wenn in Entfaltung höherer Wachstumsprozessen unkenntlich geworden, (darin?) voraussetzen wäre als für die Analyse nachweisbar.“ Bei Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit im Völkergedanken „stellen wir nicht mehr die Frage über etwaige Entlehnung als primäre, sondern schieben sie auf unsern naturwissenschaftlichen Standpunkt in sekundäre Stellung zurück und lassen sie erst dann zu, nachdem vorher das dem allgemein gleichartig durchgehenden Elementargedanken Zugehörige eliminiert ist, sofern dann ein noch ungelöster Rest übrig bleibt.“

Der Nachweis der Gleichartigkeit der „Elementargedanken“ in der gesamten Menschheit — im Wildstamm wie bei den höchsten Kulturvölkern — ist das grossartige Resultat der naturwissenschaftlichen Methode auf dem Gebiete der anthropologischen Psychologie. Es ist für jeden Denkenden klar, was diese neu erwonnene Thatsache für die gesamte Weltanschauung und namentlich für die Geschichte und Politik bedeutet.

Auch hier ist es unser Meister Virchow, der im heftigsten Kampfe der Gegner die rechten Worte gefunden hat.

In einer Besprechung Strach. Herrn L. Der Blutberglaube in der Menschheit. Blutmorde und Blinitras. 4. Aufl. München. Osc. Beck, 1894. 8^o. 155 S.

sagt er: „Der heilige Blutberglaube ist nur ein Rückstand aus prähistorischer Zeit und sein Erstarken hängt

unmittelbar zusammen mit einem missverstandenen Nationalitätsgefühl, welches ein Wiederanfassen der uralten Lehre von der Inferiorität oder gar der Schlechtigkeit der Barbaren oder der Allophylen darstellt."

Das sind goldene Worte auserer Meister. Vor dem Richterstuhl der anthropologischen Forschung gibt es keine Berechtigung zu Stammes- oder Rassenhass.

Als persönliche Gabe an die XXV. Versammlung erlaube ich mir mein Buch über den Menschen vorzulegen, welches gerade zu unserem Jubiläum in zweiter Auflage erschienen ist.

Vorsitzender Herr R. Virchow-Berlin:

Ich darf wohl sagen, meine Herren, obwohl ich nur in meinem Namen spreche, dass wir stolz sein können, ein solches Buch in unserer Literatur zu haben. Es gibt keine zweite Literatur in der Welt, die überhaupt ein solches Buch anzuweisen hat. Schon der Versuch dazu war gewagt und kühn. Aber die erste Auflage zerstreute sofort alle Bedenken. Jetzt haben wir das Buch in einer verbesserten Auflage vor uns und damit die Grundlage, weiter in dieses grosse Gebiet einzudringen. Ich gratulire dem Herrn Autor zu dieser Leistung.

Wir kommen zum letzten Gegenstande, zum Rechenschaftsbericht des Herrn Schatzmeisters, an welchen sich die Wahl des Rechnungs-Ausschusses knüpfen wird.

Herr Oberlehrer J. Weismann, Schatzmeister der Deutschen anthropologischen Gesellschaft:

Rechenschaftsbericht:

Gestatten Sie nun auch noch Ihrem Schatzmeister, Ihnen über den finanziellen Theil unserer Gesellschaft den üblichen Rechenschaftsbericht in möglicher Kürze zu erstatten, der, wenn auch vorübergehend mehr trockener Natur, deswegeachtet dennoch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in unserem Vereinsleben zu besprechen hat.

Ist ja doch der Theil, den wir Rechenmenschen zu vertreten haben, schliesslich doch die mächtigste und anschlagsgebendste Triebfeder im grossen Gebiete des menschlichen Verkehrslebens, und auch die über dem Materialismus stehende strenge und anspruchsvolle Wissenschaft kann derselben nicht ganz entbehren.

Sind uns auch die Faktoren, mit denen wir zu manöuvriren haben, in der Regel wenig hold, so sind doch unsere oft sehr mühsam erzielten günstigen Resultate desto willkommener — Je erfreulicher dieselben nun sind, desto gebobener kann sich auch die Stimmung für den Berichterstatter gestalten, und zu diesen Glücklichen kann sich auch Ihr Schatzmeister heute zählen.

Blicken wir an der Hand unserer Jahresberichte heute auf unsere 25jährige Vereinsthätigkeit zurück, so müssen wir mit hoher Befriedigung eine hochgradige Entwicklung der anthropologischen Forschung nach allen Richtungen hin konstatiren, eine Entwicklung, die um so anerkennenswerther und erfreulicher ist, als das Interesse und das Verständnis für die Anthropologie bei Gründung des Vereins noch ein sehr mässiges war.

Und wem verdanken wir diese hocherfreuliche Thatache? Wem verdanken wir es, dass sich die Anthropologie zu einer selbstständigen Wissenschaft durchgearbeitet und theilweise sogar auch durcherkämpft hat?

Leider ist ein Theil jener verdienstvollen Männer, die von Anfang an dem Verein das wärmste Interesse und die trenneste Unterstützung zu Theil werden liessen, inzwischen schon hinübergegangen in das Land der Gewissheit und des Schauens, dorthin, wo alle Fragen über das menschliche „Sein“ gelöst erscheinen, jener Männer, die es so sehr verdient hätten, den heutigen Tag noch zu erleben. Je tiefer wir dieses in diesem Augenblicke bedauern, desto grösser ist andererseits unsere Freude, alle unsere diesbezüglichen Dankes-Empfindungen unserm heutigen hochverehrten Herrn Präsidenten, dem Vater und Nestor der Anthropologie, zu Füssen legen zu können.

Möge er uns doch noch recht lange erhalten bleiben! ein Wunsch, in den Sie gewiss Alle in diesem Augenblicke mit mir aus vollem Herzen übereinstimmen.

Mit dem stetigen Wachsen des allgemeinen Interesses für die Anthropologie und der hiernach bedingten Mehrung der Vereinsmitglieder ging nun auch die Mehrung unserer finanziellen Mittel Hand in Hand, und wir waren daher auch in der Lage, die Vereinsbestrebungen sowohl einzelner verdienter Forscher, als auch einzelner Lokalvereine und Sektionen nach verschiedenen Richtungen hin entsprechend zu unterstützen. — Es würde mich zu weit führen, wollte ich alles das, was der Verein in dieser Richtung hin seit 25 Jahren geleistet hat, im Einzelnen aufzählen: ein Blick in unsere Jahresberichte wird uns gewiss nicht zur Unzehr gereichen.

Auch heute bin ich wieder in der Lage, der hohen Generalversammlung ein recht erfreuliches Bild über unsere finanziellen Verhältnisse vorlegen zu können.

Müssen wir auch in dem verflochtenen Jahre dem rückichtslosen und unerhittlichen Sensenmanne abermals gar manches schwere Opfer bringen und müssen wir auch heute zu unserem schmerzlichen Bedauern gar manches theuere Haupt vermissen, auf das wir sonst in unseren Versammlungen mit Sicherheit zählen konnten, so haben sich doch die entstandenen Lücken, Dank der Unterstützung begeisterter Anthropologen, immer wieder angefüllt, so dass wir bezüglich des ferneren Bestandes unserer Gesellschaft beruhigt in die Zukunft sehen können.

Die Erhaltung und stetige Mehrung unserer Gesellschaft war auch stets ein Hauptmotiv bei der Wahl unserer alljährlichen Kongress-Orte, die netzartig das ganze deutsche Vaterland umfassen, und dürfte es heute wohl angezeit sein, Ihnen dieselben in ihrer Reihenfolge in Erinnerung zu bringen.

Es sind dies: Mainz 1870, Schwerin 1871, Stuttgart 1872, Wiesbaden 1873, Dresden 1874, München 1875, Jena 1876, Constanz 1877, Kiel 1878, Strassburg 1879, Berlin 1880, Regensburg 1881, Frankfurt a/M. 1882, Trier 1883, Breslau 1884, Carlsruhe 1885, Stettin 1886, Nürnberg 1887, Bonn 1888, Wien 1889, Münster 1890, Danzig 1891, Ulm 1892, Hannover 1893 u. Innsbruck 1894 gewiss eine stättliche systematische Ausdehnung der Zahl aller der Orte, wo wir hoffen konnten, neuen Boden für die Anthropologie zu gewinnen. Und in der That waren auch diese unsere Kreuz- und Querzüge durch ganz Deutschland nicht ohne Erfolg. Fanden wir doch überall nicht nur die herzlichste auszeichnendste Aufnahme und Unterstützung seitens der städtischen Behörden, wir hatten auch die Freude, an jedem Kongress-Orte wieder neue Freunde und Gönner zu gewinnen.

Hat uns doch auch der vorjährige Kongress in Hannover die ansehnliche Zahl von 30 Mitgliedern

gebracht, und auch hier glaube ich die Hoffnung auf den Beitritt recht vieler neuer Mitglieder in dem schönen Stammmverband Österreich, wo wir bereits eine anschauliche Zahl höchst schätzbare Mitglieder haben, hegen zu dürfen. — Je mehr sich die Beitrittserklärungen in diesen Tagen häufen, desto wohlgenannter und beglückter werden Sie Ihren alten Schatzmeister sehen, der diese süße Hoffnung im Gewande einer recht innigen Bitte den Kongress-Mitgliedern an's Herz legen möchte.

Bei der schon sehr weit vorgeschrittenen Zeit kann ich Ihnen wohl nicht zumuten, den unter Sie vertheilten Rechenschaftsbericht in seinen einzelnen Posten mit mir zu verfolgen; es dürfte genügen, Ihre Aufmerksamkeit auf den für unsere Verhältnisse gewiss nicht un günstigen Gesamtabschluss zu lenken, der sich für die Zukunft um so günstiger gestalten wird, je mehr jeder Einzelne von uns in seinem Kreise für die Mehrung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft besorgt sein wird.

Mit dem herzlichsten Danke für alle treuen opferwilligen Mitarbeiter bei meinem Rechnungs- und Verwaltungsgeschäfte und mit der eindringlichen Bitte, mir auch ferner Ihre nothwendige Unterstützung nicht zu versagen, schliesse ich meinen Bericht und bitte nun um Ihre Decharge.

Zugleich stelle ich den Antrag, eine Kommission zur Kassa-Prüfung in München zu ernennen, welche die Existenz der von mir verwalteten Gelder direkt feststellen soll. Es gelten das wohl in München anhangende Mitglieder der Gesellschaft sein.

(Vorgeschlagen wurden dafür Herr Prof. J. Ranke und Herr Buchdruckereibesitzer F. Straub.)

Kassenbericht pro 1898/94.

Einnahme.

1. Kasseneinnahme von voriger Rechnung	1169 85	g
2. An Zinsen gütlich ein	658	—
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres	332	—
4. An Jahresbeiträge von 1739 Mitgliedern à 3 Mk	5714	—
5. Für besond. ra. angegebene Berichte and Correspondenzblätter	16 75	—
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes pro 1898 und 1894	119 85	—
7. Ausserordentlicher Beitrag des Herrn Geheimraths Prof. Dr. Walzger	30	—
8. Rest von dem Vorjahre (Betrag, welcher bereits verfügt (siehe Ausgabe)	10568 04	—
Zusammen:	17995 2 g	

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten	967 52	g
2. Druck des Correspondenzblattes	1981	1
3. Redaktionen des Correspondenzblattes	300	—
4. Za. Handen des Herrn Correspondenzredaktors	633	14
5. Za. Handen des Schatzmeisters	300	—
6. Für Ausgaben aus dem Dispositionsfond	98 45	—
7. Zu gleichem Zwecke erhielt Herr Dr. Meiß in Dürheim	10	—
8. An verschiedene Buchhandlungen	45	—
9. Für Übertragen	47 40	—
10. Für Agie beim Ankauf von Wertpapieren	548 80	—
11. Für den Stenographen	30	—
12. Dem Vereinandere Verein zur Förderung seiner Verewenung	41 38	—
13. Dem Münchener Lokal-Verein zur Herausgabe seiner Zeitschrift „Beiträge“	300	—
14. Dem Württemberg. Verein zur Förderung seiner Verewenung	300	—
15. Dem Schleswig-Holstein'schen Verein	300	—
16. Für Arbeiten an der prähistorischen Karte von Deutschland	305	—
17. Für die prähistorische Karte (admanst)	3645 80	—
18. Für die statistischen Erhebungen (admanst)	4748 14	—
19. Für den Kassenfond	380	74
20. Baar in Kassa	1361	74
Zusammen:	17995 2 g	

A. Kapital-Vermögen.

Als „Ersarer Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar:		
a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Q Nr. 18146	100	— g
b) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. K Nr. 21313	200	—
c) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. K Nr. 21159	200	—
d) 4% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank Ser. XXIII (1892) Lit. K Nr. 40235	200	—
e) 4% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank Ser. XXIII (1892) Lit. L Nr. 142729	100	—
f) 4% besenlichtete öff. preuss. Staatsanleihe L. f. Nr. 183285	200	—
Hierzu das Dr. Voigtel'sche Legat mit 2000 Mk und zwar:		
a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40129	500	—
b) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40129	300	—
l) 4% Hypothekendarlehen der Hamburger Bank Ser. 62 Nr. 28458 Lit. C	400	—
k) 4% Hypothekendarlehen der Hamburger Bank Ser. 72 Nr. 28462 Lit. C	500	—
l) Kassenfond	3000	—
Zusammen:	8400	— g

B. Bestand.

a) Baar in Kassa	1361 74	g
b) Hierzu die für die statistischen Erhebungen und die präh. Karte bei Merck, Fisk & Co. deponirten	10393 54	—
Zusammen:	11955 28	g

C. Verfügbare Summe für 1899/05.

1. Jahresbeiträge von 1930 Mitgliedern à 3 Mk	5800	— g
2. Baar in Kassa	1361 74	—
Zusammen:	6161 74	g

Vorsitzender Herr R. Virchow-Berlin:

Wünscht vielleicht noch irgend ein Mitglied über einen der Punkte Aufschluss? Es ist eine Übersicht vertheilt worden, die demnachst auch noch Gegenstand der Berichterstattung der Kommission sein wird, aber es wäre möglich, dass vielleicht noch irgend ein Punkt besonders aufgeklärt zu werden verdiente.

Wenn niemand das Wort verlangt, nehme ich an, dass niemand eine Einwendung hat.

Nach unseren Statuten muss eine Prüfung, durch eine besondere Kommission, die demnachst Bericht an den Vorstand hat, stattfinden. Nach der Tagesordnung würde am Montag in der zweiten Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft dieser Rechnungsausweis Bericht erstatten und auf Grund dessen die Entlastung des Herrn Schatzmeisters beschlossen werden können.

Diese Kommission ist jetzt zu wählen. Ich habe vorhin mit einigen Herren darüber Rücksprache genommen und erlaube mir vorzuschlagen: Herrs C. Kötter-Berlin, der im vorigen Jahre an der Prüfung theilgenommen hat, Herrn Dr. von Wiesner von hier, der sich freundlichst bereit erklärt hat, auch noch dieser Kommission seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, endlich Herrn Straub von München. Sind die Herren damit einverstanden?

Ich darf annehmen, wenn kein Widerspruch erfolgt, dass diese drei Herren als Mitglieder der Rechnungskommission bestätigt sind.

Nun hat der Herr Schatzmeister noch ausserdem den Antrag gestellt, eine Kommission zu wählen, welche die Existenz des von ihm verwalteten Geldes direkt

feststellen soll. Es ist bis jetzt allerdings bei unseren Versammlungen, die immer an einem neuen Orte stattfanden, das Geld selbst nicht zur Stelle gebracht worden, aber es ist im Interesse der Ordnung des Rechnungswesens wünschenswert, dass Sie die Wahl der beiden vorgeschlagenen Herren: Prof. Dr. J. Banke und Buchdruckerbesitzer F. Straub — es sind Mün-

chener — annehmen, welche die Besichtigung vornehmen sollen mit dem Auftrage, der nächsten Generalversammlung Bericht zu erstatten.

Wenn keine Einwendung erhoben wird, darf ich annehmen, dass Sie einverstanden sind.

Damit sind wir mit der heutigen Tagesordnung zu Ende. Ich schliesse die Sitzung.

Zweite Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Inhalt: Berichterstattung des Rechnungsausschusses. Entlastung. Aufstellung des Etats für 1894/95. — Bestimmung des Ortes und der Zeit für die XXVI. allgemeine Versammlung. — Neuwahl des Vorstandes.

Montag, den 27. August.

Der Vorsitzende Herr H. Virchow-Berlin eröffnet die Sitzung um 8 Uhr Morgens.

Ich darf wohl daran erinnern, dass es sich in diesem Angelegenheit nur um eine Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft handelt, und zwar um eine Sitzung, welche geschäftliche Dinge betrifft. Wir sind leider sehr schwach vertreten, offenbar infolge der Leiden, die sich an die gestrige Festleistung knüpfen. Da wir indes durch unsere Statuten nicht an eine bestimmte Mitgliederzahl gebunden sind, wird auch die kleinere Zahl als beschlussfähig angesehen werden müssen.

Ich mache ferner darauf aufmerksam, dass bei den Abstimmungen nur die wirklichen Mitglieder der Deutschen anthropologischen Gesellschaft stimmberechtigt sind. Die anderen Herren können hier bleiben, — es ist kein Geheimnis zu bewahren, — nur bitte ich, dass diejenigen, die als Gäste anwesend sind, sich der Abstimmung enthalten wollen.

Erster Gegenstand ist der Bericht des Rechnungsausschusses, der eingetrotzt ist, um die Rechnungen des Schatzmeisters zu prüfen.

Herr C. Kühse-Berlin:

Der Rechnungsausschuss hat die Rechnung des verfloßenen Jahres sorgsam geprüft und dieselbe wie ja immer in bester Ordnung gefunden. Sämtliche Angaben waren ordnungsmässig mit Quittungen belegt. Ich bin erfreut, erklären zu können, dass die materielle Lage der Deutschen anthropologischen Gesellschaft eine recht befriedigende ist, was wir wohl nur grossen Theile dem Verdienste des Herrn Schatzmeisters verdanken. Wir beantragen deshalb, dem Herrn Schatzmeister unter Anerkennung seiner Verdienste um das finanzielle Wohl und Wehe unserer Gesellschaft die Entlastung zu ertheilen.

Vorsitzender:

Wünscht jemand noch eine Bemerkung zu machen oder einen Aufschluss über irgend einen Theil des Rechnungsberichtes zu erhalten? Das ist nicht der Fall. Dann kommen wir zur Beschlussfassung.

Die Kommission beantragt die Entlastung des Herrn Schatzmeisters, zugleich unter Anerkennung seiner besonderen Verdienste.

Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit nachträglich erwähnen, dass der Herr Schatzmeister in der Zwischen-

zeit seit unserer letzten Generalversammlung seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert hat, im April dieses Jahres, und dass aus dem Schosse der Gesellschaft ihm ein besonderes Andenken gestiftet worden ist, das er zu unserer Freude mit dem Zeichen der höchsten Befriedigung angenommen hat. Er kann überzeugt sein, dass in der Gesellschaft ihm nur Freunde existiren, die von der segensreichen Leistung, die er fortwährend bethätigt, vollkommen erfüllt sind.

Ich bringe nunmehr die Entlastung und den Dank, welche beantragt sind, zur Abstimmung. Wenn niemand dagegen etwas bemerkt, darf ich annehmen, dass beides einstimmig votirt ist.

Zu einer persönlichen Bemerkung der Herr Schatzmeister.

Herr Schatzmeister Oberlehrer Weismann:

Unser hochverehrter Herr Geheimrath verlasst mich, auch heute nochmals auf meinen schon schriftlich ausgesprochenen Dank zurückkommen und der vielseitigen überaus warmen Theilnahme zu gedenken, deren ich mich bei Gelegenheit meines 70. Geburtstages insbesondere seitens der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu erfreuen hatte.

Die grosse Herlichkeit dieser Theilnahme-Kundgebungen musste mich auf's Tiefste rühren und beglücken und mich zu der Frage veranlassen, ob ich dieselben denn auch wirklich in so hohem Masse verdient habe.

Herr Geheimrath hat auch angedeutet, dass die Herren Anthropologen insbesondere die Berliner und Münchener Freunde es sich angelegen sein liessen, mir auch ein lebendiges Andenken an diesen für mich und die Meinigen so überaus freudigen Tag zu geben, und wie freue ich mich, Ihnen diesen schönen und werthvollen Erinnerungs-Gegenstand in Natura zeigen zu können (goldene Uhr) und hiemit die Versicherung zu verbinden, dass mir eine grössere Freude wohl durch nichts hätte gemacht werden können, als durch dieses schöne und lebendige Andenken, das mir selbst in meinen alten Tagen ein Gegenstand täglich neuer Freude, meiner Familie aber ein unschätzbares Erinnerungszeichen an die uns so lieb gewordene Deutsche anthropologische Gesellschaft sein und bleiben wird.

Vorsitzender:

Der nächste Gegenstand ist die Aufstellung des Etats pro 1894/95.

Herr Schatzmeister Oberlehrer J. Weismann verliest den folgenden Entwurf:

Etat pro 1894/95.	
Einnahme.	
1. Jahresbeiträge von 1000 Mitgliedern à 3 Mk.	3000 —
2. An rückständigen Beiträgen	+ 150 —
3. An Zinsen	+ 120 —
4. Bar in Kassa	+ 140 —
	Summe: Mk 3410 —
Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten	Mk 1000 —
2. Druck des Correspondenz-Blattes	350 —
3. Redaktion des Correspondenz-Blattes	200 —
4. An Handen des Generalsekretärs	300 —
5. An Handen des Schatzmeisters	80 —
6. Für den Dispositionsfond	150 —
7. Für Anzeigebogen etc.	300 —
8. Für den Verwaltungsrath	225 —
9. Für die Herausgabe der „Münchener Beiträge“	80 —
10. Dem Würtembergischen Verein	300 —
11. Der Sektions-Gesellschaften	50 —
12. Für die präparatorische Kasse	300 —
13. Für die städtischen Erhebungen	80 —
14. Für diverse kleinere Ausgaben	45 74
	Summa: Mk 7471 74

Vorsitzender:

Der Etat für das nächste Geschäftsjahr ist so aufgestellt, dass eine vollkommene Bilanz eintritt, jedoch mit der wahrscheinlichen Aussicht auf eine Erparnis. Wünscht jemand das Wort über diesen Etatsentwurf?

Es ist nicht der Fall. Ich schliesse die Diskussion und frage, ob jemand eine Einwendung zu machen hat? Das ist nicht der Fall. Ich nehme also an, dass der Etat einstimmig genehmigt ist.

Der nächste Gegenstand der Tagesordnung ist die Bestimmung über Ort und Zeit für die XXVI. allgemeine Versammlung. In dieser Beziehung habe ich mitzutheilen, dass wir eine bestimmte Einladung besitzen. Herr Westerburg, Oberbürgermeister von Cassel in Hessen, hat schon unter dem 26. Januar mir ein Schreiben unkommen lassen, welches lautet:

Cassel, den 26. Januar 1894.

Vom hiesigen Stadtrat bin ich beauftragt, verehrlichen Vorstand zum Ersuchen einzuladen, bei der Wahl eines Versammlungsortes für die nächste oder eine der nächsten Wanderversammlungen des Anthropologen-Vereins die Residenzstadt Cassel gefälligst in Vorschlag bringen zu wollen. Indem ich die Ehre habe, mich dieses Antrages zu entledigen, gestatte ich mir auch die persönliche angelegentlichste Bitte, jene Einladung gefälligst wohlwollend anzunehmen und ihr baldmöglichst nachzukommen. Die Stadt Cassel und ihre Verwaltung würden sich durch eine solche Wahl sehr geehrt fühlen und Alles anstreben, um den geehrten Gästen den hiesigen Aufenthalt zu einem möglichst angenehmen zu machen.

Wegen seiner zentralen Lage im Herzen Deutschlands und in Folge seiner vortrefflichen Eisenbahnverbindungen ist Cassel aus allen Theilen Deutschlands leicht zu erreichen. Seine schöne Lage inmitten einer mit reichen Naturschönheiten gesegneten Gegend, — ich erinnere nur an den Aepark und an den durch eine Trammlinie in besperrter Weise mit Cassel verbundenen herrlichen Naturpark von Wilhelmshöhe, — sowie seine Kunstschätze, insbesondere die berühmte Gemäldegallerie werden den Aufenthalt hier zu einem besonders angenehmen gestalten und bei allen Besuchern die angenehmsten Erinnerungen zurücklassen.

„Das Stadtpark-Etablissement mit zwei kolossalen, neben einander liegenden Sälen und anschliessendem Concert-Garten eignet sich sehr gut zur Abhaltung der Beratungen und daran schliessenden geselligen Zusammenkünfte, für welche letztere namentlich auch die Wilhelmshöhe, die Aue und viele andere Punkte in am Cassel in Betracht kommen.“

„An guten und theilweise vorzüglich guten Hotels besteht kein Mangel und würden im Bedarfsfalle auch sehr leicht Privotalien in ausgiebigster Weise zur Verfügung gestellt werden können.“

„Ich bin überhaupt im Voraus überzeugt, dass jeder Theilnehmer einer solchen Wanderversammlung von dem hiesigen Aufenthalt sehr befriedigt sein wird.“

„Einer sehr gefälligen Rückantwort entgegengehend, verbarre ich in vorzüglicher Hochachtung und ganz ergebenst

Westerburg, Oberbürgermeister.“

Der Vorstand hat die Einladung mit grosser Freude für sich acceptirt, natürlich unter der Voraussetzung, dass die Generalversammlung sich ihm anschliessen wird. Er hat sich vorläufig auch erkundigt, wie die Geschäftsführung in Cassel organisiert werden könnte. Wir erlauben uns nach den uns gewordenen Mittheilungen vorzuschlagen, in Erwägung der in der That sehr geeigneten Lage von Cassel, die Einladung für das nächste Jahr anzunehmen und demnach dort ein Comité zu bestellen. Dafür ist nach dem Vorschlage des Herrn Oberbürgermeisters in erster Linie der praktische Arzt Dr. Menze in Aussicht genommen, einer von unseren jüngeren Anthropologen, der vor mehreren Jahren, noch zu der Zeit, als der Kongressast in seiner Jugendentwicklung befand, im Dienste der belgischen — so kann ich ja wohl sagen — Regierung dort verweilt hat — am dieselbe Zeit, als der seitdem in Togo gestorbene Stabsarzt Wolf am Congo arbeitete. Wolf übergab bei seiner Rückkehr seine Instruktionen und Instrumente an Herrn Menze. Dieser hat vortreffliche Untersuchungen über die Völker am mittleren Congo gemacht, die in den Berliner Verhandlungen publizirt sind. Er ist auch sonst ein geachteter Mann, den ich persönlich als Geschäftsführer empfehle. Ausserdem würde in Betracht zu ziehen der Vorsitzende des Vereins für asiatische Geschichte und Landeskunde, Bibliothekar Dr. Brunner und der Direktorialassistent des dortigen Museums Dr. Boehler.

Wir schlagen also vor, Herrn Dr. Menze als den eigentlichen Geschäftsführer zu wählen, ihn aber zu ersuchen, mit den Herren Dr. Brunner a. Dr. Boehler sich in unmittelbarer Verbindung zu setzen und dieselben für die spätere Organisation mit heran zu ziehen.

Was die Zeit anbelangt, so will ich daran erinnern, dass der Vorstand in den letzten Jahren gewöhnlich von Seite der Generalversammlung eine Ermächtigung bekommen hat, die Zeit nach den besonderen Verhältnissen zu bestimmen. Es hat sich auch gezeigt, wie richtig es war, dass wir, dem erst im Laufe des Jahres hervorgetretenen Wunsche der Kollegen von Stockholm entsprechend, den Kongress auf eine spätere Zeit verlegt haben. Ich würde also bitten, die Zeit vorläufig offen zu lassen und dem Vorstände die Ermächtigung zu ertheilen, darüber seiner Zeit zu bestimmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde derselbe auf unsere alte Zeit, Anfang August, zurückkommen.

Wünscht jemand das Wort in dieser Beziehung? Wenn das nicht der Fall ist, so frage ich, ob von

irgend einer Seite Einwendungen gegen unsere Vorschläge gemacht werden? Es ist nicht der Fall, ich darf annehmen, dass dieselben einstimmig genehmigt sind. Es wird an den Herrn Oberbürgermeister in Cassel ein Telegramm abgedruckt werden, damit wir noch bis morgen eine bestimmte Antwort in der Hand haben. (In der IV. gemeinsamen Sitzung theilt der Vorsitzende mit: Es sind inzwischen die Antworten aus Cassel an die gestrigen Depeschen eingegangen. Der Stadtrath von Cassel dankt herzlich für die getroffene Wahl, und Dr. Menze, der zum Geschäftsführer ernannt ist, nimmt die hohe Ehre dankend an. Damit ist diese Angelegenheit erledigt.)

Der folgende Gegenstand ist die Neuwahl des Vorstandes. Ich darf wohl in Erinnerung bringen, dass zwei Mitglieder des Vorstandes, der Generalsekretär und der Schatzmeister, jedesmal auf drei Jahre gewählt werden und dass ihre Periode noch nicht abgelaufen ist; es handelt sich also nur um die drei Vorstände. Im Augenblicke sind sie im Vorstände hier vereinigt. Ich bitte, sich darüber zu äussern, ob schriftlich oder mündlich abgestimmt werden soll und zugleich Personalsorschläge zu machen.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Fritsch-Berlin:

Ich glaube, es ist nicht schwierig, die Meinung der Gesellschaft in Bezug auf diese Vorstandswahl zum Ausdruck zu bringen; ich möchte das mit wenigen Worten versuchen. Die bewährten Männer, welche in den letzten Jahren die Leitung der Geschäfte gehabt haben, werden uns, so viel ich weiss, ihre werthen Kräfte auch in Zukunft nicht entziehen. Es handelt sich also nur darum, statutengemäss die Formulirung zu suchen für die neu zu bestimmenden Vorstände. In diesem Sinne möchte ich der Gesellschaft vorschlagen: Herrn Geheimrath Waldeyer als ersten Vorsitzenden, Herrn Geheimrath Virehow und Freiherrn von Andrian als stellvertretende Vorsitzende dorthin Akklamation zu ernennen.

Allgemeiner Verlauf der Versammlung.

Die II. gemeinsame Versammlung in Innsbruck mit dem Anhang nach Meran reißt sich in Beziehung auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, auf die gebührenden, hier zum Theil ganz eigourtigen, namentlich volkkundlichen Stadienlegenheiten, auf den Glanz ihrer festlichen Veranstaltungen und die Beteiligung aller Kreise vollwerthig der I. gemeinsamen Versammlung in Wien an. Die kleinere Stadt, die Enge der dadurch sich von selbst ergebenden persönlichen Beziehungen, die sprichwörtliche Herlichkeit und Gastfreibheit der Tiroler, die Liebllichkeit und Grazie ihrer Frauen und Töchter, der widerwilligliche Zanber der Landschaft, der trotz des sonst regnerischen Sommers stets warme und wolkenlose Himmel, Alles stimmte zu dem Jubelfeste der 25jährigen Stiftung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welches wir mit den österreichischen Kollegen gemeinsam begehen wollten.

Unsere Festversammlung ist wunderbar gelungen; und hier ist der Ort, um allen Dem, welche an so erfolgreichem Dank verdient gemacht haben, den wärmsten Dank auszusprechen. Es ist nicht möglich, hier die Namen einzeln zu nennen, aber Jeder, zuerst die

Corr.-Blatt A, Antsch. A. G.

Vorsitzender:

Erfolgt noch ein anderer Vorschlag? Das ist nicht der Fall. Dann frage ich, ob jemand gegen die Akklamation eine Einwendung erhebt? Auch das ist nicht der Fall. Ich darf daraus wohl folgern, dass Sie mit dem Herrn Vorschlagenden einverstanden sind und die Wahl in der proponirten Weis festsetzen. Auch das darf ich annehmen, dass die gewählten Herren einstimmlich bereit sind, die Wahl anzunehmen.

Ueber den letzto Gegenstand der Tagesordnung: „Berichterstattung der wissenschaftlichen Kommissionen durch die Vorsitzenden derselben“ ist im Augenblicke wenig zu befinden, da die Arbeiten entweder noch nicht beendigt oder zu einem gewissen Stillstand gekommen sind. Nichtsdestoweniger werden sie weiter geführt werden. Sie wissen, dass mit dem Tode Schaaffhausen's auch die Publikationen der anthropologischen Sammlungen Deutschlands, die er sehr eifrig betrieben hatte, zum Stillstand gekommen waren, indess kaum jetzt so viele neue Schädel herein, dass eigentlich jedes Jahr ein Nachtrag geliefert werden müsste, und dass wir wahrcheinlich, wenn einmal der Abschluss gefunden ist, wieder von neuem mit der Publikation des anfangen müssen, vielleicht zu etwas erweitertem Programm.

Ich möchte noch hervorheben, dass wir leider den Zeitpunkt verpasst haben, wo wir unserem Herrn Generalsekretär unsere Glückwünsche zu einem neuen Lebensjahre hätten darbringen können. Er hat gerade in diesen Tagen, wie ich nachträglich erfahren habe, seinen Geburtstag gefeiert. Ich darf wohl annehmen, dass ich im Sinne Aller spreche, wenn ich ihm einen herzlichen Glückwunsch ausspreche und die Hoffnung, dass das kommende Jahr ein recht reiches und glückliches werden möge (Beifall).

Ich schliesse die Sitzung.

(Schluss der XXV. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.)

Ständterwaltungen von Innsbruck und Meran, Sr. Exc. der Herr Statthalter, sowie die Vertreter der Presse, und Allen voran unser vortrefflicher Lokalgeschäftsführer Herr Prof. Dr. Fr. v. Wieser, welcher unter Nichtachtung seiner Zeit und Gesundheit Alles angeboten hat, um den Verlauf so vortrefflich zu gestalten — Allen, welche mitgeholfen zu dem schönen Gesamterfolge, sei hier nochmals der Dank dargebracht, der unvergessen in dem Herzo oder Theilnehmer eingeschrieben steht.

Wir brauchen hier nicht mehr zu sagen, da im Folgenden die Dankreden selbst die Gefühle aussprechen sollen, welche uns Alle besetzen.

Donnerstag, den 23. August.

Die „II. gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft“, zugleich XXV. allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft“ begann am 23. August 1894 mit einem Begrüssungsabend, der eine grosse Anzahl auswärtiger Kongress-Teilnehmer, sowie Herren und Damen aus Innsbruck im grossen Saal vereinigte. Von dem Gebäude

wehten die deutsche und die österreichische Fahne und den Saal schmückten die von grünen Gewächsen umgebenen Büsten der Kaiser der beiden Reiche. Der Begrüßungsband trug ganz den Charakter eines gemüthlichen Beisammenseins.

Herr Prof. Dr. Fr. v. Wieser begrüßte in folgender Rede die auswärtigen Gäste:

Meine Damen und Herren! Als Lokalgeschäftsführer der gemeinsamen Anthropologen-Versammlung habe ich die Ehre, die Versammlung auf's Herzlichste willkommen zu heißen. Ich begrüße in erster Linie die Herren der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche uns die grosse Freude gemacht haben, hier ihre Jubelfeier zu begehen, an jener Stelle, von welcher die Anregung zur Gründung der Gesellschaft ausgegangen ist. Ich begrüße die werthen Gäste, die aus dem Auslande auf weiter Reise zu uns gekommen sind. Ich begrüße endlich — last not least — alle Freunde und Fachgenossen aus den verschiedenen Gauen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie sind herbeigeeilt, um uns zu helfen, die Jubelfeier der Deutschen anthropologischen Gesellschaft festlich zu begehen. Sie sind gekommen, um mit Fachgenossen in persönlichen Kontakt zu treten, alte Bekanntschaften zu erneuern und in unmittelbarem Gedankenaustausch wissenschaftliche Anregungen zu geben und zu empfangen. Wir können Ihnen allerdings, was das äussere Arrangement anbelangt, nur sehr wenig bieten. So wohl in Bezug auf rauschende Festlichkeiten, als auf wissenschaftliche Sammlungen kann Innsbruck selbstverständlich die Konkurrenz nicht aushalten mit den grossen Centren, in denen die Deutsche Gesellschaft ihre Versammlungen bisher abgehalten hat, namentlich nicht konkurriren mit der österreichischen Metropole, wo vor 5 Jahren der erste gemeinsame Kongress stattfand. Eines aber werden Sie nirgends in höherem Grade gefunden haben, als hier in Innsbruck, das ist die Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Freundschaft des Empfanges. (Bravo!) Die Stadt Innsbruck weisst die Ehre wohl zu schätzen, dass die deutschen Anthropologen ihr Jubiläum in ihren Mauern feiern wollen und ich kann versichern, als die Nachricht sich verbreitete, dass dieses Fest hier stattfinden werde, ging eine freudige Aufregung durch alle Schichten der Bevölkerung. Dass die Bevölkerung Ihnen lebhaftes Sympathie entgegenbringt, mag der zahlreiche Besuch bei diesem unserem ersten Beisammensein beweisen. So sage ich noch einmal, Willkommen, meine Damen und Herren, und einmal Willkommen! Lassen Sie sich behagen und gefallen auf Tiroler Boden. Es ist eine warme Freundschaft, die sich Ihnen zum Willkommensgrosste entgegenstreckt. Ich erbehe mein Glas und leere dasselbe auf das Gelingen des Kongresses und auf das Wohl unserer liebwürdigen Gäste.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin, stellvertretender Vorsitzender der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, antwortete darauf:

Meine Damen und Herren! Da die beiden Herren Vorsitzenden nicht mehr anwesend sein konnten, so fällt mir die Ehre zu, auf die herzlichen Worte, die zur Begrüßung hier gesprochen wurden, Einiges zu erwidern. Ich glaube wohl ein gewisses Recht auf meiner Seite zu haben, wenn ich hier spreche: ich war vor 25 Jahren, 1869, in Innsbruck anwesend bei der Begründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die sich heute mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft vereinigt hat, das Fest des 25jährigen Bestehens der

Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu feiern. Damals schon brachte ich von Innsbruck die angenehmsten Erinnerungen mit nach Hause und ich kann es aus eigener vielfacher Erfahrung bezeugen, wie richtig Herr Dr. von Wieser in seiner Begrüßungsrede sagte, dass wir herzlich in Innsbruck empfangen werden. Den Eindruck habe ich schon vor 25 Jahren mitgenommen und nicht vergessen, und als ich jetzt auf einer beinahe dreiwöchentlichen Reise durch die Tiroler Berge bald dahin, bald dorthin gekommen bin, fand ich, dass das Tiroler Volk seine alte treue Herzlichkeit bewahrt hat, die wir von jeder, seit Jahrhunderten an ihm schätzen. Dies ist uns heute Abend wieder zum Bewusstsein gebracht worden, nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten durch das zahlreiche Erscheinen der Innsbrucker Herren und Damen am heutigen Abend; wir sehen daraus, dass Innsbruck sich freut, uns in seinem Manern zu beherbergen. Seit langem haben wir am Begrüßungsabend keine so zahlreiche Vorversammlung, wie heute in diesen Prachträumen; wir danken der Stadt Innsbruck, dass sie uns diese Räume zur Verfügung gestellt hat, wir sind damit gewissermassen unter ihrem Schutze; deshalb versprechen wir, nach unseren besten Kräften helfen zu wollen, dass der Kongress sich recht erfolgreich und gedeihlich gestaltet. Mein Hoch gilt der Stadt Innsbruck, die uns hier begrüßt, und dem Lande Tirol.

Zum angenehmen Verlauf des Abends trugen nicht wenig die mit Beifall aufgenommenen Vorträge der Innsbrucker Musikkapelle und der Turner-Sängerriege bei.

Freitag, den 24. August.

Es war ein harter Arbeitstag, angefüllt von zwei Sitzungen, welche von 9 Uhr Morgens bis Abends 5 Uhr währten mit kaum einstündiger Mittagspause. Von 5—7 Uhr besichtigten in grosser Zahl die Kongressmitglieder die im Museum ausgetheilte Lipperheide'sche Bronzen-Sammlung. Prof. Dr. Fr. v. Wieser machte hierbei den Führer und Lehrer. Die Sammlung, die ihren Glanzpunkt in den Helmen besitzt, wurde von den Besuchern mit hohem Interesse durchwandert. Im Saal war auch der Katalog der Kollektion in Masterblättern angelegt, zugleich auch eine von Lipperheide angelegte Sammlung von Photographien der in verschiedenen Museen Europas befindlichen antiken Bronze-Helme. Die verdiente Abendruhe genossen die Festtheilnehmer im Garten und Festsaale des Stadtsaalgebäudes im frohen, geselligen Verkehr mit den Innsbrucker Freunden unter den Klängen erfröhender Musik.

Sonabend, den 25. August.

Doppel-Sitzung von 9—12 $\frac{1}{2}$ und von 2—5 Uhr. Abends 6 Uhr Festessen im grossen Stadtsaal. Man zählte 153 Gedecke. Speisen und Getränke waren vorzüglich. Nach dem dritten Gange erbob sich der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow, zum folgenden Toast auf Se. Majestät den Kaiser Franz Josef I.:

Hochgeehrte Festgenossen! Durch eine besondere Gunst des Schicksals ist es mir als dem einzigen im Augenblicke wenigstens hier anwesenden Mitglied der alten Kommission von 1869 beschieden, die ersten Worte zu Ihnen zu sprechen, die von dieser Stätte aus ertönen sollen. Was ist natürlich, als dass wir zunächst des mächtigen Herrschers gedenken, in dessen Lande wir hier versammelt sind. Während der 25 Jahre,

welche verfloßen sind, hat die Weltgeschichte groÙe Ereignisse sich zutragen sehen. welche die Geschichte der Völker und Staaten vielfach verändert haben. In dieser Zeit ist es auch den einzelnen Personen, so hoch gestellt sie sein mochten, nicht vergönnt gewesen, in voller Ungeßörtheit wie die olympischen Götter ihre Tage zu verleben. Wir haben während all' dieser langen Zeit, wie ich glaube, für alle sagen zu dürfen, mit wahrer Bewunderung und steigender Sympathie die Haltung verfolgt, welche Seine Majestät der Kaiser und König dieses Landes bewahrt haben. Er hat fortwährend an sich selbst gearbeitet und ist immer mehr ein guter Herrscher geworden, der seinem Volke auch dem Herzen nach näher getreten ist. Ich glaube nicht, aus den Grenzen der Betrachtung zu fallen, die auch ein Fremder hier anstellen darf, wenn ich sage, dass wir stolz darauf sind, dass die jetzige Zeit einen solchen gerechten und guten Herrscher sieht. Wir verdanken ihm, dass die langen Jahre des Friedens, der durch seine Mitwirkung erhalten worden ist, auch den Interessen förderlich gewesen sind, die wir vertreten. Wenige Staaten sind, wie Oesterreich, das anzunehmen, an zu ethnographischen und anthropologischen Studien anzuregen; der Herrscher dieses Reiches, der so viele Sprachen sprechen muss, hat sich auch mit den Eigenlichkeiten und Besonderheiten vieler Stämme zu befassen. Aber nicht bloss das — unter seiner Regierung ist eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten ausgeführt worden, die in immer zunehmender Zahl auch andrassen die Möglichkeit eröffnet haben, vom Studientische aus an der Erforschung dieser Völkerschaften theilzunehmen, und da nur wenige von uns in die Lage kommen, alle diese verschiedenen Völker im einzelnen kennen zu lernen, so wird jedes neue Werk dieser Art, welches in Angriff genommen wird, von uns mit ganz besonderer Freude und Theilnahme begrüßt. Ich selbst mit anderen Herren, die an diesem Tische sich befinden, war in den letzten Tagen Zeuge, was die österreichische Regierung vermag inmitten einer Bevölkerung, die eben erst aus der Vorgeschichte heraustritt, die aus den wüsten Zuständen der Fremdherrschaft und der vollständigsten Unselbständigkeit zu eigener Bewegung herangebildet werden soll. Wir haben noch heute den Vertreter der böhmischen Landesregierung unter uns, der fürsorglicher Weise uns während jener Tage geleitet hat, und ich möchte ihm im Namen stämmlicher anwesender Theilnehmer noch einmal danken für das grosse Vertrauen, welches uns die Landesregierung geschenkt hat, und für einen Akt, der so ehrenvoll ist für die gesammte deutsche und österreichische Anthropologie und Ethnographie. Denn so lange die Welt steht, ist es noch nicht vorgekommen, dass eine Kommission von anthropologischen Sachverständigen von einer Regierung herufen worden ist, um in förmlicher Weise Rath zu geben, wie man die verschlungenen Pfaden der Vorgeschichte in ihrem Lande nachgehen kann. Und doch ist dies im Grunde nichts anderes, als die Vollendung der Arbeit, der sich die k. k. Regierung schon seit langer Zeit in allen Ländern der Krone unterzieht, und deren Produkt wir vor uns sehen in jener grossen Anstalt, die der Kaiser unmittelbar vor seiner Hofburg hat errichten lassen und die den glänzendsten Palast darstellt, der unserer Wissenschaft dargeboten ist. Ich habe die Ehre, anmittelbar neben dem Herrn Hofintendanten mich zu befinden: ich darf ihn zugleich beglückwünschen, dass es ihm beschieden gewesen ist, an dieser hervorragenden Schöpfung von Anfang an wirksamen Antheil nehmen zu können. Viele von uns waren persönlich be-

theiligt an der Eröffnung des Hofmuseums bei Gelegenheit eines früheren Anthropologen-Kongresses in Wien. Der Eindruck der Pracht und Herrlichkeit, die uns damals entgegentrat, ist für jeden verstärkt worden, der nachher noch einmal in diese Räume eingetreten ist, wie es mir wiederholt vergönnt war. Das ist die heutige Lage. Was ich gesagt habe, sollte in Kürze den Gegenstand zeigen, der während dieser 25 Jahre sich gestaltet hat. Damals war keine Stelle vorhanden, ausser dem Antikenkabinet, das die Hallstätter Funde barg. Jetzt ist alles wohlgeordnet, nicht bloss in Wien, nicht bloss in Innsbruck; wir, die wir in Bosnien gewesen sind, haben erstauet, wie auch dort plötzlich eine grosse Masse der seltensten und sonderbarsten Dinge zu Tage gekommen und sorgsam gesammelt ist. Wir wünschen dem Lande Glück, das unter einem solchen Monarchen so treffliche Männer gefunden hat. Möge es Seiner Majestät beschieden sein, von solchen Männern in seiner ferneren Regierung immer berathen zu sein. Hutten Sie mit mir: Hoch lebe Seine Majestät, der Kaiser und König Franz Josef I.

Hierauf folgte der Toast des Freiherrn v. Andriani-Wernburg auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II:

Hochverehrte Versammlung! Die beredeten Worte unseres Herrn Vorsitzenden haben einen tiefen Wiederhall in unseren Herzen gefunden. In Deutschland und Oesterreich gibt es gottlieb keine Kontroversen über die monarchische Frage, wir fühlen uns alle eins mit unsern Herrscherhütern. Wir wissen, dass sie Leid und Freud mit uns theilen, dass wir ihnen die ungestörte soziale Entwicklung verdanken, deren oberster Ausdruck alle Geistesfähigkeiten bilden. Wir verehren in Seiner Majestät dem Kaiser von Deutschland einen erleuchteten Herrscher, der mit warmem Herzen und tiefem Verständnis allen Bedürfnissen einer mächtig anstrebenden Nation entgegenkommt, der in begeisterter, jugendlicher Schaffensfreude mahnsüchtig bestrebt ist, die Machtstellung des deutschen Reiches nach aussen zu sichern und den inneren Gegensätzen durch kluges Entgegenkommen die Spitze abzubrechen. Möge die so oft bewährte kräftige Initiative dieses mächtigen Herrschers wie bisher auch in Zukunft unserer Wissenschaft zu Gute kommen. In diesem Sinne erhebe ich mein Glas und bitte Sie, auf das Wohl Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II zu trinken. Seine Majestät lebe hoch! hoch! hoch!

Die Innsbrucker Musikkapelle, welche die Tafelmusik besorgte, intonirte beim ersten Toast die österreichische, bei dem zweiten die preussische Volkshymne.

Hierauf erhob sich Geh.-Rath Prof. Dr. Walderys-Berlin:

Meine hochverehrten Anwesenden! Wenn man aus Norddeutschland nach dem Süden reist und durch das liebe österreichische Land hindurchfahren will, so behrt man auf dieser Brücke ungefähr in der Mitte des Wegs zwischen Berlin und Rom eine Stadt, die nicht nur, wie ihr Name sagt, eine Brücke über einen Fluss besitzt, sondern selbst eine Brücke ist zwischen Nord und Süd. Der Norddeutsche, der zum erstenmal in dieses geeignete Thal einfährt, bekommt einen Vorgeschmack des Südens. Nun, es ist uns auch in diesen beiden letzten Tagen zu Gemüthe geführt worden, dass die Sonne hier schon südlich scheint und ich will nur wünschen, dass sie so bleiben möge, wir bedürfen ihrer hener! Auch ist dem Norddeutschen noch ein anderes Bild hier geschenkt, was jedem unvergesslich bleibt, der irgendwelchen Sinn dafür hat, wie es mir vor

25 Jahren erging, als ich zum erstenmal in dieses Thal einzog und hier zum erstenmal in meinem Leben die Alpen sah. Allerdings muss man, wenn man etwas sehen will, Herz und Augen aufthun. Vereizen Sie, meine Herren und Damen, wenn mich die 25-jährige Jubiläumfeier meines ersten Aufenthalts in Innsbruck verführt, Ihnen ein kleines Verslein vorzutragen:

Dort drohen auf'm Bergfl,
Da steht die Frau Hütt —
Und wenn Du mit 'n'Anfchaa's,
Nachher siehst Du sie nit.

Das gilt aber überall und für ganz Tirol; Aufschauen und umschauen muss man! Wenn wir Umsehen halten, so wird uns schon in Innsbruck das, was die Alpenwelt Schönes und Eigenartiges hat, mit einemmale geboten; mir war der Eindruck ein unvergesslicher und überwältigender, und so wird es Jedem sein, der hier seinen ersten Einzug in die Hochgebirge hält; auf Jahrtausende hin wünsche ich noch vielen jungen Herzen, die hier einziehen, dieses gleiche Gefühl! — Die Stadt Innsbruck ist eine Brücke zwischen Nord und Süd, sagte ich: Wer von Süden kommt und die Tiroler Alpen übersteigt — jetzt mit der Bahn, früher, und Mascher noch heute, auch zu Fass, mit dem Händel auf dem Rücken — findet in Innsbruck die erste Stadt auf seinem Wege, die ganz und gar deutlich ist, die vollkommen den Eindruck eines deutschen Ortes macht. So ist uns hier eine Völkerbrücke gegeben zum friedlichen und regen Verkehr zwischen Süd und Nord, der uns immerdar erhalten hiesigen möge! Und so liegt denn Innsbruck in der Mitte und ist einer von den Knotenpunkten, wo sich die Völker aus allen Gegenden treffen. Das prägt sich auch in der Stadt aus. Die Stadt ist alt, ihre ersten Anfänge sind kaum mehr nachzuweisen. Schon die Römer fanden den Ort geeignet zur Ansiedelung, das alte „Wilten“ zeugt ja noch davon. Dann haben wir wohl alle aus unseren Unterrichts-jahren noch die Erinnerung an Kaiser Max I., einen der volksthümlichsten Herrscher, die Deutschland je gehabt hat, der auch an Innsbruck sein Herz verloren hatte. Ferner wird uns allen warm, wenn wir des Patriotismus der Tiroler gedenken, die hier bei Innsbruck 1809 so mannhaften Widerstand geleistet und ihr Heiligtum vergossen haben, sicherlich nicht umsonst, wenn sie auch damals, nach manchen Siegen, schließlich unterliegen mussten. Denn das gute Beispiel, was sie gegeben haben, wirkt hier fort, das lässt sich aus den Herzen der Tiroler und aller Deutschen nicht mehr herausreißen! Das alles knüpft sich an die Stadt Innsbruck. — So sind wir in diese Stadt zur ersten Jubelfeier unserer Gesellschaft wiederum eingezogen; wie gerne sind wir der freundlichen Einladung hieher gefolgt! Lassen Sie mich mit den Worten Rudolf Baumbach's schliessen:

Gott grüß Dich, Innsbruck, Du alte, treue Stadt,
Dich schimmernde Perle auf einem Lorbeerblatt.
Wie wird in Deinen Mauern dem Herzen leicht und wohl,
Hoch Du altes Innsbruck im schönen Land Tirol!
(Lebhaftes Bravo.)

Erheben Sie das Glas und wiederholen Sie den letzten Vers!

Herr Bürgermeister Dr. Friedrich März:

Geehrte Damen und Herren! Der Herr Vorredner hat meiner Vaterstadt in so überaus freundlicher Weise gedacht; gestatten Sie, dass ich ihm herzlich Dank dafür ausspreche. Seine Worte haben mich ge-

rührt, sie sind unverdient, denn ein Verdienst ist es für uns nicht, dass die Herge um uns so schön sind. Nur einen guten Willen kann ich konstatiren, nicht ein Verdienst, nämlich den guten Willen, der uns beherrscht, unsere Festtage zu ehren, so weit es unsere Kräfte erlauben. Von Nord nach Süd, von Ost nach West sind Sie hergekommen, um das Wiegenfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu feiern und mitzufeiern; damit haben Sie aber auch uns Innsbrucker eine grosse Freude bereitet und eine hohe Ehre erwiesen. Als Innsbrucker möchte ich mir erlauben, zu betonen, dass der gegenwärtige Kongress ein Wiegenfest und nicht ein Vermählungsfest ist, und dass daher nicht der übliche Zeitraum zwischen der silbernen und goldenen Hochzeit verliessen soll, bis Sie wieder einen Kongress hier halten. Nehmen Sie es nicht als Unabscheidenheit an, allein ich glaube, Innsbruck, die Geburtsstätte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, hat gewissermassen ein Anrecht, dass Sie früher als nach 25 Jahren hier wieder einen Kongress feiern. (Bravo!) Ich glaube daher, keine Fehltithe zu thun, wenn ich Sie einlade, Innsbruck bei der Wahl ihrer Kongressorte in freundlicher Erinnerung zu behalten und recht bald wieder einen Kongress der Deutschen oder Wiener anthropologischen Gesellschaft, aus besten aber beider zugleich in Innsbruck zu veranstalten. (Bravo!) Mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und mit dem Wunsche, dass die beiden Gesellschaften wachsen, blühen und gedeihen, erhebe ich mein Glas und rufe Ihnen zu: Die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft, sie leben hoch! hoch! hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Herr k. k. Hofrath und Intendant Dr. Franz von Hauser-Wien:

Verehrte Damen und Herren! Ich werde nur ganz wenige Angenblicke Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, denn dass das, was ich sagen werde, Ihren Beifall finden wird, darüber habe ich keinen Zweifel. (Bravo!) Dieses Bravo ist etwas verfrüht, aber ich hoffe, es wird später in verstärkter Masse wiederkehren. Ich wende mich an unseren verehrten Vorsitzenden und möchte vor allem ihm den wärmsten Dank darbringen für die begeisterten Worte, mit welchen er unsern allgeliebten Kaiser und Herrn und die wissenschaftliche Richtung seiner Regierung hier gefeiert hat. Im Namen aller meiner Landesgenossen, der Oesterreicher, darf ich es aussprechen, dass die Gefühle, welche seine Worte hervorgerufen geeignet waren, aus nicht neu und fremd sind, allein doppelt freudig haben uns diese Worte berührt als eine Anerkennung, die von anwärts kommt, von einem Manne, der so vollkommen kompetent ist, ein Urtheil zu fällen, der mit so seltener Beredsamkeit diese Worte vorgetragen hat. Meine verehrten Herren! Der Vorsitzende mir gegenüber hat in einem langen Leben bis in das Greisenalter — ich kann es nicht anders nennen — (Geh. Rath Dr. Virchow: Leider!) wie eine Jugendfrische und Thatkraft bewahrt, um welche ihn wohl jeder junge Mann beneiden kann, er hat in dieser Jugendfrische nach den verschiedensten Richtungen der Wissenschaft Leistungen ins Leben gerufen, welche seinen Namen für alle Zeiten unvergänglich machen. Ich darf hier in diesem Kreise kaum daran erinnern, was er für die Fortschritte der medizinischen Wissenschaften in der Pathologie, — er ist der Gründer der sogenannten Cellulartheorie —, und was er in der Hygiene, auf anderen Gebieten der theoretischen und praktischen Medicin geleistet hat. Ich kann hier ebensowenig her-

vorbehen, welche Rolle er in seinem eigenen Vaterlande und in politischen Körperschaften spielt und wie er sie spielt; er hat unbekümmert um Gunst oder Ungunst stets die Fahne des Fortschrittes hochgehalten und war immer der Wortführer, und zwar der berechtigte Wortführer derjenigen, die diesem geholtigt haben. Was speziell die Richtungen betrifft, die hier in diesem Kreise vertreten sind, so würde es wohl ganz überflüssig sein, darauf näher einzugehen, welche Leistungen und Erfolge ihm jene Wissenschaften verdanken, die auf dem Kongresse hier vertreten sind. Sie alle, seine Fachgenossen und Freunde aus Deutschland und Oesterreich, haben immer mit grösster Theilnahme die Erfolge begrusst, die erzielt wurden; die sichere Begründung, die feste Sicherstellung der Disziplinen, die früher als strenge Wissenschaften kaum bezeichnet werden durften, sie sind sein Werk. Er ist allen seinen Genossen und Freunden stets ein Vorbild gewesen für Leistungsfähigkeit und Leistungsfreudigkeit; gegenwärtig erst sehen wir ihn in rascher Fahrt von einem Orte an der südlichsten Grenze des Reiches, von Serajewo, hieher eilen, um auch an unserm Kongresse mit gleicher Frische und Lebendigkeit theilzunehmen; der ganzen jüngeren Generation wird er ein leuchtendes Vorbild der Thätigkeit und der Erfolge in Forschungen und Leistungen bleiben. Ich glaube, wir dürfen unserer Begeisterung für einen solchen Mann Ausdruck geben, indem wir rufen: Unser verehrter Präsident, Herr Geheimrath Dr. Virchow, lebe hoch! (Begeisterter Zuruf.)

Herr Geh.-Rath Prof. Dr. Fritsch-Berlin:

Hochverehrte Damen und Herren! Der verehrte Kollege Geh.-Rath Waldeyer hat in innigen Worten das Wohl der Stadt Innsbruck angebracht. Die Stadt Innsbruck ist eine Perle in der Krone der grossen Monarchie, ein Edelstein aber die Stadt Wien. Wien hat nun in gleicher Eigenschaft wie Innsbruck schon empfangen, Wien hat damals gezeigt, was es leisten kann und was es mit Freude und innigem Herzen der Gesellschaft entgegenbringt. Auch jetzt breitet die Stadt wieder ihre gastfreundlichen Arme aus, und sehr viele, die heute hier versammelt sind, werden wohl im Laufe des Monats September sich in der schönen Stadt Wien wieder zusammenfinden, sie werden dort ein freundliches Entgegenkommen, eine herzliche Aufnahme, schöne Vorbereitungen finden. Wenn wir nach dem Manne fragen, der in diesen Angelegenheiten thätig ist und früher sich schon grosse Verdienste erworben hat und weiter jedenfalls erwerben wird, so darf ich nur hinweisen auf Herrn Freiherrn von Andriana, den Vorsitzenden der Wiener anthropologischen Gesellschaft. Indem ich ihm den besten Dank hierfür anspreche und auch dafür, dass er beigetragen hat, uns hier so zahlreich zu versammeln, bitte ich, die Gläser auf das Wohl des Herrn Freiherrn von Andriana zu leeren. (Lebhaftes Bravo.)

Herr Generalsekretär Prof. Dr. Johannes Ranke-München:

Meine Damen und Herren! Wir haben eben in berechneten Worten die beiden hohen Spitzen der Gesellschaft, die hier vereinigt sind, feiern hören; aber es sind nicht bloss die Spitzen, die gefeiert werden müssen, es müssen auch die gefeiert werden, welche ihnen durch ihre stille Arbeit die Erfolge möglich gemacht haben, die erreicht wurden. Es sind eine grosse Anzahl von Männern thätig gewesen, um dieses schöne Fest, welches wir hier feiern, vorzubereiten und uns das

Leben und den Aufenthalt hier in Innsbruck so angenehm zu gestalten; ich möchte auf alle die, welche sich dieser grossen Mühe unterzogen haben, welche auch sich noch fortgesetzt alle Mühe geben werden, einen Toast anbringen und sie ganz speziell feiern lassen. Ich will weiter keine Namen nennen, für uns konzentriert sich ja das Alles in einem Namen, in einem Manne. Es ist das mein verehrter Kollege Dr. von Wieser, der von Anfang an den Gedanken mit Freundslichkeit aufgenommen hat, das Wagnis unserer Gesellschaft hier in Innsbruck zu feiern und vorzubereiten. Niemand, ausser vielleicht bis zu einem gewissen Grade der Generalsekretär, der die ganze Entstehungsgeschichte weiss und kennt, kann die grossen Mühen, die vielen schlaflosen Nächte, darf ich wohl sagen, und die unaussprechlichen Alterationen beurtheilen, welche mit dem Geschäft des Lokalgeschäftsführers verbunden sind. Aber wir sind gegenwärtig schon so weit, dass wir sagen können, unser verehrter Freund Dr. von Wieser sieht auf eine wohlgeleitete Leistung zurück; wir haben heute schon den zweiten Tag unseres Festes und jeder weiss, was uns diese beiden Tage geboten haben, jeder weiss, wie herzlich, innig und warm der Geist ist, in dem wir hier leben und arbeiten. Ich bitte Sie, mit mir einstimmend in ein Hoch auf unsern verehrten Geschäftsführer: Herr Professor Dr. von Wieser lebe hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Herr Geschäftsführer für Innsbruck Prof. Dr. von Wieser-Innsbruck:

Meine Damen und Herren! Herr Prof. Dr. Ranke hat oben in ausserordentlich liebenswürdigen Worten meiner gedacht und mir für das Arrangement den Dank der Versammlung ausgesprochen. Ich kann diesen Dank nur bedingungsweise annehmen, denn eine grosse Zahl Herren haben mich bei den Vorbereitungen zu dem Kongresse thätig unterstützt, ohne deren Zusammenwirken es nicht möglich gewesen wäre, dieses Fest so inszenieren. Ausserdem bin ich mir wohl bewusst, dass viele Mängel unterlaufen sind, so dass die Herrschaften recht nachsichtig sein müssen, wenn sie von Dank sprechen. Ich gestehe, dass die freundlichen Worte des Herrn Generalsekretärs mich sehr wohlthuend berührten und mir grosse Freude bereitet haben. Es ist richtig, dass die Thätigkeit eines Geschäftsführers eines solchen Festes nicht gerade an den Annehmlichkeiten gebührt, dass der Geschäftsführer manchmal nicht gerade auf Rosen gebettet ist; aber die Thätigkeit des Lokal-Geschäftsführers erstreckt sich nur auf ein paar Tage. Viel wichtiger, anstrengender und verantwortungsvoller ist die Thätigkeit der ständigen Geschäftsführung, und sowohl die deutsche als die österreichische Anthropologen-Gesellschaft haben ja Geschäftsführer, wie sie nicht besser gewünscht werden könnten. Ideale Arbeitskräfte, die sich seit langen Jahren voll und ganz ihrer schwierigen Aufgabe hingeben. Sie haben damit nicht nur den Gesellschaften, sondern auch unserer gesammten anthropologischen Wissenschaft ganz ausserordentliche, unschätzbare Dienste geleistet. Ich möchte mir erlauben, die Anwesenden einzuladen, mit mir einstimmend in den Ruf, die ständigen Geschäftsführer beider Gesellschaften, Herr Generalsekretär Ranke-München und Herr Heger-Wien, sie leben hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Neben den noch folgenden Toasten auf den Schutzmeister der deutschen Gesellschaft: Weissmann-München, und auf die Frauen erregte besonderes Interesse der Trinkspruch, welchen der Archimandrit Moses-

sianz aus Russisch-Armenien, der diesmal nicht in der Ambracht, wie bei der Eröffnungssitzung, sondern in Civil archivieren war, auf die deutschen Hochschulen dankerfüllten Herzens ausbrachte: Da bekomme man nicht bloss Bildung, sondern lerne auch den deutschen Fleiss. Aus Deutschland — sagte er — sind die besten Kräfte, die wir haben. Im Namen vieler seiner Landsleute erbehe er sein Glas auf die deutschen Hochschulen.

Begrüssungen des gemeinsamen Kongresses.

Der Vorsitzende Herr Dr. R. Virchow theilte nach dem ersten Toast während des Festmahls einige eingelaufene Begrüssungstelegramme und Briefe mit:

Ich habe einige Telegramme und Briefe mitzutheilen. Zuerst von einem der Gründungsmitglieder der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Karl Vogt-Gent.

Er schreibt unter dem 19. VII. 94: „Es wäre mein sehnlichster Wunsch, dem Feste der Gesellschaft, an deren Gründung ich ja vor 25 Jahren einen lebhaften Antheil genommen habe, beizuwohnen zu können. Leider aber gestattet es der Zustand meiner, in letzter Zeit sehr kompromittirten Gesundheit nicht, jetzt schon mich definitiv zur Theilnahme anmelden zu können. Ich muss mich also vorläufig darauf beschränken, dem Feste einen günstigen Verlauf und dem ferneren Wirken der Gesellschaft die herzlichsten Wünsche zu widmen.“

Dann Grüsse von unserem früheren Generalsekretär Professor Dr. J. Kollmann-Basel, den wir hier sehr vermissen.

Und von unserem Freunde, Obermedizinalrath Dr. H. von Hölder aus Stuttgart

Ferner von unserem fleissigen alten Mitgliede Dr. Wankel aus Olmütz. Derselbe ist leider in so gebrechlichem Gesundheitszustande, dass man von ihm eine Theilnahme an Kongressen nicht mehr verlangen kann.

Dann von Baron Landaner, von Dr. B. Ornstein, früherem Generalarzt der griechischen Armee in Athen: „Wünsche von Herzen einen frohlichen Verlauf der erhebenden Jubiläumsefeier.“

Ein Telegramm von dem Metropolitan Sava Konanovic aus Dulcigno: „Meine herzlichsten Glückwünsche der Jubiläums-Versammlung und innigste Wünsche und Segen für das Gedenken der Gesellschaft.“

Von der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale in Wien: „Die k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale in Wien begrüssigt die geehrte Versammlung auf das herzlichste und wünscht ihren Berathungen den besten Erfolg.“ Helfert.*

Dr. Olshausen sendet der Deutschen anthropologischen Gesellschaft herzlichsten Glückwunsche.

Eines unserer alten Mitglieder, der ehemalige Reichsdirektor Fischer in Bernburg klagt, dass er wegen einer Venenentzündung sich hat legen müssen, und bittet die Gesellschaft, die herzlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen.

Dr. Leube in Ulm, der Geschäftsführer der vorletzten Generalversammlung, ist behindert, hiesher zu kommen und schickt seinen Gruss.

Unser alter Freund Dr. v. Gross in Neuville am Bijler See schreibt: „Aus dem Pfälzbotenlande ein dreifaches Hoch den versammelten Anthropologen.“

Herr Ant. Zannoni schreibt aus Bologna:
Chiarissimo Signore!

Bologna, 24. Agosto 1894.

„È da questa Certosa, ove, oggi appunto sono 25 anni, io scoprii il primo «epolcro, che saluto il «solenne 25° anniversario di cotesta illustre Società, e piando vivamente alla seconda fraternità universale della scienza.“

Suo

Antonio Ing. Zannoni.*

Das ist der Mann, den ich zuerst traf, als er 1871 die Unterminierung der Certosa in Bologna durch seine Arbeiter ausgeführt hatte, in jenen denkwürdigen Tagen, wo die ganze Certosa auf Pfähle gestellt und darunter die alten Gräber freigelegt waren. Ich freue mich, dass wir gleichzeitig an zwei Ländern, die uns so nahe liegen und die für unsere Wissenschaft so viel geleistet haben, Grüsse empfangen.

Wir haben heute auch das Vergnügen, lebende Zengen aus diesen Ländern unter uns zu haben, und ich hoffe, dass namentlich Herr Hejerli und alle die anderen fremden Herren zu Hause unsere Grüße bestellen und sagen werden, wie sehr wir diese dauernde Freundschaft zu schätzen wissen. Als wir 1869 hieher kamen und den Entschluss fassten, den Aufbruch an die deutsche Nation ergöhen zu lassen, kamen wir eben von Kopenhagen, wo der internationale prähistorische Kongress stattgefunden hatte. Wir waren begeistert von dem, was wir da gesehen hatten, was man dort auf diesem Gebiete geleistet hatte, und wir sagten uns: was die Skandinavier können, müssen wir doch auch zu Stande bringen; das war eigentlich der Stimulus für uns. Ich freue mich, dass wir einen Vertreter aus Skandinavien unter uns haben, den Reichsantiquar von Schweden Herr Hans Hildebrand; damals lebte noch sein Vater, der alte Reichsantiquar, es lebte der noch ältere Nielson, den ich in Lund besucht hatte, und der tüchtige Worsaae. Sie alle sind gestorben, aber geblieben ist das alte Band, das uns mit den Skandinaviern verbindet, die uns immer als Lehrmeister in dem grossen Gebiete der prähistorischen Archäologie vorgeschwebt haben. Wenn ich heute um mich blicke und die Physiognomien der Fremden betrachte, die zu uns gekommen sind, kann ich sagen: es ist als wenn eine grosse Strasse, ein Meridian mitten durch Europa gezogen wäre, von Stockholm bis nach Italien hinunter; mit solcher Gleichmässigkeit hat sich die Forschung und das Streben nach dem gemeinsamen Ziele verbreitet. Es freut mich, dass wir durch persönliche Zusammenkunft mit diesen unseren Freunden von neuem die alte Freundschaft haben bestärken können. Darauf, dass sie sich lange dazwischen möge, dass wenn nach 25 Jahren die Einladung des Herrn Bürgermeisters verwirklicht wird und die Anthropologen in Innsbruck wieder zusammenkommen, die Vertreter aller der verschiedenen Nationen in verstärkter Zahl sich versammeln, darauf will ich mein Glas ausbringen. Es lebe die internationale Wissenschaft! (Begeisterte Zustimmung.)

Der 26. August, Sonntag.

war während des Vormittags dem Besuche der neuen, mostergiltig eingerichteten medizinischen Anstalten unter der persönlichen Führung der Direktoren, sodann

des Tiroler Landesmuseums Ferdinandum gewidmet, über dessen neue, durch Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser, dem derzeitigen Direktor, welcher selbst den Führer machte, erfolgte Neuaufrichtung der grossartigen Schätze nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung war. Viele besuchten den herrlichen Dom. Nachmittags wurden bei schönstem Wetter Ausflüge auf die Lanser Köpfe und das Schloss Ambras unternommen.

Um 8½ Uhr begann der Festabend der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle und dem Ausstellungspalast: der Glanzpunkt aller Festveranstaltungen des Jubiläums, von zauberlicher, sinniger Eigenartigkeit und grossartiger Schönheit, getragen von einer unübertroffenen Gastlichkeit und Herzlichkeit — da musste Jedem das Herz aufgehen — ein solches Fest kann nur Tirol feiern, wo das eigenartige Volksleben noch volle Wahrheit ist.

Dem Festabend ging am Nachmittag ein Volksfest voraus.

Wir geben hier zwei Beschreibungen. Die erste aus dem „Tiroler Boten“, die zweite aus der Feder des Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser, welchem auch hierfür ein Hauptverdienst zufällt.

Volksfest und Festabend.

Im Laufe des Nachmittags und des Abends strömte eine grossartige Menschenmenge zum Volksfeste, bei welchem ein „Kirchtag in Tirol“ und eine „alttirolische Bauernhochzeit“ vorgeführt wurden. Das Bild war insbesondere Abends ein äusserst belebtes und buntes, als die Theilnehmer in den verschiedenen Trachten alle am Ausstellungsplatze snammenströmten. Die Zahl der Theilnehmer in Nationaltracht betrug gegen 500, aus allen Theilern des Landes waren Trachten vertreten, manche derselben mag in Innsbruck noch nie gesehen worden sein, einige sind leider die letzten ihrer Gattung.

Der Anstellungsplatz und die Halle, in welcher letzterer sich das Volksfest und der Festabend zum grössten Theile abspielten, waren ersterer mit miltigen Flaggen, letztere mit Heisignairlanden, Wappen und Fähnlein reich geschmückt. Die Westseite der Halle zierte das bekannte Bild von Hlavacek „Das Patecherköf-Schutzhau“. Im westlichen Theile war ein grosserer Raum für die Gäste der Stadt Innsbruck reservirt. In dermellenen war auch langes Tafeln das Hüftel, in vorzüglicher Weise von Herrn Kraft beststellt, angeordnet.

Der Wein, ausgezeichnete Krembichler, stammte aus der Technrachtenbaler'schen Kellerei in Bozen. Die fremden Gäste waren über diese Bewirthung seitens der Stadt entsetzt. An der Nordseite der Halle erhob sich das alttirolische Wirthshaus, mit einer feinen Miesbacherin als Wirthin. Vor dem Wirthshause war mit einem maktigen Zaun der Tanzplatz abgesteckt und ein bis zum Giebel der Halle reichender Maibaum Ind die Jugend zum Klettern ein. Ein reizendes Bild eines tirolischen Jahrmaktes boten die verschiedenen Boden: Ampezzaner verkauften ihre Silberlignarbeiten, Gröbner die bekannten Kinderspielwaren, bei einem andern „Stande“ wurden Stüber Eisenwaren angepreisen, wieder bei anderen Holzspfeifen und Holzradarbeiten. Selbstverständlich war auch für den Durst durch Amshank von Sammer- und Pilsener Bier und von Meraner Weinern billnnglich gesorgt. Nachschmalk konnten mit Meraner Obst, mit Haller Törteln, Kemater Krapfn, Stersinger Lebkuchen ihr Verlangen befriedigen. Um das Bild

eines Tiroler Jahrmaktes noch an vervollständigen, durfte die Gruppe der „Dörcher“ nicht fehlen.

Das Fest begann Nachmittags 3 Uhr mit der Eröffnung des Glückstopfes, der mit seinen zahlreichen, 700 Nummern zählenden Besten, die Kaufst des Publikums anzulocken vorzüglich geeignet war. Im Musikpavillon konzertierte die Höttingerkapelle. Nach Eröffnung des Wirthshauses wurde auf dem Tanzplatze vor demselben bei den Klängen einer originellen Dorfmusik trotz der beköngstigten Hitze, welche sich in der Halle entwickelte, feisig dem Tanzvergnügen guldigt. Schubplattler aus Brandenberg und Jenbach tanzten um die Wette und fanden, gleichwie der Meraner Fahnschwinger mit seinen Produktionen reichen Beifall.

Das eigentliche Leben entwickelte sich indess erst am Abende, wo die Theilnehmer in Nationaltracht vollständig am Festorte anwesend waren. Hier war Gelegenheit geboten, die verschiedenen Trachten in der Nähe zu beobachten. Einsig in ihrer Art war die Tracht einer „Alt-Innsbruckerin“ mit dem goldgewirkten Häubchen, welche Frau Bürgermeister Dr. Mörs trug, besonders hervorleuchtend waren ferner die Trachten zweier Ampezzanerinnen (alte Sommer- und Wintertracht), die Sarntthaler, Kastelroher und Lösemer, eine reiche Stersingerin und eine weisse Tracht aus dem Bergenswald, aus der Zeit der Schwedenkriege stammend. Das Lechtal war u. a. durch ein prächtvolles Sommer- und Winterkostüm vertreten, die Ober- und Unterländer hatten sich in besonders zahlreicher und durchwegs schler Tracht eingefunden. Nicht vergessen sei der prächtigen Trachten aus Bruneck, Hochpental und aus Ofleggen. Aus dem pentischen Süden waren die Trachten der Burggräfer, Passerzer sehr zahlreich, die Bozener Keeseristen-Kolonie hatte sich, 16 Mann stark, in der kleidamen Rittnertracht eingefunden. Es wäre wohl eine schwierige Aufgabe, eine Aufzählung dieser verschiedenen Trachten durchzuführen, deren schönste Vormittags durch den Photographen Köpferner beim granen Bären auf Veranlassung des Trachten-Komitee's im Bilde festgehalten wurde. Zu bemerken wäre, dass der italienische Landestheil durch zwei Trachten aus dem Val Tessin vertreten war.

Den Festabend der Stadt Innsbruck leitete das Doppelkonzert der Innsbrucker und der Wiltener Stadtkapelle ein.

Diesem folgte gegen 9½ Uhr eine insbesondere auf der Nordseite geradenz grossartige Bergbeleuchtung. Auf der Südseite fiel besonders die Beleuchtung des Schutzhauses auf dem Patecherköf an.

Während die Innsbrucker Liedertafel und die Innsbrucker Musikkapelle konzertirten, wurden die Theilnehmer des Anthropologen-Kongresses seitens des Gemeinderathes mit einem kalten Buffet bewirthet. Am Eingange in den für sie reservirten Baum hielten zwei Meraner „Saltner Wache, inwischen war es allmählich 10 Uhr geworden und der Brautstag setzte sich in Bewegung, von aussen durch den Hanptheingung in den östlichen Theil der Halle, dann bis zum Raume der Anthropologen und von da zum Tanzplatze vor dem Wirthshause. Dem Zug schritten Wiltner Schützen voran, um Platz für denselben zu schaffen, dann folgte die Bozener Keeseristen-Kolonie mit dem Meraner Fahnschwinger. Den eigentlichen Brautstag eröffnete der übliche Hochzeitskader, die Häubchen und den Johannessegel, die Dorfmusik, zahlreiche Kramlanger, dann folgte das Brautpaar (Fr. Louise Meyr aus Wiltten in der reichen Gröbner Tracht und Herr Aleis

Maas). An das Brautpaar schlossen sich die Braut-
eltern, die grosse Zahl von Gifftenden, Nachbarn und
geladenen Gästen, eine Menge Dianeln und Knechte,
den Schluss bildete die originelle Figur des „Bettel-
stänse“, der Zug löste sich auf dem Tanzplatze auf,
vor dem Mänslein und Weiblein unterdessen his spät
in die Nacht Terpsichoren huldigten. Unermüdlich
waren die heißen Maskkapellen im Spiele, abwechselnd
predigten sich die Schuppplattler, der Fahnenchwinger
und der Brandenberger Harfenspieler. Das Freierichter-
Kollégium trat inzwischen zur Feststellung der Preise
zusammen.

Das Freierichter-Kollégium bestand aus den Herren
Musikusmeister Fischmaier, Dr. Kölner, Kaiserl. Rath
Dr. Köfler, Kunstbildhauer Pfretschner, Schriftsteller
J. C. Plattler, Wildprethändler G. Riegel und Redaktoren
Simath. Es tagte von 8 Uhr Fröh bis 6 Uhr Abends
im Bureau beim „Grünen Bären“ und unterzog mit
grosser Gewissenhaftigkeit die Trachten einer Prüfung
bezüglich ihrer Eoththeit. Gegen hundert wurden dann
im Garten des Gasthofes photographirt, um so dem
Ferdinandum und dem Komitee zur Erhaltung der
Volkstrachten die schönsten Trachten wenigstens im
Bilde zu erhalten. Zu den meisten wurde auch eine
kurze Beschreibung und Farbenskizze angefertigt.

Mit ehrenvollen Anerkennungen wurden bedacht:
Frau Bürgermeister Dr. Mörz (Alt-Innsbruck), Frau
Emma Grassmaier (prachtvolle Lechtthaler Sommer-
tracht), Frä. Ortlieb (Val Tessin), Frä. Frida Stole
(Pusterthal), Frä. Anna Cischka (Ueffoggen), Frä. Hilde-
gund von Hörmann (Bregenzwald), Frä. Beer Josefine
(Wipptthal), Frä. Emma Rhomberg (Gröden), Frä. Marie
Gaisberger (Brixenthal), Frä. Anna Sauter (Val Tessin),
Frä. Louise Echten (Hochpusterthal), sämtliche aus
Innsbruck; Frä. Johanna und Theres Hübner aus Jen-
bach (Unterinthall), 12 dieser Damen hatten in lie-
benswürdigster Weise den Dienst als Ehren Damen und
den Verkauf von Blumen übernommen und sich hie-
durch im hohen Grade den Dank des Festkomitees' er-
worben. Ferner wurden ausgezeichnet in Anerkennung
ihrer freundlichen Mitwirkung und für besonders
schöne Trachten: Frau Dr. Kölner (Alt-Sterzing), Frau
Sophie Ehre (Bregenzwald-Köstüm aus der Zeit der
Schwedenkriege), Frä. Luise Hroschka (Alt-Stuba), Frä.
Andra Mathilde (Mittelbergtracht, Eigentüm. des
Ortwien in Axams), Josef Stötter in Sterzing (Pitche),
Marie Paul, Leipzig (Bregenzwald), Frä. Agnes Lum-
pert, Holzggn (Lechtthaler Winter-Köstüm), Johann
Grossl, Schützenhauptmann in Passier, Jakob Pircher
aus Dorf Tirol (Fahnenchwinger).

Erste Preise, seidene Tücheln mit 5 Kronen, er-
hielten: Marie Mülser, Raites (Kastelruth), Walpurga
Kuprian, St. Lorenzen (Hochpusterthal), Johann Maier
aus der Lahn, St. Lorenzen (Hochpusterthal), Veneranda
Majoni und Oliva tibedina, Amperzo (alte Tracht dieses
Thales), Jakob Unterkalmsteiner, Schützenhauptmann
der Sarntalher, Unterhauer Andre und B. Okhkircher,
Mittelggenthal, M. und A. Parschak, Kusteruth, A.
Kiedl in Sterzing (Pitche), Karl Vorbürger, Obergärt-
ner auf Schloss Matzen (Wildschönan), Franz Haus-
wicks in Brixlegg (Waidring), die Bonner Reservisten-
Kolonne, Franz Fischmaller, Löwen (alte Tracht), Frisch-
mann Johann, Umhausen (St. Stal), Johanna Anich in
Predl (Zams), Antonia Köberl in Innsbruck (Alt-Bräu-
sch), Marie Köfler in Innsbruck (Sand in Taufers),
Josef Schats in Inzing (dieser brachte auch zwei Knab-
en, Zwillinge, in Tracht mit), M. Leiter, 5jähriges
Mädchen (Wipptthaler Tracht, Eigenthum der Frau
Prof. Lavogler), Karolina Strob (Val Tessin), Frau

Depoli Johanna in Wiltten (Wipptthal) und Frä. Ober-
walder Christin in Wiltten (Defreggen).

Zweite Preise, seidene Tücheln mit 5 Kronen, er-
hielten: Anton Mülser, Raites (Kastelruth), Menardi
Michele, Cortina-Amperzo (Amperzo), Frau Klara Re-
gele in Sarntthal (Sarntthal), Anton Regele sen. und
Anton Regele jun., Johann Eitzgerl und Anna Unter-
kalmsteiner, sämtliche aus Sarntthal, Daniel Fraa in
Latsch und Josef Hintner in Maring (Meran), Büch-
ner Barbara, St. Leonhard in Passier, Antonie Hoop
in Innsbruck (Imst. Land), Bertha Köll, Sterzing (Alt-
Sterzing), Maria Schneider und Peter Hansberger aus
Alpach, Saakt-Johannser Marie in Innsbruck (Unter-
inthall), Frems Josef in Innsbruck (Meran), Theodor
Steinkeller in Bosen (Sarntthal), Michael Lüsser in
Bichlbach (Anserfern), Johann Oberhofer in Lösen
(alte Sonntagstracht), August Inkstingner (Lösen,
Werktagstracht), Josef Mair und Jakob Stampf, ebe-
nfalls aus Lösen, Rosalie Holaknecht und Anna Frisch-
mann in Umhausen (Oetzthal), Josefa Hackl in Oetz,
Genovefa Völser in Innsbruck (Eggensthal), Marianna
und Dionys Rauth aus Lentsach, Frans Freisosen in
Wiltten und Marie Kiedl in Pradl (beide Oetzthal),
Mathia Brunner und Antona Kiem aus Grottsch (Meran),
endlich Herr Haack aus Innsbruck (Sillian).

Ausserdem wurde noch eine grosse Anzahl dritte
Preise, seidene Tücheln, vertheilt.

Wir lassen nun noch den Bericht des Herrn Prä-
fessor von Wieser folgen:

Das Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle am Abend des 26. August.

Eingeleitet wurde das Fest durch eine Berge-
leuchtung in der Art der Sonnenwend- oder Johannis-
Feuer. Nach Eintritt der Dunkelheit flammten Hun-
derte von Feuern auf den Abhängen und Spitzen der
Berge im Umkreis der Stadt. Am Fusse des Gebirges
sichteten einzelne musikalische Fehlpatrien und Gebände
in bengalischem Lichte. Besonders bemerkenswerth ist
die grosse Zahl von Gipfel-Feuern, die wie Sterne am
Berghorizonte erglänzten; das Holz für dieselben musste
stundenweit über steile, zum Theil schwer zu erklim-
mende Bänge hinauf geschleppt werden.

Um 9 Uhr Eintritt in die grosse, festlich ge-
schmückte Ausstellungshalle, in welcher bereits
eine tausendköpfige Volksmenge anf- und niedersogte.

In dem für die Kongress-Mitglieder reservirten
Theile der Halle war von der Stadtverwaltung ein
reihes Buffet ange stellt; erlesene Tiroler Weine,
kalter Imbiss, feines Tiroler Obst.

Von einer innerhalb des reservirten Raumes er-
richteten Estrade aus konnten die Festgäste das sich
immer lebhafter entwickelnde Treiben in der Halle
bequem überschauen. Ein malerisches, farbenreiches
Schauspiel, voll originellen Lebens und unwidersteh-
licher Kraft!

Das Fest wollte den Kongress-Mitgliedern ein Bild
tirolischen Volkslebens geben, mit seinen mannig-
fachen alten Trachten, seinen Belustigungen, seinen
originellen Volkstypen etc. Der Grundgedanke war
ein tirolisches Kirchweih-Fest („Kirchtag“), ver-
bunden mit Jahrmak, Bazarhochzeit und Volksfesten.

Um 10 Uhr erschien der alttirolische Hoch-
seitzger. Er passirte zweimal den reservirten Theil
der Halle, damit die Festgäste die bunten Details der
Volkstrachten mit Muse ansehen konnten. Voraus
schritt die Dorfmusik mit „Schwägeln und Pfeifen“.
Ihr folgten laut jubelnde „Hutbahn“, dann der gra-

viltlich einerschreitende Hochzeitslader, die Kranz-Jungfern, endlich das Brautpaar mit den Braut-Eltern (alte Grönder Trachten). Daran schlossen sich die Verwandten und Gäste, welche zahlreich aus allen Theilen des Landes (in den entsprechenden Trachten) herbeikommen.

Der Zug machte Halt vor dem Wirthshaus, dessen Styling und Einrichtung darchaus echt und charakteristisch war. Vor demselben spielten sich dann verschiedene Hochzeits-Gebräuche ab, wie das „Stangenstellen“, die Ansprache des Hochzeitsladers, das Krauszabnehmen, das „Branntabellen“ etc.

Auf dem Platze vor dem Wirthshaus entwickelte sich andauernd ein reges Leben und Treiben: Volkstümliche Tänze (Brau-Tanz, Schnhplattel-Tanz); volkstümliche Musik (Ziterschlagen, Harfenspielen, Schlegelweifen, Jodeln und Singen); Volkstänze (Schnhplattel-Tanz, „Mangeln“, Fahnen-schwingen etc.).

Der Jahrmarkt endlich sollte nicht bloss dazu dienen, das ganze Bild zu beleben und den malerischen Reiz desselben zu erhöhen — er sollte insbesondere auch Gelegenheit bieten, eigenartige und folkloristisch interessante Ereignisse der tirolischen Volks-Industrie kennen zu lernen.

So wurden unter Anderm angeboten:

1. Erzeugnisse der Stubai-er, Pusterthaler- und Jenbacher Eisenindustrie (Haus- und Ackergeräthe, Schlagmesser, Rebmesser, Tschenevitl, Bestecke mit eingravierten Inschriften etc.);

2. Grönder Holzschnittsereien und geklöp-pelte Spitzen;

3. Ampezzaner Silberfiligran-Arbeiten und Inlaren;

4. Sterninger Horn- und Beia waaren (Tabak-dosen, Löffel, Steck-Kämme etc.);

5. Schmuckgegenstände aus Tiroler Granaten; Gefäße aus Banera-Majulika; Tabakpfeifen (Südtiroler Eisenköpfele);

6. Volkstümliche Gebäcke („Kemater Briefe“, Haller Törteln, Sterninger Lebkuchen, Unterimthaler „Knickel“, Weihnachtszeiteln und Klezlerode etc. — figurale Gebäcke aus Brod und Lebkuchen);

7. Motivbilder aus Wachs (menschliche Figuren und Gliedmassen, Pferde, Kühe, Kröten, Hufeisen etc.).

Im Ganzen waren mehrere Hundert Personen in den verschiedensten Tiroler Volkstrachten erschienen. Ungefähr 60 besonders charakteristische Trachten hatte das vorbereitende Komitee für das Fest kommen lassen und dieselben bezüglich ihrer Originalität und Vollständigkeit geprüft. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass mehrere der vorgeführten alten Trachten bereits ausserordentlich selten geworden sind und nur mehr in ganz wenigen Exemplaren existiren. Es dürfte sich überhaupt nicht so bald wieder die Gelegenheit bieten, so viele interessante und ganz vollständige Tiroler Volkstrachten beisammen zu sehen. Am ehesten bekommt man Tiroler Trachten in grösserer Zahl zu Gesicht bei Schützenfesten und ähnlichen Aufzügen, aber da fehlen ganz die meist besonders interessanten weiblichen Kostüme, die auf unserm Feste sehr gut vertreten waren.)

1) Das Komitee hat eine grössere Anzahl der charakteristischsten und interessantesten Trachten, die auf dem Feste erschienen waren, photographiren lassen. Die Photographien sind durch die Kunsthandlung A. Cichan in Innsbruck zu beziehen.

Corr.-Blatt 4. deutsch. A. G.

Auch die Träger der Kostüme waren zum grossen Theil „echt“ und aus den einzelnen Thälern eigens verschrieben, um den Anthropologen auch die verschiedenen somatisch-ethnischen Typen vor Augen zu führen.

Die Inszenirung dieses Volksfestes bedurfte langer und mühevoller Vorbereitungen, und viele Kräfte mussten zusammenwirken, um dieses — wie ich hoffe, nicht ganz gewöhnliche und nicht ganz uninteressante — Schauspiel an Stande zu bringen.

Es ist selbstredend nicht möglich, die Namen aller einzelnen Mitarbeiter anzuführen. Von den Vereinen und Korporationen, welche sich um das Gelingen des Festabends verdient gemacht oder anderweitig an den äusseren Veranstaltungen des Kongresses mitgewirkt haben, seien namentlich folgende erwähnt:

1. die geminderthliche Kommission für Hebung des Fremdenverkehrs;

2. die Sektion Innsbruck des deutschen und österreichischen Alpenvereins;

4. die Sektion Innsbruck des österreichischen Touristenklubs;

5. der akademische Alpenklub;

6. die Turner-Sänger-Niege;

7. der Verein Zithorbort.

Wir waren Alle bezanbert. So etwas lässt sich nie mehr vergessen! Zu dem Volksfeste waren aus Fern und Nah Gäste zusammengetrömt, unter ihnen auch Franz Defregger, der selbst einst die kurze Joppe mit Kniebösen und Kniestrümpfen und das Tiroler Hütel getragen hat, ehe er in München die Titel als k. Akademienprofessor, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste und den Adels-Titel u. v. a. erhielt.

Montag, der 27. August.

war noch ein harter Arbeitstag, mit geringer Unterbrechung von 10 bis 5 Uhr Sitzung, dann von 5 bis 7 Uhr Demonstration hervorragender Fundobjekte in der unerschlichen Sammlung des Ferdinands durch den unermüdeten Direktor desselben, Herrn Professor Dr. Fr. von Wiesner. Da that am Abend das Ausrufen in den luftigen Räumen der Stadtle wohl. In die Heiterkeit der Stimmung mischte sich schon der Gedanke an den Abschied von den lieben Innsbrucker Freunden.

Abends 8 Uhr hatte Seine Excellenz der Herr Statthalter von Tirol Graf F. von Merold eine Anzahl namhafter Anthropologen aus beiden Gesellschaften und aus ihren fremden Gästen mit den Spitzen der Behörden zu einem glänzenden Festmahle geladen.

Dienstag, den 28. August.

Von 9 bis 11 Uhr Schlussatzung. Dana fast unmittelbar anschliessend um 11½ Uhr: Antritt des Ausfluges nach Meran, an welchem noch etwa 50 Personen, Herren und Damen, theilnahmen. Der Tag war in jeder Beziehung heiss gewesen. Ein bald nach der Abfahrt niedergebendes Gewitter brachte die ersuchte Kühlung bei der Fahrt über den Brenner, welcher alle seine Reize zeigte. Bei der Ankunft in Bozen dunkelte es schon. Als der Voranströmung an dem Stammtische der Familie unseres Vorsitzenden Freiherrn von Andrian-Wehrburg vorüber fuhr, strahlte das Schloss Wehrburg in bengalischer Beleuchtung. Um 9 Uhr Anknit in Meran. Empfang der Gäste durch Mitglieder des Meraner Fest-

Komitee: der Herren Karvortreter von Pernwerth, Bürgermeister Dr. Weinberger und Baumgartner, die sich um das Fest in Meran in erster Linie verdient gemacht haben. Leitung in den Hotels. Dann gesellige Vereinigung im Garten des Kurhauses — italienische Belichtung, laue Sommeracht!

Mittwoch, den 29. August.

8 1/2 Uhr Abfahrt mittelst Separatanges bis zum Fasse des Sinichberges, ziemlich steiler Aufstieg zu den Sinichköpfen; die Besichtigung des prähistorischen Ringwall'es wurde durch die eingehenden Erklärungen des Herrn Dr. Masegger-Meran sehr belehrend gestaltet. Herr Dr. Masegger hatte dazu an dem gleichen Tage einen interessanten Artikel in der Meraner Zeitung erscheinen lassen: „Das alte Schloss auf dem Sinichkopf“ mit Kartenskizze. Nach der Hitze des Aufstieges waren schon am Ringwall die gebotenen Erfrischungen freudig und dankbar angenommen worden. Nun folgte der Abstieg nach dem Schloß und Wirthshaus Katzenstein, wo den Gästen das Fest der Stadt Meran, ein Gabelrühstück, geboten werden sollte. Dort angelangt, begrüßte die Angekommenen Herr von Pernwerth. Eine sinnige Überraschung bot sich bei dem Eintritt in den Hof dar: Die Freitreppe des mächtigen Wirthshauses war besetzt von Tirolern und namentlich mit Gruppen reizender Tirolerinnen in Meraner Tracht, oben etwas im Hintergrund das Meraner National-Sextett. Nun begann das Janchen und Hütchenwecken und das „deutsche Lied“ erklang und Blumen und Sträußchen wurden überreich — Alles war entrückt und bezanbert. Geh. Rath Virchow schrie darüber:

„Der weitere Verlauf des Festes nach Ihrem viel bedauerten Rückzuge war äusserst glänzend. Unser erster Vormittag auf dem Sinichkopf und in Katzenstein hatte etwas Besonderen. Es waren freilich fast unbeschreiblich verkleidete Tiroler und Tirolerinnen, die sich bei genauerer Prüfung als eingewanderte Deutsche, meist sogar als Norddeutsche, entpuppten, aber sie machten ihre Sache sehr gut. Insbesondere die Damen erregten allgemeine Bewunderung. Das nachfolgende Festdiner schloss sich in würdigster Weise den früheren Festen an.“

Im Freien auf der steil abfallenden Terrasse mit prächtiger Aussicht fand das „Galediätück“ statt, vortreffliches Essen und echte Tiroler Weine, die man sonst wohl kaum so rein und mündend bekommt. Die Damen in Tiroler Tracht machten die liebenswürdigen Wirthinnen. Vortrefflich der Feststimmung angepasst war das Gedicht des Herrn Baron Dohlböck. Geheimrath Virchow brachte folgenden Toast:

Hochverehrte Anwesende! — und zwar wesentlich diejenigen, welche zugereist sind. (Heiterkeit.) Wir sind hier in so ausserordentlich freundlicher Weise und von so holden Gestalten empfangen worden, die uns bei unserm löblichen Werke ihre zarten Dienste leisten, das wir uns in der That in den Himmel versetzt fühlen. (Bravo!) Die Anthropologie ist eine sehr allgemeine Wissenschaft und sie macht keinen Unterschied zwischen den einzelnen Menschen in Bezug auf das Interesse, das sie einflößen. Aber zwischen Anthropologie und Anthropologen ist ein Unterschied: die Wissenschaft schwebt in der Höhe, die Anthropologen aber sind Menschen, wie alle andere, und wir empfinden auch von diesen. Und wenn wir unglücklich unter so gute und schöne Menschen versetzt sind, werden wir uns noch viel mehr als einzelne Menschen, als Individuen fühlen, wenn wir auch

nicht anführen wollen, Vertreter der Wissenschaft zu sein. So, als einzelner Anthropologe, kann ich wohl sagen, das, obwohl wir Mitglieder fremder Nationalitäten unter uns haben, wir doch im Grossen und Ganzen der deutschen Nationalität angehören. Ich sage es um so lieber hier, an einem Platze, der seit Jahrhunderten als Schutzwehr des deutschen Wesens gegolten hat, wo das alte Burggrafenthum von Meran aufgerichtet war, der Schatz der Alpenhäuse, als wir noch mit Italien in kriegerischen Verhältnissen lebten. Das hat sich nun geändert, wir sind Freunde Italiens und wir hoffen, das wir mit dem italienischen Volke in ewigem Frieden leben und das die Meraner nicht nöthig haben werden, von Neuen zu Kanonen und Schiessgewehren zu greifen. Aber darauf rechnen wir doch sehr, das das Land hier eine gute Schutzwehr des deutschen Wesens bleibt. (Bravo!) Dieses deutsche Wesen ist ja dem Italienthum gegenüber nicht feindlich; aber wenn wir in die Geschichte zurückblicken, so können wir nicht verhehlen, das, was gut ist in der jetzigen Kulturwelt, durch das Germanenthum hineingebracht worden ist. (Bravo!) und das, wenn wir nur im Römischen fortgelte hätten, wir wahrscheinlich auf eine sehr niedrige Kulturstufe zurückgegangen wären. So will ich hoffen, das an diesem Platze, auf dem wir uns als Menschen, rechte Menschen fühlen, auch die Anthropologen nach uns immer einen so freundlichen Empfang finden werden, wie wir ihn heute gefunden haben. Ich sage Ihnen herzlichsten Dank für diese schönen Stunden, die wir bei Ihnen und durch Sie erleben. Ich bitte die anwesenden Anthropologen, ein Hoch auszubringen auf die Stadt Meran, auf den Alpenverein und auf die schönen Damen, die uns hier bedienen!

Wie ungern trennte man sich von diesem Zaubergarten:

Wo ist ringsum in deutschen Gan'n
Ein Erdenstück, gleich Dir, an schau'n?
Denn, oh Du prägst im Blütenmeer,
Ob dicht im Herbstlaub, frühthesmer,
Ob tiefbeschnitten Dein Alpenranz:
Sich strahlend sonnt im Winterglanz:
Gleich reich an jeder Jahreszeit!
Bist Du mit Zaub'r angethan —
Du, von dem Gott des Lichts gefeit,
Tirol'isch Paradies Meran! (O. v. Redwitz.)

Im Thale gelangt fand man Wagen samt Bus Rückfahrt in die Stadt. Dort Festessen im Saale der Kurhauses. Beim Diner sprach zuerst Bürgermeister Dr. Weinberger einen längeren Toast auf die Anthropologie, den Freiherr v. Andrian mit einem Trinkspruch auf die Stadt Meran beantwortete. Virchow's Hoch galt zuerst dem Nestor der Meraner Aerzte Dr. Tappeiner und sodann dem Geschäftsführer Professor Dr. v. Wieser, dem das Gelingen des Kongresses in erster Linie zu verdanken ist. Dem Schluß des offiziellen Theiles des Kongresses bildete die Heide des oben Geführten, die Virchow als den Mann preis, dem der Aufschwung der Anthropologie in allererster Linie zu verdanken.

Herr Dr. Fr. Tappeiner hatte zu dem Tage eine wertvolle Festschrift verfasst: Zur Majafraße. — Den verehrten Anthropologen Oesterreichs und Deutschlands bei ihrem Besuche Meran's am 29. August 1894 gewidmet. Meran 1894. (Selbstverlag d. Verf.)

Nach dem Festessen Besichtigung der Landesfürstlichen Burg, der Kranlagen, der Gilfpromenade und Spaziergang auf dem neu erschlossenen Tap-

peiner Weg. Auf dem Ortenstein, an dem Denkmal Tappeiner's, trug Herr Professor Anton Zingerle das folgende von ihm verfasste Gedicht auf Dr. Fr. Tappeiner vor:

Gar gut hat man es heute da verstanden,
 Als Stelldichein zu kören für die Gäste,
 Die hieher pilgerten aus allen Landen.
 Den Ortenstein, der alten Maja Feste;
 Den Ortenstein, der neuen Maja Zierde,
 Wo überall des Südens schönsten Frängen
 Zu hellem Jubel wecket die Begierde,
 Nach diesem Paradiese das Verlangen;
 Den Ortenstein, wo einem unsrer Besten
 Der neuen Maja Bürger dankerfüllt
 Ein dauernd Denkmal jünger in frohen Festen
 Aus edlem Stein am rechten Ort enthüllt!
 Und da wir weilen schon an solchem Orte
 Mit dem verehrten Mann in unsrer Mitte,
 Dem Majaforscher und dem Majahorte,
 Erheischt den Ehrengruss die alte Sitte:
 Dem weisen Arzte, der durch ferne Zonen
 Der alten Maja neuen Ruf gegeben,
 Dem Forscher in des Wissens Regionen,
 Dem Mühe lang noch jugendfrisches Streben,
 Und das von dieser Warte aushet dem Bilde
 Er selbst, des Edens frischer Ruhmanbäher,
 Noch oft hinabsehnd in das Frachtgefülle,
 Das wünschen Freunde ihm und die Meraner!

Und so klang das Fest aus, melodisch, wie es in
 seinem ganzen Verlaufe nur Harmonie, keinen Mis-

klang geseitigt hatte — ein Jubiläum im wahren
 Wortsinne.

Ein Hoch auf Innsbruck und Meran!

Nachschrift. Man trennte sich schwer: etappenweise löste sich der Kongress auf. Ein Theil der Gäste reiste ab, die Bleibenden verbrachten den Abend in Marchetti's Garten. Ein Feuerwerk, mit welchem Herr v. Fernerwerth's Familie die Gäste überraschte, erfreute sehr. Nochmals wurden Reden gehalten. Musik erklang, kurz es war so herzerfreulich, dass Niemand gehen scheiden wollte. Virchow hielt eine Rede, welche den Damen galt, die Vormittags so liebenswürdig ihres Amtes gewaltet hatten, der Herr Bürgermeister dankte Herrn Baumgartner für seine grossen Bemühungen. Es wurde spät, sehr spät, bis die Gäste ihre Schritte heimwärts lenkten. An demselben Abend sass noch ein Häuflein Anthropologen in der Bahnhof-Restauracion in Innsbruck bei der „allerletzten Sitzung“ zusammen. Der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Freiherr von Andrian, Dr. L. von Hörmann, Direktor der Universitäts-Bibliothek, mit Frau Angelica Hörmann-Innsbruck, Oberlehrerin Fräulein Therese Schmidt-München, Direktor Dr. A. Voss-Berlin, Herr und Frau Dr. August Hartmann-München und Professor von Wieser-Innsbruck, der treue Geschäftsführer, dem Alles so vortrefflich gelungen war.

Es ist ganz besonders erfreulich, dass der Jubiläumskongress in Innsbruck auch finanziell befriedigend abgeschlossen hat. Der Herr Lokal-Geschäftsführer hat die folgende Abrechnung eingereicht.

Kassa-Gebahrungs-Ausweis

des Lokal-Komitees für den gemeinsamen Kongress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft
 vom 24.—28. August 1894.

Eingang.		Ausgang.			
	fl.	kr.			
Teilnehmerkarten	1088	—	Saalmiethe und Belenchtung	268	30
Agio-Gewinn	6	13	Saalkororation	52	84
Spende des Herrn General-Consuls			Musik	220	—
Schönbrunn	50	—	Beitrag zur Bergbelechtung	150	—
Spende des Innsbrucker Gemeinderathes			Beitrag zur Festschrift	185	—
zur Deckung des Defizits	92	78	Druckkosten	144	51
			Festabscheiben	26	04
			Beitrag für das Wohnungs-Komitee etc.	58	92
			Honorar für Schreiber und Diener	71	—
			Briefporti und Telegramme	39	30
			Sonstige Regie-Auslagen	20	96
	1236	86		1236	86

Innsbruck, am 8. Februar 1895.

W. Greil, Kassier.

Dr. Fr. v. Wieser, Obmann des Komitees.

Die dem Kongresse vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften.

Festschrift zur Begrüssung der Teilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24.—28. August 1894). Mit 4 Taf. u. 163 Illustr. im Texte. Herausg. von der Anthropol. Gesellschaft in Wien. Redigirt von Franz Heger, Wien. 49. 108 S.
 Erzherzog Josef, Zigeunergrammatik. Aus dem Ungarischen Übersetzt von Anton Herrmann. Interims-Ausgabe als Festgruss an die XXV. Versammlung der Deutschen und Wiener anthropolo-

gischen Gesellschaft (Innsbruck, 24.—28. August 1894.) Budapest 1894. 8^o. 160 S.

Virchow Professor Dr. Rudolf, General-Register zu Band I—XX (1869—1888) der Zeitschrift für Ethnologie und der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Festgabe an die Mitglieder zur Erinnerung an das 25jährige Bestehen der Gesellschaft. Berlin 1894. 8^o. 362 S.

Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift zur Feier

des 25jährigen Jubiläums der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24. – 28. August 1894). Mit 7 Tafeln. Innsbruck 1894. 8°. 277 S.
 Herrmann Professor Dr. Anton, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen

II. Meist durch die Sekretäre der beiden anthropologischen Gesellschaften vorgelegte Schriften.

Andrian Ferdinand Freiherr von, Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie. Sep.-Abdr. aus dem Corr.-Bl. der Deutschen anthropol. Gesellsch., 1894 Nr. 8. 8°. 51 S.

Bancalari Gustav, Die Haarforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Mit 102 Abbildungen. Wien 1893. 8°. 47 S.

Heierli J., Uebersicht über die Urgeschichte der Schweiz. Zürich. 8°. 12 S.

Heierli J., Archäologische Karte des Kantons Zürich. Heierli J., Erklärungen und Register zur archäologischen Karte des Kantons Zürich. 8°. 47 S.

Maška Karl J., Direktor, Ausgrabungen in Pfedmost. Sep.-Abdr. aus den Mittheilungen der k. k. Zentral-Kommission für Kunst und historische Denkmale. Band XX. Wien 1894. 4°. 3 S.

Mittheilungen aus der ethnographischen Sammlung der Universität Basel. Herausgegeben von der ethnographischen Kommission. I. Band. 3. Heft. Basel und Leipzig 1894. 8°. 44 S.
 Moschen Professore L., Docente nella R. Università di Roma, Grani Romani della prima epoca Cristiana. Torino 1894. 8°. 18 S.

Moschen Professore L., libero docente di Antropologia nella R. Università di Roma, La statura dei Trentini confrontata con quella dei Tirollesi e degli Italiani delle provincie Venete, Lombarde e Piemontesi. Torino 1893. 8°. 10 S.

Palacký Prof. Dr. J., Ueber die geologische Initiative in den verschiedenen Erdzeitaltern vom geographischen Standpunkte. Aus dem Sitzungsberichte der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1893. 8°. 8 S.

Palacký Prof. Dr. J., Ueber Evolution auf geologischer Grundlage. Sep.-Abdr. aus den Verhandl. der Gesellschaft Deutscher Naturforscher n. Aerzte. Nürnberg 1893. 8°. 2 S.

Ständer Dr. Th., Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Bern und Bannwarth Dr. E., Privatdocent der Anatomie an der Universität Bern, Crania Helvetica antiqua. Die bis

beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protektorate Sr. kais. n. königl. Hoheit des Herrn Erzhersog. Josef. III. Bd. 9. – 10. Heft. Festschrift zur Versammlung d. Deutschen und der Wiener anthropolog. Gesellschaft (Innsbruck 24. – 28. August 1891). Budapest 1894. 8°.

jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste. 85 S. Text in 4° mit 117 Tafeln in Lichtdruck.
 Bannwarth Dr. E., Docent der Anatomie an der Universität Bern, Anthropologische Wandtafel.

Herr Generalsekretär Prof. Dr. Johannes Ranke-München sagte über beide Publikationen in der IV. Kongress-Sitzung:

„Ich habe die Ehre, Ihnen im Namen des Herrn Dr. Bannwarth eine Subskriptions-einladung vorzulegen für anthropologische Wandtafel. Gleichzeitig hat derselbe auch das höchst verdienstvolle Werk zur Vorlage bei unserem Kongresse eingesendet, welches Herr Dr. Bannwarth mit Herrn Prof. Ständer-Bern herausgegeben hat: Crania Helvetica antiqua, in welchem die bis jetzt gefundenen Schädel der Schweizer Pfahlbauten exakt beschrieben und in wunderlich schöner Weise in Lichtdruck abgebildet werden. Es ist ein Werk in jeder Richtung ersten Ranges, welches für alle Craniologen ein unentbehrliches Studienmaterial darstellt. Ich wünsche den beiden gelehrten Forschern herzlich Glück zu diesem grossartigen Erfolge. Die Photographien, nach welchen die Lichtdrucke hergestellt sind, wurden, wie das auch die Herren Sarasin gemacht haben, zuerst in ganz kleinem Maassstabe aufgenommen und dann davon eine optische Vergrößerung ausgeführt, wodurch ausserordentlich schöne und korrekte Bilder entstehen. – Wie gesagt, hat Herr Dr. Bannwarth auch ein Exemplar von seinen neuen craniologischen Wandtafeln zur Vorlage bei dem Kongresse eingesendet. Ich erlaube mir, Ihnen diese Abbildung zu zeigen; es ist eine Schädelabbildung in ganz grossem Maassstabe, in der eben angegebenen Weise photographisch aufgenommen und dann im Lichtdruck vervielfältigt. Die Abbildung wirkt genau wie ein Original-Schädel und ist zu Demonstrationen und Vorlesungen ein wunderbar geeignetes Material. Die Herren, die sich dafür interessieren, können sich einen der illustrierten Prospekte mitnehmen. Ich selbst benütze die Abbildung mit bestem Erfolg in meiner Vorlesung über Anthropologie.“

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite	
v. Andrian	78, 80, 96,	161	Künne	181	Ranke	143, 151, 177
Bancalari	168	Löblich	118	Reber	112, 117	
v. Brandis	79	v. Luschian	109, 115	Schoeten-ack	117	
Ehrendorfer	80	Murchesetti	103	Sergi	148	
Eggl	163	Maška	137	von der Steinen	115	
Fiala	132	Meringer	167	Stombathy	97, 102, 180	
Fritsch	183	v. Mervoldt	79	Toldt	87	
Hein	161	Mesrop-Parandian	109, 98, 97,	101, 103, 115,		
Hening	167	Janz	169	Virchow	117, 118, 126, 128, 130, 131,	
Herrmann A.	136	Mies	157	132, 134, 137, 138, 144, 154,		
Herrmann	161	Miaz	79	161, 162, 163, 171, 178, 179,		
Hildebrand	118, 172	Montelius	128, 131, 138, 162	180, 181, 182, 183,		
Hörmann	161	Moser	137, 138	Voss	161	
Hörnes	105	Much	96, 102, 116, 117,	Waldayer	151	
Kaltenegger	121, 131		129, 138	Weismann	179, 181, 182	
Kläh	139, 144	Palacký	121, 126	v. Wissner	95, 176	

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXVI. Jahrgang

1895.

Redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1895.

Inhalt des XXVI. Jahrganges 1895.

	Seite
Nr. 1. Schlosser, M., Ueber die prähistorischen Schichten in Franken	1
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte	3
Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen	6
Literatur-Besprechungen	6
Nr. 2. II. Nachtrag zur II. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck: v. Wieser, Prof. Dr., Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol	9
Hörmann, C., Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina	12
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen (Schluss)	15
Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig	16
Nr. 3. v. Török, Prof. Dr., Ueber die neue paläolithologische Eintheilung der Steinzeit	17
Buschan, Dr., Bertillonage	20
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig	22
Literatur-Besprechungen	24
Nr. 4. Einladung zur XXVI. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Caesal	25
Todesanzeige: Carl Vogt †	25
Müllerer, Prof. Alfons, Die Zerstörungen in dem Landesmuseum Rudolfinum in Laibach durch das Erdbeben in der Ostersonntag-Nacht, 14. - 15. April 1895	26
Mehlis, Dr. G., Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg in der Nordpfalz	27
Literatur-Besprechung	31
Nr. 5. Bruinier, Dr. Joh. W., Silber	35
Carthaus, Dr. Emil, Aus der Vorzeit des Hönneithales	34
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis in Dresden, Section für prähistorische Forschungen	35
Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.	36
Literatur-Besprechungen	38
Nr. 6. Boss, Franz, Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachstum der Kinder von St. Louis	41
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. (Schluss)	46
Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig	47
Kleine Mittheilungen	47
Die XXVI. allgemeine Versammlung in Caesal	48
Nr. 7. Schmidkonz, J., Zur Ortsnamen-Forschung	49
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig	55
Nr. 8. Suchier, Dr. K., Prähistorische Funde bei Höchst a. M.	57
Spiegel, Karl, Das „Quärkelas-Loch“ im Veitenstein bei Bannach	59
Mittheilungen aus den Lokalvereinen:	
Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig	68
Naturwissenschaftlicher Verein Greifswald	65
Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe	64
Gruppe Hamburg-Altona der deutschen anthropologischen Gesellschaft	65
Erste thüringische Archäologenversammlung in Erfurt	67
Literatur-Besprechungen	68
Einladung zur 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Lübeck	70
Einladung zur sechshundertsten Ethnologischen Ausstellung in Prag	70

	Seite
Tagessordnung der XXVI. allgemeinen Versammlung	71
Verzeichniß der Theilnehmer	72
Erste Sitzung.	
Waldeyer, Vorsitzender, Eröffnungsrede: Ueber die somatischen Unterschiede der beiden Geschlechter	73
Begrüßungsreden: Oberpräsident Magdeburg, Oberbürgermeister Dr. Westerburg, Sanitätsrath Dr. Endemann, Prof. Dr. Zuschlag, Dr. Böhlau, Frhr. von Brackel, Dr. Mense	82
Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsekretärs	84
Weismann, Kasabericht des Schatzmeisters	93
Ranke, J., Bericht der Rechnungskommission über das Vermögen der Gesellschaft	95
Wahl des Rechnungsausschusses	95
Brackel, Frhr. von, Begrüßung im Namen der mexikanischen geographisch-statistischen Gesellschaft	96
Derselbe, Ueber ein prähistorisches Strassenystem der mexikanischen Küste	96
Nr. 10.	
Zweite Sitzung.	
Orabowsky, Ueber die grossen neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig	99
Dazu E. Fraas	100
Ranke, J., Zur Anthropologie des Rückenmarkes	100
Dazu Lehmann, Mies, J. Ranke	105
Alsherg, Vorstellung eines Microcephalen	106
Dazu Mies, Waldeyer, Mies	106
Waldeyer, Welche Art der Anthropoiden steht in ihrem Ban dem Menschen am nächsten	106
Dazu J. Ranke, E. Fraas, G. Fritsch	108
Kossinna, Ueber die vorhistorische Ausbreitung der Germanen	109
Dazu Kuthe	112
Mies, Ueber die Form des Gesichtes	112
Dazu Zunn, Mies, Zunn, Waldeyer, Mies, Waldeyer	117
Fritsch, G., Die graphischen Methoden zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers	118
Nr. 11 u. 12.	
Dritte Sitzung.	
Geschäftliches: Waldeyer, Ranke, Vorlagen von Büchern und Schriften	123
Wahl des Ortes für die nächstjährige allgemeine Versammlung	125
Dazu Ranke, Waldeyer, Bartels, von Andrian, Waldeyer, André, Waldeyer	126
Wahl der Ortsgeschäftsführung	126
Dazu Ranke	126
Wahl des Vorstandes	126
Dazu Waldeyer, Kuthe	126
Wissenschaftliche Verhandlungen: Bnschan, Der gegenwärtige Stand der Criminalanthropologie	126
Borgmann, Das Schwalmthal und seine Bewohner	126
Waldeyer	130
Virchow, R., Die Celtenfrage in Deutschland	130
Weber, Demonstration des Phonendoscop	133
Waldeyer, Schlußrede	133
Verlauf der XXVI. allgemeinen Versammlung	134
hednerliste	140
Dem Congress vorgelegte Werke und Schriften	140

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren, S. 8-16 des Jahrgangs 1894.

Inhalt: Ueber die prähistorischen Schichten in Franken. Von M. Schlosser. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen. — Literatur-Besprechungen.

Ueber die prähistorischen Schichten in Franken.

Von M. Schlosser.

Im Herbste dieses Jahres wurde ich von Herrn Geheimrath v. Zittel beauftragt, Untersuchungen anzustellen, ob sich auch in Franken eine Gliederung der prähistorischen Schichten beobachten liesse, ähnlich wie am Schweizerbild bei Schaffhausen, einer Lokalität, welche für die Aufeinanderfolge der Pleistocänfaunen sowohl, als auch für die Kenntnis des prähistorischen Menschen die werthvollsten Aufschlüsse geliefert hat.

Meine Untersuchungen beschränkten sich auf die Gegend von Rabenstein — Oberailshausenthal, Rabeneck — Wiesenthal und die Umgehung von Pegnitz, und wurden bei Rabenstein an vier, bei Rabeneck an einer und bei Pegnitz an zwei Stellen Ausgrabungen vorgenommen. Dagegen musste ich auf Untersuchungen im Veldensteiner Forst und in der Umgehung von Rupprechtstegen aus mehrfachen Gründen verzichten und mich hier auf eine ganz flüchtige Begehung beschränken.

In Neumühle fand ich die freundlichste Aufnahme bei Herrn Hans Hösch, dem besten Kenner der fränkischen Höhlen. Er begleitete mich nicht nur auf fast allen Exkursionen in der Gegend von Rabenstein, Rabeneck und Pottenstein, sondern wies mir auch die Plätze an, die noch einige Aussicht auf Ausbeute versprechen. Auch gab er mir Auskunft über alle früher von ihm untersuchten Fundstellen und die Art der hier

bei erbeuteten Objekte und überliess mir ausserdem mehrere wichtige Stücke für die paläontologische Sammlung — Unterkiefer von Höhlenlöwen und Höhlenhären, letztere verschiedene Altersstadien repräsentirend.

Nach den Erfahrungen, welche sich Herr Hösch durch seine langjährigen Forschungen erworben hat, sind Thierreste aus älterer Zeit ausschliesslich in Höhlen, Reste und Artefakte des neolithischen Menschen fast nur unter Felsvorsprüngen anzutreffen. Sichere Spuren des paläolithischen Menschen hat Hösch niemals beobachtet, Renntierknochen, sowie die Knochen von Nagern der Tundren- und Steppenfauna hat er nur zweimal, in der nach ihm benannten Höschhöhle und in der Elisabethhöhle bei Rabenstein gefunden, worüber Nehring berichtet hat.

Spärliche Reste von jenen Nagern hat auch die Umgehung von Pottenstein geliefert — Thorloch, Hasenloch, Zwergloch.

Es bestand somit von Anfang an geringe Aussicht, in Franken ein geschlossenes Profil der Pleistocän- und neolithischen Schichten nachzuweisen, ähnlich jenem vom Schweizerbild bei Schaffhausen, umso mehr, als gerade die besten Fundplätze längst ausgebeutet sind.

Meine Untersuchungen waren also mehr Reconnoscirungen als eigentliche Ausgrabungen, da es ja weniger darauf ankam, grosse Ausbeute zu machen, als darauf, möglichst viele Stellen auf das etwaige Vorhandensein eines wirklichen Profiles zu erforschen. Ich beschränkte mich daher

Jedesmal darauf, senkrecht zur anstehenden Felswand einen Graben zu ziehen und denselben bis auf den Felsgrund auszuheben, der gewöhnlich in einer Tiefe von 50—80 cm erreicht wurde. Nur am Schwalbenstein bei Neumühle und auf einer Felsterrasse dicht oberhalb der Sophienhöhle kam der Felsgrund bereits in einer Tiefe von kaum 10 cm zum Vorschein.

Humus war hier überhaupt nicht vorhanden, sondern bloss feiner Dolomitsand, der aber wenigstens am Schwalbenstein neolithische Reste — Topfscherben und Brandspuren — enthielt.

Mächtiger war die neolithische Schicht an zwei Plätzen zwischen der Sophien- und Höschhöhle. An dem einen Platz fand ich dicht am Felsgrund ein Regenbogen-Schüssolehen, bei Rahneck ausser zahlreichen Brandspuren, einigen aufgeschlagenen Knochen und Topfscherben einen Wetzstein, ein Fund, der insofern einiges Interesse verdient, als die Aechtheit derartiger Objekte von gewisser Seite angezweifelt wird, hier jedoch über das wirklich neolithische Alter dieses Stückes nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Auch am Dianafelsen bei Pegnitz beträgt die Mächtigkeit der neolithischen Schicht ungefähr $\frac{1}{2}$ Meter.

Spuren des paläolithischen Menschen waren ebensowenig zu finden wie die Renitherschicht oder eine wirklich fossile Mikrofauna. Denn auch die in den tiefsten Nischen des Dianafelsens vorkommenden Nager- und Raubthierreste dürften wohl aus jüngerer Zeit stammen. Das Material sandte ich an Prof. A. Nehring zur genaueren Bestimmung.

Immerhin bestätigen meine Untersuchungen vollkommen die Angaben des Herrn Hösch, der wie erwähnt ebenfalls ausserhalb der Höhlen stets nur neolithische Reste angetroffen hat, die allerdings zuweilen sehr zahlreich waren und mehrere Lagen bildeten.

Lassen sich nun die Verhältnisse in Franken mit jenen am Schweizerbild in Einklang bringen? Diese Frage glaube ich hehagen zu dürfen, denn wir haben sowohl hier als dort folgende Schichten:

Schweizerbild.

Humus
neolithische Schicht
obere Nagerschicht — Steppennager
paläolithische oder Renitherschicht
untere Nagerschicht, artkätisch und artkätisch

Franken.

Humus
neolithische Schicht }
Steppennager } meist vor den Höhlen
Renithier }
artkätische Nager } in den Höhlen

Allerdings ist in Franken nirgends ein geschlossenes Profil zu beobachten wie am Schweizerbild, die Schichten sind vielmehr lediglich aus dem Vorkommen gewisser charakteristischer Arten konstruirt. Selbst in den von Nehring und Hösch untersuchten Höhlen dürfte eine wirkliche Unterscheidung der drei letzten Horizonte nicht möglich gewesen sein. Immerhin sind wir doch einigermaßen zu der Annahme berechtigt, dass auch in Franken die Reihenfolge dieser fünf verschiedenen Ablagerungen die nämliche war, wie am Schweizerbild.

Dass in Franken jene drei tiefsten Horizonte lediglich innerhalb der Höhlen zur Ablagerung gekommen sein sollten, ist wohl kaum anzunehmen, es spricht vielmehr alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass sie auch ausserhalb derselben an geschützten Stellen der Flussläufer vorhanden waren, später aber durch gewisse Ursachen wieder entfernt worden sind. Als Ursache hiervon können wohl nur Hochfluthen in Betracht kommen.

Für die Annahme von früheren Hochfluthen im Gebiet des fränkischen Jura sprechen verschiedene Umstände, vor allem die äusserst geringe Humusdecke in den Thälern und die auffallende Seltenheit von eigentlichen Flussgeröllen, die hinwiederum in der fränkischen Ebene grosse Bedeutung erlangen und der Hauptsache nach aus dem weissen Jura stammen, wie das häufige Vorkommen von Ammoniten des weissen Jura in der nächsten Nähe von Nürnberg beweist — die geologische Sammlung besitzt eine ziemliche Menge von solchen cratischen Ammoniten. — Ausserdem lassen sich auch die Verhältnisse in der Sophienhöhle wohl kaum anders, als durch Hochfluthen erklären. Die Thierreste sind hier alle auf den Grund des zweiten Höhlenraumes beschränkt und überdies förmlich nach dem Volumen sortirt, wenigstens liegen oben auf dem allerdings ganz verinterten Knochenhaufen die zahlreichen Schädel von Höhlenbären, grosse Hirschgeweihe und das angebliche Mammothbecken, während die kleineren und schlankeren Knochen jedenfalls durch die Zwischenräume geschlüpft sind und wohl in der Tiefe des Haufens anzutreffen wären.

Wie leicht überhaupt im fränkischen Jura, wenigstens im Ailsbach-, Püttlach- u. Wiesenthal Hochwasser entstehen, davon konnte ich mich persönlich während meines Aufenthaltes in Neumühle überzeugen. Ein nicht einmal continuirlicher, keineswegs besonders heftiger, einträgiger Landregen reichte vollkommen hin, den Ailsbach derartig anzuschwellen, dass er binnen einer halben Stunde das ganze Thal fastfüete unter Wasser setzte, nachdem die Niederschläge des

letzten Sommers die sohweren Thonböden im Quellgebiete dieses Baches vollkommen gesättigt hatten, so dass alles atmosphärische Wasser ohne weiteres abfließen musste. Auch die Püttlnch und Wiesent waren damals aus ihren Ufern getreten, am folgenden Tage aber, als ich diese Thäler hesuchte, bereits wieder in ihr Bett zurückgekehrt.

Wenn nun schon in der Gegenwart so leicht Fluthen entstehen können, welche die Breite des ganzen Thales ausfüllen, wie viel gewaltiger müssen erst die Fluthen gewesen sein während der Eiszeit! Es liegt zwar der fränkische Jura ziemlich weit ausserhalb des ehemals vergletscherten Gebietes, aber die damaligen klimatischen Verhältnisse haben sich zweifellos auch hier geltend gemacht. Das kalte, feuchte Klima hatte überreiche Niederschläge zur Folge, die in den engen Thälern als tiefe, reisende Flüsse nach Westen ihren Ablauf suchten und hiebei alles frei liegende lockere Material, wie ältere Fluss-Schotter, Humus, Löss, Thierknochen mit fortschleppten, beim Eindringen in Höhlen jedoch in tieferen und entlegeneren Räumen zusammen schwemmen.

Sofern nun jene drei tiefsten Schichten — die Steppennagerschicht, die Renitherschicht und die Schicht mit den suharktischen und arktischen Nagern — noch während der Eiszeit, oder doch wenigstens vor der letzten Vergletscherung entstanden sind, lässt sich ihre grosse Seltenheit in der Gegenwart sehr leicht durch die Annahme erklären, dass sie eben zum allergrössten Theil während der Periode der letzten Vergletscherung durch Hochfluthen wieder zerstört wurden. Es würde dann auch für Franken jene Chronologie zutreffen, welche Steinmann für die Ablagerungen am Schweizerhild aufgestellt hat. Sie steht allerdings in vollkommenem Widerspruch mit den Altersbestimmungen, welche Boule für diese Lokalität gegeben hat.

Die Chronologie am Schweizerhild ist nach diesen Antoren folgende:

	Steinmann	Boule
Humus neolithisch }	postglacial	Waldfanna
obere Nagerschicht paläolith. oder Ren- thierschicht untere Nagerschicht	letzte Eiszeit letzte Inter- glacialzeit	Steppen- od. Lösszeit
Gerölle	vorletzte Eiszeit	postglacial, weil bereits an der jüngst. Moräne stammend.

Sollte sich nun die von Boule gegebene Chronologie als die richtige erweisen, so müssten wir uns für die Verhältnisse in Franken nach anderen Erklärungen umsehen, denn dafür, dass gewaltige

Hochfluthen am Ende der Steppenzeit oder bereits am Anfang der Zeit der Waldfluth eingetreten wären, fehlt uns bis jetzt jeglicher Beweis.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Die Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

feierte am Sonnabend, den 17. November 1894, das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens durch eine Festsitzung Abends 7 Uhr im Hörsale des k. Museums für Völkerkunde.

Tagesordnung: Festrede des Ehren-Präsidenten und Vorsitzenden Herrn Rudolf Virchow; Ansprache des Direktors des kgl. Museums für Völkerkunde Herrn Adolf Bastian; weitere Ansprachen.

An die Sitzung schloss sich eine zwanglose gesellige Zusammenkunft in dem Hotel zu den vier Jahreszeiten. Als Nachfeier fand am Sonntag, den 18. November 1894, Nachmittags 6 Uhr im Hotel Reichshof ein Festmahl mit Damen sttt.

Ueber den Verlauf des schönen Festes cf. den untenstehenden Bericht.

Die Vorstandschafft der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft war durch eine Deputation, bestehend aus dem z. Z. ersten Vorsitzenden Geheimrath Professor Dr. Waldeyer-Berlin, und dem Generalsekretär Professor Dr. J. Ranke-München, vertreten, von denen Ersterer die herzlichsten Wünsche für das Gedeihen der Berliner anthropologischen Gesellschaft darbrachte, für welche der Ehrenpräsident und Vorsitzende der letzteren, Geheimrath Professor Dr. R. Virchow, sofort in warmen Worten den Dank aussprach.

In der Folge lief bei unserer Vorstandschafft noch folgendes Dankschreiben ein:

Berlin, den 28. November 1894.

Der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte beehrt sich die unterzeichnete Gesellschaft für die freundliche Entsendung von Delegirten, welche uns Ihre herzlichen Glückwünsche zu dem Jubelfeste unseres 25jährigen Bestehens überbracht haben, den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Mögen die freundschaftlichen Beziehungen, welche uns mit einander verknüpfen, auch in Zukunft ungeschwächt erhalten bleiben.

Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Rudolf Virchow,
Vorsitzender.

Max Bartels,
Schriftführer.

Weitere Jubiläumsfeiern.

Am 12. Februar l. J. werden nun auch die Wiener und am 16. März die Münchener anthropologische Gesellschaft des 25jährigen Jubiläum ihres Bestehens durch Festsetzungen feiern, wozu die Deutsche anthropologische Gesellschaft, welche bei beiden Jubiläen durch Deputationen vertreten sein wird, hiemit schon vorläufig die besten Glückwünsche darbringt.

Festsetzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

70 Berlin, 18. Nov. Die „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ beging gestern in einer durch die Anwesenheit zahlreicher Capacitäten der Wissenschaft und des Geh. Regierungsraths Dr. Althoff als Vertreters der Staatsregierung, sowie vieler Delegirten von auswärtigen gelehrten Gesellschaften und Vereinen angesetzten Festsetzung ihren 25. Geburtstag. Der Ehrenpräsident der Gesellschaft, Geh. Regierungs-Rath Professor Dr. Rudolf Virchow, gab ein deutliches und fesselndes Bild von dem Gange und den wechselnden Aufgaben und Zielen der anthropologischen Wissenschaft während des verfloßenen Vierteljahrhunderts. Die Erfahrung, meinte der Redner, hat gezeigt, dass die Bestrebungen, deren Beginn für Deutschland durch hiesigen Antoss gegeben wurde, nicht diffus geworden sind. Auf dem internationalen Kongress für prähistorische Archäologie und Anthropologie, der 1869 in Kopenhagen stattfand, woselbst ein reiches und wohlgeordnetes Fundmaterial diese Beobachtungen unterstützte, war die geologische Frage noch die herrschende. Es waren schon starke Beweise für die Existenz des Menschen in diluvialer Zeit gefunden, allein keine Schädel oder Knochen dieser Menschen selbst, sondern nur Artefacte oder Manufacte stiegen aus den Lehm- und Lössschichten ans Tageslicht, und diese Funde Hessen kaum einen Zweifel, dass nicht geologische Prozesse ihnen ihre Form gegeben, sondern dass sie aus der Hand des Menschen hervorgegangen seien. Es galt nun, die Grundsätze aufzustellen, nach denen man solche Funde als Produkte menschlicher Thätigkeit mit Sicherheit feststellen konnte, und dies führte zur Frage nach den Formen, die die Kultur in der Thätigkeit des Menschen gebracht hatte, zur Frage nach dem Woher der Kultur, dem kulturellen Einfluss der Nationen auf einander, wofür zunächst die Gräberstructur des ersten Anhalt bot. Es galt damals in Deutschland, die Formen der Gräberstructur zu erforschen, daneben bezugnen Fragen nach dem Typus der Deutsche, ihrem Ursprunge, ihren ersten Wohnsitzen aufzuzählen, und der sich diesen wissenschaftlichen Untersuchungen zuwendenden Forschung ward auf der Naturforsch.-Versammlung zu Innsbruck am 25. September 1869, später am 28. Oktober 1869 von Berlin aus durch Anfrufe zur Gründung von anthropologischen Gesellschaften in den einzelnen deutschen Landtheilen eine Stätte am breiten gesucht. Am 17. November 1869 trat dann unter Führung von Virchow, Reichert, Kiepert, Hartmann, v. Ledebur, Du Bois-Reymond, Ehrenberg, Bastian, Voss, Max Kundt, Koser und Anderer, von denen mehrere gegenwärtig noch in Thätigkeit sind, die Berliner „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ ins Leben und hielt am 11. December ihre erste Sitzung; ihr folgten dann zahlreiche, den-

selben Zielen zustrebende Gesellschaften, an die Spitze aller trat dann die „Deutsche Anthropologische Gesellschaft“. Der Umstand, dass die meisten Gründer der Berliner Gesellschaft treu beim Begonnenen anhielten, diente ihr zur Befestigung nach innen wie nach aussen, und gerade durch diese Wirkung der Dauerhaftigkeit hat sie die Garantie für ihr solides wissenschaftliches Streben in nicht geringem Masse zu stärken vermocht. Vorraus trat die Urgeschichte in den Vordergrund wissenschaftlicher Arbeit und daher wandte man sich eifrig der Höhlenforschung zu, die indessen nicht so angiebige Resultate in Deutschland, namentlich keine neuen Gesichtspunkte ergab, die nicht schon bei unsern Nachbarn, wo sich mehr Höhlen fanden, in Frankreich, Belgien, der Schweiz, Italien, England gefunden waren. Bei uns ward Alles nach Höhlen durchforscht, und was sich namentlich in der schwäbischen Alb, der Schweiz, bei Regensburg, bei Desau, in Westphalen, Thüringen, dem Harz fund, ist vollständig erforscht; möglich, dass man beim Bahnbau hie und da auf eine noch unbekante Höhle stösst. Dagegen konnten wir aus der prähistorischen Gräberforschung mit mehr Ausdauer zusehnden, die dann aber zu anderen Betrachtungen führte, als die den Menschen selbst suchende diluvial- und Höhlenforschung. Der Leichenbrand und die Zerstückelung der Knochen, namentlich der Schädel nach dem Brande gesehen, und keine Rekonstruktion der prähistorischen Menschen in somatischer Beziehung, desto mehr musste sich die Gräberforschung den aufgefundenen Produkten zuwenden, den Töpfern und ihren Formen, den Waffen der Leichen aus Eisen oder Bronze, den Heften, dem Schmucke, den Gegenständen des häuslichen und öffentlichen Lebens, eine Betrachtung, die auf die Frage nach der Kultur und ihren Anfängen hinwies, und zwar musste zuerst, nicht ohne dem Neid von Seiten anderer Wissenschaften, die dies nämliche Ziel sich gesekelt hatten, zu begreifen, die territorial Kulturgeschichte in Angriff genommen werden, wobei es grosse Gegensätze auszugleichen galt. Die Gräber wurden allgemein damals den Kelten zugeschrieben, allein die Weltentrage selbst, die damals die wissenschaftliche Welt beherrschte, ist im Laufe der Zeit viel zu sehr bei uns in den Hintergrund getreten. Herbrand und Reinach gelten heute als die besten Kenner keltischer Dinge. Die keltische Kultur für deren wissenschaftliche Zurückführung bis zum Moment viel mehr als die blossen Anfindung von Gegenständen massgebend gewesen ist, hat ein Analogon in der sog. La-Tène-Kultur gefunden, die in der Anthropologie eine grosse Rolle spielt. Am nördlichen Ufergölde des Neuchäteler Sees, woselbst wohl eine Pfahlbau-Niederlassung und zugleich wohl ein temporäres Depot für zahlreiche auf Wanderungen lebende Stämme sich befunden haben mag, sind aus dem See Grunde zahlreiche Objekte durch schweizerische Forscher ans Licht gebracht und wissenschaftlich geordnet worden, die genau den in Gräbern an gewissen galischen Plätzen gewonnenen Funden entsprechen, namentlich sind die in den Laufgräben des alten Alesia gefundenen Waffen denen der La-Tène-Funde gleich, und obgleich stets neue La-Tène-Funde gemacht werden (das Eisen dieser Funde ist meist stark oxydirt, nicht mehr im ursprünglichen Gebrauchsstand), und also eine sehr weitverbreitete La-Tène-Kultur wissenschaftlich festgestellt ist, so ist heute dochmal die Frage nach der Ausbreitung keltischer Kultur über unseren Kontinent noch nicht mit Sicherheit zu beantworten; denn hier handelt es sich ja nicht um die

alten Kelten, sondern um ganz junge, zur Zeit von Christi Geburt existierende Keltenstämme. Somit entsteht die Frage über die Wege der Kultur, ob Handel oder Uebertragung der Erfindungen wie der Technik und der Muster auf andere Bevölkerungen hier bestimmend mitwirken. Hier stehen wir schon an der Grenzscheide, wo Geschichte und Prähistorie sich gegenseitig durchdringen. Die eigentliche Anthropologie beschäftigt sich mit dem anatomischen Studium des Menschen als archaenephalisches Wesens, d. h. als eines im Besitze eines Zentralnervensystems befindlichen Geschöpfes, und da das Gehirn kein Gegenstand der urgeschichtlichen Forschung sein kann, so tritt an dessen Stelle der Schädel, der ungefähr einen Maasstab für die Gehirnentwicklung bietet. Man muss bei vergleichender Betrachtung der aus verschiedenen Stämmen herrührenden Schädel die Variabilität des Schädels innerhalb derselben Gesellschaft scharf im Auge fassen, deren Erscheinung man auf Mischung und Kreuzung zurückgeführt hat, indessen ist dies wohl kaum als abschließendes Resultat für die Erscheinung zu betrachten, denn entgegen der Anstellung Dyrval's (Paris), wonach die Kultur die Variation des Schädels fördert, fand Virchow selbst bei seinen zahlreichen Untersuchungen von Schädeln der asiatischen, polynesischen und afrikanischen Urbevölkerung eine ungemein grosse Variation, grösser als bei civilisirten Völkern. Er kann den kleinen Schädel nicht absolut als Rückschlag in der Entwicklung ansehen. Der Redner führte eine sehr interessante Sammlung der kleinsten Schädel vor, wie sie sonst nirgends auf der Welt wohl existirt, und zeigte, während bei den Kulturvölkern das Schädelsvolumen 1300—1700 ccm beträgt, einen Schädel von 950 ccm Inhalt, den kleinsten bisher bekannten, von den Schwarzen aus den Andamanen stammenden, ferner Schädel von den Nilgiris in Ostindien (960 ccm), aus Neu-Britannien, aus Neuland (970 ccm), aus Nubien, aus Ostafrika von den Wasche herrührende Schädel, die kleiner sind, als die der Aca-Pygmäen, endlich von den Negritos der Philippinen, von einem Lapppländer und einer Berlinerin. Eine grössere Wahrscheinlichkeit hat die Veränderung des Schädels in der Lebenszeit innerhalb desselben Typus bei dem einzelnen Individuum für sich als die Annahme eines Rückschlags zum Atavismus, überhaupt bildet der Typus den Maasstab für die Methode anthropologischer Forschung, die im Gegensatz zur ehemaligen „Affentheorie“, für die das „missing link“ bisher noch fehlt, in positiver Forschung einen inneren Fortschritt im Laufe der fünf-andzwanzig letzten Jahre gemacht hat. Aensertlich die Berliner Anthropologische Gesellschaft zur Gründung des „Museums für Völkerkunde“ beigetragen und erhofft die Schaffung eines deutschen Nationalmuseums für Urgeschichte und Anthropologie in dem nächsten Menschenalter. Unter den 14 im Laufe der 25 Jahre ernannten Ehrenmitgliedern finden sich Namen wie Dom Pedro von Brasilien, Godefroy, Schott, Keller, Linden-schmidt, Schaffhausen u. A. — Damit schloß die Geh. Reg.-Rath Bastian in geistreichem Ueberblicke, wie die Ethnologie aus den Zeitbedürfnissen heraus entstand, aus dem internationalen Verkehr, seit das Meer die Kontinente mit einander zu verbinden begonnen, seit in jenen Tagen der Entdeckerfahrten die geographische und astronomische Umwälzung sich vollzog und das Zeitalter der induktiven Forschung den 800-jährigen Triumphzug der Naturwissenschaften vollenden liess. Die objektive Forschung in allen Naturwissenschaften bis zur Biologie und Psychologie hat

die metaphysische Atmosphäre gereinigt, die früher die Betrachtungen des Forschers umgab. Aus der Anordnung von Sinnesempfindungen hätte man schon mit Hilfe von Physiologie die sogenannte Psychophysik anzuhängen unternommen, doch hier musste ein temporäre Halt gehalten werden, da die Psychologie selbst noch lange nicht genügend ausgebildet war. Objektives, reales Material in empirisch gesättigten Anschauungen muss der komparativen Induktionsmethode geboten, die Psychologie ganz als Naturwissenschaft erfasst werden. Aus dem alten *ἀποδοτικὸν γίνεσθαι λόγου* ist der Anosos der Ueberführung des *ἀποδοτικὸν* zum *λόγου* gegeben, und es musste der Gesellschaftsgedanke gesucht werden, an dem das Individuum Anteil hat. Das Material war ferner zu beschaffen, das den Gesellschaftsgedanken in seinen mannigfachen Differenzierungen als „Völkergedanken“ erscheinen liess, und der internationale Verkehr bot bald ein kaleidoskopartiges Bild, in dem die Gestalten sich wie in bunten Karneval bewegten; viele erschienen, wenn man ihnen die Larve abnahm, als alte Bekannte, andere erzeugten neue Gedanken. Seit dem Jahre 1870 kam die Arbeit auf dem Gebiete der Ethnologie in Deutschland in vollen Fluss, aus allen Kontinenten war ein chaotisch massenhaftes Material gesammelt, man suchte die ethnischen Originalitäten, bevor sie der internationale Verkehr zu zerstören drohte, zu sammeln und durch das anerkannte und reichlich in den mannichfachen Farben sich bietende Material mittelst der inductiven Forschung einen Leitungsfaden zu führen, der, von den Elementargedanken aufwärts, graduell bis zur höchsten Kulturstufe führte. In der Lehre vom Menschen liegt die Bestimmung des Menschen, und man darf nicht den „Gott in der Geschichte“ zu suchen sich unterfangen, ehe sich der Mensch im Bilde der Menschheit gefunden. Die menschlichen Elementargedanken in ihrer Ausdehnung über die Continente geben die Componenten, aus denen sich das Bild des Menschen *κατ' ἕκαστον* zusammensetzt. Die Anthropologie hat deshalb in der Ethnologie ihre Ergänzung, und doch sehen wir heute erst, trotz des Vertrauens zu dem indirecten Wege als dem rechten, an der Schwelle der Eingangspforten ethnologischer Forschung, unsere Aufgabe wäre es, die ethnischen Originalitäten zu wahren, um nicht wertvolle Documente für die Erkenntnis der Menschengeschichte zu Grunde gehen zu lassen. Es sprachen nun für andere wissenschaftliche Corporationen, die zum Theil Dedicationen von Adressen und Werken an die Gesellschaft veranlasst hatten: Stadtrath Friedel im Namen des „Märkischen Provincialmuseums“, Prof. Schmelz für die Niederländische Gesellschaft für Anthropologie, Fhr. v. Andria für die Wiener, Prof. Ranke für die Münchener Anthropologische Gesellschaft, Prof. Rädinger für die Münchener Geographische Gesellschaft, die Professoren Jentsch und Feilerabend für die Niederlausitzer und Oberlausitzer Gesellschaft für Alterthumskunde, Prof. Waldeyer im Namen der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“, Prof. Lenche (Stettin) im Namen der „Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde“, Fhr. v. Richtbofen für die Berliner „Gesellschaft für Erdkunde“, Dr. Holle für die „Brandenburgia“, Dr. M. in d. m. im Namen des „Vereins für Völkerkunde“ und Andere, denen der Vorsitzende stets dankend erwiderte. Mit der Verlesung der zahlreich aus Deutschland und dem Anlande von Seiten gelehrter Gesellschaften eingegangenen Begrüßungs- und Glückwunschsadressen endete die schöne Feier.

(M. Allg. Z.)

Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Güttingen.

In der im Saale der Union abgehaltenen, sehr zahlreich besuchten Sitzung des anthropologisch-naturwissenschaftlichen Vereins am Freitag, den 20. Juli 1891, Abends 8 Uhr, hielt Herr Privatdozent Dr. K. Dove einen Vortrag „über Land und Leute in Südwestafrika“, den wir im Auszuge nachstehend wiedergeben.

„Die Küste unseres Schutzgebietes ist eine 6de Region, erfüllt von mächtigen Dänen und den größten Theil des Jahres hindurch in dicke Nebel gehüllt, die sich nur während der Mittagsstunden zerziehen. Die Dänenkette erleidet eine Unterbrechung an der deutschen Landungsstelle, der Swakop-Mündung, wo ein guter Zugang in das Innere mit ausgedehnten Wasser- und Futterplätzen die geringen Nachtheile der vor der Küste stehenden Brandung vergessen läßt. Eine dichtere Bevölkerung gibt es hier nur in den Dänen der Küstenmündung in der Nähe von Walfischbai. Es sind dies die Topnaars, Hottentotten von ziemlich reinem Typus, klein, zierlich mit mongolenähnlichen Gesichtszügen und der dieser Rasse eigenthümlichen böschelförmigen Anordnung der Kopfhaut.“

Beim Marsch in das Innere durchzieht der mit 16 bis 20 Ochsen bespannte Wagen zunächst eine steinige, nach Osten zu ansteigende Fläche, welche nur stellenweise eine geringe Wüstenvegetation trägt und deren wunderlicher Eindruck durch schnell sich bildende und ebenso schnell wieder verschwindende Luftspiegelungen verstärkt wird. Sehr selten begegnet man hier einem Menschen, häufiger trifft man auf Anzeichen weit stehenden Steppenwüsten, auf die Spuren von Straußen, Zebras und Springbockantilopen. Diese angehore Fläche wird plötzlich durch ein Gewir von wilder Schichten unterbrochen, welche in den mehr als 200 m unter der Ebene liegenden Canons des Swakop hinabführen, in welchem zuerst ein dichter Bestand mächtiger Ana-Akazien und grüner Ebenholzbäume aufricht. Auf der anderen Seite des Thaies durchzieht man dasselbe Durchziehen terrasserter Thäler und Schrägen, welche, von oben gesehen, sich wie eine Mondlandschaft annehmen, und erreicht wieder die immer höher aufsteigende, mehr und mehr von gelben Steppengräsern erfüllten Flächen, über denen zuerst einzelne Kuppen und Berge, im weiteren Verlaufe des Marches aber immer höher und schroffer ansteigende Gebirge aufsteigen. Dabei liegt über dem Hochland eine unvergleichlich reine und klare Luft, die einem selbst enterte Höhen so nahe erscheinen läßt, dass man glaubt, sie in einem halbtägigen Italoop erreichen zu können. Aber selbst nach einem Ritt von mehreren Stunden liegen sie scheinbar noch genau so weit von dem Reiter entfernt wie vorher.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechung.

Dr. F. S. Krauss in Wien. Die Haarschur-Godschaft bei den Südlaven. (Internationales Archiv f. Ethnographie 1894. VII.)

Viele der Leser werden öfters in Wallfahrtskapellen Frauen-Zöpfe als Votivgaben beobachtet haben; einen äusserst lehrreichen Beitrag zur Erklärung dieses Volksbrunnens gibt uns der durch seine verschiedenen Arbeiten über die Südlaven bestens geschätzte, sein vorzüglich erholtes Material stets kritisch verwendende Wiener Gelehrte Dr. F. S. Krauss in der oben ange-

föhrten Abhandlung, die eine Bestätigung ist für unsere in dieser Zeitschrift S. 46 Band IX (1891) aufgestellte Ansicht: „Der ganze Wandprozess der volkethnischen therapeutischen Kalthandlungen wird hauptsächlich auf Grund der Volks- und Völkcrkunde ermittelt werden können.“ Bei den Südlaven sowohl als bei den verschiedenen Völkern der alten und neueren Zeit werden ungeborene Kinder geboren; mit dieser Haarschur treten sie in die Godschaft oder Gatterschaft des Schenkenden ein (vergl. die Adoption P'pino durch Loitrand, Chlodwies durch Alarich etc.); diese Haarschurgodschaft hat sich bei manchen Völkern wegen der damit verbundenen Rechenkung „Bescherung“ als eine liebgewordene Gewohnheit erhalten und bildet bei den Südlaven einen nicht unwesentlichen Theil des griechisch-katholischen Tanfaktes; K. hat dieses Gebiet der Kulturgeschichte in den Kreis seiner Beobachtung und Untersuchung gezogen, wobei ihm mehrere alte, mit rührender Liebe für Volkskunde gesammelte Gulsaren (Fiedelntes) Lieder, die beim Festschmaus als Liedlied gesungen werden bzw. werden, zur besonderen Grundlage dienten und die er im Originaltext sowohl als in getreuer Uebersetzung wiedergibt, als beste Belegstellen für diese geborene Gatterschaft bei den Südlaven. „Es bezeugen uns zwei Elementar-Gedanken der Menschheit, aber in besonderer Föhrung einer südlavischen geographischen Provinz, einmal die künstliche Verwandtschaft im Banne der geschlechterrechtlichen Sippen und Stammorganisation in der eigenthümlichen Form der Adoption durch die Haarschur, dann wieder die Haarschur hehuf Ablösung eines Opfers von Leib und Leben an Krankheitsgeister.“ Je nach dem jeweiligen Bedürfnisse des Menschen tritt dabei der sippenrechtliche oder der religiöse Opfer-Akt in Vorder- oder Hintergrund. Das volle Menschenopfer, wie das volle Thieropfer wurde abgelöst unter Anderem auch durch das Menschenhaar, oder Thierhaaropfer; das Haaropfer warde so allmählich ein Unterworfungs- und Ererblichkeitszeichen (das Entgegenwerden der angelesenen Haarspitze gegen den Starwurf z. B. ist ja auch nur ein symbolisches Haaropfer an die Wind-Gottheit). „Das Haaropfer ist ein Ablösungsopfer“, d. h. eine Stufe im Ablösungsprozesse des vollen blintigen Opfers, pars pro toto; statt Leben und Blut gab man Theile des Leibes, darunter auch den primitivsten Schmuck des Leibes, das Haar, an die Krankheitsgeister, welchem Opfer das Volk eine besonders heilige Bedeutung beilegte, so dass die Haarschur zum kulturellen Sippenzeichen, zum sippenrechtlichen Kultmale werden konnte, so gut wie die Beschneidung der Vorhaut zum Kultzeichen, die Tonsur zum Bundeszeichen der Mönche, das Hexennmal zum Töfelahndesseichen wurde (vergl. Lippert Kulturgesch. D. 350, 352, 358); dieses religiöse Opferzeichen (Haarschur) innerhalb der Sippe muss namentlich nach Sippenuchen (Kinderkrankheiten) sich ausgebildet haben und so ein Sippenmerkmal geworden sein, mit dessen Annahme die Sippenrechte erworben wurden. Krauss föhrt dieses rechtlichen Zwangsvorbild musterhaft an und betont mit Recht, dass gerade da, wo Anbinger mehrerer Confessionen auf gleiche Lebensbedingungen angewiesen sind, dieses uralte Sippenrecht unter der Form der Haarschur-Godschaft am bequemsten den Ansiech bringen musste, da diese eine künstliche Verwandtschaft bildete; „eine Ablösung dieser Verwandtschaft (zwischen griechisch-katholischen Slaven und den Moslems) wäre jeweilig einer kolossalen Dummheit gleich gewesen“. Die Entwicklung dieses Sippenkultzeichens aus dem das volle

Menschenopfer ablösenden kulturellen Haaropfer betont K. ausdrücklich mit den Worten: „als ein Substitut des Menschenopfers ist auch das Haaropfer anzusehen“ (Belegstellen siehe: Tyler (Malabar), Schmidt (Nongriehenland), Krause (Römer), Wilken (Mesiko); Analogien sind ferner die Ablösungen des vollen Thieropfers durch Thierhaare, Thierhaut, Aderlassblut od. „primo loco“ waren ja die Thieropfer oft nur Substitutionen für frühere Menschenopfer“ (Wilken). Was das Abschneiden des Thierhaars ursprünglich nicht der eigentliche Opferakt war, so ist auch beim Menschen das Haaropfer nur eine Opferform, die aufgenommen wurde, als das blutige volle Menschenopfer aus Rücksicht auf die Erhaltung der Sippe durch das Opfer eines besonders werthvollen Theiles des menschlichen Leibes ersetzt zu werden begann; die ganze Sippe opferte das Haar an die die Seuche verursachenden Krankheitsgeister; die Haarschur wurde Sippen-Bandeszeichen und die formelle Haarschur erwah Sippenrechte.

Die Abhängigkeitsstufen des vollen Menschen- und Thieropfers sind eben- u. nothwendig gewesen durch die natürlichen jeweiligen Lebensbedingungen der Völker als durch den konservativen Sinn derselben; kein volles Opfer kann darum verschwinden, ohne Ablösungs-Rudimente zu hinterlassen, die mehr weniger prägnant sind je nach dem Zwecke des Opfers; die Bescherungsgabe kann zuletzt sogar wichtiger werden als der wirkliche Bescherungsakt (die Tonur), der heute in oberayerischen Waldkapellen bereits durch die Gabe einer Baumhartflechte ex voto ersetzt wird. Dr. M. Höfler.

Helarich Riehlý, Conservator. Die Bronzezeit in Böhmen. Wien 1894. Gross 4^o. 210 p. Text. 45 Tafeln mit ca. 450 Abbildungen.

Weder Gräber noch Wallburgen und prähistorische Wohnstätten besitzen nach des Verfassers Ansicht in der vergleichenden Archäologie jene hohe Bedeutung und sind eine so verlässliche Richtschnur als Depotfunde. Letztere nehmen demnach nicht nur den weitaus größten Raum in der Publikation ein, sie bilden auch fast ausschließlich das Material, aus dem Riehlý seine Schlüsse über die Bronzezeit Böhmens zieht. Von seinem Standpunkt aus kann der Verfasser natürlich zu einer Anzahl von Resultaten (z. B. die Constataung von Entwicklungsetappen innerhalb der Periode) gar nicht kommen, die bei Erforschung von Gräbern, wo die Anlage der Gräber, die Bestattungsart etc. Anhaltspunkte geben, vielleicht nicht so schwer zu erhalten sind. Dagegen erhält der vergleichende Archäologie aus dem Studium von Riehlý's Depotfunden auf's Neue eine Mahnung im Construiren von Systemen und Anwenden derselben auf den einzelnen Fall sehr vorsichtig zu sein. Denn so sind im Depotfund von Paszka, wo auch schon Eisen auftritt, Formen der Bronzesachen zu finden, welche in Bayern der ältern und jüngern Bronzezeit wie auch der Hallstattperiode angehören — aber um mehrere Jahrhunderte ansichschieben.

Riehlý hat seine Depotfunde in vorzüglicher Weise dargestellt und ihre Verhältnisse nach fast allen Seiten hin klargelegt. Er theilt sie in Depote 1) reisender Händler 2) reisender Gieser 3) stehender Gussstätten. Erstere enthalten vollkommene Stücke, jede Gattung in mehreren Exemplaren ungebraucht oder gebraucht; dabei eine Anzahl schon zerbrochener Artefacte von Hausirer gegen gute Stücke eingetauscht. In den

Depots fliegender Giesereien kommen neben den erwähnten Stärken noch Bronze-, Kupfer-, Zinn- und Bleistücke vor, mit Gussformen und Werkzeugen. Hier betrieb der Hausirer nicht nur den Handel mit fertigen Stärken, sondern besorgte auch den Guss, Unguss, Graviren etc. von Bronzesachen.

Tritt zu diesen Funden noch die Aufdeckung des dazu gehörigen Schmelzofens in grösserer Anlage, so liegt eine ständige Gussstätte vor, welche der Händler mit einem Sortiment versorgte und seine eingetauschten Gegenstände in Kauf nahm.

Die Bronzesachen finden sich meist (wie auch anderwärts) in systematischer Ordnung in die Erde geschichtet, wobei auch das absichtliche Zerbrechen noch vollkommen neuer, gebrauchsfähiger Artefacte zu beobachten ist.

Eine hübsche Erklärung gibt Riehlý für den Umstand, dass bei Depots auch immer sehr grossen Anzahl von gleichen Gegenständen diese in der äusseren Gestalt, Ornamentierung etc. übereinstimmen, bei genauer Prüfung aber fast immer Differenzen in den Dimensionen und im Gewicht ergeben. Diese Sachen sind nämlich nur höchst selten aus Stein- oder Bronzeformen gegossen, sondern aus Thon-, Sand- und Lehmformen, indem das schon fertige Stück dem erst zu giesenden resp. dessen Format als Modell diente. Dieser Vorgang war für reisende Gieser von besonderer Bedeutung, da er der Mühe des Transportes von Steinformen und der Gefahr ihrer Schädigung bei ölfem Gebrauch entzogen war.

In den Depots Böhmens tritt auch die Spiralfibel mit eingehängter Nadel auf, und bei den sonstigen Gegenständen gelten nicht für ganz Böhmen gleiche Formen, sondern gewisse Formen erheben sich in gewissen Bezirken einer besonderen Vorliebe, während andere verwandtschaftliche Beziehungen nach Ungarn, Oesterreich, Bayern und Oberitalien haben, doch glaubt Riehlý, Böhmen gravitire eher nach Norden. Bernstein tritt nur in Gräbern auf, dagegen ist Gold sehr häufig und erscheint in dem Depot von Krupá in Gestalt von ca. 3 m langem Draht, was die Annahme Riehlý's, es sei ein Exportartikel des böhmischen Bronzerolkes gewesen, nicht aus unwahrscheinlich erscheinen lässt. Wie auch im übrigen Mitteleuropa werden häufig jene offenen Ringe gefunden, deren verdünnte Enden zu Oesen umgebogen sind und die als „Rungel“ angesprochen werden. Neben Bronze kommt auch Kupfer und Weissmetall getrennt vor. Die Ornamentierung geschieht durch Graviren und Punzen, oder gleich im Guss. Einige angeführten Bronzanalysen (Kupfer 94,7—84,9%) bewiesen die gewissermassen individuelle Handhabung der Bronzelegirung.

Im zweiten Theile seines Buches sieht Riehlý cursorisch die Gräberfunde heran, 88 liegende Hocker und 150 Hügelgräber. Die ersten enthalten, wie schon der Name sagt, Leichenbestattung und scheinen die ältern zu sein, während in den jüngern Hügelgräbern meist Leichenbrand auftritt. Das Verhältnis zwischen den Depots und den Gräbern ist noch nicht genügend geklärt.

Um ein wirkliches Bild der Bronzezeit zu bekommen, müssen die hochinteressanten Darstellungen Riehlý's noch ergänzt werden nach der Seite der Gräber und Wohnstätten hin. Doch ist die Publikation ein in sich geschlossenes Ganzes und durch die gewissem massen stichhaltige Betrachtung und Würdigung der bewussten Fundgattung eine wesentliche Bereicherung der prähistorischen Literatur. W. M. Schmidt.

Dr. J. H. Müller, Studienrath. † 1886. **Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Hannover.** Herausgegeben von J. Reimers. Hannover, Theodor Schulze. 1893. 386 p. gross 4°. 25 Tafeln mit 242 Abbildungen.

Der Name des Verfassers hat in der Gelehrtenwelt einen guten Klang; leider konnte er selbst die Publikation seines fast druckfertigen Manuscriptes nicht mehr erleben, dessen Erwerbung und Herausgabe wir der lehrhaften Fürsorge des h. Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zu verdanken haben.

Das Werk bringt in einer Eintheilung des Landes nach Regierungsbezirken und Kreisen nacheinander die Steindenkmäler, Erdendenkmäler (Grabhügel), Reihengräber, Urnenfriedhöfe, Angrabungen und Funde, so dass man aus der Steinzeit durch die prähistorische Metallzeit und die römische Epoche in die frühgermanische Periode geleitet wird. Den megalithischen Denkmälern ist wohl der größte Theil der Sorgfalt angewendet worden. Erfreulich ist auch die Aufnahme einer grossen Anzahl von Wällen und Schanzen in das Inventar, wobei freilich nicht immer Beweise für die prähistorische Entstehung dieser Erdwerke beizubringen waren. Von jedem Kreis sind bemerkenswerthe Ortsbezeichnungen zusammengestellt, die bei richtiger Erklärung viele Anhaltspunkte zur Aufhellung der Vorgeschichte liefern. Vielfach ist Rücksicht genommen auf in der älteren Literatur verzeichnete, aber nicht mehr vorhandene Funde, von deren Charakter man sich bei der damals herrschenden Anschauung leider kein klares Bild machen kann. Ist die gemeinverständliche Weise, in der Dr. Müller „ohne gelehrtes Beiwerk“ die Früchte seines langjährigen Forschens und seines ausgedehnten Wissens nur anerkennenswerth bei einer Publikation, die bestimmt ist, in weiteren Kreisen die Kenntniss des heimischen Bodens zu vermehren, so haben sich seit dem Tode des verdienstvollen Verfassers doch gewisse Principien der prähistorischen Forschung, denen er seinerzeit ablehnend gegenüberstand, als sichere und feststehende bewährt, dass der Herausgeber J. Reimers unbeschadet aller Postul gegen den Verfasser Rücksicht auf dieselben hätte nehmen müssen. So fehlt beispielsweise jedwede Angabe einer prähistorischen Periode (Hallstatt, La Tène), die zur Charakterisirung vieler (nicht abgeleiteter) Funde höchst wünschenswerth wären. Auch zwischen Text und Abbildungen schienen redaktionelle Verschiedenheiten vorzuliegen.

Doch können derlei Einzelheiten davon nicht abhalten, das mit eminentem Fleiss hergestellte Werk, das den an vor- und frühgeschichtlichen Alterthümern so reichen Boden Hannovers so genau schildert und welches ein weiteres Glied darstellt in jener Kette von Arbeiten, die einmal ein klares Gesamt-Kulturbild der Vorzeit Deutschlands bieten werden, voll und ganz zu würdigen, zumal die beigefügten Lithdrucke die Brauchbarkeit des Buches um Vieles erhöhen.

W. M. Schmidt.

Adolph Bastian. **Zur Mythologie und Psychologie der Nigritier in Guinea mit Bezugnahme auf socialistische Elementargedanken.** 1894. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin.

Die Versendung des Correspondenz-Billettes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weisemann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 31. Januar 1895.

Der hochverdiente Gelehrte macht in diesem Buche den interessanten Versuch, die Ziele und Thätigkeit der Sozialdemokratie und ihrer Führer an der Hand von Thatsachen zu beleuchten, die sich aus der Entwicklungsgeschichte der Menschheit aus dem Naturzustand (Wildstand) zur Kultur ergeben.

Wenn die Menschheit“, sagt Bastian, in der „neuen Gesellschaft“ mit Kenntniss aller Gesetze bewusst und planmässig zu handeln hat, welche vorher eine unabsehbare Verbedingung erfüllt sein müssen, dass nämlich die verheerliche „Menschheit“ der sie durchwaltenden Gesetze vorher sich bewusst zu werden hätte, solche „Kenntniss“ also snächst sich aneignen die Gefälligkeit haben möchte, durch vorberig genügende Kenntnissnahme und gründliches Studium all der ethnisch angefügneten Thatsachen, in den seit wenigen Decennien erst erkennbaren (aber, mit dem zugehörig, ihre Kenntniss pflichtgemäss verlangenden) Aussagen, welche von dem Leben und Weben der „Menschheit“ aus allen Theilen des Erdensandes zu reden beginnen.

Wer also sich berufen fühlt, hier als Reformator aufzutreten, der mache sich an diese Arbeit hier, an den „Arbeitern“, deren Loos mit wohlmeinendster Absicht verbessert werden soll, nicht etwa Gift zu reichen, statt des Heilmittels, das ihnen ein stützigliches sein mag, wenn von srebkugiger Hand administrirt —, sofern nicht jetzt bereits, doch späterhin (nach absolvirter Schulung).

Die „Menschheit“ repräsentirt den Menschen, wie er in sämtlichen Variationen des Menschengeschlechtes die Erdoberfläche bewohnt (über fünf Kontinente hinweg). Kommen also der „Menschheit“ ihre eigenen Gesetze in Frage, um sie „bewusst“ (in der „neuen Gesellschaft“) zur Anwendung zu bringen, so würde einfachste Geschäftsklugheit schon lehren, vorher zu erlernen, um was es sich eigentlich (und thatsächlich) handelt. Keine Ueberstürzung deshalb, besonders bei einer Angelegenheit, wo es schliesslich auf einen Umsturz hinauskommen hätte, oder solcher doch, beim Spielen mit dem Feuer, unversehens hineingerathen möchte. Gelingt er glücklich und geschickt, kopfüber rennen (um wieder auf den Füssen zu stehen), dann mag in reiner (und gereinigter) Atmosphäre frisch fröhlich neues Aufatmen erfrischen, bliebe er indes in der Mitte stecken, dann wäre es schlimmer, als zuvor, weder Fisch noch Fleisch, zwischen Leben und Sterben, was des Lebens noch weniger werth sein dürfte, als das elendiglich, das jetzt bedrückt (und je grösser das Risiko, das gelauten wird, desto weniger darf es ausser Acht gelassen werden).

Ohnedem ist die Anforderung, vorher in der Schule zu lernen, ebe als Schnellehre zu reden, eine desto billiger, weil bei der Durchsichtigkeit der ethnischen Elementargedanken, die Hauptfache (anbetreffs der leitenden Gesichtspunkte) schon in der Elementar- oder Klippstunde erledigt sein könnte, und wenn sich daraus das augenblicklich Bedürftigste entnehmen liesse (für dringende Noth), mag das Besuchen der Gymnasien und Universitäten den nachkommenden Generationen überlassen bleiben, um Fortban an der für die „Lehre vom Menschen“ emporgelagerten Tempelkathedrale, die offenkundig angeköndigt steht in den Zeichen der Zeit.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang, Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. e 5 18 des Jahrgangs 1891.

Inhalt: II. Nachtrag zur II. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol. Von Prof. Dr. v. Wieser. Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina. Von C. Hörmann. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen. (Schluss.) Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

II. Nachtrag

zur II. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck.

Professor Dr. von Wieser-Innsbruck:

Hohe Versammlung! Es ist eine Geflohenheit der beiden anthropologischen Gesellschaften, die hier zusammen tagen, dass auf ihren Kongressen die anthropologischen Verhältnisse des betreffenden Landes zum Gegenstand spezieller Erörterungen gemacht werden, eine löbliche Geflohenheit, weil bei derartigen Besprechungen von vorneherein ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist, insofern sie Gelegenheit zu freiem Meinungs-austausch bieten, der sich für beide Theile, die einheimischen Forscher wie die fremden Gäste, lehrreich und anregend zu gestalten verspricht. Nun habe ich es übernommen, diesem Kongress — nach den interessanten und belehrenden Ausführungen des Herrn Hofraths Dr. Toldt über die somatischen Verhältnisse der Tiroler — auch Einiges zu berichten über die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol, da ja unsere beiden Gesellschaften nicht bloß Anthropologie im engeren Sinne betreiben, sich nicht auf die somatischen Ercheinungen beschränken, sondern auch ethnographische und urgeschichtliche Fragen als gleichberechtigt in den Kreis ihrer Forschung ziehen, welche drei Disziplinen in innigem und untrennbarem Zusammenhang stehen.

Ich muss mir nun freilich vorbehalten, Detailfragen über die urgeschichtlichen Funde von Tirol nicht hier, sondern im Ferdinandsrum vor unsern Sammlungen zu besprechen, weil eben nur dort, mit den Fundgegenständen in der Hand, eine fruchtbare Diskussion sich entwickeln kann, und ich beschränke mich heute darauf, nur ganz allgemein in kurzen Zügen die urgeschichtlichen Verhältnisse Tirols zu charakteri-

siren und einige Gesichtspunkte herauszuheben, welche mir für die Beantwortung der urgeschichtlichen Funde in Tirol massgebend erscheinen.

Ich habe da zunächst zu konstatieren, dass wir in der ganzen Provinz Funde aus der paläolithischen Zeit nicht mit Sicherheit haben nachweisen können, eine Thatsache, die übrigens nichts Ueberraschendes hat, denn es unterliegt gar keinem Zweifel, dass unsere Alpenthler noch lange Zeit vergletschert blieben, als das Vorland bereits bewohnt war.

Dagegen können wir die Anwesenheit des Menschen in Tirol während der neolithischen Zeit mit der größten Bestimmtheit konstatieren. Naturgemäss finden sich Spuren menschlicher Bewohner früher und reichlicher auf den sonnigen Südhängen der Alpen, als hier im nördlichen Theile von Tirol. Schon seit Jahren ist eine ganze Reihe von Stationen im südlichen Tirol aufgedeckt, welche angesprochen der neolithischen Zeit angehören, so in der unmittelbaren Umgebung von Trient, bei Roveredo, auf dem Nonsberg u. a. w. Erst in neuerer Zeit ist es dann gelungen, mehrere neolithische Stationen auch in Deutsch-Tirol nachzuweisen. Es ist ein hervorragendes Verdienst des heute bereits mehrfach eitirten Herrn Dr. Tappeiner, eines der interessantesten Stationen dieser Art aufgedeckt zu haben: St. Hippolit bei Meran. Es ist das auch die erste Station, welche ich Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Dr. Tappeiner persönlich genau habe studieren können, und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass wir es hier mit einer dauernden Ansiedlung zu thun haben. Es ist dieser Platz auch nach der neolithischen Periode durch längere Zeit besiedelt geblieben. Im nördlichen Tirol sind verschiedene Einzel-Funde aus der neolithischen Zeit bekannt geworden, aber es lässt sich nicht bestimmt sagen, ob eigentliche Stationen vorhanden waren. Gerade in der nächsten Umgebung von Innsbruck finden sich allerlei Zeugen frühzeitiger Anwesenheit des Menschen, Artefakte, Topfscherben, bearbeitete Knochen etc., die

im Schotter eingebettet sind. Diese Artefakte stammen zum Theil gewiss aus der neolithischen Zeit, aber ihre Lagerung ist nicht die ursprüngliche, und wir sind daher nicht berechtigt, von neolithischen Stationen im Norden Tirols zu sprechen. Ich erlaube mir noch zu bemerken, dass vor Kurzem auch Waffen aus Nephrit und Jadedit in Tirol gefunden wurden; so im Nonenfeld und in der Station von St. Hippolit, an letzterer Stelle ein kleines, stierliches Beilchen, das ganz geeignet wäre, als Berloque an der Uhrkette getragen zu werden.

Aus der eigentlichen Bronzezeit besitzen wir schon ziemlich reichliches Material. Aber es handelt sich vorwiegend um Einzelvorfunde, in seltenen Fällen um Gräberfunde. Fast gar nie kommen eigentliche Stationen vor, die sich ausschließlich auf die Bronzezeit erstrecken. Im Grossen und Ganzen muss man überhaupt konstatieren, dass die Bronzezeit verhältnissmässig schwach in Tirol vertreten ist, was um so mehr auffällt, als in dem westlichen Nachbarlande, der Schweiz, ja die Bronzekultur ausserordentlich hoch entwickelt war. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel durchwegs kein zufälliger. Er ist nennenswerth hingewiesen worden, dass gerade die verkehrsarmen Länder reich an Bronzekulturartefakten sind, die verkehrsreichen dagegen viel ärmer. Tirol hat aber immerhin zu den verkehrsreicheren Ländern gehört. Immerhin lässt sich aus den Funden ein tieferes Eindringen der Menschen in das verzweigte Thalnetz noch während der Bronzezeit konstatieren.

Reich wird das Fundmaterial erst mit dem Beginne der Eisenzeit. Da haben wir nun sehr ergiebige Fundgruben in den Gräberfeldern. Gräberfelder aus der Hallstatt-Periode fanden sich in allen Theilen des Landes, im nördlichen Tirol ebenso wie im mittleren und südlichen. Diese Gräberfelder enthalten grösstentheils Brandgräber; aber diese zeigen nicht durchwegs dieselbe Facies, sondern weisen lokale und regionale Unterschiede auf. Gerade hier, in der Umgebung von Innsbruck, ist eine grosse Zahl solcher Urnenfriedhöfe aufgedeckt worden. Regelmässig sind die Gräber mit Steinen umstellt und mit Steinplatten bedeckt. Der Leichenbrand ist in grossen Urnen besetzelt und nur ausnahmsweise in Steinkrüben versenkt. Die Beigaben sind sehr typisch: ein kug- oder napfförmiges Gefäss, Schmuckgegenstände, hässliche Gefährgegenstände wie namentlich Messer, aber fast niemals Waffen, wurden den Todten mitgegeben; Bronze herrscht vorwiegend nur ganz vereinzelt erscheint neben Bronze auch Eisen. Das ist der Typus unserer nordtiroler Urnenfriedhöfe. Im südlichen Tirol treffen wir auch Urnenfelder, am bekanntesten ist das von Pfaffen südlich von Bosen, das schon vor einigen Decennien ausgebeutet worden ist. Diese südtirolischen Brandgräber tragen einen wesentlich anderen Charakter, als die nordtirolischen und es sind andere Einflüsse, die wir hier im Süden des Landes konstatieren können. Im östlichen Tirol, bei Welsbach im Iseltal, ist endlich vor Kurzem von Herrn Forstkommissär Sehersthanauer (der sich unter den Anwesenden befindet) ein sehr interessantes Brandgräberfeld aufgedeckt worden. Ich habe Gelegenheit gehabt, in unserer Festschrift diesen Fund näher zu beschreiben; er hat wieder eine ganz andere Physiognomie, als die früher erwähnten aus Nord- und Mitteltirol.

Die Urnenfriedhöfe finden sich hier in der Gegend von Innsbruck, überhaupt im Isenthal, so nahe beisammen, dass wir unbedingt daraus schliessen müssen,

dass in jener Zeit, die ja verhältnissmässig weit zurückliegt, bereits eine recht dichte Bevölkerung das Thal bewohnte. Wir haben eigentlich noch im Weichbild unserer Stadt einen Urnenfriedhof zu verzeichnen. Derselbe dehnte sich zu beiden Seiten der Höttingergasse aus und ist neuerdings in wiederholten Campaignen ausgebeutet worden. Wir finden weiter ganz analoge Urnenfelder in der Umgebung von Matrei, am Sonnenburger Hügel, bei Si-trans und bei Völs, also fünf in unmittelbarer Umgebung der Stadt. Dass kommen zwei bei Lust und Wörgl. Das sind Urnenfelder mit einer sehr grossen Zahl von Gräbern, so dass die Beerdigung damals schon eine sehr intensive gewesen sein muss.

Auf die Hallstattkultur folgt dann auch bei uns diejenige, welche man nach der bekannten Schweizer Station als La Tène-Kultur zu bezeichnen pflegt, und die häufig auch einem bestimmten Volke, den Galliern zugeschrieben wird. Wir haben in Tirol aus dieser Periode meist nur Einzelvorfunde, nicht geschlossene Stationen. Es sind eben nur Ausnahmefälle, das wirklich La Tène-Stationen vorhanden waren, wie der Friedhof von Col de Hamm bei St. Ulrich in Gredos. Die La Tène-Kultur hat bei uns sehr lange angehalten; ihre Formgebung hält sich noch bis tief in die römische Periode. Die Römer sind bekanntlich bald nach Beginn unserer Zeitrechnung ins Land eingedrungen und haben massgebenden Einfluss auf das gesammte kulturelle Leben genommen. Auf die Römer folgten die Germanen, die in allen Theilen des Landes anthropologisch bedeutsame Spuren zurückgelassen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch der südliche Theil des Landes ziemlich intensiv von Germanen besiedelt war: von den Goten und insbesondere den Langobarden, welche in Trient ein eigenes Herzogthum gründeten. Den grössten ethnographischen Einfluss haben in Tirol unter den germanischen Stämmen entschieden die Bajuwaren ausgeübt. Sie drangen bis in das Herz des Landes vor und verdrängten in den von ihnen besetzten Gebieten den Romanismus für immer.

Als ein allgemeines wichtiges Resultat der urgeschichtlichen Beobachtungen in Tirol durch alle die genannten Zeiträume und Kulturphasen möchte ich hinstellen die Kontinuität der meisten Siedlungen. Ich habe Gelegenheit gehabt, an verschiedenen Punkten des Landes unserer geschichtliche Funde zu beobachten in ununterbrochener Folge von der neolithischen Zeit bis auf die germanische, ja bis ins Mittelalter hinein. In weiteren Kreisen trifft man gar nicht selten noch jetzt die Ansicht verbreitet, dass von Zeit zu Zeit grosse Katastrophen über ein Land hereinbrechen, welche eine vollständige Umwälzung der kulturellen und ethnographischen Verhältnisse zur Folge haben. Aber diese Katastrophen-Theorie ist auf urgeschichtlichem Gebiete geradezu abzuwerfen zu betrachten wie in der Geologie. Der Begriff der „Aussonderung“, welcher Ausdruck gerade durch den tirolischen Stylisten Fallmerayer in die Literatur eingeführt worden ist, existirt nach meinen Erfahrungen nicht, sondern die Kultur- und Völkerverhältnisse geben in einander über. Selbstverständlich werden auch da gelegentlich vorhandene Spannungen plötzlich und tumultuariar aufgelöst, ebensogut wie in der Geologie.

Nicht geringes wissenschaftliches Interesse verleihen den urgeschichtlichen Funden in Tirol die ethnographischen Bestimmungen an den Nachbargebieten. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass von Süden her

eine sehr intensive Beeinflussung erfolgt ist, und zwar schon in sehr früher Zeit. Von zahlreichen Stationen in Südtirol besitzen wir Artefakte aus der Übergangszeit der neolithischen in die Bronzekultur, die sich mit den Funden in den Terramaren der Poebene decken. Eigentliche Terramaren haben bisher nicht mit Sicherheit in Tirol nachgewiesen werden können, so wenig als eigentliche Pfahlbauten. Aber der halbmondförmige Hessel aus der Terramarenkultur, die „ansa lunata“ der italienischen Prähistoriker kommt bei uns gar nicht selten vor. Auch sonst treffen wir die eigentümliche Dekorationsweise der Terramarenkultur gelegentlich in den südtirolischen Stationen. In späterer Zeit wird der Einfluss der italischen Kultur noch deutlicher und intensiver; in der Villanova- und der Certosa-Periode. Derartige Einflüsse von Süden her, von Italien, konnten vorhanden nicht mit Bestimmtheit weiter nach Norden herauf, etwa bis ins Inntal, nachgewiesen werden. Aber ich vermag auch andererseits nicht direkt die Behauptung aufzustellen, dass hier eine solche Beeinflussung nicht stattgefunden hat. Es sind da die vorhandenen Beobachtungen noch nicht ausreißend.

In neuerer Zeit haben sich auch ziemlich zahlreiche und interessante Analogien mit Funden in dem benachbarten Kärnten, Krain und Istrien ergeben. Es ist in dieser Beziehung speziell darauf hinzuweisen, dass wir in Tirol eine ziemlich grosse Zahl feiglich dekorierter Bronzegefässe besitzen, die unmittelbar verwandt sind mit denen aus den südostalpinen Gebieten und aus Este. In neuerer Zeit pflegt man die ganze hier in Betracht kommende Kultur einem bestimmten Volke zuzuschreiben, nämlich den Illyrern. Vieles von diesen Bronzegefässen ist, wie sie sich aus der eigenartig provinzialen Differenzierung des Styles ergibt, im Lande selbst fabriziert, und insofern sind dieselben auch für die Paläoethnologie von Tirol von grosser Bedeutung.

Es kommt dann noch eine andere Kulturbeeinflussung in Betracht, die der La Tène-Kultur. Es spricht Manches dafür, dass diese nicht direkt von Westen, sondern eher von Südwesten in das Land eingedrungen ist. Zwischen den archaischen Verhältnissen der Schweiz und Tirol besteht ein ziemlich grosser Abstand. Andererseits lässt sich konstatieren, dass die Funde in Nordtirol und die im südlichen Vorlande in sehr intimen Beziehungen so einander stehen, wie z. B. die schöne Arbeit von Dr. Nane über die Bronzezeit in Bayern genügend dargelegt hat.

Die Entwicklung der Kultur in Tirol ist ganz entschieden sehr massgebend beeinflusst worden durch die geographischen Verhältnisse, insbesondere durch die Position des Landes. Tirol stimmt und nahm immer eine eigenthümliche Mittelstellung ein. Von der apenninischen Halbinsel geht die Passage nach den nord-europäischen Gebieten mitten durch Tirol und zwar längs einer von der Natur gegebenen Linie. Es führt hier ein nahezu meridional verlaufendes Doppelthal über den Hauptkamm der Alpen: das Etsch- und Ennsthal eines, und das Silvial andererseits. Das ist eine Verkehrslinie, welche schon in den ältesten Zeiten frequentiert worden ist. Von Osten her ist das Land noch leichter und bequemer zugänglich durch die nach zwei Seiten abwässernde Rinne des Pustertales. Und in der That haben diese beiden Linien, welche im Herzen des Landes zusammentreffen, den Verkehr in früher Zeit schon reger gemacht und sind auf ihnen die mannigfaltigsten Kulturkeime herbeigekommen. Wenn wir das in Auge fassen, so darf es uns nicht wundern, dass die Beeinflussung von

Norden, Süden und Osten her eine sehr intensive gewesen ist.

Es sind dann noch gewisse Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bevölkerung für die Entwicklung dieser von Aussen überkommenen Kulturkeime massgebend geworden. Noch heute ist ein Charakterzug des Alpenbewohners und speziell des Tirolers der Knosorritismus, und diese Eigenthümlichkeit geht ganz entschieden bis in die urgeschichtliche Zeit zurück. Wir können in der frühesten Zeit schon die Neigung beobachten, am Alten, einmal Gegebenes festzuhalten, die alten Typen zu bewahren, auch noch in einer Zeit, wo sie anderwärts längst alle umgedrungen abgelegt worden waren. Es sind zwei verschiedene Tendenzen, die sich bei uns kreuzen: einerseits die günstige Verkehrslage, die ein dringendes, treibendes Motiv repräsentiert, andererseits dieses sähe Festhalten an dem, was einmal war und hergekommen ist. Daraus resultiren allerlei eigenthümliche Erscheinungen. Dem dringenden Elemente sind die verschiedenartigen fremden Kulturkeime zuzuschreiben, die wir nebeneinander im Lande finden. Andererseits begegnen wir vielfach veralteten Formen, die uns in diesen Lagen und Positionen förmlich überraschen. In Pfatten bei Bosen z. B. sind Gräber aufgedeckt worden mit exquisitem Hallstatt-Inventar von oberitalischem Charakter, und daneben haben sich angesprochene Terramaren-Typen erhalten. In den Gräberfeldern des Inntales begegnet uns ein Material, das der ansiebende Urgeschichtsforscher unbedingt für die reine Bronzezeit in Anspruch nehmen würde. Es gibt aber eine ganze Reihe von Momenten, welche beweisen, dass diese Funde doch nicht so alt sind, als sie scheinen. Wir treffen da neben bronzzeitlichen Typen auch solche, welche unbedingt der jüngeren Hallstattperiode angehören. Besonders bezeichnet ist dieser die Fähigkeit, mit welcher in ganz Tirol die La Tène-Formen festgehalten sind. Wir treffen Fibeln aus der späteren römischen Kaiserzeit, welche ein weniger geübtes Auge für La Tène-Fibeln halten würde. Erst bei genauerem Zusehen erkennt man, dass es römische Provincial-Fibeln sind.

Ih möchte zusammenfassend die Ansicht aussprechen, dass die archaischen Funde in Tirol deswegen ein eigenartiges und allgemeines Interesse besitzen, weil wir uns in einem archaischen Grenzgebiete befinden. Im Herzen von Tirol sind drei Kulturkreise unmittelbar in Kontakt getreten, die für die prähistorische Entwicklung von der allergrössten Wichtigkeit sind: italische Einflüsse von Süden, dazu illyrische von Osten und gallische von Südwesten. Es ist unter diesen Umständen natürlich nicht immer ganz leicht, die einzelnen Fundgegenstände genau zeitlich zu bestimmen. Aber es liegt darin eine Aufforderung, die Sachen uns so scharf anzusehen. Das Studium der Grenzgebiete ist immer von ganz besonderem Reize. Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal gesagt: wie der moderne Reisende an der politischen Grenze verhalten werden kann, seine Legitimation vorzuweisen, so gelingt es dem Forscher in den Grenz- und Übergangengebieten oft am leichtesten, den Dingen so recht an den Grund zu schauen und ihre Eigenart und charakteristische Merkmale richtig zu erkennen.

In diesem Sinne darf ich vielleicht hoffen, dass unsere bescheidene, ausserlich durchaus nicht imponirende Sammlung archaischlicher Gegenstände für die Kongresstheilnehmer nicht ganz ohne Interesse sein wird.

Herr Regierungsrath Constantin Hörmann, Musikdirektor in Sarajevo (Bosnien):

Ueber nationale Volksspiele in Bosanien und der Herzegovina.

Wenn ich es unternehme, in dieser geehrten Versammlung ein Bild über nationale Spiele und Schaustellungen in Bosanien und der Herzegovina zu entwerfen, so bin ich mir dessen vollkommen bewusst, dass ich vorderhand nur eine flüchtige Darstellung zum Gegenstande zu geben in der Lage bin, denn die Forschungen des erst vor sechs Jahren ins Leben getretenen bosnisch-herzegovinisches Landesmuseums sind gerade auf ethnographischem Gebiete von noch allzu jungem Datum, als dass man aus den bisherigen Ergebnissen schon jetzt bestimmte Schlussfolgerungen ziehen könnte.

Durch Jahrhunderte von abendländischen Kultureinflüssen fast gänzlich abgeschlossen, erhielt sich beim bosnischen und herzegovinisches Volke, dessen konservativer Charakter uns auf Schritt und Tritt zur Wahrnehmung gelangt, mancher, aus weiter Vergangenheit stammender Brauch in ursprünglicher Keinheit. Ganz besonders ist dies der Fall bei Volkspielen und Tänzen, welche bei den übrigen stammverwandten südslavischen Völkerstämmen, den Serben, Kroaten und Slowenen, und theilweise auch den Bulgaren, entweder schon der Vergessenheit anheim gefallen sind, oder in Folge des nivellirenden Einflusses der westlichen Kultur und der von dort übernommenen neuen Lebensanschauungen und Gewohnheiten Modifikationen erfahren haben, die dem nationalen Spiele mehr oder minder seine Eigenart benahmten.

Wenn wir die in so grosser Zahl erhalten gebliebenen mittelalterlichen Grabdenkmäler Bosniens und der Herzegovina — bisher wurden in 1678 Gräberfelder nicht weniger als 59,456 solcher Denkmäler gezählt — betrachten, so entdecken wir an gar vielen derselben Sculpturen, welche die markantesten Lebensgewohnheiten der Bosnier und Herzegoviner zur Zeit bis zur türkischen Invasion, welche im Jahre 1463 dem bosnischen Königreiche das Ende bereitete, zur Darstellung bringen. Wir finden dort neben Jagdszenen vielfach den Kolotans und Tournierspiele veranschaulicht, Vergnügungen, welchen der Bosnjake und Herzegovine mit derselben Eifer und in fast unveränderter Form wie seine Vorfahren auch heutzutage huldigt.

In dieser Beziehung bleiben die Bekenner des muhammedanischen Glaubens hinter ihren Brüdern der beiden christlichen Konfessionen nicht zurück, denn in allen seinen Lebensgewohnheiten blieb der zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Osmanen zum Islam übertrretene Theil der Bevölkerung, — soweit dies mit den Satzungen des muhammedanischen Glaubens nicht im direkten Widerspruch stand — den von den Vorfahren ererbten Sitten und Gebräuchen treu.

Zu weit würde es mich führen, wollte ich hier des Näheren schildern, wie der bosnisch-herzegovinisches Muhammedaner dem eigentlichen Osmanenthum seine eigene Volksthümlichkeit mit starrer Beharrlichkeit entgegengesetzt, und denselben in Zeitläufen, wo es sich darum handelte, ererbte Sitten und Bräuche gegen die von den Osmanen angestellten Abschaffungs- oder Abänderungsversuche zu verteidigen, selbst mit der Waffe in der Hand die Stirne zu bieten wusste.

Ich erinnere nur daran, dass, als im fünften Decennium dieses Jahrhunderts im türkischen Reiche reguläres Militär aufgestellt und für dasselbe eine eigene

Uniform eingeführt wurde, die bosnisch-herzegovinisches Muhammedaner, welche jederzeit so den tapfersten Stämmen des osmanischen Reiches zählten, dieser Neuerung bewaffneten Widerstand entgegenbrachten und dass es erst der eisernen Faust des kroatischen Renegaten, Ghazi Omer-Pascha Latas, gelangt, diese Reformen nach jahrelangen blutigen Kämpfen durchzuführen. Und als sich unmittelbar vor der Okkupation des Landes durch Oesterreich-Ungarn, unter Hadji Loja's Führung, die anfängliche Bewegung vorbereitete, die in ihren Anfängen sich gegen die Osmanen richtete, da war es eine der ersten Verfügungen dieses verzweigten Insurgentenführers, die Abiegung der dem Abendlande nachgebildeten Militäruniform und der westländischen Zivilkleidung, wie auch gleichzeitig die Anwendung der bosnischen Nationaltracht für Jedermann ohne Ausnahme zu dekretiren.

Heiteren Temperaments, genügsam in seinen Anforderungen an das Leben, versteht es der Bosnier und Herzegovine, sei er Bauer oder Städler, dem Leben die heiterste Seite in seinen Museestunden abzugewinnen. Er liebt die Geselligkeit, was die Vorbedingung der sprichwörtlichen südslavischen Gastfreundschaft ist, und beide Eigenschaften bringen es mit sich, dass bei Versammlungen, die aus vielfachen Anlässen im Hause wie auch im Freien stattfinden, neben Erzählungen und von Gusla-Klängen begleiteten Recitationen uralter Heldenlieder eine Menge von Spielen die Zeit angenehm verkirren helfen.

Bei Aufzählung der mir bekannt gewordenen, von mir so oft belauschten Volksspiele werden sich einige finden, deren Ursprung ein allgemeiner ist; die meisten sind aber rein slavisch. Unter den Kinderspielen finden wir vor allem einige aus der Antike überlieferte und mehr oder weniger zum Gemeingut aller Völkerstämme gewordene Spiele. So zunächst das mit dem antiken Scrupulus identische Spiel „Koxa“ (Ziege) genannt, wo es sich darum handelt, von vier Kieselsteinen zunächst einen, dann zwei, drei und vier aufzufangen, während der fünfte in die Höhe geworfen und ebenfalls abgefangen werden muss, worauf dann noch der Spieler beim steten Emporwerfen und Abfangen des fünften Steines die übrigen vier dreihalb das vom Damme und Zeitgänger der linken Hand gebildete Thor in die Hürde (Tor) oder das Zelt (Cador) hineinzuschellen hat. Dieses sehr beliebte Mädchen- und Knabenpiel wird wegen der fünf verwendeten Scrupuli allgemein auch petenjak genannt (vom Worte pet = fünf).

Statt mit Glaskugeln spielen die bosnischen Knaben mit Nüssen auf dreierlei Art:

Beim Kupa-Häuschen-Spiel gilt es, vom Standorte (pilek) aus ein aus vier Nüssen gebildetes Häufchen mit einer vom Daumen fortgeschneitten Nuss, dem sogenannten „Kupac“, zu treffen.

Beim Spiel „Schovi“ (die Scheichs, muhammedanische Mönche) werden die Nüsse in eine Reihe aufgestellt, um vom Standort aus durch einen gut getrieten Wurf der Reihe nach getroffen und gewonnen zu werden; gelingt der Wurf nicht, so ist die Wurfmasse der Reihe der Šehovi anzureihen.

Bei dem Spiele Dogonona (die langbeinige) wird der Vorhand durch den besten Wurf zu einem bestimmten Ziele errungen, von welchem aus dann der glückliche Werfer die nächstliegenden Nüsse der Mitspieler anspricht.

Ich glaube, dass es nicht uninteressant ist, wenn ich erwähne, dass das in Tirol unter dem Namen

„Sautreiben“ bekannte, in der Festschrift der gebrühten Versammlung von meinem tirolischen Namensvetter beschriebene Spiel in Bosnien und der Herzegovina der Liebblingsarten nicht bloss der Kinder, sondern selbst der Erwachsenen nützt, und heisst es dort Keva, Čnreta oder auch Svadha. Gespielt wird dasselbe ganz auf dieselbe Weise und wird das Mittelloch „Kotar“ (die Hürde), die Löcher der Mitspieler Kneč (die Häuser), die „Šau“ aber „čur“ genannt.

Ausgesprochene Vorliebe hegt der Bosnier und Herzegovine für gymnastische Spiele.

Bei den so beliebten Anlässen auf's Land, den sogenannten Teferici, bei Zusammenkünften an Feiertagen, bei Hochzeiten und sonstigen Familienfesten würde der Fremde, wenn er das Treiben des Volkes beobachtet, meinen, in eine längst vergangene Zeit versetzt zu sein, und geradezu darüber staunen, mit welcher Hingabe sich die bosnische Jugend den verschiedenartigsten Muskelübungen hingibt. Sein Erstaunen würde sich aber noch steigern, wenn er bemerkt, dass sehr oft, verführt durch das Treiben jünger Leute, sich aus dem Kreise der Zuschauer selbst ergraute bärtige Männer in den Kreis der Spieler mengen, um der Jugend zu zeigen, dass auch sie noch ernst zu nehmende Rivalen im Spielo seien.

Eine der beliebtesten Kniffübungen ist das in der Antike so stark kultivierte Diskowerfen. Bei uns in Bosnien und der Herzegovina vertritt es die Stelle des Diskos allerdings ein grösserer Stein (Kamen), eine Kanonenkugel (Dizanje) oder eine eiserne Stange von etwa Meterlänge (Čuskija). Der Wurf erfolgt ohne Anlauf und beim Stein oder der Kugel auch ohne Armbewegung. Der Stein oder die Kugel wird mit der Hand ober der rechten Schulter gehalten, der ganze Körper in eine schaukelnde Bewegung versetzt und im Momente, wo der Diakobli die gehörige Schwungkraft erhalten zu haben meint, durch Vorbeugen des Oberkörpers und nach vorne Strecken des Armes fortgeschickt. Deshalb heisst das Spiel „Kamen a razmena“ (Stein vor Arm). Beim Wurfspiel mit der Eisenstange darf derselben die Schwungkraft durch Armschwenken gegeben werden.

In hauer Reihe folgen nun Lauf- und Sprungübungen. Der Lauf wird entweder ohne Hilfsmittel oder aber mit Zuhilfenahme zweier, etwa 1/2 Meter langer fester Stöcke, die dem Läufer zum Fortschreiten dienen, ausgeführt. Die Läufer ankleiden sich vollständig bis auf die Unterhose und stellen sich am Start in einer Reihe auf, um auf das Kommando des Spielleiters zum Ziele im eilen Distansen von 1000–2000 Meter sind keine Seltenheit; als Preise dienen: ein Hemd, gestickte Tücher u. dgl. — Die Sprungübungen sind wie überall zweifach, der Weit- und der Höhen sprung mit und ohne Anlauf. Höhen sprünge von 1/2 bis fast 2 Meter sind, natürlich mit Anlauf, in Bosnien keine Seltenheit und hatten einige hier anwesende Herren vor wenigen Tagen erst in Pod Romanja Gelegenheit, dieses Spiel zu beobachten.

Ein Sprungspiel, welches um griechische Vasen gemälde vorführen, ist das in Bosnien und der Herzegovina bei Volkfesten noch gegenseitig gebräuchliche Springen auf eine aufgebühlte, frische Ziegenhaut. Die frisch abgezogene, gut aufgeblasene und hierauf luftdicht verbundene Ziegenhaut wird auf den Erdboden, der von Steinchen oder Holstücken sorgsamst gereinigt wird, niedergelegt und müssen die Springer, welche sich um die gewöhnlich sehr bescheidenen Siegepreise bewerben, trachten, die aufgebühlte Haut durch Auf-

springen auf dieselbe mit der kräftig anzusetzenden Ferse zum Platzen zu bringen. So mehrhaltend das Spiel für den Zuschauer ist, so hat es schon manchem, durch die elastische Kraft des Schlauches weit weg geschleuderten Springer ein böses Andenken eingetragen.

Allgemein verbreitet ist auch der Ringkampf, „brvanje“, wobei sich die Kämpfer nicht selten bis auf die Unterhose entkleiden. Als Regel gilt, dass die Kämpfenden sich bloss an den Armen und um den Oberleib fassen dürfen. Kniestellen oder sonstige Finten sind verpönt; der Kämpfer muss trachten, den Gegner ausschliesslich durch die Muskelkraft seines Armes zu Boden zu strecken.

Wieder andere Spiele dienen zur Erprobung der Hebekraft. „Dizanje Kabala“ (das Eimerchen) besteht darin, dass zwei Männer, welche in hockender Stellung sich mit den Händen an den Zehen festhalten und sich den Rücken zuehen, von dem ländlichen Athleten gleichseitig bei ihren festgehundenen Leibgürteln gepackt, in die Höhe gehoben und herumgedreht werden müssen. Aehnlich geschieht es beim „Bisago“ (Sattelstange-Spiel), bei dem sich der ländliche Athlet auf Knie und Ellenbogen niederhockt und zwei der Mitspieler sich an seinen Nacken und Rücken kräftig niederzetzen; nun muss er die Beiden demart emporheben, dass er sammt der Last auf Händen und Füssen ruht und sich nach vorwärts und rückwärts je einige Schritte bewegt.

Gewaltige Muskelkraft erfordert aber auch das sogenannte „Speerheben“ (Kopje dizati). Ein Barsch liegt am Rücken in starrer Haltung am Boden, der andere fast ihn nun in gebogener Stellung mit beiden Armen an den Unterschenkeln (über das Knie darf er nicht greifen) und hebt den starren Körper — das Kopje, den Speer — empor, bis derselbe in die senkrechte Lage kommt.

Seltener als die vorgenannten sind in Bosnien und der Herzegovina equilibristische Spiele; mir sind nur zwei derselben bekannt geworden. Das eine, welches „Spiesdrehen“ (Radaži) genannt wird, ist eine Art am gespannten Seil ausgeführter Kniewelle, während das zweite eine mimische, der komische Abschiedsszene des nach Mekka ziehenden Pilgers (Hadži) darstellt. Der Hadži steigt auf das in Manneshöhe straff gespannte Seil und hockt mit unterschlagenen Füssen auf demselben. Um sich am Seile in dieser Stellung zu erhalten, hält er in beiden Händen Stöcke, da er aber die Begrüssungen der Zuschauer in orientalischer Weise mit der rechten Hand erwidern und mit der linken mimisch darstellen muss, dass er das Reitpferd leitet, so geschieht es nur allzu oft, dass er das Gleichgewicht verliert und an Boden fällt, was natürlich die Zuschauer zum Lachen bringt.

Ein bei Jung und Alt sehr beliebter Wintersport ist das Plazalo Spiel (Schlittschuhfahren), wobei die Spieler auf ganz kleinen Schlitten von kaum 60–80 Centimeter Länge die steil geböchte Bahn herunterrasen und zum Steuern sich lediglich der Füsse bedienen dürfen. Die beiden Schlittschienens sind entweder abgerundet (grajonli), zugespitzt (ligure) oder mit scharfen Ecken beschlagen (čitaklije). In Sarajevo werden in diesem Vergnügen, an dem sich sehr oft 50 und 60 jährige Männer theilnehmen sah, die steilsten Strassen oder Bergabgänge gewählt und die Rutschbahn durch heisses Begiessen — wozu zeitweise geführtes Wasser verwendet wird — recht glatt gemacht. Die echten Plazalo-Virtuosen lassen sich aber die glatte Bahn

nicht genügen, sondern es werden für sie durch aufgeworfene, fest gestampfte Schneehäke (die sogen. Skakla, Sprungstellen) in Abständen von 10—16 Mtr. mehrere Hindernisse hergestellt, welche der kühne Schlittenfahrer in sensender Fahrt durch geschicktes Emporschnellen des Schlittens zu übersetzen hat.

Gesellige Versammlungen an langen Winterabenden, bei Muhammadanern zumeist zur Zeit des Fastenmonats Ramazan, sind dem Bosnier und Herzegovzen ein Bedürfnis, welches er nach alter Vater Sitte unter keinen Umständen unbefriedigt lassen will. Bei diesen Versammlungen (Sijelo, sastanak, prolo = Spinnabend) finden sich Alt und Jung aus allen befreundeten Nachbarhäusern ein, bei den Muhammadanern natürlich bei Trennung der Geschlechter, und vertreibt man sich die Zeit bis in die späte Nacht mit Gesang und einer reich abwechselnden Serie ansiehender, dabei stets dezentere Spiele, welche sich um so reizender darstellen, weil mancher Vorfall, der sich im Dorfe oder in der Nachbarschaft ereignete, in humorvoller Weise parodiert in das Spiel und den Begleitgesang mit verflochten werden. Niemand wird es einfallen, wegen solcher Scherze böse zu thun, denn heilig wird das Sprichwort gehalten, „dass Scherze im Spiele keine Beleidigung sind“.

Die Aufteilung aller dieser Spiele würde zu weit führen und dürfte es genügen, blos zu erwähnen, dass sie in zwei Gruppen zerfallen, von denen die eine Reizenspiele sind, wobei die Spieler im Kreise auf dem Boden oder den Minders sitzend nach dem Kommando des Spielleiters (Majstor) verschiedene pantomimische Szenen aus dem Leben durchführen, oder einen in der Mitte postierten Spieler von irgend welcher Verrichtung zu befreien trachten, was die Gegenpartei zu vereiteln versucht. Jedes dieser Spiele hat seine festen Regeln, wobei aber Improvisationen gerne eingeschoben werden. Manche dieser Spiele begleiten Gesänge oder auch Reigentänze nach eigenem Rhythmus und Tanzschritt.

Die zweite, noch mannigfaltigere Gruppe bilden Versteckspiele, bei denen es gilt, auf mehr oder minder spannende Weise Gegenstände zu errathen. Eines der beliebtesten dieser Art heisst „praten pod fudzansom“ oder „praten pod kapom“ (Ring unter der Kaffeschale oder Mütze) und wird in ähnlicher Weise angeführt, wie das Ringspiel, wobei in ersterem ist, bei welchem der Mitspieler sich der Ring befindet. —

Den Glanzpunkt jedes Festes, jeder geselligen Zusammenkunft bei verschiedenen Familien oder öffentlichen Anlässen bildet der nationale Reigentanz, das „Kolo“. Ohne ihn ist keine Festlichkeit denkbar. Wenn die Muhammadaner am Vorabend des Aidun (mit dem St. Eliastage identisch) in hellen Schaaren die nächste Berggruppe besteigen, um dort den anbrechenden Morgen oder wie sie sagen „die Gehart der Sonne“ zu erwarten; wenn sie am Nachmittage des Aidun in's Freie zum Toferić (Anfang) wandern; wenn sich die Dorfbewohner bei einem Nachbar über dessen Einladung zur „Moba“ (freiwillige Arbeitsleistung) oder zum „Kombanje“ (Anlösen der gebrochenen Maltselben) einfinden; wenn der orthodoxe Christ sein „Kranje ime“ (Fest des Heilpatrons) feiert; wenn sich die christliche Bevölkerung beim Kirchweih oder sonst einem kirchlichen Feste, der Muhammadaner beim Turle (Grabstätte) eines heiligen Mannes versammelt; endlich wenn Hochzeiten oder sonstige Familienfeste stattfinden, so bezeichnet der Kolotanz stets den Höhepunkt der Festsfeier.

Den Tanz begleiten entweder gesungene Melodien oder es dreht sich der Reigen nach dem Rhythmus volkstümlicher Instrumente: der Diple, Tamburica, čemane, gارجيا, svirala n. a. w.). Im Kolo tanzen nur Mädchen und Burschen, selten zu Paaren, sondern willkürlich im Reigen geordnet. Bei Muhammadanern tanzen die Mädchen für sich im maklo kolo (Männer-Kolo), die Mädchen getrennt im Zenko kolo (Weiber-Kolo) im abgeschlossenen Hofraum oder Garten.

Der „Kolorogija“ (Reigenführer, Vortänzer) leitet den Tanz und Gesang; wird aber das Kolo mit instrumentaler Musikbegleitung exekutiert, so sind die Musikanten in der Regel in der Mitte des Reigenes postiert. Wer erkrankt hier nicht eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Horostanz der alten Griechen, wobei ich noch bemerken möchte, dass der Kolotanz bei den Bulgaren den Namen „Boro“ führt und dass eine Art Kolo in einigen Theilen Serbiens „Oro“, „Kraljevo oro“ (Reigen, Königreigen) genannt wird. —

Vielfach sind die Arten des Kolo, die Tanzschritte und das Tempo so vielseitig, dass es eines geschickten Musikologen und Tanzkünstlers bedürfen würde, um alle Motive dieses so beliebten Nationaltanzes in den verschiedenen Gebieten der südöstlichen Völkerstämme festzustellen. Zwei interessante Arten des Kolo konnte ich in Bosnien und der Herzegovina beobachten, die ich sonst in den von Südländern bewohnten Ländern nicht vorfand. Die eine ist das drostanko kolo (Doppelreigen), bei welchem in der Mitte des grossen Reigenes ein kleinerer Kreis kräftiger Burschen (gewöhnlich vier bis sechs) tanzt, auf deren Schulter in aufrechter Stellung ebenso viele junge Männer stehen und Mähe haben, sich bei den lebhaften Bewegungen ihrer Träger im Gleichgewichte zu erhalten. Die andere interessante Koloart ist das junačko kolo (Heldenreigen), wo die nach Art der Quadrille in zwei Reihen aufgestellten Tänzer reihenweise in der Richtung zur Gegenseite zunächst einige Schritte im langsamen Tempo schreiten, um hierauf einen gewaltigen Sprung auszuführen.

Zum Schlusse möchte ich noch die nationalen Schauspiele erwähnen. Es ist dies eine Belustigung von so allgemein ethnographischer Basis, dass es für diesmal genügen dürfte, blos das Vorhandensein volkstümlicher Poesenspiele auch in Bosnien und der Herzegovina zu konstatieren. Das Sujet dieser Studie wird meist dem Leben entnommen und werden in mancher derselben mit beiderer Satyre durch Wort und Gebarden althergebrachte Mißbräuche gegeißelt.

So erinnere ich mich einer solchen ländlichen Poesie, die eine gelungene Parodie des alten Gerichtsverfahrens, bei welchem Baklić (Geschenk) und Ruive (Bestechung) weit einschlaggebender war, als das geschriebene Recht.

Ein anderes „Hadžija“ betiteltes Volksschauspiel parodiert den Mekkapilger, welcher einjährig auf der Pilgerreise zur Kuaba (Grab des Propheten) verweilt. Während seiner Abwesenheit gehen Haus und Hof zu Grunde und wird von den leichtsinnigen Söhnen des Hadžija zum Schlusse auch sein Weib verkauft,

1) Diple ist die antike Syrinx, tamburica ein kleines, mandolinartiges, mit vier gleich gestimmten Drahtsaiten versehenes Instrument; die gارجيا ist der tamburica ähnlich, doch grösser und in g-dur-Accord gestimmt; čemane die Violine, svirala die Hirtenföte.

was den rückgekehrten Hadji dann treibt, von der heimathlichen Scholle in die weite Welt zu flüchten.
Die hauptsächlichste Würze erhalten diese mit vielen derben Späßen versetzte Poesen durch die wirklich durchschlagende, erwuchsigte Humor der Darsteller.

Auch Umzüge, die an bestimmten Tagen veranstaltet werden, konnten in Bosnien und der Herzegovina konstatiert werden, wobei es anfallt, dass sich diese bis zum heutigen Tage nur bei der mohammedanischen Bevölkerung erhalten haben. Ein solcher Umzug, „Tribaliko“ genannt, wird am Vorabende des Georgestages angeführt. Die jungen Burschen aus allen Häusern des Dorfes versammeln sich an einem bestimmten Platze und bringt jeder eine aus Weiden- oder Baselnuss-Hinde gedrehte Flöte mit. Unter Leitung eines gewählten Führers zieht nun die Gesellschaft von Haus zu Haus, wobei zuerst das Haus eines Weibes, welche im Verdachte der Hexerei steht, aufgesucht wird. Dort angekommen, stoßen alle in ihre Flöten und spekulieren durch einige Zeit, um sodann nach der Reihe alle Dorfhäuser abzugehen und überall den gleichen Lärm zu machen. Dadurch soll den Anschlägen böser Geister und der Hexen vorgebeugt werden.

Ein anderer Umzug, Čarica (wörtlich übersetzt Beschwörer) oder Ōćice (Seher) genannt, geht, nachdem sich die Theilnehmer vermummt haben, am Vorabende des Weihnachtfestes von einem mohammedanischen Hause zum andern, angeführt vom „Did“ (Djed, der Greis) und der „Cura“ (Mädchen), welche ein in Wehrkleidung gekleideter Bursche darstellt. Beim Haus angekommen, wird der Hausherr heraufgeloft und von ihm eine Gabe erbeten, indem ihm gleichzeitig Glück und Gottessegens gewünscht wird. Lässt sich der Hausherr befallen nicht zu erscheinen oder gibt er den Čarice's keine Gabe, so folgen arge Beschimpfungen, die ebenso wie die Segenswünsche nach althergebrachten, unabänderlichen Formeln vom „Did“ gehalten werden.

Hiermit glaube ich, eine übersichtliche Darstellung der in Bosnien und der Herzegovina gebräuchlichen Volksspiele gegeben zu haben. Manche dürfen wohl von den Nachbarstämmen übernommen sein, die meisten wurzeln aber in weiter Vergangenheit. Viele der letzteren scheinen von den Urbewohnern den slavischen Einwanderern überliefert worden zu sein und deuten namentlich die gymnastischen Kraftübungen auf die klassische Antike, — oder sind sie ur-slavische Ursprünge, wie z. B. alle eigentlichen Festspiele, und namentlich der Kolofani, von dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen könnte, dass er in ur-slavischer Vergangenheit nicht ein blosses Vergnügen war, sondern sacrale Bedeutung hatte. Wird ja doch dieser Tanz mit Verliebe hauptsächlich an Festtagen angeführt, welche, wie St. Georgs- und St. Elinastag, mit den Festtagen slavischer Natur-Guttheiten übereinstimmen.

Ich kann meinen Vortrag nicht schliessen, ohne des nationalen Barden, des Usnara zu gedenken, der bei jeder Feststunde der bosnisch-herzegovinischen Bevölkerung erscheint, um zu den monotonen Tönen seines einseitigen Instrumentes die Thaten des Kulin ban, des Königssohnes Marko, des mohammedanischen Nationalhelden Alija Gjerzelez und anderer Junaken zu besingen. Um ihn versammelt sich Alt und Jung, um durch viele Stunden seiner in formvollendeten zehnseitigen Versen abgefassten Recitation andächtig

zu lauschen. Im Volk-dichter finden wir aber auch den echten Volksdichter, der die wichtigsten Ereignisse des Alltagslebens, die ihn zum Singen und Sagen inspiriren, in wohlgesetzten Versen mit spielender Leichtigkeit improvisirt, und wird es mich deshalb nicht Wunder nehmen, wenn jeder Repräsentant der bosnischen Usnara, den wir vor wenigen Tagen auf der für die Urgeschichtsforschungen so wichtigen Glina'scher Hochebene des dahin gekommenen Archäologen und Anthropologen vorstellen konnten, schon in kürzester Zeit die Thätigkeit des ersten wissenschaftlichen Kongresses in Bosnien-Herzegovina seinen Zuhörern in den Klängen der Usnara verkünden wird.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen.

(Schluss.)

Hier trifft man bereits an einigen Stellen auf Bergdama's, die eigenthümliche schwarze Ueberfärbung des Landes. Obgleich reine Neger, haben sie doch die Sprache ihrer Unterdrücker, der Namaqua, angenommen. Sie sind, wenn sie sich erst an den Aufenthalt in der Nähe von Weissen gewöhnt haben, das beste Arbeitermaterial unserer Kolonie, besonders da sie sich auch durch Körperkraft vorthreibt von den Hottentotten unterscheidet.

Je weiter der Reisende nach Osten vordringt, umso mehr zeigen sich zwischen dem Grase Buschwerk und kleine Bäume, unterwogen mit seltsamen Alociformen und häufig unterbrochen von den grossen Hügelbäuden der Termite. Jenseits des Thalkeuels von Otjimbingue wird das Grün der Büsche und Büsche so dicht, dass man zeitweise meint in einem dichten Walde zu reiten. Immer mehr zeigen sich geschlossene Bergzüge, bisweilen die Ränder gewaltiger Hochländer, und immer häufiger durchzieht sie die dicht bewachsenen Thäler in den Swako mündender Flüsse.

Hier in dem Gebiet zwischen Otjimbingue und Otjokango hat man Gelegenheit, Vertreter der Hauptbevölkerung unseres Schutzgebietes, der Herero's oder der eigentlichen Damara's kennen zu lernen. Es ist ein wohlhabendes Hirtenvolk, stolz auf seine Stellung unter den übrigen Nationen und körperlich nahe verwandt mit den Matabele und Sulu. Aber sie sind nicht despotisch regiert wie diese beiden Völker; vielmehr ist der Einfluss der Häuptlinge durch die Grossen ihres Stammes oft ziemlich beschränkt. Sie sind wirtschaftlich das wichtigste Element der Kolonie, da der Handel und die Möglichkeit grössere Viehmenngen zu erwerben, wesentlich auf dem Kinderrichtthum der Herero's beruht.

Durch das wasser- und holzreiche, an vielen Stellen wildromantische Bergthal des Otjowatins erreicht man endlich in südlicher Richtung den Hauptort von Deutsch-Südwestafrika. Auf einer niedrigen Hügelkette erheben sich, schon vor Weitem sichtbar, die thurm- und zinnen-gekrönten Kohnziegelbauten von Gross-Windhoek und dahinter die schroffen Wände und Gipfel des mächtigen Awasgebirges.

Die Bevölkerung der zentralen Militärstation Windhoek weist alle südafrikanischen Rassen auf. Zum ersten Male aber trifft man hier auf eine Anzahl von Rehoboth Bastards. Es sind trotz grosser und mannigfacher Schwächen die Vertreter einer intelligenten und nicht unthätigen Mischrasse, aus der bei straffer Zucht mit der Zeit etwas werden kann,

und die unserer Herrschaft während des noch immer im Gange befindlichen Krieges bei richtiger Verwendung noch gute Dienste zu leisten vermag. Auch sie sind gute Viehzüchter und sie besitzen die besten Heerden im mittleren Schtzegebiet.

Alle Eingebornen der Colonie mit Ausnahme einzelner kleinerer Stämme können mit der Zeit der Culturirung dienstbar gemacht werden. Dabei wird eine gerechte Behandlung gepopart mit der nöthigen Strenge im einzelnen Falle im Stande sein, weitere Kriege zu vermeiden, vorausgesetzt, dass den Leuten rechtzeitig der Argwohn genommen wird, man bräusichtige ein kriegerisches Vorgehen gegen sie. Ein solches wird aber selbst zur Bestrafung grober Excessen nicht nöthig sein, wenn die Eingebornen sehen, dass die Strafe stets nur den Schuldigen trifft.*

Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Die Kjökkemöddinger von Rutsan.

In der Mitte dieses Jahresderts wurde in Dänemark die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf eigenthümliche Aufschüttungen hingelenkt, welche, anweil der Meeresküste gelegen, aus Schalenresten von Muscheln, aus Knochen und anderen thierischen Ueberresten bestanden. Nichts lag näher, als anzunehmen, man habe es mit Ablagerungen aus dem Meere zu thun, die in Folge säcularer Hebung der Küste auf das trockene Land gerathen seien. Bald aber wurde von anderer Seite die Meinung ausgesprochen, dass jene Massen künstlichen Ursprungs und vom Menschen einst in grauer Vorzeit zusammengetragen seien. Begrifflicherweise wuchs das allgemeine und wissenschaftliche Interesse an dieser Sache, und die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen hielt dieselbe für wichtig genug, um eine besondere Kommission zur Untersuchung jener Ablagerungen einzusetzen. Hierzu gehörte auch der berühmte Zoologe Steenstrup, welcher später über das Ergebnis ausführlich berichtet hat. Es fanden sich Schalenreste der Anster, Herzmuschel und Niesmuschel, ferner Knochen des Dorschens, Karpfens, Aals, der Gans, des Cormorans, verschiedener Möwen, des Wildschweines, des Hirsches, Rehes, Hundes, Bären, Bibern u. a. m. Daneben lagen eingestrent Kohlereste von Äänen und Scherben von Thongefäßen; Metallgeräthe fehlten gänzlich. Die genaue Untersuchung der Röhrenknochen zeigte, dass viele derselben künstlich aufgeschlagen, andere unverkennbar von Rauhthieren benagt waren. Hiernach war es unabweisbar, dass diese Schichten nur unter Zutun des Menschen und zwar vor Beginn der Metallzeit zu Stande gekommen sein konnten, und Steenstrup führte sie unter dem Namen Kjökkemöddinger, d. i. in Dänemark die Bezeichnung der im Haus und Hof gehörigen Abfallhaufen, in die prähistorische Wissenschaft ein.

Obschon diese Entdeckung ein gewisses Aufsehen machte und weit über Dänemark hinaus das allgemeine Interesse anregte, gelang es erst 1874 dem Geologen G. Berendit bei seinen Kartirungsarbeiten in der Nähe von Tolke mit am frischen Haß ähnliche Ablagerungen, die ersten dieser Art in Deutschland, aufzufinden.

Um so interessanter ist es zu vernehmen, dass es nun, wiederum nach zwanzig Jahren, gelungen ist, zum zweiten Mal an der deutschen Küste der Ostsee, und zwar gleichfalls in unserer Provinz solche Kjökkemöddinger aus der jüngeren Steinzeit nachzuweisen.

In der Sitzung der anthropologischen Sektion der Naturforschenden Gesellschaft am 12. December legte der Direktor des Provinzialmuseums, Herr Professor Dr. Conwents, eine reichhaltige Kollektion von Thonscherben, Feuersteinchälern und verschiedenartigen Knochen, Geräthen und Schuppen vor, welche er aus den Küchenabfallhaufen von Rutsan bei Putzig an Tage geföhrt hat.

Wie sament bei der Entdeckung derartiger Fundobjekte, spielte der Zufall auch hier eine grosse Rolle. Schüler hatten am dortigen Strandabhange Thonscherben gefunden und diese dem Ortslehrer Meyrowski übergeben. Letzterer übersandte dem Provinzialmuseum die Stücke in der Meinung, dass es sich um Urnenreste aus zerstörten Gräbern handle und dass noch intakte Gräber aufzufinden sein würden. Aus der Beschaffenheit der Scherben konnte man aber schliessen, dass keine Urnen, sondern Reste neolithischer Wirthschaftsgeräthe vorlagen, und es erschien daher dringend erwünscht, eine Untersuchung an Ort und Stelle auszuführen.

Nachdem durch Herrn Landrath Dr. Albrecht die Erlaubnis zu Nachgrabungen von Rittergutbesitzer Herrn Legationarath v. Below-Rutsan, z. Zt. in Lisabon, eingeholt war, hat Vortragender mit Unterstützung des Herrn Landraths im Herbst dieses Jahres mit der Aufdeckung der Kulturreste begonnen, und es zeigte sich, dass man es mit alten Küchenabfallhaufen zu thun habe, die den Ablagerungen der Kjökkemöddinger in Dänemark und in Tolke mit entsprechen.

Etwa 1 Kilometer nördlich vom Schloss Rutsan, einer Schöpfung Schackels, dehnt sich an Absturz der hohen Strände, dicht über der Linie des höchsten Wasserstandes, 80 Meter lang, diese Kulturstätte aus. Sie enthält bearbeitete Feuersteinplättchen, Reste von Fischen (Süßwasserfische) Schmirle, Barsch, Stichling u. a., Kiefernstachel und Haue von Wildschwein und zahlreiche Seebundreste, aufgeschlagene Röhrenknochen des Rindes, ferner Holzkohle eines Laubbäume, etwas Bernstein und Hunderte von Thonscherben. Letztere bestehen aus einem mit Sand reich versetzten, schlecht gebranntem, unglazirtem Thon. Ausser vielen Bodenthielen sind zahlreiche, theilweise durchlöchernde Randstücke gefunden. Die Hauptmasse der Scherben zeigt die für die Steinzeit charakteristischen Finger-, Strich- und Schraubendrücker, oft in sehr sauberer Ausführung. Viele tragen auch bereits mehr oder minder entwickelte und vervollkommnete Henkel vom einfachen, rohen Knopfanzus bis zum kräftig gebanten, öseartig durchbohrten Knauf. Bezeichnend für diese Gefässe ist das Auftreten hufeisenförmiger Wälze, die eine besondere Form seitlicher Griffe darstellen. Die Gefässe sind keine Aschenbecken, sondern Töpfe, wie sie in der Wirthschaft gebraucht wurden. Ausser diesen sind, ganz wie in Tolke mit, auch wasserförmige, flache Gefässe gefunden, deren gesicherte Deutung noch nicht gelungen ist.

Diese Funde beweisen, dass zur jüngeren Steinzeit auch bei Rutsan eine feste Ansiedlung bestanden hat, deren fassender der Fischerei und Jagd oblagen. Sie gewähren einen Einblick in das häusliche Leben der Urbewohner der Putziger Kämpo und bilden daher eine sehr wesentliche Ergänzung zu den spärlichen Gräberfunden aus dieser frühen Kulturperiode, nicht bloss in Westpreussen. Es ist zu hoffen, dass noch weitere Funde dort gemacht werden, um so eher, als nach der Besitzer des Terrains der Erforschung dieser Ablagerung reges Interesse entgegenbringt.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Generalredirt der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrgangs 1894.

Inhalt: Ueber die neue paläolithische Einteilung der Steinzeit. Von Prof. Dr. v. Török. — Bertillonage. Von Dr. Baschen. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. — Literatur-Besprechungen.

Ueber die neue paläolithische Einteilung der Steinzeit.

Von Prof. Dr. A. von Török-Budapest.

Alle unsere Erfahrungen in der Natur beruhen auf Wahrnehmung der durch die Sinnesindrücke vermittelten Veränderungen und auf ihrer Association in unserem Bewusstsein. Wir können nur dasjenige zur Erfahrung bringen, was in unserem Denken eine zur Vergleichung geeignete Veränderung bedingt. Die Aneinanderfolge dieser Veränderungen nennen wir Zeit.

Bei der Diskontinuität unseres Bewusstseins (Schlaf, Ohnmacht, Betäubung) einerseits und bei der Verschiedenheit in der Aneinanderfolge, sowie bei der Ungleichmäßigkeit der zum Bewusstsein gelangten Veränderungen andererseits, muss auch der Zeitbegriff in uns sich motivisch auflösen. — Der Begriff einer vollkommen kontinuierlichen Zeit ist ebenso eine weitere logische Deduktion, wie auch der Begriff des kosmologischen Problems über die Endlichkeit oder Unendlichkeit der absoluten Zeit eine transcendente Speculation ist.

Bei diesem motivischen Aufbau des Begriffes der Zeit kann auch sein Inhalt sich nur in dem Maassstabe vermehren und enger anschliessend werden, in welchem die Anzahl der wahrgenommenen und im Bewusstsein associirten Veränderungen sich vergrössert. Denn wie die psycho-physischen Untersuchungen dargethan haben, ist zwar die Wahrnehmung von Veränderungen immer nur zwischen gewissen Grenzen möglich, deren gränzliche Latitüde aber erst nach häufiger Wiederholungen von Wahrnehmungen, nämlich mittelst der dabei Hand in Hand gehenden präziseren Einübung erreicht wird; ferner, dass Anfänge der gröberen Veränderungen und erst später, nämlich in Folge der präziseren Einübung, auch die feineren Veränderungen wahrgenommen werden können. Wenn wir die Geschichte der prähistorischen Disciplin studiren, so finden wir eine volle Bestätigung der soeben angeführten Gesichtspunkte. Der Gang des Fortschrittes in den bisherigen prähistorischen For-

schungen liefert hierfür den strikten Beweis. Erstens beruhen alle unsere prähistorischen Kenntnisse auf der Wahrnehmung von „Veränderungen“ (Unterschiede) bei den auf uns überkommenen Reliquien des menschlichen Wesens (nämlich seiner Kunsterzeugnisse) in Gemeinschaft mit den Veränderungen (Unterschiede) der umgebenden Natur (der geologischen und paläontologischen Profile). — Zweitens wurden — eigentlich konnten — zuerst nur die grösseren Veränderungen in der prähistorischen Kultur wahrgenommen werden; folglich auch die ganze prähistorische Aera eben auf Grundlage dieser grösseren Veränderungen, zuerst nur in allgemeiner, d. h. grössere Zeitschnitte (1. Stein-, 2. Bronze- und 3. Eisenzeitalter) eingetheilt werden konnte. Erst bei den Wiederholungen der Funde lernte man die kleineren Veränderungen wahrnehmen, in Folge dessen man innerhalb der allgemeinen Zeitschnitte auch kleinere Zeitschnitte kennen lernte (z. B. innerhalb der Steinzeitalters: 1. die paläolithische Zeitperiode = die Zeitperiode der geschlagenen Steinwerkzeuge, und 2. die neolithische Zeitperiode = die der geschliffenen Steinwerkzeuge). Zuletzt kam erst die Unterscheidung der Epochen innerhalb dieser Zeitperioden (z. B. innerhalb der paläolithischen Zeitperiode die Unterscheidung der 1. Chelles'schen, 2. Mouster'schen, 3. Solntré'schen und 4. Magdaleu'schen Epochen).

Wie wir also sehen, entspricht der Gang der Fortschritte bei den wissenschaftlichen Forschungen genau der physiologischen Gesetzmässigkeit unserer Denkfähigkeit; und wir können aus dieser Gesetzmässigkeit schon im Voraus sagen, dass alle weiteren Fortschritte sich auf die Wahrnehmung immer und immer feinerer Unterschiede d. h. Veränderungen in der prähistorischen Kultur beziehen werden, in Folge dessen die ganze prähistorische Aera für uns immer reichhaltiger und in ihren einzelnen Phasen immer enger anschliessender sich gestalten wird. Freilich aber ist die Möglichkeit des Fortschrittes im Wesentlichen von solchen Umständen (Zufälligkeiten) abhängig, die nicht in unserer Macht stehen.

Frankreich ist schon vom Anfang an als der klassische Boden der Steinwerkzeugkultur zu betrachten. Nirgends konnten bisher so zahlreiche Specimina in so engschliessenden Modifikationen (Uebergangsformen) aufgefunden werden, als eben in Frankreich, weshalb auch die ausführlichere Eintheilung der Steinzeit in Perioden und Epochen bisher nur für Frankreich gelungen ist.

Nun wollen wir hier von einem neueren Fortschritt nach dieser Richtung hin berichten, welchen wir dem rühmlich bekannten französischen Forscher Philipp Salmon verdanken (s. dessen: „Age de la pierre. Division palaeolithologique en six époques“. Extrait du Bulletin de la société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie. Grenoble 1894). — Herr Salmon war so glücklich, durch seine Studien das Prinzip der steten allmählichen Entwicklung der menselichen Kultur in die Prähistorie einzuführen, indem ihm der Nachweis von engschliessenden Uebergangsformen der Steinwerkzeuge zwischen den einzelnen Epochen der paläo- und neolithischen Zeitperiode gelungen ist.

Herr Salmon unterscheidet zunächst eine Uebergangsphase zwischen der paläolithischen und neolithischen Periode (nämlich zwischen der „Période palaeolithique quaternaire“ und der „Période neolithique“) die mesolithische Zeit (Temps mesolithique). Zur paläolithischen Periode rechnet er: 1. die Chelles'sche, 2. die Monstér'sche und 3. die Magdalen'sche Epoche. Zwischen diesen drei Epochen unterscheidet er je eine Uebergangsphase („Transition chelléo-monstérienne“, und „Transition monstéro-magdalenienne“). Das Uebergangsstadium zwischen der paläolithischen und neolithischen Periode bezeichnet er — wie bereits erwähnt — als mesolithisch und nennt es speciell: „Transition Magdaléno-Campignienne“. Auch für die neolithische Periode nimmt er drei Epochen an: 1. Epoque Campignienne“, 2. Epoque Chasséo-Robenhausienne“ und 3. Epoque Carnacienne“.

Nach Herrn Salmon müssen demnach für das ganze Steinzeitalter in Bezug auf die Steinwerkzeugkultur insgesamt sechs paläolithologische Epochen mit drei Zwischen-(Uebergangs)-Phasen unterschieden werden.

Bei der jetzigen Gelegenheit müssen wir von einer eingehenderen Besprechung dieser Neuerang in der prähistorischen Forschung Abstand nehmen, da auch schon die einfache Wiedergabe der sehr lehrreichen Salmon'schen Tabelle einen grösseren Raum beansprucht, wie dies aus dem Folgenden ersichtlich ist.

Paläolithologische Eintheilung des Steinzeitalters in sechs Epochen.

A. Die quaternäre paläolithische Periode.

I. Die Chelles'sche Epoche.

1. *Lokalitäten dieser Epoche.* Chelles (Seine-et-Marne), Abbeville, Amiens, Saint-Acheul (Somme) — in den tiefen Lager-schichten. Charbonnières (Saône-et-Loire), Cersiers, Vaudrens (Yonne), die Gegend von Othe (Aube, Yonne), das Thal von Charente.

2. *Steinindustrie in dieser Epoche.* Vorwiegend sind die Steinwerkzeuge an ihren beiden Flächen grob ungeschlagen, in Form einer Spitze (pointe) oder in Mandelform (forme d'amande ou amygdaloïde).

3. *Wohnung und Aufenthalt in dieser Epoche.* Höhlen, Feldlager, Aufenthalt im Freien und in Wäldern, wie dies die warme Temperatur während dieser Epoche leicht gestattet.

4. *Anderweitige Beobachtungen in Bezug auf diese Epoche.* Unteres quaternäres Lager. Warmes und feuchtes Klima. Vorherrschend des Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Hippopotamus amphibius. Die Chelles'sche Industrie charakterisiert die ganze Epoche. Die Steinwerkzeuge, welche H. d'Alt und Mesnil in der tiefen Erdschichte der Eisenbahn-Arbeiten in Abbeville mit (der tertiären Formation ähnlichen) Thierresten fand, sind die bisher ältesten bekannten Objekte; sie repräsentiren den Beginn der Chelles'schen Industrie.

II. Die Chelles-Monstér'sche Uebergangsphase.

1. *Lokalitäten.* Abbeville (Somme), Amiens und Saint-Acheul (Somme), der Wald du Hoher (Côtes-du-Nord), das Plateau von Vienne, Gondennas (Doubs), L'Herm et Clermont (Ariège) und benachbale alle Gegenden, wo die aus dieser Uebergangsphase hervorgegangene Monstér'sche Industrie sich vorfindet.

2. *Steinindustrie.* Geschlagene Steinwerkzeuge mit kleinen Schlagmarken an beiden Flächen, von Katzenzungen- (langues de chat) und Faustkeil- (coqs de poing) Form. Beginn der Ausnützung von Schlagspaltern zur Fabrikation von Faustkeilspitzen und Schabern (radoirs).

3. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, Feldlager, sehr häufiger Aufenthalt im Freien.

4. *Anderweitige Beobachtungen.* Uebergangsphase. Mittleres quaternäres Lager (tiefere Schichten). Abgekühltes, feuchtes Klima. Elephas primigenius und Elephas antiquus. Die Industrie von St. Acheul, sowie andere dieser analogen Werkzeuge, wobei die Ausnützung der Schlagspalter immer mehr hervortritt, bilden den Uebergang zwischen der Chelles'schen und Monstér'schen Epoche. In Saint-Acheul enthält das tiefere Lager die Chelles'sche Industrie, in den höheren Schichten ist die Vermischung der Acheul'schen Industrie mit der beginnenden Monstér'schen vertreten.

II. Die Monstér'sche Epoche.

1. *Lokalitäten.* Le Montier (Gemeinde Peysac in Dordogne), das Becken der Somme, der Seine (Paris, Nemours), die Gegend von Othe (Aube, Yonne), das Becken der Rhône, Loire, Garonne, Dordogne, Charente, Adour, in Belgien (Sij, Moss, Meerin).

2. *Steinindustrie.* Vorherrschend von geschlagenen Steinwerkzeugen in Form von breiten Klingen mit Retouchungen an der einen Fläche. Spiesse-Spitzen (pointes d'épieu), Schaber, Warfscheiben (disques de jet), Schaber-Scheiben (disques racloirs). Auftreten von Stacheln (burins). Steinkette aus den Schlagspaltern verfertigt.

2. *Anderweitige Industrie.* Schon zahlreiche Fenerspuren mit scharfgeschlagenen Thierknochen, hauptsächlich vom Rinde.

3. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, Feldlager, sehr häufiger Aufenthalt im Freien, namentlich im Süden.

4. *Anderweitige Beobachtungen.* Mittleres, quaternäres Lager (mittlere Schichten). Kaltes, feuchtes Klima, grosse Ausdehnung der Gletscher. Vorherrschend des Mammuth (Elephas primigenius) mit mächtigen und auswärts gekrümmten Stoßzähnen. Rhinoceros tichorrhinus. Das Nilferd (Hippopotamus amphibius) angewandert. Die Monstér'sche Industrie charakterisiert die ganze Epoche.

IIa. Die Moustér-Magdalensche Uebergangsphase.)

1. *Lokalitäten.* Solutré (Saône-et-Loire), Saint-Martin-d'Arcideuil (Dordogne), Neumars (Seine-et-Marne), Menchecourt (Somme), Arcy-sur-Cure (Yonne), Badoles (Dordogne).

2. *Steinindustrie.* Abnahme der Breite und Zunahme der Länge der Silexklengen. Erscheinen (aber von kurzer Dauer) von steinernen Lanzenspitzen in Form des Lorbeerblattes. Kerb-Pfeilspitzen (pointes de fleches à cran) von Silex. Verschwinden der Faustkeile (coup de poing).

3. *Anderweitige Industrie.* Beginn der Verwendung der Knochen zum Grundmaterial von Werkzeugen. Beginn der Gravirung und Skulptur. Kerb-Pfeilspitzen aus Knochen. Zahlreiche Feuerherde mit Küchenresten, namentlich in Solutré, mit außerordentlich vielen Knochen vom Pferde.

4. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, Felslöcher, Aufenthalt im Freien.

5. *Anderweitige Beobachtungen.* Uebergangsphase. Mittleres, quaternäres Lager (obere Schichte). Klima gemildert und trocken. Vorherrschendes Mammuth mit wüsten und angrenzenden Stössähen, des Pferdes (Equus caballus). Verschwinden des Rhinocerotichorins. Die Solutré'sche Industrie, mit nur sehr wenigen Fund-Lokalitäten, weist nur sehr wenige Lokalitäten auf, wo sich der Moustér'schen Industrie eine mittlere Uebergangsinindustrie zwischen Solutré und La Madeleine anschließt, wie z. B. in Arcy-sur-Cure (Yonne), in Menchecourt (Somme). Die feinen und langen Solutré-Macassar Lanzenspitzen waren so zerbrechlich, dass man jetzt viel mehr zerbrochene als ganze Exemplare findet; ihre Zerbrechlichkeit veranlaßte ihr Aufgeben und ihre Ersetzung durch Lanzenspitzen von den widerstandsfähigeren Knochen. Auf diese Weise erfolgte der Uebergang zur Magdalenschen Epoche.

III. Die Magdalensche Epoche.

1. *Lokalitäten.* La Madeleine (Gemeinde Tursac in Dordogne); das Thal der Vézère, Corrèze, Tardoire; das Becken der Seine, Rhône, Loire, Garonne, Dordogne, Charente, Adour. In Belgien und in der Schweiz.

2. *Steinindustrie.* Vorherrschend von geschlagenen schmalen und verlängerten Steinklingen (lames). Schmale Stichel sehr zahlreich. Hackenmeißel (becs de perroquet). Convexe und concave Kratzer (grattoirs). Bohrer (perçois). Sägen (scies). Zweifache Instrumente. Kleine Steinspitzen mit abgehacktem Rücken.

3. *Anderweitige Industrie.* Bedeutender Fortschritt in der Anwendung der Knochen zum Grundmaterial. Knocherne Lanzen- und Pfeilspitzen, Harpunen, Dolche, Nadeln. Propänsenre. Bogen. Nähtücher. Gravirungen. Skulpturen. Zahlreiche Feuerherde mit Küchenresten (Knochen vom Ochsen, Pferde etc.).

4. *Wohnung und Aufenthalt.* Das Aufsuchen von Höhlen und Felslöchern behufs der Wohnung. Aufenthalt im Freien seltener.

5. *Anderweitige Beobachtungen.* Oberes, quaternäres Lager. Kaltes, trockenes Klima. (Rückkehr der

1) Wie wir wissen, hat Gabriel de Mortillet zwischen der Moustér'schen und Magdalenschen Epoche die Solutré'sche Epoche — als eine selbstständige — unterschieden; nach Salmon ist sie nur als eine Uebergangsphase zu betrachten.

Kälte.) Vorherrschend des Reithieres (Cervus tarandus). Mammuth lebt noch, aber verschwindet dann. Die Madeleinsche Industrie charakterisirt die ganze Epoche.

B. Mesolithische Periode.

Die Magdalensche-Campigny'sche Uebergangsphase.

1. *Lokalitäten.* Délémont (in der Schweiz); Long-Rocher de Fontainebleau (Seine-et-Marne); Allonnais, Châtillon, Bochedane (Doubs); Villorodin-Bongret (Savoien); Manneville-sur-Risle (Eure); Yport (Seine-inférieure). Le-Mas-d'Azil (Ariège), Sordes (Landes); Küchenabfälle (Kjøkkenmødding) von la Torche, in Palne (Crozon, Finistère).

2. *Steinindustrie.* Die verlängerte Magdalensche Industrie, welcher die grossen Schneide-Instrumente (Messer, tranchets) sich hinzugesellen beginnen. Die eine Station in Délémont (Schweiz) lieferte La Madeleine'sche Silexformen mit Reuthierknochen; die andere Station ähnliche Silexformen mit einem Campigny'schen Messer, in Gesellschaft von Hirsch- und Rehknochen.

3. *Anderweitige Industrie.* Durchbohrte Harpunen, Abnahme der Anwendung von Knochen, Feuerherde mit Küchenresten.

4. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, natürliche Zuflichteorte, zahlreiche Widerskehr des Aufenthaltes im Freien.

5. *Begräbnis.* Nach einigen Archäologen hätte die Versorgung der Verstorbenen während dieser Uebergangsphase begonnen.

6. *Anderweitige Beobachtungen.* Uebergang. Entwicklung eines mässigen Klimas. Beginn der jetzigen Fauna. Aussterben der Reithiere in Genu und in der übrigen Schweiz. Weiterleben des Steinbockes (bouquetin) und des Murmelthiers. Zusammentreffen der paläolithischen und neolithischen Epoche. Die Madeleine'sche Industrie ist nicht gänzlich erloschen, geschwächt dauerte sie noch fort; sie verzog sich gegen — die allmählich milder gewordenen — Gegenden, vom südwestlichen gegen das nordöstliche Europa. Dies war der eine jenes Zuges, auf welchem die westlichen dolichocephalen Menschen mit den Brachycephalen und den orientalischen dolichocephalen zusammenströmen und in Blutmischung traten; diese überhand genommene Kreuzung war vom grössten Einflusse auf den späteren Fortschritt, namentlich in Bezug auf die Gährung der Werkzeuge (polissage), die Domestikation, Kultor, Totenkultor, Begräbnis, Dolmenbauten, deren Beginn im westlichen Europa erfolgte.

C. Neolithische Periode.

IV. Campigny'sche Epoche.

1. *Lokalitäten.* Le Campigny (Gemeinde Biangy-sur-Bresle in Seine-Inférieure), Carisiers, Vandans (Yonne); die Gegend von Othe (Aube et Yonne), das Feld Barbet und von Catenois (Oise), die Basses der Grotte von Nermont (Yonne); Champignolles (Oise), Commercy (Meurthe-et-Moselle), die grosse Werkstätte von Viennay. In Belgien (Ghlin und Spiennes).

2. *Steinindustrie.* Fortsetzung und Abnahme des Verfahrens der Madeleine'schen Industrie. Ueberleben der Stichel. Starke Entwicklung der Fabrikation von Messern, von den Dänen Scheeren (snoipers, Scheeren, Faltscheine) genannt. Spitzhaalen (pics). Grobe, unbestimmte Instrumente. Aerte, Bille behufs der Polirung verfertigt, sie selbst aber ohne Polirung gebracht.

2. *Anderweitige Industrie.* Brunnenlöcher zur Gewinnung des Silex. Grobe Töpferi, mathematisch der Anfang derselben. Domestikation (Anfangsstadium).

3. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, Grotten, Feldlöcher, Herdgruben in der Erde, Erdhütten.

4. *Begräbnis.* Kein Instrument der Campigny'schen Epoche wurde bisher in den neolithischen Begräbnisstätten aufgefunden, deren Beginn, wie es scheint, nicht weiter vor der Chassey-Robenhausen'schen Epoche stattfindet.

V. Chassey-Robenhausen'sche Epoche.

1. *Lokalitäten.* Feld von Chassey (Saône-et-Loire), Bagnères-de-Luchon (Haute-Garonne), Champigny (Seine), Londinières (Seine-Inf.); Semar (Côte d'Or), Torfmoore zum Theil, Vallon (Ardèche), Pompiignan et Saure (Gard), Miraval (Hérault), Robenhausen (Schweiz).

2. *Steinindustrie.* Vervielfältigung der Anzahl von Werkzeugen. Verschiedenes Rohmaterial von Ort nach Stelle oder von fremden Gegenden. Dolche, Grosse, anheftbare Polirsteine (polissoirs). Gekerkte und höhlenseitige Sägen (saxes à coches et gonges). Kegelöhrige Bohrung und Signax, Coverts and concave Kratzer, Bohrer, Aeste mit Handhabe aus Hirschgeweih, Todtschläger mit zentraler Durchbohrung, Entwicklung der Polirung, polierte Messer (selten), Projektils geschlagen zubereitet.

3. *Anderweitige Industrie.* Bankunst, Entwicklung der Schifffahrt, Fäden, Wirteln, Angelhaken, Schwimmer für die Fischerei, Korbflechterei, Spinneln, Leinwandspinnerei und Weberei, Stoffe, Baumzucht, Ackerbau, Mühlesteine, Zermalnen der Körner, Brodbereitung, Entwicklung der Thierzucht, Verbesserung Töpferchirrie mit Henkeln und mit verschiedener Ornamentik, grösseres Format der Vasen, Verproviantierung, Lödel aus Töpferzeug.

4. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, Grotten, Erdhütten, Flechtstübe, Grundpfähler, Pfahlbauten.

5. *Begräbnis.* Bestattung der Toten in natürlichen Höhlen, Grotten und auch in Erde. Gräberanstattung. Die bisher bekannten neolithischen Begräbnisse sind vor der Chassey-Robenhausen'schen Epoche sowohl in Westeuropa, wie auch in Skandinavien ohne Beigaben von Votivobjekten. Die ersten megalithischen Monumente.

6. *Anderweitige Beobachtungen.* Gemässigttes Klima. Jetzige Fauna. Die Zusammensetzung der Benennung Chassey-Robenhausen'sche Epoche stammt daher, weil es nöthig ist, hervorzuheben, dass die neolithische Zivilisation sich nicht nur auf den (viel weniger zahlreichen und mithin viel selteneren) Pfahlbauten, sondern auch auf den (viel zahlreicheren) Landwohnstätten entwickelte.

VI. Carnac'sche Epoche.

1. *Lokalitäten.* Carnac und Umgebung (Morbihan); alle Stationen mit megalithischen Monumenten, offenen Steingalerien, künstlichen Begräbnisgrotten, wie z. B. in der Champagne und Provence; die Dolmengrotten von Fonvieille (Bouches-du-Rhône); Collorgues (Gard); Anversier (Schweiz); Touraine (Belgien).

2. *Steinindustrie.* Artistische Form der Aeste von grossem und sehr kleinem Format. Durchbohrte Dillensäge, sehr fein angearbeitete Pfeil- und Lanzenspitzen, sehr Dolche, kleine Messer (Schneidwerkzeuge) zur Kettfeilehung der Knochen und behufs Zubereitung der Pfeilboigen. Anwendung von glänzenden und pretiosen

Substanzen; Jadeit, Chloromelanit, rother Quarz, Steatit, Perarstein etc., bedeutende Entwicklung des Putzes, allgemeine Anwendung der Polirung, grosse Silexklingen.

3. *Anderweitige Industrie.* Bankunst; Mehre, Steinreihen, Cromleche, vierkantige Säulen, Dolmen, gedockte Gänge, Steinkisten, Hügelgräber, Gravirungen, Skulpturen, Beginn der Bildhauerei, Chirurgische Trepanationen, Vervollkommnung der Töpferi. Allgemeine Verbesserung der älteren Industrie.

4. *Wohnung und Aufenthalt.* Weitere Entwicklung und Verbesserung der früheren Wohnungen, Erdhütten, Pfähler, Pfahlbauten, die ersten Terramaren.

5. *Begräbnis.* Begräbnis in Dolmen, gedockten Gängen, Steinkisten, künstlichen Grotten und auch in Erde. Votiv-Beile, als zum Todtenkultus gehörig, in ganzen Exemplaren oder in absichtlich gehobenen Stücken. Symbolische Aeste und Symbolik der Zubereitung des Silex bei dem Begräbnis. Amulette von Schädelknochen, Osuarien. Allgemeine Verbreitung des Todtenkultus und der megalithischen Monumente. Nahrungsbeigaben in den Gräbern. Erste Verbrennungen der Leichen.

6. *Anderweitige Beobachtungen.* Gemässigttes Klima. Jetzige Fauna. Erstes Auftreten der Bronze in den Gräbern gegen das Ende des Steinzeitalters; die verschwindenden neolithischen Steinwerkzeuge vermischen sich mit Metallwerkzeugen. Übergang zwischen der Stein- und Bronzezeit. — Wenn die Dolmen durch die Brachycephalen oder Dolichocephalen des neolithischen Zeitalters eingeführt worden wären, so würde man dieselben gewiss schon aus der mesolithischen Zeit oder der Campigny'schen Epoche nachweisen können; aber die älteste Industrie, welche in den Dolmen aufgefunden wurde, stammt erst aus der Chassey-Robenhausen'schen Epoche und die Dolmenbauten entwickelten sich hauptsächlich erst in der Carnac'schen Epoche.

Dies wäre also die Salmon'sche Eintheilung des ganzen Steinzeitalters, welche zum ersten Male den Nachweis einer stetigen, eng anschliessenden Entwicklung der prähistorischen Kultur liefert; in Folge dessen wir über die einzelnen Fragen der Forschung fester genauer orientirt werden sein können, als dies bisher möglich war. Wie wir sehen, stehen sich der wissenschaftlich Inhalt dieses Zeitalterschnittes der Prähistorie annäher so reichlich dar, wie man dies noch vor einem Menschenalter nicht ahnen konnte. Wir werden Gelegenheit finden, uns auf diese neuere Epochen-eintheilung der Steinzeit noch zurückzukommen, wenn wir nämlich über die prähistorische Steinwerkzeuge-Kultur aus den Funden Ungarns berichten werden; wir wollen diesmal nur die Aufmerksamkeit der Gelehrten überhaupt auf diese wichtige Neuordnung der prähistorischen Forschung richten.

Bertillonage.

Von Dr. med. u. phil. G. Buschan in Stettin.

Bertillonage = identification anthropométrique ist der Name für ein anthropometrisches Verfahren, das von Alphonse Bertillon (dabei nach diesem seinen Erfinder so benannt) herührt und den Zweck verfolgt, die Identität einer Person am Grund anthropologischer Merkmale, die früher an ihr fixirt worden sind, nachzuweisen. In erster Linie ist diese Methode für kriminalistische Zwecke bestimmt, insofern es gilt,

durch die die Persönlichkeit rückfälliger Verbrecher, die unter anderem Namen eingeleitet werden, festzustellen. Es ist aber klar, dass sich dieselbe auch für weitere Kreise nützlich erweisen muss, in sozialer, juristischer, forensisch-medizinischer etc. Hinsicht, sobald es sich darum handelt, Zweifel über die Identität einer Person mit einer anderen Person zu beseitigen. Natürlich ist hierbei Vorbedingung, dass ein jeder Bürger sein Signeument politisch eingetragt lässt. So empfiehlt es sich, an Stelle der bisher üblichen allgemeinen Andeutungen auf Beglaubigungsschreiben, Urkunden, Reisepässen, Militärpapieren, Lebensversicherungsakten, Steckbriefen etc. das Bertillon'sche System in Anwendung zu bringen. Für medizinisch-forensische Zwecke wird das Verfahren sich praktisch bewähren beim Aufgreifen eines Unbekannten (entwischen Geisteskranken, vom Schlage Getroffenen, Bewusstlosen und Anderer mehr), beim Opfer eines Verbrechens, eines Selbstmörders, eines Verunglückten, beim Aufsuchen einer Leiche und Ähnlichem. Ganz besonders aber ist die Bertillonage zu verwenden in Fällen, wo man bei der Feststellung einer Persönlichkeit auf einzelne Gliedmassen oder einen dekaptirten Rumpf angewiesen ist, also bei Eisenbahnunfällen, Explosionen, Ueberschwemmungen, nach einem Gefechte etc.

Das Bertillon'sche Verfahren besteht in der Annahme bestimmter somatischer Merkmale, deren eine gewisse Konstanz für das ganze Leben zukommt. Am besten eignen sich hierzu die Knochen, und im Besonderen solche, die durch Suturen oder melastische Zwischenknorpel mit einander in Verbindung stehen und übrigens der Messung leicht zugänglich sind, also die Röhren- und Schädelknochen. Solche ganz zuverlässige Masse sind für Bertillon: Die Länge und Breite des Kopfes, die Länge des linken Fusses, die Länge des linken Mittelfingers, des linken kleinen Fingers und des linken Vorderarms. Weniger konstant, aber immer noch innerhalb sehr geringer Grenzen schwankend, sind weiter die Höhe des gesammten Körpers, die des Oberkörpers, die Armspannweite, sowie die Höhe und Breite des linken Ohres. Referent möchte das letzte Merkmal ganz fallen lassen und dafür lieber die sogenannte Ohrhöhe (Projektion des Scheitels auf die äussere Ohröffnung) substituieren, da es leicht einer raffinierten Person gelingen kann, durch Druck und Zug seinem Ohr andere Grösseverhältnisse zu geben.

Die angeführten 11 (beziehungsweise 10) Masse genügen vollständig zu einer exakten Identifikation. So klein ihre Anzahl auch erscheinen mag, so ermöglichen sie doch nach Miers' Berechnung die stättliche Anzahl von 177,147 Kombinationen. Nimmt man an anderem hinzu, dass Bertillon noch 7 verschiedene Merkmale am Auge, die auf der Intensität und Pigmentation der Iris beruhen, mit verwertet, so steigt die Zahl den Möglichkeiten auf 1,240,029. Weiter werden die Beschaffenheit der Nase, der Haare des Kopfes und des Bartes, sowie der Farbe derselben, etwaige Narben, Muttermaler, Tätowirungen etc. bei dem Signeument registriert, das schliesslich noch durch Hinzufügung zweier photographischer Aufnahmen (en face und en profil), sowie des Namens, Vornamens, Pseudonyms, des Alters etc. vervollständigt wird. Das Bertillon'sche System, wie wir es soeben geschildert haben, liefert absolut sichere und präzise Resultate; denn nach Untersuchungen seines Erfinders

finden sich unter 100,000 Individuen kaum 10, die annähernd gleiche Maasszahlen aufweisen.

Das Instrumentarium zu den Messungen ist ein ziemlich einfaches; dasselbe besteht in einem Tasterzirkel, einem Stangen-(Hölder'schen) Zirkel, einem hölzernen Winkelmaass mit Millimeter-eintheilung (siehe drei Messgeräthe, um die Masse um Kopf, den Fingern und dem Arm zu nehmen), einem 50 cm hohen Hohlzylinder (zum Sitzen beim Messen der Sitzhöhe und zum Messen des Fusses), einem 119 cm hohen Tischchen (zum Messen des Ellenbogens) und einer Wandkleidung aus Holz (225 zu 2 m), die sowohl in der Vertikalen gradirt ist und einen in dieser Richtung verschiebbaren Galgen besitzt (zum Nehmen der Körpergrösse), als auch in der horizontalen eine Millimeter-Eintheilung, am besten sogenanntes Millimeter-Papier unter Glaschutz anweist (für das Maass der Armspannweite). — Das Nehmen der Masse muss in einer bestimmten Reihenfolge geschehen, um möglichst an Zeit zu sparen. Ueber die Einzelheiten bei der Messung vergl. Bertillon, Identifikation, und Baschen, Die Bertillonage. Die Aufnahme des Signeuments an einer Person erfordert gegen 7 Minuten; davon kommen 2 Minuten für die Aufnahme der Personalien, 3 für die Untersuchung einzelner Merkmale am Körper und 2 für die Messungen. Ein von Anfosso zu diesem Zwecke konstruirtes Tachyanthropometer soll die Aufnahme des ganzen anthropometrischen Signeuments in 2—3 Minuten ermöglichen. — Die Resultate werden sogleich auf Messkarten, am besten mittelst veränderbarer Abkürzungen (der Zeitersparnis wegen) aufgeschrieben, die Karten selbst, nach einem bestimmten Principe sortirt, in Kästchen und diese wieder in Fächer theilt. Bei dem Sortiren bedient sich Bertillon eines innewohnen Verfahrens, das im Laufe der Jahre aus dem vorhandenen Material von selbst hervorgegangen ist und sich als recht praktisch erweisen hat. Nehmen wir eine gegebene Anzahl von Messkarten an, so werden diese zunächst nach dem Geschlechte geordnet. Die Messkarten für das gleiche Geschlecht erfahren sodann eine Eintheilung nach der Länge des Kopfes in lange, mittelgrosse und kleine Köpfe, eine weitere Eintheilung nach der Breite desselben. Die Länge des linken Mittelfingers gibt weitere Unterabtheilungen ab, die, wenn man dann noch weiter die Länge des Vorderarms, des kleinen Fingers und so fort zum Eintheilungsprinzip macht, sich noch zu Zahl vernehmen lassen. Auf Grund dieser Vertheilung der Messkarten ist das Herausfinden einer Person, um ihre etwaige Identität mit einer früher gemessenen festzustellen, das Werk eines Augenblicks.

Einen weiteren Ansehen hat das anthropometrische Signeument durch den Bruder seines Erfinders, Georges Bertillon, erfahren. Die Untersuchungen dieses Autors, denen das von A. Bertillon aufgestellte und paradoxe anthropométrique genannte Gesetz — der Coefficient, der darn dient, um die Körpergrösse aus einem Körperteil zu rekonstruieren, muss mit der Länge desselben variiren; handelt es sich z. B. um eine sehr grosse Extremitätenlänge, so muss man, um daraus die wahre Körpergrösse zu bekommen, die Länge der betreffenden Extremität mit einem niedrigeren Coefficienten multiplizieren, als wenn diese kurz ist — zu Grunde liegt, den Nachweis für die Möglichkeit erbracht, gegebenen Falls aus den Kleidungsstücken einer Person (Schuh, Hut, Beinkleider, Rock, Handschuh mit annähernder Sicherheit die betreffenden Knochenlängen zu berechnen.

Die Bertillonage hat trotz ihres korean Bestehens wegen ihres eminent grossen Nutzens bereits in verschiedenen Kulturländern, und zwar von staatswegen, Eingang gefunden. Frankreich hat seine Kolonien sind vollständig in diesem Sinne organisiert: zu Paris, Lyon, Marseille befinden sich Zentralstellen und in verschiedenen anderen Städten Nebeninstanzen; das Bureau d'identification in Paris erhält von sämtlichen Messungen im Reichs Mitteilung. — In Russland (St. Petersburg und einigen wichtigen Zentralstädten), Schweiz (Genf), Rumänien, ferner in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und in Argentinien sind solche Institute nach dem Pariser Muster in Thätigkeit; in gleicher Weise lassen sich Belgien und England die baldige Einführung des Systems angelegen sein. Was Deutschland betrifft, so hat als Erster Miess die Strafanstalt Moabit bei Berlin mit demselben vertraut gemacht; ein Bericht über den Fortgang der Sache ist bisher noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Die preussische Regierung verhält sich leider immer noch recht ablehnend gegen diese sich allenthalben bewährt habende Neuerung.

Die Kosten der Einrichtungen eines Institutes für Identifikation anthropométrique belaufen sich nach der Berechnung Le Royer's (für Genf) auf annähernd 250 Frs., die jährlichen Betriebskosten (inclusive zwei Beamte, die dieses Amt als Nebenberuf betreiben, 1000 Signalements mit doppelter Photographie) auf 1000—1200 Frs.

Die grosse Bedeutung der Bertillonage für das öffentliche Leben leuchtet ohne Weiteres ein. Einen Beweis für das gute Funktionieren des Systems liefern die von der Pariser Polizeibehörde herausgegebenen Berichte über den Fortgang des service d'identification. Es werden gemessen im Jahre:

1882	275 Individuen, davon entfiel auf recidivirte Verbrecher	49
1883	7,336	—
1884	10,398	343
1885	14,953	424
1886	15,109	582
1887	16,150	476
1888	17,248	367
1889	18,315	622
1890	19,325	614
1891	20,754	600

Es ist klar, dass, sobald das Bertillon'sche Verfahren (natürlich in einheitlicher Weise) sich internationalisiert haben wird, die eminent praktische Bedeutung desselben für das allgemeine Wohl noch deutlicher zu Tage treten muss.

Literatur: Das grundlegende Werk ist A. Bertillon, *Instructions signalétiques; avec un album de 81 planches et un tableau chromatique des nuances de l'iris humain*. Meims 1883. — Eine eingehende Darstellung der Methode hat Referent gegeben in Huschka, *Identitätsfeststellungen an Verbrechern und ihr praktischer Werth für die Kriminalistik*. Zentralbl. f. Nerrenh. 1893, Heft 8. — Weitere Bearbeitungen des Themas: Anfosso und Romiti, *De la possibilité de faire servir la méthode et les instructions de l'anthropologie criminelle etc.* Deux. congrès de l'anthrop. crim. à Paris. 1890, pag. 205. — A. Bertillon, *Notice sur la fonction du service d'identification de la prefecture de police etc.* Paris 1889; *La photographie judiciaire*. Paris 1890. — G. Bertillon, *De la reconstruction du signalement anthropométrique au moyen des vêtements*. Paris-Lyon 1892. *L'anthropologie judiciaire à Paris en 1889*. Paris-Lyon 1890. — Le Royer, *Notes sur l'identification anthropométrique*. Revue pénal. suis. 1892, Nr. 6. — Pernot, *De l'anthro-*

pométrie au point de vue de l'identification du recidiviste. Lyon méd. 1885, pag. 286. — De Ryckere, *Le signalement anthropométrique*. Trois. congrès d'anthrop. crim. à Bruxelles 1892.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Sitzung am 31. Oktober 1894.

Herr Helm trägt die Ergebnisse seiner chemischen Untersuchung älterer Bronzemünzen vor.

Durch frühere Untersuchungen hat Vortragender festgestellt, dass mehrere in Westpreussen gefundene prähistorische Bronze-Gegenstände sich durch einen hohen Gehalt an Antimon auszeichnen. Bei der Herstellung dieser Bronzen hat hiernach offenbar eine absichtliche Beimengung von Antimon stattgefunden resp. es sind von vornehmlich Hoherze zur Verwendung gekommen, die reich an Antimon waren. Die Frage nach dergleichen metallischen Beimischungen in prähistorischen Bronzen und Kupferlegirungen ist von hoher Bedeutung, da durch sie zugleich ein Aufschluss über die Herkunft der verwendeten Erze und der gewonnenen Bronzen selbst erhellt werden darf. Nach dieser Richtung sprach Vortragender in einem früheren Vortrage die Vermuthung aus, dass das Material, aus welchem die stark antimonhaltigen Bronzen Westpreussens angefertigt wurden, aus Ungarn-Siebenbürgen stammen dürfte, wo Kupfererze wie auch Antimonerze in ergiebiger Menge oft neben einander vorkommen.

Es ist immerhin auffallend, dass unter den prähistorischen Bronzesachen aus anderen Ländern verhältnissmässig nur wenige sich befinden, welche einen hohen Antimongehalt zeigen. Vielleicht ist in den anderen Fällen bei der Ausführung der bestglichen Analysen der Antimongehalt nur übersehen, das Antimon etwa für Zinn gehalten worden.

Zur Beseitigung dieser Zweifel hat nun Herr Helm zahlreiche Kontrollanalysen an vorgewählten Münzen von Bronze und Kupfer aus verschiedenen Gegenden und weit auseinander liegenden Zeitaltern durchgeführt. In allen untersuchten Münzen erreichte die Menge des Antimons in der That niemals die Höhe von 1/2 Prozent. Eine so geringe Menge kann nur als unwesentliche Beimengung betrachtet werden, welche den Hoherzen, namentlich den Kupfererzen, aus denen die Metall-Legirungen einst verfertigt wurden, anhaftete; weder konnten zufällig zur Aufbereitung der Münzen stark antimonhaltige Erze benutzt, noch absichtlich Zuschläge von Antimonerzen genommen sein.

Anfallend ist ferner der geringe Zinngehalt der Münzen im Gegensatz zu dem reichen Zinngehalt anderer gleichalterer Bronze-Gegenstände; Zink und Bleilegirungen sind indessen gut vertreten.

Obgleich das Zink als Metall damals noch nicht bekannt war, so verstanden es die Alten doch, das Kupfer durch geschickte Verwertung von Zinkern „gelb zu färben“, d. h. Messing herzustellen. Diese Darstellung des Messings dante noch bis in das 15. Jahrhundert hinein; erst dann wurde die metallische Natur des Zinks erkannt und das Messing durch direktes Zusammenschmelzen von Kupfer und Zink dargestellt. Die Alten verstanden es gleichfalls, dem Kupfer durch Zusatz von Blei eine leuchtende Schmelzbarkeit und grössere Härte zu geben. Auch Antimon,

welches die Römer zur Kaiserzeit bereits kannten, fand zwar nicht zu Mauerzwecken, so doch zur Herstellung von Metallspiegeln Verwendung. Vortragender spricht die Hoffnung aus, dass der von ihm wieder ernernt gegebene Anregung zur chemischen Untersuchung der prähistorischen Bronzen auch von anderer Seite recht eifrig stattgegeben werden möge, damit, wie schon erwähnt, die Frage nach der Heimath der alten Bronzen auf dieser neuen Basis recht bald zu einer befriedigenden Lösung geführt werden könne.

Sitzung am 23. Januar 1896.

Der Vorsitzende Herr Dr. Oehlschläger widmet vor Eintritt in die Tagesordnung warm empfangende Worte der Erinnerung unserem Landsmann, dem Landtagsabgeordneten Dr. w. e. Saksow hin, welcher nicht geringen Antheil an den Arbeiten der Sektion nahm und Anregungen der auf seinem Gute zahlreich aufgefundenen vorgeschichtlichen Güther stets in bekannter liebenswürdiger Weise förderte. Ferner gedenkt Redner noch zweier Männer der Alterthumswissenschaft, die im verflohenen Jahre der Tod dahingerafft hat: des bekannten Numismatikers A. Meyer in Berlin, eines gebornen Danzigers, und des Wiederherstellers der Saalburg bei Homburg, eines alten Römer-Kastells, v. Kohnen, welcher zuletzt Direktor des Alterthums-Museums in Wiesbaden war und zugleich sehr eifrig wirkte bei den Arbeiten zur Aufdeckung des römischen Grenzwalltes (limes romanus). — Schliesslich legt Hr. Dr. Oehlschläger Photographien der bekannten, an prächtigen Leistempelpfeilern reiches Insel Philae oberhalb Assuan vor, welche sich kurzum das gesteigerte Interesse aller Aegyptologen und Freunde des grossartigen Nillandes in Anspruch nimmt. Völlige Vernichtung droht dieser landschaftlichen Perle Aegyptens, da die ägyptische Regierung die Anlage grossartiger Stauwerke unterhalb der Insel, dicht oberhalb des ersten Nilkataraktes, plant, um das angestaute Wasser des Nils durch Kanäle dem unterhalb gelegenen Landestheile bequemer zuführen zu können. Die völlige dauernde Ueberschwemmung der Insel und die Vernichtung ihrer Baureste würden die natürlichen Folgen dieser Neuanlagen sein.

Hierauf spricht Herr Dr. Kumm zunächst über neuere Funde von Gesichtsurnen. Der erste derselben stammt aus einem Steinkistengrabe von Klein-Denenmörse im Kreise Neustadt. Das best erhaltene Stück dieses Fundes ist eine Gesichtsurne mit der gewöhnlichen Darstellung der Gesichtstheile, Nase, Augen und Ohren. Ringe am ihren Hals verlaufen ungefähr horizontal sieben flache Furchen, die nach ihrer Lage und Anordnung in vieler Hinsicht an die bronzenen Ringhalsbänder erinnern, die man von anderen Funden derselben vorgeschichtlichen Epoche in Westpreussen kennt. Es kann daher auch die obige Darstellung als die Nachbildung eines solchen Halschmuckes angesehen werden. Eine zweite Gesichtsurne von derselben Fundstelle ist nur in ihrem oberen Theile erhalten; von besonderem Interesse ist auch an ihr die aus kurzen, eingekratzten Strichelohren zusammengesetzte Darstellung eines Schmuckes, der ans vier auf der Vorderseite des Halses von Ohr zu Ohr verlaufenden Schütren und je zwei von den Ohren herabhängenden Berloques besteht. Ein ganz ähnlicher Schmuck aus Bronzeketten und Bronzeblech ist früher in einer Urne in Rottmannedorf gefunden und befindet sich jetzt im Provinzial-Museum. Zu demselben Funde gehört noch eine kleine Urne mit der Zeich-

nung senkrechter Strichgruppen auf dem oberen Theile des Halses und eine grosse Urne mit ähnlicher Darstellung über einer einfachen Gürtelzeichnung, bei welchen beiden in Folge mangelhafter Erhaltung die Gesichtstheile bis auf die Ohren fehlen, während sich darunter die Zeichnung einer Nadel mit Kopf findet und ein schöner müntzenförmiger Stöpseldeckel mit radienartig verlaufenden Strichzeichnungen, die möglicherweise die Kopffläure andeuten sollen.

Ein zweiter wichtiger Fund wurde auf dem Terrain der bekannten Villa Hochwasser gemacht und durch den Besitzer, Hrn. Dittrich, dem Museum geschenkt. Leider war das betreffende Grab nebst Inhalt bereits der Negligier der Feldarbeiter zum Opfer gefallen, bevor von sachverständiger Seite eine Untersuchung hatte vorgenommen werden können, was um so mehr zu bedauern ist, als der Inhalt, wie sich aus den Trümmern ergab, besonders reich und interessant war. Ausser einer ziemlich vollständig erhaltenen Gesichtsurne ohne erwähnenswerthe Besonderheiten fanden sich in dem Grabinhalt Stücke von vier anderen Gesichtsurnen, die zum Theil bemerkenswerthe Darstellungen trugen. Eine von diesen Urnen konnte noch einigermaßen aus den Stücken zusammengesetzt werden. Um ihren Hals war ein kräftiger eiserner Ring als Schmuck gelegt — ein sehr seltener Fall. Urnen mit umgelegten eisernen, resp. bronzenen Halsringen gehören in Westpreussen zu den grössten Seltenheiten; bis dahin waren nur zwei solche mit Eisen- und zwei mit Bronze-Halsring aus unserer Gegend mit Sicherheit bekannt. Die Ähnlichkeit der oben beschriebenen Zeichnungen mit an anderer Stelle gefundenen gleichalterigen Schmuckstücken, sowie das Vorkommen der Schmuckgegenstände selbst an einzelnen Urnen sprechen mit Bestimmtheit dafür, dass derartige primitive Zeichnungen nicht etwa der Phantasie des Herstellers entsprungen, vielmehr als Nachbildungen der von den damaligen Bewohnern unseres Landes getragenen Objekte — zum Theil der Schmuckstücke — zu betrachten sind. Unter diesen Gesichtspunkten gewinnen solche Darstellungen auf Urnen naturgemäss für die Beurtheilung der vorgeschichtlichen Verhältnisse an Bedeutung.

Im Anschluss an diese typischen Gesichtsurnen demonstirt Herr Dr. Kumm noch einige Urnen, die zwar auch in den Kreis der Gesichtsurnen gehören, aber bald den einen oder anderen, bald mehrere charakteristische Gesichtstheile vermissen lassen. So zeigen manche Urnen, a. B. eine von Loblan und eine andere von Stawiske, an die Nase (Nasenuhren), von den anderen Gesichtstheilen fehlt auch die geringste Andeutung; wieder andere Urnen, so zwei von Lepenkrug, besitzen nur die Augen in Gestalt von zwei unter dem Hauhe, aber bei einander stehenden Durchbohrungen resp. Gräbchen. An einer Urne von Schadrin im Kreise Berent, die im letzten Jahre durch Herrn Treichel-Hoch-Paleschken dem Museum überwiesen ist, finden sich sogar auf dem oberen Bauchtheile zwei angenehme Zeichnungen zwischen einem Strichornament, was an eine schon von früher her bekannte Urne von Deutch-Brodde erinnert, die auch auf dem Bauch eine gesichtsähnliche Darstellung zeigt. Endlich lassen zwei runde Durchbohrungen an der Seitenwand des Stöpseldeckels einer Urne von Bann, Kreis Carthaus, die Vermuthung aufkommen, dass auch in diesem Falle der Künstler ein Augenpaar hat andeuten wollen. Die Stellung derselben gerade auf dem Deckel der Urne spricht nicht direkt gegen diese Deutung, denn bei der bekannten Gesichtsurne von Liebenhald befindet sich ja das ganz deutlich ausgeprägte Gesicht

auf dem Deckel. Dass zahlreiche Urnen nur nährliche Ansätze ohne weitere Gesichtsdarstellung aufweisen, ist bekannt. — Es mag köhn erscheinen, solche unvollkommenen Darstellungen überhaupt zu deuten und mit den Gesichtsnamen in Verbindung zu bringen, aber wenn diese Darstellungen, die oberflächlich Betrachtung leicht entgegen, schon an sich einiges Interesse verdienen, so dürfte dasselbe noch bedeutend wachsen, wenn man der Frage nach dem Ursprung der Gesichtsnamen überhaupt näher treten will. Bei der Beantwortung der Frage, ob die Gesichtsnamen bei uns antichthon entstanden sind, oder ob die Anregung dazu auswärts, etwa aus Hissakli oder aus Etrurien, durch den Völkerverkehr zu uns gekommen ist, dürfte gerade solche Grenzfälle der Gesichtsnamen vielleicht eher eine Entscheidung herbeiführen im Stande sein, als die typischen Gesichtsnamen selbst.

Von neueren Funden aus anderen vorgeschichtlichen Epochen wird alsdann vom Vortragenden ein goldener Halsring gezeigt, welcher aus vierkantigem gedrehten Golddraht gefertigt ist, ein für unsere Provinz sehr seltenes Stück. Es stammt von Garmsedorf im Kreise Marienwerder und gehört der römischen Epoche an, die bei uns in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt fällt. Den Besitztümern des Herrn Landrath Dr. Brückner ver dankt das Provinzial-Museum die Zuführung dieses seltenen Fundes.

Gleichfalls der römischen Epoche und zwar ihrem jüngsten Abschnitte (5. Jahrhundert) sind die zahlreichen Funde zurechnen, welche seit einigen Jahren durch Herrn Professor Dr. Ehrlich, den Vorsitzenden der dortigen Alterthumsgesellschaft, einem Gräberfelde auf dem Silberberg bei Lenzen abgesehen wurden. Der Vortragende berichtet kurz über diese Ausgrabungen und legt einige Bronze- und Eisengegenstände dorthin vor, welche die Ehlinger Alterthumsgesellschaft dem Provinzial-Museum übergeben hat. Besonders bemerkenswerth sind die schönen Bronze-Armbrustsporenföheln (römische Importartikel), welche in grösserer Anzahl dazwischen gefunden sind und einen wichtigen Anhaltspunkt für die Altersbestimmung der Funde darbieten.

Literatur-Besprechungen.

Dr. Th. Stüder, Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Bern, und Dr. E. Bannwart, Privatdocent der Anatomie an der Universität Bern. *Crania Helvetica antiqua*. Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste auf 117 Lichtbildtafeln abgebildet und beschrieben. 55 Seiten Text in 4^o mit 117 Tafeln in Lichtdruck. Preis 80 Mark. Leipzig, 1894. Johann Ambrosius Barth (Arthur Meiner).

Das Werk verfolgt den Zweck, das seltene und schwer zugängliche Material der Schädel aus den Schweizer Pfahlbauten in salbigen Abbildungen vorzuführen. Es würden dazu nur solche Objekte verwendet, welche archäologisch genau definierte Fundstätten selbstem wurden.

Wohl sind nach Anzahl derselben von den hervorragendsten Anthropologen beschrieben und zum Theil abgebildet worden, sind die betreffenden Publikationen sind in der Literatur verstreut und die Zeichnungen sind, soweit vorhanden, in sehr verschiedenen Massstabes ausgeführt, so dass es schwer ist, sich ein allgemeines Uebersicht über das vorhandene Material zu verschaffen.

Die Verendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 86. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 30. April 1895.

Die grosse Wichtigkeit, welche für die anthropologische Forschung die Kenntniss grade der Eliten Ueberreste der europäischen Bevölkerung besitzt, veranlasste die Verfasser einmal das gesamte Material zu sammeln, was von Bundesräthen der Schweizer Eidgenossenschaft, sowie die Direktoren der vaterländischen Museen in verdankenswerther Weise die Hand boten.

Von den Pfahlbauten mehr oder weniger gut erhaltenen Schädeln und einigen charakteristischen Skelettheilen wurden drei bis vier Normen photographische Aufnahmen gemacht. Dank den vollkommenen Apparaten, welche die Eidgenossische topographische Bureau in Bern den Verfassern in glänzender Weise zur Verfügung stellte, war es möglich, die Objekte direkt in natürlicher Grösse aufzunehmen und nicht bei gewöhnlichen Apparaten zu verschiedenen Verzeichnunge auch bei verschiedenen Vergrösserungen und Druck vorzunehmen. Der letztere wurde von der Lichtdruckanstalt von Brunner & Häuser in Zürich in vorzüglicher Weise ausgeführt.

Die Anordnung der Tafeln geschah in chronologischer Reihenfolge. Es folgen nach die Schädel aus der Helvetica Superioris der Pfahlbauten: Schaffa, Melles, Lüscherz, Lastrigen, dann der Steinperiode mit dem ersten Auftreten des Kupfers, Ritz, Vinel, St. Blaise, dann der reinen Bronzeperiode, die durch die Pfahlbauten von Auvorret, Katavayer, Möringen repräsentirt ist.

Auf diese Weise wird am ersten ein Bild des Bevölkerungswachstums während der letzten Pfahlbautenperiode gegeben.

Das angezeigte Werk, welches zum Glück das als schwer zugängliche Material in einer auf der Höhe der modernen Technik sich befindenden Ausfertigung, im Zusammenhang vorführt, hat die höchste Anerkennung in den speziellen Fachkreisen gefunden. Seit der Zeitreihe 1894, S. 194) und wird demselben auch in allen demnächstigen Kreislen dienen, welche sich für die archäologische Forschung überhaupt und die Menschenaufgabe erweisen möchten.

Johannes Ranke. Der Mensch. Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band: Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. 676 Seiten, gross 8^o. Mit 6 Karten, 9 Tafeln und 963 Abbildungen im Text. Leipzig und Wien (Bibligraphischer Institut) 1894.

Mit der Veröffentlichung des zweiten Bandes legt Ranke's archaisches Werk „Der Mensch“ nunmehr in zweiter Auflage vollständig vor. Auch von ihm gilt dasselbe, was bereits von dem ersten Bande gesagt werden konnte, dass nämlich die Vererbung des stofflichen Letzten, entsprechend modern heutigen Kenntnissen in der Anthropologie, allen Kapiteln an Gute gekommen ist. Die Zahl der Tafeln ist in diesem Bande nur um zwei (prähistorische) vermehrt, wohl aber haben die archaischen Abbildungen im Texte einen ganz erheblichen Zuwachs erfahren. Während der erste Band hauptsächlich um den Menschen in seinen anatomischen und physiologischen Verhältnisse handelt, so beschäftigt der zweite Band den Menschen von dem Standpunkte der Rassen-Anatomie und behandelt demgemäss in ausführlicher Darstellung die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts. Der Umriss der Letzteren von demjenigen der menschenähnlichen Affen, die Körperproportionen, die Körpergrösse und das Körpergewicht der verschiedenen Rassen, die Vertheilung der in der Farbe der Haut und der Augen und in der Pigmentierung und dem Verhalten des Haars werden ausführlich auseinandergesetzt. Es folgt dann die Erörterung der Schädelknochen und die Beschreibung der Letzteren von demjenigen der Rassen auszuführen. Endlich werden Vertreter dieser Rassen vorgeführt und auch den sogenannten wilden Völkern und den Affenmenschen sind besondere Kapitel gewidmet.

Die zweite Abtheilung des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit den Ur-Rassen in Europa und geht in ihrer Ueberblick den Hauptpunkt der heutigen Kenntniss über den diluvialen Menschen und die von ihm auf uns gekommenen Ueberreste. Es folgt dann die Besprechung der verschiedenen Abstammungen der Urvölker in Europa mit besonderer Berücksichtigung der Pfahlbauten in der Schweiz. Nächstem wird in genauer Behandlung die jüngere europäische Steinzeit, sowie die Bronzezeit und die Eisenzzeit vorgeführt mit ihren absteigenden Unterabtheilungen, und den Abschluss macht denn ein Ueberblick über die Chronologie dieser Perioden.

Wir können das Studium von Johannes Ranke's „Mensch“ nur jedem Gebildeten angeregungslustig empfehlen. Der Zeit besitzen wir ein andres Werk, welches in so überraschender und erschütternder Weise und dabei in so reichhaltiger Sprache geschrieben, es ermöglicht, sich in den beiden jaegeren Wissenschaften der Anthropologie und der Urgeschichte, in kurzer Zeit ganz genau orientirt zu machen. Die Ausstattung ist eine ausgezeichnete, wie wir das bei der Verlagsbehandlung nicht anders erwarten konnten.

H. H. Bartels, Berlin.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrgangs 1894.

Inhalt: Die Zerstörungen in dem Landesmuseum Rudolfinum in Laibach durch das Erdbeben in der Ostersonntag-Nacht, 14.—15. April 1895. Von Prof. Alfons Möllner, Musaal-Gutes in Laibach. — Neue Ausgrabungen auf der 'Heidenburg' in der Nordpfalz. Von Dr. C. Mehliis. — Literatur-Besprechung: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. Von Dr. Koganei.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXVI. allgemeinen Versammlung in Kassel.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat Kassel als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und den Herrn Dr. med. C. Mense um Febernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

8.—11. August d. Js. in Kassel

stattfindenden Versammlung ergebenst einzuladen.

Der Lokalgeschäftsführer für Kassel:
Dr. med. C. Mense.

Der Generalsekretär:
Professor Dr. J. Ranke in München.

Wir erhalten die schmerzliche Trauerkunde, dass am 5. Mai l. Js. in Genf

CARL VOGT

gestorben ist. Die deutsche anthropologische Gesellschaft wird dem berühmten Forscher als einem ihrer thätigsten Mitbegründer stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Zerstörungen in dem Landesmuseum Rudolfinum in Laibach durch das Erdbeben in der Ostersonntag-Nacht,

14.—15. April 1895.

Von Prof. Alfons Möllner, Museal-Custos in Laibach.

Mit besonderer Heftigkeit hat das Erdbeben das Landesmuseum Rudolfinum heimgesucht. Einzelne Gänge und das Stiegenhaus hielten das Bild unserer Gassen in kleinen. Wie letztere mit Ziegeltrümmern gefüllt waren, so diese Gänge mit Mörtel- und Stuekmassen, welche sich von den Plafonds lösten. Von den Kandelabern im Stiegenhause sind die Lampen herabgeworfen, eine der schildhaltenden Figuren am Giebel ober dem Haupteingange hat den Kopf verloren, der vor dem Hause lag. Zur ebenen Erde, wo die Verwüstungen überall weniger fühlbar waren, sind naturgemäss Archiv und Bibliothek fast wenig betroffen, nur das über einer Thüre hängende Oelbild der „Ilija olivjena“ stürzte herab und fiel aus dem Rahmen. Aeger sieht es in der gegenüberliegenden mineralogisch-geologischen Abtheilung aus; hier wurden die Mineralien und Petro-facte von den Stellagen herabgeschüttelt, sammelten sich am Boden der Kästen oder durchschlugen, wie ein Amonit, einige Erze u. dergl. keck und kühn die Glastafeln, um in den Saal frei hinzukollern; fast kein Stein steht an seinem Platze! — Doch war's hier noch Aeolsharfeauseln gegen die heillose Wirthschaft im ersten Stockwerke. Hier ist buchstäblich alles durcheinander gerüttelt. Die stättlichen Säle sind mit Mörteltrümmern hochstäblich besät, darunter mischen sich in der prähistorischen und römischen Abtheilung die Trümmer der von den Kästen herabgestürzten Urnen; grössere oder schwerere Stücke haben die schützenden Glastafeln durchgeschlagen und sind zu Boden gekollert; hier hat eine römische Urne ihren Stand verlassen und ist auf den Glasdeckel der Schannmünzensammlung gestürzt, wo sie die grosse Tafel zertrümmert hat, und die Goldstücke der alten Byzantiner mit Urnenseherben und Glassplittern friedlich zusammen liegen. Wo die Anstellungstücke nicht ins Freie gelangen konnten, ist die Situation noch verwickelter, hier kollerten Urnen, Schalen, Gläser etc. wirt durch und übereinander, oft in den sonderbarsten Situationen, oft ohne gehrochen zu sein. Da lehnen bauchige Urnen an den Glastafeln, dort ist eine grosse Urne bis über den Rand des Kastens, auf dem sie postiert war, vorgekrückt, ohne herabzustürzen, obwohl die meisten ihrer Schwestern zertrümmert am Boden liegen. Doch wehe, wenn die Kästen rasch geöffnet würden, all das an die Tafeln gelehnte Zeug würde hinabstürzen und jäm-

merlich zerbrechen. Indessen können wir, so weit sich heute die Saebloge übersehen lässt, sagen, dass die besten römischen Glassachen, sowie überhaupt die werthvollen Sachen alle gerettet sind. Interessant war die Wirkung des Erdbebens auf die römische Bronzestatue vom Kasinogrunde — sie wurde gekippt, der vom Rumpfe gerissene Kopf wird aber von der durchgehenden Eisenstange, auf welcher die ganze Statue steckt, noch gehalten. In der kulturhistorischen Abtheilung sind die Filigran-Elfenbeinspinnrädchen und das gesteckte Ei erhalten, obwohl letzteres von einem Glasscherben der zertrümmerten Tafel getroffen wurde. Fürechterlich hauste das Behen im Kasten für Glas- und keramische Stücke, hier wirkte, wie im ganzen Museum, zweierlei zerstörende Kräfte, einmal die Erdstösse mit ihren dislocirenden Wirkungen, dann aber der Sturz der Mörtelmassen von den Plafonds; diese sind von Eisentraversen getragen. Von diesen Eisentraversen löste sich die Mörtelmasse der ganzen Länge nach und fiel aus einer Höhe von fast sieben Meter mit grosser Wucht auf die Glasküsten, welche sie durchschlug. Im keramischen Kasten sieht man diese zwei Wirkungen gar traurig geübt. Dreh den Erdstoss herabgedrehte Majoliken etc. zertrümmerten darunter stehende Objekte, darunter die grosse japanische Schüssel. Am anderen Ende durchschlug der Mörtel einer darüber hinwegziehenden Traverse den Glasdeckel des hohen Kastens und wirkte fast wie ein Schrapnell; in buntem, heute noch gar nicht überseharem Gewirre liegen hier die Trümmer der Gefässe durch- und nebeneinander, wobei wieder auf der Glasstange ein papierdünnes Venetianer Beeherglas zwar umgestürzt, aber unversehrt erhalten ist.

Eigenthümlich waren die Wirkungen des Stosses auf die auf Postamenten stehenden oder an die Wand gelehnten Stücke. Die Holzintarsia-Pfeiler vom Obergörzacher Altare liegt breit hingestreckt, aus seinem Winkel im Smol-Zimmer hervor geworfen; desgleichen wollte im benachbarten Saale der an der gegenüber liegenden Wand gelehnte Mumiensargedeckel sich dem alten Altarpfeiler entgegenstürzen, wurde aber vom Kasten, der den Sarg birgt, und dem soliden alten Tische, auf dem die Eremitage steht, im Falle angehalten und stand weit vorgeeignet darzwischen. Die gegenüberstehende Gipshüste Valvasors von Möllner in Salzburg, in Ueberlebensgrösse, auf einem Holzpostamente aufgestellt, rührte sich nicht und übersehaut die umherliegende Verwüstung, obwohl sie doch schwerer ist, als die beiden benachbarten, nach rückwärts an die Wand gelehnten Objekte aus Linden- und Sikomorenholz. Die schwere

Marmorbüste Deschmanns hingegen lag von unverfälschten Piedestal zwei Meter weit herabgestürzt am Boden, obwohl beide Büsten nach Süden gerichtet stehen. Es scheinen somit bei einem Wellenstosse auch gewisse todte Punkte vorhanden zu sein, welche die über ihnen liegenden Objekte unter sonst gleichartigen Verhältnissen — ich möchte sagen — ignorieren, wie hier die Büste Valvasors.

Die Fische und Amphibien bilden mit Spirituspräparaten und Skelettrümmern chaotische Massen. Die Conchilien haben sich stellenweise am Boden der Kästen von ihren Stellagen herab wieder so regellos vereinigt, als lägen sie am lieben heimathlichen Meerestrande. Am besten haben die leichten, auf breiten Bretterunterlagen befestigten Vögel und Säugethiere die Katastrophen bestanden, obwohl es auch hier gar manche Blessuren zu flieken geben wird. So sieht dieses so liebevoll gepflegte und geordnete vaterländische Institut heute fast einem Chaos ähnlich, dessen Entwirrung Monate beanspruchen wird, angerechnet die totale Renovierung des Plafonds, über deren banlichen Zustand erst eine fachmännische Kommission ihr Urtheil abzugeben haben wird, deren Zustand indessen nicht unbedenklich zu sein scheint. Vorläufig ist es nöthig, das Stiegenhaus zu spreizen, im ganzen ersten Stockwerke Gerüste einzubauen, um die Plafonds zu repariren, und selbst einige Quermauern werden abgetragen werden müssen, da sie furchtbar zerrissen sind. — En fin, die Sammlungen sind mit einigen blauen Flecken davongekommen, das Gebäude aber ist im argen Zustande.

(Laihaber Ztg., 18. April 1895. Nr. 88.)

Neue Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ in der Nordpfalz.)

Von Dr. C. Mehlis.

I.

Aus der Pfalz. Ende Oktober. Die Ausgrabungen auf dem römischen Strassenkastell, der „Heidenburg“ zu Kreimbach in der Pfalz, wurden seit Ostern 1894 fortgesetzt. Die Aufgabe dieser Campagna war, auf der Westseite der Umwallung nach der Existenz von Baracken zu forschen (vgl. Fig. 1). In 1 m Tiefe fand sich hier wiederum ein Barackenstein vor, der aber nicht 2,70 m, sondern nur 1,50 m von der Innenseite der noch vorhandenen Mörtelemaner entfernt war. Hier wurde auch ein grosser (1,30 m Länge) Quaderstein ausgegraben, der mit einer durch-

*) Vgl. „Corr.-Bl. der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, 1894, Nr. 1 und 4.

gehenden Rinne zur Aufnahme einer Holzwand versehen ist. Als drittes Architekturstück ist ein Sockelstein zu nennen, der von einer viereckigen Wandsäule herrührt. Die drei Stücke bestehen aus Sandstein. — Bemerkenswerth ist der Obertheil eines Cippus mit folgender Inschrift (gleichfalls Sandsteinmaterial):

- | | |
|----|-----------|
| 1. | O R I O * |
| 2. | E V I R |
| 3. | A N |

Die zweite Zeile enthält wahrscheinlich den Titel des Geschiedenen, dessen Name (—orius) in der ersten Zeile enthalten ist. Derselbe gehörte darnach als Sevir dem „ordo Augustalium“ an, der in einem Municipium oder Vicus in der Nähe der „Heidenburg“ zur Kaiserzeit bestanden hat. Prof. Zaugemeister hält unsere Lesung für nicht unwahrscheinlich. — An kleineren Objekten war diese Campagna recht ergiebig. Von Münzen wurden etwa 40 Stück gefunden, darunter mehrere schöne Exemplare (Mittelbronze von Magnentius, Constantinus II. u. A.) Von Waffen sind 2 Pfeilspitzen bemerkenswerth; mit plattem Grate und länglich-ovaler Klinge (Länge 8—10 cm). Die Ausbeute an Schmuckstücken für Frauen war wiederum auf der Westseite nicht unbedeutend. Wir nennen hier schmale Armbänder aus Bronze mit Linienornamenten, Ohringe aus Bronzedraht mit Perle einlage, Haarnadeln aus Elfenbein-Bronze, eine mit einer als Knopf benutzten blauen Perle. Ausserdem verdienet Erwähnung Beschlüge aus Bronze (für ein Kästchen?), Bronzeanhänger, Thonwirtel, Bronzeknöpfe, ein cylindrischer Kugelgriff von Bronze mit eingelegetem Eisendraht, ausserdem Haken, Ringe, Kloben, Nägel aus Eisen. — Die Ausbeute an Gefässresten war nicht nennenswerth. — Pferdeknochen verdienet besonderer Erwähnung. — Die Ausgrabungen fanden, wie bisher, auf Kosten des historischen Vereines unter Leitung des Berichterstatters statt. Die Funde kamen in das Kreis-museum nach Speyer, soweit sie transportabel waren. — Die Beendigung der Grabungen ist für September in Aussicht genommen.

II.

Die Grabungen im Oktober 1894 hatten die weitere Untersuchung der Südseite zum Zwecke, wo bekanntlich im Herbst 1893 der grosse Massenfund römischer Geräte gemacht wurde. Oestlich dieser Fundstelle und westlich des Ostthores ist das Operationsgebiet gelegen. In Zwischenräumen von je 3 m stiess man hier in ca. 1 m Tiefe auf vier weitere Satzsteine für Baracken. Zwei der-

selben, Naehbarn, zeichnen sich durch die Grösse des Balkenloches — 12 em im Quadrate — aus; hier scheint ein Eingang gewesen zu sein (vgl. Fig. 2b—c; a Fundstelle des grossen Kollektivfundes vom September 1894; vgl. d. Bl. 1894 Nr. 4).

Am vierten Satzstein, nach Westen zu, also in der Richtung der Kollektivfundstelle, stiess man wiederum, wie damals, auf eine an der Längemauer im rechten Winkel abzweigende Quermauer (Fig. 2b). Dieselbe hat eine Länge von 2,55 m und eine Dicke von 1,20 m. Nach den vielen, hier gefundenen Mauerziegeln zu schliessen, bestand ihr Obertheil aus diesen, während Sandsteinplatten das Fundament bildeten. In diesem Cubiculum lag die Platte eines Schlosses mit Bart-einsehnitt, sowie ein 14 em langer, 2—3,5 em breiter Thürriegel mit Hacken und Einschlag-nagel noch versehen. Das Schloss entspricht in seiner

einfachen Konstruktion dem bei Overbeck: „Pompeji“, 3. Aufl., Fig. 135 abgebildeten Thürschloesse. Schlüssel mannigfacher Form und Grösse fanden sich auf der „Heidenburg“ mehrfach.

Von Architekturstücken, die man im Oktober 1894 ausgrub und zwar alle in einer Tiefe von 0,40—1,10 em, sind folgende bemerkenswerth:

1. Das linke Eck eines Grabbeipps aus weissem Sandstein von 30 em Breite, 20 em Höhe, 15 em Dicke.

Er enthält noch folgende Buchstaben:

F · F I I L (= F · F I L)

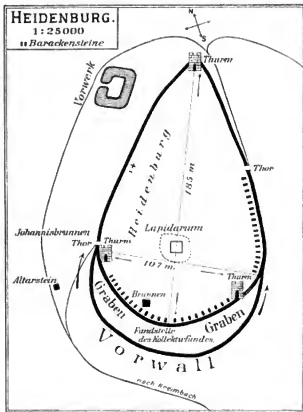
Darunter ist in Relief eine Schafschere von 30 em Länge und 5 em Breite sauber angehanen. Die Schere hat, wie die anderen Hebeheeren, zwischen Feder und Klängen einen 4 em im Durchmesser haltenden Ring.

2. Der Obertheil eines Grabdenkmales, bestehend in einer 30 em hohen, 70 em langen, 50 em breiten Platte aus röthlichem Sandstein. Die Platte bildet an der gut erhaltenen Schmalseite ein Kyma mit Plättchen; oben zur Linken ist eine der bekannten Masken im Relief dargestellt. Diese ist vollmondformig, mit Buschhacken und einem in Zonen eingetheilten Haarzöpfe dargestellt.

Ein ganz ähnlicher Grabdeckel befindet sich im Lapidarium der „Heidenburg“; ein dritter ist vom Verf. auf der „Heidelsburg“ bei Waldschhach aufgefunden worden (vgl. „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, Taf. VI, Fig. 1). Der neu aufgefundenene Deckel hat auf seiner Unterseite und zwar in der Mitte eine quadratische (10 em), 8 em tiefe Höhlung, welche an-gemessenlich zur Aufnahme einer Stütze gedient hat. Unterhalb dieser Platte war die Steinkiste mit der Graburne, oberhalb stand der Grabbeipps.

3. Das Fragment eines nach links anspringenden Rosens. Im Umriss sind auf der 65 em langen und 40 em breiten Platte aus grauem Sandstein noch erhalten die Vorderbeine, Bauhlinie, ein linkes Hinterbein des Rosens.

4. Ein Fenstergewände aus Quarzit. Erhalten ist die linke



Langseite mit 34 cm im Lichten in 12 cm Stücke, sowie die Anfänge der beiden Breitseiten. Ein analoges Fenstergewände mit 38 cm Langseite und 16 cm Stärke liegt in der Nähe des Lapidariums. Wohin diese Fensteröffnungen gingen, ist noch unbestimmt; wahrscheinlich jedoch in den Innenraum der Römerburg.

An kleinen Fundstücken sind folgende bemerkenswerth:

1. Flachsiegel (*tegulae hamatae*) mit parallelen Rinnen oder Tupfenreihen versehen, die den Zweck hatten, Mauerreize aufzunehmen und den Verband zu festigen. Rundziegel (*imbrices*) mit flacher Wölbung, Theile eines abgestumpften Kegelmantels.

2. Münzen: 25 Stück; meist Konstantiner, auch von Probus, Tetricus, Gratianus; alle aus Bronze.

3. Eisengeräthe: 2 Ahlen, 1 Feile, 3 Schlüssel, Schloss mit Thürriegel (vgl. oben), 4 verschiedene Messer, ein Metallhohrer, ein Zirkel (vergl. „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, Tafel 5, Figur 8); viele Klöben, Nägel, Ringe u. s. w., 1 Pferdetrasse, 1 Etagebehälter von 33 cm Länge.

4. Schmucksachen etc.; sie bestehen meist aus Bronze. 1 Kollennibel; mehrere Beschläge, eines derselben mit concentrischen Kreisen verziert; 3 Haarnadeln, glatt mit schwachem Kopf; mehrere Ohrringe aus Bronzeblech mit eingestanzen Punkten und Streifen verziert; 1 Nähnadel mit langem Ohr. Aus Glas: 1 Armreif, mehrere Perlen, ein Becher u. s. w.

5. An Werkzeugen ist noch 1 Spinnwirtel von 3 cm D. und 1,5 cm H. und ein durchbohrter Schleifstein von 9 cm zu erwähnen. Letzterer von Bellfont ist offenbar aus einem früheren Steinbeile hergestellt worden.

6. Gefässe: Diese sind zum Theil von rohen Formen, wie die auf der Westseite und die im Graben nach Südosten zu gefundenen, theils von besserer Bildung. Unter letzteren zeichnen sich die Terra-sigillata-Gefässe aus, welche Blumen, Rosetten, Thiere u. s. w. im Relief als Ornament tragen. Andere rothe Gefässe entbehren jeder Verzierung, wieder andere tragen mit Stempeln eingedruckte Reihen von schiefe gestellten Parallellinien, kleinere Rauten u. s. w. Letztere Verzierungsmotive entsprechen genau den Ornamenten, welche sich am Mittelrhein ein Jahrhundert später auf den merowingischen Grabgefässen vorfinden.

Einzelne Gefässe von der „Heidenburg“ sind denen von Ohrrheim, wo der Verfasser ein ausgedehntes Reihengräberfeld freigelegt hat, so frappant ähnlich, dass man den Unterschied nur an der Farbe erkennt; jene Gefässe haben rothe, diese schwarze Farbe.

Auch in dieser Beziehung werden die „Heidenburg“-Funde nicht verfehlt, Brosche in bisherige, unrichtige Ansichten über die Entstehung der ältesten deutschen Kultur zu legen, ganz ähnlich, wie es der grosse Kollektivfund römischer Eisengeräthe gegenüber den bisher verkehrten Ansichten über den Ursprung der altdeutschen Gerätheformen gethan hat. Die nachfolgende kompetente Aeusserung über letztere bilde den Schluss unserer kurzen Darstellung:

Der Jahresbericht des römisch-germanischen Zentral-Museums zu Mainz („Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst“, 13. Jahrgang, Seite 306) meldet über den von Dr. Mehlis bei seinen Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ bei Kreimbach im Herbst des Jahres 1893 gemachten Massenfund römischer Geräthe folgendes: „Das reichste Wachsthum hat auch in diesem Jahre die römische Abtheilung mit 235 Nummern aufzuweisen. Der Eisenfund von der „Heidenburg“ bei Kreimbach in der hayerischen Pfalz, der über 100 verschiedene Werkzeuge, wie sie Schmiede und Metallarbeiter brauchen, aber auch andere Geräthe aus Eisen vereinigt, bildet den Mittelpunkt dieser Gruppe. Der Fund, welcher unter Umständen, die den Zweifel an römische Herkunft ausschliessen, zu Tage gefördert wurde, ist wohl der erste seiner Art in Deutschland und von grosser Wichtigkeit für die Kenntniss der Hilfsmittel des Handwerkes einer fernern Zeit. Er zeigt beim Vergleich seiner Bestandtheile mit den jetzigen Schlosser- und Schmiedegeräthen, dass die zweckdienliche Form der Werkzeuge sich ohne wesentliche Veränderung seit mehr als 1400 Jahren erhalten hat.“ — Die Konsequenzen aus seinem für die älteste deutsche Kulturgeschichte epochemachenden Funde hat der Entdecker bereits in einer kurzen Darstellung gezogen, welche im „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie“, sowie in der „Berliner philologischen Wochenschrift“ veröffentlicht worden ist.

Was analoge Fundreihen betrifft, so gehören nach ihrer Anlage und ihren Einzelfunden hieher die sogenannten Castellieri von Istrien, hochgelegene, prähistorische, hurgähnlich gebaute Ortschaften, welche zahlreiche Funde von der neolithischen Zeit bis in die römische Periode herein liefern (vgl. „Zeitschrift der anthrop. Gesellschaft in Wien“, 1894, S. 1—29, mit zahlreichen Abbildungen). Einzelne Bronzefunde aus diesen, die bisher wenig Analogien hatten, so z. B. die plattigen Ohrringe mit Strichornamenten, die Nähnadel mit langem Ohr, das Beschläge mit concentrischen Kreisen und Punkten entsprechen ge-

nau den dort aus Villanova am Quirto abgebildeten Stücken Nr. 208, 211, 212, 213 (Ornament). Wenn diese istrischen Bronzen nach der Beschreibung von Dr. M. Hörnes vorrömischen Ursprungs sind, so müssen die analogen Funde aus der „Heidenburg“ gleichfalls in eine vorrömische, d. h. wahrscheinlich in die La Tène-Periode gehören. Diese Beobachtungen, wornach schon vor der Römerzeit hier oben eine gallische Ansiedlung bestand, stimmen mit früher vom Verfasser gemachten Wahrnehmungen auf der „Heidenburg“ und auf anderen mittelrheinischen Verwaltungen der Vorzeit vollständig überein.

I. Nachtrag zum Aufsatz über die „Heidenburg“.

Die mehrfach auf der „Heidenburg“ vorgefundenen Stücke von grösseren Grabmälern hatten schon häufig zur Frage veranlasst, wo befand sich die Gräberstrasse der Besatzung?

Zwar sind am Westfusse des Berges, am Ende der vom Johannisbrunnen zum Lauterthale führenden Schlucht, beim Bahnbau mehrere rüthliche Graburnen gefunden worden, allein für die Besatzung der Burg lag dieser Platz zu sehr ab.

Licht scheint nun in diese Sache durch einen Ende November westlich der Burgumwallung gemachten Befund zu kommen.

Hier auf der zweitobersten Terrasse fand Herr I. A. Scheidt die Reste eines grösseren Grabmales auf, die ohne Zweifel zusammen gehören. Sie bestehen aus folgenden Stücken: 1. Reste eines Grabdeckels, mit dem Rundstabe verziert und mit einigen Reihen schwer leslicher Buchstaben. 2. Kopf und rechter Flügel eines Genius oder Todteneros. Derselbe erscheint im Relief auf einer Unterfläche, die mit einer 3 cm breiten Leiste umzogen ist. Länge des Fragmentes = 25 cm, Höhe = 26 cm, Kopfhöhe = 15 cm (Fig. 1).



Vgl. hierzu den nach Haartracht und Flügelform ähnlichen Eros in Baumsteisters: „Denkm. d. kl. Alterth.“, Fig. 546. — 3. Relief vom Unterkörper einer Tänzerin; erhalten sind die kreuzweise über einander gestellten Unterschenkel und die auf den Spitzen stehenden Füsse. Länge der Unterschenkel = 22 cm. Länge des ganzen, gleichfalls von einer Leiste umzogenen Architekturstückes = 60 cm, Höhe = 22–35 cm (Fig. 2). — Ähnliche Tän-



zerinnen kommen auf mittelrheinischen Grabdenkmälern des 2.—3. nachchristlichen Jahrhunderts vielfach vor. Vgl. eine auf der „Heidenburg“ bei Waldsüchbach gefundene Tänzerinnenfigur (Oberkörper) in „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, Taf. VII, Fig. 2. Mit diesen Grabmälern bieten die von der „Heidenburg“ herrührenden überhaupt weitgehende Aehnlichkeiten. Einzelne Stücke, z. B. Grabdeckel mit Maskenköpfen in den Ecken sind zum Verwechseln ähnlich gearbeitet. Ohne Zweifel entspricht derselben Zeit derselbe Stil! —

Auch in der Nähe der „Heidenburg“, ihr gegenüber und zwar nach Westen zu, jenseits des Lauterthales wurden im Herbst des Jahres 1894 hieher gehörige Römerfunde gemacht. Ein kurzer Bericht folgt anbei aus unserer Feder und nach der vom Verfasser veranstalteten Lokaluntersuchung:

Aus der Pfalz, 11. Sept. Archäologischer Fund. In nordwestlicher Richtung von Rothselberg fand ein Landwirth bei landwirthschaftlichen Arbeiten mehrere römische Skulpturen und zwar an einem Platze „Allenkireben“ genannt, der schon seit geraumer Zeit durch Spuren von Lang- und Quermauern, durch Treppen, Gräben, Heitziegel, römische Münzen und andere Anzeichen römischer Abkunft die Aufmerksamkeit archäologischer Kreise auf sich gelenkt hat. Die Langmauer des hier gestandenen Gebäudes zieht sich auf etwa 100 m von Süden nach Norden und dort, wo sie am Ende eines alten Weges von einer etwa eben so langen Quermauer geschnitten wird, befindet sich der Fundplatz obiger Skulpturen. Diese bestehen: 1. in einer ursprünglich an einen Fels gelehnten

Figur eines mit der phrygischen Mütze bedeckten Hirtenknaben von ca. 70 cm Höhe. Nach allen Indizien haben wir in dieser Darstellung, von der das klassisch schöne Köpfchen als Einzelstück und das linke Bein, gelehnt an den Felsboden, erhalten sind, die Darstellung des kleinasiatischen Gottes Attis oder Attya zu erkennen, dessen Kultus im Rheinlande durch Denkmäler aus dem 3. bis 4. Jahrhundert bezeugt ist. Ueber zwei aus dem Rheinlande bekannte Darstellungen des Attis, von denen die eine zu Rottenburg am Neckar, die andere bei Bonn sich vorfindet, vgl. B. J. 18, S. 224 u. 229, 19, S. 160 ff., 23, S. 49 his 56 und Taf. I, 2. Beide Darstellungen des Attis gehören zu Grabdenkmälern (vgl. Fig. 3).



2. Ober- und Unterschenkel eines Reiters, der mit caligae (= Stiefel) hekleidet ist. Ohn diesem Stücke Nr. 3 und 4, Theile von einem männlichen Oberkörper gehören oder nicht, muss noch festgestellt werden. Nr. 5 besteht in einem Rumpfe, der ein leicht gegürtetes Gewand trägt. Leider entbehrt der Rumpf des Kopfes, wie der Arme. Vielleicht Rudera einer Diana? Nr. 6 und 7 sind 2 Gesmstücke, von denen das grössere 90 cm Länge und 30 cm Höhe, als kleinere 35 cm Länge und 24 cm Höhe misst. Beide gehörten zu einem Grabdenkmal, vielleicht zu einem Saeculum. Oh sämtliche Architekturstücke zu einem Denkmal oder zu mehreren gehörten, lässt sich schwer bestimmen. Das von Bonn (B. J. 23, Taf. I, 2) abgebildete Gralmal mit vorstehendem Gesims bietet starke Analogien zu dem Rothselberger Attis, zu welchem event. eines der obigen drei Gesmstücke, wahrscheinlich das erste, gehören würde. Bei Nachgrabungen an dieser Stelle stiess man in 40 cm Tiefe auf ein drittes Gesmstück von 67 cm Länge und 25 cm Höhe, welches wiederum ein vom ersten und zweiten Gesims verschiedenes Profil aufweist. Die reichste Gliederung — Platte, Hohlkehle, Platte, zwei Hohlkehlen — weist das erste Gesmstück von 90 cm Länge auf. Ausserdem grub man hier aus eine 12 cm lange eiserne Lanzenspitze römischer Form, zahlreiche Backsteine, wie sie zu römischen Bantzen verwendet werden, Mauersteine u. s. w. Da das betreffende Grundstück schon bestellt ist, so mussten weitere Grabungen auf das nächste Jahr verschoben werden. Das aber lässt sich jetzt schon sagen, dass in diesen Ueberresten einer grösseren römischen Ansiedelung noch mancher werthvoller Gegenstand zu finden sein wird und dass manche von diesen Skulpturen den letzten Hauch hellenistischer Kunst wiedergeben, der selbst den Skulpturen der späteren Römerzeit im Rheinlande mit seiner Seele

warmes Leben eingefössst hat. — Obige Fndatücke gelangten nach vollzogenem Ankauf in das Kreis-museum nach Speyer und hilden zu den in einer römischen Tempelanlage zu Dinzweiler (Kanton Waldmohr) vor 22 Jahren gefundenen Architektur-stücken, über welche der Referent gleichfalls seinerzeit berichtet hat, ein werthvolles Pendant. (H. Nachtrag folgt später.)

Literatur-Besprechung.

Dr. Koganei. Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. Aus dem II. Bande der Mittheilungen der medicin. Fakultät der kaiserlich-japanischen Universität zu Tokio. Tokio. Verlag der Universität. 1893 — 1894.

Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft zeigt sich der mächtig aufblühende Staat der Japaner den europäischen Staaten ebenbürtig: Koganei, Professor der Anatomie in Tokio, bietet uns mit seiner seeben vollständig erschienenen Monographie über die Aino einen höchst dankenswerthen Beitrag zur somatischen Anthropologie der Naturvölker. Auf zwei Reisen, die er im Auftrag der Universität in den Jahren 1888 und 1889 nach Yezo und den Kurilen unternahm, hatte er Gelegenheit, genügend osteologisches Material zu sammeln und Messungen und Beobachtungen an Lebenden vorzunehmen, um ein erschöpfendes Bild dieses ausserordentlichen Volkes geben zu können. Demgemäss gliedert sich sein Werk in zwei Theile: der erste Theil enthält die „Untersuchungen am Skelet“. Wir haben bisher nach der Schätzung Tarenetsky's ca. 107 Schädel, und zwar fast nur von den reinern Sachalin-Aino bekannt, so erstreckt sich die Untersuchung Koganei's ausschliesslich auf die Aino von Yezo und den Kurilen. Er konnte dazu 165 Schädel (87 ♂, 64 ♀, 7 kindl. 7 fragl. Geschlechts), mit Ausnahme der kindlichen Aino 168, und 89 mehr oder weniger komplette Skelete (52 ♂, 31 ♀, 5 kindl., 1 fragl. G.) verwerten, die er zum allergrössten Theil selber aus Ainoabgüssen gewann, welche sich durch die Eigenart ihres Baues vor denen der Japaner auszeichnen. Auffallend war es, dass im Innern der Schädelskapsel mitunter das Gehirn als hirsige Masse erhalten geblieben, während von den anderen Weichtheilen keine Spur mehr nachzuweisen und die Skeletknochen stark mit Wurzeln umspannen waren. Sämmtliche gewonnenen Resultate werden jedesmal mit den Angaben Bail's über die Japaner und gelegentlich mit anderen Rassen verglichen. Die Hauptresultate sind in Kürze folgende: Die Schädel der Aino sind gross und von bedeutendem Gewicht, die Hauptnähte einfach, Nahtknochen selten. Einige Fälle von syphilitischen Knochenmarken und ein Fall von partiell intrauterinverheilten rechteckigen Kieferspalte werden beobachtet. Der Hirnschädel ist gross, grösser als bei den Japanern, mesocephal, hypscephal, der Breitenhöhenindex beträgt 90,7, die Capacität 1399, der Horizontalumfang 518,7. Eine persistente Stirnnaht kommt in 1,9 Proz., ein Torus occipitalis in 6,9 Proz. aller Fälle vor. Die Condylen zeigen den nigritischen Typus (breite, schwach gewölbte, von der Basis wenig abgehogene Gelenkflächen). 14 von 168 Ainoschädeln (8,6 Proz.) haben am vorderen Rand des For. occ. einen zapfenförmigen Knochenvorsprung, bis 9 mm gross, welchen K. als Verknöcherung des Lig. suspens. dentis epist. ansaht und wie eine zweite Epiphymlichkeit, ein häufiges Vorkommen eines Condylus ter-

tius am vorderen Rande des For. occ. (9 nster 163 = 5,5 Proz.), auf dieselbe Ursache, Verkrümmung des Lig. anspruchsführt. Ein Foramen Civiini fand sich 9 mal. Auffallend viel Schädel, 90 von 166, zeigten eine postnatale Resektion, fast immer am hinteren Rande des For. occ.; die GröÙe der gans unregelmäßigen Defekte schwankt von wenigen Millimetern bis ThalergröÙe: K. weist nach, dass diese Operation nicht von Ainos, sondern von Japanern an Aino-Leichen mit einem Messer ausgeführt worden sei, da bei den Japanern das menschliche Gehirn als ein Wundermittel gegen die hartnäckigste Laes gilt. Der Gesichtsschädel ist niedrig, der Prognathismus gering (82^o), auch der alveolare (73^o), während letzterer bei Japanern, wie überhaupt bei Mongolen bedeutend in sein pflegt. Die Form der Augenhöhle ist hypsiconch, die Nasen platyrrhin, die Nasenöffnung ulmenblattförmig. Sehr häufig findet sich das getheilte Jochbein, dem ein besonderes Kapitel gewidmet ist; kommt allerdings kein einziger Fall von vollständiger Theilung vor, so findet sich doch der Rest dieser Naht als „hintere Ritze“ bei mehr als der Hälfte sämtlicher Schädel (62,8 Proz.) mit einer gewissen Prävalenz der linken Seite, während Japaner nur 16,5 Proz., darunter allerdings auch ganz getheilte, aufweisen, im Gegensatz an Europäern schon eine hohe Zahl. Dass bei Persisten der Naht diese kürzer, das Jochbein aber gröÙer wird, wird ziffermäßig dargeboten und auf das häufige Zusammentreffen von persistirendem Joch- und Stirnbeinnah hingewiesen. Von der so eigenartigen und noch räthselhaften Form einer Dreitheilung des Zygom. (Gruber, Virchow) ist ein Exemplar vorhanden. — Der Gaumen ist leptostaphylin, der Torus palatinus findet sich häufig (90,5 Proz.). — Im Vergleich mit dem Sachalin-Aino Taronetaky's sind die Schädel der Yezo-Aino etwas breiter und höher infolge stärkerer Vermischung mit den Japanern; lassen sich auch bei beiden Aino-Stämmen wegen Berührung mit den Mongolen zwei Typen, ein rein ainoischer und ein mongoloider Typus mit Übergangsformen nachweisen, so gehören die Aino doch nicht zu den Mongolen, sie bilden eine „Rasseninsel“, wie dies durch Vergleichung mit den Schädeln verschiedener mongolischer Völkerschaften noch genauer nachgewiesen wird.

Bei der Untersuchung der übrigen Skelettheile war eine starke Ahlschönung der Humerus und eine starke Platycnemie der Tibia besonders auffallend; ich konnte auch (Beitr. z. Anthr. u. U. Bayers), 1894/95, H. III bis IV) ziffermäßig ein Zusammentreffen dieser beiden Bildungen nachweisen, welche demnach auf die gleiche Ursache zurückgeführt werden dürfen. Die auffallend hohe Zahl der Perforationen der Fossa olecrani, sowie die Angaben über die Häufigkeit des Trochanter III erweisen sich als ein Rechenfehler: K. rechnet auf Paare, ohne Rücksicht auf ein- oder beiderseitiges Vorkommen, während sämtliche anderen Autoren das Prozentverhältnis auf die einzelnen Exemplare beziehen, wodurch dieses geringer wird; ein Vergleich dieser art so verschiedenem Wege erhaltenen Zahlen ist natürlich nicht angängig. Berichtigt findet sich nun die Perforation unter 146 Japaner—Homeris 19 mal (15,1 Proz.), unter 126 von Ainos 10 mal (7,9 Proz.), der Troch. III an 136 Aino-Oberschenkelknochen 35 mal (25,7 Proz.), was nicht über die bei anderen Rassen dafür bekannten Zahlen hinausgeht. Weitere Berichtigungen sind leider nicht möglich, da die näheren Angaben fehlen. Wünschenswerth wäre es gewesen, die Messungen bei einem

kompletten Skelete nicht an den Knochen der rechten Seite, sondern heider Seiten vorzunehmen, da entsprechende Extremitätenknochen ein- und desselben Skelets nicht unbedeutende Differenzen hinsichtlich der Dicke wie der Länge aufweisen.

Der zweite Theil enthält die „Untersuchungen am Lebenden“. Gemessen od inspiciert wurden 95 ♂ und 71 ♀. Die Haut ist bedeutend dick, derb, rau und gespannt, auch bei ♀; ihre Farbe, individuoello Schwankungen unterworfen, ist braun in verschiedenen Abtönungen; der gelbliche Farbenton der Mongolen fehlt. Tätowirung, nur bei ♀ üblich, wird an drei Stellen, Augenbrauen-Zwischenraum, Umgebung des Mundes, Vorderarm-Handrücken, in Gestalt breiter Streifen, nur in Schwarz, ausgeführt, das Material ist Haas von Birkenrinde. Das Haas, hochgradig, besonders als Backenbart, entwickelt, ist grob, straff oder wellig und durchweg schwarz. Senile Kahlköpfigkeit ist daher selten, häufig dagegen wird sie durch den stark graasirenden Farus verursacht. — Der Körper ist im Allgemeinen kräftig, derh knöchig und muskulö. mittelfett; die KörpergröÙe (nach Topinard geöhren die Ainos zu den Rassen kleinen Wachses) beträgt bei ♂ 156,7, bei ♂ 147,1 cm. ♂ sind also etwas kleiner als Japaner (158—169 nach Bala), während bei ♀ kaum Unterschiede vorhanden sind. Die Kieferweite ist durchgehends gröÙer als die KörpergröÙe. Der Kopf des Lebenden zeigt einen etwas gröÙeren Index als der Schädel, was sich bei der Durchschnittsweite bei der Gruppierung der Einzelzahlen bemerkbar macht. Der Gesichtsausdruck ist „gutthätig, ehrlich, mangel, angenehm, auch wohl intelligent“. Weiber sind eher schlechter und fester. Die Form des Auges ist mehr europäisch als mongolisch, die Mongolenfalte findet sich nicht häufig, bei ♂ 12,8 Proz., bei ♀ 7,1 resp. 28,6 Proz. (vertic. Falte). Der Nasenrücken ist gerade, die Flügel angelegt, die Spitze abgestumpft; ♀ zeigen dagegen eine unschöne Form. Die Höhe der Nasenwurzel, nach Hilgendorf mit Papier gemessen, ist fast europäisch. Der Mund ist etwas groÙ, die Lippen mittelfeich, nicht vortretend, nicht aufgeworfen, die Zähne nicht schieb, das Ohrfläpchen groÙ und abgesetzt; der Hals kurz und dick. Die Schulterbreite ist etwas geringer, der Brustumfang dagegen beträchtlich gröÙer, als bei den Japanern. Hände und FüÙe sind nicht groÙ, aber plump, die Wade stark entwickelt (♂ 334, ♀ 312 mm). Die längste Zehe ist die zweite. — Was nun die Herkunft der Aino anlangt, so erklärt sie K. wie v. Schrenck „für ein durch mongolische Völkerschaften frühzeitig vom Festlande Asiens nach seinem inneren Ostrande verdrängtes, also paläasatisches Volk“, welches auch dort von den weitvordringenden Mongolen (Japanern) immer weiter von Süden nach Norden geschoben wurde und in ihnen aufgehen muss, da sich seine Zahl von Jahr zu Jahr mindert (1892: 17 148 Indiv.). Die prähistorischen (steinszeitlichen) Gruben und Muschelhaufen, deren Knochenüberreste nicht von denen der jetsigen Ainos abwehrend, während andere Autoren sie einem noch früheren Urvolk, das von den Ainos verdrängt wurde, zuschreiben wollen. Solche Gruben sind nichts anderes als die Reste ehemaliger Wohnstätten, wie man sie auch in Europa als Trichtergruben und Mordellen antrifft.

Von Europäern und Mongolen gleich weit entfernt, bilden also die Aino wie ihr gegenwärtiger Wohnsitz eine Rasseninsel.

Lehmann-Nitsche.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrgangs 1894.

Inhalt: Silber. Von Dr. Joh. W. Bruinier, Privatdocent. — Aus der Vorzeit des Hönnetales. Von Dr. Emil Carthaus. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Naturwissenschaftliche Gesellschaft. Iste in Dresden. Section für prähistorische Forschungen. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg I Pr. — Literatur-Besprechungen.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXVI. allgemeinen Versammlung in Cassel bei.

Silber.

Von Dr. Joh. W. Bruinier, Privatdocent für deutsche Philologie in Greifswald.

Johannes Schmidt hat in seiner Abhandlung über die Urheimath der Indogermanen S. 9 einiger zufälliger Anklänge in völlig unverwandten Sprachen gedacht. Ich füge dem noch hinzu die Parallelen: Woche, dänisch *væk* und javan. *ruku* 'der 30. Theil des Jahres' (Humboldt Kawisprache 1. 196); nhd. *sō* und japanisch *sō* 'ita'; got. *magus* 'Knabe' und jap. *mago* 'Enkel'; mhd. dial. *uffe* 'auf' und jap. *ufe* 'auf'; nhd. dial. *gušo* 'Mnul' und jap. *kuti* (gesprochen *kutō*), in Compositionen *-guti* (gespr. *gūtō*) 'Mnul' u. s. w. Ich schicke dies voraus, um nicht für einen Sprachvergleichler à la R. Falb gehnken zu werden, wenn ich zur Erklärung des bisher räthselhaften nordeuropäischen Wortes für Silber: Kirchenslav. *šrebro*, altpreuss. *sirablan* (acc.), *sirapolis* (nom.), litau. *sidābras*, got. *silubr* erstlich das japanische heranziehe. Ich halte die genannten Formen für Compositioaea des in lat. *ferrum* (**Mer-s-ous*, engl. (kelt.?) *brass* (**bhar-s-om* (Brugmann Grundriss 1, 221; Noreen Urgerm. Lautlehre 8. 57) vorliegenden, vielleicht ursprünglich unarischen Stammes **bhr* '-Metall' mit japan. *siro* 'weiss' in *siro-gana* 'Silber', eig. 'weisses Metall'.) *šrebro* u. s. w. wäre also ein Compositum wie etwa Grünspan, spätmittelhd. *spangrün* 'viride hispanicum' (Diefenbach Glossar. latein.-germ.

Sp. 622), eine Umarisirung oder Neuschöpfung, zu der das Fremdwort den einen, einheimischen den andern Bestandtheil hergab. Im japan. wird das *r* durch einen einzigen Schlag der Zungenspitze gegen die Vorderzähne gebildet, genau ebenso wie in vielen deutschen Dialecten intervocalisches *d* ausgesprochen wird, z. B. in *fero* 'Feder', *tero* 'Leder' u. s. w. Ein solcher Laut konnte von dem einen *nlr*, den andern als *l*, den dritten *nlr* *d* gehört und adoptirt werden, was den sonst sehr auffälligen Wechsel von *r*, *l*, *d* in den doch augenscheinlich idiatischen Formen *šrebro*, **sirabris*, *sidābras*, *silubr* auf beste erklärt. Das kann natürlich nur stützen, nicht beweisen. Den Beweis für meine Hypothese sehe ich in der von der prähistorischen Wissenschaft erwiesenen Thatsache, dass in dem sog. Bronzezeitler der Norden Europas mit dem östlichen Asien durch sibirische Vermittelung in Culturbeziehungen stand (Rasko, Der Measeh, 2. 511). Dass Germanen, Balten, Slaven den andern Ariern mit altd. *rajatam*, nvest. *erecatem*, gr. *ἄργυρος*, lat. *argentum*, ir. gael. *airgid* gegenüber stehen, passt vorzüglich zu der Annahme der Prähistoriker, dass die Metalle auf zwei verschiedenen Wegen nach Europa gelangt sind: . . . Es sind also zwei verschiedene Culturströme, welche Europa die Metallkenntniss brachten, der eine in nordwest-

1) *Gana* 'Metall, Erz', in der Composition nigorirt statt *kana*, vgl. *kanayafa* 'Erzkübe' aus *kana* und *kafa*.

lieber, der zweite für Südeuropa . . . in südwestlicher Richtung fortschreitend . . . In den Pfahlbauten der Schweiz treffen wir schon auf sehr frühe Befassungen des Lebens vom Süden her. Die Übereinstimmung der in den schweizerischen Pfahlbauten gefundenen Ueberreste der damaligen Culturpflanzen mit südlichen, namentlich mit afrikanischen Pflanzen ist so gross, dass ein so vor-sichtiger Forscher wie Oscar Heer gerade sagte: „Das Volk der Pfahlbauten scheint in keiner näheren Beziehung zu den Völkern Osteuropas' gestanden zu haben . . . Das beweist, dass die dem Volke der Pfahlbauten zugeführte Cultur zum Theile vom Mittelmeere und über dieses hinaus zum Theil von Aegypten stammte.“ Soweit Ranke a. a. O. S. 545. Ich citire so weitläufig, um den Gedanken anzuregen, ob diese Pfahlbauer nicht bereits schon Kelten gewesen, die erst viel später zu den Germanen in nähere Beziehung getreten sind. Die Urindogermanen mit den Pfahlbauern zu identifiziren geht nicht an, da die letzteren Fische assen, die den ersteren gewiss nicht zur Nahrung dienten. Zwischen Kelten und Germanen kluft in dieser entlegenen Zeit gewiss eine schwer überbrückbare Spalte. Da nach meiner Ansicht die Germanen des Tacitus und noch mehr die Cäsars von der Culturstufe ganz bedeutend herabgesunken sein müssen, die ihre Vorfahren in Skandinavien zur Zeit der „schönen Bronzecultur“ inne gehabt haben müssen, so ist die Annahme vielleicht berechtigt, dass die Germanen, als ihnen die skandinavische Heimath zu enge ward und sie auszogen, im continentalen Deutschland den culturhemmenden Urwald (*myrkvide* „Ündarkvidla“), wie ihn Caesar de bello gall. 6, 10 beschreibt, antrafen, durch den der Aegyptisch-semitische Culturstrom nur topfenweise durchsickern konnte, in dessen Schotten sie aber auch emporkommen konnten zu ihrer welthistorischen Bestimmung.

Wenn nun das *sire - sira - siōā - silu - japan* *sira* 'weiss' ist, so darf man natürlich nicht an das heutige Japan denken, sondern an die continental-asiatische Heimath des japanischen Volkes. Zu der Zeit, wo ihnen mit der Kenntniss des Silbers das Lehnwort *sira* zukam, müssen die arischen Nordeuropäer bereits differencirt gewesen sein, was ein Seblagiebt auf die baltoslavische 'Urgemeinschaft' wirft. Die nordische Broncezeit setzt man in die Zeit 1500 - 500 v. Chr. (Ranke a. a. O. S. 597). Es liegt nahe, weitgehende Hypothesen anzuschliessen - z. B. den germanischen Zwölfereyclus (vgl. J. Schmidt in der oben genannten Abhandlung) mit dem sino-japanischen in Verbindung zu bringen - doeb versage ich es mir für dieses mal.

Aus der Vorzeit des Hönnethales.

Von Dr. Emil Carthaus.

Lehrreiche Urkunden aus fernem Jahrnhundert, vielseitig und zahlreich, sind uns in den uralten, von der Natur in Fels eingelassenen Archiven unseres Landes, den Höhlen, aufbewahrt, leider aber ist ein grosser Theil von unbefundenen Stellen versenkt und vernichtet worden, unbeachtet und ungeloesen, weil es namentlich im Halbdunkel der Höhlen, oder beim Schein der Bergmannlampe schon eines geübten Auges bedarf, um ihren Inhalt zu entsäufern. Vorzüglich gilt das Gesagte für die Höhlen des Hönnethales, eines Seitenthales der Ruhr. Die Absicht, in diesen Höhlen für die Wissenschaft zu retten, was noch zu retten ist, hat mich am Ende des vergangenen Jahres ieder in jenes widromantische Thal geführt. Mit Unterstützung des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst, der die Beschaffung der bei den Angrabungen nöthigen Arbeiter mit einer Bereitwilligkeit übernahm, die allen Dank verdient, konnte ich hier manchen interessanten Fund auslagern. Es würde zu weit führen, hier über die zuerst gemachten Funde aus zwei kleineren Höhlen, der Hanstatt-Höhle und der Höhle am „Grübbecker Berg“ Genaueres zu berichten; nur will ich erwähnen, dass die zuletzt genannte Höhle in eine Kammer endet, in welcher Leichname von Frauen und Kindern mit Grabbeigaben (Armingen und Ohringen von Bronze mit Bernsteinperlen, Spinnwirteln n. a. w.) beigelegt worden sind.

Eine theeraus wichtige und ergiebige Fundgrube von alten Kulturresten verdient aber weiten Kreisen bekannt zu werden, nämlich die Höhle im Kinsenstein, etwa 10 km oberhalb Mendens. Ich nenne diese in die imposante Felsmasse, auf der die Trümmer der alten Feste Kinsenstein emporragen, eingeschlossene Höhle „Burg-Höhle“, zum Unterschiede von der Feldhof-Höhle, die im Volke unter dem Namen „Kinsensteiner Höhle“ bekannt ist. Die bisher nur wenig bekannte Burg-Höhle ist eine geräumige, bis 10 m hohe Halle von 30 bis 40 qm Bodenfläche und schwer zugänglich. Den Boden bedeckte eine durchschnittlich nicht einmal 50 cm mächtige tiefschwarze Erdschicht. Die aus derselben gebobenen Fundgegenstände erzählen uns gar manches Interessante über das Leben und Treiben der einstigen Bewohner der Höhle. Die Menschen der Steinzeit schieden bereits der Vergangenheit an; unsere Höhlenbewohner kannten schon das Eisen, ja sogar dessen Verarbeitung und Verhüttung. Auch der Ackerbau war diesen „alten Sauerländern“ bereits bekannt; denn ebenso wie in der benachbarten Karhof-Höhle (Kölnische Ztg. Jahrg. 1894 Nr. 505) fanden sich auch in der Burg-Höhle nahe bei den Feuerstätten verkohlte Reste von Weizen, Gerste, celtischen Zwergbohnen, Erbsen n. s. w., wie auch von einer brotartigen Masse. Roggen und Hafer, zwei Getreide-Arten, die unserer Gegenwart wohl nicht vor der Völkerwanderung eingeführt worden sind, fehlen noch. Fleischnahrung scheint besonders die Jagd geliefert zu haben, denn es wurde eine ausserordentlich grosse Menge fast ausnahmslos zerbrochener Knochen vom Wildschwein, von einer grossen Rinderart, vom Hirsch, Reh und andern jagdbaren Thieren gefunden, daneben aber auch Reste von Hausthieren. Der Fischfang hat ebenfalls einen Beitrag zu den Mahlzeiten unserer Höhlenbewohner geliefert, wie ein ausgegrabener Wirbel von einem stättlichen Hecht zu dem Fischengel aus Brunnens belehren. Während die Männer nun Beisig dem Weidwerke nachgingen, führten die Frauen emsig die Spindel,

wonon die zahlreich gefundenen, verschieden geformten Spinnwirtel sowie die Reste von Webergeräthschaften rühmendes Zeugnis ablegen. Dass aber auch diese Töchter Evras schon grossen Werth auf Schmuck legten, beweisen verschiedene ausgegrabene Ohr- und Arminge von Bronze, grössere und kleinere Bernstein-Zieraten wie auch Glasperlen. Auch auf Frisar hat man schon damals etwas gegeben im wilden Hönethal; denn der hübsch gearbeitete, mit Punkten und Kreisen verzierte Aufsteckkamm aus Knochen hat doch wohl nur das Haar einer jener blondköpfigen, blausäugigen Höhlendamen geschmückt und ebenso auch verschiedene Haarnadeln aus Bronze. Die entzogene kommenen Gewandnadeln (Fibeln) aus Bronze und Eisen von sogenannten La Tène-, Cortona- und römischen Provincial-Typus lassen nämlich erkennen, dass unsere Burg-Höhle in einer zwischen Christi Geburt und dem Beginn des vierten Jahrhunderts n. Chr. liegenden Zeit bewohnt gewesen ist, und da werden die Bewohner wohl klanntige Germanen gewesen sein. Mit den damaligen Rheinländern müssen diese alten Bewohner des Hönethales schon in mehr oder minder friedlichem Verkehr gestanden haben, wie ich besonders daraus erseehe, dass sie sich schon eines Heudmühlsteines aus der Hanytracht-Lava von Niedermendig bedient haben. Auch dürfte man wohl nicht fehlgehen, wenn man ein gefundenes plattförmiges Stück Blei als von den im Rheinlande sesshaft gewordenen Römern herührend ansieht, weil nicht anzunehmen ist, dass die derzeitigen Bewohner unseres Landes sich bereits auf einen so schwierigen metallurgischen Prozess, wie es die Verhüttung des Bleies ist, verstanden. In der Verhüttung des Eisens aber waren unsere Höhlenbewohner nicht ohne Erfahrung, sie hatten einen vorzüglichen Eisenglanz, wovon sich noch zwei Stufen in der Kulturzeit vorfinden, ganz in der Nähe. Bei der grossen Neigung des Eisens zum Verrotten kann man leider von sehr vielen ausgegrabenen Gegenständen aus Eisen nicht mehr sagen, wozu sie einst gedient haben. Namentlich häufig fanden sich Hirschstöße von grösseren und kleineren Messerlingen und Waffen. Sodann wurden verschiedene mehr oder weniger beschädigte Speerspitzen ausgegraben, und besonders solche mit schmaler Spitze, in denen wir vielleicht die berühmte frames des Tacitus vor uns haben. Ferner kamen Hellspitzen und Hohlkette aus Eisenutage. Im übrigen ist es doch noch recht primitiver „Urräter-Hausrath“, der in der Burg-Höhle begraben lag. Einen wichtigen Theil haben die in ausserordentlich grosser Menge in Stücken solange geförderten, rot gearbeiteten Thongefässe gebildet. Soweit sie verziert sind, bezeugen wir ganz denselben Tuffen-, Strich- und Druckornamenten wie unter den Funden der Karhof-Höhle, Haustat-Höhle n. a. w., wozu noch einige neue Arten von Verzierungen hinzutreten. Neben, Meisseln, Priemen und Nibadeln aus Bronze und Eisen benutzten unsere Höhlenbewohner auch noch Pfeilen und Nadeln aus Knochen von derselben Form, wie sie schon die heimathliche Kultur der Steinzeit hervorbrachte. Auch der Feuerstein erwies sich noch seine Rolle in dem Haushalte der Bewohner der Burg-Höhle, doch vertragen die gefundenen beiden Stücke nicht deutlich, wozu sie gedient haben.

Hier im Hönethal an der Grenze der alten Grafschaft Mark und des ehemaligen Herzogthums Westfalen hat wohl zur Zeit des Vordringens der Römer über den Rhein germanische Thatkraft ausgedehnte Befestigungswerke geschaffen zur Abwehr eines von Westen her kommenden oder das Ruhrthal hinanf-

ziehenden Gegners. Die Bewohner der Höhlen des Hönethales steben, das erkenne ich immer deutlicher, mit jenen zur Abwehr dienenden Wallanlagen in Verbindung und ebenso die stillen Bewohner der Hängelgräber, die unter ihrem Schutze da liegen.

(Kölnische Zeitung, 21. April 1895.)

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isle in Dresden, Section für prähistorische Forschungen.

Dritte Sitzung am 4. October 1894. Vorsitzender: Rentier W. Osborne. — Anwesend 14 Mitglieder. — Lehrer H. Döring hält einen Vortrag über den Burgwall von Klein-Höblla bei Oschatz. Dr. J. Deichmüller weist auf ähnliche hügelartige Bauten im Marefelds hin, die er bei Gelegenheit der Vermählung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Wien 1899 besucht hat. Der Vorsitzende spricht hierauf über den Ursitz und die Vorgeschichte der Arier auf Grundlage von K. von Ihering's hinterlassenen Werke: Die Vorgeschichte der Indogermanen: die Frage nach Abstammung und Urheimath der Völker, die heute Europa bewohnen, hat schon von Alters her die Wissenschaft beschäftigt. Die Völker Europas gehören, mit Ausnahme einiger weniger Volksstämme, z. B. der Finnen, Lappen etc., einer grossen Völkerfamilie an, die man mit verschiedenen Namen belegt hat: Indokelten, Indogermanen, Indoeuropäer, Arier. Der letzte Name scheint dem Vortragenden der empfehlenswertheren zu sein, da er weder in Bezug auf Urheimath, noch auf Nationalität präjudicirt. Die meisten Gelehrten berechnen Asien als Urheimath der Arier, doch ist dies noch keineswegs festgestellt. Cuno nimmt das südliche Russland, Penka Skandinavien, Montelius das südliche Europa als diese Heimath an. Einen gleichsam vermittelnden Standpunkt nimmt Ihering ein, indem er der Ansicht ist, die Arier stammten aus dem Hindukoch am Himalaya, hätten sich aber auf ihrer Wanderung nach dem Westen im südlichen Russland sehr lange Zeit aufgehalten und daseibst gleichsam eine zweite Heimath gefunden. Von dort seien dann erst die verschiedenen arischen Stämme nach dem Westen gezogen, zuerst die Kelten, dann die Italiker und Griechen nach dem Süden und endlich die Germanen nach dem Norden Europas. Die Slaven seien im südlichen Russland, in der zweiten Heimath der Arier zurückgeblieben und hätten niemals eine richtige Wanderung angetreten, sondern sich erst viel später von Osten gegen Westen vorgeschoben, indem sie die von den Germanen auf ihrem westlichen Zuge verlassen Landstriche nach und nach besiedelten. Auf Grundlage linguistischer Forschungen und verschiedener Gebräuche und Sitten, die er hauptsächlich dem römischen Rechteleben entnimmt, bildet sich Ihering sein Urtheil über die Urheimath und den Culturgrad der Arier vor ihrem Auszug aus Asien. Er kommt zu dem Ergebnisse, dass die Urheimath derselben in einem warmen Klima und in einer von hohen Gebirgen umgebenen Gegend gelegen haben müsse, woselbst sie, unbefähigt von der Cultur der anwohnenden Völkerschaften, ihre Sprache noch ihre Cultur an sich selbst heranschaufen. Ihering meint, diese Bedingungen seien in dem grossen Bergkessel am Südschlinge des Himalaya, im sogenannten Hindukoch gegeben. Die Arier hätten in ihrer Urheimath weder den Gebrauch der Metalle, noch den

Ackerbau gekannt, sondern sich nur der Steinwerkzeuge bedient und sich als Hirten ernährt. Die Metalle und der Ackerbau hätten sie erst auf ihrer Wanderung gegen Westen kennen gelernt. — Dr. J. Brückner hat über diesen Punkt hierauf Bericht über die von ihm besuchte gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaften in Innsbruck im August 1891.

Vierte Sitzung am 15. Nov. 1891. Vorsitzender: Rentier W. Osborn. — Anwesend 14 Mitglieder. — Der Vorsitzende hält einen längeren Vortrag über die jüngere Steinzeit in Böhmen mit Benützung der von Dr. Niederle veröffentlichten Untersuchungen über diese Periode in Böhmen: Darüber, ob es in Böhmen eine jüngere Steinzeit gegeben hat, stimmen die Ansichten der böhmischen Archäologen nicht überein. Prof. Smolik stellt dies in Abrede, auch Prof. Pič schließt sich dieser Ansicht im Wesentlichen an. Dr. Niederle hat es nun unternommen, in einem Aufsätze, der vor Kurzem in der tschechischen Zeitschrift „Český lid“ erschienen, nachzuweisen, dass es in Böhmen, gerade so wie im übrigen Mitteleuropa, eine neolithische Zeit gegeben hat. Da die Anwesenheit des Menschen zur paläolithischen Zeit in Böhmen durch Funde nachgewiesen ist, sagt Niederle, muss man, wenn Smolik's Ansicht richtig wäre, annehmen, dass Böhmen von der paläolithischen Zeit bis zur Bronzezeit unbewohnt war. Abgesehen davon, dass dies höchst unwahrscheinlich ist, da doch alle umliegenden Länder zur neolithischen Zeit bewohnt waren, ist die Anwesenheit des Menschen in Böhmen während dieser Periode auch durch zahlreiche Funde, die ihrem Charakter nach unzweifelhaft neolithisch sind, erwiesen. Niederle zählt nun diese Funde auf und weist hauptsächlich aus den keramischen Erzeugnissen, die mit denjenigen aus gut bestimmten neolithischen Funden anderer Länder übereinstimmen, nach, dass auch diese böhmischen Funde aus derselben Epoche stammen. Für die Keramik der neolithischen Periode in Böhmen stellt Niederle drei Typen auf. Der erste wird vertreten durch dickwandige Gefäße mit rauher Oberfläche, meist mit dem Fingerornament am oberen Rande verziert, und dünnwandige Gefäße mit Punktornament. Dem zweiten Typus gehören an dünnwandige Gefäße mit gegliedelter Oberfläche, die zumest ein Liniensornament mit Kreiseinlagen tragen (Monsheimer Typus). Zum dritten Typus rechnet er becher- und topfförmige Gefäße mit dem Wolfszahn-, Fischgräten- und Schnurornament (Thüringer Typus). Auch die Gefäße mit halbmondförmigem Henkel (ansa lunata) setzt Niederle an das Ende der jüngeren Steinzeit und in die Übergangszeit zur Bronze (von den böhmischen Archäologen „cuneitäre Cultureperiode“ genannt). Nach Niederle ist es wahrscheinlich, dass das neolithische Volk von Norden her durch das Elbtal nach Böhmen eingewandert ist. Ethnologisch ist es also wohl identisch gewesen mit dem neolithischen Menschen in Sachsen, Thüringen und Norddeutschland. Er hält es für ein arisches Volk, ob aber die Trennung der Arier in verschiedene Stämme schon zu der Zeit stattgefunden hatte, und welcher Stamm der Arier in diesem Falle nach Böhmen emigrierte, das zu bestimmen ist nicht möglich. Dagegen nimmt Niederle keine neue Einwanderung nach Böhmen zur Bronzezeit an, sondern ist der Ansicht, dass die Bronzezeit sich dieselbst aus der Steinzeit selbständig entwickelt hat. In anthropologischer Beziehung ist das neolithische Volk in Böhmen von hohem Wuchs, helläugig und blondhaarig gewesen, mit dolichocephalem Schädeltypus, analog dem Menschen aus der

jüngeren Steinzeit im übrigen Mitteleuropa, und deutlich unterschieden vom dunkelhaarigen brachycephalen Steinzeitmenschen in Südeuropa (Laguer, Iberer), sowie von denjenigen, dessen Ueberreste in Dänemark und den französischen Dolmen gefunden worden sind. Hieran anschliessend, weist der Vortragende hin auf einen von ihm in den Sitzungsberichten der Isis 1879 beschriebenen Fund aus der jüngeren Steinzeit aus der prähistorischen Ansiedlung auf der „Zámka“ bei Bohmits in der Nähe von Prag: Dasselbe wurden neben ca. 80 Stück Steinwollen, meist Flachteilen, und einer Menge von Thierknochen gefunden: Kornquetscher, Webstuhlgewichte, Spinnwirtel, gebannter Manerwebstuhl und eine grosse Anzahl Gefässcherben, die theils die charakteristischen Ornamente der neolithischen Zeit, theils jüngere Muster, so z. B. das Wellenornament tragen. Auch halbmondförmige Gefässchenkel fehlen nicht. Ausserdem fand man dazwischen einige wenige Gegenstände aus Metall: ein Flachteil und eine kleine Phallitasse aus Kupfer und ein Bronzemesser. In einem Referate über den Bericht des Vortragenden, den Fund auf der Zámka betreffend, das in der Zeitschrift für Ethnologie 1883, S. 82, aus der Feder Virchow's erschienen, wird bewiesen, dass dieser Fund in die neolithische Zeit zu verätzen sei, da eintheils Metallgegenstände dazwischen vorkommen, anderenteils das Wellenornament auf eine viel jüngere Zeitstellung hinweist. Dem Rathe Virchow's folgend, hat Vortragender die Ansiedlung auf der Zámka einer nhermaligen Untersuchung unterworfen und glaubt, nun zu einem befriedigenden Resultate gelangt zu sein. Die Gegenstände auf der Zámka werden entweder auf der Oberfläche des Bodens oder in der Josef Ackerkraut gefunden, oder aber mittels Grabung in 1–2 m Tiefe in cylinderförmigen Löchern, die mit schwarzer Erde, Asche, Kohlenresten und gebranntem Manerwebstuhl angefüllt sind. In der Ackerkraut findet man neben Steinbeilen Gegenstände aller Art, Alles untereinander gemengt. Die Gefässcherben zeigen hier sowohl die Alteren als die jüngeren Ornamente. In den Löchern oder Brandgruben dagegen kommen neben Steinbeilen, Webstuhlgewichten, Spinnwirteln und Thierknochen Gefässcherben vor, die wesentlich ältere, für die neolithische Zeit charakteristische Ornamente tragen, das Wellenornament ist darin nicht vertreten. Daraus geht hervor, dass die Brandgruben aus einer älteren Zeit stammen, als die Gefässcherben mit Wellenornament, dass man also eine zweimalige Besiedlung der Zámka annehmen muss, einmal zur neolithischen Zeit und dann zur Zeit des Wellenornamentes. Dass in der Ackerkraut auch Steinbeile und Gefässcherben mit älterem Ornamente vorkommen, lässt sich leicht daraus erklären, dass durch den Pfing der obere Theil der Brandgruben zertrübt und über die Oberfläche des Ackers verschleppt worden ist. Wenn daher der Vortragende die Ansiedlung auf der Zámka in die neolithische Zeit setzt, so ist dies ebenso richtig, als wenn Virchow dieselbe einer späteren Zeit zuweist, sie war aber zu beiden Zeiten bewohnt.

Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.

(Sitzung vom 4. Oktober 1891.)

Herr Kemke, Assistent des Provinzialmuseums, gab folgenden Bericht über Ausgrabungen in Schornack bei Seeburg.

Herr Professor Dr. Lohmeyer und ich führen Anfang September an Veranlassung des Hrn. Oekonomen

August Königsmann in Scharnick bei Seeburg, Kr. Hüssel, dorthin, um einige Hängelgräber zu untersuchen.

Der erste Hügel lag ca. 7 Kilometer von Scharnick entfernt im Gemeindefeld, gleich links am Wege nach Kl. Beesna. Der äussere Ban des Hügels war nicht mehr zu erkennen; nach Aussage des Besitzers ist vor mehreren Jahren eine grosse Anzahl Steine von hier entnommen worden. Aus diesem Grunde war auch die Höhe des Hügels nicht genau festzustellen, sie dürfte auf etwa $2\frac{1}{2}$ m zu schätzen sein. Der Durchmesser betrug etwa 8 m von Süden nach Norden, 4 m von Westen nach Osten. Nach Abräumung der Oberfläche zeigte sich eine Menge grösserer Steine, die in zwei bis drei Schichten übereinander lagen. In der obersten Schicht fanden sich einige Scherben, sowie Holzkohlenstücke. Die Steinlage bot im ganzen den Anblick zweier scharf von einander abgesetzter Theile: nördlich eine ziemlich rechtwinklige Gruppe, südlich davon ein ansehnlicher vorgeschobener Ausläufer. In der nördlichen Gruppe wurde nach Abräumung der Steine eine Grabstelle gefunden und freigelegt. Sie bildete ein Rechteck von 1,50 m Länge, 1 m Breite. Der Boden war mit dünnen violett-rothen Sandsteinplatten angelegt. Auf dem westlichen, ziemlich in der Mitte des Hügels gelegenen Theile dieses Rechtecks standen mehrere Gefässe, zum Theil zerbrochen; nur eine Urne konnte fast unversehrt aufgenommen werden. Sie enthielt Brandknochen, aber keine Beigaben; auf dem Knochen lag das Hirschstück eines Beigefässes. Die Urnengruppe resp. das ganze Pfaster, worauf dieselbe stand, war von allen Seiten mit Holzkohlen umpackt. Eine Steinkiste war nicht vorhanden. In dem südwestlichen Ausläufer der Steinlage wie in dem nördlichen von der Grabstelle gelegenen Theile des Hügels wurde nichts gefunden, obwohl an mehreren Stellen, nach unter der Fundstelle, ziemlich tief in den Boden hineingegraben wurde. Ob jener Platz, wo die Urnen standen, zugleich die Brandstelle gewesen, ist zweifelhaft, da die Anordnung desselben doch wohl zu gering ist. Der eigentliche Brandplatz dürfte ausserhalb des Hügels gelegen haben.

Die später im Provincialmuseum von Castellana Kretschmann vorgenommene Zusammensetzung der Scherben ergab folgendes Resultat: drei Urnen (zwei grössere, eine kleinere), zwei Beigefässe mit centraisem Loch, ein Fragment eines solchen, ein Beigefäss ohne jenes Loch, aber mit breitem Henkel, sowie eine Schale.

Um in Ermanglung von Abbildungen diese Grabgefässe wenigstens einigermaßen nach Form und Höhe charakterisiren zu können, gebe ich im folgenden die nach Tischler's Methode (vgl. dessen erste Abhandlung über Ostpreussische Grabhügel, Schriften der Physik.-ökonom. Gesellschaft, XXVII. 1866, S. 131—137) berechneten Maasse und Indizes.

Für Leser, denen die citirte Arbeit Tischler's nicht zur Hand ist, sei bemerkt, was die in obiger Tabelle verwendeten Abkürzungen bedeuten: Do ist der Durchmesser des Bodens, Dw der Durchmesser der grössten Weite, Dr der des Randes, Hw die Höhe der grössten Höhe, Hr die Gesamthöhe des Gefässes.

(H) der Höhenindex = $\frac{Hr}{Dw}$ giebt an, ob das Gefäss hoch oder niedrig ist, (r) der Randindex = $\frac{Dr}{Dw}$ zeigt, ob das Gefäss einen engen oder weiten Hals hat, (h) der Bodenindex = $\frac{Do}{Dw}$, ob der Boden klein oder gross ist, (hw) der Weitenhöhenindex = $\frac{Hw}{Hr}$, ob die grösste Weite des Gefässes hoch oder tief sitzt.

Wie die Tabelle zeigt, sind sämtliche Gefässe ohne Stehfäche, mit rundem Boden (Do = 0, (b) = 0).

Zur Vervollständigung der Tabelle mögen noch folgende Angaben dienen: Der Durchmesser des centralen Loches an den Beigefässen No. 20611 und 20615 beträgt je 5 mm, die Henkelbreite bei No. 20616 in der Mitte 27, am oberen und unteren Ende ca. 30 mm. Bei den drei Urnen konnten einige Indices nur annähernd berechnet werden, weil die betreffenden Theile entweder defect oder die Gefässe nicht auf allen Seiten gleichmässig ausgeführt waren. Bei No. 20614 ist Dr = Dw, d. h. der Durchmesser des Randes ist gleich der grössten Weite, d. h. mit Berücksichtigung der flachen Wölbung und der sich daraus ergebenden geringen Höhe des Gefässes, dass wir eine Schale vor uns haben.

Ornamentirt ist von allen Gefässen nur die oben erwähnte Schale. Sie ist am äusseren Rande mit einer Anzahl (oben 3, unten 3) paralleler horizontal verlaufender Linien bedeckt, die durch kurze, in bestimmten Abständen von einander stehende vertikale Linien verbunden werden; nur an einer Stelle wechselt das Ornament, indem an Stelle der vertikalen Linien eine Gruppe von alternirend verlaufenden Linien tritt. Sämtliche Linien bestehen — wie Tischler bei Schilderung dieser Art von Verzierungen sagt — aus einer Anzahl scharf eingedrückter, meist rechteckiger Kerben, zwischen denen geradestufig begrenzte Stege stehen geblieben sind (zum Vergleich möge die bei Tischler, Grabhügel III (Schriften der Physik.-ökonom. Gesellschaft XXXI, 1890) auf Tafel II No. 4 abgebildete Urne dienen).

Besonders beachtenswerth sind in der oben geschilderten Gefässgruppe die beiden Beigefässe (No. 20611 und 20615) mit centraisem Loch — eine Erscheinung, die (soweit ich es ermitteln konnte) bisher nur bei Schalendeckeln beobachtet worden ist.

Katalog-Nr.	Do cm	Dw cm	Dr cm	Hw cm	Hr cm	(H) cm	(r) cm	(b) cm	(Hw) cm	Dicke mm
20611 Beigefäss m. central. Loch	0	14	12,7	4	8	57	90	0	50	5-6
20615 „ „ „ „ „	0	17,5	16,3	4,2	8	45	93	0	62	6
20616 „ ohne Loch, aber mit breitem Henkel	0	12,3	11	3,5	8,5	69	89	0	41	4-5
20610 Urne	0	20	c. 14	c. 7	c. 18,5	c. 92	c. 70	0	c. 37	7
20612 „	0	26,5	c. 23	9	25	94	c. 86	0	36	7
20613 „	0	25,3	—	9	c. 22	c. 86	0	0	e. 40	6-7
20614 Schale	0	Dw = Dr = 21,6	0	0	7,5	34	0	0	0	6

Der zweite Hügel, den wir öffneten, lag einige hundert Schritte nach Nordosten weiter in den Wald hinein, auf Pissner's Gebiet. Dieser Hügel, dessen Oberbau gleichfalls zerstört war, enthielt eine einzige grosse Steinkiste von 6 m Länge und 0,60 resp. 0,80 m Breite, doch ohne Deckplatten. Die Kiste stand ziemlich genau von Süden nach Norden. Nach Süden schmalte sie etwas ab und würde hier durch einen grossen Stein geschlossen. Das Nordende der Kiste bestand in einer besonderen, ca. 1 m grossen Abtheilung, die von dem Mittelraum des Grabes durch eine grosse Platte getrennt war. Diese Abtheilung war mit kleineren Steinen vollgefüllt. Die Seitenwände der Kiste wurden von Steinblöcken gebildet, die ca. 1 m lang, 0,20 m breit, 0,80 m hoch waren und mit ihrer Längsseite nach oben gerichtet dicht nebeneinander standen. Einer dieser Blöcke sah aus, als ob er künstlich eingeschoben wäre. Auf der schrägen Fläche desselben (eine Beschreibung des Steins würde ohne Abbildung unverständlich bleiben) lag ein zweiter Block von ähnlicher Gestalt, aber ohne Aufsatz. Von aussen waren kopfgrosse und kleinere Steine an die Kiste herangepackt, die vielleicht dazu bestimmt waren, dem Bau grössere Festigkeit zu geben; doch wäre auch der Fall denkbar, dass hier die Reste des ursprünglichen über dem Grab aufgeschütteten Hügels vor uns lagen, da wir vor Aufstellung der Kiste eine Menge Steine in dem noch vorhandenen Theile des Hügels forttrümmern lassen mussten. Der Mittelraum der Steinkiste war mit dünnen, flachen, violett-rothen Sandsteinstücken ausgelegt, auf denen mehrere Gefässe standen, während in dem von diesem Raum abgetrennten nördlichen Theil nur etwas Asche gefunden wurde. Die Gefässe unbeschädigt herauszubringen war nicht möglich; der lehmige Boden war so hart, dass nicht nur er, sondern auch die darin stehenden Gefässe mit der Hacke nachstößlich zerschlagen werden mussten. Die Urnen enthielten, wie während der Arbeit bemerkt werden konnte, nur Brandknochen, keine Asche oder Kohle; Beigaben sind auch hier nicht gefunden worden. Bemerkenswerth erscheint der Umstand, dass sich die Kiste durch die ganze Länge des Hügels erstreckte, nicht wie es bei Gräbern dieser Art zuweilen vorkommt und wie es bei Beginn der Arbeit auch hier den Anschein hatte, nur bis zur Mitte des Hügels. Zu erwähnen ist ferner, dass einer der Blöcke, welche die Seitenwände der Kiste durchstülpten, aus dem gleichfarbigen violett-rothen Sandstein bestand wie die zur Pfisterung des Mittelraums benutzten Platten. Da dieser Block das Herausheben der zerhakten Gefässe wesentlich erschwerte, liesssen wir ihn zerhacken; er spaltete hierbei in solche flachen Stücke, wie es die oben erwähnten waren. Die Herstellung der zur Unterlage für die Grabgefässe bestimmten Platten erklärt sich hiedurch in sehr einfacher Weise.

Obwohl dieses Grab eine grosse Menge Scherben geliefert hat, liess sich doch leider kein einziges vollständiges Gefäss daraus zusammensetzen. Ausser den Urnen (deren eine, nach den Bruchstücken zu urtheilen, flaschenförmige Gestalt hatte) sind auch Schalen vorhanden gewesen, von denen einige grössere Stücke erhalten sind. Eins dieser Fragmente zeigt das für Schalendeckel — ein solcher ist beispielsweise bei Tischler, Ostpreussische Grabhügel I. (Schriften der Physikal.-ökon. Gesellschaft. Bd. XXVII 1866) auf Tafel II. No. 10. abgebildet — charakteristische centrale Loch. Dass die Schale, von welcher dieses Bruchstück herrührt, ziemlich gross gewesen sein muss, lässt sich nicht nur aus dem Umstande folgern, dass

der Durchmesser des centralen Loches 15 mm beträgt, sondern auch aus der 7–8 mm starken Dicke des Fragments. Die Schale ist in genau derselben Strichmanner verziert, wie die weiter oben besprochene Schale aus dem ersten Hügel. Beide Gräber dürften somit (von andern Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, abgesehen) derselben Zeit angehören.

Solche Grabhügel unserer Provinz, wie der eben beschriebene d. h. solche, die eine grosse Steinkiste enthalten, werden von einigen ostpreussischen Forschern „Gaogräber“ genannt.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

G. Schwalbe und W. Pfizner in Strassburg i. E. Varietäten-Statistik und Anthropologie. Abdruck aus den Morphologischen Arbeiten, herausgegeben von Dr. G. Schwalbe, Bd. III, H. 3. Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die beiden Autoren bringen wieder sehr interessante Mittheilungen über ihre statistischen Untersuchungen zur Rassenanatomie der Deutschen, ohne welche ja doch eine Rassenanatomie fremder Völker nicht aufgebracht werden kann. Sie sind jetzt in der Lage, grosse und bleibende Differenzen in der Häufigkeit folgender anatomischen Varietäten zu constatiren:

Fehlen des M. pyramidalis: Strassburger Leichenmaterial: Bei Männern 14 Proc., bei Weibern 10 Proc. Massachusetts Leichenmaterial: Bei Männern 18 Proc., bei Weibern 27 Proc.

Fehlen des M. palmaris longus: Petersburger Leichenmaterial: Bei Männern 11 Proc., bei Weibern 15 Proc. Strassburger Leichenmaterial: Bei Männern 19 Proc., bei Weibern 23 Proc.

Fehlen des M. psoas minor: Petersburger Leichenmaterial: Bei Männern 45 Proc., bei Weibern 54 Proc. Strassburger Leichenmaterial: Bei Männern 57 Proc., bei Weibern 57 Proc. Massachusetts Leichenmaterial: Bei Männern 56 Proc., bei Weibern 70 Proc. Englisches Leichenmaterial: Bei Männern 60 Proc., bei Weibern 72 Proc.

Teilungsform der A. carotis communis: Strassburger Leichenmaterial: kandelaberförmig ca. 80 Proc. Breslauer Leichenmaterial: kandelaberförmig ca. 60 Proc.

An diesen vier unbestrittenen Beispielen haben S. und P. bewiesen, dass der von ihnen eingeschlagene Weg zum Ziele führt.

Hoffentlich hat dieser nun erbrachte Nachweis zur Folge, dass auch andernorts in derselben Weise vorgegangen wird. Wie leicht liess sich z. B. betriebs der Teilungsgröße der Arteria brachiocephalica und werthvolles Material beibringen — S. und P. haben gezeigt, dass schon ca. 100 Fälle für die Constanten genügen; und mit wie geringer Mühe liess sich z. B. auf den pathologischen Instituten, wenn bei den Sectionen die Teilungsgröße notirt würde, in kürzester Zeit ein sehr viel zahlreicheres Material zusammenbringen. J. R.

Alphon Bertillon, Chef de Service d'Identité judiciaire à la Préfecture de police à Paris. Das anthropometrische Signalement. 2. vermehrte Auflage mit einem Album. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. v. Sury, Professor

der gerichtlichen Medicin an der Universität Basel. Bern-Leipzig. A. Siebert, 1895.

Das von uns in Nr. 6 des XXIV. Jahrgangs (1893) des Correspondenz-Blattes besprochene, verdienstvolle Werk Bertillon's liegt nunmehr auch in deutscher Uebersetzung vor. Der Uebersetzer hat es sich angelegen sein lassen, das Original möglichst wortgetreu wiederzugeben. Nur wo es der deutsche Ausdruck erforderlich machte, ist die Uebersetzung etwas freier ausgefallen. Ansonsten hat der Text an einzelnen Stellen, so namentlich in dem Abschnitte über gerichtliche Photographie, einige, auf neueren Angaben Bertillon's basirende Abänderungen erfahren; der Inhalt hat durch diese Änderungen nur an Werth gewonnen.

Einen besonderen Vorzug vor der französischen Ausgabe möchten wir der deutschen noch anrühmen. Das sind die Porträt-Tafeln des Althms, die als eine wahre Musterleistung deutscher Kunst bezeichnet zu werden verdienen. Sie sind viel deutlicher und lichtvoller angefallen, als in der französischen Ausgabe.

Das Werk sei allen Interessenten aufs angelegentlichste empfohlen. Buschan-Stettin.

Konstantin Koenen, Assistent am Rheinischen Provinzialmuseum in Bonn. **Gefasskunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden.** Mit 590 Abbildungen. Preis 6 Mark. Bonn, 1895. P. Hanstein's Verlag.

Das älteste Erzeugniss der Handfertigkeit des Menschen ist nächst dem Knochen und dem Steingeräth das Thongefäss. Die vorliegende Gefässkunde ist fast einer Völkerkunde der Rheinlande gleichbedeutend, weil sie das wesentlichste, mit dem Treiben des Menschen eng zusammenhängende Geräth behandelt, das wegen seiner Zerbrechlichkeit auch weniger dem Import ausgesetzt war, als andere Gegenstände täglichen Bedarfs. Sie greift weiter zurück als die monumentale Kunst, bis in jene Zeiten eines wohl viele Jahrtausende umfassenden endlos langen Zeitraums, der an die geologische Entwicklungsreihe anschliesst. Auch sind die Werke der monumentalen Kunst oft nur als Ausdruck der Gemüths eines Einzelnen zu betrachten, wohingegen die besprochenen Gefässe, welche Haus und Küche bedarf, welche täglich zu Hunderten angefertigt, zerbrochen und wieder erneuert werden, Zeugnisse abgeben von dem im Volke selbst schimmernden natürlichen Gestaltungstribe. Wo nur Menschen lebten, finden sich auch derartige Gefässe oder deren Scherben, gleich ob die Menschen dort waren in der Zeit, die uns durch geschriebene Ueberlieferungen, Pergamenturkunden und dergleichen mehr oder weniger bekannt ist oder endlos weiter zurück liegt. Deshalb bietet die vorliegende Gefässkunde in allen Fällen sichere Zeitmarken zur Altersbestimmung, und ist das Alter bestimmt, dann spricht sie in Verbindung mit dem übrigen Thatbestande so sicher wie die Leitmuschel bei der geologischen Schichtenfolge. Deshalb ist diese Gefässkunde auch eine überaus sichere und bequeme Brücke zur Erforschung der Geschichte und Völkerkunde jener Periode, aus der die schriftlichen Aufzeichnungen fehlen oder in der sie lückenhaft sind.

Die vorliegende Gefässkunde beschränkt sich zwar auf die Gefässe der naturgemäss scharf begrenzten wichtigsten Landstrecke unseres Rheingebietes, aber

man wird bald herausfinden, dass hier ein Markstein geschaffen wurde, der auch für das anserrheinische Land, besonders auch für England und Frankreich, bis in die weit entlegenen Theile des römischen Weltreiches hinein beziehende Analogien bietet. Der internationale Werth der vorliegenden Gefässkunde dürfte wissenschaftlich zweifellos erscheinen.

Koenen entdeckte in der fränkischen Keramik drei unterscheidbare Perioden, von denen er die beiden jüngeren der bisher als Terra incognita betrachteten karolingischen Zeit zuschreibt. Auch für die vorrömischen Culturperioden der Rheinlande hat Koenen in vorliegendem Werke ein klares Bild der Entwickelungsfolge geschaffen und die sichere Grundlage scharf gezeichnet.

Das vorliegende Werk ist mit logischer Schärfe und Klarheit in möglicher Kürze und in schöner, erschlauernder Form geschrieben. Jede Zeile verrieth deutlich die Hand des alten Fachmannes, dem die eigene Anschauung als sicheres Fundament dient. So auch nur, bei völliger Beherrschung des Stoffes, war es möglich, eine Gefässkunde, wie die vorliegende, auf nur 11 Bogen Text und Illustrirt durch 21 Tafeln, mit 590 Abbildungen zu liefern und dieses treffliche Werk zu schaffen, das für den Geschichts- und Alterthumsforscher geradezu unentbehrlich, allen Sammlern von Alterthümern und Fremden des Alterthums willkommen ist und besonders auch dem Forscher und Freunde kunstgewerblicher Arbeiten unermessliche Dienste leistet wird. Nur durch die grosse Fähigkeit des Autors, in Kürze zu behandeln und selbst zu zeichnen, war es auch möglich, den Preis des Werkes so billig zu stellen.

Wir begrüssen das verdienstvolle Werk auf das wärmste. J. K.

Prof. Dr. Friedrich Ratzel. **Völkerkunde.** 2. Auflage. Mit 1200 Abbildungen im Text, 6 Karten, 25 Holzschnitt- und 30 Farbedrucktafeln von Rich. Buchta, Dr. F. Etzold, Theod. Grätz, Ernst Heyn, Hans Kaufmann, Wilh. Kubnert, Gust. Mützel, Prof. Pechuel-Loesche, Rich. Püttner, Prof. C. Schmidt, Cajetan Schweitzer, Olof Winkler u. A. 2 Hälftenbände zu je 16 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. 1894/95.

Nachdem das angeschnittene Werk in 2. Auflage vollendet vorliegt, möchten wir alle Freunde der Völkerkunde ganz speciell darauf hinweisen. Nie war eine umfassende und zugleich eingehende Schilderung aller Völker nothwendiger als in unserer Zeit des länder- und völkerverbindenden Verkehrs. Eine unwiderstehliche Gewalt bewegt Einzelne und Massen, dass sie sich inniger miteinander berühren als je vorher. Was sonst nur in langen Zwischenräumen stossweise aufeinander traf, löst nun ununterbrochen seine Unterschiede aufeinander wirken. Kein einzelnes Volk kann mehr vereinselt bleiben, jedes arbeitet nach seinen Gaben an den grossen Aufgaben mit, die der ganzen Menschheit zugeheilt sind. Die Mission, die coloniale Anbreitung, der Welthandel setzen vor allem Völkerkenntnis voraus; doch ist sie allen nothwendig, die überhaupt ihre Zeit verstehen wollen, so nothwendig wie die Menschenkenntnis denen, die nicht fremd in der Gesellschaft der Menschen stehen mögen. Man nennt es mit Recht einen der grossen Vorrüge unserer

Zeit, dass sie die Menschheit in ihrer ganzen Ausdehnung und in dem vollen Reichthum aller ihrer Abwandlungen zu erfassen vermag. Das ist aber zugleich ihre nächste Pflicht, und zwar eine Pflicht, die mit jedem Jahre wächst. Als vor 100 Jahren das Wort „Menschheit“ durch Herder's begeisterte Schriften in der deutschen Literatur Mode geworden war, blieb sein Inhalt noch den Gelehrtesten unklar. Heute gibt es kein unbekanntes Volk mehr auf Erden, und das Dunkel des Lebens der entlegentesten Völker, auch des inneren Lebens, hellt sich immer mehr auf. Schon ist das Grosse erreicht, dass wir die zwei schwersten Irrthümer vermeiden können, denen in der Beurtheilung der Menschheit noch unsere Väter ausgesetzt waren: Weder zerfällt uns die Menschheit in getrennte, auf Absonderung angelegte Glieder, noch erscheint sie uns als ein ein- und gleichförmig begabter Körper. Sie schien in Menschenrassen zu zerfallen, man wird sie wieder ein Ganzes, und dabei erkennen wir doch klarer als je vorher die tiefbegründeten Eigentümlichkeiten der Völker.

Ueber die Art, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes seine Aufgabe erfass, hören wir ihn in der Einleitung sich folgendermassen aussprechen:

„Die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lehren, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewohnt ist, nur die fortgeschrittensten Völker, die die höchste Cultur tragen, eingehend zu betrachten, so dass sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Weltgeschichte wirken, erblüht der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Ausserdem muss hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht bloss oberflächlich zu nehmen, so, wie er sich im Schatten der alles überragenden Culturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwicklungen geführt haben. Die Völkerkunde soll nicht bloss das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat. Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten. . . . Die geographische Auffassung (Betrachtung der äusseren Umstände) und die geschichtliche Erwägung (Betrachtung der Entwicklung) werden also Hand in Hand gehen. Aus beider Vereinigung allein kann gerechte Würdigung erzielen.“

„Durch die ganze Völkerbearbeitung geht die unzweifelhafte Grundtatsache des Gefühls individueller Ueberhebung, dass man lieber ungünstig als günstig über seine Nebenmenschen denkt. Wir sollen wenigstens streben, gerecht zu sein, und dazu mag die Völkerkunde uns verhelfen, die, indem sie uns von Volk zu Volk, Stufe auf Stufe ab führt, den wichtigen Grundsatz einprägt, bei allen Handlungen der Menschen und der Völker sei vor jeglicher Beurtheilung zu erwägen, dass alles, was uns ihnen gedacht, gefühlt, gethan werden kann, einen wesentlich abgestuften Charakter

hat. Alles kann in verschiedenem Grade geschehen; nicht Klüfte, sondern Gradunterschiede trennen die Theile der Menschheit. Aufgabe der Völkerkunde ist daher nicht zuerst der Nachweis der Unterschiede, sondern der Nachweis der Uebergänge und des innigen Zusammenhanges; denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannigfaltiger Bildung. Und wenn man auch nicht oft genug betonen kann, dass ein Volk aus Individuen besteht, die bei allen seinen Beteiligungen die Grundelemente sind und bleiben, so reicht doch die Uebereinstimmung dieser Individuen in der Anlage so weit, dass die von einem Menschen ausgehenden Gedanken ihres Wiederholens in anderen sicher sind, wenn sie bis zu ihnen ihren Weg finden können, so wie derselbe Same auf gleichem Boden gleiche Früchte trägt.“

Die „Völkerkunde“ schildert im ersten Bande nach einer allgemeinen Einleitung die Inselbewohner des Stillen Oceans und die Australier, die Malayen mit den Madagassern, die Amerikaner und die Arktiker der Alten Welt. Dann geht sie zu den hellen, kleingewachsenen Stämmen Afrikas über und behandelt im zweiten Bande besonders eingehend die Neger. Den Uebergang zu den Culturkreisen der Alten Welt bilden die höherstehenden Völker Nord- und Nordostafrikas, an die sich die Nomaden West- und Centralasiens, die indisch-persischen und ostasiatischen Culturvölker anreihen. Den Beschluss machen die Kanakier und ihre armenischen und kleinasiatischen Nachbarn und die Europäer.

In einzelnen in sich abgeschlossenen Darstellungen lernen wir die Völkergruppen Afrikas, Australiens, Amerikas, Asiens und Europas kennen, wir durchwandern ihre Wohngebiete, beobachten sie bei ihren Sitten und Gebräuchen, erkennen und verstehen ihre Ideen und ihre Kunsttriebe, dringen ein in ihre religiösen Vorstellungen und ihre politischen Verhältnisse und überschauen die Fülle der Beziehungen, die sie untereinander verbinden, zu einer gemeinsamen, den ganzen Erdball umspannenden Einheit. Mit besonderer Aufmerksamkeit ist in Text und Illustrationen das äussere Leben der Völker behandelt, dessen Zeugnisse in völkerkundlichen Sammlungen von Berlin, Wien, München, Dresden, Leipzig, Frankfurt, London und in verschiedenen Privatsammlungen von unsern Künstlern gezeichnet worden sind. Da zugleich mit dankenswerther Unterstützung zahlreicher Gelehrten die oft sehr zweifelhaft Zugehörigkeit dieser Gegenstände sorgsam festgestellt wurde, bildet besonders diese neue Anlage zugleich den vollständigsten und sichersten Führer durch jede ethnographische Sammlung.

Die berühmte Verlagsbuchhandlung hat weder Kosten noch Mühen gescheut, dem Werke ein seinem inneren Werthe entsprechendes Aeusseres zu geben und sich jener Hansbücherei zu schaffen, die, für Generationen bestimmt und im besten Sinne belehrend und unterhaltend, einen geistigen Schatz und eine Zierde jeder Bibliothek zu bilden geeignet sind.

Deutschland ist stolz auf dieses Werk.

J. R.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 7. Juni 1895.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren, a N 18 des Jahreszugs 1894.

Inhalt: Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachsthum der Kinder von St. Louis. Von Franz Boas. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Königshausen i. Pr. (Selbns.) — Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. — Kleine Mittheilungen: Classification palethnologique du Prof. G. de Mortillet. — Die Alte Hausfärberei. Von G. Trimppe. — Die XXVI. allgemeine Versammlung in Cassel.

Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachsthum der Kinder von St. Louis.*)

Von Franz Boas.

Dr. Porter's Untersuchungen über das Wachsthum der Kinder in St. Louis beanspruchen besondere Beachtung, da der Verfasser eine Anzahl neuer Probleme stellt und neue Untersuchungsmethoden in Vorschlag bringt. Seine Folgerungen, wenn man sie als richtig anerkennen kann, würden weitgehende Bedeutung haben. Aus diesem Grunde scheint es wünschenswerth, die Methoden des Verfassers, dessen Arbeit auf einem ausgedehnten Untersuchungsmaterial beruht, einer genauen Betrachtung zu unterwerfen.

Dr. Porter's Messungen beruhen wesentlich auf dem Schema, welches von Dr. H. P. Bowditch

bei seinen Untersuchungen in Boston benutzt wurde, sowie auf dem von dem Referenten in Worcester, Mass., benutzten Schema.

Hinzugefügt hat Herr Dr. Porter Messungen des Brustumfanges und der Handstärke. Es ist zu bedauern, dass Dr. Porter als Alter des Kindes das des nächstgelegenen Geburtstages bestimmt, während alle früheren Beobachter das Alter nach dem verflorenen Geburtstage bestimmten. Es besteht daher ein Unterschied von einem halben Jahre zwischen der Periode, die in Dr. Porter's Untersuchungen dargestellt wird, und denen aller anderen Beobachter. Ein Vergleich wird hierdurch wesentlich erschwert.

Dr. Porter begründet seine Discussionen auf der Annahme, dass die Beobachtungsreihen, welche die Messungen von Kindern in irgend einem gegebenen Alter darstellen, durch eine Wahrscheinlichkeitscurve wiedergegeben werden können. Er erläutert diese Behauptung durch eine eingehende Discussion der Beobachtungen über Körpergröße von 8 Jahre alten Mädchen. Im Zusammenhang mit diesem Gegenstande discutirt er die Bedeutung der wahrcheinlichen Abweichung, des Mittelwerthes und des Durchschnittswerthes.

Obwohl er sowohl Mittel (d. h. den Werth, oberhalb und unterhalb dessen die Hälfte aller Beobachtungen liegt) wie Durchschnitt benutzt, neigt er unzweifelhaft mehr der Benutzung des ersteren Werthes zu. Es ist nicht notwendig, eingehend zu erörtern, dass immer, wenn eine

* 1. The Physical Basis of Precocity and Dullness (Transactions of the Academy of Science of St. Louis, Vol. VI, Nr. 7, March 23, 1893.)

2. The Relation between the Growth of Children and their Deviation from the Physical Type of their Sex and Age. (Ibid. Vol. VI, Nr. 10, November 14, 1893.)

3. Untersuchungen der Schulkinder in Bezug auf die physischen Grundlagen ihrer geistigen Entwicklung. (Verh. d. Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1893, pp. 337—354.)

4. The Growth of St. Louis Children. (Transactions of the Academy of Science of St. Louis; Vol. VI, Nr. 12, April 14, 1894, pp. 265—380; theilweise abgedruckt in Quarterly Publications of the American Statistical Association, N. S., Nr. 24, Vol. III, Dec. 1893, pp. 577—587.)

5. The Growth of St. Louis Children (Ibid. Nr. 25, 26, Vol. IV, March—June, 1894, pp. 28—84.)

Curve wirklich eine Wahrscheinlichkeitscurve darstellt, der Durchschnitt besser Resultate gibt als der mittlere Werth, da er genauer bestimmt werden kann; noch die zweite Thatsache, dass die mittlere Abweichung beständigere Werthe gibt, als die wahrscheinliche Abweichung, denn beide Thatsachen haben keine grosse praktische Bedeutung, obwohl sie von theoretischen Gesichtspunkte im Auge behalten werden müssen.

Es sei für den Augenblick zugegeben, dass die beobachteten Curven Wahrscheinlichkeitscurven sind. Dann bleiben zwei Einwände gegen die von Dr. Porter bestimmten Werthe zu berücksichtigen. Nämlich erstens, dass die Verschiedenheit der Zahl der Individuen, welche für jedes Jahr zur Messung gelangt sind, nicht in Rücksicht gezogen ist. Diese Verschiedenheit bewirkt, dass das Durchschnittsalter aller Individuen, deren nächst gelegener Geburtstag z. B. der 6. war, etwas über 6 Jahre alt sind. Da nämlich die Zahl der beobachteten Kinder in diesem Alter mit zunehmendem Alter rasch wächst, werden mehr Kinder zwischen 6 Jahren und $6\frac{1}{2}$ Jahren stehen, als zwischen $5\frac{1}{2}$ und 6 Jahren; ebenso wie im 14. Jahre, in dem die Zahl der Gemessenen mit wachsendem Alter abnimmt, das Durchschnittsalter unter dem 14. Jahre liegt. Es muss daher eine Reduktion gemacht werden, wenn man genau das dem 6. oder 14. Geburtstag entsprechende Alter erhalten will. Diese Reduktion beträgt etwa 3 Proc. des Betrages des genannten Wachstums, während des ersten und letzten Beobachtungsjahres sogar mehr. Diese Thatsache beeinflusst die jährliche Wachstumsrate bis zum Betrage von einigen Millimetern, den Gewichtszuwachs bis 0,2 kg.

Zweitens nimmt Dr. Porter eine lineare Interpolation zur Bestimmung des Mittelwerthes vor, während der Charakter der Gesamtcuren in Betracht gezogen werden müsste. Die Bestimmung desjenigen Punktes einer Serie, unterhalb dessen die Hälfte der gesamten Serie gefunden wird, muss mit Berücksichtigung von wenigstens zwei festen Punkten an jeder Seite des Mittelwerthes geschehen. Denselben kann von der Bestimmung aller anderen procentualen Werthe gesagt werden, d. h. der Punkte, unterhalb deren 10, 20, 30 u. s. w. Procent der gesamten Serie gelegen sind. Die Berichtigungen, welche durch diese beiden Ursachen notwendig gemacht werden, sind nicht gross, doch beträchtlich genug, um alle Millimeter und $\frac{1}{10}$ kg ungenau zu machen.

Ein wichtigerer Einwand gegen Dr. Porter's Behandlung seines Materials beruht auf der Thatsache, dass die beobachteten Curven keine Wahr-

scheinlichkeitscurven sind. Bei einer Betrachtung der Curve, welche die Körpergrösse von 8 Jahre alten Mädchen wiedergibt (Nr. 4, S. 286), sieht man, dass im ersten Theile der Tafel die Differenzen zwischen beobachtetem und theoretischem Werthe alle positiv sind, während im zweiten Theile der Tafel alle, mit einer Ausnahme, negativ sind. Betrachtet man die Curven für Körpergrösse, Gewicht, Knieferweite, Sitzhöhe und Brustumfang für Mädchen von 12—15 Jahren und für Knaben von 14—18 Jahren, so sieht man sofort, dass die oben erwähnte Asymmetrie noch viel deutlicher ausgeprägt ist. Dr. Porter selbst erwähnt ausführlich Dr. Bowditch's Bemerkungen über diese Asymmetrie (Nr. 4, S. 298) und macht auf die Unterschiede zwischen Mittel- und Durchschnittswertn aufmerksam. Diese regelmässig wiederkehrenden Unterschiede und ihre gesetzmässige Verteilung sind der beste Beweis, dass die untersuchten Curven keine Wahrscheinlichkeitscurven sind. Ist dies aber der Fall, so stellen weder der Mittel-, noch der Durchschnitts-, noch der häufigste Werth den Typus für das Alter dar, welches durch die Curve zur Darstellung gebracht wird. Dieser Typus kann nur durch eine eingehende Untersuchung der Asymmetrie bestimmt werden. — Ich habe bei einer früheren Gelegenheit (Science, Bd. 19, 6. und 20. Mai 1892) ausgesprochen, was ich für die Ursache dieser Asymmetrie halte, und ich werde auf diesen Gegenstand zurückkommen, nachdem noch eine der wichtigsten Schlussfolgerungen Dr. Porter's in Betracht gezogen ist.

Er schliesst nun den von ihm beobachteten Thatsachen, dass die Grundtage des Zurückbleibens der geistigen Entwicklung mangelhafte körperliche Entwicklung ist und dass die Grundtage vorgeschrittener geistiger Entwicklung ungewöhnlich günstige Körperentwicklung ist. Seine Methode war, die Messungen aller Kinder eines gewissen Alters zu vergleichen, die verschiedene Schulclassen besuchten. Er fand, dass unter diesen die Kinder, welche niedrigere Classen besuchten, auch niedrigere Messungswerte aufwiesen. Er drückte dieses Resultat mit folgenden Worten aus (Nr. 1, S. 168): „Precocious children are heavier and dull children lighter than mean children of the same age. This establishes a basis of precocity and dullness.“ Und „Erfolgreiche Schüler sind im Durchschnitt noch körperlich den weniger erfolgreichen überlegen“ (Nr. 3, S. 350). Ich glaube, dass die Untersuchungsmethode nicht einwandfrei ist. Es würde in der That eine schwerwiegende Anklage gegen die Lehrer von St. Louis sein, wenn man behaupten wollte, dass sie gänzlich den Einfluss der körperlichen Entwicklung bei

der Versetzung der Schüler vernachlässigen sollten. Dieses mag allerdings auf sehr rohe Weise geschehen, aber es geschieht jedenfalls. Kränkleiche Kinder, welche vielfach abwesend sind, werden länger in den unteren Classen bleiben, kräftige Kinder werden rascher vorwärts kommen. Mag dem nun sein, wie es will, die Thatsache bleibt bestehen, dass Kinder, welche körperlich kräftig sind, einen grösseren Betrag geistiger Arbeit leisten. Die deutsche Formulirung der beobachteten Thatsachen erscheint ganz einwandfrei (Nr. 3, S. 350), doch könnte die englische Formulirung den Eindruck hervorrufen, dass die zurückgebliebenen Kinder dumm (dull) sind. Dieses ist sicher nicht der Fall. Eine Untersuchung, welche ich in Toronto über den gleichen Gegenstand, den Dr. Porter untersuchte, machen liess, erzielte das gerade entgegengesetzte Resultat. Die Daten wurden von Dr. G. M. West berechnet, welcher fand, dass diejenigen Kinder, welche vom Lehrer als intelligent bezeichnet wurden, ungünstiger entwickelt waren, als diejenigen, welche vom Lehrer als dumm bezeichnet wurden.

Der Haupteinwand gegen diese Methoden beruht darauf, dass ja jedes Jahr eine neue Auswahl zurückgebliebener und vorangeschrittener Kinder respective guter und schlechter Schüler gemacht wird und dass daher die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass jedes Jahr ganz andere Kinder diese Classen zusammensetzen werden. Wenn man die zurückgebliebene Classe 6jähriger Kinder von Jahr zu Jahr verfolgen würde, so würde sich zeigen, dass sie sich immer mehr dem Mittel nähern. Indem wir dasselbe Princip der Auswahl auf jedes Jahr anwenden, bilden wir dieselbe Art von Classen, welche naturgemäss auch in derselben Beziehung zu einander stehen werden. Man kann daher die von Porter für zurückgebliebene und für vorangeschrittene Schüler geltenden Zahlen durchaus nicht als ein physiologisches Wachsthumsgesetz gelten lassen, weil sie nicht das Wachstum einer und derselben Individuengruppe darstellen, sondern da alljährlich neue Individuen ausgelesen sind, welche die gleiche Classe immer aufs neue bilden. Die Ziffern würden nur Geltung haben, wenn bewiesen werden könnte, dass Kinder, die anfänglich zurückgeblieben sind, auch immer gleichmässig zurückbleiben, und das ist sicher nicht der Fall.

Wenn also die gefolgerten Wachsthumsgesetze unzutreffend sind, bleibt nur die Thatsache zurück, dass Kinder gleichen Alters sich körperlich und geistig gleichmässig auf verschiedenen Entwicklungsstufen befinden. Einige werden in allen Beziehungen ihrem Alter voraus sein, Andere wer-

den zurückgeblieben sein. Dies ist aber dieselbe Annahme, welche ich in dem oben angeführten Aufsätze gemacht habe, als ich versuchte, die Asymmetrie der Wachsthumscurve zu erklären, und ich glaube, dass Dr. Porter's Bemerkungen ein ungemein starkes Argument zu Gunsten meiner Theorie sind. Ich muss dieselbe hier kurz wiederholen.

Betrachten wir Kinder gleichen Alters, so können wir sagen, dass nicht alle von ihnen auf gleicher Entwicklungsstufe stehen werden. Einige werden zurückgeblieben sein, andere werden vorausgeschritten sein. Daher wird die Messung vieler dieser Kinder nicht dem Typus ihres Alters entsprechen. Wir können sagen, dass der Unterschied zwischen ihrer Entwicklungsstufe und der typischen Entwicklungsstufe von zufälligen Ursachen abhängt, so dass ebenso viele vorausgeschritten wie zurückgeblieben sein werden, oder wir können sagen, dass ebensoviel Kinder auf einer Entwicklungsstufe sind, welche ihrem wahren Alter plus einer gewissen Zeitlänge entspricht, als solche, die auf einer Entwicklungsstufe stehen, die ihrem wahren Alter minus einer gewissen Zeitlänge entspricht. Die Anzahl der Kinder, welche eine gewisse Abweichung in Bezug auf den Stand ihrer Entwicklung zeigen, wird nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit vertheilt sein, so dass im Mittel alle Kinder genau auf der Entwicklungsstufe stehen werden, die ihrem Alter entspricht.

Wenn nun in einem gegebenen Alter die Wachsthumsgeschwindigkeit rasch abnimmt, werden diejenigen Kinder, deren Wachstum verzögert ist, mehr von dem typischen Messungswerte abweichen, als diejenigen, welche in der Entwicklung vorausgeschritten sind. Wenn die Zahl der Kinder über und unter der mittleren Altersstufe gleich ist, werden diejenigen mit verzögertem Wachstum die Durchschnittsmessung stärker beeinflussen als die mit beschleunigtem Wachstum. Der Durchschnitt der Messungen aller Kinder des gleichen Alters wird daher niedriger sein als der typische Werth, wenn die Wachsthumrate abnimmt, er wird höher sein als der typische Werth, wenn die Wachsthumrate zunimmt.

Um dieses klarer zu machen, möchte ich ein ganz willkürlich gewähltes Beispiel geben. Angenommen es seien 1000 Mädchen von 15 Jahren gemessen worden. Ihrer Entwicklungsstufe nach werden diese variiren und es sei angenommen, dass die Zahlen der folgenden ersten Colonne die Altersvariation in Jahren darstelle, die zweite Colonne angebe, wie viele Individuen jeder Entwicklungsstufe entsprechen. Diese Ziffern sind

der obigen Theorie nach so gewählt, dass sie den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit folgen. Vor allem wird man sehen, dass gleich viel Individuen in ihrer Entwicklung vorseilen, wie hintereinander hieher. In der dritten Colonne sind die Wachstumsbeträge angegeben, welche das typische Kind in der Zeit zurücklegen würde, welche von dem mittleren Alter bis zu dem der individuellen Abweichung entsprechenden Alter verfliesst. So nehmen wir an, dass ein Kind von 13,6—15,0 Jahren 50 mm wachsen würde, und dass es von 15,0—16,4 Jahren nur 12 mm wachsen würde. Die Durchschnittsgrösse der Kinder berechnet sich dann, indem man die Anzahl der auf jeder Entwicklungsstufe stehenden mit diesen Wachstumsbeträgen multiplicirt, so die Gesamtabweichung erhält und mit der Zahl der Fälle dividirt.

Entwicklungsstufe	Anzahl der Individuen	Abweichung d. Körpergrösse für jede Entwicklungsstufe	Gesamtabweichung
13,6	1	- 50	- 50
13,8	5	- 38	- 190
14,0	15	- 28	- 420
14,2	37	- 20	- 740
14,4	74	- 11	- 1036
14,6	120	- 8	- 960
14,8	160	- 4	- 640
15,0	176	0	0
15,2	160	+ 4	+ 640
15,4	120	+ 8	+ 960
15,6	74	+ 10	+ 740
15,8	37	+ 12	+ 444
16,0	15	+ 12	+ 180
16,2	5	+ 12	+ 60
16,4	1	+ 12	+ 12
Sa 1000			Sa. - 1000

Man sieht hieraus, dass das Mittel für eine solche Reihe zu niedrig sein würde. Eine einfache Betrachtung zeigt, dass ebenso bei beschleunigtem Wachstum das Mittel aller Werthe zu hoch ausfallen würde.

Aus diesem Grunde haben die Durchschnittswerte und Mittelwerte solcher Curven nicht die Bedeutung von typischen Werthen. Ich habe in dem genannten Aufsätze nachgewiesen, wie die Typen berechnet werden können, sowie dass sie bei der Körpergrösse bis zu 17 mm höher sind als der Durchschnittswert.

Diese Betrachtung beweist auch, dass die Wachstumscurve asymmetrisch sein muss. Betrachten wir beispielsweise den typischen Werth für die oben angenommene Vertheilung und die Häufigkeit der Abweichungen. Dann sieht man, dass eine Abweichung von -11 mm ebenso häufig ist wie die von +10, die von -28 so häufig wie die von +12 mm, woraus die Asymmetrie der Vertheilung sofort klar wird.

Diese Asymmetrie besteht in der That in der Wachstumsperiode, für welche die Theorie sie verlangt und die Uebereinstimmung zwischen Theorie und Beobachtung ist der beste Beweis dafür, dass Beschleunigung und Verzögerung des Wachstums allgemein sind und sich nicht auf irgend eine einzelne Messung beziehen.

Feiner ist die Zunahme der Variabilität bis zur Zeit, wo das Wachstum abnimmt, und ihre spätere Abnahme ganz in Uebereinstimmung mit dieser Theorie. Ich habe in dem genannten Aufsätze einen mathematischen Beweis für diese Erscheinung gegeben (Science Mai 1892). Dr. Porter macht auf die gleiche Erscheinung in seinem Aufsätze vom November 1893 aufmerksam, doch ist seine Formulierung nicht allgemein genug und er gibt keine Erklärung der Erscheinung, welche sich etwa wie folgt stellt: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind nicht auf der Entwicklungsstufe ist, welche seinem wahren Alter entspricht, folgt den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Daher muss die mittlere Abweichung vom Typus mit wachsendem Alter zunehmen. Wenn zum Beispiel bei dem 4 Jahre alten Kinde ein halbes Jahr die mittlere Abweichung in der Entwicklung darstellt, werden eine gewisse Zahl Kinder auf dem Standpunkte stehen, welcher dem Alter von $3\frac{1}{2}$ resp. $4\frac{1}{2}$ Jahren entspricht. Dann dürfen wir annehmen, dass die mittlere Abweichung für 16 Jahre alte Kinder 1 Jahr beträgt. Denn da das Alter 4 mal so gross ist, als das erste Alter, wird die mittlere Abweichung $\sqrt{4} = 2$ mal so gross sein, als das der 4 Jahre alten Kinder. Daher werden ebensoviele Kinder auf einer Entwicklungsstufe von 15 resp. 17 Jahren stehen, als wie früher Kinder auf einer Entwicklungsstufe von $3\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ Jahren standen. Nun ist aber bei Mädchen das Wachstum von 15—17 Jahren kleiner als von $3\frac{1}{2}$ — $4\frac{1}{2}$ Jahren. Daher muss eine Abnahme der Variabilität zu der Zeit gefunden werden, wo die Wachstumsrate bedeutend abnimmt. Andererseits nimmt der Unterschied zwischen den Individuen, welche als Erwachsene gross oder klein sein werden, mit zunehmendem Wachstum zu. Daher muss das Resultat dieser zwei einander entgegenwirkenden Ursachen ein Maximum der Variabilität vor der Pubertät hervorbringen. Dr. Porter's Formulierung dieses Phänomens (Nr. 2, S. 247), dass die physiologische Abweichung bei dem einzelnen Kinde in einer antropometrischen Reihe von dem Typus der Serie in direkter Beziehung zu der Geschwindigkeit des Wachstums steht, stellt daher das Phänomen nicht richtig dar.

Die vorhergehenden Betrachtungen beweisen, dass die naturgemässe Annahme, dass einige Kin-

der sich langsamer entwickeln als andere, die beobachteten Thatsachen befriedigend erklären. Es war nothwendig, dies im Einzelnen nachzuweisen, da die weiteren Folgerungen Dr. Porter's wesentlich von diesem Punkte abhängen. Diese Folgerungen beruhen auf der Annahme, dass im Mittel Kinder, die eine gewisse Abweichung vom Mittel zeigen, denselben Betrag der Abweichung vom Mittel in irgend einem späteren Alter zeigen werden. Beispielsweise soll der Durchschnittsknahe von 6 Jahren, der grösser ist als 75 Proc. aller andern Knaben des gleichen Alters, die gleiche Stelle im weiteren Wachstum hauptsächlich (Nr. 4, S. 293). Diese Annahme, welche ich bei einer früheren Gelegenheit (Science 1892, S. 351) kritisiert habe, ist entschieden falsch und mit ihr fallen alle Schlussfolgerungen betreffs des Wachstums grosser oder kleiner Kinder. Wir kennen eine Anzahl Thatsachen, welche auf das deutlichste beweisen, dass die Annahme falsch ist. Dr. Bowditch hat durch seine Statistik nachgewiesen, dass irische Kinder kleiner sind als amerikanische Kinder. Wenn man nun die Stellung amerikanischer Kinder nach Galton's Methode in percentilen Graden der gesammten Bostoner Serie darstellt und ebenso mit den irischen Kindern verfährt, so zeigt sich sofort, dass beide mit wachsendem Alter mehr und mehr von einander abweichen. Pagliani's Messungen italienischer Kinder und meine eigenen Messungen indianischer Kinder von Stämmen verschiedener Körpergrösse erweisen die genannte Thatsache noch deutlicher. Ich glaube, der Irrthum, welcher der Annahme zu Grunde liegt, dass im Mittel Kinder den gleichen percentilen Grad beibehalten, kann am besten auf folgende Weise dargeboten werden. Wir kennen durch Beobachtung die Verteilung der Messungen für gegebene Altersstufen. Wenn die Annahme gemacht wird, dass dieselben Kinder im Mittel auf denselben percentilen Grad bleiben, folgt ein gewisses, sehr complicirtes Wachstumsgesetz. Wir können diese Beweisführung auch umkehren und sagen, nur wenn man ein gewisses, sehr complicirtes Wachstumsgesetz annimmt, können dieselben Kinder in denselben percentilen Graden bleiben. Bei jedem andern Wachstumsgesetz würde die Stellung der Kinder sich von Jahr zu Jahr ändern. Nun hat dieses Gesetz aber durchaus keine innere Wahrscheinlichkeit für sich, im Gegentheil es war vollständig unerwartet, als es zuerst ausgesprochen wurde. In der That bedingen drei Factoren die Wachstumsgeschwindigkeit: erbliche Einflüsse, die vergangene Lebensgeschichte des Individuums und die mittleren Lebensbedingungen während der betreffenden Periode

und es ist durchaus unwahrscheinlich, dass diese Factoren in solcher Beziehung stehen sollten, dass sie eine allgemeine Unveränderlichkeit der percentilen Grade bedingten.

Da aber diese Thatsache widerlegt ist und da ferner die Ursachen der besprochenen Asymmetrie bei dieser Annahme ganz unverständlich bleiben, während sie durch die vorerwähnte Theorie eine vollständige Erklärung finden, kann ich nicht anerkennen, dass Dr. Porter's Folgerungen betreffs des Wachstums grosser und kleiner Kinder begründet sind.

Dr. Porter macht ferner einen interessanten Vorschlag zur praktischen Anwendung von Messungen zur Bestimmung der Entwicklungsstufe von Individuen (Nr. 4, S. 339—348). Sein Vorschlag ist Vertheilung von Gewicht, Brustumfang und anderen Maassen im Zusammenhang mit verschiedenen Körpergrössen zu bestimmen. Dann will er alle Kinder, die beträchtlich von den zusammengehörigen Mittelgrössen abweichen, als abnormer Entwicklung verdächtig halten. Dr. Porter nimmt die engen Grenzen der wahrscheinlichen Abweichung als Grenzen normaler Variabilität an. Es mag zweifelhaft erscheinen, wo diese Grenzen gezogen werden sollten. Doch unterliegt es keinem Zweifel, dass die vorgeschlagene Methode besser ist, als die in den amerikanischen Turnschulen angewendete, bei der vorausgesetzt wird, dass jedes Individuum in allen seinen Maassen auf der gleichen percentilen Stufe stehen soll. Diese letztere Methode beruht auf einer ganz falschen Theorie der Körperproportionen. Dr. Porter's Methode ist ebenfalls besser, als die auf einzelnen Messungen beruhende, da sie abnorme Proportionen, nicht einfach abnorme Grösse zum Ausdruck bringt. Man muss aber bedenken, dass viele Masse dreihans nicht in Abhängigkeit von der Körpergrösse stehen. Dies ist zum Beispiel der Fall mit Brustumfang, Handstärke und vielem Andern. Ihre Beziehungen zur Körpergrösse werden daher kaum bessere Resultate geben als die Untersuchung der einzelnen Messungen: Gewiss wird es vorteilhaft für die Schulhygiene sein, alle Kinder, deren Proportionen bedeutend vom Mittel abweichen, medicinisch untersuchen zu lassen, aber es wird nicht möglich sein, mit Hilfe der Messungen zu bestimmen, welche Individuen zurückgeblieben und welche vorgeschritten sind, wie Dr. Porter vorschlägt. Die Abhängigkeit zweier Messungen von einander ist so gering, dass bei weitem die grössere Zahl der Fälle, welche für ein Jahr normal sind, im folgenden und vorhergehenden Jahr gleichfalls normal sind. Dies tritt auch auf das deutlichste durch

die scheinbar widerspruchsvolle Thatsache hervor, dass Kinder einer gewissen Körperhöhe um so schwerer sind, je älter sie werden, dass aber auch Kinder von bestimmtem Gewicht um so grösser sind, je älter sie werden.

Endlich noch ein Wort in betreff des Einwandes, den Dr. Porter gegen die Vereinigung von Messungen aus verschiedenen Städten macht. Das Resultat in den verschiedenen Städten hängt natürlich von der Zusammensetzung der Bevölkerung und von ihrer geographischen Umgebung und ihren sozialen Verhältnissen ab. Wenn wir alle diese Factoren kennen, würde es notwendig sein, die Beobachtungsreihe irgend einer Stadt in eine grosse Anzahl von Unterabtheilungen zu theilen. Da wir dieselben aber nicht kennen, müssen wir versuchen, als Basis eine Serie zu nehmen, welche möglichst viel Individuen derselben Bevölkerung unter verschiedenen Lebensbedingungen zusammenfasst, und diese allgemeine Curve mit solchen vergleichen, welche den Einfluss einzelner Bedingungen besonders stark zum Ausdruck bringt. Es ist daher vollständig auslässig, das Wachstum amerikanischer Kinder aus Daten zu berechnen, die in verschiedenen Städten gesammelt sind, vorausgesetzt nur, dass einer Beobachtung aus jeder Stadt das richtige Gewicht nach der Zahl der beobachteten Fälle beigegeben wird. Je mehr Städte und Dörfer in einer solchen Combination einbezogen sind, um so annähernder werden wir die Curve erhalten, welche dem Wachstum des amerikanischen Kindes entspricht. Durch Vergleich der allgemeinen Curve mit solchen, welche die Wirkung einzelner Factoren zum Ausdruck bringen, können wir deren Einfluss beweisen. Wir wissen, dass Nationalität, Beschäftigung, die gesellschaftlichen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluss ausüben. Ich habe nachgewiesen, dass erstgeborene Kinder grösser sind als spätergeborene Kinder; Der Einfluss aller dieser Ursachen kann durch Vergleich der Gruppe von Individuen, welche denselben Bedingungen unterworfen sind, mit der allgemeinen Wachstumscurve bestimmt werden.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.

(Schluss.)

Ingvald Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Nordensropa. Kristiania 1881. S. 137) äussert sich bei Besprechung der ostpreussischen Gräber darüber folgendermassen: „En mindre saedvanlig herben boerende gravform er haenger med meget store kammere, der smaalere af mol den ene ende, de kaldes her gang-grave“, d. h. wie Fr. Meastorf wörtlich übersetzt hat:

„..... Hügel mit einer grossen Kammer, die nach einem Ende abschmalt, man nennt dieselben dort Ganggräber“. Aus dem Gesagten geht hervor, dass diese Bezeichnung nicht überall Anklang gefunden hat. Es ist thatsächlich nicht der Fall. So sagt Virchow (Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1882, S. 368) in dem Referat über den Bnjackschen Bericht, betreffend die Aufdeckung eines „Ganggrabes“ bei Ruhden, Kreis Lötzten: „Es scheint, dass die Grabkammer ihrer länglichen Gestalt wegen als (lang beschnitten ist, was mit der sonst gebräuchlichen Terminologie nicht stimmen würde“. v. Boenigk spricht (Sitzungsberichte der Königsberger Altertums-gesellschaft Prussia, Bd. 41, 1886, S. 28) über die von Heydeck an Loben und Klona geöffneten „Ganggräber“, nennt sie aber „Steinkistengrab“ und „Hügelgrab“. (Die Gräber mit kleinen Steinkisten — wie sie besonders im Samland häufig sind — nennt v. Boenigk Hügelgräber mit rechteckigen Steinkisten) Auch Tischler hat für die hier in Rede stehenden Gräber die Bezeichnung „Ganggräber“ nicht angenommen.

Gewöhnlich versteht man nämlich darunter eine bestimmte Art megalithischer Bauwerke der jüngeren Steinzeit.

Die in unserer Provinz vorkommenden grossen Steinkisten (das Wort „gross“ hier nur im provinziellen Sinne gebraucht) mit kleinen oder nur spärlichen Metallbeigaben gehören aber nicht der Steinzeit an, sondern sind (wie Tischler in seinen drei Abhandlungen über Ostpreussische Hügelgräber — Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft Bd. XXVII, XXIX, XXXI, Königsberg 1886, 1888, 1890 — theils bei Besprechung der Thongefässe, theils bei Schilderung der Beigaben der einzelnen Gräber nachgewiesen hat), an den Schluss der Hallstatt-Periode zu setzen, also an den Ausgang des 5. Jahrhunderts vor Christi Geburt.

Es ist daher wünschenswerth, dass der Ausdruck „Ganggrab“ für die grossen Steinkisten unserer Provinz endgültig aufgegeben werde, damit Missverständnisse, welche diese Bezeichnung hervorzurufen geeignet ist, vermieden werden.

Um die örtliche Verbreitung der grossen, meist länglichen, Steinkisten Ostpreussens zu zeigen, gebe ich im folgenden eine kurze Uebersicht der einschlägigen Litteratur, die jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht.

1 Tischler, Ostpreussische Grabhügel (Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, Bd. XXVII, 1886, S. 154) S. 42. Warschiner Kr. Fitchhausen; Grabhügel III („Schriften“ Bd. XXXI, 1890, S. 3—18) S. 1—16. Grünwalde Kr. Frensch-Eylan; in demselben Bande der „Schriften“ S. 21—24, in der Separat-Abhandlung S. 19—32. Gross-Buchwalde Kr. Heilsberg und Allenstein. 2. Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Erdmunde, Bd. 1, 1868, S. 629. Iautern Kr. Rüssel. 3. Sitzungsberichte der Königsberger Altertums-Gesellschaft Prussia, Bd. XXXIII, 1876/77, S. 6. Dohn Kr. Angerburg; S. 30 und S. 53/34. Teistimmen Kr. Rüssel; S. 45—47. Kekitten Kr. Rüssel, Band XXXIV, 1877/78, S. 27—46. Kekitten und Dohn (erwähnt in einer Arbeit von Henzig über die Hügelgräber bei Ribben Kr. Samsburg, Bd. XXXV, 1878/79, S. 21—24. Klona Kr. Lötzten (Heydeck, der die Untersuchung angestellt hat, sagt: „Am Aryssee habe ich gleichfalls mehrere Ganggräber gefunden; in ihrer kursorischen Form unterscheiden sie sich durch nichts von gewöhnlichen Kisten- und Hügelgräbern.“) Bd. XXXVII, 1890/91, S. 110/111. Ruhden Kr. Lötzten, Band

XXXVIII. 1881/82. S. 117—23. Friderikenhain Kr. Ortelburg. (Ein Referat Virchow's über die beiden letztgenannten Gräberstätten in: Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1882. S. 368. Bd. XXXIX. 1882/83. S. 188. Kekitten Kr. Rössel. Bd. XL. 1884/85. S. 24—29. Lokchen Kr. Heiligenheil. S. 71—77. Kekitten Kr. Rössel. Bd. XLIV. 1887/88. S. 13—16. Doben Kr. Argenberg.

Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

(Sitzung vom 7. März 1894.)

Der Vorsitzende, Herr Dr. Oehlschläger legt eine Abhandlung von Lissauer über einige Bronzenfunde aus dem Kreise Konitz vor. — Herr Stadtrath Helm spricht über „die chemischen Bestandtheile westpreussischer prähistorischer Bronzen“. Vortragender hat zu diesem Zwecke eine Anzahl dieser Bronzen chemisch analysirt. Zweck dieser Untersuchung ist, über Herstellungsweise, Alter und Herkunft derselben Aufschluss zu erhalten. Besonders hervorgehoben wird bei diesen Untersuchungen der in mehreren dieser Bronzereste vorhandene Gehalt an Antimon. Ein bei Fatzig gefundener Angelnaken zeichnet sich durch seinen etwa 8 Proc. betragenden Zinkgehalt aus, er charakterisirt sich hiedurch und durch seine sonstige Zusammensetzung und Form als ein den ersten Jahrhunderten v. Chr. angehörender Fund. — Ein in Alt-Graban bei Berent gefundener Bronzeimer stammt seiner Form und seiner chemischen Zusammensetzung nach aus der Hallstätter Epoche; er ist an einzelnen Stellen gedickt, und die an diesen Stellen aufgewogene Bronze ist zinn- und bleihaltiger als das Blech des Eimers selbst. — Ein auf dem Gräberfelde an Kosden bei Grandens gefundener Bronzeloßel zeichnet sich durch seinen Gehalt an Wisnuth aus (etwa 4 Proc.), einem Bestandtheil, welcher bis dahin noch in keiner prähistorischen Bronze gefunden wurde. Das Gräberfeld gehört nach Professor Anger einer Zeit an, welche nicht weiter hinausreicht, als bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt. — Dann ist ein bei Bruns im Kreise Konitz gefundener Dolch bemerkenswerth, weil er aus fast reinem Kupfer besteht. Der Dolch, von triangulärer Form und in einem Stücke gegossen, gehört nach Montelius der frühesten Bronzezeit an. Nach Lissauer ist er ebenso wie die anderen im Norden gefundenen als nordische Nachbildung jener ursprünglich aus Italien eingeführten Dolche von triangulärer Form anzusehen. — Aehnlich dem bei Bruns gefundenen Dolch war ein bei Krüssan im Kreise Neustadt gefundener, ebenfalls eine Nachbildung der italienischen Form; er enthält etwa 4 Proc. Zinn und 1,44 Proc. Antimon. — Ebenso aus Bruns stammen dann noch mehrere Armspannen und ein Schafschiel. Bei ihrer chemischen Analyse fand Herr Helm nicht unbedeutende Antimonmengen. — Bemerkenswerth ist dann noch die chemische Analyse von Metallbarren, welche im Jahre 1876 an Schwarzan bei Patsig in einer Menge von 27 Kilogr. unter einem Steine versteckt gefunden wurden. Sie stammen unzweifelhaft aus einer sehr alten Zeit und waren vermuthlich eines Metallgiessers Vorräthe an Rohmaterial. Sie enthalten kein Zinn, dagegen a. a. 14,12 Proc. Blei, 3,40 Proc. Antimon, 3,62 Proc. Arsen und 1,41 Proc. Nickel.

Herr Helm geht nun näher auf den Ursprung des Antimons ein, welches er in dem westpreussischen vorgeschichtlichen Bronzen fand. Von den von ihm analysirten 20 Bronzen enthalten sechs 1 bis 4 Proc.

Antimon, 2 noch $\frac{1}{2}$ bis 1 Proc.; in mehreren wurde ausserdem Arsen gefunden. Vergleicht man in dieser Beziehung die westpreussischen Bronzen mit denen, die in anderen Ländern gefunden wurden, so fällt es auf, dass die ersteren viel reichhaltiger an Antimon sind, als die letzteren. Von 541 Bronzenröhren, deren chemische Bestandtheile von Hübner in seinem Buche über Kupferlegirungen anführt, waren es nur 9, welche mehr als 1 Proc. Antimon, und 5, welche bis 1 Proc. enthielten. (Schluss folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Ecole d'Anthropologie de Paris 1894—95.
Classificateur paléolithiques du Prof. G. de Mortillet,
mise au niveau des découvertes actuelles.

Temps	Agés	Périodes	Epoques			
Historiques	du Fer	Mérovingienne	Wabeniennne (Waben, Puy-de-Calais)			
		Romaine	Champdolienne (Champdolent, Seine-et-Oise)			
			Langdunienne (Lyon, Rhône)			
			Benrayssienne (St. Benray, Nièvre)			
		Actuels	du Bronze	Galatienne	Marnienne (Département de la Marne)	
					Hallstättienne (Hallstatt, Hohe Auenrieck)	
					Larnadienne (Larnaud, Jura)	
				Tsiganienne	Morgienne (Morges, Canton de Vaud, Suisse)	
					Robenhautienne (Robenhauten, Zurich)	
				Neolithique	Campignyenne (Campigny, Seine Inférieure)	
	Tournaissienne (La Touraine, Hts. G. France) Arnieux Hlatus					
	Magdalénienne (La Madeleine, Dordogne)					
Géologiques	de la Pierre			Paléolithique	Solutréenne (Solutré, Seine-et-Loire)	
					Moustérienne (Le Moustier, Dordogne)	
		Achenlénienne (St. Acheul, Somme)				
		Chellénienne (Chelles, Seine-et-Marne)				
		Tertiaires			Eolithique	Puycournienne (Puy-Couray, Cantal)
						Thénaysienne (Thénay, Lot-et-Garonne)

Die alte Hansfärberei.

Von G. Trimpe.

Wie der Bauer der alten Zeit seine Kleiderstoffe sich selber fertigte, den Faden spann und das Welschschiffchen schob, so hatte man auch früh schon begonnen, das für den Hausgebrauch bestimmte Leinen auch selber zu färben. Diese ursprüngliche Methode des Färbens hat sich in einzelnen Haushaltungen hier bis 1830 erhalten. Sie bestand in folgendem: Die zu färbenden Lakenstücke, Leinen oder Dull (Pilot), wurden in klafferlangen Enden zusammengefaltet, zwischen einer jeden Faltung schüttete man eine Lage, etwa 5 cm dick, Grabenschlamm, wenn nun alle einzelne Faltungen mit solchem Darg ausgefüllt und die aneinander gefalteten Schichten ein Hügelplateau gebildet hatten, wurde zu oberst Reisig oder ein flaches Brett gelegt, welches dann noch mit einem Feldstein beschwert wurde. In dieser Pressung verblieb nun das Zeug etwa 5 bis 8 Tage oder auch noch länger, es ward dann herausgenommen, reingewaschen und getrocknet und war zum Hausgebrauche fertig.

Diese Naturfarbe war nun freilich ein schmutziges Braun, reichte aber für jene dürftige geldarme Zeit vollständig aus. Man hatte sogar besondere Modergruben — Darggruben — deren Wände mit Eichen, Erlen und Weidengestrüpp umrahmt, durch ihren jährlichen Blätterfall einen besonders zarten Farbeschwamm lieferten und oft von mehreren Anwohnern gemeinschaftlich benutzt wurden.

Diese ursprüngliche Färbung der Gewebe mag

schon beim ersten Auftreten der Cultur gekräuselt gewesen sein. Mancher Bauer gab ihr sogar den Vorzug vor dem Farbestoff der Fremde, denn hier hatte er ja nicht zu fürchten, das die Gewebe durch die ätzende Eigenschaft der Farbstoffe Schaden litten. — Diese Färbung war nun freilich nicht ganz waschecht, mit der Zeit ging sie in Braun und gelblichlichen Ton über, allein dies hatte beim Geschmack der Vorfahren keinen Anstoss, war es doch hässlich sitzig.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten sich nun auch die gewerbmässigen Färbereien ausgebildet, welche die selbstverfertigten Gewebe der Landleute, die diese zur Bekleidung brauchten, gegen geringen Lohn blau färbten. Diese Färbereien wurden sehr in Anspruch genommen, daher fast in jedem Dorfe 2 Färbereien waren, welche in ihren Bottichen das Leinen blau färbten. Buntdruck (Blaudruck) für die Franen machten und nebenebei Dinte verkauften. Alle Färbereien hatten mit ihrem Gewerbe ein gutes Auskommen, da sogar die Festkleider der Franen Blaudruck und die der Männer ebenfalls blau Leinen oder Dull bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts allgemein getragen wurden.

Vermehrter Wohlstand trat nun langsam an. Die Franen selbstverständlich, huldigten mit Vorliebe der aufkommenden Mode und so kamen zuerst die kleidsamen Cattunkleider in Aufnahme, der anschliessliche Gebrauch von Leinen und Dullkleidern verschwand aus den Haushaltungen. Infolgedessen verschwanden auch die Blaufärbereien aus den Dörfern, ihre letzte Stunde hatte ausgeschlagen.

XXVI. allgemeine Versammlung in Cassel

am 8.—11. August d. Js.

Ausflug nach Driburg den 6. und 7. August.

Infolge Aufforderung des Freiherrn von Stoltzenberg-Luttmerßen beabsichtigt eine Anzahl der Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft unter Beteilignag der Herren Virchow, Waldeyer und Bartels vor der Zusammenkunft in Cassel am 6. und 7. August einen Ausflug nach Driburg, zur Untersuchung der dortigen Gräfte, sowie nach der nahe gelegenen Iburg zu stehen. Jene, welche sich an diesem Ausflug betheiligen wollen, werden ersucht, sich behufs Wohnungsbestellung in Driburg bei Freiherrn von Stoltzenberg, Adresse: Gut Luttmerßen bei Neustadt am Rübenberge, vorher anzumelden. Die Theilnehmer an dem Ausfluge werden rechtzeitig zur Versammlung in Cassel eintreffen. Von Berlin gestaltet sich der Ausflug in folgender Weise:

Abfahrt von Berlin: Dienstag, den 6. August, 8 Uhr 40 Morgens, Ankunft in Driburg 4 Uhr 29. Uebernachten in Driburg. Den 7. August, Mittwoch Mittags 1 Uhr 17, Abfahrt von Driburg nach Cassel, Ankunft in Cassel 3 Uhr 30 Nachmittags.

Freiherr von Stoltzenberg schreibt zu diesem Ausfluge an Herrn Sanitätsrath Dr. M. Bartels-Berlin den 18. Juni 1895:

„Sehr verehrter Herr Doctor! Nachdem die schwarzen Schatten aus der römischen Periode sich fort und fort lichten, erhebt sich die Frage über die Gräfte von Driburg eine so hoch wichtige, dass das Resultat dieser Untersuchung, einerlei von positivem oder negativen Standpunkte aus, zu einem wesentlichen Fortschritte führen wird. Die Ansgabung würde meiner Ansicht nach mit 10 Arbeitern in 6 Stunden ausgeführt werden können. Da ich selbst bei den Gräften vor Jahren gearbeitet habe, bin an irgend welchen abschließendem Resultate gekommen zu sein, so ist der Plan einer neuen Ausgrabung unter Beisein von Männern der Wissenschaft weniger schwierig. Nun ist die nahe gelegene Iburg ebenfalls ein hoch interessanter Forschungspunkt, da dieselbe, wenn nicht älter, jedenfalls in die Sachsezeit herein ragt, also haben wir Zeit, so können wir in dieser interessanten Untersuchung unsere Tagesarbeit abschliessen. Abend und Vormittag am 6. und 7. August würde ja genügen. Ich reise dann am Tage vorher nach Driburg, um die Sache vorzubereiten.“

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 30. Juni 1895.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang, Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1895.

Für alle Artikel, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Iheren Autoren. a. 8. 16 des Jahrgangs 1894.

Inhalt: Zur Ortsnamen-Forschung. Von J. Schmidkontz. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Zur Ortsnamen-Forschung.

Von J. Schmidkontz, Lehrer in Würzburg.

Das Gebiet der Ortsnamenforschung wurde in den letzten drei Jahrzehnten ziemlich fleissig bebaut. Werke der mannigfaltigsten Art und des verschiedensten Werthes erhellten das Licht. Am fruchtharsten war darin ohne Zweifel Deutschland. Es ist zwar den Menschen aller Himmelsstriche angebornen, nach der Bedeutung der Namen im Allgemeinen und ganz besonders nach der der Ortsnamen im Besondern zu fragen. Der Deutsche neigt jedoch durch Sprache, Erziehung und Lebensgewohnheit in hervorragender Weise zu Grübeleien über die Bedeutung der Namen. Wir sind im Stande, diese Neigung durch viele Jahrhunderte zurückzuverfolgen. Die volksmässige Erklärung von Ortsnamen ist in früherer Zeit vielfach der Grund geworden zu so manchen Schnurren und Schnaken, zu vielen, theils mehr, theils weniger derben Spässen und Witzeleien, die schon tief im Mittelalter umfließen. Es bedarf keiner besonderen Feststellung, dass diese Art der Namensdeutung keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen kann. Indess liefert sie einn nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der volksmässigen Umdeutung der Ortsnamen im weitesten Sinne des Wortes. Denn wenn man von Ortsnamen redet, so denkt der Hörer wohl zunächst nur an die Namen von Städten, Dörfern, Einzelhöfen. Allerdings hat sich his in die neueste Zeit hinein die Ortsnamenforschung fast ausschliesslich mit der Erklärung dieser Wörter beschäftigt. Und doch

bilden die Namen bewohnter Stellen nur den kleineren Theil der Ortsnamen überhaupt. Die Hauptmasse der Ortsnamen in des Wortes weitester Bedeutung hat his zur Stunde eine geradezu stufmütterliche Behandlung von Seite der wissenschaftlichen Forschung erfahren. Bei jeder Gemeinde, jedr bewohnten Erstelle, oh gross oder klein, oh alt oder jung, findet sich eine Anzahl von Namen, die mit volkm Rechte auf den Titel Ortsnamen Anspruch machen dürfen. Es sind dies die Namen der Feld- und Waldorte, die gemeinlich unter der Bezeichnung Flurnamen bekannt sind. Dem eingefeischten Stadtmenschen, der sich nur gelegentlich einmal und dann meist oberflächlich bei einem Ortsnamen aufhält, wird dies neu sein. Nicht so ist es bei dem gemeinen Manne, hei dem die Scholle bearbeitenden Bauern, heim Gutsbesitzer, Jäger, Forstmann; nicht so heim Officier, hei Verwaltungsbeamten und Richtern, nicht so hei dem Ortsnamenforscher. Sie alle wissen aus den vielfältigen Vorkommnissen des täglichen Lebens, wie eigen geartet, wie ausserordentlich zahlreich sich die Flurnamen über unser ganzes Land verbreiten. Um so mehr fällt es auf, dass diese Namen von der Forschung hisher verhältnissmässig so wenig in Angriff genommen wurden. Wer jedoch die Verhältnisse genauer kennt, hei dem wird die Verwunderung über diese Erscheinung weniger gross sein. Es sind nämlich schon in den zwanziger und dreissiger Jahren in einzelnen Zeitschriften Aufsätze zu verzeichnen, die sich mit der Erklärung der Flurnamen beschäftigt haben. Dies sind aber nur ganz schüchtere

Anfänge, die zwar immerhin Werth hatten, bei alledem aber nicht im Stande waren, irgendwie bahnbrechend zu wirken. Erst in den letzten dreissig Jahren zeigte sich etwas mehr Leben auf diesem Felde der Forschung. In Nassau war es der Seminardirector J. Kehrein, der mit Hilfe seiner Schüler die Flurnamen seines Landes sammelte. In Süddeutschland wütheten nacheinander Baemeister, Birlinger, Buck, Mehlis, Stehle, Chr. Mayer, Füss u. A. diesem Theile der Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit. Auch in Norddeutschland sind die Flurnamen in verschiedenen Zeitschriften, Schulprogrammen und kleineren, selbständigen Arbeiten zum Gegenstand gelehrter Abhandlungen gemacht worden. Während des letzten Jahrzehnts bringt uns jedes einzelne Jahr eine nicht unbedeutliche Zahl von literarischen Erscheinungen und Artikeln, die sich mit der Erklärung von Flurnamen in den verschiedensten Theilen Deutschlands befassen. So nützlich und verdienstvoll nun auch alle diese Versuche und Arbeiten sind, so fällt dabei doch ein wenig ermüthigender Umstand überall in die Augen. In weitaus den meisten Fällen sind nämlich die Hauptergebnisse der Forschung beinahe ausschliesslich sprachlicher Natur. Für die Culturgeschichte, die Alterthumskunde, die Rechtsgeschichte fällt bisweilen ein ganz kärglicher, manchmal gar kein Gewinn ab. Und doch dürften gerade diese Zweige der Wissenschaft eine besondere Förderung aus dem Studium der Flurnamen erhoffen. Von Jak. Grimm an wurde diese Erwartung schon viele Dutzend Mal ausgesprochen, aber noch immer nicht hat sie sich in irgendwie hervorragender Weise erfüllt. Nun ist es ja allerzeit so gewesen und wird auch so bleiben, dass bei der Erklärung von Namen zunächst nur mit Hilfe der Sprachwissenschaft ein Erfolg zu erhoffen ist. Denn erst durch die Aufklärung der Bedeutung eines innlichen Namens oder einer Namensgruppe wird es möglich, auf die Umstände zurückzuschliessen, aus denen heraus der Name gegeben wurde. Gleichwohl darf nicht verkannt werden, dass es der hientigen Flurnamenforschung fast durchweg an den grossen Gesichtspunkten fehlt. Demzufolge kennzeichnet sich die Mehrzahl der Leistungen auf diesem Gebiete als Kleinarbeit. Indessen muss anerkannt werden, dass gegenwärtig durch einige neuere Veröffentlichungen ein Zug geht, der den Anfang zu einem neuen und vollkommeneren Zustand bezeichnen dürfte. Es machen sich Merkmale geltend, die als das Anzeichen einer neuen Zeit für die Namenforschung begrüst werden dürfen. Aber merkwürdig — und dies ist bezeichnend für den unfruchtbaren Standpunkt der hie-

berigen Ortsnamenforschung — das Wesen dieses neuen Geistes entstammt nicht der Wissenschaft, aus der heraus man es vermuthen sollte. Nicht der Sprachwissenschaft gehört es an. Eine Nachbar- und Schwesterswissenschaft, die Alterthumskunde ist es, aus der die hefruchtenden Anregungen kommen und von der ein helebender Hauch in die Ortsnamenforschung gedungen ist. Das Verdienst hiefür gehört dem Gymnasialrector F. Ohlenschläger in Speyer.¹⁾ Er hat vor nicht langer Zeit eine Schrift über die Flurnamen der Pfalz veröffentlicht. Das Werkchen zeichnet sich nicht sowohl durch seinen Umfang aus, als vielmehr durch die neuen Gesichtspunkte, die darin zur Geltung kommen. Es ist voll eines neuen, jugend- und thätkräftigen Geistes. Den Reiz der vollen Neuheit erhält die Schrift durch die Art der Forschung und die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, von denen aus der Gegenstand in Angriff genommen wird. Diese Eigenschaften bilden den Hauptunterschied zwischen der alten und der neuen Art der Flurnamenforschung. Ohlenschläger hat schon in einer vor 10 Jahren in der k. Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Festrede unter dem Titel „Sage und Forschung“ dieselben Grundsätze dargelegt, die er in seiner neuesten Schrift über die Pfälzer Flurnamen zur Geltung bringt, sozusagen dadurch in die That umsetzt, dass er sie auf die Flurnamen dieses Kraises anwendet. In jenem Vortrage wies er auf die Bedeutung der Flurnamen für die hayerische Geschichte im Allgemeinen hin. Im gleichen Jahre veröffentlichte er in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie (philos. Abth., 4. Juli) eine Arbeit, „Erklärung des Namens Biburg“, eine kleine, aber gehaltreiche Studie, die sich durch die Anwendung des textkritischen Verfahrens auf die Namenforschung auszeichnet. Durch die Alterthumskunde ist Ohlenschläger auf die hohe Bedeutung der Flurnamen aufmerksam geworden. Versuchen mit der Kenntnis der altgermanischen Sprachen als einem der notwendigen Anrüstungsgegenstände für die Erforschung der Flurnamen auf deutschem Boden hat er im vollen Bewusstsein des innigen Zusammenhanges, in dem die Flurnamen zum Leben irgend einer Zeit standen, als richtiger Alterthumsforscher es nicht verschmäht, auch die durch Grabbungen aller Art gefundenen Zeugnisse einer vergangenen Zeit sich dienstbar zu machen. Seine tiefe Kenntnis gerade dieses Gebietes kam ihm dabei trefflich zu statten. Auch den geschichtlichen Spuren, die in einer grossen

1) Die Flurnamen der Rheinpfalz: und ihre geschichtliche Bedeutung. Speyer, 1893.

Zahl von Flurnamen enthalten sind und die sich vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist er liebevoll und mit Sorgfalt nachgegangen. Allerdings ist es die Sage, welche in der Gegenwart diesen geschichtlichen Kern einschliesst und ihm oft eine so wunderliche, fabelhafte Gestalt verliehen hat, dass die Forscher bisher fast immer in übel angebrachter Hochfahrt an ihr mitleidig vorüber gegangen sind. Wer aber den tiefen Sinn aufzufassen versteht, der in solchen „Altweihermärchen“ steckt, dem kann auch die Sagenforschung zur Hilfswissenschaft für die Flurnamenforschung werden. Vorzeitkunde, Flurnamen und Sagen bilden eine Art Dreieinigkeit; sie sind ein Hart, dessen Zauberhahn durch eine gewisse, lösende Rinde gebrochen und dessen Besitz dadurch der Mitwelt gesichert werden kann. Aber wie alles Schatzgraben, so ist auch dieses mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Das lösende Wort, es heisst: Vergleichung. Dies hat Geltung sowohl für die Flurnamen, als auch für die Alterthumsfunde und für die Sagen. Vergleichung setzt immer eine Mehrzahl voraus. Die Vergleichung der Flurnamen verspricht aber nur Erfolg, wenn eine sehr grosse Anzahl von Namen aus den verschiedensten, wo möglich allen Gemeinden einer Gegend zusammengebracht werden kann. Ohlenschläger hat sich von diesem mühsamen Wege nicht abschrecken lassen. Er las die sämtlichen Flurpläne und Catasterkarten, sowie die forstwirtschaftlichen Karten der Pfalz durch und verzeichnete sich die Namen, welche ihm geschichtlich bedeutsam und „verdächtig“ erschienen. Durch dieses ganze Verfahren unterscheidet er sich auf vortheilhafteste von seinen Vorgängern; denn eine solche beschwerliche Gründlichkeit ist nicht jedermanns Sache. Vor ihm sind allerdings auch schon andere Forscher auf die Wichtigkeit der Catasterpläne für die Flurnamenforschung aufmerksam geworden. Allein sie haben sich einerseits durch die ungeheure Masse der Namen abschrecken und andererseits durch eine gewisse an vielen Orten bemerkbare Gleichartigkeit der Namen zur Längezeit verführen lassen. So sagt z. B. schon 1881 W. Arnold in seinem bekannten Buche: „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme“ S. 38/9: „Von einer absolut vollständigen Sammlung der Flurnamen musste abgesehen werden, weil sie selbst unter Benützung der vorhandenen Hilfsmittel die Kraft eines Einzelnen übersteigt . . . Mit den blossen Namen der Feld- und Waldorte ist es aber noch nicht gethan, denn ohne eine nähere Beschreibung der Lage sind die Namen meist nicht zu erklären . . . man müsste wieder auf weitere Hilfsmittel zurückgehen, vermuthlich

auch Ankunftspersonen zu Rathe ziehen, deren Angaben sorgfältig prüfen, mit einander und mit den Karten vergleichen n. s. w., das aber kann keinem Einzelnen zugemuthet werden . . . Gewiss ist, dass bei einer Benützung der Steuerkataster und Flurkarten die aufgewandte Zeit und Mühe in keinem Verhältnis zum Mehrertrag stehen würde. Keinesfalls reichte meine Zeit und Kraft dazu aus; ja es ist fraglich, ob Grimm die Benützung dieses Hilfsmittels vorgeschlagen hätte, wenn damals die grosse Nitcaukarte bereits vorhanden gewesen wäre.“ Freilich übersteigt eine solche Arbeit die Kräfte eines Einzelnen, sobald es sich um einigermaßen grössere Landestheile handelt, und schon ein Kreis wie die Rheinpfalz ist sehr gross für die Arbeit eines einzigen. Umso mehr verdienen der Muth und die Ausdauer Ohlenschläger's unsere Anerkennung, der mit denselben Mitteln gearbeitet hat, die einem Arnold als zu schwierig erschienen sind. Ohlenschläger tritt nun allerdings auch vielfach nicht so sicher mit seinen Ergebnissen vor die gelehrte Welt und doch haben sie in vielen Punkten einen ungleich höheren Werth für die Wissenschaft und die Geschichte, als dies bei Arnold der Fall ist. Denn Ohlenschläger hat die Mühe nicht gescheut, selbst hinauszugehen, um die ihm wichtig erscheinenden Stellen in Augenschein zu nehmen. Er hat genau abgewogen zwischen der mühseligen Aussprache eines Flurnamens und der auf den Catasterblättern vorhandenen Schreibung, ein Punkt, den wir ihm hoch anrechnen. Auch hierin unterscheidet er sich wieder ganz bedeutend von seinen Vorgängern, die den Werth der Mundart für das Erschliessen der Bedeutung so manches dunklen Flurnamens meist nicht einmal ahnten. Diese haben nämlich ihre Schriften fast ausschliesslich am Schreibtische zu Stande gebracht und haben vergessen oder nicht berücksichtigen wollen, dass die meisten Flurnamen noch der lebendigen Sprache, allerdings der Mundart, angehören und dass sie von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden müssen. Auch den alten Formen der Namen, wie sie aus Sal-, Lager- und Urharbüchern, Grenz- und Waldbeschreibungen und ähnlichen Urkunden uns überliefert sind, hat Ohlenschläger, soweit sie ihm zugänglich waren, die ihnen zukommende Beachtung geschenkt. An einer grossen Zahl von Beispielen hat er dann nachgewiesen, wie das Bestimmwort Heiden- (in Heidenwieker, -haum, -berg, -brunn, -buckel, -burg, -feld u. s. w.) sich an Fundstellen von allerlei Resten aus der Römerzeit knüpft. Ganze 170 solcher Ausdrücke hat er für die Pfalz zusammengebracht. Weiterhin darf daraus geschlossen werden, dass auch

noeh an anderen Stellen mit so gebildeten Namen Spuren von ehemaligen Bewohnern der Gegend vorhanden sind. Solche Punkte sind es noeh, wo künftige Grubungen einzusetzen haben. Aehnlich ist es bei Zusammensetzungen mit den Wörtern: Teufel- und Götzen- (in Teufelsaltar, -fels-, -graben, -kanzel, -stuhl, -tisch u. s. w., in Götzenlecker, -becke u. ä.). Für die Benennung: Steinerne Mann weist er an vielen Stellen ein Vorhandensein von Römeraltären und römischen Bildsteinen nach. Desgleichen lenkt er die Aufmerksamkeit auf die mit -stein gebildeten Ortsnamen, wie Kunkelstein, Colgenstein, Hänerstein und auf die mit Stein und einem bestimmten Beiworte gebildeten, oft sehr merkwürdigen Flurnamen, denen meist nachweisbar in der älteren Zeit ein Stein, sei es als Zeichen der Markung, sei es zu anderen Zwecken, entsprochen habe. Höchst anziehend sind noch die Ausführungen über die mit Hünen- und Hünner- gebildeten Flurnamen (wie Hünen- und Hünnergraben, Hünnerhsch u. s. w.). Die Zusammensetzungen mit Toten-, Toten- und mit Brunn- bezieht er auf alte Begräbnisstellen, ebenso auch die Namen wie Backofen, Hübellecker, an denen sich Grabhügel befinden; desgleichen ergeht er sich über die Haus-, Ring-, Wart- und Spielberge. Bei seiner genauen Kenntniss der Alterthümer gibt er uns neben den Fundstellen auch noch die Schriftquellen an. Was Ohlenschläger über den mehrfach in der Pfalz erscheinenden, merkwürdigen Ausdruck Daubhuus mittheilt, ist auch für andere Forscher ausserhalb der Pfalz beachtenswerth. Dass er über diesen noch unsicheren Punkt kein Urtheil fällt, dies zeugt für die Sorgfalt und Behutsamkeit seines Vorgehens. Wo es notwendig ist, da lässt sich seine Forschung auch genügen, wenn sie nur Andeutungen geben oder nur Stoff und Anregung zu weiterer Forschung bieten kann. Die Züge von Verkehrswegen der vorgeschichtlichen, der alten und neueren Zeit finden in zahlreichen Pfälzer Ortsnamen ihren entsprechenden Niederschlag. Auf die Beziehung der Flurnamen zu Volksagen ist bisher in der Namenforschung nirgends so eingehend Rücksicht genommen worden, wie bei Ohlenschläger. Seine Bemerkungen über die Volksüberlieferungen, über die Erzählungen, die sich auf Oertlichkeiten, Namen und Bräuehe beziehen, über den Werth dieser Erzählungen für die Flurnamenforschung sind gerade regelgebend. Sie sind das beste, was bisher noch dieser Seite für dieses Forschungsgebiet geschrieben wurde. Und obwohl sie der Verfasser in der Hauptsache schon vor 10 Jahren in seiner Festrede ausgesprochen hat, so ist doch eine Wiederholung noch heute noch sehr nöthig und daher noch zeitgemäss. Die Darlegungen geben Zeugnis von dem Verständniss, das Ohlenschläger für seinen Gegenstand besitzt. Sie werden deshalb von allen zukünftigen Flurnamenforschern bis auf weiteres nie mustergiltig zu betrachten sein. Da sich unter den bayerischen Kreisen auf dem pfälzischen Boden vorrömische, römische und germanische Reste ganz besonders stark und in höchst merkwürdiger Weise durchdringen, so wüsten wir niemand, der von Haus aus mehr als Ohlenschläger zur Durchforschung der Pfälzer Flurnamen geeignet gewesen wäre. Durch seine Arbeit ist klar erwiesen, wie in diesem Gebiete der Forschung nur aus dem Zusammengreifen verschiedener Wissenschaften der volle Gewinn erwachsen kann, wie aber die Sprachwissenschaft allein nicht hinreicht, die unserordentlich zahlreichen Räthsel zu lösen, die uns durch viele Flurnamen aufgegeben werden. Ohlenschläger sieht indess seine Arbeit noch lange nicht als beendigt an. Und es ist gut so. Nach den 13 Bezirksamtern der Pfalz und darin nach Kantonen geordnet gibt er für die einzelnen Gemeinden eine sehr grosse Zahl von Flurnamen an, über die er von Ortskundigen Aufschlüsse erhalten möchte, wie das Volk der Gemeinde und der Umgegend darüber urtheilt, wie es den Namen ausspricht, wie es sich ihn erklärt, was es sich dazu erzählt, welche Sagen und geschichtlichen Vorgänge sich daran knüpfen. Wir bezweifeln nun allerdings auf Grund eigener, wenig ermüthigender Erfahrungen, ob auf diese in solcher Weise gegebenen und an diesem Orte gestellten Anfragen viele Antworten eingehen werden. Allein aus den aufgeworfenen Fragen erkennen wir abermals die kundige Hand des Forschers. Wir sind überzeugt, dass von den Fragen nur ein ganz kleiner Theil auf diesem Wege gelöst werden kann. Es ist hier vielmehr notwendig, unbedingt notwendig, dass der Forscher von Ort zu Ort, von Stelle zu Stelle zieht, sich die Gegend mit dem unverständlichen Namen selbst besieht und mit den Landleuten, welche die Namen fortwährend noch gebrauchten, in unmittelbarem Verkehr tritt. Gewiss ist dies eine unserordentlich schwierige, langweilige, Zeit raubende, ja geradezu entmüthigende Aufgabe; trotzdem darf, wenn überhaupt vorläufig eine Lösung der Frage möglich ist, nur auf diesem Wege ein Erfolg erwartet werden. Da nun über die Wichtigkeit dieser Flurnamen für die Landesforschung gar kein Zweifel mehr bestehen kann, zur richtigen Erklärung dieser Namen, der Vorbedingung ihrer Brauchbarkeit, aber ein Verfahren eingeschlagen werden muss, das ein häufiges Reisen von Ort zu Ort erheischt, dem-

nach mit bedeutenden Kosten für den Forscher verknüpft ist, die aus dem durch seine Arbeiten erzielten Erlös unmöglich gedeckt werden könnten, so ist es Pflicht des Staates, dass er des wohlverstandenen, eigensten Nutzens wegen einem solchen Forscher wenigstens freie Eisenbahnfahrt gewährt. Es ist das allermindeste, was von einem erleuchteten Staatswesen für die geschichtliche Durchforschung des eigenen Landes nach dieser Seite erwartet werden darf. Wenn viele Zehntausende von Mark für das Ausgraben der Tenfelmauer vom Staate bewilligt werden — wir sind weit entfernt davon, dies etwa zu tadeln — so ist es andererseits gewiss nicht zu viel verlangt, wenn man jemand, der für die Landesforschung grosse und persönliche Opfer der verschiedensten Art bringt und bringen muss, sobald er mit Aussicht auf Erfolg das Studium und die Erklärung unserer Plurnamen pflegen will, eine Erleichterung der Forschung dadurch zu Theil werden lässt, dass man ihm freie Eisenbahnfahrt gewährt. Es wäre nur zu wünschen, dass noch weit mehr Kräfte im Dienste einer Sache arbeiten möchten, die für die Geschichte des Vaterlandes von hoher Bedeutung ist.

Dass man übrigens von Seite der Vorzeitkünde die Dienste, welche die Plurnamen dieser Wissenschaft leisten, mehr und mehr zu schätzen versteht, dies erhellt aus einer anderen Erscheinung der neuesten Zeit. Bei früher vorgenommenen Ausgrabungen und neuerdings besonders bei der Blosslegung des römischen Grenzwalles und der dazu gehörigen Kastelle und Siedelungen hat sich wiederholt glänzend bestätigt, dass zwischen den Plurnamen und den weit über ein Jahrtausend zurückreichenden Thatsachen eine Beziehung vorhanden ist. Die Plurnamen geben durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die einzige, wenn auch lange Zeit unverständliche sprachliche Kunde von Geschehnissen, deren Aufhellung heute die Aufmerksamkeit weiter Kreise in Anspruch nimmt. Auch noch nach einer anderen Richtung hin hat man seit kurzem angefangen, auf die Bedeutung der Plurnamen mehr als bisher zu achten. Der zu Eisenach abgehaltene Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine hat Sanitätsrath Dr. Florschütz aus Wiesbaden einen von ihm aufgestellten Fragebogen vorgelegt, der die genaue Ortsbestimmung und die Beschreibung aller vorgeschichtlichen Cultusstätten bezweckt. Der Fragebogen ist abgedruckt im Correspondenzblatt des Gesamtvereins vom December 1894, Bd. XXXII, Nr. 12. Aneb hier ist die erfreuliche Wahrnehmung zu machen, dass in der zweiten Hauptfrage die gehörende Rücksicht genommen wird auf die heu-

tigen Namen der Stellen, wo in vorgeschichtlicher Zeit sich Weihstätten befanden. Und zwar wird in richtiger Erkenntniss der Verhältnisse sowohl die schriftgemässe, als auch die mundartliche Form verlangt. Desgleichen erfahren die Volksagen und Ueberlieferungen, die sich an solche Stellen knüpfen, die entsprechende Beachtung. Wou wir trotzdem diesem hochverdienstlichen Unternehmen, dem wir zu Nutz und Prommen der vorgeschichtlichen Erforschung Deutschlands die weitgehendste, werkhätige Theilnahme wünschen, nicht mit der Hoffnung auf einen vollen Erfolg gegenüberstehen, so liegt dies in allerhand ungünstigen Umständen, die sich vielleicht mit der Zeit zum Theil beseitigen lassen. Im allergünstigsten Falle wird sich nämlich auf Grund des Fragebogens festlegen und zusammenstellen lassen, welche Plätze bis jetzt in den verschiedensten Gegenden des Landes bereits als vorgeschichtliche Weihstätten angesehen werden. Aber selbst dieses Ziel dürfte vorerhand kaum ohne grosse Mühe erreicht werden. Dem Unternehmen fehlt neben anderem eines, was für einen Erfolg unbedingt nützig ist, nämlich eine gewisse Unterstützung durch die Staatsbehörden. Wir denken dabei in erster Linie nicht an geldliche Beihülfe. Ein Beispiel wird klar machen, wie wir uns die Sache vorstellen. Der von Prof. Wenker herausgegebene Sprachatlas für die Mundarten des deutschen Reiches konnte in der Vollständigkeit, wie er nach seiner Vollendung vorliegen wird, nur dadurch zu Stando kommen, dass den Befragten von den Behörden die Beantwortung der Fragen hinausgegeben wurde. Zwischen dies nicht geschehen, so würde in vielen Zehntausenden von Fällen eine Antwort gewiss nicht eingegangen sein. Wou Dr. Florschütz oder der Gesamtverein es so weit brächten, dass ihrem Unternehmen auch diese Art staatlicher Förderung zu Theil würde, so wäre damit eine gewisse Gewähr für das Gelingen und für eine unter den jetzigen Umständen mögliche Vollständigkeit gegeben. Man verhehle sich keineswegs die nicht sehr schmeichelhafte Thatsache, dass die Entwicklung des geschichtlichen Sinnes der Gegenwart in Deutschland, wenn auch in einem erfreulichen und merkwürdigen Fortschritte zum Besseren, so doch noch immer nicht so weit gediehen ist (selbst nicht in Kreisen, wo mau es füglich erwarten sollte), dass man überall eine rege Unterstützung des Unternehmens erwarten dürfte. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der von Haus aus für die Vollständigkeit der Arbeit verhängnissvoll ist, ein Umstand, der zur Plurnamenforschung in enger Beziehung steht. Das Unternehmen kommt nämlich in gewissem Sinne zu

frühe. So seltsam dies an den ersten Augenblick klingt, so ist es gleichwohl wahr. Denn ganz abgesehen davon, dass unsere Zeit, beziehungsweise die deutsche Menschheit noch nicht allenthalben die für eine solche Arbeit erforderliche Reife des geschichtlichen Sinnes aufweist, so steckt auch die Flurnamenforschung selbst, diesem Unternehmen gegenüber, noch viel zu sehr in den Kinderschuhen, als dass sie der Forschung nach den vorgeschichtlichen Weistätten die ihr von Natur aus zukommenden Dienste leisten könnte. Dies Urtheil klingt für die Flurnamenforscher zwar sehr hart, aber es ist nicht ungerecht. Die wissenschaftliche Flurnamenforschung ist bis zum heutigen Tage von den einzelnen, verhältnissmässig wenigen Personen, die sich damit beschäftigen, immer nur auf eigene Faust, d. h. ganz und gar ohne Verbindung der Forscher unter sich betrieben worden. Ein einheitlicher Plan war dadurch von selbst ausgeschlossen. Was dem einen wichtig erschien, das wurde vom andern fast ganz vernachlässigt, und wovon dieser einen besonderen Nachdruck legte, das glaubte der andere oft ganz übergehen zu können. Bei so manchen Arbeiten fällt auch ein empfindlicher Mangel an geschichtlicher und culturgeschichtlicher Kritik in die Augen. Hat doch mehr als eine Kraft auf diesem Gebiete gearbeitet, ohne sich — wie uns den Arbeiten zu ersehen — vorher gründlich über den Gang der Entwicklung dieser Namen klar geworden zu sein. Wer heute die Flurnamen in wissenschaftlicher Weise, d. h. so durchforschen will, dass nicht allein die Sprach-, sondern auch die Cultur- und Rechtsgeschichte, die Vorzeitkunde und die Götterlehre, die Geographie, die allgemeine Geschichte und die Völkerkunde zu ihrem Rechte kommt, der muss, bevor er noch an seine eigentliche Aufgabe gehen kann, höchst mühevoller Verarbeiten sich unterziehen. Vor allem muss er sich über ein räumlich nicht zu weit ausgedehntes Arbeitsfeld schlüssig machen. In der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister. Arbeiten, wie wir beispielsweise deren eine an Bueks oberdeutschem Flurnamenbuch besitzen, das Namen aus ganz Süd-Deutschland bringt und erklären möchte, zehren einen grossen Theil der Kraft eines Forschers auf, ohne dass mit dem Ergebniss der Wissenschaft ein nennenswerther Dienst geleistet wäre. Sie sind vom Anfang an, in Folge ihres falschen Grundrisses und ihrer zu leichten Aufführung, windschiefe, unbewehnbare und daher unnütze Bauten, auf die kein weiteres Stockwerk ange setzt werden kann und die vorussichtlich nach kurzer Zeit in sich selbst zerfallen. Ein Gebiet, wie es sich z. B. Ohlenschläger ersehen hat,

ist an sich nicht zu gross. Es erfordert aber an Jahre hinaus die Arbeit einer vollen Manneskraft. Zu den Vorarbeiten gehört dann, dass der Forscher sich an der Hand der Catasterpläne die Grenzen einer jeden Gemeinde seines Forschungsgebietes auf eine Karte im grossen Maassstabe, etwa auf das Blatt einer Generalstabkarte übertrage, dass er ferner jede Flurnennung — auch die sofort verständlichen — mit Hilfe von Ziffern sich anmerke. Durch diese in hohem Grade zeitrauhende, aber für die Erkenntnis des Wesens und der Bedeutung der Flurnamen sehr wichtige Arbeit wird jeder Forscher von selbst auf einen grossen Unterschied aufmerksam gemacht werden, der zwischen den einzelnen Gemeinden in Bezug auf die Grösse des Gebietes und die Eigenartigkeit der Namen besteht. Aus der Fülle der Namen werden sich gleicherweise gewisse, immer wiederkehrende Erscheinungen ergeben. So wird sich jedem Forscher die Wahrnehmung aufdrängen, dass bei kleineren Gemeinden die Zahl der unverständlichen Namen sehr gering ist, dass ferner bei grossen Gemeinden weitaus die Mehrzahl der unverständlichen Namen in der Nähe der Flurgrenze liegt. Selbst der Zug der Gemeindegrenze ist bedeutsam. Als Markungsgrenzen grosser Gemeinden finden sich sehr häufig Wasserläufe, Höhenkämme, ehemalige Sümpfe. Aus der Vergleichung der Namen der einzelnen Gemeinden unter sich wird der Forscher dann auch erkennen, dass eine Anzahl vielleicht heute nicht mehr verstandener Namen unter ähnlichen Verhältnissen sich in einer bedeutenden Zahl von Gemeinden zeigt. Es wird ihm weiterhin als auffallend erscheinend, dass gewisse dunkle Namen andere, in den verschiedensten Orten gleichlautende, öfters auch sinaverwandte Namen um sich herum, gleichsam als Begleitung haben, so dass dadröh ganze Namenester entstehen. Aus diesen und noch anderen Umständen wird er dann endlich zur Erkenntnis kommen, dass bestimmte Gemeinden verhältnissmässig jung, andere älter, wieder andere sehr alt sind. Vergleicht man ferner die Gebietsausdehnung der Gemeinden mit dem so gefundenen Alter, so ergibt sich, dass alle alten Gemeinden eine grosse Markung haben. Je jünger die Gemeinde ist, desto kleiner ist auch ihre Fläche, desto willkürlicher und gebrochener sind ihre Grenzen. Andererseits ergeben sich Anhaltspunkte, die uns berechtigen, zu sagen, dass eine Gemeinde schon vor der Einführung des Christenthums bestanden haben muss, während andere erst nach der Einführung desselben emporgekommen sind. Die vergleichende Flurnamenforschung setzt uns auch in den Stand, dass sich uns ein grosser Theil

der vorchristlichen Weistätten wie von selbst erschliesst. Der Satz, dass gleiche Verhältnisse gleiche Namen entstehen liessen, und dass umgekehrt gleiche Namen uns auf gleiche oder doch ähnliche Verhältnisse hindeuten, wird sich als richtig erweisen und wird uns mehr und mehr zum Führer werden.

Ein anderes Mittel zur Erkenntnis der alten Gemeindeeinrichtungen bietet sich uns in dem Verfolgen der Jagdgrenzen, noch mehr aber in der Achtungnahme auf die Holz- und Weiderechte. Wo sie noch vorhanden oder wenigstens durch Urkunden für frühere Zeit festzustellen sind, da weisen sie in vielen Fällen auf das Vorhandensein ehemaliger Markwaldungen. Auch die Lage von Grabhügeln ist nicht ohne Wichtigkeit; denn echt germanische Hügelgräber, also solche der späteren Zeit, finden sich im südlichen und südwestlichen Deutschland auf den Gebieten, aus denen die Römer von den Germanen vertrieben wurden, immer theils in unmittelbarer Nähe, theils in nicht zu grosser Entfernung von der Markungsgrenze. Die Züge alter Strassen lassen sich ebenfalls aufzeigen und geben zu erkennen, dass in der Anlage der Dietwege in jener vorgeschichtlichen Zeit auch schon gewisse Regeln und leitende Gesichtspunkte zum Ausdruck kamen. Selbst alte Besitzverhältnisse lassen sich innerhalb gewisser Schranken auffinden, besonders da, wo früherer Gemeinewald in Staatsbesitz übergegangen ist und umgekehrt. Bisweilen gelingt es auch, die Gerichtsstellen für alte Gemeinden oder Marken nachzuweisen. Für die Zunahme der Bevölkerung und die dadurch hervorgerufenen Neuordnungen geben die Flurnamen allenthalben ausserordentlich zahlreiche Belege. Dergleichen lassen sich eine Menge von Dingen durch sie ermitteln, die mit den ältesten Heer- und Wehrverhältnissen unseres Volkes aufs innigste zusammenhängen. Alte Warten, Wehrplätze, Gemeinde- und Gauburgen für Kriegszelten; diese und noch manche andere Wohlfahrts-einrichtungen der ältesten Zeit lassen sich nur auf dem Wege der vergleichenden Flurnamenforschung feststellen. Auserseits wird der Forscher auch die Beobachtung machen, dass die ältesten Gemeinde-, bezw. Markverhältnisse im Grunde ziemlich einfach in der Anlage und für grössere Gebiete von merkwürdiger Gleichförmigkeit waren.

Damit soll nur ganz oberflächlich angedeutet sein, welche Fülle von Erkenntnis für die Vorgeschichte unseres Landes noch in den Flurnamen beschlossen ist. Aber sie kann nur gewonnen werden auf dem Wege der Flurnamenvergleichung. Dazu ist jedoch die Arbeit vieler Forscher nöthig. Was hier vor Allem noth that, das ist die Aufstellung eines einheitlichen Planes. Aber auch der

beste Plan hat nur dazu Aussicht, der Wissenschaft wirklich zu nützen, wenn die Angelegenheit von Seite des Staates sich wohlwollender Förderung erfreuen darf. Wie man jetzt darauf ist, die einzelnen deutschen Länder geologisch allmählich bis ins einzelne zu durchforschen und in Karten die Ergebnisse festzulegen, so ist auch eine ähnliche Durchforschung der Masse der deutschen Flurnamen ein Bedürfnis. Der Lohn, den eine so geartete Forschung für die Kenntniss unseres Landes abwirft, überragt weit alle Aufwendungen, die beschiedener Weise im Laufe der Zeit etwa dafür notwendig werden könnten.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologische Section der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

(Schluss.) Herr Helm führt die Analysen dieser 14 Bronzen an. Er nimmt hierbei allerdings die Möglichkeit an, dass bei der chemischen Analyse der letzteren die und da die Antimon übersehen oder für Zinn gehalten wurde; doch könne das nur vereinzelt vorgekommen sein und nicht sonderlich in Betracht kommen. Herr Helm glaubt vielmehr, dass das Kohlmateriale, die Erze, aus denen die westpreussischen Bronzen einst gegossen wurden, verhältnissmässig reicher an Antimon war, als das, aus denen Bronzen in alter Zeit im allgemeinen gefertigt wurden. Es sei zu ermitteln, in welchen Ländern so beschaffene Erze gefunden werden, und da käme zunächst ein Land in Betracht, wo sowohl Kupfererze, wie auch Antimon- und Arsenerze in ergiebiger Menge oft nebeneinander vorkommen; das ist Siebenbürgen-Ungarn, das ehemalige Dacien. Dort werden diese Erze auch heute noch vielfach bergmännisch gefördert und verarbeitet. Schon in alten Zeiten war der Erreichthum dieser Länder wohl bekannt, so den Römern, welche dort mit Erfolg Bergbau treiben liessen. Herr Helm zählt diejenigen Orte auf, welche hier in Betracht kommen, und diejenigen Erze, welche als Grundlage zur Bereitung antimonhaltiger Bronze dienen konnten. Hiernach rechnet er vor allem die sogenannten Fablerze, namentlich das Granglitzgitzer, welche sich schon äusserlich durch ihr metallisches Aussehen auszeichnen und zur Metallgewinnung geradezu anfordern. Die Fablerze sind Verbindungen von Schwefelkupfer mit Schwefelantimon, Schwefelarsen und anderen Schwefelmetallen; sie enthalten 14 bis 42 Proc. Kupfer. Herr Helm glaubt, dass diese wohl als Grundlage zur Bereitung der antimonhaltigen Bronzen Westpreussens direkt haben mögen und hält es für wahrscheinlich, dass das aus ihnen gewonnene Metall, resp. die daraus gefertigten Bronzeartefacte durch Austausch gegen Bernstein und andere Producte bis zur Weichsel und von da zur Ostseeküste gekommen seien.

In Ungarn-Siebenbürgen selbst werden nach Mittheilung des Herrn Professor Humpel in Budapest Bernsteinperlen in Grabstätten aus dem vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. häufig gefunden; nicht ganz verlässlich sind die Funde von Bernsteinartefacten aus der Stein-, Kupfer- und Bronzezeit. Von vorgeschichtlichen Bronzeartefacten, die in Ungarn und Siebenbürgen gefunden wurden, hatte Herr Josef Cockska, Custos am ungarischen Nationalmuseum, 15 chemische Analysen gemacht, davon waren zwei antimon-

haltig. So ist umgekehrt auch ein Zusammenhang dieser Länder mit der westpenninischen Ostseeküste, wenn auch nicht aus ältester Zeit, so doch aus ältester Zeit nachzuweisen. Herr Helm geht nun noch auf das Vorkommen von Antimon und Bernstein in den Ländern des Kaukasus a. a. ein, wobei er der darauf bezüglichen ausgezeichneten Untersuchungen Virchow's gedenkt, welche in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft aus dem Jahre 1881 bis 1890 beschrieben sind. Schliesslich führt er noch an, dass die mannigfaltige und heute Zusammensetzung mehrerer der hier behandelten westpenninischen vorgeschichtlichen Bronzen noch mehr auffällt, wenn man sie mit der einfachen Mischung, welche die eigentliche classische Bronze zeigt, vergleicht. Auch die Bronzen anderer Länder zeigen zum Theil diese grosse Mannigfaltigkeit in ihrer Zusammensetzung. Aus diesem Grunde haben Chemiker, welche sich mit der Untersuchung von Bronzen beschäftigt, angenommen, dass Bronzen nicht immer durch einfaches Zusammenschmelzen der in ihnen gefundenen Metalle gewonnen werden, sondern dass zu ihrer Herstellung Hoherz oder Mischungen von Hoherzen dienen, welche die in diesen Bronzen gefundenen Metalle in erheblicher Menge enthalten. Auch der Vortragende ist dieser Ansicht, die vielfach bekämpft wurde. Herr Helm ist überzeugt, dass man beispielsweise Bronzen, welche so zusammengesetzt sind, wie die angeführten Broncebarren aus Fatig oder die Armspannen aus Brno, leicht durch einfache hüttenmännische Verarbeitung aus einem der in Siebenbürgen vorkommenden Kupfererze und Bleiglanz gewinnen kann. Herr Helm will auf diesen Gegenstand in einem späteren Vortrage zurückkommen. — Hierauf spricht Herr Prof. Dr. Conwents über den Burgwall am Melnosee. Auf Einladung des Herrn v. Bieler war Vortragender am 9. Februar er, nach Melno im Kreise Graudentz gereist, um die dortige „Schanze“ zu besichtigen. Dieselbe liegt 1,5 Kilometer nördlich vom Schlosse, am südwestlichen Ende des Melnosee, auf einer nach Norden vorspringenden kleinen Halbinsel. In dieser Anlage ist eine natürliche Erhebung von abgerundet viereckiger Grundfläche benützt, welche zur Zeit eine geringe künstliche Aufschüttung erfahren hat, so dass die Gesamthöhe jetzt 4—5 Meter, an der Nordseite 6—6 Meter beträgt. Die Schanze ist an drei Seiten von Wasser umgeben, an der vierten Seite zieht sich eine Einsenkung herum, die kaum 1 Meter über dem Niveau liegt und bei niedrigem Wasserstande theilweise vom Wasser bedeckt wird. Von Süden ist der Umfang zur Schanze gewesen und oben lässt sich eine längliche, starke, keuelartige Vertiefung erkennen. Durch die vom Vortragenden angestellten Nachgrabungen wurden nicht wenige brüunliche Thonscherben in Tage gefördert, welche theils glatt, theils mit geraden parallelen Kellen und theils mit dem Wellenlinien-Ornament versehen sind. Hieraus ergibt sich, dass die Anlage am Melnosee einen Burgwall aus der, unserer historischen Zeit unmittelbar vorangehenden, slavischen Periode darstellt. Mit diesen Scherben zusammen kamen auch Bruchstücke thierischer Knochen und zahlreiche Reste verkohlten Eichenholzes vor, was darauf hindeutet, dass Eichenwälder auch noch in dortiger Gegend vor Ankunft des deutschen Ritterordens bestanden haben, während sie seitdem längst geschwunden sind. In dankenswerther Weise hat Herr v. Bieler gegen Ende der achtziger Jahre auf dem Burgwall wieder eine Pflanzung junger Eichen, Buchen, Fichten etc. angeführt, um ihn auf diese

Weise für die Zukunft festzulegen und gegen etwaiges Abtragen möglichst zu schützen. Ferner macht Herr Conwents im Anschluss an seinen in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrag über bildliche Darstellungen an vorgeschichtlichen Grabräumen eine Mittheilung über einen neuen Fund dieser Art. Nachdem auf dem Gelände zwischen Lindebaden und Kl. Willwitz im Kreise Flatow, nicht weit von der Bromberger Kreisgrube, schon wiederholt Steinkistengräber blossgelegt und zerstört waren, reiste Vortragender zufolge einer von Herrn Lehrer Müller in Lindebaden telegraphisch erstatteten Anzeige, das Auffinden eines neuen Grabes betreffend, am 4. März d. J. dorthin. Bei seiner Ankunft war dasselbe allerdings schon der Neugier der Bevölkerung zum Opfer gefallen, jedoch gelang es, zwei weitere Steinkisten aufzufinden, deren eine leer war, während die andere einen besonders interessanten und werthvollen Inhalt aufwies. Derselbe bestand in einem schwarzen Henkelgefässe mittlerer Grösse ohne Knochenmasche und in sechs gedeckelten Urnen, die gebrannte Knochen mit Bronzeresten enthielten. Drei dieser Gefässe sind einfach und von bräunlicher Farbe, während die drei übrigen eine glänzende schwarze Färbung und ziemlich übereinstimmend reiche Verzierungen aufweisen. Sie haben eine schlänke Vasenform mit langem Halse und weit ausladendem Bauche, und messen einschliesslich des flachen Stülpdeckels etwa 35 Ctm. Höhe. Auf dem oberen Theile des Bauches ist ein aus Blattweigrähnlichen Zeichnungen zusammengesetzter Ornament eingegritzt und mit weissem Kalk anstrichen, so dass es sich von dem dunkeln Untergrunde scharf abhebt. Zwei dieser schön geformten Urnen waren besser erhalten und konnten ziemlich unversehrt ausgehoben und hierher transportirt werden, während das dritte ähnliche Exemplar stark zerkratzt und überdies durch die Last der Steine eingedrückt war. Dies ist so sehr zu bedauern, als es auf dem Bauche noch eine besondere figürliche Darstellung besass; glücklicherweise hat sich wenigstens diese Partie nahezu vollständig conserviren lassen. Das Bild zeigt einen mit zwei Pferden bespannten Wagen, auf dem ein Wagenlenker steht. Der Wagen ruht auf vier Scheibenrädern und ist auch im Uebrigen sehr einfach gebaut. Hinter demselben schreitet ein Pferd, dessen Zügel von einer über demselben geschnittenen Hand geführt wird, während die Figur des Reiters selbst fehlt. Dies ist im Allgemeinen die vierte Darstellung eines Wagens an Urnen aus Steinkistengräbern unserer Provinz und die erste, welche in die Sammlungen des Provinzial-Museums gelangt ist. Die Funde aus den vorgeschichtlichen Gräbern in Lindebaden, welche mit Unterstützung des Hrn. Lehrer Müller daselbst gemacht wurden, sind vom Besitzer der Feldmark, Hrn. Daniel Wiederhofs, kostenfrei dem Provinzial-Museum überlassen.

Herr Dr. Kumm legt zunächst drei unvollständig erhaltene Gesichtsmasken vor, welche aus einer Steinkiste auf dem Felde des Besitzers Tammann in Kl. Bolkan stammen und durch Herrn Pfarrer Urbe in Löblau gehoben, vor Zerstörung bewahrt, und vor kurzem dem Provinzial-Museum geschenkt worden sind. Die Gesichtsbildung beschränkt sich auf die rohe Anformung der Nase und die Darstellung der nicht genau orientirten Augen in Form einfacher, flacher, kreuzrunder Eindrücke. Bemerkenswerth ist einerseits die auffallende Uebereinstimmung in der Gesichtsdarstellung dieser drei Urnen unter einander, anderseits ihr Abweichen von allen, bereits früher auf demselben Gräberfelde gefundenen Gesichtsurnen.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Verantwortlicher Redakteur

XXXI. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1895.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 8. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Prähistorische Funde bei Höchst a/M. Von Dr. E. Suebier. — Das „Quirkels-Loch“ im Weitenstein bei Baunach. Von Karl Spiegel. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Verein für Naturwissenschaft an Braunschweig. — Naturwissenschaftlicher Verein Greifswald. — Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe. — Gruppe Hamburg-Altona der deutschen anthropologischen Gesellschaft. — Erste thüringische Archäologerversammlung in Erfurt. — Literatur-Besprechungen. — Einladung zur 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Lübeck. — Einladung zur österrömisches Ethnologischen Ausstellung in Prag.

Prähistorische Funde bei Höchst a/M.

Von Dr. E. Suebier, Höchst a/Main.

Bereits vor einigen Jahren wurden in der Umgebung von Höchst, namentlich im Gebiete der Farbwerke, vormals Meister, Lucius und Brüning, einige prähistorische Funde gemacht, von denen bis jetzt keine Kunde in die Öffentlichkeit gedrungen ist, die aber immerhin wichtig genug sind, um an dieser Stelle über sie zu berichten; auf weitere prähistorische Fundstücke stieß ich im Herbst vergangenen Jahres bei Ausgrabungen, über deren sonstige Ergebnisse ich an anderer Stelle ausführliche Mittheilung machen werde.

Als die Farbwerke im Jahre 1885 eine Quaimauer erbauten, wurde im Main in geringer Entfernung vom Ufer und etwa 1 m tief im Flussbette ein Bronzedolch gefunden mit 49,5 cm langer und 9 cm an oberen Theile breiter Klinge; der durchlochte Theil ist 8 cm breit, die Nietlöcher haben einen Durchmesser von 9 mm. Der Griff fehlt. Eine gleiche Waffe, im Besitz der Familie Milani in Frankfurt a/M., bildet Lindenschmit, Das römisch-germanische Central-Museum in bildlichen Darstellungen, Tafel 47, Nr. 23, ab. Die Form gebührt der ältesten Bronzezeit an und wie die im Wiesbadener Museum aufbewahrten Schwerter aus gleicher Zeit ist auch der mir vorliegende Dolch vorzüglich erhalten, zweischneidig und zeigt nur ganz unbedeutende Scharten, die indessen neueren Ursprungs und erst nach der Auffindung entstanden zu sein scheinen, da an den betreffen-

den Stellen die Patina abgesprungen ist. Parallel zu den Schneiden ist beiderseits eine doppelte Strichverzierung eingraviert. Ein eigenthümlicher Belag auf der einen Seite des Dolches wurde bei der ebemischen Untersuchung als echte Patina festgestellt. Die Waffe scheint nur als Paradestück gedient zu haben; denn bei der Schwere der Klinge (187 g) würde der mit 4 Nieten befestigte und wie man an einem schwachen Eindringung auf derselben erkennen kann, nur 19 mm auf die Klinge übergreifende Griff einen wirklichen Gebrauch im Kampfe unmöglich gemacht haben. Das Metall ist bei der Durchbohlung sehr dünn und Griff und Klinge würden an dieser Stelle aneinander gebrochen sein.

Der zweite Fund aus der Bronzezeit führt uns an die Westgrenze des Gebietes der Farbwerke und etwa 350 m vom Mainufer nördlich. Bei der Ausführung von Bohrversuchen behufs Anlegung eines Brunnens bei dem Arbeiterlogirhaus Nr. 3 der Farbwerke im Jahre 1891 stießen die Arbeiter in der Tiefe von 80 cm auf ein vorgeschichtliches Hügelgrab, das durch den Feldbau eingeebnet war. In der Mitte stand eine grössere Urne, die leider zerschlagen wurde, und um dieselbe etwa je 50 cm von einander entfernt drei flache Schüsseln mit eingedelltem Boden; ein viertes scheint in der Urne gestanden zu haben, die, nach den Scherben zu urtheilen, mit einem Deckel geschlossen war. Nur zwei der flachen Schüsseln sind erhalten, und auch diese nur in beschädigtem Zustande, von den beiden andern

nur wenige Scherben. Das erste hat einen Durchmesser von 145 mm, eine lichte Weite von 130 mm und eine Höhe von 40 mm; die Abmessungen des zweiten sind in derselben Reihenfolge 135 mm, 100 mm, 32 mm. Die Urne enthielt ausser verbrannten Knochenresten und Asche: 1. Ein Bronzemesser, prächtig patiniert, von 175 mm Gesamtlänge; die Klinge ist 143 mm lang und 13 mm breit. Der Griff scheint ursprünglich in einen Ring geendet zu haben. 2. Eine Bronzenadel von 150 mm Länge mit einem runden Knopf von 9 mm Durchmesser und 3 mm Stärke. 3. Die Trümmer einer Broncefibula, die nach der Reconstruction des Herrn Architekten Joh. R. a. n. k. München dieselbe Form gehabt zu haben scheint, wie die von Lindenschmit a. a. O., Tafel 35, Nr. 11 abgebildete Gewandnadel. Weitere Angaben über die Fundamente konnte ich nicht mehr erhalten. Die Fundstelle (jetzt ein Brunnen) liegt dicht an der von Höchst nach Sindlingen führenden Chaussee, einer araken Völkerstrasse, neben welcher, kurz bevor man das Dorf Sindlingen erreicht, im vergangenen Jahre beim Bau eines Hauses fränkische Reihengräber freigelegt wurden.

Gehörten diese Funde der Bronzezeit an, so wenden wir uns mit den folgenden der jüngeren Steinzeit zu.

Etwa 130 m stromaufwärts von der Fundstelle des an erster Stelle genannten Dolebes wurde am Mainufer bei der Erbauung der neuen Pumpstation der Farbwerke im Jahre 1889 ein Steinmessel gefunden. Er lag etwa 4,5 m tief in einer Schicht von rothgelbem Kies mit Sand und hat eine Länge von 26 mm. Der Querschnitt ist halbkreisförmig und hat einen grössten Umfang von 140 mm. Die obere, flach geschliffene Seite hat eine mittlere Breite von 40 mm; am unteren Ende beträgt dieselbe 37 mm und am oberen Ende 27 mm. Die Farbe des Steins ist dunkelgrau.

Noch weiter stromaufwärts an das linke Ufer führt uns das folgende Fundstück, eine Hammeraxt, die beim Schleusenbau oberhalb Höchst im Jahre 1883 aus dem Main ausgehagert wurde. Sie ist 160 mm lang. Die cylindrische Durchbohrung ist ausserordentlich sauber ausgeführt, 19 mm weit, 33 mm lang und hat glänzend schwarze Wände, während die Oberfläche der Hammeraxt, wohl durch Abschleifen im Flussbett, mattschwarz ist. Die Breite der Schneide beträgt 35 mm, die des Querschnitts bei der Durchbohrung 54 mm.

Die nächste Fundstelle liegt der letzten gegenüber, am rechten Ufer des Mains. Das Gelände erhebt sich dort 26 m über dem Spiegel des Flusses.

Hier machte ich selbst den neuesten prähistorischen Fund bei Ausgrabungen, die ich im Frühjahr und Herbst vergangenen Jahres auf Veranlassung des Herrn Prof. Wolff-Frankfurt auf einem dem hiesigen Landrath Herrn Dr. Meister gehörigen Grundstück (im Ostausgange von Höchst und südlich der Strasse von Frankfurt—Höchst neben dem Kreishaus gelegen) vornehmen liess. Unter einer obren Erdschicht von 30 cm stieg ich auf eine Schicht schwarzer Erde, die sich scharf von dem Lehmboden abhob und bei durchschnittlich 50 cm Stärke einen Raum von 2 qm einnahm. Am nördlichen Rande derselben fanden sich in 45 cm Tiefe Feldsteine im Halbkreis geordnet vor. Diese Schicht war in allen ihren Theilen mit Scherben durchsetzt, die ich wohl an dem Material und den charakteristischen Verzierungen als prähi-torisch erkannte, deren genauere zeitliche Bestimmung ich indessen einer brieflichen Mittheilung des Herrn Conservators Dr. Lindenschmit-Mainz verdanke, für die ich ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Ihm schliesse ich mich im wesentlichen im Folgenden an. Die Scherben, aus denen es nicht mehr möglich ist, ein vollständiges Gefäss zusammenzusetzen, stammen aus der neolithischen Zeit und sind besonders interessant, weil sie in hiesiger Gegend nicht eben häufig vorkommen. Zum Theil gehören sie der neolithischen Bonikeramik an. Diese Bandverzierung kommt an neolithischen Gefässen Mitteldeutschlands häufiger vor, als im Rheinlande; sie wurde ausserdem an österreichischen Funden (Pfahlbau im Mondsee), ferner in Böhmen und Ungarn beobachtet. Das Mainzer Museum besitzt mehrere solche Gefässe aus Oberhessen, aus Nassau und Fragmente aus Rheinhessen und Sachsen-Altenburg.

Die Strichverzierungen, in den feuchten Thon eingeschnitten oder eingeritzt, sind in der Regel mit einer weissen Masse, Kreide, gefüllt, doch hat sich nur bei einer Scherbe eine kleine Spur der Einlage erhalten.

An sonstigen Verzierungen zeigen die Scherben noch Punkte und längliche Tupfen, die eingestochen wurden; ferner sogmentartige Eindrücke, wohl mit dem Fingernagel hergestellt; dann kleine horizontale Wülste, durch Einkneifen mit Daumen und Zeigefinger in den feuchten Thon hervorgebracht; ausserdem längere, spitze oder wenig gewölbte Wülste, mit Strichen heiderseits oder länglichen Tupfen umsäumt. Schliesslich ist noch eine Scherbe mit mehrfachen, parallelen punktirten Linien als Verzierung vorhanden, ähnlich bei einem Gefäss bei Lindenschmit, Tafel 50, Nr. 34. Mehrere Scherben tragen Warzen, die wohl zum

Schmuck dienen, nicht als Hohlkel; dazu sind sie zu klein; in einem Falle ist die Warze durchbohrt. Die übrigen Scherben sind schmucklos.

Der Thon, aus welchem die Gefässe mit Bandverzierung hergestellt sind, ist meist fein geschlemmt; die übrigen Scherben ohne jene Verzierung haben eine rauhe Oberfläche und zeigen zum Theil einen grossen Zusatz von Quarzkörnern in der Thonmasse.

Ausser den Scherben enthielt die schwarze Erdebecht nur noch eine kleine Zahl, zum Theil Brandspreuen tragender Knochen und einige wenige Feuersteinspäthe; letztere fanden sich nur an dieser Stelle, sonst nirgends auf dem durch zahlreiche Versuchgräben nach allen Richtungen durchsuchten Felde.

An letzter Stelle mag der Vollständigkeit halber noch ein Fundstück erwähnt werden, das vor einigen Jahren in dem nahe bei Höchst gelegenen Sosenhaine in einer Lehngrube gefunden wurde. Es ist ein Trinkgefäss von 110 mm Höhe aus neolithischer Zeit. Nähere Angaben über die Fundumstände waren nicht mehr zu erlangen. Ein ganz ähnliches Gefäss bildet Lindenschmit Tafel 50, Nr. 3 ab.

Ueberschaun wir noch einmal die Fundorte der vorgeführten Gegenstände, ausschliesslich des letztgenannten, so ergibt sich aus ihnen die sehr frühe Besiedelung des Gebietes unserer Stadt, deren ausserordentlich wichtige Lage weder der römischen, noch der mittelalterlichen Zeit entging; aber erst der modernen Zeit und der modernen Industrie war es vorbehalten, die durch die natürliche Lage gegebenen Vortheile voll auszunutzen.

Von den im Vorstehenden behandelten Fundstücken sind der Steinmeissel, die Hammeraxt und das Trinkgefäss im Privatbesitz, die übrigen gehören der Sammlung des hiesigen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde an.

Das „Quärkela-Loch“ im Veitenstein bei Baunach.

Von Karl Spiegel, Lehrer in Birkenfeld bei Markthodenfeld.

Schon Lehn¹⁾ wies in seiner Geschichte des Baunach-Grundes²⁾ auf den Veitenstein hin. Er kannte auch die Sage von den „Quärkela“ oder Zwergen, die ihn bewohnt haben sollen, und glaubte in einigen alten Inschriften Lunen zu erkennen. Walther erwähnt in seiner topischen Geographie von Bayern³⁾ den

¹⁾ Im Archiv des histor. Vereins v. Unterfranken, VII. Bd., I. Hft.

²⁾ Topische Geogr. v. Bayern v. F. W. Walther, München 1844.

Veitenstein ebenfalls und sagt, dass von ihm die Sage gehe, er sei vormals bewohnt gewesen.

Mein konnte ich über ihn nicht erlangen. Es scheint, dass dieser Punkt, der so viel Ansehendes für jeden Geschichtsfreund besitzt, der selbst für die Wissenschaft bemerkenswerth sein dürfte, in der Literatur fast unbekannt ist.

An Märchenauer gemahnt es, wenn man im Frühling von Rindorf durch den treibenden Wald berufend oben den Veitenstein im dunklen Föhrengrün unverkennbar erblickt. Der stille Wald und die oben am Berghang ansteigenden steilen und grauen Felswände verursachen einen solchen Eindruck, dass es nicht zu verwundern ist, wenn dieser Fels von jeher das Dichten und Sagen der benachbarten Dörfer so vielfach beschäftigt. Der Veitenstein stellt sich dar als ein rissiger, verwitterter Fels. Er bildet den westlichen Theil vom Rücken des grossen Leuberges, der waldumraucht zwischen den Dörfern Reckendorf und Lasberg, Frießendorf und Gerach in der Hauptrichtung von O nach W sich hinzieht. Anseer nach Osten fällt der Veitenstein gegen die andern drei Himmelsgegenden senkrecht ab, gegen Westen etwa 12 in tief Grosse, wobl schon längst abgelöste Felsströmer liegen ringsum zerstreut.

Wo die Felsmaße durch aus dem Bergessinnern hervortritt, sieht von Norden her nach Süden an ein Spalt fast quer durch den ganzen Stein. Dieser Spalt ist an beiden Enden ziemlich gleich weit (8 m) und hat in der Mitte gegen innen an einen metertiefen Absatz. Ueber diesen Spalt — für die Zukunft wollen wir ihn immer Kluft nennen — sprengte, so erzählt die Sage, vom Berge der St. Georg. Den Abspang seines Pferdes sieht man heute noch im Felsen „eingedrückt“. Vom errichteten äussersten Felsheis wagte er dann einen Sprung hinauf in die Tiefe und kam glücklich unten an. Sein Verfolger aber, der auf einem schwarzen Geisbock ritt, unternahm das gleiche Wagniss und blieb zersehelt unten liegen.

Nach meinem Dafürhalten ist das nur der Rest einer früheren und besseren Form der Sage. In dieser wird der Reiter nicht über die Kluft, sondern vom westlichen Felsrande abgesprengt sein und der „Bock-Reiter“ auch. Und dass die Spreng gegen Westen gerichtet sind, wie die jetzt abgetroffenen Hufspuren an der Baine Altenstein im Baumachgrunde (deren Ort ich mir genau zeigen liess) bringt mich auf den Gedanken, dass im Reiter Fro und im Bocke der Sonnenhirsch aufgefasst werden kann¹⁾, der, wie

¹⁾ Vgl. J. W. Wolf: Beiträge zur deutsch. Mythologie, I. Bd., 1882, S. 105/6. Schöppner: Sagenbuch d. bayer. Lands, II. Bd. Nr. 779, wo der Herr von Wildenstein seinem liebsten Sohne ein Schloss an den Königen-erg baute, es ganz mit Gold und Silber füllte und einen goldenen Hirsch über das Schlossthor stellt. Wacker: Sagen d. mittl. Werra etc. II. Anz. 1891, Nr. 262, wo auf dem „Kleinhrk“ ein weisser Hirsch mit „gar seltsam glitzerndem Geweih“ sich zeigte; Nr. 449 spricht von einem ausserordentlich starken Hirsche mit ferrenen Augen, Nr. 632 von einem weissen Reh am Hornberg. So gehören wahrscheinlich die vielen Sagen von den abspringenden Reitern hierher; auch die Berg- und Felsen-Namen „Hirschenprung“ können durch die Sage erklärt werden (vgl. der H. ein steiler Bergzettel an der Eger, der H. zwischen Obermeisselstein und Tiefenbach i. Immenstadt). Es wäre übrigens gut, wenn die Richtung aller Hufspuren und die der Absprünge resp. Abstürze festgestellt würden.

über die Berge im Westen, hier im Kleinen über die Felswand hinabsprengt. Die eigentliche Sage konnte nicht erhalten bleiben, da sich in den umliegenden Dörfern seit 1553 die Bevölkerung sehr verminderte, indem die Einwohner bis auf wenige theils vernichtet, theils wegzogen. So siedelten sich nach dem dreissigjährigen Krieg in den verlassenem Dörfern viele fremde Soldaten und Leute aus dem Vogtlande an.¹⁾



Die eingemeisselten Hufeisen-Spuren zeigen die mittelalterliche, breite Form und haben vorne „Griffe“. Der Künstler kannte also Hufeisen von Reitpferden sehr schlecht. Das linke ist 13,5 cm lang und breit, das rechte 12 cm lang und 15 cm breit. Etwas rechts von ihnen (nördl.) meisselte jemand eine ähnliche Form ein, die in der Breite 12,7 cm und in der Länge 14,7 cm misst. Etwa 2 m nördlich davon, gleichfalls am Rand der Kluft, aber auf einem einzelnen grossen Felsstück, sind die merkwürdigen „Eindrücke“ von den Hufen des Geisbockes. Ihre Anordnung auf der Felsplatte gleicht der natürlichen Fährte eines Thieres. Sie sind sehr scharf ausgeprägt; bei der ersten und zweiten Stapfe (vom Berge her) sind die innern Theile teilweise ausgeprungen. Die Spitze ist scharf; die Stollen drängen sich sehr zusammen, sind fast parallel und unverhältnissmässig lang. Die Länge und Breite der einzelnen Stapfen ist folgende: I. 8 und 3,5 cm, II. 7,5 und 3,8 cm, III. 9 und 4,2 cm, IV. 9,5 und 3,8 cm. Die Stollen haben einen Durchmesser von 1,5 cm — Ausserdem befinden sich hier am äussersten Rand noch

¹⁾ Rotenhan von Julins: Geschichte der Familie Rotenhan Altäre Linie, 1865, 2 Bde. Nicht im Buchhandel.

Namen in lateinischer Druckchrift, bei denen die Buchstaben umgekehrt und doppel gesetzt sind. Die Schrift ist sehr verwirrt und ganz unüblich an lesbar. Ich gab mir mehrere Mühe, sie zu entziffern, aber ein Ergebnis verwirrt immer das andere.

Auf dem vorderen, resp. westlichen Theile des Felsens geizissen wir eine ziemlich bedeutende Ansicht. Wir überblicken die Höhen des Steigerwaldes und der Haasberge. Ersterer schliessen für unser Auge ab mit dem Zabelstein. Durch eine Senkung der Haasberge sehimmern die blassen Bilder der „schwarzen Berge“ bei Kissingen. Früher, als noch nicht bei Schwinfurt die Atmosphäre durch den Steinkohlen-Rauch getrübt war, soll man sogar den Würzburger Festungsberg gesehen haben. Dörfer sieht man wenig; nur im Gebiete der „heiligen Länder“ (nordwestl.) lugen noch weit, weit dranssen der Menschen Wohnstätten hinter dem Grün der Wälder hervor. Wir schauen in eine Gegend, wo wenig reiche Leute sterben, in eine Gegend, wo Sorge, Mühe und Entbehrung die Leute selten glücklich sein lassen.

Keihen wir zur erwähnten Kluft zurück. Ueber den innern Theil derselben bis zu dem schon besprochenen Abtatz lag einmal ein Dach, und zwar befand sich der Abtatz dicht unter seinem vorderen Ende. Zu beiden Seiten der Kluft sieht man nämlich ca. 6 einander gegenüberliegende Löcher eingehauen, die von innen nach aussen so allmählich herabsteigen. Eingelassene Stangen hätten dann die Unterlage des Daches gegeben, das man sich an Fichtenreisig hergestellt denken kann. Ob nun dieses Dach gleichzeitig mit dem Zwergleinloch errichtet wurde, ist an Ort und Stelle kaum zu entscheiden. Doch darf man nach dem Augenschein der Löcher annehmen, dass sie mehrere Jahrhunderte alt sind.

Hier in diesem innern Theil der Kluft fand ich an der östlichen Wand, verdeckt unter Moos und Flechten, das Wort *napern* (mit ° über dem Schluss, also *napernus*) und fortlaufend die Buchstaben *h* *s*, unter diesen ein Kreuz, an dem alle Balken durchgeschnitten sind. Der hohe Strich des *h* ist gleichfalls geschnitten, so dass auch er ein Kreuz bildet. Die Buchstaben sind in deutscher Druckchrift angeführt und verrathen eine geübte Hand.

Am südlichen oder innersten Ende der Kluft befindet sich, auf den Boden stehend, ein dreieckiger, kleiner, bunter Spalt. Das ist der Einschlipf in den nachher an besprechenden Höhlenbau.

Wenn man von der Kluft aus mit der Wendung links am Fusse des Felsens bergab geht, kommt man an einem merkwürdigen Loch, zum „Quirkloch“ (Zwergleinloch), wie es die Leute benennen. Auf der Generalabkarte ist es mit 116 m Meereshöhe verzeichnet. Es sieht sich von der westlichen Seite des Felsens aus in diesen hinein. Sein Ende kann man nicht absehen. Das Loch liegt 75 cm vom Boden aufwärts und ist eine künstlich hergestellte runde Röhre mit einer lichten Weite von 50 cm. Die untere Rundung des Loches verläuft in eine eben so breite Rinne, die sich an der Aussenseite des Felsens rasch verflacht. Der hier ausgebaute Fels ist rings um das Loch eben gearbeitet, so dass ein schmaler Rand besteht, der über der Öffnung rechtwinkelig gebildet ist. Auf diesen Rand und rechts neben an sind im ganzen fünf Kreuze eingemeisselt, von denen vier dem oben beschriebenen ähnlich sind, in der Röhre, unmittelbar am Eingang, wurde sicher einmal ein kräftiges Feuer geschürt, da auf eine kurze Strecke

der an sich gelbe Stein (grobkörn. Keuper-Sandstein) roth gefärbt ist. Die Röhre steigt nach innen etwas an, ist ca. 5 m lang und gleichmässig weit. Knaben kriechen auf Händen und Knien mühsam durch dieselbe. Sie ist das, was im Alpengebirge „Schlarf“ genannt wird. Wohin führt nach die Röhre? Dabin werden wir kommen, wenn wir uns zurück in die Kluff begiehn.

Wie bereits oben gesagt wurde, endet dieselbe (A) in eine kleine, nach oben spitzwinklig zulaufende Öffnung (B). Durchkriechen wir sie in sitzender Stellung, so gelangen wir in eine schmale und hohe Felspalte, deren Hauptrichtung rechtwinklig zur Kluff steht und zwar in der Weise, dass, wenn die Kluff der senkrechte Balken eines T Wärs, dann die Spalte wie der Querhaken aufliegen würde. Diese Spalte bezeichnen die Leute als den „Teistall“. Links vom Einschlupf (ed.) befindet sich ein Ramm (C), der ausreichend einem Men-schen Sitzen und Stehen ermöglicht. Am Felcen des Hintergrundes können wir dasselbe sogar die Spuren einer Ramm schaffenden Spitzhacke bemerken. Entgegengesetzt davon, d. h. am andern (westl.) Ende der Spalte, schimmert das Tagelicht durch die Ausmündung (D) des Zweipfelsloches herein. Dieselbe ist weit oben, und wir müssen am Felsen hinaufklettern, sie zu erreichen. Auch hier sind zwei einfache Krenze eingehauen. Der Zanber und Teufelsputz dieser dem Volke nur durch die Sage erklärlichen Röhre war also gut verwahrt.

Zu unsern Füssen ist eine dunkle Öffnung; eine eingeklemmter Stein (E) daneben scheint mit Absicht angebracht und befestigt worden zu sein, um nicht bloss einen ebenen Standpunkt zu erhalten, sondern auch, um leichter den Abstieg bewerkstelligten zu können. Dazu braucht man ihn wirklich sehr notwendig. Zu beiden Seiten der Öffnung sind Löcher eingemaiselt. Eines ist rundlich, das andere läuft nach oben aus, damit man ein Querholz leicht und fest eintreiben konnte. Im Einschlupf (ed) zu dem eben beschriebenen Spalt sind ebenfalls in beiden Seiten zwei solche „Querholzlöcher“ angebracht. Steigen wir die dunkle Öffnung hinunter (del), so stehen wir in einem Loeche bis an den Leib. Nun werden die Lächer angezündet, wenn das nicht schon vorher geschehen ist. Aber jetzt müssen wir uns setzen und unsern Felsen weiter rutschen. Nach einer Strecke von 2 m Länge (ef) erreichen wir einen Schacht (fg). Bemerkenswerth ist hier, dass anfangs hier keine Spur auf den Schacht hinweis, so sehr war alles zugewirrt. Nach einer mühsamen und gefährlichen Arbeit, die sich auf mehrere Monate erstreckte, gelang es endlich (1892) den Schacht zu benutzen. Erst im Mai 1893 machte ich ihn ganz frei von den eingeklemmten Steinen, die auf einmal donnernd unter mir hinabstürzten und auch mein Licht mitnahmen. Diesen Augenblick vergesse ich nicht. Ich musste erst eine Weile auf der schwankenden Leiter anrühren, ehe ich die nöthige Kraft fand, mit meinem Pickel hinauf zu den andern zu steigen.

Klettern wir jetzt an einer Strickleiter den Schacht hinunter, so streift anfänglich der Fels unseren Rücken, dann aber wird es weiter. Wir befinden uns in einer neuen Felspalte. Von der Leiter aus können wir deutlich sehen, dass selbst der Platz, an dem wir absteigen, künstlich durch Einlassen von laugen, festen Steinen hergestellt wurde. Zu unsern Seiten bemerken wir ausserdem im harten Gestein wieder zwei „Querholzlöcher“. Das erweckt die Vermuthung, das Seile oder

Strickleitern auch schon früher benutzt wurden, um hinunter zu steigen. Nachdem wir gut 5 m an der schwankenden Leiter abwärts kletterten, kommen wir in eine Höhle, die hoch hinauf mit Schutt und Blocksteinen angefüllt ist. An der Stelle, wo wir die Leiter verliessen, sehen wir ausserdem die Mündung eines dunklen Ganges (G), der sich weiter in den Felsen hineinricht. Doch betrachten wir erst die Höhle! Sie ist etwas über 4 m lang, 1 m 90 cm breit und war $2\frac{1}{2}$ —3 m hoch. An Wand und Decke stehen unregelmässig Felstheile hervor. Am südöstlichen Ende (die ganz Höhle zieht von NW nach SO) zeigte sich unter einer Felsbank noch eine kleine Fortsetzung. Die Wände sind an einzelnen Stellen sehr feucht. Sonst ist von diesem ersten grösseren Ramm nichts Bemerkenswerthes zu berichten. Wenden wir uns zum andern Ende:

Ein Gang (2.50 m lang, am Boden genau 60 cm, in halber Höhe etwa 1 m breit und 1,40—1,75 m hoch) führt uns ziemlich steil abwärts in eine weite Kammer, die unten 1,6 m breit, dann 3 m hoch und 3,40 m lang ist. Die Wände, die hier aus hartem Stein bestehen, treten in der Mitte zurück und vereinigen sich oben zu einer sehr unordentlich scheinenden Decke. Doch hielt die bis jetzt. In drei Seiten dieser Kammer sind sehr kleine Nischen eingehauen, die oben gerundet, unten eben sind. Die kleinste und zugleich schönste ist 18 cm breit und 25 cm hoch. Wir benutzten sie zum Aufstellen unserer Lichter und dem Zwecke müssen sie früher auch gedient haben; denn sie sind nur etwa 10 cm tief. Am Fusse der rechten Wand (vom Eintritt aus) bemerken wir wieder ein schwarzes Loch. Auch das war anfangs von einem grossen Steine verdeckt und durch den eingefesteten sandigen Letten narzngänglich. Es führt steil abwärts, ist 50—60 cm breit und hoch, rundlich und etwa 1 m lang.

Wir schoben uns auf dem Rücken liegend hindurch und können uns gleich wieder zur vollen Höhe aufrichten. Wir stehen abermals in einer Kummer, die noch zudem verhältnissmässig schön ist. Ein Knabe rief bei ihrem Anblicke aus: „Da ist's aber schön, da könnte man wohnen!“ Auch unsere Freude war beim ersten Anblicke eine grosse. Unser Herz schlug höher; denn wir hatten gefunden, was keine Sage erzählte und kein Umwohner vermuthete. Nur die einzigen waren enttäuscht, die endlich hier den grossen Schatz vermutheten, nachdem in den zwei Kammern vorher sich keine Geldstücke und kein Hund zeigen wollte. — Sehen wir uns um: Die zwei Längswände laufen geradigt nach oben und vereinigen sich zu einem göttlichen Spitzbogen — einige Hise und „Steinlager“ nicht in Anschlag gebracht. Sämmtliche Wände tragen mehr oder minder Spuren von Bearbeitung. Der Fels ist nämlich hier sehr weich. Links neben dem Einschlupf ist etwa $1\frac{1}{2}$ m vom Boden entfernt wieder eine kleine Nische angebracht, die ganz vom Lehm überzogen ist. Rechts an der Mündung des Einschlupfs (von aussen herein) sieht man sogar eine glatte Stelle, die von den Steinbrechern als Keilensatz erkannt wurde. Man arbeitete also auch von innen an der Vergrösserung des Schlupfloches. Der eben gearbeitete Boden ist ca. 20 cm mit Schutt bedeckt. Am Eingang ist diese Kammer 2,5 m hoch und am Boden 0,90 m breit. Die Decke wird hier noch von ebenen Felstheilen gebildet. Gegen das andere Ende wird die Kammer enger und die

Höhe geht auf 1,5 m zurück. Die ganze Länge beträgt 2,85 m. Die zwei Längsseiten rücken immer näher zusammen und lassen zuletzt nur einen schmalen (ca. 40 cm breiten) Raum frei, der hauptsächlich durch einen Felsenritz gebildet wird und in diesen auch ausläuft. Dieser Winkel enthält aber etwas sehr Merkwürdiges. Auf jeder Seite nämlich befinden sich etwa 70 cm vom Boden zwei kleine Löcher eingestiftet, die wahrscheinlich dazu da waren, um zwei Querhölzer zu tragen, die in gleicher Höhe lagen. Was stand oder lag aber einst darauf? Diese Löcher hervoitz ich erst beim Abschiedsbesuch, den ich diesen Höhlen widmete. Anzuführen wäre vielleicht noch, dass an der linken Seitenwand dieser dritten Kammer mit Kohlenstrichen ein Kreuz ganz deutlich hingezeichnet war. Eine brennende „Schleuse“ (Spaan) wird das Mittel der Ausführung gewesen sein. Dann war auch über dem Anfang des Ganges zur zweiten Kammer, also noch in der ersten Kammer, ein Kreuz eingehauen mit geschnittenen Balken, wie wir ausser schon solche sahen.

Man kann dem allgemeinen Eindruck nach sagen, dass bei Anlage des Höhlenbaues den vorhandenen Felspalten nachgegangen und diese zweckdienlich erweitert und zugänglich gemacht wurden.

Ende der fünfziger Jahre wurde die erste Kammer auch einmal besucht, wenn auch unfreiwillig. Schon damals war der Schacht zugeworfen, brach aber nater den Tritts eines Burschen ein und der Erschrockene kam mit dem Gerölle in die Tiefe. Dieser, jetzt natürlich bejahrt, behauptet fest, er hätte damals einen steinernen Tisch in der Mitte gesehen und steinerne Bänke an den Wänden; ja, er sagt sogar, die Decke sei eben gewesen, was bei dieser Steinarart gar nicht möglich ist. Auf dem Tisch sei ein Bündel Schleisen gelegen, die unter den Händen zu Moder zerfielen.

Seit diesem Besuch verschüttete sich der Schacht wieder oder wurde absichtlich zugeworfen. Als ich als der erste wieder den neu eröffneten Schacht hinaufstieg, konnte man vom Gang in die zweite Kammer noch nichts sehen. Endlich fand ich nach langem Suchen das eingemeisselte Kreuz. Ein Gefährte, Schmied Fey von Priggenhof, fastete es gleich als das auf, was es sein sollte, und arbeitete mit aller Kraft, hier Raum zu schaffen, und so fanden wir alle Gang und endlich auch die dritte Kammer.

Um an sehen, wie der Boden beschaffen sei, hatten zwei starke Männer noch einen halben Tag zu thun, so sehr war alles mit Schlutt und Steinen bedeckt. Ohne den erwähnten Schmied wäre es mir nicht gelungen, im Veitenstein das Zwergleinheim zu entdecken. Seine Hakenkraft überwand die schwierigsten Arbeiten; auch mich zog er einmal aus einer fatalen Situation. Ein Bursche von Heckendorf, der „Tarnner“ geheißen, leistete mir ebenfalls freiwillig grosse Dienste; andere sonst sehr kecke Burschen waren im Berg gar nicht zu gebrauchen.

Einen vorschnellen Beurtheiler kann Folgendes über die Bedeutung der Höhle irren führen. Im Schutte unter dem Schacht, nicht unmittelbar auf dem ebeneten Boden der Höhle, fanden wir viele Scherben von irdenem Geschirr und Kohlen. Diese Fundstücke stammen auch andern Vergleichsgegenständen entweder aus dem sechzehnten Jahrhundert oder spätestens aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Wahrscheinlich kamen die Scherben dahin, als 1552 und 1553 der Markgraf Albrecht von Bayreuth die Dörfer

und Schlösser der Bischöfe von Bamberg und Würzburg niederbrannte. Für diese Ansicht kann ich Folgendes anführen. Bei der Itaque der 1552 endgültig zerstörten Burg Stufenberg in der Nähe fand ich Scherben von der gleichen Art. Ferner stösst man im Baugrund von Priggenhof auf grosse Scherbenlager und auf die Reste von zerstörten Hünnerien. Diese ergaben, was Stoff, Form und Verzierung anbelangt, dieselben Scherben, wie man sie an der genannten Ruine und im Veitenstein fand. Bei den Resten der Hünnerien erhob man noch zudem die eisernen Spitzen für Bolzen, die wegen ihrer Schwere nur auf einer Armbrust abgeschossen werden konnten.

In Kriegsnoth flüchteten Leute in den bekannten Räumen im Veitenstein und verbrannten sich da tief unten vor den schonungslosen Soldaten. Sie machten aber die Kammern sicherlich nicht, sie benützten sie bloss. Die sie fertigten, verfolgten einen andern Zweck, als sich zu schützen.

Auffällig ist es, dass in der Höhle eine so gute, wenn auch frische Luft herrscht. Es müssen Spalten oder Ritze mit der Aussenwelt eine Verbindung herstellen. So findet sich am westlichen Abhang des Felsens auf dem oberen Absatz ein röhrenförmiges Loch, das noch 1,5 m lang ist und schief abwärts führt. Auf seinem jetzigen Boden liegen Geröllsteine. Vielleicht könnte dies der Rest eines ehemaligen Luftschachtes zur Höhle sein.

Mein hochverehrter Freund Schmidkottz in Würzburg und meine Weisheit sind nach mehrjährigen speziellen Studien auf eine Ansicht gekommen, die, wie wir annehmen dürfen, auf den Zweck derartiger künstlicher Höhlenbanten ein erhebendes Licht wirft und ihre Bedeutung einfach und natürlich erklärt. Im nächsten Jahre werden wir hoffentlich eine gemeinsame Arbeit hierüber veröffentlichen können.

Nachbemerkung. Die Zeichnungen nahmen Kollege M. Gündler und ich gemeinschaftlich mit Kompass und Winkelmas, den einzigen aus zur Verfügung gestandenen Hilfsmitteln, an. Doch wurden sie gewissenhaft ausgeführt. Wir stellten auch mit Hilfe der Zeichnung an Ort und Stelle fest, dass vom Punkte i eine wagrechte Linie bis an die Oberfläche des Abhanges 16 m misst.

Nachträgl. Anmerkung des Verf. Das Buch: „Balder u. d. weisse Hirsch“ v. Dr. Fr. Loesch, Stuttgart 1892, brachte mich erst nach Abfassung vorliegender Aufsatzes zur Erkenntnis, dass die Erklärung der St. George-Sage an berichtigten ist. Prob jagt nicht den Sonnenhirsch, da er überhaupt nichts mit ihm zu thun hat. Es scheinen vielmehr zwei Baldersagen am Veitenstein gebafet zu haben: die eine aus früherer Zeit, in der noch durch die Thier-symbolik der Tagesgot Balders als Hirsch (die schmalen Hufspuren) erscheint, der in die Unterwelt, in der unterirdische Haas des Gottes — hier die Höhle im Felsen — am Abend hinabspringt; die andere aus der Zeit der höheren Personalifikation, bei der Balder auf seinem weissen, goldmähigen Rosse in die Unterwelt hinabreitet. Die Lage der zweierlei Hufspuren würde also der letzteren Auffassung entsprechen, wie auch tatsächlich die schmalen Hufspuren ein höheres Alter als die Pferdehuf-Emdrücke erkennen lassen. Auch liegen sie vor dem „Daebe“, die letzteren aber über dem „Daebe“.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Verla für Naturwissenschaft zu Braunschw. e.

(Sitzung vom 16. November 1894.)

Prof. Dr. Wilh. Blasius berichtet sodann über die von ihm seit dem October 1892 in den neuen Theilen der Baumhöhle vorgenommenen weiteren Ausgrabungen, hauptsächlich an dem sog. Knochenfeld, an welchem Ende September und Anfang October 1892 tief in den Diluvialablagerungen drei paläolithische menschliche Feuerstein-Geräthe gefunden waren, die nun als Pfeilspitze, Lanzenspitze und rundliches Messer (oder Schaber) bezeichnen konnte. Die Ausgrabungen sind im Mai und October 1893 und im Mai und August 1894, in jedem Jahre einige Wochen lang, fortgesetzt und haben wiederum eine Fülle von Material an fossilen Knochen nicht nur des Höhlenbären (*Ursus spelaeus*), sondern auch des Höhlenlöwen (Fels speus), Höhlenleopards (Fels ant. qua), Höhlenwolfes (*Lepus spelaeus*) und vieler anderer Thierformen zu Tage befördert, welches erst später geschildert werden kann. Während im Jahre 1893 keine neuen menschlichen Artefacte entdeckt wurden, waren die Ausgrabungen des Jahres 1894 in dieser Beziehung glücklicher. Am 19. Mai d. J. wurde etwa $\frac{1}{2}$ m tief in einer bis dahin nangerührten Ablagerung des Knochenfeldes eine Pfeilspitze aus Feuerstein von unregelmäßig rhombischer Form gefunden, etwa 6 cm lang und an der breiten Grundfläche 3,2 cm breit, von beträchtlicher Dicke, die durchschnittlich etwa 1,3 cm beträgt. Derselbe Tag brachte noch aus der Tiefe von etwa 1 m zwei zusammengehörige Bruchstücke eines ziemlich dünnen und kleinen Feuersteinschabers an Tage, etwa 3,2 cm lang und 1,8 bis 2,2 cm breit. Dieser kleine Schaber muss schon zur Diluvialzeit durchgebrochen sein, da die Bruchflächen dendritische Sinterablagerungen zeigen. Am 3. August d. J. fand sich etwa $\frac{1}{16}$ m tief in denselben Ablagerungen, jedoch in einiger Entfernung von den ersten Funden, ein ziemlich dünner grösserer Hohlschaber von Feuerstein mit künstlich herangearbeiteten concaven Handstellen an den Seiten, 4,4 cm breit und 3,9 cm lang und mit 7, des Mm. ein ziemlich dicker Feuersteinschaber von ziemlich kreisförmiger Grundform bei 3,6 bis 3,9 cm Durchmesser. Sämmtliche bisher in der Baumhöhle aufgefundenen und im Herzoglich-Naturhistorischen Museum aufbewahrten sieben Feuerstein-Geräthe (ein schon i. Oct. 1892 gefundenes achtes Bruchstück ist leider bei dem Verpacken der Fundstücke in der Höhle wieder verloren gegangen) sind, abgesehen von kleinen Flecken und fremden Auflagerungen durchweg milchweiss gefärbt, offenbar in Folge von Verwitterungsprozessen, welche, wie sich an Bruch- und Schnittflächen erkennen lässt, die ganze Dicke der Geräthe durchdrungen haben. Wenngleich keines der bisher gefundenen Geräthe dem anderen auch nur annähernd gleicht oder ähnelt, so ist doch unverkennbar, dass dieselben einem und demselben Typus angehören, nämlich demjenigen, nach welchem auch die paläolithischen Feuerstein-Geräthe der diluvialen Menschen von Monstier in Frankreich und von Taubach bei Weimar gearbeitet sind. Bei dem sehr beträchtlichen anthropologischen Interesse, welches seit 1892 die Funde von Ribband darboten, würde es sehr erwünscht sein, wenn die Ausgrabungen in den nächsten Jahren systematisch fortgesetzt werden könnten.

Naturwissenschaftlicher Verein Greifswald.

Sitzung vom 5. December 1894.

Der erste Vortragende, Herr Prof. Solger sprach über die sog. „Pilskanäle“, die in Skelettheilen und verkalten Schalen gewisser thierischer Formen bisher beobachtet worden waren. Mit dem Studium dieser mikroskopischen Hohlräume beschäftigten sich nun die Mitte dieses Jahrhunderts zuerst englische Gelehrte (Carpenter u. A.). Man war damals geneigt, sie für normale Bildungen an halten, und stellte sie den Zahnkanälen an die Seite. Erst Wedl (1858) erkannte, dass sie etwas Accessorische seien, dass manche von ihnen zweifellos postmortale Bildungen darstellen, die wenigstens bei den Mollusken auf die Ansiedelung parasitischer Pflanzen (Algen) zurückzuführen seien. Seiner Deutung stimmte im Wesentlichen auch Kölliker (1859) an; gleichzeitig wurde die Liste der thierischen Formen, die mehr oder minder gleichzeitige Kanäle aufwiesen, durch ihn bedeutend vermehrt. Ihm folgten Hasse und W. Roux, die beide bei einer grossen Zahl fossiler Wirbelthiere (Selachier, Saurier) im verkalten Knorpel- und im Knochengewebe, die in die Rede stehenden Hohlräume feststellten. Roux constatirte überdies wesentlich denselben Befund bei Rhyzina Steineri, der angestorbene Seeuhle der Beringsee, und zwar an Skelettheilen, die ebenso, wie die vom Vortragenden vorgezeigten Fragmente Fähr. von Nordenskjöld an einer mehrere Fms hohen Kieschicht am Strande hatte ansagen lassen. Roux trägt kein Bedenken, die Kanäle auf die Wucherung eines Pilzes (*Mycelites osifragus*) zurückzuführen, obwohl er an den fraglichen Stellen nur andeutlich pflanzliche Reste wahrgenommen hatte. Vortragender konnte nun an Material, das von Herrn Prof. Smitt (Stockholm) in liberalster Weise ihm zur Untersuchung überlassen war, das massenhafte Vorkommen der von Roux beschriebenen Kanalbildungen, die offenbar postmortale Natur sind, bestätigen. Sie erschienen an Schnitten durch das vorsichtig entkalkte Material in der That im Wesentlichen so, wie sie Roux schildert, nämlich als röhrenartige Hohlräume von geringerem Kaliber als die Haverschen Kanäle, von geradem oder winklig geknicktem Verlaufe, die sich verästeln und deren Aeste manchmal blind endigen. An Dünnschliffen ergab sich jedoch mehr, als Roux gesehen hatte. Diese secundär in den Knochen eingetragenen Kanäle werden nämlich vielfach durch ein ganzes Bündel kleinster Röhrenchen (etwa vom Durchmesser eines sog. Kalkkanälchens) repräsentirt, die gegen das intakte Knochengewebe hin durch eine gemeinsame rundliche Contur, Wandungsschicht (Roux) abgegrenzt erscheinen. Diese Röhrenchen sind stets leer, während in den Lichtungen der eigentlichen „Pilskanäle“ wie in den Haverschen Gefässkanälen vielfach Pflanzenreste nachgewiesen werden konnten. Diese Röhrenchenbündel und die „Pilskanäle“ gehören sicherlich zusammen und zwar stellen jene höchst wahrscheinlich eine Vorstufe von diesen dar. Wie erstere entstanden sind und weiterhin, durch welche Momente sie in die zweite Form übergeführt wurden, muss einstweilen fraglich bleiben. Möglich wäre immerhin, dass der zuletzt erwähnte Vorgang auf das Eindringen pflanzlicher Organismen zurückzuführen sei. Uebrigens konnte Vortragender auch an einem prähistorischen Schädel, der erst im vorigen Sommer in der Gegend von Demmin ansagen worden war, und zwar in der sog. Tabula interna der Calotte Kanalbildungen mit Pflanzresten nachweisen,

die ganz das Bild der „Pitcanäle“ von Rhyina darboten. An menschlichem Material wurden sie wohl hier zum ersten Male gesehen.

Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe.

In der Sitzung vom 30. Nov. legte Hr. Dr. W. L. W. seine Ansichten über „Urenuropäische Menschenrassen“ dar. Unterden anthropologischen Merkmalen, Schädelform, Farbe, Körpergröße u. A. nimmt seiner Ansicht nach die erobere darum die hervorragende Stellung ein, weil sie nicht beweislich durch äussere Lebensbedingungen, Kulturhöhe, Klima, Wohnsitze u. dergl. seit den ältesten Zeiten sich nur durch Rassenmischung verändert hat. Unter allen Verhältnissen des Schädels sei das wichtigste das der Breite zur Länge, ausgedrückt durch den Index, d. h. die Verhältnisszahl der Breite in Procenten. Will man, was für viele Untersuchungen von grösster Wichtigkeit ist, den Index lebender Bevölkerungen mit demjenigen trockener Schädel vergleichen, so dürfe man nicht, wie bisher die Anthropologen gethan, den Unterschied an der Leiche zu Grunde legen, denn dieser gelte immer nur für den einzelnen Fall, sondern man müsse entweder die Umhülle der Köpfe in solche von Schlädeln oder umgekehrt verwandeln, indem man je 1 cm, entsprechend der Dichte der Kopfschwarte und der Durchfechtung des lebenden Knochens, zuzählt, bezw. abzählt und dann erst den Index berechnet. Nach der Gestalt des Schädels scheidet sich die gesammte Menschheit in zwei Hauptrassen, Langköpfe und Rundköpfe, zwischen denen selbstverständlich zahllose Mischrassen bestehen. Die Langköpfe haben ihren Verbreitungsmittelpunkt im Westen der alten Welt, Europa und Afrika, die Rundköpfe im Osten, in Asien. Die angeblich allerältesten in unserem Weltheil gefundenen Schädel, diejenigen von Neanderthal, Otmo, Brinn, Fredmoos, die aus der Mammuthzeit stammen sollen, sind rassenreine Langköpfe, die, abgesehen von einigen Merkmalen ihres hohen Alters, denen der europäischen Kulturvölker so sehr gleichen, dass eine Rassenwanderschaft nicht von der Hand zu weisen ist. Allein diese durch naturwissenschaftliche Forschung festgestellte Thatsache genügt schon, um den lange gehegten Wahn von der Einwanderung unserer Vorfahren aus Asien zu widerlegen. Von diesen allerältesten Europäern sind zahlreiche Bildwerke gefunden worden, die mit merkwürdiger Naturtreue theils Thiere, theils den Menschen selbst darstellen. Aus diesen ältesten Erzeugnissen der Kunst in unserem Weltheil, sowie aus den Grabfunden von Schwyzersbild bei Schaffhausen und Champ-Biane am Genfersee scheint hervorzugehen, dass damals in Europa, wie noch heute in Afrika, neben einer hochgewachsenen eine buschmannähnliche Zwergrasse gelebt hat. Manches spricht für Prof. Kollmann's Ansicht, dass die Zwergie die Vorkäufer der grossen Menschen gewesen. Auch die europäische Thierwelt hatte ursprünglich mit der afrikanischen vieles gemeinsam: hier wie dort gab es Elefanten, Nashörner, Löwen, Hyänen, Antilopen, Affen. Erst die Eiszeit mit ihren gewaltigen Umschlingungen hat eine scharfe Trennung der beiden Faunen zur Folge gehabt. Nach den neuesten Anschauungen hat die Eiszeit ungefähr um's Jahr 100 000 vor unserer Zeitrechnung begonnen und ist nach verschiedenen Schwankungen, eisfreien Zwischenzeiten und Nachschüben ums Jahr 15 000 zu Ende gewesen. Diese Zeit der schwersten Noth, die bei der schärfsten Auslese im harten Da-

seinkampfe die äusserste Anspannung aller Kräfte erbeizte, hat leiblich, durch die Farbverbleichung, und geistig durch mächtige Entwickelung des Verstandes und Stärkung der Willenskraft, aus dem europäischen Menschen das Wort, was er heute ist, Herr der Welt. Das Wort Moritz Wagner's „die Eiszeit hat den Menschen gemacht“ schränken wir heute dahin ein: „sie hat den weissen Menschen gemacht“. In Amerika, wo ursprünglich, wie die Schädelkunde von Calaveras, Rock Bluff, Somers, Cordoba zeigen, die Urenthropen sehr nadelbelebende Langköpfe gelebt hatten, wurde durch die Eiszeit im Norden offenbar alles Leben vernichtet und das die Land erhielt ohne Bewohner durch Einwanderung asiatischer Rundköpfe, die sich bis an die Südspitze des Weltheils ausbreiteten, im Süden noch da und dort versetzt mit Nachkommen der früheren Langköpfe. Nach der Eiszeit schritt die Culturentwickelung in Europa langsam, aber unaufhaltsam vor, und die Zeit bis auf unsere Tage wird ungefähr in folgender Weise durch die einzelnen Perioden, die von früheren Forschern viel zu kurz für die natürliche Entwicklung angenommen waren, angelegt: Steinzeit 8000, Kupferzeit 2000, Bronzezeit 4000 und endlich Eisenzeit 3000 Jahre. Nach drei Schmelzen der zusammenhängenden Eiskecke von Mitteleuropa war hier zunächst ein Oedland entstanden, das erst wieder durch pflanzliche, tierische und menschliche Einwanderer belebt werden musste. In der kältesten Zeit hatten die Menschen am Rande der grossen Gletscher fast ausschliesslich von grossen Reanthierherden gelebt und hielten sich mit diesen bei der allmählichen Erwärmung nach Norden zurückgezogen, wo ihnen, wie die sogen. Kjekkinmoldinger, ungeheure Abfallhaufen, der dänischen und schwedischen Küsten zeigen, der wichtige Fortschritt von der rohen alten zu der verhältnissmässig weit in der Gessittung vorgeschrittenen neuen Steinzeit gelang. Bald wurde in Norduropa für die mächtig anwachsende Bevölkerung der Raum zu enge und es begannen schon in der Steinzeit jene welterschütternden, aber auch weltumgestaltenden Wanderungen, deren geschichtliche Nachklänge wir in der „Völkerwanderung“ und der allmählichen neuer Welttheile, wie Nordamerika und Australien, erkennen. Denn jene Norduropier sind das vielgesuchte Stammvolk der „Arier“ oder „ladogenen“. In Südenropa war ein anderer Zweig der Urenthropen zurückgeblieben, der, weniger durch die Eiszeit beeinflusst, von den Nordeuropäern sich besonders durch dunklere Haut, schwarze Haare und braune Augen unterschied bei ziemlich gleicher Schädelform; aus dieser „Mittelmeerrasse“ sind als östlichste und westlichste Ausstrahlungen die semitischen und iberisch-berberischen Völker hervorgegangen. Zwischen Nord- und Südenropäern aber hatten sich in der Zeit der Oede von Osten her asiatische Rundköpfe wie ein Keil eingeschoben; die meisten Rundköpfe in Mitteleuropa stammen wohl aus früher, vorgeschichtlicher Zeit, es haben aber, wie uns die Geschichte lehrt, auch noch spätere Nachschübe, Hunnen, Avaren, Magyarer, Türken, slawgenfinden. Schon in den ältesten Pfahlbauten der Schweiz stiessen die Rundköpfe mit nördlichen Langköpfen, die auch in unserem Lande, z. B. auf dem Michaelsberg bei Unterzombach, sich angesiedelt hatten, zusammen, und die Schädelkunde in Frankreich, wie auch die von Collignon entworfene Karte der französischen Bevölkerung nach den Schädelformen zeigen aufs Deutlichste das Eindringen der Rundköpfe von Osten her. Die allmähliche Ersetzung der

Langköpfe in Mitteleuropa durch die Rundköpfe ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen und war eine der schwerwiegendsten Fragen für die Anthropologie. Wir beantworten sie heute dahin, dass in dem Gemenge dieser beiden Rassen eine einseitige Vererbung durch anglische Anstöße stattgefunden. Die Langköpfe, als Herrenvolk und eigentliche Kulturträger, standen bei allen Kämpfen mit eisernen und steinernen Waffen im Vorderreihen, während die Rundköpfe, mehr an der Scholle liebend und für die Bedürfnisse des Augenblicks sorgend, zahlreichen Nachwuchs anziehen konnten. So wurden der Einen immer weniger, der Anderen mehr. Die culturgeschichtliche Bedeutung eines Volkes aber kann unfraglich nach seinem Gehalt an Langköpfen geschätzt werden. Auf diese Weise fällt Licht auf manche sonst räthselhafte Vorgänge, auf das Werden und Vergehen der Völker. Die Anthropologie, wenn sie die Eigenschaften anderer naturwissenschaftlichen Jahrhunderte auf den Menschen anzuwenden versteht, hat wichtige Aufgaben und eine grosse Zukunft. Nicht nur ermöglicht sie ein richtiges Verständnis der Geschichte dadurch, dass sie deren natürliche Grundlagen aufdeckt und die Lücken der Ueberlieferung ausfüllt, sondern sie zeigt auch, indem sie die innersten Triebfedern des Volkslebens enthüllt, was wir thun können, wo der Hebel angegriffen werden muss zur Lösung der sozialen Frage. Weit entfernt, Umsturz oder Gleichmacherei zu verkünden, lehrt sie im Gegentheil auf's Eindringlichste die Naturnothwendigkeit der Sittengesetze und der Abstufung der menschlichen Gesellschaft. Der Vortrag wurde durch zahlreiche Abbildungen, sowie durch einige Schädel aus der Gross-Alterthum-Sammlung, die der Herr Conservator gütigst zur Verfügung gestellt hatte, erläutert. An der lebhaften und eingehenden Besprechung beteiligten sich besonders die Herren Geh. Hofrath Wiener, Ammon, Dr. Doll und der Vortragende.

Gruppe Hamburg-Altona der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Sitzung am 8. October 1891.

Dr. Proehowick hält den angekündigten Vortrag: „Ueber den jetzigen Standpunkt der Menschenskunde“.

Der Vortragende will zunächst die Anthropologie als Menschenskunde alle die sämtlichen Disciplinen umfassende Wissenschaft, die sich mit der Entstehung und Entwicklung des Menschen als Individuum und als Gesamtheit befassen, geschieden wissen von der Anthropographie = Menschenkunde. Letztere, den Menschen rein oder wenigstens vorwiegend körperlich betrachtend, bildet die Mutterheilung der ganzen Wissenschaft und wird deshalb noch oft irrtümlich als Anthropologie schlechthin bezeichnet. Zum Verständnis dieser Menschenskunde in ihrem jetzigen Standpunkte muss man sich ihre Geschichte vergegenwärtigen, die der Vortragende in kurzen Zügen darstellt. Bis zu Linné mehr eine Art Prähistorie, wird sie mit diesem wissenschaftlich-actuell. Aus der Linné'schen Auffassung von Art und Varietät entwickelt sich der Streit zwischen Mono- und Polygenisten. Nur scheinbar wurde dieser Streit durch Lamarek und Darwin beigelegt. Denn der Streit um die zwei Urarten begann bald wieder, und in dem Kampfe, ob beim Menschen mehr die Beharrlichkeit oder die Veränderlichkeit der Formcharaktere den An-

schlag giebt, stehen wir mitten drin. Nach Erörterung der Einwirkung des Darwinismus und Definirung der Transformation geht der Vortragende auf die beiden Hauptfragen der Jetztzeit ein: Transformistische Erbfolge = ein Uraur oder eine Vornachsebnart, aus welcher durch die noch immer weiter wirkende Transformation die Menschheit sich entwickelte, oder Aterbfolge mit individueller Variation = mehrere Urauren oder anglische Varietäten, die zu artlich verschiedenen Menschen führten, auf die der Darwinismus individuell variirend aber nicht typisch unwandelbar wirkt. Weit entfernt von der Lösung liegen diese Probleme; um versuchsweise ein unbefangenes Urtheil geben zu können, stellt der Vortragende das bisher wirklich Sichergestellte gegenüber. Zunächst werden die Ergebnisse der Morphologie in den letzten zwei Jahrzehnten geschildert und in einer Reihe von Sätzen zusammengefasst. Wer sich lediglich auf die Ergebnisse der Morphologie in seinem Urtheil stützt, muss folgerichtig bei den bisherigen Resultaten eine Mischung der Menschen zu neuer Artbildung seit dem Diluvium bezw. angr Tertiärzeit in Abrede stellen und leugnet entweder überhaupt die Einwirkung der Transformation oder bestreitet mindestens deren dauernde Wirkung auf die morphologischen Charaktere. Diesen = meist älteren = Forschern gegenüber vertritt eine andere Gruppe = meist jüngere = den extrem transformistischen Standpunkt (besonders in Frankreich) bis zu Geringschätzung und Hintansetzung der morphologischen Eigenschaften, indem auf geologischer Basis der verschiedenen Erdperioden den somatischen Eigenschaften die Präponderanz in der Entwicklung der Menschenarten zugeschrieben wird. Der Vortragende weist an einer Reihe von Beispielen die Einseitigkeit beider Anschauungen nach und geht dann zu derjenigen Gruppe über, welche er als die „besonnenen Transformisten“ bezeichnet. Dieselbe fusst auf der Morphologie, geht aber mit Eifer allen denjenigen Thatsachen nach, welche die Transformation erhärten, die sich auf morphologische Charaktere ebenso beziehen als auf somatische. Die sämtlichen Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete werden erläutert und in eine Reihe von Sätzen zusammengefasst. Das Resultat zeigt die jetzige Menschheit als ein grosses Gemisch morphologischer und somatischer Charaktere, die an zwei Endpunkten deutliche und zum Theil extreme Differenzen aufweist. Ob man dies Penetration oder Mischung nennen soll, bleibt noch unentschieden. Um eine Entscheidung zu versuchen, geht der Vortragende nun auf die Zoologie und Biologie über und schildert die jetzige Lage der Weissmann-Spencer'schen Streitfragen bis in ihre neuesten Phasen. Es werden dann die Beziehungen dieser Fragen zur Menschenskunde erörtert und festgestellt, dass für diese vor Allem erst noch zu entscheiden ist, wie sich die vererbten und vererbbareren Eigenschaften der älteren Zeugungsstoffe gegenzeitig beeinflussen. Die bisher hiezu bekannt gewordenen Thatsachen aus der experimentellen Entwicklungsgeschichte, Pathologie und Geburtshilfe werden skizziert, die Ergebnisse der Völkerkunde dazu verglichen, auch auf die Teleonomie und ihre Bedeutung hingewiesen und gefolgert, dass die bisherige Entwicklung des Menschen sich in Summa als ein transformistisches Selection-experiment grössten Styles ausweist, selbst wenn der Einfluss der Urauren schon geleugnet wird. Diesem Einflusse und dem seit ihm verhandeltem Frage von der Vererbung erworbener

Eigenschaften wendet sich an der Vortrag an und faßt Alles, was ethnisch, embryologisch, botanisch, medicinisch und ethnographisch pro und contra angeführt wird, zusammen. Der Vortragende weist nach, dass auch hier die Entscheidung zwar noch aussteht, die ganze Entwicklung der Wissenschaft aber nun mit einem größeren Beweismaterial in das Lager der allmählichen erblichen Assimilation erworbener Eigenschaften und somit einer langsam, jedoch stetig wirkenden Transformation drängt.

Schliesslich beantwortet der Vortragende die mehr concreten Fragen: Wie entstand der Mensch, wo entstand er, und wie entwickelte er sich nach Masagabe des bisher wirklich festgestellten, und verweist in letzterem Punkte auf die einer kurzen, kritischen Beleuchtung unterzogene Schrift von R. Behla: „Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Instituts für Transformismus.“ (Kiel und Leipzig 1894.)

Sitzung am 4. Februar 1895.

Dr. Prochownik demonstrirt eine Reihe von Gegenständen, besonders Neuerwerbungen aus der ethnologischen Sammlung, welche Beziehung zum Ahnencult haben.

Angehend von einer Arbeit E. H. Giglioli's wird die Verbreitung verschiedener Bearbeitung von Menschenknochen, und von Schädeln insbesondere, durch die stämmlichen Eröthleer hindurch besprochen und eine Trennung der Cultwecke von anderen durchzuführen versucht.

Von besonderem Interesse sind¹⁾ ein Schädel ohne Unterkiefer von den Andaman-Inseln (stammend aus der Sammlung des Gouverneurs E. H. Man und erworben von Prof. Giglioli). Derselbe gehörte einem jungen Krieger an und wurde von seiner Wittve in memoriam getragen (Stamm Nimmo, Nord-Andamanen). Der in Ziekzick-kornamenten mit ög (einer Mischung von rother Erde und dem Thran der Halicore Dagoong) bemalte Schädel trägt zwei Zierschnüre. Dieselben gehen, aus baumwollartigem, geflochtenen Gewebe bestehend, von den beiden Jochbeinlagen aus. Die dünnere, kürzere Schnur ist quer über das Gesicht über die Nasenöffnung hinweg straff, und, mit Ausnahme der Endknoten, mit Dentalium octogonum geschmückt. Von ihr gehen in dichten Abständen, eine Franse bildend, zierlichen Fäden nach unten ab; alle diese, ungefähr 15 cm lang, sind mit derselben Muschelart bekleidet, so, dass immer die dickeren Stücke nach oben, die dünneren nach unten an der Spitze des Fadens sich befinden. Die grössere, längere Schnur dient zum Tragen des Schädels (s. André, Parallelen, Abbildung auf S. 136). Sie ist auf eine Reihe feiner Holzstückchen von cylindrischer Form durch feine Schnürung befestigt und um diese herum ist eine Lehmjaute gegossen in cylindrischer Form, deren Hauptbestandtheil ebenfalls das erwähnte ög ist. Nach Giglioli treten an die Stelle dieser ög-Cylinder bei einzelnen dieser Schädel auch Stücken von Höhlenknochen. Nach den Angaben von Man u. A., die auch Ehlers jüngst bestätigt hat,²⁾ werden diese Schädel

von fast jedem Erwachsenen zum Andenken an verstorbene Familienglieder getragen; der vorliegende von der Wittve (Angabe von Man). (Zugleich wird ein ähnlich geschmückter weiblicher Unterkiefer vorgelegt, den ein Wittwer in memoriam seiner verstorbenen Frau trug. Man.)

Mehr reinen (feticistischen) Cultzwecken hat wohl ein anderer Schädel, dem andamanischen ähnlich, nur roher bemalter, von der Westküste Central-Afrikas gedeut. Derselbe stammt vom Camptofusa (3° n. Br.) von einem M-Pangwe-Neger (M-Ponghoué der Franzosen), aus derjenigen Gegend, wo die deutschen und französischen Interessen sich berühren. Der Schädel gehörte einem älteren Manne an und trägt die Merkmale der Gaboon-Neger. Das für jene Gegend in seiner Form typische, stark weiss und roth bemalte Opfermesser, welches mit dem Schädel gemeinsam erworben wurde, legt der Vortragende unter gleichzeitiger Demonstration von Bildern solcher cultureller Hinrichtungen aus einigen Eisenwerken vor.

Am interessantesten ist ein ebenfalls von Giglioli erworbener Schädel von Neu-Guinea, welcher aus der kleinen Zahl derjenigen stammt, welche D'Alberis durch einen günstigen Zufall (s. dessen Werk über Neu-Guinea p. 317, 334/35) gewann. Derselbe gehörte einem Individuum mittleren Alters an, das Gesicht ist mit einer dicken, schwarzen Paste bedeckt, in welche an Stelle der Augen und Nasenöffnung Kaarimscheln eingesetzt sind. Die Paste ruht auf weicher, faseriger Holzunterlage und lässt das Jochbein stückweise frei; auch der Unterkiefer ist frei, dünn, stellenweise polirt. Unter- und Oberkiefer sind so zusammengehalten, dass hinter den Unterkieferwinkel ein konisch schlankendes Holzstück (wie eine Cigarre) quer liegt, um welches Ringang nach unten quer in breiten Streifen, durch die Mundhöhle längs in schmalen Streifen gezogen ist. Am Kinn treffen beide Ringangschlürungen aneinander und laufen von da an ein ca. $\frac{1}{2}$ m langes, gebogenes Rohr in kunstvoller Flechtung herum. Die ganze Anlage ist so fest, dass an der Handhabe bequem ausgiebige Schlenkerbewegungen mit dem Schädel gemacht werden können. Zur grösseren Sicherheit liegt auch ein Querholz von einem Warzenfortsatz zum andern, mit Ringanglast umwickelt, der in eine feingeflochtene, über das Schädeldach quer hiaziehende dünne Ringangschnur übergeht. Der Schädel ist mit flachen Strandsteinen halb gefüllt und macht dies seine Verwendung als Musik-Instrument bei Tänzen oder Cultangelegenheiten zweifellos (vgl. die Angabe der Diemer D'Alberis's u. a. O.).

Auch aus Süd-Amerika sind derartige, Ahnencultzwecken gewidmete Schädel bekannt und wird ein dem Museum gehöriger vorgelegt. Derselbe entstammt einer Hnaca bei Etan (Nord-Peru), ist sehr kurz, zeigt künstliche Deformation am Hinterhaupt. Die Augenhöhlen sind mit einer erhärteten Paste ausgefüllt. Inmitten der Paste, genau richtig gestellt, sind die Augen von Octopus (*mmastroporus gigas*) eingefügt, während die übrige, prominente Paste bis zum knöchernen Augenhöhlenrande wie eine Bindehaut weiss bemalt ist.

Zum Schlusse wird eine Serie von Cultzwecken dienenden Knochen-(Tibia-)Flöten aus zwei verschiedenen Gegenden Süd-Amerikas vergleichend demonstirt.

1) E. H. Giglioli, *Ossa umane portate come ricordi o per ornamento e usitate come utensili ed armi. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia* XVIII. 3.

2) An indischen Fürstenthütern, Bd. II.

Erste thüringische Archäologenversammlung in Erfurt.

Anf Einladung des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt versammelten sich am Sonntag, den 9. Juni, in der Ressource zu Erfurt die Vertreter von zehn thüringischen Alterthumsvereinen, um über die Herausgabe einer archäologischen Fundkarte von Thüringen zu berathen. Vertreten waren 1. der Erfurter Verein durch seinen Vorsitzenden, Herrn Dr. med. Zachäe, ferner Herr Stadtharchivar Beyer, Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Stadtbaurath Kortum, Rittergutbesitzer Buddin, Pastor Oergal, Dr. med. Loth, 2. die historische Kommission für die Provinz Sachsen durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Brecht-Quodlinburg, 3. und 4. der Verein für Thüringische Geschichte- und Alterthumskunde zu Jena und die Geographische Gesellschaft zu Jena durch Herrn Prof. Dr. Hugel, 5. und 6. der Thüringisch-Sächsische Alterthumsverein zu Halle und der Verein für Erkunde zu Halle durch Herrn Prof. Dr. Schmidt, 7. der Verein für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde zu Sondershausen durch Herrn Archivar Prof. Dr. Barwinkel, 8. die Museums-Gesellschaft zu Arnstadt durch Herrn Dr. Bähring, 9. der Alterthumsverein zu Nordhausen durch Herrn Lehrer Meyer, 10. der Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde durch Herrn Konservator Prof. Dr. Höfer-Wernigerode, drei andere Vereine, nämlich 11. der Alterthumsverein zu Kahl und Roda, 12. der Mansfelder Geschichtsverein zu Eisleben und 13. der Alterthumsverein zu Sangerhausen hatten ihr Fernbleiben entschuldigt, indem sie zugleich ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an dem beschichtigten Werke ansprachen. Nachdem Herr Dr. med. Zachäe und Herr Stadtharchivar Dr. Beyer einstimmig zum Vorsitzenden bezw. Schriftführer erwählt waren, begann die Berathung über die Frage, ob es zuträglich und wünschenswerth erscheine, eine archäologische Fundkarte von Thüringen herauszugeben. Da der Mansfelder Verein an der Beschaffung ausreichenden Materials gezweifelt hatte, wurde zunächst festgestellt, dass zehn öffentliche Sammlungen eine Fülle von Material darböten, nämlich 1. das Provinzialmuseum zu Halle, 2. das Museum zu Jena, 3. das Museum zu Weimar, 4. das Städt. Museum zu Erfurt, 5. das Naturhistorische Kabinett zu Sondershausen, 6. das Museum zu Arnstadt, 7. das Museum für Völkerkunde in Berlin, 8. die Alterthumsammlung zu Nordhausen, 9. die Alterthumsammlung zu Sangerhausen, 10. die Mansfeldische Sammlung zu Eisleben. Hiervu treten 11. die Fürstl. Schwarzb. Sammlung zu Rudolstadt, 12. die Fürstl. Stöhl. Sammlung zu Wernigerode, 13. die Sammlung des Herrn Bornmann-Eisenach, 14. des Herrn Dr. Götz-Berlin, 15. des Herrn Dr. Reischel-Ochsenleben, 16. des Herrn Dr. Zachäe-Erfurt, 17. des Herrn Dr. Loth-Erfurt, 18. des Herrn Herbst-Weimar und andere. So wurde denn einstimmig beschlossen, das Werk in Angriff zu nehmen und zwar wurden vier Jahre für die Vorbereitungen, Sichtung des Bestandes der einzelnen Museen durch fachkundige Gelehrte u. s. w. gerechnet und das Jahr 1900 für den Beginn der Veröffentlichungen in Aussicht genommen. Die Vertreter sämtlicher Vereine erklärten sich bereit, für ihren Bezirk das Werk nach allen Kräften zu fördern. Eine lebhaftere Debatte entspann sich über die geographische Begrenzung der Arbeitsfelder. Schliesslich wurden vorbehaltlich kleinerer Aenderungen durch die zu

wählende geschäftsführende Kommission die Grenzen wie folgt festgestellt: Die Saale im Osten; Schlense, Wipper, und Südrhain des Harzes, Ohmberge und Oberes Eichsfeld im Norden (also ungefähr die Grenze des Regierungsbezirks Erfurt gegen die Provinz Hannover); die Werra im W und im S bis Wersthausen, von da am im Süden der Hainsteig. In zeitlicher Hinsicht wurde beschlossen, alle Alterthumsperioden mit der paläolithischen beginnend bis zur merowingischen und slavischen zu berücksichtigen, in der Anstaltung der Karten sich im Allgemeinen an die übliche Art und Weise der Zeichen anzuschließen, wie sie von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft eingeführt ist, mit der man überhaupt in Föhlung zu bleiben beabsichtigt. Für die Sammlung und Eintragung der Funde sollen die Monatsblätter 1: 25000, für die Veröffentlichung die Generalstabkarten 1: 100000 dienen, wodurch zugleich bei dem bekannten Entgegenkommen des preuss. Generalstabs in wissenschaftlichen Dingen auf erhebliche Ersparnisse bei Herstellung der Karte gerechnet werden darf. Die Feststellung des Umfangs des erörterten Textes wurde der zu wählenden Kommission anbeigegeben und ihr zugleich überlassen, das Werk mit Abbildungen der charakteristischen Fundformen sowie besonders merkwürdiger Fundstätten und Funde auszustatten, soweit das Werk dadurch nicht allzu erheblich verbeert würde. Die mitwirkenden Vereine sollen schon jetzt möglichst Zeichnungen aller besonders merkwürdigen Dinge anfertigen um diese dann je nach dem Zufließen der Mittel zu veröffentlichen. Die Kosten des Unternehmens wurden in Vorschlag auf Grund der Kosten der archäologischen Karte des Grossherzogthums Hessen auf rund 1500 M. festgesetzt, indem auf Honorar seitens der Mitarbeiter von vornherein verzichtet wird. Die Kopzahl der beteiligten Vereine beträgt 2500 und übernehmen es die einzelnen Vertreter, ihren Vereinen die Bewilligung von 50 Pf. pro Kopf auf 4 Jahre, also im Einzelnen 12 1/2 Pf. pro Jahr anempfehlen zu wollen. Seitens der historischen Kommission der Provinz Sachsen wurden bestimmte Jahrebeiträge in Aussicht gestellt, ebenso bedeutende Erleichterungen seitens der Geographischen Gesellschaft in Jena, falls dieser der Verlag bezw. Herausgabe der Karte zugleich als Bestandteil ihrer Jahresveröffentlichungen überlassen werde. Zugleich übernahm es die geschäftsführende Kommission nach dem Eintreffen der Bewilligungen der Vereine die Beihilfe aller beteiligten thüringischen Staatsregierungen nachzusuchen. Es wurde dabei erwähnt, dass das Werk weit über den Kreis der zunächst beteiligten Fachleute für die Landeskunde des ganzen deutschen Vaterlandes, ja für die Vorgeschichte Europas überhaupt Bedeutung haben würde. — Den Vereinen, welche sich zu jenem verhältnissmässig geringen Opfer verstehen würden, sollen besondere Vorzugspreise für ihre Mitglieder bei Abnahme der Karte eingeräumt werden. In die geschäftsführende Kommission wurden zum Schluss gewählt Herr Dr. med. Zachäe-Erfurt als Vorsitzender, Herr Prof. Dr. Schmidt-Halle und Herr Dr. Götz-Berlin als Beisitzer mit dem Recht weiterer Kooptation und dieser überlassen, eventuell noch weitere Vereine zur Mitarbeit zu gewinnen; alljährlich soll im Vorort Erfurt im Juni eine Vertreter-Versammlung der beteiligten Vereine und Kommissionen stattfinden, um über den Fortschritt des Unternehmens zu berichten und die weiteren Massregeln zu berathen. Mit einem herzlichen Dank des

Vorsitzenden für die arbeitsfreudige Zustimmung der einzelnen Vereine schloss die Sitzung um 1/2 Uhr, worauf die Theilnehmer ein einfaches aber vortreffliches Mahl bis zum Abgang der Abendsige in den Räumen der Ressource insammelnlielt.

Literatur-Besprechungen.

Dr. Max Bartels. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben. Th. Griehsen's Verlag (L. Fernau) in Leipzig. 1896.

Im Jahre 1886 hat Dr. Heinrich Ploss sein Werk: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ veröffentlicht. Neben nach wenig mehr als Jahresfrist wurde eine neue Auflage notwendig, welche, da Ploss inzwischen verstorben war, der berufenste Vertreter der Disciplin Dr. Max Bartels in Berlin besorgte. Er baute die einzelnen bereits vorhandenen Capitel aus, stellte die vielfach in der Literatur der ganzen Welt zerstreuten Angaben über die anthropologischen Verhältnisse des Weibes zusammen und fügte zahlreiche eigene Beobachtungen über dieselben hinzu. Er steckte aber auch den Plan des Werkes erheblich weiter als der ursprüngliche Verfasser; denn während dieser das Weib nur von dem Eintritt der Reife bis zu dem Abschluss des Wochenbettes besprochen hatte, schilderte Bartels dasselbe in allen seinen Lebensphasen vom Mutterleibe an bis in das Greisenalter und sogar noch über den Tod hinaus. Die jetzt erscheinende vierte Auflage hat Bartels wieder einer gründlichen Umarbeitung und Vermehrung unterzogen. Die Anordnung des Stoffes ist so gewählt, dass sie einestheils den Ärzten, den Anthropologen und den Ethnologen das einschlägige Material in bequem übersichtlicher Weise sammelt, andererseits ist der Bearbeiter aber auch bemüht gewesen, für jeden ernst denkenden Gebildeten in deutsch verständlicher Sprache zu reden. Das Werk bietet ein hoch ansehendes, vielseitiges und erschöpfendes Bild vom Leben und Wesen des Weibes aller Rassen und aller Regionen unserer bewohnten Erde, wie es sich thatsächlich zu allen Zeiten und in allen Ländern vor den Augen des Natur- und Culturforschers darstellt. Das Buch hat sich seinen Platz im Sturm erobert, Bartels hat es verstanden, das Werk zu einer Publication ersten Ranges zu erheben. Es erscheint in der neuen Auflage vollkommen als sein geistiges Eigenthum.

J. R.

Emil Schmidt (Leipzig). Reise nach Süd-Indien. Mit 89 Abbildungen im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1894. 8^o. 314 S.

Wir denken vielen Lesern eine Freude zu machen mit dem Hinweis auf dieses vortreffliche und belehrende Werk. Unsere deutsche Literatur ist arm an Büchern über die südlichen Theile der grossen indischen Halbinsel, die es verdient besser bekannt zu sein. Die Natur der Malabarüste gibt an Reichthum und Schönheit nichts der hochgepressten Südwestküste Ceylons nach, und das Menschliche hat dort in den fast noch ganz unabhängigen Eingeborenen-

Stauten seine specifisch indische Eigenart weit ungestörter bewahrt als in den von europäischen Wesen stark veränderten und durchdrungenen britischen Theilen des Landes. Der Verfasser hat die Natur Süd-Indiens, wie sie einem für das Grosse und Schöne empfanglichen Sinne erscheint, nicht weniger wie das Leben der Menschen und ihre Sitten zu schildern versucht, ohne dass er das Buch mit speciell Anthropologischem oder Ethnographischem belastet hätte.

J. R.

Dr. Hevelock Ellis. Vahrecher und Verbraehen, Mit 7 Tafeln und Text-Illustrationen. Autorisirte, mehrfach verbesserte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. Leipzig, G. H. Wiegand's Verlag, 1894. kl. 8^o. 342 S.

Derselbe. Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der sekundären Geschlechtsunterschiede. Mit Illustrationen. Autorisirte deutsche Ausgabe von Hans Kurella. Leipzig, G. H. Wiegand's Verlag, 1894. kl. 8^o. 408 S.

Ich möchte der Verlagshandlung und dem vielfach verdienten Uebersetzer einen ganz besonderen Dank aussprechen dafür, dass sie das deutsche Publikum mit einem Autor bekannt gemacht haben, der es, ganz im Sinne der englischen Heroen der populär-verständlichen naturwissenschaftlichen Literatur Huxley und Tyndall, verstanden hat, die schwierigsten anthropologischen Fragen der Gegenwart, welche auch das grosse Publikum allerwärts bewegen, Criminal-Anthropologie und Frauenfrage, in wahrhaft sachlicher, klarer und schöner Form und Sprache zur Darstellung zu bringen. Es ist nicht an viel gesagt, wenn ich es ausspreche: es existiert auf beiden Gebieten keine Publikation, welche mit so viel Literatur- und Sachkenntnis, so objectiv und getragen von dem Geiste der wissenschaftlichen Kritik, diese beiden Thematika behandelt. Mit steigendem Interesse, mit immer wachsender Spannung habe ich die Darlegungen des Verfassers gelesen, und ich konnte die Bücher nicht aus der Hand legen, ehe ich fertig damit war: eine Menge neuer Anregungen und Ideen war mein Gewinn. Es ist ja hier und da Manches nicht ganz im Sinne der deutschen kritischen Schule, aber auch die wenigen Fehler sind geistreich und trüben das Gesamtbild nicht. „Vahrecher und Verbraehen“ sollte ein Lehrbuch für den Juristen und Gesetzgeber werden, und keine für das Weib und Wehe ihres Geschlechts interessirte Dame sollte das Werk „Mann und Weib“ unbeachtet lassen, welches Nichts enthält, was ein Frauengemüth beleidigen könnte.

J. R.

Alfons Dollmann. Ueber einen Fall von Naevus pilosus. Mit Abbildung. Münchener medic. Inaug.-Dissertation. 1894. M. Ernst.

Herr Dollmann hat an einem vierjährigen Knaben einen amgedehnten Naevus pilosus sehr eingehend beschrieben, welcher dem von H. Ranke, Archiv für Anthrop. 1883, XIV, S. 339 mit Tafel fast vollkommen entspricht, ebenso dem „Scheckigen Mädchen aus Böhmen“, welches R. Virchow. Zeitschr. f. Ethnol. 1895, Verhandl. S. 168 besprochen hat.

J. R.

J. Weinberg. Die Gehirnwindungen bei den Esten. Eine anatomisch-anthropologische Studie. Jarjew (Dorpat). Druck von C. Mathieson. 1894. Inauguralabhandlung der medic. Facultät.

Unter der Leitung von A. Rauber hat hier Herr Weinberg eine Arbeit geliefert, der wir gerne und aufrichtig Anerkennung zollen. Eine vergleichende Rassenlehre des menschlichen Gehirns wird schon seit langer Zeit als dringendes Desiderat der Wissenschaft empfunden. So lange nicht wenigstens bei einem geschlossenen Volksgenuss eine genaue und ausreichende statistische Bearbeitung der anatomischen Verhältnisse des Gehirns existirt, ist ein ethnologisch-anthropologisches vergleichendes Studium der Gehirnentwicklung unmöglich. Zu den bekanntesten ausgezeichneten Arbeiten von v. Bischoff, Rüdinger, Waldeyer u. A. auf diesem Gebiete bringt nun die vorliegende Arbeit einen sehr erwünschten Beitrag. Die 9 untersuchten Gehirne gehörten Anatomie-Leichen an aus den arbeitenden Bevölkerungsschichten, welche weder an Geistes-, noch an anderen Krankheiten des Nervensystems gelitten hatten.

Die 5 frisch bestimmten Hirngewichte, 4 männlich, 1 weiblich, betragen 1518, 1462, 1356 (♀), 1308, 1236 Gramm. Diese Estenhirne müssen als in jeder Beziehung gut gebildete Organe bezeichnet werden, in denen nicht nur der gewöhnliche Hirnbau in der typischen Weise sich wiederfindet, welche aber auch in Bezug auf die Anordnung ihrer Furchen und Windungen sehr zahlreiche Varianten des normalen Typus aufweisen, sogar gar nicht selten recht complicirte Verhältnisse. In dem allgemeinen Charakter der Furchen und Windungen ist die Neigung zu stark queren Verlauf in den schrägen und zur Bildung von transversalen Anastomosen in den longitudinalen Windungen zwar sehr ausgesprochen, aber nicht in dem Masse, dass von typisch brachycephalen Gehirnen die Rede sein könnte. Der Verlauf und die Richtung derselben passt für Verhältnisse von mesocephalen zur Brachycephalie neigenden Schädeln (Längenbreitenindex 77,4—77,6). Die Neigung der Centralpalte wurde im Mittel zu 69° bestimmt. Als Besonderheiten, welche im Detail des Oberflächenbaues hervortreten, werden hervorgehoben 1. der häufige Befund einer Zerspaltung der Parallelfurchen in zwei bis vier Fragmente und einer geringen Breitenvermehrung der I. Temporalwindung, 2. Die Constant der vollständigen Absonderung eines bogenförmigen, dem Stamm der Fossa Sylvii sich anschließenden Gyrus praesylvius auf dem distalen Bezirk des Orbitaltheils des Stirnlappens, 3. Die Neigung der hinteren Centralwindung sich distalwärts complet abzufurken, 4. Eigentümlichkeiten in der dorsalen Endigungswinde der Fossa occipitalis: vollständiger Mangel des dorsalen Verlaufs in 9 Fällen, oberflächliche Vereinigung mit der Interparietalfurche in 1 Fall, 5. Die Tendenz, auf der unteren Hemisphäre ein distales Segment der IV. und V. Temporalwindung abzuschneiden. Möge der verdiente Director der Anatomie in Dorpat auf dem eingeschlagenen Wege zu arbeiten fortfahren und uns bald eine noch umfassendere Statistik liefern. J. R.

Georg Baschan, Dr. phil. et med. Vorgeichtliche Botanik der Cultur- und Natanzpflanzen der alten Welt auf Grund prähistorischer Funde. J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Veranlassung zu der Entstehung der vorliegenden fleissigen und ergebnisreichen Studie gab eine im Jahre 1893 von der philosophischen Facultät der Kgl. Universität zu Breslau ausgeschriebene Preisarbeit über das Thema: „Ueber die Urvegetation und über die Culturpflanzen des gesammten Deutschland, ihre Einführung und Verbreitung in den verschiedenen geschichtlichen Perioden: in der antiken Zeit, zur Zeit der Völkerwanderung, im Mittelalter und bis auf unsere Tage“, an deren Lösung sich der Verfasser mit Erfolg betheiligte.

In dem von der Facultät abgegebenen Gutachten heisst es über den wissenschaftlichen Werth der Arbeit: „Der Verfasser hat seine Abhandlung weniger von botanischen als von kulturhistorischen Gesichtspunkten aus bearbeitet und in derselben den Versuch einer Culturgeschichte Deutschlands, insofern diese in dem Anbau gewisser Gewächse sich darstellt, zu geben versucht. Ganz besondere Anerkennung gebührt der Abhandlung darum, weil in ihr zum ersten Male eine bisher unbenutzte Fundgrube für die Culturgeschichte unserer Heimat in Bearbeitung genommen ist.“ Während des verfloffenen Decenniums fand Verf. reichlich Museen, diese „bisher unbenutzte Fundgrube“ anzubeten, es gelang ihm, eine immerhin bedeutende Sammlung prähistorischer Culturpflanzen — gegenwärtig beläuft sich dieselbe auf 150 Einzelfunde — im Laufe der Jahre zusammenzubringen, aus dem Museen zu Berlin, Breslau, Dresden, Danzig, Guben, Halle, Hannover, Kiel, Königsberg, Schwerin, Stettin, Pest, Triest, Bologna, Modena, Parma, Reggio-Emilia, Rom, Verona, Neuchâtel, Mailand, Freiwalde, Kesthely, Paris, Chambéry, Wien, Antwerpen, Brinn, Arpad u. A. m. Specieell bei der botanischen Bestimmung zweifelhafter Funde hat der Verfasser Unterstützung von Seiten der Herren Professoren Dr. Körnicke-Bonn, Dr. Wittmack-Berlin und Dr. Ferd. Cohn-Breslau erfahren, von wem letzterem die Anregung zu diesem Specialstudium ausging. Das pflanzliche Material, das den Untersuchungen zu Grunde liegt, befindet sich, soweit es nicht an das betreffende Museum wieder zurückgegangen ist, theilweis im Museum für Völkerkunde zu Berlin, im Pflanzenphysiologischen Institut zu Breslau und im Privatbesitz des Verfassers.

Wir empfehlen das nach vielen Richtungen verdienstvolle Werk angelegentlich den Interessenten und der Kritik der Botaniker. J. R.

Alphon Bertillon. Das anthropometrische Signalement. Zweite vermehrte Auflage mit einem Anhang. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben von Dr. von Sary, Professor der gerichtlichen Medicin an der Universität Basel. Bern u. Leipzig, 1895. 8°.

Das Buch entspricht jetzt allen billigen Anforderungen, die Darstellung und die Abbildung der Methoden der Messungen und der besonderen Kennzeichen sind eingehend und anschaulich, auch für die allgemeine Anthropologie von grosser Wichtigkeit. J. R.

Druckfehler: Auf Seite 115 dieser Zeitschrift (Correspondenz-Blatt 1894, Nr. 9) in der Abhandlung von B. Reber über: „Die vorhistorischen Sculpturenendmähler der Schweiz und speciell derjenigen des Kantons Wallis“, erste Spalte, Zeile 16 v. o. muss es heissen „Teudraya“ anstatt Teudraya.

Einladung zur 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Lübeck.

16. bis 21. September 1895.

Die 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien hat in ihrer Geschäftssitzung vom 26. September v. J. die diesjährige Versammlung in Lübeck abzuhalten und zu Geschäftsführern derselben die Unterzeichneten zu ernennen beschlossen. Wenn in jener Sitzung der Vertreter Lübeck's es als eine schwierige Aufgabe für unsere Stadt bezeichnete, die Nachfolger in Wien zu werden, so durfte er zugleich die Versicherung hinzufügen, dass die Bevölkerung Lübeck's die hohe Ehre, die Naturforscher-Versammlung bei sich aufzunehmen, dankbar zu würdigen wisse und ihren Interessen die bereitwilligste Unterstützung gewähren werde. Diese Versicherung kann auch heute nur wiederholt werden. Inzwischen haben wir uns — das Verzeichniss der angemeldeten Vorträge mag es beweisen — mit Erfolg an diejenigen Kreise gewandt, welche durch wissenschaftliche Darbietungen den Bestrebungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte die hauptsächlichste Stütze verleihen. So laden wir denn alle Naturforscher, Aerzte und Freunde der Naturwissenschaften zum Besuch der diesjährigen Versammlung freundlichst ein. Wenn auch nach den Statuten die Gesellschaft sich auf Naturforscher deutscher Zunge beschränkt, so ist doch die Betheiligung fremder Gelehrter nur willkommen.

Lübeck, im Juni 1895.

W. Brehmer, Dr., Senator.

Th. Eschenburg, pract. Arzt.

10. Abtheilung: Ethnologie und Anthropologie.

Einführender: Dr. phil. K. Freund, Oberlehrer an der Realschule.

Schriftführer: Dr. med. Dado, pract. Arzt.

Angemeldete Vorträge: 1. Oberlehrer P. Sartori in Dortmund: Die Sitte des Banopfers.
2. Leo von Frobenius in Dresden-Loschwitz: Maskenkunde im Allgemeinen und die Masken Afrikas und Oceauiens (mit Abtheilung 11, Geographie).

Einladung zur czechoslavischen Ethnologischen Ausstellung in Prag.

18. Mai bis 28. September.

Prag, den 2. Juli 1895.

Hochlöbliche deutsche Gesellschaft für Anthropologie!

Am 15. Mai 1895 wurde in Prag die böhmisch-ethnographische Ausstellung eröffnet. Naebdem dieselbe jetzt auch schon in ihren Details vollendet erscheint und im Ganzen, wie in ihren Einzelheiten allen, die sich um die Ethnographie Europa's und besonders der slavischen Völker interessieren, viel Schönes bietet, erlaubt sich das Präsidium der böhmisch-ethnographischen Ausstellung die hochlöbliche deutsche Gesellschaft für Anthropologie in München zum Besuche der Ausstellung höflichst einzuladen.

Jeder Besuch, einzeln oder corporativ, wird aufrichtig willkommen geheissen. Eine vorberige Anmeldung wäre erwünscht, um die bereitwilligst angebotene fachmännische Führung besorgen zu können.

In aller Hochachtung

J. A. Šubert,

Vice-Präsident der ethnographischen Ausstellung.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 30. Juli 1895.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1895.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel vom 7. bis 11. August 1895.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

I.

Tagesordnung der XXVI. allgemeinen Versammlung.

Dienstag den 6. August: Vorversammlung in Driburg, Ausgrabungen zur Feststellung der Ara Drusi, Zusammenkunft im Bad.

Mittwoch den 7. August: Fortsetzung und Beschluss der Ausgrabungen in Driburg. Nachmittags Ankunft in Cassel. Dort von 10 Uhr Morgens an Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftszimmer (Lesemuseum, Ständepplatz). Abends von 7 Uhr an gesellige Zusammenkunft im Lesemuseum.

Donnerstag den 8. August: 8–10 Uhr: Besichtigung der Landesbibliothek, des Museum Fridericianum, des naturhistorischen und ethnographischen Museums. 10–2 Uhr: Festsetzung im Saale des Lesemuseums. Nachmittags 5 Uhr: Festessen im grossen Stadtparksaale.

Freitag den 9. August: 8–10 Uhr: Besichtigung der Gemäldegalerie und des Museums mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunstwerke. 10–2 Uhr: Zweite

Sitzung. Mittagessen nach Wahl. Nachmittags 1/24 Uhr Abfahrt nach Wilhelmshöhe: Besichtigung der Löwenburg und der Anlagen. Kaffee am Fusse der Cascaden, Besteigung des Herkules und des Elfenbeinthurmes. Abendessen.

Samstag den 10. August: 8–10 Uhr: Besuch der Gewerbehalle, der Martinskirche und des Marmorbades in der Carlssau. 10–1 Uhr: Schlusssetzung im Saale des Lesemuseums. Mittagessen nach Wahl. Nachmittags 3⁵⁶ Abfahrt nach Münden: Besichtigung der Stadt und Umgegend. Abendessen auf Trivoli. Gemeinschaftliche Rückfahrt nach Cassel.

Sonntag den 11. August: 8 Uhr Morgens: Abfahrt nach Genungen. Besteigung des Heiligenbergs. Erfrischungen. 12^{1/2} Uhr: Weiterfahrt nach Treysa. Mittagessen. 3 Uhr Nachmittags: Festzug der Schwärmer, Schwärmer Volksfest mit Tanz auf dem Festplatze Erfrischungen daseelbst. Abends 9 Uhr: Gemeinschaftliche Rückfahrt nach Cassel.

Verzeichnisse der 180 Theilnehmenden.

- Albu, Dr., Berlin.
 Alesberg, Dr., Cassel.
 Alesberg, Dr., Hettenhausen.
 André, Carl, Cassel.
 André, Dr., Richard, mit Fr. Tochter, Brannschweig.
 Andrian, Dr., Baron v. Wien, stellvertretender Vor-
 sitzender der Gesellschaft.
 Bartels, Dr. Max, Berlin.
 Bartels, Paul, cand. med., Berlin.
 Bartsch, Dr., Cassel.
 Beckmann, Dr., Cassel.
 Berlitz, J., Cassel.
 Belts, Dr., Berlin.
 Bode, Dr., Medicinalrath, Cassel.
 von Booth, Oberstlieutenant, Cassel.
 Böhm, Dr., Cassel.
 Birksner, Dr. F., Assistent am anthrop. Institut, München.
 von Brackel, Freiherr, Cassel.
 Brensell, Dr., Cassel.
 Brunner, Stadtymdica, Cassel.
 Buschan, G. Dr. med., Stettin.
 von Carnep, Prem.-Lieut., Afrikaforscher, Wiesbaden.
 Cordel, Schriftsteller, Berlin.
 Dermann, Dr., Cassel.
 Döring, Dr., Afrikaforscher, Togo.
 Ebert, Dr. med., Cassel.
 Endemann, Dr., Sanitätsrath, Cassel.
 Echrstruth, v., Fräulein, Cassel.
 Eysell, Dr., Cassel.
 Fintelmann, Hofgertendirektor, Wilhelmshöhe.
 Fiorino, A., Cassel.
 Fischer, Dr., Direktor, Bernburg.
 Fischer, Dr., Cassel.
 Fischer, Rittergutsbesitzer, Freienhagen.
 Fischer, Th., Buchdruckereibesitzer, Cassel.
 Förtsch, Dr., Major a. D., Halle a/S.
 Fraas, Dr. E., Professor, Stuttgart.
 Franke, Carl, Cassel.
 Fritsch, Geh. Rath, nobet Fran, Berlin.
 Fuchs.
 Germer, Dr. R.
 Gieske-Trimpe, Borsenbrück.
 Giessler, Dr., Geh. Sanitätsrath, Cassel.
 Götte, Dr. G., Obermedicinal-Rath, Neustrelitz.
 Grabowsky, Dr., Ass. am Naturhistorischen Museum,
 Brannschweig.
 Grempler, Dr., Geheimrath, Breslau.
 Habich, Ed., Cassel.
 Hertdeggen, Dr., Cassel.
 Hauptmann, Dr. med., Cassel.
 Clairon d'Haussonville, Graf, Regga-Präsident, Cassel.
 Hedde, Justizrath, Marne.
 Heilbrun, Dr. med., Cassel.
 Höfer, Professor, Weingeroede.
 Hupfeld, Geh. Justizrath, Cassel.
 Jehon, Cassel, Wilhelmshöhe
 Kahlbaum, C., Gölitz.
 Kahlbaum, Dr., Gölitz.
 Kahlbaum, S., Gölitz.
 Kayserling, Dr. C., Cassel.
 Katzenstein, Dr., Cassel.
 Kessler, Professor, Cassel.
 v. Kintzel, Dr., Cassel.
 Knackfuss, Professor, Cassel.
 Koch, Banquier, Cassel.
 Kossonia, Dr., Berlin.
 Köhler, Dr., Cassel.
 Knetsch, Karl, stud. phil., Frankfurt a/M.
- Kuthe, Oberstabsarzt a. D., Frankfurt a/M.
 Landgrebe, Oberregierungsrath, Cassel.
 Landgrebe, Rechtsanwalt, Cassel.
 Lange, Dr., Cassel.
 Lehmann-Nitsche, Dr. phil., München.
 Lehmann, Major, Göttingen.
 Lenz, A., Professor, Cassel.
 Löhe, Wilh., cand. med., Nürnberg.
 Lindner, Dr., Gen.-Arzt a. D., Cassel.
 Magdeburg, Exel., Ober-Präsident, Cassel.
 Mahraan, Regierungsrath, Cassel.
 Maliszewski, General-Major, Cassel.
 Marchand, Professor, Marzhrng.
 Menche, Dr. med., Cassel.
 Mense, Dr. med., Cassel, Geschäftsführer des Congresses.
 Michelin, v., Premier-Lieutenant, Cassel.
 Mies, Dr. med., Cöln a/Rh.
 Moya, Oberst, Cassel.
 Möhring, Dr., Cassel.
 Müff, Director, Cassel.
 Nücke, Dr., Oberarzt, Hnbertsburg.
 Pflug, Fräulein.
 Pöten, Oberpräsidialrath, Cassel.
 Prochno, Apotheker, med Fran Gemahlin, Gardelegen.
 Ranke, J., Prof. Dr., Generalsekretär der Gesellschaft,
 München.
 Riedesel, Freiherr zu Eisenbach, Landes-Direktor.
 Ritter, Consul, Göttingen.
 Roebon, Wilhelm.
 Rockwitz, Dr., Cassel.
 Rödiger, F., Ingenieur, Biel.
 Roos, Premier-Lieutenant, Cassel.
 Sarrazin, Gontershausen.
 Schaub, Dr., Oberkaufungen.
 Scheumöfchel, Dr., Cassel.
 Scherr, C., Buchdruckereibesitzer, Cassel.
 Scheel, W., Jeweller, Cassel.
 Schelens.
 Schölling, Lehrer, Heiden.
 Schläfke, Dr., Cassel.
 Schlemm, Fräulein Julie, Berlin.
 Schlosser, Dr.
 Schneider, Dr.
 Schotten, Dr., Cassel.
 Schüle, B. F., Fabrikant, Kirchheim Teck.
 v. Schwetsell, Landrath, Treysa.
 v. Stockhausen, Cassel.
 Sökelland, Fabrikant, mit Fran Gemahlin, Berlin.
 Telge, Hofjwelier, m. Fr. Gemahlin a. Fril. Tochter, Berlin.
 Traube, Felix, Rentier, Cassel.
 Treuenfeld, von, Premier-Lieutenant, Cassel.
 Uhlendorf, Fabrikant, Cassel.
 Uhlworm, Dr., Bibliothekar, Cassel.
 Virchow, Geheimrath, Prof. Dr., Ehrenpräsident der Gesell-
 schaft, mit Fr. Gemahlin n. Fril. Tochter, Berlin.
 Voss, Director, Berlin.
 Waldayer, Geheimrath Professor, Berlin, Vorsitzender
 der Gesellschaft.
 Wallach, Leop., Cassel.
 Wagner, Dr., Cassel.
 Weber, Dr., Cassel.
 Weissmann, J., Oberlehrer, Schatzmeister der Gesell-
 schaft, mit Fril. Tochter, München.
 Westerharg, Oberbürgermeister, Cassel.
 v. Wild, Dr. med., Cassel.
 Wolf, W., Apotheker, Cassel.
 Zunn, D., A., Frankfurt a M.
 Zuschlag, Professor, Cassel.

II.

Wissenschaftliche Verhandlungen der XXVI. allgemeinen Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: Prof. Waldeyer: Eröffnungsrede: Ueber die somatischen Unterschiede der beiden Geschlechter. — Begrüßungsrede n. Oberpräsident M. Sagedanz, Oberbürgermeister Dr. Westenburg, Saimitrath Dr. Endemann, Prof. Dr. Zuschlag, Dr. Böhm, Frhr. von Brackel, Dr. Mensel. — Berichterstattung: J. Ranke: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsekretärs. Weismann: Kassabericht des Schatzmeisters. J. Ranke: Bericht der Rechnungscommission über das Vermögen der Gesellschaft. Wahl des Rechnungsansehmers. — Frhr. von Brackel: Begrüßung im Namen der mexikanischen geographisch-statistischen Gesellschaft. Derselbe: Ueber ein prähistorisches Strassensystem der mexikanischen Küste.

Der Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer, eröffnet die Versammlung mit den Worten:

Hochansehnliche Versammlung! Werthe Damen und Herren! Ich eröffne die Sitzungen der diesmaligen Tagung unserer deutschen anthropologischen Gesellschaft in der Stadt Cassel. Gestatten Sie, dass ich zuerst dem Bedauern Ausdruck geben darf, was uns wohl alle erfüllt, dass unser allverehrter Virchow, den wir in unserer Mitte zu sehen hoffen und der sich trotz des in Berlin schon aufgetretenen Unwohlseins nicht hat abhalten lassen, hierher zu reisen, doch noch nicht in der Lage ist, hier zu erscheinen; wir haben aber die beste Hoffnung, ihn bald hier zu sehen.

Ich habe nun die Ehre, die Versammlung mit einer Rede einzuleiten zu dürfen, und habe für diese ein Thema gewählt, welches gegenwärtig viel besprochen und als Tagesordnung ist; es ist die anthropologische Stellung der Geschlechter zu einander, womit die Frauenfrage in innigem Zusammenhang steht.

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer, Berlin:
Ueber die somatischen Unterschiede der beiden Geschlechter.

Die unübersehbar grosse Reihe der Lebewesen hindurch sieht sich die merkwürdige und hochbedeutende Erscheinung ihrer Trennung in zwei Geschlechter, hochbedeutend, weil für die überaus grosse Mehrzahl der Pflanzen und Thiere die Erhaltung der Art an das Zusammenwirken der Geschlechter gebunden ist, merkwürdig, weil bei einer immerhin ansehnlichen Reihe von Thieren sowohl wie Pflanzen die Zweigeschlechtlichkeit, so weit wir bis jetzt wissen, für die Fortpflanzung nicht notwendig ist und daher auch nicht in die Erscheinung tritt. In strengem Sinne ist dies allerdings nur der Fall bei den niedersten Pflanzen, den Nostok-Arten und Spaltpilzen, zu welchen die neuerdings so viel genannten Bacillen gehören, so wie bei den Wurzelfüßlern (Rhizopoden) und der Mehrzahl der Geisselinfusorien (Flagellaten). Diese beiden Abtheilungen bilden die niedersten Thierformen. Jedes Einzelwesen sowohl der genannten niedersten Pflanzen wie Thiere hat nur den Formenwerth einer einzigen Zelle, die Fortpflanzung erfolgt hier wie bei denjenigen einzelnen Zellen, die in ihrer gesetzmässig geordneten Zusammenfügung sämtliche höhere Pflanzen und Thiere, wie den Menschen bilden, durch einfache Theilung oder durch Knospung. Um so bedeutsamer muss uns aber die Zweigeschlechtlichkeit erscheinen,

wenn wir erfahren, dass sie auch schon bei einer sehr grossen Anzahl solcher einzelligen Pflanzen und Thiere — wir nennen diese einzelligen Formen Urfpflanzen (Protophyten) und Urthiere (Protozoen) — auftritt, wie uns unter anderem die bahnbrechenden Untersuchungen von Pringsheim und de Bary für die Protophyten und von Maupas und Richard Hertwig für die Protozoen gelehrt haben.

Bei diesen niedersten Lebewesen, den Protophyten und Protozoen, liegt demnach die Sache so, dass ein Theil derselben — die Nostok-Arten, Spaltpilze, Rhizopoden und Flagellaten — soweit wir bis jetzt wissen, nur eine ungeschlechtliche Fortpflanzung aufweisen, während bei den übrigen neben der ungeschlechtlichen unter Umständen auch schon eine geschlechtliche beobachtet wird, so dass bereits die einfachsten Geschöpfe zum grossen Theile die Anfänge einer Doppelgeschlechtlichkeit zeigen. Weitere Beobachtungen werden vielleicht noch ergeben, dass eine geschlechtliche Fortpflanzung neben der ungeschlechtlichen auch noch bei denjenigen Wesen vorkommt, bei denen wir sie bis heute nicht kennen; dann würde die Doppelgeschlechtlichkeit also sämmtlichen lebenden Wesen angesprochen werden müssen.

Wie bekannt, zeigen alle höheren Pflanzen und Thiere die Doppelgeschlechtlichkeit in verschiedener Ansprängung: entweder kommt auch bei den höheren Arten neben der geschlechtlichen Vermehrung noch die ungeschlechtliche vor, und das ist im Pflanzenreiche weit verbreitet, oder wir haben ausschließlich die geschlechtliche Fortpflanzung. Hierbei können wieder mehrere Grade der Ausbildung unterschieden werden. Häufig — und dies wiederum besonders bei Pflanzen — sind heiderlei geschlechtliche Eigenschaften in einem und demselben Individuum vereinigt, wir heissen dies nach einer altgriechischen Fabel als „Hermaphroditismus“. Bei Thieren findet sich diese vereinfachte Form der Zweigeschlechtlichkeit vorzugsweise bei einigen Abtheilungen der Würmer, Schnecken und Muscheln, s. B. bei der Anster; vereinzelt kommt sie als Regel selbst noch bei niederen Wirbelthieren vor, so beim Seeharsh (Serranus scriba); als Anormität — aber sehr selten — auch bei höheren Wirbelthieren, jedoch bis zum Menschen hinauf.

Wenn bei verschiedenen Insekten und Krebsthieren noch ungeschlechtliche Fortpflanzung beobachtet wird, wie z. B. bei den Bienen, so lässt sich doch nachweisen, entweder, dass es sich um eine Rückbildung handelt, oder dass diese ungeschlechtliche Vermehrungsweise auf die Dauer zur Erhaltung der Art nicht aus-

reicht, sondern von geschlechtlicher Fortpflanzung angetrieben werden muss.

Wie wir wissen, sind man auch bei vielen höheren Pflanzen und bei weitem den meisten höheren Thieren die Geschlechter auch nach Personen getrennt, so dass wir männliche und weibliche Individuen unterscheiden; hiermit ist die höchste Ausbildung der Zweigeschlechtlichkeit erreicht, deren stufenweise fortschreitende Entwicklung die eben gegebene kurze Auseinandersetzung gezeigt hat. Man kann sagen, dass die höhere Entwicklung einer bestimmten Art wesentlich mit durch die größere Differenzierung der Geschlechter charakterisiert ist, denn wir machen die Erfahrung, dass die männlichen und weiblichen Geschlechtspersonen im allgemeinen sich um so mehr von einander unterscheiden, je weiter wir in der Thier- und Pflanzenwelt von den niederen zu den höheren Formen aufsteigen. Freilich gibt es auch scheinbare Ausnahmen, denn wir finden z. B. schon bei manchen Insekten sehr erhebliche Verschiedenheiten der Männchen und Weibchen, dergleichen bei Hildertieren und andern, so dass man längere Zeit die beiden Geschlechtspersonen sogar für Individuen verschiedener Art gehalten hat. „S. heimbar“ nennt ich diese Ausnahmen, weil sie einerseits, z. B. bei den Insekten, der Regel nicht widersprechen, denn diese sind meist sehr hoch entwickelte Geschöpfe, andererseits durch eine Rückbildung in Folge parasitärer Lebensweise eines der Geschlechter erklärt werden. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art bietet uns ein im Mittelmeere unter Steinen lebender Sternwurm, die sogenannte *Bonellia viridis*. deren sehr kleine und den Weibchen gänzlich unähnliche Männchen in dem vorderen Abtheilung des Darmrohrs der Weibchen — man könnte sagen in deren Speiseröhre — leben.

Angesichts des hier in aller Kürze Angeführten kann sich Niemand dem Eindruck entziehen, dass wir in der That, wie ich bereits Eingangs hervorhob, in der Differenzierung der Geschlechter eine hochbedeutende Einrichtung der Natur vor uns haben. Wenn wir aber fragen, worin die Bedeutung der Zweigeschlechtlichkeit liege, so vermögen wir darauf noch keine bestimmte Antwort zu geben, was eben die Haupt-sache anlangt; denn wir haben ja, dass die Fortpflanzung selbst beiorganischen Lebewesen auch ohne Zweigeschlechtlichkeit möglich ist. Wenn wir also scharf angeben sollen, wie es gekommen sei, dass die Zweigeschlechtlichkeit mit der fortschreitenden und höheren Ausbildung der Lebewesen ausschließlich an die Stelle der Eingeschlechtlichkeit oder vielmehr der Geschlechtslosigkeit trat, so sind wir dazu bis jetzt noch ausser Stande.

Mir ist sehr wohl bekannt, dass von vielen Seiten eine Benützung der Frage nach der Ursache der Geschlechtsdifferenzierung versucht worden ist, so z. B. von Weismann¹⁾, der, ebenso wie Brooks²⁾ annimmt, die geschlechtliche Fortpflanzung sei das Mittel, dessen die Natur sich bediene, um Variationen in den Lebewesen hervorzubringen; ich vermag aber zur Zeit weder diese noch andere Lösungen als endgültige anzuerkennen und erwähne, dass sich noch jüngst auch O.

Hertwig³⁾ gegen die anschliessliche Berechtigung dieser Deutung ausgesprochen hat.

Wenn wir nun auch zur Zeit ausser Stande sind, die Bedeutung der Geschlechtlichkeit in ihrem vollen Weite einzusehen, so erheben sich doch eine Reihe von nicht unwichtigen Folgerungen für die Stellung der verschiedenen Geschlechter in der Natur, für ihre besonderen Aufgaben in der jeweiligen Gesellschaft, an der sie gehören, insbesondere für den Menschen, und deshalb erheben es mir von Werth, gerade in unserer Zeit, in der die sozialen Aufgaben von Mann und Weib von so Vielen — Berufenen, wie Unberufenen — erörtert werden, die Geschlechtsunterschiede, die doch die Grundlage für die Bearbeitung dieser Dinge bilden müssen, und zwar gerade hier, vor dem Forum einer anthropologischen Gesellschaft, zu besprechen.

Die Geschlechtsmerkmale zerlegen wir seit John Hunter in primäre (hauptächliche) und sekundäre (nebensächliche) oder wie wir sagen könnten: erster und zweiter Ordnung. Die Charaktere erster Ordnung sind diejenigen, welche sich direkt auf die Fortpflanzung der Art beziehen, die sekundären lassen sich zwar nur schwierig in knapper Form erklären, wir können aber sagen, es seien diejenigen Unterscheidungsmerkmale, welche abgesehen von der eigentlichen Geschlechtsaufgabe, noch zwischen Mann und Weib bestehen, wie z. B. die durchschnittlich erheblichere Körpergrösse und die tiefere Stimme des Mannes und dergleichen. Nur von diesen soll hier gehandelt werden; denn sie bilden die Hauptunterlage für die weitere Betrachtung der sozialen Bedeutung der Geschlechtsunterschiede. Auch sind sie den meisten Menschen weniger bekannt, während es unnötig sein dürfte, vor einem Kreise von Zuhörern oder Lesern, denen der Glaube an eine geheimnisvolle Thätigkeit des höheren Meisters Aether bei der Erhaltung und Ausbreitung des Menschengeschlechts verloren gegangen ist, von den primären Charakteren zu sprechen.

Havelock Ellis, welcher jüngst eine treffliche Zusammenstellung der Geschlechts-eigenenthümlichkeiten zweiter Ordnung gegeben hat⁴⁾, ist geneigt, noch eine weitere Zerlegung anzulassen. Er macht darauf aufmerksam, dass ein grosser Theil der besonderen männlichen und weiblichen Eigenschaften zur Folge habe, das Interesse der Geschlechter für einander an weckend dahin gehören z. B. die äussere Formausbildung des männlichen und weiblichen Antlitzes, die Fülle des Kopfhaares beim Weibe, die des Bartes beim Manne, die Verschiedenheiten der Stimme a. a. Die Dinge mit andern Worten, die in angeprägter Weise schon äusserlich das eine Geschlecht verrathen, ziehen das andere an. Jedes Weib hat Gefallen an der männlichen Stimme des Mannes, während es von einer Weibestimme beim Manne abgestossen wird, und so auch umgekehrt. Andere Unterschiede indessen lassen nicht so ohne weiteres ihre Beziehungen zum Geschlechtsleben erkennen, da sie äusserlich nicht so hervortreten. Dahin rechnet Ellis die Verschiedenheiten im Hirnban, in der Zusammensetzung des Blutes a. a. Man könnte, meint er, diese Charaktere als tertiäre (dritter Ordnung) wiederum abtheilen. Aber — und auch Ellis verhehlt sich dies nicht — die Grenzen zwischen den sekundären und tertiären Merkmalen sind nicht scharf zu ziehen, abgesehen davon, dass die tertiären

¹⁾ Die Bedeutung der sexuellen Fortpflanzung für die Selectionstheorie. Jena, 1885.

²⁾ Amphimixis, oder die Vermischung der Individuen. Jena, 1891.

³⁾ The Law of Heredity, a study of the cause of variation and the origin of living organisms. Baltimore, 1883.

⁴⁾ Zeit- und Streitfragen der Biologie. Jena, 1894.

⁵⁾ Havelock Ellis, Man and woman: a study of human secondary sexual characters. London, 1894, W. Scott.

Verschiedenheiten gewiss auch dazu beitragen, das Geschlecht hervorzuheben zu lassen, und sei es auch nur mehr in den sogenannten sexuellen Eigenschaften, und in der verschiedenen Art der Lebensmessungen, z. B. in den Bewegungen und dergleichen. Und auch diese Verschiedenheiten wirken, wenn in ihrer Art bei dem betreffenden Geschlecht gut angebildet, anziehend für das andere. So scheint denn mir eine weitere Trennung nicht gut durchführbar und auch unnötig.

Einer der auffälligsten Unterschiede liegt in der Körperlänge. Dieser Unterschied beginnt schon mit der Geburt. Aus den Tabellen, welche H. Vierordt¹⁾ zusammengestellt hat, ergibt sich nach Messungen, welche an einer grossen Anzahl Neugeborener in den verschiedensten Staaten Europas (Süd- und Norddeutschland, Ungarn, Belgien, Russland) angestellt sind, dass die neugeborenen Knaben durchschnittlich um $\frac{1}{2}$ —1 cm länger sind. Derselbe Unterschied zeigt sich auch nach den Berichten des Anschusses für Körpermessungen der „British association“ bei den Kindern in Schottland und England. Für die sogenannten Naturvölker fehlen uns leider noch brauchbare Berichte.

Der Unterschied bei den Neugeborenen erscheint nicht erheblich, aber er stimmt mit der allgemeinen Erfahrung, dass der Unterschied in der Länge der Geschlechter um so geringer ausfällt, je geringer das Körpermaass überhaupt ist. So fand G. Fritsch dieselben Maasse bei den Männern und Weibern der Baschkiren, rund etwa 114 cm. Einen nur geringen Unterschied zeigen die Akka in Centralafrika, wenn wir auch den wenigen vorhandenen Messungen uns äussern dürfen. Zu den Rassen mit kleiner Statur gehören auch die Annamiten, obwohl sie die Baschkiren und Akka schon beträchtlich übertreffen. Mondriro²⁾ fand bei ihnen die Durchschnittslänge der erwachsenen Männer über 85 Jahre zu 1,589 m, die der Frauen von derselben Altersstufe zu 1,513 m; es besteht hier also ein Unterschied von 7,7 cm. Zahlreiche Messungen der höher gewachsenen Rassen ergeben einen mittleren Unterschied in der Länge zwischen Mann und Weib von 10—12 cm. Ich glaube nicht, dass man hier ein irgend nennenswerthes anderes Verhalten bei Natur- und Kulturvölkern wird statuieren können; denn bei den Naturvölkern Brasiliens, die uns K. von den Steinen zuerst kennen lernte³⁾, die noch in der Kultur der Steinzeit leben und den weissen Mann noch nicht gesehen hatten, fand sieh bei einer Durchschnittsgrösse der Männer von 162 cm eine Differenz von 10,5 cm zu Ungunsten der Weiber (Kulibohu-Indianer, S. 160/61 des von den Steinen'schen Werkes). Diese Differenz stimmt genau mit der überein, welche man nach den von Topinard ermittelten Verhältnismahlen für die Durchschnittsgrösse von 162 cm erwarten sollte. Ich hebe dies, weil man so oft den Versuch gemacht hat, uns glauben machen zu wollen, ein grosser Theil der Unterschiede zwischen Mann und Weib, namentlich wenn diese zu Ungunsten des Weibes ausfallen, herrsche auf der fortgeschrittenen Cultur und auf der Herrschaft, welche sich im Laufe der Zeit der Mann über das Weib angemacht habe. In dieser Beziehung

und in allen anderen, welche die Gesellschaftslehre betrifft, ist die anthropologische Erforschung der Naturvölker so ausserordentlich werthvoll, um so mehr, als dieselben im Zeitalter der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, an denen sich, wie es scheint, bald auch die Luftschiffe gesellen dürften, einem immer rascher sich entwickelnden Unterrange verfallen und bald nicht mehr dergartiges zu studiren sein wird. Alle Culturstaaten sollten es sich daher, wie ich beiläufig bemerke, angelegen sein lassen, durch Bereitstellung möglichst grosser Mittel die Erforschung der Naturvölker zu fördern!

Im Verhältnis zur grösseren Körperlänge lassen auch die sonstigen Proportionen des männlichen Körpers grössere Ausmaasse wahrnehmen: Breite der Schultern, Länge und Umfang der Arme und Beine bis in deren einzelne Theile hinab, Umfang des Rumpfes, müssen hier genannt werden. Nur der Unterleib des Weibes ist durchschnittlich länger als der des Mannes und seine Hüften sind breiter; der Unterschied ist aber nicht bedeutend, etwa 1—2 cm; es ist dies jedoch, was für die bildende Kunst ins Gewicht fällt, bei der kleineren Statur des Weibes sehr merkbar.

Dass das Körpergewicht der Männer durchschnittlich beträchtlicher ist, braucht nicht in Erinnerung gebracht zu werden; vielleicht dürften einige Zahlen jedoch interessiren. Für Mitteleuropa kann nach Vierordt's Tabellen, S. 7, ein Durchschnittsgewicht neugeborener Knaben von 3333 g, neugeborener Mädchen von 3200 g angenommen werden; die Zahlen stimmen ziemlich genau für die einzelnen Länder; der Unterschied beträgt also 133 g. Derselbe steigert sich bis zu 10 kg bei den Erwachsenen, indem man als Mittelgewicht des Weibes 55 kg, als das des Mannes 65 kg — es gilt dies nur für jugendliche Erwachsene, das höhere Mannes- und Weibselalter hat etwas grössere Zahlen — annehmen darf.

Wesentlich erscheint es nun, auf welches der einzelnen Körpergewebe die Hauptgewichtstheile kommen. Dury (Lehrbuch der Anatomie) fand für das frische (nicht getrocknete) Knochengewicht eines kräftigen 42jährigen, 172 cm grossen Mannes 9814 g, für das eines Weibes vom Durchschnittsmaass 5966 g. K. Bischoff fand 11080 bzw. 8390 g bei einem kräftigen, gesunden Mann von 38 Jahren 69,6 kg Gewicht, 168 cm Körperlänge, und bei einer 22jährigen, gesunden, gut genährten, üppig gebaute Franzosenperson von 159 cm Körperlänge und 55,4 kg Gewicht. Bei einem 16jährigen 35,5 kg schweren, gesunden, kräftigen Jünglinge von 178⁶ Par. Grösse fand sich 8496 g Skeletgewicht.

Bei dem Manne I betrug demnach das Skeletgewicht etwas über den sechsten Theil des Gesamtgewichts, bei dem Jüngling III etwas über den vierten und bei dem Weibe erst nahezu den siebenten Theil. Auf 100 Theile Körpermaasse kommen bei I (33-jähr. Mann) 15,5 Skelet, 41,8 Muskeln, bei III (16-jähr. Jüngling) 15,5 Skelet, 44,2 Muskeln, III (22-jähr. Weib) 15,1 Skelet, 38,8 Muskeln.

Bei dem Manne I hätte man auf 100 Theile Körpergewicht 18,2 Fett, bei dem Jüngling III 13,9 Fett, bei dem Weibe II 28,2 Fett.⁴⁾ Theile⁵⁾ bestimme

¹⁾ Vierordt H., Anatomische, physiologische und physikalische Daten und Tabellen zum Gebrauche für Mediciner. Jena, 1888, S. 2.

²⁾ Siehe bei Topinard: Anthropologie générale, p. 452.

³⁾ K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin, 1894. Dietrich Reimer.

⁴⁾ Bischoff, E., Einige Gewicht- und Trockenbestimmungen der Organe des menschlichen Körpers. Zeitschrift für rationelle Medicin, III. Reihe, Bd. 20. 1863, S. 75.

⁵⁾ Theile, F. W., Gewichtsbestimmungen zur Entwicklung des Muskelsystems und des Skeletts

die Gesamtmusculatur und die Körpergröße, zum Theil auch das Gewicht, oder berechne es, von 8 gesunde, kräftigen Männern und 4 eben solchen Weibern, von denen einige an Körpergröße den Männern fast gleich kamen. Es ergab sich, dass die Gesamtmusculatur des erwachsenen kräftigen Weibes noch nicht ein Drittel des Körpergewichts zu erreichen scheint, während sie beim erwachsenen kräftigen Manne durchschnittlich mehr als ein Drittel des Körpergewichts beträgt (l. c. S. 228). Bemerkenswerth ist, dass die Beinhaken beim Manne und Weibe den gleichen Procentsatz der Gesamtmusculatur haben, während die Armmuskeln entschieden beim Manne noch procentisch überwiegen, dagegen beim Weibe wieder — honny soit qui mal y pense — die Zungenmusculatur (S. 226). Wichtig erscheint mir die Thatsache, dass in den an und für sich seltenen Fällen von Zwillingen ungleichen Geschlechtes die Knaben meist stärker entwickelt sind, denn beide Kinder standen hier unter ganz gleichen Bedingungen. Theile erwähnt einen Fall, bei dem beide Kinder gut entwickelt waren, der Knabe wog 3668 g bei 511 mm Länge, das Mädchen 2523 g bei 505 mm Höhe. — Die übrigen Omphali, welche ebenfalls ihrer Masse nach von Bischoff bestimmt wurden, zeigen keine namhaften Unterschiede bei Mann und Weib; auf die des Gehirns komme ich später zurück.

Wenn diese Messungen und Wägungen auch erst in sehr geringer Zahl ausgeführt sind — und es begreift sich sehr leicht, warum — so stimmen sie so gut mit den sonstigen Körperbefunden an Mann und Weib überein, dass wir, glaube ich, so ziemlich dieselben Durchschnittsergebnisse erhalten würden auch bei einer größeren Reihe von Bestimmungen.

Wir dürfen daher wohl annehmen, dass der männliche Körper mehr zu einer Kraftmasse hine sich entwickelt, als der des Weibes, indem insbesondere das Knochengewebe und die dasselbe bewegenden Muskeln sich ausbilden; die größere Anheftung des Fettgewebes schafft die weicheren, mehr gerundeten Formen des Weibes und muss dabei der Ausbildung und Kraftentwicklung der Musculatur mehr hinderlich als förderlich sein.

Damit ist nicht gesagt, dass das Weib sich trager Ruhe umgeben sollte, die Musculatur, die es hat, soll es eben, wie der Mann, und es kann damit anwerthliche Leistungen erzielen, wie viele Beispiele von Akrobattinnen beweisen. Ich bin aber sicher, keinem Widerspruch zu begegnen, wenn ich sage: im Durchschnitt ist schon durch seine Körperanlage von der Geburt an der Mann zu einer bedeutenderen Kraftentfaltung befähigt als das Weib. Insbesondere trifft dies den Kopf, Hals, die Brust und die obere Extremität.

Was die untere Extremität anlangt, so sind, wie wir sehen, beide Geschlechter mehr gleich in ihrer Musculatur; doch besteht ein anderer Unterschied an Gunsten des Mannes und zwar in der durchweg größeren Länge des Oberschenkels bei geringem Umfang, namentlich am Beckenende, und in der Stellung der Oberschenkel zum Becken; sie sind wegen der größeren Beckenweite des Weibes an ihren oberen Enden weiter von einander entfernt, als beim Manne; da sie sich aber im Knie bis zum Anschluss wieder nähern, so sind sie mehr schräg gestellt.

Dies Alles hat einen offenkundigen Einfluss auf den Gang und macht sich insbesondere beim Lausfchritt

beim Menschen. Nova acta Acad. Caes. Leopold. Bd. 46, Halle, 1864

geltend, in welchem der Mann dem Weibe überlegen ist. Beiläufig sei bemerkt, dass in diesem anatomischen Verhalten auch der Grund liegt, warum die Männertracht für das Weib unvortheilhaft erscheint, namentlich bei aufrechter Stellung. So kann man sagen, ist die mechanische Einrichtung des männlichen Körpers thatsächlich, was Kraftentfaltung und Geschwindigkeit der Bewegung anlangt, dem weiblichen im Durchschnitt überlegen. Daran wird auch eine veränderte Erziehung des Weibes mit grösserer Betonung der körperlichen Übung niemals etwas ändern können. Im Durchschnitt wird der Mann bei gleicher körperlicher Uebung der kräftigere und schnellerer Theil bleiben.

Angesichts dieser unbestreitbaren Thatsachen will es wenig besagen, wenn von einzelnen Beobachtern angegeben wird, dass bei gewissen Völkern Klassen das Weib ebenso stark, oder selbst noch stärker sei als der Mann. Bei Havelock Ellis sind einzelne Beispiele angeführt (S. 4). Dass die Frauen mancher Negervölker schwere Lasten zu tragen vermögen, oder sogar schwerere als die Männer, wie H. H. Johnstone und Parke von den Andamanen-Weibern und anderen Königs-Völkern berichten, erklärt sich leicht aus der Thatsache, dass sie von Jugend an hieran mehr gewöhnt sind, als die Männer. Würden diese sich ebenso anhaltend diesem Lastentragen unterziehen, wie die Weiber, so würden sie es im Durchschnitt sicher noch weiter bringen. Ein kleines Kind ist sicherlich kein schwerer Gegenstand; lasse man es aber längere Zeit von einem kräftigen Manne tragen, der daran nicht gewöhnt ist, so wird er davon weit mehr ermüden, als selbst die jungen, oft ganz stark gelandeten Kindermädchen, oder alle, schon geübteren Frauen, die man stundenlang die Kinder ohne sichtliche Ermüdung in den Armen halten und schleppen sieht.

Schellong, den Havelock Ellis als Gewährsmann citirt, sagt, dass es ihm von der unter dem deutschen Protectorate lebenden Papua-Bevölkerung Non-Guinea's gesehen habe, als seien die Weiber kräftiger als die Männer.

Ich will einige genauere Daten aus Schellong's Aufsa¹⁾ wiedergeben. Bei den Jahim-Leuten fand er 1906 mm Körperlänge für die Männer, 1530 mm für die Frauen. Bei Besprechung der Fingerringe von denen 10 Männer und 5 Frauen gemessen wurden, finden wir den betreffenden Ausspruch, der im Zusammenhang lautet: „Die Individuen dieses Stammes sind meist klein und ungleich, öfters in dürftigem Ernährungszustande, mit flachem Brustkorb, abfallenden Schultern, kurzem, dünnen Halse. Die Frauen erschienen mir kräftiger als die Männer.“ Weiterhin wird angegeben, dass im Mittel für die Männer eine Länge von 1543 mm, für die Frauen eine solche von 1493 mm gefunden wurde. Wir sehen, dass Schellong's Urtheil von ihm selbst nur als ein beiläufiges, subjectives angesprochen wird; vielleicht dürften eingehendere Untersuchungen an zahlreicheren Individuen es abändern.

Ferner wird angegeben, dass bei den Fnehos von Nord-Amerika, bei den Patagoniern, Afghanen, bei Arabern und Drusen die Frauen ebenso gross seien oder nahezu so gross als die Männer. Immerhin sind die Nachrichten, welche wir in dieser Beziehung von den genannten Völkern besitzen, noch nicht ausreichend zu einem vollständigen Urtheil. Einzelne Erfahrungen stimmen auch nicht. So hat R.

1) Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin, 1891, S. 156 ff.

Virchow die zwei von Herrn Hagenbeck nach Europa gebrachten Patagonier gemessen und den Mann zu 1755 mm, die Frau zu 1696 mm gefunden¹⁾, welche Zahlen einen beträchtlichen Unterschied bedeuten.

Es darf wohl angegeben werden, dass im Allgemeinen der Unterschied in der Körpergröße, Kraft und Gewandtheit sich bei den Völkern niedriger Cultur etwas ausgleicht; doch geht das keineswegs so weit, dass das Weib dem Manne gleich würde, wie unter andern die hier vorgebrachtten Beispiele zeigen. Ich kann daher Fr. Ratzel nicht zustimmen, wenn er in seiner „Völkerkunde“, Bd. I, S. 81 (Einleitung) sagt: „Wir finden, wenn wir die Culturstufen von den obersten an hinabsteigen, das Weib auf den unteren dem Manne körperlich und gemüthlich ähnlicher werden. Könnte nicht die Macht- oder vielmehr Kraftfrage, um die es sich hier handelt, einst etwas anders gestanden haben? Es gibt so manche Anzeichen dafür, dass gerade auf den Stufen der Cultur, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, es in keiner Weise schwer fällt, dem Weibe eine herrschende Stellung zuzuwenden. Wir erinnern an die einflussreichen, weiblichen Priesterinnen der Malayan, an die weiblichen Truppen in manchen Ländern und an die Häufigkeit weiblicher Herrscherinnen. In Dahomey, wo die weiblichen Regimenter stärker und waffenkundiger als die männlichen sind und alle Beratungen nach ihren Launen entscheiden, können sie jeden Augenblick die Herrschaft an sich reißen und dann würde die lange dauernde Sklaverei in vollem Masse entgolten werden.“ So weit Ratzel, „die Frage liegt“ denn hier doch wirklich nahe, warum denn die Amazonen Sr. Majestät des Königs von Dahomey in den Jahrhunderten, die seit der Einrichtung der dortigen Zustände bis auf König Behanzin verlossen sind, nicht längst die Herrschaft an sich gerissen und sich aus der Sklaverei der Männer befreit haben? Es muss doch wohl nicht so leicht sein, was Ratzel das anzunehmen scheint.

Ehrenstellungen der Frauen bis zur höchsten Würde im geistlichen wie weltlichen Bereich hat es bei allen Völkern gegeben und gibt es bis auf den heutigen Tag; aber sie tragen immer den Charakter von Ausnahmefällen. Sie beweisen indessen, wie mir scheint, klar, dass zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern die Sklavensstellung des Weibes nicht so gross und ausschliesslich gewesen ist, wie man sie hinstellen beliebt, sie beweisen aber auch, dass der Mann im Durchschnitt zu allen Zeiten und überall der Stärkere war, denn andernfalls hätten wir entweder das Umgekehrte oder zum mindesten gleiche Theilung gehabt, ich betone ausdrücklich „zu allen Zeiten“, weil man von einigen Seiten angefangen hat, die Meinung zu verbreiten, in alten Zeiten habe eine grössere Gleichheit zwischen Mann und Weib bestanden. Ich bestreite dies unter Hinweis auf das Gesagte und führe hier noch an, dass man auch in den ältesten Gräbern die Waffenbeilagen immer nur in denjenigen findet, welche männliche Leichen enthielten — wenn man dies eben noch nachweisen kann.

Mag es gestattet sein, von den Eigenenthümlichkeiten der einzelnen Glieder, insbesondere denen der Extremitäten, hier noch einiges anzuführen, welches ein gewisses Interesse darbieten dürfte und weniger bekannt zu sein pflegt. — Auf die Unterschiede des Schädels werde ich im Zusammenhange mit denen des Gehirns näher eingehen. Hier sei in erster Linie

¹⁾ Zeitschrift f. Ethnologie, Bd. 13, S. 577.

nach an die so wichtigen Unterschiede in der Form und Grösse des knöchernen Beckens gerütes erinnert, die vorhin schon kurz angedeutet wurden. Das Becken des Weibes ist geräumiger, namentlich im Breiten-durchmesser, es ist niedriger und zeigt eine grössere Oeffnung des vorderen Knochenbogens. Diese Unterschiede machen sich bereits in gewissem Grade bei neugeborenen Kindern geltend, wie z. B. die Untersuchungen von Jürgens²⁾ und die meines Freundes Komiti in Pisa gelehrt haben.³⁾ Sie gebören jedoch schon in das Bereich der primären Geschlechtscharaktere.

Mit der Form des Beckens und einer etwas stärkeren Krümmung der (relativ) auch längeren Lendenwirbelsäule hängt es zusammen, dass die natürliche aufrechte Haltung des Weibes eine leicht vorwärts geneigte ist, in der, wie Havelock Ellis richtig sagt, so bald sie umgeworfen ist, ein eigener dem Weibe eigenenthümlicher Reiz liegt. Wenig weiblich und daher nicht einnehmend erscheint eine straffe militärische Haltung beim Weibe, wie sie im Körperbau des Mannes begründet ist und ihm, falls angezwungen und nicht übertrieben, so wohl ansteht.

Ausser den allgemein bekannten Unterschieden in der Grösse und Schmalheit von Hand und Fusa sei erwähnt, dass, wie Ecker⁴⁾ und Mantegazza⁵⁾ zeigten, bei den Franzosinnen häufiger der Zeigefinger länger ist als der Ringfinger — umgekehrt ist es beim Manne, der hierin den Negern und anthropoiden Affen ähnelt; dies gibt der Frauenhand eine schlankere, artgerechte Form. Der Daumen ist bei den Weibern gewöhnlich kürzer⁶⁾, desgleichen die grosse Zeher; kürzer sind auch, wie Pfizner⁷⁾ gezeigt hat, bei den Frauen meist die mittleren Knochen der Zehen, die sogenannten Mittelphalangen.

Es ist im Allgemeinen nicht schwer, bei der sogenannten kaukasischen Rasse die Schädel der Weiber von denen der Männer zu unterscheiden. Für die deutschen Weiberschädel gibt insbesondere Ecker⁸⁾ als Merkmale an: die geringe Höhe, die Abflachung der Scheitelgegend, die mehr senkrecht gestellte Stirn und den in Folge dessen mehr winkligen Übergang zwischen Stirn und Scheitel einer- und zwischen Scheitel und Hinterhaupt andererseits. H. Virchow⁹⁾ führt an: die geringere Grösse und Capacität, die Gestaltung des Vorderkopfes (im Ecker'schen Sinne) und die grössere Zartheit der Knochen, wobei er betont, dass bei den sogenannten „wilden“ Stämmen grosse Vorzicht in der Beurtheilung der Schädel hinsichtlich der geschlechtlichen Zugehörigkeit nöthig sei. Ich meine in dieser Beziehung, dass es sich hier nicht so sehr um den Culturzustand der betreffenden Volkstämme handelt, als darum, ob dieselben sich Schädel mit durchschnittlich grosser oder mit kleiner Capacität

¹⁾ Jürgens, Beiträge zur normalen und pathologischen Anatomie des menschlichen Beckens. Festschrift für Rudolf Virchow. 1891, Bd. I, S. 8.

²⁾ Komiti, Gugl. Atti della società toscana di Sc. natur. Vol. VIII, 1892.

³⁾ Archiv für Anthropologie VII, S. 65.

⁴⁾ Della lunghezza relativa dell' indice. Archivio per l'Antropologia 1877, p. 22.

⁵⁾ Pfizner, Beiträge zur Kenntniss des menschlichen Extremitäten-Skelettes — Anthropologische Beziehungen der Hand- und Fussmaasse. Morphologische Arbeiten, herausgegeben von Sch w a i b e I und II, 1890—1892.

⁶⁾ Archiv für Anthropologie I, S. 81.

⁷⁾ Zeitschrift für Ethnologie, 1889, 21. Bd., S. 585.

führen. Indem nämlich durchweg bei allen Völkern sich herausstellt, dass die Weiberschädel eine geringere Größe und Capacität haben, dies aber unter einer gewissen Grenze bei den gesunden Individuen nicht hinabgeht, so wird der Unterschied zwischen Mann und Weib um so geringer ausfallen, je geringer schon das Durchschnittsmasse der Männerschädel oder der Schädel des Volkstammes im Ganzen ist. Nach denselben Grundsätzen erklärt sich wenigstens zum Theil auch die größere Aehnlichkeit in den übrigen somatischen Eigenschaften bei Mann und Weib gewisser Völker. Non haben aber gerade die wilden, uncivilisirten geliebtenen Stämme öfters kleine Schädel und auch schwächlichere Körper im Ganzen.

Ich stelle hierbei nicht in Abrede, dass die Uebung und die Lebensweise bis zu einem gewissen Grade auch an der Vergrößerung von Unterschieden mitarbeiten kann; stets müssen aber bei der Beurtheilung dieser Dinge beide Factoren mit in Rechnung gebracht werden. Ich möchte dies insbesondere Havelock Ellis gegenüber betonen, wenn er bei Erwähnung des Umstandes, dass bei Negern, Hottentotten, Hottentotten und Australiern die Unterschiede zwischen Männerschädeln und Weiberschädeln nicht so gross seien, wie etwa bei den Franzosen und Deutschen, folgert, dass der Unterschied mit der Civilisation zunehme; jedenfalls ist die Civilisation nicht allein dafür verantwortlich zu machen; die Unterschiede liegen in der Rasse begründet und treten um so mehr hervor, je geräumiger die Schädel, je grösser also die Gehirne sind.

Vielleicht klingt es Manchem sehr verwerfen, was ich bei dieser Gelegenheit sagen möchte — angesichts der Thatsache der hohen Civilisation der Hindu, die sie schon lange vor den Mittelmeer-Völkern erreichten — dass ich nämlich meine: nicht die Civilisation schnitt allmählich die grösseren Schädel und grösseren Gehirne, nein, weil diese und jene Völkerstämme — wir wissen nicht aus welchem Grunde, denn die Ursachen der Rassen- und Stammes-Unterschiede sind uns noch ein völliges Räthsel — grössere Schädel und Gehirne besaßen, gelangten sie zu höherer Cultur. Diesem kann stehen sichtbar die Hindu mit ihrer hohen, uralten Cultur entgegen, da sie kleine Schädel und geringes Hirngewicht haben. Wollte man aber nicht vergessen, dass einmal die Hindu auch im Ganzen eine kleine Rasse sind, ihr Hirn also proportional zum Körper nicht tief steht, und das anderemal nicht vergessen, dass denn doch bei aller Achlung vor der Hindu-Cultur, die mittelasiatische sich weit über sie erhoben hat und meines Erachtens ihr auch weiterhin überlegen bleiben wird, namentlich dann, wenn die Hindu einmal wieder von der abendländischen Herrschaft befreit und ganz auf eigene Füsse gestellt würden. Doch wir wollen der Besprechung dieser so hochinteressanten und wichtigen Fragen hier keinen so breiten Raum geben.

Die geringere Geräumigkeit der Schädelhöhle bei Weiberschädeln wird von allen Untersuchern für alle Völker, die bisher erforscht wurden, bestätigt.

Ich gebe noch einige Zahlenbeispiele: Um gewisse Anhaltspunkte zu haben, unterscheidet R. Virchow die Menschen nach ihrer Schädelcapacität als: Kephalaen, wenn die Capacität über 1600 ccm beträgt, als Eurycephalen bei einer Capacität von 1600 bis 1200, als Nannocephalen bei unter 1200 K. 1)

1) R. Virchow, *Crania americana*, S. 22. Berlin, 1892.

Vergleichen wir zunächst einige Naturvölker. Die Weddah (Ceylon) sind im Ganzen kleine Leute mit kleinen Köpfen. Es wurde gefunden bei Männern im Mittel 1386 K., bei Weibern 1201 K. 1) — Flower (Kirt bei Topinard, l. c. S. 614) fand Männer (7 Schädel) Mittel = 1281 K., Weiber (2 Schädel) Mittel = 1092 K.

Ein anderes kleinköpfiges Volk sind die Goajiro in Venezuela; nach ihren Wohnstätten (Fahlbauten) hat bekanntlich das Land von seinen ersten Entdeckern den Namen „Venezuela“, d. i. „Klein Venedig“, bekommen. R. Virchow 2) fand die Capacität der Männerschädel zu 1390, die der Weiberschädel zu 1087 im Durchschnitt. Eine beträchtliche Capacität zeigen die Schädel der Foeorländer, bei denen Deniker 3) im Mittel 1641 K. bei Männern, 1337 bei Frauen nachwies.

Die von Topinard, l. c. S. 620, mitgetheilte Tabelle zeigt als Mittel von 317 europäischen Männerschädeln K. = 1660, von 232 Weiberschädeln K. = 1375, also einen Unterschied von nahezu 200 ccm. 83 Afrikaner-Neger (♂) hatten eine mittlere K. von 1405, 82 Schädel von afrikanischen Negersweibern = 1250. Differenz etwa 150, 41 Männerschädel aus der Steinzeit hatten K. = 1560, 28 Weiberschädel derselben Epoche = 1410, also dieselbe Differenz wie bei den Negern.

Einen Schluss ziehen zu wollen der Art, dass mit der höheren Civilisation der Unterschied zwischen der Schädelcapacität bei beiden Geschlechtern zugenommen habe, wäre sicherlich unstatthaft, da es sich wohl um reine Rassenunterschiede handelt. So ist auch der Schluss, den seiner Zeit Broca aus der Untersuchung der Schädelcapacität bei Parisern vom 12. Jahrhundert verglichen mit der Capacität jetziger Pariser Schädel zog, als sei die Cultur ein Schädel vergrößernder Factor, noch nicht zulässig. 4)

Dass der Weiberschädel durchschnittlich eine geringere Höhe habe, ist wohl zuerst von Walcker in Halle a/S nachgewiesen worden.

Von andern den Schädel betreffenden Punkten sei noch erwähnt: der grössere Vorsprung der sogenannten Glabella, und der knöchernen Brauenbögen beim Manne sowie die Grösse der Stirnhöcker, dass die stärkeren Muskelmarken, während dagegen beim Weibe die Stirnhöcker und die Scheitelhöcker bedeutender sich wölben. Diese fünf letztgenannten Unterschiede betrachtet H. Ellis als die beständigsten.

Der Camperische sogenannte Kieferwinkel ist bei den Frauen aller Rassen durchschnittlich etwas kleiner als bei den betreffenden Männern. Bei den Kaukasianern beträgt er im Durchschnitt 155°, bei den Negern = 147° (beim Orang beliaufig sich der Werth auf 109, beim Hinde auf 78). Unter „Prognathismus“ bezeichnet man ein stärkeres Vorspringen des Alveolarrandes der Kiefer. Mir scheint Topinard's Messung desselben die beste; nach des mitgetheilten Ziffern haben die Frauen einen höheren Prognathismus als die Männer. Besondere Schlüsse, etwa zu Ungunsten des Frauenchädel, lassen sich hieraus jedoch nicht ziehen. Dem Unterkiefer der Frauen finde ich durchweg kleiner als den der Männer. Ueber die Zähne sind noch keine hinreichenden Ermittlungen

1) R. Virchow, l. c.

2) Zeitschrift f. Ethnologie, 18. Bd., S. 692 ff.

3) Mission scientifique du cap Horn p. 29.

4) Vgl. Topinard, l. c. p. 625 ff.

5) s. Topinard, l. c. S. 864, 865.

angestellt, doch scheinen (Schaffhausen¹⁾ die mittleren obern Schneidezähne bei Frauen durchschnittlich etwas breiter zu sein, als bei Männern; er hält dies auch dem Widersprache von Perreid²⁾ gegenüber aufrecht; die grössere Breite soll nicht nur eine relative — gegenüber den übrigen im Ganzen durchweg kleineren Zähnen der Frau — sein, sondern eine absolute. Ich meine die Angaben Schaffhausen's bestätigen zu können. Es liegt in diesen beiden oberen etwas grösseren, mittleren Schneidezähnen der Frau, wenn sonst das Gebiss normal entwickelt und gehalten ist, ein nicht abzuleugnender Schönheitspunkt des weiblichen Gesichts. Bemerkenswerth erscheint es — war liegen nur erst wenige Messungen vor — dass dieser Unterschied auch bei den Anthropoiden vorkommt. (Gorilla, Orang, Chimpansee.)

Es möge mit diesen Angaben über die Eigenthümlichkeiten des Frauenschädels genug sein. Von besonderer Wichtigkeit für ihnen ist wohl nur die geringere Capacität der Schädelhöhle; diese steht im unmittelbaren Zusammenhange mit dem geringeren Hirnvolumen, und dem geringeren Hirngewicht, welches die Frauen haben.

Schon lange hat man an dem Gehirn des Menschen und der Thiere herumgewogen und herumgemessen, insbesondere seit Rudolf Wagner bekannt gab, dass die Gehirne geistig bedeutender Männer sich in verhältnissmässig manchen Fällen durch ein hohes Gewicht auszeichnen. Manches interessante Ergebniss ist dabei gewonnen worden, indessen das, was man suchte, ein bestimmtes Verhältniss zwischen Hirnvolum, Hirngewicht und geistiger Fähigkeit, ist noch nicht herausgekommen. Immerhin möchte ich bei dem vielen Faltschen und selbst Tendenzösen, was hier namentlich bei den Veröffentlichungen von Voringenommenen und Ueberufenen mitgespielt hat, einige bestimmte Daten geben, und mich darüber äussern, in wie weit man von rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, aus diesen Daten Schlüsse zu ziehen berechtigt ist.

Zahlreiche Wägungen von Bischoff, Manouvrier, Topinard u. A. haben ergeben, dass man als das Durchschnitts-Hirngewicht der Männer von Mittelalter setzen kann = 1372 g, als das Durchschnittsgewicht der Weiberhirne = 1231 g, somit würde der Unterschied betragen: 141 g. Topinard fand: Männer = 1400, Weiber = 1250 g, Manouvrier: 1653 und 1236 g. Bei Nengeborenen ist der Unterschied geringer; er beträgt nach Mies³⁾ rund etwa 10 g (839: 829) zu Gunsten der Knaben.

Nehmen wir die Hirngewichte geistig bedeutender Männer, so ist nicht in Abrede zu stellen, dass dieselben in auffallend vielen Fällen das Mittel erheblich überschreiten. John Marshall⁴⁾ theilt die Hirnge-

¹⁾ Schaffhausen, H., Ueber das menschliche Gehirn. Verhdlg. d. naturhist. Vereins der Rheinlande Jahrg. 43.

²⁾ Perreid, Monatschrift für Zahnheilk. 1884, Mai, S. 101 und Correspondenzblatt der Anthropol. Gesellsch. 1885, Nr. 4, S. 25.

³⁾ Mies, Tagblatt der Naturforscher-Versammlung zu Köln. 1888.

⁴⁾ The brain of the late George Grote. Journ. of anatomy and physiology vol. 27. 1893.

⁵⁾ On the relations between the weight of the brain and its parts and the stature and map of the body in man. Ebenda vol. 28, 1892.

⁶⁾ Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

wichte von 20 solcher Männer mit, von denen nicht weniger als 16 über das mittlere Hirngewicht hinausgehen; zum Theil befanden diese sich bei ihrem Tode schon in höherem Alter und bei Berücksichtigung des Umstandes, dass das Hirngewicht im Greisenalter abzunehmen pflegt, müssen einzelne Ziffern noch ein wenig höher angenommen werden, wenn man das mittlere Lebensalter zu Grunde legt. Ich bringe einige Zahlen, welche ich nach H. Welcker's Angaben⁵⁾ citire:

Es wog das Gehirn:

1. Cuvier's	= 1830 g (63 Jahre)
2. Abercrombie's	= 1780 (64)
3. Theakeray's	= 1660 (50 ")
4. Sprarheim's	= 1560 (66 ")
5. Dirichlet's	= 1520 (64 ")
6. Morry's	= 1520 (60 ")
7. Webster's	= 1520 (70 ")
8. Campbell's	= 1520 (80 ")
9. Fuchs's	= 1500 (62 ")
10. Chalmers	= 1500 (67 ")
11. Gauss's	= 1490 (78 ")
12. Dupuytren's	= 1440 (68 ")
13. Whewell's	= 1390 (71 ")
14. Hermann's	= 1260 (61 ")
15. Tiedemann's	= 1250 (90 ")
16. Hanemann's	= 1230 (77 ")

Aus anderen Quellen füge ich diesen Ziffern noch bei, die Gehirne von:

17. Turgenjew	= 2020 g
18. Goodair	= 1629 "
19. Broca	= 1481, ⁶⁾
20. Grote	= 1405 (76 Jahre) ⁷⁾
21. Gambetta	= 1314, ⁸⁾
22. von Helmholtz	= 1500 (79 Jahre) ⁹⁾

Cuvier ist der berühmte Naturforscher, Abercrombie, Sprarheim, Fuchs, Dupuytren bedeutende Aerzte und Kliniker; auch Broca gehört hierher indem er eine Zeitlang als Chirurg wirkte — später sich aber insbesondere mit der Anatomie des Gehirns und mit Anthropologie beschäftigte. Tiedemann und Goodair waren bedeutende Anatomen. Theakeray ist der berühmte Schriftsteller; Dirichlet, Gauss, und man muss auch von Helmholtz, der seine Laufbahn als Arzt begann und lange Zeit als Physiolog und Anatom thätig war, doch wohl hierher rechnen, gehören zu den bedeutendsten Forschern im

¹⁾ H. Welcker, der Schädel Dante's. Jahrbuch des Dante-Vereins I. S. 50.

²⁾ Nach Topinard: Anthropologie générale p. 558. Seite 545 bei demselben Autor wird Turgenjew's Gehirn zu 2012 g angegeben. Er handelt sich in einem der Fälle wohl um einen Druckfehler; die Differenz ist zu gering, um darauf Werth zu legen.

³⁾ Nach J. Marshall, I. c.

⁴⁾ Das geringe Gewicht von Gambetta's Gehirn hat z. Z. viel von sich reden gemacht. Es wog nach vorheriger Härtung in Zinkchlorid 1160 g. Nach W. Krause: Ueber Gehirngewichte (Internationale Monatschrift für Anat. und Physiologie v. 8. 186) muss unter Berücksichtigung des Gewichtsverlustes, welchen Gehirne durch solche Härtung erliden, das richtige Gewicht auf die obige Ziffer erhöht werden.

⁵⁾ Nach mündlicher Mittheilung von Professor Dr. Henvers. Es fanden sich einige Blutergüsse im Gehirn; nach Abzug des Blutes hiesien für die Gehirnmasse etwa 1500 g in obgenannter Ziffer.

Gebiete der Mathematik und Physik, die je gelebt haben. Moray ist der bekannte Staatsmann aus der Zeit Napoleons III., auch Dan. Webster, Gambetta und Campbell gehören hierher. Chalmers war als Prediger berühmt. Whewell war Philosoph, Hermann Philolog, Hansmann Mineralog, Grote Geschichtsforscher, Turgenjew endlich mit seinem enormen Hirngewicht ist der berühmte russische Dichter und Novellist.

Mäßen wir nun als das mittlere Hirngewicht von Männern Mitteleuropas's 1872 g setzen, so bleiben von diesen 22 nur vier unter diesem Mittel: Hermann, Hansmann, Tiedemann und Gambetta. Hansmann, den ich noch persönlich gekannt habe, war von hoher Statur; aber 77 Jahre war sein Gehirn alt, als es gewogen wurde; Tiedemann war von kleiner Statur und 80 Jahre alt, als er starb. Gambetta war nicht gross; er starb in dem kräftigsten Lebensalter. Fünfzehn der genannten Gehirne gehen mit 100 g und s. Th. noch mit weit mehr über das Mittelgewicht hinaus.

Nun finden wir auch bei Leuten gewöhnlichen Schlages und auch bei Geisteskranken mitunter sehr hohe Hirngewichte, die selbst das Turgenjew's erreichen, ja darüber hinausgehen. Bischoff, einer der erfahrensten Forscher auf diesem Gebiete, schliesst aus dem von ihm bearbeiteten Material: „dass die mitgetheilten Zahlen der Hirngewichte mehr oder weniger berühmter und ausgezeichnete Gelehrter keineswegs als Gegenbeweise gegen die Kongruenz von Hirngewicht und geistiger Befähigung und Leistung betrachtet werden können, da in der That die meisten derselben auch das Mittelgewicht überschreiten. Aber ebenso wenig können dieselben als direkte und unmittelbare Beweise für die Uebereinstimmung der Masse des Gehirnes mit seiner psychischen Leistung angeführt werden.“ So Bischoff.

Ich glaube nun nicht, dass, wenn man etwa 22 Gehirne beliebig ausgewählter Menschen mittleren Lebensalters wägen und mit obiger Reihe vergleichen würde, man ähnliche hohe Zahlen in solcher Menge erhielte, auch nicht, wenn man öfters in verschiedenen Gegenden, Deutschlands, Englands oder Frankreichs dies thäte; ich neige mich also an der Ansicht, dass wir aus einem hohen Hirngewichte — pathologische Verhältnisse ausgeschlossen — auf eine mehr als gewöhnliche geistige Begabung des Trägers im Durchschnitt schliessen dürfen.

Demnach glaube ich ferner, dass weitere Untersuchungen in dieser Richtung grossen Werth haben, und dass wir auch bei der Frage nach der Differenz der Geschlechter das Hirngewicht berücksichtigen müssen.

Hierzu kommt noch etwas Anderes, gewissermassen Gegenständliches, die Thatsache nämlich, dass bei denjenigen Menschenrassen, welche in der Kulturentwicklung hinter den sog. Mittelrevolleren zurückbleiben und, den Negern s. B. durchschnittlich nicht unbedeutend geringere Hirngewichte auch bei den Männern angesetzt werden. Topinard theilt in einer Tabelle das Gewicht von 26 Negerhirnen mit, die aus Afrika stammten und von verschiedenen Beobachtern gewogen worden waren; das Mittel daraus ergibt sich zu 1218 g. Ich erhielt durch Dr. Stendel, s. Z. Arzt bei der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, 12 Negerhirne, deren Gewichte Dr. Stendel in frischem Zustande bestimmt hatte; das Mittel ist ungefähr dasselbe. Dagegen bestimmte Ira Russell das Mittel-

gewicht von 161 Negerhirnen aus Nordamerika zu 1331 g. Topinard bemerkt hierzu mit Recht: „Singulière différence“, die wir wieder liand nicht aufklären können. Doch möchte ich auf eines hinweisen: die nordamerikanischen Neger leben schon seit Jahrhunderten im Verkehr mit den Weissen; ungeschickt der bestehenden Abneigung die Neger als gewöhnlich gleichstehend anzusehen, hat es doch, wie die Thatsachen lehren, an zahlreichen Kreuzungen nicht gefehlt. Ferner waren wir, dass ein Mulatte, wenn er und seine Descendenz fortah nur wieder Negerblut aufnimmt, in wenigen Generationen wieder äusserlich vom Neger nicht mehr zu unterscheiden ist, wie umgekehrt, dem Aensern nach, bei fortdauernder Einpflanzung von Kaukasier-Blut in ebenso kurzer Zeit der Neger verloren geht. Gewisse Merkmale bleiben aber doch und kommen sehr häufig noch nach Generationen unerwartet durch einen Rückschlag zu Tage, und so kann auch dem Neger durch einmalige weisse Kreuzung für lange Zeit in seiner Descendenz ein grösseres Hirngewicht eingepflanzet werden. Ich meine hier nicht, dass alle von Ira Russell gewogenen Negergehirne durch einen Tropfen weissen Erbblutes gewichtiger gemacht worden seien, jedenfalls aber eine ansehnliche Zahl unter ihnen, und so könnte man das höhere Hirngewicht der amerikanischen Neger erklären. Interessant wäre es zu erfahren, ob die letzteren nun auch intelligenter geworden sind, als ihre schwarzen Väter in Afrika, die noch ungerathen geblieben sind. In Amerika spielt sich, wie wir hiernach sehen, unter unsern Augen ein grossartiges Völkerversuchungsexperiment ab; es wäre wünschenswert diese nach allen Seiten hin zu studiren. Es lohnte sich schon, dass gelehrte Gesellschaften oder begüterte Private, welche Interesse für die Anthropologie haben, ihre Mittel auch an solchen Studien dienstbar machten!

Nicht nur die Neger allein haben, ungeachtet sie körperlich kräftig entwickelt sind, geringe Hirngewichte, sondern auch viele andere sogenannte Naturvölker. Bei andern Kulturvölkern als den Mittelländern treffen wir zum Theil conforme Verhältnisse mit den ungeren, so haben die Chinesen, welche mit kräftiger Konstitution eine hohe Intelligenz verbinden, ein hohes Hirngewicht. Clapham (citirt bei Topinard, S. 571) gewann von 11 Chinesenhirnen, und noch dazu von Kuli's, ein Mittelgewicht von 1430 g, d. h. also ein höheres selbst als von Europäern. Dagegen ist das Hirngewicht der Hindu sehr gering; allerdings besitzen wir nur wenige Bestimmungen. Topinard l. c. theilt als das Mittel von 4 Wägenen 1171 g mit. Hier wolle man beachten, dass die Hindu zwar intelligent aber auch von kleiner Statur und gracilem Körperbau sind.

Aus allen den vorliegenden Daten, von denen ich nur wenige mitgetheilt habe, dürfen wir aber wohl den Schluss ziehen, dass zwei Factoren das Hirngewicht beeinflussen: die Körpermasse und ein *Brainfactor*, so möchte ich ihn nennen. Ferner dürfen wir unbedingt sagen, dass im Durchschnitt innerhalb derselben Rasse bei gleicher Körpermasse ein höheres Hirngewicht mit höherer Intelligenz oder besser gesagt, Bildungsfähigkeit, zusammenfällt. Daraus folgert sich ferner, dass die Hirngewichte-Bestimmungen bei Besprechung der geschlechtlichen Differenzen in Rechnung gebracht werden müssen und dass es deshalb wünschenswert ist noch viel umfassendere und genauere Bestimmungen des Hirngewichts bei Männern und Frauen verschiedenen Lebensalters auszuführen.

So eben sagte ich, dass die Körpermasse bei dem Hirngewicht in Rechnung zu bringen sei. Wie steht

es damit bei den Frauen und Männern der mittel-ländischen Rasse?

Nimmt man das Verhältnis vom gesamten Körpergewicht zum Hirngewicht, so ergibt sich, insbesondere nach den Untersuchungen von Biscoff, dass ein kleiner Unterschied zu Gunsten der Frau bleibt, d. h. relativ zum Gewicht ihres Körpers hat die Frau das schwerere Gehirn. Nach neueren Untersuchungen an Neugeborenen ist dies jedoch jüngst von Mies bestritten worden.

Ich will darein nicht sagen, dass solche Bestimmungen wertlos seien, aber bestimmte Rückschlüsse auf die geistige Bedeutung gestatten sie nicht. Das ergibt sich aus Folgendem: Es gibt im Körper eine Masse von Geweben, welche kaum, oder nur sehr wenig Nerven haben, das Knorpel-, Knochen- und Bindegewebe im Allgemeinen, insbesondere auch das Fettgewebe. Hat also z. B. Jemand viel Fett, so wird sich in Folge dessen sein Hirngewicht kaum steigern. Umgekehrt bedingen insbesondere die Muskeln und die Sinnesorgane offenbar die Masse des Nervensystems. Genaue Bestimmungen über das relative Hirngewicht müssen also diesen überlössigen Rechnung tragen. O. Snell¹⁾ hat in dieser Richtung einen Versuch gemacht, doch will ich hier nicht entscheiden, ob er glücklich angefallen ist. Im Allgemeinen sind die Sinne beim Manne schärfer, wie beim Weibe, mit Ausnahme des Geschmackssinnes — man nimmt gewöhnlich letzteres nicht an, aber die angestellten Prüfungen haben es ergeben, wie ich dem Werke von H. Ellis entnehme — am schärfsten zu Gunsten des Mannes ist der Unterschied beim Geruchssinne. Wegen der größeren Hautoberfläche hat im Durchschnitt der Mann mehr Eindrücke von Seiten seiner Hautsinne und bedarf einer größeren Nervenmasse auch noch wegen seiner größeren Muskulatur. Dies allein kann sein größeres absolutes Hirngewicht erklären. Man fragt sich jedoch, ob es nicht für die Summe sogenannter geistiger Thätigkeit wichtiger ist, eine absolut größere Nervenmaschine — man verzeihe den Ausdruck — zu besitzen, die viele kleine Werkzeuge in Thätigkeit setzt, und von vielen wieder angeregt wird, wie das durchschnittlich beim Manne der Fall ist, als eine zwar relativ größere, aber absolut kleinere, wie es das Gehirn der Frau ist. Mir scheint es sehr be- rechtigt, wenn Marshall²⁾ diese Frage stellt: „Sehr richtig ist nun fernse die Punkt, auf den W. Krause³⁾ hinweist, der aber noch gar nicht berücksichtigt ist, das ist der feinere Bau des Gehirns. Sicherlich kommt es doch in erster Linie auch auf die Zahl der Nervenmasse des Gehirns und auf ihre bessere An- bildung an. Darüber aber haben wir noch gar keine brauchbaren Angaben bezüglich des Verhaltens von Mann und Weib.“

Was wir also jetzt von diesen Dingen wissen, sind nur die ersten Anfänge. Grund genug diese Studien weiter zu treiben!

Interessant ist die Thatsache, dass wie Rüdinger⁴⁾ und sein Schüler Passat⁵⁾ gezeigt haben, schon sehr auffällige Unterschiede bei Neugeborenen in der Form- bildung und in der Entwicklung des Gehirns bei

¹⁾ Snell, O., Archiv für Psychiatrie, Bd. 23, S. 436.

²⁾ l. e.

³⁾ Krause, W., Internationale Monatschrift, Bd. V, S. 158, „Über Hirngewichte“.

⁴⁾ Rüdinger, Beiträge zur Anthropologie Bayerns, I. Bd.

⁵⁾ Passat, Archiv für Anthropologie, B. 14, 1883.

Knaben und Mädchen bestehen, so dass man die Gehirne sofort, und sogar bei Zwillingen verschiedenen Geschlechts, von einander unterscheiden kann. Bei der Mehrzahl der männlichen Fötusgehirne waren die Stirnlappen etwas mächtiger, breiter und höher, im 7. bis 8. Monats erschienen die Windungen beim männlichen Individuum schon mehr ausgebildet, insbesondere beim Scheitellappen, das männliche Gehirn gleich- altriger Föten übertrifft das weibliche stielich be- deutend an Länge, Breite und Höhe.

Mir scheinen diese Thatsachen, die ich an Rüdinger's Präparaten und an eigenen selbst ver- ficieren konnte, sehr wertvoll, zumal man nach den Angaben einer Autorität, wie Flechsig⁶⁾, den Stirn- lappen einen hohen Antheil an den sogenannten in- tellectuellen Functionen zuschreiben darf.

Ich übergebe hier, um nicht zu weitläufig zu werden, die bekannten Unterschiede in der Behaarung, in der Entwicklung der Schilddrüse, welche im Allge- meinen grösser ist, und des Kehlkopfs, des Herzens und der Lungen, welche im Allgemeinen erblich kleiner beim Weibe sind, als beim Manne, um noch etwas bei der so anfalligen Thatsache, deren Bedeutung auch von Havelock Ellis anerkannt wird, zu vertheilen, dass der Mann eine so grosse Menge rother Blutkörper mehr besitzt, als das Weib, und zwar nicht nur des- halb, weil er ein grösseres Quantum Blut besitzt, sondern auch in einem gleichen Quantum.

In runden Ziffern ausgedrückt hat der Mann in einem Cubikmillimeter Blut 5000000 rothe Blutkörperchen, das Weib nur 4500000; das spezifische Gewicht des weiblichen Blutes ist geringer; die relative Blutmenge bei beiden Geschlechtern scheint gleich, doch müssen hier noch weitere Untersuchungen ange- stellt werden. Da die rothen Blutkörperchen des Körpergewebes den zum Leben notwendigen Sauer- stoff zuführen, so leuchtet die Wichtigkeit dieses Ge- schlechtsunterschiedes ohne Weiteres ein.

Schlusswort.

Wir leben in einer Zeit, in der auf die Stellung des Weibes in der Gesellschaft von zwei Seiten her hochbedeutende Angriffe, die eine Aenderung derselben bezwecken, gemacht werden, von Seiten der Socialdemokratie, welche eine Verbesserung der Lage der Frauen anstrebt durch völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne und auch von Seiten eines Theiles der Anhänger der bestehenden Gesellschafts- ordnung, die ebenfalls gewiss in bester Absicht dem Weibe einen grösseren Wirkungs- und Erwerbskreis sowie rechtliche Gleichstellung eröffnen möchten. Beide Richtungen arbeiten hiermit ohne sich sonst vielleicht unterstützen zu wollen, auf ein gleiches Ziel los.

Ich verkenne es nicht und habe es niemals ver- kannt, dass wir, wenn wir an dem Fortschreiten, an der Besserung der menschlichen Gesellschaft, arbeiten wollen, auch der Frauen nicht vergessen dürfen; eines bedingt das andere! Man nicht das heut in Tage mehr als je ein und die Frage der sogenannten Frauen- emancipation ist eine brennende geworden. Sie ist nicht gerade neu, und ich will nur erwähnen, dass bereits im vorigen Jahrhundert eine Engländerin, Mary Wolstonecraft (Retterin der Rechte des Weibes, aus dem Englischen mit Anmerkungen von Salzmann, Schnepfenthal, 1792/94) sich energisch

⁶⁾ Flechsig, Rectoratsrede, Leipzig 1891.

für die Gleichstellung von Mann und Weib angesprochen hat.

Die Frage hat aber nicht nur ihre politische und sociale, sondern auch ihre hervorragend anthropologische Seite; freilich ist sie bisher auf den anthropologischen Versammlungen kaum erörtert worden. Indem ich sie hier vorlege, will ich daran erinnern, dass die Anthropologie auch Aufgaben hat, die tief in die staatliche und öffentliche Leben und in die Familie eingreifen.

Der alte berühmte Physiologe Burdach in Königsberg bespricht auch das Werk der Frau Wolstonecraft im Anschlusse an seine anthropologischen Erörterungen über den Unterschied der Geschlechter; er ist einer sogenannten Francemancipation nicht günstig; „daher war es ein Missgriff, sagt er, wenn Mary Wolstonecraft verlangte, dass die Weib ebenso wissenschaftlich und gymnastisch erzogen und zu gleichen Geschäften und Arbeiten zugelassen werden sollte, wie der Mann“.

Wir sind etwas milder geworden in unserem Urtheile; aber auf Grund der vorstehend berichteten Thatsachen möchte ich doch eines wünschen: dass nämlich bei allen auf eine Abänderung in der Erziehung der Frau zielenden Einrichtungen sorgfältig die körperlichen und seelischen Unterschiede vom Manne in Erwägung gezogen werden mögen, was von den Emancipations-Vorkämpfern nicht immer geschieht, und dass wir diese Unterschiede noch viel eingehender studiren, als es bisher der Fall war. Die Natur hat sie sicherlich nicht bloss gegeben, damit das Weib dem Manne, der Mann dem Weibe gefalle; sie wollte damit mehr, sie wollte auch ein gut Stück Arbeitheilung. Verweihen wir uns nicht allen sehr! Suchen wir bei aller Sorge für das Wohl des Weibes, im Interesse der Erhaltung des Staates und des allgemeinen Volkswobles, auch dessen Eigenart zu schützen und zu erhalten, wie es R. Virchow schon vor dreissig Jahren in seiner trefflichen Schrift „über die Erziehung des Weibes für seinen Beruf“ so warm hervorgehoben hat.

Nicht besser kann ich schliessen, als mit den Schlussworten von Bartels in dessen ausgezeichnet bearbeiteten Werke von Floss: „Das Weib“.

Als die erste Bedingung einer fortschreitenden Kulturentwicklung mussten wir die Sesshaftigkeit der Völker erklären; als wichtigstes Erforderniss demüthet kommt die Bildung der Familie hinzu. Aber auch die Familie als solche kann ihren civilisatorischen Einfluss nur dann ausüben, sie vermag die Völker nur dann zu den hohen Stufen einer wahren Kultur hinauf zu leiten, wenn diejenige die richtige Achtung, Anerkennung und Würdigung erfährt, welche so recht eigentlich als die Trägerin der Cultur innerhalb der Familie bezeichnet zu werden verdient, das ist „das Weib“!

Wir haben nun die uns zugeachteten ehrentvollen Begrüßungen entgegcn zu nehmen.

Seine Excellenz Herr Oberpräsident Magdeburg hat zuerst das Wort.

Seine Excellenz Oberpräsident Magdeburg:

Namens der Staatsregierung, meine Herren, erlaube ich mir, Sie herzlich zu begrüßen und hier in unserer Mitte willkommen zu heißen. Der eben vernommene Vortrag lässt ja erkennen, in wie bedeutender Weise Ihre Forschungen und Arbeiten zur Aufklärung, zum Verständnisse, und zur Geschichte der

Völkerbildung und Völkerentwicklung beitragen, und die Staatsregierung beglückwünscht mit warmem Interesse und mit lebhafter Aufmerksamkeit Ihre Thätigkeit und Ihr Wirken auf diesem Gebiete. So gestatten Sie mir, dass ich als Vertreter der Staatsregierung heute hier dem Wunsche Ausdruck geben darf, dass auch die Verhandlungen und Arbeiten Ihrer diesjährigen Tagung reich gesegnet und erfolgreich sein mögen, und dass die Hoffnungen und Erwartungen, die Sie auf die XXVI. Tagung der deutschen anthropologischen Gesellschaft gesetzt haben, in vollem Umfange sich bewahrheiten und verwirklichen. Dies der Wunsch und der Wunsch, den ich am heutigen Tage als Vertreter der Staatsregierung Ihnen zum Ausdruck zu bringen habe.

Oberbürgermeister Herr Dr. Westerburg-Cassel:

Hochverehrte Festversammlung! Geehrte Damen und Herren! Namens der städtischen Behörden zu Cassel und Namens der ganzen Stadt Cassel beiss ich Sie herzlich hier bei uns willkommen. Wir sind dem verehrlichen Vorstand der anthropologischen Gesellschaft besonders dankbar dafür, dass er die Einladung des Stadtrathes von Cassel, in seinem der nächsten Jahre die Versammlung hier abzuhalten, in so liebenswürdiger Weise und so bald angenommen hat. Denn wir sind stolz darauf, eine so hochangesehene und illustre Versammlung, an deren Spitze Koryphäen der deutschen Wissenschaft stehen, hier in unseren Mauern tagen zu sehen. Nicht nur die Bewohner der Hauptstadt, sondern die Bewohner des ganzen Hessen-Landes folgen mit grossem Interesse Ihren Verhandlungen und begleiten mit allgemeiner Theilnahme die wissenschaftlichen Forschungen, die Sie betreiben und denen auch am heutigen Tage Ihre Verhandlungen hier gelten. Der Stadt Cassel hat es zu besonderer Genugthuung gereicht, dass die Beiträge der Festschrift, welche die Stadt Cassel der anthropologischen Gesellschaft für die diesjährige Versammlung gewidmet hat, wesentlich von hiesigen Vertretern Ihrer Wissenschaft herbeigehören, und es freut uns auch weiter sehr und hat allgemeines Interesse hervorgerufen, dass wir nach der Tagesordnung einen Vortrag erwarten dürfen gerade über die Stellung Hessens in Ethnologie. Wir wünschen und hoffen, dass es Ihnen auch, ausserdem von Ihrem wissenschaftlichen Verhandlungen, hier in Cassel, in unserer Stadt mit ihren Natur- und Kunstschatzen wohl gefallen möge, und dass die Ausflüge in die Umgebungen, von denen ich hoffe, dass die Sonne sie mit freundlichen Strahlen bescheine, Ihnen nicht nur interessante Volkstypen vorführen, sondern auch die Erinnerung zurücklassen möge an angenehme Tage, die Sie erlebt haben, an die sanftmüthige Gegend und den treubereitigen, echt deutschen Volkstamm. Seien Sie wenigstens unseres besten Willens und der freundlichsten Gesinnungen versichert, und seien Sie noch einmal anfe herzlichste alle hier in Cassel willkommen geheissen!

Herr Sanitätstath Dr. Endemann-Cassel:

Hochansehnliche Versammlung! Meine Damen und Herren! Leider ist der erste Vorsitzende des Aerztevereins in Cassel heute verhindert, hier zu erscheinen; es gereicht mir zur grossen Ehr, ihn hier zu vertreten und diese illustre Versammlung zu begrüßen. Dass dem Aerzteverein unter den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen Cassels ungefallen ist, Sie zuerst

zu begrüssen, ist mir von unendlicher Bedeutung. Die medicinische Wissenschaft steht in engerer Verbindung mit der Anthropologie; die Zweige dieser Wissenschaften sind so eng ineinander verknüpft, dass eine gegenseitige Förderung nur von grossem Segen für beide sein kann. Ich kann hier das unanfechtliche Band, welches zwischen diesen Zweigen des Wissens vorhanden ist, nicht näher begründen und anführen, das würde den Rahmen einer Begrüssungsrede übersteigen, aber, meine Herren, ich habe hier klassische, lebendige Zeugen: sehen Sie die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft an, namentlich die Mitglieder des Vorstandes, es sind Koriphäen der medicinischen Wissenschaft, vor denen wir als Aerzte die grösste Achtung haben, und zu gleicher Zeit Koriphäen der Anthropologie. Leider vermissen wir heute bei dieser Begrüssung das allsehenden Herrn Geheimrath Dr. Virchow, der ja eine Leuchte über alle Lande in der Wissenschaft ist. Ich sage im Namen des Aerztevereins zu Cassel der XXVI. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft den herzlichsten Willkomm-Gruss. Wir wünschen Ihnen den besten Fortgang und Erfolg Ihrer Tagung, einen Erfolg, der auch wieder fruchtbringend auf die Medicin zurückwirken wird.

Herr Oberlehrer Prof. Dr. Zuschlag-Cassel:

Hochverehrte Festversammlung! Da der Vorstand des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltungs-, Generalversammlungen und Besprechungen nicht hier anwesend ist, indem er sich seiner Gesundheit wegen in Bada befindet, ist mir der sehr ehrenvolle Auftrag geworden, hier die XXVI. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft aufs herzlichste und wärmste zu begrüssen. Wenn man den Namen „anthropologische“ Gesellschaft in der weitesten und umfassendsten Bedeutung des Wortes nimmt, könnte man wohl die Behauptung wagen, dass es kaum einen bedeutenden wissenschaftlichen Verein gibt und geben kann, zu dem nicht die anthropologische Forschung in mehr oder weniger iniger Beziehung stünde, beschränkt man aber die Aufgaben, wie der anthropologische Verein es ja selbst gethan hat, auf Zweige wie die prähistorische Forschung, die Erforschung des Menschen, ehe die geschichtlichen Berichte beginnen, oder beschränkt man sie auf die Kenntnis der menschlichen Rassen, um diesen Ansdruck zu gebrauchen, in den verschiedensten Erdtheilen, ihr Werden, Entstehen, Vergehen, Degeneriren, dann darf ich wohl behaupten, dass kaum ein Verein, wenn nicht etwa der künftige, gerade den Bestrebungen der anthropologischen Vereins näher steht als der naturwissenschaftliche Verein. Betrachten Sie bei den Forschungen über die Präexistenz des Menschen die Hilfsmittel, so sehen wir in der Geognosie, Geologie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Physiologie — ich will sie nicht alle aufrählen — ganz notwendige Hilfswissenschaften, die ja fortwährend von der anthropologischen Forschung herangezogen werden und herangezogen werden müssen, und die allerdings, indem sie herangezogen werden, gerade auch wieder durch die Berührung mit der Anthropologie so unendlich viel gewinnen und grossartige neue Gesichtspunkte eröffnet bekommen, ist doch auch die Methode, welche die anthropologische Forschung befolgt, rein die naturwissenschaftliche, empirische Methode, durch die sie ja erst zu der grossartigen Wissenschaft geworden ist, die, wie ich jetzt ja wohl behaupten darf, im allgemeinen weit mehr als vor 30, 40 Jahren alle Schichten des Volkes,

selbst die allergeringsten Schichten interessiert. Es hängt das vielleicht mit dem grossen, nationalen Aufschwung unseres Volkes zusammen, es hängt damit zusammen, dass durch die Colonialfragen die Völker anderer Erdtheile, die uns auch durch unsere grossartig entwickelte Marine viel näher getreten sind, uns viel mehr interessieren, auch praktisch, als es früher der Fall war. Wir freilich, gerade unser Verein für Naturkunde, kommen, ich will es offen sagen, mit verhältnissmässig recht leeren Händen Ihnen entgegen. Es ist bei uns gerade die anthropologische Forschung sehr wenig gepflegt worden, indem noch das Wenige, was wohl geschah, meistens der historische Verein für sich in Anspruch genommen hat. Aber um so freudiger begrüssen wir heute Ihr Tagen hier, weil wir hoffen, dadurch entscheidende Anregung für die anthropologische Forschung zu erhalten. Möge der Saame, den Sie heute durch Ihr persönliches Erscheinen und Ihre anregenden Vorträge ausgestreut, reichliche Früchte bringen. Ich glaube, das wird Ihr schönster Lohn sein für alle Ihre Bemühungen und Bestrebungen.

Herr Dr. Böhlau-Cassel:

Hochansehnliche Versammlung! Ich habe die Ehre, die XXVI. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft im Namen des Vereins für b Hessische Geschichte und Landeskunde willkommen zu heissen und ihr für ihre Arbeiten alles Gelingen zu wünschen. Auf dem weiten Gebiete, das die Anthropologie bearbeitet, hat Baumstein für den stolzen Eifer der Geschichte des Menschen zu gewinnen, ist auch unser Verein an seinem Theile thätig. Prähistorische und ethnographische Forschungen sind gerne und eifrig betriebene Theile unseres Arbeitsgebietes. Freilich hat der Boden unserer b Hessischen Heimat — davon werden Sie sich heute überzeugen können — bis jetzt wenig vorgeschichtliche Funde gespendet, desto reicher, ja fast unerlässlichlich ist das Material, was zur Beobachtung unseres deutschen Volkes, seines Charakters, seiner Art, seiner Sitten, Sagen und Gebräuche hier zur Verfügung steht, und dieser Zweig der Wissenschaft steht hier und wird hier gepflegt auf klassischem Boden. In den oberen Räumen des Museum Fridricianum, das Sie heute gesehen haben, haben an Anfang dieses Jahrhunderts die Gebrüder Grimm Jahre lang geschaffen. Hier in Cassel haben sie, um nur das eine zu erwähnen, die deutschen Kinder- und Hausmärchen geschrieben, zu denen ihnen die Märchenfrau aus dem beschabten Dorfe Niederwehren den Stoff antrug. Die Versammlung Ihrer Gesellschaft, hat, ich wiederhole es, für unsere Verein das höchste Interesse. Wir schlossen uns dem Wunsche des Herrn Vorredners an, dass Ihre Arbeiten von reichem Erfolge gekrönt sein mögen, und wünschen, dass auch wir daraus für unsere Arbeiten mannigfache Anregungen gewinnen möchten.

Herr Oberstlieutenant a. D. Freiherr von Brackel-Cassel:

Hochverehrte Versammlung! Hochgeehrte Damen und Herren! Da der erste Vorsitzende der Abtheilung Cassel der deutschen Kolonialgesellschaft, Herr Rittergutsbesitzer von Loebbecke, abwesend und der zweite Vorsitzende, Herr Banquier Heinrich Koch leider durch ganz dringende und unabweisliche Geschäfte heute hier zu erscheinen nicht in der Lage, ist mir der ehrende Auftrag geworden, im Namen der deutschen Kolonialgesellschaft und special im Namen der thatkräftigen Abtheilung Cassel den herzlichsten Gruss nach

das Willkommen der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu übermitteln, indem wir damit die Hoffnung aussprechen, das Ihre wissenschaftliche Thätigkeit auch in der XXVI. Jahresversammlung als eine erprobte sich erweisen und dass der leider kurz bemessene Aufenthalt im schönen Cassel sich für die Teilnehmer an derselben zu einem angenehmen gestalten möge. Wie sollte die deutsche Kolonialgesellschaft nicht mit freudigen, mit bewogenen Herzen den Willkommensgruss der deutschen anthropologischen Gesellschaft bieten, wenn diese durch ihre weitumfassenden Studien der Kolonialgesellschaft Fingerzeige bietet und hinweist auf jene Länder, auf jene Gegenden, in denen die expansive Kraft des Deutschthums zu wirklichen Resultaten zu führen wäre und die geeignet erscheinen deutsche Kolonisten anzunehmen. Aber auch die Kolonialgesellschaft kann der anthropologischen Gesellschaft nicht geringere Dienste leisten, dadurch, dass die deutschen Söhne, aus fernem Landen, wie Heilige Ameisen, ihr hochwichtige Materialien und wahrheitsgetreue Berichte antragen, die dieselbe für ihre umfassenden Studien fortwährend bedingt. Auf diese wechselseitige Unterstützung und gegenseitig fördernde Kraftentwicklung begründet sich wie im menschlichen Leben überhaupt, die dauerhafte Freundschaft, welche beide Gesellschaften verbinden muss und verbindet; dass diese Verbindung immer kräftiger, immer inniger werde ist die Hoffnung, welche die Herzen aller Mitglieder der deutschen Kolonialgesellschaft bewegt, und dass ihr Aufenthalt im schönen Cassel diese gegenseitigen Freundschaftsgefühle zu immer klarerem Ausdruck bringen möge, ist der Wunsch, den ich die Ehre habe im Namen der Abtheilung Cassel der hochverehrten deutschen anthropologischen Gesellschaft entgegenzubringen.

Herr Ortsgeschäftsführer Dr. Meuse:

Hochgeehrte Festversammlung! Meine Damen und Herren! Nach den vielen freundlichen und beredten Ansprachen, welche wir soeben vernommen haben, brauche ich wohl nichts Weiteres hinzuzufügen, um Ihnen zu beweisen, wie sehr wir uns freuen, Sie hier mit uns zu sehen. Von dem Augenblick an, wo Sie mich mit dem Ehrennante Ihres göttlichen Geschäftsführers betraut haben, habe ich täglich und stündlich empfunden, wie gross das Entgegenkommen aller Kreise der Bevölkerung für Ihre Bestrebungen ist. Wie könnte es auch anders sein! Die stolze Wissenschaft, deren Dienst wir diese Tage weihen, muss ja in jedem gebildeten Menschen Brust einige Saiten erklingen lassen. Die Anthropologie ist ja allumfassend, wie der menschliche Geist selbst, unbegrenzt ist ihr Gebiet, unendlich weittragend die Fragen, deren Lösung sie sich zur Aufgabe gestellt hat. Bald öffnet sie uns die Grösste Länge vergangener Generationen, bald führt sie uns auf die schwankenden Brücken, welche Körper und Geist, Diesseits und Jenseits mit einander verbinden. In fernem Landern aller Zonen vermag sie ein Wegweiser auf unbekanntem Pfaden zu sein und auf dem Boden der Heimat zeigt sie uns die Spuren, welche unsere Ahnen vor Jahrtausenden hinterliessen. Doch ich will das Loblied unserer Muse nicht weiter singen, es drängt mich eine Bitte an Sie zu richten, die Bitte um Nachsicht. Als die Kunde kam, dass die deutsche anthropologische Gesellschaft Cassel als ihren demnächstigen Versammlungsort erwählt hat, verhehlten wir uns nicht, dass die Mitglieder dieser hochverehrten Gesellschaft nicht bloss hochstehende Gelehrte, sondern auch weiterfahrende Männer seien,

welche mancher Menschen Städte gesehen und Feste gefeiert haben, und der Gedanke, diese Herrschaften zu befriedigen, erfüllte manchen Mannes Herz mit Zagen. Tyrols schneebedeckte Alpen, welche Sie voriges Jahr in ihren Schoss anfahten, können wir Ihnen hier nicht zeigen; wir führen Sie statt dessen auf die Heiligenberg und lassen Sie hinausschauen in das alte Chattenland mit seinen Bergen, Wälden und Stätten, statt der Bergkaiser der Brennerthale werden Ihnen die Wälder des Hahichtwaldes entgegenzusehen, statt der Weinlauben Merans zeigen wir Ihnen Münden, den Punkt, wo Fulda und Werra sich vereinigen, und an Stelle der Gestalten, welche Defregger mit seinem Pinsel verewigt hat, führen wir Ihnen ein ebenso süß an seinen alten Trachten und Sitten festhaltendes Völkchen vor, die Bewohner der Schwalm. Möge Ihnen der beschriebene Hahnen nicht missfallen, in dem die damaligen Verhandlungen sich abspielten, mögen Sie Nachsicht üben, wenn bei den Veranstaltungen hier und da kleine Mängel sich herausstellen, dann wird, selbst wenn der Himmel sich wieder verdunkeln sollte, solange Sie hier unsere Gäste sind, in unserem und Ihrem Herzen hundertfach heller Sonnenschein sein.

Herr Johannes Rank: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs:*

Dem Jubiläumsfeste der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck, welches wir in unvergesslich schöner Weise gemeinschaftlich mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft bei unserem letztjährigen Congresse feierten, sind nun, durch wenige Monate von einander getrennt, die Gründungs-Jubiläen der drei grossen deutschsprachigen anthropologischen Gesellschaften: Berlin, Wien, München gefolgt. Noch klingen uns in den Ohren alle die guten Wünsche, welche der anthropologischen Forschung bei dem Eintritt in das zweite Vierteljahrhundert mitgegeben worden sind, mögen sie alle in reiche Erfüllung gehen. — Es sei mir gestattet, heute auf einen kleinen Kreis von Studien aus dem Gebiete der speciellen oder somatischen Anthropologie näher einzugehen. Hier kam in unerwarteter Weise die Frage nach dem „Vorläufer des Menschen“ durch die interessanten Funde des Herrn Dr. Eugen Dubois, Militärarzt der niederländisch-indischen Armee: *Pithecanthropus erectus*, eine menschenähnliche Übergangsform aus Java, 48. Batavia, 1894. 33 S., II Taf., neuerdings zur Discussion und zwar nicht nur in Deutschland, in der gesamten gebildeten Welt. Leider sind wir hier jetzt lediglich auf die ungenügenden photographischen Darstellungen der Fundobjecte angewiesen, nach welchen eine definitive Entscheidung noch nicht gegeben werden kann. Die Ansichten bei den Besprechungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft — W. Krause und Virchow, Waldeyer, Luschka, Z. E. V. 1895. 75—84. — zeigten sich mit allem wissenschaftlichen Vorbehalt zu der Meinung, dass Herr Dubois ein Schädelfragment und einen Backzahn eines grossen, ausgestorbenern anthropoiden Affen, mit relativ mächtig entwickeltem Gehirn, gefunden habe, welches am meisten Aehnlichkeit mit den Languraffen, den Gibbon-, Hylobates-Arten, zeigt, von weleher letzteren heut zu Tage nur relativ kleine Vertreter leben. Ob auch das Oberschenkelknochen, welches Herr D. seinem *Pithecanthropus erectus* beilegt, diesem wirklich zugehört oder ein Menschen-Oberschenkel ist — über diese Frage kam in Berlin keine volle Einigung so

Tage. Virchow wies auf die Aehnlichkeit der Ausbildung des Knochens mit den, freilich sehr viel kleineren, Oberschenkelbeinen des Gibbon hin, Bau und Proportionen scheinen gut zu stimmen. Der neue grosse Anthropide würde demnach wirklich, wie der Gorilla und Orangutan, annähernd von Menschenrassen gewesen sein, und wir könnten auch annehmen, dass er eine gewöhnlich halbtrockne, gelegentlich annähernd gestreckte Körperhaltung habe annehmen können, wie unsere jetzt lebenden kleinen Gibbon. Der Schädelbau der Gibbons könnte auch nun so eher eine hochträglichere Volumsausnahme des Gehirns gestatten, als der Schädel im erwachsenen Alter keineswegs das den Gorilla- und Orang-Schädel so verunstaltende Uebergreifen der Kan- und Beismusculatur auf das Schädeldach, mit der in seinem Gefolge auftretenden Entwicklung der hohen Knochenklümpen, zeigt. Er behält auch im erwachsenen Alter die mehr kindlichen, bei allen Affen menschenähnlichen Formen bei. Noch ist Alles hypothetisch, bis wir die Präparate selbst oder wenigstens gute Gypsabbildungen derselben werden untersuchen können. Nur das steht schon fest, dass bis jetzt der hypothetische, neue menschengrosse Hylobates nicht mehr und nicht weniger, ebenso viel und ebenso wenig, als Vorläufer des Menschen* angesprochen werden könnte, wie die jetztigen kleinen Hylobates-Arten oder die grossen Anthropiden. Er war, wenn er wirklich existirt hat, ein Affe, — aber vergessen wir bei diesem Anspruch nicht, dass wir uns auf die grössten Ueberraschungen in dieser Hinsicht gefasst machen müssen — vielleicht fällt der ganze Fund in Nichts zusammen, was von den verschiedensten Seiten gewünscht wurde. Ein Forscher von der Bedeutung wie Sir William Turner (Vortrag in der Royal Society of Edinburgh, Feb. 4. 1896. Vol. XXIX. [N. S. Vol. IX.] S. 424 ff.) hält die Hauptstücke für Menschenknochen.

Mit der Frage nach dem „Vorläufer des Menschen“, wenigstens nach dem Vorläufer im Sinne der ältesten Menschenform, beschäftigen sich auch die Untersuchungen über die Pygmeen in Afrika und neuerdings in Europa.

In letzter Beziehung sind es die merkwürdigen Funde von Herrn Dr. N. nach am Schweizerbild bei Schaffhausen, welche uns schon mehrfach beschäftigt haben. Herr Dr. N. hatte dort eine Anzahl von Gräbern aufgedeckt und sorgfältig deren (der jüngeren Steinzeit angehörig) Inhalt gehoben, in welchen neben grossgewachsenen Erwachsenen auch eine beträchtliche Anzahl von Kinderleichen sich befanden, aber neben diesen noch eine dritte Gruppe von Individuen von auffallender Kleinheit der Körperverhältnisse, zwerghafte Gestalten, wie es scheint, von abnorm normaler Proportion. Herr Kollmann steht nicht an, diese als europäische Pygmeen zu bezeichnen und, entsprechend der für die afrikanischen und andern Zwergvölker viel verbreiteten Annahme, als europäische Urassie — also als Vorläufer der grossgewachsenen europäischen Rassen, vielleicht deren Urväter, zu erklären. — Kollmann, Das Schweizerbild in Schaffhausen und Pygmeen in Europa. Z. E. V. 1894. S. 169.

Herr R. Virchow hat mehrfach (Z. E. V. 1894. S. 425 und ebenda 505—510), anlässlich der Feste zu dem Berliner Jubiläum unter Demonstration einer überwältigend reichen Sammlung nanocephaler, pygmenhafter Schädel und mehrerer dazu gebührender Skelette darauf hingewiesen, dass die Beweisführung für die Ursprünglichkeit und das hohe Alter der Pygmeen als Rasse noch keine zwingende sei. Erstens

lässt ein nanocephaler, kleiner Schädel noch keineswegs auf eine zwerghafte Körpergestalt mit Sicherheit schliessen, zweitens finden sich derartig kleine Menschenformen ohne irgendw. „Rasse“ zu sein, als halbpathologische Produkte gestörten Wachstums zahlreich unter den europäischen Völkern, und auch die ausseruropäischen Zwerg- und Klein-Völker zeigen manche Hinweise darauf, dass sie zum Theil unter besonders ungünstigen Lebensverhältnissen verkümmert sind, sie sind, wie wir das genaunt haben: menschliche Kümmerformen, welche ihrer Besonderheiten unter gleichbleibenden äusseren Verhältnissen auf ihre Nachkommenschaft vererben.

Es ist erfreulich zu sehen, dass sich das Studium mit erneuter Energie wieder in dem eben angelegten Sinne den äusseren Einwirkungen auf die Entwicklung der menschlichen Form in den verschiedenen Klimaten und Ländern anwendet.

R. Virchow hat nochmals mit grösster Energie auf die Verkümmernng, die körperliche und geistige Verschlechterung hingewiesen, welche unter ungünstigen äusseren Verhältnissen sehr weit getrennte Völker körperlich ähnlich machen können. Seine neuen Untersuchungen (R. Virchow, Schädel aus Süd-Amerika, insbesondere aus Argentinien und Bolivien. I. Schädel von Norquin, Süd-Argentinien. Z. E. V. 1894. 386, Taf. XII) beweisen, dass diese Schädel stämmerekanischer Wilden, dem wildesten und schlechtest entwickelten Menschenschädel, der bisher aus Amerika, wohl aus der ganzen Welt, bekannt war (Virchow, dem Schädel eines Pah Ute, eines Angehörigen eines nordamerikanischen Stammes, sich auffallend ähnlich erweisen. Namentlich betrifft das die schlechte Ausbildung des gesammten Hirnschädels, das Uebergreifen der oberen Schläfenlinie, welche (in einem directen Zusammenhang mit dem Ansatz der Fasern des Schläfenheben-Muskels an der anteren Schläfenlinie steht), so nahe an die Mittellinie des Schädeldaches, an die Pfeilnaht, heranrückt, dass nur ein ganz geringer Zwischenraum die beiden oberen Schläfenlinien trennt, und zwischen ihnen hebt sich das Schädeldach schwach leistenartig und dadurch an den Sagittal-Knochenbau des Gorilla oder des Orangutan erinnernd, hervor. Auch die Gesichtszüge zeigen in ihrer eigenthümlichen Rohheit und Wildheit nächste Aehnlichkeiten mit dem Pah Ute.

Um die Fragestellung für die Lösung des ältesten anthropologischen Problems: Die Einwirkung der äusseren Lebensbedingungen auf die Entwicklung der Menschenrassen in exacter Weise feststellen und überblicken zu können, fehlt noch immer vor allem eine genaue Erkenntnis, ein genaues Studium, der Veränderungen, welche ein Europäer, der plötzlich in die Tropen oder in arctische Regionen versetzt wird, erleidet. Hier muss mit allen Hilfsmitteln der modernen, ärztlich-physiologischen Untersuchungstechnik an Ort und Stelle selbst, in den Tropen und in den arctischen Gegenden, aber auch ebenso in verschiedenen örtlichen Höhenlagen etc. etc. gearbeitet, Einzel-Orne und Eingewanderte auf das sorgfältigste verglichen werden, und zwar Gesunde und Kranke, und erstere unter verschiedenen Lebensbedingungen, namentlich bei stärkerer, körperlicher Arbeit und Ruhe, stärkerer oder geringerer Belastung, und Erbitzung der Haut s. v. u.

Wir sehen in den letzten Jahren Studien in dieser Richtung auch in den deutschen Publikationen sich mehren. Eine Hauptquelle dafür ist Virchow's Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie;

hier finden wir in den letzten Bänden folgende bezügliche Veröffentlichungen:

Hermann Post-Königsberg i. Pr.: Ueber normale und pathologische Pigmentierung der Oberhaut. Band 180. 495.

Sergius Mare-Tifis, Beiträge zur Pathogenese der Vitiligo und zur Histogenese der Hautpigmentierung. Bd. 186. 21.

K. Neuhaus-Berlin, Untersuchungen über Körpertemperatur, Puls und Urinabscheidung auf einer Reise um die Erde. Bd. 154.

Dr. F. Flehn, Ueber die Pathologie Kameruns mit Rücksicht auf die bei den Küstennegern vorkommenden Krankheiten. Bd. 139. 489.

Chr. Kaech-Görlitz, Ueber das Klima und die Krankheiten im Königreich Siam. Bd. 140. 327.

Von dieser Gruppe von Untersuchungen in Virchow's Archiv sind für unsere anthropologische Fragestellung namentlich die von Herrn Eijkmann wichtig, welche in dem pathologischen Institut in Batavia von ihm und seinen Schülern angeführt worden sind:

C. Eijkman-Batavia, Ueber Stoffwechsel und Wärmebildung in den Tropen. Bd. 133.

Derselbe: Vergleichende Untersuchung über die physikalische Wärmeregulierung bei dem europäischen und malaisischen Tropenbewohner. Bd. 140. 125 und

A. van Scheer, Ueber tropische Malaria. Bd. 139. 80 (aus Eijkmann's Institut) und

G. Grijns-Weltevreden-Java, Bintuntersuchungen in den Tropen. Bd. 139. 97. (Das spezifische Gewicht des Blutes ist nicht verändert, es beträgt nach Hammerling und Grauwits normal 1060,5 Plasma 1030; Grijns fand in den Tropen bei Europäern 1060,7 und 1060,6, also genau die gleichen Werthe.)

Herr Eijkmann hat in der citirten Abhandlung in recht sinnreicher Weise die Wärmeabgabe durch Strahlung und Leitung der Haut der „brannen“ Malaien und „weissen“ Europäer untersucht. Er untersuchte den Gang und die Kaschheit der Abkühlung sowie gleicher mit Wasser der gleichen Temperatur gefüllter Gefässe, welche er mit doppelter Hautsicht, d. h. je mit 2 Stücken Haut von Leichen umgeben hatte, entweder die weisse oder die branne unten oder umgekehrt. Es ergab sich, dass die Wärmeabgabe ganz gleich war, sobald der Pigmentreichtum der Haut keinen directen Einfluss auf die Wärmeabgabe der Haut ausübt. Bei Lebenden erscheint der Wärmeverlust durch Leitung und Strahlung bei dem Europäer durchgehends etwas geringer, als bei dem Malaien, doch scheint der Unterschied genigend erklärt durch den Umstand, dass ersterer in der Regel mehr schwitzt und demzufolge unter gleichen Bedingungen — wenn die Kleidung es zulässt — mehr Wärme durch Wasserverdunstung verliert als letzterer. Der Unterschied fällt daher weg, wenn die Unterschiede in der Wasserverdunstung aufgehoben würden. Es muss noch unentschieden bleiben, ob die gesammte Wärmeabgabe bei Europäern und Malaien unter gleichen Umständen und für eine gleiche Oberfläche sich gleich gross ist. Die Untersuchung beweist aber schon, dass ein grösserer Wärmeverlust durch Verdunstung bei den Europäern einer grösseren Wärmeabgabe durch Strahlung und Leitung bei den Malaien gegenübersteht. Aus den früheren Untersuchungen des Verfassers über Stoffwechsel und Wärmebildung bei Europäern und Malaien (V.'s Archiv, Bd. 133) kann man schliessen, dass unter gleichen Umständen und auf gleiche Körperoberfläche berechnet, die totale Wärmeabgabe beider Rassen ungefähr gleich sein

mas. Ob dieser Satz auch für andere Umstände, besonders für den Fall erhöhter Wärmeabzeugung in Folge anstrengender Muskelthätigkeit gültig ist, vermögen wir natürlich ohne nähere Untersuchung nicht zu entscheiden. Derselbe Vorbehalt ist nöthig, wenn E. auf Grund seiner Beobachtungen behauptet, dass die Körpertemperatur beim Tropenbewohner keine Erhöhung zeigt: Europäer 37,02°, Malaien 36,97°, der Europäer ist sonach etwa um 0,1° wärmer.

Die Bedeutung des Hautpigmentes beruht nach E.'s Untersuchungen eher auf einer Einwirkung auf die Lichtstrahlen als auf die dunklen Wärmestrahlen. Schon ohne Thermometer war es leicht zu constatiren, dass die branne Leichenhaut sich im Sonnenschein mehr erwärmt hatte als die weisse, erstere fühlte sich merklich wärmer an als letztere. An zwei gleichen Thermometern wurden die Kugeln in der eben geschilderten Weise mit doppelter Hautschiebte umgeben und dann in einem fenestren Raum der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, es ergab sich: weisse Haut ausen 47,6°, branne Haut ausen 50,1°! Die Lichtstrahlen werden von der brannen Haut in Wärme umgewandelt, das Pigment hat ein grosses Absorptionsvermögen für Licht. Die Einwirkung der Sonne auf die Haut besteht sonach nicht sowohl in der Wärme als in der Lichtwirkung und zwar vor allem in der Wirkung der chemischen Lichtstrahlen. Diese bringen die als Erythema solare bekannten Hautentzündungserscheinungen unter zunächst gesteigertem Buntismus hervor — indem das Pigment diese Lichtwirkung abschwächt, schützt es die Haut vor Congestionen und krankhaft gesteigerter Wärmebildung (dunkle Haut daher kühler!). (Die als Lichen tropicus, der rothe Hand, bekannte Krankheit der Haut fehlt bei Negern.)

Die wichtigste und nun für's erste abschliessende Untersuchung über die Fragen der Ernährung und Wärmebildung in den Tropen ist die von C. von Voit, Ueber die Nahrung in verschiedenen Climaten (Arch. f. Anth. 1896. XXIII. 467.) Die Hauptergebnisse sind:

Es sagt sich bei den Bestimmungen der Kost kein irgend erheblicher Unterschied in der Quantität der einzelnen Nahrungstoffe in gemässigten, kalten und heissen Climaten. Die Mengende in der Nahrung der verschiedenen Völker und Individuen im Minimum nothwendigen Eiweisses richtet sich im Wesentlichen nach der Masse der einweisshaltigen Organe oder im Allgemeinen nach dem Gewicht des zu ernährenden Körpers. Die Temperatur der umgebenden Luft hat bei Gleichbleiben der Eigenwärme des Körpers keinen Einfluss auf die Eiweissverwertung. Ein und derselbe Mensch braucht im Minimum an den Polen und in den Tropen gleichviel Eiweiss, die kleinen Eskimos und Lappländer oder die kleinen Japaner von einem Mittelgewicht von 60 kg, daher weniger als die grösseren Europäer mit einem Mittelgewicht von 70 kg. Dagegen richtet sich die Menge der stickstofffreien Stoffe, welche in der Nahrung nöthig sind, theils nach der Einwirkung der äusseren (niedrigen) Temperatur (chemische Regulierung v. Voit's), theils und vor allem nach der Arbeitsleistung. Der Mensch versetzt in niedriger Temperatur, während, in der Ruhe und ohne Schutz durch solche Wärmeleiter höchstens (durch chemische W.R.) um 36 Proc. mehr als bei gewöhnlicher Temperatur, durch Arbeit aber um 230 Proc.

Ist der Organismus möglichst ruhig, leistet er also im wesentlichen nur Herz- und Athembewegungen,

dann wird durch die geringe Arbeit nur wenig stickstoffreiche Substanz neben Eiweiße zerstört. Dies geringe Quantum ist dann zumeist nicht ausreichend, um die vom Körper abgehende Wärme zu decken, und es tritt dann bei niedriger Temperatur neben der physikalischen Regulierung die chemische ein, und es wird je nach der äusseren Temperatur bis zu einer gewissen Grenze um so viel mehr stickstofffreie Substanz zerstört, als nöthig ist, die Körpertemperatur zu erhalten, d. h. in der Kälte mehr als in der Wärme.

Sobald aber noch weitere Arbeit, wie es gewöhnlich der Fall ist, geleistet wird, steigt durch dieselbe die Zersetzung der stickstofffreien Substanz und es wird bald mehr Wärme erzeugt als nöthig ist und man muss dafür sorgen, das Plus von Wärme abzuführen; hier hat daher die niedere Temperatur der äusseren Luft keinen Einfluss mehr auf die Zersetzung, es ist ein Ueberschuss von Wärme da durch die Arbeit und die Mehrzersetzung geschieht nur durch die Arbeit.

Man sieht hieraus, dass die Nahrungstoffe zunächst nicht die Bedeutung haben, das für den Körper eben erforderliche Quantum von Wärme zu liefern; sie liefern zumeist einen Ueberschuss von Wärme und haben vielmehr direct die Aufgabe, den stofflichen Bestand des Körpers zu erhalten. Wenn also in der Kälte der nüchterne Mensch möglichst ruhig ist und bei leichter Kleidung für die physikalische Regulierung nicht gesorgt ist, dann wird wohl in kalten Klimaten etwas mehr stickstofffreie Substanz zerstört werden als in den Tropen. Aber der Art sind doch die Verhältnisse gewöhnlich nicht. Zunächst tritt in der Kälte und in der Wärme die physikalische Regulation ein. Ansser der inneren Willen nicht unterworfenen Regulation der Wärmeabgabe durch die verschiedene Füllung der Blutgefässe der Haut mit Blut, verfügen wir über willkürliche Mittel: warme oder leichte Kleidung, Helmzug oder umgekehrt Luftbewegung, kalte Bäder etc. Das wichtigste ist aber der Einfluss der Arbeit. Arbeitet der Mensch in der Kälte, dann wird dadurch so viel Wärme erzeugt, dass eine chemische Regulierung nicht mehr nöthig ist und nur durch die Arbeit nicht durch die Kälte mehr Material zerstört wird. In den Tropen ist die mehr Wärme liefernde Arbeit viel beschwerlicher. Darum wird man in dem heissen Klima im Allgemeinen nicht so viel arbeiten können als im gemässigten oder kalten Klima, und dann im erstereu der Stoffverbrauch geringer sein wie in dem letzteren.

Bei dem gleichen Organismus findet also bei gleicher Arbeitsleistung die gleiche Zersetzung statt in der Kälte wie in der Wärme und nur dann wird in den Tropen weniger stickstofffreie Substanz zerstört, ihr Bedarf in der Nahrung ein geringerer, wenn die Arbeit daselbst geringer ist, was freilich häufig der Fall sein wird. Die Kälte und Wärme bedingen nicht direct den verschiedenen Erfolg, sondern die Grösse der Arbeit ist das Bestimmende. Somit erscheint die wichtige Frage nach der Ernährung in den verschiedenen Klimaten im Princip aufgeklärt.

Eine sehr bemerkenswerthe zusammenfassende Arbeit über die wichtigsten Fragen der Tropenhygiene bringt das Bueh von

Dr. Karl Dänhler, Grundsätze der Tropenhygiene. Mit 7 Originalabbildungen. 1896. München. Verlag von J. F. Lehmann. 6^o. —

Noch eine ganz andere Art von äusseren Einflüssen auf die Körperform der Menschen und seine Leistungen haben in der letzten Zeit sehr wichtige Aufschlüsse erfahren, es sind physikalische Umgestaltungen

des Bewegungsapparates durch theilweise Lähmungen des Körpers u. a. welche von Glück als Anpassung beim Menschen Z. E. V. 1893. S. 614 zusammengefasst worden sind. Gl. gibt die Literatur der Frage ebenda S. 492.

Neue Mittheilungen haben wir darüber erhalten von G. Joachimsthal, Ueber Anpassungsverhältnisse des Körpers bei Lähmungenstadien der nateren Gliedmassen. Virchow's Archiv. 189. B. 497, mit 1 Tafel. (Tafel gibt das Bild des Handstandkünstlers.)

Der Verfasser stellt drei Fälle von Lähmung der Beine zusammen, wobei sich die Patienten mit Hilfe der oberen Extremitäten bewegen gelernt hatten. Trotz ausgedehnter Paralyse waren die Kranken im Stande, sehr geschickt sich vorwärts zu bewegen und zwar anscheinlich unter Benützung der überaus kräftigen Arm- und Schultermuskulatur. Der eine, 29 Jahre alt, hatte sich zum Handstandkünstler, wie Fräulein Eugénie Petreuc, umgesehen. Der Kranke ist in ausgezeichnetem Maasse im Stande, mit seinen Händen, und selbst auf einer Hand, den Oberkörper zu balanciren, zu gehen, und zwar ebenso gut vorwärts wie seitwärts und rückwärts, auf Stangen und Leitern u. s. w. einher zu klettern und endlich zu springen aus der Höhe von 6 Foss. Der physiologische Vorgang des Springens wird exact beschrieben, der Sprung kommt in einer dem Sprung mit dem Füsse vollkommen analogen Weise zu Stande. J. erwähnt hierbei die Untersuchungen von Roaz: Ueber Selbstregulation der morphologischen Skelettmuskeln. Zeitschrift für Naturwissenschaft. N. F. 14. Bd. 1893, welche den Beweis erbringen der Entzehrung der funktionellen Struktur der Muskeln unter funktionellen Verhältnissen. Roaz untersuchte das Verhalten der Muskellänge bei Alterationen der Excursionsgrösse der Gelenke und stellte fest, dass ebenso, wie bekannterweise die Dicke der Muskeln, so auch die Länge derselben sich nach dem Maasse ihrer funktionellen Beanspruchung morphologisch regulirt.

Marcy, (Recherches expérimentales sur la morphologie de muscles. Compl. rend. hebdomadaire de l'Académie des sciences. 1887. pag. 446.) verglich die Form des Gastrocnemius verschiedener Rassen. Der G. des Negers hat eine lange dünne Gestalt mit kurzer Sehne, der der weissen Rassen stellt eine kurze voluminöse Muskelflasche mit langer Sehne dar. Da nun der „Neger trotz des Mangels der Wade“ zum mindesten eben so grossen Marchleistungen wie der Weisse lehfähig ist, so müsste das was der Muskel an Kraft nicht besitzt, durch seine grössere Excursionsweite ersetzt werden: der G. des Negers greift an einem viel längeren Hebelarm an, da der hintere Fortsatz des Calcaneus hier weiter nach hinten hervortritt. Durch operative Verkürzung des Calcaneus bei Thieren (Ziegen, Kanarienvögel) konnte er experimentell die Länge der Sehne im Verhältnis zum Muskel, entsprechend den Verhältnissen beim Weissen, vergrössern, den Muskel verkürzen und verdicken. Dazn:

Julius Wolff, das Gesetz der Transformation der Knochen. Berlin 1892. (Ueber die funktionelle Gestalt des Knochens.)

Th. Glück, die Bedeutung der funktionellen Anpassung für die Orthopädie. Berl. klin. Wochenschr. 1894. Nr. 6. S. 157. —

Zum Schluss sei es noch gestattet einen Blick auf die neuesten Untersuchungen über „Afrikanische

Negervölker* zu werfen. Von Untersuchungen fremder Rassen in Deutschland sind vor allem in diesem Jahre zu nennen:

R. Virchow über „Dinka“, Z. E. V. 1895. 148. 46 von Herrn Willy Müller von Alexandria nach Europa gebrachte Sinesische Schwarze, Männer Weiber und Kinder. Der Mebrahl nach gehören sie wohl zweifellos wirklich zu den Dinka, jener grossen Völkerschaft, welche ihre Sitze am oberen, speciell am weissen Nil hat und die bekanntlich durch die Entdeckungsreisen des Herrn Schweinfarth neuerdings allgemein bekannt geworden sind. Virchow findet nach seinen Untersuchungen keinen Grund bezüglich ihrer Herkunft Misstrauen gegen die Trupps zu hegen. Er hat ihre Anwesenheit in Berlin benützt, um eine Monographie über das somatische Verhalten dieser Nilneger auszuarbeiten. Sie sind dolichocephal. Nach Haar und Hautfarbe sind sie ungemachte Nigritier, sie sind die Schwarzen der Schwarzen, ihr Haar ist spiral gerolltes „Negerhaar“, aber wenn man sie deshalb mit sämtlichen Negervölkern zu einer einheitlichen Volkgruppe zusammenfassen möchte, so widerstreitet dem die Gesichtsbildung auf das Entschiedenste: die Nasenform ist mesorhin, nicht platyrhin, die Elevation der Nasenspitze beträchtlich, sie haben also keine Negernase, die Zähne stehen senkrecht orthognath, es fehlt ihnen der alveolare Negergonathion, das die Lippen weitlich sich „prognath“ vor ihr Prognathismus ist rein labial (labiale Prognathie). In ihren Körperproportionen stimmen sie im Allgemeinen mit dem Nigritiertypus: Rumpf relativ sehr kurz, Arme und namentlich die Beine lang, aber sie übertreffen den kurzarmigen Typus noch in so fern als ihre Beine von ganz excessiver Länge sind; (Schweinfarth nannte sie daher Sumpf-Neger gleichsam Sumpf-Vögeln an Langbeinigkeit entsprechend). Mit diesen langen Beinen correspondirt ihre bedeutende Körpergrösse. Schweinfarth gibt ihnen als Mittelgrösse 1,74 m; Virchow fand nur einen Mann unter den 9 Erwachsenen von dieser Grösse 1,739 m, alle anderen waren grösser bis 1,867 m, Mittel 1,823 m. Von den 8 erwachsenen Weibern waren 2 von 1,541 und 1,653, alle anderen hatten mehr als 1,6 bis 1,72. Durchschnitt 1,632 m. Es ergibt das wenigstens für die Männer eine ungewöhnlich hohe Statur, etwas Ähnliches ist bei keinen der sonst uns vorgeführten Negergruppen beobachtet worden, scheint aber bei anderen nilotischen Stämmen in ähnlicher Weise der Fall (Literatur dafür 159—160. Abhildung S. 161). Die Hände sind lang, besonders die Finger. Schwimmhäute gering. Die Füsse gross und lang, häufiger der linke Fuss länger als der rechte. Virchow erinnert daran, dass dieser Unterschied durch den Gebrauch auf einem (dem linken) Bein zu stehen bewirkt werden könnte, die Füsse wohl viel dadurch länger und breiter und der innere Rand erscheint durch Hinandrängen der Mittelfussknochen in der Mitte ausgebeult, was dem rechten Fuss fehlt.

Aus dieser Gruppe der Untersuchungen muss noch erwähnt werden:

R. Virchow: Uebersicht über die an Negern des Adeli-Landes im Hinterland des Togegebietes ausgeführten Messungen. Z. E. V. 1894. 164.

Das sind im Allgemeinen „lebbe Neger“. Virchow studirt besonders die Veränderung des spiralgerollten Negerhaares durch Kämmen und sorgfältige Haarpflege; die Spirallocken lösen sich all-

mählig auf, das Haar wird gestreckt und geht endlich in eine völlige Locke über. Vortreffliche Abbildungen über diese Veränderung der Haare. S. 184. S. 178. — Noch ist hervorzuheben ebenda:

R. Virchow: Eintheilung des Gesichtstypus: Aufstellung eines Mesoprosopeo-Typus: 80 niedrigste Grenze der Leptoprosopeo, unter 80 bis 75 Mesoprosopeo, unter 75 chamaeprosopeo.

Zu dieser Gruppe der Untersuchungen gehört noch die von

R. Virchow an einem Massakihnen den Angehörigen eines dunkelhäutigen Stammes, welchen Stuhlmann zu den „Hauten“ rechnet; sein Haar ist schwarz, etwas lose in wenig dichten Rollen, Nase relativ fein und mit starker Elevation der Spitze. Er zeigt Steatopygie. Nach Virchow zeigen auch unsere Nengeborenen etwas Ähnliches, dass es sich also bei den Afrikanern nicht um eine spezifische Eigenthümlichkeit handelt, sondern nur ein Stehenbleiben und die weitere Ausbildung einer kindlichen Eigenschaft, die sich beim weiblichen Geschlecht noch weiter entwickelt. — Hier schliesse ich an ebenda: R. Virchow, Untersuchungen an einem nengeborenen Negerkind, („Dhohmei-Neger“); die Haut war heller roth-grün, das Haar fein, nicht spiral gerollt.

Diese Ergebnisse, verglichen mit den von uns schon früher näher besprochenen der deutschen Reisenden, namentlich Stuhlmann und Baumann, und den vielfachen Zusammenstellungen und Forschungen R. Virchow's, lassen sich und nach ein besseres Licht über dem Völkergemisch Innerafrikas anfehen.

Mit dem Negertypus beschäftigten sich auch die Untersuchungen aneres hochverehrten Herrn Vorsitzenden:

W. Waldeyer: Ueber einige anthropologische bemerkenswerthe Befunde an Negergehirnen. Sitzungsberichte der Berliner Akad. d. Wiss. 13. Dec. 1891.

Es sind Untersuchungen an 12 (11) Negergehirnen über die Sylische Farbe, die Centralrinne, Parietelloccipitalrinne, Fissura calcarina, selbst dem unmittelbar von ihnen bestimmten Willkürgehirnen, und die auf der medianen Hämiphenfläche vortretenden Lappen, mit vortrefflichen Abbildungen. Das Gehirngewicht war rel. klein: Minimum (760 ?), 1005, Maximum 1275, Mittel 1148 (Mittel nach Topinard 1254) während das Gewicht für europäische Männer nach v. Bischoff 1362 g beträgt. Nach den Wägungen von 161 nordamerikanischen Negergehirnen, die während des Secessionskrieges von Santon Hund und Ira Russel ausgeführt wurden, ist das Mittel 1351. — Was ist, so fragt Waldeyer, dafür der Grund, dass die Gehirne der amerikanischen Neger so viel schwerer sind? „Es eröffnet sich hier ein hochinteressantes und wichtiges anthropologisches Problem, dem eingehende weitere Untersuchungen nicht fehlen sollten.“

Was ich hier dargelegt habe, ist nur ein ganz kleiner Bruchtheil der im verflochten Jahre in Deutschland in den Kreisen, welche unserer Gesellschaft nahe stehen, geleisteten Gesamtarbeit auf dem Gebiete der Anthropologie, welche alle Zweige des vielfachfassenden Studienkreises bereichert hat. Ich lege des Gesammtbericht darüber, welcher 305 Einzelpublikationen, eine auf jeden Tag des Jahres, umfasst, auf den Tisch des Hauses nieder, mit der Bitte, denselben wie gewöhnlich, dem Bericht unserer Versammlung beizugeben zu dürfen.

Cad nun möchte ich zum Schluss meiner Betrachtung noch einmal auf die Feine unseres Jubiläum zurückkommen. Das können wir schon heute constatieren, dass die glänzenden Feste, welche wir im letzten Jahre in schöner Eintracht gefeiert haben, dem Fortschritt der Studien nicht hinderlich gewesen sind. Sie haben das Gefühl der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gesellschaften wie der verschiedenen Zweige unserer Forschung und der Forscher selbst in entschiedenster Weise zur Anerkennung gebracht; und auf dem freundigen Zusammenarbeiten nach gemeinsamen Zielen, unbeeinträchtigt von localen, wissenschaftlichen oder politischen Sonderinteressen, unter freundlicher Schätzung der von den verschiedenen Seiten her beigelegerten Forschungsgebühren, beruht ja doch allein der weitere Ausbau unserer Wissenschaft.

Liste der neuen Publicationen

(soweit solche noch nicht im Vorhergehenden erwähnt).

I. Anthropologie.

Sonstige Anthropologie und Physiologie.

- Alsbach, Rechtschädlichkeit und Liebhäufigkeit. Virchow's und Weitsch's Sammlung. N. F. IX. 303.
 — Die Zwerghöhe der Wehrpflichtigen im Grossherzogthum Baden in den Jahren 1840—1854. Beitr. statist. Grossherzogthum Baden. 5. N. F. 51.
 Barlow, Ueber die Reduktion der Uebermässigkeit durch das Pigment der normalen menschlichen Haut. Sitzungsber. Ges. Morph. u. Phys. München 1894. 1—3. 41.
 H. Bartels, Spät-Lactation auf Java. Z. E. V. 1894. 279.
 — Eine mit Fortbildung der Brustwarze. Ebenda. 301.
 — Drei Quasche-Schädel von Tonelle. — Nebenbeilage. — Ein Menschenschädel. Z. E. V. 1894. 425.
 F. Birkner, Zur Anthropologie der Hand mit besonderer Berücksichtigung der als Kassenmerkmal angegebenen Schwimmbälte. Mit 6 Taf. München Beitr. v. Anst. 1894.
 Fr. Boas, Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachstum der Kinder von St. Louis. Correspondenzbl. 1894. 8.
 H. Böttger, Ueber Gröszenverhältnisse des Herzens bei Vögeln. Sitzungsber. Ges. Morph. u. Phys. München 1894. 106. C. Brandel, Der Alkohol als Volucigitt. München. Lehmann. 1894.
 H. Busch, Darwinismus und Hygiene. Münch. Neueste Nachrichten. 1894. 106.
 G. Busche, Können der Rasse auf die Form und Häufigkeit pathologischer Varietäten. Globus LXVII. 7—8.
 W. Cammerer, Der Stoffwechsel des Kindes von der Geburt bis zur Beendigung des Wachstums. Tübinger. Loepf'sche Buchhandlung. 1894.
 A. Dollmann, Ueber einen Fall von Necrosis pilosus. Dtm. München. M. Ernst. 1894.
 J. Fässler, Fehlgang der menschlichen Gelenke mit besonderer Berücksichtigung des Handgelenkes. 6 Taf. 22 Abb. München. K. Bayer'sche Universitäts-Buchdruckerei 1894.
 Rudolf Fick, Vergleichende anatomische Studien an einem erwachsenen Orangutan. Aus dem anatomischen Institut zu Leipzig. Arch. f. Anat. u. Physiol. 1893. 5 Taf.
 G. Fritsch, Veranlassungen der Genialität im Orient. Z. E. V. 1894.
 — Unsere Körperform im Lichte der modernen Kunst. Berlin. C. Haval. 1893.
 — Ne sterius silva crepidam, Messungsanordnungen an: Unsere Körperform im Lichte der modernen Kunst. Berlin. C. Haval. 1894.
 — Die graphische Methode zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers. Z. E. V. 1895. 172.
 N. H. Heuser, Beitrag zur Vergleichenden Anthropologie Kjöbenhavn. 1893.
 — Om Bronsvalderfolket i Danmark. Kjöbenhavn. 1893.
 W. Hecker, Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volks. Festschr. d. Med. Tübinger. Loepf'sche Buchhandlung. 1892.
 J. Hjort, Beitrag zur Kambalsterleber und Entwickelungsmechanik der Anämischen. Abb. Anat. Anst. X. 2.
 H. von Hildebrand, Skizzen aus den vorhistorischen Hügelgräbern Württemberg's und Hohenzollern's. Fundbericht aus Schwaben II. 1894.
 H. H. Meyer, Beiträge zur Anthropologie der Nasen. Schwab'sche Morpholog. Arbeiten. IV. 2. 101.
 A. Jacoby, Ueber das Erleben der Naturüber der hohen Nordsee. Zeitschr. f. Vergleichende Anat. X. 2. 30 jährige Doctorjahre mitgetheilt. Arch. f. A. XXIII. 1.

- Just, Photographie des Haarmenschen Ramon-Sany. (Z. E. V. 1894. 422.) (Een an Hyptrochosis ovarialis leidende, vielleicht europäischer, recht blutiger Cretin, mit Haascharie.)
 A. Kooblauch, Ueber die psychischen Functionen der Gehirnrinde. Mit Abb. Bericht über die Sociologische anstaltende Gesellschaft in Frankfurt am Main. 1894.
 Koganei, Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino I. Untersuchungen am Ichiro. II. Bd. der Mittheil. der med. Fac. d. d. japanischen Universität zu Tokio. Tokio. 1892.
 J. Kollmann, Pygmaen in Europa. Verh. anat. Ges. 1894. 206.
 v. Kopper, Die Dentung des Hirnanhangs. Sitzungsber. Ges. Morph. u. Phys. München. 1894. 1—2. 69.
 R. Lehmann-Nitsche, Untersuchungen über die lauge Kasse der altpaläolithischen Kohlenbergwerk-völker. Mit Doppeltaf. Münchener Beitr. z. Anthr. XI. 200.
 F. Marchand, Die Morphologie des Stirnlappens und der Insel der Andropomorphie. Jena Ind. M. 108. 8 Tafeln.
 Ueber Microcephalia, mit besonderer Berücksichtigung der Windungen des Stirnlappens und der Insel. Sitzungsber. d. G. z. Beförderung der gesunden Naturw. u. Med. 1894. 2. 1.
 — Ein menschlicher Pygmaen. Zeitschr. f. path. Anat. XVII.
 Mies, Masse und anatomische Merkmale Havelberger Schädel eines Vorkindes zu einem Verlaufe, des Schädelinnens. Z. E. V. 1894. 207.
 Mies-Ammon, Zur Frage über Bonarica Schädelform. Tgl. Neudruck. Mai 1894.
 Nägele, Ueber den Werth der Degenerationserscheinungen. Fränkisch. Anat. mhd. — psychol. 1894. Sept.—Okt.
 — Zu Lombroso's Buch: Der geniale Mensch. Biele Irrenfreund. 1894. 7. 10.
 — Vergleichende Untersuchung über einige wenig beachtete Anomalien am Kopfe. Bata. Irrenfreund. 1894. 10. 10.
 — Uebersicht der freilich von de saulniers. Bull. de la soc. de méd. mentale. Belgique.
 G. Neustätter, Ueber den Lippenapparat beim Menschen, seinen Bau, seine Entwicklung und seine Bedeutung. Jenaer Zeitf. f. Naturwissenschaft. XXIX. 26. N. F. XXII. 1894.
 Nähring, Neue Beweise gegen die sog. Injektionstheorie auf dem Gebiete der Thierwelt. Landwirthsch. Jahrb. 1894.
 Ostmann, Scharlach und Pseudoscharlach in Königsberg. Beiträge zu den Gesetzen der Entstehung von Scharlach kochender Gebrüderungen hat den verschiedenen Vorklären. Monatschr. für Urologie. Nr. 8. 1894.
 O. Pflüger, Ueber den Einfall von beiderseitiger Doppelblindheit der Hofma Zehn. Nebenbemerkungen zu der angeblichen Rückbildungsercheinungen an der blauen Zehn des Menschen. Mit 1 Taf. Schwab'sche Morph. Arbeiten. V. 278.
 Rud. Pictet, Ueber Aehnung hoher Käsegale auf lebende Wesen. Feuilleton Z. 1894. 18. Dec. 204.
 J. Reak, Anthropologische Lagerstätten. Die Pratale-Karawane. Münchener Neueste Nachrichten. 1894. 204.
 — Eingeborene von Hawaii und der Hala-Hala-Gruppe. Münchener Neueste Nachrichten. 1894. 218.
 J. Rückert, Die Chromosomen bei der Keifung der Spermatozoen. Morph. u. Physiol. 1894.
 Schumann, Messungen silurischer Gräberköpfe. Z. E. V. 1894. 235.
 — Schwälbe's Fittiger, Varietäten-Statistik und Anthropologie. Morph. Arb. A. XXIII. 171.
 Schwälbe, Ueber einige Probleme der physischen Anthropologie. Rektoratsrede. Strassburg. 1893.
 Schwanke, Ueber die Leistungen des Längsgeraden des Längsgeraden des altatlantischen Gräberköpfe. Z. E. V. 1894. 210.
 Fr. Seef, Kopfknochenfund in germanischem Brandgrabe. Mit Abb. Arch. f. A. XXIII. 171.
 A. Steyer, Zur ethnologischen Untersuchung des Tasterdes der Mischener Stadtbevölkerung. Mit 3 Taf. u. Text-Abb. Münchener Beitr. z. Anthr. XI. 169.
 St. Steinmetz, Unser Brot wie es ist und wie es sein sollte. Leipzig. Boyer.
 Th. Steiner, Menschliche Skelettknochen bei Südt. im Heier. So. Z. E. V. 1894. 714.
 — Ueber die in den Fossilhalten des Bierle Nos. Nachtrag. Mitth. Naturg. Ges. Bern. 1894.
 Ueber die Beförderung der Schwä. XIII. Jahresber. Naturg. Ges. Bern.
 J. Szombathy und Virchow, Der Virchow'sche Gesichtssinn. Z. E. V. 1894.
 F. Stelmason, Virchow, Die Wahre-Skulptur und die ethnologische Stellung der Lada. Z. E. V. 1894. 422.
 A. v. Török, Neue Beiträge zur Reform der Kraniaologie. Ueber die systematische Unterabteilung der kraniosmetrischen Varietätenformen, sowie über die Bestimmung des charakteristischen Schädeltypensystems der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Internat. Monatschr. Anat. u. Phys. 1894. XI. 6. 2.
 Ueber den Yarns Amoschild. Arch. f. A. XXIII. 969.
 R. Virchow, Ueber die Entstehung der Rhinoceros (Miacrus) [und des Schädel eines Solos (Merga-Archipel)]. Z. E. V. 1894. 214.

L. v. Schröder, Ueber die Entwicklung der Indologie in Europa und ihre Beziehungen zur älteren Oberkultur. *Mith. anthr. Ges. Wien*, XXV, (N.F. XV.) 1.

H. v. Schertz, Das Augen-Ossteich und verwandte Probleme. Abhandl. philol.-hist. Class. k. k. österr. Ges. der Wissensch. XV. II. Mit 2 Taf.

G. Schweinfurth, Über seine Reisen in der Colonie Briten und Schidland in Kanton. Z.E.V. 1894. 328.

Schweinfurth, Hochaltägyptische der ersten Volksklasse der Stadt-Arebe und Fellahs in Aegypten. Z.E.V. 1894. 481.

H. Steige, Entwickelungsstadien in der Ornamentik der Naturvögel. *Zeitsch. f. Anthropol. Ges. Wien*, XXII, (N.F. XII.) 18. (Evolution in the ornamental art of savage peoples. *Transactions of the Kockale Literary and Scientific Society*.)

W. Vola, Beiträge zur Anthropologie der Südsee. *Arch. f. A. XXXIII*, 97 f.

L. Wassenberg, Ueber die zum möglichen Beginn gehörenden Spannungs- und Schmelzplaten. *Wiener anthr. Mittheil.* 1894. XXV.

E. Europäische Völker und Verwandte.

a) Bauforschung.

Richard Andree-Braunschweig, Die Stützmaße des südsächsischen Hauses im Braunschweigischen. Z. E. 1895. 23. Mitt. einer Tafel und Abbildungen im Text.

— Ein Weendändler im Wandel bei Vorfelde. *Globus*, LXVI, 7.

J. Bitt, Das Vererbungs-Heus. Jahresber. Vererbungs-Museum Var. 1896. 42.

G. Buecherl, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Mit 102 Abb. *Wiss. u. Hölder*, 1908.

Josef Bigl, K. K. Regierung-Oberingenieur. Charakteristik der Salzburger Bauweisen. Mit Berücksichtigung der Feuer- und Anlagen. *Wiss. Lehrmann und Wemst*, 1890. 89. 61 S. XIX. Tafeln.

Kocher, Die Hausmarken in der Oberlausitz. 2 Taf. *Neues Lausitzer Magazin*, LXX, 1.

H. Less, Die südsächsischen Bauernhäuser der Umgegend Lübeck. Mit XII Taf. *Zeitsch. d. V. f. L. G.*, VII, 2.

O. Meislich, Die südsächsischen des Wohnhauses in Europa, speziell in Norden. Mit 44 Fig. *Arch. f. A.*, XXXIII, 431.

Nordhoff, Das wappenhafte Bauernhaus Meeresküste. LXXVIII, 461.

A. Treichel, Giebelverzierungen aus Westpreußen. Z.E.V. 1894. 284.

G. Trimpf, Hausmarken, Keuen- und Buchstabenchrift. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. u. Hausgen.* 1904. 2. R. Fr. Zillner, Der Hausbau im Salsburgischen. *Mith. Ges. Salsburger Landesk.* XXXIII, 143. XXXIV, 1.

b) Namenforschung und Sprachliche.

M. Fastlinger, Die Kirchenpatronien des H. Petrus und des H. Martinus in der Erzdiözese München-Freising und deren historisch-topographische Bedeutung. *Monatsh. hist. Ver. Oberbayern*, 1896. 1. 2.

Gradi, Deutsche Volksbauernhäuser. Beiträge aus dem Erzlande zur Geschichte des Spols und Thores. *Mith. Ver. Gesch. d. Deutschen in Böhme*, XXXIII, 121, 217, 313.

Ang. Hartmann, Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. *Fortsetzung zum Hans-Jahrbuch*, 1. Nov. 1894. München, Kaiser, 1894.

Kehsel, Die slavische Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. *Fortsetzung Neues Lausitzer Magazin*, LXX, 47.

Kapka, Die Meierhof des Kreuzes Geben II. *Niederlausitzer Mitth.*, III, 307.

R. Muck, Germanische Völkernamen. Z. deutsches Alterthum und deutsche Littérature, XXIX, 32.

Neubauer, Ueber Erbsiedler-Tauf- und Heiligennamen. *Mith. Ver. Gesch. d. Deutschen in Böhme*, XXXIII, 107.

A. Weisberger, Die Orts- und Flurnamen in der Umgegend von Regensburg. *Münchener Beitr.*, 4. Anst., XI, 1.

c) Volksmedizin, Baumkult und Verwandte.

M. Bartels, Ueber Krankheitsbeschreibungen, Z. des Ver. f. Volksk. 1896. 1.

— Die Verbreitung des Steinheilbergglaubens. Z.E.V. 1894. 197.

— Altnordische Amul-Orakel, aus dem 10. Jahrhundert. *Ebenda*, 1894.

— Die Fest in Bagdad, Neu Guinea. *Ebenda*.

M. Hoffer, Vorkommen beim St. Leonhard-Kult in Oberbayern. II. Teil. *Münchener Beitr.*, 4. Anst., XI, 43.

— Die Jaeger in Bade. Volksmedizinische. (Atlas und Epitaphien beim Schwanz).

F. Grabowsky, Die bezugliche Linte auf dem Tomulus in Eresmus. *Globus*, LXVIII, 1.

E. Lumke, Angebliche Baumgalerie in Ostpreußen. Z.E.V. 1894. 477.

J. Nepp, Der Baumkult in Altbayern und die mehrfache Schicksalskulte. *Monatsh. hist. Ver. Oberbayern*, 1894. 12.

A. Traichel, Volksheilbesen aus der Pflanzenwelt, besonders der Weizenwelt. *Mon.*, XXXI, 509 f.

H. v. Wislitzki, Die Laubbäume im maritimen Volksglauben. *Mith. anthr. Ges. Wien*, XXV, (N.F. XV.) 17.

d) Allgemeines.

K. Andree, Die Hiltabilla. Z. Ver. Volkh. V. Berlin, 1895. Eckstedt, Faustsch. Harzer Monatshefte 1904. Januar.

O. Bresser, Mitheliegen und Umfragen auf bayerische Volkskunde. *Heringsagen* in Auftrag des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartenforschung, I. Jahrgang, 1895.

K. Eisel, Ueber die Entstehung der Sage vom netherischen Gang. 61. 64. Jahrbuch des alterthumswissenschaftlichen Ver. in Hohenhausen.

Hesselmeyer, Ueber Dolomitenkaiser-Verwendung als frühmittelalterliche Bergwerke. *Bayerischer Volkskult*, 1894. 344.

— Neuburg a. D. und seine Umgegend. *München G. Pöhl*, 1860.

W. Heise, Die geographische Verbreitung der Fichtentrotter. Mit 2 Lichtdruckf. *Mith. anthr. Ges. Wien*, XXIV, (N.F. XIV.) 211.

Hetter, Pilsener Kugelfloss. *Mith. Ges. Salsburger Landesk.* XXXIV, 262.

K. F. Kaindl, Die Haseln. *Wiss. u. Hölder*, 1894.

G. Krauss, Ueber unsere Kirchenglocken Oberbayern, 4 Abb. *Oberbay.*, Arch. XXXVIII, 422.

Lehmann-Nitsche, Jotalge Verwendung von Rehröhren (Tüben) der Ziege oder des Schafs als Trinkföhren an Wasserröhren in Tirol. Z.E.V. 1894. 504.

E. Lumke, Spin-Apparat und Nähkäse der Zeool. Z.E.V. 1894. 477.

Julius Pliska, Norddeutsche Legenden. Z.E.V. 1894. 560.

W. v. Schulenburg, Volkstümliche Mitheliegen. Z.E.V. 1894. 306.

— (Ethnographische) Steinherkümer in Oberbayern. Z.E.V. 1894. 345.

W. Schwartz, Der Moljo-Warm in Bagdad. Z.E.V. 1896. 69.

— W. Schwartz, Neuchänge prähistorischen Volksglaubens im Honer. Mit einem Anhang über einen Heuzettel der Herz und die sog. Heuzettel. Berlin, O. Seuberg.

W. Schwartz, Vom Sagenmaterial. *Ver. Volkh.* 1894.

A. Traichel, Volkslieder im Volksreim aus Westpreußen. *Danzig. Th. Herling*, 1895.

— Kleine Folkloristische Mitheliegen. Ur-Quell. V. VI. — XVIII, 161.

— Beiträge zu Schwälzen und Verwandte. Z.E.V. 1894. 410.

— Zungenfragen aus Preußen. Ur-Quell. V. 2. 6. 73. 210.

— Die Schwedenscheure bei Zedlin, Kr. Steip, Pomern. *Neuch. über deutsche Alterthumsk.* 1894. 72.

— Kartenspiel und Logeloue aus Westpreußen. Ur-Quell. V. 213 f.

— Norddeutsche Städte und Leuchtschiffe. Z. f. hist. Ver. f. Marienwerder 1894. 121.

— Wall bei Grand-Francois, Kr. Fr.-Stegardt. *Neuch. über deutsche Alterthumsk.* 1894. 2.

Trimpf, Die alte Hausföhrer. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk.* Hausgen. 1894. 1. 2.

— Nachklinge der germanischen Götterlehre. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk.* Hausgen. 1894. 8. 7.

— Die Heuzettel des Amts Herzschütz. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk.* Hausgen. 1894. 1. 11.

S. Weissberger, Ueber die adriatische Ostsee. Z.E.V. 1894. 317.

— Die adriatischen Juden. Mit 17 Fig. *A. A.* XXXII, 247.

L. Wiesner, Der Frenkenstamm. *Rheinische Geschichtsbll.* 1894. 105 f.

Zillner, Der Hausbau im Salsburgischen. *Mith. Ges. Salsburger Landesk.* XXXIII, 143.

Zingeler, Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in Hohenhausen. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk.* Hohenhausen. XXVII, 1.

III. Urgeschichte.

1. Diluvium und Letztes.

O. Eberck, d. Die Cosmogonie von Kast. *Wiss. Frick*, 1896.

J. H. Müller, Ueber Urogen und Heimat des Urmenschen. *Stuttgarter. Erdk.* 1894.

A. Nehring, Ueber Wirbeltier-Reste von Klinge. *Neues Jahrb. f. Min. Geol. Palaeont.* 1896. 1.

— Die angebliche Verwendung von Hirsch-Unterkiefer aus Zerachagen von Knochen Z.E.V. 1894. 253. *Dauer: K. Vitzchow*, 257.

— Ueber faule Menschenknochen aus dem Diluvium von Tübingen bei Weimar. *Naturw. Weichsch.* 1896. X. 61. S. 246. Berlin.

Feita Nölling, Ueber das Vorkommen von behaarten Fossilstein-Sphären im Unter-Flora von Ober-Nirne Mit Abbildungen. Z.E.V. 1894. 457.

Dass Virchow. Er erkennt an, dass die Feuersteintische vielfache Eigenschaften darbieten, welche am leichtesten auf menschliche Einwirkung bezogen werden können, indem zeigt keines der Stücke von bestimmtem nördlich beweisbarem Form an meisten an der ausgehöhlten Kante solcher Stücke bemerkenswert. A. Voss glaubt an einigen Stücken Schlagmarken zu sehen.

M. Schüssler, Ueber Flintenartefakte in Franken und ihr Verhältnis zu den Abgräbern am Schwenherd bei Schaffhausen. Jahrb. f. Mineralog. 1885. 110. — Correspondenz, 1895.

O. Schöttensack, Diluvial-Funde von Teusbach (Worms). Z.E.V. 1894. 92.

A. Stenchenberg, Les mammifères post-pliocènes de l'Est de la Russie. Revue de géologie et paléontologie. 1894. 155.

C. Strackmann, Ueber die Jähd.-wei Haubner der Urbevölkerung in Deutschland. Z. d. histor. Ver. f. Niedersachsen. 1893. Hannover.

A. v. Török, Die paläolithische Funde aus Miskolc und die Frage der Jüdischen Menschen in Ungarn. Ethnol. Mitth. aus Ungarn. 1895.

Török, Ueber die neue paläolithische Eintheilung der Steinzeit. Corr.-Bl. 2. 1895.

a) Funde im Loos.

R. v. Weisner, Der prähistorische Wohnplatz und die Begräbnisstätte auf der Lössplatte, südlich von Lehnitz an der Elbe. Z.E. 1905. 49.

Klimmt Germik (Galan), Ueber die Fundstelle der geschwungenen Becher in Götting (Hünne) und das Alter der dortigen jüngeren Lösungssteine. Z.E.V. 1894. 406. Schichten. Auf Glimmerstein liegt anscheinlich Kies und Schotter von 1 Meter dick, mit Kieselsteinen und Mammuth-Knochen. — Auf diese folgt erst der Löss, der bis in geringer und nördlich in der Mitte etwa Kohlen und verschlagene Pferde- und Kanthierknochen, die oberen Schichten des Löss in bräunlicher Farbe, und enthält zahlreiche Objekte der beginnenden Bronzezeit. Diese Schichten hält daher auch das Funden C für älter, die unteren Schichten, die aber nicht sehr von der oben abgetrennt sind, für diluvial.

b) Neolithische Periode.

Retimir-Epoche.

W. Radimsky, Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. I. Flaz. 10 Taf. 65 Abb. u. Text. Bel. Wien. A. Holzhausen. 1902.

K. Virchow, Die Conduren in Sarajevo. Z.E.V. 1905. 28.

A. Voss, Steinschälger und Besensteine Funde (Tordach und Butmir). Z.E.V. 1896. 125.

J. Kuhn, Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. M. Allg. Z. 119. 1905.

Götze, Neolithische Fragen (Butmir). Globus. LXVIII. 4. 94. 1895.

Steinbeile aus deutschen Fundorten mit Schläftangriffen

Dames, Bearbeitete Steine von Niederachwerfen von der Form der amerikanischen Tomahawks. Das Voss, Göttingen. Z.E.V. 1894. 336.

A. v. Török, Ueber die Virchow-Eissteinhammer (Abb) vom Typus der Hammer von Niederachwerfen, ähnlich wie in America. Virchow brachte solche auch aus Frankreich mit, wobei erst dem mehrere einlefen. In Deutschland findet sie sich bei der Umgegend von Bergwerken.

F. Dieckmüller, Steinhammer mit Kille. Z.E.V. 1895. 155.

A. Voss, Steinwerkzeuge mit Schläftangriffen. Z.E.V. 1894. 137.

Allgemeines.

Grabewsky, Vergleichende Feuersteingeräte aus der Umgegend von Brnecowegg. Z.E.V. 1894. 371.

K. Kruse, I. Steinwerkzeuge aus dem Kreise Nalundalen.

Fel M. Lehmuss-Filbás, Ueber den Thorenhammer. Z.E.V. 1894. 119.

Fritz Neilling, Vorkommen von (neolithischen) Werkzeugen der Steinperiode in Bismarck. Z.E.V. 1894. 368.

O. Schöttensack, Ueber das Vorkommen von Jadeit in Ober-Bayern. Z.E.V. 1894. 126.

V. K. von Wierling-Fring, Eine neolithische A-scheidung der Uebergangszeit aus Lehnitz an der Elbe. Z.E. 1894. 101.

Allgemeine prähistorische Archäologie.

Allgemeines.

Behta, Die Sammlung von indischer Alterthümer in Schwaben. Nachr. über deutsche Alterthümer. 1894. 2.

F. v. Haeckel, Die neolithischen Alterthümer herangezogen vom wissenschaftlichen Anthropologischen Verein unter der Leitung von Prof. Dr. G. Satt in Stuttgart. 1898. I. Jahrg. 1894. II. Jahrg.

Karl Hagen, Holsteinische Hängeflüßwände der Sammlung vergleichlicher Alterthümer an Hainberg. 4 Tafeln. 1900.

Jahrb. d. Hamb. wissenschaftl. Anstalten.

M. Hötger, Zur prähistorischen Formeltheorie. I. Theil. Mit 31 Abbildungen. Mith. d. Prälit. Commission d. k. Akad. der Wissensch. 1894. I. 2.

M. Hötger, Uebersicht der Menschheit. Mit 68 Abbild. Sembrich-Gleichen. Stuttgart. 1893.

M. Hötger, Vorschläge zum Katalogwesen etc. zum Schutze der vorgeschichtlichen Alterthümer. Wien. Central-Com. für Kunst u. hist. Denkmale. 1894.

M. Hötger, Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. III. Bd. 16 Taf. 1128 Abb. im Texte. Lex. u. Wien. C. Gerold's Sohn. 1894. Inhalt:

Archäologie. Fria, Fr. Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Gräberfeld auf dem Glazar im Jahre 1892. 2.

W. Radimsky, Die Nekropole von Jasenje in Preleka bei Bihac. 29.

— Der prähistorische Pfahlbau von Rpad bei Bihac. 319.

C. Truhelka, u. C. Fatsch, Römische Funde im Laibach. 1893. 277.

W. Radimsky, Die römische Ansiedlung von Majdan bei Vercar Vakar. 318.

Fr. Fata u. C. Fatsch, Untersuchung römischer Fundort in der Herzegovina. 357.

W. Radimsky, Archäologische Tagebuchblätter (Forts.). 284.

L. v. Thallóczy, Bruchstücke aus der Geschichte der nordwestlichen Balkanländer.

J. Jajčić, Einige Worte über bosnische Inschriften auf Grabsteinen. 266.

C. Truhelka, Die bosnischen Grabdenkmäler des Mittelalters. 498.

C. Hermann, Epigraphische Denkmäler aus dem Mittelalter. 481.

C. Truhelka, Eine epigraphische Inschrift des Herzog Stephan aus der Kirche zu Gorazde. 268.

— Prähistorische Bronzen aus dem Raibac Prozer. 319.

Steinbrunn-Inschrift in der Herzegovina. 312.

M. Hötger, Vorläufiger Grabstein von Jasenje. 516.

Fr. Fata, Archäologische Notizen. 216.

C. Truhelka, Annäherung einer römischen Krone in Vitis, Herzegovina. 322.

C. Fatsch, Zwei römische Ziegelbruchstücke. 526.

C. Truhelka, Eine Abtragungsm. 528.

P. A. Ritter, Ueber die Lage einiger in der Umgegend König Sigismund von Jahre 1406 erwähnten Ortschaften.

Veitshands: L. Kostic, Südliche Volkschale preiswürdiger Art. 528.

L. Glöckl, Die Volksbehandlung der Tollwuth in Bosnien und der Herzegovina. 529.

S. E. Ugljan, Ethnographische Varia. 526.

M. E. Djaló, Was neuer Volk deut. 526.

J. Zevko, Erzählungen im Han und anderen. 566.

C. Hermann, Ein alter Holzschnitz. 571.

F. Fata, Figurale Schützen aus dem Diablen eines Dodelacks. 572.

E. Lick, Die Erzeugung „lebendiger“ Feuers in Bosnien und der Herzegovina.

L. Grčić Bjelostoki, Nichts von Teufel heisst lauern! 574.

T. A. Bratid, Die Herzogswende und die Ortschaften. 576.

N. Barišid, Thalins in der Herzegovina.

P. Mirković, Das Grab des Aly Bey.

Einzel-Publikationen.

Behta, Eisenfund bei Niewitz (Kr. Lebus). Z.E.V. 1894. 471.

Behta, Ostgermanische Graberunde von Glosow, Kreis Crossen. Nachr. über deutsche Alterthümer. 1894. I.

Kasse, Graberfelder im Gubener Kreise. I. Schönbusch, Z. Vögelung. Nieb.-launster Mith. III. 492.

E. Götze, Einige vorgeschichtliche Bronzen-Funde aus Hohenstein. Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthum. Hohenstein. XXVII. 182.

J. F. v. J. Flachgraber der Mittel-Latone-Periode bei Miesching. M. Beiträgen von D. W. M. K. Schuchard u. Prof. W. Krätz.

I. Doppel-Alt. Münch. Heft. A. Asth. XI. 84.

E. Friedel, Ein neuer Haischerfeld aus der Oder-Gebiet. Z.E.V. 1895. 141.

A. Götze, Depotfund von Klein-Mantel, Kreis Koenigsberg (Neumarkt). Nachr. über deutsche Alterthümer. 1895. I.

G. Götze, Mittelsteinzeitliche Bronzen-Funde. Schlesische Viertel- u. 1894. I. 121.

K. Götze, Die Halbstadt-Funde von Zgaberitz, Kreis Cöslau. Nachr. über deutsche Alterthümer. 1895. I.

H. Himpel, Archaische Leichen aus Ungarn. Ethnol. Mitth. aus Ungarn. 1895. I.

H. Hoyer, Ein helvetico-romanisches Graberfeld in Zürich. III. Z.E.V. 1894. 329.

- G. Helm, Chemische Untersuchung westpreussischer vorgeschichtlicher Bronzen und Kupferlegierungen, insbesondere des Antimongehaltes derselben. Z.E. 1905. I. 37.
- M. Hörmann, Ausgrabungen auf dem Castellum von Villanova am Quirin in Latium. Mit 90 Textillust. Mitt. anthrop. Ges. Wien. XXIV. (N.F. XIV.) 105.
- F. Jacqz, Prähistorischer Fund von Cimposoniu. Z.E.V. 1905. 10.
- G. Jacob, Vorgeschichtliche Wille und Wokopflin in den fränkischen Gebirgsrücken der Herzogtümer Sachsen-Meiningen und Coburg. Arch. f. A. XXIII. 71.
- H. Jentsch-Göben, Gräberfunde aus dem West-Sternberg-Kreise. Z.E.V. 1904. 478.
- Das Gräberfeld bei Jaulis, Kr. Oberrh. Niederlausitzer Mitt. III. 402.
- E. Krauss, Hügelgräber und Fliehgräberfeld bei Lissa, Kr. Zauch-Belzig. Nachr. über deutsche Alterthumsk. 1905. 1.
- H. Leder, Ueber alte Grabstätten in Schirau und der Mongelau. Mitt. anthr. Ges. Wien. XXV. (N.F. XV.) 8.
- Fr. Lehmann-Filhäs, Die Tempelruine im sächsischen Inland. Z.E.V. 1905. 91.
- K. Lehmann-Nitsche, Ein Bronzedeufel aus Vachendorf bei Bergen, Oberhessen. Münch. Beitr. z. Anthr. XI. 101.
- H. Lehner, Vorgeschichtliche Grabhügel in der Eifel und im Hochwald. Mit Taf. Jahrbuch. Ges. östliche Forschungen. 1904. 2.
- L. Leiner, Bildwerke und Symbole in den Pfahlbauten des Bodenseegebietes. Mit Abb. Arch. f. A. XXIII. 181.
- L. Lissner, Das Gräberfeld am Heideberg bei Dahnstadt, Kreis Zauch-Belzig und Glockenförmige Gräber insbesondere. Z.E.V. 1905. 91.
- L. Matorf, Die Hochhallerhöfen im Maasson vaterländischer Alterthümer zu Kiel. Kieler Mitt. VIII. 1905.
- Ueber den Tereberger Silberhalm. Z.E.V. 1904. 315.
- O. Montelius, Funde aus in Schweden Überreste von einem Kupferalter. Mit 19 Fig. Arch. f. A. XXIII. 405.
- J. Rankke, Neue Fortschritte der prähistorischen Forschung in Bayern. Frankl. Zeit. 1904. 61.
- Die Bronzzeit in Bayern. 1904. 604. Münchener Neueste Nachrichten.
- B. Kadzschewer, Die germanischen Gräberstätten zwischen Sieg und Wupper. Nachr. über deutsche Alterthümer. 1905. 2.
- Zwei prähistorische Gräberstätten in der Eifel und an der Lippe. Z.E.V. 1905. 26.
- E. Röhler, Die Hügel, Archäologische Thätigkeit im Jahre 1904 in Transkaukasien. Z.E.V. 1904. 318.
- Dr. W. M. Schmidt, Spangenhalm bei Krambach. Mitt. Beitr. z. Anthr. XI. 103.
- Fideleische Tauschbräuen aus der Völkerwanderungsperiode. Mit 8 Abb. Münch. Beitr. z. Anthr. XI. 104.
- Eine neue Fundstelle in Bayern. Münch. Beitr. z. Anthr. XI. 99.
- Herrg. von Hasenhausen prähistorische Forschungen im Södingen. Mitt. Beitr. z. Anthr. XI. 99.
- Schumann, Bronze-Deufel aus Schwaben-Pommern. Z.E.V. 1904. 405.
- W. Spilth, Zwei Gräberhügel bei Schleswig. Kieler Mitt. VIII. 1905.
- Siebergräber Alterthümerdenkmäler. Kieler Mitt. VIII. 1905.
- Stephano, Urnenfunde aus der Umgegend von Fürstwalde. Niederlausitzer Mitt. III. 397.
- V. Stollensberg-Lintwerne, Alte Bronzen aus Hannover. Z.E.V. 1904. 329.
- J. Szombathy, Prähistorische Kognoszierungsstour nach der Schwinn im Jahre 1905. Czernowitz. 1904.
- Neue fignral verzierte Geräthe aus Krain. Mit 1 Taf. u. 1 Textill. Mitt. anthr. Ges. Wien. XXIV. (N.F. XIV.) 127.
- Ein Tomulus bei Langenleura in Niederösterreich. Mit 23 Abbildungen. Mitt. d. Prähist. Commission d. h. Akad. der Wissensch. 1905. 1. 2.
- A. Voss, Alterthümer der Umgegend von Lamin, Kreis Westpreußen. Nachr. über deutsche Alterthumsk. 1905. 1.
- Fr. Weber, Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Münch. Beitr. z. Anthr. XI. 101. 297.
- Zschiesche, 1. Gebrannte Wille in Thüringen. 2. Der Weltstein bei Hünfeld. Mitt. Ver. Gesch. u. Alterthumsk. v. Erfurt. XVI.

Starkecher.

- H. Jentsch, Germanisch und Slavisch in der vorgeschichtlichen Keramik des östlichen Deutschland. Globus. LXVIII. 2.
- L. Niederle, Bemerkungen zu einigen Charakteristika der steinernen Gräber. Mit 29 Textillust. Mitt. anthr. Ges. Wien. XXIV. (N.F. XIV.) 104.
- Verhölzung von Bäumen. Die physikalische Beschaffenheit der Bevölkerung. Aus: Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. K. K. Hof- und Staatsdruckerei Wien. 1905.

Allianzeseiten

- L. Borchers, Ikaru-Nikaria, eine vorgeschichte Insel des Griechischen Archipels. Mit Karte. Pictoribus. Mitt. 1904. 22.
- Assos, Fauna Real-Encyclop.
- E. Gösler, Geschichte Altbaioniens. Glosar's Söhne. Graz. 1894.
- A. Götte, Neue Ausgrabungen in Hisarlik. Z.E.V. 1904. 317.
- M. Hörmann, Problem der mykenischen Kultur. Globus. LXVII. 9. 10.
- C. F. Lehmann, Ueber den gegenwärtigen Stand der zytologischen Forschung. Z.E.V. 1904. 198.
- v. Leuckart, Ausgrabungen von Sandakli. Z.E.V. 1904. 408.
- (Zusammenfassender Vortrag mit Demonstrationen.)
- Altorientalische Ethnologie. Z.E.V. 1903. 389.
- Waldemar Belck, Ueber das Reich der Mander. Z.E.V. 1891. 475.

Eimerlecher.

- Dahlen, Vasebilder und verzierte Bronzestücken. Münchener Halbfundament. Verh. Mt. Ver. Oberpfalz und Regensburg. XXXVII. 1904. 301.
- I. Dell, Archäologisches auf den Reliefs der Meten aus Carsum. Mit 7 Textillust. Mitt. anthr. Ges. Wien. XXIV. (N.F. XIV.) 101.
- F. Haug, Vom römischen Grenzwall. Corp.-Bd. Gesamtver. d. deutschen Ges.- u. Arch.-Veren. XXXVII. 4.
- I. Dell, Archäologisches auf den Reliefs der Meten aus Carsum. Mit 7 Textillust. Mitt. anthr. Ges. Wien. XXIV. (N.F. XIV.) 101.
- F. Haug, Vom römischen Grenzwall. Corp.-Bd. Gesamtver. d. deutschen Ges.- u. Arch.-Veren. XXXVII. 4.
- F. Heger, Ausgrabungen und Forschungen auf Fundstätten aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich. Mitt. d. Prähist. Commission d. h. Akad. d. Wissensch. 1905. 1. 2.
- S. Jenay, Römische Überreste von Brigantium. Mit 1 Taf. Jahrbuch. Veralteter Museenver. 1905. 2.
- B. Käser, Zur Verzeichnung der lokarbelnischen römischen Gensschulden. Bener Jahrb. CXVI. 1905.
- K. Könen, Gefässfunde der vorrömischen, römischen und frühchristlichen Zeit in den Klosterräumen. Mit 100 Abb. Bonn. Hantela's Verl. 1905.
- Laumann, Das Krumm Altberg bei Arnberg. Mitt. Oberbayerischer Geschichtver. N.F. V. 1904.
- Ueber Verzeichnung der römischen Kriegsbogen aus der Strecke zwischen Grünigen und Arnberg. Mitt. Oberbayerischer Geschichtver. N.F. V. 1904.
- C. Mehlis, Archäologisches aus den Mittelrheingebieten. Mit Abb. A.A. XXIII. 162.
- Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. XII. Abth. 1. Geschichtsfunde der Pfalz. 2. Ausgrabungen der Heidesberg. Leipzig (Bucher und Henckell). 1905.
- R. Maringer, Ueber Spure römischer Dachconstruiren in Carnuntum. Mit 6 Textill. Mitt. anthr. Ges. Wien. XXIV. (N.F. XIV.) 101.
- E. Paetz, Zur Bestattung Karls des Grossen. Zeitschrift Aachener Geschichtver. 1904. 65.
- H. Schumann, Skelettrüber mit römischen Reliquen von Redel bei Felzen (Pommern). Nachr. über deutsche Alterthumsk. 1904. 3.
- Schumann, Skelettrüber mit römischen Reliquen von Ruchenberg (Pommern). Z.E.V. 1905. (Die Schädel sind dolichocephal.)
- K. Vircchow, Gefässfunde aus Laventis von der römischen Fundstelle in Ober-Main. Z.E.V. 1905. 31.

Prähistorische Botzsch.

- Aescherson, Die vorgeschichtliche Horn (war Paucum italicum, Kehlbein?) P. saginatae. Die Horn scheint es seit dem 16. Jahrhundert von den Süd-Slavern bei Erzigung in Deutschland gefunden zu haben, wo es jetzt nur noch am Kollfirt in geringer Menge gebaut wird. Globus. LXVIII. 5. 29.
- G. Hirschbach, Vorgeschichtliche Botanik der Cultur- und Nutzpflanzen der alten Welt auf Grund prähistorischer Funde. Bremen-Korn's Verlag. 1905.
- Hoff, Mühen, Feigen, Hopfen und geschichtliche Notizen über geistige Getränke. Z.E.V. 1904. 165.
- E. Lemke, Aus der Vorzeit der Küche. Brandenburg. 213.
- L. Krause, (an Busch). Die Natur- und Genußpflanzen der vorgeschichtlichen Europäer. Globus. LXVIII. 4. 30.

Herr Oberlehrer J. Welsmann, Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters:

Noch klingen die unvergesslich schönen Jubiläumseffesttage Innstrucks mit ihren vielfachen Anregungen und ihren stillen Ehrungen in unserer Erinnerung nach, und schon wieder können wir an unserer nicht geringen Überraschung und Freude sehen, wie man sich auch hier im vielgepriesenen Cassel bemüht hat, aus unseren diesjährigen 26. Congress möglichst annehmlich und unvergessen zu machen.

Einen seit Jahren schon begabten Wunsch, unserem Congress auch einmal im schönen Hessenlande feiern zu können, sehen wir nun zu unserer grossen Freude erfüllt und Dank der uns gewordenen Einladung seitens der städtischen Behörden und Dank der Opferwilligkeit unseres sehr verehrten Geschäftsführers des Herrn Dr. Mensse konnten wir hier einziehen und auch Cassel unter die namhafte Zahl deutscher Städte einreihen, die der deutschen anthropologischen Gesellschaft schon die freundlichste und auszeichnendste Aufnahme gewährt haben.

Möge unsere Anwesenheit auch hier eine für die Anthropologie recht förderliche sein und sich die Zahl unserer Freunde und Gönner, deren wir uns in ganz Deutschland, ja weit über die deutschen Grenzen hinaus, zu erfreuen haben, wieder recht wesentlich vermehren; ein Wunsch, der erster Beherzigung wohl werth sein dürfte.

Ist ja doch das Interesse für die anthropologische Forschung allenthalben vorhanden, und wie oft fehlt es nur an recht eifrigen und berufenen Persönlichkeiten, um die vielen der Sache Nabelstehenden zu sammeln.

Ich wäre überglücklich, wenn auch im schönen Cassel der diesjährige Anthropologen-Congress in dieser Richtung viele Früchte tragen würde. Ich lege die Sache daher vertrauensvoll in die Hände unseres Herrn Geschäftsführers.

Waren auch die Anfänge der anthropologischen Gesellschaft vor 30 Jahren noch recht bescheiden, so können wir doch heute mit grosser Genugthuung auf die stetige Entwicklung unserer Gesellschaft nach allen Richtungen hin hinweisen, und auch ich hin in der Lage zu stehen, dass wir nicht ohne Segen gearbeitet haben.

Der zur Verteilung gekommene Kasensbericht kann Ihnen auch ein recht erfreuliches Bild über die finanzielle Seite unserer Vereinsthätigkeit geben, liefert er doch den Beweis, dass viel Trübsinn einen Bach geben, der in richtige Bahnen geleitet und fachentsprechend verwendet wird, schliesslich viel Erspriessliches zu leisten vermag.

Fleiss und Sparsamkeit haben auch hier ein recht achtungswerthes Resultat erzielen lassen und den Verein in die Möglichkeit versetzt, für seine wissenschaftlichen Bestrebungen auch stets die nöthigen Mittel zu finden.

Wenn auch unsere Einnahmequellen keine stabilen und höchst bescheidene (3 Mark Jahresbeitrag) sind, so sind wir doch Dank unserer treuen Mitarbeiter immer in der Lage gewesen, nicht nur unsere Ausgaben zu decken, sondern auch einen kleinen Sparpennig für ansehnlichere Ausgaben zurück zu legen, Mittel, die einem wissenschaftlichen Vereine zur Verfügung stehen müssen.

Unsere diesjährige Rechnung schliesst, wie Sie sehen, mit einer Einnahme von 18789,72 \mathcal{M} . (wovon aber noch ziemlich erhebliche Rückstände zu kommen haben) und mit einer Ausgabe von 18061,16 \mathcal{M} . ab, so dass wir trotz unseres sehr hohen Druckkosten-Postens, mit einem Kasennetz von 728,56 \mathcal{M} . abschliessen können, was Sie dies auf der 2. Seite des Berichtes ersehen wollen.

Die einzelnen Ausgabeposten entsprechen vollständig dem bei der letzten Generalversammlung genehmigten Etat, und bedarf es wohl keiner weiteren Begründung derselben.

Ausserordentliche Einnahmen und Ausgaben kamen im abgelaufenen Rechnungsjahre nicht vor.

Die zur Zeit noch rückständigen Beiträge dürften bei der Gewissenhaftigkeit der betreffenden mangelnden Persönlichkeiten wohl in der nächsten Zeit schon eingehen.

Und so möge nun denn das nächste Jahr nicht nur unsere bisherigen Freunde erhalten, sondern uns auch deren noch recht viele zuführen.

Mit diesem für ihren Schatzmeister gewiss sehr berechtigten Wunsche, schliesst derselbe nun seinen Bericht und bittet um Ihre Decharge.

Kassensbericht pro 1904/05.

Einnahme.	
1. Kassenvorrath von voriger Rechnung . . .	1361 74 \mathcal{M}
2. An Zinsen gingen ein . . .	876 --
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres . . .	375 --
4. An Jahresbeiträgen von 1238 Mitgliedern à 3 \mathcal{M} . . .	4582 --
5. Für besond. rs angegebene Berichte od. Correspondenzblätter . . .	10 80
6. Beitrag des Herrn Voweg's & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes . . .	114 14
7. Beitrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Druck des Jahresberichtes . . .	900 --
8. Rest aus dem Vorjahre 1903/04, wofür bereits verfügt (siehe Ausgabe) . . .	10683 34
Zusammen: \mathcal{M} 18789 72 \mathcal{M}	

Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten . . .	965 74 \mathcal{M}
2. Druck des Correspondenzblattes . . .	5654 8
3. Redaktions des Correspondenzblattes . . .	301 --
4. Zu Händen des Herrn Generalsekretärs . . .	600 --
5. Zu Händen des Schatzmeisters . . .	300 --
6. Für Uebersetzungen (aus dem Dispositions-fond) . . .	28 30
7. Für Ausgrabungen erhielt Herr Dr. Mellis in Dürkheim . . .	80 --
8. Zu gleichen Zwecke erhielt Herr Dr. Eildam in Gansshausen . . .	50 --
9. Die Fr. Linz'sche Buchhandlung erhielt . . .	180 --
10. Für das Stenogramm . . .	100 --
11. Der Vereinsdiener erhielt . . .	89 25
12. Dem Münchener Lokal-Verein zur Herausgabe seiner Zeitschrift „Mittheilungen“ . . .	300 --
13. Dem Württemberger Verein zur Förderung seiner Vereinszeitschrift . . .	300 --
14. Für die prähistorische Karte . . .	4045 60
15. Für die statistische Erhebungen . . .	7048 14
16. Für den Kassenfond . . .	300 --
17. Rest in Kassa . . .	728 56
Zusammen: \mathcal{M} 18789 72 \mathcal{M}	

A. Kapital-Vermögen.

Als „Eisener Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebendigen Mitgliedern und zwar:	
a) 4% Pfandbrief der Bayerische Handelsbank Lit. Q. Nr. 19148 . . .	500 -- \mathcal{M}
b) 4% Pfandbrief der Bayerische Handelsbank Lit. E. Nr. 31813 . . .	300 --
c) 4% Pfandbrief der Bayerische Handelsbank Lit. R. Nr. 29189 . . .	300 --
d) 4% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank Ser. XIII (1898) Lit. K. Nr. 40939 . . .	300 --
e) 4% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank Ser. XIII (1898) Lit. L. Nr. 41379 . . .	300 --
f) 4% Kesselfond bei preuss. Staatslotterie L. I. Nr. 186295 . . .	300 --
Hierzu das Dr. Voigtel'sche Legat mit 2000 \mathcal{M} und zwar:	
a) 4% Pfandbrief der Bayerische Vereinsbank Ser. XIII Lit. C. Nr. 40138 . . .	500 --
b) 4% Pfandbrief der Bayerische Vereinsbank Ser. XIII Lit. C. Nr. 40138 . . .	400 --
l) 4% Hypothekbrief-Anteile der Hamburger Bank Ser. 61 Nr. 28458 Lit. C . . .	500 --
k) 4% Hypothekbrief-Anteile der Hamburger Bank Ser. 71 Nr. 28523 Lit. C . . .	500 --
l) Kassenfond . . .	8200 --
Zusammen: \mathcal{M} 6000 -- \mathcal{M}	

B. Bestand.	
a) Haar in Kassa	M 775 56 ♂
b) Horen die für die statistischen Erhebungen und die präh. Karte bei Merck, Fink & Co. deponiren	" 11028 24 "
Zusammen:	M 11802 10 ♂

C. Verfügbare Summe für 1895/96.

1. Jahreseinkünfte von 1700 Mitgliedern à 3 M.	M 5100 — ♂
2. Haar in Kassa	" 728 56 "
Zusammen:	M 5828 56 ♂

In der letzten Sitzung wurde von dem Herrn Schatzmeister der folgende Etat der Versammlung vorgelegt und derselbe einstimmig genehmigt.

Etat pro 1895/96.

Einnahme.	
1. Jahreseinkünfte von 1700 Mitgliedern à 3 M.	M 5100 — ♂
2. An rückständigen Beiträgen	" 250 — "
3. An Zinsen	" 500 — "
4. Haar in Kassa	" 728 56 "
Summa:	M 6628 56 ♂

Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten	M 1000 — ♂
2. Druck des Correspondenz-Blattes	" 250 — "
3. Redaktes des Correspondenz-Blattes	" 200 — "
4. Zu Händen des Generalsekretärs	" 600 — "
5. Zu Händen des Schatzmeisters	" 300 — "
6. Für die Dispositionsfond	" 100 — "
7. Für Ausgrabungen	" 100 — "
8. Für den Stereographen	" 200 — "
9. Für die Herausgabe der Münzverhältnisse	" 200 — "
10. Dem Westerbürgischen Verein	" 200 — "
11. Für die prähistorische Karte	" 200 — "
12. Für die statistischen Erhebungen	" 200 — "
13. Für diverse kleinere Ausgaben	" 28 56 "
Summa:	M 6628 56 ♂

Generalsekretär Herr Prof. Dr. Johannes Ranke. München.

Zum Kassenbericht habe ich noch einiges zu bemerken.

Der Generalsekretär verliest hierauf noch das folgende

Protokoll.

Laut Beschluss der General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft vom 24. bis 28. August 1894 in Innsbruck wurde auf Antrag des Schatzmeisters Herrn J. Weismann Herr F. Straub Buchdruckermeister beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Generalsekretär Herrn Dr. J. Ranke L. Universitäts-Professor, eine Prüfung des Kapitalvermögens (A) sowohl wie Prüfung des Bestandes (B) der deutschen anthropologischen Gesellschaft vorzunehmen und der diesjährigen Generalversammlung zu Cassel Bericht über den betreffenden Prüfungsergebnis zu erstatten.

Die Untersuchungen haben nun untern Heutigen die fragliche Revision mit größter Gewissenhaftigkeit vorgenommen, und können hiermit in erfreulicher Weise konstatiren, dass das „Kapitalvermögen“, wie solches vom Schatzmeister der anthropologischen Gesellschaft in der Innsbrucker Generalversammlung im Einzelnen vorgetragen wurde, und das in Nr. 11 u. 12 des Correspondenzblattes Seite 180 von 1894 gedruckt steht, sowie die angestellten Quittungen des Bankhauses Merck, Fink & Cie. hier über den Bestand für die statistischen Erhebungen intact befunden worden ist.

Wie aus den Detailangaben zu ersehen ist, und fragliche Wertpapiere durchweg sichere 4% Schuldverschreibungen, und ist bei Anlegung der Bauschafften mit grosser Vorsicht seitens der Schatzmeisters Herrn Weismann vorgegangen worden, wodurch wohl an-

zunehmen ist, dass für die Gesellschaft keinerlei Verluste zu befürchten sein dürften.

München, den 3. August 1895.

Firmin Straub,
Buchdruckermeister.

Professor Dr. J. Ranke,
Generalsekretär der deutschen anthrop. Gesellschaft.

Der Generalsekretär fortführend:

Ich glaube, dass wir auch in dieser Beziehung dem Herrn Schatzmeister den besonderen Dank für seine Bemühungen aussprechen können, und dass das im vorigen Jahre Gewünschte hienüt zur vollen Befriedigung der Gesellschaft erledigt ist.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Es wird beantragt, in die Revision des Kassenberichtes einzutreten, und ich schlage ihnen vor, dass Herr Dr. André, Oberstabsarzt Kuthe und Orts-Geschäfts-Führer Dr. Menze zu Rechnungsrevisoren ernannt werden mögen, der Bericht wird dann in der letzten Sitzung von den Herren erstattet werden.

(Die Herren Kassen-Revisoren sprachen in der dritten Sitzung die Entlastung des Schatzmeisters mit lebhaftem Dank für dessen sorgfältige Kassaführung aus.)

Wissenschaftliche Vorträge.

Herr Oberstlieutenant a. D. Freiherr von Brackel-Mexico:

I. Die geographisch-statistische Gesellschaft in Mexico. II. Über Reste eines von Freiherrn von Brackel entdeckten Systems prähistorischer Kunststrassen an der Westküste von Mexico.

I. Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich heute mich veranlasst sehe in dieser hochgeachteten Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft das Wort zu ergreifen, vor so vielen Männern der Wissenschaft, deren Haupt mit den immergrünen Lorbeerkränzen des Ruhms gekrönt ist, welche nicht nur Deutschland, sondern die ganze gebildete Welt ihnen gerpend hat, so kann ich dabei nicht gewiss nicht auf meine geringen Verdienste stützen, der ich es versucht habe als Deutscher für die Ausbreitung eines besseren Erkennens deutschen Wissens, Willens und Könnens zu arbeiten, und als Mexikaner, die weiter breiteten und tief eingewurzelt Vorurtheile bekämpfe, die über mein Adoptivvaterland in der öffentlichen Meinung herrschten.

Als eines der vierzig wirklichen Mitglieder der geographisch-statistischen Gesellschaft Mexicos, und dem Einzigen derselben welches in Deutschland weilte, bewegt mich nur zum Sprechen in dieser hochansehnlichen Versammlung die Erfüllung der angenehmen und für mich ehrenvollen Pflicht der deutschen anthropologischen Gesellschaft bei ihrer 26. allgemeinen Jahresversammlung in dieser schönen Stadt, den brüderlichen Gruss und freundschaftlichen Handschlag der Ältesten und hochangesehensten, wissenschaftlichen Gesellschaft Mexicos zu überbringen um dadurch engere und innigere Beziehungen durch den Austausch gegenseitiger wissenschaftlicher Arbeiten anzubahnen.

Die mexikanische geographisch-statistische Gesellschaft wurde schon in den ersten Jahren nach der Unabhängigkeitserklärung durch den Generalpräsidenten Guadalupe Victoria gegründet und blickt deshalb als drittälteste aller geographischen Gesellschaften der Welt, auf eine fast 70jährige Thätigkeit zurück, die

zum grossen Theil in ihrem Boletín niedergelegt ist, von dem jährlich 12 Hefte erscheinen, und erlaube ich mir eines derselben der hochverehrlichen Versammlung zur Ansicht vorzulegen, sowie eine Photographie ihres effizienten Sitzungssaales.

Männer von der Bedeutung eines Aleman, Manuel Orozco y Berra, Peña y Peña, Sebastian Segura, Altamirano, Francisco Pimentel y Heras, Joaquin Garcia Jorbalaceta und viele andere haben ihr im Laufe der Zeiten angehäuft und andere gehören ihr noch jetzt an, doch nenne ich nicht gerne Namen von Lebenden, da deren Bescheidenheit mir wenig Dank für diese in sich gerechtfertigte Namhaftmachung eintragen würde.

Die von der Regierung des Landes gegebenen Statuten der Gesellschaft sind denen der Akademie der Wissenschaften in Paris sehr ähnlich; ihre Mitglieder theilen sich nach denselben in 40 wirkliche Mitglieder (*socios de número*), in Ehrenmitglieder (*socios honorarios*) und Correspondirende Mitglieder (*socios correspondientes*) deren Zahl unbeschränkt ist und die im Lande selbst wissenschaftliche Hilfsabtheilungen bilden; im Auslande zählen an denselben hervorragende Männer auf allen Gebieten der Wissenschaft, unter denen auch die Deutschen eine nicht unbedeutende Anzahl aufweisen können.

Wenn auch die geographisch-statistischen Studien die Hauptbeschäftigung der Gesellschaft bilden, so umfasst dieselbe statutenmässig doch alle Gebiete der Wissenschaft und zählt auch unter ihren Mitgliedern einige bedeutende Algorithmenforscher und Anthropologen, die sich mit Eifer und Vorliebe Studien betreiben die analog mit den Betreibungen dieser hochgeschätzten Versammlung sind.

Die geographisch-statistische Gesellschaft Mexikos nimmt bei der Regierung in wissenschaftlichen Fragen und Entscheidungen die Stellung einer beratenden Körperschaft ein, und daher ist ihr ständiger erster Präsident der jedesmalige Minister der Öffentlichen Arbeiten (*Secretario de Estado del ramo de Fomento*), welche Stellung schon seit einigen Jahren der Ingenieur Don Manuel Fernandez Leal einnimmt. Der Vicepräsident, der die Leitung der Geschäfte und der Verhandlungen in seiner Hand hat, wird von den Mitgliedern der Gesellschaft gewählt und ist zur Zeit der Rechtsanwalt Don Felix Romero, Präsident und Mitglied des höchsten Gerichtshofs der Nation.

Unsere Gesellschaft steht schon seit langen Jahren in wissenschaftlichem Verkehr, mit fast allen geographischen Gesellschaften der Welt und vielen der herrschenden wissenschaftlichen Akademien, Institute und Korporationen Europas, Nord- und Südamerikas, Australiens und Asiens, deren Aufzählung ich weder vollständig geben könnte und welche diese Versammlung nur ermüden würde, daher erwähne ich nur die geographischen Gesellschaften von London, Paris, Petersburg, Neu-York, Wien und Berlin, sowie die Akademie der Wissenschaften in Madrid, das Institut der deutschen Seewarte in Kiel und das Smithsonian in Washington.

Ich habe geglaubt es dürfte diese Versammlung interessieren einige kurze Notizen über andere mexikanische geographische Gesellschaft zu hören an die Wege zu freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehr mit denselben anzubahnen und zwar in einem Lande, das für die anthropologischen Studien ein so weites und wichtiges Feld eröffnet.

II. Ich erlaube mir nun trotz der knapp bemessenen Zeit und der Unvollständigkeit meiner Notizen auf ein

Thema überzugehen, welches hoffentlich diese Versammlung von der Wahrheit meiner vorstehenden Behauptung überzeugen wird, da es einen wissenschaftlich fast ganz unerforschten Landstrich behandelt, wie es deren in ähnlicher Lage noch manche andere in Mexico bei seinen riesenhaften Ausdehnungen gibt.

Ich will dieser hochverehrlichen Versammlung von dem Distrikt von Coacoman erzählen, der zum Staate von Michoacan, dem alten Königreiche der Tarascan gehört, einem der wichtigsten Volkstämme die Neu-Spanien einverleibt worden, aus welchem letzteren die jetzige Herabk. Mexiko hervorgegangen ist.

Es ist leider ein grober Irrthum immer von der Republik Mexico als dem Lande der Azteken zu sprechen, denn selbst nach dem Verluste ungefähr eines dritten Theils Neu-Spaniens, der durch den ungerechten Krieg der Vereinigten Staaten im Friedensschluss von Guadalupe der jetzigen Republik entzogen wurde, ist es doch nur ein sehr kleiner Theil seines bestehenden Territoriums, der von dem kriegerischen und herrschüchigen Volkstamm der Azteken beberricht wurde, wenn dieser auch das wichtigste der indianischen Reiche jener Zeit darstellte dessen Fall die Unterwerfung der übrigen erleichterte.

Durch die Sprachforschungen des schon einmal genannten Don Francisco Pimentel y Heras ist es nachgewiesen, dass in der jetzigen Republik noch 57 verschiedene Sprachen, nicht Dialekte, auf elementare verschiedene Volkstämme hinweisen, von denen ich nur das Nabalni oder Asteckische, das menosilische Otomie, das Tarasckische, das Zapotekische und die Mayasprache anführen will, die his jetzt in weiten Länderstrichen gesprochen werden. Von der Wahrheit dieser Aussage können sich meine verehrten Zuhörer durch das Studium der vergleichenden Grammatik der mexikanischen Sprachen Pimentel's, oder durch das der überlitterlichen Stammtafel der mexikanischen Sprachen, meines leider zu früh verstorbenen Landmannes, des Herrn Isidoro Epstein, überzeugen.

Der Staat von Michoacan ist ungefähr so gross wie die Provinzen von Hannover und Westfalen zusammengenommen wenn man dann den Regierungsbetrieb Hessen legt; derselbe dehnt sich von dem Hochebenen aus bis hin zu den Küsten des Stillen Meeres, die sich an dieser Stelle von Nordwesten nach Südosten hinziehen.

An dieser Küste liegt der erwähnte Distrikt von Coacoman; im Nordwesten trennt ihn vom Staate Colima der Rio del Nandari, auch die Coahuayana genannt; im Südwesten wird er vom Rio de las Balsas begrenzt, der sich aus dem Zusammenfluss des Rio de Mezcala und des Rio grande de Tepalcatepec bildet, welcher letztere den Distrikt im Nordosten von dem übrigen Territorium des Staates von Michoacan scheidet, und sozusagen ein ziemlich reguläres Parallelogramm bildet dessen Länge ungefähr vier mal mehr als 30 geographische Meilen ist und dessen Breite sich mindestens auf 16 bis 30 geographische Meilen erstreckt.

Da bei der ungeheuren Ausdehnung Mexikos, dessen Grösse der des ganzen Centraluropas gleichkommt, fehlen noch sehr viele genaue Messungen und daher sind auch die Karten des Landes noch sehr ungenau und besonders in abgelegenen Theilen verdienen dieselben sehr wenig Glauben und geben kaum ein annäherndes Bild derselben, so z. B. ist in denselben im Distrikt von Coacoman die Sierra madre als ein einziger Gebirgszug dargestellt der dieselbe parallel mit der Küste laufend durchquert, während dieselbe in Wirk-

lichkeit aus drei parallel unter sich laufenden Gebirgszügen gebildet wird, die sich von Norden nach Süden erstrecken und deren mittlere von dem gewaltigen Cerro de la Palma real gekrönt wird, der ihm seinen Namen gibt.

Im Herbst des Jahres 1878 habe ich zum ersten Male diesen merkwürdigen District bereist und einen grossen Theil des Jahres 1879 in demselben zugebracht, später denselben im Frühjahr 1882 noch einmal besucht; heidemale im Auftrage der Föderalregierung.

Meine erste Reise, von der ich hauptsächlich dieser hochverehrten Versammlung berichten will unternahm ich von Apaxtangan aus, dem berühmtesten Kopfschmerzort, der aber zu gleicher Zeit der geschichtlich berühmtesten Hauptstadt des Heimalandes von Michoacan ist, in welchem zur Zeit der Unabhängigkeitskriege der erste mexikanische Kongress tagte, der sich ein unvergessliches Denkmal durch die Abschaffung der Sklaverei in Neu-Spanien setzte.

Von diesem Ort aus begah ich mich nach Aguillita, jetzt zu Ehren des Kaisers Agustin I, Aguillita de Iturbide genannt, und von dort über die Junta de los Rios, durch die Barráncas de Marta, nach dem Cerro de la Palma real, am von dort durch die Barranca seca, nach Coira, Pomaró und die Bai von Maruata zu gelangen.

In Aguillita, einem kleinen Orte, auf reizender Hochebene am nordöstlichen Abhange der Serrania de la Palma real gelegen musste ich einige Tage verweilen und am die Zeit auszunutzen wurde eine kleine Gesellschaft gebildet, die sich mit der Aufgrabung einer Ayacata beschäftigte. Ayacata nennt man nämlich die kleinen künstlich geformten Bergbügel, welche die Grabstätten indianischer Könige und Heerführer bedecken. In der erwähnten Ayacata befanden sich neben dem Knochenbesten häufig vorkommende Waffen, eine Opferschale, die ein kleines Häufchen Goldstaub enthielt, welches sich unter die übrigen Unternehmer vertheilte; für mich nahm ich in Besitz als das Wichtigste, einen Phallos von grünem Selenit, dieses Urzeichen väterlicher Machtvollkommenheit und Gewalt den die Schöpferkraft verleiht, den schon die ägyptischen Könige als Zepter führten und dessen sich der indische Fürst unbedingt als Zepter, Kommandostab und Waffe im Leben bedient hatte.

Dieser Phallos hat ungefähr eine Totallänge von 23 cm; der grade schön polirte Theil eine von 19 cm; am oberen Theil hat er 2 1/2 cm Durchmesser der sich nach unten bis auf 2 cm verjüngt. Der oberste Theil hat bei einer Länge von 4 cm, einen Durchmesser von 4 1/2 bis 5 cm in seiner grössten Breite, und bildet zwei eiförmige Theile, von denen jedes ein ziemlich roh gearbeitetes Menschengesicht zeigt, von denen das eine ein männliches, das andere ein weibliches darzustellen scheint. Das Ganze bildet somit eine kleine Keule, oder besser gesagt, einen Todtschläger, wohl geeignet mit einem Hiebe einanschlagen.

Es ist dies der erste und einzige Phallos der je in Mexiko gefunden worden ist; die Wanderungen die dieser höchst merkwürdige Stein später gemacht hat dürften meine Zuhörer wohl weniger interessieren als die Noth, dass dasselbe sich seit dem Priesterjubiläum S. H. des Papstes Leo XIII. in den vatikanischen Museen befindet und zwar eingeschlossen in ein Etnoi von den feinsten und seltensten aller Holzarten Mexikos, welche im Volksmunde Guero de reich (Ladinerhaat) genannt wird. Das Etnoi ist reich mit Silber beschlagen, der Deckel trägt ein sehr silbernes Monogram, das die Buchstaben M. G. enthält, und an der untern Seite

des Etnoi befindet sich ein gedruckter Karton mit der Beschreibung des Fundortes sowie mit meiner Namensunterschrift versehen.

Wenn ich diesen Fund eines ägyptischen Phallos an den Westküsten von Mexiko, mit dem im Staate von Veracruz, also an der Ostküste, aufgefundenen gigantischen, sphinxähnlichen Negerkopf in Verbindung bringe, so wie auch mit der zum verwechseln grossen Aehnlichkeit der Mayaschen Skulpturen auf der Halbinsel Yucatan, kann ich mich nicht der Ueberzeugung entziehen, dass die Erzählungen der griechischen und römischen Schriftsteller von der Atlantis sich nicht auf reine Fabeln begründeten, sondern dass den Aegyptern unbedingt schon die Neue Welt im grössten Aetherthum bekannt war.

Meine hochverehrten Zuhörer mögen mir nun gütigst erlauben, da ich nun einmal schon von Grabstätten und dem von mir gemachten interessanten Funde gesprochen habe, dass ich noch bei diesem Punkte verweile, da ich bei der erwähnten Reise eine sehr grosse Anzahl derselben aufgefunden habe.

Die Urbewohner des Landes hatten nämlich die poetische Idee ihrer Todten möglichst nahe dem Himmel und ihren Göttern zu begraben und deshalb trugen sie dieselben, gewiss oft unter den grössten Schwierigkeiten, auf die Kämme und Ausläufer der höchsten Berge und dort findet man dieselben mit Leichtigkeit und in grosser Anzahl.

Wenn der betreffende Todte ein Fürst, ein Heerführer, ein hochverdienter Mann war, so bäuften sie eine Ayacata über der Grabkammer auf, das heisst eine kleineren oder grösseren Hügel, besser gesagt eine Art von Pyramide. Wenn das Terrain sich zu solcher Arbeit nicht eignete, so pflanzten sie einen Baum über die Grabstätte, der im Laufe der Jahrhunderte zuweilen ein Riesenbaum geworden ist, und umgaben denselben mit einem kreisrunden Zaun hergestellt aus häufig 4 bis 6 Fuss langen, schmalen, unearbeiteten zweiten oben zugespitzten Steinen. Um so ein Hauptgrab herum, wurden dann später die weiteren Mitglieder der Familie begraben, aber kein Baum auf das neue Grab gepflanzt, wohl aber dasselbe immer wieder durch ein kreisrundes Staket von Steinen bezeichnet, die aber je nach Rang niedriger und kleiner ausgewählt wurden, bis dieselben sich auf kleine Kreise von faustdicken Kueln beschränkten; einigemal habe ich bis zu 14 und 15 oder mehr solcher niedriger Gräber, die ein grösseres umgaben gezählt, aber die immer als eine gemeinsame Grabstelle von gradlienen Steinreihen eingeschlossen waren.

Auf dem Hauptgrad der am Nordabhalle auf die felsige Spitze des Cerro de la Palma real führt, nicht weit von dem Runcho, welcher der Familie des D. Gregorio Mendona gehört, findet sich ein Lieblingsgrabstättenplatz der prähistorischen Bewohner jenes merkwürdigen Länders, denn er dehnt sich wohl über einen Kilometer lang dort oben unter der Felskuppel des gewaltigen Berges im Schatten hundertjähriger Fichten aus.

Keinen höheren Bergrücken habe ich dort gefunden auf dem ich nicht verschiedenen Ayacatas und Grabstellen begegnet bin; eine besonders grosse Ayacata erinnere ich mich im Anfange der Barranca seca gefunden zu haben, am westlichen Fusse des oben genannten Berges und nicht weit von den Resten einer angesehenen Ortschaft, die sich wohl eine Legua (5000 m) lang an den Ufern des Flüsschens, welches diese Schlucht bewässert, dahinzieht. Weiter unten habe ich dann in der Nähe eines kleinen Banergrutes

eine grosse Höhle besucht die wohl zur Begränzungslinie dem niederen Volke gedient hat, denn sie war ganz angefüllt von menschlichen Knochenresten aus ältester Zeit.

Grosses Interesse für die anthropologischen Studien über die prähistorischen Bewohner, ihre Kultur und Lebensweise in diesem noch ganz jungfräulichen und unerforschten Distrikt, könnte durch die Erschliessung und Erforschung dieser Gräber der Wissenschaft gehoben werden und diese Erschliessung berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, wenn das einzige Grab, welches erschlossen wurde, nichts tieferes bot als einen mexikanischen Phallus; ein Fingerzeig aus dem fernsten Westen, über den Ocean hinweg nach dem tausendjährigen Reich der Aegypter, dem ältesten Kulturvolke des Ostens.

Nicht weniger Interessant sind die prähistorischen Kunststrassen, die ich auf der schon genannten Reise in dem vorerwähnten Distrikt entdeckte, welche ein ganzes Strassensystem bilden, von denen ich drei kennen lernte, von zwei weiteren sichere Nachrichten besitze, und deren wie man sagt noch mehrere andere existiren sollen, die sich aber alle auf einen Punkt zu concentriren scheinen, sei es die schon genannte Bai von Marasta, sei es auf die sagenhaften Goldminen, welche im Volkssprache Motines de oro genannt werden, deren Lage aber unbekannt ist.

Die Sohlen der tiefen Schluchten, mit ihren tausenden Gewässern, die bei den tropischen Regengüssen gewaltige Steinblöcke dahinwälzen, Wasserfälle bilden etc. etc. sind ganz ungangbar; die Indianer späterer Zeiten gingen daher meistens über die höchsten Berggipfel und die Spanier folgten deren Pfaden und so fand ich nun in diesem gebirgigen Distrikt zu meinem grössten Erstaunen Reste von Strassen, die ganz kunstgerecht an den mittleren Abhängen tracirt waren, wie sie in unserer Zeit nicht kunstgerechter angelegt sein könnten.

Die Strassenstrecken die ich berittien, haben eine Breite von 6 bis 7 Fuss, sind mit unbehauenen grossen Steinblöcken belegt, die sehr geschickt ineinander gefügt sind, ungefähr wie die ätrömischen Strassen die man im Albanergebirge und andern Gegenden Italiens findet. Es ist dieser Pflasterung, wegen des Wasserabflusses eine sehr schwache Abdachung nach der Seite der Strasse gegeben, die nach dem Abhange der Bergschicht liegt. Die Beobachtungen an dem Abhange in dem die Strasse eingeschritten, sind theilweise noch jetzt mit Steinen bekleidet um das Abrutschen derselben zu vermeiden.

Auf der Seite des Absturzes sind diese Strassen mit einer ein bis zwei Fuss hohen Erdmauer versehen, die jedoch meistens aus dem beim Ausheben des Weges stehengebliebenen Erdboden besteht, doch sind in derselben Abfälle für das sich ansammelnde Regenwasser auf ungefähr je 100 Schritt angelegt, die auf der Sohle mit Steinplatten belegt und an den Wänden durch in spitzem Winkel aneinander gelegte ebensolche Steinplatten verkleidet und eingewölbt sind.

Nach viel hundertjährigem Bestehen sind diese soliden Strassenbauten noch sehr gut erhalten bis auf die Punkte wo Unverstand die Steinplatten weggerissen hat oder wo ein schiebendes Ritzen gefallenes Saamenkorn Wurzel faeste und zum mächtigen Baum herangewachsen mit eben diesen seinen Wurzeln die Steinplatten auseinander sprengte.

Meilenweit kann man zuweilen auf gegenüberliegenden Bergabhängen die vollendet schöne Tracirung der Strassen in ihrem allmählichen Auf- und Absteigen verfolgen.

Die Hütchen fehlen jetzt vollständig, sowohl über die Bergwässer als über die tief eingeschnittenen Schluchten, welche diese Strassen kreuzen und trotz genauester Nachforschung an den Abhängen und auf der Sohle der Schluchten, sind von denselben absolut keine Spuren zu entdecken. Da jedoch die Tracirung auf der gegenüberliegenden Seite fortfährt, setze ich voraus dass der Uebergang durch Hängebrücken aus den mächtigen Ranken tropischer Schlingpflanzen hergestellt wurde, wie dieselben bis zum heutigen Tage noch zuweilen von den Bergbewohnern verfertigt werden, und von denen ich die über 80 m lange, welche über den Rio del Naranjo zwischen dem Rancho del Naranjo und der Hacienda de Trojes führte, auf dem Wege von Coalman nach Colima, persönlich benützt habe und die erst seit wenigen Jahren durch eine steinerner ersetzt ist.

Die dritte dieser Kunststrassen, die ich öfters benützt habe, liegt in einem ziemlich breiten Thal und führt von Fomaro nach Coiro, doch ist sie nur auf einer kurzen Strecke erhalten, dort hört aber fast das Ansehen einer unserer modernen Chausseen, mitschattenden Bäumen an beiden Seiten bepflanzt und mit Gräben zum Abfluss des Wassers versehen.

Leider sind grosse Strecken dieser prähistorischen Kunststrassen im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden, aber eine genaue kartographische Aufnahme der Reste und der Gegend könnte jedenfalls die Organisation dieses Systems wiederherstellen und Aufklärung darüber bringen ob dasselbe seinen Knotenpunkt in der Bai von Marasta hatte oder in dem sagenhaften Motines de Oro; jedenfalls aber würde diese Arbeit ein glänzendes Zeugnis für die Kultur und Lebensweise jener längst in Vergessenheit gerathenen Urbewohner liefern.

Sollte vielleicht diese flüchtige Schilderung das Interesse der deutschen anthropologischen Gesellschaft für diesen wenig bekannten Distrikt Michoacan's erwecken können, um gemeinschaftlich mit der geographisch-statistischen Gesellschaft Mexiko's erstere und vollständiger Erforschungen in Ansehung zu bringen, so würde daraus das Hand sich bilden, welches Beide in gemeinsamen Bestrebungen vereinte. Könnte dieses Ziel erreicht werden, so würde ich mich glücklich schätzen diesen Impuls gegeben zu haben, denn man muss wie die Menschen, so auch die Völker miteinander bekannt machen damit sie sich achten und schätzen lernen, und denn werden bald auch die Gefühle gegenseitiger Freundschaft und Liebe zum Durchbruch kommen.

Diese Wege anzuhähen, diese Strömungen in Fluss zu bringen zum Heile der Völker und Nationen, wer könnte dann mehr berufen sein, als die Männer des Geistes und der Wissenschaft, die ich hier nun mich versammelt sehe und dass sie sich dessen bewusst werden, das walte Gott!

Freiherr von Andrian-Werbnburg, (welcher inzwischen den Vorsitz übernimmt):

Ich erlaube mir, Herrn Oberlieutenant Freiherrn von Brackel den besten Dank für die interessanten Ausführungen auszusprechen.

(Schluss der I. Sitzung.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft; München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 1. October 1895.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1895.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwort. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel vom 7. bis 11. August 1895.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

Zweite Sitzung.

Inhalt: Der Vorsitzende Waldeyer eröffnet die Sitzung. — Grabowsky: Ueber die grossen neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig. Dazu E. Fraas. — J. Ranke: Zur Anthropologie des Rückenmarks. Dazu Lehmann, Mies, J. Ranke. — Alberg: Vorstellung eines Microcephalen. Dazu Mies, Waldeyer, Mies. — Der stellvertretende Vorsitzende Freiherr von Andrius übernimmt den Vorsitz. — Waldeyer: Welche Art der Anthropoiden sieht in ihrem Bau dem Menschen am nächsten. Dazu J. Ranke, E. Fraas, G. Fritsch. — Kossinna: Ueber die vorhistorische Ausbreitung der Germanen. Dazu Küthe. — Mies: Ueber die Form des Gesichtes. Dazu Zanz, Mies, Zanz, Waldeyer, Mies, Waldeyer. — G. Fritsch: Die graphischen Methoden zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer.
Berlin eröffnet die Sitzung um 10 Uhr 40 Minuten.

Herr Museums-Assistent F. Grabowsky-Braunschweig sprach „Ueber die grossen neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig“. Redner schilderte zunächst das aus den jüngsten diluvialen Bildungen, sogenannten Thalsanden, bestehende Terrain im Gebiet der Wabe und Schunter, in dem innerhalb der letzten drei Jahre die Fundstellen 1) von Quernm, 2) an der Mittelriede, 3) am Wege zwischen Wendu und Biederode, 4) in den Dünen von Biederode, 5) am Osterberge bei Rühme und 6) am Sandberge 6-tlich von Quernm aufgefunden und ausgebeutet wurden.

Insgesamt sind auf diesen Stellen bis jetzt 3600 Stück bearbeitete Feuersteine (und viele Uranscherben) gefunden worden, in den Dünen von Biederode allein 2120 Stück, wo somit die grösste Werkstätte gewesen zu sein scheint. Denn dass man es mit Werkstätten zu thun hat, darauf weisen die zahlreichen Steinkerne, Klopfeisne, Abfälle, missglückte und fertige Geräthe, im Feuer weich und risig gewordene Feuersteinstücke u. s. w. hin. An der Hand von grossen Serien von Feuersteingeräthen (ca. 1500 auf 30 Tafeln geordnet) als Messern, Haud- und Hohlsehavern, Kratzern, Pflömen, Steinkeilen und unendlich Speer- und Pfeilspitzen der verschiedensten Art, wies Redner auf den grossen Formreichthum hin, den der neolithische Mensch seinen primi-

tiven Waffen und Geröthen zu geben wußte. Ganz besonders belangreich sind die genannten Fundstellen durch das Auftreten wenig kleiner sehr sauber secundär bearbeiteter Geröthe und Waffen, namentlich von Pfeilspitzen, die unter dem Namen der „geröthelichten Pfeilspitzen“ bisher nur vereinzelt an wenigen Fundstellen beobachtet sind. Sie treten in drei leicht unterscheidbaren Typen auf, die Redner an der Hand vergrößerter Skizzen erläutert. Redner, der auf die weite geographische Verbreitung dieser zierlichen Pfeilspitzen (Europa, Asien, Amerika) hinweist, behält sich eine monographische Bearbeitung über diesen Gegenstand für die nächste Zeit vor. Bemerkenswerth ist auch die grosse Uebereinstimmung in den Formen, welche die ausgestellten Geröthe mit den, namentlich von Bracht in der Lüneburger Heide, in der Nähe des Wilsder Berges, gefundenen zeigen (cf. Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, 1880, Nr. 162, Taf. 1—XVI). Neuerdings von Redner gemacht gleichartige Funde bei Rieseberg, nördlich von Königslutter, und ebenso, im städtischen Museum zu Braunschweig befindliche von Ubr, im Hasenwinkel, lassen die Vermuthung gerechtfertigt erscheinen, dass in nördlicher Zeit in dem angedeuteten Gebiet der Thalsande eine ziemlich dichte, wahrscheinlich eibeiheilige Bevölkerung angesiedelt war, deren südlichste Ausläufer bis vor den Thoren der tausendjährigen Brunonenstadt nachzuweisen sind.

Herr Professor Dr. E. Fraas-Statgart:

Hier glänze, man darf um so mehr die Ansicht des Herrn Dr. Grabowsky billigen, dass wir hier locale Werkstätten vor uns haben, da sich das Material, soweit wir es eben zu prüfen Gelegenheit hatten, durchgehend als ein einheimisches erkennen lässt; es sind die in jener Gegend häufigen Kiesel aus der Kreideformation, welche dort theils anstehend, theils in dem diluvialen Schotter sich finden.

In dieser ausschliesslichen Benutzung von einheimischem Material liegt ein gewisser Gegensatz zu unserem süddeutschen Vorkommen, wo wir so viel fremdes Gestein zur Bearbeitung eingeführt sehen. Wir dürfen wohl hieraus den Schluss ziehen, dass unsere södösterreich und speciell die schwäbischen Funde aus dieser Periode von Völkern herrühren, die weite Wanderungen gemacht und das Material mitgebracht haben, im Gegensatz zu dieser offenbar sehr lange ansässige Bevölkerung, welche den eigenen Boden nach geeignetem Material durchsuchte.

Herr Professor Dr. Johannes Ranke:

Zur Anthropologie des Rückenmarkes.

Wir feiern in diesem Jahre die 25jährigen Jubiläen der anthropologischen Gesellschaften in Deutschland, aber das Jahr 1895 ist gleichzeitig das Jahr des 100jährigen Jubiläums der Begründung der Anthropologie als selbständige wissenschaftliche Disciplin in Deutschland. Im Jahre 1798 erschien Blumenbach's für die Anthropologie in jeder Hinsicht grundlegendes Werk: *De generis humani varietate nativa* oder wie er wohl selbst den Titel versteht hat: „Ueber die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengelecht“ in 3. Auflage; die Erstlings-Arbeit und Doctor-Dissertation des jungen Studenten war darin zu dem ersten Lebrbuch der Anthropologie umgearbeitet.

Wie viel Curvier und der vortreffliche vergleichende Anatom Peter Camper an dem Ausbau der ersten

Grundmanern der Anthropologie mitgearbeitet haben, möchte ich heute hier nicht erörtern, aber eines Mannes, eines Deutschen, Verdienste um unsere Wissenschaft möchte ich speciell hervorheben, es ist S. Th. Sommering, dessen Name und Verdienst einen Glanz auf unsere schöne Congressstadt Cassel wirft, die uns so freundlich eingeladen hat und so gastfreundlich bewirthe. Hier in dem berühmten anatomischen Theater in Cassel hat er einen grossen Theil seiner anatomischen Studien gemacht, hier hat er auch das Material studirt, welches er zu seinem berühmten Werke verarbeitet: „Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer“, von welchem ich Ihnen hier ein Original-Exemplar zeigen kann. Während Blumenbach in eigenem Lateinisch schrieb, ist Sommering's Werk in einem Deutsch abgefasst, welches den Verfasser den Klassikern der deutschen Sprache anreicht, der wissenschaftlichen Werth stempelt die Untersuchung zu einer anthropologischen Monographie ersten Ranges und unvergänglichem Werthe. S. hat die Gelegenheit benützt, welche hier in Cassel zum Studium der Neger, durch eine ganze Colonie von Vertretern dieser Rasse gegeben war. Er beobachtete sie lebend zu Dutzenden, trat im Bade* und konnte auch mehrere Sektionen an Ueberlebenden anführen sowie die Skeletts studiren, welche in der Sammlung des anthropologischen Theaters aufgestellt waren.

S. kommt zu dem Schlusse, dass die Neger volle Menschen sind, dass sie sich aber doch durch einige, wie wir jetzt sagen würden, anthropische Merkmale von dem Europäer unterscheiden, unter denen vor Allem die geringere relative Grösse des Gehirns hervorzuheben wird.

Am berühmtesten ist unter den Resultaten S.'s die Entdeckung geblieben, welche schon damals das grösste Aufsehen gemacht hat, dass die peripherischen Nervenstämmen im Verhältnisse zum Gehirn feiner, weniger massig sein, als bei den Thieren, der Neger sollte relativ etwas größere Nerven haben als der Europäer. Schon in dem citirten Werke hatte S. Grund, dieses durch Beobachtung gefundene Resultat gegen missverständliche Anlegung durch Naturphilosophen zu wahren. Während man das Resultat so deuten zu dürfen glaubte, dass durch die steigende Kultur die Nerven immer „feiner“ werden, weist er energisch darauf hin, dass die Nerven der Culturmenschen, an sich betrachtet, keineswegs sehr fein seien, oder feiner als die des Negers, sie sind nur „feiner“ relativ, d. h. im Verhältnisse zur Gehirngrösse.

Man hat das Ergebnis S.'s der alten Anschauung und Lehre von Aristoteles, dass der Mensch unter allen animalischen Wesen das grösste Gehirn habe, substituirt, da man das nach dem Bekanntwerden des Gehirns des Elephanten und des Wallfisches nicht mehr festhalten konnte und da man auch gefunden hatte, dass kleine Säugethiere (Ratten) und namentlich die kleinen Singvögel, noch relativ in Beziehung des Gehirngewichts zum Körpergewicht, dem Menschen gleichstehen oder ihn übertrifft; so sagt z. B. Blumenbach: der Mensch hat nicht das absolute grösste Gehirn, das letztere ist nur, nach S.'s Entdeckung, grösser im Verhältnisse zu der Dicke der Nervenstämmen.

S.'s Untersuchungen dieses Verhältnisses des peripherischen Nervensystems im Vergleich mit der Gehirngrösse wurden, so viel ich sehe, in der gleichen Weise nicht wiederholt. Es mag das z. Th. darin seinen Grund haben, dass die Dicken- oder Massenbestimmungen der Nervenstämmen schwierig auszuführen sind

und wenig genaue Resultate ergeben. Bekanntlich hat man andere Methoden in Anwendung gezogen, unter denen sich in der letzteren Zeit namentlich die Bestimmungen Meynert's über die verschiedene Dicke des Hirnschalenflosses und der Haare, ein gewisses Ansehen erworben haben, ohne jedoch selbst wesentlich über den Werth schätzender Vergleichung heraus zu gehen.

Suchen wir zunächst die Frage genauer zu präciren:

Der Mensch bedarf an den animalen Verrichtungen: Empfindung und Bewegung, wie zu den vegetativen: Ernährung und Reproduktion, ein der Grösse und Masse seines Körpers und seiner Organe entsprechend massig angelegtes Nervensystem, welches dem gleichgrosser und gleichmassiger Thiere, s. B. dem des Gorilla, nicht nachstehen wird (s. Tab. 3). Der Mensch überragt aber alle Thiere durch seine Gehirnfunktionen, das Gehirn ist dem entsprechend mächtiger entwickelt; bei dem Vergleich des Gehirns mit dem übrigen Nervensystem sollte daher ersteres ausnahmslos ein entsprechendes Uebergewicht zeigen. Das ist die Frage.

Da es schwer ist, das peripherische Nervensystem, die Nervenstämmen und Zweige, mit genügender Exactheit zu messen, habe ich neuerdings begonnen, Wägungen des Rückenmarks im Verhältnis zu dem Gehirn anzuführen. Im Rückenmark haben wir ein Centrum rein thierischer Funktionen bei dem Menschen ebenso wie bei allen Wirbelthieren, durch das Rückenmark wird die Haupt-Innervation des ganzen Rumpfes besorgt soweit sie einen niederen mechanischen Charakter trägt. Es muss sonach a priori angenommen werden, dass die Masse des Rückenmarks in einem, auch mathematisch nachweisbaren Verhältnis zu der Masse des Rumpfes und seiner Organe steht, es muss hier ein physikalisch-mathematisches Gesetz der Beziehungen zwischen Körper und niederem Nervensystem bestehen, von welchem auch der Mensch keine Ausnahme machen kann, während er durch die übermächtige Entwicklung seines Gehirns aus der übrigen animalen Reihe heraustritt.

Um dieses Verhältnis exact messend festzustellen, wurde das Gehirn in der gewöhnlichen Weise, von den Häuten befreit, gewogen und zwar mit dem verlängerten Mark, welches an der Spitze der „Schreibfeder“ quer vom Rückenmark abgetrennt wurde. Das Rückenmark wurde ohne Häute und nach Abtrennung aller Nervenwurzeln, selbstverständlich auch der Cauda equina, gewogen.

Wie das peripherische Nervensystem des Rumpfes, so bedarf der Mensch, einfach als animaler Wesen ganz unabhängig von seiner Gehirn-Abbildung, auch derselben Sinnesorgane wie alle Wirbelthiere. Auch sie gehören zum peripherischen Nervensystem und sollten daher, wenn die Stömmering'sche Angabe sich Recht besteht im Verhältnis zum Gehirn kleiner, weniger massig, sein als bei den Wirbelthieren. Um darüber eine Beobachtung zu machen, habe ich die Augen gewogen und ihr Gewicht mit dem des Gehirns verglichen.

Die erste Frage unserer Untersuchung stellt sich danach so:

a) ist das Rückenmark des Menschen im Verhältnis zum Gehirn weniger massig, wiegt es relativ weniger als das der Wirbelthiere.

b) sind die beiden Augen des Menschen im Verhältnis zum Gehirn weniger massig, wiegen sie relativ weniger als die der Wirbelthiere.

Bestimmungen über das Gewicht des Rückenmarks bei dem Menschen im Vergleich mit dessen übrigen Organen sind in der anatomischen Literatur nur wenig bekannt geworden. Herr W. Krause führt in seiner vorläufigen Anatomie als Durchschnittswert für das Gewicht des Rückenmarks des erwachsenen europäischen Menschen ♂ und ♀ 84–88 Gramm, im Mittel also 86 Gramm an. Ausserdem theilt W. Krause die Einzelresultate der Organwägungen an vier Leichen, drei männlich, eine weiblich mit, bei welchen Körpergewicht und Gewicht von Gehirn und Rückenmark gleichzeitig bestimmt sind; zwei davon von „Liebig“, zwei andere von Bischoff ausgeführt. Die absoluten Werthe für das Rückenmark schwanken für 5 Männer zwischen 33, 61 und 83 Gramm, für das 22jährige Weib Enden sich 56 Gramm anzuzeigen. Also viel höher als das Mittelgewicht Krauses, nur der eine Mann mit 33 Gramm stimmt mit diesem überein. Hier liegen sonach verschiedene Methoden der Bestimmung des Rückenmarksgewichts vor. Da bei derartigen Untersuchungen aber Alles darauf ankommt, dass nur genau Gleiches verglichen wird, so war es nicht zu umgehen, das Rückenmarksgewicht des Menschen ebenso wie das der Thiere durch neue Beobachtungen fest zu stellen.

Herr Rüdinger gab mir Gelegenheit, an der nach seiner Weiss convergenten Leiche eines 24jährigen Straflings, der an Lungentuberkulose gestorben war, die betreffenden Organe zu wiegen. Das Körpergewicht der sehr abgemagerten Leiche betrug nur 49 Kilogramm, das Gewicht des Gehirns war 1377 Gramm, das des Rückenmarks, an der Spitze der Schreibfeder abgeschnitten und ganz frei von allen Nervenwurzeln und Cauda, und von den Häuten — also ganz so, wie ich die Gewichtbestimmung bei den Thieren ausgeführt habe — betrug 28 Gramm. Diese Verhältnisse stimmen sehr gut mit den in Herrn W. Krause's Gesammttabelle unter V (Bischoff) aufgeführten männlichen Leiche: Körpergewicht 69.7 kg, Gewicht des Gehirns 1370 g, des Rückenmarks 33 g, sodass wir hier die gleiche Bestimmungsmethode voraussetzen und die Werthe mit unseren verwenden dürfen.

Meine eigenen Wägungen stelle ich zunächst für erwachsene Individuen in umstehender Haupt-Tabelle zusammen, die Gewichte in Gramm.

Das Resultat unserer Untersuchung entspricht ganz unseren Voraussetzungen. Während beim erwachsenen Menschen das Verhältnis des Gewichtes des Rückenmarks an dem des Gehirns, dieses = 100 gesetzt, etwa 2% beträgt, schwankt dieses Verhältnis bei den unteren Säugethieren von dem Minimum um 22.23 Siebenschläfer und 22.77 grosser Hund bis an dem Maximum 47.08 bei der Kuh, 46.02 Kaninchen und 40.54 Pferd. Im Minimum ist danach das Rückenmark im Verhältnis zum Gehirn noch 10 mal schwerer bei den Säugethieren als bei dem Menschen, im Maximum 20 mal. Ganz entsprechend ist das Verhältnis bei dem Vogel, 10 beim Sperling, 56 bei der Henne, beim Frosch 39 ♂ bis 57 ♀; bei dem Schellfisch sind Gehirn und Rückenmark gleich schwer, das Verhältnis ist sonach 100 d. h. 60 mal mehr als bei dem Manne.

Fehlt uns für den Menschen noch genügendes Vergleichsmaterial, so mangelt dasselbe vollkommen für die Anthropoiden.

Nehmen wir für den erwachsenen Gorilla, dessen Körpergrösse und Masse unseren Männern wenigstens gleich ist, ein Maximalgewicht des Gehirns zu 500 g an und für das Rückenmark wie bei dem Manne (mibi)

28 g, so berechnet sich das Rückenmarks-Verhältnis auf 5,6%—6%, das Rückenmark des Gorilla ist danach im Verhältnis zum Gehirn etwa 3 mal schwerer als das des erwachsenen Mannes, aber wahrscheinlich ist das Verhältnis für die Anthropoiden im Allgemeinen noch weit ungünstiger. Ich werde nachher noch auf weitere Bestimmungsversuche zurückkommen.

Zuerst müssen wir noch einen Blick auf das Verhältnis der Gewichte der Augen, der wichtigsten aller Sinnesorgane, zu dem Gehirn werfen. Auch hier bewährt sich die alte Annahme Sumner's in vollständigem Masse.

Während die zwei Augen bei dem erwachsenen Manne etwa 1% des Gehirngewichts ausmachen, das Gehirn also ca. 100 mal schwerer ist als die zwei Augen, schwankt bei den untersuchten Säugethieren das Verhältnis von dem Minimum bei dem grossen Hunde

von 12%, bei der Katze mit 16%, bis zu 18% bei dem Pferd; sehr auffallend sind die grossen Augen der Nagethiere, Minimum 15% bei der Ratte, 21% bei dem Siebenschläfer bis zu dem Maximum für alle untersuchten Säugethiere zu dem Kaninchen mit 60%; die Augen der von mir untersuchten Säugethiere sind sonach zwischen 12 mal und 60 mal schwerer als die des Mannes im Verhältnis zum Gehirn. Bei dem Siebenschläfer sind die beiden Augen sehr nahezu gleich schwer wie das Rückenmark, Differenz 1%, bei dem Kaninchen sind die beiden Augen nur 14% schwerer als das Rückenmark.

Diese Zunahme der relativen (und absoluten) Grössen der Augen im Verhältnis zu Gehirn und Rückenmark zeigt sich bei den wenigen bisher darauf untersuchten Vögeln noch wesentlich gesteigert. Bei dem Sperling sind die Augen fast halb so schwer wie das Gehirn, Verhältnis 45,77% und sie sind

Haupt-Tabelle I.
Organ-Wägungen bei erwachsenen Individuen

Mensch:	Gesamt-Körpergew.	Gehirn	Rückenmark	Augen (zwei)	Gehirngewicht = 100		
					Rückenmark	Augen	
24jähriger Mann (mitl.)	69 000	1877	26	15,8 *)	5,05%	1,12 %	
(Mann, W. Krause v. Bischoff)	69 568	1670	25	15,8 *)	5,41	1,14%	
Säugethiere:							
Pferd ♂	260 000	597	298	108	40,84	18,40%	
Kuh	175 000	444	210	20	41,08	15,78	
Head, grosse, gelbe Dogge ♂	25 000	101	23	12	25,77	11,68	
Kaninchen ♂	1 184	6,80	4,05	2,30	46,02	60,22	
Katze, weisse ♂	272,5	2,91	0,73	0,31	36,34	15,49	
Siebenschläfer (ausgewachsen ?)	95,9	1,605	0,375	0,30	27,28	21,24	
Vögel:							
Henne	1 300	5,10	1,30	5,7	65,90	108,82	
Sperling (Dr. F. Bischoff)	26,7	0,984	0,262(?)	0,267	10,00	43,77	
Amphibien:							
Frosch ♂	81,0	0,094	0,035	0,345	39,30	291,90	
Frosch ♀	45,0	0,098	0,0545	0,378	56,77	360,15	
Fische:							
Schellfisch	1 000	1,70	1,70	97,5	100,00	1222,25	

*) Nach W. Krause.

mehr als 4 mal schwerer als das Rückenmark; bei der Henne sind die beiden Augen schwerer als das Gehirn, Verhältnis 108,82% und etwa doppelt so schwer wie das Rückenmark.

Ganz extrem gestaltet sich diese Zunahme des Gewichtes der Augen im Verhältnis zu Gehirn und Rückenmark bei Frosch und Schellfisch. Bei dem Frosch sind die beiden Augen ca. 3—4 mal schwerer als das Gehirn, Verhältnis 291,9 und 393,75 und 7 bis 8 mal schwerer als das Rückenmark; bei dem Schellfisch sind die Augen mehr als 18 mal schwerer als das Gehirn und das gleich schwere Rückenmark.

Rechnen wir wieder für den Gorilla wie oben und nehmen seine Augen gleich schwer an wie die des Mannes, so ist das Verhältnis der Augengewichte 2,12%, sonach auch ca. 3 mal so schwer als bei dem Manne.

Wir haben damit einen neuen anschlaggebenden Unterschied zwischen Mensch und Thier festgestellt:

Im Verhältnis zu seinem Gehirn hat der Mensch das leichteste Rückenmark und die leichtesten Augen oder umgekehrt: Im Verhältnis zu Rückenmark und Sinnes-Organen besitzt der Mensch unter allen Vertebraten das schwerste Gehirn. Hier existirt keine Ausnahme.

Bei der Vergleichung des Gehirngewichts mit dem Körpergewicht hatte sich, wie schon oben erwähnt, ergeben, dass der Mensch weder das absolut schwerste Gehirn besitzt — Elephant und Wallfisch haben schwerere Gehirne — noch dass er das zum Körpergewicht schwerste Gehirn habe, — in der von Esner zusammengestellten auch von mir (Der Mensch, I, S. 551—552) wiederholten Tafel der relativen Gehirngewichte zum Körpergewicht folgt der Mensch, mit einem Verhältnis von Gehirn- zu Körpergewicht wie 1:35,16 ♀ und 1:36,58 ♂ (Deutsche) nach von Bischoff, erst an 10. resp. 12. Stelle auf die kleinen mitteleuropäischen Singvögel (Verhältnis von Gehirn- zu Körpergewicht 1:12 bis 28) und einige kleine Säugethiere, namentlich Affen. Die Heide derselben ist: *Hapale penicillata*, *Saimiri 24*, *Sai 25*, *Elster*, *Ratte(?)*, *Urist 28*, *Hylobates leuciscus 28—48*; der Maulwurf mit 36 steht zwischen dem deutschen Weibe und dem deutschen Manne *Bischoff*.

Bei unserer Vergleichung des Gehirngewichts mit dem Gewichte des Rückenmarks und der Augen (Sinnes-Organen) steht dagegen der Mensch, durch eine weite Kluft getrennt, über allen, auch den menschenähnlichsten, Thieren.

In dieser Beziehung haben die neuen Untersuchungen eine hohe Bedeutung.

Ich möchte aber noch auf eine Reihe sekundärer Beziehungen hinweisen, welche die Untersuchungen ergeben haben.

In der oben mitgetheilten Haupt-Tabelle habe ich bei den Säugethieren die Reihe nach dem Körpergewicht absteigend aufgestellt. Es ergibt sich, dass mit dem Körpergewicht bei diesen Thieren das Gewicht des Gehirns stetig abnimmt, ebenso das Gewicht von Rückenmark und Augen; zu dem schwereren Körper scheidet das schwerere Rückenmark, schwerere Augen, umgekehrt zu dem leichteren Körper das leichtere Gehirn, leichtere Rückenmark, leichtere Augen. Der Siebenschläfer, als vielleicht noch nicht ganz ausgewachsen, bleibt weg. Die folgende Tabelle zeigt aber, dass das Verhältnis keineswegs ein einfaches ist.

Tabelle 2.

Verhältnis der Organgewichte zum Körpergewicht = 1000,00.

Zahlen in % = pro mille.

Mensch:	Körpergewicht	Gehirn	Rückenmark	Augen
20-jähriger Mann (Müll.)	49000	28,10 ‰	0,571 ‰	1,338 ‰
(Mann, M. Krause, V. v. Haeckel)	69468	16,96	0,473	0,325
Säugethiere:				
Pferd	280000	2,550	0,404	
Kuh	175000	2,550	1,20	0,400
Hund, grosse gelbe Dogge	35000	2,895	0,66	0,547
Kanarienvogel	3181	4,123	1,940	2,452
Ratte	372,5	2,281	2,401	1,184
Siebenschläfer	95,51	7,10	3,91	3,63
Vögel:				
Henne	1500	5,83	1,58	9,05
Sperling	26,7	32,11	8,05	14,19
Amphibien:				
Frosch ♂	31,0	2,710	1,08	7,80
Frosch ♀	40,0	2,123	1,20	6,40
Fische:				
Schellfisch	1000	1,70	1,70	30,30

Während nach der Haupttabelle 1 die absoluten Gewichte des Gehirns und Rückenmarks mit den absoluten Körpergewichten der Säugethiere wachsen, so ergibt die vorstehende Tabelle dagegen, dass je kleiner und leichter das Säugethier wird, um so schwerer wird

relativ zum Körpergewicht sowohl Gehirn als Rückenmark. Die Ratte, welche 1000 mal leichter ist als das Pferd (272,5:260000), hat im Verhältnis zum Körpergewicht ein mehr als drei mal so schweres Gehirn als das Pferd. Absolut wiegt das Gehirn der Ratte 2,01 g, das des Pferdes 687 g, also annähernd nur 930 mal soviel wie das der Ratte, während es, wenn ein einfaches Verhältnis zwischen Gehirngewicht und Körpergewicht existieren würde 1900 mal so viel wiegen müsste. Ähnlich ist das Verhältnis bei dem Rückenmark, das der Ratte wiegt 0,73, das des Pferdes 238, es verhalten die Gewichte also auch sehr annähernd wie 1:900 während sie bei einem einfachen Verhältnis 1:1000 betragen müssten.

Wir sehen in der Haupttabelle die absoluten Rückenmarksgewichte, (wie auch die Gehirngewichte) viel langsamer abnehmen als die Körpergewichte. Wenn hier sonst ein mathematisch nachweisbares Verhältnis zwischen Körper- resp. Organmasse und Nerven- resp. Rückenmarks- und Gehirn-Masse existiert, kann dieses Verhältnis nicht in einer einfachen Proportionalität bestehen, sondern ist viel weniger direkt und einfach.

As einer so disparaten Reihe, wie die der hier betrachteten noch wenig zahlreichen Säugethiere, kann unter allen Umständen das Gesetz dieses Verhältnisses nur verhillt hergetreten. Es kann nur dann gelingen, einen schärferen Ausdruck für das Gesetz zu erhalten, wenn wir Individuen der gleichen Spezies von verschiedener Grösse und verschiedenen Körpergewicht mit einander vergleichen.

Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich zwei verschiedene Reihen von Untersuchungen angestellt:

1. Untersuchung einer Anzahl möglichst verschiedener grosser und schwerer erwachsener Hunde von annähernd gleichen Körperproportionen (Dachse und Windhunde ausgeschlossen).

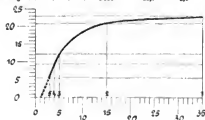
2. Untersuchung junger und alter Individuen derselben Spezies, von verschiedenem Körpergewicht.

I. In der untenstehenden Tabelle 3 sowie in der Curve sind die Wägungen und die Proportionen erwachsener Hunde in der gleichen Weise verzeichnet wie in den beiden vorausgehenden Tabellen.

Tabelle 3.

Gehirn- und Rückenmarks-Wägungen bei verschieden grossen erwachsenen Hunden.

	1. Absolute Gewichte in Grammen				2. Gehirngewicht zu 100		3. Körpergewicht zu 1000		
	Gesamtkörpergew.	Gehirn	Rückenmark	Augen	Rückenmark	Augen	Gehirn	Rückenmark	Augen
(Mann, Müll.)	(49000)	(127,0)	(28,0)	(13,8)	(2,00 ‰)	(1,10 ‰)	(26,10 ‰)	(0,571 ‰)	(1,338 ‰)
1. Grosse gelbe Dogge	35000	101,0	28,0	15,0	29,72 ‰	11,89 ‰	2,895 ‰	0,66 ‰	0,547 ‰
2. Bulldogge	12750	85,0	11,0	11,0	22,10 ‰	11,58 ‰	6,05 ‰	1,833 ‰	0,700 ‰
3. Spitz	4900	73,0	12,0	8,5	16,44 ‰	11,64 ‰	14,90 ‰	3,449 ‰	1,731 ‰
4. Pöschel	3750	76,0	8,4	7,8	18,43 ‰	10,19 ‰	25,48 ‰	2,548 ‰	1,991 ‰
5. Bolgegeuz	3600	58,1	5,9	6,4	11,11 ‰	12,50 ‰	19,90 ‰	2,500 ‰	2,558 ‰



Abgerundete Gewichte für die Curve:

1. 85 Kilo
2. 15 "
3. 5 "
4. 4 "
5. 8 "

(Näheres über diese Curve Seite 104.)

Bei der Untersuchung verschieden grosser und schwerer erwachsener Hunde tritt das aus den Haupttabellen, wenn auch verhältlich, doch immerhin schon hervorleuchtende Gesetz eines Zusammenhangs der Körpermasse mit der Masse der Nervensubstanz deutlicher hervor: mit dem zunehmenden Körpergewicht stimmt bei erwachsenen Individuen der gleichen Species auch das absolute Gewicht der Nervenmasse: Gehirn, Rückenmark und Augen zu und zwar bei dem Uebergang von sehr kleinen Körpergewichten zu grösseren anfänglich relativ sehr rasch, dann immer langsamer, während zwischen Individuen von sehr verschiedenen aber absolut sehr hohen Gewichten des Körpers der Unterschied der Nervenmasse ein sehr kleiner ist. Es zeigt sich dieses Verhalten sowohl bei dem Gehirn als bei dem Rückenmark, bei letzterem aber, wie es scheint, viel konstanter.

Trägt man die fortschreitend zunehmenden Körpergewichte nach Kilogramm (abscundet) als Abscisse, die fortschreitend zunehmenden Gewichte des Rückenmarks in Grammen auf diese als Ordinaten auf, so erhält man eine Curve (siehe Curve auf S. 103), welche anfänglich sehr rasch, dann langsamer ansteigt, am endlich wahrscheinlich mit der Abscisse annähernd parallel zu werden. Wir haben sonach wahrscheinlich einen Abschnitt einer Parabel (oder Ellipse) vor uns, welche mathematisch ungenügend werden kann. Das störende Ansteigen der Curve und ihre ganze Gestalt erinnert mich an die logarithmische Curve, in welcher sich nach dem psychophysischen Gesetz Fechner's das Verhältnis der Reiz-Indensität (-Stärke) zur Empfindungs-Indensität (-Stärke) darstellen lässt. Ich habe Herrn Professor Lindemann gebeten die Curvenform auf diese Idee zu prüfen. Sicher wäre es interessant, wenn

wir in dem Verhältnis des Gewichts des centralen Nervensystems (nämlich des Rückenmarks) zum Körpergewicht das gleiche — oder ein ähnliches Gesetz — nachweisen könnten, was dasjenige welches die Thätigkeit des Nervensystems in ihrem Verhältnis zur Aussenwelt beherrscht.

Dabei wird das Gewichtverhältnis bei den kleinen Individuen d. h. mit abnehmenden Körpergewicht immer menschenähnlicher, das Gehirn wird relativ zum Rückenmark schwerer, das Rückenmark relativ zum Gehirn leichter, das Verhältnis sinkt von circa 22% bei dem grössten Hunde bis zu 11% bei dem kleinsten, bei dem Menschen ist das Verhältnis 2%.

Bemerkenswerth ist es, dass trotz der verschiedenen Gehirngrosse der Hunde die Augen im Verhältnis zum Gehirngewicht so gut wie absolut gleich schwer sind. Die Grösse und das absolute Gewicht der Augen ist bei den erwachsenen Hunden so nach eine gleichbleibende Funktion des Gehirngewichts; die Augen nehmen fast genau in dem gleichen Verhältnis an absoluter Grösse ab mit abnehmendem Körpergewicht wie das Gehirn, die beiden Augen wiegen sehr annähernd $\frac{1}{10}$ so viel wie das Gehirn. Umgekehrt steigt selbstverständlich das relative Verhältnis des Augengewichts im Verhältnis zum Körpergewicht mit dem abnehmenden Körpergewicht ebenfalls sehr annähernd in dem gleichen Verhältnis wie das des Gehirns, die relativen Augengewichte sind etwa 10mal kleiner als die relativen Gehirngewichte.

II. In der untenstehenden Tabelle gebe ich schliesslich die Bestimmungen am wachsenden Körper derselben Species:

Tabelle 4.

Gehirn- und Rückenmarks-Wägungen bei verschiedenaltigen Individuen der gleichen Species.

	1. Absolute Gewichte in Grammen				2. Gehirngewicht = 100		3. Körpergewicht = 1000			4. Gehirngewicht = 1
	Körpergewicht	Gehirn	Rückenmark	Augen	Rückenmark	Augen	Gehirn	Rückenmark	Augen	Körpergewicht
Ratten:										
♀, erwachsene weisse ♂ Ratte	272,5	2,000	0,759	0,379	36,34	14,07	2,861	2,861	1,141	185,81
♀, geschickte 10 Wochen alt	115,6	1,5125	0,597	0,2335	25,56	14,077	12,91	2,277	1,991	79,04
♂, " " " "	82,8	1,1930	0,535	0,2030	21,08	12,617	10,75	1,977	2,563	31,86
♂, " " " "	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—
♂, " " " "	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
♂, " " " "	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—
♂, " " " "	10 Tage alt	31,7	1,1490	0,384	0,1590	18,22	10,904	4,167	6,746	4,538
♂, " " " "	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—
♂, " " " "	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—
♂, " " " "	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
♂, " " " "	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kuh	—	175000	446	391	20	47,08	15,74	2,559	1,29	0,400
Kalb ♀	—	82100	243	45	29	16,86	11,43	6,880	1,80	—
Mensch:										
Mann (mich)	—	49000	1377	76	(15,4)	2,603	1,833	39,10	0,571	0,836
Neugeborenes ♂	—	3018	268	9,1	4,6	0,733	0,858	116,00	1,04	2,393
Frühgebart ♀	—	630	85	0,75	—	1,090	—	184,90	1,85	—

Anch die Untersuchungen über das Wachstum von Gehirn, Rückenmark und Augen mit dem Körperwachstum bei jugendlichen Individuen bis zum erwachsenen Alter — welche an Ratten, Kuh und Kalb, Mann, Neugeborenen und Frühgebart angestellt wurden, zeigen wieder, dass mit dem Körperwachstum d. h. mit dem zunehmenden Gesamt-körpergewicht, Gehirn, Rückenmark und Augen in ihrem absoluten Gewicht zunehmen. Ebenso ergibt sich wieder umgekehrt, dass im Verhältnis zum Gehirngewicht das Rückenmarksgewicht mit

dem zunehmenden Gehirngewicht relativ zunimmt und zwar bei den Ratten um mehr als das dreifache (ca. 10—36). Aber auch die Augen nehmen bei den wachsenden Thieren mit dem wachsenden Gehirngewicht zu: das ausgewachsene Thier, hat grössere resp. schwerere Augen als das junge und neugeborene. Das gleiche gilt für den Menschen. Hier zeigt sich sonach ein wesentlicher Unterschied in den beiden letzten Tabellen, da bei dem erwachsenen Hund trotz ihrer verschiedenen Grösse das Verhältnis von Augen- zu Gehirngewicht gleich blieb.

Im Verhältniss zum Körpergewicht ergibt sich wieder, dass mit zunehmendem Körpergewicht das relative Gehirngewicht rasch abnimmt, — bei den Ratten um das ca. 10fache (68,86 bis 7,96) — ebenso das Rückenmark und die Augen, mit anderen Worten: die kleinsten resp. jüngsten Individuen (der Ratten) haben relativ extrem viel grössere Gehirne (ca. 10fach), Rückenmark (ca. 3fach), und Augen (ca. 8fach). Die Bestimmungen zwischen Kuh und Kalb, Mann und Neugeborenen (mit Frühgeburt) zeigen das gleiche Verhalten.

Trotz der Ähnlichkeit der Verhältnisse einerseits zwischen verschiedenen schweren erwachsenen und andererseits zwischen jüngeren (leichteren) und älteren (schwereren) Individuen der gleichen Species zeigen die beiden Untersuchungsreihen doch in so fern eine bemerkenswerthe Verschiedenheit, als bei der individuellen Körperentwicklung das Wachstum der Nervenapparate mit dem Gesamtkörperwachstum annähernd gleichen Schritt hält, so dass die Wachstumskurve des Rückenmarks, auf die Werthe der zunehmenden Körper schwere als Abscisse bezogen eine annähernd geradestehende Linie bildet. Das Wachstumsgesetz der Nervenapparate (Gehirn, Rückenmark, Augen) ist sonach ein anderes, einfacheres als jenes Gesetz, welches die Massenfaltung dieser Nervenapparate bei verschiedenen schweren erwachsenen Individuen (Rassen) der gleichen Thier-Species (Hunde) regelt: die kleineren Rassen verhalten sich in ihren ausgewachsenen Individuen, gegenüber den ausgewachsenen Thieren grösserer Rasse, keineswegs so wie Jugend zu erwachsenem Alter, obwohl das relativ grössere Gehirn und Rückenmark an jugendliche Verhältnisse mahnen.

Nach diesen als Nebenswerth bei der Untersuchung der Hauptfrage sich ergebenden Beobachtungen sei es gestattet noch einmal auf die Hauptfrage zurückzukommen.

Das Verhältniss des Gehirns zum Rückenmark ist bei den Menschen in so fern ein anderes als bei allen Thieren, als das Rückenmark bei dem Menschen eine relativ zum Gehirn weit geringere Masse hat als bei allen Thieren.

Bei kleineren erwachsenen Thieren der gleichen Art (Hunde) haben wir das Verhältniss — mit der relativen Zunahme des Gehirngewichts — etwas menschlicher werden; auch bei der individuellen Entwicklung haben wir das gleiche, sogar (Ratten) noch in etwas gesteigertem Masse, aber diese Menschlichkeit bleibt doch auf einer verhältnissmässig niedrigen Stufe. Die 6 Tage alte Ratte übertrifft den neugeborenen Menschen schon um mehr als das 10fache, den erwachsenen Mann um das 5fache des relativen Rückenmarkgewichtes im Verhältniss zum Gehirn. Wie sich die früheren Entwicklungsstadien von Mensch und Thier hierin verhalten, muss noch festgestellt werden.

Aus unseren Untersuchungen geht hervor, dass das Gewichtsverhältniss von Rückenmark und Sinnesorganen zum Gehirn ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Thier und Mensch abgibt.

Im Zusammenhalt mit den Entdeckungen Semmering's über das Verhältniss der Nervenstämme können wir nun aussprechen:

Der Mensch hat unter allen Vertebraten das grösste und schwerste Gehirn im Verhältniss zu dem übrigen Nervensystem. Hierin steht der Mensch unbestreitbar an der Spitze der gesammten animalen Welt.

So lebt die alte Lehre des Aristoteles in neuer Form sicher begründet wieder auf.

Herr Major Lehmann-Göttingen.

Ich darf mir wohl eine kurze Bemerkung historischer Natur erlauben. Herr Professor Dr. Ranke findet, dass im vorigen Jahrhundert so viele Beobachtungen an Schwarzen gemacht wurden und ist erstaunt, woher die vielen Schwarzen kamen. Ich darf vielleicht annehmen, dass diese Kolonien von Sehwarzen in Cassel eine militärische gewesen ist. Im vorigen Jahrhundert bestanden die sogenannten Musikbänden, Trommler, Pfeifer, aus Schwarzen, speciell bei den hessischen und österreichischen Regimentern nach dem Muster der französischen. Es waren also jedenfalls Schwarze, die hier auch verheiratet gewesen sind.

Herr Dr. Mies-Köln:

Den schönen Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Ranke bin ich mit um so grösserer Interesse gefolgt, als ich selbst vor einigen Jahren mich ziemlich viel mit Wägungen des Rückenmarks beschäftigt habe. Ueber die Ergebnisse derselben habe ich vor zwei Jahren auf der Naturforscherversammlung in Nürnberg einen Vortrag gehalten, und werde, wenn der Herr Vorsitzende es erlaubt, einige Sätze daraus wiederholen.

Ich habe Untersuchungen gemacht an 67 Kaninchen, 9 Katzen und einigen andern Thieren; von andern Forschern habe ich nur diejenigen Angaben verwerthet, welche sich, wie die meinigen, auf das Rückenmark ohne Nervenwurzeln und Dara mater beziehen. Verhältnissmässig zahlreiche und wichtige Beobachtungen habe ich in dem noch nicht veröffentlichten Manuscripte von Treviran gefunden, welches der Stadtbibliothek in Bremen bei Gelegenheit der dortigen Naturforscher-Versammlung (1890) mir bereitwillig zur Verfügung stellte. Was den Menschen betrifft, so habe ich das Rückenmarksgewicht von 21 ausgetragenen Kindern und 19 Erwachsenen zusammengestellt. Bei den Neugeborenen schwankte es zwischen 2 und 6 g und bei den Erwachsenen von 24—35¹/₂ g. Als Durchschnittsgewicht des Rückenmarks vom Neugeborenen fand ich 3,42, vom Erwachsenen 27 g, also ungefähr achtmal so viel wie beim ausgetragenen Kinde.

Ich möchte nur noch die Hauptsätze verlesen, die ich damals aufgestellt habe; es sind folgende:

„Im Verhältniss zu den bei der Geburt erlangten Gewichten hat das ausgewachsene Rückenmark des Menschen, des Hundes, der Katze und des Kaninchen viel mehr an Masse zugenommen als das Gehirn. Die Ursache hiervon ist, dass das Rückenmark sein Gewicht schneller vermehrt und sein Wachstum später beendet. Dem entsprechend beginnt der Schwund des Rückenmarks in einem höheren Alter als der des Gehirns.“

„Wegen der ungleichen Gewichts Zunahme des Gehirns und Rückenmarks kommt mit fortschreitendem Alter immer weniger Gehirn auf die gleiche Menge, s. B. 1 g Rückenmark“ (Verhandlungen der Naturforscherversammlung zu Nürnberg, 1893, II, 2, S. 217). — So ist beim neugeborenen Kaninchen das Gehirn neunmal so schwer als das Rückenmark, beim ausgewachsenen Kaninchen aber wiegt es noch nicht einmal doppelt so viel. — „Da der Mensch ein schwereres Gehirn hat

als fast alle Thiere, in Bezug auf das Gewicht des Rückenmarks aber hinter vielen Thieren zurückbleibt, so hat er im Verhältnis zu seinem Rückenmark viel mehr Gehirn als die Thiere" (Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, 1893, Novemberheft). Mit andern Worten: „Die Zahl, welche diese" (Gewichts-) „Beziehungen zwischen den beiden Organen" (Gehirn und Rückenmark) „ausdrückt, erhöht den Menschen weit über die genannten" „Thiere" (Hand, Katze, Kaninchen).

„Die Verhältnisszahl zwischen dem Gewichte des Rückenmarks und des Körpers ändert sich während des Wachstums mit zunehmendem Alter. Bei jugendlichen Individuen, welche gleich alt sind, und bei Erwachsenen richtet sie sich hauptsächlich nach der Schwere des Körpers, deren Schwankungen das Gewicht des Rückenmarks nur in sehr geringem Grade mitmacht."

„Auf den gleichen Gewichtstheil Rückenmark kommt um so weniger Körperlänge, je älter der heranwachsende Mensch und das in der Entwicklung begriffene Thier wird. Diese beständige Abnahme der Verhältnisszahl zwischen der Körperlänge und dem Gewichte des Rückenmarks geht in den ersten Wochen sehr schnell, dann langsamer vor sich. Beim Kaninchen ist sie schon vom Ende des 3. Monats an unbedeutend" (Verhandlungen der Naturforscher-Versammlung zu Nürnberg, 1893, II, 2, S. 217).

Wenn ich zum Schlusse noch einige Worte über den Geschlechtsunterschied beim Rückenmarksgewicht sagen darf, so möchte ich nur erwähnen, dass die rechtzeitig geborenen Knaben und die erwachsenen Männer im Verhältnis zu ihrem Hirngewicht ein leichteres Rückenmark besitzen, also besser gestellt waren als die angetragenen Mädchen und die erwachsenen Frauen, deren Hirn- und Rückenmarksgewichte ich zusammenstelle.

Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München.

Herr Dr. Mies hat ein unbestreitbares Verdienst, dass er die bisher unpublizierten Wägungen von Treviran über das Rückenmark des Menschen zusammengestellt hat. Ich möchte nur nochmals bemerken, dass die Literaturangaben nicht so ohne Weiteres für den vorliegenden Zweck zu brauchen sind, da die Abtrennung des Gehirns vom Rückenmark und die Wägungen in verschiedener und theilweise sogar uncontrolirbarer Weise ausgeführt wurden. Um verwertbare Zahlen zu erhalten, muss man neue Wägungen an Rückenmark und Gehirn selbst machen; die alten Zahlenangaben sind exact nicht zu verwerten, obwohl sie zum Theil bis heute noch in der Literatur wiederholt werden. Die Wägungen, die Herr Dr. Mies selbst angestellt hat, sind gewiss von Werth, und ich hoffe, dass er sie fortsetzt, und möchte ihn bitten, in dieser wichtigen Frage genau nach der von mir befolgten Methode, namentlich bezüglich der Abtrennungsstelle des Gehirns vom Rückenmark, zu arbeiten, um wirklich vergleichbare Angaben zu erhalten.

Herr Dr. Alsherg-Cassel stellt der Versammlung Reinhold B. von Cassel, einen 23-jährigen jungen Mann mit mikrocephaler Schädelbildung vor. Der Kopf desselben ist sehr klein, die Stirn niedrig und abgeflacht. Die mit der mikrocephalen Form des Schädels Hand in Hand gehende mangelhafte Entwicklung gewisser Theile des Gehirns hat zur Folge gehabt, dass der junge Mensch in der Geistesentwicklung zurückgeblieben ist. Mit dem 3. Jahre hat er

seine ersten Sprachversuche gemacht und erst im 6. Lebensjahre gehen gelernt. Der Schulunterricht hatte bei ihm nur geringen Erfolg; jedoch vermag er zu lesen und nur wenig zu schreiben und auch die Anfangsgründe des Rechnens sind ihm allmählich beigebracht worden, so dass er sich jetzt durch Hinzunehmen an ernähren vermag. Die von Dr. Alsherg an dem Schädel des R. B. vorgenommenen Messungen haben folgende Zahlen ergeben:

Horizontallumfang des Schädels (gemessen von der Glabella bis zur Protuberantia occipitalis externa) = 45 cm.

Sagittalbogen (von der Nasenwurzel bis zum untersten, noch deutlich fühlbaren Theil des Hinterhauptes) = 31 cm.

Frontalbogen (von Ohröffnung zur Ohröffnung über den Scheitel gemessen) = 30 cm.

Gerader Durchmesser (von der Glabella bis zur Hinterhauptprotuberanz gemessen) = 15,2 cm.

Bitemporal-Durchmesser = 11,6 cm.

Biparietal-Durchmesser = 11,5 cm.

Biauricular-Durchmesser (von Ohröffnung zur Ohröffnung) = 9 cm.

Kinn-Scheitel-Parabommeter (Entfernung vom vorspringendsten Theil des Kinns bis zum am weitesten nach oben und hinten vorspringenden Punkte des Scheitels) = 20,5 cm.

Höhe des Gesichts = 9,5 cm.

Grösster Abstand der Jochbögen = 11,5 cm.

Die Körpergrösse des R. B. beträgt = 128,5 cm.

Merkenwerth ist noch bei R. B. die Verkürzung der kleinen Finger an beiden Händen (Oligodaktylie alaris), das Vorhandensein eines Gummikulites (Torus palatinus), die zwischen den Zähnen sich findenden Lücken, das Vorspringen des Zahnrandes (Prognathismus) am Oberkiefer, sowie das Ueberspringen des Oberkieferabrandes über den Zahnrand des Unterkiefers.

Herr Dr. Mies-Köln:

Die hohe Versammlung erlaubt wohl, dass ich einige Bemerkungen über einen andern Fall von Mikrocephalie mache.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, es ist nicht möglich, in die Discussion einen andern Fall zu ziehen, nur in Anknüpfung an diesen Fall darf gesprochen werden.

Herr Dr. Mies-Köln:

Dann erlaube ich mir, nur diese Photographie heranzureichen.

Der stellvertretende Vorsitzende Dr. Freiherr von Andrian-Werburg übernimmt den Vorsitz.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ueber den menschenähnlichsten Affen.

Ich habe Veranlassung genommen, wegen der vor kurzem erschienenen und hier schon in dem Berichte des Herrn Generalsecretärs Dr. Ranke erwähnten merkwürdigen Funde des Pithekanthropos erectus auf Java einiges zusammenzustellen über diejenigen Anthropoiden, welche wir kennen, und insbesondere mit Rücksicht auf die Frage, welche von diesen Anthropoiden dem Menschen am ähnlichsten sind. Wir kennen vier Gattungen von anthropoiden Affen, den Gibbon, den kleinsten von ihnen, aber den am Arten reichsten, der im ostindischen Archipel lebt;

dann kennen wir von dorthier noch den Orang-Utan, und aus Afrika den Gorilla und den Schimpanse, letzteren mehr, wie es scheint, in mehreren Abarten vorkommend. Vom Orang weiss man es auch noch nicht genau, ob nur eine Art besteht oder ob mehrere angenommen sind: Wahrscheinlich kommen mehrere Arten vor nach den neueren Untersuchungen von Selenka in Erlangen, der mehrere Jahre in Borneo weilte, wo ja die Hauptheimath des Orang ist. Der Gorilla ist von allen die am wenigsten bekannt, er ist auch der unzugänglichste. Er findet sich in Westafrika, südlich vom Aequator, n. a. auch im Hinterlande der dortigen deutschen Besitzungen. Dort kommt auch der Schimpanse vor, ebenso in den oberen Nilländern. Die Gibbonarten sind, wie gesagt, die kleinsten; sie zeichnen sich durch ausserordentlich lange obere Extremitäten aus und entfernen sich in der Statur und dem äusseren Aussehen sowie auch in der innern Bau am meisten von dem Menschen. Der Gorilla und der Orang scheinen die grössten Arten zu sein. Erwachsene Orangs sind erst in der letzten Zeit nach Europa gekommen; ein solch erwachsenes Thier war in Leipzig; es ist unläugend und ist von Professor Pick dort genau untersucht worden. Leider ist die Untersuchung des Gehirns etwas kurz ausgefallen, so dass wir darüber wenig Neues erfahren, während die übrigen Theile zu manchen sehr werthvollen Beobachtungen Anlass gegeben haben. Die erwachsenen Männchen des Orang zeichnen sich aus durch einen ausserordentlich grossen Kehlsack, der bis weit auf die Brust hinabreicht und durch zwei Vorsprünge an den Seiten des Gesichtes, die den Thieren ein ganz ungewöhnliches und fast erschreckendes Aussehen geben. Ich hatte Gelegenheit, in Berlin vor kurzem auch ein solches Exemplar im zoologischen Garten zu sehen, das leider schon verstorben ist; am Tage meiner Abreise hierher erhielt ich erst die Nachricht, so dass ich das Cadaver nicht mehr erwerben konnte. Wie ich höre, ist es ebenfalls nach Leipzig gekommen. Jüngere Orangs sind schon häufig nach Europa versendet worden, so dass wir genaue Kenntnis von ihnen haben. Der Gorilla ist am spätesten von allen bekannt geworden. Er ist in Statur der grösste; es wird angegeben, dass er im erwachsenen Zustande 6 Fuss erreicht. Der Schimpanse, auch in erwachsenen Exemplaren, scheint kleiner zu bleiben. Es ist übrigens sehr schwierig, bei diesen Thieren zu bestimmen, wann sie angewachsen sind, wann nicht. Der Schimpanse ist wohl am häufigsten nach Europa gebracht worden und am besten bekannt.

Ich kann nicht auf alle anatomischen Verhältnisse hier eingehen, es handelt sich insbesondere um das Gehirn, dann um den feineren Bau des Rückenmarks und einige Punkte an der Anatomie des Schädels, von welchen ich sprechen möchte.

Was das Gehirn anbelangt, so habe ich von allen vier anthropoiden Affen eine ziemlich Anzahl so unterseits Gelegenheit gehabt, und ich muss sagen, dass das Gehirn des Schimpansen dem des Menschen am nächsten steht. Dies scheint mir besonders wichtig, wenn man beurtheilen will, welcher von den anthropoiden Affen dem Menschen sich am meisten nähert. Wenn man auch der Gehirnbau des Schimpansen, namentlich in den Windungsverhältnissen, dem des Menschen nahe kommt, so sind doch Unterschiede reichlich vorhanden, auf die ich hier nicht eingehen kann. — Am weitesten entfernt sich vom Menschenhirn das des Gibbon. Interessant ist, dass diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit sich auch auf

den Schädelbau erstreckt. Hier ist besonders hervorzuheben, dass die Schädel der jüngeren Thiere, die ich und Andere so unterseits Gelegenheit hatten, Kinderköpfe ähnlich sehen. Mit der weiteren Entwickelung, im höheren Alter ergibt sich ein wachsender Unterschied. Der Ansatz für die Kaumuskulatur, die mächtig entwickelt ist, bildet sich zu einem enormen Kamm aus. Ausserdem zeigt sich in der Bildung der Augenhöhlen ein erheblicher Unterschied. Sie sind weit mehr verschlossen und stärker abgerundet und stehen hervor, was namentlich dem kleineren Hirnschädel gegenüber auffällt. Aber auch hierin bewahrt der Schimpansenköpfe im Ganzen eine grössere Aehnlichkeit mit dem des Menschen. Dass dies auch an einzelnen Kleinigkeiten hervortreten kann, ist gewiss eine bemerkenswerthe Sache. Das lehrt u. A. die Untersuchungen des harten Gaumens. In dem Theile, der unsere Mundhöhle von oben deckt, stellen sich bei den vier anthropoiden Affen sehr auffällige Verschiedenheiten heraus. Der Mensch hat an seinem harten Gaumen zwei kleine Höckerchen, zwischen welchen ein Blutgefäss hindurchläuft; diese beiden Höckerchen können sich im Bogen verbinden, so dass eine Art Thor über diesem Blutgefässe gebildet wird. Eilken, dem Schlanke an, hat der harte Gaumen einen Stachel, Spina nasalis posterior. Nun ist es sehr interessant zu sehen, dass Gibbon, Orang und Gorilla dies nicht so zeigen. Der Gibbon hat eine eigenthümliche Form des harten Gaumens; er hat einen Querkamm, der zuweilen auch beim Menschen vorkommt, der aber beim Gibbon auffallend stark entwickelt ist. Der Gorilla hat dies nicht; auch die Untersuchungen von Killermann, die im Laboratorium von Professor J. Ranke angestellt sind, haben das ergeben. Dagegen hat der Gorilla an Stelle der Spina gewöhnlich einen Einschnitt, der ab und zu auch beim Menschen vorkommt. Es ist möglich, dass dies beim Menschen eine pathologische Bildung ist, ich kann darüber noch nichts Genaueres aussagen; es müssen noch sehr eingehende Untersuchungen am sich entwickelnden Schädel gemacht werden. Sehr auffallend ist es, dass der Gorilla diesen Einschnitt so häufig hat; man kann nur schwer annehmen, dass es hier sich um etwas Pathologisches handle. Der Schimpanse zeigt an seinem Schädel genau die Bildung wie der Mensch, er hat den Stachel, die Höckerchen, sehr selten fehlt das einmal, so dass man dann schon fast erkennen kann, dass ein Schimpansenköpfe vorliegt. Der Orang steht in der Mitte, er zeigt diese Höckerchen zuweilen, zuweilen nicht.

Was das Rückenmark anbelangt, so haben wir (H. Virchow, Kallius und ich) im I. anatomischen Institute zu Berlin das Rückenmark fast aller Anthropoiden genau untersucht, eine Arbeit, die mehrere Jahre erforderte. Nach dem Vergleiche, den wir anstellen konnten, muss ich sagen, dass die Verteilung der grauen und weissen Substanz in der Figur, welche der Querschnitt darstellt, eine Aehnlichkeit mit der des Menschen zeigt, und zwar am grössten beim Schimpansen; Gorilla, Orang und Gibbon entfernen sich etwas. Man kann an dem Querschnitt des Rückenmarks sofort erkennen, ob es einem Schimpansen, Gorilla oder Orang angehört. Zu dieser Aehnlichkeit gewisser körperlicher Bildungen des Schimpansen mit menschlichen kommt wohl noch das Verhalten, welches er in der Gefangenschaft zeigt. Es scheint mir nach den verhältnissmässig wenigen persönlichen Beobachtungen, die ich machen konnte, als ob er der gelehrigste, leichtest zähmbare und umgänglichere von allen Anthropoiden

Affen wäre, so dass ich wohl sagen möchte, — es ist dies auch von anderer Seite anerkannt worden — dass von allen bekannten lebenden Anthropoiden der Schimpanse dem Menschen am ähnlichsten ist. Die Kluft aber zwischen ihm und dem Menschen — Sie haben heute wieder ein Beispiel gehört — ist noch ungemäßer gross.

Diese Kluft schienen die Beobachtungen Engen Dubois' in Java überbrücken zu wollen. Er fand auf Java in einem Flussbette, welches zu gewissen Jahreszeiten trocken liegt, in Kies und Sand — ich weiss im Augenblicke nicht, welche Lage er vorfand — ein Schädelfragment, und zwar ein Schädeldach, und in einer Entfernung von 15 m davon einen Oberschenkelknochen. Das Schädeldach fiel auf durch seine Form und Grösse, und wird von Dubois, wie ich glaube, mit Recht als das Schädeldach eines anthropoiden Affen angesprochen; mir scheint es nach der Form einem Gibbon anzugehören — es muss indessen wohl eine grosse, nicht mehr existierende Art gewesen sein. — Wir bekommen die ja zu sehen; wie ich höre wird Dubois die Knochenreste, die er gefunden hat, im nächsten Monate nach Leiden mitbringen, wo der internationale zoologische Congress stattfinden soll, nach wenn es irgend die Zeit mir erlaubt, werde ich nicht ermangeln, den ausserordentlich interessanten Gegenstand in Augenschein zu nehmen. Der Zahn, der vorgefunden ist, entspricht meines Erachtens nach durchaus nicht dem Zahn eines Menschen; es kann der Zahn eines anthropoiden Affen recht wohl sein. Der Oberschenkelknochen ist jedoch meiner Meinung nicht als der eines Affen anzusehen, ich halte ihn — freilich kann ich mich zur Zeit nur auf die Abbildungen stützen — für einen Menschenknochen. Er hat einen pathologischen Knochenansatz an seinem oberen Theile. Dieser Ansatz muss in Folge einer Verletzung in einem langwierigen pathologischen Prozesse, vielleicht mit Eiterung und chronischer Entzündung geführt haben, und darauf ist das Bild, was wir jetzt an dem Knochen sehen, zurückzuführen. Das konnte allerdings eben so gut einem Affen wie einem Menschen passirt sein, das ist kein Grund dagegen, wie ich ausdrücklich bemerken will. Aber die Form des Schenkelknochens stimmt in allen Stücken so genau mit der eines menschlichen Oberschenkelknochens überein, dass ich vorderhand nicht annehmen kann, es sei das ein Oberschenkelknochen gewesen, der zu dem in einer Entfernung von 15 m gefundenen Schädeldache gehört hat. Schädeldach und os femoris scheinen mir auch viel zu weit auseinander gelegen zu haben, als dass ich hier aus zwingenden Gründen eine Zusammengehörigkeit ohne Weiteres annehmen könnte. Professor W. Krause hat aus dem Vorrath unserer Knochensammlung in Berlin eine Reihe von Oberschenkeln zusammengesucht, die die einzelnen kleinen Abweichungen vom gewöhnlichen Verhalten des Menschen, welche Dubois an dem von ihm abgebildeten Oberschenkel bemerkt hat, ebenfalls zeigen. So möchte ich bis auf Weiteres glauben, dass beide Fundobjecte nicht zusammengehören. Sie lagen 15 m auseinander, und das ist schon eine beträchtliche Entfernung; es lässt sich nicht absehen, warum nicht in dieses Flussbett an einer Stelle das Schädelfragment eines Affen und an einer anderen Stelle ein Stück eines menschlichen Leichnams gelangt sein sollte. Wären beide unmittelbar zusammen gefunden worden, so wäre allerdings viel grössere Wahrscheinlichkeit da. So muss ich heute noch die Ansicht aussprechen, dass zwar das gefundene Schädelfrag-

ment das eines Affen ist, der wahrscheinlich einer jetzt nicht mehr lebenden Art angehört, sondern nur noch eine Familienverwandtschaft und zwar mit dem Gibbon's hat, dass aber der Oberschenkelknochen nicht zu diesem Schädel gehört, dass er mir vielmehr ein menschlicher zu sein scheint. Ich glaube also, dass die Existenz eines *Pithekanthropus erectus* — Dubois will damit sagen, dass es sich um ein Mittelglied zwischen Mensch und Affe handelt, das Affe wegen der Form des Oberschenkels hat aufrecht gehen müssen — mit diesen beiden Funden noch nicht bezeugen ist. So ist meine Meinung über die Sache. Jedenfalls aber müssen mir noch weiter prüfen. Die Meisten, die die Angaben Dubois', so weit es bis jetzt möglich, geprüft haben, sind ebenfalls der Meinung, dass es sich nicht um zusammengehörige Gegenstände und einen neuen Affen in beiden Fundobjecten handle, sondern um einen Affen und einen Menschen.

Herr Professor Dr. Johannes Ranke-München:

Die Aussicht besteht, dass, was ich auch schon im Jahresbericht (S 84) als desiderat ausgesprochen habe, die Originalobjecte den competenten Forschern bald vorliegen werden, so will ich hier nur bemerken, dass die von Dubois gegebenen Abbildungen von dem Schädel des *Pithekanthropus* doch recht ungenügend sind. Die Photographie ist unrichtig aufgenommen; sie ist eingestellt auf den höchsten Punkt des Schädels, wodurch dessen seitliche Partien wesentlich verzerrt erscheinen müssen. Herr Dr. Birkner hat einen Negerchädel der Sammlung des Münchener anthropologischen Instituts in der gleichen Anstellung photographiren lassen, wodurch ein dem Dubois'schen recht ähnliches Bild entstanden ist. Es ist zwar die Vorwölbung der Augenbrauenbogen nicht ganz so stark, aber der Schädel erhielt doch auch ein so wunderbar thierähnliches Aussehen, dass man ihn ebenfalls für einen *Hylotates* halten könnte. Ich denke, wir stehen da vor einer unentschiedenen Frage. Ich möchte nicht einmal behaupten, dass wir es bei dem von Dubois gefundenen Schädelfragment wirklich mit einem Affenschädel zu thun haben, möglicherweise ist es doch, wie Turner glaubt, ein Menschenschädel. Uebrigens würde diese Unentschiedenheit, ob Mensch ob Affe, recht gut für das so vielgesuchte „Zwischenglied zwischen Mensch und Affe“ passen. Der Streit wird in Balde nach der einen oder anderen Richtung entschieden werden.

Herr Professor Dr. E. Fraas-Stuttgart:

Es möge mir gestattet sein als Paläontologe und Geologe ein Wort in dieser Frage mitzureden. Ich lege zunächst ein besonderes Gewicht auf die Art und die Begleitungserscheinungen des Fundes selbst, über welche die Untersuchungen leider nicht mit der wissenschaftlichen Genauigkeit gemacht wurden. Es ist von Dubois wohl angegeben, dass der Schädel und das Femur in einer Flusssablagerung, bestehend aus abgesehwemmten vulkanischen Thülen, gefunden worden sind. Auch findet sich im Vorwort die Angabe, dass eine ansehnliche Sammlung von anderen thierischen Resten gefunden wurde, deren Alter als jungpliocen oder altpliocen angegeben wird. Sehr befremdlich muss es aber erscheinen, dass bei der Wichtigkeit dieser Funde für die Bestimmung des Alters bis zur Stunde absolut nichts über dieselben bekannt geworden ist. Nicht ausgeschlossen ist es, dass wir auf Java ein analoges Verhältnis der Diluvialflana zur Jetztzeit haben, wie in Europa. Bekannt ist ja, dass bei uns in der Periode, die der unserigen voranging, eine

viel grössere Fauna als heutzutage gelebt hat. Es ist bekannt, dass z. B. die Bären der diluvialen Zeit bedeutend grösser waren, als die jetzt lebenden, ebenso die Hyänen, Löwen, Hinder u. a., nicht zu erwähnen der gewaltigen Dickhäuter Mammuth und Rhinoceros. Nun ist aber interessant, dass dieses Verhältnis nicht bloss auf Europa beschränkt ist, sondern sich auch in anderen Continenten vorfindet. So ist es jedenfalls auch in Südamerika der Fall, wo man in der sogenannten Pampasformation, einer alt diluvialen Ablagerung, grosse Mengen von Thierresten gefunden hat, die auf gewaltig grosse Thiere und zwar meist Edentaten hinweisen, wovon wir blossen dieffen, dass dort zur Diluvialzeit eine Fauna lebte, gegen welche die heutige, ich möchte sagen, eine Miniaturausgabe darstellt. Auf Madagaskar haben die neuesten Untersuchungen zu ganz ähnlichen Resultaten geführt; dort fanden sich z. B. die interessantesten Halbaffen in der diluvialen Fauna von doppelter und dreifacher Grösse. Würden sich nun auf Java dieselben Verhältnisse herausstellen, dann würde eine sehr hübsche Parallele entstehen, die uns auch den gewaltig grossen Hylebates, wenn wir so den Pithekanthropos auffassen wollen, in ganz nördlicher Richtung erscheinen liess. Wir müssten eben dann annehmen, dass auf Java genau analog unserer europäischen, der amerikanischen und madagassischer Diluvial-Fauna, der Hylebates des Diluviums bedeutend grössere Dimensionen hatte als die jetzt lebenden, und sich vielleicht auch sonst noch durch bedeutsame Merkmale unterschied. In erster Linie aber halte ich für unbedingt notwendig, dass die Funde, zugleich mit dem Pithekanthropos gemacht werden, vor allem auch genau untersucht werden.

Herr Geheimrath Professor Dr. Fritsch-Berlin:

Ich möchte auch mit Rücksicht auf die Fundstätte doch noch daran erinnern, dass zunächst überhaupt gar nicht festgestellt ist, es sei eine ältere Lagerstätte, es scheinen vielmehr Anschwemmungen des Flusses zu sein, in denen die Funde gelegen haben; und weiter ist noch nicht in Erwägung gezogen, was auch zuerst wichtig scheint, dass die Funde nicht gleichzeitig und genau an demselben Orte gemacht sind, sondern dort zu noch mehrere Monate, oder sogar ein Jahr auseinanderliegen, der Örtlichkeit nach angeblich 15 m. Wenn ein Jahr dahingegangen und der Fluss weiter gearbeitet hat, so ist, glaube ich, dadurch die Identität der Fundstätte angeschwemmt. Ich möchte ferner constatiren, dass ich mit dem übereinstimme, was Herr Geheimrath Waldeyer in Bezug auf den Femur gesagt hat, nämlich dass er mit grösster Wahrscheinlichkeit ein menschlicher ist. Nur in Bezug auf den Zahn sind die Meinungen getheilt. Hr. Dr. Nehring¹⁾ in Berlin ist, soviel ich weiss, geneigt, auch den Zahn für einen menschlichen anzusprechen. Was das Grösseverhältnis des Schädeldaches anlangt, so ist der Unterschied mit den jetzt lebenden Hylebatesarten gar nicht so beträchtlich, wie es nach den Ausführungen scheinen möchte. Dubeis hat sich in Bezug auf das Volumen ganz entschieden verrechnet, da er des Volumens nur appropri-

ativ bestimmt und sich nicht die Mühe einer genaueren Ausmessung genommen hat; der Knochen war noch mit den Resten des Alluviums erfüllt, die er nicht entfernt hat, n. s. w. So schwelt, wie wir sagen, der ganze Fund noch in der Luft, und ich glaube auch, wir haben es zu thun mit dem Schädeldache eines Hylebates und mit einem menschlichen Oberschenkel, und möchte dies hier als meine wissenschaftliche Uebersetzung niederlegen.

(Nachträglicher Zusatz der Redaktion.) Herr Geheimrath B. Virchow sagt über die Reste des Pithekanthropos nachdem er dieselben bei dem zoologischen Congress zu Leiden persönlich eingehend studirt hatte, zum Schluss eines Aufsatzes von dort in der „Nation“ Wechschr. f. Politik, Volkswirtschaft und Litteratur Nr. 4, 26. Oktober 1855:

„Wenn ich somit das Schädeldach und die Zähne einem Affen vindicire und nur ihre Zugehörigkeit zu dem Oberschenkelknochen dahingestellt sein lasse, so muss ich auch anerkennen, dass dieser Affe von allen bekannten Anthropoiden der Gegenwart verschieden ist und nur mit dem Gibbon in eine gewisse Beziehung gebracht werden kann. Ob er eine neue Gattung (genus) darstellt und als Pithekanthropos geschieden werden darf, wird die Zukunft lehren. Das pleistocäne und pliocäne Gebiet von Indien und den Sundainseln wird vielleicht bald weitere Aufklärung bringen.

Noch weit weniger kann ich anerkennen, dass in dem Pithekanthropos das Verbindungsglied vom Affen zum Menschen gefunden ist. Die Berechnungen des Herrn Dubeis über die Grösse des Innenraumes des Schädeldaches sind offenbar irrig. Auf die Richtigkeit dieser Berechnungen aber würde es vornehmlich ankommen. Sollte das Oberschenkelbein mit dem Schädeldach zusammengehören, so würde sich daraus eine Missgestalt ergaben, welche sich von dem Menschen erheblich unterscheidet. Ein Schädel, der selbst nach der Berechnung des Herrn Dubeis nur etwa 1000 ccm. Innenraum hätte, passt wenig in einer Körperhöhe von 1,7 m. Aber dieser Schädel hat noch immer einen so ausgesprochen Affencharakter, dass keine Veranlassung vorliegt, dem Gehirn einen anderen Charakter beizulegen. Gewiss ist dieser Fund seit langer Zeit der am meisten bemerkenswerthe, ja überraschende, aber er löst das Räthsel der Descendenz noch nicht, auch wenn man jedes Stüch desselben mit dem grössten Wohlwollen betrachtet.“

Herr K. Bibliothekar Dr. Gustaf Kossinna-Berlin:
Ueber die vorgeschichtliche Anbreitung der Germanen in Deutschland.

Wenn ich den Versuch wage, die vaterländische Archäologie mit der Geschichte in Verbindung zu setzen und die durch die Arbeit unseres Jahrhunderts aufgesammelten reichen Funden aus heimischen Boden gleichsam ihren Eigenthümern zurückzugeben, so haben mich dazu nicht zum mindesten die Worte Kodolf Virchow's veranlasst, die er bei Gelegenheit des Jubiläums der Berliner Gesellschaft für Anthropologie sprach: wir müssten uns der Keltenfrage, die in Archäologien ein Vierteljahrhundert geruht habe, wieder energischer zuwenden. Die Rückfrage der Keltenfrage ist für Deutschland die Germanenfrage. Wir fragen heute also allgemeiner: wo haben wir es mit Germanen, wo mit Nichtgermanen zu thun?

(Redner verbreitet sich dann des längeren über die Geschichte der Versuche, aus der Archäologie ethnographische Thatsachen zu gewinnen, wobei namentlich

¹⁾ Nach neuerdings eingehender Information über den Zahn des Pithekanthropos er ist Herr Nehring nicht der Meinung „dass der Zahn dem Menschen (H. sapiens) im üblichen Sinne ankommt, sondern dass er recht wohl dem von Dubeis angenommenen Pithekanthropos angehört haben kann“. Herr Nehring denkt sich dabei diesen Pithekanthropos im Sinne Dubeis' als thatsächliche Zwischenform.

Worsaae, Hildebrand, F. Keller, Montelius, Zinck, Fedel, Udesat, Beltz, Virchow erwähnt werden; ferner über die Berechtigung und die Methode solcher Versuche, wobei namentlich gegen Eduard Meyer, daneben gegen Alex. Bertrand Stollng gemessen wird. Eine entschiedene Absage erfahren dann die Versuche der Sprachvergleichler mit Hilfe von Wortstammbäumen eine indogermanische Alterthamskunde aufzubauen, namentlich die Forschungen von Otto Schrader, der daneben in ganz unzulänglicher Weise die vorgeschichtliche Archäologie zu Rathe zieht. Am allermeisten hat die Sprachvergleichung die indogermanische Urheimath zu ermitteln vermocht. Als Kulturhistoriker könne man das südöstliche Mitteleuropa, das mittlere Donauebiet als Urheimath annehmen, von wo aus spätestens zu Anfang des 3. Jahrtausends Germanen ihre besondere Urheimath in Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Mecklenburg gewonnen hätten.

Hedner schildert dann kurz die älteste historisch erreichbare Völkerguppung der Germanen am 100. J. v. Chr., als sie im Westen etwa durch den Rhein, im Süden durch den Main und die vom Thüringerwald an ostwärts streichenden Gebirgszüge, im Osten durch die Weichsel begrenzt wurden. Damals verbreiteten sie sich über Süddeutschland und Theile des linken Rheinufers; um Chr. Geb. auch nach Böhmen und Mähren. Die Naheimer Spätkalceufunde seien unrichtig chaltisch, wie Tischler wollte.)

Demnach ist in Süddeutschland die jüngste Latenezeit germanisch, in Böhmen und Mähren erst der Beginn der römischen Zeit. Die Anfänge von Stradonit bleiben also zweifelhaft, ob keltisch oder germanisch. Westlich des unteren Rheins haben wir in Mittel- und Spät-Latenezeit eine gallogermanische Mischkultur.

In Norddeutschland unterhalb des Gebirges, das für Undet Kultur- und Germanengrenze war, sollen nach Tischler nur Mittel- und Spät-Lateneformen erscheinen. Das wäre also für Germanen sehr charakteristisch; leider aber ist die These nicht richtig, denn in Hannover, Mark, Prov. a. Kgr. Sachsen, Schlesien kommt auch Frühlatene vor.

Zwischen Rhein und Leine, Werra, Thüringerwald habe ich germanische Besiedlung seit etwa 300 v. Chr. ermittelt; südwestlich der Linie Köln-Eisenach finden sich die keltischen Münzen. Der kleine Gleichberg bei Büschel erweist sich durch seine Skelettgräber, die gläsernen Arminge, die wunderschönen Ringelasperlen, deren Grün und Blau mit Weiss und Gelb gemischt ist, und den rothen Furchenschmelz am Eisengerath als entschieden keltisch. Merkmanner haben wohl diese Beierburg zerstört.

Das einst ganz keltische Thüringen wurde, wie ich festgestellt habe, etwa bis zur Unstrut spätestens um 400 v. Chr., südlich davon frühestens um 300 v. Chr. germanisch; die Skelettgräber der Latenezeit bei Rnais gehören noch den Kelten an.

Das auch im Kgr. Sachsen und in Schlesien nördlich des Gebirges einst Kelten gesessen haben müssen, zeigt der alte Name Fricuena (Erzgebirge), die lautgesetzliche Weiterbildung von keltisch Perkuua, das später Erkuua (Herkuua) lautete, sowie der Name „Walchen“, eine germanische Weiterbildung des Namens der mährischen Volken (Volcae), eines keltischen Stammes. Beide Namen zeigen zugleich durch ihre Lautgestalt, das spätestens um 400 v. Chr. Germanen bereits am Gebirgsrande gesessen haben müssen. Aber noch zu Tacitus Zeiten kennen wir in

Oberschlesien den germanischen Stamm der Narvali, der einen keltischen Namen trägt.

Noch weiter östlich an den Weichselquellen müssen seit mindestens 300 v. Chr. germanische Bastarden gesessen haben, denn bereits um 200 v. Chr. erscheinen Anläufer von ihnen an der unteren Donau, sowie am schwarzen Meere. Bastarden waren die Vermittler skythischer Goldsachen, wie des Vetterfelder Goldfundes.

Sehen wir von den längen der Karpaten in Galizien wohnhaften Bastarden ab, so ist zu Claux und Augustus Zeiten die Weichsel die Ostgrenze für Germanen und gleichzeitig für die Latene-Kultur. An der unteren Weichsel liegen zwar die Latene-Stationen Bondou und Willenberg rechts der Weichsel, aber unmittelbar am Ufer. Indes hat Tischler noch an drei Punkten des Samlandes schwache Latenezeit entdeckt, doch nur als Nachbar-tätung am Rande von Hügeln, nicht in Urnefeldern, wie überall bei den Germanen.

Zwischen Weichsel und Leine, sowie zwischen Ostsee und Harz, Unstrut, Erzgebirge und den schlesischen Gebirgen ist zu Beginn der Latene-Periode germanischer Boden.

In Westpreußen haben wir nun genau dieselbe Ostgrenze wie für Latene, so für die vorausgehende Periode der Gesichtsurten, sogar mit denselben beiden Orten rechts der Weichsel (Graudenz und Marienburg). Südlich reichen die Gesichtsurten über Posen bis nach Schlesien; in Posen und Mittelschlesien haben wir gleichzeitig die bemalten Gefässe. Wir haben keinen Grund, in dieser letzten Periode der Bronzezeit hier einen Bevölkerungswechsel anzunehmen.

Doeh um für die ganze Bronzezeit den richtigen Standpunkt zu gewinnen, müssen wir vor allem das sicher germanische, sog. nordische Bronzegebiet näher betrachten. Ich schliesse mich hier ganz an Montelius an, nützlich mit den für Norddeutschland übrigen Aenderungen, wie sie Beltz und Lissauer getroffen haben. Danach haben wir: 1. eine frühe (1600–1400 v. Chr.); 2. eine ältere (1400–1000); 3. eine jüngere (1000–600); 4. eine jüngste Bronzezeit (600–350) zu unterscheiden.

In der frühen Bronzezeit haben wir im Norden fast gar keine eignen Typen; nur der Schwertstab ist rein nördlich, erscheint in Norddeutschland und Schonen, genügt aber nicht an einer sichern Umgrenzung eines ciguen Bronzegebietes.

Dagegen bietet die ältere nordische Bronzezeit ganz eigene Typen in Rand- und Hohlketten, Schwertern, Messern, Hals- und Brustschmuck, Hals- und Armingen, Tuteln, Doppelknöpfen, Schmuckknoten. Ostlich dehnt sich dies Bronzegebiet kaum über die Oder aus, westlich überschreitet es die Elbe nur an ihrer Mündung und erreicht dort die Weserumündung. Die Südgrenze geht längs der Aller, den Haveln und von Berlin nach Stettin.

Nach allen Seiten weiter reicht das jüngere nordische Bronzegebiet; westlich geht es an der Meeresküste bis etwa zur holländischen Grenze, östlich über die Oder bis etwa zum 31° östl. von Ferro und dann die Setze und Warte abwärts, von Küstrin nach Halle a. S. und über den Harz an die Aller, längs der Aller zur unteren Weser und Ems. Die Ost- und Westgrenze stimmt genau mit der Ost- und Westgrenze der Goldspiralen an Doppelrad, die in Norddeutschland nach Olshausen nur zwischen Aller und Persante vorkommen. — Für die jüngste nordische Bronzezeit fehlt bei Montelius die Angabe ihres Gebietes.

Die Ausbreitung der spezifisch nordischen Bronzekultur ist zugleich die Ausbreitung der Germanen. Ich werde mich nochmals gegen die Meinung, dass hier lediglich eine Kulturströmung vorliege, da die Bronze sich von Süden nach Norden und Osten verbreitet habe. Denn erstens breitet sich das nordische Bronzegebiet auch nach Westen und Süden aus und zweitens fand es zwischen Elbe und Weser oder gar zwischen Oder und Weichsel keine geographischen Hindernisse der Weiterverbreitung. Hier ist nur eine ethnographische Grenze denkbar.

Prüfen wir das östlich der Germanengrenze liegende Gebiet links der Weichsel. In Westpreussen zeigt die ältere Bronzezeit eine sehr spärliche Hinterlassenschaft, dazu keine einzigen Typen, keine Gussformen. Es bestand dort also gar keine Bronzeindustrie, nur Einfuhr von Bronze, hauptsächlich aus dem westbaltischen d. h. nordischen Bronzegebiet. Unverändert besteht dies Verhältnis auch in der jüngeren Bronzezeit. Ganz anders aber in der jüngsten Bronzezeit, für die wir früher bereits Germanen bis zur Weichsel festgestellt haben. Neben allgemein nordischen oder nur ostdeutschen Typen (wie die Spirale und Schwanzhalsnadeln, die Schleifen- und Nierenscheiben) haben wir besondere westpreussische Lokaltypen: die Schieberpfeilspitzen, die achtkantigen Halsringe, die schildförmigen Ohrhänge und die Ringhalskrangen, die letzten beiden Typen auch an den durchaus lokalen Gesichtsurnen nachgebildet.

Ganz ähnlich liegen die Dinge in Posen, dessen Norden archäologisch an Westpreussen gehört, während der Süden zu Mittelschlesien. In Schlesien nun hat die gesamte Bronzezeit nicht einen einzigen Lokaltypus. Die früher „schlesisch“ genannte Oesenadel ist allgemein ostdeutsch und kommt zudem in Ostpreussen häufiger vor, als irgend wo anders. Schlesien zeigt in seinem ganz winzigen Bronzebestand in der älteren Bronzezeit nordische, in der jüngeren vorwiegend Hallstatt-, auch angrische Typen: alles ist Einfuhr. Erst die jüngste Bronzezeit zeigt auch hier grössere Reichtum, sogar Gussformen und Schmeltstätten. Neben südlichem Import, wie ungarischen, Doppelspiral-, Schlangen- und Certosaufhängen sind aber nur die allgemein ostdeutschen Typen, wie Schwanzhalsnadeln und Spiralnadeln hier zu finden. Wir müssen also die einheimische Bronzeindustrie, wie die germanische Besiedlung in Schlesien noch später ansetzen, als in Westpreussen, in den Beginn des 5. Jahrhunderts.

Die Besiedlung dieser ostdeutschen Lande westlich der Weichsel und um die obere Oder, deren Bewohner in historischer Zeit in einem Gegensatz zu den Westgermanen und in naher Verwandtschaft mit den Skandinavien stehen, sind zweifellos von Südschweden und Ostänemark aus statt. Das zeigen auch die Völkernamen dieser Ostgermanen, die sich entweder in Jütland oder in Südschweden oder Südnorwegen wiederfinden und auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückweisen. Zu diesen Namen gehören diejenigen der Wandalen, Warinen, Burgunden, Rugen, Goten. Auch der von den Slawen in seinem Ursprunge als unslawisch bezeichnete, weil aus dem Slawischen nicht zu erklärende Name „Danzig“ scheint mit dieser nordischen Einwanderung zusammenzuhängen.

Vor der Einwanderung der Skandinavier sasssen zwischen Weichsel und Oder Slaven, wie aus Herodot-Nachrichten über diese Gegenden hervorgeht. Auch der Name der Weichsel scheint nach allem, was wir wissen, slavischen Ursprungs zu sein. Zwischen 600

und 500 v. Chr. wurden diese Slaven, bei Herodot Neuroi, von Germanen verdrängt, die überaus an Nordrande des Gebirges um 400 v. Chr. oder etwas früher auf von Westen her angekommene Kelten stiessen.

Ethnographisch schwer bestimmbar sind die Lausitzer Urnenfelder, die von Mittelschlesien bis an die mittlere Saale und über das südliche Brandenburg sich erstrecken. Die Bronze erscheint auch hier spät aber doch schon in der jüngeren Bronzezeit (ca. etwa 1000 v. Chr.), freilich ziemlich ärmlich. Indessen es bestehen doch Verbindungen nach Süden (Böhmen und Mähren) und auch nach Norden; zudem ist hier das Gebiet der glanzendsten Keramik von ganz Nordenropa. So kann es sich wohl nur um Germanen oder Kelten handeln. Wo aber hier in der jüngeren und jüngsten Bronzezeit beide Nationen grenzten, ist fraglich.

Im Westen fehlt uns noch ein Gebiet zwischen der Leinegrenze vom Beginn der Latene-Periode und der Allergrenze am Ausgang der jüngeren Bronzezeit. Dies Stück muss also Erwerb der jüngsten Bronzezeit sein.

So sehen wir, wenn wir rückwärts gehen, wie das Gebiet der Germanen sich stetig verengt und nach Norden zurückzieht.

Die Kupferperiode bringt keine neuen Anschlüsse. Wohl aber die Steinzeit, die von Montelius chronologisch eingetheilt, von Tischler in Bezug auf ihre lokale Ausdehnung näher bestimmt worden ist.

Tischler scheidet ein ostbaltisches Steinzeitgebiet vom Ladogaee längs der Ostseeküste bis an die Oder, und ein westbaltisches von der Oder beginnend in den Ländern südlich, westlich und nördlich der Ostsee. Leitmotive für Tischler waren das sog. echte Schnarrnament und der geschweifete Becher. Beide kommen im Ostbalticum vor, sowie in Thüringen, Böhmen, Schwyz, Frankreich, England, Holland, sollten aber im Westbalticum fehlen. Später aber zeigte sich, dass der Becher auch in Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein und Dänemark vorkommt. Auch die Verbreitung des Schnarrnaments ist zweifelhaft geworden. Tischler legnete noch in seinen letzten Lebensjahren sein Vorkommen im Norden, obwohl Voss es in Dänemark kennen wollte und demgemäss nur Nordwestdeutschland westlich einer Linie Stettin — Dessau als das Gebiet freitender Dolmen und des vorwiegenden Storchornaments ansanderte.

Unzweifelhaft bewährt aber hat sich Tischlers Eintheilung, wenn wir den Bernsteinerschmuck der Steinzeit betrachten; wobei wir im Westbalticum die reicheren Arbeiten der Moor- und Erfinde, wie der ältesten Dolmen, sondern die kunstvolleren Stücke der jüngeren Ganggräber vergleichen. Diese haben neben zahlreichen mit dem Ostbalticum gemeinsamen Typen als Besonderheit durchbohrte Knöpfe, hammerförmige und doppelstängelförmige Perlen; das Ostbalticum dagegen hat unndurchbohrte Knöpfe, besondere End- und Mittelhängestücke, sowie massenhafte Knöpfe mit V oder Winkelbohrung. Letzgenannte Knöpfe kommen zwar auch im Westbalticum vor, aber nur sehr vereinzelt und bereits in der ältesten Bronzezeit.

Von hervorragender Bedeutung für die Scheidung von Ost- und Westbalticum sind endlich die Megalithgräber, deren älteste Gestalt die freitragenden Dolmen sind, denen dann die Ganggräber, endlich die grossen Steinkammern zunächst mit freier, später aber mit vom Erdhügel verdeckter Steindecke folgen. Gestalt der Oder zeigen sich diese Megalithgräber, wie eine Nachricht von Voss aus dem Jahre 1877 lehrt, nur noch unmittelbar an der Oder im Kreise

Kammin. Obwohl man östlich der Oder dasselbe Geschiebeuntertal zur Verfügung hatte, erscheinen dort keine westbaltischen Megalithgräber, sondern die ganz eigenartigen Formen der Trilithen und der sogenannten kujawischen Gräber, die eine dreieckige Steinsetzung zeigen. Es ist klar, dass hier eine ethnographische Grenze vorliegt, zumal nach die älteste Bronzzeit an derselben Stelle der Oder, gleichfalls eine Volksgrenze anweist. Nach Süden und Westen haben wir keine archäologisch erkennbare Volksgrenze. Da wir aber die Germanengrenze bisher stetig andrücken sehen, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir ihre älteste Heimath in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland, den dänischen Inseln und Südschweden erkennen. Dieser Urzustand der Verbreitung geht bis in den Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. hinauf. Schen wir die Inder im Pentastich um 1500 v. Chr. ihre Veden dichten, weisen Homers Gesänge auf die mykenische Kultur etwa derselben Zeit zurück, sind also diese Völker nicht etwa als Indogermanen sondern als viele Inder und Griechen 1500 Jahre v. Chr. in ihren historischen Sitzen gewissermaßen litterarisch bezeugt, so haben wir nicht den geringsten Grund uns zu wundern, dass Germanen ein Jahrtausend vor dieser Zeit an der Ostsee wohnten.

Herr Oberstaatsarzt Dr. Kuthe-Frankfurt s/M.:

Ich möchte den Herrn Vorredner ersuchen, die Nanheimer Funde, die damals unser so früh verstorbener Freund Tischler als gallicische angesprochen hat, mit mir demnächst im Frankfurter Museum, wo sie sich jetzt befinden, zu betrachten. Es sind die sogenannten „chattischen“ Funde von G. Dieffenbach-Friedberg, — schön geglättete schwarze Thongefäße und lange Eisessenswerter. Er wird sich mit mir überzeugen, dass Urtheil Tischlers doch ganz berechtigt war. Ich glaube nicht, dass sich obische Kulturinvasen bis nach Nanheim im Suedenlande Caesars geltend gemacht haben. Bei dem singulären Auftreten dieser Gefasstypen erscheint es mir viel wahrscheinlicher, dass diese Nanheimer Gefäße, die ganz charakterische Latène-Gefäße sind, von einer gallicischen Invasion herrühren. Vielleicht finden wir in Frankfurt Gelegenheit, uns persönlich darüber auszusprechen.

Herr Dr. Mies-Köln:

Ueber die Form des Gesichtes.

Hochachtungsvolle Veremung! Nur im Allgemeinen möchte ich heute mit Ihnen die Form des Gesichtes betrachten. Dieselbe hängt in erster Linie ab von der Ausdehnung der Höhe und der Breite sowie von dem Verhältnis dieser beiden Masse zu einander. Bis jetzt hat man meines Wissens noch nicht den Versuch gemacht, die genannten Esterfungen in Gruppen zu theilen, welche durch genaue Zahlen begrenzt sind. Daher bleibt es dem Ermessen eines jeden Anthropologen überlassen, ein Gesicht hoch oder niedrig, schmal oder breit zu nennen. Wenn Höhe und Breite in besonderen Grade klein oder gross sind, oder wenn ein Forscher, der Tausende von Schädeln der verschiedensten Rassen gesehen hat, von einem „schmalen und hohen oder einen breiten und niedrigen Gesichte“ spricht, so dürfen die in Bezug auf die allgemeine Gesichtsform gemachten Angaben der Wirklichkeit entsprechen. Handelt es sich aber um Gesichter, die nur in geringem Grade hoch oder niedrig bzw. schmal oder breit sind, so glaube ich, dass die

Bestimmung der Form um so weniger Werth hat, je kleiner die Erfahrung des Anthropologen ist, von welchem die Beschreibung stammt.

Etwas besser als die GröÙe der Breite und Höhe des Gesichtes können wir die Bedeutung der Verhältnisszahl zwischen diesen Massen benützen, da die Frankfurter Verständigung vom Jahre 1892 Eintheilungen der vordringenden Gesichtstypen in je zwei Gruppen enthält. Dass dieselben aber nur vorläufig sind, geht aus einer Anmerkung hervor, in welcher eine Aenderung der Abgrenzung dieser Indices in Ansaht gestellt wird. Der Erste, welcher in dieser wichtigen Angelegenheit mit einem Vorschlage, worauf ich nachher näher eingehen werde, an die Oeffentlichkeit trat, war Herr Geheimrath Virchow, welcher nach dem Berichte über die Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 10. Januar 1891 (Verhandlungen d. B. Anthr. Gesellsch. 1891, Seite 56) schon früher bei mehreren Gelegenheiten betonte, dass, wenn nicht der Gesichtssindex überhaupt, so doch jedenfalls die jetzige Eintheilung desselben in ethnologischem Sinne ungenügend ist. Wenn ich nicht irre, bezieht sich dieser vortreffliche Anspruch unseres Altmeisters auf den Jochbreiten-Gesichtssindex. Derselbe wird ebenso wie die beiden anderen Gesichtssindices nach Virchow und von Hölder in der Frankfurter Verständigung durch die gleiche Zahl 90 in zwei Gruppen geschieden. Für jeden der drei Gesichtssindices ist aber eine besondere Eintheilung erforderlich, da wir für denselben Schädel eine andere Zahl erhalten, wenn wir das Verhältnis berechnen zwischen der Gesichtshöhe einerseits, der Jochbreite Kollmann's oder der Gesichtsbreite nach Virchow oder nach v. Hölder andererseits. Die drei letzten Masse sind eben bei jedem Schädel verschieden und ändern in der Formel $\frac{100}{\text{Gesichtsbreite}}$ mit dem Nenner auch den Quotienten, d. h. den Gesichtssindex.

Da der Unterkiefer vieler Schädel verloren gegangen oder verwechselt worden ist, so haben auch die Obergesichts-Indices eine grosse Bedeutung. Es ist daher von Werth, für dieselben ebenfalls eine richtige Eintheilung zu haben. Als solche scheint mir diejenige nicht unpassend werden zu können, welche die Frankfurter Verständigung uns giebt, indem sie den Index 50 als Grenzzahl wählt. Denn es sind z. B. die von mir (Verhandl. d. Berl. Anthr. Gesellsch. 1891, S. 257—270) beschriebenen Havelberger Schädel in Bezug auf den Jochbreiten-Obergesichts-Index grösstentheils schmalgesichtig, dem Jochkreiten-Gesichts-Index gemäss aber sämtlich breitgesichtig, was auch mich veranlasste, in jener Arbeit auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, die Abgrenzung der verschiedenen Gesichts- und Obergesichts-Indices zu ändern.

Ohne Zweifel besteht also ein Bedürfniss nach einer natürlichen Eintheilung der Breite und Höhe des Gesichtes sowie der Verhältnisszahl zwischen diesen beiden Ansdungen. Um denselben abzuhelfen, ist eine grosse Arbeit erforderlich, an welcher ich mir vorgenommen habe, mich nach Kräften zu beteiligen. Zu diesem Zwecke habe ich zunächst diejenigen Jochbreiten, Gesichtshöhen und Jochbreiten-Gesichtssindices zusammengestellt und einzeln versucht, welche in den bisher angefertigten Schädelkatalogen Deutschlands¹⁾, ferner in den mir zur Verfügung stehenden

¹⁾ Bonn, Breslau, Darmstadt, Frankfurt, Königsberg, Leipzig, München, Heidelberg und Mannheim. Die von mir angeführten Messungen und Beschreibungen

Bänden der Zeitschrift für Ethnologie (21—27, Heft 2) und des Archivs für Anthropologie (I—VIII) und XIV, Heft 1) sowie in den Arbeiten einiger deutscher und ausländischer Forscher²⁾ angegeben sind. In Folge dessen besitzen sich meine Eintheilungen auf eine ziemlich grosse Anzahl von Schädeln der verschiedensten Völker, unter welchen allerdings die deutschen Stämme um zahlreichen vertreten sind.

Von den vier Gesichtsbreiten, welche die Frankfurter Verständigung aufgenommen hat (Gesichtsbreite nach Virchow, obere und untere Gesichtsbreite nach Hölder und Kollmann's Jochbreite), kommt die Jochbreite gegenwärtig wohl am meisten in Betracht. Mit diesem Namen bezeichnen wir den grössten Abstand der vor den Ohröffnungen und unter den Schläfen liegenden Jochbögen von einander, ein Maass, welches leicht, schnell und genau sowohl am Schädel als auch beim Lebenden bestimmt werden kann und zwar am Besten mit dem Schieberzirkel. Die Jochbreite fand ich in den von mir durchgesehenen Schriften bei 2900 Schädeln erwachsener Personen verzeichnet. Hierunter waren (siehe die beigegebene Zusammenstellung) 702 weibliche, 1795 männliche und 408 in Bezug auf das Geschlecht nicht genau bestimmte Schädel. Die kleinste Jochbreite betrug 100, die grösste 155 mm. Breca (Instructions craniologiques, p. 185) giebt als äusserste Werthe seiner largeur bismatique, die der Jochbreite entspricht, 110 und 148 mm an, sagt aber nicht, an wie vielen von mehr als 2000 Schädeln aller Rassen, mittelst deren er die geringsten und grössten Ausdehnungen von 19 Maassen bestimmt hat, die Jochbreite gemessen werden konnte.

Die weiblichen, die männlichen und alle Schädel zusammen habe ich nun in je fünf Gruppen getheilt. Zunächst sonderte ich zwei Abtheilungen ab, welche die kleinsten und grössten Werthe vereinigen und ungefähr 1 v. H. der Fälle umfassen. Die übrigen Schädel wurden in drei annähernd gleiche Gruppen getheilt, wobei ich namentlich darauf sah, dass die beiden Abtheilungen, welche die mittlere umgrenzen, sich möglichst wenig in Bezug auf die Zahl der in sie eingezeichneten Schädel unterscheiden. Auf diese Weise entstanden die fünf Gruppen der schmalsten, der schmalen, der mittelbreiten, der breiten und der breitesten Gesichter. Da mehr als 2/3 mal so viel männliche wie weibliche Schädel zusammengestellt werden konnten, so brauchen wir aus darüber nicht zu wundern, dass sich ein Männer Schädel mit 100 und ein solcher mit 101 mm Jochbreite fand, während unter der verhältnissmässig kleinen Anzahl weiblicher Schädel so schmale Gesichter nicht vorkamen. Abgesehen von dieser Ausnahme, auf welche ich keinen Werth lege, beginnen und schliessen die

der in den beiden zuletzt genannten Städten aufbewahrten Schädel werden demnächst erscheinen. Die Berliner Kataloge, von welchen der erste Gesichtsböden, der zweite Jochbreiten enthält, und das Verzeichniss der Strassburger Schädel hatte ich bei der Zusammenstellung der Maasse leider nicht zur Hand.

¹⁾ Holl, Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen.

Moschis: Due scheletri di Melanesi; Sulla antropologia fisica del Trentino; Quattro decadi di crani moderni della Sicilia.

Hanke, Beiträge zur phys. Anthropologie der Bayern.

v. Török, Ueber den Ysoper Ainoeschädel, 2. Theil, Archiv f. Antr. XXIII, S. 249—345.

Gruppen bei den weiblichen Schädeln mit kleineren Zahlen als bei den männlichen. Auch die mittlere Jochbreite der weiblichen Schädel (124,5 mm) ist kleiner als die der männlichen Schädel (131,7 mm). Setzen wir die letztere gleich 100, so beträgt die erstere nur 91,55. Die Unterschiede zwischen den Mittelwerthen sowohl, als auch in Bezug auf die Maasszahlen, welche den männlichen und weiblichen Gruppen angewiesen wurden, sind also so gross, dass es unmöglich sein dürfte, eine für beide Geschlechter gemeinsame Eintheilung der Jochbreite anzufestellen. Trotzdem habe ich auch sämtliche 2900 Jochbreiten in fünf Gruppen geschieden, welche eine grössere Aehnlichkeit mit den Abtheilungen der männlichen als mit denen der weiblichen Schädel haben, da erstere viel zahlreicher vertreten sind.

Mit den von mir für die weiblichen und männlichen Schädel gefundenen Grenzwerten der einzelnen Gruppen möchte ich Sie um so weniger belästigen, als es sich nur um vorläufige, keineswegs am endgültigen Zahlen handelnde Äufrie. Nur darauf erlaube ich mir aufmerksam zu machen, dass der wichtigen mittleren Gruppe bei den weiblichen und männlichen Schädeln die Jochbreiten von fünf verschiedenen Grössen angehören. Versuchsweise habe ich noch eine Theilung der schmalen und breiten Gesichter derart vorgenommen, dass die der mittleren Abtheilung benachbarten Gruppen sich ebenfalls über fünf Grössen der Jochbreite erstrecken. Dieselben umfassen aber viel weniger Schädel, als die mittlere Abtheilung, mit welcher sie die gleiche Ausdehnung haben. So entstehen im Ganzen sieben Gruppen: die mittelbreiten Gesichter und diejenigen, welche im höchsten, in mittlerem und geringerem Grade schmal oder breit sind.

Das zweite Maass, welches für die Beurtheilung der Form des Gesichtes in Betracht kommt, ist die Gesichtshöhe. Der Frankfurter Verständigung gemäss bezeichnen wir damit die Entfernung „von der Mitte der Stirnnaesenknaht bis zur Mitte des unteren Randes des Unterkiefers“. Dieser Linie entspricht beim Lebenden der Abstand der Nasenwurzel vom Kinn. Bei der Messung, welche mit Leichtigkeit ausgeführt werden kann, muss man darauf achten, dass die Zähne auf einander gesetzt werden. An sehr vielen Schädeln liess sich dieses Maass nicht bestimmen, weil dieselben entweder keine Unterkiefer haben oder einen solchen, der wahrscheinlich oder sicherlich zu dem betreffenden Schädel nicht gehört. Da ausserdem die Gesichtshöhen der Schädel ohne Zähne und mit geschrumpften Kieferr nicht benutzt werden konnten, so war meine Amsbreite bei diesem Maasse eine viel geringere als bei der Jochbreite. Sie betrug nämlich nur 2081 Stück, worunter 378 weiblich, 1854 männlich und 149 ohne genaue Geschlechtsbestimmung waren. Es ist also besonders die Zahl der weiblichen Schädel entschieden zu gering, um uns einen genauen Überblick darüber zu gewähren, wie oft die einzelnen Grössen der Gesichtshöhe vorkommen. Dessen ungeachtet habe ich nach dem vorhin angegebenen Grundsatz die von mir zusammengestellten Maasszahlen in fünf Gruppen getheilt und denselben folgende leicht verständliche Namen beigelegt: niedrigste, niedrige, mittelhohe, hohe und höchste Gesichter. In die mittlere Gruppe musste ich bei den weiblichen sowie den männlichen Schädeln leider sechs Grössen der Gesichtshöhe aufnehmen, hoffe aber, dass es gelingen wird, in einer Zusammenstellung, welche einige Tausend Schädel mehr enthält als die meinsige, nur fünf Werthe dieser

Gruppe einzuweisen, ihr also dieselbe Ausdehnung zu geben, welche der englische Anthropologe Garson seinem praktischen, aber wohl nicht immer der Natur sich anpassenden Grundsatze gemäss für die Gruppen des Schädelindex verlangt. Bei der geringen mir zur Verfügung stehenden Zahl von Schädeln habe ich es auch nicht gewagt, die Abtheilung der niedrigen und hohen Gesichter in je zwei Gruppen zu theilen, nämlich in die Gesichter, welche in geringem und mittlerem Grade niedrig bzw. hoch sind.

Wie gross die Gesichtshöhen in den verschiedenen Abtheilungen sind, ersieht man aus der mittleren Zusammenstellung der beigegebenen Tafel. Diese zeigt uns auch, dass sämtliche weiblichen Gruppen mit kleineren Gesichtshöhen beginnen und schliessen als die entsprechenden männlichen Gruppen. Die mittlere Gesichtshöhe ist bei den weiblichen Schädeln wiederum kleiner als bei den männlichen: 108,7 gegenüber 117,5 mm. Wird die letztere auf 100 verkleinert, so erhalten wir für die erstere 92,52. Der Unterschied der Mittelzahlen von Ungenaten des weiblichen Schädeln ist also nicht nur an und für sich, sondern auch wenn er auf die gleich 100 gesetzten männlichen Durchschnittswerte bezogen wird, bei der Gesichtshöhe grösser als bei der Jobcbreite.

Stellen wir die Mittelzahlen der Gesichtshöhe und Jobcbreite mit den Durchschnittswerten der Höhe und Länge des Schädels¹⁾ zusammen und berechnen, wie gross die weiblichen Mittelzahlen wären, wenn die männlichen alle gleich 100 gesetzt würden.

Namen der Masse	Mittelzahlen		Wenn männliches
	Männlich	Weiblich	Mittel 100, beträgt das weibliche Mittel
Gesichtshöhe . . .	117,5	108,7	92,52
Jobcbreite . . .	105,7	124,9	94,28
Schädelhöhe . . .	134,4	129,1	96,21
Schädellänge . . .	180,0	174,0	96,10

so erkennen wir, dass diese Masse bei den weiblichen Schädeln um so weniger hinter den männlichen zurückbleiben, je grösser ihre Ausdehnung ist. Ob dieses umgekehrte Verhältnis zwischen der Grösse der Masse und dem durch das Geschlecht bedingten Unterschiede nicht nur bei den vorhin genannten vier, sondern auch bei anderen Schädelmassen besteht, oder ob im Vergleich zu den männlichen Schädeln das weibliche Gesicht verhältnissmässig noch weniger sich ausdehnt, als die weibliche Hirnkapsel, das ist eine Frage, welche wohl verdient, einmal besonders erörtert zu werden.

Von den drei Gesichtsindeces, welche in der Einleitung angeführt wurden, ist der Jobcbreiten-Gesichtsindeces weitaus der beliebteste. Derselbe bezeichnet das Verhältnis zwischen Jobcbreite und Gesichtshöhe; er ist mit andern Worten diejenige Zahl, welche anzeigt, wie gross die Gesichtshöhe wäre, wenn die Jobcbreite auf 100 verkleinert würde. Umgekehrt setzen die Franzosen²⁾ die Gesichtshöhe gleich 100.

¹⁾ Die mittlere Höhe und Länge der Hirnkapsel sind meinem Anfange: „Ueber die grösste Länge und ganze Höhe der Schädeln und über das Verhältnis dieser beiden Masse zu einander“, Tageblatt der 62. Naturforscher-Versammlung in Heidelberg S. 292—297, entnommen.

²⁾ Vgl. mit der folgenden Betrachtung Topinard, *Éléments d'anthropologie générale*, p. 917—920.

Obwohl dieses Mass bei ihnen stets etwas grösser ausfällt als bei uns, weil sie das über der Nasenwurmliegende Ophryon als oberes Ende nehmen, so ist es doch in der Regel noch kleiner als die Jobcbreite, was zur Folge hat, dass der Indice facial meistens über 100 beträgt, während unser Jobcbreiten-Gesichtsindeces diese Zahl nur selten überschreitet. Auch die übrigen Indices der Frankfurter Verständigung werden gewöhnlich durch Zahlen unter 100 ausgedrückt, da die Urheber dieser Uebersetzung stets das meistens grössere Mass in den Nenner der Formel gesetzt haben, die bei jedem Index berechnet werden muss. Während wir diesen Standpunkt, welcher in der Frankfurter Verständigung vertreten ist, bei unserer Auffassung des Jobcbreiten-Gesichtsindeces einnehmen, können die Franzosen sagen, dass die wichtigsten Beziehungen zwischen der Form des Gesichtes und der von oben betrachteten Hirnkapsel sie veranlasst haben, beim Indice facial ebenso wie beim Indice céphalique die Länge in den Nenner zu setzen und so alle Schädel- und Gesichtsindeces diejenigen Zahlen zu betonen, welche angeben, wie gross die Breite der Hirnkapsel sowohl als auch des Gesichtes wäre, wenn deren Länge auf 100 verkleinert würde. Unser Jobcbreiten-Gesichtsindeces lässt sich dagegen in Beziehung bringen zu dem Breiten-Höhenindex des Schädels, welcher sagt, wie hoch die Hirnkapsel wäre, wenn ihre Breite 100 betrüge. Ob mehr Anhaltspunkte dafür vorhanden sind, den Gesichtsindeces mit dem Längen-Breiten- oder mit dem Breiten-Höhenindex des Schädels zusammenzustellen, wird wohl untersucht werden müssen, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, welche Auffassung des Gesichtsindeces zweckmässiger und natürlicher ist, die deutsche oder französische. Dass wir für diese Frage einmal gestellt werden müssen, halte ich für wahrscheinlich, nachdem Herr Geheimrath Virchow, wie in der Einleitung erwähnt wurde, angedeutet hat, dass vielleicht der Gesichtsindeces überhaupt in ethnologischen Sinne ungenügend sei.

Was nun die Eintheilung des Jobcbreiten-Gesichtsindeces betrifft, so reicht nach der von Herrn Geheimrath Virchow schon lange vertretenen Ansicht die bisher übliche nicht aus.³⁾ Die Frankfurter Verständigung unterscheidet nämlich nur zwei Gruppen: niedere, chamoisprose, Gesichtschädel bis 90,0 und hohe, leptoprose, Gesichtschädel über 90,0. Zu der ersten Abtheilung gehören von 215 weiblichen Schädeln, mit welchen ich beim Jobcbreiten-Gesichtsindeces leider vorlieb nehmen musste, 181 oder 85,7 v. H. von 1022 männlichen Schädeln 872 oder 85,0 v. H. und von den zusammengefassten 1899 männlichen und weiblichen Schädeln 803 oder 57,4 v. H. Unterhalb der von der Frankfurter Verständigung gezogenen Grenze liegen also mehr Gesichter als oberhalb derselben. Wollte man die von mir zusammengestellten weiblichen bzw. männlichen Schädel in zwei gleiche Gruppen theilen, so würde die untere bis zu den Zahlen 87,7 bzw. 89,2 einschliesslich reichen. Auch die Mittel, 88,14 für die weiblichen, 89,18 für die männlichen Schädel lassen sich als eine etwas zu hohe Zahl erscheinen, da die Chamoisprosen von den Leptoprophen zu trennen. Allerdings ist der Unterschied zwischen der von der Frankfurter Verständigung angenommenen Grenzanzahl und den für meine Zusammenstellung berechneten Halbierungswerten ziemlich klein, viel grösser aber wird derselbe voraussichtlich bei den anderen Gesichtsin-

³⁾ Ueber Mesoprosopie s. Ranke: *Der Mensch* Bd. I II. Aufl. S. 398 1894 d. Heddak.

und Obergesichts-Indices sein. So beträgt, wie ich am dem einige Tage nach meiner Rückkehr von der Anthropologen-Versammlung erhaltenen Hefte der Zeitschrift für Ethnologie⁹⁾ ersehe, nach der Angabe des Herrn J. Szombathy das arithmetische Mittel für den Gesichtsinde^x nach Virchow von 216 Schädeln des Straßburger Katalogs 126,67 und für den Obergesichtsindex nach Virchow von 331 Schädeln desselben Verzeichnisses 74,4. In Folge dessen nennt dieser Forscher (vorläufig, bis mehr Material zusammengestellt sein wird, diejenigen Schädel, welche einen Gesichtsinde^x nach Virchow von 105,1—126,0 bzw. 126,0 oder einen Obergesichtsindex nach Virchow von 65,1—74,0 haben, Breitgesichter und belegt die Schädel, bei welchen dieser Gesichtsinde^x durch die Zahlen 126,1 bzw. 125,1—158,0 oder Virchow's Obergesichtsindex durch die Zahlen 74,1—93,0 ausgedrückt wird, mit dem Namen: Schmalgesichter. Auch an die Auscheidung einer Mittelgruppe von Mesoprosopen hat Herr Szombathy gedacht. Derselben theilt er bis auf Weiteres die Gesichtsinde^x (nach Virchow) 122,1—130,0 und die Obergesichts-Indices (nach Virchow) 72,1—77,0 an.

Die Frankfurter Verständigung dagegen kennt noch keine mittlere Abtheilung, in welcher gleichsam auf neutralem Gebiet, diejenigen Schädel Platz finden, die durch ihren Gesichtsinde^x uns zeigen, dass sie entweder einer besonderen Rasse angehören oder aus der mehr oder weniger gleichmächtig Mischung entgegengesetzter Formen hervorgegangen sind. Auf diesem Mangel deutet Herr Geheimrath Virchow (Verhandl. d. Berl. Anthr. Gesellsch. 1891, S. 58) mit den Worten: „es fehlt offenbar ein mittleres Maas, eine Mesoprosopie, welche genauer zu fixiren, eine Aufgabe der nächsten Zeit sein muss.“ Auch Herr Prof. Ranke hat 1892 auf der Anthropologen-Versammlung in Ulm (Corresp.-Bl. d. deutsch. Anthr. Gesellsch. 1892, S. 120) die Einschaltung einer Mittelgruppe zwischen die schmalen und breiten Obergesichter durch Herrn Prof. Sergi für recht zweckmässig erklärt. Bei dieser Gelegenheit theilt uns Herr Prof. Ranke mit, dass die Frankfurter Verständigung sich „diese Staturierung einer Mittelgruppe“, direkt vorbehält. Demgegenüber möchte ich doch darauf hinweisen, dass die Anmerkung, auf welche derselbe sich hierbei stützt, ganz allgemein lautet: „Eine Aenderung in der Abgrenzung der verschiedenen Gesichts- resp. Obergesichts-Indices nicht vorhaben.“

Wenn ich nicht irre, hat Herr Geh.-R. Virchow zuerst im vorigen Jahre (Verh. d. Berl. Anthr. Ges. 1894, S. 178) vorgeschlagen, die neue Mittelgruppe auf die Verhältniszahlen 76—90 auszu dehnen. Derselbe unterscheidet also drei Abtheilungen: die Chamäprosen bis 74,9, die Mesoprosopen von 75,0—89,9 und die Leptoprosopen, welche einen Gesichtsinde^x von 90,0 und mehr haben. Die von mir gesammelten Jochebreiten-Gesichtsinde^x habe ich nun auf diese Gruppen vertheilt und in der dritten Zusammenstellung der beigegebenen Tafel ausser der gefundenen Zahl der Vertreter auch angegeben, wie viel von Hundert der weiblichen, männlichen und aller Schädel jeder Gruppe zukommt. Obwohl mein Material noch viel zu gering ist, um die Eintheilung der menschlichen Gesichtsinde^x zu begründen, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, dass Herr Geheimrath Virchow

der Mesoprosopie ein zu grosses Gebiet angewiesen hat auf Kosten namentlich der Chamäprosie, welche nach ihm weniger als 1 v. H. der weiblichen sowohl als auch der männlichen und aller Schädel umfasst.

Bei der von mir versuchten Eintheilung der Gesichtsinde^x habe ich angenommen, dass die mittlere Gruppe ungefähr ein Drittel der Fälle vereinigen, mit einer ganzen Zahl beginnen und bis zu einer solchen sich erstrecken soll. Letzteres gelang mir für die allein betrachteten weiblichen (86,1—89,9) und männlichen (87,0—91,9) Schädel, aber nicht für die beider Geschlechter zusammen, deren mittlere Gruppe ich auf die Zahlen 86,5—91,4 verlegen musste. Den in der internationalen Vereinigung über die Eintheilung der Schädelindices durchgeführten Grundsatz, die Abtheilungen auf fünf Einheiten auszu dehnen, konnte ich bei der mittleren Gruppe aller sowie der für sich betrachteten männlichen Schädel befolgen, nicht dagegen bei der mittleren Abtheilung der weiblichen. Letztere enthält nur vier Einheiten.

Von den übrigen Indexziffern habe ich wiederum die kleinsten und grössten Werthe in zwei äusserste Gruppen zusammengefasst, von welchen jede nur etwa 1 v. H. der Fälle vereinigt, aber trotz dieses geringen Inhaltes sich über viele Verhältnisszahlen ausdehnen kann, so die unterste Abtheilung der männlichen Gesichtsinde^x, zu welcher nicht mehr als 11 Schädel gehören, über die Indexziffern 64,0—75,0.

Vergleichen wir die so gebildeten fünf Gruppen der weiblichen mit denen der männlichen Gesichtsinde^x, so finden wir, dass jene mit kleineren Verhältnisszahlen beginnen und schliessen als diese. Hier von machen allerdings die beiden ersten Abtheilungen mit ihren unteren Grenzen eine Ausnahme, die jedenfalls darauf beruht, dass die Zahl der weiblichen Schädel nicht nur an und für sich sehr gering ist, sondern auch nicht einmal den vierten Theil der männlichen beträgt. Die Weiber zeigen also, wie Herr Geheimrath Virchow (Verh. d. Berl. Anthr. Ges., 1891, S. 58) sich ausdrückt, mehr zur Chamäprosie, die Männer mehr zur Leptoprosopie. Dieser Unterschied der Geschlechter ist meines Erachtens so gross, dass für jedes derselben eine besondere Eintheilung des Gesichtsinde^x erforderlich ist.

Gestatten Sie mir zum Schluss noch einige Worte über die Benennung der verschiedenen Gruppen dieses Index. Wie Herr Prof. von Török (Archiv für Anthropologie, Bd. XXII, S. 290) richtig bemerkt, bilden chamä- und leptoprosop keine Gegensätze. Denn ersteres bezeichnet im weiteren Sinne einen Menschen mit einem niedrigen, letzteres mit einem schmalen Gesicht. Ferner weist dieser Forscher darauf hin, dass *gadol* eigentlich „auf der Erde“ bedeute, und schlägt daher für die niedrigen Gesichter den Ausdruck *tapinoprosop* vor. Meiner unmaassgeblichen Ansicht nach ist aber chamäproso^p noch deutlicher als leptoprosop, worunter die Griechen ein dünnes, feines Gesicht verstanden haben. Statt dessen empfehle ich zur Benennung eines schmalen Gesichtes das Wort *stenoprosop*, wovon Aristoteles (Physiognomica § 6) den Comparativ *stenoprosopiazos* gebrauchte. Diesen und den entgegengesetzten Ausdruck *platyprosop* habe ich zwei Gruppen der Jochebreite beigelegt. Das Wort chamäproso^p aber hielt ich trotz der von Herrn Prof. von Török geäusserten Bedenken für die Bezeichnung einer Gruppe der Gesichtsböhe bei, nur wählte ich als Gegensatz den Ausdruck *hypiprosop*.

Zur Benennung von Abtheilungen der Gesichtsinde^x habe ich weder die von Herrn Prof. Koll-

⁹⁾ J. Szombathy, Versuch der endgültigen Feststellung des Virchow'schen Gesichtsinde^x, Verh. d. Berl. Anthr. Ges., 1895, S. 268—275.

Eintheilung der Jochbreiten von 2900 Schädeln (702 weiblich, 1795 männlich, 403 ohne Geschlechtsangabe).

Name der Gruppe	Weiblich		Männlich		Beide Geschlechter	
	Jochbreiten in Millimeter	Zahl der Fälle	Jochbreiten in Millimeter	Zahl der Fälle	Jochbreiten in Millimeter	Zahl der Fälle
		für sich von Hundert		für sich von Hundert		für sich von Hundert
1. Schmale Gesichter (stenoprosope)	102-109	7 1,0	100-114	70 1,1	100-110	24 1,3
2a. In höherem Grade schmale Gesichter	(100-110)	45 6,4	(115-124)	214 11,9		
2b. In geringerem " "	(117-121)	170 24,2	(125-129)	204 21,4		
3. Schmale Gesichter (stenoprosope)	110-131	215 30,9	115-139	590 33,2	110-128	948 32,0
3. Mittelbreite Gesichter	(121-128)	214 30,4	(130-131)	553 30,8	(127-130)	1057 34,7
4. Breite Gesichter (platyprosope)	137-139	122 17,6	131-148	913 50,7	131-140	807 30,6
4a. In geringerem Grade breite Gesichter	(127-131)	158 22,5	(135-139)	449 25,0		
4b. In höherem " " " "	(132-136)	66 9,4	(139-140)	127 6,7		
5. Breiteste Gesichter (platyprosope)	140-144	90 12,9	147-154	10 1,1	147-155	29 1,0
Mittlere Jochbreiten		37 550 : 702 = 124,8		290 480 : 1795 = 131,7		

Eintheilung der Gesichtshöhen von 2081 Schädeln (378 weiblich, 1554 männlich, 149 ohne Geschlechtsangabe).

Name der Gruppen	Weiblich		Männlich		Beide Geschlechter	
	Gesichtshöhen in Millimeter	Zahl der Fälle	Gesichtshöhen in Millimeter	Zahl der Fälle	Gesichtshöhen in Millimeter	Zahl der Fälle
		für sich von Hundert		für sich von Hundert		für sich von Hundert
1. Niedrigste Gesichter (chamaeprosope)	90-92	6 1,3	91-100	17 1,1	90-97	26 1,2
2. Niedrige Gesichter (chamaeprosope)	94-105	127 33,9	101-114	496 31,9	96-111	432 30,4
3. Mittelhöhe Gesichter	108-111	120 31,8	115-120	519 33,4	112-119	126 28,4
4. Hohe Gesichter (hypso-prosope)	112-134	121 32,0	121-125	57 22,8	120-124	611 34,0
5. Höchste Gesichter (hypso-prosope)	131-137	6 1,2	136-138	15 1,0	135-138	24 1,2
Mittlere Gesichtshöhen		41 079 : 876 = 101,7		182 529 : 1554 = 117,5		

Eintheilung der Jochbreiten-Gesichtsindizes von 1399 Schädeln (245 weiblich, 1022 männlich, 132 ohne Geschlechtsangabe).

Name der Gruppen	Weiblich		Männlich		Beide Geschlechter	
	Gesichts- indizes	Zahl der Fälle	Gesichts- indizes	Zahl der Fälle	Gesichts- indizes	Zahl der Fälle
		für sich von Hundert		für sich von Hundert		für sich von Hundert
Nach der Frankfurter Verständigung :						
1. Niedere, chamaeprosope, Gesichtschädel	bis 90,0 (82,9)	181 65,7	bis 90,0 (86,9)	672 66,0	bis 90,0	803 57,4
2. Hohe, leptoprosope, Gesichtschädel	90,0 u. mehr	84 29,5	90,0 u. mehr	450 44,0	über 90,0	598 42,6
Nach dem Vorschlage des Herrn Geheimrath Virchow :						
1. Chamaeprosope	bis 74,9	2 0,6	bis 74,9	7 0,7	bis 74,9	9 0,6
2. Mesoprosope	75,0-80,9	159 61,9	75,0-89,9	565 55,3	75,0-89,9	794 56,9
3. Leptoprosope	81,0 u. mehr	84 34,2	90,0 u. mehr	450 44,0	90,0 u. mehr	596 42,6
Nach dem Vorschlage von Dr. Mies :						
1. Kleinste Gesichtsbreite	72,8-73,9	2 0,6	64,0-75,9	11 1,1	64,0-75,9	14 1,0
2. Rundliche Gesichter (steno-glyptoprosope)	77,0-85,9	19 22,5	74,1-84,9	845 33,6	78,1-84,4	435 31,1
3. Mittlere Gesichter (mesoprosope)	86,1-90,9	90 32,7	87,0-90,9	549 24,1	86,2-91,4	498 34,9
4. Längliche Gesichter (obdiprosope)	91,0-99,9	91 33,1	92,0-101,9	397 30,6	91,5-102,9	449 32,1
5. Grösste Gesichtsbreite	100,0-106,7	2 1,2	106,0-110,9	12 1,2	106,0-112,0	12 0,9
Mittlere Gesichtsbreite		21 269,7 : 545 = 86,14		91 141,4 : 1022 = 86,18		

mann eingeführten Wörter *chama-* und *leptoprosop*, noch die von Herrn Prof. von Török vorgeschlagenen Ausdrücke *leptus* und *hypiprosop*, noch endlich die Bezeichnungen der Franzosen *dolicho-* und *brachyfacial* für geeignet. Dann alle gehen sie nur an, wie gross die Ausdehnung des Gesichts in einer Richtung ist, bestimmen aber nicht das von uns unter einem Gesichtsindeze verstandene Verhältnis zwischen zwei Ausdehnungen, der Höhe und der Breite. Es gibt Chamaprosopen, die kein niedriges, Leptoprosopen, die kein hohes Gesicht haben. Im ersten Falle handelt es sich um grosse Gesichter, bei welchen die an sich für sich nicht geringe Höhe weit hinter der mächtigen Breite zurückbleibt, im zweiten Falle haben wir es mit kleinen Gesichtern zu thun, deren Höhe, für sich betrachtet, gering, im Verhältnis zu der ungewöhnlich kleinen Breite aber gross ist. In Folge dessen können die bisherigen Ausdrücke leicht Verwirrung anrichten, was auch schon oft geschehen ist.

Viel näher kommen wir der deutlichen Bezeichnung der gemeinten Begriffe, wenn wir, wie im gewöhnlichen Leben, von Leuten mit rundem bezw. runden und solchen mit länglichem Gesichte sprechen. Für Rundgesichte gebraucht Aristoteles (*Physiognomica* § und *Historia animalium* 10) den Ausdruck *στρογγυλοπρόσωπον*. Um den ausländischen Anthropologen begrifflich zu machen, was ich unter einem länglichen oder eiförmigen Gesichte verbehe, habe ich das Wort *Ödoprosop* gebildet. Diese Namen für die Hauptgruppen der Gesichtsindeze haben viel Aehnlichkeit mit den anschaulichen Bezeichnungen, die Herr Prof. Sergi einer grossen Anzahl von Schädelformen beigelegt hat. Wenn wir für die Mittelgruppe der Gesichtsindeze den Herrn Geheimrath Virchow eingeführte Bezeichnung *Mesoprosopie* beibehalten, so müssen wir für die mittlere Abtheilung der Jochbreiten und Gesichtshöhen andere Namen suchen. Ob sich dann die schwerfälligen Ausdrücke *Mesoplaty-* und *Mesohypiprosop* eignen, lasse ich dahingestellt.

Wohl sehe ich ein, dass auch die Bezeichnungen *strongylo-* und *ödoprosop* für die Gruppen unseres Gesichtsindeze, in welchem die Jochbreite gleich 100 gesetzt ist, nicht recht passen, da wir eigentlich bloss die Gesichter, welche ungefähr einen Index von 100 haben, rund nennen können und nur wenig wirklich längliche Gesichter bekommen, weil wir die Gesichtshöhe an der Nasenwurzel beginnen lassen, also die Stirn, welche der Laie immer zum Gesicht rechnet, gar nicht in Betracht ziehen. Noch mehr aber als die Namenbildung bedarf die von mir auf eine zu geringe Anzahl von Schädeln aufgebaute Eintheilung des Jochbreiten Gesichtsindeze einer gründlichen Prüfung. Eine solche macht aber recht viel Arbeit, zumal, wenn gleichzeitig alle damit zusammenhängenden Fragen, von welchen ich nur einen Theil berühren konnte, erschöpfend und zur allgemeinen Zufriedenheit behandelt werden sollen. In Anbetracht dessen und weil es sehr wünschenswerth ist, dass auch für die Gesichtsindeze eine internationale Verständigung erzielt wird, stelle ich daher hiermit den

Antrag:

Die deutsche anthropologische Gesellschaft wolle eine Commission wählen, um auf Grund einer genügenden Anzahl von Beobachtungen an recht vielen Völkern eine Uebersicht über die Auffassung und Eintheilung der verschiedenen Gesichts- und Obergesichts-Indices am Schädel und beim Lebenden sowie über die Benennung der einzelnen Gruppen dieser Indices herbeizuführen. Diese Com-

mission soll, wenn möglich schon bei der nächsten General-Versammlung, über ihre Thätigkeit Bericht erstatten.

Herr Dr. A. Zanz-Frankfurt a. M.:

Ich möchte die Aufmerksamkeit der Herren darauf lenken, dass es sehr im Interesse der Sache läge, wenn soviel als möglich Deutsche Worte angewendet würden; für das Verständnis der ausländischen Fachgenossen könnten ja die lateinischen und griechischen Bezeichnungen beigefügt werden. Dadurch würde manche der beregten Schwierigkeiten beseitigt und für dem Laien der Gegenstand angänglicher gemacht. Bei dem wissenschaftlichen Verkehr unter den Fachmännern werden die fremden Bezeichnungen allerdings nicht ganz zu entbehren sein; in den für weitere Kreise bestimmten Schriften aber bilden sie Erwerbungen, vor denen so mancher zurückerschreckt, der Belehrung und nun fremdsprachlichen Ausdrücken begegnet, deren Sinn er nicht zu deuten vermag. Wie bescheidend und faulisch sind z. B. die Worte: Langschädel, Kurzschädel, Langköpfe, Rundköpfe n. a. w. während das Verständnis der dafür gebrauchten fremden Ausdrücke bei einem grossen Theil der Leser und Hörer lästiges Nachsinnen und Befragen erfordert.

Herr Dr. Mies-Köln:

Ich wollte darauf nur erwidern, dass ich immer deutsche Wörter gebrauche, wenn ich mich an Deutsche, Oesterreicher n. a. w. wende; so spreche ich von schmales, mittelbreiten und breiten, ferner von niedrigen, mittelhohen und hohen Gesichtern. Ebenso habe ich beim Schädelindex die deutschen Benennungen: Langkopf, Rundkopf gewählt. Nur im internationalen Verkehr gebrauche ich fremde Ausdrücke. Diese aber dürfen wir nicht den lebenden Sprachen entziehen wegen der Eifersucht der Völker auf einander. Da man vom Yolapok, dieser keltischen Weltprache, immer weniger hört, so dürfte es wohl am besten sein, griechische Wörter zu nehmen für den internationalen Verkehr, besonders wenn sich unter denselben solche finden, welche, wie zwei der von mir vorgeschlagenen, von Aristoteles gebraucht worden sind.

Herr Dr. A. Zanz-Frankfurt a. M.:

Es ist wirklich manchmal peinlich für den Laien, der sich für die Sache interessiert und sich unterrichten will, wenn er auf diese Worte stösst, bei denen er sich nichts rechtes zu denken weiss.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Auf den Antrag des Herrn Dr. Mies, betreffend die Erählung einer Commission zur Feststellung der Gesichtsmassens bemerke ich, dass wir uns wohl der Mitwirkung des Herrn B. Virchow, der zuerst die Sache angeregt hat, versichern müssen.

Es ist übrigens in den letzten Monaten in der Berliner anthropologischen Gesellschaft durch Herrn Stombathy-Wien die Sache schon zur Sprache gebracht worden.

Herr Dr. Mies-Köln:

Wenn in Berlin eine solche Commission errichtet wird so möchte ich die Bitte aussprechen, diejenigen Forscher, die sich in Bezug auf das Studium des Gesichtsindeze Verdienste erworben haben, wie Kollmann, v. Holder, v. Török n. a. w. zu kooptieren.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Darüber können wir jetzt nicht beschliessen; wir wollen sorgen, dass alles geschieht.

Extrazitation nach der Mittags-Pause.

Vorstizender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Es wird namentlich der Demonstrationen mittelst der Scepticon begleitete Vortrag des Herrn Geheimrath Professor Dr. Fritsch über die Proportionen des menschlichen Körpers folgen.

Herr G. Fritsch:

Die graphischen Methoden zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers. *)

Die Versuche, auf eine einfache mechanische Weise die Hauptmaasse des menschlichen Körpers in ihrem Verhältnisse zu einander zu bestimmen, reichen bis in das grane Alterthum zurück. Schon die alten Aegyptier hatten für die unabhängigen ägäischen Darstellungen, welche sie an den Wänden ihrer öffentlichen Gebäude und Grabstätten anbrachten, offenbar einen bestimmten, fest vorgeschriebenen Canon, wie man aus vereinzelt, alten Werkstätten entlehnten Funden direkt beweisen kann, wo Linien Constructionen zum Feststellen der noch anfertigen menschlichen Körper auf dem Stein vorgeschrieben sind. Genauere Angaben über das dabei beobachtete Princip sind nicht auf unsere Zeit gekommen.

Das Gleiche gilt leider von einer Proportionslehre aus der Blüthezeit griechischer Kunst, die dem Bildbauer Polyklet ihren Ursprung verdankt. Selbst eine mehrere Hundert Jahre später zur Renaissance-Zeit durch den unvergleichlich genialen Maler Leonardo da Vinci entworfene Tafel zur Uebersicht der Proportionen des menschlichen Körpers scheint gänzlich verloren gegangen zu sein. Auf Leonardo wird aber zugleich eine noch heute im Gebrauch befindliche Bemerkung zurückgeführt, nemlich: „der Künstler müsse seinen Cirkel im Auge haben“.

Gleichwohl liegt in diesen beiden, sich scheinbar widersprechenden Thatsachen kein innerer Zwiespalt der Natur bei einem derart vorseitigen Manne, wie es Leonardo war, der nicht bloss Malerei, Bildhauerkunst und Musik trieb, sondern auch ein bedeutender Anatom und Ingenieur war. Aus solcher hatte er gewisse Veranlassung, exacte Maasse zu wägen und selbst anzustellen. So vereinigt Leonardo da Vinci's allumfassender Genius auch die beiden Anschauungsweisen, deren Abwägung gegen einander den wesentlichen Inhalt der vorliegenden Zeilen anspricht.

Polyklet's und Leonardo's Proportionslehren wären vielleicht nicht verloren gegangen, die späteren, uns erhaltenen, nicht vielfach so in Vergessenheit durch Nichtgebrauch gerathen, wenn nicht thatsächlich vom Alterthum bis auf den heutigen Tag den Künstlern doch „der Cirkel im Auge“ als das handlichere und leistungsfähigere Instrument erschienen wäre.

In der That, so lange das Schönheits-Ideal den alleinigen Leitern des bildenden Künstlers abgibt, ist er sonnenklar in der Wahl derjenigen Verhältnisse, welche ihm sein Genius als dem zur Darstellung zu bringenden Ideal am nächsten kommend vorführt. Erstrebt er dagegen Realität und macht an Stelle des Schönheitsbegriffes die Naturwahrheit zu seinem Leitern, so muss er unweigerlich auch Naturkennner werden und muss sich mit anderen Naturkennern, die nicht Künstler sind, darüber auseinandersetzen, in wie

*) Verkürzter Abdruck aus d. Verhandl. der Berl. anthrop. Ges. Sitzung vom 16. Februar 1895. S. 172 ff. wo die mittelst der Scepticon demonstrieren Abbildungen und die Literat-Citate nachzusehen.

weit er sich ihnen berechtigter Weise anreihen darf. Die brutale Falschheit einer naturwissenschaftlichen Thatsache, auf strenge Beobachtung gegründet, ist nicht durch die überzeugendste Behauptung des Reservewissens bei Seite zu schieben, sondern verlangt Widerlegung durch andere, als besser beobachtete Thatsachen anmerkenswerte Beweise.

Da genügt nun der subjective „Cirkel im Auge“ nicht mehr, sondern er muss in die Hand genommen werden, es muss Cirkel mit Maasstab vereint sein, am auf naturwissenschaftlicher Grundlage die Beweise aufzunehmen, welche aus dem Naturkennern als un zweifelhafte anmerkenswerte sind.

Der anseherliche Vortheil einer realen Grundlage, die weitere Vergleichungen gestattet, beruht in der Möglichkeit, auf dieselbe gestützt auch die ganz allgemein verbreiteten Abweichungen festzustellen und ein Urtheil über ihre Entstehungsweise zu bilden. Dabei wird das Lamarck'sche Gesetz der Umwandlung organischer Formen durch Anpassung, welches nach allgemeiner Meinung auch für den Menschen gilt, unzweifelhaft einen neuen Triumpף feiern, und wir werden erkennen wie neben der Abstammung (Vererbung der Rassen-Eigenthümlichkeiten) Lebensweise und Einfluss der Umgebung, sowie des Klima's einen mächtigen, umgestaltenden Einfluss auf die Erscheinung unserer Art ausübt haben.

Bisher haben die Untersuchungen einer realen Grundlage entweder ganz entbehrt, oder sie ist nur dürftig und ungenügend vorhanden gewesen, so dass man an der Hand weitergehender Vergleichungen beweisen kann, welche unangenehme Kenntnisse unserer Körperform noch bis auf den heutigen Tag herrscht.

Es muss also ein Maasstab geschaffen werden, der handlich ist und genügende Zuverlässigkeit hat, um die Abweichungen daran zu messen; dann könnte er auch, wenn die erforderliche Bestimmtheit vorhanden ist, einen extremen Charakter tragen; geeigneter wird es natürlich sein, eine mittlere Form festzulegen, um welche herum die vorkommenden Verschiedenheiten schwanken. Man kann eine solche Form, nach Vorgang von C. Carrs, den „normal-idealen“ Menschen nennen, d. h. eine Verkörperung unseres Körpers, welche sich in den normalen Verhältnissen hält, gleichzeitig aber frei ist von den ganz allgemein verbreiteten, individuellen Mängeln und Unvollkommenheiten.

Uebersichtlich wird die umfangreiche, uns erhaltene Literatur zu diesen Bestimmungen, so ergibt sich bei allen Autoren älteren Datums, dass der Schönheitsbegriff, wie derselbe nach ihrer Meinung auch in der menschlichen Gestalt zum Ausdruck gelangt, den alleinigen Gesichtspunkt in der Darstellung bildet. Würde man diese Erklärung aus ihren Schriften herausheben, so ließen sie sämtlich in sich zusammen. Nur bei einzelnen, wenigen Autoren der neueren Zeit finden sich naturwissenschaftliche Grundsätze als Ausgangspunkt, und die moderne Kunst, soweit sie dem Schönheitsbegriff eine dominierende Stellung nicht mehr einräumen will, hat sich solchen Grundsätzen zu fügen. Die Naturwissenschaft aber, welche alsdann auch diese Erklärung über den Menschen leiten muss, erkennt als ihren Leitern nur die Gesetze, missigkeit an.

Der versöhnende Gedanke würde gefunden sein, wenn es gälte, den Schönheitsbegriff mit der Gesetzmässigkeit in ein bestimmtes, allseitig bekanntes Verhältnisse zu bringen. Dann zeigen sich in der Literatur auch bereits bemerkenswerthe Versuche, doch haben sie uns bisher wenig fördern können, weil ihre Urheber

die hauptsächlichste Schwierigkeit dieser Feststellung, die Abänderung der Rasse, gar nicht ins Auge faßten, sondern sich, wie auf einer, von der gesammten andern Welt abgeschlossenen, gleichlichen Insel lebend, ihren Durchschnittsmenschen nach den spärlichen Inselbewohnern construirten. Damit musste selbstverständlich jeder Zusammenhang mit der naturwissenschaftlichen Basis der Frage schwinden.

So hat der Engländer Hutcheson³⁾ im Streben, das Wesen der Schönheit zu ergründen, dasselbe „in Einheit verhanden mit Mannigfaltigkeit“ erkommen wollen. Als sein ausgesprochener Gegner tritt der scharfe Beobachter Hogarth⁴⁾ in der „Analysis of beauty“ auf; thätlich ist er es aber nur insofern, als er, ohne die erforderliche Einheit zu leugnen, den Hauptton gerade auf die Mannichfaltigkeit legt. Dabei hat er einen Satz zum Ausdruck gebracht, der bisher nicht genug gewürdigt zu sein scheint, weil in ihm der Schlüssel zu dem noch mangelnden Verständnis unserer Körperform und die Versöhnung zwischen Idealität und Realität im vorliegenden Gebiet gefunden werden dürfte. Hogarth hält diejenigen Körper für die am besten proportionirten, die am meisten zu den besten Bewegungen geschickt sind.

Unser verdienstvoller Zeising⁵⁾ lehnt sich in seiner Lehre von den Proportionen des Körpers an Unrecht gegen diesen Anspruch, den Hogarth als ausschließlich auf den Schönheitsbegriff bezogen, vielleicht aber instinctiv gethan hat, auf, indem er dagegen bemerkt, „dass dann die Spinnen nach proportionirte Thiere sein müßten“. Es ist gänzlich unferdlich, warum sie es für ihre Lebensgewohnheiten und ihre Art der Bewegung nicht sein sollten.

Auch die neueren deutschen Schriftsteller über diesen Gegenstand haben mehrfach ähnliche Gedanken, wie der von Hogarth angeführte, an die Spitze ihrer weiteren Ausführungen gestellt, so z. B. C. Carus, der die ideal-normale Masse des Körpers als diejenigen Raumverhältnisse betrachtet, „in welchen der menschliche Organismus durch seine Entwicklung hinstrebt“. Er legt ihnen „eine schöne Gesetzmäßigkeit“ bei und schöpft aus ihrer Erkenntnis die Ueberzeugung, „warum das Wachstum in normalem Zustande forgehen müsse, bis dadurch eben diese Verhältnisse im Wesentlichen erreicht seien, warum es aber auch alldann stillstehe und nicht weiter fortschreiten könne“.

Ebenso hätte Carl Schmidt schon vor ihm für die von ihm erdachte Proportionslehre ein Gesetz als Grundlage benutzt, welches sich trotz seines abweichenden Wortlautes unverkennbar als oben angeführten lehnt.

Indem diese Forscher, im Streben, die ideale Schönheit anzugrenzen, es gar nicht vermeiden konnten, den realen Verhältnissen nachzugehen, haben sie im Sinne einer sünftigen, tieferen Einsicht gearbeitet, während die von den letzteren sich mehr und mehr entfernende speculative Richtung zur Zeit gänzlich den Boden verloren hat.

Der Hogarth'sche Hinweis auf die Bewegungsmöglichkeiten, Carus' Betonung der in den Verhältnissen gegebenen normalen Entwicklung und die Bedeutung der Schmidt'schen Drehungspunkte der

Glieder, worauf sogleich zurückkommen ist: Allem liegt, wenn auch noch anklar und verschleiert, das Lamarck'sche Gesetz der Anpassung zu Grunde, welches später vom genialen Darwin (nach meiner Uebersetzung zu ong gefaßt) als das Ueberleben des Passendsten angelehnt wurde.

Wenn sich die menschliche Gestalt in bestimmten, gegebenen Verhältnissen zeigt, so dürfen wir uns überzeugt halten, dass mit grosser Wahrscheinlichkeit diese als die geeignetsten für die augenblicklichen Daseinsbedingungen sich herausgebildet haben; wenn die Verhältnisse sich schwanke, unsicher und wechselnd zeigen, kann man annehmen, dass die Vollkommenheit der möglichen stammesgeschichtlichen Entwicklung an irgend welchem Grunde noch nicht erreicht wurde. Eine wirklich genau zutreffende Formel für die ideal-normale Gestalt würde im Bereich ihrer Gültigkeit beweisen, dass die menschliche Entwicklung ihren Höhepunkt inne hat.

Bildet sie ein Künstler, gleichsam vornehmend, vermöge seiner besonderen, höheren Begabung, so zeigt er uns damit das Ziel unserer normalen Entwicklung, welches zu erreichen wir beufen sind, freilich ohne Gewähr oder selbst Wahrscheinlichkeit, dass wir es jemals wirklich erreichen können.

Der Mensch als Culturträger, dessen Aufgaben stets umfangreicher und mannigfaltiger werden, hat sich im Laufe der Jahrtausende durch Naturauslese diesen Anforderungen nach Möglichkeit angepasst; das Resultat dieses Anpassungsprozesses sehen wir heute vor uns, es befriedigt den Beschauer, indem es ihm den Eindruck einer gewissen, erreichten Vollkommenheit vergegenwärtigt, und ein solcher wird gerade als das Schöne empfunden. Die von der Natur gebotene Mannigfaltigkeit der Anforderungen verbindet eine einseitige Ausbildung, und so wird die von den Alten für den Schönheitsbegriff geforderte Mannigfaltigkeit bei aller Einheit gewahrt. In dieser Weise wird die Gesamtmanigfaltigkeit schön und das Schöne gesetzmäßig.

Der Nachweis, dass gerade ein bestimmtes Verhältnis in der menschlichen Gestalt das denkbar Beste sei, dürfte nach Lage der Dinge wohl niemals zu führen sein; es können verschiedene Lösungen des Problems annähernd gleiche Ergebnisse oder Leistungen ermöglichen, und darum ist es auch von naturwissenschaftlichen Standpunkte voll berechtigt, dass wirklich gottbegnadete Künstler ein sklavisches Festhalten an irgend einer Proportionslehre von allgemeiner Gültigkeit als lästige Fessel empfanden und im idealen Fluge ihrer Phantasie nach Bedarf mit Glück abstriften.

In anderen Fällen, wo ein offenbar beachtliches Verlassen der realen Verhältnisse in auffallender Weise hervortritt, ging man wohl auch von der Natur aus, schematisirte dieselbe aber, sei es aus technischen Gründen, sehr häufig auch aus Bequemlichkeit und Gewohnheit.

Solchen Kunstrichtungen gegenüber waren natürlich die älteren speculativen Proportionslehren, welche einer naturwissenschaftlichen Grundlage entbehren, gänzlich haltlos, und sie stellten sich durch den Erfolg selbst das Armuthsergebnisse aus, dass sie uns thätlich in der Erkenntnis ungenügend bekannter Verhältnisse des menschlichen Körpers nicht weiter brachten.

Die Systeme von Camper, Albrecht Dürer und besonders dem verdienstvollen Schadow (Polyklet) haben allerdings viel schätzbare Material für Fest-

³⁾ Hutcheson

⁴⁾ Hogarth, Analysis of beauty.

⁵⁾ Zeising, Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers u. s. w. Leipzig 1854.

stellung allgemeiner Verhältnisse, durch sorgfältige Einzelmessungen und danach entworfenen Netze beigebracht, ohne jedoch einen inneren Zusammenhang der einzelnen Daten zu enthüllen und das Gegebene in eine greifbare, allgemein anwendbare Formel zusammenzufassen.

So blieben trotz dieser umfangreichen Arbeiten gewisse, hochwichtige Verhältnisse des menschlichen Körpers bis auf den heutigen Tag durchaus dunkel, z. B. das allgemeine Verhältnis der Gliedmassenlängen zur Rumpflänge. Das beweisen z. B. zwei Darstellungsmethoden der Körperproportionen, von denen die eine ältere dem Engländer Hay ihren Ursprung verdankt während die zweite erst in den Sechziger Jahren durch Liharzik entstanden ist und in Froiep's Anatomie für Künstler noch 1890 Aufnahme gefunden hat.

Die Darstellungsweise beider Systeme ähnelt sich äußerlich, obwohl sie im Princip, sowie im Einzelnen durchweg verschieden sind.

Hay verfährt extrem speculativ, indem er von dem Gedanken ausgeht, dass die Schönheit auf der Harmonie beruhe, und er darauf hin eine Harmonie der Formen in Verbindung mit der Harmonie der Töne an konstruieren versuche. In ganz mechanischer Weise benutzte er die Zahlenverhältnisse der räumlichen Intervalle eines schwingenden Saitensystems, um sie als entsprechend ethische Winkel, von einem Scheitelpunkt einem Focuspunkte ausgehend, zur Construction seiner menschlichen Figur zu benutzen. Es ist zweifellos, sich darüber weiter zu verbreiten, nur darauf möchte ich aufmerksam machen, dass die Mitte der Figur sich nicht nennentlich oberhalb des Schambogens befindet.

Vergleichen wir damit die recht moderne Construction der menschlichen Gestalt, welche Liharzik vorschlägt so finden wir im Gegenstze dann dieses Hauptmasses des Körpers beträchtlich unterhalb der Genitalregion und Froiep beglückwünscht Liharzik geradezu, dass er die langen Beine endlich wieder in ihr Recht gesetzt hätte.

Die angegebenen Gliedmassenlängen finden sich vielleicht bei einem Dinka-Neger; bei unseren Rassen sind sie durchaus ungewöhnlich, während Hay's Körpermitte sehr häufig in der Natur wiedergefunden werden dürfte. Auch andere Verhältnisse der Liharzik'schen Construction bedauern ich nicht annehmen zu können: die Entfernung der beiden Oberschenkelköpfe für das männliche Becken zu gross; das Einwärtkrücken des rechten Oberarmkopfes entspricht einer Verrenkung unter das Schlüsselbein, aber nicht der Stellung bei horizontal ausgestrecktem Arm. Eine deutliche Annäherung des Oberarmkopfes an die Mittellinie kann nur unter gleichzeitiger Erhebung des distalen Schlüsselbeines und Drehung des Schulterblattes bei extremer Erhebung des Armes nach oben eintreten.

Bestätigt die soeben angeführte Vergleichung unsere bis auf die heutige Zeit bestehende Unsicherheit in der Abmessung der Gliedmassenlängen, so ergibt sich daraus von selbst, dass alle Systeme, welche diese unbekannt Grösse nicht von vornherein ausgeschaltet haben, an einem inneren Fehler leiden, der später nicht mehr herauszubringen ist und daher die gewonnenen Resultate entwerthet. Solcher Einwand auss also auch gegen Zeising's mit grosser Uebereinstimmung vertriebene Einteilung der menschlichen Gestalt nach den Regeln des goldenen Schnittes erhoben werden. Dabei wird ein Ganzes in zwei ungleiche Theile (Major und Minor) zerlegt, die

sich in einander verhalten, wie das Ganze zum Grösseren oder in Zahlen etwa wie 8:5. Die weitere Einteilung geschieht in der Weise, dass der zunächst erhaltene Major als Ganzes betrachtet wird, der Minor als Major angetragen ist. Da die erste Einteilung die Figur als Ganzes nimmt, vom Scheitel bis zur Sohle, so ist selbstverständlich das „x“ der Proportionslehre, die Beinhänge, in jeder weiteren Einteilung enthalten; exacte Maasse sind also in dieser Weise nicht zu gewinnen. Die Uebereinstimmung der Hauptpunkte des Körpers mit Theilungen nach dem goldenen Schnitt, obgleich man nach Bedarf den Major oben oder unten antragen kann, pflegt daher auch nur eine missig vollkommenere, engeanese zu sein, und wir stehen dem Schema rathlos gegenüber ohne jeden Anhalt, wo denn eigentlich die Abweichung liegt und welche Grösse ihr zu geben ist? Als wesentliches Resultat der ungefähren Uebereinstimmung bleibt nur die Ueberzeugung, dass bei der Einteilung nach dem goldenen Schnitt die Einheit des Ganzen gewahrt wird, während die Verschiedenheit der beiden Theile für die geforderte Mannigfaltigkeit sorgt; daher befriedigt sie und genügt nach der verbreiteten Anschauung dem Schönheitsebegriff. Aber auch Lamarck's Gesetze der Anpassung kann sich recht gut mit dem goldenen Schnitt abfinden; denn das hierdurch gegebene Verhältnis ermöglicht noch eine gewisse Geschlossenheit der ganzen Bildung und darauf beruhende Kraft (die „Einheit“), während die Verschiedenheit der Theile mannigfache Beweglichkeit und Verwendung der Glieder vermittelt (die „Mannigfaltigkeit“). Ein überschlanke Rumpf, also lange Gliedmassen lassen Schwäche erkennen, zu dicker Rumpf und kurze Glieder machen den Eindruck des Ungeschicklichen.

Wesentliche Fortschritte auch für anthropologische Zwecke können nur auf Grund der organischen Bildungsgesetze des Körpers selbst erreicht werden. Es ist davon auszugehen, dass im Embryo der Rumpf als erste Anlage des Individuums erscheint, die Gliedmassen aber sich erst später entwickeln und schon im Mutterleibe, durch die Stammverhältnisse gebunden, dem bereits angelegten Rumpf sich anpassen haben.

Diese entwicklungsgeschichtliche Grundlage scharf im Auge gefasst zu haben, ist das Verdienst zweier Männer; eines Naturforschers, E. Carnus, eines Künstlers, C. Schmidt. Ich constatirte mit Vergnügen, dass der Maler darin vorangegangen ist (1849 gegen 1853) und anserdem allein eine Erweiterung der Grundlage, ebenfalls nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen, gegeben hat.

C. Carnus ging bei der Construction von dem Stamm als der ersten Anlage aus, benutzte aber nur die „freie Wirbelhälfte“ (vom Hinterhauptloch bis zum Becken) als Grundmaass, welche er gemäss der natürlichen Einteilung in Hals-, Brust- und Lenden-Wirbelhälfte in drei Theile zerlegte, die er „Moduli“ nannte (1 Modul beim erwachsenen Manne etc. = 18 cm). Mit diesem Maass verglich er die übrigen Proportionen des Körpers, z. B. die Gliedmassenlängen, und es ergibt sich, dass die Einheit auch in ihnen verhältnissmässig recht oft vorkommt, die Abhängigkeit ihrer Entwicklung vom Stamm selbst bestätigend.

Noch glücklicher aber und weitersgehend war C. Schmidt in der Anstellung seines viel an wenig beachteten Systems. Offenbar liegt bei Carnus einer von der frühesten Anlage des Embryo auszugehen will, eine gewisse Inconsequenz in dem Umstände, dass er

schliesslich nur die „freie Wirbelsäule“ zu Grunde legt, während der vertebrale Kopfabschnitt und ebenfalls vertebrale Beckenabschnitt doch gleichfalls so frühe angelegt sind. Schmidt verfährt also folgerichtiger, wenn er nicht drei, sondern vier, bezw. fünf Hauptabschnitte der Axe der Construction zu Grunde legt. Dadurch werden die Haupttheile des Rumpfes festgelegt, nämlich Scheitelhöhe bis Anfang der Halswirbelsäule (unteres Ende der Nase beim Lebenden, gerade von vorn gesehen), Anfang der Brustwirbelsäule (Schulterhöhe), Anfang der Lendenwirbelsäule (unteres Ende des Brustbeins), Anfang der Beckenanlage (Nabel), unteres Ende der Wirbelsäule (oberer Schambeinrand). Thatsächlich sind ja die Wirbelschnitte, welche sich am Lebenden ausserdem nicht sehr exact feststellen lassen, nicht vollkommen gleichwerthig, auch entsprechen sie nicht durchaus dem am Lebenden dafür einzusetzenden Punkten (hier in Klammern beigefügt); dies ändert aber an der Brauchbarkeit des Systems nichts, insofern dadurch ein festes Gerüst gegeben ist, in welchem allgemeine oder individuelle Abweichungen bei der Vergleichung auf den ersten Blick kenntlich werden.

Eigentümlicher Weise hat Schmidt die Vertheilung seines Proportionsausschlusses dadurch unthätiger Weise geschadet, dass er eine besondere, unästhetische Construction erannnen hat, aus welcher die Einheit der Viertel des Stammes, abgelesen werden sollte. Es ist am einfachsten und zweckmässigsten, sowohl wenn man eine vorhandene Figur auf ihre Verhältnisse vergleicht, als wenn man eine Figur bestimmter Grösse construiren will, die Länge des Rumpfes (unteres Nasenende bis oberer Rand des Schambeinbogens) feststellen und dieses Maass in vier Theile an theilen, von denen man dann den fünften Theil oben anträgt. Die Scheitelhöhe gleich von vornherein in die Theilung mit aufzunehmen, wäre ungeeignet, da gerade die Entwicklung der Schädelform bekanntlich ausserordentlichen Schwankungen unterliegt, die Einheit bei der Fünftheilung also einen höheren Grad von Unstetigkeit erheilt.

Man hat zur Feststellung der Rumpfbreiten nur die Einheit von der Schulterhöhe links und rechts senkrecht zur Axe anstragen, und dasselbe Maass am unteren Ende links und rechts zu je ein halb um die Hüftgelenkflächen so markiren. Aufsteigend geogene Linien durch den Nasenpunkt gehen, vom Scheitel aus zum Quadrat durch, die Gesichtsbreite; absteigend, durch den Nabelpunkt nach dem Schenkelpunkt der anderen Seite gezogen, gehen durch den Punkt für die Brustwarzen, deren Höhe gegenüber der Schulter durch eine vom Schulterpunkt zur aufsteigenden Linie geogene Parallele festgelegt wird.

C Schmidt hatte ausserdem richtig erkannt, dass die Gliedmassen an erster Stelle als Werkzeuge zu betrachten seien, weshalb die Unterstützungspunkte der Hebel, als welche sie am Körper wirken, die „Dreh- und Bewegungspunkte“ (Schmidt) für die Ausmessungen eine höhere Berücksichtigung verdienen.

Man sage nicht, dass diese Punkte am Lebenden nicht mit der genügenden Genauigkeit festgestellt werden könnten. Jeder, der überhaupt Messungen am Lebenden ausgeführt hat, weiss, wieleben Schwierigkeiten es unterliegt, zu exacten Zahlen zu kommen, gleichviel welches System man dabei verfolgt. Ansicht auf Erfolg hat die Arbeit nur dann, wenn man sich die Art und Weise des Verfahrens selbst genau vorrechnen und consequent festhalten; nicht-klein aber das Verfahren in einer auch für Andere

einsprechenden Beschreibung kenntlich macht. Die Controle, in wie weit man dabei wirklich consequent verfahren ist, kann man sich durch wiederholte, von einander unabhängige Messungen leicht verschaffen, wie dies bekanntlich in Betreff der Schädelmessungen zwischen verschiedenen Forschern praktisch ins Werk gesetzt worden ist.

Besonders die Benutzung in übersichtlicher Weise, mit correct zeichnendem Objectiv angekommener Photographien erlaubt eine genügend sichere Beurtheilung der zu messenden Punkte, um zu brauchbarem Resultate zu kommen; als brauchbar aber werden sie sich dadurch auszeichnen, dass die Proportionen in übersichtlicher Weise um die Form des vorliegend als „normal-ideal“ angenommenen Körpers schwanken. Selbst eine extreme Benutzung des Systems würde die Brauchbarkeit nicht stören, so lange dieselbe nur sich selbst treu bleibt.

Der geniale Gedanke Schmidt's beruht in dem Umstande, dass in dem nach obigen Angaben entworfenen Gerüst des Rumpfes auch die Proportionsverhältnisse der Gliedmassen enthalten sind, gleichsam als wären sie demselben noch angedrückt, wie im Mutterleibe, wenn auch nicht in der natürlichen Haltung. Auch hier wieder ist zu bemerken, dass abgesehen von dieser embryologischen Beziehung, das Antragen der Gliedmassenlängen in dem Rumpferüst als zufällig, die Übertragung in die Wirklichkeit als willkürlich bezeichnet werden könnte, und doch wäre der praktische Vortheil des Systems, eine Unterlage für weitere Vergleichungen an zu schaffen, vollkommen erreicht.

Der Autor hat in Betreff der Gliederung des embryonalen Gesichtspunkt gar nicht betont, vielleicht leitete ihn dabei nur ein gewisser naturwissenschaftlicher Instinct; sehr merkwürdiger Weise ist er demselben aber sogar weiter gefolgt, als die Beobachtung rechtfertigt. Dies gilt speziell in Betreff der viel umkämpften Beinlängen, die Schmidt auch unrichtig auffasste. Nach seiner Angabe liess man die Grösse des Ober- und Unterschenkels aus dem Proportionsausschluss so ab, als hätte der Mensch, wie bei der normalen embryonalen Stellung, die Beine an dem Leib gezogen; es ist nach ihm die Verbindung des Brustwarzenpunktes zum Schenkelpunkt derselben Seite für den Oberschenkel, — die Verbindung von demselben Punkte zum Schenkelpunkt der anderen Seite, also die längere, für den Unterschenkel zu nehmen.

Wenn man bedenkt, dass Schmidt dabei vom Schenkelkopf zur Mitte des Knies und in gleicher Weise von Mitte des Knies zum Fussgelenk misst, also thatsächlich die Ober- und Unterschenkelknochen in Rechnung stellt, so ist es anatomisch unter normalen Verhältnissen unmöglich, dass der Unterschenkel den Oberschenkel an Länge übertrifft; wahrscheinlich kommt dies selbst unter ganz abweichend gehaltenen Rassen nicht vor, und es ist daher notwendig, die Längen für den Ober- und Unterschenkel am Schmidt'schen Schema an vertauschen, um zu brauchbaren Werthen zu kommen.

In der That sind die Anatomen von dem Vorwurf nicht ganz frei zu sprechen, zu der in der Frage herrschenden Unklarheit das ihrige beigetragen zu haben, indem sie selbst bei den ausgedehntesten Messungen, deren sorgfältige Ausführung über allen Zweifel erhaben ist, noch unzutreffende Beobachtung ihrer Werthe zum Irrthum verleiteten. So ist die vielfach

z. B. auch vom Amerikaner Gould benutzte sogenannte „freie Beinlänge“ (vom Spalt bis zur Fusssohle) eine sehr unglückliche Maass, wie jeder angeben dürfte, dem die professionellen Maassnehmenden, die Schneider, die Bekleider bald zu kurz, bald zu lang machten. Noch verhängnisvoller wird die Sache aber, wenn man bei der weiteren Einteilung von der Spalte bis zum Knie das Maass als „Oberschenkel“, vom Knie zur Sohle (also zwei Glieder, Unterschenkel und Fuss zusammenfassend) als „Unterschenkel“ bezeichnet. Gehen derartig unzutreffende Bezeichnungen, bzw. deren Zahlenwerthe in andere vergleichende Tabellen über, so ist eine unendliche Verwirrung die unausweichliche Folge. Möchte man doch im Allgemeinen nur solche Abmessungen mit den Bezeichnungen „Oberschenkel, Unterschenkel, Fuss“ belegen, welche möglichst gut der wirklichen Gliederung der Extremität entsprechen. Es ist ein entschiedenes Verdienst des Proportionschlüssels, dass er sich streng an die wirkliche Gliederung hält, selbst wenn man dieselbe weniger genau feststellen könnte, als es thatsächlich der Fall ist.

Aehnlich wie die untere Extremität, lehnt sich auch die obere an das Rumpferknochen an. Hier ist aber der Vergleich mit einer normalen Abhaltung des Gliedes ausgeschlossen. Schulterpunkt zum Brustwarzenpunkt der anderen Seite gibt den Oberarm, Brustwarzenpunkt zum Nabelpunkt den unteren, Nabelpunkt zum Schenkelknick die Handlänge. Zufällig oder nicht, man wird finden, dass diese Maasse in der Natur ganz auffallend häufig auftreten, und man kann demnach schon jetzt als erwiesen annehmen, dass die Vorderextremität bei Weitem nicht in so hohem Maasse der speciellen Anpassung unterliegt, wie die hintere. Indem ich das in der angegebenen Weise modificirte System Schmidt's zur vorrathsfreien Anwendung bei angedeuteten Vergleichen besonders photographischer Aufnahmen empfehle, möchte ich noch einige Worte über die von mir gewählte Anwendung unter Bezugnahme auf einzelne Proben an dieser Stelle niederlegen.

Stellt man an einer Figur möglichst oben das Grundmaass (unterer Nasenrand zum oberen Rande des Schambeugens) fest und entwirft danach das Gerüst des Körpers in der angegebenen Weise, indem man die Linirungen nur auf einer Seite wirklich ausführt, so kann man die andere Seite nach den direkten Messungen durch punktirte Linien anlegen und erhält so ein übersichtliches Bild von dem Soll und Haben der Figuren, d. h. die theoretisch verlangten und die thatsächlich vorhandenen Proportionen. Zur Erleichterung der Vergleichung kann man auf der punktirten, gemessenen Seite die frei anlaufenden symmetrischen Punkte der theoretischen Constructionen durch isolirte Kreuze markiren.

Nimmt man als Probe für die Vergleichung z. B. die Antinous-Statue eines griechischen Künstlers aus der Zeit Hadrian's, welche mir als die beste bisher bekannt gewordene Annäherung an den „normal-idealen“ Menschen erscheint, so zeigt sich eine gerade überraschende Uebereinstimmung mit den Maassen des modificirten Proportionschlüssels. Etwas breit angelegte Schultern und daher auch etwas grösserer Abstand der hochgestellten

ten Brustwarzen, ein etwas tiefer (wie sehr häufig) Stand des Nabels und die Kleinheit der Hände sind die einzigen Concessionen, welche der Künstler an die Forderungen der Idealität gemacht hat. Dabei sind die Unterextremitäten, welche gewöhnlich als besonders lang bei den Antiken angegeben werden, noch um eine Wenigkeit kürzer, als es der Proportionschlüssel verlangt. Zur Feststellung der Uebereinstimmung kann man den schematisch nach der gemessenen Rumpflänge entworfenen Umriss der Körperhaltung gemässzeichnen und durch Verkürzung beifolgende Dimensionen nach Schätzung ergänzen; da dieselben nicht den gleichen Werth der Genauigkeit wie die wirklich gemessenen beanspruchen können, so empfiehlt es sich, solche auch nur punktirte anzulegen.

Im vorliegenden Falle ist es im Wesentlichen nur die geneigte Kopfhaltung, welche eine beträchtlichere Verkürzung veranlasst, im Uebrigen sind die Verhältnisse, unbeschadet der gradigen Stellung nicht so stark verkürzt, dass die Maasse unweiblich würden. Vergleicht man damit eine moderne, natürliche Figur, die Eva von Stuck welche, abgesehen von dem ebenfalls verkürzten, rückwärts gebeugten Kopf, sehr messbare Verhältnisse darbietet, so wird man geradezu erstaunt sein, zu sehen, bis zu welchem Grade sich die Abweichungen der Zeichnungen bei den Künstlern vertheilen. Der übermässig lange, eingesunkene Brustkorb trägt verkümmerte Arme welche herabgesenkt wenig über den Hohlbügel des Schenkels herabreichend würden trotz des rückwärts gebeugten Kopfes ist der Hals noch ungewöhnlich lang und erst der Oberkopf sinkt dann plötzlich, der Verkürzung folgend, ganz auffallend zurück. Dabei würde dem langen Rumpfe theoretisch eine Beinlänge entsprechen, welche von der Figur auch nicht annähernd erreicht wird, einmal die Füsse gleichzeitig unanständig klein gezeichnet sind. Nimmt man die Mitte des Körpers nach Libarick's Construction, so fällt der ganze Kopf oben jenseits der prägnantesten Scheitelhöhe.

Bei dieser Gelegenheit ist auf einen kleinen Mangel des Schmidt'schen Proportionschlüssels hinzuweisen, den einzigen, welcher beim praktischen Gebrauch unangenehm auffällt, das ist die Unzulänglichkeit der Methode, durch die Construction selbst ein zuverlässiges Maass der Fusshöhe und Fussbreite zu gewinnen. Die von der Theorie verlangten Feststellungen sind durch Fehlerquellen stärker beeinflusst, als zulässig erscheint; hier wird man also durch anderweitige Messungen nachhelfen oder die Maasse nach Schätzung ergänzen müssen.

Es mangelt an dieser Stelle Raum und Zeit, um auch nur einen flüchtigen Überblick über die Ergebnisse darzulegen, welche die Vergleichen von Rassefiguren nach dem Proportionschlüssel darbieten.

Zum Schluss möchte ich nur noch darauf hinweisen, dass auch Papier-Photographien für Messungszwecke nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind und man, wenn irgend möglich, die Messungen an der Platte selbst oder wenigstens an unaufgesehenen Copien auf Altpapier, oder, noch besser, auf Celledinpapier ausführen muss.

(Den vortreflich gelungenen Scription-Demonstrationen folgte der lebhafteste Beifall.)

(Schluss der II. Sitzung.)

Die Verendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 26. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 19. November 1896.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1895.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwort. lediglich die Herren Autoren, n. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel vom 7. bis 11. August 1895.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von
Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: Geschäftliches: Waldeyer, Ranke: Vorlagen von Büchern und Schriften. — Wahl des Orts für die nächstjährige allgemeine Versammlung. Dann Ranke, Waldeyer, Bartels, von Adrian, Waldeyer, Andrie, Waldeyer. — Wahl der Ortsgeschäftsführung. Dann Ranke. — Wahl des Vorstandes. Dann Waldeyer, Kuthe.

Wissenschaftliche Verhandlungen: Buschan. — Borgmann, Das Schwalmtal und seine Bewohner. — Waldeyer. — Virehow: Die Celtenfrage in Deutschland. — Weber, Demonstration des Phonendoscop. — Waldeyer, Schinsrede.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer.
Berlin eröffnet die Sitzung um 10¹/₄ Uhr mit

Vorlagen von Büchern und Schriften

Herr Dr. Buschan gedenkt im Verein mit einer Reihe von deutschen und auswärtigen Mitarbeitern eine neue Zeitschrift für Anthropologie und Prähistorie herauszugeben die angekündigt wird als „Centralblatt für Anthropologie, Urgeschichte und verwandte Wissenschaften“, es sollen wesentlich kürzer und rascher die Mittheilungen, wie sie in den Centralblättern, wie wir sie fast für alle Wissenschaften jetzt haben, üblich sind, geboten werden.

Generalsekretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke:

Vorlagen. (Fortsetzung.)

Es sind noch einige weitere Werke vorzulegen:
Zunächst hin ich von Seite der Münchener anthropologischen Gesellschaft beauftragt die neueste Publi-

kation derselben: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns Bd. XI S. u. 4. Heft, als Festschrift zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens hier vorzulegen. Ausser dem Bericht über das Jubiläum und über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern von Herrn Fr. Weber enthält die Festnummer drei grössere Abhandlungen resp. Doctor-Dissertationen, Untersuchungen aus dem unter meiner Leitung stehenden Münchener anthropologischen Institute. Mein verdienstvoller Assistent Herr Dr. Ferdinand Birkner hat eine Abhandlung geliefert: Zur Anthropologie der Hand mit besonderer Berücksichtigung der als Rassenmerkmal angegehenden Schwimmbüste mit 2 Tafeln, eine von der Münchener philosophischen Facultät II. Section gekrönte Preisaufgabe. Die betreffende Preisaufgabe war die erste, welche überhaupt von einer deutschen Universität in Anthropologie gestellt worden ist, und Dr. Birkner ist der erste Preis-

träger in Anthropologie auf einer deutschen Universität. Die Arbeit ist auch separat erschienen und Herr Dr. Birkner hat mir dieses Exemplar gegeben, um es der Gesellschaft vorzulegen. Ueber den Inhalt der Schrift habe ich schon früher berichtet bei dem Congress in Hannover. — Die zweite Arbeit, von Herrn Dr. Adolf Stern, behandelt einen anthropologisch-physiologischen Gegenstand: Beiträge zur ethnographischen Untersuchung des Taatsinaes der Münchener Stadtbevölkerung. Hiesu waren umfangreiche statistische Aufnahmen nötig, die recht interessante Resultate ergeben haben. Es zeigt sich, dass in den verschiedenen Ständen, Alteru und Geschlechtern sehr grosse Unterschiede in Bezug auf die Taatsinaempfindung vorhanden sind, von welchen früher so gut wie nichts bekannt war. — Die dritte Arbeit ist von Herrn Dr. R. Lehmann-Nitsche: Untersuchungen über die langen Knochen der südbayerischen Reihengräberbevölkerung. Es fehlte bisher noch eine Statistik über den Bau der langen Knochen des Skeletes unseres Volkes vollkommen. Herr Dr. L. N. hat es unternommen, diese Lücke auszufüllen zunächst für die jüngste prähistorische Bevölkerung Bayerns, die der Völkerwanderungsperiode, von welcher die Reihengräber reiches Knochenmaterial geliefert haben, welches im Münchener anthropologischen Institut sorgfältig gesammelt wird. Dieses sehr exact statistisch bearbeitete Material gibt nun zunächst wenigstens eine Uebersicht über diese wichtigen somatischen Verhältnisse treulich für eine recht kleine Gruppe, aber doch ist damit für weitere Forschungen auf diesem Gebiete eine exacte Basis gelegt und ein Vergleichsmaterial gewonnen. Das Werk ist auch dadurch für die weitere Forschung wichtig, weil es die gesammten Methoden der betreffenden Untersuchungen, sehr genau durchgearbeitet und mannigfach vervollständigt, sowie die Gesamtliteratur über diesen Gegenstand bringt.

Ich habe ferner noch einige Werke mitgebracht, welche ich auch der besonderen Aufmerksamkeit der Gesellschaft empfehlen möchte. Zuerst den dritten Band: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben vom Bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo. Redigirt von Dr. Moris Hörnes. Mit 16 Tafeln und 1178 Abbildungen im Text. Wien 1895. Len-Optava, 666 Seiten, der mir vor einigen Tagen eingegangen ist und sehr viel neues und wichtiges wissenschaftliches Material aus diesem interessanten für die Kultur erst durch Oesterreich-Ungarn seit kaum mehr als anderthalb Jahrzehnten neuererschlossenen Lande bringt. Ich habe den reichen Inhalt dieses Werkes schon in dem wissenschaftlichen Jahresberichte im Einzelnen erwähnt. Sie können daraus ersehen, wie viel in Sarajevo auf unseren Forschungsgebieten gearbeitet wird und wie vortreflich die Herren an dem Bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum unsere Wissenschaften zu fördern verstehen.

Fast gleichzeitig, wenige Wochen früher, ist aus dem gleichen neuen Forschungs-Centrum eine andere grosse Fruchtpublikation erschienen: über die merkwürdige neolithische Station in Butmir von Berghauptmann Radimsky. Das Werk stützt zu den grossartigen und wichtigsten Publikationen, die wir überhaupt in der letzten Zeit bekommen haben. Auch dieses Werk legt zur Einsicht auf, Das Nähere über Butmir siehe im Berichte des Innsbrucker Congresses. Ich habe dann hier noch ein zwar kleines aber gewiss bedeutungsvolles Werkchen, welches mir auch

erst in den letzten Tagen zugegangen ist: Uebersicht der Menschheit von Dr. M. Hörnes, mit 48 Abbildungen. Sammlung Götsche Nr. 42. In Leinwand 80 Pf. In Beziehung auf die, wie mir scheint, unnötigen theoretischen Betrachtungen über die Abstammung der Menschen hätte ich vielleicht manches anderes gewünscht, hier könnte eine Kritik einsteuern, aber sonst ist das Werkchen vortreflich und gibt jetzt jedermann die Möglichkeit, ein anschauliches und exactes Bild von den eigentlichen prähistorischen Perioden, soweit sie wissenschaftlich erforscht sind, zu gewinnen, was für einen Nichtfachmann bei der weiten Zerstreung der betr. Literatur sonst recht schwierig ist.

Zum Schluss noch einige Worte über die „Skala“, welche Direktor v. Lange-München, zunächst wohl aus dem praktischen Bedürfniss seiner eigenen Familie heraus, konstruirt hat, die ein allgemeines und auch anthropologisches Interesse besitzt. Es ist das auf Leinwand aufgezeichnet in Centimeter getheilte Papierskala zur leichten und genauen Anzeichnung der Körpergrössen der Familienglieder, wie man solche Messungen sonst wohl an den Thürpfosten zu machen pflegt. Die genaue Grössenzeichnung wird durch ein sinuöses zusammengesetztes Messdreieck sehr gut erreicht. Ich glaube, dass man K. v. Langs Skala auch für andere Zwecke und speciell auch für anthropologische Körper-Messungen verwenden könnte, namentlich zur Messung der Körpergrössen der Kinder in den Schulen, aber sie würde sich auch für die Reise empfehlen und zwar deswegen, weil Leute von geringer oder gar keiner Bildung mit einem komplizirten Instrument sich ungerne messen lassen, während sie, an die Thüre oder den Papierstreifen gestellt, sich vielleicht weniger genieren. Wenn man diese Skala aus wasserbeständigem und abwaschbarem Papier herstellen könnte, würde sie daher, wie ich glaube, gerade auch für anthropologische Messungen an Reisen ein ganz besonders brauchbares Ding sein. Herr v. Lange stellt sich vor, dass der Familienvater im Besitz einer solchen „Skala“ zu bestimmten Zeiten etwa an Weihnachten, Neujahr die Grösse seiner Familienglieder, soweit sie noch wachsen, aufzeichnet, nächstes Jahr wieder, so dass auf diese Weise eine Statistik des Körperwachstums gewonnen wird. Das wirklich ingenieus konstruirte Winkelmanns ist, wie gesagt, ein einfaches und doch exact arbeitendes Instrument, ich lasche die „Skala“ dem Interesse der Hansvater, Lehrer, Anthropologen warm empfehlen. In dieser schönen Ausstattung ist der Preis 5 Mark, in etwas einfacher Ausstattung 3 Mark 50 Pf. Jedem Exemplar ist eine Gebrauchsanweisung beigegeben. Die Skala eignet sich vortreflich als Weihnachtsgeschenk — in Beziehung auf ihre Kinder und Familie haben jeder Vater und jede Mutter anthropologische Interessen. (Firma Fr. Ant. Frantl, München.)

Ebenfalls noch eine Festschrift ein, welche mir speziell von Professor Dr. Anton Herrmann aus Budapest angekündigt war: Als Festzug an die XXI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Castel am 8—11. August 1895 vom correspondierenden Mitgliede der Münchener anthropolog. Gesellschaft Anton Herrmann. Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Illustrierte Monatschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protectorate und der Mitwirkung Somer kais. königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef redigirt und

herausgegeben von Professor Dr. Anton Herrmann. Ich darf diesem vortrefflichen Volksforscher, den die Münchener anthropologische Gesellschaft aus Anerkennung seiner Verdienste lethstin zu ihren correspondirenden Mitglied gemacht hat, den Dank aussprechen und gleichzeitig die Freude darüber, dass dieses Unternehmen eines so hochherrigen hohen Direktors gefunden hat. (Beifall.)

Die Berichterstattung des Rechnungsausschusses, Entlastung des Schatzmeisters und Ausstellung des Etats für das Jahr 1895/96 siehe vorne S. 96.

Die Wahl des Ortes für die nächstjährige allgemeine Versammlung.

Generalsekretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Ich habe etwas sehr erfreuliches mitzuteilen. Wie ich in der vorigen Allgemeinen Versammlung die so ausserordentlich freundliche Einladung nach Casel, die jetzt die schönsten Früchte trägt, mittheilen konnte, kann ich der Versammlung für das kommende Jahr wieder eine in so warmer Weise erfolgte Einladung und zwar nach dem schönen Speyer verlegen. (Bravo.)

Da diese hochwillkommene Einladung vorlag, ist auch von seiten der Vorlandchaft gar kein anderer Ort für unseren nächstjährigen Congress in Aussicht genommen worden als Speyer. Die bayerische Rheinpfalz ist ein Theil unseres Vaterlandes, we wir noch nicht waren und wehin wir schon immer gerne gegangen wären. Speyer selbst hat eine der schönsten und wichtigsten prähistorischen Sammlungen am Rhein, welche, besonders für die Latènezeit und die Verbindung des Rheinlandes mit Italien in dieser Epoche, von hervorragender Bedeutung ist. Es sind vortreffliche Männer, welche in Speyer in unserer Wissenschaft und speziell an der Sammlung wirken, ich nenne zuerst den hochverdieneten Kartographen der Prähistorie Bayern's Professor Ohlenschläger, den dortigen kgl. Gymnasialrektor, und als zweiten ausgezeichneten Prähistoriker Herrn Dr. Harster, der als Professor am dortigen Gymnasium wirkt und gleichzeitig Konservator des Museums ist. Ausserdem haben wir in der Pfalz unseren alten Freund Dr. C. Mehlis, dem die Wissenschaft viele wichtige Studien über die Vor- und Frühgeschichte der Pfalz verdankt; er steht jetzt am Gymnasium in Neustadt a/Rh. und ist jedenfalls auch gerne bereit für die Zwecke unserer Versammlung mitzuwirken.

Gestatten Sie noch die beiden Schriftstücke zu verlesen, welche ich in der Angelegenheit bekommen habe:

Euer Hochwohlgebores:

An Ihre sehr geschätzte Zeitschrift vom 27. v. Mts. beche ich mich, in der Anlage einen Auszug aus dem Protokollbuche des Stadtraths der Stadt Speyer vom 15. l. Mts. zu übersenden.

Euer Hochwohlgebores mögen aus diesem Schriftstücke entnehmen, dass „die deutsche anthropologische Gesellschaft“ in der Stadt Speyer herzlich willkommen sein wird, wenn sie im Jahre 1896 ihre 27. allgemeine Versammlung daselbst abhalten wird.

Elense wird auch der historische Verein der Pfalz erfreut sein, die anthropologische Gesellschaft hier begrüßen zu können.

Speyer, den 17. Juli 1895.

Mit ausgerechneter Hochachtung!
Euer Hochwohlgebores
ergebener
von Auer, k. Regierungs-Präsident.

Auszug

aus dem Protokollbuche des Stadtraths der Kreisstadt Speyer über die Sitzung vom 15. Juli 1895.
Betreff. Die 27. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1896.

Nach Kenntnissnahme von einer Zeitschrift Seiner Excellenz des kgl. Regierungs-Präsidenten Herrn von Auer dahier vom 28. Juni da. J. beschliesst der Stadtrath, an die deutsche anthropologische Gesellschaft die dringende Einladung ergeben zu lassen, ihre 27. allgemeine Versammlung im Herbst 1896 in der Stadt Speyer abhalten zu wollen.

Der Stadtrath wird es sich zur hohen Ehre anrechnen, die Vertreter der deutschen Wissenschaft in der alten, an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Stadt Speyer willkommen zu heissen und ihnen als lieben Gästen den Aufenthalt hier auf das Angenehmste zu gestalten.

Speyer, den 17. Juli 1895.

Das Bürgermeisteramt:
Dr. Weltz, kgl. Hofrath.

Ich denke, wir können diese Einladung nur mit grösster Freude und Dank annehmen.
(Begeisterter Beifall.)

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Wir können dankbar sein, dass uns in dieser liebenswürdigen Form entgegengekommen wird; es verspricht uns das eine angenehme Tagung.

Herr Sanitätstath Dr. Bartels-Berlin:

Ich habe nicht das Wort erbeuten, um gegen Speyer zu sprechen, ich bin voll dafür, dass wir nach Speyer gehen. Der Gegenstand, den ich zur Sprache bringen will, kann aber nur an dieser Stelle der Tagesordnung erörtert werden, das ist, einem Wunne Ausdruck zu geben, der einen Theil von uns schon lange erfüllt, dass nämlich einer der nächsten Punkte zu unserer Versammlung in der Schweiz gewählt werde. Ich bitte, dass die Gesellschaft sich mit mir vereinigt, unserer Vorstandschaft den Wunne und die Bitte auszusprechen, die Vorbereitungen so zu treffen, dass in einem der nächsten Jahre, vielleicht im übernächsten, nach Speyer, möglichst auf schweizerische Gebiete eine Versammlung abgehalten wird, dass wir dort zusammenkommen, um die interessanten Museen und Punkte des schweizerischen Landes kennen zu lernen. Dann füge ich den zweiten Wunne, dass Wege gefunden werden möchten, dass möglichst die Anthropologen der Schweiz und Oesterreich-Ungarns sich dort mit uns treffen möchten.
(Lebhafter Beifall.)

Herr Dr. Freiherr von Andrian-Werburg:

Zu den eben vorgenommenen Aeusserungen des Herrn Sanitätstaths Bartels erlaube ich mir, nur so be-

merken, dass ich glaube, dass der Vorschlag, in der Schweiz zu tagen, in Oesterreich sehr viel Anklang finden wird. Wenn auch die Wiener anthropologische Gesellschaft sich nicht als Gesellschaft an einem solchen Kongress beteiligen wird, weil in unseren Statuten nicht vorgesehen ist, im Auslande Kongresse abzuhalten, so zweifle ich doch nicht, dass eine Anzahl hervorragender Vertreter unseres Faches einem Kongresse in der Schweiz mit grosser Freude sich anschliessen wird.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Es würde dann Sache des Vorstandes sein, die nöthigen Schritte einzuleiten, wenn wir die Ueberzeugung haben, dass die Versammlung dies billigt. Ich frage also an, ob wir in dieser Richtung die einleitenden Schritte thun sollen? Wenn sich Niemand hier dagegen ausspricht, nehme ich an, dass das auch die Ansicht der Versammlung ist. Dies ist der Fall.

Herr André-Braunschweig:

Es ist eben bei mir angeregt worden, wenn wieder einmal unsere Versammlung nach Norden wandert, in der alten Wellenstadt Braunachweig zu tagen. Ich möchte also bitten, obgleich ich kein Mandat habe, — ich weiss aber, dass in naturwissenschaftlichen Kreisen unsere Gesellschaft sehr willkommen geheissen würde, — dass für eines der nächsten Jahre, nachdem wir in Speyer und der Schweiz waren, unsere Stadt berücksichtigt wird. Unsere Stadt bietet auf archäologischem Gebiete viel. Sie haben gestern von Herrn Grabowsky gehört, dass aus der vorgeschichtlichen Zeit viele Funde und Saumlagen vorhanden sind, die auch viel Neues bieten. Die Sammlungen bergen reiche Schätze und an unserem Polytechnikum wirken eine Anzahl Professoren, jüngere und ältere Kräfte, die gerne zur Geschäftsleitung bereit sein würden.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich glaube, wir können die liebenwürdige Anregung des Herrn André nur mit Freude begrüssen, wir wissen nur für längere Zeit, wohin wir unser Haupt legen können. Ich glaube, es wird Niemand sein, der nicht mit Freuden in die alte Wellenstadt ginge.

Es muss noch darüber abgestimmt werden, ob die Gesellschaft gewillt ist, im nächsten Jahre in Speyer zu tagen; die Zeit der Tagung bestimmt der Vorstand.

Ich frage hiemit an, ob die Gesellschaft die Einladung, die Speyer in so freundlicher Weise an uns hat ergehen lassen, annehmen will? (Alle Theilnehmer erheben für Speyer die Hand.)

Ich konstatiere, dass Speyer als Congressort für 1896 einstimmig angenommen ist. Ich bitte den Herrn Generalsekretär, in der Antwort diese Einstimmigkeit speziell bemerken zu wollen.

Generalsekretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Nach Bestimmung von Ort und Zeit für die nächste Generalversammlung haben wir auch noch über die Ortsgeschäftsführung in Speyer Beschluss zu fassen. Die beiden Minderer, die ich vorhin genannt habe, Herr kgl. Gymnasial-Direktor Ohlenschläger und Herr Professor Dr. Harster werden gewiss gerne sich bereit finden, diese Mühe zu übernehmen; es wäre

aber vielleicht angezeigt, wenn wir den dortigen aus unsere Wissenschaft in so hohem Masse verdienten historischen Verein in Speyer, dessen Vorstandeschaft die beiden Herren angehören, bitten würden, die betreffende Geschäftsführung zu übernehmen. Wir sind dort in Speyer ganz an den historischen Verein angewiesen, Präsident desselben ist Herr Regierungspräsident von Auer, dessen Brief ich eben vorgelesen habe.

(Die Wahl erfolgt einstimmig unter lebhaftem Beifall.)

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Wir kommen zum letzten Theil des Geschäftlichen, zur Wahl des Vorstandes. Es sind nur die drei Vorsitzenden, der erste Vorsitzende und dessen beide Stellvertreter, neu zu wählen, die Wahl des Generalsekretärs und Schatzmeisters findet in diesem Jahre nicht statt.

Herr Regimentsarzt Dr. Kuthe-Frankfurt a/M.:

Ich glaube mich ihres allseitigen Einverständnisses versichert halten zu können, wenn ich den Antrag auf akklamatorische Wiederwahl des bisherigen hochverehrten Vorstandes stelle, und zwar mit der Modifikation: Herrn Geheimrath Virchow als erster Vorsitzender, die Herren Freiherrn von Andrian und Geheimrath Waldeyer als stellvertretende Vorsitzende. (Die Wahl erfolgt einstimmig durch Akklamation.)

Fortsetzung der wissenschaftl. Verhandlungen.

Herr Dr. Baschan-Stettin:

Der gaganwärtige Stand der Criminalanthropologie. (Manuskript nicht eingelaufen.)

Herr K. Forstmeister H. Borgmann-Oberaula:

Das Schwalmtal und seine Bewohner.

Es ist mir der ehrende Auftrag geworden, hier vor dieser hochansehnlichen Versammlung einen kleinen Vortrag zu halten über das Schwalmtal und seine interessanten Bewohner. Klein, der Ausdehnung nach, wird dieser Vortrag sein müssen mit Rücksicht auf mich zur Gebot stehende Zeit, — klein aber auch wird derselbe werden bezüglich seines Inhaltes.

Wenn ich mich auch mit Naturwissenschaft im Allgemeinen und eingehender mit einzelnen Zweigen derselben beschäftigt habe, so bin ich doch weder Anthropologe noch Ethnologe und dürfen Sie, meine Herren, deshalb von mir keine Beantwortung viel angedrängter Fragen erwarten, sondern lediglich eine auf eigene Beobachtung und Erfahrung sich gründende Schilderung jener durch die Eigenartigkeit seiner Bewohner so bevorzugten Landschaft.

Sollte es mir gelingen, diese Darstellung in ein Sie anheimelndes Gewand zu kleiden, insofern als dieselbe aufs Neue in Ihnen gewisse Fragen in somatischer, psychischer und historischer Richtung wachzurufen im Stande wäre, so dürfte der Hauptzweck meines Vortrags erreicht sein. Sie würden alsdann den Ihnen zu Ehren veranstalteten Anzug der Schwalmer in Treysen nicht nur als eine Sie unterhaltende Festlichkeit betrachten, sondern es würde Ihnen durch denselben die Aussicht in ein der weiteren anthropologischen Forschung würdiges Gebiet eröffnet werden.

Das Schwalmtal entspringt bekanntlich am Vogelsberg und ergiesst sich, nachdem es verschiedene

Seitenfläche, von denen uns speciell die Antreff, die Gremf, die Steina und die Grenzabach interessiren, aufgenommen, in die Ecker, diese in die Fulda, und gehört mithin die Schwalm in das obere Flusgebiet der Weser.

Vater „Schwalm“ oder „Schwalmgrund“ gemeinhin versteht man jedoch nicht das ganze Schwalmthal, sondern nur denjenigen Theil desselben, der durch den Wohnsitz eines eigenartigen Volkstammes, oder sagen wir durch einen Theil eines solchen, durch die „Schwälder“ bekannt geworden ist. Diese „Schwälder“ unterscheiden sich, wie ich voranschieben muss, von den angrenzenden Bewohnern so sehr in Bezug auf angestammte Sitten, althergebrachte Tracht, Körperbau u. s. w., dass sich deren Gebiet als ein in sich geschlossenes Ganze darstellt, dessen Grenzen sich sehr leicht und sicher feststellen lassen.

Eine Linie Hattendorf, Holzburg, Willingshausen, Wiera, Florshain, Hommershausen, Allendorf, Leimbach, Seigerthausen, Hamptschwenda, Christerode, Schorbach, Görzhain, Ottrau—Hattendorf bezeichnet die äusserste Grenze des Gebietes, welches 40 Dörfer und die Städte Treysa, Ziegenhain und Neukirchen in sich schliesst.

Es bildet der Hauptecke nach ein längliches, flaches Becken, das in der Mitte ziemlich eben, an den Seiten mässig ansteigend nur nach Nordosten gegen das Knüllgebirge sich stärker erhebt und hier auch theilweise, a. B. im Gremfthale, tiefer eingeschnitten erscheint.

Der tiefste Punkt liegt an dem nördlichen Ausgang bei Allendorf mit 550 Fuss Meereshöhe. Der von Treysa und Ziegenhain aus in südöstlicher Richtung sich erstreckende flache Theil steigt auf etwa 3 Stunden von 670 Fuss nur bis 760 Fuss also pro Stunde nur 80 Fuss, während die Gremfdörfer Wiera im Westen 730 Fuss, Holzburg im Süden 900 Fuss und Hauptchwenda im Osten sogar 1589 Fuss erreichen.

Die längste Ausdehnung Frankenhain—Görzhain beträgt ca. 20 Kilometer, die grösste Breite Holzburg—Hauptchwenda ca. 12 Kilometer.

Das ganze Schwalmgebiet in der vorerwähnten angrenzenden Höhengrenze bedeckt katastermässig eine Fläche von 115 qkm.

Der südliche und ein kleiner westlicher Theil gehört der Buntsandsteinformation an. Den Rest bildet die südliche Spitze des von Willingshausen bis in die Gegend von Kassel sich ausdehnenden Tertärbeckens. Während im Südosten ders kleinere aus der Ebene aufsteigende Haseltdurhbruch den Schöneberg, den Metzberg und die Gonsaburg bilden, zeigen sich nahe der nördlichen Grenze grössere basaltische Massen und hebt sich das Gebiet mit Hauptchwenda in den grossen basaltischen Knüllstock an.

In dem mittleren mehr ebenen Theil belingn nützliche Dünensandablagerungen die grosse Fruchtbarkeit der Schwalmgegend, während die Bodengüte nach dem ansteigenden Beckenrande zu mehr oder weniger abnimmt, und die Sandbeimengung dementsprechend zunimmt. Wiederum sehr fruchtbar ist der Basaltboden, insofern nicht schon das nachtheilige Höhenklima schädigend einwirkt.

In gewisser Uebereinstimmung mit der Ansohnung dieses Hecks befindet sich auch die Vertheilung von Feld und Wald. Während in dem ebenen und sanft ansteigenden Theil desselben der Wald fast gänzlich fehlt, ist dieses Becken an seinen den Rand umgebenden Höhen mit ausgedehnten herrlichen Waldungen umskmt, so dass einige der äusseren Dörfer noch in den

selben vorgedrungen, von ihm umgeben erscheinen — die später noch zu besprechenden sog. „Heckendörfer“ (Walldörfer).

An grösseren Seitenbächen nimmt die Schwalm die gleichfalls von Süden kommende Antreff bei Zella, die im Südosten am Rimberg entpringende Gremf bei Loshausen und die am Knüll entpringende Steina und Grenzabach bei Steina und Ziegenhain auf.

Was nun die Bevölkerung dieser Landschaft im Allgemeinen anbelangt, so müssen wir die drei bereits oben erwähnten Städte, Treysa, Ziegenhain und Neukirchen mit zusammen 6455 Einwohner, welche unter ganz anderen Verhältnissen wie das platte Land sich entwickelt haben, ausschliessen, und es verbleiben für die eigentliche Landbevölkerung der Schwalm 13378 Bewohner, oder rund 60 auf den qkm.

Einige zerstreute Edelöfite scheinen keinen ausserordentlichen Einfluss auf die Landbevölkerung ausgeübt zu haben, es lassen sich wenigstens in deren Umgebung keine Unterschiede in der Entwicklung, oder sagen wir besser in der Erhaltung ihrer angestammten Besonderheiten erkennen.

Herman von Pfister hat in seiner verdienstvollen Arbeit (ethnische Stammeskunde¹) unter vorwiegender Zugrundelegung der Sprache heute. Mandart festgestellt, dass die Schwalm und ihre Bewohner zu dem alten Oberlahngau oder Oberfränkenthum Marburg gehörig zu rechnen seien. Da er aber fast nur die Mundart seinen Untersuchungen an Grunde gelegt und die körperliche Erscheinung, die Volkstracht, Sitten und Gebräuche fast gar nicht berücksichtigt, so fallen nach ihm die Orte Seigerthausen, Hauptchwenda, Christerode, Asterode, Nausis, Kl. Hopperthausen, Schorbach, Görzhain, Ottrau und Immichenhain noch in den Fränkischen Besenngau der Grafschaft Maden (Niederhessen). Er giebt eine besondere Sprachprobe (S. 92) für diese als „Neukircher Gegend am Knülle“ bezeichneten Ortschaften, gesteht aber selbst zu, „dass die Sprache im Thale der Schwalm wenig abweichend vom Niederhessischen des Knülles“ sei.

Zielen wir aber alle Besonderheiten der Schwälder zur Untersuchung heran, so finden wir eine andere und höchst materielle Grenze, nämlich die Wasserscheide zwischen Schwalm und Fulda. Ganz scharf mit dieser Scheide trennt sich das Schwalmthum von der östlich derselben wohnenden Landbevölkerung, so dass bei letzterer, ungeachtet der geringen Entfernung von 4–5 Kilometer, auch nicht mehr eine Spur von Schwalmtracht und Schwälmersitten zu finden ist. — Nur in den beiden Dörfern Weissenborn und Oberode, welche dicht an der Wasserscheide selbst liegen, lässt sich insofern ein Übergang constatiren, als hier nur ein Theil der Bewohner, meist die weiblichen, der alten Schwalmtracht treu geblieben sind.

Gerade dieses fast gänzliche Fehlen eines Übergangs ist ungemäss charakteristisch für die Besonderheit der Schwälder, und sollte ich meinen, dass die vorher bezeichneten Ortschaften nicht von der Schwalm (bezw. dem Oberlahngau) getrennt werden dürfen.

Ebenso wenig halte ich es für gerechtfertigt nach v. Pfister (S. 103 a. a. O.) eine „Suppe echter Schwälder“ anzuscheiden. Diese soll nur die 13 Dörfer Ober- und Niedergrenzabach, Steina, Loshausen, Zelle, Riehlshausen, (Röllsh), Schreckbach, Salmethausen, Gungelshausen, Wasenberg, Leimbach, Hansbach und Acherode umfassen.

¹) Cassel 1880 bei E. Hildn.

U. Schröder in seiner Beschreibung der Schwalm²⁾ erweitert diese Sippe der echten Schwämer, indem er die weiteren 5 Dörfer Merzhausen, Willingshausen, Riebeldorf, Rickerhausen und Holzberg hinzurechnet und so seine „engere Schwalm“ in Gegensatz zu den übrigen, den sog. „Heckendörfern“ bringt.

Wenn nach die wohlhabenden Schwäldörfer der Thalebene selbst die höher und im Wald gelegenen ärmeren Dörfer etwas geringschätzend als „Heckendörfer“ der „Bähreibeeprovins“ (Heidelbeersprovinz) bezeichnen, so besteht anthropologisch zwischen jenen und diesen kein Unterschied; die einzige Verschiedenheit ist eben nur die grössere oder geringere Wohlhabenheit, welche einen gewissen Baermetzler verursacht. „Wesbör“ (Wäsenbauer) im Gegensatz zu „Heckendörfer“. Der andererseits hierin begründete Neid und die Eifersucht finden in der v. Pfister'schen Erzählung des Streites in Neukirchen am Ostermarkt einen meine Ansicht bestätigenden Ausdruck. —

In der nun folgenden Schilderung der Schwalmbewohner halte ich mich absichtlich an meine im Frühjahr 1886 erschienene Darstellung,³⁾ weil diese von mir nach den mündlichen Mittheilungen eines Schwämers in Seigerhansen — also in einem „Heckendorf“ — direkt in dessen Gegenwart niedergeschrieben ist. Vergleicht man diese mit der gänzlich unabhängig von meiner Arbeit entstandenen später im Jahr 1895 erschienenen Beschreibung der Schwalm von R. Schröder, der in der „engeren Schwalm“ seine Studien gemacht hat und seine Schilderung speciell auf Röllhausen, ein „echtes“ Schwäldorf nach v. Pfister bezieht, so wird kein wesentlicher Unterschied aufzufinden sein.

Aber gerade darin, meine Herren, das in dem ganzen Schwalmgebiet einschließlich der Heckendörfer bezüglich der Tracht, Sitten und Gebräuche etc. etc. kein oder wenigstens kein wesentlicher Unterschied aufzufinden ist, selbst an der Grenze des Gebiets wunderbarerweise keine vermittelnde Uebergänge vorkommen, — gerade darin liegt die anschliessende Eigenthümlichkeit und bewusste Zusammengehörigkeit des Schwämer Stammes, welche so gross sind, dass bekanntlich manche Forscher auf den Gedanken kamen, die Schwämer für fremde Einwanderer zu halten.⁴⁾

Nun gestatten Sie mir, meine Herren, dass ich in kurzen Zügen ein Bild des Schwalmbewohners entwerfe, dessen treue Wiedergabe Sie in Treyska hoffentlich bestätigen können.

Der Mann ist meist hager, sehr gross und überaus kräftig gebaut. Das schlichte, meist dunkle, oft sogar schwarze Haar wird von der älteren Generation häufig lang bis auf die Schulter herabfallend getragen. Helles, blonde Haare sind bei den Männern selten und rotbe fast gänzlich ausgeschlossen. Den Bart lässt kein Schwämer wachsen und ist namentlich der Schnurrbart streng verpönt. Seine Haltung ist eine hochaufrichtete, stolze und würdige. Die Augen sind meist dunkelbraun, jedoch treten auch blaue häufiger auf, als das dunkle Haar vermuten lässt. Häufig stark gekrümmte Nase.

Das Weib ist ebenfalls gross, aber meist voll und mit sehr blondem Haar, welches auf dem Wirbel zu

einem Kübel gewunden unter einem ganz kleinen runden Kappchen („Bätzel“) getragen wird. Die Beine sind unfallend gerade gestellt, was sich bei der nur bis zum Knie reichenden Rocktracht leicht feststellen lässt, der Fuss ungemäss klein. Haltung und Gang gracil.

Die Kinder, welchen die Nationaltracht besonders gut und allerliebst steht, namentlich die kleinen Mädchen haben meist hellblondes gelbes Haar. Später färbt sich bei den Jünglingen dieses meist dunkler, während es bei den Mädchen häufiger blond bleibt, so dass der Prozentsatz der Dunkelhaarigen bei den Männern sehr viel grösser ist als bei den Weibern.

Die Schwämer Tracht ist eine ganz besonders eigenthümliche und je nach den verschiedenen Verrichtungen und dem Stande eine verschiedene.

Der junge Bursche trägt im Sommer wie im Winter eine grosse runde Otterpelzmütze mit grünem Sammetboden, welcher mit breiten Goldschraffen besetzt und verziert ist. Diese eigentartige Kopfbedeckung erinnert an die mögliche Abstammung des Wortes Chatten („Chata“ = Katze, Katzenpelz; haet = Filzkappe). Ist der Schwämer im „Staat“ („stolz“), so trägt er einen langen weissen Rock, ein feines Hemd mit gesticktem auch öfters ausgezacktem Kragen, weisse, kleine kurze Kniehosen mit schwarzen lang herunterhängenden verziereten Hosenhändlern, weisse bis an das Knie reichende Kamaschen und Schuhe mit grossen vierreihigen Metallnageln. Für gewöhnlich tragen sie an Stelle des weissen Rockes einen sehr langen blauen Kittel mit gestickten Achselstücken und metallener Vorrichtung nebst Kette zum Zumachen am Halse, aber auch hierbei die weissen Kniehosen und Kamaschen. Ältere Männer tragen meist schwarze Pelzmützen mit bis und da blaue Strümpfe oder Kamaschen bis ans Knie.

Bei besonders hohen Festlichkeiten, Hochzeiten etc. tritt an Stelle des Kittels ein kurzer blauer, vorne offener Wams, die „Aermeljacke“, welcher an den Ecken, Taschenklappen u. s. w. mit feiner heller blauer Stickerei versehen und mit zahlreichen fein gearbeiteten Metallknöpfen geziert ist. Hierzu gehört eine rotbe, ebenfalls mit vielen grossen Metallknöpfen besetzte Weste, die an den Seiten zugeknöpfte „Knöpfrose“ und halbhohes Reiterstiefel.

Zur Kirche geht der Schwämer in einem langen blauen oder schwarzen Rocke, schwarzen Kniehosen und blauem Kamaschen und trägt hierbei einen dreieckigen Hut (Dreimaster) von kolossaler Dimension. Zum Abendmahl geht er ebenfalls im schwarzen Rock, nach empfangenem Abendmahl aber zieht er zum Besuch des zweiten Gottesdienstes sein feinstes Kleidungsstück, das „Kamsol“ an. Es ist dies ein langer blauer Rock von demselben Stoffe wie die Aermeljacke, nur noch reicher und feiner gezieret und mit den feinsten, häufig in durchbrochener Arbeit angefertigten, oft recht werthvollen Metallknöpfen reichlich besetzt.

Die Mädchen und Frauen tragen zu jeder Zeit mit Ausnahme der Trauer u. s. w. stets weisse Strümpfe, auch bei ihren Verrichtungen im Feld und Stall. Auf dem Kopfe sitzt das ganz kleine, bei den Mädchen rotbe, bei den Frauen schwarze Kappchen, „Bätzel“. Der Deckel ist meist reich in Gold und Seide gestickt, der Rand bei den gefallenen Mädchen aber schwarz. Reich verziert sind auch die bei den Mädchen rotben, bei den Frauen schwarzen Strampfhänder. Die zahlreichen Röcke, von denen der obere um die Breite des hundert in Farben wechselnden Besatze eines jeden darunter folgenden kürzer ist, erreichen so eben die Knie, welche durch ein unter dem untersten Rock ziemlich lang her-

²⁾ Die Schwalm, historisch romantisch beschrieben v. R. Schröder. Wanfried 1886.

³⁾ Borgmann, Rontenseiger für das Gebiet des Knüllgeb. Cassel 1886 I. Aufl., 1899 II. Aufl. bei E. Hühn.

⁴⁾ cf. v. Pfister a. a. O. p. 104.

vorhügendes feines breit gesäumtes Hemd verdeckt werden. Auf diese Weise ist es ermöglicht, die der Wehlhabenheit entsprechende Anzahl von Röhren zu zählen, welche öfters die Zahl 10 erreicht und noch übersteigt.

Der Oberkörper ist mit einer blauen Batistjacke, „Mieder“, mit fein gestickten zurückgeschlagenen Aermeln bekleidet, über welche die ärmellosen meist schwarz sammete Schürbrust („Knöpping“) gezogen ist.

Je nach der Festlichkeit ist auch die Tracht der Mädchen und Weiber eine verschiedene. Der höchste Staat wird bei der Hochzeit entfaltet und hierbei das mit Goldstickerei etc. überladene in der Schürbrust steckende „Bruststück“ zur Schau getragen, sowie die „Ecken“ aufgelegt. Letztere sind ebenfalls reich in Geld gestickte viereckige Stücke, welche auf jeder der weit abstehenden Hüften befestigt sind. Die Mädchen tragen blaue, die Weiber schwarze grosse Schürzen und feine weisse durchbrochene Strümpfe mit wirklich oft bewundernswürthen Mustern („Zwickeln“), sowie Schnallenschuhe mit ganz kleinen, spitzen, aber hohen Absätzen („Klotzschuhe“).

Den höchsten Staat hierbei aber bildet der eigenthümliche Kopfputz („Schappf“). Es ist dies eine schwierig zu beschreibende, an Überladung von Goldfäden, Perlen, Bismen, farbigen Bismen u. s. w. das nur Mögliche darstellende hohe Verzierung, welche wie eine Krone am Kopf sitzt, von der die zahlreichen breiten farbenreichen Bänder über den Nacken fallen und auf dem Rücken eine Art Fächer bilden.

Um den Hals tragen sie die Perlschnur, „Krtellen“, häufig sehr werthvolle Erbstücke, öfters aus Bernsteinstücken (!), welche die Grösse einer welchen Nuss erreichen und eckig abgeschliffen sind, zuammengereiht.

Bei weniger hohen Festlichkeiten, an bestimmten Tagen der Kirznen und bei ihren Waldpartien, die sie öfters und gern antehmen, tragen sie weisse Schürzen und Mieder mit kurzen zurückgeschlagenen, mit weissen Spitzen gesierten Aermeln.

Von besonderen Sitten und Gebräuchen stehen im Vordergrund „Handschlag“, „Weinkauf“, „Hochzeit“ und „Kammerwagen“. Der Handschlag, dem die und da wohl das „Festern“ vorausgegangen sein mag, ist die Verlobung, bei welcher die Braut dem Bräutigam 1–2 verschiedene feine Hemden schenkt, wogegen die Braut ein Paar Schuhe erhält, welche an Hochzeitstage zum erstenmal getragen werden. Ausserdem erhält dieselbe, bisweilen eine gewisse Summe Geld, welches aufbewahrt und nur im äussersten Nothfalle angegriffen wird. Auch ist es stellenweise Sitte, dass die Braut einen aus einem Stück Geld gearbeiteten breiten Fingerring erhält.

Nachdem über die Vermögensverhältnisse zwischen den Eltern die erforderlichen Verabredungen getroffen sind, wird „Weinkauf“ gehalten, welchen die Braut bezahlt und an welchem Verwandte und Bekannte sich gütlich thun.

Bei dem Gang in die Kirche zur Trauung geht die von zwei Burschen geführte Braut vorn, der Bräutigam von zwei Mädchen geführt dahinter, dann die Eltern, Hochzeitsgäste und die Kinder. Bei dem Gang aus der Kirche nach der Trauung geht der Mann voraus, die junge Frau dahinter her. Beim Eintritt in das Hochzeitshaus trinkt einer des Hauswastades dem jungen Manne unter einem Glückwunsche zu, dieser wiederum der jungen Frau, welche das leere Glas nun rückwärts über sich hinwirft. Geht das Glas hierbei in Stücke, so bedeutet dies Glück im Ehestand. (Sinn-

reiche Anspielung auf das Laster des übermässigen Brauntweigenassens, welchem übrigens nur ausnahmsweise geföhrt wird.) Die Hebezeit dauert meist mehrere Tage.

Als hohe Nachfeier kommt nun nach einiger Zeit das Fahren des „Kammerwagens“. Die sämtlichen von der Frau einzubringenden Uensilien eines Haushauses, als Betten, Schränke, Kücheneinrichtung, der während der Jungfräuschaft eifrig gesammelte Haack, Leinen u. s. w. werden auf einem oder zwei, mit 4–6 reich geschmückten Pferden bespannten Leitwagen von den Verwandten in die Wohnung des Ehepaares gefahren. Voraus reiten mehrere Burschen im höchsten Staat, wohl auch auf dem Kopfe den mit Bismen verzierten Dreimaster. Ein jeder trägt ein, in einem Knopfloch eingeknopftes lang herunter hängendes, buntes Taschentuch. Den Zug beschliesst ein Nachreiter im Kirchennag mit dunklem seidnem Tuch im Knopfloch, der den Glückwunsch bietenden Armen und Kindern Geldgeschenke vertheilt.

Aehnlichen Pomp und Staat entwickeln die Schwärmer auf ihren Kirchweihen, sowohl im eigenen Dorf, als auch auf den gemeinsamen Kirchweihen, am dritten Pfingstfeiertag zu Neukirchen und später in Ziegenhain, wobei die Burschen mit ihren Mädchen „süssen Wein“ trinken und öfters ihre originellen Tanzweisen aufführen. Es ist mehr ein ruhiges Gehen und Trüppeln als ein Tanzen nach modernem Begriff, und nur bei dem Nationaltanz „der Schwärmer“, der eine eigene ganz bestimmte, von Urzeiten ererbte Melodie hat, wird rasch und heftig aufgetreten und mit den Absätzen an einander geschlagen. Die Paare trennen sich hierbei zeitweise, um wieder zum Rundtanz alsdann zusammen zu kommen. Er wird jedoch in der Nozeit immer weniger getanzt, wie denn der andre alte Schwärmeranzug, „der Siebensprung“, ganz weggefallen ist.

Es wird ein überaus interessantes, farbenprächtiges Bild sein, meine Herren, welches in Treysa sich Ihnen darbietet und Sie werden es begreiflich finden, wie schon seit langen Jahren viele und berühmte Maler immer und immer wieder die Schwärmer aufsuchen, um Studien und Bilder dert zu malen.

Zum Schlusse noch wenige Worte über die Lebensweise und den Charakter der Schwärmer.

Der Schwärmer ist äusserst geizig und anspruchslos und namentlich sind auch die Frauen ungemein heissig und sparsam; im grossen Ganzen brave, echt religiös gesinnte, ruhige und wohlgeleitete Leute. Sie halten zähe an den altergebrachten Sitten und sind sich ihrer Sonderstellung mit einem gewissen Stolz bewusst. So kommt es äusserst selten vor, dass ein Schwärmer oder eine Schwärmerin sich ausserhalb des Bezirks verheirathet und wohl noch seltener, dass ein Auswärtiger in die Schwärmer hineinverheirathet.

Einen ausserhalb der Schwärmer verbreiteten Irrthum halte ich den Schwärmerern zur Ehre noch zu streuten — die falsche Ansicht über das Ammenwesen.

Bei dem kräftigen Bau und der Gesundheit dieser Bevölkerung ist es leicht erklärlich, dass Schwärmer Ammen sehr gesucht sind und hoch bezahlt werden. Da nun letztere auch in den grossen Städten ihre Nationaltracht nicht ablegen und hierdurch sehr auffallen, so ist die Ansicht verbreitet, dass die Schwärmer besonders viel Ammen liefern. Da nun aber anderwärts meist nur die Mütter unehelicher Kinder Ammendienste leisten, so wird für die Schwärmer Ammen dasselbe Verhältnis unterstellt. Dies aber mit Unrecht, denn die meisten dieser Schwärmerinnen sind ärmere,

junge, verheiratete Frauen, die nicht nur einmal, sondern wiederholt des hohen Verdienstes halber hinausziehen, während ihr eigenes Kind von den Eltern künstlich ernährt und angezogen wird.

In den beiden Jahren 1893 und 1894, deren Statistik mir allein zu Gebote stand, wurden in den Städten des Kreises Ziegenhain mit zusammen 6455 Einwohnern 336 Kinder (2,60 pro Hundert und Jahr), auf dem Lande 25,961 Bewohner 1575 (3,68 pro Hundert und Jahr) Kinder geboren. Von diesen kommen 5,06% anneheliche auf die Landstädte, 5,82% auf das Land, während der durchschnittliche Prozentsatz der unehelichen Kinder für den Regierungsbezirk Cassel an den mir zu Gebote stehenden 5 Jahren 1876—1880 x H. weit über 6% beträgt. Ich glaube nicht, dass genauere statistische Ermittlungen dieses Verhältnis zu Ungunsten der Schwalm zu verschieben im Stande sind.

Meine Herren, wenn ich mich besinnt habe, zu beweisen, dass alle Bewohner des Schwalmgebiets „echte“ Schwälmer sind, und ihnen die Ergründung deren Abstammung überlassen muss, so kann ich zum Schlusse noch hinzufügen, dass die Schwälmer auch ebenso echte brave Menschen sind, tüchtige Soldaten liefern und ebenso gute königstreue Deutsche sind, wie sie dertseits gute Hessen waren.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich höre eben, dass Herr Geheimrath Virchow anwesend ist und erscheinen wird; vielleicht wird er uns auch seinen angekündigten Vortrag halten. (Geheimrath Professor Dr. Virchow war, welcher bis dahin durch Unwohlsein am Besuche der Sitzungen gehindert war, betritt den Saal, von allseitigem Beifall begrüßt und beglückwünscht.) Herr Geheimrath Virchow wird seinen Vortrag wenigstens in Kürze halten; ich ertheile ihm das Wort.

Herr R. Virchow-Berlin:

Die Keltenfrage in Deutschland.

Herr Waldeyer ist, wie gewöhnlich, etwas milde im Ausdrucke. Ich wünschte wohl, den ungekürzten Vortrag halten zu können, aber, wie Sie hören, bin ich noch so heiser und so wenig sicher in meinem Respirationssystem, dass ich einen Vortrag eigentlich nicht halten kann. Ich wollte nie dieser Gelegenheit nur eine Frage berühren, die Sie in etwas strenger Weise in Angriff nehmen sollten, als dies, wie mir scheint, bisher der Fall gewesen ist. Das ist nämlich die Frage der Kelten, oder, wenn Sie wollen, der Kelten.

Ich bin auf diese Frage von neuem gekommen, weil vor Kurzem eine neue Auffassung der historischen Vorgänge von ein Paar der besten Forscher in Paris ausgesprochen worden ist.

Alexander Bertrand, der berühmte Akademiker und Konservator des Musée de St. Germain, und sein Adjunkt Salomon Reinach haben eine besondere Schrift (*Les Celtes dans les vallées du Po et du Danube*) publiziert, in der sie den Versuch gemacht haben, diejenige Cultur, die wir in der letzten Zeit als die eigentliche Hallstattcultur in Anspruch genommen haben, bis weit nach Osten hin als celtsch nachzuweisen. Es hat das ja im ersten Augenblicke etwas sehr überraschendes und vielleicht für den nativistischen Menschen etwas empfindliches, dass nun auch unsere Hallstattcultur celtsch sein soll, aber ich kann nicht leugnen, dass, je mehr man sich in den Gedankengang der Autoren vertieft, umso mehr sich Gründe ergeben, welche in der That stark für ihre Auffassung sprechen. Dabei

muss ich jedoch zum Troste aller strengen Tontonen bemerken, dass der Begriff des Kelten in dieser neuen Auffassung sich wesentlich anders gestaltet, als er gewöhnlich im schulmässigen Sinne aufgefasst wird. Herr Bertrand ist derjenige gewesen, der mit am ersten, obwohl nicht als allererster, auf den Unterschied hingewiesen hat, der schon bei Polybios existirt. In dem Werke dieses Schriftstellers tritt zuerst der Gegensatz zwischen Kelten und Galatern hervor. Er unterscheidet zwei verschiedene Völker, von denen das eine Kelten, das andere Galater, oder, wenn man will, Gallier genannt wurde. Die Herren Bertrand und Reinach haben nun eine umfassende Untersuchung angestellt, die bis in die Prähistorie hineinreicht und die sich mit der Frage beschäftigt, wann zuerst Kelten, oder, genauer gesagt, Galater am linken Rheinufer erschienen sind. Sie geben dabei von der zuverlässigen Voraussetzung aus, die vielleicht nicht ganz so sicher ist, wie sie annehmen, dass die Kelten eingewandert seien und zwar von Osten her. Aber wenn man einmal diese Prämissen zulässt, so muss man auch zu der Frage kommen, wann die Kelten in Gallien angekommen sind, eine Frage, die, wie Sie wissen, unser Mühehoff vor nicht vielen Jahren mit erster Andauer verfolgt hat. Er rechnete heraus, dass ungefähr das sechste Jahrhundert vor Christo als die Zeit anzunehmen sei, wo die Kelten am atlantischen Ozean angelangt seien. Zu einer ähnlichen Rechnung kommen die beiden französischen Gelehrten nun auch, wobei freilich vorausgesetzt werden muss, dass die Zuverlässigkeit aller älteren Nachrichten gänzlich bezweifelt; irgend eine sichere Nachricht über den Zustand des inneren Frankreichs vor dem dritten Jahrhundert existire eigentlich nicht.

Erst nach dieser Zeit erscheinen einzelne Nachrichten, zuerst im Süden der Küste her, dann im Rhonethal bis hinauf zu den Alpenen, und so fortschreitend, aber lange nicht so weit, dass die alte *Keltis* jemals mit dem modernen Begriff Frankreich auch nur entfernt zusammengefallen wäre.

Diese Trennung zwischen Kelten und Galatern setzen nun die Herren Bertrand und Reinach weit über die Grenzen von Frankreich hinaus fort, indem sie namentlich das ganze südliche Gebirgsland, also die Schweiz, Tirol, das ganze alte Noricum und selbst Illyrien damit in Verbindung bringen. So erhalten sie das überraschende Resultat, dass diejenigen Leute, welche als die Träger der celtschen Cultur anzusehen sind, nicht die Galater gewesen seien, welche nacheinander in Frankreich die Herrschaft erlangten, sondern im Gegentheil die sogenannten cisalpinischen Gallier, also eine den Galliern verwandte Bevölkerung, welche schon längere Zeit im Süden der Alpen wohnte, als der grosse Einbruch der westlichen Gallier und die Einnahme von Rom durch dieselben erfolgte. Also schon vor dieser Zeit habe ein cisalpinisches Gallien existirt. Die Bewohner desselben, also auch Kelten, seien aus dem Donaugebiete herüber gekommen. Die Urheimath derselben sei nicht etwa in Frankreich zu suchen, sondern da, wo gegenwärtig vorzugsweise Oesterreich und ein Stück von Bayern gelegen ist. Mit vielem Detail zeigen sie, wie diese Bevölkerung nach und nach in relativ friedlicher Weise ihre Invasionen in Italien gemacht, sich daselbst angeordnet und in breiter Weise eine Kolonisation hergestellt habe, die schon auf dem Platze war, als der Einbruch der westlichen Gallier erfolgte.

Diese Deutung würde vielleicht weniger Interesse für Deutschland haben, wenn die genannten Gelehrten

nicht den Nachweis zu führen suchten, dass die Cultur, welche diese verschiedenen Stämme hatten, eine identische war und dass die cisalpinischen Gallier im wesentlichen dasselbe trieben, dieselben Industrien hatten, dieselben Produkte hervorbrachten, dieselben Formen des Lebens entwickelten, nach derselben Form der Regierung und der ständlichen Existenz bestanden, wie die anderen Celten, nur dass sie nicht so kriegerisch waren, wie die westlichen Stämme.

Wenn man auf diese Weise den celtischen Kreis erweitert, so gelangt man einerseits bis nach Noricum herüber, also bis nach Oberösterreich, das Salzkammergut, die anstossenden Theile von Tirol, Steiermark, das Küstenland, andererseits nach Süden in die grossen Gebiete, welche sich bis zu den Apenninen erstrecken, also das ganze nordöstliche Italien, was man heutzutage Lombardie und Emilia nennt, eigentlich die ganze Transpadana. Das alles kommt dann in eine nächste Verbindung. Wir in Norddeutschland sind dabei unmittelbar wenig beteiligt, denn die voll angepflanzte Cultur der Hallstattzeit ist bis zu uns kaum vorgedrungen. Ihre letzten Anfänge sind in mehr entwickelten Formen in Schwaben, Oberbayern und der Oberpfalz, zu Tage getreten, aber im Grossen ist die Wege dieser Cultur nach Norden frühzeitig verlaufen. Wir in Norddeutschland haben davon noch gewisse Anklänge, aber Anklänge haben wir allerdings, und zwar ziemlich zahlreiche; man muss nur etwas nachsehen. Da gibt es in Kerkum und Metalltechnik sehr vielerlei Funde, die in dieses Gebiet hereinsehlagend, und noch sie regen die Frage an, von woher sie gekommen sind.

Diese Frage ist es, die ich auch für Hessen anregen wollte. Ich wünsche, dass die Herren hier ihre prähistorischen Dinge auch einmal von der Seite der celtischen Angehörigkeit betrachten möchten. Gegenwärtig ist es gebräuchlich, die Gegenstände der älteren Eisenzeit sämtlich in der Art zu classificiren, dass sie entweder der Hallstatt-, oder der Latène-Periode zugezählt werden. Jedes Stück wird in sein Fach gelegt und damit erscheint die Sache erledigt. Da ist sehr schön und gegen früher ein grosser Fortschritt.

Nun sehen Sie sich aber die Sachen einmal von einer anderen Seite an und fragen Sie: Könnten sie nicht auch anders betrachtet werden?

Für das Gelingen eines solchen Versuches hat mir von jeder eine Art von Symbol vor Augen gestanden, das ich zu meinem Erstaunen bei Ihnen in geringer allgemeiner Anerkennung finde, — ein Symbol, das zugleich eine Art von himmlischer Bedeutung einschliesst, ich meine die Regenbogensehnen (siehe 1).

Oh man jedem einzelnen Stück davon mit gleichem Vertrauen entgegenkommen darf, ist vielleicht zu bezweifeln, aber in der Hauptsache sind es ächte und sehr wichtige Objekte. Man findet meistens theils goldene, kleine, runde, ziemlich dicke Stücke, die auf der einen Seite ausgehöhlt, wie eingedrückt, auf der anderen flachhalbkugelig sind. Sie tragen eine Stempel innen und aussen, der für den Laien unverständlich ist, indes die Gelehrten schon mit der Zeit sie deuten herausgebracht. Es sind Nachbildungen von südlichen Stempeln, namentlich griechischen, die in barbarische Formen übergeführt werden sind. Kein Mensch bezweifelt im Augenblick, dass die Regenbogenschüsselchen celtische Münzen waren. Sie werden eben nur innerhalb desjenigen Gebietes gefunden, auf dem die celtische Herrschaft in voller Anerkennung

war. Man trifft sie in Frankreich, seltener in Süd-Deutschland, häufiger in Böhmen, wo bekanntermassen die letzte celtische Herrschaft unter Marbod war. Da gibt es einige nice Burgwälle, auf denen wiederholt Regenbogenschüsselchen gesammelt wurden. Diese böhmischen Plätze haben nebenbei noch den Vorzug, dass sie an Stellen verkommen, wo nachher keinerlei spätere Cultur angesetzt worden ist; es ist alles so liegen geblieben, wie es war, als die Celten vertrieben wurden. Erst in neuer Zeit sind diese Stellen von den Prähistorikern in Angriff genommen worden. In der Zwischenzeit hat kein Mensch auf ihnen gewohnt, keiner hat sich darauf wieder eine Burg gebaut oder Wälle und Befestigungen angelegt; unsere Zeitgenossen trafen also nackte Ruinen, wie sie eben aus der alten Zeit hervorgegangen waren. Dabei ist dann natürlich auch die Frage gestellt worden: was gehört zu dieser Zeit? wohin muss man das rechnen? Nun, da hat man in Böhmen meines Wissens sich niemals gedacht, diese Sachen in die Latèneperiode zu rechnen.

Diese böhmischen Funde führe ich besonders deshalb an, weil diejenigen, die sich für die Sache interessieren und die böhmischen Berge etwas genauer durchforschen wollten, in Böhmen das Inventar kennen lernen können, was zu einer celtischen Ansiedlung gehört. Denn es ist äusserst wichtig, dass man für eine derartige Untersuchung ungefähr wenigstens vorbereitet ist; man muss wissen, was gehört in diese Zeit, was kann man dahin rechnen. Da man in unserm Land von den wenigen Ländern in Deutschland ist, wo eine gewisse Zahl von solchen Münzfunden gemacht ist, (Beilage dafür finden sich im hiesigen Museum), so glaube ich, verlohnt sich die Sache, ich habe leider nicht Zeit gehabt, mich eingehend mit dem Detail dieser Funde zu beschäftigen, und merkwürdiger Weise finden sie sich nirgends, soweit ich sehe, zusammengestellt. Ich habe heute einigen jüngeren Collegen gesprochen, der sich damit beschäftigt hat; er hat nur drei oder vier gute Fundplätze feststellen können, wo theils einzelne, theils in ganzen Haufen Regenbogenschüsselchen gefunden worden sind. Es werden sich wohl noch mehr sichere Stellen ermitteln lassen. Immerhin war es nicht bloss ein Zufall, dass das eine oder andere Stück gefunden wurde; mehrere Fundplätze sind schon da, wo ein kleiner Sobats beisammen war. Es kommt immer darauf an, dass man aufpasst. Die meisten Geldstücke sind immer in Gefahr, in den Schmelztiegel — verzeihen sie mir, ich bin kein Antiquar! — des Jades zu wandern; wenigstens behauptet man immer, dass das der Fall sei. Die Münzen verschwinden meist, wie man erfährt, dass sie da waren; hinterher wird manches bekannt, kommt gelegentlich auch zum Vorschein, aber meist wird alles zerstreut. Wenn die gesammelte Bevölkerung sich etwas zusammenhält und aufmerksam wäre und diese in der That unersetzbaren Reliquien sammelte, so würde damit ein sehr grosser Fortschritt gemacht werden. Denn Münzen haben nebenbei, wie Sie wissen, den grossen Vorzug, dass sie zugleich ein Mass für die Zeit geben; man kann sie datiren, wenn es auch oft etwas schwer ist. Bei diesen celtischen Münzen ist man allmählich auch dahin gekommen, sie in eine chronologische Ordnung zu bringen. Auch in Hessen würde man so für eine Periode, für welche augenblicklich jeder seine Abhandlung, eine Art von Datum bekommen, von dem aus man weiter rechnen könnte. Denn wenn man herausfindet, wann hier Celten gewohnt haben, so würde sich ohne Weiteres ergeben, wann die Germanen, die doch etwas später gekommen sein müssen, hier einwanderten.

1) Nach einer alten Tradition findet man sie da, wo das Ende eines Regenbogens die Erde berührt hat.

Ich will zu diesen Betrachtungen noch einen kleinen Zusatz machen. Bei den Erhebungen über die Complexion der Schulkinde, die wir vor einer Reihe von Jahren von seiten dieser Gesellschaft veranstaltet haben, ob diese Complexion brünett oder blond oder gemischt ist, wie sonst ist, hat sich außer der allerlei Sonderbarkeiten, welche diese Erhebung zu Tage gefördert hat, auch die gewöhnlich, das eine brünette Zone sich durch Hessen hindurch erstreckt, die ungefähr den Finsaläufen nachgeht und schließlich gegen die Weser anläuft, mitten zwischen der viel mehr blonden Bevölkerung des gesammten Massivs, gegen welche sie einen auffallenden Gegensatz darstellt. Es sind auch vom philiologischen Standpunkte aus, namentlich von Herrn Henning, aus den Ortsnamen ähnliche Betrachtungen angestellt in Bezug auf die Herkunft der Ansiedler und es ist von ihm die Vermuthung ausgesprochen worden, das gerade in der Richtung der Weser und ihrer Zuflüsse Reste celtischer Bevölkerung zu stehen seien. Diese Betrachtungen sind vielleicht nicht ganz so entscheidend, wie Sie mir im Augenblick erscheinen, aber sie schliesen sich den anderen nahe an. Jedenfalls gibt es eine Reihe von Verhältnissen, welche es wahrscheinlich erscheinen lassen, das gerade hier in Hessen eingesetzt wird.

Ich darf vielleicht Ihren Eifer noch etwas mehr anspornen durch die Betrachtung, das dies die einzige Gegend von ganz Deutschland ist, in welcher derartiges zu machen ist. Vereinzelt Funde in Thüringen hielten Sie jetzt keinen Anlass zu Localforschungen. Wenn man nicht Höhen für Deutschland annectiren will, so muss man leider sagen, das wir gar kein zweites Gebiet haben, welches sich mit dem hiesigen parallel stellen kann. Hier ist Rhodus, hier Malta. Hier müssen Sie ansetzen. Wo einmal Herosengeschlechtern gefunden sind, da werden Sie auch noch mehr finden können, und wenn Sie sich daran machen, auch sonstiges Grab- oder Wohnzinnversta zu sammeln, so muss sich daraus mancherlei schliessen lassen.

Dabei muss ich besonders betonen, das wir von dem Grabinventar aus der celtischen Periode beinahe gar nichts wissen; es ist so spärlich gesammelt worden, das es insofern notwendig erscheint, da einzugreifen und vorwärts zu arbeiten.

Als ein kleines Beispiel dafür, was durch eine aufmerksame Beobachtung gewonnen werden kann, möchte ich eine kleine Publikation vorlegen, die ich eben in den Abhandlungen der Berliner Akademie veröffentlicht habe:

Ueber kaukasische Bronzegürtel.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, im südlichen Kaukasus, namentlich im armenischen Hochland, Ausgrabungen anzusehen zu lassen. Eines guten Tages wurden mir durch Herrn Beck, der die Ausgrabungen leitete, kleine Stücke von Bronze zugesandt, kleine Blechstücke, auf denen allerlei Einritzungen zu sehen waren. Es liess sich unschwer erkennen, das diese Stücke zu Bronzegürteln gehörten und das die Einritzungen zusammenhängende Scenen darstellten, eine Zusammenordnung, wie wir sie sonst beinahe gar nicht aus dieser östlichen Welt kennen. Ich ersuchte sogleich Herrn Dr. Beck, jedes kleinste Stück zu sammeln, und es ist so möglich geworden, von einem dieser Gürtel beinahe den ganzen Zusammenhang herzustellen, bei anderen wenigstens gewisse Stücke, bei einzelnen freilich nur Fragmente. Diese Dinge haben ein doppeltes Interesse. Zunächst wegen der göttlichen Darstellungen. Da ist z. B. eine

lange Reihe laufender Hirsche, oder ein ganzes Gemüthel von wilden Thieren im Walde, die eben vom Jäger überrascht werden, der mit seinen Hunden eintritt, die sich selbst gegen die Angriffe der wilden Thiere verteidigen müssen; dann alle möglichen Species von Thieren, die bis jetzt zum Theil gar nicht mit Sicherheit haben gedeutet werden können. Da ist ein ausgezeichnete Tiger, dessen Schwanz mit Klappenflecken behängt ist, was wohl zu keiner Zeit vorgekommen sein dürfte; dann wilde Esel, die Zwillinggestalten haben, indem hinten auf dem Körper noch einmal ein Kopf sitzt, also Doppelseel, und andere dergleichen anderbare Dinge. Noch viel ausgezeichnete ist vielleicht das Ornament, welches die Bordüre bildet; es ist von solcher Vollendung, das es noch gegenwärtig in ähnlicher Technik wenig erreicht wird, weil es eine so grosse Arbeit und unaufhörliche Sorgfalt des Arbeiters erfordert. Ganz besonders interessant ist das letzte Blatt meiner Abhandlung, auf dem ein paar einzelne Stücke abgebildet sind, deren Zeichnung mir erst nachträglich durch einen sehr fleissigen deutschen Lehrer in Schuchas, an der Grenze von Persien, zugegangen ist; es ist das merkwürdigste Stück, das bis jetzt vorgekommen ist. Sie sehen auf der einen Seite einen Mann, der zu Boden geworfen ist durch ein Uthier, auf der anderen Seite den wüthenden Ansturm einer ganzen Reihe phantastischer Thiere, welche gegen einander kämpfen. Ich will auf das Detail nicht weiter eingehen, weungleich dasselbe vielerlei Interesse darbieten würde, und nur hervorheben, das die Untersuchung der abgebildeten Thiere mich lange beschäftigt hat, weil nach meiner Meinung aus der Charakterisirung der Thiere schliesslich hervorgehen muss, woher die Muster gekommen sind. Es sind darunter Thiere, die bis jetzt noch nicht untergebracht werden konnten, z. B. eine ganze Reihe von Thieren, die scheinbar auf die Weide gehen, und hinten wie ein Schwein, vorne wie ein Schaf aussehen; es ist schwierig, sie unterzubringen. So sind viele andere auch noch da, aber immerhin müssen doch ganz bestimmte Thiere als Vorbilder gedient haben. Es ist namentlich auf dem ersten Blatte, das ich schon früher auf einem unserer Congressse vorgelegt habe, eine prachtvolle Reihe jugendlicher Hirsche dargestellt, von denen jedweder der dritte einer anderen Art angehört, als die beiden vorhergehenden; aber eine Art, die augenblicklich bei uns nicht bekannt ist und auch in unseren Museen nicht existirt. Es ist eine schwache Möglichkeit vorhanden, das irgendwo im Altai oder in der Manchurien eine ähnliche Species existirt, aber sie ist nicht sicher nachgewiesen.

Ich betrachte das Problem der Auffindung dieser Typen für die Erkenntnis des Ganges der Cultur für sehr erheblich. Im übrigen werden diejenigen von ihnen, welche sich mit den Formen der Hallstattperiode beschäftigt haben, bemerken, wie in dem Handornament vielerlei Beziehungen zu erkennen sind, die sich in Hallstattzeiten wiederfinden; ich behaupte aber, das es bis jetzt noch keine Stelle gibt, wo Ornamente von der Vollendung und Ausdehnung zu Tage gekommen sind, wie es an dieser Stelle der Fall ist.

Es ist ja eine der ältesten Traditionen, sowohl der ägyptischen, wie der specifisch biblischen Geschichte, das ungefähr in der Gegend, wo diese Sachen gefunden worden sind, ein alter Heerd der Erstfabrikation lag. Der Prophet Esaiel berichtet, wie die Händler aus Mosoch und Javan und Thal auf die Märkte von Tyrus kamen und da ihre Waaren zum Verkauf stellten. Die Griechen haben, wie das bei einer ganzen Reihe von Schriftstellern zu finden ist, — Plinius hat

das zusammengestellt, — immer daran festgehalten, dass an der Nordküste des schwarzen Meeres, und zwar in der Nordostecke, hingehend bis zu der Tanrskette, die Hauptstätte der alten Erzfabrikation gelegen habe. Dies würde ja einigemassen übereinstimmen mit dem, was wir jetzt vor uns sehen; ja, ungefähr westwärts könnte man auch die Zeit in Parallele bringen mit dem Propheten Ezechiel. Es würde im Grossen und Ganzen vielleicht stimmen, obwohl eine eigentliche Zeichnung noch nicht möglich ist für diese Stätte hier.

Die andere Frage, die ich in meiner Abhandlung etwas weitläufiger behandelt habe, war die, ob wir annehmen dürfen, dass die verwandte Technik, welche sich über Vorderasien, Griechenland, Italien, Deutschland u. s. w. erstreckt und an den verschiedensten Stellen gerade auch wieder in den Bronzezeiten angewendet werden dürfte. Ebensovornig, sonderbarer Weise so nahe die Berührung mit Assyrien und Babylonien liegt, hat sich nach dieser Richtung hin eine Verbindung herausgestellt; im Gegentheil fand ich die grössten und schärfsten Gegensätze. Auch nicht eine einzige Aenderung an die vielen Thiere, die auf den Gürteln dargestellt sind, findet sich in Babylonien; fast jedes Stück von da ist sofort charakterisiert durch den Löwen, der den Menschen angreift, die Geissen packt und Pferde frisst; davon ist im Kaukasus keine Spur vorhanden, nicht die leiseste Aenderung. Ebensovornig gibt es da geflügelte Säugethiere. Ich habe das eine der auf den Gürteln dargestellten Wesen „Greifenpferd“ genannt, aber nicht weil es Flügel hat, sondern weil es Kopf und Krallen eines Vogels, wie der Greif, an sich hat. Im übrigen hat es nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem assyrischen Greifen, der ganz andere Voraussetzungen hat. Es ist also vollständig ein ziemlich eng begrenztes Gebiet, dessen östliche Grenze etwa das alte Medien bilden möchte. Das letzte Stück, das in meiner Abhandlung abgebildet ist, ist hart an der alten medischen Grenze, der heutigen persischen Aderbrüjan, gefunden, möglicherweise also eine Erinnerung an die altmedische Cultur.

Betrachten Sie diese ganz kleinen Fragmente. Dieser Gürtel kann in Form von lanter Schutz an, es war ein ganzer Tischtuch voll von Bronzezeitern, das hat alles in der mühelosesten Weise zusammengesezt werden müssen, und doch ist es gelungen, den Zusammenhang herzustellen. Das wollte ich Ihnen als Beispiel anführen, wobei Geduld und Hartnäckigkeit führen. Es ist eine Arbeit allerdings von ein paar Jahren, es hat auch eine Menge Geld gekostet und noch mehr Zeit zu Hause, als es sich darum handelte, alles zusammenzusetzen.

Herr Dr. Weber-Cassel:

Demonstration des Phonoscoops.

Vor einiger Zeit übergab mir Herr Fabrikant Martin Wallach Nachfolger in Cassel hieselbst einen neukonstruirten Apparat zur Prüfung, welcher wohl mehr das Interesse des klinischen Arztes, das allgemeine

Interesse aber nur insofern beansprucht, als er eine wesentliche Verbesserung einer sehr wichtigen Untersuchungsmethode am menschlichen Körper darstellt.

Der Apparat ist nach der Angabe der Italiener Prof. Eugenio Bazzi und Prof. Aurelio Bianchi hergestellt worden und hat den Zweck, Geräusche und Töne im menschlichen Körper im verklärten Masse dem Gehör zugänglich zu machen. Das leitende Princip des Apparates ist das, dass ein Körper von grosser Masse in Verbindung gesetzt wurde mit einer in Schwingung versetzten Membran; wurde diese Membran an die betreffende Körperstelle gebracht, so geriet sie in Schwingungen, während der Körper selbst infolge seiner Masse entweder gar nicht oder nur in ganz geringem Masse mit den Schwingungen darbot. Der Körper selbst war in der Mitte mit einer Hohlung versehen, so dass ein bestimmter Luftraum in Schwingungen gerieth, diese konnten durch ein doppeltes Gummiröhr mit Ansatz direkt dem Gehörorgan zugänglich gemacht werden. Der Apparat besteht aus einem massiven Körper aus Metall oder Holz, inwendig mit Blei angeschlossen, und einer empfindlichen Platte, auf welche eine zweite Platte vermittelt eines Bajonettschlusses aufgesetzt werden kann, falls man mittelst eines an derselben durch Schraube zu befestigenden Stäbchens einen eng begrenzten Bezirk untersuchen will. Der Apparat eignet sich zur Untersuchung sämtlicher Geräusche, die im Körper entstehen, alle Geräusche des Circulationsapparates, der Knochen, der Unterleibsorgane während der Gravidität, er gibt uns Aufschluss über die künstlich erzeugten Geräusche, welche wir hervorrufen, um Grässe und Lage der Veränderung von Körperorganen oder von Flüssigkeiten in den wichtigen Körperhöhlen zu constatiren. Ich habe den Apparat nun seit drei Wochen in einer grossen Reihe von Erkrankungen benützt und kann die Vorzüge des Apparates nur voll und ganz bestätigen. Er gibt in überraschend lanter Weise sämtliche Geräusche und Töne wieder, ja man kann sogar in vielen Fällen die Patienten durch die Kleider hindurch untersuchen, was ja in manchen Fällen, wo sich eine genaue Körperinspektion nicht ermöglichen lässt, von Wichtigkeit sein kann.

(Schluss der wissenschaftlichen Verhandlungen.)

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Schlussrede.

Nun darf ich mir, geehrte Herrschaften, noch ein paar Schlussbemerkungen erlauben. Ich glaube, unsere Versammlung hier in Cassel schliesst sich ihrem Verlaufe nach und namentlich in dem, was uns von der Ortsgeschäftsführung und der freundlichen Gesinnung der Behörden und der Stadt geboten ist, in jeder Beziehung würdig den früheren an. Insbesondere müssen wir es als ein ganz unerwartetes Glück begrüssen, dass wir, was wohl den besten Schluss ergeben hat, die hohe Freude hatten, unsern allverehrten Virchow so, um dessen Wohlbefinden wir besorgt waren, noch in unserer Mitte erscheinen zu sehen und das Wort ergreifen zu hören: (Bravo!) ein guter Schluss und eine gute Vorbedeutung für die Zukunft, was wir von Herzen hoffen! Ich habe noch den Dank des Vorstandes und der Geschäftsführung hier abzulassen allen denjenigen, welche sich für uns interessiren und welche sich um das Zustandekommen des Kongresses bemüht haben, was ich mit herzlichem Gesichte. Ich schliesse hiermit die 26. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

(Schluss der III. Sitzung.)

Verlauf der XXVI. allgemeinen Versammlung in Cassel.

1. Vorversammlung in Driburg.¹⁾

Die diesjährige Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft fing mit dem an, womit diese Versammlungen sonst zu ende pflegen, mit einer größeren Ausgrabung. Gegenstand der Untersuchung war die sogenannte „Gräfte“ (Graben) bei Driburg, ein altes Bauwerk, das schon wiederholt in Angriff genommen ist, ohne dass es hin dahin gelingen wäre, seine eigentliche Natur zu ergründen. Die Gräfte liegt südlich des bekannten Badeortes, etwa eine halbe Wegstunde entfernt und ganz in der Nähe des ehemaligen Trappistenklosters. Hölzermann, der die Gräfte 1869 untersuchte, äusserte die Vermuthung, dass es sich um ein römisches Bauwerk und möglicher Weise um den Altar des Drusus handle. Diese Ansicht verleiht der Gräfte ein besonderes Interesse und gab dem Freiherrn v. Stolzenberg-Luttmersen Anlass, vor einigen Jahren neue Untersuchungen anstellen, die damals aber auch zu keinem abschliessenden Ergebnis führten und namentlich von der Anthropologerversammlung wiederholt wanden.

Als Germanicus im Jahre 15 n. Chr. die Bructerer mit Krieg überzog und alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstete, erfuhr er, dass die Gebeine der in der Varusschlacht gefallenen Römer in dem nahen Teutoburger Walde noch unberührt umher lägen. Es erfüllte ihn das Verlangen, den unglücklichen Kameraden eine würdige Ruhestätte zu bereiten. Nachdem er den Legaten Caecina mit dem Auftrage vorausgeschickt hatte, Übergränge über die den Weg sperrenden Sümpfe zu schaffen und die Schlachten der Teutoburger Wälder aufzuklären, folgte er mit dem ganzen Heere auf das Schlachtfeld. Zunächst stiess er auf das Lager, aus dem Varus am Morgen des ersten Schlachttages augenscheinlich noch vollständig ausgerückt war, dann aber im Walde auf das zweite, in dem sich die durch den Kampf schon stark zusammengeschmolzenen Legionen für die Nacht verschanzt hatten, und endlich kam er auf das freie Feld, wo man an den massenhaft umherliegenden bleichenden Gebeinen, zerbrochenen Waffen und Pferdegeschirren deutlich erkennen konnte, an welchen Punkten die Römer entschlossenen Widerstand geleistet und an welchen sie zerstreut niedergemacht waren. Einige aus der Schlacht entkommene Legionärsoldaten zeigten, wo die Legaten gefallen waren, wo Varus sich in sein Schwert gestürzt hatte, und wo sich die Germanen der Legionärsoldat bemächtigt hatten (Tacitus, Annal. I. 61). Germanicus veranstaltete an eine Leichenfeier. Die Gebeine wurden gesammelt, auf einen Haufen geschichtet und mit Hasen bedeckt. Seinem Vater Drusus aber, der in derselben Gegend i. J. 9 v. Chr. vom Pferde gestürzt und in Folge der dabei erlittenen Zerschmetterung eines Oberschenkels gestorben war, errichtete er einen Altar. Kann war das geschehen, als die Germanen wieder zum Angriffe schritten und den Feldherrn zum Rückzuge nach dem Rhein zwangen. Der kaum aufgerichtete Grabhügel wurde zerstört und ebenso der Altar des Drusus. Im nächsten Jahre aber kam Germanicus zurück und stellte den Altar wieder her. Diesen Altar meinte Hölzermann.

¹⁾ Da der Generalsecretär abgehalten war, der Vorversammlung in Driburg persönlich beiwohnen, entnahmen wir das Folgende dem Bericht des Herrn C. Cordel, Vossische Zeitung, Berlin 9. Aug. 1896.

Die Gräfte ist ein sehr merkwürdiges Bauwerk. Sie besteht zunächst aus einer Citadelle, einem mit doppeltem Wall und Graben umschlossenen Kernwerke. Dies Werk ist quadratisch, mit abgerundeten Ecken; es enthält eine ebenso quadratische Mauer von ziemlich 2 Mr. Dicke und etwa 1 Mr. Höhe, mit plattbänriger Abwarte und einer Seitenlänge von nahezu 14 Mr. Die Oberfläche der Mauer, die einige Fass hoch mit Erde bedeckt war, sieht aus, als wäre die Mauer nicht höher gewesen und hätte etwa einen hölzernen Aufbau getragen. Die beiden Wälle, die das Kernwerk umgeben, sind gleichfalls quadratisch und an den Ecken abgerundet, die Gräben jedenfalls von einem Bache, dessen Bett jetzt an der Nordseite der ganzen Verschanzung liegt, durchflossen oder aber mit Hilfe eines Stauwerkes von diesem Bache aus überstaut gewesen. An der Südseite nun lehnt sich an diese Verschanzung noch eine zweite, die aber nur einen Ansenwall besitzt, gleich gross dem äusseren Walle jener Citadelle, und auf dem zweiten Walle der letzteren fand man eine Brandstelle mit vielem gebranntem Thon, der noch die Abdrücke verbrannter Hölzer aufweist. Die gestern und heute unter Leitung des Freiherrn v. Stolzenberg vorgenommenen Grabungen ergaben nicht wesentlich neues; nur dass man unter der Thonschicht Kalk und Holzkohlen fand. Ob an der Stelle früher Kalk gebrannt ist, oder ob ein Ban aus Holz, Lehmwänden u. dgl. dort gestanden hat, der einer Feuerbrunst erlag, blieb zweifelhaft. Man glaubte noch an anderen Seiten der Citadelle vorgeschobene Werke wahrzunehmen, doch blieben diese Wahrnehmungen unsicher, und jedenfalls fand sich keine Spur eines römischen Gefässes oder sonstigen Gegenstandes römischer Abkunft. Da weitergehende Nachgrabungen der Feldfläche halber nicht angängig waren, so wurde beschlossen, die Fortsetzung der Untersuchung bis nach der Ernte zu verschieben.

Schon Hölzermann (Lokaluntersuchungen, die Kriege der Römer und Franken, sowie die Befestigungsanlagen der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, Münster 1878) erwähnterner niter Strassen, die in unmittelbarer Nähe der Gräfte, sowie an anderen Stellen bei Driburg gefunden sind. Diese Strassen, die ein förmliches Pflaster mit Wagnerspänen aufweisen, sind vermuthlich Römerstrassen gewesen. Aber auch die Kriege Karls des Grossen gegen die Sachsen haben hier gewüthet, wie denn überhaupt die Gegend überreich ist an Resten und Erinnerungen aus den verschiedenen Zeiten. Oben auf der Iburg, wo gleichfalls begraben wurde und wo die Reste eines altsächsischen Burgwalls neben den Ruinen einer stattlichen Burg auf der Bergnase aufragen, soll, wie die Driburger glauben, die Irminsäule gestanden haben.

Die Besitzerin des Bades Driburg, Frau Gräfin v. Caramm-Sierstorpf, erwies sich sehr gastfrei. Die Anthropologen wurden in den Logirhäusern des Bades aufgenommen und zum Abschiede heute Vormittag mit einem glänzenden Frühstücke bedacht. Leider lief der Tag insofern nicht ohne Missklang ab, als Virchow, der schon gestern nicht wie sonst auf dem Posten war, sich recht unwohl fühlte. Trotzdem liess er sich nicht hüten und brach mit den übrigen mittags nach Cassel auf, wo er sich hoffentlich gründlich erholen wird.

Ueber die wissenschaftlichen Resultate berichtet Herr von Stolzenberg-Luttmerseut

Das vielgesuchte Schlichtfeld im Teutoburger Walde ist endlich gefunden.

Die Gräfte von Drübrig sind wiedererkannt als der ara Drusi, Altar des Drusus, und dient uns jetzt als Wegweiser zu dem Orte der vielgesuchten Hermannschlicht. Die Gräfte von Drübrig, dies wunderbare Werk, das fast kein ein Urtum auf deutschen Boden ist, wird in keiner Urkunde erwähnt, niemand hatte früher eine Ahnung von seiner Existenz, da ein undurchdringlicher Dorndickicht seine Wälle und Gräben seit Menschengezeiten überwechelte. Zu Anfang unsers Jahrhunderts kam der Landdeck in Besitz eines Drübrigers Hürgers, der mit Aet und Hacke die Dörnen rodet, die Wälle abhakt, die Gräben etwas anfüllte, um dann das ganze Werk als Grasplatz zu benutzen. Der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der römisch-germanischen Geschichte, der Hauptmann L. Hölzermann, dem wir so viele Funde zu verdanken haben und der es so meisterhaft verstand, durch Schrift und Zeichentafel seine Funde der Nachwelt zu erhalten, hatte auch die Gräfte als ein werthvolles, historisches Aelthum erkannt. Im Jahre 1863 stellte er seine ersten Untersuchungen an. Er erfür von dem damaligen Besitzer, dass derselbe in dem quadratischen Mittelwerke gelegentlich einer Einsegnung glänzende, rothe Geschirrscherben gefunden habe, und dass an der Aussenseite, dicht unter der Erde, das Mittelwerk von einer starken Grundmauer eingegrabt wurde. Die Ausgrabungen, die Hölzermann veranstaltete, zeigten die Richtigkeit dieser Angaben. Die Hoffnung, beim Weitergraben wieder rothe Scherben (*terra sigillata*) zu finden, bestätigte sich nicht. Die gefundenen rothen Geschirrscherben waren aber längst von den Kindern des Besitzers verloren worden. Hölzermann war inzwischen durch die Mittheilung über die Scherben von der Ansicht gelangt, dass das Werk sehr wohl der Altar des Drusus sein könnte, den Germanicus im Frühjahr 16 zu Ehren seines Vaters Drusus erbaut hatte. Hölzermann hatte die Absicht, seine Untersuchungen weiter zu führen, als der Krieg von 70 anbrach und ihn in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger stellte, wo er den 6. August bei Wörth den Heldentod starb. Länger als 10 Jahre nach seinem Tode wurden seine Arbeiten herausgegeben von dem Vereine für Geschichte und Althettkunde Westfalens. Infolge dieser Veröffentlichung hielt es von Stolzenberg-Luttmerseut für seine Pflicht als Forscher, die Aufklärung der von Hölzermann angeregten Frage weiter zu führen. Die Gräfte waren inzwischen durch die Separation in Besitz der Freifrau von Cramm geh. Gräfin Siesdorf übergegangen. Dieselbe kam der geplanten Forschung mit grosser Bereitwilligkeit entgegen und hatte zu diesem Zwecke der Untersuchung mehrere paderborn'sche Localforscher eingeladen, dieselben beizuwohnen. Die zweite Untersuchung des Werkes bestätigte die Angaben Hölzermann's. Ausser den schon früher gefundenen dünnwandigen Geschirrscherben, welche von äusserst geackichter Töpferhand auf der Drehschibe gefertigt und mit Reifeverzierungen versehen waren, wurde der Torso zweier kleiner Amphoren gefunden, die aus rothem Thon mit bedeutender Kunstfertigkeit auf der Drehschibe gefertigt waren. Weitere Nachgrabungen ergaben die unzweifelhafte Thatsache, dass die mittlere, abgestumpfte Pyramide in mittelalterlichen Zeiten eines Holzturms getragen habe, dass dieser Holzturm

durch Brand zerstört war, und dass seine Vertheidiger mittelalterliche Bolzengeschosse geführt hätten, da solche gefunden wurden. Anscheinend handelt es sich also um eine mittelalterliche Befestigung. Als nun aber die Südwestecke des ersten sehr starken Wallen angegraben wurde, zeigte sich plötzlich eine Lage sogenannter Branderde, die ihrer Struktur nach vor der Verbrennung mit Pflanzenresten gemengt gewesen war; unter der Thonerde fand man nach der Südseite hin gelagerten Wasserkalk. Da, wo die Branderde auf dem Kalle ruhte, zeigte dieselbe Verglasungen, in denen deutliche Reste von Aehren und Stroh abgedrückt waren. Die anwesenden Lokalforscher waren jetzt absolut einig, dass hier eine mittelalterliche Glashütte gefunden sei, da ganz dieselben Erscheinungen auf den verschiedensten Stellen des Teutoburger Waldes wahrgenommen sein sollten. Diese positive Sicherheit, mit der diese Behauptungen ausgesprochen wurden, veranlasste Herrn von Stolzenberg, bis zur Klärung dieser Frage die Nachgrabungen einzustellen, um so mehr, da die sämtlichen Lokalforscher der Meinung waren, dass ja der Ort, wo die Legionen erschlagen seien, längst von ihnen an einer andern Stelle des Teutoburger Waldes gefunden sei.

Fast 10 Jahre sind seit dieser Untersuchung verlossen; die sämtlichen Behauptungen der Lokalforscher haben sich in der Zwischenzeit als absolut irthümlich erwiesen, und dieser Umstand gab Veranlassung, im Mai dieses Jahres unsern Altmeyer den Geheimrath Virchow zu bitten, nach der Versammlung der deutschen Anthropologen in Cassel von dort aus nach Drübrig herüber zu kommen, um an einer gründlichen Untersuchung der Gräfte theilzunehmen, da bei der historischen Bedeutung der vorliegenden Frage die positive oder negative Entscheidung für unsere gesammte Forschung von der grössten Bedeutung war. Unser hochverehrter Altmeyer, Geheimrath Rudolf Virchow, schrieb uns insbrunck, dass er die Sache erwägen wolle mit den übrigen Herren der anthropologischen Gesellschaft. Diese Erwägungen führten dazu, dass der Theil der anthropologischen Gesellschaft, welcher sich für diese Angrabungen interessirte, am 6. August nachmittags nach Drübrig kommen sollte, um dann am 7. August weiter nach Cassel zu reisen. Geheimrath Virchow, der Antragsteller Herr von Stolzenberg und der Corpsadjutant Hauptmann von Bärenfels aus Münster, waren schon am 5. August eingetroffen, um Vornntersuchungen anzustellen. Die dann am Morgen des 6. August auf der nahe gelegenen Iburg fortgesetzt wurden, um festzustellen, ob die Iburg, die ihrer Form und Anlage nach wie in ihrer Lage zwischen dem Endpunkte der Lippstrasse und dem Weserthale als zwischenliegendes Strassenanstell angesehen werden könnte. Die stattgehabten Untersuchungen auf der Iburg lieferten Veranlassungen dafür, dass dieselbe in ihrer ersten Anlage von den Römern befestigt worden sei, sie zeigten aber auch den bestimmten Beweis, dass die Befestigung der Iburg in der Zeit, wo die Iburg als Kloster und als Dynastenburg benutzt worden war, wesentliche Veränderungen erlitten haben musste. Sie zeigten weiter, dass die auf 1500 Fuss hohen Kalkfelsen gelegene Befestigung ihren Wasserbedarf nur aus den cisternenartig angelegten, nach Süden und Westen hin in den Felsen gesprengten Burggräben erhalten haben konnte. Die Resultate der am 6. August nachmittags und am 7. August vormittags stattgehabten Angrabungen auf den Gräften, zu denen sich drei Delegirte des paderborn'schen historischen Vereines,

der Vorsitzende Pfarrer Dr. Martens, Graf von der Assburg-Godelheim und Barath Biermann-Paderborn, eingefunden hatten, zeigten folgendes Ergebnis: In der mittleren Erdpyramide wurde, soweit dieselbe nicht bereits früher ausgegraben, die Eisenreste eines Scramasax ähnlichen Messers, ein mittelalterlicher Eichenholz und ein schweres, längeres, vierkantiges Geschoss mit Langspitze gefunden. Ausserdem wurde eine Anzahl Geschirrertheile, wie sie die übrigen Angrabungen ergeben hatten, aus dem Schutt ausgelesen. Einen Fuss unter der Bodenfläche wurde im ersten Südwall eine zweite Holzspitze ausgegraben. Die Erdbestandtheile des Walles zeigten speciell dieselben Bestandtheile des Mittelwerkes, Partikelchen rothgebrannter Thonerde, die mit Bestimmtheit darauf schliessen liessen, dass vor dem Anwurf von Wall und Mittelwerk auf der Bodenfläche ein mächtiges Feuer gebrannt haben musste, da man diese rothgebrannten Thontheile noch heute auf jeder Thonbodenfläche, auf der ein anhaltendes, bedeutendes Feuer gebrannt, vorfindet. In der Südostecke des Walles, auf der schon im Jahre 57 die gesigten Brandreste von Thon und Kalk gefunden waren, und die damals irrtümlicherweise als Reste einer Glashütte bezeichnet waren, wurden nun am 7. morgens weitere gründliche Angrabungen gemacht, um die Anordnung der hier concentrirten Brandstelle finden zu können. Es ergab sich nun, dass dieselbe vom Innenwinkel zum Außenwinkel des Walles in einer Länge von 8 m und in einer Breite von 2,5 m lief. Ausser der bereits beschriebenen Branderde und dem Wasserkalk zeigten sich in der Südostecke gelbliche, krystallinische Kalkbildungen, welche augenscheinlich stark phosphorsäurehaltig waren. Die später stattgehabte chemische Untersuchung bestätigte einen sehr hohen Phosphorsäuregehalt dieser Masse. Auch die Branderde der darunterliegende Wasserkalk theilte erhebliche Spuren von Phosphorsäure. Unter diesen Kalkresten fanden sich bedeutendere Holzkohlenreste. Das Ganze ruhte auf einer betonartigen Schichtung von Stein und Thon. Thatsächlich war damit das Crematorium klargelegt, in welchem die Knochenreste der erscheinenden römischen Krieger verbrannt waren. Das Feuer bei der Verbrennung der Knochen musste ein sehr grosses und intensives gewesen sein, da die überlagernde Branderschiebig im Mittelpunkte noch jetzt 75 cm hoch lag. Später wurde über der Brandstätte der Tumulus erbaut, den Germanicus im Herbst 15 errichtet hatte und im Frühjahr 16 von den Germanen zerstört vorfand. Dieses Crematorium war somit in den ersten Wall eingeschlossen, welcher den Altar des Drusus umgab, der thatsächlich von 2 Wällen und 2 Wassergräben, nicht wie Hölzermann meint, von 3 Wällen, eingeschlossen war. Der Thatsächliche Bericht sagt mit klaren Worten, dass Germanicus es nicht für rathsam gehalten habe, den Tumulus von neuem wieder herzustellen, dass er dahingegen zu Ehren seines Vaters Drusus einen Altar habe errichten lassen. Um diesen geweihten Erddeckel vor Zerstörungen zu schützen, wurde der dicht an den Gräben vorbeifliessende kleine Bach durch die künstliche Anlage eines Stauwalles, von dem noch heute ein Stück vorhanden ist, in die Gräben der Gräben der Gräfte hineingestaut, so dass dadurch der Altar des Drusus von doppelten tiefen Wassergräben umgeben war. Durch diese künstliche Wasserbefestigung ist der ara Drusi dem Schicksal der Zerörung entgangen. Vermuthlich aber haben die Germanen den Zweck dieser Anlage überhaupt nicht erkannt. Wobingegen sie die Anlage des Tumulus,

der ihren eigenen religiösen Gebräuchen entsprach, sehr wohl verstanden haben.

Der quadratische Vorwall an der Südseite der Gräfte, der bei der Hölzermann'schen Untersuchung noch vorhanden gewesen war, war zur Einneigung der Bodenfläche fast ganz verschwunden. Nur schwache Höhenprofile zeigen heute noch die Lage desselben. An der Südwestecke ist noch ein kleines Stück des alten Walles vorhanden. Die Untersuchung der Grabensohle ergab, dass der Verteidigungsgraben etwa 6 Fuss tief gewesen war, und dass Wall und Graben in Form und Profil den Wällen anderer römischer Marschlager gleichkamen.

Dieser Lagerplatz entsprach der Grösse des Lager-raumes, den man für den Feldherrn und die prätorischen Cohorten anzuweisen pflegte. Das, was bisher fehlte, um hier Klarheit zu geben, war das hierlager der Legionen, das im Anschluss an das Lager des Feldherrn und die danebenliegenden Gräfte gelegen haben musste. Bei genauer Besichtigung der Umgebung war es ohne weitere Schwierigkeiten festzustellen, dass der südliche Wall des Vorlagers sich gradlinig nach Osten fortgesetzt haben musste, da hier noch eine Erderhöhung sich zeigte, die fast den abgekämmten Wällen gleichkam. In dieser Richtung hat noch bis vor ganz kurzer Zeit ein Hohlweg geführt, der erst bei der Erbauung des jetzt entlangführenden Feldweges ausgefüllt worden ist. Dieser Hohlweg ist zweifellos an dem Wallgraben, der ein nicht unbedeutendes Gefälle besessen hatte, entstanden. Nach diesen Entdeckungen hatte der Hauptmann von Bärenfels den Hölzermann'schen Plan zur Hand genommen und hatte südlich von den Gräften einen Wallreis versichert gefunden, der jetzt aber bereits verschwunden war, der aber in östlicher Richtung bis über die jetzige Strasse von Driburg nach Dringenberg hinaus zu verfolgen war. Östlich der Dringberger Strasse finden sich auf unkuhlirten Ländereien noch einige Wallreste, die von Süden nach Norden zeigen, wodurch die Reste des grossen Heerlagergranges sich vollständig darstellen. Da nun hiedurch die Frage über den Lagerplatz der Legionen beantwortet erscheint, die Formen und die Arbeiten der Werke aber, wie auch Hölzermann schon hervorhebt, als römische Arbeiten erkennbar erscheinen, so dürfen wir in den Gräften den ara Drusi und das Crematorium der gefallenen Legionen wiedererkennen. Die Anlage der Gräfte steht weder mit Fischteichen noch mit Glashüttenanlagen in Verbindung, noch darf man annehmen, dass das Kernwerk, der Altar, auf dem in mittelalterlichen Zeiten zur Bewachung des Dringberger Strassendefiles ein Holzturm errichtet gewesen scheint, mit der ursprünglichen Anlage in irgend welcher Verbindung gestanden hätte, da die mittlere Erdpyramide nur 40 Fuss im Quadrat gross ist, dieser Raum aber für Verteidigungszwecke viel zu klein erscheint. Die mittelalterlichen Fundstücke, die mit Artefacten der Neuzeit gemischt sind, sind auf die Gräfte gekommen durch die Zufuhr von Strassen- und Hofdünger, womit dieselben seit einem Jahrhundert befrachten sind. Dass das feinsandige, auf den Gräften noch dem Lagerplatz gefundene Steingesehirr, nicht römischen Ursprungs sein soll, ist ein noch nicht erwiesene Behauptung. Ein kleines neben dem Crematorium gefundenes Gefäss, das theilweise zertrümmert ist, dessen Form sich aber noch erkennen lässt, erinnert ganz auffallend an etruskische Formen, wieweil das in gleicher Weise von dem gefundenen kleinen Amphorengefäss behaupten dürfen. Stellen wir dies

Entdeckung die weiteren Funde der sich erweiternden Erkenntnis auf dem Gebiete der germanisch-römischen Geschichte gegenüber, um aus ihr Anhaltspunkte für den letzten Zug des Varus zu gewinnen, so lassen sich auch aus ihnen gewisse Anhaltspunkte und Spuren für diesen Heerzug erkennen, die uns direkt nach Driburg zeigen.

Wir haben jetzt in der auf dem Nordabhange des Deinters gelagerten Heisterburg die unvollendete Anlage eines römischen Winterlagers erkannt. Dieses Winterlager lag hart an der Grenze des Cheruskergebietes. Mit Vollendung desselben würde auch die cheruskische Freiheit ihr Ende erreicht haben. Wir dürfen also diese erste deutsche Erhebung mit der Anlage dieser Zwingburg in Verbindung bringen. Nördlich und südlich des zu erbauenden Lagers treffen wir in der Wirkesburg und dem Hühnenschloss Sommerlager, in welchen die römischen Legionen lagerten, die dieses Werk schaffen sollten. Der Punkt, den Varus erreichen wollte, um die ausgebrochenen Unruhen niederzuwerfen, lag vermutlich an den Quellen der Ems im bruktischen Gebiete. Varus musste also durch das Wesergeräde und die Pässe des Teutoburger Waldes marschieren, um diese Gegend und die Lippestrasse zu erreichen, auf welcher er sein Heer nach dem Rhein ins Winterlager führen konnte. Im Teutoburger Walde waren für ihn nur Pässe von Horn nach Driburg zu passieren. Er hatte die ersten Pässe alle die nächste Richtung gewählt, verantwortlich auf das Anrathen seiner verlässlichen Freunde, wo er in den Engpässen die erste Niederlage von den Germanen erlitt, die ihn swang, in östlicher Richtung nach den Pässen von Driburg sich durchzuschlagen, auf welchem Marsche das römische Heer aufgerieben wurde. Die Gräfte liegen unterhalb des Pferdekopfes im freien Felde. Germanikus, der 6 Jahre nach der Schlacht durch die Engpässe des Gebirges bei Horn drang, traf erst, nachdem er die Gehirgspässe durchgezogen hatte, auf das noch besser erhaltene Lager, dann auf das noch unvollendete Nachtlager und schliesslich auf den Platz, wo die Reste der Legionen erschlagen waren. Wir können also deunentsprechend mit Bestimmtheit annehmen, dass, da wir in den Gräften das Crematorium und den Altar des Drusus wiedergefunden, die Rückzugslinien von der Gegend der Exerzesteine aus nach Driburg geführt hat. Das römische Heer hat diesen Marsch unter steten Kämpfen, wie wir aus der Tacitäischen Urkunde ersehen, in drei aufeinanderfolgenden Tagen gemacht, bis es am dritten Tage, seines Feldherrn beraubt, von der Reiterei verlassen, nach vom Kämpfen ermüdet, unterhalb des Pferdekopfes seinem Geschicke erlag. Die strategische Darlegung dieses Zuges und die weitem Festpunkte, die uns so den hier ausgesprochenen Annahmen berechtigen, werden demnächst nach vollendetem Stadium in einer grössern Abhandlung veröffentlicht werden. Die Untersuchung der Gräfte hat dazu geführt, die fast zahllosen Hypothesen über die Lage des Varus'schen Schlachtfeldes zu beseitigen. Keine von diesen Hypothesen hat solche in Gottes Erdboden eingegrabenen Beweismittel anzuweisen, wie die Gräfte von Driburg. Die Wälle des Germanikus haben 19 Jahrhunderte überdauert, und sie werden noch Jahrtausende als Wahrzeichen dienen, wenn Menschenhand sie nicht zerstört. Das Standbild des Hermann mag auf der Grottenburg verbleiben, von dort schaut er in die Thäler des Teutoburger Waldes, wo das bis dahin unbesiegbare gehaltene Römerheer die erste schwere Clada erlitt. Auf dem Altar des Drusus aber mag

sich eine Steinpyramide erheben, die den kommenden Jahrtausenden den Fleck zeigt, wo der germanische Geist dem allesübergehenden Romanenthum für immer seine Grenzmarken setzte. Es darf hier erwähnt werden, dass die Ausgrabungen zufällig am 6. August, am 25. Jahrestage der Schlacht von Wörth, also auch am 25jährigen Todestage des ersten Entdeckers stattfand. Holzermann zeichnete sich durch die Gründlichkeit seiner Forschungen aus. Ohne sein geistiges Schaffen würden wir dies Ziel nicht erreicht haben. Es darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, dass wir es nur der persönlichen Initiative der Frau v. Cramm zu verdanken haben, dass die Gräfte nicht schon längs dem Erdboden gleich gemacht sind. Die gastliche Aufnahme, welche die Besitzerin des Bades Driburg dem Theil der anthropologischen Gesellschaft, welcher an der Ausgrabung theilnahm, hat zu Theil werden lassen, hat eine allgemeine Anerkennung gefunden. Bedauerlich war die Erkrankung des Geheimraths Virchow, der verhindert war, dem letzten erfolgreichen Tage der Ausgrabungen beizuwohnen. Gott möge diesen grossen, für die Wahrfähigkeit stets eintretenden Forscher noch lange erhalten.

2. Versammlung in Cassel.

Geschildert von Herrn Dr. C. Mense Ortsgeschäftsführer des Congresses:

Noch tragen am 7. August 1895 zahlreiche Häuser Cassel's den Flaggenschmuck, welchen sie zu Ehren der alten, die 25jährige Wiederkehr ihrer Ruhmestage feiernden Krieger angelegt hatten, als schon neue hochgeehrte Gäste in die Stadt einzuziehen begannen. Den Männern des Schwertes folgten die Vertreter der alle Menschen einenden Wissenschaft, die deutschen Anthropologen, begleitet von einer lieblichen Schaar von Frauen, Schwestern und Töchtern.

Den kriegerischen Festen hatte der Himmel Donner und Wettersturm in reichlichem Masse geboten, den Arbeiten der Forscher auf dem Gebiete der Menschen- und Völkerkunde zeigte er ein friedlicheres Gesicht; die dräuenden Wolken verzogen sich und zugleich die Sorgen des Kasseler geschäftsführenden Ausschusses. Als denn am Vorabend der Sitzungstage, Mittwoch den 7. August im Saale des Lesemuseums alte Freunde, welche alle Hauptversammlungen der anthropologischen Gesellschaft besuchten, mochte sie im nordischen Münster oder im koom dem Halbdorn entrisenen Serajewo tagen, sich auch am Fildastrand wieder begrüssen und im Kreise einheimischer gleichgesinnter Männer sich wohl zu fühlen begannen, da fehlte der froh bewegten Gesellschaft nur einer, aber der Trenne der Treuen.

Virchow war zwar gekommen, um von Anfang an dem Congress beizuwohnen, er hatte aber der grossen Arbeitslast, welche ihm die bevorstehenden Tage ohnehin schon bringen mussten, freiwillig eine andere praktische Ausgrabungsarbeit in Driburg bei schlechtestem Wetter vorausgeschickt. Nun war er leider gezwungen, gleich nach seiner Ankunft in Cassel von der besorgten Gattin und Tochter geleitet das Gasthofzimmer aufzusuchen.

Wohl keiner war in der grossen Tafelrunde im Lesemuseum, der nicht mit seinem Nachbarn hange Fragen nach dem Befinden des greisen Gelehrten ausgetauscht hätte. Der gemüthlich im swanlosen Durch-einander den Becher schwingenden Gesellschaft bot der örtliche Geschäftsführer Dr. Mense den ersten

Grass, welchem sich der Oberbürgermeister Westerborg mit warmen Worten des Willkommens anschloß. Der Vorsitzende der anthropologischen Gesellschaft, Geheimrath Professor Waldeyer erwiderte in einer beredten Entgegnung. Für den Casseler Ausschuß waren somit die Weben der Vorbereitungen beendet und die Zeit der Ernte gekommen. Eine statliche Zahl Casseler Herren hätte sich sechs Monate vorher Dr. Mense zur Seite gestellt, vor allem Oberbürgermeister Westerborg und seine Vertreter Sanitätsrath Dr. Endemann und Landesrath Dr. Knorr, den an veranstaltenden Festlichkeiten wollten sich besonders Apotheker Wolff und der städtische Syndikus Assessor Bronner widmen, während die Stadträthe Banquier Carl André und Felix Traube über die Finanzen wachten. Die Stadt hatte einen namhaften Betrag zur Beschaffung einer Festschrift bewilligt, deren Redaction sich der Kustos Prof. Dr. Lenz, Bibliothekar Dr. Branner und Museumsassistent Dr. Böhlan angenommen hatten. Diese Festschrift wurde den Theilnehmern am Congresse bei der Anmeldung überreicht und enthielt vier Abhandlungen: „Haos Staden und sein Reisebuch“ von J. Pastor; „Linguistische Beobachtungen von nnterem und mittlerem Kongo“ von Dr. C. Mense; „Land und Leute des der Schwalm“ von Dr. W. Ch. Lange; „Zur Ornamentik der Villanova-Periode“ von Dr. F. H. Bösau.

Se unangenehm konnte der Casseler Ausschuß den 8. August anbrechen sehen und mit ihm den ersten Sitzungstag, welcher durch den Besuch der Landesbibliothek, des Museum Fridericianum, des naturhistorischen und ethnographischen Museums eingeleitet wurden, deren Schätze unter der Leitung der Direktoren, Bibliothekare und Assistenten besichtigt wurden. Regierungspräsident Graf Clairon d'Hanssonville empfing die Gäste am Eingange des Museums. Dann begann im großen Saale des Lesemuseums die Festsitzung, welcher der Eröffnungsvortrag des Vorsitzenden Geheimrath Waldeyer, „Ueber die sonstigen Unterschiede beider Geschlechter“, den Stempel der eingehenden Forschungsgültigkeit anfrückte, welche in der anthropologischen Gesellschaft herrscht und, wie der wissenschaftliche Jahresbericht des Generalsekretärs Professor Ranka bewies, auch im letzten Jahre reiche Früchte getragen hat.

Der Freude, die Tagung der Anthropologen in Cassel zu sehen, gaben in der Festsetzung Ausdruck die Herren: Oberpräsident Exzellenz Magdeburg namens der Staatsregierung, Oberbürgermeister Westerborg namens der Stadt, Sanitätsrath Dr. Endemann namens des Aerzvereins, Professor Dr. Zschlag im Auftrage des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung und des Vereins für Naturkunde, Museumsdirectorialassistent Dr. Böhlan im Auftrage des Vereins für brennische Geschichte und Landeskunde, Oberlieutenant Freibler O. E. von Brackel für die Abtheilung Cassel der deutschen Kolonialgesellschaft und endlich Dr. Mense als örtlicher Geschäftsführer.

Nach der bei gegen 1/3 Uhr sich anscheinenden Sitzung blieb der Abend der Erholung bei einem glänzenden Festmahle im grossen Stadtparksaale gewidmet, wobei in ersten und beiteren Trinksprüchen Freunde und Einheimische Worte der Freundschaft und Ackerkennung tauschten, und die Spitzen der Behörden mit gefeierten Gelehrten die Gläser erklingen liessen. Das von Exzellenz Magdeburg eingebrachte Kaiserhoch machte den weiten Saal erdröhnen, bei der Rede von Apotheker Wniff auf die Damen jubelten alle Mannstheren auf. Brausend und böfmannigfreudig

machte sich die Verehrung für den aus Zimmer gefesselten Nestor der Anthropologen Luft, als Dr. Mense, den Trinkspruch von Andrians auf den Casseler Ausschuß beantwortend zum Hoch auf Virohov anforderte. Der anthropologische Gesellschaft galten die Worte des Oberbürgermeisters Westerborg, der Stadt Cassel drückte Geheimrath Waldeyer liebenswürdig seinen Dank aus. Professor Weismann überreichte die Damen in lanniger Ansprache mit einer von Hofjuwelier Telges Meisterhand gefertigten Brosche in Fuchform, der Nachbildung eines nralten Schildabdruckes. Der „alte Afrikaner“ Fritsch begrüßte die eben erst von der erfolgreichen Togo-Expedition heimgekehrten jungen Afrikaner Premierlieutenant von Chinap-Quernheim und Dr. Döring als Kollegen auf dem Gebiete der Durchforschung des dunklen Erdtheils. Die gehobene Stimmung der Versammlung liess sich nicht in den Rahmen des Festessens hineinzwängen, sondern trieb noch bis spät in die Nacht hinein im Bierhause süßige Blüthen.

Der Stolz Cassels, die herrliche Bildergallerie öffnete am zweiten Versammlungstage den Anthropologen ihre Thore. Geheimer Hofrath Rosenblath, Professor Lenz und E. Habich geleiteten die Gäste zu den Perlen der Sammlung. Dann ging es wieder an die Arbeit bis halb drei Uhr mit kurzer Mittagspause. Die Sitzung wurde durch die Vorträge von Herren Dr. Grabhowsky, Professor Ranka, Professor Waldeyer, Dr. Kossinna und Dr. Miess sowie durch grossartige Lichtbilder von Professor Fritsch in hervorragender Weise angefüllt.

Halb vier Uhr Nachmittage entführte ein Sonderzug der Trambahn die Congresstheilnehmer des Maocra der Stadt in den sebnatigen Habichtswald nach Wilhelmshöhe.

Ein kurzer Nachmittag reicht bei Weitem nicht aus alle Lebenswürdigkeiten dieses herrlichen Naturparks zu besichtigen. Deswegen theilte sich die Gesellschaft in mehrere Gruppen, deren eine die Wanderung durch den Wald mit dem Besuch der Dr. Wiederhold'schen Kuranstalt unter gastfreier Führung des Besitzers verband, während andere dem Hofgarten-director Fintelmann folgend sich an den Schätzen der Gewächshäuser und Anlagen beim Schloss erfreuten. Am Fusse der Kaskaden, wo die vom Oktagon mit dem Herkules gekrönte Riesentreppe beginnt, vereinigten sich die Wanderer wieder. Nur wenige von ihnen hatten ihre Majestäten die Kaskaden erkannt, welche mit den im Waldesschatten sich tummelnden kaiserlichen Prinzen der unnteren Gesellschaft begegnet war. Manchen stotzen Wanderer trieb es noch höher in die Berge, wo der Park zum Walde wird. Sie kletterten durch die prächtigen Forsten zum Herkules, zum Aussichtsthor „off Buehen“ oder zu den „Fuchlöchern“, vorbei an gestürzten mit mächtigen Wurzeln ballen daliegenden Waldriesen, welche nicht, wie wohlwollende Bergsteiger meinten, von Leibesgeschäfts-führer angelesen worden waren, um die Bodengestaltung den Anthropologen zu veranschaulichen, sondern einem Wirbelsturm im Frühjahr zum Opfer gefallen waren. Erst mit dem Sinken der Sonne setzte man sich mit wohl verdientem Appetit im Hotel Schenck zum gemeinsamen Mahle. Die Straassenbahn brachte die Congressbeihnehmer gegen 11 Uhr wieder nach Cassel, wo ein Trunk Bier bei Lambert noch durstige Köpfe netzte.

Die Morgenstunden des dritten Tages waren zum Besuch der Gewerbehalle bestimmt, wo unter Aufsicht des Stadt Syndikus Branner die Erzeugnisse

heissischen Kunstgewerbes in Augenschein genommen und verschiedenartige Proben maschineller Thätigkeit vorgeführt wurden, dann pilgerte die wissbegierige Schaar zur Kathedrale Cassels, der schwardigen Martinikirche, dessen Pfarrer Wissmann durch die weiten Hallen des Gotteshauses den Führer abgab. Grossen Contrast zu diesem Tempel frommen Glaubens bildete die Stätte fruchtloser und Schwelgerei, das Marmorbad in der Karlauke, womit die Reihern der an diesem Morgen besichtigten Sehenswürdigkeiten beschlossen wurden. Nach einer kurzen Wanderung durch den Aepark begann dann die Schlusssetzung, welche durch den Vortrag des Forstmeisters Borgmann aus Ober-Aula auf das für den Sonntag geplante Schwäbmer Volksfest in Treysa vorbereitete. Professor Ruzke demonstrierde einen handlichen neu erfundenen Messapparat. Der Schatzmeister Oberlehrer Weismann erhielt Entlastung für seine Kassenführung. Darauf wurde Speyer als Sitz der nächsten Hauptversammlung bestimmt und die Newwahl des Vorstandes vorgenommen, wobei Virchow als erster, von Andrian als zweiter und Waldeyer als stellvertretender Vorsitzender aus der Urne hervorgingen. Dr. Buschan hielt dann einen eingehenden Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Kriminalanthropologie. Die Sitzung piplette aber in der grossen freudigen Ueberschätzung, dass Geheimrath Virchow mit seinen Damen im Saale erschien, von jubelnden Begrüssungen empfangen, und in alter Unermüdlichkeit alsobald das Wort zu seiner angekündigten Besprechung der ethnologischen Frage in Hessen ergriff. Nach einer Demonstration des Phrenoscops durch Dr. Weber schloss dann Geheimrath Waldeyer die letzte Sitzung. —

Cassel liegt als heissische Hauptstadt keineswegs zentral, es bildet mit seiner nächsten Umgebung eine vorgeschobene Zunge heissischen Landes, welche östlich und westlich von niederdeutschem d. h. hannoverschem und westfälischem Gebiete ansetzt wird.

So führte uns denn der Ausflug des dritten Tages bald an den lieblichen Fulda entlang aus dem Chattenlande in den Bereich der plattdeutschen redenden Niederachsen, nach Münden, unter dessen altererwachsen Manera Werra und Fulda zur Weer werden. Der rührige Bürgermeister der alten Stadt, Regierungsrath Funck konnte seine Straussen im schönsten Flaggeschmuck vorführen, eine Anzahl Mündener Herren stand dem Stadtoberhaupten liebenswürdig beim Empfang der Anthropologen bei. Zu Fuss und Wagen durchgereite man die interessante Stadt, den Münden Dr. Eisenbarts weidete die ärztlichen Congresstheilnehmer an seinem Grabmal eine kollegialische Thräne. Wiederum theilte sich die Gesellschaft, die einen bestieg die hochragende Tillyschanze mit dem Aussichtsthor, liessen den Blick über Berge, Wälder und Ströme schweifen und stätetern der von Künstlerhand mit Künstlerlirne eingerichteten Villa Eberlein einen Besuch ab, die anderen wandten sich dem etwas bequemer zu erreichenden Andree's-Berg zu und genossen bei Kaffee und Bier den reizenden Blick auf das im Thale gebettete Städtchen. Beim festlichen Mable auf Tivoli fanden sich Alle wieder zusammen und die Schiessen der Bewusstheit öffneten sich manch wohlgesetzter Rede. Der letzte Zug erst machte dem gemüthlichen Abend ein Ende.

Leichter Regen rieselte hernieder, als der Tag des Schwäbmer Volksfest's der Angst anbrach. Trotzdem füllte sich der Sondersung, den die Eisenbahverwaltung

mit bequemen und sauberen neuen Wagen ausgestattet hatte, rasch mit Fahrgästen. In Genüssen am Fusse des Heiligenbergs hielt der Zug. Während einige Zughafte, welche dem Wetter nicht trauten, nach dem anheuligen burzgekrönten Städtchen gingen, begann die Hauptmasse der Ausflügler sofort den Aufstieg. Die Muthigen fanden ihren Lohn. Nach wenigen Minuten heilte sich der Himmel auf, mit jedem Schritte bergan entrollte sich die Ansicht schöner. Als die Spitze des Berges erklimmt war, wurde den durch zahlreiche Casseler Einwohner verstärkten Anthropologen ein Rundblick an Theil, wie es nur selten in so kristallheller Keinheit genossen werden kann. Ein einfacher Lufthub auf der liltigen Höhe fand stürmischen Zuspruch, und als die Wogen des Durstes sich geglättet hatten, erklärte von der höchsten Kuppe Dr. med. Eilers aus Felsberg das grossartige Panorama. Wie eine lange helle Schlange zog es dann wieder zu Thal, wo am Ellderstrande das Dampfross wartete. Durch das Herz des alten Chattenlandes fahrend, vorbei an Römerberg, wo die römischen Cohorten einst gelagert, erreichte der Zug Treysa. Wochenlang hatte in Treysa ein eifriger Ortsausschuss dem Feste vorgebereitet. Oekonomie-Kommissar Klostermann und Maler Zimmermann, letzter Studien halber im Schwabmüdischen Willingshausen lebend, hatten schon im März der Anregung von Dr. Mensse zugestimmt und Dorf für Dorf für die Theilnahme am Feste gewonnen. Bürgermeister Ludwig, Dr. med. Zölch, Rechtsanwalt Backhaus, Buchhändler Zeiss und Rektor Röse liehen ihre Unterstützung, sodass, als der Tag gekommen war, die Fülle des Erfolges beinahe erdrückend wirkte. Es war ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes geworden, dem man den künstlichen Ursprung nicht anmerkte. Von allen Richtungen brachten die Eisenbahnstige hunderte von Schachmütigen und in den beiden Hauptwirthshäusern mannte Mancher, der Einkuhr und Labung suchte, abgewiesen werden, weil dieselben, so wie es im Gedränge durchführbar war, für die von Cassel kommenden Festgenossen belegt waren. Während in beiden Wirthschaften gespeist wurde und Reden von Dr. Zölch und Rektor Röse, errudert von Oberstabsarzt a. D. Kuthe und Prof. Ranke das Mahl wirzten, stellte sich am Eingang des Städtchens von Zimmermann an Küstlerlirne gerüstet der Festzug an und setzte sich kurz nach Einlaufen des Mittagessens, mit welchem die Vertreter der königl. Regierung und Virchow mit seinen Damen nachkamen, in Bewegung. Von Vorreitern in der älterthümlichen Tracht eröffnet, stellte er die Schwäbmer in den vier Jahreszeiten dar. Der Frühling brachte den Brantwagen und den sogen. Kammerwagen mit der Ansteezer, der Sommer den Entweissen, im Herbst zogen die Reservisten zur Kirmes, der Winter zeigte die Thätigkeit der Holzfäller und den Gang zur Spinnstube, Handarte, von Burschen, Mädchen und Kindern begleitet in ihren eigenartigen Trachten das hunte Bild.

Auf dem Festplatze, löste sich der Zug zu einem riesigen Trabel auf. Die Buden der Wirthschaften, die Kuchenverkäufer, die Karnevals für die niedlichen kleinen Rothköpfehen, alle fanden bedeutenden Zulauf. Auf zwei Tanzplätzen spielten die Musikbanden des Zuges zum Tanze auf und bei der schmetternden Weise der Schwäbmer Tänze wirbelten die farbenprächtigen Paare, das vierzehn Köcke der Mädchen sich aneinanderblähten wie die Lamellen eines windgehochten Schellfisches. Wer sich in den Strudel stürzte, wurde von ihm verschlungen; nur schwer

fand er seine Gefährten im Gewoge der Tausenden wieder. Als dann der Abend hernieder sank drängten die Massen dem Bahnhofe zu, wo die überfüllten Züge nach allen Punkten der Windrose davon keuchten, nur der Sonderzug der Anthropologen führte seine Insassen in behaglicher Besetzung nach Cassel. Das alte Treysa aber wird wohl nie wieder einen solchen

Tag erleben, wie das Schlussfest der XXVI. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

So endete dieser vortrefflich gelungene Congress. Noch einmal sprechen wir allen denen welche an dem Gelingen mitgearbeitet den innigsten Dank aus.

Rechner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
v. Andrian	98, 106, 125	Fritsch	109, 118	Virchow	130
Andrée	126	Grabow-ky	99	Wahlleyer 73, 95, 99, 106, 117, 118,	118,
Alsberg	106	Kossinna	109	123, 126, 126, 130, 133	133
Bartels	125	Kuthe	112, 126	Weber	133
Bergmann	126	Lehmann	105	Weismann	95
Böhlan	83	Magdeburg	82	Westenburg	82
v. Brackel	83, 95	Mense	84	Zinn	117
Buschau	126	Mies	105, 106, 112, 117	Zuschlag	83
Endemann	82	Ranke 84, 95, 100, 106, 108, 123,			
Fraas	100, 108		125, 126		

Die dem Congress vorgelegten Werke und Schriften.

Begrüßungs-schriften.

Festschrift der deutschen anthropologischen Gesellschaft zur XXVI. allgemeinen Versammlung zu Cassel gewidmet von der Residenzstadt Cassel. Inhalt: Julius Pistor: Hans Staden von Homburg und sein Reisebuch. Carl Mense: Linguistische Beobachtungen am unteren und mittleren Kongo. Wilhelm Chr. Lange: Land und Leute auf der Schwalm. Johannes Böhlan: Zur Ornamentik der Villanova-Periode. Cassel 1895. 4^o. 110 S.

Herrmann Professor Dr. Anton, Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Illustrierte Monatschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protectorate und der Mitwirkung Seiner kais. und königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef. IV. Bd. 2.—3. Heft. Als Festgruss an die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel am 8. bis 11. August 1895 von correspondirenden Mitgliedern der Münchener anthropolog. Gesellschaft Anton Herrmann. Budapest 1895. 8^o.

Virchow, Rudolf, Ueber die culturgeschichtliche Stellung des Kankaus, unter besonderer Berück-

sichtigung der ornamentirten Bronzefüßel aus transkaukasischen Gräbern. Mit 4 Tafeln. Berlin 1895. 4^o. 66 S.

Durch den Generalsekretär vorgelegte Schriften.

Annalen des Vereins für nassauische Alterthums- und Geschichtsforschung. 27. Band. Mit dem Bildnisse des Konservators A. v. Cohanen, drei lithographirten Tafeln und 25 Textabbildungen. Wiesbaden 1895. 8^o. 276 S. Iwanowski, Dr. Al. Die Mongolei. Ethnographische Skizzen. Leipzig 1895. 8^o. 27 S.

Löffelholz von Colberg, Carl Frhr., k. u. k. Hauptmann u. D. Die Drehungen der Erdkruste in geologischen Zeiträumen. Ein neuer geologisch-astronomischer Lehrsat. Zweite gründlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. München 1895. 8^o. 248 S.

Nehring, Prof. Dr. A. Ueber fossile Menschenzähne aus dem Diluvium von Tachau bei Weimar. Aus Naturwissenschaftliche Wochenschrift. X. Bd. Nr. 31. On the north-western tribes of Canada. British Association for the Advancement of Science. Tenth Report of the Committee, consisting of Dr. E. B. Tylor, Dr. G. M. Dawson, Mr. R. G. Haliburton, and Mr. H. Hale. — Fifth Report on the Indians of British Columbia. By Franz Boas. Ip-wach 1895. 8^o. 71 S.

Druckfehler: Auf Seite 110 dieser Zeitschrift (Correspondenz-Blatt 1895, Nr. 10) in der Abhandlung von G. Kossinna über: „Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland“, erste Spalte, Zeile 28 v. o. muss es heißen: „galli-“ anstatt chatti-.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Thoningerstrasse 38. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 21. December 1895.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXVII. Jahrgang

1896.

Redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1896.

Inhalt des XXVII. Jahrganges 1896.

		Seite
Nr. 1.	Krause, Rudolf †	1
	Höfler, Dr. M., Zur Oper-Anatomie	2
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	6
	Kleine Mittheilung: Uebersäßige Brustdrüsen	8
	Einladung zum III. Internationalen Congress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896	8
	Georg H. Wigand's Verlag	8
Nr. 2.	v. Platen-Vena, Fundstelle für Stein-Altertümmer in Fährhof auf Rügen	9
	Höfler, Dr. M., Zur Oper-Anatomie (Schluss)	12
	Mehlis, Dr. C., Ausgrabungen auf der Heidenburg im Lanterthale i. J. 1895	14
	Central-Comité zur Errichtung eines Denkmals für Hermann von Helmholtz	16
	Bellaga: I. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel:	
	Schächhard, Dr., Die Gräfte bei Drihurg eine mittelalterliche Befestigung	17
Nr. 3.	Schlosser, M., Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Velhrg in der Oberpfalz	19
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart	24
	Literaturanzeigen	26
Nr. 4.	Einladung zur XXVII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier	27
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Schluss)	27
	II. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel:	
	Kossinna, Dr. B., Welchem Volke gehören die Nauheimer La Tène-funde?	30
	v. Stolzenberg-Lüttmersen, Nochmals die Gräfte von Drüburg	32
Nr. 5.	Bontscheff, St., Dolmen im südlichen Bulgarien	35
	Mehlis, Dr. C., Die Kuneninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. H.	36
	Welcker, Prof. Hermann, Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgenstrahlen am Lebenden dargestellt	38
	Literaturbesprechungen	39
	Internationaler Congress für Medicin in Moskau 1897	42
Nr. 6.	Kaatschenko, Prof. Dr. N., Ein von Menschen verzehrtes Mammuth	43
	Mehlis, Dr. C., Die Runeninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. H. (Schluss)	44
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	48
Nr. 7.	Schmid, Dr. W. M., Zum Donarkult in Bayern	51
	Höfler, Hofrath Dr., Zur Tauschwurm-Sage	52
	Hehla, Robert, Die Mondscheibe in der Volksphantasie	52
	Koebler, Dr., Steine mit Fussspuren	55
	Literaturbesprechung	58
	Nachtrag zum Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier	53
Nr. 8.	Reinecke, P., Ein vorgeschichtlicher Grafend von Ochsenfurt, Unterfranken	59
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig	62
	v. Tröltzsch, Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensees	66
	Bericht der russischen anthropolog. Gesellschaft an der kaiserl. Universität zu St. Petersburg	67
	Steinmetz, Georg, Ueber Höhlringe von Bronze	69
	Literaturbesprechungen	71
	Verzeichniss des von der deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz	73
	Rüdinger, Nicolans †	74

		Erste Sitzung.	Seite
	Virchow, R., Eröffnungsrede		75
	Begrüßungsreden: Regierungspräsident v. Auer, Adjunkt Serr, Professor Dr. Harster, Kreismedicinalrath Dr. Karsch		84
	Ohienschlager, Gymnasialrektor, Die Pfalz in prähistorischer Zeit		86
	Dazu R. Virchow		90
	Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs		90
	Dazu R. Virchow		101
	Weismann, Rechenschaftsbericht. Wahl des Rechnungsausschusses. Etat		101
	Ohienschlager, Festschriften von Professor Dr. A. Herrmann in Budapest		103
Zweite Sitzung.			
	Ranke legt das neue Werk von R. Andree, Brannschweiger Volkskunde vor		103
	Virchow, Zeitdauer der Vorträge		104
	Harster, Ueber römische Beziehungen der Pfalz zu Italien		104
Nr. 10.	Dazu Mehlis, Virchow, Ohlenschlager		107
	von Andrian, Ferd. Freiherr, Ueber Wortaberglauben		109
	Eurtwängler, Das Monnmet von Adumkissi in der Dobrußcha		127
	Köhl, Ein neolithisches Gräberfeld bei Worms		127
	Ranke, J., Steinzeitfunde im Spessart		133
	Dazu Wagner, Virchow		133
	Virchow, Burgwall bei Burg im Spreewald		134
	Seyler, Beziehungen des römischen Limes zum Vorgelände		135
	Dazu Ohlenschlager, Seiler		138
	Mehlis, C., Ueber spät-römische Befestigungen im Harzgebirge		139
	Berichtigung		142
	(Literaturbesprechung)		142
Dritte Sitzung.			
Nr. 11 u. 12.	Virchow, R., Sendung des Herrn Professor Dr. Anton Herrmann-Budapest und andere Vorlagen		143
	Hagen, B., Ueber die Papsen der Astrolabo-Bay		144
	Dazu R. Virchow		144
	Ranke, J., Antrag Bumüller: Heranziehung der Missionare zu anthropologischen Untersuchungen		144
	Dazu Bartels, Virchow		148
	Geschäftliches: Entlastung des Schatzmeisters. Neuwahl der Vorstandschaft. Wahl von L. Gbeck zum Congressort pro 1897		149
	Dazu Kütze, Virchow, Ranke, Blasius, Virchow		149
	Fortsetzung der wissenschaftlichen Verhandlungen: J. Ranke, Ueber den fossilen Menschen		151
	Heurer, Ueber einen prähistorischen Fund in Landau		156
	Virchow, Ueber einige Punkte der Criminalanthropologie		157
	Waldeyer, Ueber Caudalanhänge des Menschen		162
	Schlussreden: J. Ranke, Dank an Virchow		162
	Virchow, Dankrede		162
	Dazu Ohlenschlager		163
	Virchow, Schluss der Versammlung		163
	Tagesordnung der XXVII. allgemeinen Versammlung		163
	Verzeichnis der ordentlichen Theilnehmer		164
	Rednerliste		164
	Der äussere Verlauf des Congresses		165
	Dem Congress vorgelegte Werke und Schriften		171

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. » S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Rudolf Krause †. — Zur Opfer-Anatomic. Von Dr. M. Höfler — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Münchener Anthropologische Gesellschaft. — Kleine Mittheilungen. — Einladung zum III. Internationalen Congress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896. — Georg H. Wigand's Verlag: Bibliothek für Socialwissenschaft

Rudolf Krause †.

Am 24. Juli starb zu Schwerin i. M. der hamburgische Arzt Dr. Friedrich Rudolf Hermann Krause nach langem Siechthum. Seine sterbliche Hülle ward nach der Familiengruft auf dem St. Nicolaifriedhofe in Hamburg überführt und am 28. Juli unter dem Geleite zahlreicher Freunde und Verehrer beigesetzt.

Krause ward am 30. September 1831 zu Grätz in Posen geboren, als ältester Sohn des späteren Propstes zu St. Bernhardin in Breslau und nachher Hauptpastors zu St. Nicolai in Hamburg: Dr. theol. Cäsar Wilhelm Alexander Krause, eines Mannes von bedeutender Redegabe, tiefem Wissen und unerschütterlicher Festigkeit im Kampfe für seine Ueberzeugungen¹⁾.

Seine Schulbildung erhielt Krause in Breslau (Realschule zum hell. Geist und Elisabeth-Gymnasium) und bezog daselbst 1854 die Universität, der er bis auf ein paar in Halle verbrachte Semester treu blieb. Nach Examen und Promotion (1858 Juli) und einem vorübergehenden Dienste als Compagniearzt im bairischen Contingente widmete er sich ophthalmologischen Studien unter Albr. v. Gräfe und liess sich gegen Ende 1860 in Hamburg als Arzt nieder. Dank seinem leutseligen Wesen und einer Reihe gelungener Augenoperationen kam er rasch vor-

wärts. Sein reger Sinn für alle Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Lebens hatte seine Betheiligung und lebhaftige Mitarbeit am wissenschaftlichen und Vereinsleben Hamburgs zur Folge. Wir finden ihn als Theaterarzt (1867), bei den Lazarettzügen (1870), in der Cholera-commission (1873), als Vorstandsmitglied im Verein für Kunst und Wissenschaft (1874). Jahrelang leitete er den Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung, sowie den Verein für öffentliche Gesundheitspflege; mit besonderem Eifer und Erfolg förderte er als Präses den Verein für Einführung der Feuerbestattung.

Im ärztlichen und im naturwissenschaftlichen Vereine war er ein beliebtes und wegen seiner zündenden Redegabe, seines Humors und seiner reizvollen Gelegenheitslieder geschätztes Mitglied.

Seine hervorragende Thätigkeit entfaltete Krause für die Anthropologie und für die Gruppe Hamburg-Altona der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Wir finden ihn bereits im ersten Verzeichnisse der 1870 von Kirebenpauer, Wibel und Schetelig in's Leben gerufenen Gruppe.

Neben seinen eigenen Arbeiten auf dem Gebiete der Schädelkunde förderte er in Gemeinschaft mit Prof. Rauteberg und Prof. Brinckmann die prähistorische Forschung durch zahlreiche Ausgrabungen und Begründung einer hamburgischen Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer. Von 1877 an ist er als zweiter, von

¹⁾ Pietätvoll hat Rudolf Krause selbst seinem Vater in einer kurzen, aber herediten Biographie ein Denkmal gesetzt.

1879 ab als erster Geschäftsführer der Gruppe thätig; in diesem Jahre ward er zum Mitgliede der Leopoldinn ernannt.

Seine eranielegischen Einzelarbeiten, besonders die Südseevölker betreffend, fanden ihren Absehluss in dem mit J. D. E. Schmeltz herausgegebenen Kataloge des Museum Godefroy. Wenn auch leider diese Schöpfung einer hochsinnigen, muuificenten Kaufherrnfamilie verapngert ward, so ist dieser Katalog doch ein Werk von dauerndem, festem, wissenschaftlichem Werthe für die Kenntniss der Südseevölker und zwar in erster Linie durch die langjährige eranielegische Forscherarbeit Krause's, deren Ergebnisse sich mit denen W. Flower's²⁾ völlig deckten. In der Einleitung giebt Krause seine Ansichten über die Wanderungen und Schattirungen der Südseevölker kund, denen sich seither zahlreiche Ethnologen angeschlossen haben. Zugleich stellt er sich fest auf die Seite derer, welche an der morphologischen Basis der Menschekunde nicht wollen rütteln lassen.

Auf den Jahresversammlungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft vertrat Krause die heimische Gruppe fleissig³⁾, öfters auch mit anregenden Vorträgen; als Abgesandter der Gruppe fungirte er bei der Virchowfeier am 19. November 1881.

Seine lebenswürdige Persönlichkeit, seine geistvolle Bethelligung an den Debatten und sein frischer Humor sind von den Congressen her noch lebhaft in der Erinnerung vieler Theilnehmer. Eine Reihe von Jahren gehörte er der Commission zur Prüfung des Casenberichtes an.

Im Jahre 1885 verlor Krause seine einzige eben erblühende Tochter an neuem Diabetes und sah auch einen seiner Söhne von demselben Schicksale hedret. Er hat diesen Sehlag nie verwunden und als infolge geistiger Ueberanstrengung körperliche Beschwerden sich einstellten und zugleich durch die Zellenschlussbauten ihm die schwere Aufgabe zufiel, seine ärztliche Thätigkeit in ein ganz anderes Stadtgebiet zu verlegen, erlahmte seine früher sehnbar unversiegleiche Spannkraft. Ganz allmählich lagerte sich der Schatten geistiger Umnachtung über den thatkräftigen Mann. 1891 siedelte er, bereits schwerkrank, nach Schwerin über; dort hat ihn seine Gattin mit heldenmüthiger Aufopferung und ohne ihn je das eigene Heim entbehren zu lassen, bis zur Erlösung gepflegt.

Ehre seinem Andenken!

²⁾ Journal. Anthrop. Int. Bd. X.

³⁾ 1875, 76, 78, 79, 80, 82, 84, 86, 89.

Arbeiten Krause's:

- „De fernu pelvis congenita.“ Inaugural-Dissertation. Breslau 1858.
- „Die Kapitel über Strabismus und Chorioidenleiden in H. Schanburg's Ophthalmiatrik.“ Braunschweig, Vieweg u Sohn. 5. Aufl. 1865. (Vergl. die Angabe des Herausgebers in der Vorrede.)
- „Ueber macrocephale Schädel von den Neu-Hebriden.“ Abhandlung des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung. Bd. IV. S. 108—136, Taf. VI, VII. siehe auch Anthropologencongress 1879. (Strassburg i. E.) Correspondenzblatt 1879 S. 121 ff. Dasselbst auch
- „Demonstration eines Schädelmessapparates“ construit vom Ingenieur Kämp in Hamburg.
- „Der Mensch in vorhistorischer Zeit in Norddeutschland.“ Vortrag im Verein für naturw. Unterhaltung. Bd. V. Sitzungsbericht VIII. Angest 1880.
- „Ueber das natürliche Verhältnis von Naturwissenschaft und Philosophie.“ Vortrag 15. IV. 1881 im Verein f. n. U. Abhandlungen Bd. V. 18—28.
- „Die Insel Rottnah und ihre Bewohner.“ Abhandlungen d. V. f. n. U. Bd. V. 149—153 ff.
- „Cranimetrische Studien.“ Abhandlungen Bd. VI. 131—157 betr. Viti-Archipel und Neu-Britannien.
- „Anthropologisch-ethnographische Abtheilung des Museum Godefroy von J. D. E. Schmeltz und R. Krause.“ Hamburg, L. Friederichsen. 1881. Bearbeitung der Schädel und Skelete der Südseeinsulaner von Krause.

Kleinere Arbeiten, Berichte über Ausgrabungen, referierende Vorträge siehe die Gruppenberichte im Correspondenzblatt von 1873—1889 und die Berichte der Jahresversammlungen, an denen Krause theilnahm.

Dr. Prechewnik-Hamburg.

Zur Opfer-Anatomie.

Von Dr. M. Häfler.

I.

Die Zeugnisse der alten Schriftsteller (Tacitus' Germ. z. B.), die Gebräuche und Sitten des Volkes, seine Sagen und nicht zum Geringsten die Volksmedizin lassen keinen Zweifel mehr aufkommen an der Thatsache, dass die Germanen blutige Menschen- und Thieropfer hatten, die sie ihrem höchsten Gotte an bestimmten Tagen (Kultzeiten) darbrachten; solche Opfer verschwanden gewiss nicht spurlos; mit der Klärung der Religionsysteme trat bei denselben, wie bei allen Völkern, eine Tendenz zur Ablösung dieser Opferformen ein. Sesshaftmachung, Ackerbau und Viehzucht hatten schon längst die vollen blutigen Opfer eingeschränkt und das Menschenopfer durch das Thieropfer zum Theil ersetzt; mit der zunehmenden Werthschätzung des selbstgezüchteten Thieres aber wurde auch das Hausthier durch andere Thiere und pars pro toto durch stellvertretende Theile der letzteren dicsbezüglich ersetzt, bis das Bild (aus Teig, Wachs oder Edelmetall etc.) und

zuletzt die Münze auch diese Opferform ablöste. Die Stufen dieses Ablösungs-Vorganges waren je nach dem wirtschaftlichen Bedürfnisse verschieden rasch; ein vom Verkehre abgegeschlosseneres Volk hatte sicherlich schon zu Tacitus' Zeit noch primitivere Opferformen als ein gleichzeitig lebendes, aber wirtschaftlich verschiedenes gestelltes anderweitiges Volk; ein Aderslass zur Kultzeit an einem Pferde vorgekommen ersetzte z. B. bei einem Volke bereits das Pferdeopfer, das andere gleichzeitig lebende Völker noch in vollem Umfange darbraute. Selbst unter den zum Christenthum bekehrten gormanischen Stämmen dauerte der Gebrauch, Kriegsgefangene zu opfern, noch fort, da man in Fällen der Noth immer wieder zu den altererbten, mit der ganzen Volksüberlieferung im Zusammenhang stehenden Opfermitteln, die schon den Altvordenen sich bewährt hatten, zurückkehrte, allerdings in immer abgeblasster und abgelöster Form, so dass selbst die Kriegsgefangenen, deren Wackketten symbolisirt, in christlichen Zeiten nur mehr der Kultstelle vorgestellt wurden, wie man beim Thiere bloss mehr die ausgerissenen Kopfhare verbrannte; denn so laege diese Ablösung innerhalb der Kultzeit und am Kultorte sich vollzog, verlor selbst das dürftigste Opfer-Rudiment Nichts an seinem Werthe als Kultheilmittel. Ein Opfer nun, das sich am längsten wohl in voller Form erhalten haben dürfte, war das Kindesopfer, dessen Existenz bei den Germanen (unter Hinweis auf Grimm D. M. I. 40; Jahn, D. Opfergebr. 1864) aus den Volkssagen sich erschliessen lässt und bei den Nordgermanen sogar geschichtlich bezeugt ist (Lippert, Kult.-Gesch. II. 34). Das Kindesopfer war vielleicht das letzte blutige Menschenopfer unserer Ahnen, für die das Leben eines solches unter Umständen weniger Werth hatte, als das des Erwachsenen; erst die Capitularien Karl d. Gr. und die Gesetze der Westgoten setzten den Kindermord dem Menschenmorde gleich. Das Kindesopfer war aber auch vielleicht eines der ersten Opfer, das durch Stellvertretung (Thier, Kleid, Nachgebart, Haar, Gchäckfiguren etc.) zur Ablösung gekommen war; die ungetauften, heidnischen Kinder aber blieben noch lange, wenigstens im Volksglauben, ein Opfer der kinderraubenden Dämonen. Mit dem Kindstode vollzog sich das der Gottheit gebührende volle Opfer; so erklärt sich auch die Umwandlung der nicht getauften Kinder in Kobolde, Bilwize und Heimeben, die im Kinderzuge der Berchta-Stampa-Holda auftreten, und so erklären sich auch die Soentags-, Freitags- und Montags-Kinder, die die Berchta-Stampa in den Goch-(Kinder-)Nächten oder in

anderen unglücklichen (weil heidnischen Kult-) Tagen als Raube für das versagte volle Opfer sich holte, nachdem sie sie vorher gekennzeichnet hatte; daher das Hineinwerfen von Kinderteiguren in die Glut des als persönlich gedachten Feuers (conf. Alp. V. Zeitsch. 1881 S. 358); daher der Kindesverwürger und Kindlifresser als Fratzen gestalten auf Brunnen Säulen (Buck, Schw. Volksbergl. 29; Gr. W. IV 1. 67; Kleinpaul, Gastron. Mährchen); daher der Buheschenkel am Rhein als Kultgebäude, daher der Kindstass als Opfergabe in den heiligen Winternächten (Stralsand); daher der Blutschinken als kinderraubender, bluttrinkender Dämon in Tirol (conf. Paedomania = Divinatio in visceribus puerorum, weysagung in adern der Kinde) (Zen. Vocah.); daher die Berchta, die den Kindern den Bauch aufschneidet mit dem Eisenmesser (Wuttke S. 131. 281. 26; Schmeller I 269) u. s. f.

Wenn derartige Volkssagen deutlich genug die Existenz des Kindesopfers bekundeten (conf. Wuttke § 440), so ist dies noch mehr gegeben durch die aus dem Kultopfer sich ergebenden Volksmittel: Das blutige Kultopfer, das vor Allem der unsichtbaren Gottheit gehörte, musste im Volksglauben zum unsichtbar machenden Zaubermittel werden; daher soll nach heute noch bestehendem Volksglauben der Kindesfänger (pars pro toto) unsichtbar machen oder das Kindesherz (Wuttke § 184. 400) oder das Armesänderfett (Wuttke § 190. 400) oder die geröcherten Abschnitte aus Herz, Lunge, Leber oder Niere etc. So wurden die Rudimente des Menschen-, Kindes-, und Thieropfers volkmedizinische Mittel; es ist hier nur zu erinnern an das Blut der Hingeriebten, an die Knochen dieser Sühnopfer, an die pulverisirten Kindesbeine, an die Totenknochen, die „im Loh“ gefunden werden etc., an die abgeschnittenen thierischen Genitalien (auch pars pro toto), die alle einen hohen volkmedizinischen Werth haben.

Die Ablösung der menschlichen blutigen Opfer vollzog sich durch das (volle und theilweise) Opfer des Hausthieres und sank zur Frosch-, Maulwurf-, Fisch- etc. Tötung, die als Heilmittel ihr Vorbild nur im Kultopfer der Haasthiere haben konnte, herab; selbst die Knoche, die beim späteren Kultessen abhielen, und im Tischtuhe an die Obstbäume ausgeschüttet wurden, sind nur Ablösungen der Totenknochen innerhalb der Thierhaut etc. Wie das volle Kultopfer die Gottheit versöhnen und die Dämonen ferne halten sollte, so übertrug sich dieser Volksglaube im Laufe der Generationen auch auf das Opfermesser, das als eisernes Messer, als geschliffenes Beil, als Sense

oder Siebel Dämonen vertreibt (Wuttke, § 19 S. 242—290. 292. 265. 267. 324. 66; Liebrecht z. V. K. 338), namentlich wenn es mit Blut oder Fett besetzt, mit 3 Kreuzen versehen und vererbt, nicht vorsehnt ist. In der Volksmedizin erinnert jedes solche Mittel ganz deutlich an seine Abkunft vom vollen blutigen Kultopfer, und wir dürfen mit aller Bestimmtheit aus dem Rudimente auf das volle ursprüngliche Opfer zurückschließen. Wenn auf diese Beziehungen hier vorerst eingegangen wurde, so geschah es, um die im Verlaufe dieser Abhandlung vorkommenden diesbezüglichen Rückschlüsse als erlaubt hinzustellen.

II.

Dieser Ablösungsprozess war für die Volksmedizin gewiss ein an Erfahrungen und Entdeckungen reicher Entwicklungsgang, der die Menschheit von den Banden des Dämonismus allmählich entfesselt hätte; aber der hartnäckige Volksglaube knüpfte immer wieder die Wirksamkeit solcher Mittel an den Kultort und an die Kultzeit an, womit die Einleitung zu einem rationellen Verfahren bei der Anwendung solcher empirischer Mittel ausgeschlossen wurde, weshalb letztere Mittel hies volkskundliches, kulturgeschichtliches oder medizinisch-ethisches Interesse bieten können, von der strengen Fachwissenschaft aber als altes Gerümpel längst zur Seite gelegt wurden.

Wenn wir nun zu unserem eigentlichen Gebiete, zur Opfer-Anatomie übergehen, so möge noch gestattet sein an einige Volksgebräuche zu erinnern, welche mit dem alten Opferwesen zusammenhängen oder sich davon ableiten; z. B. die Wallfahrt zu schwarzen Heiligen-Bildern, die vom Opferrauhe geschwärzt wurden; die Nothwendigkeit die Eingeweide aus fetten Theilen wegen des ühlen Geruches, den sie beim Vorhrehen oder Versengen verbreiteten, vorher mit Spezereien und wohlriechenden Harzen (selbst importirter Myrrhen, s. *Corresp.-Bl.* f. A. 1882 S. 16), Birkenharz, Wachholderbeeren, Alah-Rante, Rauchkräutern („Weih-Sang“), Erlenbeeren¹⁾ (=alabsamo = Eiben) (conf. d. *Verf.*, Baum- und Waldkult, S. 165) zu bestreuen, erweiterte sich immer mehr, so dass anderwärts und auch bei den Deutschen der Weihrauch das volle Brandopfer ganz ersetzte; der den heidnischen Alahams liefernde Wachholderbaum aber behielt den Namen: Feuernah (vergl. d. *Verf.*, Baum- und Waldkult, S. 112 ff. 114), der den Toten heilig war. Noch heute setzt man

¹⁾ Im Walde des Lahaberges unweit der Hahnroheide in Hessen wird (nach Kolbe, *heas. Volksitten* 71) immer noch auf dem alten Opfersteine das Beerenopfer dargebracht.

Fürstenbeeren, getrennt von den übrigen Leichen-theilen, an solchen Kultorten mit schwarzen Heiligenbildern aus alter Ueberlieferung bei; noch heute führt man das Leichpfand des verstorbenen Fürsten unmittelbar hinter dessen Leiche zum Grabe, da es früher dem Fürsten mit in's Jenseits mitgegeben wurde. Noch lange weissagte man aus der verschiedenen Blutfülle der Vorder- und Hintertheile des Gäusehrusthines, als eines Restes vom Kultessen, (Näheres Jahn, *D. Opfergehr.* S. 234), ebenso aus den in's Wasser abtropfenden Fetttheilen, aus den Tropfformen einer todbringenden Bleikugel, aus den mit einer Thierhaut umwickelten Opferknochen, aus den neuerlich Speiseresten in einem zusammengewickelten Tischthe (Wuttke § 78); heute noch ist man Schweinefleisch am Ostertage und trägt die Knochen auf's Feld zur Befruchtung; bis auf unsere Tage tragen die Bauern hölzerne Knochen 3mal um Altäre auf „Böttbergen“ (*Verf.*, Baum- und Waldkult, S. 26) oder Plotzarten, Plotzhäfen (von *ahd. blōzan*, plutzan = opfern; Buek, *Flurnamen*), wie man solche alte Opferstätten nannte; noch heute hängen die Bauern die Pferde-Nachgeburten, Stierhoden an Bäumen auf, wie auch St. Emmerams Genitalien auf Weisdorngeschloß aufgehängt wurden; noch heute gibt es Hundsfuß- und Saufuß-Holzungen nach diesem alten Brauche, die *pars pro toto* an Bäumen zur Befruchtung aufzuhängen, noch heute heissen die Berechtsgadener und Schlesier Eselsfresser, weil sie Esel statt Pferde geopfert haben sollen; noch heute erinnern die kopflösen Gespenster von Thieren und Menschen in der Volks-sage an die alte Sitte, Opfer, namentlich von Kriegsgefangenen, durch Enthauptung darzubringen; noch heute sekulren alte Kultstätten die Gehängten und mancho Kopflinde hat von solchen Stätten ihren Namen; bis auf die neuere Zeit erhielten die Spitaler an bestimmten Kulttagen den Kalbs- oder Schweinskopf als althergebrachtes, heilbestes Opferstück und Kultessen; noch heute zieren Pferdeköpfe, Widderhörner, Hirschgeweihe, als Reste der Dämonen-vertreibenden Opfertheile, die Häusergehölz; statt des ganzen Leibes opferste man bei Anhäufung des Opfer-materials, nach Schlegeln z. B., bloss den Theil; man warf Kinderfiguren oder Pferdeshädel in's Feuer (conf. Liebrecht z. V. K. 40). Der Eid auf des Ehers Haupt mit dem Mittelfinger (Metzgerfinger) „abgelegt“, war in früheren Zeiten noch kräftiger als der „gestreckte“ Eid (Meichelbeck. *Hist. Frising.* Th 159). Noch heute heist die Hexe „Stückfleisch“ zur Erinnerung an den Opferraten in den heidnischen Kultnächten; noch heute geben feurige gespenstige Schweine in Tenfel-

gestalt um und die vorgesehentlichen Funde an sog. „Lochen“-Steinen (conf. Corresp.-Blatt für Anthropol. 1882 S. 18) beweisen den Ueberfluss an Opfertieren, die auf einem Steinaltar geschlachtet und deren fleischlose Knochen zu Knochenbanten (Knochenbalgen) aufgebängt wurden, woran auch die Ossuarien in den Vorhallen alter Kapellen erinnern.

III.

Ans solchen Volksgebräuchen, Sagen und aus der Verwerthung der Eingeweide der Thiere und Menschen zu Heilzwecken kann man auf die heidnische Opfer-Anatomie ein Seblus gezogen werden. Der eigentliebe Opferleiter war ursprünglich der Familienvater, der „gute“ Hausvater, dessen Knecht nannten mit der Ansehnung der Sippe und sich auf der Nothwendigkeit der Arbeitheilung mit auf den pluostrari (ahd. ploutzan = opfern; Kluge³ 236), harugari, parawari (harc. parn = Opferstätte) als „Gode“ übertrug (welcher Namen in Godesberg, Goedweih, Gundswald [ebotiwalt, 11. Jahrhundert] Götting [goding] Gozloh etc. sich forterhielt). Der Gode als germanischer Opferpriester und Opfermetzger unterschied sich vom germanischen Arzte (Lächenäre, Lächanarra, Lähhi, Laki, Lnecka, Laeknari) durch seine Thätigkeit, woenneleich beide als Zanherer galten; der Lachner (Laxner) operirte mit den praktischen Kaltmitteln, die ihm der Gode als Opferleiter lieferte; der Lachner hatte aber nicht hlos Opfermittel, er hatte auch Pflanzen- und Bannmittel, Fetische und Runenzauber etc. Lachner und Gode konnten wohl in einer Person vereinigt sein; des Godes Aufgabe aber war vor Allem die Bereitung und Herstellung der Opfergaben an die Göttheit; er war als solcher nur an der Kultstätte thätig; er legte das mit Blasen bekränzte Opfertier auf den Opferstein oder auf das Rehbrett; war es eine Kuh, so musste diese vorerst ausgemolken sein; denn an seinem Opfermesser durfte kein Tropfen Milch kleben bleiben; er erhielt das Kuhbiest, die vorher ausgemolkene Milch, (germ. hius = melken; Kluge³ 40), die als Ehre oder Kuhpriester (lac novum) noch später eine Abgabe an den christlichen Nachfolger des Gode, an den Uebernehmer des Blutzehnts, an den Besitzer des Widmas, d. b. des geweihten Kultgrundes, übergang. Der Gode führte das gerade Schlachtmesser, mit dem er den „Stich“ ins Herz oder in den Hals des Opfertieres machte — eine Praktik, die gelernt (erorht) sein musste —, nachdem er vorher seinen Mittelfinger („Metzgerfinger“) zann Schwur auf des Opfers Haupt gelegt hatte; das Volk umstand ihn dabei baar-

hüptig in lautloser Stille. Die Methode des Blutaarschneidens (Elds; Jordan 341) spricht dafür, dass man dem Opfer die beiderseitigen Rippenknorpel-Verbindungen durchschnitt und die vorderen Brustrippen flügel förmig umsahg, so dass das blutende Herz frei lag. Jede einzelne Erscheinung an dem lebenden oder todten Opfer (Mensch oder Thier), die sich nun nach dem Todesstiche des Gode vor den Augen der andächtigt zusehenden Volksmenge vollzog, hiess „ferch“, ein Wort, dessen vielfache Bedeutung nur durch den Opfertod seine Erklärung finden kann; denn es bedeutet:

1) Das herauszunehmende Herz, das noch klopfte und pulsiert, Leben zeigt; 2) das herausgenommene Herz und alles, was dabei mit herausgenommen werden muss, z. B. das mit dem Herzen verwachsene Zwerehfell; 3) das Blut, welches aus dem angestochenen Herzen im Strahle oder Bogen heraus springt; 4) arterielles, hellrothes, fließendes Blut überhaupt, dessen Ausfluss den Tod bringt oder bringen kann; 5) die Convulsionen und Zuckungen der Glieder, namentlich auch das Fippen und Zucken der Angenlider und Muskeln, wie sie beim Verblutungsstode siebthar werden.

Allen diesen Vorgängen sah das Volk mit dem heiligen Ernste, den die Handlung gebot, zu, und so sehr prägte sich jede einzelne Erscheinung des Verblutungsstodes ein, dass bis auf lange Zeit das „Ferch“ im Wortschatze des desselben Volkes erhalten blieb. Auffällig ist nun, dass die Bezeichnung von „Blut“, „Herz“ und „Brust“ als solche nicht bis auf indogermanische Zeiten zurückgeben, obwohl sie doch sieber schon in jenen Zeiten auch benannt wurden und das blutige Opfer auch damals schon gegeben sein musste; vielleicht tödtete man, mangels der opferanatomischen Kenntnisse in Bezug auf die Lage des Herzens, durch den einfacheren Stich ins Genick, durch den Niekfang, und entleerte dann erst das Blut aus dem Herzen oder aus der Gussader (Jugularis, Carotis). — Blut (Herz) und Brust, die erst germanische Bezeichnungen sind [„die indogermanischen Sprachen haben kein gemeinsames Wort für Blut“ Kluge³ 47; „diese Bezeichnung für Blut ist in den germanischen Stämmen eigenthümlich“ l. c. 56; Herz = gemeingermanisch, l. c. 166], diese Theile erhielten vermuthlich erst durch die verschiedene germanische Opferteknik ane eine vom Indogermanischen abweichende Benennung. Aus der Verschiedenheit durch politische und culturelle Sanderung, aus der sieb vielleicht auch die Verschiedenheit der Opfertart abgeleitet haben mag, stammt dann wohl ane die Verschiedenheit der Wnrte, bezw. deren erst germanische Gemeinsamkeit ab. Die Benennung

des Blutes als etwas, was durch seine „blühend“ rothe, frische Farbe absticht, ergäbe sich gerade beim (germanischen) Herzstich (= Ferch), während beim Genickstiche (= Fang) das Herz sofort stille steht und dann bei seiner Eröffnung das Blut nicht mehr im rothglänzenden Strahle oder Bogen, wenn auch noch im Guss, anfließen lässt.

IV.

Die weiteren anatomischen Kenntnisse des Velkes nun, die sich aus der Opfertechnik ergaben, sind allerdings und erklärlicher Weise sehr geringe; sie können nur aus dem althochdeutschen Sprachsatze erschlossen werden, da nur diese Periode darüber einige Beiträge liefert, die als von der Schl-anatomic unbeeinflusst angenommen werden dürfen, [webei daran zu erinnern ist, dass Galen (geb. 131 n. Chr.) nur Affen und Hunde scortirte; Mondinus († 1326) die ersten menschlichen Leichen im Mittelalter öffnete und in Wien erst 1404 die erste öffentliche Section vorgenommen wurde]. Die ahd. anatomischen Bezeichnungen dürfen wohl als endogene, d. h. als von der einheimischen Anatomia culinaria und, da diese aus der Anatomia sacralis sich ableitet, aus letzterer abstammende Bezeichnungen gelten. In diesem Sprachsatze fällt vor Allem auf der Reichthum an Knochen-Bezeichnungen bei einem Volke, das sich doch vorwiegend mit Vegetabilien ernährte; der Knochen, oder besser das Bein, tritt dabei fast immer nur als culinaria-scher Gegensatz zum Brat (= Fleisch) und zu dem beim Schnitte knarrenden Knarpel (Knorpel) auf. Das leichter verbrennbare Floisch (Brat) hatte seinen Gegensatz im harten, schwer verbrennbaren, aber gleichartigen Knochen (Bein); daher: Ruckbraten: Ruckbein, Diechbraten: Diechbein, Brustbraten: Brustbein, Kehlbraten: Kehlbein, Garbraten: Garbschale etc.

Der harte Knochen stand auch im culinaria-schen Gegensatz zum krosenden, knirschenden Kruspel, der beim Zerheissen einen verschiedenen Ton gab; die Anatomia culinaria (sacralis) unterschied besonders auch das fleischlose, kahle Geheiß vom fleischbesetzten, die mageren und fetten Theile, das Reut (Blut) und Fnist (Fett), die befestigten und die zu Boden hängenden Theile („Fleisch“ und „Knochen“ sind erst spätere Worte in der Schlichterei, die Kaldsaunen aber eine impertire Bezeichnung). Alle Eingeweide, welche hohle Röhrgänge vorstellten, hießen „Ader“ und wurden ausgeädert. Nichts kennzeichnet den Mangel an physiologisch-anatomischen Kenntnissen jener Zeitperioden mehr, als gerade dies Wort „Ader“, welches Blutgefäss, Darm, Eingeweide, sogar Nerve und Sehne bedeutete. Die Herausnahme der Eingeweide aus dem hohlen Leibe, das Ausädern, geschah sicherlich nur im Bausch, wie die zahlreichen Collectivworte und deren Vielbelegung für Eingeweide nabelegen (z. B. Geschling, Geleer, Gerick, Gepütt, Geläng, Geleber, Gereh, Gekrüs, Gemasch, Gelösu etc.); bei kleineren Thieren hat man das Herz wohl einfach herangegrissen; das Anlösen, die Lösung der Eingeweide-theile, war dem Gode bei grösseren Thieren nur mittels Messerschnitte möglich, wozu derselbe wohl noch lange Zeit das altüberlieferte steinerne Opfermesser (estersah) benützte. Aus den losgelösten Theilen, der Lösung, wahrsagte derselbe; vielleicht gab die allgemeine Blutfülle und der Blatreichthum der einzelnen Organe (weisse Leher, Milchleber, Brustbeinröthe z. B.), die Lage derselben und vor Allem das Geräusch der bei der lautlosen Stille und dem blintigen Ernste der Handlung hörbar entleerten Gedärme [vergl. serutinium = a) Erfahrung, Erforschung, b) Kaldanne, Kalthgekröse, Gekrüse], dem Gode einen Anhaltspunkt, um seine Aussagen für die Zukunft verschieden formuliren zu können. Das „Ingeräusch“ behoberte man noch später an der mit Knochenabfällen gefüllten Thierhaut; man wahrsagte so (mhd. liezen) aus dem Opfer (altord. blaut) und des Tacitus Bericht sagt uns, dass die Germanen Wahrzeichen und Loso hechteten, wie nur irgend Jemand in der Welt. Sorgfältig wachte der Gode darüber, dass der der Gottheit gebührende Theil, die edlen Theile, keusch und zehbar waren, d. h. frei von Ungeziefen, zum Opferbrande zulässig. Die Thatsache von Eingeweide-Würmern (Ungeziefen) kann dem Gode nicht entgangen sein; der Gehirnegelwurm und der Schmarotzer machten das Eingeweide unzehbar (ahd. zehar = Opfertiher, das geopfert werden kann).

(Schluss folgt.)

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener Anthropologische Gesellschaft.

Sitzung vom 18. October 1895.

Prof. Dr. Eugen Oberhammer: Ueber die trojanisch-mykenische Culturperiode und die Anfänge des hellenischen Volkes.

Anknüpfend an den Vortrag von Prof. Dr. Furtwängler in der Fest-sitzung vom 16. März wies Redner auf die veränderte Sachlage hin, welche durch die Ergebnisse der archäologischen Forschung für die Beurtheilung der ältesten Zustände Griechenlands geschaffen ist. Während die historische Kritik der Sagen-geschichte des sagen. heroischen Zeitalters ziemlich rathlos gegenüber stand, ist jetzt durch die Angrabungen ein fester Boden gegeben, von dem aus Geschichte und Völkerkunde vorsichtig weiter operiren können. Dies ist hauptsächlich das Verdienst Heinrich Schliemann's,

welcher uns zuerst die wichtigste Cultur der Vorzeit Griechenlands, die mykenische, erschlossen hat. Nur die Anschauung der gewaltigen Leistungen der mykenischen Baukunst an Ort und Stelle, und der reichen, von hohem technischen und künstlerischen Können zeugenden Funde aus den mykenischen Gräbern, wie sie im Museum an Athen vereinigt sind, vermag eine ansehnliche Vorstellung von der Bedeutung dieser Cultur zu geben. Dieselbe war indessen keineswegs auf Mykene, Tiryns u. s. w. beschränkt, sondern erstreckte sich auf den griechischen Festland von Lakonien und Messenien nach N. bis Thessalien, auf den Inseln über das südliche ägäische Meer hin und bis nach Cypern. Ein Mittelpunkt dieser Cultur war Böotien mit Orchomeno und der noch wenig bekannten mykenischen Burg auf der Insel Gla im Kopais-See. Von Einzelvölkern hob Redner besonders die mit Jagdszenen in Gold eingeklebten Dolche aus Mykene und die erst vor wenigen Jahren in einem Kuppelgrab zu Vaphio in Lakonien gefundenen Goldbecher, letztere wohl die höchste Kunstleistung aus mykenischer Zeit, hervor, von welchen sich das k. Antiquarium galvanoplastische Nachbildungen besitzt. Auf Troja übergehend, wies Redner auf den Widerspruch hin, welcher sich an Schliemann's Zeit aus der weit primitiveren Culturstufe der trojanischen Funde gegenüber den mykenischen ergab, da doch Homer die Gleichzeitigkeit der beiden Städte voraussetzt. Dieser Widerspruch ist jetzt durch die neuesten Ausgrabungen Dörpfeld's gelöst, welcher das Vorhandensein einer „mykenischen“ Stadt in Troja nachgewiesen hat, wogegen der von Schliemann gefundenen und von ihm für das homerische Troja gehaltenen Stadt ein noch weit höheres Alter zukommt. Nach neueren Berechnungen muss für diese ältere, „trojanische“ Culturepoche, welche sich auch anderwärts, besonders auf Cypern, vertreten findet, bis in das 3., vielleicht sogar in das 4. Jahrtausend v. Chr. zurückgegangen werden. Ein Bindeglied zwischen der „trojanischen“ und der „mykenischen“ Periode bildet z. Th. die „inseleulter“ des ägäischen Meeres. Besonders merkwürdig ist hier die vulkanische Gruppe von Thera oder Santorin, wo durch eine grosse, weit hinter aller geschichtlicher Aufzeichnung liegende Eruption eine Cultur vernichtet worden ist, von der man erst in neuester Zeit beim Graben nach Santorin der Ueberreste fand. Diese „inseleulter“ ist z. Th. älterthümlicher als die mykenische, aber auch den älteren Stufen der letzteren noch gleichzeitig. Die Zeitbestimmung der mykenischen Periode ist jetzt durch Funde datirbarer ägyptischer Gegenstände in mykenischen Gräbern und mykenischer Formen in Aegypten unmerklich gesichert und erstreckt sich hiernach etwa vom 16. bis zum 12. Jahrhundert v. Chr. Dies stimmt sehr wohl zu den in neuester Zeit allmählich erschätzten Berechnungen der Alten, wonach wir die Zerstörung Troja's und den Untergang der mykenischen Herrlichkeit durch die dorische Wanderung in Griechenland etwa in das 12. Jahrhundert v. Chr. zu setzen hätten. Mit letzterer beginnt eine neue Periode, das griechische „Mittelalter“ (E. Meyer), in welcher eine völlige Verschiebung der Bevölkerung stattfand und sich die Entwicklung der geschichtlichen Staatenwelt von Hellas vorbereitete. Die Bewohner des „mykenischen“ Griechenland sind z. Th. nach Kleinasien hinabgewandert, wobei sie auch den Sagenstich der Heimath und die Erinnerung an die schimmernde Pacht der Vorzeit, an das goldreiche Mykene und sein mächtiges Herrscher-geschlecht mit sich genommen haben. Aus diesen Ueberlieferungen, an die sich mehr und mehr der Duft des

Märchens wehte, erwuchs unter Vermengung mit Zuständen und Ereignissen in der neuen Heimath, bei den hellenischen und jonischen Griechen das homerische Epos, der literarische Niederschlag einer Jahrhundert langen Entwicklung des nationalen Lebens. Dieser Zusammenhang der hellisch-jonischen Cultur mit der mykenischen Zeit, das Fortleben der allen Bevölkerung in einzelnen Landschaften, wie Arkadien und Attika, die frühzeitige Absonderung von Bestandtheilen derselben über den Archipel hin nach Cypern gestatten uns nicht, für die mykenische Zeit in Griechenland eine Bevölkerung anderer Rasse voraussetzen als für das geschichtliche Hellas. Diese Bevölkerung war aber noch kein „hellenisches Volk“. Letzteres ist, wie alle Culturvölker, erst ein Ergebnis des langsame Zusammenwirkens einer Reihe von Factoren, wodurch sich die verschiedenen Stammes-Elemente zu einer Nation von scharf ausgeprägter Eigenart zusammenhlossen. Verkehrt und dem natürlichen Hergang widersprechend ist die herkömmliche Anschauung, als ob ein Urvolk sich in Völkergruppen, diese wieder in einzelne Völker und weiter in Stämme und Geschlechter „gepalten“ hätte. So weit wie die Entwicklung zurückverfolgen vermögen, ist eine Vielheit von Stämmen das Ursprüngliche, aus welcher erst im Laufe der Zeit die grösseren Völkereinheiten hervorgegangen sind. So wanderten eine Anzahl von Stämmen, die nach Sprache und Lebensweise mehr oder weniger nah verwandt waren, nach und nach durch die Balkanländer in die griechische Halbinsel ein. Erst hier hat sich unter den anseerordentlich günstigen Bedingungen, welche die griechische Landesnatur der Culturentwicklung bot, unter den anregenden Berührungen mit den älteren Culturevölkern des Orients auf dem Wege des Seeverkehrs, und unter dem erziehenden Einfluss gemeinsamer Einrichtungen wie Amphiktyonien, Orakel, Festspiele, nicht zum wenigsten endlich durch die gemeinsame Abwehr der Persergefahr, das der homerischen Zeit noch fremde „hellenische“ Volksthum herausgebildet, das sich nun mehr und mehr als solches zu fühlen begann gegenüber den ursprünglich stammverwandten, aber in der Entwicklung zurückgebliebenen Stämmen Makedoniens, Thrakiens, ja selbst Nordwestgriechenlands. Während nun in der älteren Zeit die Stammesgenossen, innerhalb des Hellenenthums noch kräftig nachwirkten und selbst in der Literatur deutlich hervortraten, sind später auch diese vom Atticismus überwuchert worden, wie ähnlich die italienische Nationalität von Toskana, die spanische von Kastilien aus ihre charakteristische Färbung erhielt. In der hellenistischen Zeit endlich tritt das griechische Volksthum in eine neue Phase, die allen Stammesmerkmale fast fast ausgeht, die nationale Eigenart verwässert, der Kreis hellenischer Sprache und Bildung durch Aufnahme neuer Elemente bis tief nach dem Balkangebiet und Kleinasien hinein mehr und mehr erweitert. Im Vergleich hievon streifte Redner zum Schluss auch die Ausbreitung der römischen (latinischen) Nationalität über die sehr verschiedenartigen Völker Italiens, sowie die eigenartige Entwicklung des Römerthums in den afrikanischen, spanischen, gallicischen Provinzen, endlich die allmähliche Herausbildung der gegenwärtigen europäischen Nationen. Dies gesammte zu verfolgen ist eine Hauptaufgabe der historischen Völkerkunde.

Kleine Mitteilung.

Ueberzählige Brustdrüsen.

Hochgeehrter Herr Professor! Es mögen wohl an 30000 Menschen von mir auf der Brust unterhohlet worden sein und noch nie habe ich einen Menschen mit 4 Brustwarzen gesehen. Dies ereignete sich jüngst. Ein alter Mann von 60 Jahren hat an den gewöhnlichen Stellen 2 Brustwarzen. 15 cm tiefer aber beiderseits nochmals eine schön entwickelte Brustwarze. Es ist dies gewiss ein Fall von seltenem Atavismus und zeigt an, dass der Mensch seines Urstammes unter jenen Thieren zu suchen hat, welche mehr als 2 Brustdrüsen besitzen. — Ich muss es Ihnen überlassen, welchen Werth Sie diesem Funde beilegen und ob derselbe wirklich eine grosse Rarität ist. Hochachtungsvoll!
W. Bayerl, prakt. Arzt.

Aidenbach, 5. VI. 96.

Einladung zum III. Internationalen Congress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896.

I. Präsident: Prof. Dr. Stumpf, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Berlin W., Nürnbergerstrasse 14.

II. Präsident: Prof. Dr. Lipps, München, Georgenstrasse 18/1.

Generalsekretär: Dr. Frhr. von Schrenck-Notzing, prakt. Arzt, München, Max-Josephstrasse 2/1.

Die Eröffnung des Congresses findet statt Dienstag den 4. August 1896, Vormittag, in der grossen Aula der kgl. Universität.

Zur Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind eingeladen Gelehrte und gelehrte Personen, welche für die Förderung der Psychologie und für die Föhrung vaterländischer Beziehungen unter den Psychologen verschiedener Nationalitäten Interesse tragen.

Welche Mitglieder des Congresses geniesseu dieselben Rechte wie die einheimischen.

Bekanntmachung von Vorträgen und für die Theilnahme an dem Congress beruht man sich an das Secretariat (München, Bayern, Max-Josephstrasse 2. Fortsetzung) zu wenden.

Für die Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind 10 Mark in letzter Währung zu zahlen zu entrichten. Als Quittung erhält jedes Mitglied ein Theilnehmerattest, welche berechtigt zum Zutritt zu den sämtlichen Sitzungen des Congresses, zum eventuellen Besuche der Tageliste mit dem Mitgliederverzeichnis, sowie eines Exemplars des Congressberichts. Endlich gibt die Karte als Legitimation bei den zu veranstaltenden Feilichkeiten und den Anträgen für den Congress-Theilnehmer stiftenden Vergünstigungen.

Das Tagblatt, welches in 4 Nummern erscheint, dient zur Orientierung der Gäste. Dasselbe enthält Mittheilungen über den Wohnungs-Nachweis, das Programm der Vorträge und sonstige Veranstaltungen, das Verzeichniss der Mitglieder und eine Uebersicht über die Münchener Sehenswürdigkeiten.

Alle Congress-Sprachen gelten deutsch, französisch, englisch und italienisch.

Der Congress erledigt sein Arbeiten in allgemeinen Sitzungen und Section-Sitzungen. Die Einteilung der Sectionen richtet sich nach Massgabe der vorgeschlagenen Vorträge. Die Sitzungen finden statt in den Räumen der kgl. Universität.

Die Dauer der Vorträge in den Section-Sitzungen ist auf 30 Minuten beschränkt. Mitglieder, welche an den Discussionen Theilnehmen, sind im Interesse einer correcten Wiedergabe ihrer Ansichten gebeten, kurze Autorisate während oder nach den Sitzungen einzureichen. Zu diesem Zweck stehen Formulare zur Verfügung.

An sämtliche Delegationen, welche für den Congress Vorträge anmelden, ergeht das Ansuchen, den kurzen schriftlichen Auszug mit einer Inhaltsangabe des Vortrages in der Länge von 1-2 Druckzeilen vor Beginn des Congresses an die Secretariat einzuwenden. Dessen Auszug werden gedruckt und bei Beginn des Vortrages unter den Hörern vertheilt, damit bei der Verschiedenheit der Congress-Sprachen das Verständniss für die Hörer erleichtert wird.

Ueber die einzelnen Theile des Arbeits-Programms erhalten die Mitglieder des Local-Comité, welche in der Instanz besprochen sind, Auskunft. Ebenso werden man sich in Bezug auf Besichtigung der wissenschaftlichen Institute und eventuelle Demonstrationen in wissenschaften zu den betreffenden Fachlehrern an dem Local-Comité.

Arbeits-Programm: I. Psychophysiologie, II. Psychologie des normalen Individuums, III. Psychopathologie, IV. Vergleichende Psychologie.

Georg H. Wigand's Verlag

2, Lindenstrasse in Leipzig.

Bibliothek für Socialwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf sociale Anthropologie und Pathologie. — In Gemeinschaft mit Dr. Havelock Ellis, Prof. Enrico Ferri, Prof. Cesare Lombroso, Prof. Dr. Oest. H. Schmidt, Prof. Giuseppe Sergi und Prof. Dr. Werner Sombart Herausgegeben von Dr. Hans Kretzschmar.

Die hieher vielfach verstreute Arbeit namhafter Forscher auf diesem Gebiete soll in der vorliegenden Bibliothek einem Sammelplatz finden. Eine objektive Bearbeitung der Thatachen setzt die eigene Föhlung mit der gesamten Sociologie voraus. Dementsprechend werden die Probleme der Demographie, Statistik, Wirtschafts- und Social-Politik, von berufenen Fachmännern behandelt, zugleich Gegenstände der Darstellung für die Bibliothek sein. Die ökonomischen und Social-Hygiene sind die socialen Probleme mit Einschluss der Fragestellungen werden ganz besonders berücksichtigt werden.

Beiträge

liegen bereits vor oder folgen in nächster Zeit von: Dr. Edward David in Gießen, Dr. Havelock Ellis in Leland (Cornwall), Prof. Enrico Ferri in Rom, Dr. E. Ferracane, Dr. Verze in Bologna, Prof. J. B. Haycraft in Cardiff, Dr. M. Ketschinsky in Berlin, Dr. Hans Kretzschmar in Breg, Dr. Emil Laurent in Paris, Dr. Heinrich Leuz in Berlin, Prof. Thé. Ribot in Paris, Prof. Dr. Gust. B. Schmidt in Mennheim, Dr. Smith in Morbach am Bodensee, Prof. Dr. J. Singer in Wien, Herbert Spencer in London. — Mitarbeiter-schaft haben ferner angenommen: Geh. Rath Prof. Dr. W. Förster in Berlin, Dr. Francis Galton in London, Dr. Ernst Haeckel in Jena, Prof. Cesare Lombroso in Turin, Prof. Angelo Mosso in Turin, Prof. Dr. A. Reissner in Bremen, Dr. Max Nordau in Paris, Max Schippel in Berlin, Dr. Bruno Hölzelsack in Leipzig, Prof. Giuseppe Sergi in Rom, Prof. Sergi Sighele in Pisa, Prof. Dr. Werner Sombart in Breslau, Heinz Starkenburg in Breslau, Sidney Webb in London.

Bis jetzt erschienene Bände:

- Die Vererbung, Psychologische Untersuchungen über Genetik, ethnische sociale Konsequenzen von Th. Ribot, 10 Mk. brosch., 11 Mk. 25 Pf. geb.
- Nährliche Aenderung und Hausverbesserung von John B. Haycraft, 2 Mk. brosch., 4 Mk. 25 Pf. geb.
- Mann und Weib, ethnologische und psychologische Untersuchungen der sexuellen Genetik (unvollständig) von Dr. Havelock Ellis, 7 Mk. brosch., 8 Mk. 25 Pf. geb.
- Vererbung und Vererbung von Dr. Havelock Ellis, 1 Mk. brosch., 4 Mk. 25 Pf. geb.
- Socialismus und moderne Wissenschaft von Enrico Ferri, 1 Mk. 50 Pf. brosch., 2 Mk. 75 Pf. geb.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weissmann, Schriftmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 14. Januar 1896.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Gewährschreib der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Fundstelle für Stein-Alterthümer in Fährhof auf Rügen. Von v. Platen-Venus. — Zur Opfer-Anatomie. Von Dr. M. Höfler (Schluss). — Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ in Lauterthal e. J. 1895. Von Dr. C. Mühlis. — Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für Hermann von Helmholtz. — Beilage: Nachtrag zum Caseler Bericht.

Fundstelle für Stein-Alterthümer in Fährhof auf Rügen.

Von v. Platen-Venus.

Die Insel Rügen ist bekanntlich eine reiche Fundstätte vorgeschichtlicher Alterthümer, namentlich solcher der Steinzeit, welche sich dort in grösserer oder geringerer Zahl fast überall im Acker- oder Waldboden eingebettet finden. Neben diesen zerstreuten Funden und abgesehen von gelegentlichen Entnahmen aus den noch in grösserer Menge, stellenweise sogar in Gruppen vorhandenen Tumuli (hier Hünen-Gräber genannt) liefern aber die auf Rügen vielfach vertretenen Torfmoore fast regelmässig eine grössere Ansammlung an Alterthümern, und zwar aus Stein, Bronze und Knochen, welche letzteren sich hier in der Regel besonders gut conservirt haben. Eigenartig und besonders interessant ist jedoch das massenhafte Vorkommen der Stein-Alterthümer an einzelnen Localitäten der Insel, welche man nach Zahl, Art und Beschaffenheit der ersteren wohl mit Recht als Werkstätten bezeichnen kann. Einzelne derselben, wie diejenige an der Lietzower Fähre und in den Banzelvitzer Bergen sind den Forschern und Sammlern schon seit längerer Zeit bekannt und daher so stark ausgebeutet, dass gegenwärtig nicht mehr viel von Bedeutung daselbst zu finden sein dürfte. Andere, wie diejenige bei Putgarten — unweit Aroona — und bei dem Dorfe Gramitz — ebenfalls auf der Halbinsel Wittow — haben sich, zum Theil wohl in Folge ihrer Abgelegenheit, länger

der Beunruhigung entzogen und liefern noch gegenwärtig zahlreiche Fundstücke.

Diesen beiden letztgenannten reiht sich eine dritte bisher nicht bekannte Localität — ebenfalls auf Wittow — an, deren Entdeckung ich zwar nicht persönlich in Anspruch nehmen kann, deren Qualität als Werkstätte ich jedoch bei wiederholten Besuchen selbst constatiren konnte. Dieselbe liegt auf dem Gute eines meiner Verwandten, in Fährhof, auf dem südlichsten Theile der Halbinsel, und zwar abweisend von den vorher angeführten auf verhältnissmässig niedrigem Terrain, welches sich im Durchschnitt nur wenig über den Meeresspiegel erhebt, wengleich die etwa 1 bis 1½ Hektar umfassende und ungefähr 200 Meter von der Küste entfernte Fundstelle eine geringe Erhöhung gegenüber dem umliegenden Gelände darstellt. Nachdem ich bereits in den beiden vorhergehenden Jahren von Fährhof durch einen Angestellten meines Verwandten eine grössere Anzahl von Stein-Alterthümern für meine Sammlung erhalten hatte, wurde ich im Frühling des verflorbenen Jahres 1895 bei weiteren Nachfragen von dem ersteren darauf aufmerksam gemacht, dass er diese Sachen, wenn auch nicht ausschliesslich, doch in ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl an einer eng begrenzten Stelle, und zwar der vorbezeichneten, gefunden habe. Bei den daraufhin meinerseits vorgenommenen wiederholten Untersuchungen dieser Localität fand ich die Angaben meines Gewährsmannes vollkommen bestätigt. Ob-

gleich die fragliche Fläche damals — es war im Juli — mit sehr üppig im Kraut stehenden Kartoffeln bepflanzt war, gelang es mir doch, in verhältnismässig sehr kurzer Zeit eine grössere Anzahl von Stein-Altertümern der verschiedensten Art zwischen den Furchen zu finden und aufzuheben. Ein zweiter bald darauf erfolgter Besuch meinerseits ergab das gleiche Resultat. Weniger ergebnisreich war eine von mir im letzten Herbst auch Abertung der Kartoffeln vorgenommene Untersuchung, aber lediglich deshalb, weil der Acker unmittelbar vorher frisch gepflügt und daher alles im Boden Vorhandene mit leckerer Erde bedeckt war. So viel jedoch ergaben meine Nachforschungen mit Sicherheit, dass diese Stelle mit demselben Recht wie die übrigen oben genannten als Werkstätte bezeichnet werden muss, und zwar als eine solche, welche wahrscheinlich während der ganzen Dauer der Steinzeit, der älteren wie der jüngeren, dem gleichen Zwecke gedient hat, für welchen dieselbe sich wegen des in nächster Nähe befindlichen, am Meeresstrande vorhandenen reichen Materials an Flintstücken — Feuerstein — besonders eignen mochte. Denn es sind unter den Fundstücken sei ziemlich alle Kategorien von den ganz roh und plump gearbeiteten Instrumenten und Waffen der ältesten bis zu den in grösster technischer Vollendung hergestellten Artefacten der jüngsten Steinzeit vertreten. Auf den ersten Blick fällt die grosse Menge der umherliegenden Stein splitter und -Abfälle ins Auge, neben welchen sich eine grössere Zahl angefangener und unvollendeter Werkzeuge und oft nur theilweise bearbeiteter Feuersteinstücke bemerklich macht, deren eigentliche Bestimmung aus ihrer gegenwärtigen Form noch nicht mit Sicherheit erhellt, und welche in der Regel auch nur die Aufmerksamkeit des Sachverständigen erregen. Auffallend ist, wie bei anderen Werkstätten, auch hier die grosse Anzahl von Bruchstücken, namentlich solcher Geräthe, welche der späteren Steinzeit angehören. Mögen dieselben auch oft bei der Arbeit in Folge schlechter und krüchtiger Beschaffenheit des Steins zerbrochen oder zersprungen sein, so ist doch diese Ursache schwerlich als die allein wirkende anzusehen, denn sie erklärt beispielsweise das recht häufige Vorkommen von abgesprungenen Schneide-Enden geschliffener Keile keinesfalls. Im Einzelnen möchte ich von den in meine Hände gelangten Altertümern zur Charakterisirung der Fundstelle nur die folgenden erwähnen:

1) Reib behauene Aexte der älteren Steinzeit.

Unter den 26 Exemplaren dieser Gattung, welche ich im Laufe von 3 Jahren von der Feld-

mark Fährdheferhalten habe, rühren auffälligerweise nur wenige, 5—6, von dem obigen Fundorte her, während die übrigen fast sämmtlich nach Angabe meines Gewährsmannes an einer anderen gleichfalls ziemlich eng begrenzten Localität des Gutsareals gefunden sind. Unter jenen wenigen befindet sich jedoch ein besonderts eigenartiges und seltenes Exemplar von 26 cm Länge und 10 cm grösster Breite, welches ich als zweisitzige Axt (jedenfalls Waffe) bezeichnen möchte, da die Schneidn an einem der Schmalenden vollständig fehlt, vielmehr das eine derselben stumpf ist, während das andere in eine Art von rohem Handgriff ausläuft. Die beiden Längsseiten sind dagegen, wenn auch mit groben Schlägen, doch ziemlich regelmässig scharf zugehauen. Das Stück gehört jedenfalls der ältesten Steinzeit an. Den vorigen nahestehend, aber doch von ihnen zu unterscheiden sind die kleinen, für die dänischen Kjökkenmøddings typischen Aexte (Eisäxter), bei welchen die eine Breitseite eine einfache Spaltflöhe bildet, während die andere in der Regel mit einigen groben Schlägen anrechtgebauen und die Schneide durch eine einzige horizontale oder trianguläre Abspaltung, wie bei den vorigen, hergestellt ist (cf. u. a. Madson Steenalderen, Tab. 4, Fig. 1—3). Dieser Art besitze ich 6 in Fährhof gefundene, von welchen 3 von dieser Werkstätte.

2) Prismatische Messer.

Wie überall, auch hier am häufigsten verkommend. Von 64 Stück, welche ich von der Fährhofer Feldmark besitze, ist die überwiegende Mehrzahl auf obiger Werkstätte gefunden und unter ihnen sind die verschiedenen Formen, welche mein verehrter Gönner, der Conservator des Stralsunder Provinzial-Museums, Dr. Rud. Baier, in seiner Beschriftung: „Die vorgeschichtlichen Altertümer des Provinzial-Museums für Neu-Vorpommern und Rügen. Stralsund 1880.“ des Näheren beschreibt, sämmtlich mehrfach vertreten. Unter denselben befinden sich eine grössere Anzahl noch weiter sorgfältig bearbeiteter und durch die ihnen gegebene Form interessanter Exemplare, u. a. 3 halbkugelförmige, auch mehrere mit Stiel- oder Schaft-Ansatz, sowie etliche, die durch einige feine Schläge zu Lanzen-, Speer- und Pfeil-Spitzen aptirt sind.

Besonders charakteristisch scheint mir das anfallend häufige Vorkommen der

3) Schaber

an der gedachten Fundstelle zu sein. 52 Stück innerhalb der letzten 2—3 Jahre gefundene stammen fast sämmtlich von derselben her, und eine grössere Anzahl dieser Fundstücke habe ich persönlich an Ort und Stelle aufgenommen. Darunter

sind die verschiedenartigsten Formen, wie gestielte und löffelförmige, ovale und runde, dicke und klumpige, flache und ganz dünne vertreten, auch mehrere ganz eigenartige, wie ich sie in dieser Form weder im hiesigen Provinzial-Museum noch anderweitig gefunden habe. Ebenso verschiedenartig ist die Art der Bearbeitung, von einigen grösseren Schlägen, durch welche die runden Abhiebe von Feuerstein-Knollen für ihren Zweck gerichtet sind, bis zur schönsten und sorgfältigsten Dangelung, mittelst welcher diesen Instrumenten häufig eine sehr gefällige Form gegeben ist.

Man geht daher wohl nicht fehl in der Annahme, dass die Schaber während der gesammten Steinzeit von der ältesten bis zur jüngsten dort hergestellt und benützt worden sind, zumal dieselben sich sehr wohl zum Abschuppen der Fische, welche der Urbevölkerung hier jedenfalls in weitem Umfange als Nahrungsmittel gedient haben, eignen dürften.

Neben den oben beschriebenen Formen möchte ich besonders auch auf das Vorkommen von Hohlsehären verweisen, deren ich gleichfalls mehrere sehr interessante Exemplare an dieser Stelle selbst gefunden habe.

4) Bohrer von Feuerstein,

sonst im Ganzen zu den selteneren Funden zu rechnen, kommen auf qu. Werkstätte ebenfalls des Oeffteren vor. Ich habe von dort 12 Stück für meine Sammlung erhalten, welche sich meist durch sorgfältige Bearbeitung auszeichnen. Vielleicht sind sie bei Anfertigung von Fischer- und Geräthen und dergl. in grösserer Zahl gebraucht worden.

Die fernere detaillierte Aufzählung der einzelnen Fundobjecte würde hier zu weit führen; ich will nur kurz erwähnen, dass unter denselben sich manche seltenerer Stücke befinden, wie z. B. zwei Schleifsteine von besonderer Form, ein Näpfchenstein (Kiesel mit correspondirenden flachen Vertiefungen auf beiden Seiten), ein Hammer oder Axthammer von Gneiss von eigenartiger langgestreckter Form mit einem erst etwa zu $\frac{1}{3}$ durchgebohrten Schaftloch, etc. etc.

Unter den der späteren Steinzeit angehörigen Werkzeugen findet sich auffallend viel Bruch, und die vollkommen wohl erhaltenen Stücke — oft in grosser technischer Vollendung gearbeitet — befinden sich dem gegenüber in der Minderzahl. Es ist das eine Erscheinung, welche sich bei allen Werkstätten wiederholen dürfte, da naturgemäss in Folge der grossen Sprödigkeit des Feuersteinmaterials oder zunächst nicht sichtbarer Fehler im Stein (Drusen, brüchige Stellen) Manches wohl

bei der Arbeit zerbrach oder missglückte und dann verworfen wurde. Sonderbar ist es, dass von geschliffenen Feuerstein-Beilen und Axten fast nur die abgehobenen Schneid-Enden sich finden, diese allerdings ziemlich häufig, während ganze Exemplare kaum vorkommen, wie dies bereits oben erwähnt ist.

Schliesslich möchte ich noch auf diejenigen Fundstücke von der Fährhüfer Werkstätte verweisen, welche meines Erachtens der Uebergangszeit von der älteren zur jüngeren Steinperiode angehören, indem dieselben nicht mehr die rohen unentwickelten Formen und manche charakteristische Merkmale der paläolithischen Typen zeigen, sondern zwar eine grössere Geschicklichkeit und Routine in der Behandlung des Feuersteins verrathen, doch aber von der technischen Vollendung, der sanfteren Arbeit und den gefälligen Formen der jüngsten Steinzeit noch ziemlich weit entfernt sind. Dieser Zug tritt mit ziemlicher Deutlichkeit hervor bei einigen Beilen, deren Schneide namentlich eine sorgfältigere Bearbeitung durch einzelne gleichmässige schwächere Schläge zeigt, besonders aber bei verschiedenen Lanzen-, Wurfspieß- und Pfeilspitzen. Die Lanzen z. B. sind zum Theil noch dem älteren mandelförmigen Typus nachgebildet, lassen aber in der Art der Arbeit doch einen zweifellosen Fortschritt erkennen, und haben meist schon eine zierlichere, weniger plumpe Gestalt.

Hiermit könnte ich meine kurze Beschreibung dieser Fundstelle schliessen, wenn ich es nicht für angezeigt hielte, noch auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche bis jetzt allerdings der localen Forschung ein ungelöstes Räthsel anzugehen scheint.

Bereits als ich die ersten Funde von der qu. Stelle erhielt, wurde meine Frage an den Finder, ob er dort nicht auch Urnen-Scherben entdeckt habe, absolut verneint, dagegen von demselben bemerkt, dass ihm mehrere kleine Stellen im Ackerboden durch ihre scharf begrenzte dunklere Färbung aufgefallen seien, welche wohl als Brandstätten zu bezeichnen sein dürften. Dass dergleichen thatsächlich vorhanden sein würden, wurde mir bereits bei meinen ersten Besuchen der qu. Localität dadurch bestätigt, dass ich in den Enten zwischen den Kartoffelfreihen eine grössere Anzahl etwa faustgrosser Steinbrocken von Granit, Gneiss, Sandstein etc. fand, welche sowohl durch ihre auffallend schwärzliche Färbung als auch durch ihre müde, brüchige Beschaffenheit die Einwirkung eines intensiven Feuers unverkennbar verrathen. Die geschwärzten Stellen im Boden waren natürlich wegen der sie bedeckenden Frucht damals

nicht wahrnehmbar, traten aber bei meiner letzten Anwesenheit im Spätberst nach Aberntung der Fläche mit grösster Deutlichkeit hervor. Ich zählte deren etwa sechs, welche in unregelmässigen Abständen über eine Fläche von ungefähr 1 Hektar vertheilt waren. Um nun womöglich Ursprung und Bedeutung derselben zu ergründen, stellte ich im November 1895 mit einigen Mannschaften Nachgrabungen an, den durch Brandspuren markirten Punkten an, bei welchen sich Folgendes ergab:

1) In einer Tiefe von 50—60 cm unter der Oberfläche fand sich eine 15—20 cm starke mit geringen Ueberresten von Holzkohlen gemischte Aschenschicht, und auf deren Grund ein dichtes und festgefügtes Pflaster von faustgrossen und etwas grösseren, im Feuer geschwärzten und morschen Steinen der oben genannten Arten (Granit, Gneiss, Sandstein), aber kein Feuerstein. Das Ganze bildete ein Rechteck von etwa 2 Meter Länge bei 0,75—1 Meter Breite. Von Artefacten fand sich nur, und zwar zwischen den das Pflaster bildenden Steinbrocken, eine an einem Ende stark abgeplattete Granitkugel von ca. 6 cm Durchmesser, dagegen nichts von irgend welchen anderen Beigaben, namentlich auch keine Spur von irgend welchen Gefässcherben oder Knochen-Ueberresten.

2) Die übrigen gleichfalls angegrabenen Brandstellen — etwa fünf — zeigten einen ziemlich übereinstimmenden Befund. Die gleichfalls vorhandene mit Erde und schwachen Kohlenresten gemischte Aschenschicht lag etwas flacher unter der Oberfläche, ca. 30—40 cm tief, und war von wechselnder Stärke, durchschnittlich etwa 12—15 cm. In derselben und auf ihrem Grund fanden sich ziemlich unregelmässig vertheilt und in losem Gefüge wieder je 10—12 Steinbrocken von gleicher Grösse und Art, wie unter 1 angegeben. Das Ganze zeigte mehr eine rundliche Figur und hatte an allen Stellen nur ca. 1 Meter Durchmesser. Irgend welche Knochenreste, Gefässcherben oder sonstige Artefacte fehlten vollständig und auch in der Umgebung dieser Brandstellen, in welcher ich mehrfach auf gut Glück nachgraben liess, waren keine Spuren davon zu entdecken.

Dies im Ganzen negative Resultat ist vielleicht um so überraschender, als die ganze Anlage der Brandstellen im Uebrigen fast bis ins Kleinste mit anderweit gemachten Funden und Wahrnehmungen übereinstimmt, nur eben mit dem Unterschiede, dass hier in Fährhof — abgesehen von der einen erwähnten Granitkugel — alle Beigaben und Reste, welche eine Aufklärung über den eigentlichen Zweck dieser Feuerstellen gewähren könnten, fehlen. Schestedt schreibt u. a. in seinem Werke „Fortidsminder og Oldsager etc.“ pag. 314, 316 n. f.

vollkommen analoge, nur zum Theil etwas umfangreichere Anlagen, welche er auf seiner Besichtigung Broholm in Dänemark entdeckte und als „trous avec traces de fen“ und „pavages avec traces de fen“ bezeichnet. Entsprechend einem noch heute in ein paar Dörfern des südöstlichen Jütland: Horne und Thorstrup gebräuchlichen sehr primitiven Verfahren zur Herstellung eigentümlicher den vorgeschichtlichen Gefässen äusserlich ähnlicher Topfwaaren (Jydepotter) nimmt er an, dass diese Feuerungs-Anlagen im Wesentlichen dem Zwecke des Trocknens und Brennens der Thongefässe an schwachem Feuer von Heide-Plaggen und dergl. dienten, und diese Annahme wird in der That gestützt durch das Vorkommen massenhafter Gefässcherben in und neben den von ihm beschriebenen „trous“ und „pavages“. Allerdings sind ebenda auch grössere Mengen von Knochenresten — meist von Hausthieren herrührend —, sowie Artefacte aus Stein, Bronze und Eisen gefunden worden, welche den Schluss nahe legen, dass jene Feuerstellen doch gelegentlich und wenigstens nebenbei auch anderen Zwecken — namentlich dem Kochen der Nahrungsmittel — gedient haben mögen.

Dass die Fährhofer Brandstellen als Unterlage für Scheiterhaufen zur Leichen-Verbrennung (vgl. Schestedt, pag. 316: Emplacements de hâchers und Madsen Steenalderen, pag. 19: Fund på Oen Anholt) gedient haben sollten, ist schon wegen des geringen Umfangs derselben nicht anzunehmen.

Ihr Ursprung und ihre Bestimmung bleiben daher vorläufig dunkel, wenn nicht spätere Funde oder event. Nachgrabungen noch eine Aufklärung bringen.

Zur Opfer-Anatomie.

Von Dr. M. Höfler.

(Schluss.)

V.

Das Blut, das als das heiligste Material des Opferthieres galt, musste vollständig ausrinnen aus der Brusthöhle, vermuthlich in irgend ein schalenförmiges Gefäss, vielleicht auch in einen schon entleerten Magensack oder in die Hirnschale des Opfers; die um das letztere herumstehenden wurden mit dem Blute mittelst Erlens- oder Kranawittreisern, die in dasselbe eingetaucht waren, besprenzt; das angesammelte Blut aber ward verbrannt als eine Göttergabe, der das Volk einen grossen Heilwerth zuschrieb, namentlich wenn man es frisch, warm trank, oder die leidenden Theile daran tauchte; es scheint, dass immer so viel Opferblut nebenbei abfloss, dass davon noch zu volksmedizinischen

Zwecken verwendet werden konnte, immer aber musste jeder Unfug mit demselben verabschiedet worden sein. Bei der Gelegenheit des Ausrinnens des Blutes und der Herausnahme des Herzens musste sich der Gode von dem Bestande eines Vorherzens (= Eingeweide, Fett vor dem Herzen; Herzbeutel) und der sogen. Herzhänder (Herzrück) überzeugen, mit welchen das Herz und die übrigen Brusteingeweide an der Brustwirbelsäule befestigt sind; dann wurde das Herz als eine Speise der Götter (daher das Herz als Opfergabe der hippokratischen Schule bereits bekannt war als die im Bausche herangekommenen übrigen Eingeweide) zu der übrigen Opfergarbe gelegt, und das mit dem Raehen (ahd. hrabho) zusammenhängende Eingeweide herausgenommen: Schlundröhre, Luftröhre mit Lunge und Zwerchfell (= Kra-, Kro-, Kronfleisch). Dieses kraw ist ein Wort, welches his vor Theilung der germanischen Stämme zurückgeht und aus der Opferanatomie in die Küchenanatomie oder Metzgersprache überging; auch hier kennzeichnet das Wort den Mangel an physiologischen Kenntnissen jener Zeitperioden; es gibt nur das Collectiv der mit dem Raehen oder kra-Laut-Organen anatomisch zusammenhängenden Opfertheile, wovon der leichtere Theil (german. ling = leicht sein; indogerman. lengh = leicht), die Lunge, vom Gode zur Göttergarbe gelegt wurde, die für das Brandopfer bestimmt war, daher die Godes-Lunge als heiliger Opfertheil, auch beim häuslichen Opfer; (die Godes-Lunge war ein so allgemeiner Begriff geworden, dass das Wort zum Scheltwort angebildet und unter Vermeidung des erst später herausgefühlten Anklages an „Gott“ in Potzlinge umgewandelt wurde).

VI.

Herz und Lungen bildeten das Gehäng des Opfertieres, das vom Gerech der Bauchhöhle (Ingedarm, Ingetum) durch das dazwischen liegende Zwerchfell oder Mittelreiff getrennt ist. Das Lungeweide, das vermuthlich bei kleineren Thieren herausgerissen wurde, unterschied sich als Waid-sack (Magen) oder nach seiner Grösse oder Leere, nach seinem geringeren oder grösseren Fettgehalte, nach seiner Beweglichkeit als Faistdarm oder Grossdarm, Kleindarm, Bodenstück etc. vom fettreichen Gekröse (Inschlitt); das Ingerkäuseh hiess auch Geschling, Greh, Glicer. Nach Ausweidung dieser Brust und Bauseingeweide blieb der noch gewissermassen mit Rippen durchflochtene Rumpftheil, die Krippe, zurück; auch die Nieren hlieben beim Lendenfett zurück. Die leicht zersetzliche Leber aber musste bald vom Gode oder Hausvater für das Brandopfer herausgeholt werden;

auch sie ist aus „Potzleher“ (wie die Potzlunge) als Godes-Leher zu erschliessen. Da der Genuss einer Franenleher nach heutigem Volksglauben unsichtbar machen soll, so war sie sicher eine Godeheitspeise und gehörte zum „Greh“ [vernannte Thierleher (und Thierlunge) ist heute noch ein Dämonen vertreibendes Mittel, wie das Schlachtmesser]. Der Gode aber musste vor der Opferung die hittere, gleichsam unreine Galle als einen giftigen Naturfehler herausnehmen, damit die Gallenhanigkeit nicht die übrigen Kultspeisen verdarb. Die Galle ist auch in der Volksmedizin nur äusserst selten zu finden und dann nur ein aus der Schulmedizin stammendes Mittel. Auffällig ist, dass das (latein.) Jecur, das Augurium des Haruspex, das Divinations-Organ der (heidnisch-)römischen Eingeweideheuer, als solches Wort im fortlebenden (christlich-)Romanischen ganz verloren ging.

Ueherall in deutschen Landen ist der Donnerstag ein sogen. Fleishtag, an dem man Fleisch zu essen pflegt; durch ganz Oberbayern ist für die bürgerliche Küche der Donnerstag der Leherknödeltag; der heidnische Kulttag (Donnerstag) war gewiss ein Tag der Schlachtung eines Opfertieres, an dem die Leher des Opfertieres (oder Schlachtthieres) dem opfernden Gode oder Hausvater zurückgegeben wurde; daher auch der Donnerstag den obligaten Leherknödel in der Küche lieferte.

Die Milz ist das einzige Organ, dessen Namen von den alten germanischen Vorstellungen über die Physiologie der Verdauung sich ableitet, da die (germanische) Milz zu Malz etymologische Beziehung hat, d. h. die Milz sollte den Speisehrei mälzen, erweichen, schmelzen; sicherlich aber wurde aus der Lage der Milz gewissagt. (Wutke, S. 117.)

Die Entfernung der Genitalien war die eigentliche „Lösung“ (vergl. angl. heliod = castratus, dem die Hoden ausgelöst sind). Mit dem mittelst des Schrotmessers oder Bräuteisens (angl. hret-lasern) ausgelösten Genitalien (Geschroet) wurden die Theilnehmer am Kultopfer herührt, die Theile selbst mit Vorliebe an Bäumen im Kultwalde aufgehängt.

Das Gehirn oder Brägen wurde nach Entfernung des Grund- oder Hinterhauptbeines aus der Schädelhöhle entleert; dass man das Gehirn der grösseren Schlachtthiere verzehrte, ist wohl wahrscheinlich. Das Katzensgehirn (stellvertretend auch Wiesel- oder Eichkätzchen-Gehirn) dagegen wurde sicher verzehrt, da der Volksglaube dem Verzehren des Katzensgehirns die Lichtheltheit oder Katzenkrankheit zuschreibt, jedenfalls wurde der enthirnte Schädel, die Kupffanne (eranium) zum Trinkgefässe (für das Opferblut) [Abhild. s. Correspond. Bl. f. Anthrop. 1882, No. 6, p. 1] und auch in spä-

terer Zeit als Schale für das in dreierlei Arten eingefüllte Opferkorn benützt. Nun wurde vom kopflosen Thiercrämpfe mittelst des krummen Schabmessers (= scalpellum) die Haut abgezogen. Bei kleineren Säugethieren und beim Familienopfer wurde der Büttling oder die Kalbhaut zum Wasserbalg benützt (= Wasserkalb); bei grösseren Thieren scheint man die Knochenabfälle und das nicht zum Götteropfer bestimmte Gehüt, das Ausgebüttete, Ausgeworfene, in die Haut eingeschlagen und eigens verbrannt zu haben, wenn die Haut nicht dem Gode zufiel, der sie dann im Eichenlob vom Löher gerben liess. Die abgezogene Boekshaut hatte besondere Zauberkraft, ebenso die Kuhhaut, die nach der Volksage die Kleidung der Berehta war. Im Voigtlande wickelte man am Christ- oder Sylvesterabende neuerlei Speisereste vom Abendbrode in eine Ecke des Tischuches und horchte dann daran (Jahn, D. Opfgerh. 288), ein Beweis, dass man auch aus der Opferthierhaut, die mit den Knochenabfällen und dem Gefütt gefüllt war, koste, d. h. Wahrsagung für die Zukunft sich erhörte.

Unterdessen war durch das Nothfeuer der Opferholzstoss angebrannt worden, an welchen die Opfergarbe gelegt war, d. h. das vollständig gar gemachte Götteropfer (garra = gar-arwa = fertig gemacht, kariwo = victima). Die beste Gabe war die Garhschale am „heiligen“ oder Kreuzbein, weil sie das fettreiche, hratige Fleisch an der Beckenschale enthielt (Hufschale, Mittelschale, Oberschale, Sehweischale); dies war der eigentliche Garbraten, der sich als tributa an den Zellenmönch oder Widdams-Inhaber, die geistlichen Herren (daher Herrennauss genannt) immer mehr ausdehnte quoad magnitudinem, selbst bis zur Niere hinauf, ein Organ, das immer mit dem Lenden-Fleische gebraten wurde wie es scheint, d. h. vorher nicht eigens ausgelost wurde; die übrigen Fleischtheile (Brat) aber wurden wohl auf einem anderen Holzstosse, getrennt vom Götteropfer, am Spiesse gebraten, dann stückweise (Stückfleisch, Sehlagbraten) ausgehauen und an die Sippenossen als Opfertheilnehmer ausgelost, d. h. als Opfer-Losung in Empfang genommen; die abfallenden Knochentheile aber sorgfältig gesammelt, zu Knochenhäuten angehäuft und wohl noch lange als heilkräftig und Glück weissagende (= sortissa) Gegenstände des Cultus betrachtet. Ueberhaupt scheint ein jeder Theilnehmer am Brandopfer für die Gottheit etwas noch als Bescheidessen mitgenommen zu haben für die Angehörigen des Hauses (da auch den Opferresten die gleichen Zauberkräfte innewohnen mussten nach dem Volksglauben), um dieselben dort in

allerhand Nöthen als kräftige Heilmittel zu gebrauchen, deren Heilwerth, wie die Volksmedicin lehrt, bis auf unsere Tage — allerdings in abgeloßter Form — sich erhalten hat.

Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ im Lauterthale i. J. 1895.¹⁾

Die Gräberstrasse (vgl. Jahrgang 1895 Nr. 4 S. 27—31).

Von Dr. C. Mehlis in Neustadt i. Pf.

Eine der wichtigsten Fragen bei der Untersuchung der römischen Kastelle auf dem linken Rheinufer ist die Frage nach der lokalen Provenienz der bei Erbauung der Wallmauer eingesetzten monumentalen Reste. Es sind dies wie an der Mosel so am Mittelrhein meist Fragmente von Grabdenkmälern, die ohne Zweifel in der Zeit der Herstellung der Kastellmauer pietätlos der „dira necessitas“ zum Opfer fielen.

Weder bei den Hettner'schen Grabungen an der Mosel (vgl. „die Neumagener Monumente“ Frankfurt a/M. 1881) noch bei denen auf der „Heidenburg“ bei Waldschiebich, auf der „Heidenburg“ bei Oberstufenbach und Kreimbach konnte bisher diese Frage definitiv gelöst werden und zwar durch archäologische Beweismittel.

Diese Lösung ist nun durch die von Herrn Ludwig Scheidt und dem Unterzeichneten bei den Grabungen des Jahres 1895 gemachten Funde mit ziemlicher Sicherheit herbeigeführt worden.

Auf der Südwestseite der „Heidenburg“ befindet sich eine ziemlich ausgedehnte natürliche Terrasse, über welche in der Richtung Südost-Nordwest ein alter Verkehrsweg zur Nordostecke der „Heidenburg“ und zum dazugehörigen Hauptthore hinführt. — Auf dieser an mehrfachen Denkmälern bereits ergiebigen vielleicht früher leicht unwallten Terrasse fand sich nun im Winter 1894 und Sommer 1895 eine ganze Reihe von theils vollständigen theils fragmentirten Grabdenkmälern. Die Fundorte derselben liegen so ziemlich in einer südöstlich bis nordwestlich sich hinziehenden Reihe und zwar vorzugsweise an der linken d. h. südwestlichen Seite des eben erwähnten alten Weges (vgl. Zeichnung in d. V.'s „Studien“ XII. Abtheil. 1895, Taf. I oben und Zeichnung im Text). In meinen „Studien“ XII. Abth. war es mir nur möglich die wichtigeren Fundstücke anzudeuten, es folge hier bei der archäologischen Bedeutung der von Hettner, Zangemeister, Harster u. A. bereits „angesehnten“ Frage aus dem von mir an Ort und

¹⁾ In d. V.'s Werk: „Bilder aus der Pfalz“ Neustadt 1895. 1. Suppl.-Heft. befindet sich eine hübsche Ansicht von Kreimbach und der „Heidenburg“.

Stelle aufgenommenen Inventar ein kurzer Anzug. Es fanden sich hier folgende Stücke und zwar Nov. 1894 und Sommer 1895:

1) Reliefstein von 25:26 cm Grösse, darstellend Kopf und linken Flügel eines Todtenoros. Vgl. Baummeister: „Denkmäler des klass. Alterthums“ Fig. 546.³⁾ — 2) Reliefstein von 35:60 cm Grösse, darstellend die gekreuzten Untersehenkel und Füsse einer Tänzerin, wie sie auf mittel-

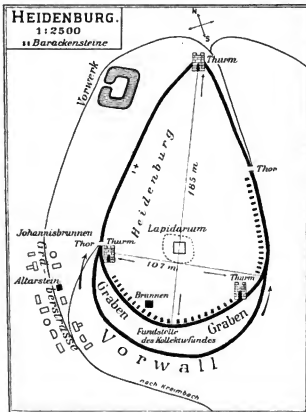
Grösse mit folgenden 3 Zeilen, dem Reste der Dedikationsinschrift:

Z. 1: VI IVSOVINI
= Jansovini.

Z. 2: C VISI VIVOS ETIV
= civis? vivos. et.

Z. 3: IE VXORI DEFVNC
= Juliae uxori defunc (tae).

5—8) vier Steinkisten von circa 40:50:55 cm Grösse und je 20 cm Tiefe. Der innere, undichte Raum war bestimmt für Aufnahme der Aschengüsse und der Beigaben. Gerade diese sind wichtig für die Bestimmung des alten Weges als Gräberstrasse. Diese Steinkisten finden sich mit Beigaben des 1. bis 3. Jahrh. zahlreich in den römischen Friedhöfen der Pfalz, so in Eisenberg, Kindenheim, Einöllen u. a. O. An manchen Stellen wird die Steinkiste durch senkrecht gestellte Thonplatten oder einzelne Steinplatten ersetzt. — 9) Relief von einem Grabdenkmal; dasselbe stellt im oberen Felde ein nach R. galoppirendes Ross, im unteren einen Delfin dar. — 10) Rumpf einer Vollfigur eines Todtenoros von 34 cm Höhe. Diese nahezu klassisch gestaltete Figur zeichnet sich aus durch zwei Flügelstümpfe, ärmelloses Gewand mit Bändern um die Taille, Rundhül auf der Brust. Die Figur ist aus weissem Sandstein gearbeitet. — 11) Eckgeismenstein von einem Grabdenkmal von 35:68:80 cm Grösse. Die Balkenenden treten aus dem Geweis plastisch hervor. Aehnliche Architekturstücke sind vom Aventium in der Schweiz bekannt, ebenso von unserer „Heidenburg“.⁴⁾ — 12) Grabplatte von 25:48:70 cm Grösse mit



rheinischen Grabdenkmälern öfters abgebildet sind (vgl. Bonner. Jahrbücher Heft 77, Taf. VII, Fig. 2)⁵⁾. — 3) Rest eines mit schweren Rundstab verzierten Grabdeckels. An Buchstaben konnte d. V. nur ein A feststellen. (Verstetzeichen?). — 4) Grabplatte von 58:58:84 cm

schwach reliefirten Blattarabesken. Aehnlich ornamentirte Grabplatten bilden das Fundament des auf der Südwestseite befindlichen Eingangsturmes. 13) Halbsäule von 50 cm Dicke und 47 cm Höhe aus Quarzit. Auch diese scheint zu einem Grab-

³⁾ n. ²⁾ Vgl. Abbildung 1696, S. 80.

⁴⁾ Dieselbe Platte ist im Lapidarium der „Heidenburg“ vom Verf. eingelassen worden.

male gehört zu haben. 14—15) Reste von Inschriftstücken, die zweifellos ebenfalls zu Grabmälern gehören:

Nr. 14: V F 35:18 cm

Nr. 15: V I V 22:11 cm
(= viv- (o oder os).

16) Rest einer von einem Grabmal herrührenden männlichen Figur in Relief. Grösse 30:32 cm. Die Gestalt hält in der erhaltenen Rechten einen vollen Geldbeutel. Ähnliche Reliefs sind von römischen Grabmälern von der Mosel und der Saône bekannt (vgl. Museen zu Trier, Luxemburg, Antun n. a. O.).

Kleinere Reliefs und minderwertige Architekturstücke, z. B. Gesimse mit einfachen Kyma, sind hier weggelassen. Doch gehören auch diese — fast ohne Ausnahme — zu grösseren Grabdenkmälern. —

Was die Fundtiefe der aufgefundenen Denkmäler anbelangt, so lagen sie theils oberflächlich, theils in einer bis zu einem Fass ansteigender Humusschicht. Auch in dieser Beziehung spricht kein Umstand gegen die Annahme, dass diese Grabdenkmäler-Reste vielfach noch in situ liegen. Manche von ihnen, z. B. die zwei Todtenos-Reliefs, das Relief mit Ross und Delphin, waren ja überhaupt zum Transport auf die Höhe des Kastelles nicht passend, weil zu klein, andere wieder, 84 cm lange, 58 cm hohe und breite Grabsteine mit der Inschrift des Jusovinus (Nr. 4), wegen ihres Gewichtes nicht geeignet, auf die steile Höhe hinauf geschleppt zu werden. — Diese Rücksicht — 1) Gewicht und Last der Grabsteine; 2) Höhe und Böschung der Kastelllage — verbieten geradezu prinzipiell die bisher vielfach gemachte Annahme, diese disiecta membra monumentorum seien aus weiterer Ferne, in unserem Falle etwa vom jenseitigen Thale aus, vom Rothelberg³⁾, hierher transportirt worden. Dies war faktisch, wie sich der Verf. beim Transporte kleinerer Architekturstücke hergab persönlich überzeugt hat, unmöglich. Die oben zur Verwendung kommenden Hansteine mussten aus nächster Hand, d. h. von der direct unten gelegenen Gräberstrasse bezogen werden. — Diese hatte zudem hier eine prächtige Lage. Ringsum nach West, Nord und Ost die grünen Höhen des Lauterthales, ein Südost der weite Blick auf den sich abzeichnenden Rand des Hart-

gebirges und seine Felskuppen: Drachenfels und Kalmit. Für die Bewohner des Römerkastelles ein idyllisch gelegenes Todtenfeld zu Füssen der schützenden Veste mit ihren hohen Zinnen und Thürmen!

Schliesslich haben wir hier nur dasselbe Verhältniss wie bei den Limes-Kastellen zwischen Lage des Kastelles und des Gräberfeldes. Genau korrespondirt die Lage des Gräberfeldes und der Gräberstrasse am Südfuss der bekannten Saalburg mit unserer „Heidenburg“. Nur dass dort die Gräberstrasse direct in die porta deumana eintritt, während hier der „alte Weg“ einen Umweg nach Nordosten von wegen der Steigung machen muss (vgl. v. Cohausen: „Der römische Grenzwall in Deutschland“ 1. Lieferung Taf. XIV. „Castel Saalburg“). —

Wie entstand, fragen wir zuletzt, unser Trümmerfeld am Südfuss der „Heidenburg“? Ohne Zweifel entsahm die fremde Soldateska der Diokletianischen Zeit, in welche etwa die Neunauge der „Heidenburg“ fällt, hier unten ohne jede Rücksicht den Grabmälern an Hansteinen, was zum Transport nach oben tanglich schien; die anderen zu schweren und zu liebten Werkstücke liess man in Trümmern liegen, sie später z. Th. durch die Bauern der Umgebung als Baumaterial nach unten gelangten, z. Th. durch die Humusdecke der Jahrhunderte dem suchenden Auge entzogen wurden. Hier fanden die Reste die Forscher der Gegenwart. Aus den Denksteine wird an Ort und Stelle ein zweites Lapidarium errichtet.

Central-Comité

zur

Errichtung eines Denkmals für Hermann von Helmholtz.

Berlin, im Januar 1896.

Bald nach dem am 8. September 1894 erfolgten Tode von Hermann von Helmholtz haben sich zur Errichtung eines Denkmals für den Verstorbenen Vertreter fast aller Kulturvölker, des verschiedensten Berufsstandes und Ständen angelehrt, vereinigt und einen Aufruf erlassen. Infolge dessen ist nun bisher zwar eine recht beträchtliche Summe eingeworben; sie reicht aber nicht aus zu einem der Bedeutung des grossen Todten würdigen Denkmal.

Wir dürfen daher nicht unterlassen die Thatsache weiterer Kreise für unsere Beiträge in Anbetracht zu nehmen und werden uns dabei auch an die naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands, denn Hermann von Helmholtz hat nicht nur den Ausbau unserer Naturkenntnis zu einem folgerichtigen, fast in sich gegründeten System mächtig gefördert, sondern zugleich auch eine fast unabwehrbare Fülle von einzelnen neuen Thatsachen aus dem Leben gelehrt.

Wir geben uns der Hoffnung hin, dass ihr Verein und seine Mitglieder gerne bereit sind, eine Beisteuer zu einem Denkmal für das grosse Gedenken zu geben und, wenn möglich, auch die anderen Kreise ihrer Stadt zu Doltzügen anzuregen.

Einsendungen erbiten wir direct an den unterzeichneten Schatzmeister.

Dr. B. Delbrück, Staatsminister, Vorsitzender.

Dr. Arthur Ebnig, Prof. a. d. Universität, Schriftführer,
Berlin N.W., Flemingstrasse 1.
Neudolfscha n. Co., Schatzmeister, Berlin W., Jägerstrasse 49/50.

³⁾ Ueber die dortigen Funde, bes. den Attis vgl. Correspondenzblatt d. d. Gesellsch. für Anthropologie 1895 Nr. 4 S. 30—31.

I. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel.

Vorversammlung in Driburg.

Die „Gräfte“ bei Driburg eine mittelalterliche Befestigung.

In dem Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung in Cassel legt Herr v. Stolzenberg-Luttmerzen seine Auffassung über die Ergebnisse der Ausgrabungen bei Driburg dar unter der Ueberschrift „Das vielgesuchte Schlachtfeld im Tentöhringer Walde ist endlich gefunden“.

Hervorragende Mitglieder der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, welche bei der Ausgrabung zugegen waren, sind mit mir der Meinung, dass jene Auffassung gänzlich in die Irre geht und hier nicht unwiderlegt bleiben darf. Es ist nicht das Geringste zu Tage gekommen, was auf einen römischen Ursprung der Gräfte schliessen lassen könnte; vielmehr vereinigen sich alle Fundumstände zu dem klaren Resultat, dass wir es mit einer mittelalterlichen Befestigung zu thun haben, wie solche in dieser Form in Westfalen und Rheinland jetzt schon in grösserer Zahl aufgewiesen werden können.

Die Anlage der „Gräfte“ zeigt in der Mitte einen viereckigen Hügel von etwa 11 m Durchmesser, um ihn herum doppelten Graben und Wall und zwar von innen nach aussen Graben—Wall—Graben—Wall, so dass zu äusserst ein Wall liegt. Im Süden ist ein kleines Wallviereck vorgelegt und im Norden wird das Ganze durch einen Längswall gedeckt.

Holzermann hielt die Anlage ihrer regelmässigen Form wegen und weil die Bauern ihm erzählten, dass darin hantle Scherben gefunden seien, von denen er selbst aber nichts mehr zu sehen bekam, für römisch und sprach die Vermuthung aus, dass der mittelste Hügel vielleicht die ara Drusi berge. Herr v. Stolzenberg hat dann 1888 in der „Gräfte“ gegraben und will damals „die Torsen zweier kleiner Amphoren, die mit bedeutender Kunstfertigkeit auf der Drehscheibe gefertigt waren“ gefunden haben, im Uebrigen aber nur Mittelalterliches, so dass er im Ummuthe die Ausgrabung plötzlich abbricht. In den folgenden Jahren ist er dann aber zu der Auffassung Holzermanns zurückgekehrt und hat dessen Vermuthung bei sich immer mehr zu einer festen Ueberzeugung ausgebildet. So ind er im August 1890 die deutsche anthropologische Gesellschaft ein zur feierlichen Ausgrabung des „Drusinarars“.

Den Befund dieser Ausgrabung haben wir, die wir an Ort und Stelle am meisten unsere Meinungen ausgetauscht, in folgendem Protokoll niedergelegt.¹⁾

Ausgrabungs-Protokoll.

Am 6. und 7. August 1895 wurden durch den Freiherrn v. Stolzenberg-Luttmerzen im Beisein des

¹⁾ Herr Geh.-Rath Virchow ersuchte uns, ihn von der Unterschrift zu entbinden, da er nur ganz kurze Zeit und damals sehr unwohl an der Ausgrabungsstelle verweilt habe. Herr Sanitäts-Rath Dr. Bartels hat durch unglünstige Verhältnisse dieselbe erst bei Dunkelwerden erreicht, als die Arbeit eben eingestellt wurde.

Vorsitzenden und vieler Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft an der „Gräfte“ bei Driburg Ausgrabungen gemacht, welche folgendes Ergebnis hatten.

In dem viereckigen Kerwerk wurde an der Nordseite die Mauer freigelegt. Dieselbe war 2,10 m stark und hatte nach aussen hin einen Bankettvorsprung von 0,12 m. Das Mauerwerk reichte bis in das Grundwasser hinein. Ausser vor dieser Mauer wurden Scherben gefunden von grauschwarzer, klingend hart gebrannter und meist geriefelter Thonwaare, hinter der Mauer eine ziemlich platte eiserne Pfeilspitze (mittelalterlicher Bolzen) und ein grösseres eisernes Messer, dazu drei grosse Nägel und ein Eisenhaken.

Ferner wurde in der Südostecke des ersten Umfassungswalles ein Einschnitt von Westen nach Osten gemacht und bis auf den gewachsenen Boden hinabgeführt. Hier fand sich eine Brandschicht von 8 m Länge und 2,40 m Breite. Im Westen, also nach dem Kern des Werkes zu, fand sich über dem gewachsenen Boden zunächst eine 0,20—0,30 m starke Schicht schwarzer Erde, hierüber eine harte, ziemlich waagrecht ansgleichene Steinschicht 0,10—0,15 m stark, darüber eine Schicht gelochten, noch nicht abgehenden Kalkes, ohne Beimengungen, etwa 0,90 m stark; über dieser Schicht lag rothe Branderde gegen 0,50 m stark. An manchen verbrannten Lehmklötzen sah man deutlich die Abdrücke von mehreren runden Hölzern neben einander, sowie von Balken mit knotigen Vorsprüngen, und öfter hatte sich an der Aussenseite durch den Brand Glasur gebildet. Nach Osten hin lag unter der Brandschicht eine ungefähr 0,20 m starke Schicht Holzkohlen.

In dieser ganzen Brandschicht wurden graue, gelblich-weiße und röthliche Thonscherben gefunden, alle hart gebrannt und zumest geriefelt. Es überwog die grauen; bei den gelblich-weißen fanden sich noch Spuren von Glasur.

Gegenstände, die man etwa für römisch hätte halten können, kamen nirgend zu Tage.

Geh.-R. Prof. Dr. Waldeyer, a. Vorsitzender der deutschen Anthr. Ges. 9. Nov. 95.

Geh.-R. Dr. Grempler, Direktor am schles. Provinzialmuseum zu Breslau.

Dr. Mertens, Direktor des Alterthumsvereins Paderborn. 14. Nov. 95.

Bjerrmann, k. Bau Rath, Paderborn. 13. Nov. 95.

Dr. Schuchhardt, Direktor des Koenigsmuseums zu Hannover.

Dieser Befund zeigt ganz deutlich, dass wir es mit einer einheitlichen mittelalterlichen Befestigung zu thun haben. Herr v. Stolzenberg selbst spricht von der „unzweifelhaften Thatsache, dass die mittlere abgestumpfte Pyramide in mittelalterlichen Zeiten einem Holzturm getragen habe, dass dieser Holzturm durch Brand zerstört war und das seine Vertheidiger mittelalterliche Bohensgeschosse geführt hatten, da solche gefunden wurden.“ Aber in der grossen Brandschicht in der Ecke des Umfassungswalles meint er, „ist das Crematorium klargelegt, in welchem die Knochenreste

der erschlagenen römischen Krieger verbrannt waren.⁴ Und doch war auch diese Schicht bis unten hin mit mittelalterlichen Scherben durchsetzt und die Menge von Klötzen verbrannten Leihens mit Balkenabdrücken darin machten es uns völlig klar, dass auch hier, wie in der Mitte, ein Holzbau gestanden habe, der verbrannt und zusammengefallen war. Die Art und Bestimmung dieses Holzbauens blieb zunächst noch zweifelhaft, bis die Bemerkung des Oberst v. Stolzenberg-Hannover, dass nach der schmalen aber langen Krümmung der Brandschicht (2 1/2 : 8 m) wohl am ehesten an eine Poterne, einen unter dem Walle durchführenden Gang zu denken sei, auch hier die Lösung brachte. Einen aus Steinen gewölbten Durchgang unter dem Walle habe ich in der dem 14. Jahrhundert angehörenden Erdbefestigung des Sassensteins im Kanfönger Walle gefunden und durch Angrabung freigelegt. (Atlas vögel. Befest. in Niedersachsen Heft IV S. 32.) Bei der Gräfte bestand die Konstruktion aus Holz und Lehm und wohl im Unterbau aus kleinen Steinen und Kalk. Der Annahme einer solchen Poterne entspricht auch die Beobachtung, die Herr v. Stolzenberg und mehrere von uns gemacht haben, dass über der Brandschicht sich 1–2 Fuss Wallerde befanden. Vielleicht ist diese Unterführung auch nur ein Wasserdrainage gewesen, der das Wasser, welches der vorbeifliessende Bach lieferte, von dem Äusseren in den inneren Graben führte.

Die Gräfte ist mit ihrer Gestalt und ihrem Ausgrabungsstande nun aber heute keineswegs mehr das Unicum, für das Hölzermann sie hielt und Herr v. Stolzenberg sie noch hält. Schon Hölzermann war aufgefallen, dass „die Hügel bei Gartrop“ die er auch aufgenommen hat (Lokaluntersuchungen Taf. XXI) einen sehr ähnlichen Grundriss haben. Auch hier ist immer das Hauptstück ein vierieckiger Hügel, umgeben von allerdings nur einfachen, aber sehr starken Graben und Wall und mit einem kleinen umwallten Vorplatze ausgestattet. Diese Hügel hielt Hölzermann entsprechend seiner Auffassung von der „Gräfte“ für römische oder germanische Opferstätten. Ich habe aber zwei bei Gartrop angegraben und dann noch die ähnliche aber mit vierfacher Umwallung versehene Befestigung bei Hünse, die Hölzermann noch nicht kannte. In allen drei Fällen zeigten sich Spuren des aus Lehm und Holz konstruirten Thurmes und dazu eine Menge mittelalterlicher Scherben, sowie eiserner Bolzen und Nägel.

Eine wesentliche Bereicherung der Liste dieser Warten hat dann noch C. Koenen gebracht in dem letzten 96. Bande der Bonner Jahrbücher S. 859 ff. Drei Warten, bestehend aus stark umwalltem vierieckigen Hügel mit vierieckigem Vorplatze, an einer alten Landwehr zwischen Ost- und Westlothringen gelegen, hat Koenen angegraben und jedesmal die Spuren des Thurmes und frühmittelalterliche Scherben und Geräthe gefunden. Die Scherben hält Koenen für karolingisch und der Zug der Landwehr bezeichnet nach seiner Darlegung die alte Grenzlinie zwischen dem Gebiete Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen, so dass die Wehr mit den Warten zwischen 870 und 876 angelegt wäre.

Alle diese Warten: die Gräfte, die Hügel bei Gartrop, die Befestigung bei Hünse und die lothringischen Hügel haben noch das mit einander gemein, dass jede an einem Bache angelegt ist, dessen Wasser in die Gräben der Befestigung hineingeleitet wurde, und noch das Zweite, dass bei ihnen immer zu äusserst der Wall liegt, während z. B. bei römischen Befestigungen

sich vor dem Wall immer noch ein Graben befindet.

Dass die Gräfte von Driburg somit zu dieser Art von mittelalterlichen Befestigungen gehört hat, steht ganz ausser Zweifel. Sie ist als solche wohl sicher von der nur 1/2 Stunde entfernten Burg angelegt worden, um die Heertrave, die gegen Süden bald darauf in ein Delle eintritt, zu bewachen.

Es fragt sich nun bloss noch, ob man die Berechtigung hat, eine schon früher vielleicht sogar römische Benutzung derselben Stelle anzunehmen, wie Herr v. Stolzenberg es thut. Diese Berechtigung kann natürlich nur gewonnen werden durch entsprechende Funde. Die vierieckige Gestalt des Grundrisses, die ja auch bei den andern mittelalterlichen Warten wiederkehrt, beweist kein Römerthum, und die weiteren grossen Walllinien um die Gräfte herum, aus denen Herr v. Stolzenberg ein römisches Legionärs-lager konstruirt, sind durchaus unrichtig. Es wurde am Morgen des 7. August wohl dergleichen vermuthet, aber als ich nachher mit Herrn Hauptmann v. Bärenfels z. B. die Linie angriff, die von der Südostecke des Vorplatzes gegen Osten sich fortzusetzen schien, stellte sich dieselbe sofort als die Wegbecke eines alten hier entlang laufenden Fossages heraus. Die Hölzermann'sche Aufnahme ist durchaus richtig und vollständig, und der hier verzeichnete im Norden angelegte Wall findet seine Analogie in mittelalterlichen Warten (Hünse). An Einzelfunden ist 1896 nichts zu Tage gekommen, was sich für römisch halten liess. 1888 freilich hat Herr v. Stolzenberg zwei Toren von Amphoren oder, wie er an anderer Stelle stärker sagt, zwei Amphoren von auffallend römischer Form gefunden haben. Diejenigen, welche damals der Ausgrabung beigewohnt haben und besonders die Aufwahrerin der Fundstücke, Frau v. Cramm-Sierstorff, haben mir versichert, dass es sich nur um zwei kleine Bruchstücke von Gefässböden aus rothem Thon gehandelt habe, die Herr v. Stolzenberg für Terra sigillata nahm. Rother Thonware kommt natürlich auch im Mittelalter häufig vor und wurde auch 1896 mehrfach wieder mitgefunden. Die in Rede stehenden kleinen Scherben haben mit den andern Funden in Cigarrenkisten verpackt längere Zeit auf einem Hansboden in Driburg gestanden, bis der Dachstuhl abbrannte und sie vernichtete. So ist das Kinzig, worauf Herr v. Stolzenberg seine römische Theorie noch mit einem Beweise von Recht stützen könnte, leider für ewig verloren gegangen.

Da Herr v. Stolzenberg seine Ansicht in dem weitverbreiteten Correspondenzblatte für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit solcher Zuversicht und gewissermaßen unter der Ägide der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, von deren Mitgliedern eine Anzahl bei der Ausgrabung zugegen war, vortragen hat, so könnten ferner Stöbende, falls kein Widerspruch erfolgt, die Sache für erledigt und im Sinne des Herrn v. Stolzenberg entschieden ansehen. Deshalb erschien es mir notwendig, der gegenwärtigen Uebersetzung zunächst schon hier an derselben Stelle Ausdruck zu geben, ihr darh auch erklären, dass die Herron Geheimrath Waldayer und Geheimrath Grempler meine durchaus abweichende Ansicht völlig theilen.

Von einer Wiederentdeckung des varianischen Schlachtfeldes kann keine Rede sein. Die Gräfte bei Driburg ist in völlig einseitiger Anlage und ohne irgend welche Spuren früherer Kultur eine mittelalterliche Befestigung.

Dr. Schuchhardt.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Generalredakteur der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz. Von M. Schlosser. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Württembergischer Anthropologischer Verein in Stuttgart. — Literatur-Anzeigen von G. Fischer's Verlag in Jena und Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz.

Von M. Schlosser.

Im vergangenen Herbst brauchten die Tagesblätter die Nachricht, dass bei Velburg in der Oberpfalz eine neue Höhle entdeckt worden sei, welche, abgesehen von der Schönheit ihrer Tropfsteingebilde, auch deshalb grösseres Interesse verdient, weil sie zahlreiche Thierknochen und verschiedene Artefacte des prähistorischen Menschen enthält. Herr Geheimrath Prof. v. Zittel beauftragte mich diese Höhle zu untersuchen, eine Aufgabe, der ich mich um so lieber unterzog, als hier die Garantie gegeben war, jene Reste noch auf ihrer ursprünglichen Lagerstätte anzutreffen, während die fränkischen Höhlen fast sämmtlich schon zu einer Zeit ausgeheutet worden sind, wo man auf scharfe Unterscheidung der einzelnen Schichten noch nicht zu achten gewohnt war, weshalb auch ihr Inhalt für eine genauere Chronologie wenig geeignet erscheint.

Was nun die topographischen Verhältnisse der neuen Höhle betrifft, so befindet sie sich am Südabhang des nördlich von St. Coloman, $\frac{1}{2}$ Stunde von Velburg gelegenen Höhenzuges und streicht ungefähr in der Richtung von West nach Ost. Ihre Länge beträgt wenigstens 400—500 Meter, doch war ihr wirkliches östliches Ende zur Zeit meiner Anwesenheit noch nicht vollkommen sieber ermittelt. Die kleineren tiefer gelegenen Kammern zeichnen sich durch ihren Reichtum an herrlichen Tropfstein-Gebilden aus, dürfen aber wohl zeit-

weilig zum Theil unter Wasser stehen. Die grösseren und höher gelegenen Kammern entbehren zwar jenes Schmuckes, sind aber für uns insofern wichtiger, als sie eine nicht unbedeutliche Anzahl von Thier- und Menschenresten geliefert haben. Der Boden dieser grösseren Kammern ist meist mit Gesteinsblöcken überhäut, an der Decke zeigen sich Anfänge von Tropfsteinbildung in Gestalt kurzer wassererfüllter Röhren von Bleistiftstärke, auch sind die Knochen häufig mit einer mehr oder minder dicken Sinterkruste überzogen.

Anfangs war der Zutritt zu der Höhle nur durch einen einzigen Schacht ermöglicht, nachträglich aber stellte sich heraus, dass noch mehrere Eingänge vorhanden sein müssten und zwar man bei meiner Anwesenheit damit beschäftigt, den zweiten Eingang für die Besucher praktikabel zu machen. Er mündet in den grössten Raum der Höhle und ist auch insofern wichtig, als durch ihn ein grosser Theil der Thierknochen, sowie alle Reste und Artefacte des Menschen in die Höhle gelangt sind.

Der dritte Eingang befindet sich in nächster Nähe des zweiten, hat aber für uns keine Bedeutung, denn ausser Felstrümmern ist durch ihn sicher nichts weiter in die Höhle gelangt. Auch hat es fast den Anschein, als ob dieser Schupf erst in späterer Zeit und zwar durch Menschenhand verrammelt worden wäre, um den die Höhle bewohnenden Füchsen und anderen Ranthieren den Ausgang zu verwehren. Der vierte Eingang ist nahe dem östlichen Ende der Höhle. Er wird

offenbar noch jetzt von Füchsen und Mardern benutzt, denn in seiner Nähe finden sich Knochen von frisch erbeuteten Thieren, darunter auch von Geflügel, Knochen und Kiefer von vorwiegend jungen Füchsen und überdies sogar frische Laugung. Durch diesen Schlupf ist eine grössere Menge von Löss in die Höhle herabgefallen, in dem ich jedoch keine Thierreste entdecken konnte.

Was nun die Thierknochen selbst betrifft, so sind dieselben nicht bloss auf verschiedene Weise in die Höhle gelangt, sie gehören vielmehr sicher auch ganz verschiedenen Perioden an. Die ältesten sind selbstverständlich die Ueberreste des Höhlenbären. Sie fanden sich oberflächlich auf den Felsblöcken zwischen dem ersten und zweiten Eingang, auch glaube ich einen stark mit Tropfstein incrustirten Schädel beobachtet zu haben, dessen genaueren Platz ich jedoch nicht mehr anzugeben vermag. Es stammen diese Reste von Individuen, welche die Höhle selbst bewohnt haben und auch darin verendet sind. Ihre Zahl war indess ziemlich gering, denn bis jetzt wurden nur wenige Extremitätenknochen und Wirbel aufgefunden.

Die meisten Knochen stammen von Hausthieren, vorwiegend von Schwein und Rind, seltener von Schaf und Pferd. Sie sind durch den erwähnten zweiten Eingang in die Höhle gelangt. Dem Erhaltungszustande nach hat es fast den Anschein, als ob auch sie zwei verschiedenen Perioden angehörten. Ein Theil stammt vermuthlich bereits aus der Zeit des prähistorischen Menschen, denn Artefacte desselben — Broncespirale und Bronzenadel — sowie zahlreiche Holzkohlen wurden zusammen mit solchen Thierknochen gefunden. Der grössere Theil aber dürfte wohl erst aus historischer Zeit stammen, und hat die Vermuthung Federls, des Entdeckers der Höhle, dass etwa bei einer Seuche die gefallenen Thiere in die Höhle geworfen worden wären, in der That viel Wahrscheinlichkeit für sich. Dagegen glaube ich das Vorkommen der Thierknochen aus früherer Zeit, sowie das Vorkommen der Artefacte und Holzkohlen darauf zurückführen zu sollen, dass vor der Höhle eine prähistorische Station bestand, deren Abfälle in Folge einer Senkung des Bodens in die Höhle gestürzt sind. Für eine solche Senkung spricht in der That der Umstand, dass in dem unmittelbar an diesen Eingang grenzenden Theile der Höhle, dem „Erbain“ — nach einem der ersten Erforscher der Höhle benannt — die mehr als fussdicken Stalaktiten fast sämmtlich in gleicher Höhe abgebrochen, die ihnen entsprechenden Stalagmiten aber unversehrt und zum Theil durch Felsbrocken verdeckt sind. Ueberdies zeigen auch die Fels-

wände, sowie der Höhlenboden mehrfache Verwerfungen und ist aus diesen beiden Erscheinungen sogar der ungefähre Betrag — 2 Meter — zu ermitteln, um welchen sich der Boden gesenkt hat. Bei diesem Vorgang musste auch die ihrer Stütze beraubte, vor der Höhle befindliche Culturenschicht in die Tiefe stürzen. Nachträglich wurden dann noch durch die in der Höhle angesammelten Tropfwässer die leichteren Knochen, insbesondere aber die Holzkohlen, nach den tieferen Theilen der Höhle verschwemmt und hier in eine dicke, aber durchscheinende Tropfsteinkruste eingebakken.

Die Menschenknochen — Oberkiefer eines jugendlichen Individuums, Schädelknochen und das angebrannte Oberende eines Humerus — habe ich Herrn Prof. J. Ranke zur näheren Untersuchung übergeben, doch scheinen diese Reste aus späterer Zeit zu stammen.

Dass die Höhle noch jetzt von Raubthieren bewohnt wird, und daher Knochen der von ihnen erbeuteten Thiere, sowie von Füchsen und Mardern, insbesondere von jungen Individuen namentlich in der Nähe des vierten Eingangs vorkommen, habe ich bereits erwähnt. Mehr Interesse verdienen die Knochen und Kiefer von zwei Vespertilio-Arten, da sie in einem lockeren Kalktuff eingebettet sind und daher eher für fossil gehalten werden könnten. Die Bildung dieses Tuffes dauert indess noch in der Gegenwart fort, wie auch die Höhle noch jetzt von Fledermäusen bewohnt wird, weshalb wir auch diesen Resten kein höheres Alter zuschreiben dürfen.

Wir haben somit in der „König Otto-Höhle“ sowohl Reste von Thieren, welche entweder früher — Höhlenbär — oder noch in der Gegenwart — Fledermäuse und Raubthiere — in der Höhle gelebt haben, als auch solche, welche bloss durch Zufall, zum Theil direct durch die Thätigkeit des Menschen, zum Theil durch Raubthiere in die Höhle gelangt sind, und zwar lassen sich auch diesen wieder auf verschiedene Zeiträume — prähistorische (Bronce-Periode) Zeit, Mittelalter(?), oder neuere Zeit, und Gegenwart — vertheilen; ganz ähnliche Verhältnisse zeigt die Charlottenhöhle bei Hürben in der Nähe von Gingen a. d. Brenz, über welche kürzlich Eberhard Fraas¹⁾ berichtet hat.

Ich möchte noch darauf hinweisen, dass auf dem Boden unserer Höhle auch ausserordentlich grosse Kalkgerölle vorkommen. — auch in der benachbarten Breitenwienner Höhle hat man solche beobachtet. — Ihre Herkunft ist völlig räthselhaft, denn in der

¹⁾ Jahres-Hefte des Vereins für Naturkunde in Württemberg. 1894. S. LXII.

ganzen Gegend sind ähnliche Geröllschichten nirgends über Tag anzutreffen. Sind dieselben durch Fluthen in die Höhle verschwemmt worden oder kamen sie durch den Menschen in die vor der Höhle befindliche Culturebene und aus dieser dann erst später in die Höhle selbst?

Ausser der soeben besprochenen „König Otto“-Höhle und der schon früher durchforschten, durch ihren Reichthum an Höhleohären-Resten ausgezeichneten Breitenwienener Höhle hat die Umgebung von Velburg noch eine ziemliche Anzahl grösserer und kleinerer Grotten anzuweisen³⁾. Zwei grössere solcher, hier „Holloch“ genannten, Höhlen befinden sich nur 2 Kilometer von Velburg entfernt, bei St. Wolfgang. Die eine von ihnen enthält ziemlich viele Knochen; ich selbst fand im Vorraume frei auf dem Boden liegend einen Handwurzelknochen von Hühlenbär. Da jedoch beide Höhlen früher als Bierkeller gedient haben und ihr Boden deshalb an verschiedenen Stellen eingeebnet, bezw. aufgefüllt worden war, so erschien mir eine systematische Ausgrabung von vorneherein ziemlich überflüssig, da ich hier ja doch keine ungestörte Lagerung etwaiger Thier- und Menschenreste erwarten durfte. Immerhin liess ich, um ganz sicher zu gehen, an den Seiten und in einem Nebengang der Vorhalle Gräben ziehen, die jedoch schon in ganz geringer Tiefe auf den Felsen trafen, ohne irgend welche Reste zu liefern. Um so mehr versprach ich mir von der Ausgrabung der zwischen den beiden grossen Höhlen befindlichen Felsnische und hatten hier meine Forschungen auch reichlichen Erfolg, insofern ich wirklich ein deutliches Profil verschiedener prähistorischer Schichten feststellen konnte, ähnlich jenem vom Schweizersbild bei Schaffhausen, während in Franken eine derartige Schichtenfolge bis jetzt noch nicht zu beobachten war.

Mein Ergebniss an anthropologischen Funden steht nun allerdings weit hinter denen, welche an jener berühmten schweizerischen Localität gemacht wurden, zurück, dagegen kann sich meine Ansicht der aus der tiefsten Schicht — der Nagerschicht stammenden Wirbelthier-Reste, sowohl was den Arten- als auch den Individuen-Reichthum betrifft, so ziemlich mit den Aufsammlungen von Dr. Nuesch am Schweizersbild messen.

Die Nische misst an der einen Längsseite 6, an der anderen 5,5 Meter, an der Rückwand 3,5,

an ihrer Oeffnung 4 Meter; ihre Höhe beträgt mindestens 3 Meter und bot daher dem prähistorischen Menschen wenigstens zu vorübergehendem Aufenthalt genügend Raum. Für einen solchen Aufenthalt war sie bei ihrer vollkommen windstillen, sonnigen Lage wohl geeignet.

Da bei der vorgerückten Jahreszeit eine Unterbrechung der Ausgrabung zu befürchten stand, liess ich nacheinander Gräben ausheben in der Reihenfolge der römischen Ziffern — siehe die Skizze — um bei einer etwaigen Einstellung der Arbeiten noch für günstigere Zeit unberührte Stellen übrig zu lassen. Indess gestattete die Witterung eine vollständige Erforschung und Aushebung der Localität und zwar in der kurzen Zeit von vier Tagen.

Fig. 1.

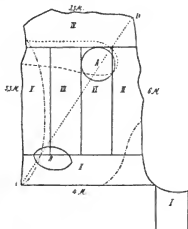
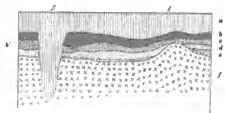


Fig. 2.



Die römischen Ziffern geben die Reihenfolge der Gräben an. *A* Feuerstelle. *B* Leichenbrot. *CD* Richtung des Profils in Fig. 1.

----- Lage der Felsplatte.

----- Grenze der Nagerschicht.

a Humus. *b* schwarze Schicht. *c* braune Schicht. *d* weisses Sand, weisses Nagerschicht. *e* gelbe oder Hauptnagerschicht. *f* Felsbrocken und Sand. *g* Felsboden.

³⁾ Bald nach meiner Abreise von Velburg wurde auch bei Krumpfenwien, etwa 3 Kilometer von der König Otto-Höhle, eine sehr grosse Tropfsteinhöhle entdeckt, die jedoch bis jetzt keine organischen Ueberreste geliefert hat.

Der erste Graben (I) wurde senkrecht zu der die Felsnische begrenzenden Wand gezogen, ergab jedoch nur steriles Erdreich und bei 1.2 Meter Tiefe blossen Felsboden, hingegen liess bereits der zweite, die beiden Seiten der Nische verbindende Graben (II) ein deutliches Profil erkennen, nämlich:

0.5 Meter gewachsenen Boden mit Resten des Höhlenhärens und Topfscherben,

0,5 Meter neolithische Schicht — 0,2 M. schwarze Erde mit Broncefibeln und 0,3 M. braune Erde —,

0,1 Meter gelbe, lössartige Nagerschicht, darunter Felsen.

An der Rückwand der Höhle (Graben IV) reichte der gewachsene Boden ebenfalls bis 0,5 Meter hinab, dann folgte eine Schicht mit Kohlen und eine mit Steinen — zusammen 0,5 Meter, hierauf wiederum die Nagerschicht 0,1 Meter und zuletzt gelber Dolomit-Sand und Felsboden. An der einen Seite der Höhle (III) traf ich ebenfalls 0,5 Meter gewachsenen Boden, darunter die schwarze Schicht, auf welche vorne nur Steine und zersetzter Fels, weiter hinten aber die Nagerschicht in einer Mächtigkeit von 0,5 Meter folgte. Die andere Seite (V) liess keine deutliche Schichtung erkennen; nach 0,5 Meter Erde kam bereits zersetzter Felsen. Auch in der Mitte der Nische (VI und VII) hatte der gewachsene Boden eine Mächtigkeit von ca. 0,5 Meter. Darunter kam weisser Dolomit-Sand mit kleinen Felsbrocken von 0,1—0,3 Meter Mächtigkeit, dessen tiefere Lagen Nager- und Vogel-Reste enthielten, hierauf folgte die gelbe Nagerschicht zuletzt ohne Fossilien und am Schluss Felsen.

Zwischen IV, V, VI und VII zieht sich schon in geringer Tiefe eine Felsplatte hin, auf welcher die Nagerschicht hoch heraufreicht, allerdings in ihren oberen Lagen nicht als lössartiger Lehm, sondern als weisser Sand entwickelt. In diese greift bei A eine Partie Kohlen, angebrannter Knochenrümpfer von Wiederkäuern und angebrannten Steinen ziemlich tief herab; wir haben also aller Wahrscheinlichkeit nach eine Feuerstätte vor uns. Bei B war die schwarze Erde selbst bei 2 Meter Tiefe noch nicht zu Ende, und scheint hier ein Spalt in den Felsen hinabzuziehen, wenigstens konnten Schaufelstiele bis an das Eisen hinabgesteckt werden. Die Erde war namentlich gegen die Tiefe zu stark mit Kohlentheilchen gemischt, auch Topfscherben fanden sich häufiger als in den übrigen Theilen der Felsnische, weshalb ich wohl die Vermuthung aussprechen darf, dass hier ein Leichenbrand bestattet worden sei.

Der gewachsene Boden hecht sich zwar meistens ziemlich scharf von der darunter befindlichen braunen und schwarzen Lage ab, in Wirklichkeit dürfen wir

jedoch wohl auch diese oberste Lage noch theilweise den neolithischen Schichten zurechnen, wenigstens lassen sich die Topfscherben und Fenersteinabfälle der tieferen Lagen absolut nicht von denen, die bereits nahe der Oberfläche vorkommen, unterscheiden. Auch scheinen die Bruchstücke der Röhrenknochen in den tieferen, sowie in den höheren Lagen von den gleichen Thierarten — namentlich von Boviden — heranzühren. Auch zwei Artefacte fanden sich in oder nahe der Humusschicht. Die verschiedene Färbung der neolithischen Schichten ist daher wohl eher durch die mehr oder weniger weit vorgeschrittene Zersetzung der Humusstanzen als durch Annahme wirklich verschiedener Perioden zu erklären. Die schwarze Farbe der tieferen neolithischen Lagen rührt augenseheinlich von heimgemengten Kohlentheilchen her. Die in dieser Weise zusammengefassten über der Nagerschicht vorhandenen neolithischen Schichten lieferten Reste von folgenden Thieren:

Felis catus ferox Linn. Unterkiefer,
Mastela martes Linn. " 2 Wirbel,
Vulpes vulgaris Linn. " Eckzahn,
 1 Metatarsale.
Lupus vulgaris Linn. 3 Metacarpalia, 1 Phalange,
Ursus spelaeus Blomb. zahlreiche isolirte Zähne,
 Knochen von Hand und Fuss, 1 Wirbel,
Hyæna crocuta Zimmerm. var. *spelæa*,
 4 Phalangen.
Equus caballus Linn. 2 Zähne,
Sus scrofa ferox Linn. 3 Unterkiefer, 1 Schädel-
 fragment, 2 Metacarpalia etc.,
Sus scrofa domesticus Linn. 1 Wirbel,
Bos (Bison) ? 1 sehr grosse Phalange,
Bos taurus Linn. 4 isolirte Zähne, Phalangen,
Cervus elaphus Linn. 1 Zahn, 2 Carpalia, Phalangen.
Rangifer tarandus Linn. 2 Geweihfragmente,
 3 Phalangen,
Lepus timidus Linn.? *variabilis* Pall? Scapula,
 Sternalknochen,
Lagopus alpinus Nilss. Flögel- u. Fussknochen,
Lagopus albus Gmel. Flögel- u. Fussknochen.
 Vollständige Kiefer oder ganze Röhrenknochen von grösseren Thieren waren nicht vorhanden, die zahlreichen Knochenrümpfer zeigten weder Spuren von Bearbeitung noch von Benagung, nur eine einzige Fibula von Rind war zu einem Pfeifen verarbeitet.

Von Mensch liegen 3 Metacarpalien, Phalangen, 1 Humerusepiphyse und 1 Rückenwirbel vor, doch stammen dieselben ihrem Erhaltungszustande nach, insbesondere der Wirbel höchst wahrscheinlich aus späterer Zeit. Sie fanden sich auch ziemlich nahe an der Oberfläche. Feuersteine sind nicht sehr häufig; von einem bestimmten Typus derselben kann nicht gut die Rede sein, es handelt sich vielmehr wahrscheinlich um Abfälle, nur zwei derselben könnten vielleicht als Schaber

Lagopus albus Gmel. Moorschneehuhn (sehr zahlreich).
 Lacerta Eidechse (sehr selten).
 Rana Frosch (selten).

Unter den Vögeln überwiegen bei Weitem die beiden Schneehuhn-Arten, unter den Säugthieren die Arviceliden und der Halshand-Lemming, von welchem gegen 200 Unterkiefer vorliegen. Unter den Arviceliden sind die häufigsten Arvicola gregalis und agrostis mit je 130 Unterkiefern, seltener sind schon ratticeps mit 55 und nivalis mit 44 Unterkiefern. Als verhältnissmässig häufig wären auch noch Sorex vulgaris, Foetorius ermines und vulgaris, sowie Lepus varianhillis zu nennen. Die Schneehuhnreste vertheilen sich auf mindestens 50 Individuen, doch waren deren noch viel mehr vorhanden. Indess unterliess ich es, dieselben sämmtlich aufzulesen, da ich mein velles Augenmerk auf die Aufsammlung der doch unvergleichlich viel wichtigeren Nagethierkiefer verwenden musste.

Die Nagethierschicht bedeckt, wie obige Skizze zeigt, den Boden der Höhle zwar in ungleicher Tiefe, aber immer in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 0,1 Meter, hört aber unmittelbar am Ausgang, sowie an der einen Seitenwand der Nische vollständig auf. Eine befriedigende Erklärung für diese Thatsache vermag ich nicht zu geben. Wenn auch die lössartige Schicht, in welcher die Thierreste eingettet sind, gleich dem Löss, von dem das vielfach angenommen wird, eine aeolische Bildung darstellen, die Thierreste selbst aber aus Raubvogelgewölben stammen sollten, wie Nehring angibt, so lässt sich dies mit der scharfen räumlichen Begrenzung und der gleich bleibenden Mächtigkeit unserer Nagerschicht doch recht schwer in Einklang bringen. Hingegen liessen sich beide Verhältnisse viel leichter durch Hochfluthen erklären. Dieselben hätten eben das vor der Nische befindliche Material fortgeführt, während das in derselben vorhandene in eine ziemlich gleichmässig dicke Schicht über die Vertiefungen des Höhlenbodens vertheilt würde. Solche Hochfluthen müssten jedoch sehr bedeutende Dimensionen erreicht haben, denn die Thäler bei Velburg haben eine viel grössere Breite als jene in Franken. Indess liegt es mir ferne, mich entschieden für die eine oder andere dieser beiden Erklärungen aussprechen zu wollen, doch wüsste ich zur Zeit auch keine besser befriedigende dritte Deutung anzugeben.

Es erübrigt mir noch, die Schichtfolge unserer Ablagerungen mit dem berühmten Profil vom Schweizerhild zu vergleichen:

Schweizerhild:
 Humusschicht,
 Graue Culturerschicht,
 Obere Breccien- oder Nagerschicht,
 Gelbe Culturerschicht,
 Untere Breccien- oder Nagerschicht.
 St. Wolfgang:
 Humusschicht,
 Schwarze und braune Schicht,
 Weisser Sand, obere Nagerschicht?
 Fehlt?
 Gelbe oder Hauptnagerschicht.

Die bisher erzielten Erfolge berechtigen zu der Erwartung, dass die bis vor Kurzem noch so vernachlässigte Umgehung von Velburg auch in Zukunft noch ein reiches Feld für historische Forschung bieten dürfte.

Ich möchte nicht schliessen, ohne den liebenswürdigen Bürgern von Velburg für die freundliche Aufnahme und die vielfache Unterstützung, die mir von ihrer Seite zu Theil wurde, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Hiemit verbinde ich den Wunsch, dass ihre auf die Erschliessung der so schenwerthen Tropfsteinhöhlen gerichteten Bemühungen durch recht zahlreichen Besuch aus Nah und Fern belohnt werden möchten.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer Anthropol. Ferela in Stuttgart.

Sitzung vom 16. November 1895.

A. Hedinger: Anthropologisches von der Balkanhalbinsel.

Wenn die Anthropologie sich gedeihlich und rascher als bis jetzt weiterentwickeln soll, müssen die vielen Specialforschungen, die den Zusammenhang mit der Wissenschaft im grossen Ganzen vermischen lassen, zurücktreten gegen Forschungen in grösserem Stil und von höherer Warte, so der uns Geschichte und Geographie die Wegweiser bilden. Gewiss brauchen wir zunächst noch massenhaftes Material, ehe wir uns weitgehende Schlüsse erlauben dürfen. Allein es darf vor Allem der Zusammenhang mit anderen Naturwissenschaften nicht verloren gehen und es sollte mehr vergleichend gearbeitet werden, wozu es freilich noch gründlicher Durchforschung anderer Länder bedarf, in erster Linie centraler gelegener, von alter bis auf die neuere Zeit datirender Cultur-Mittelpunkte, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine weniger einseitige Entwicklung durchgemacht als unser West- und Mitteleuropa. Solch ein grossartiges Culturcentrum an der Grenze von Europa und Asien, inmitten der romanischen und griechischen Welt gelegen und daher das Durchgangsgebiet aller der riesigen Revolutionen, die viele Jahrhunderte lang unsern Erdtheil durchzogen, wie die Völkerwanderungen — so!ch ein Culturcentrum ist die Balkanhalbinsel in weissem Sinne, d. h. die ganze Länderstriche von Dalmatien bis Constantinopel. Sowit der Handjar herrscht, ist ja keine Forschung denkbar, seit aber Oestreich sich der Vorderlande bemächtigt hat, wird dank dem Gouverneur, Reichsfinanzminister Kallay, und einigen vorzüglichen Beamten tüchtig daran gearbeitet, Licht in die merk-

würdige Vergangenheit dieser Länder zu bringen, wenn auch bis zur vollständigen Ergründung noch Jahrzehnte vergehen werden. Jedenfalls aber sind sämtliche Länder des Balkan im Zusammenhang zu betrachten, wie sie in auch geologisch und geologisch so viele Aehnlichkeit unter einander aufweisen. Istrien und ein kleiner Theil von Dalmatien können deshalb auch jetzt erst erfolgreicher systematische Erforschung unterzogen werden, die zeigt, dass diese Provinzen zusammengehören. Gestatten Sie mir nun in aller Kürze die geologische Vergangenheit derselben kurz zu beleuchten.

Illyrische Völker: die Altvorden der heutigen in ihren Urstätten sehr zusammengeschmolzenen und theilweise nach Griechenland und Italien angewanderten Albanesen oder Schkipetaren sind die ältesten geschichtlich bezeugten Einwohner des Westens der Balkanhalbinsel. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. sasssen in West-Bosnien und in der Krajina die Ardiäer, ein Volkstamm, der aus einem schwelgerischen Adel und etwa 300 000 Arbeitern bestand. Südlich von ihnen, also etwa in der Hercegovina, wohnten die Antariaten. Von andern illyrischen Stämmen, die hier sesshaft waren, wissen wir kaum mehr als den Namen. Dagegen sagt uns die grosse Zahl prähistorischer Grabhügel hier, sowie in den übrigen nördlichen Theilen der Balkanhalbinsel, dass unser Gebiet schon lange vor den ersten geschichtlichen Nachrichten einer ziemlich dichten Bevölkerung, die sich besonders gerne in wasserreichen, fruchtbaren Gebieten sammelte, Wohnung und Nahrung gab.

Da die Gromile, d. h. die Hugelgräber, in der Hercegovina aus Steinen, in Bosnien aber zumeist aus Erde angefüllt sind, erkennt man, dass schon in jener alten Zeit die Oberfläche der beiden Länder eine so verschiedene Bedeckung gehabt haben muss, wie noch heutzutage. Nach den Funden, die in jenen Grabhügeln gemacht wurden, waren namentlich der Glasna¹⁾ gebört, in denen ganze Skelette und Brandgräber sich finden, wohl die älteste Niederlassung nach dem Pfahlbau bei Rijak²⁾ unweit Hibos³⁾ an der Westgrenze, wie auch Jeremie mit seinem grossartigen Urnenfeld (Hallstatt, jüngere in Tone-Periode), besaßen die ältesten Einwohner Bosniens und der Hercegovina eine sehr charakterisirte, bereits ziemlich hoch entwickelte Cultur, welche in Mitteleuropa wahrscheinlich durch Stämme illyrischer Nation verbreitet wurde. Heutigen müssen wir schon hier die Station Butmir hinter dem Schweifeld Jindze, weil die dortigen, der jüngeren Steinzeit angehörigen Funde, sowohl der Form als dem Material nach, mit meinen Karstfunden nahezu identisch, nur vielleicht noch etwas jüngerer Datums sind. Für Bosnien dürfen wir den Beginn jener Cultur an den Anfang des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung setzen, etwa unmittelbar vor und nach mit dem böhmischen Zeitalter. Diese früheste bosnische Cultur ist schon deshalb so wichtig, weil sie den Annahmen unserer ausgezeichnetsten Forscher, wie Lindschmidt, Penks, Tomaschek u. A. eine neue Stütze gewährt, die Heimath der Arier sei an der unteren und mittleren Donau zu suchen, womit natürlich die bisherige Ansicht von der asiatischen Abstammung der Arier für die Zukunft unhaltbar gemacht ist. Auch Virchow ist jetzt dieser Meinung. Dafür spricht weiterhin die geographische Verbreitung der Art der Cultur, die überall dieselbe ist, und es beruhen ihre Lebensbedingungen zum Theil auf einer für die Entwicklung überaus günstigen Vereinigung von Ackerbau und Viehzucht. Wir dürfen also jetzt unter den Ariern keine

Nemalen mehr annehmen, als welche wir allenfalls die Repräsentanten der Älteren Steinzeit gelten lassen können.

Ueber die Ardiäer, Antariaten und kleineren illyrischen Stämme, welche um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausend in unserem Gebiete vorkommen, wissen wir nichts, als dass sie vor dem Ansturm der Kelten, welche nach 400 v. Chr. die Keltenherrschaft in Italien zerbrachen, Rom in seinen Grundvesten erschütterten, Hellas plündernd durchzogen, und in Kleinasien neue Reiche gründeten, gezeugt zurückzogen. Es ist der Beginn jenes grossen geoschichtlichen Processes, der die illyrische Nation, nachdem eine der ausgebreitetsten Europas, immer mehr und mehr zurückdrängte, bis sie — nur noch eine verschwindend kleine Anzahl — unter dem Namen der Albanesen oder Schkipetaren im heutigen Arnautloek sitzen blieb.

Schon vor der Keltenherrschaft besaßen die Illyrier eine hochentwickelte Bronze-Technik, die sich in Herstellung von Schmuckstücken, Gefässen und allerlei Geräthen sehr fruchtbar zeigte. Sie kannten zwar das Eisen, verwendeten es aber noch sparsam; am so mehr trat dasselbe unter der Keltenherrschaft in den Vordergrund. — Ansb in der Wahl ihrer Ansiedlungsplätze zeigten die Ältesten Illyrier eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den frühesten Völkerstämmen Mitteleuropas. Wie bei diesen, so waren es 1) Flussniederungen, das Land zwischen zwei in einander mündenden Flussläufen oder 2) Hochbänken. In Bosnien selbst lassen sich Wohnungen im Wasser, eigentliche Pfahlbauten, nur an einer Stelle im Unflusse bei Ripac⁴⁾ unweit Ribak⁵⁾ (kroatische Grenze) bis jetzt nachweisen, was bei den noch nicht abgeschlossenen Forschungen natürlich weitere nicht ausschliesst. Doch waren die Bodenverhältnisse hier viel günstiger für die Ansiedlung als z. B. bei unseren Pfahlbauten im schwäbischen Oberlande. Dafür spricht namentlich die Ansiedlung bei Butmir. Im Jahre 1894, als der archiologische Congress in Sarajewo lagte, wurde viel darüber disputirt, ob man nicht auch in Butmir eine Pfahlbau-Station annehmen habe. Die grosse Thalerweiterung, eine riesige Mulde innerhalb der triassischen Berge⁶⁾ mit einer Menge in sie einmündender Flussläufe, spricht nun freilich mit grosser Wahrscheinlichkeit für eine frühere Seebildung. Allein wozu hätten denn die Bewohner der Butmirstation, die auf einer terrassenförmig ansteigenden Insel, etwa wie die Reichenau, in der Mitte des Sees lag, Pfahlbauten errichten sollen. Dies gab mir auch unannehmbar der „Entdecker“ von Butmir, Bergbaupraktant Radimsky, an. Uebrigens kommt dieses Verdienst eigentlich Banrath Kellner an, der auch die paläontologische so wichtige Facies von Han Bulog, Han Derwent und Halilici, die dem Muschelkalk von Hallstatt und Aussen äquivalenten Ammoniten, gefunden hat. Radimsky, der so viel Antheil hatte an dem Gelingen des anthropologischen Aufstugs nach Bosnien und der Hercegovina, ist leider vor wenigen Wochen gestorben; doch steht zu hoffen, dass sein verdienstlicher Schwiegersohn, der obengenannte Landesbaust Kellner, die Angrubungen fortsetzen wird.

Die Station Butmir, zur jüngeren Steinzeit gehörig und seit 2 Jahren bekannt, gehört zu den interessantesten, welche wir überhaupt kennen. Auf eine Phase der neolithischen Steinzeit wurde hier unmittelbar

¹⁾ Die Gebirge in Bosnien bestehen ausnahmslos aus alten Bergen, abweichend von den in den Alpen sonst herrschenden Kettengebirgen, das zwischen seltsam, aber ausgedehnte, sehr wasserarme Hochalpen.

bar eine höhere Phase der Keramik aufgefaßt, ohne dass auch nur ein Stück von Metall dabei gefunden wurde. Die bisherigen Funde aus den verschiedensten Werkzeugen, Waffen und sonstigen Geräthen aus Feuerstein und ähnlichen wie auch anderem Gestein bestehend, sowie die Thongefässe und Thonidole umfassen jetzt schon weit über 10000 Nummern im Landesmuseum von Bosnien und Herzegovina in Sarajevo. Diejenigen, welche Sie hier vor sich sehen, haben grosse Ähnlichkeit mit denen aus den Karsthöhlen, sowie vom Schweizerschild¹⁾, mit welchen besonders die Schaber grosse Uebereinstimmung zeigen. Es sind Feuersteinmesser, Schaber, Bohrer, Pfeil- oder Lanzenspitzen, Steinbeile. Das Material ist ebenso verschieden wie bei meinen früheren Angrabungen, fast kein reiner Silitat, sondern meist Kalksilikate und metamorphischer Feuerstein. Auch Jaspis kommt vor. Keine Spur von Bronze.

Am nächsten den Batmir-Funden stehen die von Debelobrdo bei Sarajevo und Sobunar. Auch diese prähistorischen Niederlassungen erschlossen zahlreiche Artefacte aus Stein, Knochen, Thon. Ähnlich den Karst-Funden nebenbei schon Bronzegeräthe. — Noch muss ich eines Fundes bei Jatec, der alten bosnischen Königstadt am Zusammenfluss des Vrbas und der Pliva, Erwähnung thun, wo sich im Tafl eine mehrere Centimeter hohe schwarze Culturetschicht, worin ein Feuersteinmesser und Topfscherben, erkennen liessen. Es hat den Anschein, als ob hier eine Höhe vorliege, die erst später mit Tafl angefüllt worden sei. Doch werden erst künftige Ausgrabungen darüber vollständige Klarheit bringen.

Am reichsten sind die Funde aus der älteren Eisenzeit und der Hallstatt-Periode, welche im Gräberfeld von Glasinac²⁾, einem wirklichen Nekropolengebiet mit 20 000 Tumuli am besten vertreten ist. Bisher beträgt die Ausbeute gegen 10 000 Nummern: meist Schmucksachen aus Bronze, Silber, Bernstein, Email und Glasperlen, eiserne Waffen und sehr wenige Thongefässe, welche keine Spur von Anwendung der Topfscherbe zeigen. Ausserdem Phalaren (Zierscheiben) von der aller verschiedensten Form, die eine Art Specialität der Gräbber von Glasinac bilden, Hals-, Arm- und Fingerringe, Messer, Pincetten. Die Waffen und Werkzeuge sind den Schmucksachen gegenüber in auffallender Minderzahl und durchweg aus Eisen. Diese Funde zeigen in technischer und artistischer Hinsicht eine beträchtliche Verschiedenheit. Nur wenige Stücke verrathen die peinliche Sorgfalt in der Modellirung und Verzierung, die uns in den Arbeiten der reinen Bronzezeit überracht und für Hallstatt, d. h. die eigentliche Hallstätter Periode charakteristisch ist, und deshalb fallen unsere Funde nicht streng genommen in diesen

¹⁾ Ich habe seiner Zeit nachgewiesen, dass das Material vom Schweizerschild alles vom nahen Randaentalammt, das von Batmir fand sich im nahen Romanjanjagub auf dem Wege nach dem Glasinac, also auch hier nahmen die Leute das Material von der nächsten Nähe, ohne dass man die englische Theorie des Handels mit den Artefacten vom Norden her, dessen Material (Feuerstein) sowohl anderes Aussehen, als andere Zusammensetzung und Entstehung haben, an Hilfe nehmen müsste.

²⁾ Montelius versetzt Glasinac in die Zeit von 1700—500 v. Chr.

Formenkreis, sondern sie erweitern denselben nach einer Richtung, die als eine spätere Entstehung und als eine Art Verfall zu betrachten ist. Diese Stufe ist in dem bisher erforschten mitteleuropäischen Fondgebiet gar nicht vertreten. Jedenfalls haben wir es also mit einer späteren Stufe der Hallstatt-Periode so thun. (Hörnes.)

Als Seltenheiten ersten Ranges sind 1 wunderbar schöner griechischer Broncehelm, 1 Paar bronzene Bein-schienen griechischen Ursprungs und prachtvolle Thongefässe, darunter der berühmte Wagen mit 2 Vögeln, der beim Anthropolog-Congress in Wien so viel Aufsehen machte, Gürtel und Eisenkettchen zu nennen.

Die Hochebene von Glasinac (45 Kilometer südöstlich von Sarajevo gelegen) über welche eine Römer- und spätere Handels- und Karawanenstrasse nach der Drina führt, landschaftlich herrlich wie der ganze bis zu 1000 Meter Höhe ansteigende Weg mit prachtvollen seiner Zeit gefürchteten Buchen- und Tannenwäldern, befindet sich inmitten eines ungemein weiten Bergkessels und stellt ein Plateau dar, das einst sehr dicht bevölkert gewesen sein muss, als die Wasserverhältnisse günstiger waren. Mit seinen weiten grünen Flächen zur Viehhucht trefflich geeignet, und mit seinen mehrseitig steilen Abdachungen bildet es eine Art natürlicher Festung des Landes, aus der früher die räuberischen Hauckucken und später die beharrlichen Kämpfer für die Unabhängigkeit desselben hervorgegangen sind.

Jetzt befindet sich dort eine Defensivkastrum (Podromanja) mit einer combinirten Compagnie ungarischer Militärs, wo wir ausgezeichnet einquartirt waren. Inmitten dieses Plateaus bei Sokolac, einem doppelten Ringwall, wie eine Reihe solcher an jener Hochebene existirt, liegen die Tumuli, die meist von sehr geringer Höhe und oft so flach sind, dass sie von ferne als weite, runde Flächen im fahlgrünen, stellenweise schwach verkarsteten Terrain erscheinen. Sie beschränken sich aber nicht auf jenes Plateau, sondern stehen sich in dichten Gruppen durch Wald und Feld über Berg und Thal hin aus die serbische Landesgrenze hin. Ofters liegen sie am alten Ringwall, Anhöhen, die mit Steinwällen befestigt sind, herum, so dass ein Zusammenhang unverkennbar und durch Nachgrabungen als Thatsache erwiesen ist. — (Schluss folgt.)

Literatur-Anzeigen.

Ueber die Anleihe in der Erdgeschichte gehalten am 30. Juni 1894 entsprechend den Bestimmungen der Paul Ritter'schen Stiftung für phylogenetische Zoologie. Von Dr. Johannes Walther, Lehrer der Mineral-Professur für Geologie und Paläontologie an der Universität Jena. Jena. G. Fischer, 1895. 8°. 36 S.

Th. Grieben's Verlag (L. Fernan) in Leipzig:

Das Welt in der Natur- und Völkerverkennung, Anthropologische Studien von Dr. H. Plohn. Vierte ungeschnittene und stark verbesserte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Burlett. Mit 11 lithogr. Tafeln (je 9 Praesentypen enthaltend) und ca. 200 Holzschnitten im Text.

Die Nothdi der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin von Dr. Max Burlett. Mit 175 Originalholzschnitten im Text. Preis: broschirt 2 Mk., in Heftformband 11 Mk.

Das Kind im Brauch und Sitte der Völker. Anthropologische Studien von Dr. H. Plohn. Zweite neu durchgesehene und stark verbesserte Auflage. 2. Ausgabe. 2. Heft. Preis: broschirt 12 Mk., in zwei eleg. Gamslewandbänden 15 Mk.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. 8. 10 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zur XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer Anthropologischer Verein in Stuttgart. — II. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel 1895: Welches Volk gehören die Naubainer La Ténefer? Von Dr. G. Kossinn in Berlin. — Nochmals die Gräfte von Driburg. Von v. Stoltzenberg-Luttmersen.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat Speier als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und die Herren Gymnasialrektor Ohlenschläger und Professor Dr. Harster um Uebernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

3.—6. August d. Js. in Speier

stattfindenden Versammlung ergebenst einzuladen.

Die Geschäftsführer für Speier:
Ohlenschläger, Harster.

Der Generalsekretär:
J. Ranke in München.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer Anthropol. Verein in Stuttgart.
Sitzung vom 16. November 1896.

A. Hedinger: Anthropologisches von der Balkanhalbinsel.
(Schluss.)

Die Tumuli sind ausnahmslos aus grösseren und kleineren jenseitigen und Kreidekalkstücken erbaut und heute ohne jede Bedeckung mit Graswuchs. Man trifft in ihnen vorwiegend ganze Skelette, doch sind auch in diesem Jahr viele Brandgräber gefunden worden. Die Leichenreste sind sehr nahe unter der Oberfläche. In dem ersten Tumulus, den wir öffnen liessen, waren die Skelette eines Erwachsenen, eines Kindes und eines

Handes (Can. interned. Waldpich, der mit einem meiner vor 2 Jahren aus der Charlottenhöhle beschriebenen, sowie dem Schädel von Roth am See im k. Naturalien-Cabinet in Stuttgart, die grösste Aehnlichkeit hat. Stüder nennt diesen Hund: Jagdhund der Bronzezeit. Es ist ein Hund mittlerer Grösse, zwischen dem eigentlichen Torfhund und dem Bronzehund [Schäferhund der Bronzezeit nach Stüder] Can. familiar. matr. optim. J. zittles, einen Schäferhund mit wolffartigem Habitus, in der Mitte stehend). — Ausserdem fand sich die zweischleifige Bogengabel, die unter dem Namen Glasinac-Fibel bekannt ist. Ein zweiter 13 Meter langer und 9 Meter breiter Tumulus wurde zur Hälfte abgegraben, wobei man auf 3 Skeletgräber und 1 nachträglich beigegestzten Brand stiess. Bei den Skeletten fand man je 1 Halsring (Torquis) und Spiralfibel bei den HÄUP-

tern, sowie eine Doppelspirale, alles aus Bronze. Beim Brande wurden 4 Phalerae, 1 silbernes Armband und 1 Armband aus Eisen gefunden. Auch hier war zu Füßen des menschlichen Skeletts eines dem gleichen Hande angehörende.

Bei dem an der geborenen Volksfeste sah ich einen merkwürdigen Haleschmuck bei mahomedanischen Mädchen, der aus Obsidian, Achat, rothen trassischen, in Form von Pfeilspitzen aneinander geriebenen Kalkstücken bestand, und ein Amulet zur Abwehr von Krankheiten darstellt. Es zeigt, wie frühe aus der Steinzeit bis in die Gegenwart hereinragen können.

Die gewöhnliche Glasina-Fibel ist eine Dogenfibel mit verdicktem Bügel und drei- oder viereckiger Fassung, oberhalb welcher noch zuweilen eine zweite Spiralführung antritt. Die plattenförmige Entwicklung des Nadelstamms ist eine Eigenthümlichkeit der Fibelformen der Balkanhalbinsel (auch Olympias) gegenüber denjenigen Italiens, wo sich der Fibelstamm mehr rinnenförmig gestaltet. — Häufig erscheint, sowohl in Eisen als in Bronze, die Doppelspiral- oder Brillenfibel, welche auch in Hallstatt so zahlreich vertreten ist, sowie im Oberen Küstenlande (Santa Lucia).

Was das oben kurz erwähnte vogelförmige Wägelchen betrifft, so wird jetzt angenommen, dass es eine Art heiliges Geräth war, das mit einem biblischen Geräth auffallende Aehnlichkeit habe, und den Einfluss semitisch-orientalischer Cultur auf Südeneropa bezeuge. Aehnliches, wenn auch viel Unbedeutenderes wurde in Schweden und in Taos (bayerisch-böhmische Grenze) gefunden.

Nach manchen ist die zahlreichen dalmatinischen Tumuli bei Zara und Selma anzusehen, die noch gar nicht erforscht sind und sicherlich die westliche Fortsetzung der in Bosnien-Herzegowina beobachteten, stark local gefärbten Hallstatt-Cultur erkennen lassen werden.

Eigenthümlich dieser Gegend sind die Idole, die schon in den Pfahlbauten bei Ripac, sowie in Batmir gefunden werden. Für erstere sind noch charakteristisch viele Helmschilde, Gussformen für Bronzeschmucksachen und Waffen: Knochen-, Eisen- und Bronze-Artefakte, über 100 ganze Thongefässe, Webstuhlgeräthe, Spinnwirteln, sowie eine ganze Sammlung von Getreidearten und Thierknochen, von allem Rind und Schaf, wie auch Artefakte von denselben.

Die jüngere Hallstatt- und la Tène-Periode ist im Landes-Museum durch die reichhaltige Sammlung aus dem Gräberfelde von Jeresine in mehr als 1500 Nummern vertreten.⁴⁾ Besonders erwähnenswerth sind die prachtvollen Broncefibel, die Bernsteinobjecte und über 200 wundervolle Thonwaren.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal kurz auf die Spiralfibel zurückkommen, und zwar deshalb, weil sie das erste und älteste Element jener rein geometrischen Verzierungswelt ist, welche bei der Formgebung des Metalls in Anwendung gebracht wurde. Sie kommt theils in Gesellschaft von anderem Bronze- oder Kupfergeräthe, meist aber von zweifellosen Zeugen der noch nicht völlig abgeschlossenen Steinzeit vor. — So fand ich auch die Fibel im Karst.

Dieser Spirale, besonders der Brillenspirale, begegnen wir ebenso in Mykene und Troja, sowie in Aegypten, hier aber zu einer Zeit, welche dieses Land auf allen Gebieten von fremdartigen Einflüssen über-

schwemmt zeigt. Vermuthlich waren es die Phönizier, welche diese Muster in Aegypten eingeführt haben, die ihnen aus dem metallreichen Kleinasien stammten. Es wäre somit die Spirale dem Oriente von dort her eingeführt und nicht umgekehrt. Auch hat dies in scharfsinniger Weise bemerkt, und es ist namentlich das hohe Alter der Spirale in Europa, das Erscheinen derselben schon am Ende der Steinzeit, also über das Jahr 1600 v. Chr. hinaus, welches für jene Annahme maßgebend ist.

Aber auch in der Frage über die europäische Heimath der Arier kann dieses merkwürdige Land einen Beitrag geben. Die bisherige Behauptung, dass die vorgeschichtliche Bevölkerung Europas nomadischen Charakters in beständiger Bewegung gewesen sei und oftmaligen Wechsel ihrer Wohnsitze vorgenommen habe, wird durch die Forschungen in Bosnien unhaltbar. Uebrigens hat schon Ferr. Keller den Gedanken abgewiesen, dass seit der jüngeren Steinzeit ein allgemeiner Wechsel der Bevölkerung eingetreten sei, er hat vielmehr die Ansicht, dass sie sich von da an und trotz des Uebergangs von Stein zur Bronze und von dieser zum Eisen bis in die Zeit der Römerherrschaft erhalten habe.

Hier, wo man alle Culturperioden von der ältesten bis auf die jüngste neben einander hat, lässt sich ganz positiv nachweisen, dass die allgemeinen Lebensbedingungen mit der Zeit keineswegs einer gänzlichen Umgestaltung unterworfen wurden, denn es bleiben während der ganzen Zeit von der ersten Besiedlung durch die Pfahlbauten und ihre Zeitgenossen bis zur Römerherrschaft die Grundlagen des Lebens die gleichen, nur treten zu den schon vorhandenen Hilfsmitteln, zu den alten Hausthieren, zu den Getreidearten und übrigen Culturpflanzen auch und nach und nach, ohne die alten zu verdrängen (neue Rassen von Rind, Schaf, Ziege⁵⁾, Hund). Als neues Thier kommt hinzu das wilde Pferd, das auch im Karst und Schweizerland gefunden wird. In den Karstländern war seiner Zeit der wilde Esel allgemein, der noch heuteutage in Kleinasien vorkommt (Onager) und in den Karsthöhlen sich findet. Das Pferd selbst dürfte von Frankreich importirt worden sein, da es auch im Schweizerland nachgewiesen ist. Es ist ziemlich kleiner als das asiatische. Durch Kreuzung von beiden entstand wohl unser jetziges Pferd. —

Aus der Aenderung der Bestattungsweise kann durchaus nicht auf einen Wechsel der Bevölkerung geschlossen werden. Die Thatfache, dass man in der Periode der jüngeren Steinzeit im Allgemeinen auf die Sitte des Begrabens des Leichnams stößt, dass späterhin in der Metallzeit das Verrennen üblich, und dass schließlich wieder das Begraben herrschende Sitte wurde, ist ganz zweifellos, aber dieser Wechsel ist weder plötzlich noch allgemein gekommen, sonst wäre auch ein Wechsel in vielen anderen Lebensgewohnheiten eingetreten. Nein, hier, wie überall in der organischen Natur, waren Uebergänge und keine Sprünge. — Wie man einestheils sieht, dass die Bekanntheit mit dem Metall sehr tief in die Steinzeit hineinreicht, so ist andererseits der Uebergang zum allgemeinen Gebrauche desselben in Formgebung und Technik nur ganz allmählich und im engsten Anschlusse an die Formen der

⁴⁾ Die Ausgrabungen an diesem Orte zeigten, dass ein allmählicher Uebergang der Hallstatt- in la Tène-Periode stattfand. (Gemeinsame Nekropole für Brand- und Skelettgräber, oft beide in einem Tumulus.)

⁵⁾ Ich möchte hier die wilden Ziegen erwähnen, die noch auf den Cycladen und Sporaden in geringer Anzahl vorhanden sind, und deren prachtvolle steinhornartige Hörner uns bei prähistorischen Funden imponiren. Einige brillante Exemplare sind im Landes-Museum zu sehen.

Steinzeit vor sich gegangen. Dies ist am deutlichsten beim ältesten Metall, dem Kupfer, zu sehen, lässt sich aber auch bei der Bronze gut nachweisen, besonders bei der Entwicklung der Aexte aus Bronze vor dem einfachen, dem Steinbeil nachgebildet, bis zu den reichverzierten Hohlklingen. Was aus die Verhältnisse beim Uebergang der Sitte des Begrabens zu der des Verbrennens betrifft, so zeigt sich in dem ganzen grossen Gebiete von den Alpen bis Skandinavien und bis zum atlantischen Ozean, dass die Sitte des Verbrennens schon während der Steinzeit Eingang findet, wogegen die Sitte des Begrabens noch tief in die Bronzezeit hineinreicht, und oftmals Bronzebeigaben bei Skelettfunden sich finden, wie auf dem Glasinat. Während einerseits auf der dänischen Insel Bornholm Steingeräthschaften bei Begräbnisstellen verbrannter Knochen gefunden wurden, kommen andererseits die dort an Tage geförderten 25 Bronze-Schwerter ausschließlich in den Gräbhügeln mit unverbrannten Leichen vor⁶⁾. — Eine Berührung mit anderen Völkern, von denen sie die Bronze bearbeiten gelernt, ist selbstverständlich anzunehmen (Montelius).

Auch der zweite Wechsel der Bestattungsweise, die Rückkehr vom Verbrennen zum Begraben kann nur äusserst langsam vor sich gegangen sein (Jahrtausende lange Dauer). Die glanzvolle Führung bei der Bestattungsweise an denselben Orte sehen wir nach dem Glasinat am lehrreichsten bei dem Gräberfeld von Hallstatt, in welchem zu derselben Zeit und aus den nämlichen Volksklassen heimgabe ebenso viel verbrannte als unverbrannte Leichen beigelegt wurden; auch hier finden sich in den Skeletträndern nicht selten reich Beigaben, insbesondere an Waffen. Wir haben keinen Grund zur Annahme, dass hier Angehörige verschiedener Völker oder Rassen begraben wurden.

Lasen Sie mich noch kurz gedenken der malerischen Spanischerfriedhöfe und der alten Gräberstätten mit den durch Reliefs oft reich verzierten Grabsteine des Adels. Das Volk selbst stand vor der türkischen Invasion noch auf recht niedriger Culturstufe. Technische und stilistisch stehen diese sepulchralen homischen Arbeiten in nächster Verwandtschaft sowohl zu den Kalksteinplatten der Burggräber von Mykene (pelagisch) als zu den aus gleichem Material geformten Relieftafeln der Cortona von Bologna (etrurisch), von ihrer pelagischen Zeitalter durch 3, von diesem etruskischen durch beinahe 2 Jahrtausende geschieden.

Auch die Bogamiengräber auf dem Glasinat darf ich nicht vergessen. Es sind colossale, inschriftlose Grabsteine, höchstens mit Zeichen in Kreuz- oder Schwertform. Sie stammen aus dem 12.—14. Jahrhundert und gehören einer christlichen Secte an, die den Papst nicht anerkannte, den Gläubigen die meiste persönliche Freiheit gewährte, und das Land nach keiner Richtung hin von einer auswärtigen Gewalt abhängig machen wollte. Die führerliche Lehre fand grosse Ausbreitung, sie konnte aber nach als Nationalbekanntnis Bosniens Schicksal, das türkische Sklavennob, nicht abweisen, selbst wenn das alte Recept des Papstes: Fener und Schwert! nicht nachgeholfen hätte.

Wenn wir nun uns edlicher wenden, so können wir angesichts der dort erst begonnenen und in dem verkarsteten Lande weit schwierigeren Forschungen noch nicht viel berichten, da es hier nicht wohl angeht, die allerdings interessante dortigen mittelalterlichen Gräbdenkmäler zu besprechen. Wir wollen desshalb, nach-

dem wir uns hinter Metkovic die gemauerten Folowohnungen an der Narenta betrachten, vor denen kegelförmige Fruchteboher sich befinden, so dass das Ganze von weitem aussieht wie ein Induserdorf, woch der Adria eines kurzen Besuch abstaten, und vor Allem dem interessantesten Punkte der ganzen Küste, der gewöhnlich nur ganz oberflächlich behandelt wird, der alten Ansiedlung Salona. Wenn diese uralte Niederlassung auch nicht bis zur Prähistorie hinaufreicht, so sind doch aus der ältesten griechischen Zeit noch sehr werthe Reste vorhanden, und neuerdings scheinen sogar etruskische Alterrhömer dem Boden zu entsteigen als cyklopische Mauer, so dass jedenfalls eine Reihe von Cultur-Perioden in diesen Ruinen vertreten ist. Die modernsten Ausgrabungen beschäftigen sich hauptsächlich mit christlichen Tempeln aus der Zeit vor bis nach Diocletian, die auf meist ausgeraubten Sarkophagen aufgebaut sind. Man unterseheidet:

- | | |
|--|--|
| 1. Heidnische Periode, | } Alle in Flagen über einander gebaut. |
| 2. Märtyrer-Periode, | |
| 3. christliche bis mittelalterliche Periode. | |

Als ich dort weilte, wurde ein Mosaikboden mit herrlicher Ornamentik von riesiger Grösse, der den Boden eines ganzen Tempels bildete, ganz unverändert mit einer offenbar durch seine Erdbeben bewirkten Kackung zu Tage gelegt. Die massenhaften, alle auf der oberen Seite eingeschlagenen Sarkophage sind mit Inschriften und alten Kreuzformen versehen. Die interessantesten, und zum Theil solche, die den Friedhöfen entgingen, sind im Museum von Spalato angestellt und zeigen ausserordentlich schöne Reliefs. Innerhalb der Sarkophage nicht bloss, sondern auf dem gausen Untergrund von Salona werden solche Mengen von Bronzen (zum Theil sehr schöne Fibeln), Messing-Ringe, Gemmen, Werkzeuge, ästhetische Instrumente, Thon- und Pastasergüsse etc. gefunden und um riesigen Preis, freilich auch sehr viele gefälschte — bis zur wirklichen Belästigung — angeboten. Es bleibt noch unendlich viel auszugraben, aber auch heute schon lohnt es einen Besuch in jeder Beziehung, namentlich weil wir aus dieser frühchristlichen Zeit keine Reste mehr besitzen.

Der Kaiserpalast Diocletians in Spalato allein mit seiner Grundfläche von 35 000 Quadratmetern, innerhalb dessen heute noch gegen 4000 Menschen wohnen, ist eine archäologische Schatzgrube für jeden Ranggelehrten. Leider besteht das Museum aus 4 örtlich getrennten Abtheilungen und ist derart überfüllt, dass die Anschaulichkeit sehr darunter leidet. Es sind hier zahllose Funde aus allen Cultur-Epochen, von den Kunstfersteu-Artefacten an, aufgeführt. Sehr schön namentlich ist die Gemmensammlung, und nach Aquileja, das freilich so unerreich ist und bleiben wird, wie wenig bekannt, zweifellos die schönste.

Als ich in den sechsen Septemberabenden die Anthropologen-Fahrt, anlotet allein mit Virchow und Much, in Dalmatien abschloss, trübte auch nicht der leiseste Mistow die Erinnerung an die herrliche Zeit, nur der Gedanke an den Fluch der Zerrissenheit und der Spaltung jener Südlaven, die alle die gleiche Sprache sprechen (Serben, Kroaten, Montenegro, Dalmatiner, Bosnier, Herzegoviner), — ich sage, der Gedanke an jenen Fluch, dem sie ein unglückliches Schicksal verdanken, führt uns unsere eigene Geschichte bis zum heutigen Tage mitatis matatis vor Augen, und er könnte auch den Deutschen ein warnendes Miene Tadel sein, das in Flammenschrift auf allen Mauern und Ruinen jener Länder uns entgegenleuchtet.

⁶⁾ Vgl. hierüber Mueh: Die Kupferzeit in Europa. Jena 1895.

II. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel.

Welchem Volke gehören die Nauheimer La Tène-Funde?)

Von Dr. G. Kossinna in Berlin.

Discussion zu dem Vortrage des Herrn Dr. Kossinna in Nr. 11 des Correspondenzblattes für die allgemeine Versammlung in Cassel 1895.

Ueber die Nauheimer Funde spricht Tischler am ausführlichsten in der schönen inhalts- und lehrreichen Abhandlung über seine Studien in den rheinischen Museen und in Frankfurt (Schriften d. Phys.-Ökonom. Ges. zu Königsberg 25 (1884) S. 11-16, 18 ff.). Er charakterisiert dort die Bronzezeit, die ältere und jüngere Hallstatt, endlich die La Tènezeit dieser Gegend und gibt für die Dreitheilung der letzten Periode in grosser Ausführlichkeit bereits die anschlaggebenden Momente an, die den meisten Forschern nur aus dem ein Jahr später gehaltenen berühmten Karlsruhe Vortrage bekannt sind, der allerdings präciser und lehrhafter, aber doch auch weit knapper gehalten ist. Die verschiedenen Formen der Schwerter, Fibeln, Schildbuckel werden charakterisiert für die jüngere La Tènezeit sind die Bibrach-Fibel und das Alevis-Schwert Leitmotive. Beide finden sich auch in Nanheim; verwandte Fibeln, sowie völlig identische Schwerter auch im übrigen Deutschland bis nach Pommern und Westpreussen hin, sowie in Skandinavien. Tischler sagt dann wörtlich (S. 32): „Nun können in dem Norddeutsch-Nordischen Gebiet zu Zeiten Caesar keine Gallier geessen haben; es wohnt hier nur Germanen und auch zu Nanheim Chatten, keine Gallier.“ Und weiter: „Könnte man nun bei den Nauheimer Schwertern denken, dass dieselben erbenet sind, so fällt dieser Gedanke bei den übrigen Norddeutschen Stämmen, die mit Galliern nicht in direkte Berührung gekommen sind, ganz fort. Vielleicht sind sie auf dem Wege des Handels hingelangt. Die Aehnlichkeit der zwei Schwerter von Ronsden in Westpreussen und Nanheim ist so ausserordentlich gross.“ Dann leitet Tischler diesen Gedanken aber für Schmuckstücke, Fibeln, Gürtelhaken und a. m. wieder ab, da sich im Norden hierfür überall Localtypen finden.

1) Als ich Nr. 12 des „Correspondenzblattes“ vom Jahre 1895 erhielt, sah ich zu meinem nicht geringen Staunen an S. 140 eine durch Herrn Oberstaatsarzt Dr. Kuthe veranlasste „Druckfehlerbemerkung“, die eine durchaus richtige wiederzugebende Stelle meines Casseler Vortrage „über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland“ in einer Weise ändern wollte, gegen welche ich einen scharfen Protest einlegen muss. Es handelt sich um die bekannten Nauheimer Spätkelchfunde im Frankfurter Museum. Tischler hatte das Nauheimer Grabfeld seiner Zeit chattisch genannt, ich dagegen sagte in Cassel, man müsse es vielmehr den Übern zuschreiben (vgl. S. 110). In der Discussion sprach Herr Oberstaatsarzt Dr. Kuthe gegen meine (übrigens nur heilige) Anfechtung, dass die Nauheimer Grabfunde obach seien, und verteidigte die Ansicht Tischlers, nach welcher die Funde „gallisch“ wären — ich habe nicht „gallisch“ sondern „chattisch“ verstanden. Das ist der Sachverhalt. Kossinna.

Wir verdanken diesem, wie sich aus der Discussion ergibt, doppelten oder dreifachen Missverständnis die folgenden sonach wichtigen Mittheilungen über die La Tène-Gräber bei Nanheim, für welche wir Herrn Kossinna und Herrn Kuthe anern besonderen Dank auszusprechen haben.

Also kein Wort davon, dass die Nauheimer Sachen gallisch seien, vielmehr das gerade Gegentheil. Herr Kuthe hat demnach seinen verstorbenen Freund, der für mich leider nur der aus der Ferne durch sein gedrucktes Wort wirkende unvergessliche Lehrer gewesen ist, nicht richtig in Schutz genommen, indem er ihm eine von jenem gerade verworfene Ansicht beilegt.

Eine Stütze seiner Behauptung findet Herr Kuthe darin, dass die Nauheimer Funde „ganz charakteristische“ La Tènesachen in Gefässen und Eisenwerkern darbieten. Dieser Umstand würde aber nicht im Geringsten für gallischen Besitz sprechen, da wie ja Tischler gerade an den Nauheimer Stücken gezeigt hat, ganz identische Schwerter in Westpreussen vorkommen. Diese La Tönenarben gehen bekanntlich bis hoch nach Schweden hinauf. Was es mit dem „singulären Auftreten der Gefässtypen“ für eine Bedeutung hat, bleibt unklar; da Herr Kuthe nicht angibt, innerhalb welchen Umkreises jenes Auftreten singular zu nennen und wo es ganz und gäbe ist, Tischler findet das Nauheimer Grabfeld „in seinem reichen Inventar nahe verwandt mit anderen Brandgräberfeldern der weiteren Umgebung von Mainz“ Gallische Zugehörigkeit ist damit durchaus noch nicht erwiesen. Denn eben von den Übern berichtet bekanntlich Caesar (B. G. 4, 3), dass sie sich wegen der Nachbarschaft an gallische Lebensweise gewöhnt hätten. Ich habe mich bei meinem Besuche des Frankfurter Museums auf ein vergleichendes Studium der Gefässe aus Nauheim leider nicht einlassen können, und da auch eine Publikation derselben nicht existirt, lässt sich das auf literarischem Wege nicht nachholen, zumal auch Koenen's Gefässkunde in diesem, wie wohl in den meisten anderen Fällen, wo es sich nicht gerade um die römische Periode des Rheinlandes handelt, jede wirkliche Belehrung versagt.

Herr Kuthe erklärt diese angeblich gallischen Grabfunde durch eine „gallische Invasion“. Einen vorübergehenden Einbruch wird er nicht im Sinne haben, da ein Grabfeld mit dem Hausrath der verstorbenen Eindringlinge ein etwas merkwürdiger Rückstand eines solchen Raubzuges wäre. Also wohl einen dauernden Einbruch und eine Besetzung eines Gebietes mitten unter Germanen durch Gallen. Und dies zu einer Zeit, wo die Germanen, die mindestens seit 180 v. Chr. im Nassanischen sitzen, auf allen Seiten über den Rhein nach Gallien vorgedrungen sind, wo insbesondere die um den Trauns wohnenden Übern mit den sie bedrängenden Mänsweben in schweren Fehden um ihren Grund und Boden kämpfen müssen. Man sieht: jene gallische Invasion ist eine Unmöglichkeit. Eher schon liess sich an einen Rückstand gallischer Bevölkerung aus der vorgermanischen Zeit des Landes denken, wie wir solche in Süddeutschland und in linksrheinischen Gebieten noch Jahrhunderte nach Abschluss der Völkerwanderung finden. Aber auch dieser Gedanke ist abzuweisen, da wir uns zu Nanheim weder auf entlegenen Hochflächen, noch in versteckten Gebirgsthälern, sondern in der fruchtbaren Weiden befinden.

Wir haben es also mit dem Nachlass der germanischen Bevölkerung des Landes zu thun, in dem ich Übern sehe, Tischler Chatten anahm. Herr Kuthe endlich Swaben erkennt. „Nauheim im Swablande“ sagt er aufs Bestimmteste. Ich gebe von vornherein zu, dass wir aus Caesar nicht mit Bestimmtheit ersehen können, wo die Mänsweben mit ihren rheinischen Westnachbarn, den Übern, grenzten. Allein

die Ubiar waren ein grosses Volk (civitas ampla atque florens), sie können unmöglich nur den schmalen Raum im Nordwesten des Tannus bis ins Lahngebiet inne gehabt, sondern müssen auch südöstlich des Tannus geessen haben, denn sie nehmen nach ihrer Ueberjagung aufs linke Ufer, die gewiss nicht einmal der gesammte Stamm mitgemacht hat, den weiten Landstrich von Koblenz bis etwa nach Neuss ein. Auch der von Cäsar hervorgehobene Reichthum des Volkes verbietet, den Ubiern nur die weniger ergiebigen Landstriche zwischen Lahn und Tannus zuzutheilen, die Spigge, von den Sueben begehrte Wetterau aber vorzuenthalten. Auch muss das Swebenland ziemlich weit zurück von Rheine gelegen haben, da Cäsar bei seinen Rheinübergängen im Ueberlande der Swebengrenze nicht achtung wird. So müssen die Ubiar ostwärts etwa bis an die fränkische Saale gerückt haben und wir können das um so auserzweifellicher behaupten, wenn wir sehen, dass nach der Ueberjagung der Ubiar auf das linke Rheinufer im Jahre 87 v. Chr., als die Chatten das obische Land bestiedeln, diese letztern sich ostwärts bis an die fränkische Saale ausdehnen. Dort haben sie wenigstens später ihre Grenze gegen die Hermanduren, die nm den Beginn unserer Zeitrechnung, nachdem die Maissueben nach Mähren abgezogen, die Sitze dieser Sueben einnahmen. Und selbst wenn Herr Kuhn so das Land zwischen Saale und Kinzig für die Sueben fordern wollte, hiebei Naunheim doch immer noch zwei Möglichkeiten übrig: die Naunheimer Funde gehören den Ubiern oder ihren Nachfolgern, den Chatten. Die Entscheidung liegt hier allein in der Zeitstellung der Funde. Es fragt sich, ob die Gräber in die Zeit vor oder nach dem Jahre 87 v. Chr. fallen. In seinem Karlsruher Vortrag vom Jahre 1886 (Corresp.-Blatt 16, 188) setzt Tischler das Naunheimer Gräberfeld ganz unbestimmt in das „letzte Jahrhundert vor Christus“. Genauerer bündet er in der erwähnten Königsberger Abhandlung von 1894 (S. 28), wo er „das Naunheimer Feld der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr. und den darauffolgenden Jahrzehnten“ zurechnet. Der Hauptaccent liegt also auf der „Mitte des 1. Jahrhunderts“. Ich erwähne diejenigen Fundstücke, die besonders jung zu sein scheinen. Von Münzen hat sich eine von Nemausus vorgefunden, welchen Ott Ciser im Jahre 49 v. Chr. aus einem maassalotischen Dorfe zu einer latioischen Stadtgemeinde machte und zugleich mit Moorrecht begabte (Mommson, Röm. Gesch. II* S. 635 Anm.). Eine andere sprödtlich barbarisch gallicische Münze trägt den römischen Ueberstempel I M P. Ferner begegnet in Naunheim schon rund, tubuliforme Schildbuckel, sogar in überwiegender Maasse gegenüber den gewöhnlichen Spät-Latone-Schildbuckeln mit ihren an einen Kogelabschnitt angehängten, trapezartig nach aussen sich verbreiternden Seitenflügeln (die Schildbuckel der Früh- und Mittel-Latonezeit zeigen dagegen kantlich an einen Cylindermantel angehängte parallele-köcige Seitenflügel). Allein wenn sich in dem durch Cäsars Begerung 82 v. Chr. zerstörten Alesin mitten unter rein gallicischen Sachen römische Erzeugnisse wie eine Löwenfüsse (Tischler S. 27), die auch in Bibracte nater La Teosachen erscheint, sowie jene möglicherweise römischen Tubulusschildbuckel fanden, so zeigt sich, dass, wie auch sonst bekannt, bereits vor Cäsars Zeit die römische Provincia einen ausgedehnten Handel mit Gallien antreibt. Und so dürfen wir auch gewiss wieder jene erwähnten gallicischen Münzen an dem 6. Jahrbest vor Chr. noch die Tubulusschildbuckel zu

Naunheim irgendwie als beweisend dafür ansehen, dass das ganze Gräberfeld erst im 4. oder einem der folgenden Jahrzehnte vor Chr. angelegt ist.

Man könnte nun vielleicht denken, dass hier ein ubisches Gräberfeld in der chattischen Zeit weiter bestanden wäre, denn darüber kann ja kein Zweifel bestehen, dass im Alterthum die Stellen der Gräber an der Oberfläche genau kenntlich gemacht waren und ein Bevölkerungswechsel in dieser Richtung kein Hindernis bot. Aber wir wissen gar nicht, ob die Chatten so unmittelbar den Ubiern auf dem Fusse folgten; noch weniger aber, ob gerade zu Naunheim an der alten ubischen Siedlungsstätte auch eine chattische gegruhdet ward. Zudem trägt das Gräberfeld nach Tischler „einen ziemlich einheitlichen Charakter“. Endlich verlangt die Wahrscheinlichkeit ein in der Spät-Latonezeit abbrechendes Gräberfeld den Ubiern zuzuschreiben, die am Schlusse dieser Periode die Gegend räumten, und nicht den Chatten, die vermuthlich tiefer in die römische Zeit die Begräbnisstätte weiter benutzt haben würden. Den Hauptdruck lege ich aber auf die „mores gallici“ der Ubiar; denn diesen entspricht, wohl nicht zufällig, die specifisch keltische Form der Spät-Latonezeit, die wohl in Frankreich, im Rheingebiet und bei den Bojern in Böhmen, niemals aber, soweit mir bekannt, in den reingermanischen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands vorkommt, wo nur verwandte, aber nicht identische Formen sich zeigen. Sollte Herr Kuhn mit seiner Bemerkung über die gallicische Form des Gefässes Recht haben, so würde das ein Punkt mehr sein, der für meine Ansicht von dem ubischen Ursprung der Naunheimer Funde spräche.

Hetooen möchte ich zum Schlusse noch, dass mindestens in demselben Maasse, wie die Beantwortung dieser mehr nebensächlichen Naunheimer Frage, auch jeder andere Punkt der neuen Anstellungen meines Casseler Vortrages auf den eingehenden Studien von Ubiern, theilweise von Jahreshäten beruht und nur auf Grund ebensolcher Studien mit Erfolg bekaempft werden könnte.

Herr Oberstabsarzt Dr. R. Th. Kuhn-Frankfurt a/M.: Unser Streit dreht sich nun entweder richtig oder irrtümlich gebrauchtes oder missverständliches Wort!

Nachträglich habe ich mich überzeugt, dass Tischler die betr. Naunheimer Funde nach dem Vorgange von G. Dieffenbach-Friedberg allerdings alschattisch und nicht als gallicisch ausgesprochen hat. Das ändert aber an der Sache nichts!

Die Priorität der gallicischen Hypothese gebührt Herrn Dr. A. Hammeran-Frankfurt a/M. (Zeitschr. für Ethnologie, Jahrgang XVII, (22).

Seine Argumentation, die ich irrtümlicher Weise Tischler zuschrieb, mag mir in der Sitzung vom 9. August v. Js. vorgeschwebt und so meinen Irrthum veranlasst haben.

Ich habe also Hammeran's und nicht Tischler's Ansicht vertreten und bin vollständig von Hammeran's Beweisführung für die gallicische Provenienz der Funde überzeugt. Ihre Herkunft mit einer gallicischen „Invasion“ zu erklären, war ein Momentversehen der improvisirten Erwiderung; ich hätte sie besser durch gallicischen Import, sei es im Frieden oder im Kriege erklärt. Ubiisch können die Funde nur dann sein, wenn die Ubiar Gallier oder ein gallicisch-germanisches Mischvolk waren, was ja von verschiedenen Autoren nicht bestritten und auch von Herrn Kossinna durch die „Mores gallici“ der Ubiar nahe gelegt wird. Wir

würden also unter dieser Prämisse, nur auf verschiedenen Wegen, zu demselben Resultat kommen.

Als zweites habe ich nie niemals ausgesprochen, ich habe nur behauptet, dass sich in E. „übische Culturreinfüsse nicht bis nach Naheim im Svebenlande Cäsars geltend gemacht haben“. Und das halte ich anch jetzt noch aufrecht, trotzdem Herr Kossinna die Ostgrenze der Ubiar bis zur frankischen Saale zurück-schiebt. An der Rhön aber, dieser „von der Natur errichteten Schutzmauer“, ihrer „äussersten Grenze“ (s. S. 101) erwarteten nach Cäsars Berichten die Sveben concentrirt „die Ankunft der Römer“. Dann muss ihr Land, wenn es der Aebtung gebietenden Grösse, die man nach Cäsar sehr vorsichtigem Vor-muthen supponiren muss, räumlich entsprechen soll, westwärts doch wenigstens bis zur Lahn gereicht haben. — Auf weitere Detailfragen will ich nicht eingehen.

Herr Dr. G. Kossinna:

Es handelt sich zunächst nicht um die etwaige fremde Herkunft der Naheimer Funde, sondern um den Volkstamm, der jene Sachen als Grabbeigaben niedergelegt hat: Tischler meinte, es wären Chatten gewesen, ich dagegen denke an die Ubiar und stütze diese geographisch notwendige Ansetzung durch Auf-deckung von Beziehungen zwischen den Naheimer Funden und dem historisch überlieferten Culturstand-punkt der Ubiar. Meine Ausführungen über die Ost-grenze der Ubiar muss ich durchaus aufrecht erhalten und weis mich dabei in Uebereinstimmung mit Rnd. Much, der in seinem trefflichen Werke „Deutsche Stamm-sitze“ (Halle 1892 S. 26 ff.) an ähnlichen Resul-taten kommt. Herr Kuthe bleibt zwar dabei, dass Naheim im Svebenlande lag und übische Einfüsse dort nicht anzunehmen seien, macht aber trotzdem die von mir für übische Besitzthum angeführten Momente für seine Ansicht geltend. Das geht aber deswegen nicht an, weil wir wissen, dass der gallische Kaufmann zwar fleissig zu den Ubiar kam, bei den Sveben aber keine ganz gesunde Person war und nur zur Abnahme der Kriegsbeute, d. h. der Kriegsklaven, zugelassen wurde.

Ob die Naheimer Fundgegenstände Import waren, ist eine zweite Frage. Tischler dachte ja bei den Schwertern an gallischen Import, ich selbst bei der sogenannten Naheimer Fibel. Für die Gesamtheit der Funde aber gallische Herkunft zu erweisen, dürfte schwer fallen. Die Ubiar aber zu galliern zu machen, wie das A. Hammeran (Urgeschichte von Frankfurt am Main, Frankfurt 1892, S. 9) mit keineswegs stich-haltigen Gründen versucht, muss gegenüber den ein-stimmigen Berichten der Alten vom Germanenthum der Ubiar, sowie den inschriftlichen Funden, die selbst in der neuen Heimath des Volkes nach jahrhundert-langer Durchsetzung desselben mit römisch-gallischem Blut und Wesen germanische Flexionsformen der Namen aufweisen (Saitthamius, Aflius, Vatvius neben römi-schen Saitthamabus, Afliabus, Vatvibus), als eine Kühn-heit bezeichnet werden.

Zu Gunsten meiner die Naheimer Funde in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. hinaufzudecken Zeitbestimmung spricht noch der Umstand, dass nach einer Notiz von Hammeran (Verhandl. d. Berl. Ges. für Anthrop. 16, 22. 1886) die vier auch von mir besprochenen gallorömischen Münzen nicht in dem Grabfelde, sondern in einer beibehaltenen Fundstätte zum Vorschein gekommen sind, also für uns ebenso-wenig in Betracht kommen, wie die von Schulz-Marienburg (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 12, 212 ff. 1886) bekannt gemachten „Funde aus der Gegend von

Naheim“, die sich damals auch in der G. Diefen-bach'schen Sammlung zu Friedberg befanden — darunter ein Schwert anscheinend später, vielleicht mit-terer La Tènezeit, sowie drei schon römische Fibeln — da diese Fundstelle sichtlich weit nordwärts von Nau-heim, Schulz sagt sogar ausserhalb des römischen Limes, liegen soll.

Von einer Abhandlung Hammeran's, in der er die Naheimer Sachen als gallische erweist, worauf sich Herr Kuthe beruft, ist mir nichts bekannt geworden. (Wir schliessen damit diese Discussion. D. Red.)

Nochmals die Gräfte von Driburg.

Von v. Stolzenberg-Lattmann.

Wir halten es zum allgemeinen Verständnis dieser Frage für notwendig, die kurze Taciteische Urkunde über den Altar des Drusus hier voran zu schicken.

Tacitus' Annalen II. Buch, Kapitel 7.

Doeh der Cäsar befahl, während die Schiffe dorthin geschickt wurden, dem Legaten Silius mit auserwählter Mannschaft einen Einfall in das Chattenland zu machen; er selbst führte auf die Nachricht, dass das Castell am Flusse Loppa befestigt würde, 6 Legionen dahin. Doch richtete Silius wegen plötzlicher Regenhitze weiter nichts aus, als dass er eine missige Beute und die Gattin und Tochter des Chattenfürsten Arpus mit fort-schleppte, wie auch dem Cäsar die Belagerer keine Gelegenheit zu einer Schlacht gegeben, da sie auf das Gerücht seines Nahens nuseinander gelaufen waren, doch hatten sie den Grabhügel, der kurz zuvor Varus' Legionen errichtet war, und den alten Altar zu Drusus' Ehren zerstört. Den Altar stellte er wieder her, und in eigener Person hielt der Fürst mit den Legionen zu Ehren seines Vaters die Leichenparade; den Grabhügel zu erneuern schien nicht rüthlich. Auch das ganze Land zwischen dem Castell und dem Rhein ward durch neue Grenzwälle und Dämme gründlich befestigt.

In der Beilage zum Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft hat Herr Dr. Schach-hardt die Gräfte von Driburg für eine mittelalterliche Befestigung erklärt. Die Ausgrabung in Driburg war durch den Unterzeichneten euberufen. Geheimrath Virehow hatte seine Hinkunft zugesagt. Ausser demselben war der Major und Corps-Adjutant v. Bären-fels als Münsterer als Mitleiter der Ausgrabungen und als Protokollführer berufen worden. Nach Beendigung der dreitägigen Ausgrabung ist von dem Major von Bärenfels und mir ein gewissenhaftes Angrabungs-protokoll zusammengetragen. Der Inhalt dieses Proto-kolls ist in meinem Berichte, den die anthropologischen Blätter gebracht haben, der sich aber auch zugleich auf die Resultate meiner früheren Ausgrabungen und jahrelangen sorgfältigen Forschungen stützt, wieder-gegeben. Die klärenden Ansehlüsse der letzten Aus-grabung zusammengefasst mit den damals angeführt gebliebenen Resultaten der früheren Ausgrabung haben die positiven Beweise dafür geliefert, dass die Gräfte der von Germanicus im Jahre 16 wiedererrichtete Altar des Drusus sei. Diese Ansicht ist seit der Grabung vom 7. August durch weitere Forschungen, namentlich aber durch zahlreiche chemische Analysen ganz und voll bestätigt worden. Hölzermann fand die Altar-untern des Kernwerkes. Hölzermann fand in den Gräften und in dem davorliegenden Prätorium aus-gesprochene römische Formen, die mit Kunst und Fleiss

hergestellt waren. Hölzermann erfährt von dem Besitzer, dass er bei einer Eingrabung des Kernwerkes, also des Altars, schön bemalte Scherben eines rothen Thongefässes gefunden habe, die er seinen Kindern als Spielwerk gegeben habe. Hölzermann erkannte weiter, dass die Gräfte, soweit sein Studium und seine Forschung reichen, anter den prähistorischen Alterthümern als ein Usium dastehe. Die Summa dieser Erkenntniss hatte bei ihm den Glauben und die Vermuthung festgesetzt, dass die Gräfte der Altar des Drosses sein könnte. Als ich nun im Jahre 1888 die Gräfte persönlich im Augenschein nahm, war es ein Malwurf, der einzelne calcinirte Knochenplitter aus dem Crematorium ausgeworfen hatte. Dieser Umstand veranlasste mich zu zwei verschiedenen Grabungen im Jahre 1888. Ich verfehlte damals bei der Ausgrabung den Theil des Crematoriums, der die Knochenerde wirklich enthielt. Ich fand vielmehr Wasserkalk und das ausgedehnte Branderdelager, welches bei der ersten Ausgrabung festgesetzt war. Die Gräfte der Altar des Drosses enthält, das der durch ganz Westfalen bekannte Alterthumsforscher Apotheker Raven aus Nieheim mit der Behauptung hervortritt, die Farrenkrant-Branderde enthalte eine Menge von Kali, welches man früher zur Glasbereitung durch Verbrennung des Farrenkrautes gewonnen habe. Auch der gefundene Wasserkalk liefere den Beweis, dass wir es hier mit einer mittelalterlichen Glasbereitungsanstalt an thun hätten und dass die ganz gleichen Erscheinungen häufig an Teutoburger Wäldern vorkämen. In dem Kernwerk, dem Altar, fand sich genau in der Mitte der Uelmaier ein sorgfältig gemauerter Aschenrest, der Aschenreste und Bruchstücke verschiedener Thierknochen enthielt. Bei einem weiteren Einschnitte in den oberhalb der Altarmauer vorhandenen Theil der Erdpyramide brach die Ausgrabung zwei, ganz gleichartige, etwa 18–20 cm lange Untertheile von Amphorengefässen aus rothem Thon. Ich gienste damals in diesen Produkten der Keramik römische Machwerke erkennen zu dürfen. Ein jahrelanges vergleichendes Nachsehen nach gleichartigen Gefässformen in einer ganzen Reihe von deutschen Museen, erhob diesen Glauben zur Gewissheit, da die Amphorenform nur in der romanisch-etruskischen Töpferkunst vorkommt. Nachdem es durch eine weitere Untersuchung festgestellt war, dass die Gräfte mit einer mittelalterlichen Glasbereitungsanlage absolut nichts an thun habe, ward in mir der Glaube an den römischen Ursprung derart befestigt, dass ich weitere Ausgrabungen dieses hieher anerklärten Erdwerkes in wissenschaftlichem Interesse für nothwendig hielt.

Meine Ausgrabungen im Jahre 1888 sind daher nicht ergebnisslos verlaufen, wie Herr Schuchhardt dies anspricht. Die Ausgrabung am 6. August 1895 nachmittags, an der sich auch Hr. Geheimrath Virchow einfindet, lieferten das Resultat, dass der abgekämmte Vorwall, in dem wir das Pratorium des Heerlageres jetzt wiedererkannt haben, mit einem Vertheidigungsgraben umgeben war, dessen Profile den Wehrgräben der römischen Marslager gleichkamen. Es ward weiter festgestellt, dass die bereits beschriebenen Thonpartikelchen, mit welchen die Erde des Kernwerkes durchmengt ist, nur in der Südostecke des ersten Umfassungswalles, wo sich das Branderdelager befindet, gefunden wurde. Die Ausgrabungen am 6. nachmittags, welche eines Theils an der Südseite des Kernwerkes und anderer Seite in der schon im Jahre 1888 ausgehobenen Grube im 1. Umfassungswalle, wo sich die Branderdelager und der Wasserkalk gezeigt hatte, fortgesetzt wurden, ergaben thatsächlich, mit Aus-

nahme eines kleinen, sehr zierlichen Gefässes, welches am östlichen Ende der Branderde ausgegraben wurde, keinerlei andere Fundstücke, als die Hölzermann'sche Ausgrabung vom Jahre 1888 und meine Ausgrabung von 1888 bereits gezeigt hatten. Das fragliche kleine Gefäss ist so dünnwandig und zeigt so anfallend römische Formen, dass wir dasselbe vorläufig bis zu einer weiteren Entscheidung als römisches Machwerk ansprechen dürfen.

Die Ausgrabungen am 7. morgens, in der Ostecke des ersten Umfassungswalles, die wo zuerst die grosse Branderdelager und dann auch der Ausenseite unregelmässig vorliegende Reste von Wasserkalk gefunden wurden, zeigt sich plötzlich die gelbliche, muscheligen, kalkige Masse, welche jetzt nach verschiedenen staltgehabten Analysen ein so hohen Grad von Phosphorsäure aufweist, dass wir hier nur verbrannte Knochenmassen feststellen können. Unter diesem Knochenkalk befand sich noch ein kleiner Rest von Holzkohlen, der nur noch etwa von 1 1/2 Fuss Erde bedeckt war. Jetzt endlich konnte man das Käthel als gelöst erachten. Hier war der Rest des von den Germanen zerstörten Knochencrematoriums mit Sorgfalt in die Welt eingebettet. Hier wurde das Vorhandensein des Wasserkalkes leicht aufgeklärt, durch die Hitze des Crematoriums. Die Kalbsteine, welche dort den ganzen Boden massenhaft durchsetzten, waren theilweise durchgriffen und durch Aufnahme der Bodenfeuchtigkeit später in Wasserkalk übergegangen. Neben diesem so bedeutungsvollen Funden wurde nun aber noch festgestellt, dass der auf dem Hölzermann'schen Plan noch vorhandene, jetzt aber verschwundene, etwa 100 Schritt von der Gräfte gelegene Südwall sich in schwarzer Linie bis an Dringenberg's Chaussee hinaus verfolgen lies.

Die Richtung dieses Walles liegt abwärts parallel mit dem nördlich von den Gräften liegenden Nordwall des quadratischen Pratoriums, dessen Fortsetzung in geradliniger Richtung man in dem Gelände noch deutlich, parallel zu dem Südwall erkennen kann. Später hat Herr Dr. Seifert östlich der Dringenberg's Chaussee auf unculivirtem Boden ein Stück des Umfassungswalles, das von Norden nach Süden zeigte, gefunden, und dieser Fund hat sich durch weitere Untersuchungen bestätigt. Es sind also nach alle vier Himmelsrichtungen Reste des grossen quadratisch angelegten Heerlagerwalles festgelegt, in dessen Nordostecke das gut erkennbare quadratische Pratorium liegt. Die Gräfte ist somit nach drei Seiten von dem Heerlagerwalle eingeschlossen gewesen. Die Wehrgräben an diesen Wallresten lassen sich aller Orten leicht nachweisen, sie haben voransichtlich länger als ein Jahrtausend aufgefunden, daher haben sich in der Grabensohle haussreiche Einlagerungen gebildet, welche bei sorgfältiger Abstechung noch deutlich die Profile ursprünglichen, jetzt ausgegrabenen Wehrgräben erkennen lassen. Dass Herr Dr. Schuchhardt diese einfachen beweislichen Thatsachen nicht anerkennt, bedauere ich sehr.

In welcher Weise Herr Dr. Schuchhardt sich mit dem Vorhandensein des Crematoriums abfinden sucht, müssen wir hier weiter untersuchen. Herr Schuchhardt erbaut aber dem etwa 8 m langen und 2 m breiten Raucherzeugungscrematorium, in dem wir durch chemische und mikroskopische Untersuchungen die Aschenreste von Weispflanzen festgestellt haben, einen Holzhurn mit Lehmwänden, lässt diesen abbrennen und dann in das schmale Crematorium hereinfallen. Nun ist aber das Brandlager nur 2 m breit und etwa 8 m lang. Welche Formen dieser

Holzthurn gehabt haben soll, um sich der Länge nach in diesen Graben hereinlegen zu können, das erörtert Herr Dr. Schuchhardt nicht weiter; auch nicht, welche Umstände dann die Brandere in der Tiefe von 3-4 Fuss mit Erde angedeckt haben, so dass jede Spur von dem Vorhandensein des Thurnes und seiner Grabenunterkellerung verschwunden ist. Er baut seinen Thurm auf eine hingeworfene Ansicht des von mir persönlich hochgeehrten Herrn Obersten v. Steinwehr auf: dass sich dort eine Traverse in dem Walle befinden habe müsse, in der dann später Brandreste des Thurnes eingelagert seien. Wäre Herr v. Steinwehr meiner persönlichen Einladung nach Driburg gefolgt, hätte er nur einen Blick auf die Gräfte und die ursprünglichen Wasserverhältnisse der Gräben werfen können, so würde der geehrte Herr seine, anderer Orten berechtigte, Ansicht in diesem speziellen Falle nie ausgesprochen haben, da die fragliche Traverse in Rücksicht auf die nachweisbare Wasser- und Wallhöhe in den Gräben höchstens für Biber und Fischotter, aber nicht für Menschen passierbar gewesen wären, da ja ohnehin diese Traverse aus einem Wassergraben in den andern geführt hätte. Herr Dr. Schuchhardt benützt den in dem Crematorium gefundenen Kalk dazu, um diese Traverse mit Seitenmauern auszurüsten. Das Crematorium besitzt eine Pflasterung. Von Seitenmauern ist keine Spur vorhanden und damit wird natürlich auch die Unterkellerung des angenehmen Thurnes absolut hinfällig. Die verbrannten Lehmklötze des Herrn Dr. Schuchhardt sind nun aber, wie schon gemeldet, auf chemischem und mikroskopischem Wege längst als Aschenreste von Weispflanzen festgestellt, in der sich keine einzige Holzkohle vorgefunden hat. Da Herr Dr. Schuchhardt keine Holzkohlen gefunden hat, so spricht er von Balkenabdrücken. Sind die Balken dieses Thurnes verbrannt, so hätten naturgemäß auch Kohlenreste vorhanden sein müssen, diese hat aber Herr Schuchhardt auch nicht gefunden. Somit erscheinen mir seine vermeintlichen Balkenabdrücke bedeutungslos.

Herr Dr. Schuchhardt erwähnt die Auffindung der Knochenerde nicht. Er ist am Mittage des 7. auf der Ausgrabungsstelle gewesen, es hat da ein grosser Haufen dieser gelben Knochenerde gelegen. Hätte er sich von der Knochenerde wie von der Brandere Proben zur analytischen Untersuchung erbeten, so würden seine Ansichten wohl andere geworden sein. Dann versucht Herr Schuchhardt auf dem Wege der Keramik, das Ganze trotz der gefundenen Umfassungswerke als nicht römisch hinstellen; indem er die gefundenen anseerordentlich dünnwandigen, gefeilt, hart gebrannten Thongefässscherben, die übrigens nachweislich sehr kleinen Gefässen angehört haben müssen, für mittelalterlichen Ursprungs erklärt. Dieser Behauptung fehlt jedoch die Begründung. Die Legionen mit denen Germanicus im Herbst 16 und im Frühjahr 16 auf dem Schlachtfelde erschien, waren nicht in Italien, sondern in Gallien und Spanien ansproben. Nun aber wissen wir von Cäsar, dass die Gallier in gewerhlichen Kunstfertigkeiten anseerordentlich viel mehr leisteten, als wie die germanischen Stämme. In der Schmiedekunst waren sie soweit vorgeschritten, dass sie sogar Plattenpanzer anfertigten. Nachdem nun durch die Auffindung des Crematoriums, durch die Auffindung der Umfassungswälle, durch das Prätorium, wie durch das Vorhandensein der Altarmauern die römische Anlage der Gräfte festgesetzt ist, so dürfen wir auch die Geschirrscherben als römisch-gallisch oder römisch-spanisch ansehen. Diese Geschirrscherben finden sich nun aber nicht in allen übrigen Theilen der Wälle, sondern sie finden sich vorwiegend da, wo die Erde des Leichenbügels, kesseltlich in den rotzgehranten Thonpartikeln, in der Südwestecke der Wälle und des Altars zur Verwendung gekommen ist. Herr Dr. Schuchhardt erklärt selbst, dass die Geschirrscherbe sich bis zur Tiefe der Brandstätte finden. Nach römischer Sitte wurden in den Tübeln häufig kleine Gefässe beigegetzt und dieser Sitte scheint auch die Legion nachgekommen zu sein. Solchergleicher oder derartige Dinge hätte das römische Heer natürlich nicht mitgebracht. Die in dem Tumulus beigegetzten Gefässe, von denen wir jetzt die Scherben finden, werden daher aus Trink- oder Wassergefässen der Legionären bestanden haben, da bei dem Ausmarsch selbst der Feldherr nicht daran gedacht hat, das Variete Schlachtfeld zu erreichen. Herr Dr. Schuchhardt bleibt den Beweis für seine Behauptung schuldig, dass die Gallier zur Römerzeit bei Anfertigung ihrer Thongefässe keine Drehscheibe gekannt hätten.

Herr Dr. Schuchhardt hat zur Stütze seiner Ansicht, dass die Gräfte nicht römischen Ursprungs sei, ein „Protokoll“ ins Leben gerufen, das von vier anderen Herren unterschrieben ist. Dieses Protokoll ist mir und dem Major v. Bärenfels, also den Leitern der ganzen Ausgrabung nicht vorgelegt worden. Es umfasst nur die Ausgrabung am 6. nachmittage. Dieses Protokoll enthält also weder die Voruntersuchung vom 5., noch die lichtegebende Enduntersuchung vom 7.

Da nun am 6. die Ausgrabung in Bezug auf neue Funde fast resultatlos verlief, so würde dieses Protokoll für die Gesamtergebnisse der Ausgrabungen auch dann nur einen geringen Werth haben, wenn alle darin behaupteten Thatsachen einen Anspruch auf Richtigkeit hätten. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Es wird darin gesagt, dass in der Südwestecke des 1. Umfassungswalles ein Einschnitt gemacht wäre. Diese Ansicht ist insofern unrichtig, als ich die Arbeiter in der noch offen liegenden Grabungsstelle von 1888 angestellt habe, um die damals gemachte Ausgrabung, die sowohl in südöstlicher, wie in nordwestlicher Richtung den Wall noch nicht durchschnitten hat, nach beiden Richtungen hin so Ende zu führen. In südöstlicher Richtung ist dieses Ziel erst am 7. erreicht. Die Ansicht, dass sich in der Richtung nach dem Kernwerke Wasserkalk gefunden hätte, ist unrichtig. Der Wasserkalk fand sich vielmehr auf der entgegengesetzten Seite da, wo die Brandere auführte, nicht in einem Luger, sondern sporadisch verteilt. Wo der Wasserkalk auführte, zeigte sich dann die phosphorsaurer Knochenerde von 1-1½ m Breite und etwa 25 cm Höhe. Hinter und unter dieser Knochenerde fand sich dann noch eine schmale Holzkohlen-schicht, die in die Tiefe des Grabens herabreichte und mit einer verhältnissmässig dünnen Erdschicht bedeckt war. Das Protokoll des Herrn Dr. Schuchhardt weist von diesen aufläuernden Funden nichts an berichet. Nichts unsonst hat die Ausgrabung am 6. August, am 25-jährigen Todestage des im Kampfe bei Veldi gebliebenen ersten Entdeckers der Gräfte, des Hauptmann Ludwig Hölzermann stattgehabt. Was sein klarer Geist glaubt, das ist durch die Funde vom 7. mit unwiderleglicher Gewissheit festgesetzt. Das Werk eines Germanicus hat 2 Jahrtausende überdauert.¹⁾

¹⁾ Da die Ansichten über die Zeitstellung der Gräfte von Driburg so weit auseinander gehen, scheint eine Fortsetzung der Discussion aussichtslos, wir erklären daher dieselbe für geschlossen. Die Redaction.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Vorsitzender der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Dolmen im südlichen Bulgarien. Von St. Bontscheff. — Die Runeninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart. Von Dr. C. Mehlis. — Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgenstrahlen am Lebenden dargestellt. Von Prof. H. Welcker. — Literatur-Besprechung. — Internationaler Congress für Medizin in Moskau 1897.

Dolmen im südlichen Bulgarien.

Von St. Bontscheff.

Im östlichen Theile des Bezirkes von Haskovo (Süd-Bulgarien), südlich von der Strasse Haskovo-Harmanli, erhebt sich ein ungefähr 200 Quadrat-kilometer grosses, von Bächen und Rinnen stark zerschnittenes Terrain, in welchem die verschiedenen Varietäten des Gneis stark überwiegen. Die Gegend, durchschnittlich 270 m über dem Meere hoch, ist raub, unfruchtbar und kaum bewohnt. Einst ist sie von stattlichen Eichenwäldern bedeckt gewesen, von denen heutzutage aber nur noch kümmerliche Reste hier und da vorhanden sind. Von Culturpflanzen werden von den Bauern der benachbarten Dörfer fast ausschliesslich Roggen und Sussam (*Sesamum orientale*) gepflanzt.

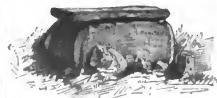
Gelegentlich meiner geologischen Exeursionen, die ich im Sommer 1894 für die Kartirung dieser Gegend unternahm, stiess ich hieselbst auf Spuren der Thätigkeit und Anwesenheit des vorgeschichtlichen Menschen, welche ich kurz erwähnen möchte.

Es handelt sich um einige megalithische Gräber, von denen ich drei auffinden konnte. Sie liegen nicht in einer Gruppe beisammen, sondern finden sich nur vereinzelt.

Das erste (Fig. 1) entdeckte ich am Fusse des Sivri-Kaia (nicht Sivri-Tepe, wie auf der russischen Generalstabskarte steht), 500 m südwestlich vom Gipfel (347,4 m), dem Dörfchen Karanassulu gegenüber. Das Grab, von Nord

nach Süd orientirt, ist aus vier Gneisplatten errichtet, zwei parallelen behauenen Längswänden,

Fig. 1.



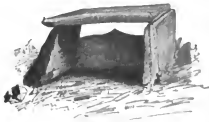
einer Querwand (unbearbeitet) im Norden und der Deckplatte.

Der Deckstein hat eine Länge von 2,80, eine Breite von 1,77 und eine Dicke von 0,30 m. Die Höhe des Grabes beträgt über der Umgebung 1,42 m. An der Basis der Tragplatten sind grosse Steinblöcke unregelmässig angelegt, wohl als Stütze für die Wandsteine der Kammer. Das Grab (türk. Kapakla-Kain = Deckelstein) dient heute den Schafhirten als Zänkebestätte gegen Unwetter.

Die zweite megalithische Kammer (Fig. 2) findet sich 4,5 km westlich von der ersten, nördlich des Dorfes Tremesli, rechts vom Wege Tremesli-Karanassulu. Sie ist gleichfalls nach Süden zu offen (ohne Wandstein) und ebenso gebaut wie die obige, nur hat sie ein wenig kleinere Dimensionen. Die Länge beträgt 2,10, die Breite

1,50 und die Höhe 1,20 m. Die Querwand im Norden ist stark corrodirt und fast zerfallen.

Fig. 2.



Das dritte Grab liegt am Ostabhang des höchsten Gipfels dieser Gegend, Huobla (379,8 m), ist leider aber zusammengestürzt und mit Busch bedeckt.

Ob auch andere Reste menschlicher Kultur aus prähistorischer Zeit in dieser Gegend vorhanden sind, lässt sich nicht entscheiden. Bis jetzt sind keine Ausgrabungen im Sinne einer systematischen Forschung gemacht worden. Ich vermute, dass es an solchen nicht fehlt.

Es ist nicht das erste Mal, dass im südlichen Bulgarien (dem ehemaligen Ost-Rumelien) Dolmen nachgewiesen wurden. Die Gebrüder Škorpil (Pametnici iz Bulgarsko. Ot hratia Škorpilovi, I, 1, Trakia, Sofia 1888 — Denkmäler Bulgariens, von den Gebrüdern Škorpil, Bd. I, Hft. 1, Thracien, mit 1 Tafel, 10 Figuren und einer Karte, Sofia 1888; eine kurze Besprechung auch in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XVIII, 1888, S. 285—288) veröffentlichte solche vom linken Maritza-Ufer, von der Sakar Planina und ihrer Umgehng (nördl. von Adrianopel), wo sie häufiger vorzukommen schein als in dem Gebiete, welches ieb zum Zweck geologischer Aufnahmen bereiste; nach Angabe der Gebrüder Škorpil finden sich die meisten bei Gerdemo. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte die bulgarische Gruppe der Dolmen nicht sonderlich gross sein, da von ähnlichen Resten der Vorzeit aus Serbien, Bosnien und Albanien noch nichts bekannt geworden ist.

Die Runeninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart.

Von Dr. C. Mehlin.

In der 11. Abteilung seiner „Studien“, 1894, S. 7—8 bat der Verfasser kurz die sogenannte „Drachenhöhle“ geschildert, welche als Riesen-

portikus die Südostwand des Drachenfels im Hartgebirge durchsetzt.

Derselbe hat eine Länge von 12 m, eine im Westen mit 5—6 m beginnende Breite, die sich gegen Osten bis auf 12 m steigert. Die Höhe beträgt in der Mitte 3 m. Bemerkenswerth ist der Zugang von oben. Er führt durch einen Felsengang von 80 cm Breite, 1,80—2 m Höhe, 3 bzw. 5 m Länge. Am Ende desselben ragt die obere Felschicht von rechts nach links über, sodass sich eine Art natürlicher Thürstein bildet. Untorhalb desselben ist an der linksseitigen Felswand unverkennbar ein Thüranschlag sanber so eingehen, dass eine flache Cylindervand von 14 cm Breite und 1,30 cm Länge vom Steinmetzen hergestellt ist. Dahinter ist eine 4 cm tiefe, 5 cm im Durchmesser haltende Klobenvertiefung sichtbar, während an der Thürführung links und rechts künstlich hergestellte Löcher für Anbringung von Sperrbölzern sichtbar werden. Auf dem Thorbogen nach aussen gekehrt steht die Inschrift: USNITER (vgl. Fig. VI) = U. Sniter; oben am Eingang „D“ = Drachenfels (vgl. Fig. VII).

Nach der genannten, vom Verfassers öfters vorgenommenen Untersuchung kann es keinem Zweifel unterliegen, dass hier ein verschlossenes Thor aus Eichenholz von mindestens 1,80 m Höhe den Felsengang von der unten liegenden Höhle abgegeschlossen hat.

Unterhalb der Sohle dieser Thüre beginnt jetzt eine ziemlich bequeme Steintreppe, die jedoch vor ca. 25 Jahren noch nicht vorhanden war, um in einer Tiefe von ca. 4 m die Sohle der Drachenhöhle zu erreichen.

Die Situation stimmt ziemlich genau mit der im „Lied vom hürnen Seyfrid“ V. 86 und 99 für den „Trabenstein“ gegebenen Beschreibung überein. Auch hier muss der „Stein aufgeschlossen werden“; die Höhle befindet sich dort mehrere Klafter unter der Erde.¹⁾

Auf den Portikus selbst stimmen Worte in „Beowulf“:

„Er sah der Riesen Werk,
Wie auf Ständer gestützt die seinern Bogen
Im Innern das ewige Erdhaus hielten.“²⁾

Im Innern des Portikus liegen mehrere gewaltige Felsblöcke umber. So ziemlich in der Mitte liegt ein tischähnlicher Fels von unregelmässig viereckiger Form, dessen längste Seite 3 m, dessen kürzeste 2 m misst. Die Höhe be-

¹⁾ vgl. Ausgabe von Wolfgang Golthar, Halle 1889, S. 28 n. 33.

²⁾ vgl. Ausgabe des Beowulf von Karl Simrock, S. 138.

trägt 0,70—0,80 m. Der vor ihm nach Westen zu liegende altarähnliche Block ist 1,30 m lang, 0,50—0,60 m breit und ca. 0,50 m hoch. Seine Oberfläche ist roh abgespitzt. Ueber ihm ist (vgl. Fig. II)

A I

in den Felsen eingehauen und zwar 10—12 cm hoch, scharf und sicher. A und I haben keine Apices, der 1. Balken von A läuft nahezu senkrecht, der 2. bildet mit dem 1. einen Winkel von 45°.

Bei dem Charakter eines Adyton, den die „Drachenhöhle“ hürgt, ist der Referent geneigt, in diesen beiden, sicherlich vormittelalterlichen, an ausgewählter Stelle befindlichen Buchstaben eine Widmung zu vermuthen.

Vielleicht ist Attini oder Attidi zu ergänzen, und diese Inschrift auf den hier zu Ende der Kaiserzeit ausgewählten Kult des phrygischen Hirtengottes Attis zu beziehen, dessen Verehrung in den Rheinlanden ja mehrfach bezeugt ist.⁸⁾

Auf der nächsten Seite gegen Osten stehen die Buchstaben INRI (letztes J andeutlich), das Monogramm Christi (vgl. Fig. III).

In der südöstlichen Ecke des Altarfels bemerkt man bei genauem Zusehen und bei günstiger Beleuchtung⁹⁾ eine dreizeilige Inschrift, die der Verfasser schon im Jahre 1888 entdeckt hat, aber jetzt erst herausgehen kann (vgl. Fig. I).

Die Zeilen sind nicht unter einander, sondern im rechten Winkel abgesetzt geschrieben.

Das Doppelzeichen ; vor Beginn der 2. Zeile deutet auf Schluss oder Anfang der ganzen Inschrift. Auch auf Goldbrakteaten mit Runenschrift kommt diese Interpunktion in gleicher Weise vor¹⁰⁾; ebenso auf spätrömischen Inschriften.

Die erste Zeile bilden jedenfalls, da sie dem in die Höhle Eintretenden entgegenschaut, die vom Verfasser mit 1. Zeile bezeichneten drei Zeichen. Ob dann die Fortsetzung die Zeile zur Linken oder zur Rechten bildete, hängt von der Frage ab, ob überhaupt Zeile 2 und Zeile 3 als gleichzeitig und gleichwertig zu betrachten sind.

Was die technische Seite der Herstellung dieser drei Zeilen mit ihren 14 Zeichen betrifft, so ist am sichersten Zeile 1 und Zeile 2 mit dem Meißel oder sonst einer scharfen Spitze einge-

hauen; Zeile 3 ist unsicherer eingehauen, da wohl die meist gebogenen Linien dem „Runenritzer“ Schwierigkeiten bereiten mochten.

Den Duktus in Zeile 2 könnte man fast elegant ausgeführt nennen.

Denselben Unterschied zeigt nach längerem Studium und nach Befragen einer Reihe von Autoritäten, wie Zangemeister, Henning, Rieger, Golther, Ludw. Wimmer n. A. zeigt die Art der Zeichen. Zeile 1 und 2 gehören zusammen Zeile 3 bietet bestimmte paläographische Unterschiede.

Die drei Zeichen von Zeile 1 sind zur Noth als lateinische Majuskeln zu deuten, wenn auch die zwei Winkelhaken an Stelle des T-Querstriches, der oben Winkelhaken bei I an Stelle des Apex, der winklig gebrochene Obertheil des R, sowie dessen kurzer, gerader Winkelstrich dagegen sprechen.

Unmöglich ist diese Deutung bei Zeile 2. Hier könnte nur der letzte Buchstabe zur Noth als D gelten, wogegen jedoch der Umstand ins Gewicht fällt, dass eine unterhalb des kleinen D ansetzende Abreibungsfäche für das ursprüngliche Vorhandensein eines Hasta Zengnis ablegt, sodass hier ursprünglich kein D, sondern ein P-ähnliches Zeichen gestanden haben muss.

Ueber die Zeichen von Zeile 2 haben sich Professor Rieger (Schreiben vom 18. Juli 1888), sowie Professor Henning (Schreiben vom 29. Okt. 1889) also geäußert:

Das 1. Zeichen kann runisch oder lateinisch J sein, das 2. Zeichen ist runisch Th, das 3. Zeichen runisch W, das 4. runisch F, das 5. ist verletzt, das 6. lateinisch D. — Damals jedoch war das 5. Zeichen von dem Verfasser noch nicht richtig gelesen, und die Abreibungsfäche unterhalb dem letzten —D— noch nicht ins richtige Licht gestellt worden.

Das 5. Zeichen ist ein mit dem Winkelhaken wie das 2. Zeichen in Zeile 1 beginnendes runisches J, während das letzte wahrscheinlich ursprünglich, wie oben vermuthet gleich dem 2. Zeichen gebildet war, d. h. ein runisches Th vorgestellt hat.

Ausserdem zwingt die Logik zum Schlusse, dass, wenn in derselben Inschrift 4 Zeichen derselben Alphabete entstammen, die zwei letzten kann zu einen anderen gehören können.

Wir bezeichnen demnach sämtliche Zeichen von Zeile 2 als Runen und laßen, wie oben angegeben:

: I Th W (= V) F I Th (d) = Jthufith (d)

Durch das unabweisbare Resultat, wobei nur für den letzten Buchstaben Th oder D offen lassen, wird auch die Lesung von Zeile 1 präjudizirt.

⁸⁾ vgl. Baumeister: Denkmäler des kl. Altert. S. 225, Correspondenzblatt der westdeutschen Zeitschr. f. Gesch. n. Kunst 1894 Nr. 12, 140 mit Abbildung.

⁹⁾ Diese hatte der Verfasser bei der letzten Aufnahme im März 1895.

¹⁰⁾ Vgl. Wattenbach: Auleitung zur lat. Paläographie 4. Aufl. bes. S. 89.

¹¹⁾ Vgl. Atlas for nordisk Oldkyndighed Taf. VI Fig. 99 und 102 (6. Jahrb.)

Da weder T noch J noch R der lateinischen Schreibweise entsprechen, so werden wir auch ihre Lesung in den Runenalphabeten zu sehen haben.

Wenn wir in T mit den abgerundeten Winkelhaken auch nicht die Krone Ear oder Tir des altenglischen Runenalphabetes⁹⁾ erblicken wollen, so bieten Runenschriften, die etwa gleichzeitig mit den neueren sind (vgl. unten), Beispiele von gebogenen Endstrichen des T. So zeigt das T auf dem Räfetaler Steine, den Wimmer und Bugge ungefähr in die Zeit um 750 n. Chr. ansetzt, ähnlich abgerundete Beistriche wie unser T in Zeile 1,7.)

Das J mit dem Winkelhaken anstatt des Apex entspricht dem 5. Zeichen in Zeile 1. Endlich das R mit dem winklig abgehobenen Obertheil hat genau die runische Form.

Der Verfasser sieht sich darnach für berechtigt an, Zeile 1 als runisch Tir zu lesen.

(Schluss folgt.)

Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgenstrahlen am Lebenden dargestellt.

Gleich bei der ersten Kunde von der wunderbaren Entdeckung Professor Röntgens wurde in mir der Wunsch rege, mittelst dieses Verfahrens ein Bild des menschlichen Kopfes zu erhalten, welches den Miteinandergang der Hautlinie und der Knochenlinie des Gesichtspröfils genau verzeigte. Es sind inzwischen von Physikern und Photographen Röntgenbilder von menschlichen Händen, von Katzenmumien, von kleinen Thieren — Fischen, Fröschen — geliefert worden; dem gütigen Entgegenkommen meines Collegen Herrn Professor Dorn und dem trefflichen Photographen Herrn F. Möller zu Halle verdanke ich die wohlgeungene Aufnahme meines Kopfes, welche das Gewächts gleich im ersten Versuche in sehr befriedigender Weise zeigt.

Bei der Aufnahme wurde die Glasröhre, welche die Röntgenstrahlen entsendete, auf die rechte Kopfseite, und zwar auf die Mitte der Nase, gerichtet; die Kassette war oberhalb der linken Schmiter befestigt. Die Entfernung der Nasenmitte bis zur Platte betrug 7,5, von der Platte bis zur Röhre 41,5 cm. Für ruhige Haltung des Objectes sorgte ein Kopfhalter und — einige Geduld. Die Sitzung dauerte eine volle Stunde, während welcher 30 mal je eine Minute lang die Röntgenstrahlen wirkten und je eine Minute lang (um die Glasröhre wieder abzuhölen) die Leitung unterbrochen wurde. In die Aufnahmezeitung hatte ich einen Schattenriß meines Kopfes mitgebracht, in welchen ich im Jahr 1882 nach einer unten kurz zu erörternden Methode die Umrisslinie meines Schädels eingezeichnet hatte. Mit dieser Zeichnung deckte sich das mittelst der Röntgenstrahlen erhaltene Bild (nach Reduction auf die Größe des Schattenrißes) fast an allen Stellen mit überraschender Genauigkeit.

Der erste Anblick der vom Photographen gelieferten Abzüge brachte allerdings einige Enttäuschung. Ein so

grünliches Objekt, wie die Hand, bei welcher die Knochen schön dunkel, die umgebenden Weichtheile als eine hellere, mit charakteristischen Abstufungen versehene Umsäumung kommen, ist der menschliche Kopf keineswegs. Infolge der sehr verschiedenen Dicke der an durchdringenden Weichtheile erscheint deren Profilbild an verschiedenen Stellen in unerswartet ansehnlicher, anfangs unverständlicher Nuanen: sehr dunkel an der Stirne, ganz licht am Stirn-Nasenwinkel und auf dem Nasenrücken, dunkel wiederum an den Lippen, und es maast, am den Gang der Hand- und Knochenlinie vollkommen zu verstehen, das Bild unter Erwägung der erwähnten Structurverhältnisse etwas näher studirt werden. Die Nasenbeine, in der Mittellinie von hinlänglicher Dicke, werfen ein vollkommen dunkles Profil; die Seitenflächen derselben wurden von den Strahlen so stark durchdrungen, dass das Bild hier so hell ist, als ob nur Haut vorhanden wäre. Unerwünscht, wiewohl den Zweck des Bildes nicht beeinträchtigend, ist ein etwas unterhalb der Nasenbeinmitte bemerklicher Hanteindruck — die Wirkung der lang getragenen Brille. Auch in der Mitte der Stirn findet sich eine kleine Einkerbung — nicht etwa die Stelle der Haargrenze, sondern der Eindruck eines Bindefades, mittele dessen ich, um die penetrirenden X-Strahlen nicht eine Stunde lang auf mein Augeneinwirken zu lassen, eine das rechte Auge deckende Bleiplatte befestigt hatte.

Es lässt sich nicht ermaßen, in wie mannigfachen Richtungen die Röntgensche Entdeckung neben den bereits schon jetzt erkannten in Wissenschaft und Technik noch von Bedeutung werden könnte. Die Bedeutung, welche dieselbe speciell für mich besitzt und die meine Bildaufnahme veranlasste, beruht in folgendem. Im Jahre 1883 hatte ich, wesentlich gestützt auf meine Feststellung, dass die Dicke der die Schädelknochen deckenden Weichtheile an den verschiedenen Stellen des Kopfes in charakteristischer und gesetzmässiger Weise verschieden ist, nachgewiesen, dass die Totenmaske Schillers und der sogenannte „Schillerschädel“ nicht demselben Menschen angehören können, indem bei der Vereinigung der Profillinien dieses Schädels und dieser Maske dem oberen Stirntheile des Schädels weit aus zu viel, der Brauengegend zu wenig, dem Nasenrücken ein unmöglicher Ueberbuss, dem Kieferprofil eine sehr viel zu geringe Menge von Weichtheilen an zu sehen. Während diese Unterschiede der Weichtheildicke des Schädels bis dahin so wenig Beachtung gefunden hatten, dass in topographisch-anatomischen, ja in kunstgeschichtlichen Abbildungen das Profil des Schädels, wenn es galt die betreffenden Weichtheile hinzuzufügen, einfach mit einer ungefähr parallel laufenden Linie umkleidet wurde, hatte ich bei einer größeren Anzahl von Leichen durch sorgföhrliche Einsehen eines schmalen, zweischneidigen Skalpell's auf bestimmte, innerhalb des Gesichtspröfils verlaufende Knochenstellen die Dicke dieser Hautstellen genau gemessen und die mittlere Stärke für jede dieser Stellen berechnet. Mit Benützung dieser bereits im Jahre 1883 in Fachschriften von mir veröffentlichten Maasstabelle konnte ich feststellen, dass nicht der sog. Bindo Altoviti der Münchener Pinakothek, wie dies von Hermann Grimm und einem grossen Theil des Publikums angenommen wird, sondern das von Bindo in extremer Weise abweichende, in der Öffnen befindliche Bild das Selbstporträt Raphael's ist, dass der mit grosser Wahrscheinlichkeit als der Schädel Kants angenommene Schädel mit voller Sicherheit dieser ist und mehreres Andere.

Unter Benützung dieser Methode der Dickenbestimmung der Weichtheile sind in jüngerer Zeit durch

⁹⁾ Vgl. Ludw. Wimmer: „Die Runenschrift“, S. 88—88.

⁷⁾ Vgl. L. Wimmer a. a. O. S. 250 n. 231 Anmerk.; über die Zeitstellung S. 904.

Herrn Professor His in Leipzig die Gebeine J. S. Bach's als diesem wirklich angehörig erkannt worden: es geschah dies dadurch, dass es möglich war, eine Büste anzufertigen, welche einerseits die physiognomischen Charaktere der verschiedenen Bach-Bildnisse in sich vereinigte, während andererseits die Profilinie dieser Büste den Schädel an den betreffenden Messungstellen in dem von His als normal angenommenen Entfernungen begleitete.

Hier nun ist eine Differenz zu Tage getreten, die mich sowohl zu neuen Bestimmungen mittels des Skalpells, als zur Aufnahme eines lebenden Kopfes mittels Röntgenstrahlen veranlasste.

Zur Bestimmung des Nasenprofils hatte ich bei meinen Leichen einen Einstich, *e*, in der Nasenbeinmitte, einen zweiten, *f*, an der Nasenbeinspitze gemacht und als Mittelwerthe für beide Messstellen 3,3 und 2,2 Millimeter erhalten, also ein Dünnerwerden der Weichtheile nach unten hin festgestellt, während mein Leipziger College für den Nasenrücken nur an einer Stelle (etwas unterhalb der Nasenbeinmitte) die Weichtheilstärke gemessen hat und als Mittelwerth 3,29 erhielt.

In meinen Veröffentlichungen, in welchen ich über die Zugehörigkeit eines Schädels zu einem gegebenen Bilde (Schiller, Kant), oder über die Zugehörigkeit eines Bildes zu einem gegebenen Schädel geurtheilt habe (Rajhael, Meckel) wurde das Dünnerwerden der Weichtheile am Unterende der Nasenheine als eine sicher gestellte Thatsache vorausgesetzt, und es würde die Glaubwürdigkeit meiner Angaben wesentlich erschüttert werden, wenn jenes Structurverhältniss sich nicht bestätigen sollte. Findet sich nun dieses Dünnerwerden der Weichtheile der knöchernen Nase nach unten hin in allen meinen Abbildungen, welche zusammengehörige Schädel- und Gesichtsprofile darstellen, so zeigen in dem von His gegebenen Profilbild des Bach-Schädels und der Bach-Büste (J. S. Bach's Grabstätte, Gebeine und Antlitz, Leipzig 1896, Taf. VIII) die Weichtheile der Nasenbeinspitze dieselbe Dicke wie diejenigen der Nasenbeinmitte, ja, wie diejenigen der Stirnmitte. Es ist klar, dass, wenn bei der Fertigung der Büste, meinen Mittelziffern gemäß, eine geringere Stärke der Weichtheile des unteren Endes des knöchernen Nasenrückens in Gründe gezeitet worden wäre, der Nasenböcker weniger stark hervorgetreten sein würde, und der untere Theil der Nase erheblich weiter hätte zurückweichen müssen.

Es ist nicht meine Absicht, die Bachbüste, die unter allen Umständen ein überaus werthvolles, der Welt gemachtes Geschenk ist, zu kritisiren, sondern lediglich meine Angaben, sofern dieselben durch Angaben eines Nachfolgers in Frage gestellt werden, zu rechtfertigen. In diesem Sinne theile ich nachfolgende Mittelwerthe der Weichtheildicken mit (Millimeter):

	Stirn	Am Stirn-Nasenwinkel	Mitte der Nasenheine	Spitze der Nasenheine
1. nach meinen Skalpellsbestimmungen von 1892	4,3	3,9	3,3	2,2
2. nach obensich von 1896	4,7	3,6	3,3	2,2
3. nach dem Röntgenbilde	4,4	3,7	3,1	2,0
4. nach His	oben 4,08 unten 3,17		3,45	3,29 nicht gemessen

Die Ziffernreihen 1, 2 und 3 zeigen eine sehr befriedigende Übereinstimmung. (Vor der Reduktion auf

die Lebensgrösse lauteten die Ziffern der 3. Reihe: 6², — 7², — 4² und 2²).

In seiner zweiten Schrift (S. 409) bemerkt His: „Auf die Abnahme der Handdicke von oben nach abwärts am knöchernen Nasenrücken, welche bei allen 13 Bestimmungen Welker's wiederkehrt, hatte ich bis jetzt nicht geschickt. Wenn sie sich bestätigt, so ist sie für die Profilzeichnung durchaus nicht unwesentlich anzusehen, denn gerade am Rande der knöchernen Nase macht 1 mm für die constructive Bestimmung der Nasenform sehr viel aus.“ Das eben war der Grund, aus welchem ich bei dem für das physiognomische wichtigste Theile des Antlitzes, bei dessen Construction die von mir versuchte Bestimmungsmethode von Seiten des Knochengerüsts unliebsamer Weise im Stiche gelassen wird, kein Stöckchen maassgebendes Fundamentes preisgeben wollte, und ich habe insofern nichts weiter hinzuzufügen. Was aber die fernere Bestätigung meiner Angaben anlangt, so glaube ich, ohne damit meinen Befund am Röntgenbilde herabzusetzen, dass ein jeder, wenn er die eigene Stirnhaut und abwärts gegen die Haut der Nasenwurzel, des mittleren und unteren Nasenbeinrückens zwischen die Finger nimmt, zu demselben Ergebnisse kommen wird.

Die Röntgenbilder sind in gewissem Sinne anticipirt worden durch Pander und d'Alton. Meines Wissens sind es diese Forscher, welche zuerst Profilbilder von Thieren gezeichnet haben, in welchen das dunkelschraffierte Skelett in den heller gehaltenen Umriss des Körperbildes eingezeichnet ist („Die Skelette der Pachydermen“ o. s. f. Bonn 1821). Blickt man auf ein solches Bild, umal eines kleineren Thiers, z. B. einer Fledermaus, so könnte man glauben, eine Röntgenphotographie vor sich zu haben, und der Vorderfuß der Fohbe gleicht in Ton und Schattirung ganz den vielbewanderten Schattenbildern einer Menschenhand. Die von Pander und d'Alton gegebenen Tafeln haben ihrer Zeit Goethe's Interesse in hohem Grade in Anspruch genommen, und es drängt sich beim Anblick der Tafel I, welche den Umriss des Elefantens zeigt, bei welchem das spitz zulaufende Vorderende des Unterkiefers von einem fast gleichgestalteten Umriss der Weichtheile umkleidet ist, die Vermuthung auf, dass dieser Anblick Goethe zu dem weit vorgreifenden Aussprache veranlasst habe: „Es ist nichts in der Haut, was nicht im Knochen ist.“

Halle, 24. März 1896.

Professor Hermann Welker.

Literatur-Besprechung.

Th. Achelis. *Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben.* ca. 500 S. Stuttgart, F. Eneke, 1896.

Der Verfasser glaubt in der vorliegenden Untersuchung, zur Lösung eines ungemien wichtigen Problems Etwas beitragen zu können. Wenn es in unserem empirischen Zeitalter als ausgemacht gelten kann, dass der Begriff und die Bedeutung einer Wissenschaft nicht speculativ gewonnen werden darf, sondern allein auf inductivem Wege, so scheint es gegenüber den vielen schiefen Auffassungen und Missverständnissen, welche gegenwärtig über das Wesen der Völkerkunde im Umlauf sind, in der That angebracht, eine derartige kritische Prüfung der Entwicklung der betr. Wissenschaft vorzubereiten. Man kann über den Umfang des zu diesem Behufe zu sichtigenden Materials verschiedener Meinung sein — und der Autor ist weit davon entfernt, anzu-

nehmen, dass überall bis in das Detail hinein ein lückenloser Zusammenhang hergestellt sei —, aber principiiell wird beffentlichlich über diese methodischen Gesichtspunkt kein Zweifel aufkommen. Die ungemessene Vielseitigkeit der Ideen, welche für die moderne Ethnologie maassgebend sind, und die eben damit die engeren oder weiteren Beziehungen zu anderen, verwandten Wissenschaften bedingen, tritt so für den objectiven Betrachter anwiderlich zu Tage. War in dieser Darstellung eine streng objective, historische Haltung eine unabweisliche Pflicht, musste hier jede persönliche Abweichung und Kritik von vorne herein im Hintergrunde bleiben, so durfte es andererseits der Verfasser wohl wagen, in dem Entwurf der Grundzüge für den Bestand der heutigen Völkerkunde seine eigene Ansicht zum Ausdruck zu bringen. Das gilt, um nur einen wichtigen Punkt herauszugreifen, von dem wunderlichen Streit der socialpsychologischen Perspectives (des Bastian'schen Völkergedankens) mit einer detaillirt geographisch-ethnographischen Untersuchung. Man sollte eigentlich im Interesse des ungestörten Wachstums und Gedeihens unserer jungen Wissenschaft, die bis vor Kurzem noch öfter hart um ihre Existenz zu kämpfen hatte, das Kriegsgeliebte begraben und sich allmählich darauf besinnen, dass hier, wie schon angedeutet, eigentlich gar kein Unterschied der Principien vorliegt, sondern höchstens, wie auch der Altmeister der Ethnologie verschiedentlich ausgeführt, 1) eine doppelte wohl mit einander vereinbare Auffassung des Problems. So wenig die Berechtigung des Völkergedankens für die letzte ausschlaggebende Erklärung des geistigen Wachstums der Menschheit und der sich in dieser Entwicklung bekundenden allgemeinen Gesetzes zu streiten ist, so wenig kann für ein besonderes Feld der ethnographischen Untersuchung, we unverkennbar bestimmte topographische Erörterungen und Uebertragungen stattgefunden haben, eine exacte Prüfung dieser fraglichen Wechselwirkung entbehrt werden. Auch darüber hofft der Verfasser, bei vorurtheilloser Prüfung des Sachverhalts, auf fremdliche Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn er seine Darstellung (natürlich nicht in allen Partien) als eine gemeinverständliche bezeichnet, wenigstens in dem Sinne, dass Jeder, der dem Stoff eine warme Theilnahme entgegenbringt, auch vollumfänglich die Möglichkeit eines befriedigenden Verständnisses besitzt, ohne über den ausgedehnten Vorrath fachwissenschaftlicher Vorkenntnisse zu verfügen. Möge auch in dieser Beziehung der vorliegende Versuch dazu beitragen, das Interesse für die grossen Probleme der neu entdeckten Geschichte der Menschheit in weiten Kreisen zu fördern und zugleich die (oftter gehässigen) Verurtheile, welche besonders von Seiten exacter Historiker gegen die Aufgabe der Völkerkunde — fast könnte man sagen — gewöhnlich gepflegt werden, zu beseitigen.

Wir begrüssen dieses wichtige Werk des verdienten Verfassers mit lebhafter Freude und empfehlen dasselbe den Fachgenossen und allen für die Völkerkunde interessirten Kreisen auf das Angelegentlichste. J. R.

A. Bastian. Zur Lehre vom Menschen in ethnischer Anthropologie. Zwei Abtheilungen. Berlin, Dietrich Reimer, 1895.

Um sich den revolutionär wirkenden Einfluss der modernen Ethnologie zu veranschaulichen, gibt es wohl

kein besseres Mittel, als wenn man sich klar macht, dass von den Tagen des grossen Weisen Sokrates an bis auf die Mitte unseres Jahrhunderts etwa his stämmliche Versuche, das uralte Räthsel vom „Weesen“ des Menschen zu lösen, von einer wesentlich deductiven Basis ausgingen. Der Typus der Gattung des Homo sapiens war ohne Weiteres der Vertreter des specifischen Culturanschalters, welcher dem betreffenden Beiträher am nächsten lag; hier ergrah sich das postulierte Material für die weitere philosophische Behandlung. Es kam kaum Jedemden jemals der Gedanke, dass die Voraussetzung unzureichend und deshalb auch die Schlussfolgerung mangelhaft sei, und doch liegt es auf der Hand, dass erst die allumfassende Umachau über die verschiedenen Stadien des menschlichen Wachstums auf Erden eine wirkliche verlässliche Anthropologie ermöglichen könne. Mit dieser Thatsache einer empirischen Erklärung und Bewährung des bislang nur deductiv behandelten Gegenstandes steht und fällt die Völkerkunde, und deshalb ist es wohl angebracht, wenn Bastian schon im Vorwort seines neuesten Werkes auf diesen Umstand nachdrücklich hinweist, wenn er sagt: Die Möglichkeit, das Menschheitsbild zu entrollen, datirt seit einem halben Jahrhundert erst, seitdem mit Begründung einer ethnologischen Fachdisciplin Bedacht genommen worden ist, über das Geistesleben in allen seinen Vertretern zuverlässig gesicherte Documente zu beschaffen aus der Sphäre des geistigen Lebens, und die aus der Zerstreung versammelten Völkergedanken sichtlich neben einander zu ordnen, nur die comparative-genetische Methode der Induction zur Verwendung zu bringen. Die Völkerkreise, um deren ethnische Repräsentanten es sich handelt, resultiren aus den Constellationen geschichtlicher Bewegung auf der Basis geographischer Umgebungsverhältnisse je nach den geometerologischen Agentien, welche am Pflanzen Thellus sich bethätigen. Im Ubrigen ist ja das Schema der Untersuchung so oft besprochen, dass es zur kurzer Andeutungen bedarf. In erster Linie steht überall die Darstellung der grossen elementaren Wachstumsprocessen und allgemeinen Gesetze, welche das sociale Leben auf allen Gebieten des geistigen Schaffens beherrschen. Nach allen Anzeichen scheint auch dieser Forderung, die sich in der That völlig angeworben für jede anfangende ethnologische Auffassung ergibt, kein Widerspruch mehr entgegen zu stehen; nachdem die vergleichende Rechtswissenschaft das Programm mit völliger Evidenz verwirklicht hat, ist auch für eine derartige allgemein vergleichende Mythologie der Tag nicht mehr fern, wo über alle ethnographischen und culturhistorischen Schranken hinaus das Bild eines generellen Wachstums mythischer und religiöser Vorstellungen der Menschheit neu erscheint. Für jede tiefere Prüfung ist es ein Umstand von allerhöchster Bedeutung, dass wir schon jetzt auf Grund des weitreichenden ethnologischen Materials im Stande sind, für die anscheinend originalsten und individualsten Erzeugnisse eines subtilen metaphysischen Denkens die entsprechenden Keime und Ansätze bei den Naturvölkern nachzuweisen, ja gelegentlich auch geraden detaillirte Parallelen. Die platonischen Urbilder alles Irdischen kennen die Wildstämme ebenso in ihren Innern, den Einsitzern, wie gleichfalls die platonische Praeexistenz und Anamnese z. B. den westafrikanischen Eweern vertraut ist. In dieser Beziehung, winkt einer späteren psychologischen Veranschaulichung der bislang meist in beschränkter culturhistorischer Sphäre behandelten philologischen Probleme eine

1) Zuletzt, so viel wir wissen, in den Controversen in der Ethnologie 1, 63 ff.

reiche Ernte; auch hier hat erst die moderne Völkerkunde den Baun gebrochen und die einzig maassgebende socialpsychologische, d. h. eben schlechthin allgemein gültige Perspective erschlossen. Das gilt natürlich vollends für die Rückführung der welthistorischen Culturen, mit denen wir unsere Welt-Geschichte eröffnen, auf die elementaren Factoren ihres Wachstums, nur freilich unter völligem Anschlusse der für die landläufige historische Betrachtung unentbehrlichen Chronologie. Aegyptens monumentale Denkmäler, schreibt der Verfasser, schauen bereits aus einem Uralterthum herber, als pharaonische Ordnungen, begangen, mit den Abhären fürstlicher Dynastien (wie mythischer Kaiser in Chinas Culturkreis), während an den Mündungen babylonischer Flüsse mancherlei sonst noch sich anschauen, was an feinerer Gestalt dann übertritt in menschliche. Wie den in Waldverstecken hausenden Germanen ihre culturellen Besetzungen gekommen sind, lässt unter Beleuchtung durch deutliche Tageslicht sich überblicken in den Geschichtsperioden, und was vorgeschichtlich darüber hinaus beim ungewissen Schimmerschein eines Halbluchtes verborgen blieb, liegt gegenwärtig für prähistorische Bearbeitungen den Anthropologischen Gesellschaften vor an detaillirt schärferer Klärung in monographischen Arbeitsergebnissen. An persischer Sierra stehen die vom Nischen ihres Faters anhabillten Sonnenkinder in den Propyläen des Culturtempels, und ihnen gegenüber kommt nicht zur Geltung, was am Irawaddy beim Einzug des Hyamba in Kräutern und Gräsern hervorgewachsen war, aus geologischen Untersuchungen (I, 169). Diesen Grundgesetzen der socialen Entwicklung, die eben ihrer allgemeinen Gültigkeit wegen sich überall bethätigen, stehen gegenüber die specifischen Abweichungen, welche für eine bestimmte Stufe charakteristisch sind, die geographischen Provinzen, wie sie Bastian nennt. Hier treten die durch eine unendliche Reihe von Ursachen bedingten speciellen ethnischen Typen hervor, die sich desto schärfer ausprägen, je mehr eine wirklich geschichtliche Entwicklung einsetzt. Diese Variationen des Völkergedankens führen nun in den eigentlichen Brennpunkt des Lebens der Menschheit, wie sie sich zerlegt in eine Mannigfaltigkeit einzelner Stämme und ethnischer Bildungen. Ganz besonders, wie bemerkt, nimmt dieser Process eigenartige Formen an, wenn das ursprüngliche, unterschiedslose Niveau des Naturzustandes mehr und mehr verlassen wird. Das öfter behandelte Thema erörtert der Verfasser hier so: Aus den bei Einheitslichkeit des Menschengeschlechts gleichartigen Elementarunterlagen treibt ein organischer Wachstumsprocess empor, der den immanent eingetragenen Keimungen gemäss zur ausgestaltenden Entfaltung gelangt, unter den Fährnissen des Milieu, nach den Einwirkungen geoneurologischer Agentien in der topographischen Provinz sowie derjenigen Züsse, wie herbeiführt auf geographischen Geschichtsbahnen, die sich dem Gesimser des Globus eingegraben finden (II, 4). Endlich den dritten Factor für eine einheitlich abgeschlossene ethnologische Weltanschauung bildet die psychologische Analyse des Materials, was Bastian unter dem logischen Rechnen versteht. Vom ersten Anbeginn ab, so lautet die weitere Erklärung, bedingen sich dem Denken als logischem Rechnen seine Grundoperationen des Addirens und Subtrahirens aus gegenseitiger Controle, in Induction und Deduction,

*) Auch Bastian hat verschiedene solcher Parallelen zusammengestellt, z. B. Abtheilung II, S. 24 ff.

so dass die tüftelig vermehrten Complicationen durchsichtig sich vereinfachen beim Rückgreifen auf Hobbes' Satz vom Denken als Rechnen (I, 133). Die Hauptsache dabei ist die völlige Entlassung subjectiver Gefühle und Stimmungen, des Scheinens und Meinens, wie es wohl sonst bei Bastian heisst, so dass der Ethnologe, wie der malingst verdorbene verdienstvolle vergleichende Rechtsforscher Post sich ausdrückt, mit dem kalten Auge des Anatomen lediglich dem inneren Causalzusammenhang der Erscheinungen nachspürt. Ausserdem tritt gegenüber allen speculativen Uberschwänglichkeiten dadurch die heilsame Ernüchterung ein, dass jede metaphysische Dialektik von vorneherein abgelehnt wird, dass nur die kritisch geprüfte Erfahrung entscheidet und jedes Denken als ein Operiren mit relativen Werthen gilt. Das auch diese Schrift sehr reich mit positivem Material versehen ist, bedarf für den, der des Altmeisters Werke kennt, keiner besonderen Erwähnung; es kann nur noch dankenswerth hervorgehoben werden, wenn an den Schluss auch längere Excurse aus anderen wertvollen Monographien angefügt sind, so von dem Kenner der altmexikanischen Geschichte und Literatur Dr. Selzer: Die Weltsonnen Mexikos und Artekische Todtenwege, ferner das Kopffest der Dayak, Indische Schöpfungsgeschichte, in welcher die dem polyemischen Gott Manu auffällig gleiche Figur des Gottes und Culturheros Manaskho hervortritt, und Anderes mehr. Die dem Text beigegebenen Illustrationen und Tafeln (meist kosmogonisch-mythologischen Inhaltes) sind noch mit besonderen Erklärungen versehen, die auch auf frühere Arbeiten Bezug nehmen. Th. Aehle.

W. Haacke. Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft. Mit 62 Abbildungen. XXXI und 497 S. Jena 1895, Costenoble. Mk. 12.

Wenn Schelling seiner Zeit die Idee von der geistigen Einheit in der Natur vertrat, so behauptete er sicher Wahres, das leider durch die Phantasie der Romantiker völlig verzerrt wurde und dadurch Anspruch auf Beachtung verlor. Damit gerieth aber auch zugleich die naturphilosophische Betrachtung überhaupt in Missacht, bis Darwin durch die Uebertragung des Materialismus auf die Entwickelungslehre der Thiere wieder die Speculation auf dem Grunde des Empirismus erhob. Seitdem hat die Erkenntnis von der Fruchtbarkeit der Vereinigung beider Forschungsarten mehr und mehr Raum gewonnen und es ist anerkennenswerth, dass auch der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher durch historische Schriften bereits bekannt ist, mit diesem das lange gemiedene Gebiet betritt und die Ergebnisse seiner Studien für eine allgemeinere Betrachtung zu stützen sucht in athenischer, vielfach bestehender Uebereinstimmung mit anderen Forschern, wie Fechner, Wandt etc.

Von seinem Standpunkte aus, bei dem es sich um eine Weltanschauung handeln soll, forscht er nach einem Grundgesetz in der Gestaltung der Weltanstands, der anorganischen und organischen Gebilde. Da sich überall ein Aufsteigen vom Niederen zum Höheren geltend macht und sich alles nach bestimmten Gesetzen gestaltet, so erkennt er das stationäre Princip in dem vielbewegten Weltall im Gleichgewichtssystem oder im Streben nach Formenvervollkommenung, nach Einheitlicherwerden der Organismengassen, nach Er-

hängung der Gefügestärke. Je höher ein Körper in der Entwicklungsgeschichte steht, desto weniger erträgt er eine Störung des Gleichgewichts; je niedriger, desto größer ist die Symmetrie seiner Formtheile und desto leichter eine Wegnahme derselben. Zugleich prüft Haacke daraufhin die beiden Hauptentwicklungstheorien und verwerft die Präformation zu Gunsten der Epigeneselehre, insbesondere weist er dem die erstere vertretenden Darwinismus neben manchen Irrthümern Inconsequenzen in der Vererbungslehre nach. Das Streben nach dem Gleichgewicht ist ihm gleichbedeutend mit dem Willen Misshagen in Behagen zu verwandeln oder der Kraft, welche in den Uratomen bereits vorhanden ist, so dass in den organischen wie anorganischen Naturprozessen bis auf die letzten Stofflichen Einbeit herrscht. Mit dieser Kraft (Zielseitigkeit v. Daer's) geht um die ganze Entwicklung der Wesen von den einfachsten bis zu den complicirtesten vor sich. So ist auch der Mensch aus niederen thierischen Vorfahren hervorgegangen, ohne dass die heutigen Formen denselben hinterverwandt oder congruent sein brauchen; die vernünftliche Ahnreihe bis zu den einseitigen Lebewesen hinauf sucht Haacke weiter aufzustellen und auch die mögliche Urheimath des Menschen festzulegen (in interessanter Ausführung). Das allgemeine Streben nach Gleichgewicht in der besetzten Materie theilt auch die seelischen Vorgänge (die einzelnen Hirnthätigkeiten suchen harmonische Lagerung), daher ist der Welt gleich „Wille“ und dieser sowie als „Empfindung“ (?). Es herrscht somit völlige Uebereinstimmung bei Thier und Mensch, nur bei diesem in höherer Vollkommenheit, was auch die Entstehung der menschlichen Ideale, die theilweise bei den Thieren sich andeuten finden, bekundet. Alles Geschehen aber nach dem Gesetze des Gleichgewichts und die Vertheilung der Materie nach Menge und Beschaffenheit im Weltall lässt einen bestimmten Zweck erkennen, nach welchem die Welt als Ganzes betrachtet werden muss, das auf ein göttliches Wesen schliesst lässt.

Was den Werth des Buches angeht, so kann Niemand darüber in Zweifel sein, dass es sich darin nur um einen Vorschub handelt, und mehr will der Verfasser auch nicht bieten. So lässt er nach genügenden Spielraum zu Combinationen und verfährt nicht, wie leider das oft heute der Fall ist, durch Kühne Behauptungen zu unheiligen Anschauungen über Entwicklungsgelahr, er ist vielmehr fast immer massvoll in der Kritik und vorsichtig im Urtheil und sucht durch Vergleiche zu Thatsachen zu kommen (etwas zu dürstig nach Resultaten zeigt er sich in der Frage nach den Menschenahnen). Der psychologische oder psycho-physikalische Theil weist allerdings einige Schwächen auf und fordert Widerspruch heraus, aber darunter leidet der Gesamtwert des Buches nicht. Dasselbe wird jedem, der sich darin vertieft, vielfache Anregung bringen. Die Schreibweise ist klar und fesselnd, die Abbildungen sind trefflich. Koedderitz.

Internationaler Congress für Medicin in Moskau 1897.

Im nächsten Jahre, 1897, wird vom 7. (19.) bis zum 14. (26.) August der XI. Internationale Congress für Medicin in Moskau stattfinden. Von Seiten des Congress-Comité sind bereits Exemplare der Regeln verandt worden.

Der Vorstand der Section für Anatomie, Histologie

und Anthropologie hat ausserdem ein Schreiben (in russischer Sprache) verandt. In dem Schreiben wurde den Fachgenossen eine Anzahl von Fragen vorgelegt, über die auf dem Congress verhandelt werden soll.

Die betreffenden Fragen werden hier mitgetheilt, mit der Bitte, dass die Fachgenossen Kenntnis davon nehmen und so bald als möglich noch andere Fragen und Thematia stellen sollen, damit die Congressdeiler sich zeitig an nicht-russische und russische Gelehrte wenden können, um sie zu einer Beantwortung der Fragen zu veranlassen.

Section für Anatomie.

1. Soll die lateinische anatomische Nomenclatur, die von der anatomischen Gesellschaft ausgearbeitet worden ist, zu einer internationalen gemacht werden?
2. In welcher Weise ist eine einheitliche Nomenclatur in der russischen anatomischen Literatur durchzuführen?
3. Ist die Polydactylie als eine Spaltbildung oder als Atavismus aufzufassen?
4. Die Homologie der oberen und unteren Extremität.

Section für Histologie.

1. Vergleichende Kritik der verschiedenen Theorien und Hypothesen über den Bau des Protoplasmas im Allgemeinen.
2. Die Bedeutung der Blastomeren bei der Segmentation der Eier. Postgeneration. Die Entwicklung der Cuticular- und Zwischenstanzen.
3. Die Bedeutung der Centrosomen, Sphären und der Nebenkern in verschiedenen Zellen. Die Bedeutung der directen oder amitotischen Theilung.
4. Die gegenseitige Beziehung der Nervenfasern in den Nervencentren und Sinnesorganen.
5. Innervation der Drüsen.

Section für Anthropologie.

1. Was für Massregeln sind zu ergreifen, um möglichst genaue Thatsachen über die anthropologischen Typen der russischen, wie der nicht-russischen Bevölkerung Russlands zu gewinnen?
2. Was sind die vorzüglichsten charakteristischen Eigentümlichkeiten des Mongolenschädels und bei welchen Volkstämmen sind diese Eigentümlichkeiten am häufigsten zu finden und am deutlichsten zu erkennen?
3. Inwieweit unterscheiden sich die Schädeltypen der gegenwärtigen Bevölkerung Mittel-Russlands von den Schädeltypen der Kurganbevölkerung? Wie ist die etwaige Veränderung der Typen zu erklären?
4. Die Schädeltypen des Prof. Sergi und ihre Bedeutung für die Classification der Schädelformen.
5. Die Anomalien des Skelets und der äusseren Bedeckungen. Haben einige von ihnen die Bedeutung von Hassenmerkmalen oder können einige von ihnen als alavistische Bildungen gelten?

Gleichzeitig werden die Herren Fachgenossen gebeten, so bald als möglich die Thematia mittheilen zu wollen, über welche sie auf dem Congress in den Sectionssitzungen Vorträge halten oder Mittheilungen machen wollen.

Zur Entgegennahme jeglicher Mittheilung und zur Uebermittlung an die Sectionsvorstände in Moskau ist bereit

Dr. H. Stieda, Geheimer Medicinalrath,
o. Professor der Anatomie an der Universität
zu Königsberg i. Pr.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ein von Menschen verzehrtes Mammuth. Von Dr. N. Kartaschenko. — Die Runeninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart. Von Dr. C. Mehlis (Schluss). — Mittheilungen aus den Localvereinen.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier bei.

Ein von Menschen verzehrtes Mammuth.

Vorläufige Mittheilung von Dr. N. Kartaschenko,
Prof. der Zoologie an der Universität Tomsk.

Vor einigen Tagen habe ich in der nächsten Umgebung von Tomsk ein Mammuthskelet ausgegraben, an welchem sich deutlich nachweisen lässt, dass dieses Thier von Menschen, welche gleichzeitig mit ihm gelebt, aufgezehrt worden ist. Diese letztere Annahme wird bewiesen durch Anwesenheit neben den ganzen auch zerspaltener, angebrannter und verkohlter Mammuthknochen, vorzüglich erhaltener Holzkohle, angebrannter Holzstücke und endlich durch Anwesenheit an derselben Stelle zersplittener Feuersteine, während in der Umgebung des Fundortes des Skeletes, wie aneb in den Erdschichten über und unter dieser Stelle nichts ähnliches aufzufinden war. Schliesslich ist auch die Art und Weise, wie die Knochen (welche sämmtlich demselben jungen Exemplare von Mammuth angehören) an der Fundstelle vertheilt waren, im höchsten Grade für Küchenabfälle charakteristisch. Sie lagen nämlich in voller Unordnung doch auf einem beschränkten Raume und in einer Ebene, welche durch Anwesenheit einer fast ununterbrochenen Holzkohlenschicht ausgezeichnet ist. Diejenigen Knochen, welche nicht so schwer und zugleich bequem abzugliedern und zu benagen sind, wie z. B. Rippen, lagen unter den grossen und schweren Knochen und sind deshalb, vermuthlich, von dem Cadaver früher abgetrennt worden als die letzteren. Alle Wirbel lagen separat an verschiedenen Stellen des angegebenen Ortes, was zur Vermuthung berechtigt, dass die Wirbelsäule

absichtlich zergliedert wurde, um das Rückenmark ausbeuten zu können. Von den oben erwähnten Feuersteinsplittern sind mehrere in Form von Schabeisen roh bearbeitet und konnten deshalb leicht zum Abkratzen und Zerschneiden des Fleisches benutzt werden. Dieselben können somit als primitivste palaeolithische Steinwerkzeuge betrachtet werden. Sie sind sehr ähnlich denjenigen, welche im Sommethale in Frankreich aufgefunden wurden. Das Skelet ist nicht complet, weil ein Theil des Fundortes durch allmähliches Abfallen der Erdschichten in die am Rande der Fundstelle befindliche, durch Schneewasserauswaschung entstandene tiefe Schlucht zerstört worden ist. Doch fehlen nur wenige Knochen. Das Skelet lag im Sandthon in einer Tiefe von 3½ Meter unter der Erdoberfläche. Die ausführliche Beschreibung mit Zeichnungen und Photographien, welche ich hald der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg vorzulegen heabsichtige, wird hoffentlich zur Genüge beweisen, dass es sich hier nicht etwa um zufällig von irgendwoher hergetragene oder hergeschwemmte Knochen handeln kann, sondern namentlich um das Skelet eines Mammuths, welches an demselben Orte verzehrt worden, wo es von mir aufgefunden ist.

Diese kurze Mittheilung vor Abschluss der Untersuchung zu machen bin ich deshalb genöthigt, weil einer von den Herren, welche zufällig als Gäste die Ausgrabungen besuchten, die Resultate derselben ohne mein Wissen und ohnedrein in ungenauer Weise zu publiciren sich erlaubt hat.

Tomsk, 1½. Mai 1896.

Die Runeninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart.

Von Dr. C. Mehlis.

(Schluss.)

Größere Schwierigkeiten bietet die Lesung von Zeile 3. Schon die blasse mechanische Lesung erschweren die mannigfachen Linien sekundärer, vielleicht zufälliger Bedeutung, welche manche Zeichen, n. besonders Zeichen 3, umgeben. Die Lösung stellt die gleichen Schwierigkeiten entgegen. Weder an Runen noch an Hausmarken, wie Henning vermutet hat, ist hier zu denken.

Licht brachte in diese räthselhafte Inschrift der 3. Buchstabe mit seinem nach oben ziehenden Schlussschwung. Wie aus Wattenbach⁸⁾ zu ersehen ist, „schliesst sich als feste Nebenform immer ueben (regelmässigem) S* das S-Zeichen mit dem Schlusschwung in den Glassae Columnenses, bei Gaius und in anderen nachchristlichen Handschriften als ein Buchstabe der altrömischen Cursivschrift an.

Zangemeister bestätigt dies (Schreiben vom 6. April 1895) mit dem Befügen, dass dies S der altrömischen Cursivschrift „sich auch noch später findet. Auf eine bestimmte Zeit lässt sich also aus diesem S kein Schluss ziehen.“ —

Da das Cursiv-S immer neben dem gewöhnlichen S nach Wattenbach vorkommt, lesen wir unbedenklich den subserihrten letzten Buchstaben als Schluss-S.

Der 1. und 2. Buchstabe ist ohne besondere Schwierigkeit als J und E zu erkennen.

Nach Wattenbach⁹⁾ hat das E der römischen Capitalschrift kurze Querstriche; oft scheint der unterste, wie hier, zu fehlen. Ob die nach links übergreifenden Querstriche der Kunst oder dem Zufall ihren Ursprung danken, lässt sich kaum entscheiden.

Die grösste Schwierigkeit bereitet das vorletzte Zeichen. Identisch mit dem vorausgehenden Cursiv-S ist dasselbe nicht; dagegen spricht der rechtwinklig abgesetzte Querstrich. Die meiste Aehnlichkeit hat dies 4. Zeichen mit einem im Winkel gestellten V = √. In Anlehnung an Wattenbach,¹⁰⁾ nach dessen Ausführungen in und über der Zeile ein S-förmiges V in merovingischen Schriftstücken vorkommt, ist das Zeichen als ein mit Rücksicht auf das subserihrte Schluss-S in Winkel gestelltes Cursiv-V zu erklären.

Die 3. Zeile erscheint dann als ein z. Th. in Cursivbuchstaben der spätrömischen bzw. der merovingischen Zeit geschriebenes

J E S V S. —

Mit dieser Interpretation fällt auch einiges Licht auf die Beurtheilung des Totalecharakters der räthselhaften Inschrift.

Wie schon oben bemerkt, ist in der Technik zwischen Zeile 1 und 2 einerseits und andererseits zwischen Zeile 3 ein bemerkenswerther Unterschied, der auch jetzt in der Wahl des Alphabetes sichtbar wird.

Zeile 3 „Jesus“ ist wohl als ein Zusatz eines Geistlichen aus merovingisch-karolingischer Zeit anzusehen, der den heidnischen Charakter in Form und Inhalt von Zeile 1 und 2 „entsäubern“ und paralyisiren sollte. Die ursprüngliche Inschrift, die hier stand, hiess nur:

1. Zeile: T I R.

2. Zeile: J Th W (V) F I Th (D).

Geben wir von diesem Gesichtspunkte aus, so wird die Frage nach der Bedeutung dieser zwei zusammengehörigen Runenzeilen wohl weniger Schwierigkeiten machen, als man erwarten sollte, besonders wenn hierbei einige Prämissen berücksichtigt werden, zu welchen der Verfasser durch mehrfache Studien einschlägiger Runendenkmäler aus dem Westen und dem Norden Europa's gelangt ist.

Zuerst geht aus einer Unterredung mit Henning¹¹⁾ hervor, dass die zwei Zeilen weder dem westgermanischen Runenalphabete, noch einem westgermanischen Dialekte angehören können. Dem ersteren nicht, weil kein Zeichen für V vorhanden und weil, wenn das letzte Zeichen von Zeile 2 = D zu lesen ist, dasselbe vom westgermanischen Runen-D zu sehr abweicht.¹²⁾ Einem westgermanischen Dialekte nicht, weil das Schluss-R bis auf die Zeiten der Völkerwanderung in allen diesen Dialekten verschwunden war.

Aber auch den nordischen¹³⁾ Runenalphabete kann unser Runeninschrift nicht angehören, weil hier ein bestimmtes Zeichen für Y vorhanden ist und Tir—Tyr geschrieben sein müsste.

Es bietet sich demnach nur noch ein Runenalphabet zur Erklärung dar — das angelsächsisch-friesische.

In Betracht kommt hier das „Futhork“ des sogenannten Themmesers, einer mit eingeleiteter Runenschrift bedeckten fränkischen Späth, die

¹¹⁾ Unterredung vom Februar 1895 zu Dürkheim.
¹²⁾ Vgl. Henning: „Die deutschen Runendenkmäler“, S. 151.

¹³⁾ Vgl. L. Wimmer: „Die Runenschrift“, bes. S. 179—251.

⁸⁾ Vgl. Anleitung zur lat. Palaeographie, S. 58—59.

⁹⁾ Vgl. a. a. O. S. 47.

¹⁰⁾ Vgl. a. a. O. S. 62.

ins 8. Jahrhundert zu setzen sein wird.¹⁴⁾ Ferner mehrere Runenalphabete aus Handschriften des 9. — 11. Jahrhunderts.

Besonders das erstere Alphabet, als das ältere, kommt hier in Betracht.

Es finden sich hier sämtliche Runen in gleicher Schreibweise wie in Zeile 1 und 2, auch Rune W ist noch vorhanden (Rune R); dagegen ist ein eigenes Zeichen (Rune Z) für V hercits vorhanden wie im westgermanischen Runenalphabet,¹⁵⁾ während im Norden bis gegen 800 runisch V vertreten wird durch runisch W.¹⁶⁾

Hieraus geht für uns hervor, dass das Runenalphabet von Zeile 1 und 2 auf einer der angelsächsischen Runenstufe des 8. Jahrhunderts ziemlich nahe steht, jedoch von nordischen Einflüssen nicht frei ist.

Bezeichnend für unsere Inschrift ist ferner, dass Tir — nicht Tyr — als Name der Rune T im altenglischen Runenliede,¹⁷⁾ das wohl dem 9. Jahrhundert angehört, und als Doppelname der Rune Ear erscheint. Im jüngeren altenglischen Runenalphabet im Codex Salisbury 140 heisst der Name dieser Rune T bereits gekürzt Ti.

Die Uebersetzung lautet nach W. Grimm folgendermassen:

„Tir ist der Zeichen eines,
hält Treue wohl bei Edelingen,
ist immer auf der Fahrt
über der Nächste Wolken;
trägt nimmer.“

Tir bedeutet hier nach W. Grimm nicht dominus = Gott Tyr, sondern das nordische Kreuz, den Hammer Thors, der untrüglich, unverletzlich macht, was er berührt, der als Blitz über Wolken schweht.

Wichtig ist für unseren Zweck, dass nur bei Angelsachsen und Friesen diese Form Tir vorkommt und zwar ebenso als Name der Rune T bzw. Ear, als auch als Namensform des Gottes in der altgermanischen Dreieinigkeitsform: Tyr = Zio.

Letzteres geht auch aus den Belegen bei Jakob Grimm,¹⁸⁾ Karl Simrock,¹⁹⁾ Adolf Holzmann,²⁰⁾ E. H. Meyer,²¹⁾ F. Kauffmann²²⁾ u. A. hervor.

¹⁴⁾ Vgl. a. O. S. 82—87.

¹⁵⁾ Vgl. Wimmer a. a. O. S. 83; W. Grimm: „Ueber deutsche Runen“, S. 163—171 u. Taf. V.

¹⁶⁾ Vgl. Wimmer a. a. O. S. 233—234. Selbstredend muss in Ithwifith(d) das 3. Zeichen als U gesprochen worden sein.

¹⁷⁾ Vgl. Wimmer a. a. O. S. 83—85; W. Grimm a. a. O. S. 217—245, bes. S. 229—230, 242—243.

¹⁸⁾ Vgl. d. Grimm d. M. S. 166—166.

¹⁹⁾ K. Simrock d. M. S. 272—273.

²⁰⁾ A. Holzmann d. M. S. 71—72.

²¹⁾ E. H. Meyer d. M. S. 221.

²²⁾ F. Kauffmann Mars Tingus S. 81—222.

Die angelsächsische Form Tir ergibt sich auch aus dem von H. Petersen vermutheten nord-hannbrischen Kampflied:

„Tyr hoeb us, ye Tyr, yo Odin.“

Hier steht Tir (Tyr ist spätere Form) auch über und vor Odin als Gott des Kampfes und des Sieges. Als „Sieggott“ erscheint Tyr = Tir auch in den Dämiasagen der Edda,²³⁾ wo es von ihm heisst:

„Er ist sehr kühn und mutig und herrscht über den Sieg im Krieg. Darum ist es gut, dass Kriegsmänner ihn anrufen.“

Dass der angelsächsisch-friesische Sieggott Tir hier in Z. 1 gemeint ist, und nicht das von ihm abgeleitete Abstractum tir = gloria, splendor, auch nicht der Hammer Thors,²⁴⁾ geht für uns aus der Gegenüberstellung des höchsten christlichen Nameas hervor.

Offenbar handelt es sich an unserer Stelle nicht um Symbole, sondern um die Schlagworte d. h. die Persönlichkeiten, welche Prinzipien, hier das Heidenthum und das Christenthum bedeuten.

Dies fordern Logik und Concinuität! —

Zeile 2. Ithwifith(d) wird nach diesem gewöhnlichen Erklärungsgesichtspunkt gleichfalls nicht allzuhartnäckig der Lösung widerstreben.

Eine grammaticalische Interpretation bietet grosse Schwierigkeiten, wie aus einem mit Professor Golther in München geführten Briefwechsel über diesen Gegenstand hervorgeht. Zunächst war an ein Verbum ithufan oder ithufan zu denken, aus dem ithwifith = ithwifid als 3. Person Singul. zu nehmen wäre. Allein ein solches Verbum ist weder im Gothischen noch im Althoehdeutschen vorhanden.

Auch an mhd. ūfen (aus ūfan) wurde gedacht; allein diese Form ist hds, Tir dagegen nds, sodass also auch diese Lösung unumgänglich erschien, da das Verbum in diesem Falle upfan lauten müsste.

Am meisten Wahrscheinlichkeit besitzt für Professor Golther und den Verfasser die etymologische Lösung von Ithwifith(d) als Eigenname. Hier hielten sich auf Grund von Förstemann „altdeutsches Nomenhuch“ I. Band, mehrere Analogien dar.²⁵⁾ Bei Sehannat (corp. tradit. Fuldens.) vom Jahre 804 Iduvian, darans später Iduin; ferner aus dem Neer. Fuld. vom Jahre 923 Itoger. Nehmen wir —fith(d) als entartet aus —frid mit Förstemann²⁶⁾ an, so hielten sich ferner als analoge Nomina propria dar:

²³⁾ Edda nur Simrock S. 295.

²⁴⁾ Für richtiger halte ich das Schwert Tyrs; auch das von W. Grimm edierte nordische Gedicht über die Runennamen spricht dafür; vgl. a. O. S. 249.

²⁵⁾ Vgl. Förstemann a. O. S. 772.

²⁶⁾ Vgl. a. O. S. 406.

Idfred und Itlefrid. Der zweite Name gehört dem sechsten Jahrhundert an.

Darnach lautete die alte Form wahrscheinlich: Ithufrith(d) und bedeutete, wenn wir altn. idja = arbeiten hier anziehen, den, „der durch Arbeit Friede bringt“. Förstemann bemerkt auch, dass²¹⁾ man in sächsischen (auch angelsächsischen) Namen immer —rith erwarten sollte, während —frid nur hochdeutsch ist.

So bestätigen sich die niederdeutschen Namensformen Tir und Ithufrith gegenseitig und unsere Lösung gewinnt an wissenschaftlichem Halt und innerer Berechtigung. —

Zur syntaktischen Verbindung von Z. 1, Z. 2 und Z. 3 ist Folgendes zu bemerken:

Am ersten ist, wie häufig auf Runensteinen, an eine Widmung zu denken.

Unter den bei Henning aufgezählten S bzw. 9 Runenschriften der westlichen Gruppe sind 3 Widmungen = $\frac{1}{3}$ des Ganzen enthalten und zwar:

1. AWA · LEYBWINIE = Awa dem Leubwini.
2. BIRINIO · ELK = Der Schekin — Elk.
3. VYADA · MADAN = Wada dem Mado.

Unter den nordischen Runensteinen im Besonderen der jüngeren Periode sind viele Grabsteine, die den Toten von einem Verwandten oder Freunde gewidmet sind, in Dänemark und Schweden aufgefunden worden.²²⁾ Aber keiner dieser zwei Fälle ist hier vorhanden. Im ersten müsste Tir im Dativ stehen, also Tiro lauten, im zweiten müsste ein Grab vorhanden sein, was nicht der Fall ist.

Es ist demnach an einen dritten Fall zu denken, den der Invocation, wenn man dem sächsischen Namen Ithufrith nicht jede Beziehung zu Tir bzw. zu Jesus abprechen d. h. den logischen und syntaktisch-grammatischen Zusammenhang zwischen Z. 1 (u. 3) und Z. 2 aufgehoben wissen will. Ithufrith ruft den Gott Tir, d. h. den Kampf- und Siegesgott einfach um Hilfe, um Erhöhung, um Unterstützung in einer wichtigen Sache an.

Die Lesung wäre darnach folgende:

O Tir, — dich ruft an — Ithufrith.

Der spätere Interpolator von Z. 2 setzte dem Heidengotte als seinen höchsten Helfer den Christengott entgegen. —

Schließlich noch einige Worte über Zeit und Nationalität des Runenschreibers.

Schon aus dem Synkretismus von lateinischen und runischen Buchstaben, der gleichzeitigen Anrufung

von Tir und Christus fällt ein Licht auf die sonst dunkle Zeit der Verfassung. Ebenso lässt die Abschwächung von Ithufrith aus Ithufrith weitestens den Schluss zu, dass die Inschrift nicht der älteren, germanischen Periode zuzurechnen ist. Andererseits bildet der Ersatz von runisch V durch runisch W, den Wimmer für den Norden mit dem Jahre 800 abgeschlossen erklärt,²³⁾ für unsere Frage einigermassen einen terminus ad quem.

Man wird daher nicht irrt gehen, wenn man die Entstehung unserer Runenschrift (Z. 1 und 2), sowie der römischen Cursivschrift (Z. 3) in die Karolingische Zeit bzw. ins 8. nachchristliche Jahrhundert setzt, und zwar ist der letztere Termin als der Schlusstermin anzusehen. —

In unserer Untersuchung bildet den Schluss die Frage nach der Nationalität des Verfassers von Z. 1 und 2 unserer Inschrift!

Schon oben haben wir gesehen, dass Tir als Göttername dem Stamme der Angelsachsen und Friesen zuzurechnen ist, ebenso haben wir Ithufrith als wahrscheinlich sächsische Form gefunden.

Ferner hat sich als Zeit der Inschrift mit hoher Wahrscheinlichkeit das 8. Jahrhundert ergeben, eine Periode, in der nachweislich Friesen als Kaufleute und Handelsfaktorenbesitzer im Mittelheinde ständigen Aufenthalt hatten.

Die Beweise folgen in Kürze.

In den *Monumenta Germaniae historica*²⁴⁾ heisst es beim Jahre 886:

Optima pars Mogontiae civitatis, ubi
Frisiones habitabant, mense Martio
insagravit incendio.

Demnach brannte zu Mainz der schönste Stadtteil, wo die Friesen wohnten, im März des Jahres 886 ab. —

Im Urkundenbuche und im Chronikon der Stadt Worms von H. Boos sind 7 Stellen enthalten, welche auf den Zoll der nach Worms kommenden Kaufleute, Handwerker und Friesen hinweisen und ein eigenes Friesenquartier in Worms für das 9. Jahrhundert nachweisen. Wir führen hier nach einer gefälligen Mittheilung von Prof. Dr. Harster die zwei wichtigsten derselben an.

Urkunde I. Bd. 9,34. 829 11. Sept. Worms.
Ludwig der Fromme und Lothar I. bestätigen der Kirche von Worms den Zoll von den nach Worms kommenden Kaufleuten, Handwerkern und Friesen [. . . u t quanticumque negotiatores vel artifices

²¹⁾ Vgl. a. O. S. 422.

²²⁾ Vgl. Henning a. O. S. 141.

²³⁾ Vgl. Wimmer S. 308—309, Sievers in Paul's Grundriss der germ. Philologie S. 242 § 8; Oskar Montilius: Die Kultur Schwedens in vorgesch. Zeit S. 194 bis 198 mit Abbildungen.

²⁴⁾ Vgl. Wimmer a. O. 234. Dabei wird angenommen, dass die Runenentwicklung im Norden den gleichen Gang nahm wie an der deutschen Küste; vgl. Müllenhoff: Berufs-Untersuchungen a. m. St. enge Beziehungen zwischen Angelsachsen und Nordgermanen!

²⁵⁾ Vgl. Tom. I p. 403 aus den *Annales Fuldenses*.

seu et Frisones apud Vnangionem civitatem de-
venissent etc.]

Dasselbe geschieht von König Otto I. am 14. Jan.
947. von Kaiser Otto II. am 1. Juli 973.

Chronik 223, 23. — Wormser Manerbanord-
nung vom Jahre 873.

De loco, qui dicitur Frisones-Spira usque
ad Rhenum ipsi Frisones restauranda mur-
alia procurent.

Falk deutet spira = Sperra = Pforte. Das
Frisonenquartier lag zwischen der Judenpforte und
dem Rhein.

Anserdem kommt im Urkundenbuch 59, 2 — 1141
eine platea Frisonum = Friesenstrasse vor,
49, 20 — 1080 usque ad Frisonum spizam =
Manerecke der Friesen (s. Köster 102).

Demnach gab es in Worms nicht nur in Karo-
lingischer Zeit und später einen eigenen Zoll, den
die handeltreibenden Friesen der Kirche zahlen
mussten, sondern wie in Mainz ein eigenes Friesen-
quartier, eine Friesenstrasse, eine Friesen-
spitze.

Aber die frisischen Handelscolonien gingen
noch weiter im Süden. Zwischen Frankenthal
und Ludwigshafen liegt der Ort Friesenheim,
der schon in Karolingischen Urkunden als Friesen-
heim im Wormsergan erwähnt wird.³³⁾

Aus dem Gedichte des Nigellus³⁴⁾ ist für den
Elsaß folgende Stelle anzuführen:

Der Rhein spricht zum Wasgan Folgendes:
„Er (der Rhein) bringe Geld und Wohlstand
und tausche für die Kiechen Juwelen ein. Erschmücke
die Einwohner mit schönen, farbigen Ge-
wändern.“

Juwelen und Gewänder tauschten den Einwohnern
des Elsaß zur Karolingerzeit gegen Getreide, Wein,
Holz die oben genannten Frisones ein. Anob
Fries, Laken, Linnen sind nach G. Grupp nieder-
deutschen d. h. frisischen Ursprungs.

Barthold sagt deshalb in seiner „Geschichte der
deutschen Städte“ mit Recht von den Friesen:³⁵⁾

„Als Verkäufer ihrer Waaren (Wollwaaren) zogen
sie früh den Rhein anwärts und ins Binnenland;
Frisonen als Kaufleute und Handwerker (Bau-
meister) sehen wir schon in Dagoberts I., der letzten
Merowing und Pippins Tagen in Worms.“ Und
die Strassburger Gottesleute andererseits erhielten
schon 775 Zollfreiheit in Frisischen Städten: Quent-
owich (?), Dorstadt und Slnis. — Die Vermittler

des Handels im Mittelrheinde waren zur Karo-
lingerzeit diese- und gewerbetreibenden Friesen. —

Diese Friesen waren aber zu gleicher Zeit starr-
sinnig treu ihrem väterlichen Götterdienste.³⁶⁾

Ostfriesland war bis 781 heidnisch und den
Franken nicht unterworfen. Erst 785 gelang es
Karl dem Grossen, das heidnische Ostfriesland zu
unterwerfen, und er vertheilte dessen Gauen an die
Bischöfe von Münster und Bremen.³⁷⁾ —

Auf dem Reichstag zu Paderborn 785 wurde
gesetzlich verlangt, dem Christengotte ehen
solche, ja noch höhere Verehrung zu erweisen,
als den heidnischen Göttern. „Morta moriatur“ —
der Uebertreter!³⁸⁾

Aus dieser Periode des Uebergaoges vom ger-
manischen Gottesdienst zum gesetzlichen Christen-
dienst und zwar wahrscheinlich von der Hand eines
noch dem Heidenthum anhängenden Kaufmanns
Ihnfrith rührt unsere Runenschrift Zeile 1 und 2 her.

Ein gleichzeitiger Besucher oder ein Freund
des Schreibers fügte zur Entzählung den Namen:
Jesus hei. —

Dieses Denkmal des Kriegsgottes Tir steht für das
8. Jahrhundert in Mitteldeutschland nicht allein da.

Im Jahre 1887 fand sich zu Gntenstein im
Fürstenthum Hohenzollern in einem Reibengrabe
eine silberne Schwertscheide. Auf dieser ist neben
Drachengestalten im Hauptfelde ein mit einem
Wolfskopfe geschmückter Krieger mit verstellter
linker Hand dargestellt, der ein grosses Schwert
(Spatha) in dieser Hand trägt. Eine ähnliche Dar-
stellung eines geharnischten Mannes mit Wolfskopf
und Schwert fand sich in Oeland.

Nane erklärt diesen schwerttragenden Krieger
nicht ohne gute Begründung als eine einheimische
Darstellung des Gottes Tir, den die Schwaben als
Ziuwari als ihren Hauptgott verehrten.³⁹⁾ Diese
Spatha „gilt in der Merowingzeit für das Symbol
des Kriegsgottes. Sie wird beim Gebete in Händen
gehalten und beim Eidschwur hergeführt.“ — So
Lindenschmit.⁴⁰⁾ —

Dies die wahrscheinlichste Lösung des Räthels
in der „Drachenhöhle“.

Zum Schluss wird bemerkt, dass frisische
Runen nicht allein stehen.

Lndw. Wimmer⁴¹⁾ merkt zwei frisische Runen-
schriften an. Die erste steht auf einer Goldmünze,

³³⁾ Vgl. codex Lanresham Nr. 1139: Donatio Di-
berti in Friesenheimer marca im Jahre 809; vgl.
Bavaria: Rheinpala 3. 612.

³⁴⁾ Vgl. G. Grupp: Kulturgeschichte des Mittel-
alters I. B. S. 211 — Monna. Germ. II. 517.

³⁵⁾ Vgl. a. O. I. Th. S. 68; enger Verkehr zwischen
England und Friesland a. O. S. 87.

³⁶⁾ Vgl. Felix Dahn: Urgeschichte der germ. und
roman. Völker, 4. B. S. 165—166.

³⁷⁾ Fr. Kanffmann: Deutsche Mythologie S. 14.
³⁸⁾ Mittheilungen der anthrop. Gesellschaft in Wien,
XIX. 3 S. 118—124.

³⁹⁾ Handbuch der deutschen Alterthumskunde I. T.
S. 219.

⁴⁰⁾ a. O. S. 87 Anmerk. 1.

die sich bei Harlingen in Friesland fand.⁴¹⁾ Auf dem Avers stellt sie eine harbarische Nachbildung des Kaisers Theodosius dar. Auf dem Revers ist ein Schiff (?) mit dem Fährmann dargestellt; links desselben sind 4 der Runenreihen, die Ref. als Hada(s) liest. Die zweite Münze aus Silber mit Runenzeichen fand sich bei Utrech.

Beide Runeninschriften enthalten dreimal die altenglische A-Runne, Beweis für die innigen Beziehungen zwischen dem Lande der Angelsachsen und Friesen auch auf dem Gebiete der Runenschrift. —

Bewährt sich unsere Aufstellung von einer dritten friesischen Runenschrift aus der Karolingerzeit, gefunden im Mittelrheingebiete, so bildet diese einen weiteren Beweis von dem ausgedehnten Handel der Friesen in jener noch vielfach dunklen Kulturperiode, von dem Starrsinn, mit dem die Friesen ihrem Siegesgötze Tir anhängen, und schliesslich von der Verehrung, die damals schon Drachenstein und Drachenhöhle bei diesem Volke genoss, das die Sagen von Beowulf, von Sigfrid und den Walsungen, von Gunther und den Nibelungen in Fluss gebracht und nach dem Norden verhehret hat. —

Schliesslich ist noch zu bemerken, dass die Felsplatte vor dem Altarstein, d. h. östlich desselben, noch mehrere Inschriften trägt, die zum Theil Namen der Besucher enthalten.

Zwei derselben verdienen besondere Erwähnung (vgl. Fig. IV und V):

1. „Irrsaal“ hezw. „Irrsaal on“ in grossen lateinischen Majuskeln. Länge = 50 cm, Höhe 9 cm. Charakteristisch ist die Schleife zwischen den A-Hasten.

2. Davon 35 cm nach Süden gerückt steht in gleicher Höhe Inschrift Fig. V. Länge = 29 cm, Höhe = 7—9 cm.

Der Verfasser las diese Zahl früher = 1249 und zwar verführt durch einen Punkt rechts vom 2. Zahlzeichen.

Bei nochmaliger Prüfung stellte sich das 2. Zahlzeichen als 7, das 3. als 0 heraus, sodass mit Sicherheit „1709“ zu lesen ist.

Eine Vermuthung ist, dass während der Wirren des spanischen Erbfolgekrieges vielleicht von Flüchtlingen „Irrsaal“ und „1709“ eingetahen ward. —

Die Höhle ist seit Anfang der 70er Jahre vom Drachenfelsen, dem Verschönerungsverein für Dürkheim und Umgebung, durch eine steinerne Treppe und ein eisernes Geländer leicht zugänglich

⁴¹⁾ Vgl. Atlas for nordisk Oldkyndighed S. 8 Nr. 251; ein Goldbrakteat.

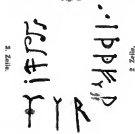
⁴²⁾ Vgl. Müllenhoff; Beowulf-Untersuchungen S. 104 bis 109; die ganze Schrift ist von Wichtigkeit für unsern Gegenstand.

gemacht, während früher nach Aussage des Herrn H. Chelius zu Dürkheim das Erreichen desselben mit Kletterpartien verbunden war. Wohl auf diese Weise erklärt sich die gute Erhaltung der besprochenen Inschriften.

Von letzteren ist die Runeninschrift ein Unicum auf deutschem Boden, das voraussichtlich bald herausgemisselt und in ein pfälzisches Museum verbracht werden wird.

Inschriften von der „Drachenhöhle“.

Fig. I.



1. Zeile.

Fig. III.



Fig. III.



Fig. IV.



Fig. V.

Fig. VI.



Fig. VII.



Nachdruck obiger Arbeit ist auch im Auszuge verboten. D. Verf.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung am 29. Mai 1896.

Professor Selenka hielt einen Vortrag Ueber die Sprache des menschlichen Antlitzes, welcher an anderem Orte ausführlich veröffentlicht werden soll.

Ein der Gesellschaft durch Prof. Lindemann vorgelegtes polyedrisches Bronzegericht (aus Kleinasien, auf jeder der 6 Flächen das hebraische Wort zabah „Gold“, 254 gr schwer, wahrscheinlich 1/3 Sekel der leichten Goldmine königl. Gewichte zu 427.5 gr) veranlasst Prof. Dr. Hommel, unter Anknüpfung an die Untersuchungen C. F. Lehmanns, nach denen Babylonien die Heimat aller metrologischen Systeme, auch des altägyptischen.

wäre, einige neu bekannt gewordene althalyonische Gewichtsteine zu besprechen: ein Gewicht aus Hämatis, 85,5 gr schwer, Aufschrift „zehn Sekel Gold-standard des kgl. Sachwalters“, aus Nippur, Zeit ca. 2400 v. Chr.; da die Goldmine nur 60 (nicht 60) Sekel hat, so liegt hier eine solche von 437,5 gr vor, sich deckend also mit der von Lehmann postulierten leichten Goldmine königlicher Norm von 426,4—427,8 gr. Ein anderes Steingewicht ergibt sich als halbe Mine, von Dongi, König von Ur, König der vier Weltgegenden zu Ehren des Mondgottes festgesetzt; Inschrift in sumerischer Sprache, Zeit ca. 2600 v. Chr., Gewicht 248 gr, also 496 gr für die ganze Mine. Das ist die leichte Gewichtsteine, von Lehmann im Durchschnitt auf 491,2 g berechnet. Prof. Hommel machte noch darauf aufmerksam, dass das Ägyptische sogenannte Loth, kot (an 9,95 gr) genau dem balyonischen Silbersekel = $\frac{1}{10}$ der leichten Silbermine gemeiner Norm von 545,8 gr entspricht und dass das Ägyptische kud einfach von der Aussprache kuddu des balyonischen Schriftzeichens für Sekel entlehnt ist, weiter dass das hebräische Hohlmas kor (arabisch kurr, griechisch kóros) 180 kach enthält, genau wie das balyonische Hohlmas gur 180 ka, woraus er den wichtigen Schluss zog, dass heides identische, in Babylon entstandene Massbezeichnungen sind. —

Prof. E. Kuba verliest die folgende Mitteilung des Prof. A. v. Török in Budapest, an den sich die Münchener anthropologische Gesellschaft mit dem Ersuchen um Beobachtung der dort „lebendig begrabenen“ zwei Fakire oder Yogi gewendet hatte:

Ueber die Yagi oder sog. Fakire in der Milleniums-Anstaltung zu Budapest.

Von Prof. Dr. Aarol von Török.

Seit der Eröffnung der Milleniums-Anstaltung in Budapest werden in einer besonderen Abteilung „Os-Budavars“ („Uralte Festung von Ofen“) zwei sog. Yogi aus Hindistan, Anhänger des Aryasamāich, der Secte der Religion-Neuerer Śrīmī Doyinānd Samavati, abwechselnd je auf 8 oder 14 Tage vermittelst des Hypnotismus in einen lethargischen Schlaf versetzt. Sowohl die Einschläferung wie auch die Erweckung geschieht öffentlich vor dem Publikum, und ebenso wird auch der eingeschläferte und in einem eleganten gläsernen Sarge liegende Yogi dem Publikum zur Schau ausgestellt.

Am 23. ds. Mts. wurde der erste Yogi Namens Bhimsen Prāpā (aus dem Fandehab gehörig, 24 Jahre alt) Abends um 7 Uhr aus seinem schlafigen Schlaf erweckt, hingegen der andere Yogi Namens Gopal Kriechna (26 Jahre alt) am Pfingstsonntag Nachmittags um 3 Uhr eingeschläfert.

Beide sind Aryas und gehören der zweiten Kaste, nämlich der der Kachatriyas an. Beide sind intelligente, studierte junge Leute, die das Dayānānd-College in Lahore absolvirten, sprechen und schreiben geläufig englisch und sprechen ausser ihrer speciellen Muttersprache noch andere indische Sprachen. — Beide Yogi weisen die edleren Rassenmerkmale der Aryas an, sind von mittlerer Körpergröße, wohl proportionirtem Körperbau, dunklerer (schwärzlich-bräuner) Hautfarbe, ihr Körper mässig behaart, die pechschwarzen Haare lockig (bei dem Einen: Gopal Kriechna gekräuselt). Das Unterhaut-Fettgewebe sehr mässig, die Muskulatur gut entwickelt, Knochen sehr hart. — Die jungen Leute mässig kräftig. Sie sind Vegetarier, ihre Hauptnahrung besteht aus Milch, Eiern, Reis, Gemüse, Obst

und anderer Pflanzennahrung, angeblich essen sie nie Fleischspeisen.

Beide erzählten mir, dass sie sich der Theologie (oder wie sie sagten: der Theosophie) widmen und seit ihrem 17. Lebensjahre Yogi sind. Das Wort Yogi bedeutet die Vereinigung zwischen Dschivitas und Paramātmā, d. h. der individuellen Seele und der Allseele. Die ascetischen Uebungen, durch welche diese Vereinigung angeblich herbeigeführt wird, werden mit dem Namen Hathayoga bezeichnet. Dieselben sind dargestellt in dem Buche: „The Hathayoga Pradipika of Śwāmīnārān Śwāmī“ (Translated by Śhrīnīvas lyāngar B. A. — Published with the original text and its commentary by Tookram Tatya F. T. S. for the Bombay theosophical publication fund, 1893.)

Nun will ich darüber berichten, was ich bei der Einschläferung und bei der Erweckung gesehen habe.

Gestern (24. Mai) kam die Reihe der Einschläferung an Gopal Kriechna. — Bis zum Beginn der Einschläferung war derselbe sehr munter, aufgeweckten Geistes, sehr gesprächig und bekundete ein lebhaftes Interesse für das anthropologische Studium, bat mich auch, ihm nach der Erweckung Alles zu erzählen, was mit ihm während seines Schlafes vorgehen sollte. — Er bat mich aber ausdrücklich, seinen Körper erst nach zwanzig Minuten nach der Einschläferung an berühren. (Bei dieser Einschläferung war auch Prof. Dr. Benedikt aus Wien zugegen.)

Nach einem kurzen (höchstens 3 Minuten dauernden) einseitigen Herannahen eines sanftkritischen Gehetes wurde Gopal Kriechna in den erwähnten geräumigen (etwa 2 m langen, 1 m hohen und etwa mehr als 1 m breiten) gläsernen Sarg auf weicher Unterlage gelegt und mittelst einer dichten seidenden Decke bis zum Kopfe eingehüllt. — Sofort schloss er seine Augen zu und murmelte einige Minuten hindurch diejenigen Gebete nach, die der andere Yogi (Bhimsen Prāpā) eintönig, aber mit von Zeit zu Zeit rhythmisch abgeändertem Timbre der Stimme hersagte. Nach etwa 3 Minuten verstumte der Mund Gopals, während Bhimsen seine monotone Recitation noch fortsetzte. Es vergingen abermals etwa 3—4 Minuten, dann hörte Bhimsen plötzlich mit seiner sùggerirten monotonen Recitation auf und hob das obere linke Augenlid seines Gesomens empor; der Augapfel war bereits nach innen und oben gerollt und dem Anschein nach unempfindlich. — Bhimsen überstrich die Stirn und das Gesicht mit einem Tasche. Der Yogi ward als eingeschläfert erklärt. In der That lag Gopal ganz ruhig in seinem Glassarge, ohne Bewegung, die Athmung war ebenfalls ganz ruhig und durch die Decke hindurch nur bei angepanzter Aufmerksamkeit wahrnehmbar. — Nach Verlauf von swanzig Minuten wurde das eine und andere obere Augenlid gehoben, der Augapfel belastet, der Herzschatz und der Puls befüßt, sowie die Athmung durch Anfügung der Hand auf die Magenregion (H. epigastrica) untersucht. Die Körpertemperatur war normal 37° C, der Puls 80, Respiration 18, die Muskulatur erschlafft, der Augapfel unempfindlich. Heute, also nach 24 Stunden fand ich Gopal ganz ruhig, kann bemerkbar athmend in seinem Glassarge liegend, die Gesichtshaut schien mir etwas weich, eingefallen. — Körpertemperatur 36° C, Puls 76, Athmung 16. Der warme Körper liess sich unter der Decke weich anfühlen. —

Bevor ich auf die Beschreibung dieses Schlafes übergehe, wollen wir zuerst sehen, wie die Erweckung

1) Auch dertent von Hermann Walter, Münchenzer Dias. 1893.

aus einem solchen lethargischen Zustande vor sich geht. —

Samstag (23. Mai) Abends um 7 Uhr wurde der Glassarg mit dem darin schlafenden Yogi Bhimsen Pratap vor dem Publikum auf das Podium gestellt. Gopāl stützte sich mit seinem zum Gehet gefalteten Händen an den Sarg und recitirte ganz laut, aber mit abwechselnder Stärke seiner Stimme in sanskritischer Sprache ein Gebet, was etwa 8 Minuten dauerte. Dann betrich er mittelst eines Tuches die Stirn, Augen, Nase, Mund des noch immer ganz ruhig daliegenden Bhimsen und öffnete die Augen, die noch ganz unempfindlich waren; das Athmen war noch immer ruhig und sehr oberflächlich. — Bhimsen fing abermals ganz laut so recitiren an, was etwa 5 Minuten lang dauerte. Während dieser Zeit bemerkte man, dass die Respiration stärker und beschleunigter wurde. — Ein Geräusch der ein- und ausströmenden Luft war jedoch nicht vernehmbar. — Gopāl, indem er plötzlich sehr laut und immer lauter recitirte, fasste man den Kopf des schlafenden Bhimsen, schüttelte demselben ziemlich kräftig, wuschte mit dem Tuche öfters über das Gesicht, öffnete die Augen und öffnete gewaltsam den Mund — ohne sein sehr lautes Recitiren zu unterbrechen. Etwa nach 5 Minuten hörte man zuerst das Geräusch einer röchelnden Athmung und bald darauf einen krampfhaft und plötzlich hervorgetretenen, unartikulirten, dumpfen Laut, wie man dies bei schlaftrunkenen Menschen gelegentlich an hören bekommt. — Gopāl recitirte ohne Unterbrechung weiter, schüttelte wiederholt den Kopf und hob mit Hilfe eines Dieners den noch immer schlaftrunkenen Bhimsen empor, um den Körper in eine aufrecht sitzende Lage an bringen. — Es wurde fortwährend die Brust, namentlich die Herzgegend kräftig betastet, gestreichelt, der Rücken geklopft, das Gesicht mit dem Tuche abgewischt. — In Folge dieser stärkeren Reize kam Bhimsen sehr rasch zum Bewusstsein und nach einigen krampfhaften Körperbewegungen rief er mit beiverer Stimme: „Milk“. Es wurde ihm nach-einander schluckweise Milch in den Mund eingebläst; die Kopf- und Gesichtshaut bedeckte sich mässig mit Schweiss, die Augen blieben bereits offen, die Gesichtszüge waren scharf gezogen, wie bei heftigem Unwohlsein. Nun fing auch der bereits erwachte Bhimsen mit schwacher, beiverer Stimme an recitiren an. — Nach einigen Minuten wurde er aus dem Sarge gehoben und auf einen Sessel gesetzt. — Es wurde ihm noch etwas Milch gereicht, sein Körper frohrt, sein leichter, luftiger Anzug in Ordnung gebracht, woson er selbst aufrand und sich dem Publikum zeigte. Es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bis Alles an Ende war. Eine Stunde darauf fuhren wir mit Bhimsen auf der Tramhahn in die Stadt; der aufgeweckte Yogi war ganz munter und plauderte lebhaft, nur beklagte er sich über Müdigkeit. — Nach dem Erwachen wurde Bhimsen auf einer Faibrankwage gewogen, wobei es sich herausstellte, dass er während des achtägigen Schlafes 6 Kilo an Körpergewicht verloren hatte.

Ueber den Verlauf dieses achtägigen Schlafes Bhimsens melden die ärztlichen Bulletins Folgendes:
Tag der Einschlüferung 16. Mai 1896, 7.45 Uhr Abends.
Körpergewicht = 61 Kilo, Körpertemp. = 37.6° C., Puls 74, Athmung = 18.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft; München, Theatinerstrasse 96. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 25. Juni 1896.

18. Mai 11 Uhr	—	Min. Abends,	Körpert. 37° C., Puls 72, Athm. 18
17.	=	4 = 55	= Nachts, = 38.0° C. = 65, = 14
16.	=	4 = 22	= Nachts, = 36.0° C. = 52, = 14
18.	=	10 = 25	= Nachts, = 38.4° C. = 60, = 10
19.	=	7 = 35	= Abends, = 38.9° C. = 66, = 11
20.	=	6 = 45	= Nachts, = 36.0° C. = 52, = 10
21.	=	9 = 45	= Nachts, = 35.0° C. = 45, = 10
22.	=	5 = 40	= Nachts, = 36.0° C. = 54, = 11
23.	=	12 = 10	= Mittags, = 36.7° C. = 59, = 11
23.	=	3 = 10	= Nachts, = 36.4° C. = 60, = 12

Körpergewicht nach der Erweckung = 58 Kilo.

Behufs Beurtheilung der soeben mitgetheilten Beobachtungen muss ich betonen, dass hier von einer streng wissenschaftlichen und kontrollirten Aufsicht nicht die Rede sein kann. Die Produktionen geschahen im Interesse der Untersuchung und im Interesse der Ausstellung beschendenden grossen Publikum. Eine derartige Ausstellung ist weder der geeignete Ort, noch der geeignete Zeitpunkt behufs streng wissenschaftlicher Untersuchungen. —

Da die Yogis in freier Luft schlafen, kann es sich nur um einen verlängertenhypnotischen Zustand handeln. Dieser Zustand ist zwar ein kataleptischer (lethargischer), aber kein apyktischer. Die Herzhäufigkeit, sowie die Athmung ist in keinem Momente unterbrochen und, wie wir aus den Bulletins ersehen, weist weder die Anzahl der Herzschläge, noch die Anzahl der Athembewegungen eine grosse Verschiedenheit von dem normalen Zustande während des Wachseins auf. Das Ganas ist also nichts anderes, als eine durch lange Uebung erworbene Fähigkeit (wobei auch eine geeignete Naturanlage mit im Spiele sein mag) sich in den hypnotischen Zustand zu versetzen und in dieser Hypnose längere Zeit ohne üble Folgen zu verharren. — Wir mir sowohl Gopāl als auch Bhimsen versichert, soll die Lebensdauer in Folge dieser weitwiegend wiederholten Einschlüferungen sogar sich verlängern, was wohl kaum als eine sichere Thatsache ansehen ist. Merkwürdig ist das rasche Einschlafen mit auffallender Anaesthetie des Augapfels; jedoch muss bemerkt werden, dass auch im vollkommnen wachen Zustande die Berührung der Conjunctiva bulbi anfallend weniger von diesen Menschen empfunden wird, als man erwarten sollte. Dass während des Schlafes sowohl Analgesie, wie auch Anaesthetie vorhanden ist, war zu erwarten. Interessant war auch, dass unmittelbar vor dem Erwachen eine Flexibilitas cerea (die wäckerne Biegsamkeit) sowie ein Krampf in den drei ersten Fingern der etwas anpinirten Hand auftrat. Unmittelbar vor dem Erwachen trat der abdominale Typus der Athembewegung auf, um erst später in den thoracicalen Typus überzugehen. — Eine Cheyne-Stokes'sche Gruppierung der Athembewegungen war jedoch weder während des hypnotischen Schlafes, noch unmittelbar vor dem Erwachen zu beobachten, obgleich sowohl der Typus als auch die Energie der Athembewegungen variierte. Nach der Erweckung war ein Pulsus cereus vorhanden. Endlich muss es als auffallend bezeichnet werden, dass die Erholung nach dem Erwecken aus dem achtägigen Schlaf so rasch vor sich ging. Dass der Eingeschlüferete während der acht Tage hier und da momentan die Augen blinnte, sowie seine Hände etwas bewegte, wurde beobachtet. — Es wäre im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, dass die hypnotischen Productionen der Yogis einer streng wissenschaftlichen Kontrolle unterzogen würden, was bei anderen Gelegenheiten, als die jetzige Milenium's-Ausstellung ist, gewiss viel leichter von den Unternehmern erlaubt würde.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Vormannschaft der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. 5. 10 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Zum Donarkult in Bayern. Von Dr. W. M. Schmid. — Zur Tatzelwurm-Sage. Von Hofrath Dr. Höfler. — Die Mondeseibe in der Volksphantasie. Von Robert Behla. — Steine mit Fassungsparen. Von Sanitätsrath Dr. Kuehler. — Literatur-Besprechung. — Nachtrag zum Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier: Auszug nach Worms.

Zum Donarkult in Bayern.

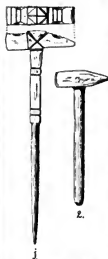
Von Dr. W. M. Schmid.

In allen individuellen Religionen entwickeln sich im gewöhnlichen Volk, dem die Kenntnisse der heiligen Bücher unmöglich ist, gewisse religiöse Anschauungen und Bräuche, unabhängig von den Dogmen und oft in directem Widerspruch zu denselben. Dem wird noch Vorschub geleistet, wenn das Volk vorher schon eine ethnische oder eine mythenreiche nationale Religion besaß. Darum mußten auch bei der Einführung des Christenthums in Deutschland eine Anzahl katholischer Heiliger direct die Erbschaft irgend eines heidnischen Gottes antreten und in ihre Verehrung mischen sich immer noch Kultgebräuche, die eigentlich heidnischen Ursprungs sind.

Jene Votive aus Holz, Thon, Metall oder Wachs, welche in unsern süddeutschen Dörfern bis dem hl. Leonhard, Koloman, Oswald etc. früher so zahlreich geopfert wurden, sind Ueberreste eines alten Kultes. Die Untersuchung und Feststellung dieser Gebräuche ist für die Religionsgeschichte früherer Kulturperioden von besonderer Bedeutung, besonders für die der Sädgermanen; denn für diese muß, da ihnen die nordischen Skaldenlieder fehlen, aus Sagen, Mythen und Kultgebräuchen die ursprüngliche Religion erst wieder reconstruirt werden. Nur geht man bei diesen folkloristischen Untersuchungen meines Erachtens häufig zu weit, indem alles Unerklärliche sofort auf das Konto der algermanischen Religion gesetzt wird. Freilich ist es nicht leicht, auf sogar unmöglich, die Entwicklung eines heute noch üblichen Kultgebräuches von alterthümlichem Ansehen bis zu ihrem Ursprung zurückzuführen.

Auf meinen Wanderungen in Niederbayern habe ich nun ein Votiv angetroffen, das bisher nirgends beobachtet wurde und wegen der directen Beziehung des heute geübten Kultes zur algermanischen Religion hochinteressant ist. Es ist ein kleiner Hammer aus Eisen, geschmiedet, meist unverziert. Neben-

stehend sind ein paar Exemplare abgebildet; Nr. 1: 14 cm lang; die Kerbormenata an oberen vierkantigen Schafttheil und der Oberseite des Körpers weisen auf das 18., vielleicht noch 17. Jahrhundert als Entstehungszeit des Stückes hin; eigenthümlich sind die



zwei Diagonalkerben an den Flankenseiten des Hammerkörpers, durch die eine Verschärfung imitirt zu sein scheint (etwa wie die eines Steinbeiles an den Stiel). Nr. 2: Unverzertes Stück, vollkommen neu, ohne jegliche Hestbildung, die hanteln noch ganz scharf, 9 cm lang.

Ich konnte den Gegenstand bis jetzt an 10 Orten des Donau-, Vils- und Hothales nachweisen, von denen 2 gewöhnliche Pfarrkirchen, die andern 8 Wallfahrten sind. Bei den letzteren hat fast immer Maria, nur einmal Leonhard das Patronat. Außerhalb des angegebenen Bezirkes, der sich übrigens auch sonst durch inangere Festhalten an mancher alten Sitte auszeichnet, konnte ich das Votiv nirgends finden. Ueber die Bedeutung desselben brachte ich weder bei den Geistlichen, noch bei den Bauern und deren Weibern etwas in Erfahrung. Die Beziehung zu den „Hammerleuten“ besonders den Steinmetzen schien zweifelhaft, da nur an einem Orte ein Steinbruch in der Nähe war und das Votiv eher die Nachbildung eines Schmiebeleisthammers als die eines Werkzeuges zur Steinbearbei-

tung ist. In der weitberühmten Marienwallfahrt Samerey, Bezirksamt Vilsbiben, fand ich das Hämmerchen mit einem sog. Kopfdreier zusammen gepfeift; darin lag eine Händstunde, dass das Eisentrotz gleich jenen kleinen Gesichtern eine phallische Bedeutung habe.

Im Thormythos nun zeigt sich, dass der Hammer des Gottes zur Brautweihediene; Thrym selbst gehalten bei der Verählung mit der vermeintlichen Freya:

„Bringt nun den Hammer
„Die Braut zu weihen,
„Den Mjölmir legt
„In des Mädchens Schoos,
„In Wars Namen
„Weißt aneren Bund.“

Und E. H. Meyer schreibt dem Hammer bei dieser Zeremonie nicht rechtliche, sondern phallische Bedeutung zu. Von den Germanen wurden kleine Hämmerchen auch gerne als Amulette getragen; ein solches von Bronze ohne Stiel (vielleicht aus der Zeit der sog. römischen Interpretation) heisst das hayer. Nationalmuseum. Thor ist nun eigentlich der Hauptgott der Nordgermanen und deckt sich nicht in jeder Beziehung mit dem städgermanischen Donar; aber auch dieser ist der Gott der Elia, wie die Runenschrift der Nordendrer Fibel anzeigt.

Zwischen dem altgermanischen Kult und der heute noch üblichen Opferung jenes Votivs liegt aber ein grosser Zeitraum, das Beide nicht so einander als zusammengehörig angesprochen werden dürfen. Nun sind wir aber im vorliegenden Fall in der glücklichen Lage auch für das Mittelalter Belege für jenen Kult beibringen zu können. Von befremdeter Seite wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass in mittelalterlichen Marienliedern die übernatürliche Befruchtung der Gottesmutter populär erklärt werde mit einem überirdischen Hammerwurf. In dem Lied „Muskatpils von einer frauw“ (im Liederbuch der Klara Hätzlerin von 1471) lautet Vers 19 und 20:

„Der Schmid warf seinen Hammer
„Von oben ab in tal.“

Eine noch deutlichere Stelle ist von Franenlob in einem Marienlied:

„Der smit von oberlande
„warf seinen hamer in minen schoz.“

Zweifelloß liegt darin ein Nachklang jenes Thorresp. Donarmythos und dessen Grundgedanke muss im Volke noch wohl verstanden worden sein, wenn man ihn zur Erklärung eines sonst unverständlichen übernatürlichen Vorganges benutzen konnte.

Uebrigens kommt auch in kleinen laciven Liedern der Schweiz die Bezeichnung „Hammerstiel“ für das signum virile vor und ziemlich weitverbreitet ist der Ausdruck „nageln“ für coire, was auf den bekannten Leonhardsnagel überleitet, der ebenfalls phallische Bedeutung hat.

Eigenthümlich ist, dass der Kult von Donar nicht ausschliesslich auf den hl. Leonhard übergegangen ist, sondern sich an die Marienverehrung anschliesst; vielmehr sind die erwähnten mittelalterlichen Marienlieder die Ursache davon. Zu erforschen bleibt noch, ob das Votiv etwa ausschliesslich von Franen oder ebenso von Männern (zur Heilung von Hernien etc.) gepfeift wird. Auffallend ist aber immerhin, dass die Sitte auf einen so kleinen Raum in Bayern beschränkt zu sein scheint; doch gehen vielleicht diese Zeilen Veranlassung, dass der Brauch auch noch an anderen Orten nachgewiesen wird.

Zur Tatzelwurm-Sage.

Von Hofrath Dr. Höfler-Töls.

Zu den interessanteren Gegenständen der pathologischen Völkerpsychologie gehören die im Volksglauben noch lebendigen Fabelthiere; kein Menschenauge hat noch je einen Lintwurm, keinen den Tatzelwurm gesehen und doch weiss das Volk so viel von ihnen zu erzählen. Was das Volk nicht mit eigenen Augen gesehen und beobachtet hat, das malt es sich eben in seiner Phantasie aus zu einem allein Lehren der Wissenschaft widersprechenden Gebilde; so wurden die ungeheuren Schwärme geflügelter Insecten (Würmer) zu einem einzigen, grossen Schlangenzwurm, dem riesenhaften, geflügelten, giftsaugenden Lintwurm, der als Furia infernalis von Linné sogar ins zoologische System aufgenommen worden war. Liegt es doch nur so sehr in des Menschen Natur, die Summe langjähriger, wenn auch kleiner Naturkräfte zu einer gewaltthätigen Riesenkatastrophen zu vereinigen. Da wo nun im Gebirge die Sage vom Lintwurm fehlt, tritt für ihn im Volksglauben der Tatzelwurm auf; wie mannigfach aus sich das Volk der Berge dieses Gethier ausmalt, das lehrt uns ganz vortreflich die Abhandlung von Josef Freiherrn von Dollhoff (Salsburg) „Altes und Neues vom Tatzelwurm“ (Zeitschrift f. Gebirg. Volkskunde. 1895. I. 142), eine gründliche und höchst interessante Ergänzung zu: Die Drucksage im Alpengebiet, von v. Dalla Torre (Z. d. D.-Oest. Alpen-Vereins. 1887).

Wo der Lintwurm in der Volkssage auftritt, ist er die Personification einer Epidemie, noch häufiger einer Epizootie (Milchrauh); es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch der den Lintwurm vertretende Tatzelwurm eine solche Verkörperung ist, die sich das Volk sucht und nach den gegebenen Vorbildern der jeweiligen Localität ausmalt. Wie der Lintwurm Greif, Adler, Löwe, Wurm in seiner Gestalt vereinigt, so hat der Tatzelwurm Wurm-, Eidechsen-, Viper-, Bergwiesler-, ja selbst Mumelthier-Gestalt; auch als Fischotter und Wildkatze sah ihn das Volk; wie der Lintwurm, so ist auch der Tatzelwurm ein biblischer Dämon; denn auch er beschädigt Mensch und Vieh mit seinem giftigen Anhauche oder Bisse, er verursacht wie der Alp den tödtlichen Herastich und saugt nach Alpart Blut aus dem Menschen- und Thierleib; auch er hat abische Züge des Wohlwollens gegen den Menschen; kurz er ist ein echter Alpkaum in Thiergestalt; letztere weicht je nach dem individuellen Eindrucke, des die anheimliche kriechende Alpenthierwelt auf den dortigen Bewohner macht.

Die Mondscheibe in der Volksphantasie.

Von Robert Behla.

Die Mondscheibe hat in der Phantasie der Völker von uralter Zeit her eine grosse Rolle gespielt; der Gestaltenwechsel, der Wechsel der Stellung, das zeitweise Verschwinden, die Verdunstungen etc. haben die Naturvölker überall auf der Erde zum Nachdenken angeregt. Während die Sonnenflecken, mit dem blossen Auge nicht sichtbar, zu abergläubischen Sagen keine Veranlassung gaben, so sind besonders die dem unbewaffneten Auge sichtbaren Flecken der Mondscheibe Gegenstand der wunderbarsten Mythembildungen gewesen. Jahrtausende sind vergangen, ehe das Fernrohr mit Sicherheit das Heil und Unheil entschiedener und Berge, Krater, Ringgebirge, Walleben, Rillen

etc. darin erkannte. Trotzdem leben noch immer diese seltsamen Vorstellungen im Munde der Völker, besonders der Naturvölker, fort. Man hat die Finthagen im weiteren Ausblick verfolgt, ein Gleiches dürften die verschiedenen Mondsagen beanspruchen. Seit einer Reihe von Jahren habe ich mir darüber Notizen gemacht; im Folgenden mögen dieselben eine Zusammenstellung und Gruppierung unter bestimmten allgemeinen Gesichtspunkten erfahren.

In Deutschland und auch sonst in Europa ist allgemein die Vorstellung von einem Mann im Monde. Die daran sich knüpfenden Mythen kann man dahin zusammenfassen, dass dieser Mann ein armer Unglücklicher ist, der sich irgend eines Verbrechen oder eines dummen Streiches schuldig gemacht hat. Bei mir in der Lausitz ist die Vorstellung gang und gäbe von einem Manne, der als Strafe in den Mond verbannt ist, weil er am Sonntag Mist gebrütet hat. Auch von Schlenburg in seinen Sprohwaldsagen erzählt ganz ähnlich: „Ein Mann breitet an einem Sonntag Mist aus. Da kam ein kleiner Mann zu ihm und sagte: Was thust du am Sonntag Mist auseinanderwerfen und fragte, wo er hin wolle, in die Sonne oder in den Mond. Der Mann besann sich und dachte, auf der Sonne wird es so heiss sein und wollte lieber auf den Mond. Dann sind beide abgegangen. So ist er in den Mond gekommen und seit der Zeit hat der Mond das Gesicht. Das ist der Mann ganz deutlich zu sehen, an die Gabel gestemmt, wie er den Mist gebrütet hat.“ Die Art des Verbrechen variiert in den verschiedenen Gegenden sehr. Zu der Idee der Entweihung kommt das Moment des Stehlens. Im Havelland hat der Mann am heiligen Weihnachtsabend Holz gestohlen, in Lauenburg am Ostermorgen Waldfrevel verübt, in Schwaben lässt die Sage ihn Heben, im Schwarzwald Bienenreiser, in Holland Gemüse stehlen etc. In Schleswig-Holstein gibt es mannigfache Variationen der Sage. In der Jeverstedter Gegend ist der Mann im Mond ein Holsdieb. Ein Mann hatte einst Holz gestohlen. Der Diebstahl ward darauf bekannt, doch der Dieb langnete hartnäckig und sprach: Habe ich da Holz gestohlen, so will ich bis zum ewigen Tage in dem Mond sitzen. Seit der Zeit sitzt er da im Mond mit seinem Holz Bündel auf dem Rücken. — In der Landschaft Schwazsee in Schleswig, wie auch in der Umgegend von Bornhöved in Holstein sammelte ein Mann am Sonntag im Mondstein drittes Heer im Walde und trug sie auf dem Rücken heim. Unterwegs begegnete ihm der Herrgott und fragte ihn, ob er auch wüsste, wie das 3. Gebot hiesse. Wie er das nicht wusste, sagte Gott, dass er bestraft werden müsse, doch könne er sich wählen, ob er lieber in dem Mond oder in der Sonne sitzen wolle. Sprach der Mann: Wenn ich durchaus bestraft werden muss, so will ich lieber in dem Mond ererieren, als in der Sonne verbrennen. Und so ist es denn auch gekommen. — Aus Dithmarschen wird erzählt: Der Mann im Monde ist ein Fischer, der am Sonntag gefischt hat und zur Strafe für dieses Frevel mit seinem Fischernetz im Mond sitzen muss. — In manchen Gegenden des südlichen Holsteins und in Lauenburg hat der Mann im Mond am Charfreitag sein Feld anzumähen wollen. Da ist der Herrgott gekommen, bat ihn zu Rede gestellt und ihn mit seiner Gabel und den Dornen ohne Weiteres in den Mond verbannt. So finden wir dergartige Sagen allenthalben local geföhrt.

Der Vorstellung vom stehenden Mondmann schenkt uns altnorrische Sagen an Grunde gelegen zu haben, welche zu heidnischer Zeit nach vielfach in Deutschland und weiter hinaus verbreitet gewesen ist,

vom kinderstehlenden Mondmann. Dieselbe lautet: Mani (der Mond) nahm 2 Kinder, Bil und Hinki, von der Erde weg, als sie eben aus dem Brunnen Byrgir Wasser schöpften und den Eimer an der Stange auf ihren Achseln trugen. Die Kinder gehen hinter dem Mani her, wie man noch heute von der Erde aus sehen kann! Auch noch heute erblickt man in Schweden in den Mondflecken zwei Leute, die einen grossen Eimer auf der Stange tragen. Nach irischem Volksglauben sitzen im Mond ebenfalls 2 Knaben, die auf einer Stange einen Eimer zwischen sich tragen. So hat sich in Nordenropa diese Vorstellung theilweise in ihrer Ursprünglichkeit noch erhalten. Die Einführung des Christenthums brachte vielfache Modificationen. Der Gedanke des Diebstahls blieb. Dem während des Feiertags Waldfrevel übenden Holsdieb liegt wahrscheinlich die biblische Geschichte zu Grunde aus Mos. IV. 52—56, wo von einem Manne erzählt wird, der am Sabbath Holz gelesen und in die israelitische Gemeinde zu Tode steiniget. Die Kirche benutzte derartige Ideen zur Einschärfung der Heiligkeit des christlichen Feiertags.

In die Idee des Diebstahls verliert sich schliesslich ganz. In Westfalen wollte ein Mann am Sonntag das Feld mähen, in Salwedel spannte eine Frau am Sonntag, dafür wurde sie zur Strafe in den Mond verzettelt etc. In der Gegend von Rappin nicht man in den Mondflecken einen Schmied mit dem Hammer, welcher am Sonntag geschmiedet hat etc. Auch andere biblische Vorstellungen haben sich allmählich an die Mondflecken geknüpft, so an Isak, der ein Bündel Holz selbst an seiner Opferung trägt, so an Kain mit einem Bunde Dornen auf den Schultern, um Gott die geringste Gabe des Felles darzubringen. So sehen wir, wie aus dem Eimer der nordischen Sage allmählich Holz, ein Reisigbündel und Dornbusch etc. geworden ist. In England ist die Sage sehr verbreitet vom Dornbuschträger, der wegen Diebstahls nicht in den Himmel gelassen und in dem Mond geliehen ist. Shakespeare spricht mehrmals von dem Mann im Mond mit seinem Dornbusch. — Wie die Vorstellungen von dem Man im Monde den heimathlichen Verhältnissen angepasst sind, zeigt eine Sage aus Gränbländen und anderen Gegenden der Schweiz. Der Mann einer Senerin wurde von einer armen Frau um etwas Milch gebeten. Da sie mit Schimpf und Schande zurückgewiesen wurde, verurtheilte sie ihn an des kältesten Ort der Welt. Deshalb kam er in den Mond und dort sieht man ihn beim Vollmond noch immer, in seinem Eimer horumrührend, sitzen.

Während in Europa die Vorstellung von einem Mann im Monde dominirt, trifft man in einem grossen Theil Asiens die Vorstellung von einem Hasen. Nach dem indischen Volksglauben trägt Chandras, der Gott der Monde, einen Hasen (sas) und der Mond leuchtet daraus aus. Auch bei den Mongolen haben die Mondflecken die Gestalt eines Hasen. Der oberste Herrscher im Himmel, Bokdo dshagschamani, hatte sich einst, wie Jacob Grimm erzählt, in einen Hasen verwandelt, bloss um einen verhängnissvollen Wandersmann als Speise zu dienen. Zu Ehren dieser tugendhaften Handlung setzte Chinnustu die Figur eines Hasen in den Mond. Unter den Bewohnern von Ceylon findet sich folgende Ueberlieferung: Während Buddha auf Erden wandte, begegnete er im Walde einem Hasen, der sich ihm zur Nahrung anbot. Buddha machte Feuer, sorgfältig hüpfte der Hase hinein. Nun bewies Buddha seine göttliche Kraft, riss das Thier aus den Flammen und

versetzte es in den Mond. Seitdem ist in dem Mond ein Hase zu sehen.

Die Vorstellung vom Hasen trifft man merkwürdiger Weise auch bei den Hottentotten. Im Streite zweier Götter, des Mondes und der Ratte, wollte der Mond, dass die Menschen im Tode verschwinden und gleich ihm wieder erscheinend sollten, wogegen die Ratte bestimmte, dass der Mensch sterben sollte, wie die Ratte und so wurde es entschieden. Bei den Hottentotten Hess der Mond durch seinen Boten, dem Hasen, den Menschen sagen, dass sie gleich ihm vergehen und wiederkehren sollten. Der Hase richtete die Botschaft in dem entgegenzusetzten Sinne aus, wofür der Mond ihn mit einem Stabe wirft, der ihm die Oberlippe schüdt. Der Hase kratzte dem Mond aber die Flecken ins Gesicht. — Mit einigen Varietäten kommt diese Sage auch bei anderen Südamerikanern vor, die Baxto lassen z. B. die Eidechse die rechte Botschaft bringen, während das Chamaleon mit der falschen Botschaft sie überholt und bei den Menschen früher ankommend Glauben findet. In veränderter Form zeigt sich die Vorstellung vom Hasen auch bei den Buschmännern: Die Mutter des jungen Hasen ist todt. Der Mond sagt dem jungen Hasen, er möge nicht weinen, seine Mutter werde wiederkommen; jener weist aber fort und sagt, der Mond wolle ihn nur ärschen, worauf dieser den für die Fleckenform des Hasen so entscheidenden Schlag ins etc. — Auffallend ist im Vergleich zu dem Hasen im Monde die altmexikanische Sage von einem Kaninchen im Monde. Es heisst darin: „Die jetsige Sonne wird durch Erdbeben zu Grunde geben. Als in der Gotterwelt die Frage auftrat, wer denn die Welt erleuchten sollte, meldete sich der Mondgott und ein kleiner aussätziger Gott. Man gab ihnen auf, in ein Feuer zu springen; der Mondgott sörgerte; der Kleine aber sprang unversagt hinein, und nun that er auch der Mondgott. Ihnen nach sprangen Jaguar und Adler, weshalb letzterer auch schwarze versengtes Gefieder trägt. Unmittelbar erschien nun die Sonne am Himmel. Aber sie bewegte sich nicht, und erst als die Götter sich selber zum Opfer darbrachten, gewann sie Leben. Zugleich mit der Sonne aber erschien der Mond, und um zu hindern, dass beide nebeneinander leuchten, warfen die Götter dem Monde ein Kaninchen ins Gesicht, worauf er seinen Lauf versörgerte. Deshalb zeigt der Mond das Bild eines Kaninchens.“

Auch finden sich Sagen, welche die Flecken des Mondes in Folge einer Schwärzung entstehen lassen. Die Chasias in Hochasien sagen dem Monde nach, er habe seine Schwiegermutter geliebt und diese als sittsame Matrone habe ihm Asche ins Gesicht geworfen. Nach einer grönländischen Sage liebte der Mond seine Schwester und liebkoste sie in dunkler Nacht; sie schwärzte sich die Hände, um den Liebhaber zu erkennen, und fuhr ihm, als er wieder kam, ins Gesicht. — Bei den Buschmännern heisst es: Als die Meerhaken die Henschrecke über behandelten, ärsogte diese die Finsternis; als es ihr aber zu dunkel wurde, warf sie ihren Schuh in den Himmel mit dem Befehle, dass er zum Monde wandern solle. Da der Schuh der Henschrecke den Stanz des Buschmännleins trug, ist der Mond roth, und weil er blasse wie Leder, ist er kalt.

Mannigfach sind auch die Gedanken, welche man an die Ab- und Zuzahme des Mondes geknüpft hat. Die Dakota-Indianer glauben, dass der abnehmende Mond von kleinen Mäusen angeknabbert wird. Die Polynesier meinen, er würde von den Geistern der

Verstorbenen, von den als Sterne vom Himmel herabhängenden Seelen, verspeist. Bei den Hottentotten sagt man unter anderem, er leide an Kopfschmerzen, drücke die Hand an die Stirne und entsiehe dadurch letztere unseren Blicken. Bei den Buschmännern heisst es: Der Mond erscheint nicht immer als ein Stück Leder, wie die Henschrecke sagt, sondern wo er selbstständig aufruft als ein Mann, von dem die Sonne in ihrem Zorn mit dem Messer (ihren Strahlen) Stück für Stück abschneidet, bis er bittet, sie möge doch noch ein bisschen für seine Kinder übrig lassen; dieses Bischen wächst dann wieder, bis er Vollmond wird, am neuerdings von der Sonne beschnitten zu werden. — Bei den Ceramesen und Andamaneen glaubt man, dass der Mond selbstwillig einschleife. Die Eskimos denken sich ein, dass er nach den Strapazen seiner Reise ermüde und der büngrige Mond sich auf kurze Zeit zurückziehe, um in Ruhe essen zu können. Seine zur Schau getragene Wohlbelibtheit beim Wiedererscheinen seige, mit wie gutem Appetit er gespeist hat etc. Die häufigen auftretenden Mondfinsternisse haben lebhaft die Phantasie der Völker beschäftigt. Vielfach findet man die Vorstellung, dass er von wilden Thieren, Wölfen, Händen oder Drachen verfolgt werde. So meldet die nordische Sage, dass der Mond von gewaltigen Wölfen auf seiner Bahn verfolgt wird. Der Wolf, der dem Monde nachgeht, heisst Hati. In der Eda sind es 3 Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen; der eine, der die Sonne verfolgt, heisst Skoll, sie fürchtet, dass er sie fassen möchte; der andere heisst Hati, der läuft vor ihr her und will den Mond packen. In Paraguay sagt man bei der Mondfinsternis, ein Hund habe ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen; ähnlichem Glauben begegnet man bei verschiedenen nordamerikanischen Indianerstämmen. Die Chiquitos in Südamerika bilden sich ein, der Mond werde von Händen verfolgt. Bei den Chinesen bedroht ein Drache den Mond. Damit verbunden ist die Vorstellung bei verschiedenen Völkern, dem bedrohten Mond dabei zu Hilfe zu kommen. Man vollführt einen schrecklichen Lärm während der Verfinsternung, schlägt mit Pauken und Kesseln, bläst auf Hörnern, lärmt und schreit, um das Thier zu verscheuchen. Mehrere Indianerstämme schiessen mit Hageln nach ihm. Die Chinesen, selbst heute noch, lassen allgemein Glockenschall ertönen unter allerhand Beschwörungsformeln. Merkwürdiger Weise prägen manche Stämme während dem Zeit der Verfinsternung ihre Hände wie z. B. die Peraner. Selbst noch in der römischen Kaiserzeit finden sich Anklänge an die alte Sitte, dem bedrohten Mond zu helfen. Wie nas Tacitus im ersten Buch der Annalen mittheilt, suchten gelegentlich einer Mondfinsternis die gegen Kaiser Tiberius empörten Soldaten, diese mit dem Klange von Hörnern und Trompeten zu besänftigen. Auch aus späteren Mittheilungen können wir entnehmen, dass man dem verfinsterten Mond mit Lärm und Geschrei beizuspringen suchte. Elzinga, der Apostel der Flandern, klagt über diesen abergläubischen Gebrauch. Sogar noch im 7. Jahrhundert soll man in Irland bei Mondfinsternissen mit Küchenkesseln, Pfannen und anderen Geräthen Lärm gemacht haben.

Erwähnenswerth sind schliesslich noch einige besondere, von den bisherigen abweichende Volksvorstellungen. Auf der Insel Sydt erzählen die Leute: Der Mann im Mond ist ein Riese, der zur Zeit der Fluth gebückt steht, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde giesst. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und rubt von seiner Arbeit aus, so

das sich das Wasser wieder verlaufen kann. — Unter den Negern Afrikas findet man die Vorstellung, dass im Mond jemand die Trommel schlägt. — Die Samoaner sehen in dem Mond eine Frau mit ihrem Kind und einem Schlägel; die Fran bearbeitet mit letzterem die Pflanzenfasern, aus denen die Isanauer ihre Kleider fertigen. Als sie den Vollmond angehen sah in Gestalt einer grossen Brodfrucht, bat sie ihn, herab zu kommen, damit ihr Kind ein Stück von ihm essen könnte; aber der Mond gerath bei der Zermahlung, sich essen zu lassen, in solchen Zorn, dass er Mutter und Kind an Hammer verschlang; sie sind bis auf den heutigen Tag in ihm zu sehen. — In der Phantasie der Grünländer sind unter anderem die Mondflecken Spuren der Finger ulimas, womit sie den schönen Renntierpelz des Anninga berührte. — In Neuseeland erzählt man: Als sich ein Mann Nachts beim Wasserschöpfen den Fuss vertrat und den Mond auf sich stürzen sah, klammerte er sich ängstlich an einen Baum, wurde aber mit demselben in den Mond gerissen. — Sehr originell und complicirt sind die Mondanbahnungen unter den Naturvölkern Brasiliens, wie sie aus von Steinen schildert. Die Sonne ist ein grosser Ball von Federn des rothen Arara und des Takua, dessen Gefieder gleichfalls prächtiges Orange und Roth darbiethet. Der Mond ist ein Ball von den gelben Schwanzfedern des Webovogels, die der Bakairi im Ohr trägt. In der Regenzeit, wo die Tage lang sind, wird die Sonne von einer Schnecke (Balimus), in der Trockenzeit, wo sie kurz sind, von einem Kolibri getragen. Während der Nächte ist der Dienst der Thiere umgekehrt; in der Regenzeit schleppt der Kolibri und in der Trockenheit die Schnecke den zugegedeckten Sonnenball an den alten Ort zurück. Für die Phasen des Mondes gebt der Bakairi vom Vollmond aus, wo wir den Ball ganz sehen. Zuerst kommt eine Kidechae, die wir den Mond entlang herkommen, um ihn mitzunehmen; am zweiten Tage ein gewöhnliches Gürtelthier oder Tati und dann ein Hiesengürtelthier, dessen dicker Körper die gelben Federn fast ganz verbirgt. Es ist zu bemerken, dass die Gürtelthiere eine gewisse Form haben, Nachtthiere sind und bei Mondschein gejagt werden.

So sehen wir, wie mannigfaltig in den verschiedenen Erdtheilen und Gegenden die Mondaugen sind, vielfach local gefärbt nach der Eigenthümlichkeit des Landes. Aber trotz der Verschiedenheiten lassen sich doch schon gewisse gemeinsame Grundvorstellungen herausfinden, wie die von Mann und vom Hasen im Monde. Das, was hier geboten ist, kann selbstverständlich nur einen fragmentarischen Charakter an sich tragen, doch immerhin ein Grundstock sein, an den sich Weiteres ankrystallisiren kann. Möge das Wenige zu fernerm Sammeln von Mondaugen anregen. Es ist notwendig, dass allmählich immer mehr Material zusammengetragen wird. Bei dem heutigen Aufschwung der Sagenforschung und der Ethnologie ist es möglich, dass auch und nach sich ein schöpferischer Sagenchatz entwickelt. Dann werden sich, ähnlich wie bei den Fluthagen, besondere Sagenbezirke geographisch besser abgrenzen, die ursprünglichen Ideen mehr bewahren und die Variationen richtiger verfolgen lassen — mit Hilfe der vergleichenden Methode. Der Mond war dem Urmenachen etwas besonders in die Augen Fallendes; mit Vorliebe hat sich die Sagenbildung an ihn geheftet; er nimmt in den religiösen Vorstellungen der Völker eine hohe Stellung ein. Es wäre denkbar, dass bei dem weiteren Verfolgen gewisser Grundvorstellungen aralte Beziehungen der Urassen und ihrer

einzigsten Zusammengehörigkeit aus dem Dunkel hervortreten. Bei dem Studium der Prähistorie darf man nicht einseitig verfahren; nicht die Ausgrabungsgegenstände allein sind im Stande einen Ausschlag zu geben; auch die Sitten und Gebräuche, die Flureintheilung, die Trachten, die Sprache etc. haben dabei mitzureden — zum nicht geringen Theil auch die Sagenkunde. Auf einen speciellen Zweig derselben, die Mondmythen, weiterhin die Aufmerksamkeit zu lenken, war dieser Zeilen Zweck.

Steine mit Fussespuren.

Von Sanitätstath Dr. Koebler-Posen.

So wie bis jetzt noch eine bestimmte Erklärung für die in letzter Zeit wiederholt beschriebenen Nähnchensteine fehlt, so ist auch über die Bedeutung der Fussespuren, die man auf Steinen hauptsächlich in den polnischen Ländern vorfindet, eine sichere Theorie nicht aufgestellt worden. Wenn ich auch Beweise für die Bestimmung dieser Steine nicht bringen kann, so mag dieser Beitrag zur Klärung der Frage nicht überflüssig erscheinen, zumal der deutschen Literatur Besprechungen dieser in den früheren polnischen Gebieten zahlreicher vorkommenden Sculpturen nicht eigen sind.

Eine grössere Abhandlung über Steine mit eingemeisselten Fussespuren schrieb Dydyński (Krytyka posn. 1863, Nr. 118). Von demselben Verfasser finden wir eine erweiterte Arbeit in den Krakauer archäologisch-numismatischen Mittheilungen (Wiadomości archeologiczno-numismatyczne, Krakau Nr. 1 u. 2. 1894). Vor Dydyński hatte sich auch schon Fryburawski (Wycieczki archeologiczne po prawym brzegu Wisły, Warszawa 1874, S. 91) und Kotlarszewski (Archäologische Späze und Verhandlungen der estnischen Gesellschaft) mit diesem Gegenstande beschäftigt. Zwei kleine Notizen befinden sich noch im Pregelbibliographisches-archaeologisches, Warschan, 1. Jahrg.). In den Krakauer archäologisch-numismatischen Mittheilungen Nr. 1 u. 2, S. 31, 1894 erschien endlich ein Referat über die Sitzung der Krakauer Akademie der Wissenschaften, nach dem Prof. Laszczkiewics die Behauptung aufstellte, dass ein wesentlicher Theil der in Steinen ausge-meisselten Fussspuren eine religiöse Sitte beschreibe, welche nach dem schwedischen Kriege, also nach 1657, in Polen sehr verbreitet war und mit Muttergottes-Kapellen in Verbindung an bringen ist. Diese Behauptung vermittelte mich zu einer Abhandlung, die in den Jahrbüchern der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Hornicki Tow. Praycioci Nauk, Bd. XXI) erschien. Weitere Forschungen ergaben anene, bis jetzt nicht publicirtes Material.

Dydyński hat folgende Orte mit Fussespurensteinen angegeben, die an dieser Stelle in Kürze mit den sie umrankenden Sagen wiederholt werden, bevor ich zu den weniger bekannten oder noch nicht beschriebenen übergehe.

1. Wilkuwja bei Klecko. Pr. Posen. Ein Fuss. Der heilige Adalbert predigte hier, auf diesem Steine stehend.

2. Kankowo bei Ostrolenka. Kgr. Polen. Auf einer Wiese ein Stein mit Fussspur. Mutter Gottes ruhte hier, die Fussspur rührt vom Fasse Christi her.

3. Sadowie. Gouver. Piotkow, auf einem Felde Godowo genannt. Eine durch einen Teufel eingetretene Fussspur.

4. Zukowo in Podlachien. Eine Fussspur. Mutter Gottes.

5. Hohenfener in Ostpreussen bei Zlotowo. Ein Fuss. Der Tenfel.

6. Krakau. An der Marienkirche in Piasck. Eine Fussspur mit eingemeisselter Aufschrift in polnischer Sprache: Fuss der heiligen Hedwig.

7. Biskupice bei Klecko. Pr. Posen. Ein Fuss ohne Sage.

8. In der Gegend von Deutsch-Krone. Koronowo. Ostpreussen. Ein Fuss. Mutter Gottes.

9. Chelmin bei Pinn (P'niew). Pr. Posen. Hier ist ein Stein eine Fussspur, eine Hundspforte und ein Zeichen eines Stockes eingemeisselt. Christus ging vorbei, stützte seinen Fuss und Stock auf dem Steine, der begleitende Hund legte auch seine Pfote hinan!

10. Wlościejewki bei Xions. Pr. Posen. Zwei Fussspuren. Mutter Gottes.

11. Kollowo. Pr. Posen. Die eingemeisselten Spuren werden vom Volke als Krallen eines Teufels erklärt, der mit diesem Steine die nahehegende Kirche vernichten wollte. Auf das Krabben des Hahnes musste er sich doch entfernen.

12. Calm (Chelmo). Ostpreussen. Ein Stein mit Fusspar, der vor den Schweden stehenden Mutter Gottes.

13. Dohrowo, der Geburtsort des hl. Bogumil in der Nähe von Kolo. Kr. Polen. Zwei Fussspuren von diesem heiligen Erzbischof von Gnesen stammend.

Nach Dydyński liegt ein Stein (unter 8) mit Fusspar in der Nähe von Deutsch-Krone. Meinen eingezogenen Erkundigungen nach soll der Stein sich auf den Fluren des Vorwerks Stopka (= Färschen), eine halbe Meile von Deutsch-Krone, befinden. Da diese Fussspuren im Polnischen stopka genannt werden, so kann man annehmen, dass der Name des Vorwerks von dem hier schon vorher existierenden Steine herrührt.

Die Beschreibung des Steines in Wlościejewki in der Abhandlung von Dydyński ist sehr kurz und doch ist dieser gut erhaltene Stein der einzige, in den zwei Fusspar eingehauen sind, und erfordert auch schon deswegen eine genauere Berücksichtigung. Der Stein ist in die äussere Seitenwand der Kirche an der Eingangs Thür eingemauert, mit der Mauer eine Klobe bildend. Das sehr fromme Volk klist vor dem Betreten des Gotteshauses die Fussspuren, die Spuren der Mutter Gottes. Die Tradition wagt, von wem und zu welchem Zwecke diese Sculptur gefertigt wurde, hat auf unsere Zeit nichts überliefert, die ältesten Leute behaupten nur, die Mutter Gottes hätte sich auf einer nahen Anhöhe offenbart, die Spuren ihrer Füsse hinterlassend. Ihr so Klaren wäre die Kirche erbaut und dem Andenken der Stein in der Wand eingemauert worden. Wann die Kirche erbaut wurde, ist nicht mehr zu ermitteln. Nach Lenkassowice (Koscielny etc. II. 236) stand in Wlościejewki schon im Jahre 1610 eine gemauerte Kirche. Das Dorf existierte gewiss im Jahre 1332, denn von dieser Zeit stammt eine von Dohrowo aus Wlościejewki unterzeichnete Urkunde. (Zakrzewski: Cod. diplom. maj. Polon. Nr. 1804.)

An der Kirche ist in letzter Zeit an der Südseite eine Vorhalle angebaut, deren Tiefe 4 Meter beträgt. Unmittelbar an der Ecke, die durch die Seitenwand und die Kirchenmauer gebildet wird, in der Höhe von 110 cm, doch an der alten Kirchenmauer, ist der Stein eingemauert. Der ovale Stein misst in der Höhe 60 cm, die Breite von 10 zu 10 cm gemessen beträgt 33 cm, 38,5, 39 und 34 cm. Die Dicke des Steines lässt sich nicht genau angeben, beträgt etwa 50–60 cm.

Die Fusspar sind flach eingehauen, stehen nebeneinander. Die rechte Hücke ist nördlich und nngeschickt, der Zahn der Zeit hat seine verwüstende Einwirkung hinterlassen. Die eingemeisselten Füsse zeigen mehr die Gestalt von Sandalen, Schuhen, wobei an dem rechten ein Absatz ausgemittelt zu sein scheint. Die Zeichnung der Füsse sind spitz, die Zehen selbst sind nicht angedeutet, wie in Wilkowskyja. Der rechte Fuss ist 26 cm lang, in der Gegend der Gelenke der Mittelfussknochen und ersten Glieder der Zehen 8,5 cm, am Oberfuss 6,2 cm breit. Der linke Fuss hat die Länge von 27,7 cm und ist an den Gelenken der Mittelfussknochen und Zehen 8 cm, am Oberfuss 6,5 cm breit.

Ueber den Stein in Dohrowo vermissen wir eine Notiz in der Biographie des hl. Bogumil, der, nachdem er die erzbischöfliche Würde niedergelegt, hier als Einsiedler an seinem Geburtsorte die letzten 10 Lebensjahre verlebte. (Damaleski: Vita S. Bogumili erschien zum erstenmal im Jahre 1661, zum zweitenmal 1714, worauf 1748 Sokolowski diese sehr erschöpfende Biographie ins Polnische überarbeitete.) Damaleski (II. Aog., 288 S.) erwähnt einen (14) Stein, der auf einem Kirchhofe, 8 Meilen von Krakau, sich befinden sollte. „Der Stein ist gross, schwarz, viereckig, wie ein sacher Tisch, 3 Ellen lang, auf dem sich die Spuren der Füsse des hl. Andreas befinden.“ Der Ort selbst ist nicht angegeben und soll mit diesem Stein ein Vorgang vom Jahre 1569 in Zusammenhang stehen. In die Kirche, wo einst die Einsiedlerhütte des hl. Andreas stand, drängten sich während der Andacht Kater hinein. Die in Lebensgefahr sich befindenden Andächtigen wandten sich in ihren Gebeten an den Patron, der auch mit einem feurigen Stocke erschien und die Ungläubigen verjagte. Dieser Stein ist bis jetzt von keinem der angeführten Autoren erwähnt worden. Damaleski schrieb dies Werk 4 Jahre nach der Vertreibung der Schweden aus Polen, verbindet aber nicht den Stein mit diesem Ereignisse, verlegt dagegen die Legende auf 100 Jahre zurück. Es ist wohl wahrscheinlich, dass der Stein schon lange vorher existierte und der Ueberfall der Ungläubigen nur die Veranlassung zur Entstehung der Sage abgab.

Einen Stein (16) mit Fusspar, den Dydyński nicht angibt, beschreibt Hockenbeck in der Zeitschrift der hist. Gesellsch. f. d. Pr. Posen, I. 1. S. 126. Bei Wongrowitz, Pr. Posen, am Wege Kienersie, der von der Brücke über den Fluss Weiza nach Straszewo geht, liegt mitten im Acker ein Stein, dessen obere, nördliche Seite nur über der Erdoberfläche hervorragt. Auf diesem Steine ist eine runde Vertiefung von 8 cm Durchmesser und 3 1/2 cm Tiefe eingehauen. In einem Abstände von 13 1/2 cm befindet sich eine zweite Vertiefung, die 13 1/2 cm lang, 8 cm breit, und 3 cm tief ist. Diese viereckige Vertiefung erscheint Hockenbeck jünger, da die Ränder noch scharf markirt sind, während die der runden schon stark abgerundet sind. Die Sage erzählt, dass die ausgemittelten Vertiefungen die Spur der Füsse des hl. Adalbert seien, der von diesem Steine gepredigt hat.

Ein bis jetzt gar nicht beschriebener Stein mit Fusspar (16) liegt auf den Fluren des Dorfes Chwaliszewo bei Xim, Pr. Posen. Der 2 Meter lange, 1 Meter breite und 60–70 cm starke Stein liegt auf einem früher stark feuchten Boden, ist in ganzer Länge geplattet und hat eine von beiden Seiten zusammengedrückte Birnforn. Bei Grabungen, die zur Trockenlegung des Feldes vorgenommen waren, wurde er ungedeckt und kam erst in den letzten Jahren wieder zum

Vorschein. Der Besitzer von Sulezowski, dem wir die Notizen verdanken, entdeckte eine eingemeisselte Vertiefung, die einer Fussspur gleicht. Auch an dieser Fussspur vermischen wir die Andeutung der Zehen. Die den linken Fuss nachahmende Sculptur ist 20 cm lang, in der Gegend der Mittelfuss- bis Zehen-Gelenke $8\frac{1}{2}$ cm, am Oberfuß $6\frac{1}{2}$ cm breit. Die Hacke misst an breiter Stelle 8 cm. Die ganze Fussspur hat eine sehr gefällige Form. Eine Sage ist an diesen Stein nicht angeknüpft. In der Entfernung von 8 Kilometer liegt ein der Propetoi in Exin angehörendes Vorwerk Ujazd, in Chwaliszewo selbst wurde eine vorhistorische Nekropole ausgegraben.

Nach einer mündlichen Mittheilung von Dr. Krzepki ist in der Nähe der Stadt Oppeln (pols. Opole) in Schlesien (17) ein Stein mit einer Fussspur, die auch der Sage nach dem hl. Adalbert zugeschrieben wird.

In Botejewice, Kr. Inowracław, Pr. Posen (18) sah Dr. Krzepki an der Grenze des Dorfes einen Stein mit nicht zu entzählenden Sculpturen, der Ort selbst wird Ujazd genannt.

In dem seiner Zeit an Lissa i/P. erscheinenden *Przyjaciel ludu* 1846, B. XIII, S. 22 befindet sich eine kleine Notiz von unbekanntem Berichtersteller, nach der in Pemowo, Kr. Kröben, Pr. Posen, sich ein Stein (19) mit Fussspur befinden sollte. Die nach Gnesen pilgernde hl. Hedwig kam an den kleinen Fluss Dobroczuza, den sie nicht überschreiten konnte. Sie fand schliesslich eine Stelle, wo ein Stein im Wasser lag, auf den auftretend, erreichte sie das gegenüberliegende Ufer; auf dem Steine blieb eine Spur ihres Fusses. Die Sage soll die Veranlassung zur Erbauung einer Kirche in Pemowo abgegeben haben. Nähere Untersuchungen erwiesen, dass ein Stein mit Fussspur nirgends jetzt zu finden ist, auch weiss jetzt Niemand, ob ein solcher je existierte.

Ein Stein mit eingehauerer Rinne und einem Näpfchen, der in der Nähe der Kirche von Strzelno, Pr. Posen, liegt, mag hier zur Erwähnung finden. Diese Rinne entstand nach der Sage durch ein Rad eines Wagens, auf dem der hl. Adalbert die Gegend bereiste.

In der Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1884, S. 348, lesen wir eine Notiz von einem Steine mit Fusspur in Dingholz bei Flensburg. Eine Frau, welche ihren zum Tode verurtheilten Mann retten wollte, sollte die Hälfte des Weges von Kapellen bis Flensburg abmessen, in Dingholz setzte sie sich nieder, hier ist auch die Hälfte des Weges.

In Karnitten, Ostpreussen (Zeitschr. f. Anthropologie etc., 1886, S. 512), ist nach Lemcke ein Hufeisenstein. Gleichzeitig berichtet Lemcke, dass in Bärting Gott auf einen weichen Stein getreten sei und dort Spuren seiner Füsse hinterliess. Dieser Stein wurde gesprengt, unter ihm soll eine Urne mit Brandresten gefunden sein.

Hufeisensteine mit Aufschriften als Grenzmarken sollen nach Siebcke (Zeitschr. f. Anthropol. etc., Berlin 1890, S. 398) in Holstein, 17 an der Zahl, sich befinden. Hierbei bemerkt der Verfasser, dass nach einer Urkunde der König Dagobert im Jahre 1155 ein Hufeisen in einen Felsen als Grenzzeichen schlagen liess.

Reber gibt in seiner Abhandlung: Die vorhistorischen Denkmäler im Einischthal (Archiv f. Anthropologie etc., 22. Bd., I. u. II. Heft 1892, S. 316) an, dass in Griments neben vielen erratischen Blöcken,

die mit Schalen versehen sind, auf einem Steine auch zwei Fussspuren sich befinden. Sie stehen divergent, sind 30 cm lang, 9 cm unten, 17 cm oben breit und 8 cm tief, umgeben von Näpfchen. Es ist dies der erste in der Schweiz mit Fussspuren entdeckte Stein, an den sich die Sage knüpft, dass Heiden hier ihre Kultus-Ceremonien begangen. Gleichzeitig bemerkt Reber, dass ein ähnlicher Stein in Cantrexville (Vogesen) sich befindet. Auser zwei Sculpturen, die Füssen ähneln, sind noch Kreuze, Hufeisen und Schalen angebracht und scheint es dem Verfasser, dass letztere später eingemeisselt wurden.

In der Provinz Posen gibt es meines Wissens keine Steine mit eingemeisselten Hufeisen, doch sind sie zahlreicher nach Osten zu, besonders in Pladische, vertreten. Kottlarzewski und Przyborowski (l. c.) haben einige zusammengestellt, ich übergebe sie jedoch und werde in einer anderen Arbeit auf dieselben zurückkommen.

Welche Bedeutung diesen in Steinen eingemeisselten Fussspuren zukommt, ist bis jetzt eine ungelöste Frage. Eine Theorie hat, wie eingangs schon erwähnt, Luszczkiewicz aufgestellt, doch halten wir sie nicht für stichhaltig. Es wäre ein religiöser Gebrauch nach der Verjagung der Schweden, also nach 1657. Die einzige Sage, die über die Fusspur in Calm sich erhalten hat, verbindet dieselbe mit Mutter Gottes, die vor den feindlich eindringenden Schweden floh. Doch entstehen die Sagen unter dem Volke, welches so gern, was sehr alt erscheint, mit dem Ausdruck „nach alten Schweden“ bezeichnet. Hier ist auch die Veranlassung zu suchen, warum die vorhistorischen Burgwälle Schweden genannt werden. Die Geschichte lehrt aber, dass den feindlich eindringenden Schweden die befestigten Städte ihre Thore öffneten und sie in Polen theilweise als Freunde empfingen. Sieher hatten die Schweden keinen Grund Burgwälle zu schützen. Da über den schwedischen Krieg in Polen vom 17. Jahrhundert so sehr viele Documente, so höchst zahlreiche Memoiren existiren, so kann man nicht annehmen, dass die Schreiber in denselben wenn auch nur eine Andeutung über eine solche Sitte nicht für würdig gehalten hätten. Im Gegentheil finden wir für die eingemeisselte Fusspur bei Damalewicz, der kurz nach dem Schwedenkriege sein Werk schrieb, eine andere Erklärung. Gegen diese Theorie spricht auch noch der Umstand, dass Fussspuren auch in Ländern vorkommen, in denen Schweden nie Krieg führten.

Katlarzewski, Grimm's Ansichten theilend, hält diese Fusspurensteine für Reichs-Grenzsteine. Przyborowski erklärt sie für Grenzsteine der inneren Einteilung des Landes, der Districte, Kreise. Wo man zu Pferde die Grenzen benutzte, objazd, najzd (= Umfahren, Umreiten) meisselte man an gewissen Stellen ein Hufeisen in Steine; wo man dagegen zu Fuss die Grenze festsetzte, opole (= um das Feld, um die Mark) wurde zum Zeichen die Fusspur im Steine eingehauen. Dydyński neigt zu beiden Erklärungen, zumal die Grundidee gemeinschaftlich ist. Wir halten auch diese Erklärung bis jetzt als die wahrscheinlichste. Buddha sollte schon Fussspuren auf Steinen hinterlassen haben. Der Römer stemmte seinen Fuss als Zeichen des in Besitz genommenen eroberten Landes. Auf den Miniaturen des Mittelalters sehen wir stets die Fusspur des in den Himmel steigenden Christus. Welch grosse Analogie in den späteren Sagen. Die Römer stellten Steine mit eingehauenen Hufeisen als Zeichen ihrer Limes. Wir wollen auch noch in Erinnerung bringen, dass sogar Karten in Steine ge-

hanen wurden, wie wir sie heute noch in der Schweiz vorfinden und wie sie in Egypten schon vorher auch eingeführt waren.

Der Name Opole und Ujazd hat sich in polnischen Ländern erhalten und gibt es Städte wie Träger dieses Namens. In den Urkunden des Posener Landes (Cod. dipl. maj. Polon., Posn. 1877) finden wir sehr oft die Bezeichnung Opole, die aber schon im 12. Jahrhundert eine doppelte Bedeutung hat. Durch Opole besuchte man sowohl Theile des Landes, wie Districte, Kreise, Vicinia, aber auch gleichzeitig eine Abgabe: „A bove et vacca quod opolne dicitur.“ Von dieser Abgabe wurden manchmal ganze Kreise befreit, oft auch Theile derselben. Dass die Grenzen bestimmt wurden durch eine transitio, finden sich in den Urkunden mehrere Belege. Die Grenze wurde auch genau durch sichtbare Zeichen bestimmt, so heisst es, per acervos, lapides nbi vidimus und weiter cumulos facientes et arbores signantes (Cod. dip. maj. Polon. Nr. 27, 1867) Quocirca conviciatis vngariter opole transitit, sic debet perpetuo stare. (Ter. Posnau. 1400, S. 55.) Eine schriftliche Urkunde dafür, dass man als Grenzzeichen Fussspuren oder Hufeisen in Steine gemeisselt hat, besteht nicht. Auffallend grosse Steine erfüllten jedoch den Urkunden gemäss diesen Zweck, wie auch grosse Nägel oder Blechstücke als Zeichen in den Baum geschlagen oder auf denselben gehängt wurden. Der oben angedeutete Stein von Boscjewice wird noch heute ujazd genannt, dass man aber solche Grenzsteine mit diesem Namen schon sehr früh belegte, hört die Notiz in Herb. Stat. 227. Es heisst an betreffender Stelle, als Grenzmarken wurden anfallende Zeichen gezeigt, welche ujazd genannt werden.

Literatur-Besprechung.

G. Bosehan, Dr. phil. et med. Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. I. Jahrg. 1896. Heft 1 und 2. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Das vorliegende von Dr. Bosehan-Stettin herausgegebene Centralblatt hat sich den Zweck gestellt,

„südlichst schnell, kurz und objectiv über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf den in seinem Titel angeführten Gebieten aussageweise zu berichten und gleichzeitig eine bibliographische Uebersicht zu geben. Es soll also hauptsächlich Referatszwecken dienen. Ferner soll diese Berichterstattung sich nicht allein auf die Litteratur in deutscher Sprache beschränken, sondern sich auch auf die wichtigsten Erscheinungen der amerikanischen, boscischen, czechischen, dänischen, englischen, russischen, französischen, griechischen, holländischen, italienischen, norwegischen, polnischen, russischen, schwedischen, spanischen und ungarischen Litteratur erstrecken. Das Centralblatt erhält hierdurch einen internationalen Charakter.“

Nach den bisher erschienenen 2 Hefen haben der Herr Herausgeber und die Mitarbeiter ihr Versprechen eingehalten. Der Inhalt gliedert sich in Originalarbeiten, kürzere Aufsätze allgemeineren Inhalts (bisher von Prof. G. Sergi in Rom zwei Arbeiten: „Der Ursprung und die Verbreitung des mittelländischen Stammes“ und „Die Nekropole von Novilara bei Pesaro und ihre Stellung in der Vorgeschichte Italiens“), und in Referate, die in 3 Gruppen, Anthropologie, Ethnologie und Rassenkunde, Urgeschichte, untergebracht werden. Die Referate sind kurz und gedrängt abgefasst und orientiren in aller Kürze über die wesentlichsten Punkte der besprochenen Werke. Zum Schluss kommen Versammlungs- und Vereinsberichte, sowie Mittheilungen aus der Tagesgeschichte; das zweite Heft bringt ausserdem eine vorzügliche bibliographische Uebersicht über die amerikanische Litteratur von Emil Schmidt in Leipzig.

Es ist zu hoffen, dass mit Vergrößerung der Abonnentenzahl eine Herabsetzung des Abonnementpreises (12 Mark jährlich) und vielleicht ein häufigeres Erscheinen der Hefte (6 oder 12 Hefte pro Jahr statt der bisherigen 4), ähnlich den medicinischen Centralblättern, zu erwarten steht, damit der Kreis, für den das Blatt bestimmt ist, sich noch schneller als bisher über den Inhalt der neu erschienenen Litteratur informieren kann.

Lehmann-Nitsche.

Nachtrag zum Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier.

Ausflug nach Worms.

Auf freundliche Einladung der Stadt Worms wurde als Zusatz zu dem Programm des Congresses in Speier ein Besuch in Worms beschlossen.

Programm für den Ausflug nach Worms am 6. und 7. August 1. Js.

Abends den 6. August Ankunft in Dürkheim. Zusammenkunft und Begrüssung der Gäste in den Wirtschaftsräumen des städtischen Spiel- und Geschäftshauses. Am 7. August, Vormittag 9 Uhr, Besichtigung der Sammlungen des Paulus-Museums. Vor dem Besuch des Museums soll eine Eröffnung spätromischer Steinsarkophage des 4. Jahrhunderts vorgenommen werden. Darnach Frühstück im Festhause, dargereicht von der Stadt Worms.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 16. Juli 1896.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
General-Verleher der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, s. R. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochsenfurt, Unterfranken. Von P. Reinecke. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — Die topographische Aufnahme der Pfalzlanden des Bodensees. Von v. Tröltzsch. — Bericht der russischen anthropologischen Gesellschaft an der kaiserl. Universität zu St. Petersburg. — Literatur-Besprechung.

Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochsenfurt, Unterfranken.

Von P. Reinecke.

Im Jahre 1891 wurden beim Bau der Mainlandsbahn bei Ochsenfurt (Bez.-A. Ochsenfurt, Unterfranken) in einem Acker an der Strasse nach dem Mainaufwärts gelegenen Markthreit zwei vorgeschichtliche Gräber aufgefunden. Unmittelbar nördlich von der Marktbreiter Strasse wurde zur Gewinnung von Material für den Damm der Mainlandsbahn eine Sandgrube angelegt, deren östlicher Rand hart an die in schwacher Krümmung von der Station Ochsenfurt zum Main führende Trace stößt. Bei den Ausachtungen entdeckte man hieselbst unmittelbar neben der Bahnlinie zwei Skelettgräber, welche leider schlieslich zerstört wurden. Nachträglich konnten nur noch die beiden sehr verletzten Schädel, einige Hand- und Fussknochen, sowie ein Täfelchen aus einem braunröthlichen Gestein gerettet und der prähistorischen Stasensammlung in München überwiesen werden.

Die beiden Skelette fanden sich angeblich angedreht, mit dem Kopf nach Osten, mit den Füßen gegen Westen, frei in der Erde, ohne Anzeichen einer Steinsetzung, etwa in 1 Meter Tiefe; sie waren ungefähr 5 Meter von einander gelegen. Dem einen Skelette war ein steinernes Plättchen beigegeben; nach der Aussage des Arbeiters, welcher diesen Gegenstand ausob, lag es über einem Knochen, so dass er annahm, es sei zum Schutz desselben angelegt, jedoch konnte der betreffende Knochen nicht mehr näher bezeichnet werden. Vermuthlich wurde das Plättchen auf dem linken Vorderarm gefunden.

Das sichtlich stark convex-concav gekrümmte, etwa rechteckige Täfelchen (vgl. Abb.) ist aus einer chocoladefarbenen, feinkörnigen Masse hergestellt, welche aus gebranntem Thon bestehen soll; eine genauere mineralogische Untersuchung steht jedoch noch aus. Es hat eine absolute Länge von 89 mm; seine Breite erreicht an dem einen Ende 46 mm, an dem andern, an welchem die eine Ecke angesprochen ist, betrug sie mindestens 48 mm; die Mitte der Längsseiten ist

schwach eingesogen, so dass die Breite hieselbst nur 41 mm ausmacht. Die Dicke der Mitte beträgt 6 mm; nach dem Ende der Längsseiten zu, welche an sichtlich scharfen Kanten abgeschliffen sind, wird sie geringer. An den Ecken, innerhalb des an den Schmalseiten eingravirten linearen Ornamentes, sind Löcher durchgebohrt, und zwar von der (convexen) Innenseite her, wo die Löcher trichterförmig erweitert sind. Eine Ecke des Plättchens war dem Träger dieses Gegenstandes gerade an der Durchbohrung abgebrochen; die Bruchfläche wurde polirt und geglättet, wobei ein Theil der eingravirten Linien abgeschliffen wurde, und etwas unterhalb ein neues Loch gebohrt. Die Art der Herstellung dieses Täfelchens, das Anschleifen, Glätten und Poliren der Flächen, die Anführung des eingravirten und eingeschliffenen Ornamentes und der Durchbohrungen entsprechen ganz der Methode der Behandlung eines festen, natürlichen Gesteinsmaterials; falls die genauere petrographische Untersuchung ergeben sollte, dass das Material wirklich nur gebrannter Thon, kein natürlicher Stein ist, so würde es sich hier um die Anzeichen einer Technik handeln, welche aus so alter Zeit bisher wohl kaum bekannt geworden ist.

Der Zweck dieses Stückes, welches meines Wissens in Süddeutschland das erste seiner Art ist, kann nicht zweifelhaft sein. Ethnologische¹⁾, sowie prähistorische Belege liefern den Nachweis, dass derartige mehr oder minder stark gekrümmte Platten dem linken Vorderarm oder der Hand als Schutz gegen das Zurückschellen der Bogensehne dienten, je nach der Art der Bogenhaltung als Schutzvorrichtung für die untere Radialgegend, oder für das Handgelenk oder den Mittelhandknochen des Daumens. Sie wären demnach in unseren Gräbern am linken Arm zu finden; leider sind jedoch

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. XXIII, 1891, Verh. p. 672 f.; Mith. d. Anthr. Ges. in Wien, XXV, 1896, p. 64-66.

bur von wenigen derartigen Platten genaue Fundumstände bekannt. Dagegen heisst es von einigen (aus England) ausdrücklich, sie hätten am rechten Vorderarm gelegen; es lässt sich jedoch nicht entscheiden, ob in diesem Falle nur eine falsche Beobachtung zu Grunde liegt oder wir die Erklärung in der Linkshändigkeit des betreffenden Högenschütten zu suchen haben.

Die Verbreitung dieser Armachsen, welche zum Theil aus Stein, dann aber auch aus Bein und gerahmten Thon hergestellt sind und in verschiedenen Formen erscheinen, bald langgestreckt und schmal, bald kurz, stärker oder schwächer gewölbt, mit sechs oder nur zwei Durchbohrungen, ist in prähistorischen Gräbern und Fundstätten der westlichen Hälfte Europas eine relativ grosse; aus England, Schottland, Irland, den dänischen Inseln, aus Nordwestdeutschland, Frankreich und Spanien sind sie bekannt geworden, und zwar immerhin in einer verhältnissmässig ganz ansehnlichen Anzahl. Eine Anfählung der einzelnen Funde würde uns zu weit führen; wir verweisen deshalb auf den beigefügten Literaturnachweis²⁾.

Die Zeitstellung dieser Schuttplatten ist einigermaßen genau bestimmbar. In Grossbritannien und in Dänemark kommen sie in neolithischen Skeletgräbern vor, in Spanien auf Anhöhenhöhlen der jüngeren Steinzeit. In einem Grabe von Helmas bei Assens auf Fünen fand man mit einem Inventar, welches für die

²⁾ Britische Inseln: Archaeologia, VIII (1787), p. 429. Pl. XXX; XXXIV (1852), p. 251—258, Pl. XX; XLIII (1871), p. 426—430, mit Abb.; R. C. Boare: Ancient Wiltshire, I, p. 44, 108, 162, Pl. II, XII, XXI; Archaeological Journal, VI (1849), p. 319, 409, mit Abb.; Cranial Britannica, Pl. XLII, 3; Wiltshire Archaeol. etc. Magazine, III, p. 188; X (1867), p. 103, 109, mit Abb. und Pl. VI; Catalogue of the Ashmolean Museum, p. 9; Proceedings of the Soc. of Antiquaries of London, II, Ser. V (1870—1873), p. 270—275, 288—289, mit Abb.; J. Evans: The ancient stone implements, weapons and ornaments of Great Britain, London 1872, p. 380 f., mit Abb. (französ. Ausgabe: Les Âges de la pierre etc., Paris 1878, p. 420—426, mit Abb.); Greenwell: British Barrows, London 1877, p. 36 f., mit Abb. — Proceedings of the Soc. of Ant. of Scotland, II (1859), p. 429; VI (1868), p. 233, IX (1878), p. 567—558, mit Abb.; XI (1876), p. 586; D. Wilson: Prehistoric Annals of Scotland, II, Ed. (1868), I, p. 223, 224, mit Abb.; W. H. Wilde: Catalogue of the Antiquities in the Museum of the Roy. Irish Acad., Dublin 1857, p. 89, fig. 70.

Dänische Inseln und Norddeutschland: Annales for Nordisk Oldkyndighed, 1840—1841, p. 164—166, mit Abb.; J. J. A. Worsaae: Nordiske Oldsager, 1859, fig. 85; Madsen: Altbildninger af Danke Oldsager, Steenaldere, 1868, Pl. XXV, 16; Aarbøger for Nord. Oldk., 1868, p. 99—100, mit Abb.; Jahrbücher d. Ver. i Meklenburgische Gesch. u. Alterthumsk., Bd. 44 (1879), p. 72—73; Bd. 45 (1880), p. 265; Zeitschr. f. Ethn., XII, 1880, Verb. p. 23—24, mit Abb.; XIII, 1881, Verb. p. 47—48; XXIII, 1891, Verb. p. 673, Note 1 (Kilbigh bei Bernburg, Anhalt); — unpublizirt: eine Platte, mit vier Löchern, von Mechow, Mecklenburg-Strelitz (Museum in Neustrelitz). —

Spanien, Frankreich: Transactions of the intern. Congress of Preh. Archaeology at Norwich, London 1869, Pl. VIII, 2; J. Evans, I. c. (französ. Ausgabe) p. 423; H. et L. Siret: Les premiers Âges du métal dans le sud-est de l'Espagne, Anvers 1887, p. 27, 68, 119, Pl. III, XI, XIV; Evans archaeological, III^e sér., tome II (1868), p. 6, mit Abb. —

ditte, durch die Ganggräber gekennzeichnete neolithische Periode Skandinaviens (nach Montelius) ganz charakteristisch ist, eine derartige Armachse aus feinkörnigem rothem Stein³⁾; in Grösse, Form und Ornament steht letztere unter allen analogen Stücken, soweit ich sie wenigstens kenne, anserem Exemplar aus Ochsenfurt am nächsten. Jedoch auch aus der ältesten Bronzezeit (Montelius' I. Periode des älteren Bronzealters, Tischlers Periode von File-Leuhingen, s. u. w.) sind sie, wenigstens aus britischen Barrows, nachgewiesen. Mehrfach entdeckte man sie in England in Steinhiuten noster runden Grabhügeln, bei liegenden Höckern, neben kleinen, ganz flachen Bronzedolchen, Flachellen, versierten Goldplättchen etc., Gegenstände, wie sie ausschliesslich dem ältesten Abschnitte des Bronzealters angehören. In Spanien fanden sie sich in der Nachbarschaft des grossen Gräberfeldes von El Algar, welches gleichfalls aus der ältesten Metallperiode stammt.

Bei dem Mangel an Beisagen ist es vor der Hand schwer zu entscheiden, wie wir die Gräber von Ochsenfurt zu datiren haben. Verschiedene Gründe, vor allem die grosse Verwandtschaft unserer Armachse mit der aus dem Grabe von Assens, lassen es berechtigt erscheinen, sie als neolithisch anzusprechen. Es wäre jedoch auch nicht ausgeschlossen, dass die Gräber noch in die früheste Bronzezeit reichen. Ueber die Bestattungsweise dieser Periode haben wir für das friänkische Gebiet die Funde noch nicht den geringsten Aufschluss gewährt. In dem Grabhügel von Württemberg, Oberbayern, der Oberpfalz und des südwestlichen Böhmens ist gerade die älteste Phase des Bronzealters, derjenige Arbeitstil, welcher eigentlich der Periode I von Montelius, dem Uncifur Typus der böhmischen Archäologen u. s. w. entspricht, fast gar nicht vertreten, jedenfalls nur in so geringem Grade, dass wir nicht entscheiden können, ob für diese Periode ausschliesslich die Beisetzung der Skelette in Grabhügeln statgefunden hat oder etwa die Bestattung in grossen Flachgräberfeldern, wie wir sie aus Mähren, dem nördlichen Böhmens und der Provinz Sachsen fast ohne Ausnahme als typisch für diesen Zeitalterstadium kennen, in erster Linie in Brauch war. Es wäre also nicht unmöglich, dass die Ochsenfurter Flachgräber (am solche, nicht etwa um zerstörte Hügel handelt es sich hier) in naher Beziehung zu den frühbronzezeitlichen Keilgräberfeldern des nördlichen Böhmens und des Saalegebietes stehen. Da vor der Hand in diesem Falle eine genauere chronologische Bestimmung nicht durchzuführen ist, haben wir sowohl mit beiden Möglichkeiten zu rechnen, bis uns neue Funde den wahren Sachverhalt aufhellen.

Die bei Ochsenfurt gefundenen Schädel, welche wegen ihres hohen Alters und bei der äusserst geringen Anzahl prähistorischer Schädel aus dem Mangelgebiet von grossem Werthe sind, verdienen im übrigen gleichfalls einige Bemerkungen. Sie sind beide leider ziemlich stark verletzt; bei dem einen fehlen zum grossen Theil die Gesichtsknochen, bei dem anderen die Schläfenregion und der Basilartheil. Die Capacität konnte in Folge dessen nicht bestimmt werden; es lässt sich jedoch dem allgemeinen Gröszenverhältnissen entnehmen, dass sie eine ganz beträchtliche war.

Der grössere, durch seine starken Wandungen und seine bedeutende Schwere auffallende Schädel (I) gehörte anscheinend einem Manne von mittlerem Alter an. Die Zähne sind ziemlich stark abgenutzt, doch sind die Kronen der hinteren Fläche der III. Molaren

³⁾ Aarbøger f. N. Oldk. 1868, p. 99—100, fig. 2.

noch erhalten. Alle Nähte sind offen und nur mässig gesenkt; innen sind jedoch die Nähte stellenweise vollständig verstrichen. Der rechte Schenkel der Lambdannaht enthält etwa 1,5 cm vom Lambda entfernt einen kleinen Wurmischen Knochen. Die Form des Schädels ist lang, breit und hoch, hypsimesocephal, oder eigentlich fast hypsibrachycephal; der Längsbreitenindex erreicht 78,7, während der Höhenindex 78,6 beträgt. Die grösste Breite liegt etwas hinter der Tuberculinlinie. Trotz einer geringsten Stirnbreite von 103 mm ist der Schädel phenocory. Der Horizontalumfang, 549 mm, ist ganz beträchtlich, nicht minder der Sagittalbogen von 893 mm Länge. An der Bildung der Sagittalcurve theilnehmen sich das Stirnbein mit 35,0%, die Schläfenbeine mit 34,6% und die Hinterhauptschuppe mit 29,8%; die Entwicklung des Schädels also ist ausgesprochen sincipital, da auch die Horizontallänge des Hinterhauptes nur 23,3% der Gesammtlänge beträgt. Die Stirn ist schräg gestellt, von mässiger Höhe; der hintere Theil des Stirnbeins steigt in gleichmässiger Krümmung an. Die höchste Wölbung der Scheitelcurve liegt etwas hinter der Coronalia. Von der Mitte der Pfeilnaht ab senkt sie sich ziemlich schnell, mit einer leichten, ganz flach rinnenartigen Eindrückung am Lambda. Das Hinterhaupt ist rundlich angewölbt; die grösste Vorwölbung liegt in der Gegend der Protuberantia occip. ext.

Die Ränder der Augenhöhlen werden von grossen, in der Mitte zusammenstossenden Supraorbitalwülsten begleitet; die Glabella ist nur wenig vertieft, der Nasenfortsatz des Stirnbeins ist verhältnissmässig nicht breit und reicht nicht sehr tief herab; die Tabera frontalis treten deutlich hervor. Die Schläfen zeigen einfache Steocrotaphie, wenigstens rechte (links ist die Schlafengegion zum Theil weggehoben), indem vom vorderen Scheitelbeinwinkel her eine tiefe Rinne über dem grossen Keilbeinflügel herabläuft. Die Schläfenschuppe ist hoch, die Sutura squamosa verläuft stark gekrümmt im Bogen; hintere Temporalleiste kräftig ausgebildet. Die Plana temporalis sind von mässiger Grösse und reichen nicht über die kräftig hervortretenden Tabera parietalia heraus; ihre obere Grenze ist nicht sehr scharf bezeichnet. Die Linæ semicirculares superiores sind an der Kranznaht immerhin 115 mm von einander entfernt. Der Lambdawinkel ist ziemlich hoch und spitz; Torus occipitalis, mit kurzer, breiter, zapfenartiger Protuberanz; an beiden Seiten der schwach angedeuteten Crista perpendicularis seichte Gruben; Facies muscularis gross, mit energischer Muskelzeichnung. Die Processus mastoidei gross und breit, mit tiefer schmaler Incisur. Pars lateralis kurz und breit, Sphenooccipitalfuge offen. Foramen magnum gross und langoval, Index 82,1; die Gelenkhöcker sind gross und stark gewölbt. Ohröffnung länglich oval und ohne Protuberanz, die Gelenkgrube für den Unterkiefer weit und tief.

Das Gesicht ist breit und niedrig, offenbar chamaeproop (der Index lässt sich bei dem Fehlen der Jochbögen auch nicht schätzungsweise angeben); die geringste Stirnbreite ganz bedeutend, 103 mm. Wangenbeine kräftig vordringend. Fossa maxillaris sehr tief und weit zurücktretend, Naht offen. Die Orbita ist verhältnissmässig breit und gedrückt, etwas schräg gestellt; Index chamaeconch, 78,9. Nasenwurzel ziemlich tief liegend; die Apertur der Nase zeigt die Form anthropina, mit vollständig scharfem Unterrande; Spina nas. ant. springt stark und spitz vor. Der Alveolarfortsatz des Oberkiefers kurz, sehr wenig prognath; die Zahncurve verläuft schwach parabolisch; Gannem wenig tief, rauh.

Der Unterkiefer ist schwer, dick, sehr kräftig. Alveolarfortsatz lang und etwas vorgeschoben. Die Höhe der Mitte beträgt 30 mm, bis zum Zahnrande 39 mm. Zahncurve parabolisch, vorn fast gerade. Das Kinn springt weit vor, dreieckig; Spina mental. ist gross. Die Seitentheile sind dick und stark, die Aeste ziemlich hoch und breit (35 mm), eingermassen steil angesetzt, die Winkel ausgelegt, etwas abgeschragt, der untere Rand vor dem Winkel eingebogen. Die Processus coronoidi etwas höher als der Gelenkfortsatz; Incisur hoch gelegen und weit; die Gelenkfläche ziemlich gross und in transversaler Richtung breit. Distanz der Winkel nagenählich gross, 115 mm.

Der andere Schädel (II) ist etwas kleiner; er gehörte wohl gleichfalls einem Manne in mittlerem Alter an. Die Zähne sind durchweg stark abgenutzt. Die Kranznaht, mit Ausnahme ihres anter. Theiles, ist offen und schwach gesenkt. Eine stärkere Zackenbildung zeigt die hintere Hälfte der Sagittalis, jedoch ist sie schon im Verstrichen begriffen. In der Mitte der Pfeilnaht erhebt sich ein ungefahr fingerbreiter Torus. Die Lambdannaht ist doppel, durch zahlreiche langgestreckte, schmale Schalktackern.

In der Norma verticalis ist die Form ein längliches Oval. Der Längsbreitenindex ist ausgesprochen mesocephal, 77,9; die Höhe war wohl auch ganz beträchtlich, jedoch lässt sich eine genaue Zahl nicht mehr ermitteln. Die Stirn ist breit (min. Stirnbreite 100 mm), niedrig und nur wenig schräg gestellt. Der Nasenfortsatz ist breit und kurz, die Supraorbitalwülste springen stark vor, besonders kräftig am Nasenfortsatz, und sieben fast bis zur lateralen Kante hin; ihre Oberfläche ist sehr rauh. Die Glabella ist nur mässig vertieft; Tabera wenig anfallend. Mit dem hinteren Theil des Frontale bildet die Stirn eine regelmässig ansteigende, flach gewölbte Curve, welche etwa am Bregma ihren höchsten Punkt erreicht; bis zur Mitte der Pfeilnaht ist der Verlauf der Scheitelcurve mehr gestreckt, dann senkt sie sich ziemlich schnell und ist gegen den Lambdawinkel leicht eingedrückt. Die Oberschuppe des Hinterhauptes ist nur schwach gewölbt, etwas pyramidal ausgezogen; die grösste Vorwölbung liegt etwas oberhalb der Protuberanz. Der Lambdawinkel ist flach; eine eigentliche Protuberanz ist nicht vorhanden, an ihrer Stelle befindet sich eine dreieckige Rauhigkeit. Unterschuppe klein, mit kräftiger Muskelzeichnung; an beiden Seiten der wohl entwickelten Crista perpendicularis ziemlich tiefe Gruben. Die Plana temporalia waren ansehnlich gross, jedoch erreichen die Linæ semicirculares nicht die Scheitelhöcker, welche verstrichen sind. Die Alæ reichen ziemlich weit nach oben und hinten heraus.

Die Grösse des Horizontalumfangs lässt sich nicht bestimmen, da die Schläfenbeine fehlen. Der Sagittalumfang beträgt 356 mm, davon entfallen auf das Stirnbein 35,1%, auf die Parietalia 35,1%, auf die Hinterhauptschuppe 29,8%.

Das Gesicht ist niedrig und breit, Index offenbar chamaeproop. Die Augenhöhlen sind schräg gestellt und von ungefahr rechteckiger Form, sehr gedrückt, die Ränder hängen stark über. Index hyperchamaeconch, 70,7. Nasenwurzel sehr tief liegend. Die Nasenbeine sind lang, oben entsprechend der grossen Ausdehnung des Processus frontalis des Oberkiefers beträchtlich verschmälert; das linke Nasenbein ist oben knopfartig verbreitert, so dass hier die Nasennaht nach rechts verschoben ist. Apertur schief, nach links stehend, mit Andeutung einer Nasenaltgrube; Nasenstachel gross und spitz; Index 83,1, platyrrhin. Die Tuberositas ma-

laris tritt kräftig vor; Fossa canini sehr gross und tief, Foramen infraorbitale weit. Alveolarfortsatz des Oberkiefers mässig lang, nur sehr wenig prognath; der Gannem ist flach, seine Oberfläche ziemlich rau; die Zahncurve verläuft stark hufeisenförmig; Index 93,1, brachycephalisch.

Der Unterkiefer ist schwer und kräftig, die Mitte hoch, bis zum Alveolarrand 34 mm. Zahnrand etwas vorgebogen. Das Kinn ist kräftig, aber nur mässig vorstehend, leicht dreieckig; Spina mentalis int. lang, spitz. Seitenfläche stark, der untere Rand aussen mit Hautkieferrillen besetzt. Die Aeste gross, breit und hoch, ganz steil angestellt, so dass die Aze fast vertical steht; der Winkel kann ausgelegt, mit deutlichem Absatz, etwas abgerundet. Processus coronoidei sehr weit nach aussen, lateralwärts, ausgebogen; die Incisur nicht tief eingeschnitten, flach. —

Es wurden zugleich mit den Schädeln noch einige Hand- und Fussknochen eingesandt, ein rechter Calcaneus, drei linke Metatarsalia (II, III, IV) und ein linkes Metacarpale (II). Der Calcaneus zeichnet sich durch seine Schwere und sein grosses Volumen aus; er ist länger, breiter und höher als bei Skeletten mittlerer Grösse; doch sind die Gelenkflächen im Verhältnisse an seiner Grösse etwas kleiner, flacher, schwächer gewölbt, als man voraussetzen dürfte. Jedenfalls lässt dieses Stück immerhin auf eine ganz beträchtliche Körpergrösse schliessen.

Schädelmaasse:

	Schädel	1	II
Grösste Horizontallänge		193	182
Interturrallänge		192	—
Grösste Breite		154	142
Auricularbreite		126	—
Kleinste Stirnbreite		103	100
Gerade Höhe		148	—
Ohrhöhe		110	—
Länge der Schädelbasis		114	—
Hinterhauptlänge		45	—
Mentus ant. ext. bis Nasenwurzel		120	—
Länge der Pars basilaris		26	—
Breite der Schädelbasis		112	—
Länge des Foramen magn.		39	—
Breite		32?	—
Horizontallumfang		549	—
Sagittallumfang		393	356
Verticaler Querrumfang		345	—
Gesichtshöhe		—	118
Obergesichtshöhe		—	71
Jochbreite		—	88
Gerader Abst. der Tabera mal. inf.		—	88
Gerader Abst. der Winkel des Unterkiefers		117	100?
Verticale Höhe der Orbita		30	29
Horizontale Breite der Orbita		36	41
Höhe der Nase		82?	49
Breite der Nase		26?	26
Länge des Gannems		—	56
Breite des Gannems (II. Mol.)		—	54

Indices:

	Schädel	1	II
Längen-Breiten-Index		79,8	78,0
Längen-Höhen-Index		76,7	—
Augenhöhen-Index		75,9	70,7
Nasen-Index		65,9?	53,1
Gannem-Index		—	93,1
Index des Foramen magnam		82,1	—

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung der anthropologischen Section am 18. März 1895.

Herr Stadtrath Helm: Ueber seine neueren chemischen Untersuchungen vorgeschichtlicher Thongefässe (Graburnen) und der in ihnen Ornamente eingelegeten weissen Substanz. Er hatte zunächst ermittelt, dass der Thon, aus welchem die Gefässe einst gefertigt wurden, sich von dem in der Provinz heute vorkommenden im allgemeinen nicht unterscheidet. Sehr häufig ist er bei den aus der Erde entnommenen Urnen schwarz gefärbt und seine Oberfläche schön glatt, namentlich besitzen die in den Steinkistengräbern gefundenen sogenannten Gesichturnen diese schwarze Färbung. Sie verschwindet beim Ausglöhen an der Luft, der Thon brennt sich unter Auslosung von Dämpfen, welche nach verbrennenden Humussubstanzen riechen, hellbraun oder rothgelb. Herr Helm folgte aus diesem Umstande, dass dem Thone vor seiner Formung eine organische Substanz beigemischt wurde, wahrscheinlich Torf, und das fertige Gefäss dann einer schwachen Glöhhitze ausgesetzt wurde. Fast alle aus Steinkistengräbern entnommenen Graburnen sind mit Ornamenten verschiedenster Art verziert, welche durch Einritzen in die frische Thonmasse hergestellt wurden. Die eingritzten Ornamente sind sehr häufig mit einer weissen Substanz angefüllt, welche schön mit dem schwarzen Untergrunde contrastirt. Herr Helm hatte diese Substanz in vielen Fällen chemisch untersucht und fand in denselben vorwiegend phosphorsaurer Kalkerde; kohlenaurer Kalkerde wurde seltener gefunden, schwefelsaurer Kalkerde niemals. Beimischen von Thonerde, Eisenoxyd, Quarzkörnern waren vorhanden, stammten jedoch ohne Zweifel aus der verzierten Urne selbst oder waren zufällige Beimengungen. An den angeführten Einzelanalysen des Herrn Helm ist hervorzuheben, dass die Füllmasse aus den Ornamenten von nachstehend angeführten Gesichturnen, welche in Steinkistengräbern gefunden sind, vorwiegend aus phosphorsaurer Kalkerde bestand, wobei zu bemerken, dass kohlenaurer Kalkerde darin nicht oder nur in sehr kleiner Menge gefunden wurde: 1. Urne von Zakrzewke im Kreise Flatow. Die darauf befindliche Zeichnung bestand aus einem Gürtelchmucke, zwei Jagdpeppern und einem an einer Leine befindlichen Pferde. 2. Urne von Gr. Böllken bei Danzig. 3. Urne von Slesin im Kreise Bromberg. Die Urne trug als Ornament einen Brustschmuck mit herabhängenden Franzen. 4. Urne von Kehrwalde im Kreise Marienwerder. Die Urne ist mit verschiedenen Strich- und Punktzeichnungen verziert, am Hals und Brust derselben läuft ein zusammenhängendes Ornament, darunter eine Thierfigur.

Vorwiegend aus kohlenaurer Kalkerde ohne Beimischung von phosphorsaurer Kalkerde bestand die Substanz in den Ornamenten folgender Gesichturnen aus Steinkistengräbern: 1. von Lindenbagen im Kreise Flatow. Auf der Urne ist ein vierradriger Wagen mit zwei vorgepannten Pferden und einer darauf stehenden Figur eingravirt. 2. von Oshöft im Kreise Putzig. Auf der Urne befindet sich eine Reiterfigur.

Herr Helm erörterte dann die Frage, ob die gefundene phosphorsaurer Kalkerde schon ursprünglich als solche in den Ornamenten eingeleget, oder erst durch Wechselwirkung im Laufe der Zeit aus kohlenaurer Kalkerde entstanden sei. Es kann bei einer solchen Wechselwirkung an Phosphorsäure gedacht werden, welche in der Bodenfeuchtigkeit enthalten ist.

Seiner Meinung nach kann aber eine solche Einwirkung nicht stattfinden, weil die in der Bodenfeuchtigkeit enthaltene Phosphorsäure ebenfalls an Kalkerde gebunden ist. Auch ändert der Umstand an der Sache nichts, dass die Träger dieser phosphorsäuren Kalkerde im Wasser des Erdbodens freie Kohlensäure oder Huminstoffen sind. Dann könnte noch der Einwand gemacht werden, dass die Umwandlung der kohlensäuren Kalkerde in phosphorsäure durch Substanzen (Speisen oder Getränke) bewirkt worden sei, welche einset in den Urnen aufbewahrt oder mazeriert wurden; solche Substanzen enthalten oft phosphorsäure Alkalien, und von ihnen wäre ein Austausch der Kohlensäure gegen Phosphorsäure zu erwarten. Herr Helm untersuchte deshalb den Thon der Urnen selbst und fand darin keine Phosphorsäure, welche in solchem Falle darin ebenfalls hätte enthalten sein müssen.

Dann erörterte Herr Helm die Frage, auf welche Weise die Füllmasse, welche aus phosphorsäurer Kalkerde bestand, einst hergestellt wurde. Es lag nahe, an gebrannte und zermahlene Knochen zu denken; Herr Helm konnte keine andere Substanz anfindig machen, welche Phosphorsäure und Kalkerde enthält, in Westpreußen vorkommt und zu diesem Zwecke geeignet haben könnte. Eine so dargestellte Knochenmasse lässt sich mit Wasser in einem Brei verrühren und dann leicht mittels eines Holzstäbchens in die Ornamente des Gefäßes eintragen. Eine lebhaftere Phantasie kann eine derartige Manipulation leicht in einer ceremoniellen Handlung bei der Leichenbestattung aus schmücken, wenn angenommen wird, dass diese Bemalung der Urne mit der Knochenmasse des Verbrannten vorgenommen wurde.

Zur weiteren Prüfung, ob die weiße Füllmasse wirklich aus Knochen hergestellt war, hatte Herr Helm noch einige vergleichende mikroskopische Untersuchungen der Füllmasse mit calcinirten und zermahlene Grabbknochen einer hiesigen Düngersfabrik angestellt. Die durch das Mikroskop erhaltenen Bilder waren die gleichen. Es wurde hierdurch die Annahme bestätigt, dass die gefundene phosphorsäure Kalkerde ihren Ursprung von gebrannten und zermahlene Knochen herleitet. — Herr v. Hanstein legte eine Bronze-Speerspitze vor, welche vor einiger Zeit von Soldaten bei Gelegenheit von Erdarbeiten auf dem grossen Eserriplatz zusammen mit Thonscherben und Münzen gefunden ist. Die Münzen sind leider verloren gegangen. Es steht an, hoffen, dass Nachgrabungen an Ort und Stelle gute Aussicht auf eine grössere Ausbeute bieten werden. — Herr Prof. Dr. Conwents machte zunächst noch einige Mittheilungen über mehrere der oben erwähnten, von Herrn Helm chemisch untersuchten Gesichtsurnen, unter denen eine erst neuerdings dem Museum eingeführte höhlenförmige Gesichtsurne von Zakrzewko im Kreise Flatow von besonderem Interesse ist. Das Gesicht ist vortreflich modellirt. Unter der schön geschwungenen Nase ist der Mund mit erhabenen Lippenrändern geformt, die von dichten Augenbrauen überdeckten Augen zeigen sogar die Pupille, besonders sorgfältig sind die Ohren dargestellt, deren Muschelform und inneres Relief recht gut wiedergegeben ist. Ueberdies finden sich am Hals- und Handtheil mancherlei andere bildliche Darstellungen, z. B. an einer Seite die Zeichnung eines Armes mit Hand, darunter zwei wagrecht gehaltene Speere und ein an der Leine geführtes Thier. Unter den sehr zahlreichen Gesichtsurnen der hiesigen Sammlung ist diese eine der hervorragendsten. Ferner sprach Herr Conwents über

die ersten in Westpreußen bekannt gewordenen früh- und vorgeschichtlichen Gabeln. Die Gabel gehört zu den Hausgeräthen, die in Europa erst verhältnissmässig spät in Gebrauch kamen. Es wird berichtet, dass, als im Jahre 995 in Venedig ein Sohn des Dogen Pietro Orseola sich mit der byzantinischen Prinzessin Argila, einer Schwester des oströmischen Kaisers, vermählte, dieselbe einer zweizinkigen Gabel und eines goldenen Löffels beim Mahle sich bedient hätte. Der Löffel war für die Venetianer nichts Neues, wohl aber die Gabel, und die venetianischen Damen bedienten sich, es der Byzantinern gleich zu thun. Es fehlte aber nicht an Spöttern, die den Gebrauch der Gabel als einen lächerlichen Auswuchs venetianischer Ueberfeinerung erklärten, und es vergingen Jahrhunderte, ehe das Gerath von dort seinen Weg in das übrige Italien fand. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde das Essen mit Gabeln in Florenz und in anderen italienischen Städten Brauch. In Frankreich wird die Gabel zuerst 1379 erwähnt, jedoch kam sie allgemein erst 1550 in Aufnahme. Wann sie sich in Deutschland eingebürgert hat, ist nicht bekannt.

Unabhängig von der Einführung dieser modernen Gabel scheint bei uns im Osten schon ehemal in früh- und vorgeschichtlicher Zeit ein gabelartiges Hausgerath Verwendung gefunden zu haben. Darauf weisen wenigstens Funde hin, welche wiederholt im Boden der Stadt Danzig (Grosse Beckergasse, Olivier Thor) und in einem Burgwall in Wannhof bei Mewe gemacht worden sind. In beiden Fällen handelt es sich um kleine Knochen von bereits durch die Natur gegebener Gabelform. Eins dieser Stücke war auch in Verbindung mit einem roh gearbeiteten Knochenstück gefunden worden. Wie sich mittlerweile herausgestellt hat, gehören diese Knochen dem Skelett des Störs, und zwar als obere Deckknochen dem basalen Theile seiner Schwanzflosse an. Die Deutung obiger Objecte als Gabeln findet darin eine Unterstützung, dass in den Kulturresten des Burgwalles bei Mewe von dem Besitzer des Bodens, Herrn Fielkorn, zugleich mit diesen kleinen Knochengabeln, Nachbildungen derselben in Eisen und auch eisernen Messer gefunden sind. Unter diesen Umständen ist anzunehmen, dass sich der Gebrauch der Gabel bei uns bis in die vorgeschichtliche Zeit, d. h. vor Ankunft des deutschen Ritterordens, zurückdatiren lässt. Schliesslich legte Herr Conwents noch einen Steinhammer vor, welcher $\frac{1}{2}$ Meter tief im Erdreich des Schlossermeister Albrecht'schen Grundstücks auf Neugarten II. in Danzig gefunden und von Herrn Baumeister Otto dem Museum übergeben ist.

Sitzung der anthropologischen Section am 14. Nov. 1895.

Herr Prof. Conwents: Ueber neuerdings aufgefundene Skelettgräber aus der arabisch-nordischen und aus früherer Zeit. Am Lorenzberg bei Kaidas unweit Culm finden sich Culturreste aus verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden, nämlich aus der Steinzeit, der Hallstattzeit, hauptsächlich aber aus der arabisch-nordischen Zeit. Vor länger als 20 Jahren schon wurden dort slawische Reihengräber durch Fröhling, Helm und Lissauer planmässig aufgedeckt. Als charakteristische Beigaben fand man sogenannte Schläfen- oder Hakenringe von Bronze und Silber. Später haben sich an diesen Ausgrabungen auch andere Herren (Kreiskassen-Rendant Fröhlich, Buchhändler Kaschay, Fabrikdirector Schnbert) betheiligt; neuerdings bringt der Litteraturbeiziger Herr v. Haken in Kaidas diesen Funden ein hervorragendes Interesse entgegen und hat kürzlich eine reiche Sammlung von Hakenringen, Bronzebeschlägen,

Perlen von Glas und Email, Messern von Eisen, einem Schloß von Eisen u. s. m. als Geschenk dem Provincial-Museum zukommen lassen. Diese Gegenstände stammen aus der letzten vorgeschichtlichen, der arabisch-nordischen Zeit. Neuerdings sind auch in Neustadt Skeletgräber bekannt geworden. Nachdem Herr Graf, Kaiserlingk schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht hatte, reiste Herr Prof. Coswants im August d. Js. dorthin, um in Begleitung des Grafen das Gelände zu untersuchen. Unweit des bekannten Schloßberges, im gräflichen Schutzbezirk Pentkowitz liegen im Ganzen 35 Grabbügel von ca. 6 Meter im Durchmesser und 1 1/2 Meter Höhe nahe beisammen. Ein Hügel wurde untersucht. In dem durchlässigen Boden waren die organischen Reste bereits so starker Verwitterung anheimgefallen, dass nur noch an der Färbung im Sande die frühere Existenz eines Skeletts erkannt werden konnte. Als Beigaben wurden Bronzeschlägler von Messerscheiden, Eisenheile und Schleifeisen gefunden. Später hat Herr Gymnasiallehrer Rehberg für das Museum noch einige Hügel geöffnet und weitere ähnliche Gegenstände, ausserdem an einem Schädel in der Schlafengegend einen in seiner Art seltenen Hakenring von Blei entdeckt. Diese Hügelgräber von Neustadt erinnern an andere Skeletgräber, die in verschiedenen Theilen der Provinz schon früher auf ihren Inhalt untersucht worden sind, in welche Zeit alle diese Gräber zu stellen sind, hat Lissauer s. Z. nachgewiesen, der sie zeitlich zwischen die römische und arabisch-nordische Epoche einreichte. Älter ist ein Skelettrah, das im letzten Winter in Sampohl, Kreis Schlochau, abgetragen wurde. Die diesem Hügelgrabe entnommenen Schmuckstücke — vergoldete Armringe aus Bronzedrät, Fabeln, Perlen von Glas, Email und Saccin, ein Glaskopf — sind in entgegenkommender Weise durch Herrn Jeweller A. Müller in Königs als Geschenk dem Provincial-Museum überwiesen worden. Weitere Nachforschungen an Ort und Stelle verliefen resultatlos. Die letzteren Funde gehören der römischen Zeit und zwar den ersten Jahrhunderten n. Chr. an.

Herr Dr. Lakowitz berichtete über seine für das hiesige Provincial-Museum angefertigte Ausgrabung von 5 Hügelgräbern von Gopowo. Die Ländereien auf und um Gopowo sind reich an grabhügelartigen Erhebungen, von denen grössere nur 4 kleinere, im Ganzen ca. 100, constatirt werden konnten. Ob diese darüber auch sogenannte „Heiden- oder Hügelgräber“ sind, wird die spätere Aufdeckung klar zu stellen haben. Fünf der grössten Hügel wurden von dem Vortragenden im Juli 1894 aufgedeckt; sie erwiesen sich sämtlich als vorgeschichtliche Grabdenkmäler. Hügel I, hart am Wege Gopowo-Stenditz, erhob sich 1 1/2 Meter über dem Acker. Wie auch die übrigen untersuchten Hügel ruhte er auf einer kreisförmigen Basis (7 Meter Durchmesser), gleichmässig gewölbt bis zu seinem gerundeten Gipfel. Auf dem von grösseren Kopfstücken umstellten Bodenpflaster lagerten, allmählich ansteigend, vier liekenhaft gefügte Steinschichten, deren Zwischenräume mit Erdrich angefüllt waren. Das Ganze war mit einer dünnen Rasendecke gleichmässig überzogen. Zwischen den Steinen der zweiten Schicht von oben standen in dem Südostquadranten des Hügels im Ganzen sechs zerdrückte Urnen mittlerer Grösse und vorwiegend von Terrinenform mit geringen Asche-, Knochen- und versteinerten Holzkohlenresten. Eine schalenförmige Gefässe, die als Beckel resp. Unterteller der Urnen gedient hatten, kamen gleichzeitig zum Vorschein. Ausser einfachen Strichzeichnungen waren Or-

namentirungen an den Urnen nicht zu bemerken. Beigaben fehlten. In Hügel II Scherben von der gleichen groben Thonmasse und von ähnlicher äusserer Beschaffenheit wie in Hügel I; dazu gebrannte Knochenreste und Holzkohlestücken (Kiefer, Bronzen fehlen.

Hügel III von 1 Meter Höhe und 6 Meter Durchmesser der Basis zeigte ein festeres inneres Gefüge als die vorigen. Die peripherischen Randsteine, das Bodenpflaster und die bis zu sechs über einander liegenden, allmählich nach kuppelartig ansteigenden Steinschichten waren sorgfältiger zusammengelegt; grössere mit Erde ausgefüllte Lücken fehlten. Ziemlich nahe der Oberfläche kamen hier im SO.-Quadranten zwei kleine Urnen zum Vorschein, deren Thonmasse denticula, bei der Fingerspitze hervorgerufene Eindrücke zeigt. Zusammen mit verstreuten Knochenresten wurden auch hier wiederholt Holzkohlestücke gefunden, die aber der Kiefer, andere auch aus den folgenden Gräbern, die der Birke angehören, wie die mikroskopische Untersuchung ergeben hat. Es zeigt sich daher, dass wie jetzt auch damals schon Kiefer, Birke und Eiche — oh auch die Fichte und Buche, ist nach diesen Beobachtungen ausser — die Hauptbaumformen jener Gegend waren. Beachtenswerth war nun das Vorhandensein einer grossen, kreisrunden, sehr gefügten Steinkiste von ca. 1 Meter Durchmesser in der Mitte dieses Hügels. Der Inhalt war vorzüglich angeordnet worden. Trots dieses Uebelstandes ist die unweiselhaft mit dem Hügel gleichalterige Steinkiste an sich doch sehr interessant; denn bis dahin war in Westpreussen noch kein Hügelgrab bekannt, welches als solcher Unterbau für eine diesen krönende Steinkiste gedient hätte. Bisher galt für die Hügelgräber bei uns als typisch die Einfügung einer Steinkiste (falls überhaupt vorhanden) in die Sohle des ganzen Hügels. Hügel IV von über 2 Meter Höhe und ca. 15 Meter Durchmesser seiner kreisförmigen Basis war der stattlichere und hatte daher seiner Zeit zusammen mit Hügel V bei der Kartierung jener Gegend eine Aufnahme in das betreffende Massstabblatt gefunden. Bei einem Gesamteinhalt von etwa 170 Kubikmeter enthielt er gegen 60 Kubikmeter grosser und kleiner Kopfsteine. Der kreisförmige Rand wurde durch eine schräg ansteigende Ringmauer verstärkt, an die sich nach innen abfallend kleinere Steine anlagerten. Auf einer kreisförmigen Fläche von über 4 Meter Durchmesser in der Mitte der Basis bedeckte eine einen abgestumpften Kegel ähnliche, solide Steinpackung des Hügels festen Kern, auf dem und um den (zwischen ihm und dem Ringwall) sich eine aus grobem Sande gebildete Erdenschüttung zum Hügel emporgelöte. Letzterer regellos eingestreut lagen einzeln und in kleinen Gruppen und Streifen Steine, welche zusammen mit dem inneren Kern und dem Ringwall das feste Skelett des ganzen Hügels darstellten. Ein von Heidekraut und Wachholder durchsetzter Rasen überdeckte das Ganze. In der ganzen Osthälfte des eigentlichen Hügels wurde nichts Bemerkenswerthes gefunden, dagegen unter dem doppelten Bodenpflaster eine beträchtliche Ansammlung von Holzkohlen von Kiefer, Eiche und Birke, darunter geschwärzte Kiestücke, welche alle darauf hinwiesen, dass dort die Stelle des Leichnabandes sich befand, über der dann nach erfolgter Beisetzung der Leichenreste der Hügel aufgeschichtet worden war. Erst in dem zweiten Viertel der Westhälfte, nicht tief unter der Oberfläche, wurde ein interessanter Fund gemacht; eine in der erwähnten Erdenschüttung völlig frei stehende ange-deckelte Riesenurne von Terrinenform mit 1,26 Meter Bauchumfang und weit geöffnetem, steil aufsteigenden

Hals, wie sie von der gleichen Grösse bisher in Westpreussen nicht gefunden worden ist. Der Inhalt der gut erhaltenen Urne bestand aus Sand, Knochenresten, einem bronzenen Fingerring mit Gussknoten und einem geschlitzten Ohrring. Hügel V, von nur wenig geringeren Dimensionen, zeigte genau denselben inneren Aufbau wie Hügel IV. Ausser mehreren kleineren Urnen wurde im SW. Quadrant ca. 1 Meter unter der Oberfläche eine stattliche, leider zerdrückte Urne von annähernd den Dimensionen und der gleichen Form wie in Hügel IV, von Steinen sorgfältig umstellt, gefunden. Die Mündung war von einem schweren, platten Deckel verschlossen; auf diesem stand frei ein doppeltgehörtes, kleines Ceremonialgefäss. Die Urne enthielt ausser den Brandresten einen kantigen Fingerring. Mitten in der festen Steinpackung des inneren Kernes des Hügels stand ferner wohl verwahrt ein mittelgrosser Henkeltopf ohne jegliche Reste des Leichenbrandes, auf seinem Boden, von hineingesenktem Sand überschüttet, ein kleiner niedriger Napf, darin ein Stückchen Holzkohle. Überdeckt war der Topf zunächst von einem grossen Urnenschalen, dieser wieder von dem losgesprengten Bruchtheil einer grossen Urne. Nicht weit davon lag auf dem Bodenplaster des Hügels ein anderer grosser Scherben aus der Halspartie einer Urne. Dieser wie jene beiden anderen Scherben konnten später an einer Urne zusammengefügt werden. Nach den dort vorgefundenen Bronzen zu urtheilen, in welchen diese Gräber mit Hügelgräbern von Klatschen im Kreise Neustadt übereinstimmen, gehören die untersuchten Hügelgräber von Gapowo der alten Bronzzeit Westpreussens, d. h. dem Zeitabsehnitt um das Jahr 1000 v. Chr., an.

Sitzung der anthropologischen Section am 11. Dec. 1896.

Der Vorsitzende der Alterthums-Gesellschaft in Elbing, Herr Prof. Dr. Dorr: Ueber die prähistorischen Gräberfelder auf dem Silberberge bei Lentzen und bei Serpin im Kreise Elbing. Im Herbst 1892 wurde auf dem sogenannten Silberberge bei Lentzen im Kreise Elbing, auf dem Besitzthum des Herrn Hofbesizers Kuhn, eine bronzene „Armbrustprossenfibel“ gefunden, deren Aufindung eine planmässige Durchsuehung des Terrains veranlasste. Das Ergebnis dieser Ausgrabung, zunächst vom Jahre 1892, welche Vortragender seit jener Zeit bis in diesen Sommer hinein leitete, war folgendes: In ca. 55 Centimeter Tiefe unter dem Rasen kam man auf eine 0.10—0.20 Meter dicke Brandschicht mit den Begräbnisstellen. Im Ganzen konnten 1892 12 intacte Gräber geöffnet werden, die in Reihen, je zwei benachbarte 0.80—1.50 Meter von einander entfernt, lagen. Die Gräber zeigten einen anderen Bau als die bis dahin aufgefundenen prähistorischen Gräber der Umgegend Elbings. Auf der Brandschicht lagen nämlich kreisförmige oder elliptische Pfäster aus Kofpfelstein, darunter die Brandschicht selbst, darin gebrannte menschliche Knochen, entweder sehr zertrümmert oder in Hüfchen, und spärliche Beigaben aus Bronze, Eisen und Thon. In einzelnen Grabstätten hatte man unter dem Pfäster an der einen oder anderen Stelle ein kesselförmiges Loch (Brandgrube) gegraben, in welches die Brandmasse geschüttet war. Die Beigaben bestanden der Hauptsache nach in bronzenen Gewandnadeln (Armbrustprossenfibeln), zwei oder eine in einem Grabe, aus bronzenen oder eisernen Riemenringen, ferner aus Fragmenten von bronzenen nach den Enden stark verdickten Armringen, Messern und manchen Beigebissen aus Thon ohne Aschen- oder Knocheninhalt. Die Gefässe weichen in der Form von den bisher bei uns gefundenen römischen Urnen ab.

In der unmittelbar unter der Rasendecke befindlichen, über der genannten Brandschicht gelegenen Cultureerschicht fanden sich Scherben der älteren Burgwallzeit (vom 9. bis 10. Jahrhundert) mit den bekannten charakteristischen Verzerrungen. Neben dem einen Steinpfäster fanden sich die Ueberreste einer Pferdebestattung, Schädelfragmente und eine eiserne Fresse; hauptsächlich waren vor der planmässigen Inauguration des Grabfeldes von Sandfahrern zahlreiche Pferdegräbnisse aufgedeckt worden. Im Herbst 1893 wurde die Untersuchung mit Unterstützung des Gemeindevorstehers Herrn Dreyer fortgesetzt, so dass damals noch 46 Grabstätten freigelegt werden konnten, aus denen wiederum viele für die Zeitbestimmung der Gräber werthvolle Gewandnadeln (Fibeln) von unter einander abweichender Form, Grösse und Verzierung gewonnen werden konnten. Besonders interessant sind die Artefacte einer primitiven einheimischen Bronceindustrie, welche die römischen Armbrustprossenfibeln in roher und einfacher Weise aus dünnem Bronceblech nachgeahmt hat, und einfache Armringe aus dünnem, torlirten Broncedraht herstellte. Unter jedem Männergrabe befand sich das Grab des nicht verbrannten Pferdes, an einigen Pferdeschädeln befanden sich die Broncebeschläge des Szaumes mit Resten des Zammes selbst, welche zeigen, dass letzterer nicht aus Leder, sondern aus Haaf gefertigt war. Das hervorragendste Stück ist der reiche Broncebeschlag eines Gürtels, der aus einer Anzahl rechteckiger Stücke mit durchbrochener Arbeit besteht. Lederreste des Gürtels sind zahlreich erhalten. Sehr merkwürdig war in dem einen Grabe, das sich in nichts von der Construction der übrigen unterschied, der Fund einer Sehenhakenfibel ältester Form, die mit dem Fragment eines breiten, bronzenen Armrings von ganz unbekannter Form zusammenlag. Dass dieses Grab mit den übrigen gleichalterig ist, unterliegt keinem Zweifel. Die verzinnete Eisenfibeln kann mithin nur ein lange Zeit verrottes Stück sein. Auf den Armbrustprossenfibeln und auf einer zerbrochenen Scheibenfibel tritt ferner bereits das dreieckige Wolfszahnornament auf, das mithin schon vor der arabisch-nordischen Epoche Verwendung fand. Bemerkenswerth ist auch die häufige Mitgabe roher Bernstein- und eisener Bernsteinperlen, wie nach einer Emailperle. Während der letzten Ausgrabung, die das Feld erschöpfte, im Juli 1895, wurden vom Vortragenden noch 24 Gräber aufgedeckt, mehrere ohne alle Beigaben, nur die Brandschicht enthaltend. Der Charakter der Beigaben veränderte sich nach dem Norden des Feldes allmählich; die Armbrustprossenfibeln hörten auf. Dagegen erschienen scheibenförmige Fibeln, kreisrund, zwei in einem Grabe, mit Buckeln in der Mitte; eine andere in einem Männergrabe, bei welcher auf einer unteren Scheibe eine zweite aus gepresstem Bronceblech aufgeleigt ist, ohne Nieten, so dass es fraglich bleibt, ob eine Lötung oder anderweitige Befestigung durch ein Ferment vorliegt. Zwei einschneidige, eisene Schwerter, von denen je eins in einem Männergrabe gefunden wurde, sind dadurch bemerkenswerth, dass an und bei ihnen auch Ueberreste der Scheide sich befanden, welche die Construction der letzteren klar erkennen lassen. (Eisenerne Einfassungen an den Rädern, dazwischen Leder oder Holz, darauf Platten aus gepresstem Bronceblech.) Dann kommen eisene Agraffen und ein halbkreisförmiger, eiserner Beschlag. Die Benutzung des ganzen Grabfeldes wird nach dem Vortragenden auf die Zeit von etwa 450—550 n. Chr. zu veranlassen sein. Der Friedhof mag bei 1864 Quadratmeter Fläche dertzeit etwa 150

Gräber umfasst haben, von denen ziemlich die Hälfte schon vorzeitig zerstört wurde. Zur Beantwortung der Frage, welches Volk die Gräber angelegt habe, theilt Vortr. Folgendes mit: Die Gotengeschichte des Jordanes lässt keinen Zweifel darüber, dass in Altpreussen im 4., 5. und 6. Jahrhundert Esten gewohnt haben, wahrscheinlich die Vorfahren der späteren Prussen. Ihrer Cultur bezeugen wir in diesen Grabstätten. Da die aufgefundenen Armbrustspitzenfibeln nur in Altpreussen, östlich der Weichsel bis nach Ostpreussen hinein vorkommen, so ist es höchst wahrscheinlich, dass diese ein heimisches Product der Metallindustrie der Esten sind — Vortr. schlägt den Namen Estenfibeln vor —, ebenso wie die fibrigen auf dem Grabhügel gefundenen Metallarbeiten. Die Ornamentik ist eigenthümlich, von der römischen durchaus abweichend. In Ostpreussen verbinden sich mit dieser einheimischen Cultur die Artefacte der germanischen Völkerwanderungszeit, die großspitzen Fibeln (von Heydeck in Danne, Kr. Wartenburg, gefunden) und zusammen mit diesen die Scheibenfibeln — Schmuckgegenstände, die in Skandinavien, in ganz Deutschland, in Ungarn und Russland zu Tage getreten sind und in ihren phantastischen, verschlungenen Arabeskenformen schon von Lindenschmit als eine originale germanische Kunstform erkannt worden sind. Diese Gegenstände sind von Ostpreussen her nach dem Norden nach Skandinavien gekommen; und einige Scheibenfibeln hat auch der Silberberg bei Lenzen gebracht, jedoch ist kein Stück der erwähnten großspitzen Fibeln bis in die Elbinger Gegend gelangt. Interessant war der Zusammenhang des vom Vortr. gleichfalls im Juli d. J. untersuchten prähistorischen Graberfeldes bei Serpien, Kreis Hühning, mit dem obigen auf dem Silberberge. Vortr. deckte dort 20 Grabstellen auf, ähnlich gebaut, wie die auf dem Silberberge, doch mit äusserst spärlichen Beigaben, nur Fragmenten von eisernen Messern und Schablen, Thonscherben, Bernsteinstückchen und einer ungeschickt gearbeiteten Bernsteinperle. Das Grabfeld scheint erheblich jünger zu sein als das auf dem Silberberg und in eine Zeit zu fallen, als die Cultur in unserer Gegend im tiefen Verfall war, wo man sich nur noch einige ganz notwendige Eisengeräthe fertigte, vielleicht die Zeit Ende des 6. und das 7. Jahrhundert nach Christi. — Zur Illustration des Vorgelegenen diente eine kleine Ausstellung der wichtigsten der Original-Foundobjects von beiden Graberfeldern. — Herr Dr. Ueblich schliesst an den Vortrag eine kurze Mittheilung an dem Reisebericht des dem 9. Jahrhundert angehörenden dänischen Seefahrers Wulfstan a. über Land und Leute des unteren Weichselgebietes, also über das Land, aus dem die demonstrieren Funde stammen.

Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensees.

Von v. Tröllsch.

Keiner von den in vorgeschichtlicher Zeit in unser Land eingewanderten Volkstümmen bietet so grosses wissenschaftliches Interesse, als die Bewohner der Pfahlbauten des Bodensees. Dank der jahrelangen, mühevollen Bestrebungen verdienter Männer kennen wir am schwebischen Meere 60 solcher Ansiedlungen und besitzen in unseren Museen viele Tausend von Pfahlbauartefakten aller Art aus Stein, Bronze u. s. w. Trotzdem aber besteht in unserem Wissen noch eine empfindliche Lücke, da wir (ein paar Stationen ausgenommen) keiner-

lei Aufzeichnungen von den bunlichen Ueberresten dieser Pfahlbauten besitzen. Es ist daher im Interesse unserer Landeskunde dringend geboten, dass der längst gehegte Wunsch einer genauen topographischen Aufnahme der Baureste aller Bodensee-Ansiedlungen in Bälde zur Ausführung komme. Ohne uns mit Einzelheiten zu befassen, erlauben wir uns, in Kürzen unsere Ansichten über die Ausführung dieses Unternehmens mitzutheilen. Da dasselbe vor Allem gröstzmögliche Genauigkeit erfordert, ist auch die Annahme eines möglichst grossen Massstabes nöthig, der erlaubt, dass auch die kleinsten Theile von Bauresten in die Pläne eingetragen werden können und z. B. die Pfähle mindestens im Durchmesser von $\frac{1}{2}$ m erscheinen. Es ist deshalb auch erforderlich, dass jede Pfahlbaustation auf einem besonderen Blatte eingezeichnet wird. Von den Ufern sind die Linsen heim höchsten und niedersten Wasserstand auszugeben und von da aus die genaue Entfernung und Lage der Station. Um, soweit es die noch vorhandenen Ueberreste erlauben, ein möglichst richtiges Bild von der Form und Grösse jeder Station zu erhalten, ist namentlich die genaue Angabe der äussersten Pfähle von Werth. Es wäre ferner zu achten auf etwaige Absehnitte in den Pfahlröhren und auf die Stellen einstiger Wohnhöhlen, die sich vielleicht jetzt noch durch weitere, bessere Gruppierung der Pfähle bemerklich machen. Auch Reste von Verbindungs- und Langgestängen sind anzugeben. Einmessen wären ferner die Lagen aller andern Baureste, wie Querhaken, Grundschwelle, Theile vom Estrich, von den Seitenwänden, von der Bedachung, von etwa aufgefundenen Thüren, Fensterlaken u. s. w. (wie man sie in Hohenhausen und Schaffis in der Schweiz fand). Von allen solchen Ueberresten wären ausserdem, so lange sie noch feucht sind und ihre ursprüngliche Form und Grösse besitzen, genaue Zeichnungen mit Querschnitten in einem Massstab zu entwerfen, der jeden Theil deutlich erkennen lässt. Sodann wären solche Ueberbleibsel möglichst zu conserviren und im Rosgarten-Museum in Constanz, als dem Centralpunkt der Pfahlbausammlungen am Bodensee aufzubewahren. Auch von besonders hehnenen Pfählen wären Zeichnungen anzufertigen. Bei Pfahlbauten, die auf sog. Steinbergen errichtet sind, wäre von letzteren der Umfang und die Höhe und wömglich auch ein Querschnitt anzufertigen. Im Interesse der Pfahlbauordnung ist ferner die Angabe aller am Ufer und an gewissen Stellen im Wasser vorkommenden Flurnamen, wie z. B. der Flurname „Burg“ an der Stelle der Pfahlbauten bei Hagau oder von Sagen, wie z. B. der einer verankerten Stadt an der Stelle des berühmten Pfahlbaus im Steinhäuser Ried bei Schussenried. Auch volkstümliche Bezeichnungen jeder Art, die etwa in der Umgebung einer Pfahlbaustation gebräuchlich sind, wären an der betreffenden Stelle in den Aufnahmeblättern zu notiren. Betreffs der Reihenfolge der Aufnahme der Pfahlbauten dürfte es sich empfehlen, vor Allem diejenigen zu vermessen und einzzeichnen, deren Pfähle in oder ausser dem Wasser sichtbar sind, da dieselben ferner überdies allen möglichen Zerstorungsarten ausgesetzt sind. Eine weitere im folgenden Jahre zu lösende Aufgabe wäre, mittels Baggerung die Stellen der verschulmeten etc. und daher nicht sichtbaren Pfahlbauten zu erforschen, deren Vorhandensein durch eine Menge von den Wellen an das Ufer geschwemmter Pfahlbaugegenstände constatirt ist, wie z. B. bei Immenstadt und Muzzell. In gleicher Weise wäre später in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch diese oder jene Untiefe im See, z. B. der „Schächener Berg“ bei Lindau i. B., Ueberreste von Pfahlbauten enthält. Bekanntlich entdeckte man solche auf 3 bei

schränken, da der andere zur Zeit auf einer Ausstellung in Nürnberg sich befindet.

Die Ringe sind größer als die Trankkirchner: der äussere Durchmesser = 16, der innere im Lichten = 8,5 cm, so dass auf den Dorn des Ringrautes selbst etwa 3,8 cm kommen. Das Gewicht des einen beträgt 432 g, des anderen ca. 460 g. Auch sie zeigen die 4 Eisenrostflecke an den entsprechenden Stellen; auch ihr Schmuck besteht in 4 Reihen Würfelaugen; die Vierecksring durch Linienbänder fehlt. Nun ist Folgendes auffallend. Die 3 inneren Reihen von 29, 33, 39 Würfelaugen zeigen 3 stark vertiefte, konzentrische Kreise um ein 2 mm im Durchmesser haltendes Grübchen. Die 4. Reihe dagegen, die sich nur ganz wenig oberhalb der Peripherie des Hohlringes befindet, zählt 41, ursprünglich wohl ebenso gebildete Würfelaugen, die jedoch im Gegensatz zu den hoch, schmal und scharf ausgeprägten Rändern der 3 inneren Kreise niedrig, breit, verflacht, fast verschwommen erscheinen, als seien sie durch irgend welchen langjährigen Gebrauch abgewetzt. Das Grübchen ist beinahe zum vertiefen Punkt geworden, manche Augen sind nur noch schwach sichtbar. Zu bemerken ist noch eine, auch von Dr. M. v. Lepkowski Unregelmässigkeit der Ornamentierung: im 3. und im 4. Umlauf blieb noch ein Raum übrig, der für ein dreifaches Auge nicht mehr ganz ausreichte; deshalb wurden in diesen Platz je 2 über einander stehende Augen mit einem Ring angebracht. Wir zählen demnach die Summe von 141 grossen und 4 kleinen = 145 Würfelaugen.

Die untere Seite der Ringe trägt kein Ornament, zeigt aber an beiden Ringen je 2 einander gegenüberliegende Löcher von unregelmässiger Ovalform 10:8 mm, an den Rändern mit etwas roher Verzierung in strahlenförmigen, möglichst gleichmässigen Einkerbungen. Erreichlich wurden diese Löcher eingeschlagen, um den Thonkern aus dem Innern so entfernen, was bei einiger Geduld mit einem Dorn oder Draht von Metall leicht geschehen konnte. Die halbseitige Regelmässigkeit der Kerbung weist ein zufälliges Aufbrechen des ziemlich starken Metallrusses (1—1,5 mm) ab, lässt vielmehr die Absicht erkennen, die Öffnung mit einer Art Verzierung zu versehen. Die Entfernung des schweren Inhaltes sollte den Ring, der, wie erwähnt, auch jetzt noch ein stabiles Gewicht hat, an ein bedeutende, nutzlose Last erleichtern. Darin liegt wohl ein Fingerzeig für irgend welche Verwendung des Hohlringes, womit wieder die unverkennbare Abnützung des äussersten Ornamentkranzes übereinstimmen dürfte.

Nun gewinnen aber beide Längsfelder Ringe ein ganz besonderes Interesse dadurch, dass beide verletzt waren und ausgebessert worden sind, der eine in geringem, der andere in auffallendem Masse. Die Beschreibung des letzteren kann hier genügen.

An einer Stelle der Peripherie ist ein 11 cm langer, 8 cm breiter Streifen erneuert und zwar zweimal erneuert in der Art, dass in das ursprüngliche Metall ein neues Stück, dann wieder in dieses ein zweites Stück eingesetzt worden ist. Auf den ersten Blick unterscheiden sich diese Ergänzungen von dem Original in der Farbe. Diese ist sonst überall das durch die grüne Patina durchschimmernde Goldbrunn der Bronze; die Ergänzungen dagegen zeigen ein dickes, andurchscheinendes Blaugrün. Es ist, als hätten die Metalle verschiedene Legierungen gehabt, so dass auch die Oxydation sich verschieden gestaltete.

Dieser in der Farbe also scharf abgegrenzte Streifen ist mit dem ursprünglichen Metall besonders auf der unteren Seite sehr innig verbunden; an anderen Stellen

aber zeigt sich ein ganz feiner Spalt zwischen beiden Theilen. Ringe um den Rand der Reparatur gewahrt man auf dem originalen Ring zahlreiche, 1—3 mm lange, spitzenförmige Einkerbungen. verteilte Anschnitte aus der Oberfläche, und in diese griffen, von dem eingesetztsten Metall ausgehend, ebenso gestaltete blaugrüne Zänglein ein. Manche davon sind ab- oder ganz ausgebrochen, so dass die Kerbungen darunter wieder sichtbar werden. Wie weit sich die erste Reparatur erstreckte, ist nicht mehr wahrnehmbar; denn nach einer Strecke von 2 cm in der Mitte, 3 cm an beiden Rändern, greift ein spitzenförmiges Metallstück mit den nämlichen Zänglein in ähnliche Kerbungen der ersten Reparatur ein in der Länge von 9, resp. 8 cm. Der obere und untere Rand der beiden Reparaturen verläuft in gleicher Linie. Der Vorgang selbst ist wohl in der Weise zu erklären, dass, nachdem die Kerben an der auszubessernden Stelle eingeschritten waren, auf das erhitzte Metall, das vielleicht noch die harte Unterlage des Thonkerns hatte, ein zweites, ebenfalls glühendes Stück aufgelegt und durch Hämmern, Ziehen, Streichen nach Möglichkeit mit dem ursprünglichen Metall verbunden wurde, wobei sich die angeschnittenen Kerben mit dem aufgelegten Metall füllten und somit eine Verbindung herstellten. Natürlich musste dazu eine nachträgliche Polirung und Gravirung erfolgen. Diese ist deutlich wahrnehmbar. Mehrere Würfelaugen der 3. Reihe sind mit ihrem äussersten Ring in die Bruchgegend gekommen; 2 davon erhielten Kerbungen und die blaugrüne Füllung derselben ragt in den äussersten Umgang des Würfelauges hinein. Da ist die Kontur dieses Ringes aber das Zänglein hinweggeführt, die Gravirung des neuen Metalles also so das schon vorhandene Ornament angeschlossen. Ferner geht die Quersicht sowohl der 1. als der 2. Reparatur je über ein Auge des ursprünglichen Gusses, resp. des zuerst eingesetzten Stückes; beidemals ist in das vorhandene Stück die Kerbung eingeschritten oder eingefeilt, das neue Metall legte sein Zänglein darüber und die Hand des Graveurs so dann die 3 Ringe des betreffenden Würfelauges, nicht so ganz glücklich. Denn bei dem ersten Auge scheint das Instrument ausgeglitten zu sein und verursachte einen tiefen Schnitt in das ursprüngliche Metall, 4 mm lang, in der Richtung der Tangente; bei der 2. Reparatur gelang die Handlung nicht so schön wie sonst. Auch eines der erwähten kleinen Augen mit 1 Ring, welches zwischen der 3. und 4. Reihe liegt, wurde von der Reparaturlinie durchschnitten; es zeigt ebenfalls ein zur Hälfte ausgebrochenes Zänglein des neuen und darunter die Kerbe des alten Metalles, und die neue Hälfte des Ringes ist in der Gravirung etwas so breit gerathen. Diese kleinen Unregelmässigkeiten wird aber nur das scheidende Auge bemerken; im ganzen ist die Sorgfalt und Genauigkeit zu bewundern, mit der die Ornamentierung wiederhergestellt ist. In ihnen liegt zugleich m. E. ein Beweis für die nachträgliche Gravirung mit der Hand; das Einschlagen der Muster mit einer Patze in die ergänzten Theile liess die Ornamente viel unsicherer erscheinen und hätte den Bestand des immerhin etwas defekten Ringes leicht gefährdet.

Auch die Würfelaugen der zwei eingesetzten Stücke erscheinen abgeschwächt, besonders die der ersten Reparatur, so dass man unwillkürlich auf die Vermuthung eines längeren Gebrauches des Ringes auch nach der Wiederherstellung kommt. Diese Vermuthung wird ja ohnehin von der zweimal vorgenommenen Ausbesserung unterstützt, denn sichtlich lag dem Verfertiger

oder Besitzer an der Integrität seines Ringes. Und die grosse Sorgfalt, die sich in der Ausbesserung und nachträglichen Aussechtung des Gegenstandes zeigt, spricht für die Werthschätzung, die man von solchen Hohlringen geteilt haben muss. Ob die Ausbesserung sofort nach dem Guss notwendig wurde oder später erfolgte, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich zu letzterer Annahme neige, da die 6 1/2 Würfelingen der 2. Reparatur den Eindruck besserer Erhaltung, also geringerer Abnutzung machen.

Vielleicht tragen die hier niedergelegten Beobachtungen bei zur Lösung oder wenigstens zur näheren Beleuchtung der Frage nach der Bestimmung der rüth-schaften Hohlringe. Dr. Mneb, der die Anregung zu unserem Bericht gegeben, möchte „an Weibgaben denken, die für die Ausstattung des Grabes oder anderer Cultstätten dienten“. Der Verfasser vermag sich dieser an sich ansprechenden Vermuthung auf Grund seiner Wahrnehmungen nicht anzuschliessen, stimmt aber mit dem Kenner der prähistorischen Metallzeit in dem Urtheil überein, dass die hier beschriebenen Hohlringe ein bereites Zeugnis abgeben von der stannenen Kunstartfertigkeit der metallurgischen Betriebsamkeit einer längstvergangenen Kultur*.

Literatur-Besprechung.

Dr. Karl Ranke, Muskel- und Nerven-Variationen der dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus der Primaten. Archiv für Anthropologie. Bd. XXIV. 1896. S. 117—144 mit 2 Tafeln.

Der Trochanter tertius vom entwicklungsge-schichtlichen Standpunkte eine typisch menschliche Excessbildung.

Von Dr. R. Lehmann-Nitsche.

Die ganze Frage vom Trochanter tertius¹⁾ hatte eine wesentliche Vertiefung erfahren, als von Török²⁾ ihn nicht isolirt, sondern im Zusammenhang mit der übrigen Insertionsfläche des grossen Gesässmuskels betrachtete und so 3 einfache und, die Combinations-

formen mitgerechnet, insgesamt 7 Typen mit allen Uebergängen von einem zum andern aufzählen konnte, in welche sich die verschiedenen Insertionsarten unterbringen liessen. Durch seine wie auch durch spätere Untersuchungen³⁾ zeigte sich nämlich, dass er allein äusserst selten, viel häufiger in einer der Combinationsformen vorkomme und dass es nicht angebracht sei, ihn aus dem Zusammenhange herausgerissen zu betrachten, da er nichts anderes ist als eine mehr oder minder starke Anschwellung, in welche die einfache Insertionsrauigkeit des M. gluteus maximus proximalwärts mitunter anslauf und die als einen Trochanter tertius anzusprechen oft dem Belieben des Einzelnen überlassen bleibt.

Die Ursachen der Variabilität der Insertionsstelle, welche ihre markantesten Formen im Trochanter III und der Fossa hypotrochanterica aufweist, waren damit freilich noch lange nicht aufgeklärt. Abgesehen von den wenigen, welche darin, speciell im Trochanter tertius, atavistische Ueberbleibsel sahen, die sich durch Vererbung erhalten hätten, wurde die Verschiedenheit der Ansatzstelle auf Muskelwirkung, verschiedene je nach den Gewohnheiten und Accomodationsweisen der einzelnen Völker⁴⁾ zurückgeführt, und nachdem erst jüngst wieder auf die Gestalt des Knochens als den Ausdruck seiner mechanischen Function hingewiesen,⁵⁾ liegt es nahe, die Bildung solcher Varietäten anschliesslich als Muskelwirkung, als „functionelle Accomodation“⁶⁾ zu erklären, obgleich die ausserordentlich ausgesprochenen Wirkungen der Muskulatur, Fossa hypotrochanterica und Trochanter tertius, sich auch recht häufig an kleinen schwächlichen, mütterlichen wie weiblichen Knochen vorfinden.

Mit Freuden begrüsst werden muss daher eine Arbeit, welche geeignet erscheint, Aufklärung in diese Fragen zu bringen. Dr. Karl Ranke, Assistent am anatomischen Institut der Universität München, gegenwärtig auf Reisen in Brasilien, studierte an Präparaten des Menschen und 14 niederer und anthropoider Affen die dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus, also den Nervus gluteus superior, inferior und peroneus sowie die von ihnen versorgten Muskeln.⁷⁾ Von besonderem anthropologischem Interesse ist nun derjenige Abschnitt, welcher sich mit dem N. gluteus inferior und dem von ihm versorgten M. gluteus maximus befasst. Wie Verf. im ganzen Verlauf seiner Untersuchungen zeigt (Verf. des Näheren sei auf seine Arbeit hingewiesen), stehen Muskel und der ihn versorgende Nerv in innigstem entwicklungsgezeichnetem Zusammenhang, „erst die Kenntnis des versorgenden Nerven giebt die Vollständigkeit des formalen Bildes eines Muskels.“ Dabei besteht aber eine selbständige Variationsfähigkeit nur der Muskel, dem Nerven kommt solche nicht zu, „er verankert seine Form lediglich in den Differenzierungen und Wanderungen der versorgten Muskeln und der Zusammenfassung durch die umgebenden Gewebe“. Der Nerv spielt also bei einer Wanderung eine durchaus passive Rolle, während der Muskel activ daran beteiligt

¹⁾ Lehmann-Nitsche, Beitr. z. Anthr. n. Uyg. Bayerns, Bd. XI, 1895, S. 230, 245.

²⁾ Virchow, Correspond.-Bl. d. m. d. A. 1864, S. 128.

³⁾ H. H. Hirsch, Die mech. Bedeutung der Schenkelbeine. Berlin 1895.

⁴⁾ Martin, l. c. (Arch. f. Anthr.).

⁵⁾ Dr. Karl Ranke, Muskel- u. Nervenvariationen der dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus der Primaten. Arch. f. Anthr., Bd. XXIV, 1896, Heft 1 u. 2, S. 117—144.

¹⁾ Literaturzusammenstellung bei Costa, Il terzo trochanter, la fossa hypotrochanterica etc. Arch. per l'antrop. e la etnol. XX, Vol. 3, 1890, S. 269—306. S. ausserdem (dort nicht angegeben) Waldeyer, Correspondenzbl. d. d. Anthr. Ges. 1879, No. 11, S. 152. Först, Arch. f. Anthropologie 1881, XIII, Bd., S. 821. Albrecht, Correspondenzbl. d. d. Anthr. Ges. 1884, No. 10, S. 99, 100, von Török, Albrecht, ebenda S. 122, 123. Martin, Arch. f. Anthr. 1894, XXII, Bd., S. 196. Vierteljahrsschrift der naturforsch. Ges. in Zürich, 87. Jahrg., Heft 3—4, 1892, S. A. S. 10. Koganei, Beitrag zur phys. Anthr. der Aino, Tokio 1898, S. 107. Arch. f. Anthr. 1894, XXII, Bd., S. 591. Treves, Journ. of anat. and phys., Vol. XXI, 1887, P. u. F. Sarasin, Ergebn. naturw. Forsch. auf Ceylon. III, Bd., Die Weddas auf Ceylon etc. Wiesbaden 1892 bis 1893, S. 293. Schmidt, Anthr. Methoden, Leipzig 1886, S. 208. Ranke, Der Mensch, 2. Aufl., I. Bd., S. 442. Virchow, Verh. d. Berl. Anthr. Ges. 1852, S. 451; 1854, S. 396; 1896, S. 145. Waldeyer, ebenda 1896, S. 156. Virchow, Altzoj. Gräb. n. Schäd. Berl. 1882, S. 96, 46, 47, 95, 97, 107, 118, 116, 120, 123.

²⁾ Anat. Anzeiger, I. Jahrg. 1896, S. 169 ff.

ist, natürlich abhängig vom Skelet, aber doch mit einem gewissen Spielraum.

Solch eine Wanderung proximalwärts zeigt uns auch, wie K. nachweislich der *Musculus gluteus maximus* in der Reihe von den niederen Affen bis zu den Anthropoiden und dem Menschen.

Was zunächst seinen Ursprung am Beckengürtel anlangt, so sind daran beteiligt: bei sämtlichen Affen gleichmäßig die *Fascia glutea* und *Imbithoracica*; in verschiedener Zahl die Caudalwirbel: bei *Hylobates* und *Cebus apella* nur der vorderste, bei zwei *Cynopithecini* die zwei vordersten, bei *Callithrix* die drei vordersten Caudalwirbel, bei *Gorilla*, *Chimpanse* und Orang sämtliche Steißbeinwirbel; das *Ligamentum tuberosarum* ausserdem bei *Gorilla*, *Chimpanse* und *Hylobates*. Beim Menschen zeigt das Ursprungsgebiet ziemliche Verschiedenheiten; *Fascia Imbithoracica* sowie die Caudalwirbel dienen nur gelegentlich zum Ursprung, constant nur *Ligamentum sacrotuberosum*, der das Foramen ischiadicum begrenzen-
de Seitenrand des Kreuzbeins und die *Area glutea maxima ossis* (d. h. also weiter proximalwärts hinaus gelegene Gebiete).

Dem entsprechend zeigt nun auch der Muskel bei seinem Ansatz am Oberschenkel die Tendenz proximalwärts heraufzurücken, allerdings hier anscheinend nicht so ausgesprochen wie an seinem Ursprungsgebiet und nicht so übersichtlich, da die Verhältnisse dadurch complicirter werden, dass die *Fascia lata* gewöhnlich mit ihr in Insertion hineingeeht, und in verschiedener Weise daran beteiligt ist. Es setzt nämlich bei Lemur der Muskel ohne jeglichen Zusammenhang mit der *Fascia* an beinahe die ganze Femurlänge an; bei den *Cynopithecini* fast ausschließlich an die *Fascia*. Bei *Cebus*, *Callithrix*, *Gorilla* und *Chimpanse* (wo übrigens wie bei Orang und *Hylobates* K. auf die Beteiligung der *Fascia* nicht näher eingeht) reicht sein Ansatz bis zum *Condylus externus* herab, nachdem er sich im unteren Drittel des Femur früher oder später in einen Sehnenzug verwandelt. Bei *Hylobates* nimmt er die obere Hälfte des Femur ein und beim Orang nähert er sich sehr den menschlichen Verhältnissen, wo bekanntlich der obere Theil der Endsehne in die *Fascia lata* ausläuft, ihr unterer Theil ganz proximal an der *Tuberositas glutealis* angriff.

Die Wanderung der distalen Muskelportion am Femur correspondirt also nicht genau mit der der proximalen Portion am Becken, so dass man in der Reihe der Affen zum Menschen keine strenge Stufenleiter aufstellen kann. Nur allgemein kann man von den niederen zu den höheren diese Wanderung constatiren. Dies scheint vielleicht mit der verschiedenen Beteiligung der *Fascia lata* an der Insertion in Zusammenhang zu stehen. Ob und inwieweit dabei die Abspaltung einer besonderen Muskelportion am distalen Ende bei *Hylobates*, den Anthropoiden und dem Menschen, welche sich dann allmählich dem langen *Biceps* kopfe als kurzer Kopf anlagert (was K. zuerst nachgewiesen, da überdies dieser kurze Kopf vom *N. gluteus inferior* wie der *M. gluteus maximus* innerwärts) — mit in Frage zu ziehen ist, muss vorläufig dahingestellt bleiben.

Die Masse des Muskels nimmt allmählich, entsprechend der Vergrößerung seines Ursprungsgebietes, zu, sodass er beim Menschen zum stärksten Gesäßmuskul geworden, was bei den Affen der *gluteus medius* ist.

Dem entsprechend wird auch der ihn versorgende *N. gluteus inferior* allmählich stärker, der übrigens durch seine rückläufige Bewegung nach seinem Austritt aus dem Foramen ischiadicum majus einen weiteren deutlichen Beweis für die Wanderung seines Muskels, an der er passiv theilgenommen, liefert.

K. ist bei seinen Untersuchungen auf die Variationen am Ansatzgebiete am Femur nicht eingegangen. Und doch scheinen diese nun dadurch der Deutung außer gerückt: Der *Gluteus maximus* wird in seinem Bestreben, proximalwärts zu wandern, seine Insertionsfläche am Femur möglichst weit proximal zu verlegen suchen; durch seine Volumenzunahme wird aber zugleich eine Vergrößerung derselben notwendig werden. Beide Factoren werden also in Combination miteinander und in Einklang mit den mechanischen Principien der insertionsfläche beeinflusst.

Die Ursachen dieser Wanderung und Volumenzunahme scheinen hauptsächlich in einer Veränderung der Beanspruchung des Muskels gegeben zu sein; bei den niederen Affen mehr Schwanzschenkelmuskel (*Kanke*) dient er weiterhin dazu, den Oberschenkel im Hüftgelenk zu drehen, um beim Menschen ausserdem den Knopf auf dem Beine zu fixiren, was beim aufrechten Gange desselben zur Nothwendigkeit geworden ist. Die veränderte Inanspruchnahme wird sich also auch an der insertionsfläche nachweisen lassen; beispielsweise würde sich speciell die Vergrößerung am proximalen Ende der *Tuberositas glutealis* (*Trochanter III*) mechanisch dadurch erklären lassen, dass die Wirkung des Zuges, der am Oberschenkel an einer longitudinalen Linie angreift, proximal am stärksten ist. So kommt also secundär eine Bildung zu Stande, die primär als Homologon bei niederen Säugethieren vorhanden ist.

Wir stehen daher nicht an zu erklären, dass die Ursachen, welche beim Menschen zum aufrechten Gang geführt haben, auch die Wanderung und Volumenzunahme des betreffenden Muskels, entsprechend seiner veränderten Inanspruchnahme damit aber auch die verschiedenen Variationen seiner Insertion am Femur bewirkt haben und letztere so als typisch menschliche Excessbildungen ohne Schwierigkeit zu erklären, wie es J. Ranke bloss auf Grund der schon lange bekannten Volumenzunahme Naget thaus.

Hugo Hieronymus Hirsch, Die mechanische Bedeutung der Schienbeinform. Mit besonderer Berücksichtigung der *Platyknemie*. Ein Beitrag zur Begründung des Gesetzes der functionellen Knochengestalt. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rudolf Virchow. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1895. 128 S., mit 24 Fig. u. 3 Taf.

Trotzdem schon 1870 Julius Wolff in seiner berühmten Abhandlung: „Ueber die innere Architectur der Knochen“ den Satz aufgestellt hatte, dass „überall die Knochen einen ihrer (mechanischen) Inanspruchnahme entsprechenden architectonischen Aufbau besitzen“, herrschten doch betr. der Knochen-Knochengestalt immer noch unklare, verschwommene Ansichten, da dieser Satz eben direct zunächst nur für die Spongiosa bewiesen war. Eine Analyse der *Compacta* fehlte bisher. Diesem Postulate ist H. nachgekommen. Er weist zunächst die Ansicht zurück, dass der Druck anliegende Weichtheile auf die Form des Knochen von Einfluss sei — als ob etwa ein Zerschneiden der Knochen stattfindet — und wählt zur Darlegung, dass

lediglich die functionelle mechanische Beanspruchung in Betracht komme, sie allein die feinere Anbildung des Knochens bewirke, nachdem die Vererbung „gleichsam in groben Zügen von vornherein die Umrisse des Skelettes festgelegt“, die Tibia. Er weist mathematisch nach, in welcher Weise sie in den drei wesentlichsten Körperstellungen mechanisch in Anspruch genommen wird und zeigt, dass die Momente, welche für sie charakteristisch sind, nämlich der rechtwinklig-dreieckige Querschnitt im distalen Theil und die proximalwärts zu Gunsten des Tiefendurchmessers erfolgende Umfangszunahme, nur den Ausdruck dieser ihrer mechanischen Beanspruchung (Biegungsbeanspruchung lateral- resp. sagittalwärts) darstellen. Aus der Anbildung dieser beiden Momente, spec. des letzteren, des wesentlicheren, da die Biegungsbeanspruchung sagittalwärts die weitaus größere ist, kann man also auf den Gebrauch der betr. Extremität und umgekehrt deren Leistungsfähigkeit einen Schluss ziehen. Tibien nun, welche das Hauptcharacteristicum, den proximalwärts wachsenden Tiefen-Breiten-Index (wosu dann noch in Ergänzung eine größere Stärke der vorderen und hinteren Querschnittswandung an der Grenze von oberem und mittlerem Diaphysendrittel sich gesellt) in erhöhtem Grade aufweisen, sind „platycnem“. Die Ursache der Platycnemie liegt aber nach Verf. ausschließlich in gesteigerter Thätigkeit der unteren Extremität und die höchsten Grade, wie sie nur bei Natur-

völkern vorkommen, sind auf eine excessive Beanspruchung derselben, auf die wilden Tänze dieser Völker zurückzuführen.

An dem Beispiel der Tibia hat Verf. in klarer, systematischer Weise nachgewiesen, dass die Gestalt eines Knochens im Wesentlichen durch seine Function bedingt werde, wie dies nach dem Gesetze der Organprojection von vornherein an erwarten war (Kapp, Philosophie der Technik). Dies ist der eigentliche Kern der ganzen Arbeit. Nur sieht Verf., verleitet von seinen mathematischen theoretischen Entwicklungen, in der Function den einzigen Factor und hält damit die ganze Sache für abgeschlossen, bestreitet, dass die Vererbung mehr bedinge als die „Anlage in groben Zügen“ und erwähnt andere Factoren, die von Einfluss sein könnten, überhaupt nicht. Ob diese nicht aber doch noch als secundäre, wenn auch noch so geringe Momente auch bei der „feineren Ausbildung“ mit in Betracht zu ziehen sind, ist immer noch zu erwägen, muss aber vorläufig dahingestellt bleiben. Hier gerade wird die eigentliche osteometrische Untersuchung einzusetzen haben, um auf der von der mathematischen Analyse erst angedeuteten Bahn weiterzuforschen und das Dunkel, das um die Geheimnisse vom Wachstum und der Entwicklung des Organismus lagert, aufzuklären!

Lehmann-Nitsche.

Verschiebung des von der deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz.

Basel und Bern am 28. Juli 1896.

Hochgeehrter Herr!

Die Direction des Landesmuseums in Zürich hat sich geweiigert, die Sammlungen im Jahr 1897 von der deutschen anthropologischen Gesellschaft besichtigen zu lassen, weil die Aufstellung bis dahin noch nicht vollendet sein wird.

Der Vorschlag einer Separatausstellung aus der Stein-, Bronze- und La Tène-Periode wurde nicht angenommen. Ueberdies haben die antiquarische und die ethnographische Gesellschaft in Zürich den Zutritt zu ihren Sammlungen bei Gelegenheit des Congresses im Jahr 1897 abgelehnt.

Dadurch sind ausserordentliche Schwierigkeiten entstanden. Sie haben das Comité veranlasst, den Congress und die Rundreise der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu verschieben. Unter solchen Umständen wird auch die Herausgabe der Festschrift, welche die anthropologischen, ethnographischen und urgeschichtlichen Sammlungen der Schweiz aufführen sollte, zur Zeit überflüssig.

Wir bedauern dies auf's tiefste, sehen uns jedoch ausser Stande, die Schwierigkeiten zu überwinden und die bereits begonnene Schrift zu vollenden.

Wir müssen also leider die Ausführung dieses wichtigen literarischen Unternehmens unterlassen, was wir Ihnen hiermit ergebenst mittheilen.

Zugleich sprechen wir Ihnen den verbindlichsten Dank aus für die Unterstützung, die Sie der Herausgabe der Festschrift in so ausserordentlichem Grade zu theil werden liessen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Prof. Dr. Kollmann.

Prof. Dr. Studer.

Der Redacteur der Festschrift:

Leo Frobenius.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 28. Juli 1896.

Wir erhalten soeben die erschütternde Trauerkunde:

TODES-ANZEIGE.

Verwandte, Freunde und Bekannte setzen wir hiedurch in Kenntniss von dem am Dienstag den 25. ds. Morgens 2 Uhr nach kurzem, aber schwerem Leiden in Tutzing erfolgten Tode unseres lieben Gatten, Vaters, Schwiegervaters und Grossvaters

HERRN

DR. NICOLAUS RÜDINGER

o. ö. Professor an der Universität,

k. Conservator der anatomischen Anstalt, o. Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften,
Inhaber des Verdienstordens v. hl. Michael III. Kl., Ritter des bayer. Militär-Verdienstordens I. Kl.,
Inhaber der Kriegsdenkmünze für 1870/71, Ritter des eisernen Kreuzes II. Kl. a. u. E.

München, den 25. August 1896.

DIE TRAUERNDEN HINTERBLIEBENEN.

Die Beerdigung findet statt Donnerstag den 27. ds. Mts. Nachmittags 5 Uhr auf dem südlichen Friedhofe, der Gottesdienst Freitag den 28. ds. Mts. Vormittags 9 Uhr in der alt-katholischen Kirche, Kaufbachstr. 47.

Der Hintritt erfolgte ganz unerwartet. Erst am Morgen des Sterbetages selbst brachten die Münchener Neuesten Nachrichten die Notiz:

Erkrankung. Wie wir mit lebhaftem Bedauern vernehmen, ist der berühmte Anatom, Universitätsprofessor Dr. Nikolaus Rüdinger, in Tutzing, wo er zum Sommeraufenthalt weilte, an einer Blinddarmentzündung bedenklich erkrankt. Die Aerzte befürchteten das Schlimmste.

Die nächste Nummer brachte die Todesnachricht.

Für die deutsche Anthropologie bedeutet das Abscheiden Rüdinger's den Verlust eines ihrer ersten und glücklichsten wissenschaftlichen Vorkämpfer, die Münchener anthropologische Gesellschaft verliert an ihm ihren langjährigen hochverdienten Vorsitzenden.

Wir Freunde weinen an dem Grabe eines Unersetzlichen.

J. Ranke.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier

vom 3. bis 7. August 1896

mit Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Nach stenographischen Anzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

I.

Wissenschaftliche Verhandlungen der XXVII. allgemeinen Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: R. Virchow, Eröffnungsrede. — Begrüßungsreden: Regierungspräsident von Anser, Adjunkt Serr, Professor Dr. Harter, Kreismedicinalrath Dr. Karsch, Gymnasialrektor Ohlenschläger, dazu R. Virchow. — J. Ranke: Wissenschaftlicher Jahresbericht. Dazu R. Virchow. — Weismann: Rechenschaftsbericht. Wahl des Rechnungsausschusses. Etat. — Ohlenschläger, Postchriften von Professor Dr. A. Herrmann in Budapest.

Der Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. **Rudolf Virchow**, eröffnet die Versammlung mit den Worten: Hochverehrte Anwesende! Herr Präsident!

Wir kommen, wie gewöhnlich, mit einer reichen Ausstattung an neuen Erfahrungen, wenn wir einen Rückblick werfen auf das vergangene Jahr. Wenn wir dagegen anschauen auf das, was die nächste Zeit bringen wird, so gerathen wir in Verwirrung; denn die Masse desjenigen, was an die Anthropologie heranströmt, die Mannichfaltigkeit

der Gegenstände und Interessen, welche sich um uns sammeln, ist so gross, dass es auch uns etwas schwer wird, uns zurecht zu finden und für Alles einen gemeinsamen Boden zu finden. Die Ungeduld der Menschen überbügelt fast immer unsere Leistungen. Jeder will die endliche Lösung der Probleme sehen, mit denen wir beschäftigt sind, jeder will hineinschauen in unsere Arbeit und schon vorweg vermuthen, was werden wird. Dabei rücken die Frager gewöhnlich an die höchsten Probleme der Menschheit heran, und dazu will jeder in jedem

Augenblick eine Antwort haben. Seit langer Zeit, kann ich wohl sagen, ist nicht so sehr auf unserem Gebiete gekämpft worden, wie gerade im letzten Jahre. Wenn wir dann in die kommende Periode hinausblicken, so ergibt sich sofort, dass wir in einer grösseren Verwirrung seit langer Zeit nicht gewesen sind; es bedarf daher nicht bloss ernster Arbeit, sondern auch einer sehr grossen Kaltblütigkeit, um inmitten so vieler Ansprüche und sich kreuzender Meinungen einen festen Kurs einzuhalten.

Ich werde darauf am Schluss meiner einleitenden Rede zurückkommen. Zunächst möchte ich hervorheben, dass wir uns gerade hier in Speyer an einem derjenigen deutschen Orte befinden, welche schon durch die römische Geschichte in den Vordergrund der Betrachtung gerückt sind und welche während des ganzen Mittelalters die Aufmerksamkeit der germanischen Welt auf sich gezogen haben. Der Umstand, dass wir hier tagen, wo in einer gewissen Periode des Mittelalters die wichtigsten Entscheidungen fielen, könnte uns verführen, uns, obwohl gewissermassen Fremde, einzumischen in Ihre heimischen Fragen. Da will ich gleich bemerken, wir kommen bieber in Bezug auf die Geschichte von Speyer als Lernbegieriger, nicht als solche, die lehren wollen. Sie haben so viel gesammelt im Laufe der letzten Jahre, dass selbst für diejenigen, die früher Ihre Schätze gekannt haben, ein überraschender neuer Reichtum hervortritt; wir bitten daher, dass sie das Füllhorn Ihres Wissens und den reichen Ueberschuss Ihrer Erfahrungen vor uns ausschütten wollen. Namentlich diejenigen unter uns, deren Forschungsgebiet mehr auf der rechten Rheinseite gelegen ist, sind höchst begierig, das aufzunehmen; wir sind das um so mehr, als ja der Westen von Deutschland durch seine alten römischen Beziehungen in so vielfacher Weise verwickelt worden ist in die allgemeine Weltgeschichte, dass wir in dem Masse, als die Grenze zwischen Römischem und Deutschem festgestellt wird, uns ernsthaft beschäftigen müssen mit diesen Aufgaben. Die deutsche Gesellschaft war zu allen Zeiten sehr interessiert, die Fragen des Limes zu studiren und sie auch einem grösseren Interessenkreise zu erschliessen; wir sind aber froh, dass eine höhere Gewalt uns diese Arbeit abgenommen, dass das Deutsche Reich eins der guten Seiten seiner Thätigkeit ausgedehnt hat auf ein Problem, welches Einzelne nicht lösen konnten. Ueber die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung will ich heute nicht sprechen, das wird vielleicht von anderer Seite berührt werden. Ich will nur der Freude Ausdruck geben, dass wir nun, nach einer vierjährigen Arbeit, an der so viele bedeutende Männer theilhaftig gewesen sind, einen Zusammenhang sich erschliessen

sehen, der viel grösser und bedeutungsvoller ist, als selbst die Urheber dieses Planes ahnten. Was auf dem Gebiet der Limesforschung geschaffen werden soll und geschaffen werden kann, das wird sich ja wahrscheinlich im Laufe der nächsten Jahre unter der Mitwirkung der gegenwärtig lebenden Generation vollziehen. Man wird dann einge-massnen genau wissen, wo das eigentliche Römerreich aufhörte und wo das unabhängige, oder, wie man jetzt sagt, das freie Germanien anfing.

Nun, dieses freie Germanien ist recht eigentlich unser Thema. Sonderbarer Weise haben sich auch die Geschichtsschreiber Deutschlands mit einer gewissen Vorliebe gerade diesem Studium zugewendet, ich kann nicht sagen, immer mit grossem Glück. Im Gegentheil, das, was die eigentlichen Geschichtsschreiber über diese Periode zu sagen wissen, kann man zuweilen als eine Fülle von Missverständnissen bezeichnen; es reicht auch nicht entfernt an die Wirklichkeit heran. Es ist gelungen im Laufe des letzten Decenniums, gerade während der Zeit, wo die deutsche anthropologische Gesellschaft an der Arbeit war, wo wir von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt gezogen sind, um nicht bloss neue Mitarbeiter zu suchen, sondern auch neues Verständnis zu wecken, — ich sage, seit dieser Zeit ist es allmählich gelungen, eine ernsthaftere Soudnerung der verschiedenen Gesichtspunkte anzubahnen und die sogenannte germanische Vorzeit in eine Reihe von chronologischen Gliedern zu zerlegen, die sich nicht mehr anknüpfen lassen an bestimmte historische Namen. Hier zeigt sich, auf welcher Seite Unbefangenheit und Scharfsinn zu suchen sind, aber auch, wie durch fehlerhafte Behandlung Missverständnisse und Irrthümer hervorgerufen werden. Fehler in der Methode ziehen unweigerlich Fehler in der Schlussfolgerung nach sich. Darunter leidet vorzugsweise die Prähistorie. In der That gibt es wahrscheinlich in der ganzen Entwicklung derselben kein anderes Hinderniss, als ein paar grosse logische Fehler; diese beiden will ich heute versuchen, Ihnen darzulegen.

Der eine grosse Fehler ist der, dass man in die nichthistorische Zeit Namen und Ansehungen der historischen Zeit zu übertragen sich bemüht. Es ist ja niemandem zu verdenken, dass er seine Ahnenreihe in gerader Folge auf dem Boden, auf dem er eben lebt, rückwärts zu construiren sucht; jeder will so zuversichtlich, wie der Indianer in Nord-west-America, seinen Wappenstein vor seinem Hause aufrichten, an dem er die ganze Reihe seiner Vorfahren aufreicht, bis auf den Urabnen oder den Urwaldfisch, aus dem seine Familie hervorgegangen ist. So hat auch bei uns jeder fort, und noch sehen wir erstaunt, wie das ganze gelehrte Alter-

thum und selbst Naturforscher kein Bedenken tragen, das Germanische auszudehnen bis zu den letzten Konsequenzen, welche sie erdeuten können. Ich will das nicht als einen Vorwurf hinstellen; im Gegenteil, ich finde, dass es sehr natürlich, sehr menschenlich ist, dass man seinen Wappenfahl aufbaut und sich daran seine Herkunft vergegenwärtigt durch alle Perioden. Statt der Perioden, welche die Rothhaut sich construiert, können wir uns an das halten, was die weisse Haut sagt: sie geht die Latönzeit durch, dann weiter rückwärts die Hallstattzeit, sie kommt dann in der Bronzezeit, zuletzt in die Steinzeit, aber immer bleibt für sie der Germane im Vordergrund. Um ein Beispiel zu wählen, — ich will gar nicht aggressiv sein, — wir haben einen der verdientesten und ältesten Schädelforscher in Stuttgart, der das grosse Verdienst gehabt hat, die württembergischen Gräber, soweit sie irgend zugänglich sind, alle zu durchforschen und die Resultate zusammenzufassen; in der neuesten Zusammenfassung, in der er die gesammte Gräberzeit übersichtlich dargestellt hat, kommt er zu dem Resultate, dass schon in der Steinzeit Germanen da waren. Diese Auffassung lässt sich in doppelter Weise discutiren: Sind das alles wirklich Gräber mit den Ueberresten germanischer Leute, oder sind das bloss Wappenfahle, die man sich aufrichtet und die nur so lange Geltung haben, als man sie nicht umstößt. Ich habe im Augenblick den Eindruck, dass letzteres der Fall ist. Der germanische Schädel ist ein sehr schwieriges Problem, an dem man seine Kunst versuchen kann. Aber wenn man den typischen Germanenschädel sehen will, so muss man erst feststellen, welche Germanen man denn zu Grunde legt; denn nicht alles, was Germanisch heisst und was sich nach seinem Geschlechtsregister darauf zurückführen lässt, ist durch eine gemeinsame Schädelform ausgezeichnet.

Da kommen wir an das andere grosse Problem, welches Mainz zum Mittelpunkt hat, und welches vorzugsweise durch Lindenschmit und Ecker in den Vordergrund gerückt worden ist: dass man die Schädel aus einer bestimmten Art von Reihengräbern nimmt, denjenigen nämlich, welche der Invasion der fränkischen und zum Theil auch schon der alemannischen Stämme angehörten. Es lässt sich nicht leugnen, dass in diesen Gräbern eine gewisse gleichmässige Schädelform hervortritt, nicht so absolut gleichförmig, wie man sie dargestellt hat, aber immerhin ein gewisser constanter Typus.

Wir dürfen jedoch auch daran erinnern, dass gerade hier, in den luxurirenden Landen, erst, nachdem die Römer durch die eindringenden Germanen niedergeworfen waren, diese ihre Reihengräber hier anlegen konnten, und dass erst von diesem

Augenblicke an der sogenannte Germanenschädel erscheint. Wenn man nun fragt: wo ist der hergekommen, so müsste er weiter rückwärts verfolgt werden können bis in diejenigen Gegenden, die nach den ältesten Berichten der römischen Geschichtschreiber, die uns erhalten sind, von Germanen besetzt waren, und zwar gerade von solchen Stämmen, von denen wir wissen, dass sie später westwärts draugen. Denn nicht alle die Gräber, die wir weiter östlich und nördlich finden, lassen sich auf Stämme beziehen, die schliesslich über den Rhein gewandert sind. Sie wissen ja, es hat sich schon frühzeitig in dem Wirbel der Bewegung, welche jene alte Bevölkerung ergriff, eine doppelte Richtung entwickelt, indem die einen gegen den Rhein, die anderen gegen die Donau drangen. Wir sind nicht in der Lage, mit voller Sicherheit zu bestimmen, wo die einzelnen Stämme geblieben sind. Wir z. B. in unserer jetzigen Mark Brandenburg können mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, dass nach historischer Ueberlieferung in jener frühen Periode in unserem Lande, in dem südlichen Theile der Mark ein mächtiger Stamm sass, die Semnonen. Es ist das doppelt interessant, weil die Semnonen damals als der herrschende und entscheidende deutsche Stamm galten. Sie sind ausgewandert, darüber ist nicht der geringste Zweifel, aber wo sie geblieben sind, das weiss kein Mensch. Nach den einen sind sie westwärts gezogen, auch über den Rhein, sind schliesslich bis nach Spanien gekommen und haben da einen Theil der altgermanischen Bevölkerung gebildet, welche sich sämmtlich im nördlichen Spanien ansiedelte; nach anderen seien sie südlich gezogen, über die Donau, und unter den verschiedenen Stämmen zu suchen, welche über die Balkanhalbinsel sich zerstreuten. Aber im Westen, wie im Süden, verlieren sich die Spuren der Semnonen; ihr Name ist und bleibt verschollen. Es ist mehr als schwer, zu ermitteln, wie das zugegangen ist. Daher fehlen uns auch die Anhaltspunkte für das Urtheil, welche Stämme es waren, aus denen der sogenannte typische germanische Schädel hervorgegangen ist. Wir finden auch im Osten Gräberfelder, die als Reihengräber bezeichnet werden müssen der Disposition der Gräber, der Ordnung der Bestattungen nach, und es war gewiss sehr verführerisch, als man nun an diese nördlichen und östlichen deutschen Reihengräber kam und auch da wieder Schädel fand, welche recht gut dem typischen germanischen Schädel* entsprachen, diese Gräber für germanische zu erklären. Ich kann als Beweis für die Unbefangenheit eines solchen Anspruchs anführen, dass zwei hier anwesende Personen, sehr eifrige Schädelforscher,

in diese, wenn ich so sagen soll, Falle hinein-gerathen sind. Der eine war mein verehrter Freund Lissauer, der beste Kenner der Schädel der Weichselgegend; der andere war ich selber. (Heiterkeit!) Ich habe in der Mark Brandenburg denselben Fehler geseht, den Lissauer an der Weichsel gemacht hat. Wir fanden den „lichten“ germanischen Schädel in Reihengräbern, alles passte und nichts war leichter, als zu sagen: hier war die Wege der germanischen Stämme des Rheinlandes, sie sind von hier angedrückt; die alten Burgundionen wohnten ja zwischen Oder und Weichsel in der Netzegegend, und nichts ist mehr selbstverständlich, als dass sie, wenn sie von da auszogen und sich über den Rhein stürzten und das Königreich Burgund begründeten, ihre Schädel mitgebracht und die Eigenschaften derselben auf ihre Nachkommen vererbt haben. Unglücklicherweise hat sich aber herausgestellt, dass in den östlichen Reihengräbern allerlei andere Dinge waren, als die Reste der Menschen, vom Standpunkte mancher Forscher noch werthvollere, nämlich archäologische Dinge, sogenannte Beigaben, Metalle, Geräthe aus Thon, und wer weiss, was sonst. Daraus ergab sich leider ein durchgehender Unterschied. Diese östlichen Reihengräberfelder erwiesen sich zum grösseren Theil als solche, von denen man gegenwärtig ziemlich allgemein überzeugt ist, dass sie slavischen Ursprungs sind, dass sie den alten slavischen Einwanderern zugehören, d. h. also, dass sie aus derjenigen Periode stammen, wo die alten Semnonen und Burgundionen n. s. w. ausgewandert waren, wo nach guten Zeugnissen das Land eine Zeit lang leer gestanden hatte und wo in dieses leere Land slavische Stämme eingerückt waren, ein Vorgang, der im Grossen und Ganzen nicht viel vor dem sechsten Jahrhundert unserer gegenwärtigen Zeitrechnung begonnen haben kann, ungefähr also in derselben Zeit, als das Vorrücken der fränkischen und alemannischen Stämme von Norden her längs des Rheins bis nach Frankreich und die Schweiz hin begann. Nun kann man es ja an sich einem Historiker nicht verargen, wenn er sagt: auf diesen Wegen finden wir überall Reihengräber, in denen finden wir durchweg „germanische“ Schädel, ergo müssen an allen diesen Stellen Spuren der Wege sein, auf denen die Auswanderung sich vollzogen hat. Aber was sollen wir daraus machen, wenn der Archäologe kommt und sagt: in den einen Gräbern befinden sich Beigaben ganz anderer Natur, als in den anderen; wir können eine scharfe Grenze zwischen beiden ziehen, und diese Grenze fällt thatsächlich zusammen mit derjenigen Grenze, welche die slavischen Einwanderungen in Deutschland in ihrer

westlichen Ausbreitung erreicht haben. Wir wissen ja sehr genau, wie weit die Slaven vorgedrungen, wie weit sie selbst noch über die Elbe herüber vorgedrungen sind, im Norden nach Hannover, noch viel weiter in der Saalegegend, gegen Thüringen, dann in der Richtung von Böhmen aus über die später fränkischen Provinzen bis Nordbayern und bis gegen die nördlichen württembergischen Bezirke. Bis dahin treffen wir ja noch Ansläufer der slavischen Invasion. Aber über diese Grenze hinaus treffen wir nicht mehr die entscheidenden archäologischen Beigaben.

Unter diesen gibt es, wie vielen von Ihnen bekannt sein wird, ein Object, die berühmten Schläfenringe, d. h. besondere Hängeringe, die man am Haar befestigte, und diese finden wir wieder an den Schädeln der Skelette. Freilich disputirt man jetzt sehr gelehrt darüber, ob irgend ein anderes Ding nicht auch ein Schläfenring gewesen sei, obwohl es eigentlich keiner ist, und es gibt in der That vielerlei ähnliche Sachen; wenn jemand sich darauf verwirft, Uebergänge zu finden zwischen den verschiedenen Arten von Ringen, so kann er zuletzt alle in eine einzige Reihe bringen. Ring ist ein so allgemeiner Begriff, dass man, wenn man eine Abhandlung über Ringe oder über „den Ring“ schreiben will, vielleicht alle die verschiedenen Ringe zusammenbringen kann. Da kann man den slavischen, den germanischen, den römischen Ring alle mit einem Namen belegen; dann hat man Einheit, aber Einheit der Verwirrung. Es ist absolute Verwirrung in einer scheinbar einheitlichen Erscheinung, d. h. im Chaos. Ich darf sagen, gerade so, wie auch Lissauer und wie verschiedene andere neuere Forscher unserer Gegenden, habe ich Schläfenringe zu Hunderten geprüft, und ich besitze doch auch einige Kenntniss von den auswärtigen Sammlungen und Resultaten; ich kann versichern, dass mir auf dem fraglichen Gebiete der Schläfenring ein so sieres Kriterium ist, dass über die bezeichnete Grenze hinaus weder von Westen her der germanische, noch von Osten her der slavische Typus eines Skeletgräberfeldes festzustellen ist.

Ich führe dieses Beispiel nur an, weil es in so hohem Masse charakteristisch ist. Es ist nicht zum erstenmal, dass ich es thue, aber es kann gegenüber den Schlussfolgerungen, die man jetzt macht, nicht oft genug geschehen, am darzutun, dass selbst ein so scheinbar geordneter Schluss, wie der von den Reihengräbern und den dolichocephalen Schädeln derselben auf die allgemeine Bedeutung dieser Gräber und dieser Schädel nicht zulässig ist. Der Fehler, den wir gemacht hatten in Bezug auf die slavischen Reihengräber, wird

im Augenblick ausgedehnt auf die Gesammtheit aller Gräber, welche eingemassnen wie Reihengräber erscheinen. Das ist es gerade, was mich auf die tiefste ergriffen hat, als ich vor kurzer Zeit die Abhandlung des Herrn von Hölder las, — ich führe diesen an, weil er der bedeutendste ist unter denjenigen, welche das thun, — es thun viele andere aneh, und ich will gern anerkennen, dass die Verführung gross genug ist, gerade so gross, wie seinerzeit die Verführung gross genug war, selbst slavische Gräberfelder für germanische zu halten.

Ich darf wohl hier für das grössere Publikum, das anwesend ist, die Bemerkung einschalten, dass vor der Periode, von der ich jetzt gesprochen habe, da, wo die Reihengräber entstanden, sowohl im Westen als im Osten, es eine längere Zeit gab, wo die Leichen verbrannt wurden. Die Leichenverbrennung hat wahrscheinlich in den verschiedenen Gegenden ungleich lange gedauert, sie ist wahrscheinlich im Westen etwas kürzer gewesen, als im Osten wo sie sehr lange gedauert hat. Daher fehlen uns fast im ganzen mittleren und östlichen Deutschland sämmtliche, in ihrer Besonderheit bestimmbare Reste des Menschen aus einer Reihe von Jahrhunderten, wenn nicht vielleicht aus mehr als einem Jahrtausend. Die Knochen sind nicht bloss gänzlich verbrannt, sondern auch noch zerseligen, nm in Urnen hineingesteckt zu werden, so dass aus ihnen noch niemals ein Schädel oder ein ganzer Skelettheil hat reconstruirt werden können; ja, es müsste sehr sonderbar zugehen, wenn das noch einmal sich ereignen sollte. Oh also zu oder vor dieser Periode da Germanen waren, welche die Knochen verbrannt haben, oder Stämme einer anderen Rasse, das kann man wenigstens aus den Knochen nicht sehen. Man könnte höchstens andere Kriterien beibringen. Was mich betrifft, so muss ich leider sagen, dass ich nie überzeugt worden bin, dass aller Leichenbrand germanisch sei, aber ich erkenne an, dass es für gewisse Gegenden sehr wahrscheinlich ist, dass auch die älteren Germanen die Knochen verbrannt haben. Ich folgere das aus dem Umstande, dass es bis jetzt noch sehr wenig gelungen ist, selbst für die Zeit um Christi Geburt herum, also für die Zeit, wo die Römer ihre Fühlfäden nach Deutschland hereinstrückten, bestimmbare Schädel in genügender Menge zu finden. Hier ist eine grosse Lücke. Darüber will ich nicht weiter verhandeln; oh einer von Ihnen sich vorstellen will, dass die Männer des Leichenbrandes Germanen waren oder nicht, das will ich jedem überlassen. Das ist meiner Meinung nach gar kein Gegenstand anthropologischen Streitens.

Wieder vor dieser Zeit des Leichenbrandes war eine Zeit, über die wir, ebenfalls von anthropologischen Standpunkte aus, wenig Genanes sagen können. Wir wissen nicht, wie viel Jahre vergangen sind bis zu Christi Geburt, seitdem diese alte Zeit in voller, lebendiger Thätigkeit war. Man rechnet heutzutage sehr verschieden; die einen kommen ins zweite, die anderen ins dritte Jahrtausend vor Christus. Darauf kommt es hier im Augenblick nicht allzuviel an; soviel aber steht fest, dass aus dieser Zeit absolut keine Nachricht, keine gewisse Ueberlieferung, nicht einmal eine sichere Sage existirt. Wenn Sie wollen, berichtet die Argonautensage von der allerältesten Verbindung, von welcher noch eine Kunde erhalten ist. Einmal ist die Möglichkeit gedacht worden, dass griechische Seefahrer vorgelangen und schliesslich in ein nördliches Land gelangt sind, aber eine wirkliche Nachricht davon ist nicht vorhanden. Da kommen aber mit einem Mal wieder Gräberfelder, auch Reihengräber. Lassen Sie sich warnen, nicht jedes Reihengräberfeld sofort als ein fränkisches zu betrachten. Diese alten Reihengräber erstrecken sich über ein sehr weites Gebiet, man kennt seine Ausdehnung bis jetzt noch nicht genau, aber es gibt alte Reihengräber in Frankreich, in Deutschland, sie erstrecken sich weit nach Osten. Eines der schönsten ist im südlichen Ungarn, das berühmte Gräberfeld von Lengyel, wo die ausgezeichnetsten Grabbeigaben gefunden sind.

Nun, diese Periode fällt in die letzte Zeit des polirten Steins, die man die neue Steinzeit, die neolithische Zeit genannt hat; sie geht hie und da noch ein wenig herüber in die erste metallische Zeit, heuzüglich deren man jetzt wieder streitet, oh sie eine reine Kupferzeit gewesen ist, oder oh gleich eine Bronzezeit gefolgt ist, — jedenfalls eine Zeit, wo noch kein Eisen im Gebrauch war, auch nicht einmal zu Zierzwecken, sondern wo das Eisen noch schlummerte unter der Masse von sonstigen Naturprodukten, aus denen es noch nicht zu technischen Zwecken gesondert war. In dieser Zeit erscheinen mit einem Male auch dolichocephale Schädel; wir finden Skelette in guter vollständiger Bestattung, ja es gibt zuweilen viel besser erhaltene neolithische Skelette, als die Skelette aus der merovingischen Zeit es sind. Diese alten Neolithiker waren so ausgezeichnet dolichocephal, dass sie den schönsten Dolichocephalen Westdeutschlands parallel gestellt werden können.

Sie werden ja hier alle wissen, welche grossen Gräberfelder aus der jüngeren Steinzeit die anstossende Provinz Rheinhessen bewahrt hat; da sind die wundervollsten Schädel dieser Art gesammelt worden. Da wir in der nächsten Zeit

nach Worms kommen, so werden wir wohl Gelegenheit haben, das eingehend zu sehen. Denn bei Worms ist ein sehr schönes neolithisches Feld. Wenn einer von Ihnen einmal die Funde von Lengyel studiren sollte, so wird er finden, dass die dertigen Schädel zweifellos die Parallele aushalten. Anthropologisch betrachtet stehen sie den Wormsern sehr nahe. Auf Details kann ich hier nicht eingehen; ich kann nur erzählen, dass wir einmal von Budapest aus in grösserer Zahl nach Lengyel gefahren sind. Ich habe später durch die Güte der Herren Graf Apponyi und Wozinski die sämtlichen Schädel, die man dort gefunden hat, zur Untersuchung gehabt, und ich habe erklären können, dass es unzweifelhaft arische Schädel sind. Ihrem Typus nach weisen sie auf eine Grundlage, die man auch germanisch nennen könnte, wenn man diese Liebhaberei hat, nur dass es bis jetzt etwas schwer ist, Südungarn in neolithischer Zeit mit einer altgermanischen Bevölkerung zu besetzen. Das widerstreitet allem, was die Historiker sonst zu lehren pflegen, denn bei ihnen kommen sämtliche Ostgermanen von Norden her: sie bewegten sich die Oder und Weichsel anwärts, daraus erheben das Gebirge und ergossen sich schliesslich über Ungarn. Ein grosser Abschnitt der Völkerwanderungen — die Wanderungen der Gothen, der Vandalen und einer Reihe von anderen Völkern, die ursprünglich in den Odergegenden sass, — hat sich in nordsüdlicher Richtung vollzogen, und nun sollte man sich eine Zeit vorstellen, in der umgekehrt Südungarn schon von germanischen Stämmen besetzt war, und diese seien dann nach Norden ausgebrochen und hätten schliesslich Deutschlands Nordgebiete bevölkert. Ich weiss ja nicht, wie weit zukünftige Forschungen meine Auffassung unterstützen oder widerlegen werden; das aber glaube ich sagen zu dürfen, dass in diesem Augenblick es ebenso verwegen ist, jedes dolichocephale Reihfeld germanisch zu nennen, wie es verwegen sein würde, wenn wir umgekehrt bestreiten wollten, dass in gewissen Gegenden, wie z. B. hier am Rhein, nicht jedes Gräberfeld der merovingischen Zeit als germanisch gelten darf. Zu einer solchen Deutung gehört eine vernünftige geographische und chronologische Betrachtung; die topographische und die historische Anthropologie muss sich verbinden mit der anatomischen, aber weder die eine, noch die andere ist meiner Meinung nach berechtigt, der anderen Gewalt anzuthun. Es gibt gar kein so positives Merkmal des germanischen Schädels, dass man ohne weiteres von jedem Schädel sagen könnte, er sei ein germanischer oder er sei es nicht. Wenn man das aber nicht kann, so ist es auch unberechtigt zu sagen, wenn man ein

ganzes Gräberfeld mit dolichocephalen Schädeln findet, es sei der Schädel wegen germanisch.

Stellen sie sich vor, wohin es führen würde, wenn diese Methode der Beurtheilung in der Zoologie herrschend würde. Wenn ein Paläontologe oder ein Zoologe ein neues Thier bestimmen will, so genügt es nicht, dass er eine heilige Reibe äusserer Merkmale zusammennimmt, um daraus einen Generaltypus zu schaffen. Er muss den Spezialtypus finden, er darf nicht eher zufrieden sein, als bis er nicht allein das Genus, sondern auch die Species bestimmt hat. Gelingt es ihm nicht, constante Species-Merkmale zu ermitteln, findet er allerlei Variationen, so darf er nicht aus jeder Variation eine neue Species machen; er muss sich begnügen, so lange der Species-Charakter nicht wissenschaftlich anerkannt ist, das Objekt als eine klesse Variation zu behandeln. Das ist die Situation, in der auch wir uns befinden. Wir sind noch gar nicht in der Lage, die Grenze der Variationen, welche der einzelne menschliche Stamm aus sich hervorbringt, sicher zu bestimmen und diese Variationen auf die ursprüngliche Stammeseigenenthümlichkeit zurückzuführen, so dass wir daraus eine zuverlässige Abgrenzung der Stämme ableiten könnten. Diese Schwierigkeit erstreckt sich sehr weit zurück bis auf alte Zeiten. So hat sich nenerlich wiederholt die Aufmerksamkeit den jüdischen Schädeln zugewendet, von denen sehr verschiedene Arten gefanden worden sind. Wenn irgend jemand zeigen könnte, dass es einen jüdischen Schädeltypus gibt, so würde er eine grosse Befriedigung unter den Anthropologen erregen; wir alle würden von ihm lernen können. Bis jetzt aber hat es noch nicht einen wissenschaftlichen Mann gegeben, der in zuverlässiger Weise den jüdischen, oder — sagen wir statt jüdisch — den hebräischen Schädel definiert hätte. Man besitzt im Augenblick noch keine ausreichenden Kriterien dafür. Se kann ich auch nur sagen: ich bedaure, dass ich den geehrten Anwesenden nicht verrathen kann, ob ihre Vorfahren in der neolithischen Periode das Schwabenland bewohnt haben. Freilich ist das neolithische Schwabenland nahezu eine terra incognita. Ob es neolithische Schwaben in nennenswerther Anzahl gegeben hat, das ist kaum Gegenstand objeetiver anthropologischer Discussion; man kann ebensowenig beweisen, dass sie nicht da waren, wie andere beweisen können, dass sie da waren. Wir kennen hier also auf den Punkt, wo die Naturforscher, wie Liebig seiner Zeit sehr gut auseinandergesetzt hat, sagen müssen: Das wissen wir nicht. Die Archäologen pflegen etwas weiter zu gehen: sie sagen nicht, das wissen wir nicht, sondern sie sagen, das wissen wir gegenwärtig

nicht. Mein Freund Dubois-Reymond würde vielleicht umgekehrt sagen: ignoramus. Aber er meinte dies nicht allgemein. Der Naturforscher darf die freudige Zuversicht nicht verlieren, dass man einmal weiter kommen wird, aber er darf auch keine Zweifel über die Grenzen des thatsächlichen Wissens ankommen lassen.

Zur Illustration dessen möchte ich des Kurzen einen Fall erörtern, der während des letzten Jahres anhaltend beschäftigt hat; ich meine die Frage des Pithekanthropos. Das ist das Geschöpf, das sich noch vor den neolithischen Menschen einschleichen möchte, und ich will Ihnen, verehrte Anwesende, nicht verschweigen, dass Gefahr vorhanden ist, es könnte an Stelle dieses Geschöpfes, dieses fraglichen Affen oder dieser „Uebergangsform vom Affen zum Menschen“ vielleicht bald der Urgermane treten. Wir sind nämlich schon auf dem nächsten Wege dazu. Einer unserer gelehrtesten Kollegen, Monsieur Houzé in Brüssel, hat so eben eine grosse Abhandlung publicirt in welcher er einen Schritt weiter gegangen ist, als der Entdecker des Pithekanthropos, Herr Dubois in Java, und geradezu behauptet, der Pithekanthropos sei nicht eine Uebergangsform zum Menschen, wie Dubois angenommen hat, sondern selber ein Mensch, homo primigenus. So hat er vorgeschlagen ihn zu nennen. Er hat diesen Vorschlag basirt auf die Vergleichung des Schädeldaches des Pithekanthropos mit helgischen Schädeln der Steinzeit, der neolithischen Periode. Der berühmte Schädel von Spy bildet den Hauptvergleichungspunkt für den Pithekanthropos. Herr Houzé sucht den Nachweis zu führen, dass beide gleich beschaffen seien, dass somit der Schädel des Pithekanthropos und der Schädel von Spy in dieselbe Kategorie gehören. So kommt er natürlich zu der These, dass auch Belgien solche urälteste Bewohner gehabt hat, und von da gelangt er schliesslich zu dem unvermeidlichen Neanderthaler Schädel. Dieser aber kann als Landsmann von uns gelten, da er in Westdeutschland seine Ruhestätte gefunden hat. Ich darf also wohl sagen, dass die Gefahr sehr nahe gerückt ist, dass das gesammte römische und vielleicht auch das wallonische Belgien für die Urgermane annectirt wird. Dann erst würden wir einmal Ruhe finden vor diesen Enthusiasten. Bei dieser Sache ist es doch wohl von etwem Interesse, dass Sie nicht unvorbereitet vor dieses neue Dogma gestellt werden, und ich werde mir erlauben, Ihnen noch ein paar meiner Gesichtspunkte zu entwickeln, mit dem Anheimgehen, wie weit sie davon Gebrauch machen wollen.

Die Sache verhält sich so. Herr Eugen Dubois, ein geborener Holländer, stand schon zur Zeit, als er studirte, unter dem Einfluss der sogenannten

Descendenzlehre, aber er sagte sich, wenn ein Vorfahre des Menschen aufzufinden sein sollte, so sei die Aussicht, dass es in Europa geschehen werde, sehr gering. Man werde also irgendwo anders suchen müssen, und da gerade um jene Zeit höchst wichtige paläontologische Funde am Himalaya gemacht waren, in den berühmten Siwalik Hille, so erwachte in ihm die Hoffnung, dass Ostasien der geeignete Horizont sein dürfte, in dem man auf älteste Reste stossen müsse. Er liess sich daher als Militärarzt nach Niederländisch-Indien schicken, und bekam eine Anstellung auf Java. In der That fand er hier, in einer bis dahin nicht genauer durchforschten Provinz, was er wünschte. Fast in der Mitte der grossen Insel ist ein Terrain, welches geologisch sehr schwierig ist, weil dort vulkanische Produkte in grosser Mächtigkeit mit sedimentären Ablagerungen gemischt sind. Noch jetzt ist es nicht gelungen, mit Sicherheit festzustellen, in welche Periode diese Schichten gehören, aber allgemein ist man sehr geneigt, sie in die sogenannte Tertiarzeit zu setzen. Nun herrscht unter den Anthropologen in Europa bis auf den heutigen Tag die Meinung vor, die äusserste Grenze des Menschen in dieser Welt in die Diluvialzeit zu setzen, also in die Zeit, welche der Gegenwart unmittelbar vorhergegangen ist und welche einen grossen Theil der älteren Oberfläche hat entstehen lassen. Die Tertiarzeit geht darüber weit hinaus, ihre Schichten liegen unter den diluvialen, und bisher war es nicht gelungen, obwohl man sich sehr darum bemüht hatte, sichere Reste des Menschen aus dieser Periode zu entdecken. Nun, das, was Herr Dubois ans Java mitgebracht hat, sind grossentheils Thierreste, welche der Tertiarzeit, wenn auch der jüngsten Schichte derselben, angehören. Die Paläontologen streiten noch ein wenig darüber, ob es Pliocän oder Miocän war; das ist jedoch eine Nebenfrage. Jedenfalls reichen die Funde sehr weit zurück auf ein chronologisches Gebiet, das bis jetzt noch ganz ausserhalb der Urgeschichte des Menschen zu liegen schien. Durch eine solche Ablagerungsschicht hat nun ein Fluss ein tiefes Bett mit streifen Abhängen gerissen und an diesen Abhängen sind allerlei tiefer liegende Schichten zu Tage getreten, in denen zahlreiche Knochen von Thieren dieser Tertiarperiode stecken, vielerlei Arten durch einander. Dazwischen wurden auch einzelne Knochen gefunden die in manchen Beziehungen menschlichen, in anderen denen von Affen ähnlich sahen. Herr Dubois sammelte sie. Auf Grund von vier Stücken, — den einzigen dieser Art, die er fand, — schlug er, unter der Voraussetzung, dass sie einem einzigen Individuum zugehört haben, vor,

dieses Individuum mit dem Namen Pithekanthropus (Affennensch) zu belegen und dasselbe als eine Uebergangsform zwischen Affen und Menschen und zwar dem höchsten Affen und dem Menschen anzuerkennen.

Was die Details dieser Funde anbetrifft, so knüpfen sich daran die schwierigsten Fragen. Die vier Stücke waren ein Schädeldach (der oberste Theil des Schädels), zwei Zähne und ein Oberknebel. Sie wurden in einer tiefen Schicht des Absturzes um das Flussbett, und zwar zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Jahren sogar, und in verschiedenen Entfernungen von einander, bis 15 m entfernt von einander angefundnen. Man konnte also mancherlei Zweifel darüber hegen, ob sie überhaupt zusammengehörten. Das aber will ich hier nicht weiter entwickeln, da es nach meiner Auffassung von untergeordneter Bedeutung ist. Ich möchte nur klar machen, worin die Hauptschwierigkeit dieser Frage ruht. Je nachdem man diese vier Stücke zusammenbringt oder gesondert betrachtet, wird freilich das Urtheil über jedes einzelne Stück sehr modificirt. Das ist eine Prämision, die Istand wirkt auf den Gang der ganzen weiteren Untersuchung. Wir haben seiner Zeit in der Berliner anthropologischen Gesellschaft eine ganze Reihe von Sitzungen¹⁾ diesen Dingen gewidmet, Herr Duhois ist in Person zu uns gekommen, und wir haben eine ganze Sitzung²⁾ nur über diesen Gegenstand gehandelt, ohne dass wir zu einer vollkommenen Verständigung gekommen sind. Nun war die principale These, die Herr Duhois aufgestellt und für die er Nachweise zu liefern gesucht hat, die, dass die vier Stücke, namentlich wenn man annimmt, dass sie zusammengehören, dem Menschen sehr nahe kommen und dreihaus vergleichbar sind mit menschlichen Ueberresten. Aber er hat auf der anderen Seite zu zeigen gesucht, dass wesentliche Merkmale vorhanden sind, wodurch sie nicht bloss vom Menschen, sondern auch von sämmtlichen bekannten Thieren, also namentlich von sämmtlichen anthropoiden Affen, unterschieden werden können. Daraus deducirt er dann: also war das Geschöpf weder ein Mensch, noch ein Affe, sondern eine Uebergangsform, eine ganz neue Form.

Meine persönliche Stellung war und ist eine andere in Bezug auf die logische Ordnung der Thatfachen; vielleicht ist sie früher nicht scharf genug bezeichnet worden. Ich möchte darum heute ganz besonders betonen, dass es sich nicht um

eine Frage der Forschung, sondern vielmehr um eine Frage der Logik handelt. Schliesslich habe ich angeführt, dass wenn nachgewiesen wird, es ist kein Mensch, wir vorläufig die Frage ganz offen lassen können, ob es eine Uebergangsform ist oder nicht. Denn woher kommt die Uebergangsform? Sie kommt von einem Thier, welches sich metamorphosiren soll. Aber so lange es nicht metamorphosirt ist, so lange man es nicht als Mensch anerkennt, muss man es als Thier betrachten. Dies scheint mir einfach eine Frage der Logik zu sein.

Was nun die Stellung im zoologischen System anbetrifft, die man ihm gehen muss, so fragt es sich zunächst: ist es kein Affe? Da die anthropoiden Affen in ihrer Organisation dem Menschen am nächsten stehen, so habe ich kein Bedenken gehabt, zu sagen: es ist ein Affe, aber ein sehr hoch stehender Affe, ein anthropoider, menschenähnlicher Affe. Ich habe dann gefunden, — und darin stimme ich mit Herrn Duhois überein, — dass unter den bekannten lebenden anthropoiden Affen einer ist, der in der That in vielen Dingen mit dem Pithecanthropus übereinkommt; das ist der Gibbon oder, wie er zoologisch genannt wird, der Hylobates. Von dieser Gattung existirt eine grosse Zahl von Arten, die gerade in Java und den Nachbarregionen stark verbreitet sind. Aber, in Betreff des Gibbon beginnt wieder eine gewisse Differenz unter den Anthropologen und Zoologen über seine Stellung unter den menschenähnlichen Affen. Sonderbarer Weise ist bei diesen Streitigkeiten immer die Grösse in den Vordergrund gerückt worden. Das erklärt sich durch den Gang der fortschreitenden Erhebung. Man ist erst allmählich in der Kenntniss der menschenähnlichen Affen bis zum Orang-Utan einer, dem Gorilla anderseits gekommen; beide sind die grössten Anthropoiden. Ich kann nicht leugnen, dass sie soweit verschieden von den gewöhnlichen Affen sich darstellen, dass man glauben könnte, sie seien dem Menschen die nächsten. Indes muss ich doch sagen: wer in der riesenmässigen Entwicklung des Pithecanthropus eine höhere Menschenähnlichkeit erblicken kann, der muss doch darauf verwiesen werden, dass gerade der Orang-Utan und der Gorilla gelehrt haben, dass, je riesenmässiger sie sich entwickeln, sie umso mehr vom Menschen sich entfernen. Wir wissen schon lange Zeit, dass die grösste Aehnlichkeit mit dem Menschen nicht bei den grossen ausgewachsenen Exemplaren besteht, sondern gerade bei den kleinen; die jungen Orang-Utans und Gorillas sind dem Menschen sehr viel ähnlicher, als ihre mehr entwickelten Formen. Darum habe ich vor vielen Jahren

¹⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. Januar, 27. April, 15. Juni, 13. October, 16. November, 21. December 1895.

²⁾ Ebendaselbst S. 723, 14. December 1895.

die These angestellt, dass, je mehr der Affe sich entwickelt, er um so mehr sich vom Menschen entfernt, mag er auch in seinen Grundlagen mit ihm sehr nahe verwandt sein. Je weiter der Affe kommt, um so thierischer wird er. Er fängt nicht als ein Thier an, welches naeher zu menschenähnlicher Form und Eigenthümlichkeit sich entwickelt, sondern im Gegentheil, sein Typus ist ursprünglich sehr menschenähnlich und wird später immer thierischer, entfernt sich immer mehr von dem, was wir Mensch heissen. Daher ist es für mich kein Einwand, wenn man mir sagt: Hylobates, so kleine Affen, haben gar keine nahe Beziehungen zu so grossen Wesen, wie der Mensch. Dieser Einwand bekümmert mich nicht. So gut, wie aus einem kleinen Gorilla ein grosser werden kann, so kann meiner Meinung nach aus einer kleinen Art von Gibbons, wenn sie sich überhaupt weiter entwickeln können, eine grosse, riesige Art werden. Ich habe durch meinen sehr geübten Zeichner eine genaue, ganz speziell kontrollirte geometrische Zeichnung machen lassen vom Gibbonschädel, habe dann diese vergrössern lassen soweit, dass sie in der linearen Grundlage mit dem Schädel des Pithekanthropus übereinstimmt, und dann habe ich beide ineinanderzeichnen lassen.¹⁾ Es hat sich eine so grosse Uebereinstimmung ergeben, dass damals wenigstens alle Anwesenden es anerkennen. Auch Zweifler sagten: ja, es muss doch dieselbe Thierart sein. Seitdem hat einer meiner Kollegen, Professor Wilhelm Krause, ein sehr geübter und erfahrener Anatom, sich über die Gibbonskelette hergemacht und ist genau zu demselben Resultate gekommen.²⁾ Ich kann daher nicht umhin, zu erklären, dass für mich der Pithekanthropus ein dem gegenwärtigen Gibbon ausserordentlich nahe verwandtes Wesen gewesen ist, und ich finde, in mir wenigstens, keine Schwierigkeit, mir vorzustellen, dass neben den kleinen Gibbons der Gegenwart es einen riesigen Gibbon der Vergangenheit gegeben hat, wie das in der Paläontologie so oft vorkommt. Ich erinnere nur daran, dass es neben kleinen Pferden, die nicht viel grösser waren, wie die Hottopferde unserer Kinder, grosse riesige Pferde gegeben hat, aus denen in der Gegenwart doch immer wieder kleine Rassen hervorgehen. Also Grösse und Kleinheit dürfen unmöglich als Unterscheidungsmerkmale gelten. Man muss sich an andere Dinge halten.

Der Gegenstand wird Ihnen, wie ich denke, interessanter werden, allerdings mehr in Bezug auf die Details, durch die Publikationen, die in

grosser Menge vorliegen; ich will auf diese hingewiesen haben und nur noch einmal betonen, dass in den Reihen derer, welche den menschlichen Charakter dieser javanischen Reste hetot haben, die Kühnheit immer grösser geworden ist, bis kürzlich Herr Houzé den homo primigenius Javanensis konstruirte. Damit ist das Mögliche geleistet worden; weiter wird keiner mehr kommen können; damit ist die Streitfrage der Enthusiasten ganz klar ausgedrückt worden. Es wird jetzt nur darauf ankommen, was das öffentliche Gericht der Gelehrten darüber urtheilen wird. Ich will niemand von Ihnen zumuthen, das, was ich gesagt habe, als eine endgültige Ansicht anzusehen; ich möchte bei dieser Gelegenheit nur noch einmal darauf hinweisen, dass die zoologische Frage gar nicht auf dem Wege der sogenannten wissenschaftlichen Untersuchung erledigt werden kann, sondern dass sie wesentlich in das Gebiet der logisch-philosophischen Erwägung gebürt. Man muss sich darüber klar werden, ob man jemandem, der Unterschiede zwischen den javanischen Knochen und den menschlichen Knochen findet, zumuthen darf, dass er das javanische Individuum doch als einen Menschen betrachten soll, bloss weil gelegentlich eine gewisse Einzelersehnung zu Tage getreten ist, welche mit einem einzelnen der javanischen Knochen übereinstimmt.

Unter den zwei Zähnen, die da gefunden wurden, ist einer, der eine weit auseinanderstehende Wurzel hatte, soweit, dass man nicht recht begreift, wie sie in einem menschlichen Kiefer hätte Platz finden können. Der Kiefer ist nicht gefunden worden, davon weiss man nichts, man weiss nur, dass einen solchen Riesen Zahn kann ein Mensch hat. Jetzt hat Herr Houzé nach langer anstrengender Arbeit entdeckt, dass es einen solchen Zahn vom Menschen gibt; einen hat er aufgefunden, mit Hilfe aller seiner Freunde, das will ich nicht in Ahrede stellen. Es kann sein, dass er recht hat; ich habe den Zahn nicht gesehen. Ich will keinen Zweifel ausdrücken; ich muss aber sagen, wenn es erst nach tausend Anstrengungen möglich ist einen solchen Zahn zu finden, so folgt daraus noch nicht, dass dieser Zahn einem Wesen gleicher Art angehört haben muss, wie das Wesen, welches die javanischen Zähne getragen hat. Da kommen wir ja immer in die sonderbarsten Situationen hinein.

Ich habe vor Kurzem in unserer Akademie einen kleinen Vortrag über Anlage und Variationen beim Menschen gehalten und darin Fragen erörtert, welche grundlegend sein dürften für die allgemeine Betrachtung, für die Beantwortung aller solcher Abstammungsfragen, Fragen,

¹⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1895, S. 745, Fig. 1.

²⁾ Verhandlungen 1896, Juni.

die, wie gesagt, rein philosophischer Natur sind und nur von diesem Gesichtspunkt aus beurtheilt werden können. Es kommt bei derartigen Erörterungen schliesslich heraus, dass wir singuläre Fälle, Einzelfälle nicht als Grundlage für die Aufstellung einer Regel auswählen dürfen, sondern dass wir die Regel konstruieren müssen aus der Summe der hauptsächlichsten Erfahrungen, die wir sammeln, und dass wir Ausnahmen, die uns vorkommen, zunächst untersuchen müssen, ob sie nicht in das Gebiet der Varianten gehören. Nun werden Sie begreifen, wie bedenklich es ist, ein allgemeines Urtheil auszusprechen, wenn man nur zwei Fälle hat. Herr Housé nimmt einen Zahn von Java, der dem Pithekanthropus angehört haben soll, und einen, glaube ich, aus Australien; diese zwei stellt er zusammen und schliesst daraus, dass der Pithekanthropus der Urmench war. Das ist das ganze Material, auf Grund dessen er die sehr schwierige Frage entscheiden will. Diese Methode ist nicht ganz neu im Gebiete der Paläontologie, wie ich sagen muss. Die Paläontologen haben es mir früher schon übel genommen, dass ich darauf hingewiesen habe, dass es eine ungenügende Methode ist, aus einem einzigen Knochen eine entscheidende Schlussfolgerung zu ziehen, und definitiv darüber abzurtheilen, was für eine Species oder für ein Genus es gewesen ist. Dieselbe Schwierigkeit, die sich vielfach herausgestellt hat, stellt sich gerade beim Pithekanthropus in die vorderste Reihe der Betrachtung. Es kommen singuläre Fälle vor, wie es seiner Zeit mit dem Neanderthaler Schädel der Fall gewesen ist. Wer sich dann berufen fühlt, auf Grund eines einzigen, vielleicht nicht einmal vollständigen Stückes ein definitives Urtheil über das ganze Geschöpf, ja sogar endgültige Erklärungen über die höchsten Probleme, welche die Geschichte der Menschheit überhaupt betreffen, abzugeben, der ist gewiss ein sehr tapferer und entschlossener Mann, aber ob er ebenso klug, wie entschlossen ist, das muss erst die Zukunft lehren. Ignoramus, brauchen wir nicht von vornherein zu sagen, aber vorläufig können wir nichts weiter schliessen. Wir müssen weiter suchen, und wenn in Java oder in anderen Gegenden sorgfältig geforscht wird, so werden sicherlich mehr Knochen zu Tage treten, und es wird vielleicht einmal ein Geschlecht geben, welches das Schlussurtheil fällen kann. Vorläufig sind meiner Meinung nach die Grenzpunkte der gesammten wissenschaftlichen Betrachtung über den Menschen so zu bezeichnen, dass wir da, wo ein Geschöpf nicht mehr als ein rein menschliches anerkannt werden muss, auch offen aussprechen: hier ist die Grenze für den Menschen, — und dass wir uns nicht beanruhigen

lassen dürfen die Erfahrung, dass in einem Nachbargebiet Variationen der Form entstehen, welche Aehnlichkeit mit menschlichen haben. So lange man ein singuläres Phänomen vor sich hat, so lange wird es auch als solches behandelt werden müssen.

Ich habe noch einmal, verehrte Anwesende, die Grundsätze verteidigen wollen, welche ich in dieser Gesellschaft von jeher vertreten habe und welche, wie ich mit Stolz sagen kann, auch bei vielen Mitgliedern der Gesellschaft kräftige und erfolgreiche Unterstützung gefunden haben. Ich weiss nicht, wie oft es mir noch gestattet sein wird, ähnliche Warnungen auszusprechen und eine ähnliche Darlegung der Grundsätze zu versprechen. Es soll mir sehr erwünscht sein, wenn aus dieser Versammlung hier und da ein Samenkorn für spätere Fälle herübergenommen wird und wir auch künftig wegen unserer Mässigkeit und Zurückhaltung in Fragen so komplizierter Art als Musterknaben aufgestellt werden können. (Lebhafter Beifall.)

Begrüssungsreden.

Seine Exzellenz der Herr Regierungspräsident von Auer:

Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zu grosser Befriedigung, dass es mir vergönnt ist, Sie, meine verehrten Herren, im Namen der hayerischen Staatsregierung willkommen heissen zu dürfen. Der Herr Kultusminister, in dessen Ressort zunächst Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen fallen, ist zu seinem lebhaften Bedauern abgehalten, Sie persönlich begrüssen zu können, der gleichzeitig in München tugende internationale Kongress für Psychologie hält ihn dort fest. Er hat mich beauftragt, seine besten Wünsche und Grüsse an Sie zu vermitteln. Gestatten Sie mir, meine Herren, dass ich Sie auch im Namen der Pfalz und im Namen der Pfälzer bestens willkommen heisse, im Namen der Pfalz, auf deren Geschichtsblättern so viele denkwürdige Ereignisse verzeichnet sind, im Namen der Pfälzer, die Sie mit offenen Armen empfangen. Mögen Ihre diesjährigen Verhandlungen ebenso herrlichend für die Wissenschaft wirken wie die vorhergegangenen und mögen Sie dann den Rückblick auf ihren günstigen Erfolg mit einer freundlichen Erinnerung an die in der Pfalz verlebten Tage begleiten.

Herr Adjunkt Serr:

Hochgeehrte Versammlung! In Vertretung unseres Herrn Bürgermeisters, welcher zu seinem Bedauern einen Kurort aufsuchen musste, ist mir die hohe Ehre zu Theil geworden, Sie im Namen der Stadt Speier begrüssen und herzlich willkommen heissen zu dürfen. Als uns im verfloessenen

Jahre von Cassel die Mittheilung geworden war, dass der dort tagende anthropologische Kongress unsere Einladung angenommen habe, konnten wir neben der Freude hierüber uns eines ängstlichen Gefühles nicht erwehren, ob es uns auch gelingen werde, den hervorragenden Männern der Wissenschaft eine denselben würdige Gastfreundschaft bieten zu können; dazu kommt noch, dass die Ufer des Rheines hier sowohl der anmuthigen Schönheit als der sagenhaften Romantik der Ufer des Mittelrheines entbehren. Das aber kann ich Sie, meine Herren, versichern, dass das heutige Speier, welches auf eine mehr als zweitausendjährige kulturhistorische Vergangenheit zurückblickt, in dessen eigener Geschichte sich die Zeiten höchsten Glanzes, aber auch tiefsten Verfalls des alten deutschen Reiches spiegeln, sich ein warmes Interesse für alle idealen Bestrebungen bewahrt hat, und dass wir stolz darauf sind, von einer Gesellschaft wie der deutschen anthropologischen zum Versammlungsort gewählt worden zu sein. Bei Besichtigung unserer Sammlungen werden Sie finden, dass man hier seit langer Zeit bestrebt ist, Ihre Forschungen nach Kräften zu fördern und dass hier Männer wirken, welche mit Lust und Hingebung Ihrer Wissenschaft dienen. Wir aber danken Ihnen, dass Sie hierher gekommen sind und dass Sie uns Theil nehmen lassen an den Früchten Ihrer Thätigkeit. Ich habe nur noch dem allgemeinen Wunsche Ausdruck zu verleihen, dass es Ihnen hier in Speier gefallen möge und dass Sie freundliche Erinnerungen an die hier verlebten Tage bewahren und in Ihre Heimath mitnehmen mögen. Nochmals herzlich willkommen hier am Rhein!

Herr Professor Dr. Harster:

Hochansehnliche Festversammlung! Hochgeehrte Damen und Herren! Vom Aussehen des historischen Vereins der Pfalz ist mir die ehrenvolle Aufgabe zu Theil geworden, die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft auch in seinem Namen zu begrüssen und auf pfälzischem Boden herzlichst willkommen zu heissen. Seit dem deutschen Naturforscher- und Arzttag im Jahre 1861 und seit der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins im Jahre 1874 hat meines Wissens unsere Pfalz nicht die Ehre gehabt eine wissenschaftliche Korporation vom Range der deutschen anthropologischen Gesellschaft in ihren Grenzen tagen zu sehen. Fragen wir aber, was unserer Provinz und unserer Stadt diese hohe Auszeichnung verschafft habe, so dürfen wir wohl ohne Selbstüberhebung annehmen, dass

nicht in letzter Linie die anthropologische Bedeutung unserer Gegenden es gewesen sei, wie sie in den Schätzen unseres pfälzischen historischen Museums sich darstellt. Zwar steht die prähistorische Abtheilung unserer Sammlung gleich der fränkisch-alamannischen an Umfang und Bedeutung hinter der römischen zurück, aber gleichwohl gehen wir uns der Hoffnung hin, dass eine Anzahl hervorragender Funde wie der Dürkheimer Dreifuss, der grosse Rodenhäher Grabhügelfund, die Hasslacher Bronzeräder, der goldene Hut von Schifferstadt, die Böhler goldenen Armspangen und andere dieser illustren Versammlung Anregung bieten werde, durch Vergleichung der in Bede stehenden Erzeugnisse einer hochentwickelten, und darum vermuthlich fremdländischen Industrie mit den zweifellos einheimischen Fundgegenständen und durch Heranziehung der anderwärts sich darbietenden Analogien die Fragen nach Herkunft, Zeitstellung und Wanderseicksal jener Zeugen längst verschwundener Kulturperioden und damit auch die allgemeinen Probleme, die mit derartigen Untersuchungen untrennbar verbunden sind, ihrer Lösung entgegen zu führen. Ist es doch die Aufgabe derjenigen Wissenschaft, deren namhafteste Vertreter wir hier versammelt sehen, die vorgeschichtliche Entwicklung der menschlichen Civilisation auf der ganzen Erdoberfläche und ihren Stand in jedem Lande und zu jeder Zeit durch stummes vergleichendes Studium der zahlreichen rustalen Urkunden, welche Zufall oder der Spaten des Alterthumsforschers ans Tageslicht fördert, zu verfolgen und festzustellen und den mannigfach verschlungenen Pfaden nachzugehen, auf denen in der Urzeit unseres Geschlechtes der Austausch menschlicher Erfindungen und ihrer Erzeugnisse von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse sich vollzog. Mögen denn auch die dem pfälzischen Boden entstammenden Funde zur Erkenntniss der Wahrheit in den die erleuchtetsten Geister unserer Zeit beschäftigenden Fragen nach Ursprung und Zusammenhang aller menschlichen Kultur beitragen, mögen überhaupt die Arbeiten dieser Vereinigung ausgezeichnete Gelehrter vom reichsten Erfolge begleitet sein, und möge auch der XXVII. Kongress der deutschen anthropologischen Gesellschaft wie seine Vorgänger ein Markstein werden in der Geschichte derjenigen Wissenschaft, die im höchsten und umfassendsten Sinne als Krone aller Wissenschaften betrachtet werden kann, weil sie eben alle anderen in sich schliesst, der Anthropologie als des Wissens vom Menschen.

Herr Kreismedicinalrath Dr. Karsch:

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie, dass ich Sie kurz begrüsse auch im Namen des Vereins

pfälzischer Aerzte. Ich sage ausdrücklich der pfälzischen Aerzte, denn nicht bloss die Stadt Speier auch die Pfalz sieht, wie bereits von anderer Seite bemerkt, in Ihnen ihre Gäste. Die Beziehungen zwischen uns Aerzten und der anthropologischen Gesellschaft sind ja gar mannigfache; unsere Studien, unsere heiderseitigen Ziele und wissenschaftlichen Bestrebungen begegnen sich nach den verschiedensten Richtungen. Feiern wir doch schon in Ihrem Herrn Vorsitzenden zugleich unseren allverehrten Lehrer und Meister. Die Aerzte der Pfalz sind nun allerdings in den relativ kleinen Verhältnissen, ohne eigentliche wissenschaftliche Institute, durchweg mehr der praktischen Richtung zugehört. Unsere Prähistoriker werden Ihnen voraussichtlich mehr zu bieten imstande sein. Immerhin werden auch wir die Anregungen, wie sie so vielseitig aus Ihren Verhandlungen und Berathungen hervorzugehen pflegen, dankbar entgegennehmen und Sie bei Ihren Arbeiten und Untersuchungen auf pfälzischem Boden nach Kräften unterstützen. Seien Sie uns herzlich willkommen!

Herr Gymnasialrector Ohlenschläger:

Die Pfalz in prähistorischer Zeit.

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie mir, Sie mit dem Boden, auf welchem die diesjährige Versammlung stattfindet, sowie mit dessen Beziehungen zu den anthropologischen Forschungen in Kürze bekannt zu machen.

Zwischen Mittel- und Westeuropa liegt ein bedeutender Berg- und Höhenzug, der sich vom ligurischen Meere an in ständig abnehmender Höhe bis in die Nähe von Bonn erstreckt und auf dieser ganzen langen Strecke nur zwei Stellen besitzt, die als Völkerthore bezeichnet werden können, nämlich die Burgundische Pforte zwischen Vogesen und Schweizerjura, die das Rhein- und Rhonethal verhindert und weiter rheinwärts die Stelle, wo wir uns jetzt befinden, die hayerische Pfalz, durch deren von Ost nach West führende Thäler schon in den frühesten Zeiten Völker und Heere von Deutschland nach Frankreich und umgekehrt den Weg gefunden haben. Das Völkerthor der Pfalz ist um so wichtiger, weil demselben gegenüber zwei Flüsse münden, deren Lauf den Wanderer weithin nach Osten führen konnte, der Main, dessen Ufer früher häufig als Kriegstrasse benutzt wurden und der Neckar, der in seinem oberen Laufe der völkerleitenden Donau sehr nahe kommt und zum Uebergang aus dem Neckarthal ins Donauthal geradezu verlockt. Es ist daher schon nicht auffallend, dass die hayerische Pfalz der Reihe nach alle die Völ-

ker gesehen hat, welche auf der Wanderung von Osten her die fruchtbaren Gefilde des jetzigen Frankreich besuchten und besiedelten. Welchem Völkerstamm die Menschen angehörten, die zuerst auf ihrem Zuge nach Westen unsere heimathlichen Boden betraten, und welchen Namen diese führten, lässt sich annähernd jetzt noch nicht bestimmen, denn selbst der iberische Stamm, der noch vor den Kelten das westliche Europa bevölkerte (Zeuss, Die deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 263), gehört in eine Zeit, welche im Verhältnis zur Gesamtheit menschlicher Besiedelung ziemlich jung genannt werden muss.

Die Wanderung der Kelten liegt noch ausserhalb des Anfangs der Denkmäler europäischer Geschichte. Näher und deutlicher ist die zweite Wanderung aus dem grossen Weststamm Mitteleuropas in der entgegengesetzten Richtung über die Alpen. Noch Herodot weiss keine Kelten an der inneren Seite der Alpen z. B. in der Ebene des Po. Aber schon 50 Jahre später (390 v. Chr.) gerathen sie mit den Römern in gefährliche Händel. Noch später liessen sich die Vangiones, Tribocci und Nemetes in dem Lande innerhalb der Vogesen nieder, deren germanische Ahnkunft von Plinius (4,17) und Tacitus (Germ. 28) zuversichtlich behauptet wird. Diese vom Stammlande getrennten Besitze können sie aber nicht seit uralter Zeit in Besitz gehabt, sondern erst genommen und unter den Kelten, die früher dort wohnten, sich niedergelassen haben, denn alle Namen ihrer Städte, ja ihre Volksnamen selbst sind keltisch, z. B. Noviomagus, Borbetomagus, Nemetes.

Aber sie müssen auch schon vor Cäsar und vor Ariovist eingewandert sein. Cäsar fand sie unter den deutschen Kriegsvölkern Ariovists sich gegenüber. Nach Ariovists Niederlage zogen sich dessen Völker über den Rhein zurück, aber Tribocci und Nemetes nennt Cäsar (4,10; 6,25) noch am Westufer des Rheines ansässig. Der westliche Theil der Pfalz gehörte wohl schon zum Gebiete der Mediomatrici, deren südliche Grenze die Vegesenkette war. Nur Cäsar führt sie als dem Rhein benachbart auf, kaum jedoch als Anwohner desselben, sondern etwa als Schutzherrn der kleineren dort wohnenden Völker (Zeuss S. 217). Im Jahre 58 vor Chr. fiel das Land in Folge der Besiegung des Ariovist durch Cäsar unter die römische Herrschaft und blieb, wenn auch seit 280 öfter von den Germanen bedroht, im römischen Besitz bis zum Jahre 406, wo in der Neujahrsnacht Vandalen, Sueven und Alanen den Rhein bei Mainz überschnitten, Mainz einnahmen, Worms nach langer Belagerung zerstörten und der römi-

sehen Herrschaft ein unrühmliches Ende bereiteten. Alle genannten Völker haben in unserem Lande Spuren zurückgelassen, Spuren, die freilich noch lange nicht alle gefunden, oder gefunden und nach Zeit und Herkunft noch nicht alle erkannt und bestimmt sind.

Nach allem, was wir aus den Ueberlieferungen erfahren, war das pfälzische Land schon frühzeitig dicht bewohnt und fleissig bebaut, denn schon die Römer fanden eine Anzahl keltischer Städte vor; durch diese immer eingreifendere und ausgedehntere Ausnützung aber sind wenigstens in den waldfreien Gegenden, wo jedes kleine Stückchen Land zum Feldbau verwendet wird, alle Reste über dem Boden mit Ausnahme weniger Strassenstrecken und einer Schanze längst zerstört, Münzen, Gefässe und kleinere Gegenstände, die in der obersten Erdschicht lagen, meist schon längst ausgegraben und verschleudert und von dem Vorhandensein der Mauern zungen häufig nur noch die dreh Form und Stoff kenntlichen Bruchstücke alter Ziegel, die im Felde oder an dessen Rande sich befinden. Wo Weinberge angelegt wurden, ist bis in die Tiefe von nahezu 2 Meter alle Erde mehrfach umgewühlt und wenn die Fundstücke nicht völlig beseitigt wurden, doch deren Zusammenhang gestört.

Ein grosses Hinderniss für archäologische Untersuchung bietet auch die geringe Zeitspanne, welche zwischen Ernte und Wiederanbau liegt, oft die einzige Zeit, in welcher die Besitzer eine Ausgrabung zulassen; und ferner die grosse Zerstückelung des Bodenbesitzes; denn manchmal lässt sich eine Spur nicht weiterverfolgen, weil der angrenzende Acker einen andern Besitzer hat und dieser auf keine Weise die Erlaubniss zur Durchgrabung seines Ackers erteilt; daher kommt es, dass zusammenhängende, grössere Ausgrabungen nur in geringer Zahl gemacht worden sind. Der Sinn für die Vorgeschichte ist in all den Gegenden, welche oft durch Krieg gelitten haben, sehr zurückgedrängt, die Ueberlieferungen wurden zerrissen, die Noth der Zeiten zwang die Leute, ihre Augen zunächst der Gegenwart und der Erhaltung und Vermehrung des materiellen Besitzes zuzuwenden. Mit der zunehmenden Sicherheit, mit dem wachsenden Wohlstand wird auch die Neigung zurückkehren, den abgerissenen Faden der Vergangenheit wieder aufzusuchen und anzuknüpfen, die Ueberreste der Vorzeit zu pflegen und zu erhalten und ihnen ihre Sagen abzulauschen.

Geographisch und archäologisch zerfällt die Pfalz in 3 Theile, die von Nord nach Süd dem Rheine parallel sich hinziehen, nämlich die Ebene

links des Rheines, die Vorderpfalz mit ihrem reichen Rebeslande, daran westlich anschliessend den fast unbewohnten waldbedeckten Bergzug der Vogesen bis zur Queich, im Anschluss daran die Haardt und den Donnerberg und endlich westlich von diesem waldigen Bergland die Westpfalz, die zwar keine sonnigen Weinberge aufzuweisen hat, aber in ihren freundlichen Thälern und fruchtbaren Höhen viel landschaftlich anziehende und geschichtlich wichtige Plätze enthält. In dem mittleren waldbewachsenen Berglande sind wenig Funde gemacht worden, doch finden sich längs des ganzen Ostrandes der Haardt eine Anzahl von Ringwällen und Befestigungen am Trentelskopf, Orenfels, Königsberg, Martenberg, Kemmersberg, deren bedeutendste und schönstegelegene die Heidenmauer bei Dürkheim wir am nächsten Donnerstag eingehend besichtigen werden. Die Vorder- und Hinterpfalz werden sich an Zahl der Fundstellen und Bedeutung der Funde wohl die Waage halten.

Aus den frühesten Zeiten sind zu erwähnen die Steinwaffen (Donnerkeile) und Werkzeuge, die vereinzelt ziemlich gleichmässig vertheilt beim Feldbau gefunden werden; sie sind vielfach noch im Einzelbesitz, werden zu allerlei volksmedizinischen Zwecken verwendet und sind dann nicht leicht zu erwerben, doch findet sich hier im Museum und in der Dürkheimer Sammlung jetzt schon eine stattliche Anzahl solcher Steingeräthe, die fast alle aus Geröllstücken harter Flugschicbe, Gneis, Diorit, Grünstein hergestellt sind; Feuersteingeräthe, die meist geringe Ausmaasse haben und ein geübteres FINDERANGE voraussetzen, sind nur wenige vorhanden.

Gesamtfunde aus dieser frühen Zeit sind mir bis jetzt aus der Pfalz nur zwei bekannt, ein sitzendes Skelet, dem zwei Gefässe und ein Steinkeil beigegeben waren, ausgegraben beim Bau des Bahnhofs zu Kirchheim a. Eck im Mai 1881, das von Dr. Mehlis mit den ältesten Schweizer Pfahlbauten für gleichzeitig gehalten wird (s. Studien V. der Grabfund aus der Steinzeit von Kirchheim a. Eck S. 48), und dann ein erst im Sommer 1896 zu Landau in der Zwölfmorgenkaserne gemachter Fund einer Anzahl von Werkzeugen aus Hirsch- und Rehknochen und Geweihe nebst einer Anzahl grauschwarzer rauher Gefässcherben. Funde aus der Bronzezeit sind in ziemlich grosser Anzahl vorhanden, namentlich als Einzelfunde, Palstäbe, Ketten, Schwerter, Dolehe, Messer, Ringe; auch über zahlreiche Bronzefunde aus Gräbügeln liegen Berichte und Mittheilungen vor, viele aber so knapp und unvollständig, dass ohne Besichtigung der Funde, die nur zum kleinen Theil in die öffentlichen Sammlungen gekommen sind, ein

Urtheil über die Gegenstände nur sehr vorsichtig gefällt werden kann.

Für die Erzeugung von Bronzegeräthen hier zu Lande liefern die am Dürkheimer Feuerberg gefundene Gussform aus Speckstein für ein messerartiges Gerath nebst Gussstempel einen vollständigen Beweis (Mehlis, Studien II, S. 48), der durch die früher in der Nähe — zwischen Meckeheim und Gimmeldingen — gefundene Gussformen für Dolchklingen, Pfeilspitzen, Ringe und runde Plättchen, die man noch als Erzergüsse einheimischen Betriebes bezweifelte, wesentlich unterstüttet wird; ein dritter angeblich (Mehlis, Studien III, S. 45) bei Friedelsheim gemaachte Fund von Gussformen gehört zu den eben genannten und ist nur durch einen Irrthum dem Fundorte Friedelsheim zugewiesen worden. Neben dieser vielleicht wenig ausgedehnten einheimischen Bronze-fabrikation sehen wir ebenso widerwärtige Zeugen einer umfangreichen Einfuhr kostlicher Metallgegenstände aus Italien, von denen ich nur die goldenen Ringe von Böhl, Rodenbach und Dürkheim, von denen die ersten durch ihre Schwere, die letzteren durch ihre herrliche Arbeit sich auszeichnen, den vielbesprochenen goldenen Hut von Schifferstadt, eine Anzahl etruskischer Gefässe, vor allem aber den Hauptschmuck unseres Museums, den prächtigen Dreifuss, nenne, der auf dem Heidefeld zu Dürkheim im Oktober 1864 aufgefunden wurde.

Mit viel weniger Fundstücken ist die Hallstattzeit in der hayerischen Pfalz vertreten; ich erinnere mich nicht, auch nur ein einziges Waffenstück aus jener Zeit auf pfälzischem Boden gesehen zu haben, obwohl am rechten Rheinufer die Epoche der Hallstattzeit den Latène-funden an Zahl meist überlegen sind. Die schönverzierten hunteo Thongefässe der Hallstattzeit, die im nördlichen Baden und im östlichen Württemberg schon nicht mehr gefunde werden (s. Anthr. Corr.-Bl. 1885, S. 75), sind auch in der Pfalz nicht vorhanden und ich kann mich nicht erinnern, auch nur ein Bruchstück eines solchen farbig verzierten Thongefässes aus einem pfälzischen Fundort gesehen zu haben. Das Dürkheimer Museum hat Funde aus einem Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit. Bei den Resten einer verbrannten Leiche lagen 2 Armbrusthähnen, eine gerade Nadel mit verdrücktem Kopf und das Stück einer grauschwarzen hauchigen Urne.

Weder in dem Verzeichnisse der Ortsnamen und Funde zur prähistorischen Karte der Pfalz (Mehlis, Studien VIII, 1885) noch in dem Vorwort dazu (S. 8) ist eine Erwähnung dieser archäologischen Periode gethan. Dagegen finden wir daselbst eine grosse Anzahl von Funden der Latènezeit verzeichnet,

solche sowohl aus Flachgräber als aus Hügelgräber und einzelne Fundstücke, zum Theil von grosser Schönheit und ungewöhnlicher Kunstfertigkeit zeugend, sind in die Sammlungen gekommen; ich erwähne als besonders hervorragend den prachtvollen, merkwürdigen Halsring von Leimersheim und einen Fund von 7 schönverzierten Ringen, die im Jahre 1893 am Hals, Ober- und Unterarm, sowie an den Fässen eines leider völlig vermoderten Skeletes in der Nähe von Hochdorf etwa 1 m tief im Boden gefunden wurden. Gegenüber der grossen Anzahl von Schmuckgegenständen ist die geringe Zahl der Waffen auffallend; bemerkenswerth ist hier nur eine ungewöhnlich grosse, 96 cm lange Schwertscheide aus Bronze, angeblich bei Erweiterungsarbeiten des Hafens von Ludwigshafen in gewachsenem Boden gefunden. Reichhaltig nach Zahl und Gestalt sind auch die Gefässe der Latènezeit der Speierer Sammlung, die hierin freilich neuerdings vom Paulus-Museum in Worms überflügelt worden ist. Am zahlreichsten sind die Funde aus der römischen Zeit, sowohl hinsichtlich der Menge der Fundorte als nach der Zahl der Fundstücke. Ueber dem Boden steht in der Pfalz wohl keine Maner mehr, im Boden aber fanden und finden sich noch vielfach Mauer- und Gebäudereste, Strassen, Grabstellen, Altäre, Inschriften, Gefässe, Schmuckgegenstände, Geräthe aller Art, so dass auch schon daraus das grosse Uebergewicht sich erkennen lässt, welches die gewaltige römische Herrschaft der früheren Bevölkerung gegenüber sass.

Ein Blick auf die Menge römischer Gefässe aus dem einzigen Rheinabern genügt, um zu zeigen, mit welcher Thatkraft und in welchem Umfang sich römische Handwerkhätigkeit in der Provinz entwickelte, eine Menge Fundstücke von Erfweiler, Schwarzenacker, Geinsheim, Rheinabern u. a. beweisen, dass durch schön ausgestattete Wohnungen, Wasserleitungen, Tempel, durch schön gearbeitete Gefässe aus Bronze und Thon, sowie durch reichen kostbaren Schmuck die verwöhnten Kinder des Südens sich auch hier den Aufenthalt angenehm machen konnten.

Nach den Römern besetzten Germanen vollständig die jetzt pfälzischen Lande; Germanen fränkischen Stammes in der Vorderpfalz, alemannischen Stammes im Westtrich, während die um 413 (Erhard S. 84) in die linksrheinische Pfalz eingewanderten Burgunder, deren glaozvolle Anwesenheit am Rhein im Nibelungenlied für alle Zeiten verherrlicht ist, schon um 436 grossentheils diese schöne Gegend verliessen, um im Süden des Elsass neue Wohnsitze einzunehmen. Es sind vorwiegend Reste aus Gräberfeldern, welche in reicher Ausstattung mit trefflich gearbeiteten schwe-

ren und furchtbaren Waffen, mit eigenartigem Schmuck in tauschirtem Eisen, Gold- und Silberfiligran unser Auge erfreuen und die kräftigen kriegstüchtigen Scharen unseren Vorfahren vor unsern geistigen Augen erscheinen lassen. Solche Gräberfelder sind wahrsehnlich bei jeder alten Ansiedlung vorhanden, sind auch bei einer ziemlichen Anzahl gelegentlich der Bau- und Feldarbeiten in grosser Anzahl gefunden, aber nur an wenigen Plätzen wissenschaftlich brauchbar untersucht. Von letzteren erwähne ich in der Vorderpfalz die Gräber von Ohrrheim und Dirmstein, in der Westpfalz Gersheim.

Werfen wir einen Blick auf die Bemühungen um die früheste Landesgeschichte und auf die Männer, denen wir die ersten Anregungen antiquarischer Forschungen zu verdanken haben, so muss ich als ersten hier erwähnen den zweibrückischen Mathematiker und Bibliothekar Tilemann Stella, der in seiner handschriftlichen Beschreibung der Aemter Zweibrücken und Kirkel im Jahre 1564 gewissenhaft und mit Verständnis auch alle Stellen aufgezeichnet, wo römische oder sonst antiquarische Reste zu Tage gekommen waren oder vermuthet wurden. — Ausser einigen auf die Pfalz Bezug nehmenden Stellen in Schoepflins *Alsatia illustrata* tom. I, 1751, sind zunächst einige Schriften des Conrectors am Speierer Reichsstädtischen Gymnasium Georg Litzel zu nennen, nämlich die Beschreibung eines steinernen Sargs, worin eine edle Römerin gefunden worden, (Speier 1749) und Beschreibung der römischen Todtentöpfe und anderer heidnischen Leichengefässe, welche bei Speier ausgegraben wurden (1749), worin mit grosser Sorgfalt die Funde zusammengestellt und besprochen sind. Etwas später sahen die Gelehrten der Mannheimer Akademie in den *Acta academiæ Theodoro Palatinae* 1766 his 1794, 7 Bände, die historischen Ueberreste durch Beschreibung bekannt zu machen und in die älteste Geschichte und Topographie einiges Licht und Sicherheit zu bringen. Das vielgenannte Werk von Widder, *Geographische Beschreibung der Pfalz*, 4. Band 1786—88, können wir übergehen, weil es keine selbständige Nachricht über pfälzische Alterthümer bringt. Während der Revolutionszeit und der daran sich schliessenden Kriegsjahre trat die Theilnahme für die Ueberreste früherer Zeit gegenüber dem Drange der Gegenwart ganz zurück, aber unmittelbar nach Herstellung des Friedens sahen wir den späteren Präsidenten der Pfalz Joseph von Stiehaner eifrig bemüht, alle vorhandenen Denkmäler der Pfalz zu verzeichnen, Berichte über Nachgrabungen in Gehäuderesten und Grabhügeln zu veranlassen, die Fundstücke zu sammeln und

in dem Intelligenzblatt des k. bayer. Rheinkreises zu öffentlichen Kenntniss zu bringen.

Ich habe schon an anderer Stelle der segensreichen Thätigkeit dieses Mannes gedacht, der nicht bloss in der Pfalz sondern auch in Mittel-, franken und Oberbayern zahlreiche Zeugnisse seines umfassenden wissenschaftlichen und zugleich äusserst brauchbaren Vorgehens zur Erhaltung der Alterthümer und zur Förderung unserer Urgeschichte zurückgelassen hat. Speier hat ihm die Anfänge seines Museums zu verdanken und die Gründung des historischen Vereins, zu welchem König Ludwig I. durch Cabinetsbefehl aus Villa-Colombella vom 29. Mai 1827 den Anstoss gegeben hatte. In Folge eines Aufrufs, den Präsident v. Stiehaner am 8. Oktober 1830 erliess, trat in diesem Jahre etwa 40 Männer zur Pflege der Geschichte zusammen, die politische Bewegung der Jahre 1831 und 32 liess aber den Keim nicht zur Entwickelung kommen und erst im Jahre 1839 gelang es wieder, eine grössere Anzahl Männer für den genannten Zweck zu gewinnen. Die beiden jetzt sehr selten gewordenen Berichte über das Wirken dieses Vereins zeigen freudiges Streben und verständige Arbeit, die von Professor Zeuss veröffentlichten *Traditiones Wissenburgenses* und seine Abhandlung über die freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung örtlich geschildert 1843, können immer noch als Vorbilder gelten, ebenso wie sein im Jahre 1837 erschienenes Werk, *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme* heute noch unübertroffen ist. Nur wenige Jahre dauerte das Wirken des Vereins. Der Sturm des Jahres 1848 störte das stille Walten der geschichtlichen Muse und nur einzelne Männer, wie Lehmann, Remling, Heintz verhinderten, dass die Landesgeschichte völlig unbeachtet blieb und erst im Jahre 1869 machte sich wieder das Bedürfniss zu gemeinschaftlicher Thätigkeit derart geltend, dass an eine Neugründung des Vereins gedacht werden konnte, und seit jener Zeit bis heute wurde emsig weitergearbeitet an Förderung der pfälzischen Geschichte, so dass wir heute in der Lage sind, der hochverehrten 27. Versammlung deutscher Anthropologen den 20. Jahrgang der Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz als Festgabe bieten zu können.

Besondere Verdienste um die Funde aus prähistorischer und römischer Zeit haben sich hierbei erworben Herr Dr. Mehlis durch seine zahlreichen Untersuchungen und die Gründung und Förderung der Sammlung des Dürkheimer Alterthumsvereins, sowie durch seine Studien zur ältesten Geschichte des Rheinlandes und die prähistorische Karte der Pfalz. Um die Speierer Sammlung machten sich

hesonders verdient die Conservatoren Heidenreich und Mayerhofer, namentlich aber mein verehrter Kollege Dr. Harster, der seit 14 Jahren mit grosser Aufopferung die Ordnung und Aufstellung des Speierer Museums nicht bloss geleitet, sondern meist selbst vollzogen hat und dessen kundige Hand wir leider von jetzt ab entbehren müssen. Wichtige Beiträge besonders zur Erforschung der Westfal hat auch Herr Hofrath Dr. Hagen, den wir heute wieder als den Unseren begrüssen können, vor seiner Abreise nach Sumatra geliefert. Der ganze Boden der Stadt selbst, in deren gastlichen Räumen wir uns heute befinden, ist durchsetzt mit den Ueberresten der früheren Geschlechter bis in die früheste Zeit zurück, doch nimmt, wie in den fruchtbarsten Stellen der ganzen Pfalz, das Römische den grössten Raum ein, und tausend gewaltige Erinnerungen an die Recken der Nibelungensage sowie an die Herrlichkeit des alten Kaiserreichs knüpfen sich an den Ort und Namen der Stadt Speier. Das Antlitz der heutigen Stadt verräth wenig mehr von jenen herrlichen Tagen, nur Dom und Altpörtel schauen noch als stumme Zeugen gegenwärtiger Ereignisse bis in unsere Zeit herein, die ganze übrige Stadt wurde im Jahre 1689 von den Mordhänden König Ludwig XIV. in einen Trümmerhaufen verwandelt die Einwohner ins Elend getrieben und fast zehn Jahre lang durfte Niemand auch nur eine Hütte auf den Trümmern errichten. Erst nach dem Frieden von Ryswick 1697 durften die unglücklichen Bewohner wieder zurückkehren, aber die alte Herrlichkeit war dahin und die wiederholten Kriege bis zum Anfang dieses Jahrhunderts liessen auch einen äusseren Wohlstand nicht wieder aufkommen, so dass die Stadt im Anfang dieses Jahrhunderts nur 3000 Einwohner zählte. Erst unter der bayerischen Regierung begann sie sich allmählich wieder zu heben, aber noch sind die Folgen jener unheilvollen Zerstörung nicht verschwunden und manehere der geehrten Besuche, die sich ein ideales Bild von der alten Kaiserstadt gemacht hatten, werden sich beim Durchwandern der Strassen des heutigen Speier gestänscht finden. Eines aber konnten all diese Schicksalsschläge nicht zerstören, die altgewohnte Gastlichkeit und Herzlichkeit, womit dem Gaste alles geboten wird, was man zu bieten vermag. Durch dieses freundliche Entgegenkommen war es der Localgeschäftsführung möglich gemacht, in einfacher aber herzlicher Weise der 27. Versammlung der deutschen Anthropologen die Stätte zu bereiten.

Im Namen des Localausschusses und aller derjenigen, welche uns bei den Vorbereitungen behilflich waren, beisse ich sie daher herzlich will-

kommen an dieser Stelle und schliesse mit dem Wunsche, dass die Arbeiten der gegenwärtigen Versammlung der Wissenschaft zum Segen gereichen und der Aufenthalt in dieser Stadt bei den Theilnehmern eine angenehme Erinnerung hinterlassen möge.

Der Vorsitzende:

Meine verehrten Anwesenden! Sie gestatten, dass ich zunächst Namens des Vorstandes all den Herren, die uns hier begrüsst haben, unsern herzlichsten Dank ausspreche, vor Allen Seiner Exzellenz dem Herrn Präsidenten, der in so ehrenvoller Weise die Theilnahme der Staatsregierung uns ausgesprochen hat, dann besonders dem Vertreter der Stadt, von der ich persönlich seit langer Zeit weiss, wie sehr sie Fremden gegenüber das Gastrecht in angenehmer Weise ausüben versteht. Ich hoffe, dass wir etwas dazu beitragen werden, diese Tage auch für die Bürger von Speier angenehm zu gestalten.

(Pause.)

Der Vorsitzende:

Die Sitzung ist wieder eröffnet. Es ist ein Telegramm eingegangen von Herrn Karl Kühne und Frau aus Berlin, die herzliche Grüsse senden. Alle diejenigen, welche wissen, dass Herr Kühne, unser alter und bewährter Freund und Helfer, eine ziemlich schwere Erkrankung erlitten hatte, werden mit mir erfreut sein, zu hören, dass es ihm wieder besser geht.

Herr Johannes Ranke: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs:*

Vor wenig Wochen (26. Juni) haben wir den Jubiläums-Geburtstag Bastian's feierlich begangen und dem bahnbrechenden Forscher, dem theueren allverehrten Freunde unsere innigsten Wünsche in die Ferno nachgesendet, wohin er vor den geplanten Feiern für seinen Ehrentag entflohen ist; möge ein gütiges Geschick über dem Haupte unseres lieben Meisters und Führers walten und ihn wohlbehaltend und in alter Frische zu uns zurückführen. Möge er noch lange die jetzt so hoffnungsreich reifenden Früchte seiner heissen Lebensarbeit selbst geniessen, sich an der Ernte der von ihm bereiteten Saat erfreuen und begeistern. Sein unvergängliches Verdienst ist es nicht zum geringsten Theil, dass nun die Materialien zusammengetragen sind, durch Sammlungen auf dem ganzen Erdkreise, bis in seine verlorensten Winkel hinein, auf welchen eine wahre Ethnologie aufgebaut werden kann, welche in seinem Sinne nichts Anderes ist als eine allgemeine Menschheits-Psychologie als Summe der Elementargedanken

der ganzen Menschheit. Bastian ist es, welcher wie kein anderer die geistige Einheit des gesamten Menschengeschlechtes erkannt und immer von neuem auf dieses Hauptergebnis der ethnologischen Forschung hingewiesen hat. Nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Ethnologie, deren Haupt-Säule und Begründer Bastian ist, wissen und fühlen wir uns eins mit der gesamten Menschheit auch mit jenen armen Naturkindern, für welche es einst päpstlicher Dekrete bedurfte, um ihnen die Rechte wahrer Menschen einzuräumen. Ihr Gedankengang ist dem unseren congenial und in den Elementargedanken „des Wildstammes schlummern bereits alle die Keimanlagen zu dem, was in der Geschichte der Kultur sich Hehres und Herrliches entfaltet hat“. Wie die Nord-Staaten der amerikanischen Union einst im heißen Kampf mit dem Stahl die Freiheit und die politische Gleichberechtigung des „Mannes schwarzer Haut“ erstritten haben, so hat Bastian im 30jährigen Krieg, wie er selbst seine Mühen genannt hat, die volle Menschenwürde für Alle, auch für die verachtetsten und verwahrloseten „Wilden“ erkämpft, welche man einst für halbe Thiere halten zu dürfen glaubte.

Vor seinem letzten Abschied hat Bastian wieder zu uns zu dem scheidenden Jahrhundert gesprochen:

A. Bastian, Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Menschen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1895. Abtheilung I u. II.

Derselbe, Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direction des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Heft 2, Jahrg. I. Verlag von A. Haack, Berlin 1895. Heft 3, 1896.

Derselbe, Buddhistische Schriften aus Siam. Z. E. V. 1895. 440.

Derselbe, Die Denkschöpfung umgebender Welt aus kosmogonischen Vorstellungen in Cultur und Uncultur. Mit schematischen Abrissen und 4 Tafeln. Berlin. F. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1896.

Wir laschen der bekannten Stimme des Lehrers mit alter Freude und haben viel von ihm zu lernen und es ernst zu nehmen, bis er wiederkommt und neue nengewonnene Schätze des Wissens und des Verständnisses mitbringt. Inzwischen wollen wir tröu seines Wortes gedenken:

„Klar und wahr! sei der Wahlspruch derer, die es ernst zu nehmen gedenken, in erster Zeit. Strenge gilt es hier die Gewissensfragen zu prüfen, nach bestem Wissen und Wollen, ob alles ehrlich und lecht.“

In der „Denkschöpfung der umgebenden Welt“ geht Bastian von der in früheren Werken niedergelegten Entdeckung aus, dass im Bnddbismus,

„dieser alten und weit verbreiteten Religions-Philosophie Spuren von so ziemlich all“ dem anzutreffen wären, was bei den Völkern der Erde in der Weite metaphysischer Hypothesen der Meditation sich aufgedrängt hat (jermals oder irgendwo), und dass bei genauerem Zusehen all diese auf hohen Kothurnen einhersehreitenden Denkgebilde sich leichtlich rückföhrbar erweisen auf eine engst begrenzte Zahl von Elementargedanken“.

„Die Elementargedanken treten uns unter den Differenzirungen ihrer geographischen Provinzen entgegen, im nationalen Costüm der Völkergedanken; und so erscheinen sie im Fratschmack „toto coelo“ oftmals von einander verschieden. Sie tanzen anders, sie singen anders, sie gestikaliren und peroriren jeder nach seiner Weise. Aber wenn man ihnen die bunte, aus topischen Bedingungen (mit historischem Einschlag der „astrorrm affectiones“) gewechte Maske abzieht, dann steht er da, der monoton stereotype Elementargedanke, nackt, kahl und hlos, und ärmlich-schwach meistens genug, sodass es fast zum Lachen wäre, wenn hier nicht hochbellige Interessen und gewichtige Schicksalsfragen involvirl lägen, die ihre Beachtung fordern, für zweckdienliche Lenkung auf labyrinthischen Räthselpfaden der Cultur (längs des in primärer Einfachheit eingeschlagenen Leitungsfadens).“

Freunde, Schüler und Verehrer Bastian's haben als:

„Festschrift für Adolf Bastian zu seinem 70. Geburtstag 26. Juni 1896. Berlin 1896. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) gr. 8°. 630 und XIV Tafeln“

ein Prachtwerk erscheinen lassen, dessen äussere einfach-vornehme Ausstattung der verdienstvollen Verlagsbuchhandlung zu errenten Ehren gereicht.

Der unvergänglich werthvolle Inhalt umpaunt so ziemlich das ganze Gebiet der modernen Ethnologie und zeigt uns die Fülle der Beziehungen zu allen Gebieten des Denkens und Lebens. Es sind 32 Autoren mit Originalaufsätzen in dem Werke vertreten. Ich bitte dieselben einzeln und namentlich hier nennen zu dürfen:

R. Virchow, Rassenbildung und Erblichkeit.
H. Steinthal, Dialekt, Sprache, Volk, Staat, Rasse.

J. Ranke, Vergleichung des Rauminhalts der Rückgrat- und Schädelhöhle als Beitrag zur vergleichenden Psychologie.

Hans Meyer, Ueber die Urbewohner der canarischen Inseln.

E. Schmidt, Die Rassenverwandtschaft der Völkerrämme Südindiens und Ceylons.

W. Schwartz, Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturreligion.

Müller-Beeck, Die Holschnitzereien im Tempel Matsunomori in Nagasaki.

W. Joest, Eine Holzfigur von der Loangküste und ein Antio-Bild aus Luzon.

F. von Luschan, Das Wurfwort in Neuholland und Ozeanien.

M. Buchner, Zur Mystik der Bants.

K. Wenke, Die Eidechse als Ornament in Afrika.

K. Th. Preuss, Menschenopfer und Selbstverarmung in Amerika.

M. Bartels, Ueber Schädelmaassen aus Neu-Britannien, besonders über eine mit einer Kopferletzung.

K. von den Steinen, Prähistorische Zeichen und Ornamente.

F. S. Krauss, Vidirijie Ahmo's Brautfahrt.

A. Goetze, Ueber aeolithischen Handel.

E. Kuhn, Die Sprache der Singho oder Kakhynen.

A. Weiss, Ein indischer Zauberpruch.

A. Voss, Der grosse Silberkessel von Gundestrup in Jütland, ein mithräisches Denkmal im Norden.

E. P. Dinseldorff, Wer waren die Tolteken?

E. Seler, Die Ruinen auf dem Quio-ngola.

F. Boas, Die Entwicklung der Gebeinbände der Kwakintl-Indianer.

W. Grube, Troistischer Schöpfungsmythus.

A. Grünwedel, Ein Kapitel der Ta-sho-mung.

F. Hirth, Die Insel Hainan nach Chao Ju-kun.

F. W. K. Müller, Jikkak semin, eine mittelalterliche japanische Oper.

Th. Achelis, Der Maui-Mythus.

J. Kollmann, Flöten und Pfeifen aus Altmexiko.

O. Frankfurter, Die Emanzipation der Sklaven in Siam.

F. Hoger, Die Zukunft der ethnographischen Museen.

E. Grosse, Ueber den ethnologischen Unterricht. F. Ehrenreich, Ein Beitrag zur Charakteristik der tokodischen Sprache.

Das Werk liefert eine Uebersicht ziemlich aus allen Spezialgebieten des weiten Feldes der Ethnologie, in welchen in diesem Angehliek aktiv gearbeitet wird. Nichts ist für den Mitstrebenden und den Jünger einer Wissenschaft belehrender und anregender, als, wie es hier geschieht, in die Arbeitsräume der eifrigst thätigen Forscher geführt zu werden, an ihren Arbeitstisch, um ihnen bei ihrer Arbeit zuzusehen und ihre Arbeitsmethoden zu lernen.

Kaum eine der gegenwärtig hrennenden Fragen der Ethnologie geht hier leer aus.

Virchow's Abhandlung, Ueber Rassenbildung und Erhlichkeit, beschäftigt sich mit den allgemeinsten Grundlagen der gesammten ethnologischen Betrachtung und es erscheint wohl an der Zeit, immer wieder von Neuem die Festigkeit der Basis zu prüfen und zu verstärken, auf welcher das Gebäude aufgeführt wird. Es sei gestattet hier etwas eingehender zu verharren.

Virchow geht von dem Begriff der „Rasse“ aus, ein Begriff, welcher immer etwas Unbestimmtes an sich gehabt hat, und in der neuesten Zeit im höchsten Maasse unsicher geworden ist. „Seidem die Politik die Frage der Nationalitäten aufgerührt hat, ist auch der Nativismus bei den

Menschen gewachsen. Jede, auch noch so kleine Nationalität will eine besondere Rasse darstellen, oder wo die Mischung klar zu Tage liegt, doch eine genaue Feststellung der verschiedenen Rassen haben, aus denen sie sich zusammensetzt.“ „Die Bildung nationaler Rassen ist an sich genügend drehsichtig. Das Mittel zu ihrer Bildung liegt eben in der Mischung.“ „Aber die Mischung gibt keine constanten Resultate“, „denn die Erhlichkeit ist in der Regel eine partielle.“ „Von Eltern, die verschiedenen Rassen angehören, empfängt das eine Kind Eigenschaften des Vaters, das andere Eigenschaften der Mutter, das dritte Eigenschaften von heiden. Gerade die am meisten hervortretenden Eigenschaften, Haar-, Haut- und Augen-Farbe, finden sich in derselben Familie, auch da wo kein herechtigt Grund zur Aonahme illegitimer Einflüsse besteht, in der huntesten Abweohlung. Blaue Augen und schwarzes Haar, braune Iris und blondes Haar, brünette Haut und helles Haar kommen oft genug neben einander ja in demselben Individuum vor. Freilich gibt es auch bis in die Gewebe hinein Mischungen der Farbe. Manches Individuum hat weder blaue noch braune Iris; das sind die grauen, grünen und gelben Augen. Wir dürfen sie, wie die kastanienbrannen Haare, die weder blond noch schwarz sind, in der Regel als ein Zeichen der Mischung ansehen. Viele andere, ja man kann fast sagen, die meisten Theile des Körpers lassen ähnliche Differenzen erkennen. Es möge hier nur an Schädel- und Gesichtsbildung erinnert werden.“ Virchow weist dann weiter darauf hin, „wie aus Mischzuständen jene einheitliche Erscheinung hervorgeht, die uns in zahlreichen nationalen Typen entgegentritt. Es liegt ja auf der Hand, dass bei immer fortgesetzter Mischung derselben, an sich verschiedenartige Typen mit der Zeit ein herrschender Mischtypus entstehen muss.“ „So gestaltet sich allmählich ein neuer Nationaltypus“, in welchem der Individuenzahl geringste der ursprünglichen Typen sehr bald verschwindet, „und zwar um so schneller je geringer ihre Zahl war.“ „Wo sind die Nachkommen aller der deutschen Stämme zu suchen, welche in der Zeit der Völkerwanderung mit Frau und Kind in die Fremde gezogen sind. Man muss sie suchen, um ihre Spur zu finden.“ „Diese Art der Betrachtung hat ihren sicheren Grund in der erfahrungsmässig feststehenden und von jeher allgemein zugestandenen Thatsache der Vererhung.“ „Aber ihre Anwendung auf spezielle Fälle setzt jedesmal voraus, dass man die Componenten kennt, aus denen die Mischverbindungen entstanden sind. In der Verfolgung dieser Componenten kommt man consequent auf die origi-

nären Typen. Wie viel solcher Typen dürfen wir zulassen, wenn es sich nicht mehr um moderne oder um historische, wenn es sich um prähistorische Typen handelt. Oder gar, wenn man die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes annimmt, wie soll man es erklären, auf welche Weise und durch welche Einflüsse die erigenären Rasseentypen entstanden sind?

Das ist die exakte Fragestellung. — Nach eingehender Darstellung der gesammten Vererbungsfragen und Erörterung der Vererbungstheorien, wobei sich die wichtigsten Ausblicke auf Akklimatisation, auf das Verhältniss von Pathologie zur Physiologie, auf die Differenzen der Geschlechter, sowie auf die ganze Anzahl der realen Rassen-differenzen und ihrer Bedeutung event. Entstehungsergebnisse, gelangt Virchow zu dem Schlusse: „Wie wir also das Problem der Rassenbildung beim Menschen naturwissenschaftlich d. h. empirisch angehen mögen, so nicht dasselbe doch immer noch ungeklärt. Theoretisch kann nach meiner Meinung kein Zweifel darüber bestehen, dass Rassen nichts anderes sind, als erbliche Variationen. Was wir über die Entstehung solcher Variationen wissen, ist daher auch anwendbar auf die Entstehung der Rassen. Da aber die vererbten Variationen ausnahmslos auf die Einwirkung äusserer Ursachen, sei es solcher ausserhalb des Körpers, sei es solcher ausserhalb der betreffenden, wogegen im Körper enthaltenen Theile, bezogen werden müssen, so werden wir auch die Rassen aus der Einwirkung äusserer Ursachen ableiten und sie als erworbene Abweichungen von dem ursprünglichen Typus definiren dürfen. Damit tritt der Einfluss der Umgebung sofort in sein Recht ein, aber wohl-gemerkt, nicht in ein ausschliessliches Recht. Denn neben der Umgebung (dem Milieu) ist eine Anzahl von mechanischen, chemischen und anderen Einflüssen wirksam, die mit der Umgebung an sich, d. h. der Oertlichkeit gar nichts zu thun haben.“

Von einer etwas anderen Seite aus betrachtet Virchow das Problem der individuellen Besonderheiten in der Abhandlung:

R. Virchow, Anlage und Variatio. Sitzungsab. d. Berl. Akad. d. W. 30. April 1896. XXIII. 515. Er schliesst: „Variation, Metaplasie und Heterotopie sind die Mittel zur Erzeugung der Anlagen.“

Für jeden, der selbst mitten in der Arbeit zwischen diesen grundlegenden Problemen steht, ist Virchow's ruhige kritische Betrachtung, welche sich durch Autoritätsglauben kein Zugeständnis abringen lässt, von wohlthätigster Wirkung. Es ist für Alle gut, zu sehen, dass es Männer gibt, die keinen krummen Rücken haben.

Hieran möchte ich direkt die neuesten Publi-

cationen des früheren Präsidenten unserer Gesellschaft, Karl von Zittel reihen. Er hat in seiner Rede: K. von Zittel: Ontogenie, Phylogenie und Systematik (bei der Geologenversammlung in Lausanne, Separat-Abdruck) mit fester Hand in diese schwierige und heftig umstrittene Materie gegriffen und es ausgesprochen:

„Die Wissenschaft strebt in erster Linie nach Wahrheit. Je deutlicher wir uns bewusst bleiben, auf welche gebrüchliche Basis unsere wissenschaftlichen Theorien ruhen, desto emsiger werden wir uns bemühen, sie durch neue Beobachtungen und Thatsachen zu verstärken.“

Seine grossen und vollendeten Werke: von Zittel, Handbuch der Paläozoologie B. I bis IV, und Grundzüge der Paläontologie in einem Band, beide bei R. Oldenbourg-München, sind auch für die Paläanthropologie, wie sie Virchow in jener erst erwähnten Abhandlung genannt hat, grundlegend und gestatten zum ersten Mal einen exakten Einblick in die betreffenden Verhältnisse.

Ich kann nach der Eröffnungsrede des Herrn Virchow darauf verzichten, auf jene Frage der Paläanthropologie:

Pithecanthropus erectus Dubois, näher einzugehen, welche im vorigen Jahre die Wissenschaft so viel beschäftigte und auch durch den Vortrag unseres Herrn Vorsitzenden Waldcyer in Cassel unserer Gesellschaft eingehend vorgelegt worden ist; sie hat seitdem eine Reihe entscheidender Beleuchtungen erfahren. Im December 1895 kam Herr Dubois selbst nach Berlin, demonstirte dort persönlich seine Fundobjecte und begründete seine Ansichten in einer vortrefflich durchgearbeiteten Rede. Später hat Herr Dubois im „Anatomischen Anzeiger“ eine zusammenfassende Darstellung seiner Ergebnisse und Folgerungen gegeben. Daran reihen sich dann eine Anzahl sehr wichtiger Mittheilungen:

Vorjährige Literatur u. Bericht 1895. Cassel.
R. Martin, zur *Pithecanthropus*-Frage; Globus LXVII. 213. 1895. und Separat-Abdruck aus ? 18 S. Zürich 1896 (hält die Knochen alle für menschliche).

R. Virchow, *Pithecanthropus erectus*, mit Tafel VI und VII. Z. F. V. 1895. Gegen Turner und Kad. Martin wird der „äffische“ Charakter des Fossils erhärtet. Besonders wichtig ist die starke Neigung des Plasmum nucleale, die quere Knickung in der Gegend des *Torus occipitalis*, die nicht menschlich, sondern specifisch „äffisch“ ist. Der Orbitaltheil des Schädels setzt sich von dem Cerebraltheil wie ein selbständiges Gehirne ab, welches dem eigentlichen Gehirnschädel vorgelagert ist. Bei dem Australier hat die Stirn, und zwar in ihrem cerebralen Antheil, eine beträchtliche Breite und die Schläffengegend ist gefüllt, während bei den Affen der Gehirnschädel sich nach vorne verjüngt und die Verbreiterung der Stirn allein dem Orbitaltheil zu-

fällt. — Nähere Beschreibung der Exostose (Abbildung) am Oberschenkelbein.

H. Virchow, *Pithecanthropus erectus* Dubois. Z. E. V. 1895. 536. Dazu Nehring, W. Krause.

R. Virchow, *Pithecanthropus erectus* Dubois. Z. E. V. 1895. 649.

R. Virchow, Exostosen und Hyperostosen von Extremitätenknochen des Menschen im Hinblick auf den *Pithecanthropus*. Hiesig Tafel IX. Z. E. V. 1895. Die Exostose des *Pithecanthropus* stammt nicht von einem Senkungsalter, sondern scheint aus einer congenitalen Anlage hervorgegangen.

A. Nehring, Ein *Pithecanthropus* thallicher Menschenschädel aus den Sambanis von Santos in Brasilien mit 3 Abbildungen. Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1895. X. 649.

A. Nehring, Vergleichung der Fossilreste des *Pithecanthropus erectus* Dubois mit einem Schädel aus einem Sambani von Santos in Brasilien. Z. E. V. 1895. 710. Auch Knochenwucherungen bei Thieren. 720.

Referat: *Pithecanthropus erectus* Dubois. Historisch-politische Blätter. CXVII. 561. 1896.

R. Virchow, Knochen von Hühnerfüßen mit krankhaften Veränderungen (Höhligengicht). Z. E. V. 1895. 706. Abbildung. Zum Unterschied von Arthritis deformans des Menschen (Gicht) sind bei den Hühren nicht die Gelenke, sondern die Diaphysen-Fortsätze ergriffen. Eugen Dubois, *Pithecanthropus erectus*, betrachtet als eine wirkliche Uebergangsform und als Stammform des Menschen. Z. E. V. 1895. 723. Hauptdarstellung. Geologisch und vergleichend anatomisch. Abbildung der Muskelsprünge an Os femoris von Gibbon und Menschen 735.

Dazu:

J. Kollmann, Basel. 740.

R. Virchow, Einzeichnung des *Pithecanthropus erectus* Schädelknochens in eine gleiche grossen Abbildung des Gibbonenschädeln, um die volle Uebereinstimmung beider zu beweisen. 745.

O. Jäckel. 747.

Eugen Dubois, *Pithecanthropus erectus*, eine Stammform des Menschen, mit 10 Abbildungen. Anatomischer Anzeiger. XII. 1896. Nr. 1. 1–22. Auf S. 14 findet sich hier die vollkommene Literatur mit 19 Autoren. S. 16. Die Abbildung des „reconstruirt“ Schädeln, ein voller Affenschädel. Die Messungszahlen sind gegen den Berliner Vortrag berichtet: „Die Gibbonähnlichkeit wird damit noch wieder grösser.“ Der Sulcus transversus liegt „bedeutend höher, als ich (Dubois) früher annahm.“ das Grosshirn ist also entsprechend beträchtlich kleiner als es früher geschätzt wurde.

O. C. Marsh, On the *Pithecanthropus erectus* from the Tertiary of Java. American Journal of Science Vol. I. June 1896. Marsh kommt S. 482 zu dem Schluss:

„1. Die Reste des *Pithecanthropus*, die man bis jetzt kennt, sind von pliocänum (jungtertiärem) Alter und die Wirbelthierfauna, in deren Gesellschaft man sie gefunden, gehört zu der der Siwalik Hills von Indien.

„2. Die verschiedenen Stücke (specimens) des *Pithecanthropus* gehören offenbar zu einem Individuum.

„3. Dieses Individuum war nicht menschlich (human), repräsentirte aber eine Zwischenform zwischen Mensch und höheren Affen (higher apes).

„Alle diese Reste sind sicher menschlich (anthropoid) und wenn einige von ihnen menschlich (human) sind, so erstreckt sich das Alter des Menschen zurück

in das Tertiär, und seine Verwandtschaft (affinities) mit den höheren Affen wird eine nähere, als man bisher vorausgesetzt hat. Eines ist gewiss: die Entdeckung des *Pithecanthropus* ist ein Ereignis von hoher (first) Wichtigkeit für die wissenschaftliche Welt.“

Houssé, *Homo primigenius* Javaensis, a Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles.

L. Manouvrier, Discussion du *Pithecanthropus erectus* comme précurseur présumé de l'homme. Bull. de la société d'Anthropologie de Paris. Tome VI. Serie IV. Fasc. 1. — Discussion. Eubenda Fasc. 3.

L. Manouvrier, Deuxième étude sur le „*Pithecanthropus erectus*“ comme précurseur présumé de l'homme. Bull. de la société d'Anthropologie de Paris. Tome VI. Serie IV. 1895. Fasc. 5 u. 6.

David Hephurn, The Trilium Femur (*Pithecanthropus erectus*). Contrasted with the femora of various Savage and civilised Races. Journal of Anatomy and Physiology Vol. XXXI. N. S. Vol. XI. 17 Seiten.

(H. hält den Oberschenkel für menschlich.)

Das wichtigste Ergebnis ist, dass Herr Virchow die exaktere Uebereinstimmung des von Dubois gefundenen Schädelknochens mit dem eines anthropoiden Affen, des *Sylobates*, constatirte konnte. Virchow gab eine entsehbare Abbildung, beide Schädel, resp. Fragment und Schädel, ineinander gezeichnet und beide auf gleiche Grösseverhältnisse gebracht. Herr Dubois selbst hat sich diesem Ergebniss nicht entzogen und seine Abbildung, in welcher er das Fehlende zu dem Schädelknochensfragment zu ergänzen versucht, entspricht bis ins Einzelne der Zeichnung Virchow's, sie ist nur plumper und noch „äffischer“ als diese. Ich denke, die Angelegenheit ist, hier weitere Funde gemacht sein werden, mit dem Resumé abgeschlossen, welches Virchow über die Angelegenheit in der schon erwähnten Abhandlung „Rassenbildung und Erblichkeit“ (S. 5) gegeben hat:

Virchow erinnert in dieser Abhandlung daran, „dass die Wissenschaft noch immer nicht so weit vorgerückt ist, um einen einheitlichen Urtypus für den Menschen aufstellen“ (d. h. diesen Urtypus genau beschreiben) zu können. „Die unabweigliche Sehnsucht, einen solchen zu finden, hat das Suchen nach dem Vormenschen (*Proanthropos*) im Sinne der Darwinisten populär gemacht. Denn wenn ein solcher Vormensch gefunden wäre, so würde sich wenigstens eine gewisse Zahl von Merkmalen ermitteln lassen, welche von ihm auf den wirklichen Menschen übergegangen sind. Bekanntlich (fährt V. fort) hat diese Sehnsucht in jüngerer Zeit eine Art von Stütze gewonnen in der von Herrn Eugen Dubois in Java gemachte Entdeckung einiger fossiler Knochen, als deren ursprünglichen Träger er eine „menschähnliche Uebergangsform“, den *Pithecanthropus*, betrachtet. Ich (Virchow) habe demgegenüber geltend gemacht, dass, auch wenn man alle Vordersätze des Herrn Du-

Bois zulässt, das fragliche Wesen doch nach dem Sprachgebrauch und wissenschaftlicher Regel als ein Affe, also als ein Thier, wenigleich ein anthropoides, zu deuten sei. Anthropoide Thiere mögen dem Menschen noch so ähnlich sein, sie bleiben eben Thiere, soweit pithecoide Menschen Affen sind. Das hindert nicht, dass ein entschlossener Darwinist die einen von den andern ableitet, die einen durch Fortentwicklung auf erblicher Grundlage, die anderen durch Rückbildung auf atavistischer, also schliesslich auch wieder auf erblicher Grundlage. Der Pithecanthropus ist in beiden Richtungen zu verwerthen. Schon jetzt hat es nicht an Gelehrten gefehlt, welche pithecoide Menschenschädel für die Anerkennung des Pithecanthropus als Urahren des Menschen und anthropoide Affen als die directen Vorfahren unseres Geschlechts in Anspruch genommen haben. Was ich (V.) betonen möchte, ist das, dass weder der Pithecanthropus noch irgend ein anderer anthropoider Affe uns die typischen Merkmale des Vormenschen erkennen lässt.*

Der Verlauf der Pithecanthropus-Frage hat uns wieder einen Beweis dafür gebracht, dass die s.v.v. romantische Periode der unter Führung des Darwinismus neubelebten speculativen Naturphilosophie schon vorübergegangen ist, die Zeit des frisch-fröhlichen Draufgehens mit klingendem Spiel und Bigenden Fabian, das artheillose Publicum freudigen, staunenden Blicks hinterher. Der ausgezeichnete † Naturforscher

Thomas H. Huxley: Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien, gehalten in dem Museum für praktische Geologie in London. Uebersetzt von Carl Vogt. II. Auflage, bearbeitet von Fritz Braem, Privatdocent der Zoologie an der Universität Breslau. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, F. Vieweg's Sohn, 1896. 8°. 144

hat in dem eben citirten Werke im Jahre 1863 in dem Gefühl der ersten freudigen Begeisterung für Darwin's epochemachendes Werk: Die Entstehung der Arten etc., die neue Lehre einem Publicum von Laien, hauptsächlich Arbeitern, in wunderbar klarer und eindringlicher Weise dargestellt. Man folgt ihm mit ungetheiltem Interesse und freut sich, dass der grosse Gelehrte hier, frei von dem ihm durch die exact wissenschaftliche Behandlung in den meisten seiner sonstigen Publicationen auferlegten Zwang der Kritik, frisch von der Leber weg seine persönlichen Meinungen vorträgt. Er sagt selbst S. 34: „Männer der Wissenschaft, gleich jungen Füllen auf einer friehen Weide, sind geneigt, sich auf einem neuen

Felde der Forschung zu erlustigen und in kurzem Galopp durchzugehen, ohne sich um Hecken und Gräben im Mindesten zu bekümmern; sie sind geneigt, die thatsächliche Greuze ihrer Forschungen aus den Augen zu verlieren und die ausserordentliche Unvollständigkeit dessen, was wirklich bekannt ist, zu vergessen.“

Carl Vogt hatte, als das Buch erschien, allen Aufstellungen im Wesentlichen beigestimmt, sie gingen ihm z. Th. nur nicht weit genug. Aber die Zeiten haben sich inzwischen geändert, die 30 Jahre exacter Forschung haben ernüchternd gewirkt und so kommt es, dass der neue Herausgeber sich nun für wissenschaftlich verpflichtet hält, den kritischen Standpunkt gegen den der begeisterten naturphilosophischen Divination zur Geltung zu bringen. Er hat das in vortrefflichen Anmerkungen gethan, welche das Buch wieder vollkommen auf den modernen Standpunkt erheben. Es sei gestattet zum Schluss einiges aus diesen Anmerkungen hier zu citiren:

S. 12: „Wenn auch die im Thierkörper sich abspielenden chemischen und physikalischen Vorgänge mit den sonst beobachteten Vorgängen dieser Art übereinstimmen, so ist es doch bisher nicht gelungen, das Leben selbst auf chemisch-physikalische Vorgänge zurückzuführen oder daraus herzuleiten. Es ist daher eine blosse Hypothese, wenn Huxley behauptet, dass die Kräfte der anorganischen Welt zur Lebenskraft in demselben Verhältniss stehen, wie etwa die Wärme zur Elektrizität oder die Elektrizität zum Magnetismus. Es ist zu beachten, dass die Umsetzung unorganischer Kräfte in Lebenskraft immer nur durch einen lebendigen Organismus vermittelt wird, dass also stets eine unbekannte Grösse dabei ins Spiel tritt, die wir auf chemisch-physikalischem Wege nicht zu erklären vermögen. Andererseits sind die von lebenden Wesen ausgeübten Kräfte mit den in der unorganischen Welt existirenden nur so weit identisch oder durch sie messbar, als sie selbst chemischer oder physikalischer Natur sind; während die Kräfte geistiger Art schlechterdings auf die Welt des Lebens beschränkt sind und zwar durch die Vermittlung lebender Wesen mechanisch wirksam werden können, nicht aber durch ein bestimmtes mechanisches Aequivalent in ihrer Wirksamkeit abgeschätzt und gemessen werden können.“

S. 13: „Ohne in welcher Weise die in der organischen Welt wirksamen geistigen Kräfte (Empfindung, Bewusstsein, Leben) selbst auf einer besondern Combination von Kräften der anorganischen Welt beruhen, ist absolut unbekannt.“

Das ist der modernste Standpunkt der Wissenschaft. Die kritische Methode siegt. —

Ueber Zwerggrassen.

Unter den Einzel-Publicationen sind vor allem die neuen Ergebnisse über Zwerggrassen von hervorragender Bedeutung.

In der oben citirten Discussion mit Dubois hat J. Kollmann seine mehrfach von uns schon dargestellten Ansichten über die Zwerghaftigkeit der Urassen oberichtlich wiederholt.

B. Virchow. Die Zwergasse von Marocco und Spanien. Z. E.V. 1896. 526. (Nach Schriften des Herrn Haliburton.)

Die kleinen Leute leben am Südhang des grossen Atlas und werden wie ihr Land Akka genannt, der gleiche Name wie der von Schweinfurths Zwerggrasse am oberen Nil. Harris und Cunningham Graham sahen 14 Zwerg in Ammit, einer Stadt am Fusse des Atlas auf dem Wege nach Mogador in dem „heiligen Fluss“ nackt baden. „Die Frauen haben die Grösse eines kleinen Mädchens, bärtige Männer die eines kleinen Buben“, 4'6" - 4'2" oder nicht höher als 4'. Ihre Hautfarbe ist rötlich oder mahagonifärbig, die Haare „crisp and curly“, „shod woolly“, „gleich dem der Neger“ so sind breit und maulkoll. Haliburton und Sayce fanden mehrfache Beziehungen dieser Zwerges mit ägyptischen Ueberlieferungen.

Eine neue Zwerggrasse hat nun Virchow in den Jakoon's in Malacca aufgefunden, nach den Skelett- und Schädelmessungen sowie Messungen des hochverdienten Reisenden der Virchow-Stiftung, Mr. Prof. Vaughan Stevens, Taf. V. X. XVII. 1896. Vortreffliche Abbildung der Oberbackel von Zwergen und dem Eropfer (mit Trochanters tertius). „Diese gutthaarigen (meso-bis brachycephalen) Zwerges im fernsten Osten sind doch etwas recht Besonderes.“ „Eine gewisse Neigung zu zwerghaften Verhältnissen ist (also) über das ganze Gebiet der eingeborenen Stämme des südlichen Malacca verbreitet, und da sich dieselbe auch auf die Negrito-Stämme erstreckt, so ist es leicht begreiflich, dass manche Anthropologen alle Stämme von Malacca in eine gleiche Stellung zu bringen geneigt gewesen sind. Nach Virchow machen aber der Haarwuchs und die kranziologischen Verhältnisse eine scharfe Trennung. Virchow sagt S. 155 so: „Es könnte ein oberflächlicher Forscher sehr leicht auf den Gedanken kommen, aus Kurumbos, Andamasesen, Weddas, Semangs und selbst Jokoons eine einzige Rasse zu bilden. Hat man doch selbst die Negritos der Philippinen in diesen Kreis bezogen, ich habe mich einer solchen, mindestens sehr verfrühten Zusammenfassung stets widersetzt, sowohl aus kranziologischen Gründen, als ganz besonders wegen der durchgreifenden Verschiedenheit des Haarwuchses. Nach wie vor halte ich daran fest, dass das spiralgerollte Wollhaar ein positives Unterscheidungsmerkmal bildet. Auf Grund dieses Merkmals gestehe ich zu, dass die Andamasesen, die Semangs, die Negritos der Philippinen und manche zerstreute Reste der gleichen Zone einander gebärtet werden müssen, aber ich behaupte nun so bestimmter, dass die Weddas, die Tamilen, die Jokoons und deren nächste Nachbarn d. h. die wollhaarigen oder selbst straffhaarigen Stämme zu trennen sind. Ich besitze ein Prachtexemplar von langem Tamilenhaar von Ceylon, das mit den Haarproten der Jokoons und Blandass die Concurrenz aushält. Will man Parallelen aufsuchen, so liegt es viel näher, wie ich (V.) wiederholt angeführt habe, das Weddahaar mit dem australischen zusammen-

zustellen, und dann gelangt man schliesslich noch zu der so oft discutirten Verwandtschaft der Australier mit den indischen Tamilen.“ „Hier aber erhebt sich ein neues Hinderniss: die Verschiedenheit der Schädelformen.“ „Weddas, Tamilen, Australier sind ausgemacht dolichocephal oder neigen wenigstens zur Dolichocephalie hin, während die Andamasesen und die Negritos der Philippinen ebenso ausgesprochen brachycephal sind. Dahin gehören, so viel sich übersehen lässt, auch die Semang und Sakai von Malacca.“ „Was steht es nun mit den Jokoons und ihren wollhaarigen Nachbarn?“ Nach den neuesten zusammenfassenden Messungsergebnissen fand Virchow: 5 dolichocephale, 31 mesocephale und 13 brachycephale, die Schädel zeigen „nach der Mehrzahl nach Mesocephalie mit Hinneigung zur Brachycephalie.“ „Das mit entfernt sich auch die Bevölkerung Malaccas immer weiter von den afrikanischen Schwarzen und nähert sich den asiatischen Stämmen der gelben Rasse.“

(S. 154.) „Weit grössere Abweichung als die Schädelform, ergibt die Capacität des Schädels. Alle die genannten kleinen Stämme haben naturgemäss auch kleine Schädel. Die Zahl der Nurocephalen unter ihnen ist eine sehr beträchtliche, gleichviel ob wir die straffen oder die welligen oder die spiralgerollten Haare in Betracht ziehen. Ich habe bei Gelegenheit der Jubelfeier unserer Gesellschaft (1894, 506) eine kleine Übersicht über unsere mesocephalen Schädel gegeben, um zu zeigen, dass es nothwendig ist, sämtliche Zwergschädel einer Rasse zuzuschreiben oder überhaupt aus der Nurocephalie ein Rassen- oder auch nur Stammesmerkmal zu machen. Ich will daher hier nur die Capacität der in meine Hände gelangten Malaccaschädel zusammenstellen“:

Jokoon Nr. 1	♂	1032 ccm
• • 2	♂	1190 „
• • 3	♂	1280 „
Selang (Merqui)	♂	1275 „
Sinnoi (Blandass)	♂	1350 „
Panggang (Semang)	♀	1370 „

Gerade der letzte Schädel, der eines Stamm angehört, den man sich gewöhnt hatte, als einen der niedrigst stehenden, wenn nicht gar den aller niedrigsten unter den Menschenstämmen zu betrachten, übertrifft an Rauminhalt alle übrigen der Jakoons; die am wenigsten verdichtete erscheinen, haben 338 hexw. 180 und 140 ccm weniger Capacität. Aber keiner von ihnen erreicht das niedrige Maass der Andamasesen oder der Kurumbos oder selbst das der Weddas, denn Sir W. Flower hat einen Weddaschädel zu 900 ccm bestimmt und ich berechnete aus 20 Weddaschädels eine mittlere Capacität von 1211 ccm (1836 für Männer und 1201 für Weiber).“

Virchow spricht zum Schluss Herrn Stevens den Dank der Wissenschaft in lebhaften Worten aus: „Ist es ihm doch gelungen, eine Fülle von Licht über die so falsch theilweise Bevölkerung des fast unsaglich hohen Lernens zu verbreiten, namentlich die Fabel so widerlegen, als sei hier der letzte Rest der pithekoïden Urmenschen zu finden. Sein Name wird aus der Reihe der köhnsten Forschungsreisenden unseres Jahrhunderts nicht verschwinden.“

F. von Loeban, Pygmaen in Spanien. Z. E.V. 1895. 524.

Liste der neuen Publikationen
aus den Kreisen der deutschen Anthropol. Gesellschaft
(soweit solche noch nicht im Vorstehenden erwähnt)

I. Anthropologie.

A. Somatische Anthropologie.

1. Allgemeines.

- A r a n d t R., Schwarz und Weiss bei Thier und Mensch und das biologische Grundgesetz. Sep.-Abdr. aus Berliner Klin. Wochenschrift 1905.
— Biologische Studien: II. Artus und Entartung. Greifswald 1905.
B e r t h M. und P l o s s H., Das Weiss in der Natur- und Völkerverh. 4. Aufl. Leipzig 1905.
W i l n e r, Antiseptik und Kampf ums Dasein. Karlsruhe Zeitsung 1905 Nr. 10.

2. Körpermessung.

- B o n a F., Zur Anthropologie der nordamerikanischen Indianer. Z. E. V. 1905. 364. Vortreffliche umfassende Untersuchung über die Eingeborenen Nordamerikas.
G r i e c h L., Beiträge zur physischen Anthropologie der Spanier. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina. V. 1907.
J e a c h e r, Beitrag zur Lehre von den Gewichten der menschlichen Organe. Münchener Medizinische Wochenschrift 1904. 41. Jahrgang. 847.
J e a c h e r u. A l e x i s M o s k a u, Zur Anthropologie der Mongolen. Arch. f. A. 1904. XXIV. 43.
K o e g e l e J., Tokio, Japan, Korea Mitteilung über Untersuchungen an lebenden Ant. Arch. f. A. 1906. XXIV. 1.
S t a h l m a n n und S i m m a, Anthropologische Aufnahmen aus West-Afrika. Z. E. V. 1905. 456. Sehr reiches Zahlenmaterial.
V i r c h o w, Verführung einer Gesellschaft von Bannanen. Z. E. V. 1905. 625.
— Augen- und Haarfarbe der Schüler in Albanien. Z. E. V. 1905. 794. 30 Prot. schwarze Haare und Augen, eigentl. Blinde fehlen.
W e i n s t a u b e r S., Eliahaufgräber, Die äthiopischen Jethen. (Eines anthropologischen Museums) Mit Abbildungen. Arch. f. A. 1905. XXIII. H. Schluss. 53.

3. Schädel.

- B e r g m a n n H., Ueber die Nichtbarkeit der oberen Nasenmuschel (*Cerebra schmaloides media*) in nichttropischen Nasenhöhlen. Sonderabdruck aus der Monatschrift für Ohrenheilkunde.
B e e r F., Die Beziehungen des Längschränenendes zum Längshörnchen am Schädel. Z. E. V. 1905. 304.
J a g n e r V i r c h o w, Je man Schädel von Madag. und von Java und aus Batak-Schädel von Icha und Sumatra. Z. E. V. 1905. 303.
K o s t a r W., Schädelhöhlen unter der Marktkirche von Goslar. Z. E. V. 1905. 346. 18. Dec. 1905 angegraben, was daraus geworden? I. nach A. F. von, Ueber eine Schädelkammerung von den Canariens Inseln. Separatdruck.
M i s s J., Die Schädel in den grossen röhrenförmigen anatomischen Aestriem am Hirsdel. A. X. B. 1905. Die anteblog. Bemerkungen Deutschlands. Braunschweig 1905.
V i r c h o w, Slavische Schädel von der sog. Newburg in Neuhald bei Pöndorf. Z. E. V. 1905.
— Ein im Bett der Lichten (Prignitz) gefundener Schädel. Z. E. V. 1905. 424.
— Schädel aus dem Gräberfeld des Glasian-Bosoren. Eine anthropologische Excursion nach Bosnien, der Herzegovina und Dalmatien. Z. E. V. 1905. 607.
— Schädel des Reichshofes Lemsau aus Brauns. Z. E. V. 1905. 783.
W e i n b e r g R., Ueber einen Schädel aus Ebersen Liven. Litten und Entartung. Sonderabdruck aus dem Sitzungsber. der Ges. Anth. Gesellschaft 1904.
W e i c k e r H., Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgenstrahlen am Leichnam dargestellt. Correspond. d. d. u. G. 1905. 20.
T ö r k A. von, Ueber rassen charakteristische Unterschiede zwischen Menschen und Thierschädel. Centralbl. f. Anat. 1906. 2.
Z o g r a f N. von Moskau, Ueber atrophische Schädel aus dem Kremel von Moskau. Arch. f. A. XXIV. 1905. 41.

4. Zähne.

- N e h r i n g A., Ueber fossile Menschenzähne aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Naturwissenschaftliche Monatschrift 1905. S. 420.
— Ueber einen fossilen Menschenzahn aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Z. E. V. 1905. 420.
— Ein diluviales Kinderschmelz aus Mehren unter Bezugnahme auf den schon früher beschriebenen Kinderschmelz aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Z. E. V. 1905. 423.
— Ueber einen menschlichen Molar aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Z. E. V. 1905. 475.

- V i r c h o w, Kinderzahn von Taubach. Z. E. V. 1905. 339.
— Halber ammalcher Oberkiefer mit Milchgebiss aus einer Höhle von Nabresna. Z. E. V. 1905. 340.
K o s s C. und B a r t e l O., Ueber die Zahnentwicklung des Kindes. Abdruck aus dem anthropologischen Arbeiten.
R o s s C., Ueberreste einer vorzeitlichen Schilddrüse und einer vierten Zahnreihe beim Menschen. Sep.-Abdruck aus der Ost- und Westj. Jahrbuch für Zahnheilkunde.
— Ueber die Zahnentwicklung in den Vulkanothen. Sep.-Abdruck aus der Ost- und Westj. Jahrbuch für Zahnheilkunde.
— Die Zahnreihe in den Schmelz. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Selbstgeschichtsforschung.

5. Skelet.

- R e h l a - L u c k a u, Funde von Menschenknochen in Schliebiener Bergwall. Z. E. V. 1905. 794.
H o l d e r, Die Skeletreste aus dem Hüden der alten Kirche in Dersfelden. O. Balungs. Familienarchiv aus Schwaben. Wochenschrift 1905. III. 62.
— Neure Skeletreste aus vorrömischen Gräbern. Fundberichte aus Schwaben. Zeitschrift 1905. III. 11.
L e h m a n n - N i t s c h a K., Die Körpergrösse der südägyptischen Keilschriftbräuerbevölkerung. Prähistor. Blätter 1905. VII. 72.
W a y t h o f F., Über die physische Menschenschönheit und den Mäckerbeuge. Sep.-Abdruck aus dem XXIII. Jahresbericht des Westfälischen Prov.-Verins für Wissenschaft und Kunst. 1905.
K r e i t z e r, Forschungen auf Samos. Z. E. V. 1906. 226. 262.
13 Skelete von Leichen importierter Farbigler, melanesische und mikronesische.

6. Platyphimie.

- B e r l i e r e P a u l, Farbplattliche Nachbildungen von platyphimischen Thier, sowie von verschiedenen horizontalen Durchschnitten derselben. Z. E. V. 1905. 574. Abbildungen 278. Ganz Ueberrassend über das Verhalten von Platyphimie. Dazu V. 278: Über Vorkommen und Wesen der Platyphimie. Platyphimie oder dazu angebracht, wenn die harte Platte eine mediane Kante entwickelt. Die HIL. S. 278: Die Platyphimie ist eine Platte bei den Wedda's das fortgesetzte Springen und Tausen derselben geschieht. Lura popitana, Ansatz der Musc. Popitana und Ursprung des M. Sulcus.
H i r a c h H u g o H i e r o n i m u s, Die mechanische Bedeutung der Schmelzlinie. Mit besonderer Berücksichtigung der Platyphimie, Ein Beitrag zur Begründung des Gesetzes der funktionellen Platyphimie mit einem Vorwort von Prof. Dr. K. v. K. v. Virchow. Mit 24 in der Text gedruckten Figuren und 8 lithographischen Tafeln. X und 180 S. in Berlin, Julia Springer. 1905.
V i r c h o w, Osteologische Funde aus der Risszeit. Z. E. V. 1905. 603. 4 Individuen, darunter ein Jüngling, platyphimische Tibia n. a. getrocknetes Manubrium sterni.

7. Entwicklungs geschichte und Missbildungen.

- E h l e r s, Ein fötaler opacitäre Kind. Z. E. V. 1905. 476. (Photographie) Mit 3 Jahren regnet sich Felsen-Balken dagegen Mones nicht.
F r i e d e l E., Sechsfingige Menschen auf den Seelwischen. Z. E. V. 1905. 505.
F r o m m E., Aachen, Der Haarnetz Rama-Sama. Z. E. V. 1905. 526.
G r a f V., Ein Kind mit defecten Oberextremitäten. Z. E. V. 1905. 395.
— Multiple Syndactylie von Zahn. Z. E. V. 1905. 568. Abbildung.
H e n s i n g L o u i s, Menschliche Missbildungen: Eugena Berry mit angeborener vergrößerter Nase, Hyperplasie der Nase und die reichliche Alice Vase. Z. E. V. 1905. 419. Dazu Virchow Die Al. V. ist das oben erwähnte B r a u n w e i b; 3 geflechte Nagerinnen mit L. v. v. v. s. nach Z. E. V. 1902. 583 mit einem anderen Fall von L. v. v. v. s. von Ark. Ein bester farbiger Haarstrich erstreckt sich bei ihm sowie bei diesen 3 Leuten von der Nase über die Stirn des Kopfes, entsprechend der von Meibell's nicht bedeckten Gegend der Hirschballe, welche sonst vorangewisse der Sitz der Alopecia ist. Die getrocknete Vaccination dieser Gegend erklärt wohl die anderwärts Localisation. Das oben erwähnte B r a u n w e i b und ein Mädchen mit defectem rechten Arm. Z. E. V. 1905. 412. Mit dem R. W. sind die beiden Extremitäten verkrüppelt, der Zustand ist erblich, ihre Mutter soll ebenso gebildet sein.

8. Medicin und Pathologie.

- v. D a n c h i n s k i, Beschreibung bei dem Masaki. Z. E. V. 902.
B a r t e l s, Menschliche Fomer mit zwei secundärer Bronchopneumonie aus dem Gräberfeld von Watsch in Krain. Z. E. V. 1905. 424. S. Wiener Mittheilungen X. V. 177.
— Die Koma- und Wochs-Gebürche der Ewanda in Nord-Transvaal. Coromoren beim Riss der Maxillarkarte, ebenda.
F e l d m a n n G u s t a v, Ueber Wucherungsmomente des Knochen Gebirge Freiburger. Jena. G. Fischer. 1905. 95. Abdruck aus „Beitrag zur pathologischen Anatomie und zur allgemeinen Pathologie“ von E. Ziegler. Bd. XII.
L e h m a n n - N i t s c h a R., Ueber plethorische Beinbruchverhältnisse. Nationalheitung Nr. 101. 1905.

Saler Ed. Ueber den Ursprung der Syphilis. Z.E.V. 1905, 445. S. bringt literarisches Nachweise über das frühe und häufige Auftreten der S in Amerika.

Das Virechow: Was die Auslösung von prähistorischen Knochen in Amerika. Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft haben alles, anberührt, so kann hier nur wiederholen, dass mir niemals ein solcher Knochen vorgekommen ist. 454.

Die edle Frau. Anthropologischer Monatsbericht über die Entdeckung einer Pleistozäne mit Widerhaken aus dem Körper des Verurteilten. 2. Mitteil. gegen Wasserschnecke etc. Z.E.V. 1905, 411.

Virechow-Ashmead S. in New-York: Verkommen von Aesop in präcolombischer Zeit in Amerika. Z.E.V. 1905, 335, 365.

3. Zoologie.

Leedels H. Die Riesenammoniten von Sepsoveda. Sep-Abdruck aus dem Jahresbericht über das frühe und häufige Verweilen für Wissenschaft und Kunst. 1905.

Nehrig A. Eine Nachbildung des Gewebes von Mesacera Kaffir Nbrg. aus den alpinen alpinen Ablagerungen von Kniege bei Cottbus. Z.E.V. 1905, 485.

Kaacke Karl, Munkel- und Nervenzellkerne der decolaten Elemente des Ficus schollidus der Primaten. Arch. f. A. 1905, 190.

Virechow, Drei Kissen-Orang-Utan. Z.E.V. 1905, 460. Von Herrn E. Pinkel-Lemp importiert, darstellt ein 50-jähriges Männchen mit grossen Backenzähnen.

Altes Hirnäckergewebe aus dem Boden Hollands. Z.E.V. 1905, 425.

10. Botanik.

Basmano A. Die Moore und die Moorurke in Bayern. 2. u. 3. Fests. 1905, 180. Sonderdruck aus der forstlich-waldwissenschaftlichen Zeitschrift.

Kiamberly R. Worcester, Mass. Beitrag zur Pflanzenkunde der Naturvölker Amerikas. Z.E.V. 1905, 551. Ausführliches Pflanzenverzeichnis von den Indianern aus dem Lande der Kitionen in Brasilien bestimmt.

Jestach, Vorgeschiebliche Fauna aus dem Gubener Kreise. Z.E.V. 1905, 2. Name von Fossilien, Sinapis arvensis, verkolbte Samenkapule in Braunschweig.

Weinaverl e. Schröter. Zürich. Eine ethnologische Abhandlung überh. Kun-Genese aus der Erde. Z.E.V. 1905, 655. Eine Tafel mit Abbildungen. Literat. Gekürzt: Emmaer, Trilobiten dorehau, darinnen einige Körper Wesen, gute Abb. 1905.

B. Psychologie, Criminalethnologie u. s.

Alberg M., Mason und Weib. Frankfurter Zeitung 1905, Nr. 194.

Das Genie im Lichte der anthropologischen Forschung. Frankfurter Zeitung 1905, Nr. 215.

Reeditt M. Die Seelenkunde des Menschen als reine Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1905.

Reuchon G. Der gegenwärtige Standpunkt der Criminalanthropologie. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd, 1906.

Die Frauen und das mediterrane Neolith. Sonder-Abdr. aus dem „Armenischen Verzeichnis für Deutsche“. 1906, Nr. 215.

Costa R. Ueber Pathologie und Therapie der Sprachstörungen. Wien 1906.

Matt G. von, Getreidepreise und Verbrechen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1905. Beilage-Nummer 51.

Nicke P. Die Menstruation und der Einfluss bei chronischen Psychosen. Sonder-Abdruck aus dem Archiv für Psychiatrie, Bd. 28.

Zur Frage der sog. Moral insanity. Sep-Abdr. aus „Neurologische Centralblatt“. 1906.

Teil J. Ueber die Entwicklung sexuellen Erregungs des Menschen an sein Kopflaar. Abhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Deutsche Akademie der Naturforscher 64, 65, 61.

Stumpf C. Ueber die Ermittlung von Oberlebe. Sep-Abdruck aus des Annalen der Physik und Chemie, 1906, Pd. 57.

Troch A. nach der Vorlesung über die Fabrik in der Millionenausstellung so Budapest. Corr. H. d. d. Ges. 1906, 49.

II Ethnologie.

I. Lehrbücher.

Achelis Th., Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt 96. 1906. Perle, Eber. Stuttgart. Das vorerfährliche Buch des verdienten Verfassers wird eines erschöpfenden Einblick in die Geschichte der Völkerkunde eröffnen, aus dem die Aufgabe begrifflich zu machen; eine empirische Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins zu geben.

Hellwald F. von, Die Erde und ihre Völker. 4. Auflage bearbeitet von Dr. W. Uhle. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart.

2. Geographische Ethnologie.

Andree Kich, Amerikanische Phylodenstellungen. Z.E.V. 1905, 675.

Bonaf F. Die Entwicklung der Mythologien der Indianer der nordpazifischen Küste Amerikas. Z.E.V. 1905, 487, 509.

wichtige indoharische Uebersicht über die Sagen der verschiedenen Stämme und Gebiete.

Bracal O. R. von, Manib und seine indoharischen Verhältnisse. Casseler Tagblatt und Anzeiger Nr. 294-298, 1905.

Ehrenreich F., Materialien zur Sprachkunde Brasiliens. Z.E.V. 1905, 149.

Frederics Leo V., Elie Motiv des Geisteslebens. Z.E.V. 1905, 485.

Josef W., Japanische Ueberleider aus Papier. Z.E.V. 1905, 485.

Kollmann J., Filtrier und Pfeifen aus Alt-Mexiko in der ethnographischen Sammlung der Universität Bielefeld, Mitteilungen aus der ethnographischen Sammlung der Universität. 1. 45.

Luchacz F. von, Zur Ethnograph der Maty-Inseln. Leiden 1905. Intern. Arch. f. Ethnogr.

Messe C., Linguistische Beobachtungen am entore und mittleren Congo. Festschrift der deutschen anthropologischen Gesellschaft zur XXVI. allgemeinen Versammlung in Cassel, widmet von der Emdenstadt Cassel, 1905, 19.

Mayer H., Menschfährig (Sambab) und Urenwald bei Lagen (Brasilien). Sonder-Abdruck aus Globus Bd. LXIX.

Neumann O., Meine Reisen in Ost- und Ostafrika. Geographische Rundschau 1906, 1. 25.

Nölling Fritz, Das Theopist, eine merkwürdige Waffe der Birmenen. Z.E.V. 1905, 86.

Ötiro-walksch, e. Ötiro W., Ueber die Musikinstrumente der Katschiken. Z.E.V. 1905, 618. Abbildungen.

Pelle W., Land, Leute und Lebensgewohnheiten auf Samatra. Geographische Rundschau 1906, 1. 44.

Philipp R. A., Savigas, Ein vormaliges Thongefäss von Trujillo mit einer Abbildung der Gotte des Windes. Z.E.V. 1905, 396.

Richter J. G. F., Vermischte Papa-Typen auf Serang (Ceram) und Gogus K. Martin; auch Virechow geborene die Bewohner von Ceram auch nicht in den eigentlichen Malaien, auch in Ostindien aus China. Z.E.V. 1905, 323.

Sartori F., Die Sitten der Naoeodänderung. Sonder-Abdruck aus Band LIX des Globus.

Schellhas P., Nour Ausgrabungen des Horn Dieseldorf in Chajcar, Guatemala. Z.E.V. 1905, 305.

Schellhas P., Die Götterbilder von Chajcar. Z.E.V. 1905, 323.

Saler E., Das Gefäss von Chama. Z.E.V. 1905, 397.

Valentin J. J., Das Gesichtliche in des mythischen Sölden Talat. Z.E.V. 1905, 441.

B. Mass, Gewicht, Chronologie.

Lehmann C. F., Die Entstehung des Seagenialsystems bei den Babylonern. Z.E.V. 1905, 411.

Ueber die Beziehungen zwischen Zeit- und Raummassen bei den Babylonern. Z.E.V. 1905, 434.

Lehmann C. F., Beck W., Classische Forschungen. Z.E.V. 1905, 578. Ueber die Chaldäer. I. Der Name Chalder, II. Die Inschrift von Van. III. Ränge und Bauart der Chaldäer.

Nölling Fritz, Braunschweigisches Mass und Gewicht. Z.E.V. 1905, 40.

Saler E., Die wichtige Rolle des Katen der Maya-Chroniken und der Jahresanfänge in der ältesten Handschrift auf den Copan-Stelen. Z.E.V. 1905, 441.

4. Körperliche Völker- und Völkerkunde.

Barthels M., Zwei bemerkenswerte Arten des Theilanges in Brasilien und der Herzogvina. Sitzungsbereicht der Gesellschaft naturforschender Freunde so Berlin vom 15. October 1905.

Haldinger aus Bismarck. Aus den Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellschaft. Sitzung vom 18. October 1905.

Böhler R., Ueber die entdekte Strickwerke in der Niederlande. Niederlande: Mitteilungen 1905, IV, 221.

Bayl J., Die Sitten des Fährschiffes. Mitteilungen und Umlagen zur bayrischen Völkerkunde. I. Jahrg. Nr. 4. 1905.

Ehrenreich F., Reize durch die herrliche Halbseel. Z.E.V. 1905, 48.

Friedel E., Ueber den Donnarbuch oder Hexenbesen. Sep-Abdruck aus „Brandenburg“, Monatsblatt der „Gesellschaft für Heimatkunde“, 1906, 4.

Hardebeck W., Volksaberglaube und Volksweltliches. S. 15-41 in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Aberglaubenskunde der Völkern.

Hausen Adolf, Die vier deutschen Volkstämme in Böhmen. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXIV, 101.

Hölzer M., Der Wechsellag. Beitrag aus der Volkskunde. Zeitschrift des Vereins für Völkerkunde. 1906, Sep.

Koch W., Die Ethnograph der Propag. Bericht über die Sackeburgische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1905, 15.

Kühnel P., Die slavischen Ost- und Finnen der Oberlande. (Fortsetzung.) Neues Leutsches Magazin. 1905, LXXI, 241.

Langg W. Chr., Land und Leute auf der Schwalm. Festschrift der deutschen Gesellschaft zur XXVI. allgemeinen Versammlung zu Cassel, gewidmet von der Kreisstadt Cassel, 1906, 39.

Lilik K., Volkstümliche und volkthümlicher Calles in Bosnien und der Herzegovina. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina 1904, IV, 401.

Lohmann-Fillbô Marg., Eine altindische Thingliste. Z.E.V. 1905, 229.

Mikkola J., Behörigungen zwischen den westfälischen und sibirischen Sprachen 1904.

O. B. Ewan, Eine Mundartenforschung in der Schule. Mittheilungen und Anfragen zur bayerischen Volkskunde. I. Jahrgang. Nr. 2, 1905.

Schmidt Val., Geschichtliche von der Strittschitzer deutschen Sprachlehre in Böhmen. Mittheilung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXIV, 90.

Schmidts J., Der Dorchham. Mittheilungen und Anfragen zur bayerischen Volkskunde. I. Jahrgang. Nr. 2, 1905.

Schels J., Der selbste Jöorging (Volkszug). Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, 1906, IX, 96.

Schwartz W., Die volkthümlichen Namen für Kette, Frosch und Regenwurm in Norddeutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen. Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 1905.

Sichts E., Abkunft und Bedeutung der Ortsnamen des Calauer Kreises. Niederlausitzer Mittheilungen 1905, IV, 211.

Trübke A., Volkthümlichkeiten aus der Gegenwart, besonders für Westpreußen. Sep.-Abdruck aus der altpreuß. Monatschrift, XXXII.

Unerkennlich im Erwands. Sep.-Abdr. aus „Am Ur-Quell“, VL 116.

Wirkungen des Maßortes 1904.

Wissenschaftliche Arbeit in Westpreußen. Z.E.V. 1905, 478. Derabste, Inschriften auf Holzruten, 481.

Trübke C., Das Thüringen bei den Katholiken Bosnien und der Herzegovina. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina IV, 493.

Die „physischen Mütter in Bosnien. (Volkskunde). Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. 1905, IV, 509.

Vierchow, Bevölkerungszahl der Glanac-Heideebene in alter Zeit. Z.E.V. 1905, 384.

Mittheilungen.

Eigl J., Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. Mittheilung der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, XXXV, 80.

Melting August, Das nordische und das algerische Haus, in Berlin 1905. Wilt. Heiss (aus „Zeitschrift für Volkskunde“). Sep.-Abzug aus Melting A., Wandlungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich des Alpen Abth. I. Siedlung und Agrarrecht der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Sinesen. 2 Hefen Text von 98 Figuren auf 90 Abbildungen, 1 Band Anlagen von 41 Figuren mit 179 Abbildungen und einem Atlas in gleichem Format mit 125 Karten und Zeichnungen.

Schleibner Willibald von, Berlin, Ein Raubhaus im Bergedensgebiet. Wilt. Heiss 116 Abbildungen, Mithel, der nordpr. Gra. n. Wden. Z.E.V. 1906.

III. Urgeschichte.

1. Allgemeinen.

Schnee P., Das Alter des Menschengeschlechtes. Freiburg im Br. hg. 1906.

Waltner J., Ueber die Analyse in der Erdgeschichte. 1905.

2. Literatur- und Hilfswissenschaften.

Fraza E., Die Hedenhöhlen auf dem Heberg bei Spicklingen, Fundberichte aus Schwaben III, 18, 1904.

Friedel E., Ueber den Neufittler Nalstufend und des neogenen Mammoth-Bewohners. Sep.-Abdr. aus dem Monatsblatt der „Urdauernburg“ von September 1905.

Hedinger A., Resultate geologischer Untersuchungen prähistorischer Art in der Schwaben. Sep.-Abdr. aus den Denkschriften der Schw. Naturf. Ges. XXXV.

Kerzhitschno N., Ein von Menschen vertriebenes Mammoth. Cor.-Bl. d. d. s. G. 1905, 47.

Kinkelin F., Vor und während der Diluvialzeit in Rheinland-Gebiet. Bericht über die Sondernbergische untersuchende und geologische Forschungsreise 1905, 47.

Miller M. G., Vermischtes fossiles Menschenghirn. Z.E.V. 1905, 729.

Mayer K., Eine besondere Fehlbildung des Karies im Steiermärker Litorale. Sonder-Abdr. aus „Glasbau“, LXIX.

Nehring A., Tierknochen aus der Bilsen Höhle. Z.E.V. 1905, 698.

Schlesinger M., Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz. Cor.-Bl. d. d. s. G. 1906, 18.

Cor.-Blatt d. deutsh. A. G.

— Ein zweite Tropfsteinhöhle bei Velburg. Mitth. Neueste Nachrichten, Nr. 547, 1905.

Schmann J., Die Steiner. Cor.-Bl. des Philisteriums der kath. bayrischen Studentenverbindung „Rhaeta“, 1894, 15.

Regelmann C., Ueber Vergleichungen und Bergformen im südlichen Schwarzwald. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, 1895, 183.

Vierchow M., Makowka, Böhmen. Aus Mammothstossung geschnittene Ideal aus Böhmen. Z.E.V. 1905, 700. Abbildung.

B. Neolithische Periode.

Reichmann C., Eine Fundstätte der Elster Steiner. Mittheilungen des Anthrop. Vereines in Schleswig-Holstein, 2. Hft. I, 184.

Kermit M., Vorgeschiebliche Ueberreste der Nordpforte von Borsbalm. Z.E.V. 1905, 695. Steinzeit-Wohnstätten. Friessackungen.

Kermit M., Die erste Jadedt.-Art in Schleswig-Holstein. Mittheilungen des Anthrop. Vereines in Schleswig-Holstein, 9. Hft. 8, 1904.

Köhl, Worms. Ein neolithisches Grabfeld bei Worms. Z.E.V. 1906, I, 116. Abbildung.

— Ein neolithisches Grabfeld bei Worms. Z.E.V. 1905, 760.

— Ein neolithisches Grabfeld in Worms. Kölnische Zeitung, Nr. 150, 1904.

Lorenz L., Rückblicke auf die Pfälzthal-Funde am Ostensende 1905. Fundberichte aus Schwaben Zeitschrift, 1905, III, 79.

v. Flatau-Vogel, Fundstätte für Stein-Altsteinhöhlen. Ein Befund bei Kagen. Cor.-Bl. der deutschen Gesellschaft f. Anthrop., Ethnogr. u. Urgesch. XXVII, 8, 1904.

Schuchmann H., Die Funde von Heiligensfeld in der Umgebung des Randolbenthal (Pommern). Z.E.V. 1905, 228. Fast 1/2 Meter lange durchbohrte Steinäxte.

Sieber F., Amerikanische Steinbeile mit Schließung. Z.E.V. 1905, 357. Abbildungen.

Vierchow, Vorkommen von Schneck und wilden Meerestiere in neolithischen Gräbern. Z.E.V. 1905, 780.

Vierchow und Martia-Stöckheim. Geschlossene ägyptische Feuersteine.

Vierchow, Feuerstein-Industrie in Albanien. Z.E.V. 1905, 798.

— Pulvertes Steinbild von Klinter Seben in Turci. Z.E.V. 1905, 328.

Voss A., Jadedt.-Höll aus Friesland. Z.E.V. 1905, 704.

Voss A. und Schmidt-Göhl, Neolith.-Fund auf der Feldmark Mützins, Kr. Westphalen. Taf. VIII, Z.E.V. 1905, 357.

v. Weinstert-Prag und Scherffler-Zürich, Eine neolithische Anlehnung oberhalb Klein-Carrossee. A. d. Elbe. Z.E.V. 1905, 65.

Ein Topf mit mehreren Lithos-Instrumente gefüllt; Kerner, Trümpfen, darunter eine kleine Kiefer Waage, eine Abbildung, 68. Dann ein Bericht des Herrn Prof. Dr. Schmitt-Zürich.

v. Weinstert-Prag, Einige über Steinmesser mit Nölen in Böhmen. Z.E.V. 1905, 690. Dazu Zeichnungen. Erf. 692.

v. Weinstert-Prag, Neolithische Schmiedestücken und Amulette aus Böhmen. Z.E.V. 1905, 355. Zahn-Nachbildungen u. a.

A. Bernstein.

Neuling F., Das Vorkommen von Birmit (irdische Bernstein) und dessen Verarbeitung. Sonder-Abdr. aus „Glasbau“, LXIX.

Vierchow K., Bearbeiter Bernstein von Glanac (Bosnien). Z.E.V. 1905, 299.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. beccini, wahrer Bernstein, welcher nicht in Bosnien vorkommt, sondern von der Ost- oder Nordsee-Küste. Dann Glanac, Vorkommen von Bernstein in Russland nach Weiskal (1903) in der Nähe von Kow.

c. Weisses Glas in Thonfass-Ornamenten.

Jäger F., Ein prähistorischer Fund von Cimrapotes. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft. Amorsdorf, Snaung von 28. Januar 1905.

Vierchow K., Prähistorisches Thonfaß aus Cimrapotes bei Madrid, das Glanac oder weisse Glas in den Ornamenten des Faßes. Z.E.V. 341. Gyps oder Anker.

Ottobruno. Die weisse Füllmasse in Eritragenen prähistorischer Thonfaßes. Z.E.V. 1905, 42. Nach O's Untersuchung ist die weisse Anfüllung des Scherffler'schen kühnen Kalk und von Anfang an relativ mittel, nicht nur Nöhlen (nach Vierchow) mitgetragen. Glanac hat als Anfüllungsmaterial angewendet.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

— Dann Heils, Uebersetzung des Bernstein- und ein, a. Th. vielteich Kerde, das schweizerische Kalk 1894, Spanien, Aegypten; Phosphor, sehr weißlich; gelblich Kalk-Glimmer.

nach Voss dem fast durch ganz Europa sporadisch verbreiteten „Mansuetor Typus“ zugehört, besitzt wegen Inkrustation der auf eingedrückten Hohlgeschloß-Ornamenten, welche sich reliefartig über die Fläche der Gefäßwand erhebt. Nach Virochow und Olschowsky handelt es sich um eine Silber-Silberung von wachsigem Aufguss der unteren nach dem nach eingetragenen Messer, nach Olschowsky durch Aufguss des als weinige Füllung verwendeten Aushilfs (schwedischer Kalk). Das von Götte vorgeschlagene Schmelz, welche die gleiche Schmelzung der meisten Füllungen ergibt, geht bei der Hand-Verarbeitung, und zwar dem oberirdischen Grenzgebiet derselben, deren schließlich Punkt bei letzt Bismut ist, für Thüringen jünger als die des römischen Periode.

4. Prähistorische Metallperioden.

a. Allgemeinen.

Helm O., Chemische Zusammensetzung einiger Metall-Legierungen aus der sildkandinavischen Fundstätte von Torslösch in Siebenbürgen. Z. E.V. 1903, 418. Theilweise viel Antimon enthaltend. Helm O., Chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Metall-Legierungen aus Siebenbürgen und Westpreußen. Z. E.V. 1903, 762. Tabellarisch Zusammenstellung 767.

b. Untersuchungen.

Atrichter Karl, Archäologische Untersuchungen in Braun. Z. E.V. 1903, 359.

Berth, Windische Wohngruben in Mecklenburg. Z. E.N. 1904, 16.

Braun A., Gräbner der Hallstätter-Periode bei Zöschingen. Jahresbericht des Vereins für vaterländische Geschichte. 1904, 11. — Die Ausgrabungen bei Zöschingen im Jahre 1904. Prähistorische Blätter 1905.

Bühler J., Die Ornamentik der Villanov-Periode. Prähistorische Blätter 1905.

Bühler J., Die Ornamentik der Villanov-Periode. Prähistorische Blätter 1905.

Büchler H., Neue vorgeschichtliche Funde von Zanzel und Dattus. Niederösterreichische Mitteilungen. 1905, IV, 143.

Breitsteff H., Dolmen im südlichen Böhmen. Corr.-Bl. d. d. G. 1905, 6.

Braun A., Münchener Fundstücke von Althelm. Z. E.V. 1905, 434. Kuntze, Gürtelfund von Wilmersdorf, doppelhellige Urne. Abhandl. 509.

Certhaus A., Die Wallgraben des Saarländers. Rheinisch-Westfälische Zeitung. Nr. 317, 1905.

Derrier G., Das „Grotto“ bei Basle. Verhandlungen des Natur Vereins der Oberrhein. Regensburg 1905 XXXVII, 85.

Faivre R., und Hoelder R., Die künstlichen Höhlen in Graubünden. Oberösterreichs Archiv für vaterländische Geschichte. XXXIX, 321.

Falk E., Fehlarstellung auf der Martinskirche, Thüringen. Z. E.V. 1905, 321. Baum Güter.

Falk E., Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel an dem Glacis im Jahre 1903. Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bismarck und der Herzogin. 1904, IV, 38.

Falk E., Über einige Wallbauten im nordwestlichen Bismarck. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bismarck und der Herzogin. 1904, IV, 14.

Falk E., Die Gräber des Söller, Kreis Nordst., Westpreußen. B. Holographisch bei Berlin, Kreis West-Prignitz. Z. E.N. 1905, 24.

Falk E., Über den heiligen Wagen. Z. E.V. 1905, 312. Hildner, Anthropologische Studien der Balkan-Halbinsel. Corr.-Bl. d. d. G. 1904, 24.

Falk E., Über einige prähistorische Archäologie. Sonder-Abdruck aus „Göttingen“, LXVIII.

Falk E., Über einige Funde aus Moske bei Mülk. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bismarck und der Herzogin. IV, 382.

Falk E., Die Grabhügel bei Siedersdorf im Kreis Gablenz und die Siedersdorfer Funde. Niederländische Mitteilungen. 1905.

Falk E., Die vorgeschichtliche Funde aus dem Götter-Kirche. Z. E.N. 1905, 11. — Die Grabhügel bei Siedersdorf im Kreis Gablenz und die Siedersdorfer Funde. Niederländische Mitteilungen. 1905.

Falk E., Die vorgeschichtliche Funde aus dem Götter-Kirche. Z. E.N. 1905, 11. — Die Grabhügel bei Siedersdorf im Kreis Gablenz und die Siedersdorfer Funde. Niederländische Mitteilungen. 1905.

Falk E., Die vorgeschichtliche Funde aus dem Götter-Kirche. Z. E.N. 1905, 11. — Die Grabhügel bei Siedersdorf im Kreis Gablenz und die Siedersdorfer Funde. Niederländische Mitteilungen. 1905.

reicher Bayern. I. Abschnitt. Urgeschichte und Römerherrschaft bis zum Ausbruch der Reformation. Mit I. Karte. München 1903. Z. E. 117.

Kessling G., Welcheim Volk gehören die Naubömer La. Theil. Funde. Corr.-Bl. d. d. G. 1904, 11.

Landau H., Eine als Kulturstätte bei Sinsinghausen. Sep.-Abdruck aus dem XXIII. Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. Münster i. W. 1905.

Legawski, Vorgeschichtliche Funde im Kreis Wągrowitz im Jahre 1903. Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen 1905, X, 127.

Lehmann-Filbä Marg., 1) Istodiska Gräber aus der Vorzeit. 2) Zwei illändische Handschuhe. Z. E.V. 1904, 29.

Lehmann-Filbä Marg., Ein Kupferbeil von Cöjawan. Z. E.V. 1905, 140.

Lissauer, Italienische Eisen. Z. E.V. 1903, 674.

Mehlis C., Die Kuppensteine bei Draconhöhlen bei Dürren. Corr.-Bl. d. d. G. 1904, 11.

— Ausgrabungen bei der „Höhlenburg“ im Lantzenhof im Jahre 1904. Corr.-Bl. d. d. G. XXVII, 14, 1904.

Meinert J., Fund archaischer Münzen. Mitteilungen des anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein. 9. Heft. 13, 1904.

— Besondere mit farbigen Darstellungen. Mitteilungen des anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein. 9. Heft. 8, 1904.

— Ausgrabungen bei der Metzgerzeit in Fasing. Monatschrift des Historischen Vereins von Oberbayern. 1903, IV, 184.

Meinert J., Bass Studien von Hamburg und von Herbach. Festschrift der deutschen anthropol. Gesellschaft zur XXI. allgemeinen Versammlung zu Cassel. 1903.

Meinert J., Wallgraben, Burgwälle und Schanzen in Oberbayern. Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. XXXIX, 161.

Meinert J., Graf, Vorhistorische Sculpturen. Denkmäler im Canton Wallis, Schweiz. III. Bericht Arch. f. 1904 XXIV, 61.

Meinert J., Die archaischen Altertümer im südlichen Europa. Taf. I. Z. E. 1904, 11.

Meinert J., Ausgrabungen in Paterkirchen. Monatschrift des Historischen Vereins von Oberbayern. IV, 184.

Meinert J., Über den Grabhügel bei O. Margheim. Fundberichte aus Schwaben. Zeitschrift 1905 III, 37.

Meinert J., Ein schweizerischer Messingbeil des 3. Jahrhunderts. Zeitschrift des Vereins für das Nassauische Alterthumskunde. 1903, VI, 129.

Meinert J., Ein Kalkbeinbildung aus der Villandergrabenzeit. Mitteilungen des anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein. 9. Heft. 14.

Meinert J., Stoltenberg-Luttmerode, Nachmal der Gräber von Döhring. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Meinert J., Über einen Urnenfund bei Berent. Aus den Verhandlungen der Berliner anthrop. Ges. Sitzung vom 27. Juli 1905.

Meinert J., Die vorgeschichtlichen Funde im Kreis Wągrowitz. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bismarck und der Herzogin. IV, 381.

Meinert J., Cohn L., Schöne Altertümer mit Tafel IV n. V. Z. E.V. 1905, 311.

Meinert J., Grotto von Schwartau, Kreis Lauenburg in Pommern. Z. E.N. 1905, 11.

Meinert J., Zur Vor- und Pflanzgeschichte des Lechtans. Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 1905, XXII, 1.

Meinert J., Urnenfund bei Bismarck. Z. E. 1905, 121.

Meinert J., Die vorgeschichtlichen Funde in Thüringen. Sonder-Abdruck aus den Jahrbüchern der k. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt. 1904.

Meinert J., Die vorgeschichtliche Funde von Voss A., Ein Thierkopf aus einem Theilgen aus einer alten Ansiedlung bei Erfurt. Z. E.V. 1905, 497.

c. Klassische, namentlich Römische.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

Bücher, Römische Gebäude bei Fendorf im Lenthal. Fundberichte aus Schwaben. III, 24.

die deutschen Anthropologen auch hener in die Pfalz geführt, um dem dortigen Boden für ihre Sache neue Nahrung in angeregter Weise zuzuführen, fest hoffend, es werde sich der Kreis um die verdienstvollen Forscher, die unsere Sache bisher als uerermüdete Pioniere hierorts so erfolgreich vertreten haben, erheblich erweitern, damit die grossen anthropologischen Schätze, die unsere schöne Pfalz noch birgt, mehr und mehr gehoben werden.

Mit diesem lebhaften Wunsche lade ich Sie ein, an der Hand des zur Vertheilung gelangten Kassaberichtes demselben etwas näher zu treten.

Erfreulich ist es für mich, Ihnen sagen zu können, dass wir uns auch im verflossenen Jahre tapfer gehalten und unsern bisherigen Stand an Mitgliedern überhaupt haben. Es ist dies um so anerkennenswerth, als gar viele unserer Mitglieder lediglich des Interesses an der Sache wegen uns trenn bleiben, wenn sie auch isolirt von grösseren wohl organisirten Localvereinen, wie wir deren viele haben, leben und von dort her keinerlei Anregung haben können. — Immerhin aber muss ich alljährlich wieder mit der dringenden Bitte vor Sie treten, es möge doch ein jeder von uns nicht ermüden, für die Anthropologie nach besten Kräften zu wirken. Gilt es doch nicht nur, die entstehenden Lücken, die uns der unerhittliche Sassenmann und andere nicht zu vermeidende Verhältnisse schlagen, wieder anzufüllen, sondern auch neue Mitarbeiter uns zuzuführen, damit die Deutsche Anthropologische Gesellschaft ihren hohen Ruf als wissenschaftliche Gesellschaft auch ferner bewahre und die verdienstvollen Gründer derselben sich noch viele Jahre ihrer vor 27 Jahren gelehten Saat erfreuen mögen. — Den treuen Freunden, die wir leider nicht mehr in unserer Mitte sehen, darf ich wohl in ihrem Namen ein freundliches dankbares Gedenken in die stille Gruft nachrufen und die Kassaverhältnisse gestalten sich in Einnahmen und Ausgaben, wie schon gesagt, recht befriedigend.

Wir traten mit einem Kassarest von 728,56 \mathcal{M} in das abgelaufene Rechnungsjahr ein; hatten an Zinsen 560 \mathcal{M} , an rückständigen Beiträgen 672 \mathcal{M} , an Jahresbeiträgen von 1657 Mitgliedern à 3 \mathcal{M} 4971 \mathcal{M} , an abgegebenen Berichten 2,50 \mathcal{M} von Herrn Vieweg 152,88 \mathcal{M} und als Nachtrag vom Wiener Verein zu den Druckkosten des Correspondenzblattes 300 \mathcal{M} , sodass den um 500 \mathcal{M} vermehrten Rest aus dem Vorjahre zu 11593,54 \mathcal{M} = 18980,48 \mathcal{M} .

Unter den Ausgabeposten erscheinen die Druckkosten für das Correspondenzblatt Dank dem sparsamen Sinne unseres Herrn Generalsecretärs dies

Jahr bedeutend geringer, als in den Vorjahren, was auf den günstigen Gesamtabchluss von grossem Einflusse war.

Wir konnten unseren Etatsverpflichtungen vollständig gerecht werden, konnten den Reserverfond erheblich bedecken und sind mit einem Kassarest von 1372,14 \mathcal{M} in das neue Rechnungsjahr 1896/97 eingetreten.

Herzlichen Dank daher allen den opferfrendigen treuen Mitarbeitern auf diesem Gebiete mit der Bitte, uns auch ferner in gleicher Weise zur Seite stehen zu wollen.

Bitte nun den Rechnungsausschuss zu ernennen und die Rechnung prüfung zu lassen.

Kassabericht pro 1896/97.

Einnahme.

1. Kassaverwalt von voriger Rechnung . . .	728 56 \mathcal{M}
2. An Zinsen gingen ein . . .	560 —
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres . . .	672 —
4. An Jahresbeiträgen von 1657 Mitgliedern à 3 \mathcal{M}	4971 —
5. Für besond. z. ausgegebenen Berichte und Correspondenzblätter . . .	2 50
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes . . .	152 88
7. Beitrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Druck des Innsbrucker Jahresberichtes . . .	300 —
8. Rest aus dem Vorjahre 1894/95, worüber bereits verfügt (siehe Ausgabe) . . .	11593 54
Zusammen:	18980 48 \mathcal{M}

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten . . .	897 80 \mathcal{M}
2. Druck des Correspondenzblattes . . .	2 000 20
3. Redaktion des Correspondenzblattes . . .	300 —
4. Zu Händen des Herrn Generalsecretärs . . .	600 —
5. Zu Händen des Schatzmeisters . . .	800 —
6. Für Körpermessungen (aus dem Dispositionsfond) . . .	145 —
7. Für Ausgrabungen in der Pfalz erhielt Herr Dr. Mehlis . . .	715 —
8. Für Ausgrabungen bei Driburg wurden vorausbezahlt . . .	29 40
9. Dem Fr. List'sche Buchhandlung erhielt pro 1895 und 1896 . . .	30 —
10. Für den Sternographen . . .	218 —
11. Der Verzeichnissener erhielt . . .	25 —
12. Zur Meinenbach Klüffert & Co. Konstanz . . .	6 20
13. Für sein Aktien-Bestellung wurde vorausbezahlt . . .	35 —
14. Für Strengmanns Jahrbuchspider für die Beihilflichen . . .	59 —
15. Dem Münchener Lokal-Verein zur Herausgabe seiner Vereinschrift „Beiträge“ . . .	800 —
16. Dem Würtemberger Verein zur Förderung seiner Vereinszwecke . . .	800 —
17. Für die prähistorische Karte . . .	4245 40
18. Für die statistischen Erhebungen . . .	7348 14
19. Für den Reserverfond . . .	600 —
20. Bar in Kassa . . .	1572 14
Zusammen:	18960 48 \mathcal{M}

A. Kapital-Verzügen.

Als „Eigener Bestand“ uns Einnahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar:

a) 4 $\frac{1}{2}$ Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Q Nr. 1948 . . .	500 — \mathcal{M}
b) 3 $\frac{1}{2}$ Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Dd Nr. 2193 . . .	300 —
c) 4 $\frac{1}{2}$ Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. K Nr. 2179 . . .	300 —
d) 3 $\frac{1}{2}$ Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. W Nr. 2285 . . .	300 —
e) 3 $\frac{1}{2}$ Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. X Nr. 2067 . . .	300 —
f) 4 $\frac{1}{2}$ Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. F Nr. 18390 . . .	300 —

Hierin das Dr. Voigtel'sche Legat mit 2000 M und zwar:

a) 1/2 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lt. C. Nr. 40128	400 - -	↓
b) 1/2 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lt. C. Nr. 40128	500 - -	
c) 1/2 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lt. C. Nr. 40128	500 - -	
d) 1/2 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lt. C. Nr. 40060	500 - -	
1) Kassenverleih	2000 - -	
Zusammen:	4600 - -	↓

B. Bestand.

a) Kasse in Kassa	1872 14	↓
b) Hierin die für die statistischen Erhebungen und den präk. Karte bei Merck, Fink & Co. deponierten	11568 24	
Zusammen:	13440 38	↓

C. Verfügbare Summe für 1906/07.

1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 3 M	5100 - -	↓
2. Kasse in Kassa	1372 14	
Zusammen:	6472 14	↓

Der in der 8. Sitzung angenommenen Etat lautet:

Etat pro 1906/07.

Einnahme.		
1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 3 M	5100 - -	↓
2. An rückständigen Beiträgen	500 - -	
3. An Zinsen	500 - -	
4. Kasse in Kassa	1372 14	
Zusammen:	7472 14	↓

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten	1900 - -	↓
2. Druck des Correspondenz-Blattes	2500 - -	
3. Reduktion des Correspondenz-Blattes	500 - -	
4. Zu Händen des Generalsekretärs	600 - -	
5. Zu Händen des Schatzmeisters	200 - -	
6. Für den Dispositionsfond des Generalsekretärs	150 - -	
7. Für Ausgrabungen in Schwaben	100 - -	
8. Für Ausgrabungen in der Pfalz	150 - -	
9. Für den Sterographen	300 - -	
10. Für die Herausgabe der „Münchener Beiträge“	800 - -	
11. Dem Württembergischen Verein	300 - -	
12. Für die prehistorische Karte	300 - -	
13. Für die statistischen Erhebungen	300 - -	
14. Für diverse unvorhergesehene Ausgaben	500 - -	
Zusammen:	7378 14	↓

Der Vorsitzende:

Wir haben die Aufgabe, drei Mitglieder als Revisoren zu ernennen. Die Herren werden unter einander freundlich verkehren und ohne Parteilichkeit fungieren. Genannt sind Herr Professor Dr. Harter, Herr Oberstabsarzt Dr. Kuthe und Herr Hauptmann Seyler aus München. Sind die Herren bereit, die Pflichten zu übernehmen, die damit verbunden sind? Es scheint der Fall zu sein, da sie nicht dagegen protestieren. Nun werden die drei Herren ersucht, sieh mit Herrn Weismann in Verbindung zu setzen, um übermorgen Bericht zu erstatten.

Herr Local-Geschäftsführer Gymnasial-Rector Ohlenschläger:

Von der Redaction der ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn erhalte ich hier einen Brief, worin mit eine Anzahl Exemplare der ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn angezeigt wird, bezüglich deren ich ersucht werde, sie an diejenigen Mitglieder abzugeben, die sich für die Sache interessieren, und zwar gegen Unterschrift, damit von der Redaction nicht mehr an dieselben Mitglieder Sachen verschickt zu werden brauchen. Die Sendung ist noch nicht eingetroffen, ich werde mir gestatten, sobald sie hier angelangt ist, eine neue Mittheilung zu machen, und bitte dann die Herren, welche die Sache entgegennehmen wollen, gütigst durch Unterschrift zu bezeugen, dass sie sich erhalten haben.

(Schluss der 1. Sitzung.)

Zweite Sitzung.

Inhalt: Ranke legt das neue Werk von R. Andree, Braunschweiger Volkskunde vor. — Virchow: Zeitdauer der Vorträge. — Harter: Ueber römische Beziehungen der Pfalz zu Italien. Dazu: Mehlig, Virchow, Ohlenschläger. — Ferd. Freiherr von Andrian: Ueber Wertalberglauben. — Furtwängler: Das Monument von Adamklasi in der Dobrudscha. (Rundbau Kaiser Trojan's mit Trophäe nach den dakischen Kriegen). — Köhl: Ein neolithisches Grabfeld bei Worms. Dazu J. Ranke: v. Haxthausen's Neolithische Funde im Spessart; Wagner, Virchow: Burgwall bei Burg im Spreewald. — Seyler: Beziehungen des römischen Limes zum Vordelhnde. Dazu Ohlenschläger, Seiler, Mehlig.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung um 10^{1/4} Uhr.

Der Generalsecretär Herr Prof. Dr. J. Ranke legt das nenehienene Werk:

Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn, 1896. Mit 6 farbigen Tafeln und 80 Abbildungen, Plänen und Karten. 8°. S. XIV. 385 mit folgenden Worten vor:

Von Seiten der Verlagsbuchhandlung Vieweg & Sohn in Braunschweig wurde mir gestern ein

Exemplar eines so eben erschienenen Buches zugesendet, auf welches ich mit besonderer Freude die Versammlung aufmerksam machen möchte. Es ist ein Werk unseres hochverehrten Freundes Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde. Es ist dies wieder eine ebenso stilistisch vollendete und allgemein interessante wie wissenschaftlich in höchstem Maasse treue und erschöpfende Arbeit, wie wir sie von Andree zu bekommen gewohnt sind. Die berühmte Verlagsbuchhandlung hat das Buch in schönster Weise ausgestattet, so dass man es sehen von vornherein mit Vergnügen

in die Hand nimmt. Niemand wird es aber ohne das Gefühl angenehmer und gründlicher Belehrung aus der Hand legen. Andree hat hier die verschiedenen Zweige der Volkskunde in sehr eingehender Weise und systematisch geordnet vorgeführt. Jeder, der sich für die Volkskunde unseres Vaterlandes interessiert, jeder, welcher hier Studien machen will oder nur allgemeine Belehrung sucht, wird in dem prächtigen Buch seine Rechnung finden. Es sei gestattet wenigstens Einiges aus dem reichen Inhalt anzuführen: Das Werk beginnt mit einer topographischen Skizze des Gebietes, dann folgt zunächst Vorgeschichtliches, dann die Darstellung der deutschen Stämme, welche vor Alters auf dem Boden hausten und im bald kriegerischen bald friedlichem Weltkampfe sich begegneten: Cherusker, Longobarden, Sachsen, Thüringer, Franken. Hieran reiht sich eine Schilderung der anthropologischen Verhältnisse der Bevölkerung, Farbe der Haare, Haut und Augen; dann Sprachliches, die Oker als Dialektgrenze, Einwirkung der Reformation auf die niederdeutsche Sprache u. A. In eingehender Weise sind die Orts- und Flurnamen behandelt, dann die Siedlungen und Bevölkerungsschichten, Dörfer und Häuser, das ganze Leben der Bauern, Spinnstube, Hans- und Feldgeräthe, Kleidung und Schmuck; Geburt, Hochzeit, Tod; das Jahr und die Feste; Geisterwelt und mythische Erscheinungen; Aberglauben, Wetterregeln, Volksmedizin; Volksdichtung. Zum Schluss: die Spuren der Wenden. — Ich darf das Buch Ihrem warmen Interesse empfehlen, es liegt zur Einsicht auf dem Tische des Hauses.

Der Vorsitzende:

Wir kommen zu unserer Wissenschaftlichen Tagesordnung.

Ich will daran erinnern, um nicht nachher etwa der Parteilichkeit beschuldigt zu werden, dass nach unseren Bestimmungen dem Vortragenden nur 20 Minuten zur Verfügung gestellt sind, und dass ich als Vorsitzender die Verpflichtung habe, auf die Einhaltung dieser 20 Minuten zu sehen.

Herr Prof. Dr. Harster:
Ueber vorrömische Beziehungen der Pfalz mit Italien.

In meiner Begrüßungsrede habe ich mir erlaubt, auf die anthropologische Bedeutung unserer Gegenden, wie sie sich in den prähistorischen Funden unseres Museums darstellt, hinzuweisen und die Frage aufs Neue zur Prüfung zu empfehlen, auf welchen Wegen eine Anzahl dem pfälzischen Boden entstammender Objecte, über deren fremdländischen Ursprung kaum ein Zweifel sein kann, zu uns an den Mittelrhein gelangte.

Die Zeit lebt noch in Aller Erinnerung, als besonders skandinavische und englische Forscher den autochthonen Charakter der ja allerdings in diesen Ländern besonders glänzend entwickelten Bronzezeitkultur behaupteten und die unengharen Analogien in anderen Gegenden mit dem Hinweis auf die allgemeine Verwandtschaft aller zur indogermanischen Rasse gehörigen Völker zu erklären versuchten, während eine andere archäologische Schule, die ihren beredtesten Vertreter in L. Lindenschmit fand, nahezu alle diesseits der Alpen gefundenen Erzarbeiten für etruskischen Import erklärte und nur die allerrohesten, als stümperhafte Nachahmungen sich charakterisirenden Erzeugnisse für einheimisches Fabrikat gelten liess. Die Wissenschaft, wie sie sich inzwischen weiter entwickelt hat, gibt, soviel ich sehe, keiner der beiden extremen Auffassungen unbedingt Recht: sie glaubt nicht, dass der menschliche Geist überall von selbst auf die nämlichen Erfindungen nicht bloss, sondern auch auf die nämlichen Formen und Verzierungsweisen bei Herstellung von Waffen, Werkzeugen, Geräthen, Schmuckgegenständen gekommen sei, ebensowenig aber, dass die etruskischen Fabriken im Stande gewesen seien, den Bedarf aller nördlich der Alpen wohnenden Völker nicht bloss an Prachtgeräthen, sondern auch an Gegenständen des täglichen Gebrauchs zu decken. Vielmehr ist die Wissenschaft unserer Tage, je weiter sich ihr Beobachtungsgebiet ausgedehnt hat und je massenhafter ihr aus allen Welttheilen, aus Sibirien, wie aus Neuguinea, aus dem Innern Afrikas, wie aus Mexiko und Peru fortwährend neues Material zuströmt, um so fester überzeugt worden von der Einheit des ganzen Menschengeschlechtes und von dem Zusammenhange aller menschlichen Cultur-entwicklung, in der jeder an einem Punkte gemachte Fortschritt nur ein Glied einer unendlichen Kette bildet, jede Einzelerfindung zur Ursache vieler neuer Erfindungen wird, die früher oder später allen zu nützen bestimmt sind. Nach dieser recht wissenschaftlichen Auffassung, die sich ebenso fernhält von Ueberschätzung, wie von Geringschätzung des eigenen Volksthumes, gehört es zu den Aufgaben der prähistorischen Forschung, den Handelswegen nachzuspüren, welche die entferntesten und auf den verschiedensten Stufen der Gesittung stehenden Völker in Zeiten miteinander verbunden, aus denen wir nur selten klassische Zeugnisse wie das bekannte des Diodor und Strabo über den Transport des Zinns von den britischen Inseln quer durch Gallien nach der Rheinemündung besitzen.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass der von Osten nach Westen gerichtete Zug der europäischen Völkerbewegung, den wir in historischer

Zeit wahrnehmen und als die Ursache der heutigen ethnographischen Schichtungsverhältnisse unseres Erdtheils kennen, bereits in der Urzeit sich wirklich erwies, und dass die ersten menschlichen Bewohner des Rheinthales aus dem fernem Osten, die Donau aufwärts ziehend, in unsere Gegenden gelangten. Jede folgende Welle dieser Jahrtausende hindurch aus Innerasien nach Europa sich ergießenden Völkerfluth brauchte aus dem Orient, wo besonders in Mesopotamien schon in frühester Zeit eine, wie durch riesige Baeksteinbauten, so durch geschickte Metallbearbeitung ausgezeichnete Cultur sich entwickelt hatte, neue Kenntnisse, neue Künste und Fertigkeiten mit und trug zu dem manchmal mit überraschender Schnelligkeit sich vollziehenden Uebergängen von der Stein- zur Bronze-, von der Bronze- zur Eisenzeit und innerhalb jedes dieser Zeitalter von einer Stufe zur andern bei. Aber neben diesen wohl vorwiegend kriegerischen Veränderungen der damaligen Karte Europas gingen bereits frühzeitig Handelsverbindungen einher, vermöge deren, wenn auch nicht, wie früher angenommen wurde, die prachtvollen Steinbeile aus Nephrit und Jadeit von Centralasien aus in die Pfahlbauten der Schweizer Seen, so doch emailirte Glasperlen aus dem Nillande in die nordischen Gräber gelangten, wie andererseits Bernsteinperlen von der baltischen Küste in die der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. angehörigen Königsgrüfte von Mykenä, die Schliemann aufgedeckt hat. Für diese Handelsbeziehungen, die ursprünglich wohl weniger auf dem Wege directen Verkehrs als des Weitergehens von Hand zu Hand sich entwickelten, kamen vor Allem die Küsten von Kleinasien und Syrien, deren Häfen die Stapelplätze für die Erzeugnisse der uralten Culturländer zwischen Euphrat und Tigris bildeten, in Betracht, in zweiter Linie Aegypten, während als Durchgangsgebiet für diesen ost-westlich gerichteten Handel besonders Ungarn eine wichtige Stellung einnahm. Auch die Rheingegende wurde zweifellos von dieser Strömung noch berührt, aber sehr bald schon begegnete derselben hier eine andere, die, von Süden nach Norden verlaufend, durch das Rheinthal den skandinavischen Norden mit den Mittelmeerländern verband. Ihren Ausgang hatte diese Verkehrsströmung, die im Vergleich mit jener anderen wohl als die jüngere zu betrachten ist, der Hauptsache nach in denselben Gegenden, nämlich in den Ländern um das östliche Becken des Mittelmeeres, unter denen ungefähr seit Beginn des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung besonders Griechenland hervortritt. Andererseits wissen wir, dass in Oberitalien Etrasker und Illyrier, dank ihren theils

aus dem Morgenlande mitgebrachten Kenntnissen, theils neu von dort empfangenen Anregungen etwa seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert einen erstaunlichen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hatten, und würden auch ohne das Zeugnis der Funde vermuthen, dass diese technisch so hoch entwickelte Cultur einen weitreichenden Einfluss auf die den Alpen zunähest wohnenden würdliche Völker ausgeübt habe.

Diese Zeugnisse liegen aber gerade aus den mittelherrnischen Landschaften in grosser Zahl vor, und zu den beweiskräftigsten gehören neben den Funden von Weisskirchen an der Saar, Schwarzenbach im Birkenfeldischen, Waldalgesheim in der preussischen Rheinprovinz, Arnsheim in Rheinhessen und dem berühmten Grabfund vom Kleinspurgle bei Ludwigsburg besonders unsere „etruskischen“ Funde, wie wir sie zusammenfassend bezeichnen wollen, die auch Lindenschmit in seiner Polonik als Hauptbeweismaterial verwendet hat. Es lässt sich ja auch süglich nicht bezweifeln, dass beispielsweise der Dürkheimer Dreifuss etruskischen Fabrikat sei, da in der Nekropole von Vulci über ein Dutzend vollständiger Exemplare ausgegraben worden sind, von denen einige fast Zug um Zug dem unserigen entsprechen, und ebenso leuchtet auf den ersten Blick die fremdländische Herkunft ein bei dem mit jenem Prachtstück zusammengefundenen goldenen Stirnreif und dem gleichfalls goldenen Arming, bei der zum Rodenbacher Funde gehörigen grossen Bronzefeldflasche, den flachen Bronzekerken, der Schnabelkanne mit palmettengeschmücktem Henkelansatz, dem bemalten uralteritischen Thonbecher, dem an assyrische Vorbilder erinnernden goldenen Armreif u. s. w. Auch der Verfertiger der Bronzeräder von Hassloch oder des goldenen Hutes von Schifferstadt, der, obwohl beinahe vor unsern Thoren gefunden, doch — leider, dürfen wir von localpatriotischen Standpunkte aus sagen — seinen Weg in das bayrische Nationalmuseum in München gefunden hat, wird eher am Euphrat oder Tigris als am Rheine gewohnt haben.

Wie aber kamen diese fremdartigen Gebilde an den deutschen Strom, der dieses Prädikat allerdings damals noch nicht verdiente? *Hoernes* in seiner epochemachenden Urgeschichte des Menschen 8. 613 denkt an die weitausgreifenden und siegreichen Beutezüge der Kelten, die Gräber, die sie erbauehen, die Heiligthümer, welche sie plünderten, den Tribut, welchen ihnen fürchtensame Könige gezwungen oder „freiwillig“ darbrachten. Aber auf Stüeke wie eben den goldenen Hut von Schifferstadt, der auf Bronzekellen ruhend gefunden wurde, oder auf den Dürkheimer Dreifuss, der,

wie Helbig versichert, dem 5. Jahrhundert v. Chr. angehört — den in einem Tumulus bei Châtillon (Dept. Côte-d'Or) ausgegrabenen archaischen Dreifuss mit Bronzekessel, womit das bekannte am Henkel mit Greifenprotomen geschmückte lüneburgische Bronzegefäss zu vergleichen ist, setzt Undset in das 6., wenn nicht in den Anfang des 7. Jahrhunderts — trüfe doch die von Höernes geäußerte Vermuthung keinesfalls zu, und nicht für wahrscheinlich wird man es halten, dass der thönerne Kantharos des Rodenbacher Fundes als Beutestück gallischer Schaaren aus Unteritalien in den Westrich gekommen sei. Ich glaube, dass so hebelalterthümliche und dabei zum Theil so gebrechliche Gegenstände nur vermöge eines wohlorganisirten Handelsverkehrs auf so weite Entfernungen über Meere und Länder gelangen konnten; denn darin würden wir wohl fehlgehen, wenn wir alle diese fremdländischen Erzeugnisse ausschliesslich auf etruskischen Ursprung zurückführen wollten, während aller Wahrscheinlichkeit nach manches an phönizischer bzw. karthagischer Einfuhr heruh.

Dass für die Handelsbeziehungen unserer Gegenden wie des ganzen nordwestlichen Europas mit Griechenland und den weiter östlich gelegenen Ländern die alte phokäische Pflanzstadt Massalia die Eingangspforte gebildet hat, von wo die Waaren das Thal der Rhone nach Saone anwärts gingen und, etwa der Richtung des heute Rhein und Rhone verbindenden Kanales folgend, den Oberrhein erreichten, ist nie bezweifelt worden, ebensowenig, dass auch ein Theil des italischen und speziell des etruskischen Importes auf diesem Wege zu uns gelangt ist. Daneben hat man aber von jeher auch eine ausgiebige Benützung der Alpenstrassen bereits in vorgeschichtlicher Zeit, namentlich der über den grossen St. Bernhard nach der Westschweiz und dem Rheinthal wie der über die Bündner Pässe nach der Ostschweiz und dem Bodensee führenden angenommen, während in neuerer Zeit v. Duhn diesem Verkehr bis zur römischen Kaiserzeit nur eine beschränkte locale, keine gewissermassen internationale Bedeutung zugestehen will. Nach dieser Anschauung, die überhaupt den italischen und besonders den etruskischen Einfluss auf die vorgeschichtliche Entwicklung der Länder diesseits der Alpen ziemlich gering veranschlagt, wären auch die zweifellos etruskischen Funde rheinischer Grabhügel nicht auf dem directen Weg über die Alpen sondern als Rückfracht massaliotischer Schiffe, die den etruskischen Bronzewerkstätten das hritische Zinn zuführten, zu uns gelangt. Ohne selbstverständlich die Bedeutung der alten

von der Rhone zum Rhein führenden Handelsstrasse im mindesten anzweifeln zu wollen, glaube ich doch, dass der Zusammenhang der Kulturentwicklung am Nord- und am Südfuss der Alpen nach Anweis der Funde in den Schweizer Pfahlbauten wie in den Terramaren der Poebene, in dem Gräberfeld von Hallstatt wie in den vorzeitlichen Begräbnisstätten der Romagna ein so enger gewesen ist, und dass für so viele Typen schweizerischer und süddeutscher Funde die Vorbilder oder doch Seitenstücke in italischen Fundgegenständen vorliegen, dass, um diese Uebereinstimmung zu erklären, der indirecte Verkehr über Massalia nicht ausreicht, vielmehr eine uralte directe Verbindung über die, wie v. Duhn selbst gesteht, von jeher gangbaren und begangenen Alpenpässe angenommen werden muss. Allerdings hat dieser urzeitliche Verkehr weniger sichtbare Spuren als der ansers Vergleich intensiver der römischen Kaiserzeit oder des Mittelalters auf den von ihm benutzten Strassen zurückgelassen: wir erkennen seine Leitmotive nicht bloss in Funden wie dem berühmten Bronzerelief von Grächwyl im Kanton Bern, das noch dem 6. Jahrhundert v. Chr. angehört, nicht bloss in den Kannen, Cisten, Dreifüssen u. a. w. aus den Gräbern der Hallstattperiode, sondern auch in gewissen nördlich der Alpen wiederkehrenden italischen Formen von Schwertern und besonders von Fibeln wie der sog. Schlangenfibel, welche Tischler für eine italische Erfindung erklärt, die aber nördlich der Alpen zahlreiche Modifikationen erfahren habe. Nach Höernes ist sie in Oberitalien, dann von Bosnien aus durch ganz Mitteleuropa bis nach Frankreich verbreitet, und zwar kommt der Typus schon in den Gräbern der dem 9. oder 10. vorchristlichen Jahrhundert angehörigen Villanovagruppe vor.

Doch welche Strassen auch der vorweltliche Handel bevorzugt haben mag, ob die bequemerem aber auf Umwegen ihr Ziel erreichenden Wasserstrassen, oder die kürzeren, aber beschwerlicheren Gebirgsstrassen: jedenfalls beweisen Funde wie die unartigen in Verbindung mit ähnlichen an anderen Orten zum Vorschein gekommenen den engen Zusammenhang, der schon um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr., d. h. zu einer Zeit, in der nach der landläufigen Ansicht unsere Gegenden, wenn überhaupt schon bewohnt, noch von der Nacht tiefster Barbarei bedeckt waren, zwischen ihnen und den unter orientalischem Einfluss bereits auf eine hohe Kulturstufe gelangten Mittelmeerländern, namentlich der uns zunächst gelegenen apenninischen Halbinsel bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

October 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen
anthropologischen Gesellschaft in Speier

vom 3. bis 7. August 1896.

mit Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

(II. Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Dr. C. Mehlis-Neustadt a. H.:

Herr Prof. Duhn von Heidelberg bat in einer, wenn ich mich recht erinnere, vor zwei Jahren erschienenen Publikation in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“ zu der vom Herrn Vorredner besprochenen Frage besonders auf den Dürkheimer Dreifuss Rücksicht genommen, und ich habe mir ebenfalls erlaubt, zu dieser Frage Stellung zu nehmen (vgl. „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ XII. Abt.), wie bereits der Herr Vorredner Ihnen mitgeteilt hat. Wenn ein solches seltenes Stück wie der Dürkheimer Dreifuss nur als Rückfracht der Massilioten zu betrachten wäre, so wäre es doch sehr seltsam, dass nur ein solcher Dreifuss zu uns an den Rhein gelangt ist, und zwar ein Stück, das meines Wissens nur ein genaues Pendant bat. Schon aus diesem Grunde glaube ich, dass die Ansicht Duhns zurückzuweisen ist. Allein, bevor Versamm-

lung, es sind noch andere Gründe hervorzuheben, Es gibt eine Reihe von Momenten, welche uns an einen sehr langen, ausgedehnten Landverkehr zwischen den Gipfeln der Alpen und dem Rheinlande zu denken erlauben. Das ist vor allem die grosse Aehnlichkeit, welche einzelne mittelbronzenische, bezw. pfälzische Bronzefunde mit den Pfahlbauenden der westlichen Schweiz besitzen. Ich erlaube mir, in dieser Beziehung besonders auf die im hiesigen Museum befindlichen Bronzeshügelufunde von Eppstein zu verweisen, welche eine auffallende Uebereinstimmung mit den Bronzezeitfunden der Westschweiz (Bieler See, Genfer See) besitzen. Es kann diese genaue Uebereinstimmung der Formen nicht zufällig sein, und es liegt der Rückschluss sehr nahe, dass gerade wie in der Bronzezeit und vielleicht schon in der Steinzeit der Landverkehr von den Höhen der Schweizer Gebirge bis zu uns herab ins Mittelrheinland von jeher entwickelt war, so derselbe

sich fortgesetzt hat bis in die etruskische Zeit und weiter hinab in die römische, ebenso durchs Mittelalter bis herab in unsere Zeit, herab bis zur Durchbohrung der Alpen im Gotthardtunnel. Eine gewisse „Opportunität“ in der Beibehaltung der Handelswege lässt sich ebenso sicher nachweisen wie bei der Beibehaltung der Befestigungsweisen. Ich glaube, schon aus diesem Gesichtspunkte kann man die Ansicht des Herrn Dr. Harster bekräftigt finden, dass jedenfalls der Landhandel an erster Stelle zu sehen ist, und dass der weitere Babnen einschlagende Seehandel erst in zweiter Linie zu berücksichtigen sein wird.

Herr R. Virchow:

Es würde allerdings sehr wünschenswerth sein, wenn die Untersuchungen, um die es sich hier handelt, zunächst sich nicht auf die Wege hezögen, die werden sich nachher schon finden, sondern auf die Feststellung der Objecte, und zwar nach den beiden Richtungen hin: einmal müsste man feststellen die Form, das andermal die Mischung, die Zusammensetzung. In Bezug auf die letztere ist im Ganzen sehr wenig gethan worden; ich darf bei dieser Gelegenheit vielleicht darauf hinweisen, dass fast alle Versuche, die in neuerer Zeit an verschiedenen Orten gemacht worden sind, um auf ebenselbem Wege die Mischung der Objecte zu ermitteln, zu sehr erfolgreichen Resultaten geführt haben, viel mehr, als man ursprünglich erwarten konnte. Dazu gehört aber, dass die Museumsvorstände sich entschliessen, gelegentlich einmal ein werthvolles Object zu opfern. Mögen sie bedenken, dass die genaue Kenntniss der Sache mehr werth ist, als der blosse Besitz eines Stückes, was man vielleicht schon als ein fragmentirtes aus der Erde herausgenommen hat. Eine solche Kenntniss wäre auch für die Frage der Kunstformen ausserordentlich wichtig, da wenigstens für diejenigen, die sich mehr mit dem Studium dieser Dinge beschäftigen, auch solche Formen, die vielleicht nicht gerade auf der Höhe der Kunstbildung stehen, die aber eine besondere Eigentümlichkeit haben, von grossem Werthe sind. Ich will an eine Gefässform erinnern, die hier gerade in ausgezeichnete Weise vertreten ist, ich meine die viel besprochene Schnabelkanne. Sie ist ja an sich kein Kunstwerk ersten Ranges; aber es ist nicht zu glauben, dass beliebige Leute an verschiedenen Orten darauf verfallen sein sollten, gerade diese Schnabelkanne zu erfinden, und es gibt zu denken, dass sie immer wieder in Bronze, also in werthvollem Material hergestellt worden ist und dass man dieselbe Schnabelkanne bis in den hohen Norden, bis nach Ostdeutschland verfolgen

kann; das sind Thatsachen, die den Import über allen Zweifel sicher stellen. Dass man an vielen Orten solche Gefässe aus Thon gemacht hätte, könnte ich mir vorstellen, aber dass man sie ohne bestimmte Tradition aus Bronze gemacht und immer genau in denselben Formen denselben Guss hergestellt haben sollte, das halte ich für eine Unmöglichkeit. Wenn man für eine gewisse Art solcher Geräte die südlichen Vorbilder findet, so hat das natürlich grossen Werth. Wir haben aber leider nicht einmal so vollständige Abbildungen dieser Sachen, wie es wünschenswerth wäre.

Da heute gerade Herr Bürgermeister Nessel aus Hagenau wieder unter uns sich befindet, so möchte ich daran erinnern, dass die Beschreibung seiner schönen Sammlung immer noch nicht erschienen ist. Gerade in seiner Sammlung befindet sich eine Reihe von Objecten, die meiner Meinung nach für die deutsche Archäologie von der höchsten Bedeutung sind. In dieser Beziehung habe ich schon wiederholt hingewiesen auf einen Bronze-gürtel, auf welchem kleine menschliche Figuren eingepresst sind, die genau übereinstimmen mit Mustern, die auf Thongefässen von Bologna sich befinden. Die Herren hier sehen sich Rückrecht darauf zu nehmen, dass von Osten, insbesondere von alten Noricum her, eine grössere Zahl entscheidender Einflüsse ausgegangen sei. Ich selber habe mir viele Mühe gegeben, für gewisse Perioden solche Einflüsse nachzuweisen, aber es scheint mir, dass je mehr Funde in Steiermark, Krain und den Nachbargebieten gemacht werden, umso mehr Merkmale einer einheimischen Kunsttätigkeit hervor treten. Wenn wir uns also nicht entschliessen wollen, sämtliche norischen Kunstgegenstände als importirte zu behandeln, so werden wir die Möglichkeit zulassen müssen, dass ohne Uebersteigerung der Alpen aus den ostalpinen Gegenden wichtige Kulturzweige bis zu uns eingedrungen sind. Ich wollte das nur kurz berühren, um Sie zu bitten, die Probleme etwas schärfer zu stellen, und die Untersuchungen der Objecte, die in unmittelbare Beziehung zu einander gesetzt werden können, in mehr objectiver Weise durchzuführen.

Herr Gymnasialrektor Ohlenschläger:

Ich kann mich nur ganz den Worten des geehrten Herrn Vorredners anschliessen. Es werden diese Bestrebungen aber nur dann fruchtbringend und durchgreifend sein, wenn wir, wo möglich, von allen Sammlungen, den deutschen sowohl als denen der Nachbarländer, ganz genaue Fundverzeichnisse haben. Ich selbst habe mich bemüht, für ganz Bayern, auch für die Pfalz ein derartiges Fundverzeichnis herzustellen. Das grosse Hinder-

niss dabei ist, dass die Verzeichnisse der einzelnen Sammlungen unvollständig sind und dass deren Publikation in der Regel eine Geldsumme erfordert, welcher die Mittel der einzelnen Vereine meist nicht gewachsen sind. Es müssten den Einzelbeschreibungen gute, zuverlässige Abbildungen beigegeben werden, und nach Fertigstellung dieses Fundbuches sorgfältige Register angefügt werden, in denen der Forscher über jede Erscheinung Rath erholen kann z. B. über das Vorkommen von Dolchen, Armingen u. s. w. und ebenso ein genaues Verzeichniss der Fundorte, der Fundart und der Stoffe u. s. w. dieser Gegenstände, dass man imstande ist, auf Grund der dem Verzeichniss beigegebenen Abbildungen Form, Gestalt, unter Umständen auch die Zusammensetzung genau zu erkennen. Wenn es möglich wäre, nur unsere deutschen Sammlungen wenigstens einmal so durchzuarbeiten, so hätten die Deutschen einen gerade so grossen Vorsprung vor den Nachbarn, wie es bei dem Corpus inscriptionum der Fall war, das für die römische Geschichte so unendlich wichtig wurde.

Herr Ferd. Freiherr von Andrian: Ueber Wortaberglauben.

Die Erforschung des Seelenlebens der menschlichen Collectivgruppen beruht in erster Linie auf der Beobachtung und kritischen Beschreibung aller Aeusserungen und Thätigkeiten der einzelnen Völker. Eine notwendige Erweiterung der wissenschaftlichen Betrachtung liegt in der Vergleichung und Aufhebung der genetischen Verhältnisse der beobachteten Thatsachen und ihrer Wechselbeziehungen. Diese Arbeit fällt der Ethnologie zu, der jüngsten Erfahrungswissenschaft, deren hefruchtender Einfluss bereits selbst auch in Disciplinen offenkundig wird, welche die ethnologische Beleuchtungsweise früher abgelehnt hatten. Das Geheimniss dieses raschen Erfolges liegt weniger in der noch sehr unvollkommenen Methode, als in dem thatsächlich neueroberten Gebiete der Ethnologie, welches, um mit Post zu reden, den allgemeinen menschlichen Bestand, das psychische Gemeingut des Genus homo sapiens umfasst. Das Bedürfnisse, die höheren ethischen Differenzirungen befriedigend zu beurtheilen, drängt jene Disciplinen unaufhaltsam zur entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung. Wie aber das Verständniss der höhern Thierwelt aus einer intensiven Beobachtung der niedern Formen hervorgegangen ist, bleibet jede tiefere Einsicht in den geistigen Besitz hoher Culturstufen abhängig von dem Erfassen der universellen Gedankenwelt niederer Ordnung. Einen der schlagendsten Belege hiefür liefert

der bisher unter dem Begriff „Aberglauben“ zusammengefasste Complex von Meinungen und Handlungen. Er ist als krankhafter Auswuchs des menschlichen Intellects aufgefasst worden, oder als Degeneration höherer Vorstellungen, als eine Art Gegenglaube, der neben den höhern Culturerscheinungen einhergeht. Ein wichtiger Fortschritt knüpft sich an Tylor's Deutung desselben als Ueberlebel aus primitiven Geisteszuständen. Allein alle diese Definitionen treffen im besten Falle nur Theilgebiete des Aberglaubens. Zur erschöpfenden Beurtheilung desselben reicht auch Tylor's Definition nicht aus. Die ethnologische Gedankenstatistik beleuchtet eine bei fast unbegrenzter formaler Abänderungsfähigkeit inhaltliche Gleichwerthigkeit dieser Vorstellungen in Zeit und Raum. Man muss daher im Animismus einen integrierenden Bestandtheil des menschlichen Seelenlebens, eine psychische Grundanlage erblicken, welche rein empirisch aufgefunden worden ist.

Erst in der allerneuesten Zeit ist die Psychologie, in schrittweiser Annäherung an die naturwissenschaftliche Betrachtung, diesen Dingen näher getreten. Prof. Jerusalem hat den Urtheilset vom psychologisch-genetischen Standpunkt aus untersucht. Nach seiner Auffassung wird durch die Urtheilsfunction der Vorstellungsinhalt derart geformt, dass derselbe als ein Ding erscheint, welches aus sich selbst heraus eine bestimmte Thätigkeit entfaltet. Wir können ursprünglich gar nicht anders denken und urtheilen, als anthropomorphisch. Wenn auf primitiven Geistesstufen Form und Inhalt der Urtheile zusammengeworfen werden, beruht offenbar jede höhere Geistesentwicklung auf der Sprengung jener durch Urtheilsform und Sprache dem Urtheilsvermögen auferlegten Fesseln, was bekanntlich niemals ganz gelingt. Benennt man mit Prof. Maeh¹⁾ die primitivsten Erkenntnissacte als instinctive Kenntniss, so wird man sicherlich den Animismus, welcher jede Causalität auf die Thätigkeit von Seelengoiatern zurückführt, in dieselben einreihen müssen. Kein Ethnologe wird sich besinnen, den Anspruch des berühmten Physikers zu unterschreiben, dass gerade diese ersten Erkenntnissacte die stärkste Grundlage des wissenschaftlichen Denkens gebildet haben.

Unsre Aufgabe wird darin bestehen, der psychologischen Forschung, welche von diesem vielversprechenden Anlaufe ausgehend, einen langen Weg zur Verfolgung des Seelenglaubens in seinen unzähligen Abzweigungen zurückzulegen hätte, durch Sammlung und Sichtung des Materials vor-

¹⁾ Maeh, D. öken. Natur der phy. Forsch. Popul. wiss. Vorles. 207.

zuarbeiten. Andererseits dürfen wir erwarten, dass die Vortheile einer Vergleichung von lebenskräftigen und unwerthlichen Vorstellungen, welche in reichster Fülle greifbar vorliegen, nicht länger unbenützt bleiben werden, wenn es sich darum handelt, die Anregungen der Aussenwelt auf die menschliche Geistesentwicklung etwas schärfer zu beurtheilen, was ja bekanntlich von verschiedenster Seite gegenwärtig versucht wird.²⁾

Nach primitiver Anschauung ist der durch Willensimpulse bewegte menschliche Körper eine besetzte Kraftquelle, an deren Wirkungen alle Körpertheile ihren Antheil haben. Blut, Speichel, Knochen, Haare, Nägel, alle Handtheile u. s. w. spielen daher eine hervorragende Rolle im Zanberwesen aller Völker und zwar nicht bloss in ihrer Verbindung mit dem Gesamtorganismus, sondern auch als abgetrennte Theile während des Lebens und nach dem Tode. Noch grössere Kraft schreibt man gewissen Ausstrahlungen individueller Gemüthsstände zu, wie dem „bösen Blick“, dem ein segnender heilsamer und reinigender Blick gegenübersteht.³⁾ Gleiche Wirkungen übt das „Besehren“, das „Segnen“ aus. Zwischen den Wirkungen des Auges und der menschlichen Stimme wird kein grosser Unterschied gemacht. So kann, nach der Ansicht der Wotjaken, Albanesen, Bosniaken, Spaniern, ein Kind beschrien (berufen) werden, wenn man dasselbe mit feindlichem Auge, ja sogar wenn man es unabsichtlich betrachtet.⁴⁾

Dies führt uns zu dem kräftigsten und überall angewendeten Mittel, durch welches die Persönlichkeit Macht gegenüber der Aussenwelt auszuüben sucht, zum gesprochenen Wort. Die Zauberin heisst auch schlechtweg „Ansprecherin“ (Grimm). Der Erfolg steht im geraden Verhältnisse zur Energie des Ansprechens, welche nicht selten durch Uebung und Erregungsmittel gesteigert wird. Dazu tritt aber ein weiteres wichtiges Moment. Das einmal ausgesprochene Wort behält seine Wirksamkeit für spätere Fälle bei. Es gibt Glück und Unglück bringende Worte. Besonders kräftig wirken sie bei einer Anordnung in bestimmten Rhythmen, Gleichklängen, gebundenen Formen. Von solchen Worten, sie mögen gesungen oder geflüstert werden, werden ganz reale Wirkungen in physischem und psychischem Sinne erwartet. Nach

dem Mimāṣā Aphorism des Jaimini I, 1, 18—23 gehört der „Klang“ zu den ewigen Dingen, er bestand vom Beginn (der Dinge) (Monier Williams Relig. Thought in India. Part. I, 197).

Die Angekoks der Einwohner von Angmagalik vergleichen ihre magischen Formeln mit luftgefüllten Därmen; sie werden durch Verkauf von einer Generation an die andere übertragen. Doch wird betont, dass sie besonders bei der ersten Verwendung wirken, sie dagegen allmählich abschwächen; man soll sie daher nur in äusserster Noth oder bei deren Uebergabe an andere gebrauchen.⁵⁾

Bekanntlich ist die ganze altnordische Dichtung von dem Glauben an die magische Wirkung der Lieder durchtränkt.⁶⁾ Der mittelhochdeutsche Dichter Freidank singt:

krät, steine unde wort
die hant an kreften grözen bort.⁷⁾

Man kann mit dem Wort einen Mann durch eine Schlange betöhen lassen, einem Schwert die Fähigkeit zu verletzen, einem glühenden Eisen seine versengende Wirkung abnehmen; man kann durch das Wort einen Baum ohne Werkzeuge fällen, oder einen Berg aufschliessen. Das wissen aber auch z. B. die Zulus und Polynesier. Nar öffnet sich bei den Ersteren der Fels nicht auf das Wort von Kindern, wohl aber auf das der Schwalben.⁸⁾ Noch ausführlicher wird über die Kraft der Sprüche gehandelt in den älteren Quellen, den Sprüchen Hars (Hóvámól) 145—162 im Grógrádr 5—16. Weitere Parallelen bieten die Zanbersprüche des Atharvaveda,⁹⁾ jene der Finnen, Tibetaner, der europäischen Völker. Man kann sogar ein Hemd anarmeln, bis es sich aufrichtet, berspringt und sich wieder legt. Daraus wird die Kranktheit des Besitzers beurtheilt.¹⁰⁾ Nach allgemeiner Vorstellung kann man mit dem blossen Wort Jemanden „verwünschen“ (verfluchen), verhexen,¹¹⁾ und zwar nicht bloss mit bösen, sondern auch mit schmeichelnden Worten, welche von missgünstiger Gesinnung begleitet sind. Die

²⁾ G. Helm, Ethnologisk Skizze af Angmagalikene Resumé X, 375.

³⁾ Paul Grand's germ. Philologie I, 6, 1136 f.

⁴⁾ Freidank, Ed. Sandros 111, 6.

⁵⁾ Freidank 67. Grimm, D. Myth. III, 863 ff. Callaway, Nursery tales of Zulu 140 (Rock of hat Untanjambili). Vgl. den Feuermythus auf Samoa. Turner, Nineteen years in Polynesia, 252 f.

⁶⁾ Kuhn's Zeitschr. f. vergl. Sprachf. XIII, 49 ff.

⁷⁾ Etna. medic. maualife 269 bei Grimm, D. Myth. III, 361.

⁸⁾ Vgl. Zingerle, Sitten d. Tiroler Volke 69 oder Lams, Sitten u. Gebr. d. beut. Aegypter. II, 66.

²⁾ Vgl. die vielen Schriften von Max Müller. Treffender formulirt diese Probleme Bruehmann in den Psych. Stud. zur Sprachgesch. 22.

³⁾ Oldenberg, Rel. d. Veda 502.

⁴⁾ Urquell IV, 91. Pisko, Gebr. b. d. Geburt n. Behandl. d. Neugeborenen b. d. Albanesen. Mitth. Antr. Ges. Wien. XXVI, 146. Dem bösen Blick kann man wegstecken, ibid.

Folgen dieser Einwirkungen bestehen in einer ungezählten Menge von Widrigkeiten. Die Macht des menschlichen Worts erstreckt sich aber bekanntlich auch auf Thiere und Pflanzen.¹²⁾

Der Ausgangspunkt für die dem Wortaberglauben zu Grunde liegenden Vorstellungen liegt offenbar in der suggestiven Gewalt, welche das Wort als unmittelbarer Ausfluss menschlichen Willens auf andere Wesen ausübt. Man sucht die Geister durch befehlende, bittende, schmeichelnde, höhnende Formeln zu beeinflussen. Die in den Zauberformeln häufig enthaltene Erzählung eines Vorgangs, den man herbeizuführen wünscht, soll als „Berufung“, als Anregung wirken für den dabei hilfreichen Geist, oder als Abwehr von gegnerischen bösen Mächten. Die Bedeutung eines Wortes kann somit zur Signatur werden für die in demselben verborgenen spezifischen Kräfte, welche in dessen Beziehungen zur Geisterwelt wurzeln. Solche Worte müssen dann vermieden werden. So verwenden die Huzulen zur Bezeichnung des Siedens der Milch nicht das sonst übliche Wort kpyyt, sondern bojyt. Man vermeidet das erstere Wort, weil es auch „zanken“ bedeutet, und dessen Verwendung ein gegenseitiges Hassen der Kühe herbeiführen würde.¹³⁾

In den meisten Fällen kommt es dagegen gar nicht auf den Sinn der Zauberworte an. Den Zauberern der Bewohner von Angmagalik ist die Bedeutung der einzelnen Worte ihrer Formeln unbekannt.¹⁴⁾ Die Sprache der von den Schamanen der Cherokees verwendeten Zauberformeln ist voll von archaischen und figürlichen Wendungen, von welchen die meisten dem Volke, ja selbst dem Schamanen unverständlich sind.¹⁵⁾ Manche indische Aoriginer halten die ihnen unverständlichen Sanskritgebete für weit wirksamer als ihre eigenen.¹⁶⁾ In Tibet werden Formeln aus dem Mahāyāna und der Tantralitteratur in corruptem und unverständlichem Sanskrit verwendet.¹⁷⁾ Auch die chinesischen Buddhisten haben die Sanskritworte bloss mit chinesischen Zeichen transcribirt. Sie motiviren dies damit, dass die Worte Geheimnisse sind, welche nur die Buddhas kennen, dass die Geheimnisse über die Kraft des Gedankens hinausgehen, und das Absingen geheimer Worte ver-

steckte Wohlthaten eröffnet.¹⁸⁾ Die Zauberer (Angekoks) der Eskimo brauchten Wind hervor durch Worte und Geberden. Die Worte hatten keine Bedeutung und waren nicht an ein vermittelndes Wesen gerichtet, sondern unmittelbar auf den Naturgegenstand, auf welchen es seine Macht ausüben wollte.¹⁹⁾ Die barbarischen Zauberworte der Aegypter galten als um so wirksamer, je unmöglicher es war, ihnen einen vernünftigen Sinn zu unterlegen.²⁰⁾ Auf denselben Vorstellungen von der Macht des „Klanges“ beruht der Gebrauch sinnloser Wortzusammenstellungen bei unseren Bevölkerungen.

In dem „Abergläubischen Narren“, von Johann Albert Conlin heisst es unter Andern: Hat einer eine Krankheit, da befragt man ihn mit fremden Worten, als wenn er mit lauter Teufeln besessen wäre; da murmelt man allerhand abergläubische und unbekannte Wörter heraus; da heisst es Oribas, Gräbes, Muffti, Muffti, Casti, Galti, Lesti, Kirbes in Candi. Da macht man ein Kreuz über das andere über ihn, da prablet und prumblet man ihm in die Ohren, da beräuhert man ihn mit Kräutern und Pulver, dass er vor Rauch aussieht wie ein Stück geräuchertes Fleisch im Schornstein.²¹⁾

Kommt es auch nicht auf den Sinn der Zauberformeln an, so wird desto grösseres Gewicht auf die peinlichste Genauigkeit gelegt, mit der dieselben hergesagt werden müssen. Nach lappischem Volksglauben bringt das Auslassen eines Wortes den Tod des Schamanen.²²⁾ Unterdrückung oder falsche Aussprache einer Silbe aus den kräftigsten Mantras wirft das einer andern Person zugeachtete Unheil auf den Beschwörer zurück.²³⁾

Weitere Ausbildungsstufen des Wortzaubers bildet das Zaubern mit dem geschriebenen Wort, mit einzelnen Silben und Buchstaben. Die indischen Saktas²⁴⁾ besitzen, so wie die Buddhisten in Tibet, Sammlungen von Bijas (vijas), mystischen Buchstaben und Silben, welche als die „Essenz“ oder als „Keim“ von wunderthätigen Mantras gelten.²⁵⁾ Die Kenntniss dieser Bijas sichert dem Ein-

¹²⁾ Hampden dn Bose, Dragon Image and Demou. 249 f.

¹³⁾ Castreau, Kleinere Schriften. 234.

¹⁴⁾ Tiele, Gesch. d. Kel. i. Alterth. D. Ausg. 83.

¹⁵⁾ Biringer, Aus Schwaben. I, 378.

¹⁶⁾ Mikhailowski, J. Anthr. Inst. Lond. XXIV, 146, nach H. Kabugin.

¹⁷⁾ Monier Williams, Relig. Thought in India. 197—202.

¹⁸⁾ Monier Williams, Relig. Thought in India. 197—199.

¹⁹⁾ Waddell, Buddhism in Tibet, 461 auch Cap. XVII.

¹²⁾ Grimm, D. Myth. III, 371, 375, 1038. Zingerle, Sitten d. Tiroler Volk 96, 97. Newell, I. Am. Folk. V, 23. Jules Bois, Satanisme 850 n. s. w.

¹³⁾ R. Kaudl, N. Beitr. z. Ethn. u. Volksk. d. Huzulen, Globus LXIX, 71.

¹⁴⁾ G. Holm, l. c. 875.

¹⁵⁾ Mooney, VII. An. Rep. Bur. Ethn. 1891, 343.

¹⁶⁾ Buehnan, J. fr. Madras through Mysore I, 322.

¹⁷⁾ Waddell, Buddhism in Tibet. 400.

geweihten den Beistand der Saktis bei jedem denkbaren Bestreben. Sehr complicirte Formen des Buchstabenzaubers werden durch die Araber verbreitet. Die ägyptischen Zaibrig sind Tafeln, welche in einzelnen Feldern einen Buchstaben oder Zeblen nach sehr verschiedenen Systemen angeordnet enthalten und zur Beantwortung von Fragen benützt werden.²⁶⁾ Diese Formen sind mit den Arabern auch nach Ostafrika und Madagascar gewandert. Den Runen wurde auch magische Kraft zugeschrieben. So kam durch eine Baumwurzel, auf welche eine Hexe Runen geritzt hatte, der isländische Held Grettir ums Leben.²⁷⁾ Im skandinavischen Sigurdtrifumal heisst es: Zweigrünen sollst du kennen, wo du willst Arzt sein und verstehen Wunden zu sehen, auf die Berke soll man sie schneiden.²⁸⁾ Bekanntlich ist diese Form des Aberglaubens auch in der deutschen Volksmedizin sehr verbreitet. In Steiermark hat man die Zahnwehzzettel, Papierstreifen mit Buchstaben in drei Reihen. Die Buchstaben werden mit der gewöhnlich vom Patienten gehrauchten Gabel der Reihe nach durchgestochen, bei jedem wird dessen Name genannt. Hierauf werden die Zettel verbrannt. Auch die schwäbischen Buchstabenamulette gehören hieher.²⁹⁾

Der feste Glaube an die reale übernatürliche Macht des Worts wird durch die Thatsache beleuchtet, dass in Tibet die mit den Zaubersprüchen versehenen Papierstreifen sehr oft gegessen werden. Sie heissen edible letters (za-yig).³⁰⁾ Das Festmachen, die Freischützerkunst, bezweckt, dass der Mensch mit keinem Gewehr verletzt werden kann. Man nennt sie Passauer Kunst, weil im Jahre 1611 der Scharfrichter von Passau dem grössten Theile der dort unter Erzherzog Mathias versammelten Soldaten diese Kunst mittheilte. Er gab ihnen papierene Zettel mit Charakteren und Wörtern: Arios, Beji, Glaji, Alpike, nlat, nesaln, erlipic bezeichnet, zu verschlucken.³¹⁾ Bei den Montanais Whites (einer aus Engländern und Deutschen bestehenden sehr abgeschlossenen Bevölkerung) der Alleghanies wird eine Abschrift der Sator-Arepol-Formel verschluckt oder in einem Aufguss genommen gegen den Biss eines tollen Hundes oder gegen Fieber.³²⁾ Auch Keransprüche werden nach Lane gegessen.

Eine noch mystischere Verwendung dieser

Schriftzeichen erhellt aus folgendem buddhistischen Recept gegen die Folgen des bösen Blicks: Man schreibt mit chinesischer Tinte auf ein Stück Holz die betreffenden Buchstaben, überfrisst dieselben mit Myrobalanen und Safran und lässt jeden 29. Tag das beschriebene Holz in einem Spiegel reflektiren. Während der Reflexion wird die Spiegelfläche mit Bier gewaschen, dieses Bier aufgefangen und in neun Schlucken getrunken.³³⁾

Auf den höhern religiösen Entwickelungsstufen setzt sich das Bewusstsein der potentiellen Parität der Seelen und der Seelengeister in Demuth und Unterwerfung unter den Willen einer übermächtigen Gottheit um. An die Stelle des Zauberspruchs tritt das Gebet. Im Brabmanismus der Vedenzzeit und des indischen Mittelalters schimmert allerdings immer die Auffassung durch, dass durch Ascese und genaue Beobachtung der Riten Macht ausgeübt werden könne gegenüber den Göttern. Oldenberg hat schlagend aneinandergesetzt, wie Zaubergebräuche mit Gebeten im indischen Ritual verknüpft waren, so dass man dem Opfer stets eine zauberische Wirkung zum Verderbe Anderer gehen konnte.³⁴⁾ Doch scheint erst in den späteren Phasen der höheren Religionen jene Rückbildung des religiösen Bewusstseins aufzutreten, in Folge deren der ethische Inhalt der religiösen Litteraturen und Riten von einer animistischen Hypostasirung derselben vordrängt wird. Die heiligen Texte werden weniger wegen ihres Inhalts als wegen der von ihnen angeblich ausgehende Machtwirkungen verehrt. Im Einzelnen mag dieser Vorgang zu allen Zeiten stattfinden, er bildet eine Theilerscheinung der unersättlichen animistischen Strömung, welche alle Culturergebnisse zur Vermehrung des occultistischen Inventars heranzieht. Massgebend für die Beurtheilung der auf- oder absteigenden Bewegung bleibt der Umstand, ob diese Ueberwehnerungen derart mächtig werden, dass sie die officiellen Culte zu durchdringen und dadurch herabzusetzen vermögen.

Für unsern Zweck genügt es, auf die von Snyeo hervorgehobene stetig zunehmende Verwendung von magischen Formeln der älteren Epochen in den späteren Panimen der Chaldäer³⁵⁾ sowie auf die den Brabmanismus wie den Buddhismus gleichmässig beeinflussende Wirkung der Tantraperioden hinzuweisen. Die spätere Scholastik des nördlichen (Mahājāna) wie des südlichen Buddhismus, das System des Yoga, giftelt nach Kern's lichtvoller Darstellung³⁶⁾ in der Anschauung, dass

²⁶⁾ Lane, Sitten n. Gebr. im heut. Aegypt. II, 79 f.

²⁷⁾ Citat Grettisaga C. 81 ff. bei Gering, Edda S. 107 Anm. 4.

²⁸⁾ Grimm, Lieder d. alt. Edda I, 215.

²⁹⁾ Fossel, Volksmed. n. Steiern. 112. Dr. Gräber in Birlinger, Aus Schwaben. II, 397.

³⁰⁾ Waddell, Buddhism of Tibet. 401.

³¹⁾ Birlinger, Aus Schwaben. I, 484.

³²⁾ J. Hampden Portor J. Amer. Folk. VII, 113.

³³⁾ Waddell, Buddhism of Tibet. 401.

³⁴⁾ Oldenberg, Reig. des Veda. 476 ff.

³⁵⁾ Sayce, Lectures. 354.

³⁶⁾ Kern, Buddhismus I, 470–516.

das dhyāna (Meditation) zum mādhi (höhere Concentration, Andacht) sieb steigern und je nach der dann erreichten Stufe dem Yoga die Kraft verleiht. Wunder zu thun. Dazu bedarf es gewisser geistlicher Übungen, unter welchen der bei den südlichen Buddhisten geübte Gehraueh der kosmischen Zirkel von Kern ausführlich beschrieben wurde. Diese letztgenannten Übungen schliessen ein die Aufzählung aller Namen der Elemente durch den Meditirenden.

Die meisten enonischen Bücher des Māhāyāna enthalten als Unterabtheilung eine Reihe von Dhāraṇā oder als Talisman dienende Formeln, von denen es auch besonders Sammlungen gibt. Diese Sprüche bestehen aus Vocativen weiblicher Worte, unter denen man Namen von Svāhā, der Gattin Agni's, und der mit ihr identifizierten Dakṣhāyanī, Durgā, erkennen kann. Es sind Anrufungen der als verschiedene „Mütter“ aufgefassten Elementarkräfte, die als ebensoviele Unterabtheilungen der Einen Mutter, der Natur, aufgefasst werden können. Kern bemerkt hierzu: Ob man nun diese Worte, die von verschiedenem Geschlechte sein können, im Nominativ hinnarmelt, oder die Namen der Elementarkräfte, welche als solche weiblich sind, im Vocativ ausspricht, macht keinen wesentlichen Unterschied aus; in beiden Fällen wird der Aufzählung von bestimmten Worten die Kraft zugeschrieben, dem Menschen ungewöhnliche Kraft zu verleihen.

Überall in Indien hört man nach Monier Williams: „Das ganze Universum ist den Göttern unterthan; die Götter gehören den Mantras; die Mantras den Brahmanen; daher sind die Brahmanen unsere Götter.“ Kein Zauberer hat nach demselben Beobachter jemals gleiche Machtansprüche gestellt, als die Mantrasāstri.³⁵⁾ Das ausgezeichnete Werk von Waddell enthält reichhaltiges Material für die Beurtheilung gleicher Erscheinungen im tibetischen Buddhismus.

Das geheiligteste aller Zaubermittel ist dem Araber der Koran. Man trug ihn früher ganz allgemein als Amulett über der linken Schulter, heugigte sich aber auch mit sieben Capiteln oder einigen Stellen derselben. Dieselben wurden auf Papierstreifen geschrieben, in der Mütze getragen.³⁷⁾ Ueber das Istikbarah, wobei der Koran als Orakel benutzt wird, vergleiche Lane.³⁸⁾ Die Perser heutzutage zahlreiche Talismane, welche Stellen aus dem Koran, Ausprüche von Heiligen u. s. w. enthalten. Die Kunst, solche Talismane unter den

nöthigen astrologischen Cautelen anzufertigen, wird in eigenen Büchern behandelt. Chardin sah keinen Perser, der kein Amulett trug; viele waren ganz damit behangen, ebenso die Thiere.³⁹⁾

Auch bei minder entwickelten Völkern, wie bei den Cberokees ist jeder Docteur ein Priester, jede ärztliche Behandlung ein religiöser von Gebet begleiteter Act.⁴⁰⁾

Ich füge noch einige Parallelen hinzu aus dem christlichen Wortaberglauben.

Die Psalmen und die Evangelien schützen gegen Fieber, Pest, gegen die Würmer, Ratten und Schlangen, sowie gegen alle möglichen Leibesbeschwerden. Mit Hilfe der Apokalypse bat man das Wetter in der Gewalt, lenkt Blitze ab, vertheilt die Wolken, vertreibt Regen und Hagel.⁴¹⁾

Wer die Worte des Evangeliums Johannes in kleinen Buchstaben geschrieben oder das Agnus Dei am Körper trägt, dem thut das Ungewitter nichts, er ist vor jeder Krankheit, Aufbebung, Bezauberung geschützt.⁴²⁾

Im Vinsgau vertrieben den Wolf die Hirten durch Abbetung des Evangeliums Johannes: „Im Anfang war das Wort.“⁴³⁾

Um sieh kugelfest und unsiehbar beim Wildern zu machen, beten die Wildschützen dreimal das „Vater unser“, jedoch umgekehrt, d. h. von rückwärts nach vorwärts: Amen! Uebel dem von uns erlöse u. s. w.⁴⁴⁾

Ein umgekehrt gesprochenes Gebet ist ein Zugeständniß an den Teufel, ein richtig gesprochenes Gebet fleht Gott, den Gegner des Teufels an.⁴⁵⁾ Die weitverbreitete Popularität der Sator-Areopformel gründet sieb darauf, dass sie von vorne und von rückwärts gelesen gleichnnet und daher zum bequemsten Gebrauche bei allen möglichen Zwecken dient.

Geistliche können durch Gebet und Segen das Hexenwetter vertreiben.⁴⁶⁾ Ein Misserfolg gilt als Beweis für deren Unfähigkeit, wogegen nach Sepp Beschwerde bei der Behörde erhoben wird.

Gegen eine Geschwulst wird auch das „Vater unser“ in folgender Weise gebetet: Vater unser † Vater unser † Vater unser † der du bist † der du bist † der du bist † im Himmel † im Himmel † im Himmel.⁴⁷⁾

³⁵⁾ Chardin, Voyages IV, 439 ff.

³⁶⁾ James Mooney, J. Am. Folk. III, 49.

³⁷⁾ J. Bois, Satanisme. 382.

³⁸⁾ Biringer, Aus Schwaben I, 398 f. nach Zealmann, Wunderspiegel. 1621, 698.

³⁹⁾ J. v. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volke. 98.

⁴⁰⁾ Höfler, Volksmedizin a. Oberbayern. 35.

⁴¹⁾ v. Zingerle, Sitten des Tiroler Volke. 61.

⁴²⁾ Höfler, Volksmedizin a. Oberbayern. 35.

³⁶⁾ Monier Williams, Relig. Thought in India. 202.

³⁷⁾ Lane, Sitten u. Gehr. d. heut. Aegypt. II, 63 ff.

³⁸⁾ Lane, l. c. II, 80 f.

Nach deutschem Volksglauben müssen die „Würmer“, die Krankheitserreger, „todtgehötet“ werden. Eine Frau erzählte Kuhn, dass sie sich dem Todttheten eines Fingerwurms (Panaricium) unterzogen habe, dass es sehr schmerzhaft gewesen sei, und endlich ein wirklicher Wurm aus der Wunde hervorgekrochen sei.⁴⁷⁾

II.

Die eigenthümlichsten Formen des Wortaberglaubens knüpfen sich an die Namen von Personen und als besetzt geltenden Objecte. Die erste Kategorie hat, wie das Werk von Pott beweist, verhältnissmässig früh die Sprachforschung beschäftigt. Doch sind die dabei in Betrachtung kommenden psychologischen Grundlagen erst durch die ethnologische Vergleichung einigermaßen aufgeschlossen worden. Die Arbeiten von Tylor (1870), besonders aber jene von Richard Andree (1876), haben hier grundlegend gewirkt. Durch neue Beobachtungen und die wachsende Antheilnahme von Sprachforschern verschiedene Richtungen ist das Material bedeutend vermehrt und damit die Möglichkeit eröffnet worden, die Ursachen und Zusammenhänge dieser Erscheinungen erschöpfender zu beurtheilen. Insbesondere sei hier auf die ausgezeichnete Arbeit von Kristoffer Nyrop Navnets magt (Mindre Afhandlinger Kjøbenhavn 1887) hingewiesen.

Die sociale Bedeutung der Zuthellung eines Personennamens erhellt schon daraus, dass die alten Franken ihre Kinder zwar sehr bald nach der Geburt benannten, dass sie dieselben jedoch bis dahin dem Fötus gleichachteten, welcher in der *lex salica* „*pecus*“ genannt wird.⁴⁸⁾ Stumme Kinder erhielten bei den alten Germanen keinen Namen; erlangten sie später die Sprache, so erhielten sie denselben.⁴⁹⁾

Lichtenstein's Behauptung, dass die Buschmänner keine Personennamen kennen, ist durch die Forschungen von Dr. Bleek u. A. widerlegt.⁵⁰⁾ Dagegen versichern neuere Reisende, dass die Frauen in Korea keine Eigennamen besitzen. Man nennt sie manchmal nach dem Namen der Provinz, in welcher sie geboren wurden, oder als „Haus des N. N.“⁵¹⁾

⁴⁷⁾ A. Kuhn, Ind. u. germ. Sagensprüche. Zeitschrift f. vergl. Sprachforsch. XIII, 136.

⁴⁸⁾ Pott, Personennamen. 16. Nach Ploss, Kind 148 (Namen des Gewährmannes fehlt) wurden neugeborene Kinder der Polynesier vor der Taufe Koth (merda) des Familiengotts genannt.

⁴⁹⁾ Weisbold, Altnordisches Leben. 264.

⁵⁰⁾ Lichtenstein, Reise im südl. Afrika II, 82. Lloyd, Short account of further Bushman material 26.

⁵¹⁾ Régamy nach Dr. Meyner d'Estrey, Oest. Monatschr. f. d. Orient XXII, 43.

Die bei der Namengebung massgebenden Gesichtspunkte haben bereits Rich. Andree und noch ausführlicher Ploss in seinem ausgezeichneten Buche „Das Kind“ behandelt. Sie weisen die grössten Contraste auf. Wir erliken in diesen zahllosen Variationen die schlagendsten Aeusserungen der Völkergedanken. So benennen, um nur Eines zu erwähnen, viele Völker ihre Kinder nach Umständen bei der Geburt oder nach verstorbenen Verwandten. (Tlinkit.⁵²⁾ Sioux.⁵³⁾ Mississaugas.⁵⁴⁾ Tshi, Völker der Goldküste,⁵⁵⁾ östliche Ewe-Völker der Sklavenküste,⁵⁶⁾ Neu-Guinea,⁵⁷⁾ Eranier,⁵⁸⁾ Lappen.⁵⁹⁾

Dagegen ist dies bei den Völkern des indischen Archipels nur ausnahmsweise der Fall. So werden auf Java, wenn die Grosseltern noch leben, die Kinder nach diesen benannt, im entgegen gesetzten Falle nicht.⁶⁰⁾ Bei den westlichen Ewe-Völkern wird das Kind nach den Wochentagen genannt.⁶¹⁾ Die Namengebung wird bei den Ainos durch das *stricto* Verbot, Jemanden nach einem Abgestorbenen zu benennen, zu einer sehr schwierigen Pflicht.⁶²⁾

Ähnliche Gegensätze finden sich innerhalb der am nächsten verwandten Volksgruppen. In Nord- und Westnorwegen herrscht noch heute die Opkaldelse (Namengebung) nach Verstorbenen. Die Geschwister werden regelmässig nach verstorbenen Kindern benannt. Träumt eine schwangere Frau von einem Verstorbenen, so sucht dieser letztere einen Namensvetter und es muss das Kind nach ihm getauft werden.⁶³⁾ Nach lebenden Eltern zu benennen, beschleunigt den Tod des Getauften. In dem grössten Theil von Nord- und Süddeutschland herrscht dagegen der Glaube, dass Kinder nicht die Vornamen von bereits verstorbenen Familiengliedern, besonders nicht von Geschwistern erhalten dürfen, sonst haben sie Unglück im Leben oder werden vom Verstorbenen bald nachgeholt.⁶⁴⁾

⁵²⁾ Krause, Tlinkit-Indianer. 217. Holmberg, Ethnogr. Skizzen. 39.

⁵³⁾ Owen Dorsey, Study of Sioux-Cults. Ann. Rep. Bur. Ethnol. XI, 371.

⁵⁴⁾ Chamberlain, J. Amer. Folk. I, 160 f.

⁵⁵⁾ Ellis, Tshi-speaking peoples. 232 ff.

⁵⁶⁾ Ellis, Ewe-speaking peoples. 154.

⁵⁷⁾ Bastian, Exp. Loango-Küste I, 153 f.

⁵⁸⁾ Jæti, Eran. Namenbuch. Einl. V.

⁵⁹⁾ Nyrop, Navnets magt. 111.

⁶⁰⁾ Wilkens, Vergleichende Völkenkunde v. Niederländisch-Indie. 212.

⁶¹⁾ Ellis, Ewe-speaking peoples. 154.

⁶²⁾ Journ. Amer. Folk. VII, 37 f.

⁶³⁾ Storm, Arkiv f. nord. Fil. IX, 217 citirt von Jirček, Mitth. Ver. f. Schles. Volksk. I, 34. Nyrop, l. c. 197.

⁶⁴⁾ Dr. Haas, Kind i. Glauh. n. Brauch d. Pom. mern. Urquell VI, 65. Starlunga Saga IV, cap. 4;

Auf den Andamanen legt ein Weib, wenn sie ein Kind verlieren hat, dessen Namen, sowie sie sich wiederum guter Hoffnung fühlt, dem Fötus bei, in der Erwartung, dass das vorstorbene Kind wiedergeboren werde. Ist der Neugeborene desselben Geschlechts wie der Verstorbene, so wird dies ohne Weiteres als vollzogen angesehen; im entgegengesetzten Falle heißt es, dass der Verstorbene unter dem *rau* (*flus laeifer*) in *ehä-itän* (*Hades*) ist.⁶⁵⁾

Eine einigermaßen erschöpfende Darstellung der einschlägigen Gesichtspunkte und der daraus hervorgehenden Gebräuche bei der Namensgebung würde das Mass dieser Arbeit um ein Wesentliches überschreiten. Je hohler deren Mannigfaltigkeit, desto universeller ist die Anschauung, dass der Name ein wesentlicher und charakteristischer Bestandtheil des Individuums sei. Die gesammten Nordamerikaner betrachten nach Mooney ihre Namen nicht als bloss Aufschrift, sondern als integrierenden Bestandtheil der Person, wie die Augen, die Zähne. Sie glauben, dass ihnen ein Schaden durch eine heimtückische Behandlung ihres Namens gerade entsteht, wo durch eine ihnen zugefügte Wunde.⁶⁶⁾ Dieselbe Auffassung finden wir bei den Ewee-Völkern und den Südafrikanern, wie Ellis und Callaway gezeigt haben. Ganz besonders deutlich drücken sich hierüber die Einwohner von Angmagalik (Ostküste von Grönland) aus. Sie sagen, der Mensch bestehe aus drei Theilen: dem Körper, der Seele und dem Namen (*atekata*).⁶⁷⁾ Der letztere gelangt in das Kind, wenn man es nach dessen Gehrnt um den Mund mit Wasser reibt und dabei die Namen der Verstorbenen nennt, nach welchen das Kind genannt werden soll. Wenn ein Mensch stirbt, bleibt der *atekata* beim Leichnam im Wasser oder in der Erde, wo er eben begraben ist, bis ein Kind nach ihm benannt wird. Er geht dann in das Kind ein und setzt dort seine Existenz fort.⁶⁷⁾

Eine derartig klare Formulirung der animistischen Auffassung des Namens kommt allerdings verhältnissmässig selten vor. Die Beobachtung des Volksthebens drängt jedoch zu der Schlussfolgerung, dass dem primitiven Intellect überhaupt die Unterscheidung zwischen dem Namen und der damit bezeichneten Person oder Sache sehr schwer fällt.⁶⁸⁾

Manngr, Bekehr. d. Norw. II, 418 citirt von Jiricek l. c. Nach Dr. Fr. S. Krauss herrscht der dem deutschen entgegengesetzte Brauch bei den polnischen Juden.

⁶⁵⁾ Man. Aborig. Inhab. of Andaman Is. Journ. Anthr. Inst. XII, 156.

⁶⁶⁾ Mooney, VII. Ann. Rep. Bur. Ethn. 391 ff.

⁶⁷⁾ G. Holm. l. c. 372-74.

⁶⁸⁾ Folle, Wie denkt das Volk über die Sprache?

21 ff.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Sogar in der indischen Mimāṃsā-Philosophie ist nāman das Wesen, *gapa* das Accidens. So erhält das Wort nāman geradezu die Bedeutung von Person.⁶⁹⁾ Der Namen wird ungefähr dem Schatten gleichgestellt, welcher bekanntlich häufig mit der Seele identificirt wird. Einen weiteren Vergleichungspunkt liefert die primitive Auffassung von der bildlichen Darstellung einer Person oder Sache. Sie wird bekanntlich bei vielen Völkern perhorrescirt, weil sie einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen der Darstellung und dem dargestellten Object voraussetze, welcher in einer weit verbreiteten Zauberform Anlass gibt. Die Ainos sagen noch jetzt von Einem der sich abhildern lässt: der Mann nähert sich seiner Form (Form = Seele). Dies bedeutet, dass er bald ein Geist werden wird.⁷⁰⁾ Nach arabischer Anschauung steht an der höchsten Stelle des Paradieses der Lebensbaum (*Sidrah* oder *Schajarat al-muntakā* Baum der äussersten Grenze). Er besitzt so viel Blätter als Menschen auf Erden leben, deren Namen auf den Blättern geschrieben stehen. Wenn ein Blatt abfällt, so stirbt der da betreffenden Namen tragende Mensch.⁷¹⁾ Die Parsen beschliessen die dreitägige Gedächtnissfeier eines Verstorbenen mit einem Gebet an *Broscha*, worin ihm der Name des Verstorbenen angezeigt und dieser seinem Schutze empfohlen wird.⁷²⁾ Diese wenigen Beispiele genügen zum Nachweise, dass Name und Sache, Seele und Namen auf den verschiedensten Culturstufen als in einem mystischen Verhalte stehend aufgefasst wurden.

Der Name ist somit einerseits etwas Individuelles, welches das Einzelwesen aus der Menge heraushebt und dessen Selbstbewusstsein mächtigen Ausdruck verleiht. Diese den Namen anhaftende Eigenthümlichkeit kann aber an Jedermann übertragen werden; sie soll gleichsam als Schutzgeist des jeweiligen Besitzers wirken. Der Name wird zur directen Kraftquelle für die damit behafteten Personen und Dinge, kann aber auch ohne jedes materielle Substrat Leistungen ausführen. Die Japaner glauben an die Schutzkraft des Maulbeerbaumes gegen Götter; doch wirkt schon das Ausrufen des Wortes *Kuwabara* (Maulbeerfeld) während eines Gewitters als Schutz.⁷³⁾ Im Gegensatz zu dem Gebräuche sinnloser Zaubermeln

⁶⁹⁾ Justi, Iranisches Namebuch. Einl. VI.

⁷⁰⁾ Batehlor, Items of Ain folklore J. Amer. Folk. VII, 43. Vgl. Oidenberg, Rel. des Veda. 484, 506 ff.

⁷¹⁾ Lane, Aegyptier D. Uebers. III, 96 cit. Justi, l. c. VI.

⁷²⁾ Justi, Iran. Namegehung. Einl. IV.

⁷³⁾ Ehnmann, Deutsche Ges. f. Natur-u. Völk. in Ostasien, cit. in Oest. Monatschr. f. d. Orient XXII, 60.

wird die Bedeutung des Namens manehmal maasgebend für die von dessen Träger ausgehenden Wirkungen. So wischt die Pflanze Apamarga alles Uebel ab, weil ihr Name „Abwischung“ bedeutet. Ameisen beseitigt man mit dem Holze Bädhaka (Beseitiger). Den Krankheitsdämon vertreibt Würfelspiel, weil der Spieler „Hundetödt“ heisst.⁷⁴⁾

Die Lappen glauben, dass mit dem Namen auch die Zauberkraft des früheren Trägers sich vererbe.⁷⁵⁾ Einer der feierlichsten Riten der heidnischen Lappen war die Tanze d. h. das Bad (lyango).⁷⁶⁾ Ungetaufte Kinder sind ein Spielball der Dämonen.⁷⁷⁾ In Mähren pflügt man das Kind nach dem Heiligen des Geburtstages zu tanzen, zumal wenn der betreffende Heilige als kräftiger Heiliger gilt (Joseph. Martin).⁷⁸⁾ Die Eranier suchten, nach Justi l. c. V. durch die Beilegung eines religiösen Namens, wie ätarepáta (vom heiligen Feuer behütet) die Einflüsse böser Geister abzuwehren. Derselbe Gesichtspunkt veranlasst die Benennung nach den Himmelszeichen des Tages (Mexicaner), nach den Sternbildern oder Gestirnen (Inder)⁷⁹⁾ ja sogar nach der Entscheidung von Orakeln, wofür Andree und Ploss Beispiele anführen. Auch in den letztgenannten Fällen handelt es sich darum, einen möglichst „wirksamen“ Namen zu finden. Die Benennung nach Gegenständen der Natur kann den Trägern Eigenschaften verleihen, welche denen der Naturkörper entsprechen. In Erfurt durfte nach altem Gesetz kein Besitzer des Namens Petrus in den Stadtrath aufgenommen werden, weil man die so Benannten für besonders unheugsam und hartnäckig hielt.⁸⁰⁾

Aus der früher entwickelten Anschauung, dass der Name in demselben Verhältnis zum Individuum steht, wie jeder Körpertheil, ergibt sich, dass die Personennamen Zaubermittel im activen und passiven Sinne sind. Vor Allem kann man über Jemanden Macht ausüben, wenn man dessen Namen weiss. Diese Auswirkungen können sowohl im feindlichen wie im freundlichen Sinne erfolgen. Auch hier können nur Schlagworte gegeben werden, zu denen jeder Forscher zahlreiche Parallelen liefern wird.

Zn den freundlichen Einwirkungen müssen wir die Manipulationen der Volksmedizin zählen, unter welchen das „Abbeten“ bekanntlich eine so grosse Rolle spielt. Die „weisen Frauen“, welche dies

besorgen, verlangen vor Allem Angabe von Namen, Alter und Geschlecht nebst einer beliebigen Ausecheidung der Person; dagegen ist die persönliche Anwesenheit des Kranken nicht notwendig. Die Wirkung des „Besprechens“ wirkt auf den Namen, somit auf den entfernten Namensträger. Französische Schäfer verstehen es, die Flechten (dort: vivas) von Personen zu curiren, welche auf hundert Meilen Entfernung leben. Sie bedürfen nur der Angabe des Namens und des Alters der betreffenden Person.⁸¹⁾ Man vergleiche damit den „Segen gegen Augenweh“ aus dem Ennsthale, ferner den in Steiermark in zahlreichen gedruckten Exemplaren verbreiteten „Fraishrief“ bei Fossel, eine Formel hel Gehirntschüttungen bei Höfler⁸²⁾ u. s. w. Einen esthnischen Spruch gegen Zahnschmerz mit dem Namen des Leidenden erwähnen Kreuzwald und Neuss (Myth. n. mag. Lieder der Esthen 85).

An der Grenze zwischen freundlichen und feindlichen Einwirkungen steht der Liebeszauber. Die nachfolgenden Beispiele sind belehrend für die Combinationen von verschiedenen Formen des Wortzaubers, welche zur Erreichung des erstrebten Zieles führen sollen. Sie sind von Herrn Biring er einer alten Handschrift entnommen worden:

Item nim Junckfrauen wax, mach ein Bild daraus; per 3 Sonntag nacheinander ee die Sun aufset, tauff das von einem fließenden Wasser; gih im den Namen, wie sie heist; so du geben willst; schreib dem Bild die Character auf die Brnst vorn auf das Herz f † h † 0 † 2 † d; alsdann setz es zum Feuer, wohl heisser dem Bild geschieht je heftiger sie dn dir eilt und bleicht mit aus.⁸³⁾

Item nimm ein Ey, das am Samstag gelegt ist worden, so der man (Mond) in derselghen Nacht new ist wortten; schreib dieses Wort darauf, wie folget † esa † ich † masmo † caldi † male † am † es †; darnach leg es ins Feuer, sprich also: ich heshwürde dich N. bei der Kraft und Macht, die auf diesem Ei geschrieben ist, das dir so heiss werde nach mir als dem Ey in diesem Feuer, dass du keine Ruh haben magst his dn zu mir kommst und meinen Willen vollbringst.⁸⁴⁾

Der Magnetiseinstein ist das Eisen. Um ihn als Liebeszauber zu gebrauchen muss er am Freitag, dem grossen Tag der Hexen (Witehus who are happy on Friday), getauft werden. Auch muss man ihm jeden Freitag zn trinken geben resp. ihn für

⁷⁴⁾ Oldenberg, Hel. des Veda. 515.

⁷⁵⁾ Jiricek l. c. 34 nach Nyrop.

⁷⁶⁾ Mikhailovsky, J. A. Inst. Lond. XXIV, 148 nach Klemm Cultg. III, 77 f.

⁷⁷⁾ Ploss, Kind 164. Nyrop l. c. 194.

⁷⁸⁾ Jiricek, M. Ver. Schles. Volksk. I, 30.

⁷⁹⁾ Indoarische Philol. III, 47.

⁸⁰⁾ Nyrop, 301 nach Köhler Germania XIX, 437.

⁸¹⁾ Jules Bois, Le Satanisme. 350.

⁸²⁾ Fossel, l. c. 75 ff. 94. Höfler, Volksmedizin Oberb. 33.

⁸³⁾ Biring er, Aus Schwaben I, 462.

⁸⁴⁾ Biring er, Aus Schwaben I, 462.

½ Stunde ins Wasser legen. Ist dies geschehen, so legt man eine Locke des Mädchens darauf, welches man liebt, spricht dabei den Namen derselben aus, woran sie unwiderstehlich zu den Zaubern den hingezogen wird.⁸⁷⁾

Von hohem ethnologischem Interesse ist eine Formel der Cherokees für den gleichen Zweck. Wir verdanken dieselbe James Mooney.⁸⁸⁾

Yú! Ha! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan. Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Deinen Körper ich nehme ihn, ich esse ihn. Yú! Ha! Jetzt sind unsere Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan. Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Ich nehme, ich esse dein Fleisch. Yú!

Yú! Ha! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan! Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Ich nehme, ich esse deinen Speichel. Ich! Yú!

Yú! Ha! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan. Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Ich nehme, ich esse dein Herz. Yú!

Höre! Ha! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen, um niemals mehr zu scheiden. Ihr habt es gesagt, du Alter da oben; du schwarze Spinne, du bist heruntergekommen von der Höhe; du hast dein Gewebe hier unten niedergelegt. Sie ist vom Hirschelan, ihr Name ist Ayásta. Ihre Seele hast du in dein Gewebe eingehüllt. Hier, wo sich das Volk der sieben Clane im Kommen und Gehen bewegt hat, hier war niemals das Gefühl von Einsamkeit.

Höre! Ha! Doch jetzt habt ihr sie mit Einsamkeit bedeckt. Ihre Augen sind vergangen. Ihre Augen haben sich an Einen geheftet. Wohin kann ihre Seele noch entweichen! Lasst sie traurig sein, wenn sie dahin geht und zwar nicht bloss für eine Nacht allein. Lasst sie zum ziellosen Wanderer werden, dessen Spur Niemand folgen kann. O schwarze Spinne, halte ihre Seele fest in deinem Gewebe, dass sie durch keine Masche desselben entfliehen kann. Was ist der Name der Seele? Die zwei Seelen sind zusammengekommen. Sie ist mein!

Höre! Ha! Auch du hast es gehört, o du alte Röhre (Feuer), deine Enkeln sind zu den Kanten deines Körpers gekommen (haben ihre Hände über dem Feuer erwärmt). Du hältst sie jetzt fest und lässt sie nicht mehr los. O Alter Einziger, wir sind eins geworden. Das Weib hat

seine Seele in unsere Hände gelegt. Wir werden sie niemals mehr fahren lassen! Yú!

Die ersten vier Absätze werden wahrscheinlich, nach der Analogie mit andern dieser Formeln zu schliessen, in vier aufeinanderfolgenden Nächten heimlich, wenn die Frau schläft, flüsternd gesungen, wobei der Mann seinen Speichel an ihrer Brust reibt.

An dieser Stelle möge auch ein Liebesorakel Platz finden, welches eine sehr thätige amerikanische Volksforscherin gesammelt hat:

Man nennt die Füße des Betts vor dem Niederlegen nach unverheirateten Bekannten. Derjenige Bettfuss auf den zuerst beim Erwachen der Blick fällt, stellt die Person vor, welche man heirathen wird.⁸⁹⁾

Dass die Zauberformel, mit der man Jemanden verwünscht und verflucht, durch die Nennung des Namens der Person besonders wirksam wird, erhellt aus der häufigen Anwendung desselben bei diesem Anlasse.⁹⁰⁾ Nach Mooney spielt in den Zauberformeln der Cherokees, besonders in jenen, welche sich auf Liebe und Zerstörung des Lebens beziehen, der Name, gegen den der Zauber gerichtet ist, eine grosse Rolle.

In der nachfolgenden Cherokee-Formel wird die verderbliche Wirkung dem Vergrahen des Speichels und der Nennung des Namens zugeschrieben. Sie lautet wie folgt:⁹¹⁾

„Höre! Ich bin gekommen, um über deine Seele zu schreiten. Du bist vom Wolfelan. Dein Name ist A'jüninl. Deinen Speichel habe ich unter der Erde zur Ruhe gebracht. Deine Seele habe ich unter der Erde zur Ruhe gebracht. Ich bin gekommen, um dich mit dem schwarzen Kleide zu bedecken. Ich bin gekommen, dich mit den schwarzen Platten zu bedecken, damit du niemals wieder zum Vorschein kommst. Gegen den schwarzen Sarg des Hochlands der dunkeln Region soll sich dein Schritt lenken. So soll es für dich sein. Der Thon des Hochlands ist gekommen, dich zu bedecken (?) Sofort hat sich der schwarze Thon hier gelagert zur Ruhe bei den schwarzen Häusern in dem dunkeln Land (?). Mit dem schwarzen Sarg und den schwarzen Platten bin ich gekommen, dich zu bedecken. Jetzt ist deine Seele vergangen. Sie ist hien geworden. Wenn die Dunkelheit kommt, wird deine Seele kleiner werden und dahinschwinden, um niemals wieder zu erscheinen! Höre!“

⁸⁷⁾ Fanny, D. Bergen. J. Am. Folk. IV, 154.

⁸⁸⁾ Banks, Superst. of the Rio Grande, J. Am. Folk. VII, 130 f.

⁸⁹⁾ James Mooney, Sacred formulas of the Cherokees. VII. Ann. Rep. Bur. Ethn. 1891, 393.

⁹⁰⁾ Indische Verwünschungsformeln. Oldenberg, Rel. d. Veda. 519.

⁹¹⁾ Mooney, Sacred formulas of the Cherokees. VII. Ann. Rep. Bur. Ethn. 391—95.

Der Zauberer geht in der Dunkelheit dem vertheilten Mann nach und sucht, von dessen Speichel etwas zu erhaschen. Dies gibt ihm die Macht über den betreffenden Menschen, sei es um ihn zur Liebe zu zwingen, oder Krankheiten in ihm entstehen zu lassen.

Diesen mit Thon gemischten Speichel thut er in das Rohr einer wilden Pastinake, einer giftigen vielfach zum Zauber verwendeten Pflanze. Dazu legt er sieben Erdwürmer hinein. Am Fusse eines vom Blitze getroffenen Baumes gräbt er ein Loch, legt in den Grund eine gelbe (statt der schwarzen) Steinplatte, darauf das Rohr mit 7 gelben Kieseln, füllt es zu und zündet ein Feuer an. Während der Ceremonie müssen der Schamane und sein Gehilfe fasten.

Da soll das Opfer blau und krank werden, wenn es nicht einen noch mächtigeren Schamanen zu Hilfe ruft. In letzterem Falle muss der anrufende Schamane neue Beschwörungen mit Perlen beginnen. Die Perlenzeremonie wird an fließendem Wasser ausgeführt. Es beginnt nun ein Wettkampf zwischen den Schamanen beider Parthien. Beide dürfen nur einmal im Tage essen und bis zur Erreichung eines Resultates absolut nicht schlafen. Das Schliessen der Augen nur für wenige Augenblicke verleiht die Früchte aller früheren Anstrengungen, und liefert den Unterliegenden der Gewalt des Wachsameren aus.

Adalbert Kuhn gibt ein Rezept, um einen Stecken zu schneiden, mit dem man einen Abwesenden prügeln kann. Mit einem solchen Stecken schlägt man auf einen Kittel, nennt dabei den Namen desjenigen, dem diese Aufmerksamkeit zugedacht ist, werauf dieser, wenn auch noch so weit entfernt, die volle Wucht der Schläge empfindet.⁹⁰⁾ Nach Andern⁹¹⁾ genügt es allerdings schon, wenn man mit einem an Charfreitag vor Sonnenaufgang geschnittenen Haselstock ein Kleidungsstück klopft und dabei an den Abwesenden denkt.

In der Edda wird es als Glaube des Alterthums bezeichnet, dass ein Sterbender Macht über einen Menschen habe, wenn er dessen Namen wisse, weshalb Sigurd seinen Namen dem sterbenden Fáfnir verschweiget.⁹²⁾

Das Todtneuen kommt in den nordischen Sagen öfters vor. Hördr, der sich zum Kampfe in Thiergestalt verwandelt, verbietet, ihn mit dem Namen anzurufen, sonst müsse er sterben. Ueber

Trolle (Unheile) erlangt man Gewalt, wenn man ihre Namen weisse; dann müssen sie sterben.⁹³⁾

Ein ägyptisches Mittel, den Wirkungen des bösen Blicks zu begegnen, besteht darin, dass man mit einer Nadel in ein Papier sticht, und dabei sagt: dies ist das Auge des und des, des Neidischen, und hierauf das Papier verbrannt.⁹⁴⁾ Die Macht des Wortes, besonders aber der Namen, erstreckt sich nach allgemeinen Volksglauben besonders auf die Seelen der Lebenden und der Abgestorbenen, auf die Geister. Wenn gewisse Menschen sie rufen, sind sie bereit zu erscheinen, und ihm zu dienen. Die Bedingung hiezu ist die Kenntniss ihrer Namen.

Ein gutes Beispiel für die Beeinflussung der Seelen ist von de Groot beschriebene Sitte die Seele von Sterbenden oder kürzlich Verstorbenen unter Nennung des Namens zurückzurufen. Sie ist in China als uralte anerkannt, und auf das genaueste geregelt, wie die von de Groot gebrachten Auszüge aus dem Li-ki (Cap. 30, 53, 56, 57) und aus dem J-li (Cap. 26) beweisen. Als Rufer fungirt ein Beamter niederen Ranges, der die Staatskleider des Verstorbenen umhängt, um die Seele zur Aufsuchung ihrer alten Behausung anzulocken. Aneb nach Schlachten werden die Seelen des Gefallenen zurückgerufen. In Chu-Lü bediente man sich zu diesem Zwecke der Pfeile, welche die Todten bei sich trugen, ein Gebrauch der von der Schlacht bei Shing-king (637 oder 639 v. Chr.) zwischen den Armeen von Chu und Lu hergeleitet wird, bei dem die Zahl der Todten und Verwundeten so gross war, dass die siegreichen Chu-Leute wegen Mangels an Gewändern dieses Anankunftsmittel ergriffen, um die Seelen zurückzubringen. Dieser Ritus galt für Jedermann. Nach de Groot hängt damit die Todtenklage (Death-howl) zusammen. Sie wurde wohl früher von Verwandten ausgeführt, während dies jetzt berufsmässige „Heuler“ übernommen haben.

Bei den Römern bestand der Brauch, dass die nächsten Verwandten eines Sterbenden seinen Körper umarmten, Augen und Mund schlossen und dann laut seinen Namen riefen. Man nannte dies Conclamatio.

Derselbe war in der Picardie noch 1743 im Gebrauch.

Dieselbe Sitte ist nachgewiesen bei den Yokai-a-Indianern Californiens, den Karibben, den Choctaws von Karolina, den Irländern, in Schottland⁹⁵⁾ und Aegypten.⁹⁶⁾

⁹⁰⁾ A. Kuhn, Sagen, Gebräuche u. s. w. aus Westphalen. II, 192.

⁹¹⁾ Meier, Schwäbische Sagen. I, 215.

⁹²⁾ Belege bei Jiriczek Z. mittelind. Volksk. Z. f. d. Phil. XXVI, 5, 7, und Mitth. Ver. f. Schles. Volkskunde. I, 32.

⁹³⁾ Lane, Sitt. d. best. Aeg. II, 68.

⁹⁴⁾ De Groot, Heilig. Syst. of China. I, 244 f., wo auch die einschlägige Literatur angeführt ist.

⁹⁵⁾ Lane, Sitt. d. best. Aeg. III, 147.

Von dem hier ausgeführten Gesichtspunkte aus wird auch das innige Wechselverhältnis, in welchem nach animistischer Auffassung der Mensch mit der Geisterwelt steht, gut beleuchtet. Kristoffer Nyrop gibt eine Menge von Thatsachen aus dem Folklore verschiedener, besonders der nordisch-germanischen Völker, aus welchen hervorgeht, dass aus der Kenntniss des Namens eine Beeinflussung der Geisterwelt durch den Menschen sowie das umgekehrte Verhältniss abgeleitet wird. Wohlthätige und freundliche Geister müssen oft verschwinden, sowie man ihre Namen nennt oder sie Anders mittheilt. Der Mensch geht dadurch der übernatürlichen Hilfsmittel derselben verlustig.⁹⁶⁾ Weerwolf, Mähre, Wassermann verlieren dadurch ihre überirdische Macht, sogar ihre Existenz.⁹⁷⁾ In einer jüdischen Tradition theilt die Lilith, welche den neugeborenen Kindern das Blut ansaugt, dem Elias selbst ihre Namen mit und fügt hinzu, dass sie an den Orten, wo dieselben aufgeschrien stehen, keine Macht habe. Ahlger dieser Sage finden sich in rumänischer, russischer und altslovenischer Form.⁹⁸⁾ Bekanntlich werden böse Geister, welche den Menschen zur Ausführung von grossen Werken geloffen haben, dadurch um ihren Lohn gebracht, dass man im letzten Augenblick durch irgend einen Zufall ihren Namen erfährt und ihn ansruft, worauf sie verschwinden müssen.⁹⁹⁾ Dass dies auch auf die Krankheitsdämonen angewendet wird, beweist ein höchst origineller Brauch aus Aarhus.¹⁰⁰⁾ Die Beschwörungspraxis der meisten Völker zeigt uns aber auch, dass man durch Nennung des Namens die Geister zu werththätiger Hilfe heranzurufen kann. Man muss nur den in jedem einzelnen Falle dazu befähigten Geist zu benennen wissen.¹⁰¹⁾ Bei den schamanistischen Heilungen der Nordamerikaner handelt es sich vor Allem darum, dass der Schamane erfahre, welcher böse Geist den Kranken heimgesucht hat. Die hurätischen Schamanen finden dies durch das angehrantete Schulerblatt eines Schafes. Andere schliessen an der Natur der Krankheit auf den Urheber (Cherokees). Ist der betreffende Geist ermittelt, so erfolgt die Beschwörung desselben. Die Leitmotive derselben können sehr verschieden sein. So hegen die Aerzte der Cherokees damit, dass sie ihre Verachtung vor dessen Macht ansprechen. Ist der Krankheitsdämon eine Klapperschlange, so

gehen sie vor, dass er nur ein Kaninchen sei. Dann lässt der Schamane aber die Macht seines Wortes spielen, indem auf sein Geheiss mächtige Geister und Götter herbeiholen, um den Kranken zu befreien.¹⁰²⁾

Die Wahrsagung (el-Kihāneh) wird von Zauberern ausgeübt, welche sich der Dienste des Sheytan durch Namensanrufungen, durch Verhören von Weibrauch n. s. w. verschöwn. Der Teufel unterrichtet sie dann über verborgene Dinge.¹⁰³⁾

Andererseits führt Nyrop nach B. Schmidt und Wuttke Thatsachen aus dem deutschen und griechischen Volksaberglauben an, welche bezeugen, dass den Geistern (Vampyren und Maren) erhöhte Macht über den Menschen durch Kenntniss deren Namen zuwächst.¹⁰⁴⁾

III.

Gegenüber diesen zahllosen Gefahren, welche nach animistischer Auffassung den Menschen durch den Missbrauch seines Namens von Seiten seiner irdischen und überirdischen Feinde drohen, sind im Verlaufe der Socialentwicklung Schutzvorrichtungen in der Form von Gebräuchen erwachsen, deren Beobachtung von den Collectivgruppen ängstlich gehütet wird. Dieselben sollen kurze Erörterung finden.

Feridū lässt seine Söhne ohne Namen aufwachsen, aus Zärtlichkeit und nach der Sitte; ebenso macht es Sarw, König von Yemen mit seinen drei Töchtern. Dies hat seinen Grund darin nach der Meinung von F. Justi, dass den Kindern, solange sie noch nicht als Individuen ausgesondert sind, keine Gefahr aus Nachtstellungen entspringt, denn die Beschreibung (awaz) und die Afterrede (guftā) kann sich nur an Namen heften. Erst nachdem Feridū die Gemüthsart seiner Söhne erforscht hat, gibt er ihnen darauf bezügliche Namen.¹⁰⁵⁾

Die nordamerikanischen Indianer suchten ihre Namen, besonders jene der Kinder, zu verbergen. Der beim erstmaligen Betreten des Kriegspfadcs erfolgende Namenwechsel wird durch einen alten Mann den Bergen, Felsen und Thieren mitgetheilt. Berühmte Führer derselben, Powhatan und Pacahontas haben ihre wirklichen Namen niemals den Weissen verrathen; ihre Pseudonymen sind dadurch zu definitiver Geltung gelangt.¹⁰⁶⁾ Sie wehren sich

⁹⁶⁾ Nyrop, Navnets magt. 161—171.

⁹⁷⁾ Jiricek, l. c. 82.

⁹⁸⁾ Nyrop, l. c. 174 ff.

⁹⁹⁾ Nyrop, l. c. 177.

¹⁰⁰⁾ Nyrop, l. c. 163. Esthnische Krankheitsbeschwörungen durch Namen. Kurzwald und Neuss, l. c. 83.

¹⁰¹⁾ Usener, Götternamen. 336 f.

¹⁰²⁾ Mooney, Cherokee theory and practice of Medicine. J. Am. F. III, 49.

¹⁰³⁾ Lane, Arabian Society in the middle age. 85.

¹⁰⁴⁾ Nyrop, l. c. 182.

¹⁰⁵⁾ F. Justi, Iran. Namenb. Einl. IV nach Ferdusi.

¹⁰⁶⁾ Mooney, VII. Ann. Rep. Bur. Ethn. 1891, 843. Tylor, Researches 142 f. nach Schoolcraft l. c. II, 65. Dorsey, Amer. Antiqu. V. 272.

oft gegen die Aussprache der Namen vor Anwesenden.¹⁰⁷⁾ Die Einwohner von Vandiemenland tadeln aber auch nicht das Aussprechen von Namen naher Angehöriger selbst in ihrer Abwesenheit.¹⁰⁸⁾ Wogegen die meisten Völker nichts einwenden.¹⁰⁹⁾

Bei den Esthen wird das Kind in den ersten Jahren nicht mit seinem Namen genannt, sondern nur *titt* oder *laps* (Kind). Bei der Taufe raunte man den Namen nur ins Ohr.¹¹⁰⁾

Die Neugriechen, auch mehrere Völker germanischen Stammes, halten es für gefährlich, den Namen des Kindes vor der Taufe zu verkünden. Auch in der Rheinpfalz darf man das Kind bis zur Taufe nicht mit seinem Namen benennen. Man nennt bis dahin die Knaben „Pflanzstielehen“, die Mädchen „Bohnenblättchen.“¹¹¹⁾

Bei den Nordamerikanern, sämtlichen Malayen ohne Ausnahme (Malayen), bei den Papuas, einigen Stämmen Centralafriens besteht ein strenges Verbot, Jemandem um seinen Namen zu fragen. Geschieht dies doch und vermag der Gefragte aus besonderen Gründen die Frage nicht zu überhören, so bittet er einen Freund, dies zu thun. Der letztere spricht dann den Namen aus. Leider heissen wir nur sehr mangelhafte Angaben über diese Sitte bei anderen Völkern.

Reid's Erklärung hiefür erscheint gekünstelt, passt auch nur allenfalls auf nordamerica-indianische Verhältnisse.¹¹²⁾ Ich vermute vielmehr, dass dem Aussprechen des eigenen Namens eine ähnliche Wirkung auf die Anwesenden, besonders auf den Fragenden beigelegt wird, wie etwa der „böse Blick“. Der so ausgesprochene Name wirkt als eine Art Beschreieung. Sticss bald darauf dem Frager ein Unfall zu, so konnte dies auf Rechnung dieses Zaubers gesetzt und von dessen Urheber Genugthuung verlangt werden. Diese Gefahr fällt natürlich weg, sowie jemand anderer den Namen anspricht.

Die Inder geben den Kindern zwei Namen, einen für den gewöhnlichen Gebrauch und einen geheimen Namen, den nur Vater und Mutter kennen. Das *guhyan nama* ist eine alte, auch im Rigveda, sowie in den Brahmanns genannte Sitte.

¹⁰⁷⁾ Tylor, l. c. 143.

¹⁰⁸⁾ Backhouse, Australia, 93.

¹⁰⁹⁾ Cameron, Across Africa II, 61.

¹¹⁰⁾ Wiedemann, Aus d. inn. u. äuss. Leben d. Esthen, 472.

¹¹¹⁾ Ploss, D. Kind I, 161.

¹¹²⁾ J. Anthr. Inst. Lond. III, 107 citirt bei Andree, l. c. 179: It is held, that the name is in some way prophetic either of the man's station in this life or his future life, and was not assumed until this condition was known, which took place at manhood . . .

Sie bezweckt, seinen Körper vor Zauber zu schützen, da Zauber erst durch Verbindung mit dem Namen wirksam wird. Derselbe wird gleich nach der Geburt erteilt; der Gebrauchnamen im Einverständnis mit dem Brahmanen am 10. Tag (auch nach 100 Nächten oder einem Jahr). Nach einigen Sutren soll der Geheimname ein Naksatra-namen sein, andere schreiben dessen Ableitung von einer Gottheit oder vom Geschlechte vor. Auch scheint es, dass, nach der Ansicht Einzeliger, die Geheimhaltung nur bis zur Einführung des jungen Mannes beim Lehrer nöthig war.¹¹³⁾

Nach schriftlicher Mittheilung des Hr. Prof. Bühler nennt jeder Inder auf Befragen seinen Gebrauchsnamen. Dagegen dürfen Frauen, Schüler und Niedrigere gegen Dritte denselben nicht gebrauchen; sie müssen, falls eine Nennung nicht umgangen werden kann, den Geschlechtsnamen gebrauchen. Beim respectvollen Grusse an einen Höherstehenden mus der Name genannt werden. Den geheimen Namen nennt der Inder nicht.

Damit sind jedoch die Vorsichtsregeln bei der Namensgebung nicht erschöpft, wie die nachfolgende schriftliche Mittheilung des vorgenannten berühmten Kenners indischer Verhältnisse bezeugt. Sie lautet wie folgt: Wird ein indisches Kind unter einem Verderben bringenden Naksatra geboren, so erhält es den Namen desselben oder einen damit zusammengesetzten Namen. Dies ist eine fast gewöhnliche Regel und es gibt viele Tausende mit dem Namen *Mûla-candra*, vulgo *Muleand*, deren Namen mit dem des absolut verderblichen Gestirns *Mula* verbunden ist. Ein historisches Beispiel für die Anwendung dieser Regel findet sich in dem Namen des ersten *Sanjuk-Königs* von *Gujarat Mularadja* (10. Jahrh.), der, wie die Tradition sagt, so genannt wurde, weil er unter dem Gestirne *Mula* geboren war.

Einen speciellen Fall theilte Dr. Bühler der vor ungefähr 10 Jahren verstorbene Professor der Mathematik im Deccan-college *Kero Lakshman* (Vaternamen) *Chattre* (Familiennamen) mit. Auf Dr. Bühler's Frage, wie er zu dem curious Namen *Kero*, wörtlich „Stroh, Haar, etwas kleines oder unbedeutendes“ komme, erzählte er ihm Folgendes: Meinen Eltern wurden mehrere schwächliche winzige Kinder geboren, die alle in den ersten Lebensjahren starben. Auch ich soll bei meiner Geburt

¹¹³⁾ Nach Bühler, Indo-arische Philol. III, 2, § 16. Ich verdanke Hinweis auf diese Sitte der Mittheilung des betr. Correcturbogens der niemals ermüdenden Gefälligkeit des Herrn Dr. Bühler. Aus einem bei dem Congress in Speier gehaltenen Vortrag des Dr. Hagen erhellet, dass auch die Papuas auf Neu-Guinea den Kindern zwei Namen geben.

klein und schwächlich gewesen sein. Als meine Grossmutter mich zuerst sah, rief sie: Das ist wieder so ein „rubbish little fellow“, so ein Kero. Darauf nannte man mich, um die ühllen Folgen meiner Kleinheit und Schmächtigkeit abzuwenden, wie wir in solchen Fällen thun. Kero. Sie sehen fügte er hinzu, ich bin anch gut durchgekommen.

Die Beobachtung hat diese Verhältnisse erst gestreift; die meisten Beschreibungen lassen uns bei solchen Fragen im Stich. Gleichwohl sind Analogien zu den bei den Indern nachgewiesenen Vorstellungen bei den Kamtschadalen, von Bastian in Siam und Kambodja, von Ploss in Schlesien aufgefunden worden.¹¹⁴⁾ In Tonking gibt man den Kindern schreckliche Namen, um die Dämonen zu schrecken (Tylor l. c. 127). Dr. Bartels theilt mir mit, dass in einer norddeutschen Adelsfamilie v. K. der Erstgeborene stets den Namen „Asche“ trägt, und dass damit das Aufhören der früher in dieser Familie herrschenden Kindersterblichkeit in Verbindung gesetzt wird. Aus demselben Grunde führen die männlichen Mitglieder einer bekannten Münchener Familie Vornamen, welche stets mit E anfangen (Prof. J. Ranke.) Die Japaner gehen früher, um das Gedeihen der Kinder zu sichern, den weiblichen Kindern Knaennamen und umgekehrt.¹¹⁵⁾ Weitere Analogien bei Bulgaren, Corsicanern, Semiten erwähnt Nyrop l. c. 199. Stuhlmann und Emin Pascha haben festgestellt, dass es bei den meisten Völkern Centralafrias bestimmte Namen gibt, um Unglück abzuwenden. Die Wawisa am Südeude des Albertsees gebrauchen hiefür Baruka und Kanissa.¹¹⁶⁾ Bei den A-lur in Wadelai gebrauchen als Schutzmittel gegen den bösen Blick oder wenn ein Ehepaar hintereinander mehrere Kinder verloren hat, die Namen Djelloba und Erima; die Sudanesen Kon und Kanna.¹¹⁷⁾ Die Bedeutung von Djelloba und Erima — verachtet, erläutert vollständig die deren Gebrauch begründenden Vorstellungen. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die festen Normen unterliegenden Benennungen für Zwillinge, welche in Centralafria allgemein als Glück bringend betrachtet werden. Nach Ellis (Land of Fetish 47) heissen Zwillinge in Dahomey stets Ho-ho, nach einer gleichnamigen spezifischen Schutzgottheit für Zwillinge; an der Goldküste gebraucht man für dieselben den Namen Attah. Ergiebigen Stoff für Detailforschungen bieten wohl auch die europäischen Völker, welche ja auch der-

artige Glücksnamen (Adam, Eva u. s. w.) kennen.¹¹⁸⁾

Ein weiteres Schutzmittel bilden die Namensänderungen. Die Motive derselben sind allerdings sehr mannigfaltig. In den meisten Fällen erblicken wir darin das Bestreben, das Selbstbewusstsein, das Machtgefühl des Individuums zum äussern Ausdruck zu bringen und dadurch dessen reelle Macht zu steigern. In diese Kategorie fallen die Namensänderungen der nordamerikanischen Schamanen,¹¹⁹⁾ der Krieger nach glücklichen Schlachten,¹²⁰⁾ der einzelnen Individuen in ihren verschiedenen Lebensaltern,¹²¹⁾ der Eltern nach ihren Kindern.¹²²⁾ Bei den westlichen Ewe-Völkern, welche die Kinder anfänglich nach den Wochentagen benennen, wird nach Ellis (l. c. 154) dieser Name später gegen nyi-se = strong name vertauscht. Den meisten Namensänderungen müssen gewisse schwierige Leistungen vorausgehen, wodurch die Berechtigung dazu erworben wird. Bei den Tudas nimmt Jeder, der einen Mord begangen, einen neuen Namen an (Nachtigall, Sabara und Sndan I, 451). Assyrische Usurpatoren nahmen zur Bekräftigung ihrer Stellung die Namen von früheren legitimen Herrschern an (Sayce, Lectures 303). Bemerkenswerth erscheint der Zug, dass bei den Ahts, welche anscheinend regellos den Namen ändern, der aufgeborene Name niemals mehr erwähnt werden darf. Junge Leute, welche dies gelegentlich ausser Acht lassen, werden gescholten.¹²³⁾

Dient in diesen Fällen die Namensänderung gewissermassen zur Offensive, so tritt in andern Fällen der defensive Charakter derselben um so deutlicher hervor. Andree hat bereits einige Fälle von Namensänderungen angeführt, welche in Krankheitsfällen den Zweck verfolgen, den Krankheitsdämon zu hintergehen und gewissermassen eine neue Persönlichkeit an die Stelle der von Dämonen gequälten zu setzen. Als Ergänzung seiner Angaben seien die Lappen angeführt, welche jedesmal, wenn ein Kind krank wurde, dessen Namen durch eine neue Taufe veränderten. Es gab früher erwachsene Lappen, welche drei- oder viermal getauft waren.¹²⁴⁾ Ferd. Just bringt Belege dafür, dass die Eranier dem Kranken einen andern Namen geben, um ihn zu einer andern Persön-

¹¹⁸⁾ Ploss, Kind I, 157. Wuttke, D. Volksabergl. 197. Jiricek, Seelengl. u. Namengehng. M. V. f. schles. Völk. I, 50.

¹¹⁹⁾ J. Bonrka, IX. Ann. Rep. Bur. Ethn. 461 f.

¹²⁰⁾ Andree, l. c. 178 f. Masters U. d. Patagoniern. D. Ausg. 190.

¹²¹⁾ Sproat, Scenes and life studies of Savagelife. 264 f.

¹²²⁾ Mikhailovsky, J. A. Inst. Lond. XXIV, 148.

¹¹⁴⁾ Citirt bei Andree, l. c. 177.

¹¹⁵⁾ Khman, Oest. Monatschr. f. d. Orient XXII, 60.

¹¹⁶⁾ Stuhlmann, Mit Emin Pascha. 394.

¹¹⁷⁾ Emin Pascha in Stuhlmann, l. c. 603.

lichkeit zu machen.¹²³⁾ Ähnliches wird von den Ruthenen berichtet. Die Juden glauben, dass das Schicksal einer Person durch Aenderung seines Namens verändert werden könne.¹²⁴⁾

Mr. Sarat Chandra Mitra hat die abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche studirt, welche sich an den Tiger knüpfen. Derselbe genießt göttliche Verehrung von Briten der Kisans, Gonds, Santal, Khom, Oraons, Canarenen, Mundabs, Katodi, Kakhyens, Chettias u. s. w. Die Garos in Assam und 80-Indien glauben, dass, wenn ein Mann durch einen Tiger getödtet wurde, er einem seiner Verwandten im Traum erscheint und denselben bittet, ihren Namen zu ändern. Die Eltern und Brüder des Getödteten nehmen sofort neue Namen an, um zu verhindern, dass sie ebenfalls angegriffen werden.¹²⁵⁾

Die Sitte, dass Freunde und Verwandte der Verstorbenen ihre alten Namen gegen neue eintauschen, hat Dohrizhofer bei den Ahiponern sehr ausgebildet vorgefunden. Wegen des Hinsehendens eines kleinen Kindes wechselten oft ganze Familien ihre Namen. In der neuen Colonie S. Karolus starb einst die Gattin des vornehmsten Caciques an den Pocken. Vorher hiess er Revachigi, nachher Oahari. Seiner Mutter, seinem Bruder und Gefangenen, dergleichen den Brüdern der Verstorbenen wurden unter grossem Gepränge neue Namen beigelegt.¹²⁶⁾ Diese Sitte deckt sich ihrem Zwecke nach vollständig mit derjenigen der Garos. Bezeichnend ist auch, dass die Erfindung der neuen Namen den „alten Ceremonienmeisterinnen“, wie Dohrizhofer die Zauberinnen nennt, zufällt. Nach demselben Gewährsmann fügt sich auch der stolzeste Ahiponer deren Willkür in dieser Richtung, ebenso wie die entferntesten Horden.

Eine der verbreitetsten Sitten primitiver Völker ist das Verbot, den Namen eines Verstorbenen zu nennen. Die Bedeutung desselben ist nach den früheren Erörterungen völlig klar. Die Nennung des Namens wird als Berufung aufgefasst, der die Erscheinung der Seele des Abgestorbenen folgen müsste. Dieses Verbot ist nun eine der vielen Massregeln, welche Natur- und Kulturvölker anwenden, um dies zu verhindern. Es sei nur beispielsweise auf die Todtengeräuche der Samoeden verwiesen, welche diese Absicht klar durchleuchten lassen und auch das fragliche Verbot aufweisen.¹²⁷⁾

¹²³⁾ Justi, Er. Nameng. Einl. V.

¹²⁴⁾ Tylor, Researches 128 nach Eisenmenger I, 489.

¹²⁵⁾ Nach einem von Prof. Bühler mir freundlichst mitgetheilten Ausschnitt der Bombay Gasette Summary vom 12. Juni 1896.

¹²⁶⁾ Dohrizhofer, Gesch. d. Ahiponern II, 361 f.

¹²⁷⁾ Arthur Montefiore Samoeyads on the Great Tandra J. Anthr. Inst. XXIV, 405.

Für die Benschmannkinder gilt dasselbe besonders zur Nachtzeit (Lloyd, Short Aec. of Bushman Mater. 26).

Diese Furcht vor den Seelen der Abgestorbenen ist so stark, dass ein vorsätzliches Aussprechen deren Namen bei den Nordamerikanern nach dem Zeugnisse von Rodger Williams, einem der ersten Ansiedler Neu-Englands, bestraft wurde und sogar zu Kriegen Veranlassung gegeben hat. (Waity, Anthr. Nato. III, 162.)

Man beschränkt sich jedoch nicht darauf, den Namen des Verstorbenen nicht mehr zu nennen. Das Bestreben jeden Gleichklang mit demselben und damit jede unabsichtliche Berufung zu vermeiden bewirkt die Abänderung des Namens von Objecten, nach denen der Verstorbene etwa genannt war. Zu den hiefür von Andree gebrachten Belegen verweise ich auf G. Holm's treffende Schilderung der Bewohner von Ostgrönland.¹²⁸⁾ Wichtig ist ferner die Aussage einer chinesischen Quelle¹²⁹⁾ über die einschlägigen Vorsehriften im alten China, welche bisher unrichtig gedeutet wurden:

„Man nimmt den Namen nicht von den Reichen, nicht von den Obrigkeiten, nicht von den Bergen und Flüssen, nicht von Schmerzen und Krankheiten, nicht von den Hausthieren, nicht von Geräthschaften und Kostbarkeiten.“

„Der Sohn eines Landesfürsten darf nicht den Namen seines Landes erhalten, nicht den Namen der demselben eigenthümlichen Obrigkeiten, noch seiner Berge und Flüsse. Der Name darf ferner keine Schmerzen und Krankheiten bezeichnen, weil hierdurch eine böse Vorbedeutung entsteht.“

„Die Bewohner von Tschou dienten durch den Namen den Geistern. Den Namen (der Abgestorbenen) wird man für immer vermeiden.“

„Unter der Dynastie Jin und noch früher gab es keine Vorsehriften hinsichtlich des Namens der Verstorbenen. Die Menschen der Dynastie Tschou verkehrten zuerst die Geister, indem sie den Namen der Vorfahren vermieden. Wenn einmal der Name vermieden worden, so darf man denselben niemals wieder aussprechen.“

„Nennt man also nach dem Reiche, so vernichtet man dessen Namen.“

Gibt man dem Sohne des Fürsten den Namen seines Reiches, so darf derselbe nach seinem Tode nicht mehr ausgesprochen werden, und man vernichtet somit den Namen des Reiches.

„Nach den Obrigkeiten, so vernichtet man das Amt.“

¹²⁸⁾ G. Holm I. e.

¹²⁹⁾ Pfaffmaier, Die Zeiten der Fürsten Hoan, Tschuang und Min von Lu. p. 12. (Sitzb. d. k. Ak. d. Wiss. Wien 1855).

Nennt man nach einer Obrigkeit, so muss der Name des Amtes für immer vermieden werden.

„Nach den Bergen und Flüssen, so vernichtet man den Vorsteher.“

Nennt man nach Bergen und Flüssen, so muss man den Namen derselben verändern, und man vernichtet den Namen desjenigen der dem Opfer dieser Berge und Flüsse vorsteht.

„Nach den Hausthieren, so vernichtet man das Opfer.“

Nennt man nach den Hausthieren, so darf man diese Thiere nicht mehr zum Opfer verwenden.

„Nach Geräthschaften und Kostbarkeiten, so vernichtet man die Gebräuche.“

„Nennt man nach Geräthschaften und Kostbarkeiten, so darf man diese Gegenstände nicht mehr zu den gottesdienstlichen Gebräuchen verwenden.“

G. Holm vermuthet übrigens, dass bei den Einwohnern von Angmagalik die alten Namen wieder aufzukaufen, wenn das Gedächtniss an den Verstorbenen verwischt ist. Angesichts der nachfolgenden von Gatchet berichteten Thatsache wird man nicht umhin können, die Richtigkeit dieser Auffassung anzuerkennen.

Die Aбориген der Willamette-Thales in Oregon (nähere Bezeichnung fehlt) hatten das durch Strafen geschützte Verbot, dass der Name eines Verstorbenen während 10—15 Jahren nicht ausgesprochen werden durfte. Nach Ablauf dieser Zeit durfte man es thun, weil das Fleisch von den Knochen weggefällt und damit dessen Seele verschwunden war, so dass sie nicht mehr zurückkehren konnte. Gatchet schliesst daraus mit Recht, dass dieses Volk nicht, wie die meisten Nordamerikaner die Knochen als Sitz der Seele betrachtet.¹²⁰⁾ Dieselbe Vorstellung von dem Verschwinden der Seele mag der Fütterung der Bildnisse der Todten während drei Jahren bei den Samojeden zu Grunde liegen; nach Ablauf dieses Zeitraumes wird das Bildniss verbrannt.¹²¹⁾

Analogien aus dem europäischen Volksglauben bieten das Nichtnennen des Namens des abgestorbenen Gatten auf den Shetlandinseln,¹²²⁾ ferner das Verbot den Namen eines Todten dreimal hintereinander zu rufen, weil er sonst erscheinen müsste.¹²³⁾

Die ethnologisch interessante Frage nach der Umbildung dieser Vorstellungen in einen geregelten Ahnencult kann hier nicht weiter verfolgt werden. Unzweifelhaft bildet die Furcht vor den Seelengeistern die eigentliche Grundlage des letzteren. Ein

Beispiel für die Combination von Ahnenverehrung mit dem Verbot deren Namen zu nennen liefern nach Tylor die Australier.¹²⁴⁾ Dasselbe muss aber offenbar auch bei den alten Chinesen vorhanden gewesen sein. Die Verfolgung dieser Entwicklungen bei den einzelnen Volkgruppen ist sehr schwierig. Wie misslich es ist, dabei schematisch zu verfahren, mag aus Folgendem erhellen werden. Die Nordamerikaner entbehren im Allgemeinen durchaus nicht, wie dies schon J. G. Müller und Andree gezeigt haben, die auf die Furcht vor den Seelengeistern begründeten Einrichtungen, und doch versichert ein bewährter Kenner Owen Dersay, dass die Omaha, Kansa, Osage dermalen keinen Ahnencult haben, von den Abgestorbenen angesehen sprechen, die Ueberlebenden nach ihnen benennen u. s. w.¹²⁵⁾ Dies scheint sich jedoch nur auf die höheren Formen des Ahnencults und auf die Gegenwart zu beziehen, denn ältere Quellen bezogen ausdrücklich, dass die Sioux sich vor den Seelen der Vorfahren fürchten und dieselben um verschiedene Dinge bitten. Die von den Dacota's verehrten bemalten Steine hieszen früher ihre Groseltern.¹²⁶⁾ Der Saehverhalt bedarf somit noch einer näheren Untersuchung.

An das Verbot die Namen der Verstorbenen zu nennen schliessen sich noch zahlreiche andere Nennungsverbote an, deren allgemeine Erklärung von den hier erörterten Gesichtspunkten aus durchaus keiner Schwierigkeit unterliegt. Die Deutneg mancher Einzelheiten bedingt allerdings öfters eine genaue Kenntniss der „Völkergedanken“ aus denen sie herausgestaltet werden sind. Das von Nyrop gesammelte einschlägige folkloristische Material ergänzt in erwünschtester Weise die Beobachtungen an den Naturvölkern. Möge in Deutschland Wuttke's grosse Leistung weitergeführt werden.

Im dänischen Volksglauben dürfen oder sollten besonders die schädlichen Thiere nicht herufen resp. bei ihren eigentlichen Namen benannt werden. Dieses Verbot gilt ganz allgemein oder für gewisse Zeiten des Jahres, besonders für die Zeit von Weihnachten bis Lichtmess (2. Febr.). Das letztere hängt damit zusammen, dass in dem angegebenen Zeitraum die Geister besonders viel herumschwärmen. Solche Thiere sind: Bär, Wolf, Feldmaus, Ratte, Hermelin, Wiesel, Maus, Floh, Laus, Habicht, Krähe. Für die Namen dieser Thiere wurden und werden noch zum Theil Un-

¹²⁰⁾ Tylor, *Researches* 141 nach Lang Queensland 267, 267.

¹²¹⁾ Owen Dersay, *Study on Siowan Cults* Ann. Rep. Bur. Ethn. XI, 39.

¹²²⁾ Scheeleraff, *Ind. Tribes* II, 195; III, 237. Tylor, *Anth. d. Cult.* II, 111, 366.

¹²⁰⁾ Gatchet, *J. Amer. Folk.* I, 238.

¹²¹⁾ Herb. Spencer nach Bastian *Princ. Sec. D.* Aug. I, 877.

¹²²⁾ Andree, *l. c.* 163.

¹²³⁾ Wuttke, *l. c.* § 116. Nyrop, 136

schreibungen gebraucht. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt während der Weihnachtswoche auf der Insel Seeland sogar ein Prediger der „Mans“ hies, einen anderen Namen.¹³⁷⁾

Die Nennung des Namens setzt aber, wie erwähnt wurde, auch anderseits dessen Träger den Angriffen der Dämonen aus. Deswegen nennt man in Dänemark an den Abenden vor Weihnachten, Neujahr, Dreikönig, die Hausthiere, sogar die Hunde und Katzen niemals bei ihren gewöhnlichen Namen.¹³⁸⁾

Um den Krankheitsdämon nicht zu berufen und dadurch zu reizen, bezeichnet man in Schweden die inneren Krankheiten, Schlagfluss u. s. w. mit Umschreibungen.¹³⁹⁾ In Deutschland wird die Seuche als „Gevatterin“ angedeutet.¹⁴⁰⁾ In der Auvergne darf man die Worte rage, curagé¹⁴¹⁾ nicht gebrauchen. Die Rumänen ansprechen stets die Epilepsie.¹⁴²⁾ Bei den Neu-Griechen findet man Umschreibungen für die Pest, bei den Arabern für die Syphilis,¹⁴³⁾ bei den Dayak für die Pocken (Tylor, Researches 145 nach St. John).

Der Haase spielt eine hervorragende Rolle in der Mythologie mancher Völker. Für die Algonkin ist er in der Gestalt des Manibozho zum Hauptgott geworden. Bei den Juden, Chinesen, Lappen, Hottentoten, Grönländern, Somali, Schiya's (Palgrave) Namsqna's, Romanen, Germanen, Briten, Britten ist es verboten oder verboten gewesen, dessen Fleisch zu essen. Gesahd dies dennoch, so warden dabei besondere Ceremonien beobachtet. An der N.O.-Küste von Schottland, im Westen von Irland und England darf dessen Name weder zu Lande noch zu Meer ausgesprochen werden. Er hat die Gabe gewisse Dinge vorherzuverkünden u. s. w.¹⁴⁴⁾

Wie man in Sicilien nach meiner Beobachtung sehr ungen den Namen brigante ausspricht, denselben durch allerlei Umschreibungen besonders auch durch galantuomo ersetzt, soll man nicht den Teufel rufen, noch die Bezeichnung Hexen gebrauchen. Ein gleiches Verbot erstreckt sich aber auch auf die Benennung Priester und Kirche. Kein schottischer oder norwegischer Fischer spricht diese Worte auf offener See aus. Desgleichen die nor-

mannischen Seeleute, welche letztere auch die Nennung von Katze perhorresciren.¹⁴⁵⁾

Man darf aber in Schweden und Dänemark bei gewissen Verrichtungen gewisse Worte nicht aussprechen, wie z. B. beim Kochen von Schweinewürsten „Wurst“, beim Bierbrauen „Wasser“, beim Schlachten „Blut“; sonst „versehret“ man das Product; es geräth nicht.¹⁴⁶⁾

Man soll aber auch das Wort „Mühle“ besonders „Windmühle“ nicht aussprechen, wenn man nicht Unglück haben will.¹⁴⁷⁾ Dies scheint wohl auf eine Berufung des Windgeistes zu deuten.

Oh mit diesen Verboten auch jene inhaltlich zusammenhängen, welche sich auf das Aussprechen des Namens unter Verwandten beziehen, wie Post nenerdings¹⁴⁸⁾ vermuthet hat, muss vorläufig wohl dahingestellt bleiben. Wie vielfältig dieses Thema in der ethnographischen Literatur erörtert erscheint, fehlt es doch bisher an einer systematischen Ergänzung und Verwerthung der einzelnen Beobachtungen. Ein Ueberblick über Entwicklung und Bedeutung der Einrichtungen, welche den Verkehr unter Verwandten betreffen, wird überdies auf das stärkste beeinflusst von der wissenschaftlichen Beurtheilung der Eheformen, welche trotz vielfacher Bemühungen noch immer vielen Controversen unterliegt. Die Forscher auf diesen Gebieten werden jedoch jedenfalls mit gewissen Formen des Wortaberglaubens und wenigstens mit der Möglichkeit zu rechnen haben, ob man nicht auf diesem Wege versucht hat, böse Einflüsse von der Nachkommenschaft abzuhalten.

IV.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, jene Formen des Wortaberglaubens in Betrachtung zu ziehen, welche sich an den Namen Gottes knüpfen. Wir haben gesehen, dass nach primitiver Vorstellung überall die Berufung der Dämonen mit ihrem Namen als kräftigstes Mittel gilt, um sich deren Hilfe zu sichern. Wenngleich die höheren Stufen der Gottesverehrung auf einer anderen psychologischen Auffassung beruhen, so stützt die primitive Anschauung doch niemals ganz aus. Das beste Beispiel hierfür bietet die chaldäische Religion. Bei den Chaldäern wie bei den alten Aegyptern waren nach Sayce die geheimen Namen der Götter nicht bloss besonders heilig, sondern auch besonders wirksam. Viele dieser Namen stammten aus ältester Zeit; ihr eigentlicher Sinn

¹³⁷⁾ Nyrop, 122—127. Ueber die Parallelen in Deutschland. Nyrop, 135 nach Wuttke, D. Volksbergglaube 2. Bearb. § 74, 168, 416, 675, 754.

¹³⁸⁾ Nyrop, I. 128.

¹³⁹⁾ Nyrop, I. e. 129.

¹⁴⁰⁾ Grimm, D. Myth. II, 2, 1106. Nyrop, 177.

¹⁴¹⁾ Nyrop nach Kolland 138.

¹⁴²⁾ Nyrop, 139.

¹⁴³⁾ Nyrop, 140.

¹⁴⁴⁾ Charles Billson, The Easter Hare, Folklore III, 441 ff.

¹⁴⁵⁾ Nyrop 137 ff. Vgl. Dr. Höfler, Tenselnamen, Urquell V, 248.

¹⁴⁶⁾ Nyrop 124.

¹⁴⁷⁾ Nyrop 124.

¹⁴⁸⁾ Auch Tylor, I. e. passim.

war längst vergessen. Das Aussprechen dieser Namen unter geeigneten Ceremonien (Knüpfen von Knoten) galt Accadern wie Semiten als ein Zauber, dem selbst die Götter nicht zu widerstehen vermochten. Dieser Zauber selbst wird als Göttin personifiziert (Ass. Mamit, aee. Sabha). Aus dem Wortlaut der alten Hymnen schliesst Sayce, dass man sich der Gunst der Gottheiten nur erfreute, wenn man deren Namen wusste. War dies nicht der Fall, so pflegte man sich zu entschuldigen. Der Schöpfer Ea hat fünfzig Namen für alle die ihm zugeschriebenen Functionen.¹⁴⁷⁾ Dagegen citirt Sayce einen magischen Text aus Eridu (W. A. J. IV. 15)¹⁴⁸⁾ an den Feuergott gerichtet, aus dem hervorzugehen scheint, dass den sieben bösen Geistern weder ein fester Wohnort eingeräumt wurde, noch Namen. Als Ausdruck des Aberglaubens müssen wir die Wendung auffassen: „Die empfindenden Götter kennen sie nicht. Ihr Name existirt nicht im Himmel noch auf der Erde.“

Als Folgeerscheinung dieser Vorstellungen muss wohl die Geheimhaltung des Namens aufgefasst werden, dessen Kenntniss nur dem Eingeweihten zugänglich war, so dass zu jedem wirksamen Gebet deren Hilfe in Anspruch genommen werden musste, auch jeder Missbrauch möglichst hintangehalten wurde. Die Vorstellung, dass der Feind durch Kenntniss des Namens der Schutzgottheit von Rom dem Gemeinwesen Schaden zufügen könne, veranlasste dessen Geheimhaltung unter Androhung der Todesstrafe.

Von dem babylonischen Cultureentrum aus ist, wie es scheint, diese Form des Wortberglaubens in alle benachbarten, sowie in die der Zeit nach späteren Culturvölker eingedrungen. So hat Osiris hunderte Namen. Bezüglich der Eranier bemerkt F. Justi:¹⁴⁹⁾

„Nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter führten ausser dieser allgemeinen Benennung Namen, die ihnen nach einem augenblicklichen oder dauernden Eingreifen in das menschliche Leben oder den Lauf der Welt beigelegt werden. So heisst Ahura Mazdah „der zu Befragende“ u. s. w. Gewisse Wesen, Mithra und die anderen Yazata (Ized), die Namen Titriya und Nwant, das heilige Feuer, haben das Beiwort aoxtó-náman „mit angesprochenem Namen“, „dessen Namen angerufen wird“, und die betreffenden Genien legen Gewicht darauf, dass ihre Namen beim Opfer angesprochen werden, denn erst beim Aussprechen ihrer Namen kann die Gottheit erscheinen; auch das Opfer yasna hat dieses Bei-

wort, welches dann bedeutet, dass bei dem eigens für die betreffende Gottheit dargebrachten Opfer ihr Name ausgesprochen wird.“

Die frommen Perser trugen (nach Chardin l. c.) noch vor kurzer Zeit einen oder mehrere Talismane stets bei sich, welche aus Stellen des Koran mit den Almo'atzémá (den grossen Namen Gottes) bestanden. Nach ihrer Ansicht offenbare Gott, wenn er einen Propheten mit der Gabe Wunder zu wirken, ausstatten wolle, einfach einen seiner grossen Namen, welcher dann nur ausgesprochen zu werden brauche, um das Gewünschte zu vollbringen.

Herr Prof. Bübler machte mich auf einige Stellen des Rigveda aufmerksam, in welchen die geheimen Namen der Götter erwähnt werden. So im R. V. 5. 510: „O Waldesherr (der personifizierte vergöttlichte Opferfabl) trag dort die Opferspeisen hin, wo du die geheimen Namen der Götter weisst.“ R. V. IX, 95, 2: „Der Gott (Soma) offenbart auf der Opferstreu dem Sänger die geheimen Namen der Götter.“ Nach Satapathabrahmana II, 1. 2. 11 ist Arjju ein geheime Name Indras.¹⁵⁰⁾ Solche geheime Namen gibt es nicht bloss für die Götter, sondern auch für die Opferspeisen, sowie für die beim Opfer oder Zauber gebrauchten Dinge. So von der Opferbutte R. V. IX, 58, 1.

Oh den Namengeherten der Inder (námmántra) magische Kraft zugeschrieben wird, mag ich nicht zu entscheiden. Es sind Nennungen des Namens einer Gottheit, von einem Heilrufe an dieselbe begleitet. Bei der Feier von Krishnas Geburtstag findet eine specielle Verehrung der einzelnen Glieder Krishnas (angapújá) statt, bei einem jeden derselben wird er mit einem anderen Namen angerufen.¹⁵¹⁾

Bei den orphischen Mysterien¹⁵²⁾ wurden die Namen der dabei verehrten Götter nicht ausgesprochen, sondern durch Umschreibungen ersetzt. (Persephone hiess die Hagin, die Reine; die Kahren und Dioskuren hiessen in Samothrake und Messenien „die grossen Götter“ u. s. w.) In Eleusis durfte der Name des Hierophanten von keinem Mysten, nicht einmal von den Namensträgern selbst, ausgesprochen oder aufgeschrieben werden. Maass nimmt dieselbe Sitte für die orphischen Thiasoi in Anspruch.

Die 99 Namen Allaha, sowie die 99 Eigenschafts- und Propheten galten den Aegyptern als starke Zaubermittel, welche gegen Krankheiten,

¹⁴⁷⁾ Sacr. B. of the East XII, 285.

¹⁴⁸⁾ Weber, Ueber die Krishnajanmábháti. Abh. Berl. Ac. 1867, 246, 266.

¹⁴⁹⁾ Maass, Orphicus. 69 f.

Schwäche, bösen Blick, Zauberei, Feuerbrunst, Einsturz, Angst, Kummer, Schrecken schützen. Ausser den Namen schützen aber auch die Namen der armligen Habseligkeiten, welche der Prophet bei seinem Tode zurückgelassen hatte. Die Anwendung solcher Mittel verschaffen auch Gesundheit, Liebe, Freundschaft, Nahrung u. s. w.¹⁵⁵⁾

Kein Mensch hat jemals eine so absolute Gewalt über die Geister ausgeübt (nach der arabischen Volksauffassung) als Soleiman Ibn Dänd (Salomn der Sohn von David). Er konnte dies mit Hilfe eines überaus kräftigen, vom Himmel ihm zugesendeten Talismans. Dies war ein zur Hälfte aus Erz, zur andern Hälfte aus Eisen gefertigter Siegelring, auf dem der „grosse Name Gottes“ eingravirt war. Mit dem Erz siegelte er seine Befehle an die „guten“ Jinns, mit dem Eisen (dem den Jinns verhassten Metall), jene an die „bösen“ Jinns (die Teufel). Ueber die beiden Kategorien, die Winde, Vögel, wilde Thiere, hatte er vollständige Gewalt. Mit Hilfe desselben baute er den Tempel von Jerusalem.

Sein Vater (Araf, der Sohn von Barkhiya) verrichtete Wunder, weckte sogar Tote zum Leben durch Aussprechen „des grossen Namens“.¹⁵⁶⁾

Die Moslms in Aegypten unterscheiden zwei Arten von Magie, Er-Ruháni, die geistige Magie, und Es-Simija, die natürliche oder trügliche Magie. Er-Ruhani ist zweierlei: šiwi (hohe, rahmáni, auf den Erbarmenden sich beziehend), und safi (schejtáni, astanische), die niedere Magie. Die hohe Magie gründet sich auf die Wirksamkeit Gottes, seine Engel und guten Geister und auf andere vom Gesetz gebilligte Mysterien. Sie kann nur von frommen Menschen erlangt und geübt werden, welche entweder durch Tradition oder aus Büchern die Namen jener übermenschlich wirkenden Wesen und die Ausrufungen, durch welche man der Gewährung seiner Wünsche sicher ist, lernen. Die Kunst, Zaubermittel zu guten Zwecken zu schreiben, gehört zu dieser Magie, zur Astrologie, zur Kunde der Geheimnisse der Zahlen. Das höchste, was man darin erreichen kann, ist die Kenntniss des Iam el-Azám. Dies ist der „höchste Name“ Gottes, den Niemand kennt, als die Propheten und Gesandten Gottes. Wer diesen kennt, kann durch das bloss Aussprechen desselben Tote zum Leben erwecken, das Lebendige tödten, sich selbst überall hin versetzen, wohin es ihm beliebt, und jedes andere Wunder verrichten. Manche meinen, dass er besonders ausgezeichneten Welis bekannt sei.¹⁵⁷⁾

Die niedere Magie hängt von der Wirksamkeit des Teufels und anderer böser Geister ab; sie wird nur zu bösen Zwecken und von bösen Menschen angewandt.¹⁵⁸⁾

Der Name Gottes ist dem Araber das wirksamste Schutzmittel gegen den bösen Blick, ebenso wie der Name des Propheten.

Wenn Jemand irgend etwas auf unpassende Art bewundert, so weist ihn der Araber mit den Worten zurecht: „Segne den Propheten“, und wenn der Andre darauf antwortet: „O Gott, sei ihm günstig“, so fürchtet man keine üblen Folgen. Wenn jemand ausruft „wie schön“, oder einen ähnlichen Ausdruck gebraucht, so bittet man ihn, zu sagen: Má schán-láh (Was Gott will, das geschehe). Wenn man ein fremdes Kind auf den Arm bewundernd nimmt, muss man sagen: Im Namen Gottes des Allbarnerzigten, des Erbarmeren und Má schán-láh.¹⁵⁷⁾

Dieselben Vorstellungen findet man in unzähligen Variationen in der kabbalistischen Literatur Europa's. Ich verweise auf die Verzeichnisse der 72 Namen, welche Jesus Christus und jener, welche der Jungfrau Maria beigelegt werden, bei Nyrop. Wer sich Rechenschaft geben will, in welchem Umfange die Zaubrerpraxis mit den „drei höchsten Namen“ geübt wird, möge ein beliebiges Buch über deutschen Volksglauben durchblättern, wozu ich besonders „Biringer, Aus Schwaben“ empfehle. Man findet daselbst Recepte für alle möglichen Bedürfnisse, für die Heilung von Krankheiten oder Verletzungen, für die Verstellung des Schusses eines Feindes, für das Butterrühren, sogar um Glück beim Kegelspiel zu haben. Es sind meistens sinnlose Wortcombinationen in Verbindung mit der Schlussformel: Im Namen Gottes u. s. w. Ueber eine systematische Behandlung von Geisteskranken durch „Werte“ d. h. durch die (sonst gebührgelalten) Namen Gottes bei den Esthen vgl. Kreuzwald und Nons Myth. u. mag. Lieder der Esthen 81. Eine sehr ähnliche Rolle spielen aber auch die Namen der Heiligen, für deren Anrufung manchmal bloss die äussere Aehnlichkeit ihres Namens mit der Bezeichnung des zu bekämpfenden Übels den Anschlag gibt. So gilt in Bayern St. Valentin als Specialist für alle „hinsfallenden“ Krankheiten. Ihre Namen und die Anfangsbuchstaben dienen dazu, um die Häuser vor Eintritt der Hexen, die Kinder vor den Einwirkungen böser Dämonen während der Nacht zu schützen. Sie vertreten die Stelle von Amuletten oder sind die als wirksamst gedachten Theile derselben.

¹⁵⁵⁾ Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypten II, 63—66.

¹⁵⁶⁾ Lane, Arabian Soc. in the middle Ages. 40.

¹⁵⁷⁾ Lane, Sitten d. heut. Aegypten II, 63.

¹⁵⁸⁾ Lane, l. c. II, 66.

Nur heiläufig, weil ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit fallend, sei erwähnt, dass es eine weitverbreitete Sitte gibt, welche aus Ehrfurcht verhietet, den Namen Gottes sowie grosser Persönlichkeiten zu nennen. Sie tritt bei primitiven wie bei hochentwickelten Völkern, bei den letzteren oft relativ spät auf. So im späteren Judentum nach einer ganzen Reihe von Uebergangsbestimmungen das Verbot den Namen Jehovah zu nennen, wo für Adonai (Herr) gebraucht wird.¹⁵² Auch wird der Name des Confucius (Khen) nicht mehr gesprochen und geschrieben; wo derselbe in einer Schrift vorkommt, liest man (statt Khen) Mao; selbst wo er in seiner ursprünglichen Bedeutung als „Hügel“ erscheint, wird das chinesische Zeichen hierfür etwas abgeändert. Selbst in den Wörterbüchern wird es gemieden, während das grosse Wörterbuch des Kaisers Khang-hi ihn noch ohne weiters anführt.¹⁵³ Als die fünf Genossen, denen Buddha seine Lehre von der Erlösung zuerst predigte, ihn mit seinem Namen anredeten, sprach Gotama zu den fünf Mönchen: Ihr Mönche redet den „Vollendeten“ nicht mit seinem Namen an.¹⁵⁴ Die Kaffernfrauen bezogen ihre Ehrfurcht dem Könige dadurch, dass sie seinen Namen niemals ansprechen, wie er lautet. Sie müssen sogar die Silben desselben in andern Worten meiden.¹⁵⁵ In dieselbe Kategorie fallen noch andere von Andree und Tylor angeführten Beispiele für das Verbot, den Namen Lebender zu nennen, welches auch Veränderungen in der Benennung von gleichnamigen Objecten nach sich ziehen kann.¹⁵⁶ Die Deutung dieser Thatsachen ist auf das bestimmteste begünstigt. Wir erblicken in denselben eine neue Mahnung zur Vorsicht in der Verwerthung von ethnographischen Parallelen, deren Beweiskraft nur im innigsten Anschluss an die genetsche Betrachtung unausgefochten bleibt.

Herr Prof. Dr. Furtwängler-München:

Das Monument von Adamklissi und die ältesten Darstellungen von Germanen.

Der Vortragende entwickelte die von ihm seitdem in einem September 1896 erschienenen Bände „Intermezi, knastgeschichtliche Studien“, Leipzig, Giesecke u. Devrient, S. 51—92 ausführlicher dargelegte These, dass das bisher auf Trojan und seine Dakerkriege bezogene Tropaeum zu Adam-

klissi in der Dobrudseha vielmehr den Feldzug des M. Licinius Crassus gegen die deutschen Bastarner und die Thraker und Geten verherrliche, dessen Datum 29/28 vor Chr. fällt. Die Bildwerke seien somit die älteste zusammenhängende sichere Darstellung des Kampfes eines deutschen Volkstammes gegen die Römer. Der Vortragende verweilte besonders bei der anthropologischen Bedeutung dieses Resultats. Der germanische Typus der Bastarner ist, wenn auch roh, doch sehr treu wiedergegeben. Ebenso treue Bilder erhalten wir hier, dem Vortragenden zufolge, zum ersten Male von den Geten und den Thrakern.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Ein neolithisches Gräberfeld bei Worms.

(Mit Demonstrationen, zahlreichen Photographien, spec. Originalaufnahmen der Gräber. Auszug aus der Wormser Zeitung 1896. 217. 1. u. 2. Blatt.)

Gräber jener fernen Frühzeit, einer Periode, in welcher der Mensch noch nicht mit den Metallen bekannt war, und seine Werkzeuge, Waffen und Schmuckachen nur aus Stein, Horn, Knochen, Holz und Muscheln zu verfertigen verstand, kamen bisher nur sehr selten und dann gewöhnlich einzeln, fast gar nicht in grösseren Gruppen vereinigt vor. Nur ein Mal ereignete es sich, dass in Deutschland ein ganzes Gräberfeld dieser Periode aufgedeckt wurde, in welchem die Todten, wie auf unserem Gräberfelde, in regelmässigen Reihen bestattet gefunden wurden.

Es war dieses Gräberfeld auch in unserer Provinz, in nächster Nähe von Worms, am Hinkelstein bei Monsheim gelegen und wurde um die Mitte der sechziger Jahre bei Grelgenheit des Umrodens von Ackerfeld zu einem Weinberg aufgefunden. Man hat bisher dieses Gräberfeld als typisch für die Zeit, seine Funde geradezu als epochemachend angesehen und es in der Litteratur „Das berühmte Gräberfeld vom Hinkelstein“ genannt. Und doch sind bei der Aufdeckung beinahe alle Gräber zerstört worden, so dass eine darüber erschienene Arbeit von Lindenschmit nur allgemeine, sich auf die Aussagen der Arbeiter stützende Angaben machen konnte.

Um so erfreulicher musste es sein, dass es uns vergönnt gewesen war, ein Gräberfeld derselben Periode zu entdecken, von welchem bis jetzt eine grössere Zahl unversehrter Gräber genau untersucht werden konnte.

Sämmtliche Gräber liegen dicht bei einander und sind deswegen, sowie wegen ihrer ganz gleichartigen Ausstattung als einer Zeit angehörig zu betrachten. Wir erhalten daher durch sie ein ganz bestimmtes Bild des Culturzustandes einer gewissen

¹⁵² Hergenröther n. Kauler, Kirchenlexikon VI, 1274.

¹⁵³ Dvořák, Confucius u. s. Lehre 232.

¹⁵⁴ Oldenberg, Buddha 127.

¹⁵⁵ Kropf, Xosa-Kaffern 150 f.

¹⁵⁶ Andree, l. c. 180 f. Tylor, l. c. 144, 147.

Druckfehler: S. 114 in 49) lies statt: der Polynesiern — auf Samoa, in 99) statt: Wilkems — Wilken.

Periode des Steinzeitalters, soweit wir solches aus Gräbern überhaupt zu erlangen im Stande sind, und da die Erforschung sich bereits auf die Zahl von 69 Bestattungen erstrecken konnte, erhalten wir ein Bild, wie es anschaulicher bis jetzt noch nicht gewonnen worden ist.

Das erste dieser Gräber kam vor zwei Jahren bei der Anlage einer Kalkgrube an der nordwestlichen Grenze des Filterplattenwerkes von Bittel & Cie. zufällig zum Vorschein. Einzelne Stücke der darin vorgefundenen Gefäße wurden uns durch einen Bauaufseher überbracht, aus dessen ziemlich bestimmter lauteudender Aussagen wir entnehmen konnten, dass es sich um ein Grab und nicht um einen zufälligen Scherhenfund handelte. Die Scherhen trugen alle die charakteristische Verzierung der neolithischen Zeit. Es lag nun die Möglichkeit vor, dass sich an diesem einzelnen Grab, wie beim Grabfeld vom Hinkelstein, ein größeres Grabfeld anschloss, es konnte dagegen auch das gefundene Grab eine vereinzelt Bestattung gebildet haben. Eine bald darauf vorgenommene Untersuchung im Hofe der Fabrik, ostwärts des angefangenen Grabes, ergab keine weiteren Anhaltspunkte. Trotzdem gaben wir die Hoffnung nicht auf, nach der Seite des freien Feldes hin, nach Westen zu, bessere Erfolge zu erzielen und unsere Bemühung wurde glänzend belohnt, denn bald reichte sich hier Grab an Grab.

Das Grabfeld ist nördlich der Stadt Worms, nur 200 Meter westlich des Rheines gelegen. Die Örtlichkeit ist geologisch interessant. Während bei der Stadt nach südwärts derselben das Hochrhen weit vom Strom zurücktritt, dehnt sich auf ihrer Nordseite von der Liebfrauenkirche bis zum Pfaffenwinkel hin eine Bodenwelle aus, welche dicht bis an den Rhein herantritt, um ein selbst bei den stärksten Ueberfluthungen hochwasserfreies Gelände zu bilden, welches aus diesem Grunde in neuerer Zeit von der Industrie, nach Schaffung von Hafens-, Quai- und Eisenbahnanlagen seitens der Stadt, mit Vorliebe zur Errichtung von Fabrikanlagen benutzt wird.

Diese Erhöhung wird gebildet durch das diluviale Geschiebe des Pfimmithales, welches seine Mächtigkeit dem im Hintergrunde des Thales quer vorgelagerten Donnersberg, dem höchsten Berge der Pfalz, verdankt, dessen Gletseher jedenfalls am längsten bestanden haben werden. Hier an dieser Stelle trifft auch der rothe Kies des Donnersberges mit dem Rheinkies unmittelbar zusammen, an keiner anderen Stelle wird derselbe so weit östlich angetroffen.

Diese günstige Lage nun ermöglichte es dem Steinzeitmenschen, dicht am Strome zu wohnen

und seine Todten zu bestatten, und diese Stelle muss auch in der Folgezeit eine bevorzugte geblieben sein, da sowohl aus der Bronzeperiode wie auch aus der jüngsten La Tène-Zeit innerhalb der letzten zwei Jahre hier Gräberfunde zum Vorschein gekommen sind.

Das Grabfeld erstreckt sich von der nordwestlichen Grenze des Filterplattenwerkes aus über drei benachbarte, nach Norden gelegene Aecker hinweg. Die Gräber liegen alle genau in der Richtung von Südosten nach Nordwesten, so dass das Auslitz der Todten nach Nordwesten zu gerichtet ist.

Nur ein einziges, das Grab 28, verhielt sich anders, es war direct von Osten nach Westen orientirt. Sie liegen alle ziemlich dicht bei einander, mancho nur einen Abstand von 1—2 Meter zwischen sich lassend. Es sind einfache Erdgruben, Furchengräber, ohne jede Steinsetzung, auch ist die Annahme, es könnten ehemals grössere Hügelbauten sich über diesen Grabstätten gewöhnt haben, aus der Lage der einzelnen Gräber zu einander und ihrer Gesamtanordnung vollständig ausgeschlossen. Kein sichtbares Zeichen, wie beim Grabfeld vom Hinkelstein, liess vermuthen, dass hier einer der ältesten Friedhöfe des Rheinlandes sich finden würde. Auch eine vor Jahren an dieser Stelle betriebene Sandgrube, welcher sicher verschiedene Gräber zum Opfer gefallen waren, brachte hiervon keine Kunde.

Die Gräber sind durchweg Skelettgräber, ihre Tiefe schwankt zwischen 1,50 m und 0,30 m. Der Kopf der Bestatteten war mit Ausnahme von vier Gräbern stets nach rechts geneigt, drei Mal war derselbe gerade gelagert und ein Mal nach links geneigt. Sämmtliche Skelette lagen mit einer Ausnahme ausgestreckt im Grabe, die Füße waren manchmal etwas erhöht gelagert und die Arme meist längs der beiden Seiten des Körpers ausgestreckt. Oefter kam es vor, dass bald der eine, bald der andere Arm, dann wieder beide Arme mit dem Becken gekrenzt waren. Mehrmals lag der eine oder andere Arm auf der Brust und ein Mal erschien das Kinn auf die rechte Hand gestützt. Ebenso kam es vor, dass die Unterschenkel gekrenzt waren.

Die Skelette waren noch leidlich gut erhalten, so dass 12 Schädel ziemlich unversehrt erhoben werden konnten und auch viele andere Skeletttheile.

(Demonstration von Photographien einer Anzahl Gräber, welche unmittelbar nach der Aufdeckung photographisch aufgenommen werden konnten.)

Was nun die Zeitstellung unseres Grabfeldes anbelaugt, so hat gerade die Altersbestimmung derartiger Gräber schon merkwürdige Wandlungen

erfahren. Während man in der ersten Zeit der Entdeckung dieser neolithischen Gräber bemüht gewesen war, ihr Alter möglichst weit hinaufzrücken, hat Lindenschmit in der Zeitbestimmung des Hinkelsteingrabfeldes gerade den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen, er setzte die Gräber in das 5. vorchristliche Jahrhundert und wäre geneigt, wie er sagte, ihnen noch eine spätere Zeitstellung zuzugestehen. (1) Wenn man aber bedenkt, dass beinahe das ganze erste Jahrtausend v. Chr., mindestens bis zum 8. Jahrhundert, von der La Tène- und Hallstattperiode eingenommen wird, so bleibt für die sicher zeitlich sehr ausgedehnte Bronzeperiode viel zu wenig Raum übrig, abgesehen von dem sich zwischen Steinzeit und Bronzeperiode einziehenden Kupferzeitalter, welches wohl auch mehrere Jahrhunderte umfasst haben dürfte.

Aus dieser Periode des Kupfers erscheinen aber von Jahr zu Jahr mehr Funde und lassen erkennen, dass nicht nur ihr Zeitraum kein sehr beschränkter gewesen sein kann, sondern dass auch zwischen ihr und der vollen Bronzezeit eine Uebergangsperiode bestanden haben muss, in welcher durch immer grösseren Zusatz von Zinn erst allmählich die sogenannte „klassische Mischung“ der reinen Bronzezeit erreicht wurde.

Auch bei uns in Rheinessen, wo bisher noch gar keine Kupfergegenstände bekannt geworden sind, mit Ausnahme eines im Rheine bei Mainz gefundenen kleinen Meissels, mehren sich die Funde von solchen, wie wir weiter sehen werden. Sie würden wahrscheinlich schon zahlreicher sein, wenn man früher schon die chemische Analyse angewandt hätte.

Durch diese Funde nun wird die vormetallische Zeit immer weiter hinaufgerückt und wir kommen mit der Zeitbestimmung neuerer Grabfelder ungenügend in das dritte Jahrtausend v. Chr., vielleicht sogar in den Beginn desselben.

Betrachten wir zunächst die in unseren Gräbern erscheinenden Beigaben, so fallen vor Allem wegen ihrer grossen Anzahl und meist geschmackvollen Verzierungsweise die Gefässe ins Auge. Einige Gräber sind sehr reich damit ausgestattet, und zwar Männer- wie Frauengräber in gleicher Weise, manchmal fanden sich 6—8 in einem Grabe. 18 Gräber enthielten dagegen gar keine Gefässe, in anderen wieder fanden sich nur Bruchstücke von solchen vor und in den meisten wurden neben erhaltenen Gefässen zahlreiche Scherben verschiedenartiger Gefässe gefunden. Es konnte hier mit Sicherheit ein wahrscheinlich rituelles Gebraueh bei der Bestattung constatirt werden, der meines Wissens sonst noch nicht, wenigstens nicht mit

solcher Bestimmtheit festgestellt wurde, der nämlich, dass bei der Bestattung einzelne der gebrauchten Gefässe absichtlich zerbrochen und deren Scherben den Todten mit ins Grab gegeben wurden.

Sämtliche Gefässe sind ohne Drehscheibe gefertigt, verhältnissmässig gut gebrannt, und zerfallen in zwei Gruppen: in roh geformte, unverzierte und in gefälliger geformte, dünnwandige, mitunter sehr schön verzierte Gefässe. Manche von ihnen sind mit Röthel oder Eisenocker roth gefärbt. Alle, mit Ausnahme eines bestimmten, noch näher zu bezeichnenden Typus haben keinen Standring, sie sind unten rund, haben einen sogenannten kesselförmigen Boden, so dass sie wahrscheinlich beim Gebrauch in Sand, auf Thoringer oder ein Geflecht gestellt werden mussten.¹⁾ Mit Flüssigkeit gefüllt bleiben sie jedoch auch ohne diese Vorrichtung im Gleichgewicht. Bei keinem Gefäss kommt der Henkel vor, es treten nur seitliche Ansätze, Warzen an, welche ein besseres Anfasen des Gefässes ermöglichen und ein Entgleiten aus den Händen verhüten sollen. Diese warzenförmigen Auswüchse sind bei den verzierten Gefässen klein und dann ebenfalls mit Ornamenten bedeckt. Die grösseren, roher geformten Gefässe haben dickere, mehr oder weniger weit vorstehende Ansätze, welche oft auch durchbohrt sind. Diese Durchbohrungen erscheinen manchmal ganz klein, so dass nur ein dünner Faden hindurch gezogen werden konnte. Meist sind es flaschenförmige oder becherartige Gefässe, welche diese Durchbohrung zeigen, so dass sich annehmen lässt, sie seien auf der Wanderung als Feldflaschen getragen worden.

Man kann bei diesen Gefässen die Entstehung des Gefässhalses unschwer erkennen: wie zuerst der andrehrohrte Ansatz antritt, dann die Durchbohrung erfolgt, welche bei zunehmender Stärke des Ansatzes immer grösser wird und so allmählich den Gefässhals erzeugt muss.

Bei den grösseren Gefässen, welche offenbar als Kochtöpfe benutzt wurden, sieht man oft noch die Spuren der Feuerung an der geschwärtzen Aussenfläche der Gefässe. Kein Gefäss trägt eine Aenguss. Zwei Mal dagegen konnte nachgewiesen werden, dass Gefässwandungen in der Nähe des Randes mit einer Durchbohrung versehen waren. Ob diese zum Angiessen der Flüssig-

¹⁾ Lindenschmit (a. a. O.) sagt, dass ein Gefäss einen flachen Boden gehabt habe. Dies ist jedoch nicht richtig, denn wie ich mich überzeugt habe, ist der angebliche Boden nur dadurch entstanden, dass das ungebrannte, unten runde Gefäss in feuchtem Zustande unvorsichtig aufgesetzt und dadurch etwas flach gedrückt wurde.

keit absichtlich angebracht worden war, ist jedoch nicht ersichtlich.

Es wurde oben gesagt, dass mit Ausnahme eines bestimmten Typus, alle Gefässe mit runden Böden versehen wären. Dieser Gefässtypus ist meines Wissens bis jetzt noch nicht in neolithischen Gräbern beobachtet worden. Er kam auf unserem Grabfelde in vier verschiedenen Exemplaren vor;³⁾ es sind dies grosse, schön verzierte Trinkbecher, eine Gefässform, welche von jetzt ab in allen späteren prähistorischen Perioden erscheint, wenn auch wenig oder gar nicht verziert. Bemerkenswerth und interessant ist die Gestaltung des Fusses. Da hier zum ersten Male in der Keramik der Gefässfuss auftritt, so sollte man annehmen, derselbe müsse eine gewisse unbeholfene und primitive Form besitzen, statt dessen tritt er aber gleich in ziemlich vollendeter Gestalt auf. Es ist an den runden Bodentheil des Bechers ein hoher Stantring angesetzt, dessen Wandung nach innen zu geneigt ist. In Folge dessen steht der Becher verhältnissmässig fest auf seinem Fusse. Immer ist der Fuss des Bechers mit denselben Ornamenten bedeckt, wie sie die Wandung des Bechers trägt. Das Exemplar besitzt keinen Fuss mehr, derselbe hat offenbar schon zur Zeit der Bestattung gefehlt. Diese Becher wurden nur in den am reichsten ausgestatteten Gräbern unseres Friedhofes gefunden und waren jedenfalls ein werthvoller Besitz. Den Fuss eines eben solchen Bechers habe ich auch unter den Gefässscherben des Grabfeldes vom Hinkelstein gefunden; ein Beweis mehr für die Gleichzeitigkeit der dortigen Funde mit den unserigen.

Eine weitere Gefässform unseres Grabfeldes ist ebenfalls früher noch nicht beobachtet worden. Es ist dies eine mehr oder weniger tiefe Schüssel mit rundem Boden. Das Eigenthümliche dieser Schüsselform ist das Auftreten von verschiedenen Ausbuchtungen am Rande. Derselbe ist an 4 bis 5 Stellen weiter nach oben ausgezogen, so dass die Schüssel dadurch ein eigenthümlich eckiges Aussehen erhält. Die Ausbuchtungen des Randes haben offenbar den Zweck, ein bequemerer Halten und Tragen des Gefässes zu ermöglichen. Diese Schüsselform ist immer dickwandig und stets unverziert.

Was nun die Ornamente unserer Gefässe anbelangt, so bestehen dieselben aus einem System von Linien und Punkten. Es kommen nur gerade oder wenig gebogene Linien vor, niemals findet

sich der Kreis, die Spirale, die Wellenlinie oder der Mäander. Die Punktverzierungen sind in derselben Weise angeordnet, wie die Linienverzierung. Das am häufigsten vorkommende Motiv ist das schraffierte Dreieck. Es bildet dieses Dreieck das in den späteren Perioden so häufig vorkommende sogenannte „Wulfszahnornament“, welches sowohl auf Gefässen, als auch vielfach auf Bronzen erscheint. Dasselbe ist meines Wissens bisher noch nicht als ein Ornament der rein neolithischen Zeit angeführt worden.³⁾ Es findet sich häufig in doppelter Anordnung, in der Weise, dass um die Mitte des Gefässes ein Band von Strichen oder Punkten läuft, auf welches dann von oben und unten die Dreiecke mit ihren Basen aufgesetzt sind. Auf diese Weise sind namentlich die grossen vorhin erwähnten Trinkbecher verziert. Ein anderes Mal ist die zwischen zwei Reihen von Dreiecken gelagerte Linie weggeblieben und es entsteht dadurch ein rautenförmiges Ornament. Die Linien dieser Dreiecke verlaufen manchmal etwas geschweift. Wieder ein anderes Mal sind die Dreiecke so angeordnet, dass eine sternförmige Figur entsteht. Wenn zu beiden Seiten einer oder mehrerer senkrecht verlaufender gerader Linien je ein schraffirtes Dreieck gelagert ist, dessen Linien etwas geschweift sind, so erscheint eine baumähnliche Figur, welche auch Lindenschmit schon erwähnt hat. Eine andere Verzierungsort, die auch auf dem Dreieck basirt, ist das Zickzackornament, welches einfach oder in mehrfacher Anordnung erscheint. Nur bei zwei Gefässen kam es bis jetzt vor, dass durch rechtwinklig sich kreuzende Linien quadratische Figuren entstanden.

Die Verzierungen sind entweder tief in den Thon eingeritzt, bezw. eingedrückt und dann gewöhnlich mit weisser Paste ausgestrichen, welche nach neueren Untersuchungen von Dr. Olshausen aus kohlensaurem Kalk besteht, oder sie sind leicht eingeritzt bezw. eingedrückt und entbehren dann der weissen Füllmasse. Aber auch Stempel oder Stanzen wurden schon benutzt, wie wir das schon an der um ein Gefäss gelegten Borte von eingestanzten Halbmonden erkennen können.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Gegenstände, welche sich in zwei Gräbern fanden, Instrumente zur Bearbeitung, Glättung und Verzierung der Gefässe gewesen waren. Es sind aus Thierzähnen hergestellte Schaber, welche an dem einen Ende mit einer Spitze versehen sind, mit welcher die

²⁾ Wie aus Scherben, welche noch der Zusammenstellung harren, hervorgeht, ist noch ein fünfter Becher vorhanden.

³⁾ Könen in seiner „Gefässkunde“ erwähnt davon nichts, wie er auch die Ornamente dieser interessanten Gruppe der „Hinkelstein-Gefässe“ gar nicht speciell behandelt hat.

eingritzten Verzierungen sehr gut hergestellt werden konnten.

In den Gefässen wurden noch vielfach Reste der Mahlzeit, bestehend in Thierknochen, gefunden, welche noch ihrer näheren Bestimmung harren. Manchmal wurden aneh solche Thierknochen in der blossen Erde, neben dem Skelett liegend angetroffen. Dieselben waren ehemals offenbar in einem Holzgefäss beigesetzt worden.

Dass die Bereitung dieser Speisen bei der Bestattung neben dem aufgeworfenen Grabe erfolgte, konnte aus einer Beobachtung geschlossen werden, welche mehrmals gemacht wurde. Es zeigte sich nämlich, dass von den im Grabe angestrenten Scherben eines Gefässes einige durch Feuer ganz geschwärzt waren, während die anderen, sieb unmittelbar daran anschliessenden, ihre ursprüngliche bethrothe Farbe behalten hatten. Es kann das nur daher gekommen sein, dass einige der Stücke des abtheillich zerbrochenen Gefässes in das Feuer gefallen waren, die dann später den übrigen ins Grab nachfolgten. Manche Gefässe waren direct auf ihre Oeffnung gestellt, viele wurden auch in einander liegend gefunden.

In den Gräbern wurden 35 grössere Steingeräthe gefunden. Dieselben bestehen anscheinend, wie auch die Steingeräthe des Hinkelsteingrabfeldes, aus Kieselschiefer, Diorit, Basalt und Syenit. Unter ihnen kommen nur drei verschiedene Formen vor: 1) Die durchbohrte Axt. 2) Der lange Meissel von „schleifenförmiger“ Gestalt, das charakteristische Werkzeug unserer Gräber, und 3) das kleine, flache, undurchbohrte Beil. Sämmtliche Geräte müssen, wie schon Lindenschmit betont hat, als Werkzeuge gedient haben, weil die Schneide bei allen auf der einen Seite gewölbt und auf der anderen flach erscheint. Der untere, flache Theil der Schneide ist sowohl durch den Gebrauch abgenutzt und geglättet, wie auch beim Schärfen der Schneide abgeschliffen worden. Diese Bearbeitung, die bei allen ganz gleichartig ist, hätte aber für eine Waffe keinen ersichtlichen Zweck, es muss vielmehr angenommen werden, dass dieses Geräthe zur Bearbeitung von Holz gedient habe, wobei wahrscheinlich der lange Meissel ähnlich wie ein Hobel benutzt wurde.

Die durchbohrten Axte und die langen Meissel kommen nur in Männergräbern vor. In den besser ausgestatteten werden gewöhnlich drei solcher Steingeräthe, eine Axt, ein langer Meissel und eines der grösseren Flachbeile gefunden. Von der letzteren Gattung kam einige Mal auch je ein Exemplar in einem Frauengrabe vor, jedoch nur ein solches der kleinsten Form.

Die kleineren Steingeräthe bestehen durch-

weg aus Feuerstein und kamen auf unserem Grabfelde im Gegegensatz zu dem vom Hinkelstein in grosser Zahl vor. Bald sind es lange Spähne mit ausserordentlich scharfem Rand, welche in einen Holzgriff gesteckt scharf schneidende Messer abgehen mussten, bald sind es kleine Messerchen und Schaber bis herab zu den kleinsten eiselförmigen Instrumentchen, welche letztere ebenfalls in Holz gefasst sein mussten. Größere Feuersteinstücke, gewöhnlich nuclei genannt, kamen nicht vor, die unregelmässig gestalteten Stücke, welche keine bestimmte Bearbeitung erkennen lassen, halte ich vielmehr für Steine zum Feuereschlagen, wozu auch die runden Feuersteinknollen und weissen und blauen Backkiesel gedient haben müssen. Dieser Feuerstein kommt nach Lepsius nicht in unseren Gegenden vor. Er muss demnach durch den Handel entweder aus Frankreich oder Norddeutschland importirt worden sein.

Die Feuersteinmesser und Schaber kamen sowohl in Männer- wie in Frauengräbern vor, in den reich ausgestatteten Männergräbern manchmal in sechs bis acht Exemplaren, in den Frauengräbern jedoch in geringerer Zahl, ebenso erscheinen die Feuersteinknollen seltener in den Frauengräbern.

Anfallend ist es, dass auch unter diesen Feuersteingeräthen keine gefunden wurden, welche als Waffen zu deuten wären. Schon Lindenschmit erwähnt, dass auf dem Hinkelsteingrabfelde keine Pfeilspitzen gefunden worden wären. Aber auch in unseren 69 genau untersuchten Gräbern fand sich kein einziges Stück, welches die Form eines Pfeiles besässe.

In einigen Gräbern kamen auch Instrumente zum Schleifen der grossen Steingeräthe vor. So ist der in einem reich ausgestatteten Männergrabe gefundene Stein ein Schleifstein. (Er besteht nach Lepsius aus rothem lettigen Sandstein aus dem Odenwald.) Ebenso fanden sich 4 kleinere Schleifsteine aus rothem Sandstein (Buntsandstein aus dem Odenwald). Lindenschmit nannte einen solchen „ein eigenthümliches Werkzeug, welches sonst noch nicht aufgefunden worden ist“. Es findet sich nur in Männergräbern und immer in zwei gleichen, aufeinanderpassenden Theilen. Da, wo die beiden Theile aufeinander liegen, trägt jeder eine ihn der Länge nach durchziehende Rille, welche, welche nur, wie auch Lindenschmit meint, zum Schleifen von kleinen Geräthen aus Knochen oder Horn gedient haben kann. Diese Schleif- oder Wetzsteine wurden nie einzeln, sondern immer paarweise auf einandergelegt gefunden, so dass anzunehmen ist, sie wären zusammen in einem Futral getragen worden.

Dass unsere Bewohner der Rheingewann auch schon Ackerbau getrieben haben, davon sind die zahlreich gefundenen Getreidemöhlen Zeugen. Manche davon sind durch den Gebrauch schon bedeutend abgenutzt. Sie sind zusammengesetzt aus dem grösseren Bolenstein und dem kleineren Läufer oder Kornquetscher. Die meisten bestehen aus weislichem, einige aber auch aus rothem Sandstein.⁴⁾ Die Basaltlava, welche schon in der Bronzezeit vielfach zu Mähleinern verwandt wurde, ist unseren Steinzeitmenschen noch nicht bekannt gewesen. Diese Mühlen finden sich nur in Frauengräbern, in keinem Männergrabe konnte bisher eine solche nachgewiesen werden.

Was nun die in unseren Gräbern gefundenen Schmucksachen anbelangt, so bestehen diese sich nur aus Stein, Knochen, Muschel, Thierzähnen und Fossilien. Ein Anhänger aus Syenit fand sich in Grab 48. Um den Hals vieler Frauen- und auch mehrerer Männerkörper wurden Halsketten gefunden, welche aus durchbohrten Muschelstücke bestehen. Entweder sind es grössere oder kleinere aus dem Kern der fossilen Muschel geschnittene perlqueuförmige Stücke, welche noch lebhaften Perlmuttermantel besitzen, oder es sind durchbohrte, einige Millimeter dicke Scheiben, welche kreisförmig aus der Wandung der Muschel herausgeschnitten sind.⁵⁾ Dies geschah jedenfalls auch mit Hilfe eines Drillbohrers, wie er ähnlich zum Durchbohren der Aexte gedient hat. Perlqueu und Scheiben finden sich auch oft zusammen an einer Kette bei Männern wie bei Frauen, und es konnte nicht constatirt werden, dass, wie Lindenschmit behauptet, die beiden verschiedenen Arten auch stets verschiedenen Gräbern angehört hätten. Gewöhnlich sind die perlqueuförmigen Stücke in den Männergräbern etwas stärker als die in den Frauengräbern gefundenen. Einmal wurde auch ein aus 14 Stücken der letzteren Art angelegtes Armband am linken Arme eines Frauenskelettes gefunden. Manchmal fanden sich in den Halsketten noch grössere durchbohrte Muschelstücke und Thierzähne eingereiht, oder es fanden sich einzelne solcher Stücke am Handgelenk. Einmal fanden sich am Hals eines Mannes perlqueuförmige Anhänger aus Thierzähnen (wahrscheinlich vom Hund). Aber auch andere Fossilien

wurden zum Schmuck benutzt, so wie schon erwähnt, die Gehäuse einer fossilen Schneckeart, welche aus den Meeresanden der Umgebung von Alzey herkommen.⁶⁾ Diese Schneckeart ist in den Gräbern am linken Arm nicht beobachtet worden. Entweder waren sie zu einem Armband gefasst oder auf die Kleidung aufgenäht gewesen. Auch mehrere recente Muschelarten⁷⁾ wurden benutzt. So kam es mehrmals vor, dass ein weibliches Skelett eine solche undurchbohrte Muschel in der Hand hielt.

Andere Schmuckstücke sind Ringe aus Stein, welche um den Ober- und Vorderarm getragen wurden. Sie wurden aus Serpentin in der Dicke von einigen Millimetern herausgeschnitten und sind gewöhnlich 1,5 em breit. Diese Gesteinsart kommt jedoch in unseren Gegenden ausserdem gar nicht vor. Andere, schmälere Ringe sind aus versteinertem (fossilem) Hirschgeweih gearbeitet. Diese Ringe kommen nur in Frauengräbern vor. So war ein Skelett (Grab 45) am linken Oberarm mit drei Ringen aus blauem und am rechten Oberarm mit drei aus grauem Serpentin geschmückt.

Im Ganzen kamen 22 solcher Steiringe vor: 10 vom Oberarm, 9 vom Vorderarm und die zuletzt erwähnten 3 Ringe. Derartige Ringe sind bisher noch nicht bekannt geworden. Aehnliche, aber schwerere und viel dickere Ringe aus einer Art weislichen Marmors und schiefe Ringe aus Elchgeweih wurden in Steinzeitgräbern bei Rössen in Thüringen gefunden, welche im Museum für Völkerkunde in Berlin aufbewahrt werden.

Andere Gegenstände, welche zum Schmucke dienen, sind die schon erwähnten Stücke von rothem und gelbem Eisenocker. Sie wurden sowohl in Männer- wie in Frauengräbern gefunden. Offenbar dienen sie, wie auch Röhren, welche Substanz einmal in einem aussergewöhnlichen (Nr. 11) gefunden wurde, zum Färben oder Tätowieren der Haut, wie auch wahrscheinlich zur Färbung verschiedener Gegenstände von Holz, Leder u. s. w. Dass einzelne Gefässe damit gefärbt worden waren, haben wir schon erwähnt.

Nach Allem, was wir so aus der Lebeugewann dieser ehemaligen Bewohner unserer Rheingewann schliessen dürfen, standen sie auf einer noch sehr niedrigen Culturstufe, einer Culturstufe, welche kaum diejenige unserer heutigen Eskimo oder Feuerländer erreicht haben wird.

⁴⁾ Cerithium plicatum und Cerithium Lamarcki, fossile Schnecken aus dem Tertiar des Mainzer Beckens.

⁷⁾ Die gewöhnliche Auster aus dem Mittelmeer oder der Nordsee und die Flussmuschel, Unio pictorum L. aus dem Rhein oder Main.

⁴⁾ Es ist nach Lepsius entweder tertärer Sandstein (mittel oligocäner Meeresand vom Esigkamm bei Heppenheim an der Bergstrasse oder Buntsandstein von der Starkenburg, vielleicht auch vom Neckar oberhalb Heidelberg).

⁵⁾ Nach Lepsius Perna Sandbergeri Desh., eine grosse fossile Muschel aus dem Tertiar des Mainzer Beckens (Umgebung von Alzey).

Herr J. Banke:

Steinzeit-Funde im Spessart.

In der letzten Zeit sind ähnliche Funde auch in Bayern und zwar im Spessart gemacht worden von einem ausgezeichneten Forscher und Sammler, Herrn von Haxthausen in Sommerau im Spessart. Namentlich in der Nähe von Eigelsbach hat Herr von Haxthausen eine grosse Anzahl neolithischer Reste entdeckt. Besonders wichtig sind kleine triebterförmige Gruben, in denen sich gebrannte Thonknollen fanden neben einigen Thierknochen und vielen Scherben. Die Mehrzahl der Scherben entspricht in hohem Maasse dem, was wir von Herrn Dr. Koehl gehört haben, nicht bloss in der Form, sondern in der ganzen Ornamentirung. Ein gewisser Unterschied ist aber insofern vorhanden, als unter den Eigelsbacher Scherben viele vorkommen, die nicht bloss gebogene Linien, sondern wirklich spiralförmige Formen aufweisen; ebenso wurden Henkeln dort zahlreich gefunden, nicht nur solche kleine Ansätze, die wie Warzen aussehen, welche man nicht bloss senkrecht sondern auch horizontal durchbohrt angetroffen hat, sondern es fanden sich auch zahlreiche grosse und weite Henkel. Aus den Gruben wurden relativ wenig Steingeräthe erhoben. Metall fehlte gänzlich. In den erwähnten Thonknollen, die alle im Feuer gebrannt sind, sind auch viele organische Reste enthalten, welche zum Theil von Getreide herzurühren scheinen. Was diese Gruben waren, lässt sich noch nicht mit voller Bestimmtheit sagen. Sicher waren es keine Gräber. Sie sind jetzt schon in einer Zahl von circa 100 aufgefunden, und ich glaube, dass sie nützlichweise nicht sowohl als Basis einer Wohnung gedient haben möchten, sondern als Koch- oder Herdgruben. In nächster Nähe sind Gräber der Steinzeit bisher noch nicht aufgefunden, was um so auffällender ist, da im Spessart ein grosser Reichtum an steinzeitlicher Kultur sich enthüllt. Ich habe, durch Herrn von Haxthausen gesammelt, in der letzten Zeit aus Einzelfunden 266 Steinbeile aus dieser Gegend erhalten, so dass die Gegend sieher in der neolithischen Periode schon dicht bewohnt gewesen sein muss. In der weiteren Umgebung sind früher steinzeitliche Gräber gefunden worden, aus denen recht interessante Reste in der städtischen Sammlung in Asehauffenburg aufbewahrt werden.

Herr Geheimrath Wagner-Karlsruhe:

Das Vorgetragene veranlasst mich zu einer kurzen Mittheilung. Man stiess nämlich in Baden, ganz in der Nähe, auf der andern Seite des Rheins

bei Unter-Grombach A. Bruchsal auf der Höhe des gegen das Rheinthale steil abfallenden St. Michaelsbergs vor einigen Jahren auf ziemlich ausgedehnte neolithische Reste, welche damals durch Prof. Schumacher im Auftrag des Karlsruher Alterthumsvereins untersucht wurden. Die Funde deckten sich vielfach mit den von dem Herrn Vordredner beschriebenen. In diesem Jahre sind die Grabungen durch Herrn Ingenieur Bonnet aus Karlsruhe wieder aufgenommen worden und zwar mit grossem Erfolg; die gemachten Funde sind aber noch nicht genügend studirt, um über sie jetzt schon befriedigenden Bericht geben zu können.

Am Anfang war man geneigt, die Fundstätte für ein neolithisches Gräberfeld zu halten, weil man u. A. auch auf menschliche Knochenreste gestossen war. Nunmehr hat sich gezeigt, dass man es mit Reihen von grossen Gruben zu thun hat, in welchen sich wahrscheinlich Wohnstätten, wohl mit einem Herd in der Mitte und einem Abfallloch, in dem Kohlen und sehr viele Thonscherben sich fanden, erhoben haben. Man käme so auf die Anschauung eines neolithischen Dorfes, und wenn menschliche Skeletreste mit zu Tage traten, so waren entweder auch Gräber auf demselben Terrain, oder ist vielleicht der Gedanke berechtigt, dass nach Analogie afrikanischer und anderer Volksstämme in den Hütten selbst Begräbnisse stattgefunden haben.

In den Gruben fand sich eine ausserordentliche Menge von Thonscherben, aus denen sehr grosse und kleinere Töpfe zusammengesetzt werden konnten. Diese erscheinen ziemlich roh, oder mit Reihen von Fingereindrücken, sehr selten auch mit Strichverzierungen geschmückt. Beachtenswerth war uns, dass unter den Thongefassen auch Becher in Tulpenform vorkamen, genau wie sie aus den Pfahlbauten des Bodensee's bekannt sind; in der That scheint sich der Typus der Funde vom St. Michaelsberge ziemlich genau mit dem der Bodensee-Pfahlbauten zu berühren.

Noch ein bemerkenswerther Fund ist, analog dem was Herr Dr. Köhl vorzeigen konnte, der von Muschelschalen, und zwar von einer *Fusina sinuata* L., welcher nach Mittheilung von Prof. von Martens in Berlin jetzt nicht mehr im Rheingebiet, sondern nur noch in dem der Somme und einiger anderer französischer Flüsse vorkommt. Wir fanden dieselbe Muschel auch bei Ladenburg in römischen Trümmerstätten, zu deren Blüthezeit sie also noch im Rhein- und Neckarthal gelebt haben muss. Das Rheinthale muss demnach am Fuss des Michaelsbergs wohl noch sumpfig gewesen sein, und die neolithischen Bewohner seines

Gipfels nügen sich der Muschelthiere als Nahrung und vielleicht ihrer Schalen als Werkzeuge bedient haben.

Herr R. Virchow:

Nur noch einen kleinen Zusatz zu der Bemerkung des Herrn Vordredners. Die Gewohnheit, die Todten in ihren Hütten zu bestatten, schliesst ein, dass die Hütten nachher verlassen, nicht mehr weiter bewohnt, sondern gesehlossen werden und so verbleiben bis zu einem gewissen Termin, wo die Knochen wieder ausgegraben und in anderer Weise verwendet werden. Es ist das keine definitive Bestattung, sondern nur ein temporärer Akt.

Im übrigen wird es sich ja bald herausstellen, wie es sich mit der Verbreitung der jüngeren Steinzeit in Deutschland verhält. Wir haben im Norden grosse neolithische Felder, die über ganz Thüringen und bis nach der Altmark sich erstrecken. Ich glaube, dass wir allmählich zu einer vollkommenen Continuität dieser Funde kommen werden. Wissen wir doch, dass derartige Dinge auch an der Weichsel in den grossen megalithischen Gräbern vorkommen.

Herr R. Virchow:

Der Schlossberg von Burg im Spreewald.

Ich will hier eine Mittheilung einreichen. Es ist mir eben erst Kenntniss geworden von einem hervorragenden Feldzuge, der sich gegen eines der ehrwürdigsten Monumente der märkischen Archäologie richtet: gegen unseren berühmten Schlossberg von Burg. Diejenigen Mitglieder, die im Jahre 1880 unsere Spreewaldfahrt mitgemacht haben, werden sich dieses Schlossberges, von dem damals Herr von Schönlönburg und ich eine gedrängte Beschreibung vorlegten, lebhaft erinnern. Er ist der Mittelpunkt aller Fahrten, welche Touristen im Auge haben, wenn sie in den Spreewald ziehen. An diesen Berg knüpfen sich die alten Erinnerungen des Wendenvolkes an; denn auf ihm solle der Wendenkönig gewohnt haben und noch jetzt nachts seine Züge unternehmen. Archäologische Untersuchungen des Berges haben zu verschiedenen Zeiten stattgefunden, anfänglich natürlich, wie immer, als eine Art von Raubbau; bei der Gelegenheit seheinen jedoch recht werthvolle Sachen gefunden zu sein. Von Schriftstellern aus dem Anfang dieses Jahrhunderts werden bemerkenswerthe Funde mitgetheilt, die wahrscheinlich in oberflächlichen Schichten lagen. Neuerlich ist nichts Grösseres mehr gefunden worden. Edelmetalle kommen nicht mehr zu Tage, dagegen Thonscherben und Thierknochen in grosser Zahl. Trotzdem hatte sich die Meinung festgesetzt, es sei das die eigentliche Wendenburg dieser Gegend

gewesen, von wo aus der mächtige König seine Herrschaft angeheft habe. Sie liegt an der Stelle, wo die sandige Uferlandschaft sich streckenweit in das moorige Gebiet des Spreewaldes hineinzieht. Da war eine grosse künstliche Aufschüttung gemacht, aber Grabungen ergaben, dass allerdings ein gewisser natürlicher Kern vorhanden gewesen sein muss, der aus Lehm, Erde, Sand gebildet war. Auf diesen war eine grosse Schicht von Culturerde aufgetragen. Es stellte sich ferner heraus, dass die Auftragung verschiedenen Zeiten angehörte und dass in etwas tieferer Lage ein Wechsel der Keramik bemerkbar wurde, und zwar derselbe Wechsel, den wir auch in den Gräbern der Nachbarschaft sehen: die tieferen Schichten des Hügelts entsprachen ungefähr dem, was die vorhersehende Zahl der Brandgräber unserer Gegend ergibt, deren Urnen unsere nordische Museen füllen. Man hat sich neuerlich gewöhnt, diese Gräber und Urnen germanisch zu nennen aus dem Grunde, weil sie nicht slavisch sind. Es ist das eine etwas willkürliche Bezeichnung, aber wenn man nicht gar zu streng ist, kann man sie passieren lassen. Jedenfalls besteht kein Zweifel darüber, dass der Burgwall in seinen oberen Schichten eine slavische und nicht etwa eine moderne Befestigung ist, dass er aber in seinen tieferen Schichten eine alte Ansiedelung darstellt, die, wer weiss, wie weit zurückreichen muss. Es knüpfen sich begreiflicher Weise Sagen daran, denn es ist der grosse Stolz des ganzen Spreewaldgebietes, diesen Berg zu besitzen. Aber es ist auch ein allgemeiner Stolz, dass Norddeutschland überhaupt einen so gut erhaltenen, grossen Burgwall hat.

In diesem Augenblicke nun ist Gefahr vorhanden, wie ich aus einer Zeitung ersehe, dass der Berg, wenn nicht ganz, so doch in solcher Ausdehnung zerstört werden wird, dass er seine Bedeutung verlieren muss. Es ist beabsichtigt, mitten durch den Berg hindurch eine Kleinspurbahn zu bauen. Gewiss ist es von Werth, die umliegenden Gegenden, die durch den breiten empfindigen Niederungsgrund des Spreewaldes von einander getrennt sind, in nähere Verbindung unter einander zu bringen, und da sich gerade an dieser Stelle eine relativ enge Partie des Sumpfbietes befindet, so würde zweifellos unser Burgwall sehr wesentlich dazu dienen können, das Material für eine Aufschüttung des Bahnkörpers herzugeben, auf der eine kleinspurige Bahn durch den Spreewald durchgeführt werden könnte. Aber die Zerstörung würde hier eine ähnliche Wirkung haben, wie man sie in Aegypten beabsichtigt, wo neuerlich die Regierung ein grosses Strahassin des Nils bauen und die Insel Philae unter Wasser bringen will, um von da

aus die Bewässerung Aegyptens zu reguliren. Bei Philan ist es glücklicherweise dem einmüthigen Proteste des gesammten gelehrten Europas gelungen, die schon beschlossene Arbeit zu unterbrechen. Freilich weiss man im Augenblick nicht, was aus der Sache werden wird, aber vorläufig scheint doch die Gefahr beseitigt, dass die ganze Insel unter Wasser gesetzt werden wird.

So wird es vielleicht auch noch möglich sein, die benachbarten Kreise, welche die kleinspurige Bahn gerade durch den Schlossberg legen wollen, zu bestimmen, dass sie zum Aufbau des Bahnkörpers den Sand verwenden, der an beiden Ufern des Spreewaldmoors aufgesammelt ist. Ich fühle mich verpflichtet, meine schwache Stimme zu verbinden mit dem, was in der Pressen geäußert worden ist, und auch hier Protest dagegen zu erheben, dass dieses grosse Werk, diese uralte Fortification, zerstört werde. Wir selbst haben uns die grösste Entsagung auferlegt, um wenigstens die äussere Gestalt dieses gewaltigen Monuments so viel als möglich zu erhalten. Aber man hat in Norddeutschland schon eine ganze Reihe der bedeutendsten alten Monumente zu rein praktischen Zwecken vernichtet. So ist einer der grössten Hügel, der in der Provinz Sachsen, in der Richtung gegen Thüringen hin, gelegen war, der berühmte Bornhök, so stark angegriffen worden, dass von ihm, der noch zu unserer Zeit mitten aus der Ebene wie eine grosse Pyramide hervorragte, nur noch kleine Reste existiren. So habe ich erst neulich zufälligerweise gesehen, dass der grosse Burgwall von Koscütz bei Dresden, ein grosser Brandwall, der die wunderbarsten Schmuckensammlungen umgibt, so weit zerstört ist, dass ich selber, der ich ihn vor 8 oder 9 Jahren noch vollständig fand, kaum noch seine Stelle wieder aufinden konnte.

Das sind Fälle, die uns ermahnen müssen, genau auf solche Vorgänge zu achten. Ich kann nicht sagen, solche alte Werke seien unentbehrlich, aber sie sind nersetzlich; selbst die Erinnerung und das Gedächtniss der Menschen sind nicht deraufth genug, um die Kenntniss daran zu erhalten. Zum Mindesten sollte dahin gewirkt werden, dass alle öffentlichen Instanzen, Staat, Gemeinde, Kreis- und Provinzverbände, sich der Aufgabe bewusst bleiben, derartige Monumente erhalten zu wissen, falls es nicht absolut notwendig ist, sie dem öffentlichen Wohle zu opfern. Vielleicht wird es etwas helfen, wenn hier noch einmal ein Protest laut wird. Es werden sich vielleicht auch andere Wege zum Einspruch finden. Indess schien es mir umsoehr opportun, das hier zu thun, als bei einer früheren Anwesenheit es mir einmal gelungen ist,

die Zerstörung der alten Heidenhäuser auf der Hardt unweit Deidesheim zu hindern, wo ich gerade dazu kam, als die Bonnen angefangen hatten, die Steine abzuschleppen. Ich konnte es durch eine Depese an den Regierungspräsidenten der Pfalz verbinden, der sofort eintrifft. Vielleicht kann auch der Spreewaldberg von hier aus gerettet werden. Sie können etwas beitragen durch Ihre Zustimmung, dass dem Proteste eine gewisse Stärke verliehen werde. (Lebhafte Zustimmung.)

Wir wollen es dem Vorstände überlassen, wie und wo er Kenntniss von diesem Proteste zu geben für angezeigt hält.

Herr Hauptmann Seyler:

Beziehungen des räthlichen Limes zum Vorgelände.

Die vielfachen, bisweilen recht willkürlich scheinenden Ecken, welche der räthliche Limes in seinem Verlaufe macht, haben zu den mannigfaltigsten Muthmassungen Anlass gegeben; ist ja doch der Zweck der sogenannten Teufelsmauer, sowie ihre eigentliche Bedeutung, selbst jetzt, nachdem die Commission für die Limesforschung so hochbedeutsame Ergebnisse erzielt hat, noch vielfach räthselhaft und in Dunkel gehüllt. Die Auffindung der Blockwände weist mit Bestimmtheit darauf hin, dass die Mauer selbst erst verhältnissmässig spät aufgeführt wurde. Im Grunde lag dieser Umstand auch vorher nicht so sehr ferne, doch konnten darauf hinzielende Andeutungen nicht anders als mit Vorsicht geäußert werden, da triftige Gründe ausser den auf der Taktik der ersten römischen Kaiserzeit beruhenden nicht vorhanden waren. Auch weitere Schlüsse lässt die Entdeckung der Blockwände noch zu. Mehrere Reihen hinter einander werden nicht gleichmässig um Limes anzutreffen sein. Eine solche zweite Palisandenreihe, wie sie z. B. bei Ganzenhausen festgestellt wurde, lässt vielleicht darauf schliessen, dass hier ein Durchbruchversuch der Germanen stattgefunden hat. An solchen Stellen wurden dann wohl von ihnen die Pfähle auf weite Strecken hin verbracht, theils um dies sie hegende Hinderniss wegzuräumen, theils aus blinder Zerstörungswuth, theils aber auch aus taktischen Gründen, um sich für alle Fälle den angebotenen Rückzug zu sichern. Gegenüber diesen Motiven musste in den Römern allmählich der Wunsch sich regen, die Zerstörung des Limes den Germanen theilweise zu erschweren. Das Gefühl gänzlicher Ohnmacht gegenüber dem stets heftiger werdenden Anstürmen der Germanen gegen die Grenzen liess dann wohl endlich den abenteuerlichen Plan der gewaltigen Mauer zur Ausführung gelangen. Ihrem Zwecke hat sie wohl

nur kurze Zeit und in recht unvollkommener Weise gedient. Die deutschen Heeren standen den römischen Heeren der späteren Kaiserzeit an Kriegstüchtigkeit kaum viel nach; zwar verabscheuten sie Schutz Waffen, aber Rache für die Gefallenen, Hunger und Beutelraub trieben stets frische Massen an die Grenze.

Pfahlwäude und Grenzmauer hatten im Prinzip ein und dieselbe Richtung ein. Es ist nun aus Cäsars Nachrichten über seine Kriege und aus den Mittheilungen späterer Geschichtsschreiber bekannt, in welchem hohem Grade das Benachrichtigungswesen bei den Römern ausgebildet war; so liegt die Annahme nahe, dass die erstmalige Anlage des rätischen Limes gänzlich hierauf beruht und die Höhenkarte scheint dies zu bestätigen. Von Westen beginnend tritt diese Erscheinung nicht mit der wünschenswerthen Bestimmtheit zu Tage. Das Gewirr der Höhen im Schwarzwalde und in den Ellwanger Bergen bietet grosse Schwierigkeiten. Dies aber tritt deutlich hervor, dass der Limes dem Laufe der Lein folgt; er macht sogar die Biegung dieses Flusses bei Heuchlingen mit und zieht dann hinter den dominirenden Höhen bei Faulherrhof (505)¹⁾ und Himmingsweiler (486) weg. Das Hinabsteigen des Limes in das Thal der Rems bei Iggingen geschieht vermuthlich deswegen, weil die Höhen bei Braunkofen (491) und Schafhäusle (483) auf angemessene Entfernung ihm vorliegen sollen. Der Höhepunkt Neunstadt mag bestimmt gewesen sein für das eigenartige Tracé bei Schwabsberg; die Grenzmauer bleibt parallel dem dort in den Jagst mündenden Bache und hat so Uebersichtspunkt und Annäherungshindernis vor sich.

Bestimmter treten die erwähnten Beziehungen an der Wörnitz auf. Bei Münch-roth hat der Limes die Richtung Nordost und wendet sich nach deren Ueberschreitung gegen Nord-Nord-Ost. Dies geschieht einestheils um den Hesselberg hinter sich zu haben, anderentheils um die Höhe (511) bei Bernhardswend als Uebersichtspunkt auszunützen. Die langgestreckte Kuppe des Hesselberges würde vor der Grenzmauer mehr schaden als nützen; dominirende Höhen, die wenig in die Augen fallen, sagen dem kriegerfahrenen Römer für die in Rede stehenden Zwecke mehr zu.

Bei Düren macht die Grenzmauer ein scharfes Eck und läuft nun gegen Ost-Nord-Ost. Die bestimmende Höhe (530) bei Sehlberg liegt hier drei Kilometer vor dem Limes, eine Entfernung, die nur selten erreicht wird. Zwischen den beiden zuletzt erwähnten Punkten, doch näher dem ersten

derselben liegt im Thale der Sulzach, die von Norden in die Wörnitz mündet, das Dorf Kemathen, auf welches ich deswegen aufmerksam mache, weil sich dieser Ortsname vor dem Limes öfters findet und zwar stets so, dass die Ortschaft in Beziehung zu dem nächstliegenden Uebersichtspunkt zu stehen scheint.

Von Düren bis Gunzenhausen zieht die Grenzmauer parallel der Wieseth und dem aus ihrem südlichen Thaland ansteigenden Höhenzuge. Der weithin das Vorterrain überragende Punkt (524) liegt einen halben Kilometer südlich von Arberg; am südlichen Fuss dieser Höhe findet sich wieder ein Ort Kemathen.

Der folgende Abchnitt zwischen der Altmühl bei Gunzenhausen und der schwäbischen Rezat bot jene Vortheile der beherrschenden Punkte nicht in wünschenswerthem Masse; hier wechseln in einem ersten fünf Kilometer breiten Streifen weite Hochflächen mit engen Thälern und Einschnitten; den zweiten vier Kilometer breiten Streifen bildet das in west-östlicher Richtung ziehende Brannbrachthal; dies entsprach noch am meisten den Forderungen römischer Kriegskunst und den aus dem südlichen Hange dieses Thaales sich erhebenden Höhenzug benützten die Römer zur Aufführung ihrer Grenzmauer. Die Ungunst des Vorgeländes verlangte, dass die Mauer nahe an den Kamm dieses Höhenzuges heran- und theilweise sogar über diesen hinausgeführt wurde. Die Uebersichtspunkte hilden also hier zum Theil die Limesthürme selbst.

Am rechten Ufer der schwäbischen Rezat liegt drei Kilometer vor dem Limes wieder ein Weiler Kemathen, wenige hundert Schritte hinter einem Hange, von dem aus die Thalsohle der Strecke Pleinfeld-Georgensgmünd eingesehen ist.

Hier nun wendet sich die Grenzmauer von der bisherigen Ost-Süd-Ost-Richtung in scharfem Winkel zu Süd-Ost und zeigt diesmal bestimmter als an den anderen Stellen des rätischen Limes, dass es den Römern hier darum zu thun war, zwei Höhen (619) bei Kaltenbuch und (620) bei Indernbach, sowie das tiefingeschnittene Thal der Anlauter parallel vor ihrer Blockwand zu haben. Dieses Bestreben tritt weiter mit Bestimmtheit darin zu Tage, dass der Limes sich der Biegung der Anlauter bei Titting in einem scharfen Ecke westlich von Petersbach anschliesst und nunmehr wieder wie vorher gegen Ost-Süd-Ost zieht.

Kurz vor Ueberschreitung des Altmühlthales bei Kipfenberg wendet sich der Limes wiederum gegen Süd-Ost, um sich hinter die beiden Uebersichtspunkte (540) bei Buch, von dem nur wenige Kilometer zur Seite im Thale der Altmühl sich wieder ein Dorf Kemathen findet, und (540) bei

¹⁾ Die Höhen sind nach der Karte des Deutschen Reiches²⁾ angegeben, also nach Normal-Null in Metern.

Bitz auf angemessene Entfernung und in annähernd parallele Richtung zu setzen. Im weiteren Verlaufe hat sie noch einige, wenn auch minder ausgezeichnete Höhenpunkte vor ihrer Front, so bei Wegmannsdorf und Berghausen; vermehrte Sicherheit gewährt der parallel vorliegende Theil des Schambachtals. Die steil abfallenden Ränder des Altmühlthales bieten am östlichen Ende des Limes trotz ihrer grossen Entfernung um so mehr reichende Sicherung, als auch die tief eingeschnittenen Thäler der nördlichen Neubaufüsse, z. B. der beiden Lauer, der Bewegung bedeutende Hindernisse entgegenstellen.

Dies die Aandeutungen der Höhenkarte! Sie beweisen wohl, dass die fraglichen Beziehungen thatsächlich gegeben sind, d. b. dass die Limesrichtung durch die vorliegenden Höhen und Flussthäler bestimmt wird; aber zwei Fragen knüpfen sich an jene Hinweise der Karte, nämlich erstens, in welchem Grade bestätigen die wirklichen Verhältnisse das, was die Karte andeutet, und zweitens, welche Bedeutung hatten die Uebersichtspunkte.

Eine an Ort und Stelle vorgenommene Prüfung der erwähnten Uebersichtspunkte zwischen der Wörnitz und dem Schambach ergab in der That, dass dieselben das Vorgelände weithin beherrschen, mit alleiniger Ausnahme der Strecke zwischen der Altmühl bei Gunzenhausen und der schwäbischen Rezat, wo die Fernsicht auf durchschnittlich vier Kilometer beschränkt ist. In ersterer Hinsicht zeichnet sich die Höhe südlich von Arberg, sowie die bei Seiblerberg ganz besonders aus und zwar ist hier die Fernsicht gleich ausgedehnt nach vor und nach rückwärts; demzufolge läuft hier der Limes drei Kilometer von diesen Höhen entfernt in der Niederung. Was die Strecke zwischen der schwäbischen Rezat und der Altmühl bei Kipfenberg betrifft, so verbinden sich die Punkte 619 und 620 bei Kaltenbach und Indernbach zu einem Höhenzug, der sich hinter der Anlauer als Terrinwelle fortsetzt; diesem folgt die Grenzmauer als „Pfahlhecke“ in einer Entfernung von mindestens 700 Meter gegen Süden, so dass demnach die Thürme weit unter dem Kamme der Höhe standen. Einen genaueren Einblick in diese Verhältnisse gewährt die Strecke Burgsalach-Raitenbuch, wo der Ortsverbindungsweg auf der Höhe entlang führt; hier hat man ca. einen Kilometer südlich die Pfahlhecke, dagegen nördlich das Thal der Anlauer und eine weite Fläche bis zu 10 Kilometer Ausdehnung zur Seite. Ostlich von Kipfenberg zieht der Limes ebenso nahe hinter den Höhen (540) bei Buch und Bitz hin; die bastionartig vorspringende Ecke bei Schamhaupten

und Sandersdorf, die das Schambachtal zweimal überquert, erklärt sich angezwungen daraus, dass die Höhen von Wegmannsdorf und Berghausen dem Limes gleichfalls wie eine bastionsartige Umströmung vorliegen. Die Halbringlinie dieses vorspringenden Limesseckes trifft auf den Höhepunkt (500) bei Thann, der nach allen Seiten eine grossartige Fernsicht bietet. Dieser Punkt, die Höhe hinter Altmanstein, die Höhe der Sebanze von Schwabstetten und jener von Imbatz stehen unter einander in Augenverbindung, so dass also auf der ganzen Strecke und weiterhin bis über die Doaau Signale gewechselt werden können.

Hierbei fällt ein wesentlicher Umstand noch in die Augen und beim Abwägen der Beziehungen ins Gewicht; diese Uebersichtspunkte nämlich und auch die Thäler werden an und für sich gegenüber dem Limes zu deckenden Punkten; sie schützen also den Angreifer und gestatten ihm, die Limesposten ständig zu beunruhigen. Man darf deshalb nicht voraussetzen, dass die Römer ohne anderweitige Absichten ihren Limes gerade nahe hinter diesen dem Angreifer günstigen Objecten vorübergeführt haben werden, sondern muss annehmen, dass sie deren Ausnützung von Anfang an in Aussicht genommen, also geeignete Vorkehrungen getroffen haben, um von den dominirenden Punkten aus das Vorgelände und von günstigen Stellen aus die Thäler zu überwachen, sowie Signale nach dem Limes zu geben.

Diese vorgeschobenen Punkte fanden ihre Sicherheit, so paradox dies für jeden lauten mag, der an Verhältnissen der Gegenwart klebt, in ihrer Isalirtheit und der geringen Zahl der Besatzung.

Innerhalb diesem Rahmen hat die Auffassung der Erdsehnen hinter dem Limes als Feldwachen keine Stelle. Dergleichen Namen aus Verhältnissen, die der Jetztzeit angehören, werden auf solche ganz anders geartete Sachlagen nur unter Schädigung des Gesamtbildes übertragen. Diese Sebanzen verdanken ihre Entstehung zum Theil einer ganz bestimmten momentanen Gefechtslage, zum Theil dem Verkehr. Im ersteren Falle haben sie gewöhnlich Castralforn, im zweiten Falle sind sie in Gruppen vereinigt, deren Entfernung annähernd einen Tagmarseh (30 Kilometer) beträgt.

Bei Beantwortung der zweiten Frage kann es sich wohl nicht darum handeln, auf diejenige Meinung näher einzugehen, welche diesen Punkten nur in dem Sinne von Richtpunkten eine Geltung einräumen möchte; dazu lagen sie doch zu nahe vor der Limesfront und bargen in sich die Gefahren, von denen bereits gesprochen wurde. Andererseits muss dagegen zugestanden werden, dass das Fundmaterial, welches die aufgestellte Hypo-

these sicherzustellen und zu erweitern vermöchte, bis jetzt ein recht spärliches ist. Nördlich von Sebnahaupten finden sich die Namen Kästelhof und Kästelberg; die Ortsnamen Kennatzen lassen sich wohl dahin deuten, dass dort die Familienwohnungen der Colonisten waren, die an den nächstgelegenen Uebersichtspunkten Wache zu halten und Signale zu geben hatten. Bei Ellingen hat Herr Lehrer Veeh von Weiboldshansen für einen solchen Uebersichtspunkt den Namen Burgstall gefunden. Weitere Merkmale zur Unterstützung der angestellten Hypothese werden sich ergeben, wenn sich das Angenmerk der Forscher diesen Punkten zuwenden wird. Doch ist die Ansichte dort keinesfalls eine vielversprechende und die Untersuchungen sind mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, wie sich aus folgender Schlussbetrachtung ergibt.

Die ersten Anlagen werden wie die älteren Limes Thürme von Holz aufgeführt und mit einem Graben umgeben gewesen sein; von ihnen hat sich kaum eine Spur irgendwo erhalten, da sie gänzlich isolirt standen.

Als die Römer sich auf die passive Defensiv in Folge der immer heftiger werdenden Angriffe der Germanen beschränkt sahen, mussten die Besatzungen jener Signalthürme auf vermehrte Sicherheit bedacht gewesen sein; so entstanden wohl Bauten, ähnlich den Wachthäusern am rheinischen Limes.

Wie dann die Römer sich hinter die Donau zurückziehen mussten und in den Ländern zwischen Limes und Donau kaum noch nominelle Herrscher waren, mussten jene Besatzungen, insofern sie der Besitz von Ländereien an diesen Orten festhielt, ihre Behausungen als sichere Zufluchtsorte ansauben; selbstverständlich ist, dass sie dieselben auch geschmackvoll und behaglich einrichteten. Auf diese Weise mögen die Bauten entstanden sein, die beim Burgenhau in ihren Resten als Verbilder und Unterbau dienten und die man heutigen Tages nur mit Widerstreben den Römern zuschreibt.

Herr Gymnasialrector Ohlenschläger:

Der Vortrag war mir umso mehr interessant, weil ich ja selbst jahrelang mich mit dem Limes, dessen Verlauf, Beschaffenheit, ebenso mit den dem Limes benachbarten Schanzen eingehend beschäftigt habe. Es war in den früheren Veröffentlichungen namentlich auf Grund von Buchner's Forschungen angenommen worden, dass der rätische Limes in zwei geraden Linien, von der Donau bis Gunzenhausen und von da wieder in einer vollständig geraden Linie bis zur württembergischen Grenze gehe. Auf Grund dieser irrigen An-

gabe, die Buchner auch in seiner Karte vertreten hat und die von da aus in die erste Anlage der Generalsabkarte überging, wurden alle möglichen Vermuthungen über die Anlage gemacht. Später stellte sich heraus, dass, im Gegensatz zum germanischen Limes, der von der grossen Biegung bei Lorch bis zum Main in fast schnurgerader Linie geführt ist, der rätische Limes Biegungen erleidet. Ich bemerkte — ich hatte damals den Limes mehrmals begangen —, dass dessen Linie auf die hervorstechenden und allgemein sichtbaren Höhen zu lief, so dass der Hesselberg, der Burgstall bei Gunzenhausen, dann die Stelle der Höbberger Linde, die höchst wahrscheinlich seit Jahrhunderten mit grossen gewaltigen Bäumen geschmückt war, als Richtpunkte gedient hatten, dass dann die Schenken hinter dem Lauf der Anlauer und hinter dem Unterlauf der Altmühl dienen mussten, um als Grenzlinien der Römer gegen die Germanen zu erscheinen. Ich bin leider durch einen Unfall, der mir während der letzten Reise auf dem Limes zugestossen ist, nicht mehr im Stande gewesen, anzuführen, was ich wollte, nämlich auch die benachbarten Höhepunkte zu besehen und von dort aus einen Umblick zu gewinnen; denn es sind nicht nur hinter, sondern auch vor dem Limes eine Reihe von Stellen, die ganz entschieden von den Römern befestigt sind. Es ist ferner eine Frage, die noch nicht gelöst ist, wenigstens meiner Meinung nach, und vielleicht nur durch sorgsame Nachgrabungen gelöst werden kann, ob die Befestigungen, die wir da vor uns haben, alle gleichzeitig sind. Man kann sagen, diese Annahme ist unwahrscheinlich, es wird eher darüber zu discutiren sein, ob die vorliegenden gleichzeitig sind und in welchem Zeitverhältniss sie zu den hintenliegenden Schanzen stehen. Ich glaube, ganz bestimmte Anhaltspunkte gefunden zu haben, dass dies Schanzen-system, das ziemlich weit vor den Limes vorgeschoben ist, keine Friedensbefestigung war, sondern dazu diente, um einen zweimaligen Vorstoss der Römer nach Norden zu decken, der vielleicht im 3. Jahrhundert unter Caracalla gemacht worden ist. Gerade die Punkte, die Herr Hauptmann erwähnt hat, befinden sich ausserhalb des Limes, einer ganz in der Nähe von Meggenmündorf und zwei bei Lellenfeld, je einer bei Tblmässing, bei Waltenhofen und bei Haag. Ich habe dann versucht, auch die Bestimmung der rückwärts liegenden Befestigungen verständlich zu machen und habe gerade da selbst zum Ausdruck gebracht, dass es mir vorkomme, als wenn die Aufstellung der Truppen am Limes eine dreifache wäre, nämlich ähnlich unseren Vorposten, dann ein Feldwachen (grössere Wachmannschaften) und schliesslich als Hauptmasse im Lager, und ich muss sagen,

ich kann heute von dem Vergleich nicht abkommen (allerdings sind es nicht vorübergehende Feldwachen gewesen, sondern ständige Detachements, die sich da befanden). Die Thürme am Limes aber sind so klein, dass da kaum ständige Besatzungen ihren Platz gehabt haben können, sondern dass ich mir da einen Wechsel der Besatzung vorstelle. wenn nicht wie bei uns, alle Tage, so doch in kurzen Zeiträumen, 8--14 Tagen, so dass für ansiehbare Wohnräume nicht gesorgt zu werden brauchte, sondern die Leute sich beschränken konnten. Ich hatte auch damals den Versuch gemacht, zu erklären, warum die grösseren Lager so weit von der Grenzlinie weg waren, dass einige Forscher im Hinblick auf die gerade Linie von Lorch zum Maine behaupteten, am rätischen Limes befänden sich keine Lager; wenn man aber das ganze Terrain betrachtet, so wird man finden, dass die römischen Lager, wie das auch nothwendig war, dahin gelegt worden waren, wo die römischen Truppen in Folge der möglichen Wegeanlagen eine möglichst ausgedehnte Verwendung finden konnten. Der geehrte Herr Vorredner wird mir bestätigen, dass die Wanderungen nah am Limes selbst für grössere Truppenmassen mit den grössten Verzögerungen und allen möglichen Hindernissen verbunden waren. Man legte also grössere Truppenabtheilungen an diejenigen Stellen, wo der Uebergang leicht war, wo sie bei etwaigen Einfällen von aussen möglichst weit und rasch verwendet werden konnten. Daher kam es, dass die Lager nicht ganz dicht am Limes angelegt wurden, sondern durch Zwischenglieder, die ich eben als Feldwachen bezeichnen wollte, mit dem Limes verbunden waren, so dass Meldungen durch diese Zwischenglieder dem Gros vermittelt werden konnten und von den Lagern des Gros aus durch Vorstöße die Grenze geschützt war. Ein zweiter Grund mag wohl darin liegen, dass die Römer es eventuell mit zwei Fronten zu thun hatten, so dass sie ihre Leute anfänglich ebenso wohl gegen die Donauseite hin verwenden wollten, wie gegen den Limes, damit sie, wenn den Fluss herab irgend ein Angriff erfolgen sollte, entgegenzutreten oder ihre Truppen auf den Fluss bringen und rasch donauabwärts fahren konnten. Ich bin zu der Anschauung deswegen gekommen, weil die Verbindung des Uebergangs bei Eining mit den römischen Lagern bei Passau und bei Straubing derart hergestellt ist, dass die Passauer Garnison eventuell um zwei Tagemärsche, die Straubinger Garnison um einen Tagemarsch früher zu der Mannschaft bei Eining stossen konnte, als wenn sie auf der grossen seither bekannten Strasse längs der Donau gezogen wären, und was das ausmacht, ob ein Truppenkörper bei so weit ver-

theilten Truppen einen Tag früher oder später bei der Armee sich einfindet, wird namentlich der Herr Vorredner mir ganz gut nachdenken können. Ich bedauere nur, dass ich die Punkte von aussen her nicht alle besuchen konnte, bin aber ganz damit einverstanden, was der Herr Hauptmann Seyler erwähnt hat, dass diese Punkte bei Beurtheilung des Werthes der Anlage des Limes die grösste Beachtung verdienen.

Herr Hauptmann Seyler:

Ich wollte bloss bemerken, dass meine Anschauung dahingeht, dass diese Stellungen vor dem Limes durch Signale mit dem Lager verbunden gewesen sind, so dass es an den Linienstürmen selbst gar nicht nothwendig war, Signale zu geben. Die Thürme sind in der Regel nur um nach seitwärts das Land zu alarmiren, henützt gewesen und dazu braucht man nur an Ort und Stelle ein paar Mann, die vielleicht von den Colonisten selbst abgestellt worden sind.

Herr Dr. C. Mehlis:

Ueber spätrömische Befestigungen im Harthgebirge.

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie mir zum Schlusse des heutigen Tages, dass ich Sie von den Befestigungen an der Donau zurückführe an unseren Rhein und zwar speciell auf die Höhen des Harthgebirges, die von der Südpfalz an, von Bergzabern bis an den weithinragenden Donnersberg, im Westen von den Ufern der Saar bis an den Rand des von Norden nach Süden ziehenden Harthgebirges eine ganze Reihe von ungefähr 30 Befestigungen enthalten und bergen.

Die Geschichte dieser Befestigungen, hochgeehrte Versammlung, datirt durchaus nicht von heute, sondern schon aus dem 16. Jahrhundert. Der Geometer Tieleman Stella erwähnt in seiner Beschreibung der Aemter Zweibrücken und Kinkel von 1564 eine Reihe von hieher gehörigen, zusammengestürzten Bauten auf den Höhen des Harthgebirges als „Heidenburgen“. Ein Zweibrückischer Forstmann Vellmann, der um das Jahr 1600 das Amt Waldsiebbach, den sogenannten Westrich, beschrieb, erwähnt die Heidelsburg bei Waldsiebbach im Schwarzbachthal; dieselbe hat, wie Sie dem Besuche des hiesigen Museums entnommen haben werden, eine ganze Reihe römischer Denkmäler gesendet, bezw. wurden sie vom n. W. ausgegraben. Ministerialrath Heintz in seiner werthvollen Schrift „Die Pfalz unter den Römern“ bezeichnet schon früher aus Gründen, die in nächster Verbindung, wie schon der Herr Vorredner erwähnte, mit dem römischen Strassensystem auf dem linken Ufer

des Rheins stehen, dieselbe als römisch; er spricht dies jedoch nur als Vermuthung an, da bis zum Ende der 60er bezw. Anfang der 70er Jahre das, was hier allein eine Entscheidung treffen kann, der Spaten noch nicht in Anwendung gekommen ist. Es ist ein grosses Verdienst unserer Gesellschaft, dass seit 1874 die Anregung gegeben wurde, diesen und anderen Befestigungen mit dem Spaten auf den Leib zu rücken, und eine Reihe von Veröffentlichungen über die Heidenburg bei Oberstufenbach, die Heidenburg bei Kreimbach und andere haben ebenfalls den Beweis geliefert, dass unter den prähistorischen Befestigungen auf den Höhen des Hartgebirges eine ganze Reihe von solchen waren, die ohne Zweifel zu Römerzeiten und zwar zu ganz bestimmten militärischen Zwecken benützt worden sind. Die Untersuchungen auf diesem Gebiete, hochgeehrte Versammlung, sind allerdings noch nicht abgeschlossen; denn der Zeitraum von etwa 20 Jahren ist für ein abschliessendes Urtheil noch zu kurz bemessen und auch die rein private Thätigkeit ist viel zu beschränkt, als dass durch dieses verhältnissmässig kurze Studium das Licht der Geschichte über diese prähistorischen Denkmäler in der Weise hätte ausgegossen werden können, dass wir jetzt vor ganz vollendeten Thatsachen hätten stehen können. Erst dieser Tage ist es mir geglückt, eine Befestigung, ebenfalls im Westrich und zwar in unmittelbarer Nähe der bekannten Station Bibernühle gelegen, die bisher als römisch und als Römerkastell gegolten hat, zu entlarven, indem die Befestigung nur zum Theil der Römerzeit angehört, während der Haupthau (der Bergfried) in die frühromanische Zeit, d. h. ungefähr in das Ende des 12. Jahrhunderts fällt. Sie erweisen aus dieser einzigen Thatsache, welche Schwierigkeiten es bietet, den Charakter irgend einer Befestigung und zwar einer Befestigung unserer Pfalz, die einen so reich gedüngten historischen Boden besitzt, festzusetzen, ohne dass der Spaten ein Wort mitpricht. Immerhin lassen sich aus der zwanzigjährigen Thätigkeit auf diesem Gebiete gewisse Thatsachen kurz hier bezeichnen und ich erlaube mir, speciell auf diese Resultate nicht zu beziehen und Einzelersuchen hier beiseite zu lassen.

Diese Befestigung lassen sich, kurz gesagt, in zwei grosse Klassen theilen, die sich schon äusserlich unterscheiden durch das verhältnissmässig grosse bezw. verhältnissmässig kleine Terrain, das sie mit ihrem Mauerzug einschliessen. Um einen Maassstab für die Grössenverhältnisse dieser Befestigungen zu erhalten, weise ich darauf hin, dass die Ihnen allen bekannte Heidenmuer auf dem Odilienberge einen Umfang von 10 500 Metern

besitzt, ich weise auf die Befestigungen der Pfalz hin und erlaube mir, die grösseren hier anzudeuten. Die Befestigung am Donnersberg hat ohne ihre Nebenwälle und Seitenwälle einen Umfang von 6000 m; die Ringmauer hat einen Durchmesser von 900 m. Die Höhe der Umwallung steigt bis 11,50 m und die ganze umschlossene Fläche beträgt nicht weniger als 102 Hectar. Was die Funde betrifft, so erlaube ich mir ganz speciell, einer Anregung des Herrn Geheimraths Virchow folgend, auf den Fund eines Regenbogenschüsselchens hier zu exemplifiziren, welcher innerhalb der Donnerbergumwallung gemacht worden ist. Dieses Regenbogenschüsselchen — es kam in Privathände zu Dannenfels — hat auf der einen geprägten Seite das Bild eines Reiters oder Kranichs und wird von dem bekannten Forscher H. Forrer in Strassburg in das III.—IV. Jahrhundert v. Chr. gesetzt. Ferner wurden hier zwei Stücke gallischer Silbermünzen aufgefunden und drittens eine grössere Anzahl Münzen des Kaisers Augustus, der um die Mitte des IV. Jahrhunderts den Gegenkaiser gespielt hat. Anserdem Mablsteine, sowie keramische Funde, die ebenfalls ohne Zweifel ins IV. Jahrhundert gehören. Sodann sehen wir kleine Befestigungen im Hauptwalde, die also innerhalb dieser grossen Encinte sich befinden. Ich weise nur auf den ebenfalls in der neueren Zeit orforschten verschlackten Wall hin und auf den in der Mitte der Hauptbefestigung befindlichen kleineren Wall, ohne Zweifel eine römische Schanze, im IV. Jahrhundert wenn nicht erbaut, so doch benützt. Wir hätten also für den Donnersberg mindestens eine doppelte Epoche wenn nicht der Erbanung, so doch sicherlich der Hauptbenützung dieses grossartigen Ringwalles, von denen die eine in die Haupt-Latène-Periode, die Mitte des III. Jahrhunderts v. Chr., die andere ungefähr 600 Jahre später, in die Regierungszeit der Konstantiner fällt.

An diese Befestigung schliesst sich nicht nur im Umriss, sondern auch in ihren Funden diejenige an, welche der Gesellschaft nächstens bei ihrem Besuche bekannt wird, nämlich die „Heidenmuer“ bei Dürkheim. Der Umriss hat mit der römischen Bauweise in keiner Weise etwas zu thun; er hat eine herzförmige Spitze, die Südseite, während er nach Norden einen weitgedehnten Kreis bildet, und hat im Westen und Nordosten einen Aushau, der ebenfalls nur in ganz geringem Masse an römische Constructionen gewohnt. Die Heidenmuer bei Dürkheim bietet gerade das, was man bei den Befestigungen an der Mosel und Eifel als Characteristicum der spätrömischen Zeit hingestellt bezw. erwiesen hat, nicht, nämlich die Erbauung von Voll- oder Halbhürmen. Der Längsdurch-

messer beträgt 735 m, der Breitendurchmesser 600 m, der Umfang ca. 2 Kilometer, die Fläche 28 Hectar. Auf der von Natur schwächsten Seite ist die Umwallung doppelt und von besonderer Stärke. Beide Befestigungen gehören zur ersten Klasse, den grösseren Einschlässen.

Die zweite Klasse der kleineren Befestigungen habe ich hier durch eine Skizze wiedergegeben. Schon äusserlich ist diese Art elliptischer bezw. dreieckiger Verschanzungen eine ganz andere, indem die Fläche höchstens 1—3 ha beträgt. Bei der Heidenmauer von Kreimbach, deren Grundriss ich hier wiedergegeben habe, beträgt die Fläche 1,5 ha, die Länge von Norden nach Süden 185 m, die grösste Breite 107 m, der Umfang 419 m. Sie sehen, in welchem Gegensatz die kleineren Befestigungen schon durch die Fläche stehen zu den grösseren. Aber auch die Verteidigungsmaassregeln, die wir hier finden, sind ganz andere und offenbar an römische Vorbild gemahnende. Von den schützenden Thürmen hatte ich das Glück, zwei aufzufinden. Diese Thürme sind quadratisch, haben eine Seitenlänge von 5—6 m Länge. Die Fundamente sind konstruirt aus Grabplatten des zweiten, höchstens dritten Jahrhunderts; diese sind offenbar genommen von einem grösseren Befestigungsplatz, der sich, wie aus einer Befestigung, der Heidenburg bei Waldschiebbaach, hervorgehen dürfte, wohl am Fusse des Kastells gefunden hat. Die Lage dieser zweiten Klasse von Befestigungen ist ganz bezeichnend. Die erste Klasse dieser grossen Einschlässe sucht grosse Hochflächen auf, wo man vor dem Feinde sehen durch die Lage in der Höhe geschützt ist. Die Kastelle der zweiten Form dagegen sind auf Bergnasen angebracht, die manchmal in sehr geringer Höhe über dem Niveau der anliegenden Flussthäler emporragen. Speziell bei der Heidenburg bei Kreimbach beträgt diese Höhe über dem Niveau der Lauter 200 m; sie ist auch die höchste. Dagegen bei der Heidenmauer bei Waldschiebbaach ist die Höhe bedeutend geringer und ebenso bei anderen. Bei diesen Befestigungen, die an Thalungen liegen, bieten die Wasserläufe einen natürlichen Schutz gegen gewaltsame Anstürme. Was die Form dieser kleineren Kastelle betrifft, so ist Ihnen ja bekannt, dass nach den Angaben römischer Militärschriftsteller, besonders des Vitruvius die regelmässige Form das Viereck ist, dessen Länge zur Breite ungefähr im Verhältnis von 3:4 steht. Allein bei den Militärschriftstellern der späteren Zeit, Vegetius und Ammianus Marcellinus, war diese normale klassische Kastellform nur noch als Desiderat vorhanden. An mehreren Stellen lässt der praktische Vegetius die unregelmässige Form der Kastelle ausdrück-

lich zu. Ammianus Marcellinus, der den Kaiser Valentinian I. auf seinem Feldzuge an den Rhein 368—375 als Militärattaché begleitet hat, gibt folgende Beschreibung von den spätrömischen Befestigungen unseres Rheinlandes (XXVIII, 2):

„In Verfolgung grosser und nützlicher Pläne befestigte Valentinian den ganzen Rhein, indem er Lager und Kastelle höher hinaufbaute (extollens altius), desgleichen eine zusammenhängende Reihe von Thürmen an besonders geeigneten Stellen, errichtete, soweit sich die Provinzen Gallien in ihrer Längsrichtung erstrecken.“ Allerdings sind die Ansichten der Herren Philologen über den tatsächlichen Ausdruck des Ammianus etwas getheilt, indem der bekannte Forscher Jakob Schneider und andere diese Stelle so auslegen, wie ich mir erlaubt habe zu übersetzen, wonach Valentinian Lager und Kastell höher hinaufbaute. Das wäre zu verstehen von der Lage des Kastells überhaupt; längs des Rheins hat er die Kastelle jetzt hinaufgebaut auf die Höhen des Hartgebirges. Andere Erklärer nehmen hier *castra* im Sinne von *moenia castrorum*, wonach nicht die Lage der Kastelle sich geändert hätte, sondern die Höhe der Mauern. Es sei ja jedem Interpreten überlassen, diese Stelle so deuten, wie er will, allein ein ausführliches Gespräch mit dem auf dem Gebiete der Spätantike sehr erfahrenen Herrn Kollegen Dr. Schepa zu Speyer hat mir in den letzten Tagen den Beweis geliefert, dass die Auslegung des Professor Schneider, wonach die Kastelle höher hinaufgebaut und nicht mit höheren Mauern versehen wurden, was den Text betrifft, jedenfalls eine philologisch mögliche ist. Ich bemerke noch weiter, dass diese spätrömischen Befestigungen in der Form von Strassenkastellen, wie sie das Kastell bei Oberstaufenbach bietet, nicht nur längs des Hartgebirges aufgefunden worden sind, sondern bereits vor 50 Jahren von Jakob Schneider in den Vogesen nachgewiesen worden sind. Ebenso hat Hofrath Kanitz bei den Untersuchungen in Serbien, worüber er im Auftrag der Wiener Akademie ein grösseres Werk mit Plänen und Zeichnungen herausgegeben hat, dieselben Befestigungen wie im Hartgebirge in Serbien und Bulgarien nachgewiesen und bezieht sich auf die angeführten Stellen des Ammianus Marcellinus, des Vegetius und Hyginus.

Ich komme zum Schlusse meiner kurzen Beschreibung, wobei ich noch einmal erwähne, dass die Frage durchaus nicht abgeschlossen, sondern gewissermassen noch im Rollee begriffen ist. Fragen wir, wie es gekommen ist, dass die klassische Form der römischen Kastelle, die wir am Limes beobachtet, aufgegeben worden ist zu Gun-

sten einer ganz neuen Gestaltung, auf dem linken Rheinufer, auf den Höhen unseres Gebirges, der Hart und der Vogesen, wie auf dem rechten Donauufer, so kann die Antwort sehr verschieden sein. Herr Rector Ohlensblager hat bereits ebenfalls zu der Frage Stellung genommen in der „Westdoutsehen Zeitschrift“ 1892, S. 14 und äussert sich darüber folgendermassen:

„Ganz verschieden von den bekannten Standlagern in Zweck und Anlage ist eine Art römischer Befestigung. Sie entbehren des regelmässigen geometrischen Grundplanes, sind in ihrer Ummauerungslinie dem Boden angepasst und besitzen eine unregelmässig runde oder vieleckige Gestalt. Es wurde auch die Lage auf minder zugänglichen Höhen nicht mehr gemieden.“

Eduard Meyer in seiner Schrift: „Die wirtschaftliche Entwicklung des Alterthums“ (Jena 1895), constatirt eine Barbarisierung, um es anders auszudrücken, eine Entnationalisirung des römischen Heeres für die Konstantinische Zeit, d. h. die Zeit, in der die „Heidenburgen“ am Rhein und an der Donau besonders benützt wurden.

War aber das Heer nicht mehr national, so ist es kein Wunder, dass auch die Befestigungen entnationalisirt, d. h. nach alter barbarischer Form, in vorrömischer Art und Weise wieder gestaltet wurden. Wie das Heer, so die Wehr!

Wenn diese Ansicht richtig wäre, was allerdings noch im Einzelnen zu untersuchen wäre, so hätten wir einen einfachen Process: Die Armeen der Römer wurden barbarisirt, auf dem Throne der alten Cäsareu sasson Germanen, Gallier und Spanier, und ebenso wurde auch die Befestigungsart der Römer vollständig oder wenigstens zum Theil in barbarische Element zurückführt. Die vorgerückte Zeit erlaubt mir nicht, im Einzelnen diese wichtige Frage hier zu behandeln, ich erlaube mir nur, die Teilnehmer der Versammlung auf den Tag in Dürkheim zu verweisen, wo wir auf der einen Seite eines der grossen Monumente der prähistorischen Zeit, die Heidenmauer, mit spät-römischer Anpassung, auf der andern Seite die Limburg, ein in spät-römischer Zeit benütztes Kastell, antreffen werden.

(Schluss der II. Sitzung.)

Berichtigung im Anschluss an den Vortrag von Herrn Dr. Köhl (vgl. dessen Schrift: „Neue prähistorische Funde aus Worms“, S. 20). Der Verfasser dieser Zeilen hat sich in keiner Weise für den Kirchheimer Grabfund der Zeitansetzung von L. Lindenschmit für das Monheimer Grabfeld angeschlossen. In seiner Schrift: „Der Grabfund aus der Steinzeit von Kirchheim a. d. Eck“, S. 48 setzt er ausdrücklich den Grabfund von Kirchheim in chronologische Parallele mit den ältesten Pfahlbauten der Schweiz und Oberösterreichs“, — S. 50 setzt er den Kirchheimer angeführt in die Zeit von Cheops und Kofrus, d. h. vor den Beginn des 1. Jahrtausends vor Christus. S. 49, „zweite Hälfte des 1. Jahrtausends vor Christus“ ist demnach nur ein unglücklicher Druckfehler für „des 2. Jahrtausends“ dessen Berichtigung sich nach S. 50 von selbst versteht und hier ausdrücklich constatirt wird.

Dr. C. Mehlis.

Wir möchten die Fachgenossen auf ein neu erschienenes Werk ersten Ranges aufmerksam machen:

Richard Semon, Professor in Jena: **Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. — Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken.** Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann 1896.

Das Buch ist gewidmet: Herrn Professor Ernst Haeckel, dem Begründer phylogenetischer Forschung, und Herrn Dr. C. Paul von Ritter, dem hochberzigen Förderer dieser Wissenschaft.

Als der Verfasser im Jahr 1891 eine längere Reise nach Australien antrat, war die eigentliche Aufgabe das Studium der wunderbaren australischen Fauna, der viellegenden Singetiere, der Beutethiere und der Lungentische, daneben ergaben sich aber zahlreiche Einzelbeobachtungen an Thieren und Pflanzen. Studien über Land und Leute, Eindrücke die die Landschaft der australischen Buschwälder, der Koralleninsel der Torresstrasse und v. A. hervorriefen, welche das Werk, dessen Darstellung überall eine geistvolle und in hohem Masse anregende ist, auch für die speciell anthropologisch-ethnologischen Kreise interessant und belehrend machen.

J. H.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 86. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 18. December 1896.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. December 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. 6. 16 des Jahrg. 1896.

Bericht über die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier

vom 3. bis 7. August 1896.

mit Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: R. Virchow: Sendung des Herrn Professor Dr. Anton Herrmann-Budapest und andere Verlagen. — B. Hagen: Ueber die Papas der Astrolabe-Bay. Dann R. Virchow. — J. Ranke: Antrag Bunneller: Heranziehung der Missionare in anthropologischen Untersuchungen. Dann Bartels, Virchow. — Geschäftliches: Entlastung des Schriftmeisters. Neuwahl der Verbandschaft. Wahl von Lübeck zum Congressart pro 1897. Dann Virchow, Kuthe, Ranke, Blasius, Virchow. — Fortsetzung der wissenschaftlichen Verhandlungen: J. Ranke: Ueber den fossilen Menschen. — Heerer: Ueber einen prähistorischen Fund in Landau. — Virchow: Ueber einige Punkte der Criminalanthropologie. — Waldayer: Ueber Caudalanhänge des Menschen. — J. Ranke: Dank an Virchow. — Virchow: Dankrede. Dann Ohlenschläger. — Virchow: Schluss der Versammlung.

Der Vorsitzende:

Die Sitzung ist eröffnet.

Ich habe zunächst eine sehr angenehme und liebenswürdige Sendung aus Budapest vorzulegen, welche wir von Herrn Professor Dr. Anton Herrmann erhalten haben. Herr Herrmann, der von jeher mit grosser Freundlichkeit die Beziehungen mit Deutschland gepflogen hat und pflegt, hat zwei Drucksachen übersendet, die speciell der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier als Festgast gewidmet sind. Das erste ist ein neues Heft

der „ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“, woron schon vier Bände erschienen sind. Nunmehr liegt ein sehr reich ausgestatteter neuer Band hier vor, der eingehend die ethnographische Gestaltung der Bevölkerung Ungarns behandelt. Diese Hefte erscheinen unter dem Protectorat und der persönlichen Mitwirkung des Erzherzogs Joseph. Derselbe ist aneh Protector aller der besonderen Bestrebungen, denen das zweite Werk gewidmet ist, nämlich: „Ergebnisse der in Ungarn 1893 durchgeführten Zigeuner-

conscription". Ungarn ist das Land, welches die meisten Zigeuner beherbergt. Es ist jedenfalls ein sehr interessantes Opus, ich kann leider nichts weiter darüber sagen, da es uns eben erst zugegangen ist, aber ich darf es Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen. Es wird dafür gesorgt werden, dass ein ausführlicheres Referat darüber erstattet wird.

Von Seiten der Redaction ist noch eine besondere Einladung hiehergekommen an die Volksforscher, wie man sie in dem modernen Jargon nennen sollte; die möchten sich zum Besuch der Millenniumsausstellung nach Budapest begeben und die ungemein wichtige Ausstellung für Landeskunde ansehen. Es wird den Fachgenossen dabei angeboten, für ein- oder zweiwöchentlichen Aufenthalt, abwechselnd für je 4 bis 6 Personen, in den Redactionsräumen der genannten Zeitung freie Wohnung und zugleich Unterstützung für alle Dinge zu finden, namentlich für Studienausflüge. Sollte sich aus unserer Mitte eine solche Zahl finden, so würde ich bitten, dass die Herrn sich direct an Herrn Herrmann wenden; die Adresse ist genau angegeben. Ich danke Herrn Herrmann für die so freundliche Theilnahme.

Weiter habe ich anzuzeigen, dass eine spezielle Einladung hiehergekommen ist für die Herren, welche an der nächsten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte theilnehmen wollen, die in Frankfurt a/M. vom 21. bis 26. September dieses Jahres stattfinden wird. Wir erhalten zugleich die Mittheilung, dass eine Section Nr. X für Ethnologie, Anthropologie und Geographie dort in Aussicht genommen ist. Mittwoch den 23. September ist die Eröffnung dieser Section.

Solann hat die Verlagsbandlung die bisher erschienenen Hefte des von Herrn Dr. Buschan neu begründeten Centralblattes für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hieher geseudet. Wer sich dafür interessirt, wolle von den hier aufliegenden Publicationen Einsicht nehmen. Es handelt sich wesentlich darum, dass die Herren Kenntniss nehmen von dieser Unternehmung und wenn möglich, dieselbe auch durch Abonnement unterstützen.

Ich gehe zunächst das Wort Herrn Hofrath Dr. Hagen. Sie wissen, dass Herr Hagen während einer Reihe von Jahren im äussersten Osten thätig gewesen ist, ausgedehnte philologische Studien in verschiedenen Bezirken, namentlich in der östlichen Inselwelt ausgeführt hat. Er ist seit einiger Zeit zurückgekehrt in seine pfälzische Heimath, um seine stark angegriffene Gesundheit wieder zu stärken und all die verschiedenen Dinge, die er mitgebracht hat, wieder los zu werden, um sodann

auf eine neue weitere Expedition auszuziehen. Ich begrüsse ihn und sage ihm herzlichsten Dank für sein Erscheinen.

Herr Hofrath Dr. B. Hagen:

Ueber die Papuas der Astrolabe-Bay.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Der Vorsitzende:

Der lebhafteste Beifall der verehrten Anwesenden zeigt, dass sie den Ausführungen des Herrn Redners alle Bedeutung heilgen, die er beanspruchen kann. Es ist ja in der letzten Zeit in hohem Masse beklagenswerth hervorgetreten, dass uns alles fehlt an Vorbereitungen für die Colonien. Wir wollen Colonien machen, aber nicht die Vorbereitungen treffen, welche notwendig sind, die Colonien mit demjenigen Menschenmaterial zu versehen, das dieselben in geeigneter Weise verwalten könnte und aus ihnen auch wissenschaftlichen Nutzen zu ziehen vermöchte. Möge der Vortrag dazu beitragen, dass auf diesem Gebiete Wandel geschaffen wird.

Herr J. Ranke:

Antrag Bumüller:

Heranziehen der Missionäre zu anthropologisch-ethnologischen Untersuchungen in den Colonien.

Es freut mich sehr, dass ich jetzt aus dem Munde der beiden Herren Vorredner schon eine Art Antwort bekommen habe auf den Antrag, den ich der hochverehrten Gesellschaft mit Herrn Kaplan Bumüller in Neuburg an der Donau vorzulegen habe. Dieser hat in einem an mich gerichteten Brief seiner Meinung Ausdruck gegeben, dass die deutschen Missionäre gewiss sehr geeignet sein würden, sich mit anthropologischen Studien näher zu befassen und dass sie auch derartige Studien sehr gerne unternehmen würden, wenn Ihnen nur die notwendige Anweisung dazu gegeben werden könnte. Wenn ich den Herrn Bumüller recht verstanden habe, so meint er zunächst somatisch-anthropologische Untersuchungen. Ich darf vielleicht darauf hinweisen, dass ich in letzter Zeit zwei derartige kurzgefasste Anweisungen für somatisch-anthropologische Untersuchungen im In- und Ausland publizirt habe, die man vielleicht auch für die Belehrungen der Herren Missionäre gelegentlich verwenden könnte.

Das eine sind die Anleitungen zu „somatisch-anthropologischen Beobachtungen“, welche ich in dem Gesamtwerk: „Anleitung zur deutschen Landes- und Volkskunde“ publizirt habe. Ich habe mir damals vorgestellt, dass vielleicht ein praktischer Arzt oder ein Geistlicher Untersuchungen in seiner Heimathgemeinde, in der

er lebt, vornehmen würde, und habe dazu die Anleitung gegeben. Im vorigen Jahre habe ich in Gemeinschaft mit meinem Sohne Dr. Karl Ranke, der sich gegenwärtig in Brasilien mit Herrn Dr. Hermann Meyer auf einer wissenschaftlichen Reise befindet, auch noch eine Ausarbeitung gemacht, um möglichst gleichartige anthropologische Aufnahmen zu ermöglichen. Auch Herr Dr. Ferd. Birkner

hat bei der Aufstellung dieses Schemas mitgewirkt. Wir haben im Wesentlichen die anthropologischen Aufnahmen, wie sie von Herrn Geheimrath Virchow ausgearbeitet worden sind, erweitert und sie für einige andere bisher weniger berücksichtigte Theile des Körpers und für einige andere Fragen noch weiter ausgeführt. Das Schema ist auf zwei Seiten gedruckt in folgender Weise:

1. Seite. №

Tag und Ort der anthropologischen Aufnahme:

Name: Sprache:
Geschlecht: ♂ ♀ **Alter:** Geburtsort:
Stamm: Stamm der Eltern:
Beschäftigung: Ernährungszustand: mager, mittel, fett
Statur: kurzbeinig, untersetzt, schlank, langbein.; schwächl., kräftig, athletisch; Zwerg, Riese.
Haut: Farbe nach Radde. Stirn: Wange: Brust: Oberarm:
 Hand: Handfläche: Fußsohle: ; nackte: bekleidete
 Stellen: Lippen: Warzenhof: ; Coniunctiva: Nägel:
 Farbe der Narben: dunkler, heller als die Haut. Krankhafte Hautverfärbung.
 Tätowirung:
 Bemalung: .

Auge: hellblau, dunkelblau, grau, granbraun, hellbraun, braun, dunkelbraun, schwarz.
 Lidspalte: horizontal aufwärts, abwärts; weit offen, offen, eng. Glotzauge, Hohlang.
 Mongolenfalte: stark, schwach, fehlend. Ausdruck

Kopfhaar: blond, hellbraun, braun, dunkelbr., schwarz, roth, melirt, grau, weiss, athmetisch;
 straff, schlicht, wellig, lockig, kraus, spiral-gerollt; stark, schwach, fehlend.
 Frisur:
 Augenbrauen: vereinigt, buschig, reichlich, spärlich, fehlend. Farbe
 Bart: reichlich, spärlich, fehlend; Schnurr-, Kinn-Backenbart; heller, dunkler als
 Kopfhare; straff, schlicht, wellig-lockig, kraus, spiral-gerollt.
 Körperhaut: glatt, schwach stark behaart. Achsel-, Schamhaare: reichlich, spärlich, fehlend.

Kopf: lang, kurz; schmal, breit; hoch, niedrig; künstlich missstaltend

Gesicht: hoch, niedrig; schmal, breit; oval, rund; flach, profilirt. **Wangen:** rund, flach, hohl.
Stirn: niedrig, hoch; gerade, schräg; voll; Wülste. — **Wangenbeine:** vortretend, angelegt.

Nase: gross, mittel, klein, schlecht entwickelt. Wursel: breit, schmal; hoch, niedrig; eingedrückten;
 Rücken: breit, schmal; hoch, niedrig; gerade, convex, concav, concav, abgeflacht.
 Spitze: schmal, breit, flach, überhängend; Elevation: gross, mässig, gering, sehr gering.
 Löcher: senkrecht, schief, horizontal; spaltförm., ründlich; von vorne unsichtbar, sichtbar.
 Scheidewand: durchbohrt: Pföcke, Ringe
 Flügel: angelegt, ausgewölbt; durchbohrt: Pföcke, Ringe

Lippen: vortretend, voll, mässig, zart; geschwungen; durchbohrt: Pföcke, Ringe .

Kinn: aufgebogen; stark, mässig, schwach, nicht vorspringend; spitz, eckig, rund; Gräbenchen.

Zähne: Stellung der Schneidezähne: senkrecht, schwach, stark prognath; progenatisch.
 Ansehen: opak, durchscheinend; mässig, fein. Gebiss: sehr gut, mittel, schlecht.
 Feilung Färbung . Lücken (künstliche)

Ohr: gross, mittel, klein; abstechend, angelegt; rund, lang; stark, schwach gewölbt, flach.
 Läppchen: gross, klein; frei, sitzend, fehlend; gespaltent, durchbohrt: Pföcke, Ringe
 Leiste: normal umgeschlagen; theilw., ganz angefollt (Spitzohr); Darwin's Knöcheln.

Brust: flach, gewölbt; breit, schmal; ohne, mit Taille. Hals: lang, kurz, Blähhals.

Brüste: gross, mässig, klein; stehend, hängend; halbkugelig, flach, sitzformig, birnförmig.
 Warze: gross, klein, eingedrückt. Warzenhof: vortehend, flach; gross, klein.

Bauch: stark, mässig vorgewölbt, flach, eingezogen. Nacken: stark, gewölbt, mittel, flach.

Gewäss: Steatopygie; stark, mässig gewölbt. Waden: stark, mässig, schwach; kurz, lang.

Hände: lang, kurz; schmal, breit; fein, grob. Schwimmhäute: stark, mässig. Länger 2. 4. Finger.
 Nägel: lang, kurz; schmal, breit; gewölbt, flach.

Füsse: lang, kurz; schmal, breit; Sohle: gewölbt, flach; Rist: hoch, mittel, niedrig.
 Ferse: lang, kurz. Längste Zehe 1. 2. Künstliche Missstaltung .

2. Seite.	Körpergewicht:	Kilogr.	Zugkraft:	Kilogr.
	Puls in der Minute:		Atmung in der Minute:	
	Temperatur der Achselhöhle:		Schweißhärte:	Farbensinn:

I. Körper. Alle Masse in Millimeter.

Grösste Länge (horizont.):	Grösste Breite:	Ohrhöhe:
Gesichtshöhe A (Haarrand):	B (Nasenzwurzel):	Stirnweite (kleinste):
Mittelgesicht (Nasenzwursel Mund):		Entfern. d. Ohrlochs v. d. Nasenzwurzel:
Gesichtsbreite a (Jochbogen):	b (Wagenbeinhöcker):	e (Kieferwinkel):
Distanz der inneren Augenwinkel:	 der äusseren Augenwinkel:
Nase, Höhe:	Breite:	Länge:
Mund, Länge:	Ohr, Höhe:	Horizontallumfang:

II. Körper. Alle Masse in Millimeter.

Ganze Höhe (horizont.):	Armlänge:	Klafterweite:
Höhe im Stehen: 7. Halswirbel:	5. Lendenwirbel:	Schulter:
Ellenbogen:	Handgelenk:	Mittelfinger:
Nabel:	Crista ilium:	Symphysis pubis (ob. Rand):
Perineum:	Trochanter:	Patella:
		Knöchel:
Höhe im Sitzen (horizont.):	Sehittel (über dem Sitz):	Crista ilium:
Schulterbreite:	Conjuncta externa (V. Lendenw.-Symphyse):	
Beckenbreite A (Crista ilium):	B (Spinnae ilium ant. sup.):	
Brustumfang:	Bauchumfang:	Beckenumfang:
Grösster Umfang des Oberarmkells:		der Wade:
Hand: Länge (Mittelfinger):	Breite (Ansatz der 4 Finger):	
	Mittelfingerlänge, äussere:	innere:
Fuss: Länge:	Breite:	Risthöhe:
Sonstige Besonderheiten: Kleidung, Genitalien. Umrisszeichnungen von Hand und Fuss etc.		

Der Angabe der notwendigen anthropologischen Aufnahmen, von welchen die wichtigsten durch fetten Drack hervorgehoben sind, werden dann auch noch in gedrängten Anleitungen die Methoden der einzelnen Aufnahmen, ebenfalls auf 2 Seiten, hinzugefügt in folgender Weise:

1. Seite. **Neusstrassens. Rekrutenmass** resp. R. Vichows Reuse-Anthrometer, oder senkrecht gestellter Doppelmessstab mit Dreieck oder Doppelmesshand a, k u R; Vichows grosser Schiebeseitel = S; wiew kleiner Schiebeseitel = kS; Tasterzirkel = T. der grosse Tasterzirkel von Beudeloque = B; gewöhnlicher Zirkel = Z (an den Spitze abgestumpft); weis Holzmass = H; Buedmann = B. Die Stellung des Kopfes beim Zeichnen und Photographiren sowie bei den sonst ansehn gemachten Messungen muss in der deutschen Horizontale sein u horizontal u horizont. d. h. mit etwas gegen die Brust gedrücktem Kinn, so dass der obere Rand der Ohrlöffung und der untere Rand der Augenhöhle gleich hoch stehen.

I. Kopf.

Grösste Länge: horizont. vom Stirnasenwulst, dicht über die Nasenzwurzel, bis zum äussersten Vorsprung des Hinterkopfs (S). — Grösste Breite: über dem Ohr (S).
 Ohrhöhe: horizont. aufrechte Höhe des Kopfes vom oberen Rande des äusseren Gehörganges senkrecht bis zum Scheitel (S) (evest bei des Körpermassen zu nehmen).
 Stirnweite, kleinste: geringster Abstand der Schläfenadern am Stirnbogen, dicht über der Wurzel des Jochbeinfortsatzes des Stirnbogens, etwa 2 Cent. über den äusseren Augenwinkeln (S oder T).
 Gesichtshöhe: B von der Nasenzwurzel bis zum unteren Eintrath (T). A vom Haarrand bis zum unteren Kinnrand. Mittelgelenkhöhe: von der Nasenzwurzel bis zur Mundpalte (T).
 Gesichtsbreite: a: Jochbreite, von der am meisten vorspringenden Stelle des einen Jochbogens, vor dem Ohr bis zur entgegengesetzten (S oder T).
 b: obere Gesichtsbreite, von dem oberen vorderen Rand (Höcker) des einen Waagebeines (Wagenbeinhöcker) bis zu demselben Punkte des anderen (T).
 c: untere Gesichtsbreite, von einem Unterkieferwinkel zum anderen (T).
 Distanz der inneren Augenwinkel (obere Nasenbreite): von einem inneren Augenwinkel zum anderen (T, kS).
 Distanz der äusseren Augenwinkel: analog (T, kS oder Z, welcher vielfach für kS verwendbar).
 Nase, Höhe: von der Nasenzwurzel bis zum Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe (T, kS).
 Länge des Nasenrückens von der Wurzel bis zur Spitze (T, kS).
 Breite (untere Nasenbreite): grösste Breite der Nasenpitze auf der Wölbung der Nasenflgel (T, kS).
 Klammer der Nasenspitze: von dem Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe horizontal bis zur Nasenspitze (T oder Nasenscherer).
 Mund: Länge der Mundpalte (T, kS).
 Ohr: Höhe (Länge), grösster Längendurchmesser der Ohrmuschel von der Mitte des Oberlandes bis zum Uferland des Lappchens (T, kS).
 Horizontallumfang des Kopfes, gemessen über die am meisten hervorragende Stelle am Hinterkopfe und den tiefliegenden Theil der bren (Glabella) (B).

Die die Schemata enthaltenden Blätter habe ich, auf dünnes, aber festes Papier gedruckt, zusammenbinden lassen, und zwar bilden 150 Stück Aufnahmen ein Heft, welches als Umschlag einen Halbhogen mit den „Methoden“ erhält. Diese Anordnung könnte sich möglicherweise als praktisch erweisen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich aber gleich bemerken, dass Aufnahmen, welche Missionäre machen können, sich wohl weniger auf Körpermessungen beziehen können, näher liegen gewiss die eigentlich ethnologischen Fragen. Herr Hofrath Haagen hat gewiss richtig hervorgehoben, dass es besonders darauf ankomme, das Geistesleben dieser Völker näher zu studiren. Dazu wären wohl jene Herren besonders geeignet.

Den Antrag des Herrn Kaplan Bumiller möchte ich der Gesellschaft warm empfehlen und bitten, dass von seiten der Gesellschaft eine Commission zusammengesetzt werde, die diese Frage näher studirt und evont. Anleitungen für die Missionäre ausarbeitet. Herr Bumiller, welcher in der heutigen Sitzung hier anwesend ist, hat mir gesagt, dass er schon mit einer Reihe von Herren persönlich Rücksprache genommen und dass er auch schon von vielen Seiten eine freundige Zustimmung zu diesem seinem Gedankem erhalten habe. Es wird von diesen Seiten nur auf eine Schwierigkeit hingewiesen, nämlich die, dass, da ein Theil der Missionäre französischer Zunge ist, es wohl gut sein würde, diese Ausarbeitungen theils in deutscher, theils in französischer Sprache herauszugeben. Ich stelle daher im Namen des Herrn Kaplan Bumiller den Antrag, dass eine derartige Commission gewählt werden möchte.

Herr Sanitätsrath Dr. Bartels:

Meine Damen und Herrn! Zu dem Antrag Bumiller möchte ich erwähnen, dass ich seit vielen Jahren bemüht gewesen bin, die Herren von der Berliner Mission für unsere anthropologischen Dinge zu interessieren, und ich kann nur mit grösstem Danke aussprechen und möchte dies hier öffentlich thun, dass die Herren sich grosse Mühe gegeben haben, unserem Wunsche zu entsprechen. Ich habe eine Fülle der interessantesten Fragen von den Missionären beantwortet bekommen. Wir können nun aber nicht so weit gehen, dass wir jede der Fragen in ein allgemeines Schema hineinpresse. Die Missionäre, die unter den grössten Schwierigkeiten und Strapazen arbeiten, die ihr Hans und ihre Kirche bauen müssen, die die Landessprache lernen müssen, die im Lande umherreisen müssen, um hie und da Gottesdienst zu halten, haben vollauf zu thun vom

Morgen bis zum Abend und können sich nicht überlegen, was mit dieser oder jener Frage des allgemeinen Fragebogens gemeint ist. Wir werden ihnen immer noch eine Reihe ganz spezieller Fragen überreichen müssen und diese Fragen werden für jeden einzelnen Fall ausgearbeitet werden müssen. So habe ich es gemacht und so habe ich die Antworten bekommen. Ich bin aber sehr dafür, dass dies verallgemeinert wird, denn bis jetzt war es nur die Berliner Mission, die hierin thätig war. Ich möchte gleich erwähnen, dass in Berlin zwei Missionsgesellschaften bestehen, von der einen haben wir noch wenig Nachrichten bekommen. Es wird zwar gut sein, einen allgemeinen Fragebogen auszarbeiten, aber wir müssen noch specielle Fragen für die einzelnen Gebiete zugeben. Ich möchte erwähnen, dass ich auf den allgemeinen Fragebogen, den ich auch ausgeschickt habe — es ist derjenige, welchen die anthropologische Gesellschaft bei Gelegenheit der Expedition von S. M. S. Gazelle ausgearbeitet hatte — keine Antwort bekommen habe, weil die Herren anthropologisch nicht geschult sind, auch nicht aus Gelehrtenkreisen hervorgehen, sondern aus den einfacheren Volkschichten und sie wissen nicht, was sie antworten sollen, wenn man ihnen nicht Wort für Wort die Fragen vorschreibt, auf die sie Antwort geben sollen. Ich möchte dies zur Erwägung geben, dass neben diesen allgemeinen Fragebögen specielle Fragebögen notwendig sind, wenn sie überhaupt Nutzen und Erfolg haben sollen.

Der Vorsitzende:

Gegen den Vorschlag hat sich niemand ausgesprochen. Ich darf annehmen, wenn sich niemand dagegen meldet, dass die Anwesenden ihm einstimmig beitreten, was ich constatire.

Es scheint mir das Einfachste, wenn Sie den Vorstand beantragen, diese Sache in die Hand zu nehmen, damit er unter Zuziehung von geeigneten Sachverständigen einen Entwurf ansarbeite, sie würde dann doch das nächste Mal wieder vorgelegt werden, um über das Resultat Beschluss zu fassen. Ein Widerspruch erfolgt nicht, mein Vorschlag ist angenommen.

Nun möchte ich noch Herrn Hofrath Haagen freundlich Dank sagen, und ich hoffe, dass er durch seine Gesundheit nicht mehr lange gehindert wird, seine Thätigkeit erfolgreich wieder anzunehmen.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Ich wollte nur an den Herrn Hofrath Dr. Haagen eine Frage wegen dieser Cigarrengeschichte richten. Ist wirklich die Cigarre von Tabakshältern oder

vielleicht nur nach der Cigarrenform aus anderem Material gearbeitet? Handelt es sich um Cigarren aus Tabakblättern, dann kann dieser Brauch wohl nur späteren Datums sein.

Herr Heffarth Dr. Hagen:

Der Tabak wurde lange vor der Ankunft der Europäer gebackt; er ist nicht mit den Europäern hingekommen.

Geschäftliches.

Berichterstattung des Rechnungsausschusses durch

Herrn Oberstenbratt Dr. Katho Frankfurt a/M.:

Die von Ihnen gewählte Commission hat sich der Aufgabe unterzogen, die Rechnungslegung nach den hier vorliegenden Belegen zu prüfen. Jede einzelne Position ist sorgfältig nach den vorhandenen Belegen geprüft und wir haben gefunden, dass alles ordnungsmäßig gezeichnet ist. Wir haben zu den einzelnen Positionen hier weiter keine Bemerkungen zu machen, Sie haben sie ja vor sich in dem gedruckten Casenbericht, die einzelnen Positionen brauchen ich nicht weiter durchzugehen, wie gesagt, sind sie von uns nach den Belegen genau geprüft und in Ordnung befunden. Ueber das Capitalvermögen, haben wir hier keinen Bericht zu erstatten, es ist im vorigen Jahre schon nach den vorverjähren Beschlüssen in Cassel gezeichnet und dort in Ordnung befunden worden. Zu den übrigen Positionen habe ich hier auch keine Bemerkung zu machen, die Bestandessumme ist in Richtigkeit nachgewiesen. Wir haben hier jetzt nichts weiter zu thun, als den Antrag zu stellen, unserm hochverehrten Herrn Schatzmeister Entlastung zu gewähren.

Der Vorsitzende

beantragt Entlastung mit dem Wunsche, dass in den künftigen Rechnungsstellungen die durchlaufenden Posten von den jährlich neu erscheinenden getrennt und die Uebersicht über die jährlichen Einnahmen und Ausgaben dadurch erleichtert werden möchten, was der Herr Schatzmeister ansagt.

Der Vorsitzende fährt dann fort:

Ich habe noch die Aufgabe, dem Herrn Schatzmeister in offizieller Weise Dank zu sagen für die grosse und immer gleiche Treue, die er anwendet, um uns in gutem Fahrwasser zu erhalten; möge seine Gesundheit und seine Arbeitskraft vorhalten, um auch in Zukunft den Mitgliedern eine solche Stütze zu gewähren. Hierauf folgt die Genehmigung des neuen Etats pro 1897, welcher schon oben S. 103 mitgetheilt wurde.

Wahl des Ortes für die allgemeine Versammlung im Jahre 1897.

Der Generalsecretär Herr Prof. Dr. J. Ranke:

Es liegt eine sehr freundliche Einladung nach Lübeck vor. Viele Mitglieder unserer Gesellschaft haben schon seit längerer Zeit den Wunsch gehabt, nach Lübeck zu gehen, wo noch kein vollständiger Congress abgehalten worden ist. Nicht nur als Stadt, sondern nicht weniger durch seine reichen und schönen, jetzt neu aufgestellten Sammlungen bietet Lübeck für uns hohen Interesse. Die Vorstandschaft wurde durch diese Einladung sehr erfreut. Das Einladungstelegramm lautet: Dem Senat ist der Besuch der anthropologischen Gesellschaft sehr willkommen. Eschenburg. Diese Einladung kommt von Herrn Senator Eschenburg, der sich, wie er in einem inzwischen eingetroffenen Briefe mittheilt, mit dem Senat

in Verbindung gesetzt hat, so dass dies Telegramm also als eine ganz officielle Einladung gelten kann. Er theilt dann hier auch weiter mit, dass sich auch die Herren Senatoren Dr. Brehm und Dr. Velling für die Sache interessieren und dass sie zur Unterstützung der allgemeinen Versammlung in Lübeck gerne bereit sein werden.

Ich habe nun bisher noch nicht die Möglichkeit gehabt, anzufragen, wer von den Herren als Localgeschäftsführer dort aufgestellt werden soll. Es wären da eine Reihe von Namen zu nennen. Die Einladung nach Lübeck, die ich Ihnen eben vorgelesen habe, ist vermittelt worden durch meinen in Lübeck lebenden Bruder Friedrich Ranke, Senior und Hauptpastor an der Marienkirche in Lübeck. Es würde sich vielleicht empfehlen, wenn die Gesellschaft auf den Vorschlag, Lübeck als nächsten Congressort zu wählen, eingeht, meinen Bruder mit der Einrichtung der Geschäftsführung dort zu betrauen. Er ist mit den genannten Herren Senatoren in nahen Beziehungen und ich glaube, dass er der Geeignetesten sein würde, die Geschäfte zunächst einmal in die Hand zu nehmen, um dort die definitive Geschäftsführung zu bilden.

Mein Antrag geht also dahin, dass die Gesellschaft Lübeck als Ort der nächsten allgemeinen Versammlung wählen möchte und dass mein Bruder Friedrich Ranke in Lübeck gebeten wird, die Geschäftsführung in Lübeck zu organisieren.

Prof. Dr. Wilh. Blasius-Braunschweig:

Hochansehnliche Versammlung! Die Worte, die ich mir vorgenommen hatte, an die geehrte Versammlung zu richten, beziehen sich allerdings nicht ganz genau und direct auf den Gegenstand, den wir gegenwärtig verhandeln, aber doch indirect, insofern nämlich die Wahl des Ortes für die Versammlung im Jahre 1898 vielleicht in Frage kommen könnte bei der Entscheidung auch über den nächstjährigen Versammlungsort. Es ist schon seit langem in Braunschweig der Wunsch, dass die deutsche anthropologische Gesellschaft auch einmal in dem Orte tagen möchte, in welchem das verehrteste Organ der Gesellschaft, das Archiv für Anthropologie, erscheint. Richard Andree und ich — Andre lässt der Versammlung seines vorbildlichen Grusses entziehen und bedauert sehr, nicht anwesend sein zu können —, wir haben uns nun bemüht, verschiedene Kreise in Braunschweig speciell für eine demnächst dort stattfindende Anthropologen-Versammlung zu interessieren und so stehe ich heute hier in Vertretung von drei Vereinen, welche mit der Anthropologie und Vorgeschichte gewisse Beziehungen pflegen, und von 36 Personen, die den Kreisen angehören, welche überhaupt bei anthropologischen und archaischen Studien in Betracht kommen. Ich habe eine genaue Liste der einladenden Vereine und Personen bereits dem Vorstände überreicht und will daraus Einiges zusammenfassend entnehmen: Die drei Vereine, welche wünschen, dass die Versammlung möglichst im Jahre 1898 in Braunschweig tagen möchte, sind 1) der erste Kreisverein, 2) der Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde und 3) der Verein für Naturwissenschaft. Die 36 in Betracht kommenden Personen, von denen ich eben hier feststellen kann, dass sie den regen Wunsch haben, dass die Versammlung möglichst 1898 in Braunschweig tagen möchte, vertreten, wie ich schon sagte, die interessirten Kreise. Es sind das: Der Präsident (v. Heine mann an Wolfenbüttel) und der Vicepräsident (Bede) des Harz-Vereins für Geschichte und

Alterthumskunde, der Vorsitzende (v. Heinemann), der stellvertretende Vorsitzende (Häberlin) und der Schriftführer (Zimmermann aus Wolfenbüttel) des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde, der Vorsitzende des Äraltischen Kreisvereins (Koth), der Vorsitzende und Vorstandsmitglieder des Vereins für Naturwissenschaft (Grabowsky, Bernhard, R. u. W. Blasius, Kloos), der Rector (Lüdicke) und stellvertretende Rector (Körner), sowie die betreffenden Fachdocenten (Kloos, R. u. W. Blasius, Vierkaudt) der herzoglichen technischen Hochschule, der Präsident (Baumgarten) und der für Ausgrabungen besonders interessirte Baurath (Brückmann) der obersten Baubehörde des Landes, der Oberbürgermeister (Pockels) und zwei Magistratsmitglieder und Stadträthe (Götze und A. Haake) der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, die Directoren, die Vorstände und die betr. Abtheilungsvertreter sämmtlicher in Betracht kommender Museen der Stadt und des Landes Braunschweig, nämlich des herzoglichen Museums (Riegel, P. J. Meier und Seherer), des städtischen Museums (Hänsemann, Wegener und Rich. Andree) und des naturhistorischen Museums (W. Blasius und Grabowsky), der Professor an dem herzoglichen Krankenhause (Benneke), die Verlagsbuchhandlung für das „Archiv für Anthropologie“, den „Glohn“ und viele anthropologische Werke: Friedrich Vieweg und Sohn (Tepalmann) und zahlreiche andere Fachgelehrte und Sammler (Berkhan, C. Haake, Jaugschluth, v. Koch, Nonck, K. Rhamm, Sauli aus Glentorf, Vassel aus Beierstedt und Voges aus Wolfenbüttel).

Ich kann versprechen, dass Braunschweig sich bemühen wird, der Versammlung eine warme Stätte zu bereiten und ihr zu ersprieslichen Verhandlungen behilflich zu sein. Es erstreckt ganz in der Nähe von Braunschweig auch einige vorhistorische Denkmäler, welche von Interesse sind und die besucht werden könnten, beispielsweise zwei moegaltische Steindenkmäler, die sog. Luthensteine bei Helmedstedt, ein Tulus bei Evessen am Elm, und wenn Sie die Excursionen weiter ausdehnen wollen, würde z. B. eine Besichtigung der Rabeländerhöhlen, in deren Diluvial-Ablagerungen neuerdings paläolithische Funde gemacht sind, in Betracht kommen können. Es ist, wie ich getreue muss, auch ein etwas selbststündiger Gedanke an Grunde liegen, wir hoffen nämlich, dass wenn die Versammlung in Braunschweig tagt, Anregung gegeben wird, die anthropologischen Interessen und Studien in unserem Lande zu verstärken und besonders zu concentriren. Das ist ein Wunsch, den alle Braunschweiger haben, dass eine möglichste Concentration der verschiedenen anthropologischen Bestrebungen stattfinden möchte, und so hoffen wir, dass wenn die Gesellschaft für 1896 Braunschweig als Versammlungsort wählen wird, dies für uns und die anthropologische Forschung in Braunschweig von grossem Vortheil sein wird. So spreche ich den dringenden Wunsch aus, die hohe Versammlung möchte beschliessen oder, wenn formell heute das noch nicht möglich ist, wenigstens in Aussicht nehmen, 1896 in Braunschweig zu tagen. Für 1897 können wir nicht einladen, weil wir für das nächste Jahr schon die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte eingeladen haben und gegründete Hoffnung hegen dürfen, diese 1897 in Braunschweig begrüssen zu können, und weil es sich nicht empfiehlt, zwei grössere Versammlungen in einem Jahre zu verschiedenen Zeiten an demselben Orte abzuhalten. Ich bitte deshalb dringendst und herzlich für 1896.

Der Vorsitzende:

Es ist selbstverständlich, dass wir heute nicht darüber beschliessen können. Es ist jede Generalversammlung statutenmässig berufen, den nächsten Ort festzustellen; weitergehende Vorschläge müssen dem achtjährigen Congress vorbehalten bleiben. Jedes werden Sie alle mit Interesse Kenntnis genommen haben von der schönen Ansicht, welche Herr Blasius eröffnet hat. Wir sind ja immer sehr erfreut, wenn wir auf ein practisches Entgegenkommen rechnen dürfen; es hat sich hier in Speier gezeigt, wie wothältig es ist, wenn ein lebhaftes Zusammenwirken der Gäste und der Wirthe stattfindet.

Somit wird weiter kein Vorschlag gemacht? Es liegt der Vorschlag vor, den der Herr Generalsecretär entwickelt hat, Lübeck für das nächste Jahr zum Congressort zu bestimmen. Ich frage, ob irgend ein Widerspruch dagegen gefasst wird. Es ist nicht der Fall, er ist also angenommen. (Lebhafte Zustimmung der Versammlung.)

Ebenso darf ich annehmen, dass Sie dem Vorschlage zustimmen, dass Herr Senior Friedrich Ranke ersucht wird, die Localgesellschaftsführung zu organisiren. Der Herr Generalsecretär wird die Ueßigkeit haben, dies in Ordnung zu bringen. Dass sollen wir eigentlich auch noch über die Zeit beschliessen, es ist aber schon Praxis geworden, dies dem Vorstand zu überlassen. Im Allgemeinen ist ja immer diese Zeit des August dann ausseren worden, die Versammlung zusammenzuberufen. Wenn keine besonderen Anträge gestellt werden sollten, darf ich wohl annehmen, dass auch für das nächste Jahr dem Vorstand die Ermächtigung ertheilt wird? Das ist der Fall.

Neuwahl des Vorstandes.

Der Vorsitzende:

Nun kommen wir zum letzten Gegenstand, der Neuwahl des Vorstandes. Das ist diesmal etwas auffassender, weil auch Generalsecretär und Schatzmeister am Ablauf ihrer Wahlperioden stehen. Beide werden diesmal auf drei Jahre gewählt, während die übrigen Vorstandmitglieder nur auf ein Jahr gewählt werden. Es wird zweckmässig sein, mit der Wahl der mehr beständigen Elemente zu beginnen und dann zur Wahl der übrigen überzugehen. Sind Sie einverstanden, dass wir zunächst Generalsecretär und Schatzmeister wählen und dann erst die Mitglieder des Vorstands im engeren Sinn? Das ist der Fall. Der Vorstand hat das Recht, ihnen einen Vorschlag zu machen; wir können sehr kurz sein. Wir bitten Sie, die bewährten Kräfte, die bisher so lange und so erfolgreich gewirkt haben, wieder zu bestätigen, Herrn J. Ranke und Herrn Weismann. (Beifall.)

Durch Ihre Acclamation haben die beiden Herren ihre neue Mission empfangen. Beide Herren nehmen mit Dank an.

Nun kommen wir zur Wahl der drei übrigen Vorstandsmitglieder.

Herr Oberbaurath Dr. Kathe:

Ich glaube, mich Ihre allseitigen Einverständnisse versichert halten zu dürfen, wenn ich den Antrag auf acclamatorische Wiederwahl unseres hochverdienenden Vorstandes einbringe und zwar mit der Modification: Freiherr von Andrian-Werburg als I. Vorsitzender, die Herren Geheimrath Virchow und Waldeyer als stellvertretende Vorsitzende. (Lebhafte Zustimmung.)

Der Vorsitzende:

Wird sonst noch ein anderer Vorschlag gemacht? Das ist nicht der Fall. Dann können wir Herrn Baron von Andrian unsere Gratulation darbringen.

Freiherr von Andrian-Werburg:

Ich erlaube mir, zu erklären, dass ich die auf mich gefallene Wahl zum I. Vorsitzenden als eine grosse mir widerfahrne Ehre ansehe und dieselbe unter dem Ausdrucke meines wärmsten Dankes annehme. Ich werde bemüht sein, das Vertrauen der Gesellschaft zu rechtfertigen. (Bravo!)

Fortsetzung der wissenschaftl. Verhandlungen.

Herr Prof. Dr. J. Ranke:

Der fossile Mensch und die Menschenrassen.

Die Paläontologie des Menschen (die Paläanthropologie) kann nur im Zusammenhang mit der gesammten Paläontologie (speziell mit der Paläozoologie) betrachtet werden. Das neue grossartige Werk:

C. von Zittel, Paläozoologie, Band I—IV, und Derselbe: Grundzüge der Paläontologie,

welches zum ersten Mal die Gesamtheit der paläontologischen Verhältnisse der Erde in gleichmässiger Darstellung vor uns entrollt, erlaubt es nun, auch den Menschen in dieses Bild einzufügen.

Seit einem Menschenalter ist es wissenschaftlich festgestellt, dass der Mensch in Europa zuerst in der Diluvialperiode aufgetreten ist. Erst seit dieser Zeit kann überhaupt von einer Paläontologie des Menschen die Rede sein.

Die heutigen faunistischen Verhältnisse Europas sind relativ jung; in der Diluvialepoche fand die Umwandlung der europäischen Thierwelt statt, auf welcher das jetzige Bild beruht.

Seit der Entdeckung der Eiszeit und jener wärmeren Zwischenperioden, der Interglacialzeiten, zwischen zwei Kälteperioden, von welchen die letzte in die wärmeren klimatischen Verhältnisse der jetzt herrschenden Periode, der Alluvialzeit, überging, hat sich die bis dahin unverständliche Mischung der diluvialen Fauna aus wärmeliebenden und kälte liebenden Thieren in einfacher Weise erklärt.

In den ältesten Schichten des Diluvium, in den vorzeitlichen oder präglacialen Schichten, finden sich die Reste eines reichen Pflanzenwuchses, welche ein gemässigtes Klima verlangen, ungefähr dem gleich, in welchem wir heute leben. Unsere wilden Waldbäume: Fichten, Föhren, Lärchen, Eiben, aber auch Eichen, Ahorn, Birken, Haselnuss u. a. wuchsen schon damals. Die Vegetation muthet uns keineswegs fremd an. Das Gleiche gilt auch von der präglacialen Thierwelt. Wir finden die Reste der Mehrzahl der jetzt in Mittel- und Nord-Europa ursprünglich einheimischen wilden Thiere: Pferd, Hirsch, Reh, Wildschwein, Biber, mit einer Anzahl kleiner Nager und Insectenfresser, von

Raubthieren: Wolf, Fuchs, Luchs und Bärenarten, von denen eine seit jener Zeit ausgestorbene Art, der Höhlenbär, die grössten jetzt lebenden Bärenformen, Eisbär und Grizzlybär, an Grässe übertraf. Zwei grosse Rinderarten: Bison und Ur fügen sich diesem Bilde anzuzeigen ein. Dagegen erscheinen vollkommen fremdartig die riesigen Formen der Elephanten, Nashörner, Flusspferde, der gewaltige Riesenhirsch und die grossen Raubthiere: Hyäne und Löwe.

Die Gründe für die Veränderung dieser Fauna liegen nun klar: wir sehen, wie lediglich durch das Abinken der Jahrestemperatur, in Folge einer dadurch verursachten dauernden Verschlechterung des Klimas, sich die Pflanzen- und Thierwelt neuen Lebensverhältnissen anpassen, diesen weichen oder erliegen musste.

Es ist durch die geologische Forschung festgestellt, dass durch Absinken der Jahrestemperatur eine Kältepoche, eine Eiszeit, über Europa, Nordasien und Nordamerika hereinbrach, welche weite Länderstrecken unter einer Eisdecke begrub, von deren Verhalten uns theils die Gletschergebiete unserer höchsten Gebirge, theils das nördliche Grönländ mit seinem unter Inlandeis verhüllten Bodenrelief ein treues Bild geben.

Die nächste Folge dieses klimatischen Umschwungs war jene wesentliche Veränderung der Flora und Fauna. Thierformen, welche der Verschlechterung des Klimas nicht gewachsen waren, welche ihm weder standhalten, noch sich ihm anpassen konnten, wurden zuerst in südlicheren Breiten, in unvereiste Landstrecken, zurückgedrängt, zum Theil vernichtet. Vernichtet wurde die eine der diluvialen Elephantenarten, Elephas antiquus, die Flusspferde und einige andere weniger populäre Thierformen (Elasmotherium, Trogontherium, Macheiroides); andere Thiere, wie Löwe, Hyäne u. a. zogen sich in südlichere, von der Vereisung nicht betroffene, von ihren Wirkungen entferntere Gegenden zurück.

Dagegen erfolgte nun eine Einwanderung von kälte liebenden Thieren, welche wir heute noch als Bewohner des hohen Nordens oder der eisigen Regionen des Hochgebirgs oder der rauhen asiatischen Steppen kennen. Das wollhaarige Mammoth, das wollhaarige Rhinoceros, welche schon den ältesten Diluvialschichten Mittel-Europas angehören, waren geeignet, der Klimaverschlechterung Trotz zu bieten, die Paläontologie weist als auf die Ursätze dieser gewaltigen Thiere in das Innere Asiens, namentlich auf die rauhen Hochbenen hin, wo sie sich im Ertragen des Klimas stählen konnten, soweit, dass ihnen im Verlauf der Eiszeit die halbe Welt zugänglich wurde. Die neuen kälte-

liehenden Einwanderer mischten sich mit der älteren Diluvialfauna; vor Allem zieht das Benthier ein und weidet in grossen Rudeln an der Grenze der Gletscher, mit ihm der Mochusohase, dann Lemming, Halsbandlemming, Schneemaus, Vielfrass, Hermelin, Eisfuchs, Steinbock, Gemse, Marmelthier, Alpenhase.

Besonders wichtig für unsere Hauptfrage ist der mächtige Vorstoss centralasiatischer Thiere nach Europa: „wie in einer Völkerwanderung“, sagt von Zittel, drängen directe Einwanderer aus den asiatischen Steppen nach Westen vor: Wildesel, Saiga-Antilope, Bohac, Staebelschwein, Ziesel, Pferdespringer, Pfeifhase, Mochusspitzmaus u. a.

Die Eiszeit war auch in jenen beschränkten Gebieten, in welchen sie die moderne Geologie anerkennt und in denen sie überhaupt Spuren zurückgelassen hat, kein einheitliches klimatisches Phänomen. Es ist vollkommen sichergestellt, dass auf eine erste Periode eiszittlicher niedriger Jahrestemperatur, unter deren Einwirkung die Eismassen mit ihrem Moränenschutt in Mittel-Europa von Norden und gleichzeitig von der Alpenkette her, so weit vordrangen, dass z. B. in Deutschland zwischen den beiden sich entgegengestrichenen Eisströmen nur ein relativ schmaler Landstreifen frei und für höhere Lebewesen bewohnbar blieb, — wenigstens eine, gewiss nicht kurz dauernde Periode eines wärmeren Klimas folgte. Die mittlere Jahrestemperatur hatte zugenommen, um so viel, dass die Eismassen abschmolzen und sich weit nach Norden und in die Hochthäler der Alpen zurückziehen mussten. In dieser wärmeren, sogenannten Zwischeneiszeit, Interglacialperiode, drängten die Diluvialthiere weit nach dem Norden vor. Auch die ältere Diluvialfauna, soweit sie noch nicht ausgestorben war, rückte z. Th. wieder in ihre alten Standplätze ein, sodass die interglaciale Fauna Mittel-Europas der vorzeitlichen, präglacialen, wieder sehr ähnlich erscheint.

Mitten in diesem Wogen und Drängen der Thierwelt tritt auch der Mensch in Europa auf die Bühne.

Woher kam er?

Er findet sich unter den diluvialen Thierformen, deren Einwanderung während des Diluviums aus Central-Asien zweifellos sichergestellt ist. Der Gedanke liegt daher nahe, dass er mit jener asiatischen Völkerwanderung der Diluvialthiere nach dem Westen vorgedrungen ist. Ursitze des diluvialen Menschengeschlechts würden danach in Centralasien zu suchen sein.

v. Zittel hat in seiner Paläozoologie die Fundplätze des Diluvialmenschen zusammengestellt, welche als exact festgestellt betrachtet werden können.

Ich will sie hier nicht im Einzelnen aufführen. In Europa sind sie bis jetzt am zahlreichsten nachgewiesen; sie sind signalisirt vom nördlichen, mittleren und südlichen Frankreich, vom südlichen England, vom mittleren Deutschland (Taubach bei Jena, Thiede bei Braunschweig), Niederösterreich, Mähren, Ungarn, Italien, Griechenland, Spanien und Portugal; im europäischen Russland sind mehrere gut beobachtete Fundstellen zu verzeichnen, namentlich wichtig sind die in neuester Zeit in Sibirien gemachten Funde, welche beweisen, dass dort der Mensch in der Diluvialperiode, in der paläolithischen Periode, gelebt hat, dasselbe gilt von der Gegend hinter dem Baikal-See, namentlich Nestchinsk. Auch in Süd-Indien im Nerbdndhathale sind Menschenspuren (paläolithische Werkzeuge) im geschichteten Diluvium mit ausgestorbenen Landäugethieren gefunden worden. Ausserdem ist der fossile Mensch in diluvialen Schichten Nordafriens und in Nord- und Süd-America aufgefunden.

Alle diese Schichten, in welchen sich die Menschenspuren (bekanntlich vorwiegend Manufacte) gefunden haben, gehören dem ächten Diluvium an, nach v. Zittel gilt das auch für die berühmten Funde, welche Ameghino und Santiago Roth in der Pampasformation von Argentinien und Uruguay gemacht haben. Hier sind mehrfach aufgespaltene, bearbeitete und angehrante Röhrenknochen und Kiefer von Hirsch, Glyptodon, Mastodon und Toxodon mit Feuersteinwerkzeugen von paläolithischem Gepräge gefunden worden. Die hier gleichzeitig mit dem Menschen auftretenden Thierformen sind von den aus dem Diluvium der alten Welt bekannten in so hohem Grade abweichend, dass erst v. Zittel ihre richtige Stellung in der Erdgeschichte fixiren konnte. Unter den Thieren fallen namentlich die genannten riesigen Vertreter heute nur noch in kleinen Arten in Südamerica vorkommender Edentaten auf: Glyptodontia, Dasypoda, Gravigrada (Riesenfalthier). Es unterliegt nach den Darstellungen von Zittel's keinem Zweifel, dass die Pampas-Formation und mit ihr die ersten Menschenspuren Südamerica der Diluvialperiode zuzurechnen sind.

Auf diesem weiten Gebiete: Asien, Europa, Nordafrika, Nord- und Südamerica finden wir während des Diluviums den Menschen schon verbreitet. Für Europa ist es ja von vorneherein wahrscheinlich gewesen, dass der Mensch mit den centralasiatischen Diluvialthieren nach Westen aus Asien vorgedrungen sei, aber wie verhält sich der Mensch in Nordafrika und America zu dem europäo-asiatischen Urmenschen?

Die diluvialen Faunen von Nord- und Süd-

amerika sind sehr weit von einander getrennt und auch die Fannen Asiens und Nordafriens und Nordamerica zeigen gewichtige Differenzen — sollte der Mensch in all diesen gewaltigen Ländergebiethen derselbe sein?

Die Paläontologie bietet uns für die bejahende Antwort dieser Frage ein ganz überraschend sicheres Material.

In älteren geologischen Epochen waren Europa, Asien, Africa und Nordamerica zu dem grössten zusammengehörigen thiergeographischen Reiche: Aretogaen, vereinigt gewesen. Aber schon während der Tertiärzeit war dieser Zusammenhang zerriessen, sodass sich mehrere thiergeographische Provinzen bildeten. Die Lockerung des Zusammenhangs erfolgte am frühesten mit Nordamerica, sodass schon in den beiden letzten Abtheilungen der Tertiärzeit, in der Miocän- und Pliocän-Epoche, die neue und die alte Welt sich als selbständige thiergeographische Provinzen gegenübersehen. Da ist es nun für unsere Frage von der allergrössten Bedeutung, dass Nordamerica während der Diluvialzeit wieder einige nordische Einwanderer aus der alten Welt, nach v. Zittel: „wahrscheinlich über Nordasien“ erhielt, unter denen das Mammoth am wichtigsten erscheint. Während der Diluvialepoche existirte sonach wenigstens zeitweilig (bis gegen das Ende der Interglacialzeit) eine Verbindung zwischen Asien und Nordamerica, gangbar genug, um dem Mammoth und einigen Genossen die Wanderung von dem einen Continent in den anderen zu gestatten. Das Mammoth trifft in jener Periode als Colonist aus der alten Welt in der neuen Welt ein. Es hat sich namentlich in British America, Alaska, Canada, Kentucky weit verbreitet gefunden.

Mit dem Mammoth sehen wir den Menschen in Europa vergesellschaftet, mit dem Mammoth finden wir seine Spuren in Nordasien, mit dem Mammoth wird er sonach auch nach Nordamerica von Asien aus hinübergewandert sein, wir finden die Mammoth- und die Menschenreste in den gleichen paläontologischen Sechichten. Soviel bis heute bekannt, traf das Mammoth früher in Europa als am Nordanme Asiens ein, von wo es dann erst Mammoth und Mensch nach Nordamerica übersetzten. Es scheint das in der Interglacialzeit stattgefunden zu haben, damals hat das Mammoth seine grösste Verbreitung gefunden, damals hat es die Alpen überstiegen und gelangte andererseits in Nordasien an den Rand der noch von der ersten Eiszeit (si heute) erhaltenen „Steineismassen“ des Inlandeises (von Toll). Damals drang das Mammoth auch in Europa bis nach dem Norden vor, es wurde mit Ausnahme des grössten Theiles von

Skandinavien und Finnland, Gebiete, welche während der Interglacialzeit von Eis bedeckt hielten, in den diluvialen Schichten von ganz Europa, von Nordasien bis zum Baikalee und dem Caspischen Meere verbreitet gefunden, aber auch in Nordafrica finden sich seine Reste, zum Beweise, dass von Asien aus nicht nur Europa und Nordamerica für das Mammoth für Wanderungen offen standen, sondern auch Nordafrica; auch dort sehen wir in seiner Begleitung den Diluvialmenschen auftreten.

Die paläontologischen Forschungen beweisen nun aber weiter, dass in derselben Periode auch Südamerica von Nordamerica aus nicht nur offen stand, sondern auch thätlich vom Norden her Einwanderer erhielt.

Neben den specifisch südamerikanischen Thierformen erscheinen im südamerikanischen Diluvium, speciell in der Pampas-Formation zahlreiche „nordamerikanische Einwanderer“. Am Schlusse der Tertiärzeit wuchsen die bis dahin vollkommen getrennten Hälften America, die nördliche und die südliche, zusammen zu einem Welttheil und nun begannen die charakteristisch von einander verschiedenen Faunen Nord- und Süd-Americas sich dazueinander zu schieben, die südamerikanischen Autochthonen, z. B. auch Glyptodon, begannen nach dem Norden zu wandern und andererseits benützten nordamerikanische Typen wie Pferd, Hirsch, Tapir, Mastodon, Felis, Hund u. a. die neueröffnete Bahn, um ihr Verbreitungsgebiet zu vergrössern. Die nordischen Thierformen nehmen sich höchst auffallend unter der vorher vollkommen von Nordamerica abgeschlossenen Thierwelt Süd-Americas an, welche bis dahin ausser durch jene gigantischen Edentaten noch durch Benthalthiere und platyrhine Affen u. a. characterisirt war. Auch eines der grossen elephantenartigen Thiere Nord-Americas gelangte nach Südamerica: das Mastodon. Mit diesen nordischen Einwanderern trat nun auch, als ein entschiedener nordischer Typus, der Mensch nach Südamerica über, dessen erste sichere Spuren dort, wie gesagt, in der Pampas-Formation gefunden worden sind. Dort lebten die von Nordamerica eingewanderten Thiere und mit ihnen der Mensch mit dem gigantischen Glyptodon zusammen; bei Arceifles lag ein Menschenskelett unter einem Glyptodopanzern und Santiago Roth vermuthete, dass der Diluvialmensch in Südamerica die Panzer dieses Riesengürtelthieres gelegentlich als Wohnung benützt habe.

Aber zweifellos ist die körperliche Bildung des südamerikanischen fossilen Menschen im Haupttypus ganz der Bildung des nordamerikanischen und europäo-asiatischen entsprechend. Auch v. Zittel erkennt das an, er sagt darüber: „Sämmtliche

Menschen-(Knochen-)Reste von verlässigem Alter aus dem Diluvium von Europa stimmen, wie alle in Höhlen gefundenen Schädel, nach Grösse, Form und Capacität mit dem *Homo sapiens* überein und sind durchaus wohlgebildet und die fossilen Schädel aus der Pampas-Fermatien erinnern an die heutigen südamerikanischen Indianer.⁴

Der Culturbesitz des fossilen Menschen ist ebenfalls, wie wir ihn treffen, derselbe, welcher uns zuerst von dem europäischen Diluvialmenschen gelehrt wurde: Mangel jeglicher Haustihere; Werkzeuge und Waffen der aus Europa bekannten Typen aus Stein; Bearbeitung der Knochen; Feuer zum Kochen benutzt; animale Nahrung und ihr entsprechend besondere Verliebe für Fett resp. Knochenmark. Die älteste paläontologische Schichte der Menschheit geht im Wesentlichen gleichartig über Nordasien, Europa, Nordafrika und America. Diese weiten Länder strecken bildeten während eines Abschnittes des Diluviums ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet für den Menschen, ebenso wie für die centralasiatische Diluvialfauna, vor Allem das Mammuth.

Es ist also der Diluvialmensch, welcher heute noch diese Länder bewohnt, in den sehen während des Diluviums ausgebildeten secundären Rassen, welche einen gemeinsamen Urstamm, eine Primärrasse nicht verleugnen können; daraus erklärt sich ungezwungen auch der nahe Zusammenhang der körperlichen Bildung der amerikanischen mit der grossen asiatischen (mongoloiden) Menschenrasse.

Das Bild, welches heute die Vertheilung der Rassen und Stämme auf dem Verbreitungsgebiet des Diluvialmenschen darbietet, ist freilich wesentlich verändert und im Einzelnen bedingt durch ältere und neuere und neueste Völkerwanderungen, welche die wichtigsten Verschiebungen verursacht haben.

Ieh erinnere an die Völkerwanderungen im Mittelmeergebiet, durch welche den in die abendländische Geschichte, in die Geschichte der klassischen Welt, zuerst eintretenden Völker ihre Wohnsitze angewiesen wurden; an das Vordringen der Arier, der Indo-Europäer, nach Indien und Ceylon und die umliegenden Inseln, während die Malaien auf die nach ihnen benannte Halbinsel und von da auf die weiten Inseln der Südsee vordrangen in ihren Ausläufern vielleicht nach Australien, gewiss nach Madagascar gelangend; und daran reiht sich noch die grossartige Völkerverschiebung, welche von Nordasien aus zur definitiven Besiedelung der arktischen Zone führte. Alles das, wie die gewaltigen Völkerverschiebungen innerhalb des Continents, sind Vergänge, welche spät in der nachdiluvialen Periode erfolgten und noch heute

fortgehen. Sie haben, wie gesagt, das Bild im Einzelnen verbohren und ausgestaltet, aber doch im Wesentlichen nicht geändert. Noch heute behaupten die Nachkommen des Diluvialmenschen die alten paläontologisch festgestellten Ursitze, greifen nun aber überall über dieselben hinaus.

Der gemeinsame Ursprung der Europäer, Asiaten, Nordafrikaner und Amerikaner spricht sich in ihrer überall den gleichen Haupttypus zeigenden Bildung aus, nach welcher ich nicht ansetze, alle diese Völker zu einer gemeinsamen Haupt-rasse, Primärrasse, zu vereinigen. Charakteristisch wird diese erste Urrasse vor Allem:

durch eine beträchtliche Grössenentwicklung des Gehirns, verbunden mit einer abseht beträchtlichen Hirnschädelbreite, durch relativ mächtig entwickelten Hirnschädel im Vergleich mit dem relativ gering entwickelten Gesichtschädel namentlich im Verhältnis zu den Kauwerkzeugen, kleine Zähne, der dritte Molar vielfach verkümmert. Starke Kniekung der Schädelbasis.

Rumpf relativ lang und breit, Arme und Beine relativ kürzer. Skelett meist grobkuebig.

Grundfarbe der Haut gelb, einersits in hellgelb (= weiss), andererseits in braun bis schwarz übergehend.

Haare, grob bis mässig fein, schlicht bis wellig lockig auf dem Querschnitt breiival bis annähernd kreisrund.

Die Farbe der Haare und Augen wechselnd, überwiegend dunkelbraun bis schwarz, aber im ganzen Verbreitungsgebiet der Rasse finden sich blonde Haare und helle bis blaue Augen mehr oder weniger zahlreich.

Im Hinblick auf die relativ mächtige Entwicklung des Gehirns und des Hirnschädels bezeichnen sich diese Urrasse als Euecephalen und Enriecephalen, Grosshirnige, Weitschädel; im Hinblick auf die Hautfarbe als gelbe Urrasse, im Hinblick auf die Haare als grebhaarige. —

Im Gegensatz gegen die im Diluvium vereinigt gewesenen Ländergebiete, welche wir als das Verbreitungsreich der ebengeschilderten einheitlichen diluvialen Urrasse erkannten, werden die ausserhalb jener Grenzen liegenden Theile der Erde: ein Theil von Südasiem, Australien mit vielen Inseln der Südsee, dann Mittel- und Südafrika von Menschen bewohnt, welche sich von jener grosshirnigen Urrasse typisch unterscheiden und unter sich so viel Gemeinsames haben, dass wir auch sie von einer gemeinsamen Urrasse ableiten dürfen.

Diese zweite Urrasse der Menschheit wird charakterisirt:

durch eine geringere Grössenentwicklung des

Gehirns, verbunden mit einer geringeren absoluten Schädelbreite.

durch relativ mächtig entwickelten Gesichtsschädel im Vergleich mit dem relativ geringer entwickelten Gehirnschädel, namentlich sind die Kauwerkzeuge voluminös, Zähne gross, der dritte Molar meist nicht verkümmert. Geringere Knickung der Schädelbasis.

Rumpf relativ kurz und schmal, Arme und Beine relativ länger.

Grundfarbe der Haut dunkelbraun, einerseits in gelbbraun bis gelb, andererseits in tiefeschwarz übergehend.

Haare fein, wellig lockig bis weiter oder eng spiral gerollt, im Querschnitt schmaloval bis handförmig.

Die Farbe der Haare und Augen fast anschliessend dunkelbraun bis schwarz, im ganzen Verbreitungsgebiet fehlen oder finden sich hellere Augen- und Haarfarben nur ganz vereinzelt (z. B. bei Schweinfurth's Akkazbergen).

Im Hinblick auf die relativ geringere Entwicklung des Gehirns und des Hirnschädels bezeichne ich diese Urrasse als *Stenencephale*, *Stenencephale*, *Kleinhirnige-* oder *Engschädel*, im Hinblick auf die Haare und auf die Hautfarbe als feinhaarige, schwarze Urrasse, welche ihrerseits, wie die gelbe Urrasse verschiedene Secundärrassen ausgebildet hat, (auf welche ich hier nicht eingehe).—

Über die Herkunft dieser zweiten Urrasse der Menschheit sind wir bisher durch paläontologische Ergebnisse noch nicht genügend unterrichtet, im ganzen hängigen Verbreitungsgebiet des Menschen „schwarze Haut“ ist, wie es scheint, der fossile Mensch noch nicht entdeckt. In Australien stehen nur Mensch und Hund (Dingo), der sonst so ganz alterthümliche und fremdartige Säugethierwelt, welche an jene Südamerica's erinnert, als jüngere Formen in ihrem Herkommen noch unerklärt gegenüber. Das Verständnis der schwarzen Menschenrasse wird dadurch erschwert, dass überall da, wo die gelbe Urrasse mit ihnen zusammenstösst, sich zahlreiche Mischformen gebildet haben.

Ehe die paläontologische Forschung näheren Aufschluss erteilt hat, kann über die Urstätte der schwarzen Urrasse keine Entscheidung getroffen werden. Manches scheint dafür zu sprechen, dass wir auch für diese zweite Menschenform die Urstätte in Asien zu suchen haben. Immer weiter dehnt die neueste ethnologische Forschung Virchow's die Menschen schwarzer Haut in Südästen aus, und vielfach treten uns dort Mischformen entgegen. Aber ganz ähnliche Mischformen finden sich auch und nicht weniger typisch entwickelt in Afrika.

Nehmen wir an, dass die Urstätte beider Ur-

rasen in Asien gewesen seien, so können beide aus einer einzigen Urrasse hervorgegangen sein, welche sich erst während des Diluviums in die beiden Hauptformen differencirt hat. Der uns aus Europa und dem übrigen Verbreitungsgebiet bekannte Diluvialmensch wurde nach Norden, Osten und Westen gedrängt, ein zweiter Stamm hielt sich dagegen im Süden Asiens und vortheilte sich von da weiter auf Wegen, welche wir noch nicht verfolgen können.

Ist das der Fall, so sollte wohl unser zweiter Haupttypus, der schwarze Mensch, der hypothetischen einheitlichen Urrasse der Menschheit näher stehen, und das ist gewiss, dass er im Sinne der Paläontologie manche primitive Züge aufzuweisen scheint. Die paläontologisch jüngeren Thierformen zeichnen sich vor den älteren durch eine bedeutendere Gehirnentwicklung aus, sowie vielfach durch Reducirung des Gehirns. Zu den primitiven Merkmalen der Schwarzen würden sonach gehören vor Allem die geringere Grösse des Gehirns, die mächtiger entwickelten Kanorgane verbunden mit alveolarer Prognathie, die grossen Zähne, der häufigere Mangel einer Reducirung des dritten Molars und die geringere Knickung der Schädelbasis, durch welche der Schwarze sich auszeichnet. Nach den Erfahrungen an den Hauptthierassen gehört dagegen die schwarze Hautfarbe nicht zu den primitiven Merkmalen.

Wir haben sonach im Schwarzen vielleicht eine Menschenform vor uns, welche sich als weniger von der Urform differencirt erweist. Würde es gelingen den tertiären Menschen aufzufinden, welchen die Paläontologie bis jetzt noch nicht kennt, so würde er vielleicht manche Züge aufweisen, welche jetzt den schwarzen Menschen charakterisiren.

Die Paläontologie bringt Material bei, aus welchem sich wie wir sehen die Wahrscheinlich ergibt, dass der Diluvialmensch früher nach Europa als nach dem Norden Asiens und nach America gelangt ist. Der Europäer wäre demnach eine ältere Form der ersten Urrasse. Dem würde entsprechen, dass gerade der Europäer, der „Weisse“, welcher sich sonst so extrem von dem „Schwarzen“ differencirt zeigt, doch einige Züge aufweist, welche ihn diesem mehr annähern, als das bei dem Asiaten und Amerikaner der Fall ist. Ein so ausgezeichnete Kenner wie Huxley ging so weit, die „Brünetten“ geradezu als das Resultat einer Mischung zwischen „Blonden“ und „Australoiden“, letztere Hauptvertreter unserer zweiten oder schwarzen Primärrasse, anzusprechen. Diese Annäherung zeigt sich in den feineren zur Lockenbildung und Kränzelung neigenden Kopfharen; in den Körperproportionen, namentlich in dem

kürzeren Rumpf und den etwas längeren Armen und Beinen; auch in gewissem Sinne in der Schädelbildung, welche vielfach, wenn auch nicht absolut, doch relativ schmale, dolichocephale Formen aufweist; die bei vielen Dolichocephalen stark entwickelten Augenbrauenbögen, die fliehende Stirn, die relativ häufig auftretende Schiefzähigkeit, die Pränasalgruben sind ebenfalls als solche Annäherungen zu bezeichnen, dazu kommt noch bei den „Brüettes“ der feinere, weniger grobe Skelettbau.

Wenn Blumenhach glaubte, die „Weissen“ für die eigentliche Urform des Menschengeschlechts, für die „ursprüngliche Rasse“ halten zu müssen, so beweist das eben Gesagte wenigstens so viel, dass sich der „Weisse“ wirklich in wichtigen Bedingungen Züge der Urform der Menschheit in höherer Masse bewahrt hat.

Herr Heurer:

Mittheilungen über den Landauer Fund aus neolithischer Zeit.

Schon vorgestern, dann wieder gestern ist von der jüngst in Landau zum Vorschein gekommenen Fundstätte aus der neolithischen Zeit Erwähnung gethan worden und da ich selbst den Fund verdrohendem Untergang gerettet und ihn genau besichtigt habe, so möchte ich doch nicht unterlassen, darüber einige kurze Mittheilungen hier bekannt zu geben. Als ich vor sechs Wochen hier die Nachricht erhielt, dass seeben in Landau in einem Kasernhofe beim Eingraben von Turngeräthen ein „Grab“ aufgedeckt worden sei, worin als Beigaben Knochenwerkzeuge und Scherben von Töpfen enthalten waren, begab ich mich sogleich an Ort und Stelle und bewirkte, dass durch Befehl der höchsten Militärbehörde der Fund, der sich theils in Händen eines militärischen Büchsenmachers, theils in Händen von Unteroffizieren befand, wieder beigebracht wurde.

Einzelnes mag trotzdem wohl zu Verlust gegangen sein, namentlich ein bearbeitetes Stückchen Feuerstein, das ein Feldwebel an sich genommen hatte und es dann seinem Jungen überliess. Dieser erklärte später, als ich dringliche Nachforschungen veranlasste, dass er den Feuerstein verloren habe; genug, das Stück kam nicht mehr zum Vorschein und auch die übrigen Gegenstände wären ohne rasches Eingreifen wohl bald verschwunden gewesen; waren es ja doch nur alte Knochen und zerbrochene Hüfen, keine Gold- und Silberhätze, die das alte Grab geliefert hatte.

Ich habe die ganze Ausbeute aus dem neolithischen Grabe, die nebst zum Vorschein kam, genau besichtigt, auch einige Stücke mit nach Speier gebracht, um sie Herrn Rector Ohlenschläger ver-

zuzeigen. Es waren Schabwerkzeuge aus Hirschhorn, Stechwerkzeuge aus den zugespitzten Enden des Hirschgeweihs, Messer aus dem zugeschlifenen Röhrenknochen des Rehs u. a. w. Die Urneu waren aus schwärzlichem Thon, mit den bekannten Fingereindrücken und theilweise auch mit eingeritzten Linien als Verzierung; unter den noch ganz erhaltenen Gefässen fanden sich kleine, die in Becherform mit dickem Boden und fast senkrechten Seitenwänden gefertigt waren, alle aber waren plump, offenbar aus freier Hand, nicht auf der Drehscheibe hergestellt und am offenen Feuer gebrannt, also nicht glasirt. Ein relativ wohlherhaltenes kleines Gefäss, etwa zwanzig Centimeter hoch, ein geschweiffter Becher mit rundem Boden, deren Verkommen gestern Herr Geheimrath Wagner erwähnt hat. Dieses Gefäss hat einen unten abgerundeten Boden, sodass es also nicht gestellt werden kann. Es ist aussen und innen glatt, ohne jede Verzierung. Auch eine Muschel, anscheinend von einer Art, wie sie heute in unseren Gewässern nicht mehr verkommt, fand sich unter den aus dem Grab gehobenen Gegenständen. Die menschlichen Knochen harren noch der Untersuchung. Sie bestehen nur in faustgrossen völlig verkalzten Brocken. Natürlich wurde das zufällig gefundene Grab nicht mit der Sorgfalt aufgedeckt wie es wünschenswerth gewesen wäre. Bei den Gegenständen fanden sich auch Knochen und Zähne vom Reh.

Ich habe den Fund in der Stuttgarter Antiquitätenzeitung näher beschrieben, der Artikel machte dann von da aus die Runde durch die pfälzischen Zeitungen. Die Funde werden nun in München, wohin sie eingeschickt wurden, einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen werden.

Das wichtigste an diesem Fund vom Kasernhofe von Landau scheint mir zu sein, dass man den nämlichen Schluss zu ziehen vermag, den Herr Dr. Köhl von Worms seiner geizigen Darlegung nebst mit so grossem Erfolg aus praktischem Übersetz hat, den nämlich, dass wo ein Grab war, deren mehrere sein müssen, und dass, wo ein Grabfeld ist, auch die Reste einer Ansiedelung nicht fern sein können. Es würde sich meiner Ansicht jetzt vor Allem darum handeln, wenn möglich in der Nachbarschaft des Fundortes weitere Nachforschungen anzustellen. Weit hinunter brauchte man, glaube ich, nicht zu graben, denn der Fund wurde in einer Tiefe von nur einem halben Meter gehoben; dies kommt aber wohl nur daher, weil das vorher wellige Gelände zur Schaffung des Kasernhofes durch Abtragung eingeebnet worden ist. Ich möchte damit die Anregung gegeben haben, dass vielleicht einzeln Herron dieser hohen Versammlung die Angelegenheit ins Auge fassen und sie

dann mit wissenschaftlich geübten Händen anpacken. —

Da ich nun doch einmal das Wort habe, möchte ich auf die Sammlung von etwa 160 prähistorischen Gegenständen aufmerksam machen, die aus dem Gräberfeld von Stradonitz bei Prag stammen. Es sind meist Gegenstände aus der Latönzeit, z. Th. also auch solche aus früheren Culturepochen. Ich habe die Sammlung aus Anlass des Anthropologengongresses hier im Museum zur Ausstellung gebracht. Es befinden sich dabei grosse Seltenheiten, namentlich schön verzierte Steinringe, Schmucksteine, Knochenwerkzeuge von prächtiger Form und Wohlerhaltenheit, verzierte Gegenstände aus Bernstein, auch ein goldenes Regenbogenschüsselchen von ungewöhnlicher Grösse, Broncezierate, Perlen u. s. w.

Ich bin zu dieser Bemerkung veranlasst, weil mir eben heute ein Herr, der Director der vorgeschichtlichen Abtheilung des Prager Museums, im Augenblick seiner Abreise nach Strassburg sagte, dass er den Stradonitzer Fund leider im Museum übersehen habe. Er gehe dem Geheimniss von Stradonitz schon seit Jahren nach, ohne es mit Bestimmtheit ergründen zu können. Jedes andere Material wäre ihm daher sehr erwünscht gewesen.

Der Vorsitzende Herr R. Virchow:

Es ist sehr interessant, dass wir das erfahren, denn die Stradonitzer Sachen gehören zu denjenigen, welche in alle Welt zerstreut sind. So habe ich in der grossen Sammlung von Chur derartige Stücke gefunden, wo kein Mensch Sachen von Stradonitz vermuthet.*)

Herr R. Virchow:

Ueber Criminalanthropologie.

Ich habe ein recht heikles Thema angemeldet, aber ich werde in Rücksicht auf die Zeit meine Besprechung desselben auf das Aeusserste einschränken.

Es handelt sich in der Criminalanthropologie um Fragen, welche in einem grossen Verein kaum discutirt werden können. Sie gehören eigentlich in die kleinsten Vereine von Specialsachverständigen hinein. Wir haben uns deshalb seit Decennien gebüht, auf dieses Gebiet überzugehen, weil dasselbe uns wenig geeignet erschien, Gegenstand einer öffentlichen Discussion zu werden, in die jedermann das Recht hat sich einzumengen. Wir wollten das niemand verwehren, aber doch auch nicht die Thür öffnen, um jedem Speculanten

Zugang zu unseren Erörterungen zu gewähren. Aber die Zeiten haben sich geändert und gegenwärtig ist es wohl zweckmässig, von unserem Standpunkt aus den aufgeworfenen Fragen näher zu treten. Ich muss dabei bemerken, dass die Anthropologie einen Anspruch darauf hat, beide Seiten der Criminalanthropologie, sowohl die sematische, wie die rein psychologische, oder, wenn Sie es anders nennen wollen, die anatomische so gut, wie die physiologische, zum Gegenstand ihrer Erörterung zu machen. Indes, wir sind immer mehr Anatomen gewesen als Physiologen, und wir sind ein klein wenig berechtigt, wenn wir die anatomische Seite mehr in den Vordergrund rücken, wie sie denn auch durch den Urheber der ganzen Bewegung, Lombroso, von Anfang an in den Vordergrund gestellt worden ist. Seine Lehre basirt ja im Wesentlichen auf anatomischen Voraussetzungen, während, was er später hinzugehört hat, die physiognomische Gestaltung des Menschen, mehr als Anstattung, denn als grundlegende Betrachtung anzusehen ist.

Immerhin möchte ich etwas sprechen vom Standpunkte eines etwas kühleren Naturforschers aus, als Lombroso es ist. Er ist eben Italiener, lebendig wie ein solcher, feurigen Temperaments, sehr beweglichen Herzens von jeher, — ich kenne ihn seit vielen Jahren persönlich, habe auch von seinen Studien unter seiner eigenen Leitung Kenntniss nehmen können. So darf ich sagen: Es ist in ihm ein grosses Uebermass von Speculation, weit über das gefährliche Maass der Construction von Schlussfolgerungen hinaus, vorhanden. Er war von Anfang an fertig mit Fragen, die wir kaum noch in Angriff zu nehmen wagten. Seitdem ist seine Lehre wie eine Offenbarung in alle Welt hinabgegangen. Trotzdem hat der bayerische Cultusminister, wie ich sehe, die Gelegenheit wahrgenommen, die Mitglieder des gerade jetzt in der Hauptstadt Bayerns tagenden psychologischen Congresses auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen, der nicht ohne Interesse für die menschliche Gesellschaft ist, auf die Verantwortlichkeit des verbrecherischen Individuums für seine Thätigkeit. Diese Frage berührt Lombroso nur nebenher. Für ihn ist das Nebenache, wenn sich auch eine ganze Welt gegen ihn zum Kampfe oder zur Verteidigung stellt; er ist zufrieden, wenn nur zugestanden wird, dass die anatomische Grundlage das Denken und Handeln des Menschen bestimmt, der Mensch also nichts weiter ist, als das Product der Vorgänge, welche sich an dem gegebenen anatomischen Material abwickeln, oder, wie man jetzt sagt, „abspielen“. Heutzutage spielt sich ja alles ab.

*) Herr Henser theilte nachträglich mit, dass die betreffenden Fundstücke Eigenthum eines Herrn in Prag sind, welcher dieselben nur zeitweilig speciell für den Congress nach Speier gesendet hatte. D. Red.

Schon hier möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Grundlage aller solcher Untersuchungen eigentlich die Frage bilden sollte, welches ist das statistische Material, das diesen Betrachtungen zu Grunde liegt? Lombroso versichert uns ohne weiteres, dass unter den Verbrechern, welche von der Gerechtigkeit ergriffen werden, heiläufig 40% seien, welche von Natur zum Verbrechen gewissermassen verpflichtet sind die also, um ihrer Natur gerecht zu werden, ein Verbrechen begehen müssen. Nur von den anderen 60% lässt er es zweifelhaft, ob sie mehr durch zufällige Umstände, durch Fehler der Erziehung oder durch sonstige äussere Einwirkungen in diese Lage gekommen seien. Die 40% aber müssen das Böse thun, gerade so wie der Tiger fressen muss und den nächsten Menschen frisst, den er trifft, wie der Wolf das Schaf ergreift, das ihm begegnet, und wenn er kein Schaf trifft, auch den Menschen. Das entspricht ihrer Natur. Man schiebt sie todt oder man wehrt sich gegen sie, jedoch ohne die Absicht sie zu bessern, auch ohne die Hoffnung, dass es jemals gelingen werde, aus ihnen etwas Gutes oder gar Wohlthätiges zu erziehen. Genau so heurtheilt Taine den „gehörnen Verbrecher“.

Nun muss ich sofort bemerken: so oft ich mich hemüth habe, mir ein Urtheil über die Criminalanthropologie zu bilden, bin ich immer auf eine unüberwindliche Schwierigkeit gestossen. Ist denn in der That die Frage, ob das Verbrechen die nothwendige Folge einer natürlichen Anlage der organischen Theile ist, dadurch zu lösen, dass man nur diejenigen Verbrecher prüft, die gerade gefangen werden. Sie kennen das alte Sprichwort, das die Deutsche haben: „Die Nürnbergerg hängen niemand, sie fangen ihn denn zuvor.“ Dieses Sprichwort gilt auch in der Frage der Verbrecheranatomie. Die Anatomie beginnt erst auf dem Boden, welcher gesehaffen worden ist durch den Umstand, dass der Verbrecher ertappt wurde; wenn er nicht gefangen worden ist, so kann man auch seinem Schädel nichts anhaben. Aber umgekehrt, mit den anderen Menschen, die herumlaufen und die vielleicht auch recht sonderbare Schädel haben, fängt man überhaupt nichts an, man lässt sie gehen, sie sind unsehndig, sie sind nicht angeklagt, vielleicht nicht einmal im Verdacht bei den Polizisten. Wenn sich unter diesen nicht gerade ein Polizeilieutenant befindet, der ein grosser Physiognomiker und Physiologe ist, so kommen die gewöhnlichen Menschen für die Criminalanthropologie gar nicht in Betracht. Ich glaube nicht, dass die Methode, welche man befolgt, über diese principale Schwierigkeit hinwegführt. Die Frage

ist einfach die: Kann man in der That aus der Summe von Schädeln und Gehirnen, welche man von wirklich angeklagten und verurtheilten Verbrechern besitzt, die ganze Criminalanthropologie construiren? In dieser Beziehung will ich eine sehr sonderbare Erfahrung anführen, die ohne alles Präjudiz entstanden ist, einfach auf Grund der Empirie, an Schädeln, die aus fremden Ländern gekommen sind. Wenn man eine Collection von Schädeln zusammennimmt, die irgend woher kommen, und man sie durchmustert, so passiert es sehr häufig, dass an den Schädeln und Knochen der sogenannten Naturvölker, bei denen einer weitverbreiteten Voraussetzung gemäss die denkbar günstigsten Zustände existiren müssten, ungewöhnlich viele Anomalien gefunden werden. Einer der unbefangenen Beobachter, Sir William Turner, Professor der Anatomie in Edinburgh, der die Knochen von der Challenger-Expedition bearbeitet hat, hat das ausgeführt. Ich selbst habe zu wiederholten Malen in meinen Berichten über eigene Untersuchungen betont, dass mir noch nie bei einer Mustering einheimischer Schädel so viele Anomalien entgegengetreten seien, wie bei der vergleichenden Betrachtung wilder Völker. Es handelt sich dabei freilich meist um relativ kleine Zahlen. So weit sind wir mit unseren Sammlungen überhaupt nicht, dass wir nach Tausenden rechnen könnten. Trotzdem ergibt sich eine ganz auffällige Häufigkeit von Anomalien bei den Wilden und gerade die Entwicklung mancher dieser Anomalien zeigt uns, dass sie zurückzuführen sind auf Zustände älterer Generationen, auf atavistische Verhältnisse, die sich wieder geltend gemacht haben.

Betrachten wir z. B. den viel discutirten Schläfenfortsatz, um eine besondere Fortsetzung des Schläfenheins oberhalb des Flügelfortsatzes vom Keilhein zum Stirnbein geht. Dieser Fortsatz ist besonders häufig bei Affen, seltener kommt gelegentlich auch bei Menschen vor. Bei manchen Arten von Affen erscheint er zahlreicher, als bei anderen. Ebenso gibt es menschliche Stämme, wo er häufig, andere, — und das ist die grosse Mehrzahl, — wo er äusserst selten ist. Man kann daher den Schläfenfortsatz in der That als ein thierisches und speziell affenartiges (pithekoïdes) Merkmal bezeichnen.

Eine ähnliche Statistik lässt sich für den berühmten Inkaknochen aufstellen, wo eine Quer-naht am Hinterkopf von der einen Seite nach der andern herübergeht und die sonst einfahe Hinterhauptsehne in einen oberen und einen unteren Knochen zerlegt wird. Ich sehe hier zufällig einen Schädel stehen mit einer merkwürdigen Erscheinung. Wenn man ihn von oben her betrach-

tet, wird man sehen, dass über das Hinterhaupt eine tiefe Furche zieht. An dieser Furche stelle liegt gelegentlich die erwähnte Querlinie, durch welche der ganze obere Theil der Schuppe abgetrennt wird, so dass er einen besonderen Knochen bildet. Ein solcher Knochen findet sich am häufigsten an den Schädeln alter Peruaner; Tschudi, der dies zuerst beschrieben hat, glaubte, jeder solcher Schädel stamme von einem Inka und nannte daher den abgetrennten Schuppentheil „Inkaknochen“. Ich habe den Nachweis geführt, dass verschiedene Volkstämme dieses Bein in ungewöhnlicher Häufigkeit haben, während es sonst äusserst selten ist. Hier (Demonstration) ist ein halbes Inkabein, eine ziemlich seltene Erscheinung. Ich habe eine Zusammenstellung dieser Rarität gemacht; man kennt nur 4—6 Exemplare davon. Im Gegensatz zu dem Schläfenfortsatz findet sich der Inkaknochen bei keinem Affen.

Das sind Zustände, an denen Sie sich ungefähr ein Bild machen können, was Lombroso zum Gegenstand seiner Betrachtungen wählt. Er sucht nach ungewöhnlichen Zuständen, und benutzt sie, wenn er sie findet, um daran zu erörtern, dass diese Zustände an der verbrecherischen Disposition des Inhabers schuld seien. Kein Anthropologe hat bis jetzt den Versuch gemacht, ob er nicht grosse Summen von parallelen Schädeln mit einander verglichen hätte, aus einzelnen Exemplaren einen Schluss zu ziehen auf die Natur der Individuen oder des ganzen Stammes. Glücklicherweise war es bis jetzt noch immer vermieden worden, solche Beurtheilungen in die Praxis der Gerichtshöfe einzuführen. Aber es ist eine bekannte Sache, dass seit Anfang dieses Jahrhunderts in der Anatomie eine grosse Neigung steckt, mit gewissen Zuständen des Schädels auch gewisse analoge oder wenigstens entsprechende Veränderungen des Gehirns in Zusammenhang zu bringen. Darauf basirt ja die berühmte geworden und viel fortgepflanzte Lehre Gall's, die bis in die neuere Zeit immer wieder hervorgeholt ist. Es gibt immer wieder Adepten, die glauben, mit der Gall'schen Lehre etwas Weises erreichen zu können. Lombroso macht genau dasselbe, was Gall machte, nur suchte dieser normale Eigenschaften des Gehirns zu ermitteln aus äusseren Merkmalen des Schädels, während Lombroso sich auf die verbrecherischen beschränkt. Er lässt alles andere beiseite. Er nimmt nur den Verbrecher. Wenn er da eine Vertiefung oder eine Erhöhung am Schädel findet, so erklärt er, dass da auch ein Defect oder eine ungewöhnliche Entwicklung am Gehirn sein, müsse, — dasselbe was auch Gall that. Ich muss es offen aussprechen, dass von Gall bis auf Lombroso

gar kein Fortschritt in der Methode zu erkennen ist; Lombroso übt genau dieselbe Methode, die bei Gall sich als fehlerhaft erwies und von der Decennien hindurch kein Mensch mehr gesprochen hatte. Bei Lombroso ist es noch nicht ebenso gegangen, ich fürchte aber, dass es ähnlich sein wird. Die Schwierigkeit, ihm beizukommen, liegt in einer ganzen Menge von Verhältnissen; darum ist es auch schwer, ihn festzuhalten. Er hat immer eine Ausflucht.

Er spricht z. B. von Dieben. Die sind natürlich bei ihm Verbrecher. Aber es gibt grosse und kleine Diebe. Hier verschiebt sich die Frage. Der kleine Dieb wird gewöhnlich nicht ergriffen und daher auch nicht bestraft. Der grosse Dieb wird gelegentlich ergriffen, freilich nicht immer. Lombroso wählt mit Vorliebe aus der grossen Zahl der Diebe die wenigen heraus, welche bei dem ersten grossen Diebstahl, den sie begehen, gefasst werden; alle anderen lässt er weg. Es ist aber oft reiner Zufall, ob jemand einen grossen oder einen kleinen Diebstahl begeht. Das kommt besonders daher, ob die Gelegenheit günstig ist oder nicht. Wer ein kleiner Dieb ist, der kann auch ein grosser sein. Aber wenn man die Menschen verantwortlich macht für ihre Handlungen, so kann man nicht umhin, ihre Verantwortlichkeit verschieden zu beurtheilen, je nachdem es ein grosser oder ein kleiner Diebstahl war. Wenn jemand in einen Garten geht, der ihm nicht gehört und von den Früchten nimmt, die ihm nicht gehören, oder wenn er auf einem Spaziergange im Vorübergehen ein Blatt abreisst und dabei gefasst wird, dann muss der Fall in die Statistik über Diebstähle eingetragen werden; ob er aber ein besonders veranlagtes Gehirn oder einen abweichenden Schädel hat und ob darnach seine Verantwortlichkeit zu messen ist, das erfordert eine weitgehende Ausdehnung des Systems. Ich will gar nicht die Verantwortlichkeit der Diebe bestreiten, aber ich muss anerkennen, dass es milder zu beurtheilen ist, ob jemand einen kleinen Diebstahl begeht, oder einen solchen, der grosse Vorbereitungen und consequentes verbrecherisches Sinnen erfordert. Aber wo ist hier die Grenze für die Statistik? Das ist eine sehr schwierige Frage wegen der Mannichfaltigkeit der Fälle. Darüber wage ich eigentlich nichts zu sagen, und das ist der Grund gewesen, weshalb ich persönlich mich nicht eingehend mit dieser Sache habe beschäftigen wollen. Ich sagte mir, es ist ein reines Hazardspiel, was man da treibt; es kommt darauf an, was der Zufall bringt.

Eines Tages bekam ich den Besuch eines ungarischen Collegen, der Arzt in einer grossen Strafanstalt, einem Zuchthause, war. Er setzte mir

seine Theorie des Verbrechersehädels auseinander und schickte mir nachher eine Zeit lang beinahe alle Vierteljahre einen Haufen von Verbrechersehädeln zur Untersuchung zu, damit ich selbst sagen könne, was daran fehlerhaft sei. Diese Schädels waren aber ethnologisch schlecht bestimmt; sie kamen aus Ungarn, wo nebeneinander ganz verschiedene Rassen wohnen, neben Magyaren und Slaven Deutsche und Rumänen (Walachen). Leute aus allen diesen Stämmen kommen gelegentlich miteinander in dasselbe Zuchthaus; sie da aneinandersendern, dazu gehört besondere Aufmerksamkeit und ein genau bestimmtes Material. Ich habe in dieser Beziehung einige Praxis. Auf meinen früheren Reisen, wo ich speciell auf Anthropologie ausging, sah ich mich öfters genöthigt, mich an die Verbrecher zu halten, weil es unmöglich war, die Bevölkerung so zu beeinflussen, dass ich eine grössere Anzahl von Personen unter das Messinstrument bekam. So habe ich in Finland und in Livland meinen Weg nach den Zuchthäusern und Kasernen, genommen, um in den Centralanstalten, wo Leute aus dem ganzen Lande zusammengebracht werden, die ethnologischen Typen der einzelnen Stämme zu suchen. Lembrose wirft dagegen ein, dass seien gar keine ethnologischen Typen, sondern criminalistische. In der That waren es meist Verbrecher, verurtheilte Verbrecher. Auch sie müssen studirt und untersucht werden. Wenn sich dabei aber herausstellt, dass auf ethnologischem Boden charakteristische Merkmale gewonnen werden, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, die Untersuchung genau auf dieselbe Weise wieder vorzunehmen. Aber umgekehrt muss ich auch sagen, eine criminalistische Untersuchung, welche nicht bis auf die Abstammungen zurückgeht, nicht die Abstammung in den Vordergrund der Betrachtung stellt, ist meiner Meinung nach absolut unbrauchbar. Wenn z. B. jemand untersucht, ob der Vordertheil des Kopfes der Verbrecher grösser oder kleiner ist, als normal, so wissen wir, dass verschiedene Rassen dieselbe Differenz darbieten, wie sie jetzt bei den Verbrechern betont wird.

Es gibt aber, wie ich besonders betonen möchte, bei allen diesen Untersuchungen eine andere Frage. Das ist dieselbe Frage, die auch anthropologisch von höchstem Interesse ist, nämlich: wo beginnt eigentlich das Kriterium für die verbrecherische Natur des Individuums? Wenn jemand bei uns einen andern todtschlägt, so ist er sicher, sehen im Voraus als schlechter Kerl behandelt zu werden, der gestraft, gebessert, eingesperrt, oder gar getödtet werden muss. Es ist das zweifellos eine falsche Prämisse. Unser Gesetz lässt mildernde Umstände zu; es fragt, in welchem Zustande war der

Verbrecher zur Zeit, wo er das Verbrechen beging? Aber im Grunde bleibt er doch strafbar. In der alten Criminalistik waren Verbrecher auch strafbar, aber bekanntlich waren fast alle Verbrechen mit einer Geldstrafe abzufinden. Wenn man jetzt hinauskommt in Gegenden, wo Naturvölker wohnen, so sieht man, dass da das Urtheil sehr wesentlich verschieden ausfällt nach den verschiedenen Ortsverhältnissen, nach Herkommen und Sitte.

Beweit meine Beobachtungen reichen, handelt es sich bei der Mehrzahl dieser Urtheile in erster Linie darum, wie das einzelne Volk das menschliche Leben schätzt, welchen Werth es überhaupt dem menschlichen Leben beimisst. Wir sind gewohnt, unsere Schätzung des menschlichen Lebens recht gross zu nehmen, und wenn einmal jemand aufsteht, der diese Schätzung nicht anerkennt, so entstehen die grössten Schwierigkeiten. So geschieht es jetzt mit der Duellfrage. In deren Beirtheilung die Menschen weit auseinandergehen. Diejenigen, die keinen grossen Werth auf das eigne Leben legen, legen auch keinen grossen Werth auf das Leben Anderer; sie haben also einen andern Ausgangspunkt für ihr Urtheil, wie diejenigen, die das Leben für ein Gut halten, das zu verteidigen und zu erhalten ist. Dasselbe gilt auch für den Selbstmord. Der eine urtheilt anders über den Werth des Lebens, als der andere, und es ist sehr schwer, einen gemeinsamen moralischen Gesichtspunkt zu finden, von dem aus wir alle Selbstmörder beurtheilen können. Oder sollen wir annehmen, dass alle denselben Sparren im Kopfe haben oder dass jeder Selbstmörder einen eignen Sparren oder ein Selbstmordsergen besitzt, wenn wir mit Gall, oder einen Selbstmorddefect, wenn wir mit Lembrose reden? Die Antwort wird sehr verschieden ausfallen. Bei den alten Römern war es anständig, dass jeder geschlagene Feldherr sich in sein Schwert stürzte; in der neueren Zeit ist das meines Wissens höchstens ausnahmsweise vorgekommen. Wir beurtheilen deshalb weder die alten Römer besser, noch die neueren Generale schlechter, weil die einen gethan haben, was die anderen nicht thun. Die moderne Anschauung ist wesentlich abhängig von der allgemeinen Meinung, von der Gesamtschätzung, und zuletzt immer auf die Frage zurückzuführen, wie hoch man das menschliche Leben schätzt.

Auch für die Todesstrafe gilt das. Die einen schätzen das Leben so sehr, dass sie sich nicht für berechtigt halten, einem anderen, auch wenn er ein Mörder ist, dasselbe zu nehmen; andere halten das Leben für etwas so Gemeines, dass sie glauben, man dürfe Menschen töten, wie Fliegen, die uns

belästigen, oder wie Mücken, die uns stechen. Mit den Verbrechern verhält es sich gewissermassen, wie mit Geisteskranken. In den Augen mancher Leute sind ja alle Verbrecher Geistesranke und man müsse sie als solche behandeln. Auch für die Geisteskrankheit gibt es kein absolutes Kriterium. Wo fängt die Geisteskrankheit an? Wenn jemand seine Umgebung recht ernsthaft prüft, so findet er leicht Menschen in der Gesellschaft, sogar zahlreiche Individuen, von denen man sagt, eigentlich gehören sie ins Irrenhaus. Derartige Personen treffen wir in allen Stellungen des Lebens, bis zu den Höchsten hinauf, auch an den Höfen der Könige und unter den Spitzen der Ministerien. Es ist ihnen auch sehr schwer beizukommen, denn es findet sich nicht immer eine geordnete Einrichtung, um auch nur eine Untersuchung zu veranstalten. Bei Verbrechern weiss man oft nicht, ob sie Geistesranke oder Verbrecher sind. Haben sie jemand getödtet, weil sie geisteskrank waren oder weil sie unmoralische Triebe in sich verspürten? Das ist die schwierige Streitfrage.

All dieses habe ich nur kurz vorführen wollen. Es hat mich immer sehr erschreckt, wenn jemand aufsteht und behauptet, es gäbe eine Anthropologie des Verbrechens. Darüber ist sehr viel geschrieben worden. Ich möchte jedoch Ihre Aufmerksamkeit auf die kleine Schrift eines unserer russischen Kollegen lenken, die vor kurzem erschienen ist und die mit besonderem Fleisse die anatomischen Vorfragen behandelt; ich meine die Schrift des Professors der Anatomie in Moskau, Sernoff, mit dem Titel: „Die Lehre Lombroso's und ihre anatomische Grundlage im Lichte moderner Forschung“ (Übersetzt von Weinberg, Leipzig 1896). Sernoff hat sich grosse Mühe gegeben, nicht bloss an Schädeln, sondern auch an Gehirnen von unzweifelhaften Verbrechern die verschiedenen aufgeworfenen Fragen durchzuarbeiten. Bei einigen hat sich herausgestellt, dass in der That bei Verbrechern Defekte im Sinne Lombroso's vorhanden waren; bei einigen anderen trat irgend eine andere Erscheinung hervor, die Lombroso erwähnt, aber in der Hauptsache waren es doch nur Fehler. Von diesen, immerhin schwachen Zugeständnissen abgesehen, ist die Arbeit Sernoffs eine absolute Verurtheilung der Lehre Lombroso's. Es hat sie gezeigt, dass alle Aufstellungen, die Lombroso gemacht hat, leichtsinnig gemacht waren, nicht genügend geprüft und falsch angelegt, und dass sie daher zu falschen Resultaten führen mussten. Ich will auf die Details nicht eingehen. Ich selbst habe in meiner langen anthropologischen Thätigkeit zahlreiche Untersuchungen über pathologische Vorkom-

nisse an Schädeln angestellt, und kann daher mein eigenes ablehnendes Urtheil durch den Hinweis auf eine grosse Erfahrung stützen.

Nur einen Punkt, den ich allerdings mit Ueberdruß oft erörtert habe, möchte ich bei dieser Gelegenheit noch einmal hervorheben, nämlich die Erfahrung, dass eine bestimmte Veränderung an der Oberfläche des Schädels, eine im Leben oder erst am blossgelegten Schädel erkennbare Veränderung keineswegs mit einer entsprechenden Veränderung desjenigen Theils des Gehirns korrespondiren muss, der genau unter dieser Stelle liegt. Gall ging davon aus, dass, wo anssen eine Erhöhung ist, auch innen ein Höcker, ein Vorsprung, eine partielle Vergrösserung des Gehirns sein müsse, und ebenso, wenn aussen eine Vertiefung liegt, auch innen eine Vertiefung anzunehmen sei. Das war ein cardinaler Fehler. Es ist nicht richtig, dass jedesmal Inneres und Aeusseres sich so entsprechen, dass gewissermassen das Aeusserer nur als ein Abdruck des Inneren erscheint. Das aber war die Prämisse von Gall. Er stellte sich vor, das Gehirn bilde sich seinen Schädel, und weil es das thue, müsse jeder Besonderheit der inneren Einrichtung auch das Aeusserer entsprechen.

Ein fernerer Punkt ist der, dass wenn im Laufe der Entwicklung irgend eine Einwirkung auf den Schädel stattfindet, wodurch die Ausbildung desselben in einzelnen Theilen verkürzt oder vergrössert oder in falsche Richtung gelenkt wird, das Gehirn keineswegs genöthigt ist, diesen Einwirkungen nachzugeben. Dass der Schädel einen Einfluss auf die Gestalt des darunter liegenden Gehirns ausübt, und dass das Gehirn, wenn der Schädel sich nicht vollkommen ausbildet, das auch nicht thun kann, werden wir wohl zugestehen müssen. Auch das ist richtig, dass, wenn anssen am Schädel ein Defekt ist, auch innen ein Defekt am Gehirn sein muss, falls nicht auf andere Weise ein Ausgleich erfolgt. Darauf beruht es, dass nicht immer genau an denselben Punkte des Gehirns, wie an dem Schädel, der Defekt sein muss. Das Gehirn kann sich innerhalb des Schädels verschieben, es können Theile, die mehr nach vorne liegen, weiter nach hinten rücken, Theile, die mehr nach rechts liegen, nach links verschoben werden. Das ganze Gehirn kann sich nach einer gewissen Richtung herüberschieben, so dass es im Innern des Schädels schräg steht. Dann werden die korrespondirenden Punkte des Gehirns nicht unter dem Knochendefekt liegen. Das ist meiner Meinung nach der schwerste Einwand gegen Gall, der, wie ich glaube, immer hindern wird, dass man aus einer bloss äusserlichen Untersuchung ganz bestimmte Konsequenzen auf das Innere ziehen kann. Diese

Verschiebungen, welche im Innern des Schädels stattfinden, sind eine Art der Compensation; es entsteht dadurch ein Ausgleich, der im Sinne des Psychiatriker oder des Kriminalisten als eine Art von Heilung gelten kann, denn dadurch werden die gefährdeten Theile in Sicherheit gebracht und es werden Theile brauchbar, die sonst nicht brauchbar sein würden. Solche Heilungs- und Ausgleichsvorgänge können in verschiedener Richtung stattfinden.

Ich kann daher aus ganzer Ueberzeugung mich dem anschließen, was Sernoff, Dehierre und andere eifrige Forscher von rein empirischem Standpunkt aus gegen Lombroso gesagt haben. Aber die wissenschaftliche Gesamtmeynung gilt noch viel mehr, als was ein einzelner ermitteln kann, und diese geht dahin, dass die allgemeinen Grundlagen, auf denen Lombroso seine Lehre aufgebaut hat, fehlerhaft, mangelhaft, unzulässig waren. Wenn jetzt, wie ich anerkenne, mit Recht in den Vordergrund des psychologischen Congresses die Frage von der menschlichen Verantwortlichkeit gerückt worden ist, so werden Sie leicht begreifen, dass mit dieser Frage ganz andere Betrachtungen angeknüpft sind, als die Frage, wie weit irgend eine Anomalie des Schädels eine Anomalie des Gehirns darthun bewirken kann. Denn es ist noch nicht bewiesen, dass ein anomaler Schädel die Verantwortlichkeit des Menschen aufheben darf. Aus einer anomalen Einrichtung des Gehirns kann ein Zwangsverhältnis für den Menschen hervorgehen. Alle Psychologen haben seit Dezenen Kenntniss von sogenannten Zwangsbewegungen, Zwangsvorstellungen und anderen Zwangsvorgängen an dem menschlichen Nervensystem. Man hat diese Vorgänge sehr genau verfolgt. Kein Arzt zweifelt daran, dass es Verhältnisse gibt, wo ein Individuum durch Zustände des Gehirns gegen seinen Willen und gegen seine Absicht gezwungen werden kann, dieses oder jenes zu thun oder nicht zu thun. Trotzdem lässt sich aus den Zwangserscheinungen nicht ohne weiteres die Frage der Verantwortlichkeit construiren. Die Verantwortlichkeit ist ein sehr complexes Phänomen. Es darf namentlich nicht so verstanden werden, dass jedesmal, wenn eine Störung gewisser Functionen antritt, durch diese Störung auch ein Zwangsverhältnis hergestellt ist. Eine gewisse Verrückung erzeugt Lähmung, Schwächung, aber nicht umgekehrt Thätigkeit, Handlung.

Darauf will ich mich heute beschränken. Ich wünsche nur, dass dieser Congress nicht vorübergehe, ohne dass wenigstens gegen die Grundlage der Lehre Lombroso's Widerspruch erhoben werden ist. Ich kann von meinem Standpunkt aus

nur sagen, dass ich diese, von manchen als tiefste Weisheit empfundene Lehre als reine Karrikatur der Wissenschaft empfunden habe und auch noch jetzt empfinde, und dass ich mit einer gewissen Beschämung wahrnehme, wie gross die Zahl sonst ganz ernsthafter und befähigter Männer ist, die in diesen Fahrwasser sich haben hineinziehen lassen. —

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Die Caudalanhänge des Menschen.

(s. Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. W. physik-meth. Cl. 1896. XXXIV. S. 775 ff.)

Schlussreden.

Der Generalsecretär Herr Prof. Dr. J. Ranke:

Wir dürfen nicht auseinandergehen, ohne Herrn Geheimrath Virchow für die Leitung unseres diesjährigen Congresses und namentlich für den Vortrag, den wir heute von ihm gehört haben, unseren ganz speciellen Dank auszusprechen. Ich erlaube die Versammlung, durch einen Akt förmlicher Bestätigung es auszusprechen, dass wir alle seiner Meinung sind und dass wir Herrn Geheimrath Virchow für den Ausdruck dieser Meinung besten Dank wissen. Ich bitte Sie, zu diesem Zwecke sich von Ihren Sitzen zu erheben. (Geschicht.)

Herr R. Virchow:

Ich danke.

Ich habe meinerseits die Pflicht die Dankbarkeit zu erfüllen gegen alle die, die uns hier so glänzend empfangen haben. Seit langer Zeit sind wir nicht mit so gastfreundlicher Stimmung und so wohlwollenden Herzen aufgenommen worden, wie hier. Wir haben recht viel Gutes erfahren in unserem anthropologischen Leben, ich kann nicht sagen, dass wir irgendwo kühl oder gar unfreundlich empfangen worden wären, aber ein so herzlicher, fast familienhafter Empfang, wie wir ihn hier gefunden haben seitens aller Schichten der Bevölkerung, von den höchsten Spitzen bis zu den kleinen Leuten herunter, ist uns kaum irgendwo geworden. Dafür will ich im Namen meiner Kollegen ganz besonderen Dank aussprechen. Ich glaube, wir haben uns alle wohl und heimisch bei Ihnen gefühlt, und wir scheiden mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber, dass die Stunden des Zusammenseins so kurz gewesen sind.

Wir haben Seiner Exzellenz dem Herrn Regierungspräsidenten von Auer schon bei einer anderen Gelegenheit ausgedrückt, wie sehr wir die so wohlwollende Art seines Empfanges zu schätzen wussten. Ich wiederhole es hier.

Ich persönlich bin etwas präoccurirt, wenn ich über den Empfang durch den Herrn Adjunkten **Serr** sprechen soll; ich war so ergriffen durch seinen neuen, mehr als ehrenvollen, Empfang, dass ich heute noch darunter leide. Indess kann ich nicht umhin, im Namen des Congresses zu bezeugen, dass er als Vertreter der Stadt, als Vertreter seines erkrankten Kollegen, dessen Abwesenheit wir schmerzlich empfunden haben, sich uns gegenüber äusserst entgegenkommend gezeigt und uns Ueberraschungen bereitet hat, wie sie uns fremd gewesen sind. Eine Beleuchtung, wie die vom gestrigen Abend, haben wir, glaube ich, alle noch nicht erlebt.

Dann muss ich besonders hervorheben unsere sogenannten Beamten, die Geschäftsführer, die sich freiwillig in unseren Dienst gestellt haben. Der Vollkommenheit ihrer Pflichterfüllung und ihrer, uns so sehr verbindenden Freundlichkeit werden wir stets gedenken bleiben. Möge es dieser Stadt, auch wenn nun Herr Dr. **Harster** scheidet, nie fehlen an solchen Helfern!

Wenn die officiellen Festlichkeiten auf ein geringeres Mass beschränkt geblieben sind, so entsprach

das ganz unseren Wünschen, denn die Festlichkeiten sind bei den Congressen oft ein Hinderniss der Arbeit. Vielleicht wird auch für Speier eine Zeit kommen, wo die Einrichtungen für Festlichkeiten zahlreicher sind, als jetzt, wo wir mehr auf die eigene Kraft angewiesen waren. Wir werden uns aber der Bevölkerung stets mit neuem Danke erinnern, und wir bitten, auch Ihrerseits die Erinnerung an uns nicht zu früh zu verlieren.

Herr Loelgesehäftsführer Gymnasial-Rektor Ohlenschläger:

Ich glänhe, im Namen des ganzen Localausschusses zu sprechen, wenn ich dem Herrn Geheimrath **Virehow** wärmsten Dank für seine anerkennenden und lichenwürdigen Worte anspreche, mit denen er unserer hesehidenen Thätigkeit gedacht hat.

Herr R. Virehow:

Ich schliesse nunmehr die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

(Schluss der III. Sitzung.)

II.

Verlauf der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speler mit den Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Tagesordnung der Versammlung.

Sonntag den 2. August. — Von Morgens 10 bis Abends 7 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftszimmer (im Bahnhof). Ueberreichung der Festschrift. Abends 7 Uhr: Begrüssung der Gäste. Zwangloses Zusammensein im neuen Saal der Sonne.

Montag den 3. August. — Von 8 Uhr ab: Anmeldungen im Geschäftszimmer (im Bahnhof). Ueberreichung der Festschrift. — Von 10—2 Uhr: Eröffnungssitzung im Stadtsaal. Nachmittags 2—5 Uhr: Besichtigung des Domes unter Führung des Herrn Domkapitular geistlichen Rath Dr. **Zimmermann**, dann des Judenbades. — Abends 6 Uhr: Festessen im Stadtsaal; nach demselben Zusammensein auf dem Storchekeller.

Dienstag den 4. August. — Vormittags 8—10 Uhr: Besichtigung des Museums. Von 10—2 Uhr: Zweite Sitzung. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen; hiernauf Ausflug nach Schwetzingen. Dombeleuchtung.

Mittwoch den 5. August. — Vormittags 8—10 Uhr: Besuch des Museums. Von 10—2 Uhr: Schlussitzung. Abends 8 Uhr: Kellerfest im Schwartzeischen Keller.

Donnerstag den 6. August. — Ausflug nach Dürkheim. Besuch der Heidenmauer, sowie des Museums und der Pollichia. Frühstück, gegeben von der Stadt Dürkheim, mit Musik in der Kolonnade. Nachmittags Fahrt nach der herrlich gelegenen Limburg, hiernauf gemeinsames Mittagessen in den „Vier Jahreszeiten“. Abfahrt nach Worms.

Freitag den 7. August. — Tag in Worms. Morgens Besichtigung des Doms und der übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt; um 9 Uhr Versammlung im „Festhaase“, Begrüssung der Gäste, Ueberreichung der Festschrift. Sodann Ausgrabungen von römischen Gräbern. Besichtigung des Paulus-Museums, Frühstück in Festhaase gegeben von der Stadt Worms.

Die Vorstandschaft:

Virehow, von Andrian, Waldeyer, Ranko, Walsmann.

Die Geschäftsführer: **Ohlenschläger, Harster.**

Verzeichniss der ordentlichen Theilnehmer.

- von Auer, Excellenz, k. Regierungsräsident, Speier.
 Aisberg, Dr., Sanitätstath, Cassel.
 von Andrian-Werburg, Freiherr, Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft und stellvertretender Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Wien.
 Antz, Dr., pract. Arzt, Speier.
 Bär, Bausamstassessor, Speier.
 Bartels, Dr. Max, Sanitätstath, Berlin.
 Bartels, Paul, Cand. med. Berlin.
 Birkner, Dr., Assistent am anthrop. Institut, München.
 Blasius, Dr. Wilhelm, Professor, Braunschweig.
 Böhmf, Regierung-Fortlassessor, Speier.
 Bonmiller, Caplan, Neuenburg a. D.
 Büchelberger, Stadtbaumeister, Speier.
 Cammerer, k. Regierungsrath, Speier.
 Cordel, O., Schriftsteller, Berlin.
 Diernfellner, Dr., Apotheker, Speier.
 Durmayer, Inspector der Lehrerbildungsanstalt, Speier.
 Esslinger, Forstrath, Speier.
 Feil, Kreisbauath, Speier.
 Fliedner, Dr. med. Berlin.
 Furtwängler, k. Notar, Speier.
 Furtwängler, Dr., Universitätsprofessor, München.
 Geyer, Bauath, Speier.
 Gieske Trippel, Bärenhändler.
 Göts, Dr., Obermedicinalrath, Nienstädt.
 Groos, Karl, Buchhändler, Heidelberg.
 Grossmann, Dr., Sanitätstath, mit Frau, Berlin.
 Glaschröder, Dr., Kreisarchiv-Secretär, Speier.
 Grünwald, Dr., Gymnasiallehrer, Speier.
 Hafn, Oberpostmeister, Speier.
 Hagen, Dr., Hofrath, Frankfurt a. M.
 Hanns, Forstrath, Speier.
 Harster, Dr., Gymnasialrector, Localgeschäftsführer des Congresses, Speier.
 Hartz, Dr. A., pract. Arzt, Landau.
 Hauser, Wilh., Rentner, Speier.
 Hauser, Oekonomieath, Speier.
 Hediager, Dr., Medicinalrath, Stuttgart.
 Hopf, Dr., Flochinger.
 von Hümann, Dr., k. Bezirksarzt, Speier.
 Karsch, Dr. med., k. Kreismedicinalrath, Speier.
 Kaufmann, Dr., k. Hofrath, mit Frau, Dürkheim.
 Kennel, Gymnasialprofessor, Speier.
 Kiesel Ernst, k. Oberamtsrichter, Speier.
 Kirmeyer Frau, Fabrikant, Speier.
 Köhl, Dr., mit Frau, Worms.
 Kraus, K. A., Lehrer, Speier.
 Krapp, J., Regierungsrath, Speier.
 Krömer, Gg., Hospitaleinnehmer, Speier.
 Kuthe, Dr., Oberstabsarzt, Frankfurt a. M.
 Lehman-Nitsche, Dr. phil., München.
 Lichtenberger, Gg., Reichsbankier, Speier.
 Lichtenberger, Philipp, Landtagsabgeordneter, Speier.
 Lüdenschmit, Dr., Conservator am römisch-german. Centralmuseum, Mainz.
 Lissauer, Dr., Sanitätstath, Berlin.
 Mehlig, Dr. C., Gymnasiallehrer, Nienstädt a. H.
 Mielke, Schriftsteller, Berlin.
 Nessel, Bürgermeister, Hagenau i. E.
 Netsch, Julius, Apotheker, Speier.
 Ohlenschläger, Gymnasialrector, Localgeschäftsführer des Congresses, Speier.
 Olschhausen, Dr. Otto, Berlin.
 Pfeiffer, Verwalter, Speier.
 Pic, Dr. Jos. L., Professor, Berlin.
 Ranke, Dr. J., Universitätsprofessor, Generalsecretär, München.
 Reiss, Albert, mit Frau, Bruchsal.
 Scharfing, Weinhändler, Heidelberg.
 Schellink, Lehrer, Meidten.
 Scheps, Dr., Gymnasialprofessor, Speier.
 Schlemm, Julie, Berlin.
 Schmitt, Dr., k. Rector, Edenkoben.
 Schoenlank, William, Generalconsul, Berlin.
 Schreiber, Dr., Localschulinspector, Kaiserlautern.
 Schumann, Dr. Locknitz (Pommern).
 Serr, Philipp, I. Adjunct und Bankdirector, Speier.
 Stelzenmüller, Lehrer, Speier.
 Stempel, Stadteinnehmer, Speier.
 von Stengel, Freiherr, München.
 Seyler, Hauptmann, mit Frau, München.
 Sockeland, H., Fabrikant, Berlin.
 Teich, Dr., pract. Arzt, Duttweiler.
 Teufel, Stenograph, München.
 Treichel, Rittergutsbesitzer, mit Tochter, Hochpaleschen.
 Virchow, Dr., Geheimrath, Professor, Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, mit Frau und Tochter, Berlin.
 Virchow, Dr. Hans, Universitätsprofessor, Berlin.
 Wagner, Dr. E., Geheimrath, Generalconservator der badischen Alterthümer, Karlsruhe.
 Wagner, Ludwig, Consistorialrath, Speier.
 Waldeyer, Dr., Geheimrath, Professor, stellvertretender Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Berlin.
 Weismann, Joh., Oberlehrer, Schatzmeister der deutschen anthropologischen Gesellschaft, mit Tochter, München.
 Welts, Heinrich, Brauereidirector, Speier.
 Zimmer, Dr., Domkapitular, Speier.
 Zuns, David Adolf, Frankfurt a. M.

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
v. Andrian	109, 151	Karsch	85	Seyler	135, 139
v. Auer	84	Köhl	127	Virchow	75, 90, 103, 104, 108, 134
Bartels	148	Kuthe	149, 150		143, 148, 150, 157, 162, 163
Blasius	143	Mehlig	107, 139	Wagner	133
Furtwängler	127	Ohlenschläger	86, 103, 108, 136, 163	Waldeyer	148, 162
Hagen	144, 149	Ranke	90, 108, 133, 144, 149, 151, 152	Weismann	101
Harster	85, 104				
Heuser	156	Serr	84		

Der äussere Verlauf des Congresses.

Bei dem Rückblick auf den Verlauf unseres in wissenschaftlicher Beziehung so erfreuliche Resultate erzielenden Congresses, drängt es uns, noch einmal den verzichteten Dank auszusprechen Allen denen, welche der deutschen anthropologischen Gesellschaft diese in so unvergleichlicher Weise lehrreichen und erfröhenden Tage bereitet haben. Alles hat gewetteifert, für den Congress und seine Besucher thätig zu sein und die kurzen Tage des Zusammenseins in der schönen Pfalz so reich als möglich zu gestalten. Es liegt ein eigenthümlicher poetischer Zauber über dem fröhlichen Land und seinen Bewohnern, dem sich Niemand entziehen konnte. Wir reichen Allen noch einmal die Hand und sprechen es aus: wir fühlten uns glücklich in Ihrer Mitte.

Eine hochverehrte Gestalt ist es, in welcher sich uns die bayerische Pfalz verkörpert zeigt: der höchste Vertreter der bayerischen Staatsregierung, der k. Regierungspräsident Excellenz von Auer. Ihm haben wir, wie Allen, nochmals zu danken. War er es doch, der die mit solcher Begeisterung bei dem Congress in Cassel angenommene Einladung nach Speyer vermittelt hatte, seine rege Theilnahme bei von vorneherein alle Wege geebnet und den wissenschaftlichen Erfolg der Versammlung garantiert. Sein Interesse, seine Theilnahme an den Sitzungen und den sonstigen wissenschaftlichen und geselligen Veranstaltungen des Congresses waren für diesen von ganz besonderer Bedeutung und Werth; er hat in der Eröffnungssitzung im Namen der Pfalz und der Pfälzer ausgesprochen, dass sie uns mit offenen Armen empfangen. Das fühlten wir.

Indem wir dem Herrn Regierungspräsidenten den Dank bringen, thun wir das damit gleichzeitig der gesamten bayerischen Staatsregierung in deren Namen Excellenz von Auer den Congress begrüßte. Speciell hat er die Grüsse und Wünsche des Herrn Cultusministers übermitteln, der zu seinem lebhaften Bedauern abgehalten sei, den Congress persönlich zu begrüßen, der gleichzeitig in München tagende internationale Congress für Psychologie halte ihm fern. Diese bedauerliche Collision der beiden in Bayern stattfindenden Congresses liess sich leider nicht vermeiden, ausschlaggebend waren locale Verhältnisse in Speyer, welche nicht zu ändern waren, wie schon am 5. Mai 1896 in den gelesesten Zeitungen Bayerns, z. B. den Münchener Neuesten Nachrichten mitgetheilt werden musste.

Dann sind es die städtischen Behörden von Speyer und die wissenschaftlichen Vereine, vor allem der historische Verein der Pfalz an der Spitze, die beiden Herren Rectoren Ohlenschläger und Harster, denen wir besonders zu Dank verpflichtet sind. Haben sie es doch verstanden, die ganze Bevölkerung zur herzlichsten Theilnahme herbeizuziehen, und das war es, was dem Congress in Speyer seine besondere Signatur gegeben hat; wir haben Allen und Jedem zu danken.

Aber in nicht geringerem Masse gebührt der Dank den städtischen Behörden von Dürkheim und Worms, den dortigen wissenschaftlichen Vereinen, den vielen Freunden unserer Bestrebungen und der gesammten Bevölkerung der beiden schönen Städte, die uns so herzlich angenommen und den Abschied so schwer gemacht haben. —

Der äussere Verlauf des Congresses war folgender:

Von zwei Städten war der Jahres-Congress der deutschen anthropologischen Gesellschaft auf das freundliebste für das Jahr 1896 eingeladen worden, es waren die beiden alten Kaiserresidenzen Worms und Speyer. Die Entscheidung, die voriges Jahr in Kassel getroffen wurde, war schwer und musste sich schliesslich an den äusseren Umstand halten, dass die Einladung von Speyer früher eingegangen war. Um aber Worms zu zeigen, wie sehr man seine Gastlichkeit zu würdigen wisse, erkor man es zum Ziele eines Ausfluges, der den Congress beschliessen sollte.

Die Stadt Speyer hat das Möglichste gethan, den Anthropologen einen angenehmen Empfang zu bereiten. Die Bürgerschaft hatte eine grosse Zahl von Privatwohnungen für den Fall eintretenden Wohnungsmangels zur Verfügung gestellt. Der historische Verein der Pfalz überreichte eine Festschrift, die in ihrem gediegenen Inhalte und ihrer schönen Ausstattung den Congresstheilnehmern ein besonders werthvolles Andenken an Speyer bleiben wird.

Der Tag der Zusammenkunft der Congresstheilnehmer war Sonntag der 2. August. Schon am Sonnabend hatte die Stadt begonnen, zum Empfange ihrer Gäste sich zu schmücken. Unter Flaggenenschmuck winkte allenthalben von den Häusern und vom Bahnhof durch das Altpörtel bis hinauf zum Dome zog sich eine Allee von Fahnen und Fähnlein Farben. Die Begrüssung der Gäste in dem schönen Lokal der „Sonne“ hat sofort den warmen herrlichen Ton getroffen, der den Verlauf des ganzen Congresses charakterisirte. Herr Reclor Ohlenschläger machte die Honnors. Von Speyer waren u. a. anwesend die Herren: Regierungspräsident Excellenz von Auer, Bezirksamtmann Graf von Luxemburg, Regierungsdirector von Wand, verschiedene Regierungs- und sonstige Beamten, Professoren des k. humanistischen Gymnasiums, Officiere, die Mitglieder des Localcomités und viele andere.

Die Versammlungen des Congresses fanden im Stadtsaal statt, einem schönen, architektonisch reich ausgestatteten und zur Feier der Tage auch sonst prächtig geschmückten Ranne.

Montag, den 3. August. Zur Eröffnung der Sitzung hatte sich eine zahlreiche Theilnehmerschaft im Stadtsaal und auf der Galerie, darunter die Spitzen der staatlichen und städtischen Behörde, der Garnison und der Bürgerschaft sowie ein reicher Damenfort eingefunden. Die Bühne des Stadtsaales prangte in schmuckem Kleide an danken Grün. Aus Palmen und blühenden Oleandern ragten im Hintergrunde die Büsten Seiner Königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold und Seiner Majestät des Kaisers hervor und im Vordergrund hatten an geschmackvoll drapirten Tische die Vorstandschaft der Gesellschaft sowie die Geschäftsführer des Congresses, die Herren Gymnasialrectoren Ohlenschläger und Dr. Harster Platz genommen.

Nach Schluss der Eröffnungssitzung wurde der Dom besichtigt.

Es bot einen hohen unvergesslichen Genuss, das herrliche, von König Ludwig I. so wundervoll restaurirte Bauwerk unter Leitung des in Geschichte und Kunst wohl erfahrenen Domkapitulars Herrn Dr. Zimmermann in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, zu lernen, wie es früher war, wie es mit der Zeit geworden, und welche Streiffragen über die Architektur im ein-

zeilen noch bestehen. Daran schloss sich der Besuch des Judenbades, eines aus dem Mittelalter stammenden, in seiner Art in Deutschland fast einzigen Bauwerks, welches bis 1894 benützt wurde. In seiner ganzen Substanz und inneren Anlage ist der merkwürdige Bau noch vollkommen erhalten.

Um 5 Uhr versammelte sich die Gesellschaft unter zahlreicher Theilnahme von Damen und Herren aus Speier zu einem Festessen im Stadtmale, der inzwischen zu einem prächtigen Speisesaal umgewandelt war. Die Pionierkapelle eröffnete ihr angesehnes Programm der Tafelmusik mit dem Marsche „Fröhlich Platz“. Der Verlauf dieses herlichen Verköstigungsfestes der Gesellschaft mit der Stadt war ein so eigenartiger, dass es gestattet sei, bei demselben hier etwas eingependler zu verweilen.

Nach dem ersten Gang erhob sich Dr. Freiherr von Andrian-Werburg, der Präsident der Wiener und der I. stellvertretende Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, aus folgendem Festspruche:

„Ich entspreche einer in unserer Mitte stets hochgehaltenen Pflicht, indem ich Sie, hochverehrte Anwesende, einlade, bei unserer heutigen festlichen Zusammenkunft, von Allen der erlauchten Herrscher in ehrfurchtvolster Huldigung zu gedenken, unter deren unablässiger Förderung das wissenschaftliche Leben in Deutschland an so hoher Blüthe gelangt ist. Seine Majestät der Kaiser Wilhelm II. bietet durch kräftige Wahrung der Weltstellung Deutschlands im friedlichen Wettbewerbe aller Nationen jenen Thätigkeiten den sichersten Rückhalt, welche früher lediglich auf sich selbst angewiesen waren, welche aber zugleich eine Vorbedingung bilden für eine gesunde Weiterentwicklung unserer Wissenschaft. Seiner impulsiven Unterstützung deutscher Thatkraft in allen Welttheilen wird ein nicht unbedeutender Antheil zugeschrieben werden müssen, wenn, wie wir Alle hoffen, Deutschland in dieser Weiterentwicklung eine führende Rolle anfallen wird.“

„Wir verehren in Seiner königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern den Repräsentanten eines uralten erlauchten Herrschergeschlechtes, in welchem die silberne Fäule von Kunst und Wissenschaft eine edle seit Generationen feststehende Tradition bildet. Sie wissen Alle, dass Seine königliche Hoheit mit bewundernswerther Objektivität und eindringendem Verständnis allen künstlerischen und wissenschaftlichen Strömungen der Jetztzeit folgt, und dieselben zum Wohle seines Volkes zu verwerten bestrebt ist. Wir schulden Seiner königlichen Hoheit besonders Dank für das lebhafteste Interesse, welches derselbe bei allen Anlässen der Anthropologie gegenüber beibringt. Das kräftige Gedeihen der unter dem Protektorat des Prinzregenten stehenden Münchener Anthropologischen Gesellschaft ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen seiner warmen Theilnahme.“

„Eingedenk dessen bitte ich Sie, hochgeehrte Anwesende, das Glas zu erheben und mit mir in dem Rufe sich zu vereinigen: Seine Majestät der Kaiser Wilhelm II., und Seine königliche Hoheit Prinzregent Luitpold von Bayern, sie leben hoch, hoch, hoch!“

Nach einer Weile ergiff Sein Exzellenz der Herr Regierungspräsident v. Auer das Wort zu folgendem Toaste:

„Es wird ahnd zu behaupten, dass die Pfälzer latter denken, als es bei anderen Volkstämmen ähnlich

sei. Bis zu einem gewissen Grade ist es richtig. Die Pfälzer haben eben das Herz auf der Zunge, sie lieben, ein wahres Wort zu hören und ebenso auch zu sprechen. Es liegt nahe, wenn die Pfälzer bei solchen Eigenschaften allen Bestrebungen angethan sind, welche sich die freie Forschung zur Aufgabe gemacht haben und welche darauf abzielen, Unbekanntes und Unbestimmtes aus dem Dunkel aus helle Tageslicht zu bringen. So tragen denn natürlich die Pfälzer auch der Anthropologischen Gesellschaft ihre volle Sympathie entgegen, sie wissen, welche grosse Errangenschaften auf dem Gebiete der Forschung sie schon gemacht hat, sie wissen, in welchem hohem Grade die Wissenschaft durch Ihre Bemühungen bereichert wird. Auf das Wohl und Gedeihen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft erhebe ich das Glas und lade Sie ein, sich mit mir in dem Rufe zu vereinigen: Die Deutsche anthropologische Gesellschaft lebe hoch!“

Hieran schloss sich eine Ovation für den I. Vorsitzenden des Congresses, Herrn R. Virchow, deren Herzlichkeit und patriotische Wärme die Herzen aller Theilnehmer auf das Lebhafteste ergriffen hat, es gehörte das zu den wichtigsten Momenten des Congresses.

Nach einem Toaste auf Herrn Virchow durch Herrn Dr. David, der Schüler des gefeierten in Würzburg gewesen, erhob sich der Stellvertreter des erkrankten Herrn Bürgermeisters Herr erster Adjunkt Serr und sprach zu Herrn Virchow gewendet:

„In einer kleinen Stadt halten im Gegensatz zu grossen Städten Erinnerungen länger, als dies sonst der Fall zu sein pflegt. Wir älteren Bewohner von Speier erinnern uns noch mit Vergnügen eines in weiter Ferne zurückliegenden Festes, ähnlich wie das heutige; ich meine die 36. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte im Jahre 1861 — vor 35 Jahren. Was aber unseren Erinnerungen eine besondere Wärme verleiht, das ist die Freude darüber, dass der Vorsitzende des anthropologischen Congresses, Herr Geheimrath Dr. Virchow, schon damals in unserer Mitte weilte. Zu jener Zeit stand das zweite französische Kaiserreich auf dem Gipfel seiner Macht; ermutigt durch die Erfolge in Italien und im Bewusstsein unserer traditionellen Uneinigkeit und Zerissenheit verlangte das französische Volk immer lauter das linke Rheinufer als seine natürliche Grenze, welches als solche schon Julius Caesar bezeichnet habe. Bange Erwartungen erfüllten die Bewohner der Pfalz. Da erschienen in unserer Mitte die grössten wissenschaftlichen Celebritäten aus der Nähe und aus weiter Ferne und mit demselben Herr Geheimrath Dr. Virchow, welcher in der Dreifaltigkeitskirche erblarte, sie seien auf das linke Rheinufer gekommen, nicht allein um von dem deutschen Wissen Zeugnisse abzulegen, sondern auch um darzutun, dass in den gelehrten Kreisen wie im Volke die Ueberzeugung lebendig sei, dass ein so schönes und echtes Glied dem Vaterlande nicht verloren gehen dürfe und dass in Zeiten der Gefahr die streitbaren Arme nicht fehlen werden, welche deutschen Geist zu edler That erregen.“

„Das waren die Worte, die Herr Geheimrath Virchow damals wie in prophetischem Geiste in der Dreifaltigkeitskirche sprach. Mächtigen Widerhall fanden diese Worte und wie im Fluge hatte der geehrte Herr die Sympathien seiner Mitbürger errungen, denn deutlich wie der Strom, dessen Wellen an der Stadt vorüberauschen, deutlich sind die Herzen der Pfälzer immer gewesen. Damals konnte niemand

ahnen, das wir schon so nahe am Ziele unserer Wünsche waren; sind es doch am heutigen Tage gerade 26 Jahre, das Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preussen seinen Siegeszug von hier aus angetreten hat; unter seiner Führung standen zum ersten Male vereint die süddeutschen Stämme mit den Brüdern im Norden. Und wenn wir fragen, wenn haben wir jene beispiellosen Erfolge zu verdanken, so müssen wir uns sagen: neben der Führung von oben, neben der Tapferkeit unserer Truppen war es die deutsche Wissenschaft. Und das haben unsere Gegner auch gefunden. Kein Geringerer als Ernst Renan erklärte im französischen Institut: die deutsche Wissenschaft gewann Sedan, der deutsche Nationalgeist ist das Erzeugnis der deutschen Universitäten und das deutsche Vaterland ist das Erzeugnis jenes Geistes. Wenn das Ausland in dieser Erkenntnis erst nach schweren Niederlagen gelangt ist — in uns lebte dieselbe längst; mit Stolz sieht das deutsche Volk auf seine Wissenschaft und die Träger derselben einkehren, ist Festtag, wie bei uns in Speier heute im Herzen. Um Ihnen, verehrter Herr Geheimrath, ein sichtbares Zeichen unserer Verehrung zu geben, und zur Erinnerung an die früher hier verlebten Tage, überreiche ich Ihnen im Namen der Stadt Speier diese Blumen, gebunden mit den Farben der Stadt. Möge es Ihnen vergönnt sein, noch viele Jahre an der Spitze deutscher Wissenschaft zu glänzen! Meine geehrten Festgenossen aber bitte ich, Ihre Gläser zu ergreifen und mit mir zu rufen: Die deutsche Wissenschaft, die Träger derselben und mit ihnen Herr Geheimrath Dr. Virchow — sie leben hoch!

Hierauf erhob sich sichtlich ergriffen Herr Virchow:

„Meine verehrten Festgenossen!

„Es ist ein besonderer Vorzug des Alters, das man im Alter mancher erreicht, was ohne dies unerreicht gewesen sein würde. Ich bin weit entfernt davon, den Umstand, dass ich heute wieder hier stehen kann, und zwar an der Spitze einer so bedeutenden Versammlung, als persönliches Verdienst in Anspruch zu nehmen, aber ich will doch nicht leugnen, dass es mich nuff tiefste rührt, an dieser Stätte gerade eine solche Wärme der Empfängnisse vorzufinden, wie ich mir nicht vorgestellt habe, dass sie nach so langer Zeit, über die so viele Wellen der politischen und der wissenschaftlichen Bewegung dahingegangen sind, noch existiren könnten. Es war in der That eine kritische Periode, als ich im Jahre 1861 hier war. Die Naturforscherversammlung hatte im Jahre vorher in Königsberg, unmittelbar an den Grenzen des Vaterlandes, getagt. Damals waren Ost- und Westpreussen noch nicht deutsch, wenigstens nicht offiziell deutsch, noch waren sie keine Provinzen des deutschen Bundes, und doch hatte die Naturforscherversammlung in Königsberg die deutsche Fahne entfaltet über dem Sitz des Präsidenten. Unter den Eindrücken von damals war es in der That die erste Empfehlung, der ich Ausdruck geben wollte, als ich den Antrag stellte, auf das linke Rheinufer nach Speier zu gehen, dass dies Alles deutsch sein müsse, und dass von der russischen Grenze bis zu der französischen nur ein Volk und ein Sinn existiren dürfe.“

Herr Virchow erinnerte im weiteren Verlauf der Rede an die verstorbenen und die lebenden Freunde und an die innigen Bande, welche ihm persönlich an die Pfalz knüpften, und schloss mit den Worten:

„Ich will hoffen, dass meine Beziehungen so dauernd bleiben werden, dass sie bis zu dem Augenblicke bestehen, wo für mich überhaupt keine Beziehungen zu Menschen mehr bestehen können. Ihnen wünsche

ich aber, dass Sie das Erbtheil, welches Ihre Väter Ihnen hinterlassen haben, in treuem Herzen, in voller Gesundheit und mit frischen Kräften genießen möchten. Die Pfalz war immer ein gesegnetes Land; sie hat es verdient, ihren Wohlstand zu wahren unter dem Theil recht schwierigen Verhältnissen; sie ist unverehrt hervorgegangen aus allen und jeden Prüfungen und entwickelt sich in diesem Aussehen in kräftiger Weise. So kann ich denn einmal wieder in diesem Lande meinen lauten Ruf, wie schon so oft, erschallen lassen: Fröhliche Pfalz, Gott erhalt's! Sie lebe hoch!“ —

Dienstag, den 8. August: Die ersten Stunden des Vormittags wurden der Besichtigung des Museums gewidmet, dessen reiche und mannigfaltige Schätze Gelegenheit an einigebunden und vielseitigen Studien gaben. Zu den bemerkenswertheiten Gegenständen gehören auch der vortrefflichen Darstellung des Herrn Doctor Dr. Hararitz in der erwähnten Festschrift die zahlreichen, der römischen Zeit entstammenden Gefässe oder Gefässcherben aus jener lein- oder korallenrothen, wachstartig glänzenden Thonmasse, die unter der Bezeichnung Terra sigillata bekannt ist. „Hans Dragendorff hat neuerdings (in den Bonner Jahrbüchern XVII und XXVII, 18—185) gezeigt, dass die Terra sigillata-Industrie, wie sie in Gallien und des Rheinlandes etwa zwischen 70 und 250 n. Chr. blühte, die unmittelbare Fortsetzung der namentlich vom Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts in Arretium und etwas später in Puteoli in Schwung gekommenen Fabrication ist, die ihrerseits wieder an die Technik der dem dritten und dem Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. angehörigen, überall an dem tüchtigsten griechischen Cultor, von Italien bis Südrußland an findenden „megarischen“ Vasen anknüpft, die Vorbilder für ihre Reliefdecorationen aber nicht nur aus Griechenland und Kleinasien, sondern auch aus Alexandria bezog. Die gallischen und germanischen Töpfer waren übrigens durchsich keine slavischen Nachahmer ihrer italischen Berufsgenossen, sondern empfingen theils ihre Muster aus derselben Quelle wie diese, nämlich über Massilia aus dem alten Kulturlande um das östliche Becken des Mittelmeeres, theils hatten sie an dem Formenchatze römischer Thonbildner, wie sie schon vor der römischen Erhebung des Landes, besonders in Gallia Narbonensis autochthon entwickelt war, einen nicht zu verachtenden Eigenbesitz, endlich aber fehlte es diesen an Orten, die durch ihre Thonlager dazu einluden, in ganzen Colonien angesiedelten Handwerker nicht an Unternehmungsgeist und kaufmännischem Geschick, um schon bald nicht nur die römischen Provinzen jenseits der Alpen unter Verdrängung des italischen Importes mit ihren Erzeugnissen zu versehen, sondern wie die in Pompeii gefundenen Gefässe mit Stempeln gallischer Töpfer beweisen, schon vor 79 n. Chr. sogar nach Unteritalien zu exportiren. Die Tragweite dieses Resultates, wie Dragendorff sagt, leicht zu erfassen; es wird ein helles Licht auf die immer wachsende Bedeutung der Provinzen im wirtschaftlichen Leben des Römerreiches, und liefert zugleich einen neuen Beweis für die in so wunderbar kurzer Zeit vollzogene Romanisirung gerade der nördlich der Alpen gelegenen Gebiete, die den Römern so lange als der Inbegriff alles Schrecklichen und Furchtbaren erschienen waren.“ Das Corpus inscriptionum wird im XIII. Bd. ein Verzeichniß der Töpfernamen aus jener Terra sigillata-Industrie bringen, ein Verzeichniß, das naturgemäß beständiger Ergänzung und Erläuterung auf Grund örtlicher Einzeluntersuchungen bedürfen wird, schon weil das

Werk die zahllosen Stempel nur nach ihrer epigraphischen Seite in geben vermag, während der Archäologe auch wissen will, auf welchen Arten von Gefässen die einzelnen Namen vorkommen. Von sämtlichen bekannt gewordenen Töpfercolonen dieses der Alpen kann sich in Bezug auf die Zahl der aufgedeckten Brennöfen, der erhaltenen Formehülsen und Terra sigillata-Gefässe jeder Art, wie auch der auf diesen zu findenden Töpfernamen keine mit Tabernaer Rhennamen oder Rheinabern, das man das rheinische Areso nennen könnte, messen, und zum grössten Theile sind die Funde aus Rheinabern und Umgegend — an dieser Umgegend kann man auch Speier rechnen — im Museum von Speier angehäuft, so dass hier Freunde altrömischer Cultur reiche Ausbeute für ihre keramischen Untersuchungen vorfinden. Aus vorrömischer Zeit enthält das Museum eine stattliche Zahl von Steinwaffen und Werkzeugen aus der Zeit des geschliffenen Steines. Solche neolithischen Gegenstände werden in der Pfalz ziemlich gleichmässig vertheilt beim Feldbau gefunden. Viele bleiben im Einzelbesitz und werden so allerlei volksmedizinischen Zwecken verwendet. Die im Museum befindlichen sind fast alle aus Graufelschen harter Blaugeschichte, Gneis, Diorit, Grünstein, hergestellt. Feuersteingeräthe, die meist geringere Grösse besitzen, sind nur sehr wenige vorhanden. Ueber die kostbaren Schätze des Museums aus späteren prähistorischen Epochen hat Herr Gymnasialrector Dr. Harzter dem Congress berichtet. (s. S. 104.) —

Der Nachmittag brachte eine Fahrt nach Schwetzingen zur Besichtigung des dortigen altherühmten Schlossgartens, der im französischen Zopfstil angelegt und mit eigenartigen Wasserkünsten versehen, eine der interessantesten gartenkünstlerischen Reliquien jener Stilperiode bildet. Unter grosser Betheiligung aus Speier — auch Herr Regierungspräsident von Auer nahm theil —, begaben sich die Anthropologen mittel Sonderzug nach Schwetzingen. Die Führung hatte Herr Adjunct Serr übernommen. Bei der Ankunft in Schwetzingen, gegen 5 Uhr Nachmittags, wurden die Theilnehmer durch den Herrn Bürgermeister von Schwetzingen am Bahnhof empfangen und unter fröhlichen Musikklängen der vorausmarschirenden vorzüglichen Pionierkapelle, die aus Speier mitgenommen war, durch die festlich geschmückte Stadt zum grossherzoglichen Schlosse und Parke geleitet. Der Spaziergang durch den grossartig abgebaut, in dem vollen Schmuck der Jahreszeit prägnanten Park und die Besichtigung der dortigen Sehenswürdigkeiten erforderte ca. 2½ Stunden. Die Pionierkapelle verschönerte dieselbe noch durch Vortrag mehrerer Musikstücke aus verschiedenen Punkten. Nach 7 Uhr sammelte sich die Gesellschaft in der Brauerei „zum Ritter“ zu geselligem Zusammensein. Der Herr Bürgermeister von Schwetzingen begrüsste die Theilnehmer namens der Stadt durch eine herzliche Ansprache. Um 9 Uhr 20 Min. Abends erfolgte die Heimfahrt, die Stunden waren in der schönen Umgebung rasch entflohen.

Es war bereits dunkel geworden, als der Estranz in Speier einbrach. Eine frohe Menschenmenge, ganz Speier war auf den Füssen, begrüßte voll freudiger Erwartung die Ankommenden, von denen Niemand das herrliche Schauspiel abnte, welches diesen schönen Tag krönen sollte: eine Domebeleuchtung, welche die Stadt ihren Gästen zu Ehren veranstaltete. Als der Zug von der Rheinstation her durch den Domgarten herauf und den Domplatz betrat, wendeten sich glühende Schlangen laut prassend an der Westfacade des Doms hinauf und wie auf einen Zauber-

schlag stand der ganze Dom in hellrother Beleuchtung vor den erlauchten Blicken der nach Tausenden zählenden Menge, die auf dem Domplatze und der Hauptterasse zusammengeströmt war. Es war ein pyrotechnisches Schauspiel von erhabener Schönheit; ähnlich wie bei der berühmten Beleuchtung des Heidelberger Schlosses wurde der Schein rother bengalischer Flammen durch Reflectoren auf die Wandungen der prächtigen Fassade geworfen. Zugleich lobten aus den Rundgängen und Galerien in der Höhe bis zur oberen Kuppel rothe Flammen auf, während die Vorhalle in grünem Feuer erglänzte, und auch das grosse Haardturm mit dem ihm zunächst gelegenen Fenstern smaragdines Licht ausstrahlte.

Den Schluss des Tages bildete ein Tonste-reicher, solennes und doch so gemüthliches Kellerfest im schönen Garten des Schwetzingischen Kellers, welches die geselligen Veranstaltungen der Stadt Speier in würdiger Weise beschloss. —

Ansatz nach Dürkheim.

Donnerstag, den 8. August. Ein Estranz, an welchem nicht gegen 130 Personen theilnahmen, brachte die Anthropologen mit ihren Pfälzer Freunden und Freundinnen bei herrlichem Wetter durch die hübsche Landschaft nach Dürkheim. Der Zug fuhr gegen halb 9 Uhr ein, feierlich empfangen durch die Spitzen der Stadtbehörde.

Abends machte sich die Gesellschaft, geführt von der Stadtkapelle, auf den Weg zum Ringwall, der berühmten Heidenmauer. Der Weg ging durch die Vorstadt mit ihren poetisch mit ein umrankten Häusern, dann auf einem vorzüglich gepflegten Bergweg zuerst durch traubenschwere Weinberge, dann durch üppigen Wald lichter Kastanien die aussichtsreiche Höhe empor. Die Ueppigkeit und Liebllichkeit der Gegend hat ihr Seitenstück nur in den gesegnetsten Gauen Südtirols, im sonnigen Etschland. Jedem, der jene Gegenden kennt und liebt, muss in Dürkheim namentlich Meran und Bosen in Erinnerung kommen; man hat ja Dürkheim mit vollem Recht das Meran der Pfalz genannt. —

Der Ringwall ist eine umfangreiche alte Befestigung, welche die ganze Kuppe des der Stadt zunächst liegenden Haardtberges umsieht. Die grösste Länge der Befestigung beträgt 735, die grösste Breite 600 Meter. Die Umwallung besteht aus einer Aufschüttung kleiner und mittelgrosser Steine, auf etwa der halben Ausdehnung des Walles ist ein Graben vorgelegt. Der Wall wurde seiner ganzen Länge nach bezogen, sodass die Aussichtswarte bestiegen, die, auf einer nach SO1 vorderliegenden Felakuppe errichtet ist und einen besauernden Blick sowohl über die Rheinebene bis zum Olenwalde und Schwarzwalde hin, als auch über die Höhen und Thäler des Haardtgebirges bietet. Im Vordergrund liegt auf der einen Seite die Stadt Dürkheim mit ihrer gotischen Kirche, auf der andern das Isenachthal mit der hlauen Fläche des Herzogsweihers und den stattlichen Häusern des Klosters Limburg und der Hartenburg. In der Ferne sind Speier, Mannheim, Ludwigshafen und Heidelberg zu erkennen. Um den Berg herum zieht sich ein wohlgepflegter Spazierweg, welcher Herrn Geheimrath Virchow zu Ehren, der sich acht Jahre hintereinander in Dürkheim zur Trabrennen in den Ferien aufgehalten hat, „Virchowpfad“ heisst. Nach Dürkheim zurückgekehrt, folgte die Besichtigung der reichhaltigen Alterthümer-Sammlungen des Alterthumsvereins und der Pollichia. Neben vielen anderen

Stücken der ersten Sammlung sind besonders die zahlreichen Mahltöne erwähnenswerth. Die Sammlung der Pollicha gibt in guter Aufteilung eine Uebersicht über die gesammte Prähistorie der Dürkheimer Gegend, von der reich und auch in sehr merkwürdigen, keramischen Exemplaren vertretenen jüngeren Steinzeit durch alle späteren prähistorischen Epochen und von der Römerzeit bis ins Mittelalter herein. Die Gesellschaft besichtigte den Ringwall wie die Sammlungen unter der vortheilhaften Leitung ihres altbewährten treuen Mitgliedes, dem die Prähistorie der Pfalz so viel verdankt, Herrn Dr. C. Mehlis. Es war nur eine Stimme des Dankes über die gewordene reiche Belehrung.

Vom Museum hegte sich die Gesellschaft zu dem mit vollendeter gärtnerischer Kunst ausgestatteten Kurpark. Die Stadt hatte die Gäste schon beim Aufstiege zur Heidenmauer im Waldesgrün des Berglauges mit einem Imbisse und erfrischendem Trunke freundlich überbracht, hier am Krankenhaus zeigte sie sich im vollen Glanze pfälzischer Gastlichkeit. Den Festgruss sprach

Herr Bürgermeister Barth-Dürkheim:

„Hochgeehrte Gäste! Es ist mir der ehrende Auftrag geworden, Sie, meine Damen und Herren, als Bürgermeister und Vertreter der Stadt Dürkheim herzlich willkommen zu heißen. Aus allen Ecken des deutschen Vaterlandes haben Sie sich zur XXVII. Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier zusammengefunden und wollen nun heute nach Abschluß ihrer wissenschaftlichen Verhandlungen Dürkheim einen Besuch abstatten. Empfangen Sie hiefür meinen besten Dank. Aus Dürkheims Umgebung darf sich eines klassischen Bodens rühmen: Der sagenumwobene Branibildtaul, die Heidenmauer sind Zeugen germanischer Vorzeit, die beschaltete Limburg und die Hartenburg ragen noch heute als gewaltige Reste mittelalterlicher Bauten hervor und erfreuen den Geist. Aber nicht nur der Geist, auch ihr leibliches Theil kommt in unserer Stadt zu seinem Rechte. Sie sehen in unserer Gemarkung den Weinstock als die herrschende Kulturpflanze, unser Boden bringt einen köstlichen Tropfen hervor, der nicht nur Mund und Magen läßt, sondern auch das Herz erfreut, und ich hoffe, dass es Ihnen in dem geselligen Dürkheim mit seiner milden Luft und seiner schönen Lage und feurigen Weinen recht wohl gefällt und dass die Stunden, die Sie heute in unserer Manera verleben, noch recht lang in angenehmer Erinnerung bleiben. Seien Sie uns, sage ich noch einmal, herzlich willkommen.“

Dem solennen Frühstücken folgte eine prächtige Wagenfahrt zur frei auf waldigem Berge gelegenen Limburg, eine der schönsten und schönsteigigen Klosterstätten des Mittelalters, ein Ausfluge, welcher die allgemeine Bewunderung und Freude hervorrief. Die begüterten Bewohner der Stadt und Umgegend hatten ihre prächtigen Carossen zu diesem Anlasse zur Verfügung gestellt. Am Abend vereinigte ein Festmahl nochmals die Gesellschaft mit ihren Pfälzer Freunden zu einem herzlichen Zusammensein. Von den zahlreichen Toasten sei nur jener gedacht, welchen Herr Hofrath Heinrich Dr. Kaufmann, einer der Schüler Virchow's aus dessen Würzburger Periode, auf seinen Lehrer und Freund sprach.

Herr Hofrath Dr. Kaufmann:

„Hochgeehrte Festversammlung! Bereits 35 Jahre sind verflossen, seitdem die deutschen Naturforscher in Speier tagten, zu welcher Zeit Herr Geheimrath Virchow

mit seiner hochverehrten Familie in Dürkheim mehrere Wochen weilte. Bei seinem Abschiedsfest, das ihm von seinen vielen Freunden und Bekannten in diesen Räumen bereitet wurde, hatte ich die Ehre, den Toast auf Professor Virchow auszubringen; die Gesichtspunkte, die mir damals auszubringen waren, waren die der medicinischen Gelehrsamkeit des Herrn Geheimrath Virchow. Ich feierte ihn als Begründer der naturwissenschaftlichen Methode der Medicin, und nicht mit Unrecht; denn auf deren Basis hat die Medicin wesentliche Fortschritte gemacht. Geheimrath Virchow stand stets auf der Wacht, und wo es sich darum handelte, wissenschaftliche Fragen von prinzipieller Bedeutung zu entscheiden, war er immer derjenige, der den Ausschlag gab, und das mit Recht. Ich erinnere Sie, hochverehrte Versammlung, an die Naturforscherversammlung in München, wo es heiss herging; es handelte sich damals um die Descendenzlehre, welche Haeckel schon in die Schule eingeführt wissen wollte. Nicht mit Unrecht warnte unser hochgefeierter Vorsitzender vor diesem Vorgehen, die Zeit weisse, dass er Recht hatte. Bezüglich der Descendenzlehre sind wir jetzt in ein ruhiges Bett eingelaufen, wie denn auch Herr Geheimrath Virchow, als er in der Montagsversammlung den Dobois-Schilden aus demonstrirte, nicht geneigt war, diesen als zum Beweise der Descendenzlehre geeignet zu betrachten. Er richtete auf dem Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung mit Ausschuss der Subjectivität und Speculation, und das mit Recht. Ich erinnere Sie an den alten Satz: vita brevis, ars longa. Ich will diese Episode damit beschliessen, Gestatten Sie mir, dass ich ferner an Koch's Tuberkulin-Injectionen erinnere; ich brauche nicht näher darauf einzugehen. Herr Geheimrath Virchow war es, der diese Methode an der Leiche einer sachlichen Prüfung unterzog und uns vor weiteren nachtheiligen Folgen einer Methode behütete, die leider noch zu wenig ausgebildet war und uns manchen Schaden brachte. Herr Geheimrath Virchow hat, anstatt sein Arbeitsgebiet einzuschränken, wie es der normale Verlauf des Menschenebens mit sich bringt, dasselbe in verschiedener Weise ausgedehnt. Ich erinnere Sie, die Vertreter der Anthropologie, nur an die anthropologische Disciplin; er scheute keine Mühe, die Wissenschaft der Anthropologie zu fördern, und seine Exactheit in der medicinischen Forschung finden wir auch wieder hier in der Anthropologie vertreten, ohne einem der Gelehrten, die hier anwesend sind, zu nahe treten zu wollen. Virchow's Geist ist exact, der Geist der exacten Forschung. Er dehnte seine Untersuchungen aus auf die Ausgrabungen von Troja, an die Schliemann'schen Forschungen für die Anthropologie nutzbar zu machen, und vor zwei Jahren waren wir Zeugen, wie Virchow von Bismarck nach Insbruck kam, um dort mit anderen hervorragenden Vertretern der Anthropologie seine Thätigkeit fortzusetzen. Wenn Herr Geheimrath Virchow als medicinischer Forscher, als Vertreter der medicinischen Wissenschaft Deutschlands gefeiert wird, so glaube ich, können wir das in demselben Sinne auch für die Anthropologie thun. Mögen daher dem gefeierten Gelehrten noch viele Jahre wissenschaftlichen Forschens beschieden sein, das ist wohl unser aller Wunsch. In diesem Sinne erlaube ich mir die Versammlung einzuladen, auf den Forscher, den hochausnahmslichen Gelehrten Virchow ein Hoch auszubringen. Er lebe hoch!“

Ausflug nach Worms.

Nach am Nachmittag dieses reichen Tages wurde die anderthalbstündige Fahrt nach Worms ange-

treten, an welcher sich auch noch ein Theil der Freunde aus Speyer und Dürkheim beteiligte.

Für den Abend war in Worms eine gesellige Zusammenkunft geplant, welcher sich auch noch eine Anzahl muthiger Männer, nach all den Leistungen des Dürkheimer-Tages, gewachsen erstellte.

Freitag den 9. August. Der Tag in Worms. Der Morgen war der Besichtigung des ehrwürdigen erinnerungreichen Domes und der Stadt gewidmet. Gegen 9 Uhr fand sich, in einer Anzahl von etwa 60 Personen, die Gesellschaft in dem Garten des „Festhauses“ zusammen, herlich begrüßt von den Spitzen der städtischen Behörde und den zahlreichen einheimischen Freunden der Anthropologie, an denen Worms besonders reich ist, an ihrer Spitze Herr Dr. med. Köhl, dessen wichtiger Vortrag in Speier über die von ihm gemachte Entdeckung und exact wissenschaftlich durchgeführte Ausbeutung eines Skelett-Gräberfeldes der jüngeren Steinzeit mit erstaunlich reichen Funden, unter denen sich auch einige gut erhaltene Schädel und Skelettknochen befinden, auf den belehrenden Werth des Besuchs von Worms und seines Paulus-Museums vorbereitet hatte. Herr Major v. Heyl und Herr Dr. Köhl hatten anlässlich des Besuchs der Anthropologen eine mit zahlreichen in Lichtdruck wiedergegebenen Original-Abbildungen geschmückte und auch sonst vorzüglich angestellte Festschrift veröffentlicht: „Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgehung“, welche jedem Theilnehmer, als eine Erinnerungsgabe dieses Tages von lebendem Werth, überreicht wurde. Von Seiten der Stadt waren die Herren Oberbürgermeister Küchler, Bau Rath Hoffmann, sowie eine Anzahl Stadtverordneter und einige Aerzte, darunter der um die Anthropologie reichverdiente Dr. Bessele-Hagen zur Stelle. Die Staatsbehörde war vertreten durch Hrn. Regierungsrath v. Homberg k. Auch die Spitzen der Militärbehörden, die Herren Oberlieutenant Stielor und Major v. Holschwing, hatten sich eingefunden. Der stolze Bau des Festhauses erregte schon von neuem die lebhafteste Anerkennung, die aber noch bedeutend gesteigert wurde, als man einen Rundgang durch die innern Räume des Hauses machte, die meisten grossen Stätte müssen Worms um ein solches Etablissement beneiden. Um 10 Uhr machte sich die Gesellschaft auf den Weg, um einer Öffnung von römischen Gräbthümern in Maria Münster in der Nähe der Hylsch'schen Fabrik, ziemlich entfernt von dem Centrum der Stadt, beizuwohnen. Es waren hier aufgedeckt drei früh-römische Urnen-Bestattungen, mit verbrannten Knochen, alles in Urnen oder in blosser Erde gelegen, dabei eine Anzahl Krüge, Napfe, Schalen; ferner zwei spät-römische Skelett-Bestattungen, bei denen ein Glas mit Thonlämpchen, sowie ein Krug mit Becher gefunden wurden. Eine hübsche Urne mit Verzierung wurde ebenfalls ausgegraben. Das Ganze war von dem Ausgräber des Alterthumsvereins kunstgerecht angeordnet, so dass alle Gegenstände in belehrender Weise in der ursprünglichen Lage beistellt werden konnten. Auch auf einem Banplatz der Stadt selbst war man beim Grundgraben auf römische Gräber gestossen, deren Aufdeckung und Ausbeutung ein Theil der Anthropologen mit lebhaftem Interesse beobachteten. Von dem Reichtum an historischen und prähistorischen Alterthümern, an welchen der Boden von Worms und seine Umgegend so reich ist, wie irgend einer der berühmten Fundplätze an Rhein, gab das berühmte Paulus-Museum, welches eingehend studirt wurde, Zeugnis. Die hier, namentlich durch das Verdienst des Herrn Dr. Köhl,

vorzüglich aufgestellten und geradezu massenweise vertretenen, vielfach durch besondere Schönheit und Erhaltung ausgezeichnete Alterthümer aus den französischen, römischen und vorrömischen, speziell prähistorischen, Zeiten erregten die ungetheilte Bewunderung der Kenner. Selbstverständlich zogen die neuen steinzeitlichen Funde des Herrn Dr. Köhl das Hauptinteresse auf sich, aber lange verweilten die Anthropologen auch unter den anderen Schätzen und Manchen war es kaum möglich sich zu trennen. Altherbühnt und an Reichthum nirgendwo übertroffen ist die keramische Sammlung aus der römischen und fränkischen Periode. Aber auch aus den alten prähistorischen Epochen ist der Reichthum gross. Ausser den schon erwähnten neolithischen Funden seien noch speziell hervorgerufen einige prachtvolle Gräberfunde der reinen Bronzezeit und Hallstattperiode, frühbrunnliche Alterthümer, neben zahlreichen werthvollen Gegenständen der fränkisch-merovingischen Periode, die prachtvollen Gräberfunde von Floheim in Rheinhessen, aus dem älteren Abschnitt der Völkerwanderungszeit, welche für Deutschland in ihrer Reichhaltigkeit mit ihren schönen Schwertern mit Goldgriff und Granat-Einlagen n. a. einzig in ihrer Art sind und sich den Funden aus dem Grabe des Childeric und des sogenannten Theodericigraves von Ponnau ebenbürtig an die Seite stellen können.

Hochfrohlich von diesem dem ersten Stadium gewidmeten Stande erschien die Gesellschaft um 1 Uhr wieder im Festhause, wo ein vorzügliches kaltes Buffet in mustergültiger Weise aufgestellt war. An kleinen mit den ausgezeichnetsten Weinen des Wormser Gaaes, darunter die „unvergleichliche“ Liebfraunheim besetzten Tischen hat sich dann die Gesellschaft zum letztenmal für diesen Congress in geselliger Vereinigung zusammengefunden; es war ein frohes schönes Ende des frohen schönen Zusammensitzens während des Congresses. Herr Oberbürgermeister Küchler erhob sich und dankte den Anthropologen für die Ehre des Besuchs, der die Stadt mit Freude erfüllt habe. Mit Stolz hätte die Einheimischen erfüllt, dass man den Werth des hiesigen Bodens erkannt habe. Aus einer grossen Vergangenheit könne man Ersatz für Manches finden, worin die Gegenwart zurückbleibe. — Dr. Weckerling gibt dem Bedauern Ausdruck, dass der Vorsitzende des Alterthumsvereins, Herr Major v. Heyl, durch plötzliche Unwohlsein verhindert worden, hieher zu kommen. Alles, was die Gäste heute im Paulus-Museum gesehen hätten, sei der Initiative des Herrn Major zu danken. — Geheimrath Virchow bezeichnet die Einladung seitens der Stadt Worms als eine so liebenswürdige, dass man ihr nicht hätte widerstehen können. Seit Anfang der 60er Jahre kenne Redner die Gegend und könne also beurtheilen, was in Worms alles gesehen sei für die Anthropologie, für Fragen, die der ganzen Menschheit zu Gute kämen. Es sei ein grosses Glück, dass die Wissenschaft in Worms in der Person des Herrn Dr. Köhl einen Vertreter gefunden, der nicht allein mit Scharfsinn, sondern auch mit seltener Ausdauer auf dem Posten geblieben sei. Worms könne den Stolz haben, nicht allein Schätze in seinem Boden zu besitzen, sondern sie auch in richtiger Zeit gehoben zu haben. Damit bilde die Stadt ein glückliches Vorbild für viele andere Gegenden. Im Namen der Anthropologischen Gesellschaft rufe er den Wormser ein „Glück auf“ zu. — Herr Dr. Köhl dankt für die anerkennenden Worte, doch möchte er das Verdienst der Thätigkeit nicht an sich allein, sondern auch auf den Collegen Dr. Weckerling und die ganze Bürgerschaft ansprechen. — Prof. Ranke toastet auf

beiden hochverdienten Geschäftsführer der Gesellschaft die Herren Direktoren Ohlenschläger und Harster, welchen die köstlichen Tage des Congresses zu verdanken seien. — Prof. Dr. Weckerling toastet auf die Herren Virchow und Hanke, Gymnasialdirektor Ohlenschläger, einer der Geschäftsführer, widmete den Damen ein Hoch, die ein so wichtiger Factor für den Verlauf des Festes gewesen seien. — Professor Soldan spricht von dem Bürgersinn der Stadt Worms, hervorgegangen aus einer grossen Vergangenheit, der sich wiederholt in schwerer Zeit bewährt habe. Glücklicherweise sei ein so schweres Schicksal, wie es Worms ebemals betroffen, jetzt unter Kaiser und Reich nicht mehr möglich. — Das Essen verlief unter Mit-

hilfe der vortrefflichen Leistungen der Küche und der „grossartigen“ Wormser Weine in anmuthigster Stimmung. Dieser Stimmung gab Herr Oberlehrer Weizmann-München Ausdruck, indem er die „unvergleichliche“ Lieblichkeit feierte.

Und nun noch Handgedrücken und Abschiednahmen. Eine Stunde später war die Gesellschaft, die während der Congressstage wieder wie eine grosse Familie zusammengehalten hatte, in alle vier Winde zerstreut. Ein Theil ging noch nach Mainz, um in dem dortigen römisch-germanischen Museum den Manen unseres Lindenschmitz nahe zu sein.

„Auf Wiedersehen in Lübeck!“

Die der XXVII. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften für die XXVII. allgemeine Versammlung:

1. Festschrift zur Begrüssung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zum Anlasse ihres im August 1896 zu Speier abgehaltenen XXVII. Congresses dargestellt von historischen Vereinen der Pfalz. Speier, Druck der H. Girardonschen Buchdruckerei. 8^o. 299 S. und 7 zum Theil farbigen Tafeln.

Inhaltsverzeichnis:

- I. Die Terra-sigillata-Gefässe des Speierer Museums. Von Professor Dr. Wilhelm Harster in Speier. S. 1—182.
- II. Ein historisch-ethnologischer Festkalender. Beitrag zur pfälzischen Volkskunde. Von Dr. Lucas Grünwald, kgl. Gymnasiallehrer in Speier. S. 183—251.
- III. Archäologische Funde aus der Pfalz. Von Dr. Christian Mehlis, kgl. Gymnasiallehrer in Nennstadt a/H. S. 252—258.

Zur localen Orientierung erhielt jeder Theilnehmer:

2. Speier und die Pfalz. Städtebilder. Von W. Oertel und R. Adams. Verlag von J. Laurencie. Zürich. 8^o. S. 85.
3. Dr. Karsch, die Bevölkerung der Pfalz in dem Jahren 1891/94. Beitrag zur Medicinalstatistik. Sonderabdruck aus dem Vereinsblatt der pfälzischen Aerzte. Jahrg. XII. 7. Frankenthal.

4. Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung. Zusammengestellt und beschrieben von Dr. med. C. Kochl. Den Theilnehmern an der XXVII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Speier bei Gelegenheit des Besuchs der Stadt Worms und ihres Paulusmuseums am 7. August 1896, überreicht vom Vorsitzenden des Wormser Alterthumsvereins Herrn Major à la suite Max von Heyl. 8^o. S. 61. Mit 20 photolithographischen Tafeln.

Inhalt:

- I. Ein Grabfeld der jüngeren Steinzeit auf der Rheingebirg bei Worms. Mit Tafel 1—16. S. 3—46.
- II. Fund dreier sogenannter edlen Steinbeile. Mit Tafel 17. S. 47—49.
- III. Eine durchbohrte Hammerart aus Knochen vom Rheingebirg. Mit Tafel 18. S. 48—49.
- IV. Funde sogenannter neolithischer schauversierter Becher. Mit Tafel 19. S. 49—52.
- V. Funde von Kupfergeräthen aus der Umgebung von Worms. S. Tafel 19. S. 53—58.

VI. Bronzeschild vom Rheingebirg. Mit Tafel 20. S. 58—61.

4. Der deutschen anthropologischen Gesellschaft zur XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier am 3.—6. August 1896. Als Festgruss von Anton Herrmann in Budapest, corresp. Mitglied der anthropologischen Gesellschaften in Berlin, Wien und München, Redacteur und Herausgeber der „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“ in Budapest:

- a) Ungarische statistische Mittheilungen. Neue Folge. Band IX.

Ergebnisse der in Ungarn am 31. Januar 1898 durchgeführten Zigaretten-Conscription. Mit 5 graphischen Beilagen. Im Auftrage des kgl. ungarischen Handelsministers verfasst und herausgegeben durch das kgl. ungar. Statistische Bureau. Budapest, 1895. Buchdruckerei der Actiengesellschaft Altáräum.

Ungarisch und Deutsch. Fol. S. V. 99 u. 81 und zahlreichen graphischen Beilagen resp. 20 Karten.

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort. S. V.

I. Allgemeiner Bericht:

1. Die Zählungsmethode. S. 3.
 2. Gesamtzahl der Zigaretten. S. 17.
 3. Allgemeine Verhältnisse der Zigaretten. S. 78.
 4. Wokungverhältnisse. S. 87.
 5. Altersverhältnisse. S. 90.
 6. Familienverhältnisse. S. 48.
 7. Confessionelle Verhältnisse. S. 51.
 8. Sprachkenntnisse und Nationalitätenverhältnisse. S. 53.
 9. Bildunggrad. S. 60.
 10. Beschäftigung. S. 78.
- II. Tabellarische Ausweise.
- III. Graphische Beilagen.

b) Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Illustrierte Monatschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischer Beziehung stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protectorate und der Mitwirkung Seiner Kaiserl. Majestät. Königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Joseph, redigirt und herausgegeben von Prof. Anton Herrmann. V. Band. 1896. I.—3. Heft mit 166 Illustrationen auf XXXIV Tafeln. Budapest 1896. 8^o. S. 72. Preis des V. Bandes (1896) 10 fl. Redaction und Administration: Budapest 1, Szent-György-utca 2.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXVIII. Jahrgang

1897.

Redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1897.

Inhalt des XXVIII. Jahrganges 1897.

	Seite
r. 1. Pichler, Fritz, Römische Bergstraßen in den Ostalpen	1
Hertszog, Dr. Aug., Donarkult, Lindwurm, Mondscheibe und Fassungspuren	2
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft	3
Literaturbesprechungen	5
Verschiebung des von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz	6
Deutsches Reichs-Comité für den XII. internat. med. Congress in Moskau	8
r. 2. Weber, Franz, Zur Frage der keltischen Wohnsitze im jetzigen Deutschland	9
Pichler, Fritz, Römische Bergstraßen in den Ostalpen (Fortsetzung)	10
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft	15
Literaturbesprechungen	15
r. 3. Gntmann, K., Ueber prähistorische Armschutzplatten	17
Pichler, Fritz, Römische Bergstraßen in den Ostalpen (Schluss)	19
Ein Arzt für Pará (Brasilien) gesucht	24
r. 4. Zichy, Graf Theodor, Ueber die Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Rasse von Hirschen	25
Schlösser, M., Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayrischen Jura	26
Literaturbesprechungen	52
r. 5. Einladung zur XXVIII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck	33
Schwandt, W., Ueber einen hervorragenden Bronze-Depotfund aus der jüngeren Hallstadperiode	54
Schlösser, M., Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayrischen Jura (Schluss)	36
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Westfälische Gruppe der Deutschen anthropologischen Gesellschaft	39
Literaturbesprechungen	39
Wankel, Dr. med. Heinrich †	40
r. 6. Mittheilungen aus den Localvereinen:	
I. Gruppe Hamburg-Altona	41
II. Der historische Verein der Oberpfalz und von Regensburg	48
69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Brannschweig 20.—25. September 1897	48
r. 7. Tappeiner, Dr., Der europäische Mensch ist ein in Europa autochthones Arier	49
Weber, F., Germanische Reihengräber in Oberbayern	50
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
I. Naturforschende Gesellschaft in Danzig	52
II. Aus Andernach	56
Anruf zur Errichtung eines Denkmals für Johannes Müller	56
r. 8. Fushahn, W., Erinnerungen an H. Schaaffhausen	57
Koehl, Dr., Neue Ausgrabungen bei Worms	59
Die topographische Aufnahme der Pfahlhäuten des Bodensees	63
Literaturbesprechungen	64

Nr. 9. Bericht über die XXVIII. allgemeine Versammlung in Lübeck.

	Seite
Tagesordnung der XXVIII. allgemeinen Versammlung	65
Verzeichniß der 226 Theilnehmer	66
Erste Sitzung.	
Virchow, R., Eröffnungsrede	67
Begrüßungsreden: Bürgermeister Dr. Brohmer, Professor Dr. Hoffmann, Dr. Eichen- burg, Dr. Leuz, R. Virchow	75
Rauke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	77
Weismaun, J., Rechenschaftsbericht. Wahl des Rechnungsrathes. Etat	91
Frensd Dr., Zur Einführung in die Lübeckische Frühgeschichte	93
Splietsh, Dr., Ueber das Danewerk	95
Virchow, R., Ueber den Burgwall bei Burg im Spreewald	98
Virchow, R., Vorlagen	100
Welcker, Dr. Hermann, Professor †	100
Pulzsky de Luhócs et Csefalva, Francois, Inspecteur général des musées et bibliothèques en Hongrie †	100
Redactionsbemerkung	100
Zweite Sitzung.	
Nr. 10. von Andrian, Freiherr, Eröffnung	101
Köhl, Dr., Ausgrabungen bei Worms	101
Krähke, O., Ueber eine chemische Veränderung un vorgeschichtlichen Bronzen	108
Grempler, Dr., Ein neuer Bronzefund	110
Waldeyer, Dr., Anthropologische Mittheilungen	112
Ranke, Dr. Karl E., Einige Beobachtungen über die Sechshäufe bei südamerikanischen Indianern	113
Prochownick, Dr. L., Die Beckenform der Anthropoiden	119
Dazu Fritsch, Dr.	123
Hildebrand, H., Die Alterthümer der Insel Oeland	125
Montelius, Dr. Oscar, Haumnen and Gesichtsurnen	123
Dazu Voss, Aisberg, Virchow, Montelius, Virchow	124
Montelius, Dr. Oscar, Zur Chronologie der älteren nordischen Bronzzeit	125
Dritte Sitzung.	
Nr. 11 u. 12. von Andrian, Freiherr, Die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primi- tiver Völker	127
Rauke, Dr. J., Ueber die individuellen Variationen im Schädelbau des Menschen	139
Dazu Virchow, Rauke	146
Virchow, R., Ueber die Steinzeit in Nord-Europa	147
Leuz, Dr., Bemerkungen über die Anthropoiden des Lübecker Museums	152
Dazu Virchow	152
Briekmann, Bronzen aus Benin	153
Hirkner, Dr., Das Schädelwachsthum der beiden amerikanischen Mikrocephalen (sog. Ateken)	153
Hagen, Dr. K., Die Ornamentik der Maty-insulaner	155
Hagen, Dr. K., Neolithische Funde von Heckathen bei Bergedorf	157
Hahn, Dr., Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen	158
Geschäftliches: 1. Rechnungswachweis und Entlastung des Schatzmeisters: Dazu Wagner	164
2. Wahl des Ortes und der Zeit für die XXIX. allgemeine Versammlung: Dazu von Andrian, Ranke, von Andrian, Rauke	164
3. Neuwahl der Vorstandschaft: Dazu Grossmann, Dr.	165
Vorlagen des Generalsecretärs: 1. Zum Antrag Bumüller	165
2. von Zmigrodski, Ueber die Susatka	165
3. von Treitsch, Ueber prähistorischen Wandtafeln	168
von Andrian, Schlusssrede	169
Reductliste	169
Der äussere Verlauf des Congresses	170
Begrüßungen des Congresses	173
Die Ausfüge nach Schwerin und Kiel	174
Die dem Congress vorgelegten Bücher und Schriften	177

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. 9. 12 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Römische Bergstrassen in den Ostalpen. Von Fritz Pichler Professor der Universität Graz. — Donarkult, Lindwurm, Mondscheibe, und Fassungspuren. Von Dr. Aug. Hartzog. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologisches Gesellschaft. — Literaturbesprechungen. — Verschiebung des von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz. — Deutsches Reichs-Comité für den XII. internationalen medicinischen Congress in Moskau.

Römische Bergstrassen in den Ostalpen.

Von Fritz Pichler, Professor an der Universität Graz.

An Hochstrassen mit Alpenpässen hat der Geograph Castorius in seiner Reichskarte aus der Zeit um das Jahr 385 n. Chr. — ausser den Pfaden über Apenninen, Pyrenäen, Taurus — neun verzeichnet; davon gehen drei aus Italien nach Frankreich (in alpe cotta, graia, maritima), drei nach der Schweiz (in summo pennino, eunu aureu und die Como-Strasse), drei in die österreichischen Ostalpen. Von diesen ist eigentlich nur die südlichste beihezeichnet als in alpe Julia, nämlich jene über den Birnbaumerwald aus Aquileia nach Emona, der Reichskarte Tafel V, Abschnitt 5. Die beiden anderen Strassen sind jene von Aquileia nach Virunum (Zolfeld) mit den nördlichen Zweigen Iuvavum und Ovilia (Salzburg, Weis, Tafeln IV 5 bis V 2); endlich jene über den Brenner von Matreium nach Vipitenum (Matrei, Sterzing, Tafel IV 2, 3). Diese letztgenannte Strasse von Augusta Vindelicorum nach Verona gewinnt aber eine modernste Ausgestaltung durch den geplanten Schienenweg München-Engadin-Mailand; schon ist Mäneben-Obornauernkirchen gebaut, zu folgen hat die Fortsetzung Inntal, Einmündung in Arlbergbahn, Anstritt bei Landeck, Inntal, Engadin, Pass Maloja, Val Bregaglia. Entgegen der Brennerlinie — mit München-Mailand 602 Kilometer, 15 Stunden — betrüge die neueste Ostalpenstrasse 440 Kilometer, 10 Stunden.

Als römische Bergstrassen in den Ostalpen — zwischen Bodensee und Plattensee — wollen wir jene benennen, welche Städte verbinden, die über

Meer nicht bloss bis zu ein-, zweihundert Meter gelegen sind (Wien 170), sondern die auch fünf- und sechshundert Meter überschreiten (Innsbruck 570, Lienz 676). Wir wollen Strassenlinien etwa von 700 m Meerhöhe an als Bergstrassen in Betracht ziehen, vorausgesetzt, dass sie in bestimmter kurzer Steigung auf Hohepunkte zielen, wie die nachfolgenden: Berg Semmering 878 (von 980 bis 1013) m, Birnbaumerwald in Krain 887 m, Gallberg in Kärnten 970, Wurzen an Grenze Kärnten-Krain 1071, Iselsberg bei Lienz 1111, Radstättertauern 1138, Rotenmannertauern 1150, Predel 1162, Kanker-Seeberg-Sattel, Kärnten-Krain 1218, Plöcken, Kärnten-Italien 1360, Brenner 1362, Loibl 1370, Ampezzo-Gomärk, Grenz Tirol-Italien 1522, Kreuzberg, davon östlich, 1632, sodann Kornertauern 2414, Feibertauern zwischen Liens-Mittersill 2510 m.

Der Schauplatz für unsere Uebersicht ist begrenzt: im Osten durch das Gebiet von Brigetio (Osazny bei Komorn) oben, Poetovio (Pettau) unten, im Westen Brigantium (Bregenz) oben, Tridentum (Trient) unten; jedoch sind des innern Zusammenhangs halber die Grenzen näher zu bezeichnen. Dass die Donaulinie, soweit sie im Norden hinreicht, bis an Passau in Betracht kommt, versteht sich von selbst; im Süd sind wenigstens die Zielstädte Aquileia und Tergeste mitgenannt. Im Ost ist eigentlich bei Carnuntum (Petronell), Aquae (Baden), Solva (Leibnitz) und Celvia (Cilli) schon Berglands Ende, doch ist theilweise darüber hinausgegangen mit Abschluss vor Andautonia und Aqua

viva. Im West gehört Brigantium zwar zur Linie Augusta Vindelicorum (Augsburg) mit Nevoae, Cambovum, Vemania his Italia, Curia, Como; doeh ward der Anfang herbeigezogen, unten aber die Weiter-Erreckung inbetriff von Tridentum und Aquileia nicht verfolgt.¹⁾

Wohl alle die genannten Uebergänge sind zu Römerzeiten beschriftet worden, ja aus Gemeindemitteln erhalten bis in die spätesten Zeiten und zum Theile mit noch ersichtlichem Aufwande von Stoff und Kraft. Aber nicht alle sind staatlich in Gebrauch gesetzt, für Heereszwecke mit Gedenk- und Messzeichen versehen worden. Dahin gehören u. a. die Korn- und Felbertauern.²⁾ Bei den letzteren reichen die Findlinge von Aguntum nordwärts noch bis Weizelach.

Wenn wir von Ost nach West her, von den pannonischen Niederungen gegen die norisch-rätische Hochwelt streifen, so unterscheiden wir vier Gliederungen in den antiken Verkehrsrichtungen, welche sich zunächst nördlich der Draulinie darboten; nicht ganz ausreichend erweist sich diese Abgrenzung für die ebensoviel südlichen Züge. Acht bis neun Vororte erscheinen im Strassennetze als Knotenpunkte, wie sie theils auf Meilenäulen, theils in Reisebüchern durch vier Jahrhunderte genannt werden. Die Abstände dieser Vororte von einander reichen von mindestens 40 bis höchstens 185 millia passuum, unter welchem Maximum die Donanlinie zu verstehen ist, länger als jeder Hochgebirgsweg. Wir geben im Nachfolgenden eine Uebersicht dieser Abstände:

Carnuntum nach Arrabo 55 millia passuum, Carnuntum
— Brigetio 70; — Boudurum 185; — Ovilava 160;
— Savaria 75; — Scarabantia 40; — Solva 150.
Celeia—Emona 45,50; — Poetovio 40; — Solva 60; — Viru-
num 70.
Emona—Aquileia 70; — Virunum 50.
Juvavum—Ovilava 60; — Tearnia 80; — Veldidena 115.
Ovilava—Carnuntum 150; — Fennia 140—170; — Viru-
num 180.
Sabatum—Tearnia 80; — Veldidena 52.
Tearnia—Aquileia 110—120; — Aguntum 40; — Viru-
num 60.
Tridentum—Veldidena 100.
Virunum—Aquileia 120; — Carnuntum 190; — Emona
50; — Juvavum 125—150; Ovilavis 125

¹⁾ Ludwig Ravenstein, Karte der Ostalpen, Bl. 11 bis VI, Geogr. Anstalt Frankfurt a. M. 1885—86, Corp. inder. lat. V 1872, 1877 Italia; E. Pais, Suppl. add. ad vol. V, Rom 1898.

²⁾ Vgl. meine Abhandlung „Der Korntauern und sein Heilsweg“ im Correspondenzblatt f. Anthropologie etc. 1893, 8. Der Verfasser hat den Brenner, den Felbertauern begangen 1851, den Korntauern 1862, den Radstätter 1895. Ueber Höhenstrassen s. Carinthia 1895, 162; 1896, 39.

Mommsen, Alpes Poeninae in Ephem. 1881, IV, S. 616.

Diese Zahlen sind im Allgemeinen nur Mindestmasse und sie werden genauer berechnet durch die Meilenäulen wie Reisebücher; nur erscheinen ersteren nirgends in voller Reihe erhalten und sind aus den letzteren doch die einzelnen Wiegichtungen, ob sie nun kürzer oder verlängert, keineswegs in allem Detail zu entnehmen. Es soll nun versucht werden, bei einer Ueberschau der jo vier Hauptstrassennetze, auf deren Gemeindeweg wir aus Unkenntnis nicht eingehen können, zunächst die grösseren bewohnten Orte alphabetisch anzugeben, nach antikem und neuem Namen, diesen aber die Meilenstein-Fundorte anzureihen, lediglich in alphabetischer Abfolge hohaus leichter Auffindung. Man erfährt dabei die Kaiser, welche dem Strassenbau aufgeholfen haben, die Jahre der Errichtung, den Ziellort, woher, wohin die Strasse geht, die Sebrittenzahl und schliesslich die Literatur für den einzelnen Verfolg. Wir durchwandern zuerst die obere Partio, näher der Donau.

Nördlich des Draufusses:

1. Sommerlag. Gebiet der antiken Orte zwischen Carnuntum und Solva, als: Aequinoctium (Fischamend), Aqnaa (Baden), Arlape, Arlatum (Erlaf, Pöchlarn), Arrabo (Raab), Astora (Klosterneuburg), Bassiana (Stombathely), Blaboricium (wohl Lauriacum), Brigatio (Oszöny), Carnuntum (Petronell), Cetina, Clitium (St. Pölten, Wieuervald), Comagosa (Tulln), Elegium (Achleiten bei Ips, Mauer, Oelung, Sprengberg-Lorch), Faflana (Mauer, Oelung, Pöchlarn), Gerulatis (Trocar, Karlsberg), Lauriacum (Lorch, Eas), Flexum ad (Ung. Altenburg), Locna felix (Fersehnitz-Perwart? Erlbach), Mestrianna (Zola Ber), Morsella (Petrieval), Namara (Meik), Pirum tortum (Schönbühl vor Traismann), Pons Iria (Ip?; Salk (Zala-Löw), Savaria (Steinamanger), Scarbantia (Gudenburg), Solva, Sarnum solvone (Leibnitz), Stalico (Hochstrass), Trigaesum (Traismann), Vindobona (Wien), Villa Gal (an Donau zw. Vindobona, Carnuntum, Fischamend) und Ulmo (Banovesz?, Niesiedlersee).

(Fortsetzung folgt.)

Donarkult, Lindwurm, Mondscheibe und Fussspuren.

Von Dr. Ang. Hertzog, Spitaldirector in Colmar.

Die höchst interessanten Artikel über abgezeichnete Gegenstände in No. 7 des Correspondenzblattes veranlassen mich, kurz auch einige dienstbezüglichen Mittheilungen aus dem engeren Gebiete meines Heimathlandes, der Gemeinde Geheersweiler und Umgebung (Oberelsass, Kreis Geheweiler) zu machen. An dieser Stelle, wo so Vieles über diesen Gegenstand gesammelt wird, dürfte es auch willkommen sein, das zu erfahren, was sich im elsässischen Volksglaubens oder in elsässischen Sagen darüber erhalten hat. Was ich hier mittheile, wird den Beweis erbringen, dass sich hier zu Lande gar viele Ueberreste der ursprüng-

lieben Religion aller germanischen Stämme erhalten haben. Aus einer alten Chronik von Gebweiler kann ich die Erzählung des Erscheinens eines fürchterlichen Drachens anführen, worin sehr deutlich zu Tage tritt, dass dieser Wurm nur die Verkörperung einer Pestilenz ist, welche dazumal nach einer starken Ueberschwemmung die Gegend heimsuchte. Auch fehlt in meiner Heimath die bekannte Erklärung des „Mann im Monde“ nicht, und in der Nähe einer vielbesuchten Muttergotteswallfahrt, des Schauenberg's, trifft der Tourist einen sogenannten Teufelstein an, in welchem heute noch die Spuren der Teufelsklauen zu sehen sind.

Was nun den Donarkult anbelangt, so erinnere ich mich aus meinen Kinderjahren oft von älteren Leuten und von gleichalterigen Kameraden die Meinung gehört zu haben, dass, wenn es beim Gewitter einschlägt, ein Hammer vom Himmel falle. Das „Donneräxtle“ nannte man diesen Hammer. Wo man solche auf dem Felde fand, nahm man sie sorgfältig mit nach Hause, wo diese dann das Haus vor Brand und Blitz beschützen sollten. Solche Donneräxtle habe ich später als prähistorische Steinäxte in den Sammlungen unseres Landes wiedererkannt.

Unterm Jahr 1304 schreibt die Gorbweiler Dominikanerchronik wörtlich: „Es geschähe in dem Belehenthal so hinter Muerbach ligt, ein grosser Wuldenbruch, daher ein ungestimmtes Wetter und ein erschreckliches Wasserwreck entstanden, auf welchem Wasser ein grausamer Trach herundtergeschwommen. Zu Muerbach ware das Wasser so gross und ungestimm, das es etliche Häuser in dem selbigen Thal hinweg fährte, samt die einte Seihen von unser lieben Frauen Khüreb zu Muerbach. Da nun das Wasser an Sanctae Catharinae Weyer kam, da truckt das Wasser den Weyer binweg, undt war das Wasser so stark, das es die aussere Ringmauren alhier zu Gorbweiler, die bei dem Brockenthor ist, auch hinwegstoss. Es that auch sehr grossen Schaden in gantzer Gägne hernb, an Matten, Aekheren, Gärten undt Häusern; was es nur antraff niest alles forth. Do nun das Wasser vergieng, da war der graussame Wurm zwischen Isenheim und Merneim auff das Landt khommen, welcher grossen Schaden thete an Menschen undt Vieh.“ Mit vieler Arbeit und Müh ward er endlich erschlagen.

Der Mann im Monde ist auch in meiner Heimath, ein armer Mensch, der am beiligen Weihnachtsabend in den Wald Holz lesen gegangen war, und dafür nach seinem Tode in die Mondebeibe gebannt wurde.

Mit dem Schauenberger Teufelsfelsen verhält

es sich der Sage nach folgendermassen: Als die Maurer das Marienkirchlein erbauten, arbeiteten sie am Fortwälzen eines grossen Steines, den sie zum Bau verwenden wollten. Doch sie konnten die schwere Masse nicht rühren. Da kam ein Fremder und fragte sie, was sie damit anfangen wollten: eine Kirche bauen, antworteten die Männer. So Ihr mir versprecht neben der Kirche ein Wirthshaus zu bauen, will ich Euch den Stein hinaufbringen an Ort und Stelle. Die Männer versprachen, denn sie dachten nicht an die Möglichkeit. Doch der fremde Mann sah den Steinkoloss wie einen Federball und gieng mit demselben dem Bauplatze zu. Da erkannten die Männer, dass es der Teufel war, und es reute sie ihr Versprechen; sie bekreuzten sich und verweigerten das gegebene Wort einzulösen. Mit dem Teufel ist aber nicht gut spielen; dieser grub auf die Spitze des Berges und rollt von da oben den Stein auf das Kirchlein binab; der Stein aber ward durch die Mauer Gottes abgewiesen, und fiel ungefähr 200 Meter weiter unten zur Ruhe, wo er heute noch, am Wege von Schauenberg nach Pfaffenheim rechter Hand zu sehen ist. Daran sieht man aber die Eindrücke der Klauen des Satans. Diese Eindrücke sind Höhlungen des Steines, in die ein naiver Steinmetze sogar die Fingerspuren hineingeweisselt hat; noch naiver aber ist der Umstand, dass diese zwei Löcher zwei Hohlhände und keine greifenden Klauen darstellen. Der Stein selbst ist ein etwa 2 Kubikmeter grosser Felsen, der unzweifelhaft in früherer Zeit vom Berge herabgerollt ist; eine fromme Sage musste später den gläubigen Leuten diese Erscheinung erklären. Was bedeuten nun die zwei darin angebrachten Höhlungen? Ein topographisches Zeichnen sind sie mit nichten; jedenfalls stimmen sie nicht mit den heutigen Niederlassungen der Umgegend. Die zwei Höhlungen sind an der nördlichen Steinfläche angebracht; es dürfte dies aber schwierig von einiger Bedeutung sein. War der Stein ehemals vielleicht als Grenzstein benutzt? Dies dürfte noch eher der Fall gewesen sein, für heute ist der Felsen aber kein Grenzzeichen mehr. Ich halte es auch nicht für ausgeschlossen, dass die erwähnten Höhlungen von Natur schon im Steine vorhanden waren, da der alte naive Steinbauer die Fingerspuren des Teufels darauf oder vielmehr darin anbrachte.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung vom 30. October 1896. — 1) Der Vorsitzende Prof. Dr. Johannes Ranke eröffnet die Sitzung in dem mit der Bärte des † Herrn Prof. Rüdinger ge-

schmückten Saale des Kunstgewerbevereins mit der Begrüßung der zahlreich erschienenen Mitglieder. Hier auf widmete er Herrn Professor Dr. N. Rüdinger folgenden warmen Nachruf. Meine erste Aufgabe ist es, eines schmerzlichen Verlustes zu gedenken, welchen unsere Gesellschaft vor wenig Wochen erlitten hat. Prof. Rüdinger, lange Jahre unser erster Vorsitzender, ist nicht mehr unter uns. Ich glaube, es hätte unsere Gesellschaft kein schmerzlicherer Verlust treffen können. Ich war ganz conzentriert durch diesen unerwarteten Todesfall. Wie Ihnen allen kam auch mir die Nachricht durch die Zeitungen zu Gesichte und zwar nicht die Nachricht von seiner Erkrankung, sondern von dem eingetretenen Tode. Niemand hätte erwartet, dass dieser jugendfröhliche Mensch so rasch aus unserer Mitte gerissen werde. Ich habe am Grabe des theuren, unvergessenen Freundes und Genossen einen Kranz niedergelegt in Ihrer Aller Namen. Ich denke Sie werden es billigen. Erinnern Sie sich mit mir an jene Zeit, die jetzt kaum mehr als ein Jahr hinter uns liegt, an die Zeit unseres 25-jährigen Jubiläums. Mit welcher Frische und lebhaftem Interesse hat damals unser jetzt vermisster Freund an allem theilgenommen, was unsere Gesellschaft bewegte. Er gehörte mit zu den Gründern der Gesellschaft, er hat von Anfang an durch seine vortrefflichen Eigenschaften und seine lebhafteste Theilnahme die Gesellschaft gehalten und unterstützt, und wo einmal eine Lücke entstanden war, ist er gewiss eingegriffen, um mit seinen vortrefflichen Vorträgen die Gesellschaft zu belehren. Er war in Wahrheit somatischer Anthropologe. Das war seine eigentliche Thätigkeit, das war sein eigentliches Fach, trotzdem er Anatom war. In dem vortrefflichen Nachruf, den ihm Prof. Rückert gewidmet, ist das ausgesprochen, ich stimme ihm vollkommen bei. Er war unter der Leitung seines und unseres Lehrers Bierhoff auf die somatische Anthropologie hingewiesen worden. Er hat schon vor der Gründung der Gesellschaft in deren Sinn gearbeitet. Er hat seine immense Arbeitskraft wesentlich auf dem Gebiete der somatischen Anthropologie verworthebt. Damals sind seine ersten kranologischen Untersuchungen entstanden über die Veränderungen des Schädels durch die künstliche Deformation bei Amerikanern und die Veränderungen des Gehirns, die dadurch entstehen. Er war so glücklich, als der erste von allen Forschern, das Gehirn eines solchen deformirten Schädels untersuchen zu können: Seinen weiteren Untersuchungen über das Gehirn haben wir die schöne Arbeit über die Verschiedenheit des Gehirns bei den verschiedenen Geschlechtern. Zuerst hat er bei Zwillingen verschiedenen Geschlechtes die Verschiedenheit nachgewiesen. Dann gelang es ihm an allen Gehirnen, die ihm in der Anatomie Gebote standen, die verschiedenen Aushildungen der Furchen, welche die beiden Geschlechter charakterisirt, darzuthun. Er ist dann fortgeschritten zur Untersuchung der Gehirne besonders berühmter Männer, namentlich zur Untersuchung des Sprechentrums am Gehirn. Er hat die Untersuchungsmethoden zu einer Virtuosität ausgebildet, wie sie vor ihm Niemand besitzen hat und vielleicht gegenwärtig Niemand, mit Ausnahme Fischeig's in Leipzig, besitzt. Ich habe mit Befriedigung gelesen, dass Fischeig in seiner berühmten Rede beim Psychologengongress noch wenig Tage vor Rüdinger's Tode anerkannt und ausgesprochen hat, dass Rüdinger auf denselben Bahnen fortgeschritten sei, auf denen er wandte. Aber es sind nicht bloss die wissenschaftlichen Leistungen, welche uns an seine Person knüpfen, es waren seine persön-

lichen Eigenschaften, welche ihn allen Personen lieb und theuer machten. Es mag da oder dort einen Anstoss gegeben haben, aber trotzdem musste man ihm gut sein und ihn lieben. Ich habe meine Ansprache am Grabe geschlossen mit den Worten, die ich hier angesichts der Büste des Verstorbenen wiederholen möchte: Theurer Freund, wir haben Dich geliebt und geehrt, wir werden Dich lieben und ehren.

Ich bitte Sie zur Anerkennung für den hingebendsten Freund sich von den Sitzen zu erheben. (Geschlecht.)

2) Professor Dr. Eugen Oberhammer: Ueber Griechen, Türken und Armenier. — Anknüpfend an den im Vorjahre gehaltenen Vortrag ¹⁾ über die mykenische Epoche und die Anfänge des hellenischen Volkes besprach Redner die Fortentwicklung der griechischen Nationalität in der Zeit des sogenannten Hellenismus, welcher eine bedeutende räumliche Ausbreitung derselben unter Verschiebung des geistigen Schwerpunktes von Athen nach Alexandria, zugleich aber auch die Ausgliederung der alten Stammesunterschiede und eine Verflachung des Nationalcharakters mit sich brachte. In der Kaiserzeit war der ganze Osten des römischen Reiches theils hellenist, theils unter dem Einfluss griechischer Bildung. Auf der Balkanhalbinsel bildeten die ulyrischen Stämme (die Vorfahren der heutigen Albanesen), dann der Balkan die Grenze des Vordringens griechischer Sprache und Sitte. Im Norden der Halbinsel und an der nördlichen Donau herrschte römischer Einfluss, wie besonders die Romanisirung der in den heutigen Rumänen fortlebenden Daker zeigt. Aber auch in Thracien und Kleinasien war das Griechenthum noch nicht vollständig durchgedrungen. Ersteres war, wie Makedonien, von indogermanischen, den Griechen verwandten, aber in der Entwicklung zurückgebliebenen Stämmen bewohnt, die erst nach und nach dem Griechenthum gewonnen wurden, zuerst in Makedonien, wo die Hellenisirung schon im 4. Jahrhundert v. Chr. begann, später und langsamer in Thracien, wo wir noch im 6. Jahrhundert v. Chr. Resten der alten Völkerschaft begegnen. Dass Kleinasien, mit Ausnahme der den Thrakern verwandten Phryger (und Bithyner) und der von Westen her eingewanderten Griechen von einer eigenartigen Bevölkerung bewohnt war, die weder als indogermanisch noch als semitisch zu bezeichnen ist und vielleicht auch mit der ältesten Bevölkerungsgchicht von Sädenerpa und Nordasien zusammenhängt, wird jetzt aus sprachlichen, historischen und anthropologischen Gründen ziemlich allgemein angenommen. Nur langsam haben sich diese Völker, die zum Theil wie die Lykier und Karer, aus Denkmäler ihrer Sprache in eigenthümlicher, jedoch dem Griechischen entlehnter Schrift hinterlassen haben, die griechische Sprache angenommen, deren Ausbreitung in der späteren Kaiserzeit nicht zum wenigsten das Christenthum Vorschub leistete. Erst unter der byzantinischen Herrschaft kam Kleinasien als vollständig griecisirt gelten. Das Griechenthum war inzwischen in eine neue Phase seiner Entwicklung, die des Rhomanismus übergetreten, welche neben der durch die christliche Religion bedingten Umgestaltung des Volksebens bereits die Anzeichen einer Umbildung der Sprache trägt. Bis in die vorchristliche Zeit sind reichlich die ersten Spuren der dem Italicisnism zurechenbaren Veränderung der Aussprache, und schon im 4. Jahrhundert begegnen wir rhythmischen Kirchenliedern, welche nur auf Accent und Silbenzahl beruhend,

¹⁾ Vgl. Corresp.-Bl. 1896 S. 6 f.

die Abnahme des Gefühls für die Quantität erkennen lassen; die antiken Vermasse wurden von ann an nur noch als todtte Form gepflegt. Während ann in den Provinzen, besonders in Thrakien und Kleinasien, das Griechenthum gleichseitig Fortschritte machte und auch im Hof- und Staatsleben die römische Ueberlieferung nach und nach verdrängte (Einführung der griechischen Commandosprache und Münzlegenden im 7. Jahrhundert, Ersatz des Corpus juris durch die Basiliken im 9. Jahrhundert u. s. w.), fand auf der Balkanhalbinsel eine wesentliche Verschiebung der ethnographischen Verhältnisse durch die Einwanderung der Slaven und Bulgaren statt. Letztere hatten sich seit 679 endgiltig in ihren jetzigen Wohnsitzen niedergelassen, dabei aber ihre (sinnlich) türkische Nationalität eingebüßt und waren in den Slaven aufgegangen. Diese hatten nicht nur (seit 630) den Nordwesten der Halbinsel in Besitz genommen, sondern waren auch in wiederholten Zügen (vom 6. bis zum 8. Jahrhundert) bis zur Südspitze Griechenlands vorgedrungen, wo sie allmählich im Griechenthum aufgingen. Fallmerayer's Hypothese von einer gänzlischen Anrottung der festländischen Griechen durch die Slaven ist ebenso unhaltbar wie die in Griechenland mit Vortheil festgesetzte Ansicht von der Reinheit der griechischen Rasse, in den Beimischungen fremder Elemente, welche das griechische Volk stets zu absorbiren verstanden hat (wie gegenwärtig die seit dem 18. Jahrhundert in Griechenland eingewanderten Albanesen) liegt kein Makel, da alle Culturvölker (so auch die Deutschen, Italiener u. s. w.) durch Mischung entstanden sind.

Zu den Türken übergehend besprach Redner die Stellung der türkischen Volkgruppe innerhalb der arabischen Sprachfamilie und der mongoloiden Rasse, sowie ihre Verbreitung über Asien und Europa, ferner die neuentdeckten ältesten Sprachdenkmäler der Türkvölker vom Jenisei und Orkhon und die Entwicklung des Osttürkischen (Tschagataischen) an einer Literatursprache. Mit dem byzantinischen Reich traten die Türken zuerst durch die Gesandtschaft Zemarcho's (509 n. Chr.) in Berührung, aber politisch und ethnographisch wurden sie für dasselbe, von der vereinselten Einwanderung türkischer Stämme seit dem 9. Jahrhundert (Vandalen, Komänen) abgesehen, erst bedeutungsvoll durch die Niederlassung der Seltschaken in Kleinasien (seit 1075) und die Begründung des Sultans von Ikonion; aus diesem ging um 1300 Osman's Reich hervor, dessen weitere Entwicklung bekannt ist. Die Sprache der osmanischen Türken hat auf dem Wege durch Persien und in Folge der Annahme des Islam eine starke Beimischung von persischen und arabischen Elementen erhalten, die jedoch nur in der gehobenen Sprache und in der Literatur zur Anwendung kommen. Der gemeine Mann kennt und versteht diese fremden Bestandtheile nicht und bedient sich eines ziemlich rein türkischen Idioms. Weit weniger als die Sprache hat die Rasse ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Die verhältnissmässig kleine Schar echter Türken, welche der Fahne Osmani's folgte, hat sich durch Aufnahme fremder Volkselemente und die fortwährenden Kreuzungen der Rasse von weiblicher Seite, welche durch die Haremwirtschaft besonders begünstigt worden, in den späteren Generationen so vermehrt, dass der mongoloid Typus sich so wenig wie bei den Magyaren erhalten oder doch seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten verloren hat, während die in Bulgarien wohnenden und seit dem russisch-türkischen Kriege auch in Kleinasien eingewanderten Tataren dieselben in angezeichneter Weise zeigen. Immerhin wird man

auch bei den 'Türken' viel Individuen finden, welche schon dem Typus nach als solche erkennbar sind, ohne dass derselbe ausgesprochen mongoloid Züge anweist; aber eine scharfe Begrenzung des Begriffs 'Türken' ist heute im osmanischen Reiche überhaupt kaum möglich, da Rasse, Sprache und Religion sich fortwährend kreuzen. Die sogenannten Türken Bosniens und Kretas sind Slaven beziehungsweise Griechen, welche den Islam angenommen haben (ähnlich die bulgarischen Pomaken), wogegen in Kleinasien ein Theil der Bevölkerung sich zur griechischen Religion bekennt, ohne einer anderen als der türkischen Sprache mächtig zu sein, an deren Niederschrift aber das griechische Alphabet dienen muss (so z. B. in Tokat); sie sind aber weder griechischer noch türkischer, sondern kleinasiatischer Rasse, und dasselbe gilt von anderen Bewohnern Kleinasien, welche mit der türkischen Sprache auch den Islam angenommen haben, wie die Nachkommen der alten Lykier. Die grosse Masse der Bevölkerung Kleinasien ist eben, wie die neueren Forschungen immer klarer erkennen lassen, seit Jahrtausenden dieselbe geblieben, und der Islam wie das Türkenthum bemessen für einen grossen Theil derselben ebenso gut nur eine Phase der äusseren Entwicklung wie das Eindringen des Heilensbew. Rhomaismus und die Annahme des Christenthums. Das daneben auch echte Türkvölker, wie Jürken, Turkmänen und Andere, in Kleinasien vorhanden sind, ist nicht zu leugnen; aber diese meist nomadisch lebenden Stämme fallen gegenüber der weit zahlreicheren ansässigen Bevölkerung, die man 'Türken' nennt, weil sie jetzt türkisch sprechen und sich zum Islam bekennen, wenig ins Gewicht.

Die Sprache der Armenier, welche viele araische Elemente enthält und deshalb von Lagarde u. A. der araischen Gruppe zugewiesen wurde, ist jetzt durch Hübnermann als ein selbständiges Glied der indogermanischen Sprachfamilie erwiesen; aber sie war nicht das Idiom der ältesten Bevölkerung, wie wir sie aus assyrischen Keilschriften des 9. und 8. Jahrhunderts und neuerdings aus einheimischen Keilschriften (von Waseel) kennen. Diese gehörte vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach derselben Rasse an, die wir in Kleinasien voranzusetzen müssen, der vielleicht auch die Kankasier, Hethiter, Sotier zugewiesen werden müssen (Hommel's araische Völker) und auf deren Rechnog nach v. Lischach nach der sogenannten semitischen Typus der Jnden zu setzen ist. Die Eigensart dieser Rasse hat alle fremden Beimischungen und alle Sprachwandlungen überdauert, und ist heute noch in Kleinasien und Armenien vorherrschend.

Die Ausführungen des Redners wurden durch eine Anzahl photographischer Typen unterstützt, welche grösstentheils Herr Dr. E. Nannmann (meist nach eigenen Aufnahmen in Kleinasien) zur Verfügung gestellt hatte.

Literatur-Besprechungen.

Sigmund Riezler. Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt. Stuttgart 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wenn sich das vorliegende Werk zunächst auch nur auf die Gebietstheile des alten Herzog- und späteren Kurfürstenthums Bayern beschränkt, so sind doch die besprochenen allgemeinen Verhältnisse — Ursprung, Ursache und Entwicklung des Hexenglaubens — wie

der Verlauf und das Ende dieser Erscheinung für ganz Deutschland ausgerechnet und typisch, so dass das grundsätzliche und nur mit ungetrübten Quellen fassende Buch seinen Leserkreis in der ganzen gebildeten Welt zu suchen berechtigt ist. Insbesondere ist es die anthropologisch-ethnologische und die psychologische Seite dieser Erscheinung, welche die Leser gegenwärtiger Zeitschrift vor allem interessieren wird. Tritt doch hier die actuelle Thatsache in den Vordergrund, dass die Denkweise eines ganzen Volkes und Zeitalters durch suggestive Einwirkung aus den gesunden und natürlichen Bahnen gelenkt werden kann.

Der Verfasser bekämpft mit Recht die Meinung, dass der Hexenglaube des christlichen Mittelalters lediglich die Fortwirkung und Weiterentwicklung der schon in heidnischer Zeit vorhandenen Wurzeln desselben in Deutschland sei. Die Gestalten der Zauberer, der Unholde und Hexen (hagausas = Feld- und Flurschädigende) sind allerdings schon in dem vorchristlichen germanischen Alterthum angetroffen. Während dort die Thätigkeit der Zauberer nicht notwendig eine schädliche sein muss, ist die der Hexen und Unholde (erstere meist weiblich, letztere männlich gedacht) stets eine dem Menschen und seiner Habe und Arbeit verderbliche. Erstere sind wie Weissager, weise Frauen etc. mit besonderen Kenntnissen ausgerüstete Menschen, letztere dagegen übernatürliche mit übermenschlichen Kräften begabte Wesen, Personifikationen schädlicher Naturgewalten, die als Schwerm-Klben, Truden, Maren, Alpe, Schratel etc. ihr Unwesen treiben. In dem christlich-mittelalterlichen Hexenglauben dagegen treten nun Vorstellungen auf, die entschieden nicht aus dem heidnisch-germanischen Volksglauben stammen. So vor allem die Hexenritte durch die Lüfte, die Versammungen der Hexen, der mit dem Teufel geschlossene Bund, die Teufelsbuhlschaft, das Wirken der Teufel durch den Menschen und das der Menschen durch Teufel und Aehnliches. Diese Züge sind erst durch kirchliche Elemente theils aus antik-heidnischen, theils aus früh-christlichen Reminiscenzen und Legenden hinzugekommen.

Die alte Kirche nun verliert sich ganz abnehmend gegen den Hexenglauben. Nur die Möglichkeit der Zauberei wurde zugegeben und dagegen mit Kirchenstrafen eingegriffen, wodurch auch in die weltliche Gesetzgebung Strafbestimmungen dagegen hinein kamen. Der Hexenglaube selbst wurde als Aberglaube unter Strafe gestellt. Dadurch verblassten die Erinnerungen aus heidnischer Zeit von Generation zu Generation mehr, neue Wahnbildungen konnten in gemeingefährlicher Weise nicht fortwuchern und die Sache war am Anfang des 19. Jahrhunderts mehr und mehr im Erlöschen.

Da traten die Verfolgungen der Waldenser und damit die Inquisitoren auf, in erster Reihe die Domini-

kaner, die als wirksamste Waffe gegen die Ketzerei auch die Beschuldigung der Zauberei und Hexerei anwendeten. Sie beletzten die im Erlöschen begriffenen Ueberreste heidnischen Volksglaubens wüder, verwoben so mit neuem Aberglauben, erfanden dann Wahlbilder mönchischer Phantasie und suggerirten den in ein System gebrachten Hexenglauben dem Volke in Lehre und Predigt. Dadurch, dass man so Ketzerei und Hexerei mit einander verbond, konnte die Kirche sich auch des Processverfahrens und Strafmass gegen die Angeklündigten bemächtigen, wobei die Folter als Erpressungsmittel von Geständnissen verwendet wurde, die nun neuerdings als Beweismittel benutzt wurden. Dass nicht der dem heidnisch-germanischen Volksglauben inhärierende Dämonenglaube die Ursache und der Kern des neuen Hexenglaubens ist, geht schon aus der Internationalität des letzteren hervor. Eine solche internationale Beeinflussung konnte aber im Mittelalter nur die Kirche mit Erfolg ausüben.

Der gesunde Sinn des Volkes und des Weltkerns ging aber nicht gleich willig und widerstandslos auf die ihm angebotenen Wahlbilder ein. Er bedurfte einer über 200jährigen Thätigkeit der Inquisitoren und Mönche, bis dem Volke der neue Hexenglaube vollständig, dann aber in einem Grade suggeriert war, dass selbst die Reformatoren des 16. Jahrhunderts in demselben völlig befangen blieben. Insbesondere wirk-am dabei war das Eingreifen des Papstes Innocenz VIII. und seiner Nachfolger und die kirchliche Lehre, dass der Nichtglaube an Hexerei selbst schon Ketzerei und als solche zu bestrafen sei. Nachdem so der Hexenglaube dem Laienvolk vollständig in Fleisch und Blut übergegangen war, gab die Kirche vorsichtigerweise das Strafamt gegen die Hexen an die weltliche Justiz ab, um das Odium der Blutgerichte auf diese hinüberzuwälzen. Wie der Kampf gegen die gewandte Vernunft des Volkes in Predigt und Literatur, an der sich fast nur Kleiner theilnahmen, geführt wurde, bis er seinen Gipfel im berühmten „malleus maleficarum“ erreichte, dem verächtlichsten und zugleich lippschesten, dem verrücktesten und dennoch unheilvollsten Buche der Weltliteratur, zu welchem unglücklichen Verirrungen der menschliche Geist gelangte und zu welcher Höhe die Verfolgungsgesetze im 16. und 17. Jahrhundert answollen, bis erst nach Mitte des 18. die Schreiberhufen zu brechen aufhörten, das mag man mit Grauen und Entsetzen in dem vorliegenden, Schritt für Schritt den Quellen folgenden Buche selbst nachlesen.

Dem gelehrten Verfasser kann man nur auf das Lebhafteste danken, dass er in völliger Unparteilichkeit sich der schweren Mühe unterzogen hat, in diesen finsternen Klüften der Geschichte des menschlichen Geistes rücksichtslos mit der Fackel der Wahrheit binalzuleuchten. F. W.

Verschiebung des von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz.

Nr. 11. (Nr. 1 a. 1896, S. 73 dieses Blattes.)

In der Augustnummer des letztvergangenen Jahres mussten wir noch knapp vor Eröffnung des Congresses in Speier (3. August 1896) den Mitgliedern die vollkommen unerwartete Mittheilung machen von dem Scheitern unseres liebge gewordenen Planes, im Jahre 1897 die Jahres-Versammlung als Wander-Congress durch die Schweiz abzuhalten. Wir thaten das durch Abdruck eines Briefes unserer beiden interimsistischen Bevollmächtigten und Vertrauensmänner, der Herren Professoren Kollmann und Stnder. Nach dem Wortlaut dieses Briefes hatten wir anzunehmen, dass in unverstündlich schroffer Weise von Seite der in Frage kommenden wissenschaftlichen Kreise in Zürich die Bethheiligung an dem Congress abgelehnt und dadurch letzterer unmöglich geworden sei.

Zu unserer freudigen Genugthuung hat es sich nun aber ergeben, dass nur in Folge einer Kette von beiderseitigen beklagenswerthen Missverständnissen zwischen den in Frage kommenden wissenschaftlichen

Kreisen in Zürich und unseren Herren Vertrauensmännern diese Auffassung entstehen konnte und mit Freude dürfen wir heute constatiren, dass die ablehnende Haltung von Zürich in keiner Weise eine Spitze gegen unsere Gesellschaft zeigt, sondern lediglich aus localen, für 1897 nicht zu ändernden Verhältnissen entsprungen musste.

Anser jenem von uns abgedruckten Brief der Herren Kollmann und Städler wurden später in der Angelegenheit noch drei offene Briefe gedruckt, zwei von den betreffenden Kreisen in Zürich (Nr. 1 d. d. 1. September 1896, Nr. 2 d. d. 8. November 1896) und einer von den obgenannten Herren (d. d. 6. October 1896). Für unsere Gesellschaft ist ein solches Eingehen auf die in diesen Schriftstücken hervortretenden Differenzen an dieser Stelle nicht angezeigt, da allen Hauptinteressenten die genannten Schriftstücke direct zugegangen sind. Wir freuen uns aber, an diesem Orte constatiren zu können, dass die uns so mehrfach berührenden Differenzen unserer Schweizer Collegen jetzt als unangenehm betrachtet werden dürfen. Zum Beleg dafür bringen wir im Folgenden zunächst den Wortlaut der für uns wichtigsten Stellen aus dem letzten Zürich-Ruedschreiben, welches unterzeichnet haben:

Die Direction des Schweizerischen Landesmuseums
Der Vorstand der antiquarischen Gesellschaft
Der Vorstand der ethnographischen Gesellschaft.

Zürich, den 8. November 1896. — Die erste Mittheilung davon, dass im Jahre 1897 in Zürich ein Anthropologen-Congress stattfinden sollte, erfolgte in einem vom 10. April 1896 datirten Briefe des Herrn Prof. Kollmann an die Direction des Schweizerischen Landesmuseums. Darnach wurde erklärt, der Congress werde ammer Zürich noch mehrere andere Städte der Schweiz betreffen und für den Aufenthalt in unserer Stadt bereits ein vorläufiges Programm entworfen. Herr A. Agat, Director des Landesmuseums, antwortete am 14. April, dass Zürich den Congress gerne aufnehmen würde, er habe nur ein Bedenken, dass nämlich der Erfolgeinstrom des Landesmuseums möglicherweise am Ende Herbst 1897 angewandt werden müsse, und dass dieses aus gleicher Zeit nicht auch noch ein Congress empfangen. Sobald die Landesmuseums-Commission über die Zeitpunkt der Eröffnung Beschlüsse gefasst habe, werde derselbe mitgetheilt.

Am 22. Mai 1896 machte die Direction des Landesmuseums Herr Frobenius (welcher als Bevollmächtigter der Herren Professoren Kollmann und Städler nach Zürich gekommen war) bei dessen Vorlesungsbühne in Zürich die Mittheilung, dass im Febr. unvorhergesehen die Landesmuseums-Commission aufgelöst worden sei, und dass dieselbe jetzt wieder neu und dass für die mit demselben verbundene Krise auch die Unmöglichkeit vorliege, im August oder September 1897 den Anthropologencongress zu empfangen, resp. bei demselben eine leitende Rolle zu spielen. Ein detaillirter Bericht über den Zeitpunkt der Eröffnung wurde in der nächsten Sitzung des Anthropologencongresses in Zürich am 12. October 1896 mitgetheilt. Herr Frobenius erklärte, dass die mit demselben sachlich besagt, und zwar mit der Bitte um Mittheilung an Herrn Prof. Kollmann, dass denselben Mitgliedern der deutschen und österreichischen Anthropologengruppe, die zum Congress durch Zürich reisen, das Landesmuseum, soweit es installirt sei, gerne bereit wäre, wie man auch jetzt schon vollständig einrichten könne. Weiter wurde Herr Frobenius von dem obgenannten Director demselben ausdrücklich gesagt, und zwar mit der Bitte um Mittheilung an Herrn Prof. Kollmann, dass denselben Mitgliedern der unterzeichneten Vorstände Herrn Frobenius mehrfach erklärt wurde, dass 1896 oder 1899 die Anthropologen in Zürich willkommen wären, aber er behauptete, ein Vorbehalt des Congresses sei einfach unmöglich.

Wir wollen gleich hier bemerken, dass nicht bloss von Seiten des Landesmuseums, sondern auch von verschiedenen Mitgliedern der unterzeichneten Vorstände Herrn Frobenius mehrfach erklärt wurde, dass 1896 oder 1899 die Anthropologen in Zürich willkommen wären, aber er behauptete, ein Vorbehalt des Congresses sei einfach unmöglich.

Am 22. Mai 1896 liess ein vom 6. Juni datirter Circular der Herren Kollmann und Städler an einer Versammlung in Othen (zum Zwecke der Vorberathung) ein:

„Die Landesmuseums-Commission hatte Sitzung am 12. und 13. Juni 1896. Am folgenden Tage schrieb Herr Agat an Herrn Prof. Kollmann, dass die Eröffnung des Museums am Ende Herbst 1897 festgesetzt worden sei und also gegen Abhaltung eines Congresses in Zürich auf diesen Zeitpunkt alle Vorbehalte gemacht werden müssen.“

Über die Zusammenkunft in Othen abgehalten wurde, versammelten sich in Sachen des Vorstands der antiquarischen und ethnographischen Gesellschaft in Zürich. Der Präsident der ersten, Herr Prof. U. Mayer v. Knonau, liess am 1. Juni das obige Circular vom 6. Juni und damit überhaupt die erste Mittheilung, dass ein Anthropologencongress in der Schweiz geplant sei, bekalte. Er antwortete am 8. Juni auf dasselbe, indem er die Besprechung der Othen-Versammlung ab und zurück in Aussicht stellte. Am 16. Juni legte er die Angelegenheit dem Vorstande der Gesellschaft vor, welcher beschloss, den Präsidenten zu erklären, dass man im Herbst 1897 den Congress nicht annehmen könne, da die Eröffnung des Landesmuseums zu jener Zeit alle interessanten Kreise vollständig ausschliesse würde. Dieser Beschluss wurde durch den Conservator der Gesellschaft selbst Herrn Prof. Kollmann scheinlich mittheilt und der Zürcher Delegation in Othen berichtet darüber.

Am 22. Juni erhielt auch der Präsident der ethnographischen Gesellschaft in Zürich Kenntnis von dem in Aussicht genommenen Anthropologencongress, und Herr Prof. I. Keller legte die Sache ebenfalls dem ganzen Vorstande vor. Der Bericht desselben vom 15. Juni liess sich nachstehend wörtlich mittheilen und wurde in Othen ebenfalls erklärt. Er bewies, dass diese Gesellschaft nicht bloss bereit war, ihre Sammlungen zu zeigen, sondern sogar für die Federführung eines Führer durch dieselben offerirte.

Aus den Berichten zu diesem Ruedschreiben können wir hier noch die Worte von Seite der Direction des Schweizerischen Landesmuseums anführen, die sich am 12. October 1896 in Zürich ergaben:

Um den Standpunkt unserer Gesellschaft in der Angelegenheit klarzulegen, habe ich mit vorausgehender Billigung unserer gesammten Vorstandschaft ein Schreiben an die obgenannten Unterzeichner der beiden Zürcher Ruedschreiben geschickt, welches mit Weglassung zweier für die Klarlegung dieser Angelegenheit unwesentlicher Schlusssätze folgendermassen lautet:

München, den 29. November 1896,
abgezogen d. d. 14. Dec. 1896.

An die Unterzeichner des Züricher Circulars vom 8. November 1896.

Euer Hochwohlgehorner!

In Beantwortung eines in Ihrem Auftrage an mich geschriebenen Briefes des Herrn Dr. Heilerl vom 18. November 1. J. zeichne ich zunächst mein lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, dass der so lange schon gehegte Lieblingswunsch unserer Gesellschaft, einmal gesammlichlich mit den österreichischen Collegen in der Schweiz zu tagen, sich so grossen Schwierigkeiten gefügt hat.

Unser Wunsch war und ist kein anderer, als in der Schweiz die wichtigsten prähistorischen Sammlungen der Welt zu studiren und mit den dort wirkenden berühmten Gelehrten unsere Fächer nach langjähriger, persönlicher Fühlung zu gewinnen.

Ein Congress in der Schweiz schien sich besonders zu 1897 realisiren zu lassen, da durch die notwendig gewordene Verleibung des archaischen Lagerplatzes für 1897 vorläufig angesetzten Congresses in Braunschweig auf 1898, die Congresszeit für 1897 noch nicht in Aussicht genommen war.

Unser Vorwettbewerb hat Herr Professor Dr. Kollmann, unseren langjährigen, früheren Generalsecretär, gebeten, vorläufig die einladenden Circulars zu besorgen, d. h. vor Allen die Einladungen an unsere Gesellschaft von Seite der für uns wichtigsten Städte der Schweiz zu vermittel.

Die Einladungen mussten aber vor dem August 1896 perfect sein, da am 3. August bei dem Congress in Bielefeld stattgefunden die definitive Wahl des Congressortes für 1897 entschieden wurde.

Wenn wir dahin, wie es sicher hoffen, die Einladungen von Seiten der betr. Städte der Schweiz erfüllt, so konnte nach unseren Besten erst nach der endgiltigen Wahl des Congressortes die definitive Anfertigung einer Lesebogen-Einladung zustande kommen, welche nach unserer Ansicht vornehmlich vornehmlich mit Local-Circulars und mit Local-Comités für die einladenden Städte die definitive Vorbereitung für den Congress zu treffen gehabt haben würde.

Das war die Absicht. So lange die Einladungen nicht erfolgt waren, war Alles ganz provisorisch, auch das von den Herren Kollmann und Städler lediglich zur vorläufigen Orientirung aufgesetzte Programm.

Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, dass es noch ein Missverständnis war, wenn Sie in Ihrem Circular vom 1. September sagen: „Die Einladung zu diesem Congress erfolgte, ohne dass wir in Zürich etwas von der ganzen Sache wüssten.“

Eine Entschuldigung war in keiner Weise erfolgt, wir hatten nur zu eine Einladung gebeten und die Herren Kollmann und Studer waren bestrebt, uns diese Einladung zu vermitteln.

Es scheint mir, dass gerade dieses fundamentale Missverständnis auf dem weiteren Verlauf der Verhandlungen unheilvoll gestaltet hat.

Andererseits haben die Herren Kollmann und Studer Ihre ebensowenig Antwort für schuldig gehalten, als sie erklärbar von Ihnen genannt war. An diesem Missverständnis mag ja das von Ihnen geschilderte Auftreten Ihres Abgambiten in Zürich und die mündliche Auftragserteilung an dieses schuld gewesen sein.

Es scheinen mir noch auf beiden Seiten fundamentale Missverständnisse vorzuliegen, welche die gegenseitige Erregung ausreichend erklären, und ich denke, dass auf der Basis der Anerkennung von gegenseitigen Missverständnissen eine vollkommene Verständigung der Parteien möglich ist.

Ich wäre glücklich, wenn ich zur Ausgläuterung der doch nur schreibbaren Generalisate etwas beitragen könnte.

Aus dem Lieder nicht öffentlichen Briefe des Herrn Dr. Hitzig! entnehmen ich mit Freuden:

1. dass der ärztliche Kreis mit dem Herrn Professor Kollmann und Studer vorbei ist und

2. dass wir in Zürich immer bereit sind, einen Congress von Asieritellen auf den anthropologisch-prähistorischen Gebieten bei uns aufzunehmen.

In Ihrem geschriebenen Circular steht ebenfalls: „Es ist selbstverständlich, dass wir die Gesellschaft mit Vergnügen in Zürich empfangen werden.“

Einer Hochwohlgeboren

stets ergebener

Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Wir schliesse, umt unsererseits diese Discussion für dieses Blatt in der bestimmten Hoffnung, dass die für 1897 nothwendig gewesene Verschiebung des Wandercongresses der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Gemeinschaft mit den österreichischen Collegen mit Besuch der vielbewunderten Museen der ganzen Schweiz nicht eine definitive ist.

München, 28. Januar 1897.

J. Ranke, Generalsecretär.

Deutsches Reichs-Comité für den XII. internat. med. Congress in Moskau.

Dr. Virchow, Geh. Med.-Rath, Prof., Vorsitzender. — Dr. Bartels, Sanitätsrath, Schatzmeister. — Dr. Posner, Prof., Schriftführer. — Dr. Eulenbarg, Prof., Stellvert. Schriftführer. — Dr. Aub, Ober-Med.-Rath, Vorsitzender des deutschen Aerztevereinsbundes. München. — Dr. v. Bergmann, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. v. Coler, Wirkl. Geh. Ober-Med.-Rath, General-Stubarzt der Armee, Prof. — Dr. Ewald, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Fraenkel, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Gerhardt, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. König, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Leat, Geh. Sanitätsrath, Vorsitzender des Ausschusses der preussischen Ärztekammern. Köln. — Dr. v. Leyden, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Martin, Prof. — Dr. Pistor, Geh. Ober-Med.-Rath. — Dr. Waldeyer, Geh. Med.-Rath, Prof.

Nachdem unter dem 12. August unserem Vorsitzenden die officielle Mittheilung ausgegangen ist, dass die russischen Congress-ankündigt worden sind, die Passé aller christlichen oder israelitischen Aerzte, die sich 1897 zu dem internationalen Congress nach Moskau begeben wollen, zu visiren, können wir unsere Thätigkeit in vollem Umfange beginnen. Wir fordern daher unumkehrbar zur Bildung von Landes-, Provinzial- und sonstigen Local-Comités auf und bitten Sie, in Ihrem Bereiche dass mitzuhelfen und die deutschen Collegen zu sählicher Betheiligung aufzufordern, damit Deutschland auf dem Congress in würdiger Weise vertreten sei.

Wir bemerken dabei, dass jeder Theilnehmer an dem Congress, wie auch sonst jeder Reisende, einen Pass haben muss, der von dem russischen Consul seines Landes, bzw. Ortes visirt ist. Das Visum wird ertheilt werden, wenn die betreffenden Herren Collegen vorher ihren Beitritt zu dem Congress bei uns angemeldet und den auf 20 M. festgestellten Beitrag eingezahlt haben. Sie werden alsdann von uns mit einer Legitimationskarte versehen werden.

Anschreiben an das Deutsche Reichs-Comité sind an unseren ersten Schriftführer, Professor Dr. Posner (SW. Anhalterstrasse No. 7), Geldsendungen an unseren Schatzmeister, Sanitätsrath Dr. Bartels (W. Am Karlsbad No. 12/13) zu richten. Letztere werden in einem eingeschriebenen Briefe unter Beilegung der Visitenkarte erbeten, da nach früheren Erfahrungen die Namen und Adressen der Absender auf Postanweisungen nicht immer mit Sicherheit festzustellen gewesen sind.

Der 7. Abschnitt des „Reglement“ lautet:

7. Les travaux du Congrès se répartissent entre les sections suivantes: I. Anatomie (Anatomie normale, Anatomie embryologique et histologie normale); II. Physiologie (y compris la chimie médicale); III. Pathologie générale et Anatomie pathologique; IVa. Thérapeutique générale (y compris la hydrothérapie, la climatotherapie etc.); IVb. Pharmacologie; IVc. Pharmacognosie et Pharmacie; V. Maladies internes; VI. Pédiatrie; VII. Maladies nerveuses et mentales; VIII. Dermatologie et maladies vénériennes; IX. Chirurgie; IXa. Oculologie; X. Médecine militaire; XI. Ophthalmologie; XIIa. Otiologie; XIIb. Laryngologie et Rhinologie; XIII. Accouchement et Gynécologie; XIV. Hygiène (y compris la statistique sanitaire, la médecine sociale, l'épidémiologie, l'épizootologie et la science sanitaire technique); XV. Médecine légale.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft, München, Theatinerstrasse 96. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 30. Januar 1896.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gemeinschalle der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

ab Februar 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren, a. S. 18 des Jahrg. 1894.

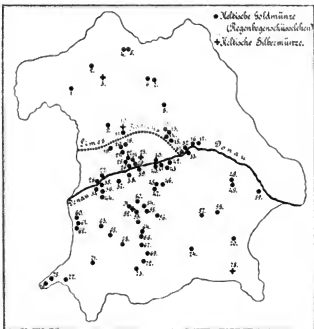
Inhalt: Zur Frage der keltischen Wohnsitze im jetzigen Deutschland. Von Franz Weber, Oberamtsrichter a. D., nebst einer Karte. — Römische Bergtrassen in den Ostalpen. Von Fritz Fiebler, Professor der Universität in Graz. (Fortsetzung.) — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Literaturbesprechungen.

Zur Frage der keltischen Wohnsitze im jetzigen Deutschland.

Mit einer unter Beistützung des „Handbuchs zur Gebiets- und Ortskunde des Königreichs Bayern von K. Kästler“ entworfenen Uebersichtskarte der Fundorte keltischer Gold- und Silbermünzen im rechtsrheinischen Bayern von Franz Weber, Oberamtsrichter a. D.

Im rechtsrheinischen Bayern wurden bis 1896 73 Fundorte von sogenannten Regenbogen-schüsselchen, 5 von anderen keltischen Silbermünzen bekannt. Hiervon treffen auf Kreis Schwaben 27, Oberbayern 24, Mittelfranken 8, Oberpfalz 6, Niederbayern 6, Unterfranken 5, Oberfranken 2. Mit Ausnahme der oberbayerischen Fundorte Gagger und Irching ergaben die übrigen nur einzelne Stücke; an jenen beiden aber wurden ganze Schatzfunde erobren, und zwar an ersterem Orte zwischen 1400 und 1500, an letzterem bei 1000 Stücke der fraglichen Goldmünzen.

Ein Blick auf das beigegebene Kartechen lässt sofort eine scharfe Gränze der Vertheilung der Fundorte wahrnehmen, nämlich den Limes räticus und östlich von dessen Beginn den Lauf der Donau, eine Gränze, die mit der des späteren Römerreiches zusammenfällt. Die 8 nördlich davon gemachten Funde können gegenüber den 70 südlich oder



in nächster Nähe nördlich des Limes und der Donau constatirten mit ihren heiden Massenfinden nur als vereinzelte und weiterzestrente in Betracht kommen, während diese, auf geschlossenen Gebieten und nahe heisamen erboben, einen längeren Zeitraum voraussetzen, während dessen ein Volk, das sich dieses Verkehrsmittels bediente, hier sesshaft war. Jene einzelnen Stücke jenseits dieses geschlossenen Wohngebietes können auf friedlichem oder kriegerischem Wege über die Gränzen der Massenverbreitung dieser Münzsorten gekommen sein.

Nach allgemein herrschender Ansicht gehören die fraglichen Münzen der La Tène-Periode an, ja sie bilden gleichsam ein Leitmotiv für dieselbe, und werden, wo sie in Masse auftreten, als Hinterlassenschaft eines keltischen Volksstammes angesehen. Die Vertheilung der Fundorte lässt demnach im rechtsrheinischen Bayern die Gebietsvertheilung zwischen keltischen und germanischen Bewohnern während der Umlaufzeit dieser Münzen, also der La Tène-Periode, erkennen. Sie dient zugleich als weiterer Beweis für die immer noch von Zeit zu Zeit bestrittene Anwesenheit einer Bevölkerung keltischen Stammes im jetzigen südlichen Bayern vor der römischen Occupation, eine Thatsache, die ja auch durch andere Gründe längst siehergestellt ist. Ferner scheint durch sie auch der Nachweis gegeben, dass die Römer bei Feststellung ihrer Reichsgränzen sich hier an schon vorhandene alte Völkergrenzen gehalten haben.

Ein im Allgemeinen ähnliches Resultat würde voraussichtlich eine Uebersichtskarte der Hoehäcker im rechtsrheinischen Bayern ergeben, so dass auch die Gründe für die neuerlich insbesondere von H. v. Ranke in seiner mustergiltigen Monographie über die Hoehäcker ausgesprochene Annahme sich verdienen, dass die Anlage dieser Aecker und der Betrieb dieser eigenthümlichen Art des Ackerbaues durch eine keltische Bevölkerung während der La Tène-Zeit erfolgte. Dieser Betrieb hat sich auch während der römischen Zeit durch die eingeseesene Provinzialbevölkerung forterhalten. Dia in neuester Zeit von Meitzen in seinem grossen Werke und schon früher von Hartwig Peetz ausgesprochene Meinung, dass die Hoehäcker von den Römern zum Zwecke der Sicherstellung der Verpflegung ihrer Heere in Rätien und Norikum angelegt wurden, wird mit Rücksicht auf das Verbreitungsgebiet dieser Ackerpflügen in Bayern nicht haltbar sein.

Vielleicht würde auch eine Uebersichtskarte der merkwürdigen Erdkammern im rechtsrheinischen Bayern, welche bisher zeitlich zu fixiren nicht gelang, Anhaltspunkte für deren ethnologische und zeitliche Zugehörigkeit ergeben. Viel spricht dafür,

dass auch diese Erscheinungen mit der La Tène-Periode und einer keltischen Bevölkerung zusammenhängen. Der Anlage solcher Karten müsste aber eine einheitliche Untersuchung dieser Ueberreste vorhergehen, da die hierüber im Laufe der Zeit gesammelten Materialien naturgemäss leichter als die nicht zu verkenndenden Münzen technisch und zeitlich verschiedenartigen Erscheinungen angehören können.

Fundorte.

1. Würrberg,	39. Neuburg a/D.,
2. Arnshausen,	40. Auhöle,
3. Rimbsch,	41. Irching,
4. Königshofen,	42. Manching,
5. Iphhausen,	43. Hockolding,
6. Drögendorf,	44. Freiholden,
7. Muggendorf,	45. Schrobenshausen,
8. Happing,	46. Diepoldshofen,
9. Petersdorf-Forst,	47. Peutenhausen,
10. Allmannsdorf,	48. Mattenkofen,
11. Pleinfeld,	49. Waltersdorf,
12. Burggriesbach,	50. Miederling,
13. Berching,	51. Hirrlingen,
14. Beilngries,	52. Datsenhofen,
15. Fankshofen,	53. Lechhausen,
16. Regenbürg-Burgweinting,	54. Untertzell,
17. Schwabweis,	55. Paar,
18. Weissenburg a/S.,	56. Guggers,
19. Gnotsheim,	57. Wasentogernbach,
20. Störzelbach,	58. Amping,
21. Heidenheim-Krottenmühle,	59. Vilsbaben,
22. Flotzheim,	60. Tiefenbach,
23. Hütting,	61. Oberroth,
24. Graisbach,	62. Bergstetten,
25. Obere Reismühle,	63. Bromen,
26. Donauwörth,	64. Mering,
27. Dillingen,	65. Lamerdingen,
28. Lanigen,	66. Granerthshofen,
29. Lechsdorf,	67. Türkfeld,
30. Kösching,	68. Unterdiesen,
31. Arzberg,	69. Dissen,
32. Kelheim,	70. Waging,
33. Abbach,	71. Kemplein,
34. Dürrennigen,	72. Palling,
35. Aidingen,	73. Haisersien,
36. Gaudrennigen,	74. Valli,
37. Binawang,	75. Schlachters,
38. Draisheim,	76. Nickenbach,
	77. Simmerberg,
	78. Karleirn.

Römische Bergstrassen in den Ostalpen.

Von Fritz Piehler, Professor an der Universität Graz.

(Fortsetzung)

Meilenstein-Fundorte:

Almas, von Kaiser Gordianus, Jahr 242, Ziel Brigetio, mille passuum VI, Litteratur 910 vor 4625; 11333.3)

*) Die Nummern über 10000 bedeuten das Suppl. an c. i. 1. III 8 vgl. III 1, S. 576, S. 1847, 1796, 1799, 1723; über 4000 das c. i. 1. III 1 n. 2; vgl. S. 574, 683-693 f.; über 900 Ephemeris, IV 1881, S. 123, 144, 149, 150; Aep. die archäologische-epigraphischen Mittheilungen d. Wien. Univ. Custozia's Weltkarte, Ansgänge Konrad Miller, Ravensburg 1888.

Andrea bei Klosterneuburg, siehe dieses.

Cair . . . Ker? Brigetio XXXI, 11338; Philippus, Otacilia Aquinicum 245–46, XXXII, 4631. Maximian 286 bis 368, 1288 XXXII 4632. Val. Maximian 392? — 4633 Philippus, 244, Br.-Aq. XXXIII 4634.

Doroq, Maximianus, Maximus 237, 238, Brig.-Aq. XXXIII 4630; Philippus, Otacilia, XXVI, 11336; Philippus 11337.

Ebersdorf, Kaiser Caruntu-Vindobonam, XII 4640. **Gran**, Caracalla 213, Brig.-Aquinicum 4628. **Gran**, Maximian 292–311, Brig.-Aquinicum 4628. **Gran-Oeuv**, Maximinus 285–288, Maximian, Brig.-Aquinicum, XXXII 11339.

Inzersdorf, Pius 143; S. Severus 193–211; Decius 249; Valerian 260, mit Gallienus, Vind.-Scarbantium IV, 4649, 50, 51, 52, 53.

Klein-Schwachat, Pius 143; S. Severus 198 (Proculus), Karantio-Vindob., XXI, 4641, 42, 43, 44, 45, 46; Maximian 235–38; Gordian 239, XXI; Decius 249, XXI; Valerian 260, XXI.

Komarau, S. Severus, Caracalla Geta 201, Brig.-Arrabonam, leg. Fab. Cilo III, 4638.

Kramenöster, Pius? 141, Vindob.-Boiodurum XV, 11846 ad 5755, vgl. Engelhardzell.

Oedenburg, Doderwald, S. Sever., Caracalla Geta 201, Scarbant., mehr Caruntu = Scarbantium 4654.

Oeszöy, Caracalla 211–217, Brigetione Aquinicum X, 4625; Otacilia, Philippus 547, Brigetione Aquinicum X, 11326; Gordianus 238–244, Brigetione Aquinicum X, 11327; Philippus, Otacilia 247, auch Tacitus 275–76, 11328; Philippus 244–49, 11329 = 909; Treb. Gallus Vih. Af. Gallus 251–254, 11330; Sev. Alexander 222–235; Gallus 251–254, II, 11331.

Nitzing, Ker? Cetium XXVI, Aep. 1691, S. 152.

Pils-Geaba, Caracalla? 211–217, 4637; Maximinus 235–38, Briget. Aquinicum XXXIII, 11340.

Pils-Saantö, Sev. Alexander 222–235, Aq. Brigetionem X, 4635 = 10567; Macrinus, Diadmenian 217 bis 218, Aq. Brigem. (Brig. Arrabonem III) 4636 = 10658.

Püspöky bei Gran, Sev. Alexander 222–235, Brigem. Aq. XVI, 11335 = 443.

Raab, Caracalla 212, Briget. Arrabon. XXX, 11343 = 4639

Schwachat s. Klein-Schwachat.

Sättö bei Neusiedl, Philippus, Otacilia 247, Brigetione Aquinicum XI, 11334 = 4626; ebenso 4627.

Uj-Sööny, Maximinus, Maximus 235–38, Brigem. V, 11341; Arrabonam 911; ebenso 11342.

Ürm, Sev. Alexander 222–235, Aq. Brigetionem, 6471 = 10655.

Virth, Gordianus 238–244, Aq.-Brigum. V, 11332.

Vörösvár, Fl. Val. Severus 305–307, V.N. Maximian 292–311, Aq. Brigetionem VI, 10656.

Vösendorf, Philippus 244–49, V-Scarbantium 4648.

Wien, Gumpendürfstrasse, Treb. Gallus, Vih. Af. Gallus 251–254, Vindobona-Scarbantium 11344; Hennaeweg, Valerianus 253–260, V-Scarbantium 4647 (4656).

2. **Rotenmanner-Taunera**.⁴⁾ Gebiet der Orte zwischen Orilia und Virnum, als: Ad pontem (Enzersdorf, Frnth. *St. Georgen bei Judenburg, Unsmarkt), Boiodurum (Passau-Innstadt), Candallca (Eindödorf,

⁴⁾ Sitab. Ak. W. Bd. 80, S. 406, dann 436, 566, 590–91 und Karten. Dem modernen Ortsnamen laut Mommesen und Kohn fügen wir die südjähnt nachgeprüften laut Kenner als * bei. Im Uebrigen begnügt man sich noch immer nentschieden mit mehreren Ortsnamen, deren Träger nicht allzweit von einander liegen.

Friscab. Hüttenberg, *Judendorf), Elagium (Achleiten), Ernolatis (Diernbach, Klaus, St. Pankras, *WGarsten), Eec . . . (schl.). **Gabromagus** (Lietzen, *Pyhrn, WGarsten), **Graviacum** (Girades?), **Joviacum** (Engelhardzell), **Lauriacum** (Lorch), **Leutia** (Lins), **Mariniana** (Efferding, Marikenben), **Matnacum** (Altböfen, *Altenmarkt, Treibach, Unsdorf), **Minaste** (Enzersdorf, *Mauterdorf), **Norsia** (*Eindörf, Nemmark, Scheifling, *Teufelbach), **Orilabas**, **Orilava**, **Orilia** (Wele), **Sabatina** (*Hobentauern, Triebern, Stiria, Striarte (Lietzen, *Rotenmarkt), **Sronotium** (*Hobentauern, Triebern), **Tarturana** (Hobentauern, *Möderbruck, Tutatis Kirchhof, *Klaus, Ramsau, Petenbach), **Vetonianus** (Kremsmünster, Votodorf, *Pettenbach), **Visclia** (Möderbruck, *Sauerbrunn bei Pöls, Zeiring), **Vocarinum** (Werfen).

Meilenstein-Fundorte:

Brunnan-Pachlarn, Kaiser Constantianus? 306–337, Vind. Boiodurum, 11845 = 5754.

Engelhardzell, Caracalla? 211–217, Vind. Boiodurum? XV? 5755.

Erlstatten, Kaiser? Javavo ad pontem Aeni, mindestens X, 5749.

St. Georgen bei Neumarkt, Constantianus 306–337, Virnum, XXXII (nicht XXVI), 5781.

Haasdorf, Sept. Severus, Caracalla 195–213, Javavo-Lauriacum XI, 5745.

Klein-Meulich, Dec. Traianus? 249–51, an V, 5953.

Klosterneuburg, Dec. Traianus 249–51, Vindob. Boiodurum V–X, 5752, 53.

Krumfalden, Philippus 244, Virnum, XV, 5750.

Moesdorf, Sept. Severus, Caracalla, Geta 193–217, Javavo Laur. XXXI, 5746.

Schützenau, Sept. Severus, Caracalla, Geta? 193–217, Juv. Pontem Aeni, 5750 & 5751.

Silbereck vgl. Treibach.

Sornheim-Laufen, Maximinus Dana 508–513, Javavo ad pontem Aeni, XII, 5746.

Treibach, Treb. Gallus 251–53, Virnum, XV? 5929.

Vecklabruck, Sept. Severus? 193–211, (Leg. Proculus?) Juv. Laur. 5747.

Wals, Maximian, Maximus 236 (Orilava B. CC. 1896 S. 1 (Abbildung), Kenner in Sitab. d. w. Ak. W. 91, 555.

Wief (Valera, Valentinian?), Vindob. Boiodurum, 11845 ad 5754.

Zelfeld, Tib. Claudius 41–54, Virnum 1, 5709; Licinius 307–323, Virnum 1? 5710.

Zwischenwässera, Macrinus, Diadmenian 217–218, Virnum XV, 5728.

3. **Radstättler-Taunera**. Gebiet der Orte zwischen Javavum und Teurnia, als: Aani pons (s. Pfaffen), **Agouantum** (Lienz), **Alpe** in (Radstättler-Taunera?), **Aniene** (Altenmarkt, Radstatt?), **Arriobriga**, **Artobriga** (Teisesdorf), **Bedianum** (Chieming, Seebbruck), **Belianudum** (Friesach, Gradze?), **Veliden**, **Cucullium** (Knechl), **Immunium** (Murau), **Jovavum**, **Jovavum** (Salzberg), **Lacinium**? (Frankenmarkt), **Pons Aeni** (Leonhardsdorf und Langen-Pfunes), **Tarantatum** (Nemmarkt), **Tarnasionum** (Murau?), **Targlape** (Lambach, Schwanzstadt, Vöcklabruck-Bachheim, Teurnia (Larnfeld, St. Peter im Holz), Vocarinum (Dorf Werfen).

Meilenstein-Fundorte:

Abornersbach oberhalb Tweng im Tausrachtal, Philippus 244–49, Teurnia, XII, 5718.

Breitlah-Brucka an den Wachtwinden, Philippus, Teurnia 5719; Sept. Sev., Cella 201–211, XLII, 5720 (Mus. Salezig).

Chieming, Constantianus 306–337, XXIII, 11844.

oenitz bei Hols, Diocletian, Maximian, Constantine, Max. 291—306, Taurina Juravum 5713.

Georgsbühl bei Grossbuchrain-Jadorf, Constantine, Crispus, Constantine II, 323—26, Juravo XIII, 5725, 11838.

St. Gertraud bei Maatterdorf, Sept. Severus, Callia, Geta 201—211, Teurn., XLV, Legat. M. Juventinus Surs Proculus 5716, Mittb. salab. X, 10, XXI, 92.

Golling, Gordianus 238—214, (CXVI?) 5724.

Gaden-Alpe des Radstättertaern. Meilenstein.

Grades, Sept. Severus (Callia?) 193—211 (417 mp.), Legat. Fabius, ref. 1676, Klefmayra, Juvav. S. 54 833, Kürsinger, S. 679, 74, 152, Kärlst. Kno-Topogr. S. 76.

Hattan, St. Leonhard zwischen Radstatt-Werfen, Sept. Severus Callia, Juravo Geta 201—211. Legat. M. J. S. Proc. (ober XXX) 5728, 11887?

Jadorf bei Kuchberg (5725). XIV, vgl. Georgsbühl. Johannesfall bei Marke 90.5. Aug. Ti. 9 Zeilen, Juvavum 5721 = 11856, 11887, 11888 ad 5725.

Mirabel, Sept. Severus 193—211, Juvav. 11840, 992.

Miltstatt, Macrin., Diadumen 217—218, Taurina Agogonum 11838.

Mühlthaler-Au, unvollständig: 2 mit 6 Zeilen zu 1—4 Buchstaben. 1 mit 1ET, 5716.

Oberdrauburg, Diocletian, Maximian, Constantine (Maximian), Agonotum VIII, 993 ad 6526, 11834, ähnlich 6528.

Oberalben, Constantine, Crispus, Constantine II, 306 bis 337 und 340, Juvavo VIII, 5726, 11839.

Radstätter-Tauern, vgl. Ahorneralm, Breitlahn, Sanct Gertraud, Johannsfall, Tweng.

Drischbühl, Kr. 9 Zeilen zu 1—4 Bst.

Gadenalm, Meilenstein.

Hohlewand, Meilenstein.

Pass an der Wacht, Sept. Severus, Callia 201—211, Teurnis XLIII, 5720.

Tauernhöb, Sept. Severus, Callia 201—211, Teurnia LIV, 5722.

Untertauern, Meilenstein.

Salzburg, Sept. Severus, Callia, Geta 201—211, Juvav. 5727, durch Leg. 7 Sabina.

Schöndorf, Sept. Severus, Caracalla, Geta 201—11, 5746, Juvav. Laurica, 11812 ad 5747.

Tafneralm, Sept. Severus, Callia 201—211, Teurn. IXXX, 5714; ausserdem ebenda zwei, deren einer mit viel Schrift.

Tweng, Han; Sept. Severus, Callia, Geta 201—211, Teurn. XI, 5717, durch Legat. M. Juvent. Surs Proculus. 2)

4. Brenner. Gebiet der Orte zwischen Augusta Vindelicorum und Tridentum. als: Albaniun (Allbach), Augusta (Augsburg), Brigantium (Bregenz), Damasia (Aarberg-Oberdorf), Drusi pons (Plumau), Endidae (Egna, Neumarkt), Littammum (Innsbr.), Matris (Matrei), Parthannum (Partenkirchen), Pons Aeni (Pödnzen), Searbia (Schornitz), Sabstun (Brunneck), Sullavio (Sellen-Klassen), Tridentum (Trient), Veldidena (Wilten-Innsbruck), Viplentun (Sterzing), Auscidense adwärts gegen Bellunum, Laebates.

Meilenstein-Fundorte:
Ambras-Unterschlug, Kr. Sept. Severus, Callia, Geta 201—211, Aug. Matreim CXVII oder CVX.

2) C. i. l. III 2, S. 622, 667, 872, 877, 694—97. Suppl. III 3, S. 1847. Mittb. d. Central-C. 1881, S. CXII. Kürsinger Lungau S. 61, 152, 680. Mittb. d. Ges. f. d. sl. Lkde. XXI, 1891, S. 80—97.

CXV, 5982, CXVI (wohl 115 bis 117 mp.); Julianus 355—365 ab Aug. 5994.

Gratzsch-Insichen, Gordianus 238—244, Agonotum XXXV oder XXXI (II), 31 oder 82, nicht 33; 5706, 11831 = 989.

Innsichen, Philippus II, 244—249, Agonotum 5705.

Laegloch bei Steinach, Maximinus 236, Maximus, ab Aug. CXXX, 5985.

Olang-Gossen, Sept. Severus 193—211, XLVI oder LXI (51 oder 61), 5707.

Schönbürg, Sept. Severus, Caracalla 195—215, Aug. Matreim 5990, Tra. Decius 250, Brig. Veldidenaum CXII, 5989.

Sonnenberg bei Ionsbruck, Wilten, Julianus 355—63 ab Aug. XC richtig LXXXX, 5983.

Sonnenburg-Lorenzen, Macrinus, Diadumenian 217 bis 218, Agonotum LVI, 5708.

Wilten Sterzing, Sept. Severus, Callia, Geta 201—211, Aug. Matreim CX, 5981.

Zieri, Tra. Decius, Herennius, 250, Brigantium HC oder CH Veldidenaum XCIII, 8988. 9)

Südlich des Draufusses:

1. Steiner-Alpen mit Pacher und Kanker, Anhang Pettauer-Feld, Gebiet der Orte zwischen Celeia und Emona, als: Acerov (Pösendorf), Atrane (Trojana, Sankt Oswald), Celeia (Cilli), Colatio (Windischgras), Gromum (Kürbisdorf-Hartboldn), Emona (Laibach-Brundorf), Fornulo ad (sw. Ag. XI und Castra), Jaenna (Glabanitz-Jamstein), Latobii (Trefeln), Lotodos (Kreuzberg bei Cilli), Medias ad (Franz), Nonum ad (Prendental, Bistra-Barke), Noviodunum (Dernov), Ptoetorio (Pettan), Prae-auch Protorium, s. Latobii, Paltovia (Malsburg), Publicanos ad (Podpetch), Quartodesimo (Pannenburg), Ragando (Staudetta), Savum ad (Gamlitz, Tschornitz), Vicinimum ad (sw. Ptoetorio Scarbantia am Radkersburg), Upellae (Weitenstein), Undecimum ad (sw. Aquileia und Fornulo).

Meilenstein-Fundorte:
Abresch bei Mokritz, Sept. Severus 201, Emona-Noviodunum-Siccia (LXXI), 4623.

St. Johann im Draufeld, Hadrianns 126—138, Cel. Ptoetov. 5744.

Kreuzer, Sept. Severus, Callia, Geta 201—211, Virunna 5712, Legat. M. Juventinus Surs Proculus.

Kürbisdorf s. Matschkoetz.

Laibach, Pins c 141, Em. Noviodun. XLIV, 908 ad 4616.

Lindeck, Macrinus, Diadumenian 217—18, Cel. Ptoetov., 11841, 992 ad 5737 (Aurelio).

Neunitz, Traianus 101—2, Helrian. 132: Pins 140—44; S. Sev., Callia 200—214; Macria., Diadumenian 217—218; Celeia-Postonionem, alle VI, von 9 Fundstücken fünf mit VI, 5732—5736. Hiernu Perik, Verl. Mittheilungen über röm. Strassenwesen in UStuck, Mittb. d. h. V. f. Stuck, Bd. 41.

Pösendorf bei Sittich, von Posthaus 5716 bis 15 Min. Pins 141? Em. Noviodun., XLIII (XXXXIII), 11822 = 4616; scriptio Müller Emona S. 265, 95.

Rann, S. Severus, Callia, Geta 201, Emona Noviodunum Sijacum 4824 = 11821.

Reichenburg, r. Savosfer, Koritnik-Feld, Sev. Maximian, C. J. Verus 236, Celeia-Emonam XXXV, 11816. Galerius, Constantine 292—306—311, Cel.-Emonam, ebenso? 11817, Constantine, Maximian 292—311, ebenso, 11818.

9) C. i. l. II 2, S. 735, viae Raetiae, 699, III 2, S. 736, 1042, Suppl. III 3, S. 1863.

Schiebka, bei Laibach, Dioeletum, V. Maximian, Constantius, Gal. Maximo. 284—305—308—311, Emona-Celeiam V. 4615.

Smele, Flav. Jul. Constantian 323—361, Cel. 5769. Valentiniana, Valens, Gostianus 364—78—83, a mari via a Celena. 5746.

Stranitzen, Maximianus 234—238, Cel. XI. 5741; Maximian, Marimus 235—238, Cel. (XI). 5742.

Stranitzen-Kreuzberg, bei Ganebitz, Pius 140—144, Cel. XII, 5748.

Ton, M. Aurelius. Verus 161—169, Virun. VIII, 5711. Weitenstein, Traian. 98—99, Cel. VIII, 5738.

Wiher bei Girkfeld, Pius 141, Emona-Noviodun. III, 4618.

2. **Loibl**. Gebiet der Orte zwischen Virunum und Emona.⁷⁾

Meilenstein-Fundort:

Zoifeld-Herzogstuhl (siehe oben). Ti. Claudius 41—54. Virunum I, 5709, Licinius 307—523. Vir. 5710.

3. **Prédrel** mit Postelba, Plöcken, Würzen.⁸⁾ Gebiet der Orte zwischen Virunum, Teurnia und Aquileia, als: Aquileia, Belloie (zwischen Plötsch und Karfreit), Forum Julium (Uvidale), Julium Carnicum (Zoglio), Lariz (Saisnitz), Longium (Mauten, Gurina), Saloca (Schallach bei Krumpdorf), Solutium (Villich), Silano ad Araedinetin⁹⁾ Canalia, Tolmum, Tasinometum (Kranzelhofen-Seebach), Teurnia (St. Peter i. H.), Tricesimum ad (Trigesimo).

Meilenstein-Fundorte:

Krumpondorf, Sept. Severus, Caalla 195—214, Virun. XV, 5704.

Saisnitz, S. Severus, Caalla, Geta? nm 201, Virunum, 5705.

4. **Birnbaumwald**.⁹⁾ Gebiet der Orte zwischen Emona, Aquileia, Tergeste, als: Alpe in (Birnbaumwald, Kalce), Aquileia, Castra (Heideschaft), Emona (Laibach), Pons Timavi, Timavo, Frigidus flavius (Heideschaft, Wippach), Fernelus (sw. XI und Castra), Longaticum (Loitsch, Kaltsofeld), Motillum (Mötlitz), Nanportus (Oberlaibach), Neviodunum (Dernevo), Nonam ad (Frendenthal, Biatra-Bevke), Pirum ad summas Alpes (BBWald), Pons Senti (Isenobrückle), Tergeste (Triest), Undecimum ad (sw. Aquileia n. Fernelus).

Meilenstein-Fundorte:

Arch, Pius 140? Neviodun. 11325.

St. Gertraud vgl. Hruschka.

Girkfeld aus Wiher, Severus 201, Em. Neviod. 11320 ad 4621; Severus 201, Em. Neviod. Leg. Fab. Cilo, 4622.

Hruschka bei Wippach-Loitsch, vgl. St. Gertraud, (Dono) Constantio? 506—397, Emonam Tergeste 4613 = 539 = 11343.

Loitsch, BHWald, Traian. 98—117, Em. Tergeste 4614.

Matchkovez s. oben Kürbisdorf, Severus (Geta), 201, Emona Neviod. Cilo leg., abohie 4622.

Podleg-Girkfeld, Hadr. M. Aur. Sev. fil., nicht nach Caalla, Em. Neviod. 4619 = 11324.

Pösendorf-Sittich s. oben, Pius, Jahr 141, Emonam Neviodun. XXXIII(II) nicht 43; 4616 = 11322.

⁷⁾ C. i. l. III 2, S. 623, 627, 615; viae 694, S. 1049. Suppl. III 3, S. 1848, 1795. Ephem. II 908; IV, 136 140.

⁸⁾ C. i. l. III 2, S. 669; viae 692. Kärnt. Konst.-Topographie S. 341.

⁹⁾ C. i. l. Paonen. Suppl. III 3, S. 1794, 95. Eph. IV 167. Emona-Neviodunum LXIV bei Castra e. i. l. III 1, S. 496.

Seneber-Pedvelh, Valentinian, Valens 364—392, 11314. **Thurn am Hart**, (Groasdorf bei Girkfeld), Marcus Aur., Verus 161, Emona Neviodunum 11319 ad 4620.

Trileck (Oeta?), Julianna Fl. Cl., 355—368, Tergeste Emonam 11315 = 540.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wollen wir dem mittleren der Strassenzüge nordwärts besonders Aufmerksamkeit zuwenden.

Von allen Alpenstrassen im Ostgebiete ist diejenige, welche aus Teurnia nach Juvavum führt, in ihrem mittleren Theile (nämlich im salzburgischen Lungau) ganz eigenartig wichtig durch die noch gegenwärtig möglichst an Ort und Stelle erhaltenen und an öffentlicher Strasse der Reihe nach ersichtlichen römischen Meilenäulen.¹⁰⁾ Von der Südgrenze her, über Mar und his an Enns, sind von 16 je bekannt gewordenen noch derzeit 8 aufgerichtet. Der Alpenwanderer kann ihrer in 5 bis 6½ Stunden nach der Weglänge unter 40 Kilometer ansichtig werden. Dieselben stehen zwischen Mauterdorf und Untertauern (Lungau, Pongau) an beiden Ausläufern des Radstätter-Tauern, und zwar in nächster Nähe des „entischen Wegs“ in der Mühlthalraue 2. oberhalb Tweng vor Ahornerlahn 1, oberhalb der Wacht und Passbrücke vor der Breitlahn 1, jenseits der Tauernhöh beim Johannesfall, bei der Gadenalm, bei der Hohlwand und beim ersten Wegmacherhanse von Untertauern je einer. Was die übrigen Strassensäulen betrifft, so kennt man vom Leisnitzgraben bei Sanet Margarethen 3 (davon 1 im Museum zu Salzburg), von St. Gertraud oberhalb Mauterdorf 1 (angehört von der Tauernhöh hinabgebracht, jetzt Salzburg, Museum), von Tweng 2 (1 Salzburg), 2 fehlen endlich am Nerdahhange vor und nach dem obersten Stein. Diese Denkmäler sind gemeinseit an weissem Urkalk, dolomitischem Kalk, gelblichweiss, brechend knapp südlich vor dem Schaidberger-Hans, am Neubühl, am Mühlbühl, aus graugrünlichem Glimmerschiefer, Kalkschiefer, hoch 66 bis 124, 136, über 165, dick 33 bis 36, 50 cm.

Man hat solche zuletzt aufgestellt gehabt im durchschnittlichen Abstände von je einer halben Stunde Geheitz, etwa 6 auf 3 Stunden. Nach der Auffindung, fast durchweg von der Nenstrasse abgelegen, unter Erde und Rasendecke, umfing man den einen und anderen mit einem Einsechsz von dünnem geschichteten Kalkstein- oder Schieferplatten (an der Wacht, erster und zweiter jenseits, oder einem Nischen-Ahrrand (Ahornerlahn).

¹⁰⁾ Kürzinger Lungau 1853, S. 59—63, 72—74, 81 bis 83, 89—91, 103—104, 108—9, 113—14, 146, 151—52, 165—69, 185, 372, 488, 514, 546, 600, 625, 627—29, bes. 619 f., 661—67, 677—686.

Diese Denkzeichen sind, seit 1827, 1832, 1856, 1856 gebohren, von der alten Strasse weg an die neue gebracht worden, vorausgesetzt an die möglichst nächste Stelle; immerhin aber einmal von oben herab an die 500 Schritte (von der Halt oberhalb des Wegmacherhauses, über der Hohlwand, im Fossienwald), von unten herauf (Johannfall-Steig, Waehrbrücke, unterhalb Abornersahn vom Fischteich herauf), sodass für die MP-Messung nur der vorsichtige Gebrauch zu machen, doch wohl innerhalb eines mille passuum.

Wenn der Standpunkt für die Stadt Teurnia mit bester Wahrscheinlichkeit auf Pfarrdorf St. Peter im Holz gestellt werden kann, knapp nördlich oberhalb des Draufusses, an den Kirchhöhen und an den Niederungen nächst Bach und Neustrasse,¹¹⁾ so hat die Weglinie gegen Juravum zunächst das Lieser-Thal anzulaufen. Bei Ausfindung der antiken Strasse uns haltend an jetzt bestehende Ortschaften und alte Fundstellen, können wir versuchen, für die antiken Meilensteine die richtigen Standorte zu bezeichnen, welche von einander über den Kilometer abstehen müssen (genauer 1,48 km, gleich 0,199 geographische Meilen). Die Strasse zieht in der Richtung gegen Roiaeh, Karlsdorf unter Raufen (hier stand, können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, der Meilenstein I), Litzdorf, Lieserhofen II, beständig am rechten Ufer des Finssee, den Abhängen des Hühners- und Altersberges, über den Hinterwegbach III, unterhalb Zelsach IV, später Pirk, Aillach V, Rachenbach, auch unterhalb Ziating, Nenschütz nach Trebesing VI, Radl am Ausgang des weitsehnendenden Radlgrahes VII, Aich nach Gmünd VIII, Abstand unter 15 km von Teurnia, an 12, die Steigung beträgt 138 m. Fundstelle des Grabsteines (4729 — 11486) wohl hier. Weiterhin streift die Strasse Kreuzschlach IX, Oberbach, Drehthalbrücke, erreicht Eisentratten XII, Leoben XIII (Felschrift 4728 verflügt), linkes Ufer, unterhalb Sonnenberg, Densdorf, Plesnitz, zieht nach Kremshruoken XIV, gegenüber dem Kremberg bei Purbach, Steinwand, rechtes Ufer, gegen St. Nikolans XV. Es folgt Rauchenkatsch XVI, ostseits von Burgstaller, linkes Ufer, binan den Plessenberg (Plesch) mit dem Martinskirchlein, alsdann Schlapf und Ried XVII, Bruck XVIII, Bachgraben, etwa XIX. Hier ist die Steigung aus Teurnia schon 495 m geworden. Eine alte Ueberbrückung auf das rechte westseitige Ufer dürfte unterhalb Atzenberger zwischen Bruck und Krangl eingehleitet haben. Hier eine Wegspaltung zwischen

Alt und Neu. Die Neustrasse mit dem Ziele Katschberg, St. Michael im Lungau, zieht sich über Krangl, Rennweg (Abstand von Gmünd 17, von Spital an Drau 32 km) gegen St. Georgen, Mühlbach, zwischen Gries und Adenberg, ersteigt gegenüber Saraberg, westseits vom Bachgefälle, dann gegenüber Lerchhübel und Pareibner zwischen den beiden Kmlen des Tschaneck (2011 m) und Aineck (2208 m), näher Geiseneck und Sanhoden, den Katschberg. Der moderne Strassenübergang ist hier bei 1641 m, also 1047 m etwa über Dranböhe; der Abstand von Salzburg aber 83 1/2 Meilen, 127,8 Kilometer,¹²⁾ vom nahen Mauterndorf nur 13 1/2 km. Kurz zu sagen, schneidet der Weg den Klausgraben, zwischen Bärenkogel, Hoferberg, Lerchkogel von Feichten hin, wendet sich dann ostwärts nach Strannach, um oberhalb dieses den Hauptarm und die Adern des Murflusses zu überschreiten und St. Michael (Ara, Relief) zu gewinnen. Thaltiefe 573 unter der Katschbergböhe, Abstand von Rennweg 15 km, von Gmünd 32 km, von Spital 47 km. Endlich folgt eine östliche Richtung über Litzdorf, St. Martin (3 Relief-Steindenkmale), Stifftbauer, Staig (bei Moosham, Strassenreste, Bau, Münzen, Geräte von Bronze, Eisen). Von den auf den Marken des Katschberges in Sicht auftauchenden Höhen des Speierecks schiebt sich eine Landspitze in Abhängen vor, gegenüber dem Bundeshh-Thal, welche unterhalb St. Martio und Staig gewissermassen das Endstück bildet vom Zoderhaus-Thal und dem Taurach-Thal. Hier verlassen wir die Neustrasse und sehen zu, wie die alte über die Gehirgshöhen ins breitere Flussthal herübergekommen.

Zu diesem Zwecke müssen wir zurück ins Lieser-Thal bis vor das kleine Speiereck, ungefähr gegen den Meilenstein XIX bei Bruck. Will man nicht schon von Gmünd, der geraden Luftlinie folgend, die strassentechnisch abzulehnende Richtung Malta, Traxhüten, Elend, Arlschart, Grossarl (parallel Gastein) oder die Linie zwischen Hafnerspitz und Ankogl, Grossarlthal, östlich von St. Johann im Pongau, dann Werfen-Golling, Hallein einschlagen, so wird man, auch den Verfolg der oberen Lieserlinie angehend, um nicht ins Rotgülden zu geraten und in den Schödergraben, wird man noch unterhalb Rennweg eines Höhenübergang in Obermuthal, einen nordöstlichen, zu suchen haben. Zwar kommt man auch gleich ausserhalb Rauchenkatsch nach dem Pletschberger-Baeh auf das Hochfeld und über den Atzenberger zum Lausnitzsee; aber der Glanggraben lagert sich da ein, die Uebergänge wohl beschwerlicher ma-

¹²⁾ Von Klagenfurt 114 km; Spital-Katschberg 37,2 km.

¹¹⁾ Antiken-Funde von St. Peter im Holz, Lurnfeld n. s. w. s. Kunst-Topographie von Kärnten 1869. S. 40, 123, 186, 274, 335, S. CVI, Mitth. d. C.-Commiss. f. K. u. h. D. 1889, Carinthia 1896 S. 86—37.

hend. Hier wird der Römer seine Strasse nicht ebahnt haben. Der Zweck wäre: eine breitere "halsohle" zu erreichen, näher der Eiumündung ines weiter zurückgreifenden Nordthales mit gutem Uebergang ins Ennsgebiet, endlich zweien rauen Hauptstücken anzuschließen, wie Tachaneck und Aineck. Thatsächlich entspricht solchen Absichten der Pfad über die Lausnitzhöhe 1790 m? oder die Schöngelitzhöhe 1810 m (auch Scheingeletzt); allerdings, sie scheinen an die 170 m höher, als der Tachberg-Uebergang. Der erste leitet oberhalbbruck XIX hinauf gegen den Sempel (bis XXII) zu den Osthängen des Aineck hinab gegen den Schöngelitzberg, nach Margarethen (2 Terracottahüsten), um von da über Bayerdorf nach Staig zu gelangen. Der zweite führt, auch vom Sempel XXII her, mehr westlich rechts vom Kaarhuden, unter der höheren Schöngelitzen hinaus ins Bundschuchthal, um entweder, den Abhang umfangend, in St. Margarethen einzukehren, oder aber, gegen Pichlberg, dann Pichlern, Pischldorf gewendet, die Mur zu überschreiten gegenüber Moosham. Bei Staig kämen diese beiden Liniën wieder zusammen.

(Schluss folgt.)

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

In den Sitzungen im Jahre 1896 wurden folgende größere Vorträge gehalten:

I. Freitag den 24. Januar 1896: 1. Herr Conservator Professor Dr. Max Bachner, Ueber Anatomie und Aesthetik bei den Japanern. 2. Herr Professor Dr. Grütz, Ueber die von Röntgen entdeckten X-Strahlen, mit Experimenten.

II. Donnerstag den 20. Februar: Gemeinschäftliche Sitzung mit der Geographischen und Colonial-Gesellschaft: Herr Oskar Neumann, Ueber seine Reisen in Ost- und Central-Africa.

III. Freitag den 21. Februar 1896: Herr Geheimrath Professor Dr. W. v. Christ, Ueber die geschlechtlichen Verhältnisse im Alterthum bei Griechen und Römern.

IV. Freitag den 13. März 1896: Herr Professor Dr. Furtwängler, Die Völker des Ägäischen Meeres in der mykenischen Epoche. Mit Demonstrationen von Lichtbildern.

V. Freitag den 26. April 1896: 1. Herr Professor Dr. S. Günther, Ueber den gegenwärtigen Stand unseres Wissens über die Eskimorasse. 2. Herr Professor Dr. E. Kahn, Ueber Fakire.

VI. Freitag den 29. Mai 1896: 1. Herr Professor Dr. E. Selenka, Die Sprache des menschlichen Angesichts. 2. Herr Professor Dr. E. Kahn, Ueber die Fakire bei der Millenium-Ausstellung in Budapest.

VII. Freitag den 30. October 1896: Herr Professor Dr. Oberhummer, Türken, Griechen und Armenier.

VIII. Freitag den 27. November 1896: Herr Professor Dr. Furtwängler, Ueber die Germanen-Darstellung auf der Marc-Aurel-Säule in Rom. Mit Demonstrationen von Lichtbildern.

IX. Freitag den 11. December 1896: Herr Professor Dr. F. Lindemann, Ueber Polyeder-Modelle aus antiker und prähistorischer Zeit, ein Beitrag zur prähistorischen Culturgeschichte.

Literatur-Besprechungen.

Friedrich v. Hellwald. Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Handbuch, 4. Auflage. Bearbeitet von Dr. W. Ule. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nachdem es Friedrich v. Hellwald nicht mehr gegönnt war, sein Werk in vierter Auflage herauszugeben, hat es Dr. W. Ule, dessen Name als Geograph einen guten Klang hat, unternommen, dasselbe im Sinne des Verfassers neu in die Welt zu senden. Er hat es, wie schon die bis jetzt erschienenen Lieferungen es zeigen, verstanden, unter möglicher Wahrung des Textes die neuesten wissenschaftlichen Erfolge auf dem Gebiete der Geographie zu verwerthen. Das Buch ist nach der Absicht von Hellwald nicht für Gelehrte geschrieben, es wendet sich vielmehr an das grosse, für geographische Fragen sich interessierende Publikum und beruht aus der Fülle geographisch-ethnographischer Einzelforschungen bloss jene hervorzuheben, welche zu wissen jedem Gebildeten unerlässlich sind. Um den reichen Stoff in einem Bande zu bewältigen, hat der Verlag die Beschreibung einzelner wichtiger Orte und Gegenden, insbesondere im Anschluss an berühmte Reisende, mit kleineren Letztern gedruckt, so dass es möglich war, gegen die erste Auflage Stoff und Illustrationen wesentlich zu vermehren. Wie früher soll auch in dieser Auflage das Hauptgewicht auf die Darstellung der einzelnen Länder und ihrer Physiognomie gelegt, aber auch ihre Bewohner in Lebensart und Sitte geschildert werden, um das Ganze zu einem lebensvollen Gemälde zu gestalten. Die übrigen ethnographischen und besonders die anthropologischen Einzelheiten, welche in der seither vom nämlichen Verfasser herausgegebenen "Naturgeschichte des Menschen" eine umfassende Behandlung gefunden haben, bleiben dagegen, um sonst unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, dorthin verwiesen. — Was die deutsche Verlagsgesellschaft Union in der Ankündigung versprochen hat, hat sie gehalten. Insbesondere hat sie weder Mühe noch Kosten gespart, das Buch durch illustrativen Schmack zu beleben.

F. B.

Richard Andree. Braunschweiger Volkskunde.

Mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen. Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Der Zug der Zeit geht schonesungles über alte Sitten und Volksgebräuche hinweg; mit jedem neuen Abschnitt verschwindet einer der alterwürdigen Reste aus der Vergangenheit. Einrichtungen und Ueberlieferungen, alterthümliche Banten und Volkstrachten müssen dem modernen Zeitalter weichen und damit entweicht nach und nach jeder charakteristische Anhalt, jeder typische Zug der Vergangenheit. Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüssen, dass es der als Ethnolog in so hohem Ansehen stehende Verfasser aus Liebe an seiner engeren Heimath unternommen hat, eine Braunschweiger Volkskunde zu schreiben. Und sein Verdienst ist um so grösser, als bis dahin die Literatur des Landes Braunschweig nichts Aehnliches bot, und

als ferner dieses Buch aus eben noch, so zu sagen, vor Thorchluss in die Lücke tritt. Denn während anderer Orten die volkkundliche Forschung schon lange in Angriff genommen und mehr oder weniger weit gedehret worden war, lagen hier nur erst wenige Arbeiten solcher Art vor, und noch keine, die den Gegenstand so vielseitig und in dem Maasse erschöpfend behandelte, wie diese. Hohe Zeit aber war es in der That, einmal der Aufgabe näher zu treten. Tiefgreifende geistige und wirtschaftliche Umwälzungen haben seit Mitte des Jahrhunderts in allen deutschen Gauen und nicht zum Wenigsten in unserem Braunschweiger Lande die alten volkthümlichen Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Ueberlieferungen tödlich an den Wurzeln getroffen. Ueberechter hat dieses alles Naturwuchs ist schon abgestorben und lebt nur etwa noch in der Erinnerung von Greisen, die auch allgemach zu Grabe wanken. Ein Rest, der abseits von Zeitgetriebe sein Dasein noch fristet, ist rasch und unrettbar im Schwinde begriffen; ein Menschenalter noch unserer jetzigen beschleunigten Läufe, und diese letzte Ueberbleibe werden auch in „pangermanische Harmonie“ aufgepfropft und dann höchstens noch Sagen von ihnen vorhanden sein.

Das ist, wie man zugeben muss, ein natürlicher Vorgang, ein geächtliches Fatum. Wenn ihm aber die unentwegt Modernen ohne Harm und ohne Nachgedanken nachsehen, so geht Andern, die auch sehr wohl wissen, dass für den Tod kein Krant gewachsen ist, die Tragik des Versinkens eines uralten, wohlgefügten Volkthums doch zu Herzen, und es wenigstens in treuem und sicherem Gedenken zu bewahren, erscheint ihnen ebenso sehr als eine Forderung der Wissenschaft wie als Gelot der Pietät. So hat Richard Andree nun zu buben unternommen, was davon in unserm Bereiche auch besteht, und was von den ablebenden Genossen der letzten Vergangenheit noch anzufragen ist.

Mit Gelehrtenfein allein war es dabei natürlich nicht gethan. Wer auf diesem Felde ernten will, muss selber sehen und hören, muss unter das Volk gehen, sich seinen Gedankenkreisen anpassen, in seiner Sprache mit ihm reden, sein Vertrauen gewinnen, damit es ohne Hinterhalt ihm auch offenbare, was es heimlich bei sich hegt, meist aber vor Jedem, der nicht Sinnesgleiche ist, schamhaft verlegt. Diese zwei unmittelbaren aller Quellen, Autopsie und Verbör der Nächstkundigen, hat sich Richard Andree angründig zu erschließen verstanden; aus ihnen ist der grösste und werthvollste Theil seines Buches geschöpft, die ganze reiche Fülle des Nenen, das S. 104–360 von Dörfern und Häusern, von dem Bauer und seinem Gesinde, von der Spinnstube, von dem Gerath in Hof und Haus, von Kleidung und Schmuck, von Geburt, Hochzeit und Tod, vom Jahr und von den Festen, von Geister und mythischen Gestalten, von Aberglauben, Wetterregeln, Volksmedicin und Volksdichtung erzählt wird.

Ueberflüssig, zu sagen, dass in diesen Abschnitten nicht mehr noch in den übrigen zugleich auch herausgezogen ist, was die Litteratur, und, soweit immer möglich, was ungedruckte Urkunden und Akten zur Sache

ergehen. Vorwiegend auf solcher Gelehrsamkeit beruhen die einleitenden topographischen, anthropologischen, sprachlichen, vor- und frühgeschichtlichen Mittheilungen, die dann folgenden Capitel von den Orts-, Flor- und Forstnamen, endlich auch das von den Siedelungen und der Bevölkerungsdichtigkeit, das Finanzrath Dr. Zimmermann, der Vorstand des statistischen Bureau, beigetragen hat. Die verzeichneten Flor- und Forstnamen sind aus den fünf-hundert handchriftlichen Foliohänden der herzoglichen Kammer zusammengetragen, worin die Gelegenheit der Landesvermessung vom Jahre 1745 angelegten Beschreibungen der einzelnen Ortschaften des Herzogthums vereinigt worden sind. Die schwere und langwierige Mühsal der Durcharbeitung dieses ungeheuren Materials lobt durch mancherlei sprachliche Ertrag und durch Aufschlüsse über die ursprüngliche Naturbeschaffenheit unseres Landes, seine Fauna und Flora, die alte Form der Felder, deren Anmass und Bestellung, über Rechtsverhältnisse und noch andere culturgeschichtliche Fragen.

Einen sprachlichen Gewinn liefert ferner die Feststellung der Namen aller einzelnen Theile des Hauses, des Geräthes, der Kleidung, des Schmuckes n. s. w., die zum grossen Theil in weiteren Kreisen auch unbekannt waren, noch in keiner der vorhandenen niederdeutschen Dictionen eingeweiht sind. Von anderen wichtigen Ergebnissen sei hier nur noch vermerkt die genaue Umgrenzung des Gebietes der mit „leben“ und „büttel“ zusammengesetzten Ortsnamen, der verschiedenen Haushauarten und der wendischen Ansiedlungen, welche letztere das Schlusscapitel gewidmet ist. Zu willkommenem Veranschaulichung dient die beträchtliche Zahl der so trefflich ausgeführten wie wohlgeübten Trachtenbilder, Gerath- und Schmuckabbildungen, Dorfpläne, Grundrisse, Durchschnitte und Ansichten alter thüringischer und sächsischer Häuser.

Geographische räumliche Verhältnisse lassen es dem Verfasser geboten erscheinen, sich auf das Kernstück des Herzogthums, die Kreise Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel zu beschränken, mit Einschluss der tiefherreichenden Kreise des hannoverschen Amts Gifhorn, jedoch mit Ausschluss der Exclaven Thedinghausen, Kalvörde und Harburg, die ebenso wie die entlegenen Districte an der Weser und am Südbarg in ganz anderen natürlichen und volkthümlichen Zusammenhänge stehen.

Ein reiches, mit ausserordentlicher Mühe und Sorgfalt zusammengetragenes Material ist hier in ansehnlicher Weise bearbeitet. Aus jedem Abschnitt ersieht man, wie der Verfasser mit Lust und Liebe sich seiner Aufgabe gewidmet und keine Mühe gescheut hat, um möglichst alles Erreichbare auf den einzelnen Gebieten an sammeln und es dann gesichtet und geordnet seinen Landsleuten darzubieten.

Das mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen, Plänen und Karten geschmückte und vornehm ausgestattete Werk sollte in keiner guten Hansbibliothek des Landes fehlen, für Jung und Alt hat die „Braunschweiger Volkskunde“ ein hervorragendes und dauerndes Interesse.

Die Versandung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 19. Februar 1897.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalverleger der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. v. S. 16 des Jahrg. 1894

Inhalt: Ueber prähistorische Armschutzplatten: 1. Eine Armschiene aus vorgeschichtlicher Zeit, gefunden bei Urschenbeim, Kreis Colmar, von K. Gutmann, Hauptlehrer in Egisheim. 2. Nochmals zu den Armschutzplatten. Von P. Reinecke. — Römische Bergstrassen in den Ostalpen. Von Fritz Pichler, Professor der Universität in Graz. (Schluss.)

Ueber prähistorische Armschutzplatten.

1. Eine Armschiene aus vorgeschichtlicher Zeit, gefunden bei Urschenbeim, Kreis Colmar, Elsass.

Von K. Gutmann, Hauptlehrer in Egisheim.

Der Aufsatz: „Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochsenfurt, Unterfranken“, von P. Reinecke in Nr. 8 des Correspondenzblattes für den Monat August 1896 giebt mit Veranlassung, über einen analogen Fund, der im Elsass gemacht wurde, zu berichten.

Im Jahre 1887 stiesen Arbeiter bei Anlage eines Rehgartens im Dorfe Urschenheim, Kreis Colmar, auf ein Grab. Dasselbe lieferte nichts, was die besondere Aufmerksamkeit der Arbeiter anregte, als ein Steinplättchen, ähnlich demjenigen, das Herr P. Reinecke in Nr. 8 dieser Zeitschrift beschrieben hat. Der Eigentümer des Grundstückes nahm das Täfelchen an sich, überliess es nachher seinen Kindern zum Spielen, wobei dasselbe in zwei Stücke brach und dann bei Seite gelegt wurde. Erst am 2. November 1893 erhielt ich Nachricht von dem Funde, erkundigte mich alsbald bei dem Eigentümer und erhielt die beiden Fragmente angehängt.

Ueber das Grab selbst konnte ich nur erfahren, dass es ein Skelettgrab (Flachgrab) war, das sich etwa 30—40 cm unter der Oberfläche befand, und dass ausser dem Steinplättchen keine Beigaben bemerkt wurden. Da man dem Skelett keine Beachtung schenkte, wäre das Nachsehen meistens vergeblich gewesen, da die Knochen innerhalb der verlossenen 6 Jahre gewiss ganz zerfallen waren.

Die beiden Stücke der Armschiene konnten sauber zusammengekittet werden und so erscheint sie wieder als Ganzes, nur an einer Ecke fehlen kaum merkliche Theilchen. Sie besteht aus Grauwackenschiefer und hat daher ein bläulich- bis schwärzlichgraues Aussehen. Infolge des langen Liegens in kieseliger Erde ist die Oberseite theilweise mit einer sehr fest haltenden, kalkigen Kruste bedeckt. Die Länge misst 102 mm; die Breite erreicht an beiden Enden 48 mm und in der Mitte, wo die tiefste Ausbuchtung der Längsseiten sich

befindet, nur 40 mm. Die Stärke beträgt an den rechtwinklig geschnittenen Kurzseiten 3—4 mm und an den fast durchgehends abgerundeten Kanten der Längsseiten 2 mm.

Die 4 in den Ecken angebrachten Löcher sind mit einem kieseligen Bohrer, der eine stumpfe, beinahe halbkugelige Spitze hatte, hergestellt worden. Die Bohrung ist eine doppelte, nämlich zur Hälfte von der inneren, zur Hälfte von der äusseren Seite her. Die Löcher sehen deshalb von beiden Seiten trichterförmig aus, und beträgt der Durchmesser an den Oberflächen 5—6 mm, in der Mitte der Plattenstärke dagegen bloss 2—3 mm. Die Bohrung wurde nicht senkrecht, sondern jeweils schräg ausgeführt, jedenfalls mit dem Absprengen einer Ecke zu vermeiden, wie dies vielleicht bei der von Herrn P. Reinecke beschriebenen Schiene geschehen ist.

Die Armschiene ist auf der convexen Aussenseite geschnitten, aber nicht polirt und auch nicht mit einem Ornament versehen, auf der concaven Innenseite dagegen rauh; es zeigen sich da deutlich von der Ausbuchtung herführende, durch die ganze Länge des Steinplättchens gehende kleine Furchen und Striche. Die Schnitte an den beiden Kurzseiten und auch an einer nicht gerundeten Stelle einer Längsseite haben das Aussehen, als hätte man zu ihrer Herstellung eine Säge verwendet, was wahrscheinlich von der Ättschleifung auf einem grobkörnigen Sandsteine herrührt.

Die Wölbung ist nicht eine gleichmässige. An dem einen Ende ist sie etwas flacher, an dem anderen mehr erhoben. Denkt man sich dieselbe als Segment, so beträgt der grösste Abstand zwischen Sehne und Kreisbogen einmal 3,5 mm, das andermal 5 mm. Das Ende mit der stärksten Wölbung ist an der Innenseite nach oben etwas ausgeschärft, während das flachere Ende an der Innenseite gerade verläuft. Ausserdem ist das ganze Plättchen etwas gedreht, daher ruht es, auf den Tisch gelegt, nur auf 3 Ecken, indess die vierte höher steht. Mir scheint, dass diese Unregelmässigkeiten nichts Zufälliges sind, sondern ihren ganz bestimmten Grund darin haben, dass sich der harte Stein dem Vorderarm besser, natürlicher anschmiegt.

Die Zeitstellung betreffend, glaube ich annehmen zu dürfen, dass die beschriebene Armchene der neolithischen Periode angehört. Es sprechen dafür mehrere Umstände. Die concave Seite ist zwar sauber geschliffen, aber nicht polirt, was bei den jüngeren Stücken der Fall gewesen zu sein scheint. Die concave Seite ist hlos ausgekratzt und zwar vermittelt eines scharfen Steinens, etwa mit der spitzen Kante eines Feuersteins. Hätte man zur Ausböhling ein metallenes Instrument benutzt, so würden die entstandenen Risse und Furchen mehr breit und überhaupt diese Arbeit eine regelmässiger sein. Das Hauptgewicht lege ich auf die Art der Bohrung der Löcher. Letztere sind, wie schon früher gesagt, mit einem stumpfen Bohrer angefertigt worden. Ein Metallbohrer könnte dies nicht sein; ausserdem hätte ein solcher glatte Reibflächen erzeugt, während dieselben horizontal liegende, parallele Riefen aufweisen. Die Arbeit kann also nur vermittelt eines Reibknochens und Sand, oder vermittelt eines Feuersteinbohrers angefertigt worden sein. Ich glaube letzteres Instrument als das zutreffende bezeichnen zu müssen, da alle 4 Löcher in der gleichen Tiefe die gleichen Riefen aufweisen, von denen 2 etwas breitere besonders charakteristisch sind, indem sie zeigen, dass der Bohrer an zwei Stellen etwas stärkere Kräfte hatte, was nur bei einem Steinbohrer der Fall sein konnte. Für die neolithische Zeit spricht noch der Umstand, dass sich weitere Beugaben im Grabe nicht vorfanden, besonders dürften Beuggegenstände von den Arbeitern bemerkt worden sein, wenn solche dagewesen wären. Auch die Bestattungsweise ist nicht gegen meine Annahme, finden sich doch die Neolithen hier in Egisheim (etwa 3 Stunden von Urachenheim entfernt) ebenfalls in gestreckter Lage in weissen tiefen Flachgräbern beigesetzt. Vielleicht glüht es, später einen analogen Fund zu machen, der unanfechtbare Tatsachen zur Zeitbestimmung liefert.

Da Herr P. Reinecke glaubt annehmen zu dürfen, dass die Ochsenfurter Armchene die einzige in Süddeutschland ist, freut es mich feststellen zu können, dass nunmehr wenigstens 2 Stück für dieses Gebiet nachgewiesen und publiziert sind, von denen das Urachenheimer das zuerst gefundene wäre.

2. Noehmals zu den Armchentsplatten.

Von P. Reinecke.

Im Anschluss an meine Nachweise über die Verbreitung der prähistorischen Armchienen aus Stein, gekrannem Thon und Knochen, welche als Schutz gegen das Zurückschellen der Bogensehne dienen (Corresp.-Blatt d. Deutsch. Anthropolog. Ges., XXVII, 1896, No. 8), bin ich in der Lage, folgende für die Kenntnis der Verbreitung dieser charakteristischen vorgeschichtlichen Objecte in Europa wichtige Nachrichten zu machen.

Aus Süddeutschland käme die im vorangehenden Aufsatz publicirte Schiene mit vier Löchern an einem Skelettgrabe nehestimmbarsten Alters von Urachenheim, Kreis Colmar, Elsass, dazu. Hier wie bei dem Gegenstücke aus Ochsenfurt ist es unmöglich, für eine exacte Datirung irgend einen positiven Anhalt zu gewinnen.

In der Schweiz fand man ein Exemplar im Pfahlbau von St. Blaise, Nerschteler See (R. Munro The Lake-Dwellings of Europe, London 1890, p. 41, fig. 19), das vielleicht aus dem frühesten Bronzealter stammt.

In Oberitalien wurden sie in ziemlicher Anzahl, solche mit zweifacher wie mit vierfacher Durchbohrung, nachgewiesen, und zwar aus Pfahlbauten wie aus Fest-

landsiedlungen; einige sind bereits veröffentlicht (Munro, l. c., p. 196, fig. 8; p. 225, fig. 31, p. 237, fig. 34, 35; *Bullettino di Paleontologia Italiana*, Ser. II, Tom. IX, 1903, p. 168), andere, so eine vom Pfahlbau bei Vho, Provinz Cremona, und drei aus dem Gebiet des Gardasees, im Museo preistorico in Rom befindlich, sind noch unpubliziert. Ich verlanke diese letztere Angabe meinem Freunde Qu. Quagliati in Rom.

Dazu kann ich aus Südtirol aus dem Museum in Trient ein bisher unpubliziertes Fragment einer derartigen, nur ganz schwach gekrümmten Platte aus grauem thonhaltigen Stein, mit vierfacher Durchbohrung und drei als Verzierung an der einen Schmalseite eingebohrten Grübchen, anführen; gefunden wurde es in der „Stazione litica di dos Trento“ 1890. Es dürfte wohl der neolithischen Periode anzuweisen sein, allerdings lässt sich die betreffende Phase der neolithischen Zeit nicht bestimmen, da die keramischen Producte vom Dos Trento keinen Anhalt dafür gewähren und die Steinbeile aus dieser Ansiedlungsstätte der bisher noch nicht näher zu fixirenden Kategorie der langgestreckte dreieckigen Aelte mit ovalem Querschnitt angehören.

Aus Sardinien wurde ein Tafelchen mit zwei Löchern bekannt, welches in der natürlichen Grotte von S. Bartolomeo bei Cap Elia, unweit Cagliari, ausgegraben ward (Mastrorua post. „Historie de l'homme“, vol. XV, 1880, pl. III, 6; *Bullettino di Paleont. Ital.*, 1883, p. 166).

Ferner halte ich ein Knochenstückchen, welches man auf dem Debelo Brlo bei Sarajevo in Bosnien fand, für eine derartige Armchentsplatte (Glasnik zemaljskog muzeja u Bozni i Hercegovini, VII, 1896, p. 98, fig. 5); sein Alter lässt sich aus den Funden selbst kaum mit Sicherheit ermitteln, wahrscheinlich dürfte es noch in die neolithische Zeit reichen. Ob ein anderes Beinstückchen vom Debelo Brlo (Glasnik etc. VII, 1896, p. 156, No. 2) sich hier vielleicht anreihen liesse, wage ich nicht zu entscheiden. Ein dem letzteren ganz gleiches Stück notirte ich übrigens im städtischen Museum zu Esseg; es stammt aus Esseg, Unterstadt. Hingegen gehört eine weisliche, ebene, langgestreckte, nicht genau rechteckige, zweimal durchbohrte Steinplatte desselben Museums, welche gleichfalls in Slavonien, und zwar in Sotin (Syrmien) gefunden wurde, ganz sicher an der Kategorie der Armchienen.

Gehen wir weiter nach Südosten, so haben wir das Vorkommen einer derartigen Platte von Stein aus den prähistorischen Schichten der Akropolis zu Athen zu erwähnen, welche jetzt im Akropolismuseum aufbewahrt wird (Mittheilung von Qu. Quagliati).

Andere unpublizirte Exemplare kann ich, um wieder nach Mitteleuropa zurückzukehren, aus Mähren nachweisen. Von Hodjitz (unweit Ansterlitz) besitzt das Franzensmuseum in Brünn eine fast ganz nicht gewölbte, flache, langgestreckte rechteckige Tafel aus grauem thonhaltigen Steine mit vier Löchern; sie wurde neben Flintsplittter und Scherben eines braunröthlichen neolithischen Zöckenbechers, welcher mit dem charakteristischen Glöckchenmuster versiert war, bei einem zerstückten Skelett gefunden. Hier endlich haben wir zum ersten einen positiven Anhalt für die genauere Altersbestimmung, welche, wie wir früher schon klargelegt haben, zwischen den verschiedenen Phasen der jüngeren Steinzeit und dem ältesten Abschnitt des Bronzealters schwanken kann.

Im Museum des patriotischen Vereines in Olmütz sah ich zwei derartige Platten, eine etwas asymmetrisch

viereckige, kurze, schwach gewölbte, mit zwei Durchbohrungen und zwei zur Verzierung angebrachten Grüben auf der einen Schmalseite und mit einem Loche in der Mitte des anderen Schmalseite, einzeln bei Nasfeld (nördlich Oimütz) aufgefunden, und eine andere längliche, ähnlich der von Hodjitz, welche man bei Klöbnok unweit Brunn mit Skeletresten und einem Schleifstein ausgrub. Diese beiden Exemplare sind gleichfalls aus einem grauen thonhaltigen Gestein hergestellt.

In den Museen Galiziens, Ungarns und Rumäniens konnte ich keine dazergl. Tafeln entdecken.

Fassen wir nun nochmals zusammen, was wir über die Verbreitung und das Alter dieser prähistorischen Armschutzplatten feststellen konnten. Ihr Vorkommen ist für die britischen Inseln, Frankreich, die iberische Halbinsel, Sardinen, Oberitalien, Südtirol, Slavonien, Bosnien, Griechenland, ferner für Dänemark, Nord- und Südostschland und Mähren gesichert. Zeitlich wären sie in die neolithische Periode, sowie den Beginn des Bronzealters zu setzen; für eine genauere Classification gewähren uns nur einige Funde Aufschluss, und zwar zeigen diese, dass derartige Schutztafeln in der Periode der nordischen Ganggräber, in der durch die Glockenbecher charakterisierten Phase der jüngeren Steinzeit wie in der ältesten Stufe des Bronzealters in Gebrauch waren. Da diese einzelnen prähistorischen Abschnitte durchaus nicht coincidieren, ist eben damit der beste Beweis erbracht, dass im prähistorischen Europa diese Armschienen langdauernde Verwendung fanden und dass wir in jedem einzelnen neuen Falle ihre Zeitbestimmung, soweit es möglich ist, kritisch zu prüfen haben. Nähere positive Angaben lassen sich vorläufig in unbestimmbareren Fällen schlechterdings nicht machen.

Es dürften neben diesen Tafeln auch in den genannten Zeiträumen auch noch andere Vorrichtungen zum Schutze des Arms gegen den Rückprall der Bogensehne benutzt worden sein, jedoch werden wir hierüber nichts genaueres in Erfahrung bringen können. Die jüngeren Abschnitte des Bronzealters bedienten sich wahrscheinlich ganz anderer Schutzvorrichtungen, die Culturvölker Vorderasiens kannten solche, und bei den primitiven Völkern der Jetztzeit finden wir sie in der mannigfaltigsten Form und Gestalt in Gebrauch.

Römische Bergstrassen in den Ostalpen.

Von Frits Pichler, Professor an der Universität Graz.
(Schluss.)

Zu diesen beiden Wegversuchen ladet ein der Wassergang, der gleich oberhalb Bruck ostseitlich sich aufhört; hinter der Atzenbergralm aber gehen die Wasser schon ins Bundebuch hinaus. Diesseits möchte der Anstieg nach XIX sein: oberhalb Aeschbaeh zum Lausnitzer, herwärts östlich zum oberen und zum unteren Frankenberger XXI, alsdann von der Atzenbergralm (Bronze-Kelt) zur Postmeisteralalm, näher Rennewg XXII (Entfernung ähnlich Sempel). Während das Bachgerinn aufwärts gegen den Mechner weist, näher unter der Schönglitzenhöh, unter der Lausnitzhöh aber (von welcher gegen die Mur höchstens 6 km gleich o. 4 mp. sein können) gar drei Bachadern aus-

brechen, welche drei lange vor dem Söhlberg nächst Fingerlos (vor Kossbachwald) vereinigt worden, Schläusrichtung gegen Trigen (Säulen-Sockel aus schalberger Stein), Margarethen (Relief), Unter-Bayerdorf, so gilt hier, seit Pf. Winkelhofer's Begehung vom Jahr 1832 folgende Strassenrichtung: Ausserhalb Postmeisteralalm der Kronlandsmarkstein am Grenzsaun und die Zeigerlärche (über XXV u. XXVI hinaus), dann Einsattelungs-Sumpf, Fingerlosalm, Taferneralm,¹³⁾ Leinsitzgraben-Zaun X, Taferner-Anger, Leinsitzhoch-Ursprung, Mais- oder Fichtenwald, Pflegermaas XV und Moosheimermaas; folgt Obere Groan (Greinwald, eine Steinsäule in St. Margarethen) XX, Grabenhöh, Kohlplatz, dann der Wiesplatz unweit der Blahreute, geheissen „die geschnittene Baumtratten“. Hier soll die Zahl LXXX passen, also 28 mp. Weiter geht die Strasse zu Kramer bei Reifenstein, Schmalzer, Schmalzerbrunn, zu der Pfarrer-Etze, zur Tafernerwald und kommt dann zum Anfang des Grabsbergs vom Thal auf, geheissen Groan (auch geschrieben Greinwald). Wir sind an des Leinsitzgrabens Osteite, bei der rothen Wand, gegenüber dem Schöglberg, dann dem Sagschneider. Es geht nach dem Gesenke hinaus, ostwärts von St. Margarethen (wir zählen etwa XXVIII bis XXIX), bei Pichelberg (Fundstelle zweier Thonbüsten), Pichlern, Pischeldorf (über XXIX), knapp südlich von der Mur am Berghange gieng es durch das Moos (alte Leitungen verfallen!) oberhalb Voldersdorf xxx durchs Thal. Schloss Moosham bleibt bei XXXI rechts, ostseitlich in der Höhe, die Strasse leitet nach dem Mitter- und Hallerberg hin, durch den Schindergraben gegen Staig, unter dem Staigberg nach Neussens, mit Tschitschann ostwärts, um XXXII. Herwärts vom Gehüft Petzl gilt die Richtung auf Begriach XXXIII. Hinter St. Wolfgang bei Mauerndorf XXXIV (Grabstein 1735) schlägt die Strasse vom Anfang her die Richtung auf die Westseite des Taurach-Thales ein, in directem Gegenätze zur modernen Kunststrasse schon gegenüber St. Gertraud XXXV, und scheint sich noch am Hügeleinschnittheim Drahtzag-Flammer auf einen frühzeitigen Anstieg nicht einzulassen. So folgt Dasler, Ederbauer XXXVI, die Taurach-Spalung, die Mühlhalerau, das Waldkreuz, sodann Furbaner XXXVIII und Tenk. Noch stehen die Ansitze des Rader-, des Stoff- und Rieplhauer vor Dorf

¹³⁾ Kürsinger S. 683. Käratische Kunst-Topographie 18 u. S. 328. Der Name Taferner erscheint im Lungen mehrfach, zu Laasch in Margarethen, in Maria-Pfarr, in St. Michael, am Prielitz, zu Steindorf, Tamaweg (Lorenz 1637), zwischen Thomathwald und Fegendorferwald. Man liest das von taberna der mansio abzuleiten; die Etze, das Etzel, Weideplatz, vergl. Schmeiler, bay. WBuch I 180.

Tweng. Hier haben wir das steinschriftlich bestätigte XL erreicht.

Noch hält sich die alte Strasse immer westseitlich, am rechten Tauern-Über, am weitesten abgelenkt anserhalb des Dorfes Tweng unterhalb der Abhonorlahn XLI, vielleicht jedoch hier des vorsichtigen Anstieges halber schon einmal die Tauern überbrückend. Aber unter dem Theunfall und unter der Hohen Brücke scheint sie wieder auf dem rechten Über, vom Lantschfeld-Becken heraufkommend, die starke Aufstufung erklimmen zu haben, welche jetzt bezeichnet wird durch die Hohe Brücke 1371 m und den Markstein, Paaswacht (Weistein 5719, Silbermünzen). Die kurze steile Strecke am Ostufer (Zug in der Tiefe unter dem Brückenbogen) ist nicht recht klar. Es folgt die Stelle unter den Wachtwänden im Breitlahngraben XLII, gegenüber den westseitlichen Mitterecker- und Breitlahner-Hütten, die östseitliche Kampfklüfte, die Bachüberschreitung oberhalb des zweiten Wasserfalles, der altergiebige Steinbruch Schaidberg 1625 m, Petersbühel, Kirehbühel, Tauernhöhe und Freihof (Fundstelle für Münzen, Skelett, Schwert, Sigillaten). Hier auf der Jochhöhe 1738 m, mit beher Umschau und weiter Fernsicht aus dem Kuppenrund bis zu 1900 und 2547 m, schliesst das Stadtgebiet von Teurnia, es endet die Zählung aus Teurnia und es gilt nordwärts jene aus Juvavum, mindestens 55 mp., Höhe über Sanct Michael 670 m, über Radstatt 813 m.

Die diesseitige Ache entspringt oberhalb Wieseneck (Tauernwirt) 1649 m und ihr zuerst zur Rechten halten sich neue und alte Strasse. Die letztere geht durch die wiesenecker Gründe, Kirehbühel, schneidet für mehrere Bogengänge die neue Strasse mehrmal, lässt den Johannessfall zur Linken, es folgt Trischbühl und mit straffer Wendung zum Nordanfe Scheikwand, Gnadenalm-Boden, rechtes Über, der Weg meidet Hohlwand und Kessel, Richtung auf Foissenwald nord erreicht die Grenze an Breterwald mit Gnadenbrücken. Es folgt die Strecke über der Hohlwand, den Absenkern von Steinfeldspitz, Seckarspitz, dahinter die Abzweigung durch den unteren Foissenwald. Jetzt folgt Koppental und -wand, Kesselwand und -fall (Poschacher), Krenzühel, Kesselbach-Brücke, weisse Lahn, Zederbauer-Umkehr, Knieheiss-Schanze und -halt, tiefer Wegmacherhalt. Von der Tauernhöhe herab mögen die 8 Steine LV bis XLVIII gestanden haben. Wir sind in Untertauern (Weistein 5524) zwischen Strims- und Geisstenkogel an reichlichem Backgeräde beiderseits. Die Strecke gegen Juvavum dürfte von hier über 44. an 50 mp. betragen haben. Es folgt zunächst Höggen, welches etwa mit XLIII

bezeichnet werden kann, Sonneck mit XLIII, darnach Radstatt.¹⁴⁾

Radstatt (XLII, Br.-Münzen) liegt am Südhang des Schwemmerberges, südlich der Enus am Ausbruch des Zauch- und Flachtauhales, hindendend auf den Zielort Altenmarkt, Anisus; abstehend von der Tauernhöhe 16 mp. Eben dürfte mit XXXVIII zu bezeichnen sein. Die Strasse trifft Hütttau, Meilenstein an 32 mp. (5723) Kreuzberg an Salzach, Werfen, Dorf XXVII (Kelt, Pfeilspitze Br., Grabstein 5529), Werfen Markt XXV (Fibel Br., „Schraack“, Grabst. 5528), Pass Lnegg XVIII (Helm, Pickel, Palstab, Bruchstücke, Meilenstein S. Severus, fehlt), alsdann Golling XVI (Münze, Philippus, Meilenstein 5724 mit c. 16 mp.), Kuchl XV (Lanzenspitze), das alte Cuenlum, Georgenberg (Ban), Jadorf XIII (Münze Justinian; am Bachrain der Meilenstein mit 13 mp. 5725). Weit jenseits XII wäre anzusetzen Viganus (Br.-Münzen), Hallein XI (Bau, Säulenschaft, Münzen, Br. und Silber, Thon; Skelette mit Armingen Br., Halsband mit Glasperlen), Oberalm IX (drei Meilensteine, einer (5726) mit 9 mp., gehören in diese Gegend), Puch VIII (Br. Glocke, Meilenstein mit Schriftspuren), Niederalm VII (Br.-Kette Bargdeckel, 5565), Elsbethen V (Br.-Kelt, Marmorbrüche, Hellbrunn (Schädelknochen, Arming, Bügelhafte, Marmorstatue), Glas III (Ban, Mosaik, Marmorshalen, Knochen, Bronzen, Hufeisen, Münzen v. Hadrian), Aigen (Weistein 5654), Patsch II (Kelt Br., Steinhammer, Münzen), Loig (Bau, Mosaik), Neuhaus (Grabstein 5539), Gnigl (Ban, Mosaik, Denar), endlich Salzburg (Steinschriften 33 bis Jahr 1881). Die nordöstliche Seitenstrasse mit den Fundorten Henndorf XI (Meilenstein 5745), Steindorf-Neumarkt XV (Bügelhaften Br., Skelett, Fibel), Strasswahlen (Br. Kette, Meilenstein verschunden) verfolgen wir nicht weiter.¹⁵⁾

Wichtige Bestimmungsmittel für die Länge, daher die Erstreckungsweise, der Radstätter-Tauernstrasse sind der Meilenstein des Apianus 5722 und jener der Taferneralm 5714.

Die Säule des Apianus bringt die höchste Zahl dieser ganzen Strecke LIIII. Sie ist aber erstens nicht nach dem Standorte benannt, allerdings sagen die ersten Nachrichten „vom Joch des Berges Tauern“; zweitens der Stein existiert nicht mehr zur Vergleichung der Zahl. Mit dem L dürfte es keine Schwierigkeit haben, aber Zahlzeichen anser demselben möchten nur subtractiv zu nehmen sein, nämlich falls die Meilensteine Tweng, Abhonor-

¹⁴⁾ Man rechnet bis Salzburg 69 km, Untertauern 15 km auf Poststrasse, Tweng 45 km, Mauterdorf 85 km. Mitth. salzb. 1891, S. 80–89.

¹⁵⁾ Mitth. salzb. XXI, 1881, S. 80–97.

lahn, Pasahrücke vor Breitlahn mit XL, XLI, XLII die Fundstelle möglichst nahe bezeichnen, so ist es nicht wahrscheinlich mehr als 4 mp. (5,92 km) zu zählen von etwa der Breitlahnrücke bis auf die Tauernhöhe (4—5 km). Auf diese Weise scheint IIIII die richtige Zahl. Von Teurnia bis zur Gebietsgrenze von Javavum wären auf diesem Wege 46 mp., das heisst wenigstens 68 km. In Wirklichkeit bergans, möchte sich der Pfad nur auf etwa 60 herausstellen, davon 33 entfielen bis zur Lausnitz-Schöngelitzhöb, 25 bis 27 von dort an die Tanernhöb. Das wären diesseits 22 mp. jenseits mindestens 18, Summa 40 mp.; damit stünden wir aber erst in oder bei Tweng, falls Zahl und Fundort stimmen. Nun geht zunächst hervor: nicht auf der Lausnitz-Schöngelitzhöb selber kann der Stein mit IIXXX gestanden haben,¹⁶⁾ aber auch nicht ohne Weiteres auf der (keineswegs gleich volle 6 mp. abtenden) „geschnittenen Baumtratten“ unterhalb und nördlich der Tafneralm, sondern noch merklich näher bei St. Margarethen unten im Murthale, damit die 28 mp. erfüllt werden; es scheint, noch knapp vor der Mur. Der oben auf den „Baumtratten“ gefundene, und ein zweiter Meilenstein dazu, sind nach der Beethalerischen Handschrift (im Salzburger Museum) ohne Buchstaben, d. h. jetzt mehr entzifferbare. Sowie das bekannte Architekturstück, möchte auch die Meilensäule 5714 nahe bei Margarethen selbst gestanden haben. Damit bleiben noch immer 2 Meilensteine für Tafneralm, richtig Baumtratten.

Nun kommt dazu: man hat den ad ecclesiam S. Gertrudis benannten Stein (5715), wechselt mit 5722 durch Fickler reclamarum wollen, des Apian und Lazius, Aretin Angaben vermehrend, für den Birnhaumerwald, Linie Emona-Aquileia, Capelle St. Gertrudie.¹⁷⁾ Während doch sonst die Bezeichnung in alpe für allgemein gilt, wie in monte, in summo, so ist durch Castorins in alpe Julia sonderheitlich beigesetzt, wo im Hierosolymitanum steht ad pirum summus alpes. Indess möchte dort die Zahl so wenig passen, als A.T.

Wir besitzen, abgesehen von den theoretischen Berechnungen, einen guten Wahrheitsliekeits-Maassstab aus den Funden für ein mille passuum in dem Meilenstein bei Wels, sowie in der Herzogstuhl-Meilensäule bei Virunum (5709); vermuthlich ist sie dort am Originalstand gefun-

den und vermuthlich zeigt sie eben I. Ihr Maassstab stimmt auch angewendet so gut als möglich für die Meilensäule von Ton VIII (5711), auch für jene zu Kramfelder, Treibach XV, nur dass die Orte auseinanderliegen, was immerhin eine Strassen-Neuerung mit jüngerer Kürzung bedeuten kann. Für Krumpendorf XV (5704) muss eine Irrung vorliegen, weil ja doch selbst mit Umwegen XI genügte; vielleicht kam das Stück von Töschling (bei Tasinemetum) herunter. Für die höhere Thaleinstiege, nun gar für die Joehpässe, langt allerdings der Maassstab cartographisch nicht aus, er verlangt seine Zugabe, besonders bei unterbaulich nicht streng ersichtlichen Wegrichtungen. Indess haben wir wieder Flachlands-Maassstäbe in den Zielpunkten von Salzburg südwärts gegen die Tauern, so in Georgshöhe bei Jadorf, Oberalbin; ähnlich, gemischtergig, in den Denkmalen von Neunitz bei Cilli. Nun ist es sehr zu beklagen, dass von Teurnia aus nicht ein einziger Meilenstein weder im Flachland bei Drau und Lieser, noch im Anstieg bis zum Grenzberg gefunden ist (denn Fresnitz zählt mehr zur Linie Tennia-Aguntum), um den Maassstab für locale Zwecke zu bestätigen.

Auf den Grenzhöhen fangen alsdann wenigstens die Substruktionen¹⁸⁾ an, ersichtlich und verfolgbar zu sein; man hat sie, wo sie nicht allzu verwachsen waren, als Einschnitte in die Berglehne erkannt, in einer Breite von 3 bis 4, seltener 5 wiener Klaftern (5,58 bis 9,5 m, ähnlich bei Bösendorf 6—7 m, Müllerer, Emona 25). Strassen Spuren bei Moosham sind bezeichnend für einen äusserst östlichen Ausbug; nicht durchs Thonathal östlich weiter fort ist der Hauptzug gegangen, sondern in der bezeichneten Weise durch das flache Wies- und Hüggeland bis gegen Neusesa. Vermuthlich wird auch in den Aeckern die Pflugschar schon auf den Macadam der Römer gestossen sein; vor dem halben Meter Tiefe wird auch manchenorts das Kiesellager nicht gefehlt haben. Noch unterhalb des Weiters, gegenüber dem westseitlichen Hollerberg, wich die alte Strasse abzuwendend westwärts ach, nach Beggräbchen hinan, bog auch um den Hügel vor St. Wolfgang bei Bacher herum, liess ebenda Mauterndorf mitsamt St. Gertraud ganz östlich und trat auf diese Weise, den Bach überschreitend, ins Taurach-Thal ein. Am nächsten kommt sie dem rechten Ufer der Taurach beim alten Hammerwerk, zieht sich aber fortlaufend früher an die Ostabhänge vor Zallinwand, Schönbeck, Kempenzper, Seekareck und Moserkarzpitz; zwischen Ederhauer- und Mühlthalerau, wo Tau-

¹⁶⁾ Ueber den Strassenzug vgl. 5714 = 11884; Juv. 68; Kürsinger Lungau 680; Notizbl. Ak. W. IX 9; Arch. f. Kärnt. IV 72, VI 110; Folschek, Römer-Studien II 49; Carinthia 1819, 181, 1896, II, 41.

¹⁷⁾ Vgl. A. Müllerer, Emona S. 124, Terrain von Hrutica. Auch Summo lacu am Comer-See, summo Pennino am St. Bernhard, summo Pyrenaeo bei Belgard und Suerport.

¹⁸⁾ Kürsinger Lungau S. 103, 104, 109, 146, 162. Mitth. salzh. X 1—14.

raeh und Neustrasse einen merklichen Bogen nach Ost machen, hält die alte Strasse die Parallellinie mit dem inselbildenden unteren Gerinn der Taurach ein, um oberhalb des Raderbaner, zwischen Stoff und Riepl (wie man glaubt), das rechte Ufer mit dem linken zu vertauschen. Allein eine Klamm bei Lagler nordaufwärts¹⁰⁾ abgerechnet, macht das rechteitige Ufer bis zur Brücke bei Tweng selber keine Schwierigkeit (Banreste bei Laglerhaner), auch erscheint daselbst der Boden des Wiespfades hart geglättet.

So eigentlich kann der Strassenlauf am Westufer bis in den Tobel des Lautschfeld-Baches gereicht haben, wornach allerdings der Anstieg zu den Wachtwänden ein recht plötzlicher und steiler geworden, erhebliche Sehlängen erfordernd. Indem oben im Hoehthal, wo gleich nächst der „Hohen Brücke“ der zweite Wasserfall vor Schaidberg ins Auge fällt, neue Strasse und alte nicht viel Banmes haben voneinander abzuweichen (die Taurach bleibt fortwährend westwärts oberhalb des Lahnrückels), so kehren wir jetzt zum Eingange zurück. Es ist ersichtlich, bei Mantendorf kann nur ein Meilenstein unter XXXVI gelten. Also gehört das Denkmal von St. Gertraud (5715) mit seinen 45 mp. höher hinauf, wahrscheinlich nach Schaidberg (es sei denn, es entspräche mehr dem tieferen Grünschiefer, als dem weissen Schaidberger Kalkstein); das nächste und höchste nennen wir später. Das Denkmal ist vor Jahr 1619 herabgebracht worden (vor 1819 im salzburger Museum). Die nächstfolgenden zwei Säulen der Mülthalerau haben wahrscheinlich XXXVII gezeigt; sie sind über das Wasser herübergebracht worden und stehen jetzt gleich neben der Neustrasse westseitlich in schönem Grün (Bild bei Kürsinger, Tafel zu S. 80 Nr. 1 n. 2.). Es standen etwa zwei vor ihnen von Mantendorf herauf, zwei nach ihnen vor Tweng. Nächst den Säulen vor Tweng — 1 im salzburger Museum, gefunden 1750 in den westseitlichen Feldern, wohl jenseits der Taurach, 1 jetzt vertragen, wahrscheinlich ebendaher, ohne (lesbare) Schrift, vom dem nütteren Wirthshause (Post) abstehend (in welcher Richtung?) 81 Schritte, (wieder-)gefunden 1845 nächst Waschküche und Kegelstatt (am Westrande der Strasse) — folgt gegenwärtig jene vor der Ahornerlahn, Ostrand der Strasse, Blocknische, ans der Tiefe von jenseit des Wassers heraufgebracht. Es folgt jene jenseits der „Hohen Brücke“, die letzte dieesits vorfindige (Kürsinger Nr. 3). Was demal hier hart an der Strasse, Ostrand, Abfall gegen die Taurach, also an deren rechtem, dem Westufer aufgestellt ist, eingefangen

in ein trogförmiges Postament,²⁰⁾ ist die Meilensäule des Philippus, ohne mp., graner Thonschiefer.

Die Meilensäule, am Breitlahnrückel gestanden zu Kürsinger's Zeiten,³¹⁾ S. Severus und Caracalla, 42 mp., schaidberger Kalkstein, ist um 1830 gefunden, nicht in diesem Hoehthal selbst, sondern unter den Wachtwänden, Anslänfern des Mitterecks, jenseits der Taurach, Sonneit westlich, wo der Römerweg noch sichtbar. Gefolgt sind in alten Zeiten die Säule von Sehalberg mit 45 mp. (5715), schliesslich auf der Tauerhöhe der Stein des Apianus mit 46 mp. (5722, ohne Nennung des in Thal und Berg vielthätigen Legaten Proenins).

Das Bundschuch-Thal im Lungau, zwischen Sanct Michael und Ramingstein, genauer zwischen Leisnitzgraben und Thomathal, scheint seine Wegbedeutung zu besitzen höchstens als Zugang zu der Schöngelitzer- und Lausnitzhöhe, nicht aber als sei die alte Verbindungsrichtung ans dem Hauptthale südwärts gefolgt dem Weissbach oder dem Feldbach, wornach man auf Hoehrücken von fast 2200 m in die Innerkrems oder vollends an den Königstuhl und in das Noekgebiet mit über 2300 m käme. Der Palstab der Blutigalm weist eben nur auf vereinzelte Erzgruben dieser Gegend. Aber das Bundschuchthal³²⁾ mit Gantschwielen, Ueberlingalm n. dgl. zeigt sich eben recht offen und zugänglich ans Nord vom Thomathal aus, welches durch die Mur in einem grossen, nordwärts gekehrten Bogen umgangen wird zwischen Fischeldorf und Adamgütel; es weist auch in seiner anfänglichen Richtung vielmehr ins Lieserthal hinaus und greift durch seine Anstiege fast unter den Lausnitzsee zurück. Die römischen Fundstellen von Mantendorf (Monate oder Immurim) ostwärts, Maria-Pfarr (Grabstein 4733), Tamsweg (Graviacum oder Tamasicum), Ramingstein (Bronzen, Nero-Aureus) weisen auf die weitergestreckte Verbindungsstrasse längs der Mur im Salzburgerischen und Obersteirischen in die Geheute von Immurim (Murau). Auch ist sicher irgendwo, weit vor der Abzweigung, welche Castorius bei seiner Norcia südwärts anzeichnet, eine Seitenstrasse ins kärntische Gurkthal gegangen, durch die Reichenan his Himmelberg-Feldkirchen hinans, Anschluss Stadt St. Veit, Zolfeld. Wolte man vermuthungsweise die Linie andeuten, so wäre sie von Tamsweg aus und zwar

³⁰⁾ 5719, Kürsinger Tafel n. S. 81, 82, Nr. 2 (sammt Nr. 3), gefunden um 1833 nächst der Ahornerlahn, jetzt Ahornerlahn, am Rader-Etzel, vielleicht noch am diesseitigen Abhang der „Leiten“.

³¹⁾ 5720, Tafel zu S. 73, 74, 78, Nr. 6, jetzt im salzburger Museum, snvor in Radstatt gewesen. Mitth. salzb. XXI, S. 89, 95.

³²⁾ Kürsinger L. 649, bes. 664, 674. Mitth. salzb. 1881, 92, 95.

¹⁰⁾ Kürsinger S. 103, Taberna.

start an der nordöstlichen und östlichen Grenze des teurnenser Stadtgebietes, welches etwas über Farnsweg und den Predlitzgraben hinausgereicht haben mag, folgendermassen: Bis gegenüber Lasaberg 1 Kilometer, längs Keusebingbach, Adamgütel 1, Ramingstein 2.5, Kendelbruck 3, Predlitz 3, längs Turraebach, Grabenwirt in Predlitzgraben 1, unter Würflingen zum Hammbauer 4, Miniggraben-Ausgang, Turraeb 4, zwischen Eisenhut und Nössgraben zum Turraesee 5 (Uebergang 1763 m), längs Seebach nach Reichenau 4, Ebene 2.5, Vorwald 3, Widweg 2, nach St. Margarethen 3 (Grabstein 11552), nach Mairratten 4, Gnesau 2, Himmelsberg 5.5, Feldkirchen, Summe über 57 km. Berganstieg 832 bis 1116 m. Hier wären schon wenigstens 38 millia passuum gegeben bis zur Ausbruchsstelle, von wo bis Virunum wohl noch an die 21 mp., km = 32. laufen.

Eine zweite Strasse ins kärntische Gebiet ist nicht ganz abzuweisen; sie wäre bestimmt, ins Metnitzthal²³⁾ von Murau aus zu leiten, Schluss Zolfeld. Die Richtung südlich der Mur an den Abhängen der Frauenalm gegen den Lasnitzbach, Brücke vor Einmündung des Grattingerbaehes 4.5 km, Lasnitz 1.5, über den Priwaldbach 1, zwischen Zanitzberg und den beiden Kubalpen hindurch zum Priwaldkreuz 3.5 (Uebergang 1260 m), in den Rossbachgraben nach Ingoltsal 3.5, längs des Rossbaches nach dem Metnitzfluss 3, unterhalb Grades (Meilenstein vgl. 4622) nach Zinitzen 3, St. Salvator 3, unterhalb Barbarabad nabe Friesach 3, Micheldorf 5, Treibach, Zelfeld. Von Mur bis Metnitz 17 km, Berganstieg 460 bis 520 m. Bis zur Ausbruchsstelle etwa 31 km, an 20 mp. Es könnte kein Hindernis haben, dass in Grades, ohne dass es der Namensähnlichkeit wegen Graviacum gewesen (nach Anderen Beliadrum), eine Meilensäule gestanden hätte, wie sie nach Koch-Sternfeld durch Knabl und Steiner angegeben ist,²⁴⁾ ähnlich e. i. l. VII 1, S. 573, Nr. 4622, Kaiser S. Severus. Jahr 201, dareb Legat Fabius Cilo, nur mit A. Virano mp. etwa XXX oder XXIX in der Lücke des gurfelder Steines.

Wir verfügen in den österreichischen Ostalpen bis in den oberungarischen Bereich hinein über eine Anzahl von 150 Meilensäulen,²⁵⁾ rund gerechnet, insofern erhaltene und verlorene, les-

und unlesbare, gebietsangrenzende zusammengefasst sind. Diese reichen der Zeiterstreckung nach vom Jahre 41—54 bis 367—383, also längstens durch 342 Jahre; der älteste Meilenstein stammt von Kaiser Claudius (Zolfeld), der jüngste von Gratianus (Smole), beide in Nerivum. Im Ganzen sind es 36 bestimmte Kaiser-namen, die da auftreten, 2 aus dem I. Jahrhundert, 4 aus dem II., 16 aus dem III., 14 aus dem IV.; es kann die höchste Steigerung des Strassenbaues durch die Alpenprovinzen im III. Jahrhundert gedacht werden. Am öftesten begegnen im umschriebenen Gebiete, allerdings einigermassen mitgezählt das beginnende ungerische Flachland, die Namen des Septimius Severus (32 mal); es ist also aus der Zeit 193—211 am allermeisten erhalten geblieben, mehr in Noricum, als in pannonischen Bergegegenden. Diesen kommt zunächst Caracalla (30), es ist aber schon Geta nicht immer mitgenannt (an 12). Darnach sinkt das Vorkommen gleich unter die Halbseide. Wir haben Philippus (auf 12 Säulen), Pius und Maximin, Maximian (9); auf je 6 Säulen erscheinen Macrinus, Diadumenianus, Decius, Constant; auf 5 Maximus?, Constantius, 4 M. Aurel. Severus Alexander, Julianus; 3 Traian, Verna, Treb. Gallus, Valerian, Diocletian, Daza, Constantius II. Valentinian und Valens; mit 2 Hadrian, Crispus, Af. Gallus; endlich mit 1 ausser Claudius und Gratianus als recht seltene Herennius, Gallienus, Tacitus, Fl. V. Severus, Licinius. Einige Kaiser sind unbestimmt und vermehren vielleicht die bekannten Zahlen.

Nach den alten Standorten verteilt, seieinen die Denkmäler nördlich der Drau in doppelter Anzahl erhalten gegenüber denjenigen südwärts. Man zählt annähernd richtig von den rundweg 100 Fundorten oben 76, unten 28 und zwar seieinen die beiden Parteien Semmering mit Carnuntum-Solva, sowie Radstätter-Tauern mit Juvavum-Teurnia am stärksten bestellt (24 und 23 Fundorte). Ebenso hält sich auch die Anzahl der Denkmäler selbst (52 und 30); aber zwischen diese Höchststände schiebt sich hinein das Gebiet südlich der Drau (29 Findlinge). In diesem Bereiche liegt auch eine Fundstelle, unvergleichlich gegen alle anderen; denn in Neunitz bei Cilli ergab sich die Grösstzahl der Meilensäulen auf Einem Standplatze. Es sind deren

zum Virunum der Krystallkalk von Seeburg und Pörschach, von Ovilava die Nagelfine u. a. w. Die Maassbestände sind auch sehr verschieden, zumal Kürzungen eben und unten erfolgten. Das robuste Wandervolk bediente sich der Strasse und verwestete die unverstandenen Zeichen. Das Erhaltene scheint zu reichen von Dicke 25 cm, Höhe 1.50, 1.92 bis D 65 cm, H. 2.32 m, grösste in Nietsing, St. Georgen; ausladende Form mit knubischer Basis, Wels.

²³⁾ Vgl. die oberste, nördlichste Linie gegen Micheldorf-Krumfelden hinans mit den Stellen Fladnitz (Strassenspur), Mödering-Graben, Prokova (Strassenspur und Schriftstein 5028), Lieding, Gurk in „Carintia“ 1896.

²⁴⁾ Archiv f. Kärnten IV 62.

²⁵⁾ Ueber das ertübliche Gestein fehlen die meisten Nachrichten. Im Gebiete von Emena herrscht der graue Kalk von Greben oder Trillock, der lichtgraue, dann der grebporöse Kalk von Mokrie oder Brsnik,

nicht weniger als 9 aus dem Zeitraum 101 bis 218 n. Chr. Sonst haben wir in dem angegebenen Gebiete 7 zu Oszöny, 6 zu Kleinschwechat, 5 in Csiv und Inzerdorf, 3 in Reichenburg, Strautzeu, 2 Tafneralm, 2 in Ahornerlah, Dorog, Ambras, Gran, Garkfeld, Mühlthalerau?, Püls-Csaba, Püls-Szanto, Pösendorf, Schischka, Schönberg, Smole, Ujözöny, Wieu, Zolfeld. Die ältesten, des I. Jahrhunderts, fanden sich vor in Zolfeld (Claudius), sowie zu Loitsch, Neunitz, Weitenstein (Traian); die jüngsten zu Smole (Valentinian, Valens, Gratian), Wien und Senober (Valentinian, Valens). Was nun den üblichen Formelschluss²⁹ betrifft, der vielfach gleich dem Anbeginn gelitten hat, nämlich die Zahlzeichen für die millia passuum, so reicht derselbe mit mehreren Belegen von I bis XXXIII (vgl. III Inzerdorf, VIII Oberalm, IXXX Tafneralm), sodann mit Ausschlass aber der Westpartie, als höchste Abstandsahlen gelten XL Tweng, XLII Ahornerlah, XLIII Breilshnbrücke, XLIII Pösendorf, XLIII Laisach, Pösendorf, XLV St. Gertraud, LIII Radstätter-Tauernhöb (zweifelhaft). Aber im Brennergebiet stehen die weitaus höchsten Zahlen, die weitestverstreute grössere Wohnorte erbänden, nämlich 130 mp bei Lugloch am Brenner, 117—115 Ambras, 112 Schönberg, 110 Wilten, 102 oder 98 Zierl, 90 Sonnenberg, 61 oder 46 Olang-Gossen, 56 Sonnenburg.

Die obersten Strassenbauwerke zu nennen, die Legaten der Provinzen, scheint nur in zwei Jahrzehnten Mode gewesen zu sein; so haben sich bekannt erhalten Q. Fabius Cilo unter Sept. Severus 193 bis 211 (Garkfeld, Kührisdorf), M. Juventius Surus Proculus unter demselben, der meistgenannte (St. Gertraud, Hüttau, Kleinschwechat, Kreuzen, Tweng, Vöcklsbruck?), endlich Sabius unter S. Severus, Caracalla, Geta 201—211 (Salzburg). Die Zielorte anzugehen, ist nicht das Gewöhnlichere; in sehr vielen Fällen verstehen sie sich nur von selbst. So erscheint, um von Aquileia abzusehen, Aquincum in den Formen AQ zu allermeist, dann als AQ, AQV, AQVINC, doch auch AB aQ und BQ; Aguontum als AG; Boiodrum als BOIHODRVV, wohl BOHODVRI; Brigantium nicht und Brgetio mit den allermeisten Formen als BRIG, EIG, BRG, k, als BRIG, ABIG,

²⁹ Gegen die Formel vorschlägt am meisten der Meilenstein zwischen Drau und Save 10617 = 3705 = 746, zu Mitrovitz, von Constantins, Jahr 321, Beginn mit MPV, Schluss mit millia passuum CCCLV.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft; München, Theatinerstrasse 96. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 27. Februar 1897.

oder nur AB, M, B, endlich BREG, BR(i)GETI, hrEGETione; Carnuntum als K, KARN; Celeia als CELEIA (mit a mari via 5740); Juvavum als IV, IVV, IVVA, IVVAA, einmal wohl in IVN? (11684); Neviouduum als NOVIODVI, nEVIODVN, neviODVNI; Poetovio als POET; Teurnia als T, als M in 5718, ursprünglich wohl T'v' vor M; Vindobona als VIND, A'IND; Virnaum als V?, meist VIR, einmal VIRVNI.

In gleicher oder ähnlicher Weise, wie die Ostalpen, haben die Römer auch die sonstigen montes excelsi³¹ ihres Reiches mit Uebergängen und Strassen bedacht. Von diesen sind durch den Namen Alpes ausgezeichnet und durch hebräisch-lit. literatur, einige auch durch steinschriftliche, umhaft gemacht: Die Alpes

Apenini (Cassiodor, var. lib. 8, 81), die Atractianae (nur 3 Steinschriften, c. l. l. IX 5367, 5439, Eph. 5, 599), Bastarniae (Karpathon, Cassorius 8, 7), Carinae (Pin. n. h. 3, 25, 147), Centurionae (Pin. n. h. 11, 42, 241 vgl. S. 1, 185), Cottinae (Strabon 4, 6, 6, S. 204, vgl. Dion. Cass. 60, 24), Dalmaticae (Pin. n. h. 11, 42, 240), Graiae (Nepos Hann. 3, 4; Liv. 5, 34, 6; 21, 38, 7; Pin. n. h. 3, 17, 123; 20, 134; Petronius atyr? Strab. 1, 6, 12; Cicero ad famil. 10, 28; 11, 28; Tacit. h. 2, 66), Juliae (Inschrift Syll. ins. 158 = 1110, vgl. Livius 5, 34, 8, Tacit. hist. 3, 8), Lepontiae (Caes. bell. gall. 4, 10, vgl. Strab. 4, 68, 204; Pin. n. h. 3, 20, 134), Maritima (Tac. annal. 15, 32; hist. 2, 12; 5, 42; Pin. n. h. 8, 39, 140; 14, 8, 41; 21, 15, 114; Dion. Cass. 54, 24 u. a.), Noricae (Pin. n. h. 3, 25, 147, vgl. Florus 8, 8, 18; 4, 12, 4), Numidicae (Meilenstein Hippo-Calaema Eph. 7, 645; Cagnat hist. vallas, Pannonicae (Tacit. hist. 2, 98; 3, 1; vgl. Serrins ad Aeneid. 10, 13, Strab. 4, 6, 7, 8, 205), Penninae, pioninae (Liv. 21, 38, 9), Pyrenaei (Sil. Italic. 2, 333; Pioninae carn. 6, 594, vgl. 9, 43), Raeticae (Tacit. hist. 1, 70; German. 1), Tridentinae und die Venetae (Ammian. Marcellin. 31, 16, 7).

Von diesen sind Carnicae, Juliae, Noricae, Pannonicae, Raeticae, Tridentinae und Venetae in unsere Untersuchungen einbezogen, die Bastarnicae nicht eben erreicht worden.

³¹ Vgl. Pauly Real-Encycl., 1837, Alpes 1377—381, 1848, V Millinarium, Ruggiero Dizionario epigrafico, Roma 1886, I, S. 424—434. Berger, über Meilensteine im Programm der louisestädter Gewerbeschule in Berlin 1883.

Gesicht für Pará (Brasilien)

ein junger Mediziner Dr. med. als Chef der ethnograph. Abtheilung des dortigen Museums. Gehalt 600 Milreis per Monat; freie Haireise. Nähere Auskunft ertheilt Dr. Paul Ehrenreich, Berlin, Bendlerstrasse 35.

Dr. A. Gutzwiller,
Basel, Wehnergasse 22.

(Es ist zu beachten, dass Pará nicht frei vom gelben Fieber ist. J. R.)

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gesamtschreiber der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ueber die Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Rasse von Hirschen. Von Graf Theodor Zichy. — Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayerischen Jura. Von M. Schlessler. — Literaturbesprechungen.

Ueber die Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Rasse von Hirschen.

Von Graf Theodor Zichy.¹⁾

Seit einigen Jahren habe ich Gelegenheit in einem Forste nächst der kleinen Stadt Gács in Ungarn (etwa 12 Meilen nordöstlich von Budapest) auf starko Hirsche zu pürschen.

Die zur Strecke gebrachten Exemplare wiesen ausgeweidet und ohne Geweihe 170—190 Kilo. Einige Geweihe, die ich hier vorzuzeigen die Ehre habe, sind nahezu 6 Kilo schwer. Es wurden aber auch schon bessere Hirsche geschossen, namentlich einer im September v. Js., dessen Geweih über 7½ Kilo wog.

Und diese Kapitalhirsche stammen erwiesenermassen von schwachen Thiergartenhirschen ab.

Vor 30 Jahren war in der Gegend von Gács weit und breit kein Hirsch zu sehen. Die sehr ausgedehnten Wäldungen, welche ein Gebiet von etwa 3 Quadratmeilen bedecken, bilden gleichsam eine Insel in der ungarischen Ebene. Ein Herdwechseln von Hirschen aus den Karpathen ist schon wegen der grossen Entfernung undenkbar. Der Ursprung unserer Hirsche ist vielmehr folgender:

Im Jahre 1864 liess der Besitzer von Gács Graf Forgács einen Wald von 1200 Morgen einzäunen und machte daraus einen Thiergarten.

Er bevölkerte ihn mit 12 Stück Rothwüld, die er aus dem Thiergarten des Fürsten Fürstenberg in Lanna und jenem des Grafen Kinsky in Chlumetz (Böhmen) kommen liess.

¹⁾ Vortrag in der Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 26. Februar 1897.

Trotz günstiger Vorbedingungen und reichlicher Nahrung vermehrte sich das Wild im neuen Thiergarten nur langsam.

Im Jahre 1868 waren 21, im Jahre 1871 46 Stück vorhanden. Im Jahre 1874 erreichte der Wildstand mit 76 Stück sein Maximum.

Im selben Jahre brachen während des strengen Winters 48 Stück Wild aus dem Thiergarten aus und verbreiteten sich in der Gegend. Das sind die Eltern und Grosseltern unserer Hirsche von heute.

Einige Jahre später wurde der Thiergarten aufgelassen, so dass es gegenwärtig in den Forsten um Gács nur mehr freie Hirsche gibt.

Die Schusslisten des ehemaligen Thiergartens gehen uns über die dort erlegten Hirsche folgende Daten:

Geschossen wurden:

1867	ein 12er Hirsch,	Gewicht 120 k	ausgeweidet
1869	„ 12er	„ 90 k	„
1870	„ 10er	„ 97 k	„
1870	„ 12er	„ 116 k	„
1870	„ 6er	„ 115 k	„

Von da an wurden die Hirsche schwächer.

Im Jahre 1872 wurden drei 8er mit 65, 54 und 63 Kilo und ein 6er mit 80 Kilo erlegt. Im Jahre 1874 ein 6er mit 102 Kilo.

Wir sehen also, dass die Thiergartenhirsche verhältnissmässig schwach waren, viele von ihnen erreichten kaum die Hälfte des Gewichtes ihrer im Freien aufgewachsenen Enkel.

In der Geweihbildung ist ebenfalls ein wesentlicher Unterschied zu verzeichnen, die im

Schlöße zu Gács aufbewahrten Geweihe der Thiergartenhirsche erreichen kaum ein Gewicht von 4—4½ Kilo.

Ich habe mich auch bei den Forstverwaltungen in Lanna und Chlumetz nach den dortigen Hirschen erkundigt, die, wie gesagt, mit den unseren eines Stammes sind.

In Lanna erreichen die besten Hirsche ein Gewicht von 130 Kilo, die Geweihe 4½—5 Kilo. In Chlumetz kamen ab und zu auch stärkere Exemplare vor, was hauptsächlich der häufigen Auffrischung des Blutes zugeschrieben wird. Aber auch diese Hirsche sind bedeutend schwächer als die unsern in Gács.

Wir sehen also, dass schwache, scheinbar verkümmerte Individuen starke und gut entwickelte Nachkommen haben.

Der Fall steht übrigens nicht ganz vereinzelt da. Ihre besten Hirsche in Bayern finden sich im Allgäu. Sie stammen von Rothwild ab, das vor etwa 50 Jahren aus dem Thiergarten bei München dahin gehraecht worden ist.

Nun frage ich mich, dürfen wir nach den vorgeführten Thatsachen urtheilen und sagen, dass wir es hier mit einer verkümmerten Rasse zu thun haben, die sich wieder entwickelt hat, wieder gross und stark wurde?

Das möchte ich denn doch nicht behaupten. Ich bin vielmehr der Ansicht, dass die Thiergartenhirsche nicht als eine verkümmerte Rasse zu betrachten sind. Sie sind eben nur Individuen, die ausnahmslos in Folge ungünstiger Verhältnisse zur Zeit ihres Wachstumes in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind. Sie wären wohl alle gross und stark geworden, wären sie in ihrer Jugend nicht in ihrer freien Bewegung gehemmt gewesen, hätten sie die entsprechende Nahrung gehabt.

Die Hirsche in ganz Mitteleuropa sind heute bedeutend schwächer als vor 100 Jahren, das ersehen wir aus den alten Schusslisten, aus den noch vorhandenen Geweihen, aus den alten Abbildungen.

Der Hirsch kann heute nicht mehr so gedeihen wie früher, die Waldungen werden kleiner, der junge Wald, die Felder werden gegen den Wildschaden ausser Thunlichkeit geschützt. Unter solchen Umständen findet der Hirsch nur knapp so viel Nahrung, als er zum Leben braucht. In seiner freien Bewegung eingeengt, nur dürrig ernährt, erlangt er nicht mehr seine volle Entwicklung.

Die Rasse selbst kann ich nicht als eine degenerierte ansehen. Eine kurze Spanne Zeit von 100 bis 200 Jahren wäre dazu nicht genügend gewesen.

Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayrischen Jura.

Von M. Schlosser in München.

Die von mir vor mehreren Jahren begonnene Untersuchung der bayrischen Höhlen wurde auch im letzten Herbst fortgesetzt, und erstreckte sich meine Forschungen auf das Gebiet zwischen Neuhurg a. D. und dem Altmühlthal bei Dollnstein, auf die Umgebung von Velburg und auf das Schwarzlaberthal in der Oberpfalz zwischen Lupburg und Deuerling.

Ich begann bei Neuhurg a. D., in dessen Nähe bei Mauern sich mehrere grosse Höhlen befinden, die wie fast alle bayrischen Höhlen im Frankendolomit sich gebildet haben. Diese Höhlen versprechen insofern besonderes Interesse, als hier ähnliche topographische Verhältnisse gegeben sind wie im Ries bei Nördlingen, wo die Ofnet-Höhle bekanntlich sehr bedeutende Mengen fossiler Thierreste, vor Allem von Hyänen und Pferden geliefert hat. Da nun bei Mauern ebenso wie an der Ofnet bei Nördlingen die Juraböden steil gegen eine weite Ebene — hier gegen den Rieskessel, dort gegen die Donauenebene abfallen, so war es an sich nicht unwahrscheinlich, dass auch an der Donau ehemals eine ähnliche Thierwelt gelebt und wohl auch mehr oder weniger zahlreiche Reste hinterlassen hätte.

Leider hat sich diese Erwartung nicht bestätigt, denn die Ausgrabungen lieferten nur wenige dürftige Reste — Topfscherben aus neolithischer Zeit. Schon bei kaum ½ Meter stiess ich überall auf den Felsboden. Wir müssen uns deshalb die Frage vorlegen, waren diese Höhlen im älteren Pleistocän überhaupt von Thieren, eventuell auch von Menschen bewohnt oder nicht?

Der örtlichen Lage — Südexposition, Nähe von Wasser und der Grösse der Höhlen — nach möchte ich diese Frage am liebsten bejahen, das Fehlen von Resten aus älterer Zeit wäre alsdann durch die Annahme zu erklären, dass sie eben später durch Hochfluthen weggeschwemmt worden seien. Diese Annahme wird auch durch die Beschaffenheit der Höhlen gestützt, denn ihr Boden erscheint nach aussen geneigt, in welchem Falle ich bisher noch niemals Reste der altpleistocänen Thierwelt angetroffen habe. Schon in Franken, in der Rabensteiner, Pottensteiner und Pegnitzer Gegend habe ich bemerkt, dass der Boden aller Höhlen und Felshöhlen, welche pleistocäne Reste geliefert haben, sich nach einwärts senkt, wodurch ihre Wegschwemmung durch die späteren Hochfluthen verhindert wurde. Immerhin waren die Nachforschungen in den Höhlen von Mauern keineswegs überflüssig,

denn es würde sich, soferne auch hier das Fehlen älterer Thierreste in der angegebenen Weise zu erklären wäre, die bereits in Franken gewonnene Erfahrung bestätigen und eine Verallgemeinerung für das ganze Gebiet des bayrisch-fränkischen Jura erlauben.

Indess kommt hier doch vielleicht eine anderweitige Erklärung zur Geltung. Das Juraplatau, an dessen Südgehänge diese Höhlen liegen, biegt hier rechtwinkelig um und hat sich die Donau in den Kalken zwischen Neuburg und Stepperg ein tiefes Bett gegraben. Bevor dies geschah, müssen jedoch die hier vereinigten Gewässer des Lech und der Donau einen See gebildet haben, dessen Spiegel am Juragehänge beträchtlich hoch hinaufreichte und möglicherweise die Höhlen selbst noch unter Wasser setzte, so dass sie überhaupt nicht von Landthieren betreten werden konnten. Ueber diese Frage erhalten wir nun durch die Untersuchungen von Winter¹⁾ einige nähere Aufschlüsse. Er nimmt an, dass der Durchbruch der Donau zwischen Stepperg und Neuburg erst während des Pleistocän erfolgt sei. Früher haben diese Wassermassen ihren Abfluss durch das jetzige Trockenthal zwischen Mauern, Wellheim und Dollnstein und von hier durch das Altmühlthal genommen und nicht etwa südlich vom Juraplatau in der Gegend des Donauooses, und zwar muss dieses Flusssystem sogar noch wenigstens während der älteren Pleistocänzeit existirt haben, denn sowohl im Wellheimer Thal als auch im Altmühlthal — bei Arnsberg in der Nähe von Eichstätt findet man Ablagerungen alpiner Gerölle. Der Lech muss schon damals seine jetzige Richtung eingeschlagen haben, denn das Fehlen der präglacialen Nagelfluh, östlich der Linie Augsburg-Pöttmes-Neuburg a. D., erscheint bedingt durch einen in dieser Richtung verlaufenden Höhenrücken. Da aber der Lech in dieser Nagelfluh sein Bett gegraben hat, die Nagelfluh selbst aber altpleistocänes Alter hat, und die erwähnten alpiner Gerölle ebenfalls mindestens der älteren Pleistocän-Periode angehören, so wird es überaus wahrscheinlich, dass jenes Trockenthal von Wellheim auch noch während eines grossen Theils der Pleistocänzeit als Flussbett gedient haben, der Durchbruch durch den Jura zwischen Stepperg und Neuburg hingegen erst sehr spät erfolgt sein dürfte. Ehe dies jedoch geschah, haben vermuthlich wiederholt he-

deutende Wasseranstauungen stattgefunden. Der höchste Punkt in der Sohle des jetzigen Trockenthales von Wellheim liegt 409 Meter, die Höhlen von Mauern etwa 420—430 Meter, es genügte also schon eine Anstauung um 10—20 Meter, um letztere für Landthiere vollständig abzusperrten. Wenn wir bedenken, zu weleli beträchtlichen Höhen die Gewässer im Frankonjura gestiegen sein müssen, um in die oft sehr hoch gelegenen Höhlen eindringen und das daselbst angehäufte Material theils wegföhren, theils in tiefere Höhlenräume hinabspülen zu können, die Art und Weise der Ablagerung der dortigen Knochenmassen aber eine andere Erklärung überhaupt nicht zulässt, so wird uns auch eine solche Anstauung der Donau-Gewässer und die hierdurch veranlasste Abschliessung der Höhlen von Mauern ziemlich plausibel erscheinen. Wir hätten es also hier mit dem gewiss sehr seltenen Fall zu thun, dass an sich überaus günstig gelegene Höhlen zur Pleistocänzeit weder für Thiere noch für den Menschen bewohnbar gewesen wären.

In der Velburger Gegend untersuchte ich: die Lutzmannsteiner, die Breitenwienner, beide ziemlich nahe bei einander befindlich, etwa 7—10 Kilometer von Velburg, die Kittenseer Höhle, etwa 6 Kilometer ebenfalls nördlich von dieser Stadt, ferner die im Herbst 1895 entdeckten Höhlen von St. Coloman — König Otto-Höhle — und Krumpenwien — Gaisherghöhle — und endlich mehrere kleinere Höhlen im Velburger Schlossberg und bei St. Wolfgang, sowie die Höhle im Herz Jesu-Berg, westlich von Velburg.

Ueber die Verhältnisse in der König Otto-Höhle habe ich schon letztes Jahr berichtet. Es erübrigt daher nur, von den wichtigsten inzwischen gemachten Funden zu sprechen.

Meine frühere Angabe, dass die menschlichen Artefacte ganz verschiedenen Perioden angehören, kann ich auch jetzt durchaus aufrecht erhalten, denn ausser verschiedenen Bronzegeräthen kamen auch ein Flintenlauf und eine zu einem Dolch oder Pflriemen verarbeitete menschliche Ulna, sowie ein durchlochstes Geweihestück zum Vorschein, also allerjüngste Vergangenheit einerseits und mindestens neolithische Zeit andererseits. Die Hausthierreste stammen wohl ebenfalls zumeist aus sehr junger Zeit und röhren vermuthlich von gefallenen Thieren her, die während einer Seuche in die Höhle geworfen wurden. Höhlenhärenreste haben sich seit Eröffnung der Höhle nur wenige gefunden und ist es sogar nicht unmöglich, dass die bis jetzt vorliegenden Knochen nur einem einzigen Individuum angehört haben.

¹⁾ Der Lech, seine Entstehung, sein Lauf und die Ausbildung seines Thales. XXXII. Bericht des naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben und Neuburg 1896, p. 536. Leider erschien diese so wichtige Abhandlung erst, nachdem ich meine letztjährigen Untersuchungen beendet hatte.

Die Verhältnisse in der Gaisbergböhle sind denen in der eben erwähnten König Otto-Höhle ungemein ähnlich. Auch diese Höhle zeichnet sich durch schöne Tropfsteinbildungen aus, die Thierreste gehören ebenfalls unseren Hausthierarten an und stammen ebenfalls aus der jüngsten Vergangenheit. Reste vom Höhlenbären sind noch seltener als in der Colomaner Höhle. Von menschlichen Artefacten ist mir überhaupt nichts gezeigt worden.

Die Lutzmannsteiner Höhle ist anscheinend ausser in jüngster historischer Zeit vom Menschen nur sehr selten betreten worden, was sich aus ihrer versteckten Lage sehr wohl erklären lässt. Die einzigen Spuren für frühere Anwesenheit des Menschen bestanden in einigen rohen Topfscherben, die jedenfalls aus neolithischer Zeit stammen. Sie lagen unmittelbar auf der Kalksinterdecke, die den Boden der ganzen Höhle überzieht und ziemlich viele Knochen vom Höhlenbär einschliesst — ich sah unter Anderem auch einen mit diesem Sinter überzogenen Schädel dieses Bären. Schichten aus jüngerer Zeit fehlen hier vollständig. Höhlenerde wäre erst unter der Sinterdecke anzutreffen. Da somit von einer Schichtenfolge keine Rede sein konnte, so verzichtete ich auf eine eigentliche Ausgrabung. Eine solche würde voraussichtlich nur Reste vom Höhlenbär, vielleicht auch der einen oder anderen alpeleocänen Thierart liefern, wäre aber mit ziemlichem Kosten und beträchtlichem Zeitaufwand verbunden.

Die Breitenwiener Höhle war schon vor etwa 20 Jahren Gegenstand angelegenter paläontologischer und prähistorischer Untersuchungen, nichts destoweniger sind aber noch mehrere unberührte Stellen vorhanden. Wie die ersten Forschungen ergeben haben, war diese Höhle von zahlreichen Höhlenbären bewohnt — andere Thierarten sind allerdings meines Wissens nicht nachgewiesen worden. Es erklärt sich dies auch sehr leicht dadurch, dass letztere sich wohl gebüht haben werden, einen solchen Bärenhorst zu betreten. Bei der hohen Lage der Höhle war es jedoch auch den Bären nicht wohl möglich, grössere Bestestücke einzuschleppen, daher das Fehlen oder doch die Seltenheit anderer, bestimmbarer Säugethierreste. Auf die Anwesenheit zahlreicher Bären muss auch die merkwürdige Glätte der Höhlenwände zurückgeführt werden, denn sie reicht nur so hoch hinauf, als sich ein Bär erheben konnte und ist besonders in einem sehr engen Gange zu beobachten, durch welchen sich die Thiere nur mit einiger Mühe hindurchzwängen konnten. Diese Erscheinung, die ohne Zweifel auf das Reiben und Anstreifen der Höhlenbären zurückzuführen ist, wurde auch anderwärts bereits mehrfach beobachtet und richtig gedeutet, so von O. Fraas in württem-

bergischen Höhlen und von F. Krans²⁾ im Schottloch am Kufstein im Dachsteingebirge. Sie wäre wohl auch wenigstens in der einen oder anderen französischen oder norddeutschen Bärenhöhle anzutreffen. Die bereits erwähnte, von zwei Velburgern — Gehrüder Spitzner — unternommene Angrahung der Breitenwiener Höhle hat beträchtliche Mengen vom Höhlenbär geliefert, welches Material in der paläontologischen Sammlung des Staates aufbewahrt wird. Nichts destoweniger wären wohl auch noch jetzt ziemlich viele derartige Reste zu holen, da die genannten Forscher, denen ich darüber volles Sachverständniss zu erkennen muss, noch mehrere Stellen unberührt gelassen haben. Viel weniger befriedigend sind hingegen die Grabungen nach prähistorischen Objecten, welche von Seite des Regensburger historischen Vereines vorgenommen wurden, denn es wurde hierbei nicht selbst die erste Regel, nämlich den Boden bis auf den Grund anzuräumen, nicht erfüllt und kann daher dieses Unternehmen überhaupt nicht als Forschung, sondern lediglich als Selbstgräberei bezeichnet werden, und überdies hat man es nicht einmal der Mühe werth gefunden, die zahllosen Topfscherben mitzunehmen, aus denen sich bestimmt bei einiger Sorgfalt noch eine Anzahl Urnen hätte zusammensetzen lassen. Die schwarze Erde, in welcher solche Urnen vorkommen, befindet sich in der ersten Halle und zwar vom Eingang aus an der rechten Seite. Unter ihr folgt direct der Felsboden. Die Bärenreste stammen, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, zumeist aus der zweiten Halle. In den hinteren, nur durch einen engen Schlupf erreichbaren Räumen sollen organische Ueberreste vollständig fehlen, doch enthalten diese Räume sehr viel Höhlenerde. Der Boden der ersten Halle senkt sich stark nach einwärts, wodurch natürlich eine Verschwemmung der Bärenreste verhindert worden wäre, sofern hier in der Velburgor Gegend die Gewässer während der letzten Glacialperiode überhaupt sehr beträchtliche Niveaus erreicht haben sollten, was aber wenigstens für die hochgelegene Breitenwiener Höhle so ziemlich ausgeschlossen erscheint.

Die Miorofanna war hier durch einige Vogelknochen — Tarsometatarsus von Turdiden und einige Nager-Kiefer *Cricetus fragmentarius* Pall. und *Arvicola campestris* Blas. angedeutet. Ich fand dieselben frei herumliegend. Der Hamsterkiefer sowie die Turdidenknochen scheinen ihrer Erhaltung nach ein ziemlich hohes Alter zu besitzen.

Die Kittenseer Höhle liegt in dem Gipfelstufen einer der höchsten Erhebungen der Vel-

²⁾ Höhlenkunde. Wien 1894, p. 223.

burger Gegend. Typischer Höhlenlehm fehlt so gut wie vollständig — höchstens bis zu 10 cm mächtig — und tritt fast überall der Felsboden zu Tage. An mehreren Stellen bemerkte ich Holzasehe und Kohlen bis zu 5 cm mächtig unter dem gewachsenen Boden, aneh fand sich ein viereckiges Stück Feuerstein — jedenfalls nur ein Abfall — woraus man wenigstens auf vorübergehenden Besuch seitens des neolithischen Menschen schliessen könnte. Reste kleinerer Thiere sind nicht selten. Ich konnte nachweisen:

Sorex vulgaris Linn.
Myoxus glis Blas.
Mus sylvaticus Blas.
Arvicola campestris Blas.
Arvicola glareolus Blas.
 Vogelknochen.

Dem Erhaltungszustande nach stammen diese Reste insgesamt aus jüngerer Zeit, auch sind die meisten der angeführten Arten Vertreter der gegenwärtigen Mikrofauna, während sie in der diluvialen entweder gänzlich fehlen, wie *Myoxus* und *Mus sylvaticus*, oder doch sehr selten sind wie *A. glareolus* und *campestris*. Gleichwohl bieten diese Reste immerhin einiges Interesse, denn auch sie sind auf die gleiche Weise an ihre jetzige Lagerstätte gelangt, wie die Reste der eigentlich diluvialen Mikrofauna. Die Thiere wurden nämlich durch Eulen eingeschleppt und hier verzehrt, die unverdaulichen grösseren Knochen, vor allem die Unterkiefer wieder ausgehrochen. Für diese von Nehring angegebene Deutung, dass wir es mit Raubvogelgewölben zu thun haben, spricht nicht allein der Umstand, dass nur die allermassivsten Knochen erhalten geblieben sind, nämlich Höhrnknochen und insbesondere die Unterkiefer, während die feineren — Rippen sowie die leichtzerbrechlichen Schädelsknochen — vollständig fehlen, sondern noch mehr die Vertheilung dieser Reste, die hier immer klumpenweise beisammenliegen, was sich sogar auch bei leht diluvialen Resten in der noch zu besprechenden Höhle im Velburger Schlossberg ziemlich deutlich beobachten liess. Wenn aber eine Höhle oder Felssische von Eulen bewohnt sein soll, muss sie ihnen aneh Vorsprünge und Schlupfwinkel bieten, auf welchen sie diese Vögel niederlassen und ungestört nisten können. Auf dieses Moment wird man wohl in Zukunft achten müssen und wird daher eine recente oder fossile Mikrofauna nur dort zu erwarten sein, wo diese Vorbedingung gegeben ist, wie hier in der Kittenseer Höhle, und in den Felssischen von St. Wolfgang und dem Velburger Schlossberg.

Die Höhlen von St. Wolfgang habe ich be-

reits im vorigen Bericht besprochen. Ich möchte hier nur bemerken, dass seit meinen Untersuchungen daseihst wiederholt Nachgrabungen veranstaltet worden sind. Von den hiebei erbeuteten Resten verdienen indess nur ein Kiefer von Lemming, ein Knochen von Riesenhirseh und ein Zahn von *Hyaena spelaea* besondere Erwähnung. Eine wirkliche Sechichtenfolge konnte nirgends constatirt werden, vielmehr scheinen alte und neuere Reste, wie dies in den Höhlen gewöhnlich der Fall ist, bunt durch einander gemischt zu sein, und gilt dies insbesondere für die hier beobachtete Mikrofauna. An einer Felswand wurden mehrere Urnen ausgewühlt, eine systematische Ausgrabung bis auf den Höhlenboden hat jedoch nirgends stattgefunden. Für die Wissenschaft dürfte jedoch daraus kein Schaden entstehen, da ein Profil doch ohnehin nicht vorhanden ist und die Thier- und Menschenreste überdies recht spärlich sind, so dass auch bei sorgfältigeren Ausgrabungen nur wenige bessere und wichtigere Stücke zu erwarten wären. Nicht uninteressant scheint es mir zu sein, dass in nächster Nähe der von mir untersuchten Felssische, aber in geringerer Höhe des Berggangs eine vollkommen leere Höhle sich befindet. Ihr Boden ist stark nach aussen geneigt und hätten wir also hier treffende Beispiele dafür, wie sehr die Fossilführung der Höhlen abhängig ist von der Beschaffenheit des Höhlenbodens. Neigung desselben nach einwärts verspricht mehr oder weniger reichliche Aushaute, hingegen ist Neigung nach auswärts entweder verbunden mit völliger Enthlössung des Felsbodens oder doch nur mit Auflagerung einer wenig mächtigen neolithischen Schicht.

Die Höhle am Herz Jesu Berg — westlich von Velburg — zeigt ebenfalls nur den blossen Felsboden. Das Fehlen von Höhlenlehm dürfte hier jedoch nicht so fast auf die Wegspülung durch Hochfluthen, als vielmehr darauf zurückzuführen sein, dass der Höhleninhalt auf die anstossenden Felder geschafft wurde. Eine Ausspülung ist bei der ziemlich hohen Lage dieser Höhle und der schwachen Neigung ihres Bodens wenig wahrscheinlich. Ich erwähne dieses Fall, um zu zeigen, von welchen Zufälligkeiten das Vorhandensein von Höhleninhalt abhängig sein kann.

Der Velburger Schlossberg enthält ausser der am Schlusse zu besprechenden Nische eine ziemlich geräumige Höhle, die jetzt als Bierkeller dient. Der hinterste Höhlenraum wies jedoch eine noch völlig unberührte Stelle auf und fand ich in dem etwa 1 Meter mächtigen Höhlenlehm folgende, siehe fossile Thierreste:

Ursus spelaeus, *Incisiv*, nebst *Humerus* und *Pelvis* eines sehr jungen Individuums.
Canis lupus, *Incisiv* und *Canin*.
Vulpes lagopus? *Canin* und *Metatarsale*.
Lepus variabilis, *Molar* und *Ulna*.
Cervus megaceros, *Tibia*.
Rangifer tarandus, *Metatarsus* und *Phalange*.
Lagopus alpinus, *Schnabel*, *Unterkiefergelenk*, *Metacarpus* und *Flügelphalange*.

Auf die Anwesenheit des Menschen lässt ein pfriemenartiges Artefact, aus einem Röhrenknochen von Rind oder Hirsch gefertigt, schliessen, doch gehört dasselbe wohl sicher der neolithischen Zeit an und ist offenbar erst später und nur zufällig in die Höhlenerde gelangt. Auch die erwähnten Reste stammen gewiss aus verschiedenen Perioden, nämlich Eisfuchs, Schneehase, Ren und Schneehuhn aus dem jüngeren, Höhlenhär, Wolf und Riesenhirsch aus dem älteren Pleistocän. Ihre Vermischung ist durch die Fluthen, welche vor der neolithischen Periode stattgefunden haben, erfolgt.

Auf der Höhlenerde fand ich frei herumliegend Knochen und Kiefer von:

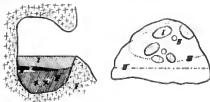
Rhinolophus sp.
Sorex vulgaris Linn.
Eliomys nitela Schreb.
Arvicola campestris Blas.
Mus sylvaticus Blas.
Cricetus frumentarius Pall.
Turdides.
Fringilliden.
Bufo sp.
Bans sp.

Eine ähnliche Fauna traf ich auch in einer Felspalte neben dem Keller. Ausser den bereits genannten Arten wäre noch *Talpa europaea* und *Pleocotus arvensis* namhaft zu machen. Für das jugendliche Alter dieser Reste spricht schon deren Erhaltungszustand, ausserdem aber auch die Zusammensetzung dieser Fauna, insbesondere die Anwesenheit von *Mus sylvaticus* und *Eliomys nitela* sowie die Häufigkeit der Fledermaus- und Batrachierreste. In ächt pleistocänen Ablagerungen spielen diese Arten meiner Erfahrung nach stets nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Dass die Velburger Gegend in prähistorischer Beziehung eines der dankbarsten Gebiete Bayerns ist, geht wohl daraus am besten hervor, dass es mir hier abermals gelang, eine Schichtenfolge von neolithischen und pleistocänen Ablagerungen zu beobachten und zwar in einer Felsnische im Velburger Schlossberg, kaum 1 Kilometer von der im vorhergehenden Jahre ausgehauenen Höhle von St. Wolfgang entfernt.

Allerdings ist diese zuletzt durchforschte Nische beträchtlich kleiner als jene von St. Wolfgang und daher auch die Ansichte entsprechend ge-

ringer, allein dies wird angewogen durch den Umstand, dass hier eine noch ältere Periode als bei St. Wolfgang wenigstens angedeutet erscheint, nämlich das ältere Pleistocän auf normaler Lagerstätte, denn die allerdings dürftigen Reste von Höhlenhär, Riesenhirsch und Mammuth liegen hier unter der Nagerschicht.



Profil

Grundriss

- | | |
|---------------------------|------------------------------|
| I Erde | I Steine |
| II graue Schicht | II Urnen |
| III Löss mit Microfauna | III Grenze der Nagerschicht |
| IV Löss mit wenig Knochen | IV Grenze der grauen Schicht |
| V Felsan | IV Lage der Urnen |

§4 Was die räumliche Ausdehnung betrifft, so hat diese Nische eine Breite von 3 und eine Länge von 2 Metern. Vor der Ausgrahung betrug die grösste Höhe nicht viel mehr als 1, nach der Ausgrahung im Maximum $2\frac{1}{2}$ Meter. Das Profil ist von oben nach unten:

- 1) gewachsener Boden circa 30 cm,
- 2) graue Schicht circa 15 cm,
- 3) dünne Lössschicht mit Microfauna,
- 4) Löss-ähnlicher Lehm mit sehr wenig Knochen bis 50 cm,
- 5) Dolomitsand und Felsboden.

Der Felsboden reicht an der Rückwand der Nische etwas höher herauf, als in der Mitte. Der gewachsene Boden enthält eine Bronzenadel, Topfscherben und einen Pfriemen aus einer Schweinsflahn. Wie bei St. Wolfgang scheint er auch hier diesen Artefacten nach wenigstens mit seinen tieferen Lagen noch der neolithischen Zeit anzugehören und die directe Fortsetzung der grauen Schicht zu repräsentieren. Letztere beginnt erst in einer Entfernung von 1 Meter vom Eingang und wird gegen die Wand zu meist etwas schwächer. Sie enthält nur wenige, überdies unbestimmbare Knochenfragmente; Artefacte fehlten vollständig. Der gelbe Lehm hat an der Wand und gegen die Öffnung zu eine Mächtigkeit von etwa 30 cm, in der Mitte aber ist er 50 cm mächtig. An der linken Seite reibt er nur circa 15 cm tief hinab. Nur die oberste Lage enthält grössere Menh. Knochen, doch sind die Knochen aus tieferen

Lagen mehr fossilisirt und meist schwarz gefärbt. An den grösseren Stücken, wie an dem Unterkiefer des Schneehasen, bemerkt man helle wurmförmige Streifen, die durch Berührung mit Pflanzenwurzeln und eine hierdurch bewirkte oberflächliche Verwitterung entstanden sind.

Ungefähr in der Mitte und nahe der rechten Seitenwand, vom Eingang aus betrachtet, senkt sich die graue Schicht sehr tief in den Lehm herab und fand ich hier zwei anscheinend ziemlich vollständige kleinere Henkelknochen nebst Scherben von einem oder zwei weiteren Exemplaren. Diese Urnen waren halbkreisförmig von grösseren Steinen umgeben. Wir haben es hier jedenfalls mit Spuren des neolithischen Menschen zu thun und zwar mit bestatetem Leichenbrand, denn für eine eigentliche Wohnstätte wäre die Nische wohl doch zu klein gewesen.

Die Microfauna setzt sich aus folgenden Arten zusammen:

Plecton arvensis Blas? 2 Humerus, 4 Radius, 1 Metacarpale.

Talpa europaea Linn. Scapula, Humerus, Radius, 2 Ulna, Femur, 2 Tibia; Sacrum.

Foetorius *Krajci* Woldf. 9) Unterkiefer, Radius, Fibula.

Foetorius vulgaris Keys. Unterkiefer, Humerus.

Lepus variabilis Pall. Unterkiefer, 5 Incisivi, 5 Humerus, 6 Radius, 5 Ulna, pl. Metacarpalia, 2 Pelvis, 6 Femur, 2 Tibia, 2 Astragalus, 2 Calcaneus, pl. Metatarsalia, 5 Phalangen. Weit aus den meisten dieser Reste von jungen Individuen.

Lagomys pusillus Desm. Unterkiefer, Ulna.

Myodes torquatus, 2 Oberkiefer, 70 Unterkiefer, 1 Scapula, pl. Humerus, Radius, Ulna, Pelvis, Femur, Tibia.

Arvicola arvalis Blas. 12 Unterkiefer.
 • *agrestis* Blas. 5 Gaumenstücke, 10 Unterkiefer.
 • *gregalis* Desm. 2 Gaumenstücke, 17 Unterkiefer.
 • *ratticeps* Blas. 5 Unterkiefer.
 • *nivalis* Mart. 1 Schädel, 4 Unterkiefer.
 • *glareolus* Blas. 7 Unterkiefer.
 • *div. Species*. Zahlreiche Extremitätenknochen.

Arvicola amphibius Blas. 2 Schädelfragmente, 12 Unterkiefer, 3 Humerus, 1 Ulna, 1 Radius, 3 Pelvis, 5 Femur, 2 Tibia.

Cricetus frumentarius Pall. 1 Unterkiefer, Humerus, Ulna, Radius, Pelvis, 2 Femur, 3 Tibia.

9) Es wäre nicht uninteressant diese von Nehring allerdings nicht anerkannte Art mit *Foetorius hibernicus* Thomas, *Annals and magazine of Natural History* 1895 p. 574, der in der Gegenwart Irland bewohnt und als selbständige Art gilt, zu vergleichen. Die Angabe, dass dieses Thier hinsichtlich seiner Dimensionen zwischen Hermelin und Wiesel steht, würde ganz gut für die Identität mit *Foetorius Krajci* sprechen und hätte sich diese fossile Art also in der Gegenwart noch in Irland erhalten.

Mns sp. 14 Unterkiefer, 2 Pelvis, pl. Humerus, Femur, Tibia.

? *Eliomys nitela* Schreb. sp. 5 Femur.

Falco *Sperber*. Tarsometatarsus.

Picus medius fossilis Nebr. Dentale, 2 Tarsometatarsus.

Turdus 3 sp. Coracoide, 2 Humerus, 3 Ulna, Metacarpus, 3 Tarsometatarsus.

Fringillidae div. sp. Coracoide, Humerus, Ulna, Metacarpus, Tibia, Tarsometatarsus.

Corvus monadula Linn. Ulna.

Corvide div. sp.? Ulna.

Lagopus alpinus Nilss. Coracoide. 4 Ulna.

Tetrao tetrix Linn. Metacarpus.

Bufo sp. Humerus, Antibrachium, Ilem, Femur, Tibia, Tarsus.

Diese Liste unterscheidet sich von jener der bei St. Wolfgang ausgegrabenen Wirbelthiere in mehrfacher Beziehung. Abgesehen davon, dass hier mehrere der dort beobachteten, namentlich grösseren Arten fehlen, während wiederum einige dort fehlende hier vertreten sind, muss die Seltenheit der Schneehühnerreste einerseits, und die relative Häufigkeit der Reste von *Mns* sp. andererseits, ganz besonders auffallen. Was zunächst diese Maus betrifft, so ist sie hier bedeutend häufiger als in der Felsnische von St. Wolfgang, wo ich nur 4 Kiefer fand, während ich hier deren 14 auflesen konnte, sie ist also hier im Verhältniss ebenso häufig wie die nirgends seltene *Arvicola arvalis*. Sie lässt sich mit keiner der einheimischen Mausarten identifiziren und dürfte es sich möglicherweise um eine hiesig jetzt noch unbeschriebene wahrscheinlich asiatische Art handeln, da auch Nehring, der sie unter dem Material vom Schweizer-Bild constatirt hat, sie mit keiner bekannten Art zu identifiziren vermochte. An *Cricetus phaeus*, der ja zuweilen fossil in Mitteleuropa vorkommt, ist auch nicht zu denken, denn der Kiefer ist ein typischer Maus- und nicht etwa ein Hamsterkiefer. Die Seltenheit der bei St. Wolfgang so überaus zahlreichen Schneehühnerknochen ist wohl bedingt durch die geringe Ausdehnung und vor Allem die geringe Höhe dieser Felsnische, wesshalb sie vermuthlich von einer anderen und zwar kleineren Enlenart bewohnt war, welcher die Erhebung und der Transport von Schneehühnern zu schwierig war. Damit wäre es wohl auch zu erklären, wesshalb die Knochen des Schneehasen zum grössten Theil nur von ganz jugendlichen Individuen herrühren.

Als das wichtigste Resultat dieser Ausgrabung muss ich jedoch die wenn auch spärlichen Funde von Höhlenbär — ein unterer M_2 —, Riesenhirsch — eine Klaue — und Mammoth — Trümmer von Extremitätenknochen und der Dornfortsatz eines Rückenwirbels — bezeichnen.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Dr. Jakob Nüesch in Schaffhausen: Das Schweizerbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit. Mit Beiträgen von Pfarrer A. Bächtold in Schaffhausen, Dr. J. Früh in Zürich, Dr. A. Gutzwiler in Basel, Mediceinalrath Dr. A. Hedinger in Stuttgart, Professor Dr. J. Kollmann in Basel, Professor J. Meister in Schaffhausen, Professor Dr. A. Nehring in Berlin, Professor Dr. A. Penck in Wien, Dr. O. Schütensack in Heidelberg, Professor Dr. Th. Studer in Bern. Mit 1 Karte 25 Tafeln und 8 Figuren im Text. Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Nouveaux mémoires de la société helvétique des sciences naturelles. Band XXXV. Auf Kosten der Gesellschaft und mit Subvention des Bundes gedruckt von Zürcher & Furrer in Zürich 1896.

Wir haben die Freude eine grossartige Publikation ersten Ranges in würdigster Ausstattung den Fachgenossen anzugehen. Die prähistorische Wissenschaft der Schweiz, welche vorläufig für die Kunde über den vorgeschichtlichen Menschen geleistet hat, hat sich hier ein neues bleibendes Denkmal gesetzt. Wir haben im Namen der Wissenschaft allen Mitarbeitern und nicht zum wenigsten der schweizerischen Bundesregierung den Dank darzubringen. Herr Dr. Jakob Nüesch hat sich durch dieses Werk in die vorerste Reihe der berühmten prähistorischen Forscher der Schweiz gestellt. Das Werk enthält ausser der Abhandlung des Herrn Dr. Nüesch über die Entdeckung der Niederlassung, die Grabungen, die Schichten und ihre Einschlässe, sowie über das relative und absolute Alter der ganzen Niederlassung und der einzelnen Ablagerungen noch 8 naturhistorische und 2 kulturgeschichtliche Beiträge von schweizerischen und deutschen Spezialforschern. — Dank der ausserordentlich sorgfältigen und systematischen Ausgrabungen und dem Zusammenwirken der sämtlichen Beteiligten war es möglich:

- a) die Aufeinanderfolge einer Tundra-, Steppen- und Wald fauna in einer Vollständigkeit (110 Arten) zu constatiren, wie eine solche von keinem anderen Ort aus der Pleistocänenzeit bis jetzt bekannt ist;
- b) alle diese Faunen — auch die Steppenfauna — als postglacial und damit postglaciale Klimawankungen zu erweisen;
- c) die Gleichzeitigkeit der Existenz des paläolithischen Menschen mit den beiden älteren dieser postglacials Faunen festzustellen;
- d) aus der neolithischen Zeit zum ersten Mal auf dem Lande eine ansehnliche Begräbnisstätte (37 Individuen) von den Waldbewohnenden Neolithikern — einer etwas älteren Bevölkerung als die eigentlichen Pfahlbauer der schweizerischen Seen —, sowie
- e) eine bisher in Europa aus der neolithischen Zeit noch nicht bekannte, menschliche Rasse von kleinem Wuchs (Pygmäen) nachzuweisen;

f) eine klare Aufeinanderfolge der Schichten am Schweizerbild zu erkennen, welche ermöglichte, auch über das absolute Alter, nicht bloss über das relative, der ganzen Niederlassung und der einzelnen Horizonte annähernde Zahlenwerte anzugeben;

g) in den übereinanderliegenden Schichten eine Folge der verschiedenen Kultursprossen von der ältesten Steinzeit bis zur Gegenwart und die Dauer der einzelnen Epochen zu constatiren und zwar denerte — wenn die neolithische Zeit 4000 Jahre hinter uns liegt — die paläolithische Zeit mit der Tundra- und Steppenfauna circa 8000 Jahre; die Zwischenzeit zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit, bis die Steppenfauna verschwunden und der eindringenden Wald fauna Platz gemacht, circa 8000 — 12000 Jahre; die Pfahlbauerzeit bzw. ganze neolithische Periode circa 4000 Jahre und die historische Bronze- und Eisenzeit circa 4000 Jahre, die am Schw. so überaus schön entwickelten, zum grossen Theil aus Breccie, dem verwitterten Material des Jurafelsens bestehenden Ablagerungen nebst den fremden Einschlässen bilden den Chronometer, der diese Zeitrechnung erlaubt. — Sollten weniger als 4000 Jahre seit der neolithischen Zeit verlossen sein, so reduciren sich die obengenannten Zahlen für die einzelnen Epochen entsprechend; wenn sie noch keinen Anspruch auf absolute Sicherheit machen könnten, so ist es doch interessant zu ersehen, dass seit dem erstmaligen Auftreten des Menschen am Schweizerbild, bzw. seit der letzten Eiszeit nicht hunderttausende von Jahren verlossen sind, wie bisher angenommen, sondern eine weit bescheidene Zahl als wahrscheinlichstes Mass angegeben werden kann und dass zwischen der ältesten und der jüngeren Steinzeit ein bisher nicht geahnter, mächtiger Zeitraum liegt!

Das Werk fällt eine Lücke in der Geschichte der Schweiz aus; Joh. von Mäler hat die Schweizergeschichte in historischen Zeiten beschrieben; Ferd. Keller in Zürich hat durch seine Berichte über die Pfahlbauten die neolithische und erste Metall-Zeit desselben Landes enthält und das vorliegende Werk versieht ein Bild der Schweiz und Mitteleuropas in der paläolithischen Zeit zu entrollen. J. R.

Dr. A. Prinzinger d. Ä., Ehrenmitglied der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Zur Namen- und Volkskunde der Alpen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Bayern-Oesterreichs. Mit 2 Tafeln. München. Theodor Ackermann, k. Hof-Buchhändler. 1890. 8^o. 71 Seiten.

Der Unterzeichnete ist in den letzten Tagen auf das kleine, ganz vortreffliche Werk des verdienstvollen Forschers wieder aufmerksam geworden. Bei erneuter Durchsahme erscheint es angezeigt, die interessanten Kreise wiederholt speciell auf diese Fundgrube für die wichtigsten ethnologischen Fragen Süddeutschlands hinzuweisen. Was alles darin zu finden ist, ergibt schon der Inhalt: 1. Grundriss der Namenforschung mit Belegen in urkundlichen und volkstümlichen Namen, 2. Bergnamen, 3. Vorwörter: Römer (romantische Namen); Bayern, Volkssprache, Haussen, Götterdienst, Wirthschaft; Spät Römer (Walchen). Das Werk ist eine der reifsten Früchte der Studien eines Mannes, welcher sein ganzes Leben der Forschung über die Geschichte seines Vaterlandes in der erfolgreichsten Weise gewidmet hat. J. R.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zur XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck. — Ueber einen hervorragenden Bronze-Depotfund aus der jüngeren Hallstattperiode bei Graudenz. Von W. Schwandt. — Ansgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayerischen Jura. Von M. Schlosser. (Schluss.) — Mittheilungen aus den Lokalvereinen. — Literaturbesprechungen. — Dr. med. Heinrich Wankel †.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck
mit Ausflügen nach Schwerin und Kiel.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat Lübeck als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und Herr Senator Dr. Eschenburg hat die Leitung der lokalen Geschäftsführung übernommen.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

3.—5. August d. Js. in Lübeck

stattfindenden Versammlung, sowie zu den Ausflügen nach Schwerin am 6. und nach Kiel am 7. August ergebenst einzuladen.

Der Vorsitzende des Ortsausschusses für Lübeck:
Senator Dr. **Eschenburg**,

Der Generalsecretär:
Professor Dr. **J. Ranke** in München.

Ueber einen hervorragenden Bronze-Depotfund aus der jüngeren Hallstattperiode,

der vor Kurzem im Kreise Graudenz (Westpreussen) aufgedeckt ist, berichtet Herr Prof. Dr. C. N. Wenz in dem jüngst erschienenen XVII. Amtlichen Bericht des Westpreussischen Provinzial-Museums in Danzig (auf S. 38 ff.) Die Fundstelle ist 1,5 km südwest-

weisen; so dass es sich allem Ansehen nach nicht um einen Grab-, sondern um einen Depotfund handelt. Der Fund bestand aus einem grossen gehenkelten Gefäss von getriebener Bronze und drei gegossenen Trinkhörnern, von denen eins gleich zu Anfang dem Besitzer des Grundstücks abhanden gekommen ist. Die andern drei Objekte, gleich ausgezeichnet durch die Schönheit

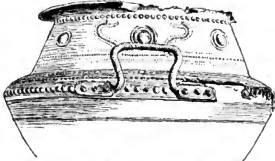
der Formen und die kunstvolle Arbeit, wie durch die Seltenheit ihres Vorkommens, gelangten in den Besitz des Westpreussischen Provinzial-Museums.

Das Bronzegefäss (siehe Abbildung) ist 33 cm hoch und besteht aus drei durch zahlreiche Nietensammgehaltenen Theilen: 1) Fuss (5 cm hoch), 2) Haupttheil des Bauchs (17 cm hoch) bis zur Stelle seiner grössten Weite (116 cm im Umfang), und 3) Obertheil des Bauchs mit Hals (2+9 cm hoch). Um den unteren Bauchtheil ziehen sich in etwa $\frac{2}{3}$ seiner Höhe drei schmale wulstartige Doppelreihen, zwischen denen zwei Reihen getriebener Buckel liegen. An diesen Ornamentgürtel, nach dem Fuss des Gefässes zu, schliessen sich vier aus kleinen gepanzten Buckeln bestehende Halbkreisgruppen an, zwischen denen je eine abwechselnd nach rechts und links gewendete, stilisirte ganze Vogelfigur die Lücke füllt. Der Umriss dieser Vogelfigur ist aus sehr kleinen gepanzten Buckeln zusammengesetzt, während von der Mitte des Kupfes, etwa in der Gegend des Anges, bis zum Ansatz des Schwanzes rückgratartig sich eine Reihe etwas grösserer gepanzter Buckel hinzieht. Am unteren Rande des obersten Bauchtheils verläuft um das Gefäss herum eine Reihe grosser Buckel, welche durch die ans stielrandem, an den Enden plattgehämmertem Draht bestehenden heiden Henkel unterbrochen wird. Weiter nach dem Halse zu

ziehen sich dann eine Buckelreihe, eine horizontale Doppellinie, und wieder eine Buckelreihe hin, bis eine einfache Linie den Bauch nach oben abschliesst. Am Halse selbst erheben sich aus vier Reihen kleiner Buckel heraus mit laugem, gewundenem Hals vier Paare von Vogelkopf-Ornamenten, die ähnliche Con-



Bronzegefäss von Prenzlawitz. $\frac{1}{4}$ der nat. Grösse.



Oberer Theil des Bronzegefässes von Prenzlawitz. $\frac{1}{4}$ der nat. Grösse.

lich vom Dorfe Prenzlawitz, am rechten Ufer der Ossa, und annähernd 15 m über dem Spiegel derselben gelegen. Die Fundstücke lagen hier dicht bei einander, ganz flach unter Tage, und ohne von Steinen umgeben zu sein; auch Knochen- und Aschenreste liessen sich in der Nähe nicht nach-

uren zeigen, wie die Vordertheile der ganzen Vogelbilder am unteren Bauchtheil. Zwischen diesen acht Vogelköpfen ist je ein ganz grosser Buckel mit zwei ihn umgebenden Ringwülsten berauszutreiben. Darüber schliesst dann eine Reihe horizontal verlaufender Buckel die Ornamentierung leicht unter dem oberen Rand des Halses ab. Der äusserste Theil des umgebogenen Randes ist um einen etwa 1,5 mm starken Eisendraht gelegt. — Das Gefäss ist, wenige Beschädigungen abgerechnet, gut erhalten; eine Analyse der Bronze durch Herrn Stadtrath Helm ergab 74,42 % Kupfer, 15,91 % Zinn und Spuren von Antimon, Eisen und Nickel; Silber, Blei, Arsen und Zink fehlten gänzlich; es liegt also eine reine, sogenannte klassische Bronze vor.

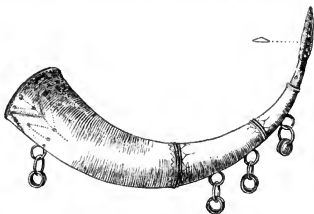
Das grössere, leicht gewundene Trinkhorn (s. Abbildung) gleicht in Grösse und Form

preussischeu Steinkistengräber vorkommen. An der äusseren Krümmung des Horns sind vier Ringe angelötet, in denen je ein Ring frei hängt, der seinerseits wieder jedesmal drei freie Ringe neben einander trägt. Die lanzettförmig verbreiterte Spitze des Horns ist 8,6 cm lang, auf der Aussen- seite flach, an der Innenseite mit hervortretender Mittelrippe versehen, und, wie die Abbildung zeigt, reich ornamentirt; ihr Rand ist schwach gezähnt. — Dies Horn ist noch ganz fest und vorzüglich conservirt.

Das kleinere Horn ist weniger gut erhalten; an der (abgebrochenen) Spitze ist das Innere mit einer festen Masse erfüllt, die vielleicht von dem nicht vollständig entfernten Gusskeru herührt, über den das Ganze gegossen ist. Sie besteht nach Herrn Helm aus feinem kantigem Quarzsand, der mit Eisenoxyd und einer kobbligen



Aussenfläche
des Spitzentheils des
grossen
Bronze- Trinkhorns
von Frensalwitz
 $\frac{1}{2}$ der nat. Grösse.



Grosses Bronze-Trinkhorn von Frensalwitz. ca. $\frac{1}{4}$ der nat. Grösse.



Innenfläche
des Spitzentheils des
grossen
Bronze- Trinkhorns
von Frensalwitz.
 $\frac{1}{2}$ der nat. Grösse.

den auch decorativ vielfach verwendeten ungarischen Rinderhörnern; es verengt sich von der 10,3 cm im Durchmesser haltenden Mündung allmählich und gleichmässig gegen das Ende hin, das in ein lanzettförmiges Gebilde ausläuft. Das Gefäss ist, an der Aussen- seite gemessen, 64 cm lang; die gerade Entfernung von der Spitze bis zur Innenseite der Mündung beträgt 37 cm. Durch Punkte oder Kerbschnitt verzierte Ringwülste theilen die Oberfläche in vier ungefähr grosse, durch mehr oder minder complicirte Ornamente geschmückte Abtheile. Das auf dem Mündungstheil befindliche Ornament erinnert besonders an gewisse Verzierungen, wie sie nicht selten auf Urnen der west-

Substanz überzogen, auch mit wenig Thonerde und Kalkerde vermischt ist. Dies Horn ist einfach bogenförmig gekrümmt, nicht (wie das vorige) gewunden; die Oberfläche weist keine Zeichnung auf und wird nur durch drei Gruppen von je 3 glatten Ringwülsten, deren eine die Mündung aussen umsäumt, in drei Abschnitte getheilt. Gleichmässig nahe der Mündung und in einem Abstand von 4 cm neben einander sind in der Längsrichtung des Horns 2 Bronzeringe angelötet, deren einer wieder 3 lose, abgeplattete Bronzeringe trägt (bei dem andern sind sie wohl abhanden gekommen). Bemerkenswerth ist übrigens eine ziemlich primitive Aushesserung des seiner Zeit

besehädigten Mündungstheils, durch Guss. — Dies Horn ist, von der Innenseite der Mündung in gerader Linie bis zur lüdrten Spitze ca. 23 cm, auf dem Rücken gemessen, ca. 30 cm lang, sein Durchmesser an der Mündung beträgt 7,3 cm. Die Bronzeoberung unterscheidet sich wesentlich von der des Henkelgefässes durch einen ziemlich hohen Gehalt von Antimon (2,4%) und das Vorhandensein kleinerer Mengen von Blei und Silber. Einen ähnlichen Antimongehalt hat Helm bei Bronzen aus Siebenbürgen-Ungaru früher festgestellt. Der zur Ausbesserung eingegossene Theil enthält wenig Zinn und nur sehr wenig Antimon.

Bronzegefässe mit Vogelkopf-Ornament sind in Deutschland ans Unia in Posen, ferner aus einem Moor bei Granzin in Mecklenburg und von Rossin, Kr. Anclam, bekannt; aus dem Auslande von Siem in Jütland, aus dem Torfmoor bei Lavindgård, Amt Odense, und aus dem Torf von Bjersjöholm in Schweden. Der prächtige Schild aus dem Moor bei Neukhülle in Halland zeigt im Ornament ganze Vogelfiguren, wie das hier beschriebene Bronzegefäss, aber im Einzelnen Abweichungen in der Zeichnung derselben. Ein ähnlicher Schild wurde auch in Dänemark gefunden. Derartige Funde gehören immerhin zu den grössten Seltenheiten; das Henkelgefäss von Prenzlauitz ist insofern völlig neu, als es (bei Durchhaus einheitlichem Charakter der Form, Technik und Verzierung) zwei Reihen verschiedener Vogelornamente übereinander trägt. — Es scheint aus Italien herzustammen, wo man in Etrurien und z. B. in Corneto unweit Rom ganz ähnliche Stüke antrifft. Im Einklang damit steht auch das Ergebniss der chemischen Analyse. Zeitlich gehört das Gefäss, wie die übrigen Hallstätter Funde in Westpreussen, etwa in die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christi Geburt.

Die Trinkhörner vertreten, soweit bekannt ist, einen durchaus neuen Typus. Man hat wohl in Schweden, Dänemark und Irland wiederholt Bronzehörner gefunden; allein diese waren anders geformt wie die von Prenzlauitz, und an der Spitze geöffnet; es waren Blasinstrumente für den Krieg oder für religiöse Ceremonien. Die sonst bekannten Trinkhörner sind aus einem Ochsenhorn gefertigt und meist nur mit Bronzebeschlägen versehen; aneh entstammen sie einer späteren Zeit.

Im Ganzen umfasst der Depotfund von der Ossa zweierlei hervorragende Erzeugnisse einer hoch entwickelten Cultur und bringt von Neuem den Beweis für einen lebhaften Handelsverkehr aus dem Süden bis in die Gegend jenseits der Weichsel, vor mehr als zwei Jahrtausenden.

W. Schwandt.

Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayrischen Jura.

Von M. Schlosser in München.

(Schluss.)

Diese Reste lagen direct auf dem Felboden und waren förmlich zwischen die Vorsprünge des Felsens eingekittet. Ihre Ablagerung muss sicherlich vor jener der Microfauna erfolgt sein, da ja doch sonst wenigstens die ziemlich langen Mammuthknochen noch etwas in die Nagerschicht hineinragen würden. Es machte mir ganz den Eindruck, als ob diese Reste gewaltsam zwischen die Felszacken hineingepresst worden wären und erkläre ich mir die ganze Ausfüllung der Felsnische folgenderweise:

Die erwähnten altpleistocänen Reste lagen ursprünglich vor der Nische, und wurden wohl schon vor der Periode, aus welcher die Nagerschicht stammt, durch Fluthen eingeschwemmt und darüber der tiefere nahezu fossilere Löss abgesetzt. Später wurde die Höhle von Eulen bewohnt, durch welche die Microfauna eingeschleppt wurde. Die ziemlich regelmässige Verteilung wurde durch Hochfluthen bewerkstelligt, welche der neolithischen Periode vorausgingen. In dieser letzten Periode endlich wurde die Felsnische wohl mehrmals von Menschen als Begräbnisstätte benutzt.

Am Schlusse meiner letztjährigen Untersuchungen unternahm ich noch eine Begehung des Schwarzalberthales zwischen Lupburg und Deuerling, die jedoch erfolglos blieb. Es ist dieses Thal auf dieser Strecke zwar in Frankendolomit, jenem Gestein, in welchem fast sämtliche bayrisch-fränkischen Höhlen liegen, eingeschritten, doch konnte ich auf dieser ganzen Strecke nur zwei kleinere Höhlen auffinden östlich vom Marktflecken Laier. Beide Höhlen waren vollständig leer und enthielten nicht einmal Spuren des neolithischen Menschen. Ich halte es jedoch für ziemlich wahrscheinlich, dass die Zahl der Höhlen in diesem Thale früher eine grössere war, als heutzutage, wenigstens traf ich sowohl oberhalb als auch unterhalb Beratzhausen einen Bergsturz, der wohl auf den Zusammenbruch von Höhlen zurückgeführt werden muss.

Meine bisherigen Untersuchungen im Gebiete des bayerisch-fränkischen Jura berechnen mich zu folgenden Schlüssen:

1. Die Existenz des eigentlich palaeolithischen Menschen, dessen Steinwerkzeuge nach den Fundorten in Frankreich eingetheilt werden in die Typen von St. Acheul, Solutré und Monstier, ist in diesem Gebiete überhaupt noch nicht nachgewiesen, man müsste denn etwa den schon lange

bekanntem versinterter Schädel aus der Gallenreuther Höhle auf den palaeolithischen Menschen zurückführen.

2. Auch der im südlichen Frankreich so häufige, sowie bei Schussenried in Württemberg und am Schweizerhald bei Schaffhausen nachgewiesene Mensch der Magdalénien-Rennthierperiode ist bis jetzt keineswegs mit Sicherheit festgestellt. Man kennt zwar Rennthierreste aus den verschiedensten Theilen von Bayern und Franken, doch fanden sie sich niemals zusammen mit unzweifelhaften Spuren des Menschen, wenigstens nicht in solcher Lagerung, dass man auf die wirkliche Gleichzeitigkeit von Mensch und Ren schliessen dürfte.

3. Häufig hingegen sind die Ueberreste des Menschen aus neolithischer Zeit. Man trifft sie fast in jedem Theil des Juragebietes, wo der Fraankdolomit Höhlen oder doch Felnsischen darbietet und zwar scheinen diese letzteren vorwiegend als Begräbnisstätten, die ersteren aber als Wohnräume gedient zu haben. Dieser Mensch verstand bereits die Anfertigung von mannigfachen Geräthen und Werkzeugen aus Knochen und Hirschhorn, sowie die Herstellung von irdenen Geschirren. Er hat bereits Hausthiere gehalten und jedenfalls in kleineren Verbänden gelebt und stand somit auf einer relativ hohen Kulturstufe.

Wenn wir diese Verhältnisse mit jenen in Frankreich vergleichen, so müssen wir gestehen, dass unser Gebiet doch recht arm ist an prähistorischen Dokumenten, in Frankreich hingegen ist es geglückt, nicht hlos die verschiedenen Culturtypen der palaeolithischen Zeit und des Magdalénien sowie die des Menschen in jeder dieser Perioden begleitende Thierwelt an zahlreichen Orten nachzuweisen, sondern nach den Untersuchungen von Piette⁴⁾ scheint es sogar festzustehen, dass sich die verschiedenen Culturstadien an Ort und Stelle auseinander entwickelt haben, ohne dass man mehrmalige Einwanderung neuer Stämme annehmen müsste. Erst der neolithische Mensch scheint aus der Ferne gekommen zu sein. Wir müssen daher entweder annehmen, dass der palaeolithische Mensch und der Mensch der Reanthierperiode unser Gebiet gar nicht gekannt haben, sei es dass sie es auf ihren Wanderungen überhaupt nicht berührten, sei es, dass ihnen der Eintritt durch Hochfluthen verwehrt war, oder aber, dass sie sich zwar vorübergehend hier aufgehalten haben, ihre Spuren jedoch wieder vollständig verwischt worden sind.

Eine so zahlreiche und ununterbrochene Besiedlung wie in Frankreich hat jedoch bei uns während der palaeolithischen Zeit und der Rennthierperiode auf keinen Fall stattgefunden, denn eine solche hätte doch gewiss einige Spuren hinterlassen.

Was die faunistischen Verhältnisse betrifft, so besitzen wir eine reiche ächt diluviale Fauna, in der Velhurger Gegend typische Bärenhöhlen — Breitenwien und Lutzmannstein — bei Nördlingen — Ofnet — eine ächte Hyänenhöhle, in der fränkischen Schweiz hingegen hat anscheinend fast überall eine Vermischung der verschiedenen diluvialen Thierreste stattgefunden, ebenso auch in den tiefer gelegenen Höhlen bei Velhurg und kann diese Mischung nur durch Eindringen von grösseren Wassermassen in die Höhlen erfolgt sein.

Die diluviale Microfauna, charakterisirt durch arctische und asiatische Nager, ist viel jünger als die Fauna mit Höhlenhär und Hyäne, fällt aber wohl zum Theil mit der Rennthierperiode zusammen. Auch das Mammuth scheint bei uns meistentheils der älteren Pleistocaenfauna⁵⁾ anzugehören, während es in anderen Gebieten, z. B. Mähren, möglicherweise mit jener Nagerfauna zusammengelebt hat.

Die Reste dieser Microfauna sind in grösserer Menge nur in kleineren Höhlen und Felnsischen anzutreffen. Diese kleinen Thiere wurden, wie Nehring mit Recht vermuthet, durch Eulen eingeschleppt und können daher solche Reste nur an Stellen erwartet werden, welche den Eulen einen geeigneten Aufenthalt — Sitz- und Nistplätze — geboten haben. Auch die Ueberreste dieser Microfauna haben sich nur dort erhalten, wo sie vor Wegschwemmung gesichert waren. Wir müssen daher annehmen, dass auch nach der Periode dieser „arctischen und Steppenfauna“ wieder ein feineres Klima geherrscht hat, doch ist es zweifelhaft, ob die damaligen Hochfluthen das gesammte jetzt in Höhlen befindliche Material an ihre jetzige Lagerstätte gehracht haben, oder ob dies mit den Resten der altpleistocaenen Fauna nicht doch schon früher, nämlich vor der Periode der arctischen und Steppenfauna geschehen ist. Die letztere Möglichkeit hat wohl grössere Wahrscheinlichkeit für sich, doch müssen auch die Fluthen, welche die Verschwemmung der Steppennagerreste verursacht haben, sehr bedeutend gewesen sein, denn sonst wäre es nicht möglich, dass z. B. die Lemmingreste in der grossen Höhle von St. Wolfgang

⁴⁾ Hiatus et lacune. Vestiges de la période de transition dans la grotte de Mas d'Azil. Bulletin de la société d'Anthropologie de Paris 1895. p. 255—267.

⁵⁾ wobei natürlich die altpleistocaene Fauna mit Elephas antiquus und Rhinoceros Mercki — Taubach etc. — unser Betrachter bleibt.

mit den Ueberresten von Höhlenbär und Hyäne vermischt und die zahlreiche Microfauna der Höschhöhle bei Rabenstein in diese so hochgelege Höhle hineingespült werden konnte.

Jedenfalls lässt sich die Erscheinung, dass sowohl die Reste der älteren Pleistocänen, als auch jene der späteren Steppenfauna niemals vor den Höhlen, sondern stets nur in diesen angetroffen werden, nicht anders als durch die Annahme von Hochfluthen erklären und wenn wir uns fragen, wann haben diese Fluthen stattgefunden, so muss die Antwort natürlich lauten, dies kann nur während ganz besonders niederschlagsreichen Perioden geschehen sein.

Ueber die Ursachen, welche diese Fluthen veranlasst haben, geben uns jedoch die geologischen Verhältnisse im Gebiet des bayerisch-fränkischen Jura keinen Aufschluss, wohl aber das südlich angrenzende Gebiet der bayerisch-schwäbischen Hochebene und der nördlichen Kalk- und Centralalpen. Hier finden wir bekanntlich Ablagerungen, welche nur als ehemalige Gletschermoränen gedeutet werden können, mithin also auf ein kaltes niederschlagsreiches Klima schliessen lassen und zwar lassen sich diese Moränen selbst wieder in ältere und jüngere abtheilen, woraus wiederum auch auf eine Wiederholung ähnlicher klimatischen Verhältnisse geschlossen werden darf. Dass aber das kalte feuchte Klima lediglich auf das Gebiet der Alpen und des Voralpenlandes beschränkt gewesen sein sollte, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, wir sind vielmehr durchaus zu der Annahme berechtigt, dass die klimatischen Verhältnisse auch das Gebiet des bayerisch-fränkischen Jura in Mitleidenschaft gezogen haben, wenn sie auch hier nicht wirkliche Gesteinsablagerungen, sondern nur Hochfluthen verursachen konnten. Die meisten Geologen nehmen eine dreimalige Vergleichen der Alpen und ihres Vorlandes an, doch ist die erste derselben nach den Untersuchungen v. Ammon's⁹⁾ in der bayerisch-schwäbischen Hochebene nicht mehr nachweisbar. Wir können sie daher, da ihre Annahme ohnehin auch für die Erklärung der Verhältnisse in Franken nicht unbedingt nöthig erscheint, gänzlich ausser Betracht lassen, hingegen ergeben sich zwischen den sogenannten Interglacialperioden und den beiden letzten Eiszeiten einerseits und den Pleistocänen Faunen und der Zeit ihrer nunmehrigen Lagerung andererseits folgende Beziehungen:

Bayerisch-fränkischer Jura. Alpen und Voralpenland.

Hemus	}	Postglaciale Bildungen Fluthperiode
Neolithische Zeit		
Verwöschung der arctischen und Steppensager-Reste	}	letzte Eiszeit
Periode der Nagerfauna		
} Massiv der Benastierperiode	}	letzte Interglacialzeit
Verwöschung der älteren Pleistocänenfauna		
Anwesenheit arctischer Thiere (Bär, Vielfuss)	}	vorletzte Eiszeit
Periode des Höhlenbär, Höhlen- löwe, Höhlenhyäne, Palaeo- litik. Mensch des Solatrien, Moustierien		
		vorletzte Interglacialzeit

Natürlich soll hiemit keineswegs gesagt sein, dass während der Vergleichen der niedrigeren Theile der Alpen und des Alpenvorlandes der Frankenjura überhaupt nicht von Thieren bewohnt gewesen wäre, vielmehr lebten hier Mammuth und Rhinoceros tieborhinus, die wohl schon Zeitgenossen des Höhlenbären waren, aneh noch während der vorletzten Eiszeit zusammen mit Ren, und ebenso sicher ist es, dass wenigstens die arctischen Nager schon mit dem Ren nach Mitteleuropa gelangt sind, sowie dass auch ein grosser Theil der Microfauna noch während der letzten Eiszeit gelebt hat. Es soll ohiges Schema vielmehr hauptsächlich zur Darstellung bringen, während welcher Perioden die Reste der älteren und jüngeren Pleistocänenfauna an ihre jetzigen Lagerstätten gelangt sind.

Nehring⁷⁾ ist zwar der Ansicht, dass die Steppenfauna in der zweiten (letzten) Interglacialzeit nach Mitteleuropa vorgezogen und nicht allein auch noch während der dritten (letzten) Eiszeit, sondern sogar noch bis in die Postglacialzeit existirt hätte. Ich bin hierüber anderer Meinung. Fürs Erste gestattet die zweifelhafte Gleichzeitigkeit von Lemming, also arctisches Thier, und Pfeifhaase, welcher als ein Hauptrepräsentant der Steppenfauna gilt, wohl doch nicht, von einer eigentlichen Steppenfauna zu sprechen, es scheinen vielmehr während der letzten Interglacialzeit, in Mitteleuropa in Bezug auf Klima und Vegetation, Verhältnisse geherrscht zu haben, für welche wir in der Gegenwart überhaupt kein völlig zutreffendes Analogon haben. Fürs Zweite aber ist es ganz undenkbar, dass diese jetzt bei uns fehlenden Thiere noch in der Postglacialzeit existirt hätten, denn dieselben hätten in diesem Falle doch hier und dort auch noch in jüngeren Schichten Reste hinterlassen müssen. In Wirklichkeit sind aber ihre Reste, wie auch Nehring gerade in dem citirten Aufsatz sehr stark betont, stets an ein ganz bestimmtes Niveau gebunden. Es haben also

⁹⁾ Die Gegend von München, geologisch geschildert. Festschrift der geographischen Gesellschaft in München. München 1894 (p. 126. Sep.)

⁷⁾ Einige Notizen über die pleistocene Fauna von Turnitz in Böhmen. Neues Jahrbuch für Mineralogie etc. 1894 II. Bd. p. 13.

wahrscheinlich diese Thiere zwar noch in der letzten Eiszeit existirt, die jetzige Lagerung solcher Reste aber muss als das Endresultat der Hochfluthen betrachtet werden, welche während der letzten Eiszeit stattfanden.

Der Umstand, dass die pleistocene Microfanna stets an ein bestimmtes Niveau gehunden ist, dieses aber durch die Untersuchungen im bayerisch-fränkischen Jura ziemlich genau fixirt erscheint, legt den Schluss sehr nahe, dass die hier gewonnene Chronologie auch auf andere Gebiete angewandt werden dürfe; vor allem auf die berühmte Lokalität Schweizersbild bei Schaffhausen. Schon vor zwei Jahren habe ich an dieser Stelle⁹⁾ die Vermuthung ausgesprochen, dass die Chronologie, welche Steinmann¹⁰⁾ für die dortigen Ablagerungen aufgestellt hat, wohl doch den Vorzug verdienen vor jener, welche Bonle¹¹⁾ für dieselben gegeben hatte. Diese Vermuthung kann ich nunmehr nach meinen jetzigen Erfahrungen in eine positive Behauptung umwandeln, nur würde hiebei sogar die Steinmann'sche Chronologie noch eine ziemliche Correctur erfahren, insofern die obere Nagerschicht mit der paläolithischen oder Rennthierschicht und der unteren Nagerschicht zusammen die letzte Interglacialzeit repräsentiren müsste. Ich trage auch kein Bedenken, eine solche Vereinigung vorzunehmen, denn erstens ist die Fauna der oberen Nagerschicht von jener der unteren, wie die von Nehring¹²⁾ gegebene Zusammenstellung zeigt, keineswegs fundamental verschieden und zweitens lässt sich bei Velburg überhaupt keine so strenge vertikale Scheidung der Arten vornehmen, denn gerade die am Schweizersbild in tieferen Lagen so häufigen *Arvicola* und *Myodes* gehen bei uns in die höheren herauf, und werden daher beide Schichten zeitlich nicht allzuweit auseinanderliegen, wenn auch eine gewisse Altersdifferenz keineswegs gälugnet werden soll. Die etwaige Vermischung der Faunen bei Velburg gegenüber der noch bestehenden Trennung am Schweizersbild würde sich sehr leicht dadurch erklären lassen,

⁹⁾ Ueber die prähistorischen Schichten in Franken. Correspondenzblatt der deutsch. Gesellsch. für Anthr., Ethn. und Urgeschichte. München 1895. p. 1—3.

¹⁰⁾ Das Alter der paläolithischen Station vom Schweizersbild bei Schaffhausen und die Gliederung des jüngeren Pleistocenes. Berichte der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. S. Bd. IX. Heft 2. p. 117.

¹¹⁾ La Station quaternaire du Schweizersbild près de Schaffhouse et les fouilles de Dr. Nuesch. Nouvelles Archives des Missions scientifiques et littéraires. 1893.

¹²⁾ Die kleineren Wirbelthiere vom Schweizersbild bei Schaffhausen. Denkschriften der Schweiz. naturf. Gesellsch. Bd. XXXV. 1895. p. 8. 9.

dass eben Schichten dort, wo sie eine grössere räumliche Ausdehnung besitzen, natürlich auch leichter in ungestörter Lagerung verbleiben können, als an einem räumlich so beschränkten Platz, wie es unsere Felsischen sind, deren spärlicher Inhalt ja schon in kurzer Zeit durch eindringende Fluthen eine vollständige Durchwühlung erfahren konnte.

Zum Schluss möchte ich noch bemerken, dass ich die Chronologie, welche M. Bonle für die Ablagerungen am Schweizersbild aufgestellt hat, auch ausserdem für wenig herechtigt halte. Seine Begründung, dass dieselben auf Geröllen der jüngsten Moränen lägen, dürfte schon deshalb starken Zweifeln begegnen, weil die Altersbestimmung von verwaschenem Moränenmaterial mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist und daher nur zu leicht zu Irrthümern führen kann, was wohl auch in dem vorliegenden Falle geschehen sein dürfte.

Wenn ich auch diesmal wieder auf diese berühmte Lokalität zu sprechen kam, so that ich es deshalb, weil wir die dortigen Verhältnisse wegen des Reichthums an menschlichen und thierischen Überresten und der klaren angestrichelten Profile auch stets den prähistorischen Untersuchungen in Bayern zu Grunde legen müssen.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Westfälische Gruppe der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Der Verein hat am 12. November seinen Geschäftsführer, den Herrn Privatdocenten Dr. Fr. Westhoff, durch den Tod verloren.

Am 4. December fand daher eine ausserordentliche Generalversammlung im Krameramthause statt, in welcher für das Jahr 1897 folgende Herren in den Vorstand gewählt wurden: Herr Prof. Dr. H. Landolt als Geschäftsführer, Herr Zoologe H. Becker als dessen Stellvertreter, Herr Prof. Baezel in Arnberg, Herr Prof. Dr. Westrh in Detmold und Herr Dr. von der Marek in Hamm. Die Geschäftsführer traten ihr Amt sofort an. Aus den ferneren Beschlüssen der Versammlung ist hervorzuheben, dass der Geschäftsführer den Auftrag erhielt, den in den Statuten vorgesehenen Anschluss an den Westf. Provincial-Verein für Wissenschaft und Kunst herbeizuführen.

Prof. Dr. H. Landolt,
Geschäftsführer der Westfal. Gruppe der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Literatur-Besprechungen.

Dr. Alfred Götze. Die Vorgeschichte der Neumark. Nach den Funden dargestellt. Mit 126 Abbildungen. A. Stubers Verlag (C. Kabitsch). Würzburg 1897. 8°. 63 S.

Auf wenig Seiten bringt H. Dr. Götze hier eine wichtige und für die allgemeine Beurtheilung der Epo-

eben reiches Vergleichsmaterial bietende Untersuchung, deren Werth durch die zahlreichen Abbildungen noch besonders erhöht wird. Die Publikation beansprucht nicht bloss für den engen landschaftlichen Kreis der Neumark als übersichtliches Lehrmaterial ihren Werth, auch der Fachmann wird in ihr manches finden. Es ist ja schon von allgemeinem Interesse, wenn wie hier das wichtigere prähistorische Material eines Districtes zum ersten Male übersichtlich zusammengefasst wird. Einige Partien sind ganz neu, so der Abschnitt über den „Gürteltypus“, der hier zum ersten Male in der Literatur erscheint.

J. R.

Hans Lutsch, Ausschuss-Mitglied des Verbandes der Deutschen Architekten-Vereine zur Veröffentlichung einer Entwicklungs-Geschichte des Bauernhauses. Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-

Ungarn und in der Schweiz. W. Ernst & Sohn. Berlin 1897. 8°. 58 S.

Bei dem hohen Interesse, welches jetzt überall in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz dem Typus des einheimischen Bauernhauses entgegengebracht wird, kommt diese Publikation einem wahren, vielfach gefühlten Bedürfnis entgegen. Der verdienstvolle Verfasser stellt mit grösster Sorgfalt die Titel von 510 Publikationen über das Bauernhaus zusammen, von 268 Verfassern und Berichterstattern. Unter den Namen der letzteren treten am häufigsten Bancalari, Hennig, Meitzner und namentlich Virchow auf. Es wird nicht eine Beschreibung der verschiedenen Haustypen gegeben, sondern eine Zusammenstellung der Literatur über die hauptsächlichsten Forschungsgebiete: das friesische Gebiet, Niedersachsen, Jütische Halbinsel, Ostelbien, Mittelddeutschland, Süddeutschland, Schweiz, Oesterreich-Ungarn. J. R.

Wir erhalten folgende schmerzliche Trauerkunde:

Von tiefem Schmerz erfüllt geben wir Allen unseren Mitgliedern und Freunden Nachricht, dass der Herr über Leben und Tod zu sich berufen hat den Mitbegründer, Kustos und Ehrenmitglied unseres Vereins, den Nestor der Archäologie und Anthropologie

Herrn Dr. med. Heinrich Wankel,

Bergfiscus in Blansko, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, k. k. Conservator der Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmale in Wien, Correspondirendes Mitglied der königlich böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag und der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Ehrenmitglied der archäologischen Gesellschaft Veelo in Galan, Ehrenmitglied der kaiserlich anthropologischen Gesellschaft in Moskau und lebenslängliches Mitglied der Altersamtsfreunde bei der Universität in Moskau, Ehrenmitglied der anthropologischen Gesellschaft in München und der anthropologischen Gesellschaft in Washington, Correspondirendes Mitglied der anthropologischen Gesellschaft in Berlin und der Naturforscher in Odesa, Ehrenbürger in Blansko und Gründungs- und wirkliches Mitglied verschiedener Vereine etc.

Unser um Vaterland und Wissenschaft hochverdientes Mitglied starb nach schwerem, langen Leiden, versehen mit den heiligen Sterbsacramenten den 5. April 1897 um 4 Uhr Morgens im 76. Jahre seines Alters.

Olmütz, den 5. April 1897.

Ausschuss des patriotischen Musealvereins.

In Dr. H. Wankel ist ein hochverdientes Mitglied unserer Gesellschaft, welches von Anfang an mitgekämpft und mitgeforscht hat, hingeshieden. Sein Andenken wird in hohen Ehren bleiben.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen an richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 12. Mai 1897.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Schriftführer der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 15 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Mittheilungen aus den Localvereinen: I. Hamburg, II. Regensburg. — 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu Braunschweig vom 20.—25. September 1897.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck bei.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

I. Gruppe Hamburg-Altona.

Vorträge in den Jahren 1895 und 1896.

In der Sitzung vom 3. April 1895 spricht Herr Professor Dr. W. Koeppen über die Dreigliederung des Menschengeschlechts.¹⁾ Gegenüber der mit dem fortschreitenden Detailstudium immer zunehmenden Betonung der Unterschiede zwischen den verschiedenen Abtheilungen des Menschengeschlechts hält es der Vortragende für zeitgemäss, einmal die Aehnlichkeiten zu betonen. Hierbei legt er nur das Angeborene, Ererbte zu Grunde und lässt das Erworbene ausser Betracht. Die 3 am weitesten differenzirten Varietäten, der Nordwest-Europäer, der echte Mongole und der Sudaneger, bieten jede einen Complex von Eigenschaften, die sie bei den übrigen Menschenrassen in mannigfacher Durchkreuzung, Verknüpfung und Abschwächung wiederfinden, ohne (mit wenigen Ausnahmen) bei diesen eine wesentliche Bereicherung oder Steigerung zu erfahren. Es ist daher möglich, alle Rassen durch ihre mehr oder weniger grosse Uebereinstimmung mit einer von diesen dreien in Bezug auf die einzelnen Körpermerkmale zu charakterisiren. Der Vortragende hat dies mit 14 Merkmalen für 45 verschiedene Völkergruppen ausgeführt und erläutert seine Methode durch eine Reihe von Beispielen. Zehn der Merkmale beziehen sich auf Haut und Haar in Anlehnung an

Gerland's Darstellung in Berghaus' physikal. Atlas Blatt 61; die vier übrigen Merkmale betreffen Gesicht- und Schädelform. Durch Auszählung der mit einem der 3 extremen Typen übereinstimmenden Züge hat Vortragende in einer zweiten Tabelle die Statistik dieser Züge durchgeführt, wodurch er für jede der 45 Gruppen 3 ziffernmässige Indices ihres Europäerthums, Mongolenhums und Negertums erhält. Diese sind dann durch eine Karte nach Schwelienwerthen dargestellt. Neben den 3 grossen Abtheilungen des Menschengeschlechts, in denen die Charaktere je eines der 3 Grundtypen überwiegen, ergibt sich so eine vierte, intermediäre oder neutrale Abtheilung, in welcher sich die Charaktere die Wage halten. Als Europäoiden hätten zu gelten die Hindu, Dravida, Turkestaner; als Mongoloiden die Aino, Amerikaner und Malayen; als Negroiden die Nordafrikaner, Araber, Polynesier und Australier. Der Grund für diese vermittelnde Stellung kann bald in ursprünglichem Mangel an Differenzirung, bald in nachträglicher Vermischung liegen, was Vortragende an einigen Beispielen zu erläutern sucht. Dass der angenommenen Typen grade 3 sind, hat natürlich nur darin seinen Grund, dass diese Zahl die kleinste durchführbare ist und eine Vermehrung der Grundtypen den Werth dieses Systemversuches abschwächen würde.

In der Sitzung vom 8. Mai 1895 hielt Herr Direktor Bolan einen Vortrag über die Dink-Neger unter Vorführung von Männern, Frauen

¹⁾ S. Globus 1895 Bd. 69 Nr. 1.

und Kindern aus der zur Zeit im Zoologischen Garten ausgestellten Truppe und unter Vorzeigung von Waffen und Geräthschaften aus der Heimath dieses Völkerstammes. Die Dinka, zu denen gegen eine Million Seelen zählen, gehören zu den interessantesten Negervölkern. Ihre Wohnsitze liegen in südlicher Nhebarschaft der Schilluk in einem 3000—4000 Quadratmeilen messenden Gebiete zwischen dem Bahr el Abiad und Bahr el Ghazal. Sie sind hoch gewachsen von 1,74 m mittlerer Höhe und von schlankem, schwächlichem Körper. Schultern und Backenknochen stehen hervor, die Nasenwurzel ist breit, die Oberlippe ist kurz und die Unterlippe vorgeschoben, weshalb das Gesicht prognath erscheint. Das Haar ist dicht und kurz. Bartwuchs und Augenbrauen sind wenig entwickelt. Die Hautfarbe ist dunkel mit einem entschiedenen Stich ins Rothe, und selbst die Harnhaut der Augen zeigt starke Pigmentirung wie auch die Lippen bis auf die innere Schleimhaut; die Nägel sind bei Manchen verhältnissmässig hell. In der Heimath gehen die Dinka so gut wie unbekleidet, weshalb sich ihnen auch wenig Gelegenheit zum Tragen von Schmuck bietet. Die Männer umgeben das Kopfhaar mit einem Kranze von Rinderhaaren, die Frauen zieren es mit Straussfedern. Ein anderer Schmuck besteht in Ringen um Arm und Beine und bei den Weibern in Perleohren aller Art um den Hals. Aneh Kaurimuscheln finden bei der Ausschmückung des Körpers Verwendung. Der Eintritt in das Mannesalter wird durch die Ceremonie des Zahnansbrechens, die sich auch sonst in Afrika findet, gefeiert und durch die Berechtigung ausgezeichnet, auf der Stirn 10 bis 12 oder mehr starknarbige Einschnitte in radialer Anordnung nach der Nase hin zu tragen. Gleiche Einschnitte werden in manchen Fällen auch auf den Armen und um den Körper angebracht. Die Dinka sind ein friedliches Hirtenvolk, das in halbkugligen Hütten wohnt, hergestellt aus einem Holzgerüst und einer Bekleidung mit Matten. Auf den weiten Grasflächen der Heimath, die nur hier und da von Wald und Busch durchbrochen sind, werden besonders Zeburinder geweidet. Diese Thiere, denen die Dinka eine grosse Freundschaft zuwenden, sind — vielleicht aus Mangel an Salz — stark degenerirt. Das Fleisch wird nur dann gegessen, wenn es von erheuteten Rindern herrührt; die Dinka benutzen nur die Milch, aus der sie Butter, aber keinen Käse bereiten. Aneh kurzhaarige Schafe und Ziegen mit Hängeohren werden gehalten. Die Hauptnahrung der Dinka besteht aus dem Mehl von zwei Hirsenarten und dem einer Palme; daneben wird das Fleisch von Schafen, Ziegen, Wild-

katzen und Hasen gegessen. Schweinfurth rühmt die Kochkunst der Dinka, die sich bei der Zubereitung der Speisen, wie auch sonst durch grosse Reinlichkeit auszeichnen. Von Arbeiten des Gewerbe- und Hausflusses ist wenig zu berichten; bemerkenswerth sind Thongefässe in verschiedenen Grössen und Formen und Flechtarbeiten. Die Waffen sind recht einfach; Pfeil und Bogen sind unbekannt; die Lanze läuft in eine breite Spitze aus, der Schild ist nur ein Stück einer Büffelhaut, in der Längsrichtung mit einem Stock zur Verstärkung, Stöcke und Knochen sind aus Ebenholz oder aus dem Holze des Hegelighannes gearbeitet. Religiöse Vorstellungen scheinen wenig entwickelt zu sein; man berichtet von Schlangenerehrung und Regenmahneren. Eigenthümlich sind die Wechselgesänge der Männer, von den Frauen mit Trillern begleitet. Die Sprache der Dinka ist, nach der Probe zu urtheilen, welche die Lente gaben, wenig artikulirt und reich an Gaumen- und Kehllauten.

Am 6. November 1895 sprach Herr Prof. Dr. Brinekman über einen im Besitze des Museums für Kunst und Gewerbe befindlichen Fund goldener Schmuckstücke der Bronzezeit aus der Umgegend von Schneidemühl im Regierungsbezirk Bromberg. Die vorgeführten Stücke sind ein Arming aus schwerem, röhlichem Golde, ornamentirt n. A. mit Buckeln und darumgelegten Spiralen, ein an den Enden aufgespaltener Reif aus lichterem Golde, ein aufgebogenes Armband aus weisslichem Golde und 4 Spiralinge aus dickem Golddrahte. Bei dem zuerst genannten Gegenstande fällt noch besonders auf, dass die Buckeln die „Augen“ der Spiralen bilden, während sie überall da, wo man sie sonst antrifft, davon getrennt auftreten, und die Augen der Spiralen in der Fläche gehalten sind. Die Ornamente, sowohl die Spiralen wie die gezähnelten Ränder, sind nicht, wie es sonst wohl der Fall ist, gravirt, sondern gemischt, was man an gewissen Unregelmässigkeiten, besonders an den hier und da verdoppelten Linien und den nicht geometrisch genau verlaufenden Curven der Spirale erkennen kann.

Die Schneidemühler Fundstücke bildeten ein kleines „Depot“ und waren wahrscheinlich als eine Weibgabe niedergelegt. Sie gehören der Blüthezeit der Bronzeperiode, etwa dem 9.—6. Jahrh. v. Chr. an. Nachdem der Vortragende noch auf den Unterschied zwischen Gemalten und solchen Ornamenten, die als stilisirte Nachahmungen von Naturformen anzufassen sind, hingewiesen und Abbildungen von verwandten Gegenständen vorgeführt hatte, erörterte er die Beziehungen der

kunstgewerblichen Museen zu den prähistorischen Sammlungen, und legte die Gründe dar, warum er den Schneidemüher Goldfund trotz seines ausgesprochen prähistorischen Charakters für das Hamburg Museum für Kunst und Gewerbe erwerben habe.

Sodann hielt Herr Dr. K. Hagen seinen durch Verlage zahlreicher ethnographischer Gegenstände und Photographien illustrierten Vortrag über seine nach Bosnien und der Herzegowina unternommene Reise.

Nach einer geschichtlichen Einleitung, welche das allmähliche Eindringen der Slawen, das Aufkommen und die Bedeutung des Bogumilismus, die Eroberung durch die Türken und ihren Einfluss auf das geistige Leben und endlich die Besitzergreifung des Landes von Seiten Oesterreichs im Jahre 1878 eingehend schilderte, ging der Vortragende auf den wirtschaftlichen Werth des Landes ein und die Verbesserungen, welche der Forstwirtschaft, Industrie und Landwirtschaft unter der österreichischen Regierung zu Theil geworden sind. Die Bevölkerung bietet trotz der einheitlichen Abstammung ein überaus hentes Bild, einen Spiegel seiner hundertjährigen Vergangenheit. Das Volk wird durch drei scharf gegen einander sich absperrende Confessionen getrennt. Dazu kommen die Spaniern, strenggläubige im 15. Jahrhundert aus Spanien eingewanderte Juden und endlich die Zigeuner. Alle die verschiedenen Volkselemente haben nach Landtheilen, Confessionen, Berufsarten ihre eigenen Costüme, von denen die hauptsächlichsten an der Hand von Photographien und Originalstücken verführt wurden. Der bei den Katholiken geübten Tätowirung wurde ebenfalls gedacht. Der Vortragende gab sodann ein Bild von der Hauptstadt Sarajevo, die besonders wegen der eigenthümlichen Mischung des urwäldigsten Orientes mit dem allermodernsten Occident ein so merkwürdiges Gepräge aufweist. Die einzelnen Sehenswürdigkeiten der Stadt, namentlich das Museum mit seinen reichen Costümsammlungen, seinen lebenswahren, wunderbar ausgeführten Figurinen, die Begova Dzamia, das Kunstgewerbliche Regimentsatelier, die Tabakfabrik und die Tscharschia, der hechtinteressante Bazar wurden nach der Reihe besprochen. Daran schloss sich die Schilderung der von Sarajevo aus unternommenen Ausflüge, zunächst nach Ilidze mit seinen schon von den Römern benutzten Bädern, wovon noch viele Alterthümer zeugen, und dem in der Nähe gelegenen Butmir, woselbst durch die grossartigen Funde erwiesen ist, dass Bosnien schon zur neolithischen Zeit bewohnt war und zwar von einer Bevölkerung, die nach den Motiven der Gefässdecoration und gewissen kleinen Thendelen

einen Zusammenhang mit dem Südosten gehabt haben muss. Ein anderer morbätiger Ausflug nach dem Nekropelengebiet am Glasinae gab Gelegenheit, den Ausgrabungen beizuwohnen und die sorgfältige Ansheutung der reichen Gräber mit Freude zu constatiren. Neben der Prähistorie bot sich auch der Genuss, das Volk in seinem Leben und Treiben, seinen harmlosen Spielen kennen zu lernen. Der letzte Ausflug galt der alten Königstadt Jaice, deren Burgruinen, Katakenben etc. geschildert wurden, wie auch der berühmte Pfirzfall. Ein zu Schiff über die Pflavseen nach Jezero ausgeführter Abstecher erneuerte die Bekanntschaft mit dem noch wenig beeinflussten Volksleben. Redner schildert den herrlichen Kelo, den Reigentanz, das Springen auf den Dudelsack etc.

Zum Schlusse wurde die Heftung ausgesprochen, dass das herrliche Occupationsgebiet dauernd bei Oesterreich verbleiben möge, das so viel segensreiche Arbeit und Geld in das Land gesteckt hat, um seinen Wohlstand zu heben.

In der Sitzung vom 8. Januar 1896 giebt Herr Dr. Prochownik einen kurzen Rückblick über die Thätigkeit der Gruppe Hamburg-Altena in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens. Einleitend gedenkt Vortr. der früheren Bestrebungen auf den einschlagenden Gebieten in Hamburg und den angrenzenden Gebieten. Dieselben gehen ziemlich weit zurück, bis in die Zeit, wo einzelne Gelehrte die Denkmäler des Alterthums zu sammeln und zu schützen versuchten, gegenüber dem Aberglauben und der Habsucht des Volkes. Die erste Beschreibung schleswig-holsteinischer Gräberfunde und eine Topographie bezw. archäologische Würdigung der Danewirke befindet sich bei Paulus Cypraeus,¹⁾ Annales episcop. Slesvicens. 1560; ihm folgt mit Inhaltsangabe von Steindenkmälern und Grabbügeln die Dankwerth'sche Landesbeschreibung 1652. Vom Ende des 17. bis Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelt sich überall ein reger Eifer für archäologische Studien, der für das nördliche Deutschland und Schleswig-Holstein insbesondere durch die Trias: Major, Arniek und Rede hervorragend charakterisirt ist. Ersterer, ein hervorragender Mediciner, verdient geradezu als Prä-Darwinist in seinen Anschauungen bezeichnet zu werden und seine Wanderungshypothese der Arier von Mittelasien über die Uralgebirge nach dem höchsten Norden und von da, nach allmählicher Umwandlung ihrer Eigenschaften, von Norden herab, hat ganz modernen Anklang. Arniek

¹⁾ Die sämmtlichen älteren Originalwerke werden vorgelegt und demonstrirt.

und Rodé als Gelehrte liefern mehr beschreibendes, aber vorzügliches Material zur Prähistorie. Nach diesem schönen Anfang folgt ein längerer Stillstand; nur in Dänemark wird fleißig fortgesammelt und gearbeitet und eine Reihe von guten Schriften verdukt ihre Entstehung und Förderung der Zugehörigkeit der eirischen Halbinsel zu dem kleinen, aber national festgesetzten Staate.¹⁾ Bereits 1807 tritt in Dänemark eine königl. Commission zur Erhaltung der Altherthümer in Thätigkeit und deren von 1812 ab erscheinende antiquarische Annalen bringen werthvolle Aufschlüsse aus den Herzthümern; weitere Arbeiten enthalten die schleswig-holsteinischen Provinzialberichte (1817—20). In Hamburg waren immer einzelne, wenige Gelehrte an vorgeschichtlichen und ethnographischen Studien interessiert, ohne mit größeren Arbeiten besonders hervorzutreten. Die erste Anregung für physische Anthropologie geht bis auf den Naturphysicus Schlegel, der ca. 1650 im Maria-Magdalenenkloster das erste anatomische Theater in's Leben rief, zurück. Aber erst im 4. und 5. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts werden die Bestrebungen reger durch die Begründung der anatomisch-chirurgischen Lehranstalt einerseits, durch das erwachende Vereinsleben andererseits. In den Berichten des Naturwissenschaftlichen Vereins, der Geographischen Gesellschaft und insbesondere des Vereins für Hamburgische Geschichte finden wir von 1840—70 viele Vorträge, welche der Anthropologie und Urgeschichte gewidmet sind. Das Bedürfnis nach einer Concentration lag demnach genügend vor, so dass F. Wibel jr., der zur Begründung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im Frühjahr 1870 mitgewirkt hatte, im Verein mit Kirchenpauer und Schetelig schon im ersten Jahre eine Gruppe Hamburg-Altona mit mehr als 90 Mitgliedern in's Leben rufen konnte. Der Vortragende giebt dann eine kurze Uebersicht über die hauptsächlichsten Vorträge unter der successiven Führung von F. Wibel, E. Rautenberg, R. Krause und H. Strebel, sowie über die von Seiten der Gruppe vorgenommenen Ausgrabungen in den Nachbargebieten und auch fernere liegenden hamburgischen Staats-Enclaven. Nach kurzer Skizze der äusseren Schicksale der Gruppe wird die Hoffnung ausgesprochen, dass die seit 1885 bestehende Arbeitsvereinigung mit dem Naturwissenschaftlichen Verein weiterhin zur Hebung der anthropologischen Interessen beitragen werde.

Ueber den feineren Bau der Hirnrinde und vergleichende Messungen derselben hielt

¹⁾ Schöning, Langebek, Cammerer, Gleise.

Herr Dr. Th. Kaes in Friedrichsberg in der gemeinschaftlichen Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg und der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Gruppe Hamburg-Altona, am 22. Januar einen Vortrag. Die allgemeine Formenbeschreibung des Gehirns war zu Anfang dieses Jahrhunderts nahezu vollendet; aber über die feinere Structur des Centralnervensorgans und über dessen Funktionen blieb man noch lange Zeit in Unkenntnis, sodass Fontani's vor 170 Jahren bezüglich des Gehirnes gesprochene Worte: *Obscura textura, obscurior morbi, functiones obscurissimae* auch in unserer Zeit eine gewisse Berechtigung haben. Dass das bewusste Denken als eine Leistung des Gehirns aufzufassen ist, schreiben schon die alten Inder, Aegypter und Griechen (Athene dem Haupte des Zeus entsprungen) gehabt zu haben. Erst Descartes stellte den Satz auf, dass das Einzige in der Welt, von dem man sichere Kenntniss besitze, die subjective physische Empfindung sei: *cogito, ergo sum*. Heutzutage zweifelt kein Psychologe mehr daran, dass der Ort, bis zu dem die Empfindungen der Sinnesorgane vordringen, an dem sich die Vorstellungen als Erinnerungsbilder deponiren und von dem die Befehle ausgehen, die durch die Nervenstränge und den motorischen Apparat in Handlungen umgesetzt werden, in der Hirnrinde zu suchen sei. In den 30er Jahren unseres Jahrhunderts that Ehrenberg dar, dass die Grosshirnrinde aus zahlreichen kleinsten „Röhrenchen“ zusammengesetzt sei; später beschrieb Retnak die Ganglienzellen näher, während Hannover den Zusammenhang mit den Nervenfasern nachwies, woran sich dann Willing's grundlegende Methode der Anfertigung von Serienschritten anschloss. Mit der Gerlach'schen Karminfärbung begann die Vervollkommnung der histologischen Technik, die namentlich der jüngsten Zeit eine Reihe von hochwichtigen Problemen lösen half. Um die Zeit der ersten Untersuchungen des Gehirns entwickelte sich zugleich das Bestreben, das Gewicht des gesammten Gehirns in allen seinen Beziehungen zu Geschlecht, Alter, Rasse, Körpergewicht, Körpergrösse und Intelligenz zu untersuchen. Schon Aristoteles lehrte, dass der Mensch von allen animalischen Wesen das grösste Gehirn habe. Wägungen, die von Bischoff anstellte, ergaben, dass in Bezug auf das relative Hirngewicht der Mensch hinter den Singvögeln und einigen kleinen Säugethieren, namentlich Affen, zurückbleibt. Auch liess sich die Ansicht nicht halten, dass das relative Hirngewicht und die Intelligenz der Thiere im geraden Verhältnis steht, wozu auch zutrifft, dass kleinere Thiere derselben Wirbelthierklasse relativ schwerer Gehirn haben

als grössere (Singvögel und Strauss; kleine Affen und Elephant). — Bei Neugeborenen ist das Gehirn der Knaben (330 g) im Durchschnitt schwerer als bei Mädchen (284 g). Nach Robert Boyd ergibt sich ein rasches Anwachsen des mittleren Gewichts bis zum 7. Lebensjahre; langsamer zunehmend erreicht das Gehirn alsdann gegen Ende des 20. Lebensjahres bei beiden Geschlechtern die höchsten Gewichtszahlen (1876 bezw. 1246 g; vom 20. bis 50. Jahre bleibt das Gewicht nahezu stationär, dann tritt ein langsames Absinken des Gehirngewichtes ein, dessen Mittel im hohen Alter 1285 bezw. 1130 g beträgt. Le Bon wies darauf hin, dass man bei Beurtheilung der weiblichen Intelligenz nicht das Gehirngewicht allein, sondern dieses in seinem Verhältnis zu Körpergewicht und Natur zu beachten habe. Nach Huschke übertreffen die Engländer und Deutschen die Franzosen an Hirngewicht bedeutend, während nach Davis die germanischen und slavischen Völker ein grösseres mittleres Hirngewicht als die romanischen besitzen; dagegen stehen nach Weisbach die Deutschösterreicher den Tschechen und Ungarn nach. Aneh die Schädelcapacität wurde berechnet und daraus das Gewicht des Gehirns bestimmt und hierbei immer bei den Frauen ein geringeres Mittelgewicht als bei den Männern gefunden. Viel discutirt wurde der Einfluss der Intelligenz auf das Gehirngewicht. Von Rudolf Wagner und Donaldson sind die Gewichte von Gehirnen hervorragender Künstler und Gelehrter zusammengestellt worden. Aher Schwabe machte darauf aufmerksam, dass das Gesamtgewicht des Gehirns allein einen nur sehr unvollständigen Ausdruck für den Grad der Intelligenz abgeben könne; es müsse vielmehr vor allem die Grösse der Oberfläche des Grosshirns und die Zahl der Ganglienzellen in Betracht gezogen werden. — Die ersten und bisher einzigen Versuche, die Oberfläche des Gehirns zu messen, rühren von K. Wagner und dessen Sohn her; sie bestanden im wesentlichen in der Bedeckung der freien Oberfläche der Windungen mit Blättchen von Goldschuam. In Bezug auf die feinere Structur der Ganglienzellen verdanken wir den unermüden Arbeiten Nissl's werthvolle Anschlüsse, die in dem Ergebnisse gipfeln, dass der Begriff Nervenzelle ein Sammelbegriff ist, der viele Formen von Nervenzellen umfasst, die alle morphologisch zu charakterisiren sind. Die Zahl und den Entwicklungsgrad der Ganglienzellen sowohl bei normalen Menschen als Idioten demonstirte Herr Dr. Kaes an Schnittzeichnungen, die auf genauesten Zahlungen und Messungen von Hammerberg in Upsala beruhen. — Die Entdeckung der Weigert'schen Marksheidenfärbung setzte den Forscher in

den Stand, die innere Grenze zwischen Rinde und Mark beim Gehirn genau festzustellen und die Breite der ganzen Rinde sowie deren einzelner Schichten unter dem Mikroskope mit Hilfe eines Mikrometers bis auf Bruchtheile von Millimetern zu bestimmen. Herr Dr. Kaes hat in den letzten Jahren 10 Gehirne gemessen, er legte die Tabelle vor, welche die wichtigsten Durchschnittszahlen aus diesen Messungen enthält. Aus diesem Zahlenmaterial war zu ersehen, dass man im Stande ist, das Wachsthum der Hirnrinde im Ganzen und in ihren Theilen vom Neugeborenen an bis ins höchste Greisenalter ganz genau zu verfolgen. In der vergleichenden Messung der Hirnrinde findet sich eine unerlässliche Ergänzung zu den erwähnten Hirngewichtvergleichen. Zudem gestattet schon das Gerippe der Messung von 10 Gehirnen, sichere Gesetze abzuleiten, nach denen die Entwickelung der Hirnrinde stattfindet muss. Aber der Hauptwerth der angegebenen Methode dürfte darin bestehen, dass sie ermöglicht, normale Hirnrinden mit pathologischen derselben Altersstufe zu vergleichen. In einem Schema nach Studien von Kindergehirnen erläuterte der Vortragende des weiteren, wie sich die Nervenfasern successive mit einer Markhülle umgeben. — Gefärbte Schnitte des Gehirnes eines 5—6 monat. Foetus zeigen an Stelle der Hirnrinde eine gleichmässig weisse Fläche, gegen die allmählich vom Hemisphärenmark her Kadiäusstrahlungen vordringen, während in den Windungsthälern die Meynert'schen Bogenfasern benachbarte Rindenbezirke unter sich verbinden und zwischen Rinde und Mark eine feste Grenze schaffen. Der Vortragende schilderte im einzelnen die primären und secundären Schichtenbildungen, die sich an den Rindenpartien von der Kindheit bis ins höhere Alter verfolgen lassen; an schematischen Darstellungen konnten sie graphisch demonstirt werden, so dass man den genauesten Einblick in die Art der allmählichen Markumhüllung und Ingebrauchnahme der Nervenfasern gewinnt. Zum Beweise hiefür diente eine Reihe von Zeichnungen. Bezüglich der Art der Dicken- und Breitenzunahme der Hirnrinde gelang es Herrn Dr. Kaes, einen Unterschied zwischen dem Deutschen und einem Hindu und Chinesen zu constatiren. Das wichtigste Ergebnis dieser Untersuchungen dürfte die Erhringung des Nachweises sein, dass die Markumhüllung der Summe aller in der Hirnrinde vorhandenen Nervenfasern mit dem 38. Lebensjahre noch nicht abgeschlossen ist, sondern dass sie vernuthlich erst Ende der Vierziger oder Anfang der Fünfziger eintritt. — Die Theorie, dass die Achsencylinder der Nervenfasern direct und continuirlich in die Ganglienzellen einmünden, bat eine anatomische Stütze nicht gefunden. Nach Edinger stellt

sich der histologische Aufbau des Nervensystems etwa folgendermassen dar. Die Ganglienzellen entsenden gemeinlich zweierlei Fortsätze, den Stammfortsatz und die dickere, sich immer verzweigenden Dendriten, die entwicklungseseblich etwas später auftreten. Der Stammfortsatz endet, wie es scheint, immer in einer Verästlung. Es lassen sich nun zweierlei Zellen unterscheiden, solche, bei denen der Fortsatz so kurz ist, dass jene Verästlung dicht an der Zelle liegt, und solche mit langhin verlaufendem Fortsatze. Dieser gibt auf seinem bisweilen viele Centimeter langen Wege reichlichere oder spärlichere Seitenästchen ab. Auch diese enden, wie der Fortsatz selbst mit feiner Aufspaltung. Ganglienzelle, Aebseneylinder, Aufspaltung bezeichnet man als Neuron. Aus zahlreichen übereinander gebanten Neuronen ist wahrscheinlich das ganze Nervensystem aufgebaut. Wie von Kupfer kürzlich erwäbnt, besitzen schon die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse der fraglichen Studien die höchste Bedeutung für den Physiologen und Psychologen. Die Hauptarbeit der Zukunft wird der scharf beobachtende und psychologisch gebildete Arzt, namentlich der Psychiater zu leisten haben, und an seine Thätigkeit wird sich die anatomische Arbeit anschliessen.

In der Sitzung vom 4. März 96 spricht L. Procbownik über die Phylogenie des Beckens und die Beckenformen der Anthropoiden. Vortr. ist nach langjährigen Beckenstudien zu der Ueberzeugung gelangt, dass für Rassenmerkmale oder Typendarstellung das Becken sich weit weniger eignet als der Schädel und dass wegen der grossen Labilität aller Verhältnisse am Becken und ihrer vom Vortr. immer wieder befundenen sehr grossen Abhängigkeit von der Entwicklung des einzelnen Individuum nur ganz geringe sichere Ergebnisse zu erwarten sind. Weit mehr Ansichten bieten sich nach der stammeseblichen Richtung und nach der Seite der Mechanik hin für die Geburtskunde. Der Vortr. führt die Entwicklung des Beckens von den niederen Wirbeltieren bis zu den Primaten, theils an der Hand von Tafeln, welche Herr Geh. Rath Koberer in Heidelberg freundl. zur Verfügung gestellt hat, theils an zahlreichen Präparaten des Naturhistorischen Museums vor, und sucht von Stufe zu Stufe den Einfluss der Lebensbedingungen auf die wichtigsten Bildungscharaktere des Beckens nachzuweisen. Besonders gilt dies für die Affen aller Art, auch die Anthropoiden, und seimbare Abweichungen lassen beim Skeletvergleich jedesmal entweder auf dieses oder auf Sexualcharaktere sich zurückführen. Betrachtet man den allmählichen

Aufbau der böher organisirten Affen, so könnte man allenfalls Affenrassen unterscheiden; beim Menschen sind alle Typenmerkmale hingegen so gering und so von der Entwicklung der verzögerten Skelette abhängig, dass fast nichts Verwerthbares gewonnen wird. Sicher fernar ist auch an den Becken der niederen Menschentypen aller Continente nicht ein einziges pithekoide Merkmal festzustellen, und die Abstade gerade zu den Becken der bisher bekannten grossen Aotroptoiden sind weit tiefer und grösser, als der Aneebin lebt.

Herr Dr. Hagen demonstrierte sodann einige Neuerwerbungen des Museums für Völkerkunde, und zwar zunächst eine schöne, aus einer alten französischen Sammlung stammende Tanzmaske von Neukaledonien. Sie zeigt die Eigenthümlichkeiten der Papua-Physiognomie in karikirter, gewissermassen selbstironisirender Weise: die bakig gebogene, breitflügelige Nase, die riesige Perrücke. Die Maske besteht aus 3 Theilen: dem aus schwarz gefärbtem Holze geschnittenen Gesichte, der aus natürlichem Kopfhair angefertigten, auf einem Rotanggeflecht befestigten Perrücke und einem Netze aus Cocosfaserschüren mit eingeflochtenen Hühnerfedern, das den Körper des Tänzers verhüllen soll. — Hiernach wurden sehr schöne Steingeräthe aus nuerer Gegend vorgelegt, darunter eine sehr seltene Doppelaxt mit spitzenlocher Lochbe sowie ein prachtvoll gearbeiteter, mit leistenförmigen Reliefs verzierter Steinhammer, der zweifellos den Prunkwaffen zuzurechnen ist, und zwar solchen, die nach dem Muster gegossener Bronzehämmer gefertigt sind. Weiter wurde ein grosses Bronzeschwert, das mit einem ornamentirten Schaftcelt und den Resten einer eigentümlichen Fibula zusammen bei Dornsdorf, Kr. Bromberg, gefunden wurde, vorgelegt, und einige Typen der ungarischen Bronzezeit, worunter eine Doppelaxt aus Kupfer als besonders hermerkenswerth bezeichnet wurde. Einige neu erworbene Celte gaben Anlass zu Mittheilungen über die allmähliche Entwicklung der Form dieses Geräthes. Schliesslich wies der Vortragende noch eine grosse Hacke aus einem Riesenhirschgeweih vor, die gelegentlich der Anlage der Wasserleitung für die Stadt Altona bei Blankensee 6 m tief im Moor gefunden wurde.

Am 6. Mai 1896 spricht Dr. M. Klusmann (Hamburg) über die Sarkophage, welche in der nächsten Umgebung von Saida, dem alten Sidon, von Hamdy Bey, dem Direktor des Kaiser. Ottomanischen Museums, ausgegraben wurden, jetzt den grössten Kunstschatz im „Neuen Museum“ von Constantinopel bilden und Anthropologen wie Archäologen noch lange beschäftigen werden. Vor-

tragender hat die Sarkophage im Frühjahr 1896 studirt und theilt unter Vorführung von Skioptikondrillern kurz Folgendes mit.

Die Phöniker haben nie eine eigene nationale Kunst heseason, sondern in ihren künstlerischen Anschauungen und Werken sich rein receptiv zuerst an die beiden benachbarten Staaten, Assyrien und Aegypten, dann an die griechische Kunst angeschlossen. Die Erforschung des Landes nach Kunstschätzen wird dadurch erschwert, dass die Phöniker nicht, wie Griechen und Römer, vor den Hauptthoren ihrer Städte Gräberstrassen, sondern in der weiteren Umgebung in der Tiefe Grabkammern anlegten. Die Auffindung des Sarkophags des Königs Eschmunazar (1865), der in's Louvre kam, veranlasste die Expedition nach Syrien unter Leitung von Ruzan. Sie brachte jedoch trotz 4 1/2 jähriger, eifriger Arbeit nur geringe Resultate. Ein Zufall führte 1887, als ein Bauer auf seinem Grundstücke nach Steinen grub, zur Aufdeckung der Nekropole von Saïda; Hamdy Bey schätzte die Fundstelle, beh mit grosser Umsicht durch Anlegung eines Tunnels die Kunstschätze und liess in der von ihm begründeten Kunstschule mit den sorgfältig gesammelten Marmorplatten dasjenige an den Relieffiguren und Ornamentstücken wiederherstellen, was schon im Alterthum Grabräuber abgeschlagen hatten.

Die Sidonische Nekropole weicht nur in Zahl und Grösse der Kammern, nicht in der Hauptanlage von den sonstigen landesüblichen Grabstätten ab. Um einen 13 m tiefen und 4 m im Geviert messenden Schacht sind 7 Grabkammern in verschiedener Tiefe und ungleichen Zeiten angelegt. Sie bergen einst die Leichen der Sidonischen Königsfamilie in einander folgenden Generationen. Man kann nicht an die Grabstätte eines Sidonischen Kaufmannsgeschlechtes denken, welches die kunstvollen Beigaben durch Handel oder Raub erwerben hätte, weil auch nach der Plünderung durch Schatzgräber noch eine sehr ansehnliche Zahl von goldenen Stirnbändern, Goldknöpfen und anderen Werthbeigaben vorhanden ist, mehr aber noch wegen des Kunstcharakters der Sarkophage, welche eine fortlaufende Reihe der Kunstentwicklung aufweisen. Dazu kommt noch, dass ausser dieser nicht unangestastet gebliebenen, umfangreichen Grabstätte Hamdy Bey eine weitere kleinere, 6 m höher gelegene aufdeckte. Dieselbe enthielt, unter einem gewaltigen Menelithen geschützt, das unversehrte Grab des Königs Tahnit, des Vaters von Eschmunazar. Mit der Beisetzung dieses war die ganze Anlage begeben worden. Das Beweisen der archaischen Beigabenformen, die Befestigung der Leiche auf einem Sykomorenbrette, der aus Aegypten

erworbene anthropoide Sarkophag aus Amphibolit, dentlicher als die zeitlich immer noch nicht genau bestimmte Inschrift auf dem Sarkophag. Das untere, grosse Hypogäum enthielt fast nur sogen. Theken, mehr oder minder schmucklose Steinkisten mit giebelförmigem Deckel. Das älteste, an die Zeit des Imports aus Aegypten sich anschliessende Exemplar hat sogar noch im Innern die anthropoide Höhlung bewahrt. Hingegen fanden 4 Sarkophage, die Hauptstücke des ganzen Fundes durch die überraschende Schönheit ihrer Formen und die theilweise noch blühende Farbenpracht hervor. Man darf wohl annehmen, dass sie die Leichen der Familienhäupter enthalten, die schmucklosen Theken diejenigen der Frauen und Kinder. Der Satrapensarkophag ist, nach seinem äusseren Schmuck, der geringen Tiefe des Reliefeschmuckes und der Figurenanordnung zu schliessen, der älteste. Zeitlich steht ihm am nächsten der sogen. lykische Sarkophag. Dessen äusserer Aufbau gleicht völlig der in Lykien herrschenden Grabdenkmälerform: ein hoher, viereckiger Sargkasten, gekrönt mit spitzbogenförmigem Deckel und hervortretenden Knaggen. Sein Reliefeschmuck ist ein freies „Excerpt“ attischer Kunst aus dem Parthenon- und Thesieionfriesen, sowie den Parthenonmetopen und attischen Grabreliefs, also kurz ein fernverlendetes Werk einer attisch beeinflussten, griechischen Kunstschule, welche — etwa zur Zeit des Peloponnesischen Krieges — in Lykien thätig war. Der Sarkophag der Klagefrauen zeigt die Form eines jonischen Tempels; zwischen dessen Säulen liehen vor einer niedrigen Balustrade 18 Frauen in griechischer Gewandung, deren Trauer in Haltung und Gesichtsausdruck merktbar wiedergegeben ist. Die Giebfelder stellen Frauen und Männer in barbarischer Tracht, die Langfelder den Leichenzug des Grabherrn, der Sockelfries Jagdszenen dar. Im Innern fand Hamdy Bey noch die Knochenreste von 7 Jagdhunden, wie sie auf dem Sockelfries dargestellt sind. Damit ist die Vermuthung Studniezka's, dass wir hier den Sarkophag des der Jagd und den Haremfreuden gleich ergebenen Königs Straden I. († 361) vor uns haben, unabweisbar. Zeitlich der späteste, aber auch das Prachtstück der ganzen Reihe ist der sog. Alexandersarkophag, wie man ihn fälschlich in der ersten Freude und, gehandelt durch die königliche Pracht des Kunstwerks, nannte. (Alexander der Grosse ist in Alexandria heerdigt worden.) Er entstammt der Schule Lysipp's. Wer aber der eigentliche Verfertiger war und wer darin gehettet ist, steht noch nicht fest. Wahrscheinlich Alexander's Jugendfreund und Kampfgenosse, Laomedon von Mytilene. Er bildet in den Reliefs des Sarkophag-

kastens und des Giebels inhaltlich und künstlerisch die Hauptperson. Neben ihm ist auch Alexander selbst dargestellt in der kraftvollen Figur der sog. Alexanderschlacht und in der Löwenjagd. Auch in der vielumstrittenen Frage über die Bemalung antiker Kunstwerke hat die Wissenschaft aus diesem Funde reiche, aber noch nicht ausreichende Belehrung erhalten. Der Vortragende meint, dass eine genaue Prüfung der Marmoroberfläche auf die Farbereste, besonders am Sarge der Klagefrauen noch wichtige Aufschlüsse über die einstige Bemalung der jonischen Tempel bringen müsse.

II. Der historische Verein der Oberpfalz und von Regensburg.

Die Redaction erhielt folgendes Schreiben:

Regensburg, den 3. Juni 1897.

Euer Hochwohlgehoeren! In Nr. 4 des Correspondenzblattes der deutschen Gesellschaft für

Anthropologie vom April l. Ja. wird ein abfälliges Urtheil über angelegliche Grabungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg in der Breitenwiener Höhle bei Velburg ausgesprochen. Demgegenüber sei hier festgestellt, dass der historische Verein am fraglichen Orte niemals Grabungen vornehmen liess. „Schatzgräbereien“ fanden und finden leider durch Unberufene fortwährend in der Oberpfalz statt, namentlich auch in der Umgegend von Velburg. In manchen Fällen ist es dem historischen Verein gelungen, die ausgegrabenen „Schätze“ nachträglich um theures Geld zu erwerben, in der Regel werden aber die Fundgegenstände nach auswärts, namentlich nach Berlin, verschleppt. Es wäre sehr erwünscht, wenn diesem Treiben Einhalt gethan werden könnte.

In vorzüglichster Hochachtung
verharre

Dr. C. Will.

69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig 20.–25. September 1897.

Die Zeit für die 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig ist, nachdem der Vorstand der Gesellschaft seine Zustimmung dazu erteilt hat, endgültig auf die Tage vom 20.–25. September 1897 mit einer Vorversammlung am 19. September festgesetzt.

Es werden 33 wissenschaftliche Abtheilungen gebildet werden (gegenüber 30 Abtheilungen in Frankfurt a/M. 1896). Die drei neuen Abtheilungen sind:

1. Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie, die in Frankfurt mit Geographie vereinigt war und nunmehr wieder abgetrennt wird.

2. Abtheilung für Geodäsie und Kartographie, die zuletzt in Wien 1894 bestanden hat und

3. Abtheilung für wissenschaftliche Photographie, die ganz neu gebildet wird und wohl, als durchaus zeitgemäß, zur ständigen Einrichtung werden dürfte.

Die Nahrungsmittel-Untersuchung, die zuletzt mit der Hygiene verbunden war, wird in der Abtheilung für Agriculturn-Chemie berücksichtigt werden.

Für Mittwoch, den 22. September wird vorläufig eine gemeinsame Sitzung der naturwissenschaftlichen Abtheilungen unter Bethheiligung eines Theiles der medicinischen geplant.

Hochgeachteter Herr! Die unterzeichneten Mitglieder des Vorstandes der Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie beehren sich, die Herren Fachgenossen zu der vom 20.–25. September hier stattfindenden Jahresversammlung ergebenst einzuladen.

Wir bitten, Vorträge und Demonstrationen spätestens bis Mitte Mai bei einem der Unterzeichneten anmelden zu wollen, da den allgemeinen Einladungen, welche von den Geschäftsführern Anfangs Juli zur Versammlung gebracht werden, bereits ein vorläufiges Programm der Versammlung beigegeben werden soll.

Für Mittwoch, den 22. September, ist von Seiten der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe des wissenschaftlichen Anschusses eine gemeinsame Sitzung aller sich mit der Photographie wissenschaftlich beschäftigenden oder dieselbe als Hilfsmittel der Forschung benutzenden naturwissenschaftlichen und medicinischen Abtheilungen in Aussicht genommen, für die Herr Prof. H. W. Vogel in Charleottenburg den einleitenden Vortrag über den heutzigen Stand der wissenschaftlichen Photographie zugesagt hat. An denselben sollen sich Berichte über die von anderen Seiten gemachten Erfahrungen anschließen; auch soll eine Ausstellung wissenschaftlicher Photographien damit verbunden werden, deren Organisation Herr Prof. Max Müller hieselbst übernommen hat. Die Anmeldung von Mittheilungen für diese Sitzung und von auszustellenden Photographien erbitten wir gleichfalls spätestens bis Mitte Mai.

Zugleich ersehen wir, uns etwaige Wünsche in Betreff weiterer gemeinsamer Sitzungen mit einzelnen anderen Abtheilungen kundgeben und Berathungsgegenstände für diese Sitzungen nennen zu wollen.

Der Einführende:

Dr. phil. Richard Andree, Fallersleberthierpromenade 13. I

Der Schriftföhrer:

Museums-Assist. Fr. Grabowsky, Gansplatz 5. p

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 14. Juni 1897.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Der europäische Mensch ist ein in Europa autochthoner Arier. Von Dr. Tsappeiner-Meran. — Germanische Reihengräber in Oberbayern. Von F. Weber. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: I. Anthropologische Sektion Danzig, II. Am Andernach. — Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Johannes Müller.

Der europäische Mensch ist ein in Europa autochthoner Arier.

Von Dr. Tsappeiner-Meran.

(Brief an Prof. Dr. J. Ranke 10. Mai 1895.)

Im Correspondenzblatt für Anthropologie Nr. 11 und 12 vom Jahre 1896 fand ich Ihren wissenschaftlichen Aufsatz über Palaeanthropologie „Der fossile Mensch und die Menschenrassen“, welchen Herr Professor auf Grundlage der beiden neuen Werke von Zittel, wie ich glaubte, zusammengestellt hatten. — Dieser Bericht hat mich so lebhaft interessiert, dass ich mir sofort durch die Beihandlung Poetzberger die Grundzüge der Palaeontologie und die Palaeozoologie B. IV von Professor Zittel kommen liess, um die Originalwerke selbst zu lesen. Ich fand aber in Beiden wohl viel Interessantes über das Diluvium und seine Fauna, aber eine ausführliche Abhandlung über den fossilen Menschen und die Menschenrassen konnte ich nicht auffinden.

Erst Ihr Brief belehrte mich, dass diese Abhandlung Ihr eigenes selbständiges Werk ist!

Meine Bewunderung Ihrer so geistvollen Arbeit stieg dadurch nur umso mehr, da ich daraus folgern musste, dass die Palaeanthropologie durch Ihre weiteren Forschungen noch viele wichtigen Entdeckungen und Aufklärungen zu erwarten hat.

Der bedeutende Fund von menschlichen Manufakten mit den Resten von drei ausgestorbenen Elefantenarten in gesehichteten diluvialen Kies- und Sandlagern bei Tilloux, Dep. Charente in Südfrank-

reich, scheint Ihrem Spürsinn doch entgangen zu sein, obgleich schon im Juli 1895 sofort auf die nach Paris gesendete Anzeige davon Albert Gondry vom Institut de France den Palaeontologen Marcelin Boule amtlich nach Tilloux sandte zur wissenschaftlichen Untersuchung des Fundes. — In der Tiefe von 3 bis 4 m der alten Flussschweimmung der Charente wurden menschliche Artefacte in Gesellschaft der Reste dreier ausgestorbener Elefantenarten mit Nashorn, Flusspferd, Edelhirsch und Bison prisens gefunden. Die Feuerstein-Werkzeuge waren schön mit Typus Chelles. Die Annahme einer zufälligen Zusammenschweimmung war völlig ausgeschlossen. Die zwei Elefantstosszähne lagen nebeneinander und waren fast 3 m lang, zwischen denselben lagen zwei obere Backenzähne, wodurch die Art als Eleph. meridionalis Neuf. bestimmt wurde, der bereits dem Oberpliocen angehört. Er ist der Vorgänger des Eleph. antiquus. Unter den Stosszähnen lag ein Feuerstein-Schaber. Das Thier war also an diesem Orte erlegt und zerlegt worden. Vom Eleph. antiquus wurden in denselben Schichten zahlreiche Backenzähne gefunden, ebenso die Reste von Mammuth, aber in viel geringerer Zahl als die Reste von Eleph. antiquus. Diese Niederlassung der Elefantenjäger bei Tilloux muss daher sehr lange gedauert haben. —

Ich fand den diluvialen Fund von Tilloux in Täggl. Rundschau Nr. 16 — 17. Januar 1896 (Carus Sterne) und nahm ihn in meinem Buche (Der Europ. Mensch und die Tiroler) in der Geschichte der diluvialen Schädel auf.

Für mich war der Fund von Tilloux sehr wichtig, weil ich in ihm den Beweis für die

Anwesenheit des europäischen Menschen in Mittel-Europa schon in der frühesten Diluvialzeit (praeglacial) mit dem Elephas meridionalis und in der Interglacialzeit mit dem Elepb. antiquus und in der viel späteren letzten Glacialzeit mit dem Mammuth fand.

Darans konnte ich mit Sieberleit folgern, dass der europäische Mensch schon in der Pliocaenzeit sich aus dem einbeitlichen Urmenschen-Schädeln zu den drei anatomischen Schädeltypen von Europa entwickelt haben muss, mit welchen er in der letzten Diluvialzeit thatsächlich in Mitteleuropa aufgefunden wurde. —

Ich zweifle daher nicht, dass man den tertiären Menschen bald in Europa finden wird.

Diese diluvialen ersten europäischen Menschen müssen Arier gewesen sein, weil sich aus ihnen im Laufe der Jahrtausende die arische Rasse mit der vielverzweigten arischen Sprachfamilie herausgebildet hat. —

Die arische Sprache ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Sprachforscher unter den Hunderten von Sprachen der andern farbigen Rassen die vollkommenste und edelste, daher muss auch das arische Hirn den grössten Umfang und den feinsten Bau gehabt haben, da die Sprache das Produkt des Hirns ist. Das ist auch die Grundursache der wunderbaren Thatsache, dass die arische Rasse von der ersten Steinkultur an durch alle prae-historischen und historischen Kulturperioden bis zur Gegenwart der Hauptträger der Kultur geblieben ist und auch in der Zukunft bleiben wird. —

Ich muss daher, hochverehrter Freund, meine in dem Buche „Der Europ. Mensch und Tiroler“ ausgesprochene Ansicht, dass der europäische Mensch ein in Europa autoethnother Arier ist, festhalten und kann die Ansicht von der Einwanderung der Mongolen aus Central- und Nordasien mit dem Mammuth und den andern Kälte liebenden Thieren nach Europa in der letzten Eiszeit nicht theilen.¹⁾ —

Ich hoffe, dass Herr Professor den Fund von Tilloux mit meiner darauf gegründeten Ansicht in Ihr Correspondenzblatt gelegentlich gütigst aufnehmen werden.

Zugleich erlaube ich mir, Ihnen das neu erschienene Buch „Inzucht und Vermischung beim Menschen“ von Dr. Albert Reibmayr, Knarzt in Meran, Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1897, sehr zum Lesen zu empfehlen. Mir hat es sehr gut gefallen, da es zum ersten Male die Inzucht und die Vermischung als mächtige Faktoren der Kultur-Entwicklung der Menschheit wissenschaftlich behandelt.

¹⁾ Eine Annahme, der auch ich seit lange und oft entgegen getreten bin.

J. R.

Germanische Reihengräber in Oberbayern.

Von F. Weber-München.

Nach dem Ergebnisse der Ortsnamenforschung gehören die Patronymia auf ing zu den ältesten Gruppen von Ortsnamen in Oberbayern. Der hochverdiente Geschichtsschreiber Bayerns, Siegmund Riezler, hat uns ihnen gefolgert, dass sie einerseits noch die dorfwaise Siedlung nach Geschlechterverbänden erkennen lassen, andererseits, da sie hauptsächlich in den zum Getreidebau geeigneten Gebieten vorkommen, dass das bayerische Volk zur Zeit der Anlage dieser Siedlungen ein ackerbauübendes war.

Wenn wir eine Karte von Oberbayern zur Hand nehmen, sehen wir in der That, dass die Hauptgruppe der Ortsnamen auf ing im mittleren Gebiete Oberbayerns, das auch jetzt noch das getreidereichste ist, liegen, dass gegen die Donau, wo noch heute Wald und Moos ausgedehnte Strecken Landes einnehmen, sowie im Vorgebirge, in welchem die Wiesenkultur vorherrschend ist, nur noch vereinzelte Ausstrahlungen vorkommen, und dass im Gebirge selbst diese Namen fast ganz verschwinden. Auch aus der römischen Periode finden sich die meisten Ueberreste im mittleren Theile Oberbayerns, während sie in den nördlichen Bezirksämtern, Aichach, Schrobenhausen, Pfaffenhofen, sowie im gebirgigen Süden abseits der Heerstrassen, weit spärlicher zu Tage treten.

Mit Recht haben daher schon aus den Ergebnissen der Ortsnamenforschung sowohl Riezler als der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte A. Weisinger, dem wir die Erklärung der Ortsnamen des Bezirksamtes Miesbach verdanken, gefolgert, dass die zu Beginn des 6. Jahrhunderts einwandernden Bajuwaren zunächst die getreidefreien und noch aus römischer Zeit kultivirten Ebenen besetzten, und erst allmählich, im Laufe des 7.—12. Jahrhunderts, in die zum Getreidebau nicht mehr geeigneten gebirgigen Theile vordrangen.

Eine wesentliche Bestätigung finden nun diese Annahmen in den, soweit ich sehe, hiefür noch nicht verwerteten Ergebnissen der neueren archäologischen Forschung. Von den bis jetzt bekannten 130 Orten, an welchen Reihengräber der heidnisch-germanischen Zeit oder wenigstens sichere Spuren von solchen in Oberbayern gefunden wurden, gehören nicht weniger als 56 der Gruppe der Patronymia auf ing an, also fast die Hälfte, obwohl diese Ortsnamen höchstens $\frac{1}{6}$ der Gesamtzahl betragen.

Die fraglichen Reihengräber gehören unbestritten der heidnisch-germanischen Periode an und zwar einer sesshaften Bevölkerung, nicht etwa vorübergehend dort anwesenden Stämmen. Als solche sess-

hafte Bevölkerung können aber nur die um 500 n. Ch. eingewanderten Bajuwaren angenommen werden. Die Bekehrung derselben erfolgte nicht vor 700 und vollzog sich langsam in den ersten Dezennien des 8. Jahrhunderts, so dass jene Gräber nur in die Zeit von etwa 520—750 fallen können. Erst mit der Anlage der Kirchen, deren älteste urkundlich meist im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts nachgewiesen sind, und die kaum viel früher existirt haben werden, beginnt die Beerdigung in und bei den Kirchen, die Sepultur haben. In der That stösst man bei den genau untersuchten Reibenfriedhöfen gegen das Ende auf zusammenhängende Begräbnisse ohne Beigaben, welche man, wie es scheint nicht ohne Grund, bekehrten Volksangehörigen zuschreibt, die in der Uebergangszeit beerdigt wurden, in der man die alten Friedhöfe aus Pietät oder sonstigen Gründen noch nicht verlassen wollte. Die nach heidnischer Sitte ausgestatteten Gräber können demnach nur den Bajuwaren der älteren Zeit angehören und ist die bis in die jüngste Zeit üblich gewesene Bezeichnung „fränkisch-alamannische Reihengräber“ für die in Oberbayern gefundenen wenigstens ethnologisch nicht berechtigt. Höchstens an den westlichen Grenzen können alamannische Friedhöfe eingesprengt sein, obwohl auch hierfür nach den bisherigen Ergebnissen wenig Anhaltspunkte gegeben sind. Den reich ausgestatteten Gräbern von Nordendorf, Langweid, Schwabmünchen entsprechen die auf gegenüberliegendem bayerischem Gebiet aufgedeckten von Laimering, Wissertshausen, Roderzhausen weder nach Beschaffenheit der Funde, noch Grösse und Ausstattung.

Auch die an den übrigen, nicht zu den Patronymica auf ing gehörigen Orten Oberbayerns gefundenen Reihengräber gehören nach ihrem Inventar der gleichen Zeit und dem nämlichen Volke an und befinden sich ebenfalls meist im Getreidegebiet und an nachweisbar alten Orten, so z. B. in Epfach, Widdersberg, Pähl, Murnau, Mauerkirchen, Orten mit römischen Funden; in Allach, Leutsetten, alten Kultstätten; in Asehlheim, Freinann, Fiest, Reichenball, der wichtigen Salzstätte. Abgesehen von letzterem Ort verschwinden die Reihengräber sowohl gegen die Donau als im Gebirge.

Durch das vorwiegende Vorkommen der beidnisch-germanischen Reihengräber an den Ortsnamen auf ing ist somit das hohe in die früheste Zeit hinaufreichende Alter der letzteren, die dorfwaise Siedelung bei der Einwanderung und der Charakter der Bevölkerung als Ackerbauern erwiesen. Ebenso geht daraus die Zugehörigkeit der an diesen Orten in Friedhöfen Bestatteten zum bajuwarischen Stamme hervor und besitzen wir sonach in den Funden dieser Grabstätten ein zuverlässiges und zeitlich bestimm-

bares Material zur Kulturgeschichte der Bajuwaren in der vorehrlichen Zeit. Denn die Namen auf ing besagen an sich schon die nach Geschlechterverbänden dorfwaise erfolgte Siedelung, die Grösse der Friedhöfe setzt ebenfalls die Bevölkerung eines Dorfes, nicht eines Einzelhofes voraus und die Lage und örtliche Vertheilung weist auf Ansiedler, die in erster Linie Getreideboden aufsuchten. Diese vorwiegende Eigenschaft derselben wird, nebenbei bemerkt, auch durch die Haustihere bestätigt, welche die Bajuwaren der ältesten Zeit hielten: das Ross, Schwein, Hahn und Henne und Taube; erst später mit der Ausbreitung ins Gebirge kam die Rinderzucht in grösserem Massstabe wie das Halten von Schaf- und Ziegenbeerden binzu.

Die Reihengräber liegen stets in der Nähe des Orts an sanften Höhenrücken oder im Ackergebiet, an abgeholzten oder zu Haide oder Wiese gewordenen Waldflächen. Damit stimmt überein, was wir allerdings erst aus späterer christlicher Zeit von den Begräbnisstätten der Heiden überhaupt überliefert erhalten. Wie Karl der Grosse in dem Capitular Paderbrunnense von 785 den Sachsen befahl, die Leichen der christlichen Volksgenossen auf die Kirchhöfe, nicht in die (in Feld und Wald befindlichen) Hügel der Heiden zu verbringen, so lesen wir in der Chronik des Cosmas zum Jahre 1092, dass Herzog Bracialaus den Böhmen die Bestattung der Todten „in Wäldern und Feldern“ verbot, in der Chronik des Ekkehard von Aura zum Jahre 1125, dass die Pommer die gestorbenen Christen nicht unter die Heiden begraben sollten „in den Wäldern oder auf den Feldern“, sondern auf Kirchhöfen. Ebenso hatten die Bajuwaren ihre Begräbnisstätten in beidnischer Zeit in Wald und Feld angelegt. Wahrscheinlich waren diese umzäunt, jedoch mit vergänglichem Material, da man Spuren einer Umfriedung von Stein noch nirgends gefunden hat, und die einzelnen, gewölbten Gräber gekennzeichnet. Denn in der oben erwähnten Chronik des Ekkehard lesen wir bei gleichem Anlass: „sie sollten nicht Hölzer an die Gräber der gestorbenen Christen setzen, wie die Heiden“.

In diesen „Hölzern“ die noch heuteutage in Bayern üblichen Todtenbretter zu vermuten, möchte um so begründeter sein, als auch diese noch jetzt nicht in das Grab mitgegeben und zwar auch nicht am Grabe selbst — das verboten die christlichen Priester als heidnischen Branch — wohl aber an Wegen und Stegen, an Bäumen und Kreuzen aufgestellt werden. Man hat allerdings in der bekannten Stelle der leges Baiuvariorum Tit. XIX. c. 8 entnehmen wollen, dass das Todtenbrett dem Verstorbenen früher mit ins Grab gegeben wurde. Allein abgesehen davon, ob das dort gemeinte

Holz mit dem noch heute üblichen Totenbrett identisch ist, ist der Text der Stelle verdorben und unsicher und man könnte geneigt sein, in dem „lignum desaper positum“ das auf's Grab gesetzte Holz des Ekkehard von Anra zu vermuthen, obwohl der Zusammenhang der oben angeführten Worte mit der ganzen allerdings verdorbenen Textstelle nicht hierfür zu sprechen scheint.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

I. Naturforschende Gesellschaft in Daazig.

In der Sitzung der Anthropologischen Section vom 10. Februar legt zunächst Herr Dr. Gehlischlitz Einiges von den neuesten literarischen Eingängen vor. Herr Stadtrath Helm spricht alsdann über vorgeschichtliche Bronzen im Zusammenhang mit ihrem Alter, ihrer Herkunft und chemischen Zusammensetzung. Er theilt zunächst die chemischen Analysen einer Anzahl Bronzen mit, welche bei Elbing gefunden sind. Ihre Zusammensetzung ist ähnlich der von vorgeschichtlichen Bronzen, welche der Vortragende früher dem Provinzialmuseum entnommen und analysirt hat. Zwei der Elbinger Bronzen, ein Hohlcelt und eine Lanzenspitze, enthalten rund 5 und 3 Proc. Antimon, ersterer kaum 1 Proc. Zinn, letzterer etwa 18 Proc. Ein Schaftcelt zeichnet sich ebenfalls durch seinen Antimongehalt aus, er enthält dann noch 1 Proc. Nickel. In einer Bronzespirale wurde nur wenig Zinn ($\frac{3}{4}$ Proc.) gefunden. Heli ist in allen vorerwähnten Bronzen in nicht unbedeutender Menge enthalten, durchschnittlich 2 Proc. Eine Armbrustprossenhülse, welche nach Herrn Professor Dorr in Elbing von den etwa um das 5. Jahrhundert nach Chr. um Elbing ansässigen Ketten her stammt, enthält neben Zinn noch je 1 Prozent Zink und Nickel.

Herr Helm legt einen besonderen Werth auf den bei einigen der vorgenannten vorgeschichtlichen Bronzen gefundenen Gehalt an Antimon. Gleiche und ähnliche analytische Resultate erhielt er schon früher bei der chemischen Untersuchung vorgeschichtlicher Bronzen aus anderen Kreisen Westpreussens; auch sie zeichneten sich zum Theil aus durch einen höheren Antimongehalt, als Bronzen anderer Länder, mit Ausnahme solcher aus Siebenbürgen-Ungarn. Dort sind Bronzen entleckt, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung überhaupt die größte Aehnlichkeit mit den in Westpreussen gefundenen haben.

Herr Helm weist speciell auf seine zahlreichen Untersuchungen siebenbürgischer vorgeschichtlicher Bronzen und auf die von Herrn Professor Hampel in Budapest angegebenen chemischen Analysen ungarischer Bronzen hin. Er schliesst aus den angeführten Umständen, dass sehr wahrscheinlich einst zwischen diesen Ländern und der Küste Westpreussens ein Handelsverkehr stattgefunden habe. Dieser Verkehr, welcher von der Ostseeküste aus den goldigen Bernstein gegen die im alten Dacien gewonnenen Metalle oder in aus diesen Metallen gefertigten Gebrauchsgegenstände austauschte, vollzog sich wahrscheinlich damals von Volk zu Volk auf der noch heute bestehenden Handelsstrasse der Weichsel und von dieser südlich weiter durch Dacien bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres. Er schliesst ferner aus der Zusammensetzung der analysirten Bronzen, welche ausser Antimon noch verschiedene andere Metalle oft in hunder Zusammensetzung enthalten, dass diese alten Bronzen nicht immer unmittelbar aus den sie zusammensetzenden reinen Metallen zusammengeschmolzen wurden, sondern

dass Kupfererze je nach der Erfahrung des Fabrikanten mit Zuschlägen von anderen Erzen, wieble Antimon, Heli, Arsen u. s. enthalten, zusammen verarbeitet wurden, um eine Metallmischung zu erhalten, welche die benötigten Vorzüge gegenüber dem reinen Kupfer besitzt. Oft enthalten Kupfererze schon im natürlichen Zustande diese metallischen Beimengungen, so n. a. die in Ungarn sehr verbreiteten sogenannten Falzerze.

Schon vor sechs Jahren bei Anwesenheit der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Daazig sprach der Vortragende die Ansicht aus, dass es vielleicht gerade die ältesten Bronzen vom Ende der Kupferzeit seien, welche auf diese Weise hergestellt wurden, dass wahrcheinlich in dieser Zeit mit allen möglichen Erzen und Zusätzen zu Kupfererzen experimentirt wurde, um die leichter schmelzbare, härtere und goldig glänzende Bronze zu erhalten. Auch Professor Hampel, ein kompetenter Forscher auf prähistorischem Gebiete, sagt in seinen „neueren Studien über die Kupferzeit“ 1896, dass, wenn die gemachten Bronzenerhebungen sich noch weiter bestätigen, die Annahme nicht mehr abzuweisen sei, dass der Kupferinnmischung eine Kupferantimonmischung vorangegangen, welche zugleich die Bronzecelt vorbereitete. In Ländern, wie Ungarn, wo das Antimon bereits in den Kupfererzen erscheint, musste man häufig die Beobachtung machen, dass dessen Anwesenheit den Härtegrad der Erzmischung wesentlich beeinflusst. Der fernere Schritt von dieser Beobachtung zur stielbewussten Anwendung konnte dann nicht ausbleiben. Hampel beschreibet die in Ungarn gefundene Bronzeschwert, welches aus Kupfer mit Antimon gemischt besteht und kein Zinn enthält, und sagt, dass der Befund von Antimon in gewissen vorgeschichtlichen Bronzen von nicht zu unterschätzender Bedeutung sei für die Frage, wie die erste Bronze entstanden und in welchen Ländern solcher entstanden.

Herr Helm geht dann auf die Frage ein, wo einst die Wiege der Bronzecelt stand; er trägt in Kürze die von einander weit abweichenden Ansichten namhafter Forscher, wie Nilsson, Worsaae, Hoernes, Montelius, Müller und Wilsor vor. Sehr allgemein werde angenommen, dass die Wiege der Bronzecelt einst in Assen stand. Ebenso werde neuerdings angenommen, dass der Bronzezeit eine Kupferzeit vorangegangen sei. Als Erfinder der Bronze werden die Phönizier, Assyrer, Chaldäer und andere asiatische Völker und die Skandinavier genannt. Am wahrcheinlichsten sei die von Hoernes entwickelte Ansicht, dass ein taranischer Stamm, die Akkadier (Bergebewohner), aus Hochasien herabziehend, im unteren Euphratthal feste Wohnsitze aufsuchten und die älteste Kultur Vorderasiens begründeten, auch die Bronze zuerst herstellten. Herr Helm gedenkt hier der neuesten Forschungen de Morgan's und Berthelot's die alten Bergwerke des Sinaigebirges betreffend; Diese sind wohl die ältesten, welche die Geschichte kennt. Aus ihnen stammen verschiedene Gegenstände aus reinem Kupfer, so ein Scepter des Königs Pepi I. (VI. Dynastie), dann ein durch Beimischung von Arsen gehärteter Spitzhammer, ein Grabtischel, welcher ausser Kupfer Zinn enthält, und eine Nadel, welche neben Kupfer Antimon und Arsen enthält. Von Vorderasien hat sich nach Hoernes die Bronzecultur auf verschiedenen Wegen weiter verbreitet, einmal nach Westasien, dann wahrscheinlich auf zwei Wegen nach Europa, durch das Euphrat-Thal-Gebiet nach dem Mittelmeere und durch die Südostküste des Schwarzen Meeres in das untere Donaugebiet. Unsere norddeutsche Bronzecult ist wohl der Hauptsache nach von dem pontisch-danubischen Kulturströme befruchtet worden; hierher kam sie etwa um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christi.

Der Vortragende kommt dann wieder auf seine chemischen Untersuchungen vorgeschichtlicher Bronsen zurück und führt n. a. an, dass in Ländern, in denen keine Metalle bergmännisch gewonnen werden, wie in Norddeutschland, Dänemark und im nordwestlichen Russland, die chemische Analyse der dort gefundenen Bronsen stets von grossen Werthe sein wird, da sie über den Bezug und das Herkommen der Metalle, aus denen sie gefertigt wurden, über ihre Fabrikation und andere Dinge treffende Aufschlüsse geben können. Hierbei wird namentlich auch auf die die Bronze begleitenden Metalle ein besonderer Werth zu legen sein, vor allem auf die darin enthaltenen Mengen von Antimon, Blei, Arsen. Es werden bei diesen Untersuchungen namentlich die älteren Formen der Bronsen zu berücksichtigen sein, deren Bestandtheile noch rein erhalten blieben, während die jüngeren durch Umschmelzung und Heischungen schon manche Veränderung erfahren haben mögen. Die bis dahin bekannt gewordenen chemischen Analysen seien jedoch nicht genügend, um nach dieser Richtung hin feste Stützpunkte zu gewähren; seine eigenen chemischen Untersuchungen erstrecken sich nur auf enge Gebiete. Dieselben müssten noch von Andern fortgesetzt werden. Er sei da von überzeugt, dass diese Untersuchungen von grosser Bedeutung sein werden, wie für die Entstehungsgeschichte der ersten Bronzen, so auch für die Vorgeschichte der Völker im allgemeinen, ihre Verbreitung und Wanderungen, ihre Handelsbeziehungen und Culturentwicklung.

Einen zweiten wichtigen Punkt der Tagesordnung bildet die Demonstration eines werthvollen Bronsafandes durch Herrn Prof. Dr. Conwents. Es handelt sich um ein grosses unregelmäßiges Gefäss und zwei Trinkhörner, welche ohne Zusammenhang mit einer Grabstätte, frei im Acker stehend, als sogenannter Depottfund in diesem Sommer rechts von der Weichsel entdeckt wurden. Das durch seine elegante Form ausgezeichnete, aus Bronze getriebene Gefäss ist besonders noch durch die Darstellung von Vogelkopfformen und einer zweiten Reihe von ganzen Vogelfiguren im Hals und Blanz gekennzeichnet. Die Hörner sind gegossen. Das eine derselben von schöner Form ist vollständig erhalten und zeigt mehrfachen Zierrath durch gleichmässig vertheilten Bronsbehang. Die Spitzen endigen lanzettspitzenähnlich.

Gefässe von ähnlicher Form und Ausschmückung wie das obige sind aus dem Norden und aus verschiedenen Theilen Deutschlands schon bekannt; wie diese weist auch das beschriebene auf altitalische Vorkommnisse hin. Die chemische Untersuchung der Bronzmasse bestätigt die Annahme, dass ein Importartikel italienischen Ursprunges vorliegt.

Was die Hörner betrifft, so hat sie herausgestellt, dass Aehnliches aus der Prähistorie Deutschlands und anderer Länder überhaupt noch nicht bekannt geworden ist. Die berühmten Bronshörner mancher Museen sind sämtlich Blashörner. Hier handelt es sich um richtige Trinkhörner. Der Antimongehalt ihrer Bronzmasse trennt sie in Bezug auf ihren Ursprung von dem Gefäss, welches mit ihm zugleich gefunden wurde.

Alle drei Stücke stellen fortan die schönsten Schaustücke unseres Provinzialmuseums vor; die Trinkhörner werden als prähistorische Unique ihrer Art bei allen Fachgenossen das grösste Interesse erregen. — Die genaue Beschreibung und bildliche Wiedergabe der drei Stücke wird demnächst in dem Verwaltungsbericht des Provinzialmuseums veröffentlicht werden.

Sitzung vom 4. November. Die Moorbrücke im Sorgethal, ein Denkmal aus Preussens Vorzeit — Seit einiger Zeit gingen wiederholt durch unsere Tagesblätter kurze Notizen über die Aufdeckung eines grossartigen vorgeschichtlichen Fundes bei Baumgarth im Sorgethal, südlich vom Dransenschen. Man erfuhr, dass es der Verwaltung des hiesigen Provinzial-Museums gelungen sei, ein Baudenkmal der Vorzeit von gewaltiger Ausdehnung in Form einer mehr als 1 Kilometer langen Brücke, 1—2 Meter nter der Moordecke, nachzuweisen. Nähere Angaben fehlten. Es wurde daher mit Freuden begrüßt, dass der Direktor des Provinzial-Museums, Herr Professor Dr. Conwents, eingehend über den interessanten Fund berichtete, zugleich unter Vorlegung zahlreicher photographischer Aufnahmen. Der Sitzungssaal vermochte die Menge der Herbeigeeilten kaum zu fassen.

Die Torfmoore im Allgemeinen, wie im Besonderen diejenigen unserer Heimathprovinz sind von jeher ergiebige Fundstätten für naturhistorisch und prähistorisch interessante Objecte aller Art gewesen, — leicht erklärlich, wenn man sich die Entstehung der heutigen Torfmoore aus einmalig offenen Wasserflächen vergegenwärtigt. Die Seen und die daraus hervorgehenden Moore wurden das grosse, sich immer fester zusammenschliessende Grab für zahlreiche Lebewesen pflanzlichen und thierischen Ursprungs, welche dort ihr Dasein fristeten und in sie hinein versanken, sowie auch für menschliche Artefacte der verschiedensten Art. Die in unseren Mooren gefundenen Blätter, Früchte und Stämme austerbender Gewächse, die Skelette von grosser Säuger, wie des Ur, Wisent und Elch, ferner des Bibers, der Schildkröte n. a., liefern uns werthvolle Beiträge zur Kenntniss der Flora und Fauna der Vorzeit. Andererseits geben die einzelnen Knochen und Steinwerkzeuge, die Depottfunde von Bronze, die Einkäbe und das vorjährige Segelboot aus Baumgarth uns Kunde von dem wohl entwickelten Kulturleben unserer Vorfahren.

Zu allen diesen Funden kommt nun der entsetzlich interessanteste, durch Grösse und allgemeine Bedeutung gleich ausgezeichnete, in Form jenes das Thal der Sorge durchquerenden, jetzt verorteten Brückenweges der Vorzeit.

Im Allgemeinen kennt man Holsdämme zur Überbrückung unzugänglicher Moore fast aus aller Herren Länder. Schon in Nestors Chronik steht eine Nachricht über den Bau eines Holzweges nach Nowgorod zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Auch heute noch sind in Russland wie in der Schweiz und in den Gebirgsgegenden Deutschlands, auf den Seefeldern der Glarner Hochgebirge ähnliche Anlagen vorhanden. Früher existirten sie ebenso in der Ebene, wie z. B. die noch in den vierziger Jahren benutzte „holten straat“ von Oldenburg durchs Moor nach Moorhausen. Auch Strassenbesichtigungen in manchen Südden weisen darauf hin, wie der „Bohlenweg“ in Brannschweig; und bei Gelegenheit von Kanalisations- und anderen Erdarbeiten hat man in manchen Städten unter dem Strassenpflaster (Berlin, Strassenstrasse; Elbing, Fleischerstrasse) alte Holsdämme aufgefunden, die offenbar dann revidirt haben, den einstmals sumpfigen Boden passierbar zu machen. Es ist zu erwarten, dass auch in manchen Stadttheilen Danzigs (Dämme, Burgstrasse, Knüttelpassage) der Boden Aehnliches noch angeschlossen.

Alle bisher erwähnten Anlagen sind indessen mehr oder minder einfacher Art, sog. Knütteldämme. Dagegen handelt es sich im Sorgethal um eine ordnungsmässig zusammengestellte, festgefügte Moorbrücke, wie

man ähnliche bisher nur in den Mooren an der holländisch-deutschen Grenze, im Gebiete der Ems und Weser, sowie einmal in Schleswig-Holstein aufgefunden hat.

Der Aufbau der Moorbrücke bei Banmgarth gestaltet sich im allgemeinen folgendermaßen:

Direkt dem Moorboden sind in der Lagerichtung der Brücke runde Stammstücke von Laubhölzern angelegt, wobei die Randhölzer durch zwei Heinen geneigt stehend, in den Boden hineingeriebener dünner Pfähle in ihrer Lage fixirt sind. Darüber folgt Faschinenwerk und eine Lage Querhölzer, sodann wieder Faschinen und eine Schicht Laubhölzer, darüber endlich der eigentliche Belag. Es ist anzunehmen, dass man diesen mit Torf oder Erde beworfen hatte, um ihn gang- und fahrbar zu machen; sonst würde sich auch die so geringe Abnutzung des Holzes schwerlich erklären lassen. Im einzelnen finden sich vielfach Abweichungen von diesem allgemeinen Schema, je nach den örtlichen Verhältnissen. So ist der Ban an beiden Enden der Brücke, dort wo sie noch auf trockenem Untergrunde ruht, einfacher, nur aus zwei Holzlagen; in der Mitte dagegen wieder complicirter, bis aus sechs Lagen zusammengefügt. Der Belag besteht meist aus 2,5 bis 3 m langen Klöben oder bohlenartigen Spaltklötzen, die an den Enden viereckige Löcher aufweisen, durch welche kleine Pfähle gesteckt sind. Die Zahl, Anordnung und Stärke der Pfähle im allgemeinen ist durchaus ungleich, je nach den jedesmaligen Bedürfnissen. Die ganze Bearbeitung des Holzes hat in primitiver Weise mittel einer Art stattgefunden; nirgends kann man die Anwendung der Säge und des Bohrers erkennen. Sonstige Einzelheiten können hier nicht besprochen werden.

Die Länge der Brücke ist auf 1280 m gemessen. Um diese Anordnung zu veranschaulichen, erwähnt Vortragender, dass die Dirschauer Weichselbrücke 785 und die Graduator 1092 m lang ist; hingegen erreicht die Weichselbrücke bei Fördon 1325 m und somit die größte Länge der Brücken in Deutschland überhaupt.

Der Verlauf der Brücke geht ziemlich gerade von West nach Ost; nur in der Mitte bildet ihre Längsachse eine geringe Knickung, welche vielleicht darauf hinweist, dass man den Ban an beiden Enden zugleich begonnen hat und dass man an der Stelle des Knickes zusammengestossen ist.

Das Baumaterial besteht fast durchweg aus Eichenholz, nur stellenweise ist es Kiefern-, Birken-, auch Weichselholz. Die Faschinen sind Eichen-, Birken- und Haselweiser, die Pfähle Eiche und Erle.

Hieraus ergibt sich die Zusammensetzung des damaligen Waldes, die ganz unseren sonstigen Erfahrungen über die Banmaterie dortiger Gegenden entspricht.

Im ganzen sind rund 1600 Festmeter Eichenholz zur Verwendung gekommen, welche gegenwärtig einen Werth von ca. 40000 M. repräsentiren. Eine Waldfläche von ca. 66 1/2 preuss. Morgen das erforderliche Holz herzugeben haben könnte.

In Betreff der Lage der Brücke ist hervorzuheben, dass letztere von Anfang an stellenweise auf festem Untergrunde, stellenweise auf schwankenden Klümpen, wie sie noch heute thalwärts am Brausen vorkommen, ruhte. Nirgends führte die Brücke etwa über ein größeres fließendes Wasser, denn sonst hätte man auf einen Pfahlrost als festen Unterbau für die oberen Theile stoßen müssen. Die Brücke durchquert das Sorgenthal dort an der engsten Stelle und führt vom Abbau Reimer-Banmgarth durch die Wiesen des Besitzers Tornier, durch das heutige Sorgethal nach Ostpreussen auf die Wiesen des Besitzers Günther in Heiligen-

walde; in der Nähe erhebt sich ein alter preussischer Burgberg.

Von Burgaben sind auf und unter der Brücke nur Schläge aus Eichenholz, gepallene Eihörnchen, eine Steinkegel (vielleicht Quecherer einer Handkornmühle) und Thomscherben nach Art der Burgwallschichten gefunden; dagegen nirgends Metallgegenstände, wesshalb die Benützung der eisernen Art mit Sicherheit anzunehmen ist. Ausserdem kamen noch Knochen von Pferd, Rind und Reh, sowie Muschelschalen, Bernsteinstücke und Haselnüsse zum Vorschein. Hiernach ist der Ban der Brücke in die Burgwallzeit bis hin zu setzen, d. h. an das Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt. Sie bezeichnet ein hervorragendes Denkmal der Baukunst und Strategie der alten Preussen, von denen wir auch sonst wissen, dass sie derartige Holzwege durch Sümpfe nach ihren Burgen hin anlegten. (Balga.) Die im westlichen Deutschland vorhandenen Moorbrücken, sofern sie etwas anders construirt sind, werden den Römern zugeschrieben.

Der Vortragende machte sodann Mittheilungen über die Geschichte der Anfindung der Moorbrücke und über den Gange ist. Er hebt auch das Interesse hervor, welches der Landrath des Kreises Stuhm, Herr v. Schumking, und die Ortsangehörigen dem Funde entgegenbrachten, und spricht besonders Herrn Kreisbaumeister Lucas für seine mühevollen, eifrige Mitwirkung Worte des Dankes und der Anerkennung aus. Während der Aufdeckungsarbeiten waren die Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft und andere Kreise zur Besichtigung eingeladen, und viele Herren aus unserer Provinz, sowie aus den angrenzenden Theilen Ostpreussens sind an Ort und Stelle gewesen, um den Ban und die Anordnung der ganzen Anlage kennen zu lernen; auch der Oberpräsident der Provinz Westpreussen, Herr v. Gossler, hat durch einen Besuch im Gelände seine lebhafteste Theilnahme bekundet. Die Brücke ist an allen freigelegten Stellen gemessen, und ausserdem sind Ansichten und Profile gezeichnet. Ferner haben photographische Aufnahmen stattgefunden, und es sind Vergrößerungen getroffen, um einige Theile in vergrößertem Maasstabe modelliren zu können. Eine kurze Strecke der Brücke ist sorgfältig auseinandergenommen und wird hierher geschafft werden, um im Milchkanalthurm, welcher jetzt von dem Provinzial-Museum in Benutzung genommen ist, wieder aufgebaut zu werden. Nachdem die Erdarbeiten beendet sind, und die zahlreichen Gräben wieder zugeschüttet sind, sollen eiserne Signalstangen errichtet werden, die auch in Zukunft das Vorhandensein und den Verlauf dieses denkwürdigen Bauwerkes der Vorzeit andeuten sollen.

Schließlich erwähnt der Vortragende, dass in den letzten Tagen die Sumpfe einer anderen Brücke aufgefunden ist, welche in demselben Thal eine halbe Meile weiter oberhalb in den Wiesen des Herrn Gutsbesizers Thiel liegt; auch die Unternehmung dieser zweiten Brücke ist im Gange.

In der Juni-Sitzung der anthropologischen Section theilte zunächst Herr Dr. Oehlschläger mit, dass am 1. August d. Js. seit der Begründung der Section durch den jetzt in Berlin wohnenden Sanitätsrath Herrn Dr. Lissner 25 Jahre verflossen sein werden. Eine geeignete Feier des Tages ist geplant, worüber Näheres später mitgetheilt werden wird.

Hierauf sprach Herr Oberlehrer Dr. Laskowitz (Adr. Danzig Brobank 8) über die Hugelgräber von Steudnitz (Kreis Carthaus), welche Vortragender im Sommer

1896 für das hiesige Provinzialmuseum untersucht hat. Unter den vorgeschichtlichen Denkmälern Westpreussens und der angrenzenden Provinzen bilden die Hügelgräber der Bronzezeit eine bemerkenswerthe Erscheinung. Sie stellen festgefügte Aufschüttungen von erratischen Blöcken und Erdreich dar und markiren Grabstätten in ähnlicher Weise, wie es heute die Grabhügel auf unseren Friedhöfen thun. Indessen unterscheiden sie sich von letzteren sehr wesentlich durch ihre Form und oft recht bedeutenden Dimensionen — manche derselben enthalten allein 60 und mehr Cubikmeter Steine —; ausserdem umschliessen sie statt der Leichen stets nur die in Urnen beigesezten Reste des Leichenbrandes nebst den bronzenen Beigaben.

So zahlreich diese alten Gräber nun auch in unserem Gebiete, besonders auf der Höhe, sind, so ist unsere Kenntniss über jene Culturperiode, welcher sie entstammen, doch nur gering, da die Aufschliessung der Gräber wegen des damit verbundenen bedeutenden Aufwandes an Zeit und Geld nur sehr langsam fortschreitet. Die Anheftung an Artefacten in ihnen ist zudem nicht gross. Diese Gräber sind älter als die bekannten Steinkistengräber und gehören hauptsächlich der älteren Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. an.

Unter den recht zahlreichen Hügelgräbern von Stenditz wurden diesmal zwei auf dem Acker des Gasthof- und Seebesitzers Herrn Bunge gelegene aufgedeckt, die Aufdeckung eines dritten auf dem Acker des Besitzers Herrn Krefz konnte nur begonnen werden. Ergiebig war nur Hügel II. (Feldmark Bunge). Zwei Meter hoch, ruhte dieser Hügel auf einer kreisförmigen Basis von 15 Meter Durchmesser. Die ganze Grundfläche war, wie bei allen untersuchten Hügelgräbern jener Gegend, mit einem mehr oder minder dichten Bodenpflaster gleichmässig belegt, dessen Peripherie aus einem fest geschlossenen Ring grösserer Feldsteine bestand. An diesen Ring lehnte sich, nach innen aufsteigend, eine kreisförmige, dicke Steinpackung in einer Breite von über 2 Meter an. Diese so gebildete Ringmauer stellt zusammen mit dem Bodenpflaster gewissermassen das Fundament des Hügels vor, fest genug, um dem ganzen Bauwerk fast durch drei Jahrtausende die ursprüngliche Umrisform zu erhalten. Nach innen wird die unordnungslose Steinsetzung lockerer, stellenweise sind grosse Räume nur mit Erde ausgefüllt. Gefunden wurden während der behutsamen Abtragung des Hügels mehrere Urnen von Vasen-, Terrinen- und Doppelkegelform und ein flacher Napf, locker oder auch sorgfältig dicht von Steinen umstellt. Zwischen den Scherben dieser Gefässe lagen die Reste des Leichenbrandes und Holzkohlestückchen; von Bronzen ein kantiges Armband mit Endknoten, ein mit Strichzeichnungen gezierter, an den Enden sich verjüngender Armring aus dickem runden Bronzedraht und ein aus dünnem Draht röhrenförmig gewandener Fingerring. Anfallend ist, dass die Urnen wie Bronzen über denselben Hügel durchaus verschiedenen Typen angehören. Obschon die ganze Anlage des Hügels eine einheitliche gewesen ist, kann man nach der Mannigfaltigkeit der Formen der Urnen und Beigaben wohl vermuthen, dass er längere Zeit hindurch sa Beisetzungen gedient hat und daher vielleicht eine Art Erbbegräbnissplatz aus jener Zeit darstellt. Bemerkenswerth war noch das Vorhandensein einer Ansammlung von grösseren und kleineren Holzkohlestückchen dicht unter dem Bodenpflaster, nicht weit vom Rande des Hügels entfernt — offenbar eine alte Brandstelle. Die Holzstückchen gehören der Kiefer und Eiche an, denselben Bäumen, die auch heutzutage in jener Gegend vorherrschen.

Herr Custos Dr. Krumm legte sodann eine Anzahl

neuerer hemerkenswerther Funde aus Steinkistengräbern unserer Gegend vor. Zunächst eine Gesichtsnase aus der Umgegend von Danzig, welche Darstellungen der Nase und Augen, sowie dreimal durchlochte Ohren aufweist. Auf dem oberen Bantheil dieser Urne befindet sich die Zeichnung eines Gürtelschmucks, aus drei ringsumlaufenden Zickzacklinien gebildet, und auf der Vorderseite, unterhalb des Gesichts, verläuft von der Gürtelzeichnung noch eine Anzahl Zickzacklinien nach unten, so dass ein schürzenartiges Bild entsteht. Ferner zwei Gesichtsnasen aus dem benachbarten Kreise Lauenburg, die durch die freundliche Vermittelung des Herrn Oberlehrer Dr. Schmidt dort unserem Museum angeführt sind, und zwar eine grosse Gesichtsnase mit Nase, Augen, Augenbrauenleisten und dreimal durchbohrten Ohren aus Strellentin (Geschenk des Herrn Lehrers Kasserow in Kysow) und eine kleinere aber schön geformte Gesichtsnase, die die Nachbildung der Nase mit zwei Nasenlöchern, der Augen mit Augenbrauenleisten und ondurchbohrte Ohren, sowie vorne auf dem oberen Bantheil die eingritzte Zeichnung von zwei grossköpfigen Nadeln trägt, und aus Gross-Borkow stammt (Geschenk des Herrn Rittergutsbesitzer v. Tesmar dort). — Aus demselben Gebiet stammt eine Urne ohne Gesicht, die auf dem oberen Bantheil die Darstellung eines complicirten Gürtelschmucks aufweist, an dem besonders vier plastisch ausgearbeitete Anhänger anfallen (Geschenk des Herrn Ziegeleibesitzer Rückward in Kamelow). Aehnliche aber vertieft dargestellte Verzierungen finden sich zusammen mit anderem Ornament auf dem Bantheil einer mittelgrossen terrinenförmigen Urne von Kommerau, Kreis Schwetz, die durch Herrn Lehrer Behrend in Altflöss dem Museum überhand ist. Auch zahlreiche Urnen aus Steinkisten in Klein-Cyaxte, Kreis Kulm, zeigen interessante Verzierungen in erhabener Arbeit, die von dem meist ebenfalls verzierten Halsbandrande abwärts liegen und so Hängezierathe aus Metall nachahmen scheinen. So finden sich Nachbildungen von an Ohren hängenden torquirt und einfachen Ringen, von runden Scheiben und Doppelscheiben u. a. m. Ob kann man dabei im Zweifel sein, ob man es mit der Darstellung von Hängezierathen oder von Henkeln zu thun hat. — Unter den in Klein-Cyaxte neuerdings angegrabenen Urnen befindet sich auch ein grosses terrinenförmiges, auf vier kurzen Füssen stehendes Exemplar. Solche Urnen mit Füssen gehören bei uns zu den grössten Seltenheiten und das Museum besass aus Steinkisten unserer Provinz bisher nur drei, von denen zwei (von Kintschau und Zdrada) gleichfalls vier, die dritte (von Helkau) dagegen drei Füsse zeigen; ausserdem besitzt die hiesige Sammlung einen kleinen Napf mit drei Füssen (von Gogolewo) und drei unvollständig erhaltene Urnen Untersätze mit Füssen (von Liebschau und Malhkan). — Endlich legt Herr Dr. Kumm noch eine grosse Bronze-Nadel, sowie andere bemerkenswerthe Bronze-Sachen und einen eigenartig durchbohrten flachen Urnendeckel aus Steinkisten in Abbau Personau, Kr. Berent vor (Geschenke des Herrn Hofbesitzer Aschendorf), die durch freundliche Vermittelung des Herrn Rittergutsbesitzer Treichel in Hoch Paleschken dem Museum zugegangen sind.

In der sich an den Vortrag schliessenden Discussion wies Herr Landesbaninspector Heise noch ganz besonders auf die grosse Aehnlichkeit hin, die manche der vorgeführten Urnenornamente mit Nachbildungen der Henkel von Metallgefässen haben, so dass die Annahme berechtigt erscheint, dem Verfertiger der Urnen haben Modelle aus Metall als Vorlagen gedient.

II. Aus Andernach.

Gräberfunde an Andernach.

Das so mairisch am Rheine gelegene alte Andernach hat seit jeher die öffentlichen und privaten Sammlungen mit vielen werthvollen Alterthümern bereichert. Es ist zu bedauern, dass nicht mehr von den Funden aus römischer und frankischer Zeit in dem Städtchen selber zurückbleibt, das sonst bereits im Besitze des schönsten Museums sich befinden könnte.

Dies scheint nun noerdinge anders werden zu wollen. Wenigstens sind in jüngerer Zeit auf einem ausgedehnten Begräbnisfelde aus frankisch-karolingischer Zeit sorgfältige Nachgrabungen unter Leitung des bekannten Archäologen Constantin Könen im Auftrage der Stadt vorgenommen worden, und die hierbei zu Tage geförderten Alterthümer werden im Besitze der Stadt hieoben und den Grundstock einer voraussichtlich bald sich vermehrenden städtischen Alterthums-Sammlung bilden.

Dieser Grundstock ist recht ansehnlich. Von den vielen aufgedeckten Gräbern enthalten zwar die meisten weiter nichts als Skulpte, die meist in Steinsärgen lagen, etwa 20 aber hatten mehr oder weniger bemerkenswerthe Beigaben, insbesondere eine Reihe von Frauengräbern. In letzteren fanden sich schöne Perlenketten, einzelne davon ausnehmend prachtvoll, eine grosse goldene mit Perlen besetzte Broche, Armspangen, Nadeln, mehrere Religion-Kapseln mit Verzierungen, verzierte Bronzeplatten an kunstvollen Ketten als Ehrschnuck für Frauen, endlich Glasflaschen und Glasbecher, sowie thönerne Gefässe, meist gut erhalten, und besonders letztere für die Geschichte der karolingischen Keramik von nicht geringer Bedeutung. Vereinzelt fand sich ein werthvoller goldener Ring mit Onixen und Perlenbesatz.

In den Männergräbern fanden sich kurze und lange

Schwerter, Dolche, Gurtgeschallen und dergleichen. Auch Kindergräber zeigten Beigaben. Es sind im Ganzen mehrere hundert Gräber aufgedeckt worden; das ganze Feld ist von Herrn Könen sorgfältig aufgenommen, um in einer eingehenden Publication, voraussichtlich in den Jahrbüchern des Bonner Vereins für Alterthumsfreunde, demnächst beschrieben zu werden.

Besonderes Interesse beanspruchen noch eine Anzahl Inschriftsteine, die sich bei diesen Ausgrabungen gefunden haben. Es sind karolingische Grabsteine mit zum Theil sehr deutlicher Aufschrift. Es finden sich darauf die Namen Aunoberto, Ermelena, Australdas u. a. Herr Professor Klein in Bonn hat die Veröffentlichung in die Hand genommen, die für die Epigraphik und Paläographie eine ansehnliche Bereicherung bedeuten wird.

Es haben sich vereinzelt auch Brandspuren in Gräbern gezeigt und an mehreren Stellen des Kirchhofes Brandstätten, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit Gräbern standen. Auch Gebäude-Reste von nicht ansehnlichem Umfang wurden auf dem Leichenfelde festgestellt, die jedoch wahrscheinlich später erst auf dem nicht mehr benutzten Kirchhofe errichtet waren.

Das Gräberfeld hat des Interessanten so viel ergeben, dass man an die bevorstehenden ausführlichen Veröffentlichungen mit Recht sehr gespannt sein darf. Die Funde selber werden demnächst in Andernach selbst zur Besichtigung ausgestellt werden. Wie verlannt, soll ein Theil des prächtigen alten Stadthornes am Nord-Ende der Stadt zur Aufnahme der städtischen Alterthums-Sammlung in nächster Zeit hergerichtet werden. Die städtische Verwaltung würde sich dadurch ein grosses Verdienst wie um die Förderung des Städtchens selber, so auch der Alterthumskunde erwerben.

„Kölnische Volkzeitg.“ 1897 Nr. 21.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Johannes Müller.

Von der Genialität, dem Scharfsinn und der Vielseitigkeit Johannes Müllers' geben seine vom Geiste streng wissenschaftlicher Forschung durchdrungenen, vielfach hahnbrechenden Arbeiten, namentlich jenes monumentale Werk „Handbuch der Physiologie des Menschen“ beredtes Zeugnis. Sie erklären aber auch den mächtigen Einfluss des gewaltigen Heroen auf seine Mitarbeiter und Schüler, die er für die exakte Naturforschung zu begeistern und zur Nacheiferung zu entthemen wusste.

Mit der von ihm begründeten physikalisch-chemischen Schule physiologischer Forschung beginnt eine glänzende Epoche in der Geschichte der Naturwissenschaft. Wenn in unserem Zeitalter die Kenntnis der Lebensvorgänge im thierischen Organismus eine bedeutende Erweiterung erfahren und in Folge dessen die Heilkunde unter Verwerthung der physiologischen Erregenschaften einen grossartigen Aufschwung genommen hat, wird man rückhaltlos anerkennen müssen, dass Johannes Müller durch sein Schaffen wesentlich dazu beigetragen hat. Dafür ist die Nachwelt ihm zu ewigem Dank verpflichtet.

Es hat daher auch der von den Aerzten Rheinlands angerogte Plan, das Andenken an Johannes Müller durch Errichtung eines Denkmals zu ehren, in weitesten Kreisen grossen Beifall und Zustimmung gefunden.

Der unterzeichnete Ausschuss hat es nun unternommen, jenes Werk der Pflanz zur Ausführung zu bringen. Als geeigneten Ort zur Aufstellung ist die Gehrstadt Müllers', Coblenz, als Standort der Jovintienplaza dieselbe gewählt. Nur wenige Schritte von ihm entfernt, befindet sich das bescheidene, aber wohl erhaltene Haus, in dem Johannes Müller geboren. Der Platz ist begrenzt nach einer Seite von dem Rathhaus, dem früheren Gymnasialgebäude, woselbst Müller am Universitätsstudium vorgebildet wurde. An weithellerer Stelle errichtet, wird das Denkmal, welches die äussere Erscheinung des geistvollen Forschers lebendig zur Darstellung bringen soll, ohne Zweifel einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer machen.

Es wird sodann beabsichtigt, die Fertigstellung des Denkmals der Art zu beschleunigen, dass seine Enthüllung spätestens zur nahe bevorstehenden Feier des hundertjährigen Geburtstages Müllers' stattfinden kann. Wir fordern hiermit alle Verehrer des genialen Meisters, Aerzte, Naturforscher, Freunde der Naturwissenschaft und vor Allem die noch ansehnliche Schaar ehemaliger Schüler desselben an, das zu seiner Ehrung geplante Werk nach Kräften zu unterstützen, Beiträge zu leisten und Sammlungen von Geldpenden zu veranstalten. Das Bankhaus Leopold Seligmann, Coblenz, wird Gelübtebeiträge in Empfang nehmen.

Coblenz, im März 1897.

Der Central-Ausschuss zur Errichtung eines Johannes Müller-Denkmal.

Die Verwaltung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 10. Juli 1897.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVIII Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Erinnerungen an H. Schaaffhausen. Die Schaaffhausen-Sammlung. Von W. Fustahn. — Neue Ausgrabungen bei Worms. Von Dr. Kobl. — Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensee — Literaturbesprechungen: Sophus Müller, Nordische Alterthamkunde. — Paul Ehrenreich, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens.

Erinnerungen an H. Schaaffhausen.

Die Schaaffhausen-Sammlung.

Von W. Fustahn in Bonn.

Kurz vor seinem am 26. Januar 1893 erfolgten Tode berichtete Geheimrath Professor Schaaffhausen noch in einem Briefe an den ihm befreundeten Forscher auf gleichem Gebiete, den Professor Ranke in München, den Generalsekretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, über seine Lehrthätigkeit in der Anthropologie an der Bonner Universität. Er schrieb: „Ich illustrierte meine Vorträge fast in jeder Stunde durch Gegenstände meiner Privat-Sammlung, selten durch solche der Universitäts-Sammlungen und durch Bildwerke der Universitäts-Bibliothek. Die von mir schon vor vielen Jahren beantragte Gründung eines anthropologischen Museums wurde abgelehnt.“

Heute ist sein Herzenswunsch zum Theil in Erfüllung gegangen. Die Erben Schaaffhausens haben die reichen wissenschaftlichen Schätze, welche der unermüdete Forscher in seinem Lehen gesammelt, sowie seine nicht minder werthvolle anthropologische und historische Bibliothek dem Provinzial-Museum in Bonn als Geschenk überwiesen. Diese Sammlung bildet nunmehr den Grundstock zu einem anthropologischen Museum, das einer Universität gleich unserer Bonner nicht fehlen sollte.

Nachdem die Schaaffhausen-Sammlung in einem besonderen Räume des Erdgeschosses nach der dienlichsten Anordnung des Directors, Herrn Pro-

fessor Klein, eine sorgfältige und übersichtliche Aufstellung gefunden, ist dieselbe jetzt der Besichtigung des Publikums freigegeben worden. Für den Fachkundigen wird er eine Fülle der Anregung und Gelegenheit zum Studium bieten; er wird aber auch in den weiten Schichten Interesse erregen, welche Sinn für die Kunde unseres Landes in vorgeschichtlicher Zeit haben und über den Ursprung und das früheste Dasein des Menschen sich unterrichten wollen.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit der vom Eingang links aufgestellten Schädelnsammlung, welche für Anthropologie, der „Wissenschaft vom Menschen“, ein ungemein reiches Studienmaterial darbietet. Ueber 150 Menschenschädel und zahlreiche Abgüsse von solchen haben hier ihre systematisch geordnete Aufstellung gefunden. Dentliche und ins Auge fallende Bezeichnungen erleichtern in anerkennenswerther Weise die Uebersicht.

Im ersten Glasschrank sind unten Schädel der verschiedenen heute lebenden Völkerrassen aufgestellt; darüber, nach dem jetzigen Standpunkt der Kranologie geordnet, die Schädel aus vorgeschichtlicher Zeit. Zuerst ist hier die Diluvialzeit — die Periode der Eiszeit und der grossen Fluthen — vertreten. Es ist der Abschnitt der niedrigsten menschlichen Culturstufe, in welcher der Neanderthaler-Mensch zugleich mit dem Mammuth, dem Rhinoceros, dem Flosspferd und dem Höhlenbär im Rheinthal lebte. — Der Originalschädel und Knochen dieses homo neanderthalensis, wofür wir in einem früheren Museumsbericht

Mittheilung machten, befindet sich in der prähistorischen Sammlung in den oberen Räumen des Museums. Diesen seltenen wissenschaftlichen Schatz zu besitzen, ist ebenfalls der Fürsorge des Professors Schaaffhausen zu verdanken. — Es folgen nun die Schädel der Aluvialschichten, der nachfluthlichen Anschwemmungen. Zuerst die *Megacphalen* — Mittelformen —, welche mit geschliffenen Steingeräthen früher Zeit gefunden wurden. Dann folgen *Brachycephalen* — Breitschädel — aus Flussanschwemmungen und Hügelgräbern entbunden, nebst geschliffenen Steingeräthen späterer Zeit. Zahlreich sind die darüber aufgestellten Germanen-, Römer- und Frankenschädel, aus Gräbern unserer rheinischen Heimath stammend. Es ist der Typus unserer Ahnen in weit rückreichender Zeit.

Im zweiten Glasehrank befinden sich, neben sogenannten pathologischen Schädeln, die Schädelabgüsse berühmter Männer, als Kant, Schiller, L. van Beethoven, Robert Schumann, die Todtenmasken von Schiller, Beethoven, der Bonner Professoren E. M. Arndt, Welcker u. s. w. Es folgen nun die für das Studium so werthvollen Gipsabgüsse der Gehirne berühmter und gelehrter Männer, wie des Mathematikers Gauss, ferner von Angehörigen fremder Völkertämme, sodann solche von *Mieroccephalen*, endlich von Affen, als Gorilla und Chimpanse. Zum Studium der Entwicklungslehre liegen hier Schädel und Gipsabgüsse von Skelettheilen der Anthropomorphen, der menschenähnlichen Affen.

Wenden wir uns nun der zur rechten Seite des Eingangs aufgestellten Sammlung von Gegenständen zu, die alle in im Stande sind, uns Aufschluss über die Urgeschichte unserer Heimath zu geben. Sie illustriren das Wort: „Wo Menschen schweigen, müssen Steine reden.“ Es sind alles Funde, die der Schooß der Erde und der Höhlen hargen, und die uns Kunde geben von den Zuständen tiefster menschlicher Culturstufe.

Im ersten Pultschrank sehen wir Gegenstände der diluvialen Fauna, Reste des *Rhinoceros*, der Hyäne, den Stosozahn des Flusspferdes, den Backenzahn des Mammoth. Es sind alles Funde aus unserer Heimath. — Wir müssen weit zurückblicken, in eine unendlich entfernte Vergangenheit, um die ersten Spuren des Menschen anzutreffen. Zur chronologischen Beurtheilung spielen zehntausend Jahre mehr oder weniger keine Rolle. Die „Epoche von Moustier“ zeigt uns den Menschen als Verfertiger erster roher Steingeräthe.

Es folgen dann die Funde aus der auf dem alten diluvialen Rheinufer, dem Martinsberg zu Andernach, entdeckten frühen Niederlassung. Sie sind um so bedeutungsvoller, als sie davon Kunde geben, dass der Mensch Zeuge der gross-

artigen Natur-Ereignisse, der letzten Ausbrüche der Vulkane am Rheinufer war. Als Urkunden dieser Zeit wurden unter der Decke der vulkanischen Aschenschicht entbunden: Steingeräthe und die Kerne, die zu deren Herstellung gedient, Speisereste und zur Markgewinnung zersahlgene Thierknochen. Bezeichnend sind die Reste von Renthier, Schneebuhn und Polarfneha. Besonders häufig kommen hier die Knochen und Hufe vom Pferd vor. Geschliffene Knochengräthe charakterisiren uns die Funde als Typen der in der Völkerrunde bekannten „Periode von la Madeleine“.

Nach Westfalen führen uns dann die Höhlenfunde von Balve und Letmathe. Aus dem Grabfunde von Uelde liegt u. A. ein bemerkenswerther Fund, ein aus 31 durchbohrten Wolfs- und Bärenzähnen gebildeter Halschmuck, vor.

Der neolithischen Periode, der jüngeren Steinzeit, in welcher schon ein milderes, dem heutigen ähnliches Klima herrschte und die Entwicklung des Menschen soweit vorgeschritten war, dass er seine Werkzeuge glatt schliß und polirte, sowie rohe Thongeräthe verfertigte, entstammen die Funde des Gräberfeldes von Nieder-Ingelheim. Für den Forscher sind ein heiligerer Schädel und mit eigenartigen Verzierungen versehene Gefässreste wohl beachtenswerth.

Eine weitere Stufe der fortgeschrittenen menschlichen Culturentwicklung zeigen die Gefässzerben der Höhle zu Steeten a. d. Lahn und zahlreiche aus den Mardellen (Gruben), einer Niederlassung am Urmitzer Rheinufer unfern Coblenz. — Eine bemerkenswerthe Sammlung von durchbohrten und geschliffenen Steinbeilen und Hammeräxten ist nach den Fundorten in den oberen Schränken eingeordnet, denen sich Funde aus den Kjökkenmöddings der dänischen Inseln, den Schutthaufen aus der dortigen Steinzeit, sowie aus den Pfahlbauten der Schweizer Seen anreihen. Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, seien schliesslich die vorhandenen Stein- und Bronzeeräthe ausländischer Völker erwähnt.

Es dürfte sich aus Gründen der Pietät wohl ziemen, der Beschreibung der werthvollen Sammlung eine kurze, biographische Skizze zur Würdigung des Schöpfers derselben anzuschliessen. Wir wollen darin dem trefflichen Lebensbild folgen, welches Professor Ranke 1893 in den Bonner Jahrbüchern gegeben.

In Coblenz am 19. Juli 1816 geboren, bezog Hermann Schaaffhausen, 18 Jahre alt, die Bonner Hochschule, auf welcher er drei Jahre den Studien oblag; zwei Jahre weite er dann auf der Berliner Universität. In sein Tagebuch schrieb er damals: „Ich habe mich den Studium der Medicin gewidmet. Es ist diejenige Wissenschaft, welche in den vielseitigsten Beziehungen und im innigsten Zusammen-

hänge mit der Philosophie steht und als Naturforschung mit dem Leben stets befreundet bleibt, dessen wunderbare Gestaltungen sie zu enträthseln hat nach ewigen Gesetzen; zugleich ist ihr Beruf eine Tugend.*

Am 29. October 1844 habilitirte sich Schaffhausen an der Bonner Universität für Physiologie. Im Beginn seiner akademischen Laufbahn las er über spezielle Physiologie, allgemeine Pathologie, Therapie und mikroskopische Anatomie. Seit dem Jahre 1845 kommen schon dazu Collegien über das Gesamtgebiet der Anthropologie und Urgeschichte des Menschen.

Schaffhausen war ein gehobener Lehrer. Sein ausgezeichnetes Redner-talent, durch stete Übung geschult, seine eigene warme Begeisterung für den Gegenstand, der reiche Hintergrund philosophischen, historischen und ästhetischen Wissens, der auch seinen naturkundlichen Darstellungen eine spezifische Färbung verlieh — Alles das mußte die Schüler anziehen und fesseln. Eine große Menge Zuhörer aller Facultäten sammelte sich um sein Katheder, und seine Vorlesungen über Anthropologie, und namentlich jene über Urgeschichte, gehörten zu den besuchtesten der Bonner Universität. Die durchschnittliche Zahl der Hörer in der Anthropologie betrug 70 bis 80 im Semester. Seit 1870, in Semestern abwechselnd, wurde mit der Anthropologie Urgeschichte des Menschen gelesen vor durchschnittlich 80 bis 120 Hörern.

Neben der Thätigkeit Schaffhausens als Lehrer und Forscher war seine schriftstellerische Arbeit eine äusserst fruchtbare, welche seinen Namen auf dem ihm eignen Gebiet weit in die Welt hinaus trug. Sie umfaßt 356 Einzelpublicationen.

Sein Standpunkt als gelehrter Forscher und Mensch mag durch die eigenen Worte charakterisirt werden, die er zwei Jahre vor seinem Tode in einer Fest-Versammlung zu Bonn sprach: „Nur die Culturgeschichte ist die wahre Geschichte der Menschheit. In der politischen Geschichte entscheiden die Zerstörungswaffen, in der Culturgeschichte ist es die stille friedliche Arbeit des Denkers, welche unserem Gebiet neue Welten eröffnet und zu Entdeckungen führt, die das ganze Leben des Menschen umgestalten. Die grossen Weltreiche, welche die Ruhmsucht der Erreher gegründet, sind zusammengestürzt, die Errungenschaften der Cultur aber gingen niemals verloren. Die neuen Völker traten die Erbschaft der alten an, und was unter dem Schutt der Ruinen begraben liegt, das bringt unsere Wissenschaft wieder an den Tag. . . . Die Entwicklung der Menschheit zeigt uns, wie nur allmählich das Thier im Menschen gehündigt wurde durch die Cultur. So gewiss diese den Cannibalismus, das Menschen-

opfer und die Vielweiherei unter den gesitteten Völkern heseitigt hat, so sicher wird sie auch dem Zweikampf und dem Kriege ein Ende machen. Der Zweikampf ist in seinem Ursprung nichts anderes als ein Aberglaube, der in seiner ältesten Form noch mit dem Cannibalismus verbunden war, denn der Sieger verzehrte seinen niedergeschlagenen Feind, um seine Tapferkeit sich anzueignen.“

Von der Arbeitsfreudigkeit Schaffhausens gehen neben der oben geschilderten Sammlung und der fruchtbaren schriftstellerischen Production ferner Zeugnisse: seine vieljährige Thätigkeit als Vorsitzender des rheinischen Alterthumsvereins und anderer gelehrter und gemeinnütziger Gesellschaften, sowie sein langjähriges Präsidium der katholischen Remigius-Kirchengemeinde etc. Dass aber die geistig so rege Rheinprovinz, die in der Pflege der Anthropologie und Urgeschichte gegen andere Provinzen und Länder zurückstand, jetzt einen gleich ehrenvollen Rang beanspruchen kann, das ist vor Allem das Verdienst Schaffhausens. Möge die von ihm begründete Sammlung nun auch den Anstoss zur Weiterentwicklung eines der Universität Bonn würdigen Museums für Anthropologie und Urgeschichte geben.

(General-Anz. f. Bonn u. Umg.)

Neue Ausgrabungen bei Worms.

Von Dr. Koehl.

I. Worms, den 6. Januar 1897.

Nachdem die Ausgrabung römischer Gräber „im Schild“, welche seit Sommer v. J. Frhr. v. Heylan Herrscheim zu Gunsten des Paulusmuseums vornehmen liess, mit ganz geringen Unterbrechungen bis Anfang dieser Woche angehalten hat und binnen dieser Zeit nicht weniger als 295 unverehrte Gräber aufgedeckt und untersucht worden sind, haben Nachforschungen, welche wir dieser Tage im Südwesten der Stadt angestellt haben, ein weiteres, anscheinend ebenso grosses römisches Grabfeld ergeben. Während das erstgenannte Grabfeld an der vom Niederrhein über Mainz und Strassburg nach dem Oberrhein ziehenden römischen Heerstrasse sich befindet und noch lange nicht völlig untersucht ist, erstreckt sich das neu entdeckte Grabfeld längs der auf dem linken Ufer des Eisbaches über Horchheim, Heppenheim und Offstein, also nach Westen ziehenden Römerstrasse. Auch diese Strasse ist in ihrem ganzen Verlauf von der Mitte der Stadt an bis zur äussersten Grenze derselben an „Kirchgarten“ genau bekannt und in vielen Querschnitten blossgelegt worden. Derselbe verläuft über die vorhin genannten Ortshäuser nach der nächstgrösseren römischen Station Eisenberg in der Pfalz hin, um von hier über das Gehirge nach Kaiserlautern und in die Westpfalz zu ziehen. Eine im Süden der Stadt neu angelegte Strasse wurde deshalb „Eisenbergerstrasse“ genannt. An der erstgenannten Strasse wurden im frühen Mittelalter, als die Römerstrassen noch die alleinigen Verkehrswege bildeten, das Kloster Mariamünster und das längst verschundene „Guttenhaus“ erbaut, un

der nach Eisenberg ziehenden Strasse das Kloster Kirchgarten. (In ganz Südwestdeutschland kann man aus dem Vorkommen der beiden Flurnamen „Gulenk“ und „Kirchgarten“ mit Sicherheit auf das Vorhandensein einer Römerstrasse schliessen.) Mit letzterer Strasse zusammen verläuft noch eine dritte Römerstrasse die Stadt, welche sich in der Nähe des neu entdeckten Grabfeldes von ihr trennt, um sofort westwärts zu ziehen. Dieselbe, jetzt noch „Hochstrasse“ genannt, sieht in gerader Linie auf der Höhe hin, an „dem hohen Kreuz“ bei Pfeddersheim vorbei nach Hohen-Säulen und an der Stelle vorbei, wo seiner Zeit die im Mainzer und Bonner Museen befindlichen, berühmten, durchbrochenen und geschliffenen Gläser gefunden worden sind. Dieser Strasse zu Ehren wurde die nun angelegte, die Eisenberger Strasse rechtwinklig schneidende Strasse auch „Hochstrasse“ genannt. Das jetzt angefundene Grabfeld liegt in seiner ganzen Ausdehnung ebenfalls auf v. Heyl'schem Fabrikgebiete und wird dasselbe, ebenso wie das erstgenannte Grabfeld, Herr Baron v. Heyl für das Pantheonmuseum unter-suchen lassen. Es ist dies bis jetzt die fünfte der in einem grossen Halbkreise um die Stadt gelagerten römischen Nekropolen, an welche sich meist noch grössere fränkischer Grabfelder anschliessen. Mit der Explorirung dieses neuen Grabfeldes ist sofort begonnen worden. Es fanden sich bereits 6 Steinsarkophage und 6 Beisetzungen in Holzkrägen mit ihren charakteristischen Beigaben. Näheres hierüber wird demnächst berichtet werden. — Nachtrag. Ein heute Morgen aufgedeckter Sarkophag enthielt ein in Gyps gebettetes Skelet, welches zwei Mützen der Konstantinischen Zeit in der Hand hielt. Neben dem Sarg standen folgende Gegenstände: ein grosses Schüssel aus röthler (Siggilata) Erde mit Fabrikmarke, 1 Thonbecher, 2 grössere und 3 kleinere Teller; dabei fand sich ein noch näher zu bestimmendes Thiergerippe.

II. Den 23. Februar 1897.

Die Ausgrabungen römischer Gräber, welche Herr Baron v. Heyl auf dem neuentdeckten Grabfeld „am Bollwerk“ in der Nähe des Kirchgartens vornehmen liess, haben in der kurzen Zeit von 14 Tagen schon zu sehr bemerkenswerthen Ergebnissen geführt. Es wurden bis jetzt an verhältnissmässig engem Raume schon zusammen 40 umverehrte Gräber aufgedeckt und wenn, was sehr wahrscheinlich ist, die Gräber sich längs der Römerstrasse bis zur ehemaligen Grenze der Römerstadt erstrecken, so dürfte ihre Anzahl auf viele Hunderte zu bemessen sein. Die Gräber liegen hier viel tiefer als auf dem Grabfelde am Schildweg, weil das benachbarte Gelände das Grabfeld überhöht und dadurch im Laufe der Jahrhunderte sich viel Erde über den Gräbern abgelagert hat. Es sind deshalb auch die Arbeiten schwieriger und zeitrauender als auf dem erst erwähnten Grabfelde, die Beigaben aber meist viel besser erhalten. Es kommt dies daher, weil die Gräber in Löss eingeschritten sind und diese leichte Bodensart der Erhaltung der Gegenstände weit günstiger ist, als der schwere Ackerboden und der nasse Untergrund des Grabfeldes am Schildweg. Andererseits aber hat hier wieder der hohe Stand des Grundwassers conservirend auf das Holz der Särge eingewirkt, sodass es nur möglich gewesen ist, grosse Theile derselben, bestehend in eisenschweren Eichen- und Tanneholzstücken, dem Boden zu entnehmen, während in dem Löss des neuentdeckten Grabfeldes das Holz vollständig verschwunden ist; nur die grossen Nägel, welche in jedem Grabe erscheinen, geben von dem ehemaligen Vorhandensein der Särge

Kunde. Häufig finden sich ferner Sarkophage, welche aus einem einzigen grossen Steine herangehoben und mit grossen schweren Deckeln aus Stein verschlossen sind. Das Gewicht eines dieser Sarkophage mit Deckel beträgt durchschnittlich 20 Centner. Der Stein ist Pfläzer Sandstein und es müssen diese Särge einst auf den aus dem Westen nach Worms führenden Römerstrassen aus der Grünstädter Gegend herangebracht worden sein. Jedenfalls bestanden dort förmliche Sargfabriken, denn die Zahl der römischen Steinsärge, welche hier schon gefunden wurde, ist gerade Legion. So wurden allein bei den Erdarbeiten am Schildweg vor 12 Jahren und durch unsere Ausgrabungen im Sommer nicht weniger als 95 solcher Steinsärge angetroffen. Von ihnen zeigten sich aber nur 6 völlig unverehrt, alle übrigen waren ihres Inhaltes beraubt und enthielten meist nicht einmal mehr Reste der Skelette. Es geschah diese Beraubung jedenfalls nicht sehr lange nach der Beisetzung, zu einer Zeit, als man noch Kenntnisse davon hatte, dass diese Grabstätten die Leichen vornehmer Römer bargen. Auf dem neuentdeckten Grabfelde wurden bisher schon 8 solcher Steinsarkophage angetroffen, von ihnen erwiesen sich jedoch nur 2 unversehrt. Den Inhalt des ersten haben wir bereits in unserer vorigen Notiz geschildert. Der zweite enthielt wieder ein in Gyps gebettetes männliches Skelet, bei welchem 3 sehr schön erhaltene Gläser von seltener Form sich fanden. Ausser lag noch ein Krug und ein Becher aus Thon, aus denen jedenfalls bei der Beisetzung der übliche Leichentrunk gependet worden war. Ein daneben in einem Holzsaige bestattetes männliches Skelet, welches ebenfalls, wie die meisten derartigen Beisetzungen, mit Gyps umgeben war, hatte zu Hüften eine schöne, doppeltechnakte Glasflasche stehen und an Füssen eine Glasschale. In der Hand hielt der Todte eine kleine Münze des Kaisers Constantin. Ein anderes Grab enthielt einen jener für Worms charakteristischen Gesichtskräfte, von welchen wir mit Bestimmtheit nachweisen konnten, dass sie hier gefertigt worden sind. Am Samstag den 20. wurde durch einen Graben 3 Skelete blossgelegt, welche wahrscheinlich eine Familienbestattung gebildet hatten. Zuerst erschien das Skelet eines sehr kräftigen, im besten Alter stehenden Mannes, dann zu Hüften dessen das der Frau, deren Hals mit einer aus blauen und grünen Glasperlen bestehenden Schnur geschmückt war. Beiden Todten waren Becher und Krüge beigegeben. Die Füsse nach dem Kopf der Mutter gefügt, erschien der Körper des Kindes, eines Mädchens von etwa 6 Jahren, welches am rechten Arm ein Bronzearmband trug. Spielsachen aus Thon, kleine Krüge und Näpfe waren dem kleinen Liebving von lieben Händen mitgegeben worden. Hierbei mag erwähnt werden, dass bei der Ausgrabung auf dem Grabfelde am Schildweg ein noch reicher mit Spielsachen angestattetes Kindergrab zum Vorschein kam. Das Kind, ein Mädchen von etwa 10 Jahren, hatte anseer verschiedenen schönen Gläsern, welche seine vornehme Herkunft vermuthen lassen, einen ganzen Satz kleiner, unserer Brummkreiseln ähnlicher Spielsachen mitbekommen, dabei noch aus blauem und grünem Glas gefertigte Spielmarken, ferner einen kleinen, eine Ente vorstellenden Vogel aus Thon und zwei niedliche Schöllchen aus Glas in der Grösse unserer Urdgäuser. Ein eigenhüthlicher, an wehmüthigen Betrachtungen herauffordernder Zufall fügte es, dass dieses mit Geschenken der Liebe so reich bedackte Kindergrab gerade am helligen Abend, wenige Stunden bevor die Weihnachtslocken das Fest einlüteten und der Freudenjubil unserer Kinder er-

Bente, erschlossen wurde und so nach anderthalbtausend Jahren zum ersten Male wieder das Licht des Tages die Geschenke besahen, die liebe Hände der kleinen Entschlafenen vielleicht ebenfalls an einem Weihnachtslage gesendet hatten, denn nicht an zweiwelfe ist es, dass die meisten der hier im 4.—5. Jahrhundert Bestatteten schon Christen gewesen sind. Noch ein zweites Kindergrab wurde am Samstag eröffnet, dessen in Gips gebetteter kleiner Körper nur eine zierliche Glaspfanne mitbekommen hatte. Große eiserne Nägel waren das Einzige, was von dem jedenfalls schmucklosen Sarge übrig geblieben war. Daneben fand sich das Grab einer Frau, vielleicht der Mutter des Kindes. In ihm wurden ansehnlich des Sarges stehend nicht weniger als 9 zum Theil sehr seltliche Gefäße gefunden, darunter ein Napf aus Siggilataerde und ein Trinkbecher aus Thon mit der aus weissen Buchstaben aufgemalten Inschrift „vivamus“, „laet nas leben“ (und frühlich sein). Ferner ein seltliches Gläschen, wohl zur Aufbewahrung einer wohlriechenden Flüssigkeit dienend, ein Armhand aus Bronze, eine zylinderförmige Hölse aus demselben Metalle und ein kleines eisernes Messer. Ein Trinkbecher mit ähnlicher Aufschrift, wie der obenerwähnte, jedoch von noch gefälliger Form, wurde nämlich aus einem der Gräber am Schildweg erhoben. Dort lauten die Worte: „vivas et hinas“ „mögeet an leben und trinken“, welche von einem zierlichen Rankenwerke umgeben sind. Am Halse des Bechers ist eine Jagdscene dargestellt: ein Hund eiltigen Laufs einen Hasen verfolgend. Sämtliche Verzierungen sind durch Einritzen in den noch weichen Thon hergestellt. Aehnliche Trinkbecher wurden schon früher manchmal hier gefunden, wie sie überhaupt am ganzen Rhein häufig erscheinen. Wir ersehen daraus, dass auch die Wormser des 4. Jahrhunderts ihre rheinische Abstammung nicht verleugnen konnten, indem das Trinken und Lebelaufen sie bis ans Grab und darüber hinaus beschäftigt zu haben scheint, welche Stimmung wohl nicht mit Unrecht auf das gute heimische Gewächs zurückzuführen sein dürfte. Die damaligen Christen waren eben noch nicht von der später grassirenden frommen Askese angekränkt, so dass sie der icht antiker Anschauung entspringenden Lebensart und Trinkerfreiheit entbehren zu können vermochten. Über die nähere Bestattung der Gräber wollen wir später sprechen, so namentlich nach über die sichtlich zahlreich zwischen den Skeletgräbern erscheinenden Brandbestattungen, welche jedenfalls die letzten Leichenverbrennungen der römischen Zeit darstellen. Durch die Aufdeckung und systematische Untersuchung zweier so bedeutender römischer Grabfelder, durch welche wieder ein gutes Stück Wormser Geschichte an dem Boden gegraben wird, wird sich Freiherr v. Heyl zu Herrnsheim zu Gunsten des gesamten archäologischen und anthropologischen Wissenschaft erwerben, wie er sich durch die Herausgabe der in so vortrefflicher Weise von berufener Hand in Wort und Bild geschilderten Geschichte von Worms bereits den Dank der historischen Wissenschaften gesichert hat.

III. Den 9. April 1897.

Die Ausgrabungen römischer Gräber, welche Freiherr v. Heyl zu Herrnsheim zu Gunsten des Pantheonmuseums an seinem Gebiete vornehmen lässt und über die wir schon wiederholt an dieser Stelle berichtet haben, werden mit Ende nächster Woche vorläufig ihren Abschluss erreichen; es besteht jedoch die Absicht, dieselben im Spätsommer wieder in Angriff zu nehmen, denn noch harren grosse Theile bei-

der Grabfelder der Untersuchung. Mit den Ausgrabungen wurde Ende Juli vorigen Jahres begonnen und sie wurden mit Ausnahme weniger kalter Tage während des Winters bis jetzt ununterbrochen fortgesetzt. Es sind drei Leute, zwei Arbeiter und ein Vorarbeiter, fortwährend dabei beschäftigt gewesen. Die Anzahl der bis jetzt untersuchten Gräber beläuft sich auf 496. Davon entfallen auf das südliche Grabfeld (Marimünster—Schildweg) 343, darunter 48 zerstörte Gräber; auf das neuentdeckte Grabfeld „am Bollwerk“ 153, darunter 23 zerstörte. Die zuletzt genannten Gräber am Bollwerk liegen an verhältnissmässig engem Räume ganz dicht neben- und aufeinander und es ist wahrscheinlich die Anzahl der noch zu untersuchenden Gräber auf viele Hunderte zu bemessen. Unter den bis jetzt dort aufgedeckten Grabstätten herrschen bei Weitem die Skeletbestattungen in Holzsärgen vor; Steinarkophage wurden 21 angefochten, darunter jedoch nur 4 mit ganz unversehrtem Inhalt. Brandgräber erschienen auf diesem Theile des Grabfeldes nur ganz vereinzelt, da derselbe hauptsächlich die Bestattungen des 3. und 4. Jahrhunderts aufgenommen hat, zu welcher Zeit man die Leichenverbrennung nicht mehr geübt hatte. Die absichtliche und systematische Herauslösung der Steinarkophage, über welche wir falls schon gesprochen haben, kommt, wie auf den übrigen römischen Grabfeldern von Worms, so auch auf unserem neuentdeckten am Bollwerk vor, jedoch ist bis jetzt das Verhältnis der unversehrten zu den ausgegrabenen Steinmägen ein günstiges zu nennen. Die Grabräuber, welche nicht lange nach der Bestattung die Rahe der Todten stürzten, am sich der ihnen beigegebenen Glasgefässe zu bemächtigen, welche zur damaligen Zeit einen kostbaren Hausrath bildeten und jedenfalls sehr geschätzt waren, liessen doch manchmal einzelne der den Todten pietätvoll ins Grab gelegten Beigaben unberührt, sei es, dass sie dieselben in der Eile, mit der sie die Beraubung vornehmen mussten, übersehen, sei es, dass sie solche des Mitnehmens nicht für werth erachteten. Daher kommt es vor, dass in diesen Steinmägen wohl selten Gläser, dagegen häufig noch Münzen, Gewandnadeln und andere kleinere Gegenstände des täglichen Gebrauchs gefunden werden. So wurden einem der letzten beraubten Steinmägen, dem eines Mädchens, ein höchst merkwürdiger, neuerdings ganz einziger Fund erhoben, ihn jedenfalls die trinkräuber actlos liegen liessen, der aber trotz seiner ansehnlichen Werthlosigkeit für uns von grosser kulturhistorischer Bedeutung ist. Es ist dies der Fund zweier verschiedenartig bemalter Eier, offenbar Oesterreicher, welche der kleinen Entschlafenen vielleicht die letzte Freude auf Erden bereitet hatten und deshalb ihr nach ins kalte Bett des Todes folgen sollten. Die Kleine, vielleicht im die Osterzeit des Jahres 320 nach Christentoren — eine dabei gefundene Münze des Kaisers Constantin lässt uns diesen Zeitraum etwa annehmen — hat sich möglicherweise noch der ählichen Osterspiele und der damit verbundenen Getränke des Oesterfeners, des Ostermärens, des Oesterreichens und der Osterküchen erfreuen dürfen, um alsdenn nach dem schönen, da Wiedererwachen der Natur nach todähnlichem Winterschlaf feiernden Frühlingsfeste selbst eine Heutende unerthlichen Todes zu werden. Das das Osterfest, die Feier des Wiedererwachens der Natur, welches das Ei symbolisch andeuten sollte, eine rein germanische, also heidnische Feier gewesen ist und mit der christlichen gar Nichts gemein hat, ist bekannt und wird von neueren Germanisten, wie Grimm, Smirnov und Anderen bezeugt. Ja es war sogar die christliche

Kirche, jedenfalls sehr gegen ihren Willen, gezwungen, die heidnische Osterfeier mit ihren sämtlichen heidnischen Gebräuchen nicht allein zu dulden, sondern sogar der christlichen Anechtung anzupassen, und auf diese Weise blieben die rein germanisch-heidnischen Gebräuche bis auf den heutigen Tag erhalten. Ja selbst der Name „Ostern“, von der Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, der germanischen Frühlingsgöttin herrührend, verweicht nicht dem christlichen Paschafeste, wie es in allen übrigen, selbst den nordgermanischen Sprachen heisst, den Platz einzuräumen. So innig war das Frühling- oder „Ostarafest“ der Germanen mit dem Denken und Fühlen des Volkes verweben. Wir dürfen denn auch in den beiden in unserem Steinsarg gefundenen bemalten Eiern einen direkten Zusammenhang erkennen mit den germanischen Ostergebräuchen und es wird durch sie der Beweis erbracht, dass das noch jetzt übliche Färben der Ostereier ebenso einem germanisch-heidnischen Gebrauch entstammt, wie die ganze Osterfeier überhaupt. Die beiden gefundenen Eier, von welchen das eine zum grössten Theil, das andere nur in kleinen Bruchstücken erhalten geblieben ist, sind Gänseeier. Sie sind in der Nähe der beiden Spitzen mit kreisförmigen, das ganze Ei umziehenden schwarzen Streifen bemalt, daran schliessen sich nach der Mitte zu braunrothe Streifen; die Zwischenräume erscheinen alldenn mit rothen, blauen und grünen Tropfen ausgefüllt. Einzelne Stellen zeigen auch eine Vermischung verschiedener Farben, welches Verfahren noch jetzt häufig angewendet wird. Derartig gefärbte Ostereier nennt man in der Pfalz z. B. „geltscheitel“. Ungefärbte Hühner Eier werden zwar ziemlich häufig unter den Leichen beigegebenen Speisen angetroffen — ein dieser Tage gefunden, nicht berauhter Steinsarg enthielt auch ein angefarbtes Gänseei, das jedoch durch die dicke eingedrungene Erde ganz zerdrückt war — diese Eier sind dann aber nur als beigegebene Speisen zu betrachten, wie ja beinahe in jedem Grabe solche angetroffen zu werden pflegen. Sehr häufig finden sich Geflügelknochen und zwar ammet solche von der Gans, dann wurden auch schon vielfach andere Geflügelknochen, sowie Knochen vom Hind und selbst Fischgerippe in den Gefässen gefunden. Oft sind den Leichen Münzen beigegeben worden, häufig mehrere Stücke zusammen, wie es scheint, in einem Beutelchen, welches dann der Tote in der Hand hält. So wurden neulich in einem Grabe 6, in anderen 5, 4 und 3 Münzen zusammen angetroffen. In einem der letzten Steinsärgen fanden sich 4 Münzen des Kaisers Constantin, 3 kleinere zusammen in einem Holzkästchen, die vierte grössere in der rechten Hand des Toten. Manchmal finden sich durch das Oxyd der Bronze an Münzen, Armhändern, und anderen Gegenständen Reste der Kleidung erhalten, bestehend in gröberen und feineren Leinwandgeweben. Sämtliche Münzen der Skeletgräber umfassen, soweit wir das bis jetzt zu beurtheilen vermögen, etwa den Zeitraum von 330—350 n. Chr. Die in den Brandgräbern gefundenen Münzen sind natürlich viel älter und reichen bis in das erste Jahrhundert v. Chr. zurück. Von Gegenständen des täglichen Gebrauches, welche bis jetzt wohl noch nicht in römischen Gräbern beobachtet worden, sind Reste von Spatierstöcken zu erwähnen. Einmal fand sich der aus Bronze bestehende sogen. „Knopf“ eines solchen, der aber nur eine cylindrische Hülse darstellt, die innen noch mit Holz gefüllt ist. Ein anderes Mal wurde die konisch geformte „Zwinge“ eines solchen Stockes gefunden, in welcher unten noch der römische Nagel steckt, welcher die rasche Abnutzung verhüten sollte. Dabei konnte durch die

in der Erde erhaltenen Holzsperren die Länge des Stockes auf genau 80 cm bestimmt werden. Die alten Römer und romanisirten Germanen des dritten und vierten Jahrhunderts sind uns durch diese Funde gewissermassen menschlich nähergerückt. Wir sehen sie — ein Idyll! — im Geiste auf unseren im ersten Grün des Frühlings prangenden Flieren mit Spatierstöcken einherwandeln und die Kinder sich mit Ostereierchen vergnügen. Es würde den Raum einer kurzen Mittheilung bei Werthen überschreiten, wenn noch der vielen anderen Funde Erwähnung geschehen sollte. Die Zahl der aufgefundenen Thongefässe beläuft sich auf viele Hunderte und an Gläsern, darunter solche von den schönsten und seltensten Formen, wurden allein weit über Hundert erhoben. Ähnlich den soeben geschilderten merkwürdigen Fundstücken, wird uns, dessen sind wir gewiss, das neuentdeckte Grabfeld am Bollwerk, in der Folge nach manche Ueberraschung bringen. Wir sehen demnach den von Herrn Baron v. Heyl geplanten weiteren Untersuchungen mit begreiflicher Spannung entgegen und begrüssen sie schon jetzt mit einem herzlich gemeinten „Glückauf!“

IV. Den 15. April 1897.

Entdeckung eines neuen Grabfeldes der Steinzeit. Dem Wormser Alterthumsverein ist neuerdings wieder eine wichtige Entdeckung geglückt. Nachdem erst vor Jahresfrist das Steinzeitgrabfeld auf der Rheingewann von Worms ausgebeutet worden war, gelang es ihm jetzt in der weiteren Umgebung von Worms wiederum ein solches Grabfeld anzufinden. Es ist bei Wachenheim auf dem südlichen Abhange des Pfimmlthalles gelegen und in gerader Linie nur eine halbe Stunde von dem berühmten Grabfelde von Hinkelstein entfernt. Ein Beweis für die dicke Bewaldung dieses fruchtbaren Thales schon vor beinahe fünftausend Jahren. Vor mehreren Monaten war in unmittelbarer Nähe dieses Wachenheimer Grabfeldes ein Fund aus der jüngeren Eisenzeit (der sogenannten La Tène-Periode) gemacht worden. Es fand sich ein Grab mit dem verhältnissmässig grossen renehmen Krieger. beigegeben waren demselben ausser Gefässen ein grosses Schwert in eiserner Scheide, die Schwertkoppel aus verzierten eisernen Kettengliedern bestehend, eine zierliche, schiffblattförmige Lanze, ein grosser handförmiger Schildknauf aus Eisen und eine schöne Gewandnadel aus Bronze. Nähere Untersuchungen der Stelle führten nun zur Entdeckung des Steinzeitgrabfeldes, bei welcher sich Hr. Gutsbesitzer Heinrich Staufer in Wachenheim, welcher Besitzer des Geländes ist, die grössten Verdienste erworben hat. Eine vorläufige Untersuchung des Grabfeldes durch den Verein hatte das Ergebnis, dass alsbald eine Bestattung in hockender Lage, ein sog. „liegender Hocker“ angetroffen wurde. Es war das 1,60 m in der Länge messende Skelet eines alten Mannes, welcher auf die rechte Körperseite gelagert war und dessen Hände unter das Kinn gestemmt waren. Als Beigaben hatte der Alte zwei Feuersteinmesser mitbekommen. Ein dabei liegender Thierknochen, wie es scheint vom Schaf, beweist, dass uns ihn mit Nahrung versehen hatte für die lange Reise nach den unbekanntem Gefilden des Jenseits. Messer und Thierknochen lagen dicht beisammen auf dem Becken und befanden sich ehemals wahrscheinlich in einer Tasche. Weitere Untersuchungen dieses uralten Grabfeldes werden demnächst erfolgen und die Ergebnisse seiner Zeit bekannt gegeben werden. (Wormer Kurier)

Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensees.

(—sch.) Keiner von den vorgeschichtlicher Zeit in unser Land eingewanderten Volkstämmen bietet so grosses wissenschaftliches Interesse, als die Bewohner der Pfahlbauten des Bodensees. Dank der jahrelangen, mühevollen Bestrebungen verdienter Männer kennen wir am schwäbischen Meer 60 solcher Ansiedlungen und besitzen in unseren Museen viele Tausend von Pfahlbaugefässen aller Art aus Stein, Bronze u. s. w. Trotzdem aber besteht in unserem Wissen noch eine empfindliche Lücke, da wir (ein paar Stationen ausgenommen) keinerlei Aufzeichnungen von den banlichen Ueberresten dieser Pfahlbauten besitzen. Es ist daher im Interesse unserer Landeskunde dringend geboten, dass der längst gehegte Wunsch einer genauen topographischen Aufnahme der Baureste aller Bodenseean-siedlungen in Häfte zur Ausführung komme. Ohne uns mit Einzelfragen zu befassen, erlauben wir uns, in Kurzem unsere Ansichten über die Ausführung dieses Unternehmens mitzutheilen.

Da dasselbe vor Allem grösstmögliche Genauigkeit erfordert, ist auch die Annahme eines möglichst grossen Massstabs nöthig, der erlaubt, dass auch die kleinsten Theile von Bauresten noch deutlich in die Pläne eingetragen werden können und z. B. die Pfähle mindestens im Durchmesser von $\frac{1}{2}$ mm erscheinen. Es ist deshalb auch erforderlich, dass jede einzelne Pfahlbaustation auf einem besonderen Blatte eingeschrieben wird. Von den Ufern sind die Linien beim höchsten und niedersten Wasserstand anzugeben und von da aus die genaue Entfernung und Lage der Station. Um, soweit es die noch vorhandenen Ueberreste erlauben, ein möglichst richtiges Bild von der Form und Grösse jeder Station zu erhalten, ist namentlich die genaue Angabe der äussersten Pfähle von Werth. Es wäre ferner zu achten auf etwaige Abschnitte in den Pfahldörfern und auf die Stellen einstiger Wohnhäuser, die sich vielleicht jetzt noch durch weitere bezw. engere Gruppierung der Pfähle bemerklich machen. Auch Reste von Verbindungs- und Landungsstegen sind anzugeben. Einzelnzeichen wären ferner die Lage aller andern Baureste, wie Querbalke, Grundschwelle, Theile von Estrich, von den Seitenwänden, von der Bedachung, von etwa aufgetundenen Thüren, Fensterläden u. s. w. (wie man sie in Hohenhausen und Schafis in der Schweiz fand). Von allen solchen Ueberresten wären ausserdem, so lange sie noch feucht sind und ihre ursprüngliche Form und Grösse besitzen, genaue Zeichnungen mit Querschnitten in einem Massstab zu entfernen, der jeden Theil deutlich erscheinen lässt. Solann wären solche Ueberbleibsel ungeachtet zu conserviren und im Rosgarten-Museum in Konstanz, als dem Centralpunkt der Pfahlbausamm-lungen am Bodensee aufzubewahren. Auch von besonders behauenen Pfählen wären Zeichnungen anzufertigen.

Bei Pfahlbauten, die auf sog. Steinbergen errichtet sind, wäre von letzteren der Umfang und die Höhe und womöglich auch ein Querschnitt anzufertigen. Im Interesse der Pfahlbauforschung ist ferner die Angabe aller am Ufer und an gewissen Stellen im Wasser vorkommenden Flussnamen, wie z. B. der Flussname „Burg“ an der Stelle der Pfahlbauten bei Nagau oder von Sagen, wie z. B. der einer versunkenen Stadt an der Stelle des berühmten Pfahlbaues im Steinhauer Ried bei Schwenenried. Auch volksthümliche Bezeichnungen

jeder Art, die etwa in der Umgebung einer Pfahlbau-station gebräuchlich sind, wären an der betreffenden Stelle in den Aufnahmeblättern zu notiren.

Betreffe der Reihenfolge der Aufnahmen der Pfahlbauten dürfte es sich empfehlen, vor allem diejenigen zu vermessen und einzuschneiden, deren Pfähle in oder ausser dem Wasser sichtbar sind, da dieselben fortwährend allen möglichen Zerstörungsarten ausgesetzt sind. Eine weitere, im folgenden Jahre zu lösende Aufgabe wäre, mittels Baggerung die Stellen der verschlammten etc. und daher nicht sichtbaren Pfahlbauten zu erforschen, deren Vorhandensein durch eine Menge von den Wellen an das Ufer geschwemmter Pfahlbau-gegenstände constatirt ist, wie z. B. bei Immenstaad und Manzell.

In gleicher Weise wäre später in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch diese oder jene Untiefe im See, z. B. der „Schächener Berg“ bei Lindau i. B., Ueberreste von Pfahlbauten enthält. Bekanntlich entdeckte man solche auf 8 bei Zürich gelegenen Untiefen mit einer grossen Menge von Geräthen, besonders solcher von Bronze. Auch sämtliche Inseln, gross und klein, sowie Halbinseln wären abzusuchen, da dieselben erfahrungsgemäss oft zur Anlage von Pfahlbausiedlungen dienten. Es möge ferner erwähnt werden, dass in mehreren Mooren in der Umgebung des Bodensees auf deutschem, wie schweizerischen Gebiete viele Bronzegegenstände gefunden worden, von denen manche auf das Vorhandensein von Pfahlbauten hinweisen dürften. Auch diese Fundstätten verdienen Berücksichtigung, weil sie in enger Beziehung zu den Bodenseepfahlbauten stehen.

Noch sei erwähnt, dass die Ausführung des Unternehmens in keine besseren Hände gelegt werden kann, als in die des Bodenseevereins; dessen rühriger und verdienter Vorstand wird in Verbindung mit den vielen im Pfahlbauwesen reich erfahrenen Vereinsmitgliedern diese Aufgabe bald auf erfolgreiche Bahnen gelenkt haben. Den betreffenden Vereinsmitgliedern, welche die Aufnahme der einzelnen Uferlinien übernehmen würden, könnten erforderlichenfalls Geometer angetheilt werden, doch dürften dieselben nicht selbständig verfahren, sondern hielten genau den Weisungen des die Aufnahme leitenden Vereinsmitgliedes zu folgen. Selbstverständlich ist, dass die wichtigen Ergebnisse dieser Aufnahme später in geeigneter Weise im Vereinsorgan veröffentlicht werden. Der Verf. dieser Einsetzung ist sich wohl bewusst, in Vorstehendem eine Aufgabe gestellt zu haben, die Mühe, Zeit und besondere finanzielle Mittel beansprucht; die beiden ersteren aber werden sich vermindern, wenn, wie schon erwähnt, die Ausführung der Aufgabe auf ein paar Jahre vertheilt wird) Auch die finanzielle Frage dürfte keinen Schwierigkeiten begegnen, wenn der Verein auf kurze Zeit seine literarische Thätigkeit einigermaßen beschränkt und die dadurch freiwerdende Geldsumme für die Pfahlbauaufnahme verwendet. Auch darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass die hohen Regierungen der Bodenseeuferstaaten in wohlwollender Weise die nöthige Beihilfe gewähren werden, gilt das Unternehmen ja doch der wichtigen Aufgabe der Erforschung desjenigen Volkstammes, der das werthvollste Gut in unser Land gebracht hat — die Anfänge menschlicher Cultur. Möge das Unternehmen, begünstigt von bevorstehenden ungewöhnlich niedrigen Wasserständen des Sees, sich noch in diesem Winter seines Anfangs erfreuen dürfen.

(Schwäbischer Merkur.)

Literatur-Besprechungen.

Dr. Sophus Müller, Direktor des Nationalmuseums zu Kopenhagen: **Nordische Alterthumskunde**, nach Funden und Denkmalen aus Dänemark und Schleswig gemeinschaftlich dargestellt. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Dr. Otto Leopold Jiriczek, Privatdozent der Germanistik und Philologie an der Universität Breslau. Verlag von Karl J. Tröhner in Strassburg.

Eine nordisch-germanische Alterthumskunde in ausführlicher und doch übersichtlicher und zusammenfassender Darstellung von der Hand Sophus Müllers, einer Autorität von europäischem Ruf in diesem Gebiete, darf ein wissenschaftliches Ereignis ersten Ranges genannt werden. Durch dieses Werk wird so auch dem Fernstudium ermöglicht, die grossartigen Resultate der nordisch-archäologischen Forschungen kennen zu lernen und zugleich Einblicke zu gewinnen in die Wege und Methoden, die an diesem Hospitalen geführt haben. Dank den reichen Denkmalen und Funden, welche die westliche Hälfte und Grösste der Ostsee als uralte Kulturstätten erkennen lassen, ist die germanische Alterthumskunde in Dänemark als nationale Archäologie gepflegt worden. Aber die Ergebnisse dieser Forschungen haben auch für den weiteren Kreis der gebildeten Deutschen, ein direct vorbildliches Interesse nicht nur, weil auch die Denkmäler deutschen Gebietes (Balticum) in diesem Werke behandelt sind, sondern hauptsächlich deshalb, weil nach dem eigenen Ausspruch des Verfassers die Urzeitgeschichte des Nordens in den grossen Zügen genau dieselbe ist, wie die Geschichte des übrigen Europas nördlich der Alpen, namentlich des nördlichen und östlichen Theiles der germanischen Welt, die gefunden werden. Das vorliegende Werk hat zugleich eine universell-ethnologische Bedeutung, weil von dem nördlichen Boden aus Fernstudien in Formen scheinbar verschiedenartigster Kulturgebiete eröffnet werden und weil die gründlichen Kenntnisse des Verfassers an dem weiten Gebiete der vergleichenden Alterthumskunde und Germanistik und der deutschen Geschichte in Schule und in Wissenschaft wird das Werk willkommen und unentbehrlich sein, als ein sicherer Führer in die Urzeit nordgermanischen Lebens, das sich theils mit dem gemitteltemaischen deckt, theils es erreicht, und dessen Kenntnis für das Verstehen des deutschen Alterthums nothwendig ist.

Die deutsche Ausgabe des Werkes ist von Verfasser für die Bedürfnisse der deutschen Leser eigene durchgesehen und namentlich die so wichtige deutsche Terminologie von ihm selbst festgesetzt worden. Der bei diesem archäologischen Werke besonders wichtigen Illustrationen hat die Göttinger Anstalt zugewandt worden.

Die nachstehende Inhaltsübersicht des Werkes zeigt, dass es sich nicht um rein archaische Beschreibung nordischer Stein- und Metallfunde handelt, sondern um eine zusammenfassende Schilderung der Kultur und des gesammten Lebens der nordgermanischen Urzeit.

I. Steinzeit. 1. Wahrgänge der älteren Steinzeit. 2. Alterthümer aus der Zeit der Muschelhaufen. 3. Zeitverhältnisse in der älteren Steinzeit. 4. Die Periode zwischen der Zeit der Muschelhaufen und der Steinzeit. 5. Die kleinere Steinzeit, Hand- und Hüttenstein. 6. Das grosse Steinzeitalter oder Bronzezeit. 7. Das Innere der Steinzeit, Begräbnissteine und Grabhügel. 8. Die jüngeren Urker der Steinzeit. 9. Das Studium der Steinzeit, eine historische Übersicht. 10. A. Alterthümer aus der jüngeren Steinzeit. 11. Kunst und Religion. 12. Das Studium der Steinzeit, eine historische Übersicht. 13. Die Herstellungstechnik der Glas- und Waffen. 14. Werkzeugen, Lebensweise und Bevölkerung. — Literaturverzeichnis.

II. Bronzezeit. 1. Das Studium der Bronzezeit, sein Beginn und seine Entwicklung. — Die ältere Bronzezeit: 2. Aeltere Formen von Messinggeräthen, Waffen und Schmuckstücken. 3. Tolleitensgeschaffen der Bronzezeit. 4. Messer- und Frauenstrichm. Die älteren Frauenringe, Feil- und Messer. 5. Die älteste Ornamentik im Norden und ihr Ursprung. 6. Die älteste Bronzezeit in Europa. 7. Beginn der Bronzezeit im Norden. Die Bedeutung des Bernsteinhandels. 8. Die Grabhügel. Ueber der älteren Bronzezeit. 9. Der spätere Theil der Bronzezeit. 10. Die Leberverbreitung, Ursprung.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theaterstrasse 86. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 3. August 1897.

Verbreitung und Bedeutung des Bronzes. — Die jüngere Bronzezeit. Einleitung, Zeitbestimmung und Funde. Formen Ornamentik. 12. Formen und Ansetzung der Gräber. 13. Feil- und Messerfunde etc. (Dopel- und Opfersteine, Fruchtschale, Werkzeuge u. a. w.). 14. Hols- und Kulturwände, Handwerk und Ackerbau, Handel, Kunst und Religion. — Literaturverzeichnis.

III. Eisenzeit. 1. Beginn der Eisenzeit in Europa. 2. Vorzeitliche Zeit; eine fremde Gruppe. 3. Vorzeitliche Zeit; zwei einheimische Gruppen. 4. Keltische Zeit. Alterthümer und Industrie. 5. Gräber und Funde der römischen Zeit. — Literaturverzeichnis.

IV. Zeit der Völkerwanderung.

V. Völkerzeit.

Das Werk erscheint in 9^{er} in 15 Lieferungen zum Preise von je 1 Mark; bis Juli 1897 sind 8 Lieferungen erschienen.

Wir beilen uns, Anthropologen und Ethnologen von einer für unsere Gesammtwissenschaft in ganz besonderem Masse wichtigen neuen Publikation Kunde zu geben:

Dr. Paul Ehrenreich-Berlin: Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens vornehmlich der Staaten Mato Grosso, Goyaz und Amazonas (Parus-Gebiet). Nach eigenen Aufnahmen und Beobachtungen in den Jahren 1887 und 1889. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn 1897.

Rudolf Virchow gewidmet.

Folio, 168 Seiten Text, XXX Tafeln nach Photographien in Lichtdruck, 9 lithographische Tafeln und 96 Abbildungen im Text.

Ehrenreich bietet uns hier die reife Frucht seiner Beobachtungen und langjährigen Studien auf einem vor ihm so gut wie vollkommen unbekanntem Gebiete der somatisch-anthropologischen Forschungen. Nach den kurzen Mittheilungen, welche in Karl von den Steuvers' klassischen ethnographischen Werken über die beiden ersten Schingu-Expeditionen aus den Beobachtungen Ehrenreich's an lebenden Vertretern der Urvölker Central-Brasiliens bekannt geworden war, dürfen wir mit gerechter Spannung der Veröffentlichung des gesammten Beobachtung-Materials und der vergleichend-anthropologischen Verarbeitungen desselben entgegen sehen.

Mit Freuden sehen wir in dem aus vor uns liegenden Frucht-Werke die gehängten Hoffnungen erfüllt und überfrohen. Das Werk ist die Grundlage einer wahrhaft exacten somatischen Anthropologie des centralen Süd-Amerikas. Hier hat nun das Studium das erste brauchbare Material zur vergleichenden Rassenkunde aus diesem bis dahin vollkommen dunkeln und unbekanntem Fleck der Weltkarte erhalten. Es ist sehr beachtenswerth, dass Ehrenreich bei seinen indianern näher Beziehungen zu den somatischen Verhältnissen der europäischen Rassen als zu den Mongoloïden constatirt, zum Howjo, wie innig die körperliche Verwandtschaft der Völker Europas, Asiens und Amerikas ist.

Wir wünschen dem Verfasser wie der alterthümlichen Verlagfirma gleichmässig Glück zu diesem Erfolg. J. R.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die Wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. n. 9. 18 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck

vom 3. bis 7. August 1897

mit Ausflügen nach Schwerin und Kiel.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

I.

Tagesordnung der XXVIII. allgemeinen Versammlung.

Montag den 2. August. — Von Morgens 10 bis Abends 7 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Hause der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit (Königstrasse Nr. 5). Abends 7 Uhr: Begrüßung der Gäste und zwangloses Zusammensein daselbst.

Dienstag den 3. August. — Von 8 Uhr ab: Anmeldungen im Hause der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. Von 10—2 Uhr: Eröffnungssitzung daselbst. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen daselbst. Nachmittags 4 1/2 Uhr: Fahrt mit der Eisenbahn nach Alt-Lübeck, von da mit dem Dampfschiff nach Israeldorf. Abends 7 Uhr: Waldfest in der Forstballe.

Mittwoch den 4. August. — Vormittags 8—10 Uhr: Besichtigung des Museums und des Doma. Von 10—2 Uhr: Zweite Sitzung. Von Nachmittags 2 Uhr an: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt: Heiliggeist-Spital, Haus der Schiffersgesellschaft, Rathaus, Marienkirche mit Kirchenkonzert. Abends 5 Uhr: Festessen im Rathswinkel.

Donnerstag den 5. August. — Vormittags bis 9 Uhr: Besuch des Museums. Von 9—1 Uhr: Schluss-sitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen. Nachmittags 2 Uhr: Ausflug nach Waldhusen und

Pöppendorf; Imbiss im Wald. Besichtigung des Hünengrabes und des Ringwalls. Bahnfahrt nach Travemünde. Fahrt in See. Gemeinsame Mahlzeit. Ständchen der Kurkapelle mit Illumination und Fackelzug. Abends Rückfahrt nach Lübeck mit bengalischer Beleuchtung der Stationen.

Freitag den 6. August. — Ausflug nach Schwerin. Vormittags 10 Uhr: Begrüßung im Museum daselbst. Besichtigung der Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer. Ueberreichung der Festschrift. Besichtigung des Großherzoglichen Schlosses und Gartens. Gemeinschaftliches Mittagessen. Nachmittags 3 Uhr: Dampfschiffahrt auf dem grossen Schweriner See nach der Fähre. Ausflug in den Wald und zum Pinnowsee. Gemeinschaftliches Abendessen. Rückfahrt nach Lübeck.

Sonnabend den 7. August. — Ausflug nach Kiel. Von 10—1 Uhr: Besichtigung des Museums vaterländischer Alterthümer und anderer Museen; das Thulow-Museum, das ethnologische, mineralogische, anatomische und zoologische Museum waren in diesen Stunden den Theilnehmern an der Versammlung geöffnet. Nachmittags 1 1/2 Uhr: Frühstück im Segarten auf Einladung der Stadt Kiel. Nachmittags Fahrt in den Kaiser Wilhelm-Kanal bis zur Hochbrücke sowie eine Fahrt in See.

Verzeichniß der 236 Theilnehmer (142 Herren und 84 Damen).

Wo der Wohnort nicht angegeben, ist derselbe Lübeck.

- Adler, Dr., Arzt, mit Frau und Schwägerinnen.
 Alberg, Dr. Moritz, Arzt, Cas-el.
 Ambrosiani-Sune, c. ph., Stockholm.
 v. Andrian-Werburg, Wien, I. Vorsitzender der Gesellschaft.
 Baetcke, Dr. phil., Oberlehrer, mit Frau und Töchtern.
 Baier, Dr. Rudolf, Stadtbibliothekar, Stralsund.
 Bartels, Dr. M., Sanitätsthera, mit Frau und Tochter, Berlin.
 Bartels, Dr. Paul, Arzt, Berlin.
 Behrens, Heinar., Privatmann.
 Beltz, Dr. phil., Conservator, mit Frau, Schwerin i/M.
 Berlin, Dr. R., Professor, Rostock.
 Birker, Dr. phil. F., Assistent am anthropol. Institut München.
 Brehmer, Dr. jur. A., Rechtsanwalt, mit Frau und Töchtern.
 Brehmer, Dr. W., Bürgermeister, m. Frau.
 Brinkmann, Dr. Justus, Director am Museum, Hamburg.
 Brückmann, Dr., Arzt, Nenstadt i/H.
 Brunemann, Justizrath, mit Frau, Stettin.
 Buchholz, Dr. jur., Particulier.
 Buschan, Dr. med., Arzt, Stettin.
 Cohn, S., Bankier.
 Cordel, Oskar, Schriftsteller, mit Frau, Berlin.
 Cordel, Robert, Schriftsteller, mit Frau, Berlin.
 Coraing, Privatdocent, Basel.
 Curtius, Dr. phil., Professor, Oberlehrer, mit Frau und Tochter.
 Eidam, Dr., Bezirksarzt, Gunzenhausen (Bayern).
 Eisenbahnzeitung.
 Eschenburg, Dr. G., Senator, Vorsitzender des Ortsausschusses, mit Frau und Tochter.
 Eschenburg, Herm., Senator.
 Eschenburg, Dr., Professor, Oberlehrer.
 Eschenburg, Dr. Th., Arzt, mit Frau.
 Facklam, Dr., Arzt, mit Schwester.
 Fehling, Dr. Ferd., Senator, mit Frau und Tochter.
 Feierabend, Ludwig, Director, Görllitz.
 Freund, Dr., Oberlehrer, mit Frau.
 Fritsch, Dr., Geh.-Rath, Prof., Berlin.
 Funk, Fräulein.
 Gaidertz, H. sen., Schiffsmakler, mit Nichte, Berlin.
 General-Anzeiger.
 Geske-Trimpe, W., mit Frau, Bersenbrück.
 Goerke, Franz, Berlin.
 Götz, Dr. G., Obermedicinalrath, Nestrelitz.
 Grempler, Dr. W., Geh. Sanitätsthera, Breslau.
 Grossmann, Dr., Sanitätsthera, mit Frau, Berlin.
 Gosmann, Dr., Arzt, Schlestap.
 Hach, Dr. jur. Th., Conservator des Museums Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte, mit Frau.
 Hagen, Dr. phil., Assistent am Museum, mit Frau, Hamburg.
 Hahn, Dr. phil., mit Schwester, Berlin.
 Hedingcr, Dr., Med.-Rath, Stuttgart.
 Heger, Franz, Mus.-Vorsteher, Wien.
 Hennings, Dr., Arzt, mit Frau.
 Heycke, W. H., Kaufmann, m. Tochter.
 Hildebrand, Dr. phil., Reichsantiquar, Stockholm.
 Jauch, Stadtrath a. D., mit Nichte.
 Joël, Dr., Arzt, mit Frau.
 Karata, Dr., Arzt.
 Klastsch, Dr. Hermann, Professor, Heidelberg.
 Klug, Dr. jur., Senator.
 Koehl, Dr. med., Arzt, m. Frau, Worms.
 Köll, Lehrer, Estin.
 Kölnische Zeitung.
 Korn, mit Frau.
 Krömpe, Landmann, Haßfrug.
 Kröken, Dr. phil., Kiel.
 Kulenkamp, A., Rechtsanwalt, m. Frau.
 Lehmann, Major a. D., Göttingen.
 Lehmann, Senator, Marburg.
 Lenz, Dr. H., Conservator des naturhistor. Museums, Realschullehrer, mit Frau und Töchter.
 Levin, Dr. phil. Moritz, Berlin.
 Lissauer, Dr. med., Sanitätsthera, Berlin.
 Lübeckische Anzeigen.
 Lübeckische Blätter.
 Löhke, Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
 Mostorf, Fräulein, Director des Museums, Kiel.
 Meyer, Dr. A. G., Professor, Berlin.
 Möller, Johs., Lehrer.
 Montelius, Dr. Oskar, Prof., Stockholm.
 Möller, Dr. J., Prof., Oberlehr., m. Frau.
 Neiling, Dr., Christiansfeld.
 Noering, Dr. med. A., Augenarzt, mit Frau.
 Nordheim, Kaufmann, Hamburg.
 Oberländer, Dr., Arzt, Dresden.
 Pabst, Dr. jur.
 Pauli, Dr., Arzt, mit Schwägerin.
 Petersen, Hauptpastor.
 Pfaff, H., Apotheker.
 Pohl, städ. med., Berlin.
 Prochno, Apotheker, mit Frau, Gardelgen.
 Prochnow, Dr. L., Arzt, mit Frau, Hamburg.
 Putjatin, Fürst, St. Petersburg.
 Ranke, F., Senior, Hauptpastor, mit Frau und Schwägerin.
 Ranke, Dr. J., Professor, Generalsecretär der Gesellschaft, mit Frau und Tochter, München.
 Ranke, Dr. Karl, Arzt, München.
 Rey, Director, mit Frau.
 Ruedel, Dr., Physikus, mit Frau.
 Rose, Dr. med., Arzt.
 Rumpf, Dr., Prof., mit Frau, Hamburg.
 Sartori, Aug., Professor.
 Schaper, Dr. phil., Oberlehrer, m. Frau.
 Scharrf, Konrad.
 Schartziger, H., Weinbändler, Heideberg.
 Schaumann, Baudirector.
 Scheidemann, Dr. H., Arzt, Nürnberg.
 Schlemm, Julie, Berlin.
 Schmidt, Zahnarzt.
 Schmidt, Max, Buchdruckereibesitzer, mit Frau.
 Schnurr, Dr. G., Arzt, Pasewalk.
 Schoetenack, Dr. Otto, Privatgelehrter, Heidelberg.
 Schults, G. A., Consul.
 Schumann, Dr., Arzt, mit Frau, Locknitz b. Stettin.
 v. Schreiber, S., Particulier, mit Frau und Tochter.
 Schweer, W., Ingenieur, mit Frau.
 Seger, Dr., Custos am Museum, Breslau.
 Siem, Dr. med., Arzt, mit Frau, St. Petersburg.
 Sökeland, H., Fabrikant, Berlin.
 Splieth, Dr. phil., Custos a. Mus., Kiel.
 Stamper, Journalist, Berlin.
 von den Steinen, W., Kunstmalcr.
 Gr. Lichtenfelde.
 Stoffer, Dr., Arzt.
 Straub, W., Buchdruckereibesitzer, München.
 Tegtmeier, Pastor.
 Teige, Paul, Hofjwelier, mit Frau und Tochter, Berlin.
 Tesdorpf, Ernesto, Kaufmann.
 Teuff, Eugen, Parliamentsstenograph, München.
 Textor, Regier.-u. Banrath, mit Frau.
 Thiede, Dr., Arzt, mit Frau.
 Timann, Dr., Divisionsarzt, Stettin.
 Unna, Dr., Arzt, Hamburg.
 Veers, Privatmann, m. Frau u. Tochter.
 Virchow, Dr. Rud., Geh.-Rath, Prof. Ehrenvorsitzender der Gesellschaft, ucbst Frau und Tochter, Berlin.
 Voigt, Privatmann, mit Tochter.
 Voss, Dr., Director, Berlin.
 Wachsmuth, Director, mit Frau.
 Wagner, Adolf, Berlin.
 Waldeyer, Geh.-Rath, Prof., stellvertretender d. Gesellschaft, Berlin.
 Weismann, Joh., Oberlehrer, Schabmeister der Gesellschaft, mit Tochter, München.
 Werner, G., Kaufmann, mit Frau und Töchtern.
 Werner, Thierarzt, aus Berlin, z. Z. Lübeck.
 Wibling, Dr. C., Gymnasialdirector, Osterwund.
 Wichmann, Dr., Arzt, mit Nichte.
 Zechlin, Konr., Apothekenbesitzer, Salzwedel.
 Zetsche, Lehrer.
 Zunt, D. A., Bankier, mit Tochter Frankfurt a/M.

II.

Wissenschaftliche Verhandlungen der XXVIII. allgemeinen Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: R. Virchow: Eröffnungsrede. — Begrüßungsreden: Begrüßung Namens des Senates durch Seine Magnificenz Herrn Bürgermeister Dr. Brehmer. — Begrüßung durch den Vertreter des Vereins für Lüneburger Geschichte und Alterthumskunde Herrn Professor Dr. Hoffmann. — Begrüßung durch den Vertreter des ärztlichen Vereins Herrn Dr. med. Eschenburg. — Begrüßung durch den Vertreter des naturwissenschaftlichen Vereins Herrn Dr. phil. Lenz. — Begrüßung durch den Vorsitzenden des Ortsausschusses Herrn Senator Dr. Eschenburg. — Dank des Vorsitzenden. — Berichte: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs Herrn Prof. Dr. Ranke. — Rechenschaftsbericht des Schutzmeisters Herrn Oberlehrer J. Weismann und Wahl des Rechnungsausschusses. Entlastung. Etat pro 1898. — Wissenschaftliche Vorträge: Dr. Freund, Zur Einführung in die Vorgeschichte Lünebeks. — Dr. Splieth: Ueber das Dannewerk. Dann Virchow. — R. Virchow: Ueber den Burgwall von Burg im Spreewald.

Der Ehrenvorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow eröffnet in Vertretung des durch Ueberschwemmungen bei Alt-Aussee am rechtzeitigen Eintreffen verbundenen Vorsitzenden Freiherrn Dr. F. von Andrian-Werburg die Versammlung mit folgenden Worten:

Die Sitzung ist eröffnet.

Hochverehrte Anwesende! Ich muss leider damit beginnen, mich Ihnen als stellvertretenden Vorsitzenden vorzustellen; unser eigentlicher Vorsitzender ist durch die grossen Elementarereignisse, die Oesterreich, namentlich die Alpenländer, betroffen haben, geradezu abgeschnitten worden. Er hat mir telegraphisch den Vorsitz übertragen und mich gebeten, ihn bei Ihnen zu entschuldigen. Wir nehmen inilignen Antheil an den schweren, in der That erschütternden Ereignissen, welche sich im Hoehgebirge zugetragen haben und welche wahrscheinlich auch schlimmere Konsequenzen nach sich ziehen werden, als wir sie bisher aus den Berichten haben entnehmen können. Jedenfalls werde ich mich bemühen, nach besten Kräften die Geschäfte der Gesellschaft zu führen. In diesem Sinne habe ich zunächst etwas zum Ersatz der Rede zu thun, welche der Herr Vorsitzende sich vorgenommen hatte, hier zu halten; da er sein Manuscript nicht gesiecht hat, können wir ihn nach keiner Richtung hin ersetzen. Ich werde mir daher erlauben, das, was ich in den letzten Tagen aus meiner Erinnerung gesammelt habe, zu einem kleinen Bilde zusammenzufassen.

Von 1869 an, wo unsere Gesellschaft gegründet wurde, bis jetzt hat sich eine so grosse Veränderung in dem Gange unserer Wissenschaft und der Forschungen, welchen wir zugewandt sind, zugezogen, dass es eine schöne Aufgabe sein würde, das im Einzelnen darzulegen. Dazu reicht jedoch unsere Zeit nicht aus.

Ich will nur hervorheben, dass unsere deutsche Gesellschaft innerhalb des grossen Rahmens der anthropologischen Bestrebungen eine Aufgabe mit Ausdauer und, wie ich glaube, auch mit Erfolg im Auge behalten hat, die auch anderswo mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist: das ist die nationale Aufgabe. Wir haben es für unsere erste und wesentlichste Pflicht erachtet, die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf die heimischen Besitzthümer zu richten und ihre Teilnahme wachzurufen für die Erforschung und Erhaltung unserer vaterländischen Schätze.

Als wir begannen, verhielt es sich in den Kreisen der Anthropologie eigentlich umgekehrt: da war die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Allgemeine gerichtet; man hatte allerlei himmelstürmerische Gedanken, indem man glaubte, man könne, was Jahrtausende bis dahin zu erreichen nicht im stande gewesen waren, die Frage lösen nach der Abstammung des Menschen überhaupt, über sein Verhältnis zur Säugethierwelt, speciell zu den Affen; man vermuthete die Existenz ganz besonderer prähistorischer Rassen, welche sich den Thieren näherten; man studirte die ältesten Vorgänge in der Entwicklung der europäischen Völker, besonders das, was durch die Pfahlbauforschung ins Licht gedrückt war, — diess, in Verbindung mit den rein paläontologischen Untersuchungen über die Renntier- und Mammuthzeit, erfüllte die Geister vollständig. Ich darf nur erinnern an die internationalen Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie, welche in jener Zeit stattfanden. Auch wir sind nicht müde geworden, auf diese Fragen zurückzukommen, aber es hat sich mehr und mehr das Bedürfniss herausgestellt, diejenigen Fragen aufzunehmen, zu denen wir als Deutsche speciell berufen sind, im Gegensatz zu denjenigen, mit denen fremde Forscher sich beschäftigen müssen.

Auch in dieser Beziehung hat sich eine grosse Veränderung vollzogen. Als wir auf den Plan

traten, beschäfichtigte man sich in Deutschland überall vorzugsweise mit historischen Forschungen. Unser Erscheinen brachte daher eine etwas erfrühte Stimmung bei den Historikern hervor, weil sie glaubten, dass wir einen Einbruch in ihr Gebiet beabsichtigten. Das ist inzwischen etwas geklärt; jetzt liegt die Sache vielleicht so, dass die Historiker öfter Eingriffe in Gebiete machen, die gar nicht historisch, sondern prähistorisch sind. — Indess, wir sind nicht so empfindlich, wie die reinen Historiker, die eine Zeit lang es uns verdenken wollten, dass wir uns mit Untersuchungen beschäftigten, die in die Geschichte hinübergriffen. Hier ein Grenzgebiet festzustellen, ist an sich eine Unmöglichkeit. Darüber ist schon so oft in den allgemeinen Sitzungen dieser Gesellschaft gesprochen worden, dass ich darauf nicht mehr einzugehen brauche; ich will nur noch einmal bemerken, dass wir Prähistoriker die Grenze da sehen, wo Urkunden in geschriebener Form nicht mehr vorliegen. Die blosse Tradition, wie sie in Sagen, Märcchen und anderen oft sehr vielsideutigen Erzählungen sich darbietet, können wir als eine historische nicht anerkennen; sie hat ja historische Wurzeln, aber in der Regel sind diese nicht direct erkennbar. Wir verlangen, dass das, was historisch sein will, auch als solches erkennbar sei, dass es erkennbare Formen habe und den Nachweis seiner geschichtlichen Natur liefern könne.

Da wir jedoch nicht bloss Prähistoriker, sondern auch Anthropologen sind und da wir nicht bloss mit dem Menschen uns beschäftigen, der begraben ist, und noch weniger bloss mit dem Menschen, der vor Jahrtausenden begraben ist, sondern auch mit den gegenwärtigen Menschen, so kommen wir allerdings stark in das Historische hinein; wir beschäftigen uns gelegentlich mit ganz lebendiger Geschichte, mit der Geschichte der Gegenwart. Das haben wir gezeigt, indem wir unsere Untersuchungen in grossem Umfange auf die physischen Eigenheiten des gegenwärtigen Geschlechtes ausgedehnt haben. Untersuchungen, die noch lange nicht zu Ende geführt sind, von denen wir aber sagen können, dass sie ausserordentliche Fortschritte gemacht haben.

Diese kleine Auseinandersetzung dürfte genügen, um zu erklären, weshalb wir uns nicht als herren hinstellen, das, was wirklich in geschriebenen Urkunden vorliegt, zum Special-Gegenstand unserer Erörterung zu machen. Wenn wir es gelegentlich heranziehen, so verzichten wir doch vollkommen darauf, in das ausgemacht historische Gebiet irgend einen Einbruch machen zu wollen. Immerhin darf ich sagen, dass es nicht immer leicht ist, die Grenze zu finden, wo das eine oder andere Ge-

biet anfängt. Vielleicht gestatten Sie mir, das an dem nächstliegenden Beispiele zu erläutern, demjenigen, welches den Boden und die Umgebung betrifft, auf dem wir uns heute befinden.

Ich brauche nicht erst hervorzuheben, dass jede derartige Untersuchung die Aufgabe haben muss, wenigstens die Zeit zu bestimmen, in welche ein Ding gehört. Von dem Augenblicke an, wo wir seine chronologische Stellung erkennen, beginnt das wirkliche Verständnis. Die Sache liegt freilich sehr verschieden, je nachdem wir ein bestimmtes Jahr oder wenigstens eine kurze Periode angeben oder höchstens grosse Zeitalterschnitte bezeichnen können. Sie wissen ja, dass man in der Paläontologie und Geologie auch Zeitalterschnitte hat, aber die Geologen können nicht einmal sagen, ob ein solcher Zeitalterschnitt tausend, zehntausend, vielleicht hunderttausend Jahre betragen hat; je nachdem jemand eine kleinere oder grössere Phantasie besitzt, ist es ihm freigestellt, die Perioden zu verkürzen oder ins Ungemessene auszudehnen. Eine positive Zeitrechnung hat man gelegentlich in der Urgeschichte versucht; sie hat sich aber jedesmal als ein vergebliches Unternehmen erwiesen und ist immer wieder aufgegeben worden. So ist eine Zeit lang, als die Pfahlbauten in der Schweiz aufgedeckt wurden, das Wachstum der Torfmoore erörtert worden, ob man nicht aus der Höhe und Dicke der Torfschichten einen bestimmten Massstab gewinnen könnte für die Feststellung der zu ihrer Bildung erforderlich gewesen Zeit und für die Periode, wann etwa Gegenstände, die in der Tiefe des Moores gefunden werden, dahin gekommen sind. Im Augenblicke, glaube ich, giebt es niemand, der sich mit dieser Frage beschäftigt. Man hat sich allmählich überzeugt, dass der Torf keine feste Substanz ist, welche die Gegenstände an ihrer Oberfläche festhält, sondern dass vielmehr die auf der Oberfläche liegenden Gegenstände im Laufe der Jahrhunderte ihren Ort verändern, so dass man, wenn sie lebendig wären, von einer Wanderung sprechen würde. Sie wandern von einer höheren in eine tiefere Schicht, bis sie auf dem Urboden anlangen, wo der Sand beginnt und nichts mehr zu durchdringen ist. Dieses Wandern der Torfstücke und ihr Ueberwuchern durch neuere Schichten ist ausserordentlich interessant.

Wir haben heute den Verzug und die in der That nicht warm genug ausgedrückende Freude, den hervorragenden schwedischen Forscher unter uns zu sehen, welcher die berühmte Fundstelle südlich von Stockholm prüfte, wo man glaubte, dass ein prähistorisches Haus vom Torfe überwuchert sei, und wo sich ergab, dass an diesem Hause nichts Prähistorisches sei. So kann man

im Allgemeinen sagen, dass nicht viel mit dieser Art der chronologischen Zeitrechnung zu machen ist.

Dagegen gibt es ein Verhältnis, welches bequemer liegt, und welches uns Deutsche speciell berührt; das ist die Frage, wie lange waren Slaven in diesem Lande? oder, — da die Slaven hier Wenden genannt werden, wie sie auch vielfach anderswo heissen. — sind Wenden von Anfang an dagewesen oder sind sie erst später eingewandert? Ich darf wohl sagen, dass der hrennende Herd für die Slavenfrage im Augenhlicke Böhmen ist. Unsere czechischen Nachbarn, mit denen wir Anthropologen jetzt in ganz angenehmen wissenschaftlichen Verhältnissen stehen, haben die Frage neuerlich in wesentlich gemildertem Sinne aufgenommen. Nach ihrer Ansicht sind die Slaven vor mehr oder weniger langer Zeit in Mitteleuropa aufgetreten. Dabei bestehen freilich individuelle Verschiedenheiten in der Auffassung; der eine nimmt diesen Zeitpunkt etwas früher an, der andere später, aber alle sind darin einverstanden, dass die Slaven einmal eine sehr grosse Ausdehnung hatten. Namentlich ist es sehr schwer, die Angehörigen der modernen slavischen Völker und Staaten von dem Gedanken abzuhängen, dass mindestens bis zur Elbe und noch darüber hinaus das ganze Land von altersher slavisch gewesen sei. Nun gehört aber eine bestimmte Chronologie in Bezug auf die Besitzergreifung zu den Cardinalfragen nicht bloss der Prähistorie, sondern auch der Historie von Deutschland. Wenn man das nicht herausbringen kann, so verliert man einen grossen Theil der wichtigsten Gesichtspunkte.

Da ist nun zunächst hervorzuheben, dass der Versuch, die Existenz der Slaven in unseren Gegenden aus alten prähistorischen Gräbern nach der physischen Beschaffenheit der menschlichen Reste zu bestimmen, bis jetzt nicht geglückt ist. Man hat eine Zeit lang geglaubt, man könne ganz einfach, wenn man einen Schädel fand, an demselben erkennen, ob das ein germanischer oder ein slavischer Schädel sei. Es scheint mir, dass es immer noch einige Heisssporne gibt, welche diesen Gedanken festhalten, gerade wie es immer noch Leute gibt, die von jedem Scherben glauben sagen zu können, ob er ein germanischer sei oder nicht. Was die Schädel anbetrifft, so muss ich leider sagen, dass alle Versuche in dieser Beziehung bis jetzt gescheitert sind und zwar wesentlich aus einem Grunde, der ganz historisch ist. Wenn wir nämlich die jetzigen lebenden Slaven unter den Massstab nehmen, so ergibt sich, dass sie keine Congruenz in Schädelbau besitzen, dass man daher aus den jetzigen Slaven keinen slavischen Schädeltypus berechnen kann. Die Polen lassen sich nun

einmal mit den Slovakon nicht unter einen Hut bringen; wenn man ihnen einen aufsetzen wollte, so würden sich Carriaturen ergeben: der eine ist zu kurz, der andere zu lang, der eine zu breit, der andere zu schmal, und wenn man auf die Gesichter kommt, so ergeben sich erst recht grosse Schwierigkeiten; die Augenhöhlen sind verschieden, die Nasen sind verschieden, die Wangenbeine sind verschieden, genug, die Sache läuft soweit auseinander, dass wir uns im Augenhlicke nicht anders zu helfen wissen, als dass wir mehrere grosse Gruppen anterscheiden. Da gibt es zunächst Verschiedenheiten der Süd-, Nord- und Westslaven, sodann noch kleinere Unterschiede innerhalb der einzelnen Gruppen. Aber wir können nicht überall genau sagen, welches die Grenzen für diese einzelnen Formen sind. Wo die heutigen Südslaven anfangen, weiss man im Allgemeinen, aber im striktesten Sinne des Wortes kann man das nicht feststellen. Daher muss man sieb nicht wundern, dass, wenn z. B. hier zu Lande Gräber eröffnet werden und an den Anthropologen die Frage gestellt wird: ist das ein slavisches oder ein germanisches Grab, er, ehrlich gesagt, nie in der Lage ist, an dem Schädel oder dem Skelet das zu beurtheilen. Die Unterschiede bei den verschiedenen Schädeln und Skeletten, die da herauskommen, sind oben so gross, wie bei den lebenden Slaven.

Ich darf daran erinnern, dass es mit den Deutschen nicht anders ist. Ich habe erst nemlich wieder eine sehr gelehrte Abhandlung bekommen über den germanischen Typus. Es handelt sich darin wieder um die Frage: was ist ein germanischer Typus? Man kann dieselbe schon beantwortet und einen gewisse Schädel einen germanischen nennen, aber man kann nicht immer wissen, was mit dieser Beziehung gemeint wird. Wenn man z. B. alte Gräber am Rhein eröffnet und darin „typische germanische Schädel“ antrifft, so sagt man mit Zuversicht, es sind fränkische oder merovingische Schädel. Je weiter man aber nach Deutschland herein kommt, um so schwieriger wird die Sache. Die Frankenvölker waren bekanntlich ein Völkerhaud, der erst am Rheine sich formirt hat, es gab keine Franken im Innern von Deutschland. Wollte man ihr Vorkommen daselbst aus den Gräberschädeln construiren, so würden Stammnued Buedensnamen herauskommen für Gebiete, welche während einer längeren Zeit vollständig slavisches Gebiet waren. Diesseits (östlich) der Elbe war während mehrerer Jahrhunderte unzweifelhaft die Majorität slavisch. Man beschäftigt sich freilich immer noch damit, den Nachweis zu führen, dass Reste von germanischer Bevölkerung zurückgeblieben seien, als die Einwanderung der Slaven

geschah. Es ist das ähnelnd, wie wenn z. B. heutigen Tages die Japaner sich in Hawaii ansiedeln wollen; es ist kein Zweifel, dass sie allmählich die Eingebornen unterdrücken würden, so dass schliesslich nur einige Kanaken übrig blieben. So hat man sich auch vorgestellt, dass germanische Rasse geblieben seien, als die Slaven einzogen. Das ist sicherlich eine sehr interessante Frage; namentlich wenn man auf das Gebiet der Sage und der Märeehen übergeht, so erlangt sie einen nicht unbeträchtlichen Werth. Leider ist das ein sehr schwieriges Gebiet. Jedenfalls will ich betonen, dass wir noch immer im Grossen und Ganzen ohne irgend einen Zweifel annehmen dürfen, dass einmal das ostelbische Gebiet gänzlich slavisch war. Die Lausitz, die spätere Mark Brandenburg, Mecklenburg, der südöstliche Theil von Holstein, Pommern, Schlesien, Westpreussen diesseits der Weichsel (Pomerellen), waren unzweifelhaft slavische Gebiete. Nun, in diesen slavischen Gebieten finden wir gelegentlich Gräber mit Schädeln, welche denjenigen Typus zeigen, den man uns jetzt als den eigentlich germanischen anpreist und der schon durch Ecker in die Literatur eingeführt worden ist: verhältnissmässig lang gestreckte, nicht allzu hohe, mässig breite Schädel mit schöner Bildung des Gesichtes, wie sie vorzugsweise in den sogenannten merovingischen Gräbern gefunden werden. Als solche Schädel auch aus unseren Gegenden bekannt wurden, haben wir alle geglaubt, es seien merovingische oder wenigstens germanische Gräber. Auch als man solche Gräber in Hannover fand, nannte man sie merovingische, ebenso einzelne aus der Gegend von Müncheberg in der Mark Brandenburg. Man ging weiter und fand auch im Netze- und Wirthsgebiet solche Gräber. Seitdem hat man sich sehr viel Mühe gegeben, in unseren Landen Gräber mit Bestattungsleichen zu finden, man hat auch sehr viele gefunden, aber nicht ein einziges, welches etwa hervorragend den Typus der Südslaven ergeben hätte, wie wir ihn gegenwärtig constatiren können. Sowie man ein Bestattungsgrab im Lausitzgebiet findet, haben wir immer die Voraussetzung, dass es wohl ein slavisches gewesen sei; denn wir haben Grund, durchweg anzunehmen, dass vor der Völkerwanderung die Leichen verbrannt wurden. Die älteren Gräber sind lanter Brandgräber, die leider nichts ergeben in Bezug auf Osteologie u. s. w. Wir müssen uns da behelfen, aber es ist doch immerhin ein Grenzpunkt bezeichnet. Hier und da ist es gelungen, ein Grab aufzufinden, welches slavischen Charakter in den Beigaben hatte und doch ein Brandgrab war. Es sind das jedoch ganz vereinzelte Fälle; als Regel darf immerhin angenom-

men werden, dass, wo ein Brandgrab sich ergibt, wir Veranlassung haben, es als ein vorlavisches zu betrachten. Wenn unsere Enthusiasten, die Pangermanisten, dahin kommen, jedes dieser Gräber als ein algermanisches anzuerkennen, so ist das sehr gleichgültig. Effect hat diese Behauptung nicht, nachweisen kann man nicht, dass das Grab germanisch ist. Wie die Germanen geblieben haben, welche die alten Brandgräber hergestellt haben, weiss man nicht. Also das ist vorläufig eine neugierige Sache, die uns wissenschaftlich nicht ernstlich beschäftigen kann.

Von grossem Interesse ist es aber, auch abgesehen von den Gräbern, genau festzustellen, was positiv slavisch ist, und da haben wir die ersten Anhaltspunkte gewonnen in den Topfscherben. Das ist der erste Ansatz, den man zu einer Bestimmung gemacht hat. Dieser erste Ansatz wurde durch eine sehr glückliche Combination hervorragender deutscher und dänischer Forscher ausgeführt, in der die Herren von Quast, Lisch und Worsaae zusammenwirkten. Diese Commission wendete sich in sehr geschickter Anlehnung an historische Ueberlieferung nach Rügen. Von dieser Insel besitzen wir genaue Aufzeichnungen, welche bis auf das Jahr angeben, wie gewisse heilige Tempel und Burgstätten von den dänischen Königen zerstört wurden, so insbesondere Arkona, welches im Jahre 1168 erobert wurde. Diese Plätze sind seit jener Zeit nicht wieder bebaut worden. Der Hügel, welcher die alte berühmte Tempelstätte von Arkona getragen hat, lag noch bis in unsere Tage unbenutzt da, es war nie wieder darauf gebaut, nicht einmal der Acker regelmässig bearbeitet worden. Trotzdem war wenig Alterthümliches darauf zu finden, mit Ausnahme von Thonscherben. Wenn es nicht gerade Topfscherben waren, welche Hirten, Schäfer, die da herumgezogen waren, verloren hatten, so konnte man mit Sicherheit annehmen, dass sie aus der Zeit vor der Zerstörung des Tempels herstammten. So gewann man einen bestimmten historischen Anhaltspunkt. Aehnliches hat sich auch an anderen Orten (Garz, Julin u. s. w.) ergeben. Sie werden noch heute Näheres über die hiesigen Verhältnisse, namentlich über das 1138 zerstörte Alt-Lübeck, aus dem Vortrage des Herrn Dr. K. Freund erfahren; ich will nur darauf aufmerksam machen, dass in der uns gewidmeten Festschrift Scherben von Alt-Lübeck auf Tafel XIII und XIV, ein ganzer Kochtopf auf Taf. XII Fig. 5 abgebildet sind. Das sind die typischen keramischen Formen aus der wendischen Zeit. Aehnliche haben wir wiedergefunden durch das ganze Gebiet, welches nachweislich einst slavisch war. Wir treffen sie in jedem Burgwall, der von Slaven errichtet ist, und

wir halten uns für berechtigt, ihn um der Scherben willen einen slavischen zu nennen, wenn wir gleich keine speciellen historischen Anhaltspunkte für eine solche Annahme besitzen. Von der Mehrzahl unserer Burgwälle wissen wir historisch gar nichts; wir wissen nicht, wann sie vernichtet worden sind, wann Leute darauf gewohnt haben, wir haben fast nur die Topfherreste. Aber diese haben das Besondere, dass sie nicht, wie viele Töpfe, die man in Gräbern findet, für den Spezialzweck der Bestattung hergestellt sind, sondern dass sie das gewöhnliche Hausgeschirr der einstigen Bewohner repräsentiren. Es sind Bruchstücke von Töpfen, welche die Leute im Hause gebrauchten, Koch- und Essgeschirre, Spielzeug u. A. Sie führen uns also direct in das innere häusliche Leben; wir können nicht zweifeln, dass hier eine Ansiedelung gewesen ist, dass hier Leute gewohnt, hier ihre häuslichen Beschäftigungen getrieben haben.

Ich persönlich habe eine Reihe von Untersuchungen an Burgwällen durch das ganze Gebiet zwischen Elbe und Weichsel angestellt, freilich nicht an allen Wällen, aber doch an einer grossen Zahl derselben; es hat sich dabei herausgestellt, dass dieses selbe Geschirr mit geringen localen Varianten sich auf dem ganzen Gebiete vorfindet, immer wieder dieselben Grundformen und die gleichen oder verwandten Ornamente, so dass man häufig bei einem einzigen Scherben, den man aufnimmt, sofort sagen kann, das muss ein altslavischer Scherben sein. Deshalb dürfte es für unsere Collegen aus Süd- und Westdeutschland von nicht geringem Interesse sein, dass sie auf einem Platze, wie es Alt-Lübeck ist, dessen Zerstörungsjahr man genau kennt, sich durch eigene Anschauung eine Meinung bilden.

Ich würde nicht in der Lage sein, diese Erörterung überall durchzuführen, weil das Gebiet dieser Keramik und der gleichzeitigen Fundgegenstände sehr weit ausgreift. Die Unsicherheit, welche dadurch entsteht, hängt zum Theil damit zusammen, dass es bis jetzt noch nicht möglich ist, eine besondere Frage, die auch für Lübeck von hervorragendem Interesse ist und die gerade den Beginn der historischen Zeit betrifft, soweit zu klären, dass wir darüber ein endgiltiges Urtheil aussprechen dürfen.

Zur Zeit nämlich, als die Deutschen wiederum in diese Länder einrückten, bei der Regermansirung, als die Deutschen in dem Lande zwischen Elbe und Weichsel sich von Neuem ansiedelten, da trafen sie hier schon einen organisirten Seeverkehr an. Die ersten historischen Nachrichten, welche über diesen Seeverkehr vorhanden sind und welche uns Verbindungen zwischen den Küsten-

ländern des baltischen Meeres erkennen lassen, beziehen sich auf ein paar Orte. Da ist vorzugsweise zu nennen das alte Julin, das zweifellos an der östlichen Odermündung gelegen hat. Es existiren besondere Sagen in der alten isländischen Tradition, in denen die Geschichte der militärischen Colonie der Jemsburg besprochen ist. Ich selbst habe am östlichen Ausfluss des Haffs, an der Dievenow, in nächster Nähe der jetzigen Stadt Wollin eine grosse Pfahlansiedlung nachgewiesen, deren Topfgeräth den slavischen Burgwalltypus trägt, und deren Lage den Traditionen entspricht, welche die ersten deutschen Geschichtsschreiber, die hieher kamen, hinterlassen haben. Von hier aus begann die Christianisirung Pommerns durch Otto, den „Apostel der Pommern“, Bischof von Bamberg. Wir besitzen aus dieser Zeit (der ersten Hälfte des 12. Jahrh.) ausgiebige Reisebeschreibungen und Schilderungen der Ortsverhältnisse, so dass über die Sache kein Zweifel bestehen kann. Otto wurde in Julin von der Brücke, über welche er flüchtete, heruntergeworfen, er fiel in einen Sumpf, wurde daraus gerettet — kurz, alle Details sind verzeichnet. Die alten Chronisten dieser Zeit, Adam von Bremen und nach ihm Helmold berichten, wie an diesem Platze sich Leute der verschiedensten Nationalitäten hegneten, sogar Graeci. Das waren Leute vom Schwarzen Meere und von Byzanz, nicht die alten Aebler, sondern Spätgriechen, die Träger jener nachhaltigen Cultur, die sich im Pontusgebiet so lange erhalten hat. Also dahin ging der Verkehr. Aber wir wissen auch, dass hieher von allen Seiten Seefahrer kamen. So ist uns der Bericht eines angelsächsischen Emissärs aus dem 9. Jahrhundert erhalten, der von seinem Könige in die Ostsee geschickt wurde um das Land zu exploriren. Damals gab es schon einen Verkehr, wie wir jetzt sagen würden, zwischen Schleswig und Westpreussen. Dort lag Hedaby an der Ostküste, hier Truso am östlichen Arme der Weichsel in der Nähe des heutigen Elbing. Dazu kamen noch zwei schwedische Plätze, Wisby auf der Insel Gotland und Birka, der berühmte Platz am Mälarsee, den wir aus der schwedischen Christianisirungsgeschichte kennen. Bis dahin gingen auch die nachweisbaren Handelsstrassen. Wir haben also ein Verkehrsgebiet, dessen Ausdehnung durch vier Punkte — Julin, Truso, Birka und Hedaby bezeichnet wird; Wisby kann ich übergehen, weil es in der Mitte liegt. Das war das Seegebiet, um das es sich in jener frühen Zeit gehandelt hat. Auf ihm entwickelte sich ein Verkehr, der im wesentlichen mit dem Binnenhandel Deutschlands nichts oder wenig zu thun hatte, wenigstens soweit wir erkennen können.

Für den Binnenhandel haben wir nur ein paar Anhaltspunkte, welche auf weitgehende Beziehungen nach Süden deuten. Unter diesen ist vorzugsweise eine hervorgetreten, welche charakterisirt ist durch alterthümliche Funde, und zwar durch solche, welche nicht so häufig sind, wie die Topfscherben des Burgwalltypus. Die alten Leute haben nicht so viel davon verloren, aber sie haben an zahlreichen Stellen derartige Dinge vergraben. Wir kommen da auf sogenannte Depotfunde. Von Besorgniß vor feindlicher Beraubung getrieben vergrub man seine Schätze in die Erde. In der Zeit, von der ich hier spreche, war es wesentlich Silber. Es ist das das erstmal, dass überhaupt in der Vorgeschichte unserer nördlichen Cultur Silber in grossem Maasse in den Vordergrund tritt. Einzelne Silberstücken sind schon früher in nördliche Hände gekommen, namentlich in der römischen Kaiserzeit, aber die grossen Silberfunde stammen fast alle aus dieser späteren slavischen Zeit, die zeitlich recht gut datirt werden kann, sicherlich nicht vor dem 9. Jahrhundert. Sie reicht ungefähr bis in das 12. und 13. Jahrhundert hinein. Um 1000 bis 1100, also kurz nach Karl dem Grossen, sind die meisten Schätze vergraben worden. Ein grosser Theil dieser Silberfunde besteht aus Schmucksachen, aber mit diesen wurden zahlreich Silbermünzen uidegelegt, und zwar Münzen aller der verschiedenen Länder, die für den damaligen Handel in Betracht kamen, nicht bloss der nächsten. Da giebt es Wendenpfennige, die im Lande geprägt wurden, aber auch deutsche Münzen bis nach Strassburg u. s. w. hinab, angelsächsische, vorzugsweise aber kufische und arabische. Diese führen uns zurück bis in die Länder, welche südlich und westlich vom kaspischen Meere liegen, Merw, Samarkand, Buchara, Kiwah, lauter „arabische“ Bezirke, die ihre Verbindung nach dem Norden über das kaspische Meer und die Wolga suchen mussten. Und da ist in der That der Nachweis gelungen, dass damals der Handel bis nach Julin reichte, wie jetzt noch nach Nishnij Nowgorod. Auf diesem Wege traf er zunächst finnische Völker. Aber wir können ihn verfolgen bis weiterhin zu der Südküste des baltischen Meeres und ebenso bis zur Elbe. Die Elbe bildet, wie ich früher nachgewiesen habe, eine scharfe Grenze; jenseits, im Westen von der Elbe, kommen keine solchen Depotfunde mehr vor. Das ist nur dadurch begründet, dass damals schon das neue deutsche Reich unter fränkischer Vormacht so weit erstarkt war, dass an der Elbe die Zollgrenze war. Der Hauptzollplatz war Bardowick.

Aber dieses Silber wurde nicht bloss auf dem Landwege vertrieben. Die neueren Depotfunde

haben gelehrt, dass es auch nach Dänemark, ja vereinzelt bis zur Westküste Englands gelangt ist. Sehr zahlreich sind Silberdepots auf den schwedischen Inseln und in Schweden selbst, in dessen Südprovinzen eine Fülle der schönsten Schmucksachen gefunden ist.

Erst in neuerer Zeit sind wir etwas mehr bekannt geworden mit Silberfunden, die in Böhmen und den Nachbargebieten gemacht wurden. Von allen diesen Funden ist es wahrscheinlich, dass sie durch den slavischen Handel vermittelt wurden, wiewohl weder das Material dazu, noch die Fabrikate als slavische Produkte angesehen werden dürfen. Nur ein Artikel befindet sich darunter, der, wie es scheint, in die slavische Technik direct übergegangen ist. Das sind die viel besprochenen Schläfenringe, — eigenthümlich geformte, offene Ringe mit einem stumpfen und einem aufgerollten Ende, die an einem Lederband am Kopf getragen wurden. Silberne und dann meist kleinere Ringe dieser Art kommen in den Depotfunden nicht selten vor, aber sie finden sich auch häufig am Kopfe von Gräberleichen, und dann aus unedelm Metall, Kupfer, Zinn, Blei u. s. w. Man hat sich jetzt daran gewöhnt, diese Gräber als slavische anzuerkennen, da Schläfenringe nur in solchen Ländern angetroffen werden, die einst von Slaven bewohnt waren.

Diese Erfahrungen lassen erkennen, dass zur Zeit Karls des Grossen ein reich entwickelter Handelsverkehr existirte, der sowohl die verschiedenen baltischen Länder unter einander verband, als auch über die Grenzen hinausging, insbesondere längs der Wolga bis in den Orient angriff.

Bei diesem Handelsverkehr ist noch ein weiteres, für das hier zu besprechende Verhältnis hervorragend wichtiges Element zu erwähnen, das auch von den Schriftstellern der neueren Zeit mehr gewürdigt worden ist, das ist der Heringhandel. Noch zur Zeit des alten Chronisten Helmold kamen die Heringe vom Eismeere bis in unsere Gewässer herab und erschienen in grossen Zügen in der Ostsee, einerseits bei Bornholm, anderseits bei Rügen; namentlich am Rügen herum fand ein sehr reich und vielgesuchter Heringsfang statt. Da der Hering schon frühzeitig ein beliebtes Nahrungsmittel im ganzen Hinterlande geworden ist, so war das ein Hauptmotiv für die Verkehrsrichtung nach dem Inlande. Zweifellos ist Lübeck ein besonderer Mittelpunkt dieses Handels gewesen, und wenn es späterhin Haupt der Hansa wurde, so ist meiner Meinung nach kein Zweifel darüber, dass dieser alte Heringsverkehr die erste Grundlage dafür gewesen ist. Damals erschienen, wie Helmold erzählt, von allen Seiten Schiffe und über-

Beien die Heringszüge. Aber die Heringe brachten es auf die Länge nicht mehr zu Stande, die ihnen zugefügten Verluste zu decken, und endlich fanden sie, dass die Ostsee ein für sie feindseliges Land sei und wendeten sich anderen Gegenden zu. Heutzutage erscheinen in der Ostsee nur noch kleinere und seltene Schwärme; schon seit einigen Jahrhunderten haben sich die grossen Züge verloren. Jetzt muss man, wenn man Heringe fangen will, nach der grossen Sandbank fahren, die zwischen Grossbritannien und Skandinavien liegt, da wo jetzt Kämpfe zwischen deutschen und englischen Fischern stattfinden und deutsche Kriegsschiffe stationirt werden müssen, um den Heringsfang zu überwachen; oder man muss weiter hinauf nach dem Norden an die norwegische Küste gehen, wo seit langer Zeit der Hauptfang stattfindet. Dass aber in unserem Meere schon in der Vorzeit die Grundlagen eines grossen Verkehrs zur See gelegt worden sind und dass dadurch Beziehungen zu allen Küstenvölkern entstehen mussten, auch gewisse Rechtsformen für die Handelsstaaten in Gebrauch kamen, das ist wohl selbstverständlich.

Aber es fehlt uns noch der Anfang dieser Beziehungen.

Ich gehe wiederum von Karl dem Grossen und seinen nächsten Nachfolgern aus. Als die Elbgränze überschritten war und die Deutschen immer weiter nach Osten und Norden vorrückten, bat der Landhandel sein Ende gefunden. Es fanden sich aber Leute, die Conrage genug hatten, um in einem gebrechlichen Boote zu sitzen und auf die nicht allezeit ungefährliche Ostsee hinauszufahren. Das war auch schon vor ihnen geschehen. Wann das begonnen hat, ist sehr dankel. Wir haben nur eine Angabe, die sich für die Aufstellung eines Grenztermins gewissermassen verwerthen lässt, nämlich eine skandinavische Angabe, dass im 9. Jahrhundert Kuren aus Karland nach Schweden herübergekommen seien. Diese ersten Einfälle der Cori, wie sie in den alten Urkunden heissen, fanden erst ziemlich spät statt, ungefähr in der Periode, von der ich eben gesprochen habe. Andeutungen früherer Verkehrsbeziehungen habe ich nur ermitteln können auf dem höchst interessanten und leider von Deutschland aus sehr wenig besuchten archäologischen Congress in Riga im vorigen Jahre, wo der gesammte Reichthum der Ostseeprovinzen an Alterthümern zusammengebracht war, von der Westgränze his zum Ladogasee. Es waren darunter nur 4—3 Stück Bronzen, die als „alte Bronzen“ anerkannt werden konnten, im Gegensatz zu der neueren Zinkbronze; aber von diesen paar Stücken sind einige zweifellos skandinavischen Ursprungs, namentlich von der Insel

Oesel, welche für die haltischen Provinzen dieselbe Rolle spielte, wie Gottland für das südliche Schweden. Aber Zeichen eines irgendwie nennenswerthen Verkehrs, die nachwiesen, dass in älterer Zeit eine regere Beziehung mit Skandinavien bestanden hat, sind nicht vorhanden. Die Finnen, welche später hier wohnten, Liven und Esten u. s. w. scheinen erst spät eingewandert zu sein. Jedenfalls weiss man von einem Seeverkehr derselben in alter Zeit nichts; so lange, als man sie kennt, waren es friedliche Einwohner, die, wie es scheint, ausser mit Ackerbau sich höchstens mit Küstenfischfang beschäftigten.

Der einzige Punkt, der für prähistorische Zeiten einen Anhalt gewährt, ist die Insel Rügen. Wer jemals auf Rügen war, der wird auch die mächtigen Kieselkollen gesehen haben, die in langen Reihen in der dortigen Kreide liegen; aus ihnen wurden die endlosen Quantitäten von Feuersteingeräthen hergestellt, von denen die Museen in Stralsund und Berlin so reiche Serien besitzen. In Rügen war offenbar der Mittelpunkt unserer norddeutschen Steinzeit; da wurden die Steingeräthe hergestellt und später herausgebracht auf das Festland. Der Annahme, dass Rügen auch für diesen Verkehr ein Handelsplatz gewesen sei, steht meines Erachtens nichts entgegen. Aber niemand kann sagen, zu welcher Zeit das geschah. Es war aber in der Steinzeit, und von dieser unterscheidet man wiederum eine jüngere (aeolithische) und eine ältere (paläolithische) Periode. Jahreszahlen gibt es hier nicht. Der Verkehr gehörte offenbar vorzugsweise der neolithischen Periode an.

Ich wollte an diesen Beispielen nur dartun, wie schwer es ist, auf sichere chronologische Bestimmungen zu kommen, welche genügend sind, um entsprechend dem, was man aus der Geschichte in Bezug auf die alten Völkerbeziehungen weiss, sich ein Urtheil zu bilden. —

Wollen Sie mir noch gestatten, einen Punkt zu berühren, der von besonderem Interesse ist. In betreff der historischen Beziehungen unserer Voreltern nach auswärts sind wir viel mehr angewiesen anzunehmen, dass die Bewegung der Völker gegen den Rhein gegangen ist. Wie heutzutage noch der Deutsche mehr nach dem Rheine reist, als etwa an die Donauhinflungen, so stellt man sich leicht vor, sei es immer gewesen. Das lässt sich einigermaßen selbst für das Ende der alten Zeit feststellen, denn als Cäsar den Oberrhein erreichte und die berühmte Schlacht gegen Ariovist auf den Feldern des Elsass schlug, hatte er vor sich vorzugsweise Völker, die sich Sueven nannten. Nun, der Name Suevi (Schwaben) findet sich im alten germanischen Lande nicht gerade deutlich

präcirt. Aber die besten Philologen haben geglaubt, eine nahe Beziehung zwischen den Suevi der Geschichte und demjenigen Volke zu finden, welches zur Zeit des Tacitus das Land zwischen Elbe und Oder einnahm, den Semnonen. Aber diese versehwinden sehr früh, man weiss nicht, wo sie geblieben sind. Es ist also nicht unmöglich, dass die Slaven, als die Auswanderung der Sueven gegen den Rhein stattfand, in deren Sitze an der Elbe einrückten. Da entsteht die Frage: waren die Semnonen so vollständig ausgewandert, dass die Slaven ein leeres Land fanden? oder waren Bruchtheile von ihnen zurückgeblieben? Das Land muss damals sehr leer gewesen sein. Wir kennen ein Ereigniss, auf das ich hinweisen wollte, das ist die Auswanderung der Langobarden.

Von diesen wissen wir genau, dass sie die nächsten Nachbarn der Semnonen gegen Nordwesten waren, sie sassen in den nordöstlichen Kreisen der jetzigen Provinz Hannover. Da treffen wir später die karolingischen Grenzbezirke, deren Zollplatz Bardowick war, der vltus Bardorum. Von den Langobarden rückte eines guten Tages, wie ihr Geschichtschreiber Paulus Diaconus berichtet, ein grosser Theil aus, ein anderer blieb am linken Elbeufer sitzen. Einige scheinen dann an den Rhein gegangen zu sein, andere zogen nach der Donau. Die Beschreibung, welche Paulus Diaconus über diesen Zug, der über zwei Jahrhunderte dauerte, hinterlassen hat, erwähnt alle möglichen Völker, mit denen sie in Berührung kamen, aber es ist nicht gelungen, mit Sicherheit den Weg festzustellen. Erst an der Donau begegnen wir ihnen wieder. Da stiessen sie auf einen anderen deutschen Stamm, der vor ihnen aus den Ostseeländern ausgezogen war, auf die Rugier. Diese schlugen und vernichteten sie, dann gingen sie weiter nach Pannonien und kamen endlich dahin, wo sie zuletzt sitzen blieben, nach der Nordostecke Oberitaliens, die wir heute Friaul nennen. Ich will dabei erwähnen, dass die heutigen Friulaner so voll von dieser Erinnerung sind, dass sie im Jahre 1899 ein grosses Fest für ihren Historiker Paulus Diaconus begeben wollen, zu dem mir schon eine Einladung zugegangen ist. Wir haben in der That ein grosses Interesse daran, dieses Ereigniss mitzufeiern. Diejenigen von uns, welche etwa im September 1899 in Italien sich befinden sollten, möchte ich darauf hinweisen, dass sie dort wahrscheinlich sympathisch empfangen und dass ihnen dort die besten Monumente der langobardischen Zeit vorgeführt werden. Nun, an dem Ansätze der Langobarden haben wir ein sehr deutliches Indicium für den südlichen Weg. Auch die Rugier hatten sich an der Donau festgesetzt,

hier stiessen die Langobarden mit ihnen zusammen. Nun gibt es nur einen passirbaren Weg dahin, den Weg, auf dem man von den Oderquellen aus nach der March kommt. Auf der einen Seite sind die Karpathen, auf der anderen die Sndeten, dazwischen liegt ein mässig breites Passgebiet, nicht sehr hoch, wo man mit einiger Bequemlichkeit hinübergelangen kann. Ich bin überzeugt, dass die Langobarden diesen Weg genommen haben, dass sie an der Oder hinaufgingen und an der March hinabstiegen. Aber erst hier sind sie historisch nachweisbar. Sie besetzten schliesslich Pannonien, haben dort eine kurze Zeit gesessen, und endlich überstiegen sie die julischen Alpen. Dort stiegen sie im Jahre 568 direct nach Oberitalien hinab, da, wo das Pothal seine grosse Ausbreitung nach Osten hat. Da eroberten sie zunächst eine Citadelle, das alte Forum Julii. Als das geschehen war, verbreiteten sie sich in dem schönen Lande, das nach ihnen die Lombardei genannt wird.

An anderen Stellen würde sich der Durchzug der Langobarden unter grossen Schwierigkeiten vollzogen haben. Aber noch viel schwieriger würde ihr Durchbruch durch die ostelbischen Gebiete gewesen sein, wenn diese nicht leer gewesen wären. Nehmen wir an, die Langobarden hätten die inzwischen an die Stelle der Semnonen eingerückten Slaven durchbrechen müssen, die würden zweifellos den Durchzug zu verhindern versucht haben. Es war im Beginn der Wanderung gewiss nicht ein sehr grosses Heer. Hatte doch noch zwei Jahrhunderte später ihr König Alboin es für nöthig erachtet, Hülfstruppen aus der Heimath anzuwerben. Er hatte 20 000 Mann Saebren bei sich, als er in Italien einrückte. Wäre das ganze Gebiet, welches die Langobarden zu durchziehen hatten, besetzt gewesen, so hätten die eingewanderten slavischen Stämme gewiss starken Widerstand geleistet. Von einem solchen wissen wir nichts. Es ist das einer der Gründe, aus denen ich schliesse, dass damals eine Periode war, wo das einst semnonische Land leer war. Ich will nicht weiter auf diese Streitfrage eingehen, es gibt noch andere Thatsachen, welche für die Leertheit des Landes angeführt werden können. Ich meinerseits glaube an die vollständige Auswanderung der früheren Bevölkerung aus dem ostelbischen Gebiete. Darin sehe ich die Erklärung der Thatsache, dass bald nachher, wahrscheinlich schon im 6. Jahrhundert, in dem ganzen Gebiete eine slavische Bevölkerung erscheint, die nachher erst wieder durch die Rückwanderung der Deutschen, namentlich der Niederdeutschen, zurückgedrängt worden ist.

Daher wird man auch heute auf diesem ganzen

Gebiete immer auf ein Gemisch von germanischen und slavischen Stämmen stossen. Es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob in einem oder dem anderen Gebiete rein slavische Ueberreste oder rein germanische erhalten sind; man wird in der Regel gemischte Zustände antreffen. Diese aber auseinanderzulösen, gehört zu den Aufgaben, die man in diesem Angelegenheiten noch keinem Anthropologen stellen darf. Ein erfahrener Anthropologe kann gewisse Anhalte finden, aber selten wird er zu einem bestimmten Urtheil kommen. Sie werden daher begreifen, dass wir nur mit einer gewissen Zaghaftigkeit uns eine Ueberzeugung zu bilden versuchen. Wir werden, was ich auch Ihnen gegenüber als einen Vorzug der modernen Anthropologie bezeichnen kann, blosser Hypothesen möglichst ferne halten und uns bemühen, der tatsächlichen Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen und nur sie als Wissenschaft anzusehen. —

Damit will ich diese Betrachtung schliessen. Ich erkläre nunmehr die XXVIII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft für eröffnet.

Wir haben die Ehre, unter uns zu sehen Vertreter verschiedener höherer und höchster Instanzen, die uns die Freundlichkeit erweisen wollen, uns zu begrüßen.

Zunächst hat das Wort der Herr Bürgermeister von Lübeck.

Begrüßungsreden.

Herr Bürgermeister Dr. Brehmer-Lübeck:

Hochverehrter Herr Präsident! Hochgeehrte Damen und Herren! Schon einmal, im Jahre 1878 haben die Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft auf ihrer Rückkehr von der Kieler Versammlung Einkehr in unsere Stadt gehalten. Obgleich die Zeit, die sie damals unter uns weilten, nur kurz messen war, so haben wir doch, als wir ihnen unsere noch kleinen Sammlungen zeigten, und als wir sie aus den Mauern unserer Stadt in unsere bewaldete Umgebung zu den dort aus ältester Zeit stammenden Culturstätten geleiteten, die von uns dankend anerkannte Gelegenheit erhalten, von ihnen eine Fülle von Belehrung und Anregung zu empfangen. In Erinnerung an die Beziehungen, in die wir in diesen schönen Tagen vielfach zu ihnen getreten sind, haben wir, als bekannt wurde, dass die anthropologische Gesellschaft in diesem Jahre hier in Lübeck ihre Versammlung abhalten wolle, diese Nachricht mit grösster Freude begrüsst, denn wir hofften, Ihnen den Beweis liefern zu können, dass wir die letzten 20 Jahre hier nicht

müßig haben verstreichen lassen, sondern dass wir eifrig fortzuschreiten uns aufs allerernsteste bemüht haben. In der Vorgängerin unserer Stadt, in Alt-Lübeck, dessen sparsame Ueberreste Sie noch heute besichtigen werden, haben wir versucht, durch umfangreiche Ausgrabungen nicht nur die Lage jener alten, weit bekannten Handelstätte, sondern auch die Kulturzustände ihrer Einwohner näher zu ergründen. So oft sich die Kunde verbreitete, es sei in der Umgebung unserer Stadt bei der Ackerbestellung oder bei der Ausföhrung von Beuten eine alte Stätte germanischen oder slavischen Alterthums entdeekt, haben wir uns bestrebt, nicht nur den Fund zu sichern, sondern auch nach den von Ihnen vorgeschriebenen oder gebilligten Anordnungen ihn wissenschaftlich festzulegen. Durch Rath- und Bürgerbeschluss haben wir erst vor kurzem das Amt eines Conservators geschaffen, dem nicht nur die Aufsicht über die Bauten, welche seit alten Zeiten unsere Stadt schmücken, sondern auch die Fürsorge für die aus vorgeschichtlicher Zeit stammenden Bauwerke übertragen worden ist. Wir haben ein grosses Museum gebaut, dessen Sammlungen, namentlich die prähistorische und ethnographische, schon jetzt eine Fülle von Schätzen enthalten, um die uns grössere Museen oftmals beneiden. Wenn das Museum seine Pforten öffnet, strömt in grossen Schaaren unsere Bevölkerung herbei, nicht nur um Neues zu schauen und sich zu erfreuen an dem, was ihre Söhne, die weit über die Erde zerstreut sind, in Bezugung ihrer treuen Liebe zur Vaterstadt gesiecht haben, sondern vor allem um äbere Kenntniss zu gewinnen von den Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten ihrer eigenen Vorfahren und der Bewohner fremder Länder. Wir sind uns aber wohl bewusst, dass wir bei alle dem, was wir bisher geschaffen, nur Keime gelegt haben, die erst zur reifou Frucht entwickelt werden müssen, und dass wir aus Eigenem dieses kaum beschaffen können; da blicken wir denn vertrauensvoll auf Sie, hochgeehrte Herren, und die von Ihnen gegründete und geleitete Gesellschaft, hoffend, dass Sie durch Ihre gehaltenen Vorträge und die wissenschaftlich bedeutenden Aufsätze, die Sie in Ihren Zeitschriften veröffentlichten, auch uns helfend und fördernd zur Seite treten werden. Wir wissen, dass die heutige Versammlung aus von neuem mit Ihnen in eine von uns hochgeschätzte Verbindung bringen wird, und dass wir hierdurch, wie vor 20 Jahren, eine reiche Fülle von Belehrungen und Anregungen von Ihnen erhalten werden. Und so gestatten Sie mir denn, geehrte Damen und Herren, dass ich Sie bei Ihrer Anwesenheit in unserer Stadt im Namen des Senates und der Bürgerschaft auf das herzlichste begrüße.

Herr Professor Dr. Hoffmann-Lübeck:

Hochgeehrte Herren! Wohl jede Stadt, in welcher Ihr Verein zusammentritt, hat einen Geschichts- und Alterthumsverein anzuweisen, bei dessen Mitgliedern Sie ein Verständnis für die Bestrebungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft voraussetzen dürfen. Der hiesige Verein hat schon vor Jahrzehnten die Alterthümer besonders in Betracht gezogen und sich mit Ausgrabungen beschäftigt, aber unter seinen jetzigen Mitgliedern sind nur noch wenige mit den Ergebnissen dieser Thätigkeit so vertraut, dass sie eigene weitere Forschungen daran zu kultipfen geneigt sind. Diese Wenigen hegrüssen mit besonderer Freude die Versammlung der Gelehrten aus ganz Deutschland und den nördlichen Ländern, welche gewohnt sind, in grossem Zusammenhange die vorgeschichtlichen Zeiten zu betrachten, und schon vielfach unerwartet Licht über räthselhafte Erscheinungen verbreitet haben. Die anderen Mitglieder unseres Vereins aber, welche mehr das geschichtliche Interesse ins Auge fassen und damit innerhalb der durch Schriftwerke uns bekannten Jahrhunderte verweilen, werden die Gelegenheit, den prähistorischen Studien sich durch persönlichen Verkehr näher zu stellen, auch mit Freude heutzutage. Denn diese Studien sind gerichtet auf die Anfänge der Kultur und auf das, was vor der Entwicklung staatlichen Lebens mit seiner Verfeinerung liegt, und wie sollte nicht aus dieser frühen Zeit etwas wie Morgendunst und Waldeswind uns anwehen, etwas, was auch vorzüglich geeignet ist, den engeren Blick der auf die Einzeldinge gerichteten örtlichen Geschichtsforschung zu erweitern.

Sie finden, meine Herren, hier in der Handelsstadt zwar nicht viele Fachgenossen, aber diejenige Hochachtung wissenschaftlicher Bestrebungen, welche aus freier, nicht berufsmässiger Beschäftigung mit solchen Dingen zu entstehen pflegt, wenn es an Musse und geeigneten Einrichtungen nicht fehlt. Die Gesellschaft, in deren Hause wir hier versammelt sind, hat in der langen Zeit ihres Bestehens, seit über hundert Jahren, es zur festen Ueberlieferung bei sich ausgebildet, das Gemeinnützte nicht nur in dem praktischen Nützlichem zu erblicken, sondern ebenso in den Wissenschaften, welche den Menschen über den engen Kreis des täglichen Lebens hinaus heben. Alle Wissenschaft aber ist zum Zwecke ihrer Verbreitung angewiesen auf das theilnehmende Verständnis der Gebildeten. Verständnis, soweit unsere Kräfte reichen, und jedenfalls Theilnahme, die mehr ist als blosses Neugier, bringen wir Ihnen entgegen, indem wir die

Versammlung der Anthropologen hier freundlich willkommen heissen und Ihren Arbeiten bestes Gedeihen wünschen.

Herr Dr. Eschenburg-Lübeck:

Geehrte Herren! Lassen Sie mich diesen Worten eine herzliche Begrüssung namens des hiesigen ärztlichen Vereins hinzufügen. Dass der Verein der Aerzte Ihnen und Ihren Arbeiten ein lebhaftes Interesse zuwendet, brauche ich kaum zu betonen; denn wer hätte mehr mit menschlichen Dingen sich zu beschäftigen als der Arzt, und es ist gewiss kein Zufall, dass anthropologische und ärztliche Bestrebungen in einer Hand vereinigt gerade in Ihrer Gesellschaft so ausgezeichnete Vertreter fanden. Wenn auch wir Aerzte naturgemäss mehr einer praktischen Beschäftigung zugewandt sind, werden sie doch, wie ich hoffe, gelegentlich der diesjährigen Versammlung sich überzeugen, wie sehr wir Ihre Anwesenheit in unserem Kreise zu schätzen wissen.

Herr Dr. Lenz-Lübeck:

Hochgeehrte Versammlung! Auch der naturwissenschaftliche Verein, als dessen Vertreter ich hier zu Ihnen zu sprechen habe, möchte es nicht unterlassen, die deutsche anthropologische Gesellschaft zu hegrüssen. Bestehen doch zwischen den Naturwissenschaften und der Anthropologie die innigsten und mannigfachen Beziehungen. Zum Zwecke erfolgreicher Thätigkeit auf gleicher Grundlage erbaut, bildet die Anthropologie, dem werden den Kulturmenschen in seinen mannigfachen Beziehungen nachgehend, eine der herrorragendsten unter den vielen auslaufenden Spitzen der Naturwissenschaften. Das Entferntsein von den intensiven Pflegestätten der Wissenschaften empfinden gerade die Mitglieder unseres Vereins, seien es Aerzte, Apotheker oder Lehrer der Naturwissenschaften ganz besonders, da unsere Wissenschaft wesentlich auf direkter Beobachtung und immer wieder Beobachtung beruht und stets genöthigt wird, hier die sichere Basis zu suchen. Um so freudiger begrüsst der naturwissenschaftliche Verein zu Lübeck jede Gelegenheit, welche hervorragende Vertreter jeglichen Zweiges der Naturwissenschaften in grösserer Zahl in unsere Mauern führt. Was wir selber bieten können, ist sehr wenig, aber was wir Ihnen entgegen bringen, ist ein offenes Herz und frische, fröhliche Lernbegierde. So heisse ich namens des naturwissenschaftlichen Vereins zu Lübeck die Vertreter der deutschen anthropologischen Gesellschaft herzlich willkommen.

Herr Senator Dr. Eschenburg-Lübeck:

Nach den stattgehabten Begrüßungen und Ansprachen werden Sie mir als Vertreter des Ortsausschusses nur ein ganz kurzes Wort verstaten wollen. Ich erlaube mir, Ihnen als Willkommgruß die Festschrift darzubringen, die zu Ehren dieser Versammlung ausgearbeitet worden ist, und bitte Sie, dieselbe freundlichst entgegenzunehmen zu wollen. Erblicken Sie darin einen Beweis, wie dankbar in unserer Stadt die grosse Ehre gewürdigt wird, dass Sie Lübeck zum Sitz Ihrer Versammlung erwählt haben. Im Uebrigen wiederhole ich, was ich schon gestern im kleineren Kreise anzusprechen die Ehre hatte, dass der Ortsausschuss, anweit es in seinen Kräften steht, alles heizutragen bestrebt sein wird, um Ihre Verhandlungen zu fördern und Ihnen den Aufenthalt in Lübeck zu einem behaglichen zu machen.

Herr R. Virchow:

Ich darf vielleicht dem Herrn Vorsitzenden des Ortsausschusses gegenüber constatiren, dass wir darüber doppelt erfreut sind; wir sind so in der Lage, die Besorgnisse zu zerstreuen, welche so oft in weiteren Kreisen hegehrt wird, als ob überhaupt derartige Versammlungen zwecklos seien und eigentlich aufgegeben werden könnten. Wir haben immer den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen und es immer für eine Aufgabe gehalten, die zu erfüllen ist, wieder neuen Zündstoff in die Gemüther zu bringen und immer wieder neuen Halt zu suchen für die Versuche, die wir machen, und ich darf namens der Gesellschaft aussprechen, dass der Ortsausschuss in glänzender Weise die Nichtigkeit dieses Einwands dargelegt hat und ein so vortreffliches Buch erzielt hat. Wenn er weiter nichts erzielt hätte als dieses Buch, so würde das schon ein grosser und dauernder Gewinn sein.

Herr Johannes Ranke: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs.*

I. Ethnologie.

Im vorigen Jahre, bei unserem schönen Congress in Speier, haben wir eine Nachfeier des 70. Geburtstags unseres hochverehrten Freundes und Meisters: Adolf Bastian begangen. Es entspricht so ganz dem Charakter des Schöpfers des Museums für Völkerkunde in Berlin, des grossartigsten wissenschaftlichen Codex der Ethnologie dass er selbst der Feier entflohen ist — er war verschwunden, Niemand wusste genau wohin. Dann trafen, zuerst indirecte, später directe Nachrichten ein und nun hat er an uns Alle, — die rechten Geburtstag mit Liebe und Bewunderung begangen haben, — ein Zeichen seiner Dankbar-

keit und Freude gesendet, auch wieder so ganz nach der Art unseres Meisters: ein Buch, von ihm auf seiner jetzigen Reise geschrieben und in Batavia gedruckt:

A. Bastian: *Leise Blätter aus Indien I. Batavia. Albrecht und Co. 1897. 8^o. 171 u. XIV S.*

Bastian hat sich wieder in den Jangbrunnen des Völkerstudiums getaucht, und bietet uns nun hier ein Geschenk seines jugendfrischen Geistes. Inhalt: Ein indonesisches Schöpfungsglied. Aus Java, Bali und Lombok. Die Baller. Er sagt:

„Dass für systematische Begründung ethnologischer Studien der indonesische Archipel das aussichtsvoll ergiebigste Arbeitsfeld zu bilden hat, besttigt sich mehr und mehr, seit mittelst der unter den colonialen Beamten regsam erweckten Thätigkeit alljährlich die Bereicherungen sich mehren, welche den Museen und der Literatur zugeführt werden, im Anschluss an die mit dem Stempel der Originalität geprägten Schätze, welche aus vorigem Jahrhundert schon, in den Publicationen der Batavischen Geoschapschaft aufgestapelt liegen.“ —

„Beim Ueberblick über die Weltkarte des Globus zeigt sich auf keinem Theil derselben eine derartige hunte Fülle der Vergleichungsmöglichkeiten, wie in der Inselwelt des indischen Archipels. Auf zahllos insularen Centren differenzirt sich der ethnische Elementargedanke in den Variationen seines Völkergedankens, nach den Bedingungen wandelnder Umgebungswelt, und zwar in den geographischen Provinzen sowohl, wie längs der logisch vorgezeichneten Geschichtsbahnen; und dass für die letzteren besonders die Sunda-Inseln ausschlaggebend sind, liegt vor Augen. Bali, das „aufgeschlagene Buch“ bildet das wichtigste Alterthumsstück im Archipel.“ (S. 1 und 2.)

Möge der Meister reich mit Schätzen beladen zurückkehren, möge es uns vergönnt sein, unserem Bastian wieder die Hand zu drücken und ihn früh zu begrüßen.

Inzwischen wird rüstig weiter gearbeitet von einer jüngeren Generation in den von dem Meister eröffneten Bahnen.

Nur einige wenige der neuen Publicationen auf diesem Gebiete möchte ich namentlich aufführen:

Dr. jur. Karl Friedrichs, Rechtsanwalt in Kiel, *Universales Obligationenrecht*. Berlin. Carl Heymanns Verlag. 1896. 8^o. 220 S.

Das für die Völkerpsychologie sehr wichtige Werk bietet eine Zusammenfassung derjenigen Rechtsätze, welche für das Obligationenrecht auf dem Erdball gemeinsam gelten, „nicht im Sinne des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie, welche sich bemühen, ihre unabhängig von der Wirklichkeit gewonnenen allgemeinen Ideen der Wirklich-

keit aufzuzwingen, auch nicht in jenem Sinne, welcher das sittlich Wünschenswerthe verwirklichen möchte, und daher geneigt ist, es aus dem Wirklichen überall heraus zu lesen, sondern als Abstraction aus den bekannten Rechtsnormen der verschiedenen Völker, ebenso wie die meisten Sätze des gemeinen deutschen Privatrechts entwickelt sind durch Abstraction aus den bestehenden Rechtsätzen der einzelnen deutschen Rechtsgebiete*.

Jacob Rohinsohn. Psychologie der Naturvölker. Ethnographische Parallelen. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 8^o. 176 S.

behandelt wichtige Themen in recht ansprechender Weise: Die Entdeckung der Seele. Seelenmehrerheit. Gestalt der Seele. Leben nach dem Tode, u. a.

Ernst Grosse. Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg i. B. und Leipzig 1896. Akademische Verlagbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8^o. 245 S.

Ich stehe nicht an, dieses kleine Buch für eine besonders wichtige ethnologische Publication der letzten Jahre zu erklären. Ohne zu polemisieren, führt das Buch jene vorseitigen Theoretiker einer construirten „Entwicklungsgeschichte der Familie“ ad absurdum und erweist die ganze Hohlheit dieser künstlichen Constructionen. Noch ist die Zeit nicht gekommen, noch reichen die wissenschaftlich gesicherten Grundlagen keineswegs aus, eine allgemeine Entwicklungsgeschichte der Familie auf wissenschaftlicher Basis zu schreiben. Grosse will nur einen Beitrag zu den Vorarbeiten zu dem grossen Werke liefern. Aber, indem er die Beziehungen der Familie zu einem einzigen Faktor der Kultur, zu der Wirtschaft, untersucht, ergeben sich Resultate, welche weit abweichen von den herrschenden Theoremen. Wir haben hier festen Boden unter uns. Grosse findet, dass ganz im Gegensatz gegen die mehr oder weniger künstlich construirten Entwicklungs-Phantasien der Familie: „jedem Typus der Wirtschaft ein besonderer Typus der Familie entspricht“, deren Unterschiede sehr bedeutend und sehr deutlich sind.

„Die engste Form der Verwandtschaftsorganisation, die Sonderfamilie, besteht unter allen Kulturformen. Ueberall, soweit unsere Erfahrung reicht, bilden Eltern und Kinder eine geschlossene, von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft anerkannte Lebensgemeinschaft. Die Begründung und die Erhaltung der Sonderfamilie wird in der That nicht durch besondere wirtschaftliche, sondern vielmehr durch allgemein natürliche Motive bedingt. Indessen die Sonderfamilie ist darum dem Einflusse der wirtschaftlichen Zustände keineswegs ganz entzogen. Derselbe wirkt zunächst auf die Form

der Ehe. Denn wenn auch noch manche andere Faktoren über die Herrschaft der Monogynie oder der Polygynie entscheiden, es ist unverkennbar, dass die Neigung zur Polygynie besonders dort mächtig ist, wo das männliche Geschlecht ausser seiner natürlichen auch die wirtschaftliche Ueberlegenheit besitzt; während dort, wo das Weib dem Manne wirtschaftlich selbständiger gegenübersteht, eine Tendenz zur Monogynie hervortritt. Vor allem aber wird das Rechts- und Machtverhältnis zwischen den Gatten vornehmlich durch ihre wirtschaftliche Stellung bestimmt. Wo die Hauptproduction in der Hand des Mannes liegt, wie bei den Jägern und den Viehzüchtern, dort liegt auch aller Besitz und alles Recht in seiner Hand; das Weib ist seine heilige und rechtlose Sklavin. Bei den „niederen Ackerbauern“ dagegen hat die weibliche Wirtschaft eine mindestens ebenso grosse Bedeutung für die Erhaltung der Gesellschaft als die männliche; und hier tritt die Frau in der Regel nicht als die Sklavin, sondern als die Genossin, zuweilen sogar als die Herrin des Mannes auf. Endlich bestimmt das wirtschaftliche Machtverhältnis der Gatten ihre Rechte über die Kinder. Die Frau verfügt über die Kinder nur dort, wo sie die wirtschaftlich Stärkere, die Erwerbende und Besitzende ist. In allen anderen Fällen gehören die Kinder dem Manne, selbst dann, wenn sie ausschliesslich der Verwandtschaft der Mutter zugerechnet werden.“

Wir können hier nicht den nicht weniger wichtigen, und neue Grundlagen legenden Angaben über das Verhältnis der Grossfamilie und Sippe zur Wirtschaft folgen, der Autor kommt zu dem Schlusse, „dass in jeder Culturform diejenige Form der Familienorganisation herrscht, welche den wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angemessen ist“.

Volkskunde.

Unter den Fragen zur europäischen, speciell mitteleuropäischen Ethnographie nehmen wie natürlich noch immer das Hauptinteresse in Anspruch die Untersuchungen und Sammlungen der sprachlichen Aeusserungen der Volksseele in den Publicationen zur Volkskunde:

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Herausgegeben von Karl Weichold. VII. Jahrgang. 1897. Berlin. A. Asher und Co.

Der Urquell. Eine Monatschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich S. Krauss. Neue Folge. Bd. I. 1897. Wien. G. Kramer. Hamburg.

Wir finden vor allem Sammlungen von Märcen. Sagen, Aberglauben, Volkslieder, Räthsel, u. a. bei

Weinhold, auch Mittheilungen: „Zum altdeutschen Bauwesen“, doch haben die Fragen des Hausbaues, welche vor Jahren vornehmlich durch R. Virchow und R. Henning in unserer Gesellschaft angeregt worden sind, auch bei uns besonders eingehende Bearbeitung gefunden. Die wichtigste Literatur ist niedergelegt in der Zeitschrift für Ethnologie, in den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ebenso reich sind die einschlägigen Publicationen in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Hier finden wir als grössere Abhandlungen:

Willwald v. Schulenburg-Berlin, ein Bauerhäus in dem Bergesgadenen Ländchen. XXVI. 1896. S. 61 und

Gustav Bancalari-Linz a. D., Forschungen und Studien über das Haus. XXVI. 1896. S. 93.

Von Joseph Eigl-Salzburg erschien schon 1895 die zusammenfassende Publication: Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XXXV. 1895. S. 81.

Im laufenden Jahre ist nun eine für die Gewinnung einer Uebersicht über das weit zerstreute literarische Material wichtige, für den Specialforscher unentbehrliche Schrift erschienen, auf welche wir hier alle Interessenten besonders aufmerksam machen möchten:

Hans Lutsch, Ausschussmitglied des Verbands der deutschen Architekten-Vereine zur Veröffentlichung einer Entwicklungs-Geschichte des Bauernhauses: Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Berlin 1897. Verlag von Wilhelm Ernst und Sohn. 8^o. S. 58. — Auch die architektonischen Einzelheiten sowie vor allem die musterghlgen Abbildungen sind neben den Aufsätzen hervorgehoben. Die Vorarheit erweckt schöne Hoffnungen für die zu erwartenden eigenen Leistungen der Architekten-Vereine.

Eine zweite für die Ethnographie Mitteleuropas gewiss nicht weniger wichtige Frage: Ueber Flur-Eintheilung und Flur-Verfassung hat in letzter Zeit wieder die verdiente Theilnahme gefunden. Auch sie ist zunächst in der anthropologischen Gesellschaft in Berlin und dann in München bearbeitet worden:

August Meitzen hat dann sein grosses Werk publicirt: „Ueber Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven“. 3 Bände, mit 1 Band Atlas. Berlin 1895, Wilhelm Hertz.

Nun erhalten wir von Dr. Karl von Inama-Sternegg-Wien eine vortreffliche Abhandlung über:

Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich. Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. 1896. S. 147.

Somatische Anthropologie.

Auch zur physischen Anthropologie und Ethnographie haben wir eine Reihe wichtiger Publicationen erhalten. Ich nenne hier:

Emil Schmidt, Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südindiens und Ceylons. Berlin 1896. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vobsen). 8^o.

Dr. W. Sommer, Drei Grönländerschädel. Mit 1 Tafel. Bibliotheca Zoologica. Original-Abhandlungen aus dem Gesamt-Gebiete der Zoologie. Herausgegeben von Dr. R. Leuckart in Leipzig und Dr. Carl Chun in Breslau. Darin: Zoologische Ergebnisse der von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin unter Leitung Dr. von Drygalski's ausgesandten Grönländexpedition nach Dr. Vanhöffen's Sammlungen bearbeitet. VII. Stuttgart. Verlag von Erwin Nägele 1897. S. 84.

R. Virchow, Die Bevölkerung der Philippinen. Sitzungsber. der Berliner Akademie d. W. Physik.-math. Classe. 1897. 18. März. S. 279.

Virchow gibt hier den Ariadnefaden zur Orientirung in dem Labyrinth der hellen und schwarzen Stämme der Südsee. Letztere zerlegt er in drei „Rassen“: anstralische, neuguineische und philippinische Schwarze; bei ersteren constatirt er die Differenzen gegen die „Malayen“, an welche sie gewöhnlich angegliedert werden, indem er wiederholt constatirt, dass eine breite Zone welliger und lockiger Haarformen sich zwischen die papuanischen und malayischen einschleicht. eine Zone, die im Norden an die Wedda, im Süden an die Australier anzuschliessen scheint.

Auch von anderen Ländern und Völkern erhielten wir durch R. Virchow Kunde: von den Hova und Bara auf Madagaskar; von den Einwohnern von Mangai und von besonderer Wichtigkeit: Untersuchungen über Zwerge und Zwergvölker, speciell der Pyrenäen und Amerikas. (Die anderen hierher gehörigen Publicationen Virchow's und die literar. Nachweise der vorstehenden s. hinten.)

Ein in der letzten Zeit wenig behautes Gebiet erschliessen Virchow's Untersuchungen über Einholamirung und Mumien im Anchluss an das lebensvolle Portrait und den mumificierten Kopf der Aline, welche Herr von Kaufmann für die Wissenschaft gewonnen hat; Untersuchungen, an denen sich Schweinfurth und vor allem E. Salkowski theilhaft haben (s. hinten).

Schliesslich sei noch die neueste grosse, lange

mit Spannung erwartete Publication des Prachtwerkes erwähnt:

Dr. Paul Ehrenreich, Berlin, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens vorehemlich der Staaten Motto Grosso, Goyaz und Amazonas (Purus Gebiet). Nach eigenen Aufnahmen und Beobachtungen in den Jahren 1887 bis 1889. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1897. Folio. Rudolf Virchow gewidmet. Folio. 168 S. XXX Tafeln Photographien und 9 Lithographien und 96 Abbildungen im Text.

Wir erhalten hier zum ersten Male reihe, reich mit vortrefflichen Abbildungen illustrierte exacte anthropologische Anschlüsse über die Urbewohner Central-Südamerikas, welche bis zu der Zeit ganz unberührt von der Cultur und rel. ungemischt verharret waren. Es ist für den Gaug der Rassestudien, und für die Geringfügigkeit der somatischen Differenzen der Menschenrassen charakteristisch, dass Ehrenreich, ähnlich wie die Sarasin für die Wedda, die nächsten anthropologischen Rassenanschlüsse der betr. Indianer an die europäische Rasse erkennt. Wir können dem Autor und der Verlagsbandlung zu diesem Werke nur herzlich Glück wünschen. —

Das letztvergangene Jahr hat uns eine Anzahl wichtiger Mittheilungen zu der Frage der Capacitäts-Bestimmung der Schädel gebracht:

Jeh nenoe die verdienstvolle Arbeit von Paul Bartels. Eine neue Methode der Capacitäts-Bestimmung des Schädels. Z. E. V. 1896. 256.

Herr M. Pall hat in der Abhandlung: Ein neuer Apparat zur Bestimmung der Schädel-Capacität. Z. E. V. 1896. 615. Dazu Virchow, Waldeyer, W. Krause.

einen alten, lange vergeblich zu realisiren versuchten Gedanken selbständig angegriffen und in technisch vortrefflicher Weise realisiert: durch Einführen einer dünnen Kautschukblase in den zu calibrirten Schädel und Anfüllen der Blase unter stärkerem Druck mit Wasser, den Inhalt direct zu bestimmen. Der Apparat ist sinnreich construirt und arbeitet nach den in meinem Institut angestellten Controlversuchen, wenn man sich einmal genügend eingeübt hat, recht exact. Die erste Kautschukblase ist dabei nach einigen 30 Bestimmungen zerrissen. Die Exactheit kann etwa mit der Sehrot-Methode Virchow's und meiner Hirse-Methode wetteifern. Immerhin sind die letzteren Methoden ohne mechanische Apparate ausführbar und dadurch im Allgemeinen leichter zu verwenden.

Urgeschichte.

Die prähistorische Untersuchungen dieses Jahres erhalten ihre Signatur durch das immer stärker hervortretende Bestreben, die bisher gewonnenen Untersuchungsergebnisse auf lokal begrenztem Gebiete zu zusammenfassender Darstellung zu bringen.

Das grossartige Werk auf diesem Gebiete ist die deutsche Ausgabe von

Sephus Müller, Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Strassburg. Verlag von Karl J. Trübner 1896/97.

Ein unvergängliches Grundwerk für die gesammte Prähistorie ebenso wie für die Anfänge der klassischen Archäologie.

Für andere Gebiete reihen sich an:

Dr. Alfred Götsch, Die Vorgeschichte der Neumark. Nach den Funden dargestellt. Mit 126 Abbildungen. A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch) Würzburg. 1897. 8°. 63 S.

Hugo Schumann, Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Mit fünf Tafeln. Berlin, 1897. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Kochstrasse 68—71. 8°. 106 S.

Dr. Jentzsch, Prähistorische Sammlung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg in Pr. Schriften der physik.-ökonom. Ges. Königsberg. 37. Bd. 1896. S. 115. 4 Tafeln. (Neue Zugänge.)

G. Heterli und W. Gechali, Urgeschichte des Wallis. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XXIV. 8. 101—180. 4°. Mit 1 prähistorischen Karte und 9 Tafeln.

Schätze urgeschichtlicher Forschung bieten: J. Mestorf, Kieler Mittheilungen, Heft V und VI, und

Dieselbe, 41. Bericht des Schleswig-Holstein'schen Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel.

Rudolf Baier, Thongefässe der Steinzeit auf der Insel Rügen. Z. E. V. 1896. 350.

Der grossartigste und wichtigste Einzelfund auf dem Gebiet der Prähistorie des letzten Jahres ist unstreitig

Dr. W. Grempler, Der Bronzefund von Lorenzendorf, Kreis Namslau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bd. VII. S. 195—205. Breslau. Druck von R. Nischkowsky.

über welchen Herr Geheimrath Grempler selbst der Gesellschaft hier berichten wird.

Paläolithische Periode.

In der Geschichte unserer Wissenschaft wird das letzte Jahr 1896/97 vor allem in Erinnerung bleiben durch seine Beziehungen zu der ältesten Vorgeschichte des europäischen Menschen in der Periode der diluvialen Steinzeit.

Leider haben wir zwei der verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiete verloren:

Zuerst unseren treuen Freund und Genossen, welcher, wie kaum ein Anderer, von Anfang an mitarbeitete, getragen vom Glück des Forschers und echter Begeisterung:

Heinrich Wankel, der ein Jahrzehnt lang bei keinem unserer Congresses gefehlt hat.

Vor wenig Wochen hat uns nun auch die Kunde von dem Abscheiden eines aus der Zahl der Begründer unserer Wissenschaft, eines unserer ersten Vorkämpfer und Heroen ereilt:

J. Japetus S. Steenstrup ist am 20. Juni im Alter von 84 Jahren in den Armen seiner Kinder gestorben „nach kurzer Krankheit“.

Während Wankel aus langem Leiden und Siebthum vom Tode erlöst worden ist, hat Steenstrup trotz seiner 84 Jahre das Alter nicht gekannt. Seine letzte Sendung an mich, überschrieben mit der gewohnten schönen und festen Handschrift, ist vom 16. Mai dieses Jahres:

Japetus Steenstrup, Til Forstaaens af Nordens „Guldbrakteet Fænomen“ og dets Betydning for Nord-Europas Kulturhistorie. Mit 4 Tafeln. Kopenhagen. 1897. 8°. 78 S.

Es sind wenig Jahre verflossen, seit der 80 Jährige die weite und beschwerliche Reise von Kopenhagen nach den Fundstellen des Diluvial-Menschen mit dem Mammoth und Rhinoceros in Mähren ausführte, um die damals von Wankel gemachten berühmten Funde im Löss, namentlich in Predmost, unter der Leitung des Entdeckers persönlich zu studieren.

Dieser Besuch der mährischen Lösslager durch den berühmten nordischen Gelehrten und die von ihm dort an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücke waren es, welche seitdem die Discussion über die wissenschaftliche Stellung jener Funde wesentlich beherrschten.

Es war ein Act der wohlverdienten Pietät durch unseren Wankel, dass die Wiener anthropologische Gesellschaft zu einem Besuch der mährischen Fundstellen des Diluvial-Menschen einlad, zum 27., 28. und 29. Mai und zwar nach Brünn, wo durch die Untersuchungen einer so allseitig anerkannten Autorität auf dem Gebiete der Geologie und Paläontologie wie Prof. Dr. Alexander Makowsky die Entscheidung wichtiger Fragen vorbereitet war. Der Besuch gestaltete sich zu

einer Art von Congress, an welchem ausser zahlreichen Mitgliedern der Wiener anthropologischen Gesellschaft auch die berufensten mährischen Forscher und von Deutschen: R. Virchow, Grempler, Hedinger, E. Schmidt und Ihr Generalsecretär theilnahmen, und bei welcher die Staats- und städtischen Behörden, sowie das Tochnikum durch ihre höchsten Vertreter in der zuvorkommendsten und ehrenrätigen Weise die Honours machten.

Ich constatire mit Freude, dass Niemand die von Makowsky aufgefundenen Spuren menschlicher Einwirkung auf die noch frischen Knochen der Diluvialthiere nach gründlicher Einsichtnahme bezweifeln konnte. Vor allem sind das Knochen von Rhinoceros, aber auch von Ur-Stier, Pferd, Reithier u. a. Jeder musste überrascht sein von der Grossartigkeit der berghohen Lösslager, welche für Ziegeleien abgebaut werden und so in ihrer ganzen Höhen- und Breiten-Erstreckung in glatten Flächen aufgeschlossen sind. In den tiefsten Schichten finden sich grosse oft linsenartig begrenzte Kohlschichten und Asche und die betreffenden Knochen.

A. Makowsky's Publicationen über diese Lössfunde sind:

Alexander Makowsky, Der Löss in Brünn und seine Einschlässe an diluvialen Thieren und Menschen. Mit 7 Tafeln. Separatabdr. aus dem XXVI. Bande der Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn. Brünn 1888. Verlag des Vereins. 8°. 39. Band, 7 Tafeln.

Derselbe, Ueber den Menschen der Lössperiode von Brünn. Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. XX. 1890. Sitzungsberichte, S. 53. Mit Discussion: Maska, Weisbaeh, Szombathy.

Derselbe, Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Mit Funden aus der Mammuthzeit. Separatabdruck aus Band XXII der Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. 1892. S. 73. Mit 3 Tafeln.

Derselbe, Das Rhinoceros der Diluvialzeit Mährens als Jagdthier des paläolithischen Menschen. Separatabdr. aus Band XXVII der Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. 1897. Mit 1 Tafel.

Herr Professor Makowsky hatte die beweiskräftigsten Fundstücke in dem Lokale der paläontologischen Sammlung der Technischen Hochschule in mustergiltiger Weise ausgestellt. Hier waren auch die wichtigsten Menschen-Schädel und -Skelettknochen aus dem Löss zu sehen und auch Herr Prof. Maska, welcher nach Wankel einige Zeit in Predmost gesammelt hat, hatte die wichtigsten Fundstücke, namentlich aus Menschen-Schädel und -Skelettknochen, zur Anstellung gebracht. Der letzte Tag der Versammlung galt einem Ausflug in die landschaftlich überraschend

schönen Thäler der Mährischen Schweiz, sind das ergiebigste Arbeitsgebiet Wankel's, wo jetzt Herr Kriz arbeitet. Derselbe hat nun auch Predmost ziemlich vollständig ausgebeutet, von woher er in dankenswerther Weise nach Slup besonders wichtige Stücke zur Ansicht mitgebracht hatte. Der prächtige Frühlingstag in der waldfrischen Gehirgegend, die Reize und die Schauer der Abgründe in den grossartigen Sluper-Höhlen, die frühliebe Wagenfahrt nach Blansko durch das hald zur Felschlucht sich verengende hald wieder lieblich sich erweiterende frische Waldthal mit seinen steil-abfallenden hohen Kalkwänden, der Anstieg zum grossartig schauerlichen Dolinen-Schlund der „Schwiegermutter“, tief unten der hier nur auf eine kurze Strecke sieithare sonst unterirdisch laufende Flnas, welcher eine halbe Stunde thal-abwärts unter der Felsenmauer wieder hervortritt und von hier an den Weg mit seinem frischen Rauschen begleitet — „der Fremde Wort und Sag und Sang“ sind unvergessliche Eindrücke, für welche wir Theilnehmer allen Veranstanlern, aber zuerst der Wiener anthropologischen Gesellschaft zu hohem Danke verpflichtet sind.

Herr Kriz hatte in dankenswerther Weise in der Sluper-Höhle Schachte durch den Schotter his auf den Felsboden abtufen lassen, welche ein recht anschauliches Bild wenigstens von der mächtigen Dicke dieser Schichten gewährten; in einer anderen Höhle, der Kulna, hatte er graben lassen, um den Besuchern Knochen und Steinwerkzeuge, roh geschlagene Feuersteinplättler, wie sie aus der Erde kommen, zu demonstrieren.

So einstimmig das zustimmende Urtheil war in Betreff der Annahme einer im noch frischen Zustande erfolgten Bearbeitung der diluvialen Löss-Knochen durch Menschenhand, so traten im Einzelnen doch noch manche Zweifel hervor und namentlich bezüglich der Menschenknochen selbst konnte eine sichere Meinung über ihr diluviales Alter noch nicht gewonnen werden.

Es ist gar kein Zweifel, dass die Menschenknochen im Wesentlichen aus Gräbern im Löss stammen, und zwar zum Theil aus seinen tiefsten Schichten. Aber die Art der Beigaben; zum Theil Thongeschirre, die Dentalien-Ketten, die „Knöpfen“ scheinen im Wesentlichen auf die jüngere alluviale Steinzeit hinzudeuten. Vielleicht sind die Gräber, höhlenartig, in die Lösswände eingegraben worden, (wie man heute überall Keller-Gruben in ihnen anlegt) und die Grabhöhlen dann theils wieder zugeschüttet, theils durch die im Löss stets eintretenden inneren Verschiebungen wieder verschlossen worden. Immerhin sprechen die wunderbaren grossen „Zierknöpfe“ aus Mammuthbackenzahn, das

„Idol aus Mammuthstosszahn“ unweigerlich dafür, dass der Mensch, welcher diese Zähne bearbeitete, dieselben in wenigstens annähernd „frischem“ Zustande überkommen hatte. Wir rücken damit mit diesen Orkären gewiss in eine sehr frühe Periode der Neiseizeit hinauf, die Reste gehören zweifellos zu den ältesten bis jetzt sicher heuglaubigten Menschenresten Europas: es sind gut ausgebildete ächte Menschenschädel mit geräumigem Hirnschädel.

Aneh an anderen Stellen hat die Lehre von Diluvial-Menschen wichtige Fortschritte gemacht.

Schon vor mehreren Jahren waren in der Umgebung von Berlin Spuren des Diluvial-Menschen signallairt worden.

Dr. Paul Gustav Krause-Marburg i. H., Ueber Spuren menschlicher Thätigkeit aus interglacialen Ablagerungen in der Gegend von Eberswalde. Archiv für Anthropologie. XXII. 1893/94. S. 47.

Herr Krause hatte unter Anderem namentlich einen kleinen, mit deutlicher Schlagmarke versehenen Feuerstein-Nucleus gefunden, dessen Bearbeitung durch Menschenhand ich auf Wunsch des Herrn Krause persönlich constatirt habe.

Nun hat Herr Professor Dames in den interglacialen Kiesablagerungen von Rixdorf bei Berlin das Schulterblatt eines Pferdes gefunden, welches Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand aufweist. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1896. I. S. 224. s. dann

Paul Gustav Krause, Zur Frage nach dem Alter der Eberswalder Kieslager. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1897. I. S. 192.

Bisher waren die ältesten Menschen Spuren in der norddeutschen Tiefebene, wie in Mähren, im Löss nachgewiesen. Durch diese Funde rückt der Diluvialmensch in jene warme Interglacialperiode hinauf, aus welcher wir die heutigeglaubigten Funde hisher aus Taubach bei Jena hesitzen.

(Auch aus der Umgebung von Leipzig lag mir schon vor Monaten aus den dortigen diluvialen Schichten ein prachtvolles Steinwerkzeug aus Feuerstein geschlagen vor, wie ein solch schönes und grosses Stück hisher in Deutschland noch niemals aus sicher diluvialer Fundstätte erhoben wurde. Ich hoffe, dass wir hald einen ansführlichen Bericht über diesen wichtigen Fund erhalten.)

Zum Schluss sei noch die laog gewünschte Vollendung des Werkes erwähnt:

Dr. Jakob Nüesch-Schaffhausen, Das Schweizerbild einer Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit. Mit Beiträgen von Pfarrer C. A. Bächtold, Präsident des historisch-antiquarischen Vereins in Schaffhausen (Die Herkunft des Namens

Schweizerschild); Dr. J. Früh, Privatdocent am Polytechnikum in Zürich (Ueber die Kohlenreste aus dem Schweizerschild); Dr. A. Gutzwiller in Basel (Die eratischen Gesteine der prähistorischen Niederlassung zum Schweizerschild und das Alter dieser Niederlassung); Medicinalrath Dr. A. Hedinger-Stuttgart (Resultate geologischer Untersuchungen prähistorischer Artefacte des Schweizerschildes); Professor J. Meister-Schaffhausen (Mechanische und chemische Untersuchungen von Bodenproben aus der prähistorischen Niederlassung); Professor Dr. A. Nehring-Berlin (Die kleineren Wirbelthiere vom Schweizerschild); Professor Dr. A. Penck-Wien (Die Glacialbildungen um Schaffhausen und ihre Beziehungen zu den prähistorischen Stationen des Schweizerschildes und von Thayngen); Dr. O. Schötenack-Heidelberg (Die geschliffenen Steinwerkzeuge aus der neolithischen Schicht vom Schweizerschild); Professor Dr. Th. Studer-Bern (Die Thierreste aus den pleistocänen Ablagerungen des Schweizerschildes bei Schaffhausen).

Es gibt bisher keine Stelle wo mit solch scharfer Trennung der Schichten und ohne Vermischung der Fundobjecte die Reste der Besiedelung eines und desselben Platzes von der Eiszeit bis zu den jüngeren Perioden der neolithischen Epoche möglich war und auch ausgeführt worden ist, wie hier am Schweizerschild bei Schaffhausen. Die Fundstelle wird typisch bleiben für die hier vertretenen so besonders wichtigen Abschnitte der Urgeschichte der europäischen Menschheit. Dieses Resultat ist zunächst Herrn Dr. J. Nüesch, welcher die Ausgrabungen so sorgfältig leitete, und dann seinen Mitarbeitern, den ersten Autoritäten auf den von ihnen behandelten Specialgebieten, zu danken.

So befestigt sich unsere Kenntniss von der Diluvialepoche der Menschheit mehr und mehr. Mit gesteigertem Vertrauen sehen wir auch auf die bisher freilich immer noch recht vereinzelt Anzeigen seiner Anwesenheit in der Zwischen-Eiszeit-Epoche über welche gesicherte Funde bis jetzt nirgends hinausreichen. —

Es ist besonders wichtig, dass nun auch in Amerika mit der vollen Exactheit und strengen Selbstkritik der europäischen Methoden an der Paläontologie des amerikanischen Menschen gearbeitet wird. Ich freue mich, hier an dieser Stelle einem Manne den Dank der deutschen wissenschaftlichen Kreise aussprechen zu können, welchen seine methodischen und, wo es sein muss, vor der Publication der strengen Wahrheit auch des Nichterfolgs nicht zurückschreckenden Darstellungen seiner aufopferungsvollen Forschungen verdienen, ich meine den

Geologen und Anthropologen Henry C. Mercer, Curator des prähistorischen Museums der Universität in Philadelphia. Es sei gestattet, hier die einschlägigen Werke dieses Forschers zu nennen:

Henry C. Mercer, Curator of the Museum of American and Prehistoric Archaeology at the University of Pennsylvania: *The Hill-Caves of Yucatan, A Search for evidence of Man's Antiquity in the caverns of Central America being an account of the Corwith Expedition of the Department of Archaeology and Palaeontology of the University of Pennsylvania. With seventyfour illustrations.* Philadelphia. J. B. Lippincott Company. 1896. 89. S. 183.

In den wunderlichen Höhlen mit ihrer reichen unterirdischen Flora fehlten alle Anzeigen einer älteren Bewohnung. Mercer schliesst aus den Untersuchungen 1) dass keine älteren Bewohner den Erbauern der Ruinen-Städte in Yucatan vorgegangen sind, 2) dass die Menschen, welche ihre Reste in den Höhlen zurückgelassen haben, zu einer geologisch-recenten Periode in das Land gelangt sind, 3) dass diese Menschen, im Wesentlichen die Vorfahren der heutigen Maya-Indianer, ihre Cultur nicht in Yucatan entwickelt haben, sondern dieselbe mitgebracht haben von anderswo her.

Henry C. Mercer, *The Antiquity of Man in the Delaware Valley. I. Introduction. II. An Ancient argillite quarry and blade workshop on the Delaware river.* Reprinted from Publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston. Ginn & Comp. The Athenaeum Press 1897. 89. S. 85. Mit 30 Tafeln im Text.

Das Werk ist geradezu spannend zu lesen. In der Einleitung erzählt Herr Mercer zuerst, wie ihm an dem diluvialen Alter vieler in amerikanischen Sammlungen als diluvial bestimmter Steingeräthe Zweifel entstanden sind, indem er mit Sicherheit constatiren konnte, dass wenigstens eine Anzahl derselben rel. modernen indianischen Ursprungs sei. Er reist nun nach Europa, um die berühmtesten Fundplätze diluvialer Steingeräthe in Frankreich, Belgien und Spanien zu besuchen und zu studiren. Es gelingt ihm an Ort und Stelle bei Abville und bei San Isidoro, Madrid (Caveña Sacerdotal) aus unzweifelhaft ungestörten diluvialen Schichten mit eigener Hand gute Exemplare diluvialer Steininstrumente herauszunehmen. Er kauft an den Hauptfundstellen zahlreiche Steingeräthe und diluviale Knoehen von Arbeitern und Händlern und constatirt, dass die Mehrzahl der in europäischen Sammlungen befindlichen Stücke auf dieselbe Weise durch Kauf gewonnen worden sind, ohne wahre wissenschaftliche Beglaubigung. Nach Amerika zurückgekehrt, constatirt er, dass die als

diluvial angenommenen Steingeräthe des Delawarethales in allen Fundstellen nichts anderes sind als Ahfalle der Steinhewerung rel., geologisch gesprochen, moderner Indianer, von denen der Boden namentlich in der Nähe ihrer alten Wohnstätten, aber auch in den alten Steingruben, in welchen sie einst das Steinmaterial zur Bearbeitung gewonnen haben, ganz durehsetzt und mehrmals wie beschottert ist. Soviel ich sehe, hat Herr Mercer persönlich sich noch nicht von dem Vorkommen diluvialer Menschenspuren in Amerika durch Antopie überzeugen können.

Er hat noch weiter publicirt:

Henry C. Mercer, A preliminary account of the re-exploration in 1894 and 1895 of the „Bone Hole“ new known as Irwin's Cave, as Port Kennedy, Montgomery County, Pennsylvania. Reprinted from the Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia, October 29 th, 1895. S. 443 und

Derselbe, Jasper and Stollagmite Quarried by Indians in the logandotte Cave, Crawford County, Indiana. Read before the American Philosophical Society, November 16. 1895. Reprinted, December 13. 1895, from Proceedings of the American Philosophical Society, Vol. XXXIV. S. 396.

Mich hat oft die kritiklose Anerkennung des diluvialen Alters eines „Steingeräthes“ lediglich aus der mehr oder weniger rohen Form desselben in unangenehmes Erstaunen versetzt — die alte und neue Welt sind hierin ziemlich gleichmässig schuldig zu erkennen, vielleicht hat man sich in Deutschland am meisten vor diesem Fehler gehütet.

Man sollte ganz allgemein als Grundsatz anerkennen, dass nur das, was von einem vollkommenen Sachverständigen aus ungestörten diluvialen Schichten mit eigener Hand gehoben wurde, als beweiskräftig für den diluvialen Menschen angesehen werden dürfe.

Die Frage des Eiszeit-Menschen ist — wie ich mit Herrn Mercer sagen möchte — heute noch vor allem eine Frage nach der Correctheit der Beobachtung der betreffenden Forscher.

Liste der neuen Publicationen

aus den Kreisen der deutschen anthrop. Gesellschaft (soweit solche noch nicht im Vorstehenden erwähnt).

Anthropologie.

A. Somatische Anthropologie.

1. Allgemeines.

Tappeiner, Dr. F., Bemerkungen über Huxleys: „Ursachen der Erscheinungen der organischen Natur“ und Darwins: „Die Entstehung der Arten.“ Meran. Februar 1897.

— Der europäische Mensch und die Tiroler. Meran. December 1896.

Martin, Ziele und Methode einer Rassenkunde der Schweiz. — Separatdruck aus dem schweizerischen Archiv f. Volkskunde. Band I. Heft 1. Zürich 1896.

2. Somatische Untersuchungen.

Fremde Rassen.

Döring, Anthropologisches von der deutschen Togo-Expedition. Z. E. V. 1896. 505 mit vielen Messungen und namentlich reichem Material über Tatuierung, mit Abbildungen.
Maass, Drei Australier. Z. E. V. 1896. 528. Je 1 meso-, brachy-, dolichocephal.

Reinecke Fr., Anthropologische Aufnahmen und Untersuchungen, ausgeführt auf den Samoa Inseln 1894—1896. Z. E. V. 1896. 101. cf. auch Z. E. V. 1896. 226.

R. Virchow-Bässler, Die Eingeborenen von Mangua und ihre Todtenhöhlen. Z. E. V. 1896. 535.

— Reise im östlichen Polynesien. Z. E. V. 1896. 463.
Virchow R., Die Schädel von Hova und Bara aus Madagaskar. Z. E. V. 1896. 411.

Zwerg- und Zwergvölker.

Fritsch G., Akka-Mädchen. Z. E. V. 1896. 544.

Maass, Birmanische Zwerg- mit einem Salzburger Riesen. Z. E. V. 1896. 524. Vertreffliche Photographie, welche die Grössenverhältnisse exact zeigt. 527.

Nehring A., Ueber das Vorkommen von Zwergen neben grossen Leuten in demselben Volk. Z. E. V. 1897. 91.

R. Virchow u. R. G. Halliburton, des letzteren Abhandlung: Ueber Zwergrasen. Z. E. V. 1897. 95.

— — Zwergstämme in Süd- und Nord-Amerika. Z. E. V. 1896. 470.

R. Virchow u. Julius Moisis, Photographien eines Zwerges und einiger Cretins. Z. E. V. 1896. 235.

R. Virchow u. Max Ritchie, Frage der Zwergtypen in den Pyrenäen.

Physiologie.

Hitzig E. u. Ed., Die Koordination der psychischen und Nervenzentren der Universität Halle-Weitzenberg. Jena 1897. Verlag von Gustav Fischer.

Mias Jos. Dr., Einwirkung der von einem Homöopathen bei Facialislähmung angewandten Röntgenstrahlen auf Haut und Haar. Sonderdruck aus der deutschen medicin. Wochenschrift. 1897. Nr. 26.

Zenker W., Der thermische Aufbau der Klimate aus den Wärmewirkungen der Sonnenstrahlen und des Erdinneren. Nova Acta. Acad. Caes. Leop. Carol. 67. Bd. Halle 1896. S. 1—252. Mit Tafel I—V.

Schädel und Skelet.

a) Capacitäts-Bestimmung des Schädels, Methode.

Bartels Paul, Eine neue Methode der Capacitäts-Bestimmung des Schädels. Z. E. V. 1896. 264.

Krause W., Ueber Schädelcapacität. Z. E. V. 1896. 614.

Poll H., Ein neuer Apparat zur Bestimmung der Schädel-Capacität. Z. E. V. 1896. 615. Dann Virchow 619, Waldeyer 620.

b) Allgemeines.

Weissenberg S., Elisabethgrad, Russland. Ueber die verschiedenen Gesichtsmasse und Gesichtshöhen, ihre Eintheilung und Brauchbarkeit. Z. E. 1897. 41. Dazu R. Virchow 58.

v. Ereckert, Deformirter Schädel von Stawropol, Kaukasien. Z. E. V. 1896. 592.

v. Heyden A., Grabfund in der Fideskirche an Schletstadt. Z.E.V. 1897. 112. In Mörkelguss (anzüfällig) abgeformte Theile eines schönen weiblichen Körpers, Kopf und Körper bis unter die Brüste.

v. Hölder, Skelettfunde aus römischen Gräbern. Fundberichte aus Schwaben. IV. 1896. 39.

— Nachtrag zu den im Jahrgang 1898 veröffentlichten Skelettfunden aus dem Boden der alten Kirche in Burgfelden. O. A. Balingen; ebenda S. 64.

Jürgensen Joh., Die Gräberschädel der Domruine zu Jarjew (Dorpat) mit neuen Untersuchungen über den Torus palatinus. Eine craniologische Studie. Jber. 1896.

Köhler, Ein Schädel von Wegierskie bei Schroda. Z.E.V. 1896. 491.

Martin Dr. Rudolf, Altpaläontologische Schädel. — Separatdruck aus der Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich. XLII. Jahrgang. 1896. Jubelband. — Zürich 1896. 2 Tafeln.

Nehring A., Ein nannocephaler Menschenschädel aus der Becken bei Magdeburg. Z.E.V. 1896. 405.

Ranke Joh., Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau. Ein Beitrag zur Geschichte der Schädeltypen in Bayern. Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie d. Wissenschaften. 1897. Heft I. S. 1—92.

Steinbach, Schädel von der Insel Nauru (Pleasant Island). Z.E.V. 1896. 445.

v. Török Aurel, Prof. Dr., Ueber den Yásoer Ainoschädel aus der netaisatischen Reise des Herrn Grafen Béla-Szóchenyi und über den Sachaliner Ainoschädel des königlich zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Ein Beitrag zur Reform der Craniologie. Tafel III n. IV. Archiv f. Anthropologie 1896.

Virchow R., Colossale Foramina parietalia am menschlichen Schädel. Z.E.V. 1896. 499.

— Schädel mit Carionecrosis der Scapitalgegend. Z.E.V. 1896. 327. Durch Anwendung von Brechweinstein-Salbe (Ung. Tartari stibialis) bei Gestostranken auf die Scheitelgegend kamen tiefgreifende Zerstörungen, selbst bis zur Perforation, zu Stande.

— Schädel der Bakwiri, Kamerun. Z.E.V. 1897. 154.

Weinberg Rich., Dr. med., Ueber einige Schädel aus älteren Liveu-Letten- und Katengräbern. (Vorläufige Mittheilung.) Sonderdruck aus den Sitzungsberichten der Gel. Estn. Gesellschaft 1896. Dorpat 1896.

Oberhaut-Gebilde, Haare und Nägel.

Günther (Berlin), Die Elemente der inneren Wurzelhaare und der Haarknopf des Säugthierhaares. Abdruck aus: Verhandlungen der Anatomischen Gesellschaft in Berlin vom 19.—22. April 1896.

Una P. G., Ueber das Haar als Rassenmerkmal und über das Negerhaar insbesondere. Sonderdruck aus „Deutsche Medicinal-Zeitung“ 1896. Nr. 82 n. 85.

Vignere Dr. Jos., Ein Beitrag zur Morphologie des Nagels. Abdruck aus den Morphol. Arbeiten. VI. Bd. 3. Heft. Jena. (Inaugural-Dissertation.)

Körperkreislauforgane und Hinstellungen.

Bartels Max; Ploss Dr. H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Fünfte umgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig 1896. Lieferung I mit 14.

Müller F. W. K., Anmerkungen zu Bartels-Ploss: „Das Weib“ (4. Aufl.) Z.E.V. 1897. 86.

Bartels Max, Die Koma- und Boshäufigkeiten der Bawenda in Nord-Transvaal. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 28. Januar 1896.

— Lactatio serotina in Java. — Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 15. Februar 1896.

— Die Spät-Lactation. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. April 1896.

Andree K., Lactation unbegleiteter Ziegen. Z.E.V. 1896. 564.

Behla, Nicht-Vererbbarkeit von Stummelschwänzen bei Thieren. Z.E.V. 1896. 543.

Behla Dr. Robert, Sanitätsrath, Ueber Nichtvererbbarkeit von Stummelschwänzen bei Thieren. — Separatdruck aus der Naturwissenschaftl. Wochenschrift. Bd. XI. Nr. 41.

Brandt Dr. Alex., Ueber die sogenannten Hundemenschen, bezw. über Hypertrichosis universalis. — Sonderdruck aus dem „Biologischen Centralblatt“, Band XVII. Nr. 5, 1. März 1897.

— Ueber den Bart der Mannweiber (Viragine). Sonderdruck aus dem „Biologischen Centralblatt“, Band XVII. Nr. 6. 15. März 1897.

Castan L., Knabe mit Hypertrichosis. Z.E.V. 1896. 335.

Maas, Die drei getriggerten Grazien im Berliner Panopticon, Negermädchen.

Papendick u. Ehlers P., Frühreifes Kind aus Dalheim. Ostpr. Z.E.V. 1896. 262.

Flacsek, Der tessende Wanderknabe Otto Pöhler. Z.E.V. 1896. 473. Dazu Virchow 476.

Schulze Fedor, Der Stammhamm der Familie Martens in Niederländisch-Ostindien. Z.E. 1896. 237.

Roux W., Ueber die Bedeutung „geringer“ Verschiedenheiten der relativen Grösse der Furchungszellen für den Charakter des Furchungsschemas nebst Erörterungen über die nächsten Ursachen der Anordnung und Gestalt der ersten Furchungszellen (Archiv für Entwicklungsmechanik 1896. Band IV. Seite 1). — Naturwissenschaftliche Rundschau. XII. Jahrgang. Nr. 2. — 9. Januar 1897.

Virchow R. n. Lesser, Hypertrichosis universalis bei einem noch nicht ganz 6jährigen Mädchen, mit 3 Abbildungen. Z.E.V. 1896. 223.

Zoologie.

Bolsins H., De Aap-Mensch ophet congres te Leiden — Overdrukt mit de Studien up Godsdienstig, Wetenschappelijk en Letterkundig gebied. XXVIII Jaarg. D. XLVI. Utrecht 1896.

— Darwiniana. — Overdrukt mit de Studien up Godsdienstig, Wetenschappelijk en Letterkundig gebied. XXIX Jaarg. D. XLVIII. Utrecht 1897.

Bismiller Joh., Zur Pithecanthropus erectus-Frage. Beilage zur Angsburger Postzeitung. 1897. Nr. 14.

Krause W., Reconstruction des Schädels von Pithecanthropus erectus Dabois. Z.E.V. 1896. 362.

Mies, Ueber die sogenannten Zwischenformen zwischen Thier und Mensch: die Microcephalen und den Pithecanthropus erectus Dabois. — Sonderdruck aus dem Correspondenz-Blatt der ärztl. Vereine in Rheinland und Westphalen.

Treichel A., Zoologische Notizen IX. — Sonderdruck aus dem Bericht über die 19. Wanderversammlung des westpreussischen botanisch-zoologischen Vereines zu Karthaus. — Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. 1896.

Botanik.

Treichel A., Mittheilungen über Verschwunden oder Seltenwarden einiger Pflanzen. — Sonderdruck

aus: Jahresbericht des preuss. botan. Vereins 1895/96 pag. 20—23.

— Botanische Notizen XII. Sonderabdruck aus dem Bericht über die 19. Wanderversammlung des westpreuss. botanisch-öologischen Vereins zu Karthaus. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. 1896.

Psychologie.

Bäls, Besessenheit, religiöse Ekstase und Verwandtes in Japan. Mittheilungen d. deutsch. Gesellsch. f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. 69. Heft. 1897. Tokio-Berlin, A. Asher u. Co.

Bartels M. u. Stevens H. Vaughan, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen der Orang Utan, Malacca. Z. E. V. 1896. 270.

Buschan G., Dr. phil. et med., Das Signalement anthropometrisch zur Wiedererkennung rückfälliger Verbrecher. — Separatdruck aus Heft I „Archiv für Strafrecht“ 1896.

Cordel Oskar, Die Schachmeisterschaft der Welt. II. Beiträge zu Nr. 86 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

Eisler Dr. Rudolf, Abnormitäten des Bewusstseins. Die Kritik, Wesensschau des öffentlichen Lebens Nr. 104. 1896. Berlin SW. 46, Hedemannstr. Nr. 9.

Flecheig P., Ueber die Associations-Centren des menschlichen Gehirns. III. Intern. Congr. f. Psychologie, München. Lehmann 1897. S. 49.

Grunau Dr., Sanitätstath, Die ersten 40 Jahre (vom 1. April 1855 bis 31. März 1896) der westpreuss. Provinzial-Irren-Anstalt in Schwetz. — Danzig 1897.

Kaes Th., Ueber den Markfasergehalt der Hirnrinde bei einem erwachsenen microcephalen Mädchen und bei einem fünfjährigen macrocephalen weiblichen Zwerge. III. Intern. Congress für Psychologie, München. Lehmann 1897. S. 195.

Nacke Dr. P., Oberstarbarrt, Weiteres zum Capitel der Moral insanity. Separatdruck aus „Neurologisches Centralblatt“ 1896. Nr. 15. Leipzig Veit u. Co.

— Geisteskrankheiten in Gefängnissen. „Die Zukunft“, Nr. 18. Berlin 1897. Friedrichst. 21.

— Ueber Criminalpsychologie. Aus Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. Sonderabdruck Band XVII, Heft 1. Berlin SW. 46 Wilhelmstr. 119/120.

— Der 4. internationale Congress für Criminal-Anthropologie in Genf, 24.—29. August 1896. Aus Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. Sonderabdruck. Band XVII, Heft 5. Berlin SW. 46. Wilhelmstrasse 119/120. — Der 4. internationale Congress für Criminal-Anthropologie in Genf, 24.—29. August 1896. Separatdruck aus „Neurologisches Centralblatt“ 1896. Nr. 18. Leipzig. Veit u. Comp. — Bericht über den 4. internationalen Congress für Criminal-Anthropologie in Genf. Ende August 1896. Aus Zeitschrift für Criminal-Anthropologie, Gefängnis-Wissenschaft und Prostitutionswesen. Berlin W. 8. Charlottenstr. 50/51. Band I, Heft 1. 1897.

— Lombroso und die Criminal-Anthropologie von heute. Aus Zeitschrift für Criminal-Anthropologie etc. Band I, Heft 1. 1897. Berlin W. 8.

Banke J., Vergleichung des Räumlichen der Rückgrat- und Schädelhöhle. Als Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Snell Dr. Otto, Alkohol und Bergsteigen. Mässigkeitsblätter. Mittheilungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. März 1897. Nr. 3.

Sommer W., Allenberg, Nervöse Veranlagung und Scheldidiformität. Separatdruck aus der Zeitschrift für Psychiatrie etc. Bd. 63. Berlin. Druck und Verlag Gg. Reimer.

B. Ethnologie.

Aethelis Dr. Th., Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. Ferdinand Enke, Stuttgart 1896. 8°. VIII u. 487 S.

Andree K., Phallus-Darstellung in Yucatan. Z. E. V. 1896. 467.

Andrian Ferd. Frhr. v., Ueber Worterbüchlein. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt d. deutsch. anthrop. Gesellschaft. Nr. 10. 1896. (Bericht der 27. allgemeinen Versammlung in Spiez.) München 1896.

Bäsaler A., Neuseländische Alterthümer. Z. E. V. 1897. 112.

Bartels Max u. Wessmann R., Reife-Unsitten bei den Bawenda in Nord-Transvaal. Z. E. V. 1896. 363.

Bartels Max u. Benster C., Schienen-Verbrände für Knochenrische bei den Wawenda in Nord-Transvaal. Z. E. V. 1896. 365.

Bartels Max u. Stevens Hrolf Vaughan, Mittheilungen aus dem Frankenleben der Orang Bendas, der Orang Djukan (Jakoon) und der Orang Laut. Z. E. 1896. 163.

Bartels M., Zwei Zauberbölder der Bawenda in Transvaal. Z. E. V. 16. Februar 1896.

— Tagebuch-Notiz des H. Missionar Schloemann aus Malokong Nord-Transvaal über: Felszeichnungen der Buschmänner bei Posompe Nord-Transvaal, einer Kalkstätte der jetzt dort ansässigen Massele. Z. E. V. 21. März 1896. 220.

— Die Hungernoth in Nord-Transvaal. Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellschaft vom 16. Januar 1897.

— Die Hungernoth in Nord-Transvaal. Z. E. V. 1897. 52.

Brandstetter Renward, Prof. Dr., Die Gründung von Wadjo (Taeapu Rikadong). Eine historische Sage aus Südwest-Celebes (ins Deutsche übertragen). Aus Malajo-Polynesische Forschungen. Lüneburg 1896.

Buchner Dr. Max, Völkerkunde, aus „Die Umschau“, 1. Jahrg. Nr. 1. 2. Januar 1897.

Cartellieri Alex., Evolution und Geschichte. Sonderabdruck aus den preuss. Jahrbüchern. Bd. 87, Heft 2. Berlin 1897.

Cermak Klimenta, Phallus von dem Hradek in Caslau. Z. E. V. 330.

Ehrenreich Paul, Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens. Vokabulare von Puro-Stämmen. Z. E. 1897. 59.

Förke, Die chinesische Armbrust. Z. E. V. 1896. 272.

Heyer Franz, Die Zukunft der ethnographischen Museen. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896.

A. Honttm-Schindler, Perische Alterthümer. Z. E. V. 1896. 290.

Joest W., Fünf peruanische Alterthümer. Z. E. V. 1896. 565.

Jago F., Steingeräthe der Ahade. Z. E. V. 1897. 95.

Klein u. Stevens H. Vaughan, Geschichte der Djukan (Hemar-Bemar). Z. E. V. 1896. 301.

Krause Ed., Lappische Geräthe. Z. E. V. 1897. 115.

Ebenda 34.

Lanfer B., Indisches Recept zur Herstellung von Rührwerk. Z. E. V. 1896. 394.

v. Luschan F., Ceremonial-Masken aus British-Neu-Guinea. Z. E. V. 1896. 222.

— Dreissig Gypsmasken von Ostafrikanern. Z. E.V. 1896. 222.

— Beitrag zur Kenntnis des Tätowirens in Samoa. Z. E.V. 1896. Mit 4 Abbildungstafeln im Text. Sehr wichtig.

Maas, Vorführung eines tunesischen Harems. Z. E.V. 1896. 237.

Martin Dr. L., Hofrath, Kulihospitälcr an der Nordostküste Sumatras.

Merensky, Die australische Mission auf den Bismarck-Inseln. Z. E.V. 1897. 53. Dazu Virchow 54.

Münsterberg O., Die ältesten japanischen Rüstungen in Europa. Z. E.V. 1896. 468.

Niederle L., Ueber den Ursprung der Slaven. Sonderabdruck aus Bd. LXXI Nr. 24 des „Globus“.

Nölling Fritz, Die Pagoden von Pagan in Ober-Birma. Z. E.V. 1896. 226. Mit vielen Abbildungen.

Oberhummer Rom.-jn., Durch Syrien und Kleinasien 1896. Vortrag gehalten auf dem 12. deutschen Geographentag zu Jena, in der geographischen Gesellschaft und in der Alpen-Verein-Section in München am 21., 29. April und 5. Mai 1897.

Oppert Gustav, Ueber die Toda und Kota in den Nilagiri oder den blauen Bergen. Z. E. 1896. 215.

Preuss Dr. K. Th., Die Totenkugel im alten Amerika. Vom Standpunkt der Volkerpsychologie. Sonderabdruck aus Band LXX Nr. 22 und 23 des „Globus“.

Schedel Joseph, Phallus-Cultus in Japan. Yokohama 1896.

Schmelz J. D. E., Zur Ethnographie der Maty-Insel. Separatdruck aus Ioterationales Archiv für Ethnographie. Bd. IX. 1896.

Schweinfurth G., Felsinschriften der Banto am Sambesi. Z. E.V. 1896. 534. Dazu Virchow 535.

Seler Eduard, Noch einmal das Gefäss von Chama. Quetzalcoatl und Kukulkan. Z. E. 1896. 222.

Staudinger P., Afrikanische Stöcke, Steinkärte, Steinerne, Steinring. Z. E.V. 1896. 285.

— Todtenbestattung bei den Hansas. Z. E.V. 1896. 402.

— Caracol-, bzw. Achatperlen aus Mosi (Moschi). Z. E.V. 1897. 96.

— Das Zinnvorkommen im tropischen Afrika und eine gewisse Zinnindustrie der Eingeborenen, ebenda 97.

Vierkandt Dr. A., Die Cultureformen und ihre geographische Verbreitung. Sonderabdruck aus der geographischen Zeitschrift III. Jahrg. 1897. Leipzig.

Virchow R., Bactian-Feier. Z. E.V. 1896. 386. Ausführliche Darstellung mit Lebensabriß B.'s u. a. Ebenda 337.

— Kopffuß eines Borgu-Kriegers. Z. E.V. 1896. 800.

Ujfalvy de Charles, Les Aryens au nord et au sud de l'Indon-Kouch. 1 vol en 8^o de XV et 488 pages avec une carte ethnographique de l'Asie centrale. — Paris 1896.

Europäische Völker- und Volkskunde.

Ackermann B., Zur Volkskunde des Calaner Kreises. Niederlausitzer Mittheilungen. IV. 1896. S. 312.

Arnold Hugo, Fahrten im blan-weißen Schwabenland. Der Sammler, Belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung. 1896. Nr. 139, 140 und 141.

— Ein Jubiläum der bayrischen Schwaben. Der Sammler, Belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung. 1896. Nr. 152, 153, 155, 156. 1897. Nr. 1.

Bartels Max u. Mrazovic Milena, Zur bosnischen Volkskunde. Z. E.V. 1898. 279.

— Hagenswiesener Gegenstände aus Bosnien. Z. E.V. 1897. 98. Dazu Jacobsthal E. 104 und von Luchan F. 110.

Behla Dr., Die Mondscheibe in der Volksphantasie. Sonderabdruck aus Bd. LXX Nr. 9 des Globus. — Die Sprechwolkhochzeit, ein episches Gedicht. Löhbenau 1896.

Beyl J., Wie das Volk den Frühling begrüßt. Aus Mittheilungen und Umfragen zur bayr. Volkskunde. 1897. Nr. 1. Druck und Verlag: Wirthsche Buchdruckerei Augsburg.

Brunnier Dr. J. W., Die Heimat der Germanen. Aus „Die Umschau“ Frankfort a/M. 1897. Nr. 1 S. 14.

— Fälschlicher Bauernkalender. Bericht „Der Urquell“, Bd. I. Heft 5. Hamburg 1897. Seite 103.

— Die Heimat der Germanen. Aus „Die Umschau“ 1. Jahrg. Nr. 1. 2. Januar 1897. S. 14.

Breuer S., Altsächsische Opferplätze und Burganlagen. Alma Julia. Wissenschaftliche Beilage zur Neuen bayer. Landeszeitung. Würzburg 1896. Nr. 170.

Ehrenreich Paul, Stiergefechte in Spanien und Portugal. Z. E.V. 1896. 429. Dazu Waldeyer 437. Olshausen 437.

Friedel Ernst, Ueber die Christmette und den Christbaum in Berlin und der Provinz Brandenburg. Ein Vortrag. Brandenburg. Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Berlin, 9. Dec. 1896.

— Nachtrag zu dem Vortrag Der Christbaum und die Christmette. Monatsblatt der Brandenburgia vom 6. Januar 1897.

— Ueber die Verkehrtlinden-Sage. Monatsblatt der Brandenburgia vom 18. Januar 1897.

— Nachträge zu den Verkehrtlinden-Sagen. Separatdruck aus Brandenburgia, Monatsblatt, Novemberheft 1896.

Gander K., Zu dem Kapitel der Niederlausitzer Volksheilkunde. Niederlausitzer Mittheilungen. IV. 1896. S. 292.

Götte A., Das Spinnen mit Spindel und Wirtel. Z. E.V. 1896. 475.

Grössler H., Sagen und Gebräuche der Grafenschaft Mansfeld. Mansfelder Blätter. Mittheil. d. Ver. f. Gesch. u. Alterth. d. Grafenschaft Mansfeld. V. 1891. Eisenb. S. 168—175. VI. 1892. S. 192—207.

Hahn Ed., Demeter und Banbo, Versuch einer Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues. Lübeck.

Hartmann A., Alle Gerichte- und Freistädte in Bayern. Monatschrift des histor. Ver. v. Oberbayern. VI. 1897.

Hiltmann H., Die Messer-dorfer Recepte. (Volksmedizin.) Neues Lausitzisches Magazin. 72. Bd II. Heft. Görlitz 1896. S. 161.

Jeutech J. A., Tuffel und Kurkel. Z. E.V. 1896. 537.

Krause Ed., Aemalung der Handeile eines hannoverschen Bauernhauses. Z. E.V. 1896. 589.

— Modernes Steingeräth aus der Provinz Hannover. Ebenda 590.

— Der versteinerte Mann von Columbia, South Carolina. Ebenda 590.

— Sagen, welche an vorgeschichtliche Gräber anknüpfen und über andere aberglauben. Z. E.V. 1897. 117, 119, 120. Dazu v. Schierstädt 121.

Lehmann-Nitsche Dr. R., Moderne Erdhöhlenbewohner im nordöstl. Deutschland (Kujavien). Aus Vossische Zeitung Nr. 401. 1896.

Lenke K., Getränk aus Wachholderbeeren in Ostpreussen. Z. E.V. 1896. 540.

— Knochen- und Horgeräthe in Ostpreussen. Ebenda 540.

Niederlausitzer Dialektproben. Niederlausitzer Mittheilungen IV. 1896. S. 316.

— Flurnamen: Sembten. Ebenda S. 427.

— Todtengeld. Ebenda S. 427.

- Pirkmayer Fried., Wetterläuten. S. 252. Hochzeitssiedlung S. 132. Mitth. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde. XXXVI. 1896.
- Pommer J., Ueber das Alplerische Volkslied und wie man es findet. Zeitschr. des deutsch. u. österr. Alpenvereins. XXII. 1898. S. 69.
- Ratzel F., Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung. Zeitschr. d. deutsch. u. österr. Alpenvereins. XXII. 1896. S. 62.
- Schmid W., Der Leonhardscult und Aehnliches. Monatschrift d. hist. Ver. v. Oberbayern. V. 1896. 51.
- Moderne Gesichtsauren. Oberbayerisches Archiv 49. Bd. 1896. S. 537.
- v. Schulenburg W., Märkische Kränerei aus dem Kreise Teltow. Brauereiburg. Berlin. V. 1896. 137.
- Die Dreifelderwirtschaft der Banern von Wittstock und der landwirthschaftliche Bericht des Tacitus. Ebenda 214.
- Die Göttin Harke im Kreise Teltow in ihren letzten Spuren. Ebenda 253.
- Kleine Mittheilungen zur Volk-kunde. Ebenda 243.
- Backwerk am Niederrhein, der Palmstock und der Salomonknoten. Z. E. V. 1896. 310.
- Wetternauber mit Steinbeilen und der Gott Perkunos. Z. E. V. 1896. 362.
- Volkskundliche Mittheilungen aus der Mark. Z. E. V. 1896. S. 157.
- Beiträge zur Volkskunde. Z. E. V. 1896. 264.
- Schwartz Wilhelm, Eine Gewitteranschauung Jean Pauls mit allerhand mythischen Analogien. Aus der Zeitschrift der Vereins für Volkskunde. Heft 1. 1897. Berlin.
- Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturphilosophie. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896.
- Volksthümliches aus Lauterburg im Harz. Z. E. 1896. 149.
- Sökeland H., Eine Reise nach dem Spreewald. Z. E. V. 1896. 291.
- Das Spinnen mit Spindel und Wirtel. Z. E. V. 1897. 95. Danz W. Schwartz.
- Treichel A., Hochzeit in der Casabei.
- Die Koepe oder Grobe bei Leokain Kreis Neustadt.
- Giebelverzierung und Anderes aus Westpreussen.
- Doppelwall von Beudargan, Kreis Karthaus. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 30. Juni 1896.
- Schloßberg von Melken Kreis Karthaus (nebst Anhängen). Z. E. V. 1897. 58.
- Tapfensteine bei Melken, sowie im Allgemeinen über Steine mit Fassepsuren. Ebenda 68. 129.
- Von der Pielchen- oder Balltafel. Separatdruck aus der Altpreussischen Monatschrift. Bd. XXXIV. Heft 1 und 2.
- St. Andrea als Heirathstifter. Eine Umfrage. Separatdruck aus „Der Urquell“ Bd. VI. Seite 69 bis 80. 1897.
- Das zerbrochene Ringlein. Separatdruck aus der Volkszeitung Nr. 394. Berlin. 22. August 1896.
- Interessante Himmelserscheinungen. Separatdruck aus Nr. 22. 362 der Danzig. Zeitung.
- Anfertigung von Schnupftabak als Hausindustrie in der Kasabei. Sonderabdruck aus dem Bericht über die 19 Wanderversammlung des westpreussischen botanisch-zoologischen Vereins in Karthaus. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. 1896.

— Einrichtung des Geheimgemaches. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 15. April 1896. 16. Mai 1896. 16. Januar 1897.

— Sogenannte Wikingerschiffe. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 18. Mai 1896.

Wolf K., Hausräucher im Burggrafensam. Zeitschrift d. deutsch. u. österr. Alpenvereins. XXII. 1896. S. 132.

C. Urgeschichte.

I. Allgemeines.

Behla, Lanusiter Altthümer. Z. E. V. 1896. 406.

Heierli J., Die archaischen Funde des Kantons Schaffhausen in ihrer Beziehung zur Urgeschichte der Schweiz. Vortrag. Druck von H. R. Sauerländer u. Comp. in Aarau.

Heierli J. u. Oechsliw., Urgeschichte des Wallis. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft (der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer) in Zürich. Bd. XXIV. Heft 2. Zürich 1896.

Virchow R. u. Helm O., Die weisse Substanz in den Ornamenten vorgeschichtlicher Thongefässe Westpreussens. Z. E. V. 1897. 35.

Helm Otto, Ueber die chemischen Bestandtheile einiger vorgeschichtlicher Thongefässe Westpreussens und der in ihren Ornamenten befindlichen weissen Substanz. Sonderabdruck aus den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. Danzig 1896.

— Chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Bronsen. Z. E. V. 1897. 123.

Hörnes Moritz Dr., Zur prähistorischen Formenlehre. II. Theil. Aus Mittheilungen der prähist. Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. I. Bd. Nr. 4. 1897. Separatdruck. Wien 1897.

Jentsch Alfr., Prähistorische Sammlung der physik.-ökon. Gesellschaft zu Königsberg in Pr. Mit Text und vortheilichen Abbildungen auf Tafel I-IV. Schriften d. physik.-ökon. Gesellschaft in Königsberg in Pr. XXXVII. 1896. S. 115-124.

Matiegka Dr. H., Anthropologie in der prähist. Ansiedlung bei Knovize und in der prähist. Zeit überhaupt. (Aus Pamaty archeol. XVI überst.) Separatdruck aus Bd. XXVI (der N. F. Bd. XVI) der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien 1896.

Nallé, Denkmalschutz. Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Nr. 12. 1896.

Sökeland H., Neue Aelseengenen von Sickingen. Z. E. V. 1896. 288.

Sommer Dr. med. Wilhelm, Der Bernstein. Sonderabdruck aus Nr. 189-192 des kgl. „Dresdner Journal“ von 1896.

Virchow R., Die anthropologischen und archaischen Congresse des Spätsommers 1896. Ausführliche Berichte: Speier, Riga, Bodapest, Stein am Rhein (Kloster-Ausstellung). Z. E. V. 1896. 476. Danz Bartels M. ebenda S. 467. Lissauer 407.

Virchow R. u. de Marchesetti, Nekropole in S. Camisano bei Triest. Z. E. V. 1896. 534.

2. Diluvium und Höhlenforschung.

Koenen C., Ueber die Art der Niederlage und die Zeitfolge der postdiluvialen vulkanischen Auswürfen bei Andernach. Separatdruck aus den Sitzungsberichten der niederhess. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn.

Schlosser Dr. M., Ueber die Pleistocänischen in Franken und ihr Verhältnis zu den Ablagerungen am Schweizerhild bei Schaffhausen. Separatdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc. 1895. Band 1.

— Ueber die prähistorischen Schichten in Franken. Separatdruck aus dem Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft Nr. 1. 1895.

— Höhlenstädten und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz. Separatdruck aus dem Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 5. 1896.

Aus Amerika.

McGuire Dr. J., The non existence of paleolithic culture. The American Naturalist. 1894 May. 416.

Mercoer H. C., Professor W. Boyd Dawkins on Paleolithic Man in Europe. The American Naturalist. 1894. May 1894. 448.

— Trenton and some gravel specimens compared with ancient quarry refuse in America and Europe. The American Naturalist. 1893 November. 962.

— Progress of field work in the Department of American and Prehistoric Archaeology of the University of Pennsylvania. Reprinted from the American Naturalist. 1. July 1894.

— Progress of field work. Department of American and Prehistoric Archaeology of the University of Pennsylvania. 6. January 1894.

— Cave Exploration in the eastern United States. Department of American and Prehistoric Archaeology of the University of Pennsylvania. Aldie, Doylestown 4. July 1894.

— The Discovery of aboriginal Remains at a Rockshelter in the Delaware Valley known as the Indian House. Reprinted from Publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston 1897.

— An exploration of aboriginal Shell Heaps. Revealing Traces of cannibalism on York River, Maine. Reprinted from Publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston 1897.

— An exploration of Durham cave in 1898. Reprinted from publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston 1897.

Newton E. T., Schädel und Knochen des Menschen aus der paläolithischen Kiesterrasse von Valley-Hill, Kent S. 6. (Quarterly Journal of the Geological Society 1895, Vol. LI. S. 505.) Naturwissenschaftliche Rundschau Nr. 1. Braunschweig, 4. Januar 1896.

3. Neolithische Periode.

Baier Rindolf, Thongefässe aus der Steinzeit auf der Insel Rügen. Z. E. V. 1896. 360. Sehr wichtig. Mit 20 Figuren im Text.

Cermak Kliment, Zusammengesetztes Gefäß aus der Steinzeit von Dobruca. Z. E. V. 1896. 331.

Köhler, Feuerstein-Schlagstätten im Posenschen. Z. E. V. 1896. 346.

Oltanusca, Steinzeitliche Feuerzeuge. Z. E. V. 1896. 384.

Pontjatin Paul Fürst, Chirurgische Steininstrumente. 3 Tafeln. Extrait des Bulletins de la Société Anthropologie de l'Académie de Médecine de St. Pétersbourg.

Wagner E., Bühl in Baden. Alterthumsfunde. Ansiedlung der jüngeren Steinzeit. Correspond.-Bl. d. Westd. 2. 1896. S. 146.

v. Weinaierl R., Prag, Neue Funde auf der Lösskuppe südöstlich von Lohositz a. d. Elbe (Reisereise

Ziegelei). Z. E. V. 1897. 42. Steinzeitliche Ansiedlung mit Brandgräbern. Urnegrab.

Prähistorische Metallperioden.

Anger, Eine neu aufgefundene Bronze-Urne von Topolno, Kreis Schwetz. Z. E. V. 1897. 36.

Baier Rindolf, Die Goldgefäße von Langendorf. Z. E. 1896. 92.

Bartels M., Thonscherben aus Bosnien. Z. E. V. 1896. 219.

— Altes und Neues vom Mitterberge. Z. E. V. 1896. 292. Dazu A. Voss 297, Pirchel 534.

Busse H., Einige märkische Grabfelder und ein Burgwall. Z. E. V. 1897. 64.

— Hügelgrab bei Wanlitz. Nieder-Barnim. Z. E. V. 1896. 256.

Fiala Franz, Separatdrücke aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina IV. Bd. 1896. — 1) Die prähistorische Ansiedlung auf dem Debelo Brdo bei Sarajevo. 2) Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasinac im Jahre 1894. 3) Ueber einige Wallburgen im nordwestlichen Bosnien. 4) Kleine Mittheilungen. Wien 1896.

Forrer R., Der Depotfund von Bonneville. Strassburg i. E. 1896.

Halm M., Der Schalenstein von Oening. Monatschrift d. hist. Ver. v. Oberbayern. V. 1896. 31.

Hampel Jos., Neue Studien über die Kupferzeit. Z. E. 1896. 57.

Hensel, Urnenfund von Solten. Zeitschr. d. hist. Ges. f. d. Prov. Posen. XII. 1. S. 92.

Jentsch H., Vorelvische Wohnreste bei Atterwasch, Kr. Guben. Niederlausitzer Mittheil. IV. 1896. S. 235.

— Aus dem Gräberfeld bei Gross-Teplitz, Kreis Sorau. Ebenda S. 241.

— Rundwall bei Trebitz, Kr. Lübben. Ebenda S. 249.

— Dreifacheriges Gefäß und Topf mit Durchbohrungsverzierungen, sowie gleichzeitige Funde von ebendaber. Ebenda S. 361.

Lehmann-Nitsche, Ein Burgwall und ein vor-slavischer Urnen-Friedhof von Königsbrunn, Cujavien. Z. E. V. 1897. 171.

Mayr A., Ein Schalenstein von Marwang. Monatschrift d. hist. Ver. v. Oberbayern. V. 1896. 31.

Oltanusca u. Virchow, Parthige Tafeln zur Erweiterung des Sammelkreises der Bevölkerung. Z. E. V. 1896. 473.

Prasek J. V., Begräbnisstätte bei Dobruca, Nordböhmen. Z. E. V. 1896. 641.

Rösler Emil, Schascha (Transkaukasien), Eine archäologische Excursion nach Dabebrail, Transkaukasien. Z. E. V. 1896. 160.

— Fortsetzung des Berichts. Ebenda 170.

— v. Tröltzsch, Ein Depotfund von Bronzscheln bei Dillingen. O. A. Etingen a. D. Fandberichte aus Schwaben. IV. 1896. S. 31.

Schöble L., Hügelgräber bei Kickingen. Jahrbuch d. hist. Ver. Dillingen. IX. 1896. S. 235.

v. Schalenburg W., Bericht über vorgeschichtliche Funde in Schlesien, der Mark und Pommern. Z. E. V. 1896. 190.

Virchow R., Vermeintliches Vorkommen von prähistorischem Zinkkupfer in Siebenbürgen. Z. E. V. 1896. 398.

— Ebenfallsiger Brandwall von Koschütz bei Dresden. Z. E. V. 1896. 863.

— Angertriebene Schlangenstücke von der Insel Fohr. Z. E. V. 1896. 407.

— Frage der partiellen Zerstörung des Schlossberges bei Burg a. d. Spree. Z. E. V. 1897. S. 122.

Virchow-Brecht, Ausgrabungen auf der Moorschanze bei Quedlinburg. Z. E. V. 1897. 140. (Virchow) 146.

Virchow-Rösler, Neue Ausgrabungen bei Göllo, Transkaukasien. Z. E. V. 1896. 898.

Weber Franz, Zur Vor- und Frühgeschichte des Lechrains. Nachrichten und Kränzen. Zeitschrift d. hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg. XXIII. Bericht für 1893—1896. Augsburg 1896.

Weeren, Analyse einer kujavischen Kupferzeit und Bearbeitung der Kupferzeit. Z. E. V. 1896. 380. Dasen Olschauer 365, 384 und G. Schweinfurth 385. Standinger 384.

Weinack F., Der Straupitzer Eisenfund. Niederlausitzer Mitteilungen. IV. 1896. S. 321.

— Vorgezeichnete Wohnstätten in Riek bei Straupitz. Ebenda S. 350.

D. Frühgeschichtliches.

Aegyptisches.

a. Einbalsamirung.

Virchow R., Kopf der Aline und verschiedene Schädel aus dem Fayum. Z. E. V. 1896. 192. Mit Portrait der Aline und vergleichender Abbildung des Scädels und lebenden Gesichtes. Dazu v. Kaufmann, Diskussion, und Waldeyer. Ebenda 219.

Virchow-Schweinfurth, Neue Forschungen in Aegypten und die Einbalsamirung von Köpfen im Altertum. Z. E. V. 1897. 131.

Salkowski E., Chemische Untersuchung der Mumienbinden und der Masse aus der Mundhöhle. Z. E. V. 1896. 214.

— Untersuchung der harigen Masse aus dem Aegyptischen Schädel und des Inhaltes eines Scädels aus Peru. Z. E. V. 1897. 32.

— Weitere Untersuchungen von aus der Scädelhöhle von Mumienköpfen entleerten Massen. Z. E. V. 1897. 138.

Ebers G., Die Körpertheile und ihre Namen im Altägyptischen. I. Theile des Kúpels. Sitzungsber. d. k. h. Akad. d. Wiss. München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 112.

Helbig Wolff, Ein ägyptisches Grabschild und die mykenische Frage. Sitzungsber. d. k. h. Akad. d. Wiss. München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 448. 539.

Martin J. R., Geschliffene ägyptische Steinwerkzeuge und Bronzen. Z. E. V. 1896. 191.

Classisches.

a. Metrologisches u. s.

Lehmann C. F., Metrologische Nova. Z. E. V. 1896. 485. In dem Relationsverhältnis von Gold zu Silber bei den Babylonern $1\frac{1}{2} : 1 = 40 : 3 = 360 : 27$ liegt das Verhältnis der Tageszahl des sexagesimalen Bundesjahres 360 (= Sonne) zu der des periodischen Mondes 27 (= Mond) vor. Dazu 572.

— Eine assyrische Darstellung der Massage. Mit Abbildung. Z. E. V. 1896. 585. Im Berliner Museum.

— Eine neue Ausgabe der auf römischen Gebiet gefundenen chaldäischen Keilschriften. Z. E. V. 1896. 586.

W. Helck und C. F. Lehmann, Chaldäische Forschungen. Fortsetzung. Z. E. V. 1896. 809.

Lindemann F., Zur Geschichte der Polyeder und der Zahlzeichen. Aus den Sitzungsber. d. math.-physik. Cl. d. k. hayer. Akad. d. W. Bd. XXVI. 1896. Heft 4. München 1897.

b. Adamklissi.

Benndorf O., Adamklissi. Aus den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Oesterreich-Ungarn. Jahrgang XIX. Heft 2. Wien 1896.

— Ephesus. Sonderabdruck aus dem Anzeiger der kais. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1897. Nr. V—VI Sitzung der phil.-hist. Cl. vom 17. Februar.

Entwängler A., Adamklissi. Sitzungsber. d. k. h. Akad. d. Wiss. München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 247.

— Adamklissi.—Zur Athena Lemnia, archäologische Studie. Aus den Sitzungsber. d. phil.-philol. u. d. hist. Cl. d. k. h. Akad. d. Wiss. 1897. Heft 2. München 1897.

c. Antike Cultur.

Bartels M., Ein antiker Mutterkranz. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Januar 1897.

v. Reber, Das Verhältnis des mykenischen zum dorischen Baustyl. Sitzungsber. d. k. h. Akad. d. Wiss. München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 142.

Schoetensack Otto, Vor- und Frühgeschichtliches aus dem italienischen Süden und Tunis. Z. E. 1897. 1.

d. Germanisches u. Slavisches.

Böheim Wendelin, Meister der Waffenschmiedekunst vom XIV.—XVIII. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst und des Kunsthandwerks. Berlin. S. 14.

Faistle K. u. Baader R., Die künstlichen Höhlen bei Groszinnenmoos. Oberbayerisches Archiv. 49. Bd. 1896. S. 321.

Kirchmann Jos. u. Hartner J. M., Das almanische Gräberfeld bei Schrettsamer. AI Ausgrabungen im Mai 1896. Jahrbuch d. hist. V. Dillingen IX. 1896. S. 189. BI im August und September 1896. S. 192. Mit Tafel III u. IV Abbildung der Funde. Maasse der Schädel aus diesem Gräberfeld von F. Ranke. S. 230.

Köhler-Posen, Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen. Z. E. V. 1896. 246.

Köhler u. Schwarz W., Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen. Z. E. V. 1896. 538.

Bautert, Germanische Funde in Deutschland aus „Rheinische Geschichtblätter“. Bonn I. Juni 1894. Nr. 2.

Reinecke P., Slavische Schläfenringe in Dalmatien. Z. E. V. 1896. 469.

— Skythische Alterthümer. Z. E. V. 1896. 251.

— Skythische Alterthümer in der Bukowina. Czernowitz 1896.

Schomacher K., Germanische Waffen aus vorveringischer Zeit. Correspond. Bl. d. Westd. Z. 1896. S. 66.

Treichel A., Sogenannte Wikinger-Schiffe. Z. E. V. 1896. 352.

Römisches.

Arnold Hugo, Das römische Meer im hayerischen Rätien. Separatabdruck aus dem „Allgäu. Geschichtsfreund“. 1896. S. 20. Kempten.

Bürger, Neuer römischer Fund in Langenau. Fundbericht aus Schwaben IV. 1896. S. 53.

Jentsch H., Niederlausitzer Funde aus provinzial-römischer und älterer Zeit. Z. E. V. 1896. 241.

— Feuerstuhl mit Feuerstein nebst anderen provinzial-römischen Funden aus den beiden Gubener Kreisen. Ebenda. S. 357.

Lissauer, Grabfund der römischen Zeit von Raben, Kreis Belsig. Z. E. V. 1896. 408.

Mayr A., Eine römische Niederlassung bei Erlstädt. Monatschrift d. hist. V. von Oberbayern V. 1896. 4. Naeglele K., Römische Niederlassungen in Württemberg. Fundberichte aus Schwaben IV. 1896. S. 80.

Nestle W., Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg. Fandberichte aus Schwaben IV. 1896. 56.

Popp K., Wallburgen, Burgställe und Schanzen in Oberbayern. Herren-Chiemsee und Langenbühlener See. Der Specker Thurm am Ratsinger Berg. Das Römer-Castell bei Grünwald. Oberbayerisches Archiv. 49. Bd. 1896. S. 161.

— Linearer Verlauf und Bauart der alten Strassenzüge im Hinterland des rätischen Limes mit Nutzenwendungen für die Anlage der Römerstrassen überhaupt. Westd. Zeitschr. XVI. 1897. S. 119.

Scheller Magn., Die Ausgrabungen bei Faimingen. Jahrb. d. hist. V. Dillingen. IX. 1896. S. 173. Mit Tafel V. VI. VII.

Schweinfurth-Virchow., Vormenesische Altthümer in Aegypten. Z. E.V. 1897. 27. Dazu Virchow 31.

Seyler E., Ueber den römischen Ursprung der Burgen. Monatschrift d. hist. V. von Oberbayern V. 1896. 105.

Soldan, Ergebnisse der Limesforschung 1896 mit besonderer Berücksichtigung der Odenwaldlinie. Mittheilungen des oberhess. Geschichtsvereins. N. F. VI. 1896. Giessen. S. 197.

v. Stoltzenberg, Die Gräfte bei Driburg. Westfalen. Z. E.V. 1896. 600. Dazu W. Kranse 613, Virchow 614.

Tappeiner Dr. Fr., Znm Schluss der Majafage. Moran, Jänner 1897.

Wolff Georg., Römische Strassen in der Wetterau. Westd. Zeitschr. XVI. 1897. S. 1.

Nachtrag.

Bartels M., Die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Speyer, Dürkheim und Worms vom 8. bis 7. August 1896.

Dr. B., Mensch und Thier. Bayerischer Courier und Münchener Fremdenblatt 1897. Nr. 152—171 und 185.

Götsche A., Bronzedeponien bei Riedorf, Kreis Radekau, Anhalt. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Hängelgräber mit Steinpackungen bei Kieselwitz, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Urne mit Mütsendeckel und Ohringen von Weisenhöhe, Kreis Wirsitz, Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Brandgräber der Völkerwanderungszeit von Messdorf, Kreis Osterburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Neue Funde von der Feuerstein-Werkstätte bei Guchter-Holländer, Kreis Friedeberg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Halbfertige Steinhämmer von der Bromedorfer Mühle, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Otterfüllen von Gross-Lichterfelde, Kreis Teltow. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Funde von Steingeräthen auf Rügen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Ein Thongefäss der Völkerwanderungszeit aus der Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Merovingische Emailperlen aus der Mark Brandenburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Die trojanischen Silberbarren der Schliemann-Sammlung. Sonderabdruck aus Bd. LXXI Nr. 14 des Globus.

Helm O., Eine Forschungsreise vom Weberhafen in das Innere der Gazellen-Halbinsel (Neupommern). Ans: Kölnische Volkszeitung 1897 Nr. 26.

Hoyer H. Dr. med., Beitrag zur Anthropologie der Nave. Abdruck aus Schwalbe, morphologische Arbeiten. IV. Bd., 2. Heft.

Schmidt Emil (Leipzig), Ceylon: Berlin, Scholl u. Grund 8^o. Aechtes Tausend.

— Das System der anthropologischen Disziplinen. Sonderabdruck aus Central-Blatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. J. U. Kera's Verlag, Breslau.

— Die Russenverwandtschaft der Völker-Stämme Südindiens und Ceylens. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896.

— Die vorgeschichtlichen Forschungen des Bureau of Ethnology zu Washington. Sonderabdruck aus Bd. LXVIII. Nr. 21a des Globus.

— Jahresbericht (1894/95) über die amerikanische Litteratur der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Separatabdruck aus Heft 2 des Centralblattes für Anthropologie 1896.

Pfitzner W., Ein Beitrag zur Kenntniss des secundären Geschlechtsunterschiedes beim Menschen. Abdruck aus Schwalbe, morphologische Arbeiten. 7. Bd., 2. Heft. Strassburg i/E. 1896.

Brenl Ludolf, Ueber die Vertheilung des Hauptgiments bei verschiedenen Menschenrassen. Abdruck aus Schwalbe, morphologische Arbeiten. VI. Bd., 8. Heft.

Weinberg R. Dr. med., Das Gehirn der Letzen. Vergleichend anatomisch bearbeitet. Aus dem anatom. Institut der kaiserl. Universität Dorpat. Cassel 1896.

Druckfehler: S. 81, Spalte 1, Zeile 22 von oben zu lesen: Sarsia. Spalte 2, Zeile 16 von unten zu lesen: IX u. X.

Herr Oberlehrer J. Weismann, Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters:

Es war im Jahre 1878, also vor 19 Jahren, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft mit dem Congress in Kiel auch einen 2tägigen Ausflug nach dem altherwürdigen und geschichtlich so überreichen Lübeck verband, dessen schöne Erinnerungen sich durch unser diesjähriges Erscheinen in der alten Hansastadt wieder aufs Lebhafteste erneuern.

Leider sind inzwischen von den damaligen hochbegeisterten Theilnehmern — es waren deren 153 — nicht wenige heimgegangen, die wir in diesen Tagen um so schmerzlicher vermissen, als gerade viele von ihnen zu den Gründern unserer Gesellschaft gehörten und für unsere Bestrebungen äusserst schwer zu ersetzen sind.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in die Einzelheiten jenes unvergesslichen IX. Congresses der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Kiel des Näheren einzugehen; es dürfte genügen, daran zu erinnern, welch reiches anthropologisches Studienmaterial der damaligen aus Nah und Fern so zahlreich herbeigeströmten Versamm-

lung seitens der Städte Hamburg, Lübeck und Kiel hier in Lübeck besonders auf dem Gebiete der Prähistorie und Archäologie geboten wurde. Die Reichhaltigkeit der im deutschen Norden so einzig dastehenden Museen, die nicht nur einen höchst wünschenswerthen Einblick in das eigenartige prähistorische Leben des germanischen Nordens, sondern überhaupt in das Gesamtgebiet der anthropologischen Forschung gewähren, sind noch in aller Erinnerung, und die hier erhaltenen Eindrücke wirken seitdem nachhaltig fort; ihnen verdanken wir speciell so manches höchst schätzbare Resultat weiterer Forschung.

So wurde durch die Versammlungen im deutschen Norden der wissenschaftliche Gesichtskreis der Theilnehmer ganz wesentlich erweitert und einer fruchtbringenden gemeinsamen Thätigkeit und dem unentbehrlichen Bewusstsein inogiger Zusammengehörigkeit der einzelnen Mitarbeiter Bahn gebrochen und zur activen Theilnahme an den Bestrebungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft sehr wesentlich beigetragen.

Auch von dem diesjährigen Congress in hiesiger Stadt, deren gastliche Aufnahme wir zum zweitenmale zu erfahren das Glück haben, dürfen wir uns auch wohl das Beste erwarten, und — ich erlaube mir diess nicht nur als sehr wünschenswerth, sondern auch recht herzlich hinstand anzusprechen — nämlich die Gründung eines recht jugendfrischen, eifrig wirkenden anthropologischen Vereins. Eine Stadt, die solche anthropologische Schätze birgt, sollte auch einen selbständigen anthropologischen Verein haben, durch welchen deren Bevölkerung in die betreffenden Reichthümer eingeführt wird.

Die Chronik einer so vergangenheitsreichen Stadt, wie es unser Lübeck ist, gewinnt gewiss doppelte Bedeutung und hleibendes Interesse, wenn die vielen prähistorischen Schätze einer grossen Vergangenheit durch fortgesetzte Belehrung und Pflege in Erinnerung erhalten werden. —

Und nun erlaube ich mir noch die Aufmerksamkeit der hohen Generalsversammlung auf den Cassenbericht des Schatzmeisters für das abgelaufene Vereinsjahr 1896/97 zu lenken und bitte sich an der Hand des zur Vertheilung gelangten Cassenberichts über unsere wirtschaftliche Thätigkeit informieren zu wollen.

Wir haben eine Gesamt-Einnahme von 7402,12 \mathcal{M} , die sich aus den angegebenen Einzelposten zusammensetzt. Besondere Zuwendungen kamen leider nicht vor.

An Ausgaben finden Sie vorgetragen im Ganzen 6728,99 \mathcal{M} , so dass uns ein Cassarrest von 673,99 \mathcal{M} verbleibt.

Die beiden Fonds für die prähistorische Karte und die statistischen Erhebungen wurden wieder entsprechend vermehrt, ersterer um 200 und letzterer um 300 \mathcal{M} , so dass der Kartenfond nunmehr 4445,40 \mathcal{M} und der Fond für die statistischen Erhebungen 7648,14 \mathcal{M} , also beide Fonds zusammen 12093,54 \mathcal{M} betragen, welche Summe auf der Rückseite unter „Bestand“ verzeichnet und ausgewiesen ist.

Wenn ich zum Schluss noch allen getreuen Mitarbeitern an dem bescheidenen Rechnungswesen unserer Gesellschaft den herzlichsten und innigsten Dank sage, so verbinde ich damit auch die immer wieder recht dringende Bitte, es wöchten doch nicht nur die Herren Vorstände und Geschäftsführer der Localvereine und Gruppen, sondern auch jedes einzelne Mitglied unserer Gesellschaft für stete und ausgiebige Mehrung des Vereins fortgesetzt wirken. Bedarf es ja doch meistens nur einer entsprechend warmen Anregung in Freundeskreisen.

Und nun bitte ich um die Ernennung des Rechnungsausschusses zur Prüfung der Rechnung und um Ihre Decharge.

Cassenbericht pro 1896/97.

Einnahme.

1. Cassarrest von voriger Rechnung	1872 1/2 \mathcal{M}
2. An Zinsen gingen ein	567 —
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres	836 —
4. An Jahresbeiträgen von 164 Mitgliedern à 1 \mathcal{M}	164 —
5. Für besonders ausgegebene Berichte und Correspondenzblätter	10 10 —
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes	153 88 —
Zusammen	7402 12 \mathcal{M}

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten	954 70 \mathcal{M}
2. Druck des Correspondenzblattes	3657 —
3. Redaction des Correspondenzblattes	371 —
4. Zu Händen des Herrn Generalvorstandes	400 —
5. Zu Händen des Schatzmeisters	307 —
6. An den Disputationssatz des Generalvorstandes: a) für Körpermessen	40 50 —
b) für Ausgrabungen in Schwaben	100 —
c) für Ausgrabungen in der Pfalz	165 —
7. Varen für Vorkaufende in Berlin	12 —
8. Für den Strausgraben	258 20 —
9. Für Porto und Druckausgaben	220 78 —
10. Dem Münchener Lokal-Verein zur Herausgabe seiner Vereinschrift „Beiträge“	300 —
11. Dem Württembergischen Verein zur Förderung seiner Vereinszeitschrift	300 —
12. Für die prähistorische Karte	30 —
13. Für denselben Zweck	300 —
14. Für die statistischen Erhebungen	310 —
15. Rest in Cassa	673 99 —
Zusammen	7402 12 \mathcal{M}

A. Capital-Vermögen

Als „Eigener Bestand“ aus Einzahlungen von 15 bevollmächtigten Mitgliedern und zwar:

a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Q Nr. 18418	300 — \mathcal{M}
b) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Dd Nr. 8728	300 —
c) 6% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. R Nr. 21177	300 —
d) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. W Nr. 38365	300 —

a) 250 ^{er} Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. X Nr. 39561	•	700	—	♣
f) 40 ^{er} consolidated köl preuss. Staatsanleihe Lit. F. Nr. 140250	•	300	—	•
Hierauf das Dr. Vinet'sche Legat mit 2000 ^{er} A und zwar:				
a) 40 ^{er} Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40128	•	500	—	♣
b) 40 ^{er} Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40128	•	300	—	•
l) 40 ^{er} Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 49723	•	300	—	•
k) 200 ^{er} Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 49680	•	500	—	•
l) Kassenfond	•	3200	—	•
Zusammen:	•	6900	—	♣
B. Bestand.				
a) Baar in Cassa	•	678	19	♣
b) Hierauf für die statistischen Erhebungen sind die präk. Karte bei Mörch, Fisk & Co. deponirt	•	10998	54	•
Zusammen:	•	11676	73	♣

Die Entlastung des Herrn Schatzmeisters und der neue Etat.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden für den Rechnungsansehens vorgeschlagen die Herren: Lenz, Sökeland und Wagner. Der Letztere berichtigte für den Ausschuss in der III. Sitzung und beauftragte mit den anerkennendsten Worten für den Herrn Schatzmeister die Entlastung, welche die Versammlung genehmigte. Der Herr Schatzmeister legte sodann für das Geschäftsjahr 1897 bis 1898 folgenden von der Gesellschaft genehmigten Etat vor:

Etat pro 1897/98.				
Einnahme.				
1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern	•	8100	—	♣
2. An rückständige Beiträge	•	150	—	•
3. An Zinsen	•	219	—	•
4. Baar in Cassa	•	678	19	•
	Summe:	8947	19	♣
Ausgaben.				
1. Verwaltungskosten	•	1000	—	♣
2. Druck des Correspondenz-Blattes	•	2000	—	•
3. Redaktion des Correspondenz-Blattes	•	800	—	•
4. An Handen des Generalsekretärs	•	300	—	•
5. Zu Halden des Schatzmeisters	•	300	—	•
6. Für den Dispositionsfond des Generalsekretärs	•	120	—	•
7. Für Anzeigerblätter im Hieswurz	•	200	—	•
8. Für den Stenographen	•	250	—	•
9. Für die Herausgabe der Münchener „Beiträge“	•	300	—	•
10. Dem Württembergischen Verein	•	300	—	•
11. Für die prähistorische Karte	•	200	—	•
12. Für die statistischen Erhebungen	•	800	—	•
13. Für diverse unverlangte Ausgaben	•	128	19	•
	Summe:	6428	19	♣

Wissenschaftliche Vorträge.

Herr Dr. Freund:

Zur Einführung in die Lübeckische Prähistorie.

Hochgeehrte Versammlung!

Gestatten Sie mir, dass ich Sie kurz mit den Resultaten der prähistorischen Forschung unseres Lübeckischen Gebietes bekannt mache, und erlaube Sie mir dabei einige Worte über die Anordnung der prähistorischen Abtheilung unseres Museums, für welche ich Ihnen sozusagen verantwortlich bin.

Ursprünglich war diese Abtheilung nach den Staatsgebieten geordnet, so dass Sie auch jetzt noch die Funde von Lübeck, vom Fürstenthum Lübeck, Schleswig-Holstein, Lauenburg und Mecklenburg in gesonderten Kojen und Schränken finden. Ich hoffe aber darin ihren Beifall zu finden, dass ich diejenigen Fundsaehen, welche nachweislich zusammengehören, zusammengestellt habe, so dass namentlich gemischte Funde deutlich hervortreten.

Mag man immer auf die Unzerstörbarkeit des Steines gegenüber den Metallen hinweisen, so wird doch die grossé Zahl der Steingeräte uns zu der Annahme nöthigen, dass die älteste in unserem Gebiet nachweisbare Cultur, die der Steinzeit, sich über einen langen Zeitraum erstreckt haben muss.

Die einzelnen Geräte und die in unserem Gebiet aufgedeckten Hünengräber dieser Periode habe ich Ihnen in der Festschrift geschildert, nur einige allgemeinere Bemerkungen möchte ich noch hinzufügen. Die Beweistafeln für die ältere Steinzeit, wie sie von den holsteinischen Forschern in Neustadt, Kiel u. s. w. nachgewiesen ist, fehlen uns fast ganz in der Sammlung. Nur wenige Stücke von gelegentlichen Funden vom Stulper Huk schliessen sich den Neustädter Funden an und scheinen zu fordern, dass die Forschungen dort fortgesetzt werden sollten. Ferner möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf unsere Moorfunde aus der Trave (Taf. II der Festschrift) richten, welche uns 7 m Tiefe hervorgeholt sind. Hier liegen eine Anzahl bearbeiteter Hirschborgeräthe zusammen mit dem oberen Theile eines Schädelns von *bos primigenius* vor. Vielleicht darf man diesen Fund jener ältesten Steinzeit zuweisen, obgleich leider Flintsteinsachen von den Arbeitern, welche die Geräte hervorgeholt haben, nicht beobachtet oder gesammelt sind.

Wenn die Funde in so frühe Zeit zurückreichen, so war die Oberflächebeschaffenheit unseres Landes damals wesentlich anders. Es ist hier überall zu beobachten, dass die Hünengräber und auch noch die Kegelgräber der späteren Bronzezeit sich auf den Höhenzügen befinden. (Erst die späteren Urnenfriedhöfe liegen zuweilen tiefer und in der Nähe des Wassers.) Entweder war also in der Steinzeit die Wasserhöhe und Menge eine grössere als jetzt, oder unser Gebiet befand sich noch in der Hebung. Dann aber bot das Travethal noch weiter aufwärts stets das Bild, welches wir nur bei Hochwasser sehen, das Bild einer weit eingeschnittenen Meeresbucht. An ihrem rechten Ufer lag hier eine steil abfallende, aus drei Hügeln gebildete Halbinsel, welche im Osten noch von dem breiten Wakenitzthale umgeben und nur im Nor-

den durch einen schmalen Landstreifen landfest war. Gewiss war Graf Adolf II. von Schauenburg, der Gründer Lübecks (1143), nicht der Erste, welcher die vortrefflich gesicherte Lage dieser Hügelkette erkannte.

Eine zweite ähnliche tief eingeschnittene Bucht besass die Ostsee vordem neben der Travemündung im Himmelsdorfer See, der einstmals noch nicht durch Abschwemmung des Brothener Ufers nach dem Niendorfer und Timmendorfer Strande hin vom Meere getrennt war.

Bei der Betrachtung der kunstvoll aus hartem Material geschlagenen Steinbeile, Meissel, Dolche, Messer und Hammerköpfe der jüngeren Steinzeit werden wir uns dem Eindrücke nicht entziehen können, dass die Bevölkerung, welche sich diese zweckmässigen Geräte so geschickt aus heimischem Material zu schaffen verstand, wenn nicht entvurt in unserem Sinne, so doch in hohem Grade culturfähig war. Das Hünengrab von Blankensee hat uns einige Skelette und das Schädelstück eines darin Bestatteten anfwahrt, die anderen beiden Hünengräber unseres Gebietes Flintsteingeräte und Gefässreste und eine Hammeraxt. Dass diese grossen Laagbetten etwa mehrfach zu aufeinanderfolgenden Bestattungen gebraucht sind, lässt sich selbst aus dem grossen Bestande von Funden des Waldhusener Hünengrabes nicht mithinmassen, weil die Fundstücken in Stoff und Arbeit zu gleichartig sind. Jedenfalls war nicht jedem gewöhnlichen Sterblichen jener Zeit die Bestattung in solch kunstvollem Bau hesehieden, sonst müsste das Zahlenverhältnis der Flintgeräthe zu dem der Hünengräber ein anderes sein.

Auf die Steinzeit folgte das Bronzezeitalter.

Wenn wir es nicht längst wüsstem, könnte uns die Aufdeckung von drei Steinkisten mit Bronzesachen oben auf dem Waldhusener Hünengrab über diese Zeitfolge belehren. Für das Verhältnis der beiden Culturen und ihrer Träger zu einander sind mehrere Punkte von prinzipieller Bedeutung. Einmal zeigt sich, wie ich aneh in der Festschrift hetoot habe, ein allmählicher Uebergang der Begräbnisform des Hünengrabes zum Kegelgrabe der Bronzezeit, ferner sind, wieder aus dem Hünengrabe bei Waldhusen, flache Flintsteinbeile entnommen, welche in ihrer Form genau mit dem Bronzebeile übereinstimmen, so dass man glauben könnte, dass der Flintsteinbeiliger den Bronzebeil als Vorbild gehakt hat. Dagegen ist darüber kein Zweifel, dass die Bronzezeit, weil ihr hier das Rohmaterial fehlte, importirt ist. Für die Frage, ob etwa aneh das Volk der Bronzezeit hierher eingewandert ist, sind einige aus Flintsteingeräten und Bronze gemischte Funde aus

Holstein, welche unser Museum zufällig besitzt, von freilich nicht sehr erheblicher Bedeutung. Die Kenntnis der Bronzezeit selbst ist hekanntlich darum so gering, weil sie als Bestattungsform den Leichenbrand ähnet. Deshalb hat aneh unsere kleine Thonfigur, welche im Anfange dieses Jahrhunderts in Waldhusen ausgegraben ist, einige Beachtung gefunden.

Der ältesten Periode der nordischen Bronzezeit gehören aus unserem engeren Gebiete nur wenige Funde an, namentlich fehlen die älteren Formen des Celtes. Was wir davon in unserer Sammlung haben, stammt aus der holsteinischen Nachbarschaft und aus Fehmaun. Auch die Ornamentik der übrigen nordischen Bronzen scheint mehr auf den Ausgange der nordischen Bronzezeit hinzuweisen, so dass man zu der Annahme kommen kann, dass bei uns die Bronzezeit erst in dem jüngeren Abschnitt des nordischen Bronzealters die allgemein herrschende wurde.

Für die Bronzefunde unseres Gebietes sind deutlich drei Bezirke zu unterscheiden, das von Altsfelde und Behlendorf, das Ritzerauer und das Waldhusener. Das erste ist wohl das älteste, es hat fast ausschliesslich Bronzen aus der nordischen Bronzezeit ergeben, daher stammt auch der einzige Schaftteel des Lübeckischen Gebietes.

Das Ritzerauer (dessen Erforschung durch Gross besonders durch die IX. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft gefördert ist, aber noch weiterer Untersuchung werth ist), reicht, wie einige Eisenfunde zeigen, mindestens bis in den Anfang der La Tène-Zeit. Das Waldhusener endlich umfasst eine lange Zeitspanne, vom Ende der älteren Periode des nordischen Bronzealters durch die Hallstattperiode wahrscheinlich noch bis in den Anfang der römischen Provinzialzeit, also fast ein Jahrtausend. Dem entspricht auch die auf Grund der Hang'schen Fundberichte in der Festschrift geschilderte Entwicklung der Bestattungsformen im Waldhusener Bezirk.

Zu ihrer Orientierung erinnere ich Sie noch im Einzelnen daran, dass der nordischen Bronzezeit der Behlendorfer Fund mit seiner merkwürdigen Tasche und die grossen Bronzebeile aus dem Lanenburgischen angehören, der Hallstattperiode die bekannte Ciste von Pandorf und ein schönes Schwert von Siems mit doppeltsechseckigem Ortbund, an dessen Wehrgeack-Beschlägen sich übrigens jetzt eine Eisenpinne herausgestellt hat, ferner der wegen der Hängefässe bemerkenswerthe Moorfund von Mönkhof.

Wenn wir nun unsere vorgeschichtlichen Funde in chronologischer Reihenfolge weiter durchmustern,

so zeigt sich für die ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung eine auffallende Lücke. Abgesehen von dem grossen Sammelfunde vom Pötraner Urnenfriedhöfe, der ja unserem engeren Gebiete gar nicht zuzurechnen ist, sind nur wenige Urnenfriedhöfe der La Tène-Zeit aufgedeckt und bekannt, nämlich nur der ältere von Nen-Ruppertsdorf, der von Moising und der kleine Fund von Sehtin, der jetzt zuerst Ihrem sachverständigen Urtheile anvertraut wird. (Taf. XII der Festschrift.) Selbst unter Berücksichtigung des Umstandes, dass diese Urnenfriedhöfe, weil sie Flachgräber enthielten, der Zerstörung durch den Pflug des Landmannes leichter verfielen, als die Hünen- und Kegelgräber, die gewiss auch durch den Aberglauben geschützt wurden, kommt man zu der Annahme, dass die Bevölkerung in der La Tène-Periode an Zahl und Wohlstand abgenommen hatte, wie es ja für die Zeit der Völkerwanderung bezeichnend ist. Schon Professor Handelmann hat darauf hingewiesen, dass die Stelle in Helmolds Slavenchronik, h. I cap. XII, worin Helmold die Reste ehemaliger Ansiedelungen in Holstein aus eigener Anschauung schildert, auf diese germanische Auswanderung bezogen werden muss. So wird unser Gebiet in der Mitte des ersten Jahrtausend n. Chr. zum Einzuge für die von Osten eindringenden Slaven vorbereitet. Auf der Grenze dieses Zeitabschnittes stehen die Grabfunde Haug's aus der Eisenzeit von Pöppendorf an der Kük-nitzer Scheide und der leider nur mangelhaft beobachtete Fund von Skeletgräbern bei Rönnan, den ich der slavischen Zeit zurechnen geneigt bin.

Die Geschichte dieser slavischen Periode, welche durch etwa 5 Jahrhunderte bis zum Jahre 1138 reicht und in unserem Gebiete die prähistorischen Zeiten mit den historischen verknüpft, ist für uns eng verbunden mit dem Rundwall von Alt-Lübeck. Dadurch, dass die Zerstörung desselben die Trümmer einer absterbenden Cultur begrub, war die Möglichkeit gegeben, aus ihren Resten und Scherben das Bild jener slavischen Welt wieder vor uns entstehen zu lassen.

Eigentlich Neues können wir Ihnen freilich aus Alt-Lübeck nicht bieten, weil seit 1882 keine Ausgrabungen mehr ausgeführt sind. Ich kann aber die Bemerkung hier nicht unterdrücken, dass Sie heute Nachmittag auf dem Ringwall von Alt-Lübeck etwas enttäuscht sein werden, dass dieser kleine Hügel einst vor 800 Jahren eine slavische Königsburg gewesen sein soll.

Unzweifelhaft wird Ihnen der Ringwall von Pöppendorf, den Sie auch demnächst sehen sollen, durch seine Grösse und namentlich durch seine Höhe beim ersten Anblick mehr imponiren. Aber

von ihm wissen wir in prähistorischer Beziehung recht wenig, selbst die Scherbenfunde, die uns sonst leiten könnten, geben kein einheitliches Bild, denn neben slavischen liegen auch ältere vor, dazu ist eine gründliche Durchforschung noch nicht geschehen, auch wenig aussichtsvoll.

Auf die letzte prähistorische slavische Cultur ist seitdem eine mehr als 750jährige Zeit germanischer Kraftentfaltung gefolgt, aber ein slavischer Rest ist uns fast unauflöslich geblieben. Die Namen unserer Gewässer und Waldreviere, der Dörfer und unserer Stadt, sie sind slavisch geblieben. Wohl hat die deutsche Zango mancho dieser Worte bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt, aber andere sind deutlich geblieben: noch zieht mitten durch unser Gebiet der Grassfluss, die Trave, ihr silbernes Band bis zum Priwall, dem Quervergelagerten, nochragt die Welle der Ostsee am Ufer von Brothen (broda) und noch grüsst sie die deutsche Stadt auf dem Hügel Boku mit dem slavischen Namen des alten Ringwall, sei es, dass, wie ich unter Anleitung des Herrn Dr. Fr. Strauss nachgewiesen zu haben glaube, ihr Name bezeichnend „Fischerhuden“ bedeutet, oder die „Freude vieler Leute“, wie ein etwas poetischer angelegter früherer Forscher meint.

Herr Dr. Splieth-Kiel:

Ueber das Danewerk.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat seit ihrem Bestehen den vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen, vor allem dem limes romanus ihr Interesse in wirksamer Weise zugewendet, so dass es mir vergönnt sein mag, Ihre Aufmerksamkeit auf einen Grenzwall in den schleswig-holsteinischen Landen zu richten, der, wenn auch weniger grossartig und bedeutsam als der Limes, so doch in mehr als einer Beziehung zu ihm in Vergleich gestellt werden kann und ein allgemeineres Interesse und die Fürsorgo der dazu Berufenen verdient. Es ist das der frühesten Geschichte unseres Landes angehörigere berühmte Danewerk, die alte Vertheidigungslinie Dänemarks gegen das Sachsenvolk. Wie der römische Limes von seinen Erbauern als Völkerseide, als Wehr gegen feindlichen Angriff, als Ausfallsthor und Stützlinie bei einem Vorstoss gedacht und ausgeführt, zieht sich das Danewerk in einer Länge von 1 1/2 Meilen von der Ostsee zur Westsee quer über unsere Halbinsel, noch heute nach tausendjährigem Bestehen imposant in seinen Resten, die abgesehen von dem Limes in Deutschland ihres Gleichen nicht haben. Es sei hier eingeschaltet, dass die Sachsen Grenze, der limes saxonicus, die von Karl dem Grossen in Holstein von der Elbe bis an die Ostsee gegen

die Wenden festgesetzte Scheide, die man hier als ein ähnliches Werk anzusehen sich gewöhnt hatte, nach den Untersuchungen von Dr. Bangert lediglich eine politische Grenze, nicht ein fortlaufendes Verteidigungs- und Sperrwerk wie das Danewerk gewesen ist.

Unter der Bezeichnung Danewerk ist von den Gelehrten wie im Volksmunde nicht immer dasselbe verstanden, indem ausser dem Hauptwerke auch Nebelinien und jüngere Befestigungen dazu gerechnet wurden. Als eigentliches Danewerk ist von je her der in dem Seen- und Sumpfgelände südwestlich von der Stadt Schleswig beginnende Erdwall mit Graben angesehen, der quer über den Landrücken läuft und in der Nähe des Ortes Hellingstedt in den sumpfigen Wiesen daselbst sich verliert. Dieser Wall sperrt in der That den nördlich davon gelegenen Theil des Herzogthums Schleswig ab. Ausser diesem Hauptwerk kommen noch in Betracht der sog. Margarethenwall oder Reesendam, der vom ehemaligen Danewerker See bis an das Haddebyer Noor reicht, und der vom Selker Noor nach Klein-Rheide reichende Kograbn.

Das Danewerk entstand, nachdem die verschiedenen kleinen selbständigen Gebiete des Dänenreichs in einer Land vereinigt waren, als eine Volkswehr gegen den Süden. Der fränkische Geschichtschreiber Einhard berichtet, dass der König Götrik im Jahre 808 mit seinem ganzen Heere nach Slistorp (Schleswig) kam, die Erbauung eines Grenzwallcs anordnete und die Arbeit unter seines Heerführer vertheilte. Der Wall sollte von dem Meerhuseu der Ostsee bis an die Westsee reichen und nur ein Thor für Wagen und Reiter haben. Auf einen Irrthum Einhard's, der den Wall an das nördliche Ufer der Eider verlegt, brauche ich nicht einzugehen. Im übrigen ist die Lage des Werks richtig angegeben in seiner Ausdehnung von der Schlei, wenn auch nicht bis an die Westsee selbst, so doch bis an die damals unpassirbaren Niederungen und Sümpfe der Treene, die bei Uberschwemmungen wohl als eine Bucht der Westsee erscheinen konnten. Für diesen ältesten Theil des Danewerks, den Wall des Königs Götrik, sind nun zwei Linien in Anspruch genommen. Prof. Handelmann sah in dem Hauptwall, also der Strecke vom Danewerker See nach Westen diese erste Anlage. Er macht für seine Ansicht u. a. geltend, „dass ein so kriegerischer König, wenn er einen Grenzwall gegen seinen mächtigen Nachbarn zu bauen beschloss, mit scharfem Blick die kürzeste vertheidigungsfähigste Linie wählte“. Und diese finden wir in der That in dem genannten Wall, der den mittleren Landrücken sperrt und an beiden Enden an damals unwegsamen Gegenden

sich anlehnt, im Westen an Sümpfe, Moore und Wiesen und im Osten an dichte Wälder, die von zahlreichen Seen und Sümpfen durchzogen waren. Der Grenzwall brauchte also erst am Danewerker See zu beginnen, vielleicht mit einer kurzen Verlängerung nach Osten, um ein Umgehen der Stellung zu verhindern. Bei dem Dorfe Klein-Danewerk kreuzte er die alte von Süden nach Norden ziehende Heer- und Handelsstrasse des Landes, den „Oehsenweg“. Hier also befand sich der einzige Durchlass, das Wiglesdor, wie es mit einem alten Namen genannt wurde, oder das Kalgat. Dann lief der Wall über die Heide, bis er ueben den Niederungen der Rheider Au durch die natürlichen Terrainhindernisse entzehrlich wurde.

Dr. Sophus Müller in Kopenhagen, der in seiner vor kurzem erschienenen Alterthamkunde „Vor Oldtid“ eingehend mit dem Danewerk sich beschäftigt, ist anderer Meinung. Er sieht die südlicher gelegene Linie, den Kograbn, als das Werk Götriks an und schreibt diesem nach den Osterwall zu, ein von der Schlei bis an die Eekernförder Bucht reichendes unannehr zerstörtes, aus Wall und Graben bestehendes Werk. Beweise für die Richtigkeit dieser oder jener Auffassung lassen sich bis jetzt nicht bringen, doch scheinen die von Handelmann angeführten Gründe für seine Ansicht zu sprechen, der ausserdem militärische Sachverständige beigetreten sind, die in dem Kograbn eine Vorlinie oder Landwehr erblicken, „welche nicht auf einen ordentlichen Krieg vorbereitet war, sondern nur gegen plötzliche Ueberfälle schützen und insbesondere das Wegtreiben der weidenden Viehherden verhindern sollte“.

Mit grosser Bestimmtheit besiehet Dr. Müller die nördliche Vertheidigungslinie, also das eigentliche Danewerk, als den von Thyra Danehod, der Gemahlin Gorms des Alten, erbauten Theil und befindet sich damit ahermals im Widerspruch mit Handelmann, der den „kurzen und sagenhaften“ Mittheilungen aus dem XII. Jahrhundert von der Theilnahme Thyras an dem Ausban des Danewerks wenig Werth heilegen möchte. Gewiss dagegen ist, dass der mittlere Theil des Wallcs von dem dänischen König Waldemar I., gestorben 1182, mit einer unmittelbar vor dem Erdwall erbauten Mauer aus Ziegelsteinen verstärkt und befestigt wurde, eine That, die den Zeitgenossen wichtig genug erschien, um sie auf einer Bleitafel aufzuzeichnen, die man in dem Grabe des Königs zu Ringstedt gefunden hat. — Das von dem Danewerker See bis fast an das Haddebyer Noor reichende Erdwerk ist eine jüngere Anlage. Ausser den genannten Erdwällen, die durch einen davorliegenden Grabeu verstärkt sind, sind zwei burgartige

Anlagen im Zuge des Danewerks zu nennen, es sind die sogenannte Thyraburg am Danewerker See, ein mit Wall und Graben umgebenes rechteckiges Plateau, und der halbkreisförmige Wall der Oldenburg am Haddebyer Noer. Ob die erstgenannte Anlage auf die Königin Thyra zurückzuführen ist, oder ob eine aus dem Schleswiger Gelehrtenkreise des XVI. Jahrhunderts hervorgegangene Sagebildung diesen Namen hervorgerufen hat, ist ungewiss. Prof. Handelmann spricht sich sehr bestimmt für die letzte Auffassung aus. Auf die Oldenburg komme ich später zurück.

Aus diesen Erdwerken setzt sich das altdänische Verteidigungswerk zusammen. Fragen wir, ob es seinen Zweck erfüllt hat, so ist zunächst gewiss, dass ein so starkes Verkehrshinderniss eine wirksame Schranke zwischen den Anwohnern im Norden und Süden bilden musste, zumal solange das Wigtedor oder Osterkaleg die einzige Durchfahrt blieb, was bis in das XVI. Jahrhundert der Fall war.

Anders steht es mit dem militärischen Nutzen des Danewerks. Fünf Jahre nach dem Tode Götriks, im Jahre 815, überschritt ein fränkisches Heer die Eider und drang sichten Tagemärsche weit nach Norden vor, ohne Widerstand zu finden. Auch König Heinrich I. scheint auf seinem siegreichen Zuge im Jahre 934 keinen nennenswerthen Widerstand am Dünenwall gefunden zu haben. Im Jahre 975 fand Otto II. das Thor von wohlgerüsteten Feinden besetzt, doch erzwang er den Durchzug. Ebenso konnte das Danewerk im Jahre 1043 dem Einfall der Wenden nicht wehren. Nur ein einziger Fall ist uns aus der Geschichte bekannt, dass die alte Landeswehr ihren Zweck erfüllt hat. Es war im Jahre 1131, als der dänische Königssohn Magnus sich dem Kaiser Lothar am Kaleg entgegenstellte und ihn zwang, hier Halt zu machen. 25 Jahre später zog Heinrich der Löwe ungehindert durch das von den Dänen preisgegebene Thor. Das Danewerk hat somit seine Aufgabe, die Grenze im Kriegsfall zu sperren, nur ausnahmsweise erfüllt.

Die geschichtlichen Thatachen leben im Gedächtniss der Umwohner nicht fort. Dagegen hat die Sage vielfach mit dem alten Wall sich beschäftigt, den sie als Margarethenwall bezeichnet, als Werk der Schwarzen Grethe, einer bekannten Gestalt unserer schleswig-holsteinischen Volkssage, die in ihr Zuge der Unionkönigin Margarethe und der Margarethe Sambiria vereinigt. Der schwarzen Grethe gehört der Wall, und sowohl in der Nacht wie am hellen Tage um Mittag hat man ihre hohe schwarze Gestalt auf weissem, feuerschraubenden Ross die Wallkrone entlang sprengen sehen. An-

dere Sagen berichten von Schätzen und Waffen, die Landeute in Gewölben des Walles und der Waldemarsmauer erlickten, später aber nicht wiederfinden konnten, u. dgl. m.

Was nun die Erhaltung des Danewerks betrifft, so ist es natürlich, dass die tausend Jahre, die seit der ersten Anlage des Walles verstrichen sind, nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind. Das vorzügliche Steinmaterial der Waldemarsmauer wurde zum Bau von Banerhäusern, Ställen und Backöfen schonungslos geplündert, sogar zum Bau des Schlosses Gottorp sollen dort Steine geholt sein. Die Erde wurde zur Verbesserung von Wegen und Ländereien abgefahren, und an manchen Stellen geht der Pflug über den niedergelegten Wall. So ist die westliche Hälfte des Kograbens völlig verschwunden. Von der östlichen Fortsetzung des Hauptwallis und von der Thyraburg sind nur noch Spuren vorhanden, und das Hauptwerk selbst ist vielfach angenagt und durchbrochen.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die begonnene rücksichtslose Zerstörung aufzuhalten. Ein fürstlich Gottorpisches Mandat vom Jahre 1708 verbot bei Strafe von 10 Thalern das Ausbrechen von Steinen aus der alten Mauer und befahl die Schonung des Wallis, doch ohne Erfolg. Wirksamer erwies sich die Sicherstellung einer fast 2 km langen Strecke am Wester-Kaleg, des am besten erhaltenen Stückes, das auf Veranlassung der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Alterthamsgesellschaft durch König Christian VIII. von den Kurhürger Bauern eingetauscht wurde. Leider reicht der damals erworbene Antheil nur bis zur Krone des Wallis, da die nördlich angrenzenden Besitzer ihren Theil nicht abtreten wollten. Ferner ist der besterhaltene Abschnitt des Margarethenwallis als Eigenthum einer Seuhlgemeinde vor jeder Beschädigung geschützt. Der von Dr. Müller neuerdings erhobene Vorwurf, das Danewerk sei gänzlich gedankenloser Zerstörung preisgegeben, ist somit nicht gerechtfertigt, aber wahr ist es, dass zum Schutz des ehrwürdigen Werkes mehr gesehen kann und gesehen muss.

Es ist noch einer interessanten von Dr. Müller angeregten Frage zu gedenken, die auf die bereits erwähnte Oldenburg, den halbkreisförmigen Erdwall am Haddebyer Noer, sich bezieht. Die Oldenburg steht mit dem eigentlichen Danewerk in keiner Verbindung, sondern sie ist erst später durch den Margarethenwall in die Verteidigungslinie hineingezogen. Dr. Müller fragt sich, warum die Erbauer des nördlichen Wallis diesen nicht auf jenen festen Platz stützten, sondern ihn eine halbe Meile weiter nach Norden verlegten. Entweder, meint er, war die Oldenburg noch nicht

vorhanden, oder sie war in feindlichem Besitz. Müller macht dann auf die bedeutende Grösse des von dem Wall umschlossenen Gebiets aufmerksam, das nicht weniger als 28 ha beträgt, und sagt, der Platz ist für eine Burg zu gross, aber er passt für eine Stadt. Und als ausgezeichnetes Beispiel einer gleichzeitigen und gleichartigen Anlage nennt er die im 10. Jahrhundert berühmte Handelsstadt Birka im Mälär, wo ein halbkreisförmiger Wall einen Raum von freilich nur 8 ha umfasste, der wie die Oldenburg an eine Bucht stösst, die mit dem Meere in Verbindung steht; und wie neben der schwedischen Stadt eine Burg als Citadelle und letzter Zufluchtsort lag, so findet sich neben der Oldenburg auf der steilen Höhe oberhalb der Haddebyer Kirche eine Umwallung, die „Markgrafenburg“, die nach Müllers Auffassung die Burgstätte darstellt. Die Geschichte, so führt der dänische Gelehrte weiter aus, kennt weder Existenz noch Namen von Stadt und Burg. Sie schweigt auffallender Weise von einem so grossen und stark befestigten Platz, der zu dem Danewerk und der Stadt Schleswig, von denen sie berichtet, in einer gewissen Beziehung stehen musste. Was die Geschichte indess verschweigt, scheint durch das archäologische Material sich aufzuklären. In einem Abstände von rund 1000 m von dem Walle der Oldenburg haben vier Runensteine gestanden, die zum Andenken an Männer gesetzt waren, die dort gewohnt und geherrscht haben oder im Kampfe gefallen sind. Zwei Steine sind errichtet von der Königin Asfrid, der Tochter Odinkars, zum Gedächtniss Ihres und Gunpas Sohnes, des Königs Sigtrygg, des Sprossen eines schwedischen Herrschergeschlechts, das im 10. Jahrhundert an der inneren Schlei sass. Den dritten Stein errichtete Turif, ein Gefolgsmann des Königs Sven, zum Gedächtniss des Schiffsführers Erich, der fiel, „als Helden sassan um Hedeby.“ d. h. als sie den Ort belagerten. Der vierte, der noch heute an seinem ursprünglichen Orte steht, wurde von dem König Sven selbst dem Andenken Skardes gesetzt, der „bei Hedeby starb“. Fielen die Tapferen Svens bei der Belagerung und Eroberung Hedeby's, so ist es erklärlich, dass ihre Grabmäler vor den Wällen der Stadt sich erhoben, und somit hätten wir in der Oldenburg die Stadt zu suchen, von der die Runensteine reden und die von den Schweden gegen Sven vertheidigt wurde. Hierzu stimmt auch vortrefflich die von Freiherrn Dr. v. Lilliencron ausgesprochene Ansicht, das Denkmal der schwedischen Dynastie habe den weit in die Lande schauenden „Königshügel“ gekrönt, von dem die Runensteine der Asfrid später herabgerissen und verschleppt wurden. Die Stadt Hedeby

wurde zerstört und ihre Bewohner vielleicht, nach Müller, nach dem benachbarten Schleswig übergeführt, wodurch dann der auffallende Doppelnamen für diesen Ort, Hedeby und Schleswig, sich erklären liesse.

Dr. Müllers scharfsinnige Combination verdient alle Beachtung. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass schon Hieronymus Cypräus, ein schleswiger Gelehrter des 16. Jahrhunderts, die Vermuthung ausspricht, es habe in der Oldenburg am Noor eine Stadt gelegen, auf dem hohen Hügel aber die dazu gehörige Burg. Hat wirklich der Wall der Oldenburg das alte Hedeby umschlossen, so können die Spuren einer Ansiedlung, die gegen hundert Jahre bestanden hat, nicht vergangen sein, und es ist eine nicht abzuweisende Aufgabe, diesen Spuren nachzugehen.

Dürfen wir bei unseren Bemühungen um die Erhaltung und Erforschung des Danewerks auf die Fürsprache und Unterstützung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft rechnen, so glauben wir des Erfolgs sicher zu sein.

Der Vorsitzende Herr R. Virebow:

Ich möchte Herrn Dr. Splieth danken, dass er diesen Gegenstand, der seit so langen Zeiten ein Streitpunkt gewesen ist, soweit geführt hat, dass wir hoffen dürfen, er werde in kurzer Zeit seine Erledigung finden. (Für das Danewerk sind in den Etat pro 1897/98 200 Mk. eingesetzt, s. S. 93 1. Spalte.)

Herr R. Virebow:

Ueber den Burgwall bei Burg im Spreewald.

Wir haben im Augenblick nichts Dringliches mehr, gestatten Sie, dass ich diese Pause benütze, um die vorläufige Beendigung einer Angelegenheit mitzutheilen, welche auf dem vorigen Congresse in Speyer eingeleitet worden ist. Während wir dort sassen, erhielten wir die Nachricht, dass einer unserer ältesten Burgwälle in der Niederlausitz, der berühmte Schlossberg von Burg, durch eine Localbahn zerstört werden solle. Der Vorstand hat damals im Auftrag der Speyerer Versammlung einen Protest gegen dieses Verfahren bei den betreffenden Instanzen eingeleitet. Wir sind in allen Instanzen auf ein sehr freundliches Entgegenkommen getroffen, nur erklärte selbstlich der Baumunternehmer und die ihn beauftragende Gesellschaft, dass sie absolut nicht vorwärts könnten, wenn sie nicht über den Burgwall ihre Eisenbahn legen könnten. Es haben dann längere Verhandlungen stattgefunden, unter denen auch ich selbst zu leiden hatte, da ich von den Herren Ministern des Unterrichts und des Handels beauftragt war.

die Angelegenheit zum Theil an Ort und Stelle zu erörtern. Ich kann nun mittheilen, dass endlich der Frieden zu stande gekommen ist, freilich unter harten Bedingungen. Es ist unmöglich gewesen, einen Platz zu finden, wo das Spreethal enger wäre, und wo eine Annäherung der beiderseitigen Ufer stattfände; es blieb also nichts übrig, als die Linie im allgemeinen zu acceptiren und nur zu suchen, wie man am billigsten loskommen könne, so dass vom Schlossberg am wenigsten zu opfern wäre. Ich habe mich in Laufe der Zeit überzeugt, dass das nur zu erzielen sei, wenn man die Linie mitten durch den Schlossberg führte und nicht von den Seiten her abzutragen anfänge. In der Mitte liegt eine niedrigere Stelle, die etwas gelitten hat durch Ackerbau, die aber wahrscheinlich von Anfang an nicht so hoch war, wie die Peripherie. Wir haben nun mit der Gesellschaft einen Vertrag zu stande gebracht, der auch ratificirt worden ist von den Ministerien, wosohr die Gesellschaft gestattet worden ist, mitten durch den Wall hindurch ihre Bahn zu legen, dagegen von ihr die Verpflichtung übernommen worden ist, die ganze Peripherie zu schonen, so dass den kommenden Geschlechtern die äussere Erscheinung des Wallcs erhalten bleibt. Es sind natürlich Vorsichtsmassregeln getroffen worden, dass alle Funde, die bei der Gelegenheit gemacht werden, gesammelt werden; es ist eine besondere Aufsicht zugestanden worden, so dass wir hoffen dürfen, dass, falls in dieser Beziehung noch etwas verborgen liegen sollte, dies unzweifelhaft erhalten wird, während wir unsererseits so weit entgegengekommen sind, dass die Bewohner der Gegend die geplante Verkehrseinrichtung erhalten und die Gesellschaft in bester Weise ihre Einrichtungen treffen kann. Ich bedauere sehr, dass wir nicht in der Lage gewesen sind, die vollständige Integrität des ältesten und berühmtesten Bauwerkes unserer Gegend zu sichern, aber ich glaube, dass im allgemeinen der Wunsch der vorjährigen Versammlung erfüllt worden ist, und dass wir sowohl den Staatsministerien wie auch der Gesellschaft einen gewissen Dank schuldig sind dafür, dass sie, soweit sich irgend hat thun lassen, auf unsere Wünsche eingegangen sind. Für die Alterthumswissenschaft wird ja vielleicht insofern etwas gewonnen worden, als durch die Erbauung der Eisenbahn der Besuch dieser Gegend erleichtert werden wird. Bei der Berliner Versammlung ist der Spreewald allgemein besucht worden, es werden viele Reisende nachfolgen; dadurch wird die Erinnerung an die alten Sennoneo, denen wir den Wall zuschreiben, frisch im Gedächtniss der Menschen erhalteu bleiben.

Die Redaction erhielt nachträglich (14. October l. Ja.) folgende weitere Mittheilungen über die Fundergebnisse im Burgwall bei Burg:

Ein Ereigniss, das nicht nur die Archäologen der Niederlausitz, sondern auch weiterer Kreise aufs Lebhafteste interessirt, ist die Durchgrabung des Burger Schlossbergs, der deshalb auch für diese Zeit unter sorgfältige Beobachtung gestellt ist: der Zutritt zu der Durchschnitstelle ist nur auf besondere Erlaubnissebeine des Bauunternehmers hin gestattet, deren wenige (im Ganzen bis jetzt 8) ausgestellt worden sind. Das bisherige Ergebnis der Grabung entspricht den Funden in den doppelschichtigen Rundwällen der Niederlausitz, unter denen der Burger Schlossberg und das heilige Land bei Niemitzsch die bekanntesten sind; zu ihnen tritt in der Provinz Sachsen der Schliebener Rundwall. In allen Lagen der kreisförmigen Sebüttung kommen zahlreiche Steine, Scherben, Knochen und Kohlen zu Tage; in der oberen Schicht verrathen die Scherben durch die an ihnen erkennbare Form der Töpfe und die Verzierung (namentlich der Wellenlinie) slavische Herknunft, in der unteren vorlavische, für unsere Gegend also germanische Provenienz. Die obere Schicht ist im Schlossberge schon seit Jahrzehnten stark abgetragen; die jetzt gewonnenen Funde tragen daher überwiegend germanische Charakter. Es fanden sich in der inneren Abdeckung des Wallcs an der südwestlichen Durchschnitstelle ausgedehnte Brandherde, bei denen sich fragt, welchem Vorgange sie ihre Entstehung verdanken, ob umfangreichen Opfern oder einem Hausbrande. Die grosse Menge von Scherben würde beide Deutungen zulassen; da aber auch von Hausgeräthen (Websteinen) viele Reste vorgekommen sind, neigt man der letzteren Deutung zu, zumal die Funde im heiligen Lande nur diese zugelassen haben. Die Gefässbruchstücke gehörten zu terrinenförmigen Töpfen, Krügen, Schüsseln und Schälchen; die Verzierungen sind Furchen, Keststreifen und in Dreiecken gruppirte Striche oder concentrisch geordnete Bogenlinien, auch Wälste unter dem Rande mit Finger- oder Nasgeleindrücken. Viele Schorben sind durch starken Brand birsteinartig geworden. — Unter der äusseren Böschung der Wallsebüttung wurden einige Leichenurnen ausgegraben, wie dies beim Baalshebbel zu Starzeddel und beim Sablatzer Schlossberg gleichfalls vorgekommen ist; eins der Burger Gefässe barg Kindergebeine. Diese Begräbnisse müssen zu einer Zeit erfolgt sein, wo die Bewohner des Rundwalls ihn, wahrscheinlich wegen Wassergefahr oder feindlicher Umlagerung, nicht verlassen konnten. (Kürzlich ist eine Metall-

scheibe mit Goldplatte zu Tage gekommen.) — Die ausgegrabenen Gegenstände sind wohl vollständig aufgesammelt, da den Ausgrabungen nach einander als Vertreter des Königl. Museums zu Berlin Dr. Götze, als Vorstandsmitglieder der Niederlausitzer Gesellschaft Prof. Jentsch, Director Weinek und Sanitätärath Bebla beiwohnten. Die Funde sind Eigenthum des Lößbener Kreises, der die Eisenbahnlinie baut. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Ergebnisse wird durch das Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin erfolgen, seitens dessen die Ueberwachung der Ausgrabungen ununterbrochen gehandhabt wird.

Der Vorsitzende Herr R. Virchow:
Vorlagen.

Von unserem sehr eifrigen anwärtigen Mitgliede Professor Herrmann aus Budapest ist der V. Band der Ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn eingelangt; er hat 40 Exemplare zur Verfügung gestellt für diejenigen Mitglieder, welche davon Gebrauch machen wollen. Es ist eine Liste aufgelegt zur Einzeichnung für diejenigen, die ein Exemplar in Anspruch nehmen wollen.

(Schluss der I. Sitzung.)

Hermann Welcker ist von uns geschieden!

Tieferschüttert bringen wir den Fachgenossen diese schmerzliche Kunde von dem ganz unerwarteten Hinscheiden eines der berühmtesten und gefeiertsten deutschen Anthropologen, welcher seit dem Wiedererwachen unserer Wissenschaft in der Mitte unseres Jahrhunderts bis in die letzten Tage in der vordersten Reihe mitgekämpft hat für die Begründung und den Ausbau der modernen Anthropologie. Seine Werke, vor allem seine Untersuchungen über Wachstum und Bau des menschlichen Schädels, sind ein unvergängliches Denkmal seines Forschergeistes; in den Herzen aller Derer, die das Glück hatten mit ihm in persönlichen Beziehungen zu stehen, wird sein Bild, das eines achten deutschen idealen Gelehrten, niemals verlassen. Die Trauerkunde lautet:

Hente früh $\frac{1}{8}$ Uhr entschlief sanft nach kurzem Krankenlager in Winterstein in Thüringen mein theurer Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Grossvater, der Geheime Medicinalrath

Professor Dr. Hermann Welcker

im 76. Lebensjahre.

Halle a. S. und Königsberg i. Pr., den 11. September 1897.

Bertha Welcker, geb. von Klipstein. Ludwig Welcker, Gerichtsassessor. Maria Rodewald, geb. Welcker. Dr. Wilhelm Rodewald und ein Enkelkind.

Die Beerdigung findet am Mittwoch, den 15. September, 12 Uhr Mittags von der Kapelle des Neumarktkirchhofes aus statt.

Einen nicht weniger schmerzlichen Verlust hat fast an dem gleichen Tage die Ungarische anthropologisch-prähistorische Wissenschaft, und mit ihr die prähistorische Archäologie der ganzen Welt erlitten, durch den Verlust eines ihrer bewunderten und verdienstvollsten Vertreter Franz von Pulszky. Er wird in der Geschichte unserer Wissenschaft vor allem fortleben als der Schöpfer der prähistorischen Sammlung des ungarischen Nationalmuseums, welche unter seiner genialen Leitung zum Centrum für die prähistorische Archäologie nicht nur Ungarns, sondern des ganzen südöstlichen Europa geworden ist und ihren Einfluss für das Verständniss der prähistorischen Epochen weit über die Grenzen unseres Welttheils erstreckt. Die Trauerkunde lautet:

Monsieur Auguste Pulszky au nom de toute la famille à l'honneur de vous faire part de la perte douloureuse qu'il vient d'éprouver en la personne de

François Pulszky de Lubócz et Cséfalva

Inspecteur général des musées et bibliothèques en Hongrie

décédé le 9 Septembre 1897, en sa demeure au Musée National Hongrois à l'âge de 85 ans.

Zu Nr. 7 des Correspondenzblattes

bemerkt Herr Hauptmann a. D. H. Arnold: „In meiner Besprechung: Die Ortsnamen der Münchener Gegend von Sigm. Kieszler „Sammler“ Nr. 150. 1897. 20. Das sind die Rechengrüber bei Mürren auch namentlich aufgeklärt mit Rücksicht auf patronymische Ortsnamen auf -ing. Ferner habe ich denselben Gedanken in meinem letzten Vortrag „Culturgeschichtliches vom Exerzium Röhren“ in der Anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen. Es freut mich, dass der Autor zu demselben Ergebnisse gelangt, sofern die Priorität mir nicht so sehr doch wäret.“ Der Autor jense Artikel in Nr. 7 bemerkt hier, dass ihm bis jetzt leider beide Mittheilungen des Herrn A. vollständig unbekannt geblieben waren.

Die Red.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 25. Oktober 1897.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. z. N. 18 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck

vom 3. bis 7. August 1897

mit Ausflügen nach Schwerin und Kiel.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

Zweite Sitzung.

Inhalt: Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg: Eröffnung. — Köhl: Ausgrabungen bei Worms. — O. Kröhnke: Ueber eine chemische Veränderung an vorgeschichtlichen Bronzen. — Grompler: Ein neuer Bronzefund. — Waldeyer: Anthropologische Mittheilungen. — Karl E. Ranke: Einige Beobachtungen über die Schärfe bei südamerikanischen Indianern. — Frochownik: Ueber die Beckenformen der Anthropoiden. Dann O. Fritsch. — H. Hildebrand: Die Altertümer der Insel Oeland. — Montelius: Die Hausurnen und die Gesichturnen. Dann Voss, Virohow, Alsherg.

Freiherr von Andrian-Werburg übernimmt den Vorsitz:

Nachdem mir die Ehre zugefallen ist, das Präsidium zu übernehmen, erlaube ich mir, die Versammlung herzlichst zu begrüßen.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Ausgrabungen bei Worms.

Hochansehnliche Versammlung! Bevor ich dazu schreite, Ihnen über Ausgrabungen auf römischen Grabfeldern in Worms zu berichten, möchte ich Ihnen im Ansehn an meinen vorjährigen Vortrag in Speier über die Aufdeckung eines neolithischen Grabfeldes noch nachträglich einen Fund demonstrieren, der später bei der Reinigung der

dort gefundenen Gegenstände zu Tage kam. Es ist dies ein ganzer Satz kleiner Steingeräthe, welche sich in einem der Gefässe eines Frauengrabes fanden, das Rüstzeug einer neolithischen Dame. Es befinden sich unter den Gegenständen, die ich hier herumreiche, kleine Polirsteine, welche wahrscheinlich zum Glätten der Gefässe gebraucht worden sind, sowie Steine, die offenbar zur Leder- und Holzbearbeitung gedient haben. Es sind sämmtlich kleine Flussgeschiebe, die man wegen ihrer handlichen Form für besonders geeignet hielt zur Bearbeitung der genannten Materialien und zum Gohranche zugeschliften hatte. Es fanden sich sämmtliche 11 Stücke in einem Gefässe bei einander liegend. Es dürfte dieser Fund wohl ziemlich sin-

gular sein, denn so viel ich weisse, sind derartig kleine Geräthe bis jetzt in Gräbern noeh nicht gefunden worden. Ein weiterer seltener Steinzeitfund ist dieser Nucleus, welchen ich hier zur Beachtung herumreiche. Sie sehen, wie von ihm etwa ein Dutzend grösserer und kleinerer Messer und Schaber durch Schlagen abgesprengt worden sind. Ein solch charakteristisches Exemplar bekommt man selten zu Gesicht und ich wollte deshalb nicht verfehlen, es Ihnen vorzuzeigen. Es stammt aus einer Wohngrube der Steinzeit.

Ich gehe nun dazu über, Ihnen über die Ausgrabungen der römischen Grabfelder von Worms zu berichten. Die Theilnehmer am vorjährigen Anthropologengress in Speyer, welche den Ausflug am letzten Tage nach Worms mitgemacht haben, werden sich erinnern, dass dort zur Feier dieses Besuches eine Ausgrabung auf einem der römischen Grabfelder im Süden der Stadt veranstaltet worden war und 6 bis 8 Gräber aufgedeckt waren, welche ich die Ehre hatte, Ihnen zu demonstrieren. Sie sahen damals Gräber, welche in grossen hauchigen Urnen die verbrannten Gebeine der Verstorbenen enthielten; zusammen mit grösseren und kleineren Krügen, Tellern, Näpfen und anderem Hausrath. Dann sahen Sie wieder andere Gräber, in welchen, verschieden orientirt, die Skelete anscheinend im hincsen Boden lagen. Beigegeben waren diesen Toten Glassehalen, Münzen, Teller, Näpfe und ebenfalls Krüge. Ich drfte Ihnen damals erklären, dass die Gräber ersterer Art Brandgräber aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus gewesen sind, und die der letztgenannten Bestattungsart Skeletgräber aus dem dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren. Die Ausgrabung geschah auf einem Grundstück, das mitten auf dem grossen südlichen Römerfriedhof von Worms gelegen ist. Es war mir schon lange bekannt, dass dort noch massenhaft Gräber zu finden wären, wir hatten aber immer die Expiration derselben auf eine gelegener Zeit aufgespart; wir hatten dieselben gewissermassen als unseren eierigen Bestand an Römergräbern zurückgestellt, weil der nördliche und westliche Römerfriedhof zum grössten Theile schon untersucht und aneh durch die Behauung im Laufe der letzten Jahrhunderte teilweise zerstört worden war, von einem weiteren Friedhofe im Südwesten der Stadt aber, der eine sehr grosse Ausdehnung besitzt und noch vollständig unversehrt ist, uns damals noch nichts bekannt gewesen war. Nun konnte es keine bessere Gelegenheit geben, als beim Besuche der Deutschen anthropologischen Gesellschaft den noch übrigen Theil des Friedhofes anzuschneiden. Daran anschliessend hat nun Frei-

herr Heyl zu Herrnsheim, der Besitzer des Geländes, uns nicht nur erlaubt, die weitere Untersuchung des Grabfeldes vorzunehmen, sondern derselbe liess auch die ganze Ausgrabung, sowohl auf dem zuerst genannten südlichen, wie auf dem neuentdeckten südwestlichen Grabfelde, welche vom Juli vorigen Jahres bis Ostern dieses Jahres angeordnet hat, auf seine Kosten vornehmen. Bei der zu Ehren des Anthropologengresses veranstalteten Ausgrabung kamen gerade durch die Tücke des Zufalls keine besonders hervorragenden Funde zu Tage und es war leider den Anthropologen versagt, sich von der Reichhaltigkeit der auf diesem Theil des Friedhofes gelegenen Gräber zu überzeugen. Aber schon am folgenden Tage wurde ein sehr schöner charakteristischer Fund aus dem ersten Jahrhundert, einem Brandgrabe entstammend, gemacht. Es kam da ein Grab zum Vorschein, welches ausser der Aschenurne von hellröthlichem Thone, sog. belgischer Waare, noch einen ganzen Satz Sigillatgefässe, 10 Teller, Näpfe und Schüsseln enthielt, dazu eine Lampe und verschiedene andere Gegenstände.

Wenn ich nun dazu übergehe, Ihnen eine kurze Beschreibung der Ausgrabungen und der dabei gemachten Funde zu geben, so muss ich eigentlich wegen dieses Unterfangens nun Entschuldigung bitten, da gewissermassen römische Gräber in den eigentlichen Rahmen der Prähistorie nach unserer bisherigen Anschauung nicht hinein gehören. Sie gestatten mir es aber doch zu thun, weil einestheils die damals anwesenden Anthropologen wohl ein Interesse daran nehmen werden über den weiteren Verlauf der Ausgrabung berichten zu hören, und weil andertheils gerade die frühromischen Gräber wegen ihrer Beziehung zur la Tène-Periode sehr viel des Interessanten bieten und uns Anklärung geben können über den Uebergang von der vorrömischen zur römischen Zeit. Aneh die nachrömische Zeit, die fränkische Periode, kommt hier noch in Betracht, mit welcher ebenfalls viele Berührungspunkte vorhanden sind, aber hauptsächlich sind es jene mit der la Tène-Zeit, welche uns in erster Linie interessieren. Wir haben in Worms gerade aus der ersten Kaiserzeit viele Gefässtypen gefunden, die in die la Tène-Periode zurückreichen. Früher glaubte man, dass in dieser Entwicklung der Keramik ein scharfer Wendepunkt bestände, dass die la Tèneperiode schroff geendet und ebenso die römische ganz unvermittelt begonnen habe, aber jetzt wissen wir durch die neueren Forschungen, dass eine Masse Typen aus der la Tène-Zeit in die römische Zeit sich fortsetzen. Unser Freund und Colleague Tischler hat auch für die Fibel diesen Nachweis

geliefert, indem er schon in seiner Publikation über die Fibel constatirt hat, dass die frühromische Provinzialfibel eine unmittelbare Umbildung der späten la Tène-Fibel darstellt. Ausserdem muss ich noch als besonders wichtig die Töpferstempel erwähnen, die den Namen des Töpfers zu enthalten pflegen, wie auf den aus Italien importirten terra sigillata-Gefässen. Es erscheinen nämlich auch auf den frühromischen Thongefässen eine Menge gallischer Namen, ja die Mehrzahl aller dieser Stempel ist gallischen Ursprungs. Man ersieht also daraus, dass die gallischen Töpfer ruhig weiter gearbeitet haben nach römischen Mustern. Diesen Uebergang zu studieren wird gerade in den Gräbfeldern am Rhein und der Donau Gelegenheit gegeben, und so dürfte die Beschreibung der letzten Ausgrabungen in Worms namentlich für Sie im Norden deshalb von Interesse sein, weil Sie ja hier viele römische Gegenstände finden, welche wohl provincial-römischer Provenienz sind und entweder vom Rhein oder der Donau hierher importirt wurden, von besonderem Interesse aber noch wegen des grossen Materials, welches dort im Laufe des Jahres nun Vorschein kam. Wir haben in der Ausgrabungszeit vom Juli vorigen Jahres bis Ostern dieses Jahres nicht weniger als 518 Gräber aufgedeckt, davon waren 440 völlig unversehrt und die übrigen zum Theil nur wenig beschädigt. Noch hatten aber viele Hunderte, wahrscheinlich mehr wie Tausend Gräber der Ausgrabung.

Vorerst muss ich Ihnen nun über die Lage der Gräbfelder zur Römerstadt und über letztere selbst Einiges mittheilen. Zu diesem Zweck habe ich hier eine Karte und einen Plan von Worms aufgestellt und lasse auch solche eirculiren, worin ich die von mir constatirten römischen Strassen von Worms eingetragen habe. Sie ersuchen nun aus diesem Plane von Worms, dass die Stadt von einer Menge von Strassen, welche ich roth und blau eingezeichnet habe, durchzogen wird. Sie können über 30 derartige Strassenzüge bemerken. Die schwarze Linie deutet dagegen die Grenze der Römerstadt an, bis zu der noch Reste römischer Gebäude gefunden zu werden pflegen. Es war mir möglich, bei den umfangreichen Kanalisations- und Wasserleitungsarbeiten in den letzten Jahren diese Strassen alle ganz genau festzustellen; sie sind von mir alle selbst vermessen und eingezeichnet worden. Es gelang mir auch, von sämmtlichen Strassen genaue Querschnitte an erhalten, und es zeigte sich ferner bei diesen Untersuchungen, dass wir Strassen aus ganz verschiedenen Bauperioden unterscheiden können, solche der ältesten Römerzeit, dann wieder Strassen der mittleren und der spätrömischen Periode. Die letzteren sind zum

Unterschiede von den anderen blau eingezeichnet. Die Römerstrassen der beiden ersten Perioden sind aus einem Material hergestellt, welches in der Umgegend von Worms auch heute noch hauptsächlich Verwendung findet. Es ist dies das diluviale Gesechie des Donnersberges, des höchsten Berges der Pfalz, der sogenannte rethe Donnersberger Kies, welcher von dort bis zu dem Rheine hin sich findet und der von den ehemaligen Gletsehermoränen des Donnersberges her stammt. Aus diesem Material sind nun die genannten Strassen erbaut. Sie bilden Dämme von $1\frac{1}{2}$ —2 m Mächtigkeit, welche aus verschiedenen Lagen Kies, welche fest auf einander gestampft und gewalzt worden sind, bestehen. Die frühromischen Strassen kennzeichnen sich dadurch, dass im Innern des Strassenkörpers nur Münzen aus der ersten Kaiserzeit, besonders des Augustus, gefunden werden und dass unter dem Strassenkörper keine irgendwie bedeutende Kulturschichte sich findet. Die Strassen der mittleren Kaiserzeit kennzeichnen sich dadurch, dass nur Münzen der mittleren Kaiserzeit im Innern des Strassenkörpers sich finden und schon eine bedeutendere römische Kulturschichte darunter liegt, so namentlich schon Gebäudereste, versehüttete Brunnen u. s. w. darunter gefunden werden. Die Strassen der spätesten Kaiserzeit haben dagegen einen ganz anderen Bau, sie sind nicht aus Donnersberger Kies, sondern aus Fluss- und Beseheseichen hergestellt; sie liegen sehr hoch, es finden sich nur Münzen und Silberden der spätesten Zeit darin und sie sichten alle schon über ältere Strassen und Gebäudereste hinweg. Der ganze Situationsplan von Worms hat sich, wie Sie erkennen können, im Laufe von heinahe 2000 Jahren kaum geändert, auf diesen römischen Strassenzügen sind, wie Sie sehen, meist die modernen gelagert. Derartige Strassenuntersuchungen sind meines Wissens noch in keiner andern Römerstadt in Deutschland vorgenommen worden und sie sind in Zukunft, wenn die Kanalisation vollendet, wohl auch nicht mehr abzuholen. Jenseits der römischen Stadtgrenze sehen Sie alsahd die Gräbfelder beginnen; es bedeuten die grünen Felder die römischen und die gelben die fränkischen Friedhöfe. Zunächst interessieren uns nur die ersteren. Der nördliche Römerfriedhof ist sehr gross, er reicht weit nach Norden bis gegen die Liebfrauenkirche hin und auf ihm liegt noch ein Theil der Weinherge, welche die weltbekannte Liebfrauenmilch erzeugen, die Sie voriges Jahr gekostet haben. Dieser Friedhof war schon im Mittelalter bekannt und seit dieser Zeit sind auch schon viele Funde auf ihm gemacht worden, die meisten jedoch wieder verloren gegangen. Von ihm kann nicht viel mehr

vorhanden sein. Ebenso ist der westliche Friedhof zum grössten Theile durch den Bahnbau in den 40er Jahren und durch die Behauung zerstört worden, aber noch immer kommen hier und da Gräber zum Vorschein. Der südliche Friedhof ist der, den Sie im vorigen Jahre gesehen haben. Damit ist der Ring der Nekropolen um die Stadt geschlossen, welche in einem grossem Halbkreise sie umgaben, denn östlich der Stadt nach dem Rheine zu verbot die tiefe Lage des Geländes die Anlage von Grabfeldern. Nun gelang es mir aber im Laufe des Winters, noch einen weiteren Friedhof im Südwesten der Stadt aufzufinden. Nach den Strassenuntersuchungen in der Stadt war mir bekannt, dass eine ziemlich bedeutende Römerstrasse südwestlich die Stadt verlässt in der Richtung auf Kaiserslautern zu, deshalb vermuthete ich auch, dass dort römische Gräber zu finden sein würden, und ich hatte mich in meiner Vermuthung nicht getäuscht; gleich dicht neben der Strasse, da, wo sie die Stadt verlässt, fanden wir Grab an Grab. So habe ich im Laufe des Winters dort schon über 100 Gräber aufgedeckt, und höchst wahrscheinlich wird dieses Grabfeld eines der bedeutendsten sein und viele Hunderte von Gräbern umfassen.

Ich erlaube mir nun, Ihnen eine kurze Beschreibung der einzelnen Arten der römischen Bestattungen, sowohl der früh-, wie der spätrömischen, so wie wir sie gefunden haben, zu geben, und beschränke mich hauptsächlich darauf, da ja unmöglich Alles im Einzelnen aufgeführt werden kann, die Verschiedenheiten mit andern derartigen Funden hervorzuheben. Es ist ja darüber auch schon unendlich viel geschrieben und gesprochen worden, so dass ich nur das Wesentliche herauszugreifen brauche. Zur näheren Orientirung habe ich hier eine Anzahl Photographien aufgehängt und habe auch hier noch eine Anzahl zur Vertheilung aufgelegt, welche ich circuliren zu lassen bitte. Sie werden Ihnen besser, als ich es mit Worten vermag, die Verhältnisse veranschaulichen können. Wie Sie sehen, finden sich viele Brand- und Skeletgräber in situ photographirt, dann bemerken Sie von den gefundenen Gegenständen, sowohl Thongefässen wie Gläsern, bestimmte Typen zusammengestellt und chronologisch geordnet, und Sie sehen ferner die besonders bemerkenswerthen Fundstücke einzeln aufgenommen.

Wie Sie alle wissen und wie ich Ihnen im vorigen Jahre demonstrieren durfte, herrschte in den ersten zwei Jahrhunderten der Römerherrschaft der Leichenbrand vor. Dass nun die Leichen vor der Bestattung direct auf dem Grabfelde verbrannt wurden, davon konnte ich mich im Laufe

dieser Ausgrabungen mehrmals überzeugen. Es fanden sich nämlich verschiedene Verbrennungspätze, sogenannte Ustrinen, Gruben in der gewöhnlichen Tiefe und Länge eines Grabes, in welchen der Boden und die Wände, so hoch letztere noch vorhanden waren, eine Verglasung erlitten hatten. Auf dem Boden fanden sich noch grössere und kleinere Kieselsteine, auf welche das Holz zu liegen kam und die offenbar dazu dienten, durch besseren Zutritt von Luft eine vollständigere Verbrennung zu erzielen. Dabei lagen manchmal noch einzelne Knochen, Asche, Nägel u. s. w. Auf dem Holzstosse wurde nämlich in einem Sarge, der von Nägeln zusammengehalten war, die Leiche verbrannt, und so findet man zwischen den calcinirten Knochen gewöhnlich noch die langen Nägel dieser Särge vor. Die verbrannten und zerschaenen Knochen wurden dann gesammelt und im Grab beigesetzt. Unter ihnen findet man dann weiter die Beigaben, welche mit dem Toten verbrannt worden waren; leider ist so durch den Leichenbrand Manches vollständig zerstört, und oamentlich der Schmelz der Emailleisben meist ganz ausgeschmolzen worden. Dabei finden sich öfter Messer, welche gewöhnlich einen küchernen Griff haben. Derselbe erscheint dann ebenfalls, wie die Knochen, calcinirt. Dieselbe Erscheinung finden wir bei andern Geräthen aus Knochen oder Horn, wie Salbenbüchsen, kleinen Dosen u. s. w. Bei der Verbrennung ist jedenfalls viel Wehrauch oder wohlriechendes Harz verbrannt worden, denn es finden sich beinahe in jedem Grabe grössere oder kleinere Stücke dieses Harzes vor, die entweder dem Feuer entgangen sind oder nachträglich beigegeben wurden. Ganz dieselbe Erscheinung finden wir in den spätrömischen Gräbern und es ist dieser Gebrauch ebenfalls aus der vorrömischen Zeit mit herübergenommen worden. Die verbrannten Gebeine fanden dann meist Aufnahme in einer Aschenurne, welche einen ganz bestimmten Typus zeigt. Hinzu kamen dann noch verschiedene Gegenstände, die vielleicht bei der Toilette der Leiche zuletzt gebraucht wurden, wie Kämme, Haarnadeln, Salbenbüchsen, manchmal ein Striegel, der zur Hautpflege diente, u. s. w. Bei Kindern wurden Spielsachen, Puppen und kleine Thiere aus Thon, Pfeifchen, kleine Kinderrasseln und andere Gegenstände hinzugegeben. Um diese Urne wurden dann die Beigefässe gestellt, von welchen sich manchmal 6—10 in einem Grabe vorfinden. Ein Typus ist da besonders bemerkenswerth, der meist in ärmeren Gräbern erscheint, die sogenannten Thränenkrüge, gewöhnlich ziemlich rohe und einfache Formen, von welchen man früher geglaubt hat, sie dienten

in der That dazu, die Thränen der Leidtragenden bei der Bestattung anzufnehmen. Das ist aber sicher nicht der Fall gewesen; sie haben jedenfalls demselben Zwecke gedient, wie die grossen Krüge auch, von denen man manchmal ganz mächtige Exemplare findet. Einmal fand ich zwei solcher Krüge, von denen jeder über 40 Liter Wasser fasste. Von ihnen kann also kaum angenommen werden, dass sie zur Aufbewahrung der Thränen gedient hätten (Heiterkeit). Sie haben jedenfalls Wein oder andere Flüssigkeiten enthalten, die bei der Bestattung zur Opferung oder als Weihegaben dargebracht wurden. Ferner finden sich ziemlich viele Gläser bei diesen Brandbestattungen, meist ganz bestimmte Typen, manchmal aber auch einzelne ganz hervorragende Stücke, wie Sie sich bei der Betrachtung der Photographie von früh-römischen Gläsern überzeugen können. Im Gauzeo sind bei der letzten Ausgrabung etwa 100 solcher Gläser gefunden worden. Bei diesen Leichenbrandgräbern fanden sich aber auch viele zerschmolzene Gläser, meist kleinere Formen, die offenbar als Salbenbehälter oder kleine Parfümgläschen der Leiche auf den Scheiterhaufen folgten und so mit verschmolzen sind. Sehr selten fehlt die Lampe, die offenbar während der Auf-
 beahrung der Leiche gebrannt hat und mit ins Grab gegeben wurde. Speisereste in den Gefässen findet man, im Gegensatz zu den spätrömischen Gräbern, ziemlich selten; man hat demnach wohl weniger existente Speisen mitgegeben. Eine Wegezehrung war auch für den verbrannten Leichnam nicht eingebracht. Münzen erscheinen in diesen Gräbern ziemlich zahlreich und sind eine sehr wichtige Beigabe zur Constatirung der Zeit der Bestattung. Nicht alle Brandgräber sind gleich ausgestattet, ihre Verschiedenheit beruht in den Vermögensverhältnissen. Meist sind die Gebeine in hölzernen Kisten bestattet, so, dass die Ascheurne mit sämtlichen Beigaben in einer solchen Kiste im Boden beigesetzt wurde. Man findet gewöhnlich die Holzspuren und Nägel dieser Kisten noch im Boden. Es kommen aber auch Kisten aus zusammengestellten Ziegelsteinen vor, welche Ziegelsteine entweder im Viereck oder dachförmig angeordnet sind. Dann findet man Aschenkisten aus Stein, bei welchen entweder diese Kiste den Behälter für die Ascheurne bildet, oder in der Kiste selbst die calcinirten Knochen liegen und dann aussen herum die Gefässe gestellt sind. Bei Aermern hat gewöhnlich eine einfache Vertiefung des Bodens die Knochen aufgenommen, um welche herum alsdann die Beigaben gestellt wurden. Dieses Verfahren kommt bei uns in der la Tène-Zeit ganz ausnahmslos vor. Manchmal bilden diese Ascheurne-

behälter auch Kacheln aus Thon, welche die Römer zur Heizung der Wohnräume benutzten. In diesem Falle sind dazu jedenfalls Holzdeckel oben und unten eingelegt worden, zwischen welchen die Asche sich befand, manehmal ist auch einfach ein grosser Weinkrugserhben benutzt worden zur Aufbewahrung der Gebeine. Die Verhennung der Leichen dauerte nun während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, und als eines der jüngsten derartigen Gräber glaube ich ein von mir gefundenes Grab hezeichnen zu dürfen, das einer beigegebenen Münze nach ungefähr um das Jahr 200 nach Christus zu setzen ist. Nach dieser Zeit folgt die Bestattung der Leiche in Särgen, bei welcher die ganze Leiche unverbrannt beige-
 setzt wurde. Die älteste derartige Bestattung glaube ich diesen Winter in einem Kindergrabe gefunden zu haben, das Mäozen von Gordinnus III. und Philippus Arabs euthielt, bei dem also die Beisetzung ungefähr um 250 erfolgt sein muss. Es waren Münzen, die offenbar erst sehr kurze Zeit im Kurs waren, da sie eine ganz scharfe Prägung zeigten, so dass man desshalb ziemlich genau die Zeit der Beisetzung bestimmen kann. Es haben aber jedenfalls längere Zeit hindurch Asche- und Skeletbestattungen neben einander bestanden. Dies können Sie auch aus einer der Photographien schliessen, auf welcher Sie nicht am Kopfe eines Skeletgrabes in gleicher Tiefe ein Brandgrab bemerken. Aber zwischen die Brandgräber der ersten Zeit sind die Skeletgräber der späteren Zeit auch einfach eingelassen worden, wobei man nicht einmal sehr pietätvoll verfahren zu haben scheint, denn meist sind die Brandgräber, die dabei getroffen wurden, zerstört. Manchmal findet man, dass bei dem Ausheben der Grube gerade die Hälfte eines Brandgrabes zum Opfer fiel, während die andere Hälfte erhalten blieb. Einige Male konnte aber auch constatirt werden, dass der Inhalt eines Brandgrabes mit besonderer Vorsicht erhoben und nicht neben das Skeletgrab wiederum beige-
 setzt worden war. Die beiden Arten von Bestattungen sind also nicht räumlich von einander geschieden und auf die Zeit der Beisetzung lassen einzig und allein die beigegebenen Münzen einen sicheren Schluss zu. In den ersten Jahrhunderten wurden längs der Römerstrasse die Brandgräber deponirt und auf dasselbe Feld in den späteren Jahrhunderten die Skeletbestattungen gebettet, ohne Rücksicht auf die schon vorhandenen Gräber. Diese Skeletbestattungen fanden nun sämtlich in Särgen statt, und zwar sind das entweder Holz-
 särke oder Steinsarkophage; selten findet man aus grossen Ziegelsteinen viereckig oder dachförmig zusammengestellte Särge. Die Särge der äl-

meren Leute sind einfache, grosse Kisten aus Tannenholz, die gewöhnlich viel grösser sind als die Leiche, so dass am Füssende die Beigefässe deponirt werden konnten, die reicheren Leute hatten ebensolche Särge, aber aus Eichenholz gefertigt. Die Holzart kann noch immer leicht an der Färbung des Holzes erkannt werden, welches an den grossen eisernen Nägeln haftet, durch welche die Särge zusammengehalten werden. Uns gelang es aber auch, ganze Särge und grosse Reste von solehem dem Boden zu entnehmen, wo sie durch das hochstehende Grundwasser erhalten worden waren. Vornehmere Bestattungen worden dann in Steinsärgen beigesetzt. Es sind das grosse Monolithen, welche mit Deckel etwa 20 Zentner schwer sind. Aber hierin giebt sich auch eine merkbare Verschiedenheit je nach den Vermögensverhältnissen kund. Man findet ganz einfache, roh behauene Särge, dann solche von sorgfältigerer Bearbeitung, sowohl im Innern, wie aussen und oben am Deckel. Manchmal sind innen schön eannellirte oder gewundene Säulen in den vier Ecken herausgearbeitet oder der Deckel hat zwei Giebel in der Mitte und Akroterien an den vier Ecken. Bei noch reicheren Bestattungen findet sich ein Bleisarg im Innern des Steinsarges. Die Orientirung der Bestattungen ist ganz unregelmässig, meist jedoch sehen die Toten nach Süden oder Südosten hin. Zweimal konnten bei den Ansgrabungen in diesem Winter unter den römischen Gräbern Skelete von liegenden Hockern nachgewiesen werden, wahrscheinlich germanische Bestattungen zur römischen Zeit; kein Holzsarg umschloss diese Skelete, keine Beigaben hatten sie mitgebracht, sie waren aber mitten unter den römischen Bestattungen gelegen.

Nun tritt um diese Zeit der Einführung der Skeletbestattungen eine Eigenthümlichkeit auf, welche bisher noch nicht genügend erklärt worden war, die nämlich, dass die Skelete bei der Bestattung mit einer weissen Substanz eingebüllt wurden. Diese Masse umgibt das ganze Skelet vollkommen, nur das Gesicht bleibt davon frei. Unter dem Kopfe dagegen findet sich gewöhnlich eine besonders dicke Lage, wie ein Kissen, ein Polster aussehend, auf welchem der Kopf ruht. Manchmal lassen sich grosse Stücke dieser Substanz aufheben, welche dann Abdrücke ganzer Gliedmassen oder einzelner Gewandtheile darbieten. So fanden wir in einem Steinsarge den Abdruck vom Knopf eines Kindes. Man hat dann nur nöthig, Gyps einzugüssen, um die ursprüngliche Form wieder zu erhalten. Man glaubte nun bisher, diese weisse Masse wäre abgölüschter und wieder festgewordener Kalk. Man stellte sich die

Sache so vor, dass man annahm, in Folge weiterer Ausbreitung des Christenthums wäre die Brandbestattung verboten worden und man hätte deshalb vorgezogen, gewissermassen auf obemische Weise die Leiche zu verbrennen, indem man sie mit abgölüschtem Kalk übersehüttet hätte, um auf diese Weise eine langsamere wirkende Verbrennung herbeizuführen. Nun wollte mir das nicht recht einleuchten, dass diese Masse wirklich Kalk sein sollte, denn Kalk hätte sicherlich nicht diese feste Hülle abgegeben. Kalk hätte auch keinen Abdruck der Gewänder erzeugen und diese erhalten können, hätte vielmehr solche sofort zerstört. Dann fand ich oft, dass die Masse in Form eines Kissens unter dem Kopf des Toten schon bei der Bestattung, ehe noch der Kopf darauf zu liegen kam, erhärtet gewesen sein muss, weil sonst der Kopf einen Eindruck hätte hinterlassen müssen. Da nun alle diese Momente den Gebrauch von Kalk ausschliessen, so liess ich die fragliche Substanz chemisch untersuchen, und es stellte sich heraus, dass sie aus reinem Gyps besteht. Ist sie aber Gyps, dann konnte es sich auch nicht um eine Verbrennung, musste sich vielmehr um eine Conservirung der Leichen handeln. Man hatte, um dies zu ermöglichen, die Leichen durch den Gyps gewissermassen luftdicht abgeschlossen; dass man das Gesicht freiliess, hatte wahrscheinlich seinen Grund in religiösen Anebannungen. Vielleicht that man es, um der Seele das Verlassen des Körpers, durch den Mund natürlich, nicht zu erschweren, vielleicht auch aus dem Grunde, damit der Verstorbene die Possamentöne beim jüngsten Gerichte nicht überhören sollte und beim Anruf seines Namens gleich Antwort geben könnte. Die grössten Reste dieser Gypsmassen findet man in den Särgen aus Blei und Stein, weil da die Feinheitigkeit nicht so leicht eindringen konnte; in den Holzsärgen jedoch, besonders im feuchten Boden, sind die Gypsmassen grösstentheils verschwunden. Der Gyps muss nun bei den Bestattungen in grossen Massen verbrannt worden sein, bei einer einzelnen manebmal über einen Zentner. Da nun Gyps in unserer Gegend nicht vorkommt — das nächste Vorkommen ist meines Wissens im Bliesthale in der Pfalz — so müssen wohl, um das Material in genügender Menge zur Hand zu haben, in römischer Zeit grosse Gypsiederlagen in Worms bestanden haben. Dasselbe Verhältniss trifft nun auch hinsichtlich der Steinsärge zu. Dieselben bestehen durchweg aus Pfälzer Sandstein, wie er in der Gegend von Grünstadt noch jetzt gebrochen wird und aus welchem Material auch der Wormser Dom erbaut worden ist. Diese Särge müssen nun aus den gewaltigen Steinblöcken schon im Steinbruche selbst hergerichtet und auf

den aus der Grünstadter Gegend nach Werns führenden Römerstrassen dahin verbracht werden sein. Demgemäss müssen auch grosse Sargniederlagen in Werns bestanden haben. Die Anzahl der hier gefundenen Steinsärge ist auch geradezu Legion. So wurden bei einer einzigen Ausgrabung auf dem südlichen Grabfelde im Jahre 1885 nicht weniger als 95 Steinsärge angetroffen, nicht zu sprechen von den vielen Hunderten, die früher schon angetroffen worden sind. Der Modus der Bestattung nun muss, je nachdem ein Holz- oder ein Steinsarg dazu verwandt werden war, ein anderer gewesen sein. Die Holzsärge wurden in ziemlich enge Gräben, die kaum die Breite und Länge des Sarges überschritten, gerade wie noch jetzt, bestattet und wahrscheinlich auch mit Stricken in dieselben hinabgelassen. Jedenfalls war dann die Leiche schon im Trauerhause in den Sarg verbracht worden. Bei den Steinsärgen dagegen muss anders verfahren werden sein. Die Steinsärge in die Gräben hinabzubringen, hat jedenfalls bei den technischen Hilfsmitteln der damaligen Zeit erhebliche Schwierigkeiten gehabt, und so sieht man denn, dass die Grube viel grösser angelegt und ein Weg, ein Planum inclinatum, hergestellt wurde, auf dem der 20 Zentner schwere Steinsarg langsam hinabgelassen werden konnte. Hierauf kann dann erst die eigentliche Bestattung des Körpers, das Ueberdecken desselben mit Gyps, das Mitgehen von Beigaben u. s. w. stattgefunden haben. Man sieht deshalb auch, dass unten am Sarge gewöhnlich noch ein kleiner Raum ausgespart wurde, so dass zwei Leute dort stehen und die nöthigen Verrihtungen versehen konnten. Das Planum inclinatum geht natürlich immer nach der Römerstrasse hin, auf welcher der Sarg angefahren wurde, und so brauchen wir nur, wenn wir irgendwo einen römischen Steinsarg finden, das Planum zu constatiren, um zu wissen, wo die Römerstrasse zu finden sein muss. Was nun die Beigaben dieser spätrömischen Skeletgräber anbelangt, so bestehen dieselben hauptsächlich in Gläsern und Gefässen. Gläser wurden diesen Bestattungen, namentlich denen in Steinsärgen, mit Verliche beigegeben, oft 2, 3 und 5 Stücke, darunter manchmal sehr werthvolle Exemplare. Im Ganzen wurden weit über hundert solcher spätrömischer Gläser gefunden. Die Glastechnik muss gerade im 3. und 4. Jahrhundert in besonderer Blüthe gestanden haben, so dass Kunstwerke der Glaskläsererei nicht allzu Seltenes sind. So fanden wir ausser grossen cylinderförmigen Flaschen eine Flasche mit engem Halse, in deren Innern noch eine kleine Flasche eingeschmolzen ist, eine Flasche mit doppeltem menschlichen Gesichte, ein Gläschen in Form eines

kleinen Schweines, Milleferigläser u. s. w. Derartige Gläser müssen damals auch einen grossen Werth repräsentirt und einen kostbaren Besitz gebildet haben; daraus erklärt sich auch die Beraubung dieser Gräber, welche wir leider so oft zu constatiren in der Lage sind. So haben wir bei der eben genannten Ausgrabung vom Jahre 1885 von den 95 Steinsarkophagen nur 5 unversehrt angetroffen, alle andern waren berahnt, dagegen waren sämtliche Bestattungen in Holzsärgen unversehrt geblieben. Gerade die Gläser mussten die Grabräuber angezogen haben, denn sonst finden sich unter den Beigaben selten Gegenstände, die ihre Gier besonders erregen konnten. Dieselben müssen offenbar ganz systematisch zu Werk gegangen sein, indem sie sich darauf verlegten, nur diese Steinsärge anzuhauen, während sie die übrigen Bestattungen verschonten, wahrscheinlich weil sie in ersteren reichere Beute anzutreffen hofften, und weil sie diese Särge leichter finden konnten. Und sie konnten sie leicht finden, weil die Steinsärge zur Versenkung einer viel grösseren Grube im Boden bedurften, als die Holzsärge und sich dadurch nach langer Zeit noch an der Oberfläche kennzeichneten. Der Deckel wurde dann von den Grabräubern aufgedeckt oder eingeschlagen, die Gläser wurden herausgenommen, die Gebeine durchwühlt und der Sarg in diesem Zustande liegen gelassen. Ueber die Frage nach der Zeit der Beraubung haben wir uns vielfach unterhalten, meiner Meinung nach ist es jedoch keine Frage, dass zur spätrömischen Zeit selbst die Beraubung erfolgt ist, denn zu der Zeit, wo die Nachfrage nach Gläsern am lebhaftesten war, da war auch das Angebot am stärksten, und jedenfalls hat der hohe Preis die Grabräuber gereizt. Ich konnte diese Frage näher prüfen bei einer Ausgrabung auf dem Theil des grossen nördlichen Friedhofs, welcher am weitesten nach Osten zu liegt und demnach die jüngsten Bestattungen enthalte musste. Von den dort gefundenen Steinsärgen war am merkwürdiger Weise kein einziger berahnt, sogar ein sehr reiches Grab, welches einen Steinsarg mit darin liegendem Bleisarg enthielt, war unberührt geblieben, aus dem einfachen Grund nämlich, weil die Grabräuber wussten, dass dort Nichts mehr zu holen war, indem diese spätesten Bestattungen an der Grenze des Friedhofes offenbar unter dem schon stärkeren Einflusse des Christenthums, keine Beigaben mitbekommen hatten.

Was nun die Gefässe dieser Gräber anbelangt, von welchen wir viele Hundert erheben haben, so sehen Sie, wie Sie sich bei Betrachtung der Photographien überzeugen können, gerade wie bei den Gläsern, sehr verschiedene Typen, eine grosse

Anzahl Krugformen, Teller, Schüsseln und Näpfe, die verschiedensten Gefässe aus terra sigillata, häufig Trinkgefässe mit Inschriften, und besonders eine Specialität der Wormser römischen Töpferien, sogen. Gesichtskrüge, Krüge von verschiedener Grösse, die am Ansätze eine weibliche Gesichtsmaske tragen. Von diesen Masken konnte ich bisher etwa 7—8 verschiedene Typen nachweisen. Eine Form aus Thon, in der die Masken ausgepresst wurden, fand ich vor einigen Jahren in einer römischen Töpferei. Häufig sind diese Krüge verschiedenfarbig bemalt. Unter den Photographien sehen Sie ein Blatt, worauf nur Wormser Gesichtskrüge der verschiedensten Grössen zur Darstellung gelangt sind.

Sämmtliche Gefässe waren zum Mitgehen von Speise und Trank verwandt worden und in vielen derselben werden noch Speisereste gefunden, die bekanntlich bei den frühromischen Gräbern selten sind. Meist sind es Geflügelknochen, die hier gefunden werden und von ihnen sind die der Gans am häufigsten, dann werden aber auch Knochen von Kind und Schaf angetroffen. Sehr oft wurden auch Hühner- und Gänseeier als Speise mitgegeben, aber nur einmal fand ich in dem Steinsarg eines Kindes Reste von zwei bemalten Gänseeiern. Dieselben waren mit schwarzen und rothen Ringen umzogen, darzwischen zeigten sich grüne, blaue und rothe Tupfen. Höchstwahrscheinlich waren das Ostereier, mit welchen das Kind nach germanischem Brauche beschenkt werden war. Die Gefässe mit den Speisen wurden nicht immer innerhalb des Sarges niedergelegt. Häufig findet sieh, dass, wenn dem Sarge Gefässe und Gläser beigegeben wurden, ausserhalb des Sarges noch Gefässe angetroffen werden, welche dann gewöhnlich in einer besonderen kleinen Holzkiste niedergelegt sind. Meist kommt dies Verfahren bei reicheren Bestattungen in Steinsärgen vor. Anstatt der Kiste sind die Gefässe auch manchmal in einer in den Löth gearbeiteten Nische über dem Sarge beigegeben.

Von den übrigen Beigaben sind besonders die Schmucksachen zu erwähnen. Armringe von Bronze und Gagat, Fingerringe, Halsketten von blauen, grünen und schwarzen Glasperlen und ferner Gewandnadeln, doch sind letztere verhältnissmässig selten. Mit der Einführung der Skeletbestattung pflegt die Fibel nur noch selten als Beigabe zu erscheinen. Auf einer der Photographien sehen Sie die goldene Schmuckplatte einer Seibeinfibel dargestellt, welche wegen ihrer Arbeit besonders beachtenswerth ist. Es ist darauf ein stilisirter Adler dargestellt. Die ganze Arbeit verräth schon entschieden germanischen Geschmaek und Technik. Von

besonderen Beigaben sind noch die Beschläge von Spazierstöcken zu erwähnen, welche zwei Mal angetroffen wurden. Der Stock war etwa 80 cm lang, was man noch genau an der Holzspur erkennen konnte. Erhalten ist von ihnen der cylindrisch gefeimte Griff und die Zwinge aus Bronze. In letzterer steckt noch der eiserne Nagel, der die Abnutzung verhüten sollte. Münzen wurden sehr viele gefunden, manchmal 6—8 Stück an der Hand des Toten, so dass es aussah, als hätte er dieselben in einem Beuteloben gehabt. Die jüngsten der bisher gefundenen Münzen sind von Constantin. Inschriftsteine sind auf dem neuentdeckten Grabfelde bis jetzt noch nicht gefunden worden, auf dem südlichen Grabfelde aber schon des Oeffteren. Dort wurden auch schon ein Meilenstein und verschiedene Skulpturen von Grabdenkmälern entdeckt, ferner Steine, welche zur Bekrönung der Stadtmauer oder des Castrums gedient hatten, sogenannte Zinnensteine, die dann später auf dem Grabfelde als Fundamenteine für Grabdenkmäler benutzt wurden. Von Grabbeigaben erwähne ich zum Schluss noch Spielsachen in Kindergräbern. Mehrmals fand ich Spiele ähnlich unseren Brunnkreiseln, dabei lagen noch die Spielmarken aus Horn, Knochen, Glas und Email. Medicinisch interessant sind viele Funde von geheilten Knochenbrüchen, sowohl der Arm- wie der Beinknochen. Es lässt sich nicht verkennen, dass bei deren Heilung Kunsthilfe mitgewirkt hat. So sehen Sie auf einer der Photographien eine Reihe solcher Knochenbrüche zur Darstellung gebracht.

Das sind im Grossen und Ganzen die Beobachtungen, welche ich bei den Ausgrabungen im letzten Jahre machen konnte und die ich der geehrten Versammlung mitzutheilen nicht verfehlen wollte. (Beifall.)

Herr Dr. O. Kröhnke-Kiel:

Ueber eine chemische Veränderung an vorgeschichtlichen Bronzen.

Unter den vorgeschichtlichen Bronzen befindet sich eine grosse Zahl, welche schon äusserlich durch ihre Farbe eine auffällige Verschiedenheit von den meisten andern Bronzen darbietet. Es fehlt das metallische Aussehen oder die Patina, die auf Metall schliessen liess; die Bronze ist weiss, grau oder gelblichweiss. Virebrow¹⁾ hat bereits darauf hingewiesen, dass für derartige weisse und graue Bronzen die Bezeichnung Weissmetall aufgekommnen ist, welche maneb archäologische Schriftsteller gebrauchen, obwohl damit kein be-

¹⁾ Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1903 S. 543.

stimmt wissenschaftlicher oder technischer Sinn verbunden ist. Man findet sogar, dass sich der Name Weissmetall gelegentlich auch auf Zinkbronzen, also auf jüngere Fabrikate bezieht.

Von diesen aus sog. Weissmetall bestehenden Bronzen ist eine grössere Anzahl chemisch analysirt. Es hat sich gezeigt, dass die weisse bezw. grüne Farbe einerseits bedingt ist durch eine grössere Beimengung anderer Metalle, welche in den gewöhnlichen Bronzen sich nicht oder nur in geringer Menge vorfinden, nämlich Antimon, Arsen, Blei und Zink. Andreerseits zeichnen sich die sog. weissen und grünen Bronzen durch einen aussergewöhnlich hohen Zinngehalt aus.

Diese letzteren sind meistens weniger widerstandsfähig, sehr oft brüchig und bröckelig, so dass aus diesem Umstande sich schon vermuthen liesse, dass hier vielleicht ein Verlust an Kupfer stattgefunden hat. Olshansen³⁾ hat früher schon die Beobachtung gemacht, dass sehr dünne Bronzestückchen beim Liegen in der Erdgrube einen Theil ihres Kupfergehaltes verlieren können, dass diese Bronzen dann, weil durch und durch oxydirt, schmutzweiss aussehen; aber er ist der Ansicht, dass dickere Bronzegegenstände nicht alles Kupfer verlieren, wenigstens nicht jede Spur von Grünfärbung einbüssen können. Das kann in der That doch der Fall sein, wie es sich bei meinen chemischen Untersuchungen an vorgesehentlichen Bronzen Schleswig-Holsteins herausgestellt hat. Den Beweis für diese Thatsache gab mir das unter den Ausgrabungen des Prof. Paasch befindliche Schwert von Nerby⁴⁾, welches mir von Frau Director J. Mestorf in dankenswerther Weise für die chemische Analyse zur Verfügung gestellt wurde.

Die näheren Fundumstände sind nach J. Mestorf folgende:

Die Leiche lag zwischen Holzbehlen, die nun zerfallen sind; an Beigaben fanden sich verschiedene Bronzen, worunter ein Schwert; dann viele kleine mit Metallnieten übersäte Holzstücke, wohl von einem Gefäss herrührend, Kleidereisen und ein seltsames graues grobkörniges Pulver, welches auf einem Gewebefetzen lag und zwar an einer Stelle mehr nach der Schwertspitze zu, dicht neben der Klinge; unmittelbar mit diesem Pulver zusammen fanden sich, darauf oder darin, Reste eines kleinen Bronzeobjectes (Pinsette?) und daneben ein Probristeinchen mit Meisselbehrfe an einem Ende und einfachem Loch zum Durchziehen einer

Sehna an anderer; dann unter dem Zeug grössere Stücke der grünen Masse und die Enden der Pinsette, wahrnehmbar nur in Folge Herabgleitens von dem Fetzen beim Ansräumen des Grabes.

Fräulein Mestorf machte mich besonders aufmerksam auf die äussere Verschiedenheit der Schwertspitze von dem oberen Theile der Schwertklinge. Letzterer besitzt eine dicke grüne Patina mit braunem Flecken, während die Schwertspitze nicht im Geringsten an Bronze, geschweige denn an das Vorhandensein von Kupfer erinnern kann. Fräulein Mestorf sprach schon die Ansicht aus, dass das Kupfer aus irgend einer Ursache aus der Bronze ganz oder zum grössten Theile verloren gegangen sein müsse, da die Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit der einzelnen Schwerttheile nicht zu bestreiten ist und es aneinem Zweifel unterliegen kann, dass der Gegenstand aus einem Stück gegossen ist; auch ein Gussfehler ist ausgeschlossen.

Die chemische Analyse des Schwertes ergab nun folgende merkwürdige Resultate:

Ich bestimmte zunächst in zwei verschiedenen Stücken des Schwertes das spezifische Gewicht. Das eine Stück, welches der Schwertspitze entnommen war, zeigte ein spezifisches Gewicht von 7,2762, während das andere, welches dem oberen Theil der Klinge entstammte, ein solches von 4,0349 ergab. Die erste Probe stellte zerrieben ein graues Pulver dar, in welchem kein metallisches Zinn mehr nachzuweisen war. Bei der Behandlung mit Salpetersäure hinterliess es einen Rückstand von 78,85 %_o. Die Zinnbestimmung in der Bronze ergab 74,36 %_o Zinnoxid, auf Zinnsäure berechnet 85,79 %_o.

Die zweite Probe von dem oberen Theil der Schwertklinge stellte zerrieben ein dunkelbraunes Pulver dar, sie enthielt neben Zinnsäure noch metallisches Zinn und ergab einen in Salpetersäure unlöslichen Rückstand von 32,13 %_o.

Die Zinnbestimmung in dieser Probe lässt sich nicht mit der eben angeführten vergleichen, da die Probe neben metallischem Zinn Zinnsäure enthielt. Nur der Vollständigkeit halber führe ich sie hier an.

0,3120 gr Substanz ergaben 0,0760 gr Zinnoxid, auf Zinn berechnet = 21,27 %_o.

Ein noch auffälligeres Verhältnis zeigen vier an verschiedenen Proben aus verschiedenen Theilen der Schwertklinge ausgeführte Kupferbestimmungen. Dieselben ergaben ein Abnehmen des Kupfergehaltes nach der Schwertspitze zu, wie folgt:

1. 63,79 %_o
2. 57,95 %_o
3. 45,91 %_o
4. 8,56 %_o

³⁾ Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. Sitzung vom 20. Jan. 1889 S. 89.

⁴⁾ Die Abbildung und Beschreibung dieses Schwertes aus den Mittheilungen des Anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein, 8. Heft, Kiel 1890, S. 17 zu sehen.

In allen Proben wurden Eisen und Thonerde ermittelt. Die Prüfung auf Phosphorsäure fiel negativ aus.

Fragt man sich nun, wie es möglich sein konnte, dass das Kupfer bis zu einem so geringen Procent; satz (ven vielleicht 90% auf 8,56%) verschwinden konnte, so kann man annehmen, dass starke kohlenstoffhaltige Wasser über das Schwert gespült und das entstehende basisch-kohlensaure Kupfer, welches immer in Wasser etwas löslich ist, mit fortgenommen haben; auch lässt sich vermuthen, dass die Humussäuren das Kupfer aufgelöst haben. Mehr oder minder müsste diese Erscheinung dann überall bei Bronzen auftreten, welche in der Erde gefunden sind. Viel eher möchte ich, da ich einen ähnlichen Kupferverlust hauptsächlich bei den Bronzen feststellen konnte, welche aus Gräbern stammen (z. B. zwei Celte aus der Kieler Sammlung Nr. 6125 und 6997), annehmen, dass das bei der Verwesung der Leiche entstehende Ammoniak das Kupfer allmählich aufgelöst und das Zinn zu Zinnsäure umgewandelt hat und zwar naturgemäß an den dünneren Theilen des Schwertes, also nach der Spitze zu, mehr. Gewissermassen an Stelle des anscheidenden Kupfers traten Wasserstoff (1 Mel.) und Sauerstoff (3 O), wodurch die Bronze noch compact geblieben ist. Allerdings ist sie brüchelig und locker genug, hat aber doch trotz des grossen Kupferverlustes völlig ihre Form bewahrt.

Wenn das Kupfer bis zu dem Grade wie bei dem vorliegenden Schwerte (8%) verloren gehen konnte, so lässt sich annehmen, dass dasselbe bei einem länger andauernden Verwesungsprocess oder bei Bronzegegenständen von geringer Dicke ganz oder bis zu einem Minimalgehalt verschwinden kann, wie es bei dem auf einem Gewehrfetzen neben dem Schwert liegenden grauen Pulver thatsächlich der Fall ist. Dasselbe wurde von Wibel und Olshausen⁴⁾ als Zinnsäure erkannt; daneben wurden Kupfer und Spuren anderer Elemente nachgewiesen. Wibel hatte die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass man es hier mit einem Umwandlungsproducte der Bronze zu thun habe, indess er liess diese Annahme fallen, weil es kaum verständlich sei, wie etwa 90% Kupfer und 10% Zinn bei der Oxydation einer Bronze fast alles Kupferoxyd (nach Wibels Bestimmung bis auf 4,54%) hätte entfernt werden können und dabei ein so compactes Zinnoxid zurückbleiben könne. Ferner hatte er in der Masse metallisches Zinn nachweisen können, wodurch nach seiner Ansicht

jeder Gedanke an zersetzte Bronze (oder vielleicht auch an natürliches kupferhaltiges Zinnerz) ausgeschlossen sei. Er erklärt schliesslich mit Olshausen die grüne Masse für ein Oxydationsprodukt von unreinem Zinn. Indess nach den Resultaten der chemischen Analyse an dem Schwert von Norby und nach dem bereits Gesagten lässt sich die Möglichkeit, ich möchte sogar sagen, die Wahrscheinlichkeit, nicht ableugnen, dass wir bei diesem Pulver nicht ein ursprüngliches Zinnobject vor uns haben, sondern dass die Masse ebenfalls ein Umwandlungsproduct von Bronze ist.

Derselbe Vorgang wird sich bei allen Bronzegegenständen mehr oder minder abgespielt haben, die aus Gräbern stammen und die während des Verwesungsprocesses direct neben oder auf der Leiche gelegen haben. Das bei der Verwesung der Leichen entstehende Ammoniak vermag also das Kupfer in den Bronzen mit der Zeit ganz oder bis auf einen Minimalgehalt zu entfernen, wobei sich das Zinn in Zinnsäure verwandelt. Die Bronzeobjecte werden weiss oder grau, brauchen aber ihre Formen trotz des Verlustes an Kupfer nicht einzuhüllen.

Herr Geh. Sautätsrath Dr. Grempler-Breslau:
Ein neuer Bronze Fund.

Hochansehnliche Versammlung! Fürchten Sie nicht, dass ich Ihre Geduld auf die Felter spannen werde, ich spreche über ein Thema, wo Controversen kaum möglich sein können. Wir leben jetzt in der Zeit des Sportes der Wettreunen, wo das Lieblingsthier aus der ältesten Zeit, was der Mensch besass, die Hauptrolle spielt und schon im recht grauen Alterthume gespielt hat, wofür ich Ihnen nachher im Detail einen Beweis vorführen werde. Lassen Sie mich kurz erzählen, wie unser Museum in den Besitz dieses Fundes gekommen ist.

Es war im Spätherbst des verflohenen Jahres, als der Ackersmann Domgala in Lorzendorf im Kreis Namslau, Oberschlesien, sein Feld für die Wintersaat bestellte, da brachte die Pflingehar mit einem Male Urnenscherben und gebrannte Knochenreste zu Tage. Als ein pietätvoller Mann gedachte er dieselben dort wieder zu bergen, wo er sie ausgeackert hatte, grub zu diesem Zwecke in die Tiefe und gelangte hierbei auf einen ganz merkwürdigen Funde: drei gerippte Bronzestücken mit oberen beweglichen Henkeln, zwei gleich grosse und eine kleinere. Ferner 2 Pferdegebisse, 2 kunstvoll gearbeitete Schmuckketten, 44 sternförmige Riemenbeschläge, 6 andere verschiedenartig gestaltete Beschläge und Bebangstücke, und 3 grosse hohle Ringe von Bronzeblech. Die Ciste habe ich wegen der Zerbrechlichkeit nicht mitgebracht,

⁴⁾ Olshausen, Chem. Beobachtungen an vorge-schichtlichen Gegenständen. Verhandlungen der Berliner anthropol. Ges. 1884, S. 527-530.

Sie haben dergl. schon in den verschiedenen Museen gesehen; ich lege ein Bronzegebiß, eine Bronzeschmuckkette, ein Exemplar von den sternförmigen Riemenbeschlägen und den Behangstücken zur Ansicht vor.

Der Baner Domgala gab auf mein Befragen ausdrücklich an, dass die Bronzegegenstände unterhalb der Grabreste neben einander gelegen haben, woraus hervorgeht, dass wir es mit einem Schatz oder Depotfunde zu thun haben.

Beschreibung:

1. Die Pferdegebiße bestehen aus einem 2gliedrigen Mittelstück und 2 Seitenknebeln (Stangen oder Wirbeln). Das aus einem Guss hergestellte Mittelstück wird gebildet durch 2 in einander gehängte, nach der Mitte zu anschwellende, 7,4 cm lange und 0,9 cm dicke Stangen von rundem Querschnitt, die an beiden Enden ringförmig gestaltet sind. Die 9 cm langen Knebel sind hufeisenförmig gebogen, in der Mitte vierkantig, an den verjüngten Enden rund und durch einen Doppelknopf abgeschlossen.

An der Biegungsstelle der beiden Seitenknebel sind dieselben zu halbkreisförmigen Oesen erweitert. Eine 3. grössere Oese wird durch einen ringförmig zusammengehobenen 0,5 cm dicken Draht gebildet, dessen zusammengeschiedete Enden in der Mitte der Knebel eingezapft und auf der andern Seite durch einen kugelförmigen Knopf abgeschlossen ist. Die letztgenannten Oesen dienen zur Aufnahme des Mittelstückes, der Trense, während die vier anderen Knebelösen, sowie 2 in die Endigungen des Mittelstückes (Trense) eingehängte, zusammengelegelte Ringe offenbar für die Befestigung der Zügel, beziehungsweise des ganzen Gebisses am Zaumzeuge bestimmt waren. Das Mundstück (Trense) misst von einem Ende zum andern 15 cm, ist auffallend klein. Beide Gebisse sind von tadelloser Erhaltung, zeigen keine Spur von Abnutzung.

2. Pferdeschmuckkette: Dieselbe ist in sich geschlossen und besteht aus 16 Gliedern. Die Glieder bestehen aus 3 gegossenen 5,8 cm langen, 0,45 cm breiten und 0,3 cm dicken Parallelstäben von hufeisenförmigem Querschnitt, die sich an den Enden zu 3 kantigen Ringen erweitern. In der Mitte und an den Enden sind sie mit kleinen runden Knöpfchen verziert. Als Verbindungsglieder dienen quadratische 1,9 cm lange, gegossene Rahmen von rundem Querschnitt, welche gleichfalls an den Ecken und an den Seiten mit Knöpfchen verziert sind. Die Verbindung ist in der Weise hergestellt, dass zuerst die Rahmen an 2 gegenüber liegenden Seiten der Länge nach durchbohrt, dann in der Mitte durchschnitten, die stab-

förmigen Glieder auf die getrennten Theile aufgehoben und letztere mittelst dünner, durch die Längsbohrung hindurch gesteckter und an den Enden verlöteter Stifte wieder vereinigt sind.

Die Glieder der so hergestellten Kette sind gegossen, die Kette ist 102 cm lang.

3. Die zweite Kette besteht ebenfalls aus 16 Gliedern, ist von derselben Länge und auf dieselbe Weise hergestellt.

4. Von den 39 Stück sternförmigen Riemenbeschlägen lege 1 Exemplar vor. Sie sehen eine 0,15 cm dicke Scheibe von 3,2 cm Durchmesser und mit 12 abgerundeten Zacken verziert. In der Mitte der oberen Seite befindet sich ein runder Knopf, auf der unteren Seite eine mit der Scheibe zusammengewachsene handförmige Oese. In einer der Oesen war noch ein Stückchen Leder erhalten.

5. Drei grosse Hohlringe von Bronzeblech, deren Zweck nicht erkennbar ist. Zu Halsringen sind dieselben zu gross.

Die Herkunft und Zeitstellung der Fundobjecte betreffend erlaube mir zuerst die Cisten zu besprechen.

Die gerippten Bronzezisten galten bisher als Erzeugnisse etruskischer Industrie. Dr. Carlo Marchesetti hat auf dem Congress in Innsbruck 1894 die Cisten mit beweglichen oberen Henkeln von den mit fixen seitlichen unterschieden und auf Grund des statistischen Materials festzustellen gesucht, dass für die ersteren neben dem Produktionscentrum von Bologna noch ein zweites oberitalisches im Lande der Veneter angenommen werden müsse. (Correspondenzblatt d. Deutsch. Gesellschaft für Anthropologie, München, XXII. Jahrg., Nr. 9, S. 103.)

Die gerippten Cisten scheinen ursprünglich sacralen Zwecken gedient zu haben. In den Nekropolen von Marzotto und der Certosa bei Bologna fanden sie sich gefüllt mit gebrannten Knochen und Asche von Toten. Auch in Etrurien sind sie vielfach in Grabkammern gefunden worden, meist gefüllt mit weiblichen Schmuckgegenständen. Ebenso enthielten die aus Gräbern dicht bei den Alpen stammenden Exemplare meist gebrannte Knochenreste.

Aus Schatz- oder Depotfunden stammen ausser den unsrigen noch die von Kard in Ungarn, sowie die von Kluzewo und Primcndorf in Posen. (Virohow, Verhandl. der Berl. Zeitschrift Bd. 6, 1874, S. 141. Posener arch. Mitth. Posen 1890, S. 19, Taf. IV, Fig. 1. Bericht von L. von Jazdzewski.)

Unsere Pferdegebiße finden ihre Analoga in den Gebissen von Ronzano und Ramonte, sowie in dem aus der Pfalbanstation Möhringen am

Bielensee stammenden. (Gozzadini, Congrès intern. d'archéol. Stockholm, S. 354, Abbild. S. 573. Victor Gross, Les Protobélètes, Berlin 1883, S. 82, Plat. XXIV, Nr. 15.)

Für die Zeitbestimmung ist es wichtig, dass mit dem Gehäus von Ronzano und dem von Mühringen zugleich ein Antennenschwert aufgedeckt worden ist. Diese Schwertform ist charakteristisch für die Uebergangszeit von der Bronze zur Hallstattperiode, also das 7.—6. Jahrh. v. Chr.

Ketten wie die von Lorzendorf scheinen sehr selten zu sein. In der Nekropole von Vetulonia Prov. Grosseto, Region Toscana sind Gefässe Ketten angebracht sind, welche ähnlich den unsrigen sind. (Isidoro Falchi, Vetulonia e la sua necropoli antichissima, Firenze 1891, Tav. X, 12 u. XV, 24.)

Einer etwas jüngeren Culturstufe, nämlich der eigentlichen Hallstattkultur gehören die Bronzeisten an. Derselben Zeit müssen auch die ornamentirte Hohlringe zugeschrieben werden, deren Typus an manchen Orten sogar bis in die la Tène-Periode hineinreicht. Solche ethnologische Differenzen bei Gegenständen eines und desselben Fundes haben gerade bei Depotfunden nichts Befremdliches. Sie erklären sich, ebenso wie die Verschiedenheit der Ursprungskinder aus der Art und Weise, wie sie durch Händler zusammengebracht und bis in die fernsten Gegenden geführt worden sind. Auf diese Weise können auch bis zu uns Produkte italischer Industrie gelangt sein.

Weitere Details anlangend, sowie in Betreff genauer Literaturangaben verweise auf meine Publication: „Der Bronzefund von Lorzendorf“ in *Schlesiens Vorzeit* in Bild und Schrift. Bd. VII, Heft 2, Breslau 1897.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:
Anthropologische Mittheilungen.

Ich habe Herrn Dr. Boll gebeten, seinen Apparat mit mir zu bringen; er wird aufgestellt werden und diejenigen, welche sich für diese Sache interessieren, werden Gelegenheit haben, den Apparat kennen zu lernen. Ich komme hier auf die Angelegenheit zurück, weil ich der Meinung bin, dass mit diesem Apparate die vielen, zum Theil unzulänglichen Methoden, die wir haben, um den Fassungsraum eines Schädels zu bestimmen, endlich wohl zu einem gedeihlichen Abschluss geführt worden sind. Das Boll'sche Messverfahren zeichnet sich aus, einmal durch eine grössere Genauigkeit, als man sie bisher zu erreichen vermochte, zweitens durch eine grosse Bequemlichkeit. Herr Dr. Boll wird die Güte haben, wenn unsere Vor-

träge zu Ende sind, seinen Apparat zu zeigen und zu erläutern. Ich gestatte mir im historischen Interesse der Sache noch eine Bemerkung: Das Princip, eine leicht ausdehnbare Gummiblase in den Schädel einzuführen, um damit den Raum desselben zu bestimmen, ist bereits von Benedikt in Wien vor einiger Zeit angewendet worden; der Benedikt'sche Apparat ist zwar zuverlässig, der Boll'schen gegenüber aber sehr complicirt. Dr. Boll ist ohne Kenntniss des Benedikt'schen Verfahrens, welches, so viel ich weiss, kaum zur praktischen Verwendung gelangt ist, aus eigener Ueberlegung auf seinen Apparat gekommen.

Nun für mich noch eine Bitte: Es wird der Versammlung bekannt sein, dass ich mich seit längerer Zeit mit der anthropologischen Gehirnforschung beschäftige. Ich bin der Ansicht, dass eine genaue ethnologische Erforschung des Gehirns noch grössere Wichtigkeit besitzt, als die der Schädel, und dass es höchste Zeit ist, dass wir damit beginnen. Es liegt mir namentlich daran, die Gehirne Neugeborener beider Geschlechter zu erhalten, indem ich der Sache näher nachzugehen wünsche, die unser leider verstorbener Freund Rüdinger in einer sehr beachtenswerthen Mittheilung gebracht hat, der Thatsache nämlich, dass sich schon bei ungeborenen Kindern, und auch noch vor der Geburt Unterschiede in dem Gehirne bei beiden Geschlechtern finden, die sehr auffallend sind. Namentlich ist es wichtig, Gebirne von Zwillingen ungleichen Geschlechtes, die also unter ganz denselben Bedingungen entwickelt worden sind, zu studiren. Dafür liegen erst wenige Fälle vor, und Rüdinger hat auch für diese gezeigt, dass die Gehirne ungleich waren, so dass man an ihnen sehen konnte, welches dem männlichen und welches dem weiblichen Zwillinge angehört hatte. Allein die Beschaffung solcher Materials ist begreiflicherweise ausserordentlich schwierig. Ich habe schon Schritte dierhalb gethan und werde weitere thun; ich halte es aber auch für erspriesslich, bei jedem Anthropologengongresse eine Bitte an die Theilnehmer, insbesondere an die Herren Aerzte, zu richten, dass, wenn ihnen derartige Fälle, die zur anatomischen Untersuchung gelangen können, vorkommen sollten, sie mir Mittheilung machen möchten. Ich erbitte mich natürlich gern selbst, die betreffenden Untersuchungen anzustellen, wenn nur das Material in meine Hände kommt. Gern bin ich auch bereit, alle etwaigen Unkosten zu tragen. Sollte eine Versendung nicht möglich sein, so würde ich hiltlen, vorkommenden Falles die Gehirne sorgfältig dem Sebidel zu entnehmen und sie auf Watte in 5 proc. Formollösung zu lagern, bis sie

genügend hart sind. Dann werden sie in Watte, welche mit 60—70 proc. Alkohol durchtränkt ist, gut eingewickelt und kommen so zur Versendung.

Herr Dr. Karl E. Ranke:

Einige Beobachtungen über die Sehschärfe bei südamerikanischen Indianern.

Wir haben uns daran gewöhnt, mit der Vorstellung des im Urwald und auf der Prairie jagenden Indianers die eines ungewöhnlich, ja fast übernatürlich scharfen Auges zu verbinden. Das Falkenauge des Indianers oder kurzweg das Indianerauge ist eine vielbenutzte sprichwörtliche Bezeichnung für ein Auge von hervorragender Sehschärfe geworden. In der That sind die darüber cursirenden Gerüchte über die fünf- bis zehn-, ja sogar bis fünfzigfache Sehschärfe des Indianers ganz dazn angethan, das Indianerauge dem des Europäers so weit überlegen scheinen zu lassen, dass uns ein Vergleich in einen hoffnungslosen Abgrund der durch die Cultur hervorgerufenen Entartung schauen lässt.

Als ich mich im Herbst 1895 der Expedition Herrn Dr. Meyers nach Centralbrasilien angeschlossen hatte, auf der wir hoffen durften, noch ganz von der Cultur unberührte Indianer anzutreffen, versah ich mich, ansser mit dem gewöhnlichen anthropologischen Handwerkszeug, mit allen mir zugänglichen Apparaten zur Prüfung der Sehschärfe. Ich hatte mich mit den bekannten Snellen'schen Tafeln, mit den Burehardt'schen internationalen Schproben und mit dem Wolffberg'schen diagnostischen Farbensapparat ausgerüstet, die alle auf der langen und gefahrvollen Reise auf dem Rücken des Manthieres und im Rindencanu, dank der Vortrefflichkeit der eisernen Instrumentenkoffer Herrn Dr. Meyers vollständig unversehrt geblieben sind. So konnte ich in den Indianerdörfern des Sehingu die Prüfung der Sehschärfe mit eben denselben Hilfsmitteln vornehmen, mit denen sie in irgend einem der ophthalmologischen Institute der Heimath hätte vorgenommen werden müssen.

Wir trafen die ersten Indianer am Paranatinga, einem in seinem weiteren Verlaufe noch unbekanntem Nebenflusse des Tapajoz. Es waren Bakairi, sogenannte Indios mansos, zahme Indianer. Das heisst, sie hatten sich der Cultur schon insofern etwas zugänglich erwiesen, als sie sich ohne wesentliche Widerrede hatten taufen lassen und mit den benachbarten Fazendas freundschaftliche Beziehungen unterhielten. Obwohl einer oder der andere von ihnen im Tauschhandel schon ein schlechtes Vorderlader-Gewehr erstanden hat, so jagen sie doch noch fast anschiesslich mit Bog

und Pfeil, da ihnen Pulver und Blei von den brasilianischen Naehbarn, die selbst knapp damit bestellt sind, nur ungeru überlassen wird. Aneb zeigen sie ihre ursprüngliche und leider nur zu berechtigte Furcht vor den Weissen noch in hohem Grade, und in dieser Beziehung war seit Steinens Reisen eher eine Verschlimmerung, als eine Verbesserung eingetreten. Das mag wohl zum grossen Theil seinen Grund in der Zuwanderung wilder Bakairi vom Kulisehu haben. Sie hatten erst vor einigen Jahren die Stelle ihres Aldeaments gewechselt und bis zu unserer Ankuoft vor den umwohnenden Brasilianern geheim gehalten. Doch gelang uns mit Hilfe der in Rio grande angeworbenen Leute, Söhne deutscher Colonisten daseib, die Anfindung ihres Dorfes, nach einigen Tagen Suchens ohne besondere Schwierigkeit. Dort war Herr Dr. Meyer fünf Indianer an, die uns auf der Reise zu ihren Brüdern am Schingu als Wegweiser und als Sachverständige im Canabau und in der Lenkung des Canus zur Seite stehen sollten. Ich will hier gleich bemerken, dass von diesen fünf Bakairi nur einer, der schon durch von den Steinens Reisen rühmlichst bekannte Antonio, aus dem zahmen Dorfe am Paranatinga stammte. Die vier anderen waren aus den, erst von von den Steinens entdeckten und seither nicht mehr besuchten Bakairidörfern des Kulisehu auf einem äusserst beschwerlichen, für sie etwa vierzehntägigen Marsche herübergekommen.

Mit diesen fünf Bakairi haben wir die ganze weitere Reise zusammen gemacht und so Gelegenheit gehabt, sie genau kennen zu lernen. Der erste Eindruck, den ich von ihrem Sehen gewann, war wirklich der einer hervorragenden Sehschärfe. Es machte in der That einen befremdlichen Eindruck, diese Leute auf der Jagd und beim Fischfang zu beobachten. Schon auf der ersten gemeinsamen Fahrt auf dem Paranatinga hatte ich Gelegenheit, ihnen dabei zuzusehen, wie sie in den Stromschnellen dieses Flusses sich mit dem Pfeil eine Anzahl Fische erjagten. Das ist eine ganz hervorragende Schützensleistung, sowohl wegen der Schnelligkeit der Bewegung und der Udentlichkeit, mit der man den Fisch nur wie einen Schatten am Canu vorbeihuschen sieht, als ganz besonders wegen der dazu nöthigen richtigen Schätzung der Strahlenbrechung im Wasser, die uns den Fisch an anderer Stelle erscheinen lässt, als er sich befindet. Auch in der Naturbeobachtung im Allgemeinen waren sie uns überlegen, Nichts entging ihnen. Es kam alle Augenblicke vor, dass sie uns vergeblich auf ein in den Aesten eines neben Baumes verstecktes Thier, etwa einen Affen oder einen Auerhahn, aufmerksam zu machen suchten.

Immer wieder wurden wir durch ihr „Ari, Ari“ „dort, dort“, aus unserer beschaulichen Ruhe aufgeschreckt und dann durch ihre liebenswürdigsten Geberden dazu eingeladen, das Thier für sie zu schiessen. Sie begriffen kaum, dass wir immer wieder von dem in Frage stehenden Thier überhaupt nichts gesehen hatten. Ich habe sie damals aus demselben Boot, in dem ich mich befand, in einen Busch schiessen sehen, an dem wir ganz dicht vorbeifahren, und war nicht im Stande gewesen, aueh nur das geringste Lebendige darin zu entdecken. Erst als der 2 m lange Rohrpfel mit der Bente auf die untere Aeste des Busches herabfiel, erkannte ich, dass der Indianer einen Sinimhu geschossen hatte, eine Leguanart, die sich ihrer charakteristischen Färbung wegen nur sehr schwer von der gleichfarbigen Umgebung unterscheiden lässt. Auch waren sie unter anderem noch auf mehrere 100 m im Stande, anzugeben, ob ein von ihnen entdecktes Reh ein Bock oder eine Geiss sei. Am auffallendsten aber ist dem Neuling im Sertão, dem dürren brasilianischen Camp, die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie einer Spur folgen, als ob sie eine gebahnte Strasse unter den Füßen hätten, während wir rathlos auf den Boden starteten und auf dem steinigem Terrain, selbst wenn wir uns ganz zum Boden herabhingten, vergeblich eine auch nur einigermaßen deutliche Spur zu erkennen suchten. Ich muss gestehen, dass ich von diesen Leistungen überrascht war, und der Gelegenheit, ihre Schärfe genau festzustellen, gespannt entgegenseh.

Diese Prüfung stiess auf eigenartige Schwierigkeiten. Ganz abgesehen davon, dass ich ja ihre Sprache nicht verstand, hatte ich es nicht nur mit Analphabeten zu thun, sondern auch mit Leuten, die nicht im Stande waren, die Tipfel der Barchardt'schen Sehproben richtig zu zählen. Selbst in der Nähe und mit Zuhilfenahme der Finger kostete es stets grosse Anstrengungen, und das Resultat war unsicher. Dann hatten wir mit der Furcht der Indianer vor diesen gefährlich aussehenden Unternehmungen der Weissen zu kämpfen, deren Zweck sie nicht einsahen und denen sie ein grosses Misstrauen entgegenbrachten. Dieses letzte Hindernis, die Furcht vor meinen Zanbertabellen, war allerdings nie besonders schwer zu überwinden. Ein paar Glasperlen, die ich verhelasungsvoll meiner Hosentasche entnahm, die wie der Fortnatursäckel niemals leer zu werden schien, und mit der Versicherung wieder einsteckte, jeder, der mit mir ginge, werde einige derselben erhalten, überwand alle Bedenken in kurzer Zeit. Schwieriger war die Frage, welche meiner Tabellen zur Prüfung verwendet werden sollte. Dass mit

den Barchardt'schen Tipfelproben nichts auszurichten war, habe ich schon erwähnt. So setzte ich mich denn eines Nachmittags, an einem Ruhetage, mit der Snellen'schen Tafel für Analphabeten zu unseren Indianern. Nachdem ihr Interesse durch Glasperlen geweckt war, begriffen sie zu meiner grossen Freude rasch, was ich von ihnen verlangte, und waren in kurzer Zeit im Stande, mir die ganze Tafel in und ausser der Reihe in Geberden richtig vorzudemonstriren. Ich habe die Prüfung stets in gleicher Weise vorgenommen. Zum Verständnis muss ich hier vorauschieken, dass die Snellen'sche Tafel mit Figuren bedruckt ist, die man am kürzesten als Quadrate mit einer offenen Seite bezeichnen kann. Zunächst demonstrirte ich selbst die Tafel vor, indem ich stets die offene Seite der Quadrate durch eine Handbewegung nach dieser Seite hin bezeichnete. Ein Quadrat nach dem andern wurde auf diese Weise vorgenommen, und die Indianer, die selbst in der Geberdensprache die Umständlichkeit lieben, verfolgten meine Bewegungen mit Interesse bis zur steinsten, kleinsten Zeile. Schon beim zweiten Mal waren sie leicht dazu zu bewegen, meine Geherden nachzumachen, und nach kurzer Zeit waren sie im Stande, mir die offene Seite des Quadrats, auf das ich wies, durch die Handbewegung richtig anzugeben. Diese Methode, bei der keiner die Sprache des andern zu verstehen braucht, hat sich dann auch für die wilden Indianerstämme des Schingu brauchbar erwiesen, und ich kann sie jedermann empfehlen, der ähnliche Untersuchungen vornehmen will.

Noch schwieriger war die Bestimmung der Entfernung, in der die Wolfberg'schen Farbenpunkte noch richtig unterschieden werden konnten. Dazu bedurfte ich nothwendig der Farbworte; aber zu meinem grossen Erstaunen mussten Farbnamen erst erfunden werden. Das hat auch von den Steinen beobachtet. Als ich einem Tramai, also einem Angehörigen eines noch vollständig von der Cultur unberührten Stammes, der weder Eisen, noch Hausthiere, noch Kleidung kannte, das rothe Wolfberg'sche Farbenquadrat vorhielt, nannte er mir zwar bereitwillig ein Wort: „atela“, das ich aber schon unter der Bedeutung „Sonne“ kannte. In gleicher Weise bezeichnete er dann das gelbe Farbenquadrat mit dem Worte: „atelpae“. Mond. Dieser Vergleich mag ihm, gerade in den Tagen, in denen wir uns bei ihnen befanden, besonders nahe gelegen haben, da an den Nebelmorgen der beginnenden Regenzeit die aufgehende Sonne wirklich mit meinem rothen Flanell sehr grosse Aehnlichkeit besass. Steinen sagt von derselben Zeit in sehr zutreffender Weise: „Die Sonne ging löschpapierfarben auf.“ Für

meine Beobachtungen wäre das allerdings gleichgültig gewesen, wenn er sich nur dazu hätte entschliessen können, roth stets mit „atela“, gelb stets mit atelpac zu bezeichnen. Aber der Trumai schien einen besonderen Stolz darin gesetzt zu haben, mir immer wieder neue Namen zu nennen. Als ich ihm roth zum zweiten Male verhielt, nannte er es mit einem Nu-Aruakwert: „keri“, das bei den Bakairi wieder in der Bedeutung „Senne“ gebraucht wird, und dann gelb mit dem zugehörigen Wort „eame“, „Mond“. Beim dritten Male nannte er mir für roth „liti“. Das war mir damals noch vollständig unbekannt und so hatte ich damit den Faden verloren. Auffälliger Weise lernte ich es später als ein Nahuquawort wieder in der Bedeutung „Soue“ kennen. Da es mir damals nur darum zu thun war, eine constante Bezeichnung für roth und gelb zu erhalten, musste ich einschreiten. Ich erklärte sehr energisch, es heisse liti, und ich selbst nannte es auch liti, und alle meine rothen Punkte bissen liti, und von seinen anderen Namen wollte ich keinen mehr hören. So brachte ich ihn allmählich dazu, roth stets mit dem Nahuquawort liti für Senne, gelb mit dem Bakairiwort eame, Mend, zu bezeichnen. Selbstverständlich musste ich seinem Verständnis immer wieder mit Gasperlein nachhelfen, sonst wäre mir diese Vergewaltigung seines Sprachgebrauchs misslungen. Nun erst war es möglich, die Entfernung zu bestimmen, in der er roth und gelb noch richtig unterscheiden konnte.

Auf diese Weise habe ich die Sehstärke bei drei unserer Bakairi und späterhin bei zwei Trumai aufs Genaueste bestimmt. Weitere Untersuchungen sind mir leider durch meine Verletzung unmöglich geworden. Das ist allerdings nur eine sehr geringe Zahl von Beobachtungen, aber ich glaube, ihr Resultat mittheilen zu dürfen, weil es sich meiner Meinung nach um einwandfreie Bestimmungen handelt und ihr Resultat mir in mancher Beziehung bemerkenswerth erschien.

Das Resultat war ein überraschendes. Derselbe Indianer, der den Mutum im dichtesten Blättergewirr mit Leichtigkeit im Auge behielt, der im Wasser jeden Fisch und im Camp jedes Reh zuerst erblickte, der im Stande war, einer mir völlig unsichtbaren Spur nachzugehen, als ob er auf einer gebabten Strasse dahinschlenderte, — dieser Indianer hatte keine höhere Sehstärke, als ich selbst nach der Correctur meiner Kurzsichtigkeit sie besass, und jeder unserer Biogranderer Deutsche konnte in dieser Beziehung mit ihm wetteifern. Anfangs war ich deprimirt und glaubte an einen Fehler in der Methode; aber Wiederholungen ergaben das Gleiche. Ich habe Sehstärken von $\frac{13}{10}$

bei einem etwa 50 jährigen Manne, von 14, 15, 18 und 20 Zehnteil bei jüngeren Leuten beobachtet. Das sind immerhin gute Sehstärken, aber keine Grade. die nicht noch ziemlich häufig bei unseren Rekruten vorkämen und bei unseren Bauernkinderu gebören selbst noch etwas grössere Sehstärke keineswegs zu den grössten Seltenheiten. Nun zweifle ich durchaus nicht, dass man bei ausgedehnteren Untersuchungen einen oder den andern Indianer finden kann, der eine etwas höhere Sehstärke besitzt, etwa die bei uns beobachteten Grade von $2\frac{1}{2}$ —3. Aber ich bin durch dieses Resultat handgreiflich davon überzeugt worden, dass derselbe Indianer, dessen Leistungen im Sehen mein Staunen erregt hatten, in der eigentlichen Sehstärke mir nicht überlegen war. Diese Bestimmungen mit der Snellen'schen Tafel habe ich bei denselben Leuten wiederholt vorgenommen, und ich glaube nicht, dass einer derselben eine irgendwie erheblich höhere Sehstärke besitzt. Wenn einmal die Grenze der Sehstärke erreicht war, so musste ich stets ihr „Iwaki, ipa, iwaki — zu weit, nicht mehr, zu weit“ hören, und dann verlangte sie ungestüm die versprochenen Perlen und gab mir deutlich zu erkennen, dass ihnen mein Verlangen auf noch grössere Entfernung der kleinen Quadrate zu entziffern, durchaus unbillig erschien. „Kurapa — du bist ein schlechter Kerl“, meinten sie lachend, wenn ich ihnen den wohlverdienten Lohn nicht schon bei den ersten Zeiten hatte auszahlen wollen. Die Controle mit den Wolfberg'schen Farbenpunkten ergab gut mit diesen Beobachtungen übereinstimmende Resultate. Ich selbst mit einer Sehstärke von nahezu $\frac{20}{15}$ konnte die kleinsten, dem Wolfberg'schen Apparat beigegebenen Farbenpunkte noch auf 20 m unterscheiden. Nur der eine Indianer, der $\frac{20}{10}$, das mir schon schwer fiel, noch vollkommen geläufig las, konnte sie auf eine noch grössere Entfernung unterscheiden, auf 27 m. Das ist ein Werth der seiner, der meinen überlegenen Sehstärke, und seiner grösseren natürlichen Uebung in dieser Sparte der Sebrprüfung gut entspricht. An dieser Controle war mir hauptsächlich deswegen viel gelegen, weil bei ihr der Indianer meiner Meinung nach nicht erst einer Uebung bedarf, deren Mangel bei der Fremdartigkeit der Figuren der Snellen'schen Tafeln vielleicht das Resultat ein wenig beeinträchtigt haben könnte. Auf diesen Punkt will ich später noch einmal zurückkommen.

Was ist es aber dann, was den Unterschied im Sehen des Indianers und des Kulturmenschen verursacht, der doch zweifelsohne vorhanden ist? Ich habe mich viel mit diesem Problem beschäftigt und auf der langen Expedition, während der wir

uns sieben Monate immer im Freien befanden und das Leben der Indianer in allen Kleinigkeiten mit durchzumachen hatten, nach und nach manchen Aufschluss darüber erhalten.

Zunächst verloren einzelne Leistungen, und zwar gerade die auffallendsten, das Wunderbare. Ich habe erzählt, dass die Indianer noch auf sehr grosse Entfernung das Geschlecht eines Rehes unterscheiden konnten. Ein kleines Jagdabenteurer belehrte mich über das Wie. Ich war einmal kurz vor Sonnenuntergang vom Poso weggegangen und erlückte bald in ziemlich grosser Entfernung ein Campreh, das jedoch meiner auch schon ansichtig geworden war. Da ich bei dem offenen Terrain keine Aussichten mehr zu haben glaubte, näher an das Thier heranzukommen und doch gerne den Versuch gemacht hätte, den saftigen Braten für den Abend zu gewinnen, versuchte ich einen Kugelhuss. Nach dem Schuss ging das Thier flüchtig, aber ich sah zu meinem Erstaunen, dass es einen ungleichen Galoppsprung hatte, der fast wie hinken aussah, und mit dem einen Vorderlauf merkwürdig schlenkerade Bewegungen ausführte. Zunächst glaubte ich, das Thier sei am Vorderlauf verletzt, bekam es aber nicht mehr zu Gesicht. Als ich nach einiger Zeit zum Lagerplatz zurückkam, erzählte ich den Leuten, die meinen Schuss gehört hatten, die Geschichte: Ich habe durch einen Kugelhuss auf etwa 100 m ein Reh an einem Vorderlauf verletzt. Der erfahrene Carlos, der älteste der Riograndenser Deutschen und unser Faktotum in jeder Beziehung, lachte, als er diese Geschichte hörte und sagte: „Den hahn's g'fehlt, Herr Doctor, das war ein Bock, die springen allewie a so.“ Einige Wochen später passirte genau dieselbe Geschichte Herrn Dr. Meyer, und ich habe mich davon überzeugt, dass man an dieser Geweibheit des brasilianischen Bocks, die mir an unserem Reh unbekannt ist, das Geschlecht des Thieres schon auf grosse Entfernung unterscheiden kann.

Ein andermal folgten wir wieder einer Spur, von der ich mit dem besten Willen nur hie und da einen leichten Fussabdruck an einer günstigen Stelle oder einen geknickten Zweig, nicht aber die Spur im Zusammenhang wahrnehmen konnte. Und doch schritten unsere Indianer so schnell vor uns dahin, dass wir Mühe hatten ihnen zu folgen, und schienen sie nie auch nur eine Secunde lang über die Richtung der Spur im Unklaren zu sein. Wieder lachte Carlos, als ich ihm mein Leid klagte: „Sie müssen nicht so sah vor sieh hin auf den Boden sehen, Herr Doctor! Die Spur sieht man bloss, wenn man so in einer bestimmten Entfernung vor sich hin sieht.“ Und wirklich sah ich

dann, nach einigen Versuchen, in einer Entfernung von höchstens 15–20 m vom Auge, ein Stück einer Schlangenlinie, die sich durch das niedere trockene Gras hinstreckte, als auch für das anfangs so wunderbar scheinende Spurefinden bedarf der Indianer keiner höheren Sehschärfe, sondern es ist ein einfacher Vortheil, bei dessen Kenntniss auch das Europäerauge die Spur sehen kann, und man begreifen lernt, dass die unaufhörliche Uebung den Indianer in den Stand setzt, solchen Spuren mit der grössten Sicherheit nachzugehen.

So lernte ich selbst das Sehen besser. Wenn in den späteren Monaten die Indianer miteinander tuschelten, so hatte ich meistens das in Frage stehende Thier schon gesehen oder sah es wenigstens sofort, wenn die Indianer die Richtung andeuteten. Kurz und gut, die Leistungen der Indianer Augen verloren das Wunderbare und ich glaube, dass der Unterschied im Sehen des Indianers und des Culturmenschen, vor allem des Städters, sich genugsam aus der Uebung des Sehens erklärt, die das Leben des Indianers nothwendig mit sich bringt.

Diese Uebung erstreckt sich zunächst auf den Sehakt selbst. Das konnten wir wieder an uns selbst beobachten. Etwa nach einem Vierteljahr unseres Wander- und Jägerlebens habe ich in mein Tagebuch notirt: „Es fällt mir auf, wenn ich vor mir den weiten Fluss hinabschau, dass ich die einzelnen Punkte viel genauer erfasse, als früher.“ Jedes Object gleichgültig wo ich hinsah, sah ich sofort scharf und mit allen seinen Einzelheiten, ohne eines längeren Hinschens zu bedürfen. Das kann ich mir nur aus einer grösseren Uebung der Accommodation erklären, der eben sehr viel weitere Grenzen gesteckt sind, als wir zu glauben pflegen. Ich habe gelernt, dass man das Auge auf 50, ja auf 100, auf 500 m und selbst noch auf Entfernungen von 10 und 20 km verschieden einstellen muss, dass also das Auge für jede endliche Entfernung einer gewissen Anstrengung der Accommodation bedarf.

Dass es eine solche Accommodation auf sehr grosse Entfernungen noch geben muss, beweist folgender Umstand, den jeder an sich selbst prüfen kann. Wenn wir im allgemeinen mit Naharbeit beschäftigten Europäer uns bemühen, in grosser Entfernung eine Aufschrift an einem Hause oder etwas dergleichen zu entsiffern, so werden wir lange und angestrengt hinschauen und immer nur von Zeit zu Zeit einen oder den anderen Buchstaben der Schrift klar zu erkennen vermögen. In den Zwischenzeiten verschwimmt das Bild. Das heisst, wir sind nicht im Stande mit der Accommodation die Entfernung sofort richtig zu erfassen,

und eben so wenig, die einmal gefundene dauernd festzuhalten. Selbst wenn wir sie halb zufällig für einen Augenblick erfasst hatten, so accommodiren wir doch bald wieder davor, vielleicht auch einmal dahinter, und das Bild, das einen Moment lang klar war, wird wieder unklar. Ja unsere Unfähigkeit im Sehen für grosse Entfernungen ist so gross, dass wir bei langem Hinsehen zuletzt immer weniger und weniger zu erkennen vermögen, so dass wir den Versuch unterbrechen müssen. Wenn wir dann, ohne das Auge willkürlich anzustrengen, etwas umbegesehen haben und dann plötzlich wieder unseren Blick auf die Schrift lenken, so gelingt es meistens sie für einen Augenblick scharf zu sehen. Diese geringe Uebung in der Accommodation erklärt, warum der Städter, der in seinem Zimmer die Accommodation tagans tagein nur für Entfernungen von 25 cm bis zu höchstens 6—8 m zu benutzen pflegt, erst durch Uebung in grossen Entfernungen die Zellen zu entziffern lernt, die seiner Sehschärfe in der Nähe entsprechen. Da der Indianer diese Uebung schon im höchsten Grade besitzt, so scheint mir auch für meine Beobachtungen der Einwand von geringerer Bedeutung, dass die Indianer bei sehr häufigen Wiederholungen der Prüfung wohl noch erheblich höhere Sehschärfen entwickelt hätten. Der Indianer bedarf dieser Uebung nicht mehr, und so haben spätere Versuche keine wesentliche Verbesserung gebracht. Durch diese Uebung in der Accommodation, die auch wir Europäer uns in immer höherem Grade erwarben, wird ein sehr viel schnelleres Erfassen der einzelnen Objekte und damit ein sehr viel umfassenderes Sehen der Umgebung ermöglicht. Das erklärt schon einen grossen Theil der Ueberlegenheit des Indianer-eyes.

Die grössere Beherrschung der Accommodation bringt noch einen weiteren Vortheil mit sich. Im dichten Urwald ist die Jagdbeute meist mehr oder weniger durch das Blätter- und Astgewirr des Vordergrundes verdeckt. Sie wissen, dass der Accommodationsakt merkwürdigerweise im Grossen und Ganzen unwillkürlich zu verlaufen pflegt. Auf das hervorstechendste Objekt in der Blickrichtung der Fovea centralis wird die Accommodation unwillkürlich angepasst. Das erklärt sich wohl so, dass das Bedürfniss, gerade hier scharf zu sehen, im Verlauf der Kinderjahre die Einstellung auf gerade dieses Objekt zu einem nuanenbleiblichen Akt der Gewohnheit gemacht hat. Mit Bewusstsein richten wir also nur den Blick auf einen bestimmten Gegenstand, die Accommodation auf denselben ist unserer Willkür entzogen. Wenn die Indianer mir in den ersten Expeditionswoorten

Corr.-Blatt d. Deutsch. A. G.

einen Baum wiesen, der einen Anerhahn oder etwas dergleichen enthalten sollte, so sah ich eben, was sich unmittelbar dem Auge darbot — das anscheinend unndrehrichtig liegende Gewirr von Blättern, Aesten und Schlingpflanzen an seiner Anwesenheit. Aber bald lernte ich das Oberflächenbild vernachlässigen und ähnlich, wie man aus einem vergitterten Fenster hinaus auf die Landschaft sieht, mein Auge auf weit dahinter liegende Gegenstände einzustellen. Damit rückt die Accommodation gewissermassen in den Bereich des Willkürlichen.

So hat der Indianer unser gemeinsames Instrument, das menschliche Auge, zu seinen Zwecken ganz besonders gut zu benutzen gelernt und da seine Aufmerksamkeit durch das Bewusstsein der unaufhörlichen Lebensgefahr, in der er sich befindet, und der Nothwendigkeit, sein Leben vom Ertrag der Jagd zu fristen, in nunterbrochener Spannung erhalten wird, so ist es leicht verständlich, dass die Feinheit seiner Naturbeobachtung einen für uns geradezu wunderbaren Grad erreicht. Zur Sebulung der Accommodation tritt die Schulung der Aufmerksamkeit im Allgemeinen. Das erklärt die von jeher von uns Weissens angestaunte Orientierungsgabe des Indianer in weglöem Terrain und die Fähigkeit einen Weg, den er einmal gegangen, noch nach Jahren seiner wiederzufinden, heides Eigenschaften, die mit seiner weitgehenden Benutzung des Gesichtsinnes aufs engste zusammenhängen. Uns immer in Gedanken versankenen Europäern, die wir stundenlang dahin schlendern können, ohne uns der Umgebung voll bewusst zu werden, erscheint er damit fast wie durch einen eigenen Instinkt geleitet. Schon von den Steinen hat darauf hingewiesen, dass dieser „Instinkt“ auf sehr sicherem Wissen beruht. In den ersten Tagen unserer Reise im Sertão bravo, d. h. im vollständig unbewohnten Gebiet jenseit des Parantinga, entstand eine Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn Dr. Meyer, der den Platz nach den Claus'schen und Vogel'schen Itineraren sicher festgestellt zu haben glaubte, und Antonio. Ersterer wollte direct südlich marschiren, Antonio aber sagte man müsse nach Westen gehen. Am nächsten Morgen machte Antonio eine Reconnoissanceström, von der er mit der Nachricht zurückkehrte, er habe einen Platz gesehen, wo er vor 9 Jahren mit Dr. Carlos, dem jetzigen Professor von den Steinen, ein Reh geschossen habe. Um das würdigen zu können muss man die dortige Gegend gesehen haben, eine Terrainwelle nach der anderen und eine gleicht der anderen aufs genaueste, immer mit den gleichen, in der Sonnenhitze verkrüppelten Bäumen bestanden, so dass man versucht ist, sie mit Gegenden wie das berühmte Steinerne Meer

zu vergleichen. Charakteristisch für Antonio war, dass er zu dieser Meldung hinzufügte, wenn wir wollten, könnten wir ja auch Süden marschieren, aber er ginge dann nicht mit.

Man sieht hieraus, wie die ununterbrochene Aufmerksamkeit und das Bewusstsein der Wichtigkeit, die die äusseren Umstände für die Indianer haben, auch das Gedächtniss schälen und wie der geistige Besitz des Indianers zu einem sehr grossen Theile aus solchen topographischen Erinnerungsbildern bestehen muss. Es lässt sich verstehen, dass das ganze Denken des Indianers von dieser genauen Naturbeobachtung in hohem Grade in Anspruch genommen ist. Die ununterbrochene Benutzung seiner Sinne muss also auch eine Rückwirkung auf sein psychisches Leben haben. Hier gewinnen wir noch einmal einen Einblick in den Unterchied des Sehens beim Indianer und beim Kulturmenschen, wobei diesmal die Bilanz sehr zu Gunsten des Letzteren ausfällt.

Ich glaube darüber wieder Beobachtungen an meiner eigenen Person anführen zu dürfen. Mit mir selbst ging im Verlaufe der Reise eine Veränderung vor sich, die sich mir nach und nach sehr bemerklich machte. Ich war, als gebildeter Europäer, gewohnt, mich mit Genuss der Betrachtung landschaftlicher Schönheit hinzugehen. Als sich die Reise immer weiter in die Länge zog und damit die Heimkehr in immer weitere Ferne rückte, hätte ich viel darum gegeben, wenn ich mich mit der alten Genussfähigkeit an der Schönheit der landschaftlichen Bilder und Beleuchtungen hätte erbauen können. Oft setzte ich mich an solchen Tagen abends an das Ufer des Flusses, um in stiller Betrachtung die Schönheit und Grossartigkeit der tropischen Natur auf mich wirken zu lassen. Aber es kam zu keiner Betrachtung der Natur im Grossen und Ganzen mehr. Ich hatte es vollkommen verlernt, ein Landschaftsbild im Ganzen aufzufassen; wo ich auch hinsah, überall beschäftigten mich sofort die Einzelheiten, überall sah ich etwas, das der genauesten Fixirung werth erschien und das unwillkürlich die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese Versuche, die einer gewissen Komik nicht entbehren, endeten stets mit dem gleichen Resultat. Ich machte alle möglichen Einzelbeobachtungen, aber zu einem geistigen Besuchen des Ganzen kam es nicht und die Sammlung und damit die ersetzte beruhigende Wirkung blieb aus.

Auf Grund dieser Beobachtungen glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich dem Indianer die Fähigkeit eines Naturgenusses in unserem Sinne abspreche. Ihn werden in noch höherem Masse, als das bei uns der Fall war, die Einzelheiten

beschäftigen, und er wird sich überall bemühen, mit der Accommodation die ganze Umgebung aufzulösen und das Ungleichartige vom Gleichartigen abzuschneiden.

Damit hängt auf's Engste eine zweite Beschränkung meines Seelenlebens zusammen, die wieder in der ununterbrochenen Beschäftigung der Aufmerksamkeit ihren Ursprung hat. Selbst wenn wir tagelang, in der gleichförmigsten Umgehng, Windung für Windung unseres korkzieherartig gewordenen Flusses durchfahren, litt ich doch nie unter Langerweile. Immer gab es etwas zu sehen oder zu hören; man war in einer ununterbrochenen Spannung; man war sich bewusst, dass das Uebersehen eines noch so geringfügigen Umstandes über Sattwerden oder Hungern, eventuell über Leben und Tod entscheidend sein konnte. Mit diesem Fehlen der Langweile verlor sich auch das Nachdenken über die mehr theoretischen Probleme des Lebens, auf das wir uns den Naturvölkern gegenüber so viel zu gute thun. Auch diese Beobachtung glaube ich mit Fug und Recht auf die Indianer übertragen zu dürfen und ich glaube, dass gerade die fortwährende Beschäftigung mit der äusseren Umgebung, die es unseren Indianern erst ermöglicht, der Natur ihre nothwendigsten Existenzbedingungen abzuringen, überall in der Welt die Jägervölker daran verhindert hat, grosse Fortschritte in der Kultur zu machen. Nur wo der Mensch sich, zunächst durch Hausthiere und Kulturpflanzen, von der Natur unabhängiger zu machen verstand, ist ein Fortschritt möglich gewesen. So ist der Indianer durch die äusseren Umstände seines Lebens geradezu gezwungen, ein Kind des Augenblicks zu sein. Man kann für seine Lebensführung und seinen geistigen Besitz erst von diesem Standpunkt aus das richtige Verhältniss gewinnen und würde ihm Unrecht thun, wenn man sein Leben an den uns geläufigen ethischen Forderungen messen wollte, die den Musseständen von Jahrtausenden ihre Entstehung verdanken.

Wenn wir das Resultat zusammenfassen, so kann es in gewissem Sinne ein tröstliches genannt werden. Ich glaube, ihnen wahrscheinlich gemocht zu haben, dass die hervorragenden Leistungen des Indianerages sich ungezwungen in anderer Weise, als durch Annahme einer sehr hohen Sehschärfe erklären lassen, was durch die genaue Prüfung auch bestätigt worden ist. Es war schon deswegen wahrscheinlich, dass die Sehschärfe des Indianers nicht über die bei uns beobachteten Grade von $2\frac{1}{2}$ —3 hinausgehen würde, weil mit diesen schon die anatomische Grenze der Sehschärfe erreicht ist. Die bei uns beobachteten Sehwinkel von 60—90 Secunden entsprechen dem Abstand

der einzelnen empfindenden Elemente der Netzhaut, speciell der Fovea centralis. Hätte ich die hohen Grade von Sehstärke beim Indianer gefunden, die vielfach für ihn angegeben werden sind, so hätte wir annehmen müssen, dass die Netzhaut desselben aus einem sehr viel feineren Mosaik von Stäbchen und Zapfen bestünde. Dann wäre die Ueberlegenheit des Indianeranges in einer feineren Struktur desselben begründet gewesen, der gegenüber wir unser Auge als ein entartetes hätten ansprechen müssen.

Wenn wir uns fragen, wie die niedrigen Angaben über die hohe Sehstärke der Indianer haben entstehen können, so finden wir stets den gleichen Grund. Der Reisende, der von den Leistungen der Indianer überrascht war, hat aus einer oder der anderen der auffallendsten, die ihm mit Zahlen fassbar erschienen, die Sehstärke zu berechnen versucht. Wie leicht man hierbei irren kann, da man ja die Prämissen nur selten kennt, das beisst da man nur selten im Stande sein wird anzugeben, was den Indianer zum Erkennen des betreffenden Gegenstandes veranlasst hat, möge ein Beispiel erläutern. Hätte ich zu berechnen versucht, wie gross der Sehwinkel ist, unter dem unser Antonio noch das Reggeweiß von den Ohren des Rehs zu unterscheiden vermochte, so hätte ich mit Leichtigkeit ein mindestens zehnfache Sehstärke berechnen können. Jetzt weiss ich, dass er das Gehör eben so wenig gesehen hat, wie ich, und dass er den Bock an einem anderen seendürren Geschlechtscharakter erkannt hat, von dessen Existenz mir a priori nichts bekannt sein konnte.

Zum Schluss möchte ich noch auf einen anderen Gesichtspunkt aufmerksam machen. Der Neugeborene ist normalerweise hyperop, eine Eigenschaft, die sich bei uns, falls der Gang der Entwicklung ein normaler ist, nach und nach verliert. Aus den Untersuchungen Cohns wissen wir, dass sich diese Hyperopie bei der Landbevölkerung ausnahmslos bis in die Schuljahre erhält. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass die Fähigkeit des Indianers, auf sehr grosse Entfernungen noch zu accommodiren, durch den gleichen Umstand unterstützt wird. Dann haben wir in der Kurzsichtigkeit der gebildeten Stände, wenn sie ihre Sehstärke nicht berührt hat, keine Degeneration, sondern nur einen Anpassungsvorgang zu erblicken, der sein Analogon in der Kurzsichtigkeit der in Zimmer und Stall gehaltenen Haustiere findet. Der Kurzsichtige ist auf dem Wege der normalen postembryonalen Entwicklung des menschlichen Auges nur einen Schritt weiter gegangen als der Emmetrop, um seiner Beschäftigung im Zimmer und am Schreibtisch mit einer geringeren Anstrengung der Accom-

modation nachgehen zu können. Ich kann mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, dass die Analogie der Kurzsichtigkeit des Menschen mit der der Haustiere mir dafür zu sprechen scheint, dass die so viel beschuldigte Naharbeit in der Schule mit Lesen und Schreiben, doch nur einen, wenn auch grossen Theil der Ursachen unserer Kurzsichtigkeit darstellt. Sie wird sich leider nicht vermeiden lassen. Dagegen muss sich der nahezu ununterbrochene Aufenthalt der Kinder im Zimmer, wie er in Städten leider nur zu oft verkommt, beschränken lassen, selbst wenn es auf Kosten der Schulstunden sein müsste. Dagegen wird die Thätigkeit des Auges eine weniger einseitige werden, und vielleicht wird man damit verbunden können, dass der geführte Anpassungsvorgang an die eine Seite der Thätigkeit des Auges einen zu hohen Grad erreicht.

Herr Dr. L. Prochownek-Hamburg.

Die Beckenformen der Anthropoiden.

Es herrscht in den letzten Jahren eine gresse Stille über anthropologische Beckenstudien; die Litteratur bietet nur kleinere Ansätze und das Schweigen der von unserer Gesellschaft eingesetzten Commission ist berechtigt. Die Schwierigkeit der Untersuchungen und die verhältnissmässige Undankbarkeit solcher Arbeiten erklären dies genügend.

Wie man im Beginn unserer jetzigen anthropologischen Aera an den Schädelformen Rassenmerkmale suchte und aus ihnen Rassenentypen aufzustellen bemüht war, verfuhr man auch bei den Studien am Becken. Allein die grössere Anbäufung von Material und nüchtere Selbstkritik erhärteten bald die Grösse der Fehlerquellen. Ich behaupte dreist: Mit dem gesammelten zur Zeit in den europäischen Museen angehäuften Materiale lässt sich eine Rassenbeckenkunde noch nicht herstellen; die bisherigen Seblüsse aus Arbeiten darüber, bei aller Anerkennung für deren oft achtunggebietenden Fleiss, halten scharfer Kritik nicht Stand!

Die Einschaltung des Beckengürtels am unteren Kumpfenda macht denselben in der Zeit zwischen Geburt und Vollendung des Wachstums zu einem der labilsten und am meisten beeinflussbaren am Skelete. Die rein individuellen Schwankungen sind beim 4füssigen Säugethier zwar weitaus geringer als beim Menschen, aber selbst bei den Quadrupeden können sie dem aufmerksamen Vergleichler nicht entgehen. Sicher beruht dies nicht auf der Zerbreitung der Skelete. Natürlich haben grosse Individuen gleicher Art grosse, kleine Individuen kleine Becken; aber eben bei der Beschaffenheit der Knochen — zart und derb —, mehr noch bei der Neigung zu Herizent und Wirbelsäule, so-

wie bei den Rassenverhältnissen ist die individuelle Variation bei den Quadrupeden bereits eine grosse, und aufsteigend bis zum Menschen eine immer beträchtlichere.

Diese Hochgradigkeit der individuellen Variation erschwert Studien im Rassen Sinne so stark, dass z. B. jegliche Schlüsse auf ein Becken ohne die Prüfung des zugehörigen Gesamtskelets nicht gelten können. Das Suchen nach Rassenmerkmalen an jugendlichen Individuen oder gar an Embryonen ist aussichtslos. Nun lag schliesslich nahe, durch vergleichende Untersuchung von Schädel und Becken rassentypische Gesichtspunkte zu finden. Zuerst schien hierbei an einem auf bestimmte Gebiete beschränkten Materiale z. B. an der von mir untersuchten immerhin recht umfangreichen Gedeffroy'schen Südeurasien — eine feste Stütze in Aussicht; leider fiel sie bei Erweiterung der Arbeit auf die reichen Sammlungen der europäischen Hauptstädte bald zusammen. Nun wäre es aber ganz verkehrt, die bisherige Arbeit über Bord zu werfen; die Fälle des vorhandenen, mit grossem Fleisse zusammengetragenen Materials kann sich nach Ausschaltung unrichtiger Prämissen oder Schlüsse doch noch als recht werthvoll erweisen. Man muss nur vorläufig einmal auf eine Rassenanthropologie am Becken verzichten und deren Aufbau bis nach Erledigung der Grundpfeiler verschieben. Damit geschieht nichts anderes, als was abseits der cranialen Anthropologie auch geschehen ist und zum Theile noch geschieht. Die Vorarbeit muss nach zwei Richtungen fortschreiten. Erstens muss die noch recht lückenhafte und unstrittene Phylogenie des Beckens vervollkommen werden. Es liegt darüber, in der zool. Literatur aller Culturvölker verstreut, ein reichliches Material vor, aber es fehlt eine geordnete und die recht abweichende Anschauungen klärende Arbeit eines Fachmannes. In der kurzen Form eines Vortrages (Naturhist. med. Verein Heidelberg. V. Bd.) hat zuletzt F. A. Kehler in dankenswerther Weise die Hauptergebnisse zusammengestellt.

Aus der Stammesgeschichte wird sich zunächst alles Arttypische für den Menschen feststellen lassen.

Zweitens kann an reichem Materiale bestimmter geographischer Gebiete oder morphologisch abgegrenzter Gruppen die individuelle Variation, d. h. Verhalten zum Gesamtskelete und Sexualcharaktere genau studirt und präcisirt werden. Was dann an Abweichungen vom Arttypus und den letzterwähnten Charakteren übrig bleibt, — und es bleiben in der That solche übrig! — erhebt sich am Becken den Anspruch auf Rassenunter-

schied zwischen den einzelnen Zweigen des genus homo.

Einige kurze Sätze als Ergebniss der Phylogenie müssen zu weiterem Verständnis hier eingefügt werden.

1. Durch die ganze Wirbelthierreihe hindurch steht die Entwicklung des Beckengürtels in so ausgesprochenem Zusammenhang mit dem Gesamtskelet des zugehörigen Individuum, dass zu einem erfolgreichen Studium stets beide vorhanden sein müssen.

2. Die individuelle Variation beruht in höherem Grade auf Sexualcharakteren, in geringerem auf Eigenthümlichkeiten — meist Wachstumsschwankungen — des Gesamtskeletes.

3. Die Abhängigkeit von den Lebensbedingungen lässt sich genau durch die Phylogenie verfolgen, selbst in pathologischer Richtung. (Atavismen, Verkümmierungen.)

4. Es bestehen bis zu den Primaten hinaus keine nachweislichen Beziehungen zwischen dem vollendet entwickelten Schädel und Beckengürtel.

Die weitere Klärung der Phylogenie ist in erster Linie Sache des Zoologen. Wer als Anthropologe der für diesen näherliegenden zweiten Aufgabstellung sich zuwendet, bleibt naturgemäss bei den Affen zuerst stehen. Da aber der Abstand zwischen den niederen Affenarten und den sogenannten Anthropoiden ein recht beträchtlicher ist, mindestens gleichgros als der zwischen letzteren und dem Menschen, so kann der Anthropologe sich zum Vorstudium für Rassenfragen auf das morphologisch ziemlich scharf abgegrenzte Gebiet der menschenähnlichen Affenarten beschränken.

Im Sinne der bisherigen Erörterungen, d. h. gestützt auf das phylogenetische Studium habe ich versucht, die Becken der Anthropoiden auf ihre Sondereigenschaften zu prüfen und mit dem menschlichen zu vergleichen. Dabei ist zunächst auf grössere Messungsreihen und mathematische Darstellungen absichtlich verzichtet worden, weil für das geringe Material wenig Erfolg zu erwarten ist und weil damit bei den menschlichen Rassenfragen manche Verwirrung herbeigeführt worden ist. Eine kurze, rein morphologische Vergleichung der Einzelknochen und des Gesamttheekens, gestützt auf Skeltdemonstration bzw. auf möglichst gute Abbildungen, genügen vollan zum Verständnis und zur Verständigung. (Wegen der Herstellung der Abbildungen, sowie betr. der Tabellen, welche die Einzelheiten der verschiedenen Anthropoiden-Becken enthalten, muss auf die Originalarbeit verwiesen werden. Den bisherigen Studien liegen lediglich die Anthropoidenskelete von Berlin, Hamburg, Lübeck zu Grunde.)

Als Ausgangspunkt hat im Interesse der Kürze das menschliche Becken gedient. Streng wissenschaftlich hätte als Grundobject das niedere Affenbecken dienen sollen; dies wäre aber wegen zu vieler Wiederholungen und geringerer Verständlichkeit für einen rein anthropologischen Zweck unpraktisch gewesen. Die folgenden Sätze bilden die Quintessenz einer grösseren, diesem Gegenstande gewidmeten, demnächst anderweit erscheinenden Arbeit.

I. Hauptverschiedenheiten zwischen Menschen- und Säugethierbecken:

Schmalheit des Hüftheins, theilweises oder gänzlich Fehlen von dessen abdominalem Theile. Länge — mitunter sehr beträchtlich (Herbivoren) — des Rückentheiles des Ilium bei grosser Schmalheit. Je sprunggewandter ein Thier, um so mehr Ueberwiegen des dorsalen Hüftheinstückes. Schmalheit und Verlängerung des Sitzheins, keine oder geringe Gesässfläche. (Ausnahme: Affen.)

Verlängerung der Schamfuge, besonders nach hinten; Halbcanalbildung der unteren Beckenwand; enge Beckeneingänge, weite Aengänge; Fehlen des grossen Beckens.

II. Hauptverschiedenheiten zum Affenbecken.

Aufsteigend von den Loris zu den Makis und von diesen zu den höheren Affenarten differenzirt sich das Becken deutlicher.

Hüftbeine schmal, platt, lang, steil, stehen seitlich zur Wirbelsäule, mit ihr fast in einer Ebene liegend. Darmbeinflächen platt, sehen gerade nach vorn und hinten. Hüftheinhals sehr lang. Ränder schwach geschweift. Letzte Lendenwirbel eingearbeitet zwischen die stark aufsteigenden Hüftbeine.

Bei allen Arten starke, breite, flächenhaft ausgebreitete, mehr weniger nach aussen und hinten umgerollte Sitzhöcker, die oft bis zur Verbindung des Sitz- und Schambeines reichen.

Lange, breite Schamfugen, Knochendicke derselben sehr wechselnd.

Stetes Ueberwiegen aller geraden Durchmesser über schräge und quere; Wegfall des grossen Beckens, relative Höhe bezw. Länge des kleinen; Zurücktreten der Stützwirbelbildung — kein Promontorium! —

Länge, Schmalheit des Kreuzbeins, fehlende Höhlung vorn, Convexität hinten, geringe Betheiligung der Sacralwirbel am Iliosacralgelenke.

Schwanzwirbelbildung mit Kreuzbein als Basalstück.

Gesamtbecken nur in geringem Maasse Stammstütze.

III. Die Beckenformen der Anthropoiden nehmen eine deutliche Mittelstellung zwischen Affen- und Menschenbecken ein.

Um dies klar zu beweisen, muss man die sämtlichen Skelete — auch die menschlichen — nicht in derjenigen Stellung vergleichen, die sie gewöhnlich in den Museen innehaben, sondern erstens in diejenigen Neigungsverhältnisse zum Horizont bringen, die von ihnen bekannt sind, und zweitens sie auch vergleichen, wenn sie in eine dem Vierfüssergange zukommende Position übergeführt worden sind. Es zeigt sich dann: 1) dass die Mittelstellung der Anthropoiden nicht durch eine einheitlich fortschreitende Umbildung erreicht worden ist¹⁾, sowie 2) dass sie von beiden Enden — niedere Affenarten und Mensch — gleich weit entfernt sind.

Verharren wir für unseren Zweck beim Verbalten zum Menschen, so muss man, so wenig dies für den ersten Anblick richtig erscheint, doch am Ende genauer Studien R. Hartmann völlig Recht geben, wenn er den Beckengürtel der Anthropoiden für den am wenigsten menschenähnlichen Abschnitt des Skeletes erklärt.

Jede Anthropoidenart zeigt an einem oder mehreren Punkten des Beckens eine ausgesprochene Menschenähnlichkeit; jede Art aber an andern Stellen des Beckens, gleichzeitig natürlich mit starker Entfernung vom Baue niederer Affenarten an den betr. Punkten; jede Art fällt jedoch an anderen Beckenstücken weit nach den niederen Arten zurück; insbesondere erinnert bei keiner Art der Gesamthabitus des Beckens an menschliche.

Beim Gorilla besticht am meisten die allerdings bei ihm allein vorkommende Umbiegung der breiten Hüftsehafeln nach vorn, mit ausgebildeter Darmbeingrube. Jedoch reichen diese beiden Charaktere nicht entfernt an menschliche Becken heran, selbst da nicht, wo namentlich die Darmbeinflügel verhältnissmässig flach, wenig nach vorn umgebogen und wenig geböhlt sind, wie bei den Nordostaustralern. (Mus. Godeffroy.) Das ganze übrige Gorilla Becken tritt durch Massigkeit, Länge, Kreuzbeinlagerung so sehr bis zu den grossen Herbivoren zurück, dass in allen übrigen Punkten ausser dem berührten einen der Abstand vom Menschen viel grösser ist als beim Schimpanse und Orang.

Am Schimpanse würde — unter Wegnahme der weit vom Menschen entfernten Hüftbeinergestaltung — aus der Form des Beckeneingangs und der Kleinheckenhöhle, sowie aus dem dorsalen Hüftbeinansatz eine Menschenähn-

¹⁾ Man vergl. darüber die Tabellen.

liehkeit herzuleiten sein. Gehirnhülflich gedacht kann sogar bei dieser Art ein Gehärmechanismus in Schädelstellung für möglich erachtet werden.

Es ergibt sich hieraus für das Schimpanseecken, was von anderen Forschern, in erster Linie unseren beiden Vorsitzenden, für Schädel und Hirn festgestellt worden ist, dass nämlich am ehesten von dieser Anthropidenart weitere zum Menschen überleitende Formen ausgegangen sein dürften.

Freilich führen Gestalt der Hüftbeinflügel, Sitzheine, absolute und relative Massverhältnisse auch für den Schimpansee auf tiefer stehende Affenarten zurück.

Das Becken des Orang-Utan nähert sich dem menschlichen durch Kammschweifung der *Crista ilei* mit Bildung einer *Curvatura sigmoidea*, durch eine ausgesprochene *Incisura iliaca posterior* mit — sonst meist fehlender — *Spina il. post. iof.* Ausserdem ist das ganze Becken etwas kleiner und niedriger als beim Gorilla, bei einzelnen Exemplaren besteht eine schwache Umbiegung der Hüftbeinflügel nach vorn und öfter sind die sonst überall sehr schwach angedeuteten *Spinae ischii* schärfer ausgeprägt. Der übrige Charakter ist stark affenartig.

Bei den *Hylotates*arten (*Gibbons*) ist lediglich das Kreuzbein, und zwar nur für sich allein betrachtet, auffallend menschenähnlich in Höhe, Breite, Höhlung, *Curvatur*. Jedoch ist schon am Einzelknochen auffällig, dass er meist aus 4 oder 5, nicht aus 5 Stücken besteht. Eingefügt in den Beckengürtel tritt durch das starke Ueherragen der schmalen, langen Hüftbeine sofort der menschenähnliche Eindruck zurück. Das übrige Becken weist, wie schon Huxley bemerkt, von allen Anthropomorphen am meisten eine „beträchtliche Degradation“ auf.

Bei der Betrachtung des Gesamtheckens der Anthropoiden fällt jede Menschenähnlichkeit.

Dasselbe trägt einen vorwiegenden Längeneharakter. Länge und mit ihr Höhe überwiegen in allen Richtungen die Breite. (Genau umgekehrt beim Menschen!)

Am Hüftbein überragen stets Kamm und Dorsaltheil das Kreuzbein beträchtlich, unter Parallelagerung des letzteren zur Lendenwirbelsäule. Die *Tubera* der Sitzheine sind stets nach hinten, aussen umgerollt mit langen ovoiden oder ellipsoiden Flächen; der Oberkörper der Thiere sitzt nicht gerade auf dem Becken, sondern haftet in vornübergebeugter Haltung (mit relativer geringer Gesässmuskulatur) gegen die Unterfläche. (Beim richtigen Sitzen wird immer die untere Extremität mit als Rumpfstütze benutzt!) *Spina ischii* und

damit zugleich *Incisura ischiadica minor* fehlen meistens; die *Incis. ischiad. major* ist sehr gross, entbehrt der Rundung und Schweifung.

Der Bau der Pfannenwand, hinten stärker als oben, erweist den stärkeren Druck gegen die Hinterfläche beim Gange.

Die Schaambeine sind durchweg derbknochig, die Symphysen lang und breit, die Hüftlöcher klein, die Schambogenwinkel entweder zu wenig- oder überstumpf.

Der Beckeneingang, meist ovoid und oft, auch bei ♀, mit der Eispitze nach hinten, mitunter elliptisch, ist langgezogen, nur beim Schimpansee etwas mehr rundlich und quer breiter. Der Beckencanal ist in Länge, Richtung und Axe völlig vom Menschen verschieden; nach vorn ist die Begrenzung länger, nach hinten durch Umrollen der *Tubera* und Fehlen der *Spinae ischii* länger und geräumiger. Das Becken ist daher im gebrüthshülflichen Sinne, auch bei den Weibchen, vorwiegend oben eng, unten weit. (Triebterbecken!)

Sehr bemerkenswerth sind die Unterschiede betr. den sogen. Stützwirbel (*Vertebrae fulcralis* im Sinne von Holl und Weleker) und *Promontorium*. Der Zahl nach ist bis auf den Orang immer der 25. Wirbel der fulcralis, allein er ist weit weniger deutlich ausgebildet, verschwindet durch das Einsinken des Kreuzbeins zwischen die überragenden dorsalen Hüftbeintheile. Durch dasselbe Verhalten verändert sich das Neigungsverhältnisse zur Lendenwirbelsäule; diese hat beim Anthropoiden stets eine dorsale, beim Menschen eine ventrale (lordotische) Krümmung und so verschwindet der einen Dreiviertelkreis bildende als *Promontorium* bezeichnete Grenzvorsprung zwischen Kreuz-Lendenwirbelsäule beim Anthropoiden völlig.

Die Meinung Hartmann's, dass die untere Kreuzwirbel bzw. das ganze Kreuzbein als Basalknochen eines Schwanzes — Schwanzwurzelknochen — erscheine, kann ich nicht theilen. So weit auch das Kreuzbein noch vom menschlichen abstammt, so steht es doch noch immer diesem durch zunehmende Breite, bessere und festere Gelenkverbindung mit dem Hüftbein, etwas angedeutete *Curvatur*, Verschwinden der Schwanzwirbel, Verbreiterung der oberen Partien näher, als dem der geschwänzten Affen.

Endlich sind die Sexualdifferenzen bei allen Anthropomorphen am Gesamtbecken auffallend geringer, als beim Menschen. An den einzelnen Knochenstücken sind sie etwas prägnanter; es kann bei einem Anthropoidenbecken leicht unmöglich sein, sicher das Geschlecht zu

bestimmen; beim Menschen, auch bei den niederen Rassenformen, gehört dies zu den Seltenheiten.

Alle die vorerwähnten im Vergleich zum Menschenbecken negativen Merkmale ins positive übersetzt, ergeben die Artercharaktere des menschlichen Beckens. (Vgl. darüber die ausführliche Bearbeitung.) Hat man diese genau festgestellt, und prüft nun die Beckenformen der verschiedensten Menschenrassen, soweit sie in den grösseren Museen der europäischen Bildungszentren vorhanden sind, auf pithekoide Zeichen, so erhält man weder für die einzelnen Knochen, noch für den Beckengürtel den geringsten Anhalt; dies gilt auch für die ältesten vorhandenen Becken und für die bisher als niederste angesehenen Rassenformen. Ebensowenig sind atavistische Verkümmierungen bekannt. Minderzahl von Kreuzwirbeln, Mehr- oder Minderzahl von Striiswirbeln, schwache, selbst minimale Ausbildung der Spinae ischii, Mangel der Spin. ant. inf. kommen zwar zur Beobachtung, aber stets nur bei einzelnen Individuen, nie bei Gruppen, und gleich vertheilt über alle Erdtheile. Ueber Erblichkeit solcher Einzelabweichungen ist nichts bekannt, sie machen stets nur den Eindruck einer zufälligen Hemmungsbildung.

Der für Jeden klarliegende Schluss, dass von den jetzt bekannten Anthropoiden noch ein weiter Weg zum Menschen auch für den Beckengürtel, vielleicht besser noch, besonders stark für den Beckengürtel besteht, soll aber keine Spitze gegen die Descendenztheorie haben.

Phylogenetische Studien führen auch den nächststen Untersucher mit einer unerbittlich zwingenden Logik auf die Evolutionstheorie. Die Anthropoiden stehen auch betreffs des Beckens zweifellos uns am nächsten und unter ihnen ist auch für den Beckengürtel der Schimpanse dasjenige Herrschier, das am ehesten zu den weiteren Übergangsformen zum *Homo primigenius* in Beziehung steht. Allein zwischen beiden ist noch ein grosses Stück Zwischenstammesgeschichte unausgefüllt. Die bisherigen fossilen Reste haben leider für das Becken noch nicht das geringste Untersuchungsmaterial gebracht; hoffen wir auf die Zukunft!

Herr Geheimrath Professor Dr. Fritsch-Berlin.

Der Herr Vordredner hat angeführt, dass bei den Anthropoiden der generelle Unterschied, die Abweichungen zwischen dem männlichen und weiblichen Becken, gering sei. Dies behauptete ich für die wilden Völkerstämme, und habe es speciell für die südafrikanischen Völkerstämme, wie ich glaube, bewiesen. Ich würde mich noch heute anbeischig machen, unter Benützung photographischer Abbil-

dungen der einen oder anderen Beckenansicht die Fachleute in Verlegenheit zu setzen, ob es sich um ein männliches oder weibliches Becken handelt. Sie sind gewöhnlich, wie man zu sagen pflegt, darauf reingefallen, und konnten die Unterscheidung nicht treffen. Dasselbe gilt von den Rassebecken der Südsee.

Herr H. Hildebrand-Stockholm:

Die Alterthümer der Insel Oeland.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr Professor Dr. Oscar Montellus-Stockholm:

Hausurnen und Gesichturnen.

Hausurnen sind schon längst aus Norddeutschland (Elbegegend) und Dänemark bekannt gewesen. In Südschweden sind auch zwei Hausurnen gefunden worden; die eine zeigt eine primitive Bemalung. Einige Hausurnen — offenbar die älteren — haben die Form einer Hütte mit Thür; oft sieht man auch an der Spitze des Daches eine runde Rauchöffnung. Die jüngeren Urnen haben entweder nicht die Form einer Hütte, oder die Thür ist nur angedeutet. In den jüngsten Gefässen dieser Gruppe, welche die Hüttenform vollständig verloren haben, ist nicht mehr als die Thüröffnung erhalten; sie sind auch „Thürurnen“ benannt worden. In Mittelitalien (Etrurien und Latium) hat man ebenfalls Hausurnen entdeckt, und es scheint mir klar, dass die nordischen Thongefässe dieser Art durch einen italienischen Einfluss entstanden sind; d. h. die Idee ist aus Italien hieher gekommen, die nordischen Hausurnen selbst sind aber hier verfertigt worden, weil sie in den Details von den italienischen bedeutend abweichen. Die meisten italienischen Hausurnen gehören dem 12. und dem 11. Jahrhundert v. Chr. an. Die ältesten nordischen Hausurnen stammen aus dem 11. oder dem 10. Jahrh.; die jüngsten „Thürurnen“ sind mehrere Jahrhunderte später.

Gesichturnen kommen im nordöstlichen Deutschland vor, in der Weichselgegend. Westlich davon sind sie sehr selten; in der Elbegegend kommen nur einige vor, welche eine eigenthümliche Combination mit den „Thürurnen“ zeigen. Im östlichen Mittelmeergebiet und in Etrurien findet man auch Gesichturnen, und ich bin überzeugt, dass die nordischen Gesichturnen in derselben Weise wie die Hausurnen südlichen Ursprungs sind. Die Funde beweisen, dass die deutschen Gesichturnen einer späteren Zeit als die deutschen Hausurnen angehören. Diese stammen aus der Bronzezeit, jene aus der ältesten Eisenzeit, aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr.

Um die Verschiedenheit in der Verbreitung der beiden Formen zu erklären, müssen wir uns erinnern, dass der Bernsteinhandel in der älteren Zeit dem Elbeweg nach Jütland folgte; in der späteren ging der Hauptexport des Bernsteins von der Gegend an den Weichselmündungen aus. Das Fehlen der Hausurnen in dem Weichselgebiet und die grosse Seltenheit der Gesichtsurnen in dem Elbegebiet sind in meinen Augen Beweise dafür, dass in der älteren Gesichtsurnen-Periode, folglich um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr., der Bernsteinexport aus Preussen von grösserer Bedeutung als derjenige aus Jütland wurde.

Herr Director Dr. Voss-Berlin:

Ich möchte mir nur einige ergänzende Bemerkungen erlauben zu dem Vortrage des Herrn Professors Dr. Montelius. Was die bemalte Hausurne betrifft, so ist das von ihm angeführte nicht das einzige Exemplar, es ist noch eine solche bei Aken a. d. Elbe gefunden worden, welche aber bis jetzt nicht publicirt ist. Sie wurde dem Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin angeboten, aber man forderte einen so enormen Preis, dass es unmöglich war, sie zu erwerben. Sie ist gelblich-roth, weiss bemalt, indem ein breiter weisser Streifen sie horizontal in ihrem ganzen Umfange umzieht. An den Ecken der Thüre sind einige Schrägstriche sparrenartig gestellt, auch ist die Thüre mit Schrägstrichen bemalt. Sie ist aber stark restaurirt und es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, was Originalbemalung war und was restaurirt ist. Mit ihr wurde eine zierliche bronzene Bechermadel, wie sie in den süddeutschen Hügelgräbern häufig vorkommen, und wie das Berliner Museum auch eine aus dem Grabfelde von Freiwald in der Lausitz besitzt, gefunden. Eine etwas mangelhafte Nachbildung in Thon, von einem Dessauer Töpfer angefertigt, befindet sich im Museum zu Berlin.

Das erste der hier in Abbildung vorgeführten Stücke soll wohl die bekannte „Ascherlebener“ Urne sein, welche sich im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befindet. Zu dieser Abbildung möchte ich bemerken, dass sich im Dache nicht eine Rauchöffnung befindet, sondern nur eine Bruchstelle, welche vielleicht von der Auffindung herührt. Van den „Thürurnen“, wie sie von Herrn Geheimrath Virchow sehr bezeichnend genannt worden sind, mit Einsteiföffnung und kuppelförmigem Dach, ist ein Exemplar bei Seddin in der Priegnitz gefunden worden, zusammen mit einem Antennenschwert und anderen Bronzen, welche sich im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befinden. Die Urne ist leider zerbrochen worden, aber ich habe ihre Form durch Nachfrage bei den

Findern feststellen können. Es sind auch noch die beiden Stifte, mit denen die Thüre geschlossen wurde, erhalten, aber von der Thüre selbst nichts mehr. Zu der Ascherlebener Urne besitzt das Kgl. Museum noch einige Analogien, auch aus der Ascherlebener Gegend und dem Anhaltinischen. Eine der folgenden hier ausgestellten Abbildungen soll wohl die von mir in den Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellschaft 1877, S. 451 ff. und Taf. XX, p. 8 dasselbst abgebildete Urne von Tlukom sein. Ich möchte derselben kein so hohes Alter beimesnen, wie Herr Montelius dies thut, sondern sie für erheblich jünger halten. Nach meiner Meinung gehört sie zu den jüngeren Formen, denn die mitgefundenen eisernen Nadeln zeigen eine ausgesprochene la Tène-Form. Es gibt allerdings auch noch Gesichtsurnen aus älterer Zeit, z. B. die von Kl. Katz, von denen das eine Exemplar die Nachahmung eines Bronzehalschmuckes der jüngeren Bronzezeit in eingeritzter Zeichnung zeigt.

Die folgende Abbildung stellt wohl eine der bei Eilsdorf gefundenen Urnen dar, welche sich im Besitz des Herrn Gutbesitzers Vahsel in Beierstedt h. Jerxheim befinden.¹⁾ Sie sind von mir in den Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellschaft besprochen und später auch von Herrn Voges in den „Friednachrichten“ publicirt worden. Bemerkenswerth ist, dass auch in dem Grabfelde von Eilsdorf ein Exemplar der oben erwähnten bronzenen Bechermadeln gefunden worden ist. Es liegt hier offenbar eine Combination der Hausurne, einer Thürurne, mit einer Gesichtsurne vor. Bei der Gesichtsurne ist der hutförmige Deckel, welcher die Gefässmündung schliesst, abzunehmen, während bei dieser der Hut fest sitzt und der Gefässkörper statt einer oberen Öffnung eine thürähnliche Öffnung an der vorderen Seite hat. Ich habe bei der Beschreibung dieser Urnen auch schon hervorgehoben, dass vielleicht schon an der einen der Kleinkatzer Gesichtsurnen durch eine viereckige eingeritzte Figur, welche ich ursprünglich für eine Tasche oder eine Schürze hielt, eine Thür angedeutet sein könnte, was nach Herrn Lissauer's Mittheilung auch Mannhard schon ausgesprochen hatte. Jedenfalls gewinnt jetzt an Wahrscheinlichkeit, dass mit dieser viereckigen Zeichnung, die bis dahin vielfach eine andere Deutung erfahren hatte, eine Thüre angedeutet sein kann. Nur möchte ich die Pommerellenischen Gesichtsurnen mit denen von Eilsdorf nicht so direct in Verbindung bringen, denn es ist noch

¹⁾ Herr Vahsel hat inzwischen die grosse Güte gehabt, das eine der drei gefundenen Exemplare dem Kgl. Museum zu Berlin als Geschenk zu verehren.

immer ein weiter bis jetzt leerer Raum zwischen deren Fundgebieten, zwischen Schivelbein in Hinterpommern und Halberstadt.

Zu diesen beiden Typen von nordischen Gesichtsurnen tritt noch als dritter jener der Steinzeit, welcher aber ganz anders charakterisirt ist, indem bei den erwähnten beiden Typen das Gesicht vollständig angebildet ist, während es bei den Steinzeitgefäßen nur angedeutet ist, in der Weise, dass der Henkel zur Darstellung der Nase benutzt ist und zu beiden Seiten desselben nur die Augen gezeichnet sind. Man ersieht dies besonders deutlich an einer im Kgl. Museum zu Berlin befindlichen Urne aus Dithmarschen, welche einen wohlgebildeten Henkel zeigt, zu dessen beiden Seiten die Augen deutlich dargestellt sind. Es liegt hier also eine ganz andere Idee der Darstellung zu Grunde, welche von der Steinzeit her sich bis in spätere Zeit verfolgen lässt, denn die erwähnte Urne aus Dithmarschen gehört der Bronzezeit an. Vielleicht sind auch einige Ornamente an Urnen der römischen Kaiserzeit auf diese Darstellung zu beziehen. Ich glaube, dass wir auf Grund dieser Unterscheidung berechtigt sind, einen östlichen und einen westlichen Typus von Gesichtsurnen anzunehmen. Zu ersteren würden die Urnen aus Pommerellen und Nachharschaft, zu den letzteren die von Dänemark, Schleswig-Holstein und der Elbegegend gehören.

Die combinirten Gesichtsthürnen würden vielleicht einen besonderen Typus darstellen.

Zu den Urnen vom Eisdorfer Typus würde vielleicht auch noch eine in der Sammlung von Gross-Kühnau bei Dessau befindliche Thürne zu rechnen sein, auf welche Fr. Mestorf aufmerksam gemacht hat, welche auf der Spitze ebenfalls eine Art Knauf trägt, durch den vielleicht auch ein Hint angeedeutet werden soll. Ebenso gehören dann auch die Urnen von Polleben, Kr. Mansfeld, im Provinzial-Museum zu Halle hieher.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass sich in der hiesigen Sammlung eine merkwürdige Urne befindet, deren Untertheil einfach topfförmig gebildet ist mit zwei Henkeln. Auf diesem Untertheil, fest mit ihm verbunden, sitzt ein konischer Obertheil mit ziemlich enger Öffnung oben. Das Gefäß ist bei Pöttrau in der Nähe von Lübeck gefunden. Ein ganz ähnliches befindet sich in der Gymnasial-sammlung zu Neuruppin, nur ist dessen oberer Theil mit senkrechten Linien bedeckt und scheint vielleicht ein rundes hüttenartiges Strohdach andeuten zu sollen. Doch ist dies zunächst nur eine Vermuthung. Möglicherweise war es auch nur ein

Rauchfass. Die Entscheidung darüber werden wir der Zukunft überlassen müssen.

Herr Dr. Alsberg-Cassel:

Ich glaube, es lässt sich sogar ein directer Beweis beibringen dafür, dass der Bernsteinhandel des Ostseegbietes weit älter ist, als Herr Prof. Montelius anzunehmen geneigt ist. Der Assyriologe J. Oppert in Paris hat unter den Keilschriften eine gefunden, die er folgendermassen deutet: In den nordischen Meeren fächten die Unterhändler des Königs, womit Assurnasirpal gemeint sein soll, der im 9. Jahrh. v. Chr. gelebt hat, — eine Substanz, die wie Safran aussieht. Damit wäre, wenn diese Uebersetzung aus den Keilschriften richtig ist, was allerdings von anderen Assyriologen bestritten worden ist, die Existenz des östlichen Bernsteinhandels im 9. Jahrh. v. Chr. zweifellos dargethan.

Herr R. Virchow:

Ich glaube, dass Herr Montelius dem alten Bernsteinhandel zu enge Grenzen gezogen hat. Die Bernsteinartefacte des Kurischen Hafens, welche uneh zur Steinzeit gehören, sind vollzählige Beweise für die Existenz localen Alterthums. Aber auch in den neolithischen Gräbern ist der Bernstein weit verbreitet, wenigstens in den östlichen. Es mag sein, dass ein östlicher und ein westlicher Weg für den Bernsteinhandel bestanden hat, aber es ist mir höchst zweifelhaft, ob der westliche der ältere gewesen ist. Man darf nicht übersehen, dass die Küste von Jütland so arm an Bernstein ist, dass man mit gleichem Rechte die pommerische Küste als Ausgangspunkt betrachten könnte. Gegenüber der ostpreussischen Küste stehen alle anderen weit zurück; sie dürfte daher immer noch im Vordergrund der Betrachtung stehen.

Es ist richtig; als ich das erste Mal in kanakischen Gräbern Bernstein traf, habe ich begreiflicherweise die Nntiz von Oppert verfolgt. In den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft findet sich das Nähere.¹⁾ Oppert, durch allerlei dunkle Ansdrücke auf einer Obelisk-Inschrift verführt, hatte geglaubt, Tiglath Pileas habe sich mit dem Nordstern beschäftigt und die erste Polarexpedition organisirt, um speciell Bernstein fischen zu lassen. Es stellte sich aber heraus, dass seine Expedition nach den Gehirgen Syriens und Assyriens geriebet war, und dass die Inschrift Jagdzüge des Königs selbst besprach, während von Bernstein gar nicht die Rede war. Die Lesung Opperts haben auch andere Assyriologen nicht gebilligt. Daber ist mit dieser Notiz nicht viel anzufangen.

¹⁾ Verhandl. 1885, S. 66, 907, 372.

Herr Montelius:

Es ist wirklich so, wie Herr Director Voss sagt. Wir haben in diesen bemalten Hansurnen zwei Momente des südlichen Einflusses: die Hausform und die Bemalung; beide sind offenbar aus dem Süden gekommen. Dieses Zusammentreffen scheint mir höchst interessant zu sein. Was die Gesichtsurne mit den Nadeln betrifft, so haben wir jetzt zur näheren Besprechung keine Zeit, ich will nur darauf aufmerksam machen, dass diese Nadeln nicht mit la Tène-Zeitsachen zusammen gefunden worden sind.

Betreffs der Frage, ob Tigtet-Pilear für die Fixirung des Alters des Bernsteinhandels in Betracht kommt, möchte ich bemerken, dass wir ja schon aus der Mitte des 2. Jahrtausends die Bernsteinfunde Schliemann's aus den Königsgräbern Mykenä's haben, für die auch die chemische Analyse vorhanden ist. Ich habe nur die Hauptwege des Bernsteinhandels besprochen und ich bin fest überzeugt, dass Preussen in der ältesten Zeit nicht von solcher Bedeutung für diesen Handel war, wie Jütland. Die Gründe für diese Anschauung sind ja sehr gut bekannt. Aus der älteren Bronzezeit hat man in Preussen so wenig Bronzesachen gefunden, dass Dänemark für jedes Stück, was Proussen geliefert hat, mehr als 100 Stück aufweisen kann. Das scheint mir ein Beweis zu sein, dass in jener Zeit der westliche Bernsteinhandel von grösserer Bedeutung war, als der östliche. Dagegen ist es kein Beweis, dass der östliche damals nicht schon existirte; Bernstein konnte aus Jütland nach Preussen kommen, und die chemische Untersuchung kann nichts sagen, da der dänische und preussische Bernstein dieselbe chemische Zusammensetzung haben. Uebrigens darf ich sagen, dass ich selber in dieser Sache sehr vorsichtig gewesen bin.

Herr R. Virchow:

Schliesslich will ich constatiren, dass wir uns jetzt sehr genähert haben; wir stritten nur um die Bezeichnung „älterer und neuerer Bernsteinhandel“ und welches der Haupthandel war. Was Herr Montelius jetzt sagt, dagegen ist nichts einzuwenden. Ich habe nur behaupten wollen, dass es schon einen sehr alten Bernsteinhandel gegeben hat und dass dieser vielleicht älter war im Osten als im Westen.

Herr Professor Dr. Oscar Montelius-Stockholm: Zur Chronologie der älteren nordischen Bronzezeit.

Schon im Jahre 1885 habe ich die Bronzezeit Skandinaviens und Norddeutschlands in 6 Perioden

eingetheilt. Die drei ersten Perioden, welche der älteren Bronzezeit entsprechen, wurden in Dänemark und Norddeutschland verschiedener Weise angefochten. In Dänemark fand man, dass die zweite und dritte Periode richtig waren; die erste Periode wollte man aber nicht anerkennen. In Norddeutschland sagte man, dass die erste Periode separat aufgestellt werden muss; die zweite und dritte Periode konnte man dagegen dort nicht unterscheiden. Da Dänemark und Norddeutschland zwei aneinander grenzende Theile von einem und demselben prähistorischen Gebiete sind, beweist dies die Richtigkeit des Systemes; nur sind die Funde aus der ersten Periode in Dänemark, wie aus der zweiten und dritten Periode in Norddeutschland, nicht so zahlreich, dass die Frage schon beim ersten Blick auf das eigene Land klar liegt.

Innerhalb der dritten wie der zweiten Periode bin ich jetzt im Stande, eine ältere und eine jüngere Abtheilung zu unterscheiden. In der ersten Periode kann ich sogar weiter gehen: da haben wir 1) die Zeit des reinen Kupfers, 2) diejenige der zinnarmen Bronze und 3) diejenige der rechten Bronze (mit ca. 10% Zinn). Dass diese letzte Abtheilung der ersten Periode eine sehr lange Zeit umfassen muss, ist klar, weil damals die für die nordische Region charakteristischen Typen, welche wir im Anfange der zweiten Periode vorfinden, hier entwickelt wurden.

Für die absolute Chronologie ist es massgebend, dass in der zweiten Periode die ältesten Fibeln auftreten, welche nach den italienisch-griechischen Peschiera-Fibeln gebildet worden sind und nicht viel später als diese sein können. Da die Peschiera-Fibeln in Funden aus dem 15. Jahrh. v. Chr. vorkommen, vielleicht noch etwas älter sind, aber nicht lange Zeit im Süden gelebt haben, müssen die ältesten nordischen Fibeln dem 14. Jahrh. gehören, falls sie nicht noch früher entstanden.

In dem zweiten Theile der ersten nordischen Periode kommen einige aus Italien importirte „triangulare“ Bronzedolche mit Bronzegriff vor, welche dem zweiten Theile der ersten italienischen Bronzeperiode, und folglich dem 19. Jahrh. v. Chr. gehören.

Als Resultate meiner Untersuchungen habe ich gefunden, dass die Bronze schon im Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. hier im Norden bekannt war. Das erste Kupfer kam wahrscheinlich schon vor dem Ende des 3. Jahrtausends nach dem Norden.

(Schluss der II. Sitzung.)

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. N. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck

vom 3. bis 7. August 1897

mit **Ausflügen nach Schwerin und Kiel.**

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: v. Andrian: Die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker. — J. Ranke: Ueber individuelle Variation der Schädelbildung. Dazu Virchow, J. Ranke. — R. Virchow: Zur deutschen Steinzeit. — Lens: Bemerkungen über die Anthropoiden des Lübecker Museums. Dazu Virchow. — Brinkmann: Bronzen aus Benin. — Birkner: Ueber die sogenannten Astaken. — Hagen: a) Beiträge zur Ethnographie der Maty-Inseln, b) Der Fuhrhüttler Urnenfriedhof. — Hahn: Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen. — Geschäftliches: Bestimmung des Orts und der Zeit für die XXIX. Versammlung. Nennwahl des Vorstandes. — Schlussrede des Vorsitzenden von Andrian. — Rednerliste. — Vorlagen. — Aeusserer Verlauf des Congresses.

Herr Freiherr von Andrian-Werburg:

Die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker.

I.

Die Mythen sind nicht mehr, wie früher, das Schmerzenskind der Forschung, seitdem man gelernt hat, dieselben von psychologischen Gesichtspunkten aus vergleichend zu studiren. Wir sehen in ihnen nicht mehr Metaphern, Symbole, Producte sprachlicher Verwirrung, sondern ganz reelle und wörtlich zu nehmende Aeusserungen einer in dem menschlichen Empfindungsleben begründeten An-

schaungsweise. Wenn auch dieselbe selbst auf den höchsten Geistesstufen vorkommt, treffen wir sie in vollster Ursprünglichkeit und fast überwältigendem Formenreichtum bei den minder entwickelten Völkern, deren Socialleben sie vollständig beherrscht. Man darf jedoch in den Mythen nicht bloss das Spiel einer zügellosen Einbildungskraft erblicken. Sie enthalten auch die ersten Anläufe des Menschengenies zur Befriedigung des biologisch zu begründenden Causalbedürfnisses,¹⁾ welches auch bei den wildesten Völkern stets mächtig ent-

¹⁾ Jerusalem, Urtheilsfunction 21, 177 f.

wickelt ist. Der primitive Mensch kennt ursprünglich keine Causalität der Natur, er kennt nur handelnde Wesen, welche ihm ähnlich sind. Die Erklärung aller natürlichen Verhältnisse kann somit nur durch Erzählungen erfolgen, welche den beobachteten Thatbestand als Resultat von Willkürnaten lebender Wesen deuten.²⁾ Diese Personen sind entweder Menschen oder Naturobjecte jeder Art, welche durch keinerlei Schranken von den Menschen getrennt sind. Viele Völker glauben, dass sie von Thieren abstammen und nach dem Tode wieder Thiere werden. Die Menschen können aber auch aus Bäumen oder Schilf entstehen und in solche wieder verwandelt werden. Die Bewohner der Nordwestküste Americas erzählen nach Boas: Lange Zeit vorher waren ein Fels und ein Hollunderbaum in der Nähe des Nassflusses im Begriffe Menschen zu gebären. Die Kinder des Hollunderbaumes erschienen früher, deswegen ist der Mensch sterblich. Wären die Kinder des Felsens früher geboren worden, so wäre er unsterblich geworden. Vom Felsen stammen immerhin die Nägel an Hand und Fuss.³⁾ Die Aricaras, ein Poncestamm, sagen, dass die ersten Menschen aus Stein waren.⁴⁾ Eine schlagende Parallele zum Deukalionmythus findet sich bei den Haida;⁵⁾ Anklänge desselben treten auch in der Sündfluthsage der Dayak von Sarawak auf.⁶⁾

Die primitiven kosmologischen Vorstellungen beruhen auf einfacher Uebertragung der aus innerer und äusserer Erfahrung entsprungenen Urtheile über die irdische Welt auf den Kosmos. Die relativ bedeutende Gleichförmigkeit dieser Uebertragungen beleuchtet immerhin eine gewisse Gesetzmässigkeit des primitiven Associations-spiels der Vorstellungen, dessen Wirkungen sich während der ganzen spätern Geistesentwicklung hartnäckig behaupten.

Betrachten wir z. B. die Verse 126 ff. von Hesiods Theogonie, welche lauten:

„Gäa erzeugte darauf, ganz gleich ihr selber,
am ersten
dort den gestirnten Himmel, damit er sie gänzlich
umhülle.

Und auch wäre der Seligen stets ein sicherer
Wohnplatz.“

²⁾ Vgl. v. d. Steinen, Zweite Schinguexp. 350.

³⁾ Boas, Fourth Rep. Comit. NW. Tribes Canada Brit. Assoc. Adv. Scienc. 1889, 7. Deans, J. Am. Folk. IV, 34 bringt dieselbe Sage von den Tsimshians, doch ist Caugh (der Haba) der Vater.

⁴⁾ Grinnell, Pawnee Myth. J. Am. Folk. VI, 122—26.

⁵⁾ Peet, Amer. Antiqu. 1895, 141 f. nach Bancroft Nat. Rac. III, 95.

⁶⁾ Ling Roth, Natives of Sarawak 300 nach Wm. Chalmers.

Himmel und Erde sind hier nicht bloss als lebende Wesen aufgefasst — was in den meisten primitiven Mythologien unter den verschiedensten Formen wiederkehrt — es wird auch die materielle Gleichheit dieser Theile des Kosmos behauptet. Unter Zugrundelegung des irdischen Maasstabes hat sich hieraus die so allgemein verbreitete Vorstellung entwickelt, dass die obere Begränzung des Himmelsraums durch eine feste Masse gebildet wird, welche entweder unmittelbar auf der Erde auflösst, oder durch Säulen oder Personen getragen wird. Die erste Auffassung finden wir bei den Pawnees und Blackfeet, welche sich das Verhältniss zwischen Himmel und Erde jenem analog vorstellen, welches zwischen den Wänden und dem Dache ihrer Hütten besteht.⁷⁾ Die Cherokees, Omahas, Ponkas, Passamaquoddi, Puelios n. s. w. nehmen ein steinernes Himmelsgewölbe an, welches sich fortwährend in auf- und absteigender Bewegung befindet; jeden Morgen tritt die Sonne durch die dadurch an der Verbindungsstelle entstehende Oefliche, sie verschwindet des Abends durch die westliche Oefnung.⁸⁾ Bei den Eskimoes der Hudsonsbay findet sich dieselbe Meinung.⁹⁾ Auch die Bakairisagen setzen einen festen Himmel voraus. Dieselbe Vorstellung finden wir bei den Bantu-Völkern. Die Amazonen sehen im Himmel einen Felsen, der die Erde umgibt. Sie unterscheiden einen männlichen und einen weiblichen Himmel (Callaway, Rel. Syst. of Amazon 392). Die Zulus verehren aber auch neben dem Schöpfer Unkulunkulu einen „Träger der Welt“ (Itongo), dessen Function mit dem Stützen des Hausdachs oder mit dem Stengel des Korn verglichen wurde.¹⁰⁾ Die Kanga und Loango haben eine Tradition von der Vertilgung des Menschengeschlechts durch Einsturz des steinernen Himmels.¹¹⁾ Hale erzählt nach Throckeld eine darauf hinweisende Sage der Macquarliestämme Australiens.¹²⁾ Auch die Ainos betrachten den dritten Himmel, den Aufenthaltsort des Schöpfers und der wichtigsten Engel als durch eine starke Metallhülle eingeschlossen. Man gelangt in denselben durch eine breite Eisengasse; der Schöpfer wohnt in einem steinernen Hause.¹³⁾ Für die Polynesier ist die unten folgende Sage von Ru und Mani beweiskräftig genug.

Die alten Aegypter sprachen von einem Metall des Himmels (Benipit), welches durch vier Stützen

⁷⁾ Grinnell, Pawnee Myth. J. Am. F. VI, 122 ff.

⁸⁾ James Mooney, Myths of the Cherokee. J. Am. F. I, 105. Fewkes J. Am. F. III, IV, 136 f.

⁹⁾ Turner, XI, Ann. Rep. Bur. Ethn. 266.

¹⁰⁾ Callaway, Unkulunkulu 94.

¹¹⁾ Oldendorp, Gesch. Miss. St. Thomas I, 309.

¹²⁾ Walz, Anthr. Naturv. VI, 795.

¹³⁾ Batchelor, Items of Aino Folk. J. Am. F. VII, 29.

getragen wurde. Sie werden genau so dargestellt wie die hölzernen Stützen des primitiven ägyptischen Hauses.¹⁴⁾ Die Vorstellung vom ebenen Himmel findet sich ferner bei den Hebräern (Buch Joh XXXVII, 12), bei den Eranern (Spiegel), bei den Griechen; bei den letzteren ist Atlas dessen Träger. Die spätere griechische Wissenschaft hat dafür den *coelum vitreum*. Empedocles läßt den Himmel aus gefrorener Luft bestehen. Kepler war anfänglich dieser Meinung zugethan, hat sie jedoch später aufgegeben. Al. v. Humboldt fand die Lehre vom Krystallhimmel noch in einigen Klöstern Südeuropas. Die Meteoriten galten den Mönchen als Stücke desselben.¹⁵⁾ Im Rigveda findet sich (vgl. Wallis, *Cosmology of Rigveda*) der Aufbau des kosmischen Hauses in allen Einzelheiten nach der Analogie eines irdischen Hausbaues geschildert. Schon in der Bezeichnung des Himmels als des „Dachs“ (Gewölbes) der Welt liegt die Vorstellung von der materiellen Gleichartigkeit der beiden „Weltschalen“, die bekanntlich in der höhern babylonischen Kosmologie und in deren Ausläufern auf das sorgfältigste ausgeführt erscheint.

Hieraus ergibt sich die weitere Annahme von einem einstigen weit inigierem Zusammenhang von Erde und Himmel. Die Zufluss meinen, dass der Himmel überhaupt nicht sehr weit von der Erde entfernt sei. Desswegen betrachtete ihr König Utshaka sich auch als Herr des Himmels und liess Regenzauberer tödten, weil sie sich in seine Vorrechte einmischten.¹⁶⁾ Im Akwapimlande (Asebanti) hieß es, man habe früher, wenn man Fische brachte, nur mit einem Stoeke an den Niafukupi (das hohe Dorf des Himmelsgottes Niame) geklopft, worauf es dann förmlich Fische regnete.¹⁷⁾ Nach dem Volksglauben der Dayak lag der Himmel (langit) anzufangs dicht über der Erde.¹⁸⁾ Die Bakafis erzählten, dass man früher bequem vom Himmel auf die Erde und umgekehrt gehen konnte.¹⁹⁾ Auch in der Theogonie der Japaner findet sich, wie in den Commentaren, die Voraussetzung, dass Himmel und Erde einst enge verbunden waren.²⁰⁾ Taylor hat bereits auf die Existenz einer darauf bezüglichen Sage in China hingewiesen.²¹⁾

Leider ist das Material an ausführlicheren Trennungssagen nicht sehr reichlich, obgleich dieselben wohl überall vorhanden waren, wo deren Grund-

lage bestand. Als erstes Beispiel möge eine Erzählung der Neger vom Akwapimlande folgen:

„Einst stieß ein Weib Fufa (eine Lieblingspeise der Neger aus Pisangfrüchten). Sie hatte nicht Raum genug für ihren Stössel und bat Nafukupi dreimal, etwas hinaufzurücken, was er auch that, bis sie ihn Halt machen hieß. Jetzt hört er jedoch nicht mehr, wenn man ihn ruft. Auch sind die Fische sehr rar.“²²⁾

Nach der Tradition der Dnjak hat ein Weib, die Tochter des ersten Menschen Tanacompta, den Himmel in die Höhe gehoben und durch Stützen hefestigt.²³⁾

Die Samoer sagen, dass in alten Zeiten die Pfeilwurzel (arrow-root) und andere Pflanzen den Himmel ein wenig in die Höhe trieben. Aber die Köpfe der Menschen stießen immer noch am Himmel an. Da kam ein Mann und bot sich an, den Himmel hinauf zu stoßen, wenn man ihm Wasser gäbe, was dann ausgeführt wurde. Andere schrieben dieses Geschäft dem Titi'i zu; die Hohlräume in einem Felsen gelten als dessen Fnsapuren.²⁴⁾

Rev. Mr. Gill gibt folgende Sage aus Mangaia: Ru, der früher in Avaiki, dem Schattenlande gewohnt hatte, kam auf die Erde und versuchte aus Mitleid mit den daselbst kümmerlich lebenden Menschen, den Himmel mittelst starker Holzstäbe zu heben. Sein Sohn Mäui (der polyonesische Culturgott) verspottet ihn wegen dieser unbeholfenen Versuche. Bei dem sich darüber entspannenden Wettkampfe stieß Mäui seinen alten Vater sammt dem Himmelsgewölbe in die jetzige Höhe. Ru hatte sich in den Sternen verfangen und blieb oben hängen; seine Knochen fielen auf die Insel Mangaia. Der daselbst vorkommende Bimstein gilt als Knochen des Ru. Eine andere Variante läßt Mäui und Ru zusammen das Werk verrichten und nach dessen Vollbringung das zackig ausgestaltete Firmament mit einer grossen Steinaxt mühsamst ebnen und glätten.²⁵⁾

Weit poetischer ausgeführt ist die neuseeländische allbekannte Sage von der gewaltsamen Trennung von Rangī (Himmel) und Papatua (Erde) durch ihre Kinder.²⁶⁾

²²⁾ Dr. Barth, *Volksagen im Akwapimlande*. Peterm. Mitt. 1859, 465 ff.

²³⁾ Ling Roth, *Natives of Sarawak* nach Bischof Mc. Dougal, *Trans. Ethn. Soc.* 1868.

²⁴⁾ Turner, *Nineteen years in Polynesia* 245 f.

²⁵⁾ Gill, *Myths and Songs of the South Pacific* 68 ff. 71.

²⁶⁾ Diese Sage ist oft publicirt; in neuester Zeit in Kate Mc Cosh Clark *Maori Tales* 15 ff. Diese Redaction der Sage enthält viele interessante und gewisse primitive Züge, jedoch nicht jenen „von der Durchschneidung der Fesseln, welche bisher Rangī und Papa zusammengehalten hatten“. Ebenso wenig ist dies bei Bastians Fassung der Fall (heilige Sage

¹⁴⁾ Maspero, *Et. Myth. Arch. Egypte* I, 159.

¹⁵⁾ Humboldt, *Kosmos* III, 106, Anm. 35, 35.

¹⁶⁾ Callaway, *Nursery tales of the Zulu* 152.

¹⁷⁾ Dr. Barth, *Peterm. Mitt.* 1859, 465 ff.

¹⁸⁾ Grabowsky, *Int. Arch. Ethn.* V, 119.

¹⁹⁾ Von den Steinen, *Zweite Schinguexp.* 376.

²⁰⁾ Pfissemier, nach dem *Kami-jo-no naki-no asikabi* (Schiffknospen der Rollen der Göttergeschlechter).

²¹⁾ Tylor, *Anfänge der Cultur*, D. Ausg. I, 320.

Die Nordamerikaner scheinen dieses Thema weniger entwickelt zu haben. Doch erzählt ein Mythos der Navajos, dass die vier Grenzberger der jetzigen Welt früher sehr enge beisammen standen, so dass die Leute durch die Sonne fast verbrannt wurden. Sie mussten an vier auf einander folgenden Tagen die vier Winde anrufen (es scheint, dass sie ursprünglich auch als Menschen gedacht wurden, später als Schwäne), damit jeder successive seinen Berg wegrücke, bis eine erträgliche Temperatur hergestellt wurde.³⁷⁾ Diese Sage steht in offener Beziehung zu dem Mythenkreise des Culturheros der Mayas in Yucatan, Itzamna, dessen Geschichte mit den Bauwerken von Itzamal verknüpft ist. Er ist das Haupt der vier Baeha, der Windgötter und Weltstützen, welche den Himmel als ungeheure Pfeiler tragen.³⁸⁾ Die Irokesen gebrauchen nur bei dem Feste des „weisen Hundes“ die Bezeichnung Ta-en-yah-wah-ko = Träger des Himmels, zur Ehrung des grossen Goites.³⁹⁾

Bei den Aegyptern ist Shu der Gott, welcher mit Gewalt die enge vereinten Erd- und Himmels-göttheiten (Shu oder Sihu, Nu oder Nut) trennt, indem er den Himmel emporhebt. Er wird als ein Mann dargestellt, welcher auf der Erde stehend mit seinen beiden Armen das Firmament emporhält. Thiele bemerkt noch hierzu, dass die spätere Identifikation desselben mit dem Gotte des Windes sicherlich früher nicht bestand.⁴⁰⁾

In den Hymnen des Rigveda wird verschiedene Male auf das Trennen und Auseinanderhalten von Himmel und Erde angespielt und hier ebenfalls als das Werk der tapfersten Götter hingestellt. I, 67, 3 ist es Agni, X, 89, 4 Indra, IX, 101, 15 Sowa, III, 31, 12 andere Götter.⁴¹⁾

Selbst die gelehrte Kosmogonie der Babylonier, die Mutterkosmogonie, nach E. H. Meyer, der biblische und der platonischen Kosmogonien,⁴²⁾ hat den primitiven Zug der gewaltsamen Trennung von Himmel und Erde in dem Durchschneiden des chaotischen Urwesens (der Thiamat) durch Marduk noch beibehalten.⁴³⁾ Nach der Bibel schuf oder

des Polyneiser 29 ff.). Somit fällt wohl jeder Grund fort, eine Abstammung der polyneischen von der babylonischen Sage anzunehmen, welche letztere ganz anders aufgebaut ist.

³⁷⁾ Matthews, A part of the Navajos Myth. Amer. Antiqu. V, 207—14.

³⁸⁾ Peet, Culture Heroes. Am. Ant. XVI, 143—49.

³⁹⁾ Beauchamp, Iroquois notes. J. Am. F. V, 223 ff.

⁴⁰⁾ Thiele, Gesch. Relig. in Alteth. Ausg. I, 336.

⁴¹⁾ Vgl. Max Müller, Ind. i. s. weltgesch. Bed. D. Ausg. 132 ff.

⁴²⁾ E. H. Meyer, Eiddische Kosmogonie 113.

⁴³⁾ Jensen, Kosmologie d. Babylonier 299. K. H. Meyer, I, c. 53.

vielmehr schnitt (harä) Gott im Anfang Himmel und Erde (E. H. Meyer)⁴⁴⁾.

Herr Nikolaus Politis⁴⁵⁾ hat den Nachweis erbracht, dass diese Vorstellung auch in der griechischen Litteratur vertreten ist. Vor allem kommt ein Fragment aus der *Μεταφυσική ή σοφία* in Betracht, welches Diodor überliefert hat. Eine Bestätigung dieser klaren Angabe erbringt H. Politis in einem von Nikander dem Kolophonier überlieferten Mythos, wornach der Helikon in seiner Freude über den Gesang der Musen hin zum Himmel anwuchs, bis ihn auf Befehl des Poseidon Pegasus hemmte, indem er mit seinem Hufe dessen Gipfel schlug. Der Ansicht, dass der Mythos von Atlas mit Nthwendigkeit zur Voraussetzung einer einstigen Trennung von Himmel und Erde führt, wird wohl Jedermann beipflichten. Auch wird man seine auf diese Vorstellungen aufgebaute Deutung des gewissermassen herbeiliegenden Mythos von der Verstümmelung des Uranos durch Kronos als gelungen betrachten müssen. Besonders Dank verdient der Nachweis von Volkstraditionen über das frühere Verhältnis von Erde und Himmel, welche der Verfasser im Peloponnes, in Attika und Cypern gesammelt hat (I, c. 4 f.).

Ueber die Befestigung der Erde verdanken wir Fr. Boas einen hübschen Mythos der Thinkit: Alle Thiere hatten nach einander vergebens versucht, die ewig auf- und absteigende Welt zur Ruhe zu bringen. Endlich versuchte es ein weiblicher Geist (yék), indem sie sich mit Fett beschmierte und unter die Erde kroch. Als dieselbe sich abwärts bewegte, kletterte sie an dem Banne des Geistes fest, und wird seitdem festgehalten. Da bekam der Geist den Namen Harikaneco (die alte Frau unter uns). Mitunter besocht sie der Rabe Yétl und zieht an ihr, dann gibt es Erdbeben.⁴⁶⁾ Die Huronen sagen, dass die Erde von einer Schildkröte getragen wird.⁴⁷⁾ Nach der Ansicht der Waganda (Uganda) ruht die Erde auf einem grossen Felsen im Nyansa. Der Gott des Sees erzeugt Erdbeben, wenn er schnell geht.⁴⁸⁾ Die Wanyamvé sind der Meinung, dass die Erde als Scheitel auf einem Berge Lugulu ruht und auf einer Seite (Norden?) von dem Riesen Nyamtitinwa festgehalten werde. Die Frau dieses Riesen (Fumyahó) halte den Himmel und die Sonne. Wenn der Mann einmal zu seiner Frau wolle und un-

⁴⁴⁾ E. H. Meyer, I, c. 30.

⁴⁵⁾ Πολιτικός, *Λημιστικὸς κοσμογονικὸς μῦθος* 1894, 19 bis 40.

⁴⁶⁾ Fr. Boas, Ind. Sag. 319 f. Dasselbe Anschauung bei den Tschimschan, Boas I, c. 278.

⁴⁷⁾ Horatin Hale, Haron Phik. J. Am. F. I, 180—83.

⁴⁸⁾ Stuhlmann, Mit Emin 148 f.

rnbig werde, so behe die Erde. Die Sansibar-Neger lassen die Erde auf dem Horn eines grossen Ochsen ruhen. Wenn dieser auf einer Seite müde ist und die Erde mit dem andern Horn unterstüzt, entsteht Erdbeben. Diese letztere Ansicht hält mit Recht Stuhlmann für Importwaare von den Arabern.³⁹⁾ Dies gilt auch von der Darstellung der Susheli, nach welcher im Meere ein Fisch ist (Chewa), auf dem ein Stein liegt. Auf dem Steine steht ein grosses Rind mit siebzigtausend Hörnern und vierzigtausend Beinen. Auf den Hörnern ist die Erde befestigt. Sein Ein- und Ausathmen verursacht Fluth und Ebbe.⁴⁰⁾ In den Hymnen des Rig halten die Erde fest Savitar und Brihaspati, Vishnu hat dieselbe von allen Seiten mit Pföcken befestigt.⁴¹⁾

Das ausgedehnte Gebiet der primitiven Astronomie kann hier nur andeutungsweise gestreift werden. Bekanntlich widmen selbst sehr rohe Völker intensive Aufmerksamkeit dem gestirnten Himmel, wobei naturgemäss Sonne und Mond die erste Rolle spielen. Sonne und Mond sind Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, sie werden von Personen (Thieren) getragen, oder sind von männlichen oder (weiblichen)⁴²⁾ Personen bewohnt, welche als deren Besitzer gelten. Die Meinungen hierüber weichen selbst bei benachbarten Stämmen vielfach ab. So gilt der Mond bei den meisten Stämmen von Victoria als Mann, der einst ein sehr böser Zauberer war. Die Leute der Encounter-Bay fassen ihn als sehr coquette Frau an, ebenso wie die (weiblich gedachte) Sonne, welche sich des Nachts mit den Seelen der Abgestorbenen zu schaffen macht.⁴³⁾ Die Regelmässigkeit des Laufs von Sonne und Mond mag nach einem Navajomythos durch den täglichen Tod eines Navajo und eines Angehörigen der mit ihnen verwandten Stämme erkaufte werden.⁴⁴⁾ Andere Mythen erklären diese kosmischen Vorgänge aus dem Verhältnisse von Sonne und Mond als Mann und Frau oder als Bruder und Schwester, wobei erlaubte oder verbotene geschlechtliche Beziehungen eine grosse Rolle spielen.⁴⁵⁾ Die Piute (Indianer Californiens) sagen,

³⁹⁾ Stuhlmann l. c. 94.

⁴⁰⁾ Fromm, Lieder und Gesch. der Susheli 25 f. nach Büttner.

⁴¹⁾ Wallis, Cosmol. Rigveda 21.

⁴²⁾ Die Litteratur über den „Mann im Monde“ als allgemein bekannt voraussetzend, verweise ich besüßlich der „Frau im Monde, welche niemals stirbt“ auf Dorsey, Nicotia Calis (Mandanes); Metoh Clark, Maori Tales 115; Gill, Myths and Songs of the S. Pacific 46.

⁴³⁾ Smyth, Abor. Viet. I, 452.

⁴⁴⁾ Matthews, Amer. Antiqu. V, 207—14.

⁴⁵⁾ Grimmeil, Blackfoot, Sun and Moon Myth. J. Am. F. VI, 44 ff.; bezüglich der Eskimo's Crants, Gesch. v. Grönland I, 212.

die Sonne, der Vater, wolle stets seine Kinder, die Sterne auffressen. Seine Frau, der Mond, suobt sie zu verhergen und flieht vor ihm.⁴⁶⁾ Die Polynesier lassen die Sonne durch den geschickten Maui mittelst einer Schlinge einfangen, tüchtig durchprügeln, an die Erde und an den Mond anbinden, sodass durch ihr langsames Gehen die Tage länger werden.⁴⁷⁾ Noch gegenwärtig befehlen Eingeborne von Südanstralien gelegentlich der Sonne, stille zu stehen, bis sie ein gewisses Ziel erreicht haben.⁴⁸⁾ Die Mondphasen werden einer Krankheit des Mondes,⁴⁹⁾ einem Sterben und Wiederaufleben desselben,⁵⁰⁾ einer Ermüdung durch die steten Verfolgungen der Sonne zugeschrieben.⁵¹⁾ Sehr originell erklären dieselben die Bakalri durch die Grösse, Gestalt und Ausstattung der verschiedenen Thiere, welche den Mond tragen (v. d. Steinen, Zweite Schinguexp. 358). Ein alter Eingeborner von Neu-Britannien erzählte Mr. Powell, der Mond führe die Geister der Abgestorbenen zur Sternenwelt und von dort zu zeitweiligem Besuche zurück auf die Erde. Um Vollmond stürben die meisten Menschen, da sei die Wanderung der Geister von und nach der Erde am stärksten.⁵²⁾ Während einer Sonnenfinsterniss besucht der Mond seine Frau, die Sonne (Tinkit).⁵³⁾ Mondesfinsternisse worden ganz allgemein, wie erkannt, als Verschlingen des Mondes durch einen Dämon in Thiergestalt gedeutet.

Sonne und Mond sind jedoch nicht immer Personen, sondern manchmal auch Gegenstände. Die Namaquas hielten die Sonne für klaren Speck, den die Lente, die auf Schiffen fahren, durch Zauberkraft anlocken, und nachdem sie ein Stück abgeschnitten, durch einen Fastritt wegstoßen.⁵⁴⁾ Den Bakalris sind Sonne und Mond Federnbälle.⁵⁵⁾ Nach der Tradition der Nyassavölker wurde die Sonne von zwei Jägern in einer Höhle versteckt gefunden. Der Mond war ein Feuer, welches ein grosser Mann in einem Topfe aufbewahrte. Die Kinder des Besitzers hoben den Deckel trotz des

⁴⁶⁾ Andrew Lang, Myth, Ritual, Religion I, 150. Dieselbe Auffassung erwähnt Tylor, Prim. Cult. I, 356 von den Mintira der malaischen Halbinsel.

⁴⁷⁾ Mc Cosh Clark l. c. 44—46. Gill l. c. 70.

⁴⁸⁾ Smyth, Abor. Viet. II, 334.

⁴⁹⁾ Waitz, Anthr. Naturv. II, 542, auch Rhein. Mus. 1852, 480 (Namaqua).

⁵⁰⁾ Hottentoten, Waitz, Anthr. II, 542, einige Australier, Smyth, Abor. Viet. I, 431, auch die Khonds (Merensky).

⁵¹⁾ Döhner, Kaffernland 190 (Kaffern).

⁵²⁾ Powell, U. d. Cannibalen NeuBritanniens, D. v. Schröter 150.

⁵³⁾ Boas, Ind. Sagen 320.

⁵⁴⁾ Waitz, Anthr. Naturv. II, 342.

⁵⁵⁾ v. d. Steinen, Zweite Schinguexp. 357.

strengen Verbotes ihres Vaters.⁵⁰⁾ Nach den Aborigines von Hayti stammen Sonne und Mond aus einer Höhle.⁵¹⁾ Der irdische Ursprung dieser Körper wird übrigens auch bei der Personifizierung von Sonne und Mond behauptet. So sagen die Omahas, dass die Sonne einst auf der Erde wohnte, und dasselbst vom Hasen gefangen wurde.⁵²⁾ Der Sonnengott der Klamath soll früher auf der Erde gewohnt haben.

Die Sterne gelten manchmal als Kinder der Sonne und des Mondes,⁵³⁾ am häufigsten jedoch als Urhahnen der jetzigen Geschlechter oder als Wohnort derselben, wobei meistens deren Verwandlung in Thiere vor ihrer Versetzung in den Himmel vorausgesetzt wird. Diese Ahnen leben jedoch unter denselben Bedingungen, wie ihre Nachkommen auf Erden; die primitive Auffassung erblickt somit am Sternenhimmel die ihr bekannte Thierwelt, die irdische Naturumgebung und die ihr geläufigen Gebrauchsgegenstände. Nach der Ansicht der Buschmänner singen die Sterne; sie wissen, wenn ein Buschmann sterben wird (Lloyd, Short Acc. 8). In der Milchstrasse erblicken die Bewohner der Excooterbay eine Reihe von Hütten, Aschenhaufen⁵⁴⁾ u. s. w., die Wailwan an den Füßchen des Darling eine schön bewaldete Landschaft,⁵⁵⁾ die Bakairi einen Trommelbaum,⁵⁶⁾ die Buschmänner Asche, welche ein mit seiner Mutter streitendes Mädchen in die Luft geworfen hat,⁵⁷⁾ die Maori einen Fisch (Clark l. c. 184). In nähere Details über die Deutungen der einzelnen Sterne und Sternbilder kann hier nicht eingegangen werden, wie interessant es auch wäre, dieselben zu verfolgen. Tritt doch auf diesem Gebiete der Zusammenhang der animistischen Vorstellungen durch alle Culturstufen hindurch bis zur wissenschaftlichen Astrologie besonders übersichtlich hervor. Selbst bei vorgeschrittener Beobachtung wird die Bezeichnung der Gestirne in etwas vergeistigter Form festgehalten, für welche letztere schon minder entwickelte Völker Analogien darbieten.

Höchst unsicher sind die primitiven Vorstellungen über das gegenseitige Verhältnis von Tag und Nacht. Ein Daecota sagte Dorsey, dass die Indianer nicht wissen, wer das Licht macht; sie

glauben, dass es kein Mensch ist, sondern ein mächtiges Wesen, nämlich die Sonne. Um sicher zu gehen, verehren sie sowohl die Sonne als auch den Tag und nennen beide „Wkan“ (Macht). Auch die Nacht benennen sie so, weil es da viele Geister und sonstige schreckliche Dinge gibt.⁵⁸⁾ Nun spricht aber auch Hesiod in der Theogonie 756 von der verderblichen Nacht mit ihren Kindern Schlaf und Tod, welche im obern Tartarus wohnt. Höchst einfach haben sich die Bewohner der Banksinseln die Sache zurechtgelegt. Anfänglich war es immer Tag, bis der Culturheros Quat von dem auf Vava im Torressee, nach Andera am Fasse der Firmamente, residirenden Nachtgeiste I Kong „Nacht“ für ein Schwein kaufte. Dieser lehrte ihm zu schlafen und die Morgendämmerung durch Durchschneiden der Nacht mit einem Stück rothen Obsidian hervorbringen. Er gab ihm auch einen Hahn und andere Vögel mit, welche die richtige Zeit für diese Manipulation angeben konnten.⁵⁹⁾ Nach brasilianischem Mythos war die Nacht ursprünglich, als noch alle Dinge sprachen, im Besitze der grossen Cobraschlange.⁶⁰⁾

Als Seitenstück dazu erwähne ich die Shushwap-Sage, welche erzählt, wie einst, als es sehr kalt war, die Thiere auszogen, um den Mann umzubringen, der die Kälte machte. Sie gelangten bis zum Gletscher, auf dem das kältebringende Haas stand. Alle Thiere erfroren, nur der Fuchs erzeugte Feuer mit seinem Schwanz und schmolz das Eis. (Boas, Ind. Sagen 5).

Die Meinungen über die Natur und Entstehung des Windes bewegen sich hauptsächlich in folgenden Richtungen. Die Australier leiten die Stürme und Wirbelwinde von Elstern ab. Die Zahl derselben war einst so gross, dass die Sonne durch dieselben verfinstert wurde. Hinter ihrem Zuge folgten Wind, donnerartiges Getöse und eine Menge von luftgefüllten Säcken, welche in der Luft mit schrecklichem Getöse platzten. Die Dieyeri sahen manchmal den Wirbelwind mit dem Bumerang zu tödten, was jedoch meistens schlecht abläuft.⁶¹⁾ Die Nutka erzählen (Boas l. c. 100), dass, als die Winde einst lange den Eintritt der Ebbe verhindert hatten, die Kyäimimit (Vögel und andere Thiere) beschliessen die Winde zu tödten. Dies gelang nach vielen Versuchen. Nur der Westwind wurde verschont gegen das Versprechen, künftig gutes Wetter und täglich zweimal Ebbe und Fluth zu machen, damit man die Muscheln graben könne. Die Algonkins sagen, dass die Vögel immer den Wind

⁵⁰⁾ Macdonald, East centr. Afr. Cult. J. Anthr. Inst. XXII, 117.

⁵¹⁾ Liuq Roth, Abor. Hispanista. J. Anthr. Inst. XVI, 264 ff.

⁵²⁾ Dorsey, Nanibozhu in Sionan Myth. J. Am. F. V. 298 ff.

⁵³⁾ Zu den früher angegebenen Quellen Dorsey, Sionan Cults 506.

⁵⁴⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 420 f.

⁵⁵⁾ Rev. Kidley in Smyth, Abor. Vict. II, 296.

⁵⁶⁾ v. d. Steinen l. c. 360.

⁵⁷⁾ Lloyd, Short Acc. 8, 25.

⁵⁸⁾ Dorsey l. c. 467.

⁵⁹⁾ Codrington Melanesians 156 f.

⁶⁰⁾ Santa-Anna Nerv. Volk. Brasilien 55 ff.

⁶¹⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 452, 457.

erzeugen und die Wolkenbrüche, dass die Wolken die Bewegung ihrer Flügel sind (Brinton, Myth. New World 125). Unter den Blackfeet-Indianern leiten Manche den Ursprung des Windes von einem grossen Hirsche ab, der im Gehirge wohnt. Nach andern leht grosses Rindvieh in den Gebirgen, welches laut brüllt und dadurch Wind erzeugt. Eine dritte Meinung leitet den Wind aus dem Flügelschlage eines grossen Vogels ab.⁶⁸⁾ Nach Shoolerfast (Algie Res. I, 96) betrachten jedoch viele Indianer Nordamerica's die Winde auch als frühere Menschen und Brüder. Nach der Ansicht der Buschmänner war der Wind früher ein Mensch, ist nun ein Vogel und lebt im Gebirge. Manche wollen ihn gesehen haben. Das Schreien des Windes bedeutet Unglück; es verkündet den Ranthieren, wo die Menschen sind, und erleichtert den Thieren sich an dieselben heranzusehehlen.⁶⁹⁾ Als Malcolm Sproat den Ahts von seinem Vaterlande erzählte, fragten sie ihn, ob etwa der Mann dort lebe, welcher die Winde aus seinem Munde herausblase. Sproat berichtet auch, dass die Ahts die Winde nicht nach ihren Richtungen, sondern besonders nach dem Grade ihrer Stärke unterscheiden und benennen.⁷⁰⁾ In breiterer Ausführung sagen dasselbe die Eskimos der Hudsonsbay. An jeder Ecke der Erde wohnt ein ungebeurer unsichtbarer Windgeist, dessen Kopf um vieles grösser ist als der übrige Körper. Wenn er athmet, bläst der Wind. Einige derselben athmen heftige Stürme aus, andere sanfte Brisen. Die männlichen Geister wohnen im Norden, Nordwesten, Nordosten und Westen. An den übrigen Punkten befinden sich die weiblichen Geister. Jeder Hauptgeist hat eine Menge ihm untergeordneter Geister.⁷¹⁾ Nach der Mythologie der Navajos steht an jedem Cardinalpunkt ein weisser Schwan, ein Windgeist (Brinton). Aneh die Donnerovgel (Wakinyan der Dacotas, Dorsey l. c. 441) spielen da herein. Die zahlreichen Einzelheiten betreffs der vier Weltgegenden beherrschenden Windgötter in den amerikanischen Mythologien können hier nicht weiter verfolgt werden.

Der Regen ist dem Buschmann eine Person, er hat Kinder und nimmt verschiedene Thiergestalten an. Ihm gehören gewisse Thiere, Schlangen, Schildkröten, Heuschrecken, ebenso ein kleiner Vogel Kuerri-nan. Wird er zornig, nimmt er Menschen durch einen Wirbelwind mit. Damit dies nicht geschieht, dürfen junge Männer und Mädchen keine

Schildkröten essen. Man darf keine Steine auf Heuschrecken werfen. Der Regen ärgert sich auch, wenn ein Mädchen gegen ihren Willen angeproben wird, wenn die Kinder den Eltern nicht folgen u. s. w. Ist der Regen zornig, so reden ihn alte Männer begütigend an.⁷²⁾ Der durch F. Boas mitgetheilte, Cikla Myth* der Chinookindianer liefert einen eigenthümlichen Beleg hienzu aus Nordamerika. Die zwei jungen Männer (Cikla), die Söhne des Holzähbers, kommen zu einer Person, welche immer waa-waa maebte. „Was maebst du da?“ „Ich schiesse den Regen. Bleibe hier.“ Sie nahmen sein Hans (dasselbe hatte kein Daeb, weil er sich des Regens durch Schiessen erwehrt, Boas), warfen es weg, und machten ihm ein gutes Hans. Sie sagten: „Wohne daselbst; künftig werden die Leute nicht mehr nach dem Regen schiessen.“⁷³⁾ Am Nyassa sagen die Leute, wenn es hagelt: der Regen hat den Steindurchfall.⁷⁴⁾ Nach dem Glauben der Leute am Condahsee hat die Krähe den ersten Regen gesendet. (Smyth l. c. I, 461.) Bezüglich des Regenvogels Bugudugahdah im Volksglauben der Nungaburrah verweise ich auf Mrs. Parker, „Australian Legendary tales 90—93“.

Nach der Ansicht der Khonds in Ostafrika entstehen Gewitter, wenn sich die Wolken diesseits des Himmelgewölbes zanken und streiten. Der Donner ist die grollende Stimme der Kämpfer. Ihre Waffen sind die Blitze.⁷⁵⁾ Der Papua bedroht bei bevorstehendem Gewitter das Gewölk (Baastian, Papua 25). Die Dicyeri Südaustraliens machen, wenn es donnert, stossende Handbewegungen in der Richtung des Donners.⁷⁶⁾ Die Namaquas betrachten hingegen den Blitz selbst als Person. Der Missionär Moffat⁷⁷⁾ hat es gesehen, wie sie bei Gewittern vergiftete Pfeile gegen die Blitze abschossen, während sich die Buschmänner mit dem Entgegenwerfen von alten Schuben heugütigen. Die Einwohner von Sawai haben einst den „Donner“, der in ein Haus eingeschlagen hatte, gefangen und mit Feuerhänden so lange zugezact, bis er versprach, sich in Zukunft zu verschonen, worauf er in einen Schutzgott ihrer Felder umgewandelt wurde.⁷⁸⁾ Die Bantus glauben, dass mit jedem Blitzstrahl ein rother Vogel herunterkomme, dessen sie ihre Zauberer bemächtigen und tödten, um ihre Körper sowie ihre Blitzstäbe mit dessen Fett für den Kampf gegen die Himmelsmächte zu stärken.⁷⁹⁾ Nach Macdonald

⁶⁸⁾ J. Maclean, Blackfeet Myth. J. Amer. Folk. VI, 165 f.

⁶⁹⁾ Lloyd, Short acc. of furth. Bushman mater. 20.

⁷⁰⁾ Sproat, Scenes and stud. of Savage Life 267 f.

⁷¹⁾ Lucien Turner, Ethnol. of the Ungava District. XI. Ann. Rep. Bur. Ethn. 267.

⁷²⁾ Lloyd, Short acc. of furth. Bushman Mat. 9, 21.

⁷³⁾ Fr. Boas, Chinook Texts 20.

⁷⁴⁾ Merensky, Deutsche Arb. n. Nyassa 107 f.

⁷⁵⁾ Merensky l. c.

⁷⁶⁾ Smyth, Abor. Viet. I, 475.

⁷⁷⁾ Moffat, Mission. Labour 256—8.

⁷⁸⁾ Turner, Samoa 33 f.

⁷⁹⁾ Callaway, Rel. Syst. Amazulu 119.

haben mächtige Zauberer Exemplare des Blitzvogels als Hausgenossen und behaupten, Luftfahrten mittelst dieses „Donnerwagens“ anzuführen. Der Blitzvogel ist der Urheber der Blitze. Die Zauberer gehen ihm abführende Mittel ein, da die Blitze als dessen Excremente gelten. Der berühmte Zauberer Massellie liess einst um Entschuldigung bitten, weil ein von ihm auf diese Weise erzeugter Blitz eine dem Missionär Rev. Edwards gehörige Kuh getödtet hatte.⁸⁰⁾ Auch die Ewo-Völker lassen den Blitz von einem Vogel geschleudert werden.⁸¹⁾ Die nordamerikanischen Indianer verehren den Donnervogel, dessen Augen die Blitze schleudern. Diese Vorstellung findet sich aber auch bekanntlich bei den Ariern, Semiten, Finnen, Polynesiern. Eine nicht minder verbreitete Ansicht hält Donner und Blitz für eine Künstgebung der Ahnengeister, (Wanika, Tehu, Basntos). Von amerikanischen Völkern seien hierfür erwähnt die Tasalteken, Colmbusindianer, Chiquitos, Caribben; von den Australiern die Narrinyeri.⁸²⁾ Nach der Ansicht der Spanier besass im Anfang die Geister (Verstorbener) das Feuer, welches ihnen dann vom Mink geraubt wurde.⁸³⁾

Ansehts der regen Pflege, welche die germanische Mythologie sich gegenwärtig erfreut, erscheint es kaum nöthig, hier Parallelen aus diesem Gebiete zu bringen. Bietet doch schon Grimms Mythologie allein eine ergiebige Fundgrube von primitiven kosmologischen Vorstellungen der Germanen und der andern Indogermanen, welche durch die spätere folkloristischen Erhebungen noch bedeutend erweitert wurde. Allerdings scheinen bei den Germanen gewisse Vorstellungen, wie z. B. über die Trennung von Himmel und Erde, zu fehlen. Desto zahlreicher sind die Analogien entwickelt, welche die animistische Deutung der Elemente sowie der kosmischen Elementarereignisse ergibt. Auch die Vorstellungen über die Sterne als Wohnorte von Seelen der Abgestorbenen finden sich im europäischen Folklore.

II.

Die primitivsten Kosmogonien beruhen durchaus auf denselben Leitmotiven, wie die Kosmologien. Ein charakteristischer Zug derselben besteht darin, dass die Welt von einem oder mehreren Menschen, von Thieren oder von personificirten Naturkörpern „gemacht“ wurde. Besonders in letzterem Falle wird, wie in Hesiods Theogonie,

das „Machen“ als geschlechtliche Zeugung aufgefasst. Es gilt eigentlich als nichts Besonderes; werden doch ganz ähnliche Leistungen von den Zauberern erwartet. Auf den untersten Stufen des Denkens kennt man weder einen einheitlichen Schöpfungsplan, noch eine bestimmte Reihenfolge in der Entstehung der grossen und kleinen Weltbestandtheile. Sehr oft sagen die Legenden, dass das Werk nicht auf den ersten Wurf gelungen ist. Nach der Sage der Quiché hatte die Sonne anfänglich keine rechte Kraft, während umgekehrt die Shushwap erzählen, die Sonne sei früher zu heiss gewesen, worauf die Vögel beschlossen, eine neue Sonne zu machen. Der Coyot meldete sich zum Sonnengeschäfte. Er war ihnen jedoch zu geschwätzig und so ward Tatschnap (ein Klettervogel mit rothen Flügeln und Schwanz) die Sonne. (Boas l. c. 5). Besonders häufig missrieth anfänglich der Mensch. Die Khonds glaubten fest, dass gewisse von ihnen namentlich bezeichnete Menschen Löwen schaffen und sie anderen Leuten auf den Hals schicken können.⁸⁴⁾ Den einzigen Unterschied zwischen Mensch und Thier erblickte ein Namaqua in dem Umstande, dass der Mensch die Thiere geschaffen habe (Moffat). Auf Moffat's Frage, wer die See gemacht habe, antwortete ein Namaqua mit folgender Legende: Ein Mädchen machte das Meer, als sie zur Reife gekommen, mehrere Kinder auf einmal erhielt. Sie trennte damals die süssen von den salzigen Wässern. Als ihre Kinder einmal ihrem Befehle, Süsswasser zu holen, nicht folgen wollten, wurde die Mutter zornig und vermischte das süsse mit dem bittern Wasser, so dass Niemand dasselbe mehr trinken konnte. Auf die Frage, wer den Himmel gemacht habe, antwortete derselbe Namaqua, er wisse nicht, welcher Mensch denselben gemacht habe.⁸⁵⁾ Der Buschmann Qning erzählte Mr. Orpen von dem mächtigen Gagn (Mantis), der Alles gemacht hat, und von seinem Weibe Coti. Er wusste nicht, woher sie gekommen sind, und meinte: „vielleicht mit dem Manne der die Sonne gebracht hat.“⁸⁶⁾ Einige Aborigines von Victoria behaupten, die Sonne und die übrigen Himmelskörper seien von Angehörigen der frühern Menschenrasse geschaffen. Sie heissen Nnralli und hatten die Gestalt der Kröhe und des Adlers; beide sind jetzt Sterne. Der Schöpfer, welchen die Küstenstämme Wa-wu-rong und Bu-nu-rong Band-jel nennen, wird von ihnen als der erste Mensch betrachtet. Auch Pupperimhal, der das Ei des Einn

⁸⁰⁾ J. Macdonald, Bantu-Customs and legends Folklore III, 345.

⁸¹⁾ Schlegel, Schlüssel z. Awe-Sprache XV.

⁸²⁾ Die Literatur in meiner Arbeit über „Wetterzauberer“; Mith. d. Anthropol. Ges. Wien XXIV, 11 f. Sex.

⁸³⁾ Boas, Ind. Sag. 64.

⁸⁴⁾ Merensky, Deutsche Arbeit am Nyassa 119.
⁸⁵⁾ Moffat, Mission, Lab. and Scenes in South Afr. 122—27.

⁸⁶⁾ A. Lang, Myth. Ritual and Religion nach Cape Monthly Mag. 1874.

in den Weltraum warf, woraus die Sonne wurde, gehört in die gleiche Kategorie. Die Nuralis, aus denen bei den Murray natives ein Gott Nurelle geworden ist, haben auch den Mondlauf geregelt und dem Mond mit behebendenden Worten befohlen, zu sterben. Einige Dieyerie sagen, dass der gute Geist Mura-Mura dem Monde befohlen habe, die Schöpfung vorzunehmen.⁸⁷⁾ Die Navjos sagen, dass das erste Menschenpaar die Sterne aus Glimmerstücken gemacht haben, welche der Coyote gegen Himmel blies; sie haben die Jahreszeiten und den Mondlauf eingerichtet; der Coyote schmolz den Schnee, der früher trocken war und gegessen wurde, und lieferte dadurch Wasser.⁸⁸⁾ Bei den Tenanal-Indianern⁸⁹⁾ (Atapasken in Alaska) heisst es, dass der Mensch und alle Thiere von dem Adler und dem Holzhäher gemeinschaftlich geschaffen wurden. Nach der Tradition der Omahas sind der wilde Reis und eine Varietät des Präriegrases von den Wakinyan hervorgebracht worden.⁹⁰⁾ In den Mythologien der Nordwestküste tritt der Rabe als Weltheldner auf. Eine bedeutende Rolle spielt der Coyote (Prairiewolf) in zahlreichen amerikanischen Schöpfungsgeschichten. Bei den Koniagas und den Tinnehs nimmt der Hund dessen Stelle ein,⁹¹⁾ entweder allein oder in Gesellschaft eines Vogels. Nach den Tacnilies in British Columbia ist die Moschusratte der wichtigste Factor bei dem Schöpfungswerke.⁹²⁾ Der Bär hat nach Ansicht der Indianer von Washington die Felle des Palouse River geschaffen.⁹³⁾ Die Dayaks von Sakarran sagen, der anfänglich allein in Einsamkeit existierende Rajah Gantaleah, ein Geist, der hören, sprechen, sehen konnte, aber keine Bewegungsorgane besass, habe durch einen Willensakt die Schöpfung einem männlichen und weiblichen Vogel übertragen.⁹⁴⁾ Nach dem Mythos der Apache haben die Windgötter, Sonne und Mond zusammen die Schöpfung vorgenommen.⁹⁵⁾ Die Menschen sind durch Bescheiden von Steinen durch die Sonne entstanden; doch hat aneb das Wasser auf diese Weise einen Menschen erzeugt. Die Neger der Guineaküste glaubten noch im vorigen Jahrhundert, dass der Mensch von einer sehr grossen Spinne

⁸⁷⁾ Smyth, Aborig. Victor. I, 431—434.

⁸⁸⁾ Matthews, A part of the Navajo's Myth. Am. Antiqu. V, 207—34.

⁸⁹⁾ J. Am. Folk. III, 66 f.

⁹⁰⁾ Dorsey, l. c. 441.

⁹¹⁾ Bancroft, Nat. Res. Pacif. States III, 105.

⁹²⁾ Bancroft l. c. 98.

⁹³⁾ Bancroft l. c. 94.

⁹⁴⁾ Ling Roth, Natives of Sarawak 299 f. nach Rev. Horsburgh, Sketches of Borneo.

⁹⁵⁾ Bourke, Notes on Apache Myth. J. Am. Folk. III, 209—12.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. O.

(Ananse) geschaffen wurde.⁹⁶⁾ Doch scheint aus der durch ganz Africa verbreiteten Sage über den Ursprung des Todes hervorzugehen, dass der Mond, den die Südafrikaner, wie die Australier, für sehr liebt ansehen, bei der Schöpfung nach Ansicht der Südafrikaner mitgewirkt habe.

Eine nähere Discussion der von Bastian behandelten Schöpfungsmythen, sowie der damit in enger Verbindung stehenden Fluthsagen, über welche wir Dr. R. Andrée eine vorläufige Orientirung verdanken, liegt ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit. Es sei nur darauf hingewiesen, dass die meisten primären Mythen zwischen dem ursprünglichen Schöpfer und dem Wiederhersteller der Welt keinen Unterschied machen, und dass in Folge dessen, wie schon Brinton (Myths of the New World 239) bezüglich der Americaner bemerkt, auch in letzterem Falle die wichtigste Thätigkeit von Thieren angeht, welche jedoch, wie niemals aus den Augen gelassen werden darf, verwandelte Menschen oder Ahnen von Menschen sind.

Da die überaus nnklar gedachte Schöpfung meistens auf Verwandlung einzelner Naturobjecte beruht, kann man, mit Boas, die Schöpfer und Culturheroen der primitiven Völker auch als „Verwandler“ bezeichnen. Eine feste Grenze zwischen diesen Begriffen gibt es wohl nicht. Der Volksglaube legt nun diesen Gestalten Züge von List und Bosheit bei, die zuweilen, aber nicht immer, wie Boas (l. c. 334) gezeigt hat, mit denen des Eulenspiegels verbunden sind. Ein charakteristisches Beispiel hierfür liefern die durch Boas wesentlich aufgeklärten Raben- und Minksgen der Nordwestküste. Dieselben Züge finden wir in den Traditionen der Algonkins über ihren Culturheros Nanibozhu (den grossen Hasen). Er heisst bei den Creeks Wissakketajsk, bei den Chipeways Munnahozhu (Michaho), bei den Blackfeet Napiou, bei den Indianern von Neu-England Wetuok.⁹⁷⁾ Dorsey hat gezeigt, dass der Algonkinische Nanibozhu sich bei der ganzen Siouxfamilie wiederfindet, sich jedoch bei den einzelnen Stämmen derselben differenzirt hat. Die von Nanibozhu vollenführten Thaten verrichtet bei den Omaha, Ponka, Kansa, Osaga, Kwapa, Jowa, Oto, Missour, das Kaninchen, das mit seiner Grossmutter, der Erdfrau, der Mutter aller Indianer, zusammenwohnt. Aher auch der derverschlagnene Concorrent des Kaninchens, Iktinike (Ikto der Dacotahs) macht viele Thaten des Kaninchens nach. Auch sind die Ahentener des Ha-xi-ge (Omaha) und des Ha-xu-ka (Triewere) identisch mit denen des Nani-

⁹⁶⁾ Bosman, Voyage en Guinée 149, 169.

⁹⁷⁾ Brinton, The Hero-God of the Algonkins as a cheat and liar. Essays of an Americanist 130 f.

bozhu.⁹⁹) Chamberlain hält auch den Gott der Maliseet (Neu-Braunschweig), der Miemas, sowie den Gott der Huronen für nahe verwandt mit Nanibozhu.¹⁰⁰) Die gemeinsame Marke dieser Kulturheroen ist aber, dass sie als „Lügner und Betrüger“ gelten, was, wie Brinton auf Grund verlässlicher Gewährsmänneraufbr.,¹⁰⁰) zum Theil schon in ihren Namen (Nanahoshu = the Cheat, Gluskap = the Liar, Wisakketjak = the deceiver) ausgedrückt ist. Bezeichnend ist der Beiname Wanaed oder Spötter, den Ikto bisweilen führt.¹⁰¹) Brinton ist für die Annahme, dass man es hier mit Degenerationsformen höherer Vorstellungen zu thun habe, den Beweis schuldig geblieben.¹⁰²) Diese Annahme, ein Ausläufer der gegenwärtig im Aussterben begriffenen linguistischen Mythologie, kann gegenüber einer umfassenderen Vergleichung und Berücksichtigung der psychologischen Grundelemente dieser Vorstellungen nicht aufrecht erhalten werden. Züge von Launenhaftigkeit, List und Rachsücht finden wir auch, wie das von Smyth gesammelte Material zeigt, bei einigen der australischen „Schöpfer“, wie z. B. beim ersten Menschen Pandjel, oder, wie bereits erwähnt, beim Monde, welcher übrigens bei den meisten Völkern (für die Germanen vgl. Grimm, D. Myth. II, 600) weit grösseren Einfluss auf abergläubische Vorstellungen aufweist, als die Sonne. Hat sich doch Moffat sehr verwundert, dass die Namaquas ihrem Schöpfer Tui'kuap, der aber meistens als Mensch galt, weder Liebe noch Ehrfurcht zollten. Die Kaffern nennen ihn Thiko = „der, welcher Schmerz bringt“, Dies wurde damit gerechtfertigt, dass er ja den Tod bringe, welcher gerechtfertigt genug ist. (Moffat, Mission. Iab. 256 f.)

Eine dem Nanibozhu verwandte mythologische Gestalt der Melanesier hat Codrington beschrieben. Quat, der Schöpfer der Menschen, der Schweine und der Nahrung, spielte vor der Ankunft der Europäer die erste Rolle im Volksglauben der Eingebornen der Banksinseln. Codrington will ihn nicht recht ernst nehmen; er räumt ihm keinen göttlichen Rang ein. Jedenfalls weiss Quat durch seine Geschieklichkeit und Schlaubheit sich stets den Erfolg zu sichern und seine Feinde, besonders seine Brüder für ihre bösen Anschläge gegen ihn empfindlich zu züchtigen. Quats Verschwinden und die stets genährte Hoffnung auf dessen Rückkehr erinnern ebenfalls an die amerikanischen Kulturheroen.¹⁰³)

Ueber die Aequivalente der an Quat geknüpften Vorstellungen auf der Sta. Cruz Gruppe und den Neuen Hebriden sei auf Codrington's Werk verwiesen.¹⁰⁴) Weit härter wird der polynesischer Kulturheros, Maui der dritte, geschildert. Er begnügt sich z. B. nicht damit, seinem Grossvater Tangaroa das Feuer wegzunehmen, er tödtet ihn auch noch auf hinterlistige Weise, was er, zu seinen Eltern zurückgekehrt, sorgsam verschweigt. Erst auf die Kunde, dass seine Eltern Tangaroa besuchen wollen, kommt ihnen Maui zuvor und ruft den Grossvater wieder ins Leben zurück.¹⁰⁵)

Diese sonderbare Auffassung der Schöpfungs-thätigkeit wird einigermaßen verständlich, wenn man berücksichtigt, dass das primitive Causalbedürfniss ursprünglich nicht nach den Endursachen der Dinge fragt, sondern sich damit begnügt, das Machtverhältnis des Menschen über die Naturumgebung von einem rein persönlichen Standpunkte aus zu erklären. Die Frage nach dem Ursprung eines Dinges wird durch die Geschichte einer Verwandlung oder einer Besitzergreifung desselben durch den Menschen beantwortet. Befindet sich doch eigentlich ursprünglich die ganze Welt im rechtmässigen oder unrechtmässigen Besitze von Personen, denen das für den Menschen Nöthige erst durch List oder Gewalt abgerungen werden muss. So erzählen die Blackfeet, ihr Kulturheros Napiou habe den Sommer einem Menschenpaar durch das Prairiehuhn stehlen lassen. Dieses Paar hatte Sommer und Winter in Släken aufbewahrt.¹⁰⁶) Die Thinkit sagten, der Wolf (Kanuk) sei ursprünglich im Besitze des Süsswassers gewesen, welches ihm vom Raben (Yelch) listigerweise gestohlen wurde.¹⁰⁷) Der Wolf soll aber auch nach den Sagen der Kwakiutl, der Tlatlasik-oula, Ebbe und Fluth besessen haben. Der Mink (Tleselagylia) = die Sonne machend, weil er die Sonne trägt) besiegte ihn im Kampfe und machte mit dessen Schwanz, durch Auf- und Herunterlassen desselben (nach einer Variante durch Trocknen desselben) Ebbe und Fluth.¹⁰⁸) Der Mythos, wie der Rabe mit höchster List die Himmelslichter von einem mächtigen Häuptling stahl, der dieselben in drei Kisten verschlossen hatte, ist in mehreren Varianten bei den Thinkit, Snaani-muq u. s. w. bekannt.¹⁰⁹) In dieselbe Kategorie gehören die bekannten Mythen von dem Verschlingen des Wassers durch den Frosch (Kröte). Sie sind

⁹⁹) Codrington 167.

¹⁰⁰) Gill I. c. 67—69.

¹⁰¹) Maclean, Blackfoot Myths. J. Amer. F. V. 163 f.

¹⁰²) Krause, Thinkit cap. 10 nach Lütke und Winiaminow.

¹⁰³) Boas, Indian. Sag. d. NW-Küste 158. 175 f.

¹⁰⁴) Krause I. c. 261; Boas, Am. Anthr. II, 326.

⁹⁹) Dorsey, J. Amer. Folk. V. 298 ff.

¹⁰⁰) Chamberlain, J. Amer. Folk. IV, 193.

¹⁰¹) Brinton I. c. 130 ff.

¹⁰²) Dorsey, Siouan Cult. XI. Ann. Rep. Bur. Ethn. 472.

¹⁰³) Brinton, Myths of New World 1896, 194.

¹⁰⁴) Codrington, Melanesians 150—167.

bei Indianern von Nordamerika, bei den Anstraliern, den Eingebornen der Andamanen bekannt; die schlagende Ähnlichkeit derselben mit dem Vratmythus kann nicht in Abrede gestellt werden.¹¹⁰⁾ An der Nordwestküste Amerikas bis zu den westlichen Eskimos von Port Clarence wird erzählt, dass einst Sonne und Mond von Jemandem weggenommen, von hehrsten Männern zurückgeholt wurden.¹¹¹⁾ Hr. v. d. Steinen führt auf das anschaulichste aus, wie der Culturheros der Bakairi den verschiedenen Thieren als Besitzer der Naturprodukte zu Leibe gegangen ist.¹¹²⁾ Endlich sei noch eines ruthenischen Mythos gedacht, welcher ausführt, wie Elias über Jazreden von Gott dem schlafenden Teufel Donner und Blitz gestohlen hat.¹¹³⁾

Von diesen Gesichtspunkten aus sollen die weitverbreiteten Mythen über die Gewinnung des Feuers einer nähern Betrachtung unterzogen werden.

Für dieselben bestanden verschiedene Ausgangspunkte, je nachdem das Feuer vom Himmel, von der Unterwelt oder von irdischen Gegenständen abgeleitet wurde. Wir finden den erstgenannten Gesichtspunkt bei sehr niedrig stehenden Völkern. Die Leute vom Lake Condah (Anstralien) lassen einen Mann an einer Sehnr, welche an einem in die Wolken eingehulderten Speer befestigt ist, in den Himmel hinaufklettern und das Feuer von der Sonne herabholen.¹¹⁴⁾ Nach den Boorong am Tyrillisee hat die männliche Krähe, welche jetzt der Stern Canopus ist, dies vollbracht.¹¹⁵⁾ Die Tasmanier sagten, zwei schwarze Männer, welche jetzt die Sterne Castor und Pollux sind, hätten aus den Wolken tretend das Feuer von der Spitze eines Berges aus unter die Bevölkerung geworfen.¹¹⁶⁾ In dem durch Bastian übermittelten Schöpfungsbericht von Alt-Kalabar heredet die Freundin des ersten auf die Erde gesetzten Menschenpaares, dass es gegen das Gebot Atasi's die Erde bearbeite und sich selbst Nahrung erzeuge, während es früher immer dreimal des Tags zum Essen in dem Himmel erscheinen musste. Sie liefert ihnen Werkzeuge und bringt (heimlich) Feuer vom Himmel.¹¹⁷⁾ Ob der feuerbringende Vogel Leo, den Bastian in leider nicht weiter helegter Notiz¹¹⁸⁾ aus Ternate, den Marquesas und Hawai er-

wähnt, hieher gehört, kann ich dermalen nicht entscheiden. Ein Medicinmann der Kwakintl erzählte, dass ein grosser Häuptling das Feuer vom Himmel geholt, dasselbe jedoch für sich behalten habe.

Der polynesischer Sagenkreis leitet das Feuer aus der Unterwelt ab. Mani (auf Samoa Tiiki) erzwingt durch List den Eingang in die Unterwelt, zwingt durch Gewalt seinen Grossvater den Feuegott (auf Samoa Mafua, den Erthebengott) ihm die Erzeugung des Feuers zu lehren. Auf der Savageinsel erzählt man, Mani habe seinem Vater das Feuer gestohlen und den rothen Busch am Eingange der Unterwelt angezündet, ehe der Vater ihn einholen konnte. Der bekannte Maori-mythos von Mani dem Feuegott weicht nur in Einzelheiten von der Samoasage ab.¹¹⁹⁾

Die Brong (Anstralien) erzählen, das Feuer habe dem Wasserhuhn (Bandicoot) gehört. Auf dessen hartnäckige Weigerung etwas davon abzulassen, hätten die Taube und der Geier ihm dasselbe entrisson, und damit eine grasbewachsene Fläche angezündet.¹²⁰⁾ Nach den Aboriginern der Enconterbay wurde das Feuer bei einem Feste dem Besitzer mit Gewalt entrisson.¹²¹⁾ Die Aboriginer von Gippsland dagegen behaupten, dass zwei den Schwarzen feindselige Weiber dasselbe besaßen. Ein Mann suchte ihre Freundschaft und entwendete es ihnen. Er ist jetzt ein kleiner Vogel, der einen rothen Fleck über dem Schwanz hat.¹²²⁾ Die Aboriginer vom Yarraflusse sagen, dass die Krähe das Feuer von einem Weibe gestohlen habe.¹²³⁾

Mit besonderer Vorliebe haben die nordamerikanischen Völker den Mythos vom Stehlen des Feuers ausgebildet. Die Tiinkit¹²⁴⁾ und Haidah¹²⁵⁾ erzählen, dass der Rahe (in einigen Varianten der vom Rahe entsendete Hirsch) das Feuer der Schnecke entwendet habe, welche dasselbe auf einer Insel im Ocean verborgen hielt. Auch die Ahta betrachten den Hirsch als Feuerbringer, substituiren jedoch bisweilen für diese Rolle ihren Welterschöpfer Qnawtesht.¹²⁶⁾ Nach Boas entwendet der Hirsch das Feuer bei den Catl'ltq, Taatlosik-oala, An'ky'anoq, Heiltank.¹²⁷⁾ Bei den Kwakintl verrichtet dies die Krähe, welche dafür vom erzürnten

¹¹⁰⁾ Lang, Myth. Ritual and Religions I, 40 ff.

¹¹¹⁾ Boas, Notes on the Eskimo of Fort Clarence J. Am. F. VII, 205.

¹¹²⁾ v. d. Steinen l. c. 354 ff.

¹¹³⁾ Kaindl, Ruthen. Volksa. a. d. Bukovina. Am Urquell I, N. F. 1890, 16.

¹¹⁴⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 462.

¹¹⁵⁾ Smyth, l. c. 460.

¹¹⁶⁾ Smyth, l. c. I, 461.

¹¹⁷⁾ Bastian, Geogr. u. ethn. Bild. 191-96.

¹¹⁸⁾ Bastian, Molukken 80.

¹¹⁹⁾ Gill, Myth. and Songs 67-70; Turner, Samoa 209-11; Kate Mc Cook Clark, Maori Tales 53 ff.

¹²⁰⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 569.

¹²¹⁾ Smyth, l. c. I, 450.

¹²²⁾ Smyth, l. c. I, 454.

¹²³⁾ Smyth, l. c. I, 454.

¹²⁴⁾ Krause, Tiinkit nach Weniansow.

¹²⁵⁾ Pont, Am. Antiqu. 1895, 141 f.; Bancroft, Nat. Hist. III, 95.

¹²⁶⁾ Sproat, Scenes and studies 176.

¹²⁷⁾ Boas, Ind. Sagen 80, 187, 214, 241.

Besitzer angeräuchert wird; sie war früher weiss. Später wurde die Kräbe immer schlimmer; sie vertheute eine Menge böser Streiche.¹²⁸ Eine andere Version hat Boas bei den Kwakiutl und Snanaimug gefunden. Der Mink erwirbt das Feuer, indem er das Kind des dasselbe bewachenden Häuptlings stiehlt; für die Wiedergabe des Kindes wird der Feuerhöhrer angeliefert (Boas l. e. 54, 158). Am untern Frazerfusse erzählt man, der Nerz habe das Feuer von den Gespenstern erworben, indem er deren Häuptling den Kopf abhesselt; die Grossmutter des Nerzes stellt ihn gegen Auslieferung des Feuerhöhrers zurück (Boas l. e. 43).

Nach den Algonkian hat Manahush „das grosse Kaninchen“ den Takah von einem Riesen, das Feuer von einem alten Mann gestohlen, der auf einer Insel inmitten eines grossen Sees wohnte.¹²⁹

Die Apaehen erzählen, der Coyote habe dem Eichhörnchen das Feuer weggenommen.¹³⁰ Nach dem Mythos der Kerek haben der Coyote, der Bär, das Eichhörnchen, der Frosch das Feuer zwei alten Hexen weggenommen.¹³¹ Die Navajos nennen hierfür den Coyot, das Eichhörnchen, die Fledermaus.¹³²

Einzig in ihrer Art steht die in völkerpsychologischer Richtung gewiss höchst merkwürdige Erzählung der Nez Percés da. Sie schildert ausführlich, wie der Biher das Feuer den Fichten gestohlen hat. Sie hatten ihn dahin das Geheimniss des Feuers ängstlich gehütet, so dass die Thiere frieren mussten.¹³³

Endlich sei noch erwähnt, dass nach den Bakalri Keri und Kame, nachdem sie bereits die Sonne von dem Königsgeier geholt hatten, das Feuer auf Befehl ihrer Tante Ewaki dem Kampfe wegnahmen.¹³⁴

Angesichts der Spärlichkeit des africanischen Materials ist eine Tradition aus den Ländern im Westen des Albert-Sees um so werthvoller. Sie knüpft an die Pygmäen an, deren frühere Vertheilung im Innern Africa's eines der wichtigsten Probleme der Africa-Forschung bildet. Einige von Callaway gesammelte Traditionen der Zulus bezeugen, dass diese kleinen Stämme wegen ihrer hörsartigen Natur und der listigen Verwerthung ihrer Kleinheit sehr gefürchtet waren.¹³⁵ Dis

Leudu, welche die Zwerge verdrängt haben, behaupten, die letzteren hätten ihnen das Feuer gestohlen, und dasselbe auch andern Stämmen mitgetheilt.¹³⁶

Au das durch die Naturvölker gelieferte Material können die Vorstellungen der Inder, Griechen und Babylonier über den Ursprung des Feuers ungewollt angelehnt werden. Betreffs der Babylonier möge die Darstellung von Sayce hierfür als Beweis gelten:

„Der göttliche Sturmvogel (als Geier gedacht und von den semitischen Babyloniern mit Zu, dem stürmischen Wind, identifiziert) war als Lugal-banda, als „Instiger König“ bekannt; er war die Schatzgetheiter der Stadt Marad bei Siparra. Er brachte das Blitzfeuer von dem Himmel herab zu den Menschen, lehrte denselben die Kenntniss des Feuers und die Wahrsagokunst aus den Blitzen. Wie Prometheus war er von den Göttern verlost. Er hatte ihre Schätze gestohlen und ihre geheime Weisheit, hatte sie der Welt mitgetheilt. Wie in Griechenland nahm man auch in Babylonien an, dass er dafür büssen musste. Denn diese Errungen schafften waren nicht freies Geschenk der Götter; sie sind ihnen durch Arglist entstrichen worden; die Menschen durften sie behalten, doch wurde der Wohlthäter hierfür bestraft.“¹³⁷

Die vedischen Dichter erzählen uns, dass das Feuer zuerst in der Gestalt des Blitzes vom Himmel zu ihnen kam, aber wieder verschwand, und dann von Mataricvan, einem bis zu einem gewissen Grade dem Prometheus ähnlichen Wesen, zurückgebracht und der siehern Hut des Stammes der Bhrgus (Pilegyas) anvertraut wurde.¹³⁸

Aeusserst charakteristisch ist die Tradition über den Charakter des Prometheus. Hesiod erwähnt dessen Namen niemals ohne Beifügung des Prädicats „schlan und listigen Sinnes“. Dieses Prädicat wird glänzend gerechtfertigt durch den Betrug, den er beim Opfer Zeus gegenüber versuchte, worauf Zeus ihm, schwer zürnend, zürft: „Trauter, du hast noch nicht dein listiges Treiben ver-

¹²⁸ Stahlmann, Mit Emin Pascha 464 f.

¹²⁷ Sayce, Lectures on the origin and growth of the Religions 294. Die Verfolgung eines etwaigen Zusammenhangs zwischen dem ägyptischen Himmelsträger und dem gleichnamigen Feuerbringer der Babylonier wäre gewiss von hohem ethnologischem Interesse!

¹²⁹ Nach Max Müller, Ind. i. s. weltgesch. Bedeut. Uebers. Capeller 152. Dann Mnir, Samkr. T. IV, 152. Auch in Australien (Gippsland) gibt es verschiedene Varianten einer Sage, dass den Schwarzen das Feuer wieder weggenommen wurde, weil sie nach reichlichem Fischfange keine Fische für Bowkan, ihren wohlthätigen Geist, herbegeben wollten. Doch stahl dasselbe wiederum Bimba Moit (der Pinke mit dem feuerfarbenen Schwanz). Smyth, Abor. Vict. I, 478 f.

¹²⁸ Gardner Teall, Am. Antiqu. XII, 140 f.

¹²⁹ Hofman, Myth. of Menomoni. Am. Anthropol. III, 245 ff.

¹³⁰ Bonrke, J. Am. F. 209 ff.

¹³¹ Chamberlain, J. Am. F. IX, 48.

¹³² Powers, J. Am. F. III, 58.

¹³³ R. L. Packard, Myth. and Relig. of the Nez Percés. J. Am. Folk. IV, 227 ff.

¹³⁴ v. d. Steinen l. e. 377.

¹³⁵ Callaway, Nursery Tales of the Zulu 952-58.

gessen!¹⁴ Die Strafe für diese List besteht in der Entziehung des Feuers, welches dann Prometheus stiehlt und in einem Rohre davonbringt. Dass dieses halbgöttliche Wesen, wie A. Kuhn (Herakles Feuers 9—36 ff.) ausführt, ursprünglich als Vogel gedacht wurde, stellt den engen Zusammenhang des griechischen, wie des halyonischen Mythos mit der primitiven Vorstellungsschiebe vollends fest.

Die vorliegende Uebersicht gibt wohl eine genügende Orientirung über die grosse Mannigfaltigkeit von Ausgestaltungen, denen ein allgemein menschliches Motiv bei den verschiedenen Völkern unterliegen kann. Der Zusammenhang dieses Grundmotivs mit den primitivsten kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen tritt bei dem damaligen Stande der Ethnographie bereits dentlich hervor, wie unvollständig auch das verfügbare Material noch sein mag. Es scheint mir sonach kein Grund zu bestehen, aus welchem die autochthone Entstehung der Haupttypen dieser Feuernythen principiell zu bezweifeln wäre. Dies gilt ja auch von den primitiven Kosmogonien, wie ähnlich sie auch unter einander sein mögen. Das selbständige Ringen der primitiven Phantasie zur Enthüllung des Geheimnisses nach dem Ursprung des Feuers tritt übrigens schon aus den zahlreichen und wesentlich abweichenden Varianten hervor, welche z. B. die Australier aufweisen. Anderseits bleibt allerdings unbestritten, dass der zunächst von der Plastik unseres Erdkörpers abhängige Völkerverkehr eine ausgleichende Wirkung in dem Wettbewerbe der einzelnen Varianten ausüben muss. Hieraus entspringt jene nähere oder entferntere Verwandtschaft, welche vielfach die Mythen eines Continents oder einzelner Theile desselben verbindet. Die Discussion der für jene Differenzirungen massgebenden Momente bleibt so lange unfruchtbar, als die gemeinsame psychologische Grundsehiebe nur unvollkommen bekannt ist. Während die amerikanischen Ethnographen in lebhaftem Wettstreit täglich neue völkerpsychologische Horizonte erschliessen, ist unsere Kenntniss des Geisteslebens der afrikanischen Völker nahezu stationär geblieben. Die in den Bibliotheken von Anekiand und Capetown niedergelegten ethnographischen Schätze, welche Sir George Grey, Dr. Bleek, L. C. Lloyd u. A. gesammelt haben, sind leider dormalen unzureichend verwertet und nahezu unzugänglich. Möge die englische Initiative, welcher unsere Wissenschaft so viel verdankt, bald diese Lücke ausfüllen, und die Thätigkeit der europäischen Nationen auf afrikanischen Boden auch einer systematischen Erforschung der Traditionen der Afrikaner zur Gute kommen!

Mit dem Nachweise, dass einige der von Hesiod

verarbeiteten Ideen, entgegen der Annahme von E. H. Meyer,¹³⁹ auf primitiven und allgemeinmenschlichen Volksvorstellungen beruhen, ist allerdings nur theilweise der Aufgabe entsprochen, welche Hermann Usener in seinen „Götternamen“ mit vollster Berechtigung der Ethnologie stellt. Der vorliegende Beitrag möge die bahnbrechende Darstellung des griechischen primitiven Seelenglaubens von Rhode ergänzen, deren Richtigkeit durch die gegen dieselbe gerichteten Einwände nicht ernstlich in Frage gestellt wurde. Der Massstab, welchen, nach Usener, die Vorstellungen culturloser Völker für die Bonrtheilung der griechischen Mythologie liefern, scheint jedoch viel weiter zu reichen. Dies beweist nicht bloss die gesammte niedrigere Mythologie der Griechen mit ihren Localculten der Naturgenien, den Riesensagen n. s. w., welche derselben Quelle entstammen wie die primitive Kosmologie. Wir müssen wahrscheinlich auch gewisse griechische Vorstellungen über das Todtenreich in dieselbe primitive Kategorie verweisen. Man kennt bereits wichtige von den Naturvölkern stammende Parallelen zur Idee von Styx,¹⁴⁰ zu den Mythen der Persephone,¹⁴¹ von Orpheus und Eriidice, welche letztere die Maori (Clark l. e.) sowie die nordamerikanischen Indianer geliefert haben.¹⁴² Die Bedeutung dieser Parallelen kann nur durch eingehende Untersuchungen festgestellt werden, deren schwierigste Vorbedingung immer die Materialbeschaffung bleibt. Der zukünftigen Lösung dieses Problems soll nicht vorgreiffen werden. Jedenfalls scheint jedoch die fortschreitende Vergleichung der ethnischen Aeusserungen zu ergeben, dass der Einfluss der allgemeinmenschlichen Grundanlage auf die Erzeugung von psychologisch, ja sogar bis auf einen gewissen Grad der äusseren Form nach gleichartigen Sitten, Meinungen, Traditionen an entlegenen Punkten der Erde viel mächtiger ist, als die litterarische Sehne der Mythenforschung bisher auszugeben geneigt ist, und dass der vielfach perhorrescirte „Casualismus“ in der Zukunft noch eine grössere Bedeutung erlangen wird.

Herr Dr. J. Ranke:

Ueber die individuellen Variationen im Schädelbau des Menschen.

I.

Die Untersuchungen Blumenbach's haben schon ergeben, dass alle die Schädelformen der

¹³⁹) E. H. Meyer, Eddische Kosmogonie 13.

¹⁴⁰) Boas, Chinook Texte 167—71.

¹⁴¹) Boas, J. Am. F. VI, 39 f. Pfizmaier, Theog. d. Japan 38—47.

¹⁴²) Boas, Ind. Sug. 42. Grinnell, Blackfoot lodge tales 127 ff.

gesammten Menschheit, soweit er sie zu überblicken vermochte, eine in sich geschlossene Reihe bilden, in welcher die extrem differenten Endglieder durch allmähliche Ueborgänge lückenlos miteinander verbunden werden.

Die Forschungen des letzten halben Jahrhunderts, welche sich nun in der That auf Beobachtungen über den gesammten Erdkreis und seine entferntesten Winkel berufen können, haben dieses Resultat des Begründers der deutschen Anthropologie nur noch mehr befestigt und im Einzelnen ausgebaut.

Im Sinne der modernen Entwicklungslehre haben wir es sonach mit einer einheitlichen Entwickelungsreihe zu thun und es bleibt nur fraglich, wo wir den Ausgangspunkt für diese Entwickelung annehmen haben.

Nach Blumenbach bildet die Gesammtreihe der Schädelformen der Menschheit nicht eine gerade Linie von einer Grundform zu den abgeleiteten Formen fortschreitend, sondern einen Ring, welcher von einer Mittelform ausgehend wieder zu dieser sich zusammenschliesst. Als diese Mittelform erschien Blumenbach der Schädel des Haupttheils der Bewohner Europas, welche er mit den nächstverwandten Asiaten und Afrikanern unter dem Namen der Kankasier zusammengefasst hatte.

Auch die neue Kraniologie ist doch eigentlich nicht weiter gekommen in der Beurtheilung des Wesens der Zusammenhänge der Formen.

Die wesentliche Schwierigkeit liegt in der individuellen Entwickelung der Schädelform.

Es sind beim Menschen, wie bei den Schädelthieren im Allgemeinen zwei Hauptfaktoren, welche die Ausgestaltung des Schädels bedingen. Sehen wir von den Hörner- und Geweihtragenden Säugethieren ab, bei welchen für das Tragen der zum Theil enormen Gewichte dieser Schädelauflätze besondere mechanische Momente berücksichtigt werden müssen, so sehen wir die Schädelform auf der einen Seite bedingt durch die absolute und vor allem die relative (im Verhältnis zum Kleinhirn, Rückenmark und übrigen Nervensystem) Grössenentwickelung des Grosshirns, andererseits durch die Grössenausbildung der vegetativen Organe des Kopfes, der Kau- und Athemwerkzeuge, aber auch der Sinnesorgane, Augen, Nase, welche in diesem Sinne auch als Unterstützungsorgane der vegetativen Sphäre der Körperthätigkeit besonders wichtig sind.

Der Unterschied in der Kopfbildung zwischen Mensch und Thier beruht darin, dass bei dem Menschen der Einfluss des Grosshirns auf die Kopfbildung den Einfluss der vegetativen Organe, einschliesslich der Sinnesorgane, weit überwiegt, wäh-

rend bei den Thieren, auch den menschenähnlichsten, die vegetativen Organe die Form hauptsächlich bedingen, wobei der gestaltende Einfluss des Grosshirns mehr und mehr zurücktritt und verschwinden kann.

Etwas ähnliches sehen wir doch auch bei den Menschenrassen. Bei den Europäerschädeln, von Blumenbach's kaukasischer Rasse, ist der Grosshirntheil des Schädels extrem ausgebildet, während der vegetative Schädelabschnitt, welchen wir kurz aber freilich nicht exakt als Gesichtsschädel bezeichnen können, eine relativ minimale Grössenentwickelung zeigt. Bei einem typischen Australier- oder Papuaschädel wird dieses Verhältnis der beiden Componenten des Schädelbaues insofern in gewissem Sinne thierähnlicher, als im Verhältnis zum Gesichtsschädel der Grosshirnschädel nachweisbar kleiner wird und eine stärkere Formbeeinflussung durch die vegetativen Kopfgorgane erfährt: die Schläfenmuskeln, welche dem Kaugesicht vorstehen, rücken weiter am Hirnschädel in die Höhe und nehmen mehr von dessen küsserer Fläche ein, die mit den Athemorganen zusammenhängenden Stirnhöhlen drängen durch die mächtigere Ausbildung der sie einschliessenden Stirnwülste die Uteritirnasenah vorn und wölben diese wie ein vorspringendes Dach über die Nasenwurzel und Augenhöhlen und drängen damit die mittlere Stirnarterie nach vorne soweit vor, dass die Stirn im Ganzen schief nach hinten ansteigt und dadurch liegend wird.

Nach der landläufigen Auslegung der Entwicklungslehre, welche von einer „Menschwerdung“, d. h. von einem Menschlichwerden des Thierschädels spricht, würde die Reihe der menschlichen Schädelformen bei denen der Australier und Papuas beginnen müssen, bei welchen der Einfluss der vegetativen Organe am stärksten hervortritt; — über das Ende der Reihe könnte man zweifelhaft sein, da die am besten ausgebildeten Mongolenschädel die besten Europäerschädel an Grösse des Hirnraums nicht nur erreichen, sondern sogar oft noch übertreffen. Die genetische Entwickelung des Menschenschädels ginge demnach von jenen Schwarzen zum Europäer- oder Mongolenschädel.

Aber die Beantwortung der Frage liegt doch nicht so einfach.

Die moderne Entwicklungslehre hat einen alten Satz der vergleichenden Anatomie herübergenommen und durch zahlreiche neue Beobachtungen gestützt oder vielmehr in Wahrheit erst wirklich begründet, den Satz, welcher lehrt, dass die Stufenfolge der individuellen Entwickelung jedes animalen Einzelwesens in den Hauptzügen in aufsteigender Reihe nicht nur die niederen und höheren Formen der nächstverwandten Thiere, sondern in gewissem

Sinne der gesammten Thierwelt repräsentirt. Nach der Sprache der Entwicklungslehre wiederholt die Geschichte der Körperentwicklung des Individuums — vereinfacht und abgekürzt — die Geschichte der Entwicklung des Stammes und der gesammten Thierwelt.

In diesem Sinne erscheint es nun entscheidend, dass bei dem Menschen — und bei allen höheren Wirbelthieren — die Stufenfolge der individuellen Entwicklung zunächst ein Stadium erreicht, welches sich durch eine extreme Beeinflussung der Schädelform durch das Gehirn, im Vergleich mit den vml ausgebildeten Formen der Erwaesenen, charakterisirt, während dagegen die vegetativen Organe in höherer Masse zurücktreten. Das Verhältnis beider Schädelabschnitte entspricht in der Mitte des menschlichen Fruchtlebens vor der Geburt in höherer Masse dem bei erwaesenen jugendlichen Europäern. Diese Form des Schädels ist es, von welcher die weitere Ausbildung ausgeht; sie müssen wir daher nach den Gesetzen der modernen Entwicklungslehre als die Ur- und Stammform des Menschengeschlechtes bezeichnen, von welcher jene Typen mit stärker ausgebildeten vegetativen Organen am Schädels sich als abgeleitete, fortentwickelte Formen unterscheiden.

Ganz das Gleiche gilt auch für die gesammten (höheren) Wirbelthiere. Speziell der Schädel der Säugethiere erreicht bei seiner individuellen Ausbildung zuerst eine der menschlichen ganz entsprechende Form, welche das typisch menschliche Übergewicht des Gehirns über die vegetativen Organe zeigt. Von dieser Menschenform ausgehend entwickelt sich die Thierform des Schädels. Der Gang ist sonach umgekehrt so, wie ihn die landläufige Entwicklungslehre postuliren zu müssen meint; nicht von Niedrigeren zum Höheren aufsteigend, sondern absteigend vom Höheren zum Niedrigeren. Die höchste Form der Schädelbildung, die menschliche, ist der gemeinschaftliche Ausgangspunkt für die Schädelentwicklung der gesammten Säugethierrreihe.

Ich beabsichtige hier keineswegs gegen die moderne Entwicklungslehre zu polemisiren, im Gegentheil: ich möchte darauf hinweisen, dass in der individuellen Entwicklung der Schädelform bei jedem Menschen sich in allen wesentlichen Grundzügen die Gesammtreihe der Schädelformen ergibt, welche uns als Rassenformen bei den Erwaesenen entgegen treten. In diesem Sinne, bezüglich des Schädels, könnte man in der Sprache der Entwicklungslehre die Entwicklungsgeschichte des Individuums einen kurzen Abriss der Entwick-

lungsgeschichte der gesammten Menschheit nennen. Aber wie gesagt, der Ausgangspunkt ist nicht die niedere Thierform, sondern die Form des extrem-menschlichen Typus.

Meine älteren Untersuchungen haben den Einfluss gelehrt, welchen das Gehirn auf die Schädelbasis in einem hohen, während des individuellen Lebens mehrfach auf- und abwärtschwankenden Grade ausüht.¹⁾ Dadurch ergaben sich schon wichtige Anklänge der individuellen Entwicklung an die ethnischen Differenzen der Schädelgestalt.

Seit Camper und Retzius hat man das gerade, annähernd senkrechte Gesichtsprofil (Profilinie), die Orthognathie, wobei die Schneidezähne senkrecht übereinander stehen, als die höhere menschliche Form betrachtet, dagegen ein schiefes nach vorwärts Neigen des Gesichtsprofils (der Profilinie), die Pragnathie, die Schiefzähigkeit, verursacht durch Verschieben des Oberkiefers im Ganzen, als einen Bundesgenossen der Barbarei und Wildheit betrachtet und in der That sind die Europäer- (Kaukasier)-Schädel der überwiegenden Mehrzahl nach orthognath, die Schädel der Australier, Papuas, Neger dagegen meist oder wenigstens vielfach prognath. Dieser Unterschied im Schädelbau ist so auffallend und so leicht zu constatiren, dass Retzius, im Anschluss an Camper, die Haupttypen der Menschheit in prognathe = niedrige und in orthognathe = höhere Formen trennte.

Nach meinen Untersuchungen ist aber jeder Menschenschädel auf einer frühen Stufe der Entwicklung vor der Geburt angesprochen prognath. Von diesem normalen prognathen Stadium aus geht der Schädel bei der individuellen Entwicklung zunächst zu den geringeren und dann zu den hohen und höchsten Graden der Orthognathie über; der Neugeborene ist dann extrem orthognath. Mit der steigenden Ausbildung des Gehirns und der gesammten Kauwerkzeuge nimmt die Orthognathie jedoch wieder ab und eine nicht ganz unbedeutliche Anzahl der europäischen Schädel wird im Verlauf des individuellen Lebens wieder thatsächlich prognath. Auf dem Wege der individuellen Entwicklung ist für den Europäerschädel die Prognathie der Ausgangspunkt und das Endziel. An diesem Resultate ändert es nichts, wenn auch viele Schädel auf diesem Wege der Ausbildung auf einer früheren Stufe stehen bleiben und das Endziel nicht erreichen.

Die Ursache dieser verschiedenen Stellung des Oberkiefers im individuellen Leben konnte ich in

¹⁾ Ueber einige gesetzmässige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn und Gesichtschädel. Mit 80 Tafeln. München. F. Bassermann 1892. — Bericht über die Anthropol. Versammlung in Innsbruck 1894, Ueber die aufrechte Körperhaltung etc. S. 154.

dem wechselnden Grade der Abknickung der Schädelbasis in der Spheroasilarfuge nachweisen. Bei extremer Knickung, wie sie unter der übermächtigen Einwirkung des Gehirns als wichtigste menschliche Eigenschaft des Schädelbaues eintritt, wird für den Oberkiefer der Platz unter der Schädelbasis thatsächlich beengt und er wird mechanisch vorgeschoben, und mit ihm das Gesichtspröfil (die Gesichtslinie). Dieses Vorschieben muss um so eher erfolgen, je grösser relativ der Oberkiefer selbst ist. Die Prognathie in Folge der Abknickung in der Spheroasilarfuge ist sonach eine extrem menschliche Bildung, abhängig von der absoluten und relativen Grössenentwicklung des Gehirns.

Ich will hier nicht den ganzen Gang dieser Untersuchungen wieder vorführen. Es genügt gezeigt zu haben, dass diese besonders wichtigen ethnischen und Rassencharaktere des Schädelbaues des Menschen: Orthognathie und Prognathie, Durchgang- und Endstufen jeder individuellen Entwicklung sind.

Die Höhe des Obergesichts, die Höhe der Nase, die Configuration der Augenhöhlen — also sehr auffallende Rassenmerkmale — schwanken mit der zunehmenden Prognathie und Orthognathie, ebenfalls bei jedem Einzel-Individuum auf- und abwärts. Dabei ergibt sich, dass mit der mit dem Alter wieder zunehmenden (relativen) Prognathie bei jedem Menschen, die Mittelgesichtshöhe geringer, die Nase breiter und kürzer, die Augenhöhlen niedriger (und breiter) werden d. h. Formen zutreiben, welche für jene oft genannten Vertreter der schwarzen sogenannten niederen Rassen typisch sind.

II.

In meinen Untersuchungen über den „Schädelgrund“¹⁾, in welchen diese Resultate schon dargelegt worden sind, habe ich mein Augenmerk vor allem auf das Gehirn als den für den Menschen wichtigsten Faktor der individuellen und rassenhaften Schädelentwicklung gerichtet.

Seit jener Zeit habe ich neu auch den zweiten Hauptfaktor für die individuelle und rassenhafte Ausbildung der Schädelform beim Menschen einer eingehenderen Forschung unterziehen können: die fortschreitende Ausbildung des vegetativen Abschnittes des Schädels und ihren Einfluss auf die Gestaltung des Gesichts- und Hirnschädels.

Ich wurde dazu veranlasst durch das Studium von Selenas' grosser Sammlung von Orangutan-Schädeln beider Geschlechter und jeden Alters. Hierbei tritt die individuelle Entwicklung des Schädels,

aber namentlich die Beeinflussung der Schädelgestalt durch die vegetative Sphäre des Schädels mit einer überraschenden Klarheit zu Tage. Mit steigendem Alter wird dieser Einfluss immer mächtiger, während der des Gehirns, welcher anfänglich noch annähernd menschliche Verhältnisse erzeugt, immer mehr zurücktritt.

Wie für den Einfluss des Grosshirns der Schädel des Menschen die gesetzlichen, mechanischen Normen, relativ unverdeckt, erkennen lässt, so ist der mechanische umgestaltende Einfluss der vegetativen Theile, der Kau- und Athemwerkzeuge am Schädel, bei dem Schädel der menschenähnlichen Affen relativ unverdeckt durch die Beeinflussung des Grosshirns in seinem gesetzmässigen Verhalten erkennbar. Ueber die Beobachtungen an den Affenschädeln wird an anderem Ort ausführlich berichtet werden. Hier möchte ich nur das in Kürze bringen, was ich — nachdem mein Auge nun einmal geschärft war — an dem Menschen Schädel über die Beeinflussung der Schädelgestalt durch die vegetative Sphäre gelernt habe.

Vor allem wichtig ist das fortschreitende Wachstum der Schädelbasis sowohl in die Breite als noch mehr in die Länge. Dadurch erfolgt eine ganz charakteristische Umgestaltung auch der Hirnschädelgestalt.

Während des Frühlebens ist die Hirn-Schädelform bei unserem Volke (Altbayern) entschieden mehr gerundet und höher als bei den Neugeborenen und den Erwachsenen. Aber auch bei den Neugeborenen ist die Kurzköpfigkeit (Brachycephalie) und Hochköpfigkeit (Hypsicephalie) immer noch grösser als bei den Erwachsenen beiderlei Geschlechts. Nach der Geburt erfolgt zunächst ein sehr gesteigertes Gehirnwachstum, während der Gesichtsschädel anfänglich relativ zurückbleibt. Dabei gewinnt der Hirnschädel zunächst wieder an relativer Breite und Höhe und geht in diesem Sinne wieder auf frühere Entwicklungsstufen vor der Geburt zurück. Erst nach diesem Rückschritt nimmt dann der Hirnschädel den regelmässigen Gang wieder auf, welcher bei unserem Volke zu einer relativen Verminderung der Schädelbreite und Schädelhöhe führt. Der Entwicklungsgang des Schädels geht vom frühkindlichen bis zum erwachsenen Alter von Kurz- und Hochköpfigkeit in der Richtung gegen Lang- und Flachköpfigkeit, von Brachy- und Hypsicephalie gegen Dolicho- und Chamacephalie.

Wenn ich nicht irre, lässt sich der gleiche Gang der Schädelumgestaltung auch bei typisch lang- und flachköpfigen Völkern und Stämmen nachweisen. Die Kinderschädel, welche ich aus unseren „Reihenräubern der Völkerwanderungszeit“, die ausge-

¹⁾ s. Anmerkung S. 141.

sprochen langköpfigen Stämmen angehören, sowie jene, welche ich aus der Steinzeit Nord-Bayerns, aus welcher mir bis jetzt nur relativ langköpfige Schädel Erwachsener bekannt sind, habe untersuchen können, sind zum Theil brachy- und mesocephal, im Ganzen aber weniger dolichocephal, weniger lang und schmal als die Schädel der Erwachsenen. Ein neugeborenes Negerkind reiner Rasse, dessen Mutter mesocephal war, fand ich brachycephal.

Bei dieser individuellen Veränderung der Schädelform spielt das Verhältniss der Schädelbasis zum Dach des Hirnschädels eine ausschlaggebende Rolle.

Die Schädelbasis ist anfänglich in den beiden Flächendimensionen klein, die Schädelkapsel wölbt daher ihr Dach überall weit über die Schädelbasis herüber. Indem dann die letztere, mit der gesteigerten Entwicklung des Gesichtsknetters breiter und in noch höherem Grade länger wird, verändert sich bei jedem Schädel individuell dieses Verhältniss von Basis zur Kapsel.

Während bei den Schädeln der Ungeshorenen und Neugeborenen, aber auch noch bei jungen Kindern unseres Volkes die grösste Schädelbreite zwischen den stark hervorspringenden Scheitelbeinhöckern liegt, rückt sie mit der gesteigerten Breitenentwicklung der Schädelbasis mehr und mehr nach abwärts gegen die Schädelbasis zu. Damit erfolgt eine charakteristische Veränderung der Contour der Hinterhauptsansicht, resp. der grössten mittleren Breitencontour des Hirnschädels. Während bei dem jugendlichen Menschen der mächtige Hirnschädel die kleine Schädelbasis allseitig blasenartig (bombenartig) überwölbt, so dass die Contour der Hinterhauptsansicht im Wesentlichen ein unten durch die Fläche der Schädelbasis abgestütztes Oval darstellt, werden durch die relative und absolute Verbreiterung der Schädelbasis die Fusspunkte des Schädelsgewölbes nach auswärts gezogen. Die Rundung der Seiten geht dadurch in ihrem unteren Abschnitt in einen mehr und mehr geradlinigen Verlauf über, die Seitenwände des Hirnschädels werden immer flacher — und da dann auch die obere Wölbung dachförmig wird, wird die Contour der Hinterhauptsansicht mehr und mehr dem Querschnitt eines Hauses ähnlich, als Endziel dieser Bildung für den Menschen. Es ist das die berühmte fünfseitige Gestalt der Hinterhauptsansicht, welche C. E. von Baer und H. Welcker für die Schädeltypen der Menschheit als ganz besonders wichtig angesprochen haben. In bester Ausbildung zeigen diese Hausform viele Australier und Pappaschädel.

Die dachförmige Gestaltung der Schädelswölbung

ist eine typisch-menschliche Bildungsform; sie hängt mit den Scheitelbeinhöckern und speciell mit der Ausbildung des Hauptkaummuskels, des Schläfenmuskels, M. temporalis, zusammen, die Knickungsstelle gegen die Seitenwände entspricht meist der unteren halbkreisförmigen Schläfenlinie, an welcher der Schläfenmuskel entspringt. Bei den grossen menschenähnlichen Affen schreitet der gleiche Vorgang, welcher bei dem Menschen zur Hausform führt, noch weiter fort bis zur Bildung einer nach unten noch breiteren, nach oben fast spitz zugehenden Zeltform des Hinterhaupt-Querschnittes.

Ein ganz ähnlicher Vorgang, wie der eben für die Querrichtung geschilderte, spielt sich auch in der Längsrichtung des Hirnschädels zwischen der wachsenden Schädelbasis und dem Schädelsgewölbe ab, welches sich anfänglich an der Stirnseite ebenfalls blasenartig (bombenförmig) über die kleine (kurze) Schädelbasis vorwölbt. Der hervorragendste Punkt der Stirn liegt bei Früchten, Neugeborenen und jungen Kindern hoch oben an der Stirn, zwischen den stark hervortretenden Stirnhöckern (wie die Scheitelbeinhöcker die ehemaligen Verknöcherungscentren). Vergrössert sich im Laufe der individuellen Ausbildung die Schädelbasis, so rücken durch das Vorwärtsdrängen der Schädelbasis die Fusspunkte des Stirngewölbes nach vorwärts, die mittlere sagittale Contourlinie wird dadurch zuerst (ganz entsprechend wie bei dem Hinterhauptsquergewölbe) gerade, sie steigt mehr und mehr senkrecht an, die Stirnfläche wird wandartig flach und erhält endlich als Endziel der menschlichen Stirnform eine ausgesprochene Neigung nach hinten, sie wird fliehend.

Dazu kommt noch die zunehmende Ausbildung der Stirnhöhlen (Nebenhöhlen der Athmungsorgane). Mit der steigenden allgemeinen Körperentwicklung wird durch die wachsenden Stirnhöhlen, die Unterstirn, die Glabella mit den Augenbrauenbogen, immer stärker hervorgehoben. In Folge der Summe dieser im regelmässigen Gang der Ausgestaltung des Schädels erfolgenden Umbildung der gesammten Stirn rückt wie an den Seitenwandungen des Schädels der hervorragendste Punkt der Stirn nach abwärts, er gelangt zuletzt auf die Vorwölbung der Unterstirn durch die Stirnhöhlen, ganz weg von dem das Gehirn direct deckenden Abschnitt des Stirnbeins.

Ganz ähnlich wie an der Stirn gestalten sich die Verhältnisse am Hinterhaupt, der Unterschied besteht im Wesentlichen nur darin, dass hier durch die grosse Zahl der Verknöcherungscentren und die steigende Ausbildung der Nackenmuskulatur und des elastischen Nackenhandes etc. noch eine Anzahl anderer Momente in Wirksamkeit treten.

Die Stufen der Formbildung, welche als wichtige ethnische Charakteristika angegeben werden, treten bei dieser unserer Betrachtung schon als Stufen der individuellen Entwicklung jedes einzelnen Menschen entgegen. Aber nicht jedes Individuum erreicht die gleiche Stufe, die Schädel der Erwachsenen zeigen individuell noch die ganze Reihe der Uebergänge. Das was uns bei dem Erwachsenen als individuelle und rassenhafte Verschiedenheit entgegentritt, ist nichts anderes als ein Stehenbleiben oder ein weiteres Fortschreiten auf der Bahn der Ausgestaltung, welche das Wachsthumsgesetz für jeden Menschenschädel verlangt. Die individuellen und rassenhaften Schädel-differenzen bilden miteinander eine zusammenhängende Reihe von der extrem-menschlichen Form des Jugendalters bis zu den typischen Schädeln der Australier und Papuas, welche wir als die extrem-männliche Form des Menschenschädels bezeichnen dürfen.

Man hat seit alter Zeit den Kauwerkzeugen, vor allem dem Schläfenmuskel, eine Einwirkung auf die Schädelform zuschreiben wollen. Durch die Wirkung des Schläfenmuskels sollte eine Abflachung und Zusammendrückung des Hirnschädels erfolgen, und damit eine Neigung zur Sebmal- und Langköpfigkeit, zur Dolichocephalie.

Ich kann von einer solchen Einwirkung tatsächlich wenig oder nichts bemerken, immerhin sind die Wirkungen des Schläfenmuskels und der gesammten Kauwerkzeuge auf die Ausgestaltung der Schädelform enorm.

Mit der Vergrößerung des ganzen Oberkiefers tritt bei stärkerer typisch menschlicher Abknickung der Schädelbasis in der Sphenoidalnirfuge bald ein Platzmangel an der Schädelbasis ein, ganz jenem Verhältnis während der mittleren Perioden des Fruchtlebens entsprechend. Der Oberkiefer wird dadurch prognath vorgeschoben — schon bei Winkelknickungen, welche bei kleinerem Oberkiefer noch Orthognathie zulassen. Mit der stärkeren Grösse der Zähne (Schneidezähne) erfolgt dann meist auch prognathes Vorschieben des Zahnrandhanges (alveolare Prognathie).

Aber die grösste Wirkung bringt der Schläfenmuskel selbst hervor. Derselbe vergrössert sich während des individuellen Lebens beträchtlich; er wird nicht nur dicker und im Ganzen musziger, er schiebt seine Ursprungsstellen weiter am Hirnschädel hinauf und seitlich sowohl nach vorn als rückwärts vor. Die untere halbkreisförmige Schläfenlinie, der Ursprungsrand des Schläfenmuskels, streckt bei Neugeborenen noch tief unter den

Seitelbeinhöckern hin, sie rückt dann hinauf, erreicht die Seitelbeinhöcker und steigt sogar mehr oder weniger über dieselben hinauf. Im letzteren Fall sind die Seitelbeinhöcker abgeflacht, sie verstreichen gänzlich. Auf die „Schädelbreite“ hat das aber, wie oben angedeutet, gewöhnlich keinen Einfluss, da der breitesten Theil der Schädelkapsel dann bereits tief nach abwärts gegen die Schädelbasis zu gerückt ist.

Noch höher steigt die obere halbkreisförmige Schläfenlinie, die Ansatzstelle der Fascie des Schläfenmuskels, aufwärts und kann aneh bei Schädeln unseres Volkes der Sagittalnaht so nahe rücken, dass, über den Scheitel gemessen, der Abstand beider oberen Schläfenlinien nur wenige Centimeter oder noch weniger beträgt und die Sagittalgegend kiel- oder gratähnlich aufgehohlet erscheint. Es ist das eine Schädeleigenthümlichkeit, welche man als ganz besonders „niedrig“ bei den Schädeln der niedersten Rassen gefunden hat, die bei unserer Betrachtung aber als das Endziel jeder normalen individuellen Schädelentwicklung des Menschen erscheint.

Nicht weniger wichtig ist die Einwirkung des wachsenden Schläfenmuskels auf die vorderen Partien der Schläfengegend, auf den äusseren Augenhöhlenrand, das Jochbein und den Jochbogen.

Unter der formgestaltenden Einwirkung des in seinen vorderen Partien mächtiger ausstehenden Schläfenmuskels erfolgt eine stufenweise fortschreitende Verengerung des Hirnschädels in der Schläfengegend, eine immer tiefer werdende Einziehung der Schläfengrube, und ein Hinaufdrücken der Schläfengrube über den oberen Augenhöhlenrand. Durch das letzterwähnte Verhältnis entsteht eine von beiden Seiten her erfolgende Einziehung der Unterstirn an dem Orte der „kleinsten Stirnweite“. An dem erwachsenen Menschenschädel dringen hier in wechselndem Grade die Schläfengruben hinter den oberen äusseren Augenhöhlenrand, den Jochfortsatz des Stirnbeins, vor. Das Gesichtskelett mit den Augenhöhlen trennt sich dadurch bis zu einem gewissen, individuell und rassenhaft verschiedenen Grade vom Hirnschädel. Bei dem Menschen ist dieser Entwicklungsgang gleichsam nur angedeutet; wohin er führen kann, sieht man bei dem Vergleich der jüngsten mit ausgewachsenen Schädeln bei allen Anthropiden, am erschreckendsten beim Gorilla, bei welchem die Schläfengruben soweit hinter die oberen Augenhöhlenränder eindringen, dass dadurch das Gesichtskelett vom Hirnschädel vollkommen abgerückt wird.

Bei gesunden jungen Menschenschädeln sind die Schläfenflächen convex vorgewölbt; mit dem

zunehmenden Alter verflachen sie sich und vergrössern sie nach oben. Der vordere Anfangstheil der unteren halbkreisförmigen Schläfenlinie, Linea semicircularis inferior, rückt weiter am Stirnbein empor, prägt sich an diesem energischer, kantentartig aus, und über den Scheitel gemessen verkleinert sich die Entfernung dieser Linien.

Mit dieser Vertiefung und Erhöhung des vorderen Abschnitts der Schläfenrinne tritt nun auch eine Stellungsveränderung zunächst der Aussenrandfläche der Augenböden ein, namentlich soweit das Jochbein (Stirnfortsatz des Jochbeins) an der Randbildung beteiligt ist.

Bei jungen Menschenschädeln ist diese äussere Randfläche der Augenhöhle scharf nach hinten gewendet, die Augenhöhle wird sonach hier von einer scharfen Kante begrenzt. Mit der stärkeren Ausbildung des Schläfenmuskels wird mechanisch der hintere Rand des Stirnfortsatzes des Jochbeins mehr weniger oder geradezu horizontal nach vorwärts gedrückt, sodass nun die äussere Augenhöhlenbegrenzung nicht mehr durch die innere Kante, sondern durch die ganze Fläche des Jochbeinfortsatzes gebildet wird. Auch der Jochbeinkörper verändert seine Stellung; er ist anfänglich, wie beim Stirnfortsatz, scharf nach hinten gewendet. Nun rückt er, unter dem mechanischen Druck des Schläfenmuskels, ebenfalls mit seinem hinteren Rand und mit seiner ganzen Fläche nach vorwärts; er kann nahezu oder ganz horizontal gestellt werden, sodass man in der Norm frontalis den ganzen Jochbeinkörper überblickt.

Auch der ganze Jochbogen macht eine entsprechende Veränderung seiner Stellung unter dem gleichen Einfluss durch; er ist bei jüngsten Schädeln ebenfalls scharf nach hinten gebogen und in extremem Grad angelegt. Mit der Vorwärtsbiegung des Jochbeins wird er mit nach vorwärts gewendet und unter der mächtigeren Ausbildung des Schläfenmuskels wölbt er sich dabei auch in der Mitte stärker convex aus.

Damit erscheinen hervorragend wichtige rassenhafte und individuelle Variationen des Hirnschädels aber auch des Gesichtsschädelhahes in die Reihe des normalen Entwicklungsganges jedes einzelnen Menschenschädels eingedrückt:

Prognathie und Orbignathie, Länge und Breite des Hirnschädels, Länge und Breite des Gesichtsschädels, die verschiedenen Formen der Contour der Norma occipitalis, die Stirnformen, die Formen der Nasenöffnung, der Augenhöhlen, die Stellung des Jochbeins und damit die Frage der profilirten Gesichtsform u. a. Auch das Verhältniss vom Volum des Gesichtsschädels zum Volum des Gehirn-

schädels ändert sich im individuellen Leben jedes Einzelnen, wobei das relativ grössere Gesicht der entwickelteren Zustand ist.

Ich will hier nicht näher auf diese Fragen eingehen; es genügt gezeigt zu haben, dass ein grosser Theil der individuellen Variationen — soweit sie im Bereich des „Normalen“ liegen — sich als Entwicklungsstufen in der normalen Reihe der Ausgestaltungsveränderungen jedes Menschenschädels darstellen. Indem der eine Schädel auf einer früheren Entwicklungsstufe stehen bleibt, der andere dem von der Entwicklungstendenz angestrebten Ziele sich mehr annähert, treten jene Differenzen hervor, welche aber nichts Zufälliges haben, sondern einem allgemeinen Bildungsgesetze entsprechen.

Der Gang, welcher von den Schädeln unserer Rasse von der frühesten Kindheit bis zum erwachsenen Alter eingaltnen wird, repräsentirt nicht nur alle individuellen Variationen innerhalb unserer Rasse, sondern auch alle als wichtigste Rassenmerkmale angezogenen Schädelmodifikationen der gesammten Menschheit.

Auch die Unterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechtes im Schädelbau gehören in dieselbe Reihe hinein: Der weibliche Schädel konservirt im erwachsenen Zustand im Ganzen und im Einzelnen eine dem Jugendzustand nähere Bildung als der männliche Schädel, der letztere nähert sich im allgemeinen häufiger und in höherem Grade dem (von dem ethnischen Typus) angestrebten Endziele an. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es männliche Schädels von weiblichen und umgekehrt weibliche Schädels von männlichem Typus gibt. Es gilt letzteres in noch viel weiterem Sinne, als man hier schon anzunehmen geneigt war.

In der geschlossenen ethnischen Gruppe der Bayern, an welchen ich vorzugsweise meine Untersuchungen gemacht habe, erscheinen die Prognathen und Hyperorthognathen geradezu rassenhaft von einander verchieden: Die niedrigeren Gesichter, die kürzeren, meist mit Pränasalgruben ausgestatteten Nasen, die eckigen, gedrückt erscheinenden niedrigen Augenhöhlen bei den Prognathen; bei den Hyperorthognathen die relativ längeren schmalen Gesichter, die längeren feineren Nasen, die mehr gerundeten weiten Augenhöhleneingänge, die angelegten Jochbeine und Jochbogen, die mehr vorgewölbte Stirne, die bomben förmige Ueberwölbung der Schädelsbasis dreh das Schädelgewölbe. Und doch ist die letztere nur die weibliche Form, erstere die männliche

Form einer in sich geschlossenen relativ kleinen ethnischen Gruppe und wir haben die mechanischen gesetzmässigen Ursachen aufweisen können, welche diese „individuellen“ Unterschiede bedingen.

Ganz Aehnliches gilt für die Rassendifferenzen am Schädel.

Wie bei unseren Hausthieren, so vererben sich auch bei dem Menschen einmal befestigte Typen-Unterschiede im Schädelbau sehr zahl. Aber hier wie dort gilt die Beobachtung, dass vor allem die Anlage zu einer bestimmten Form sich vererbt, und dass es, bis zu einem gewissen Grad, von den individuellen Einflüssen auf den Einzelnen abhängt, in wie weit typisch sich die Rassenform ausbilden wird. Freilich wird aus dem jungen Pulci kein Bulldogg, aus dem jungen Neger kein Mnggole, aber die erblichen Grenzen, welche zwischen den befestigten Rassentypen bestehen, werden durch die individuelle Variation überbrückt und verbunden zu einer einzigen in sich geschlossenen durch die feinsten und unmerklichsten Uebergänge verknüpften Formengruppe.

Dabei zeigt die individuelle Variationsbreite innerhalb unseres Vnlkos Aehnlichkeiten mit sehr verschiedenen gut definirten menschlichen Schädeltypen. Es zeigen sich in ihr Tendenzen zu scheinbar entgegengesetzten Formgestaltungen des Hirn- und Gesichtsschädels: Das gleiche Individuum tendirt in dem normalen Gang seiner Entwicklung zu einer Zeit nach der Seite der extremen Kurzköpfigkeit, in einer folgenden Epoche verschmälert und verlängert sich der Hirnschädel in der Richtung ausgesprochener Langköpfigkeit. Der Oberkiefer wechselt von prognathen zu orthognathen Stellung und von dieser zur ersteren zurück; das Gesicht von der breiten und kurzen zur schmalen und langen Form und von dieser wieder zu breiteren und namentlich flacheren Formen, von kleinerem zu grösserem Valum und wieder zurück; die Form der Schädelcontouren, der Stirne, des Hinterhauptes, der Augenhöhlen, der Nase, des Unterkiefers, die Knickung der Schädelbasis, alles wechselt im individuellen Leben, und wir müssen es anerkennen, dass in jedem Schädel die Anlagen und Möglichkeiten ruhen, sehr verschiedene Formen auszubilden, welche dem Kreise der bekannten typischen Schädelformen der Rassen der Menschheit mehr oder weniger entsprechen.

Daneben ist die Annahme berechtigt und begründet, dass die verschiedenen typischen Formen des Menschengeschlechtes, speziell ihre ethnisch verschiedenen Schädelformen, einst aus der individuellen Variation einer gemeinschaftlichen Stammform hervorgegangen sind.

Herr Rud. Virchow:

Ich will nur ein paar Worte sagen. Das Thema ist ja so weit, dass wir gar nicht im Stande sind, es weiter durchzusprechen; dazu würde beinahe ein eigener Kongress gehören. Ich wollte nur einen Punkt berühren: die Frage von der Entwicklung der Ansätze der Schläfenmuskeln und der davon abhängigen Gestaltung des Gehirns. Ich war vor einiger Zeit veranlasst, diesen Punkt zu erörtern, weil mir nach und nach eine Reihe von ganz ungewöhnlichen Schädeln vorkam, deren obere Schläfenlinien bis unmittelbar an die Sagittallinie heranrückten, so dass auch beim Menschen eine Crista sagittalis vorkommen kann. Auch ich hatte früher die Vorstellung, dass unter solchen Umständen die Schädelform sich wesentlich verändern müsste und dass namentlich die seitliche Zusammendrückung eine Verlängerung des Schädels herbeiführen würde. Das hat sich unglücklicherweise nicht nachweisen lassen; im Gegentheil, je mehr Schädel zusammenkamen, welche wegen dieser Crista den Eindruck der grössten Wildheit machten, — ich glaubte darin die Repräsentation der höchsten Bestialität gefunden zu haben, — um so mehr hat sich herausgestellt, dass andere Individuen derselben Rasse dieselbe Schädelform hatten und dass ein erkennbarer Einfluss auf die Gestaltung der Schädelform daraus nicht hervorgegangen ist. Ich bin daher allmählich fast ganz davon zurückgekommen, dem Ansatz der Schläfenmuskeln irgendwelche Bedeutung für die Gestaltung heizulegen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass bei den anthropoiden Affen, wo die grossen Knochenkämme sich bilden, durch dieselben der Blick unwillkürlich von der eigentlichen Schädelform abgelenkt wird; wenn man den Schädel von allem Aussenwerk entblösst, so ergibt sich in der Regel etwas anderes, als man nach der Gesamterscheinung erschlossen hatte. Während er mit der Crista lang erscheint, wird er nach Entfernung derselben immer mehr kugelig, so dass zuletzt eine brachycephale Form übrig bleibt, selbst bei einem Schädel, der ausgemacht dolichocephal erschien. Es ist das ein Punkt, über den ich mich mit Bischoff in den letzten Jahren vor seinem Tode verständigt habe. Man muss die physiognomische und die mathematische Erscheinung auseinanderhalten.

Herr Prof. Dr. Joh. Ranke-München.

Ich glaube, dass ich es auch ganz deutlich ausgesprochen habe, dass ich vollkommen mit Herrn Geheimrath Virchow übereinstimme, dass der Kammuskel auf die Länge und Breite des Schädels keine Einwirkung ausübt; ich habe wenigstens so gut wie gar keine Einwirkung nachweisen können.

Herr Rud. Virchow:

Ueber die Steinzeit in Nord-Europa.

Die geehrten Damen und Herren müssen entschuldigen, wenn ich Sie unterbreche. Das Thema ist allerdings etwas abliegend; da Sie aber einmal hier sind, darf ich wohl annehmen, dass Sie auch die Absicht haben, sich etwas wenigstens damit zu beschäftigen. Ich habe das Thema gewählt, da sich neue Schwierigkeiten erhoben haben in der Behandlung der Frage von der Eiszeit. Jeder Mensch, der einmal irgend einen Stein in die Hand nimmt, der eine besondere Form hat und der den Eindruck macht, als ob ihn früher schon einmal ein Mensch in der Hand gehabt und bearbeitet hätte, glaubt sofort, sich vor einem Gegenstand der Steinzeit zu befinden. So dehnt sich die Steinzeit soweit aus, dass wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht mehr mitkommen können. Wie es immer geht, die Phantasie ist grösser, als die Wirklichkeit, und so breitet sich das phantastische Gemälde ins Unendliche aus.

Als wir im Jahre 1869 die Gesellschaft gründeten und sie durch den Aufruf von Innsbruck ins Leben gerufen wurde, stand die Frage von der Eiszeit im Vordergrund, und daran schloss sich unmittelbar die Steinzeit an. Wenn Sie die Debatten dieser ersten Jahre lesen, so werden Sie sehen, dass sie sich fast alle auf diesem selben Gebiete bewegen. Erst langsam ist man dahin gekommen, in diesen Gebiete Gliederungen eintreten zu lassen. Man hat die ältere und die neuere Steinzeit, die der geschlungenen und die der geschliffenen Steine von einander getrennt und anfangs geglaubt, gewisse Garantien zu haben, damit anzukommen. Das war ein Irrthum. Und doch scheint es mir, dass man noch immer etwas zu schematisch verfährt und dass man die Grundchemata zu sehr ansieht auf das Ganze, sie als Grundlage für die allgemeine Betrachtung nimmt. Dabei sind, wie ich für alle diejenigen hervorheben will, die neu an die Sache herantreten, zwei Hauptbeschwerden, zwei Hauptfehlerquellen. Die eine Fehlerquelle schafft die Natur selbst, indem eine so grosse Zahl von natürlichen Veränderungen an parallelen Steinarten entstehen, dass wir, wenn wir diese Steine unterscheiden sollen, immer wieder in der Gefahr stehen, ganz natürlich entstandene Formen für künstliche zu halten. Ich kann nicht behaupten, dass wir an der Grenze der Kunst angelangt sind, diese beiden Kategorien von einander zu trennen. Es wird immer eine gewisse Neigung den einen dahin führen, dass er viele Dinge für künstliche hält, die der andere von seinem Standpunkte aus als natürliche betrachtet. Ich will gar nicht auf die Vorstellungen eingehen, welche manche, etwas excentrisch ange-

legte Personen haben, die eben jede sonderbare Form für etwas eigenthümliches halten, jeden Zufall sofort zu einer Art von Absicht verkehren, aber ich kann nicht leugnen, dass wenn man jedesmal die Frage stellt, wohin gehört das Stück? es sehr schwierig wird, sie zu beantworten. Das neueste Beispiel bietet die ägyptische Forschung der letzten Jahre, die allmählich über die Grenzen des eigentlichen Nilthales hinausdrückt und in die Wüste übergreift, so dass eine Reihe von Punkten, die man bis dahin als gleichgiltig und ausgeschlossen für die Betrachtung der Existenz des alten Menschen in Aegypten ansah, hervorragendes Interesse gewonnen hat. Da tritt die Lehre von einer neuen Rasse, welche schon vor der ältesten Dynastie existirte, also schon in das fünfte Jahrtausend vor Christus fallen würde, in den Vordergrund und wird Gegenstand eingehender Erörterung; wir stehen vor einer ganz neuen Frage der Steinzeit. Soweit wollte ich heute eigentlich nicht gehen; ich erlaube mir nur, auf dieses Beispiel hinzuweisen. Die ganze Wüste ist bestreut mit Feuersteinplättchen aller möglichen Formen und aller möglichen Gestalten. Da ist die Frage nicht zu umgehen: was ist da künstlich und was natürlich? Die Plättchen liegen bis ganz nahe an die behabte Fläche; man brantet nur über den grossen Salzsee des Fayum herüberzugehen, so kommt man gleich auf der anderen Seite in ein Gebiet, wo man an jeder Stelle haufenweise diese Plättchen aufnehmen kann. Die Vornehmen gehen natürlich an diesen Splittern leicht vorüber, sie lassen sie liegen, bis einmal einer kommt, der sich damit beschäftigt. Ich selbst habe sie ernsthaft untersucht; ich nahm jedes Stück in die Hand, betrachtete es und fand allerlei Merkmale, welche andeuteten, dass manches doch wohl ein künstlich bearbeitetes sein könne. Ich betone das besonders, weil wir auch in unserem Land eine grosse Zahl von Fundstellen haben, bei denen dieselbe Frage sich anwirft. Bei uns in Norddeutschland sind es vorzugsweise allerlei Sandflächen und Dünen, welche, wenn wir da nachsehen, alles Mögliche darbieten. Wenn wir nun z. B. an die Küste von Rügen gehen, wo die Feuersteine noch im Kreidegebirge eingeschlossen sind, so stossen wir auch da schon auf allerlei Splitter, die wir für künstlich erzeugt halten könnten, wenn wir nicht an Ort und Stelle in der anstehenden Kreide ganz ähnliche fänden, die noch im Zusammenhange mit anderen Bruchstücken sind, und wenn wir nicht die Stellen erkennen würden, wo die Brüche durch die Steinknollen hindurchgehen. Erst das Vorhandensein von Schlagmarken bezeugt, dass gewisse Bruchstücke künstlich entstanden sind. Das ist einer der besonderen Punkte, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit lenken wollte.

Der zweite Punkt betrifft die Frage der natürlichen Lagerung. Das Urtheil über einen grossen Theil der Dinge, welche die Steinzeit betreffen, ist in erster Linie abhängig davon, wo sich die Sachen gefunden haben. Denn dasselbe Stück, das sich in einer Lage findet, wo es zweifellos seit Jahrtausenden unberührt gelegen hat, muss einen ganz anderen Werth haben, wie ein Stück, das dicht unter der Oberfläche oder an der Oberfläche selbst liegt. Die Bestimmung des Ortes, die genaue Feststellung der Umstände des Fundes ist es, was leider in der Mehrzahl unserer Sammlungen zu wenig berücksichtigt wird, obwohl es eigentlich die Hauptsache ist.

In dieser Beziehung möchte ich einen cardinalen Punkt hervorheben: das ist die Frage nach dem Herkommen der sogenannten geschliffenen oder polirten Steinwaffen. Nichts erscheint an sich evident, als die Entstehung der polirten und geschliffenen Steinwaffen. Es ist sicher, dass sie, mögen sie aus Feuerstein, Granit, Sandstein oder irgend einer Art von Schiefer bestehen, von Menschen bearbeitet sein müssen. Sie haben gestern die schönen polirten Sachen gesehen, die Herr Dr. Koehl aus dem Untergrunde der Stadt Worms entnommen hat. Wir sehen die Politur aufs schönste an Steinen, die offenbar aus dem Rheinsand aufgenommen waren und deren Oberfläche etwas zugschliffen ist, wahrscheinlich um zur Fabrication, zum Glätten von Töpfen verwendet zu werden. Es sind Stücke, wie sie mir aus Kleinasien seit langer Zeit bekannt sind und wie sie namentlich in Hissarlik in ganz ausgezeichneten Exemplaren gefunden wurden. Dass das Menschenarbeit ist, wird wohl von niemandem bezweifelt. Wenn man ganz grosse Stücke findet, deren Oberfläche durch das Abschleifen eine bestimmte Form bekommen hat, die Beilform z. B., und wenn ausserdem noch ein Loeh hineingebohrt ist, welches deutlich die Bohrspuren erkennen lässt, so ist man versucht, zu sagen, das war ein Steinmetz, vor dem wir den Hlat abnehmen müssen. Ich bin damit einverstanden, aber wovon ich warnen möchte, das ist der weitere Schluss, dass dieser Steinmetz in der Steinzeit gelebt haben muss, und dass ein solcher Fund den Beweis liefert, dass Alles, was mit demselben zusammenhängt, auch der Steinzeit angehört hat. Eine ernste Kritik muss dieser Versuchung Stand halten; sie muss immer fragen, unter welchen Umständen das Stück gefunden ist; welches sind die Beweise, dass an dieser Stelle Steinwaffen am Platze sind?

Ich bin in der Lage, für Deutschland an ein Verhältniss erinnern zu können, welches sehr charakteristisch ist; das ist das Einmauern von ge-

schliffenen Steinwaffen in Hausmauern, in Fundamente, hier und da in die eigentlichen Wände, und zwar in die Wände von Baulichkeiten, die mit der Steinzeit nichts zu thun hatten. So hat sich für eine ganze Reihe von geschliffenen Steingeräthen der Nachweis erhalten, dass man sie in Verbindung mit modernen Arbeiten gefunden hat. Aber von vielen anderen Stücken hat sich ein solcher Nachweis nicht gefunden, und darunter befindet sich ein Verhältniss, auf das ich besonders die Aufmerksamkeit lenken möchte; das ist das Vorkommen derartiger Geräthe in alten Graburnen, und zwar meistens bei Leichenbrand. Die Urnen sind voll von verbrannten und zerschlagenen Knochen und darauf liegen schliesslich polirte und drehbohrte Hämmer oder Steinäxte. Ich habe eine Reihe solcher Beispiele zuerst in der Lausitz gesammelt; ähnliche sind in Ostpreussen in neuerer Zeit mehrfach bekannt geworden, und die Zahl der Beispiele ist so gross geworden, dass gar kein Zweifel aufkommen kann, dass diese Urnen nicht in die Steinzeit gehören. Glücklicherweise sind wir allmählich dahin gekommen, dass wir die Classification der Töpfe etwas genauer machen können. Seitdem machen wir auch die Classification der sonstigen Beigaben nicht mehr davon abhängig, ob dabei ein polirter Stein existirt, sondern wir beurtheilen jedes Stück nach seinen eigenen, objectiven Merkmalen. So behaupte ich, dass es in der That derartige Steingeräthe gibt, welche in einer viel späteren Zeit, z. B. in einer Zeit, wo schon Eisen und Bronze verarbeitet wurden, speciell in der Hallstattzeit, niedergelegt worden sind. Ich habe erst neulich die Sache wieder diskutiert, weil ich bei meinem vorjährigen Besuche in Riga im dortigen Museum wiederum auf Stücke stiess, über welche ich schon früher gesprochen hatte, — Stücke, welche in der erwähnten Combination getroffen wurden.¹⁾ Nun ist es merkwürdig, dass selbst der vorzügliche Katalog, der bei dieser Gelegenheit über die Alterthümer der Ostseeprovinzen geliefert worden ist, für die Steinzeit fast nichts weiter beizubringen hatte, als solche polirte Aelte; das Andere ist ganz minimal, wie gewissenhaft auch dieses Verzeichniss aufgestellt worden ist. Der Verfasser Prof. Hausmann hat schliesslich zugestanden, dass solche Geräthe bis in die Eisenzeit hinein gefunden werden; er hat aber nicht behauptet, dass ein einziges dieser Stücke mit Sicherheit der Steinzeit zuzurechnen ist, da man nicht weiss, ob sie einer Technik angehören, die in die Steinzeit zu setzen ist.

¹⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1896, S. 485 (vgl. 1877, S. 391).

Also es handelt sich im Wesentlichen darn, wie weit einzelne Stücke verwertbar werden dürfen für die chronologische Feststellung einer bestimmten Region, eines bestimmten Fundes, oder einer genau festgestellten topographischen Gruppe. In dieser Beziehung müsste man meiner Meinung nach äusserst versichtig sein; selbst ganze Gruppen geschlagener oder selbst polirter Steine entscheiden nichts. Wir haben in unseren zweifellos slavischen Burgwällen gar nicht selten Feuersteine und Spalter getroffen, die genau so aussehen, wie wenn sie der paläolithischen Zeit angehörten. In der Regel fehlt freilich die specielle Form, welche den Gebrauchszweck anzeigt. Gelegentlich findet man Pfeilspitzen, es sind aber Pfeilspitzen, wie sie von den Slaven selber noch gebraucht worden sind, denn wir haben historische Nachrichten, dass steinerne Pfeilspitzen von den Wenden verwendet werden sind. Man muss also sehr genau unterscheiden und sich nicht mit einer oberflächlichen Constatirung begnügen.

Die ältesten Fundstellen, wo man auf Reste der eigentlichen Thätigkeit des Menschen stiess, traf man in Dänemark, namentlich in Seeland und auf den henacharten Inseln. Das waren die sogen. „Kjökkenmöddinger“, Küchenabfallhaufen, förmliche Berge, die fast nur Ueberreste menschlicher Nahrung, Muschelschalen, Thierknochen u. s. w. und verschiedene Arten von steineren Werkzeugen enthielten. Als das festgestellt war durch die verzüglichen Arbeiten unserer dänischen Freunde Worsaae und Steenstrup, suchte in der ganzen Welt jeder nach Küchenabfällen. Es war nicht sehr schwer, solche zu finden. Es gibt nicht ein einziges Dorf, wo man nicht Küchenabfälle antreffen kann; auf jedem grösseren Gutabefe liegen Haufen von Abfällen, und wenn sie länger liegen bleiben, kann man sie für sehr alt halten. Eine Mehrzahl solcher Küchenabfallhaufen hat einen Platz in der Literatur erhalten. Das hat sich erst allmählich vermindert. Heutzutage wird bei uns fast gar nichts mehr berichtet von neuen Kjökkenmöddingern, selbst wenn solche gefunden werden. Ich weiss durch Dr. Voss und unsere verehrte Freundin Fräulein Director Mosterf, dass an der Küste von Schleswig-Holstein solche Plätze aufgedeckt worden sind, die in der That recht alt sind, wenigstens bis in die Zeit des pelirten Steines zurückreichen. Freilich kennt man bis jetzt nur einzelne unverdächtige Plätze.

Aber es gibt ein anderes neolithisches Gebiet, welches höchst interessant ist. Dasselbe liegt ziemlich weit ab im nordöstlichen Russland. Es erstreckt sich von südlichen und westlichen Ufer des Ladogasees weit nach Südwesten ins Land hin-

ein, noch ein wenig über den Meridian von Moskau hinaus, in die Gouvernements Jaroslavl und Wladimir. Ich wurde erst aufmerksam auf diese Enden, nachdem ich in Livland gewesen war: hier, etwas östlich von Riga, liegt ein grösserer Landsee, der Bartneck-See. Am Ausfluss desselben war ein grosser Abfall-Haufen gefunden worden, der den Namen Rinnekalks führt. Ueber seine Bedeutung war vor ein paar Decennien ein heftiger Streit entbrannt zwischen den damals anerkannten Archäologen der haitischen Provinzen, Professor Grewingk in Dorpat und meinem verstorbenen Freunde dem Grafen Sievers. Von diesem wurde ich zur Hilfe gerufen und ich konnte constatiren, dass man es hier mit einer Anlage aus der Zeit des geschliffenen Steines oder gar der paläolithischen Zeit zu thun habe. Ich hielt dafür, dass die Anlage recht nahe an die neolithische Zeit heranzurück müsse; bei späterer genauer Prüfung fand ich jedoch, dass nichts darin ist, was in die angemacht neolithische Zeit zu setzen sei.

Mehrere Jahre später kam ich nach Petersburg und fand dort in der geologischen Sammlung die ersten Scherben, welche am Südufer des Ladogasees bei Ausgrabung einer grossen Anseidung durch Herrn Inostranzeff zum Vorschein gekommen waren. Ich habe schon früher ausgeführt, dass darin Scherben derselben Art vorkommen, die ich in dem Rinnehügel festgestellt hatte. Dann habe ich solche Scherben weiter im Umkreise verfehlt bis herunter in das Herz des heutigen Russlands. Ob sie noch weiter verkommen, kann ich genau nicht sagen; jedenfalls geht das Gebiet nicht weit darüber hinaus nach Westen, etwa nach Kurland und Ostpreussen.

Der Rinnehügel ist ganz aus Unienenschalen aufgehant; aus diesen hat man durch Zerquetschen eine Art von Pulver gemacht und dieses in Thon eingeknetet und daraus Gefässe geformt. So hat dieser Thon ein eigenthümlich glitzerndes, höchst charakteristisches Aussehen bekommen. In diesen Thon hat man stempelartige Eindrücke eingepresst in allen möglichen Formen und Richtungen, aber nach einem ganz bestimmten Typus, der sich nicht über dieses Gebiet hinaus verfolgen lässt. Diesen „Bartneck- oder Rinnekalks-Typus“ kann man über eine grosse Zone antreffen, die fast halb so gross wie Deutschland sein mag, aber nicht weiter. So wenig, wie man die alänischen Kjökkenmöddinger nach Deutschland übertragen darf, kann man die Rinnekalks-Funde übertragen; sie gehören der russischen Steinzeit an, und zwar einer sehr weit zurückliegenden Periode derselben. Dafür weiss ich in ganz Deutschland keine vollkommenen Parallelen, höchstens ähnliche Sachen, aber nichts, was

so prägnant und deutlich wäre, dass es nach den russischen Mustern benannt werden könnte.

Nun ist es sehr charakteristisch, dass man gerade in den benachbarten Gouvernements, schon in Jaroslaw, je mehr man nach Westen kommt, Gräber findet, aber nicht Gräber mit Beigaben von diesem Typus; die kennt man nicht, man hat meines Wissens dort bis jetzt noch kein Grab gefunden, das den dänischen Kjökkenmøddinger oder dem Rinnekalns-Typus angehörte. Wenn im Rinnekalns Skelette gefunden wurden, so hat sie herausgestellt, dass man nachträglich in dem schon bestehenden Haufen begraben hat, aber Leichen späterer Zeit. Es existiren aber ein paar Schädel in den Moskauer und Petersburger Museen, die, wie es scheint, dahin gehören; sie bieten jedoch nichts dar, was als charakteristisch für eine Periode bezeichnet werden könnte. Dann kommt eine Periode der Gräber, denen keine Küchenabfallhaufen parallel stehen, und in diesen Gräbern, auch in den russischen, erscheint zum erstenmal der besondere Typus, den wir weithin verbreitet finden über den ganzen Westen Europa's und den wir als den eigentlich neolithischen bezeichnen dürfen, also ein Typus der neueren, jüngeren Steinzeit. In der That erscheint in diesen Gräbern der polirte Stein in sehr ausgezeichneten Formen. Wir kennen jetzt durch ganz Deutschland derartige Funde, und nachdem vor Kurzem eine unserer ältesten und berühmtesten Städte, das alte Worms, gewissermassen als eine Hauptstadt der Neolithiker nachgewiesen ist, wird wohl noch weiteres nachfolgen. Die Ornamente dieser späteren Zeit sind an verschiedenen Orten gut vertreten. Auch hier im Museum liegen vortreffliche Exemplare davon. Sie tragen ganz tief eingeritzte oder eingedrückte Ornamente, die von dem oberflächlichen sogenannten Schnornornament, das meiner Meinung nach einer etwas jüngeren Zeit angehört, sich unterscheiden; es sind tiefe, achselse Linien, im Winkel neben einander gestellt und geometrisch, figürlich geordnet. Von eigentlichen Darstellungen, thierischen oder pflanzlichen, ist bei diesen Thongefässen noch nicht die Rede; das kommt allerdings sehr bald. Das ist die Periode der alten neolithischen Gräber, und sie ist um so schwieriger zu verfolgen, als eine grosse Zahl dieser Gräber äusserlich nicht genügend bezeichnet ist, um ohne Weiteres diagnostiziert zu werden.

In dieser Beziehung sind zweierlei Kategorien zu unterscheiden: eine Kategorie, welche in das Gebiet der megalithischen, grossmächtigen Steinsetzungen gehört, und eine zweite, die gar nichts davon hat, wo die Oberfläche des Grabes so glatt und eben ist, dass kein Mensch etwas davon merken würde. So geschieht es, dass man heute bei Anlage von

Ziegelstein, wenn man den Ziegelthon gräbt, ganz unerwartet in der Tiefe auf neolithische Gräber kommt. Wir haben in unserer Nähe eines der ausgezeichnetsten neolith. Grabfelder, was speciell Gelegenheit gegeben hat zur Vergleichung der menschlichen Ueberreste; dasselbe liegt bei Tangermünde an der Elbe, wo ganz in der Nähe der Stadt ein Ziegelsteinplatz ausgebetet wird und eine Mehrzahl solcher Gräber aufgefunden worden ist, die ein sehr werthvolles Material an Beigaben geliefert haben. Wir kennen ähnliche Gräber in Thüringen in grösserer Zahl an verschiedenen Stellen. Die Gefässe sind häufig in Becherform mit ungleich eingepressten Punktklinien und quadratförmigen Figuren, bedeutende, sehr schöne Stücke, wie sie sich ebenso in England, in den Niederlanden und in Frankreich wiederfinden. Das ist eine weite Kultur, deren Grenzen man bis jetzt nicht mit Sicherheit übersehen kann; das ist auch diejenige Kultur, bei der uns zuerst der Gedanke entgegentritt, wie weit damals schon Verbindungen zwischen den alten Stämmen vorhanden waren. Es gibt einzelne Anhaltspunkte für solche weitgehenden Verbindungen. Ich will ein Beispiel noch einmal erwähnen, das ich schon früher besprochen habe: Es gibt in der Nähe von Krakau Höhlen, welche in diese Periode gehören; der Graf Zawisza hat sie explorirt. Bei dieser Gelegenheit wurden kleine Geräte aus polirten Knochen gefunden, welche mit feinen Ornamenten bedeckt waren; man nennt sie kurzweg Falzbeine. Was die Leute gefalzt haben, weiss man freilich nicht; Papiermühlen gab es damals nicht, andere maschinelle Anlagen wahrscheinlich auch nicht, aber die Stücke sehen aus, wie Falzbeine; vielleicht dienten sie zum Glätten des Thons. Die erwähnte Fundstelle liegt im oberen Weichselgebiet, dicht an den Karpathen. Späterhin wurde eine Ausgrabung gemacht in der alten Landschaft Cujavien an der mittleren Weichsel. Dann gab es eine dritte Fundstelle bei Schaffhausen, wo man in einer Höhle im Freudenthal auch ein solches Gerath gefunden hat. Diese drei Stellen liegen so weit auseinander, dass es auch heuteutage nicht ganz leicht ist, von der einen zur anderen zu kommen, aber in der neolithischen Zeit kann man sich vorstellen, dass ein starker Entschluss dazu gehörte, eine so weite Wanderung zu unternehmen. Das ist ein etwas drastisches Beispiel; aber die Topfkeramik würde an sich schon ausreichen, um eine solche Verbindung zu beweisen und mit Nothwendigkeit zu der Annahme zu drängen, dass damals grosse Wanderungen und wahrscheinlich auch weite Handelsbeziehungen existirten. Aber dies waren wesentlich Landverbindungen; in maritimer Richtung haben diese Sachen

viel weniger Einfluss gehabt. Das ist ein Gebiet, das sich durch ganz Mitteleuropa fortzieht und, wie es scheint, eine grosse, welthistorische Periode repräsentirt.

Zwischen den beiden besprochenen Verhältnissen, also zwischen den Kjökenmøddingern und den eigentlich neolithischen Ansiedelungen, liegt die bedenkliche Periode, welche vorzugsweise durch die sogenannten Lössfunde charakterisirt ist. Lössfunde sind Funde, die man in anstehendem Terrain gemacht hat, und zwar in solchem, von dem man annimmt, dass es niemals berührt worden war, seitdem es entstanden ist. Was den Löss betrifft, so hat man früher immer geglaubt, es sei ein angeschwemmtes Terrain; augenblicklich herrscht ziemlich allgemein die Ansicht, dass es ursprünglich Staub war, der vom Winde geweht wurde und in langen Zeiträumen bis zu Bergen sich angehäuft hat. Eine solche Bergmasse habe ich neulich in der Nähe von Brünn in Angensein genommen, wo eine der besten Fundstellen dafür existirt und wo namentlich die vorweltlichen Thiere, Mammuth, Rhinoceros, Polarthier, z. B. Murmelthiere u. dgl. sich noch in ihren Ueberresten vorfinden. Diese Lössfunde erstrecken sich nun aber sehr weit, und ich will mit einigem Stolze bemerken, dass auch die Hauptstadt des deutschen Reiches sich eines solchen Gebietes erfreut. An unserem Berliner Kreuzberg und an dem sich daran anschliessenden Rixdorfer Territorium ist eine der besten Fundstellen für Rhinoceros und Mammuth. In Brünn ist es Herr Makowsky gelungen, den Nachweis zu führen, dass diese Thiere schon von Menschen gejagt worden sind. Man spricht heutzutage von Mammuthjägern und von Rhinocerosjägern der Vorzeit. Von diesen hat man bis jetzt weder Küchenabfallhaufen in grösserem Umfange, noch wohlerhaltene Gräber gefunden, aber man trifft allerdings im Löss in gewissen Schichten Ueberreste ihrer Herdstellen, Feuerstellen, die alletheil enthalten, was auf den Menschen zu beziehen ist. Ich möchte das hier gerade erwähnen, da bis jetzt, glaube ich, im eigentlichen Deutschland der Löss schlecht behandelt worden ist. Ziegelleien gibt es ja zahllose, aber in Brünn sind in dem Ziegelthon wunderbare Mammuth- und Rhinocerosfunde gemacht, die einen unschätzbaren Werth haben. Ich bin überzeugt, dass, wenn Sie alle auf Ihren Spaziergängen und Streifen durch das Vaterland mehr beobachten würden, sicherlich mehr solche Sachen gefunden werden würden. Es müsste aber genau festgestellt werden durch authentische Personen, wie die Sachen liegen, und es müsste darauf geseht werden, dass der andere Fehler vermieden wird, den ich noch betonen muss und an dem eine unserer hervorragendsten Autoritäten,

Schaffhausen, mit schuld war. Dieser war in Beziehung auf die natürliche Lagerung der Funde etwas liebherzig und immer geneigt, zu acceptiren, was man ihm brachte.

Dahin gehört auch der berühmte Neanderthaler Schädel. Dieser ist schon jetzt so mythologisch geworden, dass man ihn wirklich als einen Höhlenschädel betrachtet, obwohl gar keine Höhle dort nachgewiesen ist. Wenn man ihn als einen Schädel der Lössperiode nimmt, so wäre das eine Möglichkeit. Der Schädel und die dazu gehörigen Knochen wurden gefunden am Fusse eines abgestoebenen Berges, an welchem eine hohe Fläche vorhanden war, deren Material zu wirthschaftlichen Zwecken verwendet worden war. Da war weder eine Höhle, noch ist mit Sicherheit konstatiert worden, dass ein Grub da war. Ich muss aber anerkennen, dass das sehr wahrscheinlich ist, denn in den höheren Lagen fanden sich verschiedene dafür sprechende Stellen und man hat späterhin auch Gräber daselbst gefunden; auch haben sich an der Oberfläche Gegenstände aus der Zeit des polirten Steins ergeben. Kein Mensch hat aber den Neanderthaler Schädel in situ gesehen, die Stelle, wo er gelegen hat; man fand ihn eines Tages, als eine Masse von Erde heruntergestürzt war. Da lag er unter Trümmern unten am Boden, und obwohl ich auch nicht zweifle, dass er mit der Erde herunter gekommen war, so muss ich doch sagen: wo und wie er gelegen hat, ist nicht festgestellt. Wenn man die Eigenthümlichkeiten unseres Lössgebietes kennt, so weiss man, dass nicht lange Zeit dazu gehört, um Einschnitte, welche man in den Löss macht, wieder verschwinden zu lassen; sie füllen sich wieder aus, schmelzen mit der Nachbarerde zusammen und nachher ist es nicht mehr möglich, etwas von der Lage zu sehen. Ich habe ein solches Lössfeld in dem alten Heddernheim bei Frankfurt a. M. genauer untersucht, wo zweifellos merowingische Leibern im Löss lagen, ohne dass es möglich war, eine Verbindung nach aussen (oben) zu sehen, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, dass es begrabene Personen waren und obwohl unter den Skeletten gewöhnlich eine schwarze Linie lag, die von einem vermoderten Brettle herühren musste. Aber eine Grub war nicht zu konstatiren. Das ist eine sehr missliche Sache. Ich kann daher nicht umhin, den Neanderthaler Schädel in Bezug auf seine ursprüngliche Lage als verdächtig anzusehen, und ich kann nicht auerkennen, dass er benutzt werden darf als Typus des damaligen Menschen. Lössfunde sind bis jetzt ganz vorzugsweise in mehr südlichen Regionen gemacht, gerade so wie auch die Höhlenfunde begreiflicherweise nur existiren, wo natürliche Höhlen in

größerer Zahl vorhanden sind. Das Gebiet der Lössfunde erstreckt sich von der Gegend der Weichselquelle über den ganzen mitteldeutschen Gehirgszug bis in das Belgische, wo die berühmten Höhlen des Lesethales gelegen sind; ferner von Thüringen aus herunter nach den so gut untersuchten württembergischen Höhlen auf der Alh und bis an die alte Renthierstation von Schussenried, weiter in das Schweizerische hinein bis Genf and herüber nach Frankreich, wo wir das grosse Höhlengebiet der Dordogne antreffen, ebenso zu den italienischen Höhlen, die längs des Meeres sich erstrecken und in zahlreichen Wiederholungen vorkommen, endlich nach Spanien bis Gibraltar, wo sehr schöne Höhlenfunde gemacht sind. Es ist ein sehr ausgedehntes Gebiet, an welches auch noch die englischen Höhlen sich anschliessen, in denen sehr schöne Sachen zu Tage gekommen sind. Wir in Norddeutschland müssen uns mit den Lössfunden begnügen oder die eigentlichen neolithischen Gräber aufsuchen. Das sind die beiden Probleme, welche auch die deutsche anthropologische Gesellschaft im Auge behalten muss und von denen aus es sich verlobnen wird, weiter zu gehen. Dagegen warne ich dringend vor einer phantastischen Erweiterung des Gebietes der Kjökkenmöldinger, bei denen sehr böse Täuschungen vorkommen können, und davor, Funde, welche in einer Grube, oder nach einem Absturze gemacht sind, mit hineinzuzeichnen.

Ich darf vielleicht noch nachträglich eine Tafel von der hiesigen Sammlung herumgeben, wo Sie neolithische Formen abgebildet sehen. Darunter sind namentlich Gefässe aus dem grossen „Hänen-grabe“ von Waldhusen (Festschrift Taf. IV, Fig. 5, vgl. Fig. 4) und ein Gefäss von Hohenwestedt in Schleswig-Holstein (Fig. 13, vgl. Fig. 9 und 10) bemerkenswerth.

Herr Dr. Lenz-Lübeck:

**Bemerkungen über die Anthropoiden des
Lübecker Museums.**

Ich habe mich zum Worte gemeldet, um ein paar Bemerkungen zu machen über unsere Anthropoiden. Viele Herren aus der geehrten Versammlung haben sie gestern und heute selbst angesehen, und konnte ich bei dieser Gelegenheit auf besondere Eigenthümlichkeiten hinweisen; es bleibt mir deshalb jetzt kaum etwas zu sagen übrig. Sie wissen, unsere Anthropoidensammlung stammt bereits aus dem Anfang der sechziger Jahre, sie ist verschiedentlich bearbeitet worden, von Bischoff, Dr. Lissauer, und noch gestern hat Herr Geheimrath Waldeyer die sämmtlichen Schädel einer genauen Besichtigung unterzogen. In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe von Orang-Utan-

Schädeln hinzugekommen. Genaneres finden Sie in dem betreffenden Theil unserer Festschrift. Ich möchte jedoch auf zwei Punkte hinweisen. Der eine ist eine Berichtigung. Durch Verkettung einer Reihe eigenthümlicher Umstände ist der mit 201 bezeichnete Schädel einem jungen Gorilla zugeschrieben; es ist kein Gorilla-, sondern ein Schimpanse Schädel. Ein zweiter, ebenfalls in der Festschrift abgebildeter Orang-Utan-Schädel Nr. 358 zeigt eine ganz eigenthümliche starke Auftreibung der Schädelkapsel, so dass bei diesem ganz jungen Thiere die ungeheure Capacität von 535 ccm herauskommt, während wir bei einem erwachsenen, sehr alten Schädel 460, einmal allerdings auch 520 ccm haben. Die grösste Länge beträgt 114 cm, die grösste Breite 109 cm, so dass ein Längen-Breitenindex von 96,62 herauskommt. Der Schädel ist also extrem brachycephal. Die Knochenwände sind kaum dünner, als normal. Wenn wir es hier auch wohl mit einer pathologischen Erscheinung zu thun haben, vielleicht mit einem Wasserkopf, obgleich mir das nicht ganz sieber zu sein scheint, so handelt es sich um eine so eigenthümliche Erscheinung, dass ich den Schädel der Versammlung vorlegen und zugleich die Bitte daran knüpfen möchte, denselben gelegentlich einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. In der Festschrift ist dieser Orangschädel auf Taf. I, Fig. 4—6 in $\frac{2}{3}$ natürlicher Grösse dargestellt. Erwähnen möchte ich noch, dass der Processus frontalis auf beiden Seiten in einer Breite von 9 mm vorhanden ist. Das sind die Bemerkungen, die ich machen wollte.

Herr R. Virchow:

Ich habe gestern schon den merkwürdigen Schädel eines jungen männlichen Orang Utan, der eine Capacität von 535 ccm besitzt (Festschrift, Die Anthropoiden von H. Lenz S. 13, Nr. 358, Taf. I, Fig. 4—6), betrachtet und möchte meine Meinung dahin aussprechen, dass es sich um einen zweifellosen Wasserkopf handelt. Er ist durch seine Vergrößerung menschenähnlicher geworden, als es sonst der Fall ist. Eine eigenthümliche Veränderung hat dabei stattgefunden, jedoch nur an der Oberfläche, sowohl am Parietale, wie am Frontale; daselbst liegen Stellen, die im Centrum vertieft sind, während rings herum ein etwas hervorragender Rand läuft. Gegen die eine Seite ist das mehr der Fall als gegen die andere und dem entsprechend ist auch der Schädel selbst schief. Wenn man ihn gegen das Licht betrachtet, sieht man überall durchscheinende Stellen; ich halte es daher für gänzlich sicher, dass es sich um einen Wasserkopf handelt. Es fehlt ein Stück von der Apo-

physis basilaris, aber es scheint, dass das Hinterhaupt sehr lang gewesen ist. Im übrigen verhält der Schädel sich, wie es auch bei menschlichen Wasserköpfen der Fall ist: diese wachsen auch noch weiter, aber dabei wird das Gesicht im Verhältnis immer kleiner und der Kopf immer grösser. Jedonfalls ist es ein sehr interessanter Fall.

Herr Brinkmann:

Bronzen aus Benin.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr Dr. Birkner-München:

Das Schädelwachstum der beiden amerikanischen Mikrocephalen (sog. Azteken) Maximo und Bartola.

Als im Oktober vorigen Jahres die beiden sog. Azteken in München beim Oktoberfeste gezeigt wurden, reifte in mir der Gedanke, den Wachsthum der Schädel derselben näher zu verfolgen.

Im nächsten Heft des Archivs wird ein Aufsatz über diese beiden interessanten Geschöpfe erscheinen, heute sei es mir nur gestattet, einige Worte über dieselben zu sprechen.

Die ersten Messungen, die mir zugänglich waren stammen aus dem Anfang der fünfziger Jahre und zwar von Warren aus dem Jahre 1851, von Owen aus dem Jahre 1853 und von Loubucher aus dem Jahre 1856. Nach den Untersuchungen von Roh. Reid im Jahre 1854 über die Zahnentwicklung waren die bleibenden Zähne bereits teilweise vorhanden. Es sind also beide in diesen Jahren dem Alter nach der *Infantia secunda*, der 2. Kindheit zuzurechnen, sie waren anfang der fünfziger Jahre zwischen 6 und 16 Jahren und zwar die Bartola etwas jünger als Maximo. Das Mittel aus diesen drei Messungen dürfte dem Entwicklungsstadium der *Infantia II* nahe kommen.

Aus den späteren Jahren benützte ich die Messungen von Topinaud im Jahre 1875, von Virchow 1891 und die im vorigen Jahre im Münchener anthrop. Institut genommenen Maasse. Da wir annehmen dürfen, dass die beiden Azteken im Jahre 1875 bereits vollständig erwachsen waren, entspricht wohl das Mittel aus den drei letzten Messungen dem Entwicklungszustand im erwachsenen Alter.

Ich wählte nur drei Hauptmaasse und die Länge, die Breite und den Horizontallumfang.

Die grösste Länge war bei Maximo während der *Infantia II* 105, im erwachsenen Alter 122 mm, bei Bartola während der *Infantia II* 109, im erwachsenen Alter 120 mm.

Die grösste Breite betrug bei Maximo während

der *Infantia II* 96, im erwachsenen Alter 104, bei Bartola 97 bzw. 101 mm.

Der horizontale Umfang war bei Maximo während der *Infantia II* 328, im erwachsenen Alter 385, bei Bartola 332 bzw. 386.

Daraus berechnet sich für Maximo und der *Infantia II* bis zum erwachsenen Alter eine Zunahme der Schädelhöhe von 17 mm = 16,2%, der Schädelbreite von 8 mm = 8,3%, des Horizontallumfangs von 57 mm = 17,37%.

Bei Bartola nahm in derselben Zeit die Schädelhöhe um 11 mm = 10%, die Schädelbreite um 4 mm = 4,1%, der Horizontallumfang um 54 mm = 16,26% zu.

Eine ähnliche Zunahme ergibt sich aus den Angaben Vogts über die Schädel 3 mikrocephaler Knaben von 5, 10 und 15 Jahren und 7 erwachsenen Mikrocephalen. Aus seiner Tabelle finde ich von den Knaben zu den Erwachsenen eine Zunahme der Länge von 110 auf 133 mm = 23 mm oder 20,9%, der Breite von 96 auf 108 mm = 12 mm oder 12,50%, des Horizontallumfangs von 345 auf 383 mm = 48 mm oder 13,9%.

Die Uebereinstimmung der Resultate beider Untersuchungen spricht dafür, dass die bei den Azteken nach den vorliegenden Messungen berechnete Zunahme im allgemeinen den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, so sehr auch die einzelnen Mittelmaasse anfechtbar sein mögen.

Um einen Vergleichsmassstab zu gewinnen, stellte ich aus Schaffhausens anthropologische Sammlungen Deutschlands die Schädelmaasse der Kinderschädel zusammen. Ich bin mir wohl bewusst, dass die Ziffern im einzelnen ziemlich anfechtbar sind. Sind ja Kinderschädel aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands unter eine Hanke gebracht und auch die Anzahl der gemessenen Schädel ist sehr gering, mit Ausnahme von 77 Neugeborenen, für den Zeitraum von 2.—17. Lebensjahre im ganzen nur 97 Schädel. Immerhin glaube ich aber, dass sich im allgemeinen der Gang der Entwicklung doch erkennen lässt.

Die Entwicklungsstufen die ich gewählt habe entsprechen der Zahnentwicklung. Zur ersten Stufe gehören die Kinder, bei welchen das Milchgebiss noch nicht ganz entwickelt ist (Kinder des 1. und 2. Jahres); zur zweiten Stufe gehören die Kinder mit vollständigem Milchgebiss, die Zeit in der der erste bleibende Molar gerade am durchbrechen ist noch mit inbegriffen. (Kinder vom 3. bis ca. 7. Jahre.) Der dritten Stufe gehören die Kinder an bei denen das Milchgebiss allmählich durch das bleibende ersetzt wird, bis in jenes Alter, in dem die zwei ersten Molaren bereits angebildet sind (Kinder vom 8. bis circa 17. Jahre). Wenn

der dritte Molar der Weisheitszahn bereits vorhanden ist, so gehört die betreffende Person in die dritte Entwicklungstufe des erwachsenen Alters.

Die Mittelzahlen aus der Periode vom 8. bis 7. Jahre entsprechen ungefähr den Maassen im 5. Jahre, die Mittelzahlen aus der Periode vom 8. bis 17. Jahre entsprechen den Maassen vom 12. Jahre.

Die Mittelzahl (Schädellänge 179, Schädelbreite 145 mm) für die Schädelmaasse im erwachsenen Alter habe ich berechnet aus den von Professor J. Ranke gemessenen, hauptsächlich dem brachycephalen Typus angehörige 1300 Schädeln aus Bayern und Tyrol und den von Geh.-K. Kupffer gemessenen 283 dem mesocephalen Typus angehörigen ostpreussischen Schädeln. Der mittlere Horizontalumfang — 523 mm ist berechnet aus 99 brachycephalen Schädeln von Chamünster und 99 mesocephalen Schädeln vom Kloster Ehrach, gemessen von Professor J. Ranke.

C. Vogt hat in seiner Abhandlung „Ueber die Mikrocephalen oder Affenmenschen“ den Satz angestellt, „dass die Schädelkapsel des Nengeborenen im ersten Jahre um ebensoviel zunimmt, als später während des ganzen Lebens“, und stützt sich dabei auf die von Herrn Geheirath v. Welcker in seinem Buebe „Untersuchungen über Wachstum und Bau des Schädels“ mitgetheilten Messungen.

Zunahme des Schädels

Von der Geburt [7 Kinder] zum 2. Jahre [18 Kinder]	Länge		Breite		Horizontalumfang	
	in mm	in %	in mm	in %	in mm	in %
	[108]	[=100]	[91]	[=100]	[807]	[=100]
	94	22,17	29	22,54	100	31,54
		=11,11		=16,29		=15,77
3. Jahre [23 K. v. 8.-1. J.]	22	30,37	12	14,04	28	11,66
		=11,11		=16,29		=15,77
12. Jahre [46 K. v. 8.-13. J.]	14	12,96	7	7,86	31	8,78
		=1,26		=1,12		=1,29
25. Jahre [Erwachsene]	11	10,18	8	8,58	37	11,67
		=1,02		=9,29		=11,17

Zunahme des Schädels in mm

von der Infanz II bis zum erwachsenen Alter bei

Normalen		Mikrocephalen nach Vogt		Azteken				
Länge	Horizont. Umfang	Länge	Horizont. Umfang	Länge	Horizont. Umfang			
11	8	27	33	12	46	14	6	66

Was den Horizontalumfang betrifft, zeigt dies auch obige von mir zusammengestellte Tabelle. Der Horizontalumfang nimmt, das Mittelmaass bei den Nengeborenen = 100 genommen, bis zum 2. Jahre um 31,54% (100 mm) zu, vom 2. Jahre bis zum erwachsenen Alter um 33,43% (106 mm). Das

Gleiche gilt auch für die Breite 32,58% (29 mm) und 29,88% (27 mm), während die Länge vom 2. Jahre bis zum erwachsenen Alter noch um das Doppelte zunimmt gegen die Zunahme von der Geburt bis zum 2. Jahre — 43,51% (47 mm) gegen 22,22% (24 mm). Vogt gibt nach Welcker's Maassstabelle von der Geburt bis zu 1 Jahr 32 mm, von 1 Jahre bis zu 20 Jahren 31 mm an.

Die Zunahme der einzelnen Masse ist in den verschiedenen Perioden eine verschiedene. Von der Geburt bis zum 2. Jahre nimmt die Länge jährlich um 11,11%, die Breite um 16,29%, der Horizontalumfang um 15,77% zu, vom 2. bis 5. Jahre beträgt die jährliche Zunahme der Länge nur mehr 6,79%, der Breite 4,35%, des Horizontalumfangs 4%. In den beiden folgenden Altersperioden sinkt sie noch mehr, die Länge weist nur mehr eine Zunahme von 1,85% für die Zeit vom 5. bis 12. Jahre, von 1,02 für die Zeit vom 12. bis 22. Jahre, die Breite eine solche von 1,12 bzw. 0,89%, der Horizontalumfang eine solche von 1,39 bzw. 1,17% auf.

Wir können das Wachstumsgesetz des Schädels hinsichtlich der Länge, Breite und des Horizontalumfangs zusammenfassen in den Satz:

Das Wachstum des Schädels ist während der ersten zwei Jahre nach der Geburt am intensivsten und nimmt dann verhältnissmässig rasch ab.

Das zweite Resultat meiner Zusammenstellung, auf das ich hier kurz hinweisen möchte, betrifft den Vergleich zwischen dem Schädelwachstum bei den Azteken mit dem bei den Normalen.

Wie bereits erwähnt, standen mir nur die Maasse von der späteren Kindheit und dem erwachsenen Alter zur Verfügung. Während dieser Zeit betrug die Zunahme der Länge im Mittel 14 mm, der Breite 6 mm, des Horizontalumfangs 56 mm. Bei den normalen Schädeln betrug sie für die Länge 11 mm, für die Breite 8 mm, für den Horizontalumfang 37 mm.

Dieser Vergleich zeigt, dass das Wachstum des Schädels der Azteken in dieser Zeit nicht hinter dem normalen Wachstum zurückbleibt, es ist verhältnissmässig sogar grösser.

Jene Ursache, welche das Zurückbleiben des Schädelwachstums der Azteken bedingte, ist also nicht mehr wirksam, sie muss vor der späteren Kindheit liegen und dürfte wohl ähnlich wie bei anderen Mikrocephalen in einer vorübergehenden Krankheit während der Fötalzeit zu suchen sein.

Herr Dr. K. Hagen-Hamburg:

Die Ornamentik der Matty-Insulaner.

(Mit Demonstrations- und zahlreichen, vom Vortragenden angefertigten Tafeln.)

Herrn Prof. von Luschan gebührt das Verdienst, in einer im Jahre 1895 im Internat. Archiv für Ethnographie erschienenen vorzüglichen Arbeit die Aufmerksamkeit der Ethnographen auf eine hochinteressante Insel gelenkt zu haben, von der sich bis dahin ausser dem Namen, der sich schon auf der Karte der Publication über das Museum Godffroy, und zwar fettgedruckt findet, nichts bekannt war. L. beschreibt eine Sammlung von 38 Nummern, die das Berliner Museum für Völkerkunde Herrn Körnbach verdankt, dem Leiter einer Expedition zur Anwerbung von Arbeitern für die Neu-Guinea-Compagnie. Neben der Beschreibung der einzelnen Gegenstände (von denen der Vortragende die Haupttypen in wenigen Worten hervorhebt und durch Objecte des Hamburger Museums anschaulich macht) giebt Luschan zugleich einige übersichtliche Bemerkungen über das leider nur Wenige, was im Allgemeinen über die Insel Matty bekannt geworden ist. Es sei mir erlaubt, in Kurzem des Verständnisses wegen das Wichtigste hiervon anzuführen.

Die Insel Matty liegt etwa 150 km nördlich von Deutsch-Neu-Guinea, wurde 1767 von Carteret entdeckt, aber erst wieder 1893 von Dallmann angelaufen. Es ist eine niedrige, nur 20 qkm grosse, mit Kokospalmen bestandene, von Strandriffen umgebene Koralleninsel. Das Hauptinteresse bieten die Einwohner, die im Gegensatz zu den umwohnenden Melanesiern hell gefärbt sind, geschlitzte, an den Chinesentypus erinnernde Augen, eine schmale Nase und langes, schlichtes, schwarzes Haar haben. Sie geben unbedeutend, tragen aber eigenthümliche Hüte aus Pandanusblatt, theils durch eine erdige Masse braun gefärbt, die in ihrer Form (nach Meinung des Vortragenden) an solche aus dem Osten des Malayischen Archipels erinnern, z. B. Timor. Auf Grund des Materiales kam Luschan zu folgenden Ergebnissen:

1. Die Bevölkerung der Matty-Insel ist nicht melanesisch.

2. Die Waffen und Geräthe der Matty-Insulaner sind durchaus eigenartig; unter den 38 Stücken der Berliner Sammlung ist (von einem belanglosen Schnurstück abgesehen) nicht ein einziges, das mit Sicherheit an einen aus bekannten Culturkreis angeschlossenen werden könnte. Auch die Aehnlichkeit einzelner Stücke mit modernen mikronesischen ist nur eine oberflächliche und äusserliche.

3. Es ist wahrscheinlich, dass die Bevölkerung

seit vielen Generationen keinerlei Verkehr mit der Aussenwelt gehabt hat (Eisen und Tabak fehlen).

4. Nach Analogie mit anderen oceanischen Verhältnissen ist es wahrscheinlich, dass mindestens 10 Generationen, wahrscheinlich aber viel grössere Zeiträume nötig waren, um einen derart hohen Grad von Isolirtheit des Cultur-Charakters zu zeitigen.

5. Bei dem bisherigen Stande unserer Kenntniss ist es unthunlich, den Matty-Insulanern eine bestimmte Stellung im ethnographischen System anzuweisen; es ist aber wahrscheinlich, dass sie nicht Abkömmlinge, sondern Brüder von Mikronesiern sind.

Angeregt durch die Arbeit von Luschan hat sodann Edge-Partington (im Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain and Ireland vol. 25) eine alte Sammlung von Matty aus der Christy Collection in London veröffentlicht, darunter einige neue Typen. Herr Hnfrath Meyer in Dresden konnte sodann einige Waffen des Museums in Dresden als von Matty stammend erkennen und beschreiben. Am Ende des Jahres 1896 gelangte endlich eine überaus reiche Sammlung von den Inseln Matty, Durour und der Niinigogruppe (durch Herrn Thiel von der Jaluit-Gesellschaft) nach Hamburg, die von einem „trader“ zusammengebracht war, der gewiss berufen gewesen wäre, manche Erläuterungen zu geben, wenn er nicht (wahrscheinlich von seinen eigenen Leuten) ermordet worden wäre.

Von dieser Sammlung, die von Parkinson ebenfalls im Intern. Archiv (Bd. 26 p. 195), aber nur sehr wenig eingehend beschrieben worden ist, ist der wissenschaftlich bedeutendste Theil in Hamburg verblieben. Die Sammlung enthält als neu riesige, bis zu 7 m lange, glatte Speere, Hand- und Stangenetze, grosse, eigenthümlich gebaute Boote (s. u.), lange Fischspeere mit 4—7, aus dem Holz selber herausgearbeiteten, schlanken Spitzen, grosse hölzerne Messer, in der Form sicher solchen aus dem Malayischen Archipel nachgebildet etc. Durch die Sammlung wird ferner wohl zweifellos erwiesen, dass die drei oben genannten Inselgruppen ethnographisch zusammengehören. Nach Miknebo-Macalay wird die Niinigogruppe ebenfalls von mikronesierähnlichen Lenten bewohnt.

Da es aus verschiedenen Gründen leider nicht möglich war, die ganze, umfangreiche Sammlung zu transportieren, so möchte ich mich darauf beschränken, die noch garnicht behandelte Ornamentik Ihnen vorzuführen und Ihnen die wesentlichsten Resultate meiner demnächst ercheinenden Arbeit über dieselbe schon jetzt vorzulegen.

Das Hamburger Museum für Völkerkunde be-

sitz ein überaus reiches Material ornamentierter, namentlich figural verzierter Stücke, von denen eine grössere Zahl Ihnen heute vorliegen zu können ich durch das Entgegenkommen meiner vorgeetzten Behörde in der glücklichen Lage bin, was ich auch gewissermassen als eine Pflicht auffasse, umso mehr, als die Matty-Frage eine so sehr brennende geworden ist und für die Ethnographie der Südsee momentan im Vordergrund des Interesses steht. Es schien mir namentlich von Wichtigkeit zu sein zu untersuchen, ob die Ornamentik im Stande sei, die Frage des Ursprunges der Matty-Cultur zu lösen oder doch wenigstens in Etwas zu erhellen und zur Lösung beizutragen.

Ich glaube nun in der That, sehr innige Beziehungen der Matty-Ornamentik zu derjenigen Mikronesiens, namentlich der Carolinae nachweisen zu können. So will ich mich denn meinem eigentlichen Thema zuwenden.

Die Ornamente sind sämtlich den aus schönem, elastischem Holze von hellgelber bis dunkelbrauner Farbe angefertigten Stücken leicht aufgebracht, wahrscheinlich mittels ätzeader Pflanzensäfte. Bei den Keulen und Speeren lässt sich eine zoneweise Anordnung der Ornamente constatiren.

Die Brandtechnik kommt auch sonst in diesem Gebiete vor, aber nicht in der Weise wie auf Matty. Wo Brandmalerei vorkommt, wie z. B. auf den Anachoreten, Admiralitäts-Inseln, Non-Britannien etc., lässt sich die Ornamentik wieder garnicht zum Vergleiche heranziehen; auch handelt es sich dort um wirklich, meist vertieft eingegrabene Ornamente auf ausserdem anderem Materiale (Bambus und Kürbisfrüchte).

Was die auf Matty zur Darstellung gelangenden Vorwürfe betrifft, so überwiegen, wie auch anderswo bei weitem die der Thierwelt entnommenen Motive, und zwar sind es natürlich die am meisten in die Augen fallenden und für die Eingeborenen wichtigen.

Ganz besonders interessant sind vorweg die Darstellungen der menschlichen Gestalt. Leider sind sie in keiner Weise für die Anthropologie zu verwertbar, da sie nur die rohen Umrisse geben und als Silhouetten keinerlei Detail erkennen lassen. Der Kopf ist einfach scheitelförmig, das Haar nicht dargestellt, auf die Zahl der Finger ist keine besondere Rücksicht genommen etc. Am meisten erinnern sie an die grossen, rohen Holzgötzen von Nankor (Carolinen). Dennoch wagt sich die primitive Kunst der Eingeborenen an Genrescenen. So finden wir zweifellos Tänze dargestellt. Auf äusserste überraschen muss uns aber die Darstellung eines europäischen Segelschiffes, auf dem sich die Cabinen, das Steuerrad, die Strickleitern

am Mast, das Steuer etc. erkennen lassen, dem ausserdem einige Schiffe der Eingeborenen entgegenfahren mit, wie es scheint, Kokosnüsse zum Verkauf anbietenden Eingeborenen. Die Boote, von denen das Hamburger Museum 2 Originale besitzt, sind schlank, aus einem riesigen Stamme ausgehöhlte, weiss gestrichene Fahrzeuge, die durch die eigenthümlichen, eingefalzten Anfsätze am Stern und Bug sofort auffallen und in ihrer Form schlanken Schwertfischen oder Haifischen gleichen, deren Schwanzflossen wohl zweifellos das Modell zu den Aufsätzen gegeben haben. Vorn und hinten laufen die Schiffe schlank und spitz aus und eriaaern hierdurch an die langen Sporne der classischen Kriegsschiffe.

Von Säugethieren habe ich nur eine Darstellung gefunden. Es handelt sich wahrscheinlich um irgend einen kleinen Beutler (*Canis* oder dgl.), den ein Eingeborener heim Schwaaz in der Hand hält.

Als Vögel-dente ich die kreuzförmigen Figuren, die in grosser Anzahl manche Objekte bedecken. Wenn aus der Storchfigur das Hakerkreuz hervorgegangen ist, aus der Hahnefigur die Triaskele, wie v. d. Steinen nachzuweisen versucht hat, wenn an anderen Stellen der Südsee die Menschfigur zur K-gestalt zusammenschumpft, so erscheint es mir nicht unmöglich, dass die Kreuze wirklich Vögel darstellen sollte, zumal ich glaube, an den einzelnen Kreuzfiguren die Uebergänge von der noch ziemlich naturalistischen bis zur völlig stilisirten Figur verfolgen zu können. Auch wir zeichnen ja eine weit entfernte Vogelschaar als ein Coaglomerat V-förmiger Figuren.

Die Reptilien sind vertreten durch die Darstellung der Eidechse und der Schildkröte. Die Schildkröte lässt sich an dem spitz auslaufenden Rückenpanzer ausserhalb als Karettschildkröte erkennen (*Chelone* oder *Thalassoehely*). Als Material zu den Werkzeugen und gewiss auch als Speise besitzt sie natürlich eine hohe Bedeutung für die Eingeborenen.

Den breitesten Raum in der Ornamentik nehmen zweifellos die Fische ein, wie das bei Inselbewohnern ja sehr anheliegend und hegreiflich ist, und gerade diese Darstellungen bieten zugleich das grösste Interesse. Gerade an der Hand dieser Fischdarstellungen glaube ich berechtigt zu sein, die Ornamentik der Matty-Insulaer an die der Carolinae anschliessen zu dürfen.

Unter den Fischdarstellungen sehen wir zunächst vollkommen naturalistische. Häufig ist die Darstellung des Hornhechtes (*Belone* sp.), der in vielen Arten im Indischen und Pacificischen Ocean vorkommt, konntlich an der grossen Rücken- und

Afterflosse am äussersten Körperende, sowie an dem in einen langen Schnabel ausgezogenen Zwischenkieferknochen. Gut charakteristisch ist auch der Schwertfisch (*Xiphias* oder *Histiophorus*), der meist dargestellt ist, wie er kleinere Artgenossen mit seiner in einen schwertförmigen Fortsatz ausgezogenen oberen Kinnlade durchbohrt. Misstrauische könnten fast glauben, dass die Tafel „Schwertfisch“ in Brehms Thierleben als Vorlage gedient habe. Sehr interessant war für mich die Entdeckung einer Schwertfischdarstellung auf einem Dachbalken von Ruk. Andere Fische sind zu wenig charakteristisch, als dass man sie mit Sicherheit als eine bestimmte Art ansprechen könnte. Doch weit interessanter als die naturalistische Fische sind die geometrisch stilisierten. Bekanntlich hat von den Steinen nachgewiesen, dass bei gewissen Stämmen Central-Brahiliens für uns rein geometrische Figuren wie Raute und Dreieck dort noch concrete Bedeutung haben, und zwar bedeutet die Raute in verschiedener Ausführung ganz bestimmte Fischarten. Bei den Matty-Insulanern können wir nun die einzelnen Stadien der fortschreitenden Stilisirung genau verfolgen, häufig auf denselben Objekten. Es begegnen uns neben der vollen Silhouette des Fisches mit sämtlichen Flossen solche, die im Innern nur das Skelett (wie das bekannte Fischgrätenmuster der Prachistoriker) zeigen, gewissermassen also Röntgendarstellungen. Schliesslich verschwinden die Flossen, und es bleibt schliesslich nur die einem Blatte mit Rippen gleichende Rhombenfigur übrig, die man ohne die Uebergangsstadien sicher falsch deuten würde. Diese letztere Figur finden wir nun in mannigfaeher ornamentaler Weiterbildung angewandt und zwar in derselben Weise, wie auf den Dachbalken von Ruk (Carolinen), deren mehrere das Hamburger Museum bewahrt. Eine weitere Parallele bilden die Panzer aus Kokosfasser von den Kingmill-Inseln, auf denen sich auch die Verklümmung der Fischgestalt zum Rhombus nachweisen lässt. Im Einzelnen hietet dieses Kapitel noch viel des Interessanten. (So besitzt das Hamburger Museum eine Kalkalehase von Matty, deren Darstellungen eine geradezu verblüffende Parallele zu einem Federkürbis der Bakiriri¹⁾ bieten, wie an einer Tafel vom Vortragenden gezeigt wurde.) Angelhaken finden sich vielfach und zwar nur auf den mit Fischen decorierten Stücken. Auch solche mit gefangenen Fischen kommen vor.

Unter den wenigen dem Pflanzenreich entnommenen Motiven hegegnen uns zunächst mehrfach

¹⁾ K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brahiliens p. 271.

die Kokospalme, die wichtigste Pflanze für die Einwohner. An den Fruchtständen ist sie sogleich zu erkennen. Es finden sich ferner guirlandenartige Verzerrungen an Keulen, darunter gut erkennbar die Rotangpalme mit ihren Kletterstacheln. Auf einer Essschüssel findet sich die wohlgetroffene Zeichnung eines gedochtenen, trapezförmigen Korbes, wie sie die Insulaner an einem Holzbaken über der Schulter tragen. Hiermit ist die Reihe der Ornamente keineswegs erschöpft. Es finden sich auch rein geometrische Ornamente (wenigstens für uns), so Kreise, Punkte, Sparren, Sterne, auch tintecklecksähnelnde Figuren. Als Resultate der Untersuchungen möchte ich aussprechen, dass die Inseln Matty, Durour und die Ninigo (l'Echiquier) Gruppe auf Grund des jetzt vorliegenden Materials zu einem engeren ethnographischen Gebiet zusammengehören, das anthropologisch, ethnographisch und in der Ornamentik die meisten Uebereinstimmungen mit Mikronesien zeigt, das höchstwahrscheinlich auch von dort ans, also von Norden und Nordosten her besiedelt worden ist. Einer derartigen Besiedelung sind auch die Meeresströmungen günstig, wie A. B. Meyer hervorgehoben hat. Je weiter wir nach Matty vorsehreiten, desto mehr Eigenartiges begegnet uns. Auf der anderen Seite begegnen uns malayische Einflüsse, die nun in Matty am ausgeprägtesten sind. So dürfte sich am ungerwungensten das eigenartige Bild, das Matty uns bietet, erklären.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass die Matty-Frage womöglich eine noch brennendere geworden ist, und wünsche von ganzem Herzen, dass, ehe es zu spät ist, ein Mann wie v. d. Steinen diesen Gebieten erstehen möge, der mit gleicher Liebe und mit gleichem Geschiek die Ornamentik an Ort und Stelle studirt. Man kann als sieher voraussagen, dass dieses Feld noch manchen dankbaren Aufgabe und Ueberraschung bieten wird.

Vor allen Dingen müsste auch die Sprache zu diesem Befunde genau studirt werden, von der bisher leider gar nichts bekannt ist. Die Namen der Geräthe werden voraussichtlich auch zur Ermittlung ihres Ursprungs beitragen. Vielleicht werden dann auch für die Ornamentik ähnliche Ergebnisse zu Tage treten, wie bei den auf derselben Culturalstufe stehenden Bewohnern Central-Brahiliens.

Herr Dr. K. Hagen-Hamburg.

Neolithische Funde von Heckathen bei Bergedorf.

Zwar hatte ich im Programm einen Vortrag über den Urnenfriedhof von Fuhlshüttel angekündigt, doch merkte ich bald, dass es besser sei, an der Hand der vielen Fundstücke, deren Verpack-

ung und Transport mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, eine Beschreibung dieses wichtigen Fundortes zu geben.

Als Ersatz möchte ich Ihnen die Ergebnisse einer von mir in den Jahren 1895 und 96 durchgeführten Ausgrabung vorführen, die in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Die hier ausgestellten Fundstücke stammen aus der unmittelbaren Nähe Bergedorfs, haben also gewissermassen auch für Lübeck Interesse, da Bergedorf von 1420—1867 von Hamburg und Lübeck gemeinsam verwaltet wurde.¹⁾

Bergedorf liegt am Ahlfelde der Geest, die hier bis zu 50 m über der Marsch sich erhebt. Die Ausgrabungen entstammen einem am Ende der Geest bei Heckkathen gelegenen, unter Dünen sand begrabenen Urneufriedhof mit zahlreichen Gefässen der neolithischen Zeit. Die Gefässe zeigen die bekannte Becherform, haben weder Henkel noch irgendwelche Ansätze und sind bezw. mit Schnurfurchen, Schnurornament in Fischgrätenmuster, eingeschnittenem Sparrmuster, Zickzacklinien, aus eingestochenen quadratischen Grübchen bestehend, verziert. Das Hauptinteresse liegt aber darin, dass sie alle gebrannte Gebeine enthalten, auf denen sich schwache, aber deutliche Spuren von Bronze nachweisen lassen. In einem Gefäss lag ferner ein Hammer aus Diorit, in Diminutivform (8:3:2,2 cm). Frei im Boden fand sich ferner zwischen den verzierten Gefässen ein aufgerolltes, dünnes, 2 cm breites Bronzeblech, das mit 3 aus eingeschlagenen Punkten hergestellten Linien verziert ist. Wir glauben hiernach zu der Annahme berechtigt zu sein, dass sich die neolithische Keramik, wenigstens in diesem Falle, in unserer Gegend noch bis in den Anfang der Bronzezeit erhalten hat.

Herr Dr. Hahn:

Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen.

Wenn ich über die Frage: „Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen?“ spreche, so muss ich von Anfang an davon absehen, Ihnen mehr zu bieten als eine Reihe möglichst interessanter Probleme und Andeutungen, da ja das Thema eines der umfassendsten und weitreichendsten der gesamten Wissenschaft ist. Naturgemäss aber muss mir gerade in diesem Kreise der Sachverständigen in Urgeschichte und Ethnologie daran liegen

¹⁾ 1420 verbanden sich Hamburg und Lübeck, um den Kaubringen ein Ende zu machen, die unter Begünstigung der Herzöge von Sachsen von den festen Schlössern Bergedorf und Rippenburg aus unternommen wurden. Die Herzöge von Sachsen mussten im selben Jahre Bergedorf an die siesreichen Hansestädte abtreten.

den Menschen, seine Beweggründe und seine Verfahren bei der Zucht der Kulturpflanzen in den Vordergrund zu ziehen.

Als ich vor einigen Jahren, wie vielleicht einer oder der andere weiss, mehr in jugendlicher Unverzagttheit wie in reifer Ueberlegung daran ging, die geographische Verbreitung der Haustiere zu behandeln, sah ich bald oder glaubte doch zu sehen, dass das Problem denn doch etwas tiefer angefasst werden müsse, als hier dahin geschwenkt war. Meine Untersuchungen schlossen denn auch mit dem Resultat ab, dass ich das Axiom von der nothwendigen Folge der drei Stände „Jäger, Hirten, Ackerbauer“, wie hervorragende Autoritäten zugehen, endgültig beseitigte. Schon damals hatte ich auch in weitgehende Untersuchungen über einzelne Kulturpflanzen, vor allem die Getreidearten, eintreten müssen; so glaubte ich schon 1894 dem Hirse eine besondere, ehemals sehr wichtige Rolle abseits der anderen Getreidearten zusprechen zu müssen.

Hausthiere hatte ich nur etwa 36 aufzählen können, Pflanzen werden, das wissen wir alle, dagegen sehr viele, sicher viele hunderte gezogen. So ist es ohne weiteres klar, dass Pflanzen sich viel leichter für den Menschen züchten lassen, denn eigentlich sollte man ja jede Pflanze als Kulturpflanze bezeichnen, die irgendwo kultiviert wird. Aber Sie sehen sofort, dass dann das Gebiet für eine übersichtliche Auffassung und Betrachtung viel zu gross wird. Vielleicht alle unsere einheimischen Phanerogamen werden, selbst nicht besondere Schwierigkeiten vorliegen, zu irgend einer Zeit einmal in einem botanischen Garten gezogen worden sein; auch namentlich schon in älterer Zeit, als man eigentlich von jeder Pflanze arzneilichen Nutzen erhoffte. Alle diese Pflanzen sowie die allermeisten Arzneipflanzen, die nicht irgendwelche wirtschaftliche Bedeutung haben, muss ich naturgemäss fortlassen. Ebenso müssen die allermeisten Pharmazoen bleiben, welche die Gärtner in ihren Warmhäusern und Gärten ziehen. Sind doch nach einer Notiz Professor Cohn's in Breslau 20,000 Species der Orchideen in Kultur (oder doch wohl in irgend einer Zeit in europäischen Warmhäusern in Kultur gewesen). Ich glaube aber nicht, dass es sich rechtfertigen lässt, wie das De Candolle gethan hat, alle Zierpflanzen, selbst Rose, Lilie u. s. w. fortzulassen. Ich glaube, diese Pflanzen sind so wichtig und so interessant, dass es gerechtfertigt ist, sie in eine allgemeine Behandlung der Kulturpflanzen aufzunehmen.

Auch wenn man etwa nach solchen Grundsätzen verfährt, ist die Zahl der Kulturpflanzen immer noch ungeheuer gross und daher ist es einigermaßen schwer, zu einem übersichtlichen

System der Eintheilung zu kommen. Empfiehlt sich auch für die systematische Behandlung die Anlehnung an ein botanisches System, so ist das doch für eine allgemein gehaltene Erörterung nicht passend, denn wenn uns z. B. die Leguminosen ausser Futterpflanzen von höchstem Werth wesentlich ihre Schoten und Samen liefern, so erzeugen andere Gruppen in ihren verschiednen Repräsentanten sehr verschiedenartige Dinge. So liefern die nächsten Verwandten des Lorbeer zwar hauptsächlich Gewürze wie eben der Lorbeer selbst, der echte Zimthaus, die Cassia u. s. w. Ein anderer Verwandter aber liefert in Cochinchina Wachs; der hauptsächlichste Lieferant des Kampfers gehört hierher und endlich ist die Abagete, *Pereca gratissima* Gärtn., einer der geschätztesten tropischen Fruchtbäume ein naher Verwandter dieser Pflanzen.

Für unsere Verhältnisse bietet nun die allgemeine Behandlung der Kulturpflanzen kaum eine Schwierigkeit, weil bei uns die Verhältnisse so sehr einfach liegen. Wir haben neben Zier- und Arzneipflanzen, Getreide, Gemüse und Obst. Ja bei uns lässt sich das Obst noch wieder sehr einfach weiter theilen in Baumobst und in Beerenobst, das die Sträucher liefern, zu denen dann unser Wein zu rechnen wäre. Baumobst selbst lässt sich dann für unsere Zwecke vollkommen genügend in Steinobst (Kirschen und Pflaumen) Kernobst (Äpfel und Birnen) und Schalobst (die Nüsse) gliedern.

Aber anderswo liegen die Verhältnisse völlig anders; schon Pfirsich und Mandel stehen sich sehr nahe und doch gebört die Mandel zum Schalobst, der Pfirsich zum Kernobst. Ferner giebt es wohl bei uns kein Gemüse, das von Bäumen und Sträuchern gewonnen würde, wenn man nicht etwas gewaltsam die unreifen Stachelbeeren hierher rechnen will; in den Tropen aber giebt es derartige Gemüse in Menge. Das gigantischste aller Gemüse ist doch wohl der Palmbok, das Herz des Baumes, wie er von vielen, darunter auch von den kultivirten Palmen gewonnen wird. Ebenso giebt eines der weitverbreitetsten tropischen Gemüse, die Papaya, einem kleinen Baum, an dem die Früchte, die benutzt werden, als kleine Kürbisse hängen, und die Banane theilt sich so sehr zwischen Obst und Gemüse, dass man sie wohl nothgedrungen in beiden Kategorien aufführen muss. Für uns bedeutet auch die Aufzählung Getreide, Gemüse, Obst schon eine Art Rangstellung, da die beiden anderen Kategorien, Gemüse und Obst, an das Getreide in der Wichtigkeit für unsere Wirtschaftsverhältnisse auch nicht entfernt heranreihen. Anderswo aber verhält sich das ganz anders. Wenn Sie bei uns von einem Aussichtspunkt aufs Land

schauen, so sehen Sie grosse, weite Gefilde mit Getreideäckern bedeckt, zwischen denen die andern Kulturen zumeist nur wenig Platz wegnehmen. Wenn jetzt eine Kuoile, die Kartoffel, auch bei uns sich manchmal eindrängt, so ist das eine Entlehnung aus andern Kulturen und eine Aenderung von kaum 100 Jahren Dauer. Anderswo aber, so schon in Italien, sehen Sie in manchen besseren Gegenden ein kleines Feld mit Gemüse und Obstbecken ans andere stossen, und im tropischen Waldgebiete verschwindet, wo nicht das Gebiet so dicht besiedelt ist, dass das Land gartenartigen Charakter annimmt, wie in Südehina, die Wirthschaft des Menschen unter den Obstbäumen, die sich mit dem ununterbrochene Walde mischen, fast ganz; so nach Haekel's schönen Schilderungen auf Ceylon. Das sind eben aneb völlig und ganz gesehiedene Wirthschaftsformen. Ich habe sie deshalb getrennt und unsere Form, in der das Getreide auch nach den Aenderungen der letzten 100 Jahre so sehr überwiegt, den Ackerbau, die untergeordnete Form, die jetzt meist tropisch ist, einst aber auch bei uns die älteste Wirthschaft war, den Hackbau genannt. Im heutigen Hackbau aber überwiegen Knollen, die ihres Stärkemehlgehalts halber angebaut werden, ganz gewaltig und selbst im Gartenbau, der höchsten der von mir aufgestellten Wirthschaftsformen, spielen sie und daneben Gemüse und Obst die grösste Rolle; das für uns so wichtige europäische Getreide tritt hier ganz zurück, während Mais und Sorghum oder Durra ihre Rolle behaupten.

Wenn wir nun für die hier gebotene kurze Behandlung eine Eintheilung suchen, so wird es am einfachsten sein, zunächst einmal nach dem Material zu geben, das wir von den Pflanzen nehmen; hauptsächlich handelt es sich hier ja um die menschliche Nahrung.

1) Zu den wichtigsten Bestandtheilen gehört das Eiweiss, das besonders in Samen verbreitet und zumal in den Samen der Leguminosen einen hohen Prozentsatz einnimmt. Schon hieraus geht hervor, dass diese Leguminosen, die gerade jetzt in der Volksnahrung leider sehr zurückgetreten sind, diese Vernachlässigung durchaus nicht verdienen, dass im Gegentheil gerade sie herufen sein werden, bei der dringend nothwendigen Verbesserung derselben eine Hauptrolle zu spielen.

2) Ein ferneres Hauptprodukt unserer Kulturpflanzen ist Stärke. Sie gewonnen wir bis dahin ausschliesslich aus den Getreidekörnern und zwar zumeist in der Form des gebackenen Brotes. Erst seit etwa 100 Jahren hat ein aus einer fremden Kultur entlehntes Gewächs, die Kartoffel, eine Stärke bei uns eingeführt, die aus einer Kuoile gewon-

nen wird. Anderswo aber, z. B. in den Tropen, aber auch auf den klimatisch so wenig begünstigten Hochebenen Peru's und Bolivia's spielt die Stärke der Knollen bei weitem die Hauptrolle. In den Tropen finden wir endlich auch den Sago, ein allbekanntes Beispiel für Stärkelieferanten, die das Mark ihrer Stämme hergeben müssen.

3) Viel verbreitet ist zumal in den Bildungsstätten der Pflanzen der Zucker. Allbekannt ist die eigenthümliche Verbindung, in der er mit den Fruchtsäuren in unserem Obst auftritt. Unreifes Obst ist sauer, reifes süß. Vielfach wird aber der Zucker aus dem Saft der Pflanzen in Bäumen gewonnen; so der Palmzucker aus vielen Palmen. Bis vor kurzem war das Zuckerrohr der Hauptlieferant allen Zuckers, der ja mehr und mehr zuerst Luxus, dann Bedürfniss fast aller Nationen des Erdballs geworden war. Jetzt ist ihm unter besonderen handelspolitischen Umständen in der Zuckerrübe ein Konkurrent erwachsen. Manche Wurzelstücke enthalten in dem aufgespeicherten Zellsafte auch Zucker, so unsere gewöhnliche Möhre oder Mohrrübe und so auch unsere Bete, von der die sogenannte Zuckerrübe eine Varietät ist. Auf den Saft dieser, schon seit Römerzeit als minderwertiges Gemüse und gute Futterpflanze kultivirte Pflanze hat unsere Landwirtschaft seit etwa 50 Jahren eine auf die Dauer nach dem Urtheile der besten Kenner unahnbare Konkurrenz mit dem Rohrzucker der Tropen eingeleitet.

4) Endlich verwenden wir viele Pflanzen, um Fett daraus zu gewinnen, welches manche Samen reichlich enthalten. So benutzen wir bekanntlich noch heute mitunter die Bucheckern unserer Wälder, ferner den Leinsamen, Mohn, Raps und Rüben. Eine wichtige Oelpflanze ist eine ursprünglich amerikanische Pflanze geworden, die Erdnuss, die jetzt Afrika uns liefert. Auch eine Getreidespecies, der Mais, enthält in den Samen fettes Oel. Daneben kommt, wenn auch seltener, im Fleische der Frucht Oel vor, an bei zwei Hauptlieferanten, bei dem Oelbaum der Mittelmeerländer und bei der Oelpalme West-Afrika's. Viel seltener ist das Oel, welches an sich in der Pflanzenwelt sehr weit verbreitet ist, in anderen Organen so gehäuft, dass der Mensch es benutzen kann, wie in den Knollen des Cypergrasses. —

Ganz allgemein gross und wichtig ist nun aber die Rolle, die diejenigen Pflanzen in der menschlichen Wirtschaft spielen, die wir als Gemüse zu bezeichnen pflegen, und dabei ist es doch nicht leicht zu sagen, womit sie uns eigentlich nähren. Ihr Hauptbestandtheil, die Cellulose, ist es jedenfalls nicht. Ganz wesentlich sind allerdings für unsere Nahrung die Salze, die sie, wenn auch nur in ge-

ringer Menge, enthalten, daneben wirkt überhaupt ein Zuschuss von Gemüsen auf die Nahrung förderlich. Es ist daher um so mehr zu bedauern, dass auch sie in der Ernährung unseres Volks eine viel zu geringe Rolle spielen. — Wir in Europa entnehmen unser Gemüse wesentlich den Kräutern und zwar von Stengeln, Blättern und Wurzelstöcken. Nur Gurken und Kürbisse sind bei uns Vertreter der Gemüsefrüchte. Anderswo braucht man aber auch die Blumen, viele Früchte und selbst Blätter von Bäumen und Sträuchern in grossem Masse. Von den starkliefernden Knollen und ihrer Verwendung im tropischen Hackbau habe ich schon gesprochen; ich will hier noch einmal betonen, wie merkwürdig sich unser westasiatisch-europäischer Civilisationskreis von den anderen dadurch unterscheidet, dass wir wohl Wurzelstöcke unter unserem Gemüse haben wie Möhren, Beten, Rüben, Sellerie u. s. w., dass aber keine einzige eigentliche Knolle ursprünglich bei uns kultivirt wurde, obgleich auch wir wilde stärkeführende Knollen haben, wie z. B. die von Lathyrus tuberosus, die auch schon lange bekannt waren und benutzt wurden, so z. B. im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Sachsen.

Eine besonders eigenthümliche und stellenweis hochwichtige Stellung in der Volksnahrung haben die Zwiebeln der Alliaceen erlangt. Sie, die für uns die Hauptvertreter der genießbaren Zwiebeln geworden sind, sind noch heute an manchen Stellen, so in Russland, im Orient, wo sie es in früherer Zeit schon in Aegypten gewesen, geradezu ein Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung.

Vom Gemüse verlangen wir, dass es schmackhaft ist, und wenn es das nicht ist, setzen wir vielfach andere gewürzhafte Kräuter zu. Unsere Würzkräuter wie Petersilie, Dill, Fenchel, dann Thymian, Majoran u. s. w. nehmen ja in unseren Gemüsegärten einen breiten Platz ein. Auffallend ist dabei, dass ein sehr grosser Theil dieser Pflanzen aus dem sommertrocknen und an gewürzhafteriechenden Pflanzen an sehr reichen Mittelmeergebiet stammt.

Die Würzkräuter leiten uns allmählich zu den reinen Gewürzen über, die entweder scharf sind wie Senf, Meerrettich und Pfeffer oder bitter wie Lorbeer und andere, oder endlich einfach gewürzig wie Gewürznelken, Muskat, Zimmt, Vanille und andere. Für unsere Kultur bezeichnend ist es dabei, dass wir alle diese Gewürze dem Pflanzenreich entnehmen, dem Mineralreich gehört nur das Salz an, freilich das wichtigste Gewürz unter allen. Auf tierische Gewürze wie Ambrä und Moschus verzichten wir ganz; sie kennen wir nur als Genüsse des Orients, so z. B. aus Tausend und

eine Nacht! Schon diese eigentlichen Gewürze sind alle, was die alten Aerzte heiss nannten; sie führen uns zu den Reizmitteln über, auf die der Mensch zwar eigentlich nirgends ganz verzichtet, die er aber vielfach nicht eigens kultivirt. Wir hatten von Alters her eigentlich nur den Wein und das Bier, die mit der Zeit den Honigtrank, der vielleicht älter war, verdrängt hatten. Aber mit der Ausdehnung unseres Gesichtskreises durch die grossen Entdeckungen lernten wir eine Reihe von Reizmitteln fremder Völker kennen, von denen sich eine Anzahl wie es scheint dauernd eingebürgert haben, wie Kaffee, Kakao, Thee, vor allem aber der Tabak. Sie alle spielen für uns jetzt eine grosse Rolle, da sie als Produkte der Tropen im Austausch durch unseren Welthandel die freilich sehr unzulänglichen Gegenwerthe für unsere Produkte, wie Eisen und Manufakturwaren, darstellen. Diese zum Theil durchaus nicht unbedenklichen Reizmittel stellen den Uebergang zu den eigentlichen Giften dar, worauf ich nachher noch zurückzukommen habe. Die technischen wie die Arzneipflanzen, von denen ich ja schon gesprochen habe, möchte ich hier bei der gebotenen Kürze übergehen.

Wenn sich so ungefähr der Bestand der Kulturpflanzen zusammensetzt, so sehen Sie schon, dass die Frage nicht einfach sein wird: Wie kam der Mensch dazu, diese Pflanzen zu züchten? Es ist natürlich, dass er die allermeisten Kulturpflanzen aus den Nutzpflanzen genommen haben wird; dass der Fortschritt darin bestand, die sonst schon mit grösserer oder geringerer Regelmässigkeit benutzten Pflanzen nun direkt zu seinem Nutzen anzubauen. Aber da fällt uns gleich auf, dass auch wir Kulturmenschen, die doch auf einer so hohen Stufe zu stehen glauben, Nutzpflanzen von bedeutendem Werth haben, die regelmässig benutzt werden, ohne dass sie doch jemals angebaut worden sind. Unsere Beerenzucht ist kein unbedeutender Theil der Gärtnerei und doch zweifle ich sehr, ob Stachelbeeren, Jehannisbeeren und die Himbeeren unserer Gärten jemals die Wichtigkeit erreicht, die Heidelbeeren, Preiselbeeren und die Waldhimbeeren für grosse Gebiete Deutschlands besitzen, wenigstens führt Lennig nach Drechsler's Berechnung an, dass die Beerenutzung im Königreich Hannover (also vor 1866) per Jahr 145,000 Thaler eintrug. Selbat hier beim Obst, wo doch der Genuss der Früchte uns wenigstens selbstverständlich dünkt, liegen schwere Räthsel vor. Das Alterthum hat unser Beerenobst nicht gezogen, wenigstens nicht nach dem, was wir davon wissen, wenn wir nicht den Wein hierherziehen wollen. Und ist es nicht eine sehr seltene Erscheinung, dass alle unsere

wiebigen auch dem Alterthum bekannten Obstarten, Aepfel und Birnen, Pflaumen und Kirschen einen höchst merkwürdigen Modus der Fortpflanzung zeigen, der beweist, dass hier Verhältnisse bestanden, oder, was auch nicht unmöglich ist, Anschauungen vorwalteten, die einer rein natürlichen Angliederung an die Verhältnisse der Natur, d. h. der Zucht durch den Samen, völlig fern standen?

Alle unsere Obstbäume werden nicht, wie es die Mutter Natur macht, aus Samen gezogen, sie werden vielmehr ausnahmslos durch Pfropfen und andere unnatürliche Verfahren fortgepflanzt und dabei oft sogar nechauf einem ursprünglich ganz anders gearteten Stamm, die sogenannte Unterlage, veredelt, wie wir sagen. Die gewöhnlichen Gärtner, die ohne tieferes Eindringen nur nach der „Erfahrung“ gehen, glauben auch zu wissen, das ginge gar nicht anders. Aber trotzdem steht fest, dass eine grosse Anzahl zum Theil der besten Sorten unseres Obstes aus Sämlingen gezogen sind. Herr Prof. Schweinfurth hatte auch die Güte, mir mitzutheilen, dass in Aegypten im Gegensatz zu Italien die Orangen vielfach aus Samen gezogen werden, ohne dass die Frucht dadurch gelitten hätte. Ebenso sind in Südbrasilien und in Paraguay ganze Haine wilder Orangen aus Samen aufgeschossen, die durchaus nicht an der Güte verloren haben. Aber wie gesagt, bei uns hält man dies für ausgeschlossen. Bei uns und in unserm ganzen Kulturkreis werden die besseren Obstsorten gepfropft und nur so glaubt man die Güte der Rasse zu erhalten, sonst fürchtet man Rückschläge. Vielfach sind ja auch unsere Wildlinge, Holzapfel und Holzbirnen, so bitter und geschmacklos, dass man sich kaum erklären kann, wie aus ihnen durch die Zucht die veredelten Früchte hervorgehen konnten. Noch etwas eigenthümlicher und schwieriger zu erklären, stellt sich die Kultur der Olive. Sehr weit verbreitet im ganzen Bereich der zahmen Olive ist die strauhhige, dornige, wilde Varietät, der sog. Oleaster. Nach Prof. Schweinfurth's gültiger Mittheilung trägt diese wilde Form äusserst selten einmal Früchte. Also hätte man hier einen Obstbaum gezogen, der zunächst überhaupt kaum Aussicht auf eine Frucht gewährt.

Stehen wir hier so vor einem Räthsel, über dessen Kluft sich schwerlich je eine sichere Brücke schwingt, so führt uns eine andere scheinbar ganz sichere und aussichtsreiche Bahn, wenigstens nach meinen bisherigen Erfahrungen, kaum eine Spanne weiter. Alle Völker der Erde glauben an die Möglichkeit der Fortdauer der Existenz des Menschen nach dem Tode. Die Pflege des Gedächtnisses des Todten, die Ceremonien, die vorgenommen werden müssen, um die Lebenden vor einer Ernährung des-

selben zu schützen, bilden einen der wichtigsten Theile des Völkergedankens. Fast überall versorgt man den Todten auf einige Zeit mit Speisen. Diese Speisen sind natürlich oft dieselben, die den Stamm sonst nähren, und unter ihnen befinden sich natürlich oft auch Knollen und Samen solcher Pflanzen, die kultivirt werden. Beide besitzen nun doch die Kraft, anszuschlagen oder zu krümen, wenn sie nicht etwa gerade gekocht sind, und da solche Knollen und Samen auch von unkultivirten Pflanzen gesammelt werden, glaubte ich hier einen Weg gefunden zu haben, der die Urmenschheit leicht und ohne Umsehweife zur Kultur der Nutzpflanzen geführt hätte. Ich muss gestehen, der Gedanke schien so einfach und plausibel, dass ich mich lange mit ihm getragen habe und mit Eifer nach dieser Richtung hin suchte, nichts destoweniger ohne jeden Erfolg! Die einzige Spur, die ich gefunden habe, ist die, dass an die Mysterien des Ackerbaues, von denen ja die bekanntesten die elementarischen waren, die Sicherheit einer Fortdauer der Seele angeknüpft zu sein scheint und dass auch wir am Grahe eines geliebten Kindes von dem Samenkerne zu sprechen pflegen, welches hier versenkt wird, um drüben aufzugehen.

Nicht leichter wird die Aufgabe den Anfängen der Kultur der Pflanzen nachzugehen noch durch einen ferneren Umstand. Sehen wir uns unter den Kulturpflanzen weiter um, so sehen wir bald, dass wenn nicht, wie bei vielen der wichtigsten derselben, z. B. bei dem Getreide, die Stammpflanzen ganz unbekannt sind, Pflanzen in Verdacht, möchte ich sagen, stehen, deren Genießbarkeit uns nicht über allen Zweifel erhaben ist. Sind die Stammpflanzen unserer Obstarten, wie Holzapfel und Holzhirne, kaum genießbar, so ist z. B. der Mohn eine wichtige Kulturpflanze von sehr hohem Alter, und doch dabei eine ausgesprochene Giftpflanze; neben dem Lattich (unserem Salat) steht als muthmasslicher Stamm *Lactuca scariola* L., den der treffliche alte *Leunius* als Giftpflanze mit 3 Kreuzen (†) versieht. Die Stammpflanze unserer Kartoffel ist wässerig und daneben bitter, und gelegentlich hat selbst unsere Kartoffel, so einmal in Greifswald, durch einen enormen Solanin Gehalt bewiesen, dass sie nicht umsonst zu derselben Familie gehört, aus der so viele Giftpflanzen stammen. Dies selbe Grundthema finden wir anderswo in andern Variationen wieder, nirgends so ausgesprochen wie im Waldgebiete Süd-Amerika's. Hier war bei der Entdeckung der Maniok, eine ausgesprochene Giftpflanze, die Hauptnahrungspflanze, deren Gift die Indianer sehr wohl kannten, aber durch einen eigenthümlichen umständlichen Prozess zu entfernen wussten.

Sehen wir uns von diesem Gesichtspunkt aus unter den Stämmen nm, die vielfach von pflanzenlieber Nahrung leben, ohne doch Kulturpflanzen zu haben, so bieten uns die Einwohner Anstraliens besonders bemerkenswerthe Erscheinungen. Eimal sehen wir hier einen Schritt zur Gewinnung von Kulturpflanzen auf einer ganz ungemein niedrigen Kulturstufe, so etwa, wie ich sie bei der ersten Entstehung meines Hackbaues vorausgesetzt habe. Die Eingeborenen Westaustraliens benutzen in erheblichem Umfange die Wurzel einer *Dioscorea*, also einer Geschlechtsverwandten der zu so hoher Bedeutung gekommenen Yamswurzel. Sie gruben die Pflanzen aus den Sumpflöchern an, benutzten den Wurzelstock und setzten die abgesehenen Köpfe in die Löcher wieder ein. Hier ist die Vorstufe der Kultur einer Nutzpflanze direct beobachtet, wo sonst dergleichen noch gar nicht vorhanden ist. Bei den Anstraliern finden wir daneben, was wir stellenweise auch sonst beobachten können, eine für den Beobachter äusserst schwer zu verstehende, ich möchte fast sagen raffinierte Behandlung ihrer Nutzpflanzen. So werden die Zamiafrüchte, um sie überhaupt genießbar zu machen, erst gefaselt, dann geräuchert, dann gestossen, dann gehackten und was dergleichen mehr ist. Ferner finden wir hier bei diesen anscheinend so rohen Völkern eine so hochpoetische Art sich heranzehende Getränke zu verschaffen, wie sonst kaum irgendwo. Sie benutzen nicht nur wie viele andere Völker bis zu uns hinanf den Honig der Bienen, sondern stellen sich direkt aus honigreichen Blüten ein zuerst süßes, später vergärendes Getränk her. Endlich finden wir hier auch noch ein Beispiel dafür, wie ein viel niedriger stehendes Volk von einem höherstehenden neue Kultur Anregungen aufnimmt. Die Australier gingen an einer Stelle nach unserm Beispiel zur Pflanzenkultur über; sie nahmen nun aber nicht etwa unsere Ackerbau, nicht etwa unsere Hausthiere, nicht etwa unsere Gemüse und unsere Anbaumethoden an. Nein, sie zogen ein Kraut, welches bei uns als Blattgemüse kaum noch benutzt wird, den Portulak, der wie in vielen andern neubesiedelten Gegenden, so auch in Anstralien, als Unkraut ersehen, um seines Samens willen, den wir nicht benutzten, und sie zogen ihn in einer von allem, was sie bei uns direkt sahen, weit abweichenden Art auf kleinen Dämmehen.

Wenn wir uns nun überhaupt fragen, wie steht es mit der botanischen Kenntniss unserer Vorfahren in der Kultur, so steht es oft mit unserem Wissen darüber recht schlimm. Unsere litterarischen Quellen fliessen trübe und spärlich und andere bessere Dokumente fehlen fast ganz. Unsere

Erdbeere ist doch gewiss eine auffallende Erscheinung, deren Bekanntheit sich lohnt. Sie findet sich auf den italienischen und griechischen Gebirgen, aber nur eine ganz gelegentliche Hinweisung z. B. Ovids beweist, dass sie das Alterthum unter fast demselben Namen kannte, wie die spätere Zeit. Die duftende wohlsehmeckende Frucht wird kaum einmal erwähnt. Es erscheint uns doch fast undenkbar, dass die Hirtenknaben, die ihre Schafe und Ziegen auf diesen kahlen Gebirgen weideten, an dieser auffallenden Erscheinung achtlos vorüber gegangen sein sollen! Anders steht es vielleicht mit Johannis- und Stachelbeeren. Aber wo sollen wir Gewissheit suchen? Scheinbar tauchen diese erst nach dem Mittelalter auf und doch wachsen in vielen Wäldern unserer nordischen Tiefen weit nach Norden Stachelbeeren wild, während an sumpfigen Stellen auch die schwarze Johannisheere vorhanden ist und sich durch nichts als Neueinführung verräth. Trotzdem erscheint es mir zunächst nicht rathlich, weil jetzt die echte Kastanie am Mittelmeer vorhanden ist und stellenweise selbst grosse Wälder bildet, anzunehmen, diese Pflanze hätte die Früchte geliefert, die das Alterthum als essbare Eicheln und als älteste Nahrung der Mittelmeerbewohner bezeichnete. Die erste Schale aus einer Terramare dsagegen würde mich allerdings überzeugen.

Immerhin kennen auch heutzutage manche Leute unseres Volks, die durch ihren Beruf als selbstgelehrte Thierärzte und Kräuterkenner damit zu thun haben, viele Pflanzen mit ihren wirklichen oder mit eingebildeten Eigenschaften. Anderswo ist dies noch mehr ausgebildet. Unsere heutigen Griechen verzehren, da sie fast keinerlei Gartenkultur haben, eine grosse Menge ihrer wildwachsenden Pflanzen. Eine lange Liste davon gibt Heldreich in seinem „Nutzpflanzen Griechenlands“.

Aber als Gemüse brachten diese Leute auch, wie die Rumänen, die jungen Sprossen des Schierlings und wie die Rumänen essen auch die Irländer die jungen Blätter des Mohns als Gemüse. Es wäre dabei durchaus falsch anzunehmen, diese Leute könnten diese Pflanzen nicht als Gifte. Ganz im Gegentheile! Es wirft auf die Art der botanischen Kenntnisse unserer Altvordern ein sehr eigenthümliches Licht, dass, soviel ich weiss, auch keine einzige richtige Giftpflanze bei dem ungeheueren Aufschwange der Wissenschaften bei uns hinzu gefunden wurde, die nicht schon seit lange bekannt gewesen wäre. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dass, so wenig dies zu den vielfach noch herrschenden Vorstellungen von der unverfälschten Sittenreinheit und Biederkeit der alten Zeit passt, doch anzunehmen ist, unsere Vor-

fahren hätten diese eingehenden Kenntnisse keineswegs nur des wissenschaftlichen Interesses wegen gehabt. Es gibt auch heute noch Beispiele genug, z. B. in Ungarn, wo in Verhältnissen, die uns zurückgeblieben erscheinen, von der Kenntniss der vorhandenen Gifte ein recht weitgehender Gebrauch gemacht wird.

Wenn ich nun auch noch das Wann der Zucht der Kulturpflanzen erläutern darf, so ist dabei eins zu beachten. Das neue Material, welches uns Aegypten zu liefern beginnt, bestätigt in sehr schöner Weise meine Anschauung von einem ungeheuer weit zurückreichenden Alter der Pflanzenkultur innerhalb unserer Civilisation.

Nun reingiren die Kulturpflanzen, die ja vielfach auch unter Bedingungen gezogen wurden, die von denen der freien Natur abweichen, ebenso wie die Hausthiere in mannigfaltiger Art auf diese neuen Bedingungen. Ich will auf dies schöne und vielversprechende Gebiet hier sonst noch nicht eingehen, aber ich will eine Erscheinung heranziehen, die uns eine Vorstellung von der Zeitdauer der Zucht bei uns und anderswo geben kann. Unsere Kulturpflanzen werden, wie ich oben erwähnt habe, zum grossen Theile, so unser Obst, durch Stecklinge u. s. w., also auf ungeschlechtlichem Wege fortgepflanzt. Sie reingiren daran zum Theil dadurch, dass sie wie z. B. viele Sorten unserer Kartoffel nicht mehr hüten oder wie unser Wein, unsere Birnen u. s. w. nur selten fruchtbare oder gar keine Samen tragen. Nun, diese Erscheinung ist auch anderswo weit verbreitet. Das Zuckerrrohr hñhft fast niemals, die Banane trägt eigentlich nie Kerne, es gibt kernlose Datteln und so verhalten sich noch viele andere Pflanzen. Zu ihnen gehñrt aber auch eine Palme, die 60—70 Fuss hoch um die Hñtten der Wilden am Amazonas gezogen wird. Diese anscheinend rohen und zurückgebliebenen Wilden haben ihre Guilielma speciosa Gaertn. auf eine Kulturbñhe gebracht, auf die wir noch nicht einmal unsere Kirsche zu heben vermochten!

Das Wo? der Reingiren betreffend, in denen die wichtigsten Kulturpflanzen gewonnen wurden, so kann ich mich natñrlich nur auf die kñrzensten Andeutungen beschrñnken.

Von den einzelnen Regionen hat Nordamerika nur wenig geliefert; wenn nicht der Mais dem Grenzgebiet zwischen Nord- und Sñdamerika entstammt, fallen ihm nur die Sonnenblumen Helianthus tuberosus und annuus zu, zumal Mexico, in dem der Kakao zu Hause ist, nicht zu Nord-, sondern zu Sñdamerika gerechnet werden muss.

Sñdamerika hat bei weitem die wichtigsten Pflanzen der neuen Welt geliefert. Ich nenne davon hier Mais, Maniok, Tomaten, Kartoffeln, die

Bohnen aus dem Geschlechte Phaseolus, den Kakao, Tabak, die Arachiden und die Batate von Convolvulus batatas.

Afrika entstammt unbestritten von wichtigeren Kulturpflanzen der Kaffee, der freilich in Arahien zuerst kultivirt wurde, und die wichtige Durra nebst einigen anderen Getreidearten.

Indien lieferte uns viel Gewürz, den Pfeffer z. B. und den Zimmt, und viel tropisches Obst, vielleicht auch die Banane, die Dioscorea (den Yam) und die Coeosnuss.

Indonesien theilt einen grossen Theil der Kulturpflanzen Indiens, während es manche Gewürz, so die Gewürznelke und die Muskatnuss, für sich allein hat.

Polynesien theilt zum Theil die Pflanzen des eng verbundenen Kulturkreises, der vom tropischen Afrika über die Inselwelt Indiens bis zur fernem Osterinsel und bis Neu-Seeland reicht, aber der Reichthum nimmt von West nach Ost ab, so dass Neu-Seeland nur wenig Kulturpflanzen behält.

Australien ist die einzige Region der Welt, in der niemals vor den Entdeckungen irgend eine Pflanze wirklich kultivirt wurde.

Südhina, das mit Indoehina eng verbunden ist, theilt einen grossen Theil der indischen Pflanzen, bekommt aber seinen eigenen Zug durch die Kultur des Reises und durch den Thee.

Westasien und Europa charakterisiren sich im Gegensatz zur übrigen Welt durch den Getreidebau als Hauptfaktor des wirtschaftlichen Lebens. Ich brauche hier nicht aufzuzählen, was wir an Kulturpflanzen haben, ich möchte nur auf eines hinweisen, was uns fehlt.

Indien und Aegypten haben wenigstens eine kultivirte Wasserpflanze, den Lotos; auch unsere Scerosen haben geniessbare Wurzeln, sie wurden wenigstens in Finnland genossen, trotzdem haben wir sie kaum je benutzt. Südhina mit seinem riesigen Kanalnetz und den zahlreichen Stauseen und Summelbächen, die freilich hauptsächlich der Reiskultur dienen, hat aber ausser den verschiedenen Lotosarten noch eine kultivirte Wasserpflanze, eine nahe Verwandte der unsrigen, die bei uns wohl benutzt, aber nie kultivirt ist, und ebenso noch eine Sagittaria, eine nahe Verwandte unseres Pfeilkrauts, dessen Knollen gleichfalls niemals benutzt worden sind, in Kultur genommen. Wir haben eben die Bewässerung und was damit zusammenhängt nur ganz mangelhaft ausgebildet und so ein sehr wichtiges Gebiet noch gar nicht in Angriff genommen.

Geschäftliches.

1. Rechnungsabschluss und Entlassung des Schatzmeisters.

Herr Professor Wagner-Berlin beantragt im Namen des Rechnungsausschusses Entlassung des Schatzmeisters mit folgenden Worten:

Der Herr Schatzmeister hat mit uns unsere Revisionsarbeit ausserordentlich leicht gemacht, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit hat er uns über die einzelnen Positionen der Einnahmen und Ausgaben die genügenden Aufkünfte gegeben, er hat uns ferner zu den Ausgaben in musterhafter Ordnung die Belege vorgelegt, alle sachlich und arithmetisch in Ordnung. Das Kapitalvermögen und die Baarassa hat er in seiner persönlichen Obhut, und die 12093,54 Mk., welche für statistische Erhebungen der prähistorischen Karte reservirt sind, liegen beim Bankhaus Merck, Fink & Cie. in München als Depot, er hat uns darüber die Depothriefe vorgelegt. Es ist also in Bezug auf diese Rechnung gar nichts zu erinnern, es geht alles in bester Ordnung. Ich möchte deshalb die Entlassung beantragen.

Die Entlassung wurde ertheilt und sodann der vom Herrn Schatzmeister vorgelegte Klat pro 1898 bewilligt (s. oben S. 93).

2. Wahl des Ortes und der Zeit für die XXX. allgemeine Versammlung.

Vorsitzender Frhr. v. Audriin-Werburg:

Wir schreiten nun zur Bestimmung von Ort und Zeit der XXX. Versammlung. Ich bitte den Herrn Generalsekretär, das Wort zu nehmen.

Generalsekretär J. Ranke:

Im vorigen Jahre war Professor Dr. Wilhelm Blasius aus Braunschweig in Speyer und hat uns eine sehr warme, von einer grossen Anzahl von Gönnern unserer Sache unterstützte Einladung für das Jahr 1898 nach Braunschweig übermittelt. Ich möchte der Gesellschaft im Hinblick auf jene freundliche Einladung als Ort des nächstjährigen Congresses Braunschweig vorschlagen.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch noch die erfreuliche Mittheilung zu machen, dass mir in der letzten Zeit auch eine sehr warme Einladung von Lindau zugegangen ist, und zwar vom Magistrat der Stadt. Es geht daraus hervor, dass wir dort sehr willkommen sein werden. Diese Einladung ist nicht auf ein bestimmtes Jahr beschränkt, sondern wir sind eingeladen, dort in einem der nächsten Jahre zu gehen. Ich denke, das dafür das Jahr 1899 in Aussicht zu nehmen wäre. Ich möchte hier meiner Freude über die Einladung nach Lindau Ausdruck geben, welcher die Gesellschaft gewiss sehr gerne Folge leisten wird. (Bravo.)

Gegenstand der heutigen Abstimmung ist nur der Ort der nächstjährigen Versammlung (1898) und ich beantrage, Braunschweig zu wählen und Herrn Professor Dr. Wilhelm Blasius zu bitten, die Lokalgeschäfts-führung übernehmen zu wollen. (Freudige Zustimmung der Versammlung.)

Vorsitzender Frhr. v. Audriin-Werburg:

Der Antrag ist angenommen. Für das nächste Jahr sind Braunschweig als Ort der Versammlung und Herr Prof. Dr. Wilh. Blasius als Lokalgeschäftsführer gewählt. (Ausschreiender Beifall.)

Generalsekretär J. Ranke:

Ich werde Herrn Prof. Dr. Blasius sofort telegraphisch von dieser Wahl in Kenntnis setzen.

3. Neuwahl der Vorstandschaft.

Herr Sanitätstath Dr. Grossmann-Berlin:

Ich glaube, Ihre allseitige Zustimmung zu finden, wenn ich Ihnen den Vorschlag unterbreite, den bisherigen Vorstand per Acclamation wieder zu wählen, und zwar in der Reihenfolge: Herr Geheimrath Virchow, Waldeyer, Fhr. v. Andrian. (Bravo. — Der Antrag wird einstimmig angenommen.)

Vorlagen des Generalsekretärs.

1) Zum Antrag Bumüller:

Herr Bumüller hat seit dem Congress in Speyer seine Bemühungen, die Missionsanstalten für seinen Plan, die Missionäre zu anthropologisch-ethnologischen Untersuchungen herauszubilden, weiter verfolgt. Gleichzeitig hat er in neuen Missionsberichten zerstreute, gelegentliche, anthropologisch-ethnologische Mittheilungen ausgesogen und fragt an, ob er diese letztere Arbeit fortsetzen solle und ob vielleicht derartige Notizen in einem unserer Organe Veröffentlichung finden können. Meiner Meinung nach würde sich für diese Veröffentlichung vor allem die Zeitschrift für Ethnologie eignen. Herr Geheimrath Virchow ist bereit, Zusehungen solcher Notizen entgegen zu nehmen und das Passende daraus in der Zeitschrift für Ethnologie zu veröffentlichen.

Ich erlaube mir, den letzten Brief, den ich von Herrn Bumüller erhalten habe, hier mitzutheilen:

Neuburg a/D., den 5. März 1897.

Verehrtester Herr Professor!

Ich übersende Ihnen anbei einige Notizen aus früheren Missionsberichten. Vielleicht ist das eine oder andere Brauchbare dabei.

Nachträglich habe ich noch Nachricht erhalten von dem Missionshause der in Kamerun wirkenden Missionäre. Ich erbitte zustimmende Antwort und die Nachricht, dass der Aufbruch nach Kamerun abgegangen. Ferner Nachricht von Herrn Spillmann, welcher der Sache sympathisch gegenübersteht und seine Unterstützung verspricht. Er schreibt allerdings, dass die Missionäre seines Ordens kaum mehr unter eigentlichen wilden Völkern thätig sind und dass hier höchstens die Sioux-Indianer in Dakota und die Hindu in Vorder-Indien in Betracht kommen. Auch meint er, dass die Indianer Nord-Amerikas durch die Arbeiten der Smithsonian, Instit. ethnographisch vielleicht schon erschöpfend behandelt seien. Doch ist er gerne bereit, Fragebogen an die Missionen von Dakota und Vorder-Indien befristend zu senden.

Es wäre wohl das Beste, wenn von Ethnologen der Gesellschaft für die einzelnen bisher in Frage kommenden Gebiete theils allgemein gehaltene theils die bisherigen ethnologischen Nachrichten ergänzende Fragebogen abgefasst und in nicht allzu langer Zeit an die Missionäre hinausgegeben würden.

Eigentlich anthropologische Beobachtungen und Messungen können im allgemeinen von den bereits in der Mission arbeitenden Missionären nicht erwartet und können nur dann erhofft werden, wenn man den jungen, sich in den Missionshäusern herausbildenden Missionären, bevor sie Deutschland verlassen, Messinstrumente zur Verfügung stellt und sie in den Gebrauch derselben und in die wichtigsten hier in Betracht kommenden anthropologischen Fragen praktisch, so es persönlich oder durch geeignete gedruckte oder schriftliche Anleitungen, einführt. Mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Hochwohlgehorner ergebenster

Joh. Bumüller, Kaplan in Neuburg a/D.

2) Der Generalsekretär legt, nach vorausgegangenem spezieller Genehmigung der Versammlung, die folgende Abhandlung des abwesenden Autors vor:

Herr Michael Zmigrodzki:

Ueber die Snaastika.

Schon seit mehreren Jahren haben sich einige Gelehrte mit dem Symbol der Snaastika beschäftigt. — Ich erlaube mir heute die hochverehrte Versammlung auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches ich im Einverständnis mit dem Autor bei dem Präsidium deponirt habe. Dieser Autor ist der schon vielseitig bekannte Curator der Anthropologischen Abtheilung im Nationalmuseum zu Washington in den Vereinigten Staaten. Er ist daselbst Universitätsprofessor der prähistorischen Anthropologie — Herr Thomas Wilson.

Um dieses Werk in kurzen Worten zu charakterisiren, muss man erklären, dass bis zum heutigen Tage keine derartige Arbeit erschienen ist, die in geographischer Beziehung auf einer so breiten Grundlage die betreffende Frage behandelt hätte, als es bei Wilson der Fall ist. — Sie umfasst das gesammte Europa von Irland bis Kankasus, von Italien bis Schweden, dann Vorderasien, Süd- und Ostasien mit Japan, letzteren Nordamerika, demnach den ganzen mittleren Gürtel der nördlichen Hemisphäre unserer Erde. Dabei werden noch südlich, wie südlich über die Grenzen erwähnten Gürtels mehrere Ausflüge gemacht. — Schon deshalb hat dieses Werk einen grossen Werth. Es trägt den Titel: *The Snaastika the earliest known Symbol, and its migrations: with observations on the migration of certain industries in prehistoric times.* Es gehört zu den Publicationen der Smithsonian Institution. Dieses Werk umfasst 252 grosse Octavseiten Text in oftmalsigem sehr kleinen Druck, mit 574 vortrefflichen Bildern im Text und 25 photographischen Tafeln. 86 Seiten widmet der Verfasser seiner Zusammenstellung aller bis zur Jetztzeit ausgesprochenen Meinungen über die Snaastika, weitere 87 Seiten behandeln die Verbreitung der Snaastika in der Alten Welt, nachfolgende 100 Seiten sind der Neuen Welt zuerkannt und die letzten 16 Seiten geben eine Zusammenstellung der Literatur. Ausserdem noch andere Hinzusichten erhöhen den Werth des Werkes. Mögen wir nun jetzt damit beschäftigen. Die umfassendste Abhandlung über die Snaastika haben Ludwig Müller in Kopenhagen und P. Grog in England geschrieben, doch beide haben vorwiegend nur von der archäologischen Snaastika Europä's gesprochen. Die kleine Abhandlung Herrn Graf Gohlet d'Alviella (Universitätsprofessor in Brüssel) hat schon mehr die aussereuropäische Exemplare in Betracht gezogen. Dann folgte meine Tafel, die ich in Paris 1889 ausgestellt hatte und welche in einer unbedeutenden Abkürzung mit der betreffenden Abhandlung im „Archiv für Anthropologie“ Band XIX erschienen ist. — Es möge mir hier nicht übel genommen werden, wenn ich selbst meine Arbeit beibringen werde, aber ohne dem könnte ich Wilson's Schrift nicht besprechen. In meiner ersten Behandlung der Snaastika habe ich nur in drei Punkten einen Schritt nach vorwärts gemacht, ich habe Schliemann's Ausgrabungen als Basis des Studiums genommen, abdann habe ich die Beziehung der Snaastika zu dem Christenthum kräftiger hervorgehoben, schliesslich habe ich die Existenz dieses Symbols in der Neuzeit in der Ukraine, Mähren und Bretagne zur Kenntnis gebracht. Dabei bin ich ganz entschieden gegen diejenigen Archäologen aufgetreten, die der Snaastika nur eine ornamentale, nicht

aber eine symbolische Bedeutung aussprechen wollten. Auf dem Pariser Anthropologengongress fand diese meine Behauptung einen recht lauten Protest. Es ist hier kein Platz zu erörtern, wo der Grund ist, dass man dem Saastika-charakter so nachgedrungen hat. Der Grund ist weder archäologischer noch wissenschaftlicher, deshalb gehört es nicht hierher. Tatsache ist es nur, dass man es öfters zum Aberglauben geführt hat. Auf dem Pariser Gongress begegne ich meinem Opponenten und stelle ihm zur Rede. „Nein! Nein! mein Herr! — rufst er — in Troja war es ein religiöses Symbol — ja! aber sonst ist es nur ein Ornament!“ — „Bitte, mein Herr! — unterbrach ich ihn plötzlich — und in den Katakomben?“ — „Ja! in den Katakomben — Sie meinen in christlichen? — Nun wissen sie . . . il est redeveu u n symbol! . . .“ — Es versteht sich von selbst, dass ich ihn schon nicht weiter gefragt habe, da, so viel ich weiss, gibt es in dem archäologischen Wörterbuche kein Wort: redevenir. Entweder war etwas seit jeher, dann bleibt es bis heute, oder es war früher und ist jetzt schon nie mehr da. Seit dieser Zeit hat es sich recht viel geändert. Schon ein Jahr nach dem Pariser Gongress rechnet Goblet d'Alviella in seinem Werke Migration des Symbols fast umwunden die Saastika — nicht nur die in Troja — schon in den religiösen Symbolen. Ein Jahr später wurde in dem Internationalen Archiv für Ethnographie in Leiden mein Artikel über die religiöse Bedeutung Saastika's veröffentlicht. Verschiedene Erwähnungen über meine Arbeit traten in französischen und deutschen Schriften nicht gegen meine Überzeugung auf, . . . und nun jetzt erhebt die Arbeit Wilson's, die für den symbolischen Charakter Saastika's so viele and so sprechende Beweise vorführt, dass man sich kaum einbilden könnte, dass noch jemand diese Anschauung verneinen würde, da Wilson diese Beweise von Völkern bringt, die jetzt noch leben. Warum sollte die Saastika nun anders gedeutet werden und ihr ein anderer Sinn beigelegt sein, als ebenso, wie sie bei jenen Völkern gedeutet wird, bei denen sie noch im täglichen Gebrauche und in Verehrung ist? — Wie sie oben bei ihnen gedeutet wird, dazu gibt uns das Werk Wilson's folgende Angaben:

In Ostindien bei der Jainasecte und auch bei den Braminen bedeutet sie eine Benediction und eine gute Prophezeiung. (S. 775, 802.) Immer bleibt sie in einer religiösen Beziehung zu der Sonne (784, 794). Bei den Jainas ist Saastika in ebenso grossem Gebrauche, wie das Kreuz bei den Katholiken, denn die Jainas machen dieses Zeichen auch beim Eintritt in den Tempel (S. 805). Die bekannte Art des Sitzens mit gekreuzten Beinen und Armen heisst bei ihnen die Saastikaposter (S. 882). Hier sei auch erwähnt, dass eine solche sitzende Figur man in Amerika im Tennessee gefunden hat (S. 886). — In China und Japan ist Saastika mit der Sonne identisch (S. 890), auch sind die Hämser mit ihr bezeichnet. Bemerket sei auch, dass sogar ein Kaiser im VIII. Jahrhundert v. Chr. Saastika als Ornament zu gebrauchen verboten hat. Im Tibet rechnet man Saastika zu den heiligen Symbolen Budda's. Bei den Kansas Indianern Nordamerika's wird Saastika von denjenigen getragen, die sich zum Sonnencultus bekennen (S. 895), ebenso ist es im Gebrauche bei Nawajos in New-Mexiko und bei den Pimas in Arizona (901). In Brasilien bedecken die Frauen der Indianer ihre Schamtheile mit einem Triangel aus Terraocita, auf welchem Saastika gezeichnet ist, ähnlich jenem Triangel mit Saastika, welchen wir bei dem Vennidol in Troja sehen (904). — Nun also, Dank dem Herrn Wilson, wissen wir, dass

in einigen Gegenden der Erde die Saastika noch bis heute in wirklichem Gebrauche vorhanden ist. In meiner ersten Abhandlung habe ich, sozusagen, nur zwei halbbedeutende Saastika vorgeführt — obzwar im Volkebrauche noch, aber doch schon ohne Bewusstsein der eigentlichen Bedeutung derselben, sogar oft ohne besondere Bewussung. Seit dieser Zeit ist es mir gegelückt, noch einige in Europa zu entdecken — aber keine einzige so lebendig, wie diejenigen in Indien, China und bei den Indianern, von welchen oben uns Wilson spricht. Im ersten Augenblicke befremdet es uns, wie es auch Wilson bemerkt (S. 891), dass die Saastika in Indien besonders bei einer abgebrochenen Secte und dann nur bei den nicht arischen Völkern lebendig sich erhalten hat. Es ist erklärlich, dass die Saastika dort, wo sie als ein heimisches Produkt angesehen war, leichter behandelt und schliesslich in Ornamentik angewandelt, ja sogar vergessen wurde. Wo aber die ethnischen oder religiösen Emigranten dieses Symbol mitgebracht haben, dort haben sie es auch mit Pietät gewahrt und aufbewahrt. Solche Vorkommnisse können wir in vielen anderen Fällen, wie in vielen Epochen aufweisen. So sind z. B. die Israeliten, aus der Verbannung rückkehrend, viel frühere Jehoviten gewesen, als sie es früher in ihrer Heimat waren. Die hebraische Götterlehre hat ihren Anstoss in den Kolonien gefunden. Die ältesten Ueberlieferungen der Germanen waren nicht in Deutschland selbst, sondern in Skandinavien und Island zu suchen; auch sind die efrigsten Quacker nicht in England, sondern in Amerika zu finden. Polnische Vorworte nach Sibirien, obwohl sie zuvor Dialect gesprochen haben, kommen nach mehreren Jahren nach der Heimath zurück, rein literarisch sprechend. Dasselbe Erscheinung nehmen wir auch in der Geschichte der Saastika wahr. Wo ist sie noch am Leben verblieben? Auf den äussersten ethnischen und entulturellen Punkten. So in Indien bei der Secte Jainas, die von sich selbst sagen, dass sie sogar älter als die Braminismus sind, die aber von den Bramanen und Buddisten als eine gottlose Secte behandelt sind. Dann in China und Japan, wo sie ganz gewiss von den Buddisten, und in Amerika, wo sie sehr wahrscheinlich auch von den Hindu-Emigranten (auch vorbuddhistischen) angeführt ist. — Wilson's Buch gibt darüber die besten Belege (882). Nehmen wir nun Europa näher in Betracht. Wo finden wir die Saastika, wenn nur in einem nicht mehr verstandenen Symbol oder gar nur im Ornament? In der Ukraine auf den Ostseeriva, wie als Hämserchen mit Symbolcharakter und in den Stickerien als Ornament in Mähren auf den Ostseeriva. Am Rhein und Mosel finden wir selbige mit Symbolcharakter als Hauszeichen und Feuerrad. In Overgne und Island ebenfalls als Symbol. Nirgends aber habe ich die Saastika in Europa so lebendig gefunden, als in einem abgebrochenen Winkel Italiens. Wenn wir von Neapel nach Pompeji per Eisenbahn gehen und die Station Torre del Greco hinter uns haben, so sehen wir rechts dicht am Seeufer 20—30 armenige Fischerhütten, von denen fast jede mit dem saastikalien Kreuz oder ebensoelchem Kreis bezeichnet ist. Mit einem Marsinsoldaten anfallig reisend und denselben um die Deutung dieser Zeichen befragend, entgegnete er mir, dass er die Schutzmarken gegen die Seeürme sind, und wirklich findet man sie vorwiegend auf der Nordseite der Hütten. (Es wäre dies mit der Sitte in Bengalen zu vergleichen, von welcher Wilson spricht, S. 803.) Ausserdem findet man diese Zeichen überall, wo ein Schiff oder ein Fischerboot am Felsen verschellte, oder auch einem Orte gegenüber, wo ein Boot zu Grunde ging. Mit dieser Erzäh-

lung komme ich abermals auf das Werk Wilson's zu sprechen und hier muss ich ihm den Vorwurf machen, dass er sich fast ausschließlich nur mit der Sunstika beschäftigt hat. Bei meinen weiteren (nach der Pariser Ausstellung) vorfolgenden Studien wurde ich gerade gezwungen, zu der Ueberzeugung zu kommen, dass Sunstika nur ein Hauptymbol einer ganzen grossen Gruppe ist. Alle diese Symbole gehören einer monotheistischen Urreligion an, bei welcher Sonne und Feuer die Haupt-symbole waren, d. h. die Quelle der himmlischen und irdischen Wärme. Ich habe mich schon genauer im Archiv International für Ethnographie — Leyden 1891 — darüber ausgesprochen und es ist gerade meine Zukunftsarbeit, zu welcher ich noch das Material sammle. Jetzt sei es mir erlaubt, nur zu constatiren, dass alle diese Symbole, die ich mit einem Worte Sunstikale bezeichne, eine grosse Gruppe für sich bilden. Davon kann man leicht eine Ueberzeugung erlangen, wenn man die Numismatik (angefangen von den Lydiern bis zu den Skandinavien im XIII. Jahrhundert nach Chr.) systematisch durchgeht. In Kleinasien und Griechenland sind die Müssen mit diesem Symbole ganz bedeckt. In Rom war es anfanglich der Fall, dann wiederum erst zur Zeit der barbarischen Kaiser. In der byzantinischen Numismatik war es ebenso abhängig von dem herrschenden Elementen in der oder jener Epoche. Wenn die klassischen vorherrschten, dann war die Münze ein Bildträger des damaligen Herrschers, es war ein kleines Kunstwerk — herrschten die barbarischen vor, so tauchten die obenwähnten Symbole auf. Iberische und gallische Müssen sind mit diesen Symbolen überhäuft, desgleichen die merovingischen und carolingischen. Bei den ottomanischen nahm schon das Kaiserbildnis das Uebergewicht und Ende des XI. Jahrh. starb diese Sunstika-Symbolik in der deutschen Numismatik vollständig ab. In der polnischen Numismatik verblieb sie noch bis Ende des XII. Jahrh., und in der skandinavischen bis ins XIII. Jahrh. hinein, dann aber starb diese Symbolik im öffentlichen Gebrauche in Europa fast gänzlich ab. Sie blieb in den religiösen Schriften, besonders in den Bibeln — in Italien, Deutschland, Frankreich — und dauerte mehr oder weniger noch im XIII. Jahrhundert. Erst im XIV. Jahrhundert trat das künstlerische Element in den Vordergrund und die Symbolik stirbt ab. In der Heraldik — verständlicherweise — besonders in den ältesten Adelsgeschlechtern verbleibt sie noch bis heute.¹⁾ Mir, als einem Europäer, konnte die Geschichte meiner heimischen Numismatik nicht entgehen, weshalb es mir auch ermöglicht war, anzuschliesslich bei der Sunstika zu verbleiben. Meine Tafel, welche ich für die Chicago-Ausstellung vorbereitet habe und welche ich der dortigen Folklore-Gesellschaft geschenkt habe, (die aber leider noch nicht veröffentlicht ist) trägt auch nicht mehr den Titel: Histoire de Sunstika allein, sondern hat auch die Zugabe: — de la rose solaire et des autres symboles correlatives. —

¹⁾ Catalogues-Greek coins in London 16 vol. — Rabelon et Cohen: Monnaies romaines 8 vol. — Sabin: Description générale d. m. byzantine 2 vol. — Friedländer: Die Müssen der Vandalen und Ostgothen. — Lorich: Numismatique Celtibère. — Lelievre: 1) Numismatique gauloise, 2) Rescriptions du type gaulois, 3) Numismatique du moyen-âge. — Daaueberg: Die deutschen Müssen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. — Strouczyński: Polnische Numismatik. — Mansfeld: Danske Mynter. — Siebmacher: Grosses und allgemeines Wappenbuch. — Niesiocki: Polnisches Wappenbuch.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Selbige Tafel ist 10 Meter lang, einen Meter breit und umfasst ungefähr 1500 Figuren, die ich aus meiner Sammlung, welche über 3000 Zeichnungen enthält, ausgewählt habe. Von dieser Tafel spricht eben Wilson in seinem Werke (S. 792). Er hat sie in Chicago gesehen, wollte selbige dann für sich nach Washington zum näheren Studium mitnehmen, doch die Chicagoer Gesellschaft wollte sie ihm nicht ausleihen. Infolgedessen hat Wilson auch nicht bemerkt, von welcher grosser Bedeutung für unsere Frage die Geschichte der europäischen Numismatik ist, und hat nur die griechische wie kleinasiatische herabköchelt. Ausserdem er, als Amerikaner, hatte andererseits ein so grosses und wichtiges Material zu verarbeiteln gelobt, dass es kein Wunder wäre, wenn ihm die europäische Angelegenheit etwas ferner gestanden ist. Jeder soll das Seine beachten, dann wird es möglich, eine gemeinsame Rechnung zu machen, wovon ich hochgeehrter Versammlung hier einige Fragmente vorlegen will. Hier auch sei es mir erlaubt, noch eine Berichtigung Wilson's Werkes anzuschliessen, die obwohl einer persönlichen Natur ist, doch auch viel Objectives in sich enthält. Wilson führt an, dass meine Tafel in zwei Abtheilungen eingetheilt ist: prähistorische und christliche. Er hat nicht bemerkt, dass meine Tafel in prähistorische und historische Epochen getheilt ist — vermuthlich infolge dessen, dass die Inschriften nur ganz oben standen und in einigen Unterabtheilungen habe ich sogar keine Grenzlinie gezogen, z. B. in Skandinavien. Von links nehmend, gegen die Mitte der Reihe, geben die prähistorischen Funde und nur rechts die historischen, die in der Mitte der Reihe sich vorfindenden Gegenstände aber habe ich den lokalen Forschern zur Definition überlassen, welches Object in die oder jene Epoche gehört. Was das Christenthum anbelangt, so habe ich genau in der Mitte der Tafel einen Platz (über einen Quadratmeter gross) mit dicker, doppelter, schwarzer Linie eingerahmt, woselbst ich alles zusammengestellt habe, was die Sunstika in Beziehung zu dem Christenthum charakterisiert und zwar oben Rück-sicht auf die Chronologie, noch auf Völkerunterschiede. In derselben Reihe stehen die Inschriften, die Darstellungen Gottes oder Mutter Maria u. s. w. aus verschiedenen Epochen und Völkern. Seit dieser Zeit habe ich noch mehrere heilige Bildnisse aus den religiösen Handschriften — reichend bis in's XIII. Jahrhundert — in Italien und Deutschland gesammelt, und die ganze Summe besetzt sehr deutlich, dass die Sunstikale Symbolik vom Christenthum für seine eigene angenommen worden ist. Ich habe hier deswegen etwas länger über meine Tafel und über die Bedeutung der numismatischen Symbolik gesprochen und zwar unter direkter Adresse an Herrn Wilson, um ihm daran aufmerk-sam zu machen. Wenn er noch einmal sein archäologisches Material sichten wird und alles, was auf Sonne und Feuer Beziehung hat, zusammenstellen wird, so werden wir ganz sicher wieder ein Werk bekommen, das aus viele neue und höchst wünschenswerthe Perspectives, so wie es bei dem vorliegenden Werke der Fall ist, eröffnen wird. Es sei mir erlaubt auf Grund Wilson's Werkes zwei Zusammenstellungen hier vorzuführen. In China haben wir Sunstika in dem Netze der Spinne und in Amerika haben wir die Spinne wieder in Sunstika selbst stylisirt. (Tafel 4, Fig. 275 bis 278.) Wir finden auch die Gegenstände, welche sichtlich des hinduistischen Charakter tragen, nämlich die Figuren in der sunstikalischen Postur (Taf. 10). Wie ist dies geschehen? Wir wissen, dass die Malayen ein seefahrendes Volk waren, aber wie weit und in welcher

Menge sie auf ihren Kähnen gelangt sind, das wissen wir nicht, sie haben leider keine Annalen hinterlassen, und das Archivwesen war ihnen auch unbekannt. Wir wissen nur, dass sie Südmänner Asiens, ähnlich Nordmännern Europas waren, und wir wissen auch mit Sicherheit, dass die letzten sie nach Amerika gekommen sind. So komme ich zur zweiten Zusammenstellung der saastika'schen Formen. Die Form der gefächerten oder einschneidigen Saastika finden wir anscheinlich in folgenden Gegenden und Orten: Auf der Kirche vom XII. Jahrhundert in Inowroclaw bei Posen, von welcher gesagt wird, sie sei von einem Dänen gebaut worden. (Mittheilung des dortigen Pfarrers Anton Laubitz.) In ähnlicher Form sehe wir sie auf dem Dome in Aarhus in Danien (Möller Ludwig: Det saastika'ske Hagekors. Kiøbenhavn 1877, S. 94). Die beiden Formen finden wir auf den Runen-Steinen in Schweden und zwar mehrmals. (Dybeck Richard: Sveriges Runenurkund. Stockholm 1860, Fig. 46, 52, 121, 146, 190; Stephens George: The Old-Northern Runic Monuments, 784, 762, 791.) Und nun sehen wir dieselbe Form bei den Ureinwohnern Amerikas in Fains Island in Trausee. Jetzt gehen wir an die Form der gefächerten Saastika und Kreuz. Wir finden es in Schottland (Sculptured Stones of Scotland LXIX und noch einige ähnliche) und in Amerika in Mississippi, Tennessee u. a. w. nur etwas mehr entwickelt (Wilson: The Saastika, Fig. 263, 264, 265, 266). Eine andere Form finden wir auf der Kirche Gording in Danien, dann auf den Runensteinen in Schottland (Möller Ludwig, op. cit. S. 94. Sculptured stones vol. II pl. VI, VII, XXVI 1, CXIII 6—7 CXVII) und dann in Amerika in Tennessee und in Nicaragua sehr unbedeutend verändert. (Wilson: The Saastika, Fig. 288 und 260.) Aus diesen Zusammenstellungen siehe ich noch keine definitiven Schlüsse, aber ich konnte nicht umhin, sie Ihnen, hochgeehrte Versammlung, vorzulegen. Sie geben doch, so scheint es mir, ein leichtes Licht über die Völkerwanderungsfrage, da wir ja ohnehin von derselben nicht früher wissen, als 1000 Jahre vor Christus, weiter aber wissen wir fast nichts. Z. B. eine ägyptische Inschrift bezeugt, dass im XIV. Jahrhundert v. Chr. die grossen Staatsbildungen, irgendwo in Italien, eine grosse Flotte gegen Aegypten schickten. Und doch 700 Jahre später betrachten wir die italienische Halbinsel. Wo sind diese Seemächte? Was ist mit diesen Völkern geschehen? Sind sie ausgestorben? Sind sie weitergezogen? Wann und wo? Wer kann uns darauf antworten? Nun ein zweites Beispiel. In Paris im Trocadero-Museum liegt ein prachtvolles Obsidianmesser, ein schönes Industrie-product der neolithischen Epoche. Dasselbe wurde in Yukatan gefunden, doch dabei zu erwähnen ist, dass ein solcher Obsidian sich nur im mittleren China vorfindet. Wer hat dieses Messer in der neolithischen Epoche nach Yukatan gebracht? Gewiss niemand anderer als die Südmänner Asiens, die Malayen. — Aber wann? Auf was für Fahrzeugen? — Und noch ein Beispiel. Bei den Azteken war bekanntlich ein grosser religiöser Gebrauch eigen. Die Priester führten an einem Frühlingstage einen Knaben vor dem Sonnenanfang auf einen Hügel in der Absicht, denselben gerade im Augenblicke des Sonnenaufganges die Brust zu zerreißen und sein stierendes Herz herauszureissen, um es noch warm und lebend der Sonne zu opfern. Dieselbe Sitte herrscht heute bei den Buriaten in den Kirgisensteppen vor, nur dass das Opfer kein Mensch mehr, sondern ein Pferd ist. Jet nun diese Sitte von den Buriaten zu den Azteken oder umgekehrt gekommen? Haben die Buriaten diese aztekische Sitte gemildert oder

haben die Azteken die buriatische verwildert? Die Culturgeschichte kennt beide Verwandlungen recht wohl, aber wann es war und wie es dazu kam? Kurz und gut, wir, die Menschen, wissen wohl, dass wir gewaudert sind in grossen Horden, wie auch in den langsam sich bewegenden Colonien, aber wann? Woher? Das wissen wir noch nicht. In der Frage kann nur das Eine behilflich sein, eine gemeinsame Arbeit der Männer der verschiedenen Erdtheile. Mit voller Freude also müssen wir solche Arbeiten begrüßen, wie diese Wilson's, in welcher er neben der Zusammenstellung der europäischen Studien auch seine eigene amerikanische in eine Parallele gestellt hat. Es muss dann unbedingt am Vergleich, zum Austausch der Fragen und Antworten kommen. Es sei mir nun gestattet, eine Frage an Wilson zu richten? Merkt er keinen Unterschied in dem Charakter der archäologischen Funde des Westens und des Ostens von Amerika? Sind nicht jene näher einem asiatischen und diese dem europäischen Charakter? Nach den Zeichnungen ist es schwer zu urtheilen, da man ausserdem noch die Umgebung kennen muss, in welcher solche Funde vorkommen. Deshalb können derartige Definitionen nur von Amerikanern selbst am besten durchgeführt werden und dann erst die Resultate werden von den Europäern aufgenommen und angepasst sein können. Je mehr also eine solche Entgegenarbeit der Gelehrten der Hemisphären sich vereint, desto schneller, intensiver und sicherer wird in anthropologischen und archäologischen Fragen Anklärung und Bestimmtheit treten, besonders in den vorgezeichneten Verbindungen der Alten und der Neuen Welt. Zu solcher Anklärung aber werden wir erst dann kommen, wenn wir einen grossen europäisch-amerikanischen und amerikanisch-asiatischen archäologischen Materialfonds haben werden. Und eine solche gemeinsame Arbeitsleistung ist in so wichtigen Fragen besonders zu empfehlen, wie es eben die Saastika-Frage ist, von welcher Wilson ganz richtig sagt, dass man ohne sie weder Migration, noch Religion, noch Culturfrage behandeln könne, und in der Saastikafrage ist Wilson's Werk in der archäologischen Hinsicht von eben solcher Wichtigkeit, wie in der philologischen die Schriften von John C. Nesfield unter dem Titel *The primitive philosophy of fire* (Calcutta Review, vol. 78) und von Dumontier Gustave: *Le saastika et la roue solaire dans les symboles et dans les caractères chinois.* (Revue d'Ethnographie 1885—4^e vol. page 319)

8) Die prähistorischen Wandtafeln.

In den letzten Tagen vor dem Congresse habe ich noch aus Oberstaufen im Allgäu von dem hochverdienten Kartographen und treuen Mitarbeiter unserer Gesellschaft, Herrn k. w. Major A. D. E. v. Tröltzsch, folgende Zenschrift betreffs der prähistorischen Wandtafeln erhalten. Ich theile den Brief mit, indem ich der Hoffnung Ausdruck gebe, dass der von Herrn v. Tröltzsch ausgesprochene Wunsch sehr bald überall in den deutschen Lauden in Erfüllung gehen werde.

Oberstaufen im Allgäu, 31. Juli 1897.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Erlauben Sie mir gefälligst eine Bitte resp. Anfrage. Entsprechend dem Beschlusse des gemeinschaftlichen deutschen und österreichischen anthropologischen Congresses in Wien, hat vor ein Jahr Jahren das K. K. österreichische Ministerium für Kultus und Unterricht eine Wandtafel der vor- und frühgeschichtlichen Denkmale aus Oesterreich-Ungarn in sehr gelungener Weise

nach dem von mir seinerzeit dem genannten Congress vorgelagten Systeme anfertigen und in den Schulen (und Rathhäusern?) der ganzen Monarchie verbreiten lassen.

Warum erfolgte die Einführung ähnlicher Wandtafeln mit den entsprechenden provisorischen Typen nicht auch in den einzelnen deutschen Staaten? Soviel mir bekannt, wurden in denselben bis jetzt nur Probeentwürfe gemacht. Auch die Kostenfrage soll noch Hindernisse bieten. Dieselbe ist aber sehr einfach zu lösen, wenn man, wie es in Württemberg geschah, den fertigen farbigen Entwurf einer geeigneten Buchhandlung in Verlag übergibt, welche die Anfertigung der Lithographie etc., des Drucks, den Verkauf, die Verpackung und Versandung der Subscriptionenlisten und der Wandtafeln übernimmt. Die Versandung der Wandtafeln geschah, soviel mir bekannt ist, partiellweise an die Schulinspektoren, welche dieselben bei Gelegenheit von Conferenzen an die einzelnen Schulen gegen Einzahlung des Betrags übergaben. In dieser Art wickelte sich das ganze Geschäft rasch, einfach und wohlfeil ab. Bekanntlich betrug in Württemberg der Abonnementspreis eines auf Leinwand angelegenen mit Holzstäben und Aufhängösen versehenen Exemplars nur eine Mark.

Es versteht sich von selbst, dass die Aufforderung an die Schulen zur Anschaffung der Wandtafeln, deren Zweck und Benützung beim Unterricht zuvor in einem besonderen Erlasse der betreffenden Kultusministerien voranzugehen hätte.

Ich erlaube mir diese Mittheilungen im Interesse unserer gemeinschaftlichen, vorgeschichtlichen Forschungen zu machen, am so mehr, da sich der Werth dieser Wandtafeln sowohl in unserem Lande, wie in Oesterreich wiederholt erwiesen hat, so z. B. erst vor kurzem bei Entdeckung eines wertvollen Fundes in Voralberg, welcher entsprechend den Anweisungen auf der Wandtafel an das Landesmuseum in Bregenz abgeliefert wurde.

Da Sie, hochgeehrtester Herr Professor, stets beson-

ders warmes Interesse für die Sache bekundeten, so wird es Ihnen gewiss bei dem diesjährigen Anthropologencongress gelingen, dahin zu wirken, dass derartige Wandtafeln nun auch baldigt in den übrigen deutschen Staaten zur Einführung gelangen.

Mit meinem Besten geht es allmählich besser; jedoch muss ich mich immer noch schämen, so z. B. auch bei Bearbeitung einer grösseren von mir begonnenen vorgeschichtlichen Arbeit.

Ich bitte, mich den Herren des Congresses, dem ich besten Erfolg wünsche, angelegentlich zu empfehlen und zugleich versichert zu sein der alten freundschaftlichen Gesinnungen Ihres hochachtungsvoll ergebenen

E. von Tröltsch, k. w. Major a. D.

Vorsitzender Frhr. v. Andrian-Werburg:

Unser Programm ist nunmehr erschöpft.

Es erübrigt mir nun, den wärmsten Dank auszusprechen Sr. Magnificenz dem Herrn Bürgermeister Dr. Brehmer, dem Hohen Senat der Stadt Lübeck, Herrn Senator Dr. Eschenborg, Herrn Dr. Pauli, Dr. Hoffmann, Dr. Lenz und vielen anderen. Der freundliche und herzliche Empfang, der uns hier zu Theil geworden ist, die allgemeine Theilnahme an unseren Bestrebungen werden in unseren Herzen stets unvergänglich eingegraben sein; sie berechtigen uns zu der Hoffnung, dass infolge unseres Congresses zahlreiche neue Freunde der Anthropologie aus allen Kreisen der Lübecker Bürgerschaft zuwachsen werden.

Ich erkläre hiemit den XXVIII. Congress der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft für geschlossen. (Schluss der Verhandlungen.)

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
Alsberg	125	Hagen	155, 157	Hanke K.	113
v. Andrian	101, 127, 164, 169	Hahn	158	Splieth	95
Birkner	158	Hildebrand	125	Virchow 67, 77, 98, 100, 125, 126, 146, 147, 152	
Brehmer	75	Hoffmann	76	Voss	124
Brinkmann	153	Köhl	101	Wagner	164
Eschenborg	76, 77	Kröhnke	108	Wahlleyer	112
Freund	93	Lenz	76, 152	Weismann	91
Fritsch	128	Montelius	129, 126		
Grenpler	110	Prechawick	119		
Grossmann	165	Ranke J.	77, 139, 146, 164, 165		

Der äussere Verlauf des Congresses.

Lübeck, das alterwürdige Haupt des Hansabundes, das auf eine glanzvolle Geschichte zurückblicken kann, wie wenige Städte, hatte vom 8. bis 8. August dem XXVIII. Congress der deutschen anthropologischen Gesellschaft seine gastlichen Mauern geöffnet.

Vor fast zwei Jahrzehnten war von Seite der Gesellschaft gelegentlich ihrer IX. Versammlung von Kiel aus Lübeck ein Besuch abgestattet worden; das damals Geschaute und Erlebte hatte bei allen Theilnehmern frohe Erinnerungen hinterlassen. Nicht wenige von den damaligen Gästen hatten sich auch in diesem Jahre zu dem Besuche der Stadt gerüht, auf welche Deutschland mit besonderem Stolz, mit besonderer Verehrung und Liebe hiebt. —

Die Congress-Theilnehmer versammelten sich im Laufe des 2. August (Montag). Die Stadt war zum Empfang der Gäste festlich beflaggt. Ganz besonders reichen Flaggenschmuck zeigten das Rathhaus und die alten ehrwürdigen Holstentürme, von denen hunderte von Fabnen im hellen Sonnenschein flatterten.

Die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck, das hochverdiente Centralorgan auch für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Stadt, hatte ihre Geschäftsräume nebst dem Garten der Versammlung für ihre Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt und ihre Mitglieder, Herren und Damen, hatten es sich angelegen sein lassen, durch zahlreiche Theilnahme an den Versammlungen, Festlichkeiten und Ausflügen zu erkennen zu geben, wie lebhaft unter der Bevölkerung Lübeck Verständnis und Hochachtung sind für die deutsche Wissenschaft und deutsches Alterthum.

Den ganzen Tag über herrschte in den schönen und vornehmen aber dabei doch so warm gemüthlichen Räumen des Vereinsgebäudes die lebhafteste Thätigkeit für den Empfang der Theilnehmer. Die Herren des Ortsausschusses waren anwesend und begrüßten die ankommenden Gäste. Von 7 Uhr Abends an sammelte sich die Gesellschaft mit ihren freundlichen Wirthen in dem prächtigen Garten zu den Empfangfeierlichkeiten. Hier hatte die Stadtkapelle Platz genommen, welche auch einem künstlerisch vortreflich gewählten Programme ihre Wesen erlösen liess. Der Abend war warm und erquickend. Die duftenden Rosenbeete unter hochstämmigen Blumen in den Terrassen des Gartens erregten die allgemeine Freude und Bewunderung. Auf der schönen nach dem Garten herabführenden Treppe, welche selbst reich mit Blumen und südlischen Blattpflanzen geschmückt war, waren die Herren des Ortsausschusses: der Vorsitzende Herr Senator Dr. Eschenburg, die Herren Dr. Paull, Dr. Kohlenkamp, Dr. Freund, Herr S. von Schneider u. A. nermüthlich thätig, in der herzlichsten Weise die ankommenden Gäste zu empfangen. Nachdem sich die Gesellschaft vereinigt hatte und auch Herr Bürgermeister Dr. Erbsamer, ein hervorragender Kenner der Geschichte Lübecks, erschienen war, gab ein Trompetensignal das Zeichen für die Begrüssungsspreche des Vorsitzenden des Ortsausschusses, Herrn Senator Dr. Eschenburg:

Die Stadt Lübeck rüht sich zu einem doppelten Fest. Zum Begehen der Feier der 25. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft und zum 9. Turnfest des deutschen Turnkreises Norden. Zur ersten Versammlung ist bereits eine stattliche Zahl von Theilnehmern eingetroffen. Die Theilnehmer an der zweiten erwarten ihr Ende der Woche. Eine Zeit lang schien es, als ob beide Feste zusammen

gefeiert werden sollten. Die deutsche anthropologische Gesellschaft hatte den Beginn ihrer Versammlung auf den 8. August festgesetzt. Die Turner bestanden darauf, ihre Handlungen an demselben Tage vorzunehmen. Es drohte ein bedauerlicher Wettstreit, bei dem es zweifelhaft war, wer aus demselben als der Stärkere hervorgehen sollte. Doch die Weisheit des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft entschied den Streit, nach dem altbewährten Grundsatz: Der Klügere giebt nach! Der Anthropologe, welcher sonst die Spnr der Menschheit eifrig sucht und verfolgt, wich dieses Mal den Menschen, denn bei einem Turnfest pflegt, wie wir in Lübeck sagen, „die Menschheit“ zu gross zu sein. So können wir denn unser Fest in behaglicher Hufe und Sammlung feiern, welche erste, wissenschaftliche Arbeit erfordert sind aber meine Herren Vertreter der anthropologischen Wissenschaft, welche von Fern und Nah gekommen sind um in lebendigem Gedankenansatz neue Anregung zu geben und zu empfangen und Innen meine Damen, welche den schönsten Schmuck unseres Festes bilden, rufe ich ein freudiges Willkommen zu. Möge der Wahspruch an unserem alten Holstenthor „Concordia domi foris pax“ ein günstiges Vorzeichen sein für den gedeihlichen Fortgang unserer Verhandlungen. Das foris pax braucht für die anthropologische Gesellschaft wie jede wissenschaftliche Vereinigung vor Allem zu ihrer Arbeit, denn dieselbe ist eine Arbeit des Frieles. Aber auch das Concordia domi werden Sie hoffentlich in Lübeck nicht vermissen. Ein kleineres Gemeinwesen kann nur bestehen bei eiumüthigem Zusammenwirken aller Kräfte und wir haben stets eiumüthig gehandelt, wenn es sich um unsere Stadt handelt. Sie werden uns auch eiumüthig finden in dem Bestreben, Ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ich bringe der Versammlung den herzlichsten Willkommengruss und bitte Sie, ein Glas zu lehren auf den glücklichen Verlauf der 25. Versammlung der anthropologischen Gesellschaft.

Die herzlichsten und humorvollen Worte des Herrn Redners haben den richtigen Punkt getroffen; die gemüthliche Stimmung, das herzliche Einvernehmen zwischen den Gästen und ihren liebenswürdigen Wirthen, welche während des ganzen Congressverlaufes so wahrhaft wohlthunend wirkten, waren damit inaugurirt.

Die Gesellschaft erging sich in den lauschigen Gängen des Gartens unter den frohen Klängen der Musik oder sass in kunter Mischung der Gäste und Wirthe an Tischen zusammen, an denen es die ausgeschiedene Führung des Okonomie Herrn Rath schon an diesem Empfangsabend wie während des ganzen Congressverlaufes auch an lieblichen Genüssen nicht fehlen liess.

Inzwischen hatte eine reiche Lichtfülle und zahllose schaukelnde hunte Lampions den Garten prächtig erleuchtet. Unter frühlichem Gespräch wichen den alten und neuen Freunden flogen die Stunden dahin: die richtige Stimmung war gewonnen, die Arbeiten konnten von ihr getragen und beglänzt morgen ihren Anfang nehmen. —

Die Morgenstunden des ersten Congresstages (Dienstag, 8. August) waren programmässig noch der Anmeldung der Theilnehmer gewidmet. Von 10—2 Uhr fand die Eröffnungssitzung statt, in welcher der Vorsitzende des Ortsausschusses Herr Senator Dr. Eschenburg die vortrefliche wissenschaftlich hochbedeutende Festchrift überreichte, mit welcher Lübeck die Ver-

sammlung beschenkt hat, als wissenschaftlich liebenswerthes Denkmal des Anthropologen-Congresses in Lübeck.

Nach gemeinsamen Mittagessen im Vereinshaus, welches sich durch die Theilnahme zahlreicher Herren und Damen aus Lübeck recht feierlich gestaltet hatte, fand Nachmittags 4½ Uhr wieder unter zahlreicher Beteiligung von Damen und Herren aus Lübeck die Abfahrt nach Alt-Lübeck statt, dessen Besuch auf speziellen Wunsch des Herrn Geheimrath H. Virchow in das Programm aufgenommen worden war. Alt-Lübeck heissen die Reste eines alten westlichen Markt- und Handelsplatzes an der Zeit König Gottschalks (1048 bis 1066) an der Eiumündung der Schwartau in die Trave. Die Reste, im wesentlichen aus einem Burgwall mit den Grundmauern einer Kirche bestehend, findet man im Riesenbache bei dem Flecken Schwartau. Der Wall ist noch mit einem Vorwall versehen und war durch einen Graben mit der Trave verbunden. Alt-Lübeck ist wiederholt zerstört und neu erbaut worden; seine Blüthezeit fällt in den Anfang des 12. Jahrhunderts. Aber sie war von kurzer Dauer; schon 1188 zerstörte die Hungers die Stadt und war so gründlich, dass sie nicht wieder erstanden ist. Eine kurze Eisenbahnfahrt und Spaziergang brachte die Congress-Teilnehmer nach dem Burgwall, dessen Besichtigung von entsprechenden Erklärungen der Herren Dr. Freund und des Herrn Bürgermeisters Dr. Brehmer begleitet wurde. Mittels Dampfes ging es dann auf der Trave nach Israeldorf, wo ein zwangloses Zusammensein in der Forsthalle wünschenswerthe Erholung bot. Concert und bengalische Beleuchtung des Waldes trugen dazu bei, den Aufenthalt in der reizvoll unter hohen Buchen versteckten Forsthalle zu verschönern, und namentlich die an den verschiedensten Stellen des Waldes abgebrannten Rothefen wirkten ungemein prächtig. Die elektrische Straßenbahn — in Lübeck kennt man längst keine Pferdebahnen mehr — brachte schliesslich die Festtheilnehmer wieder zur Stadt zurück.

Mittwoch, den 4. August. Früh von 8—10 Uhr wurde der Dom und das Museum besichtigt. Der alte von Heinrich dem Löwen 1173 bezogene, später vielfach ergänzte und erweiterte Dom mit seinen reichen architektonischen, bildhauerischen und malerischen Schätzen erregte das lebhafteste Interesse, nicht weniger das neue, im Stile des Domes über dessen altem Kreuzgang errichtete Museum, ein Zierde Lübecks, das den Neid mancher Hauptstadt herauszufordern vermag. Die Führung im Dom hatte Herr Baudirector Schamann übernommen, im Museum die Vorstände der einzelnen Abtheilungen, in der prähistorischen Abtheilung die Herren Dr. Haack und Dr. Freund, in der Abtheilung für Völkerkunde Herr Dr. Karnts, in der zoologischen Abtheilung Herr Dr. Lenz. Die Festchrift ist für alle Besucher des Museums die beste und werthvollste Erinnerung, sie enthält einen geschichtlichen Ueberblick über Forschungen zur vorgeschichtlichen Alterthumskunde in Lübeck von Dr. jur. Theodor Haack, ferner: Die prähistorische Abtheilung des Museums zu Lübeck* (mit 16 Tafeln) von Dr. K. Freund, „Das Museum für Völkerkunde zu Lübeck“ (mit 23 Tafeln) von Dr. K. Karnts, „Die Anthropoiden des Museums zu Lübeck“ von Dr. H. Lenz und „Einige Bemerkungen zu den Lübecker Anthropoidenhecken“ (mit 5 Tafeln) von Dr. L. Prochownik-Hamburg. Besonders Interesse fanden ausser den prähistorischen und völkerkundlichen Sammlungen, die ganz einzige Sammlung von Anthropoiden der zoologischen Abtheilung; namentlich an Neolithum in Gorilla-Skeletten und -Schädeln kommt keine Sammlung in Deutschland der in Lübeck gleich.

Von 10—12 Uhr folgte die zweite wissenschaftliche Sitzung; von 2 Uhr an die Besichtigung weiterer Sehenswürdigkeiten der Stadt unter Führung der Herren Baudirector Schamann und Senior F. Ranke; es wurde besichtigt: das Heiliggeist-Spital, das Haus der Schiffergesellschaft, Rathhaus und Marienkirche. Der Rundgang begann bei dem ganz nahe dem Versammlungs-saale gelegenen Hospitale mit seiner eigenartigen Kojeneinrichtung. Im Schifferhaus wie in der berühmten „Kriegsstube“ des Rathhauses waren es die bewundernswürdigen Holzschlitzereien und die eingeleiteten Arbeiten der besten Renaissance, welche die volle Bewunderung erregte; im Rathhaus erweckte nicht weniger Interesse der Audienssaal des Senates, vor dessen Schranken einst Gustav Wasa die Hilfe der Stadt angerufen hatte. Aber das Ergreifendste bleibt doch die Gesamtarchitektur des herrlichen Baues, der sich in seiner ersten Pracht würdig neben der Marienkirche erhebt, einem der mächtigsten und wirkungsvollsten Bauten der norddeutschen Gothik, ein wahres Museum werthvoller Kunstwerke. Herr Senior F. Ranke, der Haupt-Pastor der Marienkirche, hatte die Führung übernommen. Da die Zeit aber schon knapp wurde, musste die eingehendere Besichtigung auf den folgenden Morgen vor der dritten Sitzung verschoben werden. Um 4 Uhr fand in den weithellen Räumen der Kirche ein Kirchenconcert, Orgel und gemischer Chor, unter Leitung des Herrn Lichtwark statt, dessen interessantes Programm ganz vorzüglich durchgeführt wurde.

Eine Stunde später vereinigte sich die Gesellschaft mit den Lübecker Fremden zu einem Festmahle im altherühmten Rathswinkel. Die Theilnehmung war eine so starke, dass kein Platz mehr in den weiten Gewölben des Kellers freibleib. Der 1. Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg brachte den Trinkspruch auf den Kaiser aus. Der Vorsitzende des Ortsausschusses Herr Senator Dr. Eschenburg brachte einen Toast auf die deutsche anthropologische Gesellschaft mit folgender Rede:

„Meine hochgeehrten Damen und Herren!

Im nächsten Monat werden fünfzig Jahre verflossen sein, seit eine der denkwürdigsten Versammlungen, die unsere Stadt je in ihren Mauern gesehen hat, in Lübeck tagte, die germanisten-Versammlung. Auf unserer Stadtbibliothek wird ein Buch bewahrt, in dem die Theilnehmer an jener Versammlung ihre Namen eingetragen und ihnen zum Theil längere oder kürzere Aussprüche hinzugefügt haben. In diesen Aussprüchen finden die Wissenschaften, Lehren begreife die Kriegenisse der nächsten Zeit, in welcher das Volk bewegten, einen lebendigen Ausdruck. „Das deutsche Recht“, so schreibt der Professor Fein aus Jena, einer unserer hervorragendsten Romanisten, „geht einer vielerprechenden, bedeutungsreichen Zukunft entgegen, wenn alle deutschen Juristen mit Ernst und Treue Hand an dieses große Werk legen. Aber Eins thut Noth, wenn das Werk gelingen soll. Dieses Eine, was uns Deutschen von jeder Noth that, dessen Mangel aus so viele Noth verursacht hat, aber hoffentlich in Zukunft nicht mehr versuchen wird, heisst: Eintracht.“ Wie schwer es hielt, diese Eintracht herzustellen, lehren begreife die Kriegenisse der nächsten Zeit. In selbsthafter Ferne schies die Zukunft zu verschwinden, in der sich das prophetische Wort erfüllen sollte, welches Jacob Grimm in das Buch schrieb: „Hanna ist das älteste deutsche Wort für schaar und gesellschaft, es muss noch einmal eine stärkere deutsche Hanna, als die alte war, sich auf dem meere schaaren.“ Die Erfüllung des Wortes ist inzwischen eingetreten. Was der Versammlung deutscher

Männer, die vor 50 Jahren hier tagte, nur in traumhafter Gestalt vorschwebte, ist Wirklichkeit geworden, wir haben ein deutsches Gesetzbuch, eine deutsche Flotte, ein deutsches Reich. Noch einen dritten Anspruch aus dem Buche möchte ich heute anführen, wo wir abermals eine deutsche Gesellschaft in diesen Räumen willkommen heißen. Sie verfolgt so wenig wie die Germanistenversammlung von 1847 politische Zwecke, aber ihr ganzes Thun ruht wie das Jener auf nationaler Grundlage. So gilt auch hier das Wort, das der Sohn unserer Stadt, Emanuel Geibel, in das Germanistenalbum eintrug:

Für Alles, was Du bist und kannst, gebührt
Nächst Gott der erste Dank dem Vaterland.
Vergiss es nie und was Du immer thust,
Gedenke, dass es seiner würdig sei.
Am stillen Herd, im Staat, in Wort und Lied,
Im Lich und Zorn, in jeglichem Gelanke
Sei deutsch, bis Du deinest dem Heimatboden
Mit Deinem Stand die letzte Schuld bezahlst.

Meine Damen und Herren! Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat in mancher Beziehung einen internationalen Charakter, aber der Grund ihres Wesens ist deutsch, die starken Wurzeln ihrer Kraft ruhen im Vaterlande. Deutscher Fleiß, deutsche Gründlichkeit, nicht zum mindesten deutsche Heimatliebe sind die Triebfedern ihres umfassenden Wirkens. Möge sie noch lange blühen und gedeihen zur Ehre des Vaterlandes, zum Ruhm des deutschen Namens! Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, mit mir Ihre Gläser zu erheben und sie zu leeren auf das Wohl der deutschen anthropologischen Gesellschaft und der ausgezeichneten Männer, die an ihrer Spitze stehen. Sie leben hoch!

Sodann brachte Herr Geheimrath R. Virchow einen Toast auf Lübeck, auf die Herren des Senates und die Männer der Bürgerschaft. Vor allem hob er hervor, wie Grosses hier von Seite der Stadt und ihrer Bürger durch das Zustandekommen eines so reichen Museums geleistet worden sei, in dessen Schätzen, wie so Manche andere, so auch er schon viel studirt habe und noch weiter zu studiren hoffe. Als Wunsch sprach er aus, dass auch für die im Hinblick auf die Vorgerichte so überaus werthvolle prähistorische Sammlung, welche jetzt im Erdgeschoss antgebracht steht, ebenso helle und das eingehendste Studium der Alt-sachen fördernde Räume in dem herrlichen neuen Museum gefunden werden möchten, wie für dessen übrige Hauptabtheilungen. Hier in Lübeck sei alles Hand-werkzeug vereinigt, hier sei ein in sich geschlossenes kleines Reich so arbeitsamer und strebsamer Personen zusammen, die sich durch nichts in ihrer Arbeit zurückhalten lassen würden. Er hoffe auf das Wachsen des Museums und auf immer neue wissenschaftliche Erfolge des Gemeinnes.

Gleich darauf erhob sich Herr Bürgermeister Dr. Brehmer. Er sprach von den Beziehungen, die Lübeck mit anserdeutschen Ländern zu unterhalten stets bemüht gewesen sei, und aus seiner Rede klang eine herzliche Dankbarkeit gegen die vielen Söhne Lübeck's, die in treuer Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt absichtlich oder zufällig erworbene, oft recht werthvolle Gegenstände in sehr grosser Zahl unseren Museen zum Geschenke gemacht haben. Der Toast klang aus in ein Hoch auf die Freunde aus den nordischen Ländern, die an dem Congress theilnahmen.

Das Hoch auf die Damen brachte Herr von Schreiber in zierlichen Versen aus.

Mit Freude und Stolz hat Lübeck begrusst
Die Versammlung der Anthropologen,
Wenn auch klein nur die Zahl der Erschienenen ist,
Sie wird nicht gestählt, doch gewogen,
Denn sie führte an uns die Blüthe und Kraft,
Die Meister der deutschen Wissenschaft.

Mit vielen Bedenken erwogen wir:
Was können den Gästen wir zeigen?
Nicht Schädel, noch Urnen, nicht Dolmen, Menhir
Nennst leider ja Lübeck sein eigen,
Für den Archäologen ist hier in Land
Kein Kjökkenmødding, kein Pfahlbau zur Hand.

So gult's den Sen, sich auf die historische Zeit,
Auf das Mittelalter beschränken,
Auf unsere Kirchen im gothischen Kleid
Das Auge der Kenner zu lenken.

Auch fordert wohl ihr Interesse heraus
Manch' charakteristisches Bürgerhaus.

Zum Rathhaus führen die Gäste wir dann
Mit seinen klassischen Räumen,
Wo um umfangt der Geschichte Bann,
Von den Zeiten der Hanse zu träumen,
Als der ganze Norden zu Füssen lag
Dem allgewaltigen Städtetag.

Doch nicht menschliche Gräber und Banten allein,
Beschäftigen den Anthropologen,
Um des Menschen gesammte Wesen und Sein
Ist der Kreis seiner Forschung gezogen.
So studirt er auch fleissig — an Seele und Leib
Die Kronn der Schöpfung — das deutsche Heil.

Er misst die Schädel, ob kurz oder lang,
Die Grösse, den Wuchs der Figuren,
Verfolgt der arischen Völker Gang,
Der Rassen verschlungene Spüren.
Doch schleunigst macht mit dem Messen er Halt,
Er scheint ihm des Weibes lebend'ge Gestalt.

Eine wichtige Frage von jeher es war,
Kann nicht zur Entscheidung gelangen:
Ist blond oder schwarz das germanische Haar,
Das schon die Römer benutzten?
Doch umrahmt es in Fülle ein lieblich Gesicht,
Bekümmert den Forscher die Farbe nicht.

Ins Studium der Augen gewissenhaft
Die Anthropologen betreiben;
Bald blauen, bald braunen die Vorherrschaft
In deutschen Gauen auszuheben.
Doch funkelt im Glasse der perlende Wein,
So schau'n sie noch tiefer in beide hinein.

Aber Schönheit der Augen, des Haars, der Gestalt
Kann uns doch erst völlig genügen,
Wenn Herrsinnlichkeit und zarter Gehalt
An's Aeuß're harmonisch sich schmiegen.
Wenn tiefes Gemüth mit Amoth sich paart,
Das ist deutscher Frauen ureigene Art.

Sie wollen nicht glänzen im Treiben der Welt,
Wie die Frauen der Slaven und Kelten,
Auf höheres Ziel ihr Sinn ist gestellt:
Als tüchtige Hausfrau zu gelten.
Die prangende Rose benazert uns wohl,
Das Veilchen ist deutscher Frauen Symbol.

Sie wissen, des Alltags nützlichern Sein
Mit poetischem Duft zu umwehen,
Des Mannes trennte Gefährtin zu sein
Bei all' seinem Schaffen und Streben.
Das ist's, was deutsche Männer entzückt,
Im tiefsten Herzen so hoch beglückt.

Fürwahr, des Lebens köstlicher Stern
 Ist nun allen die Liebe der Frauen,
 Ob den Gärten er weilt in der Heimath fern,
 Wir ihn hier an der Tafel erschauen.
 D'rum Anthropologen sowohl wie Lai'n,
 Unsern Dامن lassen die Glas uns weibl'n.

Herr Reichsantholog Hildebrand aus Stockholm bracht sein Hoch der Stadt Lübeck, mit welcher Schweden stets einen regen Handels- und freundschaftlichen Verkehr unterhalten habe; wenn Lübeck sonst für Schweden auch nichts gethan hätte, so müßten die Schweden ihm doch ewig dankbar dafür sein, dass es Gustav Wasa, der 1671 dem dänischen Gefängnisse entflo, freundlich aufnahm und ihm Schutz gewährte. — Von weiteren Reden seien noch die humorvollen Ansprachen der Herren Sanitätsrath Dr. Max Bartels mit Senior F. Ranke und der Spezialdank erwähnt, welchen Herr Geheimrath Dr. Grempler dem althergebrachten Bürgermeister Herrn Dr. Brehmer, dem derzeitigen Haupt der freien Stadt und dem bewährten Forscher in deren Geschichte und Vorgeschichte, darbrachte.

Den würdigen Schluss des reichen Tages bildete ein fröhliches Beisammensein in dem alterthümlichen gemüthlichen Kaeipale der Schiffergesellschaft mit ihren verschiedenartigen, lusebigen Sitaplatzen und der originalen Umgebung, den alten von der Decke herabhängenden Schiffmodellen und den in ihrer naiven Form klassischen Wandgemälden.

Für Donnerstag, den 5. August, hatte das Programm vor der Sitzung des wiederholten Besuchs des Museums vorgesehen. In der ersten Morgensfrühe versammelte sich auch noch ein Theil der Gesellschaft in den weitverbreiteten Hallen der Marienkirche unter Führung des Herrn Senior F. Ranke. Die Schlussitzung des Congresses endete 30 Min. vor der programmäßig festgesetzten Stunde 1 Uhr.

Nach einem raschen aber vortheilhaften Mittagsgange führte schon kurz nach 2 Uhr ein Extrazug der Lübeck-Büchener Eisenbahn etwa 150 Festtheilnehmer nach Station Waldhusen, von wo man bei dem prächtigen Wetter, welches der Versammlung von Anfang bis Ende treu blieb, durch die herrlichen Tannen- und Buchengänge nach dem Hönengrabe marschirte, jenem berühmten, großartigen Banwerke der Vorzeit, an welchem Herr Dr. Frensd ein kurzes erklärenden Vortrag hielt. Der Rückweg zur Station führte unter der Leitung des Herrn Senior F. Ranke nach dem mächtigen, in seiner ganzen Ausdehnung vortheilhaft erhaltenen Ringwall bei Pöppendorf, auf dessen mit Jungbölz bestandener Höhe ein Burchthum hergestellt war, von welchem aus die steile Böschung und der mächtige Absterz der alten Befestigung überblickt werden konnte.

Schon auf dem Wege zum Hönengrabe wurde den Wandernern eine ganz reizende Ueberraschung zu Theil. In einer Waldlichtung, dicht vor dem prächtigen Föhrenweg, standen Bänke und gedeckte Tische, anfern davon lagerten auf kühlen Hölzergründe vorheisungsvolle, bei der sommerlichen Wärme doppelt einladende Bierfässer und dicht daneben war eine improvisirte Kaffeebänke errichtet. Als man sich mit Vergnügen unter dem gemüthlichen Blätterdache niedergelassen hatte, traten zwischen den lichten Buchenstämmen Gestalten hervor, nichts Urnehafenes, nichts Antikes, nichts Ausgeprägtes, wie Herr Dr. Pauli, der anernüchliche Vorstand des Festausschusses, in einem längeren humorvollen Gedichte hervorhob. Es müsse aus Lübeck Gegenwart, das, so den Anthropologen interessiren

könne, antreten: Es erschienen in der landestüblichen Tracht eine reizende Gärtnerin mit gefülltem Blumenkorb, ein stierliches Hirschesrauchen aus Schlurper, zwei allerliebteste Dienstmädchen mit den charakteristischen Hänbchen und drei stramme Träger von Lübecker Hafen im Sonntagstaat mit hohen Stiefeln, weissen Strümpfen, nagelneuem Cylinderrath und brauner Joppe. Die einzeln Vorgesetzten wurden von der Versammlung mit freudiger Acclamation empfangen, worauf Herr Dr. Pauli an Schlusse seines Gedichtes sie aufforderte, die Gäste nun auch mit Kaffee und Bier zu bedienen. Das Geschah dann auch mit Grazie und Vergnügen und zur Freude der Gäste über diese so gelungene Freischiausstellung Lübeckerischer Volkstrachten, von Damen und Herren aus der besten Lübeckischen Gesellschaft zu Ehren des Festes dargestellt.

Von Pöppendorf ging der Zug nach dem schönen Travemünde. Hier hatte sich auch ein Lokal-Festanschluss gebildet, an dessen Spitze die Herren Doktoren Paerpror und Zippel die Ankommenden begrüßten. Zu der „Fahrt in See“ mit dem Dampfer der Handelskammer „Trava“ hütte sich nach der Hitze des Mittags ein frischer Nordostwind erhoben, welcher das Meer bewegte und die Scene in angenehmer Weise belebte. Alles treute sich an dem herrlichen Panorama, welches von der See aus die Mecklenburgische Küste, das Lübeckische Gestade, die Küsten von Oldenburg und Schleswig-Holstein darbot. Ein anmuthig verlaufendes Essen im Kurhaus folgte, bei welchem der Stadt Travemünde in würdevollen Worten gedankt wurde und den Lübecker Freunden nochmals der in so überreichem Maasse verdiente Dank ausgesprochen werden konnte. Es war Nacht geworden, da begann an dem Parterre vor dem Kurhaus Feuerwerk und bengalische Beleuchtung. Die Kurkapelle bildete, frohe Weisen spielend, die Spitze des Zuges der Heimkehrer, welcher sich durch die schönen Alleen am Bahnhof begab; daneben mit Lampions marschirten zu beiden Seiten in langen Fackelreihen neben dem Zug; die hohen Wöhlungen der prächtigen Buchenalle waren durch grüne und rothe bengalische Feuer erlichtet und die reich mit Faggeln und Lichtern geschmückten Häuser Travemüdes trugen das ihr dane bei, das farbige Bild an einem überaus reichen zu gestalten. Als sich der Extrazug um 10^{1/2} Uhr in Bewegung setzte, spielte die Kurkapelle zu Ehren des 1. Vorsitzenden, Frhrn. von Andrian-Werburg, die österreichische Nationalhymne. Auf der ganzen nächtlichen Fahrt bis nach Lübeck, in Waldhusen, Schintap, Irselsdorf, Waldhalle, auf allen Stationen blinkten hunte bengalische Feuer auf, die sinnige Grüße der Lübecker Freunde.

Begrüßungen des Congresses.

Wir dürfen den Bericht über unseren Congress in Lübeck nicht schliessen, ohne der freundlichen Grüsse Erwähnung zu thun, welche von fernem Freunden demselben gesendet worden sind. An erster Stelle müssen wir hier eines der treuesten Besucher der Congresses, unseres theueren hochverehrten Freundes Herrn C. Künne, gedenken, welchem es in diesem Jahr seine Gesundheitsverhältnisse nicht gestatteten, anwesend zu sein. Aber wir dürfen hoffen, ihm bei unserer nächsten Versammlung die Hand drücken zu können. Auch Seine Hobbit Prinz Paul Pentjative hat seinem lebhaftesten Bedauern Ausdruck gegeben, den Congress nicht persönlich besuchen zu können, welchem er trotzdem als answärtiger Theilnehmer beigetreten ist. Weitere Grüsse kamen von Fräulein Sophia von Torma

aus Broos (Siebenbürgen) und von Hrn. Dr. Lehmann-Nitsche, welcher seit dem letzten Jahre Chef der Section für Anthropologie am Museum in La Plata geworden ist.

Wir danken allen den verehrten auswärtigen Freunden für ihr freundliches Gedenken.

Als Dank für die Aufnahme in Travemünde sendete der Vorstand der anthropologischen Gesellschaft an den Gemeindevorstand von Travemünde das folgende Telegramm: Die Vorstandschaft der anthropologischen Gesellschaft fühlt sich gedrungen, Ihnen und der Stadt ihren wärmsten Dank auszusprechen und wünscht Ihnen anflühenden Badorte weiteres bestes Gedeihen.

An demselben Tage (6. August) war von Braunschweig die Annahme der Wahl zum Congressort pro 1898 eingelaufen. Ebenso erklärte Herr Professor W. Blasina, der die Einladung seinerseits nach Speier persönlich überbracht hatte, sich bereit, die locale Geschäftsführung des Congresses zu übernehmen.

Die Ausflüge nach Schwerin und Kiel.

Der Congress in Lübeck hat, wie kaum ein vorangehender, Gelegenheit zu eingehenden Studien besonders wichtiger prähistorischer Museen geboten. Wir haben die Bedeutung der in lebhaftem Aufschwung begriffenen prähistorischen Sammlung in Lübeck schon rühmend hervorgehoben. Ausserdem besuchte aber der Congress officiell auch die beiden berühmtesten Museen des norddeutschen Küstenlandes in Schwerin und Kiel. Von Schwerin und Kiel ist, wie wir mit freudiger Anerkennung hervorheben dürfen, der Aufschwung der deutschen Prähistorie ausgegangen.

Ausflug nach Schwerin, den 6. August 1897.

Wir erhalten von hochgeehrter Hand über den Verlauf des Ausfluges folgende Mittheilung:

Mit Sonderzug trafen heute Morgen (6. August) gleich nach 10 Uhr 105 Personen, Damen und Herren, welche an der 28. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Lübeck theilgenommen hatten, hier ein. Dieselben wurden auf dem Bahnhof begrüßt von dem Museumsdirector Professor Hofrath Dr. Schlie, Regierungsrath Dr. Schröder, Oberlehrer Conservator Dr. Belz, Kreisphysikus Dr. Wilhelm und Sanitätarrath Dr. Oldenburg und zum Großherzoglichen Museum geleitet. In der prähistorischen Abtheilung war die Hilfe des Altvaters und Mitbegründers der großherzoglichen Sammlungen und derjenigen des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Geh. Archivrath Dr. Lisch, mit einem Lorbeerkranz geschmückt, aufgestellt. Professor Dr. Schlie hielt die nachstehende Ansprache:

„Indem ich Sie, hochgeehrte Damen und Herren, in meiner Eigenschaft als Museumsdirector begrüße und hier willkommen heiße, theile ich zuerst mit, dass Se. Hoheit der Herzog-Regent mich beauftragt haben, Ihnen Seinen Gruss zu überbringen und zugleich das Bedauern auszusprechen, dass es ihm nicht vergönnt ist, an der heutigen Versammlung theilzunehmen.“

Im Besonderen hat Er mich beauftragt, dem Herrn Präsidenten des Anthropologen-Vereins, Herrn Geh.-Rath Virchow, an dieser Stelle Seinen Gruss auszurichten.

Einen eigentlichen zweiten Auftrag habe ich nicht, und doch ist es mir, als ob ich ihn hätte. Es ist mir, als hätte ich ihn von einem Verstorbenen, von den

Manen des Mannes, den Sie hier im Bilde vor sich sehen und neben dem ich stehe.

Sie alle wissen, welche großen Verdienste der Geh. Archivrath Lisch sich an die Alterthumswissenschaft erworben hat, wie er sein ganzes langes Leben hindurch mit Unermüdblichkeit, mit größter Lust und Liebe und auch mit dem größten Erfolg gearbeitet hat.

Die schöne Sammlung, die Sie hier vor sich sehen, ist im Wesentlichen sein Werk. Aus kleinen Anfängen hat er sie zu der Bedeutung emporgehoben, die sie heute besitzt und die sie mit in die vorerste Reihe der europäischen Sammlungen stellt. Und die Grundlagen, die er für die Betrachtung und Forschung aufgestellt hat, mögen sie im Einzelnen nie und da bekämpft, nie und da modificirt sein, sie gelten ja im Wesentlichen auch heute noch. Doch will ich das hier nicht weiter ausmalen. Es genügt, mit diesen wenigen Worten darauf hingewiesen zu haben, und es ist uns eine besonders Freude, dass es sich so gefügt hat, dass einer der Söhne von Lisch, unser verehrter Herr Polizeienator Lisch, an diesem Ehrentage seines unvergesslichen Vaters — denn Ihr Besuch, meine Herren, macht diesen Tag zu einem Ehrentage für ihn — hat theilnehmen können.

Gestatten Sie nun, dass ich Herrn Dr. Belz, dem Conservator dieser Sammlung, das Wort gebe, um Ihnen eine Schrift zu überreichen, die er zu Ihrer Bewillkommung im Namen des Vereins für Meckl. Geschichte und Alterthumskunde verfasst hat, und um Ihnen nachher die Funds aus jüngerer und jüngerer Zeit vorzuführen, die wissenschaftlich wichtig geworden sind.“

Anwesend war auch die Custodin Fräulein Amalie Buchheim, welche seit 61 Jahren Aufseherin der Sammlungen gewesen und viele der anwesenden Gelehrten seit langen Jahren kannte und von ihnen aus das freundschaftlichste Begrüßte wurde. Von den Gästen wurden die Sammlungen eingehend in Angenehm genommen und zwar in der prähistorischen Abtheilung unter Führung des Dr. Belz, welcher jede gewünschte Auskunft gab. Die von ihm verfasste Festschrift „Steinzeitliche Funds in Mecklenburg“ wurde unter die Anwesenden vertheilt. Die Abhandlung umfasst 88 Seiten und enthält eine Reihe von Abbildungen.

Von 12 Uhr ab fand eine Besichtigung des Großherzoglichen Schlosses und Schlossgartens statt, welcher in dem grossen, blauen Schweriner See gelegen durch seine mannigfaltige und doch harmonisch wirkende Zusammenfügung verschiedener Stüden einen ganz besonderen Reiz enthält. An den Thürmen, Zinnen, Galerien und weit ausladenden Vorbauten, die zum Theil in prächtige Gärten nach Versailles Geschmack hineingehen. Endet man Anstige zu die Alkaba, an die schönsten Beispiele der Früh- und spät-Gothik. Anders Theile des Schlosses repräsentieren die italienische Renaissance andere die Barock und Rococo.

An dem gemeinschaftlichen Mittagessen im Hotel Paris theilnehmen sich etwa 120 Personen. Der Saal war sehr hübsch decorirt und das Essen verlief in anmüthiger Weise. Nach dem Essen folgte ein schöner Ausflug mit Dampfer über den grossen Schweriner See nach der Fähre und von da unter Führung des Herrn Hofrath Dr. Schlie ein äusserst angenehmer Spaziergang durch die noch sommerlich lieblichen Büchhallen nach dem wegen seiner schönen Lage berühmten Finowsee.

Nach am selben Abend führte ein Sonderzug die Gesellschaft zum letzten Male nach Lübeck zurück.

Der Aesend nach Kiel.

Wir erhielten von sehr geehrter Hand (K. Z.) folgenden Bericht:

Kiel, den 8. August 1897.

Der Lübecker Zug führte uns Morgens 10 Uhr 7 Minuten reichlich 60 Gäste, Damen und Herren, zu. Die Mehrzahl der Gäste lenkte ihre Schritte sofort ins Museum vaterländischer Alterthümer; Andere benutzten die Gelegenheit, gleich nach der Ankunft am Bahnhof dem Thälow-Museum einen Besuch abzustatten. Assistent Dr. Haupt übernahm die Führung; die Kunstwerke in ihren übersichtlichen Zusammenstellungen fanden Bewunderung und Beifall zugleich. Die übrigen Museen, nämlich das ethnologische (in der Dänischen Strasse), das zoologische, mineralogische und anatomische waren in den Stunden von 10 bis 1 Uhr den Theilnehmern an der Versammlung gleichfalls geöffnet. Die Hauptauszeichnung entfaltete jedoch das Museum vaterländischer Alterthümer, dessen Objekte das eigentliche Arbeitsfeld unserer Anthropologen bildet; hier war der Sammelplatz der Gäste und der hiesigen Mitglieder des anthropologischen Vereins. Die Mitglieder des Orto-comitês waren durch eine blau-weiß-rothe Schleife gekennzeichnet. Am Eingange der Museen waren die Besucher von Fr. J. Mevorf, Director des Museums, in liebenswürdigster Weise empfangen. Ein geschlossener Rundgang durch das Museum war natürlich nicht von Nöthen, da in diesem Falle Kennorungen auf den Schätzen ruhten. Die Besichtigung erfolgte in swangloser Weise durch kleinere Gruppen. Director und Custos Dr. Splith liessen es hier und da an Erklärungen und Hinweisen nicht fehlen. Die reichhaltige Sammlung aus der älteren und jüngeren Steinzeit nahm das Hauptinteresse in Anspruch; kaum ein anderes Museum in Deutschland hat aus diesen Perioden so viel Material aufzuweisen. Eingehend erörtert wurden die „Kjökkenmøddinger“ aus alten An siedelungen am Kieler Hafen und bei Söderballig an der Gjerner Bucht, die Bannstärge mit ihren Geweberesten, die grossen Schalen- oder Napfsteine, der berühmte Sigtryggestein, welchen Asfrid, die Tochter Odinars, ihren Sohne als Denkmal setzte, und dann vor Allen das grosse Boot mit der im Nydamer Moore gefundenen Kriegerbeute. Der Museumsverwaltung wurden wiederholt Worte der Anerkennung für die eigenartige, höchst instructive und geschmackvolle Aufstellung der Museumsschätze gesagt. Viel Aufsehen erregte das „Teufels skelett“, welches in dem Archivzimmer des Museums ausgestellt war. Dasselbe hat eine Höhe von 2,57 m und wurde vor etwa drei Monaten in Japan, 250 Stadien von Nagasaki, gelegentlich eines Gausseubauses in einer Höhle neben anderen Knochenresten gefunden. Herr Brandmüller in Dassel (Hanover) hatte das Beingerüst mit vieler Mühe erworben und unter grossen Schwierigkeiten aus Japan herübergeholt; die Japaner dulden eben nicht die Fortschaffung von Skeletten aus ihren Begräbnisstätten, obwohl es sich in diesem Falle nur scheinbar um ein menschliches Skelett handelte. In Wahrheit haben wir nämlich ein aus Thierknochen mit vielem Geschick zusammengestelltes menschenähnliches Skelett vor uns. Der Kopf trägt zwei kurze Hörner und erinnert ganz und gar an die übliche bildliche Darstellungsweise eines Teufels. Die Zusammenstellung des Kopfes aus thierischen Knochen verräth grosses Geschick; der Unterkiefer ist offenbar ein Beckenknochen. Die Zähne greifen kniförmig ineinander; es sind mit der Krone in den Kiefer eingefügte Pferde-

zähne und verlihen dem Ganzen ein wildes, geradem Gespensterhaftes Aussehen. Die Knochen der Extremitäten sind äusserst kräftig zusammengefügt; der Ursprung derselben, besonders der des grossen Beckenknochen, ist sehr schwer zu bestimmen. Vermuthlich war das ganze Skelett mit der umgestülpten Haut eines Pansen überkleidet; einzelne Reste sind noch am Kopfe und auf dem Brustkorb deutlich erkennbar. Bei dem Skelett wurde gleichzeitig ein Dokument gefunden, das ebenfalls ausgelegt war. Die Schriftzüge weisen sehr veraltete, heute nicht mehr gebräuchliche Constructionen auf, so dass man auf ein hohes Alter des Skeletts schliessen kann. Um so auffälliger ist es, dass die ganze Zusammenstellung von grosser analogischer Kenntniss zeugt. Merkwürdig ist davon freilich der Umstand, dass Hände und Füsse nur mit drei bekrallten Fingern resp. Zehen versehen sind, vielleicht nicht ohne besondere Absicht. Trotz des hohen Alters haben sich die Knochen vorzüglich erhalten; selbst das Bindemittel, bestehend aus einer Art von Mörtel, ist deutlich erkennbar. Jedenfalls muss das Skelett sehr trocken gelegen haben. Ueber die Bedeutung dieses Skeletts lassen sich zur Zeit nur Vermuthungen aussprechen. Der Inhalt des Dokuments ist nicht ohne Belang. Die von einem der deutschen Sprache kundigen Japaner gegebene Uebersetzung lautet in modernem Stil etwa so: „An den Dorfchulsen Herrn Masamoto zu?“ (der Ort ist unbekannt, weil das Dokument hier und da Schäden aufweist).

—7— 12. September ?

Schriftlich beehren wir uns hiermit anzuzeigen, dass ein Gespenst in diesem Bergfuss Nachts erschien und Felder und Aecker zerstörte und Menschen angriff. Als das Gespenst gestern in dem . . . Thal erschien, haben wir dasselbe sofort erschlagen, so dass die Leute des Dorfes anmehr beruhigt sein können. Wir beabsichtigen nun, am 16. d. M. dasselbe zu begraben und bitten Sie daher, Leute dieses Dorfes anzuschiessen.

Hochachtungsvoll

Kumanoja.

Mitultomo.

Hidenaja.

?

Der Inhalt dieses Schreibens lässt vermuthen, dass die in Rede stehende Teufelsgestalt dem Volke nach einem grossen Nationalunglück (Pest, Misswachs und dergl.) gezeigt wurde, gleichsam als Beweis dafür, dass der böse Geist gebildet sei; so konnten sich die aufgeregten Gemüther beruhigen. Es heisst der Wissenschaft vorbehalten, nach der Bedeutung und dem Alter dieses Schreckbildes näher zu forschen.

Um 1½ Uhr vereinigte sich die Herrschaften im „Seggarten“ zum gemeinsamen Frühstück, das den Theilnehmern von der Stadt Kiel gespendet wurde. Das reichhaltige Mahl, bestehend in kalter Küche mit warmer Vorlage, mündete vortreflich; das drohende Ungewitter, das die Hoffnung auf die bevorstehende Dampferfahrt zu zerstören drohte, vermochte die Stimmung bei Tisch nicht zu unterdrücken. Oberbürgermeister Fass eröffnete die Reihe der Tischeben durch eine mit Humor gewürzte Ansprache, in welcher er etwa Folgendes ausführte: „Hochzuverehrer Damen und Herren! Ich habe Ihnen im Namen des Magistrats und der städtischen Collegien herzlichsten Dank dahin anzusprechen, dass Sie es nicht verschmäht haben, nach den Tagen ernster Arbeit hier in Kiel zu erscheinen, unserer Einladung Folge zu leisten und einige Stunden

bei uns und mit uns zu verleben. Ein anderer Ding ist es freilich, wenn ein Congress in eine Stadt kommt, wohin derselbe den Schwerpunkt seiner Arbeit verlegt, wie diesmal in Lübeck. Denn diese hat nicht nur die Freude, Ihre Bestrebungen kennen und schätzen zu lernen, sondern sie wird auch eingeweiht in das, was ihr Herz bewegt. Hoffentlich ist es für Sie nicht ganz fruchtlos gewesen, dass Sie heute nach unserem Norden, nach der cimbrischen Halbinsel gekommen sind. Ihre Wissenschaft bewegt sich zwischen den Grenzen der Geschichte und Naturgeschichte. Hier an den alten Grenzmarken eröffnete sich von jeher ein reiches Feld Ihrer Forschung. Geschichte und Vorgeschichte greifen eng ineinander. Nicht allein, dass vor Zeiten von der cimbrischen Halbinsel her der erste Anprall gegen das Römerreich erfolgte, sondern Sie stehen zugleich auf dem Boden alter Heldenlieder und Sagen, Perioden, welche mit der Forschung der Anthropologen auf's engste verknüpft sind. Euer aus Ihrer Mitte hat Ihnen vor wenigen Tagen die alte Grenzlinie zwischen Nord- und Südjylland vorgeführt. Sie stehen hier heute auf altem deutschen Boden. Die Jugend unserer geologischen Entwicklung bietet Ihnen der Anregungen viel. In anthropologischer Beziehung sind wir hier in Lande mancher freien deutschen Stadt weit voraus, wenn ich Sie daran erinne, dass die Leitung unseres Landesmuseums einer Dame anvertraut ist. Mit welchem Erfolge Fräulein J. Meertorf das Panier hochgehoben hat, ist Ihnen ja allen satzsum bekannt. Ihre Sympathien, welche Sie für die Dame hegen, bestätigen das Gesagte. Sie sind heute nicht an uns gekommen, um Wissenschaften zu treiben; die Arbeit liegt hinter Ihnen. Möchte dieselbe mit reichem Erfolge gekrönt sein. Von Stadt wegen ist Ihnen hier ein kleines „Kjökkenmödding“ bereitet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, dass die Ausgrabungen dessen, was vor Ihnen steht, mit grosser Zuverlässigkeit stattgefunden haben. Ich bitte Sie, dem Gebotenen kräftig anzusprechen, damit Sie für spätere Forscher nichts übrig lassen. Indem ich Ihnen und Ihrer Forschung Namens unserer Stadt Kiel nochmals die herzlichsten Sympathien bezeuge, hege ich den Wunsch, dass die Stadt Kiel später einmal Ihren Congress in seinen Mauern begrüssen darf. Vieles ist auch bei uns noch der Forschung werth. Von Herzen wünsche ich Ihnen als Anthropos und Glied der anthropologischen Gesellschaft Gottes Segen und Gut Heil. Ich trinke auf das Wohl der deutschen anthropologischen Gesellschaft! Die Versammlung stimmte begeistert in das dargebrachte Hoch ein. In seiner Erwidrerungsrede sprach der erste Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Freiherr v. Andrian, die Hoffnung aus, dass die Wärdigung der Anthropologie doch endlich zum Durchbruch gelänge. Sodann dankt er für die freundliche Aufnahme; als Süddentscher habe ihm die Gastlichkeit und Biederkeit der Nordländer unserer Sympathie herab, um so mehr, als man ihm vor etwa 30 Jahren noch gesagt habe, dass die Nordländer kalt und zurückhaltend seien. Er trinke auf das Wohl der schönen Stadt Kiel und seines trefflichen Herrn Oberbürgermeisters. Mittlerweile hat

sich das Gewitter entladen; die Worte des Geheimraths Virchow-Berlin wurden von Blitzes und Donnerschlägen begleitet. Er führte etwa Folgendes aus: „Überall, wohin wir mit unserem Congress kommen, stossen wir auf andere Vorstellungen, auf gewisse Eigenthümlichkeiten; das zeigt sich besonders bei der Besichtigung der Museen. Diese werden an den verschiedensten Orten von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt. Oft hält es recht schwer, die für die Anordnung massgebenden Gesichtspunkte zu erkennen. Welche Vorzüge eine Sammlung bietet, wenn eine Dame an der Spitze steht, lehrt uns das Kieler Museum. Die Männer verfallen gar leicht in eine gewisse Einseitigkeit nach der Art ihres Charakters oder je nachdem, wie sie angewachsen sind, was sie gelernt, getrieben haben, an Kleinigkeiten gehen sie gern vorüber. Dies ist bei der Frau nicht der Fall; in die Dinge kommt ein gewisses Gleichmaas; selbst das unscheinbarste Ding bekommt einen sichtbaren Platz. Die Aufteilung im Kieler Museum ist als eine musterhafte zu bezeichnen; selbst die Fremden sind sehr bald über die einzelnen Perioden orientirt. Vor uns liegt ein einheitliches Gebiet. Die Anthropologie ist glücklicherweise noch nicht dahin gekommen, eine Scheidung in Sectionen vorzunehmen, wie es andere Wissenschaften geübt haben. Wohl ist eine derartige Scheidung möglich; möge sie davor bewahrt bleiben. Die cimbrische Halbinsel bietet für die anthropologische Forschung ein reiches Feld. Nirgends ist die Steinzeit zu einer solchen Entwicklung gelangt wie hier. Dieser Umstand und anderes mehr haben an der von vielen Forschern getheilten Ansicht geführt, dass die Indogermanen nicht, wie bisher allgemein angenommen worden ist, von Indien in uns gekommen sind, sondern dass die Ausbreitung in umgekehrter Richtung erfolgte. Die Funde aus der Steinzeit zeigen mehr und mehr, wie fest organisiert und relativ vollkommen die alten Völker gewesen sind.“ Zum Schluss versprach der Redner, dass sich der Vorstand der freundlichen Einladung der Stadt Kiel erinnern werde. Er toastete auf die Damen und Herren des Museums.

Das Unwetter hatte bald angesetzt; das jenseitige Ufer erstrahlte in dem Glanze der Regenbogenfarben — ein sehr schönes Schauspiel. Bald zerries der grane Wolkenschleier, und als die Gesellschaft mit dem Dampfer „Johann Schwell“ in See stach, erglänzte die Föhre im schönsten Sonnenplane. Es war eine herrliche Fahrt! Unsere Gäste waren des Lobes voll und zählten die Stunden an den schönsten, welche sie im Laufe der Woche durchlebt hatten. Die Fahrt ging durch die Holtensauer Schleuse bis nach der Hochbrücke. In „Margarethenthal“ wurde der Kaffee eingenommen. Man verabredete sich von denen, die mit dem Zuge über Kiel am Abend der Heimath anstreben wollten. Die Mehrzahl der Gäste fuhr weiter, hinaus in die See. Bei Bölk wurde Kaffee gemacht. Vollbefriedigt landete die Gesellschaft kurz nach 7 Uhr vor dem „Seegarten“, wo man sich zum zwanglosen Beisammensein vereinigte, bis die Stunde des Abschiedes nahte. „Glückliche Fahrt!“ und „Auf Wiedersehen in Kiel!“ war die Lösung.

So endete dieser schöne Congress!

Nochmals Dank allen Denen, die zu seinem Gelingen beigetragen.

Die dem Congress vorgelegten Bücher und Schriften.

I. Festschriften.

Festschrift zur XXVIII. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Lübeck, Aug. 1897. 8°.

Inhalt: I. Dr. jur. Theodor Hach: Geschichtlicher Ueberblick über Forschungen zur vorgeschichtlichen Alterthumskunde in Lübeck.

II. Dr. K. Freund: Die prähistorische Abtheilung des Museums zu Lübeck (mit 15 Tafeln).

III. Dr. R. Karatz: Das Museum für Völkerkunde zu Lübeck (mit 23 Tafeln).

IV. Dr. H. Lens: Die Anthropoiden des Museums zu Lübeck und Dr. L. Prochowaick, Hamburg: Einige Bemerkungen zu den Lübecker Anthropoidenbecken (mit 5 Tafeln).

Führerdurch das Museum in Lübeck. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 8° 66 S.

Neuer Führer durch Lübeck mit besonderer Berücksichtigung seiner Bau- und Kunstdenkmäler, herausgegeben nach den Bearbeitungen von Baudirector A. Schwiening, Regierungsbaumeister Max Grube, Dr. Th. Hach, Architect Th. Sartori. Lübeck 1896. 8° 40 S.

Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Illustrierte Monatschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder (zugleich Organ für die allgemeine Zigeunerkunde), redigirt und herausgegeben von Prof. Dr. Anton Herrmann.

V. Band 1896. 5.—10. Heft. (Mit einer Kartenskizze, einer Monatsbeilage und 100 Abbildungen auf XII Tafeln.) Budapest 1897. 4° 296 S.

Begrüßungsschrift der 28. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, gewidmet bei ihrem Auszuge nach Schwerin am 6. August 1897 von dem Vereine für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin 1897. 8° 86 S.

Bericht, einundvierzigster, des Schleswig-Holstein'schen Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel, herausgegeben von J. Meistorf. Kiel 1897. 8° 34 S.

Dr. W. Brehmer: Ueber die Lage von Alt-Lübeck. Lübeck 1866. 8° 16 S.

II. Andere dem Congress vorgelegte Bücher und Schriften.

Bartels Paul: Ueber Geschlechtsunterschiede am Schädel. Berlin 1897. 8° 108 S.

Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Organ der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben und begründet von W. v. Gümbel, J. Kollmann, F. Ohlenschläger, J. Ranke, N. Rüding, C. v. Zittel, redigirt von J. Ranke. XII. Band. 1. und 2. Heft. Mit 7 Tafeln und 2 Abbildungen im Text. München 1897. 4° 84 S.

Dr. Jast. Brinckmann: Die Sammlung japanischer Schwertzieraten im Museum für Kunstgewerbe zu Hamburg. Hamburg 1893. 4° 30 S.

Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben von Dr. phil. et med. G. Buschan. Breslau 1897. 8° 32 S.

Hagen, Museum für Völkerkunde (einschliesslich Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer). 4° 16 S.

Jahresbericht des naturhistorischen Museums in Lübeck für das Jahr 1896. Lübeck 1897. 8° 16 S.

Otto Kröhake: Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins. Inaugural-Dissertation. Kiel 1897. 8° 72 S.

Dr. H. Lens: Das naturhistorische Museum in Lübeck. Eine Skizze seiner Entwicklung und seines gegenwärtigen Zustandes. Lübeck 1897. 4° 329—348 S.

Dr. H. Lens: Geschichte des naturhistorischen Museums zu Lübeck. Lübeck 1889. 4° 24 S.

Joh. Ranke: Frühmittelalterliche Schädel und Gebirge aus Ländan. Ein Beitrag zur Geschichte der Schädeltypen in Bayern. München 1897. 8° 92 S.

Thomas Wilson: the Swastika, the earliest known symbol, and its migrations, with observations on the migration of certain industries in prehistoric times. Washington 1896.

III. Zweiter Nachtrag zur Liste der neuen Publicationen.

Allgemeines:

Dr. B. A. E.: Mensch und Thier. Bayer. Kurier und Münchener Fremdenblatt 1897 Nr. 152, 171 und 185.

— Die 27. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Speier, Dürkheim und Worms vom 8. bis 7. August 1896.

— Exposition internationale de Bruxelles en 1897. Section des Sciences (Section 5 bis). — Bruxelles imprimerie Pollenais et Ceuterick 37 rue des Ursulines. 1896.

Emil Schmidt: Das System der anthropologischen Disciplinen. Sonderabdruck aus Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. J. U. Kerns Verlag, Breslau.

Dr. Remigins Stölzle: Karl Ernst v. Baer und seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1897.

Anatomic, Physiologie, Psychologie etc.:

Dr. Gustav Birkeler: Zwei philosophische Essays. I. Zur Genese der menschlichen Affecte. II. Gedanken über Ethik. Lemberg 1897.

Dr. Franz Daffner: Das Wachsthum des Menschen. Anthropologische Studie. Leipzig 1897.

Dr. Karatz: Studien über die Form des Ohrs. Separatabdruck aus Zeitschrift für Ohrenheilkunde. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

J. H. F. Kohlbrugge: Bijdragen tot de Natuurlijke geschiedenis van Menschen en Dieren.

— I. Schwanzbildung und Steißdrüse des Menschen und das Gesetz der Rückschlagverengung. Batavia 1897.

— Muskel und periphere Nerven der Primaten mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anomalien. Eine vergleichend anatomische und anthrop. Untersuchung. Amsterdam, August 1897.

Ridolfo Livi: Dello Sviluppo del Corpo. In Rapporto colla professione e colla condizione sociale. Roma 1897.

Dr. Marchand: Mikrocephalie und Mikrocephalie, abnorme Kleinheit des Kopfes und abnorme Kleinheit des Gehirns bei nicht zwerghaftem Körper. Separatabdruck aus der Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Verlag Urban-Schwarzenberg Wien I, Maximilianstr. 4.

Dr. Mareband: Makrocephal. Separatdruck aus der Real-Enzyklopädie der gesammten Heilkunde. Wien I, Maximilianstr. 4.

C. Menze: Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene unter besonderer Berücksichtigung der Pathologie und Therapie. I. Band, I. Heft. Kassel 1897.

Rudolf Müller: Naturwissenschaftliche Seelenforschung. Leipzig.

M. Bartels: Dr. H. Ploes, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studie, Lieferung 16 und 17. Leipzig 1897.

C. Struckmann: Ueber die im Schlamme des Dinnersees in der Provinz Hannover angefangenen anfibosilen Reste von Säugthieren. Sonderabdruck aus dem 44.—46. Jahresberichte der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover. Hannover 1897.

S. Weissenberg in Elisabethgrad, Russland: Ueber die verschiedenen Gesichtsmasse und Gesichtsindices, ihre Eintheilung und Brauchbarkeit. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.

Prähistorie:

H. Conwentz: Die Moorbrücken im Thal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Ein Beitrag zur Kenntnis der Naturgeschichte und Vorgeschichte des Landes. Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen, herausgegeben von der Provincial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzialmuseen. Heft X, Danzig 1897.

Dr. A. Götze: Halbfertige Steinhämmer von der Bredsdorfer Mühle, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Otterfallen von Gross-Lichterfelde, Kreis Teltow. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Die trojanischen Silberbarren der Schliemann-Sammlung. Ein Beitrag zur Urgeschichte des Goldes. Sonderabdruck aus Band LXXI, Nr. 14 des „Globus“.

— Das Spinnen mit Spindel und Wirtel. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 17. Oktober 1896.

— Bronzeopfenduffe bei Hiesdorf, Kreis Radogast, Anhalt. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896, Heft 5.

— Hügelgräber mit Steinspuckagen bei Kieselwitz, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896, Heft 5.

— Urne mit Mötsendeckel und Ohringen von Weissenhöhe, Kreis Wirsitz, Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896, Heft 5.

— Brandgräber der Völkerwanderungszeit von Messdorf, Kreis Osterburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897, Heft 1.

— Funde von Steingeräten auf Rügen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897, Heft 1.

— Ein Thongefäss der Völkerwanderungszeit aus der Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897, Heft 1.

— Merovingische Emailperlen aus der Mark Brandenburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897, Heft 1.

— Neue Funde von der Feuersteinwerkstätte bei Guchter-Holländer, Kreis Friedeberg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897, Heft 1.

Otto Helm: Chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Bronzen. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 20. III. 1897.

Dr. Köhler, Saaitterath, Posen: Gefügte Linsenapizien. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. Mai 1897.

Prof. Dr. H. Landois: Menschen- und Thierkeltfunde auf dem Domplatze zu Münster i. W. im Februar 1897. Eine ethnologische Studie. Separatdruck aus dem 25. Jahresbericht des Westfälischen Prov. Vereins für Wissenschaft und Kunst. Münster i. W. 1897.

Sophus Müller: Nordische Alterthumsreste. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. 9. und 10. Lieferung. Strassburg 1897.

Emil Schmidt: Die vorgeschichtlichen Forschungen des Bureau of Ethnology in Washington. Sonderabdruck aus Band LXVIII Nr. 24 des „Globus“.

— von Schalenburg Willibald: Alterthum aus dem Kreise Teltow „Brandenburgia“. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. VI. Jahrgang Nr. 4, Juli 1897. Berlin 1897.

Ethnologie:

Eine Forschungsreise vom Weberhafen in das innere der Gasellen-Halbinsel (Neu-Pommern). Monatsbeilage der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 491 und 509, 1897.

Gustav Kossinna: Die ethnologische Stellung der Ostgermanen. In Indogerm. Forsch. Bd. VII, S. 276—312. Strassburg, K. J. Trübner 1897.

W. Krause: Australien. Aus der internationalen Monatschrift für Anatomie und Physiologie 1897, Band XIV, Heft 10.

K. Th. Preuss: Künstlerische Darstellung aus Kaiser-Wilhelms-Land in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 20. März 1897.

A. Voeltzkow: Madagaskar, das Land und seine Bewohner. Aus Bericht der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1897.

Volkskunde:

A. Daebler: Das Baernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Wien 1897.

P. Ebmann: Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache. Supplement der Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasien. Tokyo 1897.

Dr. Friedr. Hirth: Ueber die einheimischen Quellen zur Geschichte der chinesischen Malerei von den ältesten Zeiten bis zum 14. Jahrhundert. München-Leipzig, September 1897. XI. Internationaler orientalistischer Congress. Paris, September 1897.

Arthur Riche: Astrologische Volkschriften der Aachener Staatsbibliothek. Zeitschrift des Aachener Gelehrtenvereins. 19. Band. Aachen 1897.

Wilhelm Schwartz: Der Schimmelreiter und die weisse Frau. Ein Stück deutscher Mythologie. Aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Heft 3 1897.

— Die altgriechischen Schlangengötter. Ein Beispiel der Anlehnung altgriechischen Volksglaubens an die Natur. Neuer Abdruck der Programmabhandlung des Friedr.-Werder'schen Gymnasiums zu Berlin 1858. Berlin 1897.

F. Schwerdtfeger: Die Heimath der Homannen (Indogermanen). II. Auttinen. 1896.

H. A. Treichel: Pommern und Mecklenburg. Von der Pielchen- oder Belltalf.

— Mehken, Kreis Carthaus. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, 20. März 1897.

— Ueklei. Sonderabdruck aus den Blättern für Pommersche Volkskunde v. J. G. V. 10.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXIX. Jahrgang

1898.

Redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsecretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1898.

Inhalt des XXIX. Jahrganges 1898.

	Seite
Nr. 1. Weber, F., Zur Frage der Verbreitung und des Alters der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern	1
Birkner, Dr. F., The Anthropological Society of Australasia. Die Unterschiede zwischen Australier	5
und Melanesier und die ethnische Zusammensetzung der letzteren	6
Literaturbesprechungen	8
v. Fraas, Dr. Oscar †	8
Nr. 2. Fraas, Dr. Eberhard, Anthropologisches aus dem Lande der Pharaonen	9
Makowsky, Alex., Neuer Fund aus dem Löss von Brünn	12
Mehlis, Dr. C., Die Urbevölkerung des Rheinthal	12
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Naturforschende Gesellschaft in Danzig	15
Alterthumsverein in Worms	14
Literaturbesprechungen	15
Kleine Mittheilungen	15
Neuvième Congrès international d'Hygiène et de Démographie dont la célébration aura lieu	
à Madrid du 10 au 17 Avril 1898	16
Nr. 3. Schloesser, Max, Höhlenstudien im fränkischen Jura, in der Oberpfalz und im Ries	17
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft	22
Literaturbesprechungen	24
Nr. 4. Mehlis, Dr. C., Archäologisches aus der Pfalz	25
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft	27
Literaturbesprechungen	32
Kleine Mittheilungen	32
Nr. 5. Einladung zur XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig	35
Hartmann, Fr., Mittheilung über einen interessanten Fund in Schleswig-Holstein	34
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft	34
Literaturbesprechungen	40
Nr. 6. Ziehy, Graf Theodor, Familientypus und Familienähnlichkeiten	41
Literaturbesprechungen	44
Kleine Mittheilungen	48
v. Gümhel, Dr. C. Wilhelm Ritter †	48
Nr. 7. Quilling, Dr. F., Merovingisches Grabfeld in Sindlingen bei Höchst am Main	49
Ziehy, Graf Theodor, Familientypus und Familienähnlichkeiten (Schluss)	51
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Gruppe Hamburg-Altona	54
Literaturbesprechung	56
Nr. 8. Mehlis, Dr. C., Flutsteineinger aus der Vorderpfalz	57
Mehlis, Dr. C., Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Krimlach in der Pfalz	58
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Gruppe Hamburg-Altona	59
Naturforschende Gesellschaft in Danzig	65
Kleine Mittheilungen	66

Nr. 9. Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung in Braunschweig.

	Seite
Tagesordnung der XXIX. allgemeinen Versammlung	67
Verzeichnis der Theilnehmer	68 u. 194
Erste Sitzung.	
Virchow, R., Eröffnungsrede	69
Begrüßungsreden: Professor Dr. Wilhelm Blasius, Oberbürgermeister Dr. Pockels, Professor Schöttler, Dr. Hartmann, Professor Dr. Richard Meyer, R. Virchow	79
Nr. 10. Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	85
Dazu Virchow	91
Weismann, J., Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters	100
Zweite Sitzung.	
Ranke, J., Vorlesen von neuen anthropologischen Werken des F. Vieweg'schen Verlags	102
Virchow, R., Ausgrabungen bei Tolkenitz	104
Telge, Funde aus dem Gebiete der unteren Donau	105
Dazu Virchow	106
Blasius, Dr. W., Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes	106
Blasius, Dr. W., Die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Röhland a/H.	109
Mach, Dr. R., Zur Stammeskunde der Alttschen (Schluss)	113
Nr. 11. Mach, Dr. R., Zur Stammeskunde der Alttschen (Schluss)	115
Kollmann, Dr. J., Ueber die Beziehungen der Vererbung zur Bildung der Menscherrassen	116
Dazu Virchow	121
Boss, Dr., Mittheilungen aus Amerika	121
Ranke, Dr. Karl E., Beobachtungen über Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung bei Indianern Central-Brasiliens	123
Lüthmann, H., Die vorgeschichtlichen Wälle am Reiting (Elm)	134
Vogel, Th., Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reiting im Elm	140
Dritte Sitzung.	
Nr. 12. Geschäftliches: 1. Entlastung des Schatzmeisters und Etat für 1899. Dazu Virchow	143
2. Wahl des Ortes für die XXX. Versammlung. Dazu Ranke, Hedinger, Virchow, Ranke, Virchow, v. Andrian-Werhurg	143
3. Wahl des Local-Geschäftsführers für Linsau. Dazu Ranke	144
4. Bestimmung über den Zeitpunkt des Congresses. Dazu Ranke, Heger, Virchow	144
5. Neuwahl des Vorstandes. Dazu Virchow, Hedinger, Waldeyer, Virchow	145
Fortsetzung der Vorträge: Virchow, R., Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreussen	145
Köhl, Dr., Ueber steinzeitliche Gräberfelder bei Worms	146
Dazu Virchow	157
Grabowsky, F., Neue neolithische Fundstellen im Herzogthum Braunschweig	157
Grabowsky-Telge, Ueber einige im Thale der Lippe (Unterlauf) bei West entdeckte neolithische Fundstellen	158
Waldeyer, Dr., Ueber angeborene Verschiedenheiten am menschlichen Gehirn	160
Ranke, J., Demonstration eines Menschen- und Orangutan-Schädels mit Scheitelbeinnaht, sowie eines Instruments zur Gaumenmessung	160
Virchow, R., Bearbeitete Rhinocerosknochen aus dem Braunschweiger Diluvium	160
Dazu Makowsky, Virchow	161
Fritsch, Dr. G., Ueber die Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Kopfskafes	161
Mach, Dr. M., Ueber einen Friedhof aus der Loshardenszeit	164
Bachak, A., Ueber einen merkwürdigen Goldringfund	166
von Andrian, Elementar- und Völkergedanke, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Ethnologie	166
Teich, Dr., Die Entdeckung der Zinseln (der Cassiteriden) an Hand von Avienus' Ora maritima	179
Mies, Dr. J., Ueber die grösste Breite des menschlichen Hirnschädels	179
Birkner, Dr. F., Einiges über Zwerghwuchs	180
Schlussreden: Virchow, Blasius, Virchow	192
Rednerliste	194
Nachtrag zur Theilnehmerliste	194
Vorlesung	194
Aeusserer Verlauf des Congresses	197

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Zur Frage der Verbreitung und des Alters der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern. Von F. Weber-München. — The Anthropological Society of Australasia. Die Unterschiede zwischen Anstraler und Melanester und die ethnische Zusammensetzung der letzteren. — Literatur-Besprechungen. — Kleine Mittheilung.

Zur Frage der Verbreitung und des Alters der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern. Von F. Weber-München.

Der Versuch einer Uebersichtskarte der Verbreitung der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern nach der Statistik von 1897 kann bei kleinem Masstabe selbstverständlich nur die grössere oder geringere Ausbreitung der Reste derselben in den einzelnen Kreisen und Bezirksämtern, nicht aber jeden Ort ersichtlich machen, an dem Hochäcker vorkommen. Bei dieser Uebersicht fällt zunächst in die Augen, dass im westlichen Theil Bayerns der Limes, im östlichen die Donau eine ziemlich scharfe Grenze bilden, da nördlich hiervon nur noch sporadisch Hochäckerreste vorkommen.

So bleibt der östlich der römischen Reichsgrenze liegende Theil Unterfrankens, ferner ganz Oberfranken und der nördlich vom Limes gelegene Theil Mittelfrankens fast ganz frei von Hochäckerresten, nur in der Oberpfalz kommt auffallenderweise eine Gruppe von solchen um Weiden (nach Feststellung von Herrn Landgerichtspräsident Vierling), eine zweifelhafte bei Eschenbach und eine im Thal der schwarzen Laber vor. Dagegen

treten sofort westlich des Limes und Mains in Unterfranken, zwischen Limes und Donau in Schwaben



und Mittelfranken und südlich der Donau in Niederbayern, also innerhalb der römischen Reichsgrenze,

zahlreichere Spuren von Hoehäckern auf, verdichteten sich im östlichen Schwaben am Lech und im östlichen Oberbayern jenseits des Inns und sind am zahlreichsten vorhanden im mittleren Oberbayern. Selbstverständlich setzt deren Vorkommen zum Getreidebau geeignete Bodenverhältnisse voraus, so dass wohl der gebirgige Theil Schwabens und Oberbayerns wie die versumpften Donau Niederungen und der, wie es scheint, auch in römischer Zeit stark bewaldet gebliebene nördliche Theil Ober- und Niederbayerns frei von Hoehäckerspuren sind. Dass in Niederbayern südlich der Donau trotz des bekannten vorzüglichen Getreidebodens weniger Reste vorhanden sind als auf dem ungünstigeren Boden Oberbayerns, mag eben mit der zu allen Zeiten intensiveren Ausnutzung dieses Getreidelandes zusammenhängen, die hier die Spuren älteren Ackerbaus verwischte, welche sich dort in Wäldern und auf Haiden erhalten haben, nachdem diese Bodenstrecken seit dem Verfall des römischen Reichs nicht mehr zum Getreidebau verwendet wurden.

In Schwaben und Oberbayern erstrecken sich die Hoehäckerreste noch auf das Vorarlpengebiet in den Bezirksämtern Oberdorf, Schongau, Weilheim, Tölz, Miesbach, Rosenheim und Traunstein. Am häufigsten und am besten erhalten sind sie in den Bezirksämtern Mühlebühl I und II, Weilheim, Bruck, Landsberg und Rosenheim im ehemaligen rätischen Theil Bayerns; etwas geringer in den zum norischen Gebiet gehörigen Aemtern Traunstein und Laufen; ohne Spuren sind im Flachland die Bezirke von Aiebach, Ingolstadt, Pfaffenhofen, Schrobenhausen in Oberbayern, Günzburg, Mindelheim, Wertingen, Zusmarshausen, Neumün in Schwaben, Mallersdorf, Passau, Pfarrkirchen in Niederbayern.

Aus dieser Vertheilung der Hoehäckerspuren lässt sich nach dem derzeitigen Stande der Statistik ein Zusammenhang des Vorkommens dieses Ackerbaus mit der Bevölkerung des durch die Funde von keltischen Goldmünzen der La Tène-Periode markierten Gebiets, welches sich wieder mit der römischen Grenzzone deckt, nicht verkennen. Diese Bevölkerung keltischen Stammes existierte unter der römischen Herrschaft fort und betrieb ihren Ackerbau in der hergebrachten Weise im römischen Reich weiter. Denn da nachgewiesenermaßen die Hoehäckerkultur weder römische noch germanische Art der Bodenbebauung ist, so kann sie nur einer vorrömischen Bevölkerung des Gebietes angehören und zwar derjenigen, welche zur Zeit der römischen Eroberung des Landes vorhanden war, weil sie in römischer Zeit noch fortdauerte. Von dieser Bevölkerung aber steht fest, dass sie erst seit der La Tène-Periode das südliche Bayern bewohnte und

dass sie mit der Bevölkerung, welche in früherer Zeit — in der Hallstatt- und Bronzeperiode — hier sass, nicht identisch ist.

Wären die Hoehäcker dieser früheren Bevölkerung zuzuschreiben, so hieße es höchst auffallend, dass nicht ebenso zahlreiche Spuren dieses Ackerbaus im nördlichen Bayern vorkommen, wo nach den Fundergebnissen eine ebenso zahlreiche Hallstatt- und Bronzezeit-Bevölkerung sass, wie im südlichen Bayern. In der La Tène-Zeit und während der römischen Periode aber waren erweislich im nördlichen Theil unseres Landes schon Germanen sesshaft, und es fehlen alle Anzeichen, dass hier eine keltische Bevölkerung um diese Zeit vorhanden war.

Gerade der Umstand, dass sich so viele und gut erhaltene Spuren von Hoehäckern in Südbayern erhalten haben, beweist deren jüngerer Alter und Fortbewirtheftung in der Römerzeit. Denn würde in der La Tène-Zeit und in der römischen Periode hier eine andere Art Ackerbau getrieben worden sein, so wären die Spuren des früheren Hoehackerbaus sicherlich zerstört worden, weil man im Grossen und Ganzen doch immer denselben Boden benutzen musste. Erst durch die Verminderung der Bevölkerung während der sogenannten Völkerwanderung blieb der weniger gute Boden brach liegen und wurde zu Wald oder Heide.

Auf anderem Wege kommt Heinrich v. Ranke in seiner vorzüglichen und eingehenden Abhandlung „Ueber Hoehäcker“ zu gleichem Resultate. Er fand aus dem Verhältnis der Römerstraßen und Villen zu den Hoehäckern, dass diese noch in römischer Zeit in Gebrauch gewesen und angelegt wurden.

Es wäre zur weiteren Aufhellung dieser interessanten und wichtigen Frage höchst wünschenswerth, auch aus den angrenzenden Gebieten von Oberösterreich, Württemberg, Baden und Hessen Kartenskizzen über die Verbreitung der Hoehäcker in diesen Ländern zu besitzen, da bei ihnen zum Theil ähnliche Bevölkerungsverhältnisse ohlwalten wie in Bayern.

Verzeichniss der Orte mit Hoehäckern

nach K. Köstler's Handbuch der Gebiets- und Ortskunde des Königreiches Bayern.

I. Oberbayern.		Emmering
Bezirksamt Altötting.		Esting
Altötting		Gegenpoint
Baumgarten		Geiselpullach
Hallstach		Haltenhofen
Burghausen.		Hörbach
		Josenwang
	Bruck	Miesbach
Bruck		Mammendorf
Biburg		Mauern

Nannhofen
Olching
Pfaffenhofen
Ramertshofen
Roggenstein
Schöngeising
Unteralling
Unterschweinbach
Wildenroth.

Dacbau.

Dachau?
Schwabhausen.

Ebersberg.

Angelbrechting
Anzing
Breiten
Ebersberger Forst
Glonn
Graßing
Grub
Hohenlinden
Neufahrn
Oberndorf
Ottarberg
Pliening
Poing
Tegernan
Vaterstetten
Weissenfeld.

Erding.

Erding
Dorfen
Eitling
Frauenberg
Hohenpolding
Lohkirchen
Neukirchen
Wartenberg
Zustorf.

Freising.

Eching
Freising
Mietraching
Neufahrn.

Friedberg.

Ennsburg?
Heimath?
Holzburg?
Stierhof?
Kissing zwischen und Men-
ning.

Landsberg.

Entringing
Hofstetten
Hurlach
Igling
Ising
Kaufing
Landsberg
Lengenfeld
Lichtenberg
Ludenhäuser
Oberbeuern
Oberilling
Pöcking
Rieden

Spötting
Taining
Talhofen
Ummendorf
Ummerhausen
Unterhausen
Unterschondorf zwischen
und Greifenberg
Utting.

Laufen.

Eichham
Holzhausen
Oberleisendorf
Straß
Teisendorf
Waging
Wimmern.

Miesbach.

Anfham
Föching
Großhartpenning
Orub
Holzkirchen
Jugling
Irschenberg
Kleinbartpenning
Mitterdarcing
Oberdarcing
Roggersdorf
Sallach
Thalham
Unterdarcing
Wending.

Mülldorf.

Empling
Neumarkt a/H.

München I.

Allach
Aschheim
Aubing
Dagling
Deisenhofen
Dürnamaning
Dornach
Feldmooching
Forstenrieder Park
Freisingen
Friedmanning
Garching
Geiselgasteig
Grosshesselohe
Grünwald
Haar zwischen und Zorn-
eding
Harlaching
Heiliggeist-Wald (Forst-
Kasten)
Höhenkirchener Forst
Hofolding
Hünsmang
Lansing
Lansinghaar
Lautzen
Lohhof
Menterschwaige
Milbertshofen
Möschelfeld
München-Stadt

Neuberberg
Nymphenberg
Oberhaching
Obermenzing
Oberseichensheim
Oberseindling
Otterlohe
Otterlohe
Peim
Perlach
Planegg
Pallach
Ramersdorf
Riem
Riesefeld
Sauschütt
Schwabing
Sendling
Straßruderling
Taufkirchen
Unterhieb
Unterhieb
Waruberg
Wornbrunn.

München II.

Ammerland
Andechs
Auchering
Aucholding
Balkham
Bernrieder Park
Bibersee
Dietramseell
Feldafing
Frieding
Gaating
Gelting
Harmating
St. Heinrich
Höhenrain
Hohenschäftlarn
Jasberg
Königsdorf
Machlfing
Masing
Oberhieb zwischen und
Jettenhausen
Perching
Ransach
Ried
Sanerlach
Söcking
Steinlach
Straßlach
Thalham
Unterhann
Wolfrauhäuser zwischen
und Munning.

Rosenheim.

Adlfurt
Aibling
Berbling
Bernau
Burg
Endorf
Föratitt
Grimharting

Griehling
Hafendorf
Hartmannsberg
Henfeld
Kleinheifendorf
Lauterbach
Leonhardspunzen
Manerkirchen
Rosenheim
Spöck
Stöck
Straß
Trantsendorf
Tantenhausen
Umrathhausen
Unterstandhausen
Urachalling
Vachendorf
Weihenlinden
Westerdorf
Wildenwart.

Schongau.

Altenstadt
Baiersoien
Birkland
Burggen
Epfach
Hohenfurt
Kienrau
Reichling
Sachsenried
Schwahnriederhofen
Schwalsoien
Tannenberg.

Schrobenhausen.

Hohenwart?

Tölz.

Au
Attenlohe
Habichsau
Hechenberg
Reigersbeuern
Tölz.

Traunstein.

Fembach
Grassan
Herrenbichmeesee
Holzhausen
Reitham
Seehruck
Seon
Sossau
Trautberg
Tacherting
Traunstein, Haidfort
Trachtlaching, i. d. Wesen
Uebersee
Waldhausen
Weidach
Weisham.

Wasserburg.

Burggrain
Isen
Kronacker
Reichertsheim
Wasserburg

Weilheim.

St. Andrä
Erling
Halbach
Hofheim
Hnglfing
Leibersberg
Ludwigsried
Mittersichen
Oberegfling
Oderding
Pahl
Rieden
Riegsee
Seehausen
Seeshaupt
Spaltenhausen
Stallach
Tauting
Uffing
Untereberfing
Unteregfling
Untersöhering
Waltersberg
Weilheim
Wiltskofen.

H. Niederbayern.

Dingolfing.

Daiersdorf
Dingolfing
Leugthal
Niederviehbach.

Eggenfelden.

Dammeldorf
Edeneibach zwischen und
Ganghofen
Eggenfelden an der Strasse
nach Falkenberg u. Wur-
mannsquick
Geru zwischen n. Schachten
Heissprechtling zwischen u.
Fichelsberg
Kaiwimm
Kematen zwischen n. Marin-
kirchen
Kudlhuh zwischen n. Dum-
meldorf
Taufkirchen
Wolfsberg.

Griesbach.

Birnbach
Rothalmünster
Starzenöd.

Kelheim.

Kelheim an der Altmühl-
mündung
Handeck
Schwaigbanssen an der Nab-
mündung.

Landau a/l.

Christlöd
Landau a/l.
Weibern
Wildturn.

Landsbut.

Achdorf
Appersdorf
Landsbut
St. Michel
Salsdorf.

Rothenburg
Mainburg.

Stranbing.

Reising
Schwimmbach
Stranbing.

Vilsbiburg.

Wörnorf.

Vilshofen.

Göttersdorf
Söldenau.

Hl. Schwaben und Neuburg.

Angsburg.

Angsburg in nordwestlicher
Richtung
Gersthofen
Strassberg.

Dillingen.

Zochgingen.

Donauwörth.

Mauern zwischen u. Mög-
gingen.

Illertissen.

Illereichen
Oberschöneck.

Kaufbeuren.

Aach zwischen n. dem Lech
Beckstetten
Denkingen
Geratshof
Grosskitzhofen
Hohenwart
Ingensried
Kaufbeuren, östlich
Kellerschwang
Kleinmamt
Loeder
Mauerntetten
Obergermaring
Schwabachhofen
Seestall
Unterjessen zwischen u.
dem Lech
Untergermaring.

Krumbach.

Attenbansen.
Memmingen.
Ottoeburen.

Neuburg a/D.
Neuburg a/D.?

Nördlingen.
Munningen.

Oberdorf.

Altdorf
Auerberg
Bertoldshofen zwischen u.
Bürgen
Bidingen
Hissenhofen
Echt
Geisenried
Kohlbunden
Kreem
Oberdorf zwischen n. Ram-
bogen
Rieder
Settele zwischen n. Echt
Thalhofen.

IV. Oberpfalz und Regensburg.

Amberg.

Oberammericht?

Beilngries.

Beilngries
Bettsbrunn
Prunn.

Esechenbach.

Kirchentumbach?
Neusirkendorf?

Neumarkt.

Neumarkt.
Neustadt a/W.
Bechtried
Etsenricht — Mantler
Wald?
Letzau
Schirrnitz.

Parsberg.

Brunn
Lengenfeld
Veilburg.
Vobenstrans.
Pleistein.
Vobenstrans a. d. Strass
nach Weiden.

V. Mittelranken.

Dinkelsbühl.
Dambach
Hesselberg.

Gnnsenbansen.

Gräfensteinberg
Hahnenkamm.

Hilpoltstein.

Altdorf am Donau-Main-
kanal
Hilpoltstein
Thalmüsing.

Nürnberg.

Rasch? am Donau-Main-
kanal.

Weissenburg a/S.

Bergen
Dettenbeim
Dietfurt
Erlangen
Eltensstadt
Geyern
Haag bei Treuchtlingen
zwischen hier u. Neu-
fang-Rahligen.
Nensling
Osterdorf
Rent unter Nenhaus
Rosfeld
Schambach
Thalmannsfeld.

VI. Oberfranken.

—

VII. Unterfranken.

Alsenan.

Rückersbach.
Aschaffenburg.
Heimbuchenthal
Johannesberg.

Miltensberg.

Heppdiele
Mainhüllan
Rödenan
Schippach.

Obernburg.

Dornau
Eichelbach
Eschan zwischen u. Elava-
thal
Kleinwallstadt
Mechenhart
Mönchberg
Nenhof
Höllbach
Rosenbach
Schmachtenberg
Schwizerhof
Sommeran
Streit
Sulzbach a/W.
Volkersbrunn.

The Anthropological Society of Australasia.

Von Dr. F. Birkner.

Die Unterschiede zwischen Australier und Melanesier und die ethnische Zusammenfassung der letzteren.

Es ist höchst erfreulich, dass sich in Australien eine anthropologische Gesellschaft gebildet hat, die, wie ihr Organ „The Australian Anthropological Journal“ zeigt, tüchtig an der Arbeit ist, um die Bevölkerung der Inselgruppen des Stillen Ozeans sowie das Verhältnis der schwarzen Australier zu derselben an Ort und Stelle zu studieren.

Es dürfte vielleicht auch weitere Kreise interessieren, welche Ansicht sich die Forscher in Australien von den verwickelten Mischungsverhältnissen der Bevölkerung auf jenem interessanten Gebiete gebildet haben. In der Mainnummer des Jahrgangs 1897 ihres Journals schreiben sie Seite 121 in „Difference between Australians and Melanesians, as the ethnical composition of these latter“ nach einer kurzen Schilderung der verschiedenen bisherigen Ansichten: „Eine genauere Untersuchung über die Anatomie dieser Inselbewohner und eine Rundschau unter den Schriften der frühesten Reisenden und Geschichtschreiber von Java, Neu-Guinea, von den Fidischinseln, den Philippinen, den Salomonsinseln, den Neuebriden etc. wird alle unparteiischen Forscher überzeugen, dass die Einwanderung und Besitzergreifung dieser Inseln in folgender Reihenfolge vor sich ging: Die erste Bevölkerung bestand aus schwarzen Zwergen oder Negritos. Sie kamen als Jäger und Fischer in der paläolithischen Zeit. Sie gingen von den Küsten des östlichen Ozeans von Platz zu Platz, von Insel zu Insel, als viele der jetzigen Inseln noch verbunden waren durch Land, Jagend und fischend und Vegetabilien sammelnd, während sie sich ostwärts fortbewegten. Sie waren das erste Volk, welches diese Inseln betrat. Dann lange hernach folgten die Papua von Indien und den asiatischen Inseln gegen die östlichen Inseln als paläolithische Jäger und Fischer, und wo immer sie die früheren Bewohner (die Negritos) trafen, töteten und assen sie die Männer und behielten die Weiber und durch diese Kreuzung entstanden die gemischten Völker der Papua-Negritos. Diese drangen weiter vor und nahmen alle östlichen Inseln in Besitz einschliesslich Australiens, Tasmaniens, Melanesiens und der Inseln des Stillen Ozeans und blieben da ungestört von neuen Einfällen während Tausenden von Jahren. Aber im Laufe der Zeit kamen in der neolithischen Periode Zweige der Dravida aus Indien (gedrängt von den Eindringlingen aus Nordwest) nach den asiatischen Inseln und durchquerten Australasien und Mikronesien, wie auch Melanesien, einige drangen sogar vollkommen bis nach Neu-Guinea und Australien

vor, erreichten jedoch Tasmanien nicht. Sie waren nur Jäger, keine Ackerbauer und hatten als Haustiere nur den Hirt, brachten aber von Indien mit sich ihre Gesetze, Sitten und die Technik in der Verfertigung von Werkzeugen, Waffen, Kleidern, Bändern, Geweben etc. Sie töteten die Männer, behielten die Weiber der Papua-Negritos, wo sie Sieger waren, wodurch sie der Mischrasse der Papua-Negritos-Dravida den Ursprung gaben. Aber diese letzten Einwanderer, die Dravida, erreichten nicht alle Inseln in gleichem Masse, sie kamen nur zu einigen Inseln in genügender Anzahl, um die Herrschaft an sich zu reissen, wie z. B. in einigen der Neuebriden, Neukaledonien und anderen Plätzen. Wo immer sie zur Herrschaft gelangten, hinterliessen sie für künftige Zeiten ihre Waffen, den Speer, den schmalen Schild, den Wurfstock und den Boomerang, der eingeriebt ist, in der Luft sich zu wenden und zurückzukehren, manehmal ihre Jagdhunde und andere neolithische Erfindungen, weit überlegen denjenigen des paläolithischen Zeitalters und den Waffen der Negritos und Papuas.

Hierauf finden wir zunächst in verhältnissmässig neuerer Zeit jene ganz gemischten Völker von hellerer Färbung, bekannt unter dem Namen Polynesianer. Zusammengesetzt aus verschiedenen Rassen lebten sie durch mehrere Jahrhunderte hindurch auf den Molukken. Von hier begannen sie ihre Wanderung nach Osten. Einige gingen nach den Salomonsinseln, andere nach Neu-Guinea, andere nach Tonga, Samoa, den Gesellschaftsinseln und anderen Gruppen des grossen Ozean. Viele von ihnen machten sich ansässig unter den Schwarzen von Melanesien, welchen sie ihre Künste, ihre Kultur und ihre Sprache lehrten. Waren sie in genügender Anzahl, so trieben sie die schwarzen Völker in das Innere der Inseln zurück, behielten die Küstendistrikte für sich und ihre gemischten Nachkommen von den schwarzen Weibern, welche sie geraubt hatten. Diesen gekreuzten Abkömmlingen lehrten sie die Art und Weise, Landbau für Nahrung und Kleidung zu betreiben, und diese Kinder mischten die Sprache ihrer Mutter mit der des Vaters. Durch die Vermischung der Eltern entstanden die gemischten Völker, jetzt bekannt als Melanesier, von welchen maneh auf Neu-Guinea, den Salomonsinseln, Fidischinseln und anderen Plätzen, als sie zum ersten Male von Europäern gesehen wurden, viele Künste, Landbau und merkwürdige Gebräuche kamen, wenn sie auch, wie auf den Fidischinseln, gemischt waren mit Cannibalismus und anderen Ueberbleibseln kasserster Wildheit. Von den letzteren, den polynesischen Einwanderern, lernten die Melanesier Matten flechten, Häuser bauen, Töpfe formen, den Boden bebauen,

die Erblichkeit der Häuptlingswürde, ihre Dörfer befestigen und Tempel bauen, sowie den Ahnen-
eult. Alle diese Dinge werden in den verschie-
denen Theilen von Melanesien gefunden. Die Ur-
sache des grossen und bemerkenswerthen Unter-
schiedes zwischen den schwarzen Australiern und
Melanesiern ist darin begründet, dass nur unter
den letzteren die Mischung mit den heller gefärb-
ten Polynesiern stattgefunden hatte, indem letztere
niemals zahlreich genug nach Australien gekommen
sind, um über die Schwarzen Einfluss zu gewinnen
oder Aenderungen durch ihre Vermischung und ihre
Lehren hervorzubringen.

Ein anderes ethnisches Element, welches bei
den Melanesiern, speciell auf einem Theil der Sa-
lomoninseln, Nord-Neu-Guinea und einigen von
den Schwarzen bewohnten Inselgruppen gefunden
worden ist, kam von den Philippinen, den Caro-
linen und der Reddenakgruppe, wohin sie erst vor
kurzem von Indo-China und Japan gekommen sind.
Diese brachten mit sich die Kunst der Töpferei,
den Gebrauch von Bogen und Pfeil, den Canoesbau
ans Brettern, die mit Stricken zusammengefügt sind,
ebenso den Hausbau auf Pfählen bald auf dem
Lande, bald im Wasser. Einzelne Wörter ihrer ein-
silbigen Sprache sind auch übergegangen in die me-
lanesische Sprache.

Mit Ausnahme der wenigen Melanesier, welche
wohl in Nordaustralien eingedrungen sind, hat die
Isolirung der australischen Schwarzen so lange fort-
bestanden, dass keine der polynesischen oder mikro-
nesischen Gesichtszüge unter den Ureinwohnern von
Australien gefunden werden, während die Melane-
sier die Eigenschaften der helleregefarbten Völker
in sich aufgenommen haben, lange nachdem sie
ihren Verkehr mit ihrer Mischung mit den Bewoh-
nern von Australien angehört haben.

Auf einigen der melanesischen Inseln mögen
noch Familien von Negritos und Papuas zu finden
sein, die sich so isolirt gehalten haben, dass sie
noch ihre typische reine Gesichtform besitzen und
somit als solche reine Typen erkannt werden. Aber
bei der Mehrzahl der Melanesier wurde die Kreuz-
ung solange zwischen den genannten Völkern und
Rassen fortgesetzt, dass sie ein durch und durch
gemischter Typus wurden, und nur die Kraniometrie
und Anthropometrie entwirrt dem wissenschaftlichen
Forscher die verschiedenen Kreuzungen bestimmter
Rassen, welche die Melanesier zusammensetzen,
wie auch die verschiedenen Sitten, Gebräuche,
Geräthe, Hausbau und andere Dinge diese
Resultate der somatischen Untersuchungen bestä-
tigen.*

In diesen Zeilen gehen die Anthropologen in
Australien ein Resumé ihrer Untersuchungen. Es

wäre zu wünschen, dass sie die dargelegten An-
sichten im Einzelnen begründen würden. Einen
Anfang haben sie bereits gemacht z. B. durch die
Abhandlung „What the Australian blacks learned
in, and brought from, India“ (The Australian An-
throp. Journal 1897. 8. 121), worauf ich später
gelegentlich zurückkommen werde.

Literatur-Besprechungen.

Dr. Franz Daffner, Das Wachstum des Men-
schen. Eine anthropologische Studie. Leipzig.
W. Engelmann 1897. 8°. 129 Seiten.

Die Masse- und Gewichtes-, sowie die morphologi-
schen Verhältnisse von Embryo und Fötus bilden die
Einleitung; beim ausgetragenen Kind finden sich nicht
nur die kasseren Massverhältnisse, sondern auch die
Gewichtsverhältnisse der inneren Organe, verglichen
mit jenen bei Erwachsenen, auf Grund eigener Be-
obachtungen angeführt. Bei den Zähnen sind Zahnwech-
sel und Zahndrehruch sowie Grössenverhältnisse der
Zähne nach eigenen Beobachtungen und verglichen mit
denen der Anthropoiden angegeben; bei der Pubertät
ist namentlich auch die Haarentwicklung, das Becken
und der Kehlkopf berücksichtigt. Der Abschnitt über
Hirngewicht und Geisteskraft enthält eine genauere
Feststellung des absoluten Hirngewichtes, das von Bi-
schhoff offenbar allgemein etwas so niedrig angenom-
men wurde; der Zusammenhang der Leistungsfähigkeit
beider Factoren wird im Sinne Bischoffs noch weiter
ausgeführt und werden sehr interessante Briefauszüge
des letzteren mitgeteilt. Die Kopfmasse werden auf
Grund genauer eigener Untersuchungen beim männ-
lichen und weiblichen Neugeborenen verglichen mit
den ebenfalls selbst beobachteten Massen beim männ-
lichen und weiblichen Erwachsenen angeführt und wird
hier insbesondere eines Massen noch ausführlich ge-
dacht und dessen absolute Grösse beim Neugeborenen
sowohl wie beim Erwachsenen festgestellt, der Stirn-
breite. Ueberall sind hier wie in der ganzen Arbeit
bei allen Tabellen die so notwendigen Maxima und
Minima ausführlich angegeben. Die Entwicklung der
Körpergrösse und des Kopfumfanges ist vom Neuge-
borenen bis zum 11. Lebensjahr nach eigenen Erfah-
rungen für beide Geschlechter angegeben. Zum ersten
mal ist in dem Abschnitt Wachstumsmessung
das regelmässige jährliche Wachstum vom 11.—20.
Lebensjahr auf Grund der Beobachtung am Leben-
den dargelegt und ist daran der Zusammenhang des
grösseren Wachstums mit der wärmeren Jahreszeit und
die grösste Zunahme vom 14. auf 15. Lebensjahr zu
ersehen. Das Grössenverhältnis zwischen Ober- und
Unterkörper ist ebenfalls nach eigenen Messungen dar-
gestellt. Die Entwicklung der Grösse, des Gewichtes,
des Kopf- und Brustumfanges vom 13.—22. Jahr wird
nach eigenen Messungen und Wägungen angegeben
und folgt darauf die Angabe und der Vergleich dieser
Masse beim Neugeborenen. Dann kommen die Breiten-
und Dickendurchmesser der Brust, die Brustwarzenent-
fernung und der Halsumfang beim Neugeborenen, und
hierauf zum Vergleiche die bestgehenden Masse beim Er-
wachsenen, alles Originaluntersuchungen. Non schliesst
sich an eine specielle anthropologische Betrachtung
und Messung der Hand beim Erwachsenen, womit dann
verglichen wird die Hand des Neugeborenen, und nun
folgt wieder beim Erwachsenen sowohl wie beim Neu-

geborenen die vergleichende Darstellung der Längen der einzelnen Finger und damit eine Klarlegung der absoluten und relativen Größerverhältnisse derselben. Es folgen noch entsprechende Fußmaße für die Neugeborenen und Erwachsenen. Den Schluss bildet, wieder auf Grund eigener Beobachtung, eine übersichtliche Darstellung des Verhältnisses der Farbe der Haare zu der der Augen, angeordnet nach dem Geschlechte. Mit alleiniger Ausnahme der Tabelle der intrauterinen Kindesentwicklung sind sämtliche Tabellen auf Grund eigener Untersuchungen gemacht, also Originaltabellen: sie sehen meistens ganz klein aus, aber sie haben ohne Zweifel alle sehr, sehr viel Mühe gemacht. Der wissenschaftliche Standpunkt ist der der Darwin'schen Entwicklungslehre. Im ganzen sind es über 4000 Lebewesen, an welchen die Studien dieses ausgezeichneten und den Fachgenossen bestens zu empfehlenden Werkes gemacht sind. J. R.

Otto Schell. Bergische Sagen, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von O. S., mit 5 Lichtdruckbildern. Elberfeld 1897. Baedeker'sche Buchhandlung.

Wer von den Lesern dieser Zeilen jemals an einer sagenumwobenen Stätte weilte, kennt den Reiz dieses Blickes in die Vergangenheit. Mit kritischer Sorgfalt prüft er dann jede in der Literatur neu erscheinende Sage über solche Oertlichkeiten, ob Volkssmund und Schrift übereinstimmen. Die bloße literarische Wiedergabe solcher Volkssagen ohne den Reiz des örtlichen Eindrucks, und mag sie selbst mit den schönsten Lichtbildern ausgestattet sein, setzt nun immerhin eine für sich' allgemein menschliches Sagengut vorgebildete Empfänglichkeit voraus: hat man sich aber einmal diese mit aller Liebe zur Sache angeeignet, dann geht eine neue Welt auf; das Verständnis für jene Entwicklungsstufen menschlichen Geistes, die die früheren Perioden des Menschengeschlechtes durchwandeln mussten von sie nach dem Wie und Warum ihnen sonst unerkklärlicher Erscheinungen in der Welt der Geschöpfe fügen. Wer einmal gesehen hat, wie das märchenhaftere Kind jedes Wort von der Lippe der erzählenden Mutter abliest, der kann es begreifen, welchen nachhaltigen Eindruck diese Form der Ueberlieferung auf das kindliche Gemüth macht; noch bis in seine alten Tage erinnert es sich jedes Schlagwortes in der Erzählung einer Sage, eines Märchens, das Jahrhunderte, Jahrtausende alt sein kann. Jeder Sage liegt irgend ein Kern zu Grunde; zumeist ist sie die Erklärung der vergangenen Generationen für irgend eine dem früheren Erkenntnisgrade verhillte gebliebene Thatsache. Diese analen Vorstellungen über den Einfluss der umgehenden Aussenwelt auf das Leben des Einzelnen, der Sippe, des ganzen Volkes, über Entstehen und Vergehen, über Ursache und Wirkung in der Schöpfung sind der eigentliche wissenschaftliche Kern. Diesen Diamantschatz der Wahrheit aus dem Wüste verwirrender Phantasiegebilde oder aus dem Jahrhundertlang gewohnten Netzwerke der Sage heraus zu entwickeln, ist eine äusserst schwierige Aufgabe, zu deren allmählicher Lösung der Verfasser eingangs angegebenen Sagenbuches einen äusserst verdienstvollen Beitrag geliefert hat, der um so werthvoller ist, als er grösstentheils ganz original aus dem Volkssmunde, also sammtbar, ohne poetische oder subjective Färbung genommen und direct vom Baume der Ueberlieferung als eine goldwerthe Frucht gepflückt wurde. Je anthropologischer eine

solche Sammelarbeit aufgefasst wird, je mehr der Mensch als solcher, als naturwissenschaftliches Object dabei berücksichtigt und betrachtet wird, um so werthvoller wird die darauf verwendete Mühe sein. Möchten sich doch immer mehr naturwissenschaftlich gebildete Sammler mit dieser die Wahrheit und damit die Wissenschaft fördernden Aufgabe abgeben! Man wende hier nicht ein, dass solche Sammelarbeiten nur im Basenvolke auf dem platten Lande möglich sei. Schell sammelte in einer der industrieärtesten Gegenden Deutschlands, in den Grenzen des alten Herzogthums Berg, an der Ruhr, Düssel, Iter, Wupper, Dhün, Sals, Sieg, am Rheine, am Deilbacher, Angerbache, Strunnersbache, im Brölthale und Siebengebirge. Die Frucht seines voll von Liebe zur Volk-kunde bethätigten Sammelers sind nicht weniger als 1017 Sagen des bergischen Volkes, davon 600 direct aus dem Volksmunde. Diese reiche Anzahl allein beweist, was wahrer Eifer leisten kann. Vielseitig, wie das menschliche Leben überhaupt, ist auch der stoffliche Inhalt dieser Sagen, nicht wenige derselben sind geradezu höchst interessant; besonders lehrreich sind die Sagen vom einäugigen Jäger, vom glühenden Cornelius, vom einäugigen Feuermann, der alljährlich einen Schritt näher kommt, die Personification des wärmespendenden Himmelsgestirnes, von dessen Bestande Fruchtbarkeit abhängt, die immer mehr sunimmt durch bessere Bodencultur. Die Sonne, deren höchster Stand ebenso gefeiert wurde wie die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, vertreibt die Nacht- und Dämonen, die die Menschen krank machen. Der Johannesonne führte man die von elbischen Dämonen geplagten Epileptiker im Reigen- und St. Johannesstanz entgegen; im Bergischen ist der glühende Cornelius der Volksmenge die Personification der Sonnenwärme, des Alkohelmittels. Im Flämischen ist daher St. Cornelius-Siechthum = St. Johannes-Uebel = Epilepsie.

Die Nacht dämonen, die den nächtlichen Alptraum als Lust- oder Unlusttraum erzeugen, treten einerseits als drückende Nachtmur, anflackernder Wehewolf, als reitendes Ross etc., andererseits als verlockende Elfen, als huhlende Hexe, als Buhtaufel etc. auf. Das Product der elbischen Sinne im Alptraum, der Wechselhalb, den die Elben einlegen, ist reich vertreten in der Sage des bergischen Volkes, auch die Strafe der Elben für verzagtes Cult-Opfer in den Schwärzzeiten der elbischen Geister hat vielfach dem Sagenstoffe zur Grundlage gedient. Die Gestalten dieser Elben wechseln wie anderwärts schrankenlos; vom Mäulein bis zum graubhaarigen Ungeheuer, vom Schmetterling bis zum Storch, von der Kröte bis zum Drachen; auch die Erinnerung an die segenspendenden Pferde-Opfer hat sich erhalten, ebenso die an Vehm-Länden und sonstige heilige Bäume. Namentlich spielt auch die Volksetymologie bei Ortannamen eine sagenbildende Rolle, wie auch manche geschichtliche Thatsache. Wir müssen aber verzichten, auch nur einen kleinsten Theil des verdienstvollen Schell'schen Buches hier zu erwähnen, der Leser wird sich selbst von der Ueberfülle des Stoffes überzeugen. Damit sei das von der Verlagbuchhandlung gut ausgestattete Buch allen Freunden der Volkskunde, den Anthropologen vor allem, bestens empfohlen. Hat doch der weitblickende Redacteur des Urquell, der eifrige Sammler der volkskundlich höchst lehrreichen Guldrenlieder, Dr. F. S. Krauss, demselben ein geistvoll geschriebenes Vorwort gewidmet: „Es ist ein bedeutender Beitrag zur deutschen und zur allgemeinen Volkskunde.“ Höfler.

Felix von Luschan, Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete. Erweiterte Sonderausgabe aus dem „amtlichen Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung“ in Treptow 1896. Mit 48 Tafeln und 46 Textabbildungen. Berlin. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1897.

Solange wir die fernen Völker nur aus den Schilderungen von Reisenden kannten, deren Phantasie theilweise stark entwickelt war, konnten verschiedene Märsche selbst in wissenschaftlichen Kreisen festen Fuß fassen. Erst dadurch, dass Vertreter jener von der Kultur noch unbeeilten, sogenannten wilden Völker hier in Europa mit allen Mitteln unserer Messtechnik untersucht werden konnten, sind jene Irrthümer verschwunden. Die neuesten Untersuchungen dieser Art publicirt ein um die verschiedenen Zweige der Anthropologie hochverdienter Forscher Professor Dr. Felix von Luschan in dem vorliegenden Werke. Die Sonderausgabe ist gegen die erste Ausgabe um 8 Lichtdruck-Tafeln (XL—XLVIII), mehrere Textabbildungen und eine Reihe von einzelnen Abhandlungen vermehrt worden, wie über die Verzerrungen aus Haus-Tabaks, Masken aus Ober-Guinea, Sewalli-Matten, Kopfkissen aus Neu-Guinea, Durchbohrung von Tridacna-Scheiben, Schnitzwerke aus Neu-England und Masken von den Kasar-Inseln. Der Verfasser behandelt in bekannter Geliegenheit zuerst die physische Anthropologie von Togoleten, Kamerunern, Südwest-Afrikanern, von Wasawalli, Masani und Neu-Britanniern. Im zweiten Theil werden ethnographische Mittheilungen gemacht. Sowohl die Textabbildungen als auch die Tafeln sind in ihrer Ansführung mustergerig und ist dem Verleger besonders zu danken, dass er keine Mühe gescheut hat, um den Bericht über die Kolonialausstellung 1896 in ein würdiges Gewand zu kleiden. Wenn man weiss, welche grossen wissenschaftlichen Werth ethnographische Sammlungen besitzen, so ist es um so mehr zu bedauern, dass der Verfasser sich gezwungen sieht, gegen den Misbrauch energisch zu protestiren, dass wissenschaftlich wertvolle ethnographische Sammlungen, wie die der Herren Jantzen und Thormählen, Kollmann und Kurt von Hagen, zur blossen Decoration der „Kolonial-Halle“ degradirt und damit dem Verderben ausgesetzt werden. Möchten doch alle berufenen Kreise dahin wirken, dass unsere Mitmenschen aus fernen Ländern nicht zu Speculations-objekten misbraucht werden.

J. K.

C. H. Stratz, Die Frauen auf Java. Eine gynäkologische Studie. 89. 134 Seiten mit 41 Abbildungen im Texte. Stuttgart. F. Enke 1897.

Etwas mehr als 5 Jahre war es Stratz gegönnt, als erster Gynäkologe auf dem tropischen Boden von Java thätig zu sein. Den Grundsätzen seines Meisters C. Schroeder getreu, war er bestrebt, der Wissenschaft in erster Linie zu dienen, ein Streben, das unter der glühenden Sonne der Tropen ohne jegliche Verbindung zur Ausübung der modernen Technik besonders ersucht wurde.

In dem vorliegenden Werke gibt Stratz einen kurzen Ueberblick seiner indischen Thätigkeit. Einige bereits in indischen und holländischen weniger verbreiteten Zeitschriften erschienene Veröffentlichungen sind der Vollständigkeit halber mit eingefügt.

Das anthropologisch Wichtige erscheint in ausführlicher Darstellung im Archiv für Anthropologie.

Nach einem Ueberblick über die Bevölkerung von Java und speciell über die Frauen von Java mit besonderer Berücksichtigung des Beckens bespricht Stratz die Vertheilung der gynäkologischen Krankheiten unter den europäischen und eingeborenen Frauen, kommt dann auf die Geburtshilfe bei beiden zu sprechen. Er widerlegt für die Javanerinnen die Ansicht, dass sie, wie alle Naturvölker besonders nach leicht und schmerzlos gebären. Die ziemlich häufiger abnormalen Kindeslagen und Beckenanomalien haben meist den Tod von Mutter und Kind zur Folge. In weiteren Abschnitten behandelt Stratz die Gynäkologie auf Java, sie lag ihm in neuester Zeit in den Händen der „Dokuns“, der „weisen Frauen“. Stratz war der erste Specialist auf gynäkologischem Gebiete.

In den Abschnitten IX—XVI werden die gynäkologischen Behandlungsmethoden und das Vorkommen einzelner Krankheiten geschildert. Stratz spricht zuerst von den plastischen Operationen von Perineum und Vagina, sodann der Reibe nach von der Retroflexio uteri, den Myomen, den Ovarialtumoren, der extrauterinen Schwangerschaft, dem Carcinom der Genitalien, den Bildungsanomalien und den Krankheiten der Adnexa. Stratz hat in dem vorliegenden Werke einen wichtigen Beitrag zu unseren Kenntnissen von den Naturvölkern geliefert, der nicht nur praktischen Werth für die medicinische Behandlung der Naturvölker hat, sondern auch vom anthropol. Standpunkte aus neue Einblicke in das Leben der Naturvölker gestattet. B.

Unsere Gesellschaft hat der, freilich schon seit Jahren erwartete, aber dann nicht weniger unerwartlich schwere Verlust getroffen, der berühmte Geologe, der Entdecker des Diluvialmenschen in Schwaben, unser **Oscar v. Fraas**, dem die anthropologische Gesellschaft und die anthropologische Forschung Deutschlands gleichviel verdankt, ist nicht mehr. Die Trauerbotschaft lautet:

„Heute Vormittag 10 Uhr entschlief sanft nach kurzem Leiden im 74. Lebensjahre unser Lieber Gatte und Vater

Dr. Oscar v. Fraas

Director a. D. am kgl. Naturalien-Cabinet zu Stuttgart, Ritter hoher Orden,

wowen wir Verwandten, Freunden und Bekannten mit der Bitte um stille Theilnahme Nachricht geben.
Stuttgart, 22. November 1897.

Die trauernden Hinterbliebenen:

die Gattin: **Anna geb. Theurer**, die Kinder: Professor **Dr. Eberhard Fraas**,
Kaufmann **Viktor Fraas**, Landgerichtsrath **Marie Gmelin geb. Fraas**,
Fanny, Hedwig, Gertrud, Sosl.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gewahrsam für die Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 8. 10 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Anthropologisches aus dem Lande der Pharaonen. Von Prof. Dr. Eberhard Fraas. — Neuer Fund aus dem Löss von Bräun. Von Prof. Alex. Makewsky. — Die Urbewölkerung des Rheinthales. Von Dr. Mehlis. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Mainz; 2. Danzig. — Literaturbesprechungen. — Kleine Mittheilungen. — Neuvième Congrès international d'Hygiène et de Démographie, dont la célébration aura lieu à Madrid du 10 au 17 Avril 1898.

Anthropologisches aus dem Lande der Pharaonen¹⁾.

Von Professor Dr. Eberhard Fraas.

Pyramiden und die Sphinx sind die Wahrzeichen von Aegypten und die gewaltigen Denkmäler einer längst versunkenen, uns fremd gewordenen Kultur beherrschen den Geist und Gedankengang jedes Besuchers in Wunderlande an den Ufern des Nils. Vielleicht kann weniger als die alten Aegypter zu der Pharaonenzeit werden auch wir im ersten Augenblicke ergriffen von der geheimnissvollen Majestät der mächtig anstrengenden, mit nur halb verständlichen Bilderschriften bedeckten Pylonen, welche in die Heiligthümer der Göttheiten führen, wo uns Angesichts der riesenhaften Königsbästen, der Obeliken und der in ihrer Einfachheit so mächtig wirkenden Säulenhallen unwillkürlich ein Gefühl andächtigen Gransens überkommt. Freilich ist es ein anderes Gefühl, das uns befangen hält, als dasjenige, mit welchem einst hunderttausende andächtiger Pilger sich ihrem von den Priestern in geheimnissvolles Dunkel gehüllten Heiligthume naheten, denn nur die Rückerinnerungen an die alte Glanzzeit dieses Landes und Bewunderung für die gressartigen Leistungen in jener Zeit beherrschen uns; bald gewinnt dem profane Forschungsdrang die Oberhand und mit dem Gefühle inniger Befriedigung orientiren wir uns an der Hand unseres trefflichen Mentors Bäderer über die Maassverhältnisse, Erhaner und Bedeutung etc. des betreffenden Baues, und der ganze

zauberhafte Nimbus des Ortes ist in der Regel beim Verlassen verfliegen. Ramses II., Sethos I., Amehphis IV. und Thutmosis sind einem bald ebenso geläufig wie die alten Götter Isis und Osiris, Haras, Hathor u. s. m. und 1000 Jahre vor Christi Geburt ist das Mindeste, was uns noch imponiren kann. Glücklicherweise kommen aber auch ruhigere Tage, an welchen wir uns wieder sammeln und die beherrschende Fülle der Eindrücke geistig sichten und verarbeiten können, um so schliesslich ein mehr oder weniger klares Bild von der Entwicklungsgeschichte dieses herrlichen Landstriches zu bekommen. Die erstaunliche Fülle der Denkmäler, Kunstwerke, bildlicher Darstellungen und vor allem der Inschriften, welche in Aegypten gefunden und durchgearbeitet sind, gewähren einen tiefen Blick in das innere und äussere Leben dieses Volkes, das wir schon 2200 Jahre v. Chr. in einer wahren Glanzperiode der Technik und Darstellungsweise finden, von welcher die wunderbar schönen Schmucksachen aus der Ziegelpyramide von Daschür, die heute noch jedem Goldschmied Ehre machen würden, den besten Beweis liefern. Fast noch erstaunlicher aber, als dieser Fund der Mangan's von Jahre 1894 sind die neuesten Ausgrabungen, welche ein ganz neues Licht auf die älteste, bisher im dunkeln Grau sich verhüllende Periode der ersten Dynastien des ägyptischen Reiches (etwa 3000 v. Chr.) werfen. Die von fabelhaftem Erfolg begleiteten Ausgrabungen von Flinders Petrie bei Tash, von Amélineau in der Umgehung von Ahydos und die von de Morgan bei Negada haben Schätze zu Tage gefördert, welche die kühnsten Hoffnungen der Aegyptologen

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Sitzung des württembergischen Vereins in Stuttgart den 8. Januar 1898.

übertreffen. Hunderte und aber Hunderte prächtig gearbeiteter Steinkrüge, Vasen aus Marmor, Figuren aus Bergkristall, Porphyry und Granit, Sobelien und Thierfiguren aus feinkörnigen, grünen Grauwackenschiefen und zahllose Feuersteinwerkzeuge sind die Belegstücke aus einer Zeit, welche nach den bis jetzt enttifferten Schriftzeichen in die I. Dynastie unter dem sagenhaften König Mene fällt und etwa 5000 Jahre (3000 v. Chr.) zurückliegen dürfte. Wohl finden sich schon Spuren von Metallen, aber zugleich ist diese Zeit als die böchste Entwicklung der jüngeren Steinzeit zu bezeichnen, mit einer Vollendung der Technik in der Bearbeitung des Gesteinsmaterials, wie sie in keinem anderen Lande der Welt erreicht wurde. Aegypten nahm damals schon, wenn wir von den grossen asiatischen Reichen absehen, ohne Zweifel den ersten Rang unter den Culturstaaten am Mittelmeer ein. Ebenso sieher ist es auch, dass dieser grossartigen Entwicklung der neolithischen Zeit in Aegypten eine paläolithische oder ältere Steinzeit voranging, deren Belegstücke uns in zahllosen zweifelslos bearbeiteten Feuersteinlamellen und Abfallstücken, sogen. Nueeli, aus der Wüste östlich und westlich vom Niltal vorliegen und von welchen auch ich eine grössere Anzahl in der Wüste, östlich vom Nil, zu sammeln Gelegenheit fand. Wohl sind diese Artefacte von den Sprengstücken zu unterscheiden, welche infolge der raschen Temperaturunterschiede von Nacht und Tag an den spröden Feuersteinen abspringen und nicht selten auf weite Strecken den Boden bedecken. Damit haben wir nun die ältere Urzeit Aegyptens, die Präistorische oder wie man sich dort ausdrückt die prädynastische Zeit dieses Landes erreicht und mit ihr geben uns jegliche Anhaltspunkte über die Bewohner und über Zeitbestimmungen verloren; an Stelle der historischen Forschung muss hier die rein anthropologische und die geologische treten, um noch zu versuchen, einige Streiflichter in dieses Dunkel der Urzeit menschlicher Behausung zu werfen.

Die nächstliegende Frage ist diejenige über die Bewohner des Landes. Wir lernen ihren Charakter sehnlich zur Genüge mit dem ersten Tritt auf afrikanischem Boden am Hafeu von Alexandrien kennen, wo uns ein Gemimmel der verschiedenartigsten Völkertypen in Empfang nimmt, wie sie sich wohl an keinem andern Platze mehr zusammengewürfelt finden. Ganz abgesehen von den Vertretern fast aller europäischen Völker und einem Gemenge asiatischer Typen, vor allem der Türken, Levantiner, Syrier, Juden, Indler und Perser, umdrängen uns hier fremdartige, echt afrikanische Gestalten, deren Eigenart und gegenseitige Verschiedenheit wir bald kennen lernen. Unter diesen

fesseln unser Interesse am meisten die eigentlichen Beherzher und Bewahner des Landes. In den Bazaren und auf den Strassen der Städte lernen wir die Araber, die Beherrscher Aegyptens im Mittelalter bis zur Türkenherrschaft, kennen, ruhige überaus anständige und hilfsbereite Männer, die in kurzer Zeit unsere Sympathie gewinnen. Neben den Arabern begegnen uns besonders in den Städten Oberägyptens die Kopten, Bekenner der christlichen Religion und directe Naehkommen der alten Aegypter, zierliche schlanks Gestalten mit schmalen Gesichtern und von heller Hautfarbe, meist sehnlich durch ihre dunklen Turbane und Kleider von den Arabern unterschieden, deren Vorliebe für hante malerische Farben sich in den Kleidern wie in den Bantem ausspricht. Fallen uns schon unter den Kopten mancher Gestalten auf, die uns unwillkürlich an die Abbildungen in den altägyptischen Heiligthümern erinnern, so ist dies noch mehr unter der Landbevölkerung der Fellachen der Fall. In den ruhigen schönen Linien des Gesichts und den melancholischen „mandelförmig gesehlitzten“ dunklen Augen mit dicht gestellten Wimpern der Fellachmädchen erkennen wir leicht die Vorbilder der altägyptischen Göttinnen, und der Fellache in seiner Thätigkeit auf dem Felde erinnert uns so sehr an die Altägypter, als wir auch heute noch seine Geräthe und deren Handhabung vielfach genau in derselben Weise wiederfinden, wie sie vor Jahrtausenden im Gebrauch waren. Seltsam und eigenartig erhörten uns in dem Gemimmel arbeitender oder lebhaft feischender Leute die stolzen Söhne der Wüste, die Beduinen, die ein dürftiges Nomadenleben dem Trabel der Stadt vorziehen und sich erhaben fühlen über Arbeit und Handel. Jedem imponiren diese dunkel bronzefarbenen, hageren und sehnlichen Gestalten von tadellensem Ebeumass der Glieder mit ihren odlen Gesichtszügen, die förmlich der Wüste angepasst erscheinen. In Aegypten haben wir es, abgesehen von den aus Arabien und Syrien eingewanderten Beduinenstämmen, welche Unterägypten bewohnen, mit 2 Hauptstämmen, den Ahabde und Biseharin, zu thun, beide der afrikanisch-hamitischen Völkerverfamilie der Bega angehörig, aber unter sich sowohl in ihren Wüstengebieten wie in Sitten und Gebräuchen sehnlich unterschieden. Schweinfurth, wohl einer der besten Kenner Aegyptens, sieht diese nomadisirenden Wüstenbewohner des als Ebsai bezeichneten Landes zwischen Nil und Rothem Meer als die Ueberreste einer alten hamitischen Urbevölkerung Aegyptens an, die von dem grossen Völkerverderbe Sidarabiens über Aethesinien und Nubien nach den reichen Jagdgründen des Niltales vordrang und deren Spuren uns in den Steinwerkzeugen aus paläolithischer und

neolithischer Zeit in der arabischen und lybischen Wüste erhalten sind. Bedrängt und unterworfen von neuen Eindringlingen, die mit den Errungenschaften einer höheren Cultur aus den Euphratländern herzogten und die uns später als Aegypten bekannt werden, mussten die Beduinen sich nach den unzugänglichen Wüsten und Gebirgen seitlich vom Nilthal zurückziehen, konnten sich dafür aber dort unberührt von den Umwälzungen der Reiche, aber auch abgeschlossen von der Cultur bis in die Jetztzeit durch so viele Jahrtausende hindurch erhalten. Noch finden wir bei den Abahde-Beduinen steinerne Küchengeräthe im Gebrauch, gleichsam als atavistische Rückerinnerung an jene prähistorischen Zeiten, und auch bei den Bischarin spielen die Pfeifen und Gefässe aus Talkschiefer eine grosse Rolle.

Dass dieses Urvolk nicht auf das Nilthal beschränkt war, das beweist auf das schlagendste die fabelhafte Entwicklung der Steintechnik in der neolithischen Zeit; eine solche Technik entwickelt sich niemals in einem Lande, in dem es nur Thon und Nilschlamm oder an den Geländen nur weiche Kalksteine und Sande giebt, sie kann nur in einem echten Gebirgsland erworben werden, wo der geologische Untergrund das Material an die Hand bot. Hier setzt nun der Geologe mit seinen Forschungen ein, und es ist mir eine grosse Genugthuung, auf meinem geologischen Streifzug durch das Gebirgsland zwischen Nil und Rothem Meer gar manche von den Gesteinsarten in ihrem Lager beobachtet zu haben, welche in den ersten Dynastien so vielfache technische Verwendung gefunden haben. Ich habe bei meinen Untersuchungen auch noch den weiteren Gesichtspunkt in Betracht gezogen, wie denn überhaupt der Aufenthalt und die Entwicklung grösserer Völkerstämme in den Wüstengebieten denkbar ist, in welchen heutzutage kaum noch die wenigen Beduinen mit ihren ärmlichen Ziegen und Schafherden ein dürftiges Dasein fristen, in welchen jedenfalls ein 40 jähriger Aufenthalt des Volkes Israel, auch auf den damaligen Stand und die damalige Genügsamkeit rednirt, schlechterdings unmöglich wäre. Es setzt unbedingt ein anderes feuchteres Klima voraus, Quellen und Wasser mussten ein in den heute wasserlosen Gegenden vorhanden gewesen sein, denn nicht anders können wir uns die öden und fast vegetationslosen Wüstenländer als Weidegründe für den Viehbestand grösserer Völkerstämme denken. So einleuchtend diese Schlussfolgerung ist, so schwierig ist es, directe Beweise dafür beizubringen, doch glaube ich immerhin, dass einige Beobachtungen aus dem Wüstengebiete zwischen Kenah und Koseir ganz entschieden dafür sprechen. Erstens sind dies die

mächtigen und wohlausgebildeten Uferterrassen an den Ausmündungen der Thäler aus dem Gebirge, welche so vollkommen an unsere obereschwäbischen Terrassenbildungen erinnern, dass es schwer fällt, für sie nur momentane Hochwasserkatastrophen, wie sie allerdings in diesen Gegenden vorkommen, anzunehmen. Die wohlgerundeten Kiesel und der Mangel an grobem Material sprechen vielmehr für einen ruhigen Transport in fliessendem Wasser. Noch schlagendere Beweise liefern die Ablagerungen von Kalksteinen, die sich in den jetzt vollständig trockenen Schluchten des Hammamat finden und Mächtigkeiten bis 5 m erreichen; es sind dies unzweifelhafte Quellansätze, wie wir sie bei Cannstatt oder in unseren Althälern zu finden gewohnt sind und welche nur von anhaltenden Quellen gebildet werden können. Dass diese Kalktuffe geologisch sehr jung sind, geht aus ihrer Lagerung hervor, denn sie überdecken noch die alluvialen Kiese und Schotter des Thales.

Noch lässt sich ein weiteres gewichtiges Argument anführen, dies sind die Korallenriffe an der Küste des Rothem Meeres. Dicht an der Küste haben diese uner müdlichen Baumeister im Meere, jene kleinen Korallenthierchen, einen bunten Gürtel aus Millionen und Abermillionen von Kalktöcken angelegt, welche in ihrer Gesamtheit ein Saumriff darstellen, das als eine der Schifffahrt gefährliche Barriere der Küste vorgelagert ist. Nur an wenigen Punkten ist das Riff unterbrochen, zugleich eine geschützte Hafeneinfahrt bildend. Diese Lücken liegen stets an der Ausmündung von Thälern, und es stimmt dies mit den Beobachtungen überein, dass nichts den Korallenthierchen mehr zuwider ist, als ein wenn auch noch so geringer Gehalt an Süswasser. Nun wissen wir, dass im Alterthum eine Menge guter Hafen an der afrikanischen Küste Schutz boten, welche heute entweder ganz verschwunden oder nur schwer gegen das Wuchern des Korallenriffes zu schützen und freizuhalten sind. Diese Erscheinung bringe ich mit dem Mangel an Süswasserabfluss aus den Thälern in Verbindung und halte sie für einen Beweis, dass früher das Land wasserreicher war, als heutzutage. Nehmen wir einmal an, dass auch ein Theil der heutigen Wüste früher bewohnbar war, dann ist der Schlüssel gegeben zur Lösung der Frage, auf welchem Boden jene herrliche neolithische Cultur der ersten Dynastie ihren Ursprung genommen hat und woher die grossen Pharaonen jene ungezählten Heerschaaren bezogen, für deren Ernährung das Nilthal allein unmöglich ausreichen konnte, dann werden auch die zahlreichen Niederlassungen aus alter Zeit, die Steinbruch- und Bergwerksarbeiten erklärbar, deren Trümmer uns inmitten der wasser-

losen Gehirne als ein vollständiges Räthsel erscheinen müssen. Auf die Ursachen dieser klimatischen Veränderung näher einzugehen, würde zu weit führen, und diese Frage ist zur Zeit auch nicht zu beantworten, so wenig als wir wissen, woher die Eiszeiten in Europa ihren Ursprung genommen haben; aber auf die Analogie zwischen derartigen klimatischen Schwankungen in Europa und Afrika mag doch hingewiesen sein, und nicht undenkbar ist die von Lepsius aufgestellte Hypothese, dass den Eiszeiten Europas ein gemäßigtes und regereiches Klima in den heute sonndurchglühten südlichen Zonen entsprach, und dass nur in solchen klimatischen Verhältnissen die Existenzbedingungen für die Entwicklung eines Culturvolks gegeben waren.

Reicher Beifall wurde dem Redner für seine das allgemeine Interesse beanspruchenden Ausführungen zu Theil. In der längeren Erörterung, die sich an den Vortrag anschloss, erläuterte Medicinalrath Dr. Hedinger seine eigenen Aufsammlungen an Feuersteinen aus Aegypten und wies auf die grosse Bedeutung der de Morgan'schen Untersuchungen über die Steinzeit in Aegypten hin. Prof. Dr. Klunzinger, der bekanntlich selbst 8 Jahre in Kossire unter den Arabern und Beduinen zugebracht hat, theilte gleichfalls aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und dort gemachten Beobachtungen Verschiedenes zur Ergänzung des Vortrages mit.

Neuer Fund aus dem Löss von Brünn.

Von Professor Alex Makowsky.

Professor Alex Makowsky berichtet über einen Anfangs November 1897 im Löss von Brünn (in Mähren) aufgedeckten prähistorischen Fund, welcher ein neuerlicher Beweis der Gleichzeitigkeit des Menschen mit der diluvialen Thierwelt bildet.

Am Südostabhange des „Rothen Berges“ bei Brünn, woselbst seit vielen Jahren grosse Ziegelwerke in Betriebe und viele Reste diluvialer Thiere, selbst einige menschliche Skelettreste konstatiert worden sind, (Siehe Makowsky, Löss von Brünn 1888, Verh. des nat. Ver. in B.) wurde schon vor etwa 10 Jahren eine 7 m mächtige Lösslage abgetragen, deren Unterlage noch 4 m mächtig erst hener in Verwendung kam.

Bei dieser Gelegenheit fanden sich in einer Tiefe von 3 m (also ursprünglich 10 m tief) auf einer etwas concaven Fläche eine grosse Zahl von elfenbeinernen, dicht mit Mangandendriten überzogenen Knochen diluvialer Thiere, die, von festen Mergelkrusten eingehüllt, die Folge der Wasserdurchlässigkeit der nun schwächer gewordenen Lössdecke so brüchig und morsch geworden waren, dass nur wenige Knochen unzerbrochen herausgelöst werden konnten.

Die sorgfältig vorgenommene Untersuchung der thierischen Reste an Ort und Stelle ergab einige Fusswurzel- und Armknochen eines jungen Mammut, einen Unterkieferast und gleichfalls Fusswurzeln und Extremitäten von *Rhinoceros tichorhius* (gleichfalls ein junges Thier), sodann viele Skelettheile von *Bison prisus* und *Equus fossilis*. Winkelkörper und Rippen dieser Thiere fehlten gänzlich. Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass die Knochen bunt und lose durch einander lagen, so z. B. neben dem Kiefer des *Rhinoceros* die Fusswurzeln von *Bison* und *Equus*, dass ferner kleine Holzkohlenstückchen, welche don Löss dunkler gefärbt, beigemischt waren.

In Folge der grossen Zerbrechlichkeit der Knochen konnten weder Schlagmarken noch überhaupt aufgeschlagene Knochen beobachtet werden; auch Steinwerkzeuge fanden sich nicht vor.

Dessen ungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, dass diese kunterbunt nebeneinander geworfenen thierischen Skelettheile die Reste einer Malzeit des Menschen in der Diluvialperiode sind, dass wir also neuerdings eine in dieser Lokalität schon früher beobachtete Lagerstätte des diluvialen Menschen vor Augen haben.

Die wichtigsten Belege dieses Fundes sind den diesherzöglichen Sammlungen des mineralogischen Museums der technischen Hochschule in Brünn einverleibt worden.

Die Urbewölkerung des Rheinthaales.

Von Dr. C. Mehlis.

Namen und Art der Urbewölkerung des Rheinthaales war bisher unter den Gelehrten streitig. Die anooch ungelöste Frage scheint nun in eine neue Phase einzutreten, und besonders unser Mittelrheinland ist dabei theilhaftig. An der Hand der im letzten Jahrzehnt zwischen Neustadt a. H. und Worms gemachten neolithischen Grabfunde, und zwar mit besonderem Bezug auf das Wormser Grabfeld hat Dr. Mehlis in der letzten Nummer des „Correspondenzblattes der deutschen Gesellschaft und Alterthumsvereine“ (Nr. 9 u. 10, 1897) darauf hingewiesen, dass als die ältesten Ansiedler im Rheinlande Stämme der Ligurer anzunehmen seien, die von der Rhone und Saône aus durch die burgundische Pforte das Rheinthal hiesiedelt hätten. Genannter Forscher machte nun im October und November letzten Jahres eine Studienreise nach Italien, um dort aus dem Studium der prähistorischen Gräber Ober- und Mittelitaliens Stützen für seine Ansicht zu gewinnen. Er war überrascht, in Rom im Museum Kircherianum die ausgesprochenen Seitenstücke zu den mittelrheinischen Gräbern der neolithischen Zeit zu finden. Beide Serien, die eine vom Ufer

der Riviera, die andere vom Rande des Hartgebirges, gleichen sich ebenso sehr in der Gestalt der Schädel (Dolichocephalen), in der Grösse der Körper, in der Lage der Skellet (Hoeker), wie in der Art und der Beschaffenheit der Beigaben, dem Ornament der Gefässe, der Form der Steingeräthe, der Mahlsteine, der Furbenbeigaben u. s. w.

Während sich die ligurischen Funde über ganz Oberitalien erstrecken, lassen sie sich im Rheingebiet bisher hauptsächlich auf der linken Thalseite von Basel bis Mainz verfolgen und treten weiter nördlich im Rheingau bei Wiesbaden und an der Lahn bei Steeten noch auf. Der Director des anthropologischen Instituts zu Rom, Professor Sergi, hat sich bereits der Ansicht von Dr. Mehlis angeschlossen. Die Ligurereinwanderung im Rheinthale wird zudem nicht nur durch geographische, anthropologische und archäologische Erwägungen bewiesen, sondern auch durch linguistische Nachweise gestützt, welche die letzte Arbeit Professor Wilhelm Deecke's, erschienen im 10. Jahrgange des „Jahrbuches für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens“, im einzelnen bringt. Der wissenschaftliche Nachweis wird in einer im Laufe des Sommers im „Archiv für Anthropologie“ erschienenen Specialarbeit geführt werden.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung vom 8. Dezember 1897. Professor Dr. Conwents: Die Eibe in der Vorzeit der skandinavischen Länder. — Herr Prof. Dr. Conwents sprach über das obige Thema auf Grund eigener Beobachtungen, welche er jüngst während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Norden anzustellen Gelegenheit hatte.

Die uns umgebende Thier- und Pflanzenwelt ist einem steten Wechsel unterworfen. Ebendort waren andere Gewächse, andere Thiere vorhanden, als gegenwärtig; einige wandern aus, andere kommen neu hinzu, und manche sterben ganz aus. Dieser Prozess geht sehr langsam vor sich und ist daher unmittelbar nicht gut wahrnehmbar. Nur wenige Beispiele für das allmähliche Aussterben liefert die Fauna höherer Thiere. Neben Auerochs, Wisent und Elch ist es besonders der Biber, der nach dieser Richtung unser Interesse in Anspruch nimmt. Einmal war er weit verbreitet, wie sich aus einer Reihe von verschiedenartigen Umständen ergibt. Es finden sich z. B. in Mooren, selbst in nördlichen Gegenden, nicht selten Knochen der Art und auch charakteristisch beoagte Hölzer. Ferner sind Ortsbezeichnungen häufig, die mit dem ehemaligen Vorhandensein der Thierart in Zusammenhang stehen, z. B. Biberbach, Biberbruch, Biberwalde, Bohrowo und viele andere. Ein kleiner Mündungsarm der Nogat, n. w. von Elbing, heisst noch heute Biberzug, und ein Nebenfluss der Weichsel in Russland (mit dem polnischen Namen für Biber) Bohr. In Riga gab es ursprünglich eine Beverstrasse, woraus allmählich erst eine „Weberstrasse“ entstanden ist, und die Stadt Hörnesand im mittleren Schweden führt von Alters her in ihrem Wappen einen

Biber. Jetzt ist das Thier in Schweden, sowie im nördlichen Russland, ausgestorben; in Norddeutschland findet es sich noch von der Wittenberger Elbgegend bis gegen Magdeburg hin.

Ein anderes Beispiel einer immer mehr zurückgehenden Art bietet die Pflanzwelt in der Eibe (*Taxus baccata* L.), welche einst in unseren Wäldern dichtes Unterholz bildete, jetzt zu den seltensten Holzarten überhaupt gehört. Ueber das Schwinden der Eibe in Deutschland, speciell im Weichselgebiet, hat der Vortragende auf Grund eigener Untersuchungen schon vor sechs Jahren eingehend berichtet und die Ergebnisse in einer Abhandlung zur Landeskunde der Provinz Westpreussen veröffentlicht. Seitdem hat er diesen interessanten Stamm stetig im Auge behalten und umfangreiche Beobachtungen über dessen Vorkommen und Verbreitung in der Gegenwart und Vergangenheit, in Deutschland und im Auslande, besonders in den Ländern des Nord- und Ostseegebietes, angestellt. Es hat sich gezeigt, dass die Eibe auch in Skandinavien früher eine weitere Verbreitung und grössere Bedeutung als jetzt gehabt hat. An dieser Stelle sollen jedoch nicht die botanischen Resultate, die sich dabei neu ergeben haben, sondern die allgemeinen Untersuchungen mitgeteilt werden, soweit sie Folklore und Prähistorie betreffen.

Schon im Kneienalphabet kommt ein Zeichen (*y, fr*) vor, welches als „Eibe“ und zugleich als „Bogen“ gedeutet wird. In der heutigen Sprache heisst der Stamm *id, idegran* (grau = Fichte) oder auch *barrind* (Nadel-Linde). Durch besonderes Entgegenkommen des Herrn Reichsarchivar Odhner wurde es dem Vortragenden ermöglicht, im schwedischen Reichsarchiv die handschriftlichen Verzeichnisse der Orts- und Finruamen einzusehen; da stellte sich heraus, dass eine recht grosse Zahl derselben mit *id* zusammengesetzt ist (*Idö, Idkär, Idelund, Idehult, Idmyren* etc.). Der Vortragende hat einige dieser Localitäten besucht und gefunden, dass dort noch jetzt Eiben vorkommen, aber an den meisten sind sie gänzlich geschwunden. Er bemerkt beiläufig, dass es auch einzelne Fischnamen *id* giebt (*Idis Melanotus*), und dass einzelne Ortsbezeichnungen, wie *Idjö* und *Idbäck*, auch wohl von diesem herrühren mögen.

Ein wichtiger Beweis dafür, dass die Eibe früher häufiger dort war, ist weiter die Thatsache, dass Artefacte von Eibenholz, wie die Untersuchungen des Vortragenden ergeben haben, verhältnissmässig häufig in Grabstätten und an anderen Fundorten der Vorzeit in den nördlichen Ländern angetroffen. Im allgemeinen kann man die Wahrnehmung machen, dass prähistorische Sammlungen keine so grosse Beachtung von naturhistorischer Seite erfahren, und doch wären in vielen Fällen gewisse interessante Resultate für beide Theile zu erwarten. In richtiger Beurtheilung dessen ist man jetzt im Nationalmuseum in Kopenhagen damit vorgegangen, einen Special-Naturhistoriker als Assistenten anzustellen. Herr Conwents benutzte seinen Aufenthalt in Skandinavien auch dazu, um in den bekannten grossen Museen zu Stockholm, Christiania, Kopenhagen u. a. die hölzernen Gefässe und Geräthe einer näheren Betrachtung zu unterziehen, und er hat eine erhebliche Zahl derselben mikro-kopisch prüfen können. Im Nationalmuseum in Stockholm fand sich ein jetzt ansehnlich gefallenes eimerartiges Gefäss aus Eibenholz, und in Lund gab es deren zwei; ausserdem übrigens ein drittes aus dem römischen Zeitalter von Fichtenholz. Letzteres ist nicht von geringerem Interesse, einmal diese Baumart erst später dorthin emwanderte, doch findet sie sich auch schon in den bronze-

zeitlichen Eisenbildern von Bohuslön dargestellt. In Christiania waren aus 23 Funden 18 verschiedene Gefäße von Ebenholz gefertigt; dieselben gehören der jüngeren römischen, der Völkerwanderungs- und der Vikingerzeit an. Unter den andern bestand eins aus der jüngeren römischen Epoche wiederum aus Fichtenholz (gran). Von den sehr reichen Verzäunten des Museums in Kopenhagen wählte der Vortragende 36 verschiedene Holzgegenstände aus, und die mikroskopische Untersuchung derselben ergab, dass sie durchweg der Erde angehören. Es sind kleinere und grössere Eimer (bis 28 Centimeter hoch), ein Messerstein und mehrere Bogen. Die bestglichen Fundorte verteilen sich auf Jütland, Seeland, Fünen und Bornholm. Der Zeitstellung nach geben die dänischen Stücke vom 8 oder 7. Jahrhundert v. Chr. bis in das 9. Jahrhundert n. Chr., d. h. sie erstrecken sich etwa über einen Zeitraum von 1600 Jahren. Auch das Museum in Kiel enthält eine Anzahl Bogen aus eben demselben Holze (die zugehörigen Pfeile sind dagegen aus Kiefernholz gearbeitet). Im Ganzen hat der Vortragende in den skandinavischen Ländern 61 verschiedene vorgeschichtliche Holzgeräthe untersucht, und davon bestanden fünfzig aus Ebenholz. Dies Ergebnis ist sehr bemerkenswert, zumal die Objecte, nach dem übereinstimmenden Urtheil der nördlichen Archäologen, nicht etwa von Süden importirt, sondern durchweg einheimischen Ursprungs sind; es ist überraschend besonders für Dänemark, wo heute die Baumart arabisch nur an einer einzigen Localität (Vejlefjord) bekannt ist.

Aus all diesen Factoren kann man wohl folgern, dass die Erde ehedem, wie in Deutschland, so auch in Skandinavien eine grössere Verheerung und kräftigere Entwicklung gehabt hat. Der Mensch hat durch viele Jahrhunderte dem vorzüglichsten Holze nachgestellt und auf diese Weise dort, wie auch anderwärts, zum Rückgang der langsam wachsenden Art erheblich mitgewirkt. Subfossile Reste sind bereits von Herrn G. Andersson auf der Insel Björkö in Bohuslön aufgefunden, und es steht zu erwarten, dass bei der immer mehr um sich greifenden wissenschaftlichen Durchforschung und praktischen Anmützung der Moore im Norden weitere Spuren der Holzart, vielleicht auch Stubben und Stammstücke, dort werden aufgefunden werden.

Schon früher waren hier und da, besonders auf dem Continente, z. B. in Ungarn, Sachsen und Schlesien, prähistorische Holzgefäße von botanischer Seite untersucht worden; es hatte z. B. Herr Geheimrath Ferdinand Cobz das Vorhandensein zweier Ebenemimer in dem bekannten Gräberfelde von Sacraun bei Breslau festgestellt. Aber die bisherigen Funde sind ganz vereinzelte und stehen ihrer Zahl nach in gar keinem Verhältnisse zu dem eben geschilderten Auftreten in den nördlichen Ländern. Ueberdies haben sie auch gar wenig Beachtung gefunden, wie sich z. B. aus dem Umstand ergibt, dass in einem vor zwei Jahren erschienenen Handbuch der vorgeschichtlichen Botanik von Tuxen überhaupt nicht die Rede ist. Der wissenschaftliche Nachweis eines so häufigen Vorkommens der Holzart unter den skandinavischen vorgeschichtlichen Funden ist neu, wesshalb man wohl hier und da, vornehmlich in Norwegen, vermuthet hätte, dass Ebenholz vorliegen könne. Cebrigens hat Herr Couwents auch in den Sammlungen des kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin und im Provinzialmuseum in Hannover einige prähistorische Taxis-Artefakte aufgefunden.

Der Vortragende stattete Allen, die im Auslande durch freundliche Bereitstellung des werthvollen Materials seine Untersuchungen freundlich gefördert haben,

hauptsächlich den Directoren der grossen nördlichen Museen, Herrn Professor Montelius in Stockholm, Herrn Professor Rygh in Christiania, Herrn Professor Sophus Müller in Kopenhagen, sowie auch Fräulein Mestorf in Kiel, seinen wärmsten Dank ab. Gleichzeitig spricht er den Wunsch aus, dass noch mehr Sammlungen in den genannten und in andern Ländern auf Taxusobjecte durchgesehen, und dass die Ergebnisse ihm mitgetheilt werden möchten; er erklärt sich auch gern bereit, die mikroskopische Prüfung auszuführen, sofern ihm kleine Splitterchen eingesandt werden. Schliesslich empfiehlt er nicht allein vorgeschichtliche, sondern auch frühgeschichtliche Sammlungen darauf hin genauer zu untersuchen, da auszunehmen ist, dass sich auch in diesen mancherlei Objecte von Ebenholz vorfinden werden. L.

Alterthumsverein in Worms.

Worms, 15. August 1896.

Die Ausgrabungen auf dem römischen Gräberfeld im Maria-Münster (am Schildweg), welche Freiherr Heyl zu Herrnsheim in der zuvorkommendsten und ansehnlichsten Weise für den Alterthumsverein vornehmen liess, werden heute auf einigen Wochen geschlossen werden, bis die Kartoffel- und Röhrenerte vorliegt, alsdann wird Herr v. Heyl das ganze ihm gehörige, südlich des Schildweges liegende Gelände nach und nach systematisch untersuchen lassen. Die Untersuchung dieses Geländes und die Anflechtung der Gräber liegt in den Händen des seit Jahren für den Alterthumsverein thätigen und ausserordentlich thätigen Herrn Blüm von Bernersheim, jetzt in Worms wohnend. Die Ausgrabungen, welche nentlich die hier anwesenden Anthropologen auf das höchste interessirten, ergaben leider damals nur geringe Aebnte. Es waren im Ganzen drei frührömische Brand- und zwei spätitalische Skeletgräber angelegt worden, dieselben waren jedoch nur mit wenig hervorragenden Beigaben ausgestattet. Kaum hatten dagegen die Anthropologen der Ausgrabung den Rücken gekehrt, da fanden sich — Schicksals Tücke — die reicher ausgestatteten Gräber in grosser Zahl. Es kamen Gräber mit feinen Sigillatgefässen, unserem Porzellan entsprechend, zu Tage, ausserdem Gläser und verschiedene Schmuckstücken. In einem Kindergrabe fand sich eine aus Thon gebrannte Puppe, welche dem kleinen Liebling von Mutterhand mit in das Grab gegeben worden war und die jetzt wieder ihrer Aufzucht feiern sollte. Dann wurde ein Brandgrab angelegt, welches als Aechernne ein grosses Gefäss aus (rother) Sigillatwaerde enthielt und weiter 9 aus demselben Material gefertigte Teller, Schalen und Napfen, alle mit dem Stempel der Fabrikanten versehen, ausserdem ein Lämpchen mit einer erotischen Darstellung. Freiherr v. Heyl wird sich durch die sachgemässe Ausgrabung, welche später, der Wichtigkeit der Gräber entsprechend, veröffentlicht werden muss, den Dank der anthropologischen und archäologischen Wissenschaft erwerben.

Worms, 10. October 1897.

Zur Feier der Anwesenheit des Herrn Geheimraths Virchow mit Familie, sowie seines Schwiegeronkels Professor Henning aus Strassburg wurde gestern Nachmittag die Eröffnung eines römischen Steinarkophages auf dem Gräberfelde am Bollwerk vorgenommen. Während des vorher stattgefundenen Mittagessens begrüsste Herr Major Freiherr v. Heyl als Vorsitzender des Alterthumsvereins den Herrn Geheimrath Virchow als den Altmeister deutscher Wissenschaft und exacter Forsch-

ung, sowie als den langjährigen Freund unseres Paulusmuseums und sprach in herrlichen Worten den Dank aus für das lebhafteste Interesse, welches der Herr Geheimrath von jeder den Wormser Forschungen entgegengebracht und das er durch seine heutige Anwesenheit am 16. Geburtstage des Museums wiederum aufs Neue bekräftigt habe. Herr Geheimrath Virchow dankte herzlich für den bereiteten Empfang und betonte, dass ihn immer die intensive und methodische Forschung in Worms auf das angenehmste berührt habe, und wünscht den ferneren Bestrebungen des Vereins, sowie dem Gedeihen des Paulusmuseums alles Glück. Bei der Eröffnung des Sarkophages fand man ein in Gyps gebettetes weibliches Skelett, welches als Beigabe eine grosse, schön profilirte Glasflasche mit zierlich geföchtenem Henkel, eine Glasphiole von seltener Form, sowie einen grossen, bauchigen, doppelgebeulelten Krug aus Sigillataerde mitbekommen hatte. Eine im Innern des Sarges das Skelett umwachsende Schlingpflanze wurde von Geheimrath Virchow zur näheren Bestimmung mitgenommen. Anlässlich des Besuchs von Virchow hatten sich noch mehrere auswärtige Herren aus Mainz, Heidelberg und Dürkheim, darunter Director Lindenschmid vom römisch-germanischen Museum in Mainz, hier eingefunden.

Literatur-Besprechungen.

Neue Publicationen über Röntgen'sche Strahlen.

Dr. L. Graetz, Ueber die Fortschritte in der Erkenntniss und Anwendung der Röntgen'schen Strahlen. Münchener Med. Wochenschrift Nr. 21 u. 22. 1896. München. Lehmann. 8°. 19 Seiten.

Dr. L. Graetz, Ueber die Fortschritte in der Erkenntniss und Anwendung der Röntgen'schen Strahlen. Münchener Med. Wochenschrift Nr. 16 u. 17. 1897. München. Lehmann. 8°. 18 Seiten.

Dr. Oskar Büttner u. Dr. Kurt Müller, Technik und Verwerthung der Röntgen'schen Strahlen im Dienste der Praxis und Wissenschaft. Encyclopädie der Photographie. Heft 28. Halle a. S. W. Knapp. 1897. 8°. 146 Seiten mit 29 Abbildungen und 5 Tafeln.

Der berühmte Elektriker Prof. Dr. L. Graetz fasst die Anwendungen der für Praxis und Wissenschaft so hochwichtigen Entdeckung des Würzburger Professors Röntgen folgendermassen zusammen: „Es ist bereits oben erwähnt, dass es schon seit der Mitte des vorigen Jahres gelungen ist, von sämtlichen Theilen des Knochengeriütes des Menschen photographische Aufnahmen zu machen. Am leichtesten und raschesten erhält man Photographien der Knochen der Hand, des Unterarms, des Oberarms, dann des Unterschenkels, Femurs, Kniees, Oberschenkels, dann der Wirbelsäule, des Kopfes, des Beckens. Letztere sind, wie erwähnt, am schwierigsten. Auf dem Fluorescenzschirm sieht man gut die Wirbelsäule mit den Rippen, man sieht den Kopf, an welchem die Höhlen deutlich erkennbar sind, man sieht aber nichts, wenigstens so viel ich weis, von den Knochen des Beckens. Die inneren Weichtheile treten auf der Photographie und zum Theil auch auf dem Fluorescenzschirm theilweise deutlich hervor. Die Lungen sind sehr hell und durchsichtig.

Taberculoherde machen sich in ihnen durch grössere Absorption als dunkle Stellen kenntlich. Das Herz erscheint in der Photographie dunkel, es lässt sich deutlich am Schirm sehen und seine Bewegung genau verfolgen. Ebenso die auf- und abgehende Bewegung des Zwerchfells. Der Magen wird in seinen Umrissen sichtbar, wenn er mit Luft gefüllt ist, sei es auch durch künstliche Aufreibung, oder durch Füllung mit einer Brausemischung. Die Därme sind sichtbar. Ueber die Beobachtung von Weichtheilen gibt Macintyre passende Anordnungen. Fremdkörper, namentlich metallische, lassen sich im Allgemeinen leicht schon am Fluorescenzschirm erkennen. Ein Knopf im Darm wurde von Lodge, eine Kugel im Gehirn von Brissaud und Londe photographirt. Die Photographie oder Inspection des Verlaufes der Adern an Leibern hat mehr ein didaktisches Interesse. Sie werden sichtbar, wenn man sie mit Gipsbrühe oder mit Bronzepulver, das in einer alkoholischen Wachslösung suspendirt ist, injicirt.“ B.

Josef Müller, Ueber Ursprung und Heimat des Urmenschen. Stuttgart. F. Enke. 1894.

Müller will die Ideen Moriz Wagners über Ursprung und Heimat des Urmenschen, die im dritten Abschnitt der Abhandlungen „Neue Beiträge zur Streifung des Darwinismus“ niedergelegt sind, einem grösseren Leserkreis vorlegen.

Wagners Hypothese verlegt die Heimat des Menschen nach dem Norden der alten Welt, Europa und Nordasien, und nimmt als Zeitpunkt für den Beginn seiner Evolution aus einer thierischen Form den Anfang der Diluvialperiode an, in dem er gerade der hereinbrechenden Eiszeit die entscheidende Bedeutung für die Einleitung des Vorganges beizumisst.

Während Wagner seine Theorie vom Ursprunge des Menschengeschlechts nur in flüchtiger und skizzenhafter Darstellung publicirt und dieselbe nur als ein gutes Beispiel zur Demonstration seiner Separationstheorie angesehen hat, sucht Müller derselben eine eminente, selbständige Bedeutung beizulegen und zu zeigen, wie durch die Erschwerung der Lebensbedingungen in der Eiszeit der Vorläufer des Menschen (ein Anthropoid) allmählig zur Fleischnahrung übergegangen hat, die Hämme verlassen hat, die er gelernt hat Werkzeuge zu gebrauchen und andere Thiere zu erjagen, und wie er endlich zum aufrechten Gang gelangte.

Selbst einen begeisterten Anhänger der Lehre von der Entwicklung des Menschen aus einem Thiere ist, dürfte es schwer fallen, die ganze Uebergangsperiode auf den Zeitraum einer einzigen relativ kurzen erdgeschichtlichen Periode, auf die Dauer der Eiszeit, zu beschränken. B.

Kleine Mittheilungen.

In Stettin constituirte sich am 22. October v. Ja. eine „Gesellschaft für Völker- und Erdkunde“, die nach kaum dreiwöchentlichem Bestehen bereits auf über 100 Mitglieder zurückblicken kann. Zweck derselben ist, das Interesse für diese beiden Disciplinen im weitesten Sinne, also einschliesslich der Anthropologie und Prähistorie, unter der Stettiner Bevölkerung anzuregen und zu fördern. Sie glaubt dieses erreichen zu können einmal durch Veranstaltung von Vorträgen und Demonstrationen sowohl wissenschaftlichen, als auch populären Inhaltes, sodann durch Schaffung einer Centralisationsstelle für anthropologische und ethnographische Gegenstände, die in geeg-

neten Räumen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und später als ethnographische Unterabteilung einem von der Stadt geplanten Museum für Kunst und Wissenschaft voraussichtlich einverleibt werden sollen.

Zum 1. Vorsitzenden wurde Dr. Buschau, zum Stellvertreter Hauptmann v. D. Henry, zu Schriftführern Dr. Iffland und Professor Dr. Walter, zum Kassensführer Kaufmann Schaper erwählt. — Zusammenfassungen werden an Dr. Buschau, Stettin, Friedrich Karlstrasse 7 erbeten.

Statistik der deutschen Schul- und Universitäts-Schriften pro 1895/96.

Bei der Zentraltabelle für Dissertationen und Programme von Gustav Fock in Leipzig sind im Wintersemester 1895/96 sowie im Sommersemester 1906 „1750“ im gleichen Zeitraum An deutsche Universitäten bzw. höhere Lehranstalten etc. von ersehenswerten Schriften, (Inauguraldissertationen, Habilitationsschriften, Gelegenheitschriften, Programmhandlungen etc.) eingeleitet worden. Die Titel derselben sind im VII. Jahrgang des, unter Mitwirkung mehrerer Universitätsbibliotheken von oben genannter Centralstelle herausgegebenen Bibliographisches Monatsblattes über neu erschienene Schul- und Universitätschriften verzeichnet. Auf die einzelnen Wissenschaften vertheilt sind die 3700 Heftseiten folgendermaßen:

Abhandlungen	
Classische Philologie und Alterthumswissenschaften	309
Neuere Philologie (Moderne Sprachen und Literaturwissenschaften)	218
Orientalis und allgemeine Sprachwissenschaft	73
Theologie	38
Philosophie	51
Philosophie	328
Geschichte und Hilfswissenschaften	167
Geographie	15
Recht- und Staatswissenschaften	243
Medizin	1604
Beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie etc.)	184
Exacte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie, Meteorologie etc.)	199
Medizin	365
Bildende Künste	3
Musik	3
Land- und Forstwirtschaft	22
Verchiedenes (Bibliothekswesen, Boden etc.)	71

Wünschenswerthes Verfahren bei Separatabdrücken.

Die British Association, Burlington House London W., gab im Juli 1896 folgendes Circular heraus.

Ich bin beauftragt vom Comité der British Association on Zoological Bibliography, ihre Aufmerksamkeit auf folgende Mitteilung zu lenken:

Es ist die allgemeine Ansicht wissenschaftlicher Arbeiter, mit welcher das Comité lebhaft übereinstimmt: 1) dass jeder Theil einer fortlaufenden Publikation auf dem letzten Druckbogen das Datum der wirklichen Herausgabe haben möchte, so genau dies angegeben werden kann; 2) dass Separat-Abdrücke der Autoren mit der Original-Paginirung herausgegeben werden und die Zahlen der Tafeln auf jeder Seite und Tafel genau und mit Bezug auf den ursprünglichen Platz in der Publikation angegeben werden sollen; 3) dass Separat-Abdrücke der Autoren nicht unter der Hand vertheilt werden sollen, ehe das Blatt in regelmäßiger Weise erschienen ist.

Das Comité bemerkt, dass diese Gebräuche durchaus nicht allgemein sind, beständig werden Klagen laut, dass einer oder der andere nicht beachtet wird. Sollte sich die Publikation oder Gesellschaft, mit welcher Sie in Verbindung stehen, bisher noch nicht nach diesen Wünschen richten, erlaube sich das Comité zu fragen, ob diese für die Zukunft nicht doch möglich gemacht werden könne. Sollten Sie dagegen irgend welche anscheinbare Gründe gegen die Annahme dieser Vorschläge haben, so würde das Comité sehr dankbar sein, wenn Sie denselbe götzen, von Ihren Beweggründen in Kenntnis setzen wollten, um in Zukunft sich danach richten können.

Etwalige Bemerkungen und Anträge mögen an das Comité unter der Adresse: „Natural History Museum, Cromwell Road London, W.“ gerichtet werden. Gen. F. A. Bather, Secretary of the British Association Committee on Zoological Bibliography and Publication.

Neuvième Congrès international d'Hygiène et de Démographie

dont la célébration aura lieu à Madrid du 10 au 17 Avril 1898,

sous le patronage de S. M. le Roi Alfonso XIII et de S. M. la Reine Régente.

CIRCULAIRE

Monsieur, Dans la séance de clôture du VIII Congrès, célébré à Budapest (1894), la ville de Madrid fut désignée comme lieu de réunion du Congrès suivant. Le Gouvernement de S. M. se proposa de remplir dignement l'engagement alors contracté. Le Patrocin Royal lui donna son auguste protection: et le bon vouloir, dont se trouvent animés quelques d'entre eux en Espagne de l'hygiène et de la Démographie, se assure le succès. Les travaux de Propagande et d'Organisation, à la charge d'un Comité général, sont par Son Excellence M. le Ministre de l'Intérieur, sont très avancés. Les Programmes et Règlementes du Congrès et de l'Exposition y annexée, déjà imprimés en quatre langues, commencent à circuler et se distribuent partout; la liste des états, receptions et exceptions scientifiques en espérance, est en préparation; les dispositions nécessaires à effectuer dans le Palais de l'Industrie et des Arts, ordé par le Ministre de Fomento (Agriculture, Commerce et Travaux publics) comme local, où doivent avoir lieu, la célébration des séances du Congrès, ainsi que l'Installation de l'Exposition-annexée, sont également à l'étude; en prévis, en fin, la présence en Espagne de grand nombre de personnalités étrangères, distinguées dans les sciences, et tout paré à croire que le succès de la réunion de IX Congrès International d'Hygiène et de Démographie ne restera pas au dessous des succès précédents.

Le Congrès et l'Exposition auront lieu du 10 au 17 Avril de l'année prochaine 1898.

Vous me permectrez M. l'honneur de vous adresser, en vertu de la décision du Comité général de Propagande et d'Organisation de vous prier de contribuer à lui donner gain de cause, tout en daignant accepter ses invitations

Madrid 10 Juin 1897.

Le Secrétaire général, Dr. Amalio Gimeno.

Wir haben dazu folgenden Brief erhalten:

„Madrid, im December 1897. Geehrter Herr! Ich habe die Ehre, Ihnen sobel Programm und Statuten des IX. Internationalen Congresses für Hygiene und Demographie, sowie Programm und Statuten der demselben angehängten Ausstellung zu gerüglichen Einsicht zu überreichen. Es soll mich sehr freuen, wenn Sie die Güte hätten, dieses Ereigniss in Ihrem geschätzten Blatt zu publiciren, wofür ich Ihnen besten Dank. Mit Vergnügen lasse ich Sie ein, mit Ihren Beiträgen zu beehren und vernehre Sie im voraus der besten Aufnahme. Für etwaige weitere Ankauf bis gerne bereit und Mitle an gef. Antwort und Empfangsanzeige.“

Hochachtungsvoll Dr. Amalio Gimeno, Generalsekretär.“

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 1. Februar 1898.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, z. B. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Höhlenstudien im fränkischen Jura, in der Oberpfalz und im Ries. Von Max Schlosser. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Literaturbesprechungen.

Höhlenstudien im fränkischen Jura, in der Oberpfalz und im Ries.

Von Max Schlosser.

Meine im vergangenem Herbst fortgesetzten Untersuchungen der hayerischen Höhlen waren diesmal weniger auf eigentliche Ausgrabungen als vielmehr darauf gerichtet, die von mir bisher noch nicht betretenen Theile unseres Höhlengebietes aus eigener Anschauung kennen zu lernen, um zu erfahren, an welchen Plätzen etwa spätere Ausgrabungen noch einige Aussicht auf Erfolg versprechen dürften. Zu diesem Zwecke unternahm ich die Begehung der Gegend um Eichstätt, Kallmünz im Naabthale, Sulzbach, Pommelsbrunn bei Hersbruck und Nördlingen im Ries. Ich besuchte auf diesen Touren weitaus die meisten der auf der v. Gümbel'schen Karte notirten Höhlen, natürlich mit Ausschluss jener in der fränkischen Schweiz und der Velhurger Gegend, die ich schon von früher her kannte. Leider war das Resultat meiner Untersuchung im ganzen ein negatives, insofern ich erkannte, dass nur an wenigen Plätzen eine wirkliche Ausgrabung sich lohnen dürfte. Der vorliegende Bericht kann daher nur wenige Daten von einiger Wichtigkeit liefern, ich muss mich vielmehr mit der allerdings ziemlich trockenen Aufzählung meiner Beobachtungen begnügen, die in erster Linie die Beschaffenheit der einzelnen Höhlen — ob dolinenartige Spaltenhöhle, also Höhlen von vertikaler — oder saal- oder kammerartige Höhle, also Höhle von horizontaler Richtung

— berücksichtigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass erstere für die Ermittlung einer Schichtenfolge überhaupt nicht in Betracht kommen können, da in solchen Höhlen in Folge von Rutschungen noch fortwährend Vermischung ihres etwaigen Inhaltes stattfinden muss. Uebrigens sind solche Höhlen ohnehin in den meisten Fällen vollständig leer. Günstiger sind dagegen die Verhältnisse in den Kammerhöhlen, welche sich vorwiegend in horizontaler Richtung ausdehnen. Sofern hier der Boden nicht nach auswärts, sondern nach einwärts geneigt und ausserdem mit einer mehr oder weniger mächtigen Lage von Höhlenerde bedeckt ist, darf man wenigstens auf Funde von menschlichen Artefacten und Knochen von Thieren und Menschen hoffen, wenn auch eine wirklich deutliche Schichtenfolge nur in den kleinsten dieser Höhlen in den Felsnischen erwartet werden kann.

Was nun zunächst die Eichstätt Gegend betrifft, so bietet gerade das Altmühlthal, obwohl es auf eine beträchtliche Strecke im Frankendolomit eingeschritten ist, doch auffallend wenige Stellen, die man als Felsnischen bezeichnen könnte. Ich kenne nur zwei derselben an dem nördlichen Hange unmittelbar hinter Eichstätt selbst, habe sie jedoch nicht näher untersucht. Dagegen fehlen wirkliche Höhlen in diesem Flussthale vollständig. Nur im Spindelthale zwischen Konstein und Tasmersheim und im Wellheimer Thale, beide südlich vom Altmühlthale, sind auf den bewaldeten Höhen am Fusse von burgähnlichen Felsen einige grössere Fels-

nischen vorhanden, die eine südwestlich von Wellheim, die andere westlich von Konstein. Der Boden dieser Nischen ist jedoch lediglich mit herabgefallenen Steinbrocken bedeckt, eine nähere Untersuchung wäre daher von vornherein aussichtslos. Das ehemals von einem Einsiedler bewohnte Uebeloch der v. Gümhel'schen Höhlenkarte konnte ich trotz mehrmaligem Suchen nicht ermitteln. Das Pumperloeb bei Monheim sowie die Höhlen bei Mörsheim, von deren Existenz ich leider erst nach meiner Rückkehr durch Herrn Prof. J. Ranke Kunde erhielt, habe ich nicht besucht, hoffe jedoch deren Erforschung noch nachträglich vornehmen zu können, obwohl ich mir auch von ihnen nicht allzuviel verspreche.

Etwas bessere Resultate erzielte ich bei Feldmühle, im Schutterthale, südlich von Eichstätt, wenigstens gehen die dortigen Verhältnisse doch einige Anhaltspunkte für die Erklärung der Höhlenbildung. Hier finden wir nämlich nahe der Thalsohle, im Kränzelstein zwei kleinere Höhlenkammern ganz ähnlich gewissen Höhlen in der Umgebung von Velburg und der fränkischen Schweiz. Auch hat der Felsen selbst jene gerundete, klotzige Gestalt, wie in den genannten Gebieten, während die höher gelegenen Dolomitpartien in ihrer Configuration vollkommen mit jenen im Altmühlthale übereinstimmen und wie diese fast senkrecht abfallende Steilwände und eckige Thürme bilden. Sofern in diesem höheren Dolomitniveau überhaupt Höhlen vorhanden sind, treffen wir stets nur in die Tiefe ziehende Spalten, — aber niemals Kammerhöhlen. Ich glaube dieses verschiedenartige Verhalten des höheren und des tieferen Dolomit auf ihren abweichenden petrographischen Character zurückführen zu dürfen. Letzterer Dolomit besitzt nämlich ein sehr gleichmässiges, krystallinisch körniges Gefüge und bildet daher bei der Verwitterung gerundete, klotzige Massen, deren zahlreiche Hohlräume bei weiterer Verwitterung sich in horizontaler Richtung ausdehnen und so zur Entstehung von Kammerähnlichen Höhlen führen. Decke und Boden dieser Höhlen haben im Ganzen parallele und zwar horizontale Lage. Nur an den Rändern zeigt die Decke eine mehr gewölbte Form. Ich konnte wiederholt in der Rabensteiniger Gegend — besonders in der Ludwigshöhle, aber auch bei Velburg und ebenso hier bei Feldmühle beobachten, dass die Erosion stets von ganz engen Spalten in der Decke ihren Ausgang nimmt und von hier aus concentrisch fortschreitet.

Ganz anders verhält sich nun der höhere Dolomit. Er hat ein viel dichteres Gefüge und spaltet sehr leicht in kleine eckige Stückchen, und zwar erfolgt die Spaltung in zwei zu einander senkrechten

Ebenen. Bei der Verwitterung dieses Dolomites entstehen daher natürlich keine gerundeten Massen, sondern steile Felswände und scharfkantige Thürme, etwaige Hohlräume aber müssen zu steilen in die Tiefe ziehenden Spalten werden, die sich nach und nach zu Dolinentrichtern erweitern. Diesen Character haben nun auch wir ich zeigen werde die auf dem Juraplatau gelegenen Höhlen des südlichen bayerischen Höhlengebietes. Diese zweifache Gliederung des Frankendolomites in einen höheren und einen tieferen wird überdies auch durch die Art der Fossilführung bestätigt. Dertiefere ist charakterisirt durch *Terebratula hisuffarcinata* und *Rhynehonella lacunosa*, der höhere durch *Terebratula insignis* und *Rhynehonella Astieriana* nebst *Nerineen* und Korallen. Wenn auch Fossilien nicht gerade häufig sind so fehlen sie doch nirgends vollständig, und enthält gerade bei Feldmühle der höhere Dolomit sehr zahlreiche *Nerineen* und Korallen. In dem unteren habe ich zwar keine Fossilien beobachtet, jedoch kann bei seinem ganz abweichenden petrographischen Character und den ganz klaren stratigraphischen Verhältnissen ohnehin kein Zweifel darüber bestehen, dass wir es hier mit dem tieferen Dolomitniveau, dem eigentlichen „Höhlendolomit“ zu thun haben. Ich werde überdies in dieser Annahme noch dadurch bestärkt, dass die kann sechs Kilometer entfernten Höhlen von Mauern, die ich im Herbste 1896 untersucht habe ebenfalls durchaus den Character der Höhlen in der fränkischen Schweiz und der Umgebung von Velburg aufweisen und auch in dem petrographisch gleichen Dolomit liegen, letzterer aber ausserdem bei Mauern ziemlich häufig *Terebratula hisuffarcinata* und *Rhynehonella lacunosa* enthält.

Die beiden Höhlen im Kränzelstein wurden vor etwa 10 Jahren von Herrn Baron v. Tuober in Feldmühle näher untersucht. Die kleinere war allerdings vollkommen steril, die grössere dagegen lieferte sowohl Artefacte aus verschiedenen Perioden als auch Knochen von Wirbelthieren. Ich bestimmte¹⁾ die mir vorgelegten Reste als Mammoth-Femurbruchstücke, Höhlenhär, Zähne und Knochen, Pferd Knochen und Zähne, relativ zahlreich und ansehnend z. Th. wenigstens von Wildpferd herrührend, mithin ebenso wie Mammoth und Höhleuhär unzweifelhaft diluvial. Auch die Reste von Wolf, Fuchs und Wildschwein dürften ein relativ hohes Alter besessen haben. Hingegen stammen die vorliegenden Reste von Schaf, Rind, Edelhirsch und Hase höchstens aus neolithischer Zeit. Die Microfauna, Frosech, Kröte, Maus. Siehen

¹⁾ Correspondenzblatt der deutschen anthropolog. Gesellsch. 1898 p. 10.

schläfer, Wasserratte und Häher, hat gleichfalls kein sehr hohes Alter. Sie dürfte etwa der Waldperiode, die ungefähr der neolithischen Zeit entspricht angehören, und ist mithin auch nicht mehr ächt pleistocänen.

Die übrigen Höhlen der Eichstättler Gegend befinden sich theils auf dem Juraplateau — Holloch bei Oberhochstatt in der Nähe von Weissenburg, Holloch im Raitenhucher Forst, Arngrub bei Attenzell in der Nähe von Kipfenberg, theils im Anlauterthale bei Titting. Die ersteren sind nichts weiter als Dolinentrichter von zum Theil sehr beträchtlicher Tiefe. Thierreste kennt man nur aus der Arngrub und zwar sind es Knochen und Kiefer von Hausthieren aus allerjüngster Zeit. Die Fürtmüllerhöhle von Alldorf bei Titting ist ein enger Gang, der sich zu einer Kammer erweitert. Was dieser Höhle, die übrigens auf der schon erwähnten Höhlenkarte nicht verzeichnet ist, einiges Interesse verleiht, ist der Umstand, dass sie nicht im Dolomit, sondern in den unter diesem befindlichen geschichteten Kalken des weissen Jura entstanden ist, ebenso wie das Fuchsloch bei Titting, das übrigens nur eine ganz kleine Nische unter einer überhängenden Platte ist und daher aus dem Verzeichniss der fränkischen Höhlen gestrichen werden sollte.

Die oben erwähnte Unterscheidung eines höheren und eines tieferen Dolomit dürfte vielleicht auch noch für die Umgebung von Kallmünz im Naathale zutreffen, wenigstens vermute ich, dass das „Osterloch“ im Schwaighauser Forst, eine sehr tiefe, nur mittelst Leitern zugängliche Spaltenhöhle noch in diesem oberen Dolomit sich befindet. Die übrigen Höhlen, die in dieser Gegend insgesamt als „Osterloch“ bezeichnet worden — im benachbarten Velhurger Revier heissen sie Holloch — sind mit Ausnahme des Osterlochs von Rohrhach — das ebenfalls eine in die Tiefe ziehende Spalte darstellt — kleine Felsnischen. Eine derselben befindet sich im Schlossberg von Kallmünz, eine zweite etwa $\frac{1}{2}$ Kilometer westlich von Kallmünz am rechten Ufer der Vils, zwei weitere näher gegen Rohrhach. Die beiden ersteren enthalten etwas Hählenlehm, aber ohne Knochen oder Artefacte. Zwei kleinere und eine grössere Felsnische befinden sich im Thale des Ferrellenhaches bei der Blechmühle östlich von Hofenfels. Ihre Lage, sehr nahe dem Wasserspiegel erklärt hier sehr leicht das vollständige Fehlen von Hählenerde, denn es bedurfte nur eines Steigens des Wassers um etwa 4—6 m, um den Inhalt dieser Nischen fortzuspalen.

Ziemlich reich an Höhlen, hier ebenfalls „Osterloch“ genannt, ist die Umgebung von Sulzbach. Eine der bedeutendsten befindet sich in der Hains-

burg bei Illschwang. Es ist eine mit mässiger Neigung in die Tiefe ziehende Tropfsteinhöhle. Das auf der v. Gümhel'schen Höhlenkarte verzeichnete Osterloch im Sternstein dicht bei Sulzbach existirt scheinbar nur in der Sage, sein Eingang wurde bisher stets vergeblich gesucht. Bei Niederrieth finden sich im Walde mehrere grössere Felsnischen und in der Nähe des Bahnkörpers bei Trondorf ein früher als Bierkeller dienendes Osterloch. Es ist eine in die Tiefe gehende Spalte mit schwachen Tropfsteinbildungen, der jedoch eine mehrere Meter breite und hohe Nische vorgelagert ist.

Einen ganz ähnlichen Charakter hat auch das Helmloch bei Heuehling, nordöstlich von Pommelsbrunn, nur fehlt hier die Halle am Eingang, dafür erweitert sich aber der Spalt nach etwa 50 m zu einer ziemlich grossen Kammer. Hählenlehm fehlt in beiden Höhlen. Das Winterloch bei Kirchenreinhach und das Osterloch bei Lockenrieth sind tiefe Spaltenhöhlen. Die erstere enthält oft im Sommer noch Schnee, die letztere Knochen von Hausthieren. Sie ist vermuthlich mit dem „Pomperloch“ bei Schönberg* der Höhlenkarte identisch, aber unter diesem Namen in der Gegend durchaus unbekannt. Grösseres Interesse verdient die angesedelte Appelhöhle bei Steinbach, nördlich von Neukirchen. Sie ist wegen ihrer hübschen Tropfsteinbildungen für Besucher zugänglich gemacht. Im oberen Theile fanden sich früher viele Schädel und Menschenknochen, die Herr Prof. J. Ranke untersucht hat, im tiefsten Theile im Hählenhelme eingehetzt zahlreiche Reste des Hählenhären. Bei der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit musste ich jedoch von einer Durchforschung dieser Höhle Abstand nehmen.

Das Teufelsloch bei Vilsseck der v. Gümhel'schen Höhlenkarte muss jedenfalls auf einer irrigen Angabe beruhen, da Niemand in Vilsseck davon Kenntniss hat, und überdies der Dolomit gar nicht so weit nördlich hinaufreicht. Möglicherweise handelt es sich um einen alten Schacht oder Stellen.

Leider war es mir aus verschiedenen Gründen, namentlich wegen der Ungunst der Witterung nicht möglich, das sehr weit abseits gelegene Windloch bei Kauerheim in Augenschein zu nehmen, doch glaube ich schon aus dem Namen Windloch darauf schliessen zu dürfen, dass wir es nur mit dieser Spaltenhöhle zu thun und daher in prähistorischer Beziehung recht wenig hievon zu erwarten haben.

Der Grund, weshalb die Satzbacher Gegend trotz ihres nicht unbeträchtlichen Reichthums an Höhlen so wenig Ausbeute verspricht, liegt vermuthlich darin, dass die Höhlen vorwiegend den Charakter von Spaltenhöhlen besitzen und daher für thierische und menschliche Bewohner wenig geeignet erscheinen.

Auch die Nischen sind hier für Wohnzwecke nicht recht passend, da sie zu wenig seitlichen Schutz gewähren, was sich ohne weiteres aus der Art und Weise ihrer Entstehung erklärt. Sie haben sich nämlich nicht durch langsame, von der Decke her fortschreitende Erosion, sondern vielmehr augenscheinlich durch Zerbröckelung der seitlichen Felswand gebildet, wodurch eben kein windgeschützter Hohlraum, sondern nur ein überhängendes Felsdach entsteht. Eine eigentliche Wegschwemmung von Thier- und Menschenresten ist für dieses hoehgelegene, jetzt so wasserarme Plateau, das überdies nur am Rand ein paar Wasserläufe besitzt, nicht sehr wahrscheinlich, wir dürfen eher annehmen, dass die dortigen Höhlen und Nischen überhaupt wenig bewohnt waren. Nur die Appelhöhle macht hiervon eine Ausnahme, sie diente wie oben erwähnt in früherer Zeit dem Höhlenbären als Wohnort und später dem neolithischen Menschen als Begräbnisstätte.

Bei meinen ersten Höhlenforschungen besuchte ich auch eine grosse Hallenartige Höhle bei Rupprechtstegen, vermuthlich das Windloch der von Gumbel'schen Höhlenkarte, nahm jedoch von einer Ausgrabung Abstand, da es mir an Zeit fehlte, die hierzu nöthige Erlaubniss der Forstbehörde einzuholen. Diese Höhle wurde inzwischen von naturhistorischen Verein in Nürnberg durchforscht, jedoch trotz langer und kostspieliger Grabungen nur mit äusserst geringem Erfolge. Die ganze Ausbeute bestand trotz der riesigen Mengen von Höhlenlehm nur in sehr dürftigen Resten von Höhlenhär und einer fragmentären Beckenhälfte von Mammuth.

Prächtige Höhlenbildung finden wir im Hohenfels bei Happurg in der Nähe von Hersbruck. Wir sehen hier eine weite, ziemlich hohe Halle, vor welcher die Felsen zu breiten Thoren und schlanken Thürmen verwittert sind, und erinnert die ganze Configuration einigermaßen an die Vorhalle der berühmten Sophienhöhle bei Rabenstein. Der Höhlenlehm war hier wohl ziemlich mächtig, wenigstens scheint der Boden an den Rändern fast zwei Meter höher gewesen zu sein als jetzt, doch bestand der obere Theil aus einer mächtigen Brecciensehicht. Der Höhlenlehm ist auffallend sandig und vermüthe ich daher, dass die Aushute an Resten älterer Thiere keine bedeutende gewesen sein dürfte, wenn auch wie ich in Erfahrung braechte, Knochen und Zähne des Höhlenbären bei der Ausgrabung zum Vorschein gekommen sind. Dagegen war eine Microfauna ganz sicher nicht vorhanden, denn ich konnte in der ausgeworfenen Erde auch nicht einen einzigen Knochen eines kleinen Thieres entdecken, was mich übrigens auch nicht in Erstaunen setzt, denn die Höhle eignet sich nicht zum Wohnorte von Enlen, auf deren Thätigkeit die Anhäufung der Reste der

Microfauna in den allermeisten Fällen zurückgeführt werden muss. Dagegen war die Höhle sieber von neolithischen Menschen wenigstens vorübergehend bewohnt, wie ein von mir gefundener Kopfesherben und einige allerdings unbestimmbare Knochenfragmente von ziemlich frischer Erhaltung beweisen. Es ist mir nicht bekannt, wer seinerzeit die Ausgrabung dieser Höhle unternommen hat und wohin die hiebei erbeuteten Objekte gekommen sind.

Einen ganz abweichenden Charakter besitzen die beiden Höhlen im Himmelreich, südwestlich von Nördlingen. Gleich den meisten Höhlen im benachbarten Württemberg liegen auch sie nicht im Frankendolomit, sondern im plumpen Felsenkalk. Sie haben einen ziemlich schmalen, niedrigen Eingang und erweitern sich dann zu einer Halle, die jedoch im Vergleich zu den bedeutenderen Höhlen der fränkischen Schweiz und der Velhunger Gegend nur mässige Ausdehnung und geringe Höhe besitzt. Die grössere der beiden Höhlen, die Ofnet hat ein paar seitliche Kammern, die kleinere nur eine ganz kleine Nebenkammer, etwa von der doppelten Grösse der zweiten, von mir bei Velhunger ausgebeuteten Höhle. Die Höhlenerde ist in beiden Höhlen ziemlich mächtig. Die der Ofnet ist wenigstens zum Theil durch eine im hintersten Raume befindliche Spalte herabgekommen, wie der hier vorhandene Erdkegel vermüthen lässt. Dass jedoch auch die Thierreste sämmtlich diesen Weg genommen haben sollten, ist überaus unwahrscheinlich und lässt sich jetzt, nachdem die Höhle eine zweimalige Ausgrabung erfahren hat, auch nicht mehr feststellen. Es ist dies einer der wenigen Fälle in bayerischen Höhlen, wo Höhlensanftungsmaterial durch eine Spalte von dem über Tag befindlichen Plateau hereingekommen ist. Dass freilich in grossen Höhlen, wie z. B. in der Sophienhöhle, Thierreste und Höhlenerde aus einem höheren in einen tiefer gelegenen Höhlenraum hinabgeschwemmt worden sind, dürfte öfters der Fall gewesen sein. Wesentlich anders liegen dagegen die Verhältnisse nach den Untersuchungen von Fraipont und Tihon (Explorations scientifiques des cavernes de la vallée de la Méhaigne 1896. Ref. von M. Boule in l'Anthropologie 1897 p. 700) in Belgien, denn hier stammt der Höhleninhalt in den allermeisten Fällen von dem über Tage gelegenen Plateau.

Die erste Untersuchung der Ofnet wurde von Prof. O. Fraas in Stuttgart unternommen, jedoch offenbar nicht vollkommen erschöpfend, denn der vor der Höhle befindliche Aushub enthält selbst jetzt noch viele Thierreste und Feuersteine, so dass eine nochmalige Durchsuchung keineswegs ergebnisslos wäre. Ich musste jedoch aus mehreren Gründen hiervon Abstand nehmen. Die zweite Ausgrabung




erfolgte vor ein paar Jahren von Seite des naturhistorischen Vereins für Schwaben und Neuhurg und erstreckte sich auf eine his dahin noch unberührte Nebenkammer. Das erhaltene Material befindet sich im Maximiliansmuseum in Augsburg und besteht der Hauptsache nach aus Zähnen von Pferd, Mammuth, Rhinoceros, Riesenhirsch, Höhlenhyäne und Höhlenbär, unter denen jedoch die vom Pferd bei weitem vorwiegen. Ganze Kiefer und Knochen sind überaus spärlich. Auch vom Menschen liegen einige Knochen und Zähne vor. Die Feuersteine sind zwar sehr zahlreich, aber durchwegs ziemlich klein und von sehr indifferentem Typus. Die eigentliche Microfauna scheint, wenigstens ihrem Erhaltungszustande nach meist aus jüngerer Zeit zu stammen und vorwiegend aus Insectivoren und Fledermäusen zu bestehen, Lemmingreste fehlen gänzlich, denn solche müssten doch bei der von mir vorgenommenen, wenn auch nur sehr oberflächlichen Untersuchung des Höhlenauswurfs zum Vorschein gekommen sein. Hingegen fand ich einen Metacarpusknöchel von Lepus, dessen tiefbraune Färbung wohl auf ein höheres Alter schliessen lässt.

Wesentlich verschieden von diesen Höhlen im Himmelreich ist die etwa eine Stunde hievon entfernte Hohlensteinhöhle. Sie liegt nicht wie jene an dem felsigen Abhange eines angedeuteten Plateau's, sondern in einer Felsenurg mitten im Walde. Auch in ihrem Baue unterscheidet sie sich wesentlich von jenen, denn sie stellt eine lange, ziemlich hohe, mässig geneigte Halle dar, an die sich hinten noch eine sehr kleine Kammer anschliesst. Der Boden ist mit einer ziemlich mächtigen Schicht herabgefallener Steinhrooken bedeckt, die Höhlenlehmschicht ist dagegen sehr dünn, mithin für Ausgrabungen sehr wenig versprechend. Die in der Nähe befindliche „Höhle im Thalberg“ der hayerischen Höhlenkarte konnte ich trotz längerer Suchens nicht antreffen. Aus der Aehnlichkeit des Terrains glaube ich jedoch schliessen zu dürfen, dass sie auch eine ähnliche Beschaffenheit aufweisen dürfte wie die Höhle des Hohlenstein.

Nordöstlich von Ottingen verzeichnet die Höhlenkarte ein „Weiss- oder Waldmeisterloch bei Ursheim“. Es ist wie alle im Döckinger Forst befindlichen „Pumperlöcher“ der dortigen Bevölkerung nur ein mit Wasser gefüllter senkrechter Spalt und keine wirkliche Höhle.

Für etwaige Fortsetzung der Untersuchung hliessen demnach nur mehr übrig die Höhlen bei Mörnsheim, die beiden Höhlen des Hesselbergs, das Pumperloch bei Weilheim, nordwestlich von Monheim, das Windloch bei Kanernheim und die Höhlen bei Plech und Auerbach, doch glauhe ich nach meinen Erfahrungen in benachbarten Revieren

mir von allen diesen nicht viel versprechen zu dürfen. Nennenswerthe Anshente haben von allen Theilen des hayerischen Höhlengehietes lediglich die fränkische Schweiz und die Velhurger Gegend — abgesehen von der Räuberhöhle bei Ertterhansen und der Ofnet bei Nördlingen — ergeben und liegt der Grund hiefür wohl darin, dass nur hier grosse, wohnliche Höhlen in nennenswerther Zahl vorhanden sind und noch dazu, was jedenfalls das Wichtigste ist, meist gruppenweise beisammen liegen.

Bezüglich der hayerischen Höhlenkarte möchte ich hier noch einige Bemerkungen anfügen: Wie alle Karten, so hat natürlich auch sie nur für den Zeitpunkt ihres Erscheinens Anspruch auf grössere Genauigkeit. Alle späteren Vorkommnisse, im vorliegenden Falle also die Entdeckung neuer Höhlen, können nimmöglich auf ihr herücksichtigt sein. Nun wurden aber in der That in der Zwischenzeit verschiedene neue Höhlen aufgefunden z. B. bei Velhurg und im Wendelstein. Ausserdem ist die Karte wenigstens für das Alpengehiet ohnehin noch nicht vollkommen, indem hier kleinere Höhlen, wie sie die Karte im fränkischen Gebiete sehr häufig noch herücksichtigt, jedenfalls in viel grösserer Zahl existiren, als man bisher glauhte. Ich selbst kenne zwei solehe, die eine in der Nähe der Ecksm bei Rent im Winkel, die andere ober dem österreichischen Zollhans in Zill bei Berchtesgaden. Der Hauptmangel der Karte besteht jedoch darin, dass alle Höhlen, gleichviel ob gross oder klein, mit dem nämlichen Zeichen markirt sind. Besonders misslich ist es, dass sogar mehrfach höchst problematische Dinge, die überhaupt nicht als Höhlen angesprochen werden können, nach dieser Markirung den berühmtesten Höhlen völlig gleichwerthig erscheinen. Es soll hiemit dem Autor keineswegs irgend ein Vorwurf gemacht werden, denn die Eintragung von soleh problematischen Dingen hasirt offenbar nicht auf seinen eigenen Beobachtungen, sondern auf Mittheilungen von Laien, deren Mitwirkung freilich bei einem solehen Unternehmen nicht völlig entbehrt werden kann. Sollte daher später einmal eine Neuausgabe der hayerischen Höhlenkarte wünschenswerth erscheinen, so dürfte es sich vor Allem empfehlen, nicht alle Höhlen mit dem nämlichen Zeichen einzutragen, sondern vielmehr für die verschiedenen Typen der Höhlen auch verschiedene Signaturen in Anwendung zu bringen, z. B. für die grossen meist horizontalen Kammerhöhlen , für die in die Tiefe ziehenden Spaltenhöhlen , für bloss Felsnischen — Halbhöhlen . Sehr werthvoll wäre natürlich auch die Angabe, ob und wo Thier- oder Menschenreste gefunden worden sind, was ebenfalls leicht durch einfache Zeichen ersichtlich gemacht werden könnte.

Selbstverständlich könnte die Mitwirkung besonderer Vertrauensmänner, die im H6hlengebiete selbst ihren Wohnitz haben, nicht wohl entbehrt werden, besonders schatzenswerth w6re namentlich die Beteiligung der kgl. Forstbeh6rden. Ihre Mitwirkung h6tte dabei vor Allem in der Ausf6llung hinausgehender Fragebogen zu bestehen, die nicht bloss auf das etwaige Vorhandensein, sondern auch auf die Beschaffenheit der H6hle gerichtet sein m6sten, und zugleich mit dem Ansuchen zu verbinden w6ren, die Lage der H6hlen auf dem betreffenden Blatt der hayrischen Generalstabkarte einzutragen. Mit Hilfe der auf solche Weise gewonnenen Grundlage w6re es leicht, eine H6hlenkarte zu schaffen, die in ihrer Art der anerkannt vortrefflichen Ohlenschlager'schen pr6historischen Karte von Bayern ebenb6rtig w6re.

Mittheilungen aus den Localvereinen. M6nchener anthropologische Gesellschaft.

(Sitzung vom 28. Januar 1898.)

Die Bev6lkerung Kleinasiens.

Von Dr. Heinrich Zimmerer.

Ueber den gegenw6rtigen Stand unserer Kenntniss der V6lkergeschichte Kleinasien's Rechenschaft zu geben, 6bersteigt die Kr6fte eines Einzelnen. Er muss die Arbeiten vieler Forscher zu Hilfe nehmen. Vollends 6ber ein Land von der Ausdehnung Frankreichs und der Bev6lkerungsziffer Bayerns (547,000 km² und 6 Millionen Einwohner) ethnologischen Bericht im Laufe einer Stunde zu erstatten, wird mir schwerer als meine eigenen Erlebnisse mit den Bewohnern in diesen L6ndern zu erz6hlen. Wir sind nicht an anthropologischen Zwecken gerichtet, haben deshalb auch keine Messungen angestellt. Unser Zug von Damaskus durch die syrische W6ste in der Hitze des August und September 1896 glich mehr einer Flucht als einer Reise, die M6rsche wurden meist bei Nacht unter ungl6cklichen Strapazen ausget6hrt. Als wir jenseits des Taurus nach Kappadokien in unser Arbeitsgebiet an den mittleren Hals gelangt waren, da versank die topographische und arch6logische Arbeit w6hrend der vier Monate Zeit und Kraft, das Sammeln von Pfl6nzen und Steinen, M6nzen und Inschriften, die Erforschung der H6hlen nahm uns ganz in Anspruch. Sollten wir es wagen, zur gr66eren Anschaulichkeit des folgenden, fast verwirrenden Materials eine ethnologische Karte des Gebietes zu entwerfen, so sind wir ganz auf uns selbst angewiesen. Es gibt noch keine ethnographische Karte von Anatolien. Nehmen wir also z. B. die tabula antiqua Asiae minoris von Heinrich Kipert oder noch besser seine *Plan der kleinasiatischen Halbinsel* (Berlin 1883 Dietrich Reimer) zur Unterlage und zum Ausgangspunkt. Letzterer ist noch besser zu diesem Zweck, weil er weiter nach Osten und Westen ausgreift. So denken wir uns das ganze Gebiet von Euphrat und Tigris bis nach Hellas mit gr6ner Farbe 6berzogen, mit der wir die Urb6v6lkerung bezeichnen wollen. Das w6ren im Osten die Alarodier und Summerier, in Kleinasien die Paphlagonier und Kappadokier, Alt-Armenier im Norden, die Kilikier (Helhiter), Lyk6nner, Pisidier, Lykier, Karier und Lydier im S6den und Westen, in Hellas deutet die Farbe auf die Pelager und Leleger (Mykenier).

Als zweite Grund- und theilweise schon Deckfarbe

denken wir uns die gelbe Fl6che f6r die Semiten im Osten und S6den, Babylonier und Assyrier, Aram6er, Ph6nikier, sp6ter die Araber; da, wo die Urb6v6lkerung dazwischen sich noch kompakt vorhanden erweist, greifen wir zu dem Hilfsmittel der „Strichelung“ mit gelber Farbe (z. B. in Cilicien und Nordsyrien). Die gelbbraune rote Farbe w6hlen wir f6r den indogermanischen Stamm, im Westen die Hellonen, die von Norden 6ber die Balkanhalbinsel kamen und sich 6ber die Aeg6is und Vorderkleinasien in festen Massen verbreiteten; der thrakisch-phrygische Keil schiebt sich (gleichefalls roth, vielleicht in helleren T6nen) 6ber den Hellespont nach Bithynien und Phrygien, „gestrichelt“ durch Kappadokien, nord- und s6dw6rts nach Armenien bis in den Kaukasus und Kilikien, hier begegnet er einerseits semitischen (babylonisch-assyrischen), wie andererseits iranischen (medisch-persischen), in gelb bezw. r6thlich gehaltenen V6lker-mischungen; die rothe Farbe verwenden wir noch in Linien und Strichen f6r die Z6ge der griechischen Kultur, beispielsweise Xenophons und Alexanders des Gro6sen, des hl. Paulus, sp6ter auch der christlichen Kreuzfahrer, ihre St6dtgr6ndungen werden wie die byzantinischen roth unterstrichen oder eingekreist, nat6rlich so, dass sie sich vom Grundton abheben. Mit den verschiedenen Schattirungen des Braun geben wir den letzten V6lkerzug wieder den Turanischen, an dem wir schon seine Vorl6ufer, die Einf6lle der Kimmerier und Skythen, rechnen k6nnen; doch d6rfen wir diesem V6lkeinzug der Seldschakken, Mongolen, T6rken und Tataren nicht erlauben, als Fl6chenokolorit aufzutreten, damit er uns nicht das fr6here Bild zerst6re, wohl aber zeigen wir seine umw6lende, einschneidende Bedeutung in der Nomenklatur seiner Topographie und Verwaltung, mit den Grenzen der Vilajets, Sandshahs und vielleicht sogar Kasas in brauner Linienf6hrung. Wir sind dazu auch ethnologisch berechtigt, als wir annehmen, dass der ganze t6rksch-tatarische Stamm zum gr66ten Theile in der Ur- und Vorbev6lkerung somatisch aufgegangen ist, wenn er ihm auch seine Sprache angezwungen hat.

Ueber die Bev6lkerung Kleinasien's ist im Zusammenhang von anthropologisch-ethnographischer Seite noch nichts geleistet worden. Wir m6ssen abwarten, bis der Berofenste auf diesem Gebiete, Felix von Luschan, sein grosses Werk 6ber diesen schwierigen Gegenstand abgeschlossen und ver6ffentlicht hat.

Ueber diese V6lkerbr6cke zwischen Asien und Europa und den Verkehr auf ihr genaue Angaben geben zu wollen, w6re dem Versuche gleich, die Passanten einer Br6cke vom goldenen Horn aus den F6usspuren auf ihr zu erkennen und festzustellen.

Diese Spuren geben uns f6r die ethnologisch-historische Betrachtung die Gr6berfunde mit den wenigen Sch6deln und Ger6then, die Denkm6ler der Kunst, die Inschriften aller Sprachen und Zeiten von den Hieroglyphen und Keilschriften, den r6thselvollen Zeichen der Hethiter angefangen bis auf die griechisch-r6mischen, arabischen und t6rkschen, byzantinisch-christlichen unserer Zeiten herab. Die Schriftsteller, die Bibel und Homer, Herodot und Xenophon, Strabo und die sp6teren Historiker und Geographen sind der leitende Faden durch dieses Labyrinth von Widersprechen und Problemen.

Auf Grund dieser Hilfsmittel zur Wahrheit und Klarheit vorzudringen, daran haben die berufensten Forscher dieser Frage fast verzweifelt.

v. Luschan bekundet in dem Vorwort zu seinem grossen Reisewerk 6ber Lykien, Milyas und die Kibyratia, dass der Versuch schon von ihm gemacht worden sei, f6r dieses Werk die verschiedenen Angaben, welche sich bei den alten und neuen Autoren 6ber die V6lker

Kleinasiens finden, zusammenstellen, auf ihren Werth zu prüfen und mit dem thatsächlichen Befund zu vergleichen; doch zog er diesen Versuch zurück, weil er selber eingesehen habe, dass eine solche Arbeit doch eher einem Philologen, als einem Anatomen anstehe, wenn es auch klar sei, dass nur ein genaueres Studium der somatischen Verhältnisse es demaltesten ermöglichen werde, zu einer sicheren Erkenntnis der Völkermischungen Kleinasiens zu gelangen. Denn ohne ein solches würde Georg Rosen Recht erheben, welcher es offen ausgesprochen hat, was sonst meist nur zwischen den Zeilen der gelehrten philologischen Arbeiten zu lesen sei, dass nämlich zu den leider keine Lösung mehr verheissenden Problemen dasjenige der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens geböre.* Diesen Ausspruch wiederholt wörtlich Eduard Meyer für den Artikel „Kleinasiens“ in Erwich und Gruber's Encyclopädie. Die Ethnographie des alten Kleinasiens liegt nach ihm noch sehr im Argen und hat wenig gesicherte Resultate aufzuweisen. Die Untersuchungen von Movers (Phäsiens) und Lassen (ZDM. X.) enthalten völlig einer kritisch geschriebenen Grundlage. Die Sacht, überall Semiten zu finden, habe die klare Erkenntnis sehr getrübt. Sehr dankenswerth sei die knrze Zusammenstellung von Kiepert in seinem Lehrbuch der alten Geographie (vgl. Berl. Ak. Ber. 1861. I. 114 ff.), wenigleich er ihm fast nirgends beistimmen könne. Von grosser Wichtigkeit für die Abgrenzung der Volkstämme sei eine Zusammenstellung der in den einzelnen Distrikten herrschenden unschriftlich bekannten Eigenamen. Ganz unzulässig sei es dagegen, den Umstand, dass unter den Persern im östlichen Kleinasien die offizielle Sprache aramäisch war, für die Ethnographie zu verwenden.

Virchow hat in der Diskussion zu dem grundlegenden Vortrage Luschans über die anthropologische Stellung der Juden 1892 in der Allgem. Versammlung der D. anthrop. Gesellschaft zu Ulm, auf dessen vorangehende den syrisch-kleinasiatischen Schädelmessungen entnommenen Schlüsse mit der Einschränkung geantwortet, dass wir allmählich sehr vorsichtig geworden sind in der Benützung der Schädel als alleiniger Merkmale ethnischer Verhältnisse.

Und im gleichen Jahre hat Tomaschek seinem Vortrage in der Wiener anthrop. Gesellschaft über die Urvölkerung Kleinasiens die Aufforderung vorangeschickt, durch Bekämpfung seiner Meinungen vor einzelne Fragepunkte „eine Art Klärung“ zu Stande kommen zu lassen.

H. Vambéry betont im Uebermass den linguistischen Standpunkt (Das Türkenvolk. Lpz. 1865).

„In seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen ist Anatolien uns fremder geblieben als die entfernteren Gegenden des Thianschan und des Jaxartesbeckens.“

„Was dem Studium der Völkerkunde bisher am meisten Abbruch gethan hat, ist die nicht genügende Vorbereitung der ethnographischen Reisenden, und namentlich ihre nicht hinlängliche Sprachkenntnis. Ethnographische und praktische Philologie sind unzer trennlich. Dem Geographen, Naturforscher und Archäologen genügt wohl ein gutes Auge, der Ethnograph aber kann nur mit Ohr und Zunge forschen, und Ethnographen, welche fremde Länder in Begleitung eines Dolmetschers durchziehen, thäten wohl besser, ganz zu Hause zu bleiben.“ Diesem Vorwurf wären wir nicht ausgesetzt gewesen, da wir Dank unserer sprachlichen Vorbereitung mit unseren arabischen und türkischen Dienern in ihrer Landessprache verkehren konnten und des Griechischen mächtig waren.

Eduard Meyer's oben citirter Aufruf an die Linguisten und Epigraphiker war nicht wirkungslos verhallt.

Paul Kretschmer hat in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (1891) für die Untersuchungen der kleinasiatischen Verwandtschaftsverhältnisse den kranilogischen Beweis von vorne herein abgelehnt und auch die religionsgeschichtlichen Argumente zurückgewiesen. So blieb ihm nur die Sprache übrig, welche, trotzdem auch sie dem Wandel und der Uebertragung unterliege, dennoch die verhältnissmässig zuverlässigste Führerin in ethnologischen Fragen sei. Wo ihre Beweiskraft anhöre, ständen wir eben an der Grenze unseres Wissens. Er geht dabei mit seinem Vorläufer in dieser Forschung streng in's Gericht. Paul Bötticher konnte in seinen Arien (1851) den Satz anstellen, dass die meisten kleinasiatischen Stämme arische Sprachen redeten, ausser den Lydern, Phrygern und Mysern; wir müssen heute urtheilen, dass das genaue Gegenheil dieser Ansicht der Wahrheit be deutend näher käme.

Christen Lassen (1856) theilt die Bevölkerung Kleinasiens in zwei Gruppen: eine semitische und eine indogermanische. Auch hier war der Wunsch Vater des Gedankens; man hoffte damit, die pseudohethitischen Inschriften zu entziffern.

Danker folgte im wesentlichen der Theorie von Lassen und glänzte mit Movers die semitische Abstammung der Kiliker, Karer und Lyder auch durch religionsgeschichtliche Argumente sicher erwiesen. Später wurde man gegen die Semiten etwas zurückhaltender. Bötticher-Lagarde theilte Kappadoker, Karer, Lyder, Myser vielmehr der indogermanischen Völkfamilie an, ihm folgte Eduard Meyer. Für die Karer suchte dies eingehender Georg Meyer nachzuweisen, für die Lykier Friedrich Müller, Mor. Schmidt, Savelberg, Decke z. a. Thatsächlich aber wurde für keines der kleinasiatischen Völker ausser den Phrygern und Bithynern der Beweis indogermanischer Herkunft erbracht.

Heinrich Kiepert schloss aus den mit den kosmatischen Affixen -nd -ss gebildeten Ortsnamen auf eine der arischen und semitischen Einwanderungen vorausgegangene Bevölkerung, welche möglicherweise mit den kknkasischen und sbknkasischen Stämmen zu einer Gruppe zusammengehöre. Gutachmid und Thurner (Pergamos 1886) setzt eine kleinasiatische Grundbevölkerung voraus, welche in geschichtlicher Zeit fast überall verschwand sei, aber in den Ortsnamen die Zeugnisse ihres Lebens zurückgelassen habe; ausserdem nimmt er von Osten eingedrungene semitische (speziell assyrische) Volkselemente an. Weniger komplizirt ist die Theorie von Tomaschek, welcher ein auch über Hellas verbreitetes kleinasiatisches Aborigenervolk konstatirt, das er in zwei Schichten, eine lelegische, wie er sie nennt, und eine mehr hinnenländische karische Schicht, zerlegt. Viel weiter als alle bisher genannten Forscher gehen Pauli (Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos 1886 und 1894) und Hommel (Archiv für Anthrop. 1890). Pauli verknüpft mit einer pelagischen Urvölkerung die Etrurker, Basken, Ligurer und Räter; im Osten reiht er seiner pelagischen Völkfamilie, Hommel folgend, die kaukasische Stämme an und möchte am liebsten auch die Alrodrer, Elmiten oder Susier und Kossier hinzurechnen, wenn schon er sugibt, hier nur Möglichkeiten aufgezzeigt zu haben. Pauli, Hommel und Tomaschek berufen sich für ihre Hypothesen auch auf ein anthropologisches Moment d. h. auf den Nachweis, den F. v. Luschans unternommen (und nach meiner Ansicht erbracht) hat, dass die älteste Bevölkerung Kleinasiens bis Armenien einschliesslich

einer distincten Rasse angehört, welche er als armenoid oder protoarmenisch (Virchow mit gleich armenisch) bezeichnet, weil sie die für den heutigen armenischen Typus charakteristischen Züge, auffallend kurzen und hohen Schädel, dunkle Haare und Augen, gebogene Nase habe. Eine äthiopische Hypothese wie Pauli vertritt seit einigen Jahren Salomon Reinach (Paris 1891); auch er nimmt eine von Kilikien und Kappadokien bis Etrurien reichende „pelagisch-bethitische“ Völkerfamilie an, sucht jedoch ihre Urheimath nicht in Asien, sondern in Europa, von wo sie ungefähr im 20. Jahrh. wie die Phryger und Armenier in Kleinasien eingewandert sein sollen. Kretschmer verweist von kurzer Hand diese Lösungsversuche ins Reich der Phantasie; doch gibt er den rechten Weg ihres Ergebnisses an, dass wir es in Kleinasien, von den Phrygern abgesehen, weder mit indogermanischen noch mit semitischen Stämmen zu thun haben, sondern mit einem „Volksthum sui generis“, und erbringt alladem den Beweis, dass alle kleinasiatischen Stämme ausser den eingewanderten indogermanischen Stämmen untereinander verwandt sind. Ich könnte mich mit den Resultaten dieses bedeutenden Forschers einverstanden erklären, wenn ich es mit seiner Methode sein könnte. Denn alle diese Sprachen kennen wir nur in sehr geringem Umfange; nur von der lykischen und karischen, angeblich auch von der lydischen, besitzen wir inschriftliche Denkmäler, die pseudohethitischen Inschriften, welche Jensen entziffert zu haben glaubt, hat Kretschmer bei Seite, von allen übrigen Idiomen Kleinasien kennen wir, ausser Glossen, nur Eigennamen, diese aber. Dank den griechischen Inschriften, in so grosser Zahl, dass Kretschmer auf ihnen sein ganzes System aufbauen zu dürfen glaubt. Kretschmer nennt seinen Weg selbst einen mühevollen und langwierigen. Ich glaube, er hätte sich denselben mindestens sicherer gestalten können, wenn er sich die somatische Anthropologie zum Stab genommen hätte. Damit kommen wir zur Fixirung unseres grundsätzlichen Standpunktes. (Fortsetzung folgt.)

Literatur-Besprechungen.

L. Rüttimeyer, Gesammelte kleinere Schriften allgemeinen Inhaltes aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, nebst einer antihographischen Skizze. Herausgegeben von H. G. Stehlin. 2. Bd. Basel 1898. Georg & Cie.

Das Werk enthält eine Anzahl von L. Rüttimeyers Vorträgen allgemeinen Inhaltes sowie von seinen Reisechilierungen. (Ueber Form und Geschichte des Wirbelthierskelettes; Ueber die historische Methode in der Paläontologie; Ueber die Aufgaben der Naturgeschichte; Ueber die Herkunft unserer Thierwelt; Die Grenzen der Thierwelt; Die Veränderungen der Thierwelt in der Schweiz seit Anwesenheit des Menschen; Ueber die Art des Fortschrittes in den organischen Geschöpfen. Vom Meer bis nach den Alpen; Die Bevölkerung der Alpen;

Ein Blick auf die Gletscher-Studien in der Schweiz. Die Bretagne. Nekrologe von L. Agassiz, Ch. Darwin, Peter Merian und Bernhard Stöder.) Eingeleitet wird die Sammlung durch eine in den Papieren des Verstorbenen aufzufundene äusserst interessante Antihographie.

L. Rüttimeyer einer der Mithegründer des Archives für Anthropologie und dessen langjähriger thätiger Mitarbeiter bedarf beim anthropologischen Publikum keiner empfehlenden Einführung. Die Eigenschaften, die diesen kraftvollen Forscher auszeichnen haben, grosser Umfang des Wissens, Tiefe und Originalität der Gedanken, hohe ideale Auffassung von den Aufgaben der Naturforschung und schwingvolle Sprache machen seine Ansätze zu einer ebenso fesselnden als geistig anregenden Lectüre, und so wird auch die vorliegende Sammlung dazu beitragen, den Sinn für tieferes Naturstudium in weiteren Kreisen zu erwecken und zu fördern. H.

M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Mit 203 Abbildungen im Texte, 1 Farhen- und 35 doppelseitigen Tafeln. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1898. A. Holzhausen. 16^o. XXII. 709 Seiten.

Herr Dr. Hoernes Privatdozent an der Universität in Wien, dem die prähistorische Forschung so vieles verdankt, — sein Buch: „Die Urgeschichte des Menschen“ ist ja in Aller Händen, — hat soeben ein neues grosses Werk veröffentlicht, auf welches wir die Fachgenossen sofort seiner Wichtigkeit entsprechend aufmerksam gemacht haben möchten. Wir behalten uns eine ausführliche Besprechung für später vor. Hier sei aber erwähnt, dass das neue Werk für alle eingehendere vorgeschichtliche Forschungen und namentlich für eine Vergleichung der vorhistorischen mit den protohistorischen Perioden unentbehrlich sein wird. Die Abbildungen im Text und der Atlas von 36 Doppeltafeln sind vortrefflich, ebenso die ganze Ansetzung, für welche wir der Verlagsbuchhandlung A. Holzhausen speziellen Dank ansprechen möchten. Für die wissenschaftliche Stellung des Werkes dürfen wir wohl die folgenden Worte des Autors als charakteristisch hervorheben: „Mit Hilfe der prähistorischen Zeugnisse kann man noch tiefer in den Schoos der Zeiten hinab sehen, als die ethnographischen Zeugnisse gestatten. Aber in der Tiefe entdeckt man nur weitere Tiefen, die kein Licht erbellt. Der wirkliche Anfang ist in Dunkel gebüllt. Es kostet geringe Mühe, dahin zu verorten, was uns primitiv scheint. Allein dieses Primitive geht durch alle Zeiten hindurch, und daneben findet sich, von den ältesten bekannten Zeiten an, local sporadisch Anderes, das unsrem Verständnis nicht so bereitwillig entgegenkommt.“

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 22. Februar 1899.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. S. 8. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Archäologisches aus der Pfalz. Von Dr. C. Mehlis. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft: Dr. Zimmerer, die Bevölkerung Kleinasiens (Fortsetzung). — Literaturbesprechungen. — Kleine Mittheilungen.

Archäologisches aus der Pfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

I. Schalenstein aus der Vorderpfalz.

Bei einer Renovation der prot. Kirche zu Weisenheim a/S. l. d. Pfalz, gelegen zwischen Dürkheim und Frankenthal, hat sich im vergangenen Sommer links vom Portal ein seltsamer Stein eingemauert gefunden. Es ist ein Quader aus weissem Sandstein, der 50 cm hoch, 30 cm breit und 45 cm tief ist. Auf der oberen Seite befinden sich vier ganz erhaltene und zwei bei einer früheren Verletzung des Steines ausgebrochene Näpfehen. Sie sind kreisrund mit einem Durchmesser von 7 cm, die die Wände sind vertikal gleichförmig eingehauen und ebenfalls 7 cm tief. — Der Thurm, von dem dieser Schalenstein stammt, geht seiner Bauweise nach ins 13. Jahrhundert zurück, und der Stein wurde wohl damals schon in das Mauerwerk der Kirche eingefügt. — Die aus dem Kanton Wallis bekannt gewordenen Schalensteine sind meist in Granit und Gneis eingetieft und haben ovalen Querschnitt (vgl. „Archiv für Anthropologie“, 20., 21. und 24. Band), während der Weisenheimer Schalenstein einen rechtwinkligen Querschnitt aufweist. — Nach allen Analogien haben wir im Weisenheimer Schalenstein, vielleicht nach Mustern zu Neapel einen Gemäus-Stein, wahrscheinlicher aber einen aus der Vorzeit (römisch?) stammenden Opferstein, in dem man, wie am Männelstein an der Odilienberger Heidenmauer jetzt noch geschieht (vgl. Scheffel: Reisebilder S. 393), Opfer von Früchten und Blumen darbrachte. — Der interessante Stein gelangte als Geschenk des Presbyteriums in das Kantonalmuseum zu Dürkheim a/Hart.

II. Römischer Meierhof auf dem Weilberg.

Die Bewohner von Ungstein sprechen schon seit langen Jahren von der „Weilburg“ auf dem Weilberg, der zwischen den weinberühmten Ortschaften Ungstein und Kallstadt als scheidender Bergrücken in der Mitte liegt. Im Jahre 1894 fanden sich hier (vgl. Beilage der „Allgem. Zeitung“ vom Febr. 1894) auf dem „Kobert“ zwei römische Sarkophage mit z. Th. selten schönen römischen Glasgefäßen, die der konstantinischen Zeit angehören. Jetzt scheint sich auf dem Weilberg auch die Villa rustica gefunden zu haben, deren Bewohner in den Sarkophagen gebettet ruhten. Etwa 300 m östlich vom Fundort der Steinsärge sticas Weingutsbesitzer Ph. Zumstein beim Roden im Februar 1897 auf römisches Mauerwerk, auf zahlreiche Ziegelstücke, Gefäße, Mörtel, Thierknochen, Brandspuren u. s. w., kurz auf Anzeichen, welche auf das Vorhandensein einer römischen Ansiedlung schliessen lassen.

Die bisher gefundenen Fundamente bilden eine von West nach Ost ziehende Außenmauer von 12 m Länge und 0,50 m Breite. Die Höhe des Fundamentes, welches aus wulstversetzten und mit Mörtelbewurf versehenen regulären Sandsteinschieben besteht, misst im Durchschnitt 70—73 cm. An diese Längsmauer schliesst sich im rechten Winkel nach Süden laufend, eine zweite Außenmauer an, die bisher auf eine Länge von 7 m freigelegt ist. Von dieser zweiten Mauer zweigen nach Innen zwei Quermauern ab, die erste nach 1,60 m (Korridorbreite?), die zweite nach 3,85 m. Die Zwischenwände haben 0,57 m und 0,75 m Stärke. Ueber dem Fundament liegt eine 20 cm hohe Betonschiebe,

welche den Estrich dieser Wohnräume gebildet hat. Westlich von diesem Wohnhaus, dessen Fläche mindestens 100 qm betrug, fand sich, gleichfalls in 70 cm Tiefe, ein grösseres Viereck, das mit 0,20 m starken Sandsteinplatten und ausserdem mit einzelnen Thonplättchen bedeckt war. Mehrere dieser Steinplatten sind mit 26 cm breiten und 3 cm tiefen Einschnitten und in der Mitte mit einer Längsrinne versehen. Nach dem Muster der vom Neckar bekannten römischen Meierhöfe (vgl. „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ 1896, S. 3 und Anmerk. 3) waren diese Schwellensteine zur Aufnahme von Brettern bestimmt. Auch zwei viereckige Platten (eine misst 1,20 m Länge auf 0,80 m Breite, 20 cm Dicke) sind mit Rinnen und Vertiefungen versehen, welche zur Aufnahme von Thürnen bestimmt waren. Im letztgefundenen Raume ist wohl das „Impluvium“ oder der Hof des römischen Villengebäudes zu sehen. Weitere Aufgrabungen werden hierüber noch Licht geben. — Von anderen Funden seien noch angemerkt: zwei Kleinbronzen aus der konstantinischen Zeit, schwarze glasierte Thnsteller und ein Terra-sigillata-Becher mit dem Stempel A-ATA (Bruch). Zu letzterem Stempel vergleiche man den Stempel im Kremsmusem zu Speyer: ATAFIL, AT, ATTIANVS, ATTILLVS, ATTO. — Die Funde gelangten in das Dürkheimer Kantonalmuseum.

III. Neolithischer Fund von Grasniedesheim.

Die pfälzische Gemeinde Grasniedesheim liegt an der Nordostgrenze der Pfalz und zwar zwischen Eckbach und Eis, 5 Kilometer südwestlich von Worms und ca. 4 Kilometer östlich vom Rixheimer Altrhein.

Die Gegend ist fruchtbar und ziemlich flach und gehört zum Diluvialgebiete des nahen Rheinstromes.

Im November 1893¹⁾ fand Oeknoom E. Müller von Grasniedesheim in der nördlich von diesem Ort liegenden Gemeinde, Klein-Niedesheim²⁾, „Weg links“, in einer Tiefe von 70–80 cm eine Reihe von Knochen und Artefakten, die von Osten nach Westen lagen. Herr E. Müller hielt die Fundstelle für ein Grab.

Nikolaus Henrich zu Weissenheim a. S., Ausschussmitglied des Dürkheimer Alterthumsvereines, dagegen, in dessen Hände die Funde als Geschenke von E. Müller gelangten, hielt die Fundstelle für eine der in der Wormser Gegend zahlreich vorkommenden Trichtergruben bzw. prähistorischen Wohnstätten.

¹⁾ Mittheilung von Herrn E. Müller vom 17. Februar 1897.

Die Funde selbst bestehen in folgenden Gegenständen:

A. Artefakte:

1. Der vordere Theil eines geschliffenen Steinheiles bzw. einer Bodenhacke aus einem schwarzen, feinkörnigen Material, das wohl wie bei dem Kirchheimer Grabfund³⁾ aus Diabasporphyr vom Südhang des Hunerück⁴⁾ besteht. Erhalten ist das 5,5 bis 6,5 cm lange Stück der Schneide; die Breite des Werkzeuges beträgt von der oberen zur unteren, 0,12 cm breiten Kantenfläche 7,2 cm. Von der saft zum äusseren Rande geneigten Schneide sind noch z. Th. 3,5 cm erhalten. Die Schneidenbreite beträgt bei der Kirchheimer Bodenhacke 4,5 cm, so dass die Grasn-Niedesheimer um 2,7 cm breiter ist. Die vordere Schneide ist fast vollständig zerstört, nur die Seitenkanten sind grösstentheils erhalten und zwar oben und unten auf je 5 cm Länge.

2. Von Gefässresten fanden sich drei verschiedene Arten vor.

a) Von schwarzen Gefässen sind 5 Stücke erhalten. Diese zeigen feingeschlemmten Thon ohne gröbere Bestandtheile auf. Die Wandungsstärke schwankt von 0,3–0,5 cm. Alle 5 Stücke sind ornamentirt. Zwei derselben sind mit eingegrabenen, in spitzem Winkel nach oben sich treffenden Dreiecken verziert, zwischen denen halbdonalförmige leichte Grübchen untereinander und nebeneinander in den Thn eingestochen sind. Nach mehrfachen Sporen nachstehenden Linien sind Grübchen eine weisse Thnpaste auf.

Ein Scherben zeigt einen warzenartigen, undurchbohrten Ansatz, der 1 cm Höhe und 2,5 cm Längsdurchmesser besitzt. Ornament und Warze entspricht den neolithischen Gefässen von Kirchheim, Mnsheim und Worms.⁵⁾ Ein zweites Ornamentensystem zeigen 4 andere Fragmente auf. Es besteht aus in einem System aus mehreren, nahezu im rechten Winkel sich treffenden, als Dreiecke bildenden, eingegrabenen Linien, welchen aber die Grübchen fehlen. Besonders diese letztere Ornamentik ist auf dem neolithischen Grabfelde von Worms vertreten.

b) Ein weiterer, 5 Bruchstücke zählender Gefässtypus wird vertreten durch zartgelbe Stücke, welche 0,4–0,7 cm starke Wandungen besitzen. Auch hier ist der Thn fein geschlemmt und frei von grösseren Quarzkörnern. Auch hier scheint das Material dem hodenbildenden Rheinlöss entnommen zu sein. Alle 5 Stücke zeigen Ornamente auf. Dieselben bestehen (bei 4 Stücken) in parallelen Linien; an deren Ende und zwischen denselben sind kleine,

²⁾ Vgl. Mehlis: Der Grabfund von Kirchheim a/Eck 1881, S. 19 und Taf. 2, Fig. 1.

³⁾ Vgl. K. Köhl: Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung, Taf. VII und VIII.

längliche Grübchen angebracht, die nach sichtbaren Resten mit weisser Paste ausgefüllt waren.

Bei einem Scherben bilden diese Grübchen zwei Reihen, welche beide in ihrer Verlängerung das Liniensystem schneiden. Am Ende der oberen Linie bilden 5 Grübchen ein Kreuz. Ein anderer zeigt einen 1,80 cm hohen Ansatz in Gestalt eines abgestumpften Kegels an; über demselben je zwei Fingernageleindrücke; zwei derselben sind senkrecht, zwei horizontal gestellt.

Letzteres Ornament löst hinüber zum dritten Typus c). Er ist gleichfalls durch ein halbes Dutzend verzierter und zwei unverzierter Bruchstücke vertreten. Die Wandungen sind hier 0,8—1,2 cm stark. Die Farbe ist gelbgran. Als Ornament erscheinen Nageleindrücke und ovale (1—1,5 cm) Grübchen. Keine dieser Vertiefungen trägt Pasten. Ferner erscheinen hier starke, knollige Ansätze und ein durchbohrter Henkel. Auch die Bildung dieser Gefässe entspricht der Kirchheimer, Monsheimer und Wormser neolithischen Keramik.

Von weiteren Artefakten sind zu nennen:

3. Zwei Endbruchstücke von Getreidemöhlen und zwar von den Bodensteinen.

Das erste hat 19 cm Länge auf 14 cm Breite und 2,5—3,5 cm Dicke. Der Mittelteil ist ausgehöhlt. Das Material ist ein weissgelber, feinkörniger, glimmerhaltiger Sandstein.

Das zweite Bruchstück hat 13 cm Länge, 9,5 cm Breite und eine von 2 cm (tiefste Stelle) bis 6,5 cm (Rand) ansteigende Dicke. Das Material besteht aus rothem, mit grösseren Quarzkörnern gemischtem Buntsandstein.⁴⁾

Ein drittes Fragment von 8 cm Länge, 10 cm Breite und 2—3 cm Dicke gehört zu einem Läufer. Material ein schwarzgraues Eruptivgestein mit Glimmergehalt (Molaphyr oder Basalt?).

4. Hieher gehören noch zwei Stücke: ein flaches, 6 cm langes, 5 cm breites Stück von Hämatit, der wohl zum Rothfärben der Gefässe und der Haut gedient hat, und ein 3 cm langes, 1,5 cm breites Stück eines rothen, von weissen Quarzadern durchzogenen Chalcedons. Nach der Rundung auf einer Seite hat dies Stück vielleicht als Amulet gedient, wie vier Syenit-Anhänger von Worms.⁵⁾

B. Knochen.

Diese bestehen aus 5 kleinen z. Th. aufgeschlagenen Rippenstücken und zwei grösseren, 14 und 13 cm Röhrenknochenenden. Keines dieser Stücke gehört dem homo sapiens an. Ueber die zwei starken Röhrenknochen, welche wie die übrigen Kno-

chen an der Zunge kleben und die charakteristische Eigenschaft hohen Alters in ihrer Verwitterung aufzuzeigen, äussert sich Bezirksarzt Louis in Neustadt a/Hart folgendermassen: „Oh die beiden Knochenstücke von einem Pfordre oder einem Rinde zerföhren, lässt sich, da dieselben sehr defect sind, nicht genau bestimmen. Das eine Stück scheint das untere Ende von einem Obersehenkelbein und das andere das obere Ende des grossen Unterschenkelbeins zu sein.“

Der Schluss ist folgender: Wir haben im Gross-Niedesheimer Fund nach dem Steinbeil und den Resten der Thongefässe dieselbe Periode repräsentiert, wie sie die neolithischen Gräber von Monsheim, Kirchheim a/Eck und besonders Worms aufweisen. In der Ornamentik weist der Typus h) (Striche mit Grübchen) eine Spezialität auf. Der Fund gehört wahrscheinlich einer neolithischen Wohnstätte an, in der das ladirte Beil, die zerbrochenen Gefässe, sowie die benutzten Thierknochen und die Mahlsteine als Rudera liegen blieben, entsprechend den Pfahlbau- und Terramaren-Funden in der Schweiz und in Oberitalien.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

(Sitzung vom 28. Januar 1898.)

Die Bevölkerung Kleinasiens.

Von Dr. Heinrich Zimmerer.

(Fortsetzung.)

1. Wenn sich auch ursprünglich Volk und Sprache wohl überall deckten, sagt Hommel und dies ist auch unser Standpunkt, so hat dieses Verhältnis im Laufe der Jahrtausende durch Wanderungen und Sprachübertragungen, beziehungsweise auch Sprachmischungen, mannigfache Veränderungen erfahren.

2. Wie uns ferner die Anthropologie (im Gegensatz zur Linguistik) lehrt, nur von einer indogermanischen Sprachenfamilie, nicht aber von einer arischen Rasse zu sprechen, so müssen wir uns auch damit vertraut machen, dass, wie viele andere, so auch die semitische Familie gleichfalls nur ein linguistisches, keineswegs aber als ein anatomischer Begriff aufzufassen sei. So Luschian.

3. Und als drittes Beispiel füge ich hinzu:

Alle die Osmanen und turkatarischen Völker auf anatolischem Boden sind keineswegs Türken, weil sie türkisch sprechen, und alle die islamitischen Stämme sind deshalb nicht Araber, weil sie den Islam bekennen und keine andere Sprache verstehen, als die des Koran.

So müssen die autochthonen (europäischen) Stämme, welche nach Kretschmer's sprachlich gelingenden Beweisen denselben Lautwandel von *nt* und *nd* aufweisen, also die Lyder, Karer, Lykier, Pisider, Kilikier sich wohl als sprachverwandt, doch nicht als Blutsverwandte und Volksgenossen mit Nothwendigkeit erweisen. Wie oft haben wir es in der Geschichte erlebt, dass ein Eroberer-volk den Unterjochten seine Sprache aufzuzwingen oder umgekehrt abgelernt hat? Ich gebe allerdings zu, dass

⁴⁾ Ueber das Material vgl. R. Lepsius bei Köhl a. O., Seite 37, Anmerk.

⁵⁾ Vgl. Köhl a. O., S. 37 und Taf. VI Nr. 2.

die von Kretschmer so glücklich wie scharfsinnig nachgewiesenen Uebereinstimmungen, wie Differenzen in den Personennamen, Laallnamen, Ortsnamen zwingende Beweise geben, denn diese Namen lassen sich nicht so leicht aufzwingen oder verwechseln, aber sie müssen, wo irgend möglich, in Einklang gebracht werden mit somatischen Merkmalen der Verwandtschaft und historisch belegten Beziehungen. So können wir den für die Sprachverwandtschaft erbrachten Beweis der Einteilung der nicht indogermanischen Völker Kleasiens in zwei Gruppen, eine westliche: Karer, Lyder und Myser und eine östliche: Lykier, Pisidier, Isaurier, Lykammer, Kilikier und Kappadokier, zwischen welche sich keilförmig die Phryger und Bithyner geschoben haben, als ethnologisch bewiesen noch nicht anerkennen.

Es ergibt sich eben daraus die prinzipielle Forderung, dass zu einem ethnologisch zwingenden Beweis 3 Bedingungen gehören: 1) die somatische Gleichung aus dem lebenden oder toten Material, an dem wir auch die Kunst denkmäler rechnen, 2) die sprachliche Kongruenz, die nicht nur aus den Inschriften, sondern auch der historischen Sprachvergleichung mit ihren Rückschlüssen besteht, 3) endlich der historische Thatbestand, der uns auch kultur- und literarhistorisch den Schleiher von den Beziehungen der Völkergruppen, ihrem Eintreten in die Geschichte, ihren Wanderungen und Wandelungen liefert und aufzeigt.

Somit haben wir uns die Bahn frei gemacht für unsere eigene Darstellung: Wir haben Kleinasien eine Völkertrümmer genannt; sie ist dies aber nicht nur von Ost nach West und West nach Ost, sondern auch von Nord nach Süd und noch mehr umgekehrt. Dies musste geographisch auf der Karte gezeigt werden und die Wechselbeziehungen Ägyptens und Mesopotamiens dieser Länder mit Europa über Kaukasus, Pontus und Agäis und umgekehrt, die so oft ihren Weg über und durch Kleinasien genommen haben, von Mykenis Zeiten, den Altblayoniern und Assyriern angefangen, bis herab auf Griechen und Römer, Araber, Parther und Seldschuken, Türken und Mongolen.

I.

Die vormykenische oder prähistorische Schicht der uralten Ansiedlung auf und über dem Felsen von Troja (Hisarlik) geht zurück in das Jahr 3000—2500 vor Christus. Die mykenische Schicht oder das Homerische Pergamos in das Jahr 1500—1000; schon im Zeitalter Homers 900 v. Chr. beginnt die Blüthe jener Kultur in den Küsten und auf den Inseln Vorderkleasiens, die für Hellas das Vorbild geworden. Ich muss es mir versagen, das anzuführen, was in dieser Gesellschaft bei festlicher Gelegenheit schon von berufenen Seite, von Herrn Professor Furtwängler, über diese Kultur vorgetragen wurde. Ueber die trojanisch-mykenische Kulturperiode und die Anfänge des hellenischen Volkes hat auch in der M. Anthropol. Gesellschaft 1895 Professor Dr. Eugen Oberhummer gehandelt (Correspondenzblatt 1895 1).

Den Ausgangspunkt für die gesamte mykenische Kunststrichtung haben wir, sagt Milchhöfer (Die Anfänge der Kunst in Griechenland 1883), in Kleinasien zu suchen.

Damit stimmt in gewissem Sinne der neueste Untersucher der phrygischen Felsendekmalen, Franz von Reber, überein (Abhandl. d. b. Ak. d. W. 1897). Eine gemeinsame mesopotamische Urheimath hatten die Löwenstandarten (und ? Mythen) Phrygiens und Griechenlands allerdings. Allein die Motive wurden von verschiedenen wenn auch benachbarten Seiten und in

verschiedener Weise vermittelt. Für das älteste Phrygien war Nordsyrien (Sendaschirli) das Medium, welches aus anderen Punkten, zum Theil Arlantsach geographisch unmittelbar benachbart, seine Spuren hinterliess, für das älteste Griechenland der phönikiische Seeimport. Nach Phrygien schob sich nordsyrische (bethitische) Monumentalarbeit, im Norden über den Halys (Boghazköi, Eykli), im Süden über den Taurus vor. Da zwischen nordsyrisch-mesopotamischer und phönikiisch-mesopotamischer Kunst soviel Aehnlichkeit bestehen musste, als einerseits die gemeinsame Abstammung und andererseits die Nachbarschaft Nord- und Südzyriens bedingt, so ist auch diese gewisse Aehnlichkeit von Arlantsach in Phrygien und dem Löwenthorbühel von Mykenis namentlich im Motiv nicht so verwunderlich. Die den Armeeniern nicht verwandten Phryger bilden nicht bloss die älteste arische Bevölkerung in Kleinasien, sondern auch des kleinasiatischen Ariertums überhaupt. Milchhöfer heht auch den Einfluss assyrischer Kunst auf mykenische hervor, wie Reber sie für sein Mittelglied, die bethitische, ausnehmen geneigt ist.

Nicht schwer zusammenzumen kann ich es, wenn Milchhöfer Ulrich Köhler's Versuch, den Ursprung der Grabanlagen von Mykenis und Spata für „karisch“ zu erklären, sughit, den Ursprung der ältesten mykenischen Kunstindustrie zuversichtlich in Kreta, wo die kretische Dektylien*) bestimmt als Phryger bezeichnet werden, als dem in jeder Beziehung geeignetsten Vereinigungspunkte präsiagischer, phrygischer u. orientalischer Elemente sucht (der kretische Ida trug den gleichen Namen wie der phrygische) und die Sage von den mykenischen Bantem durch lykische Cyklopaen sughit, indem er die mykenische Holzkonstruktion in lykischen Steinbauten wiedererkennt. Wenn er schliesslich auch den Semitismus der *βαυλαγοραυ* Lyder zurückweist, so dürfen wir wohl auch auf die Lyder Pelops und Tantalos hinweisen, auf den Zug des Herakles zur Omphale nach Lydien und auf die Verwandtschaft von Kultur und Kunst der verwandten Stämme. Später erst, durch die Einfülle der Skythen (Saken) und Kimmerer werden die Beziehungen der Nordvölker zu Kleinasien knnd, die aber schon durch die Aehnlichkeit der inneren Ausstattung wie äusseren Form der skythischen Grabhügel der Krim (Kurgans) mit iranischen und kleinasiatischen tummt sich erweisen. Auf die Aehnlichkeit der etruskischen Tracht der Schmelzbecher, die Kopfbedeckung des totalen, der Musikinstrumente, Flöte und Trompete und Musik überhaupt mit kleinasiatischen Kunstdekmalern und ihren Darstellungen kann hier nicht näher eingegangen werden.

II.

Das älteste Denkmal der Schrift über die Völker des Orients ist ameer den assyrischen und ägyptischen Monumenten die Bibel.

Die biblische Völkertafel (I. Moses 10) spiegelt jedoch die ethnographischen Verhältnisse nur ziemlich unklar wider, man darf auch in ihr in erster Linie nicht eine streng ethnologische oder linguistische Anordnung suchen, sondern weit mehr eine bloss geographische. Es empfiehlt sich, sagt Max Müller in seinem Buche über Aisien und Europa nach altägyptischen Denkmälern (Lpz. 1893), auf alle Hypothesen von Nichtsemiten in Palästina zu verzichten und den Gesichtspunkt der biblischen

*) Vgl. Hyde Clarke, on the Proto-Ethnic condition of Asia Minor, the Khalubes (Chalybes), Idai, Dactyli etc. and their relations with the mythology of Jonia, in The Journal of the Ethnological Society of London, April 1869.

Völkertafel, welche einige syrische Stämme zu den Söhnen Hams zählt, als einen politischen anzusehen. Die Bibel nennt aber unter den Söhnen Kanaans auch die Hethiter, dasjenige Volk, welches für die älteste Geschichte Kleasiens ganz besondere Beachtung und Bedeutung gewonnen hat. Es sei vor allem hier bemerkt, dass aus den ägyptischen Bildern sich bei sämtlichen Stämmen Syriens nur der reine semitische Volkstypus nachweisen lässt, mit Ausnahme der Hethiter. Die Hethiter nennt Max Müller (a. a. O.) das jenseitige Modevolk dilettantischer Historiker. Als man sie vor einigen Jahren entdeckte und den Zusammenhang der Hethiter H-tä = Hattä und der Denkmäler mit den zuerst „hamathenisch“ genannten Hieroglyphen bemerkte, hemlichtigte man sich dieses Fundes mit Gier und jetzt spielen sie dieselbe Rolle für Vorderasien, welche einst in Europa die berühmten „Kelten“, dann die „Pfalhanern“ hatten, d. h. sie wurden Löckenbäuser für die altorientalische Geschichte, verwendbar bei allem Unerklärlichen. Bald in diesem, bald in jenem Teile Syriens liess man sie wohnen, meist natürlich in Palästina (nach Gen. 23) oder bei Kades, im ersten Falle als hamitische Kanaaner, im zweiten natürlich als Aramäer, d. h. undefinierbare Semiten. Jetzt ist es allerdings mehr Mode, sie auch undefinierbarer als „Canaaner“ oder „Aramäer“ zu bezeichnen. Da solche nebelhafte Massen sich gut zu „Urbewohnern“ eignen, hat man sogar die These versucht, die Hethiter seien die Vorgänger der Semiten, die Urbewölkerung Syriens, deren Reste sich noch in historischer Zeit da oder dort nachweisen liessen.

Der Spott ist billig und scheint mir unverdient. Ich versuche dies aus den eigenen Worten Müllers nachzuweisen. Die im Friedensvertrage mit Ramses II. aufgezählten 11 Städte erinnern besonders an kappadokische Bildungen von Ortsnamen z. B. -sena, -sene; keine ausserhalb Ostkappadokiens gelegene Plätze lassen sich darunter nachweisen, wohl aber ein paar dieser Landschaft Ilirapa, Harpa am Antitaurus.

Ein Name der ägyptischen Städteliste von Naharin endigt auf anda, gehört also in den charakteristischen kleinasiatischen Ortsnamen auf andos, anda, andis, welche vom Pontos bis nach Kilikien reichen. Ob auch die altarmenischen Städtennamen auf andis) damit zusammenhängen, wissen wir noch nicht. Erstweilen liess sich, meint Max Müller, über die ethnographische Stellung der Hethiter nichts sagen, als dass sie anscheinend demselben Stamm angehörten, wie die alten Kikier, aber von der westlichen Küstenbevölkerung an trennen sind. Ihre Verwandten mögen im Osten zu suchen sein. Damit gibt uns Müller selbst den Schlüssel in die Hand. Wie schon Winckler vermuthete, besaßen die Hethiter auch die Keilschrift oder ahmten die Schwächen derselben in ihrer eigenen Schrift nach. Bis nach 1600 v. Chr. sass die Hethiter noch in Kappadokien. Siedrangen südlich niemals hinaus über das obere Orontesthal, das Amoriterland. Die Gleichheit des Volkes, welches Skulpturen mit seiner sonderbaren Hieroglyphenschrift in Kleinasien und Syrien hinterlassen hat, wird durch viele Berührungspunkte z. B. die Eigennamen bestätigt. Vor allem aber stimmen die Bilder der Ägypter durchwegs mit den nationellen Skulpturen der Hethiter. Die Hets sind stets so scharf wie möglich von allen Semiten getrennt. Am charakteristischsten ist ihre regelmäßige Bartlosigkeit und die Haartucht. Das Haar ist viel länger als das der Semiten, es steht nicht in runden Massen vom Kopf ab, sondern fällt in langen Strahlen bis über das Schulterblatt. Bogen, Schilde, Amazonenschilder und Stiefel (σάβρα) gleichen denen der Kankasuvölker. Müll-

ler möchte hier die Frage anregen, ob sich nicht die ganze Amazonensage als Kankasmythos aus alten Bildern der roseberühmten, anhängigen und frauenhaft gekleideten Hethiter in Pontos und Kappadokien entwickelte. Die Phalaax des Fussvolkes bestand meist aus Fremden. Die Macht der Heeres beruht auf den Wagen. Ueber die Reiziger der Hethiter sind wir aus dem Friedensvertrage Ramses II. unterrichtet. Derselbe liess 1000 Götter von den mählichen Göttern und von den Götterweibern der Landes H-tä den Frieden hüten und nennt ausser der Sonne Arenna, dem Suth, dem Himmelsherrn, noch ein ganzes Pantheon von Göttern. Wer denkt hier nicht an die kappadokische Götterwelt, wie sie uns Strabo (12) und nach ihm Ramsay geschildert haben! Der ethnographische Typus ist ein merkwürdiger und auf den ägyptischen Denkmälern ganz vereinzelt dastehender: längliche, leicht gekrümmte Nase, zurückliegende Stirn, massive Backenknochen, kurzes, rundes Doppelkinn (bei Hindern Petrie), die Hautfarbe ist sehr hell, helloth oder fast rosenroth, auch rothgelb, anscheinend weisser als die der semitischen Syrer. Die Kappadoker heissen ja bei den Griechen *Αρμένιοι*, die weisen Syrer. Das gliederartige Gesicht ist auf ägyptischen Denkmälern alle kleinasiatischen gemeinam.

Wenn fröher noch ein Zweifel sein sollte, dass Kelta Kilikien ist, so betrachte man die kilikischen Skulpturen (bei Perrot Chippiez 5, 319) auf denen wir die Tracht der Keltolente wiederfinden.

Alle Bewohner des östlichen Kleasiens nannten sich Ghetiter, genauer die im Norden Ghatzeer, semitische Ansprache H-tä, H-tä (Χαταίοι), die im Süden Khetzeer. Da der südlichen Ansprache des gh gewöhnlich ein fremdes k entgegensteht, besonders im Griechischen, so sehen wir nach einer schönen Gleichung Müller's in dem der Hethiter-Heimat Kappadokien, Kapatina, in deren Landschaft katoonia, in dem *Κύριον* genannten Westkilikien und in dem Namen der Kyrier denselben Stamm.

Wenn es uns Luschan gelungen ist, sowohl in den Skulpturen von Sendschirl, wie in den lebenden und toten Resten der Stämme Kleasiens, einen Typus der Urbewölkerung zu entdecken, freilich mit dunklerer Hautfarbe als die ägyptischen Farbenbilder und mit schlichtem Haar, kurz übereinstimmend mit den armenischen Stämmen, oder wie Luschan es nannte, proto-kappadokisch oder armenoid, so sind wir auf demselben Wege wie Max Müller, der uns noch ein gutes Stück begleitet. Für die Sprache liess sich aus den Lehnwörtern in den ägyptischen Texten noch mehreres gewinnen; was von dem als asiatische Entlehnungen Beseichneten wirklich unsemitisch ist, wird wohl meist auf die Hethiter zurückgehen. Die Namen Tiraganassa (Leibtrier) Tiragittassa (Oberster des Fremdvölkens von Naksu) und Tiragan sind besonders bemerkenswerth, da sie den sprachlichen oder doch kulturellen Zusammenhang der Hethiter mit mehreren anderen Völkern beweisen, nicht nur mit den Kilikern, sondern auch mit armenischen Stämmen (von Nairi).

Max Müller gibt zu: Bekanntlich wohnte in vorindogermanischer Zeit einmal eine einheitliche (altdiasische)? Bevölkerung durch ganz Kleinasien und Armenien bis an den Kankasus, wo sie vielleicht noch Spuren hinterlassen hat: es drängt sich die Frage auf, ob auch die Hethiter zu diesem Stamm gehörten. Die Spuren hethitischer Denkmäler reichen bis an die äusserste Grenze Kleasiens und Max Müller nennt die Gelehrten phantasiereich, welche daraus die Existenz eines gewaltigen vom Hellepont bis nach Mesopotam-

mien sich erstreckenden Reiches und Volkes geschlossen haben.

Für Südbabylonien haben uns die in Tello gemachten Funde nach Hommel eine Reihe von bildlichen Darstellungen theils auf Reliefs, theils abgebrochene Köpfe von Statuen, aus der Zeit von ca. 4000–3000 v. Chr. kennen lernen, welche aus zwei verschiedene Typen aufweisen; der eine ist charakteristisch durch einen mehr runden, aber meist glatt rasirten, stets aber hartlosen Kopf, mit leise vorstehenden Backenknochen, er ist der sumerisch-alarodische Typus, der andere ist mehr langschädlig, mit starkem schwarzen Haupthaar und lang herunterreichendem Kinnbart, er ist der semitische, babylonisch-assyrische Typus. Wir können keinen Augenblick zweifeln, welcher von beiden für unsere Hethiter paßt.

Es unterliegt jetzt wohl kaum einem Zweifel, schliesst Laschan seine Ausführungen in dem oft citirten Vortrage über die Juden, dass Hommel's Alarodier und meine Armenoiden sich völlig decken und dass sie ebenso mit den Felsenrassen zusammengebracht werden müssen, deren Sonderstellung H. Kiepert schon vor einem Menschenalter erkannt hat.^{*)} Seinen Ausgang zu diesem Schlusse nahm Laschan von der Untersuchung des Volkes der Tachdatchi (Brettschneider), die er zunächst in ihrer absichtlich isolirten und etwas vorachteten Stellung, in ihrem Scheinmohamedanismus und in ihrem eigenartigen Sitten schilderte. Sodann wurde ihre Herkunft und Verwandtschaft wesentlich anthropologisch und an reichlichen Material (60000 Messungen und 5000 meist unähnlichen Photographien) untersucht, auch ein, wie es scheint, altkyrischer Schädel herangezogen. Die niedrigen Langschädel Adalins und der Ostküste Lykiens ergaben sich als Nachkommen der Semiten, zum Theil als Griechen, das hypsibrachykephale Element der alten und jetzigen Bevölkerung Vorderasiens aber stimmt genau mit armenischen Volkstämme, der physisch-homogen ist und zwar schon seit langen Jahrhunderten.

An den Lichthidern, die ich der Götze des Herrn Professor v. Laschan verdanke, läßt sich die anfallende Verwandtschaft und Uebereinstimmung der Schädeltypen für die Urbevölkerung zeigen. Von zwei Schädeln aus Adalin ist der kurze ganz typisch für die vorsemitische Urbevölkerung, die vor der semitischen Einwanderung in Syrien, deren Heros Eponymus Abraham ist, ganz Vorderasien innehatte; der lange Schädel ist typisch für die echten Semiten. An Schädeln von Lykiern, Tachdatchi, Anasarich, Armeniern mit übertrieben hethitischer Nase und deformirten, d. h. oben zusammengepressten Köpfen, (wie es heute noch die Jürkenweiber mit ihren Kindern machen), sah man deutlich den hypsibrachykephalen Typus. Die künstliche Deformation des Kinderschädels durch die Mütter bezog ich auf die Sucht, dem stammfremden Unterjochten die Constitution des herrschenden Volkes anzupflügen. Wie lang übrigens solche Bränche aus dem Alterthum sich fortplanzen, konnte man im Bilde bei einer Prostituirten von Damaskus an der höchst typischen Bemalung der Brauengsgend und Verlingerung der Lidspalte durch Kohl (vgl. Al-Kohol) erkennen, wie sie schon seit Jahrtausenden in Aegypten und Vorderasien blüht ist.

Diesem ganzen Sachverhalt hatte, was Laschan entgegen ist, schon mit grossem Scherfwin Ludwig Ross vermuthet (Kleinasiaten und Deutschland 1850). Auf Armenien hatte auch Gg. Hirschfeld nach Denkmälern

in seinen „Paphlag. Felsengräber“ 1885 und „Den Felsenreliefs in Kleinasiaten und die Hittiter“ 1887 hingewiesen.

Als im 1120 Tiglatpileser I. von Assyrien seine Angriffe gegen Syrien richtete, existirt das grosse Chetareich nicht mehr. Die Cheta, assyrisch Chatti, von Karkamis bilden einen der kleineren Staaten Nordsyriens. Jenseits Entfässerungsversuche der hethitischen oder cilicischen Inschriften können wir hier nicht weiter verfolgen, doch auch er kam zu dem Schlusse, dass die Hethiter die Urarmenier waren, die dann später durch ihre nahe, fortwährende Berührung mit semitischen Völkern stark mit semitischem Typus versetzt wurden, und in der That sind die späteren dem achten Jahrhundert angehörigen, sehr fortgeschrittenen, grossartigen Skulpturen von Sendschirli bereits mit altsemitischen Inschriften vergesellschaftet.

Damit wäre für uns die hethitische Frage zu einem gewissen Abschlusse gebracht, wenn wir von den neuerdings von Schweiger-Lorenzfeld vorgebrachten Einwänden in der Dr. Mon. Schr. f. d. Orient (1896) absehen wollen, die sich besonders gegen Hommel, Sayce und Halévy richteten. Ehe wir, wie naturgemäss, zu den Armeniern übergehen, wollen wir noch der Volksplitter gedenken, die sich in die grosse feste Masse der Urbevölkerung eindrängten oder von ihr abwichen. So grossmächtig und gewaltig die Eroberungen und vielleicht auch die kulturellen Einwirkungen der sich untereinander ablösenden Reiche der semitischen Babylonier und Assyrer, der arischen Meder und Perser in Vorderasien waren, die sich in Kleinasiaten vorzugsweise auf die Grenzlande Armenien und Kappadokien bezogen, so einsehendend und nachhaltig waren sie niemals, ethnologisch gesprochen, wie die Uralisirung, die der Eroberung Alexander's des Grossen im Gefolge hatte und der wir deshalb noch ein eigenes Kapitel widmen müssen.

Semitische Zunge scheint sich aus jener Zeit bis in die der persischen Herrschaft als Verwaltungssprache erhalten zu haben, da die Legenden der persischen Satrapenmünzen ganz Vorderasiens aramäisch abgefasst sind.

Will man für diese Einfüsse Babylonien und Assyrien, wie Mediens und Persiens in Kleinasiaten eine Grenze setzen, so kann es nur der Halys und die centrale Wüste sein. Nanmann ist sogar so weit gegangen, nach dem Vorgange von Ramsay, den Halys als die Grenze der orientalischen Schweineerden anzusetzen. In der römischen Zeit wurde dann die Grenze für die griechisch-römische Kultur bis an den Euphrat verlegt, wo das unbesiegte Volk der Parther 250 vor bis 220 n. Chr. unter den Artaxiden, den Damm gegen Hellenismus und das Römertum, unter den arabischen Khalifen und den Abbasiden (750–1258) den Damm gegen das Byzantinertum und Christentum bildete, ein Damm, den die Seltschucken, 1058 unter Toghrulbeg, 1309 die Osmanen unter Osman I. und die Mongolen 1402 unter Timurikn siegreich durchbrachen. Kann jemals im Verlaufe ihrer mehrtausendjährigen Geschichte erscheint die Halbinsel an sich in einer Staatseinheit verbunden, immer nur als ein Theil grösserer, zugleich seemächtiger Reiche, wie des persischen, makedonischen, römischen, osmanischen.

Somit zerfiel sie in einen Gegensatz des Ostens und Westens, hier das lydische und pergamenische Reich, dort das medische, selenakidische, pontische.

Ueber die politischen und ethnographischen Veränderungen Vorderasiens geben die kleinen historischen Karten in Spruner-Siegmund Atlas vortreffliche Auskunft, be-

^{*)} Vgl. auch Clarke Hyde, „on the inhabitants of Asia Minor previous to the time of the Greeks“, in the Transactions of the Ethnol. Soc. of London. March. 1865.

sonders Karte 2. Die ethnographische Uebersicht der Länder der alten Welt mit der tabula Peutingeriana, 3. Aegypten, 6. Oberasien zwischen Euphrat und Indus, 8. Das Persische Reich, 9. Das Reich Alexanders des Grossen, 10. Sechs Karten zur Geschichte Persiens und Vorderasiens in der Diadochen- und Partherzeit, 26. Das römische Reich nach Augustus, 27. Unter Trajan u. a. w. — Die ethnographischen Karten Kleinasien Nr. 11. In der Persezeit, 12. Zur Geschichte unter Krösus, 13. Unter den Römern, sind noch nicht erschienen und konnte ich auch durch wiederholte schriftliche Anfragen bei dem Herrn Herausgeber keine Auskunft bezw. Antwort über ihr Erscheinen erhalten.

Die Beziehungen Aegyptens und der Pharaonen zu Kleinasien und namentlich sind in Dunkel gehüllt. Die geheimnisvollen „Enden des Meeres“ waren den Verfassern der ägyptischen Inschriften so unbekannt, wie das dunkelste Afrika. Verhältnissmässig gut bestimmbar sind noch die Namen, welche Ramses III. als Genossen der Hethiter nachführt, Verbündete oder Soldatruppen, 8000 Heiden vor dem Fürsten, in denen man die Lykier, Dardaner und Mysier fast erkennen wollen. Die Philister, welche etwa 100 Jahre nach Ramses III die Eroberung der Küste Palästinas unternahmen, nimmt Max Müller auch einer Notiz bei Justin 19, 3, 5 vom rex Ascaloniorum als Seevölker aus dem südwestlichen Kleinasien und den ägäischen Inseln. Ein ethnographisches Häthel bieten uns die Kolcher, die nach Herodots wunderlicher Angabe (II 104) dunkelblüthig und kraushaarig waren wie die Aegypter. Ins hellere Licht der Geschichte heben wir uns mit den Einfällen der Skythen und Kimmerier.

III.

Mit Ednard Meyer bringt Hommel die Einfälle der (iranischen) Kimmerier, Skythen oder Saker in Beziehung zur Erhebung der Meder, ja zur Einführung der Iranier und Hethiter in die Weltgeschichte.^{*)} Nach dem Einfall der Meder in Assyrien 625, wie vordem bei dem Einfall der Kimmerier unter Assarhadon, erfolgten die Einfälle der sakischen Skythen in Vorderasien (ihren Führer Madyes nennt Hommel eine Personifikation des Meders Madai). Jahre lang sollen sie nach Herodot Asien verwüthet und bis nach Ascalon vorgedrungen sein und ebenso überschwebten sie Kleinasien, wovon sich noch der Widerhall 685 v. Chr. in dem von Heeskiel, Kap. 38, entworfenen Zukunftsbilde findet. Die feindlichen Barbarenhorden verließen sich wieder, nachdem sie besonders im Norden (Armenien) und im Osten Kleinasien (in Kappadokien) alles über den Haufen geworfen und zum Theil hier sitzen geblieben sein werden. Ueber die den skythischen Kurganen ähnlichen Gräbhügel in Kleinasien haben wir schon gesprochen.

IV.

Als das wichtigste Volk Kleinasiens muss uns aber ethnologisch das Volk der Armenier erscheinen. Die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben es in den Vordergrund unserer Theilnahme gedrängt und eine Sintflut von Litteratur hervorgerufen, die noch nicht abgelaufen ist. Wird sie aber dies sein, so muss das, was sich daraus goretet, wie einst die Arche Noahs, des armenischen Nationalheiligtums, am Berge Ararat, dem Centrum Hoch-Armeniens, stehen bleiben. Armenien, zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen

Meere und zwischen dem Taurus und Kaukasus gelegten, muss nach meiner Ansicht ethnologisch und geographisch zu Kleinasien gerechnet werden. Ueber die älteste Geschichte des Landes ist uns zuverlässige Kunde einmal durch die assyrischen Berichte, sodann durch die einheimischen Keilinschriften theilweise geworden, deren Entzifferung freilich erst versucht wird. Die Assyrer geben dem Lande den Namen Urarta, dem entspricht das biblische (2) Kōn. 99, 37; Jer. 51, 37; Jes. 37, 38) Ararat, der einheimische Name dagegen ist nach seinem Hauptgotte Chaldai, (bei den Griechen daher die Chaldoi fälschlich Χαλδοί im Pontus) Chaldini. Diese ältesten Bewohner Armeniens sind von den späteren auf das schärfste durch die Sprache geschieden. Dieselbe ist gleich dem Samaritanischen und der einheimischen Sprache Suanians ein Idiom, das nach seinem Bau Verwandtschaft mit Analogie zu den aral-türkischen Sprachen aufweist. Ursprünglich wohl östlich vom Wasse anlässlich drangen die Uraltäter oder Chaldeer später nach Süden und Westen vor. Eine hochgeschulte thakritische Herrscher-rasse hat hier ein Grossreich gegründet und nicht ohne Glück den Rivalitätskampf mit Assyrien angenommen. Hauptstadt desselben wurde die Gartenstadt Vau-Tuspa mit ihrer unüberwindlichen Citadella. Der dortige Tempel des Nationalgottes Chaldai war das Centrum des ganz theokratisch organisierten Staates.

Der gewaltige Vorstoss indogermanischer Römme, welcher mit dem Kimmeriereinbruch seinen Anfang nimmt, hat im 6. Jahrhundert auch Armenien mit einer völlig neuen indogermanischen Bevölkerungsgeschichte überfluthet. Die Perser wie die Griechen gebrauchen für dieselben den Namen Armenier, Armina, während das Volk selbst diesen Namen nicht kennt. Professor Hommel denkt an die Verbindung des alarodischen Idioms mit einem arischen, wobei das alarodische Suffix ul, sagehängt an das alte Aram, als solches nicht gefühlt wurde. Die Armenier nennen sich Hayk, Plural von Hay, und ebenso oder Hayastan das Land und leiten sich von einem mythischen Stammvater Hayk ab. Zugewandert sind sie nach Gelzer möglicherweise aus Cilicien, nach Kretschmer und Hommel aus Thrakien und Phrygien. Denn nach den scharfsinnigen Ausführungen von Jensen hat es grosse Wahrscheinlichkeit für sich, sagt Gelzer,^{*)} dass die Sprache der sog. hithitischen Hieroglyphen das Altarmenische sei.

Damit stimmt überein, dass ihre Wohnsitz nach Herodot im Westen, in Kleinasien und dem Quellgebiet des Euphrat und Tigris, sich befinden, während im Osten, im Araxesthal, die Alarodier sitzen, die wir wohl richtig mit den Urartäern identifizieren. Jedenfalls besass aber die neneingewanderte indogermanische Erobererrasse so viel Assimilierungskraft, dass sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte die alte nationalfeindliche Urbevölkerung gänzlich in sich aufzogenge hat. Die früher von Lagarde u. a. angenommenen engen Verwandtschaft der indogermanischen Armenier mit den Iranern ist jetzt als vollkommen irrig aufzugeben. Alles iranische Sprachgut bei den Armeniern ist in historischer Zeit entlehnt.

Dagegen sind die zur Zeit erbittertesten Feinde des unglücklichen Volkes, ihre Feiniger und Herren, die Kurden, die selbst der osmanischen Regierung nur schwach gehorchen, ein iranisches Volk, das mit den Persern, Afghanen, Beludischen dieselbe Familie

^{*)} Vgl. Hommels Vortrag über Hethiter und Skythen in der M. Anthropol. Gesellschaft, Febr. 1898.

^{*)} Artikel „Armenien“ in Herzog-Hauck's Realencyclopädie.

bildet; desto grösser freilich ist ihre anthropologische Differenz; Duboussé konstatirt an der beschränkten Zahl von Kurdeuschädeln, die er messen konnte, eine ausgesprochene Breithöpfungkeit, Ernest Chantre fand den hochcephalen Typus mit dem Index 81,4 vorherrschend, wogegen der mesocephale Typus ebenfalls vertreten ist; von Luschka dagegen nennt die Kurden Kleinasien, an denen er seine Beobachtungen vornahm, gute Langschädel, ihre Haar- und Augenfarbe meist kastanienbrann, unter den persischen Kurden merkte Dr. Polak auffällig viele Blönde von förmlich germanischem Ansehen. Ich erkläre mir diese Differenzen, wie bei den Osmanen, aus der Vielweiberei und dem Frauenraub der mohamedanischen Kurden mit so begründeter starker Blutmischung. Oestlich vom Tigris bis weit in die ungewässen Distrikte des Zagrosgebirges hausten diese wilden kriegerischen Stämme, die Kosacker des Alterthums, die heutigen Kurden, deren Vorfahren, die Kardachen, aus Xenophon beschrieben hat. Ähnliches muss ich die Etymologie Nannans von dem türkischen Worte kard, Wolf.

Was die Quart der assyrischen Keilschriften an betrifft, so hält sie Prof. Tomaschek nach freundlicher brieflicher Mittheilung mit Schrader für Kurden, unter der schwierigen Voraussetzung, dass sie ursprünglich ein alarodisch-kassitisch-Aborigenervolk mit eigener Sprache gewesen waren, doch seit der altpersischen Herrschaft einen iranischen Dialekt angenommen haben.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Redigirt von Dr. Michael Haberlandt. Wien und Prag. F. Temsky.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahresschrift, herausgegeben von Karl von Reinhardtstätter. Regensburg. W. Wunderling.

In diesen beiden Zeitschriften ist vieles Interessante, das dem Anthropologen und Prähistoriker bei seinen Forschungen wichtige Fingerzeige bietet und wesentliche Dienste leistet.

Die Zeitschrift für österreichische Volkskunde ist Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Sie erscheint in Monatsheften von ca. 2 Druckbogen und enthält Abhandlungen und kleine Mittheilungen aus dem Gebiete der Volkskunde. Auserdem wird Bericht erstattet über Unternehmungen, Anstellungen, Bücher u. s. w. aus demselben Gebiete.

Heft 5 und 6 des III. Jahrgangs 1897 enthält folgende Abhandlungen: Dr. Fritz Pichler: Berge, Böhel und Pichler in den österreichischen Alpen; Prof. P. Passler: Aus dem Oeterrögen-Thale; Dr. H. Schukowitz: Mythen und Sagen des Marchfeldes III; Dr. Wilhelm Hein: Hexennachspiel.

Die Forschungen zur Geschichte Bayerns erscheinen zum ersten Male unter diesem Titel, und als Vierteljahresschrift, im Jahre 1897. Die vorausgehenden 5 Bände sind bekannt als „Forschungen zur bayerischen Kultur- und Literaturgeschichte“, die in der Form von Jahrbänden herausgegeben wurden. Möge es den Unternehmern gelingen, ihre Absicht, mit der Zeit ein Zentral-

organ für bayerische Geschichtsforschung zu schaffen, die auch die Aenderung der Titel- und der Erscheinungsweise veranlassen, in die That umzusetzen und so beizutragen, dass die Kenntniss der politischen, kulturellen, künstlerischen literarischen Entwicklung der gesammten bayerischen Provinzen in möglichst weite Kreise dringen. Schon die bisherigen Mitarbeiter bürgen dafür, dass zur Gediegenen geboten wird. B.

Oscar Schultze, Dr. med., a.o. Professor der Anatomie an der Universität Würzburg: Grundriss der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Säugthiere. Für Studierende und Aerzte. Bearbeitet unter Zugrundelegung der 2. Auflage des Grundrisses der Entwicklungsgeschichte von A. Kölliker. 468 Seiten. Mit 391 Abbildungen im Text und 6 Tafeln. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann 1897.

Die Epochen des Fortschrittes der Lehre von der Entwicklungsgeschichte des Menschen werden durch Erscheinen der Lehrbücher A. Köllikers und ihrer sich folgenden Auflagen bezeichnet. Der Meister, der von Anfang an mitgeforcht, dem persönlich die grösste Summe des fest gewonnenen wissenschaftlichen Materials zu verdanken ist, steht über den Parteien, in deren Kampf er sich nur mischt, um von dem umfassenden Standpunkt seines Wissens aus über die schon ein festes Urtheil zulassenden Streitpunkte zu entscheiden.

Ein volles Jahrzehnt war hingeangen seit dem Erscheinen der letzten Auflage des „Grundrisses der Entwicklungsgeschichte“, ein Decennium regster Arbeit, reich an realen und hypothetischen Früchten für die Erweiterung unseres Gesichtskreises. Dem Abschluss hat diese Periode nun wieder durch das Antrittreten der 8. Auflage des Kölliker'schen Grundrisses erhalten, nicht von A. Kölliker persönlich herangesegeben, aber von einem seiner verdienstvollsten Mitarbeiter, der unter Benützung der höchst werthvollen eigenen aber auch aller neuesten Erfahrungen des Meisters, unter dessen Augen und in dessen Sinn und Geist, das Werk von Grund aus neu bearbeitet hat. Die moderne Anthropologie kann ebensowenig wie ohne vergleichende Anatomie, ohne Entwicklungsgeschichte vorwärtschreiten. Das Werk von Oscar Schultze ist seiner ganzen Anlage nach ein Buch zum Studium nicht nur für specielle Fachleute, für Embryologen, sondern für jeden biologisch Gebildeten.

J. Baake.

Kleine Mittheilungen.

Wir freuen uns, mittheilen zu können, dass Herr Dr. med. et phil. R. Lehmann-Nitsche, seit vorigem Jahre Sectionschef für Anthropologie am Museo de la Plata, Argentinien, als Nachfolger von Teu Kate, für seine im Münchener anthropologischen Institute gearbeitete Dissertation zur Erlangung des Doctorgrades in der philosophischen (naturwissenschaftlichen) Facultät, betitelt: „Über die langen Knochen der südbrasilianischen Reichesgräberbevölkerung“ (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. XI, 1894) den Prix Godard von der Société d'Anthropologie de Paris, bestehend in einer Medaille und 250 Fr., erhalten hat.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zur XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig. — Mittheilung über einen interessanten Fund in Schleswig-Holstein. Von Fr. Hartmann. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft: Dr. Zimmerer, die Bevölkerung Kleinasiens (Schluss). — Hethiter und Skythen. Von Prof. Dr. F. Hommel. — Literaturbesprechungen.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat Braunschweig als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und den mitunterzeichneten Professor Dr. W. Blasius um Uebernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

4.—6. August d. Js.

stattfindenden Versammlung und zu dem sich anschliessenden Ausflug in den Harz ergebenst einzuladen.

Der Localgeschäftsführer:

Prof. Dr. W. Blasius in Braunschweig.

Der Generalsekretär:

Prof. Dr. J. Ranke in München.

Mittheilung über einen interessanten Fund in Schleswig-Holstein.

Von Fr. Hartmann, Apotheker in Tellingstedt.
Mit einer Abbildung.

Zu den allergrüsten Seltenheiten aus prähistorischer Zeit gehören Steinwaffen und Geräte, wovon sich noch in der uraprilglichen Fassung oder Schaftung befinden, und da wird es gewiss viele Leser des Correspondenzblattes interessieren, wenn ich über einen solchen Fund berichte. — Beim Torfstechen wurde im Sommer (1897) in einem Torfmoor zwischen Schalkholz und Roderstall (Kirchspiel Tellingstedt, Norderdithmarschen) 20 Fuss tief ein kleiner schmaler Plattmeissel gefunden, welcher sich noch in der ursprünglichen Schaftung von Holz und Leder befand, und da ich mir erlaube, davon eine Zeichnung in halber Grösse beizufügen, bedarf



es eigentlich keiner weiteren Beschreibung. — Der Zapfen von Holz war vom Torfmesser abgeschlagen, passt aber an das hecherförmige Holz im Innern. Von dem Leder fehlt ein Stück, welches leider nicht aufzufinden war, dagegen wurden bei genauer Durchsuehung an derselben Stelle in der Moorgrube glücklicherweise noch ein paar kurze Enden von dem Faden gefunden, womit das Leder zusammen genäht gewesen, darunter ein Stück Faden mit einem Knoten. Auch in den ersten beiden Löchern des Leders sieht man noch Spuren von Faden. Unter dem Mikroskop zeigen die Fäden keine Pflanzenfaser, erscheinen vielmehr wie Thiersehne. — Zwischen Schalkholz und Roderstall befindet sich ein ziemlich ausgedehntes Torfmoor, und heissen die Parzellen des Fundortes, nicht weit vom Eeksee, „das wilde Moor“. — Zu welchem Zweck kann dieses Geröth nun gedient haben? — als Meissel wohl nicht, sonst würde das Holz vor dem Leder jedenfalls dieselbe Stärke gehabt haben, wie das Holz im Innern, um wirksamer draufschlagen zu können. Nun aber ist es ein nicht kreisrunder, sondern abgeplatteter Zapfen, welcher wohl in einem längeren Schaft gesteckt hat. — Kann es ein Pfeil gewesen sein? — ich möchte es glauben, denn in meiner Sammlung von prähistorischen Alterthümern besitze ich eine kleine Pfeilspitze von Flintstein mit querliegender Schärfe (nach Montelius), welche noch in einem Theil des Holzschaftecs sitzt und mit Bast oder Sehnen befestigt ist, auch he-

finden sich im ethnographischen Museum in Hamburg, von einem wilden Völkerstamme, längere Pfeile von Eisen mit breiter Schärfe. — Vor Tausenden von Jahren waren das jetzige wilde Moor und die ganze Moorgegend ringsum jedenfalls Gewässer und Sümpfe — hier brauchte der Urbewohner keinen Meissel, wohl aber einen Pfeil, um die grossen Seevögel zu erlegen, welche wahrscheinlich die Gewässer bevölkerten. Vielleicht ist beim Schiessen die Spitze losgegangen und in die Tiefe gesunken, während der längere Schaft, auf dem Wasser schwimmend, von dem Mann in seinem Einbaum geborgen wurde. — Da ich in meiner Sammlung einen ganz ähnlichen schmalen Plattmeissel besitze, fast von derselben Grösse und von derselben Farbe, habe ich dazu eine Nachbildung von Holz und Leder anfertigen lassen, habe aber natürlich in meinem Katalog bemerkt, dass die Schaftung einem Original nachgebildet ist. Von dem Faden ist ein Präparat für das Mikroskop gemacht worden.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Müchener anthropologische Gesellschaft.

(Situng vom 28. Januar 1898.)

Die Bevölkerung Kleinasiens.

Von Dr. Heinrich Zimmerer.

(Schluss.)

Für die Geschichte Armeniens sind wir auf die griechisch-römischen Quellen angewiesen, da die einheimischen Berichte, mit Ausnahme der von Moses v. Choren aufbewahrten Bruchstücke, meist werthlos und spät erfunden sind. Nachdem die Armenier in ihren historischen Wohnsitzen sich festgesetzt, standen sie erst unter medischer, dann unter persischer Oberhoheit. Die makedonisch-römische Geschichte theilen sie mit dem Hauptlande. Der Uebertritt von König und Volk zum Christenthum bedingte von jetzt an eine im Interesse von Rom wie Armenien gelegene, durchaus römerfreundliche Politik, welche das Land in die Abhängigkeit der Arsasiden brachte. Das erste Jahrhundert der Chasidienherrschaft war trotz der vorhergehenden Kriegsjahre eine Epoche nationalen und literarischen Aufschwungs. Um so härter lastete unter den Abbasiden die Hand der arabischen Statthalter auf dem Lande. Aus Angst vor den einbrechenden Seldschukken traten 1021 Senekherim, der letzte Artarmanier, und 1045 Gazik der Bagratunier ihre Reiche an die Oströmer ab. Aber auch diese waren der furchtbaren Gefahr nicht gewachsen.

Die systematische grausige Verwüstung des Landes durch die Seldschukkenhorden hat dem politischen und dem Kulturleben der Armenier in der Herzmuth den Todesstoss versetzt. Zahlreiche Armenier hatten sich während dieser Kriegsjahre in den Taurus und nach Cilicien zurückgezogen. Um 1080 gründete hier Ruben, wahrscheinlich ein Bagratide, eine kleine Herrschaft und ward der Stifter der neuen Dynastie der Rubeniden. Seine tapferen Nachfolger eroberten nach und nach ganz Cilicien; mit Byzanz standen sie

meist im überlsten Verhältnis; am so enger schlossen sie sich an die Krensfhrerstaaten an, wie denn auch dieses kleinarmenische Reich in Cilicien nach seiner inneren Organisation ein halbfranzösischer Feudalstaat war. Zeitlich, die Hochburg des letzten kriegerischen Widerstandes 1896 der aufständischen Armenier gegen die Flotte, liegt in diesem Gebiete. Uns persönlich war auf unserer ganzen Reise durch dieses Gebiet gerade mit den Angehörigen dieses Volkstammes, so sehr er sich auch an uns drängte, die grösste Vorsicht und Reserve aufgelegt.

Die heutigen ethnographischen Verhältnisse beleuchtet statistisch die Karte über die Verbreitung der Armenier in der asiatischen Türkei und in Russisch-Transkaukasien nach Val. Quinet von Gen. Lt. Seleny und Seidita. Petermanns Mitteilungen 1896. Darans ergab sich die für die panarmenischen Bestrebungen ungünstige Thatsache, dass die Armenier von 9 Vilajeten in keinem einzigen, von 25 Sandschaks, in welche die ersten 8 Vilajete eingetheilt sind, in 2 Sandschaks (Wan und Musch), von 129 Kasas der bezeichneten 25 Sandschake nur in 9 Kasas das numerische Übergewicht haben. Wenn ferner Russisch-Transkaukasien 20 Prozent seiner Gesamtbevölkerung an Armenien aufweist, so rechnet man in Ciskaukasien deren noch kein volles Prozent. Der ganze Kaukasus aber hat 18 Prozent armenischer Bevölkerung.

V.

Es wäre hier angeeignet, an die Betrachtung der Armenier die der ihnen stammverwandten Kappadokier und Phryger, als der im Alterthum auf das Binneland beschränkten arischen Gruppe zu reihen. Die Kappadokier, welche im Laufe der Geschichte viel persische Elemente in Sprache und Religion an sich sogen, können freilich nur schwer als indogermanisch angesprochen und bewiesen werden, so sehr sich auch ihr Landsmann Karolidis darum bemüht hat. Tomaszek hat mit Recht darauf hingewiesen, dass Zahlwörter wie *linga* 6, *talli* oder *talli* 7, *matli* oder *matli* 8, *danzar* oder *tanakar* 9 sich aus keiner uns bekannten Sprache der Erde erklären lassen. Kretschmer will sie deshalb als „kleinasiatisch“ bezeichnen und mit seinem Urtheil warten, bis die pseudohethitischen Inschriften entziffert sind.

Einer freundlichen Mittheilung Professor Hommels verdanke ich den Hinweis auf die Verwandtschaft dieser Zahlwörter mit kaukasischen Sprachen, d. h. mit einzelnen Sprachgruppen aus dem Kaukasus.

Ich habe hier eine vermutlich epichorische (altarmenische?) Inschrift aus dem Lande der tanewed Höhlen, das uns mehr als ein Vierteljahr beherbergte, vom Ufer des Halys zur Anstellung gebracht. Zugleich ist mir von meinem verehrten Gastfreund in Kleinasien, Anastasios Levidis, Epiboros der hieratischen Schule von Sindschidire bei Cäarea, eine Reihe von bilinguen Inschriften (epichorisch und griechisch) versprochen worden, eine Sendung, auf die ich mit Spannung warte. *ἱερόλιθος* ist der Verfasser der kappadokischen Kirchengeschichte. Athen 1895. *ἱερόλιθος* J. A. 9r 59.

VI.

Wenden wir uns zu dem kulturell und historisch wichtigsten Volk der ganzen Halbinsel, den Griechen, so können wir schon jetzt mit mehr Sicherheit als früher behaupten, dass ihre Einwanderung und die damit verbundene Hellenisierung der Antochthonen oder verwandten Stämme vom Westen oder Norden über's

Meer her oder von Thrakien aus begonnen hat; ein Hauptbeweis scheint mir darin zu liegen, dass je weiter nach Osten, desto dünner das griechische Element wird; schon der Halys bildet eine Scheide, nach dem Euphrat zu verschwindet es fast ganz; es hätte doch gerade bei der Zähigkeit dieses Stammes irgendwo ein fester Rückstand bleiben müssen, wenn sie von Osten und vom Lande her als Griechen eingewandert wären. Die griechischen Sagen führen selbst überall anders hin als nach Osten, Kekrops und Danaos kommt aus Aegypten, Kadmos aus Sidon, Minos aus Phönikien, dagegen ziehen die Argonauten nach Kolchis, die Achäer nach Troja und Bundesgenossen der Trojaner sind wiederum Lykier, Mysier, Mäonier, Paphlagonier, Phryger, Thraker und Pöonier, selbst Amazonen.

In historischer Zeit beiseit der äolische, jonische und dorische Kolonien die Küsten Kleinasien und des Pontos und wandern die Flüsse anwärts ins Land hinein, immer dünnere Fäden in das Innere sendend.

H. Virchow fand in altgriechischen Gräbern den Schädeltypus der kleinasiatischen Griechen schon im 6. oder 5. Jahrhundert festgestellt; allmählich findet eine Durchsetzung mit brachykephalen Elementen statt; ist dieses aus Thrakien oder aus alten brachykephalen Elementen in Kleinasien (Armenien?) zu erklären? Letzteres nimmt v. Luechan an.

Aristoteles Neophytos hat den District seiner Heimath Kerasant 1800 unternicht und denselben nach zwei Elementen getheilt gefunden, den einen meso-brachykephal mit dünner, feiner Nase hält er für den leidlich rein griechischen, den anderen überbrachykephal mit dickerer Nase für ein einheimisches (asmyr-chald.) Element, das nach der macedonischen Epoche gräzisiert würde (Anthropologie 1890/91).

Bis auf Alexander den Grossen blieb Kleinasien unter persischer Herrschaft.

Vorher, d. h. vor 549, war Vorderkleinasien, das Reich des Krösus, lydisch, Ostkleinasien medisch gewesen. Die Freiheit, welche die Schlacht von Mykale 479 für die griechischen Städte gebracht hatte, ging im Antalkidesfrieden für sie wieder verloren 387. Der überwiegend grösste Theil der Halbinsel erfreute sich aber unter persischem Regimente der Ruhe und Sicherheit; Dank der Umsicht der Regierung hob sich Handel und Wohlfahrt, Strassen wurden gebaut, die Bevölkerung mehrte sich; ich schätze sie nach Deloch für diese Zeit auf das Dreifache der jetzigen Zahl, mit Armenien, auf ca. 18 Millionen. Griechen besiedelten einflussreiche Stellen an dem Hofe von Susa und den Residenzen der Satrapen. Ein kosmopolitischer Zug geht schon durch die hellenische Welt, die später die Trägerin des Evangeliums werden sollte. Griechische Soldnerführer vollzogen die eigene Politik der Satrapen, griechische Soldner schützten in immer steigender Zahl die kleinen Höfe und vermittelten den Verkehr mit den untergebenen Städten.

So ist es vollauf verständlich, agludreich (1892 Kleinasien-Studien), wenn sich schon seit dem Ende des 5. Jahrhunderts hier der Boden euet für Reiche mit griechischer Cultur und gemischter, überwiegend sogar ungrischer Bevölkerung unter un- oder halb-griechischen Fürsten (Commagene, Mithradaten). In Griechenland wie in Asien haben wir die Elemente zu sehen, aus denen der den Orient erobrende Hellenismus herauswächst, dort die von einem kleinen, national aber nicht politisch geübten Volke getragene hochentwickelte Kultur, hier die in einer anderen alten, aber niedrigeren Kultur hinsiebeden mersspflichtigen Volks-

maassen, zwischen beiden auch römlich ein halbbarbarisches Königthum, welches kraftvoll beide zusammewingt und verschmilzt, welches mythisch im Griechenthum wurzelt und des Herrschaftsbegriff aus Asien übernimmt. Das Schwert dieser Idee war Alexander der Grosse, die Zange war das Griechenthum. Alexander der Grosse sprach zu seinem Gesammtheue von Mazedonern, Griechen und Persern griechisch, um verstanden zu werden.

Die Kriege der Diadochen und die Wirren nahmen nicht eher ein Ende, als bis die Römer ihre starke Hand auch über Kleinasien ausstreckten. In dieser Zeit stand aber nicht einmal ein Asiate auf von armenisch-persischer Abkunft und griechischer Bildung. Mithradates Epiphanes, König von Pontus, der beinahe noch einmal ganz Kleinasien in seiner Hand vereinigt hätte. Als er starb 63, schwand auch die Furcht der Römer vor seinem Einfall in Italien, der gesammte Widerstand des hellenischen Orients war für immer gebrochen und die römische Grenze auf Jahrhunderte an den Euphrat verlegt. Mithradates sprach (wie Kyros d. J.) die 23 Sprachen seiner heimatlichen Halbinsel, es mögen wohl Dialekte gewesen und die Kaukasus- und Krim-Völker mitgezählt sein. Ebenso ethnologisch wichtig ist die Thatsache, dass im Laufe eines Jahrhunderts sich über 200000 römische Ansiedler in Kleinasien niedergelassen und zwar sowohl in den römischen Provinzen wie in den Schntastaten.

Vierzig Jahre rathloser Ambtentung hatten in den Herzen der Asianer und besonders der asiatischen Griechen eine Unmenge von Haas, Rachedurst und Habsucht angesammelt, der Römer war wirklich, wie Mithradates an Leonippos schrieb, der gemeinsame Feind. Dem Eingreifen des Mithradates war es zu danken, dass das allgemeine Blutbad 88 auf die römischen Bürger, auf die Toga und die lateinische Sprache beschränkt blieb. Dennoch helen 150000 Menschen der asiatischen Vespere zum Opfer. Wer vermag zu langnen, dass im Vergleich zu einem sozialen Blutbad, dessen einziger Zweck Raub und Plünderung ist, die Verbrechen des Rassenhasses und Fanatismus nicht einer gewissen Grösse entbehren? Wir haben dies in jüngster Zeit auf demselben Boden schandernd miterlebt!

Als der hl. Paulus Kleinasien durchkreuzte, da kam er auch nach Ikonium und sprach griechisch und obwohl die Ikonier lykaonisch sprachen, verstanden sie ihn und alle Städte Asiens verstanden ihn, so weit er kam. Oder hat Paulus auch lykaonisch gesprochen? Unmöglich wäre es nicht, da er von Tarsus stammte.

Die Galater, Kelten, welche 280 v. Chr. den Bundesstaat der Galater am Halys gründeten, also in der Diadochenzeit, können nicht sehr zahlreich gewesen sein. Ihr kriegerischer Erfolg ruht für die Schwäche der makedonischen Machthaber und die feige Ohnmacht der Landesbewohner.

Als das Christenthum aufbricht, da überrascht es, in jeder bedeutenden Stadt eine angeesehene jüdische Kolonie zu finden, während von irgend einer jüdischen Auswanderung nach Kleinasien weder in biblischen noch profanen Schriftstellern des Alterthums sich die mindeste Andeutung findet. Wir würden vor einem unlöslichen Räthsel stehen, wenn uns nicht das völlige Aufhören aller Nachrichten von den früher so viel erwähnten mächtigen phönizischen Elementen in Kleinasien den Schlüssel löste.

Unter Antiochus Magnus hören wir auch von einer Judenemwanderung (Flav. Joseph. Ant. Ind. 12, 3, 4) in Phrygien, mit welcher vielleicht die rohen bei Demirli

erhaltenen Felsengraffiti des siebenarmigen Leuchters in Zusammenhang stehen.

Zu Paulus' Zeiten redete das gemeine Volk in Ikonium noch lykaonisch, doch war alle höhere Bildung griechisch, da die christliche Religion im ebristlichen Gewande auftrat. So konnte Kleinasien das Land der 7 Kirohen werden.

VII.

Die Fortschritte des asiatischen Christenthums hat uns Ramsay meisterhaft geschildert. Die drei Apostel des frühen Christenthums Basilius der Grosse von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz waren Kapadokier, auf diese Zeit des 4. Jahrh. n. Chr. müssen wir auch die Entstehung der zahllosen Höhlenkirchen im Innern mit ihrem reichen Freskenschmuck zurückführen. Die grössten Leuchten der Kirche, die sich auf dem Konail von Nicäa versammelten, waren Griechen aus Kleinasien, z. B. Marcellus von Angora, Eusebius von Nikomedien, Theognis von Nikia, Maria von Chalkedon n. a.

Hentantage blüht das Griechenthum trotz aller Bedrückung, der der Giar notwithstanding im theokratischen Staat des Islams angesetzt ist, im Krans der ganzen anatolischen Küstenentwicklung; nur im Innern ist das Griechenthum zum Theil sogar in der Liturgie dem Türkischen gewichen, aber hier setzt bei der jungen männlichen Generation die Propaganda und die Erziehung wieder ein. Die beigebrachten Wandkarten griechischer Zunge hängen in den Schulen des Orients. (Kiepert, Dietrich Reimer 1883.)

Seit der Niederwerfung der persischen Macht durch Heraklius 629 schienen die orientalischen Verhältnisse wohlgeordnet. Wie konnte man in Byzanz ahnen, dass ein geschichtsloses Land wie Arabien plötzlich, einem Meteor gleich, aufstuchte und Träger einer gewaltigen weltgeschichtlichen Zukunft werden sollte? Wie konnten die Römer voraussehen, dass der gläubensfreundige Kriegesenthusiasmus des Islams den Reiche so furchtbar werden sollte! Die ersten Einfälle der Muslime, von keinem nennenswerthen Erfolge begleitet, nahm man in Konstantinopel offenbar recht leicht. Als aber 634 das feste Bostra, die Hauptstadt der römischen Provinz Arabien, in die Hände der Gläubigen gefallen war, ersahen Heraklius selbst in der syrischen Hauptstadt Antiochien. Allein seine Feldherrn kämpften unglücklich. 636 bei Damaskus, die wichtigsten syrischen Städte kapitulierten und 636 entschied die grosse Schlacht am Jarmuk endgiltig über das Schickal Syriens. Die heilige Stadt Jerusalem, eben erst aus der Asche erstanden, ward nach zweijähriger Belagerung 637 durch den Patriarchen Sophronios vertragmässig an Omar übergeben. Mit der Eroberung von Mesopotamien und Edessa war der ganze Osten in die Hände der Araber gelangt. Die Sympathien der monophysitischen Christen standen vielfach auf Seiten der Eroberer und erklärten wenigstens zum Theil diese beispiellosen Erfolge. H. G. L. Zeller, Abriss der byzantinischen Kaisergeschichte, stimmt dafür, dass diese grossen Territorialverluste des Reiches unter Heraklius demselben mittelbar Gewinn gebracht haben. Angehoben waren die nationalfeindlichen widerspenstigen Bevölkerungselemente. Die Bewohner Kleinasiens und der Hamus-halbinsel, soweit sie den Kaisern gehorchten, bildeten eine nach Glaube und Sprache vollkommen einheitliche Masse von unverlässiger Loyalität. Wir versuchen weiter unten zu zeigen, dass dem nicht so war. Hiesu kam die Organisation der Themenverfassung, welche auch die Karte Anato-

liens omgestaltete (vgl. H. Kiepert's *Historie der Provinzen des Römischen Reiches* 1868).

Die Themenentheilung veränderte die topographische und ethnologische Antika Kleinasien nicht unwesentlich. Vergleichen wir die neuen Namen der Provinzen von West nach Ost *Thema Sinau, Kybistoniou, Thyrsopolou, Olysiou, Orljastou, Boswellkaplar, Anasolou, Zivirastis, Kizirou, Kastronou, Nopoliou, Hagia-pirou, Agyrastou, Naibiac, Kastronou, Syfastein, Menastou, Anasolou* mit den alten des römisch-makedonischen Reiches in Kiepert's tabula minoris oder mit dem Kärtchen Eduard Meyers in Droysens Atlas Nr. 18, so können wir viel richtiger behaupten, dass durch die seldschukischen und türkischen Eroberungen nicht die alten griechischen Provinzial- und Völkernamen, sondern die der mittelalterlichen Themen hinweggetilgt und vertriebt wurden.

Der arabische Einfluss unter den Kalifen übertrug nichts dauernd die Ketten des Taurus und Antitaurus. So läuft auch die byzantinische Reichsgrenze auf Kiepert's oft zitierte Karte (Berlin, Dietrich Reimer) (*Βασιλείου Ἀρσίου*) und die heutige türkisch-arabische Sprachgrenze demgemäss.

Heutzutage sieht man für die Sprache des Koran eine Grenzlinie, welche von der Mündung des Wadkandil (ca. 5 St. nördl. von Ladikije) östlich zum Orontes, an diesem entlang nach Norden bis zu seiner Biegung nach Südwesten, von dort nordöstlich bis gegen Kilis und Aintab und endlich direkt östlich zum Euphrat und Tigris läuft. Auf der ethnographischen Übersichtskarte der Cornikischen Expedition, redigiert von A. Fiermann (Gotha 1876, J. Perthes), sieht das arabische Raubgebiet von der syrischen Küste, von der es durch die Drusen, Maroniten und Nazari fergehalten wird, über den Euphrat und Tigris, ja über den Golf von Alexandrette bis Adana (als Exklave) und wird nördlich bei Beilan und Kilis von den „Turkmenen“ (richtiger Osmanen), bei Biredschik, Urfa, Nardin, Nisibis von den Kurden (und Jakobiten), östlich bei Mosul am Tigris, Erbil und Kerkuk wieder von den Kurden (Jaziden) und Turkmenen begrenzt.

Die konventionellen Weltgeschichten, sagt H. Geller a. a. O., sind voll Bewunderung für Karl Martell, der Abderrahman bei Poitiers schlug, und nicht mit Unrecht. Aber völlig vermissen wir in denselben die rechte Würdigung der viel gewaltigeren Grössttat Ostoms. Dieses hat in einhundertjährigem Ringen nicht einen letzten Ausläufer der Weltoberer zurückgewiesen, sondern den Verfall der arabischen Hauptmacht selbst ausgehalten. Der Brennpunkt und Herd der abendländischen Geistigkeit ist das damalige Kleinasien. Die neuen Völkern, welche auf den saluzischen Reichskontinente der Christenwelt als wahre Lehre verkündigt wurden, sind von grossentheils kleinasiatischen Bischöfen ausgesandt worden. Kleinasiaten bildeten die Thematia oder Heerenskörper, welche den orientalischen Erbfeind zurückschlugen. Die von den Slaven überschwemmte europäische Reichhälfte kommt in diesen wie in den folgenden Jahrhunderten nur wenig in Betracht. Ein Umbruch trat erst ein durch die Erfolge des Bulgarenführers Basileios und die Verdrängung des Ostens infolge des Einbruchs der „scheusslichen“ Seldschukken.

Der furchtbare Entscheidungstag von Mantzikert 1071, wo Kaiser Romanos von Alp Arslan geschlagen und gefangen wurde, war die Todesstunde des byzantinischen Grossreiches. Mochten auch die Folgen in ihrer ganzen Entsetzlichkeit sich nicht gleich fühlbar machen, der Osten Kleinasiens, Armenien und Kappa-

dokien, die Landschaften, denen so viele Kaiser und Generäle entstammten, und welche die eigentliche Kraft des Reiches repräsentierten, waren auf immer verloren und der Türke pflanzte auf den Trümmern altrömischer Herrlichkeit sein Nomadenzelt auf.^{*)}

VIII.

Schon lange vor dem Einfall der Seldschukken in Kleinasien hatten byzantinische Kaiser die gränzenlosen Säulen und Werkstücke verlassener anatolischer Küstenstädte in vielen Schiffsladungen als bequemes Baumaterial für die zu errichtende oder zu erweiternde Mauer Konstantinopols herbringen lassen, wo man sie heute noch sieht. Wenn aber die Küsten verödeten, wie mochte es im Binnenlande stehen? Hier hatte das alte einheimische Volkthum auf dem Lande im Gegensatz zu dem Griechenthum in den Städten sich noch lange erhalten. Dadurch erklärt es sich, dass, als die seldschukischen Sultane in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Kleinasien einbrachen, von einem Volkswiderstande so gut wie gar nicht die Rede war, dass Suleiman 1072—1085 und Kilytsch Arslan 1092—1106 alsbald die ganze Halbinsel sich unterwerfen konnten. (Eduard Meyer a. a. O.)

Der goldene Doppeladler auf rothem Felde war das Wappen der Kaiser von Byzanz. Wie diese haben auch die Fürsten Kleinasiens den Doppeladler als Wappen erwähnt; neben den Armeniern (von Ani) die Seldschukken, die ihn auf den in ihrem Landgebiete liegenden heidnischen Riesen sahen.

Auf der Burg von Konia hielten die mächtigen Seldschukken-Sultane Hof, Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt, und prächtige Bauten entstanden. Aber dieser Blütheperiode machten die Einfälle der Mongolen ein Ende, sie endlich das Geschlecht der Osmanen auch Konia einem weiten Herrschaftsgebiete zufügte. Im Laufe eines Jahrhunderts hatte dieser aus Innerasien kommende türkische Stamm von den Ufern des Jaxartes aus erst Iran, dann Medien, Mesopotamien, das Chalifenreich von Bagdad und endlich auch Kleinasien unter seine Oberhoheit gebracht, ein gewaltiges Landgebiet, das sich von den Grenzen Indiens bis an das Ägäische Meer erstreckte und verschiedene von den Gründern der seldschukischen Dynastie abstammenden Fürstengeschlechtern unterthan war.

Sarres Entzifferung der arabischen Inschriften in Konia hat 1896 erwiesen, dass die seldschukische Kunst vorzugsweise von persischen Baumeistern und Handwerkern angeht wurde.

In diese Zeit mag wohl, zwar nicht nach seiner Entstehung, aber nach den geschilderten ethnographischen Zuständen die Tiergeschichte des *Herakleios* gehören. Den reichsten Stoff zu Schmähungen liefert das harte Gewimmel der den Byzantinern benachbarten Völker; die heftigen Liebe auf die Franken, Vlachen, Bulgaren, Tartaren und Chazaren versetzen den Leser schon ganz in die Atmosphäre der modernen Nationalitätenkonflikte. Die Henne wirft dem *skaparred* vor, er stamme aus Rom, die Drossel schilt den Uhu Tartarenschädel, Bulgarenpörsling, der Häher nennt seine Gegnerin *raabon*, eine Sklavin der Franken, und rühmt sich selbst seiner rhomischen Abkunft, u. s. w. (Krumbacher, byzant. Lit. Gesch.)

^{*)} The Westerly Driftings of the Nomads from the Fifth to the Nineteenth Century by H. Howorth, Journal of the Ethnogr. Society of London. N. S. 1868/69.

IX.

Was aber das Griechenthum, unterstützt von der christlichen Religion in einem Jahrtausend nicht vermocht hatte, das war dem islamitischen Türkenthum binnen weniger als einem Jahrhundert gelungen. Das Innere Kleinasien hatte wieder eine feste Nationalität und zwar die türkische gewonnen. Durch diesen Umstand waren die Folgen der deutschen Siege in den Kreuzzügen wieder ausgeglichen, sobald nur die Heere weiter gezogen waren. Der Türke war der Herr, der Nichttürke der Sklave. Durch Apostasie aber erwarb letzterer mit der herrschenden Religion die herrschende Nationalität; welche eine Anreizung für die von den griechischen Städten aus nicht sowohl gereizte, als vielmehr ausgezogenen, nichtgriechischen Stämme, zum Islam überzutreten und sich türkische Sprache und Sitte anzueignen! So bildete sich denn aus Kappadokiern, Kilikiern, Lykaoniern, Phrygiern vermischt mit türkischen Eroberern unter dem mittelreligiösen Einfluss des Islams eine türkische Kernbevölkerung, innerhalb welcher ein geringer Bruchtheil der früheren Gesammteinwohnerschaft dem christlichen Glauben treu blieb. Unter der sinkenden Seldschuckenberriebe, die sich 1092 in eine Reihe von Sultanaten zerstückelte, schien das islamitische Gebot des steten Kampfes gegen die Ungläubigen vergessen. Unter diesen Umständen konnte der wenig zahlreiche, aus dem fernen Balk (Baktrien) eingewanderte Stamm der Oghiszen eine ihm sonst nicht zustehende Wichtigkeit erlangen. Er zog, sein Fürst, gewann einen festen Wohnsitz im nordwestlichen Phrygien, aus welchem er den Krieg in das benachbarte christliche Grenzland Bithynien zog. Es dauerte nur ein halbes Jahrhundert, bis die Eroberung dieses Landes Ertruguls Sohn Osman, nach welchem hinfür der Stamm sich nannte, und dessen Sohn Orchan gelangte war. Obwohl die Seldschucken sogar mit christlichen Fürsten Bündnisse schlossen, erlangten sie dadurch nichts, als dass sie dem Gegner einen gerechtern Anlass gaben, sich ihre Gebiete zu unterwerfen. (E. Meyer a. a. O.)

So helen 1300 Karnasy (Mysien), Aidin (Lydien), Sarukhan (Pergamon), German (Lykien), Hamid (Phrygien), Bosaök (Kappadokien), Kastammuni (Paphlagonien), Dechanik (Pontos) und zuletzt Karawan (Kilikien) in die Hände der Osmanen.

Eine Karte Kleinasien aus dem 16. Jahrhundert, Natolia quae olim Asia minor, in meinem Besitze, gibt folgende türkische Provinzen an, welche die alten ganz verdrängt haben: Beoangul, Sarcum, Aidinelli, Mentese, German, Chintate, Boli, Chianigare, Caramania, Rasi, Amasia, Suras, Cenech, Perisun, Anadol, Bosaök.*

Es gelang diesen turk-tatarischen Horden, die oghisische Idee der Verbrüderung aller waffenfähigen Männer zum Kampf wider die Ungläubigen über sämtliche anatolische Stämme zu verbreiten und Kleinasien zu einem einzigen Heerlager zu gestalten. Wenn auch später das Schwergewicht des Reiches (1365 Adrianopel Residenz, 1389 Schlacht auf dem Amselfelde, 1453 Konstantinopel, 1516 Syrien, 1517 Aegypten erobert) mit Konstantinopels Eroberung nach Europa verlegt wurde, so war es den Sultanen niemals zweifelhaft, dass der eigentliche Sitz ihrer Macht Anatolien das speziell muslimische Land sei. Trotz der Misregierung weiblicher Sultane und der Besamwilligkeit, trotz des Emporkommens der Derebais d. h. Thalstinsten, wurde die Einheit des Reiches

gewahrt und besonders durch den Janitscharen-Herker (1827) Mahmud II. fester als je wieder angefestet. Noch in unserem Jahrhundert bekannnten sich die Losen, die seit dem 6. Jahrhundert der griechischen Kirche angehört hatten, zum Islam (E. Meyer a. a. O.).

Welch' kräftiger Konzentration das omanische Reich, Dank seiner durch Deutsche geleiteten Reorganisation, jetzt noch fähig ist, das hat sein erfolgreicher Widerstand gegen die armenische wie die griechische Erhebung deutlich gezeigt. Als wir es im Jahr 1896 von einem Ende zum anderen durchzogen, da war von Jaffa bis Konia und Angora und von hier bis Kaisarije und Stambul das ganze Land schon in ein Heerlager verwandelt. Die Kleinheit der türkischen Rassen aber ging an grade. Ueber den Ursprung des Turkenvolkes laßen uns erst jüngst die in Sibirien am Jenisei aufgefundenen kükürkischen Inschriften belehren. Die Prof. E. Oberhummer schon in der Mühelner Anthrop. Gesellschaft besprochen hat (1897 C.-Bl. I. S. 4). Die Verwandtschaft zwischen Türken und Mongolen ist nach Vambéry in physischer Beziehung eine größere als zwischen Türken und Ujriern, noch deutlicher tritt dieses Verhältnis zwischen Türken und Mongolen auf dem Felde der Sprachvergleichung hervor. In somatischer Beziehung lassen die Osmanen die utrugage kaum mehr eine Spur ihrer Ahnen erkennen. Diese statlichen, würdigen Gestalten und die vollwagigen, grosszügigen Frauen mit ihren etwas eckigen Zügen erinnern mehr an Armenier, Tcherkesen und Griechen als an Chinesen und Japaner.

Da ich wegen dieser Ansicht nach meinem Vortrage von befreundeter Seite getadelt wurde, freut es mich, in Vambéry's Autorität nachträglich eine Stütze zu finden (Der Islam im 19. Jahrhundert 1875 p. 20).

Unter dem Sammelnamen von Osmanli muss ein Mischvolk par excellence verstanden werden, dem einerseits ein mächtiger Theil slavischen, armenischen, griechischen und andererseits semitischen, d. h. arabischen Elements zu grunde liegt und das in seiner physischen Erscheinung, ich wiederhole dies, auch nicht die geringste Spur des iranischen Rassetypus besitzt. Ganz anders verhält es sich natürlich mit den geistigen Eigenschaften, d. h. mit dem Nationalcharakter des Osmanli. Karl Humann hat in einem Vortrage in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1890 die ethnologischen Verhältnisse Kleinasien der Gegenwart, soweit sie die Provinz Smyrna (Aidin) betreffen, scharf beleuchtet. Was er über die Verände der Rückgang des Osmanenthums gegenüber dem siegreich vordringenden Hellenismus vortrug (Rekrutierung der jungen Männer, Kindstreibung bei den Frauen u. v. a.), habe ich im Lande im Einzelnen nicht beachtet und bestätigen können, so oft ich auch darauf die Rede brachte.

Nicht selten findet man des Araber- und mit diesem den Negertypus vertreten. Und es wäre ein Wunder, wenn es nicht so wäre. Abgesehen von den noch russereien Wanderstämmen der Turkomen und Jürüks*) haben wir also eine durchaus gemischte Rasse vor uns. Wir brauchen nur an die Tausende von Griechinnen, Tcherkesinnen, Armenierinnen zu denken, die in den Harem der Eroberer verschwanden, ja die oft mit ihren männlichen Verwandten zum höchsten Einflusse gelangten, ich erinnere an die Tausende der schönsten Knaben, die alljährlich seit 1620, d. h. seit Sultan Solman dem Fröhlichen, für die Janitscharenregimenter angezogen wurden.

* Clarke Hyde on the topographical Nomenclature of Turkish Asia Minor. The Anth. Review 1867.

*) Bent, les Ansaires, The Younoks of Asia Minor. Journa. of the Anth. Institute. 1890.

Der Wortschatz des Osmanisch-Türkischen erweist sich in Folge dessen der etymologischen Analyse als ein ziemlich bunt zusammengesetzter. Zu den alten, einheimischen Elementen, welche den Zusammenhang des Osmanischen mit den ost- und nordtürkischen Dialekten begründen, hat die Annahme des Islams durch die Osmanen eine so grosse Anzahl arabischer und persischer gefügt, dass sie, wenigstens in der Sprache der Literatur und der Gehildeten den alten echt türkischen Grundstock des Wörterbuchs völlig überwuchern. Die Klitt zwischen der Sprache des Volkes und der des Gehildeten ist derartig, dass, wie Vambéry besagt und wie ich selbst zu beobachten glaubte, in der Gesellschaft von Effendis eine geheime Conversation geführt werden kann, ohne dass die anwesenden türkischen Diener die türkische Sprache ihrer Herren verstehen. Eine etymologische Durchmusterung entdeckt aber ausserdem noch Griechisches, Lateinisches und Romanisches, Slavisches und Magyarisches, ja sogar Deutsches und Englisch im Wörterverrath des Osmanisch-Türkischen (Gustav Meyer: Türkische Studien, 1898).

Was möchten dem gegenüber die wenigen Tartaren bedeuten, die seit dem 1402 über Kleinasien dahinbrausenden Mongolensturm Tamerlans hier zurückgeblieben waren! Wichtiger waren schon die Einwanderungen in Kleinasien seit den Russenkrigen mit der Pforte, 1787 werden die Krimtataren russisch, 1829 erhält Russland Achaldak südlich des Kaukasus, 1830 wird Griechenland frei (Uebersiedlung der Moslem mit den Christen), 1878 Hocharmenien mit Karas russisch, Bosnien und Herzegowina österreichisch, Cypern englisch, die Folge war, dass eine Menge von Moslimen, besonders aber Tartaren, Tscherkessen und bulgarischen Muhadschir nach dem türkischen Reiche flüchteten und in Anatolien ansiedelten. Bilden die Tscherkessen gleich ihren Stammverwandten, den Kurden, das unruhigste Element der Halbinsel, so sind die slavischen Bosniaken für den anatolischen Bauern geradezu ein Vorbild des Fleisses und des Fortschrittes.

Den Russen ist es gelungen, die turk-tartarischen Stämme fast europäisch umzugestalten. Dem nützlichen Geiste der abendländischen Bildung gegenüber ist jeder Trotz des Islams vergebens, nur die Zeitdauer wird eine längere, der Erfolg aber immer derselbe bleiben. Am günstigsten aber ständen allerdings die Chancen des ameisst nach Südwesten vorgerückten Ringes der grossen türkischen Völkerkette, da hier, ich meine bei den Osmanen, der Nationalgeist trotz des tödlichen Giftes des (antinationalen) Islams schon einigermassen wachgerufen worden ist, und da man hier in Nachahmung der nationalen Tendenzen Europas die Fahren des Türkenthums wieder hochziehen lässt. Auch das griechisch-armenische und slavische Grundelement dieser *les nord-türkes* spräche für einen Erfolg, wenn eben Europa nicht mit der ganzen Wucht seiner Macht diesem Repräsentanten des Türkenthums zu Leibe ginge. Es ist kaum denklich, dass man dem heute schon aus Europa verdrängten Osmanen es gestattet wird, in Asien sich zu sammeln und die hinter ihm bei nach China hin echeleonierten stammesverwandten Elemente in seinen Interessenskreis zu ziehen. Dies wird der vom Standpunkt der Selbsterhaltung berechtigte Egoismus und die Ländergier der abendländischen Mächte wohl nimmer sgeben. Die staatliche Unabhängigkeit des osmanischen Türkenthums kann daher nur von kurzer Dauer sein, und mit ihm wird wohl der letzte Zweig jenes Menschenstammes fallen, der Jahrtausende hindurch auf die Geschichte Asiens

und Europas von riesigem Einflusse gewesen, der wohl früh genug aus der Steppenheimath auf die Suche nach einem kulturfähigen Boden angebrochen, in Folge des in seinem innersten Wesen wohnenden Wandertriebs und wegen der vorgefundenen ethnischen und politischen Constellationen aber nie eher zur Ruhe kommen konnte, als bis er von dem Culturmenschen der Neuzeit hienzu gezwungen worden war.

Ich möchte nicht mit diesen pessimistischen Worten Vambéry's, des besten Türkennegers, schliessen, ohne darauf hinzuweisen, dass für eine Wiedergeburt des Orients mindestens dieselbe Hoffnung besteht, wie sie für ein noch hoffnungsloseres Land Aegypten eingetreten ist. Wird es gelingen, die theokratische Mauer des Islams, die den Osmanen noch von Europa trennt, langsam niederzuliegen, dann wird der Volkstamm, der dem Armenier das Geld, dem Franken die Wissenschaft, dem Tscherkessen die Schönheit, sich selbst aber die Majestät (sultanat) zuerkennt, gerade aus der glücklichen Mischung mit diesen Völkern, aus der er körperlich theilweise hervorgegangen ist, gewiss die nützliche und geistige Kraft schöpfen, um des Pfades, die ihm jetzt im türkischen Reiche die politische Freundschaft Deutschlands und in Anatolien die deutschen Eisenbahnen weisen, friedsam so folgen zum Ruhme deutscher Industrie und Wissenschaft.

Hethiter und Skythen.

Von Professor Dr. F. Hommel.

Es ist vielleicht von Interesse, zu den obigen Ausführungen Dr. Zimmerer's die neueste Anschauung Prof. Hommel's über die ältesten Völkerverhältnisse Kleinasien, wie er sie in der Februar-Sitzung unserer Gesellschaft niedergelegt hat, kennen zu lernen. Das Thema lautete: Hethiter und Skythen. Er wies, im Anschluss an Rüd. Ball's^{*)} und Dr. Paul Rost's^{**)}, zunächst darauf hin, dass bereits in einigen hethitischen Namen der Zeit Ramses' des Grossen (ca. 1800 v. Chr.), sowie in mehreren südpalästinensischen Namen der sog. Tell-el-Amarna-Briefe (ca. 1400 v. Chr.) deutlich iranische Namensbildung vorliege, und erweiterte und bestätigte sodann auf Grund einer eingehenden Prüfung sämtlicher nichtemittischer Eigennamen von Ostkleinasien, Syrien und Palästina, Armenien, der babylonisch-assyrischen Grenzgebiete und Babylonien selbst, soweit sie uns keilinschriftlich von ca. 1400–700 v. Chr. überliefert sind, diese auffallende, aber nicht-destoweniger immer klarer sich herausstellende Tatsache, wobei sich auch noch ergab, dass bereits die Könige von Mitanni in Mesopotamien (ca. 1400 v. Chr.), die Könige von Van in Armenien (9. bis 7. Jahrh. v. Chr.) und ein Theil der ca. 1700–1200 in Babylonien regierenden Kassitenkönige Iranier, also Indogermanen, gewesen sein müssen. In diesem Zusammenhang wies der Vortragende sodann auf einige bisher ganz unbeschriebene Stellen der klassischen Autoren hin, vor allem Justinus, Herodotus und Diodorus, wonach die nach den Inschriften (hethitischen) Gegner Ramses' II. Skythen gewesen wären, also der schon damals im heutigen Südrußland wohnenden iranischen Nomadenbevölkerung angehört oder doch wenigstens theilweise sich aus ihr rekrutirt hätten. Hier kommt nun dem

^{*)} Proceedings of the Bihl. Archaeol. Soc., X (1886), p. 424–436; Iranian Names among the Chetia.

^{**)} Untersuchungen zur altoriental. Geschichte (Berlin 1897), S. 112, Anm. 1.

linguistisch-historischen Befund eine interessante anthropologische Tatsache in Höhe. Die Ägypter bilden nämlich die in CoeleSyrien wohnenden Amoriter, die aber nach der Bibel ebendort auch weiter südlich vordringen waren, heil und blauäugig ab, so dass wir also in ihnen die schon seit mindestens 1400 v. Chr. in Palästina durch die Eigennamen nachgewiesenen Iraner zu erkennen haben; ebenso war die an den Pharos Amomphie verheiratete mitannische Königs-tochter Tiji blauäugig, wie ja auch die mitannischen Königsnamen (Arta-umara, Busch-ratha etc.) iranisch sind. Der hethitische Typus dagegen weicht so sehr von diesem iranischen Typus der Gesichtsbildung nach (Barthol., mit hervorstechenden Backenknochen und dunklen Augen) ab, dass er offenbar die kleinasiatische Urbevölkerung darstellt. Aber den Inschriften nach war der mächtigste Vassal der Hethiter zu Ramesses Zeit Kadvaden, d. i. das spätere Katpatuka oder Kappadocien. Die „Pn-chipa, die Fürstin des Chetalanda“, war eine „Tochter des Landes Kadvaden“, und die gleichen auf -chipa endigenden Frauennamen sind auch mitannisch (Tado-chipa, Gilu-chipa); nimmt man noch dazu, dass bei Diodor 2, 46 die gleichen Züge gegen Ägypten und nach Syrien, die sonst den Skythen (und bei Solinus den mit den Hethitern stammverwandten Cilicern, den Kefa oder Kul der Ägypter und Assyrer) zugeschrieben werden, als von einer Amazonenfürstin, d. i. einer Skythin, ausgeführt dargestellt sind, so ist nun mit einemmal klar, wieso die klassische Uebersetzung auf die Skythen, die nach Justin 2, 4 Kappadocien kolonisierten, als *Stegner des Ramess-Seostrie*, verfiel. Jedenfalls bestand schon damals ein Theil der Skythen aus iranischen Stämmen, die wahrscheinlich schon bei Kappadocien vordringen und dort sich festgesetzt hatten, wie sie ja schon früher Vorstöße bis Mitanni und Palästina gemacht. Ein anderer Theil aber war eben so sicher, und zwar noch zu Hippokrates Zeit (5. Jahrh. v. Chr.) hethitisch; denn dieser berühmte Arzt gibt den pontischen Skythen die gleichen somatischen Merkmale, Bartholomäus und weibliches Aussehen,*) die uns als so charakteristisch aus den Hethiter-Abbildungen der ägyptischen Denkmäler entgegenreten. Der Vortragende, der eben in einer grösseren, in den Sitzungsberichten der böhm. Gesellschaft der Wissenschaft erschienenen Abhandlung die einzelnen Nachweise veröffentlicht, schloss seine interessanten Ausführungen mit einem Hinweis auf die Bedeutung derselben für die älteste Geschichte der Iraner und damit der ganzen indogermanischen Völkerfamilie.

Literatur-Besprechungen.

Handbuch der Anatomie des Menschen in acht Bänden. In Verbindung mit weiland Prof. Dr. A. von Braun in Hostock, Prof. Dr. J. Disse in Marburg, Prof. Dr. Eberth in Halle, Prosektor Dr. Eisler in Halle, Prof. Dr. Fick in Leipzig, Prosektor Dr. M.

*) Vgl. Kiepert, Lehrb. der alt. Geogr., S. 315, wo aber ein ganz falscher Schluss (mongolische Abkunft der Skythen) daraus gezogen wird.

Heidenhain in Würzburg, Prof. Dr. F. Hoeschtetter in Innsbruck, Prof. Dr. M. Hüll in Graz, Prof. Dr. Kahnt in Königsberg, Privatdozent Dr. Mehnert in Strassburg, Prof. Dr. F. Merkel in Göttingen, Privatdozent Dr. Nagel in Berlin, Prof. Dr. Pfitzner in Strassburg, Prof. Dr. Pavechmann in Wien, Prof. Dr. G. Schwalbe in Strassburg, Prof. Dr. Siebenmann in Basel, Prof. Dr. Graf Spee in Kiel, Prof. Dr. C. Toldt in Wien, Prof. Dr. Zander in Königsberg, Prof. Dr. Ziehen in Jena, Prof. Dr. Zueckerkandl in Wien herausgegeben von Professor Dr. Karl von Bardeleben in Jena.

Seit der letzten Ausgabe von Sömmerring's grossen Werke, welche von Bisehoff, Henle, Haeckle, Theile, Valentin, Vogel und E. Wagner bearbeitet wurde, ist ein halbes Jahrhundert verstrichen. Inzwischen ist kein derartiges Werk erschienen, während die Grundlagen der menschlichen Anatomie durch die Fortschritte der Forschung weitgehend umgestaltet worden sind. So ist es allerdings ein allseitig gefühltes Bedürfnis, was jetzt das ins Leben tretende Handbuch erstreckt den Stand des Wissens in der Anatomie des Menschen um die Neige des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild zur Darstellung zu bringen. Unter Berücksichtigung der gesammten anatomischen Litteratur des In- und Auslandes soll sein Inhalt vor allem auf eigene Untersuchungen der Mitarbeiter gegründet sein. Die neuere und die wichtigere ältere Litteratur werden am Schlusse der Abschnitte aufgeführt. Eine besondere Sorgfalt wurde auf die zahlreichen Abbildungen, fast aussehnlich neu angefertigte vortreffliche Holzschnitte (etwa 3000) gelegt. Für die Benennungen ist die neue Nomenclatur der anatomischen Gesellschaft zu Grunde gelegt, jedoch werden daneben deutsche, lateinische, auch französische, englische oder italienische Synonyma angeführt. Für die Anthropologie ist besonders Hand I, Skelet von Wichtigkeit, er gliedert sich in folgender Weise: 1. Abtheilung: Allgemeines. Wirbelsäule. Thorax. Prof. Disse (Marburg). 2. Abtheilung: Kopf: Prof. Graf Spee (Kiel). 3. Abtheilung: Extremitäten: Dr. Mehnert (Becken) und Professor Pfitzner (beide Strassburg). Bereit erschienen sind Abtheilung I n. 2; 3 wird bald folgen. Bei der Bearbeitung des Gesamtwerkes sollen, wie der Prospect mittheilt, die spezielle Entwicklungsgeschichte, die Gewebelehre, die vergleichende Anatomie der Organe ebenso wie die Beziehungen der Anatomie zur Physiologie und zur Heilkunde berücksichtigt werden. Wir erlauben, dass in dieser Aufzählung die Beziehungen zur Anthropologie ganz vergessen scheinen. Mit Genugthuung konstataren wir dagegen, dass in der Abtheilung II Kopf von Prof. Dr. Graf Spee diese Berücksichtigung der Anthropologie keineswegs fehlt und dass sogar, wie ich glaube zum ersten Male in einem speziell anatomischen Handbuch, bei der orientirenden Beschreibung des Schädels von dessen Anfertigung in der deutlichen Horizontale ausgegangen wird und dass ein ausführlicher Abschnitt am Schlusse des Werkes die Methoden der Schädelmessung vornehmlich auch der „Frankfurter Verständigung“ darstellt. Wir können das Werk den Fachgenossen auf das Beste empfehlen. J. R.

Die Veränderung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 4. Mai 1898.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. n. 5. 10 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Familientypus und Familienähnlichkeiten. Von Graf Theodor Zichy. — Literatur-Besprechungen: F. Piebler, *Austria romana*. — Kleine Mittheilungen.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig bei.

Familientypus und Familienähnlichkeiten.

Von Graf Theodor Zichy.

Vor Jahren kam ich einmal auf den Einfall, mir historische Porträte anzuschaffen. Die Bilder sollten mir bei der Lecturo von Memoiren und sonstigen geschichtlichen Werken als memnotechnisches Hilfsmittel dienen.

Bald hatte ich eine ganz interessante Sammlung beisammen. Ich wurde allmählich wählerisch, richtete mein Augenmerk auf die Werke rühmlich bekannter Kupferstecher und achtete hauptsächlich darauf, nur solche Blätter zu erwerben, welche einige Garantie dafür boten, dass sie die Gesichtszüge des Originals getreu wiedergehen.

So bin ich heute im Besitze von mehr als 4000 Kupferstichen, Schwarzkunstblättern, Lithographien und Radirungen.

Meine Sammlung umfasst alle regierenden Häuser Europas. Die Porträte sind genealogisch geordnet, so dass man die einzelnen Familien von Generation zu Generation verfolgen kann.

Als ich nun vor einiger Zeit das eine und das andere Werk über Anthropologie las, fragte ich mich, ob meine Sammlung nicht etwa auch in anthropologischer Beziehung zu verwerthen wäre.

Ich prüfte die einzelnen Physiognomien, verglich sie miteinander und trachtete mir Aufschluss darüber zu verschaffen, wie es denn eigentlich mit den Aehnlichkeiten unter Verwandten, wie es mit dem so oft besprochenen Familientypus wohl stehen mag.

Porträte von Mitgliedern regierender Häuser eignen sich sehr zu solchen Untersuchungen.

Die Künstler aller Zeiten haben sich gewiss Mühe gegeben, die Züge ihrer Herrscher und deren Familienmitglieder getreu wiederzugeben, überdies fiel diese Aufgabe stets den besten Künstlern zu.

Dann gibt es überhaupt mehr Fürstenporträte als andere. Wir haben Abbildungen ein und derselben Persönlichkeit in verschiedenem Lebensalter und es liegen uns auch meist die Porträte solcher Ascendenten, Descendenten und Collateralen vor, deren Name in der Geschichte nur nebensächlich erwähnt erscheint.

So ganz verlässlich sind aber diese Porträte freilich auch nicht.

Der Kupferstecher ist wie der Maler vor allem Künstler, auch er will idealisiren und das geschieht nur zu oft auf Unkosten der Aehnlichkeit.

Ueberdies hat jede Zeit ihre charakteristische Manier. Auch Porträte unterliegen der Mode.

Ein Blick auf die hier mitgebrachten Stücke wird Sie davon überzeugen.

Die Porträte des 16. Jahrhunderts sind scharf gezeichnet realistisch gehalten. Nicht einmal Frauen wollte der Künstler schöner darstellen als sie wirklich waren.

Leonardo da Vinci sagt:

„Das Porträt stelle die Frau züchtig und sittem vor. Man male sie mit geschlossenen Knien, mit gekreuzten oder an den Körper geschmiegeten Armen, die Hände ohne Zwang über den Magen gelegt.“

Allmählich vergisst der Künstler diese Rathschläge, im 17. Jahrhundert wird idealisirt, im 18. geradezu geschmeichelt. Am ärgsten ist das wohl zur Zeit Ludwigs XV. der Fall, da könnte man beinahe meinen, alle Frauen seien damals Schönheiten gewesen.

Unser Jahrhundert ist arm an guten Porträten, mit der Lithographie nimmt die scharfe Zeichnung ab, die Photographie tödtet die vielfältigende Kunst, heute haben wir nur noch gute Radirungen.

Wenn man Porträte auf ihre Aehnlichkeiten prüft, muss man vor allem recht objectiv bleiben.

Das glaube ich auch gethan zu haben und weil ich kein sonderliches Vertrauen in meinem eigenen Scharfblicke hatte, ersuchte ich eine ebenso gestreichte als talentirte Künstlerin, die gerade im Porträtfache ganz Vorzügliches aufzuweisen hat, um Rath und Hilfe.

Wir durchmusterten einen grossen Theil meiner Sammlung und stellten eine Auslese von Porträten zusammen, welche ich Ihnen alsbald vorzuführen die Ehre haben werde.

Doeh ich gehe auf den eigentlichen Gegenstand meines Vortrages über.

Man hört so viel von Familientypus reden und sonderbarerweise hat sich die anthropologische Literatur mit diesem Thema nur ganz nebensächlich abgegeben.

Dr. Engel scrieb vor 50 Jahren ein Büchlein über das Knochengerüste des menschlichen Antlitzes, in welchem er sich den Typus betreffend negativ ausspricht.

Auf die weichen Theile des Gesichtes, also auf das, was wir sehen, was wir Physiognomie nennen, legt er gar kein Gewicht.

Das sei, meint er, nichts weiter als eine Draperie, welche die Knochen umhängt.

Das Knochengerüste des Gesichtes ist für die Form desselben maassgebend.

Bei der Bildung und Entwicklung des Gesichteskelettes waren zwei Factoren thätig, das Wachstum der Knochen einerseits und die Einwirkung der Kaumusculatur andererseits.

Nach seinen Ausführungen war unser Antlitz zur Zeit unserer Kinderjahre der Schauplatz eines wahren Kampfes um's Dasein. Die Knochen stammten sich einer gegen den andern, jeder wollte wachsen und sich ausbreiten. Gings niebt nach dieser Seite, so musste es nach jener gelingen. Dneil war aber auch die Kaumusculatur thätig, erst unter ihrer Einwirkung erhielt das Gesichtskel seine endgiltige Gestalt.

Je weicher, je plastischer die Knochen waren, desto mehr wurde das Gesicht in die Länge gedreht.

Alles hängt also von der Plasticität von der chemischen Beschaffenheit der Knochen ab.

Von diesen Prämissen ausgehend und daran festhaltend, dass sich das Gesicht erst in späteren Jahren entwickelt, verwirft Dr. Engel jedwede Erbllichkeit.

Die Gesichtsähnlichkeiten führt er auf reine Zufälle zurück und relegirt alles, was man vom Familien-, Stamm- und Rassen-Typus anführt, in die Kinderstube.

Dieses Capitel, meint er, gehöre in die Competenz der Frau Basen, die Anthropologen bahnen nichts damit zu schaffen.

Dass mich diese Behauptungen verblüfften, ja sogar entmuthigten, brauche ich nicht zu erwähnen.

Ich fand aber bald eine schlagende Antwort in Herrn Prof. Ranke's Buch „Der Mensch“. Dort heisst es:

„Die Wirkung der Erbllichkeit wird durch diese Theorien nicht ausgeschlossen, denn die von Geburt an mitgegebenen Anlagen entscheiden über die spätere mögliche Ausbildung.“

„Die Form, welche das Gesicht allmählich annimmt, mag also von der Plasticität der Knochen abhängen, diese grössere oder geringere Plasticität kann aber immerhin als ererbt angesehen werden.“

Ich darf also fortfahren, ohne Gefahr zu laufen, Ihnen Ammenmärchen zum Besten zu geben.

Ein anderes einschlägiges Werk ist das von wenigen Wochen erschienene „Lehrbuch der Genealogie“ von Professor Ottokar Lorenz.

Der Verfasser, den ich mit Stolz meinen alten, im Dienste der Wissenschaft ergrauten Lehrer nennen darf, ersuchte mich, Ihnen sein Buch zu übergeben.

Gern entsprache ich seinem Wunsche, denn ich bin überzeugt, dass seine Ausführungen über den innigen Nexus der Genealogie mit der Anthropologie und seine Erörterungen über die Erbllichkeit physischer, psychischer und pathologischer Eigenschaften für Sie von grossem Interesse sein werden.

Ieb werde im Laufe meines Vortrages noch Gelegenheit haben, Herrn Professor Lorenz zu citiren und möchte hier nur noch bemerken, dass sein Buch gleichsam eine Brücke bildet, auf welcher sich Historiker und Anthropologe die Hand reichen könnten, um fortan mit vereinter Kraft weiter zu arbeiten.

Ich will Ihnen nun die Porträte von zwei Familien vorführen und Ihnen zeigen, wie sich in denselben der Familientypus von Generation zu Generation erhalten, beziehungsweise geändert und entwickelt hat.

Zu diesem Zwecke wählte ich die Habsburger

und die Bourbonen und zwar aus dem Grunde, weil diese beiden Geschlechter in anthropologischer Beziehung ganz verschiedene Erscheinungen zeigen.

Bei den Habsburgern ist der Typus constant, er vererbt sich beinahe ohne Ausnahme von Vater auf Sohn, bei den Bourbonen hingegen ist nichts von dem zu sehen, wir müssen da die Gesichtsähnlichkeiten in den mütterlichen Familien suchen.

Zuerst die Habsburger.

Ich beginne mit Karl V., den ich gerne als den Träger des Urtypus der Habsburger bezeichnen möchte¹⁾.

Sein schmaler langer Kopf, das magero ovale Gesicht, die feine, aber doch kräftige etwas gekrümmte Hahnenanase sind überaus charakteristisch.

Am meisten mms uns Kinn und Unterkiefer auffallen. Das Kinn ragt sehr stark hervor, der Unterkieferwinkel ist aussergewöhnlich entwickelt.

Die Oberlippe ist schmal, die Unterlippe vorstehend, aber nicht herunterhängend, so dass der Mund stets geschlossen erscheint.

Zähne und Kinn bilden eine gerade Linie, während man doch bei den meisten Leuten eine kleine Convexität bemerkt. Diese gerade Linie gibt dem Gesichte einen energischen Ausdruck.

Wie sehr die Form des Unterkiefers und des Kinnes das Charakteristische bei Karl V. sind, erkenne wir aus der Abbildung seiner marmuirten Leiche²⁾. Selbst Jahrhunderte nach dem Tode des grossen Kaisers erkennen wir seine Züge auf den ersten Blick.

Nehmen wir nun die Porträte der Descendenten Karls V. vor.

Sein Sohn Philipp II.³⁾ ist ihm sehr ähnlich. Die Augen sind die des Vaters, sie haben die Eigentümlichkeit, dass man das Weiss am unteren Rande bemerkt. Die Augenbrauen haben dieselbe Zeichnung. Unterkiefer, Unterlippe und Kinn sind vollkommen gleich. Nur die Nase hat eine andere Form.

Wenn wir die übrigen spanischen Habsburger betrachten, sehen wir bei Philipp III.⁴⁾ bei dessen Sohne Philipp IV.⁵⁾ und seinem Bruder den Infant Don Carlos⁶⁾ immer denselben Typus, stets das charakteristische Kinn, den stark ausgebildeten Unterkiefer.

Ganz merkwürdig ist das Gesicht des letzten Sprossen dieses Geschlechtes, Karl II. von Spanien⁷⁾. Seine Züge sind, ich möchte sagen, eine Uebertreibung der Physiognomie seines Urhahnen Karl V. Das Gesicht ist über alle Masssen lang und schmal, die Nase hat dieselbe Form, ist aber grösser und das zugespitzte Kinn tritt noch auffallender hervor.

Wir sehen auch, wie die Habsburger der spanischen Linie allmählich schwächer werden, ein kränkliches Aussehen bekommen, bis sie endlich mit Karl II. ansterben.

¹⁾ Holzschnitt von Albr. Dürer, Kupferstiche von J. Sniderhof, Hieron. Hoyer, Raab nach Titian etc. Zeichnung nach einer alten Medaille.

²⁾ Photographie nach einem Gemälde von Palmeroli, das er im Jahre 1870 bei der Eröffnung des Sarkes Karl V. im Escorial nach der Natur malte.

³⁾ Kupferstiche von Wierix, Kessart, Vischer etc. Zeichnung nach einer alten Medaille.

⁴⁾ Photographie nach dem Gemälde von Velasquez in Madrid. Anonymer alter Kupferstich.

⁵⁾ Kupferstiche von Moncornet, Blygny etc.

⁶⁾ Kupferstich von P. de Jode.

⁷⁾ Kupferstiche von Vischer und L. S. Noseret.

Man wäre geneigt zu glauben, dass das kräftige deutsche Geschlecht unter der sengenden Sonne des südlichen Himmels nicht weiter zu gedeihen im Stande war.

Untersuchen wir nun die zweite Linie der Habsburger, den Bruder Karl V., Kaiser Ferdinand I. und seine Nachkommenschaft.

In seiner Jugend war Ferdinand I.⁸⁾ seinem Bruder zum Verwechseln ähnlich, nur später wird sein Gesicht runder, voller.

Sein ältester Sohn Kaiser Maximilian II.⁹⁾ ist das Ebenbild Karls V.

Die Söhne Maximilian II., Kaiser Rudolf II.¹⁰⁾, Kaiser Matthias¹¹⁾, die Erzherzöge Ernst¹²⁾ und Albrecht¹³⁾, dann der zweite Sohn Ferdinand I., Ferdinand II. von Tirol¹⁴⁾. Gemahl der vielgenannten Philippine Welser, haben alle denselben Typus. Bei allen sehen wir den stark ausgebildeten Unterkiefer, das hervorragende Kinn, die fleischige Unterlippe. Nur sind diese Habsburger ungleich kräftiger, stämmiger als ihre spanischen Vetter, das ist ein Geschlecht von Hünen.

Wir gehen auf die jüngste Linie der Habsburger über, auf die Descendenten Karls II. von Steiermark, von welchem ich leider kein gutes Porträt besitze.

Da sehen wir Kaiser Ferdinand II.¹⁵⁾ und seinen Bruder Leopold V. von Tirol¹⁶⁾, dann Kaiser Ferdinand III.¹⁷⁾, Ferdinand IV.¹⁸⁾, die Erzherzöge Karl¹⁹⁾ und Ferdinand Karl²⁰⁾.

Alle haben das uns aus schon bekannte längliche Gesicht, das echte Habsburger Kinn, die sehr ausgebildete fleischige Unterlippe. Die Nase ist bei einigen von ihnen stark gebogen.

Bei Kaiser Leopold II.²¹⁾ erblicken wir dasselbe Phänomen wie bei Karl II. von Spanien. Seine Gesichtszüge sind jenen Karls V. ähnlich, nur ist alles übertrieben. Stirne, Augen, Augenbraue sind bei beiden gleich, Leopold II. hat eine grössere Nase als Karl V. Die Form derselben ist aber nicht verschieden. Das Auffallendste ist das abermässig hervorragende Kinn, die geraden herunterhängende Unterlippe.

Nach Leopold I. tritt auf einmal eine grosse Aenderung im Typus der Habsburger ein.

Seine Söhne Kaiser Joseph I.²²⁾ und Kaiser Karl VI.²³⁾, seine Töchter die Erzherzoginnen Maria Elisabeth²⁴⁾, Maria Anna²⁵⁾, Königin von Portugal, und Maria Magda-

⁸⁾ Kupferstiche von B. Beham, Cock etc.

⁹⁾ Kupferstich von Cock, Zeichnung nach einer Medaille der Kaiserl. Sammlung in Wien.

¹⁰⁾ Kupferstich von S. C. M.

¹¹⁾ Kupferstich von Moncornet, Zeichnung nach einem alten Bilde.

¹²⁾ Kupferstich von Wierix.

¹³⁾ Kupferstich von Joannes Müller.

¹⁴⁾ Kupferstich von Heselburg, Zeichnung nach einer Medaille.

¹⁵⁾ Kupferstiche von P. de Jode etc.

¹⁶⁾ Kupferstich von C. von Galle, Zeichnung nach einer Medaille.

¹⁷⁾ Kupferstich von P. de Jode.

¹⁸⁾ Kupferstich von W. Kilian.

¹⁹⁾ Kupferstich von P. de Jode.

²⁰⁾ Kupferstiche von Vischer, Thomassin, Schwarzkunsthalt von Schenck, Zeichnung nach einer Medaille.

²¹⁾ Kupferstiche von Thourneyser, Birkhardt etc., Zeichnung nach einer Medaille.

²²⁾ Schwarzkunsthalt von Heiss, Kupferstich von Desrochers, Zeichnung nach einer Medaille.

²³⁾ Schwarzkunsthalt von Schenck.

²⁴⁾ Schwarzkunsthalt von Schenck.

lena²⁵⁾ haben nichts mehr vom alten Habshberger Typus. Sie alle sind ihrer Mutter der Kaiserin Eleonore Magdalena²⁶⁾, Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, wie aus dem Gesichte geschnitten.

Der kräftige hervorragende Unterkiefer ist bei den Descendenten Leopold I. kaum mehr zu bemerken, die Unterlippe ist fortan ganz normal, überhaupt der Familienotypus, welchen wir durch 5 Generationen zu verfolgen in der Lage waren, ist ganz und gar verschwunden. Karl VI. war der letzte seines Stammes, seine Tochter Maria Theresia²⁷⁾ hat nichts vom Habshberger Typus, sie sieht ihrer Mutter Elisabeth Christine von Braunschweig²⁸⁾ ähnlich.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen alle Descendenten der Kaiserin Maria Theresia einzeln zeigen. Ich habe hier ihre Porträte in grosser Anzahl aufgestellt. Wenn Sie dieselben genauer besichtigen, werden Sie sehen, dass sich im Hause Habshberg-Lothringen ein neuer, aber wieder constanter Typus eingewurzelt hat.

Bei den Jugendporträts vieler dieser Fürsten können wir noch die Ähnlichkeit mit der Kaiserin Eleonore Magdalena bemerken, sie haben alle das, was der Franzose „un air de famille“ nennt.

Das springt uns besonders bei Kaiser Franz und seinen Brüdern ins Auge.

Der Sammler erkennt auf den ersten Blick das Porträt eines Mitgliedes unseres Herrscherhauses, nach der Aufschrift braucht er gar nicht zu sehen. Freilich geschieht es ihm denn nur zu oft, dass er den einen Erbsitz nach dem andern verwechselt.

Ganz interessant ist es zu beobachten, wie sich der Habshberger Typus auch in andern verwandten regierenden Häusern wieder findet.

Hier einige besonders auffallende Beispiele:

Maria Anna von Bayern²⁹⁾, die erste Fran Ferdinands II. Ihre Grossmutter war eine Tochter Ferdinands I.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Austria romana.

Von Dr. Fritz Pichler.

Bei Heranagabe einer geschlossenen Reihe geographischer Karten, welche das Österreichische Kaiserthum darstellen von den frühesten Anfängen historischer Kenntnis seiner Theile bis auf die Gegenwart, dürfte das erste Blatt — oder, sofern man die Gliederung der Urzeit vor der römischen Besitznahme der Rhein- und Donauländer aus Sagen und Ortfunden als kartographisch darstellbar erachtet, das zweite — gewidmet sein: der Verzeichnung jener Landgebiete, welche, vorwiegend seit der Machtentfaltung des römischen Kaiserreichs, von dem italischen Weltreiche erobert und verwaltet worden sind in der Erstreckung vom Bodensee hinunter bis in die nördlichen Donauländer, den Haemus und an die Adria. Der historische Geograph unterscheidet in diesem Complexe der Hauptsache nach elf Provinzen oder provinzartige, wenn auch nicht vollends derart eingegrenzte, Gebiete, als welche wir (besondere Erklärungen vorbehalten) nennen müssen: Dacia, Dalmatia, Jazyges Metanastae, Illyricum, Italia,

²⁵⁾ Kupferstich von Schmuener.

²⁶⁾ Schwarzkunstblatt von Schenck, Kupferstich von Thomassin.

²⁷⁾ Kupferstich von Schmuener etc.

²⁸⁾ Kupferstich von Schmuener.

²⁹⁾ Zeichnung nach einer alten Medaille.

Marcomani und Quadi, Moesia, Noricum, Pannonia, Raetia, Sarmatia. Diesen genannten Provinzen zugehörig müssen gegenwärtig österreichische Länder erkannt werden. Aber auch gegenwärtig anserösterreichische Länder gehören zu einer oder der anderen erwähnten Provinzen und wir theilen solche Zugehörigkeit mit Deutschland, mit Russland, den Donau-Fürstenthümern, der Türkei, Montenegro, Italien und der Schweiz. Das gilt von Dacia, Dalmatia, Illyricum, Italia, Moesia, Raetia, Sarmatia, indem n. A. der Begriff von Illyricum in alten, mittleren, spätesten Zeiten ein verschiedener ist, indem von Moesia überhaupt nur ein Theil von superior (der nördlichste) zugehörig ist, die Ausbreitung der Marcomani neben Quadi seitweise auch stark über die österreichischen Grenzen geht, was denn auch Raetia (mehr mit dessen Theile Vindelicia) darüber hinausgreift, zum allerkleinsten Theile (mit nordwestlichem Stücke) das Noricum. Demnach ist nur Pannonia ausschliesslich österreichisch, wir müssen durchaus nicht sagen ungerisch, magyrisch, transleithanisch, weil jedes unrichtig wäre; vielmehr kommt diese Besonderheit jener Landestücke zu, die wir bezeichnen mit Jazyges Metanastae, weil sie nicht zu Pannonia, nicht zu Dacia, nicht zu Sarmatia sicher anzurechenbar erscheint.

Ueber diese Provinzen geben die antiken Schriftsteller, Griechen und Römer, allerdings geographische Auskünfte in Betreff der Städte und Forstorte, der Militär- und Civilansitze, der Heerstrassen und der Abstände, der Landesprodukte, der Sitten, Gebräuche, Abstammung der Einwohner; sprüchlich sind schon benannt die Berge, die Gowlässer, die Völkerschaften nach einiger Gliederung, so dass wir höchstens einige Thalverwandtschaften erfahren, nach Zahlangaben hinsichtlich der Städte, Gauen, Provinzen aber gar nicht fragen dürfen. Auch nur mittelbar, weniger aus Buchstiftstellern, als aus epigraphischen Funden, können die Grenzen der Provinzen gegen einander bestimmt werden; das Gleiche gilt von den Marken der Vorortbezirke. Ueberdies sind diese Grenzen in verschiedenen Zeiten vor und zurückgeschoben worden; daher kartographische Blätter einzelner Provinzen selbst jahrhundertweise herstellbar wären. Müssen wir uns jetzt noch bescheiden, durchschnittlich in der Zeit vorangehen (5 bis 8 Jahrhunderte), so sind wir auch noch nicht in der Lage, mit endgiltiger Bestimmtheit die Provinzgrenzen so zu umschreiben, wie das den modernen Katastralmappen entspricht. In grossen Zügen nur und mit dem Werten der Wahrscheinlichkeit kann da gearbeitet werden, so dass in Ermangelung gegentheiliger Beweise an manchen das Althergebrachte, das Gebräuchliche eintreten muss, die theils fortbestehende, theils jüngst verschwandene Gemarkung nach Kreis, Landgericht, Herrschaft, Bezirk, Gemeinde n. dgl.

Im Nachfolgenden wird der Versuch einer Flächeninhalt-Bestimmung in Quadrat-Kilometern für antike Provinzen, ausdrücklich nur in Bezug auf die österreichischen Antheile, gemacht. Dieselben wollen nur annähernd richtig sein und namentlich die Grössenverhältnisse der Provinzen gegen einander beleuchten. Indem dies zum ersten Male geschieht, so sehen es auch erweiseht, zur praktischen Verwendlichkeit die Grösse der alten Länder in Vergleich zu setzen gegenüber auswärtigen Ländermassen vorzüglich in Deutschland und Italien. Graphisch drücken sich auf einer Gemäskarte Austria romana ohnehin die antiken Provinzen in ihrem Nebeneinander ersichtlich aus. Aber anstrebenwerth ist auch die Ausgabe georderter Theilblätter im grösseren Massstabe, als das Gesamtblatt

den Theilen zuweist, um die inschriftlich und buch-schriftlich genannten Objecte in Ergänzung zu bringen durch Einzeichnung von Fundorten der Römerzeit, von geographischen Stellen also, die ohne Zweifel einen Namen geführt, den uns aber die Buchstabensteller nicht erhalten, den uns Ausgrabungen bisher noch nicht vermittelt haben. Hiervor empfahlen sich für das Reich weniger eine moderne Sonderung nach Cis- und Transalpinen (der Ausdruck ist ohnehin nicht amtlich, ist auch ein sprachliches Ungeheuer von Werthe eines Cis- und Transrubiconien oder -Padanien, -Alpinen), nach „Königreichen und Ländern oder Kronländern“, als die Zerfallung nach den antiken Provinzen. Denn erstens ist deren Anzahl kleiner, elf statt 18 bis 20; zweitens zerreiht sich dadurch nicht das verwaltungsmässig Zusammengehörige, ist die Einheitlichkeit mehr gewahrt, drittens lässt sich die moderne Abseidung immerhin auf praktische Weise nel-amer markiren. Endlich ist alsdann jeder einzelweisen Kronlandkarte ein — nach Bedarf in vergrößerter — Vorbild für einheitliche Ausführung gegeben.

Nunmehr lassen wir die elf Hauptbestandtheile oder Provinzen in alphabetischer Reihe folgen, benennen kurz den Inhalt, umschreiben im Allgemeinen die Grenzen in der Abfolge Nord, Ost, Süd, West, so dass Oestreichisches mit Anseröestreichischem in Betracht kommt, stellen dann den Flächeninhalt lediglich für jeden österreichischen Antheil fest und setzen hierzu jene modernen Vergleiche, wie oben dargelegt.

I. Dacia. Besteht aus Ungern, Osttheil, Siebenbürgen, Bukowina (Moldau, Walachei). Grenze in Nord: Von oberer Theiss und Körösch östlich, an Samosch, quer durch die nörstlichen Karpathen, die bostaraischen Alpen über den Pruth, unterer Sereth, anstossend mit Parolissien an Sarmatia, durch Terziel an Coistoboci. In Ost: Bergland zwischen Sereth und Alt, anstossend an Moesia inferior. In Süd: Bis zum transilvanischen Gebirge, Linie der unteren Alt, alsdann die anwärtige Dacia macedonica, der ganze Donaulauf von Belgrad gegen Nikopol, anstossend an Moesia inferior, dann des superior mittleren Theil. In West: Vor den Theiss-Zuflüssen die Quellenhöfen für Karaesch und Berzova hinauf an Marosch, Körösch in den obersten Theiss-Winkel, anstossend an die Jazyges erst oberhalb der nördlichsten Moesia superior, Schines in den Gonen der Coistoboci. Flächeninhalt 54,948 qkm. Fast 4 Mal das Königreich Sachsen, um 364 qkm grösser als Noricum.

II. Dalmatia. Besteht aus dem heutigen Dalmatien, croatisches Küstenland (nnten mit Einschluss von Ljesch mit dem Drin-Bachgebiete), oben als Liburnia das Gebiet von Istrien, Osttheil vom Fl. Arsa fort, bis hinunter an Kerka, demnach die eigentliche Dalmatien nur von Illyria graeca herauf bis Kerka. Der grössere Begriff spielt in Illyricum hinein. Grenzen in Nord: Vom Winkel Laas-Castelnovo bis Drina, beziehungsweise Fl. Ibar und Morawa, anstossend mit Sapudii an Pannonia superior. In Ost: Längs Drina und Kolubawa-Bergland, jenseits Lim und Morawa, Ibar-Linie bis vor Teberna-Quellen, anstossend an Moesia superior und jenseits Drin an den macedonischen Schar und Dardania. In Süd: Vom Adria-Meer ab unterhalb Ljesch quer Teberna-Quellen, mit Illyria graeca anstossend an Macedonia-Nordgebiet. In West: Das Adria-Meer von Drin-Mündung bis Finme und jenseits der In-eln Veglia, Cherso etc. alles Istrien, Osttheil von Arsa-Mündung, oben bis zum Winkel Laas-Castelnovo, anstossend Istria Westtheil. Flächeninhalt 14,082. Grösser als zusammen Braunschweig, Sachsen-Weimar, Oldenburg 13,706, als zehn Sachsen-Altenburg 12,000, als

Mecklenburg-Schwerin 13,162, kleiner als ein Fünftel Bayern 15,198, als Baden 15,081, Königreich Sachsen 14,929, als halbes Belgien 14,729, als die halbe Region Sicilien 14,620, als Elsass-Lothringen 14,509.

III. Jazyges Metanastae. Ungern, Mitteltheil zwischen Donau und Theiss, doch letztere im Ost noch überschreitend in das Bachgebiet von Marosch, Körösch, unbestimmt ostwärts hinaus, soweit Sarmatae und Seythi wohnhaft, als deren südliche Nachbarn. Grenzen in Nord: Oberhalb Waitzen bis Obere Theiss zwischen Tatra, Matra, anstossend an die Carpi, Sarmatia. In Ost: An Theiss bis zu deren Ausmündung, aber dahinter ein ebenso breites Gelände wie von Theiss bis Donan an Körösch und Marosch, an Temesch anstossend an Dacia. In Süd: Der Donaulauf von Szilakenen bis Essek und Drau-Mündung, anstossend an Pannonia inferior. In West: Die Donau-Linie von Waitzen bis Essek und Donau-Mündung, anstossend an Pannonia inferior bis oben Sarmatia. Der Flächeninhalt mit 80,176 ist wohl zu hoch angeschlagen, mehr davon (doch weniger als die Hälfte) zu Gunsten Dacia's einzurechnen. Ohne diesen Abzug wäre das Jazyges-Gebiet grösser als drei Belgien 86,371, als ein Viertel Prussen 87,088, kleiner als Portugal 92,575, als sieben Mecklenburg-Schwerin 92,134.

IV. Illyricum (im engeren Sinne, mit Anschluss von Illyria graeca). Enthält Croatia-Theil, Bosniens grössten Theil, Herzegovina, Albanien-Theil. Das Illyricum im weitesten Sinne umfasst alle Länder von Rastia her, Noricum u. s. w., überhaupt am Unterlaufe der Donau bis einschliesslich Moesia; das Illyricum im weiteren Sinne aber Dalmatia samt östlichen Anschlüssen von Istria-Ostseite her (siehe oben Dalmatia). Wir schliessen beide aus. Grenzen in Nord: Unterhalb Kolpa, Karstadt, Kamensko und Petrinja vor Sisek an Glinä, südwärts von Save über Fl. Glinä, Unna, Verba, da anstossend an Pannonia superior, darnach über Fl. Verba, Ukria, Bona bis Drina, anstossend an Pannonia inferior. In Ost: Drina-Linie (beziehungsweise Ibar) bis Vischegrad, Lim-Zufluss, Herzegovina Piva-Linie, Biler, Trebinje, anstossend an Moesia superior anterer Theil, Serbien und Montenegro. In Süd: Vom Adriameere her an Drin-Mündung (oder Adalvanus) bis an das macedonische Schar-Gebirge, anstossend an Macedonia, Poenia, Thracia. In West: Anstatt im weiteren Sinne Adria, von Antivari bis Istrien,enger: westwärts von Trebinjschita Fl. an Metkovic, Runovic, Vidosi, Listani, Stermica, Fl. Unna und Korana, anstossend an Dalmatia, oben speziell Liburnia, Japydes. Flächeninhalt 52,102. Grösser als vier Elsass-Lothringen 50,036, zwei Toscana 48,104, als Schweiz 41,346, halbes Bayern 37,932; kleiner als zwei Regionen Piemont 56,536, vier Kgr. Sachsen 55,968, vier Mecklenb.-Schwerin 52,618.

V. Italia. Südtheil, Görz, Triest, Istrien, von dem bekannten grossen Gebiete. Grenzen in Nord: Wie Raetia Süd, von denselben der Adia-Quellen, Gebiet der Anasui, bis Fontebba und Isanzo-Quellen, östlich von Resineta, anstossend an Raetia, Noricum. In Ost: Gebirgslinie zwischen Isanzo und Save-Quellen, Birnbauerwald bis Karstgebiet zwischen Laas und Castelnovo, von da ab die schräge südwestliche Linie in den Osttheil der istrischen Halbinsel bis zum Arsa-Auflusse unterhalb Albonsa, so dass dieser kleine istrische Osttheil zu Dalmatia gehört, der grössere istrische Westtheil zu Italia. In Süd: Adria. In West: Jenseits Triest und Monfalcone, Grado, Aquileia die Linie hinterhalb Isanzo, Cervignano bis Tolmeina, Malborgeter-Alpen; aber drüben im ferneren West, jenseits des darwinischen liegenden Venetien-Gebietes, ist vor Brenta einwärts die

Westgrenze gegeben hinter Primolano, Roveredo, Avio, Arco, Riva in Giudicaria bis zu den obigen Anagni. Flächeninhalt 15,661. Größer als zwei Hessen 15,362, ein Fünftel Bayern 16,139, als Baden 15,081, Kgr. Sachsen 11,992, halbes Belgien 14,729, halbe Region Piemont 14,534, Elsass-Lothringen 14,509, Mecklenburg-Schwerin 13,162; kleiner als Württemberg 19,505, Region Campanien 17,978 und Abruzzen 17,290.

VI. Marcomani, Quadi. Der Ländercomplex, aus anderen Ursachen als der Boden der Jazygen nicht provincial eingerichtet, umfasst ausser Böhmen, Mähren, Schlesien, Nieder- und Oberösterreich nördlich der Donau noch die Gebiete am oberen und mittleren Main und Einiges vom sarmatischen Berglande. Grenzen in Nord etwa Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bis gegen die Karpathen, anstossend an Germania, speciell Hermandunr, mit Corcontii die Silingae, Buri mit Osi die Cotini; in Ost die Gebiete jenseits March und Gran, anstossend an Sarmatia, insonders Carpi, vielleicht Jazyges; in Süd Donaulinie von Waitzen bis vor Leuzenberg; im West hinter Passau das Waldland bis zum Fichtelgebirge. Flächeninhalt 95,243; grösser als ein und ein Viertel Bayern 94,630, Lombard-Venetien, Emilia, Sardinia zusammen 91,846; kleiner als ein Drittel von ganz Italien 95,529, als fünf Württemberg 97,515.

VII. Moesia. Ausser Ungarns Südtheil noch Serbien, Wallachei, Bulgarien, Bessarabien, Moldau, Podolien. Grenzen in Nord: Oberster Bogen der Marosch von Algezy her (Germania) bis Thesae-Mündung, die gesamte Moesia aber schliesst im Ilalbkreise Dacia, so dass jenseits in Ost die oberste Grenze an Dniester gehen ist. In Ost: Bergzug aus den Drina-Buchgebieten bis Mekadia und Tarnoseverin, anstossend an Dacia; in Süd Haemus bis unter Odessa ans Meer, anstossend an Thracia, Macedonia. In West: hinter Sophia beruh zwischen Skopje, Sirkowo, südlichste Stelle bei Landschaft Dardania zwischen Sirkowo und Ljesch, in höherer Breite als Durazzo am Sireo; alsdann anstossend an Dalmatien die Linie Drin, Lim, Drina bis Mündung in Save, beziehungsweise Bos bis Belgrad und Szlanekmen, anstossend an die antike Dalmatia beziehungsweise des Illyrium Antheile im heutigen Bosnien, Herzegowina. Endlich nothwendig in West Thesae bis Marosch-Einfluss; da anstossend an Pannonia inferior. Der östreichischen Antheiles Südgrenze reicht aber nur von Szlanekmen, Belgrad, Semlin bis Orsova, linkes Donauufer. Flächeninhalt 44,107. Grösser als drei Elsass-Lothringen 43,527, als Schweiz 41,346, zwei Region Emilia 41,030, drei Mecklenburg-Schwerin 39,486, zwei Württemberg, halbes Bayern 37,932; kleiner als die Regionen Lombardia und Venesia zusammen 46,989, drei Baden 45,243, drei Kgr. Sachsen 44,976, ähnlich zwei Region Apulien 44,230.

VIII. Noricum, Salzburg, Bayern (Innviertel), Tirol, Osttheil (südlich mit Deferegggen, Draa-Quellen, Sextenthal), Kärnten, Ober- und Unterösterreich südlich der Donau, Steiermark, Osttheil. Grenzen in Nord: Donau-Linie Passau-Innstadt, Engelbardszell bei Tulln, Zeiselmaner (M.-Quadi). Vor Korneuburg, Klosterneuburg geht die Ostgrenze herab nach den südwestwärts streichenden Berghöhen zwischen Dornöfing und Baden gegen Semmering, nmschliessend das Mürzgebiet, weiterhin zwischen Fl. Lafnitz und Pinka, Linie Friedberg-Fürstenfeld, über Fl. Feistritz, Raab nach Radkersburg, über Fl. Mur, Drau, oberhalb Pettau zwischen Schleinitz und Altendorf, über Fl. Drau nach Robitsch, über Fl. Sotla und Save, gemauer zwischen Lichtenwald und Keichenburg, südlichster Punkt, anstossend an Pannonia inpe-

rior (vordem die Ostgrenzlinie an mittlere Mur, wenn nicht gar die Alpenlinie von Bruck beruh gegen Bahren, Koralpe inmitten). Grenze in Süd: Unterhalb Liechtenwald über Save zwischen Sandörf und Wernegg, nochmals über Save nach St. Oswald, Saantbier Alpen, Loibl, Terglun mit Umschliessung der Save-Quellen, Zusammenstoss dreier Länder Noricum, Pannonia, Italia (Garnia); weiterhin Predel, Caanthal-Alpen bis Pontebba, endlich carnicische Alpen oberhalb Zalgio bis Monte Croce, Flöcken, Gail- und Lemachthaler Alpen bis zu den Hochpustern südlich von Isnicben und Sextenthal, anstossend an Pannonia superior und Italia (Venetia). Grenze in West wie Raetia Ost. Nicht östreichisch nur das kleine nordwestliche Landstück zwischen Salzburg, Berchtesgaden, Rosenheim, Brannau. Die Untertheilung in Noricum 1) mediterraneum und 2) ripense unterscheidet: 1) die südlichen Gebiete, fern von Donau, 2) die nördlichen näher an Donau, rechtes Ufer; Grenzlinie etwa von Chiemeer her, über Salza, Salzburg, Radtätter- und Rotenmanner-Tauern, Brucker- und Mürzhälerberge bis Semmering. Des Mediterraneum südwestliche Gänge gehören seit der Notitia dignitatum am ehesten zu Diocese Illyricum, Praefectur Italia. Flächeninhalt 64,584. Grösser als vier Mecklenburg-Schwerin 52,648, vier Elsass-Lothringen 50,096, zwei Region Sardinia 48,684, drei Kgr. Sachsen 44,976, als die Schweiz 41,346; kleiner als zwei Belgien 58,914, drei Württemberg 58,509, zwei Region Sicilia 58,482 oder ein Fünftel Italien 57,317.

IX. Pannonia. Ungarn, Westtheil, mittlerer und nnterer, Slavonien, Croatien Nordtheil, Niederösterreich Osttheil, Steiermark Osttheil, Krain, Bosnien Stück. Grenze in Nord: Donau von Korneuburg bis Waitzen, anstossend an Marcomani, Quadi, Sarmatia; in Ost Waitzen bis Szlanekmen und Belgrad, anstossend an Jazyges; in Süd Savelinie von Anamündung bei Belgrad bis unterhalb Mitrovic, Jarak, Makava, anstossend von Nord her an Moesia superior, weiterhin über die schliessenden Läufe von Drina, Bosna, Ukrania, Verbas bei Latjische oberhalb Banjalka, anstossend an Dalmatien, alsdann über Fl. Unna, Glna bis Glna, über Korana unterhalb Karladt und Fl. Kulpa, unter Techernebl in den oben bezeichneten Winkel zwischen Laas und Castelnuovo, anstossend an Japydes Histria. In West wie Italia in Ost, Birnhammerwald etc. und Noricum in Süd Ost, so dass innerhalb Pannonia verbleiben; oberstes und überhaupt fast alles Save-Gebiet, Gark, auch mittlere und untere Kulpa, anstossend an Dalmatia (Japydes). Zwischen Pannonia und Noricum theilt sich Save, Sotla, Dran, Drau, Mur, Raab, Feistritz, (nicht Lafnitz), Pinka. Aber in erten Zeiten war die Grenzlinie anders. Zwischen superior und inferior gieng die Grenzlinie, wohl schon in Zeiten des Plinius, nicht erst der Antonine, dass superior näher an Noricum und Italia lag, westlicher, inferior beiden ferner, auch mehr an unterer Donau; oben zwischen Viechegrad und Waitzen ist inferior am schmalsten, unten zwischen Verbas und Save-Mündung am breitesten. Die Scheidelinie, fast parallel der Donau am Laufe NS, streift herab von Viechegrad, Otscha, von Ales-Galla und Palota, bei Stuhlweissenburg, Ostufer des Plattensees, zwischen Karpeswar und Atiala, westlich von Fürnkirchen, über Donau zwischen Oreschac und Podgais gegen Vetroa, längs Fl. Orliava über Save und alsdann in die Berghöhen zwischen Fl. Verbas, Ukrania. Von dieser Linie westwärts liegt Pannonia superior, ostwärts inferior, letzteres zunächst angrenzend, jenseits Donau (in N und O) an Jazyges; ersteres in West oben und unten an früheren Zeiten aber begrenzt durch Noricum und Italia.

Flächeninhalt 109,891. Fast das doppelte Noricum, grösser als neun Raetia (Österreichische Antheile), doch kleiner als deren zehn, grösser als zusammen Lombardo-Venetien, Emilia, Sardinien, Latium und Liguria 109,087; kleiner als zusammen Bayern, Württemberg, Kr. Sachsen 110,296.

X. Raetia. Besteht im Wesentlichen aus Tirol und Vorarlberg, aber nur das letztere ganz zugehörig, Theilen von Ostschweiz (Graubünden) und Bayern, das nördliche Gebiet als Raetia secunda genannt Vindelicia. Die Grenze in Nord geht von Wetzheim über Fl. Kocher, Jagst gegen Öttingen und zunächst Gunzenhausen, alsdann Weissenburg längs Teufelsmauer nach Kehlheim und Regensburg, Donaulinie bis Passau, anstossend an Helvetii, Germani, Hermunduri, Varieti. In Ost: Passau, Inn bis Rosenheim, Krimstein und am Wörgl, Hoppgarten bis Kalchau, Krimml, auf Dreiherrnspitze, die Prettau westwärts lassend, zwischen Umhaltdörf und Rieserferner, westlich von Velben und Windischmair nach den späteren Landgerichtsramen aus Defereggien (Westalpen) über Pfauhorn straks südwärts herunter bis zwischen Toblach und Innichen, knappwestwärts der Drauzugeln, Scharthal, Hüben von Monte croce, anstossend an Noricum, die Venetia. In Süd: Die Kammscheide der Pieve-Bäche oberhalb Lavazzo, Ost-Kulmen von Cortina mit dem Süd-Ausläufer oberhalb St. Lorenzen bis hinauf gegen Brasn. Klausen, aldaun unterhalb Sterzing, oberhalb Meran, Etschthal, Inn-Zöbiche, unterhalb Tintzen und Chur, Rheinquellen. In West: Erst gegen des Zärchersees Südost-Ufer mit Linth, von Winterthur nach Pfyn, zwischen Konstanz und Stein in die Richtung von Tattlingen und Rotweil, Metzingen, über Fl. Fils, Rems bis Wetzheim. Kaum ein Drittel dieses Gebietes ist österreichisch. Flächeninhalt 11,510. Etwas grösser als das halbe Württemberg 9,751, die halbe Region Emilia 10,257, ein Drittel Schweiz 10,448, ein Drittel Niederlande 11,000, als zusammen Waldeck, S.-C.-Gotha, S.-Altenburg, Lippe, S.-Meiningen und -Hulst 10,377; kleiner als die Region Latium mit Rom 11,917, als Mecklenb.-Schwerin 13,162.

XI. Sarmatia. Besteht (mit Anchluss der unbestimmten asiatischen Erstreckung) an Galizien, Bukowina, Oberungarn, den Weichselländern Preussen, Polen, Hasland-Westbelien an Don und Wolga. Grenzen in Nord: Fast an der Danziger-Bucht mit den Weichselmündungen, anstossend an die Sciri, Guttones, Venedae. In Ost: Gegen Kaspi-See, davor die Aorsi und Tannai-Umwolner, an Kaukasus, weiter herab an die moechischen Sümpfe, davor die Roxolani. Im Süd: Vom Pontus, Olba herüber bis obere Theiss gegen Waitzen, anstossend an Dacia, die Anartes bis Jazygen. In West: Um Fl. Grau, kleine und grosse Karpathen, anstossend an Scaevae, Quadi, Osi, Cotini, die grosse Germania Vandili, Naharnarvi, Burgundionen, Helvacones. Flächeninhalt 134,028. Grösser als vier Niederlande 132,000, zehn Mecklenb.-Schwerin 131,620, als Rumänien 131,020, ein Viertel Spanien 124,311, drei Schweiz 124,088, fünf Toscana 120,260, vier Piemont 117,672, ein Drittel Preussen 116,115; kleiner als doppeltes Bayern 151,728, halbes Italien 145,294, zwei Fünftel Preussen 139,534, am nächsten neuer Kr. Sachsen 134,928.

Vermöge dieser Flächeninhalt-Bemessungen ist der Gesammtinhalt des gegenwärtigen Ostreith mit samt Ungarn und Boman-Herzegovina erfüllt durch heiläufig 676 Tausend Quadratkilometer. Die genaue Zahl ist neuere Zeiten 676,332,800. Reiben wir die oben alphabetisch angeführten Provinzen nach ihrer Grösse an, so steht auf unterster Stufe wohl Raetia mit 11 T. qkm, auf höchster Sarmatia 134. Innerhalb dieser Scala zählen

wir neun Provinzen als unter 100 qkm, zwei darüber. Die Reihe in diesem Sinne ist also Raetia 11, Dalmatien 14, Italia 15; es beginnt die mittlere Reihe, nach einem Sprung über das Doppelte, Moesia 44, Illyrien 52, Noricum ähnlich Dacia 54; nun die beiden obersten der Vorderreihe Jazygen 94, Marcomani-Quadi 95. Jenseits der 100 qkm sind die beiden grössten Provinzen österreichischer Antheile, Pannonia 109, Sarmatia 134.

Nach dieser Grösse-Entwicklung der Theile eingehend zu berichten über jede einzelne der genannten Provinzen, entweder in rein-alphabetischer Reihe, oder von Süd nach Nord, wie im Wesentlichen der Gang der Eroberung und Civilisation sich gezeigt hat, zu berichten über die Gebirgs- und Wasser-Verhältnisse, die Völkerschaften, deren Wohnorte und Strassen-Verbindungen u. s. w., ist nicht Aufgabe dieser Abhandlung. Aber es ist dies die Aufgabe der bildlichen Darstellung in kartographischer Weise und ohne Zweifel, als folgendemal dazugehörig, des beizugehenden erklärenden Textes. Wenn, um eine erste Grundlage zu gewinnen, ein Versuch zu einer geographisch-historischen Darstellung der Römerzeit in Ostreith in knapper Lexikon-Form, ausgeführt vom Verfasser dieser Zeilen, zur Stunde dem österreichischen Unterrichts-Ministerium vorliegt, so ist darüber an diesem Orte nicht weiter zu sprechen. Wohl ist es das Schicksal Ostreiths, die Folgen seiner geographischen Lage, die Ergebnisse der Völkerwanderung zu tragen; die imposante Grösse des Reiches spiegelt sich wieder in der Fülle des aufgespeicherten Nachrichtestoffes und muss manchenorts für die Einheit entschädigen, welche nicht durch die Geschichte, nicht durch deren Bearbeiter geboten ist.

Die Anregung zur Schaffung eines „Historischen Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie für die Schulen“ ist ausgegangen im Jahre 1893 durch Dr. Hermann J. v. Irlbeck in seiner bei Hölsel in Wien erschienenen kleinen Schrift: „Unser Reich vor zweitausend Jahren“. Darauf hat 1896 Prof. Dr. Eduard Richter „Ueber einen historischen Atlas der österreichischen Alpenländer“ geschrieben in der Kronen-Festgabe, welche Darlegungen wieder abgedruckt in der k. Geographischen Gesellschaft in Wien „Mittheilungen“ Bd. 39 alt, 29 neu, 1896 S. 529—540, erschienen sind. Jener sagt: „Dass wir einen Atlas der Monarchie noch immer entbehren müssen, liegt wohl zumeist in dem Umstande, dass die wissenschaftlichen Vorarbeiten, auf welchen ein Schul-Atlas aufgebaut werden soll, noch nicht in vollständig ausreichendem Umfange vorliegen“, und schlägt neun Kartenblätter vor für den Zeitraum vom Beginn der Geschichte (oder eigentlich der Vorgeschichte) bis zum sechsten Jahrhunderte. Als Muster ist der Irlbeck'schen Schrift beigegeben ein Blatt No. 1, das älteste bekannte Zeitalter darstellend: die Monarchie mit den umliegenden Ländern, von Basel bis Constantinopel, von Berlin bis Nepal. Der Text dazu bringt: „Die griechischen Sagen, die ältesten Nachrichten aus Herodot, Anwendung aus beiden für die älteste Völkerkunde, für die ältesten Siedelungen auf österreichischem Boden.“ Dr. Ed. Richter trennt die Anforderungen hinsichtlich eines wissenschaftlichen und eines Schulatlas, hat aber, wie gesagt, den kleineren Umfang vor Augen, immerhin gross genug für ein heroisches Werk, die Alpenländer nämlich. Zeitlich beschränkter allerdings scheint die Aufgabe für eine Austria romana; aber ihre Absicht geht ebensowohl auf die wissenschaftliche Strenge auch Inhalt und Form, als wie auf die Schule und zwar Mittelschule, Hochschule, Gelehrtschule.

Kleine Mittheilungen.

1. Gründung einer niederländischen anthropologischen Gesellschaft.

Wir erhielten d. d. 12. VI 88 Zaardam die folgende Mittheilung:

„Ich habe die Ehre Ihnen und Ihrer hohen Gesellschaft die Gründung mitzuteilen der Niederländischen anthropologischen Vereinigung. Dieser Verein beabsichtigt das Studium zu fördern der Anthropologie im weitesten Sinne, also einschliesslich Ethnologie, Urgeschichte u. s. w.“

Es wurden erwählt die folgenden Herren:

Prof. Dr. C. Winkler zum Präsidenten (Amsterdam)
Dr. Eugen Dubois zum Vice-Präsidenten (Haag)
Dr. J. Sasse Az (Az soll heissen Augustzoon = Sohn des verstorbenen Dr. A. Sasse) zum Sekretär (Zaardam)
Dr. C. Kerbert zum Schatzmeister (Director des Tiergartens Amsterdam)

John K. Grevers (Privatdocent für Odontologie, Amsterdam) Bibliothekar.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichnet sich Ihr ergebenster J. Sasse Az.*

Wir begrüssen diese neue Schwestergesellschaft und

frenen uns, in ihrer Gründung den Beweis erblicken zu können, dass das Studium der wissenschaftlichen Anthropologie noch immer weitere Kreise zieht. Kein Land ist mehr geeignet als die Niederlande der Erforschung der Menschheitsgeschichte an dienen, und die ausgezeichneten Namen der Gründer verbürgen energischen wohlbegründeten Fortschritt.

2. Abgüsse der Egisheimer Schädelfragmente.

Herr Prof. Dr. G. Schwalbe-Strassburg i. E. macht uns folgende Mittheilung: „Würden Sie vielleicht die Güte haben, in einer der nächsten Nummern des Anthropologischen Correspondenzblattes die Notiz aufzunehmen, dass Abgüsse der Egisheimer Schädelfragmente (Stirnbein und rechtes Scheitelbein) zu haben sind bei Herrn Emil Kretz, Zeichner, Strassburg i. E., Goldgießeren Nr. 6, und zwar an folgenden Preisen:

1 Gypsabguss (beide Knochen einzeln) zu 8 Mark
1 Gypsabguss (beide Knochen zusammengefügt) zu 12 Mark

1 Wachsabguss (beide Knochen einzeln) zu 10 Mark.
Ich glaube, dass es für anthropologische und anatomische Museen von Interesse sein dürfte, eine Bezugsquelle guter Gypsabgüsse des Egisheimer Schädels zu erfahren.“

Todes-Anzeige.

Wir erhalten folgende Trauernachricht:

„Tieferschüttert theilen wir Verwandten und Bekannten mit, dass unser innigstgeliebter Gatte, Vater, Grossvater, Schwiegervater, Schwager und Onkel

Geheimer Rath Dr. C. Wilhelm Ritter v. Gumbel

kg. bayer. Oberbergdirektor und Professor

Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften, Ehrenbürger der Stadt München, Comthur und Ritter hoher Orden hente Mittag 1 Uhr im 76. Lebensjahre verschieden ist.

München, Saarbrücken, Neu-Pasing, Strassburg, den 18. Juni 1898.

Kath. von Gumbel, geb. LaRoisse, Emma von Horstig, geb. Gumbel,
Willi Gumbel, Bankbeamter, Hermine Radolf, geb. Gumbel,
Albert Gumbel, Reichsarchivpraktikant, Lina Gumbel,
Oscar von Horstig d'Anbigny, Elisabeth Gumbel, geb. Gmelin,
Dr. Emil Radolf.

Die Leiche wird nach Gotha überführt. Die Leichenfeier in München findet am Dienstag den 21. Juni Morgens 1/29 Uhr an dem nördlichen Friedhofe statt.“

Die anthropologisch-prähistorische Forschung hat damit wieder einen schweren und unerstattlichen Verlust zu beklagen. Es gilt das namentlich für Bayern, wo Herr Geh.-Rath v. Gumbel von Anfang an zu den ersten Vorkämpfern eines exakten Studiums der Vorgeschichte gebörte. Bei der geologischen Erforschung des Landes, für welche sich der Verewigte so hohe Verdienste erworben hat, war ansonstbrochen sein Augenmerk auch auf die Höhlenforschung, welche ja seiner Zeit von Bayern ausgegangen ist, und die in den Höhlen enthaltenen Spuren uralter Bewohnung durch den Menschen gerichtet. Diese Studien sind in der von ihm gesicherten Höhlenkarte von Bayern zusammengestellt. Sein Interesse galt aber auch allen anderen prähistorischen Resten, und namentlich wurde die Kenntnis der neolithischen Steinzeit Bayerns durch seine Bestimmung der zu den Steininstrumenten verwendeten Gesteine und deren Herkunft auf das Wesentlichste gefördert.

Herr Geh.-Rath v. Gumbel war Mitgründer der Münchener anthropologischen Gesellschaft und deren Organ „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, welche er heide bis in die letzte Zeit seines erfolgreichen Lebens mit Rath und That unterstützte.

Wir glauben vielen Freunden und Verehrern des Verstorbenen zu dienen durch die Mittheilung, dass von Herrn J. Heumann, Kupferstecher, München, Schellingstr. 114/1, nach dem vorerflichen Porträt des Herrn Prof. Kraut eine lebenswahre schöne Radirung ausgeführt worden ist, welche allen eine liebe Erinnerung an den theuren Verbliebenen sein kann. Die Radirung ist im Selbstverlag des Herrn Heumann erschienen und wird von diesem zum Preis von 6 Mk. abgegeben.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1904.

Inhalt: Merovingisches Gräberfeld in Sindlingen bei Höchst am Main. Von Dr. F. Quilling. — Familientypus und Familienähnlichkeiten. Von Graf Theodor Zieby. (Schluss.) — Mittheilungen aus den Localvereinen: Gruppe Hamburg-Altona. — Literaturbesprechung.

Merovingisches Gräberfeld in Sindlingen bei Höchst am Main.

Von Dr. F. Quilling.

Auf den letzten drei Meilen seines Laufes, bevor er den Rhein erreicht, empfängt der Main kurz unterhalb Frankfurt den letzten Zufluss von grösserer Bedeutung, die Nidda, die ihre leicht wechselnden Wassermengen zum grössten Theile von den langgestreckten Südhängen des Taunusgebirges erhält. Neun Kilometer von Frankfurt entfernt, ergiesst sie sich oberhalb der Stadt Höchst und in unmittelbarer Nähe des durch die dort gefundenen römischen Militärinsignien dem Geschichtsfreunde geläufiger gewordenen Orteschen Nied in den Main. Drei Kilometer südwärts von der Niddamündung liegt Sindlingen, ein Ort von etwa 2200 Einwohnern in ca. 500 Häusern, auf einer steil und unmittelbar an das Mainufer heranretenden Boden-erhebung, die — von nicht viel grösserem Umfange als das Dorf selbst — auf zwölf Meter über dem Mainspiegel ansteigt. Im Nordwesten Sindlingens zweigen zwei Strassen nach benachbarten Ortschaften ab: in nordwestlicher Richtung der Weg nach Zeilsheim, in nordöstliche die Landstrasse nach Höchst; in dem Winkel zwischen beiden liegt das Gräberfeld. Die genannte Bodenenerhebung senkt sich hier mässig von West nach Ost und fällt schliesslich mit einer Böschung steil nach der Niederung ab. Der Friedhof tritt bis dicht an diese Böschung im Nordosten heran; im Südosten wird er durchbrochen von der Höchster Chaussee und im Westen von der Feldbergstrasse.

Schon in den siebziger Jahren, als Sindlingen begann, sich nach Norden, in der Richtung nach dem Gräberfelde zu, auszudehnen, sind offenbar Spuren des letzteren bei der Anlage von Neubauten zu Tage gekommen. Sie hielten indessen unbeachtet und erst die nennziger Jahre brachten sichere Anhaltspunkte für die Existenz des merovingischen Friedhofes, indem von nun an die bis 1891 noch unbebaute nordöstliche Ecke des Sindlinger Hochgeländes mit in den Bereich des Be-

baunungsplan- s hineingezogen und mit mehreren Häusern besetzt wurde. Gelegentlich der Fundamentierungsarbeiten für diese Gebäude wurde eine Anzahl von Gräbern in den Jahren 1892—94 blossgelegt und ihr Inhalt von Herrn Dr. Kuthe in Frankfurt a. M. für das dortige städtische historische Museum erworben; von dessen Verwaltung wurde sodann auf seine Anregung eine bestimmte Summe zu weiteren Nachforschungen bewilligt und Herr Dr. Kuthe mit deren Leitung betraut. Es begannen nun die systematischen Ausgrabungen, die in den Jahren 1895 und 1896 einen grossen Theil des Gräberfeldes planmässig aufdeckten und das wesentliche Material für eine wissenschaftliche Bearbeitung jener wichtigen Funde lieferten. Dieselbe wurde von Herrn Dr. Kuthe, der sie persönlich in Folge eines eingetretenen Angenleidens nicht anführen konnte, dem Assistenten am Frankfurter historischen Museum, Dr. F. Quilling, übertragen und ist in dem kürzlich erschienenen 29. Bande der „Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung“ veröffentlicht. Die vor- und nachstehenden Mittheilungen sind dieser Abhandlung entnommen.

Systematisch ausgegraben und aufgenommen wurden im Ganzen 39 Gräber, die sowohl unter sich, wie in den einzelnen Gräberreihen einen regelmässig gleichen, stets wiederkehrenden Abstand erkennen liessen. Fertigt man sich auf Grund dieser Beobachtungen ein Schema der zwar nicht blossgelegten, aber danach zu supponirenden Gräber, so ergiebt sich, dass der Sindlinger Friedhof etwa 500 solche umfasst hat und somit einer der grössten von allen ist, die bisher in der Rhein- und Maingegend bekannt wurden. Der Gräberfund entspricht im Allgemeinen den üblichen Feststellungen. Die Toten lagen auf dem Rücken oder nach der Seite ausgestreckt — nicht in hockender Stellung — mit dem Antlitz dem Aufgang der Sonne zugewendet, einfach in das Erdreich gebettet. In muldenförmigen Gruben von durchschnittlich 1,80 m Länge, 1—1,30 m Breite und 1—1,30 m Tiefe (abgesehen von

den später zu besprechenden, nur 0,50 m tief liegenden karolingischen Flachgräbern) waren sie bestattet; keinerlei Särge, keine Spur von Platten oder Aehnliches hat sich gefunden. So sicher irgendwelche Markierung der einzelnen Gräber bei deren systematischer Anordnung voraussetzen jetz: es ist kein Grabstein im Boden des Friedhofes an Tage gekommen und auch in den Mauern und Gebäuden der Ortschaft scheint kein solcher vermerkt. Wahrscheinlich waren es entweder die beliebten Dorstürmchen oder hölzerne Zeichen, die als Erkennungsmerkmale der einzelnen Gräber dienten und sich natürlich nicht bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Häufig zeigte sich die Erscheinung, dass Knochenreste und Beigaben nicht in gleicher Schicht, sondern die letzteren etwas tiefer lagen; diese Verschiebungen erklären sich aus der fortwährenden Abschwemmung und Verrutschung des Erdreiches, wodurch nicht nur der Sand und Kies, sondern auch die darin geborgenen Gegenstände in abwärtsleitende Bewegung kommen. Zumal in unserem Falle, wo das Terrain des Friedhofes an und für sich schon nach Osten zu abfällt, liegt eine solche Erklärung durchaus nahe. Wenn hier und da der Schädel und andere Knochen sich nicht mehr vorfinden, so ist wohl anzunehmen, dass sie sich unter dem zersetzenden Einflusse des Erdreiches aufgelöst hätten und — wie es vielfach noch beobachtet werden konnte — bei Luftzutritt zerfielen.

Sehr auffällig ist in dem Gräberbefunde nur ein Umstand und zwar der, dass ein Grab im Gegensatz zu sämtlichen anderen nur Knochen und keine Beigaben enthielt. Bei seiner normalen Tiefe von 1.40 m darf man nicht daran denken, es den erwähnten karolingischen Flachgräbern zuzählen, die allerdings nur ohne Beigaben vorkamen. Man könnte hier höchstens eine sehr ärmliche Bestattung voraussetzen, aber auch diese Voraussetzung will wegen des Gegensatzes zu der Bestattungsweise in allen anderen Gräbern nicht recht befriedigen. Denn wenn dieselbe auch in diesen wiederum durchaus verschieden ist, so fehlt doch niemals wenigstens eine geringe Beigabe und sei es auch nur ein kleines Thebgefäß, ein Knochenkamm etc. Oft sogar begehen was ziemlich reichliche Zinbläuten und in dieser Hinsicht ist ganz besonders ein Grab erwähnenswert. Dasselbe lag neben dem üblichen Waffen (Streitart, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen u. s. w.) einen gut erhaltenen Schildbuckel mit goldverziertem Knopf, einen grossen kostbaren Glaskelch, ein vollständiges Handskelett (Hühnerhand) und eine eiserne Pferdetränse. Hier war also offenbar ein recht gut situirter Franke beigezogen, der es sich leisten konnte, von seinem treuen Hühnerhande begleitet, zur Jagd zu reiten und der sich auch in seinem häuslichen Leben einen ziemlichen Luxus gestatten durfte. Dem Hunde war, wie der Schädel deutlich erkennen liess, das Nasenbein eingeschlagen worden, damit er mit seinem Herrn bestattet werden konnte. Die Tränse ersetzt symbolisch die Mitbeerdigung des Streit- und Jagdrosses selbst, die anderwärts des Oeffteren constatirt worden ist.

Es ist hochinteressant, dass sich neben der Bestattung solcher alterer heidnischer Gepflogenheiten bereits weitestgehende Spuren der Aufnahme des Christenthums in dem Siedlinger Totenfeld gefunden haben. Ein Franengrab nämlich enthielt an einer der gewöhnlichen Halsketten aus hanteln Thorpenen einen Anhänger von der Form des lateinischen Kreuzes (Längsarm und kürzerer Querarm). In dieser Form und Eigenschaft ist ausser Bronzekreuzchen bis jetzt ein Unicum

und es darf unbedenklich als christliches Symbol in Anspruch genommen werden.

Wir sehen also, dass wenigstens ein Theil der merovingischen Einwohner Siedlingens dem christlichen Glaubensbekenntnisse angehörte und wir können aus dem Vorgesagten weiter schliessen, dass ebenfalls wenigstens ein Theil sich in guten Vermögensverhältnissen befand hat. Wie es bis jetzt allenthalben beobachtet ist, so wurden auch im merovingischen Siedlingen keinerlei Standesunterschiede bei der Bestattung gemacht, Arm und Reich ist nebeneinander, genau in gleicher Weise begraben. Nur den Kindergräbern scheint eine besondere Stelle angewiesen gewesen zu sein, so dass wir hier dieselbe Erscheinung haben, die sich auch sonst, z. B. bei dem Friedhof zu Samson in Belgien, gezeigt hat.

Das Gräberfeld ist bisher — vorgefunden — stets als „merovingisch“ bezeichnet worden; allein, da die Ausstattung der Gräber des 4.—6. Jahrhunderts eine ausserordentlich gleichartige, kaum unterscheidbare ist, bedarf dieser Punkt noch näherer Untersuchung.

Zunächst scheinen mehrere Umstände für eine Zuthellung an den alamannischen Volkstamm zu sprechen: Es sind zahlreiche Erzeugnisse der Hallstatt-, La Tène- und der spätrömischen Zeit aus den Gräbern Siedlingens erhoben worden, die auf den ersten Blick eine frühe — und damit alamannische — Bestattungsweise der dortigen Begräbnisplätze anzudeuten scheinen, wofür auch das vollständige Fehlen von Angonen, Spathen und Almandinen als Argument herangezogen werden kann. Allein es ist eine bekannte Erfahrungstatsache, dass vorrömische und römische Gegenstände gleicherweise in alamannischen, wie in fränkischen — sogar spätfränkischen — Gräbern vorkommen, dass sie nicht weiter sind, als durch Jahrhunderte hindurch getretete Reliquien aus der Vorzeit, die sich meist zwar in Trümmern, manchmal aber auch in ertauslicher Unversehrtheit erhalten haben.

Und dem gegenüber stehen andererseits drei gewichtige Gründe, welche die merovingische und zwar spätmovingische Zugehörigkeit des Siedlinger Friedhofes erweisen, nämlich:

1. fehlen durchaus alle frühermerovingischen Gefässe,

dagegen sind

2. mehrfach die Typen des 6. Jahrhunderts vertreten und

3. ist in einem Falle ein spätmovingisches, in einem anderen sogar ein fast schon als frühkarolingisch zu bezeichnendes Gefäss gefunden worden.

Da nun die ganze Gräberanlage — abgesehen von den wenigen Nachbestattungen aus karolingischer Zeit — eine durchaus einheitliche ist, so dürfen wir annehmen, dass nicht nur die Gräber, welche jene spätesten Funde bergen, sondern auch alle anderen als merovingisch und zwar als spätmovingisch anzusprechen sind.

Damit ist aber nicht gesagt und soll nicht gesagt sein, dass jene spätmovingische Ansiedlung die erste in Siedlingen gewesen sei. Im Gegentheil weist Mancherlei darauf hin, dass hier schon in frühesten Zeiten sich Niederlassungen befanden haben, wie z. B. allein schon die hier nicht näher zu erörternde Tatsache, dass dort der Übergang über den Main bei weitem am Bequemsten und Leichtesten zu bewerkstelligen war n. A. m. Ferner spricht die Endung „ingen“, wenn auch nach den neuesten Untersuchungen nicht für alamannischen Ursprung, so doch dafür, dass Siedlingen von der Einwanderung deutscher Stämme schon im 4. Jahr-

hundert unserer Zeitrechnung nicht unberührt geblieben ist und ebendafür spricht auch das Anklagen des ersten Bestandtheiles des Wortes an gotische Namensformen wie „Sundilo“ oder „Suintilia“ etc.; denn in den ältesten Urkunden, die wir darüber besitzen, heisst der Ort noch nicht „Sindlingen“, sondern „Sundlingen“ oder „Swindelings“ und ähnlich.

Wenn wir somit wahrscheinlich gemacht haben, dass in Sindlingen von den ältesten Zeiten her Ansiedlungen bestanden haben und dass die merovingische, deren Totenstätte in den neunziger Jahren aufgedeckt wurde, keineswegs die erste dort gewesen ist, so können wir andererseits auch nachweisen, dass sie bis heute nicht die letzte oder vielmehr vorletzte war.

Die mehrfach genannten Flachgräber, die sich über den tieferen merovingischen fanden, sind karolingischen Ursprunges und zeigen, dass an die merovingische unmittelbar eine karolingische Ansiedlung sich angeschlossen hat; aber noch eine weitere eigenthümliche und interessante Beobachtung lässt dies erkennen. Mehrmals nämlich fanden sich auf dem Terrain des Friedhofes in geringer Tiefe gebohrte Stellen, auf welchen eine dicht mit Thonscherben durchsetzte Brandschicht ruhte; die Scherben erwiesen sich als früh- und spät-karolingisch. Diese Brandschicht ist nach Analogie anderer Funde auf die karolingische Sitte zurückzuführen, der Erde, welche das Tragen eines Baues übernahm, Opfer darzubringen. Hier und da hat man Reste solcher Bauten in unmittelbarer Nähe jener gebohrten Stellen und karolingischer Gräber noch gefunden; in Sindlingen waren es jedenfalls nur einfache, schlechte Holzhöhlen, die sich natürlich nicht bis auf unsere Tage erhalten haben, die aber trotzdem mit Sicherheit dort vorangesetzt werden dürfen.

Bereits im 8. Jahrhundert wird dann Sindlingen urkundlich als „Dorf“ genannt, als welches es ebenso in den Urkunden der Folgeseit wiederkehrt; es ist einer der nicht hängigen Orte, die von den ältesten Zeiten bis heute eine niemals dazwischen gestörte Continuität der Besiedelung aufweisen und die schon deshalb, zum Abgeben von den wichtigen Detailstudien, dem Forscher ein ganz besonderes Interesse bieten und die Aussicht auf eine nicht ergebnislose Vertiefung in ihre geschichtliche Vergangenheit.

Familientypus und Familienähnlichkeiten.

Von Graf Theodor Zieby.

(Schluss.)

Cosimo III. der Medicer²⁰⁾. Seine Grossmutter Magdalene war eine Schwester Ferdinands II. Seine Ähnlichkeit mit Kaiser Leopold I. ist wirklich auffallend.

Der Cardinal Leopold, der Medicer²¹⁾. Auch Professor Lorenz bespricht den Typus dieses Kirchenfürsten, er bemerkt jedoch, dass auch ältere Medicer starke Unterlippen hatten, und setzt hinzu, dass wir da wohl ein Beispiel von Amphimixis vor uns haben.

Herzog Ferdinand Maria von Bayern²²⁾ und sein Bruder Maximilian Philip²³⁾. Ihre Mutter Maria Anna war eine Tochter Ferdinands II.

Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern²⁴⁾. Seine

Mutter war eine Tochter Kaiser Josephs I., er hat ganz den neueren Habsburger Typus.

Clemens Wenzeslaus von Sachsen, Erzbischof von Trier²⁵⁾. Er ist Enkel des Kaisers Joseph I.

Merkwürdigweise sehen wir bei ihm das hervorragende Kinn und den starken Unterkiefer der älteren Habsburger, während doch diese Eigenthümlichkeit bei den übrigen Descendenten Leopolds I. nicht mehr am Vorwärtseine kam.

Und so liessen sich noch viele andere anführen. Zum Schlusse will ich Ihnen noch einen ganz merkwürdigen Fall von Atavismus zeigen. Es ist das die so oft besprochene Aehnlichkeit des vor zwei Jahren verstorbenen Feldmarschalls Erzherzog Albrecht²⁶⁾ mit Kaiser Leopold I.

Nachdem wir alle diese Porträte angesehen und analysirt haben, möchte ich einige Worte über die verschiedenen Ansichten bezüglich des Ursprunges der sogenannten Habsburger Lippe sagen.

Manche behaupten, sie stamme von Margarethe Mantiasch her.

Das ist grundfalsch. Margarethe Mantiasch, die letzte Herrin von Tirol, war überhaupt nicht Stammutter der Habsburger.

Ihr Sohn Meinhard IV. hatte die Tochter des Kaisers Albrecht II. geheiratet; diese Ehe blieb kinderlos, Meinhard starb vor seiner Mutter und Tirol kam im Jahre 1366 durch Erbvertrag an die Habsburger.

Hier das Porträt Margarethens²⁷⁾, schön war sie nicht, sie hatte zwar eine sehr starke Lippe, das war aber die Oberlippe.

Anderer sprechen von der „Jagellonen-Lippe“ und meinen, die starke Lippe sei durch Anna Jagello, der Gattin Ferdinands I., in die Familie gebracht worden.

Auch diese Ansicht ist unrichtig. Die Porträte²⁸⁾ der Kaiserin Anna zeigen uns, dass ihre Lippe ganz normal war. Überdies haben die spanischen Habsburger, welche nicht von ihr abstammen, doch auch die starke Unterlippe.

Viele wollen wissen, dass schon Rudolf von Habeburg eine starke Unterlippe hatte. Woher sie das nehmen, kann ich mir nicht recht erklären, denn wir besitzen überhaupt kein authentisches Porträt von diesem grossen Kaiser und sein Grabstein in Speier zeigt seine Physiognomie nur sehr unvollkommen.

Ernstere Forscher, darunter Professor Lorenz, sind geneigt anzunehmen, dass die Habsburger Lippe von Zimbargis von Massovien, der Gattin Ernsts des Eisernen und Mutter Friedrichs III., herstamme.

Als Beleg für diese Ansicht kann wohl nur das gelten, was uns Fugger in seinem schönen

²⁰⁾ Kupferstiche von Westerbont und Thomasin.

²¹⁾ Kupferstich von Halsbach.

²²⁾ Kupferstiche von P. de Jode und M. Küssel.

²³⁾ Kupferstich von M. Küell.

²⁴⁾ Kupferstich von Söckler.

²⁵⁾ Kupferstiche von Karcher und Schleich.

²⁶⁾ Photographie.

²⁷⁾ Kupferstich von Demarteau.

²⁸⁾ Alter anonymes Stich.

Werke „Der Ehrensiegel des Erzhauses Habsburg“ berichtet.

Er erzählt uns da ganz wundersame Dinge. Zimburgis sei so kräftig gewesen, dass sie Nüsse mit zwei Fingern aufknackte und wenn es galt, einen Nagel in die Wand zu schlagen, so bediente sie sich keines Hammers, sondern besorgte das mit der blossen Faust. „Auch, meint er, soll die starke Unterlippe durch sie in die Familie gekommen sein.“

Der Verfasser scheint also nur vom Hörensagen zu reden und da wir kein Porträt von Zimburgis haben, so sind wir genöthigt, auch diese Ansicht als unerwiesen zu betrachten.

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen hier auch das Resultat meiner eigenen Untersuchungen mittheile.

Ich möchte überhaupt nicht die Unterlippe als das charakteristische Merkmal der Habsburger gelten lassen. Viele, ja sehr viele von ihnen haben ganz normale Lippen, die herunterhängende Unterlippe sehen wir nur bei Karl II. von Spanien, bei Leopold II. und noch einigen wenigen.

Viel auffallender und weit charakteristischer ist der kräftige, sehr entwickelte Unterkiefer, das stark vorstehende Kinn, bei manchen dürfte die Unterlippe nur darum etwas grösser als normal aussehen, weil sie von den Zähnen nach vorwärts gedrückt wird.

Diesen typischen Unterkiefer sehen wir zum erstenmale bei Karl V. und Ferdinand I.

Bei ihrem Vater Philipp den Schönen und ihrem Grossvater Maximilian I. ist nichts von dieser Eigenbümliebigkeit zu bemerken.

Ich suchte nun in den mütterlichen Familien und fand zu meinem grossen Erstaunen den starken Unterkiefer bei einigen Mitgliedern des Portugiesischen Königsbaues wieder. Jehann III. von Portugal³²⁾ z. B. sieht Karl V. ganz auffallend ähnlich, sein Gesicht ist nur etwas voller.

Somit wäre ich geneigt die Behauptung aufzustellen, dass der Typus der Habsburger von der Portugiesischen Verwandtschaft herstamme.

Unmöglich wäre das nicht, waren ja doch zwei Urgrossmütter Karls V. Portugiesische Prinzessinnen. (Eleonora, Gattin Friedrichs III., und Isabella, Gattin Johanns II. von Castilien.)

Leider steht mir hier nur ein sehr spärliches Beweismaterial zur Verfügung, ich könnte Ihnen nur wenige, zum Theile nicht ganz verlässliche Porträte vorführen. Mit der Zeit hoffe ich aber namentlich in der Pariser National-Bibliothek bessere Belege zu finden. Bis dahin mag meine Ansicht als ganz bescheidene Hypothese gelten.

Nun wollen wir uns die Bourbonnen ansehen, bei welchen, wie bereits erwähnt, kein constanter

Typus vorhanden ist. Dagegen werde ich es versuchen, bei jedem einzelnen Mitgliede dieser Familie Ähnlichkeiten mit seinen mütterlichen Ascendenten nachzuweisen.

Hier das Porträt Heierichs IV.³³⁾ Wer diesen Charakterkopf einmal gut angesehen hat, wird ihn nicht wieder vergessen. Jeder Zug verräth Energie, männlichen Willen, Sarkasmus. Wenn wir seinen Sohn Ludwig XIII.³⁴⁾ mit ihm vergleichen, müssen wir sagen, dass er ihm vollkommen ähnlich ist. Dagegen finden wir sehr viele Analogien zwischen den Porträten Ludwigs XIII. und seiner Mutter Maria von Medici³⁵⁾ und das namentlich in der Jugend, denn in späteren Jahren wurde das Gesicht Marias immer fleischeriger und runder, während ihr Sohn allmählich abmagerte.

Der Schnitt ihrer Gesichter, Nase, Mund, Lippen, Kinn, stimmen vollkommen überein.

Dasselbe ist bei dem Antlitze des zweiten Sohnes Heinrich IV., bei Gaston d'Orléans³⁶⁾ zu bemerken.

Ludwig IV.³⁷⁾ ist allerdings, wenn man nur die Jugendporträte miteinander vergleicht, das Ebenbild seines Vaters. Das ist so sehr der Fall, dass ich selbst in Frankreich Porträte von ihm sah, die man fälschlich für seinen Vater ausgab.

Später wird sein Gesicht breiter, es erinnert, was Augen, Stirne, Nend und Kinn anbelangt, an seine Mutter Anna von Oesterreich³⁸⁾, die ihrerseits nichts vom Habsburger Typus besitzt.

Die Nase hat Ludwig XIV. von seiner Grossmutter Maria von Medici ererbt.

Der Sohn Ludwigs XIV., der Grosse Dauphin³⁹⁾ hat nichts von den väterlichen Zügen, er gleicht seiner Mutter Maria Theresin von Oesterreich⁴⁰⁾. Wir bemerken das hauptsächlich bei den runden Augen, den feinen hochwölbten Augenbrauen, beim doppelten Kinn und den etwas wülstigen aufgebühlten Wangen.

Ich übergebe den Herzog von Burgund, derselbe starb sehr jung und ist von uns ven ihm überlieferten Porträte scheinen mir ausnahmslos sehr geschmeichelt zu sein.

Um se bemerkswerther sind die Porträte Ludwigs XV.⁴¹⁾

Wir wollen es gleich mit jenen seiner Mutter, der so reizende Prinzessin Marie Adelaids von Savoyen⁴²⁾ vergleichen und da können wir nur constatiren, dass er ihre runden, kugelförmigen, liebhaften Augen, ihr starkes, etwas vertretendes Kinn, die fleischigen sinnlichen Lippen geerbt hat. Alle diese Merkmale zeigen uns auch die Porträte seines Grossvaters Victor Amadus II.⁴³⁾

³²⁾ Zeichnung nach einer Medaille, Kupferstichs von Gaultier, Hendius, de Lea.

³³⁾ Zeichnung nach einer Medaille, Kupferstiche von Hondius, Lorraine, Gaultier.

³⁴⁾ Kupferstiche von Hondius, Gall.

³⁵⁾ Kupferstich von Vosterman.

³⁶⁾ Kupferstiche von Masson, von Schuppen, Poilly, Landry, Thomasin etc.

³⁷⁾ Kupferstich von Nanteuil.

³⁸⁾ Kupferstich von Larrossin, Schwarzkunstblatt ven Bernard.

³⁹⁾ Kupferstich von Pitan, Gole etc.

⁴⁰⁾ Kupferstich von Larrossin, Petit, Cochia.

⁴¹⁾ Kupferstich von Thomasin.

⁴²⁾ Kupferstich ven Thomasin.

³²⁾ Alter anoymer Stich.

Die feine, schön gewölbte Adernase hat Ludwig XV. von seinem Grossvater Carl Emanuel II.⁵¹⁾

Bei ihm sehen wir zum erstenmale in der Familie der Bourbonen die hohe, sehr aufstretende Stirn.

Der Typus Maria Adelaïdens und ihres Vaters erinnern lebhaft an König Victor Emanuel II.

Der Dauphin Louis⁵²⁾, Sohn Ludwigs XV., hat die zurücktretende Stirne seines Vaters, im übrigen finden wir bei ihm alle Züge seiner Mutter Maria Leszcinska⁵³⁾ wieder.

Bei Ludwig XVI.⁵⁴⁾ möchte ich darauf aufmerksam machen, wie sich sein Gesicht im Laufe der Jahre geändert hat. Er hatte die Stirne seines Grossvaters Ludwig XV., als junger Mann auch dessen feine, schön gewölbte Nase, später wurden seine Züge plumper, derber, er wuchs sich ganz an seinen Urgrossvater Stanislaus Leszcinski⁵⁵⁾ an.

Auch bei Ludwig XVIII.⁵⁶⁾ bemerken wir die grosse Aehnlichkeit mit der Familie Leszcinski.

Die letzten Bourbonen zeigen uns mehr Gleichheit in ihren Zügen, wir sehen namentlich, dass sie alle sehr stark gebogene Nasen haben. Ich habe Ihnen hier ihre Porträte mitgebracht und bitte Sie, dieselben darzusehen.

Ich will Ihnen nur noch zwei ganz auffallende Beispiele von Aehnlichkeiten sehr entfernter Verwandten zeigen.

Der Hürperkönig Louis Philippe⁵⁷⁾ ist das Ebenbild Ludwigs XIV. und der Herzog von Nemours⁵⁸⁾ hat ganz und gar die Züge Heinrichs IV.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch, das Porträt des Uhrmachers Nandorff⁵⁹⁾ vorzusagen, der sich für den unglücklichen Sohn Ludwig XVI. ansah und den noch heute viele für den wahren Ludwig XVII. halten.

Er sieht Ludwig XVI. ziemlich ähnlich und bemerkenswerth ist es, dass er gleich der Königin Maria Antoinette geröthete Augendeckel hatte.

Die holländischen Gerichte sprachen ihm das Recht zu, den Namen „Bourbon“ zu tragen, die französischen wollten ihn nicht als Königsohn anerkennen.

Ich glaube, Professor Kleinschmidt hat in dieser Angelegenheit den Nagel an den Kopf getroffen, indem er nachweist, Nandorff sei schwachsinnig gewesen und habe schliesslich selbst geglaubt, er sei Ludwig XVII.

(Westermanns Monatshefte, October 1896.)

Gerne hätte ich Ihnen noch andere Familien vorgeführt, ich will aber ihre Geduld nicht auf die Probe stellen.

Ich beschränke mich darauf, zu erwähnen, dass bei der Württembergischen Königsfamilie die Dinge beiläufig so stehen wie bei den Babstburgern. Der kräftige brachykephale, brachyprosope Typus war dort Jahrhunderte hindurch constant, nur in neuester Zeit sehen wir einige Ausnahmen von dieser Regel.

Bei den Zähringern und im Hause Oranien-Nassau ist der Typus ebenso beständig.

Die Hohenzollern und die Wittelsbacher hingegen zeigen in ihrem Typus zeitweise viel Variabilität.

Wenn Sie mich nun fragen, wo ich mit alledem, was ich gesagt und was ich gezeigt habe, hinnun will, was ich damit zu beweisen gesonnen bin, so möchte ich mich in folgenden Punkten zusammenfassen:

1) Nahezu jeder Mensch hat die Züge irgend eines seiner nicht gar entfernten Ascendenten. Stehen uns die Porträte der ganzen Ahnenreihe, der gesammten Familie zur Verfügung, so können wir beinahe sicher sein, solche Aehnlichkeiten zu finden.

2) Der constante Familientypus, der sich im Msnnesstamme vererbt, ist bei manchen Geschlechtern unläugbar vorhanden, aber eine Regel ist das nicht.

3) Zwischen Geschwistern sind die Aehnlichkeiten sehr häufig, aber meist nur in der Jugend.

4) Aehnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern können an Jugendporträten beider ebenfalls häufig constatirt werden.

5) Es kommt hie und da vor, dass wir bei einzelnen Individuen ganz auffallende Aehnlichkeiten mit entfernten Urnahmen nachweisen können.

Auf diese fünf Punkte beschränke ich meine Behauptungen.

Die Erblichkeitstheorien, die Lehre von der Variabilität lasse ich unberührt, ich scheue die Gefahr, zu kühn zu werden.

Professor Lorenz hat die einschlägigen Doctrinen ausführlich und gründlich erörtert, muss aber schliesslich zugeben, dass wir uns da vor einer Reihe von ungelösten Fragen befinden.

Er ist der Ansicht, dass man in der Familie die Wiederholung väterlicher Eigenschaften vorherrschend wahrnimmt. Eine Behauptung, der ich nach den Beispielen, welche ich bei den Bourbonen angeführt habe, nicht unbedingt heiflichten kann.

Dagegen bin ich ganz seiner Meinung, wenn er hervorhebt, dass der sogenannte Ahnenverlust ein wichtiger Factor bei der Vererbung von Familieneigenschaften ist.

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen erkläre, was man in der Genealogie unter Ahnenverlust versteht.

Wenn man die Ascendenten einer Person tabellarisch zusammenstellt, also ihre genealogische Ahnenprobe macht, so kommt es hisweilen vor, dass ein und derselbe Ascendent wiederholt in der Ahnentafel verzeichnet erscheint.

Es hätte z. B. Jemand seine Cousine geheirathet.

51) Kupferstich von Nanteuil.

52) Kupferstiche von Will, Dupuis.

53) Kupferstiche von Larmszin etc.

54) Kupferstiche von Boizot, Coqueret etc.

55) Kupferstiche von Moitte, Nanceii.

56) Kupferstiche von Jazet, Audouin.

57) Kupferstiche von Hopwood, Lignard etc., Zeichnung nach einer Medaille.

58) Lithographie von Nonhan.

59) Lithographie von Michay und de Focq.

Das eine Paar der Grosseltern des Mannes wäre da gleichzeitig aus Grossvater und Grossmutter der Frau, die aus dieser Ehe geborenen Kinder aber hätten stüt vier Paar Urgrosseltern nur drei Paare.

Dass in solchen Fällen viel Wahrscheinlichkeit für die Vererbung urgrosselterlicher Eigenschaften spricht, ist kaum in Abrede zu stellen.

Ich will einige praktische Beispiele anführen.

Die Ahnenprobe Leopolds I. zeigt uns, dass von seinen 30 Ahnen 17 Habsburger sind, oder nehmen wir bloss die Männer aus der Tabelle in Betracht, so hat er von 15 männlichen Ascendenten 10 Habsburger als Vater, Grossväter, Urgrossväter und Altväter.

Da ist es wohl nicht zu verwundern, dass sich bei ihm der Habsburger Familientypus so auffallend gezeigt hat.

Dasselbe gilt von Karl II. von Spanien. Von seinen 30 Ahnen sind 21 Habsburger und von 15 männlichen Ascendenten sind nicht weniger als 13 Habsburger.

Ich kann Ihnen aber auch Beispiele zeigen, wo der Ahnenverlust gar keinen Einfluss auf den Typus des Descendenten hatte.

In der Ahnentabelle Ludwigs XV. sehen wir unter 62 Ahnen 14 Habsburger und er hat nichts von ihrem Typus geerbt.

Heinrich IV. kommt in seiner Ahnenprobe 6 Mal als Uraltvater und einmal als Ururaltvater vor, er ist also 7 Mal sein Ascendent und Ludwig XV. sieht ihm nicht im Entferntesten ähnlich.

Wir kommen also immer wieder zum Schlusse, dass sich bezüglich der Erblichkeit des Typus keine allgemeine Regel formulieren lässt, man muss sich darauf beschränken, einzelne interessante Erscheinungen zu registrieren.

Die Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung können wir hier nicht in Anwendung bringen, die Natur verfährt nach ihren eigenen uns noch unbekanntem Gesetzen.

Ich habe den Versuch gemacht, die Ahnenprobe Philipps IV. von Spanien in Porträten zusammenzustellen. Dabei fand ich, dass von 14 seiner nächsten Ascendenten 10 das Habsburger Kinn und die starke Lippe hatten. Auch Philipp IV. besitzt diese typischen Merkmale in hohem Grade.

Wenn wir da um einen Schritt weiter gehen, so könnten wir sagen, dass man bei seiner Geburt auf Grundlage des Stammbaums und der Wahrscheinlichkeitsrechnung 10 gegen 14 hätte wetten können, dass er ein rechtes Habsburger Gesicht haben wird.

Bei seiner Schwester Anna von Oesterreich hingegen hätte unser anthropologischer Sportsmann

seine Wette ganz jämmerlich verloren und doch hatte sie identisch dieselben Ahnen wie ihr Bruder.

Diese Betrachtungen mahnen mich daran, dass es Zeit ist abzubrechen, sonst gelangen wir wirklich zu den Ammenmärchen.

Allen in Allem genommen habe ich Ihnen wohl nur sehr wenig Neues mitgeteilt. Jeder von Ihnen war gewiss schon unzählige Male in der Lage, im Kreise seiner Bekannten ganz auffallende Familienähnlichkeiten zu constatiren. Ich habe meine Beispiele eben nur von etwas weiter hergeholt und sollte es mir gelungen sein bei Ihnen einiges Interesse für das Studium alter Porträte erweckt zu haben, so habe ich meinen Zweck erreicht und fühle mich wahrhaft glücklich.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Gruppe Hamburg-Altona.

Sitzung vom 16. September 1896: Herr Dr. med. P. G. Unna: „Das Haar als Rassenmerkmal und das Negerhaar insbesondere“ (mit Demonstrationen). Nachdem der Schädel als Rassenmerkmal nichtsdingens etwas in den Hintergrund getreten ist, scheint die Bedeckung des Schädels, das Haupthaar, an Wichtigkeit zu gewinnen. Bisher hat man erstlich nur das Haupthaar als Rassenmerkmal in Betracht gezogen, weil es der üppigst vegetirende Theil des dem Menschen geliebtenen Haarleides ist. Man unterscheidet — nach Exner — im Allgemeinen Tasthaare (zum Augenschutz), Contacthaare (Gelenkbeuge, Afterkerbe), welche beide durch ihre Function ziemlich constant in Lage und Form bei allen Menschen bleiben, und Haupthaare. Die Tasthaare der Augengegend sind, ihrer Function entsprechend, steif, schwach gekrümmt, sehr kurz und an zweckmässiger Stelle mit einem reichen Nervengeflecht versehen. Die Berührung der Augensimpern erzeugt sogar reflectorischen Lidsschluss. Es ist sehr verständlich, dass diese Haare wegen ihrer hohen Wichtigkeit von der allgemeinen Enthaarung des Menschengeschlechts verschont geblieben sind, aber es ist auch klar, dass sie ihrer überall gleichbleibenden Function wegen am wenigsten Tendenz zur Variation zeigten und sich daher gar nicht zum Rassenmerkmal eignen. Dasselbe gilt für die Contacthaare, die nach Exner die Function haben, als „Walzen“ die Reibung der Contactflächen in ein unschädliches Gleiten zu verwandeln. Anders aber steht es mit dem Haupthaar. Exner hat wohl recht, wenn er auf die schlechte Wärmeleitung der Haare und die zwischen ihnen stagnirende Luftschicht gerade in Bezug auf den Schädelinhalt Werth legt. Nach der Ansicht des Vortragenden kommt unter diesem Gesichtspunkte wohl auch der Kälteschutz für die kälteren Klimate ebenso sehr in Betracht; aber es dürfte diese Eigenschaft des Haares dem Menschen im Kampfe ums Dasein wohl kaum einen wesentlichen Vortheil gebracht haben. Denn gerade den Negern, Kältern und Hottentotten, die dem Sonnenbrande vorzugsweise ausgesetzt sind, ist eine spiralgelockte, kurze Haartracht eigen, die gar nicht besonders für eine schlechte Wärmeleitung eingerichtet ist. Eine solche verlangt vielmehr weit abstehende und locker verfilzte, aber nicht eng anliegende und so Spiralen zusammengedrehte Haare. Zudem spricht der Umstand, dass das Haupthaar in anfallender Weise

variiert und dies durchaus nicht in einer dem Bedürfnisse nach Wärmeschutz entsprechenden Weise, gegen eine allen hohe Bedeutung des Haupthaars für die Erhaltung der Temperatur des Schädellinnens und zugleich gegen die Annahme, dass die natürliche Zuchtwahl mit der Beibehaltung des Haupthaars etwas zu thun habe. Der Vortragende legt vielmehr auf die andere Erklärung, welche Darwin heranzieht, und der Exner eine secundäre Bedeutung beimisst, das Hauptgewicht. Danach ist das Haupthaar von secundärem Geschlechtscharakter des Menschengeschlechtes und ihm durch geschlechtliche Zuchtwahl erhalten geblieben, als der übrige Körper nackt wurde. Durch dieselbe Ursache hat das Haupthaar auch die mannigfaltigsten Formen erhalten, je nach dem Schönheitsgefühl der Völker. Und nur diesem Umstande ist es zu verdanken, dass man das Haupthaar im Gegensatz zu dem Contact- und Tasthaare als Rasenmerkmal verwenden kann. Vom Barte gilt dasselbe, aber in viel geringerem Masse, da bei einigen nahezu bartlosen Völkern die letzten Barthaare um der Schönheit willen künstlich angezogen werden. Isidor Geoffroy St. Hilaire versuchte zuerst auf die auffallende Verschiedenheit des Haupthaars der verschiedenen Völker eine Raseneintheilung zu begründen. Ihm folgte der Linguist Friedrich Müller und Huxley. In Haeckel's natürlicher Schöpfungsgeschichte ist diese Eintheilung angeführt und begründet. Darnach giebt es unter den Menschen etwa 150 Millionen Wellhaarige und 1200 Millionen Schlichthaarige. Die ersteren werden in Büschelhaarige (Papuas und Hottentotten) und Fließhaarige (Kaffern und Neger) unterschieden. Die Schlichthaarigen umfassen alle übrigen Rassen. Die schlichten Haare bieten dem Ethnologen wenig markante, zur weiteren Raseneintheilung verwertbare Züge. Es knüpft sich darum das Hauptinteresse an den sog. wellhaarigen Typus, der bisher auch die Forscher auf dem in Frage stehenden Gebiete fast allein beschäftigt. Was zunächst die Beschreibung Wellhaar anbetriift, so ist nach dem übereinstimmenden Forschungsergebnisse Gütche's, v. Nathusius und Waldeyer's das echte Wellhaar der Schaaf ein einfach regelmäßig welliges Haar, das auch in geschorenen Zustände zu einem sog. Stapel zusammenhält; ihm fehlen die durch spirale Drehung einzelner Haare erzeugten Löcherchen. Waldeyer sagt daher mit Recht, dass keine einzige Beschreibung menschlicher Haare vorliegt, welche die Existenz eines echten Wellhaars beim Menschen beweist. Es sind darum die Wörter Kraushaarige und Spiralgelockte (Virchow) in Vorschlag gebracht worden. Die weitere Eintheilung dieser Klasse nimmt, wie schon bemerkt wurde, auf die Art der Verteilung der Haare auf dem Kopfe Rücksicht. Nua macht Waldeyer darauf aufmerksam, dass ein büschelförmiges Zusammenstehen der Haare nicht bloss auch bei den schlichthaarigen Völkern vorkommt, sondern beim Kopfhare der Europäer wie bei jedem menschlichen Kopfhare gerade die Norm bildet. Pinna hat schon vor langer Zeit auf dieses Zusammenstehen der Kopfhare bei Europäern in Gruppen zu 2-4 Haaren aufmerksam gemacht. Diese Gruppenbildung, auf die der Vortragende noch näher eingingt, genügt natürlich nicht, um die Entstehung der abweichenden Form der Spiralgelocken bei einzelnen Völkern zu erklären, ganz abgesehen davon, dass in diese meistens eine größere Anzahl von Haaren eingeht. Es haben darum Broca und Topinard die Haeckel'sche Abtheilung der Büschelhaarigen ganz verworfen und zwischen Hottentotten und Papuas einerseits, Negern und Kaffern andererseits keine Differenz

des Haarwuchses schlaffen wollen. Dagegen hat Krause an Flächenschnitten der Negerhaut gefunden, dass sich die kleineren Gruppen wieder zu 6-8 zu Gruppen höherer Ordnung vereinigen, und ähnlich hat Gütche beim Buchweibe ein dichteres Zusammenstehen der Haare zu einer Spiralgelocke angegeben. Waldeyer glaubt daher, dass auch der Stand in grösseren Gruppen für die Bildung der „büschelförmigen Haare“ resp. Spiralgelöckchen von wesentlicher Bedeutung sei. Entsprechend den Vorschlägen Waldeyer's hat Fritsch neue Untersuchungen angestellt. Er sammelte sein Material auf einer wissenschaftlichen Reise in Afrika und kam bei seinen Studien u. a. zu dem Ergebnisse, dass auch die Gruppierung höherer Ordnung keinen wesentlichen Einfluss auf die Haartracht habe und somit die Büschelhaarigkeit auf anderer Grundlage beruhen müsse. Uua erkannte bei seinen diesbezüglichen Arbeiten, dass ein wesentlicher Antheil des „büschelförmigen“ Aussehens des Negerbaars in der That auf eine vorgebildete Unregelmässigkeit der Haarvertheilung zurückzuführen ist, dass sich Spiralgelöckchen nur auf solchen Stellen bilden, wo die Haarreiben dicht stehen, und dass bei ihrer Bildung die umliegenden haararmen Stellen fast völlig entblösst werden, während solche kleine haarlose Stellen bei schlichtem Haar verdeckt würden. Er machte dann im Anschluss an seine Beobachtungen den Vorschlag, nicht von kleineren Gruppen und Gruppen höherer Ordnung, sondern von Einzelhaaren und kleinen wie grösseren Gruppen, die (gleichwerthig) in Haarreiben angeordnet sind, zu sprechen. Auch die Querschnittbilder der Haare hat man als wesentliche Rasenmerkmale aufgestellt. Pruner-Bey (1863-64) und nach ihm Topinard, Müller und Haeckel haben den Haarquerschnitt bei ihren ethnologischen Systemen verwertet. Nachdem dann Hilgendorf (1875) dem Haarquerschnitt jede Bedeutung für den Haarwuchs abgesprochen, nahmen Fritsch und Waldeyer eine vermittelnde Stellung in der Frage ein, indem sie beim schlichten Haare den Kreis, beim krausen vorwiegend ovale Formen als Querschnittformen erkannten. Aber bei allen Haararten kommen ovale Schnitte vor, so dass von einer solchen Constanz bei einzelnen Rassen, wie sie Pruner-Bey annahm, nicht die Rede sein kann. Aber immerhin können die erkannten Unterschiede bei der Raseneintheilung mit Verwendung finden. Die so häufige Coincidenz von Bandform und starker Krümmung des Haares ist nach der Ansicht des Vortragenden, der sich hiebei in Einklang mit v. Nathusius, Waldeyer und Fritsch befindet, in mechanischen Verhältnissen des Haarbodens zu suchen. Auch Uua findet ebenso wie Fritsch, dass die Bandform des Negerbaars ihren nächsten Grund in der Form der abgeplatteten Papille hat, erkennt aber die Ursache hiebei in der hochgradigen Abknickung des Bulbus beim Negerbaare. — Aus allem dieses folgt, dass diejenigen structurellen Momente, nämlich die Gruppenbildung und Querschnittform, welche in den letzten 30 Jahren als Rasenmerkmale herangezogen worden, heutzutage ihre selbständigen ethnologischen Werthe mehr oder minder entleidet sind, und es ist nur zu begreiflich, dass die Forscher zu der Ansicht hineingen, dass wir ohne eine genauere Erforschung des Haarbodens selbst nicht zu einem Verständnisse der Verschiedenheiten des Haarwuchses gelangen werden. Nach der Erfahrung des Redners sind alle regelmässigen spiralförmigen Bildungen, welche in der Haut vorkommen, Folgeerscheinungen einer regelmässigen Rannbeschönkung gegenüber nachweisbar im Wachstum befindlicher Gebilde. Die abelförmige Krümmung des Negerbaars

ist nun fast stets mit einer leichten spiraligen Drehung verbunden und wie diese durch Raumbeschränkung von von aussen nach innen entstanden. Derartige Raumbeschränkungen kennt man auch am Haar des Europäers, aber sie kommen nur unter pathologischen Verhältnissen vor. Auch für die seitliche Abknickung des Haarbusch in der Papille, welche für das Negerhaar charakteristisch ist, muss man einen abnormen, sich dem Wachsthum des Haares entgegenstellenden Widerstand annehmen. Bei den Europäern zeigt sich eine constante Abknickung der Haarwurzel nur bei den Augenwimpern. Der Vortragende wird nach, wie gerade hierdurch die richtige Krümmung des freien Haares erzielt werde. Beim Negerhaare fehlt es an einem greifbaren Hinderniss am Haargrund, aber man lernt für dasselbe aus der Betrachtung der Wimperhaare, dass eine Abknickung der Wurzel eine Krümmung des freien Haares zur Folge haben muss. Die histologischen Erscheinungen in der Cutis vermögen deren relativ grossen Widerstand nicht zu erklären, und es bleibt somit nur übrig, den Widerstand des Oberhautgebildes als abnorm gering anzunehmen. Der späteren Forschung bleibt es vorbehalten, in diese Frage mehr Licht zu bringen. Das büschelförmige Aussehen des Negerhaares entspringt der unregelmässigen Vertheilung der Haare, welche mit dem Zusammentreten der dicht stehenden, spiralig gekrümmten Haare so Lockchen, mit Entblösung der haarfreien Stellen des Kopfes. An der sich anschliessenden Besprechung betheiligten sich die Herren Drs. Petersen, Frochowick, Hagen, Ahlborn, Kotelmann und der Vortragende.

In der Sitzung am 4. November 1896 sprach Herr Dr. K. Hagen unter Demonstration der Sammlungen des Reisenden Ehlers über die Ethnographie von Assam, insbesondere der Naga-Stämme.

Otto E. Ehlers sammelte in Assam im Auftrage des Freiherrn Ed. v. Ohlen-dorff für das kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, die Doubletten wurden dem Hamburger Museum überwiesen. Hinterlinden ist für die Völkerkunde eines der interessantesten Gebiete, weil sich hier zwei der wichtigsten Culturgebiete berühren, gegenseitig beeinflussen und durchdringen: das chinesische und vorindische. Die indochinesische Cultur hat eine grosse Entwicklung und Blüthezeit gehabt, die uns in grossartigen Tempelruinen entgegentritt.

Man findet die Uebersetze jener Völkerschaften, welche Hinterlinden bewohnten, ehe jene Beeinflussungen von Norden und Westen her stattfanden, in den schwer zugänglichen Grenzgebirgen von Birma und China, den Höhen, die das Brahmaputratthal umsäumen. Bestina hat mehrfach auf die Bedeutung dieser Völkerschaften für die Völkerkunde hingewiesen. Es sind Völker von Mongolen-, mehr noch Malayen-ähnlichem Aussehen, die sich vielfach als Angehörige des von Manipur bis Jün-nen und von Assam bis Kambodscha reichenden Thaidier-Schamstammes erweisen. Die Schamvölker, deren wichtigster Zweig die heutigen Siamesen sind, haben eine grosse Rolle in Assams Geschichte gespielt. Vom Anfang des Mittelalters bis ins vorige Jahrhundert bestand das Königthum von Fong (Tjppah, Jünnan und Siam umfassend), von dem das Land Assam allmählich unterworfen wurde. Assam ist der Name der Bewohner und bedeutet „unvergleichlich“. Im 16. Jahrhundert nahmen die Eroberer Assams die Hindureligion an, daneben auch die Sitten und die Sprache des unterjochten Volkes und sie wurden als Kaste der Hindu-Assamesen angesehen

und nicht mehr als Eindringlinge. Das Königreich Fong wurde von dem Könige Alompra von Birma, dem Gründer von Rangun, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vernichtet. Im 19. Jahrhundert fiel dann Birma und mit ihm Assam stückweise an England. Die Völkerschaften in den Gebirgen nördlich vom Thal des Brahmaputra stehen anthropologisch und ethnographisch den Tibetern nahe, die mehr östlichen Stämme den Chinesen, während die Bevölkerung der Naga-Hills ein durchaus originelles Gepräge aufweist. Die Naga („die Nackten“) zerfallen in Folge der fortwährenden Kriege und der dadurch bedingten Absperrung von einander in zahllose Stämme, die trotz mancher Eigenenthümlichkeiten immerhin noch ein einheitliches ethnographisches Bild darbieten; sie haben schmale schiefgestellte Augen, ein flaches Gesicht mit hohen Backenknochen und lassen meist einen malayischen Zug nicht verkennen. Sie sind sehr schmutzig, döttig gekleidet, dafür aber reich mit Schmuck versehen. Ihre Waffen sind schön, mit gefärbten Ziegenhaaren besetzte Speere mit Eisenspitzen und breite Schlachtbeile. Ihre Anordnungen liegen im Walde versteckt und sind meist stark befestigt; die einzelnen geräumigen Häuser sind Pfahlbauten. Mitten im Dorfe steht ein heiliger Baum mit den Schädeln der überwundenen Feinde. Wichtig sind ferner das Jong-gesellenhaus, eine Art Caserne, wo die jungen Männer bis zu ihrer Verheirathung wohnen, und ein Schnupftabak, der sich daneben befindet, mit der grossen, aus einem ausgehöhlten Baumstamme gefertigten Signaltrömel, die bei Kriegstönen geschlagen wird, sowie ferner, um den Tiger, der den Mond freesen will, zu verschrecken. Durch Abtrennen des Waldes wird Ackerland gewonnen. Als Zahlungsmittel dient Eisen-geld. Fischfang wird mit Hölle von grünen Früchten getrieben. Die Todten werden in Matten gewickelt, mit ihren Waffen und „Lebensmitteln“ auf Plattformen gelegt. Die Angami-Naga haben keine Pfahlbauten, sondern einen ausgebildeten Terrassenbau, eine reichere Bekleidung mit schönerem Schmuck und eine abweichende Sprache; sie sind wahrscheinlich eine jüngere Bevölkerung als die übrigen Naga-Stämme. Bei allen Naga ist die Tattowirung verbreitet; sie ist Stammesmerkmal und darf nur von denen getragen werden, die Schidat erbeutet haben. Sie wird mit dem Dao, dem Schlachtbeile ausgeführt. Von den mythologischen Vorstellungen sind diejenigen, die auf die Herkunft des Stammes Bezug haben, von besonderem Interesse, namentlich deswegen, weil sie sich immer mit der theoretischen Annahme von früheren Sitten des Stammes, von denen der eine auf den anderen drückt, decken.

Literatur-Besprechung.

Dr. J. Hampel, kgl. Universitätsprofessor in Budapest, hat soeben den 2. Band seines grossartigen Werkes **Ueber die frühmittelalterlichen Denkmäler Ungarns** erscheinen lassen.

Wie wir aus einem Briefe des Gelehrten mit Freuden entnehmen, beschäftigt derselbe eine deutsche Bearbeitung des Werkes in Balde herauszugeben. Einzelheiten sind die, welche der ungarischen Sprache nicht mächtig sind, immerhin schon im Stande, aus den sehr zahlreichen Abbildungen im Texte und aus dem grossartigen Atlas von, in beiden Bänden, 362 Tafeln den Reichthum der Mittheilungen und neuen Ergebnisse zu beurtheilen.

J. Hanke.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

General-Redakteur der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 10 des Jahrg. 1898.

Inhalt: Flintsteinlager aus der Vorderpfalz. Von Dr. C. Mehlig. — Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Krimbsch in der Pfalz. Von Dr. C. Mehlig. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Gruppe Hamburg-Altona; 2. Dausig. — Literatursprechungen. — Kleine Mittheilungen.

Flintsteinlager aus der Vorderpfalz.

Von Dr. C. Mehlig.

Die prähistorische Wissenschaft nahm bisher an, dass die Artefakte aus Flintstein und Hornstein, welche das Mittelrheintal besiedelten (Gegend von Mainz, Worms, Dürkheim und der Hart), durch den Handel entweder aus dem Norden (Rügen, Schleswig-Holstein) oder aus dem Nordwesten (Küsten von Nordostfrankreich und Süddeutschland) dorthin gebracht worden seien. Diese Ansicht ist nun zum Theil richtig, nachdem auch im Mittelrheintal geologische Schichten mit Flint- und Hornstein konstatiert worden sind.

Solche fand der Verfasser dieser Zeilen unwillkürlich und anerkannt auf bei Nenstadt a. d. Hart und zwar nördlich davon bei Haardt und südlich davon bei Hambach bewiesen das Gegentheil.

Bei der Wichtigkeit und Neuheit dieser von Referenten gemachten Entdeckung für die Mittelrheinsche Neolithik folgen anbei zwei Detailberichte; der eine vom Januar 1897, der andere vom Februar 1898.

Es ist zu hoffen, dass nach meiner Darlegung der Irrthum vom Mangel eines leicht zu schlagenden und zu bearbeitenden Flintsteins im Mittelrheintal aus geognostischen und archäologischen Mittheilungen verschwinde. Proben des Nenstadter Flint- bzw. Hornsteins stehen Fachmännern gern zu Gebote.

I.

Ans der Pfalz, 10. Jan. 1897. Flintstein aus der Vorderpfalz. Dass im Muschelkalk der Westpfalz Knollen von schwarzem Hornstein vorkommen, ist bekannt und wird von Gumbel in der *Bavaria „Rheinpfalz“* S. 58 ausdrücklich angeführt. Das Vorkommen von solchen schwarzen Hornsteinknollen bzw. Flintsteinknollen in der Vorderpfalz bzw. am Rande des Hartgebirges war bisher unbekannt. Weder Gumbel — *Bavaria a. O. S. 52 bis 64* — noch Laubmann, — *„Dürkheim mit seiner Umgehung“*, *Pollinia XXV.—XXVII. Bericht*, S. 63 bis 64 — führen einen solchen Befund an.

Es ist nun gelungen, diese für den Kalk und besonders den Muschelkalk und die Kreideformation charakteristischen Einschüsse auch für eine Muschelkalkinsel der Vorderpfalz nachzuweisen. — Nördlich von Nenstadt zwischen dem Beginn des Waldes und dem Pavillon von Deidesheimer zieht sich eine Scholle Muschelkalk von Nord nach Süd. In ca. 1 Meter Tiefe stößt man auf ihre grauen Blöcke. Hier lässt gegenwärtig — nördlich vom Käßelweid, etwa 100 Meter von diesem entfernt — Branereidirector Geisel einen alten Weinberg tiefer roden. Bei diesen Arbeiten, welche bis auf 1,20–1,40 Meter Tiefe gehen, wurden am 9. Januar in Gegenwart des Verfassers inmitten der Kalksteinstraten mehrere fremde Gesteinsknollen gefunden. Nach dem Reinigen zeigte sich ein tief-schwarzes, muschelrig brechendes, amorphes, glasglänzendes Gestein, welches zum Theil durchzogen ist von schmalen, 2–5 Millimeter breiten gelben Quarzadern. Dasselbe entspricht nach allen Kriterien dem bekannten Flint- oder Feuerstein, wie er ähnlich an der Nordküste von Rügen (Stäbenkammer) und an der Nordseeküste bei Boulogne, bei Amiens u. s. w. gefunden wird. — Muttergestein und Flintstein von dieser Muschelkalkinsel bei Nenstadt, die auch Encriensiten und Ammoniten liefert (letztere sind in der *Bavaria a. O. S. 58* nicht angegeben; für *Encrius liliformis* hat es daselbst Encrius zu heißen!), hat der Verfasser dieser Zeilen dem Museum der *Pollinia* (anthropologische Section) übergeben. — Es erklärt sich aus diesem Befunde auch, woher die im neolithischen Grabfelde zu Worms zahlreich vorkommenden Messer etc. aus schwarzem Flintstein stammen (vergl. Köhl: *„Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgehung“* S. 34 und Taf. XII). Sie entstammen zum größeren Theil weder aus Frankreich, noch aus Norddeutschland, wie Köhl meint; auch ist die Bemerkung von Lepsius (S. 34) nicht richtig, dass dieser Feuerstein in unseren Gegenden nicht vorkommt. Ohne Zweifel suchte und fand der Steinzeitmensch nach obigen Thatachen solche Feuerstein-Knollen am Hochofer der Rheintal schon

vor mehreren Jahrtausenden auf. (Mehlis setzt die neolithische Zeit bei uns in die 1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr., Köhl noch um ein Jahrtausend früher an; vergl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1896 S. 142 u. 129.) Der Urnacher bearbeitete diese Knollen, welche eine solche Arbeit leicht vertragen — der Verfasser hat sich davon selbst überzeugt, indem er kleine Schaber ohne grosse Mühe aus den Knollen herstellte —, zu Messern und Schabern. — Es gilt auch auf diesem Grenzgebiete zwischen Geologie und Urgeschichte der Spruch: „Suchet, so werdet ihr finden!“

II.

Neustadt, 28. Februar 1896. Geognostisches. Im vorigen Jahre berichteten wir über pfälzischen Feuerstein bzw. Hornstein, der sich in der Muschelkalkschicht oberhalb und nördlich von Neustadt zwischen der Anlage von Herrn Deidesheimer und dem Haardt Gemeindefeld in Bänken und Knollen vorfindet („Vogelgesang“).

Eine ähnliche Schicht fand Referent in den letzten Tagen auf der Südseite des Speyerbachthales am Eingange von Oberhambach, links vom „Neustadter Weg“. Hier und weiter abwärts am „Leisenbühl“ finden sich bei Erl- und Feldarbeiten in etwa 1 m Tiefe unterhalb der Humusschicht fast- und kopfgrosse, gelbe Knollen, welche sich beim Anschlag als Hornstein bzw. Feuersteinknollen entpuppen. Dieser Feuerstein springt in Plättchen von 0,5–1 cm Dicke und gleicht in Farbe — braun bis schwarz —, Glanz und Härte den bekannten Feuersteinen von Nordfrankreich, dem Ostseestrande, Hagen, Süddeutschland u. s. w. — Nach Angabe eines Hambacher Bürgers wurden diese Knollen früher zum Pfälzern der Strassen von Hambach benützt. —

Von einer Tertiärkalkschicht ist hier — wenigstens nach des Referenten Besichtigung — keine greifbare Spur mehr vorhanden. Doch muss sie hier zu Hambach früher ebenso gut, wie zu Heardt am „Vogelgesang“ und zwischen Siehdlingen und dem Geilweilerhof vorhanden gewesen sein (über letztes vergleiche: W. von Gümbel: „Erläuterungen zu dem Blatte Speyer der geognostischen Karte des Königreichs Bayern“, Cassel 1897, S. 59). — Lanbmann in seiner geognostischen Beschreibung von „Durkheim mit seiner Umgebung“ (Pöhlitz 1898, XXV–XXVII S. 72–156) erwähnt zwar die Tertiärkalkschicht am „Vogelgesang“, jedoch nicht die darin enthaltene Hornsteinbank. — In der Urzeit scheinen auch die Hambacher Feuersteinknollen zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen benützt worden zu sein. — Man vergleiche zu Obigem die Steinartefakte von Hambach, beschrieben in der Zeitschrift: „Prähistorische Blätter“, 1898, Nr. 5, S. 33–35, mit Zeichnung.

Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Krimbach in der Pfalz.¹⁾

Von Dr. C. Mehlis.

Die „Heidenburg“ bei Krimbach, wohl eine der berühmtesten Römerstätten der Pfalz, wird demnach einen ganz besonderen Schmuck erhalten durch Errichtung eines 2. Lapidariums, das meist aus römischen Fundstücken zusammengesetzt, an der Nordostseite der römischen Befestigung errichtet wird. Das-

selbe wird nach den Plänen des Herrn Staatsbaupraktikanten Ullmann eine Höhe von ca. 5 m erhalten und mittelst einer doppelten Freitreppe zu dem Innenräume führen, von dem man aus eine weite Aussicht bis zu den Höhen des Idar- und Sonwaldes, bis zum Stahlberg und Donnerberg, bis Drachenfels und Kalmst, bis Hörterkopf und Ringelsberg, halten kann. Die Kosten des Baues trägt zum grössten Theile der Pf.-V.-V., auf dessen Betreiben im letzten Herbst eine Sammlung aller noch vorhandenen Römer-Skulpturen an Ort und Stelle erfolgte. — Diese Sammlung nahm nun am 23. Mai der Herausgeber des monumentalen Werkes, des 18. Bandes des Corpus inscriptionum latinarum, Geheimrath Prof. Zangemeister aus Heidelberg unter Führung des Verfassers und des Mühlensbesizers L. A. Scheidt von Schmeissbach in Augenschein. Es gelang, in mehrstündiger Arbeit nicht weniger als 8, allerdings fragmentäre, römische Inschriftsteine festzustellen, ausserdem mehrere theils erst jetzt, theils schon früher gefundene Reliefs mit Darstellungen aus dem römischen Genreleben des 3. bis 4. nachchristlichen Jahrhunderts zur Deutung zu bringen. Auch in Wolfstein wurde eine römische Inschrift, sowie 2 wohlbehaltene Grabreliefs (ein nach rechts springender Reiter und eine Fortuna) für das Corpus inscr. lat. aufgenommen. — Mit dem Plane eines 2. Lapidariums auf dem Plateau der „Heidenburg“ erklärte sich Prof. Zangemeister völlig einverstanden, wünschte jedoch im Interesse der Erhaltung dieser wichtigen und z. T. einzig dastehenden Denkmäler eine Bretterbaracke errichten für die Winterzeit, was von Herrn Scheidt, dem Vorstande des Heidenburgvereins, auch in vorkommender Weise versprochen wurde. — Zur „Heidenburg“ führt von Kaiserslautern und Wolfstein aus das blaue Kreuz. — Im Anschlusse an obige Zeiten sei in Kurzem eine Uebersicht über die Grabungen gegeben, welche im Jahre 1897/98 auf Kosten des Pfälzer Verschönerungsvereins stattfanden und besonders den Zweck hatten, Material für ein 2. Lapidarium (vgl. oben) zu gewinnen.

An Kleinsachen grub man ca. 80 römische Bronzemünzen, fast alle aus dem 3. bis 4. nachchristlichen Jahrhundert aus; die meisten trugen das Bildnis des Augustinus.

Ferner wurden verschiedene Schmucksachen aus Bronze ausgegraben, unter anderem mehrere „Anhänger“, eine glatte Fingerring und ein aus zwei feinen Ringeln bestehender Ohrschmuck; ausserdem ein gelblicher Glasring von 1 cm Durchmesser im Lichten, Reste von tierlichen Glasgefässen etc. An Artefacta ist zu erwähnen eine tierliche Stopfnadel aus Bronze von 7 cm Länge. An Werkzeugen sties man auf ein grosses Messer aus Eisen, das wahrcheinlich zum Schlachten diente, da es neben einer Reihe von Tierknochen auf der Westseite lag. Es entspricht in seiner Gestalt dem jetzigen Schlachtmesser. Im Süden und Westen grub man mehrere Satzsteine aus, die wie die früher gefundenen zur Aufnahme von Holzbalken dienten, an denen Bretterbaracken befestigt waren. Eine solche umgab auch diese Schlachtstelle; diese repräsentirt also das spätrömische Schlachthaus! An Skulpturen fanden sich mehrere sehr interessante Stücke; zahlreiche Säulen, Gesimse, Reliefs etc. übergeben wir:

1. Ein Quader (weisser Sandstein), bestehend von einem Grabmal: 80 cm lang, 18 cm hoch, 27 cm breit. Auf demselben ist im Relief das Brustbild einer jugendlichen weiblichen Figur geschnitten dargestellt, links von ihr befinden sich Blumengewinde.

¹⁾ Vergl. Correspondenzblatt Februar 1896.

2. Eine ca. 50 cm im Quadrate haltende Platte, auf welcher innerhalb eines vertieften Randes Blumenfeldens, gesiebt mit Weintrauben (?), eingehanen sind. Diese Sculptur ist besonders sorgfältig gearbeitet.

3. Rumpf und Hals einer Relieffigur, sogenannte Statua togata aus rothem Sandstein. Höhe der Platte = 60 cm, gr. Breite = 55 cm, Dicke = 20 cm. Drei Zipfel fallen über des Mittelband der Toga; in der Rechten scheint der Togatins eine Rolle oder dergl. gehalten zu haben. Diese Togafiguren sind charakteristisch für die spätere Römerzeit. Im Tode trug man das Gewand noch, das man im Leben als unpraktisch abgelegt hatte. — Die Arbeit ist handwerksmässig.

An Inschriftplatten fanden sich folgende 4 Stücke vor:

1. Vom Südhang rothe, grobkörnige Sandsteinplatte von 42 cm L., 32 cm H., 18 cm Br.

RVS·S	1. Z.
FMR	2. Z.
R·AMMO	3. Z.

Buchstabenhöhe = 8 cm.

Das Cognomen Ammo erscheint bereits auf den von Verf. entdeckten und beschriebenen Denkmälern von der Heidenburg bei Walldisbach (vgl. Bonner Jahrbücher Heft 77, S. 83 n. Zeichnung: Ammoni Drappone Elias).

2. Fragment aus weissem Sandstein von 1,8 cm L. und 20 cm H.

F·F

Buchstabenhöhe = 8,5 cm.

3. Fragment aus rothem Sandstein von 21 cm L. und 11 cm H.

NIV

Buchstabenhöhe = 7,5 cm.

4. D·M 9 cm H. 1. Z.

CA 5 1/2 cm H. 2. Z.

?ICAI·PF 5 1/2 cm H. 3. Z.

Diese stark verwitterten Buchstabenreihen stehen auf einer grauweisen, grobkörnigen Sandsteinplatte von 46 cm L., 26 cm H., 50 cm grösster Dicke.

Alle 4 Inschriften röhren, wie die früheren, von zerbrochenen Grabdenkmälern her. In der Correspondenzblatt 1896, Februar S. 15 oben, gegebenen Inschrift Z. 1 ist nicht an lesen:

IVSOVINI
sondern IVSQVINI

Der Betreffende hiess also ... Ius Quintus. —

Gross war auch bei dieser Campaigne die Zahl der gefundenen — angestempelten! — Dach- und Bausiegel, der entweder mit einfachem Liniornament (XXXXXX oder IIII) geierten, meist blasrothen Thongefässe, der aus Rothselbiger Quarzit oder Niederwiesinger Basalt bestehenden Mühlsteine (meist 18 bis 20 cm Durchmesser und 5 bis 10 cm Höhe), und der vom Brande herrührenden Schlacken.

Des Verf. Ansicht, dass wir es bei der Heidenburg mit einem im 3. Jahrhundert nach Durchbruch des rechtsrheinischen Limes erbauten Strassenkastelle zu thun haben, das im Laufe des 4. Jahrhunderts der umwohnenden römischen Bevölkerung als Befestigung gedient hat, wurde auch durch die letzten Ausgrabungsergebnisse bestätigt.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Gruppe Hamburg-Altona.

In der Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins vom 11. Nov. 1896 unter dem Vorsitze des Herrn Dr. phil. Ahlborn hielt vor Eintritt in die Tagesordnung Herr Dr. Hagen den folgenden Nachruf auf den am 7. Nov. verstorbenen Vorsteher des Museums für Völkerkunde, Herrn C. W. Löders:

Als ich vor acht Tagen vor Ihnen stand, konnte ich nicht ahnen, dass ich nach so kurzer Frist die traurige Pflicht haben würde, meinem heute Morgen im Crematorium bestatteten theuren Vorgesetzten Worte des Nachrufes widmen zu müssen. Ich kann mich dieser Pflicht nur mit der tiefsten Wehmuth entledigen; war mir doch der Verbliebene ebensowohl ein stets gütiger Vorgesetzter, wie ein langjähriger, immer theilnehmender väterlicher Freund. Von dem, was Herr Löders für unsere Vaterstadt geleistet, hat Herr Professor Hantelberg heute Morgen im Crematorium in pietätvoller und herbeiter Weise ein lebendiges Bild entrollt. Es ist mehr, als Viele ahnen mögen. Mit dem Museum für Völkerkunde, seiner ureigensten Schöpfung, hat sich Herr Löders ein Denkmal gesetzt, ehrender und dauernder als eines von Stein und Erz. Mit ihm wird der Name C. W. Löders auf alle Zeiten unzer trennlich verbunden sein. Mit den geringsten Mitteln hat der Verewigte ein Institut geschaffen, das sich, abgesehen von den Riesenmuseen, einem jeden andern getrost an die Seite stellen darf. Seiner persönlichen Bekanntheit mit den weitesten Kreisen, namentlich mit denen der Kaufmannschaft, verdankt das Museum zahllose kostbare Geschenke; seinem warmen, opferfreudigen Interesse, dem nicht einmal der Tod eine Schranke setzen konnte, verankert es, wie ich schon jetzt verrathen darf, ein namhaftes Legat, aus dessen Zinsen alljährlich ein besonders hervorragendes Stück für das Museum angeschafft werden soll. Auch unserem Naturwissenschaftlichen Verein, wie so vielen anderen, ist Herr Löders ein treues Mitglied gewesen; hat er doch, trotz seines hohen Alters, noch im vorigen Jahre von dieser Stelle aus einige Demonstrationen gehalten. Carl Wilhelm Löders ist am 23. Mai 1823 in St. Pauli geboren. Die Eltern verlor er schon früh durch den Tod, und so war er schon in jungen Jahren auf sich selbst angewiesen. Er widmete sich dem Kaufmannstande, ohne ihn ihm die rechte Befriedigung zu finden, mehr Interesse fand er stets am Sammeln. 1855 ging er nach Amerika, nach Valparaiso, wo er bis 1865 kaufmännisch thätig war; gross sind seine Verdienste um die Entwicklung der dortigen deutschen Colonie. 1865 begab er sich auf Reisen, lernte die ganze Westküste von Südamerika, sowie Theile von Nordamerika kennen und legte umfassende Sammlungen an. Ende 1870 kehrte er nach Hamburg zurück. Von 1870—73 hatte er die kaufmännische Leitung des „Freischütz“ inne; 1874 gelang es ihm, seine eigenen Neigungen entsprechende Thätigkeit zu finden, und zwar als Commissionsmitglied des Culturhistorischen Museums, das damals kaum mehr als eine Raritätenkammer war, aber aus Senfkörne wurde, aus dem sich unter Löders' liebevoller Pflege das Museum für Völkerkunde entwickelte. 1879 wurde der Verewigte bei gleichzeitiger Einverleibung seiner werthvollen Sammlung in den alten Bestand zum Vorsteher des Museums ernannt. Es war ihm nicht vergönnt, das Jubiläum einer 25jährigen Amtsthätigkeit zu erleben. Am 7. November, Abends 9 Uhr, ist er nach längerem, schweren Leiden sanft entschlafen, mit ihm ist einer von Hamburgs besten Patrioten hingegangen, der bei Allem, was er that,

nur das Interesse seiner Vaterstadt im Auge hatte. Wir alle werden ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren! Sie aber, meine Herren, bitte ich, am Zeichen dafür, dass Sie meinen Worten zustimmen, sich zu Ehren des Verstorbenen von den Sitzen zu erheben.

Am 6. Januar 1897 sprach Herr Dr. med. Procho wnick in einem längeren Vortrage über den gegenwärtigen Stand der Pygmaenfrage. Schon das Alterthum — Homer, Aristoteles, Herodot, Ktesias, Plinius und Pomponius Mela — spricht von centralafrikanischen Pygmaen oder Zwergen. Aegyptische, griechische und mittelalterliche Darstellungen der Kunst wissen von ihnen zu erzählen, und auch die Mythen aller Völker und Zeiten beschäftigen sich damit. Ktesias und Plinius kannten bereits die indischen Zwergvölker, und Leo Africanus lernte die südmarokkanischen kennen. Aber alle positiven Nachrichten davon gingen im Mittelalter verloren, und alle sonstigen Angaben über die Existenz von Zwergvölkern waren Berichte, die sich nicht auf Selbstgesehenes stützten. Erst du Chaillu (1867) und Schweinfurth (1870) erzählten von ihnen auf Grund eigener Beobachtung, und unser Landsmann Stahlmann brachte sogar einige Vertreter afrikanischer Zwergvölker nach Europa. Seitdem ist die Literatur über diesen Gegenstand gewaltig angewachsen. Bevor der Vortragende hierauf des Näheren einging, entwickelte er zunächst den Begriff „Pygmaen“ oder Zwerge. Nach Ausschcheidung alles Pathologischen und unter genauer kritischer Abwägung alles dessen, was Virchow u. a. als Merkmale von „Kümmerrassen“ bezeichnet haben, ergab sich die Definition, dass die Pygmaen solche Völkerverbände seien, deren Erwachsensein eine Körpergröße von 130—140 cm (da darunter) und ein dieser Höhe entsprechendes Gesamtskelett ohne pathologische Bildung aufweisen. Unter Verwendung des Wortes Pygmaen möchte der Redner am liebsten zwischen grossen, mittleren und ganz kleinen Menschenrassen unterscheiden. Mit diesen kleinsten Menschen, den Zwergen im Sinne der Ethnographie, sind nicht die Menschen nur kleinen Schläges (Javaner, Japaner, Silditalianer, Sachsen u. s. w.) zu verwechseln. In Europa weisen Sardinien, Sicilien und einige ostliche Gouvernements Russlands eine auffallend grosse Zahl kleinster Leute auf; Schädelafunde aus diesen Strichen deuten auch auf ein früheres Vorkommen von besonders kleinen Leuten hin. Im Uebrigen aber hat man es überall mit dem europäischen Typus in seinen verschiedenen Abarten zu thun, ohne Spur irgendwoher Beimischung. Die Pygmaenfamilien der östlichen Pyrenäen sind wohl nur Göttern, Herr Dr. Frochownick ging sodann noch des Näheren ein auf die von Prof. Kollmann in neolithischen Gräbern bei Schaffhausen gemachten Funde von Skeletten pygmaenhafter Menschen, die als Reste jener Unterarten gedeutet wurden, aus denen die Rassen von heute entstanden seien; der Vortragende theilt diese Meinung nicht. — In Amerika sind Zwergvölker nur in Britisch-Honduras lebend angetroffen worden, während Schädelafunde davon in Chile, Peru, Westveneruela und Nevada gemacht worden sind. — In Asien findet sich eine Reihe typischer Zwergvölker in Indien, u. B. in den Nilgiris, wo sie wohlverbürgerten Nachrichten zufolge (gleich den Buschmännern) früher eine weit stärkere Verbreitung hatten, auf Ceylon, in den Gebirgen des mittleren Dekhan, in Bengalen, den Landestheilen des Himalayagebietes, wovon schon die Alten Kenntnisse hatten, auf den Andamanen, der Halbinsel Malakka und den Philippinen. — Von den Zwergvölkern Afrikas sind noch

heute die Buschmänner am meisten bekannt und untersucht; auch in anderen Theilen dieses Erdtheiles kommen sie vielfach zerstreut vor, besonders in centralen Gebieten. Sie alle leben (was übrigens auch, wenn auch weniger, von den asiatischen Zwergvölkern gilt) in einem festen „Parasitismus“ zu den benachbarten, besser gefesteten Völkern. Nachdem der Redner auf die morphologischen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Zwergvölker eingegangen war, kam er zunächst auf die Folgerung, dass wenigstens zur Zeit einer einheitlichen Auffassung dieser Stämme oder sogar einer gemeinsamen Abstammung nicht das Wort geredet werden könne, ganz abgesehen davon, dass die weite Trennung der afrikanischen von den asiatischen Zwergvölkern eine derartige Anschauung unwahrscheinlich mache. Das Material reiche nicht einmal aus, um die allerdings wahrscheinliche und naheliegende Zugehörigkeit der Buschmänner zu den centralafrikanischen Zwergvölkern darzuthun. Aber wenn auch die Pygmaen keine antoethone Rasse darstellten, so dürften sie doch infolge ihrer langandauernden Abgeschlossenheit und ihrer rein endogenen und endogamen Entwicklung eine recht alte und relativ niedrige Culturstufe darstellen. Alle Einzelheiten des physischen Habitus, sowie die geringen geistigen Errungenschaften, wie sie sich in der ganzen Gestaltung des äusseren Lebens ausgeprägt finden, deuten auf ein menschliches Kindesalter, auf ein hohes Alterthum, also auf etwas „Urzeitliches“ hin. — Hierauf demonstrierte Herr Dr. K. Hagen eine aus erworbene Sammlung ethnographischer Gegenstände aus der Südsee, in der Hauptache solche von Matty, einer 160 km nördlich von Deutsch-Neuguinea und zu Deutschland gehörenden, etwa 20 Quadratkilometer grossen, fischen und dicht bewölkerten Insel. Schon 1767 von Carteret entdeckt, aber bis auf unsere Tage nicht wieder besucht, hietet sie für den Ethnographen viel des Interessanten. Die Bewohner scheinen nach dem Aeusseren und ihren Ereignissen den Mikronesiern nahe zu stehen; über das Sprachliche weiss man zur Zeit noch nichts. Von Waffen wurden vorgelegt: lange, glatte Speere aus hartem Holze; Speere mit Wiederraken bzw. Haifischhäuten besetzt, andere mit Zähnen aus Schildkrötenknochen gefestigt, bis jetzt einzig in ihrer Art. Besonders bemerkenswerth sind Holzwaften, offenbar malayischen oder ostasiatischen Eisenmessern nachgebildet. Bei den vorgelegten Tanskulen wurde auf die interessante Ornamentik hingewiesen, die in leicht eingehraunter Zeichnung Zickzacklinien, Stern, Kreuze und, wenn auch selten, sigarische Motive darstellt. Hute aus Pandanusblättern bilden das einzige Kleidungsstück. An Schmuckstücken lagen aus Pflanzenfasern zierlich geflochtenen Armhänder, ein Halsband aus Cassia rufa und Ohrgehänge aus Schildpattschneibehorn vor; von Geräthen: hölzerne Esstascheln, Cocosnusraspeln, Aexte mit breiten Klingen aus den Rippen der Schildkröte, eine Axt mit Klinge aus der Schale von Tridacna gigas sowie das Modell eines Bootes, das hinten in einen langen Sporn ausläuft und mit hohen, mächtigen Verzierungen am Bug und Heck, sowie mit einem Anlegser versehen ist.

In der Sitzung vom 3. März 1897 hielt Herr Professor Dr. W. Koeppen, Abtheilungsvorstand der dentschen Seewarte, einen Vortrag über: „Klima und Cult ur.“ Der Redner führte etwa Folgendes weiter aus:

Offenbar sind sehr viele und sehr heterogene Factoren bei der Entwicklung der Civilisation wirksam; aber die Zahl der bekannten Combinationen ist sehr beschränkt, zumal da es sich um Wirkungen handelt,

die sehr grosse Zeiträume beanspruchen. Es giebt also, mathematisch gesprochen, viele Unbekannte und wenig Gleichungen, und demzufolge trotz des grossen Interesses, das seit Jahrtausenden diesen Fragen entgegengebracht wird, viel Behauptetes und wenig Bewiesenes. Dieses gilt auch in Bezug auf den Antheil, den das Klima an der Entwicklung der Cultur nimmt. Doch zeigt uns schon der oberflächliche Blick auf die Geschichte der Cultur und ihre gegenwärtige Verbreitung, auf die Triumphe der europäischen Colonisation und Ausdehnung der europäischen Cultur auf andere Rassen, dass die Extreme der Hitze und Kälte ungünstig, und die mittleren Wärmegrade bzw. eine Abwechslung von Sommer und Winter förderlich für die Entwicklung der Cultur sind. Gemässigte Breiten und in der heissen Zone die kühleren Hochländer sind seit sehr langer Zeit der Sitz der Cultur gewesen. Jedoch findet man bei genauerer Prüfung, dass die Art der Wirkung der äusseren Umstände auf die Cultur von dieser selbst und ihrem Zustande abhängt. Es hat sich nämlich der Schwerpunkt der Civilisation von der Grenze der Tropenzone — Aegypten, Mesopotamien, Indien — nach Südeuropa und hiernach nach dem kühleren Nordwesten unseres Erdtheils verlegt, oder, allgemein gesprochen, von den an unmittelbar geniessbaren Producten reichen Ländern nach solchen, deren Bevölkerung reich an Unternehmungssinn ist. Ganz besonders aber half das gewaltige Wachstum des Verkehrs bei dieser Verschiebung; denn die Producte anderer Länder kann sich ein unternehmendes Volk heranholen, wenn es auch seinen Unternehmungssinn nicht immer dorthin zu verpflanzen vermag, weil dieses vielfach die klimatischen Verhältnisse nicht gestattet. So ist also die Cultur der alten Welt aus dem subtropischen Gürtel, wo sie bis ins 6. Jahrhundert v. Ch. ihre Hauptzeit hatte, in den gemässigten sommerheissen Gürtel gewandert, während der Gürtel der gemässigten Sommerkühe, in dem wir leben, noch in tiefer Barbarei begraben lag. Im Laufe des Mittelalters glied sich der Culturunterschied dieser beiden Gürtel in Europa aus. Der beginnende Seeverkehr „weiter Fahrt“ rief nur die Verschiebung seiner Mittelpunkte nach dem Ocean, zunächst nach Spanien und Portugal, hervor; mit dem raschen Verfall dieser Staaten und dem Aufblühen Hollands und nachher Englands war aber die Verlegung des Schwerpunktes der menschlichen Bildung nach der kühleren Zone vollzogen. Die Bedeutung dieser Thatsache wird erst dann vollständig klar, wenn die hauptsächlichsten Bedingungen der Cultur einer Analyse unterworfen sind. Man bezeichnet oft die Noth als die grosse Lehrmeisterin allen Fortschritts; das ist indess nur mit Einschränkung richtig; denn nicht die Noth, sondern die Aussicht auf Verbesserung seiner Lage treibt den Menschen vorwärts. Und damit ist jene Dreitheilung gegeben, welche schon innerhalb einer und derselben Gesellschaft eine tiefgreifende Bedeutung hat und die auch das leitende Moment für eine Menge Erscheinungen in der geographischen Vertheilung der Culturphänomene im Grossen ist: den im Ueberflusse Geborenen fehlt der Antrieb zur Bethätigung ihrer Kräfte, weil ihnen Alles ohne Arbeit zufällt, den hoffnungslosen Proletariats, weil sie keine Aussicht haben, ihre Lage zu verbessern; im Mittelstande aber erzeugt die Gewöhnung an ertragreiche Arbeit einen Thätigkeitstrieb, der auch über das unmittelbare Bedürfnisse weit hinaus wirkt. Und dieses ist auch die Grundlage für die grosse Gliederung der Culturgebiete nach den Wärmezonen. Die heisse ist äppig, aber erschaffend und ungesund, die kalte gesund, aber arm

und nicht lohnend genug für die Arbeit; die gemässigte aber erweckt und erzieht Energie.

Sitzung vom 5. Mai 1897. Vor Eintritt in die Tagesordnung widmete Herr Dr. Frochownik dem am Charfreitage verstorbenen Mitgliede beider Vereine Herrn Dr. Max Dehn einen warm empfundenen Nachruf, wobei er in einer kurzen Darlegung des Lebens des so früh Dahingegangenen ganz besonders dessen Verdienste um die Hamburger wissenschaftlichen Vereine hervorhob. Die Anwesenden ehrten das Andenken ihres langjährigen Mitgliedes durch Erheben von den Sitzen. — Herr Professor Dr. Klussmann besprach sodann auf Grund der neuesten Forschungen die Stelle aus den Irrfahrten des Odysseus, welche des Helden Abenteurer mit der Skylla und Charybdis behandelt. Die Irrfahrten sind „Nachklänge an die Erzählungen“ der Kähnen, das Westbecken colonisirenden Jener. Nicht immer lässt sich daher wie bei der Skylla und Charybdis, die an die Meerenge von Messina gebunden sind, eine bestimmte Oertlichkeit nachweisen, die den Anlass zur Gestaltung der Sage bot, und wie alle Schiffermärchen sind auch diese homerischen Erzählungen nicht frei von allerlei märchenhaften Zügen und phantastischen Uebertreibungen, deren manche die absichtlich lägenhaften Berichte phöniciischer Seefahrer veranlassen haben mögen, die den Zug der Griechen nach dem Westen hemmen sollten. Eine solche Uebertreibung, nicht ein Schreifehler ist es, wenn bei Homer die Charybdis dreimal das Wasser einschlürfte und ebenso oft wieder ausspeite; denn Ebbe und Fluth liess sich in der Meerenge von Messina alle sechs Stunden ab. Als Feisen der Skylla gilt ein dem sicilischen Dorfe Faro gegenüber liegender 100 Meter hoher Gneissfels an der italienischen Küste; aber für die Schrecknisse, mit welchen sie der Dichter umgibt, fehlt jeder reale Hintergrund, wenn nicht einzelne Züge selbst in der phantastischen Beschreibung, welche Kirke dem Helden von dem Ungethüme entwirft, darauf führen können, in ihr einen der grossen Meerkraken wiederzuerkennen, deren Auftreten im Mittelmeere durch mancherlei Berichte aus dem Alterthume glaublich, deren Grösse und Gefährlichkeit durch die Ueberreste einzelner Exemplare in verschiedenen naturwissenschaftlichen Museen bewiesen wird. In allen nach-homerischen dichterischen und allen bildlichen Darstellungen nach Skopas, dem grossen Bildner der Meeresgöttheiten, ist sie ein aus Mensch und Thier zusammengesetztes Doppelwesen, bis zum Gürtel ist sie ein wildes, zum vernichtenden Schlage ansehendes Weib. Die Hüften umgürtet Handsleiber, der Körper läuft in Schlangen- oder Fischschwänze aus. Diese Vorstellung ist hervorgegangen aus einer etymologischen Wortspielerei, die schon im homerischen Epos in einigen später eingeschobenen Versen versucht wurde und Skylla auf *oxiála* (junger Hund) zurückführte. — Hiernach legte Herr Dr. K. Hagen eine grosse Zahl von Neuerwerbungen des Museums für Völkerrunde vor und behandelte zunächst die im Jahre 1896 unternommenen Ausgrabungen. In dem einen Falle handelt es sich um einen am Rande der Geest gelegenen Urnenfriedhof der neolithischen Zeit (jüngeren Steinzeit), der eine in vieler Hinsicht interessante Aushöhlung ergab. Es wurden an dem Grundstücke des Herrn D a n g e r B e h n, der in liebenswürdiger Weise die Nachforschungen gestattete, in grösserem Abstände von einander, etwa $\frac{1}{2}$ m tief, ohne Steinsetzungen, gegen ein Dutzend Urnen gefunden, darunter 6 mit den für die neolithische Zeit charakteristischen Ornamenten verzierte. Der Form

nach sind es henkellose, becherförmige Gefässe mit Schnur-, Tapfen-, Schnitt- und Grübenverzierung. Eines der verzierten Gefässe fand sich nebst einem Zwerghammer aus Diorit in einem grösseren Gefässe, ein Befund von ausserordentlicher Seltenheit. Was den Urnenfriedhof im Ganzen besonders interessant und wichtig macht, ist die Thatfache, dass ärmliche Gefässe mit gebranntem Gerbeisen angefüllt waren, auf denen sich Spuren von Bronze nachweisen lassen. Wo man sonst neolithische Gefässe findet, in Böhmen, Thüringen etc., handelt es sich immer um Gefässe, welche Bestatteten beigegeben waren. Leichenbrand ist nur ganz ausnahmsweise vorgekommen, und nie findet sich sonst die Asche in den Gefässen selbst. Da nun zwischen den Urnen in Heckkathen ein angefülltes Bronzeband mit 7 Tage kann, so darf man ohne Weiteres annehmen, dass sich die neolithische Keramik in unserer Gegend bis in den Anfang der Bronzezeit erhalten hat. In dem anderen Falle handelt es sich um eine Ansiedlungsstelle und Werkstatt der neolithischen Zeit in der Nähe von Boberg, wo neben einer Unmenge mit den verschiedensten Mustern verzierter Scherben eine grosse Zahl halbfertiger und fertiger kreisrunder Schaber aus Feuerstein und Pfeilspitzen in allen Stadien der Herstellung aufgefunden werden konnten. Hieran schloss der Vortragende einige allgemeine Bemerkungen über die jüngere Steinzeit und zeigte sodann eine prachtvolle alte Handkelle, aus durchscheinendem Nephrit geschliffen (*Mere punam*), von Nen-Sooland, und schilderte die Gewinnung des dort anstehenden Nephrits, sowie seine Eigenschaften. Weiter legte er eine Garnitur von silbernen Schmucksachen der Somalifrauen vor und bezeichnete sie als erwünschte Ergänzung der vor einer Reihe von Jahren durch Herrn Gutmann geschenkten Somaliansammlung. Ferner wurde eine bisher noch fehlende, neu erworbene Sammlung der Herero in Deutsch Südwestafrika vorgeführt, darunter die typische dreispitzige Lederhaube der Frauen, die zugleich als Familienregister dienenden Lederriemen, das Hauptbekleidungsstück der Männer (*ozongondja*), sowie eine Anzahl Schmuckbänder aus Eisenperlen und Scheibchen aus Strassmieschalen etc. Den Beschluss bildete eine Sammlung von Lanzen, Wurfaffen, Schwertern u. s. w. in der vorzüglich einheimischen Schmiedearbeit aus dem Compostase. Der Redner betonte die Aehnlichkeit gewisser Wurfaffen mit den scepterartigen Handwaffen altägyptischer Könige. Als dem Museum mit vorbehaltendem Eigentumsrechte überwiesen, wurde das Modell eines Battakhauses vorgeführt, angezeichnet durch das riesige, mit Kerabanköpen gezielte Giebedach, sowie ferner zwei der kostbaren alten Zauberstäbe der Battak (*tunggal panaluan*), deren eigentliche Bedeutung zwar den jetzigen Eingeborenen verloren gegangen ist, die aber nach Analogie ähnlicher Befunde als dem Ahnencultus dienende, Ahnenreihen vorstellende Geräte aufzufassen sind.

In der Sitzung vom 1. September 1897 sprach Herr Dr. K. Hagen über die Ornamentik der Matty-Insulaner. Die Insel Matty liegt 150 km nördlich von Nen-Guinea, sie besteht aus Korallenkalk und ist von Strandriffen umgeben. Sie wurde 1767 von Carter entdeckt, aber erst 1893 soweit bekannt, wieder angefahren und erregte durch eine Sammlung ethnographischer Gegenstände, die bei dieser Gelegenheit gemacht wurde, das Interesse des Ethnographen im höchsten Grade.

¹⁾ vgl. Correspondenzblatt 1897 p. 155.

Trotz ihrer Lage in nächster Nähe Melanasiens scheint die Bevölkerung nach ihrem Aeusseren mikronesischen Ursprungs an sein. Auch die höchst eigenthümlichen Waffen und Geräthe sprechen dafür. Unser Museum für Völkerkunde ist seit einiger Zeit im Besitze eines ansehnlichen ethnographischen Materials von dieser Insel und zwar sind es namentlich eine grosse Anzahl figuralt verzierter Stücke, die dem Vortragenden Gelegenheit geben, der Frage näher zu treten, ob die Ornamentik im Grunde sei, zur Lösung der Frage in Betreff der Herkunft der Matty-Cultur beizutragen. Auf Grund der Befunde glaubt der Redner berechtigt zu sein, die Ornamentik der Matty-Insel mit jener Mikronesiens, speciell der Carolinen, in Verbindung zu bringen. Die Meeresströmungen sind für eine Besiedelung von Norden und Nordosten her, also den Carolinen, günstig; auch sonst lassen sich eine Reihe von Uebereinstimmungen auführen. Was die Ornamente selbst anbetrifft, so treten uns neben interessanten Darstellungen der Menschengestalt solche von Schildkröten, Eidechsen, Vögeln und namentlich Fischen entgegen. Neben den höchst naturalistischen Darstellungen des Schwertfisches und des Hornhechtes bemerkt man die allmählichen Uebergänge von der Fischgestalt zu der des einfachen Rhombus, eine Erscheinung, wie sie in analoger Weise von Karl von den Steinen in Centralbrasilien beobachtet worden ist, als deren Schlussfolgerung ausgedrückt werden kann, dass für ein rein geometrische Figuren wenigstens in vielen Fällen für Naturvölker noch concrete Bedeutung haben können. Weiter finden sich auch Darstellungen der Coosopalme, die für die Eingeborenen in vieler Beziehung von grösster Wichtigkeit, sowie der Rotangpalme, die gürlandenartig auf Keulen angebracht ist. Besonders auffällig und bemerkenswerth ist die Darstellung eines europäischen Segelschiffes mit der Mannschaft; Stenerad und Steneruder, Segel, Strickleiter und Cabines sind deutlich hervorgehoben. Hoffentlich bringt die nächste Zeit immer mehr erwünschte Aufklärung über die ethnographisch einig dastehende Insel Matty.

Am 10. November 1897 verbreitete sich Herr Director Dr. J. Brinkmanns auser Vorlage zahlreicher Objecte über die merkwürdigen Bronzen von Benue. Am 8. Februar d. J. lichtete eine englische Flotte, die aus sechs Schiffen (darunter 4 Transportschiffe) bestand und vor dem Brass-River, einem der vielen Flussläufe im Deltagebiet des Nigers, lag, die Anker, um mit 1200 Mann — einschliesslich 5 Compagnien Haussaneger — einen Raubzug gegen Benin wegen Negermetzelung einer englischen Expedition zu unternehmen. Es geht den Forcados-River aufwärts, in der Richtung nach Warrigi hin, das zur Basis für die kriegerische Operation bestimmt ist. In der Nacht vom 9. auf den 10. passiert man die Barre und fährt mit Tagesanbruch in die gewundenen Creeks, die verknüpfenden Flussarme des Nigers, und langt am Abend in Warrigi an. Am Morgen des 11. werden die Truppen gelandet und ihnen circa 1700 Träger von der Sierra Leone- und verschiedenen Plätzen der Goldküste zugeheilt. Dann erfolgt bei furchtbaren Hitze, die manches Opfer fordert, der Ausmarsch. Am Nachmittage erreicht man auf einem aus dem dichten Busch gebauenen Wege Geri. Am 12. greift eine Abtheilung das Dorf Ologbo an; der Feind, der hier ein Lager bezogen hat, wird vertrieben und der Ort zerstört. Am 13. bricht die gesammte Streitmacht von Ologbo auf, nachdem alle Behälter, die zur Aufnahme von Wasser zweckdienlich erscheinen (was wiederum

Stäcke, Demijohns etc.) gefüllt und Lebensmittel requirirt sind. Baumstämme und andere Hindernisse versperren den Weg, und nach sonst wird oft Halt gemacht, um den Feind, der überall im Walde versteckt ist, durch Einzelschüsse und Salven in Respect zu halten. Endlich erblickt die Arrière-Garde den Feind; man kniet nieder, giebt einige Salven und nimmt nach Zerstörung der Neger den Marsch wieder auf. Am Abend des 16. wird bei Ogagi das Lager bezogen und am frühen Morgen des 17. der Marsch in nördlicher Richtung fortgesetzt; überall zeigen sich Spuren von den Lagerfeuern des Feindes. Gegen 3 Uhr Nachmittags kommt man in Owoka an; um 5 Uhr wird Alarm gelassen: der Feind hat ins Lager geschossen, sich aber nach Abgeben einiger Salven wieder zurückgezogen, so dass bei Einbruch der Nacht Alles ruhig ist. Am 18. wird der Marsch fortgesetzt; Schiffe werden gewechselt und Hindernisse durch Sprengmittel aus dem Wege geräumt. Am 19. und 20. erblickt man den Feind; man schießt auf ihn, viele fallen und werden von ihren Kameraden in den Busch geschleppt. Auch die Engländer haben Verluste, gelangen aber, ohne grossen Widerstand zu finden, vor Benin an, das vom Könige, dem Hofe und den Generalen, die Schutz im Busche suchen, verlassen ist. — Die Stadt besteht — wie der Vortragende durch eine Reihe recht instructiver Photographien, die von einem jungen Hamburger herrühren, der im Juli dieses Jahres in Benin war, darthun konnte — aus Ansiedelungen (Compounds) von lüglichem Grundriss und mit starken schwallenartigen Mauern. Überall treffen die Engländer Zeugen des schrecklichen Cultus in Verbindung mit Menschenopfern: Gruben und Brunnen angefüllt mit Todten und Verwundeten, Leichen an Wegen und Stiegen, an einer Stelle nicht weniger als 60, und bedeckte Räume mit zwei Fesseln hohem Boden, bestimmt für die rituelle Hinschlachtung der Opfer; Alles trieft von Blut. Drei Tage hindurch wird die Stadt geplündert und hierbei auch die Ausrüstung der niedergemetzelten englischen Expedition aufgefunden. Der Palast des Königs und der der Königin-Mutter wurden zerstört, dergleichen die Kreuzungshäuser. Am 21. geräth der Königspalast in Flammen; man rettet die hier untergebrachten Verwundeten, muss aber grosse Schätze an Alterthümern und Elfenbeinstücke, von denen das meiste nach London, manches, darunter kunstvolle Elfenbeinschnitzereien, nach Berlin gekommen ist. Besonders wertvolle Bronzegegenstände sind im Juli von dem vorerwähnten Hamburger in Benin aus dem Schutt ausgegraben und nach Hamburg gebracht worden. Zugleich erlangte man durch diesen Herrn genaue Kenntnisse über die Art der Verwendung der Bronze; denn die von ihm mitgebrachten photographischen Aufnahmen zeigen uns u. a. einen Theil des Palastes der Königin-Mutter. Wir erblicken zwei grosse Pfeiler, bedeckt mit grotesken Reliefs, als Stütze des Daches. Zwischen Pfeiler und Rückwand sind terrassenförmige Stufen angebaut, und auf diesen sehen wir Darstellungen von Köpfen und Elefantenzähne, während die Wand mit Tafeln (allerdings wie die Köpfe aus Holz geschnitten) geschmückt ist. Im Palaste des Königs waren sowohl die Köpfe wie die Relieftafeln aus Bronze gegossen. Auffallend ist die erstaunliche, mit der sonstigen Cultur der Benininger nicht harmonisirende Gussstechnik dieser Stücke; denn sie beruht auf dem Ausschmelzen eines Wachemodells, das mit Thon sorgfältig überzogen war. Aber aus verschiedenen Gründen muss man doch nach der Ansicht

des Vortragenden an eine alte einheimische Negerkunst und nicht etwa an ein aus dem Anlande dorthin gebrachtes Kunstverfahren denken; denn erstens lassen sich in dem ganzen nach Europa gebrachten Bronzematerial mehrere Kunstepochen unterscheiden und dann standen die Stücke ja auch in Verbindung mit der ganzen architectonischen Anlage der Bauten, denen sie als Schmuck zu dienen hatten. Gewisse Darstellungen, wie Männergestalten in europäischer Tracht und siegreiche Kämpfe der Benininger mit den Portugiesen, führen zu der Annahme, dass viele der Bronzegegenstände Erzeugnisse aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind, erzwingen aber nicht die Folgerung, dass etwa die Portugiesen jene Gussstechnik aus Europa in das Nigerdelta gebracht hätten. Von besonderem künstlerischen Interesse ist die intime Naturbeobachtung, die sich bei den meisten Stücken, z. B. bei den Darstellungen der Menschen und Thiere auf dem Fetschbaume und den Schlachtenstücken, zeigt, sowie unter Vermeidung von Probststellungen das Heranströmen der vorderen Körperhälfte aus der Bildfläche der Tafeln. Mit vielem künstlerischen Geschick sind auch die sonst leer gebliebenen Stellen durch Blumen- und Flechtornament ausgefüllt. Ueberhaupt bietet dieser Fund eine solche Fülle von Details und ebensowohl realistische wie idealisirende künstlerische Auffassung (im letzterer Beziehung ist besonders der prachtvolle Königskopf zu erwähnen), dass man ihn an den werthvollsten Entdeckungen, die auf dem Gebiete der Kunst und Technik in Afrika gemacht worden sind, rechnen darf.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

(Anthropologische Section.)

In der Sitzung am 9. März wurde zunächst Herr Dr. Ochlschlager für fernere zwei Jahre als Vorsitzender wiedergewählt. Sodann sprach Herr Oberlehrer Dr. Lakowitz über Das Heilighengräberfeld von Kaldus im Kreise Culm a. d. W., zugleich mit Demonstration zahlreicher Fundobjecte, darunter auch einiger besonders prächtiger aus den Sammlungen der Frau Oberamtman Krieb-Althausen und des Herrn Regierungs-Bauführer Weber-Culm. Zwischen der Stadt Culm a. W. und der kgl. Domäne Althausen, nördlich der letzteren, tritt aus der hohen Uferlandschaft der Weichsel halbinsularartig und zugleich wie eine hohe Warte ein heidensais von tiefen Schichten begrenztes kleines Plateau westwärts gegen den Fluss vor. Ein hogenförmig von Schlucht an Schlucht sich erstreckender, künstlich aufgeschütteter, hoher Wall schliesst die sonst ungeschützte Ostseite dieses Plateaus ab. Dieser Wall ist unter dem Namen Lorenzberg ringsherum in der Gegend bekannt und wegen des herrlichen Rundblickes geschätzt, den er weit über das Culmer Land und den städtischen Strom gewährt. Ganz besondere Anziehung übt aber dieser Punkt auf die Förderer und Freunde der vorgeschichtlichen Forschung aus, da längst festgestellt ist, dass der Lorenzberg in den künstlichen Anlagen gehört, deren Ursprung in die heidensais Vorzeit zurückzuerlegen ist. Er ist ein typischer Repräsentant der auch sonst in unserem Gebiete vertretenen sogenannten Burgberge, welche meist der jüngsten vorgeschichtlichen Epoche, also der Zeit unmittelbar vor der Ankunft des deutschen Ritterordens bei uns, zugerechnet werden. Urneisnerben vom Burgwalltypus u. a. mit dem charakteristischen Wellenlinienornament kann man dort im weichen Boden leicht finden.

Unmittelbar neben diesem Burgbergplateau breitet

sich südwärts ein gleichfalls gegen die Flussniederung steil abfallender flacher Hügel aus, dessen sandiger Boden schon seit ca. drei Jahrzehnten werthvolle Fundobjecte aus Westpreussens vorgeschichtlicher Vergangenheit geliefert hat. Doch die erste größere Collection gelangte erst 1877 in die Danziger Sammlung, nachdem der Begründer der anthropologischen Section, Herr Dr. Lissauer, zusammen mit Herrn Stadtrath Helm und dem damaligen Landrath des Calmer Landkreises, v. Stimpffeldt, an 70 Gräber auf dem bezeichneten Terrain aufgedeckt hatte. Später gelangten noch ansehnliche Sammlungen von Kaldus durch die Herren v. Stimpffeldt, Kreiakassendant Frölich, Director Schnbart-Culm, Oberamtmann Kreh-Althausen und Lehrer Dittbrenner in Kaldus in das hiesige Provinzial-Museum. Ausserdem sind viele und werthvolle Stücke von dort im Laufe der Jahre verstreut und in den Besitz von Privaten wie von auswärtigen, ja ausländischen öffentlichen Sammlungen übergegangen, so dass eine wissenschaftliche Bearbeitung des ganzen umfangreichen Materials dieses grössten und reichhaltigsten westpreussischen Gräberfeldes aus heidnischer Vorzeit hierdurch leider ausserordentlich erschwert wird.

Erfreulicherweise bringt auch der jetzige Besitzer des Gutes Kaldus, Herr v. Haken, den vorgeschichtlichen Funden ein grosses Interesse entgegen und hat erst 1895 eine grosse Anzahl davon hierher als Geschenk überwiesen. Zugleich sorgt derselbe für einen wirksamen Schutz der noch erhaltenen Gräber gegen die Zerstörung durch Unberufenen. Im Frühjahr des vorigen Jahres nun wurde seitens der Verwaltung des hiesigen Provinzial-Museums mit dem Besitzer von Kaldus eine ernste planmässige Nachgrabung auf besagtem Gräberfeld vereinbart und der Vortragende mit der Leitung derselben betraut.

Das Ergebniss dieser Nachgrabungen war folgendes: Auf einem Flächenstück von ca. 950 Quadratmeter konnten 160 Skelette untersucht werden. Bemerkenswerth war die Anordnung derselben in lockeren oder stellenweise recht dicht gelagerten Längs- und Querreihen ganz wie auf den heutigen Kirchhöfen. Der Kopf lag regelmässig westwärts, das Gesicht empor oder nach Süden gerichtet, die Füsse zeigten bei gestreckter Körperhaltung ostwärts. Die Arme waren dem Körper angelegt. Sehr selten traten zwischen je zwei Skeletten Holzreste als Andeutung eines Sarges hervor.

Auf den höher liegenden Stellen des Hügels, wo die Abtragung des Erdreiches durch Wind und Regen eine bedeutende gewesen, stiess man schon in $\frac{1}{2}$ Meter, auch geringerer Tiefe, an anderen Stellen erst in $\frac{1}{3}$ bis 1 Meter auf die Skelette, deren Unterlage eine gelbweisse Sandschicht darstellte.

Die Körperlänge wurde mit 1,68—1,86 Meter gemessen; die Schädel waren dolicho-, meso- und brachycephal.

86 Skelette führten mehr oder minder reichliche Beigaben. Unter diesen sind von grösster Bedeutung eigenthümliche Metallringe, links und rechts in der Gegend des Ohres gelegen. Im ganzen wurden 139 solcher als Haken- oder Schläferinge bekannte Heften aus einfachem oder silber plattirtem Bronzedraht, wie auch aus dickem Silberdraht von wechselnder Weite (1,2—9 Centimeter Durchmesser) und an den einzelnen Skeletten in wechselnder Zahl (1—8) gefunden. In seltenen Fällen konnte dieser hier und da in slavischen Ländern auch noch in christlicher Zeit ähnliche Kopfschmuck in ungestörter Lage angetroffen werden. Drei-

zehn Skelette trugen bronzene resp. silberne, hübsch gearbeitete Fingerringe, zumest am Ringfinger der linken Hand. Von Bronsen fanden sich noch kugelförmige Klappern, herlockartige Schmuckstücke, Armringe, eine lange Halkette n. a. m. Vereinzelt traten auch Schmucksachen aus Blei auf.

Männliche Skelette — 33 an der Zahl — führten an der linken Hüfte ein 8—21 Centimeter langes, spitz zulaufendes, eisernes Messer, an welchem noch hier und da die Holzreste des Griffes und sehr vereinzelt Lederstücke und die Bronzebeschläge der Scheide erkennbar waren.

In mehreren Fällen lag neben dem Messer noch ein sogenanntes Fällkeisen in Form eines an den Ecken abgerundeten Rechtecks.

Ein besonders beliebter Schmuck waren um den Hals gelegte Perlenketten von verschiedener Länge. Als Material benutzte man Email, verschiedenfarbiges Glas, Thon, Bernstein, Flussspath, Achat und Amethyst. Mosaikperlen fehlten nicht. Weit über 100 solcher Schmuckperlen konnten im ganzen an Skeletten beiderlei Geschlechtes gesammelt werden.

Urnen fanden sich bei keinem Skelett, nur Scherben von schon erwähnten Burgwalltypus lagen im Erdreich zerstreut. Einem besonderen Ritualgebrauch entspricht das Vorkommen kleiner Scherben derselben Art in der Hand wie unter den oberen Halswirbeln fast eines jeden Skelettes.

Der hier kurz beschriebene heidnische Friedhof, auf dem bis jetzt im ganzen bereits an 400 Gräber nachgewiesen sind, ohne dass damit das Terrain schon erschöpft wäre, gehört der arabisch-nordischen Culturepoche an, welche auch die slavische genannt wird, da die Träger der einen, dem einstmaligen arabischen Weltreiche entstammenden Cultur in Mitteleuropa vorherrschend slavische Völkerschaften waren. Die archäologischen Befunde auf dem Gräberfeld von Kaldus deuten, wie auch schon Lissauer a. Zt. dargelegt hat, mit Entschiedenheit darauf hin, dass um die Wende des ersten Jahrtausends n. Chr. im Calmerlande eine slavische Bevölkerung die Herrschaft innehatte.

Der Director des Provinzial-Museums Herr Prof. Dr. Coenwaert bemerkt, dass die Angrabungen des Herrn Vortragenden eine überraschend grosse und bemerkenswerthe Anzahl geliefert haben. Der Hauptwerth derselben beruhe in der planmässigen Arbeit, wodurch fast überall die zusammengehörigen Beigaben jedes einzelnen Grabes festgestellt sind. Sodann erwähnt er, dass gegenüber dem Lorenzberge, am linken Ufer der Weichsel, der Johannisberg bei Gruznico eine ganz analoge prähistorische Stätte bilde. Derselbe sei gleichfalls ein vorgeschichtlicher Burgwall, und am Fuss desselben ist neuerdings auch ein Gräberfeld von Skeletten mit Hakenringen und anderen Beigaben der arabisch-nordischen Zeit aufgefunden worden. Weiter theilt Herr Coenwaert mit, dass in diesem Jahre durch Herrn Kreisphysicus Dr. Kämpfe aus Carthaus die erste Nachricht über ein bei Chmielnio aufgedecktes Gräberfeld der gleichen Periode hierher gelangt ist. Er hat mit Herrn Kämpfe zusammen im Januar die Fundstelle besucht, und heute sind von letzterem neue Beigaben von dort mitgebracht worden. Alle Fundstücke wurden von dem Besitzer, Herrn Zimmermeister Teuber in Carthaus, auf das bereitwilligste dem Provinzial-Museum frei zur Verfügung gestellt.

Endlich lässt sich Herr Coenwaert über ein aufgefundenes Sparen von Moorbrücken aus. Bekanntlich hat Herr Ober-Präsident v. Gossler der Untersuchung der vorgeschichtlichen Anlagen bei Baumgarth ein be-

sondere Interesse entgegengebracht, und als er bei der letzten Bereisung der Weichsel gelegentlich auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, theilte ihm Herr Oberamtmann Krieb-Althausen mit, dass vor kurzem in Goloty, südlich von Kaldas, im Torf auch Spuren von Holztafeln aufgefunden seien. Im weiteren Verfolg hat Herr Conwents die Lokalität besucht, um sich vorläufig über das Vorkommen zu informieren. Dem Anschein nach führt dort von der Höhe durch den Niederungsboden unter Terrain eine Brückenanlage zu einer Erhöhung anweit der Weichsel, wo bereits früher wiederholt Althausen aus der jüngeren Steinzeit und aus späteren Culturperioden gesammelt sind.

In der Sitzung am 23. März, an welcher auch zahlreiche Damen Theil nahmen, sprach nach den Begrüßungsworten des Vorsitzenden, Herr Dr. Oshlshälgger, der Director des Provinzial-Museums, Herr Prof. Dr. Conwents, über die im Erscheinen begriffenen, aus dem Museum hervorgegangenen farbigen Wandtafeln zur Vorgeschichte Westpreussens. Zunächst liess sich Vortragender über die Entstehung dieser Tafeln des näheren aus und erläuterte sie alsdann im einzelnen. Im Jahre 1888 ordnete der Cultusminister eine Erhebung über die bei den preussischen Lehranstalten vorhandenen vor- und frühgeschichtlichen Alterthümer an. Es ergab sich, dass die vorhandenen Sammlungen nicht geeignet seien, der Belehrung zu dienen. Ein von berufener Seite gemachter Vorschlag, aus den Beständen der Staats- und Provinzial-Museen kleinere systematische Sammlungen zusammenzustellen und den höheren Lehranstalten zu Unterrichtszwecken zu überweisen, konnte aus Mangel an den hierzu erforderlichen Doppelletten nicht ausgeführt werden. Daß der Vortragende die Anregung, an die Stelle der gedachten Mustersammlungen den jedesmal örtlichen Verhältnissen angepasste, geeignet eingerichtete vorgeschichtliche Wandtafeln treten zu lassen, welche allen Lehranstalten, besonders auch den Volksschulen, zugänglich gemacht werden sollten. Dieser Plan fand Zustimmung.

Die darzustellenden Gegenstände wurden fast ausschließlich den hiesigen Sammlungen entnommen, nur wenige Figuren sind nach Objecten gezeichnet, die den Localmuseen in der Provinz entlehnt wurden. Mit der Herstellung der Tafeln in Oel wurde der technische Lehrer, Herr Rehberg-Marienwerder, betraut. Im Sommer 1892 konnte sämtliche sechs Tafeln an das Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten in Berlin eingesandt werden, und es wurde dabei der Wunsch ausgedrückt, dass sie möglichst getreu vervielfältigt und dann allen Lehranstalten der Provinz eingeführt werden möchten. Der Herr Minister billigte die Ausführung der Tafeln und nahm auch Gelegenheit, sie während des 1893 in Hannover zusammengetretenen Congresses der deutschen anthropologischen Gesellschaft ausstellen zu lassen. Dieselben fanden auch sonst mehrfach von kompetenter Seite ehrende Anerkennung. Die Vervielfältigung der Tafeln durch guten Handdruck sties jedoch wegen der bedeutenden Kosten auf Schwierigkeiten. In bereitwilliger Weise stellte Herr Consul Brandt hierselbst eine namhafte Summe zur Verfügung, wodurch hauptsächlich die Publication der Tafeln ermöglicht wurde. Durch Vermittelung des Herrn Oberpräsidenten v. Gosler erklärte sich die kgl. Hofkammerhandlung von O. Troitsch-Berlin, welche namentlich durch ihre amtlichen Reproduktionen von Werken aus der königlichen Nationalgalerie allgemein bekannt geworden ist, gerne zur Übernahme der Drucklegung der Tafeln bereit. Während

der Herstellung der Tafeln ist die Firma, ohne Ansicht auf Gewinn, allen diesseitigen Wünschen nachgegeben und hat auch durch den niedrigen Verkaufspreis (7,50 Mk.) des Werkes den Interessen weiterer Kreise Rechnung getragen. Die Wandtafel besteht aus sechs Blättern im Format von 0,70 x 0,88 m und umfassen alle vorgeschichtlichen Zeitschnitte (nach Lissauer, Prähistorische Denkmäler), für welche sich Zeugnisse in Gestalt von Altsachen in unserer Provinz vorgefunden haben. Ein kurzer erläuternder Text befindet sich auf dem unteren Theile jedes Blattes. Die Tafeln, welche der Vortragende einzeln näher durchging, entsprechen dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und geben eine gedrängte Uebersicht der vorgeschichtlichen Verhältnisse unserer Provinz.

Die vorgeschichtlichen Wandtafeln haben die Bestimmung, allen Schichten der Bevölkerung, vornehmlich in Westpreussen, Freude und geistige Anregung zu verschaffen. Sie sollen besonders in Volksschulen, Seminaren, Gymnasien und anderen Bildungsanstalten nregend im Unterricht der Heimathkunde wirken. Sie sollen auch dazu beitragen, dass schon der Jugend Achtung und Theilnahme für die nicht immer aussergewöhnlichen Denkmäler der Vorzeit eingeflößt und sie zu ihrer Conservirung angehalten werde. Aber auch darüber hinaus, in weiteren Kreisen in Stadt und Land, sollen sie den Sinn für das Leben und Treiben der Vorfahren stärken, sowie das Verständnis für die auf Erforschung der Provinz gerichteten Bestrebungen immer mehr heben und neu beleben. — Nach der beendeten Herausgabe wird der Preis für die Tafeln erhöht werden. Subskriptionslisten liegen gegenwärtig im Saale der Gesellschaft aus.

Herr Stadtrath Helm sprach im Anschluss an frühere Mittheilungen über seine neueren Untersuchungen betreffend die Zusammensetzung vorgeschichtlicher Bronzen. Zunächst berichtete Herr Helm über seine chemischen Analysen von Bronzen aus dem städtischen Museum zu Elbing, welche ihm dortselbst Herr Prof. Dürr zur Verfügung gestellt hatte. Es sind acht Nummern (Ringe, Ringhalskragen, zwei Ketten, Spirale, Fibel), welche von alten Grabstätten des Kreises Elbing her stammen und überwiegend der bei uns zweitältesten Culturperiode, der Hallstattzeit, angehören. Die im Vortrage näher geschilderten Untersuchungen haben zu dem Ergebnis geführt, dass auch bei diesen im Kreise Elbing gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen Antimon in grösserer Menge vorkommt. Aehnliches hat Vortragender früher schon bei den Untersuchungen anderer westpreussischer, wie auch einiger aus Siebenbürgen stammender Bronzen nachweisen können. Zwei neuerdings von ihm analysirte Bronzeobjecte aus Siebenbürgen zeigten gleichfalls einen Gehalt an Antimon von mehr als 1 Procent. Von den alten Völkern waren es ohne Zweifel die in Siebenbürgen ansässigen, welche von dem Erreichthum ihres Landes ausgiebigen Gebrauch zu machen verstanden. Sie benutzten direct ihre Antimon-Arsen- und Bleierze, um durch Zuschlag derselben zu den Kupfererzen eine Metallmischung zu erzielen, welche dem reinen Kupfer gegenüber eine grössere Härte, leichtere Schmelzbarkeit und bessere Gussfähigkeit zeigte. Es ist ziemlich sicher, dass die Metalle nicht in reinem Zustande zusammen geschmolzen wurden; mindestens in den ersten Zeiten der Bronzedarstellung dürften nur selten die gediegenen Metalle hierbei zur Verwendung gekommen sein. Für das wichtige, aber schwer erreichbare Zinn bot das in Siebenbürgen-Ungarn recht häufige Antimon dann einen passenden Ersatz.

Die ausserordentliche Aehnlichkeit in der chemi-

schen Zusammensetzung der in Westpreussen gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen mit den in Siebenbürgen-Ungarn vorkommenden macht es wahrscheinlich, dass zur Bronzezeit ein reger Handelsverkehr zwischen den beiden in Betracht kommenden Ländern bestanden hat. Als Tafelobjekt diente von der Ostseeküste aus ohne Zweifel der viel begehrte Bernstein. Vorgeschichtliche Bronzen, welche sich durch einen höheren Antimongehalt auszeichnen, sind bisher nur in vereinzelten Fällen in anderen Ländern aufgefunden worden.

Herr Helm theilte dann noch die chemische Zusammensetzung einiger Münzen mit, welche aus derselben Zeit stammen, wie die meisten der oben erwähnten Fundgegenstände. Von neuzeitlichen Bronzegegenständen wurde ein chinesischer Metallspiegel untersucht; er enthielt 5 Procent dieses Metalles.

Schließlich erwähnte Herr Helm noch des interessanten Bronzedepondums von Presslawitz bei Grands. Das dort gefundene grosse, schön verzierte vasenförmige Gefäss zeigt die Zusammenetzung der sogenannten classischen Bronze (Kupfer und 10–20 Procent Zinn); sein italischer Ursprung dürfte sicher sein. Die beiden mit diesem Gefäss zusammen gefundenen bronzernen Trinkhörner weisen durch ihren hohen Antimongehalt (2.41 proc.) dagegen auf Siebenbürgen (Ungarn) hin.

Literatur-Besprechungen.

W. Branco. Die menschlichen Zähne aus dem Bohnerz der schwäbischen Alb. I. und II. Theil. 8°. 143 und 128 Seiten. Mit 3 Tafeln. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (E. Koch). 1898.

Herr Professor Dr. W. Branco in Hohenheim hat es unternommen, die im Bohnerz der schwäbischen Alb im Laufe der letzten Jahrzehnte gefundenen fossil menschlichen Zähne von Neuem einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Zum Theil haben sich bereits in den Fünftiger Jahren Jäger, Quenstedt, Owen, Giebel gekauert, ohne zu einem abschliessenden Urtheil zu kommen. Bald wurden sie einem Menschen zugeschrieben, bald einem menschlichen Affen.

Verfasser hat keine Mühe gescheut, um die Frage über diese Zähne zum Abschluss zu bringen. Er hat die Zähne des Menschen und der in Frage kommenden menschenähnlichen Affen genau und eingehend studirt, hat sich mit verschiedenen Gelehrten in Verbindung gesetzt und die Zähne mit genauer Vergleichung mit den Originalzähnen des Dryopithecus Fontani Harn Gaudry in Paris übersendet. Auf Grund seiner umfassenden Untersuchungen kommt Branco zu dem Schlusse, dass die 10 fossilen Zähne (2 Molaren aus dem Oberkiefer, 7 Molaren aus dem Unterkiefer und 1 letzter Milchprämolare) aus dem schwäbischen Bohnerz mit ganz überwiegender Wahrscheinlichkeit nicht dem Menschen, sondern einem Menschenaffen angehören müssen und zwar, dass sie der Gattung Dryopithecus zuzurechnen sind. Sie sind die menschenähnlichsten Zähne, die bisher von einem Affen bekannt geworden sind.

In Kapitel I des I. Theils gibt Verfasser einen Überblick über die bisher bekannten fossilen Reste menschenähnlicher Affen, in Kapitel II beschreibt er genau die Zähne aus dem Bohnerz und vergleicht sie mit den Zähnen des Menschen und der menschenähnlichen Affen. In Kapitel III kommt er auf die Frage der Abstammung des Menschen zu sprechen.

Die auf Seite 62–134 mitgetheilten Ansichten des Verfassers auch nur im Auszuge mitzutheilen genügt der Raum nicht, er zeigt der Ansicht zu, dass die Kluft zwischen Mensch und Affe sich überbrücken lässt. Zum Schlusse des ersten Theiles spricht Branco noch vom einstigen „Uebermensch“. Er kommt zu dem Schlusse: „Ob daher für das Menschengeschlecht der Gipfel der Entwicklung bereits mit ungefähr dem jetzigen Menschen erreicht ist, oder ob der „Uebermensch“ noch erreicht werden wird, oder ob gar nach diesem ein noch höherer Mensch sich entwickeln wird, das lässt sich schlechterdings nicht erkennen.“

Im zweiten Theile behandelt Verfasser zuerst das Gesetz der Reduktion des Gebisses bei den Wirbelthieren, bringt dann Beispiele für den Gang, um den Grad der erlangten Reduktion des Gebisses und dann die möglichen Ursachen der Reduktion des Gebisses und der Umgestaltung der Zahnformen zu besprechen. Es werden im Einzelnen behandelt die Verkrümmung der Kiefer, beeinflusst durch die Nahrungsbeschaffenheit und Inzucht und Castration, starkes Wachstum einer Zahngattung, Eintreten anderer Organe in die Function gewisser Zahngattungen, Veränderung der Lebensweise, Kampf um's Dasein zwischen Cement und Schmelz, der Einfluss verschiedener reichlicher Ernährung der Zähne, Einfluss der Kaubewegung.

In dem vorliegenden Werke, dessen erster Theil in den Jahreshellen des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 1898, dessen zweiter Theil als Programmheft der Akademie Hohenheim 1897 erschienen ist, hat der Verfasser das in den betreffenden Fragen vorliegende reiche Material kritisch verarbeitet und damit einen werthvollen Beitrag zur Lösung derselben gegeben. H.

Kleine Mittheilungen.

Ans Cividale in Friuli haben wir folgenden Aufruf erhalten zu einer Erinnerungsfest für Paulus Diaconus.

Pauli Diaconi, Langobardorum historiographi, vitam et opera commemorare anno P. F. 1899, mense Septembris, consilium municipale Fori Julii decrui.

Ut vero humanissimum decretum assensu possit id quod spectat, infrascripti hoc muneri additi parandam venerunt clariorum conventuum virorum, quorum praesentia et decora praesentia solemniter et occasione in medium conferat studia recentiora eisdem argumenti sive edita sive inedita ac typis mandanda cum interventionibus communicandi.

Tu, Clarissime Domine, inceptis nostris favere, quaeso; et recensere velis te acceptorem observantissimi inviti, aive personali interventus, aive scripto ad l'anum nostrum et eius saeculum pertinente, sive utroque optatissimo officio.

Ex Civitate Fori Julii Venetiarum, Kal. dec. MDCCCLXXXVI.

Gez. von
Morgante Rogerius princeps Consilii Mun
und vielen anderen.

Wir erinnern an die grossen Verdienste, welche der berühmte Historiograph der Langobarden sich für die Sammlung der zum Theil sagenhaften, in der Hauptsache aber geschichtlichen Nachrichten über sein Volk erworben hat. Es wäre deshalb sehr erfreulich, wenn zu diesem Feste auch eine grosse Anzahl unserer deutschen Collegen sich einfinden würden.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. z. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

I.

Tagesordnung der XXIX. allgemeinen Versammlung.

Mittwoch, den 3. August. — Von Morgens 10 bis Abends 9 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Blauen Saale des Wilhelmgartens (Eingang an der Katharinenkirche Nr. 9). Abends 7 Uhr: Begrüssung der Gäste und awangloses Zusammensein im Garten daselbst, der an diesem Abende nur den Theilnehmern an der Versammlung zugänglich war, bezw. im grossen Saale des Wilhelmgartens.

Donnerstag, den 4. August. — Vormittags von 8 Uhr ab: Anmeldungen im Blauen Saale des Wilhelmgartens. Vormittags von 8—10 Uhr: Besichtigung des Städtischen Museums und des Städtischen Archivs (im Neustadt-Rathhause, Küchenstrasse 1). Vormittags von 10—2 Uhr: Eröffnungs-sitzung im Marmorsale des Wilhelmgartens. Nachmittags von 2—4 $\frac{1}{2}$ Uhr: Rundgang durch die Stadt. Pünktlich 3 Uhr Besichtigung des Domes, der Burg Dankwarderode u. s. w. Nachmittags 5 Uhr: Festessen im Hôtel „Deutsches Hans“. Abends: Zwangloses Zusammensein im Wilhelmgarten. (Der Besitzer des Wilhelmgartens, Herr Kruse, gewährte den Theilnehmern an jedem Abende der Versammlungswoche gegen Vorweisung der Theilnehmer- bezw. Namenskarte freien Eintritt zu den im Wilhelmgarten stattfindenden Abendconcerten.)

Freitag, den 5. August. — Vormittags von 8 bis 10 Uhr: Besichtigung des Herzoglichen Museums (Museumstrasse 1) und der daselbst veranstalteten Ausstellung vorgeschichtlicher Alterthümer. Von 10—2 Uhr: Zweite Sitzung im Marmorsale des Wilhelmgartens. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Wilhelmgarten. Nachmittags 3 Uhr: Ausflug nach Wolfenbüttel mit elektrischer Bahn, Besichtigung der Marienkirche, der Herzoglichen Bibliothek und des Herzoglichen Landeshauptarchivs. Zwangloses Zusammensein in Antoinettenruh. Abends: Rückkehr mit elektrischer Bahn.

Sonnabend, den 6. August. — Vormittags von 8 bis 10 Uhr: Besichtigung der Herzoglich technischen Hochschule und des mit derselben räumlich vereinigten Herzoglichen Naturhistorischen Museums (Neue Promenade 6). Von 10—2 Uhr: Schlus-sitzung im Marmorsale des Wilhelmgartens. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im Wilhelmgarten. Nachmittags 3—5 Uhr: Besichtigung des Vaterländischen Museums (Hagenscharrn Nr. 6), worauf weitere Besichtigungen in der Stadt und deren Umgebung folgten. Abends 8 Uhr: Gartenfest, gegeben von der Stadt Braunschweig, im Stadtpark.

Sonntag, den 7. August. — Ausflug nach dem Elm. Vormittags 8 Uhr: Abfahrt in Wagen und Omnibussen von der Museumstrasse bzw. dem Steinthor ab. Besichtigung der Wasenburg in Gross-Velhheim, der Deutschordenskirche und des Ritterhauses in Lucklum, der Hochlinde und des Tannulus in Eversen, der alten Befestigungen (Ringwälle) am Bergberg und Kuxberg im Reiting-Thale (Erfrischungen und Frühstück im Reiting-Wirthshaus, Kaffee im Gasthaus Tetzstein), sowie der Stützkirche in Königslutter. Abends 6 1/2 Uhr spätes Mittagessen im Rathskeller zu Königslutter. Von Königslutter Rückkehr nach Braunschweig.

Montag, den 8. August. — Ausflug nach Wernigerode und Rübeland. Von 10 1/2—2 Uhr: Besichtigung der Alterthümer-Sammlung des Fürst-Otto-Museums und des Fürstl. Schlosses in Wernigerode. Frühstück im Hotel „Weisser Hirsch“. Darauf Wagenfahrt über Klingsrode oder Fustour über den Hartenberg nach Rübeland. Nachmittags 5 Uhr: Gemeinsames Festessen

im Hotel „Hermannshöhle“ in Rübeland. Abends: Festspiel in der Hermannshöhle. Concert in der „Höhenschänke“, veranstaltet von der Direction der „Harzer Werke“.

Dienstag, den 9. August. — Vormittags 9 Uhr: Besichtigung der von der Direction der „Harzer Werke“ electricch beleuchteten Hermanns und Baummannshöhle, sowie des Höhlen-Museums. Die Direction der „Harzer Werke“ als Pächterin der Höhlen gewährte den Theilnehmern freien Eintritt. Veranstaltung von Ausgrabungen an den Fundstätten paläolithischer Steingeräthe etc. in den Diluvial-Ablagerungen der Höhlen. 2 1/2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

Für Mittwoch, den 10. August hat der „Adler-Verein“ zu Neuhaldensleben zu einer Besichtigung der megalithischen Denkmäler in der Althaldenslebener Forst, sowie der Alterthümer-Sammlung im Gymnasium eingeladen.

Verzeichniss der 230 Theilnehmer (161 Herren und 69 Damen).

Wo der Wohnort nicht angegeben, ist derselbe Braunschweig.

Alsberg, Dr. med., Cassel.	Fritsch, Dr., Geh. Rath, Prof., Berlin.	Lüddecke, E., Apotheker, Königslutter.
Andree, Dr. R.	Fuhse, Dr., Museumsdirector.	Löhmann, Realschullehrer.
Frhr. v. Andriin-Werburg, Dr., Wien, Stellvertretender Vorsitzender der D. anthropol. Ges.	Gieseke-Trippe, W., Bernsprück bei Osnabrück.	Magnus, Bankier, und Frau.
Armstrong, Dr., und Frau, London.	Goebcke, Landwirthschaftslehrer.	Makowsky, Dr. Alex., Hochschulprofessor, Bohn.
Baesecke, Dr., Apotheker.	Göiz, Dr. G., Obermedicinalrath, Neustrelitz.	Meier, Professor.
Baier, Dr. Rud., Stadtbibliothekar, Stralsund.	Grabowsky, Museumsinspector, und Frau.	Menadier, Stadtamteister.
Bartels, Dr. M., Sanitätärath, Berlin.	Mr. George Grant Mc Curly, New-Haven, U. St.	Meyer, Dr. Rich., Professor.
Bartels, Paul, Dr. med., Berlin.	Grempler, Dr., Geh. Sanitätärath, Breslau.	Meyerfeld, Bankier.
Baumgarten, Carl, Kammerpräsident, und Tochter.	Guthknecht, Genremaler, Friedenan.	Mielke, Zeichner, Berlin.
Benseler, Ad., Harzhüttel.	Haake, Dr. med.	Nies, Dr. Cöln.
Hebrons, George, Hofkunsthändler, nebst Frau und 2 Töchtern.	Haake, Stadtrath, und Frau.	v. Miningerode, Baron, Langenberg/E.
Berkhan, Dr., Sanitätärath.	Hampe, Dr. med.	Much, Dr. M., Regierungsrath, Wien.
Bernhard, Dr. med.	Hartmann, Dr. med.	Much, Dr. Rudolf, Privatdozent, Wien.
Birkner, Dr., München.	Hodinger, Dr., Medicinalrath, Stuttgart.	Mühlhausen, Dr. med.
Blasius, Dr. Rud., Professor.	Heger, Franz, Museumsvorstand, Wien.	Ochlschläger, Dr., Danzig.
Blasius, Wilh., Geh. Hofrath, Professor, Lokalgeschäftsführer der Versammlung, und Frau.	Helle, Karl, Kaufmann.	Ohlmer, Kantor, nebst Frau.
Bloth, Dr. med. und Frau.	Helm, Dr., und Frau, Danzig.	Oppert, Professor, Berlin.
Böhlman, Apotheker, nebst Frau und Fräulein Hiecke.	Honking, Dr. med., und Frau.	v. Otto, Dr. jur. Alb., Staatsminister, Excellenz.
Brandt, Dr. A., Professor, Charkow.	Hermann, Turninspector, nebst Frau und Tochter.	Paffen, Regierungs-Baurath.
Brandt, Waldemar, Ingenieur, Charkow.	Jahn, Dr., und Fräulein Barot-Jungstbluth, Postmeister a. D.	Pfeifer, Baurath, nebst Frau und zwei Töchtern.
v. Brandt, Major, und Frau, Wutzig.	Klingebiel, Joh. Aug. und Frau.	Platner, Dr., Göttingen.
Brunns, Oberst z. D.	Knoll, Stadtgeometer.	Pockels, Dr. jnr. Wilhelm, Oberbürgermeister.
Carstens, Notar.	Köhl, Dr. med., und Frau, Worms.	Trochao, Apotheker, und Frau, Braun-schweig a/H.
Cordel, Schriftsteller, Halensee-Berlin.	Kossiana, Dr., kgl. Bibliothekar, und Frau, Berlin.	Ranke, Dr. Professor, Generalsecretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, München.
Deike, Dr., und Frau.	Kranse, Ed., Conservator, Berlin.	Ranke, Dr. Karl E., München.
Diesing, Hof-Apotheker.	Kühne, Dr.	Red. d. Braunsch. Landeszeitung.
Edel, Dr.	Lehmann, Major a. D., Göttingen.	Red. d. Braunsch. Stadt-Anz.
Eyse, Fräulein Marie nebst Mutter, Salzburg.	Lieff, Baurath.	Red. d. Braunsch. Volksfreund.
Feist, Dr., Oberlehrer, nebst Frau und Fräulein Cors.	Lüdenberg, Hauptmann, und Frau, Metz.	Red. d. Neuesten Nachrichten.
Feldhausen, Dr. med., und Frau.	Linne, Hngo, Wolfenbüttel.	Reidemester, Regierungs-Accessor.
Förtsch, Dr., Major a. D., Halle n/S.	Lösauer, Dr., Sanitätärath, Berlin.	Ribbentrop, Major a. D.
v. Frankenberg, Stadtrath, und Frau.	Löhnsinke, O., Bankier, und Frau.	Rimpau, H., Landwirth.
Friedrich, Hauptmann, München.	Löwenthal, Dr. med.	Rimpau, W., Cand. med.
		Rittmeyer, Consul, und Frau.
		Röttcher, Stadtamteister.

Rzehak, Dr. A., Professor, Bräun.	von den Steinen, Dr. Karl, Professor, Neubabelsberg-Berlin.	Fran Vieweg.
Saul, C., Glentorf.	Steinmeyer, Dr. med., mit Frau und Tochter.	Voges, Lehrer, Wolfenbüttel.
Schaper, Dr. A., und Frau, Boston	Stöck, Pastor, und Frau.	v. Voos, Dr. med., nebst Frau und 3 Töchtern.
Scheele, Georg, Bäckermeister.	von Stolzeberg-Luttmeren, Luttmeren bei Neustadt a. Rh.	Voos, Dr., Director, Berlin.
Scherer, Dr., und Frau, Museumsinspector.	Straub, Buchdruckereibes., München.	Wagner, Adolf und Frau, Berlin.
Schleum, Fräulein Julie, Berlin.	Strebel, H., Hamburg.	Waldyer, Professor, Dr., Geheimrath, stellvertretender Vorsitzender der Deutschen anthropol. Gesellschaft, Berlin.
Schmidt, Emil, Professor und Frau, Leipzig.	Struckmann, Dr. C., Amtsath, Hannover.	Walter, Bankdirector.
Schmidt, Oberstlieutenant, und Frau.	Teich, Dr., Tadweiler.	Warnecke, Oberlehrer, end Frau.
Schneider, Oscar und Frau.	Telge, Paul, Hofjuwelier, nebst Frau und Tochter, Berlin.	Weismann, Joh., Oberlehrer, Schatzmeister der Deutschen anthropol. Ges., und Tochter, Müeßen.
Schnell, Oberst, Wanstorf.	Tepelman, Verlagsbuchhändler, und Frau.	Wiechel, königl. sächs. Banrath, Chemnitz.
Schöttler, Dr. R., Professor, nebst Frau	Tenß, Stenograph, Berlin.	v. Wilm, Dr.
Schrader, Geh. Bergrath.	Tewes, Fr., Bibliothekar, und Frau, Hannover.	Wilsor, Dr., Heidelberg.
Frhr. v. Schrötter, Major, nebst Frau und Fräulein Schrötter.	Till, Stadt.	Zechlin, Konr., Apotheker, Salswedel.
Schulz, Dr. Rich., Professor.	Till, Architekt, nebst Frau und Tochter.	Zenker, Dr. W., Kreisphysikus, Fausendorf h/Stettin.
Schnitz, Pastor, und Frau.	Triebel, Alexander, Hoch-Paleschken.	Zichy, Graf, k. u. k. Gesandter, München.
Schütte, Oberlehrer.	Troje, Dr., und Frau.	Zimmermann, Dr., Archivrath, und Frau, Wolfenbüttel.
Schwarz, Vorstand d. Prov.-Museum, Posen.	Vasel, Gutbesitzer, Beierstedt.	Zimmermann, Finanzrath.
Schwarzenberg, Finanzrath, und Frau.	Vierkant, Dr.	Zunz, Dav. Adolf, Frankfurt a/M.
v. Seidlitz, G. A., Förster a. D., nebst Nichte und Fräulein v. Holy.	Virchow, R., Prof., Geheimrath, Vorsitzender der Deutsch anthropol. Ges., Berlin.	
Selwig, Fabrikant, nebst Frau.		
Skeland, H., Fabrikant, Berlin.		
Speiser, P., Cand. med., Freiburg i/B.		
Stamper, Schriftsteller, Berlin.		
Steffen, Dr. Georg, Leipzig.		

II.

Wissenschaftliche Verhandlungen in XXIX. allgemeiner Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: R. Virchow: Eröffnungsrede über die Steinzeit in Deutschland. — Begrüßungsreden: Begrüßung im Auftrage der herzoglichen Staatsregierung und im Namen der Localgeschäftsführung durch Herrn Geheimrath Dr. W. Blasius. — Begrüßung im Namen der Stadtbehörden durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Pockels. — Begrüßung durch den Vertreter der technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina Herrn Rector Schöttler. — Begrüßung durch den Vertreter des ärztlichen Vereins Herrn Dr. Hartmann. — Begrüßung durch den Vertreter des Vereins für Naturwissenschaft Herrn Prof. Dr. R. Meyer. — Grüße von Karl Kühne. — Berichte: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs Herrn Prof. Dr. J. Ranke. — Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters Herrn Oberlehrer J. Weismann und Wahl des Rechnungsamtschosses. Etat für 1899.

Vorsitzender Geheimrath Professor Dr. Rudolf Virchow leitet die Versammlung ein mit folgender Rede über die Steinzeit in Deutschland:

Hochverehrte Anwesende! Wir begreifen unsere Verhandlungen in einem Angeblük, wo ein besonders trübes und schwer in die gewöhnlichen Verhältnisse einer gelehrten Gesellschaft einzuordnendes Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt. Sie wissen von dem schweren Verluste, der das deutsche Reich, das deutsche Volk, das Kaiserhaus plötzlich betroffen hat. Wir alle haben die Empfindung, dass wir unsere Gedanken auf diesen Gegenstand concentrirte sollten; wir haben, ich kann wohl sagen, einen gewissen Widerwillen dagegen, uns mit den gewöhnlichen Dingen des Tages oder Jahres zu beschäftigen. Aber wir sind eben

Menschen und wir dürfen nicht vergesse, dass wenn die Menschen vergänglich sind, doch die Menschheit fortdauert und die Geschäfte nicht ruhen können. Die Arbeiten müssen über die Gräber gehen.

Wir haben schon einmal eine recht schwere Zeit überstanden und zwar in unserem ersten Beginn; es ist seitdem ein Menschenalter dahingegangen. Die Gesellschaft, die wir hier vertreten, war zum ersten Mal berufen, eine allgemeine Versammlung abzuhalten. Nachdem im Anfang des Jahres 1869 die constituirende Versammlung in Mainz im kleineren Kreise stattgefunden hatte, war in dankbarer Erinnerung daran, dass Mecklenburg das erste deutsche Land gewesen ist, welches die heimische Alterthumsforschung in voller Ausdehnung zur Geltung gebracht hat, die Versammlung nach Schw-

rin in Meklenburg bernfen, ungefähr anch für diese Jahreszeit, ein wenig später vielleicht. Aber che wir zusammentreten konnten, brach der französische Krieg aus und es begann jene gewaltige Reihe von Ereignissen, welche das Antlitz von Mitteleuropa verändert haben. Auch damals mussten wir uns fragen: kann man sich noch mit Prä-historie beschäftigen, wenn die Geschichte sich so nichtlich vor unseren Augen vollzieht? ist da noch Zeit für die Erörterung dessen, was längst vergangen ist? Indes will ich über diese Frage nicht philosophiren; ich will nur constatiren, dass die Versammlung in Schwerin ansahel, aber dass die Local-gesellschaften, die wir schon damals besaßen, in ihrer Arbeit fortführen. Ich habe neulich erst beim Durchblättern unserer Verhandlungen mit einem gewissen Erstaunen gesehen, dass z. B. unsere Berliner Gesellschaft nicht eine einzige Sitzung im Laufe der Jahre 1870 und 1871 hat ausfallen lassen und nicht eine einzige Sitzung anderen Gegenständen gewidmet hat, als den programmäsigen. Die grössten Ereignisse fanden statt und die Gesellschaft ist doch immer wieder zu ihrem eigentlichen Ziel und Zweck zurückgekommen. Das ist im Kleinen ein Bild von dem, was sich im Grossen vollzieht, denn nach den grössten Ereignissen muss die Menschheit zurückkehren zu gewöhnlicher Thätigkeit. Wenn man einen begraben hat, kann man nicht auflören, für sich selber zu sorgen. Eine alte Ueberlieferung brachte es sogar mit sich, dass das Begräbnisse selbst zu neuem Essen und Trinken aufforderte. So gelangt man schliesslich auch zu neuen Beschäftigungen geistiger Art. Dem kann sich der Einzelne nicht entziehen. Was aber für den Einzelnen gilt, das gilt in noch höherem Masse für eine grosse Gesellschaft. Und da wir es übernommen haben, für Deutschland einen Theil dessen zu leisten, was in der übrigen Welt durch besondere Corporationen geleistet wird, so können wir uns diesen Verpflichtungen ebensowenig entziehen, wie der einzelne Mensch sich den gesellschaftlichen Beziehungen entziehen kann, wenn er auch durch schwere Schicksalsschläge getroffen ist.

Wir haben die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, im Laufe der Zeit nicht wenig verändert und erweitert. Gerade hier ist der Platz, daran zu erinnern, dass der Ausgangspunkt für die anthropologische Bewegung, in der wir uns befinden und deren Ausdruck wir selber sind, gelegen war in den Entdeckungen, welche vor nunmehr 40 und 50 Jahren in Bezug auf die sogenannte Steinzeit und Alles, was daran hängt, gemacht wurden. Das war es, was die Begründung anthropologischer Gesellschaften hervorrief, und zwar zunächst nicht nationaler und localer, sondern die erste Zeit, wo

wir zusammentraten, brachte die internationalen. Wir kamen auf einer Reihe internationaler Congresses zusammen, che wir den heimischen Boden durchgearbeitet hatten. Aber im Grossen und Ganzen war die Aufgabe für alle anthropologischen Congresses dieselbe. Die Probleme wiederholten sich, weil es nicht möglich war, ihnen sofort bis zu den letzten Wurzeln nachzugehen. So ist die Frage der Steinzeit geblieben und sie wird bleiben, wir werden sie auch heute nicht vollständig lösen, und vielleicht wird keiner von uns ihre Lösung erleben, aber wir müssen uns damit beschäftigen.

Wenn ich gerade hier auf diese Frage zurückkomme, so habe ich dafür gewisse locale, wenn Sie wollen, entwicklungsgeschichtliche Gründe. Was die locale anbetrifft, so haben Sie, wenn es Ihnen sonst nicht bekannt war, schon aus dem Programm ersehen und werden es aus der reichen Festschrift, die uns gueschenkt ist, noch genauer ersehen, dass Sie hier auf einem Gebiete sich befinden, welches selbst vielen unserer deutschen Landsleute fremd-artig sein dürfte, nämlich auf dem Gebiete der sogenannten megalithischen Monumente. Sie werden demnächst wohl Gelegenheit haben, dergleichen zu sehen. Namentlich zwischen hier und der Elbe liegt ein reiches Fundgebiet, das sich nicht blos über dieses Herzogthum, sondern anch über die anstossende Altmark ausbreitet, mit einer Fülle von Monumenten, wie sie grösser und zahlreicher kaum in einem anderen Theile Deutschlands gefunden werden. Ich bin schon gestern wiederholt gefragt worden: in welche Zeit gehören diese Monumente? Man interessirt sich aufs lebhafteste gerade für diese allergrössten Monumente der Vorzeit; man wünscht zu wissen, was waren das für Leute, die das gemacht haben. Nun, bei einer solchen Betrachtung ist es ganz natürlich, dass man sich in erster Linie auf das Locale beschränkt, auf das Land, wo man die Denkmäler findet. Aber bald geht man weiter in ein Nachbarland n. s. f., und so kommt man schnell zu der universalen Betrachtung, welche bei diesen Dingen unabweisbar ist. Selbst wenn wir nach Afrika oder nach Asien gehen, finden wir grosse Steindenkmäler. Und doch erscheinen sie überall ganz ungewöhnlich. Daher gelangt man immer wieder zu der Frage, — gestern war es oben —: waren es nicht Königsgräber, Gräber der vornehmen Leute? In der That, es können nicht alle Todten so ausgezeichnet worden sein. Es ist ja klar, dass wenn jeder Todte so bestattet worden wäre, mindestens Hunderttausende von Megalithen vorhanden sein müssten, während es sich jetzt höchstens um Hunderte in jedem Lande handelt. Dass diese eine besondere Bedeutung haben mussten, werden wir ohne Weiteres zugestehen können, aber damit kommt man noch

nicht weit, denn dann fragt es sich: welche Könige oder Adelige waren es, die man so geehrt hat?

Ich möchte nun zunächst hervorheben, dass bei allen diesen Fragen eine gewisse sprachliche Schwierigkeit existirt, indem jeder Mensch das Bestreben hat, ohne volles Recht, aber mit einem unwiderstehlichen Drange, merkwürdige Einzelerscheinungen in Verbindung mit anderen ähnlichen zu setzen, indem man den Namen einer solchen Einzelerscheinung ausbreitet auf ein ganzes Gebiet, selbst wenn dasselbe so gross ist, dass in demselben nicht mehr einheitliche Verhältnisse bestehen können. Sie wissen, megalithisch heisst zu deutsch übersetzt „grossteinig“, aus grossen Steinblöcken zusammengesetzt. Was bedeutet aber gross? Je nachdem der Einzelne ihm bekannte Massstäbe anwendet, kann er das Wort „gross“ auf sehr verschiedene Dinge anwenden. Ein Steinblock, der z. B. 30 cm im Durchmesser hat, kann für gewisse Leute schon gross erscheinen, während ein anderer vielleicht erst dann von Grösse spricht, wenn er mindestens 5 m oder 10 m grosse Blöcke vor sich hat. Man kann das auch in der That nicht einfach mit dem Massstab in der Hand entscheiden. Sie werden alle möglichen Bücher consultiren können und kaum eines finden, in dem gesagt ist, ein megalithischer Block muss die und die Minimalgrösse haben; es handelt sich immer nur um ein ungefähres, über das gewöhnliche Maass hinausgehendes Verhältnis. Was das gewöhnliche Maass anbetrifft, so glaube ich, kann man dafür allerdings eine Auskunft geben: Das gewöhnliche Maass ist dasjenige, was man auch zu anderweitigen Zwecken in Anwendung bringt. Also wenn jemand ein Haus baut und zwar aus natürlichen Steinen, sei es aus rohen Blöcken oder aus Platten, so braucht er dafür Steine von einer mässigen Grösse, gleichviel, ob er eine Mauer daraus aufrichtet, oder ob er eine Gruhe im Erdhoden macht und diese Gruhe mit Platten aussetzt, sodass daraus eine Kammer entsteht. Solche primitiven Gebäude oder „Kammern“ pflegen ein gewisses Maass nicht zu überschreiten. Auch die dabei verwendeten Steine sind gewöhnlich von mässiger Grösse. Aber man kann nicht sagen, dass das Maass ein constantes sei. Man schätzt dasselbe nach den Verhältnissen der Steine, welche man gewöhnlich anwendet. Sobald sie über dieses Maass hinausgehen, sagt man: nun sind es aber recht grosse Steine, megalithische. Aber die Vulgärsprache hat das so verwirrt, dass wir z. B. in unseren östlichen Gegenden die grösste Confusion finden in Bezug auf Megalithen und die sogenannten Steinkisten. Es gibt dazwischen eine grosse Masse von Gräbern, nicht mehr von Hunderten, sondern in der That von Tausenden und aber Tausenden,

wo man innerhalb eines Erdhügels auf eine sogenannte Steinkiste kommt. Diese besteht in der Mehrzahl von Füllen aus grösseren oder kleineren Platten, die zum Theil senkrecht in die Erde gesetzt, zum Theil über einen ungesparten Raum gedeckt sind, so dass dadurch ein regelrechter, ziemlich rechteckiger Raum, eine Stube oder Kammer, entsteht. Diese Kammern können recht gross sein, und wenn jemand dann sagt, das ist megalithisch, so kann man ihm persönlich das vielleicht nachsehen, aber wenn alle Leute Steinkisten und Megalithe mit einander verwechseln, so würde in der kürzesten Zeit keiner den anderen mehr verstehen.

Ich darf vielleicht hier eine allgemeine Bemerkung einschleichen, nicht zum erstenmale, ich habe sie schon einigemal vorgebracht, aber ich finde, dass sie nicht oft genug wiederholt werden kann. Ich meine die Neigung, eine besondere Erscheinung, die man trifft, zu verallgemeinern und ihren Namen auszudehnen auf wer weiss, wie viele andere, wenn auch nur entfernt ähnliche Dinge. Diese Neigung ist so gross, dass auf dem Gebiete, welches wir eben verhandelt, die grössten Schädigungen dadurch herbeigeführt worden sind. Ich wähle als ein Beispiel, das sich zunächst an die Megalithen anschliesst, die sogenannten „Kjökkenmöddinger“. Diese dänische Bezeichnung heisst zu deutsch nichts weiter als Küchenabfallhaufen; wenn wir das dänische Wort grehnen, so geschieht es nicht aus einer danisirenden Neigung, sondern deshalb, weil dem Worte „Küchenabfallhaufen“ gerade die typische Bedeutung eines prähistorischen Manfens abgeht, während das dänische Wort dieselbe besitzt, ja gerade dadurch Dänemark zuerst die Aufmerksamkeit auf solche Plätze gelenkt hat. Das dänische Wort hat also etwas Besonderes an sich. So geschah es, dass die Kjökkenmöddinger auf früheren internationalen Congressen ein regelmässiger Beandtheil der Discussion wurden, deshalb weil sie zweifellos in eine sehr alte prähistorische Zeit zurückreichen und als wahre Typen der ersten Steinzeit betrachtet werden können. Daher haben sie schon lange als eines der ältesten Zeugnisse der europäischen Cultur gegolten, und noch gegenwärtig haben wir, meines Wissens wenigstens, ausser gewissen, ganz oder halb paläontologischen Funden nichts, was direct älter gesetzt werden könnte.

Wenn z. B. die Megalithe in dieselbe Zeit gehörten, so würden sie auch an diesem Vorzuge theilnehmen; wenn das aber nicht der Fall ist, so muss man eine genauere Scheidung zwischen den verschiedenen Steinzeitfunden vornehmen, und es wird sich darum handeln, die besonderen Merk-

male festzustellen, durch welche diese oder jene Gruppe von solchen Funden ausgezeichnet ist. Nun war es an sich sehr natürlich, dass im Anfange gerade die Hauptmonumente und die Hauptplätze, wo sie sich in Europa fanden, in den Vordergrund der Betrachtung gestellt wurden. Deshalb ist die Frage, wo sind Megalithe zu finden, eben so vielfach discutirt worden, wie die Frage, wo sind eigentliche Kjökkenmöddinger? Bei den letzteren waren es ganz bestimmte Plätze, z. B. die Insel Soeland, welche zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zogen und von denen aus die Uebertragung der Bezeichnung auf andere Plätze geschah. Bei den Megalithen war es vorzugsweise eine Reihe gruppenweise vertheilter Heimathplätze, die von Norddeutschland her bis an den atlantischen Ocean und darüber hinaus sich erstrecken, welche die Aufmerksamkeit erregte. Aber in dem Maasse, als die Reisenden über Europa hinausgingen, als man auch in anderen Welttheilen sich umsah, fand man immer mehr Kjökkenmöddinger und immer mehr megalithische Monumente mit allen Einzelheiten der Ausstattung. Diese Entdeckungen haben lange Zeit fortgedauert, und noch in diesem Augenblicke können wir nicht sagen, dass die Forschung abgeschlossen wäre.

Ich möchte aber daran die Folgerung knüpfen, dass wir allmählich dahin kommen müssen, unsere Bezeichnungen etwas vorsichtiger zu wählen. Ich sehe hier den Vertreter für Danzig vor mir; in der Nähe von Danzig, am Frischen Haff, liegt das viel besprochene Tolckemit, wo am Abhange des Ufers gegen das Haff hin durch das Abstürzen der Erdmassen immer neue Schichten aufgedeckt werden, in denen man Dinge findet, die sehr alt sind, die Alle für neolithisch halten und die vielleicht eben so alt sind, wie manche dänische Kjökkenmöddinger, aber daraus folgt noch nicht, dass jeder Küchenabfallhaufen, der am Frischen oder Karisehen Haff gefunden wird, auch ein „Kjökkenmödding“ sei oder in die neolithische Zeit gehöre. Solche Folgerungen muss man sehr scharf überwachen. Ich darf wohl darauf aufmerksam machen, dass Küchenabfallhaufen auch heute noch bei jedem Dorf entstehen. Die Städte haben nenerlich die Frage der Müllabfuhr sehr ernsthaft studirt und sind noch jetzt damit beschäftigt, herauszubringen, wie es finanziell zu machen sei, sich des „Mülls“ zu entledigen; bei den Dörfern und einzelstehenden Gehöften wird man wahrscheinlich noch lange Zeit fortfahren, neue Küchenabfallhaufen herzustellen, indem man die Rückstände der Haushaltung in der Nähe in ein Loch schüttet und nachher wieder zudeckt. Solche „Abfallgruben“ finden sich an allen möglichen Plätzen. So, um ein Beispiel zu wählen, gibt es

in Nordamerika eben so merkwürdige alte Monumente, wie unsere Megalithen, nur ohne die grossen Steine; das sind die sogenannten „Mounds“. Man bezeichnet damit grosse Erdaufwürfe, Schanzen, Warten u. dgl. in weiter Verbreitung. Wenn man auf ihnen gräbt, so stösst man von Zeit zu Zeit auf ein Loch oder eine Grube, gefüllt mit Küchenabfall, zweifellos genau so, wie wenn wir hier auf Land führen und bei einem Dorfe graben würden; es würde wahrscheinlich keine Schwierigkeit haben, etwas Aehnliches aus der neueren und vielleicht neuesten Zeit zu entdecken. Nun kann das ja ganz interessant sein; man extrahirt da die verschiedensten Sachen, es ist manches hineingeschüttet, was zerbrochen war, Scherben von Thongefässen, Stücke von hölzernen und eisernen Geräthen, Metallsachen, — das Alles ist bunt durcheinander geschüttet und man kann alle möglichen chronologischen Schlüsse daraus ziehen; je nach der Zeit, in der solche Töpfe, Kämme u. s. w. gemacht worden sind, kann man solche Haufen in die entsprechende Zeit rechnen. Das sind lauter locale Fragen, die für das Gesammtwissen oft gar keinen Werth haben; ich wollte nur darauf aufmerksam machen, dass die blosse Existenz eines solchen Haufens oder einer solchen Grube oder überhaupt von Abfallproducten keinen Generalwerth hat. Die besondere Werthschätzung beginnt erst, wenn wir den Abfallhaufen ein höheres Alter zuschreiben dürfen, wenn wir sagen können, der Haufen hat mit der gegenwärtigen Welt nichts zu thun, er reicht weit zurück in Zeiten, wo vielleicht von allen gegenwärtigen Völkern noch nichts zu merken war, wo also eine ganz andere Welt existirte. Daher muss man recht vorsichtig opiniren, und wenn man den Namen Kjökkenmöddinger in einem wirklich technischen Sinne anwenden, ihn nicht bloss, weil er im Dänischen einmal existirt, gebrauchen will, als blosse Redensart, dann muss man ihn stark beschränken.

Was die Megalithe anbelangt, die uns zunächst interessieren, so darf ich vorwegschicken, dass schon seit langer Zeit, seit dem vorigen Jahrhundert namentlich, die Leute mit offencn Augen erkannt haben, dass es sich da um locale Verhältnisse handelt, deren Vorkommen innerhalb gewisser Grenzen geographisch beschränkt ist. Es ist etwas schwer gewesen, dieses Gebiet scharf zu definiren, und zwar deshalb, weil die Monumente nicht bloss durch die Menschen, sondern auch durch den „Zahn der Zeit“ angegriffen werden. Letzteres geschieht zweifellos in erheblichem Maasse. In der Altmark gibt es eines solchen Block, von dem man erzählt, dass jedesmal, ich glaube zu Neujahr oder Weibnachten, ein neues Plattenstück abspriegt und eine Grube hinterlässt.

Ich habe selber einen ziemlich grossen Scherben herausnehmen können, der von der Oberfläche losgegangen war. Wenn sich das fortsetzt, so wird nicht bloss die Grösse der Steine vermindert, sondern es entstehen auch immer neue Abspaltungen. Dann kommt die Frage, ob die Vertiefungen natürliche oder künstliche sind; das ist die Frage der sogenannten Näpfchen- oder Grübchensteine, eine Frage, die namentlich in der Schweiz mit grosser Heftigkeit in diesem Augenblick discutirt wird. Im Norden spricht man von Elfensteinen. Ich sage nicht, dass alle „Näpfchen“ natürliche Bildungen sind, aber es gibt zweifelloso Verwitterungserscheinungen, wodurch nicht bloss „Grübchen“ entstehen, sondern die Steine immer mehr vernichtet werden. Theoretisch lässt sich also nichts dagegen sagen, dass endlich einmal auch ein grosser Stein ganz und gar aufgelöst werden kann, wenn er unter besonderen Witterungsverhältnissen gelegen ist. Viel schlimmer als die Witterung sind aber die Menschen; wir können weiss wie viele Beispiele dafür beibringen, wie die Menschen zerstörend auf diese alten Monumente einwirken. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts haben die Regierungen an verschiedenen Stellen sich bemüht, Fürsorge zu treffen, solche Monumente zu erhalten. Wir können eine ganze Reihe solcher Regierungsverordnungen zusammenstellen, aber wir können ebenso nachweisen, dass die Mehrzahl dieser Verordnungen nicht gehalten wird. Trotz der Verordnungen sind Steine gesprengt worden und die Sprengstücke zu Hans- und Chausseebanten, zur Pflasterung von Städten u. dgl. verwendet worden; es sind immer weniger geworden. Wir besitzen ein sehr bemerkenswerthes Buch von Beekmann aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der eine genaue Beschreibung der Mark Brandenburg geliefert hat mit Abbildungen, ein stattliches Werk in Grossfolio, wie man es heute kaum herstellen würde. Darin ist eine Anzahl von Megalithen aufgeführt und sogar abgebildet, die nicht mehr existiren; man kann nicht einmal sagen, wo sie gehöhen sind, sie sind eben nicht mehr da. Wenn aber in einem solchen, von einem aufmerksamen und sorgfältigen Beobachter gesammelten Buehe Abbildungen vorhanden sind, so können die Objecte doch nicht spurlos „verduftet“ sein; es bleibt nichts anderes übrig, als den Verlust der Zerstörungswuth der Menschen zuzuschreiben. Wir haben aus daher seit langer Zeit bemüht, woin wir kamen, die Aufmerksamkeit der Regierungen darauf zu lenken, wie notwendig es ist, nicht bloss strenge Verbote ergehen zu lassen, sondern auch strenge Ansicht zu üben; denn mit Verboten allein ist nichts gethan, man weiss schon seit dem Alterthum, dass ein Gesetz als Gesetz sich

nicht durchsetzen kann, sondern dass eine besondere Gewalt notwendig ist, um das Gesetz durch beauftragte Personen aufrecht zu erhalten und zu überwachen. So ist es vorzugsweise bei Alterthümern; es hilft nichts, dass wir Regierungsverordnungen haben, sondern diese müssen auch den exekutiven Organen recht ernsthaft eingeschärft werden. Wenn der betreffende Polizist oder Ortsdiener es für etwas Gleichgültiges hält, so muss man ihm klar machen, dass die Regierung das für etwas Wichtiges hält, und dass er zu strenger Aufsicht verpflichtet ist und unter Umständen bestraft werden kann, wenn er nachlässig oder gar nicht diese Aufsicht übt. Man muss bedenken, dass wir nur noch eine beschränkte Zahl derartiger Monumente haben, und dass sie, einmal zerstört, nicht wieder herzustellen, dass sie unersetzlich sind. Man vernichtet damit für immer gewisse Dinge, die für die frühere Geschichte des Menschen die höchste Bedeutung haben.

Ich wollte diese Bemerkungen voraus schicken, um zu deduciren, dass wir schon gegenwärtig nicht mehr in der Lage sind, mit voller Sicherheit zu sagen, wie gross das Gebiet gewesen ist, in welchem sich megalithische Monumente befanden haben. Wenn wir um hundert Jahre zurückrechnen, so ist das Gebiet zweifellos viel grösser gewesen, als wir jetzt zeigen können, und je länger man wartet, um so enger wird sich dasselbe zusammenziehen; schon gegenwärtig gibt es nur wenige Stellen in Norddeutschland, wo wir jenseits der grossen Ströme (Elbe, Oder u. s. w.) noch derartige Monumente finden. Ihre Zahl ist verschiednen je nach der geographischen Breite: je näher an der Mündung der Ströme, um so mehr ist die Zerstörung vorge schritten. Auf dem rechten Ufer der Elbe gibt es, glaube ich, im Augenblick nur eine einzige Stelle in der Priegnitz, wo durch die Fürsorge der preussischen Regierung ein sehr altes Grab erhalten ist; weiter östlich werden sie immer spärlicher. Einzelne finden sich noch in der Uckermark und in Mecklenburg. In der Nähe der Oder sind diese Monumente ausserordentlich spärlich. Früher waren sie zahlreich auf Rügen; ich erinnere mich noch der Zeit, wo man die Höhenzüge der Insel besetzt sah mit grossen Grabhügeln; heutzutage ist schon sehr wenig davon zu sehen, und oh eine kommende Generation überhaupt noch eine Kenntniss davon bewahren wird, das halte ich für etwas zweifelhaft. Und so geht es weiter und weiter. Zwar finden sich zwischen Oder und Weichsel vereinzelte Plätze, welche als Steinmonumente bezeichnet werden können, aber nichts Grosses, jedenfalls keine Stelle, die vergleichbar wäre mit dem megalithischen Gebiete der Altmark, Braunschweigs, Hannovers bis

zur Ems und darüber hinaus auch noch im östlichen Holland. Immerhin bleibt uns hier eine Art von Mittelpunkt für diese Cultur. Dieses Gebiet zwischen Elbe und westlichem Ocean muss von den Menschen der Steinzeit ganz besonders hervorzugt worden sein.

Nun, das ist keine neue Weisheit. Im Gegentheil, es ist eine ziemlich verbreitete Meinung, die namentlich in der französischen Literatur mit grosser Zuversicht ausgesprochen und festgehalten worden ist. Unsere Gesellschaft hat recht viel Gelegenheit gehaht, die deutschen Verhältnisse zu prüfen, aber ich kann nur hervorheben, dass mir persönlich nichts darüber bekannt ist, dass über einen ziemlich weit nach Norden heraufgeschobenen Gürtel von Mitteleuropa hinaus, sei es in Süddeutschland, sei es in dem südlichen Theile von Mitteleuropa, Megalithen existiren, oder dass man Veranlassung hätte, anzunehmen, sie hätten daselbst früher existirt.

Das ist ungefähr eine ähnliche Erscheinung, wie sie in Nordamerika constatirt und gerade in der neuesten Zeit mit besonderer Genauigkeit verfolgt ist. Es ist neuerlich eine Abhandlung von Mr. Wilson erschienen, einem hervorragenden Kenner der localen Verhältnisse, der feststellt hat, dass die nordamerikanischen Mounds sich nur in einem zusammenhängenden Zuge finden zwischen dem 25. und 51. Grade nördlicher Breite und zwischen dem 69. und 101. Grade der Länge. Das ist ein Gebiet, welches sich ungefähr parallel dem Mississippi erstreckt, welches aber weder den atlantischen noch den pacifischen Ocean erreicht, nicht einmal die Rocky-Mountains, sondern welches quer durchgeht von Canada bis zum mexikanischen Golf. Da stehen alle die Mounds, zum Theil ungeheure Erdwerke. Dieses Gebiet muss also doch etwas anderes gewesen sein als das Küsten- oder das Gebirgsgebiet war, gerade so wie wir auch schliessen müssen, dass bei uns es gerade die Küstengebiete waren, während unsere Gebirgsgebiete gänzlich ausgeschlossen blieben.

Nun werden Sie fragen: wer ist das gewesen? Die entschlossenen Leute sagen, das ist ein Volk gewesen, welches ursprünglich weit im Norden gewohnt hat, längs der Küsten heruntergewandert ist und endlich im Binnenland diese Gräber hinterlassen hat. Dafür hat man eine Art von Beweis, wenigstens einen Wahrscheinlichkeitsbeweis geliefert, indem man nachwies, dass derartige Monumente auch in Afrika vorkommen, aber auch da nicht überall, sondern wieder in einer gewissen Zone, welche sich längs der Küste des Mittelmeeres, im nördlichen Afrika, erstreckt, vorzugsweise im heutigen Tunis, Algier, bis Marokko hin. Das ist das Gebiet, von

dem man weiss, dass die Vandalen hineingezogen sind; daraus folgerte man, dass die Vandalen es gewesen seien, welche diese Sitte der Bestattung von europäischen Continent herübergebracht und in Afrika weiter erhalten hätten. Sie sehen, man knüpft immer gleich sehr weitgehende Schlüsse an diese Art der Bewegung. Waren die Erbauer der afrikanischen Steinmonumente wirklich Vandalen? Das wäre wirklich etwas sehr merkwürdiges, denn bis jetzt hat noch niemand nachgewiesen, dass die Vandalen in ihrer Heimath Steinmonumente errichtet oder dass sie überhaupt der Steinzeit angehört haben. Dagegen will ich bemerken, wir besitzen ein altes lateinisches Gedicht, eine gereimte Reisebeschreibung von Festus Avienus, *ora maritima* genannt, ein sehr merkwürdiges Buch, dessen Quellen in die Zeiten zurückdatiren, wo die Phönizier zuerst die nördlichen Küsten befahren, wo phönizische Schiffe längs der Küste des Mittelmeeres und der iberischen Halbinsel herumgingen und endlich in den Kanal und die Nordsee kamen. Darüber ist viel discutirt worden und man hat diese Fahrten mit dem Bernsteinhandel in einen plausiblen Zusammenhang gebracht. Es lässt sich in der That nicht leugnen, dass diese Combination einen scheinbar sehr nahe liegenden Gedanken wiedergibt. Wir haben neuerlich ein bemerkenswerthes Buch über die *Ora maritima*, das wahrscheinlich sehr wenigen unserer Landsleute bekannt geworden ist, von einem portugiesischen, sehr unabhängigen Denker erhalten. Der Verfasser, Sarmiento, ist der Entdecker alter, man darf wohl sagen uralter Felsenburgen, welche sich im nördlichen Portugal, namentlich in der Provinz Entre Duro e Minho finden. Da liegen auf kegelförmigen Felsenspitzen zum Theil noch wohl erhaltene Reste von Städten, frohlich sehr wenig ausgedehnte Anlagen, man hat sie deshalb mit dem Namen *Citania* belegt. Man hielt sie früher für römische Ansiedlungen, sie geben aber viel weiter zurück. Ich habe seiner Zeit den Versuch gemacht, sie in eine specielle Beziehung zu orientalischen Ueberresten zu setzen; insbesondere habe ich nachgewiesen, dass sie bestimmte Anklänge an die mykenische Architektur, welche Schliemann zuerst ans Tageslicht gezogen hat, erkennen lassen. Bis in diese Gegenden erstrecken sich aber auch die megalithischen Dinge, sie kommen bis auf die iberische Halbinsel vor. Aber ich kann wohl sagen, wenn man noch so genau prüft, kann man sich nicht entschliessen, sie mit irgend einem historischen Wandervolke in Beziehung zu bringen. Oh man dazu die Vandalen, die West- oder Ostgothen, oder irgend einen anderen Stamm, etwa unsere verloren gegangenen Semnonen, heranzieht, das ist ein unter-

geordneter Punkt; ich kann nur sagen, in die Völkerwanderungszeit darf man die iberischen Riesenstädte zweifellos nicht stellen. Als die grosse volkstümliche Bewegung durch den ganzen europäischen Continent ging, die wir jetzt kurzweg als Völkerwanderung benennen, mnsaten die Citanien nicht nur längst fertig, sondern auch schon wieder zerstückt sein; es ist gar keine Möglichkeit vorhanden, sie in irgend einen Verband damit zu bringen. Sie gehören einer früheren Zeit an. Aber diese ältere Zeit können wir nicht mehr auf bestimmte Völker zurückbeziehen. Wenn wir immer gepöbeigt werden, zu sagen, was waren das für „Völker“, so müssen wir sagen, das wissen wir nicht. Denn es gibt keine Historiker, keine Schriftsteller, keine Urkunden, in denen die Namen dieser Völker genannt sind. Es bleibt also nur die Möglichkeit, dass wir uns den griechischen und lateinischen Schriftstellern die allerältesten Völkerbeziehungen, die wir aufreiben können, herausziehen. Dann aber knüpft sich die Betrachtung an die Periode, nicht an die Leute an.

Man sieht es gegenwärtig, unsere älteste Bevölkerung möglichst zu beziehen auf Germanen. Auf diese Weise kommt man auf einen Stamm oder ein Volk, das in ältester Zeit wenig genannt wird. In römischer Zeit sass es an der unteren Donau und unternahm die ersten Vorstösse über die Donau hinaus gegen das römische Reich; es war also bei dem ersten Contacte mit den Römern betheilt. Das sind die in den letzten Jahren viel genannten Bastarner. Von denen wissen wir sonst gar nichts; dass sie nicht ewig an der unteren Donau gesessen haben, ist sehr wahrscheinlich, aber woher sie gekommen sind, darüber sind keine Nachrichten vorhanden, und ältere Germanen, als die Bastarner, kennen wir im Augenblicke nicht. Für die Bastarner aber sind neuerlich gewisse, tatsächliche Anknüpfungspunkte ermittelt worden: man hat nämlich in der Dohrdrusa, nachdem sie durch den letzten russisch-türkischen Krieg in rumänischen Besitz gekommen ist, ein grosses gemauertes Monument angefangen, was ungefähr in der Zeit Trajans errichtet sein muss; an diesem findet sich allerlei figürlicher Schmuck, Sculpturen verschiedener Art, darunter auch die Darstellung von Barbaren, welche mit den Römern in Kampf gerathen sein müssen, und ich erkenne an, Vieles spricht dafür, dass es Bastarner waren, die da dargestellt worden sind. Manche unserer Germanisten haben das auch schon so weit angenommen, dass sie ohne weiteres den Typus der Bastarner als den Typus der alten Germanen aufgestellt haben. Erst neulich, wo sich die Aufmerksamkeit auf gewisse in Frankreich und Westdeutschland gefun-

dene Bronzefiguren gerichtet hat, ist von Herrn P. Reinecke die Frage erörtert worden, ob das nicht die ältesten Darstellungen unserer germanischen Vorfahren seien. Indes wäre dieses Alter kein sehr hohes, denn damit kommen wir kaum bis vor Christi Geburt und sicherlich noch nicht zu der Frage der megalithischen Monumente.

Ich habe dieses Beispiel nur heransgreifen wollen, um daran zu zeigen, dass die allgemeinen Redensarten von älteren Germanen u. s. w. lauter Redensarten sind, hinter denen nichts steckt. Man kann sich denken, dass einstmal lauter Germanen hier sasscn, aber ebenso gut, dass keine da sasscn. Es gibt keine Thatsachen, aus denen sich mit unmittclbarer Nothwendigkeit deduciren lässt: ergo müssen schon früher andere Germanen da gewesen sein. Ich verahre mich davor, und ich glaube, ich kann das im Namen der Gesellschaft thun, — dass man uns impirtirt, wir sollten historische Bezeichnungen in die vorhistorische Zeit hineinsctzen. Aber der Versuch, uns dazu zu verleiten, wird immer wieder erneuert, man bringt uns immer wieder einen prähistorischen Schädel und fragt, ist das nicht ein germanischer Schädel? Es ist das eine sehr interessante Frage, wir nehmen sie niemand übel, der sie stellt, aber ich will nicht verschweigen, dass es höchst langweilig ist, wenn man immer wieder sagen muss: das weiss ich nicht. Wie soll man auf eine solche Frage positiv antworten? Vielleicht genügt dieses Beispiel, um daran zu demonstrieren, dass auch für die megalithischen Monumente nur dieselbe Antwort gegeben werden muss. Sollten wir je in die Lage kommen, einem prähistorischen Sebädel ohne weiters anzusehen, ob er einem Urgermanen angehört hat oder nicht, so werden wir vielleicht auch erkennen können, ob ein megalithisches Monument germanisch oder nicht germanisch ist. Ich will in dieser Beziehung darauf hinweisen, dass dieselbe Art des Fragens in Amerika für die Meunds angewendet worden ist. Manche haben erklärt, sie seien nicht von alten Indianern hergestellt, sondern von früheren präcolumbischen Stämmen. Dafür lässt sich manches heibringen, aber bis jetzt ist nichts davon sicher bewiesen. So fürchte ich, dass wenn wir unseren Megalithen einen Besuch gemacht haben werden, Sie allerdings einen recht eindrucksvollen Auhlick gewonnen haben werden, dass Sie aber doch auch nach Hause gehen werden, ohne zu wissen, welches Volk die Monumente errichtet hat. Diese Schwierigkeit ist besonders gesteigert worden dadurch, dass fast alle diese Monumente vor ver weiss wie langer Zeit schon geplündert worden sind; wenn sie unverseht uns überkommen wären, wenn wir sie erhalten hätten, wie sie wahrscheinlich Jahrtausende

hindurch gestanden haben, so würden wir wahrscheinlich aus ihnen eben so werthvolle Dinge haben entnehmen können, wie wir sie sonst alten Gräbern entnehmen. Denn aus diesen können wir in der That durch die sogenannten Beigaben die wichtigsten Schlüsse für die Chronologie gewinnen. Aber bei den Megalithen ist die Zeit der wissenschaftlichen Erforschung vorüber, sie sind wahrscheinlich alle ausgeplündert, das Gleiche ist ihnen passiert, was so vielen Monumenten passiert ist. Ich will daran erinnern, dass schon zur alten Römerzeit Gräber geplündert wurden. Wir wissen genau, dass in Aegypten Jahrtausende vor Christi Geburt die Gräber so geplündert wurden, dass man besondere Vorsichtsmassregeln traf, um die Schätze derselben zu verbergen. Sie waren früher aller Welt sichtbar errichtet; als sie aber dem regelmässigen Raubwesen verfielen, kam man endlich dahin, dass man eines guten Tages sämtliche noch vorhandenen Königs- und Oberpriestergräber ausleerte und den ganzen Inhalt in einen Erdsplatt hineinbrachte, der gegenüber Theben und in der Nähe des berühmten Deir el Bahri liegt; man musste sich tief in die Erde an Seilen herunterlassen und kam dann in einen horizontalen Spalt, der ganz mit Mumien gefüllt war. Das wurde vor 20 oder 25 Jahren zufällig entdeckt, durch Araber. Da kam man in ungeheure Todtenäle, wo König an König, Oberpriester an Oberpriester lag mit all ihrem Schmuck und Zubehör. So lange als man nur in den eigentlichen Gräbern suchte, fand man nur leere Sarkophage, ausgeplünderte Gräber.

An diese Erfahrungen müssen Sie sich erinnern, wenn Sie vielleicht den Anthropologen und Archäologen den Vorwurf machen möchten, dass sie nicht mehr wissen. Ich kann nur sagen, da wir nichts finden, können wir auch nichts wissen. Dass wir aber häufig nichts finden, hängt vielfach davon ab, dass die Archäologie auch ein Rauhthier ist, aber sie schreift auf und führt darüber Bsch, und es können diese Aufzeichnungen nachher werthvollere Dienste leisten, wie die unmittelbaren Objecte. Von solchen Aufzeichnungen haben wir aus älterer Zeit fast nichts; es gibt aus der alten Zeit nur wenige Documente, welche etwas brauchbar sind.

Ich will nicht zu lange Ihre Geduld noch in Anspruch nehmen, ich möchte nur auf eines aufmerksam machen, was auch dem nicht ganz todtlich geschlittenen Manne oder der Frau die Möglichkeit bietet, uns zu helfen, das ist das Topfgeschirr. Seit einigen Jahrzehnten ist man allmählich von der Ueberzeugung durchdrungen worden, dass überall, wo Menschen Töpfe gemacht haben, gerade die Töpfe ein ausserordentlich werth-

volles Material für das kritische Urtheil darbieten, namentlich für das chronologische Urtheil über die Zeit, in welche sie hineingehörten. Wir haben diese Methode vielfach in Deutschland angewendet, und wir sind dadurch zu der Möglichkeit gekommen, gewisse Perioden scharf unterscheiden zu können nach den Arten des Topfgeschirrs. Das möchte ich auch bei dieser Gelegenheit aller Welt empfehlen. Auch ein gewöhnlicher Spaziergänger kann z. B. an einem ausgeraubten Grabe eine solche Wahrnehmung machen. Ich will Ihnen als Beleg dafür eine persönliche Erfahrung erzählen. Ich war einmal auf der Insel Rügen, wo allmählich die alten Hügelgräber sehr selten werden, damit beschäftigt, eine Nachreivision zu halten und kam an eine noch wohl erhaltene, aber ganz leere Steinkiste aus grossen Platten, neben welcher noch die ausgeworfene Erde lag. Ich liess mich Sorgfalt diese Erde umgraben, es fand sich aber nur ein einziger kleinerer Scherben von wenigen Centimeter Durchmesser, aber dieser eine Scherben hat genügt, um festzustellen, dass das ein neolithisches Grab war. Es blieb gar kein Zweifel darüber; wer einigermaßen neolithische Scherben kennt, konnte aus diesem einen Scherben die Diagnose machen. Es wäre mir sehr angenehm gewesen, zu wissen, was sonst in dem Grabe enthalten war. — aber ich wusste nun doch, dass es sich zweifellos um eine grosse Steinkiste aus der neolithischen Zeit handelt.

Diese Kenntniss wird nun allmählich etwas ausgedehnter, in dem Maasse, als grössere Grabfelder dieser Art gefunden werden. Früher kannte man immer nur einzelne Gräber aus dieser Periode; das letzte Decennium hat vorzugsweise dazu beigetragen, auch in Deutschland die Kenntniss ganzer Grabfelder zu bringen. Wir haben hier eines unserer Mitglieder und seine nicht minder eifrige Gattin, die immer neue Gräber dieser Art und zwar an einem an sich denkwürdigen Platze ermittelt, ich meine die Gräber von Worma. Kein Mensch hat daran gedacht, dass in dieser Gegend und an dieser Stelle so alte Zeugen existiren könnten. Worms erschien immer als eine Gründung verhältnissmässig später Zeit, man brachte es in Verbindung mit den Burgundern, den Römern, den Nemetern oder was sonst für bekannte historische Namen für dieses Territorium zur Hand sind. Aber die prähistorischen Gräber liegen unter den römischen Gräbern, die auf dem grossen Felde angebreitet sind. Es sind jetzt 4 oder 5 solcher römischer Grabfelder blossgelegt, die fast die ganze Stadt Worms umgeben. Wenn man durch diese hindurch gräbt, kommt man erst auf die prähistorische Schicht. Kein Mensch kann zweifeln, dass

diese zwei, an derselben Stelle liegenden Gräberfelder unter einander ganz verschieden sind. Daraus erfahren wir aber auch, dass an der Stelle von Worms schon in prähistorischer Zeit eine Art von Stadt existirt haben muss; so gut wie die Gräber der römischen Periode uns die Existenz einer Stadt documentiren, muss das auch für die prähistorische Zeit gelten. Damit gewinnen wir eine Thatsache, die für die Geschichte unseres Vaterlandes von allgemeinem Werthe ist. Da erfahren wir zu gleicher Zeit, was eigentlich in diesen Gräbern zu finden ist.

Nun will ich bemerken, dass schon ehe das prähistorische Worms auf den Sehanplatz trat, wir in Norddeutschland eine grosse Zahl einzelner Plätze ermittelt haben, allerdings keine Gräberfelder, wie die Wormser, aber doch sehr viele einzelne Gräber, in denen wir allmählich auch darauf gekommen waren, die neolithische Keramik an ihren besonderen Merkmalen zu erkennen. Das für Brandenburg nächste und in der That nach meiner Vorstellung ähnlichste Gräberfeld liegt bei Tangermünde an der Elbe, einer Stelle, wo his dahin gar kein Anhaltspunkt für steinzeitliche Funde ermittelt war; es gab dort keine megalithische Aelage, nicht einmal eine Erhöhung, es war kein Hügelgrab, nicht einmal ein gewöhnlicher Grabhügel oder ein kleines Hügelchen vorhanden, sondern ganz ebenes Feld. Erst als an dieser Stelle eine Ziegelfabrik errichtet und der Thon aus dem Erdboden entnommen wurde, stiess man in grosser Tiefe auf prähistorische Gräber. Das waren Gräber, welche gegenwärtig in den Augen vieler als ein besonderer Beweis gelten für die Ursprünglichkeit des germanischen Typus. Da finden sich jene ausgezeichneten Langköpfe, wie sie jetzt vorzugsweise in Norddeutschland häufig sind, die Sie hier auf den Strassen spazieren gehen sehen können, die an der ganzen Küste bis nach Holland hin sich finden und die durch die deutsche Colonisation im 13. und 14. Jahrhundert durch ganz Mecklenburg, die Mark, Pommern, Preussen bis in die Ostseeprovinzen gebracht sind. Hier herrschte der Schwertorden; unter seinem Schutze hat sich die niederdeutsche Colonisation vorzugsweise entwickelt. Also, ich erkenne durchaus an, dass die Frage eine berechtigte ist, ob die alten Langköpfe der neolithischen Zeit nächste Verwandte der alten Deutschen und der heutigen Bevölkerung waren. Darauf können wir nicht anders antworten als: ja, sie sind verwandt. Daraus folgt aber noch nicht, dass die heutige Bevölkerung in der That in unmittelbarer Folge der Generationen aus denselben Quellen entspringen ist, aus welchen die Leute der neolithischen Zeit herstammten. Es sind ja bei der Breite

der Möglichkeiten, welche sich allmählich in der Entwicklung der Menschheit gezeigt haben, so viele Stromrichtungen vorhanden, so viele Linien, in denen sich die Menschheit entwickelt hat, dass wir nicht jedesmal annehmen dürfen, dass alle diese Linien geradewegs, also radiär lagen. Wir sehen ja, dass sie sich häufig durchkreuzen und dreheinanderlaufen, dass wir daher unser Urtheil über ihre Herkunft einschränken müssen. Also ich würde es niemand verdenken, wenn er einen besonderen Werth darauf legte, dass er, wie das Gerippe in einem neolithischen Grabe, im Besitze eines Langschädels ist, was nicht jeder beweisen kann, der seinen Adel auf eine solche lange Linie setzt.

Schliesslich entsteht die Frage, — ich will sie nur kurz andeuten trotz der Langmueth, mit der Sie mir zugehört haben, — wann sind denn eigentlich diese neolithischen Gräber angelegt worden? Ich will nur sagen, es war unzweifelhaft lange vor den Zeiten, wofür wir historische Anhaltspunkte haben, und auch diese Zeiten können unendlich verlängert werden; dann bleibt uns nur die Möglichkeit, gewisse Massen Hüfte zu suchen bei der Chronologie anderer Länder, aber auch diese wird uns unter den Händen fortwährend verändert, und sie wird immer weiter zurückgerückt. Während wir früher gewohnt waren, den Beginn unserer Zeitrechnung gewisse Massen bei der Mitte des Anfang der griechisch-römischen Zeit zu setzen, finden wir jetzt, dass er damit gar nichts zu thun hat. So kam man auf die assyrische Geschichte und auf ihren Zusammenhang mit der ägyptischen. Gerade in der letzten Zeit ist Aegypten besonders hervorgetreten, und darauf wollte ich mir erlauben, in Kürze Ihre Aufmerksamkeit zu lenken. In Aegypten hat man, wer weiss wie lange, die vorhandenen Gräber, Felsschichten, Höhlen und Grabkammern durchforscht. So lange das geschah, kam man immer wieder auf Mumien. Daher sind die ägyptischen Mumien ein beliebter Gegenstand, von dem jeder weiss. Aber diese konnte man nicht einmal soweit zurückdatiren, als es nach den Aufzeichnungen der ägyptischen Priester notwendig wäre. Denn darnach rechnete man, dass der erste historische ägyptische König ungefähr 4000 Jahre vor Christi Geburt gelebt habe, aber man fuhr lange nicht das Gerinste, was in diese Zeit hineinpasste, am wenigsten ein Grab, was einen entsprechenden Inhalt darbot. Das ist nun in neuester Zeit anders geworden; seit wenigen Jahren kennt man in der That sehr alte Gräber, ja es ist im vorigen Jahre endlich auch ein Grab gefunden worden, aus dem eine kleine Platte von Elfenbein zu Tage kam mit einer hieroglyphischen Inschrift, aus welcher ein jüngerer Aegyptologe den Namen Men herausgelesen hat. Nicht ohne Grund

deducirt er mit Zuversicht, es war das Grab des Menes, dieses alten sagenhaften Königs. Ich erkenne an, dass sich sehr viel für diese Interpretation sagen lässt, indess muss ich hinzufügen, dass, wenn es auch nicht Menes selber war, der da begraben war, man an anderen Stellen weit über die historischen Dynastien von Aegypten hinaus gekommen ist. Man kennt jetzt durch die erfolgreichen Forschungen der Herren Flinders Petrie, de Morgan, Amélineau u. A. grosse Gräberfelder in Oberägypten, in denen keine Mumien existiren, keine Steinmarkophage, in denen Todte beigesetzt sind, sondern von diese direct in der Erde beigesetzt sind ohne weitere Vorbereitungen. Trotzdem ist manches in dem trockenen Sande jener Gegenden erhalten geblieben. Ich will nicht in die Details eingehen, die freilich von Interesse sein könnten; ich will nur hervorheben, dass, je weiter wir zurückgehen, umso mehr sich das Material, die Beigaben, welche in diesen Gräbern sich fanden, verändert und vermehrt haben. Es findet sich in diesen oberägyptischen Gräbern eine Masse von Steingeräthen und fremdartigen Artefacten. Man hat diese Gräber die Gräber der „Fremden“ genannt, weil darin Schädelformen vorkommen, die man bis dahin nicht zu kennen glaubte. Wir befinden uns da in der vollen Steinzeit; die mannichfaltigsten Dinge, aber auch Kunstgegenstände finden sich vor, die aus Stein hergestellt sind, aber vorzugsweise sind es Formen von Steingeräthen, die auch bei uns gefunden werden und seit jeher als besonders kunstvoll geschätzt und als besonders sichere Zeichen für die neolithische Zeit angesehen wurden, namentlich solche Geräthe, wo der Feuerstein — es handelt sich auch da wesentlich um Feuersteine — an seiner ganzen Fläche durch muschelartige Ausbrüche uneben gemacht ist. Unsere Rügen'schen Autoritäten, von denen wir eine hervorragende unter uns haben, haben seit Langem für diese Technik den Namen „gemuschelt“ erfunden, ein Name, den wir mit Vergnügen acceptirt haben und der diesen Zustand vortreflich bezeichnet. Eine ganze Fläche, z. B. ein ganzes Messer, eine ganze Platte ist bedeckt mit lauter kleinen, flachen, muschelförmigen Aussprengungen, die sehr unbehaglich herzustellen sind, indess man weiss doch, dass in sehr kurzer Zeit eine solche Aussprengung gemacht werden kann. Die Feuerländer, die zu uns kamen, haben uns gelehrt, aus Glas, selbst aus Flaschen oder Fensterscheiben, durch hohle Aussprengungen und Abdrückungen Stücke auszulösen, welche einen gemuschelten Eindruck zurückschlagen. In Oberägypten findet man lange Feuersteinplatten, die ganz und gar in dieser gemuschelten Weise hergerichtet sind. Einzelne Exemplare der Art haben schon früher

Passalacqua und Andere mitgebracht, aber man hielt sie für etwas Isolirtes, während sich jetzt herausstellt, dass sie etwas sehr Gewöhnliches waren. Man findet alle Augenblicke solche Gegenstände; Hunderte von solchen Stücken sind nach Europa gekommen. Sie gleichen in der Technik manchen einheimischen Stücken. Hier im Museum ist kein grosser Vorrath davon, aber doch Einiges, woraus Sie ersahen können, um was es sich handelt. Da ist der geschlagene Feuerstein, silex taillé sagen die Franzosen, aber man unterscheidet diese besondere gemuschelte Form von den einfachen glatten Aussprengungen oder einfachen Spaltungen, die man auf gewöhnliche Weise durch Schlagen zustande bringt. Diese gewöhnliche Form wird durch Anstossen oder Anschlagen an einen harten Gegenstand hervorgebracht; hier handelt es sich um eine besondere Art der Verletzung, die nur ein kunstvoll geübter Mann machen kann, indem er gewissermassen ein Stück aus dem Gesamtzusammenhang heraushebeln muss. Diese Funde haben zweifelslos dargethan, dass wir uns in dem ältesten Aegypten noch in der neolithischen Zeit befinden.

Nun entsteht die Frage, wie verhalten sich diese oberägyptischen Gräber zu denjenigen, welche ich eben von Tangermünde erwähnt habe und wofür ich eine Reihe von anderen Stellen aufzählen könnte, nicht blos von Wörms, sondern auch von anderen Stellen des Rheingebietes. Sahen früher worden derartige am Hinkelstein, neuerlich bei Rhein-Dürkheim nachgewiesen. Da kann man fragen: waren das Leute derselben Zeit, wie die alten Oberägypter in der Nähe des ersten Kataraktes? Waren die Leute von Silsileh und Negada Zeitgenossen derjenigen in den Gräbern von Tangermünde, Worms u. s. w.? Die Möglichkeit lässt sich nicht abstreiten; die Möglichkeit, dass ein Volk sich auch über Europa verbreitet hat, welches diese Sitte der Feuersteinbearbeitung mit sich brachte, ist an sich vorhanden; aber es wird noch manches dazu gehören, um diesen Punkt zu einer gewissen Klarheit zu bringen.

Sie werden meiner Darstellung entnehmen, dass ich nicht zu den absoluten Zweiflern gehöre, so wenig ich an sich bezweifle, dass die Megalithen von Algier durch europäische Einwanderer errichtet sein könnten. Obwohl ich glaube, dass es nicht nachzuweisen ist, dass eher das Gegentheil nachzuweisen wäre, kann ich doch andererseits sagen: für die neolithische Zeit erscheint mir die Möglichkeit sehr plausibel, dass in der That eine grosse, weite Wanderung erfolgt ist. Dass von einem oder dem anderen Punkte der Erde aus die Gewohnheiten des täglichen Lebens sich verbreitet haben, ist sehr wahrscheinlich. Dass die Menschen nicht jedesmal

an der Stelle entstanden sind, wo sie nachher ihre Gräber fanden, sondern dass sie sich von einer Stelle aus verbreitet haben, ist eine alte Tradition. Solche Fragen, die bis zu den allerfeinsten Erörterungen zurückführen, bieten sich jedem dar, der überhaupt derartigen Dingen näher tritt. Wenn Sie die nächsten Tage hier benutzen und diese Gegend etwas weiter ansehen, so glaube ich, dass Sie es für wichtig genug halten werden, solche Fragen Ihrerseits aufzuwerfen. Wenn ich auch nicht erwarte, dass einer von Ihnen eine Lösung finden wird, so will ich doch darauf aufmerksam machen, dass eine Lösung sich nur finden lässt, wenn viele Augen immer von Neuem die Erde betrachten und das sammeln, was da vorhanden ist. Nur aus der grossen Collectivarbeit lässt sich in dieser Beziehung ein definitiver Schluss ableiten; der einzelne Mensch kann das nicht. Denn mit Annahme von solchen Plätzen, wie Worms, wo einmal eine grosse Fundstelle aufgedeckt wurden ist, hängt es, wie am übrigen Rhein, von vielen Zufälligkeiten ab, ob man gerade ein solches Grab findet. Viel sicherer, als zu suchen, ist es, wenn man sich darauf verlassen kann, dass irgend ein anderer eine richtige Beobachtung macht und sie mittheilt. Das wollen Sie künftig mit in das Programm nicht bloss Ihrer Spaziergänge, sondern auch Ihrer Sommerausflüge aufnehmen; es wäre eine lohnende Beschäftigung für viele, sich nach diesen Dingen umzusehen und auf diese Weise zum Aufbau der Wissenschaft beizutragen. Denn wenn irgendeine der Wissenschaften, namentlich der modernen, dieser Hilfe der vielen Menschen bedarf, so ist es gerade unsere archäologische und anthropologische Wissenschaft. Denjenigen, die uns eine Wohlthat erweisen und für sich selbst ein höheres Maass von Erkenntniss erzielen wollen, kann man nur immer sagen, sucht und seht und passt auf und schreibt nachher sofort nieder, was Ihr gesehen habt.

Ich bin nunmehr in der Lage, die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte für eröffnet zu erklären.

Unser Bureau ist von Anfang an constituirte, wir treten immer sofort ordnungsmässig an, wie eine Armee, und wir liefern unsere Schlachten mit denselben Männern und denselben Befehlshabern, nur dass wir immer grössere Schaaren von Sachverständigen um uns zu bilden wünschen. Wir sind auch lange daran gewöhnt, dass wir überall mit Feierlichkeiten empfangen werden, wie wir sie auch hier zu erwarten haben. Da aber in Folge der allgemeinen Trauer der Präsident des hiesigen Staatsministeriums abwesend ist, müssen wir auf

die Begrüssung durch die Staatsregierung verzichten. Dafür erlaube ich mir, das Wort zu gehen an Herrn Professor Dr. Wilhelm Blasius, unsern Localgeschäftsführer und wohlverdienten Leiter.

Begrüssungsreden.

Localgeschäftsführer, Geh. Hofrath, Professor Dr. Wilhelm Blasius-Braunschweig:

Hochgeehrtes Präsidium! Sehr verehrte Festversammlung! Wenn mir ausser der Tagesordnung vor den übrigen Begrüssungen das Wort ertheilt worden ist, so liegt der Grund darin, dass ich gewissermassen im Auftrage der Herzoglichen Staatsregierung hier eine Mittheilung zu machen habe. Es war beabsichtigt und mir angekündigt worden, dass Seine Excellenz, der Herr Staatsminister von Otto, Vorsitzender des Herzoglichen Staatsministeriums, im Namen der Herzoglichen Staatsregierung hier heute die Versammlung begrüssen wollte; es ist ihm dann leider durch eine plötzliche telegraphische Abberufung am gestrigen Tage zu den Trauerfeierlichkeiten in Berlin unmöglich geworden, an der heutigen Sitzung theilzunehmen oder einen officiellen Vertreter zu derselben zu entsenden. In einem kleinen Kreise hat schon gestern dem Vorstande der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und der hiesigen Localgeschäftsführung gegenüber Seine Excellenz der Herr Staatsminister ausgesprochen, wie die Herzogliche Staatsregierung mit dem grössten Interesse die Arbeiten der anthropologischen Gesellschaft und insbesondere auch die Verhandlungen des diesjährigen Congresses verfolgt; es war noch zuletzt der Wunsch des Herrn Ministers, wenn es auch nicht in der heutigen feierlichen Eröffnungssitzung ihm vergönnt war, so doch womöglich noch nach der Rückkehr von Berlin beim später stattfindenden Festessen diese Gesinnungen vor einem grösseren Kreise von Theilnehmern an der Versammlung zum Ausdruck zu bringen; aber ich habe soeben von Seiner Excellenz eine Zuschrift bekommen, worin er auf der Reise nach Berlin, von Magdeburg aus mir mittheilt:

„Es widerstrebt doch meinem Gefühle, nach den ersten Stunden in Berlin morgen Nachmittag an Ihrer Festlichkeit theilzunehmen. Ich hoffe auf Ihr Verständniss. Entschuldigen Sie also bitte, wenn ich nicht mehr komme.“

Es wird Seiner Excellenz also leider nicht möglich sein, auch noch, wie er anfangs geglaubt hatte, beim Festessen einige Begrüssungsworte zu sprechen und das Interesse der Regierung gegenüber den Bestrebungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft hervorzuheben, und so erlaube ich mir denn an dieser Stelle vor der gesammten Versamm-

lung Mittheilung davon zu machen, dass die Regierung die Anthropologen in Braunschweig herzlich willkommen heisst und mit dem grössten Interesse die Verhandlungen des Congresses verfolgen wird.

Wenn ich nun im Namen der Localgeschäftsführung noch einige Worte hinzufügen darf, so möchte ich zunächst aussprechen, in welch' hohem Grade wir Braunschweiger im vorigen Jahre erfreut darüber waren, als die Nachricht hierherkam, dass wir die Versammlung in diesem Jahre würden hier begrüssen können, und dass die Einladung, welche ich vor zwei Jahren in Speyer überbrachte, angenommen wäre. — Es haben zahlreiche Mitarbeiter auf dem Gebiete der Anthropologie mit uns zusammengewirkt, um hier die Stätte für ein gelebliches Wirken der Versammlung herzurichten, in erster Linie für dieselbe in üblicher Weise entsprechende Festschriften vorzubereiten. Durch die hohe Unterstützung des herzoglichen Staats-Ministeriums, sowie die Mithat zahlreicher Kräfte, und besonders durch die aufopfernde Thätigkeit des Herrn Dr. Rich. Andree als Herausgebers, ist es uns möglich gewesen, eine anthropologische Festschrift: „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“ Ihnen Allen zu überreichen. Wir haben ausserdem einen neu bearbeiteten „Führer durch Braunschweig“ zur allgemeinen Vertheilung gebracht; ferner hat sich noch die Möglichkeit, dass zwei von den Festschriften, welche im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung hier erschienen sind, nämlich die Sädtische und die Medicinische Festschrift, in diesem Jahre denjenigen Herren, welche sich für die in diesen Schriften behandelten Gegenstände interessieren, übergeben werden können, und so sind wir im Stande, diese und auch noch einige andere kleinere Drucksachen allen Theilnehmern der Versammlung darzubieten. Allen, welche hierbei mitgewirkt haben, besonders auch den hohen Behörden, spreche ich hiemit den herzlichsten Dank aus. — Es werden ferner allen Fachgenossen, welche an den Ausflügen sich beteiligen, noch einige Drucksachen überantwortet werden, welche das Verständniss bei den vorzunehmenden Besichtigungen erleichtern sollen. So wird als Geschenk der herzoglichen technischen Hochschule denjenigen „Theilnehmern“, welche den Ausflug nach Rübland mitmachen werden, ein grösseres Werk über die Hermannshöhe, verfasst von den Professoren Dr. J. H. Kloos und Dr. Max Müller, dargeboten werden und eben so allen „Theilnehmern“ an der auf nächsten Sonntag angesetzten Elm-Excursion eine Karte der Umgebung von Braunschweig, und, was ich besonders dankbar hervorheben möchte, eine topographische Karte der vorgeschichtlichen Elmhöfungen,

die Herr Realschullehrer H. Lühmann nach des Herrn P. Kahle und seinen eigenen Aufnahmen in den letzten Wochen angefertigt hat. Ich bitte diejenigen, welche an der Elm-Excursion theilnehmen, diese Karte später bei der Geschäftsstelle anfordern zu wollen, da sie augenblicklich noch nicht fertig vorliegt.

Wir sind uns hier in Braunschweig wohl bewusst, dass wir noch viele Lücken in der anthropologischen Erforschung unseres Gebietes auszufüllen haben und Vieles hier in den Verhältnissen verbessern müssen; ganz besonders fühlen wir uns gedrückt durch die Zerspaltung der vorgeschichtlichen Materials, welches sich in unseren Sammlungen befindet. Als wir die ersten Vorbereitungen für die Versammlung machten, besetzte dieses Gefühl weite Kreise; wir haben daher gleich Anfangs eine Commission gewählt, die prüfen sollte, ob es möglich wäre, bis zur Versammlung bessere Verhältnisse in dieser Beziehung herzustellen; es ist in der Commission, welcher alle hiesigen für die vorgeschichtliche Forschung in Betracht kommenden Persönlichkeiten und insbesondere auch Sammlungsverstände angehören, erfreulicherweise allseitig, zum Theil noch mit gewissen Vorbehalten, die Meinung zum Ausdruck gekommen, dass eine Vereinigung des sämtlichen vorgeschichtlichen Materials unseres Gebietes notwendig und anzustreben ist, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, und dass eine solche Vereinigung am naturgemässen im Anschluss an das herzogliche naturhistorische Museum vorgenommen werde. Es musste nun vor Allem die herzogliche Staatsregierung ersucht werden, einer solchen Vereinigung und der Begründung einer umfangreicheren und planmässig zu erweiternden anthropologischen Abtheilung im herzoglichen naturhistorischen Museum zuzustimmen und Räumlichkeiten und Geldmittel zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen. Im Princip ist die Genehmigung dazu ertheilt, aber die Kürze der Zeit, die wenigen Monate, die zur Verfügung standen, und der Mangel eines passenden Raumes haben es zuwege gebracht, dass wir damit vor diese Versammlung noch nicht treten können; ich glaube aber, dass eben gerade der fruchtbringende Einfluss unserer Versammlung wesentlich mit dazu beitragen wird, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Vereinigung aller hiesigen vorgeschichtlichen Sammlungen in den massgehenden Kreisen noch allgemeiner zu verbreiten.

Ich hoffe andererseits, dass eben diese Versammlung in jeder Beziehung, nicht nur für uns Braunschweiger und die anthropologischen Forschungen und Sammlungen in unserem Lande, sondern auch für die deutsche anthropologische

Wissenschaft im Allgemeinen nutzbringend und fördernd sein wird. Mit dem Wunsche, dass diese Hoffnung sich erfüllen möge, begrüße ich auf das herzlichste die XXIX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Herr Oberbürgermeister Dr. Pockels-Braunschweig:

Hochansehnliche Versammlung! Gestatten Sie mir, Ihnen im Namen der hiesigen Stadtbehörden ein herzliches Willkommen zuzurufen. Die Bestrebungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft begegnen bei uns Braunschweigern lebhaften Sympathien und wir wissen wohl die hohe Ehre zu würdigen, die unserer Stadt erwiesen wird durch den Besuch einer so grossen Anzahl hervorragender Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaft. Insoweit die Wanderversammlungen Ihrer Gesellschaft nicht allein den Zweck verfolgen, an den Versammlungsorten den einheimischen Kreisen Belehrungen und Anregungen zu geben, neue Freunde zu erwerben, sondern zugleich auch durch Besichtigung von Sehenswürdigkeiten die eigenen Kenntnisse der Einzelnen selbst zu bereichern, so kann Ihnen ja freilich unsere Stadtverwaltung als solche des besonders hervorragend Interessanten vielleicht nicht viel bieten; in unseren noch jungen Sammlungen vaterländischer Alterthümer und ethnographischer Schätze haben wir bislang immerhin nur erst etwas Unfertiges geschaffen, wenn ich aber hinzufüge, dass wir gegenwärtig im Begriffe stehen, diesen unseren Sammlungen zu ihrer übersichtlichen Aufstellung und bestmöglichen Erweiterung ein neues geräumiges Heim zu schaffen, so werden Sie wohl der Versicherung Glauben schenken dürfen, dass wir uns der Pflicht bewusst sind, Ihre Forschungen auch unsererseits nach den localen Verhältnissen zu fördern, zur Belchrung der Allgemeinheit auf den von Ihnen vertretenen Gebieten beizutragen. Möge die gegenwärtige Versammlung dem Ehrenkranze der Deutschen anthropologischen Gesellschaft neue Blätter hinzufügen, Ihnen selbst aber, meine hochgeehrten Damen und Herren, möge der Aufenthalt in der alten Stadt Braunschweig recht angenehm werden.

Der Rector der technischen Hochschule Herr Professor Schöttler-Braunschweig:

Hochansehnliche Versammlung! Die technische Hochschule Carolo-Wilhelmina, die höchste Bildungsanstalt unseres Herzogthums, hat mich beauftragt, Sie hier willkommen zu heissen. Es ist ja selbstverständlich, dass, wenn sich die Vertreter irgendwelchen Zweiges der Wissenschaft hier versammeln, wir in dem Bewusstsein des Zusammen-

hangs aller Wissenschaften untereinander das Bedürfniss haben, dieselben auch von unserer Seite als Kameraden in der Geistesarbeit zu begrüessen. Es ist gleichfalls selbstverständlich, dass dieses Bedürfniss um so stärker auftreten wird, wenn es sich um einen Wissenszweig handelt, den man zu den Naturwissenschaften zu rechnen berechtigt ist, wenn auch die Anthropologie neben der naturwissenschaftlichen auch der geschichtlichen Methoden bei ihren Arbeiten bedarf. Wir Techniker sind uns vollständig bewusst, dass all unser Können und Wissen lediglich auf dem Boden der Naturwissenschaften sich aufbaut, wir treten deshalb jedem Zweige der Naturwissenschaften mit gleicher Ehrfurcht entgegen. Man hat uns ja häufig den Vorwurf gemacht, dass wir die Wissenschaft weniger von ihrer selbst achteten, dass wir mehr der reinen Nützlichkeits-theorie huldigten. Nun, meine Herrschaften, es ist doch nicht ohne weiteres zu behaupten, dass Wissenschaftlichkeit und Nützlichkeits ohne weiters in Widerspruch zu einander zu setzen sind, und ich kann versichern, dass wir Techniker, wie ich vorhin schon hervorhob, uns vollständig dessen bewusst sind, was wir der Naturwissenschaft verdanken, und dass wir auch den Zweigen der Naturwissenschaft und noch weitergehend auch den Zweigen der historischen Wissenschaft, welche uns nicht unmittelbar nützlich bei unseren Studien werden, in voller Würdigung ihrer Bedeutung gegenüber stehen.

Sie wollen der technischen Hochschule die hohe Ehre Ihres Besuches schenken. Ich bedanere, dass Sie uns nicht bei unserer Arbeit finden werden; wie Ihnen bekannt sein wird, geniessen Professoren und Studenten zur Zeit der frühlichen Ferien. Ich werde mich deshalb darauf beschränken müssen, Ihnen die Stätten unserer Arbeit zu zeigen und Sie mit den Werkzeugen bekannt zu machen, deren wir uns bei derselben bedienen; ich hoffe aber, Sie werden schon dabei den Eindruck gewinnen, dass wir alle eines Geistes Kinder sind, dass wir alle bestrebt sind, das Wesen der Natur mehr und mehr zu verstehen, sie mehr und mehr beherrschen zu lernen. Wenn Sie einen Vergleich anstellen, so dürfte dieser für Sie nach der Richtung hin vielleicht Interesse haben, als Sie bei uns sehen, wie der Mensch heute bestrebt ist, seinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen; Sie werden das vergleichen können mit den Methoden, welche der Mensch in der Urzeit einschlug, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, Sie werden gewissermassen einen Vergleich anstellen zwischen der Ihnen geläufigen Technologie der Urzeit und der Technologie unserer neuen Zeit. In diesem Sinne, dass wir wissenschaftlichen Leute, mögen wir ein Feld

beackern, welches wir wollen, doch schliesslich alle zusammengehören, rufe ich Ihnen namens der technischen Hochschule ein herzliches Willkommen bei uns zu.

Herr Dr. Hartmann-Braunschweig:

Hochansehnliche Versammlung! Vom hiesigen ärztlichen Verein habe ich den ehrenvollen Antrag. Sie freudigst zu begrüssen und Sie im Namen seiner 112 Mitglieder aufs wärmste willkommen zu heissen. Dass der ärztliche Verein, der neben Wahrung seiner Standesinteressen der Pflege der ärztlichen Wissenschaften nun schon im 4. Decennium dient, auch den werthvollen Bestrebungen Ihrer berühmten Gesellschaft verständnisvolles Interesse entgegenbringt, versteht sich von selbst bei der nahen Beziehung der Anthropologie zur naturwissenschaftlichen Medicin. Bei uns Allen ist das Empfinden für die hohe Bedeutung Ihrer Gesellschaft ein lebhaftes, und soweit der Mensch selbst Object Ihrer Forschung ist, fühlen wir uns mit Ihnen in der allerengsten Berührung. In dieser Beziehung haben wir ein ganz besonderes Interesse daran, die Resultate Ihrer Forschung zu beobachten. Wir freuen uns der dadurch gewonnenen Anregung, und wir begrüssen dieselben zugleich als Fundamente auch unserer Wissenschaft, denn wir halten fest an der Ueberzeugung, dass unser praktisches Handeln sich stützen muss auf ein festes theoretisches Wissen, und dass ihm vorangehen muss ein tiefes naturwissenschaftliches Erkennen. Das wissenschaftliche Erkennen zu vertiefen und neue naturwissenschaftliche Wahrheiten zu fördern ist das hohe Ziel Ihrer Gesellschaft, und so bedarf es kaum der Versicherung unserer lebhaften Freude, dass Sie der Einladung nach Braunschweig, der auch wir uns angeschlossen, gefolgt sind.

Herr Professor Dr. Richard Meyer-Braunschweig:

Hochgeehrte Versammlung! Der Verein für Naturwissenschaft darf nicht fehlen, um Ihrer erlauchten Gesellschaft ein herzliches Willkommen in

den Mauern des alten Braunschweig zuzurufen. Der Verein, der jetzt auf eine 36 jährige Vergangenheit zurückblickt, hat sich die Pflege der Naturwissenschaft im Allgemeinen zur Aufgabe gemacht. Auch die Anthropologie, welche ihre Wurzeln freilich ebenso in geschichtlichen, wie in naturwissenschaftlichen Boden treibt, musste deshalb eine Stätte bei ihm finden. Wenn seine Leistungen auf diesem Gebiete auch nur bescheiden sind, so hat es doch so gutem Willen nicht gefehlt. So sei es gestattet, hier den Entwurf einer vorgeschichtlichen Karte des Herzogthums Braunschweig zu erwähnen, welcher schon vor 20 Jahren von einer Commission des Vereins bearbeitet worden ist. — Ein äusseres Zeugnis für das thätige Interesse, welches Ihren Forschungsgebiete im Schoosse des Vereins entgegengebracht wird, mögen Sie in der Thatsache erblicken, dass zu Beginn des vorigen Jahres innerhalb des Vereins eine besondere Abtheilung für Geographie, Ethnologie und Anthropologie begründet wurde. — Die anthropologischen Arbeiten einzelner Vereinsmitglieder sind zum Theil in des Jahresberichten niedergelegt; auch die Ihnen dargebotene fachwissenschaftliche Festschrift ist zum grösseren Theile von Mitgliedern unseres Vereins verfasst.

So seien Sie denn versichert, dass der Verein für Naturwissenschaft Ihre Braunschweiger Tagung mit hoher Freude begrüsst. Mögen Ihre Arbeiten von Erfolg begleitet und die diesjährige Versammlung ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte Ihrer Gesellschaft werden!

Vorsitzender:

Wir haben noch eine Depesche bekommen von unserem lieben Freunde Karl Kühne, der mit seiner Frau herzliche Grüsse sendet; ich denke, dass die alten Mitglieder sich freuen werden, von diesem viel geplagten Manne einmal wieder eine erwünschte Mittheilung zu erhalten.

(Schluss der Begrüssungsreden.)

(Fortsetzung der I. Sitzung folgt in nächster Nummer.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 22. October 1886.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. **Johannes Ranke** in München.

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach steographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

(Fortsetzung der I. Sitzung.)

Herr Johannes Ranke: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs:*

Das letzte Jahr hat die Anthropologie mit einer neuen Disciplin bereichert, welche für die Gesamtaufassung des Menschen von Bedeutung zu werden verspricht, es ist das die

Genealogie, die Stammbanckunde.

Als grundlegendes Werk dieses Forschungsgebietes hat das Jahr 1898 die Veröffentlichung eines, nach jeder Richtung zu hehrassenden, vortrefflichen und vortreflich ausgestatteten Buches gebracht von dem berühmten Historiker:

Dr. Ottokar Loreo, Professor der Geschichte: *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie, Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung.* Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Beaser'sche Buchhandlung). 1898. 8°. 489 und IX S.

Der gelehrte Verfasser gibt folgende Definition: Die Genealogie ist im ursprünglichsten Sinne die Wissenschaft von der Fortpflanzung des Geschlechts in seinen individuellen Erscheinungen. Sie erhält ihren vollen Inhalt und ihr eigentliches Gepräge durch die Beobachtung eben des in seinen persönlichen Zeugungs- und Abstammungsverhältnissen erkannten Menschen selbst, der in Rücksicht auf seine physische, geistige und gesellschaftliche Eigenschaften einer Reihe von Veränderungen unterliegt, deren Erkenntnis im Einzelnen zwar zu den Aufgaben anderer selbständiger Wissenschaftszweige gehört, an deren Grenzen jedoch die Genealogie diejenigen Ursachen und Wirkungen untersucht, welche sich auf Zeugung und Abstammung des Individuums in seiner Besonderheit beziehen.

Der Inhalt des Werkes ist ein entsprechend reicher, mannigfach in die actualsten Fragen der Anthropologie eingreifend; es behandelt das Verhältnis der Genealogie zur Naturwissenschaft,

speciell zur Zoologie, zur Physiologie und Psychologie und Psychiatrie. Aus der Lehre vom Stammhaum schlagen in unser Forschungsgebiet vornehmlich ein: die Verwandtschaftsverhältnisse und Verwandtschaftsberechnung; aus der Ahnentafel vor allem das wichtige Problem des Ahnenverlustes durch Heirath zwischen Blutsverwandten. Im letzten Theile werden Fortpflanzung und Vererbung eingehend erörtert: Vater, Mutter, Kind, Erblichkeit und Variabilität, Vererbung und Familie, psychische und moralische Vererbung, Vererbung pathologischer Eigenschaften. — Wir frenen uns über die hiedurch angebahnte Uebertragung der anthropologischen Forschungsmethode auf die Historie und ihre Hilfswissenschaften.

Und schon können wir auch auf eine zweite in das Fach der Genealogie einschlägige wichtige anthropologische Publication hinweisen, welche unabhängig von dem Werke von Lorenz, dasselbe schon kritisch beleuchtet:

Graf Theodor Zichy, Familientypus und Familienähnlichkeit. Vortrag in der Sitzung d. Münch. anthropol. Ges. am 11. März 1898. Corr.-Blatt d. Deutseh. anthropol. Ges. 1898 Nr. 6 u. 7.

Aus dem Studium einer reichen, in seinem Besitze heftendlichen Porträts-Sammlung — von mehr als 4000 Kupferstichen, Schwarzkunstablättern, Lithographien und Radirungen, alle regierenden Häuser Europas umfassende, genealogisch geordnet, sodass man die einzelnen Familien von Generation zu Generation verfolgen kann — hat Graf Zichy interessante Gesichtspunkte über Vererbung der Aehnlichkeit abgeleitet, welche er in folgende Punkte zusammenfasst:

1. Nahezu jeder Mensch hat die Züge irgend eines seiner nicht zu entfernten Ascendenten. Stehen uns die Porträte der ganzen Ahnenreihe, der gesammten Familie, zur Verfügung, so können wir beinahe sicher sein, solche Aehnlichkeiten zu finden.

2. Der constante Familientypus, der sich im Mannesstamm vererbt, ist bei manchen Geschlechtern unleugbar vorhanden (Habsburger), aber eine Regel ist das nicht.

3. Zwischen Geschwistern sind die Aehnlichkeiten sehr häufig, aber meist nur in der Jugend.

4. Aehnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern können an Jugendporträten beider ebenfalls häufig constatirt werden.

5. Es kommt hie und da vor, dass wir bei einzelnen Individuen ganz auffallende Aehnlichkeiten mit entfernten Urnahmen finden.

Der Ansicht von Lorenz, dass man in der Familie die Wiederholung väterlicher Eigenschaften vorherrschend wahrnimmt, kann Graf

Zichy nicht beipflichten, auch der Ahnenverlust durch Verwandteneheirathen hat nicht immer die Folge, dass der Typus der besonders zahlreich unter den Ahnen vertretenen Familie sich auffallend vererbt.

Mögen bald weitere Untersuchungen in der gleichen Richtung folgen; namentlich die Vererbungsfragen in Eben zwischen Personen verschiedener Rasse versprechen wichtige Aufschlüsse. Herr Dr. med. und phil. Haberer, der sich lange in Japan aufgehalten hat, sagte mir, dass die zahlreichen Mischlinge zwischen Europäern und eingeborenen Frauen in Japan sehr entschieden den japanischen Typus vorherrschend zeigen.

In der Anthropologie ist die Wichtigkeit der Genealogie, speciell des Stammhaums, seit lange anerkannt. Nur an Hand von Stammhäumen kann die wichtige Frage der *Acculturation* der weissen Rasse in tropischen und subtropischen Gegenden gelöst werden, welche wenigstens für die Blond-Weissen, die Xanthochroen *Huxley's*, noch keineswegs gelöst ist. In dieser Hinsicht sind die Stammhäume interessant, welche in der letzten Zeit veröffentlicht und in den Berichten der Vorjahre besprochen worden sind.

Auch die Frage nach der Vererbung individueller und namentlich erworbener Eigenschaften kann nur nach der Methode der Genealogie der Lösung entgegengeführt werden.

Als ein Beispiel kann ich die Untersuchung von R. Virchow und Bernhard Ascher (Z. E.V. 1898. 114 ff.) anführen, welche die Vererbung ganz aussergewöhnlich seltener körperlicher Anomalien durch weibliche Linie beweist; es handelt sich im speciellen Fall um Vererbung fast vollkommener Zahnlosigkeit verbunden mit Schwachsinn.

Die Grossmutter der betreffenden Familie war zweimal verheiratet. Sie hat in den beiden Ehen 15 Kinder geboren, von denen in der ersten Ehe 3 Kinder gesund waren, dagegen war 1 Kind ohne Zähne und schwachsinnig. In der zweiten Ehe hatte die gleiche Frau 9 gesunde Kinder und 2 Kinder ohne Zähne und Haare. Eine gesunde Tochter aus der ersten Ehe hatte 11 gesunde Kinder, aber 4 Kinder mit den gleichen Degenerationszeichen, ohne Zähne und schwachsinnig. Unter den Nachkommen aus der zweiten Ehe der Stamm-mutter stammt von einem der gesunden Kinder ein krankes Kind ab ohne Zähne und Haare; in der Gesammfamilie finden sich sonach 8 Personen mit den gleichen Anomalien.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch an die Stammhäume von Haararmen erinnern, welche M. Bartels schon vor Jahren gegeben hat, und an den Stammbaum jener arabischen Fürstenfamilie,

bei welcher nach von Maltzan der Thronerbe sechs Finger als Legitimation auf die Welt bringen musste, zum Beweis, wie leicht durch passende genealogische Auswahl sich unter der Menschheit pathologische Stämme bilden könnten.

An die genealogischen Forschungen schliesst sich die durch den berühmten ungarischen Ethnologen, Anthropologen und Reisenden Karl von Ujfalvy ebenfalls in letzterer Zeit mit einer glücklichen Entdeckung in die anthropologische Forschung eingeführte Numismatik an.

In seiner neuesten Untersuchung über: Zwei kaschmirische Könige mit negerartigem Typus (Arch. f. Authr. Bd. XXV. 1898. 419 ff.) setzt Herr von Ujfalvy die Studien über die griechisch-baktrischen und indo-skytischen Münzen fort, in welchen er nachweisen konnte, dass die Bildnisse der auf jenen Münzen dargestellten Fürsten nicht den einheimischen Volkstypus darstellen, sondern den macedonischen Typus, den man unter den griechischen Königen in Baktrien, wie unter den Nachfolgern Alexanders des Grossen in Syrien ausgesprochen findet. Im Gegensatz hierzu bieten uns die skythischen Könige alle Eigenthümlichkeiten des Tartarentypus und bei den Münzen kaschmirischer Könige zeigt sich der Typus alter autochthoner Stämme namentlich ausgesprochen in dem einen Münzbildnis mit wellig gekraustem Haar, niederer Stirn, breiter und flacher Nase und mit wulstigen Lippen. Auch Messungen hat Herr von Ujfalvy an diesen Bildnissen anzustellen gelehrt und selbst ausgeführt, sicher ist es ihm, wie er erstrebt, gelungen zu beweisen, dass die Numismatik als eine beachtenswerthe Hülfswissenschaft der Ethnologie und insbesondere der Anthropologie angesprochen werden darf. —

Durch die genealogisch-numismatischen Forschungen auf anthropologischem Gebiete wird das Augenmerk vor allem auf die Gesichtsbildung der Lebenden hingewiesen. Hier hat der Ethnologe und Anthropologe mit dem Auge des Künstlers zu sehen, in dem, wie einer der grössten Porträtisten aller Zeit sich ausgedrückt hat, der Zirkel liegen muss. So berühren sich hierin unsere Studien auch mit der Kunst und Archäologie. Auch nach anderen Richtungen liegen auf diesem Grenzgebiete neue wichtige Thatsachen vor, ich möchte aber hier nur die Ergebnisse erwähnen, welche wir den neuesten Studien Furtwängler's verdanken. Es sind zwei Publicationen:

A. Furtwängler, Die Marc Aurel-Säule in Rom. Beil. z. Allgem. Zeitng. No. 293. 1896 und
Der selbe, Neu entdeckte antike Darstellungen von Galliern. Vortrag in der Münchener anthr. Ges. 11. März 1898.

Wie wir an der Marc Aurel-Säule Römer und Germanen in lebendigen, porträtähnlichen Darstellungen aus jener Jahrtausende von uns entfernt liegenden Zeit wie lebend vor unsere Augen gestellt bekommen, so erscheinen in dem aus Thon gefertigten Tempelfries von Sassoferato in Oberitalien die Gallier jener vergangenen Zeit in Bildern vor uns, welche im Schnitt des Gesichts und der Haare, namentlich des modernen französischen Zwickelharten, den Typus des heutigen französischen Generals und Troupiers darstellen. Diese zum Theil vortrefflich erhaltenen Werke der alten Thonplastik sind, nach Furtwängler's Erklärung, Darstellungen der Vertreibung der zur Beraubung der heiligen Tempelschätze bis nach Delphi unter Brennos vorgedrungenen Galater durch den Gott gesandten Schrecken in Olympiade 125, 1, 280 v. Chr. Der antike Künstler hatte in Oberitalien Gelegenheit, in nächster Nähe die Gallier-Kelten in ihren somatischen Verhältnissen zu studiren, sodass ihm möglich war, solche charakteristische Typen der Galater zu schaffen.

Für die Anthropologie erwächst im Zusammenhang dieser Gesichtspunkte die Aufgabe, mit erneuter Energie die Weichtheile des Gesichtes im Verhältniss zu der Knochengrundlage desselben soweit zu studiren, dass es uns gelingt, aus dem festen Gerüste, welches aus der Zerstörung der Jahrtausende und Jahrhunderte übrig geblieben ist, die lebensvolle Erscheinung durch Construction wieder erstehen zu lassen.

Vortreffliche Forscher, vor allen Kupffer, His und Fricop, sowie unsere betrauten Freunde Weleker und Schaaffhausen u. a. haben sich diesem wichtigen Probleme gewidmet. Das letzte Jahr hat die hier vorliegenden Fragen zu einem gewissen Abschluss gebracht durch die Untersuchung, welche unser

J. Kollmann mit W. Büchly hat ans Licht treten lassen:

Die Persistenz der Rassen und die Reconstruction der Physiognomie prähistorischer Schädel. Archiv für Anthropologie Bd. XXV. 1898. 329 ff. Hier wurde zum ersten Mal an einer grösseren Anzahl von Menschen die Dicke der Weichtheile nach einer einfachen und sicheren Methode gemessen, sodass dadurch für solche Reconstructions nun eine weit solidere Basis gewonnen ist, als wir sie vorher irgendwie besaßen. Mögen noch viele Forschungen auf diesem so glänzend eröffneten Wege nachfolgen.

Das Studium der Lebenden ist es, was heute unsern anthropologischen Studien charakterisirt.

Es gilt das auch noch in anderen als den dar-

gelegten Beziehungen; vor allem auf anthropologisch-ethnologischem Gebiete sehen wir den so lange hervorgerufenen knöchernen Schädel einigermaßen zurücktreten und dafür Weichthölle; Haut, Haare u. a. in den Vordergrund der Betrachtungen rücken.

Herr R. Virchow hat uns ein neues klassisches Beispiel für diese moderne Betrachtungsweise geliefert in der mit prächtigen farbigen Tafeln ausgestatteten Abhandlung:

R. Virchow: Ueber die ethnologische Stellung der prähistorischen und protohistorischen Aegypter nebst Bemerkungen über die Entfärbung und Verfärbung der Haare. Abhandl. d. Berliner Akad. d. Wiss. 1898. Mit 2 farbigen Tafeln.

Daran ist anzuschliessen die geistvolle Abhandlung von

Georg Schweinfurth: Ueber den Ursprung der Aegypter. Z. E.V. 1897. 263 ff.

An der Schwelle eines neuen Jahrhunderts scheinen uns grosse Ueberraschungen, förmliche Offenbarungen hervorzustechen* über das alte Räthsel der ägyptischen Civilisation, über ihren frühesten Entwicklungsprocess.

Es sind die Angrabungen der letzten Jahre, welche zu so kühnen Hoffnungen berechtigen, jene von Flinders Petrie bei Tach, von Amélineau in der Umgegend von Abydos und zuletzt diejenigen, welche de Morgan bei Negada gemacht hat.

Die neuesten Angrabungen eröffnen den Blick auf eine sehr frühe, der ägyptischen Vorzeit nähergerückte Periode. Es ist die erste Dynastie, die sich in den aufgedeckten königlichen Feuernekropolen von Negada und Om-el-Gaah, der ältesten Herrscher des vereinigten Aegyptens, offenbart. In den Gräbern der Aemeren, den sogenannten Gräbern der Fremden, tritt aber daneben noch das Ursprünglichere, treten Gebräuche und Vorstellungen zu Tage, die einen weit tieferen Einblick in die ägyptische Vorzeit eröffnen.

Eine offenbar fremdländische Cultur erscheint da auf einen Zustand aufgeprofft, der sich, trotz nicht geringer Errungenschaften der Gesittung, als ein typisch neolithisches, steinzeitliches Culturbild darstellt, freilich auf der Stufe der höchsten Entwicklung dieser Culturepoche. Die aus Stein (Feuerstein) hergestellten Werkzeuge und Waffen erscheinen zur höchsten Vollkommenheit gebracht und auch sonst offenbart sich mancherlei gewerbliches Geschick und Kunstsin.

Man erinnert sich noch des fast einstimmigen Widerspruches, den die ersten neolithischen Funde in Aegypten bei fast allen Aegyptologen fanden. Das ist gegenwärtig ein überwundener Standpunkt. Nach den jetzigen Ergebnissen sind die zwei er-

aten Dynastien wesentlich neolithisch. Von der dritten Dynastie an finden sich Steinwerkzeuge nur noch als relativ nebensächliche Grabbeigaben.

Schweinfurth wagt es, an Hand der neuen Ergebnisse, dem alten Problem näher zu treten, woher die ersten Aegypter ihren Ursprung nahmen und welche Völkerkreuzungen zu ihrer endgültigen Entwicklung als Kulturvolk Veranlassung gegeben haben. Er leitet die älteste, uns aus den neuersehlossenen Tausenden von steinzeitlichen Gräbern entgegretende primitive Cultur und ihre Träger, Hamiten, aus Süd-Arabien ab.

Das südliche Arabien, der Yemen, muss als einer der wichtigsten Entwickelungsherde der Menschheit betrachtet werden. Dieses Arabien hat seine Expansionskraft nach allen Himmelsrichtungen hin angestrahlt, eine, um mit den Worten Eberhard Schrader's zu reden, „lebendige Menschenquelle, deren Strom sich seit Jahrtausenden weit und breit nach Ost und West hin ergossen hat“.

Die ältesten Beziehungen, welche Arabien und die Nachbarländer auf der anderen Seite des Rothen Meeres mit Aegypten verbinden, werden bestimmt durch die Herkunft der beiden heiligen Bäume des alt-ägyptischen Göttercults, der Sykomore und der Persea (Mimusops) bezengt. Diese Bäume bilden einen festen Punkt zur Benrtheilung jenes Göttercults, der einerseits in dem Brandopfer des Weibrauchs einen sichtbaren Ausdruck fand, andererseits in der Namensgebung des Ursprungslandes des Weibrauchs seitens der alten Aegypter als eines heiligen Landes, eines Landes der Götter. Beide Bäume sind durch die Grabfunde in der grossen Königs-Nekropole der I. Dynastie, welche Amélineau bei Abydos 1897 aufgedeckt hat, bezengt.

Mit dem glücklichen Arabien ist die Frage nach der Herkunft der hamitischen Völker auf das innigste verwachsen. Ueber die asiatische Herkunft dieser Völker besteht kaum mehr eine Meinungs-differenz der Forscher und zwar ist der nahe verwandtschaftliche Zusammenhang von Hamiten und Semiten kaum zu verkennen. Leo Rheinsch erkennt in den hamitischen Sprachen den älteren, primitiveren Zustand, welcher für Semiten- und Hamitentum eine gemeinsame Basis vertritt.

Im südlichen Arabien kann man den gemeinsamen Ausgangspunkt für Hamiten und Semiten suchen und zwar werden sie auf dem gleichen Wege, auf welchem die Araber, d. h. die Bewohner Arabiens, nachweisbar im Laufe der letzten 25 Jahrhunderte als Semiten nach Africa gelangt sind, auch schon in weit früheren Zeiten als Hamiten herübergekommen sein.

Der Zustand der Cultur Aegyptens in prähistorischer (aeolithischer) Zeit erscheint (nach Schweinfurth) als das Ergebniss einer Kreuzung von Autochthonen mit hamitischen Stämmen, die, vom Rothen Meere her heraufgezogen, das Niltal in Besitz genommen haben und die daselbst vorgefundene Bevölkerung in ihre Rasse haben aufgehen lassen. Abermals in einem langen Zeitabstand hat dann das alte Niltal-Volk eine weitere Ummodelung erfahren, die von den Euphratländern her ihren Ausgang genommen hat, um den Nilanwohnern den Getreidebau auf Feldern vermittelt der Pflugschar, metallurgische Kenntnisse und wohl auch die Schrift und ein eigenes Religionssystem u. a. zu bringen. Endergebniss dieser Mischung und Beeinflussung ist das ägyptische Volk und die ägyptische Civilisation der Pharaonenzeit.

Virchow's Ergebnisse schliessen sich diesen Vermuthungen Schweinfurth's sehr nahe an. Virchow weist zunächst auf Grund des Studinms von Haaren, welche in jenen uralten der Steinzeit Aegyptens angehörenden Gräbern gefunden worden sind, die vielfach geäusserte Meinung einer nn der Bildung des ägyptischen Volkes betheiligten blonden libyschen Rasse zurück. Virchow's Untersuchungen beziehen sich auf Haare, welche als Grabbeigaben den neolithischen Leichen in die letzte Ruhestätte beigegeben worden sind. Neben den vertrockneten Gerippen sehen Teller oder flache Schalen aus grobem Thon, auf welchen menschliches Kopfhaar in grosser Fülle ausgebreitet ist. Es ist das die gleiche Sitte, welche durch die Leichenfeier des Patroklos auch für die Homerische Erinnerung bezeugt ist. Die Krieger, welche den Scheiterhaufen des Patroklos umschreiten, streuen ihr abgeschnittenes Haupthaar auf die Leiche und zuletzt legt Achill sein eigenes Haar dem todten Freunde in die Hand. Die Farbe der in jenen alten ägyptischen Gräbern gefundenen Haare ist sehr mannigfaltig, aber darunter zeichneten sich, auffällig dureh ihre lichtere, häufig gelbe und röthliche Farbe, ganze Locken oder Ballen aus. Die ersten Untersucher wurden dadurch zu der Auffassung geleitet, dass jene in den neolithischen Gräbern Bestatteten einer von den Aegyptern verschiedenen „fremden“ Rasse angehört haben müssten, und die alten Wandmalereien führten sehr natürlich zu der Deutung, dass es Libyer (Tamabu) gewesen seien.

Dagegen konstatierte Virchow, dass die Entfärbung und Verfärbung des ursprünglich tiefdunklen neolithischen Haares im Laufe langer Jahrhunderte durch langsam wirkenden Einfluss umgebender Medien im Grabe erfolgt ist, sodass die Haare der neolithischen Gräber gewiss nicht auf

blondhaarige Libyer bezogen werden könnten, eben so wenig aber auf Neger, da die Haare nichts von den dem Neger eigenthümlichen feinen Spirallinien zeigen. Virchow kommt zum Schluss: Die Aegypter sind und waren „keine rothe, sondern eine gelbe, nicht eine wollhaarige, sondern eine schlichthaarige, und zwar dunkelbraune Rasse, die mit den heutigen Hamiten zusammenhängt und die wahrscheinlich von Asien her eingewandert ist“. „In der That lassen sich viele Gründe dafür heibringen, die Einwanderer aus Arabien oder auch aus Mesopotamien herzuleiten,“ aber noch ist die Frage nicht vollkommen spruchreif. „Seien wir vorläufig zufrieden damit, dass die Ausgrabungen unserer Zeitgenossen schon die vormetallische Zeit Aegyptens berühren.“

Die Verwandtschaft der Aegypter mit den Hamiten steht hiernach in Vordergrund des Interesses. Da ist es nun sehr wichtig, dass in jüngster Zeit in Deutschland Felix von Luschan Gelegenheit geboten war, Hamiten mit allen Hilfsmitteln der anthropologischen Technik somatisch exact aufzunehmen, was für wissenschaftliche Reisende meist so schwer, gar oft unmöglich ist. Ich meine hier das Prachtwerk:

Felix von Luschan, Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete. Erweiterte Sonderausgabe aus dem „Amtlichen Bericht über die erste deutsche Colonial-Ausstellung in Treptow“. 1896. 4^o. 87 Seiten. Mit 48 Tafeln und 46 Textabbildungen. Berlin 1897. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vobser).

Das anthropologische lebende Untersuchungsmaterial war ein überaus reiches: erst Togoleute, dann Kameruner, Südwestafrikaer, die Watwabili, Massai und dann Neu-Britannier. Der Glanzpunkt der ganzen Vereinigung fremdländischer Menschen-typen war die Gruppe der zu den Hamiten zu stellenden 16 Massai. 8 Männer, 5 Frauen, 4 Jungen. Luschan's Ergebnisse lassen die Kluft erkennen, welche die Massai von den Negern trennt. Ebenso sind die Unterschiede zwischen den Melanesiern und Afrikanern, mit welchen erstere äusserlich manches gemein haben, so gross und unverkennbar, „dass es schwer zu begreifen ist, wie es eine Zeit geben konnte, in der Melanesier und Neger zusammengeworfen wurden.“

Der zweite Theil dieser Publication umfasst die Ethnographie der deutschen Schutzgebiete in mustergiltigen Abbildungen und Beschreibungen. Wir zweifeln nicht daran, dass das Werk vielseitige Anregung geben wird, die hier so erfolgreich begonnenen Untersuchungen durch weitere Messungen und Beobachtungen zu erweitern. Das Werk kann auch als Schema für Belehrung wissen-

schaftlicher Reisenden in der Vorbereitung auf anthropologische Studien im Auslande bestens empfohlen werden.

Wir staunen über die Vielseitigkeit, den Fleiss und die unermüdete Ausdauer, welche v. Lusch an durch seine neuen grossen und kleinen Publicationen wieder bewiesen hat. Ausser dem eben genannten Werke ist erschienen:

Felix von Luschan, Beiträge zur Ethnographie des abflusslosen Gebiets von Deutsch-Ost-Afrika. Berlin 1898. Hermann Paetel. Separatdruck aus „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ost-Afrika“. Gross 8°. S. 323—381. Mit 78 Abbildungen im Text; ein Werk, welches für diesen bisher relativ vernachlässigten Theil unserer ost-afrikanischen Sühntgebiete von hervorragender Wichtigkeit ist.

Ausserdem war es dem Verfasser vergönnt auch eine andere grosse Publication zu einem vorläufigen Abschluss zu bringen, die von ihm geleiteten Ausgrabungen in Sendeichliri:

Felix von Luschan: Ausgrabungen in Sendeichliri. Ausgeführt und herausgegeben im Auftrage des Orient-Comité's zu Berlin. II. Ausgrabungsbericht und Architektur. Mittheilungen aus den orientalischen Sammlungen. Heft XII. Fol. 8. 85 bis 200. Mit 25 Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, W. Speemann, 1898. Das Werk enthält die vortrefflichen Mittheilungen von Carl Humann und Robert Koldewey.

Wir wünschen Herrn von Luschan Glück zu diesen wichtigen Leistungen. Selten noch ist es einem Anthropologen zu Theil geworden, was ihm gelungen ist, sich auf allen Hauptgebieten der Anthropologie: somatische Anthropologie, Ethnographie und prähistorische Archäologie mit der praktischen Wissenschaft vom Spaten, in gleichmässiger Weise wissenschaftlich festzusetzen und allgemein anerkannte Erfolge zu erringen. —

Es ist nicht möglich, in ähnlicher Ausführlichkeit, wie ich das bisher versucht habe, nur die allerberrorragendsten Fortschritte, welche uns das letzte Jahr gebracht, zu besprechen. Aber es müssen doch noch einige neue Publicationen erwähnt werden.

Es muss die ganz besondere Freude und Hoffnung aller Fachverwandten erwecken, wenn wir sehen, in wie energischer und zielstrebender Weise die somatische anthropologische Forschung in Strassburg unter Leitung von Schwalbe getrieben wird. Unsere Wissenschaft hatte in der rasch zu so hoher Berühmtheit emporgestiegenen Universität der Reichslande schon eine feste Stätte gefunden unter dem Vorgänger Sebwalbe's, unter unserem hochverehrten Vorsitzenden Herrn Waldeyer. Eif-

rig ist man seitdem dort an der Arbeit. Ich habe zu erwähnen:

Beiträge zur Anthropologie Elsass-Lothringens. Herausgegeben von Dr. G. Schwalbe, Professor der Anatomie an der Universität Strassburg. Gr. 8°. Strassburg. Carl J. Tröhner 1898.

I. Heft: Dr. med. Edmund Blind, Die Schädelformen der elssässischen Bevölkerung in alter und neuer Zeit. Eine anthropologisch-historische Studie über siebenhundert Schädel aus den elssässischen Ossuarien. Mit einem Vorwort von G. Schwalbe. Mit 10 Tafeln und einer Karte.

II. Heft: Dr. G. Brandt, Die Körpergrösse der Wehrpflichtigen des Reichslandes Elsass-Lothringen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Mit drei kolorirten Karten.

G. Schwalbe, Ueber Schädelformen der ältesten Menschenrassen mit besonderer Berücksichtigung des Schädels von Egisheim. Mitth. d. Philomat. Gesellsch. in Elsass-Lothringen. 5. Jahrg. 1897. Heft 3, S. 72 ff.

Bei dem regen Eifer, welcher sich hier bekundet, wird Elsass-Lothringen mit Baden, Württemberg und Bayern bald zu den hestorforschten anthropologischen Bezirken Deutschlands gehören, so dass bald eine Gesamtübersicht über die hier bestehenden Verhältnisse für ganz Süddeutschland wird gegeben werden können, an welche sich dann die vortrefflich erforschten Alpenländer Oesterreichs, namentlich Tirols und weiterhin Italien und zum Theil auch schon Frankreich zu einer compacten geographisch-anthropologischen Masse werden vereinigen lassen. Mittel- und Norddeutschland, für welche ja auch schon Vorarbeiten vorliegen, werden dann bald nachfolgen.

Da auch die prähistorischen und Volkskundeforschungen in Elsass-Lothringen unter der Leitung einer so anerkannten Autorität, wie es Professor Rudolf Henning auf beiden Gebieten ist, in schönster Blüthe stehen, so erscheint heute Strassburg mit dem Reichsland als ein neuer Brennpunkt unserer Bestrebungen. Hier darf ich nicht zwei wichtiger prähistorischer Publicationen aus diesem Gebiete vergessen:

C. Winkler, Kaiserl. Baurath und Conservator der historischen Denkmäler, und K. Gutmann, Hauptlehrer: Leitfaden zur Erkennung der heimischen Alterthümer. Erläutert durch 300 Zeichnungen. Bearbeitet für die Herren Geistlichen, Lehrer, Forst- und Baubeamten, Bürgermeister, Landwirthe und Alterthumsfreunde. 8°. 108 S. Colmar. Typographie und Lithographie von F. X. Saile. 1894. und

C. Winkler, Kaiserl. Baurath und Conservator der historischen Denkmäler des Elsass, Versuch

zur Aufstellung einer archäologischen Karte des Elsass. Mit einer Karte des Elsass im Maasstabe von 1:200 000. Colmar. Buchdruckerei Waldmeyer und Schöffel. 1896.

Beide Werke seien der Aufmerksamkeit der Forscher und Liebhaber bestens empfohlen.

Auch auf dem Gebiete der Volkskunde ist wieder Wichtiges geleistet worden.

Im letztjährigen Berichte habe ich schon die vortreffliche Publication erwähnt:

Rich. Andree, Braunschweigische Volkskunde. F. Vieweg & Sohn. Braunschweig. In diesem Werke des berühmten Geographen und Ethnographen ist in für alle anderen deutschen Länder wahrhaft vorbildlicher Weise ein geschlossenes Gebiet in all seinen volkskundlichen Hervorbringungen eingehend und exact behandelt.

Unter den Publicationen dieses Jahres steht das Erscheinen einer neuen periodischen Zeitschrift an Wichtigkeit voran:

Mittheilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin C. (Klosterstrasse 36.) Herausgegeben von dem Vorstände des Museums-Vereins (R. Virchow, I. Vorsitzender, A. Voss, II. Vorsitzender, W. Schwarz, III. Vorsitzender, Dr. Lissauer, I. Schriftführer, H. Sökeland, II. Schriftführer, Rich. Meyer, III. Schriftführer, Franz Görke, Schatzmeister, Alex. Meyer Cohn, stellvertret. Schatzmeister). Berlin 1897. Druck bei Rudolf Mosse in Berlin. 8°.

Das I. Heft bringt mit vielen Abbildungen: Professor Eugen Bracht, Volksthümliches aus dem Hümmling (bei Meppen). S. 7—18.

H. Sökeland, Vorlage hausgewerblicher Gegenstände aus Westfalen. S. 19—32.

II. Heft. 1898: Jahresbericht des Vorstandes. Oscar Scholz, Ländliche Trachten Schloßens aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. S. 49—55. Derselbe, Der sehlesische Bauernhof in der Gegend von Jauer. S. 56—58. H. Sökeland, Westfälische Spinnstube. S. 59 bis 88. Mit prächtigen Abbildungen, namentlich von Leinwandstränken, mit Liedern und Melodien und einem sehr interessanten „Anhang“ von Verlobungs- und Ehe-Contracten aus der Zeit von 1721—1806, alle von einem Hofe stammend, aus der Zeit der Leihenschaft der Bauern.

Die schön ausgestattete Publication wird der Centralpunkt werden für derartige Veröffentlichungen; für den streng wissenschaftlichen Charakter bürgen die Namen unserer an der Spitze dieses patriotischen Unternehmens stehenden Freunde. Möge die neue Zeitschrift dazu beitragen, das Interesse für praktische Volkskunde in immer wei-

tere aber namentlich auch in jene Kreise der Staatsregierung zu tragen, welche dazu herufen sind, das schon jetzt so reiche Museum für deutsche Volkstrachten zu einem wahren deutschen Museum auszugestalten, welches dann dem berühmten nordischen Museum in Stockholm an Wichtigkeit nicht nachstehen wird.

Die Volkskunde ist ein Theil der psychologischen Anthropologie oder anthropologischen Psychologie.

Zu diesem wichtigen, bisher namentlich von der Ethnologie gepflegten Gebiete der anthropologischen Forschung gehört das Studium der Religionen der Naturvölker.

Es ist dem strebsamen Forscher Dr. Th. Achelis in Bremen gelungen, durch das verständnisvolle und kräftige Eintreten der am deutsche Wissenschaft schon vielfach verdienten Verlagshandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, das lang geplante Centralorgan für diese Studien ans Licht treten zu lassen:

Th. Achelis, Archiv für Religionswissenschaft. 8°. 1898.

Bisher sind von Bd. I Heft 1 und 2 erschienen. Eine stattliche Zahl der berühmtesten Autoritäten auf diesem Gebiete aus fast allen Culturländern stehen als Mitarbeiter auf dem Titel. Größere und kleinere Abhandlungen haben bis jetzt geliefert: E. Hardy, W. H. Roscher, Selser, A. Vierkandt, Fr. Branky, E. Siecke, O. Waser, Steinthal, R. Fick und der Herausgeber. Die Hauptthematata der Originalarbeiten sind: Griechische Mythologie und die Bedeutung des Pan (Roscher); Gestalten des Quiehe- und Cackhiquel-Mythus (Selser); die Rauten (Branky); der Gott Rudra im Rig-Veda (Siecke); Charon (Waser); die Kröte im Mythos (Steinthal). Allgemeine Fragen behandeln Hardy, Vierkandt und Achelis. Ausserdem finden sich eingehende Literaturbesprechungen. Wir wünschen dem Unternehmen den Erfolg, den es so sehr verdient. —

Ich muss zum Schluss eilen und bin mir doch bewusst, dass ich besonders wichtige Erscheinungen des Vorjahres noch gar nicht gestreift habe.

So ist für die somatische Anthropologie die Reise W. Krause's nach Australien von bleibender Wichtigkeit (Z. E. V. 1897. 508), so nicht minder die an die Leptra-Conferenz in Berlin sich anreihenden Untersuchungen über Aussatz, namentlich in Amerika in der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Z. E. V. 1897. 474, 558), woran sich die Herren R. Virchow (Z. E. V. 1897. 620), Selser 609, v. d. Steinen 617 u. A. theilhaftig haben. —

Auch in diesem Jahre sind unsere wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen zu den gleichstrebenden Forschern und Gesellschaften unserer Deutschland die besten gewesen. Ganz besonders möchte ich hervorheben, wie auch im vorigen Jahre unser freundliches Verhältnis zu der Wiener anthropologischen Gesellschaft, und das der Mitglieder beider Gesellschaften unter einander, welches wir als eine theorettische Errungenschaft bewahren, neu gekräftigt und erweitert worden ist.

Von den Publicationen der Wiener anthropologischen Gesellschaft möchte ich hier wenigstens einige als besonders wichtig erwähnen:

Dr. M. Mueh, Frühgeschichtliche Funde aus den österreichischen Alpenländern. Mit 1 Tafel und 28 Textabbildungen. 4^o. S. 1—18. K. und k. Hof- und Staatsdruckerei Wien. 1. Die Emailfibeln von Peran und verwandte Erscheinungen.

Derselbe, Grabfunde aus Zellerndorf in Niederösterreich. Mit 5 Textillustrationen. 4^o. S. 1—4 ebenda. Dann das grossartige Werk:

M. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Mit 203 Abbildungen im Text, 1 Farhen- und 35 doppelseitigen Tafeln. Gedruckt mit Unterstützung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien. Druck und Verlag von Adolf Holzhausen. 1898. Gross-8^o. 709 Seiten.

F. R. Fiala, Die Neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. Herausgegeben von Bosnisch-Herzegovinischen Landesmuseum. II. Theil. Schlussband. Ausgrabungen in den Jahren 1894—1896. Mit 1 Plan, 19 farbigen Tafeln und 47 Abbildungen im Texte. Wien 1898. Druck und Verlag von Adolf Holzhausen, k. und k. Universitäts-Buchdrucker. Gross-Folio. 47 Seiten. Mit Vorwort von M. Hörnes.

Ein bleibendes Denkmal von unvergleichlicher Schönheit für unseren so viel zu früh dahingeeschiedenen Freund!

Auch mit den Niederlanden, der Schweiz und Skandinavien, Russland u. a. bestehen die besten und innigen collegialen Beziehungen, wie die Publicationen im Archiv für Anthropologie beweisen. Immer deutlicher erscheint die gesammte anthropologische Forschung als eine einheitliche, wie sie es ja der Natur der Sache nach sein muss, um unbeirrt vorwärts zu schreiten.

Zu dieser notwendigen Verschmelzung ist als ein neues wichtiges Moment auf das lebhafteste zu begrüssen: die vortreffliche Uebersetzung des klassischen Werkes des weltberühmten Directors am Nationalmuseum in Kopenhagen Dr. Sophus Müller: Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmäler aus Dänemark und Schleswig ge-

meinfasslich dargestellt. Der I. Band: Steinzeit und Bronzezeit liegt nun fertig vor und auch vom II. Band: Die Eisenzeit, sind die ersten Lieferungen erschienen. Das Werk ist grundlegend für alle gelehrte prähistorische Forschung und gilt für alle einschlägigen Forschungsgebiete leitende Gesichtspunkte, da die Fülle des in diesem Werke niedergelegten allgemeinen prähistorischen und protohistorischen Materials weit die Grenzen überschreitet, welche der Titel verspricht. Wir müssen auch dem Uebersetzer Dr. O. L. Jiriczek und der berühmten und um deutsche Wissenschaft so langverdienten Verlagshandlung speziellen Dank aussprechen. Die letztere hat das Werk vortrefflich ausgestattet, sodass dasselbe vollkommen als ein deutsches Originalwerk erscheinen kann. Der genaue Titel des Werkes lautet:

Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinfasslich dargestellt von Dr. Sophus Müller. Director am Nationalmuseum zu Kopenhagen. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Dr. Otto Luitpold Jiriczek, Privatdozenten der germanischen Philologie an der Universität Breslau.

Erster Band: Steinzeit-Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. XII u. 972 Seiten. Preis 10 Mark.

Zweiter Band: Die Eisenzeit, ist im Erscheinen. —

Hochansehliche Versammlung! Indem ich hier den Bericht schliesse, darf ich noch an Etwas erinnern, was im abgelaufenen Jahre unser Herz ganz besonders bewegt hat.

Unser Ehrenpräsident und derzeitiger Vorsitzender Herr R. Virchow hat am Ende des vergangenen Jahres den Tag der 50. Wiederkehr seines Eintritts in das akademische Lehramt gefeiert und gleichzeitig den 150. Band des von ihm gegründeten Archivs für pathologische Anatomie vollendet, auf welchem Virchow's Wehrtraf als Forscher vor allem begründet ist. Unter den Ehrenbezeugungen, welche in jenen Tagen dem Jubilar zugeströmt sind, waren auch schon unsere Glückwünsche, aber ich denke in Ihrer Aller Sinn zu handeln, wenn ich es hier nochmals anspreche, wie innig sich die Deutsche anthropologische Gesellschaft mit ihrem Gründer und Erhalter verwaehen fühlt, wie herzlich sie sich freut, dass er in alter Kraft und Frische das Steuer in fester Hand hält. Ich bitte Sie, zum Ausdruck unserer Verehrung und Liebe gegen unseren Meister Virchow sich von Ihren Sitzen zu erheben. (Geschicht.)

Herr R. Virchow:

Sie haben mich bei so vielen Gelegenheiten durch ganz ungewöhnliche Ehrungen erfreut, dass ich aneb diese Ehrung nicht bloss mit Rührung, sondern auch mit Verständnis annehmen darf. Ich weiss auf der anderen Seite, dass wir auf dem Gebiete der Anthropologie alle nur Schüler sind. Wir arbeiten alle in einem noch ziemlich grossen Dunkel, und es ist der Eifer, der Mitschüler unter einander beseelt, der auch uns hier zusammenbringt, nur dass wir keinen anderen Meister haben, als die Erfahrung. Lassen Sie uns in diesem Sinne fortfahren! Seien Sie überzeugt, solange meine Kräfte ausreichen, werde ich mich bemühen, Ihnen zur Verfügung zu stehen, und es wird mich freuen, wenn ich noch öfter mit einer so rege thätigen und in der Forschung so glücklichen Gesellschaft zusammentreffen kann, wie ich sie heute vor mir sehe.

Fortsetzung des Berichts.

Liste der neuen Publicationen

aus den Kreisen der Deutschen anthrop. Gesellschaft (soweit solche noch nicht im Vorstehenden erwähnt).

I. Somatische Anthropologie.

1. Allgemeine.

Birkner, Dr. Ferd., Anthropologische Rundschau, Somatische Anthropologie, „Natur und Offenbarung“. 44. Bd. pag. 366 ff.

Schmidt Emil, Leipzig, Das System der anthropologischen Disciplinen, Sonderdruck aus Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. J. U. Kern's Verlag, Breslau.

Wilser, Dr. Ludwig, Menschenrassen und Weltgeschichte, nach einem auf der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Brannschweig gehaltenen Vortrag. Veröffentlicht in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift. XIII. Bd. Nr. 1. Verlag Ferd. Dümmler, Berlin SW.

2. Körpermessungen, Zwerge.

Birkner Dr., Die himesischen Zwerge Smaun und Fatma und die menschlichen Zwergmassen. Bayerischer Karier Nr. 150 vom 2. Juni 1898.

Daffner, Dr. Franz, Das Wachstum des Menschen, anthropologische Studie. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann, 1897. 69. VI u. 129 S.

Fritsch G., Raphael's Adam und Eva im Original nach Kupferstich. Z.E.V. 1897. 198.

Lnsehan, F. von, Neuer Planimeter von Eckert und Hamann in Friedenu-Berlin (15 Mk.), guten craniometrischen Messungen zu verwenden. Z.E.V. 1897. 238.

Stein Freiherr von, Premier-Lieutenant in der Kaiserl. Schutztruppe etc. in Kamerun, Anthropologisches, namentlich nach Zwerge in Kamerun. Z.E.V. 1897. 602. Dann R. Virchow, 608. Ueber Zwergvölker in Westafrika, Fygnens.

3. Haut und Haare, Weichtheile im Allgemeinen.

Fritsch G., Conservierungsmethode von Tättowirten Hautstücken des Menschen. Z.E.V. 1897. 231. Dann F. von Lnsehan, R. Virchow, 232.

Pohl J. (Pincus), Die Querschnittsform des Kopfhaares der Kaukasier. Z.E.V. 1897. 468.

Snell, Dr. Otto, Hildesheim, Tättowirte Corrigenden in Hannover, Separatabdruck aus dem Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie. Aprilheft 1898. Coblenz bei W. Groos.

Virchow R., Europäische Tättowirungen. Z.E.V. 1897. 328.

— Ueber die ethnologische Stellung der prähistorischen protohistorischen Aegypter nebst Bemerkungen über Entfärbung und Verfärbung der Haare. Aus den Abhandlungen der Kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1898. Mit 2 Tafeln. Verlag der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. 4^o. 20 S.

Weicker H., Die Dauerhaftigkeit des Dessins der Riefchen und Fältchen der Hände. A.f.A. XXV. Bd. 1898. pag. 29.

4. Schädel und Skelett.

Bartels Paul, Berlin, Ueber Geschlechtsunterschied am Schädel, Berlin 1897. Inaugural-Dissertation. Druck von Gebr. Unger, Berlin. VI n. 109 S.

Buschau, Trepanation, Sonderabdruck aus dem Handwörterbuch der „Zoologie“. Bd. VIII. 1898. Breslau, Eduard Trewendt. Referat.

Buschau, Dr. G., Stettin, Metopismus, Separatabdruck aus der Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. 3. Aufl. 1897. Verlag von Urban und Schwarzenberg in Wien I. 8^o. 6 S. Referat.

Holl, Prof. Dr. M., Graz, Ueber Gesichtsbildung (mit 23 Textfiguren, 2 Tafeln, 5 graphischen Tabellen und 2 Maassstabellen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. II Heft. 1898.

Horsmann, Ein echter Mtsul-Schädel. Z.E.V. 1897. 426.

Hornaf, Friedr. Wilh., Ueber Ergebnisse von Schädelmessungen. Inaugural-Dissertation. München 1892. Kgl. Hof- und Universitätsbuchdruckerei von Dr. C. Wolf und Sohn. 6^o. 96 S.

Krause Wilhelm, Australische Schädel. Bericht aus der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 20. November 1897.

Kanke J., Schädel der bayerischen Stadtbevölkerungen, 1. Frühmittelalterliche Schädel aus Lindau. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Band. III. und IV. Heft. 1898. pag. 127 ff.

— Geschichte der Schädeltypen in Bayern. Anthropologische Rundschau. Natur und Offenbarung. 44. Bd. S. 366 ff.

Keinecke, Dr. Paul, Beschreibung der Skeletreste aus dem Flachgräberfelde von Manching. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. und II. Heft. 1897. pag. 27 ff.

von Török, Prof. Dr. Aurel, Director des anthropologischen Museums in Budapest, Ueber eine neue Methode zur kranziologischen Charakteristik der Nase. (Mit Tafel IV.) Aus der internationalen Monatsschrift für Anatomie und Physiologie 1898. Bd. XV. Heft 5 etc.

— Ueber den Yezzer Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Saéchenyi und über den Sachaliner Ainoschädel des kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden. Mit Tafel III und IV. (Dritter Theil) A.f.A. XXIV. Bd. 1897. pag. 277.

Abkürzungen: A.f.A. = Archiv für Anthropologie, Z.E. = Zeitschrift für Ethnologie, Z.E.V. = Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen, Z.E.N. = Zeitschrift für Ethnologie, Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde.

von Török, Prof. Dr. Aurel, Schluss des III. Theils mit Tafel V—VII ebendaebst pag. 473.

Virchow R., Sechs Schädel von Jaunde aus Kamerun. Längen-Breiten-Index 70,9; 71,8; 75,4; 76,3; 76,4; 78,8. Die Capacität war von vier sicher zu bestimmen 1322; 1498; 1455; 1690. Die Schädelform ist hauptsächlich bezeichnet durch Hypsicephalie; Höhen-Index 72,6—81,2. Z. E. V. 1897. 604.

— Steinzeitliches. Eröffnung prähistorischer und römischer Gräber in Worms. Sechs Schädel aus steinzeitlichen Gräbern. L.-B.-Index: 73,5; 72,3; 72,5; 72,6; 73,1; daneben ein Mesoecephaler (mit Stirnath) 78,7. Relativ häufig fanden sich relativ niedrige Grade der Platyknemie bei etwa der Hälfte der gehobenen Skelette. Z. E. V. 1897. 464.

— Ein echter Mtuusi-Schädel, eingensendet von Herrn Dr. F. Hoeseemann (s. diesen). Z. E. V. 426. Capacität: 1586 ccm.

— Gräberschädel von Guatemala. Z. E. V. 1897. 324.
— Peonischer Turm Kopf aus Arica. Z. E. V. 1897. 506.

— Nachbildung ethnologischer Schädel in Gyps. Z. E. V. 1897. 508.

Warnschkin A., Beschreibung von fünf Ngumbaschädeln aus der Sammlung Zenker. K. Museum für Völkerkunde Berlin. Z. E. V. 1897. 405.

Weisbach, Dr. A. E. K. k. Oberstarzt (Sarajewo), Altbosnische Schädel. (Mit einer Maassabelle.) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1897. XXVII. Bd. III. Heft. pag. 80.

von Zograf, Prof. Dr. Nikolaus, Ueber altrussische Schädel aus dem Kremel (Burg) von Moskau. A. f. a. XXIV. Bd. 1897. pag. 41.

Zähne.

Branco, Prof. Dr. W., Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz der schwäbischen Alb. Theil I und II mit 3 Tafeln. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (E. Koch). 1898. 88. 114 + 128 Seiten.

Kowze, Dr. med. C., Privatdocent, München. Directe und indirecte Ursachen der Caries. Separatdruck aus Schweizerische Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. Bd. VII. Nr. 2. Seite 115, 1896.

— Ueber die verschiedenen Abänderungen der Hartgewebe bei niederen Wirbelthieren. Mit 28 Abbildungen. Abdruck aus Anatomischer Anzeiger. Verlag von Gustav Fischer in Jena. XIV. Bd. Nr. 1. 1897.

— Das Erkrankungsverhältniss der einzelnen Zähne des menschlichen Gebisses. Separatdruck aus der österreichisch-ungarischen Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. XII. Jahrg. Heft III.

Seitz, Zahnarzt, Konstanz, Resultat einer Militäruntersuchung. Zahnärztliche Rundschau. VI. Jahrgang. 1897. Nr. 251.

5. Gehirn, Nervensystem, Psychologie.

Birkner, Dr. Ferdinand, Ueber die sog. Arcten. A. f. a. XXV. Bd. 1898. pag. 45.

Hirschman, Dr. med. et phil. Georg, Einfluss der Rasse auf die Händigkeit und die Formen der Geistes- und Nervkrankheiten. Sonderdruck aus der „Allgemeinen Medicinischen Central-Zeitung“. 65. Jahrgang. Nr. 9. 1897. Verlag von Oskar Gablenz, Berlin. 89. 21 Seiten.

Dubois Engen, Ueber die Abhängigkeit des Hirngewichts von der Körpergröße bei den Säugethieren. A. f. a. XXV. Bd. 1898. pag. 1.

Frey, Dr., Drei mikrocephalische Geschwister. A. f. a. XXV. Bd. 1898. pag. 33.

Froriep, Dr. August, Zur Kenntniss der Lagebeziehungen zwischen Grosshirn und Schädeldach bei Menschen verschiedener Kopfform. Zugleich ein Beitrag zur Vergleichung des Schädels mit der Todtenmaske. Mit einem Anhang: Darstellung der Cranio-cerebralen Topographie in stereographischer Projection von stud. math. H. Maier. Mit Abbildungen im Text und 5 Tafeln. Gross-Folio. 44 S. Leipzig 1897. Verlag von Veit und Comp.

Groschaff K., Ueber sinnesknospennähnliche Epithelbildungen im Centralkanal des embryonalen Rückenmarks. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morph. und Physiol. in München. XII. 1896. Heft 1—3.

Köppel, Dr. August, Vergleichende Bestimmungen des Innenvolumens der Rückgrat- und Schädelhöhle bei Menschen und Thieren. A. f. a. XXV. Bd. 1898. pag. 171 ff.

Mattiegka, Dr. Heinrich, Ueber die Beziehungen zwischen Körperbeschaffenheit und geistiger Thätigkeit bei den Schulkindern.

Mis., Das Verhältniss des Hirn zum Rückenmarksgewicht, ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Thier. Sonderdruck aus der Deutschen Medicinischen Wochenschrift. 1897. Nr. 33.

Näcke, Dr. P., Oberarzt, Die sog. (äusseren) Degenerationszeichen bei der progressiven Paralyse, nebst einigen diese Krankheit betreffenden Punkten. Separatdruck aus „Neurologisches Centralblatt“. 1897. Nr. 17. Leipzig, Veit und Comp.

Waldeyer W., Ueber einige anthropologische bemerkenswerthe Befunde am Negergehirn. Sitzungsberichte der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesamtsitzung vom 13. December 1894.

6. Physiologie und Physik.

Krammacher O., Wie ändert sich die Eiweisszersetzung, wenn die Nahrung statt einmal täglich auf mehrere Mahlzeiten vertheilt gerichtet wird. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1896. Heft 1—3.

von Liebig, Dr. G., Wirkung der Veränderung des Luftdrucks auf den Blutdruck. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1896. Heft 1—3. pag. 1.

— Warum man unter einem stark erhöhten Luftdruck sowohl, wie unter einem stark verminderten nicht mehr pfeifen kann. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XIII. 1897. Heft 1.

— Der Luftdruck in den pneumatischen Kammern und auf Höhen. Mit eingedruckten Abbildungen und 9 Tafeln. Brannschweig, bei Fr. Vieweg und Sohn. 1898. 8^o. X und 240 S.

Schulze Feodor, Stammbaum des Jacobs Leonards Martens. (Fortsetzung Nr. 1896. 227.) Z. E. V. 1897. 481.

Schüssler, Dr. med., Der Einfluss der Umgebung auf die Entwicklung der Menschen und Thiere, Betrachtungen darüber. Oldenburg und Leipzig, Schläische Hofbuchhandlung. 1896. 8^o. 16 S.

Voit E., Einfluss des Körperfettes auf den Eiweisszerfall im Hungerszustande. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XI. 1895. Heft 2 und 3.

— Einfluss der Temperatur auf die Zersetzungs Vorgänge. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1896. Heft 1—3.

Voit Frits, Ueber den Eiweissumsatz bei künstlich erhöhter Körpertemperatur. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XI. 1895. Heft 2 und 3.

Wiedemann, Dr., Stabsarzt, Kriegschirurgisches aus Deutsch-Ostafrika. „Deutsche militärärztliche Zeitschrift“. 1897.

Zichy Graf Theodor, Familientypus und Familienähnlichkeiten. Vortrag in der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 11. März 1898. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1898. Nr. 6 E.

Büttner, Dr. Oskar und Müller, Dr. Kurt, Technik und Verwerthung der Röntgen'schen Strahlen im Dienste der ärztlichen Praxis und Wissenschaft. Encyclopädie der Photographie. Heft 28. 1897. Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. S. 8°. V und 146 S. Mit 29 Abbildungen und 5 Tafeln.

Graetz, Dr. L., Ueber die Fortschritte in der Erkenntnis und Anwendung der Röntgen'schen Strahlen. Separatdruck aus der Münchener Medicinischen Wochenschrift Nr. 21 und 22, 1896. Verlag von J. F. Lehmann in München. 8°. 19 S.

7. Tropenhygiene und Volkskrankheiten.

Koehler, Dr., Sanitätsthor, Zur Geschichte des Ansatzes in der Provinz Posen, eine medicisch-historische Studie. Posen, Buchdruckerei des Dziennik Poznanski. 1897. 8°. 23 S.

Martin, Dr. L., Lepra an der Ostküste Samatras. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene. 1897.

Seler Ed., Nachrichten über den Aussatz in alten mexikanischen Quellen. Z. E. V. 1897. 609. Dazu

Steinen, W. von den. 617. (Abbildungen von Thongefäßen, welche Darstellungen von Verstümmelungen aufweisen.) Dazu

Virchow R., 620. „Bis jetzt ist keine andere Erklärung für die Mutilation der alten Peruaner gefunden, als eine pathologische. Noch immer ist die Annahme einer leprösen Affection nicht ganz ausgeschlossen.“

— Die Stellung der Lepra unter den Infektionskrankheiten und die pathologisch-anatomische Erfahrung. Sonderabdruck aus der Lepra-Conferenz 1897. I. Bd.

— Lepra-Conferenz, internationale in Berlin und die verstümmelten peruanischen Figuren. Z. E. V. 1897. 474. Dazu Polakowsky, Fortsetzung: Virchow 558. Polakowsky 559

Widenmann, Dr., Arzt in der deutschen Schutztruppe, Bericht über die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse von Mo-hi am Kilimandjaro. Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. VIII. 1896. Heft 4.

8. Entwicklungsgeschichte und Missbildungen.

Daffner, Dr. Franz, Pseudohermaphroditismus femininus externus. Separatdruck aus der Münchener Medicinischen Wochenschrift Nr. 13, 1898.

— Ueber einen Fall von angeborener Missbildung der Gliedmaßen. (Das sogen. Bärenweib.) Münchener Medicinische Wochenschrift Nr. 25, 1898.

Grünmach E., Untersuchung von Phokomelen mittels der Röntgen-Strahlen. Z. E. V. 1898. 61.

Karutz Dr., Lübeck, Studien über die Form des Ohres. Zeitschrift für Ohrenheilkunde. Bd. XXX.

Maass, Das „Bärenweib“. Z. E. V. 1897. 621. Stellung gegen das Verbot ihrer Zurechnung in Dres-

den. Dazu E. Grünmach, Durchleuchtung des Bärenweibes mittelst Röntgenstrahlen. Dazu

Virchow R., „Dieselbe gehört in die Gruppe der Phokomelen und stellt eine der bemerkenswerthesten angeborenen Missbildungen dar.“ 624.

Maass, armlöses Mädchen. Z. E. V. 1897. 624.

von Török, Dr. Aurel, Ueber die Persistenz der embryonalen Augennasenfurche und über einen knöchernen Bogen am Eingange der rechten Augenhöhle, sowie über anderweitige Abnormitäten bei einem männlichen Schädel. Internationale Monatsschrift für Anatomie und Physiologie. 1896. Bd. XIII. Heft 10 und 11.

Virchow R., Gypsabbildung eines gleichsam verhärteten Menschen. Z. E. V. 1897. 625. (Skelettmensch.) „Sein Leiden war allgemeine Sklerodermie.“

— Die Phokomelen und das Bärenweib. Z. E. V. XXX. Jahrg. 1898. 55.

Voss A., Polynarkische Geschwister. Z. E. V. 1898. 30. von Winkel F., Aetiologische Untersuchungen über einige sehr seltene fötale Missbildungen. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1896. Heft 1—3. pag. 1.

9. Somatische Ethnologie.

Bartels, Dr. Max (H. Plova), Das Weib in der Natur und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Fünfte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 11 lithographischen Tafeln und ca. 390 Abbildungen im Text. 2. Lieferung (enthält Tafel IV.). Leipzig, Th. Griebner Verlag. 1896. 8°. Seite 81—160.

— Hrolf Vangban Stevens' anthropologische Bemerkungen über die Eingeborenen von Malacca. Z. E. 1897. 175.

Hoesemann F., Assistenzarzt I. Klasse in der kaiserl. Reichstruppe für Ostafrika. Anthropologische Aufnahmen von Eingeborenen aus Ujiji. Z. E. V. 1897. 410. Die Messungen sind mit einem Beckenmesser nach Prof. Zweifel-Leipzig gemacht, was R. Virchow in einigen Beziehungen beanstandet, dagegen lobt derselbe die Beschreibungen einzelner Körperteile, wie der Zähne und die Tätowirungszeichnungen. 426.

Koganef, Dr. S., Kurze Mittheilungen über Untersuchungen an lebenden Aino. A. F. A. XXIV. Band. 1897. pag. 1.

Krause Wilhelm, Anthropologische Reise nach Australien. Australische Schädel. Z. E. V. 1897. 508. Dazu R. Virchow, 558

Nehring A., Ueber Heberstein's Angaben betreffs der Samogiten. Z. E. V. 1897. 579. Dagegen ausführlich R. Virchow. 585.

Ramsay (Hauptmann), Anthropologische Aufnahmen in Udjidi. Z. E. V. 1897. 561. Zahnfeinungen, Tätowirung, Nasenlöcherform, weibliche Brustform. Messungen. Dazu R. Virchow. Darunter waren:

brachycephal 9 Männer, 1 Weib.

mesocephal 7 „ —

dolichocephal 6 „ 1 „

„Dieses Ergebniss stimmt mit dem des Herrn Hoesemann einigermaßen überein. — Hier erhalten wir aber eine wichtige Erklärung in der Stammesverschiedenheit. Sämmtliche Dolichocephale waren aus Udjidi selbst mit Ausnahme eines Mwina und eines Mruudi; unter den Mwari dagegen sind 6 Brachy- und 3 Mesocephale; unter den Mwina sind 2 Brachy- 3 Meso- und 1 Dolichocephaler.“ Virchow. 571.

Ranke, Dr. Karl Ernst, München, Ueber die Hautfarbe der südamerikanischen Indianer. Z. E. Jahrgang 1896. 61.

Schmidt Emil, Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südiindiens und Ceylons. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896, Verlag von Dietrich Reimer.

— Die Nais der Malabar-Küste. Sonderabdruck aus Band LXVIII Nr. 22 des Globus. Verlag von Friedr. Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Schneider L., Vertheilung der Schwarzhaarigen in Böhmen. Z. E.V. 1897. 688.

Siwanowski, Dr. Alexis, Zur Anthropologie der Mongolen. A. f. A. XXIV. Bd. pag. 65.

Stratz, Dr. C. H., Die Frauen aus Java. Mit 41 Abbildungen im Text. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke. 1897.

— Ueber die Körperformen der eingelorenen Frauen aus Java. Mit 15 Photographien auf Tafel 1—VI. A. f. A. XXV. Bd. 3. Heft. 1898. pag. 233.

Wiedemann Dr., Beschreibung bei den Masai. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 27. April 1896.

II. Ethnologie.

1. Ausserethnologische Völker.

von Andrian, Ferd. Freiherr, Zur Geschichte der Ethnologie mit besonderer Rücksicht auf die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker. Separatdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1897. Nr. 10. (Bericht der XXVIII. allgemeinen Versammlung in Löbeck.)

Bastian A., Lose Blätter aus Indien. Batavia, Albrecht und Co. 1897. 8°. Bd. I, II, III.

Ehmann F., Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache. 8°. I. Bd. XXII und S. 1—48; II. Bd. 49—144. Tokyo 1897. Supplement der „Mittheilungen“ der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Frobenius L., Die bildende Kunst der Afrikaner. Mit 78 Textillustrationen. Mittheil. der Anthropolog. Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. I. Heft. 1897.

Grünwedel A., Buddhistische Studien. Veröffentlichungen aus dem k. Museum für Völkerkunde. Berlin. V. Bd. 1897.

Karsten Paul, Einiges über die Araber von Nord-Afrika. Z. E.V. 1897. 362. 376.

Kösig Wilhelm, Ein eigenartiges Museum für Natur- und Völkerkunde. Separatdruck aus der illustrierten Familienseitschrift Universum. XIII. Jahrgang. Heft 21. Leipzig 1896. 1897. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Krauss W., Weitere Reise im Osten. Z. E.V. 1897. 313.

von Luschan Dr. F., Eine neue Form der Armbrust. Z. E.V. 1897. 204.

— Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete. Berlin 1897. 4°, a. oben S. 87.

— Reisen in Kleinasien. Aus den Verhandlungen der Gesellschaft für Ethnologie in Berlin. Bd. XV. Nr. 1. Sitzung vom 7. Januar 1898.

Oppert G., Skizze über Kaschmir. Z. E.V. 1897. 188.

Prans, Dr. K. Th., Ornamente von Kaiser-

Wilhelmsland. Z. E.V. 1897. 449.

— Künstlerische Darstellungen aus Kaiser-Wilhelmsland in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. Z. E. 1897. 77. — Menschengestalten, Gesichtornamente, Nasen-, Augen-, Mund-, Vogelkopf-Ornamente, Spirale, Fisch etc.

Ranke, Dr. Karl E., Reise-Eindrücke von der 3. Kingo-Expedition. Vortrag gehalten in der geographischen Gesellschaft. Greifswald, den 3. März 1898.

Schellhas P., Die Göttergestalten der Maya-Handschriften. Ein mythologisches Culturbild aus dem alten Amerika. Dresden 1897. 8°. 34.

Schmidt Emil, Leipzig, Die vorgeschichtlichen Forschungen des Bureau of Ethnology zu Washington. Sonderabdruck aus Bd. LXVIII, Nr. 24a des „Globus“.

Steinmetz, Dr. S. Rud., Costumität oder Lohn und Strafe im Jenseits der Wilden. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 577.

Seler Eduard, Das letzte Lebewohl von Don José Rizal. Uebersetzung: El ultimo adios. Z. E.V. 575.

Strehl, Dr., Die Bewohner von Kaiser-Wilhelmsland und ihre Gebrauchsgegenstände. Schriften der Physikal.-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. XXXVIII. Bd. 1897. Sitzungsbericht vom 4. November 1897 S. [51].

Stübel O., Samoanische Texte. Unter Beihilfe von Eingeborenen gesammelt und übersetzt. Herausgegeben von F. W. K. Müller. Veröffentlichungen aus dem k. Museum für Völkerkunde. 1896. IV. 2—4. von Ujfalvy Karl, Die Arier im Norden und Süden des Hindu-Kasch. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 609.

Vierkandt A., Die Culturtypen der Menschheit. A. f. A. XXV. Bd. 1898. pag. 165.

Missionstation Waiwollo (Herr-Jesu-Mission in Neupommern, deutsche Südde). Eine Forschungsreise vom Weeberhafen in das Innere der Gasellen-Halbinsel (Neupommern) I. Kölnische Volkzeitung, Nr. 474. 28. Juni 1897.

Weissenberg, Dr. S., Ueber die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe und Schutzplatten. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXV. Bd.

Winkler Hugo, Polyandrie bei Semiten. Z. E.V. 1898. 29.

Zimmerer, Dr. H., Die Bevölkerung Kleinasien. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropolog. Gesellschaft 1898. Nr. 3. München, Druck der akademischen Buchdruckerei von F. Straub. 1898.

— Deutsche Forschung in Kleinasien. Vortrag, gehalten auf dem XII. deutschen Geographentag in Jena, im Jahr 1897. Berlin 1897. Druck von W. Ponnetter.

2. Völkerkunde und Ethnographie europäischer Völker.

Andree R., und Rimpan W., Rechts und links arbeiten. Z. E.V. 1897. 263. Männer arbeiten links, Frauen rechts.

Bancalari Gustav, Forschungen und Studien über das Haus. III. Volksmässige Benennung von Gegenständen in der Landwirtschaft. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. I. Heft. pag. 35.

Bartols M., Wehen mit Kartenblättern im Kaukasus. Z. E.V. 1898. 34.

Bartolomäus R., Deutsche Einwanderung in Polen im Mittelalter. Besprochen von Gymnasialprofessor Dr. R. Hasseckamp in Düsseldorf. Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. 1897. XII. Jahrgang. II. Heft.

Baumann, Dr., Die Bevölkerung des bayerischen Schwabens in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge. Vortrag, gehalten in der anthropologischen Gesellschaft zu München 26. November 1897. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. III. und IV. Heft. 1898. pag. 105 ff.

Brenner, Dr. Oscar, Mittheilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, herausgegeben im Auftrage des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung.

Gander Karl, Aus dem Gebiet der Viehzucht. Beiträge zur Volkskunde der Niederlausitz. Niederlausitzer Mittheilungen V. Bd. I.—4. Heft. Guben 1897.

— Sagen aus dem Gubener Kreise. Niederlausitzer Mittheilungen V. Bd. 1896. S. n. 6. Heft. S. 368.

Götze A., Otterfallen von Gross-Lichterfelde, Kreis Teltow. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. Heft 1. pag. 12.

Halm, Dr. Ph. M., Todtenbretter im bayerischen Walde (mit Tafel 8 und 9). Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. III. u. IV. Heft. 1898. pag. 85.

Horáček, Dr. Ad., Eine Dorfschulprüfungsordnung aus dem Jahre 1786. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrg. Nr. IV. 1897.

Jentsch J. A., Das Wort Kunkel. Z. E. V. 1897. 218. Jentsch, Prof. Dr. H. Guben, Niederwendisches aus dem Anfang und der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Niederlausitzer Mittheilungen. V. Bd. I.—4. Heft. Guben 1897.

Kaindl, Dr. Raimund Friedr., Bei den Holzeln im Pruththal. Ein Beitrag zur Hausforschung in Oesterreich (mit 42 Textillustrationen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1897. XXVII. Bd. VI. Heft. pag. 210.

Klein Hugo, Der Fächer. Antiquitätenszeitung. Centralorgan für Sammelwesen. 6. Jahrgang. Nr. 89. 22. September 1897.

Köhler, Dr., Sanitätserath. Posen, Zur Beurtheilung der Bildwerke aus altslawischer Zeit. A. f. A. XXXIV. Bd. 1897. pag. 145.

Künker J. R., Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landausstellung in Budapest (mit 11 Textillustrationen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1897. XXVII. Bd. III. Heft. pag. 85.

Lenke Elisabeth, Giebelverzierungen in Ostpreussen. Z. E. V. 1897. 498.

Menčík Ferdinand, Lieder aus der Zeit des 30 jähr. Krieges. III. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrg. Nr. IV. 1897.

Meringer, Dr. Rud., Zur Geschichte des Kachelofens (mit 10 Textillustrationen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. 1897. VI. Heft. pag. 325.

Mestorf J., Die Jahresfeste. Mittheilungen des Anthropologischen Vereines in Schleswig-Holstein. XI. Heft. 1898.

Mielke Robert, Photographische Aufnahmen aus Russland. Z. E. V. 1898. 33.

Much, Dr. Rud., Die Anfänge des bayerisch-österreichischen Volkstammes. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. und II. Heft. pag. 1.

Müller, Die Grabdenkmale in Homburg. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1897. I. Heft. pag. 216.

Nehring, Prof. Dr. A., Jagdliche Notizen aus dem „Tresslerbuche“ des Deutschen Ordens 1399 bis 1409. Deutsche Jägerzeitung. Bd. XXXI. Nr. 24, 25, 26.

Pasarge L., Das nordische Museum und Skansen. Separatdruck von L. Pasarge's Arbeit: Schweden, Fahrten in Schweden, besonders in Nordschweden und Lappland. Berlin 1897, Fontane n. Co.; S. 87.

Pisep H., Die historischen Volkslieder der Mark Brandenburg aus den Zeiten des Mittelalters. „Brandenburgia“. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrgang. Nr. 10. Januar 1896.

Ranke J., Zur bayerischen Volkskunde: 1. Zwei Ranchhäuser am Tegernsee (Tafel 4 und 5); 2. Mittelfränkische Ornamente (Doppeltafel 6 und 7). Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. und II. Heft. 1897.

Sartori P., Das Bauopfer. Z. E. V. 1897. 491 und Z. E. 1898. 1.

von Schulenberg W., Die Harpa auf Island und die Harfe in der Mark. Z. E. V. 1897. 168.

— Das Wollspinnen mit Spindel und Wirtel. Z. E. V. 1897. 168.

— Märkische Alterthümer und Gebräuche. Z. E. V. 1897. 429 1. Die Schwedenschanzen bei Görbitzsch. 2. Der Farbenstein ebenda etc. Dann vorgeschichtliche Feuerstellen verschiedener Epochen. 449. Frau Harke in der Neumark.

— Baden-Baden, Volkskundliche Mittheilungen. Z. E. V. 1898. 76.

— 1. Die Knotensachen der Möller. Z. E. V. 1897. 491. Dazu Trodenfus bei Wilshofen in Oberbayern. 600. 2. Der Feuersprung zu Johann. 494. 3. Die Hufeiself, ein Neujahrsgebräuch, Schutzmittel gegen Viehsuche und Biitz. 496. 4. Der erste Nagel im Haas. 496. 5. Gewellte Strichverzierung. 497.

Schwerdtfeger F., Die Heimat der Romanen (Indogermanen) I, II, III. Cruttwin, Selbstverlag des Verfassers. 1896. 85, 25, 31, 49 S.

Sprenger R., Der Nobelskrog, eine Umfrage. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. I. Heft II. S. 307 u. 308.

Strauss Adolf, Die Bulgaren, ethnographische Studien. Leipzig 1896, Th. Griebens Verlag. 89. VII und 477 S.

Treichel A., Farben im Volkumunde, Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge, Bd. I. Heft 9. S. 245.

— Der Thiergarten zu Stuhm nach dem D. O. Tremlerbuche. II. Locationsprivileg für die Stadt Berent. III. Sagen.

— Stolpern und Hinfallen, Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. I. Heft 1 und 2, Seite 29—31.

— Folkloristische Findlinge. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. I. Heft II. S. 316—318.

— St. Andreas als Heirathsstifter, eine Umfrage. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. II. Heft 5 und 6. Seite 113.

— Die Nadel ohne Faden. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. II. Heft 3 und 4. S. 91.

— Von der Fischen- oder Belltafel. Separatdruck aus der Altpreussischen Monatschrift. Bd. XXXV. Heft 1 u. 2.

— Der Gühner Wein. Niederlausitzer Mittheilungen. V. S. 126. Guben 1897.

— Was gieht zu Mittag? Eine Umfrage. Sonderdruck aus „Der Urquell“. Bd. VII. (N. F. Bd. I. 1897.)

— Volkskundliche Mittheilungen. Z. E. V. 1898. 80.

Trüdinger Dr., Zwei württembergische Hausiergemeinden. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1897. I. Heft. pag. 241.

Weissenberg S., Südrussische Amulette. Z. E. V. 1897. 367. Dazu M. Bartels.

Wolkon Rud., Deutsche Volklieder des XVI. und XVII. Jahrhunderts aus Böhmen. Mittheilungen des

Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrgang. Nr. IV. 1897.

Zeitschriften.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahrschrift, herausgegeben von Karl von Reinhardtöttinger. VI. Bd. I. Heft. Regensburg, Verlag von W. Wanderling, 1897.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrgang. Nr. 1:

1. Plan und Anleitung zu mundartlicher Forschung in Deutsch-Böhmen. Von Hans Lambel. S. 1.

2. Beiträge zur Agrar- und Colonisationsgeschichte der Deutschen in Süd-Böhmen. Von Dr. Val. Schmidt. S. 83. Prag 1896. In Commission bei H. Dominicus.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Herausgegeben von Dr. Hodgner Prümmer. XII. Jahrg. 8. und 4. Heft. Posen, Vertrieb von Joseph Jolowicz.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde, redigirt von Dr. Michael Haberlandt. III. Jahrgang 1897. 6. und 6. Heft. Wien und Prag, Verlag von F. Tempky.

III. Prähistorie.

1. Allgemeines.

Virchow R., Die anthropologischen Versammlungen des Spätsommers 1897.

1. Die Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck. Z. E.V. 1897. 452. Der Besuch in Schwerin 456. Der Besuch in Kiel 458.

2. Die anthropologische Section des internationalen medicinischen Congresses in Moskau. 459. Beschreibung eines Schädels der russischen Steinzeit von Wolosow, durch Frau Gräfin Uwarow an V. gesendet. L.-B.-Index 83.0; L.-H.-Index 80.2; Stirnbreite 99 mm. Hypsibrachycephal, mesoprosop, chamaconch, mesorhin, fast opistognath, leptostaphylin, kephalonisch: „Die (durch die Indices ausgedeuteten) Eigenschaften würden der Annahme einer turanischen oder, wenn man will, finischen Bevölkerung nicht entgegenstehen.“ 462.

3. Die ethnographischen und archäologischen Sammlungen in Hamburg. 462.

4. Die Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie auf der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig. 463.

— Durchscheidung des Schlossberges bei Burg a. d. Spree. Z. E.V. 1897. 489.

— Berliner anthropologische Gesellschaft, Verwaltungsbericht für das Jahr 1897. Z. E.V. 1897. 579.

Voss, Dr. A., Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen sowie zum Conserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer (in russischer Uebersetzung). Klein 8°. 115 S. Taf. I—VIII. St. Petersburg 1898.

von Wisoczki A., Wiederherstellung zerbrochener alterthümlicher Thongefässe. Niederl. Mittheilungen. Bd. V. 1896. Heft 5 und 6. S. 375.

2. Diluvium, paläolithische Steinzeit.

Herr Jentsch an Herr C. A. Tenne: Ueber den versuchten Nachweis des interglacial durch Bohrmuscheln. Abdruck aus der Zeitschrift der Deutschen geol. Gesellschaft. Jahrgang 1895. 740.

Jentsch, Prof. Dr., Die Chronologie der Eiszeiten. Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Physika-

lisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Jahrgang XXXVII. Sitzung vom 2. April 1896.

Kranse W., Rothgefärbte Knochen von Australien. Z. E.V. 1898. 75.

Kříž, Dr. Martin, Ueber die Quartärzeit in Mähren und ihre Beziehungen zur tertiären Epoche. Mittheilungen der Anthropologische Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. I. Heft.

Makowsky, Prof. Alexander, Das Itimoceros der Diluvialzeit Mährens als Jagdthier des paläolithischen Menschen. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. III. Heft. 1897. S. 75.

Tappeler, Dr. Franz, Der europäische Mensch und die Eiszeit. Verlag von Pötschelberger's Buchhandlung. 1898. 49. 28 S.

Virchow R., Besuch der Höhlen von St. Canzian bei Triest. Z. E.V. 1897. 225.

— Anthropologische Excursion nach Mähren. Z. E.V. 1897. 331. (Paläolithisches, Rothgefärbte Menschenknochen.)

— Urgeschichtliche Funde von Britan und rothgefärbte Knochen aus Mähren und Polynesien (mit Taf. III). Z. E.V. 1898. 62.

3. Neolithische Steinzeit.

Brunner, Dr. K., Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg. A. f. A. XXV. Bd. 3. Heft. 1898. pag. 243. Auch als „Sonderabdruck“, Braunschweig, F. Vieweg und Sohn.

Fischer Ludwig Hans, Eine neolithische Ansiedlung in Wien (Ober-St. Veit). Gumpelberg. (Mit 61 Textillustrationen.) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. II. Heft. 1898.

Götze A., Neue Funde von der Feuersteinwerkstätte bei Guscher Holland, Kreis Friedberg. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 11.

— Halbfertige Steinbänmer von der Bremserdorfer Mühle, Kreis Guben. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 12.

— Faude von Steingeräthen auf Rügen. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 13.

Haas A., Die vorgeschichtliche Feuerstein-Werkstätte des Dorfes Lietzow auf Rügen. Z. E.V. 1897. 291. von Haxthausen, Trichter der Stein- und Bronzezeit zu Eichelsbach, Bezirksamts Obernburg a/M. Tafel I und 2. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. und II. Heft.

Hedinger, Zur Frage der ältesten Methode der Feuererzeugung. A. f. A. Bd. XXV. S. 165.

Jentsch H., Neolithisches von Au bei Hammarau, Bezirksamts Traunstein. Z. E.V. 1897. 317.

Makowsky, Prof. Alexander, Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Mit Funden aus der Mammutzeit. (Mit 3 Tafeln.) Separatdruck aus Bd. XXVIII der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien 1898.

— Der Löss von Brünn und seine Einschütlung an diluvialen Thieren und Menschen. Mit 7 Tafeln. Sonderdruck aus dem XXVI. Bd. der Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn. Brünn, Druck von W. Burkat — Verlag des Vereines. 1888.

Palliaridi Jaroslav, Die neolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich. Mit 2 Farbendrucktafeln und 57 Abbildungen im Text. Mittheilungen der Prähist. Comm. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. I. Bd. Nr. 4. Wien 1897.

— Pfahlbauten im Bodensee (nach der Frankfurter Zeitung 25. II. 98). Korresp.-Bl. der Westd. Zeitschr. f. Gesch. und K. Jahrgang XVII. Nr. 3. 1898.

Reinecke P., Zur neolithischen Keramik von Eichelbach im Spessart. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII Bd. III. und IV. Heft. 1898. pag. 165.

Schmidt-Gradenz, Funderhieb über die Aufdeckung einer Steinkiste bei Kl. Kewen, Kreis Tüchel, am 8. September 1896. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 35.

— Ueber einige urgeschichtliche, wahrscheinlich neolithische Fundstellen in der Umgegend von Gradenz. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 36.

Virchow R., Eröffnung prähistorischer (und römischer) Gräber in Worms. Z. E. V. 1897. 464.

Weincke Dr., Feuerstein aus Leibchel, Kreis Lübben, Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. 1—4. Heft. Guben 1897.

Weinzierl Robert, Ritter von, Die neolithische Ansiedlung bei Gross-Czernosek. Mit 24 Text-Illustrationen. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. II. Heft. 1897.

4. Prähistorische Metallperioden.

Baier Rnd., Ein Kistenfund auf Rügen. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. Heft 6.

Bartels M., Roggenkorn-Ganen in Russland. Z. E. V. 1898. 39.

Busse Hermann, Märkische Alterthümer. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 36.

Belts Robert, Bronzefund von Schleispig, Kreis Lübben, Niederlausitzer Mittheilungen. Bd. V. 1898. Heft 5—6. S. 373.

Convents, Director des Westpreussischen Provinzial-Museums, Entstehung der vorgeschichtlichen Wandtafeln. Aus dem Verwaltungsbericht des preussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1897. Danzig.

Deichmüller, Dr. J., Ueber Massregeln zur Erhaltung und Erforschung der urgeschichtlichen Alterthümer im Königreich Sachsen. Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „ISIS“ in Dresden. 1897. Heft II.

— Eine vorgeschichtliche Niederlassung am dem Pfaffenstein in der Sächsischen Schweiz. Mit Tafel II. Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „ISIS“ in Dresden. 1897. Heft II.

Freund, Dr. Karl, Oberlehrer, Die vorgeschichtlichen Alterthümer im Lübecker Gebiete. Jahresbericht der Realschule zu Lübeck. 26. Schnjahr. 1897/98.

Friedl, Vorgeschichtliches Gefäss aus dem saligen See. Z. E. V. 1897. 591. Dazu R. Virchow, 593.

— Silberner Fingerring von Brüssow i. d. Uckermark. 594.

Gander Karl, Guben, Vom Schlösschen in Seitzwahn, Kreis Guben, Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. Heft 1—4. 1897.

— Nachgrabungen auf dem Kukatzberge bei Seitzwahn, Kreis Guben, Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. Heft 1—4. Guben 1897.

Götze A., Brandgräber der Völkerwanderungszeit von Meesdorf, Kreis Osterburg. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 1.

— Bronzefund von Lekow, Kreis Schivelbein, Provinz Pommern. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 42.

— Zwei Bronzefunde aus Pommern. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 44.

— Bronzeschwert von Felchow, Kreis Angermünde, Brandenburg. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 95.

— Nachtrag zu dem Depofund von Bergen auf Rügen. 96.

Gross Vict., Bronze-Armband von Serrifres bei Neuchâtel. Z. E. V. 1897. 489.

Hackmann A., Die Bronzezeit Finnlands. Sonderabdruck aus Finska Fornminnesföreningens Tidskrift XVII. Helsingfors 1897. Helsingfors Centraldruckerei. Heineemann, Dr. O., Hacksilberfund von Deutsch-Wilke.

— Hacksilberfund von Sendzin. Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XII. Jahrgang. III. und IV. Heft. 1897.

Hensel, Dr. P., Meseritz, Urnenfund von Solden. Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XII. Jahrg. III. und IV. Heft. 1897.

Hörnes M., Wien, Wanderung archaischer Zierformen. Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts. Bd. I. S. 9—13.

— Zur prähistorischen Formenlehre. Zweiter Theil. Ueber altitalische Bronzefiguren und deren culturgeschichtliche Bedeutung. Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. I. Bd. Nr. 4. 1897.

Jentsch, Dr. H., Vorlavische Wohnreste in der Sprucke, Kreis Guben, Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. 1—4. Heft. 1897.

— Archäologische Stellung der Schale mit Vogel-figur von Burg im Spreewald. Z. E. V. 1897. 591.

Kemke Heinrich, Der Silberfund von Marienhof. Mit einer Tafel. Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. XXVIII. Jahrgang. 1897.

Kranse Ed., Ausgrabungen in Hinterpommern. Z. E. V. 1897. 260.

— Eine thönerne Kinderklapper von Luckau, Niederlausitz. 261.

Küttler K., Die Ausgrabungen bei Zöschingen 1897. Jahrb. des histor. Ver. Dillingen. X. Jahrgang. 1897. pag. 133.

Lehmann-Nitsche, Ein Burgwall und ein vorlavischer Urnenfriedhof von Königbrunn. Cujavien. Z. E. V. 1897. 171.

— Kupferbeil von Augustenhof, Kreis Wirsitz, Posen. Z. E. V. 1897. 239.

Lissauer, Gewaltige Bronzenonen. Z. E. V. 1897. 176. 450.

Meyer H., Hügelgräber auf dem Brommarge in der Heide des Hofbesitzers Gross-Hahn, Wessensstedt, Kreis Uelsen, Hannover. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 17.

— Hügelgräber am Losenmeere in der Haastorfer Feldmark (Kreis Uelsen). Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 81.

Mestorf J., Das vorhistorische Eisenalter im skandinavischen Norden. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 339.

Mielke Robert, Bericht über die Ausgrabungen in der Bruchheide bei Templin. „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrg. Nr. 10. Januar 1898.

Much, Dr. M., I. Funde der Hallstattperiode aus Traunkirchen am Traunsee.

— II. Ueber Funde von Traunkirchen und Staudorf in Ober-Oesterreich. K. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien.

— Die Urzeit. Separatdruck aus Band I der „Geschichte der Stadt Wien“, herausgegeben vom Alterthumsvereine zu Wien. 1897.

Olschhausen O., Ein weiteres Ausfüllungsmaterial der vertieften Ornamente an Thongeräthen. Z. E. V. 189. (Muschelchalen, Schneckenchalen, früher Urnenharz, Knochenasche).

— Herrn Kröhnke's chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins. Z. E. V. 1897. 344. Monographie über die Bronze-Untersuchungen: 1. Kupferverlust bei Verwitterung der

Bronzen. 2. Die Zinnsäure der verwitterten Bronzen. 3. Das Vorkommen von metallischem Zinn in den Gräbern. 4. Phosphorhaltige Thonerde als Material von Pseudomorphosen nach Gegenständen des Grabinhalts.

— Drei angebliche Eisenobjekte aus der zweituntersten Rinneuschicht in Hissarlik. Z. E. V. 1897. 500. Dazu Götte A., 504.

Pallat L., Depotfund von Eihingen bei Radesheim. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. XXIX. Bd. I. Heft. 1897.

Panlitzschke, Dr. Philipp, Prähistorische Funde aus dem Somälände (mit 3 Tafeln). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. III. Heft. 1898.

Heber B., Vorhistorische Skulpturenkmler im Canton Wallis (Schweiz). Dritter Bericht. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 91.

Reincke P., Ueber einige Beziehungen der Alterthümer Chinas zu denen des skythisch-sibirischen Völkerkreises. Z. E. 1897. 141.

— Slavische Gräberfunde im kroatischen und slovenischen Gebiete. Z. E. V. 1897. 362.

Rösler E., Archologische Funde aus Transkasanien. Z. E. V. 1897. 209. Dazu R. Virchow, 212. „Steinhäuser sind auf dem armenischen Plateau noch heut zu Tage vielfach im Gebrauch.“

Schäble L., Hügelgräber bei Kiecklingen. Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. X. Jahrgang. 1897. p. 142.

Scheller Magnus, Die Ausgrabungen bei Faimingen 1897. Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. X. Jahrgang. 1897. p. 159.

Schmidt, Graudenz, Fundbericht über die Aufdeckung von zwei Hügelgräbern bei Schlagenthin, Kreis Tuchel, am 12. und 13. Sept. 1896. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 33.

Schuhmann H., Bronze-Depotfund von Clemence, Pommern. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 7.

Schumann H., Bronze-Schwert aus der Peene. Z. E. V. 1897. 221.

— Bronzekeule (Morgenstern) von Butske, Pommern. Z. E. V. 1897. 241.

von Schultenburg W., Märkische Alterthümer und Geräthe. Z. E. V. 1897. 429. Prähistorisches 436. Feuerstein-Werkstätten und Gräber am Kuchenteich n. a. Gesichtsurnen bei Sternberg 439.

Semrau, Bronze-Depotfunde von Czernowitz. Z. E. V. 1897. 290.

Virchow R., Schlossberg bei Burg an der Sprea. Z. E. V. 1897. 314.

Voges Th., Kupferne Doppelaxt von Borsum. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 41.

— Bronze-Depotfunde von Börnecke. Z. E. V. 1894. 31.

Voss A., Gesichts-Thürnen von Eilsdorf, Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen. Z. E. V. 1897. 548.

Weber Fr., Die Hügelgräber auf dem bayerischen Lechfeld (mit Tafel III). Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. n. II. Heft. 1897. pag. 37.

— Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Für die Jahre 1894—96. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. n. II. Heft. 1897. pag. 53.

— Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Nachtrag zum Bericht für 1896. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. III. und IV. Heft. 1898. pag. 169.

Weinack, Dr., Das Gräberfeld bei Schlepzig, Kreis Lübben. Mit 7 Abbildungen. Niederlausitzer Mittheilungen. V. Bd. 1.—4. Heft. Guben 1897.

— Ein Urnenfeld bei Schlepzig, Kreis Lübben, in der Niederlausitz. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 88. von Weinszierl R., Prähistorische plastische Thonfiguren aus Böhmen. Z. E. V. 1897. 246.

5. Römisches.

Antbes Eduard, Darmstadt, Die römischen Stein- denkmäler des Odenwalds. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Heft III. pag. 200.

Back, Birkenfeld, Vorrömische Wohnstätten und römische Begräbnisstätten zwischen Nieder- und Oberbrombach (Fürstentum Birkenfeld). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 6. pag. 99 ff.

— Römisches Grab bei Siesbach. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. 1897. Nr. 6 und 7. p. 119.

Goldmann, Ein drittes Mitraeum in Friedberg. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Nr. 12. 1897. pag. 226.

Hauser Otto, cand. arch., Das Amphitheater Vidonjosa 1898. Buchdruckerei E. Gull, Stäfa.

Henkel, Dr. Friedr., Ein römischer Viergötterstein als Hausaltärechen (mit einer Tafel). Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Heft 2. S. 109.

Jentsch H., Funde aus römischen Wohnstätten unter dem Zwiessel in Oberbayern. Z. E. V. 1897. 316.

K—a, Köln, Römische Grabfunde. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVII. Nr. 6 und 7. 1898.

— Neue Römerfunde in Köln, Kölnische Volkszeitung vom 17. April 1898. Nr. 307. Drittes Blatt.

Kisa A., Köln, Die Pollerköpfe. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 2 und 3. pag. 45.

— Römische Skulpturfunde. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 6 und 7. pag. 113.

— Das römische Grabfeld an der Luxemburgerstrasse. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XVI. Jahrg. 1897. Nr. 10. pag. 182.

Könen C., Zum Abbruch des Kölner Römerbors. Rheinische Geschichtsblätter. 3. Jahrgang. Nr. 8. 1897.

— Die Culturereste der Ebene zwischen dem Meethal und dem Legionärlager bei Neuss. Jahrbuch des Vereins für Alterthumsforschung im Rheinland. Heft 101.

Körber, Dr., Römische Inschriften (neue Funde). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 2 und 3. pag. 33.

— Neue Funde (Gefäßinschriften). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVII. Nr. 6 und 7.

— Töpferstempel. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 10. pag. 179.

Kr., Die Ausgrabungen auf dem römischen Gräberfeld an der Luxemburgerstrasse. Kölnische Volkszeitung, Nr. 614 vom 4. September 1897, erstes Blatt.

Lehner, Dr., Bronzeinschriften. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 4. pag. 65.

Lehner, Dr., Römische Stadtbefestigung. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XVI. Jahrg. 1897. Nr. 5. pag. 102.

Limesblatt, XVI. Heftungen der Streckencommissäre bei der Reichslimescommission. Verlag der Lintschens Buchhandlung in Trier.

Masegger, Dr. B., Zum Schluss der Majafraße. Meraner Zeitung Nr. 114—116 vom 22.—26. Sept. 1897.

Mehlis, Ein römischer Meierhof bei Ungstein in der Pfalz. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 11.

Minjon A., Die „Porta Paphia“ an Köln. Rheinische Geschichtsblätter. 3. Jahrgang. Nr. 8. 1897.

Olbanshan O., Eine frühromische Fibel mit der Aufschrift AVCISSA aus Rheinbessen. Z. E. V. 1897. 286.

Pallat, Dr., Römische Funde in Wiesbaden. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. 1897. Nr. 1. pag. 12.

Popp, Linearer Verlauf und Bauart der alten Strassenzüge im Hinterlande des rätischen Limes mit Nutzenwendung für die Anlage der Römerstrassen überhaupt (mit 3 Tafeln). Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. Heft II. 1897. S. 119.

Ritterling E., Die Cohortes Aquitanorum des obergermanischen Heeres. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 12. pag. 236.

Schumacher K., Die villa rustica von Boscoreale bei Pompeji. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 12. pag. 241.

Schnmann H., Römische Fingerringe von Hammetall. Uckermark. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 48.

Sint G., Eine Acondarstellung des Stuttgarter Lapidariums. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Nr. 1. 1897. pag. 1.

von Stolzenberg, Die Heisterburg und deren römischer Ursprung. Vortrag, gehalten im Historischen Verein für Niedersachsen, publicirt im Beiblatt des Hannover'schen Couriers vom 8. Februar 1898. Abendblatt S. 5.

Gesellschaft „Pro Vindonissa“, Der Kampf um Vindonissa, acenmäßige Darstellung. 1898. E. Gull, Stafa.

Wagner E., Archäologische Untersuchungen in Baden. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 8 und 9. pag. 145. Nr. 10. pag. 177.

Waltzing J. P., Arlon (Neu entdeckte Inschrift). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. Nr. 1. 1897. pag. 15.

Wolff Georg, Römische Strassen in der Wetterau (mit 3 Tafeln). Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Heft I. 1897. S. 1.

— Kastell Hedderheim. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Nr. 1. 1897. pag. 3.

6. Fränkisches.

Hosse H., Altgermanische Gräber am Wehrmühlberg bei Biesenthal, Kreis Ober-Barnim, und Andere. Z. E. V. 1897. 261.

Götze A., Ein Thongefäss der Völkerwanderungszeit aus der Provinz Posen. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 15.

— Merowingische Emailperlen aus der Mark Brandenburg. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 16.

Quilling, Dr. F., Fränkisches Gräberfeld in Sindlingen a/M. mit Tafel II. Annalen des Vereins für

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Neuassanische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. XXIX. Band. 1. Heft. 1897.

Rademacher C., Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 2.

Kirchmann Joseph, Das alamannische Gräberfeld bei Schretheim. Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen. X. Jahrgang. 1897. pag. 169 ff.

7. Frühgeschichtliches.

Belik W. und Lehmann C. F., Chaldäische Forschungen. 7. Zur Frage nach dem ursprünglichen Standort der beiden assyrischen Inschriften Sardur's, Sohnes des Lutipris. Z. E. V. 1897. 302.

Belle H., Die Ältesten Darstellungen von Germanen. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 618.

Conwents H., Die Moorbrücken im Thal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Mit 10 Tafeln und 26 Textfiguren. Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen. Heft X. Danzig. Verlag von Th. Bertling. 1897.

Forrer R., Die Waffensammlung von Richard Zschille. Stadtrath in Grossenhain. 225 Foliotafeln in Lichtdruck mit beschreibendem Text. Graphische Gesellschaft. Berlin S. W. Lindenstrasse 16/17.

Fraas, Dr. Eberhard, Anthropologisches aus dem Lande der Pharaonen. Vortrag gehalten in der Sitzung des Württembergischen Vereins zu Stuttgart am 8. Januar 1898. Schwäbische Chronik des Schwäb. Merkurs. II. Abtheilung. Nr. 6 vom 10. Januar 1898. Abendblatt.

Von der Heidenmanner bei Dürkheim a. d. Haardt. (Köln. Zeitung.) Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVII. 1898. Nr. 4 und 5.

Jentsch, Dr. H., Mittelalterliche, zum Theil datirbare Funde, namentlich aus dem Kreise Guben. Niederlausitzer Mittheil. V. Bd. 1.—4. Heft. 1897.

— Scharaben-Gemmen von Saderdorf, Kr. Guben. Z. E. V. 1897. 169.

Köhler, Geffigelte Lanzenspitzen. Z. E. V. 1897. 214.

Lehmann C. F., Weitere Darstellung assyrischer Ruhebetten. Z. E. V. 1897. 164.

Lehmann-Filhés M., Fräncin, Freysnes im östlichen Island. Z. E. V. 1897. 165.

de Morgan J., Auffindung eines Königsgrabs in Negada. Z. E. V. 1897. 207.

Müller-Branel, Die Bohlenbrücken im Teufelsmoor (Provinz Hannover), mit 4 Abbildungen. „Globeus“. Bd. LXXIII. Nr. 2. Seite 23

Platy-Voss A., Ausgrabungen der Hünen- oder Frankenburg an der langen Wand bei Bintel a. W. Z. E. V. 1897. 369.

Reinecke P., Antike Germanen-Darstellungen in Bronze. Z. E. V. 1897. 567.

von Schnlenburg W., Die Dunkkeller des Tacitus. Z. E. V. 1897. 595.

Schweinfurth G., Ueber den Ursprung der Aegypter. Z. E. V. 1897. 263.

— Steingefässe der Abakhe und andere Steingeräthe aus Aegypten. Dazu A. Voss, R. Virchow 355.

Virchow R., Zur Vorgeschichte Aegyptens. Z. E. V. 1897. 358. 1) Salkowski E., Inhalt eines Schädels von Gebel Silsilch. Vergl. S. 92 und 137. 2) Schweinfurth G., Ornamentik der ältesten Culturerpoche Aegyptens. 391. 3) Virchow R., Die Kopfhäare aus den prähistorischen Gräbern Ober-Aegyptens. 401.

— Eröffnung römischer (und prähistorischer) Gräber in Worms. Z. E. V. 1897. 464.

Weber Frasn, Zur Vor- und Frühgeschichte des Lechrains, Nachrichten und Ergänzungen. Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. XXIII. Jahrgang.

Anhang.

IV. Zoologie und Botanik.

Baumann, Dr. Anton, Die Moore und die Moor-cultur in Bayern. Fünfte Fortsetzung 1897; II. Moor-culturbestrebungen in Bayern. Sechste Fortsetzung 1898: Die Landesmoorcultur in Bayern I. Sonderabdruck aus der Forstlich-naturwissenschaftlichen Zeitschrift 1897 Leipzig. München, Rieger'sche Universitätsbuchhandlung.

Bella, Dr. Robert, Die Amöben, insbesondere von parasitären und culturleilen Standpunkt. Mit einer lith. Tafel. Berlin 1898. Verlag von August Hirschwald.

Brauky Frasn, Der Vogel Heia? eine Umfrage. „Der Urquell“, herausgegeben von Friedr. S. Krauss. Neus Folge. Bd. I. Hett 11. 1897.

Buchholz, Leinamenvorrath in den Ueberresten einer prähistorischen Wohnstätte bei Frehue, Kreis Ostprignitz. Z. E. V. 1897. 361.

Busse H., Pflanzenreste in vorgeschichtlichen Gefässen. Z. E. V. 1897. 223. (Houf.) Dazu R. Virchow 225.

Clasen F., Die Muskeln und Nerven des proximalen Abschnittes der vorderen Extremität des Kaninchens, mit 3 Tafeln. Abhandlungen der kaiserlich Leop.-Carol. deutschen Akademie der Naturforscher. 69. Bd. 1898.

Eimer, Dr. G. H. Theodor und Fiekert, Dr. C., Orthogenesis der Schmetterlinge, ein Beweis bestimmt gerichteter Entwicklung und Umnachtung der natürlichen Zuchtwahl bei der Artbildung. Zugleich eine Erwiderung an August Weismann mit 2 Tafeln und 235 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von Wilh. Engelmann, 1897.

Friedel E., Ueber primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Thierreich (Brot, Butter und Käse, Schnecken und Muscheln). „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. VI. Jahrg. Nr. 11. Febr. 1898.

Göbel Karl, Ueber Studium und Auffassung der Anpassungserscheinungen bei Pflanzen. Festschrift gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 189. Stiftungstages am 15. März 1898. In Commission des G. Franz'schen Verlags.

Hahn, Dr. Eduard, Die Transportthiere in ihrer Verbreitung und in ihrer Abhängigkeit von geographischen Bedingungen. Sonderabdruck aus „Verhandlungen des XII. Deutschen Geographentages in Jena. 1897.“

— Wie setzt sich der Bestand der Culturpflanzen zusammen? Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 11 und 12. 1897. (Bericht der XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck.)

Hasselmann Fritz, Projekt über die Ausnutzungsfähigkeiten der von Fritz Hasselmann, Architekt in München, erfundenen Verfahren zur Imprägnierung von Faserstoffen.

— Schutz der Weinpflanze gegen Wurselkälte durch Ansteckung.

Lemke, Dr., Torfuntersuchungen. Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. XXXVIII. Jahrgang. 1897. Sitzung vom 8. Juni 1897. Seite 146.

Müllenhoff K., Ueber die ausgestorbenen und amsterbenden Thiere der Mark Brandenburg. „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrgang. Nr. 9. December 1897.

Nehring, Dr. A., Ueber Alactaga saliens fossilis Nohring (= Alactaga jaculus fossilis Nohring). Neues Jahrbuch für Mineralogie etc. 1898. Band II.

Präterius, Dr., Ueber anfibiose Fruchte der Trapa natans. Schriften der Physikalisch-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. XXXVIII. Jahrg. 1897.

Schötensack O., Untersuchungen der Thierreste aus dem Gräberfelde der jüngeren Steinzeit bei Worms. Z. E. V. 470. Bes primigenus, Urstier; B. taurus brachyceros, Terfriad; Ovis aries oder Ziege; Cervus elaphus; Canis familiaris.

Schweinfurth G., Die sicilaische Flora. Z. E. V. 1897. 489.

Voss A., Ausgrabung der Hünen- oder Frankenburg an der langen Wand bei Rieteln a. W. Z. E. V. 369. Nahrungsstoffe in verkehrtem Zustande. 371.

Herr Oberlehrer J. Weismann, Rechenschaftsbericht des Schutzmeisters:

Hochzuverehrende Versammlung! Mit grosser Genugthuung und dankerfüllter Freude haben wir auch heute wieder aus dem wissenschaftlichen Jahresberichte unseres Herrn Generalsecretärs die hochehrfrohliche Thatsache vernehmen, mit welcher hingebendem Eifer auf allen einzelnen Gebieten der anthropologischen Forschung in Nah und Fern von der berufenssten Seite gearbeitet wird, und wie sehr sich unsere diesbezügliche Literatur von Jahr zu Jahr mit den hervorragendsten Namen bereichert.

Wer könnte wohl aber auch über den grossen Umfang der in unser Gebiet einschlagenden Arbeiten ein treffenderes Urtheil fällen, als gerade der Generalsecretär der anthropologischen Gesellschaft, in dessen Händen das ganze umfangreiche Material zusammenfliesst.

Was Alles seit dem 29jährigen Bestehen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft geleistet worden ist, davon liefern unsere Jahresberichte den deutlichsten Beweis.

Möge doch der rühmwerthe Eifer in dieser Richtung nicht erlahmen, und möge sich das Interesse für die Aufgaben der Anthropologie in dem Masse fortgesetzt steigern, wie wir dies zu unserer grossen Freude auch seitens so vieler neugewonnener junger Freunde constatiren können.

Auch unsere diesjährige Versammlung im schönen Braunschweig, das sich hinsichtlich seiner reichen wissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Vergangenheit jeder andern Stadt Deutschlands würdig an die Seite stellen kann, wird auch in dieser Richtung gute Früchte tragen.

Was hier dem Anthropologen geboten werden kann, davon liefert unser so überaus reichhaltiges

und hochinteressantes Festprogramm den sehndenden Beweisen.

In auerkenntniswerthe Weise hat sich das Festeomit  bemüht, den Anthropologen in Erinnerung zu bringen, dass sie sich hier auf echt deutschem Boden grosser klassischer Vergantheit befinden.

Möge doch das verdienstvolle Festeomit  die Versicherung gestatten, dass die Anthropologen die dankerf llteste Erinnerung an die schönen Tage in Braunschweig mit in die Heimath nehmen werden!

Nach diesen Herzenerg ssen Ihres Schatzmeisters wolle die hohe Generalversammlung ihm noch die Bitte gestatten, mit ihm einen kleinen Rundgang durch den Rechenhofsbericht des abgelaufenen Rechnungsjahres 1897/98 zu machen.

Der zur Vertheilung gelangte Kassenbericht weist eine Einnahme von 6458 \mathcal{M} 57 \mathcal{G} aus den vorgetragenen Einzelposten aus, und haben wir die Freude, unsere Etatsposition sogar etwas überschritten zu sehen. Die Ausgaben betragen 6052 \mathcal{M} 61 \mathcal{G} , so dass wir mit einem Kassareserve von 405 \mathcal{M} 96 \mathcal{G} in das Jahr 1898/99 eintreten.

Berechtigter Sparsamkeit liess uns nicht nur allen im Etat vorgesehenen Verpflichtungen gerecht werden, wir konnten sogar auch einige unvorhergesehene Ausgaben decken.

Ueber den Gesamtstand unserer Finanzen finden Sie das Nähere im Kassenberichte, der gewiss auch kein unerfreuliches Bild unserer Finanzbestrebungen bildet.

Wenn wir mit einer gewissen Befriedigung auf den rechnerischen Theil unserer Gesellschaft zurückblicken, so wäre es unverantwortlich, Derer zu vergessen, denen wir dieses erfreuliche Resultat, wie seit Jahren schon, so auch heuer wieder zu verdanken haben. — Ich darf daher gewiss auch im Namen der hohen Generalversammlung allen den treuen Mitarbeitern an dem finanziellen Theile unserer Gesellschaft den herzlichsten Dank aussprechen und die Bitte heifigen, dieselben möchten nas doch auch fernerhin ihre troue, mit so viel Mühe verbandene Mithilfe nicht versagen!

Mit diesem Wunsche schliessend bitte ich um Erneuerung des Rechnungsausschusses und um Decharge! (Bravo!)

Kassenbericht pro 1897/98.

Einnahme.

1. Cassenverwalt. von voriger Rechnung . . .	\mathcal{M} 478 99 \mathcal{G}
2. An Zinsen gingen ein . . .	500 —
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres . . .	166 —
4. An Jahresbeiträgen von 1820 Mitgliedern 2 \mathcal{M} 4	4900 —
5. Für besonders angegebene Berichte und Correspondenzblätter . . .	18 70
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes . . .	100 88
Zusammen:	\mathcal{M} 6458 57 \mathcal{G}

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten . . .	\mathcal{M} 997 20 \mathcal{G}
2. Druck des Correspondenzblattes . . .	2498 86
3. Redaction des Correspondenzblattes . . .	800 —
4. Zu Handen des Herrn Generalsecretärs . . .	800 —
5. Zu Handen des Schatzmeisters . . .	830 —
6. Aus dem Dispositionsfond des Generalsecretärs für Körpermessungen etc. . .	21 10
7. Für Ausgabegeld in Herkenfeld . . .	90 —
8. Für Ausgabegeld im Dammerck . . .	100 —
9. Zur Lietz'schen Buchhandlung in Trier . . .	15 —
10. Für den Stenographen . . .	218 —
11. Für Ehrungen, Ferkon und Dienstleistungen . . .	89 81
12. An die Herren Professoren Kollmann und Stader für ungedruckte Auslagen für die Deutsche anthropologische Gesellschaft im Jahre 1896/97 . . .	246 16
13. Dem Münchener Local-Verein zur Herausgabe seiner Verzeichnisschrift „Beitrag“ . . .	300 —
14. Dem Württemberg'schen Verein zur F�derung seiner Vereinszwecke . . .	206 —
15. Barre in Cassa . . .	408 98
Zusammen:	\mathcal{M} 6424 57 \mathcal{G}

A. Capital-Verwgung.

Als „Eiserner Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar:

a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Q Nr. 18446 . . .	\mathcal{M} 800 — \mathcal{G}
b) 8 1/4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Dd Nr. 8730 . . .	200 —
c) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. K Nr. 22199 . . .	200 —
d) 8 1/4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. W Nr. 33235 . . .	200 —
e) 8 1/4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. X Nr. 20687 . . .	\mathcal{M} 100 — \mathcal{G}
f) 4% consolidirte kgl. preuss. Staatsanleihe Lit. F. Nr. 183295 . . .	200 —

Hieraus das Dr. Voigtel'sche Legat mit 2000 \mathcal{M} und zwar:

a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40129 . . .	\mathcal{M} 800 — \mathcal{G}
b) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40128 . . .	200 —
c) 8 1/4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 49778 . . .	500 —
d) 8 1/4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 48960 . . .	200 —
e) Reservefond . . .	820 —
Zusammen:	\mathcal{M} 8600 — \mathcal{G}

B. Bestand.

a) Barre in Cassa . . .	\mathcal{M} 408 98 \mathcal{G}
b) Hierauf die für die statistische Erhebungen und die pr�h. Karte bei Merck, Fink & Co. deposited . . .	12008 54
Zusammen:	\mathcal{M} 12419 98 \mathcal{G}

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden in den Rechnungsausschuss folgende Herren gewählt:

Major Dr. F rtseh aus Halle, Kaufmann Sökeland aus Berlin, Dr. R. Andree aus Braunschweig.

Ersterer berichtete für den Ausschuss in der III. Sitzung und beantragte, „mit dem Ausdruck des herzlichsten Dankes an den Herrn Schatzmeister dafür, dass er die Geschäfte in so vortrefflicher Weise mit musterhafter Ordnung und Sachgem ssigkeit geführt hat,“ die Entlastung des Schatzmeisters, welche die Versammlung genehmigte.

Der Herr Schatzmeister legte sodann für das Geschäftsjahr 1898/99 folgenden von der Gesellschaft genehmigten Etat vor:

Etat pro 1896/99.

Einnahme.	
1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern A 3 A.	4100 — ♂
2. An ständischen Beiträgen	500 — "
3. An Zinsen	500 — "
4. Baar in Cassa	475 96 "
Summa:	4155 96 ♂
Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten	1000 — ♂
2. Druck des Correspondenz-Blattes	3000 — "
3. Redaction des Correspondenz-Blattes	300 — "
4. Zu Händen des Herrn Generalsecretärs	400 — "
5. Zu Händen des Schatzmeisters	300 — "
6. Für den Dispositionsfond des Generalsecretärs	150 — "
7. Für den Strengpass	250 — "
8. Für die Herausgabe der Münchener „Beiträge“	300 — "
9. Dem Württembergischen Verein	300 — "
10. Für die politorische Karte	300 — "
11. Für die statistischen Erhebungen	300 — "
12. Für diverse vorübergehende Ausgaben	55 96 "
Summa:	4155 96 ♂

Der Vorsitzende constatirt die Genehmigung des Etats und fährt sodann fort:

Ich darf wohl noch hervorheben, dass wir stark im Rückstande sind mit der Erledigung unserer

Aufgabe, die wir von Anfang an in die Hand genommen hatten und für welche immer wieder Fonds angelegt worden sind, ich meine mit der prähistorischen Karte. In dieser Beziehung will ich erwähnen, dass wieder einige Anträge vorliegen, die leider eine Zersplitterung bedenten. In unserem Vaterlande hat man jetzt gerade an verschiedenen Orten wieder angefangen, prähistorische Karten herzustellen. So ist in unserer äussersten Grenzprovinz, in Ostpreussen, eine besondere, von der Provinzialverwaltung eingesetzte Commission vorhanden; ebenso beginnt man mit einer neuen Bearbeitung in den anstossenden Provinzen, in Westpreussen und bis nach Posen herein. Es ist also anzunehmen, dass in nicht allzu langer Zeit unsere Kasse eine Entlastung erfahren wird.

(Schluss der I. Sitzung.)

Zweite Sitzung.

Inhalt: J. Ranke: Vorlage von neuen anthropologischen Werken des F. Vieweg'schen Verlags. — R. Virchow: Ausgrabungen bei Tollkämpt. — P. Teilge: Funde aus dem Gebiete der unteren Donau. — W. Blasius: Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes. — W. Blasius: Die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland a/H. — R. Much: Zur Stammeskunde der Altsteinzeit. — J. Kollmann: Ueber die Beziehungen der Verengung zur Bildung der Menschenrassen. — Danz Virchow. — Boas: Mittheilungen aus Amerika. — K. E. Ranke: Bevölkerungsstatistische Beobachtungen aus den Indianerdörfern des Xingu. — H. Lohmann: Die vorgeschichtlichen Wälle am Reithing im Elm. — Th. Voges: Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reithing im Elm.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung.

Generalsecretär Herr Prof. Dr. Joh. Ranke:

Vorlagen von neuen anthropologischen Werken des F. Vieweg'schen Verlags.

Die um unsere Gesellschaft so hochverdiente Firma F. Vieweg und Sohn hat mir, als dem Redacteur des Correspondenzblattes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, eine Collection in ihrem Verlage neu erschienener anthropologischer Werke zugehen lassen, um dieselben im Namen der Firma der XXIX. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft vorzulegen.

- 1) Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 8^o. XIV, 385 Seiten, 6 Tafeln und 80 Abbildungen, Pläne und Karten. Braunschweig 1896.

Inhalt: Einleitung; die Ortsnamen; die Flurnamen und Fortorte; Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit von Dr. F. W. R. Zimmermann; die Dörfer und die Häuser; der Bauer, die Hirten und das Gesinde;

die Spinnstube; Gerath in Hof und Haus; Bauernkleidung und Schmuck; Gehort, Hochzeit und Tod; das Jahr und die Feste; Geisteswelt und mythische Erscheinungen; Aberglauben; Wetterregeln und Volksmedizin; die Volksdichtung; die Spuren der Wenden.

Ich habe die hohe Anerkennung, welche dieses schöne Werk verdient, schon in der I. Sitzung im wissenschaftlichen Berichte ausgesprochen. In dem Werke Andree's ist in vorbildlicher Weise für alle anderen deutschen Länder für Braunschweig zusammengefasst, was über Volkskunde bisher erforscht worden ist. Das Werk ist mit zahlreichen prächtigen Abbildungen und auch sonst so schön ausgestattet, der Styl ist ein so eleganter und durchsichtiger, dass Jeder, der es zur Hand nimmt, sich daran erfreuen und belehren wird. Ich möchte dieses Buch Ihrem Interesse ganz besonders empfehlen.

- 2) Dr. Max von Chlingensporg auf Berg, Die römischen Brandgräber bei Reichenhall in Oberbayern. Fol. 66 Seiten. Mit einer Karte, XXII Tafeln und zwei Ansichten der Brandgräber. Braunschweig 1896.

Herr von Chlingensperg hat die Reste der Vorzeit in der Umgebung von Reichenhall, theils der Völkerwanderungs-, theils der römischen Periode zugehörig, wissenschaftlich angeheuet und die Resultate seiner Untersuchungen in zwei grossartigen Publicationen veröffentlicht, von denen ich Ihnen hier das eine, den römischen Funde gewidmet, vorlegen kann. Diesen Theil von Chlingensperg'scher Funde hat das Nationalmuseum in München erworben. Der Haupttheil seiner Sammlungen, Gräbner aus der Völkerwanderungszeit, von dem Römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz in seinen berühmten Werkstätten in muster-giltiger Weise conservirt und gereinigt, befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin, der Kaiser selbst hat sie persönlich für das Museum um einen sehr hohen Preis erworben und dadurch sehr Interesse für die Anthropologie in glänzender Weise documentirt.

- 3) Dr. K. Brunner, Die steinzeitliche Kernmik in der Mark Brandenburg. 4^o. VI, 54 Seiten und 75 in den Text eingedruckte Abbildungen. Sonderdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXV. Bd. 3. Heft. Braunschweig 1898.

Herr Dr. K. Brunner, welcher sich in München den Doctorgrad mit dem Hauptfach Anthropologie mit Auszeichnung erworben hat, ist Assistent am k. Museum für Völkerkunde in Berlin bei der prähistorischen Abtheilung; dort hat er unter Leitung des Herrn Directors Dr. A. Voss diese vortreffliche, grundlegende Arbeit zustande gebracht. Die Abhandlung ist für unsere diesjährige Versammlung besonders interessant, weil wir hier in der Gegend von Braunschweig so viele Reste aus der Steinzeit haben, an dass die Vergleichung der Braunschweigischen Steinzeit mit der Brauneoborgischen sehr erwünscht sein muss.

Dann habe ich hier ein grosses Prachtwerk, welches in der letzten Zeit viel besprochen wurde und in allen einschlägigen Kreise Bewunderung und das lebhafteste Interesse erweckte:

- 4) Dr. Paul Ehrenreich, Berlin, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens, vornehmlich der Staaten Mato Grosso, Goyaz und Amazonas (Purus-Gebiet). Nach eigenen Aufnahmen und Beobachtungen in den Jahren 1887—1889. Folio. VIII, 165 Seiten. Mit 96 Abbildungen im Text und XXX + 9 Tafeln. Braunschweig 1897.

Die Wichtigkeit dieser klassischen Publication ist allgemein anerkannt. Ich möchte Sie speciell auf die schön photographischen Abbildungen der Leute, die Ehrenreich dort untersucht hat, auf-

merksam machen. Es sind das zum Theil dieselben, von denen auchher mein Sohn Dr. Karl E. Ranke Ihnen aus eigener Anschauung berichtet wird.

- 5) Karl Ernst von Bar, Lebensgeschichte Cuviers. Herausgegeben von Ludwig Stieda. 8^o. 125 Seiten. Braunschweig 1897.

Es ist in der letzten Zeit durch Herrn Geheimrath Professor Dr. L. Stieda, Königsberg i. Pr., der literarische Nachlass Karl Ernst von Bar's durchgesehen worden; es hat sich darin die interessante Lebensgeschichte Cuvier's gefunden, welche im Archiv für Anthropologie veröffentlicht wurde und hier in Separatausgabe vorliegt.

Das Letztere gilt auch von der abschliessenden, auf das reichste illustrierten Publication, welche in keiner anthropologisch-prähistorischen Bibliothek fehlen darf:

- 6) Oscar Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen. I. Theil. Sonderdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXV. Bd. 4. Heft. 4^o. 41 Seiten. Braunschweig 1898.

Unter diesen literarischen Schätzen des Vieweg'schen Verlags habe ich dann auch ihrem Interesse zu empfehlen:

- 7) Baron Eduard Nolde, Reise nach Iocarabien, Kurdistan und Armenien 1892. Mit dem Bildnis des Reisenden und einer Karte. 8^o. XV, 272 Seiten. Braunschweig 1896.
- 8) Dr. Karl Sapper, Das nördliche Mittelamerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anahuac. Reise und Studien aus den Jahren 1888—1895. Mit einem Bildnis des Verfassers, 17 in den Text eingedruckten Abbildungen, sowie 8 Karten. 8^o. XII, 436 Seiten. Braunschweig 1897.
- 9) Dr. S. Weissenberg, Elisabethgrad, Russland, Die südrussischen Juden, Eine anthropologische Studie mit Berücksichtigung der allgemeinen Entwicklungsgesetze. Mit 20 in den Text eingedruckten Abbildungen und 15 Typenbildungen. Sonderdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXIII. Bd. 3. und 4. Heft. 4^o. 126 Seiten.

Dieser stattliche Band ist:

- 10) Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Vereinigt mit der Zeitschrift „Das Ausland“. Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree. LXXIII. Bd. Braunschweig 1898. Fol. X, 396 Seiten.

Der hochverdiente Herausgeber hat es verstanden, den „Globus“, ohne Einbuss des allgemeinen belehrenden Charakters desselben, zu einem wichtigen wissenschaftlichen Journale zu gestalten, welches kein Ethnologe und Geograph entbehren kann. Seine allseitigen Verbindungen in der ganzen civilisirten Welt ermöglichen es Herrn K. Andree, von allen wichtigen Erscheinungen und Vorkommnissen auf dem weiten vom Globus umspannten Gebiete die neuesten und kritisch gesicherten Nachrichten zu bringen.

Und hier zum Schluss kann ich Ihnen noch zu meiner Freude das 4. Heft des 25. Bandes des Archiv's für Anthropologie vorlegen:

11) Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Begründet von A. Ecker und L. Lindenschmitt. Unter Mitwirkung von A. Bastian, W. His, H. v. Hölder, J. Kollmann, J. Mestorf, E. Schmidt, G. A. Schwalbe, L. Stieda, R. Virchow, A. Voss, W. Waldeyer, herausgegeben und redigirt von J. Ranke. XXV. Band. Viertes Vierteljahrheft (ausgegeben August 1898). 4^o. 210 + 52 Seiten. Mit 4 Tafeln und in den Text eingedruckten Abbildungen. Als Beilage Nr. 4—7 des Correspondenzblattes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Brannschweig 1898.

Inhalt: J. Kollmann und W. Büchly (Basel), Die Femora des Rauen und die Reconstruction der Physiognomie prähistorischer Schädel. Mit Tafeln VII—IX und fünf Figuren im Text. S. 329—350.

Dr. Wiedemann, Untersuchung von 30 Debaggschädeln. Mit Tafel X. S. 361—396.

Julius Fridolin (St. Petersburg), Amerikanische Schädel. S. 397 bis 412.

Dr. Szeffel, Der grösste und der kleinste Soldat der Münchner Garnison. S. 415—418.

K. von Ujfalvy (Florenz), Zwei kaschmirische Könige mit negerartigem Typus. S. 419—422.

E. Dubois (Haag), Ueber die Abhängigkeit des Hirngewichts von der Körpergrösse beim Menschen. S. 423 bis 445.

O. Montelius (Stockholm), Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. S. 444—484.

Referate aus der deutschen Literatur von Achelis, Birkner, Lehmann-Nitsche, J. Ranke. S. 485 bis 509.

Referate aus der amerikanischen Literatur von Prof. Dr. E. Schmidt, Leipzig. S. 510—535.

Referate aus der russischen Literatur (Nachtrag zum Bericht über den Congress in Riga). S. 538.

Verzeichniss der anthropologischen Literatur: Zoologie von Dr. Schlosser. S. 157 ff.

Das Heft ist reich und interessant. Sie sehen auch aus dem Inhalt, wie international die Be-

ziehungen unserer Zeitschrift, dem offiziellen Organ unserer Gesellschaft, sich gestaltet haben.

Ich ergreife diese Gelegenheit mit aufrichtiger Freude, um der hochverehrten Firma Fr. Vieweg und Sohn nicht nur den besten Dank für diese Vorlagen auszusprechen, sondern auch öffentlich Zeugnis dafür abzulegen, wie viel die Deutsche anthropologische Gesellschaft dem Namen Vieweg verdankt und wie hoch sie denselben in Ehren hält. Unter den hier zu ehrenden Verdiensten steht oben an, was unsere Gesellschaft der Verlagsbuchhandlung Vieweg und Sohn zu verdanken hat dafür, dass sie das offizielle Organ unserer Gesellschaft, das Archiv für Anthropologie, bei dessen Gründung übernommen und nun bis zum 25. Bande gefördert hat. Ich denke immer mit Vergnügen an das, was mir unser Ziel zu frühe verstorbenen, tief betrauerter Freund Ecker, mit unserem L. Lindenschmitt, Begründer des Archivs für Anthropologie, von der Gründung dieses unseres Organs erzählt hat. Der Gründung und Herausgabe des Archiv's stellten sich gewichtige scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, man konnte sich nicht einigen, wie es zu machen sei — da sei Vieweg in der Gründungsverammlung eingetroffen, — damit sei alles in Ordnung gewesen und auf einmal alles gegangen.

Ich schliesse mit dem herzlichsten Danke an die hochverehrte Familie und Firma Vieweg.

Herr R. Virchow:

Ausgrabungen bei Tolkemitt.

Zunächst habe ich mitzutheilen, dass ein Brief vom dem Director des westpreussischen Provinzialmuseums in Danzig an mich gelangt ist, der dahin einschlägt, was ich gestern hier in Bezug auf Tolkemitt gesagt habe.

„An der alten neolithischen Stelle bei Tolkemitt am Frischen Haaf haben wir umfangreiche Ausgrabungen veranstaltet und gegen tausend alte Sachen gefunden, darunter flache, hienocave Steine zum Anschleifen der Steinwerkzeuge, Meissel und Hämmer, ein grosses terrinenförmiges Gefäss und eine 33 cm lange schmale Schale. Die Hauptmasse bilden die Thonscherben mit Schuur- und Fingerhaken. Fingerringeindrücken; hiervon kann Ihnen Herr Director Voss eine Suite zur Verfügung stellen.“

Jedenfalls ist es sehr freundlich, dass wir wieder einmal etwas Neues aus der neolithischen Zeit von Westpreussen erfahren, und ich will unseren hier anwesenden Vertreter ersuchen, dahin zu wirken, dass die Sache nun einmal möglichst in grösserem Stile in Angriff genommen wird.

Dann hat Herr Telge, unser allbekannter Nachbildner metallischer Kunstsachen, eine Sammlung in Osten veranstaltet, die er Ihnen kurzweg vorlegen will.

Herr Hofjuwelier Telge-Berlin:

Funde aus dem Gebiete der unteren Donau.

Hochansehnliche Versammlung! Als ich vor einigen Wochen mich für kurze Zeit im Orient aufhielt, gelang es mir, daselbst einige der neuesten — jedenfalls hochinteressanten — Funde an Ort und Stelle und zumeist von den Findern direct zu erwerben. Ich erlaube mir, Ihnen diese Fundstücke im Original vorzulegen. Da dieselben zum grössten Theil dem Donaugebiet entstammen, so bin ich mir wohl bewusst, welcher Gefahr ich mich hierbei ansetze, da sowohl unser verehrter Herr v. Andrian als auch Herr Dr. Heger aus Wien aus uns anwesend sind und diese Herren in dem nun einmal allen Anthropologen anhaftenden Egoismus die Gegenstände für ihre Museen beanspruchen möchten. (Heiterkeit.)

Es sind in erster Linie sehr schöne und gut erhaltene Bronzefunde, die sämmtlich in der Gegend von Drenocowa, einem serbischen Städtchen, hart an der Donau, gefunden sind. Drenocowa liegt sehr nahe an der alten Trajanstrasse, welches ich nicht unerwähnt sein lassen möchte, ohne jedoch auch nur im Entferntesten deshalb den Fund selbst mit der Trajanstrasse in irgendwelche Verbindung bringen zu wollen. Es sind zuvörderst zehn Bronzefibeln und zwar einrollige Bügelfibeln, sämmtliche unter sich verschieden. Von dem einen Finder, einem serbischen Bauern, stammen hierbei drei sehr hübsche Gewandnadeln, die derselbe, jedenfalls in der Annahme, dass die Fibeln vielleicht aus Gold gefertigt seien, mit irgend einem scharfen Instrumente abgeschabt, und dadurch leider von der ganzen Patina entblösst hat. Da dieselben hienieden den Charakter der Prähistorik mehr oder weniger eingehüsst haben, so entschloss ich mich dazu, eine dieser Fibeln sauberst und sorgfältigst gänzlich abzuschleifen und poliren zu lassen. Und das Resultat wird insbesondere unsere heutige Damenwelt sehr interessieren, da es ein Jahrtausende altes Schmuckstück in seiner früheren Originalschönheit wieder giebt. Die goldige Farbe der Bronze ist geradezu überraschend schön wirkend. Es ist somit der Barbarismus des sechsten Finders in seiner Wissbegierde und anderen Motiven einigermassen zu entschuldigen. — Ein weiterer Theil dieses Fundes ist eine sehr schön erhaltene Bronzeschnalle, welche noch vorzüglich conservirte Emailreste aufweist. Ausserdem gehören zum Funde verschiedene Bronze-

Ringe und Spiralen, — ein Armreifen, schön ornamentirt, — eine Bronzefigur, — ein paar solcher Ohrgehänge und zwei alte Gewichtsteile.

Ein zweiter und sehr schöner Fund, aus Gold und geschnittenen Steinen bestehend, stammt aus der Dobrudschka, Tami bei Constantza, und verdankt dieser seine Wiedergeburt den Hafnarbeiten von Constantza. Es sind dieses zwei goldene Ringe; dem einen fehlt der Mittelstein, während im andern sich eine echte Saphirgemme befindet. Diese Gemme stellt einen wandernden Bär dar. — Ferner ein Ohrgehänge mit Cameé, und ein Anhänger mit rundgeschliffenem und durchbohrtem Amethyst, als Bommel. Zum Schluss sind noch drei interessante Steingemmen aus Achat zu erwähnen, von denen ich annehmen möchte, dass sie jedenfalls auch in Goldfassung gewesen und von den Findern aus gewinnstüchtiger Absicht herausgebrochen sind. Diese Gemmen und das Ohrgehänge mit Bommel gehören nicht mir, sondern einem hohen rumänischen Herrn, der sie mir geliehen hat. Die Ringe sind mein Eigenthum. Gleichzeitig erstand ich daselbst von einem Händler zwei prachtvolle Ohrgehänge, die dem südlichen Russland entstammen sollen und genau dem Typus der Kertsch'schen Alterthümer in der Eremitage in St. Petersburg entsprechen. Dieselben sind in der Technik von allerfeinster Ausführung: zwei aus dünnem Gold wunderbar schön getriebene Stierköpfe auf einer goldenen in Kornflügeln gearbeiteten Buckel. Sie hängen an zwei verschliessbaren Goldringen. —

Schliesslich lege ich noch ein sehr schönes Bronzehohlelt vor, angeblich in Siebenbürgen gefunden; eine nähere Ortsangabe des Fundortes konnte mir leider nicht gemacht werden. Ausserdem einige Steinbeile, und eine schöne Collection alter hunder Glasperlen, unter denen sich jedoch auch eine Anzahl Perlen fossilen Ursprungs befinden. — Diese Steinbeile und die Perlen sind getheilt gefunden und zwar in der Gegend von Werschetz in Süd-Ungarn. Ich bemerke nur noch, dass diese sämmtlichen Funde im Laufe des vorigen und dieses Jahres gemacht sind.

Herr Virchow:

Ich wage kein bestimmtes Urtheil, aber die Sachen machen ganz den Eindruck, als ob da fossile Stücke zum Halschmuck verworther worden seien. Es ist ja eine Gegend, wo auch sonst allerlei Museelschmuck vorkommt und man auf das Meer angewiesen ist. Jedenfalls meine ich, dass es nicht Artefacte sind.

Ich möchte zugleich durch den Hinweis die Theilnahme der Damen erregen, dass der berühmte römische Dichter der Liebe Ovid an diesem Platze

in der Verbannung geleht hat und eine Reihe von Jahren darin zuhringen musste. Die Sachen gehören zweifellos in die römische Zeit und können wohl als Zeitgenossen des alten Ovid angesehen werden. Wenn dieser auch nicht jedermann als Dichter de amore angenehm sein mag, so ist er doch zweifellos eine der schätzbarsten Erscheinungen der römischen Literatur gewesen.

Herr Geh. Hofrath Professor Dr. Wilhelm Blasius-Braunschweig:

Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes.

Einem alten Branche entsprechend pflegt ein Einheimischer an dem Orte, an welchem die Versammlung tagt, einen Vortrag über die Vor- und Frühgeschichte des betreffenden Landes zu halten. Ich hatte den Wunsch, dass aus herafterem Munde eine solche Darstellung gegeben werden möchte; aber es gelang nicht, dafür eine andere Kraft zu gewinnen, und so habe ich mich herleit finden lassen müssen, einen kurzen Ueberblick zu geben. Dazu habe ich eine Karte des Landes in grösserem Maasstabe mit wenigen Strichen angefertigt, um sie der Betrachtung zu Grunde zu legen. Ich hitte zunächst das roth angelegte Herzogthum Braunschweig zu betrachten und dabei zu berücksichtigen, wie zerplittert es ist, und wie es gar nicht möglich ist, die Vor- und Frühgeschichte nur allein auf die Gebiete des Herzogthums zu beschränken, sondern wie es zum Verständniss durchaus nöthig ist, auch die zwischenliegenden Gebiete mit hereinzuziehen. Der grösste Theil des Herzogthums ist der nördliche mit der Hauptstadt Braunschweig; quer über die Mitte des Harzes zieht sich gürtelartig derjenige Theil, in welchem z. B. Blankenburg, Rübeland und Walkenried liegen, und am Nordabhang jenes Gebirges befindet sich das Amt Harzburg mit dem bekannten Badoerte gleichen Namens. Ein anderer, der zweitgrösste Theil des Herzogthums dehnt sich von den Westhängen des Harzes nach der Weser hin aus; ferner sind zu nennen das Amt Calvörde und weitere kleinere Exclaven, die zwischen preussischem Gebiete sich eingeschlossen befinden. Das ganze Harzgebirge ist auf der Karte durch eine etwas hräunliche Farbe bezeichnet, um diesen wichtigen Gehirgszug unseres Landes zur Darstellung zu bringen.

Wenn wir nun die Vor- und Frühgeschichte unseres Landes in Betracht ziehen, so liegt es zunächst nicht in meinem Plane, hier eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse zu geben; das würde gar nicht der Zeit nach in unser Programm hineinpassen. Es kann auch nicht meine Aufgabe sein, zu versuchen, hier wissenschaftliche

Probleme zur Lösung zu bringen. Ich betrachte diese Darlegungen vielmehr nur als orientirende Mittheilungen über unser Gebiet für die Theilnehmer am Congresse.

In chronologischer Reihenfolge fange ich ss mit der paläolithischen Zeit, mit der Zeit, als die Bewohner unseres Landes noch in der Diluvialperiode lebten.

Paläolithische Fundstellen sind zunächst die Gehiete von Thiede bei Wolfenbüttel und von Westeregeln bei Oschersleben mit den durch A. Nehring besonders berühmt gewordenen Funden von Diluvialthieren und paläolithischen Werkzeugen; bezüglich einer anderen Fundstelle, der Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz, welche z. B. Virehow und Hostmann und später besonders eingehend Strackmann erforscht haben, und über welche letzterer eine ausführliche Veröffentlichung im Archiv für Anthropologie gegeben hat, dürfte vielleicht noch nicht ganz sicher gestellt sein, ob diese Funde wirklich der paläolithischen Zeit angehören; immerhin ist es möglich. Des weiteren sind die Rübeler Höhlen als paläolithische Fundorte zu erwähnen, worüber die Festschrift einen Aufsatz von mir enthält. Vor wenigen Jahren sind auch bei Watenstedt und an anderen Stellen unseres Gebietes mit Spuren menschlicher Bearbeitung versehene fossile Rhinocerosknochen aufgefunden, die im Herzoglichen Naturhistorischen Museum aufbewahrt werden. Das sind die wichtigsten Fundstellen paläolithischer Gegenstände, wo der älteste Mensch unseres Landes nachgewiesen ist. Es finden sich dort die menschlichen Spuren, Artefacte oder sonstige Beweise gleichzeitiger Existenz des Menschen, vermischt mit der Fauna des Diluviums, mit der älteren und einer jüngeren Fauna, wovon die jüngere der letzten Glacialzeit angehören dürfte. Die paläolithischen Bewohner unseres Landes sind möglicherweise („wahrscheinlich“ kann man vielleicht sagen) nicht in unserem Lande geblieben, sondern haben es verlassen; erst die neolithischen Insassen sind vermuthlich diejenigen, von denen die augenblicklichen Bewohner zum Theil abstammen. Die neolithische Zeit, welche an die paläolithische sich anschliesst, ist in Braunschweig zunächst durch zwei nahe bei einander gelegene megalithische Denkmäler ausgezeichnet, die sog. „Lübbensträse“ bei Helmstedt, die in unserer Festschrift durch Museums-Inspector Fritz Grabowsky ausführlicher behandelt sind. Es ist dann noch eine andere Gruppe megalithischer Bauwerke vorhanden, die sog. „Hünensteine“ bei Benzenrode; jetzt sind dort nur noch zwei Steine erhalten, früher waren es drei, die in regelmässigen Abständen, fast genau 1114 m von einander entfernt, aufgerichtet waren, und zwar

ist der eine, der höchste, 3,72 m hoch, der andere nur wenig über 3 m die Erdoberfläche überragend. Sie haben in einer Richtung gestanden, die ungefähr mit der Längsachse des Regensteins bei Blankenburg parallel läuft. Weiter östlich finden sich megalithische Grabdenkmäler bei Bernburg im Anbaltinischen und in grosser Zahl in der Althaldensleben'ser Forst und in benachbarten Haide- und Wald-Gebieten westlich von Neuhaldensleben. — Sodann stammen aus der neolithischen Zeit die Steinkistengräber, von denen mehrere gefunden sind; wenigstens höchst wahrscheinlich können wir ein Grab, welches auf dem Evesser Berg im sog. „Adamsbau“ sich befindet, als dieser Zeit angehörig in Anspruch nehmen, ein Grab, welches wir bei der Elm-Excursion besichtigen können. Steinkistengräber wurden ferner auf dem Oesel, einem kleinen Gebirgszuge nahe der Aase gefunden, ferner nicht weit davon am Sandberge bei Neindorf, bei Gross-Biewende u. s. w. Ebenso erwähne ich aus der neolithischen Zeit die Jadsitheile, die in grösserer Menge in unserem Gebiete entdeckt und in der Festschrift durch Professor Dr. J. H. Kloos von mineralogisch-petrographischen Gesichtspunkten aus bearbeitet worden sind. Es sind diese sämmtlich in dem Gebiete bei und südlich von der Stadt Braunschweig bis zum Harz hin gefunden. Solche Fundstellen sind der Hagebruch dicht bei Braunschweig, d. i. die Gegend, wo jetzt die Kaiser-Wilhelmstrasse im Osten der Stadt liegt, das Geitelder Holz, die Aase, die mit zwei Funden vertreten ist, dann Bössum, Rhoden bei Hornburg und Wülperode bei Viernburg in der Nähe des Harzes. Wir haben darunter ein Beil, welches durch seine Grösse eine ganz besondere Ausnahme bildet; es hat eine Länge von 45 cm und ist wohl das grösste, welche überhaupt bis jetzt bekannt ist.

Ich habe weiter die zahlreichen Funde von neolithischen Feuersteingeräthen zu erwähnen, die bei uns meist in den Diluvialanden der Thäler in ausserordentlich grosser Menge gefunden sind; im Städtischen Museum befindet sich eine grosse Anzahl von solchen bearbeiteten Feuersteinen, und im Herzoglichen Museum, sowie im Herzoglichen Naturhistorischen Museum ist eine Fülle von solchen Geräthen aus Privatbesitz zur Ausstellung gebracht. Es sind ganz besonders die Sammlungen der Herren Museums-Inspektor Fr. Grabowsky und Dr. med. Haake, welche ausserordentlich reiche Schätze davon enthalten. Dann kommen noch viele andere Steingeräthe in Betracht, Keile, Aexte, Hämmer, die zahlreich zerstreut in Braunschweig und den benachbarten Gebieten gefunden worden sind. Man ist nicht immer in der Lage, anzugeben, ob sie aus der neolithischen Zeit

stammen oder aus späterer Zeit, wo neben hauptsächlich Metallbenutzung doch noch Steinsachen in Verwendung geblieben waren. Als einen Uebergang zur Metallzeit können wir ein menschliches Skelett in knokender Stellung auffassen, welches mit einer Beehornröhre bei Tempelhof, nahe Achim unweit Bössum, gefunden ist.

Wenn wir nun zu der Metallperiode übergehen, so habe ich zu erwähnen, dass die Kupferzeit bei uns auch vertreten zu sein scheint oder doch wenigstens aus fast reinem Kupfer bestehende Geräthe in unserem Gebiete entdeckt wurden sind; von Rieb, Andree und auch in der Festschrift von Th. Voges ist auf eine solche Doppelaxt hingewiesen worden, welche bei Bössum gefunden ist und gänzlich ohne Zinn 95,3% Kupfer enthält, was man als „Schwarzkupfer“ bezeichnen könnte. Dann ist ein bei Sommerslebenburg gefundener Flacbeelt zu erwähnen, welcher bei sehr geringem Zinngehalt eine grosse Menge (97,4%) Kupfer enthält.

Die Bronzezeit selbst ist nun weiterhin durch eine grosse Anzahl Funde in unserem Gebiete vertreten; es würde aber zu weit führen, hier die einzelnen Funde aufzuführen. Ich kann mich auch in dieser Beziehung kurz fassen, weil ja in der Festschrift eine Abhandlung von Herrn Lehrer Theodor Voges in Wolfenbüttel eine ausführliche Uebersicht darüber giebt.

Nur die sog. Depot- und Wohnstättenfunde unseres Gebietes aus der Bronzezeit will ich hier ausdrücklich erwähnen. Grössere Vorraths- oder Depotfunde, auch Funde rober Bronzeklumpen, die offenbar noch verarbeitet werden sollten, sind zu verschiedenen Zeiten am Regensteine bei Blankenburg gemacht worden. Als Wohnplatz aus der Bronzezeit können wir möglicherweise die „Holzener Höhle“ oder „Rothenstein-Höhle“ anlassen, welche im Wesergebiet des Herzogthums bei Holzen nweit Eschershausen (Eisenbahnstation Vorwöble) liegt. Diese Höhle ist bekanntlich auch Gegenstand einer grösseren Disension gewesen über den Kannibalismus, der vielleicht bei unseren Vorfahren geherrscht hat. Jedenfalls gehört sie in ihren wichtigeren anthropologischen Funden zur Bronzezeit, wenigstens sie einerseits schon zur Diluvialzeit verschiedenen Glacialthieren als Wohnung diente und andererseits selbst bis in die neuere Zeit gelegentlich vom Menschen als Zufluchtsort benutzt wurde.

Auch zahlreiche Urnen- und Gräberfunde, sog. Heidenfriedhöfe, aus der Metallperiode sind in unserem Gebiete zu verzeichnen; doch kann man bis jetzt die Urnenfelder und Gräber aus der Bronze- und Eisenzeit noch nicht mit Sicherheit voneinander

unterscheiden und auseinander halten. Eine Besprechung darüber würde hier in der Versammlung zu zeitraubend sein; deshalb gestatten Sie mir, dass ich hier diese Urnenfelder u. dergl. gemeinsam zusammenfasse und darüber jetzt noch einige übersichtliche Ausführungen mache.

Es kommen Urnen in unserem Gebiete in sehr verschiedenen Formen der Bestattung vor: es sind z. B. Urnen in Steinkisten gefunden worden, die in den Erdhöden eingesenkt und in denen Beigefässe mitgegeben waren (z. B. bei Beierstedt); weiter kommen Urnen vor in Steinkisten zu ebener Erde mit einem Grabhügel darüber (z. B. im Hainholz bei Helmstedt); dann hat man auch einfache Urnen auf den Boden gesetzt und einen Grabhügel darüber aufgethürmt, gewissermassen ein Kegelgrab hergestellt, wie z. B. bei dem sog. „Totenhügel“ von Hohenassel; es dürften wohl noch einige andere Urnenfunde, z. B. auf dem Elz und Elm (Langeleben und andere Stellen), ferner bei Lelm, Lauingen, Schöningen, Marienborn, Harke etc. zu der letzten Art zu rechnen sein. Dann sind Urnen auch frei in die Erde gebracht, ohne Aufrichtung von Grabhügeln, bisweilen in Reihen angeordnet; auch hat man die Asche ohne Urnen eingesetzt, z. B. im Walde bei Hohenassel, wo diese Bestattungswaise neben den anderen Arten der Bestattung, bei denen Urnen in den Boden gesetzt waren und Kegelgräber aufgethürmt wurden, vorkommt. Es ist ja sehr schwer, die Zeitbestimmungen hier zu machen, aber man kann wohl mit Wahrscheinlichkeit sagen, dass die Herstellung unserer Urnenfelder in die Zeit von wenigstens 500 Jahren vor Christi Geburt bis zu einigen hundert Jahren nach Christi Geburt fällt. Ich möchte auch auf die sehr wichtigen Urnenfunde bei Eilsdorf hinweisen, wo man Gesichts- und Hansuren vereinigt gefunden hat. Grössere und wichtigere Urnenfelder unseres Gebietes, die ich auf der Karte mit charakteristischen Zeichen kenntlich gemacht habe, liegen z. B. bei Beierstedt, Bönkenem, Böracke, Calverde, Eilam, Graalehen, Harke, Hadmersleben, Helmstedt, Hohenassel, Hohnsleben, Langeleben, Lelm, Marienborn, Neuhaldensleben, Offleben, Schoderstedt, Schöningen, Tempelhof, Veitenhof, Völknerode, Watenstedt und Weddel. Auch Kistengräber mit ganzen Skeletten finden sich aus der Metallperiode an manchen Stellen unseres Landes. Einige Schädel, welche aus solchen Begräbnisstellen, zum Theil zusammen mit Urnen gefunden, stammen, sind in der Festschrift von Herrn Sanitätsrath Dr. Oswald Berkhan bearbeitet.

Was die spätere Metallzeit anbelangt, so ist in unserer Gegend hauptsächlich die frühere Eisenzeit, die sog. „La-Tène-Periode“, mit zahlreichen Gräberfunden vertreten.

Gewisse Funde giebt es, bei denen es vorläufig unentschieden bleibt, ob sie der vorgeschichtlichen, frühgeschichtlichen oder spätere geschichtlichen Zeit angehören, dazu gehören die Ringwälle und sonstigen Bodenbefestigungen. Bei sehr vielen derselben ist es noch nicht ausgemacht, ob sie nicht aus der historischen Zeit stammen, wie es bei den meisten Befestigungen nicht möglich ist, ohne genaue Nachgrabungen die Entscheidung hierüber zu treffen. Ich will nur einige wichtigere derartige Erdhauen, Ringwälle, meist „Hünenburgen“ genannt, und andere Befestigungen, erwähnen: Ein sehr interessanter Ringwall ist in der Gegend von Watenstedt, wo vor wenigen Jahren auf Veranlassung des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde durch Herrn Museums-Inspector Fritz Grahowsky Ausgrabungen gemacht wurden, bei denen Urnen, Urnenseherken, Knochen und sonstige Fundstücke gewonnen wurden, die während der Versammlung im Herzoglichen Naturhistorischen Museum ausgestellt sind, und es ist weiter ein interessanter Ringwall zu erwähnen aus der Wesergegend bei Heinen, ein sog. „Sachsenlager“; dann die Ringwälle, welche bei Goltzhaach (Eisenbahnstation Stadtoldendorf) liegen, zwei Ringwälle unmittelbar nebeneinander auf kleinen Hügelkuppen; dann Ringwälle bei Neu-Wallmoden, im Drömling, bei Gehhardshagen, Westerburg, Heudeber, im Oder u. a. w.; ferner eine in einem flachen Bogen verlaufende Erdbefestigung („Hünenburg“) bei Ammenen auf dem im Wesergebiet gelegenen Ithgehirge, ein Wallhogen, der den im übrigen fast ganz steil abfallenden Berg an einer flach sich abdachenden Ecke abschliesst und befestigt. Es sind solche Ringwälle und andere Befestigungen besonders zahlreich und gut erhalten am Elm. Hier ist unweit Schöningen die Elmsburg als ein Ringwall zu erwähnen; sodann am „Burgberg“ des Elms in der Nähe von Erkerode und Evessen am Reitling der wichtigste von allen, das Ziel der Elm-Excursion; es sind hier ausgedehnte Befestigungen: Auf dem Burgberg nördlich vom Reitlingthale ist ein grossartiger Ringwall, der jedenfalls vorgeschichtlichen Ursprungs zu sein scheint, wenn er auch in späterer, historischer Zeit zu weiteren Erdbefestigungen u. dgl. verwendet und dadurch etwas umgestaltet ist. Nördlich davon liegen in einiger Entfernung ein paar langgezogene im flachen Bogen nahe bei einander verlaufende Erdwälle, die vermuthlich den hier flachen Bergbach schützen sollten. Dem Burgberg gegenüber nach Süden zu auf der anderen Seite des Reitlingthales ist die Höhe des sog. „Kuxberges“ durch einen Ringwall von langgestreckt ovaler Form befestigt, von welchem Seitenwälle ins Thal hinunter gehen, zum

Theil in Verbindung stehend mit einem Sperrwall, welcher früher quer durch das ganze Thal verlief. Im Thale selbst liegt unter dem Burgberge noch ein dritter viel kleinerer Ringwall, der sog. „Wurtgarte“, der nur noch halb erhalten ist. — Ich habe auch die Tumuli, die grossen Grabhügel, zu erwähnen, die in unserem Gebiete sich finden; besonders grossartig und schön erhalten ist der Tumulus von Evesen, der bei dem Elm-Ansflusse besucht werden soll. Andere Tumuli sind bei Vnhberg (zwei), Wackersleben, Ohrleben nweit Schöningern, Wegenstedt, Bevenrode und Siette in der Karte eingezeichnet. — Endlich ist noch hinzuweisen auf die römischen Funde, die in unseren Gegenden gemacht sind; es sind einzelne kleine, römische Gegenstände in unserem Lande gefunden worden, z. B. ein Löffel bei Blankenburg, Käme bei Helmstedt, dann Urnen und römische Münzen bei Lueklum am Elm, ein Bronzegefäss, eine römische Lampe, Tbongefässe u. s. w. Das sind aber offenbar nur Einzelfunde, und es ist wohl kaum anzunehmen, dass gerade in unserem Gebiete die Römer irgendwie dauernd gewohnt und bleibenden Einfluss ausgeübt haben. Man darf vielmehr vermuten, dass die römischen Gegenstände einzeln eingeführt sind. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass ganz in der Nähe unseres Landes die wichtigen römischen Funde von Hildesheim liegen, der berühmte „Hildesheimer Silberfund“. Auf Braunschweiger Gebiet selbst darf man jedenfalls nur von einzelnen römischen Funden sprechen.

Es mag uns dies einführen zur frühgeschichtlichen Periode, die ich schliesslich noch erwähnen will. Cäsar hat schon über unsere Gegend geschrieben, und die Kenntnis von diesem Gebiete muss er doeb dadurch gewonnen haben, dass Beziehungen mit den Römern stattfanden. Nach Cäsars Angaben wohnten in unserem Lande die Cherusker, nahe dabei waren die Fosen und weiter entfernt die Sugambrer, im Norden die Swebenstämme; von letzteren waren es die Langobarden, die nördlich von unserem Gebiete in der Haide zwischen Aller und Elbe ihren Sitz hatten, eho sie ihre grosse Wanderung nach Süden begannen, die sie schliesslich bis zur Lombardei führte. Es kommen später für die Bevölkerung des Landes in Betracht die Sachsen, die von Norden in unser Gebiet vordrangen, sich mit den Cheruskern vermischten und so einen neuen Stamm der Sachsen bildeten, von dem wir höchst wahrscheinlich zum Theil direct abstammen. Es ist wohl anzunehmen, dass im 3. und 4. Jahrhundert nach Christi Geburt die Bevölkerung unserer Gegend mit den von Norden eindringenden Sachsen sich förmlich assimiliert hatte. Es würde zu weit führen, auf die genaueren histo-

rischen Beziehungen einzugehen und die weiteren Eintheilungen ausführlich zu erörtern, die noch bei den Sachsen gemacht werden, nämlich in Angarier, Nordalbingier, Westfalen und Ostfalen. Speciell die Ostfalen sind es, die in unserem Gebiete ansässig waren, und wir können sagen, dass wir hier in Braunschweig zu der ostfälischen Gruppe der niedersächsischen Bevölkerung gehören.

Ich möchte Sie bitten, mit diesen kurzen Zügen der Vor- und Frühgeschichte unseres Landes sich begnügen zu wollen.

Herr Geh. Hofrath Professor Dr. Wilhelm Blasius-Braunschweig:

Die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland a/H.

Ich habe gebeten, hier noch einmal das Wort ergreifen zu dürfen, nun über die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland a/H. zu berichten. Zwar habe ich bereits in der Festschrift die Rübeländer Funde in der Weise behandelt, wie sie sich historisch entwickelt haben, nämlich die Entdeckungsgeschichte der Höhlen, besonders der in anthropologischer Beziehung wichtigen Theile der Höhlen gegeben, und die anthropologischen Funde erörtert, wie solche chronologisch nach einander gemacht worden sind; es ist aber natürlich bei dem Besuch der Höhlen, wie wir ihn in den ersten Tagen der nächsten Woche beabsichtigen, wünschenswerth, dass wir auch einmal nach allgemeinen Gesichtspunkten und nach den örtlichen Verhältnissen die wichtigsten anthropologischen Funde in den Höhlen bei Rübeland zur Erörterung bringen. Ich habe zu dem Zwecke nach den vorhandenen Plänen ein Paar Grundriss-Skizzen der Höhlen in vergrössertem Massstabe entworfen und die anthropologisch wichtigen Punkte darin kenntlich gemacht. In Bezug auf die Hermannshöhle ist zu bemerken, dass nicht die sämtlichen Theile derselben hier zu berücksichtigen sind, sondern nur die sogenannte Bärenhöhle, d. h. die oberste Etage. Die Hermannshöhle besteht nämlich aus drei verschiedenen Etagen: dem Höhlenbach in der Tiefe, der unteren Schwemmhöhle in der Mitte und der sogenannten Bären- oder Haupthöhle als oberster Stufe. Um die Zeichnung nicht zu complicirt zu machen, habe ich nur die oberste Etage bei dem Entwurfe der Grundriss-Skizze berücksichtigt, zumal diese für die anthropologisch wichtigen Funde allein in Betracht kommt. In der Baumannshöhle handelt es sich dagegen jetzt nur um eine einzige Etage, die in der Grundriss-Skizze vollständig dargestellt ist. Ich habe mit diesen Zeichnungen und den folgenden Erörterungen einmal Denjenigen, welche die Excursion mitmachen

wollen, gewissermassen einen örtlichen Führer mit auf den Weg geben wollen, und zweitens möchte ich noch weiter den Einen oder Andern durch meine Mittheilungen zur Theilnahme an der Excursion anregen.

Die Funde selbst, die in den Höhlen gemacht sind und anthropologische Bedeutung haben, bestehen vorzugsweise aus paläolithischen Feuersteingeräthen, die auch in der Feinstchrift abgebildet sind. Dann habe ich noch ein ebenfalls abgebildetes eigenthümliches Stück Magnetstein zu erwähnen, welches Spuren menschlicher Bearbeitung trägt. Anfangs dachten wir wohl an Meteoreisen; doeh hat mein mineralogischer Colleague, Herr Professor Dr. J. H. Kloos, das Stück als Magnetstein festgestellt. Die Menschen, auf das merkwürdig schwere Stück aufmerksam geworden, haben offenbar angefangen, es zu bearbeiten; es zeigt wenigstens Spuren von Glättung. Dann bestanden die Funde aus bearbeiteten Knochen, abgeschliffenen Knochenstücken, die zu Falkenbeinen verwendet worden sind, an denen auf der einen Seite die Flächen ganz glatt sind und sogar wie polirt erscheinen, während auf der anderen Seite die eckigen Kanten nur wenig von ihrer Schärfe verloren haben. Ferner sehen wir zur Markgewinnung aufgespaltene Röhrenknochen, wie sie aus süddeutschen Höhlen z. B. durch Frass und Ranke beschrieben sind; ferner künstlich geritzte und angeschnittene Knochen u. s. w. Es sind die mannigfaltigsten Formen dabei; sie sind zum grössten Theile im Herzoglichen Naturhistorischen Museum hieselbst aufbewahrt und zur Anschauung gebracht. Ein anderer Theil dieser Funde befindet sich im Höhlenmuseum in Rübeland aufgestellt. Es wurden nämlich mit Erlaubniss der Behörden vor einigen Jahren von uns ganz besondere Angrabungen in der Hermannshöhle ausgeführt mit der Absicht, die bei dieser Gelegenheit gemachten Funde zu einem in Rübeland selbst einzurichtenden Höhlenmuseum zu verwenden, das den Besuchern der Höhlen an Ort und Stelle eine wissenschaftliche Ergänzung der Höhlen-Besichtigung darbieten soll. In diesem Museum wurde auch ein aus den Höhlenfunden zusammengesetztes Bärenskelett¹⁾ aufgestellt, dessen Schulterblätter ein besonderes anthropologisches Interesse darbieten, indem sie an den flachen Stellen geradlinige Schnittspuren zeigen. Offenbar hat man die plattenartigen Theile der Schulterblätter dazu verwendet, um daraus Pfeilröhren herzustellen. Es sind in dem Höhlenmuseum auch Höhlenhär-Kinn-

laden aus der Hermannshöhle zu sehen, die von den hinteren vorspringenden Fortsätzen befreit sind, so dass sie leicht von den Händen umfasst und mit dem Eckzahn für gewisse Zwecke als Hämmer verwendet werden konnten. Aber auch sonst befinden sich bearbeitete, geschliffene und geglättete Knochen, Zähne u. s. w., wie in dem Naturhistorischen Museum in Braunschweig auch im Bübeländischen Höhlenmuseum. Ich bin erfreut darüber, dass wir einen grossen Theil der Funde in Rübeland gut verwahrt und aufgestellt zurücklassen konnten, weil wir in unserem hiesigen Museum vorläufig keinen Raum mehr dafür haben. Eine dauernde Zersplitterung der Funde ist dadurch nicht eingetreten, da auch das Höhlenmuseum von Braunschweig aus beaufsichtigt wird und nur gewissermassen als ein Theil, eine Filiale, des Naturhistorischen Museums zu betrachten ist, so dass die zoologisch und anthropologisch wichtigen Funde jederzeit ausgetauscht und für wissenschaftliche Vergleichen nach Braunschweig übergeführt werden können.

Die Ablagerungen in der Hermanns- und Braumannshöhle sind diluvialer Natur, und es sind zwei verschiedene Diluvialablagerungen zu unterscheiden mit verschiedener Fauna: eine ältere mit den Höhlenbären, der gewissermassen das Leitfossil ist, dem Höhlenlöwen, dem Höhlenleopard, der Höhlenhyäne, dem Rhinoceros u. s. w., die vermuthlich in der letzten Interglacialzeit gelebt haben, sodann eine jüngere Ablagerung mit charakteristischer Glacialfauna: In dieser ist zunächst als hervorragendster Vertreter zu nennen das Renithier, von dem sich ausser vielen Röhrenknochen u. s. w. auch Stücke der Geweihe und Schädel gefunden haben. Zu dieser Glacialfauna gehört auch der Vielfrass, von dem wir einen ausgezeichnet schönen vollständigen Schädel (nebst Unterkiefer eines anderen Individuums) und fast alle Theile des Skelettes gefunden haben; es sind ausserdem noch dort vorhanden Reste vom Lemming, Schneehase, Polarfuchs u. s. w.; auch die übrige glacial-nordische Fauna ist vertreten, ebenso in den tieferen Schichten einige Steppenhiere, besonders die Springmaus. — An den meisten Stellen ist eine nachträgliche Vermischung dieser beiden Faunen durch spätere Katastrophen erfolgt. Wir können wohl annehmen, dass zur letzten Interglacialzeit zunächst die allmähliche Anhäufung der Knochen der meist lebend in die Höhlen gelangten älteren Diluvialhiere stattfand, die z. Th. wie in einigen sog. „Höhlenlehm-Terrassen“ noch in den ursprünglichen Lagerungs-Verhältnissen erhalten zu sein scheinen, z. Th. aber durch das Wasser, welches durch die Höhlen-Spalten hindurehflöss (vielleicht durch das Flusswasser der Bode selbst, die höchst wahrscheinlich früher die Höhlen durchströmte), auf-

¹⁾ Ein anderes aus den Funden der Hermannshöhle künstlich zusammengesetztes Skelett von Ursus spelaeus findet sich schon seit längerer Zeit im Herzoglichen Naturhistorischen Museum in Braunschweig.

gewirbelt und an eine secundäre Stelle übergeführt worden sind. Im Gegensatz dazu müssen wir vermuthen, dass während der letzten Glacialperiode die Glacialthiere meist im todtten Zustande von anwärts eingeschwehmt wurden, entweder indem die Wassermassen sich vom Plateau des Gebirges ans hoch von oben herunter durch die Spalten in die Höhlen auf die schon gefestigten älteren Ablagerungen stürzten, oder indem sie mehr oder weniger in dem gleichen Niveau durch Seitenspalten zufließend sich mit den Gewässern vermischten, welche die Hauptspalten der Höhlen durehströmend vielleicht die älteren Knochenablagerungen aufgewirbelt hatten und an einer neuen secundären Stelle abzulagern im Begriff waren. Es liegt auf der Hand, dass bei der letzteren Art der Einschwehmung die Reste der älteren und jüngeren Diluvialfauna sich mehr oder weniger vollständig mit einander vermischen mussten. Auch bei der ersterwähnten Methode wurde wohl in der Regel die ursprüngliche Ablagerung wenigstens oberflächlich zerstört, so dass man an den meisten Stellen die beiden Faunen vermischt findet. Aber eine Stelle findet sich in jeder der beiden genannten Höhlen, wo man die beiden Faunen mehr oder weniger getrennt beobachten kann; es sind das die sog. Schuttkegel in der Hermanns- und Baumannshöhle, nämlich kegelartige Ablagerungen von etwa 9 m Höhe und einem Durchmesser von etwa 15 m an der Basis; die Gestalt ist natürlich nach den localen Verhältnissen der Höhlenspalte etwas unregelmässig. Jedemfalls handelt es sich um bedeutende kegelförmige Gebilde, die da abgelagert sind, und es hat sich mit aller Bestimmtheit oder doch grosser Wahrscheinlichkeit ergeben, dass diese Schuttkegel durch Hineinschwemmung von Material von aussen und oben sich gebildet haben, nachdem schon die ältere Ablagerung stattgefunden hatte. Mit positiver Gewissheit ist das nachgewiesen von dem Schuttkegel der Baumannshöhle. Hier wurde die reichste Glacialfauna, besonders Renithier, Vielfrass, Polarfuchs, Schneehase u. s. w. gefunden. Die kegelförmige Gestaltung dieser Schuttablagerung und besonders die eigenthümliche Uehereinanderlagerung der Schichten nach Art von schalenartig sieht einander legenden Kegelmänteln war so auffallend, dass wir schon sehr bald ein allmähliches Hineinschwemmen und Hineinstürzen dieser Erdmassen von oben her annehmen mussten. Und um nun auf jede mögliche Weise sicher festzustellen, wie und auf welchem Wege die Ablagerung wirklich stattgefunden hatte, versuchten wir, einen Weg in die oberen Theile der Höhlen-Spalte zu finden. Wir sind etwa 10 m hoch hinaufgestiegen, bis es wegen vollständiger Verströmung der Spalte nicht mehr

weiter ging; es war eine sehr mühevoll und nicht ungefährliche Arbeit; wir fanden dann oben auf vorspringenden Felswänden und sehwebenden Blöcken dieselben Schuttablagerungen wie unten, allerdings anfangs ohne Thierreste. Um auch die darüber liegenden von unten nicht zugänglichen Theile der Höhlenspalte untersuchen zu können, wurde über Tage an dem Bergabhange genau die Stelle festgestellt, unter welcher der erwähnte Schuttkegel liegt, und es wurde dann von oben ein Schacht heruntergetrieben; so kamen wir nach längerer bergmännischer Arbeit zuletzt direct auf die Stelle, die wir schon von unten erreicht hatten. Bei diesem Vordringen nach unten fanden wir nun in den Felspalten fast dieselben Thierablagerungen, wie unten im Schuttkegel: Renithierknochen und auch sonstige Reste von Glacialthieren, daneben auch, mehr oder weniger noch in natürlicher Gruppierung, Knochen von einem Diluvialpferd, dessen Cadaver wahrscheinlich in der engen Spalte eingeklemmt und hängen geblieben war. Dadurch war positiv festgestellt, dass der Schuttkegel in der Baumannshöhle durch spätere Einschwehmung von oben her entstanden ist. Der Schuttkegel in der Hermannshöhle, der offenbar in ganz ähnlicher Weise sich gebildet hat, enthält ausser charakteristischsten Vertretern der Glacialfauna auch einige andere Thierreste: es haben sich in dem unteren Theile z. B. auch Reste des Höhlenbären gefunden; die Scheidung der beiden Faunen ist hier nicht ganz scharf. Offenbar sind hier bei der Einschwehmung der Glacialablagerungen anfangs die älteren Diluvialablagerungen angewirbelt und mit den neuen Schuttmassen vermischt. Es ist dagegen am Schuttkegel in der Baumannshöhle in der That festgestellt, dass er nur Glacialfauna enthält und scharf absetzt gegen die darunter liegende ältere Diluvialfauna. Gerade da, wo wir aus der alten Baumannshöhle in die neuen Theile eintretend zuerst diesen Schuttkegel erreichen, werden wir die Höhlung, die wir gegraben haben, um die scharfe Grenze beider Faunen uns vor Augen zu führen, noch offen gelassen finden, und sie soll auch dauernd offen bleiben. Von der Holzbrücke aus, die jetzt das von uns gegrabene Loch überbrückt, kann man die Stelle in der Tiefe, wo der Schuttkegel auf der älteren Diluvialfauna liegt, übersehen und sogar durch Hinabklettern erreichen. Ueber das Verhältniss der alten und neuen Baumannshöhle zu einander mag noch folgendes erwähnt werden: Die alte Baumannshöhle ist seit über 300 Jahren bekannt, in ihr sind offenbar manche anthropologisch wichtige Funde noch zu machen; aber daraufhin wurden, um eine Zersplitterung der Arbeiten zu vermeiden, in neuerer Zeit nicht besondere Ausgrabungen veranstaltet. 1888

wurde ein mit den schönsten Tropfsteingebilden ausgestatteter, ganz neuer Theil entdeckt, die „neue Baumannshöhle“, welche jetzt durch einen künstlich erweiterten Gang mit der alten verbunden ist. Dieser Verbindungsgang stösst direct auf die oben erwähnte interessante Stelle am Schuttkegel.

Nach diesen Erörterungen über die Aufeinanderfolge der beiden in den Rübäländer Höhlen zu unterscheidenden verschiedenen alten Diluvialablagerungen gehe ich zur genaueren topographischen Beschreibung der von uns dort gefundenen Spuren vom Diluvialmenschen über. Zunächst sei die Hermannshöhle erwähnt! Der sog. „Bärenfriedhof“ der eigentlichen Bärenhöhle ist hier die einzige Stelle, wo anthropologisch wichtige Funde gemacht sind; an anderen Stellen sind ja auch sehr viele verschiedenartige Thierreste gefunden, aber nichts lässt mit Sicherheit dort auf die Thätigkeit des Menschen schliessen. An dem östlichen Ende des „Bärenfriedhofs“ steht jetzt die mittlere Etage, die sog. „untere Schwemmhöhle“, mit der oberen in Verbindung. Anfangs war nur die mittlere Etage bekannt. Von hier aus wurde durch die nach unten eingehauchene Höhlenlehm-Ablagerung des „Bärenfriedhofs“ hindurch von unten nach oben ein Schacht getrieben, und es erfolgte dadurch die planmässige Entdeckung der oberen Höhle, der eigentlichen „Bärenhöhle“. Bei dem ersten Durchbruch und der späteren Erweiterung dieses Schachtes, die erforderlich war, um für den Verkehr des Publikums Treppen hindurch bauen zu können, fanden sich schon mancherlei eigenthümlich gespaltene und scheinbar künstlich bearbeitete Knochen. Ferner sind an der nördlichen Wand des „Bärenfriedhofs“ schon vor etwa 10 Jahren von Herrn Prof. Dr. J. H. Klonas eigenthümlich aufgespaltene Röhrenknochen vom Höhlenhären gefunden worden. Auch eine scheinbar bearbeitete Hirschhornspitze hatte man dort entdeckt. Alle diese Funde wurden von uns noch nicht als vollständig beweisend für die Anwesenheit des Menschen angesehen, bis die Funde von 1892 ausschlaggebend wurden. An der südlichen Wand wurde nämlich damals von uns eine sehr grosse Menge geglätteter und bearbeiteter Bärenknochen gefunden, darunter die vorhin erwähnten Schulterblätter. Kinnläden u. s. w., und endlich auch, was als ein positiver Beweis anzusehen war, an der Mündung einer Seitenspalte das charakteristische Fragment eines paläolithischen Feuersteinmessers ungefähr 30—40 cm unter der Sinterdecke. An dem „Bärenfriedhof“ überhaupt und ganz besonders an der letztgenannten Fundstelle sind die älteren und jüngeren Diluvialablagerungen mit einander vermischt, sodass das Alter dieser Menschenspuren nicht sicher zu bestimmen

ist. — In der neuen Baumannshöhle sind die Funde an verschiedenen Stellen gemacht; ich habe speciell schon auf den Schuttkegel hingewiesen, der eine sehr charakteristische Glacialfauna enthält. Es wurden sich darin auch Splitter von Knochen des Renthieres, die so geformt sind, dass man kann annehmen kann, dass sie von einem Vielfrass oder einem anderen Kanthiere gemacht sind; es ist sehr wahrscheinlich, dass der Mensch schon die Röhrenknochen des Renthiers zerplittert hat, um aus den feinen Splittern desselben Pfeilen u. dgl. herzustellen. Es ist auch ein weicher kalkartiger Stein mit eigenthümlich geglätteten Flächen in dem Schuttkegel gefunden und eine Reihe von Renthier-Rippen mit Einschnitten. Ausserdem seheben verschiedene andere kleinere Erscheinungen noch Zeugnis dafür abzulegen, dass Spuren des Menschen, die dann sicher der Glacialzeit angehören müssen, dort enthalten sind. —

Die wichtigsten Beweise des Diluvialmenschen zeigten sich etwa in der Mitte des hinteren, westlichen Theiles der neuen Baumannshöhle. Hier liegt das sogenannte „Knochenfeld“ und über demselben befindet sich stüdtlich eine Schwemmhöhle, die noch eine ziemliche Strecke nach Süden weiter verläuft. Dieses Gebiet (Knochenfeld und darüber liegende Schwemmhöhle) ist der hauptsächlichste Fundplatz für paläolithische Feuersteingeräthe, deren acht gefunden wurden. Eines ist leider in der Höhle selbst wieder verloren gegangen, die sieben anderen sind in der Festschrift abgebildet. Vermischt sind die Ablagerungen hier mit Knochen, die Bearbeitung zeigen, die geglättet, geschnitten, eingeritzt sind, so dass die verschiedenartigen Spuren menschlicher Thätigkeit vorliegen. Weiter nach dem westlichen Ende zu steigt ein Abhang in die Höhe, der als Ochsenhang bezeichnet wird, weil dort 1889 sich gleich anfangs Ochsenreste fanden. Dieser geht ziemlich steil in die Höhe und erweitert sich oben und theilt sich hier in zwei Arme. Dort ist die Stelle, wo man hauptsächlich auch geglättete, eingeschnittene und anderweitig bearbeitete Knochen gefunden hat. An den beiden letzterwähnten Stellen, dem Knochenfeld mit darüber liegender Schwemmhöhle sowie dem Ochsenhang, finden sich Reste der älteren und jüngeren Diluvialfauna mit einander vermischt, so dass das Alter der diluvialen Menschenspuren nicht sicher festzustellen ist. Weiter geht es an der Walfschlucht vorbei, wo hauptsächlich nur faunistisch interessante Sachen gefunden sind. Ganz nahe dem Westende der Höhle ist die sog. „obere Höhlenlehm-Terrasse“, die höchste Stelle der neuen Baumannshöhle, und da scheint nur die ältere Diluvialfauna zu liegen, Höhlenbär, Höhlenlöwe, Leopard, Wolf u. s. w. Von hier haben wir auch zahl-

reiche bearbeitete Knochen, und wenn hier wirklich, wie nach den bisherigen Untersuchungen anzunehmen ist, die Glacialfauna fehlt, dürfte damit bewiesen sein, dass der Mensch schon zur letzten Interglacialzeit bei Röheland gelebt hat. Es ist dies allerdings schon allein dadurch wahrscheinlich, dass die bearbeiteten Knochen in beiden genannten Höhlen zumeist den Thierresten der älteren Fauna angehören. Am meisten sind es die Knochen des Höhlenbären, die bearbeitet sind, und das deutet schon darauf hin, dass die paläolithischen Menschen des Harzes mit dem Höhlenbären zusammen gelebt haben, aber es ist doch nicht ganz ausgeschlossen, dass der etwa später lebende Mensch fossile Knochen des Höhlenbären oder doch Knochen längst verstorbenen Individuen benutzt hat. — Aus diesen Gründen ist vielleicht die obere Höhlenlehm-Terrasse der neuen Banmannshöhle als eine der anthropologisch wichtigsten Stellen des ganzen Höhlenlehm-Systems von Röheland aufzufassen.

(Redner gibt auch eine Uebersicht über die örtliche Verhältnisse der Höhlen an der Hand seiner Karten.)

Herr Privatdocent Dr. R. Much:

Zur Stammeskunde der Altsachsen.

Zu den schwierigsten Problemen der germanischen Stammeskunde gehört die Aufgabe, den Zusammenhang der deutschen Stämme mit den germanischen Völkerschaften, die wir zu Beginn der Römerzeit kennen lernen, zu ermitteln.

Aus den verschiedenen Theilen, in die eine solche Untersuchung zerfallen würde, sei es mir gestattet, einen herauszuheben und, soweit die Zeit ausreicht, im Folgenden zu erörtern, die Frage nämlich: woher stammen die Sachsen?

Es ist ja wohl über die engeren fachwissenschaftlichen Kreise hinaus bekannt geworden, dass J. Grimm die Sachsen mit den Cherusken zusammengebracht hat. Er that dies deshalb, weil Saxones aus sax „Schwert, Schlachtmesser, schneidendes Instrument im Allgemeinen“ weitergebildet ist, und weil ihm auch Cherusci eine Ableitung aus einem aus goth. hairōs, as. hera u. a. w. „Schwert“ entspringenden Götternamen zu sein schien. Allein alles, was zu Gunsten eines solchen altgermanischen „Schwertgottes“ Hairus Heru vorgebracht worden ist, hat sich als verfehlt und hinfällig erwiesen. Eine Gottheit dieses Namens hat es zweifellos nie gegeben und Cherusci schon gar bedeutete gewiss etwas ganz anderes, als J. Grimm vermuthete. Zudem sind uns Cherusken und Sachsen gleichzeitig obeneinander in ganz verschiedenen Wohnsitzen bezeugt, ein Umstand, der es allein schon als aus-

geschlossen erscheinen lässt, dass die Sachsen die Cherusken unter anderem, gleichbedeutendem Namen sind.

Freilich wird man fragen dürfen — und diese Frage ist hier, wo wir inmitten ihres Landes stehen, besonders naheliegend —, was denn aus den Cherusken geworden ist, die einst so mächtig in die Geschichte des germanischen Gesamtvolkes eingegriffen haben. Es ist auch gar nicht möglich, dass ein so zahlreiches sesshaftes Volk völlig ausgerottet wird. Als ein selbständiger politischer Factor aber sind die Cherusken in der That vom Schauplatze verschwunden. Schon Tacitus bezeugt ihren Niedergang. Später werden sie gar nicht mehr erwähnt. Als Bevölkerungselement sind ja ihre Nachkommen gewiss noch vorhanden, und ich gehe gerne zu, dass sie als solches frühzeitig in dem sächsischen Volkskörper Aufnahme gefunden haben. Aber politisch sind die Sachsen gewiss Alles eher als die Fortsetzung der Cherusken.

Ausser diesen treten uns aber auf dem Boden, den die mittelalterliche Saxonia einnimmt, in römischer Zeit auch verschiedene andere Stämme entgegen, von denen wir theilweise ebenso wenig wissen, was aus ihnen geworden ist. Der Name der Angrivarii allerdings lebt in der Form Aogarii, Eogern als der eines Theiles der Sachsen fort. Ebenso gehören die Bardeci im Bardeogau ehemals zu den Sachsen, obwohl sie siehe auf den in der alten Heimath zurückgebliebenen Theil der Langobarden zurückgehen. Dies Beispiel zeigt vielleicht am deutlichsten, dass im späteren Sachsenvolke manches zusammengefloßen ist, was von Haus aus nicht zu den Trägern des Sachsennamens zählte. Der Name Aogarii beweist wohl weniger, da er rein geographische Bedeutung („Bewohner des Angerlandes“) hat, und, wenn diese noch gefühlt wurde, auf eine neue Bevölkerung derselben Gegenden übergehen konnte, ähnlich wie Βαυγαῖμα „Bewohner von Baihaim“ bei Ptolemaeus die Markomanen, dasselbe Wort in sld. und ohd. Gestalt als Böhme, Böhmen die Tschechen bezeichnet.

Von wo der Name Sachsen seinen Ausgang nimmt, ist ja nicht so schwer zu sagen. Bei Ptolemaeus treten uns bekanntlich Σάξωνες als eine Völkerschaft in der Gegend des jetzigen Holstein entgegen. Als deren West- oder Südwestgrenze muss die untere Elbe gelten, denn am linken Ufer dieses Stromes stehen bereits Chauken und Langobarden. Nach Norden zu reichten die Sachsen kaum jemals über die Eider, die noch die alte Ueberlieferung als ihre Grenze festhält. Wie weit sie sich gegen Osten erstreckte, ist nicht bestimmbar. Tacitus kennt keine Saxones, doch werden seine

Rudigni, die er von den Langharden gegen Norden vorsehreitend nennt, Niemand anderer sei als diese Sachsen unter anderem Namen.

Von diesem Kerne aus hat sich also der Sachsenname über das weite Gebiet verbreitet, das er zu Beginn des Mittelalters für sich in Anspruch nimmt. Das kann nur in Folge erzherrlicher Vordringens der eigentlichen Suesen geschehen sein. Natürlich wird, w' aneb die Unterworfenen Germanen waren, deren rasches Aufgehen in den Eroberern möglich gewesen sein, und theilweise kann ja der Anschluß kleinerer Völkerschaften mehr oder weniger freiwillig erfolgt sein.

Mit der Eroberung des westelischen Landes von Ostalthingen aus war gewiss auch eine theilweise Ansammlung der ältesten Sachsen in das neugewonnene Gebiet verbunden. Diese Wander-richtung läßt sich bei einem Gauvölke der Sachsen deutlich erkennen, bei den Bewohnern des pagus Sturmii in der Gegend von Verden an der Aller, dessen älteste Heimath durch den Namen der Sturmarii Stormaren in Hülstein angedeutet wird. Denn Namen, die mittels des Elementes -varii gebildet sind, und deren erster Bestandtheil schon ein Volksname ist, bezeichnen immer die Bewohner eines Stammesgebietes, dessen ältere Bevölkerung oben dieser Volksname andeutet. Man denke an die Baiarii, Chattuarii, Raetuarii, Cantuarii gegenüber den Bnii, Chatti, Raeti, Cantii. Darum sind nicht umgekehrt die Sturmarii aus dem pagus Sturmii abzuleiten. Ob sich das laut ae Stürmen oder Sturmiant der Ködrän auch auf diesen Gau oder auf einen älteren Stammsitz bezieht, ist ungewiss. Aber auch die Sturmarii sind Sachsen. Die Lücke, die durch die Auswanderung der Sturmii entstanden war, hat sich also wieder geschlossen. Und überhaupt ist das Land, das die Σάξωνες des Ptolemaeus innegehabt hatten, diesem Stamme nicht verloren gegangen, wiewohl dneh hekanntlich auch ein grosser Theil von England durch diese nstalhingischen Sachsen bestedet worden ist. Es ist kaum zu glauben, das dieser kleine Bereich eine solche Populationskraft entfalten konnte. Vielleicht aber hatten sich die Suesen, als sie sich über westelisches Gebiet ausbreiteten, bereits durch vorausgehende Eroberungen gegen Osten hin verstärkt, die das Land an der Meeresküste im heutigen Mecklenburg und Vorpommern betrafen. Wir wissen ja gar nicht, was mit der alten germanischen Bevölkerung dieser Länder geschehen ist. Als die Langharden diese Striche, das Land Senringia, besetzten, um von dort aus, wie Bugge im 2. Bd. seiner Studien ge-

zeigt hat, vorübergehend die Rolle einer Seemacht in der Ostsee zu spielen, da scheinen sie schon nicht mehr bewohnt oder doch nur spärlich besiedelt gewesen zu sein. Was ist aus den Φαροδοισοί und Σιδροί des Ptolemaeus geworden? Ich stelle mir, ohne damit mehr als eine Vermuthung geben zu wollen, die Saeho so vor, dass sich der aufstrebende Sachsenstamm amüthe die Volksgebiete und Völkerschaften im Süden der Ostsee zwischen Elbe und Oder angliederte und mit einem Theile von diesen über die Elbe vordrökte, einen anderen Theil davon in sein altes Stammland, in dessen Bevölkerung durch Auswanderung zusammengeschmolzen war, zusammenzog. In das auf solche Art verfügar gewordene Scoringia konnten dann die Langharden in friedlichem Einverständnis mit den Sachsen übertreten.

Ja selbst von der dänischen Inselwelt her können die vordringenden Sachsen Verstärkung erfahren haben. Bekanntlich bilden im Westen der Elbe die Westfalen und Ostfalen — auch Falen schlechtweg sind heutezt — einen Hanptheil der mittelalterlichen Sachsen. Der Ausgangsort dieses Stammes könnte die Insel Falster sein. Ihr Name scheint ähnlich gebildet zu sein wie die Namen der irischen Provinzen Munster, Ulster, Leinster, die sämmtlich nordgermanische, aus der Zeit der Wikingerherrschaft in Irland stammende Wortbildungen sind und zwar Zusammensetzungen aus den alteinheimischen irischen Volksnamen und aus dem nordischen Worte *setr* N., das „Sitz“ bedeutet. Sn könnte auch Falster, anord. Falstr N., ursprünglich „der Sitz der Falen“ sein. Nur heiläufig hemerke ich, dass der Name der Falen germanisch *Falhöz, *Falhös lautet und mit lit. *pálšas* und süddänisch *falch* „falb, hellbraun“, beides aus idg. **pnlens*, zusammengehört.

Zu dem Uebertritt der Sachsen auf westelischen Boden scheint mir ein Ereigniss besonders Anlass gegeben zu haben, nämlich die Entvölkerung des Chaukenlandes durch den Abzug dieses Stammes weiter gegen Westen, der sich bereits durch einen Einfall desselben auf römisches Gebiet zu Anfang des 3. Jahrhunderts andeutet; vgl. Ael. Spartian. Didius Julianns c. 1. Das was uns Tacitus über die Chauken berichtet, weist auf eine emporstrebende Macht hin, und auch die Ausdehnung ihrer Sitze, die sich von der Elbe bis zur Ems erstreckten, lassen uns ein bedeutendes Volk erkennen. Es wäre recht befremdlich, wenn sich dieses, wie gemeinlich angenommen wird, den Sachsen unterworfen hätte und in ihnen spurlos aufgegangen wäre.

Fortsetzung folgt.

Die Verandung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München — Schluss der Redaktion 18. November 1898.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München.

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX, Jahrgang. Nr. 11.

Erscheint jeden Monat.

November 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. 8. 10 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach stenographischen Anzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München.

Generalsecretär der Gesellschaft.

(Zweite Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Privatdocent Dr. R. Much:

Zur Stammeskunde der Altsachsen.

(Schluss.)

In Wahrheit finden die Chauken nicht in den Sachsen sondern in den Franken ihre Fortsetzung. Ja sie sind geradezu der Kern des Frankenstammes, jenes Volk, durch dessen erobernden Vorstoss gegen den Rhein hin der erste Grund zum Frankenreiche gelegt wurde. Noch ist uns ein alter, poetischer Name für die Franken, ags. Húgas, deutsch (latinisirt) Hūgones erhalten, der auch vorliegt in Hūgdietrich, wie dieser fränkische Sagenheld im Gegensatz zum Gotenhelden Dietrich heisst. Húgas Hūgones ist aber nur eine Ablantform zu dem Namen der Chauai, germ. *Hauhōz, d. i. „die Hohen“. Eine Form mit g, das hier auch dem Verner'schen Gesetze bei ursprünglicher Suffixbetonung an Stelle von h eintrat, liegt auch vor in aisl. haugr „Hügel“ und (selten) „hoch“, sowie

in unserem Hügel selbst, das ja von Haus aus so viel wie „die Höhe“ bedeutet. Diese Zusammengehörigkeit der Namen Húgas, Hūgones und Chauai ist übrigens keine neue Erkenntnis. Es erübrigt nur, aus ihr auch die Folgerung zu ziehen, dass die Franken Niemand anderer als die nach Westen abgezogenen Chauken unter anderem Namen sind. Die Verschiebung gegen die römische Reichsgrenze hat dabei Seitenstücke in der Wanderichtung anderer Germanenstämme, wie der Schwaben, Burgunder, Vandalen, Goten u. a. m. und kann deshalb nicht auffallen.

Ward das Chaukenland seiner Bewohner ganz oder doch zum überwiegenden Theil enthölst, so begreift es sich leicht, dass die Sachsen von Ostalbingen aus dort eindringen und festen Fuss fassen konnten. Auch die Auswanderung der Langobarden musste natürlich die Ausbreitung der Sachsen erleichtern. Von den Stämmen, die zwischen den

Chauken und dem späteren Bereich der Franken lagen, mag sich ein Theil jenen auf der Wanderung angeschlossen haben. Im Besonderen halte ich dies bei den Ampivarii für wahrscheinlich. Was zurückblieb, ging in den Sachsen auf. So kann es gekommen sein, dass eine Schichte derselben Völkerschaft fränkisch, eine andere in älterer Heimath zurückbleibende sächsisch wurde.

An der Discussion beteiligten sich die Herren von Stolzenberg-Lutmersen und der Vortragende.

Herr Professor Dr. J. Kollmann:

Ueber die Beziehungen der Vererbung zur Bildung der Menschenrassen.

Das sichtbare Resultat meiner Studien über die im Titel angedeuteten Beziehungen besteht 1. in der genauen Nachbildung eines weiblichen Schädels aus demjenigen Pfahlbau von Auvernier am Neuenburgersee, welcher der Steinzeit angehört.¹⁾ Der Schädel ist von mir schon früher einmal beschrieben worden. Ich nenne ihn kurz den Schädel der Frau von Auvernier. Auf der einen Hälfte ist er mit kleinen Gipspyramiden von verschiedener Höhe besetzt. Sie deuten auf



die Dicke der Weichtheile. Das 2. sichtbare Resultat besteht in einer weiblichen Büste, welche auf dem Wege der Reconstruction mit Zugrundelegung des Gipseschädels dieser Pfahlfrau hergestellt wurde. In der Paläontologie ist das Verfahren der Reconstruction seit Currier bekannt und geübt, es wird dort als Restauration bezeichnet. Auf die gefundenen Skelette vorweltlicher Thiere werden nach den Regeln der vergleichenden Anatomie die Weichtheile aufgezichnet, um dadurch ein genaueres Bild der untergegangenen Thiere zu gewinnen, als dies auf die blosse Betrachtung des Knochengerüsts hin möglich ist. Dasselbe, was Paläontologen und vergleichende Anatomen an den Köpfen und den Skeletten der Thiere schon oft vorgenommen, habe ich hier mit Hilfe eines Künstlers, des Herrn W. Büchly, an einem Frauenschädel der Steinzeit ausgeführt. Nach den Regeln der Anatomie wurden die Weichtheile auf den Schädel modellirt und so diese Büste hergestellt, welche Sie hier vor sich sehen.

¹⁾ Ein in der Nähe befindlicher Pfahlbau stammte aus der Bronzeperiode.

Bevor ich daran gehe, die Herstellungsmethode ausführlich zu beschreiben, ist es unerlässlich, die Berechtigung zu einem solchen Vorgehen nachzuweisen. Im Allgemeinen ist die Ansicht weit verbreitet, dass die Menschenrassen etwas vergänglich seien, dass sie sich in einem zwar langsam aber doch beständigen Umänderungsprocess begriffen befinden. Allein in Wirklichkeit ist das Gegenheil der Fall. Die Menschenrassen sind ebenso beständig durch lange Zeiträume hindurch, wie die Rassen der Thiere. Ich erinnere an die Erfahrungen der anthropologischen Forschung am Schädel wie am Skelett der Vorfahren und an die Vergleichung mit denjenigen von heute. Schädel sind zu Tausenden gemessen worden, prähistorische, historische und moderne, und stets in der Voraussetzung, dass die charakteristischen Merkmale der Lang- und der Kurzschädel, der Breit- und der Langgesichter ererbt sind von ebenso beschaffenen Vorfahren. Die Vergleichung hat diese Voraussetzung allgemein bestätigt.

Parallel mit den craniologischen Studien ist dann eine Untersuchung über verschiedene andere Merkmale im grossen Stil zunächst innerhalb der deutsch redenden Völker durchgeführt worden. Ich meine jene grosse Schulerhebung, wobei Millionen von Schulkindern in Bezug auf ihre Zugehörigkeit zu dem blonden oder zu dem brünetten Typus geprüft worden sind. Aus den zahlreichen Ergebnissen dieser Statistik hebe ich nur hervor, dass der blonde Typus in Norddeutschland, von Ostfriesland bis über die Weichsel hinaus noch jetzt der herrschende ist, während Süddeutschland vorwiegend dem brünetten Typus verfallen ist. Und dies ist offenbar schon vor dem Auftreten der Germanen in der Geschichte und vor der Invasion der Römer so der Fall gewesen. Durch die weitere Erkenntnis, dass die Brünetten und die Blonden in grossen Massen und auf geradezu entgegengesetzten Bahnen eingewandert sind, ist über die Dauerbarkeit der Augen-, Haar- und Hautfarbe ein Experiment angestellt worden, wie es eben nur die Meisterin Natur selbst, in einem so grossartigen Maassstab anzustellen vermag. Es hat sich gezeigt, dass in allen Ländern Europas diese Merkmale dauerhaft sind, dass die Blonden seit Jahrhunderten blond, und die Brünetten ebensolange brünett sind. Also diese Eigenschaften sind von den Vorfahren ererbt, sind angeboren. Auf Grund dieser Thatsachen ist dann allmählich gefunden worden, dass in Europa mehrere Varietäten unter den Kankasiern vorkommen, Blonde und Brünette, Lang- und Kurzschädel, Leute mit langem und Leute mit kurzem Gesicht, und dass diese Varietäten alle dauerhaft sind. Man kann dies kurz so

ansdrücken, die Rassen und ihre Varietäten sind persistent. Diese wichtige Thatsache ist der Ausgangspunkt für alle weiteren Betrachtungen, auf welche ich jetzt mit nm so grösserem Nachdruck hinweisen kann, seit Herr Virchow sich in demselben Sinn ausgesprochen hat. Den zahlreichen schwankenden Ansichten gegenüber, die selbst im Schoos dieser Gesellschaft laut geworden sind,¹⁾ erhalten seine Entscheidungen in dieser Angelegenheit die Bedeutung eines Manifestes. Es ist noch niemals beobachtet worden, erklärt Virchow, dass die weisse Rasse sich irgendwo verändert hätte, weder die Rassen selbst, noch die Varietäten. Eines der grössten Experimente, die Besiedelung von Australien, ist im Sinne der Persistenz der weissen Rasse angefallen. Dasselbe ist in Südafrika der Fall gewesen. In Amerika ist dieselbe Zähigkeit der weissen Rasse und ihrer Varietäten nachgewiesen seit drei Jahrhunderten. Wenn man auch behauptet, dass der Nordamerikaner eine erkennbare Veränderung nicht blos des geistigen Wesens, sondern auch der körperlichen Eigenschaften erfahren hat, so ist doch kein Individuum daraus hervorgegangen, welches sich direct mit einer Rothhaut vergleichen liesse. Es giebt weder in Nord- noch in Südamerika eine neue amerikanische Rasse. Diese grossartigen Experimente, welche nehuwasst von den Völkern bei Gelegenheit ihrer Wanderungen angestellt wurden, erstrecken sich freilich erst auf wenige Jahrhunderte, aber die Persistenz der Rassen ist doch auch schon für Jahrtausende bezeugt durch die ägyptischen Denkmäler. Ans den verschiedenen Perioden der Vorzeit, selbst aus solchen, die bei uns prähistorisch sein würden, sind Abbildungen der damaligen Völker erhalten, die auch für das Auge des Neulings die Verschiedenheit der Rassen erkennen lassen. Da sind neben zweifellosen Negern auch Semiten und Arier dargestellt, zum Theil sogar in Farben, aber es giebt keine Uebergänge zwischen ihnen. (Virchow R., Rassenbildung und Erbliehkeit. Festschrift für Bastian 1896.) Ich constatire endlich noch die Bemerkung, dass die Abbildungen auf den ägyptischen Monumenten zeitlich an die neolithische Periode Central- und Westeuropas heranrücken. Aus all dem ergibt sich, dass die Merkmale der Rassen und der Varietäten Europas heute noch die nämlichen sind wie vor fünf- oder sechstausend Jahren. Es vererbt sich, das zeigen gerade die Abbildungen auf den ägyptischen Denkmälern, nicht allein die Beschaffenheit der Knochen, sondern es vererben sich

auch die Weichtheile, wie die Farbe der Augen, der Haare, der Haut, die Formen der Muskeln, des Fettes, der Knorpel.

Diese bedeutungsvolle Erkenntniss von der Dauerbarkeit der Rassen hat schon oft herodeten Ausdruck gefunden, z. B. durch Broca, Darwin, O. Ammon u. A., aber sie ist ebenso oft bestritten worden, und zwar ist die Zahl der Gegner viel grösser, von denen ich Villermé, d'Orhigny, Topinard, Collignon, den Amerikaner Bowditch, den Engländer Beddoe, dann C. E. von Baer, Waitz, Bollinger, Livi, Schaaffhausen, J. Ranke und Buschan nenne. Sie alle nehmen an, das Milieu habe einen entscheidenden Einfluss auf die menschliche Natur. So zeige z. B. die Entwicklung des Skelettes eine Beeinflussung durch die localen Lebensbedingungen, welche vom Wohnort, von der Nahrung u. dergl. abhängig sind. Die Rekrutirungslisten aller Länder sind zum Beweis herangezogen worden, und physiologische Experimente in grosser Zahl haben bewiesen, dass die Nahrung einen unzweifelhaften Einfluss auf die Körperhöhe besitze. Bei schlechter Ernährung nimmt sie ab, bei guter nimmt sie zu. Die Richtigkeit dieser Beobachtungen ist nicht zu bezweifeln. Sie sind in zahlreich und mit solcher Umsicht festgestellt, dass man mit ihnen unbedingd zu rechnen hat. Allein man muss herbedachtigen, dass in jedem menschlichen Organismus drei verschiedene Eigenschaften fast unabhängig nebeneinander vorkommen, die individuellen, die sexuellen und die Rassen-eigenschaften. Die letzteren sind durch lange Zeiträume unwandelbar. Mögen die äusseren Einflüsse auch Generationen dauern, die Rassen-eigenschaften werden dadurch nicht abgeändert, die Stumpfnause wird dadurch keine Adlernase und die langen Gesichtsknochen wachsen nicht in die Breite, es ändern sich dadurch lediglich individuelle Merkmale, wie die Menge des Fettes, die Stärke der Muskeln, die Länge der Röhrenknochen, aber nichts von alledem, was als spezifische Eigenschaft der Rasse oder der Varietät anerkannt ist. So ist es auch bei den Thieren. Es ist das sicherste Ergebnis des Studiums, dass die Natur ihren Geschöpfen den Stempel der Species und der Varietäten tief, unauslöshlich anprägt. Die Paläontologie ist voll von Belegen, dass organische Formen durch lange Zeiträume hindurch unverändert erhalten bleiben. Die grossen Erfolge der Thierzucht scheinen zwar auf den ersten Blick den Beweis zu liefern, dass in wenigen Generationen aus zwei verschiedenen Formen des Rindes, des Schafes, des Schweines und vor allem der Taube gleichsam eine neue, dritte Form erzeugt werden könne. Allein man

¹⁾ Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a/M. 1882. S. 203 ff.

weis, dass solche neue Formen nur auf Anhäufung oder auf verschiedener Vertheilung von Fett und Fleisch beruhen und fluctuirend sind. Auch die krankhaften Ersehnungen, deren Erblichkeit durch Generationen nachweisbar ist, wie die Bluterkrankheit oder die Farbenblindheit, der Daltonismus u. a. sind nicht im Stande, die Merkmale der Rasse zu verwischen. Die charakteristischen, der Rasse oder der Varietät zukommenden Eigenschaften bleiben dieselben und sind als altes Erbe unveränderlich. Unter diesen conservativen Organen eines Wesens sei vor allem, bei Mensch und Thier, des Skelettes und der Schädelbildung gedenkt,¹⁾ ebenso der morphologischen Anordnung der Muskeln, Gefässe und Nerven.

Auf Grund der Thatsache von der Persistenz der Rassenmerkmale überhaupt und besonders auch aller derjenigen, welche in den weichen Theilen zum Ausdruck kommen, wird es jetzt auch möglich, eine genauere Vorstellung von dem Aussehen der Urbewohner Europas zu gewinnen, sobald die Dicke der Weichtheile und ihre charakteristische Anordnung bekannt geworden ist. Denn die Betrachtung des Schädels an sich gibt ein unvollkommenes und für viele sogar ein unverständliches Bild. Es gebührt Jahre lange Uebung dazu, um bei seinem Anblick sich die Physiognomie des Lebenden zu vergegenwärtigen. Für die Mehrzahl selbst sonst guter Beobachter erseheinen die Schädel mit den Augenhöhlen, der Nasenhöhle und der breiten Spalte zwischen Ober- und Unterkiefer alle gleich. Die zahlreichen Meinungsverschiedenheiten über das Aussehen der Leute der Steinzeit be-

ruhen zu einem grossen Theil auf der Unmöglichkeit, sich mit Hilfe des Schädels allein die Formen des Lebenden richtig zu vergegenwärtigen. Sollen wir über das Aussehen der Europäer der Vorzeit also ein richtiges Urtheil gewinnen und sich damit die Herkunft der Völker mehr und mehr aufklären, dann müssen wissenschaftliche Methoden gewonnen werden, welche uns das Aeusserliche der alten Besiedler Europas deutlicher vor Augen führen, als dies bisher der Fall war. Von diesen Methoden muss man erwarten, dass sie die Form der Weichtheile, der Haut, des Fettes, des Bindegewebes, des Knorpels und der Muskeln richtig wiedergeben. Man darf nicht verlangen, dass das Porträt des Individuums wieder hergestellt werde, wohl aber dasjenige der Rasse und der Varietät. Nachdem die Rassenmerkmale nicht bloss in dem Knochen Jahrtausende lang persistent bleiben, sondern auch in den Weichtheilen, wie die Denkmäler Aegyptens lehren, so folgt daraus, dass wir bezüglich der Rassenmerkmale noch gerade so ansehen, wie unsere Vorfahren aus der neolithischen Periode. Wenn wir also mit Hilfe genauer Messung die Dicke und die Anordnung im Gesicht an Lebenden und Todten unserer Tage, also unserer nächsten Umgebung feststellen, so können wir mit Hilfe dieser Zahlen an die Reconstruction der Menschen der Vorzeit herangehen.

Im Anschluss an die Methoden von Weicker, Kupffer und Bessel-Hagen und His wurde zunächst diese Aufgabe erledigt. Dann war das weitere Vorgehen folgender Art: die Weichtheile wurden mit Thon, wie ihn die Bildhauer zum Modelliren ihrer Figuren verwenden, auf eine genaue Nachbildung des Schädels in der durch die Gyps- oder Tonpyramiden im Voraus gegebenen Dicke aufgetragen und auf solche Weise das Rassen-Porträt eines Menschen erhalten, der vor vielen tausend Jahren gelebt hat; das ist die Büste hier einer jungen Frau aus der Steinzeit. (Eine Abbildung derselben findet sich in dem Archiv für Anthropologie, Braunschweig, Band XXV, 1898.)

Methode der Messung: Die Messung wurde an Leichen vorgenommen. Das Messinstrument besteht aus einer kräftigen in Holz gefassten Nadel, über welche eine kleine Scheibe von Hartgummi geschoben ist. Die Scheibe lässt sich derart bewegen, dass sie an der betreffenden Stelle der Haut unbedingt aufsitzt. Die Grösse der Scheibe wechselt zwischen 5—10 mm. im Durchmesser. Die Nadel wird gerollt und dann während des Einstechens gedreht, damit die Haut nicht triebterförmig eingedrückt werde. Dann musste beachtet werden, dass die Gummischeibe sich dicht an die Haut anlege, wenn die Spitze der Nadel den Knochen erreicht

¹⁾ Um dem Leser den Einblick in die wichtige Frage von dem Einfluss der Umgebung auf den menschlichen Organismus zu erleichtern, folgen einige Literaturangaben. Von diesen aus ist der Weg leicht zu anderen Werken zu finden, weil in jeder dieser Abhandlungen zahlreiche andere citirt sind. Broca, *Mémoires d'Anthropologie*. Tom. 1. Paris 1871. S. 434. Topinard, *Éléments d'Anthropologie générale*. Paris 1885. S. 326. Collignon, *Anthropologie de la France*. Mém. Soc. d'Anthropologie 1894. S. 79. Darwin Ch., *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl*, übersetzt von Carns. 1. Bd. Stuttgart 1871. Beddoe, *The anthropological history of Europe*. Scottish Review. Wieder abgedruckt 1893. London. Livi, *Antropometria militare*. Parte 1. Text u. Atlas Roma 1896. 4°. Livi, *Dello sviluppo del corpo in rapporto colla professione e colla condizione sociale*. Roma 1897. 8°. F. Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*. 1. Theil. Leipzig 1869. S. 38 ff. Ammon, *Die natürliche Auslese des Menschen*. Jena 1893. Einleitung. Ranke, *Der Mensch*. 2. Auflage 1894. Ranke, *Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns*. Bd. IV 1896. Bollinger, *Festschrift für Th. L. W. Bischoff*. In: *Beiträge zur Biologie*. Stuttgart 1882. 8°. Hüll M., *Ueber Gesichtsbildung*. Mittheilungen der anthrop. Ges. in Wien 1888. 4°.

hatte. Nach dem Heranziehen wurde die Entfernung der Gummiseibe von der Nadelspitze genau gemessen. Die Messpunkte trennen sich in zwei wichtige Gruppen, in solche für die Reconstruction der Profillinie und in solche für die Reconstruction der Seitenflächen des Gesichtes. (Siehe die Figur S. 116.) Es sind im Ganzen 28 Männer und Frauenleichen gemessen worden, darunter magere und gutgenährte. Aus den absoluten Zahlen wurden die Mittelwerthe für magere und gutgenährte Männer, und für magere und gutgenährte Frauen berechnet. Für die Reconstruction des Gesichtes der Frau von Auvernier wurden die Mittelwerthe von gutgenährten Frauen verwendet, darunter von vier Selbstmörderinnen. Es liegen so der Tabelle die Messungen an acht weiblichen Individuen zu Grunde.

Tabelle der zur Reconstruction der Höhe verwendeten Messungen an acht Leichen gut genährter junger Frauen.

Oberer Stirnrand	8,6
Unterer Stirnrand	4,3
An der Nasenwurzel	4,5
Nasenbeinmitte	2,8
Nasenbeinspitze	2,07
Oberlippenwurzel	9,9
Lippenrübchen	8,2
Kinnlippenfurehe	10,4
Kinnwulst	10,1
Unter dem Kinn	6,2
Mitte Augenbrauen	5,3
Mitte unterer Augenhöhlenrand	4,5
Vor dem M. masseter am Unterkiefer	7,1
Wurzel des Jochbogens vor dem Ohr	6,9
Höchster Punkt des Jochbogens	5,3
Höchster Punkt des Wangenhöhnbücker	7,7
Mitte des M. masseter	15,9
Am Kieferwinkel	9,5
Nasenwurzel bis Nasenflügelrand	46,7
Nasenbreite zwischen den Flügeln	34,75
Nasentiefe von der Spitze bis zur Lippenwurzel	22,0
Höhe der Oberlippe	20,75
Mundspalte bis Kinnwulst	34,3

Nach diesen Messungen ist die Haut auf dem Nasenrücken am dünnsten: 2,8 mm, auf der Stirn oben 3,6 mm, am unteren Augenhöhlenrand 4,5 mm, am obern (Mitte der Augenbrauen) 5,3 mm, am Kinn 1 cm dick; die Höhe der Oberlippe beträgt 2 cm; die Entfernung von der Mundspalte bis zum Kinnwulst etwa über 3, genau 3,4 cm u. s. w. (siehe die beigefügte kleine Tabelle). An den für die Messung ausgewählten Punkten wurden an dem in Gips nachgeformten Schädel die schon erwähnten Gipspyramiden errichtet, welche genau die Höhe der angegebenen Mittelwerthe besitzen. Der Schädel wurde dann bis zur Höhe der Marken mit Thon belegt und so von einem Punkte zum andern fortgeführt, bis schliesslich an den 46 Punkten die Dicke der Weichtheile aufgetragen war. An dem so entstandenen Rohentwurf ist die charakteristische

Form des Gesichtes sofort zu erkennen. Bis jetzt ist die Herstellung einer solchen Reconstruction mühsam und zeitraubend, weil es sich um die Fixirung vieler einzelner Punkte handelt; sind erst einmal die Regeln über das rassenanatomische Verhältniss der Weichtheile zum darunterliegenden Knochen allgemeiner bekannt, dann wird die Reconstruction sich leichter anführen lassen. Von diesen Regeln seien jetzt nur die folgenden Sätze hervorgehoben:

1. an den identischen Punkten des menschlichen Gesichtes ist das Verhältniss der Weichtheile übereinstimmend bei gleichem Geschlecht, gleichem Alter und gleichem Ernährungsstand;

2. die Dicke der Weichtheile steht also wie am Hirnschädel, so auch an dem Gesichtsschädel in einem durch Zahlen fixirbaren Verhältniss zu der knöchernen Unterlage.

Weitere Einzelheiten über die Herstellung darf ich mir wohl versagen, sie sind in der erwähnten Abhandlung (Arch. f. Anthrop. Bd. XXV, 1898) ausführlich mitgeteilt. Ich möchte an dieser Stelle vielmehr Einiges hinzufügen über die Gesichtsbildung dieser Frau aus der Steinzeit. Die Frau hat ein breites Gesicht, eine baehc Stirn, vorspringende Wangenböcker, deutlich erkennbare Kieferwinkel und eine kurze Nase, lauter Merkmale, die durch den Knochenbau im vornherein bestimmt sind. Die Distanz der Wangenböcker, der Jochbogen, der Kieferwinkel ist strengstens festgehalten, so wie sie in dem Knochenbau vorliegen. Es wurde lediglich die Dicke der Weichtheile aufgetragen. Die reconstruirte Form entspricht der von mir schon wiederholt beschriebenen europäischen Varietät mit breitem Gesicht.

Was die Nase betrifft, so gehört sie in die Kategorie der Stumpfnasen; der Rücken ist leicht eingebogen, die Spitze etwas nach aufwärts gewendet und die Gegend der Nasenflügel breit. Nach der Configuration der Knochen darf man keine gerade und keine Aillernase voraussetzen, weil die Nasenbeine kurz sind wie das ganze Skelett der Nase. Mit dem kurzen und breiten Gesicht ist bei reinen Formen die Platyrhinie, die Stumpf Nase, verbunden, das ist allgemein anerkannt. Nach meiner Messung beträgt an dem Schädel der Frau aus der Steinzeit der Nasenindex 54,2, das ist ein platyrhiner Index, dem am Lebenden eine Stumpf Nase entspricht. Umsehau an Lebenden lässt bald übereinstimmende Nasenformen auffinden. Es kommen sehr verschiedene Grade derselben vor, darunter solche, deren Rücken z. B. tief eingedrückt ist.

Die Fran der Steinzeit hat eine jener kurzen Nasen, die nicht als unschön gelten können.¹⁾ Die Form des Mundes steht unter zwei Bedingungen, unter denen der Kiefer und der spezifischen Beschaffenheit der Lippen. Das Kiefergerüst der Frau der Steinzeit ist prognath, der Profilwinkel beträgt 79°. Dadurch springt wie in der Büste, das ganze Gesicht etwas vor. Was die Lippen betrifft, so lehrt das Studium der Rassenanatomie, dass mit Pregnathie etwas geschwellte Lippen vorkommen, es sind deshalb an der Büste die Lippen voll. Bei den kurzen und breiten Gesichtern ist der Mund etwas gross, weil der Zahnbogen weit ist. Bei der chamaeoprophen Frau der Steinzeit beträgt der Gannindex 100,0; darin liegt der anatomische Grund für den etwas grösseren Mund der Breitgesichter Europas im Vergleich mit demjenigen der Schmalgesichter (Demonstration dieser Unterschiede an überlebensgrossen Porträten, die nach Photographien hergestellt und in dem Saal aufgehängt waren). Der Haarschmuck der Büste ist sehrverständlich frei erfunden. Ein kurz geschnittenes Haar hätte die äussere Erscheinung störend beeinflusst, ich hielt es für erlaubt, irgend eine Form zu wählen, welche die Stirn freilässt. Alle Naturvölker legen überdies auf den Haarschmuck einen besonderen Werth. Wir sind also jedenfalls zu der Annahme berechtigt, dass die Frau von Auvernier ihr Haupthaar in irgend einer Form, vielleicht in verwandter Art, getragen habe. Die Drapirung der Brust, ebenso das Collier mit einem Ehering, Thesenperlen u. dgl. ist ebenfalls frei erfunden, ebenso der Blick, die Wendung des Kopfes. Die Form des Halses ist der allgemeinen Form des Kopfes angepasst. Fassen wir noch einmal die Büste als Ganzes ins Auge, so ergibt sich, dass ein Theil der Frauen der Steinzeit in Europa, wie auch ein Theil der Männer eine Form des Antlitzes besaßen, wie noch viele, heute unter uns Lebende. Ich habe diese Art der Gesichtsform als Chamaeoprosee, als breite Gesichtsform bezeichnet. Sie kommt verbunden mit Kurz- und Lang- und mittellangen Hirnkapseln vor und ist auffallend verschieden von dem Langgesicht,

¹⁾ Die einzelnen Maasse des knöchernen Schädels werden in der ausführlichen Mittheilung in dem Archiv für Anthropologie Bd. 25 mitgetheilt. Die Indices wurden schon bei einer früheren Veranlassung veröffentlicht: Zwei Schädel aus Pfahlbauten und die Bedeutung desjenigen von Auvernier für die Rassenanatomie. Verh. Naturf. Ges. in Basel VIII. Theil Heft 1. 1886. Siehe ferner Stüder und Bannwarth. Crania helvetica antiqua. Leipzig 1884. Mit 147 Lichtdrucktafeln. Sie haben das Nasenskelett nach dem am Object vorgenommenen Messungen in die nämliche Kategorie (in die der Platyrrhinie) gestellt. Siehe überdies die Tabelle am Schluss.

der Leptoprosee, dessen einzelne Theile des Knoehens wie der Weichtheile in die Länge, oder wie man auch sagt, in die Höhe geben (Demonstration eines Langgesichtes auf einer der Abbildungen).

Diese breite Gesichtsform kommt also einer Varietät der weissen kaukasischen Rasse zu, die in Europa jetzt noch lebt. Dass sie vor vielen tausend Jahren schon in Europa gelebt hat, das ist durch viele Schädelreste schon längst bewiesen und jetzt durch diese Büste noch deutlicher zu erkennen. Sie klärt also die Herkunft der heute noch lebenden Varietät der Breitgesichter auf und beweist für Jeden verständlich, dass diese Varietät schon zur Steinzeit in Europa gelebt hat. Durch Vererbung hat sich diese Varietät bis heute erhalten und ist durch alle Gauen Europas nachzuweisen, sowohl in reiner Form als gekreuzt mit der gleichfalls überall vorhandenen langgesichtigen Varietät des Kaukasiers.

Durch diese Art der Reconstruction eröffnet sich die Möglichkeit der Herstellung von Rassenporträten aus allen Zeiten Europas. Dadurch ist der Weg gezeigt für die Vertiefung unserer Kenntnisse über die körperlichen Merkmale unserer Vorfahren bis in die neolithische Periode hinein. Aehnliche Reconstructions an Männerköpfen Europas sind jetzt nothwendig, um die prähistorischen Rassen zunächst unseres Continents besser kennen zu lernen, als dies bisher der Fall war, wobei folgende Erfahrungsthatssachen gelten:

Jede Rasse des Menschengeschlechtes und jede Varietät überliefert die besonderen körperlichen Merkmale den Nachkommen. Mit anderen Worten, die Rassen und die Varietäten sind persistent.

Vergegenwärtigt man sich die Thatsache von der Persistenz der europäischen Rasse sowohl der mit breitem als der mit langem Gesicht, erwägt man ferner, dass die Blondes und die Brünetten, der Lang- und der Kurzschädel alter Herkunft sind, so wird dadurch nicht bloss die Zusammensetzung der heutigen Völker Europas verständlich, sondern auch manche der geschichtlichen Entwicklungsvorgänge. Unzählige Völker sind seit der Steinzeit und zwar aller Orten untergegangen. Zunächst diejenigen der Steinzeit selbst, dann die Völker der Bronze- und Eisenzeiten, herab bis zu denen der Kelten, der Gallier und der Germanen, der Griechen und Römer. Der nämliche Zerstörungsprozess hat die alten Aegypter, die Perser und die Karthager vernichtet, aber die Rassen und ihre Varietäten haben sich unverändert erhalten. Im Vergleich mit des Völkern sind die Varietäten und die Rassen unsterblich.

Masse zweier brachycephaler Frauenschädel mit breitem Gesicht, der eine neolithisch (Auvernier), der andere modern (Süddeutschland).

	Auvernier (25-30 Jahre alt)	Modern (37 Jahre alt)
Gerade Länge 1	160,0 mm	158,0 mm
Grösste Länge 2	166,0 "	165,0 "
Breite	135,0 "	136,0 "
Stirnweite	92,0 "	91,0 "
Höhe	—	133,0 "
Öhrhöhe	112,0 "	108,0 "
Länge der Schädeltasis	—	100,0 "
Horizontallumfang	—	478,0 "
Sagittallumfang	—	382,0 "
Querumfang	—	310,0 "
Gesichtshöhe	95,0 "	97,0 "
Obergesichtshöhe	56,0 "	56,0 "
Gesichtsbreite	94,0 "	95,0 "
Jochbreite	123,0 "	123,0 "
Höhe der Nase	42,0 "	39,0 "
Breite der Nase	23,0 "	24,0 "
Breite der Orbita	42,0 "	40,0 "
Höhe der Orbita	30,0 "	28,0 "
Länge des Gaumens	44,0 "	46,0 "
Breite des Gaumens	44,0 "	42,0 "
Profilwinkel	79,0 "	—
Längenbreitenindex 1	84,3 "	85,7 "
" 2	81,3 "	81,8 "
Längenhöhenindex 1	70,0 "	84,1 "
" 2	67,4 "	—
Breitenhöhenindex	—	98,5 "
Gesichtsindex	77,2 "	78,8 "
Obergesichtsindex	45,5 "	45,5 "
Nasenindex	54,1 "	61,5 "
Angenhöhlenindex	71,4 "	70,0 "
Gaumenindex	100,0 "	91,3 "

Der Vorsitzende:

Ich kann dem Herrn Redner unsere Bewunderung auch noch persönlich ausdrücken. Wenn er fortführt, mit der ausserordentlich schwierigen Masse des zu bewältigenden Materials sich zu beschäftigen, wird er uns immer zu lebhaftem Dank verpflichtet. Es gibt im Augenblick wohl keinen zweiten Mann, der mit gleicher Ausdauer alle die organischen Formen der ganzen lebenden Menschheit zu bewältigen sich bemüht. Wir sind alle etwas zu sehr locale Menschen, als dass wir ihm nachkommen könnten, aber wir können ihm mit Bewunderung zusehen.

Herr Dr. Boas-New-York:

Mittheilungen aus Amerika.

Vor sechs Jahren hatte ich das Vergnügen, Ihnen über den Stand der anthropologischen Thätigkeit in Nordamerika Bericht zu erstatten. Ich will mir erlauben, heute über den gegenwärtigen Stand der Forschungen in Nordamerika zu sprechen. Am leichtesten kann ich das thun, indem ich Ihnen die Thätigkeit in den verschiedenen Centren schildere. Diese sind hauptsächlich die folgenden: Washington, Philadelphia, New-York, Cambridge und Chicago.

Washington, Philadelphia, New-York, Cambridge und Chicago.

In Washington befinden sich die grossen Regierunqsanstalten, welche Theile des Smithsonian Institute sind. Die regste Thätigkeit entfaltet hier das Bureau of Ethnology, welches die Aufgabe hat, die ethnologische Kenntniss der Eingeborenen Amerikas zu fördern. Naturgemäss besteht die Thätigkeit des Bureau aus drei Theilen: zunächst beschäftigt es sich mit der Archäologie Nordamerikas, sodann mit der Sprache der Indianer und endlich mit ihren Sitten, Glauben und socialen Einrichtungen. Die archäologische Abtheilung des Bureau, besonders Herr H. W. Holmes, hat in den letzten Jahren ihre Untersuchungen auf die Funde in dem Küstengebiet des atlantischen Oceans gerichtet, we namentlich Reste in glacialen Ablagerungen gefunden sind. Die Altersbestimmungen dieser Schichten sind von grosser Wichtigkeit für die Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika. Während jetzt der Nachweis geliefert ist, dass viele der Funde in später umgelagerten Schichten ruhen, sind andererseits neuerdings bearbeitete Geräthe in noch tieferen Schichten gefunden, welche vielleicht ungestört sind. Diese neuesten Funde verdanken wir Ausgrabungen, die von Professor F. W. Putnam aus Cambridge angeregt sind. Die Untersuchungen sind bislang nur in einem kleinen Gebiete durchgeführt und die Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika ist noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten. Ausserdem beschäftigt sich die archäologische Abtheilung des Bureau of Ethnology wesentlich mit den Resten, die im äussersten Südwesten der Vereinigten Staaten vorkommen; in diesem Gebiete befinden sich ausserordentlich interessante alte Bauten, deren historisches Alter unbekannt ist, welche aber in ihren Eigenthümlichkeiten ohne jeden Zweifel entfernte Beziehungen zu der altmexikanischen Cultur aufweisen; hier wurden ausgedehnte Untersuchungen gemacht und unter Anderem sehr interessante Töpfereien zu Tage gefördert. Neuerdings beschäftigt sich besonders Herr W. Fewkes mit diesem Gebiete.

Die sprachlichen Untersuchungen, die von dem Bureau in Angriff genommen sind, decken ein sehr grosses Gebiet. In Nordamerika gibt es über 300 Sprachen; naturgemäss ist dementsprechend das Arbeitsfeld ein ungemein grosses und die Hilfsmittel des Bureau sind kaum hinreichend, dieses ungeheure Gebiet zu erschöpfen. Ich möchte unter den Arbeiten dieser Abtheilung hauptsächlich die des Schweizers Albert Gatschet nennen, welcher hervorragende Untersuchungen in vielen Sprachen Amerikas ausgeführt hat.

Die Untersuchungen über Sitten und Gebräuche der Indianer nehmen wohl die lebhafteste Tätigkeit des Bureaus in Anspruch. Die grundlegenden Arbeiten des verstorbenen J. O. Dorsey, die zusammenfassenden Darstellungen des verstorbenen G. Mallery sind Ihnen allen bekannt. Neuerdings sind unter den Arbeiten des Bureaus die hervorragenden Untersuchungen James Mooney's über die modernen Religionen der Indianer zu nennen, Hoffmann's Schilderungen der graphischen Künste, die Forschungen des scharfsichtigen F. H. Cushing über die Pueblo-Indianer, die genannten Aufzeichnungen von Walter Fewkes über die Ceremonien derselben Stämme. J. W. Me Gee's Forschungen über die Formen der Gesellschaft — um nur das Wichtigste aus einem ausgedehnten Gebiete heranzugreifen.

Die von den Beamten des Ethnologischen Bureaus gemachten Sammlungen werden im Nationalmuseum zu Washington niedergelegt und bilden eine stattliche Sammlung. Durch ausgedehnte Beziehungen vergrößert sich dieses Museum rasch. Es entfaltet gleichzeitig eine rege literarische Tätigkeit. Hier müssen wir besonders die Verdienste des ausgezeichneten Kenners Fr. Otis T. Mason erwähnen, der uns die Bekanntschaft mit den technischen Fertigkeiten der nordamerikanischen Indianer vermittelt hat. Die wissenschaftliche Ausnutzung des Nationalmuseums dürfte als ein Muster für andere Institute gleichen Charakters dienen.

In Philadelphia ist vor einigen Jahren ein Museum gegründet, welches sich eines sehr lebhaften Aufschwungs erfreut. Die Arbeiten des Museums bewegen sich wesentlich in zwei Richtungen: Zunächst beschäftigt sich der Director desselben, Herr Stewart Culin, hauptsächlich mit der Untersuchung der Spiele der nordamerikanischen Indianer und der eigenthümlichen geographischen Verbreitung derselben. Es finden sich im dortigen Museum ausserordentlich grosse Serien solcher Spiele, welche sehr interessante Anklänge an die Spiele der alten Welt bieten. Ferner wurden von dem Museum grössere Untersuchungen in Südamerika ausgeführt, welche in die Hand des Ihnen wohlbekannten Dr. Uhle, früher in Berlin und Dresden, gelegt waren. Derselbe ist mit reichen Schätzen zurückgekehrt, die der Ausarbeitung harren.

Eine archäologische Untersuchung von grosser Bedeutung hat dieses Museum in den Mooren Floridas machen lassen, wo F. H. Cushing wohlerbultene Holzschneiderreien gefunden hat, die ein ganz neues Licht auf die alte Cultur dieser Gebiete werfen.

Ein grösseres ethnographisches Museum befindet sich in New-York. Das dortige naturgeschicht-

liche Museum besitzt eine anthropologische Abteilung; diese beschäftigt sich wesentlich mit amerikanischen Problemen. In Südamerika wirkt für dieses Museum Herr A. Bandler, ein deutscher Schweizer. Das Museum führt auch archäologische Untersuchungen im Südwesten der Vereinigten Staaten aus, wo bislang unberührte Gebiete gründlich erforscht werden. Der Schwerpunkt der Tätigkeit des Museums liegt gegenwärtig in Mexiko, wo eine systematische Untersuchung der Ethnologie und Anthropologie der nördlicheren Staaten im Werke ist. Diese Arbeit liegt in den Händen des bekannten Reisenden Dr. Karl Lumholtz und des Anthropologen Dr. A. Hrdlička. Gleichzeitig wird mit grossem Eifer an der Lösung archäologischer Probleme gearbeitet. Während der letzten Jahre war Herr Dr. E. Seler aus Berlin gleichzeitig für das New-Yorker Museum und für das K. Museum für Völkerkunde in Berlin thätig. Gegenwärtig werden grössere Ausgrabungen unter Leitung des Herrn M. H. Saville ausgeführt.

Ferner beschäftigt man sich mit Problemen, welche das nordpazifische Gebiet bietet; hier findet sich eine grosse Reihe sprachlich verschiedener Völkerschaften, welche aber bis zu einem gewissen Grade eine gleichartige Cultur besitzen. Eine Untersuchung dieser Cultur hat sich das Museum besonders zur Aufgabe gesetzt, und die Arbeiten in dieser Beziehung sind gegenwärtig in vollem Gange. Diese Untersuchungen sind von mir angeregt und werden auch von mir geleitet.

Die archäologische Tätigkeit, d. h. die Untersuchungen der Prähistorie Nord-Amerikas haben ihren Schwerpunkt in Cambridge in Massachusetts, und zwar ist hierin besonders verdient Professor F. W. Putnam. Man kann wohl sagen, dass die ganze Schule der amerikanischen Archäologie von hier ausgegangen ist. Das Institut in Cambridge beschäftigt sich mit der Archäologie des östlichen Amerikas, besonders Ohios. Hier stossen zwei oder drei getrennte Kulturkreise aneinander. Zunächst finden sich hier ausserordentlich interessante Gegenstände, welche auf eine innige Beziehung zu der südlichen Cultur der Golfgebiete hinweisen. Später scheint eine primitivere Cultur bestanden zu haben. Ausserdem macht das Museum zu Cambridge ausgedehnte Untersuchungen über die Ruinen Mittelamerikas, besonders in Honduras; es finden sich dort Städteanlagen, welche ganz ähnlich wie bei uns aus einer Serie von Ablagerungen bestehen; besonders in Honduras hat man Städteanlagen gefunden, welche eine Mächtigkeit von 30 m erreichen. Eine Untersuchung der frühesten Ablagerungen in diesem Gebiete ist das Problem, an welchem gegenwärtig dort gearbeitet wird.

Das „Field Columbian Museum“ in Chicago ist aus der Weltausstellung hervorgegangen. Die Anregung zu diesem Museum verdanken wir auch Herrn F. W. Putnam, welcher seinerzeit mit dem grössten Fleisse Sammlungen für die Weltausstellung zusammenbrachte. Seit dieser Zeit ist die Thätigkeit des Chicagoer Museums wesentlich auf die Ausbeute und Vervollständigung dieser Sammlungen gerichtet.

Alle diese Institute, welche ich hier erwähnte, publiciren die Resultate ihrer Forschung in grösseren Serien von Abhandlungen, welche regelmässig erscheinen.

Eine Hauptschwierigkeit in der Fortführung der anthropologischen Untersuchungen in Nordamerika herab darin, dass nur ein sehr geringer Nachwuchs junger Leute vorhanden ist, welche im Stande sind, die Untersuchungen unabhängig weiter zu führen. Aber auch hier ist in den letzten sechs Jahren ein grosser Schritt zur Besserung zu verzeichnen; in dieser Zeit sind drei anthropologische Lehrstühle gegründet worden, in Cambridge, in New-York und in Chicago, und wir dürfen hoffen, dass aus diesen Schulen ein neuer und fähiger Nachwuchs hervorgehen wird. Die Thätigkeit dieser Professoren ist eine verschiedentartige: in Cambridge wird wesentlich Archäologie und physische Anthropologie gelehrt, in New-York liegt das Schwergewicht des Unterrichts auf dem Gebiete der Ethnologie, Linguistik und physischen Anthropologie, in Chicago in Ethnologie und Archäologie. Allmählich beginnen die jungen Anthropologen die drei Universitäten, oder wenigstens Cambridge und New-York zu besuchen, um ihre Ausbildung zu erlangen. Wir dürfen hoffen, innerhalb der nächsten fünf oder zehn Jahre eine Zahl von anthropologischen Professoren in Nordamerika zu erhalten, welche wohl für einen tüchtigen Nachwuchs Sorge tragen werden.

Die Verhältnisse in Canada liegen bei weitem nicht so günstig wie in den Vereinigten Staaten. Vor etwa 15 Jahren hat die englische Naturforscherversammlung Mittel bewilligt, um Untersuchungen über die Indianer des nordwestlichen Canada ausführen zu lassen; diese Arbeiten sind jetzt abgeschlossen. Dieselbe Versammlung hat letztes Jahr ein Comité für die ethnographischen Untersuchungen von ganz Canada ernannt, welches sowohl die Eingeborenen wie die Weissen in den Kreis der Betraachtung ziehen soll.

Vor wenigen Jahren scheint es, dass die physische Anthropologie einen bedeutenden Aufschwung in Nordamerika nehmen sollte, aber diese Hoffnung scheint nicht so rasch der Wirklichkeit entgegenzugehen, wie es den Anschein hatte. Die prak-

tischen Arbeiten über physische Anthropologie liegen zum grossen Theile in den Händen der Turnanstalten, welche mit den dortigen Universitäten verbunden sind. An allen Turnanstalten werden eine grosse Masse von Messungen ausgeführt, welche im Laufe der Zeit wichtige Resultate ergeben müssen. So ist die Zahl der in Cambridge gemachten Messungen 20 000 oder mehr, dieselben harren der wissenschaftlichen Bearbeitung. Auch das Interesse an den Untersuchungen über das Wachstum ist ein sehr grosses, dasselbe liegt gleichfalls wesentlich in den Turnanstalten. Sehr viele Schulen haben Schulärzte und diese sind angewiesen, Untersuchungen vorzunehmen. Ich möchte die Untersuchungen erwähnen, welche in den Kadettenanstalten der Armee sowohl wie der Flotte angestellt sind und sehr interessante und wichtige Resultate ergeben haben.

Die Untersuchungen über die physische Anthropologie der Indianer werden nicht so kräftig betrieben, wie es wünschenswerth wäre, da doch die indianische Rasse sehr stark im Rückgang begriffen ist; doch gibt es grosse Sammlungen von Schädeln, Skeletten und Photographien, welche jedenfalls im Laufe der Zeit wichtige Resultate ergeben werden.

Im grossen Ganzen ist die Zukunft der Anthropologie in Amerika eine viel versprechende; die lebhafteste Anregung, welche durch die Berührung mit den Indianern gegeben wird, hat nicht verfehlt, ihre Wirkung auf diese Wissenschaft auszuüben, und überall sehen wir das lebhafteste Interesse, sowohl für archäologische wie ethnographische Untersuchungen. Demgemäss hesebäftigen sich auch eine grosse Anzahl wissenschaftlicher wie halbwissenschaftlicher Gesellschaften mit Problemen dieser Art, und in den populärwissenschaftlichen Journalen Amerikas spielt die Anthropologie eine hervorragende Rolle. Aber trotzdem dürfen wir nicht vergessen, dass die allergrössten Anstrengungen nöthig sein werden, um die wichtigen Fragen zu lösen, welche noch zu lösen sind, ehe das Schwinden der Indianer der weiteren Forschung ein Ende setzen wird.

Herr Dr. Karl E. Ranke:

Beobachtungen über Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung bei Indianern Central-Braziliens.

Ueber die Lebensbedingungen vollständig von der Cultur unberührter Völkerschaften sind wir noch so sehr im Unklaren, dass jede Beobachtung, die uns einen Blick in dieselben gestattet, nicht ohne Werth sein kann. Eine grosse Lücke in

nserem anthropologischen und ethnologischen Wissen ist auf das Fehlen von bevölkerungstatistischen Beobachtungen unter den verschiedenen äusseren Einflüssen, unter denen das Naturvolk im Gegensatz zu den Culturvölkern lebt, zu beziehen.

Ich hoffe daher, dass Sie den Resultaten von Volkszählungen aus den Indianerdörfern des Schingu, die ich Ihnen heute vorlegen möchte, einiges Interesse abgewinnen, obwohl gleichartige Untersuchungen bis jetzt kaum je von reisenden Anthropologen gemacht worden sind.

Verhältnisse, die mächtiger waren als ich, haben es verhindert, der Untersuchung die Ausdehnung zu verleihen, die ich ursprünglich geplant hatte. Die im Folgenden enthaltenen Zahlen sind aus nur zwei Indianerdörfern, und zwar aus einem Dorf der Trumai und einem als Guikuru bezeichneten Dorf der Nahaqua mit zusammen 202 Einwohnern gewonnen.

Da diese Zahlen so klein sind, dass es gewagt erscheint, sie zum Ausgangspunkt einer eingehenderen Betrachtung zu machen, muss ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige sociale Eigenthümlichkeiten der untersuchten Stämme lenken, die für die Beurtheilung der Resultate von grosser Wichtigkeit sind, ehe ich auf die eigentliche Untersuchung eingehen kann.

Verkehrsschwierigkeiten von allen Seiten her haben uns im ausgedehnten Quellgebiet des Schingu eine Art von ethnologischem Museum Südamerikas aufbewahrt, in dem sich Reste von allen grossen Sprachfamilien unberührt erhalten haben. Von Süden her ist dieses Gebiet nur unter grossen Entbehrungen und nur von grösseren gut ausgerüsteten Expeditionen über die Wasserseide zwischen La Plata und Amazonenstrom in monatelanger Reise zu erreichen. Von Norden her ist es durch die mächtigen Cataracte und Fälle im mittleren Stromlauf vor jedem Eindringling geschützt. Von Osten und nach Westen hieten weite, von wilden Stämmen bewohnte Landstrecken, die zu den unerforschtesten Gebieten der Erde gehören und jeder Durchreise wahrscheinlich sehr grosse Schwierigkeiten bereiten dürften, eine Maner gegen die Aussenwelt. In dieser abgeschlossenen Völkersonne hat sich aber keineswegs einer der dahin verschlagenen Stämme ein Reich gegründet, in dem die übrigen untergegangen wären, sondern jeder dieser Stämme hat sich neben den anderen erhalten. Die einzelnen Stämme haben ihre eigene Sprache behalten, so dass oft Nachbarn von weniger als einer Tagesreise Entfernung von einander kein Wort von der Sprache des anderen verstehen. Im Schingu-Quellgebiet werden sicher zehn verschiedene Sprachen gesprochen, die unterein-

der so verschieden sind, dass eine Verständigung nur mit Hilfe der Zeichensprache möglich ist.

Sprache und Sitte haben nun die einzelnen Stämme in hohem Grade von einander isolirt, trotzdem ein reger Tauschhandel zwischen ihnen besteht und sie sich im Grossen und Ganzen stets freundlich untereinander begegneten. Zwar kommen Ehen von einem Stamm zum anderen vor, aber sie sind immerhin selten. In den untersuchten Dörfern ist nur eine zu verzeichnen gewesen. Von einer fluctuirenden Bevölkerung im Indianerdorf können wir in Folge dessen kaum sprechen und von einer erheblichen Auswanderung oder Einwanderung in hohem Grade kann überhaupt nicht die Rede sein. Die Erscheinungen des Wachstums und Abnehmens der Bevölkerung der einzelnen Dörfer geben uns also ein reines Bild der Verhältnisse der Fruchtbarkeit und der Sterblichkeit. Das heisst, jedes einzelne Schingudorf ist in seinem Bestand nur von der Zahl der in ihm selbst vorkommenden Geburten und Sterbefälle abhängig. Es bildet ein Volk für sich, an dem Fruchtbarkeit und Morbidität in abschliessender Weise studirt werden können. So kommt es, dass einzelne Beobachtungen an Indianerdörfern schon einen Werth besitzen, der gleichen Beobachtungen an einem europäischen Dorf nicht zugesprochen werden dürfte. Eine solche richtig vorgenommene Einzelbeobachtung hat einen in sich selbst völlig abgeschlossenen Complex von Erscheinungen festgehalten, die zwar nicht ohne weiteres verallgemeinert werden dürfen, deren Werth aber durch folgende Beobachtungen nur erhöht werden kann. Mit ihr ist einer der Bausteine gewonnen, aus denen später das Gebäude einer exacten Lehre der indianischen Bevölkerung aufgeführt werden kann.

Für Südamerika gilt übrigens das Gesagte nur für kleinere Stämme. Die grösseren führen stets Kriege und haben nicht selten Gefangene fremden Ursprungs in ihr Dorf aufgenommen. Für das eigentliche Schingu-Quellgebiet ist das aber gleichgültig, da dort wie gesagt ein dominirender Stamm nicht vorkommt. Erst einige Tagereisen hinter der Vereinigung der Quellflüsse zum Hauptstrom trifft man auf einen Stamm, der, zahlreicher und kriegerischer als die Nachbarn, sich einzelne derselben aber noch keinen aus unserem Gebiet unterjocht hat. Er ist von uns nicht besucht worden und kommt daher hier nicht in Betracht.

Ich habe diese Verhältnisse deswegen so genau auseinander gesetzt, da ich glaube, dass noch an verschiedenen anderen Stellen der Erde unter uncivilisirten Völkerschaften, über die wir noch so wenig Kenntniss besitzen, ganz ähnliche Bedingungen zu finden sind. Durch sie wäre es für den

Reisenden möglich, Einzelbeobachtungen zu machen, die uns ein richtiges Bild der Bevölkerung eines solchen Stammes geben könnten.

Liegen nun die Verhältnisse für eine Volkszählung am Sebingu von dieser Seite äusserst günstig, so stellen sich ihr doch von anderer Seite Schwierigkeiten entgegen, die derartige Untersuchungen bis jetzt völlig verhindert zu haben scheinen. Handelt es sich wie am Sebingu um einen völlig unberührten Stamm, so muss der Reisende jedes Dolmetschers entbehren. Schon der erste Versuch einer Volkszählung auf dem Weg der Zeichensprache, im Dorf der Trumai, lehrte mich, dass die Sache keineswegs so einfach war, als ich mir vorgestellt hatte. Wie soll man die Einwohnerzahl eines Dorfes zählen, die selbst vom Zählen über 20 hinaus keinen Begriff hat und die jedem Unternehmen des wunderbaren weisen Besuchers das grösste Misstrauen entgegenbringt.

Den Indianern mein Vorhaben verständlich zu machen, habe ich nach den ersten schwachen Versuchen gleich wieder aufgegeben. Denn sie im Ganzen zu überzählen, ergab sich schon auf den ersten Blick als unmöglich. Ich versuchte dann die Bewohnerschaft der einzelnen Hütten festzustellen. Aber auch das ging nicht so ohne weiteres. Die Leute gingen aus einer Hütte in die andere und wenn ich eintrat, so begleiteten mich stets mehrere Neugierige und sowie ich mich im Eingang zeigte, flohen die Kinder unter ängstlichem Geschrei. Und doch war es schon der dritte Tag unseres Aufenthalts und wir wollten am nächsten wieder aufbrechen. Ich begriff, warum solche Untersuchungen bis jetzt über wilde Völkerschaften überhaupt noch nicht vorliegen. Während ich in Gedanken über die Möglichkeit einer Volkszählung im Dorf umherschleuderte, fiel mein Blick auf die in den Hütten ausgespannten Hängematten, die Schlafstätte der südamerikanischen Indianer. Schon in den Tagen vorher war mir die regelmässige und sich stets gleichbleibende Anordnung derselben aufgefallen. Es musste also möglich sein, zu jeder Hängematte denjenigen zu erfragen, der die Nacht in derselben zubrachte.

Ich stellte mich daher an eine derselben und suchte diese Frage in der Zeichensprache zu verdeutlichen. Ich deutete auf den Stand der Sonne und liess dieselbe mit ausgestrecktem Arm nach Westen wandern und dort untergehen. Dann legte ich mich in die Hängematte und hing an zu schnarchen. Dann stand ich wieder auf, liess die Sonne wieder untergehen und suchte dem zunächst stehenden Mann begrifflich zu machen, dass ich wissen wolle, in welcher Hängematte er dann schlafe. Anfangs haben sie es wohl nicht begriffen und

es bedurfte vielfacher Wiederholung und verschiedener Anordnung meiner Zeichen, ehe mich einer der Anwesenden an eine Hängematte führte, ebenso wie ich die Sonne nach Westen wandern liess, sich in die Hängematte legte und zu schnarchen begann. Jetzt hatte ich aber gewonnenes Spiel. Ich belohnte ihn für sein Verdienst und nun wollte jeder mich zu seiner Hängematte führen. So habe ich der Reihe nach alle Hängematten des Dorfes abgefragt, mir denjenigen oder diejenigen, die in ihr schliefen, vorstellen lassen, ihre Namen und ihr Geschlecht verzeichnet und ihr Alter geschätzt.

Eine genauere Statistik wird sich unter einem wilden unberührten Volk, das den Europäer zum ersten Mal sieht, überhaupt nicht anstellen lassen. Auf die Schätzung des Alters wäre ich übrigens auch angewiesen gewesen, wenn ich die Sprache der Indianer beherrscht hätte, denn sie kennen ihr eigenes Alter nicht. Selbst bei einem sicher nur wenige Tage alten Säugling konnte ich das Alter nicht mehr erfahren und ebensowenig wusste die Mutter, vor wie viel Tagen sie geboren hatte, das heisst, ihre Angaben differirten von Frage zu Frage so sehr, dass ich aus ihnen keinen festen Anhalt gewinnen konnte. Bei dem Mangel der Schrift ist das leicht verständlich, und bedingt keineswegs einen Mangel der Zeitrechnung überhaupt. Die freigelassene Sklavenbevölkerung, die überall in Brasilien einen grossen Procentsatz der Bevölkerung bildet, verhält sich ebenso. Sie kennen den Begriff Jahr, sie kennen die einzelnen Monate, sie kennen die Unterscheidung der Jahreszeiten, sie kennen die Woche und die Wochentage, aber wenn man sie fragt, wie alt bist du, so erhält man als stereotype Antwort: „Naô Sei“, „Ich weiss es nicht“. Und als ich einmal die Frage immer dringender wiederholte, sagte ein sichtlich knapp 18 jähriger Mulatte: „Pode ser trinta“, „Vielleicht dreissig“.

Meine Beobachtungen haben sich einerseits mit dem Bevölkerungsstand in seiner Gliederung nach Alter, Geschlecht und Familienstand beschäftigt, und lassen andererseits auch einen Schluss zu auf die Hauptphänomene der Bevölkerungsbewegung, auf den Zuwachs durch die Fruchtbarkeit und das Abnehmen in Folge der Mortalität.

Die genaueren Verhältnisse sind die folgenden:

Altersaufbau.

31% der Gesamtbevölkerung, die innerhalb der ersten 10 Jahre standen, stehen 24,6% im 2. Lebensjahrzehnt gegenüber. Diese Zahl verringert sich im 3. Jahrzehnt auf 19,2%, im vierten

schon auf 11,8% und nur 13,3% der Gesamtbevölkerung überleben das 40. Lebensjahr.

So unscheinbar demjenige, der nicht mit den Augen eines Statistikers zu sehen gewöhnt ist, diese Zahlen auch scheinen mögen, so lassen sie doch eine Anzahl weittragender Schlüsse zu. Für's erste ist in ihnen ein Beweis für die Elends-erwähnten Verhältnisse, das heisst für das Fehlen einer Auswanderung oder Einwanderung enthalten.

Da ich glaube voraussetzen zu müssen, dass den meisten der Anwesenden die eisenblätigen Erscheinungen der Bevölkerungsstatistik unbekannt sind, muss ich hierzu etwas weiter ansetzen. Unter unseren civilisirten Verhältnissen besteht ein auffollernder Unterschied im Alteraufbau der ländlichen und städtischen Bevölkerung, und zwar hat das darin seinen Grund, dass von den auf dem Land Geborenen eine grosse Anzahl sich der besseren Erwerbsgelegenheit wegen der Stadt zuwendet. Wir haben es also mit einer Auswanderung vom Lande nach der Stadt zu thun. Bei einem reinen Walten der Sterblichkeit nimmt nun das Contingent der in einem Jahr Geborenen, je weiter es in den Altersklassen hinaufdrückt, um so mehr ab. Dieses Abnehmen ist in den sogenannten Absterbefolgen Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung geworden. Es findet aber auch bei gleichbleibender Fruchtbarkeit einen Ausdruck in dem Alteraufbau der Bevölkerung. Die im ersten Lebensjahr Stehenden sind in Folge dessen zahlreicher als die im zweiten, diese wieder zahlreicher als die im dritten. Bei nur wenig schwankender Fruchtbarkeit, wie dies nach den eisenblätigen Untersuchungen bei den europäischen Völkern, Frankreich allein ausgenommen, der Fall ist, kann niemals ein Jahrescontingent grösser sein als das ihm vorhergehende. Diese Erscheinung sehen wir aber auf das Dentlichste in Folge der Einwanderung an der städtischen Bevölkerung ausgeprägt. Während die Bevölkerung der Stadt etwa bis zum 15. Lebensjahr regelmässig abnimmt, beginnt sie von hier an unter dem Einfluss der Zuwandernden wieder zuzunehmen, erreicht noch einmal ein Maximum über 20, um denn erst wieder abzunehmen, auch wieder in langsamem Tempo, als die Sterblichkeit allein zu Wege brächte. Die graphische Darstellung einer solchen Bevölkerung, wenn man die einzelnen Jahrescontingente auf die breite Kinderbasis pyramidenartig aufzeichnet, zeigt eine Anschwellung zwischen den genannten Jahren, die die starke Einwanderung verräth. Umgekehrt ist es bei der ländlichen Bevölkerung. Auch hier ist die Anschwellung zwischen den genannten Jahren, die die starke Einwanderung verräth. Umgekehrt ist es bei der ländlichen Bevölkerung. Auch hier ist die Anschwellung zwischen den genannten Jahren, die die starke Einwanderung verräth. Umgekehrt ist es bei der ländlichen Bevölkerung. Auch hier ist die Anschwellung zwischen den genannten Jahren, die die starke Einwanderung verräth.

zobt ein anserordentlich geringer, die Pyramide der ländlichen Bevölkerung zeigt also eine spiefelförmige Einsebnörung in Folge der Auswanderung. Die indianische Bevölkerung nun, bei der wir weder Einwanderung noch Auswanderung voraussetzen, nimmt zwar in erschreekerischem Maassstabe, aber in regelmässiger Weise ab. ein Beweis, dass Wanderungen nicht stattfinden. Weese der Indianer anwandert, so ist es stets der ganze Stamm, der sich neue Wohnsitze sucht.

Dann zeigt der Altersaufbau sehr charakteristische Unterschiede von dem Altersaufbau civilisirter Nationen. Nehmen wir zum Vergleich zunächst den Altersaufbau des deutschen Reiches, so sehen wir, dass der procentische Antheil der im Lebensalter unter 10 Jahre Sterbenden bei den Indianern ein sehr viel höherer ist als bei uns. 31% der indianische Gesamtbevölkerung stehen unter 10 Jahren, während die gleiche Altersklasse im deutschen Reich nur 24,2% beträgt. Auch in der zweiten und dritten Decade ist die indianische Bevölkerung zahlreicher vertreten mit 24,6 und 19,2% gegen 20,7 und 16,2% im deutschen Reich. Im Alter von 30—40 Jahren ändert sich aber dieses Verhältnis. Während im deutschen Reich noch 12,7% der Gesamtbevölkerung im Alter von 30—40 Jahren stehen, ist diese Altersklasse beim Indianer schon auf 11,8% zusammengeschmolzen, und während im deutschen Reich 26,2% im Alter über 40 Jahren stehen, erreichen nur 13,3% also nur die Hälfte davon, das gleiche Alter unter den Bedingungen, die das Leben des Indianers mit sich bringt. In diesen Zahlen ist ein Ausdruck der Sterblichkeit enthalten, auf den wir bald näher zurückkommen werden. Einstweilen genügt es, darauf hinzuweisen, dass wie man auf den ersten Blick sieht, der Indianer kurzlebiger ist als der Deutsche.

Gliederung der Bevölkerung nach dem Geschlecht.

Die Indianer zeigen einen ziemlich erheblichen Männerüberschuss. Es treffen auf 1000 Männer 879 Frauen. Dieser Männerüberschuss ist am grössten in den ersten beiden Altersdecaden, nimmt mit zunehmendem Alter rasch ab und verwandelt sich jenseits des 40. Lebensjahres in einen geringen Weiberüberschuss.

Wir sehen daraus, dass zwei Thatsachen, die bis jetzt bei allen statistisch untersuchten Bevölkerungsgruppen zur Beobachtung gekommen sind, auch für den Indianer ihre Richtigkeit haben. Auch im Indianerdorf werden mehr Knaben als Mädchen geboren, und auch hier ist die Mortalität der besseren Hälfte eine geringere.

Schon während der Geburt gehen überall in der Welt mehr Knaben verloren als Mädchen und bei uns in Deutschland, wo der Ueberschuss der männlichen Geburten viel geringer ist, sind schon am Ende des ersten Lebensjahrs die Mädchen in der Ueberzahl. Im Alter unter 5 Jahren ist dann nach den vitalen Statistiken von Nordamerika die Mortalität der Knaben an allen Krankheiten der der Mädchen überlegen, mit alleiniger Ausnahme des Keuchstusens, und es ist sehr charakteristisch, dass später, wenn das höhere Alter erreicht ist, die Frauen hauptsächlich in einer Todesursache die Männer übertreffen, die eine Folge des höheren von ihnen erreichten Alters ist, nämlich gerade im Old Age, wie es der Engländer nennt, das heisst in der Zahl der Todesfälle an Altersschwäche. Eine Erklärung für diese Erscheinung, die nur während der Pubertätsperiode eine Ausnahme zu Gunsten der Männer macht — was sich wiederum auch beim Indianer sehr deutlich ausdrückt —, darf nicht in den sozialen Unterschieden allein gesucht werden. Im Kindesalter, wo das Geschlecht solche Unterschiede noch nicht bedingt, haben wir sie ja besonders stark ausgeprägt gefunden. Sie muss vielmehr zum grossen Theil in angeborenen Unterschieden der natürlichen Resistenz gesucht werden.

Nach Büchern zeigen Amerika, Asien, Afrika und Australien Männerüberschuss, während allein Europa einen Weiberüberschuss anzuweisen hat. Diese Zahlen beziehen sich aber mit Ausnahme von British Indien auf coloniale Gebiete, deren Bevölkerung durch die starke Männereinwanderung in dieser Hinsicht beeinflusst sein muss. Ueber Bevölkerungs-Statistiken an unberührten eingeborenen Stämmen aus einem dieser Erdtheile besitzen wir nahezu gar keine Mittheilungen. Am besten sind die nordamerikanischen mehr oder weniger civilisirten Indianer bekannt. Auch sie zeigen überall einen sehr erheblichen Männerüberschuss, wo sie noch, wie einzelne Stämme in Alaska, in ziemlich ungestörten Verhältnissen leben. In den Indianerreservationen ist zwar auch noch ein Männerüberschuss vorhanden, doch ist derselbe ziemlich viel geringer. Es ist das begreiflich, wenn man bedenkt, dass von allen unterjochten und der Ausrottung anheimfallenden Stämmen der männliche Theil der Bevölkerung mehr decimirt wird. Der Männerüberschuss ist also zweifelsohne eine dem indianischen Stamm durchweg anhaftende Eigenthümlichkeit und ist ebenso bei dem somatisch nicht fern stehenden Indier beobachtet worden.)

) Die englischen Bearbeiter des Britischen Census glauben zwar, dass der Weibermangel, der gerade in den jungen Jahren während und direct nach der Pubertät am grössten ist, durch Unterschlagung bei der

Der Familienstand.

Sehr interessant für die Würdigung der sozialen Verhältnisse unter den Indianern ist die Gliederung ihrer Bevölkerungszahl nach dem Familienstand. Im deutschen Reich sind 60% der Bewohnerchaft ledig, 33,9% verheirathet, 5,9% verwitwet. Diesen Zahlen stehen im Indianerdorf 48,3% ledige, 40,4% verheirathete, und 11,2% verwitwete gegenüber. Wir sehen also aus dieser ersten Uebersicht, dass der Procentsatz der Ledigen hier ein sehr viel geringerer ist als in unseren civilisirten Verhältnissen. Auch hier steht der Indianer dem Eingeborenen British Indiens näher, wo der Procentsatz der Ledigen sogar noch geringer ist, wo 41,3% Ledige, 48,0% Verheirathete, und 11,2% Verwitwete vorgefunden wurden. Einen richtigen Einblick in diese Zahlen gewinnen wir aber erst bei einer differenzirteren Betrachtung. Es überrascht zunächst, dass der Procentsatz der Ledigen überhaupt so gross sein kann. Aus dem Männerüberschuss allein lässt sich das nicht erklären, sondern es wirken hierbei die Eigenthümlichkeiten im Altersaufbau entscheidend. Wir haben gesehen, dass die Kinderbasis einen procentisch sehr grossen Theil der Bevölkerung ausmacht, viel mehr als die gleichen Alter im deutschen Reich oder gar in Frankreich. Mehr als 50% der Gesamtbevölkerung stehen im Indianerdorf im Alter von unter 20 Jahren.

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte sind für die civilisirten Völker Statistiken über den Familienstand der im Alter von 15 Jahren und darüber stehenden Individuen aufgestellt worden. Thun wir dasselbe für die Indianer, so erhalten wir in dem einen Dorf der Trummi (wo eine Familienstandsstatistik genau aufgenommen wurde) von 53 Individuen im Alter über 15 Jahren 38 Verheirathete, 9 Verwitwete und 6 Ledige. Also 88,7% Verheirathete und Verwitwete und 11,3% Ledige. In diesen Zahlen ist das wahre Verhältniss des Naturvolkes zum civilisirten zum Ausdruck gekommen. Die entsprechenden Zahlen für das deutsche Reich sind 38,3 Ledige (mit den Extremen in Bayern 41,8 und Sachsen 35,1), für Frankreich 35,3, für Grossbritannien und Irland 41,7, für die Vereinigten Staaten 36,9.

Sehr interessant ist die Verteilung der Ledigen

Zählung entstanden sei. Das mag diese Erscheinung verstärkt haben. Man darf aber nicht vergessen, dass überall in der Welt gerade in diesem Alter allein die Mortalität der Mädchen diejenige der Knaben übertrifft, dass dieser Mangel an jungen Mädchen also sehr wohl eine biologische Erklärung finden kann. In den untersechten Dörfern war ein Vorstreckhalten der Mädchen ausgeschlossen, das in anderen nicht selten beobachtet wurde.

unter die Altersklassen und zwischen den Geschlechtern. Es waren 5 Männer und 1 Frau. Die 5 Männer standen sämtlich im Alter von 15 bis 25 Jahren, während die eine Frau im Alter von 20—30 Jahren stand. Diese einzige unverheirathete Frau im Indianerdorf der Trumai war zugleich die einzige — und zwar in hohem Grade — schwachsinnige erwachsene Person, die ich in allen besuchten Dörfern getroffen habe. Sämtliche Individuen über 25 Jahren sind durch die Ehe gegangen. Wenn wir von der einen hödsinnigen Frau, die auch von den Indianern als nicht heirathsfähig angesehen worden ist, absehen, so sind sämtliche Frauen, ganz den Verhältnissen in Indien entsprechend, über 20 Jahren verheirathet gewesen. Diese vollzählige Verheirathung in relativ frühem Alter erklärt uns den guten Stand der Sittlichkeit im Gegensatz zu unseren civilisirten Verhältnissen, den ich schon in mehreren Veröffentlichungen hervorgehoben habe.

Daraus, dass wir unverheirathete Männer nur unter 25 Jahren finden, dass also ältere Junggesellen vollständig fehlen, müssen wir wohl den Rückschluss machen, dass jung verwitwete Frauen sich meist zum zweiten Mal verheirathen, denn nur so ist es möglich, dass die Rubrik der unverheiratheten Männer über 30 Jahren plötzlich verschwunden ist.

Von mehr speciellem Interesse für den Anthropologen und für die physische Beurtheilung eines Stammes sind immer die Verhältnisse der Bevölkerungsbewegung gewesen. Die sich in der Mortalität ausdrückende relative Lebenskraft, die auch in der Fruchtbarkeit einen Ausdruck findet, ist der wesentlichste Anhaltspunkt einer biologischen Beurtheilung.

Fruchtbarkeit.

Besonders gross war die Schwierigkeit, von dem Indianer verwürthbare Angaben über die Kinderzahl zu bekommen. Sie lag der Huptsache nach darin, dass man einer gewissen Sprachkenntniss bedarf, um die Fragestellung auch auf die im Verlauf der Ehe gestorbenen Kinder ausdehnen zu können. Der Zufall wollte es, dass gerade der erste Mann, mit dem ich mich eingehender unterhielt, im ersten von mir besuchten Indianerdorf, das vor uns noch ein Weisser betreten hatte, ein ungewöhnlich intelligenter Manu, Nanons Anukus, vor kurzer Zeit seine Frau verloren hatte. Er begann sogleich mir etwas zu erzählen, in dem sich eine sehr ausdrucksvolle Geberde, stets von dem Wort *dizile* begleitet, oft wiederholte. Sein Gesicht nahm dabei einen betrübten Ausdruck an, er beugte sich etwas nach vorn, hob den aus-

gestreckten Arm vor und beschrieb dann mit dem ausgestreckten Zeigefinger — die Hand war sonst zur Faust gehalten — einen Bogen nach unten und hinten. Der klägliche Ausdruck des Ganzen und die sichtlich eine Art von Verschwinden andeutende Handbewegung erweckten sofort in mir des Gedankens, dass es sich hier um den Ausdruck des Sterbens in der hochgeschulten Zeichensprache der Indianer handeln könne. So oft ich nun eine Frau nach der Zahl ihrer Kinder fragte, wiederholte ich, nachdem eine geringe Zahl von Kindern genannt und gezeigt worden war, dieselbe Frage mit dem Zusatz *dizile* und der erklärenden Geberde. Dann zählte sie fast ausnahmslos mit betrübter Miene noch eine grössere Anzahl an den Fingern ab, bei jedem einzelnen das Wort *dizile* und die Geberde des Gestorbenseins wiederholend.

Auf diese Weise sind die nun folgenden Zahlen gewonnen, die erheblich von den von Ehrenreich in demselben Gebiet, wenn auch in anderen Dörfern, gewonnenen Zahlen abweichen, da dieser nur die lebenden Kinder berücksichtigte. Ich habe in 6 verschiedenen Dörfern 86 verheirathete Frauen nach der Zahl ihrer Kinder gefragt, die im Ganzen 360 Kinder geboren hatten, von denen zur Zeit der Zählung nur mehr 141, also 39,2% lebten. Das gibt im Durchschnitt 4,19 Geburten und 1,64 lebende Kinder auf eine verheirathete Indianerin. Wir sehen, dass mit dieser Zahl die Indianer diejenige der stehenden Eben in der Berliner Volkszählung von 1885 sehr beträchtlich übertrifft, da damals auf jede Ehe nur 3,112 Geburten ausgehen worden sind. Ich hebe hervor, dass die beiden Zahlen auf ganz gleiche Weise gewonnen sind und dass also auch bei der Berliner Zählung die Fragestellung nicht allein auf die lebenden, sondern auch auf die in der Ehe überhaupt geborenen Kinder ausgedehnt worden ist. Doch sind diese Zahlen nicht ohne Weiteres vergleichbar, da sie von dem Prozentsatz der Jungverheiratheten in der Gesamtsumme sehr erheblich abhängig sein müssen.

Zur genauen Beurtheilung der Fruchtbarkeit ist es notwendig, die Kinderzahl der einzelnen Eben unter dem Gesichtspunkt der Ehedauer zu ordnen. Eine Ehe von 20—25-jähriger Dauer ist in den einschlägigen statistischen Arbeiten als maassgebend aufgestellt worden, da darüber hinaus Kinder im Allgemeinen nicht mehr zu erwarten sind. Solche Eben der eben erwähnten Berliner Volkszählung haben im Durchschnitt 5,067 Geburten aufzuweisen, und diese Zahl erhöht sich noch, wenn man das Heirathsalter der Frauen berücksichtigt. Ist eine solche Ehe von der Frau im Alter unter 20 Jahren geschlossen worden, so hat

sie im Mittel 6,268 Geburten ergeben, bei einem Heirathsalter der Frau von 20—25 Jahren 5,788 Geburten, von 25—30 Jahren noch 4,618, während darüber hinaus die Zahlen sehr schnell abnehmen.

Von den 86 Indianerinnen habe ich bei den letzten 68 aneh das mathematische Alter verzeichnet. 10 verheirathete Frauen unter 20 Jahren hatten der kurzen Dauer ihrer Ehe entsprechend nur 6 Kinder, im Durchschnitt also 0,6; 22 Frauen im Alter von 20—30 Jahren 57 Kinder, im Durchschnitt 2,59; 19 Frauen im Alter von 30—40 Jahren 67 Kinder, durchschnittlich 4,78 und 24 Frauen über 40 Jahren zusammen 128 Geburten, durchschnittlich 5,33. Das regelmässige Ansteigen dieser Zahlen, das sehr nahe der Art des Anstieges der Kinderzahl in deutschen Ehen entspricht, ist ein vollgiltiger Beweis einerseits, dass ich mich in der Altersabzählung innerhalb der Decaden nicht erheblich geirrt habe, und andererseits, dass die Angaben der Indianerinnen unser Vertrauen verdienen. Nehmen wir die über 40 Jahre alten Frauen, die bei der durchschnittlich im Alter von 14—20 Jahren stattfindenden Verheirathung ihre ganze Fruchtbarkeitsperiode in der Ehe gelebt hatten, zum Vergleich mit den Ehen mit über 25 jähriger Dauer in Berlin, so erhalten wir eine sehr grosse Annäherung. 5,33 Geburten einer solchen indianischen Ehe stehen 5,067 einer Berliner Ehe gegenüber.

Berücksichtigen wir nun ausser der Ehedauer auch noch das Heirathsalter der Frau, so wird die Annäherung noch grösser. Wir haben gesehen, dass unverheirathete Frauen über 25 Jahren im Indianerdorf überhaupt nicht vorkommen, und werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen, dass die meisten indianischen Ehen von der Frau im Alter von 13—20 Jahren eingegangen werden. Doch glaube ich, darf man die indianische Ehe nicht direct mit einer europäischen Ehe dieses Heirathsalters in Beziehung setzen, da es sich in Europa oder wenigstens ganz sicher in Berlin bei so früh geschlossenen Ehen um ausgewählt früh entwickelte Personen handelt. Ehen von 20—25 jähriger Dauer mit einem Heirathsalter der Frau von 20—30 Jahren haben in Berlin eine Geburtenziffer von 5,203.

Das liegt der oben angegebenen Zahl 5,33, einer so genau als möglich entsprechenden Indianerehe so nahe, dass wir mit Fug und Recht annehmen können, ihre Fruchtbarkeit sei völlig gleich der einzigen hier jetzt in Deutschland in vergleichbarer Weise genauer untersuchten Bevölkerungsgruppe, nämlich der Einwohnerschaft von Berlin im Jahre 1885. Das ist sicher ein für die physische Beurtheilung der Indianer hoch-

bedeutsames Resultat. Bedenken wir, dass die Geburtenzahl gerade in Deutschland eine der höchsten Europas ist, so muss unser Urtheil über die Fruchtbarkeit der Indianer ein sehr günstiges werden.

Das deutsche Reich besitzt mit Ausnahme von Ungarn und dem europäischen Russland die höchste Geburtenziffer in Europa, es übertrifft also der Indianer in seiner Fruchtbarkeit die übrigen germanischen, und noch mehr sämmtliche romanischen Völker. Er steht auch in dieser Beziehung wieder den Völkerschaften mongolischen Ursprungs sehr nahe, die mit Ausnahme von Japan ebenfalls die europäischen Völker an Fruchtbarkeit übertreffen.

Mortalität.

Betrachten wir uns den Altersaufbau genauer, so finden wir, dass wir aus ihm das mittlere Alter der Lebenden erschliessen können, das heisst dasjenige Alter, zu dessen beiden Seiten je 50% der Bevölkerung liegen. Es ist das eine dem Statistiker nicht geläufige Form der Betrachtung, da sie unter Umständen Ungenauigkeiten enthalten muss. Bei Bevölkerungen mit starker Aus- oder Einwanderung oder mit sehr unregelmässiger Fruchtbarkeit und Sterblichkeit steht diese Zahl nicht in directem Verhältniss zur allgemeinen Sterblichkeit aller Lebensalter. Von den ersteren haben wir gesehen, dass sie beim Indianer vollkommen fehlen, und was die Unregelmässigkeit der jährlichen Geburtenziffer betrifft, so ist sie in dem Maassstab, dass sie bei 10 jährigen Altersklassen noch störend eingreift, nur in Frankreich beobachtet worden. Wir werden sehen, dass störende Epidemien im Schingudorf nicht sehr wahrscheinlich sind.

Beim Indianer sind kaum halb so viel Individuen über dem 40. Lebensjahr vorhanden, wie im deutschen Reich. Das Durchschnittsalter der lebenden Bevölkerung, das für Deutschland — in Folge der Auswanderung etwas zu niedrig — 25 Jahre 8 Monate, für Dänemark 24 Jahre 2 Monate, für Japan 24 Jahre 5 Monate beträgt, ist beim Indianer 17 Jahre 8 Monate. Wenn die Zahlen 25 Jahre 8 Monate für den Deutschen, und 17 Jahre 8 Monate für den Indianer auch in der absoluten Grösse mit dem tatsächlichen Lebensalter, das nur durch andere Betrachtung erschlossen werden kann, nicht übereinstimmen, so kann das doch ihren Verhältnisswerth nicht beeinträchtigen, das heisst, das indianische Leben beträgt jedenfalls kaum mehr als zwei Drittel eines durchschnittlichen deutschen Lebensalters.

Aus dem Altersaufbau lassen sich aber noch detaillirtere Schlüsse ziehen. Wir sehen, dass die bei der hohen Fruchtbarkeit procentisch sehr stark

vertretenen unteren Lebensalter mit einer geradezu erschreckenden Geschwindigkeit abnehmen. Während im deutschen Reich 100 im ersten Jahrzehnt stehenden Individuen 85 in der zweiten, 66,9 in der dritten und 52,5 in der vierten Decade gegenüber standen, sind die entsprechenden Zahlen beim Indianer 79,4, 61,9 und 38,1. Im deutschen Reich gehen ca. 14,5% der im ersten Lebensjahrzehnt vorhandenen Individuen innerhalb des zweiten zu Verlust, während beim Indianer innerhalb dieser Altersklasse eine Mortalität von 22% zu verzeichnen ist. Im dritten Jahrzehnt sind die betreffenden Procentzahlen sich nahezu gleich. Der Bevölkerungsverlust im deutschen Reich, der hier allerdings durch die Auswanderung verstärkt, kein reines Bild der Sterblichkeit mehr bietet, ist 21,8%, beim Indianer 22,0. Auch hier, dem für die Sterblichkeit günstigsten Lebensalter des Indianers von 20—30 Jahren zeigt sich noch ein Unterschied zu seinen Ungunsten. Geradezu furchtbar ist aber die Mortalität im Alter von 30—40 Jahren. 38,5% der im Alter von 20—30 Jahren Stehenden unterliegen in der folgenden Decade dem Tode, während in der gleichen Altersklasse im deutschen Reich sich nur eine Sterblichkeit von 21,6% errechnet. Die gleichen Unterschiede zeigen sich im Grossen in der Vergleichung der über 40 Jahren liegenden Altersklassen. Während im deutschen Reich 26,2% der Gesamtbevölkerung im Alter über 40 Jahren stehen, haben die Indianer nur 13,3% in der gleichen Altersklasse aufzuweisen. — Wenn die eben angegebenen Zahlen auch aus den oben angeführten Gründen nicht auf absolute Genauigkeit Anspruch erheben können, so geben sie doch ein anschauliches und ein so genaues Bild der Sterblichkeitsverhältnisse, als sich unter den schwierigen Verhältnissen, die sich dem Forscher im Dorf eines noch nie mit Weissen in Berührung gekommenen Stammes entgegenstellen, überhaupt wird erzielen lassen.

Die Mortalität im Indianerdorf ist also eine relativ viel höhere als unter civilisirten Verhältnissen. Ferner sehen wir, dass die Mortalität, die im Kindesalter und jenseits des 40. Jahres am grössten ist, in den mittleren Lebensjahren, namentlich zwischen zwanzig und dreissig, einen gewissen Stillstand aufweist und sich hier sogar den europäischen Verhältnissen nähert. Ich glaube nun, dass in der That im Indianerdorf Verhältnisse herrschen, wie diejenigen, die ich eben aus meinen Zahlen abgeleitet habe, und zwar liegen meine Gründe hiefür in den Erscheinungen der Morbidität, soweit wir darüber Kenntniss haben erlangen können.

Die in zehn Indianerdörfern unter etwa 800

his 1000 Indianern beobachteten Krankheiten sind die folgenden: Mehrere geheilte Fracturen und eine veraltete Hüftluxation, der Annahme nach nicht angeboren; ein doppelseitiger angeborener Klumpfuß; eine überall sehr häufige Hautkrankheit, als *Tinea imbricata* aus dem malaischen Archipel und der Südsee beschrieben; zahlreiche Furunkel, die ihren Liechingsitz in der Glotalgegend haben; zwei Fälle von *Idiotie*; ein Fall von ansehnend parasitärem Lebertumor, der einen nicht sehr hochgradigen Ascites zur Folge hatte; einige rheumatische Gelenkaffectionen, dann zahlreiche Fälle von Malaria und *Malariae cachexie* im Alter unter 10 Jahren und nicht sehr heftige Enteritiden von Säuglingen. Sehr auffallend war am Sebingu das häufige Vorkommen von *Leucome* und *Staphylomen*, die namentlich bei den Bakairi des Kulisehu kaum eine einzige Person verschont hatten. Mit Hilfe eines Bakairi vom *Paranatinga*, des berühmten Antonio, der his jetzt sämtliche Schingexpeditionen begleitet hat, habe ich auch die Geschichte ihrer Entstehung in Erfahrung bringen können. Nach der zweiten Schingexpedition sind einmal 9 Bakairi vom Kulisehu an den *Paranatinga* gezogen und haben dann von da aus einen Abstecher nach *Rosario* unternommen. Dort wurden sie sehr freundlich aufgenommen, sie wurden vor allem, obwohl ihnen auch nur die geringste brasilianische Wortkenntniss vollständig abging, sofort getauft und nach einem Aufenthalt von einigen Tagen mit Geschenken entlassen. Einer dieser Leute acquirirte in *Rosario* eine Augenleidenorhö, die nach seiner Rückkehr in's Bakairidorf am Kulisehu eine furchtbare Epidemie veranlasste. Sämtliche Einwohner erkrankten, einige starben, andere kamen mit dem Verlust eines Auges oder mit einigen *Leucomen* davon. Die zahlreichen *Conjunctividen*, die ich selbst gesehen habe, waren durchaus gutartiger Natur, so dass ich glaube, dass der *Gonococcus* his auf weiteres am Sebingu wieder ausgestorben ist. Merkwürdiger Weise habe ich kein einziges Anzeichen dafür gefunden, auch nicht anatomisch, dass er seine Wirksamkeit beim Indianer auch auf die Generationsorgane ausgedehnt hätte.

Vollständig fehlen am Sebingu der Aussatz, die *Syphilis*, die *Tuberculose*. Namentlich das Fehlen der letzteren ist von Wichtigkeit, da wir überall, wo der Indianer mit dem Weissen in nähere Berührung kommt, die *Tuberculose* ganz entsetzliche Verheerungen anrichten sehen. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, dass *Masern*, *Scharlach* und *Pocken* am Sebingu fremd sind, obwohl man aus ihrem Fehlen zu der Zeit unseres Besuches nicht so sicher auf ihr Nichtvorhandensein schliessen

darf, wie bei den vorhergehenden. Nur bei den Pocken scheint das durch das Fehlen pockenarbigere Personen sicher gestellt zu sein. Rachitis, die überall in den Tropen fehlt, ist auch hier nicht beobachtet worden.

Von den tropischen allgemeinen Infektionskrankheiten ist nur die Malaria zur Beobachtung gekommen. Dass Lepra und Lues unter allem den verschiedenen sprechenden Stämmen vollständig fehlen, ersehe ich mir für die Beurtheilung der präcolumbischen Morbidität Amerikas nicht unwichtig. Von den beiden anderen unter der weissen Bevölkerung Brasiliens so häufig getroffenen Krankheiten, von Beriberi und dem gelben Fieber wird es uns sehr viel weniger überraschen, da wir von beiden das historische Datum ihrer Einsechleppung in Südamerika kennen. Dass die Tuberculose unter den Iudiaern neu ist, hat man schon aus ihrem furchtbaren Wüthen unter den Indianern Nordamerikas geschlossen, wo eine Mortalitätsziffer von 114,6 bei der weissen Bevölkerung, einer solchen von 290,5 beim Indianer gegenübersteht.

Warum ist aber die Mortalität so hoch, wenn wir so viele furchtbare Feinde des Menschengeschlechtes am Schöpfungsgeschloss gefunden haben? Ich glaube ein grosser Theil der bei ihr in Wirkung tretenden Ursachen ist in der aufreibenden Lebensweise und der Unzulänglichkeit der allgemeinen hygieinischen Verhältnisse eines Volkes ohne Kleidung, ohne Eisen und ohne Hausthiere zu suchen. Daan aber dürfen wir nicht vergessen, dass wir es mit einer Bevölkerung in einem ausgesprochenen Malariagebiet zu thun haben. Trotzdem unser Aufenthalt in den Indianerdörfern in die malariefreie Zeit fiel und wir nur mehr den ersten Anfang der Regenzeit dort gesehen haben, sind doch zahlreiche Malariefälle zur Beobachtung gekommen. Schon nach den ersten Regenfällen traten bei unserer Maonschaft, die aus Weissen und Mulatten bestand, auch die ersten Malariefälle ein. Genau zur selben Zeit begaun die Malaria auch im Indianerdorf. Dort waudte sie sich zunächst ausschliesslich gegen die, wie wir längst wissen, hierfür am meisten prädisponirten Theil der Bevölkerung, gegen die Kinder unter 10 Jahre. Wenn ein solcher Fieberanfall auftrat, herrschte im ganzen Indianerdorf Trauer. Bei einem, wo die Indianer zudem noch durch eklamptische Krämpfe des Kindes die höchste Benommenheit wurden, klagten und jaumerten sämtliche Insassen des Hauses, und es wurde sofort eine Abgesandte zu mir gesendet, obwohl ich mich gerade erst zum Baden an den Fluss begeben hatte. Und wahrlich der Indianer hat allen Grund darüber betrübt zu sein. Die meisten dieser Früh-

fälle beziehen sich auf malarisch-cachectische Personen mit eorrem Milztumor und sehr reducirtem Ernährungszustand. Die ängstliche Frage: „wird er sterben“, zeigte, wie schlimm ihre Erfahrungen in solchen Fällen zu sein pflegte. Eine Mutter, deren knapp eiojähriges Kind jeden Abend einen heftigen Fieberanfall zu überstehen hatte, gegen den der Paie, der Medicinmann des Dorfes, nichts zu thun wusste, als geheimnissvolles Aussaugen der Milzgegend und feierliches Anblasen mit Tabakrauch, sagte mit vollständiger Bestimmtheit zu mir, das Kind wird sterben, denn die Bemühungen des Paie sind ohne jeden Erfolg. Fünf Kinder habe sie gehabt, alle fünf seien im gleichen Alter von derselben Krankheit ergriffen worden, alle fünf seien von Paie in gleicher Weise behandelt worden und alle fünf seien gestorben. Der Paie, der daneben stand, wusste nichts dagegen einzuwenden. Die Kenotois der Chinarinde, die wir selbst den hochstehenden Indianerstämme Südamerikas verdanken, deren Cultur wir zerstört haben, scheint mit dem Untergang dieser Völker für Südamerika verloren gegangen zu sein. Am Sebingu ist sie ohne Zweifel unbekannt.

Durch die directe Beobachtung ist es so sicher gestellt, dass die Mortalität im Kindesalter zu einem grossen Theil durch die Malaria zu Stande kommt, Verhältnisse, wie wir sie so allem genau beobachteten Malariaebieten der Erde kennen. Aus den medicinischen Veröffentlichungen des 16. und 17. Jahrhunderts, aus der Zeit, wo die Malaria noch in Europa in grossem Maassstab eodemisch war, habe ich entnommen, dass ausser den Kindern auch die Greise sehr für Malaria disponirt und sehr durch dieselbe gefährdet sind. Wenn nun die Malaria, wie wir es gesehen habe, eine grosse Rolle in der allgemeinen Sterblichkeit im Indianerdorf spielt, können wir uns nicht mehr wundern, dass diese Sterblichkeit in den mittleren Lebensjahren, wo die Disposition für Malaria zweifelsohne am geringsten ist, ihren kleinsten Werth aufweist. Derartige muss in allen Malariaebieten der Fall sein, wo die Tuberculose fehlt, die gerade in den mittleren Jahren ihre zahlreichsten Opfer fordert und an der Spitze der Mortalitätsziffern steht.

Armes Volk! Dein Schicksal lässt sich voraus berechnen. Durch unsere Sebinguexpeditionen, auf die wir so stolz sind, ist die Pflanze, die so lang verschlossen war, geöffnet und über kurz oder lang wird Pandora kommen und die Segnungen der Civilisation ihrer Vase entleeren lassen. Das Eisen und den Hund und das Haushuhn hast du kennen gelernt, auch manchen nützliche Hausthier und vor allem manch ödtliche Pflanze, die Banane, das Zuckerrohr, den Reis, die Böhne, wirst du kennen

lernen, du wirst vielleicht getauft werden. Aber die Blennorrhöepidemie, die wie eine Fluthwelle nach dem ersten Besuch beim weisen Bruder über dich hinweggegangen ist, wird auch einen Nachfolger nach dem andern nach sich ziehen. Lues, Lepra, Tuberculose, Masern, Scharlach, Pocken, Gelbfieber und Beriberi. Es ist wahrhaftig nicht zu verwundern, dass nehmlichste Völker vor der Civilisation aussterben.

Damit wäre das heutige Thema erschöpft. Ich kann es mir aber nicht versagen, noch auf einige Befunde hinzuweisen, die durch die Volkszählungen zu Tage getreten sind. —

Die Art, in der ich meine Untersuchungen anstellte, setzt mich auch in den Stand, einige Statistisches über das Indianische Haus auszusagen. Wir wissen, dass die Art des Zusammenwohnens eine sehr grosse Rolle in den hygienischen Gesamtverhältnissen spielt. Das Haus des Indianers stellt nun nicht, wie man erwarten könnte, ein Familienhaus dar, sondern es wird stets von einer grösseren Anzahl von Familien gleichzeitig bewohnt. Im Trumaidorf treffen 14,8 Personen und 4,5 Haushaltungen, im Nahuquadorf Guikuru 19,3 Personen und 5,2 Haushaltungen auf eine der oblongen, bienenkorbartigen Hütten von 24 m Breite, 12 m Länge und 5 m Höhe, die direct nach Sonnenantrieb hermetisch mit einer ebenso wie das Haus selbst dicht aus grobem Gras gefertigten Thüre verschlossen werden. Dabei wird dann noch zwischen je zwei Hängematten während der ganzen Dauer der Nacht ein kleines Feuerchen unterhalten. Einen ununterbrochenen Schlaf kennt in Folge dieser Sitte der Indianer nicht, denn er erhebt sich ziemlich oft, um dieses Feuer wieder anzufachen. In Folge davon herrscht Nachts in der indianischen Hütte eine für uns fast unerträgliche Hitze, die uns nöthigt, ebenso wie die Indianer uns in dem Costüm Adams und der Eva, ehe sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, in die Hängematte zu legen. Wohl in Folge der Feuer und der geringen natürlichen Ventilation nimmt die Temperatur im Inneren der Indianischen Hütte während der Nacht nur sehr wenig ab. An einem der Tage, an denen ich dieses Verhältniss thermometrisch verfolgte, schwankte die Lufttemperatur auf dem Dorfplatz zwischen 33,7 um 2 h Nachmittags und 18,2 als Minimum während der Nacht. In der Hütte betragen aber die grössten Differenzen nur etwa 4 Grad, von 27 während der Mittagstunden bis auf 23,2 als tiefste Temperatur gegen Tagesanbruch. Wir haben in Folge dessen nie gern in einer Indianerhütte übernachtet, da wir, durch Kleidung und Decken geschützt,

die üchtlichen Abkühlungen ganz besonders wohlthuend und erfrischend empfanden. Dem Indianer scheint aber mit den Decken auch dieses Gefühl abzugehen und das Ideal, das ihm vorschwebt, scheint eine möglichst gleichmässige Temperatur zu sein.

Au der Hand der oben angegebenen Masse des indianischen Hauses, das wir ohne grösseren Fehler als Hälfte eines dreiaxigen Ellipsoides betrachten dürfen, berechnet sich für die einzelne Person ein Luftkubus von 40—50 Cubikmeter. Diese Zahl ist allerdings um etwas höher als die, die wir in unseren Krankenhäusern zu fordern pflegen. Bedenken wir aber, dass in der indianischen Hütte die künstliche Ventilation wegfällt, die bei uns die Luft 2 mal in der Stunde erneuern soll, und dass in ihr 6—8 offene Holzfenster unterhalten werden, so sind die Verhältnisse nicht besonders günstig zu nennen. Jedenfalls tragen sie sehr dazu bei, den Indianer gegen niedrige Temperaturen sehr empfindlich zu machen. Ich habe auch die Bakairi am Parantinga, die ihre ursprüngliche Hausform verlassen und das bei den Brasilianern übliche Giebelhaus angenommen haben, das an den Giebeln meist offen bleibt, darüber klagen hören, diese Häuser seien nicht so gut wie die alten, denn sie frühen Nachts zu sehr in ihnen. Im Uebrigen ist die Hygiene im Indianerdorf nicht so schlecht. Aller Unrath im Haus und auf dem Dorfplatz wird zusammengekehrt und sofort im Feuer verbrannt und die Faeces werden irgendwo im Wald direct nach der Ablegung vergraben. Mit den flüssigen Excretionen wurde wenigstens an den Tagen, an welchen wir uns im Dorf befanden, nicht so vorsichtig umgegangen. Sie wurden allerdings nie im Haus selbst, aber doch ohne Bedenken in der Umgebung desselben oder irgendwo auf dem Dorfplatz abgesetzt. Trotzdem ist das Indianerdorf für südamerikanische Verhältnisse auffallend frei von Ungeziefer. Nur die Sandflöhe scheinen ganz anvermeidlich zu sein. Die Indianer wählen die Stelle ihrer Niederlassung sehr sorgfältig, gerade unter dem Gesichtspunkt des Ungeziefers, namentlich der Ameisen, aus. Das Dorf liegt in Folge dessen fast nie im Wald, sondern meist auf dem Kamp, das heisst der weiten Grassteppen, die das Innere von Südamerika überziehen, so weit es nicht mit Urwald bedeckt ist.

Sehr überraschte es mich, dass die allgemeinen socialen Verhältnisse, also der Reichthum oder die Armuth des Stammes, sich, vollkommen ebenso wie in den Centren der Civilisation, durch die Zahl der auf je eine Person treffenden Betten ausdrückt. Die Trumai waren ein relativ armer Stamm, deren Landwirtschaft unter der Furcht vor des angrenzenden Suys sehr zurückgegangen war und

die für ihr Bedürfniss an Mehl fast ausschliesslich auf den Tauschhandel mit den reichen Kamayura angewiesen waren. In den Nahuquadorfern war dagegen ein sehr grosser Mehlvorrath vorhanden. Während nun bei den Trumai Kinder gleichen Geschlechts unter 10 Jahren oder selbst noch darüber sich in eine Hängematte theilen mussten, war bei den Nahuqua für jedes Kind über 4 Jahren eine eigene zierlich geflochtene Kinderhängematte vorhanden. Bei ihnen theilten nur die Säuglinge, die überall im Indianerdorf in der Hängematte und auf dem Arm der Mutter die Nacht zuhingen, und die Kinder in den ersten drei Lebensjahren das Bett mit den Eltern. Bei den Trumai habe ich aber gesehen, dass noch ein etwa 12jähriger Knabe mit seiner Mutter in einer Hängematte schlief, was bei der Kleinheit derselben keine grosse Annehmlichkeit sein kann. Wenn wir also bei den Trumai 133 Personen in 100 Hängematten schlafen sehen, während in Guikuru 113 Personen auf 100 Hängematten sich vertheilen, so gibt uns das einen Ausdruck für den im Trumaidorf herrschenden Mangel und für die Wohlhabenheit des Nahuquadorfs.

Gelegentlich der Volkszählung hin ich auch auf eine Gepflogenheit gestossen, die mir der Erwähnung werth erscheint. Es kam nicht so ganz selten vor, dass ich bei der Frage nach den lebenden Kindern, wenn die Anzahl der genannten Kinder mit der Zahl der vorhandenen nicht übereinstimmte, die Antwort erhielt, dass eine fehlende schlafte bei einer anderen Frau in einer anderen Hütte und werde von dieser ernährt. Es bezog sich das meist auf junge Kinder, die so in die Pflege einer neuverwitweten Frau übergegangen waren. Die indiansische Frau stillt während der ganzen Dauer ihrer Fruchtbarkeitsperiode, und man kann drei- und vierjährige Kinder an der Brust trinken sehen. Ich habe es nicht so selten gesehen, dass eine Frau, die einen Säugling in den ersten Lebensmonaten zu ernähren hatte, zwischendurch die Brust auch einem der älteren Geschwister reichte, die mit diesem Wunsch zu ihr hergesprungen kamen. Die eben erwähnten Pflegemütter, meist ohne eigene kleine Kinder, reichen, so viel ich gesehen habe, ausnahmslos dem Pflegling die Brust, und es mag wohl der Wunsch der Mutter, einen der lästigen Trinker los zu werden, bei der Entstehung der Sitte mitgespielt haben.

Da ich durch meine Messungen und die Zählungen zuletzt jede Person im Indianerdorf und auch einen grossen Theil ihrer Familienbeziehungen kannte, war ich in den Stand gesetzt, einige Thatsachen über die Verwandtschaftsbeziehungen in

Erfahrung zu bringen, die bis dahin für den Schingo unbekannt gewesen sind. Es ist dadurch eine interessante Sitte zu Tage getreten, die uns einen kleinen Blick in die Auffassung der verschiedenen Verwandtschafts-Verhältnisse durch den Indianer selbst thun lässt. Die Worte Apa und Ama für Vater und Mutter werden in gleicher Weise für den Vaterbruder und die Mutterchwester gebraucht, während für den Mutterbruder und die Vaterchwester eigene Bezeichnungen, die unserem Onkel und Tante entsprechen, vorhanden sind. In gleicher Weise nennt der Onkel von väterlicher Seite und die Tante von mütterlicher Seite die betreffenden Neffen und Nichten Sohn und Tochter, während den anderweitigen Neffen und Nichten anderweitige Verwandtschaftsbeziehungen zukommen, und ebenso nennen sich die Vatersbruderkinder und die Mutterchwesterkinder Bruder und Schwester, zum Unterschied von den anderen Graden der Vetterschaft. Da ich mich vor meiner Reise noch nicht mit den einschlägigen ethnologischen Fragen beschäftigt hatte, war ich über dieses Resultat sehr erstaunt und bin als einwandfreier, durch keinerlei Sachkenntniss getrühter Beobachter zu beurtheilen. Um so freudiger war meine Ueberraschung nach der Heimkehr, als ich fand, dass die gleiche Art der Bezeichnung für nordamerikanische Indianer bekannt war. Ich glaube darauf stolz sein zu dürfen, so genaue Details in der Zeichensprache verständlich abgefragt und die Antwort richtig aufgefasst zu haben.

Ich habe für jeden gezählten Indianer auch den Namen verzeichnet, der mir für ihn angegeben wurde. Dabei sind sicher Irrungen untergelaufen, von denen eine oder die andere eine spätere sprachliche Untersuchung des Materials aufdecken wird. Eine, die ich selbst noch corrigiren konnte, ist für die familiären Verhältnisse im Indianerdorf charakteristisch. Ein alter Mann und eine sehr alte Frau waren mir als „apapa“ und „adsuë“ bezeichnet worden. Es sind das aber, wie ich später noch erfuhr, Ausdrücke für Grossvater und Grossmutter. Wie bei uns ist also für sie nicht mehr der Personennamen in Gebrauch, sondern das alte Mütterchen, das ununterbrochen in der Hängematte lag, und der stets auf einen Stab gestützte Greis wurden von den jüngeren Generationen einfach als Grossvater und Grossmutter bezeichnet. Bei der Kleinheit des Stammes und der vorherrschenden Inzucht mag diese Bezeichnung der Wahrheit ziemlich nahe gekommen sein. Auch die Sitte, die Kinder nach dem Namen der Grosseltern zu bezeichnen, ist dem Indianer nicht fremd. Diese Dinge sind also so allgemein menschlich, wie die Inanspruchnahme der ersten Laute des Kindes

pa-pa und ma-ma für die Bezeichnung von Vater und Mutter.

Wenn wir uns fragen, was die Hauptzüge des Bildes sind, das die eben auseinander gesetzten Zahlen festzuhalten versucht haben, so ist die Antwort in wenige Worte zusammenzufassen: Eine fruehthare, bis auf den letzten Mann in strenger Monogamie lebende, von der Natur gut veranlagte Bevölkerung, die aber durch die Schädlichkeiten des Klimas, die aufreihende Erwerbung des täglichen Brodes und namentlich unter dem Einfluss der Malaria von der Sterblichkeit furchtbar decimirt wird. Daher viele Kinder und wenig Greise. Der Mann leidet unter den genannten Verhältnissen stärker als die Franen, daher trotz des Ueberschusses von Knabengeburten viele Wittwen und wenig Wittver.

Das Leben des Indianers beginnt in der Hängematte der Mutter, in der er auch für die ersten Jahre seines Lebens die Nacht zubringt. Nachdem er das erste Jahr den Tag über ununterbrochen herumgetragen worden, ein Geschäft bei dem sich sämtliche Familienmitglieder von der Schwester bis zur Grossmutter beteiligen, wächst er mit zahlreichen Geschwistern und gleichalterigen Gopsielen auf, von denen er einen nach dem anderen dem Tod erliegen sieht. Die ersten 10 Jahre seines Lebens muss er bei den ärmeren Stämmen seine Hängematte mit dem Bruder oder einem der Vettern theilen, und erst, wenn er zum mannbaren Alter herangewachsen ist, bereitet er sich eine eigene Schlafstätte. Es folgt nun eine Lebensperiode, in der sich die zahlreichen jungen Männer durch hervorragende Leistungen eines der wenigen jungen Mädchen des Stammes zu erwerben müssen. Das Mädeben, das von frühesten Kindheit auf mit der Pflege der jüngeren Geschwister betraut ist und schon im zartesten Alter der Mutter im Haushalt an die Hand geht, sieht sich schon im dritten Quinquennium von zahlreichen Bewerbern umringt. Die indianische Ehe hat, so rein sie auch gehalten wird, bei der grossen Sterblichkeit der Männer wenig Aussicht auf langen Bestand. Eine silberne Hochzeit wird zu den grossen Seltenheiten gehören, wohl ebenso selten wie bei uns die goldene Hochzeit ist. Die jüngeren Wittwen werden sich meist bald wieder verheirathen. Die älteren aber führen ein angenehmes Dasein im Stamm und nehmen, wenn ihre eigenen Kinder herangewachsen oder gestorben sind, fremde Kinder, vor allem verwaisete, in ihre Pflege, denen sie, so lang das eben angeht, auch die Brust reichen. Nur wenige erreichen ein hohes Alter. Vom ganzen Dorf als Grossvater oder Grossmutter verehrt und geliebt, bringen sie den Tag bei leibter Beschäftigung im Haus oder,

wenn die Schwäche überhand nimmt, in der Hängematte liegend zu — bis auch sie dem Tod unterliegen, dem sie ganze Generationen haben unterliegen sehen.

Herr H. Lühmann-Braunschweig:

Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling (Elm).

Die Karte,¹⁾ welche die Ehre habe dieser hochanschönen Versammlung hier vorlegen zu dürfen, ist auf Anregung des biesigen Localgeschäftsführers der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herrn Gebeimraths W. Blasius entstanden. Das auf derselben dargestellte, 3 km von N nach S und 1,75 km von W nach O messende Gebiet liegt etwa 18 km südöstlich von Braunschweig im nordwestlichen Theile des Elms zu beiden Seiten des Reitlingthales, welches in einer Länge von etwas über 5 km von W nach O tief und steil in den Westrand des Elmplateaus einschneidet und das Quellthal der Wahe, eines Nebenflusses der Schunter, bildet.

Der Elm ist eine an Flächenraum etwa 110 qkm messende Muschelkalkplatte, deren Umriss ein mit der Längsachse von Nordwesten nach Südosten gerichtetes unregelmässiges Oval bildet. Die Schichten weichen meist wenig oder gar nicht von der Horizontalen ab; abgesehen von der Randzone, in der die Schichten nach aussen abfallen, macht sich nur hier und da ein unbedeutendes Einfallen nach Osten oder Südosten bemerkbar. Daher finden wir in der nordwestlichen Hälfte, also in dem in Frage stehenden Gebiete, die ältesten Schichten des Muschelkalks, den Wellenkalk, dessen Schaumkalkbänke in zahlreichen Steinbrüchen abgebaut werden. Nördlich der Wahe liegen diese Schichten völlig horizontal; südlich derselben fallen sie unter 5—10° nach Südosten ein. Der Wellenkalk ist rings eingeschlossen von einer schmalen Zone mittleren Muschel- und Eocrenitkalks, um welchen sich wieder ein im Nordwesten nur schmaler, nach Südosten immer breiter werdender Saum von Nodosenkalk legt. Den Fuss des Gebirges umzieht ein schmaler Streifen von Lettenkobenbildungen des Keupers.

Die höchste Erhebung hat der Elm mit 325 m im Adamsbühl, einem bereits von Eocrenitkalk gebildeten Rücken, der 1,25 km südlich der Wahe in flachem Bogen von Südosten gegen Nordwesten zieht. Die mittlere Höhe des ganzen Plateaus dürfte

¹⁾ Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling (Elm) und ihre Umgebung. Für die 29. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig 1898, aufgenommen von P. Kahle und H. Lühmann, kartographisch bearbeitet von H. Lühmann. Massstab 1:5000.

aber, abgesehen von den kurzen Thalfurchen am Rande und der Senke, in welcher die Strasse vom Teitelstein nach Königslutter hinuntersteigt, nicht viel unter 300 m herabsinken. Angebildete, in sich zusammenhängende Thalsysteme gibt es im Inneren nicht, demnach auch keine perennirenden Bäche; häufig sind dagegen langgestreckte, flache, abflusslose Mulden und kesselartige, durch Erdfälle verursachte Vertiefungen mit sumpfigem Boden. Im übrigen verschluckt der zerklüftete Kalkstein die Himmelswässer und lässt sie erst am Rande als mächtige Quellen wieder austreten, von denen der Lutterspring bei Königslutter ein bekanntes Beispiel ist. So ist der vorherrschende Charakterzug in der Oberflächengestaltung des Elms eine grosse Einförmigkeit, die erst landschaftlichen Reiz bekommt durch prächtvolle Buchenwaldungen und üppige Krautvegetation.

Nur an einer Stelle haben wir ein tief eingegrabenes Thal und kräftige Bergumrisse mit steilen Abhängen, die fast an Harzer Landschaften erinnern. Das ist der Reitling. Zwei ansehnliche Bergücken ziehen hier von Osten nach Westen und geben zwischen sich Raum für das Thal, in welchem die Wabe ihren Ursprung nimmt. Sie fallen beide nach dem Reitling viel steiler ab als nach der anderen Seite, und in diesen Thalabfall dringen einzelne schichtenartige Seitenthäler tief ein, so dass hier wohlindividualisirte und charakteristisch gestaltete schroffe Bergformen aus der Masse der Rücken herausgeschnitten werden. Genau nördlich von dem zu dem Rittergute Lucklum gehörigen Vorwerke, welches ebenso wie das ganze Thal den Namen „Reitling“ führt, springt so der Burgberg bastionartig in einem Haken aus der allgemeinen Fluchtlinie des das Thal zur Rechten begleitenden Rückens hervor; und einen halben Kilometer thalabwärts zweigt sich in ähnlicher Weise von dem südlichen Rücken der lange, zungenförmige Kux ab. An absoluter Höhe, 312 bzw. 310 m, kommen sie den Hauptmassen mit 315 bzw. 325 m fast gleich; ihre relative Erhebung über der Thalsohle beträgt 107 bzw. 115 m. Der Richtung des Hauptthales entsprechend krümmen sich diese vorspringenden Berge schliesslich nach Westen, so dass ihre äussersten Ausläufer fast wieder in eine parallele Lage zu den erwähnten Rücken kommen und sich zwischen diese und die Wabe schieben.

Am Reitling ist der Muschelkalk durchbrochen und der Röhthon blossgelegt. Der Röhth bildet hier den muldenförmigen Thalboden, dessen Breite durchschnittlich einen halben Kilometer beträgt und nur in der beckenartigen Erweiterung um das Vorwerk bis zu 1200 m anwächst. Nicht nur

im Norden und Süden, sondern auch im Osten, am oberen Thalschluss, steigt der Muschelkalk, vielfach in vorspringende Schollen und Zungen zerstückelt, steil an; solche vorspringende Schollen sind oben der Burgberg und der Kux.

Die Blosslegung des Röhth unter der ungefalteten Muschelkalkplatte ist vielleicht auf locale Auswaschung ausgedehnter Gypslager in denselben und nachherigen Einsturz der Kalkdecke über den so entstandenen Hohlräumen zurückzuführen. So erklärt sich ganz ungezwungen das Auftreten dieser bastionartigen Bergvorsprünge mit ihren steilen Wänden und die auffallende Erscheinung, dass hier das Thal nicht am oberen Ende mit allmählich sich verflachenden Seitenböschungen unmerklich zur Hochebene emporsteigt, wie das bei reinen Erosionsthälern der Fall ist, sondern auch im Osten wie eine Sackgasse plötzlich durch schroffe Bergwände geschlossen ist bis auf eine schmale Lücke in der Südostecke. Am Fusse der Kalkberge, in dem bekannten „Quellenhorizont“ auf der Grenze zwischen Röhth und Wellenkalk, haben wir reichliche Quellenbildung. Besonders gilt dies von dem innersten, nordöstlichen Winkel des Reitlings, wo eine Sumpflandschaft sich gebildet hat, die den bezeichnenden Namen „Hölle“ führt. Den Abfluss dieser Quellen bildet die Wabe. Die Grenze zwischen Röhth und Wellenkalk liegt zu beiden Seiten des Reitlings etwa 25—30 m über der Thalsohle. Auf der Nordseite hält sie sich zwischen 100 bis 400 m von der Wabe entfernt und verläuft ziemlich geradlinig von Westen nach Osten, nur in der „Hölle“ etwas nach Nordosten vorspringend; auf der Südseite ist ihr Verlauf unregelmässiger; in der Südostecke des Thales, der „Teufelsküche“, entfernt sie sich über einen Kilometer vom Wabebett, nähert sich aber weiter westlich wieder rasch demselben am Fusse des Kux bis auf 200 m und hält sich ungefähr in diesem Abstände, bis schliesslich in der Nähe von Erkerode der Röhth überhaupt unter die diluvialen Kalktuffe taucht, welche nun in dem mehr und mehr sich verengenden Thale bis zum Ausgange desselben die Sohle bilden.

Die Aufgabe, eine Uebersichtskarte der zahlreichen alten Wälle am Reitling zu schaffen, wäre verhältnissmässig leicht zu lösen gewesen, wenn eine brauchbare topographische Karte des in Rede stehenden Gebietes bereits vorhanden gewesen wäre, die als Grundlage hätte benutzt werden können. Es ist aber bisher im Elm weder eine ins Detail gehende Triangulation noch ein Nivellement durchgeführt worden, und so gibt es tatsächlich keine Karte grösseren Maassstabes, die der Bodengestaltung desselben genügend gerecht würde. Selbst die Brauchitsch'sche Karte der Um-

gebung von Braunsehweig, die den nordwestlichen Rand des Elms noch umfasst und im Maasstabe 1:50 000 ausgeführt ist, also in einem Maasstabe, der ausreichend wäre auch zur Darstellung von Einzelheiten des Geländes, zeigt hier nur in ziemlich grober Generalisirung zu beiden Seiten der Wabe zwei breite Bergrücken, welche einander ziemlich parallel von Osten nach Westen ziehen und sich dabei nach Norden und Süden ungliedert und gleichförmig abdachen. Die Forskarten des Elms (1:15 000) haben leider keine Terrain-darstellung.

Die vorhin geschilderten complicirten Verhältnisse, welche am Reitling auftreten, lassen die bisher vorhandenen Karten nicht einmal ahnen. Zu einer übersichtlichen Darstellung von Befestigungswerken ist aber eine bis in alle Einzelheiten genaue Wiedergabe des Geländes unerlässlich; denn erst wenn man ihren Zusammenhang mit dem Terrain, gleichsam ihr Sichansehnigen an dasselbe erkennen kann, ist man im Stande, ihre strategische Bedeutung zu entziffern und daraus weiter zu schliessen, zu welchem besonderen Zwecke und von wem sie einst angelegt worden sind. Sollte eine Karte vom Reitling Werth für den Archäologen und Prähistoriker haben, so musste denn zunächst, bevor an eine Darstellung der Wälle im Grundriss zu denken war, eine topographische Aufnahme des ganzen Geländes vorgenommen und auf Grund derselben eine neue Karte geschaffen werden. Das ist auf dem vorliegenden Blatte versucht worden.

Angeschlossen wurden die Aufnahmen an des Landeshöhennetz durch sorgfältige barometrische Einschaltung einer Anzahl wichtiger Kreuzungspunkte zwischen die im Landesnetz festgelegten Höhenpunkte Borsum im Norden (= 134,5 m) und Kuxberg im Süden (= 322 m). Terrain und Situation wurden dann in der Weise aufgenommen, dass zunächst als Rückgrat des Ganzen ein Zug Höhenpunkte vom nördlichen Ausgang des Burgberges bis zum Nordwestende des Kuxberges von Herrn Vermessungs-Ingenieur P. Kahle mit Tachymeter-Theodolit festgelegt und an diesen nun die übrigen topographischen Einzelheiten angeschossen wurden, deren Aufnahme vermittelt eines Bohnen'schen compensirten Aneroids und Croqnirobrettes mit Dioptruhulle und durch Abmessen der Strecken geschah. Die Reduktion des Sechrittmasses in Metermass fand nach den Hüll'schen Tabellen den abgelesenen Barometerdifferenzen entsprechend statt. Wiederholte Aneroidablesungen an den nämlichen Punkten lieferten genügendes Zahlenmaterial zur Vornahme genauer Höheneinschaltungen, deren Berechnung grösstentheils von Herrn P. Kahle besorgt worden

ist. Zahlreiche Peilungen zwischen entfernten Punkten quer über das Thal hinweg gewährten eine gute Controlle über die Richtigkeit der Messungen auf den einzelnen Strecken. So sind mehr als 250 Höhenpunkte genügend bestimmt und mehr als 300 Strecken nach Richtung und Länge festgelegt worden. Die grösste Genauigkeit ist natürlich auf die Wälle selbst und ihre unmittelbare Umgebung verwandt worden; hier kann das Kartenbild als absolut genau bezeichnet werden. Nach den Rändern der Karte zu mag vielleicht eine spätere Vermessung Ungenauigkeiten aufdecken, aber auch diese können nur geringfügig sein. Das Wegenetz im nördlichen Drittel und in der Südwestecke des Blattes ist, da die Zeit zu einer Neuaufnahme fehlte, aus den vorhandenen Forskarten nach Möglichkeit ergänzt worden.

Die braunen Höhencurven in der Karte sind (um von vornherein jedem Missverständniss vorzubeugen) nicht direct als äquidistante Horizontalen aufzufassen; den Verlauf dieser genau aufzunehmen, würde noch eine Arbeit von Wochen erfordert haben. Sie sind vielmehr nur als Leitlinien aufzufassen, die ein Bild von der Faltung und Ablesung des Geländes und vom Streichen der Höhenabhänge geben sollen. Für die Gebänge auf beiden Seiten der Wabe standen je vier, beziehungsweise fünf dichte Reihen von Koten vom Wasserlauf bis zum Bergrücken zur Verfügung, für die ziemlich gleichmässige nördliche Abdachung des Burgberges zwei. Die gleichen Zahlen dieser Reihen wurden nun durch Linien verbunden, deren Verlauf von einer Reihe zur anderen im grossen Ganzen aus der unmittelbaren Anschauung richtig aufgefasst werden konnte. Die Karte enthält von den so gefundenen Höhenlinien diejenigen, welche ungefähr den Zehnmeterstufen entsprechen. Die Höhenzahlen, welche in die Karte aufgenommen sind, lassen leicht erkennen, welcher Stufe jeder der Leitlinien entspricht. Bestimmte Zahlen für diese Linien selbst einzuschreiben, ist absichtlich unterlassen worden, um nicht den Anschein zu erwecken, als handle es sich um unzuverlässig festgelegte Isohypsen. Die wirklichen Isohypsen mögen vielleicht hier und da ein paar Meter höher oder niedriger verlaufen, die Brauchbarkeit der Karte wird dadurch nicht beeinträchtigt werden; hier handelt es sich ja nur darum, ein Bild vom Gelände zur Anschauung zu bringen, wie es sich an Ort und Stelle dem aufmerksamen Betrachter zeigt, der seiner subjectiven Auffassung gleichzeitig durch genaue instrumentale Messungen eine sichere Stütze gibt.

Unter einer Walddecke die Bodengestaltung in ihren Einzelheiten richtig aufzufassen, ist meist

schwierig; noch schwieriger, den Verlauf solcher Gehilde wie Wälle und Gräben genau zu verfolgen. Die Unübersichtlichkeit des Waldes stellt der richtigen Auffassung so grosse Hindernisse in den Weg, dass diese ohne Anwendung geodätischer Instrumente schlechterdings nicht zu erreichen ist. Nach den bisherigen Veröffentlichungen über die Reitlingwälle muss man annehmen, dass wirklich die Lage einzelner der in Rede stehenden Objecte von den früheren Untersuchern nicht richtig überblickt worden ist. Entweder sind die Beschreibungen so vage gehalten, dass es unmöglich ist, sich daraus ein Bild zu machen, oder der Leser wird geradezu zu falschen Vorstellungen veranlasst.

Vorzugsweise haben von je her die Anlagen auf dem Burgberge die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt. Hier erhebt sich ein riesiger, stellenweise bis zu 7 m höher, im Norden und Osten verdoppelter Ringwall von unregelmässig ovalem Grundriss, der noch ein kleines quadratisches Centrum mit besonderem Aussengraben einschliesst. Da diese Anlagen ein kleines, in der Länge kaum 350 m und in seiner grössten Breite nur wenig über 100 m messendes Plateau krönen, dessen Umrisse sie folgen, so sind sie noch verhältnissmässig leicht in ihrer Gesamtheit zu überblicken und deshalb auch im Allgemeinen meist richtig beschrieben worden. Das nämliche lässt sich auch von dem ursprünglich etwas über 100 m im Durchmesser haltenden, im Jahre 1886 aber zur Hälfte abgetragenen Ringwall des Wurtgartens sagen. Wesentliche Irrthümer in der Auffassung der Situation finden sich aber in früheren Beschreibungen der Anlagen im Wendehai und auf dem Kux.

Herr Professor Th. Nonek, der die Einbefestigungen im 1. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig 1879/80 pag. 25—30 beschrieben hat, spricht die Wälle an den beiden zuletzt genannten Oertlichkeiten als Schlaekenwälle an. Die Beschreibung, die er dort von der Lage der Wendehaiwälle gibt, lässt sich kaum in Uebereinstimmung bringen mit dem nun vorliegenden Kartenbilde, welches an dieser Stelle Aufnahmen des Herrn Kahle wiedergibt. Ein ringförmiger Doppelwall und mehrere von demselben theils nach NW, theils nach SO 1300 bezw. 700 Schritt geradlinig verlaufende, stellenweise sich noch verzweigende Wälle sind dort nirgend zu finden, wenigstens jetzt nicht mehr. Die Uebersicht wird hier, wo die Grenzen dreier Gemeindeforsten ineinandergreifen, noch erheblich erschwert durch die zahlreichen recenten Forstwälle, und vielleicht hat sich Herr Professor Nonek durch sie verirren lassen.

Es gibt dort, nicht ganz einen Kilometer nördlich vom Burgberge, in einer flachen Senke nur zwei Wälle, die nach ihrer Beschaffenheit bei dieser Frage in Betracht kommen können. Sie sind ungefähr 500 m lang und durchschnittlich 100 m von einander entfernt, mit den westlichen Enden convergirend, sonst aber ziemlich parallel genau von Westen nach Osten ziehend. Der südliche, an einer Stelle von einer castrumartigen Anlage unterbrochen ist, weil bis zur Krone mit steinigem, auf festem Grunde ruhendem Material erfüllt, unzweifelhaft vorgeschichtlich; der nördliche stellt wahrscheinlich auch ein ursprünglich vorgeschichtliches Gehilde dar, welches aber später als Forstort- oder Fluggrenze (zwischen Wendehai und Krugwiese) benützt ist und dementsprechend stellenweise Verlegungen und Erneuerungen erfahren haben mag. Die triebterartigen Vertiefungen von mehr oder weniger birnförmigem Umriss an seiner Nordseite und an einigen anderen Stellen in der Nähe sind, wie die einlaufende Wasserrinne beweist, Erdfälle, worauf später noch Bezug genommen werden wird. Eine Richtung dieser Wälle von Nordwesten nach Südosten und eine Verbindung derselben mit dem Burgwall ist nirgends zu erkennen. Was sonst noch an Wällen hier vorhanden ist, sind niedrige Aufschüttungen von unmittelbar daneben ausgehender Dammerte, der nach der Natur der Oertlichkeit stellenweise auch etwas verwitterte Kalktrümmer beigemischt sind. Aus den Forstkarten ergeben sie sich als recente Forstwälle.

Eine irrthümliche, offenbar auf fehlerhafter Orientierung beruhende Auffassung liegt auch der a. a. O. gegebenen Beschreibung des Kuxwalls zu Grunde: „Ein zweiter sehr ähnlicher Schlaekenwall zieht sich in gleicher Richtung jenseits des Wabethales den Kuxberg hinauf. Der Wall ist hier nur einfach, erweitert sich aber oben auf dem Kux ebenfalls zu einer grösseren runden Befestigung, die aus einem Doppelwall mit triebterförmigen Vertiefungen besteht.“ Es ziehen mindestens zwei Wälle in einem Abstände von etwa 500 m von der Thalsohle her in südlicher Richtung am Bergabhang empor, keiner aber erreicht die Höhe. Sie verflachen sich bis zum völligen Verschwinden da, wo der Steilhang beginnt. Die Befestigung auf der Höhe ist nicht rund, sondern dem Verlaufe der Rückenlinie des Berges entsprechend, von langgestrecktem, fast gleichschenkligdreieckigem Grundriss mit scharfer, nach Nordwesten gekehrter Spitze; die Länge der Anlage beträgt reichlich 550 m (also über 200 m mehr als beim Burgwall), die grösste Breite an der Dreiecksbasis 200 m. Ferner ist nur an dieser Basis, quer über den Rücken hinweg, ein wirklicher Doppelwall mit

Innen- und Aussengraben vorhanden, die steilen Bergflanken beiderseits werden ebenso wie der schroffe Südrand des Burgberges nur von einfachen Wällen oder von übereinander liegenden Terrassen beberrscht. Die mannigfachen Vertiefungen hier oben, von denen übrigens nur eine wirklich trichterförmig genannt werden kann, dürften wohl ebenso wie die ählichen im Burgwall einfach die Stellen bezeichnen, wo einst Steinmaterial zur Erhöhung der Wälle und zur Anschüttung der Terrassen weggehoben ist. Dass diese nachher als sehr bequeme Feuerstellen in Benützung genommen wurden und deshalb reich an Artefacten sein mögen, lässt sich denken, aber die Annahme einer kasemattenartigen Überdachung dieser Vertiefungen hat wenig Wahrscheinlichkeit; irgend welche hierauf deutende Spuren sind wenigstens nicht vorhanden.

Auf die Richtigstellung einiger irrthümlichen Angaben des mehrfach citirten Autors, der sich um die prähistorische Erforschung des Elms verdient gemacht hat, musste hier eingegangen werden, da sie für die Beantwortung der Frage nach dem Zwecke des ganzen Befestigungscomplexes von Bedeutung ist. Es offenbart sich eben an diesem Beispiele, dass ohne genaue godäische Messungen bei der Untersuchung solcher Gegenstände in waldigem Gebiete sich erhebliche Irrthümer einschleichen können, Irrthümer, die nachher die Deutung der Objecte in eine falsche Richtung bringen. So liegt jetzt nach genauer Feststellung der Lage und des Grundrisses der einzelnen Theile dieses ganzen Befestigungscomplexes kein überzeugender Grund mehr vor, die Anlagen im Wendehai als eine gegen Osten gerichtete Deckung anzufassen und in ihnen ein gleichalteriges Pendant zum Kuxwall zu sehen, den Burgwall aber einer späteren Periode zuzuschreiben und ganz ausser Beziehung zu den ersten zu setzen.

Kuxwall und Burgwall, natürlich mit Ausnahme des quadratischen Castrums, stehen offenbar in Wechselbeziehung und sind ihrem Zwecke wie ihrer Anlage und folglich auch der Zeit nach gleichwerthig. Auf Grund des bemerkenswerthen Umstandes, dass auf dem Rücken des Kuxberges anpraktischerweise der höhere und steilere Wall nach aussen liegt, der flachere und niedrigere aber auf der Innenseite sich befindet und demnach für die Vertheidigung eigentlich keinen Werth hat, muss man vielleicht annehmen, dass dieses Werk zuerst angelegt und erst später auch der Burgberg unter Verwerbung der auf dem Kux gemachten Erfahrungen in vollkommener Weise mit höherem Innen- und niedrigerem Aussenwalle befestigt worden ist. (Vergl. Profile

3 und 4 der Karte.) So wurde ein vollständiges Festungssystem geschaffen, welches seine Front nach Westen, also dem Thalausgange zu, kehrte und die ganze Thalerweiterung, in der jetzt das Vorwerk Reitling liegt, zu einem sturmfreien Zufluchtsorte für grosse Menschenmassen machte. Das Material, aus welchem beide Wallanlagen angeführt sind, widerspricht der Annahme ihrer Gleichalterigkeit nicht, denn bei den Aufnahmearbeiten konnten in den Kuxwallaufschüssen ebensowenig Schlacken oder sonstige Spuren intensiver Feuerwirkung gefunden werden wie im Burgwall. An beiden Oertlichkeiten sind unter und in der lehmigen Erde bis oben zur Krone nur „Klappersteine“, d. h. Bruchstücke des anstehenden schiefer- und plattenförmig brechenden Wellenkalks zu sehen. In den Wällen auf und an dem Kux kommen hierzu noch in erheblicher Menge derbere, bis kopfgrosse Stücke von Schaumkalk, der nur wenige hundert Meter südlich in einem kleinen, längst verwachsenen Steinbruche aufgeschlossen ist, und von Encrinitenkalk, dessen nächstes Anstebe sich kaum 1 km südlich am Adamshai findet. Auch Bruchstücke von Kalktuff (Dackstein) sind hier in den Wällen reichlich vorhanden, vereinzelt auch nordische Geschiebe. Zur Ausfüllung der Zwischenräume scheint am Fusse des Kux vorzugsweise der leicht erreichbare Röhthon benutzt worden zu sein. Die durchaus kalkige Beschaffenheit des Steinmaterials lässt den Gedanken nicht zu, dass hier eine Verschlackung desselben könnte versucht worden sein. Jedenfalls würde doch schon der erste Regenguss die Erbauer veranlassen haben, von weiteren Versuchen in dieser Richtung Abstand zu nehmen. Die Tuffstücke und die mergeligeren Wellenkalkplatten sind vielfach zu Gruss zerfallen, aber zweifellos in Folge der Verwitterung unter dem Einfluss des Humus, wie dies auch an den natürlichen Lagerstätten geschieht. Die zwischen ihnen liegenden reineren Kalktrümer, die Schaum- und Trochitenkalle, welche durch ein Brennen besonders hüten müssen angegriffen sein, sind noch jetzt, ganz entsprechend ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung, intact und zer Splittern klingend unter dem Hammer. Die rothe Farbe an den porösen Partien einiger dieser Stücke rührt her von einer Eisenanfnahme aus den rothen Thonen, wenn nicht vielleicht schon die Eisenschüssigkeit an ursprünglicher Langerstelle vorhanden war, wofür auch manches spricht. Wenn sich hier und da wirklich¹⁾ Asche und Kohle zwischen dem Ma-

¹⁾ An einer Stelle des mittleren Seitenwalles am Kux fand ich eine Partie Kalktuff, der durch schwarzen

terial findet, so können diese auch nebst anderem Abfall zur Erhöhung auf den Wall geschüttet sein.

Die Wendehälte schliesslich können, da sie in einer Niederung liegen, nie eine andere Bedeutung gehabt haben als die eines Ausseerkes vom Burgwall. Sie können nicht als Reste eines ehemals allseitig geschlossenen langgestreckten Ringwalls angesehen werden, denn der Graben liegt bei beiden Wällen auf der Nordseite. Diese ist dadurch bei beiden als die Aussenseite gekennzeichnet, was aufs Deutlichste beweist, dass sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem südlich gelegenen Burgwall gestanden haben müssen. Sie sind deshalb sicher nicht älter, höchstens ebenso alt wie dieser.

Der strategische Zweck der gesamten Anlagen lässt sich am besten verstehen, wenn auch ihre Beziehungen zu den geologischen Verhältnissen berücksichtigt werden.

Zu dem erwähnten Quellenhorizont stehen ganz angesehentlich die Wälle am Reitling in der innigsten Beziehung. Für die Wahl gerade dieser Oertlichkeit ist nicht nur die Steilheit und günstige Lage der Berge und der Reichthum an brauchbarem Steinmaterial, sondern auch die Nachbarschaft des Wassers ausbelegend gewesen. So gewährten zunächst die sumpfigen Niederungen der Hölle und der Teufelskühe eine Rückendeckung gegen eine Umgebung der Anlagen von Osten her. Vor allem aber war hier für den Fall, dass einmal eine längere Belagerung auszuhalten war, Trinkwasser, das Allennothbrichste, genügend zur Verfügung. Am deutlichsten zeigt sich diese Rücksichtnahme auf Quellen am Kuxwall. Die früher schon erwähnte Nordwestspitze desselben führt als ein etwa hundert Meter langer Doppelwall genau auf eine Quelle zu, die noch jetzt so ergiebig ist, dass vor einigen Jahren der Versuch gemacht worden ist, in dem Abfluss derselben zur Wahe Forellenzucht anzulegen. Unmittelbar über der Quelle laufen die beiden Wälle zusammen und fallen steil zu der etwa 10 m tiefer liegenden Schöpfstelle ab. An der Nordwestabachung des Kuxes sind ausserdem noch deutlich erkennbare Spuren eines Walles vorhanden, der, von Südwesten nach Nordosten ziehend, mit seinem oberen Ende sich so an den Kuxwall legte, dass er die Quelle noch mit gegen einen von Westen kommenden Feind deckte. Das Nordostende dieses Walles ist ferner abwärts nach einer quelligen Stelle hin gerichtet, aus der ebenfalls ein Wasserchen zur Wahe sickert. Auch dieses

thönigen Hammes durch und durch so imprägnirt war, dass man auf den ersten Blick glauben konnte, eine verbröckelte Schlacke oder irgend eine verkohlte Masse vor sich zu haben.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. O.

wurde wohl ursprünglich noch durch den Wall gesichert. Zwei andere, oben schon erwähnte Wälle ziehen vom Steilfall des Berges anfangs in einem Abstände von 250 m, allmählich etwas sich nähernd, zur Wahe herab. So ist hier versucht worden, alles, was an fließendem Wasser erreicht werden konnte, durch Seitewälle zu dem Hauptwerk anzugliedern.

Nicht ganz so klar liegen die Verhältnisse am Burgwall. Eine fortificatorische Verbindung mit der Wahe ist hier nicht mehr anzufinden. Vielleicht ist eine solche überhaupt für überflüssig gehalten worden. Der weiter westwärts, also dem Thalangange, durch weleben allein grössere feindliche Scharen eindringen konnten, näher liegende und dem Vordringen derselben anerst in den Weg tretende Kuxwall schien wohl dem Burgwall eine ungestörte Verbindung mit der Wahe genügend zu sichern.

Der ringförmige Wall im sogenannten „Wartgarten“ kann bei dieser Frage, wenigstens in der Anlage, die schon heute an ihm zu erkennen ist, nicht in Betracht kommen. Mit Recht weist ihn Herr Professor Noack einer viel späteren Zeit zu. Er ist nach dem Vorkommen von grossen, quaderförmig roh behauenen und durch eine Art Mörtel mit einander verbundenen Steinen in seinem Fundamente wohl ebenso als eine frühmittelalterliche Anlage charakterisirt, wie das quadratische Castrum im Inneren des Burgwalles durch das Vorkommen von gebrannten Hohlziegeln im Boden. Es lässt sich vollkommen begreifen, dass im frühen Mittelalter die schon von Natur ungemein feste und nun durch die alten Wälle noch mehr gesicherte Lage des Burgberges zur Anlage eines Bergfrieds verlockt hat. Der Wartgarten wall liegt nun ungefähr 450 m südwestlich davon vor dem westlichen Abstarz des Berges, 90 m tiefer als dieser und bereits auf dem Röh, gerade vor dem Ausgange des schichtartigen Thälchens, welches den Bergberg selbst von dem dahinter liegenden Rücken sondert. Er bildet so thatsächlich den Schlüssel zu dem einzigen bequemeren Zugang zur Burg vom Thale aus und ist deshalb einst entschieden von grosser Wichtigkeit für die Sicherheit derselben gewesen. Es ist anob nicht ausgeschlossen, dass sich hier bereits eine ältere Anlage befunden hat, die nachher ebenso wie der Burgwall selbst wieder in Benutzung genommen und schliesslich durch das mittelalterliche Werk verdeckt worden ist.

Ob einst ein Wall vom Wartgarten zur Wahe geführt und sich dort dann weiter an einen der Seitenwälle des Kuxberges angegeschlossen hat, ist nicht mehr nachzuweisen; die Reste eines das Thal

durchquerenden Wallcs, welche heute noch erkennbar sind, scheinen sich zwar an den mittlere Seitenwall des Kux anzuschliessen, können aber ihrer ausgesprochen nordnordwestlichen Richtung nach nicht mit dem Wurtgarten in Verbindung gestanden haben.

Möglicherweise giebt die Untersuchung über den Wasserweg des Burgwalles zugleich Anflärung über den Zweck der Anlagen im Weudehai. Es ist schon erwähnt worden, dass diese beiden staffelförmig angeordneten und einander parallel von Westen nach Osten ziehenden Wälle nur ein Aussenwerk des Burgwalles gewesen sein können. Sie liegen etwa 30 m tiefer als dieser am oberen Ende des „Dettumer Grundes“, einer parallel zum Reitling verlaufenden Schlucht, und konnten wohl ein Vordringen kleiner feindlicher Scharen durch den Dettumer Grund herauf und den Versuch, von hier aus zur Umgehung des Burgwalles die Höhe zu gewinnen, verhindern. Es ist aber bemerkenswerth, dass sie gleichzeitig ein quelliges Gebiet, die sogenannte „Krugswiese“ ihrer ganzen Länge nach flankiren. Heutigentags besitzt diese Krugswiese keinen ausdauernden Abfluss mehr; dies dürfte aber darauf zurückzuführen sein, dass sie jetzt durch Abzugsgräben, um sie für Waldeultur zu gewinnen, erheblich entwässert ist. Früher muss sie wasserreicher gewesen sein und, wie die Erosionsrinne des Dettumer Grundes beweist, einem Bache den Ursprung gegeben haben. Vielleicht macht sich auch hier schon vom Untergrunde her der Einfluss des Quellenhorizontes bemerkbar, wofür die zahlreichen Erdfälle, die das Gebiet hier durchschwärmen, zu sprechen scheinen, und dürfen wir in der Krugswiese eine Miniaturnachahmung des Reitlingbeckens sehen. Deutlich ist am unteren Ende derselben noch zu sehen, dass hier ebenso der Versuch gemacht worden ist, durch Absteigen des Erdbodens die Quellen abzufangen wie unter dem Nordwestende des Kuxwalls. Jedemfalls war es für die Besatzung des Burgwalles bequemer, zur Versorgung mit Wasser den zwar etwas längeren, aber nur ganz allmählich sich senkenden Weg nach der kaum 40 m tiefer gelegenen Krugswiese zu wählen, als den steilen Abstieg südlich zur Wabe, auf welchem beim Wiederemporstiegen ein Höhenunterschied von fast 110 m zu überwinden war. —

Vorstehende Ausführungen sollen der speciellere prähistorischen Durchforschung der Reitlingbefestigungen nicht vorgreifen; sie wollen nur, um weiteren Forschungen den Weg zu bahnen, eine Uebersicht geben über die allgemeinen Beziehungen, welche dieselben zu einander und zu der Umgehung nach dem topographischen und geolo-

gischen Befund gehabt haben müssen. Danach gehören diese Anlagen dem Zwecke und der Zeit nach zusammen und bilden ein System, das einst bestimmt war, den Bewohnern der westlichen Ebene und ihrer Habe als Zufluchtsstätte zu dienen, wenn das offene Land gegen raubende und mordende Schaaren übermächtiger Feinde nicht zu halten war. Sie lassen wohl an ein Volk schliessen, welches seinen Feinden zwar in der Cultur, nicht aber in kriegerischer Tüchtigkeit überlegen war.

Herr Th. Voges:

Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling im Elm.

Die Landstrasse, die von Westen her den Zugang zu dem breit hingelagerten Elm vermittelt und heute auch den langen Wagenzug der Anthropologen aufgenommen hat, führt von dem Dörfchen Erkerode her durch das Thal der Wabe mitten in den Wald hinein. Es heisst gewöhnlich das Reitlingthal, weil dort im stillen Wiesengrunde nahe der Wabequelle das Vorwerk Reitling liegt. Hier stand ehemals eine Feste der Aaseburger, die aber bereits 1260 wüst war.¹⁾ Dies Thal hat, wie freilich der Elm überhaupt, von jeher für die Freunde heimischer Geschichte grosse Anziehungskraft ausgeübt. Hier sind es besonders die Befestigungsanlagen, die den Forscher fesseln. Nicht nur das Vorwerk war sonst von Wällen umgeben, es finden sich noch andere Werke im Thale selbst, ausserdem aber auf den benachbarten Höhen. Auf dem Bergzuge, der sich südlich der Wabe erhebt, liegt auf dem westlichen Ausläufer des Kuxberges eine dreieckige Burg.²⁾ Da, wo sie mit der Hauptmasse zusammenhängt, ziehen quer über den Berg Rücken zwei Wälle, von denen auffallender Weise der äussere höher ist als der innere. Während im Südwesten der steile Abhang nach dem Riefengrunde hin einen weiteren Schutz unnötig erscheinen lässt, zieht im Norden ein niedriger Wall bis zu einer Quelle, die an der Spitze des Dreiecks liegt.

Die Anlage dieses Ahschnittswalles erinnert an die Erdburg, die der Abt Engilbert von St. Gallen im Frühlinge 926 bei dem Heranzuge der wilden Ungarn zum Schutze der Seiuigeu rasch errichtete. (Freilich sind hier die grossartigen Ver-

¹⁾ Aaseburger Urkundenbuch I. Nr. 302 und 318.

²⁾ Die Localgeschäftsführung hatte den Theilnehmern an der Versammlung eine Karte der vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling gewidmet. Diese ist aufgenommen von F. Kahle und H. Lühmann und im Massstabe von 1:5000 gezeichnet von H. Lühmann.

hältnisse der Alpenwelt in die beseideneren Formen des nordharmischen Hügellandes übertragen.) Auf einem schmalen Bergbalse, der an drei Seiten von dem Flusse Sintrianum umzogen war, wurden Bäume gefällt, Gräben gezogen und Wälle angeworfen. So wurde, wie der Chronist erzählt, ein befestigter Platz von grosser Stärke geschaffen, und die Klosterleute fanden hier ane in der That eine siebere Zufluchtsstätte.¹⁾

Von der dem Wabelhale zugewandten Seite der Kuxbefestigung ziehen drei Wälle den Abhang hinunter. Der mittlere von ihnen ging ehemals zwischen den von der Wabe gebildeten Teichen quer durch das Thal.

Hier nun im Wiesengrunde liegt das Reitlingsvorwerk, das früher, wie schon hemerkt, auch befestigt war. Es hatte drei Wälle ringsum, so dass man das Gehöft zweimal mit Wasser umgeben konnte.²⁾

Bereits nördlich vom Bache findet sich am Fusse des Burgberges ein Rundwall, der sogenannte Wohrtgahren. Die Südhälfte ist leider 1886 eingeebnet und in Ackerland verwandelt worden. Das andere Stück liegt noch ziemlich erhalten im Buchenwalde. Der Durchmesser beträgt etwa 100 m. Die Wallhöhe ist nicht mehr bedeutend. In diesem Ringwalde wurden beim Abtragen Steine gefunden.³⁾

Nähe dem Wohrtgahren ist eine trichterförmige Vertiefung mit aufgefundenem Herd. Weiterhin gegen Osten zwischen dem Reitlingsvorwerke und dem Gypshuche liegt links vom Wege ein Ackerstück, das von Alters her den Namen Heidenkirchhof führt. Da sind auch Urnen gefunden worden.

Doch hiermit sind die vorgeschichtlichen Stätten und Befestigungen noch nicht abgeschlossen. Grösser und mächtiger als der Abschnittswall auf dem Kuxberge ist die Erdburg auf dem nördlichen Höhenzuge, dem Burgberge. Mit grosser Umsicht ist dieser Ort ausgewählt, denn eine lange Strecke der Umgrenzung war schon von Natur gesichert. Der Grundriss bildet eine unregelmässige, länglich-

runde Figur von etwa 350 m Länge und 170 m Breite. Im Nordosten, besonders aber im Osten ragen hohe Wälle auf, deren innerer von der Grabensohle wohl 6 m hoch ist. Da wo sich im Norden eine Schlucht niedersenkt, ist nur ein niedriger Wall aufgeworfen. Die Südseite hat, weil hier die Burg sturmfrei ist, nur auf einer kleinen Strecke einen Wall. Ungefähr in der Mitte der Burg steht eine Ulme, deren Wipfel über die Waldlinie weit hinausragt, so dass man daran schon aus der Ferne den Ort der Burg erkennen kann. Westlich von ihr liegt das Kernwerk, ein rechteckiger Platz, der an drei Seiten von einem Walle umzogen ist, während die vierte an den steilen Sülabhang stösst. An dieser Stelle sind Bruchstücke von Ziegeln und Schieferplatten gefunden, so dass es den Anschein hat, als habe hier ein mittelalterliches Gebäude gestanden. Das darf indess nicht Wunder nehmen. Denn die im Laufe der Zeiten immer wieder einbrechende Noth veranlasste die bedrohte Bevölkerung ane noch später wiederholt in den alten Burgen Schutz zu suchen.⁴⁾ Auch sind im Mittelalter mehrfach innerhalb vorgeschichtlicher Umwallungen Thürme oder Burgen aufgeführt worden, so auf dem Harly, so auch in der Eilmsburg und noch an anderen Orten.

Das sind unsere Reitlingsburgen. Es möchte wohl in Niedersachsen nicht so leicht zum zweiten Male vorkommen, dass ein so stilles Waldthal nicht nur unten am Bache selbst, sondern auch auf den beiden einschliessenden Höhen befestigt ist. Noch bedeutsamer werden diese Stätten durch die in der Nähe liegenden Gräber und Mardellen, wie auch durch den Heidenkirchhof unten in der Nähe des Wohrtgahrens.

Unahweisbar drängen sich dem Wanderer immer wieder die Fragen auf: Wann sind diese Erdburgen angelegt? Zu welchem Zwecke wurden sie errichtet? Sind sie gleichzeitig aufgeworfen, oder entstanden sie nach und nach, hier früher, dort später? Vor der Hand ist es noch nicht möglich, diese Fragen zu beantworten. Keine Chronik berichtet uns von den Reitlingsburgen, nicht einmal die Sage weiss von ihnen zu erzählen. Man schreibt sie der vorgeschichtlichen Zeit zu, die für unsere Gegenden mit dem Jahre 782 endet. Indess die Erfahrung, die man bei der Untersuchung anderer angeblich der vorgeschichtlichen Zeit angehörenden Befestigungen gemacht hat — es sei hier nur an die sogenannte Pappenheimer Schanze auf dem Galgenberge bei Hildesheim, wie auch an die Landwehr erinnert, die sich von den Quellen der Diemel bis

¹⁾ Ekkehard's IV. Casus S. Galli, übersetzt von G. Meyer von Knonan (Geschichtschreiber d. deutschen Vorzeit. Zehntes Jahrhundert, Band XI). Fünftes Buch, Kap. 51. 55 und 56.

²⁾ Ich verdanke diese Angabe den Mittheilungen des alten Herrn A. Lambrecht, der aus dem nahen Erkerode gebürtig ist und viele Jahre Wirth auf dem in der Nähe des Vorwerks gelegenen Wirthshause war.

³⁾ A. Lambrecht, der den Wall mit abgetragen hat, spricht auch von Mörten, der zwischen den Steinen war. Die Steine schaffte er nach seinem Wirthshause und benutete sie hier sowohl bei der Aufführung der Grundmauer zur Scheune und zum Pferdestable, als auch zum Ban der Grenzmauer (der Terrasse) vor dem Hause.

⁴⁾ A. von Cohausen. Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters. Seite 5, 6, 36.

zum Harze hinzieht — alle diese Ergebnisse neuerer Untersuchungen mahnen zur Vorsicht. Eins darf mit Gewissheit gesagt werden: Diejenigen, die diese Gräben ausobten und die Wälle aufwarfen, gehörten bereits einer ackerbauenden Bevölkerung an, denn sie besaßen Hacke und Schanfel. Auch die Anfänge staatlicher Ordnung müssen vorhanden gewesen sein, denn solche Werke können nur von Genossenschaften, von Wehrverbänden angeführt werden.¹⁾ Und noch ein anderes scheint gewiss zu sein: sie heissen im Volkumde Burgen, und solche sind es wohl in der That gewesen, Bergungs- und Fliehstätten, bestimmt, in Noth- und Kriegszeiten die Bewohner des Reitlingthales und der naheliegenden Siedelungen in der Ebene und auf den Höhen mit ihrem Hab und Gut aufzunehmen und vor der zufahrenden Hast räuberischer Horden zu schützen. Schon der Damm, der einst querüber das Thal durchzog, war wohl geeignet, zumal wenn er oben mit einem Gebüch versehen war, das Reitlingsgehöft vor plötzlichen Ueberfällen zu sichern.

Aber noch ein anderer Umstand muss beachtet werden. Aus der Betrachtung aller dieser Befestigungsanlagen ergibt sich, dass sie — vorausgesetzt, dass alle aus ein und derselben Zeit stammen — wohl geeignet waren, den Uebergang aus dem Reitlingsthal über die Höhe nach der Schnatterneriedung hin zu verlegen. Von dem in die Bergmasse des Elmes tief eingeschnittenen Wabthale war ein Aufstieg nach den Quellhöhen der Schnatter und zwar durch den Herzberggrund, leicht zu bewerkstelligen. Manche Anzeichen deuten untrüglich darauf hin, dass der Elm in vorgeschichtlicher Zeit mehr besiedelt war, als dies heute der Fall ist. Alte Dorfnamen, wie Langeleben, Brunnsleben erinnern an die Gründungen der aus dem Norden herangezogenen Warnen und eröffnen den Blick in längst vergangene Zeiten, wo nach dem Abzuge der Angeln jener Stamm hier einrückte. An mancher Flur, an mancher Stelle in Feld und Wald haften merkwürdige Namen, wie Wüste Kirche, Teufelsküche, Hölle, Dietweg, Lanseberg und Heidenkirchhof. Halbverklungene Sagen erzählen von Riesen und Zwerge, von untergegangenen Dörfern, von einem vergabenen goldenen oder beidnischen Altar. Dazu werden Stingeräthe mannigfacher Form und Bronzesachen gefunden, auch Handmühlen und Reibsteine. Im stillen Walde, seitab von den selten betretenen Pfaden liegen Steinkeiten, wie jene auf dem Adamsbühl, oder flache Kegelgräber, so im

Breiten Berge, im Hemmekroder Holze, im Kab Springsgehähe. Nebenbei bemerkt zeigen einige dieser Hügelgräber eine verkrustete Oberfläche.

Dann sind weiter da im Elmwalde an verschiedenen Stellen triebterförmige Vertiefungen von regelmässiger Gestalt vorhanden, oft zwei und zwei nebeneinander, die als Mardellen angesehen werden. In einer solchen Grube im Westbüchzen oberhalb Erkerode lagen Herdsteine, in der Asche fanden sich Knochen, Thonscherben, ein Feuersteinmesser und eine gut erhaltene Todtennrre. Alle diese Dinge lassen den Schluss zu, dass der Elm in vorgeschichtlicher Zeit nicht durchweg von Wald bedeckt war, sondern auch Ansiedelungen trug, in deren Nähe Felder lagen und Weiden sich hinzogen. Die Wäldente aber standen — das ergibt sich schon aus den Funden — mit der Bevölkerung hüben und drüben in naher Verbindung. Hier liegen die Urnenfelder von Lucklum, Erkerode und am Reitling, da die Heidenkirchhöfe von Langelchen, Lelm, Räkke n. a. s. Schwierlich werden die ersten Bewohner vom Reitling und von Langeleben sich in der Wildnis angesiedelt haben, sondern an einer wenn auch nicht länderverknüpfenden, so doch wenigstens bewohnbare Gegenden verbindenden Strasse. Und diesen Pass von Westen her zu sperren, erscheinen die Reitlingsburgen recht zweckdienlich. Zwar könnte man einwerfen, der Elm sei ja mit geringem Zeitaufwande leicht zu umgeben. Heute ist das freilich der Fall. Aber nicht immer lagen die Dörfer, deren Gemarkungen bis an die Höhen reihen, so frei und offen im Felde wie jetzt. Es sind sichere Anzeichen dafür vorhanden, z. B. die vielen Dorfnamen mit -rode im Norden und Nordwesten, dass der Wald ehemals von der Schnatter bis zum kleinen Bruche reichte.

Doch um diese und so viele andere Fragen endgültig zu lösen, dazu bedarf es noch mancher Arbeit. So ist ein Verzeichniss der Fundorte vorgeschichtlicher Gegenstände des Elmes sehr wünschenswert. Dann müssen die Namen der Forstorte und Waldwege gesammelt werden. Nothwendig ist ferner die Kartirung sämmtlicher Burgen des Elmes und der Umgebung, z. B. der ausgedehnten Schnatterbefestigungen. Vor allem aber müssen die noch vorhandenen Gräber geöffnet und die Burgwälle untersucht werden, damit auch Geräte und Gefässe, Knochen und Topfscherben zu Worte kommen. Durch diese Arbeit wird das, was heute noch fraglich und ungewiss ist, klarer hervortreten, und die alten Verhältnisse dieser vorgeschichtlichen Culturstätte werden dem Verständniss näher gerückt werden. (Schluss der II. Sitzung.)

¹⁾ A von Cohansen, a. a. O., S. 6, 7, 37, 70.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang, Nr. 12.

Erscheint jeden Monat.

Dezember 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren, a. S. 10 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: **Geschäftliches:** Entlastung des Schatzmeisters und Etat für 1899. Bestimmung des Ortes und der Zeit für die XXX. Versammlung. Neuwahl des Vorstandes. — **Fortsetzung der Vorträge:** R. Virchow: Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreussen. — Köhl: Neue steinzeitliche Gräber bei Worms. Dann Virchow. — F. Grabowsky: Neue neolithische Fundstellen im Herzogthum Braunschweig. — Grabowsky-Telge: Ueber einige im Thale der Lippe (Unterlippe) bei Wesel entdeckte neolithische Fundstellen. — Waldeyer: Ueber angeborene Verschiedenheiten am menschlichen Hirn. — J. Ranke: Demonstration eines Menschen- und Orangutan-Schädels mit Scheitelbeinnaht, sowie eines Instruments zur Gannennessung. — R. Virchow: Bearbeitete Rhinocerosknochen aus dem Braunschweiger Diluvium. Dann Makowsky, Virchow. — G. Fritsch: Ueber Entstehung der Basismerkmale des menschlichen Nasopharynx. — M. Mechi: Ueber einen Friedhof aus der Lombardzeit. — Raschik: Ueber einen merkwürdigen Goldringfund. — v. Andrian: Zur Entwicklungsgeschichte der Ethnologie. — Teich: Die Entdeckung der Zimmeln (der Kassiteriden) an Hand von Ariens' Ora maritima. — J. Meis: Ueber die größte Breite des Schädels. — F. Birkner: Einiges über Zwergenwuchs. — Schlussreden: R. Virchow, W. Blasius, R. Virchow. — Rednerliste. — Nachtrag zur Theilnehmerliste. — Vorträge. — Aeusserer Verlauf des Congresses.

Der Vorsitzende:

Die Sitzung ist eröffnet.

Geschäftliches.

Zuerst erfolgte die Berichterstattung des Rechnungsausschusses, worüber Seite 101 und 102 referirt worden ist.

Wahl des Ortes für die XXX. Versammlung.

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Ich habe eine ganz ansehnlich freundliche Einladung von Herrn Bürgermeister und dem Magistrat der Stadt Lindau der Gesellschaft zu überbringen, die nächste allgemeine Versammlung in dem schönen Lindau am Bodensee abzuhalten. (Bravo.)

Es ist das ja schon lange unser Wunsch gewesen, einmal wieder nach Süden zu gehen und ganz speciell nach Lindau. Dort wird sich auch Gelegenheit ergeben, wieder einmal mit unseren schwäbischen Freunden in recht enge Fühlung zu treten. Ich möchte Ihnen daher vorschlagen, da auch keine andere Einladung gegenwärtig vorliegt, die Vorstandschaft zu beauftragen, mit den Herren in Lindau in nähere Verbindung zu treten, und speciell hätte ich die Gesellschaft, Lindau als Congressort für das nächste Jahr zu wählen.

Herr Medicinalrath Dr. Hedinger-Stuttgart:

Als Vorstand des Württembergischen anthropologischen Vereins und als Schwabe möchte ich mir erlauben, diesen Vorschlag dringend zu befrworten; es sind schon mehrere Jahre, dass Sie nicht mehr bei uns im Süden waren, und wir hegen alle die lebhafteste Hoffnung, dass Sie von Lindau aus die Fundstätten des schwäbischen Meeres mit Ihrem Besuche besuchen, umso mehr, als die jüngere Generation dieselben doch noch nicht kennt. Wer etwa noch die benachbarten Fundstätten kennen lernen will, dem stellen wir uns natürlich zur Verfügung. Sollte der eine oder andere der Herren unsere Residenz besuchen, mit ihnen allerdings noch nicht vollständig geordneten Sammlungen, so würde es uns zur größten Freude gereichen und wir es uns zur Ehre rechnen. Wir können nicht warten, bis wir unsere ethnographischen Sammlungen in Ordnung bringen, das fehlt es an Raum und auch an Zeit. Ich glaube, die Bitte, die ich speciell im Namen des württembergischen Vereins vortrage, wird Ihrerseits in freundlicher Weise angenommen werden.

Der Vorsitzende:

Die Abstimmung ergibt die einstimmige begehrteste Wahl von Lindau als Ort der XXX. allgemeinen Versammlung. (Bravo!)

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Wir haben den Gedanken, dass möglicherweise bei dieser Versammlung in Lindau auch eine gemeinschaftliche Tagung mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft stattfinden könnte. Wir haben ja bis jetzt ungefähr in Zeiträumen von 5 Jahren solche gemeinsame Versammlungen gehabt, daher möchte ich bitten, den Vorstand zu beauftragen, für die nächste allgemeine Versammlung wieder wenn möglich eine solche gemeinschaftliche Tagung mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft in die Wege zu leiten, mit der wir ja durch unseren Vorsitzenden, Freiherrn v. Andrian, glücklicher Weise in persönlicher Union sind. Vielleicht lässt sich von Lindau aus auch der so lang gehegte Wunsch eines Besuches der wichtigsten anthropologisch-prähistorischen Museen der Schweiz von Seite der sich dafür interessirenden Mitglieder unserer Gesellschaft anführen. Ich stelle mir einen solchen Besuch in der Schweiz als einen ganz officiellen und privaten vor, auch ist das bisher nur ein persönlicher Gedanke von mir, über dessen Ausführung noch näher zu erörtern sein würde.

Der Vorsitzende:

Ich darf wohl bemerken, dass es sich dabei nicht um eine officielle Action handeln würde. Der Vorstand hat ja immer die Ernüchtigung gehabt, in Bezug auf

Ort und Zeit etwas weitergehende Anordnungen zu treffen; ich erinnere daran, dass wir vor noch nicht langer Zeit bei einer Versammlung im Rheinlande noch weitere Städte in den Besenkreis der Gesellschaft hineingezogen haben. So würde es möglich sein, dass wir jenseits der Grenze, was ja in Aussicht steht, noch irgend eine schweizerische Localität besuchen.

Freiherr Dr. v. Andrian-Werburg-Wien:

Ich möchte mir nur erlauben zu bemerken, dass in Wiener Kreisen eine grosse Geneigtheit besteht, einen gemeinschaftlichen Congress wie in Innsbruck abzuhalten, und zwar direct, einen Besuch auf deutschem Boden zu machen. Ich zweifle nicht, dass irgend eine Form gefunden werden wird, um eine erspriessliche Cooperation zu ermöglichen. Ich werde jedenfalls alles aufbieten, um dies zu Stande zu bringen.

Wahl des Local-Geschäftsführers für Lindau.

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Ein ausgezeichnete Kenner der Geschichte und Vorgeschichte von Lindau und seiner Umgegend ist Herr Senior Pfarrer Reinwald, er hat sich erboten, die Geschäftsführung zu übernehmen. Es ist in Aussicht genommen, ein grösseres geschäftsleitendes Comité in Lindau zusammenzusetzen, an dessen Spitze dann der Herr Bürgermeister und Herr Reinwald stehen sollen. Ich bitte die Gesellschaft also, Herrn Senior Reinwald als Geschäftsführer wählen zu wollen.

Die Wahl erfolgt einstimmig.

(Schon bald nach Beendigung des Congresses in Braunschweig traf die ganz unerwartete Trauernachricht von dem Tode des neugewählten Herrn Geschäftsführers Senior Pfarrer Reinwald ein. Auf Vorschlag des Herrn rechtskundigen Bürgermeisters Schüllinger wurde von der Vorstandschaft Herr Rector Dr. Kellermann als Localgeschäftsführer gewählt, welcher diese Wahl mit erfreulicher Bereitwilligkeit angenommen hat.)

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Ich habe Ihnen noch eine erfreuliche Mittheilung zu machen: es stehen nämlich auch schon wieder Einladungen für spätere Jahre in Aussicht. So haben wir hier eine sehr freundliche Einladung durch Herrn Major Dr. Förtsch ans Halle erhalten; Herr Major Dr. Förtsch ist direct beauftragt, uns zu sagen, dass man in Halle uns recht freundlich aufnehmen würde, wenn wir einmal nach Halle kommen wollen.

Bestimmung über den Zeitpunkt des Congresses.

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Wie der Herr Bürgermeister mittheilt, wird es für den Besuch von Lindau besser sein, wenn wir etwas spätere Zeit als gewöhnlich für den nächstjährigen Congress wählen, vielleicht erst gegen Mitte September; dann ist die grosse Hochfluth von Gästen, die das schöne Lindau besuchen, vorüber und wenn, wie dahin angekündigt wurde, vielleicht eine private Reise nach der Schweiz angeschlossen werden soll, so würde das auch besser passen, wenn wir da nicht in die eigentliche Saison hineinkommen. Ich möchte deshalb

in Uebereinstimmung mit Herrn Sökeland den Antrag stellen, der Vorstandschaft die Bestimmung der Zeit zu überlassen und ins Auge zu fassen, dass dieser Zeitpunkt etwas später gelegt werde als in den letzten Jahren.

Herr Heger-Wies:

Ich möchte mir nur die Bemerkung erlauben, dass im nächsten Jahre ein Archäologencongress in Kiew stattfindet, und zwar beginnt er am 20. August alten Stils und dauert drei Wochen. Es werden vielleicht doch Herren aus Deutschland da sein, welche diesen Congress besuchen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, damit keine Collision stattfindet. Es ist das nur eine Bemerkung, die ich der Vorstandschaft zur Berücksichtigung anheimgeben möchte.

Der Vorsitzende:

Auf die verschiedenen Anfragen und Anträge hinsichtlich der Zeit befragt der Vorsitzende den Vorstand an ermächtigen, für das nächste Jahr eine etwas spätere Zeit zu wählen, und ihm anheimzugeben, nach den nöthigen Specialrecherchen sich über den Zeitpunkt schliesslich zu machen, da das heute schon zu thun doch ein wenig zu früh sein dürfte. Dem Vorstand wird diese Ermächtigung ertheilt.

Neuwahl des Vorstandes.

Der Vorsitzende:

Es sind nur die drei Vorsitzenden zu wählen, da der Generalsekretär und Schatzmeister auf mehrere Jahre gewählt sind und in diesem Jahre keine Neuwahl derselben vorzunehmen ist.

Herr Medicinalrath Dr. Hedinger-Stuttgart

beantragt dem bisherigen Gebrauche gemäss durch Acclamation Herrn Geheimrath Waldeyer als ersten Vorsitzenden und die Herren Virchow und v. Andrian als Stellvertreter zu wählen. (Geschickt.)

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich bin bereit, die Wahl anzunehmen und danke für das mir bewiesene Vertrauen.

Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow:

Was die beiden anderen Herren subtrifft, Herrn Baron von Andrian und meine Person, so ist Herr von Andrian immer bereit gewesen zu erscheinen, wenn wir ihn gebraucht haben, und von mir wissen Sie, dass ich geneigt bin, solange ich arbeiten kann, auch noch zu arbeiten. Von meiner Seite erfolgt also kein Widerspruch. Damit ist der Vorstand constituirt.

Fortsetzung der Vorträge.

Der Vorsitzende:

Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreussen.

Es ist ein Brief eingegangen von dem Herrn Oberpräsidenten von Westpreussen, dem früheren Staatsminister von Gossler. Er hat die hier auf-

gehängten Wandtafeln übersendet, welche zunächst bestimmt sind für den Schulunterricht und für demonstrative Vorträge in Westpreussen; sie schliessen sich an die reichen anderen Publicationen dieser Art, die in den verschiedenen Provinzen und Staaten unseres Vaterlandes schon erschienen sind, aber sie unterscheiden sich, wie Sie vielleicht sehen werden, durch einige sehr bemerkenswerthe Umstände: erstens durch die Grösse der Bilder, wodurch die Objecte auch für die Unerfahrenen etwas verständlicher werden, zweitens dadurch, dass sie in bestimmte Gruppen gesondert sind, denen ein gewisses locales Colorit gegeben ist, indem in ungefähren Zügen zur Anschauung gebracht ist, wo die Gegenstände gefunden worden sind. Sehr interessant sind die westpreussischen Regionen links von der Weichsel. Die Region der Gesichtsurnen, die der arabischen Funde, die der Hallstatt- und Latèneperiode, die grossen Ebenen der Thebelschen Heide u. s. w., sind in der That recht demonstrative Darstellungen. Es wird sich ja vielleicht bei einer genaueren Prüfung manches ergeben, was vielleicht noch anders ausgeführt werden könnte, aber im Grossen und Ganzen denke ich, können wir diese Tafeln als Mustertafeln für künftige Ausführungen bezeichnen. Aber noch mehr als musterhaft ist das Verhalten der Provinz selber; diese Karten sind nämlich rein aus Privatmitteln hergestellt worden, es ist nichts vom Staate oder der Provinz geschehen, wie wir hören. Der Herr Oberpräsident interessirt sich sehr lebhaft dafür, aber Geld hat er nicht zu geben gehabt. Dagegen hat sich ein unternehmender Verleger gefunden und es hat sich ein ungewöhnlicher Eifer in den einzelnen Gemeinden entwickelt; eine grosse Anzahl von Gemeinden hat für ihre Schulen die Tafeln sofort bestellt. Die erste Auflage ist total vergriffen, sodass schon jetzt, nach ganz kurzer Zeit, eine zweite in Aussicht steht.¹⁾ Selbst ganz kleine Ortschaften haben die sämtlichen Tafeln gekauft. Der Oberpräsident schreibt, dass er wünscht, wir möchten speciell der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft die Tafeln vorlegen; er selbst hat sie schon früher dem Germanischen Museum übergeben, wo man sie mit grosser Theilnahme und Anerkennung aufgenommen hat. Er schliesst mit dem Wunsche, dass auch die diesjährige Versammlung reich an Belehrung verlaufen möge. Wir müssen ihm ganz besonders dafür danken, dass er auch diese Sache in seine Hand genommen hat.

(Bravo!)

¹⁾ Inzwischen ist diese zweite Auflage erschienen und schon eine dritte in Vorbereitung. D. Red.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Neue steinzeitliche Grabfelder bei Worms.

Werden vereinzelte neolithische Gräber bei uns am Mittelrhein im Vergleich zu Gräbern aus späteren Perioden schon ausserordentlich selten angetroffen — und nach den Ausführungen des Herrn Vorsitzenden bei Eröffnung der Versammlung scheint das ja auch im allgemeinen im übrigen Deutschland der Fall zu sein —, so gehören Entdeckungen von mehreren zusammengehörigen Gräbern dieser Art, also Gruppen solcher Grabstätten, oder gar Entdeckungen von grösseren geschlossenen Grabfeldern der neolithischen Periode schon zu den archäologischen Seltenheiten ersten Ranges. In der Literatur waren bisher nur die wenigen Funde von dem einen, leider nicht sachgemäss angeordneten Grabfeld „am Hiakelstein“ in der Nähe von Worms durch Lindenschmit, sowie ein einzelner Grabfund von Kirchheim an der Eck in der Pfalz durch Mehlis bekannt geworden, welche letzteres Grab jedoch ausser einem mit einem schalenleistenförmigen Steinkeil ausgerüsteten Skelette nichts enthalten hatte; namentlich kamen gar keine Gefässe hier zum Vorschein, sondern nur einige ganz unbedeutende Seherhebe. Wie selten derartige Grabfunde überhaupt sind, geht schon daraus hervor, dass das an Funden aus allen anderen Perioden so ausserordentlich reiche Museum von Mainz an Grabfunden aus der neolithischen Zeit, ausser den wenigen Gefässen und anderen Gegenständen vom Hiakelstein, nur noch ein einziges Gefässchen aus einem vereinzelten neolithischen Grabe bei Niersteia besitzt.

Diese eben genannten wenigen Gegenstände bildeten bis vor zwei Jahren das ganze Material, welches wir an Gräberfunden aus der neolithischen Periode am Mittelrhein besaßen.

Da glückte es mir Ende des Jahres 1895 in Worms selbst, auf der dieht am Rheine gelegenen, sogenannten Rheingewann, ein ganzes Grabfeld der neolithischen Periode zu entdecken, welches 69 völlig unversehrte Gräber enthielt und ein reiches Material an Skelettresten, an Gefässen, Steingeräthe, Schmucksachen aus Stein und Muscheln und Anderes mehr lieferte. Die Herbe, die vor zwei Jahren in Speyer gewesen sind und den Auszug von da nach Worms mitgemacht haben, werden sich vielleicht noch des in Speyer gehaltenen Vortrages, sowie der ihnen in Worms überreichten kleinen Festschrift,¹⁾ welche die Ausgrabung behan-

delt, und der ausgegrabenen Sachen selbst erinnern. Das, was damals in der Festschrift fehlte und auch wegen der Kürze der Zeit nicht behandelt werden konnte, war die Messung und Beschreibung der menschlichen Ueberreste, namentlich der Schädel. Dies ist nun im vergangenen Herbstes nachgeholt worden, und zwar hat Herr Geheimrath Virchow die grosse Güte gehabt, unserem dahingehenden Wunsche zu willfahren und sich der höchst dankenswerthen Mühe unterzogen, in Worms selbst diese Messungen vorzunehmen. Ebenso war Herr Dr. Schötensssek aus Heidelberg so liebeswürdig gewesen, die Bestimmung der Thierknochen, die den mitgegebenen Speisen angehören, welche Bestimmung mir aus Mangel an Zeit nicht möglich gewesen war, bei Herrn Professor Studer in Bern und mit dessen Hilfe vorzunehmen. Beide Untersuchungen sind im vorigen Jahre in der Zeitschrift für Ethnologie (S. 464—475) erschienen. Für die Herren, welche die Schrift über das Wormser neolithische Grabfeld noch nicht kennen, habe ich hier ein Blatt mitgebracht, welches alle darin enthaltenen Abbildungen wiedergibt, so dass Sie die Abbildungen der Gräber, sowie der Gefässe mit den später noch zu zeigenden Photographien eines weiteren neu entdeckten Grabfeldes gut vergleichen können.

Ausser diesem, Ende des Jahres 1895 entdeckten neolithischen Grabfelde von Worms gelang es mir nun im Frühjahr des vorigen Jahres wieder ein solches in der Umgebung von Worms aufzufinden, welches zwar nicht so gross ist wie das eben genannte, aber dennoch einige 20 Gräber enthalten hat. Dieses Grabfeld liegt bei Wachenheim an der Pfrimm, $2\frac{1}{3}$ Stunden westlich von Worms und ist in der Luftlinie gemessen nur 25 Minuten von dem Grabfelde „am Hiakelstein“ entfernt, ein Beweis, wie verhältnissmässig dieht schon zur neolithischen Zeit diese Gegend besiedelt gewesen sein muss. Das Grabfeld liegt am Südabhang des Pfrimmthales und es hat eben diese Lage am Bergabhang leider bewirkt, dass ein grosser Theil der Gräber zerstört worden ist, indem die Erde über den Grabstätten im Laufe der Jahrtausende sich zu stark abgehaut hatte, sodass die Skelette zu nahe an die Oberfläche gerückt waren und dadurch bei der Bodenbearbeitung zum Theil durch den Pflug zerstört worden sind. Auf diese Weise waren von einigen zwanzig Gräbern nur sechs noch soweit erhalten geblieben, dass sie einigermaßen genau untersucht werden konnten. Die Untersuchungen sind jedoch noch nicht vollständig abgeschlossen, denn die Gräber scheinen sich noch in die benachbarten Acker hinein zu erstrecken; es besteht daher die Hoffnung, dass sich noch mehr

¹⁾ Köhl, „Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung.“ Worms 1896, aus welcher Schrift auch die folgenden Tafeln Nr. I—VI und VIII—IX entnommen sind.

Gräber und hoffentlich auch noch unversehrte finden lassen werden.

Die Gräber sind Flachgräber ohne jede Steinsetzung im Innern. Sie sind alle von Südwesten nach Nordosten orientirt, also umgekehrt wie die des Grabfeldes von Worms, welche sämmtlich von Südosten nach Nordwesten gerichtet waren. Sie enthalten, ebenfalls im Gegensatz zu den Wormser Gräbern, nur liegende Hocker. Die Skelette liegen auf dem gewachsenen Boden und sind mit altem Culturboden bedeckt, und zwar sind sie alle auf der rechten Körperseite liegend, mit stark angezogenen Extremitäten bestattet werden. Diese Verhältnisse liessen sich auch bei den als zerstört bezeichneten Gräbern noch mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Die sechs erhaltenen Gräber, welche zwar auch nicht mehr alle ganz intact waren, enthielten nur wenige Beigaben, wie überhaupt die Wachenheimer Gräber weniger reich mit Beigaben, namentlich mit Gefässen, ausgestattet waren, wie die von Worms, doch lassen die aufgefundenen Scherben deutlich erkennen, dass sie demselben Gefässstypus angehören wie die Wormser Gefässe. An weiteren Beigaben wurden noch Steinmeissel, Steinbeile, Feuersteinmesser und Schaber, sowie Thierknochen, die von den mitbegrabenen Speisen herkommen, gefunden. Ebenso fanden sich dieselben rothen Farbknohlen wie in den Wormser Gräbern, welche aus rothem und gelbem Eisenocker bestehen. In einem Grabe zeigte sich auch ein Stück Hämatit. Diese Substanzen wurden bekanntlich von den Neolithikern zum Färben oder Tätowiren der Haut benutzt.

Die Untersuchung des noch übrigen Theiles des Grabfeldes soll demnächst erfolgen.

Ein neues, grösseres und völlig intactes neolithisches Grabfeld, also das dritte innerhalb 2 1/2 Jahren, hatten wir nun das Glück in diesem Frühjahre aufzufinden, und es hat der Alterthumsverein Worms alsbald unter meiner Leitung mit der Aufdeckung desselben begonnen.

Bei Erdarbeiten zur Legung eines Bahngleises bei Rheindürkheim, der nächsten, 1 Stunde nördlich von Worms gelegenen Ortschaft, wurde ein Gefäss gefunden und nach dem Museum von Worms gebracht. Bei der Reinigung desselben konnten wir alsbald erkennen, dass es ein ganz charakteristisches Gefäss der rheinischen Bandkeramik war, und so eilte ich denn sofort an Ort und Stelle, um die näheren Fundumstände zu ermitteln. Ich konnte da noch feststellen, dass die Arbeiter ein wohlerhaltenes Grab angetroffen, jedoch ziemlich alles in demselben bis auf das eine Gefäss zerstört hatten; in der ausgehobenen und bereits abgefahrenen Erde fand ich noch einen Handmühl-

stein aus Sandstein — der dazu gehörige Reibstein war verloren gegangen —, verschiedene Gefässscherben von grossen, schön verzierten Gefässen und einige Theile des Skelettes noch in ihrer ursprünglichen Lage.

Da nun anzunehmen war, dass dieser Fund kein vereinzelter gewesen sein konnte, sondern mit Recht vermuthet werden durfte, dass die Verhältnisse hier ebenso liegen würden wie in Worms, am Hinkelstein und in Wachenheim, so beschloss ich, die nächste Umgebung des Grabes systematisch zu untersuchen. Dazu bestimmte mich namentlich die grosse Aehnlichkeit in der Lage des zu vermuthenden Grabfeldes mit dem von der Rheingewann, namentlich die vollkommene Uebereinstimmung der geologischen Verhältnisse beider Localitäten. Auch hier liegt der Ort Rheindürkheim, vor dessen Westseite das Skelett gefunden worden war, auf einer Bodenwelle dicht am Rhein und diese bildet die einzige hochwasserfreie Erhöhung rheinaufwärts bis zur Rheingewann, während dazwischen nur tiefgelegenes Ufergölde den Strom begrenzt. Wie nun die Rheingewann durch das diluviale Geschiebe des Pfimmhaches, welches sich vor dem Rhein angestaut hatte, zu Stande gekommen war, so war offenbar die hochwasserfreie Erhöhung bei Rheindürkheim durch die diluvialen Ansehimmungen des Sechaches gebildet worden.

Also auch hier war dem Steinzeitmenschen die Möglichkeit gegeben, gerade wie auf der Rheingewann, dicht am Strome auf hochwasserfreiem Gelände zu wohnen und seine Todten zu bestatten. Da demnach auch hier die Lebensbedingungen für ihn so ausserordentlich günstige waren, so liess sich mit Recht vermuthen, dass man wieder auf eine neolithische Ansiedlung und damit wahrscheinlich ebenfalls auf ein grösseres Grabfeld stossen würde. So geben uns diese hochwasserfreien Stellen am Rheinufer einen Fingerzeig, nach welcher Richtung hin wir weitere neolithische Grabfelder zu suchen haben werden.

Ich begann nun zuerst im Norden, dann im Süden und Westen des aufgefundenen Grabes zu suchen, konnte Anfangs jedoch keine weiteren Gräber mehr entdecken. Erst als ich mich direct östlich, nach dem Rheine zu, gewandt hatte, fand ich in einer Entfernung von etwa 40 Metern das erste Grab, welchem ich dann bis jetzt noch weitere 19 Gräber angeschossen haben. Das Grabfeld zieht jedoch noch in die beiden benachbarten Aecker hinein und nach der Ernte sollen die Untersuchungen dort weiter fortgesetzt werden.

Bevor ich nun zur Beschreibung der Gräber dieses neuentdeckten Grabfeldes übergehe, gestatte

ich mir, Ihnen hier auf dieser Kartenskizze die Lage der bis jetzt bekannten 4 neolithischen Grabfelder um Worms zu demonstrieren. Ferner habe ich mir erlaubt, auf dieser Karte zugleich noch

die zahlreichen Funde aus der Bronzezeit, welche sich zusammensetzen aus den sehr häufig vorkommenden Wohnplätzen (Wohngruben, Trichtergruben), aus Grabfunden, aus Einzel- und Depotfunden.

Taf. I.



die Funde aus der älteren Metallzeit anzugeben. So sehen Sie die Kupferfunde und die Funde der wahrscheinlich mit ihnen gleichalterigen glockenförmigen Zonebecher besonders markirt. Ferner

Dieses neuentdeckte Grabfeld von Rheindürkheim verhält sich nun, wie wir gesehen haben, in Bezug auf seine Lage dem von der Rheingewann ganz analog; wie dort, so war auch hier

kein äusserlich sichtbares Zeichen, noch eine Tradition vorhanden, worans man auf das Vorhandensein eines so uralten Begräbnisplatzes hätte schliessen können.

mit einer einzigen Ausnahme, von Südosten nach Nordwesten orientirt, also genau so wie auf der Rheingewann. Sie sind auch nicht streng in Reihen, sondern mehr willkürlich angeordnet. Die

Taf. II.



Die Gräber sind alle Skeletgräber, wie ja bekanntlich in Südwestdeutschland in der neolithischen Periode der Leichenbrand noch nicht vorkommt, sondern erst in der jüngeren Bronzezeit aufzutreten pflegt. Alle Gräber sind bis jetzt,

Gräber sind Flachgräber und ganz in der Weise angelegt wie die späteren fränkischen Reihengräber; dieselben enthalten im Innern keinerlei Steinsetzung. Die Tiefe der Gräber schwankt zwischen 55 und 80 cm. Wegen dieser verhältnismässig tiefen Lage

hat der Pflug auch kein einziges Grab zerstören können, und da an dieser Stelle noch nie Weinbau betrieben wurde, welcher ein tieferes Umarbeiten des Bodens erfordert, so sind alle Gräber

gräber ein an dieser Stelle schon vorhandenes Männergrab zerstört worden ist.

Die Skelette, welche in den meisten Fällen noch gut erhalten sind, sodass bis jetzt schon 8 wohl-

Taf. III.



bis auf unsere Zeit völlig unberührt geblieben. Nur ein einziges Grab erwies sich als zerstört, aber das geschah durch eine spätere neolithische Nachbestattung, indem durch die Anlage eines Kinder-

erhaltene Schädel und viele andere Skeletttheile geborgen werden konnten, liegen auf dem gewachsenen Boden und sind mit altem Culturboden bedeckt. Alle Skelette liegen auf dem Rücken ausgestreckt

im Grabe, und es ist der Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite geneigt, meist liegt er jedoch gerade nach oben schauend. Kein einziger liegender Hocker kam bis jetzt zum Vorschein, und es scheinen auch hier die Verhältnisse in Bezug auf die Lage der Totten genau mit denen der Rheingewann übereinzustimmen, wo bekanntlich unter 69 Gräbern nur einmal ein liegender Hocker angetroffen wurde, im Gegensatz zu den Gräbern von Waabenheim, welche lanter liegende Hocker enthielten. Die Arme waren meist zu beiden Seiten des Körpers ausgestreckt, und nur fünfmal unter 20 Gräbern kam es vor, dass der eine oder der andere Vorderarm oder beide zugleich quer über das Becken oder die Brust gelagert waren. Einmal war der rechte Vorderarm spitzwinkelig gebeugt und unter das Kinn gestemmt, einmal war das eine Bein über das andere geschlagen, und zweimal das eine Bein stark adducirt und dem anderen genähert, mehrmals waren aneh die Füsse etwas erhöht gelagert. Alles Besonderheiten, wie sie genau so in den Gräbern der Rheingewann vorgekommen sind. Auch hier konnte an den Skeletttheilen nicht die Spur eines Metalloxydes nachgewiesen werden, ebenso wie in Worms, und es ist deshalb ganz zweifellos, was aneh aus anderen Verhältnissen geschlossen werden muss, dass die Gräber unbedingt der reinen Steinzeit angehören müssen und demnach bis in das dritte Jahrtausend vor Christus zurückreichen, welche Zeitstellung nach den neueren Forschungen wohl nicht mehr angezweifelt werden kann.

Was nun die Beigaben anbetriift, so muss hier gleich constatirt werden, dass dieselben ganz identisch sind mit denen der Rheingewanngräber. Auch hier zeigte sich ein verhältnissmässig grosser Reichthum an Gefässen, von welchen manchmal sechs bis acht in einem Grabe gefunden wurden. Die Gefässformen und die Ornamente, worauf ich später noch zurückkommen werde, sind ebenfalls völlig gleich mit denen von der Rheingewann, wie Sie sich selbst durch den Vergleich der herangereichten Abbildungen mit den Photographien überzeugen können.

Auch hier in Rhelndürkheim bestehen die Beigaben der Männergräber aus grossen durchbohrten Steinhämmern, ferner aus den bekannten undurchbohrten, grösseren und kleineren, sogenannten schubleistenförmigen Steinkeilen. Diese sind aber sicher keine Bodenhacken gewesen, wie manchmal angenommen wird, sondern zweifellos Instrumente, die zur Bearbeitung des Holzes gedient haben, und zwar sogen. Lochhäute, für welche ich halte. Wenn man sich dieselben an einem hakenförmig gebogenen Holzstiele mit Bast befe-

tigt denkt, sodass die Sehneide über die Schäftung hervorragt, wie wir ganz ähnliche Instrumente bei exotischen Völkern auch finden, so hat man ein Instrument, das mit grosser Gewalt, genau so, wie eine Schleuder wirkt. Das Holz muss nämlich durch die lebendige Kraft des Steines, der ausserordentlich scharf zugehauen ist, völlig in Splitter zerkleinert werden. Denkt man sie sich dagegen anders geschäftet, etwa an einem Handgriff befestigt, so können sie ganz gut aneh als Hobeln gedient haben. Ausserdem wurden bei den Skeletten kleine oder grössere Steinbeile, dann Feuersteinmesser, Schaber und Feuersteinsplitter (siehe Taf. IV unten) gefunden. Sehr häufig vorkom-

Taf. IV.



mende Instrumente sind Feuersteinknollen von runder oder etwas eckiger Form, welche gewöhnlich zum Inventar des Mannes gehören, manchmal aber aneh in Frauengräbern vorkommen. Sie haben meist die Grösse einer Baumnuss, sind gewöhnlich rund, öfter aber aneh eckig geformt. (s. Taf. IV oben.) Ob das nun Klopsteine waren, welche durch die Benützung rund geworden sind, ob es Steine gewesen sind zum Feuer schlagen, oder ob sie zu beiden Verrichtungen gebraucht wurden, ist noch nicht gewiss. Die runden können wohl nicht mehr zum Feuer schlagen gedient haben, dazu wird man eher die eckigen verwandt haben. Mit welchen

Materialien unsere Neolithiker Feuer erzeugt haben, mit zwei Feuersteinen, oder mit einem Feuerstein und einer anderen Substanz, ist ebenfalls noch nicht erwiesen. Das dürfte sich erst herausstellen nach der chemischen Untersuchung einer geblieben oder brannnen Masse, welche häufig in geringer Menge den Flintsteinen anhaftet. Sollten in derselben, was zu vermuthen ist, Schwefelsäure nachgewiesen werden, so hätten wir alsdann Schwefel-

vorzunehmen, welcher bekanntlich selbst schon derartige Schwefelkiesbrocken in Grabhügeln der Bronzezeit auf der Insel Amrum gefunden hat.

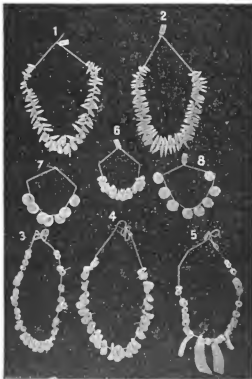
Herr Medizinalrath Dr. Heding in Stuttgart hat in neuerer Zeit, was ich auch anführen möchte, Versuche zur Erzeugung von Feuer mit zwei Feuersteinen angestellt, und es ist nach seinen Versuchen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass in Ermangelung von Schwefelkies mit zwei Feuersteinen ebenfalls Feuer erzeugt werden konnte, jedoch ist dieses Verfahren zeiträuhender und schwieriger.

Ein in den Gräbern der Rheingewann mehrmals gefundenes, immer paarweise auftretendes Geräthe aus Sandstein, der sogenannte Pfeilstrecker, ist in den Gräbern von Rheindürkheim bis jetzt noch nicht zu Tage getreten.

Die Beigaben der Frauengräber bestehen zunächst aus Schmucksaeben aus Stein und Muscheln, da ja Metall noch nicht bekannt war. Die Perlenketten, welche die Frauen um den Hals trugen, sind, gerade so wie in den Gräbern der Rheingewann, aus kreisrunden durchbohrten Scheibchen und grösseren und kleineren Perlen zusammengesetzt, welche aus einer grossen fossilen Muschel, die im Tertiär des Mainzer Beckens vorkommt (Perna Sandbergeri), geschmitten sind (s. Taf. V Nr. 3—6). Auch in Männergräbern erscheinen manchmal solche Ketten, dann bestehen die einzelnen Glieder aber meist aus etwas grösseren und stärkeren Exemplaren. Ausser diesen Halsketten kommt in den Frauengräbern noch weiterer Muschelschmuck um die Hüften als Gürtelkette, und oben solcher als Armbänder um die Handgelenke vor. Armbänder aus blauem Schiefer und Braunkohle, wie solche in Worms zu Tage gekommen sind, wurden hier in Rheindürkheim bis jetzt noch nicht gefunden. Ferner kommen noch Halsketten und Armbänder vor, welche aus durchbohrten und aneinandergereibten kleinen fossilen Schneckengehäusen [Cerithium plicatum und Lamarki] (s. Taf. V Nr. 1 u. 2), sowie kleinen fossilen Muscheln [Pectanculus obovatus] (Nr. 7 u. 8) bestehen. Dann erscheinen noch einzelne grössere durchbohrte, fossile und recente Muscheln, die als Anhänger oder Amulette gedient haben mögen. Beiside in keinem Frauengrabe fehlt aber die primitive, meist zu Häupten der Todten liegende Handmühle, welche aus zwei Sandsteinen, dem grösseren Bodenstein und dem etwas kleineren Läufer oder Reiber besteht, mit dem das Getreide roh zerquetscht und so gemahlen wurde, was immer die Aufgabe der Frau gewesen sein muss (siehe Taf. VI).

Männer- und Frauengräbern gemeinsam sind dann ausser Gefässen kleine Steinbeile, Feuer-

Taf. V.



oder Eisenkies, Pyrit, vor uns, welchen bekanntlich die prähistorischen Völker vor der Entdeckung des Eisens zur Feuererzeugung benutzten und es wäre alsdann der Beweis geliefert, dass dieses Verfahren schon in der neolithischen Zeit geübt worden ist. Da die Masse sehr verwittert und vermuthlich auch zum Theil zersetzt ist, so wird die Untersuchung nicht leicht auszuführen sein. Herr Dr. Olshansen wird so freundlich sein, dieselbe

steinmesser und Schaber, sowie die vorhin schon genannten Feuersteinknollen (s. Taf. IV). Ferner kleine aus Bachkieseln und Gerstlichen hergestellte Instrumente, welche als Bohrer, Glättsteine u. s. w. dienten, von denen eine schöne Collection von

durch Eisenoxyd gefärbt ist, oder aus gelbem und rothem Eisenocker besteht. Manchmal kommt auch Eisenerz (Hämatit) und Rödel vor. Alle diese Substanzen dienen zum Färben oder Tätowiren der Haut. Unsere Neolithiker müssen eine grosse Vor-

Taf. VI.



11 Stück in einem Grabe der Rheingewann zu Tage kam (s. Taf. VII). Sehr häufig erscheinen grössere oder kleinere Stücke einer rothen Substanz, die entweder aus weichem Sandstein, der

liebe für die rothe Farbe gehakt haben, welche Beobachtung man heinsbe in allen Gräbern bestätigt findet. So müssen Sie sich auch die neolithische Frau aus Anvernier, deren Bild gestern

Herr Professor Kollmann vor unseren Augen in so vortrefflicher Weise wiederersehen liess, mit rothen Ornamenten im Gesicht, auf der Schulter und an den Armen geschmückt denken.

Ferner werden in den Franengräbern ebenfalls Thierknochen gefunden, die von mitgegebenen Speisen herkommen und sowohl in, wie neben den Gefässen liegend angetroffen werden (s. Taf. III). Dann wurde auch hier der Gebrauch beobachtet, dass bei der Leichenfeier die Scherben absichtlich zerbrochener Gefässe den Todten mit ins Grab gestrent wurden.

Taf. VII.



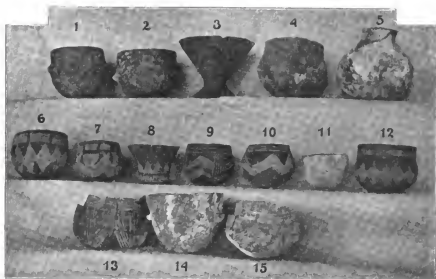
Ueber die bisher geschilderten Verhältnisse geben Ihnen die herungereichten Photographien ziemlich genauen Aufschluss. Es sind von 20 bisher gefundenen Gräbern 10 photographisch aufgenommen worden. Auf einigen Bildern sehen Sie die Skelette noch ziemlich gut erhalten, auf anderen erblicken Sie nur den Schädel, wieder auf anderen die übrigen Skelettknochen mit Ausnahme des Schädels. Von den Beigaben erkennen Sie leicht die Perlenketten um den Hals, die Muschelanhänger, die Steingeräthe und die Gefässe. Letztere sind oft von der sie umgebenden Erde sehr schwer zu unterscheiden, da sie in viele Stücke zerdrückt und dadurch unkenntlich geworden sind. Dieselben müssen sehr sorgfältig gehoben und später wieder zusammengesetzt werden. Meist in der Nähe des Schädels sehen Sie die vorhin genannten Handmühlsteine, die zur Bereitung des Mehles dienten, liegen (s. Taf. VI). Ausser diesen kommen auch noch kleinere Steine vor, die entweder Schleifsteine waren oder zur Zerreibung der rothen Farbstanz dienten.

Eine der Photographien muss ich noch kurz beschreiben, es ist die des Grabes 6. von Rheindürkheim. Sie sehen das Skelett einer Frau, welcher zu Häupten zwei grosse Handmühlsteine liegen, und an der rechten Seite grössere und kleinere Gefässcherben. Es sind das jedoch nicht die Bruchstücke sämtlicher Gefässe, denn das Grab enthielt deren zehn. Auf der Photographie erscheinen deshalb nur wenige, weil wegen plötzlichen Eintritts schlechten Wetters die photographische Aufnahme des Skelettes erfolgen musste, bevor die Gefässe alle ausgegraben waren. Aus demselben Grunde können Sie auch die Perlenketten um Hals und Hüfte, mit denen die Todte geschmückt war, nicht erkennen. Aber die Frau war noch mit einem weiteren Schmuck ausgestattet. An den beiden Handgelenken erblicken Sie je einen grossen weissen Gegenstand. Es sind das Schmuckstücke, die bisher noch nicht beobachtet worden sind, zwei grosse fossile Muscheln, zwei verschiedenen Austerarten angehörend, wie es scheint, welche doppelt durchbohrt sind und ehemals an einer Schnur hängend, als Zierrath an den Handgelenken getragen wurden. Ich reiche die Stücke herum und Sie können sich davon überzeugen, wie schwer sie sind und wie beschwerlich der Frau dieser Schmuck gewesen sein muss. Die Löcher, welche die Schnur aufnahmen, sind von zwei Seiten aus gebohrt und Sie können deutlich erkennen, wie man dabei, als man auf der einen Seite die Richtung verloren hatte, von der anderen Seite entgegengebohrt wurde. Aber noch andere, unvollendete Bohrlöcher finden Sie auf der Rückseite der einen Muschel. Da Durchbohrungen an dieser Stelle, der Mitte der Muschel, keinen Zweck gehabt hätten, so dienten diese runden Vertiefungen wohl nur als Verzierungen oder waren möglicherweise mystische Zeichen. Für die letztere Deutung spricht vielleicht die Anzahl der eingebohrten Näpfchen, die Zahl 5.

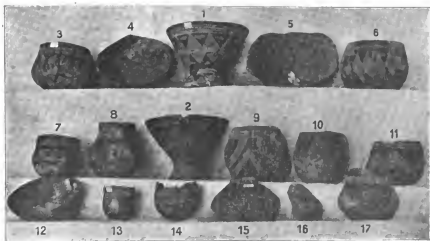
Eine weitere interessante Beigabe dieses Franengrabes muss ich noch erwähnen. In einem unverzierten Napfe lag ein kleines, ebenfalls unverziertes Gefässchen, welches Sie unter den abgebildeten Gefässen als das kleinste verzeichnet finden. Bei der sorgfältigen Reinigung ohne Wasser fand ich im Innern Reste eines rothen Farbstoffes, von welchem die Frau mehrere Stücke zugleich mit einem kleinen Reihsteine zur Seite liegen hatte. Das kleine Gefässchen hat jedenfalls dazu gedient, diese rothe Masse zur Bemalung des Körpers mit Wasser anzurühren, ist also gewissermassen das Schminktöpfchen der neolithischen Dame gewesen.

Als das Hauptergebniss dieser Ausgrabungen von Rheindürkheim dürfen wir nun, neben der erweiterten Kenntniss über die Cultur dieser Neo-

Taf. VIII.



Taf. IX.



lithiker im Allgemeinen, über ihre Lebensgewohnheiten und Grabgebräuche, im Besonderen wohl die grosse Ausbente an keramischen Funden hervorheben, welche bis jetzt über 50 Gefässe umfasst und mit den mehr als 100 Gefässen von der Rheingewann, den Scherben von Waschenheim und den Gefässen vom Hinkelstein uns ein Bild der rheinischen Bandkeramik in solcher Vollständigkeit liefert, wie wir es zu erreichen vor wenigen Jahren noch kaum für möglich gehalten hätten.

Für die Entwicklung der Keramik sind diese Funde von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, denn sie repräsentiren, trotz ihrer kunstvollen und reichen Ornamentik, doch die niedrigste Stufe der rheinischen Keramik. Aeltere Gefässe als die vom Hinkelsteintypus, wie ich diese Gruppe der rheinischen Bandkeramik bezeichnen möchte, sind bis jetzt bei uns noch nicht zu

ter angesetzt, sodass das Gefäss dadurch einen festen Stand erhielt (s. Nr. 1 u. 2). Trotzdem also der Gefässfuss in dieser Form schon vorhanden war, hat er dennoch, möchte ich sagen, keine Sebule gemacht, denn man hat es gefässlich vermieden, ihn bei den vielen anderen Gefässformen anzuwenden. Ferner weist noch kein einziges Gefäss einen Henkel auf — der Gefässhenkel ist noch nicht erfunden —, es kommen nur grössere oder kleinere Ansätze, Warzen vor, die aber, was charakteristisch ist, nur sehr enge Durchbohrungen zeigen, sodass nur dünne Fäden hindurchgezogen werden konnten. Die Gefässwundungen verlangen in der Nähe der Mündung meist geradlinig, höchstens dass sie nach oben etwas convergiren; stets aber schneiden sie oben scharf ab; kein einziges Gefäss zeigt auch nur die leiseste Andeutung eines winklig umgelegten Gefässrandes.

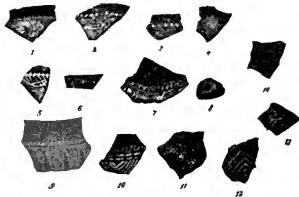
Der Gefässrand ist ebenfalls noch nicht erfunden.

Es fielen mir diese Erscheinungen früher schon bei den Gefässen vom Hinkelstein auf, allein diese wenigen Exemplare liessen noch keinen sicheren Schluss zu. Aber jetzt, wo wir die reiche Keramik von Worms und Rheindürkheim besitzen, welche die gemachten Beobachtungen vollauf bestätigt, da sind wir doch wohl zu dem Resultate berechtigt, zu sagen: die rheinische Bandkeramik der Steinzeit, speciell die des Hinkelsteintypus, kennt im Allgemeinen den Gefässfuss noch nicht, ebenso wenig den Gefässhenkel und den Gefässrand.

Wenn ich nun in den oben geschilderten Gefässformen Sie mit der niedersten Stufe der rheinischen Keramik bekannt mache, so bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen zu gleicher Zeit mit einer Collection Scherben, welche ich hier vorlege (s. Taf. X und Taf. XI), die nächsthöhere Stufe der Keramik zu demonstrieren. Die Scherben stammen aus Wohngruben bei Altsheim an der Eis in der Pfalz und sie sind bereits durch die Untersuchungen des Herrn Geheimrath Virebow bezüglich der weissen Incrustationen ihrer Ornamente in den 80er Jahren bekannt geworden.

Diese Scherben von Altsheim, mit welchen schon Kupfer- und Bronzesachen vorkommen, vertreten auch den Gefässen vom Hinkelsteintypus, von welchen sie sich auch bezüglich ihrer Ornamente in manchen Punkten schon wesentlich unterschei-

Taf. X.



den Tagen gekommen. Die Gefässe besitzen noch die älteste, primitivste Form, die des Kugelsegmentes oder die Birnform. Sie sind noch nicht in einzelne Theile gegliedert, wie Gefässrand, Gefässbauch, Gefässfuss und Gefässhals (wenn wir von der Birnform absehen). Alle Gefässformen mit nur einer einzigen Ausnahme haben noch keinen Standring, sie besitzen noch den spärlichen Boden, so dass sie, mit Flüssigkeit gefüllt, zwar gestellt werden konnten, aber höchst wahrscheinlich zum sicheren Stand einen Kranz aus Geflecht notwendig hatten. Die einzige Ausnahme bildet die Form des trichterförmigen (selten halbkugelförmigen Beehers) welcher, weil er unten spitz zuläuft, natürlich nicht gestellt werden konnte. Man hat nun, um das zu ermöglichen, unten auf dem Boden nochmals einen kleineren, aber umgekehrten Trich-

den, die nächsthöhere Stufe der rheinischen Bandkeramik. Der Hauptunterschied aber, welcher den Fortschritt in der Keramik dokumentirt, ist folgender:

1. Es kommt bei ihnen schon eine Differenzirung in Rand, Hals, Bauch und Fuss vor (s. Taf. X und XI).

2. Der Standing ist schon vollkommen ausgebildet und zwar in einer anderen Form, als wie bei den Bechern des Hinkelsteintypus (s. Fig. 7).

Taf. XI.



3. Es sind die Ansätze (Warzen) schon viel stärker geworden und mit grösseren Durchbohrungen versehen, sodass sie bereits den beginnenden Henkel erkennen lassen (s. Fig. 8).

4. Es besteht schon ein nach aussen winklig umgelegter Gefässrand, welcher auch dadurch als besonderer Gefässtheil scharf charakterisirt ist, dass er auf der Innenseite mit eigenen Ornamenten ganz bedeckt erscheint. Auf dies letztere Moment möchte ich mir erlauben Ihre besondere Aufmerksamkeit zu lenken (s. Taf. XI Nr. 1—6).

Zum Schluss meines Vortrages darf ich hier wohl noch bemerken, dass bei uns am Mittelrhein die Bandkeramik entschieden älter sein muss als die Schnurkeramik. Das geht, abgesehen von anderen, hier nicht zu erörternden Gründen, schon daraus hervor, dass die Schnurkeramik bei uns in Begleitung der glockenförmigen Zonenbecher erscheint, welche aber schon um desswillen jünger sein müssen als die Bandkeramik, weil sie bereits den Gefässfuss, den Gefässrand und den Henkel besitzen. (Lebhafter Beifall.)

Herr R. Virchow:

Ich darf im Namen der Versammlung den Herrn Redner beglückwünschen zu den Erfolgen, die er seit längerer Zeit jedes Jahr gehabt hat

und denen er jedes Jahr neue Thatsachen hinzufügt. Ich hoffe, dass er uns auch in Lindau wieder von einem neu erschlossenen Gebiete berichten wird. Mit ganz besonderem Vergnügen sehe ich die von ihm vorgelegten Tapfsachen wieder einmal, naehdem ich vor langen Jahren die weisse Substanz der Inerustationen untersucht habe. Ich möchte besonders darauf aufmerksam machen, dass eines dieser Stücke an die Scharben erinnert, die von Sampiela bei Madrid bekannt sind und die genau derselben Periode angehören.

Herr Museumsinspector F. Grabnwsky:

Neue neolithische Fundstellen im Herzogthum Braunschweig.

Vor drei Jahren hatte ich in Cassel die Ehre, den Mitgliedern der Deutschen anthropologischen Gesellschaft über die neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig zu berichten. Ich konnte Ihnen damals auf 30 Tafeln geordnet e. 1500 Fundstücke vorlegen, die auf den sechs mir damals bekannten Fundstellen von Querum, an der Mittelriede, am Wege zwischen Wenden und Bienrode, in den Dünen von Bienrode, am Osterberge bei Rühme und am Sandberge östlich von Querum von mir aufgefunden waren. Wenn ich heute über dasselbe Thema spreche, so geschieht es aus dem Grunde, um Ihnen zu zeigen, dass wir in Braunschweig in den verfloessenen drei Jahren nicht müsig gewesen sind; ich sage wir, weil in den letzten Jahren die Herren Bankvortrag M. Telge (über dessen an der Lippe gemachte Entdeckungen ich Ihnen später gesondert berichten werde) und Dr. med. Karl Haake mit grossem Eifer und vielem Glück sich an dem Aufsuchen und Ausbenten vorgeschichtlicher Fundplätze beteiligt haben; mit welchem Erfolg, das mögen Sie aus der Kartenskizze erschen, in welcher die bisher entdeckten Fundstellen durch schwarze Punkte markirt sind. Es sind weit über 100 einzelne Fundplätze, die mehr oder weniger dicht heineinander liegen und wir sind der festen Ueberzeugung, dass bei weiterer systematischer Durchforschung unseres Gebietes sich noch sehr viele neue Fundstellen werden auffinden lassen. —

Ganz besonders interessant scheint es mir, dass selbst im eigentlichen Stadtgebiet Braunschweig, nämlich auf der Charlottenhöhe und im Kennel im Süden, in zwei Gärten im Hasenwinkel im Norden und auf dem jetzt zum Park umgeschaffenen alten grossen Exerzierplatz im Osten von Herrn Dr. Haake und mir belangreiche Funde gemacht sind, die deutlich Zeugnis dafür ablegen, dass schon in neolithischer Zeit und wahr-

scheinlich in ununterbrochener Folge bis in die historische Zeit hinein das Terrain auf dem Braunschweig steht, besiedelt gewesen ist. — Den Fundplätzen im Norden der Stadt schliessen sich die von Dr. Haake im Nerdesten auf dem Oelperberg gefundenen fast unmittelbar an. Ganz besonders dicht liegen die Fundstellen bei der Dove-See, wo zuerst von mir und dann auch von Dr. Haake zahlreiche Funde gemacht worden sind, darunter eine Lokalform, der trapezförmige Schaber, den die Herren Haake und Telge, dann auch an anderen Stellen fanden, worüber ich im Globus herrens eingehender berichtet habe. — Noch weiter nördlich sind zu den wenigen früher bekannten Fundplätzen zwischen Rühme und Wenden von uns eine grosse Zahl neuer entdeckt, ebenso im Thale der Sebunter, besonders von Dr. Haake. — Vereinzelt Fundstellen sind dann noch von Dr. Haake bei Bevenrode, Rothe Mühle, Harzbüttel, von mir bei Neubrück, von uns beiden bei Walle, von Herrn Talge bei Veltheim entdeckt worden, wir hoffen auch hier den bekannten noch viele neue in den nächsten Jahren zufügen zu können. Westlich und südwestlich von Braunschweig sind durch einen von mir dazu angeleiteten sehr intelligenten Arbeiter, Herrn Achilles in Kl. Schöppenstedt, auf den Feldmarken von Weddel, Kl. Schöppenstedt, Kremlingen, Kl. und Gr. Veltheim und Siekte viele Funde gemacht worden. Namentlich aber hat fast jede Feldmark der Gemeinde Kl. Schöppenstedt mehr oder weniger reiche Funde ergeben, die sich dadurch vor andern auszeichnen, dass der Feuerstein eine stark röhliche Färbung aufweist. — An die von Herrn Telge entdeckte Fundstelle bei Melverode im Süden der Stadt schloss sich bald die von mir entdeckte am Quaelenberge zwischen Rüdingen und Kl. Stückheim an, während Dr. Haake noch weiter südlich bei Salzdaubum, am Lechlamer Holz und bei Atzum reiche Funde machte. — Aber nicht nur das Fischland war in neolithischer Zeit bewohnt, auch für die im Süden und Südosten liegenden Gebirgszüge des Elm, der Asse und des Oesel, konnten Dr. Haake und ich an verschiedenen Stellen Belege dafür sammeln. — Da auf den aus Muschelkalk bestehenden Gebirgen gefundenen Feuersteingeräthe zeichnen sich vor den in dem Gebiet der Thalsande gefundenen durch eine starke Patinirung aus, sie sind z. Theil fast milchweiss gefärbt. — Auch auf dem Dorm bei Trendel und Steinum sind von Dr. Haake, soweit sie auf Muschelkalk liegen, fast nur patinirte Stücke gefunden, ebenso von mir auf der Kuppe des Köther-Berges bei Holzminden. Keine Patinirung dagegen zeigen Stücke, die ich auf der Spitze

des Woblenberges bei Leifferde (Provinz Hannover) fand.

Ich kann und will Sie hier nicht damit bebelligen, die einzelnen Formen, die jede Fundstelle geliefert hat, aufzuzählen, das hätte wenig Zweck; Sie werden ja Gelegenheit haben, alle Funde persönlich in Augenschein zu nehmen. Es kommen alle Formen geschlagerer und secundär bearbeiteter Feuersteingeräthe vor, wie sie auch aus anderen Gegenden Deutschlands bekannt geworden sind. Dagegen möchte ich auf die auffallende Thatsache hinweisen, dass fast alle unsere Fundorte rechts von der Oker liegen, im Gebiet der Thalsande, dass dagegen links von der Oker, abgesehen von wenigen Stücken, die ich im Pavelschen Holze fand, bisher trotz eifriger Suchens nichts gefunden ist.

Am Nordrande des Harzes sind durch die Sammlung des Herrn Amtrichter Ribben trop in Eebershausen als Fundstellen für neolithische Steingeräthe bekannt geworden die Kuckshurg bei Blankenburg, eine Stelle zwischen Blankenburg und Westerbauen, der Nordabhang des Ziegenberges bei Heimburg und der Nordabhang der Papenberge (Heers). —

Herr Grabowsky-Telge:

Ueber einige im Thale der Lippe (Unterlauf) bei Wesel entdeckte neolithische Fundstellen.

Für Herrn Bankvorstand Telge brachte unter Vorlage der Funde und reichen Kartenmaterials Herr Museumsinspector Grabowsky folgendes zum Vortrag:

Nachdem ich durch meinen Aufenthalt in Braunschweig bis zum Jahre 1896 mit den daselbst gemachten Funden von neolithischen Werkzeugen genauer bekannt geworden war, hoffte ich um so eher in der hiesigen Gegend dgl. Sachen zu finden, da dieselbe so überaus reich an Gräbern aus vorrömischer Zeit ist. Aber alle meine Bemühungen an den Ufern des Rheins und der Ruhr waren bisher vergeblich, und erst bei einem gelegentlichen kurzen Aufenthalt 1897 in Wesel gelang es mir, für Rheiland Reste von neolithischen Werkstätten nachzuweisen.

Bereits vom Eisenabzuge aus bemerkte ich die grosse Aehnlichkeit der Gegend an der andern Lippe mit derjenigen an der Sebunter und Oker bei Braunschweig, einer Gegend, in welcher zuerst von Herrn Museumsinspector Grabowsky, und später auch von Herrn Dr. Haake und mir viele Reste aus neolithischer Zeit gefunden sind. Meine in dieser Beziehung gehegten Erwartungen wurden dareb einen baldigt dorthin unternommenen Spaziergang bestätigt.

Wie aus der ausgestellten Karte ersichtlich ist, läßt der Fluss in seinem unteren Theile durch ein bald breiteres bald engeres Thal, welches von beiden Seiten durch niedrige, zumest bewaldete Sandhügel eingefasst wird. Da noch jetzt nicht selten bei Ueberschwemmungen ein grosser Theil der Thalwiesen überfluthet wird, so sind wir wohl berechtigt anzunehmen, dass in früheren Jahren, wenn auch nur zeitweise, je nachdem der Fluss sein Bett veränderte, die Sandberge die Ufer der Lippe gebildet haben. Es war also nur natürlich, wenn die derzeitigen Bewohner jener Gegend, die hauptsächlich der Jagd und dem Fischfang ohnlagen, jene die Ufer bildenden Sandhügel besonders bei Auswahl ihrer Wohnstätten bevorzugten, Hügel, welche mit dem Vorzuge eines bei nassem Wetter leicht trocknenden Erdbodens, die Sicherheit gegen etwaige Ueberschwemmungen durch ihre Höhe meist 6–10 m überragende Höhe gewährten. An Orten, an denen sich die Hügel noch mehr erhoben, haben dagegen die Ansiedlungen, namentlich am Fusse derselben sich befunden. Ferner ist zu beobachten, dass ein allmählig nach dem Flusse zu abfallendes Gelände entschieden bevorzugt worden ist.

Leider ist es mir nicht möglich gewesen, das rechte Ufer zwischen den Aasperhöfen und Drevenaek genauer zu untersuchen, da der Erdboden in Folge des dichten Kiefernbestandes grösstentheils mit einer dicken Schicht abgefallener Nadeln und Moos bedeckt ist. An demselben Uebel leiden verschiedene Punkte des linken Ufers, namentlich bei Hänxe und Gartrop. An anderen Orten wiederum werden die Hügel neu angeforstet, doch liess sich dort, wo die Anpflanzungen noch sehr jung waren, oft genügend sicher die ehemalige Wohnstätte nachweisen.

Die Hauptfundorte, deren Ergebnisse in besseren Werkzeugen ich hier auch getrennt von an anderen Stellen gefundenen Sachen vorführe, liegen östlich Hänxe bei dem Benninghof und bei den Aasperhöfen, dicht bei Wesel.

Der erstere Platz scheint später niemals wieder in nennenswerthe Benützung genommen zu sein, wie sich nach der Lage der gefundenen Stücke vermuthen lässt.

Am Benninghof beginnend erstreckt sich eine Kette niedriger Sandhügel ca. einen Kilometer weit bis zum Dorfe Bahl grösstentheils von hohen Kiefernbeständen bedeckt. Nur ein etwa 100 m breiter Gürtel ist theils von Haidekraut bewachsen, theils liegt der Sand völlig frei. An dieser Stelle fällt die Böschung allmählig nach dem Fluss zu ab, der jetzt in einer Entfernung von 600–700 m vorbeifliesst. Durch gelegentliche stärkere Winde

werden die leichten Sandkörner fortgeweht, und wandern über die Höhe der Hügel nach dem Flussthale zu. Die schwereren Feuersteinstücke bleiben dann an ihrer ursprünglichen Stelle auf der Oberfläche des Sandes zurück und können mit Leichtigkeit gesammelt werden. Im Grossen und Ganzen sind also die Verhältnisse völlig dieselben, wie an der ergrichtesten Fundstelle in Braunschweig bei Bienrode an der Schunter. Sehr interessant ist die Vertheilung der einzelnen Sachen auf dem Fundplatze. Während in der Nähe der Böschung zumest Messerchen, Schaber und Bruchstücke lagen, fanden sich etwas weiter nach hinten vermehrt mit Feuersteinen sehr grosse Mengen der verschiedensten Topfscherben, so dass aus einiger Entfernung gesehen der Sand von denselben bunt gefärbt erschien. Circa 15 m zurück hat unzweifelhaft früher eine Werkstatte für Steinwerkzeuge gestanden, denn auf einem kaum 2 m im Durchmesser haltenden Raume habe ich über 700 Stück der verschiedensten Feuersteine: Splitter und fertige Gegenstände gesammelt. Ans der Art der Fundstücke kann man erkennen, dass der betreffende Bewohner sich besonders mit der Herstellung von Pfeilspitzen befasste haben muss, da allein von diesen dreissig zum Theil sehr zierlich secundär bearbeitete von mir dort aufgenommen wurden. Etwas weiter zurück, zu beiden Seiten des nach der Chaussée Hänxe-Gartrop führenden Feldweges lagen auch 30–40 bearbeitete Feuersteine aber keine gebrannten Thonscherben. Durch Nachfragen im Benninghof und in Hänxe erfahre ich, dass vor mehreren Jahren beim Abfahren von Sand dieht unter der Erdoberfläche mehrere Urnen gefunden wurden, die aber zum Theil zerbrochen seien. Genanes liess sich über deren Verbleib nicht feststellen. Später vorgenommene Nachgrabungen sollen resultatlos verlaufen sein.

Die Fundstelle bei den Aasperhöfen ist die bei weitem ergiebigste, dort hat offenbar die grösste von den bis jetzt bekannten Ansiedlungen gelegen, denn auf einer Strecke von reichlich 200 m Ausdehnung wurden von mir theils sehr verstreut, theils dicht bei einander liegend, weit über 1000 Belegstücke gesammelt. Gebrannte Thonscherben waren nur wenige — darunter auch mit dem rein neolithischen Schnurornament — vorhanden, dagegen aber viele Knochen- und Holzkohlenreste, die theils schon völlig versteinert sind.

Von den an den übrigen Orten gemachten Funden sind besonders erwähnenswerth: fossile Knochen mit deutlichen Hirnspinnen, ferner zwei auf getrennten Plätzen gefundene Knochen von gleicher Gestalt, deren einer Schleißspinn an-

weist, sowie eine geschliffene quergesehlagene Pfeilspitze. Besondere lokale bezw. anderswo noch nicht beobachtete Formen an Steinwerkzeugen sind mir bisher noch nicht aufgefallen.

Wie weit sich diese Ansiedlungen Lippeaufwärts erstrecken, habe ich bis jetzt aus Mangel an Zeit noch nicht feststellen können, doch hoffe ich, dass es mir in den nächsten Jahren möglich sein wird, hierüber genauere Mittheilungen zu machen.

Soweit sie mir erreichbar war, habe ich in der Litteratur nach bez. Veröffentlichungen oder Mittheilungen geforscht, aber nur gefunden, dass in den Sammlungen des Emmericher Gymnasiums zwei Feuersteinmesser ohne nähere Angabe der Fundorte vorhanden wären. (Paul Clemen, Kunstdenkmal der Rheinprovinz). Jedenfalls sind die von mir jetzt angeführten Fundorte von neolithischen Werkzeugen neu, da sonst ihre Ausbeute nicht eine so grosse und schöne sein würde.

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer:
Ueber angeborene Verschiedenheiten am menschlichen Gehirn.

(Der Vortrag soll später im Archiv für Anthropologie veröffentlicht werden.)

Herr Professor Dr. J. Ranke demonstirte den Schädel eines erwachsenen Mannes aus der Münchener Stadtbewölkerung und eines Orangutan-Schädels aus der Selenka'schen Sammlung des Münchener anthropologischen Instituts, beide mit vollkommen trennender sagittaler Scheiteltheilung, und knüpfte daran einige allgemeine Bemerkungen über die Hautknochen des menschlichen Hirnschädels.

(Der Vortrag wird anderweitig veröffentlicht werden.)

An der Discussion theilte sich der Vorsitzende.

Her Professor Dr. J. Ranke legte ferner ein Instrument zum Messen des Gaumens am Lebenden vor. Dasselbe wurde von E. S. Talbot-Chicago verwendet und in seinem Werke „die Entartung der Kiefer des Menschengeschlechts“, übersetzt von Herrn Zahnarzt Max Bauchwitz-Stettin, Leipzig 1898, S. 34 abgebildet.

Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow: Bearbeitete Rhinocerosknochen aus dem Braunschweiger Diluvium.

Es sind noch kurz einige Objekte vorzuzeigen, welche in dem hiesigen Naturhistorischen Museum

aufbewahrt werden, dort aber bei der heutigen Besichtigung nicht von allen Mitgliedern der Versammlung haben betrachtet werden können. Wir waren in der letzten Zeit wiederholt mit Fanden beschäftigt, die in Mähren in dem dortigen Löss, namentlich bei Brünn, gemacht worden sind und deren genaue Kenntniss wir unserem hochverehrten Freunde Makowsky verdanken, der darüber einen vortrefflichen Bericht geliefert hat. In diesem Löss, der unmittelbar die grossen Höhen bildet, welche in der Nähe von Brünn sich befinden, fanden sich sehr merkwürdige Reste von vorweltlichen Thierknochen. Ganz ähnliche Stücke haben nun auch die Braunschweiger Anthropologen für das Braunschweigische Land nachgewiesen, und auf Veranlassung derselben hat Makowsky selbst heute bei der Besichtigung des Naturhistorischen Museums die vollständige Uebereinstimmung der hiesigen mit den mährischen Fanden bestätigen können. In den hiesigen Sammlungen befinden sich nämlich fünf in übereinstimmender Weise bearbeitete Rhinocerosknochen, und zwar drei von Watenstedt, einer von Bürssum und einer von Walkenried. Von diesen Stücken sind jetzt drei hierbergesehrt worden. Sie sind in doppelter Beziehung von Interesse, einerseits weil kein Zweifel darüber ist, dass es sich um Rhinocerosknochen handelt, und zweitens, weil sie in einer ganz typischen Form erscheinen, die immer wieder vorkommt; man hat sie mit Bechern verglichen. Es sind grosse Extremitätenknochen, welche an beiden Enden künstlich zerschlagen sind, gewöhnlich auf einem Ende mehr als auf dem anderen, während das Mittelstück mehr oder weniger erhalten ist. Zwei von diesen Stücken sind von der eingedrungenen Erde gereinigt worden. Das wunderbarste dabei ist Folgendes: wenn man die hohlen Endtheile genau betrachtet, so zeigt sich eine höchst sonderbare Bildung, die, wenn man sie auf dem Querschnitt betrachtet, eine rechteckige Form, die eines länglichen Rechtecks, hat; daran schliesst sich eine steile Vertiefung, die in der Richtung des Gelenkendes hineingeht. Wir haben uns darüber unterhalten, was das sei. Ich selbst habe die Frage aufgeworfen, ob es nicht Untersätze wären für Stein- oder Holzstöcke, die man als Unterlagen von Felles und Häuten zur Bildung einer Hütte gebrauchte. Als ein blosses Tischgeräth haben wir sie nicht anerkennen können. Es ist immerhin ein Gegenstand, der fraglich ist und einer Interpretation bedarf, aber nicht fraglich ist, dass diese Form immer wieder mit einer besondern typischen Constanz hergestellt worden ist. Es muss eine besondere Absicht darin gelegen haben, sie so herzustellen. Nur um das Mark herauszuholen, wäre das nicht nothwendig gewesen.

Herr A. Makowsky:

Die ausgehöhlten Oberarmknochen des Rhinoceros, welche, als aus der Umgebung von Braunschweig stammend, Herr Geheimrath Virchow vorgezeigt hat, stimmen genau mit jenen überein, die in dem Löss von Brünn, und zwar schon 20 an der Zahl, gefunden wurden. Die konische Höhlung ist durch Auskratzung des spongiosen Knocheninhaltes entstanden, aus welchen man das Mark zur Nahrung entnahm. Völlig verschieden jedoch ist die Aushöhlung eines kräftigen Oberarmknochen von Mammuth, der bei Brünn gefunden und von mir auch am Geologen-Congress zu St. Petersburg vorgezeigt wurde. Dieser zeigt eine prismatische 25 cm tiefe Aushöhlung im Innern, von quadratischer Basis. Bei diesem stimme ich Herrn Geheimrath Virchow bei, dass der Knochen als Basis (Sokel) eines Pfahlbaues gedient haben mochte. Indessen bleibt in beiden Fällen die Thatsache wichtig, dass diese Aushöhlungen nur im frischen Knochen vorgenommen werden konnten, demnach Beweise für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth und Rhinoceros der Diluvialzeit sind.

Herr R. Virchow:

Das ist ein Gegenstand, der in das Gebiet der speziellen Forschung gehört. Die Phantasie ist ja lose, man kann sich auch vorstellen, dass man das Mark herauskratzt hat und nachher noch eine nützliche Verwendung der Knochen fand oder umgekehrt, aber immerhin ist es merkwürdig, dass wir diese typische Form haben, die immer wiederholt und in derselben Weise zu Tage tritt.

Herr Geheimrath Professor Dr. Fritsch:

Ueber die Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Kopfhaares.

Das zu behandelnde Thema erscheint so abgelegen und nur dem Fachmann zugänglich, dass es als gewagt gelten könnte, vor einem grösseren Kreis dasselbe zu behandeln; indessen möchte ich doch versuchen zu zeigen, dass es keineswegs so ohne allgemeines Interesse ist, wie man vielleicht glauben möchte, und weiss aus Erfahrung, dass die „Haarfrage“ aus naheliegenden Gründen doch stets bei Damen und Herren mit Theilnahme betrachtet wird.

Die Betrachtung kann unmittelbar an die Ausführungen anknüpfen, welche unser hochgeehrter College Kollmann in der gestrigen Sitzung entwickelt hat. Obwohl er den Einfluss der Umgebung auf die Gestaltung der Formen zugab und fest von der Umwandlung der Arten überzeugt ist, so betonte er andererseits vom Standpunkt der

thatsächlichen Beobachtung die Beständigkeit oder, wie er sich ausdrückte „die Ewigkeit“ der Rassen. Wir werden gar nicht umhin können zu fragen, wie sich dieser ersichtliche Widerspruch lösen lässt, und es bietet sich als plausibelste Erklärung gerade Darwins ureigenste Anebauung, die der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl zu Grunde liegt, nämlich das Ueberleben des Passendsten. Nur soweit werden die Rassen erhalten bleiben und „ewig“ sein, als sie die geeignetste Anpassung an die Bedingungen ihrer Umgebung darstellen, und umgekehrt ist ihre Fortexistenz der Beweis, dass sie zur Zeit diese Anforderungen erfüllen. So sind die schwach pigmentirten, blondhaarigen Völker untergegangen und verschwunden, wo sie den Einflüssen der Umgebung geringeren Widerstand entgegengesetzt als die brünetten Stämme, und ihre Rasse ist in solchen Gegenden verweht wie Spreu vor dem Wiude. Die allgemeine und spezielle Correlation, d. h. die Wechselbeziehung der Organismen mit ihrer Umgebung und die Wechselbeziehung ihrer Organe zueinander unter der Einwirkung der besonderen Lebensbedingungen, also thatsächlich physiologische Gründe sind es, welche die scheinbare Constanz der Charaktere oder „Ewigkeit der Arten“ im besonderen Falle hauptsächlich hervorgerufen vermögen, aber nur unter den bezeichneten Voraussetzungen. Wenn wir tiefer in das Verständnis dieser Fragen eindringen wollen, so haben wir alle Ursache den Versuch nicht zu scheuen, auf physiologischer Grundlage mehr Licht über das Entstehen der Rassenmerkmale selbst zu verbreiten. In dieser Beziehung ist bisher ausserordentlich wenig gearbeitet; eine solche klaffende Lücke möchte ich durch meine Ausführungen genauer andeuten und Ihre gütige Mitwirkung erbitten, sie zu schliessen. Wer möchte bestreiten, dass gerade die Haarbildung unter die vorzüglichsten Rassenmerkmale zu rechnen ist, und doch existiren nur ganz vereinzelte, ungenügende Versuche, die Entstehung der besonderen Merkmale auf anatomischer Grundlage zu verfolgen.

Die vorliegenden Arbeiten sollen den Anfang einer solchen Untersuchung darstellen, wobei physiologische und physikalische Principien die leitenden Gesichtspunkte abgeben. Wenn wir fragen, wie das Rassenhaar zu Stande kommt, ist die Grundfrage an dieser Stelle nicht zu umgehen: Wie entsteht denn das Haar überhaupt? Ich bitte um Nachsicht, wenn ich, um schneller auch von dem anwesenden Damenpublikum verstanden zu werden, einen Vergleich aus dem alltäglichen Leben

wähle, der vielleicht nicht ganz der Würde des Gegenstandes zu entsprechen scheint. Die Bildung und Formirung des einzelnen Haares entsteht auf ganz ähnliche Weise, wie im Haushalt von erfahrener Hand ein zäher Teig zur Herstellung eines gefürnten Gebäckes durch Druck aus einer festen Öffnung hervorgetrieben wird. Die Masse des Haares wird gebildet aus wuchernden Zellen, die durch den seitlichen Druck zusammengepresst und untereinander zusammengehäckt gleichzeitig in einer bestimmten Richtung mit wechselnder Schnelligkeit vorgetrieben werden. Die Stelle, wo die Wucherung vor sich geht, nennen wir die Haarpapille, die zum Knäuel gefürnten wuchernden Zellen sind die Haarzwiebel, der Druck, welcher das Vorschieben der zusammengepressten Zellen bewirkt, wird von der contractilen Umhüllung, dem Haarhalg geliefert, Zuführung von Zellmaterial liefern gewisse die Einsenkung auskleidende Schichten, die sogenannten Wurzel-scheiden.

Diese anatomischen Grundzüge der Anlage dürften genügen, um das Weitere verständlich zu machen. Im Sinne der vorliegenden Betrachtungen ordnen sich die Rassenmerkmale des Haares etwa unter folgende Gesichtspunkte: Es kommt zunächst die Gruppierung der Haare auf dem Haarboden in Betracht. Schon dieses ganz äusserliche Verhältnis erwies sich als ungenügend bekannt; macht man Flachschnitte des Scalpes, wie sie die vorliegenden Photographie darstellen, so ergibt sich unzweifelhaft, dass die Haare wohl ursprünglich paarweise auf der Kopfhaut eingepflanzt sind; die normal entwickelten Haare pflegen von schwachen Ersatzhaaren begleitet zu sein, dadurch entsteht alsdann eine Gruppe zu vier. Hier macht sich nun schon Rassen Einfluss in dem Sinne geltend, dass zuweilen je drei starke Haare mit ihren Ersatzhaaren zusammentreten (Follachenproben); in anderen Fällen rücken zwei Vierergruppen näher aneinander (Mogrehiner); oder endlich diese secundäre Gruppierung vereinigt eine ganze Anzahl der einfachen Gruppen wie bei der abgebildeten Probe eines Aethyriers.

Wichtiger noch erscheint die Einpflanzung des Haares. Bald steht die Wurzel des Haares fast senkrecht zu der Oberfläche der Kopfhaut, bald unter einem mehr oder weniger spitzen Winkel. Dadurch wird das sich bildende Haar schon unter abweichende Zug- und Druckverhältnisse gebracht, welche geeignet sind, seine Gestalt zu beeinflussen. Behalten wir im Gedächtnis, dass es sich beim aufstehenden Haar um eine noch bildsame Masse handelt, so erklärt sich schon aus diesem Umstand die abweichende Form.

Die Form des Rassenhaares im Querschnitt hat durch Pruner Bey seiner Zeit schon eine eingehende Würdigung erfahren; indessen blieb bisher unbekannt, dass die Form des Querschnittes schon durch die Form des Proliferationspunktes, der Haarpapille, beeinflusst ist. Die Photographie der Präparate lehrt, dass ein ovales, abgeplatteter Querschnitt bei den typischen Rassenhaaren auf einer ovalen oder selbst viereckigen Papille entsteht; sie beeinflusst also mechanisch die Gruppierung der wuchernden Haarzellen.

Hierbei lässt sich auch eine gewisse Einsicht gewinnen über das Zustandekommen anderer Rassenmerkmale des Haares, nämlich die Pigmentierung. Gerade dies ist offenbar eine Frage von eminenter, physiologischer Bedeutung, welche vor allen Dingen weiter aufgebellt werden sollte. Unzweifelhaft ist die Haut der dunkel pigmentirten Rassen in höherem Masse Excretionsorgan als diejenige der weissen; dies ergibt sich schon aus der unleugbaren Thatsache, dass die Menschen mit ihrer für die Einstrahlung so günstigen schwarzen Haut nicht nur ungestraft, sondern mit Behagen in der Sonne liegen, wo die Haut des Weissen sofort den stärksten Sonnenbrand unter Blasenbildung und Abstossung der Haut zeigen würde. Dabei fühlt sich die schwarze Haut kühl und weich, sammtartig an, während die schwach pigmentirte Haut heiss, trocken und rissig wird. Die Erscheinung ist nur durch eine grössere Verdunstungskühle bei der schwarzen Haut zu erklären, und diese bedingt wiederum einen stärkeren Säftezufluss. Wo lebhafter Stoffwechsell und reichlicher Säftezufluss auftritt, da pflegt im Organismus Pigment abgeschieden zu werden, und so sehen wir auch an den Haaren die kräftige Pigmentbildung unter solchen Bedingungen erscheinen. Sehr lehrreich dürften besonders die hier abgebildeten Präparate der Kopfhaut einer ergrauenden Sudanesin befunden werden, wo an den verschiedenen Haarwurzeln alle Stadien bis zur völligen Pigmentlosigkeit verfolgt werden können; man sieht, wie die pigmentführenden Zellen durch die Papille in den umgebenden Lymphraum hindurchtreten und sich zwischen die Zellen der Haarzwiebel eindrängen, um ihren Pigmentgehalt weiter hinauf in den Haarzellen zu verbreiten. Dabei handelt es sich stets um ein verschiedenes kräftiges, bräunliches oder schwärzliches körniges Pigment, welches schliesslich zwischen den Haar-faserzellen, seltener in dem unsicher auftretenden sogenannten Mark des Haares gefunden wird; das Mark selbst beruht nach meiner Ueberzeugung in seiner Ausbildung ebenfalls auf einem ungleichen Wachsthum des Haares. Mit diesem körnigen Pig-

ment ist ein anderer gelöster Farbstoff nicht zu verwechseln, der besonders in den rothen Haaren prächtig ausgebildet erscheint. Die richtig rothbehaarigen Menschen sind thatsächlich pigmentarm, wie sich an der abnormen Weisse ihrer Haut, durch welche das Blut stark hindurchschimmert, leicht erkennen lässt. Die Rothhaarigkeit ist also eine constitutionelle Erscheinung und kann als individuelle Abweichung auch unter sonst dunkel pigmentirten Rassen auftreten, wie es Herr Boas aus Amerika von den Indianerstämmen des nordwestlichen Amerika versichert.

Beiläufig bemerkt kann auch das körnige Pigment nach dem Tode durch einen Verwitterungsprozess in den Haaren zurückgehen; diese von Herrn Virohow an den altägyptischen Haaren constatirten Erscheinungen konnte ich vor einigen Jahren an den Mumienhaaren Central- und Südamerikas ebenfalls feststellen.¹⁾

Eine andere wichtige Gruppe von Rassenmerkmalen des Haares verlangt senkrechte Durchschnitte der Kopfhaut, um ersichtlich zu werden, das sind die Krümmungsverhältnisse. So nabeliegend der Gedanke auch ist, die Entstehung dieser Krümmungen bereits in der Anlage der Scheiden des Haares zu suchen, so hat meines Wissens nur Götte, dessen weiteren Ausführungen über den Gegenstand ich mich leider nicht anschließen kann, an dem Hauptbaue des sogenannten Buschweihes Afandy, einer Gonsqua-Hottentottin, diese besondere Krümmung der Wurzelscheiden constatirt. Bei dem spiralg gedrehten Haar der Sudanesen sehen Sie eigenthümlicher Weise eine säbelförmige Krümmung der Haare schon in den Wurzelscheiden auftreten. Offenbar sind hier auch in anderen Axen ungleiche Spannungsverhältnisse in dem sich bildenden Haar vorhanden, welche das seitliche Ausweichen und spiralg Drehen des austretenden Haares veranlassen. Je stärker solche Ungleichheiten werden, um so enger wird die spiralg Drehung werden, wie wir sie z. B. so auffallend an dem Haar der Buschmänner und Hottentotten sehen. Einen plausibeln, physiologischen Grund für die urthümliche Krümmung der Haarwurzeln und ihrer Scheiden wüsste ich augenblicklich nicht anzuführen; diese Merkmale tragen also zur Zeit noch vollkommen den Charakter der vererbten Eigentümlichkeiten und müssen als solche in darwinischen Sinne auch umgestaltungsfähig sein; wir sehen ja auch unter sonst schlichthaarigen Menschen gelegentlich als Individuelle oder vielleicht atavistische Abweichungen Krankköpfigkeit

erscheinen. Ein anderes an den Haarlängschnitten erscheinendes Merkmal ist dagegen wiederum auf physiologischer Grundlage sehr wohl verständlich, nämlich die Umbiegung des untersten Endes der Haarwurzel. Bei kräftigem Wachstumsprozess der Haare schieben sie sich auch bei starker Kopfschwarte so weit in die Tiefe gegen die knöcherne Unterlage vor, dass sich bei dem weichen Ende der Wurzel eine Staehung bemerkbar macht, die in manchen an das Pathologische streifenden Fällen ganz unverkennbar zu Tage tritt.

Die Grenze des Krankhaften, welche ja überhaupt schwer zu ziehen ist, macht bei der Haaruntersuchung ganz besondere Schwierigkeiten. Die Beschränktheit der Zeit macht es leider nicht möglich, auf diese höchst interessanten Punkte hier näher einzugehen. Nur auf einen Punkt kann ich nicht unterlassen, zum Schlusse hinzuweisen, das ist das wechselvolle Auftreten der Anhangsdrüsen der Haare, wodurch vornehmlich die Bilder der vorliegenden Tafeln so ungleich erscheinen. Die Abweichung bezieht sich weniger auf die Sehweissdrüsen als auf die Talgdrüsen der Kopfhaut. Während bei den dunkelpigmentirten Afrikanern mit ihrer succulenten, kräftigen Kopfschwarte die Talgdrüsen in ungläublicher Mächtigkeit erscheinen und einen weiteren Beweis für die starke secretorische Thätigkeit der Haut abgeben, sind dieselben bei den braunen arabischen Stämmen mit ihrer trockenen Haut auffallend schwach entwickelt. Ja an der Kopfhaut eines aus Tunis durch die Wüste nach Aegypten gewanderten Mogrehiners, der an Erschöpfung zu Grunde ging und auch einen acuten Haarschwund zeigte, sind die Talgdrüsen fast ganz zu Grunde gegangen. Hier spielen also offenbar pathologische Zustände mit hinein, wie es aber auch bei dem übermäßigen Haaranfalle, dem allzu häufigen Auftreten ausfallender, sogenannter Kolbenhaare gleichfalls anzunehmen ist. Dass Coagestivzustände des Blutes auch dem Kopfe, Kopfschmerzen, geistige Anstrengungen und anderweitige Verluste von Kräften die Haarbildung beeinflussen, ist ja ebenfalls allgemein anerkannt.

Sie sehen, hochverehrte Anwesende, wie die Haare gemacht werden; sollte das hier angegebene Receipt nicht überall stimmen, so liegt es vielleicht an der Richtigkeit der Waage, mit der die Ingredientien abgewogen werden, was ja auch im Haushalt zuweilen vorkommen soll. Ich darf gleichwohl der Ueberzeugung Ausdruck geben, dass, so lange die Haare unter den gleichen Bedingungen entstehen und wachsen, auch ihre Merkmale im grossen Ganzen die gleichen sein werden. Nur in diesem Sinne möchte ich auch in Bezug

¹⁾ Internationaler Congress der Amerikanisten. VII. Session. Berlin 1886.

auf die Besonderheiten des menschlichen Haupthaares an eine „Ewigkeit der Rassenmerkmale“ glauben.

Herr Regierungsrath Dr. Much-Wien:

Ueber einen Friedhof aus der Lombardzeit.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass Orte, wenn sie sich einmal zur menschlichen Besiedlung eignen und vnrtheilhaft erwiesen haben, trotz aller Hindernisse und Ersehwerung, ja selbst nach vollständiger Zerstörung und eingetretenem Bevölkerungswechsel mit anfallender Zübigkeit ihre Anziehungskraft bewahrt haben. Diese Erscheinung ist bekannt bei mehreren Städten von welthistorischer Bedeutung, aber auch unscheinbare Dörfer haben ihre Wurzeln in prähistorischem Boden, nur befinden sie sich heute zum Theile nicht mehr auf einem Pfahlbau im Wasser, sondern am naben Ufer, nicht mehr auf der windumstrichenen wasserlosen Anhöhe, sondern an deren Fnsse in Mitte ihrer Feldfluren.

So haben wir hier schon gehört, dass auch das Alter von Braunschweig bis in die Steinzeit reichen dürfte, und auch von der Stadt Wien lässt sich gleiches nachweisen. Zwar, nb in ihrem heutigen grossen Umfange sehnnd der paläolithische Mensch eine Lagerstätte besass, lässt sich trotz der mehr als 30 Fundplätze diluvialer Thiere nicht sagen; aber von der neolithischen Zeit geben vereinzelte Funde untrügliches Zeugnis, ja selbst dauernde Ansiedlungen sind schon festgestellt, u. z. eine kleine auf dem Leopoldsberge und eine an Funden recht ergiebige auf einer der Kalkklippen von Ober-St. Veit nächst Seböhrrunn. Dass nicht auch an anderen Stellen gleiche Nachweise erbracht werden konnten, liegt an der seit vielen Jahrhunderten tief greifenden Beunruhigung des Bodens.

Von der jüngeren Steinzeit an finden sich aus allen Kulturperioden zwar wenige, aber sichere Funde, die sich während der Zeit der Römerherrschaft ausserordentlich mehren, von deren fast 500 Jahre langen Dauer zahlreiche Gegenstände vom Legionsiegel bis zu kolossalen Fundamenten, vom Topfscherben bis zum Soldatenfriedhof Zeugnis geben. Aber von dem Augenblicke an, als die germanischen Scharen Odnakers dem weströmischen Reiche ein unerbüliches Ende bereiten, versinkt Wien in ein halbttausendjähriges Dnnkel, sein Name verschwindet und selbst der Boden schien jede Kunde fortdauernden Bestandes zu verweigern.

Mir hat es immer widerstrebt zu glauben, dass die Stätte einer wichtigen römischen Provinzstadt zum Oedland geworden sei, wie es Einige behaupteten. Da dankten wir mit einem Male einer Massregel, welche ich durch die Central-Commission

für Kunst und historische Denkmale anzuregen vermochte, ein erwünschtes Licht in diesem nungsangefüllten Dnnkel. Es kommt nämlich sehr häufig vor, dass man bei der steten Durchwühlung des Bodens auf Skelette stösst, der Polizeiarzt wird gerufen, er erklärt zumeist, das Skelett sei schon länger als 30 Jahre — ein ausreichendes Mass für die Verjährung eines etwaigen Verbrechens — in der Erde gelegen, die Gebeine werden verseahrt und die Wellen antlicher Thätigkeit ehnen sich wieder über dem Todten. Nunmehr aber sind die Aerzte angewiesen, in derlei Fällen eingehendere Umsebau zu halten, und dieser Anordnung danken wir die Kenntniss eines Friedhofes aus eben jener dunklen Zeit. Es fanden sich nämlich bei einem Skelette, das gelegentlich der Strassen-Herstellung auf dem „Mariabilfer Gürtel“ zum Vorschein kam, zwei spangelförmige Gewandnadeln aus Silber und ein Spinnwirtel aus Bergkrystall, womit die Veranlassung zur Aufdeckung von 19 bis 20 Gräbern gegeben wurde.

Die Skelette lagen, wenn auch in ungleichen Abständen, doch deutlich in Reihen, in gestreckter Lage, mit dem Knfpe im Südwesten. Die Tiefe der Gräber wechselte, denn während ein Skelett nicht tiefer als 0.88 m gebettet war, lagen andere über 2 m tief, ohne dass ein Anlass zu dieser Verschiedenheit entdeckt werden konnte. Das Erdreich besteht aus Löss, der einen grossen Theil des Untergrundes der Stadt Wien bildet; eine Ausfüllung des Grabes mit dunkler Erde, wie sie sonst nk vorkommt, ist nicht beobachtet worden, immerhin aber machte sich eine etwas brännere Färbung der Ausfüllung gegenüber dem unberührten Löss bemerkbar.

Spuren von Särgen konnten nicht beobachtet werden, ebenso wenig eine Unterlage oder Umstellung von Steinen.

Sehon bei den ersten Gräbern machten wir die Entdeckung, dass einmal ein gewaltsamer Eingriff erfolgt sein musste. Es waren wohl die Schädel und die Gliedmassen vorhanden, aber Becken, Wirbel und Rippen fehlten, sowie alle Beigaben. Oberhalb eines Schädels lag das Bruchstück eines andern, der Schädel einer alten Fran lag mit dem Gesichte nach unten, sodass das Skelett herausgerissen worden sein mochte, als die Knochen noch in den Bändern hingen. Auch an anderen Orten sind ähnliche Beraubungen, bei denen es sich vnoehmlich um silbertauschirte Gürtelschnallen, Riemenzungen und Waffen handelte, festgestellt wurden. Andere Gräber schienen unberührt, enthielten aber keine Beigaben, noch andere endlich wurden bei der Beirahung wahrscheinlich übersehen. Darauf deutet das Vorkommen der zwei silbernen Kleiderspangen

und des Spinnwirtels aus Bergkrystall in dem im vorigen Herbste entdeckten Grabe; ein von uns geöffnetes Grab enthielt bei dem unberührten Skelette eines Mannes ein leider durch Rost arg zerfressenes eisernes Schwert, ein eisernes Messer und eine eiserne Gürtelohrnhalle sowie zwei Knöpfe aus Bronze. Bei einer anderen (weiblichen?) Leiche lag ein ebenfalls recht morsch der doppelter Klappkamm aus Bein mit Spuren der an diesen Geräten üblichen Verzierung, einige Glasperlen, ein Messer, eine Gürtelohrnhalle und fünf winzige Stückchen von Goldbelag, wie er an goldplattirten Scheibensfibeln beobachtet wird, die augenscheinlich nicht mehr mit dem Gegenstande, den sie einst verzieren, sondern schon lose und einen Theil des bescheidenen Reichthums der Besatteten bildend und wahrscheinlich in dem Tüschchen, in welchem auch Kamm und Messer lagen, in das Grab gelangt sind.

An sonstigen Funden ergaben sich einzelne Glasperlen, Messer, eine Gürtelohrnhalle aus Bronze und eine aus Eisen, eine schwere eiserne Axt und Bruchstücke eines einfachen Klappkammes.

Die Beigaben entsprechen denen, welche sich im VI. und VII. Jahrhundert in hajuwarischen, alemannischen und fränkischen Gräbern finden, insbesondere die spangelförmigen Gewandnadeln aus Silber, der Spinnwirtel aus Bergkrystall, die bronzene Gürtelohrnhalle, die Klappkämme aus Bein mit der ihnen eigenartigen Verzierung; sie bilden gleichwie Schwert und Axt den Grabesatz germanischer Stämme, wogegen diese Dinge nicht germanischen Völkern mehr oder weniger fremd sind.

Auffallend ist das vollständige Fehlen jeglicher Thongefäße, selbst vereinzelt Scherben waren nicht zu finden; eine Thatsache, die zu hajuwarischen Gräbern stimmt, wo Thongefäße sehr selten sind.

Darf man nach dem Grabinventar annehmen, dass es sich um einen germanischen Friedhof handelt, so muss man ihn wohl in das VI. Jahrhundert einreihen, weil hier im VII. kaum mehr an germanische Siedelungen gedacht werden kann. Aber auch im VI. Jahrhunderte könnte es sich nur um einen, zuerst unter ostgothischer, späterhin, als die Langobarden nach kurzem Verweilen in Niederösterreich im benachbarten Pannonien ein Reich gegründet hatten, unter langobardischer Herrschaft sesshaften, wahrscheinlich nicht unvermischt gebliebenen Bruchtheil eines germanischen Volkes handeln.

Diese Vermuthung gewinnt einige Wahrscheinlichkeit durch den Befund der Schädel, unter denen zwar kein ausgesprochener Rundschildel sich befindet, die aber doch auch keine ganz einheitlichen Charakter zeigen. Eine hervorsteckende

und deshalb bezeichnende Ersehnung unter den Schädeln bildet aber ein sogenannter Sehnür- oder Thurmshädel von der ausgeprägtesten Art; er gehörte einem Greise an, da die Alveolen gänzlich abgebrochen und die Nähte verwachsen sind. Hnt uns das Grabinventar nach Westen verwiesen, so müssen wir, um für den Sehnürschädel eine Erklärung zu finden, nach Osten blicken, wo wir in den einst skythischen Ländern nördlich vom Schwarzen Meere und Kaspischen See die Heimath der Sitte des Versehnens des Schädels finden. Von dorthier kamen die Avaren, die etwa um die Mitte des VI. Jahrhunderts an der Donau erschienen und denen die Langobarden auf Grund eines Vertrages im Jahre 568 Pannonien überliessen.

Da Sehnürschädel auf dem Boden germanischer oder westslawischer Völker eine äusserst seltene Erscheinung sind, da ferner die Beigaben aller Wahrscheinlichkeit nach dem VI. und höchstens dem VII. Jahrhunderte angehören, so werden wir keinen Fehler begehen, wenn wir den Sehnürschädel aus dem einen der Gräber am Mariabiller Gürtel einem Avaren zuschreiben. Ob er als verkehreter Kriegsgefangener hierher gelangte, oder als Angehöriger eines avarischen Schwarmes, der sich hier festsetzte und gelegentlich den Friedhof plünderte, lässt sich schwer sagen; doch ist letzteres bei dem damals friedlichen Verhältnisse zwischen Langobarden und Avaren das wahrscheinlichere. Sein Erseheinen maecht uns den Zustand des Friedhofes erklärbar.

Nach dem Abzuge der Langobarden hatten sich die Avaren ganz Pannoniens und des angrenzenden Norikums bemächtigt. Bei ihrer und der mit ihnen gekommenen Slavenausbreitung fanden sie die verlassenen Dörfer der Langobarden und der unter langobardischer Herrschaft gestandenen alt-einheimischen Bevölkerung und ihre Friedhöfe und da in den Dorfhütten wenig zu holen war, bildeten offenbar die Friedhöfe, die durch frische Grabhügel oder sonstige Merkmale erkennbar waren, hier wie anderwärts ein willkommenes Feld reicher Beute und so fiel ihnen auch unser Wiener Friedhof zum Opfer. Kein noch erkennbares Grab wurde verschont und nur jene wenigen, deren Hügel schon eingeebnet waren, hierbei übersehen. Zuletzt sind dort, wo sich die Avaren und die mit ihnen gekommenen festsetzten, auch diese auf dem zuvor ausgeräumten Friedhofe, wahrscheinlich beigabenlos, begraben worden.

Die Gesamtzufude aus den geöffneten 19—20 Gräbern sind an sich nicht zahlreich, obwohl sicher ist, dass der Friedhof eine größere Ansehnung hat, als festgestellt werden konnte, aber dessen Bestand zu sich und sein Inhalt sind deshalb höchst

werthvoll, weil sie ein erstes Licht auf eine bedeutende Episode in einem mehrhundertjährigen Dunkel der Geschichte Wiens zu werfen geeignet sind.

Herr Professor A. Rzehak-Brünn legt vor und bespricht einen interessanten Goldring-Fund, der im Centrum Mährens gemacht wurde. Es hängen 2 Ringe, deren Enden in eigenthümlicher Weise zurückgebogen sind, in einander. Das Gewicht derselben beträgt fast genau 60 Gramm, das Material ist Gold mit etwas mehr als $\frac{1}{4}$ Silber gemischt. Das merkwürdigste an diesen Ringen ist, dass ganz genau dieselbe Form (auch Material und Grösse stimmen überein) in den kaukasischen Gräbern vorkommt. Aehnliches fand sich auch in Ungarn, sonst scheinen jedoch Funde dieser Art sehr selten zu sein und dem westlichen Europa ganz zu fehlen, obwohl Draht-Ringe mit zurückgebogenen Enden schon in der Bronzezeit vorkommen. Die kaukasischen Ringe gehören nach Chantre der „cytho-hyazantinischen“ Zeit an; der mährische Fund lässt sich bis jetzt der Zeit sehr nicht ganz genau fixiren. Auch die Bestimmung der Ringe ist nicht ganz klar; Chantre nennt sie „pendants d'oreilles“, sie könnten aber vielleicht Fingerringe sein.

Herr Ferdinand Freiherr Dr. von Andriau: Elementar- und Völkergedanke, ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Ethnologie.

I.

Wenn die Ethnologie als jüngstes Glied der Naturwissenschaften bezeichnet wird, müssen wir uns gegenwärtig halten, dass die Keime dieser Wissenschaft durch die Gunst der geographischen und politischen Verhältnisse im hellenischen Alterthum bereits gelegt worden waren. Das griechische Gesellschaftsbewusstsein hat nicht bloss die Geschichtschreibung und Dichtkunst,¹⁾ sondern auch die Philosophie beeinflusst. Plato wie Aristoteles gehen bei Betrachtung der menschlichen Verhältnisse nicht vom Individuum aus, sondern von den Gruppen, innerhalb deren die menschlichen Anlagen erst lebendig werden. Die Staaten sind nach Aristoteles Naturproducte, zu deren Erforschung die naturwissenschaftlichen Methoden anzuwenden sind. Seine leider verlorene Zusammenstellung barbarischer Sitten und Gesetze (*νόμιμα βαρβαρικά*) bildet den ersten Anlauf zu einer vergleichenden Ethnologie; auch später ist in den philosophischen Schulen die Vergleichung gehandhabt worden.²⁾

¹⁾ Ivo Bruns, Das literarische Porträt der Griechen im 4. und 5. Jahrh. S. 34.

²⁾ Belege bei Wendlandt, Philo's Schrift über die Vorsehung, 36 Anm. 1.

Die Verschiedenheit der Gesellschaftskörper beruht nach Aristoteles auf den Qualitäten und den numerischen Verhältnissen ihrer Componenten. Plato wie Aristoteles schliessen sich aber andererseits der Lehre von den geographischen Provinzen an, welche Hippokrates in seiner berühmten Abhandlung *περί ἀέρος ὑδάτων τόπων* geschaffen hatte. Nach dieser Lehre sind die physischen und psychischen Eigenthümlichkeiten der Völker der Regel nach das Product der geographischen und klimatischen Bedingungen ihrer Wohngebiete. Die Möglichkeit, den Einfluss der Landesnatur durch Sitte und Gesetz auszugleichen, erkent Hippokrates nur in sehr beschränktem Masse an. Grosse klimatische Contraste, trockener Boden, frisches Wasser, wirken günstig auf Leib und Seele. Die Mannigfaltigkeit der physikalischen Verhältnisse sichert den Europäern ein dauerndes physisches Uebergewicht über den gemässigteren, durch die Einformigkeit der Jahreszeiten verwehlichten, daher zur Sklaverei verdammten Asiaten und Afrikaner. Bodenproducte wie die Menschen, sind zwar nach Hippokrates in Asien viel grösser und schöner als in Europa, doch kau sich bei den Asiaten, welche immer Rassen sie angehören, wegen des ewigen Frühlings keine moralische Energie entwickeln.

Von den Grundgedanken der Astrologie, welche bereits den Peripatetikern geläufig waren,³⁾ hat Hippokrates einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Die directe Unterordnung der menschlichen Psyche unter die Gestirne blieb den Stoikern vorbehalten. Ihnen eigenthümlich ist die Lehre von der Besetzung aller Theile des Kosmos, der *συντάξεις τῶν ὁλῶν*, aus welcher ein massgebender Einfluss der Gestirne auf alle durch die vertheilte Spannkraft des Pneuma differenzirten Lebewesen gefolgert wird. Alle Thaten der Menschen sind durch die Constellationen in der Geburtsstunde oder gar bei der Zeugung gewissermassen vorher bestimmt.

Die Freiheit des Willens wurde von den Epikurern vertheidigt, mit grösstem Erfolge von dem Oberhaupte der „neuen Academie“, dem scharfsinnigen Carneades. Die auffallende Gleichförmigkeit der körperlichen und geistigen Eigenschaften bei den Angehörigen eines Volkes schliesst nach Carneades den Einfluss der Gestirne aus, da alle diese gleichartigen Individuen doch unmöglich unter der gleichen Constellation geboren sein können. Dieses ethnographische Argument gab den Ausschlag für die Abwendung des Stoikers Panätius von der Astrologie zu Gunsten der Lehre des Hippokrates.⁴⁾

³⁾ Boll, Studien über Ptolemäus, 159.

⁴⁾ Genauem Einblick in diese Fragen verdankt

Die Geschichtschreibung hatte seit Thukydides immer den geographisch-physikalischen Standpunkt vertreten, welchem Polybios in B. IV, 21 einen besonders entschiedenen Ausdruck gibt: „Der Charakter von uns Sterblichen allen gestaltet sich nothwendig dem des Klima ähnlich, denn aus keiner anderen Ursache sind wir von ethnischen Gesamttypus aus betrachtet in Sitten, Gestalt und Farbe und zudem in den meisten Gewohnheiten so sehr von einander verschieden.“

Die causale Verknüpfung von Land, Klima und Volkthum bildet einen wesentlichen Bestandtheil des hellenischen Nationalgefühls, welcher auch in der römischen Literatur vielfach nachgewirkt hat.⁹⁾

Eine kräftige Reaction der Stoa gegen die physikalisch-mechanische Ethnographie ist durch Posidonius eingeleitet worden, „den letzten griechischen Schriftsteller grossen Stils“ (Müllenhoff), der zugleich ein eifriger Anhänger der Mantik und Divination war. Er sucht das Ansehen der Astrologie zu retten, indem er zwar die geographische Unterlage als unmittelbare Ursache der ethnischen Besonderheiten anerkennt, dagegen gleichzeitig, wahrscheinlich in Anlehnung an ältere Systeme astrologischer Geographie, den massgebenden obersten Einfluss der Gestirne auf Land und Leute behandelt. Die astrologische Ethnographie des Posidonius ist nicht erhalten, doch hat Fr. Boll wohl zwingend erwiesen, dass sowohl das Lehrbuch *Astronomia* des Manilius wie das zweite Buch der berühmten *τετραβιβλος ἀνταζης μαθηματικῆς* von Claudius Ptolemäus in ihren Grundgedanken auf Posidonius zurückgehen. Das erste Capitel dieses Buches herücksichtigt besonders die physische Anthropologie in ihrer Abhängigkeit von den geographischen Längen und Breiten sowie von der Lage der Wohnsitze zum Thierkreis und zur Sonne. Das zweite Capitel desselben enthält eine psychische Charakteristik von 72 Völkern nach ihrer Verwandtschaft zu den Trigonen, den einzelnen Zeichen des Thierkreises, und den *οὐροδεσπότης* (Hausheerra) der Trigonen (den Planeten incl. Sonne und Mond).

Diese angeblichen Verwandtschaften werden durch groben „Wortaherglauben“ begründet. So gerathen z. B. die Bewohner von Gallien, Britannien, Germanien wegen ihrer Störrigkeit in nähere Beziehung zu dem Widder; die Völker von Italien und Sielien wegen ihrer Herrschernatur zu dem Löwen. Auch die Planeten werden immer nach

man Wendlandt, Philo's Schrift über die Vorsehung, Schmaekel, Philos. der mittleren Stoa und Fr. Ball, Studien über Ptolemäus, Leipzig 1894.

⁹⁾ Pöhlmann, Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte, 47 ff.

dem Wesen des Gottes personifizirt, dessen Namen sie tragen.⁹⁾

Die spiritualistisch-astrologische Ethnographie hat während nahezu 1 1/2 Jahrtausenden das Feld behauptet.

Aus der entschiedenen Gegnerschaft der monotheistischen Religionen⁷⁾ gegen die Schicksalslehre sind allerdings Abschwächungen derselben unter Beibehaltung der astrologischen Grundlagen erwachsen. Nach Philo gibt es nur in Hellas wahre Menschen, weil seine reine Luft das *πυρὸν οὐράνιον*, den Verstand, hervorbringt. Diese reine Luft, aus welcher nach stoischer Anschauung die Seele entsteht, wird von den Fixsternen ausgeströmt. Das Barharenland bringt wegen der Kälte und der Dichtigkeit der Luft keinen *νοῦς* hervor.⁸⁾ Ptolemäus beschränkt — ob in Anlehnung an die Peripatetiker, wie Boll annimmt, bleibt dahingestellt — die unveränderliche *εἰσαγωγή* auf den Lauf der Gestirne; auf der Erde kann ihr Einfluss durch die menschliche Willensfreiheit durchkreuzt werden.⁸⁾ Dasselbe behauptet Roger Bacon vom *indicium astronomium*; denngeachtet gelten ihm die kosmischen Verhältnisse noch immer als die wichtigste Ursache der ethnischen Verschiedenheiten.¹⁰⁾ Selbst Albert der Grosse betrachtet die menschliche Intelligenz als abhängig von den Gestirngeistern (Intelligenzen)¹¹⁾. Noch im 14. Jahrh., wahrscheinlich auch später, leitete man den hebräischen Glauben aus der Conjunction des Jupiter mit dem Saturn ab, aus andern Conjunctionen die chaldäische, ägyptische, muhamedanische — christliche Religion ab.¹²⁾

Die grossen nautischen Entdeckungen im 15. und 16. Jahrh. haben durch Erweiterung des Gesichtskreises der astrologischen Ethnographie ein sanftes Ende bereitet. Die trefflichen Schilderungen der amerikanischen Völker durch die Missionäre haben daran grossen Antheil. Ein Aufgeben der durch diese muthigen Pioniere gelegten Saat war allerdings so lange nicht möglich, als die dabei zu

⁹⁾ Die Erläuterung der betreffenden Stellen der *Tetrabiblos* bei Boll l. c. 189, 195, 199, 235.

⁷⁾ Wendlandt, Schmaekel und Ball haben nachgewiesen, dass die Argumente Philo's, sowie jene der christlichen Schriftsteller auf Carneades zurückgehen. Vgl. besonders die zusammenfassende Tabelle bei Boll l. c. 182.

⁸⁾ Wendlandt l. c. 69, 81.

⁹⁾ Boll l. c. 155—164 über ähnliche Ansichten der Neuplatoniker *ibid.* 113—117.

¹⁰⁾ Roger Bacon Op. maj. cit. in Werner Wissenschaft. Lehre des Roger Bacon Sitzangsh. phil.-hist. Cl., Ac. d. Wiss. Wien XCIII, 551—54.

¹¹⁾ Bach d. Albert. Magn. Verhältnis u. Erkenntnislehre der Griechen, Lateiner, Araber, Juden, 13 f.

¹²⁾ Burkhardt Renaissance in Italien, II, 262.

Tage tretenden Parallelen von christlichen und heidnischen Meinungen und Gebräuchen als Teufelswerk erklärt wurden.¹³⁾

Aber auch die Denker der Aufklärungszeit haben unter dem Einflusse einer individualistischen Philosophie das neueroberste Material nicht selbstständig zu verwerthen verstanden; sie standen ganz auf den Schultern der Antike. In der allegorischen Deutung der Mythen folgte man einfach den Spuren der Stoiker. Montesquieu's Ableitung der Sitten und Gesetze der verschiedenen Völker aus dem Klima wurde zwar von Voltaire (in seinem *Commentaire sur l'esprit des lois*) treffend verspottet. Dafür taucht aber bei Letzterem die Hypothese von verschiednen degabten Menschenrassen behufs Erklärung der auffälligsten völkerpsychologischen Differenzen auf. Die Lehren vom Naturzustande, vom Staatsvertrag, vom Naturrecht haben ihre Vorläufer in Dikäarch, im ältesten System der Stoa und in der Weltanschauung Epikurs.¹⁴⁾ Sie haben allerdings mehr die Philosophen als die exacte durch die Mitarbeiter der Encyclopädie vertretene Naturwissenschaft beschäftigt. In den einschlägigen Artikeln dieses grossen Werkes wie in der „Geschichte der Menschheit“ des schweizer Aufklärers Isaac Iselin (1764) wird allerdings den ethnographischen Thatsachen einige Rechnung getragen, worans sich die Beseitigung der Rousseau'schen Utopie von selbst ergab. Positives wurde bei der Abhängigkeit der deutschen und französischen Rationalisten von ihrem philosophischen Sehrohr nicht erreicht. Eine unabhängige Stellung nahmen Home und Robertson ein, welche den Menschen als ζῷον πολιτικόν wieder mehr in den Vordergrund rückten.

Englischer Einfluss ist unverkennbar bei Herder, welcher die rationalistische Betrachtungsweise niemals gänzlich abgestreift, aber durch die Annahme einer Vielheit der menschlichen Entwicklungen wesentlich vertieft hat. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ herrscht allerdings das Raisonement noch immer fast unbeschränkt, die Naturvölker werden nur gelegentlich gestreift. Die „Klimatisirung des Eines Menschengeschlechtes“ bildet eine der Leitmaximen der Untersuchung. So betrachtet Herder die „freche Lüsterheit“ der Mythologie der Kamtschadalen als ein Product starker Kälte und kochender Gluth der Vulkane, welche gewissermassen mit einander streiten.¹⁵⁾

¹³⁾ Acosta America (1605) V; auch P. Dobriahofer, *Ahipaner*, an vielen Stellen.

¹⁴⁾ Ludw. Stein, die sociale Frage im Lichte der Philosophie 1897, 17. Vorlesung. Vgl. auch Dr. G. Adler, Eine unarchaische Doctrin des Alterthums, *Zeit.* XV, 195 ff.

¹⁵⁾ Herder, *Ideen* VIII, 2.

Ausserdem wird aber auch eine „organische“ Entwicklung durch Uebung und Tradition vorausgesetzt. Herder's Ausführungen über Geschichte der Sprache und Naturpoesie verrathen eine wachsende Einsicht in das ethnische Geistesleben, obgleich er wie die ihm nachfolgenden Romantiker dessen Producte hauptsächlich mit künstlerischem Auge betrachtet haben.

Dor Meister, welcher den Begriffen „organisch“ und „natürlich“ wissenschaftlichen Inhalt verliehen hat, heisst Jakob Grimm. Mythologie, Sitte und Recht, Märchen, Volklied sind ihm, wie die Sprache, echte Naturproducte, welche „ans der stillen Kraft des Ganzen leise hervortreten“. Grimm's geistige Signatur besteht in dem liebevollsten Verständniss für alle jene geistigen Wechselwirkungen zwischen den Mitgliedern eines Volkes, welche wir Volksseele nennen. Die mündliche Tradition galt ihm als der Schriftliteratur überlegen, weil sie der Einwirkung des Einzelnen mehr entzückt ist, als die Producte der höheren Kunststufen. Seine Sammlungen von Volkstraditionen haben das Gemüthsleben des deutschen Volkes erschlossen. Seine grossen Arbeiten über deutsche Sprache, Mythologie, Rechtsalterthümer, verwerthen mittelst Vergleichung ein ungeheures Material für die Psychologie der germanischen Völker; dadurch wurde der rationalistische Maassstab für die Beurtheilung eines Volkes endgültig beseitigt. Der Gedanke, dass Jedes Volk sich in seinen unbewussten, „etwas unvertilghares (D. Myth. II, XXXVIII) an sich tragenden“ Aeusserungen zu schildern habe, hat den Wettreifer für die Bergung des nationalen Geistesbesitzes auf alle Culturvölker übertragen.

Minder glücklich gestaltete sich die daran zunächst anschliessende Weiterentwicklung dadurch, dass Grimm und seine Anhänger den Mythos als oberste Quelle aller ethnischen Handlungen erklärten, mythisches Denken und Sprechen aber geradezu identifizierten. Aus sprachlichen Erscheinungen hatte Grimm die Priorität des Monotheismus von dem Polytheismus gefolgert. Er unternahm mit A. Kuhn den Versuch, die indogermanische Urzeit mit Hilfe der damals mächtig aufgehäuhten Sprachvergleichung zu erschliessen. Wildere Triebe erwachsen aus der auf derselben Grundlage aufgehäuhten indogermanischen Mythologie. Unter der Führung von A. Kuhn und Max Müller bildeten sich zwei Schulen, von denen die eine die Mythen als Darstellungen des Gewittersturmes deutete, während die andere hiefür die bekanntesten Phänomene der Gestirnwelt in Anspruch nahm. Da aber diese „alte Form der Sprache“, wie Max Müller sich ausdrückte, zugleich der Ausgangspunkt aller Sitten und Einrichtungen sein sollte,

war man somit wiederum zur kosmischen Ethnographie gelangt.

Die Remedur gegen diese Verirrungen bestand auch diesmal in der Erweiterung des Beobachtungsgebietes. Der Herbartianer Professor Theodor Waitz batte von psychologischen Gesichtspunkten ausgehend, in seinem bahnbrechenden Werke „Anthropologie der Naturvölker“ die Ethnographie auf die Stufe einer Erfahrungswissenschaft gehoben. Dieselben Gesichtspunkte legte Herr A. Bastian seinen umfassenden Materialsammlungen zu Grunde. Für die Vergleichung von Natur- und Culturvölkern waren durch die Erstarkung einer beschreibenden Ethnographie, wie durch das Grimm'sche Inventar positive Anhaltspunkte gewonnen, welche zuerst Tylor ausgenützt hat. Seine nach Form und Inhalt musterergiltigen Arbeiten haben sensationell selbst auf Männer gewirkt, welche, wie Müllenhoff, der darin vertretenen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise ferne standen. Sie bezeichnen eine neue Etappe der Völkerpsychologie.

Nach Grimm's Anschauung war die psychische Eigenart der grossen Völkerfamilien, besonders der Indogermanen, ein unantastbares Dogma. Eine Vergleichung der ethnischen Aeusserungen der verschiedenen Völkerfamilien galt als ebenso unwissenschaftlich, wie etwa die Vergleichung des Sanskrit mit dem Chinesischen. Der Hansatz der Indogermanen — der Niederschlag einer uralten indogermanischen Mythologie — waren die von Grimm so liebevoll gesammelten Volkstraditionen. Die psychologischen Elemente derselben weisen jedoch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen der wildesten Völker auf. Tylor hat zuerst die gemeinschaftlichen Wurzeln dieses über den ganzen Erdball verbreiteten Gestrüppes von Meinungen und Gebräuchen blossgelegt. Der Entdeckung des Animismus als einer allgemein menschlichen psychologischen Grundsicht war Jakob Grimm sehr nahe gekommen; sie blieb ihm versagt, weil er „die Umwandlung der ganzen Natur in Personen“ nach rein sprachlichen Gesichtspunkten beurtheilte. Diese neue Erkenntnis hat uns nicht bloss das Denken der Naturvölker erschlossen. Sie beleuchtet auch, wie die Arbeiten von Mannhardt, Robertson Smith, Andrew Lang und der Tylor folgenden Schule, von Rhode, Oldenberg, Hermann Usener, E. H. Meyer beweisen, zahlreiche bisher vernachlässigte oder falsch gedeutete ethnische Aeusserungen der Culturvölker, deren Antheil an dem allgemeinen menschlichen Animismus nicht mehr im Ernste angefochten wird.

Trotzdem hat Herr Gomme, der verdienstvolle Präsident der Folklore Society in London den na-

chronistischen Versuch gemacht,¹⁶⁾ die Arier Europas mit den primitivsten Formen des Animismus zu entlasten und dieselben einer anarischen Bevölkerung zuzuschreiben. Wiederum taucht die, allerdings isolirte, Meinung auf, dass der Animismus den verkümmerten Menschengruppen angehöre. Die Arier sollen ihren Animismus noch vor der Einwanderung in Europa verloren, die anarischen Ueberlebel sich durch alle Phasen des europäischen Culturlebens behauptet haben.

Diese Ansichten, deren Begründung allerdings nicht mehr dem heutigen Erfahrungsstandpunkte genügt, bilden gewissermassen den äussersten Ausläufer von Tylor's geistvoller Lehre über die Ueberlebel in der Cultur. Tylor, Andrew Lang, Edwin Sidney Hartland, J. G. Frazer, welche die anthropologische Behandlung der Völkertraditionen ungemein gefördert haben, betrachten alle Formen des Animismus als „Ueberlebel aus dem Stande der Ueultur“. Sie bezeichnen den Animismus als *savage ideas*,¹⁷⁾ als einen abgestorbenen nicht weiter entwickelbaren Ballast jener Classen, welchen das Lesen und Schreiben Schwierigkeiten bereitet. Es dürfte sich umso mehr verlohnen, dieser Frage etwas näher zu treten, als auch die deutsche Wissenschaft grösstentheils den Standpunkt der englischen Fachgenossen vertritt.

Von dem Vorwurfe der Barbarei wird besonders der animistische Inhalt der Völkertraditionen, der Aberglaube, getroffen. Dieser grosse Complex von Meinungen und Gebräuchen ist aber bei allen einigermassen entwickelten Völkern durchaus nicht homogenen Ursprungs. Er bildet im Gegentheil ein Mischproduct animistischer Formen, welche verschiedenen Völkern und Zeiten entstammen. Die älteste Schichte des europäischen Aberglaubens stellt in ihren Meinungen und Gebräuchen einen directen Zusammenhang mit den primitivsten allgemein-menschlichen Formen her. Der Seelenglaube mit seinen Derivaten, den Naturgeistern und Krankheitsdämonen und dem daran geknüpften Zauberen tritt noch heute in theilweise primitiven Formen auf. Herr Hartland hat die bedeutende Rolle geschildert, welche die allgemein-menschlichen Vorstellungen über die Selbständigkeit und die Theilbarkeit des im Individuum wirkenden Lebens (*external soul*) in den Erzählungen und Gebräuchen aller Völker spielen.¹⁸⁾ Auf die-

¹⁶⁾ Gomme, *Ethnic Genealogy of Folklore in dessen Ethnology in Folklore 1892*, ferner in dessen *Präsidentenrede bei der Jahresversammlung der Folklore Society 1894*.

¹⁷⁾ Hartland, *Science of fairy tales*, 34

¹⁸⁾ Hartland, *Legend of Perseus*, sowie in dessen *Science of fairy tales*.

sen Voraussetzungen, welche die Schranken zwischen Leben und Tod, zwischen den verschiedenen Naturgegenständen aufheben, welche die sinnliche und übersinnliche Welt überhaupt überhaupt zusammenwerfen. beruht grösstentheils alles Zauberwesen sowie die Volksmedizin. Auch die europäischen Formen derselben sind theilweise ganz primitiv. Der erfahrene amerikanische Ethnograph J. Mooney¹⁹⁾ bemerkt gelegentlich einer Besprechung des „Volksglaubens und Brauch der Südslaven von Dr. Fr. S. Krauss“, es sei schwer, sich bei Verfolgung der geschilderten medicinischen Gebräuche zu vergegenwärtigen, dass man es mit Europäern zu thun habe und nicht mit Sherokes oder Omahas, welche ganz identische Gebräuche haben. Obgleich die systematische Vergleichung der animistischen Formen nebst in ihren Anfängen ist, ist der Vorrath an solchen universellen Betätigungsformen des Animismus bereits sehr bedeutend.

Ueber dieser allgemein-menschlichen Schiebte liegen ganz charakteristische Formen, deren Provenienz aus hochentwickelten geistigen Milieus nicht bezweifelt werden kann. Die den Stoikern und Neuplatonikern gemeinsame Lehre von dem sympathischen Zusammenhang aller besetzten Theile des Weltganzen bildet die wissenschaftliche Formulierung des Animismus und den Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Magie. Die Erlässe der christlichen Kirche wenden sich besonders gegen die niedere Magie; doch haben sich die höheren Formen derselben, die orientalische Astrologie, Zahlenmantik, die Traum- und Zuckungshörer, die Orakel- und Weissagungsbücher siegreich in der byzantinischen Literatur behauptet.²⁰⁾ Die Araber, die Gründer der Naturwissenschaften, waren, wie aus Dieterici „Anthropologie der Araber nach der Schule der lauterer Brüder“ zu ersehen, ganz abhängig von neuplatonischen Ideen. Neben eifriger Pflege der Astrologie, Alchemie und Magie haben sie auch, nach Herrn Professor Merx, die neuplatonische Mystik Europa übermitteln, auf welche die germanische und romanische Mystik zurückzuführen ist.²¹⁾ Ueber die Pflege der Astrologie in der Renaissancezeit durch die Humanisten verlancken wir u. A. Jak. Burkhardt ein lehrreiches Capitel.²²⁾ Auf diesem Boden erwachsen der Autor der „Steganographie“, der fromme Abt Thirtemius

von Sponheim, Agrippa von Nettesheim, der 1518 Vorlesungen über hermetische Schriften an der Universität Pavia hielt. An seine Oeculta Philosophia knüpfen alle Oecultisten von Paracelsus bis Jakob Böhme an.

Die orientalischen Geheimlehren sind im Mittelalter hauptsächlich von den Universitäten und Klöstern aus ins Volk gedrungen. Eine vermittelnde Rolle ist hierbei zweifelsohne den fahrenden Schülern zugefallen, den namenlosen Dichtern der Vagantlieder und der Fabliaux, welche als Spassmacher und Jongleurs wie als Zauberer auftraten.²³⁾ Die slovenischen Volkssagen sprechen noch heute von den „Studenten der schwarzen Schule“.²⁴⁾ Der grösste Theil der neuceltischen Literatur, welche durch alle Volksschichten hindurch bis in die Bauernhäuser drang, die astrologischen und alchemistischen Regeln, die Zauberformeln mit den allerhöchsten Namen, die Lehre von den Tüli- manen und Horoscopen, die Grimoires, die Claveala Salmmonia u. s. w. sind Producte gelehrter Studien. Aber auch jenen Gestalten des mittelalterlichen Volksglaubens, welche wie der einst so populäre Zauberer Virgil, oder die Diana, dem römischen Kulturkreise entstammen,²⁵⁾ müssen auf demselben Wege ins Volk gedrungen sein. Unter der Führung der gelehrten Kreise erfolgte in Westeuropa die Verschmelzung dieser heterogenen Elemente; sie erfolgte um so leichter, als die denselben zu Grunde liegenden Vorstellungen mit jenen des primitiven Volksglaubens vollständig übereinstimmen.

Als dritten Componenten des europäischen Volksglaubens finden wir specifisch christliche Formen. Der animistischen Ausbildung der ursprünglich erasischen Vorstellung von einem bösen Wesen ist der Satanismus entsprungen. Man sucht den Teufel durch Verböhnung und absichtlich verkehrte Anwendung kirchlicher Riten zu gewinnen. So werden „schwarze Messen“ gelesen, mit Kinderopfern begleitet, um Jemanden zu schaden.²⁶⁾ Aber auch in guter Absicht wird mit den religiösen Gebräuchen gezanbert. Dies wurde bereits Petrus von Alhanns, ja sogar dem frommen Abt von Sponheim, Johannes Tritheim, von Dr. Wier, dem be-

¹⁹⁾ Hédier, Les Fahliaux passim, Fr. Kluge, Venusberg, Beil. Münchn. Allg. Zeit. 1898 Nr. 66.

²⁰⁾ Andrian, Wetterzauberei. Mitth. Anthr. Ges. Wien. XXII. unter „Slaven“.

²¹⁾ Ob die Hexen und Hexenräte römisch-heidnischen Ursprungs, wie Herr Riezler in seiner ungenücherten „Geschichte der Hexenprocessen in Bayern“ S. 22 ff. nachzuweisen sucht, muss vorläufig dahingestellt bleiben. Ueber Virgil vgl. Paul Schwieger, Der Zauberer Virgil, Berlin 1897.

²²⁾ Jules Bois, Satanisme 211—243.

¹⁹⁾ Journ. Amer. Ethnol. III, 320.

²⁰⁾ Krumbacher, Gesch. der Byz. Litt. 627—29.

²¹⁾ Dr. Ad. Merx, Ideen und Grundlinien e. allg. Gesch. d. Mystik. 1895, 84 ff.

²²⁾ Cult. d. Renaissance II, 254 ff. Ueber die systematische Verwertung orientalischen Geheimwissenschaften durch den Grafen Mirandola, Reuchlin u. s. w. vgl. auch Kunt Fischer, Gesch. d. Phil.

rühmten Bekämpfer der Hexenverfolgung, vorgeworfen. Es bildet sich ein förmlicher Wettkampf der Kirche mit dem Teufel aus. Als Gegenmaht gegen die „schwarzen Messen“ gibt es „rothe Messen“, welche den feindlichen Zauber abwehren und auf dessen Ausbeher zurückzuschleudern. Sie vernichten die Zaubereien der Schläfer.²⁷⁾ Eine systematische Durchführung dieser Aufgabe in der Form einer geistlichen Pharmacologie bietet der *Carnifex exarmatus*, id est *apotheca ecclesiastica* Wihlingensis, welchen Birlinger veröffentlicht hat.²⁸⁾ Noch vielfach wird der Priester von der Landbevölkerung (theilweise auch der Messner) zum Wettermachen, überhaupt zur Bekämpfung dämonischer Einflüsse u. s. w. in Anspruch genommen. Für die Theilnehmung verderbter Priester an den Manipulationen des Satanismus kann ich vorläufig nur auf französische, mit Vorsicht zu gebrauchende Quellen, auf die Schriften von Jules Bois und J. K. Huysmanns verweisen. Zur Ausbildung und Verbreitung der Lehren über das Hexenwesen und über Teufelshabschaft hat die theologische Literatur allerdings wesentlich beigetragen. Ein gewichtiges Zeugnis über den Antheil der Priester am Zauberverwesen legt der Tiroler Dichter und Richter Hans Vintler in seinen „Plummen der Tugend V. 7701“ ab²⁹⁾; daher gelten im Volksglauben die Priester noch vielfach als Zauberer.³⁰⁾ Dass auch protestantische Bevölkerungen bei gewissen Gelegenheiten das Wort „Priester“ nicht aussprechen,³¹⁾ dürfte wohl damit zusammenhängen. Beweist doch die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts, dass die protestantischen Theologen, vor Allen Luther selbst, in dieser Hinsicht vollständig den katholischen Standpunkt theilten.³²⁾ Verlässliche Kenner des russischen Volkstums haben mich versichert, dass der russische Bauer seinen Geistlichen die Kraft des bösen Blicks zuschreibt, sich dagegen vor katholischen Geistlichen weit weniger fürchtet.

Die neuesten animistischen Formen sind entchiedenen Producte der gebildeten Gesellschaftsklassen. Das Anwachsen der spiritualistischen Sekten im Vaterlande des Spiritismus, in Amerika,

²⁷⁾ Jules Bois, l. c. 378 nach Augustin Thierry.

²⁸⁾ Birlinger, Aus Schwaben I, 318.

²⁹⁾ Das volksthümliche Material ist sehr reich an Belegen hiefür. Ich verweise nur auf Sepp, Altbayr. Sagenschatz 439, ferner auf Bastansi, *Superstizioni religiose* d. Prov. di Treviso, Archivio d'Anthrop. 1487, 273. Vgl. auch Adrian, Wetterzauberei im Bd. XXIV der Mitth. Anthropol. Ges. Wien.

³⁰⁾ Dr. Pajek, bezüglich der Slovener vgl. Adrian, Wetterzauberei l. c. 102 Sep.

³¹⁾ Für die Schotten und Norweger besorgt durch Kristoffer, Nyrop Navnets magt, 145.

³²⁾ Roskoff, Gesch. d. Teufels II, 379 ff. Osborne Teufelliteratur (Acta Germanica III) 40 ff.

die vom Journal of American Folklore wiederholt, zuletzt im Bd. VIII, 299 betonte Vorliebe der gebildeten Stände für Zauberei und Wahrsagerei bilden eine interessante Eigenthümlichkeit des amerikanischen Geisteslebens, welcher analoge Erscheinungen aus unseren Grossstädten als Signatur modernster Cultur zur Seite stehen. Man wird das nicht ohne weiteres als „Decadence“ abthun, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Philosoph, welcher in bekannter Bescheidenheit den Anspruch erhebt, der einzige ernste moderne Philosoph zu sein, Schopenhauer, sich mit grösstem Behagen im alten Occultismus herummammelt. Alle je dagewesenen Versuche zur Magie sind ihm nämlich einfach Anticipationen seiner Metaphysik, welche den Willen als kosmische Potenz auffasst. Sein Gedankengang deckt sich im Wesentlichen mit den Ausführungen von Cornelius Agrippa über die magischen Seelenkräfte, über das Wesen des Glaubens als magisches Agens u. s. w.³³⁾

Analoge Entwicklungsphasen des arabischen und indischen, tibetanischen Animismus lassen die Forschungen von A. v. Kremer, Kern, Oldenberg, Waddell deutlich erkennen. Ueberall wo verschiedene Cultur- und Religionsbeobachten wechselagern, finden wir auch die ihnen einigermaßen angepassten Formen des Animismus, welche mit unzweifelhaft primitiven Formen vermischt sind. Sie müssen als selbständige Ausbildungsformen der allgemeinen menschlichen Grundschichte gelten. Nach Tylor soll die Furcht der Culturvölker vor den Zaubereien der ihnen unterworfenen rohen Aboriginer die Provenienz aller Magie aus dem Tiefstande der Cultur beweisen.³⁴⁾ Doch kommt ja häufig auch das entgegengesetzte Verhältniss vor, nämlich die abergläubische Scheu rober Volksgruppen vor höher gebildeten Fremden, wie z. B. vor Missionären.³⁵⁾ Herr Hartland zieht eine förmliche Scheidewand zwischen den Producten mündlicher Tradition, welche die barbarische Psychologie darstellen, und den Culturideen der mit der Schreibekunst hegnadeten Zeiten. Diese Scheidung lässt sich bei genetischer Behandlung der Traditionen nicht mehr aufrecht erhalten. Wir haben im Vor-

³³⁾ Schopenhauer, Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Phil. des Verf. seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. 2. Aufl. Leipzig 1867. Im Cap. „Animalischer Magnetismus und Magie“ werden die Behandlung der Krankheits durch Symplicienmittel und Besprechen, die Möglichkeit, Jemanden durch inbrünstiges Begehren in seinem wärbaren Abbild zu schädigen, als wissenschaftlich vollkommen gerechtfertigte Thatsachen hingenommen!

³⁴⁾ Tylor, Anf. d. Cult. D. Ausg. I, 112.

³⁵⁾ E. S. Hartland, Science of fairy tales 54.

hergehenden die Beeinflussung des europäischen Aberglaubens durch die orientalische Literatur kennen gelernt. In England verdrängen gegenwärtig französische und deutsche, literarisch fixirte, Märchen die nationalen Producte mündlicher Tradition (Newell, Journ. Am. Folk. IV, 281). Herr V. Tille betont, dass die Quelle aller Motive der tschechischen Volksüberlieferungen die deutsche Büchelliteratur ist.³⁵⁾ Ich erinnere an die überraschenden Resultate der schönen Untersuchungen von Herrn W. W. Newell über amerikanische Kinderspiele, an Riehl's bekannte Ausführungen über den höfischen Ursprung vieler deutscher Bauerntrachten. In der Volkspoesie, selbst in den als echteste Volksware geltenden Schuaderhüpfeln, ist wie Dr. John Meier³⁷⁾ treffend angeführt hat, Volkshümliches und Kunstmäßiges untrennbar gemischt.

Herr W. W. Newell geht allerdings zu weit in der, unannehmbaren ethnographischen Erfahrungen widersprechenden, Behauptung, dass Aberglaube und Brauch überhaupt den primitiveren Völkern hauptsächlich durch die Culturvölker eingeimpft werde, dass die entgegengesetzte Einwirkung dagegen minimal sei.³⁸⁾ Dieser Irrweg, welcher direct zu den Grimm'schen Ansichten zurückführt, entspringt aus einer einseitigen literarhistorischen Behandlung der Märchen, welche zum Maassstab für das gesammte animistische Denken dienen sollen. Die Infiltrationen finnischen Aberglaubens bei den Russen, die Deteriorirungen des Brahmanismus und des Buddhismus unter dem Einflusse der Aboriginer widerlegen schlagend die Ansichten des amerikanischen Forschers. Wir sind nicht in der Lage, den Occidentismus in seiner Gesammtheit ausschliesslich der einen oder der andern Culturstufe zur Last zu schreiben.

Den höheren Stufen des Animismus gebührt jedenfalls die Mystik an. Sie steigert den Seelengedanken zum Seelengefühl, sodass z. B. der Verfasser der für den Chalifen Almutosim († 842) übersetzten sogenannten Theologie des Aristoteles, während er mit seiner Seele allein war, seinen Leib ablegte und sich als körperlos Substanz fühlte.³⁹⁾ Die indischen, griechischen, christlichen Mystiker fassen die Berührung mit dem allermögenden Wesen ebenso materialistisch auf wie die Schamanen oder modernen Spiritisten und

Spiritualisten ihren Geisterverkehr, sie haben jedoch dieses Verhältnis bis zur „mystischen Liebe“ gesteigert, welche „Raserei ist“, den Leib als Gefängnis empfindet, und die ekstatischen Zustände als Stufen der vollen Erkenntnis ansieht.⁴⁰⁾ Der mystische Aokosmismus, welcher die Geschöpfe als „Formen und Phantome erklärt, über welche die Entscheidungen der Allmacht fließen“,⁴¹⁾ findet seine genaue Analogie in den primitiven bereits hervorgegebenen Anschauungen über die Wesensidentität aller als belebt gedachten Naturdinge mit der Geisterwelt.

Der von Herrn Professor Merz⁴²⁾ gestellten Vorbedingung einer Analyse des mystischen Seelenlebens behufs Aufbaues einer wirklichen Religionsphilosophie kann somit nur durch die psychologische und genetische Begründung aller primitiven wie der hochentwickelten Formen des Seelen- oder Lebensgedankens (Animismus), zu welchen auch die brahmische und haddhistische Mystik ein starkes Contingent stellt, Genüge geleistet werden. Bastian hat den Animismus im Allgemeinen als Elementargedanken definiert und zwar mit vollem Rechte, da sehen „die vergleichende und unterscheidende Grundfunktion des Bewusstseins“,⁴³⁾ nämlich die Urtheilsfunktion, wie Jerusalem⁴⁴⁾ nachgewiesen hat, an animistische Formen geknüpft ist. Die Tendenz zur Hypostasirung derselben kann individuell, jedoch niemals ethnisch überwunden werden, denn sie wurzelt fest im Empfindungs- und Gefühlsleben. Alljährlich wird am Allerseelestage das Grab von Allan Kardec im Père Lachaise von unbekanntem Verehrern auf das reichste ausgeschmückt. Diese Tendenz kann aber durch mächtige geistige Erregungen, wie durch psychopathische Einflüsse wesentlich gesteigert werden. Die Biographien moderner Künstler liefern dafür entscheidende Beweise.

Das Studium der Volkstraditionen hat somit vorerst ein den Grimm'schen Voraussetzungen gerade entgegengesetztes Resultat gehabt. Abgesehen von den vielen fremden Beimischungen und einer beträchtlichen Herabsetzung des ihnen zugeschriebenen prähistorischen Alters erwies sich der wichtigste Theil der darin ausgedrückten Ideen als wenig charakteristisch für ein einzelnes Volk. Eine um so reichere Ansbauete gewährten sie für die Erkenntnis der Elementargedanken. Die allseitige Belenchtung, Begründung und Begrenzung dieser psychischen Grundsichte durch

³⁵⁾ V. Tille im Narodopisny Sbornik Ceskoslovansky I, 13—45 nach einem Referate von Herrn Kamm im Glebns LXXII, 288 ff.

³⁷⁾ Beil. zur Münchn. Allgem. Zeit. Nr. 55, 54, 226 vom 7., 8. März, 6. October 1898.

³⁸⁾ W. W. Newell, Theories of Diffusion of Folk-tales. J. Amer. Folk. VIII, 16.

³⁹⁾ Dr. A. Merz l. c. 33, 37.

⁴⁰⁾ Merz l. c. 41.

⁴¹⁾ Merz l. c. 38.

⁴²⁾ Merz l. c. 46.

⁴³⁾ Jedl, Lehrbuch der Psychologie 613.

⁴⁴⁾ Jerusalem, Urtheilsfunktion 107—111.

vergleichende und kritische Verarbeitung des täglich anwachsenden Beobachtungsmaterials bildet eine der wichtigsten Aufgaben der Ethnologie. Wenn Franz Boas (J. Am. Folk., VIII, 9 und 11) zeigt, dass die Entscheidung zwischen der anthropologischen und der literarhistorischen Betrachtungsweise, oder zwischen dem Casualismus und dem Diffusionismus derzeit unmöglich ist, wenn er dieselbe von einer eindringenderen historischen Erforschung der Culturen primitiver Völker abhängig macht, so erscheint andererseits der exactere Anshau der Lehre von der gemeinsamen psychischen Grundanlage ebenso unentbehrlich zur Erreichung dieses Ziels.

II.

Die Erkenntniss einer allgemein-menschlichen psychischen Grundanlage verschärft die Dringlichkeit, gegenüber der bunten Mannigfaltigkeit der ethnischen Bildungen Stellung zu nehmen, deren Reichthum durch die ethnographische Detailforschung immer klarer hervortritt. Bastian hat dies in seiner Weise vollzogen, indem er den „Völkergedanken“ zunächst ohne weitere Definition als Schlagwort den Fachgenossen unterbreitete. Er versteht darunter offenbar jene specifischen Aeusserungen des Gesellschaftsbewusstseins, welche den Angehörigen einer Volksgruppe ein einheitliches und eigenthümliches geistiges Gepräge aufdrücken. Der Völkergedanke soll somit keine unum dem Recepte von Rousseau, Auguste Comte oder der modernen Collectivisten angefertigte rationalistische Gesellschaftsformel darstellen. Er ist vielmehr der Inbegriff von ganz concreten Anpassungen des individuellen Willens und Denkens an einen in jedem noch so einfachen Verhalte vorhandenen Gesamtwillen, dessen früheste Schöpfung, nach Wundt's treffendem Ausdrucke, die Sprache ist. Diese Selbstbeschränkung des Individuums ist ein Product des Kampfes ums Dasein. Angesichts des glühenden Hasses, welchen z. B. jeder Australinger gegen jeden fremden Mann seiner Rasse hegt, ist die Lage des isolirten Individuums geradezu hoffnungslos. Der Australier, sagt Curr, denkt nicht daran, gegen die wilden Hunde vorzugehen, welche seinen Wildstand verwüsten; jagt jedoch der Angehörige eines fremden Stammes auf seinem Jagdgebiete, gilt es gleich Krieg.⁴³⁾ Nicht aus dem Kampfe mit der Natur, sondern aus der Concurrenz des Menschen mit dem Menschen erwachsen die auf Selbst und Trotz berechneten Verhältnisse. Die Verschärfung des Gesamtwillens innerhalb derselben erfolgt erfahrungsgemäss im Kriege, auf Wanderungen, bei Gebietsoccupationen. Die durch viele

Generationen aufrecht erhaltene Solidarität der Herdenmitglieder behufs Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Lebensinteressen führt zu jenen weitgehenden psychischen Assimilationen, welche im Wege traditioneller Vererbung und Weiterbildung dem Denken und allen Thätigkeiten der Mitglieder Einer Gruppe einen eigenthümlichen Charakter verleihen.

Der neuerdings mit besonderer Schürfe erhobene Widerspruch⁴⁴⁾ gegen den „Völkergedanken“ ist wohl in erster Linie auf die bisher so schwankende Auslegung desselben zurückzuführen.⁴⁵⁾ Die Streitartikel Herrn Buchner's liefern hiefür einen vollgültigen Beweis. Andererseits trägt auch die Unvollkommenheit der meisten ethnographischen Aufsammlungen daran Schuld, wenn gewigte Ethnographen vorläufig an der Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen festhalten, dagegen die begriffliche Festlegung des socialen Moments ablehnen, welches allen diesen Erscheinungen zu Grunde liegt. Diese mit dem Ueberwiegen einer hastigen Sammelthätigkeit über die methodische Forschung untrennbar verhandene Entwicklungsphase der Induction ist jedoch unzweifelhaft im Abhaufe begriffen. Je exacter die einzelnen Völkergruppen und die Theilgebiete der ethnischen Aeusserungen behandelt werden, desto entschiedener behauptet die Völkerpsychologie als sicherer Leitfaden im Gewirre der Ersehnungen das Feld.

Das Gesellschaftsbewusstsein drückt sich schon auf niederen Socialstufen darin aus, dass der Moralbegriff nach von den Steinen's Ausdruck, sich auf das engste aus die Stammeszugehörigkeit anlehnt. Nach Martius (Rechtszustände bei den Eingeborenen Brasiliens 37—39) ist Raub und Diebstahl innerhalb der Stämme selten. Wurde etwas bei den Bakairi gestohlen, musste es immer ein Fremder geihan haben. Jeder einzelne Stamm heklagte sich gegenüber den Mitgliedern der dritten Scinguepexpedition über die Dieberei der Nachharn. (Dr. K. E. Ranke, VI. Jahresh. der Geogr. Ges. Greifswald, 2. Th., 206.) In der Bakairisprache bedeutet Kura wir, wir Alle, zugleich aber auch „gut“; Kurapa = nicht wie, bedeutet auch „schlecht, geizig, ungesund“. Krankheit, Tod, Dürre, Stürme, Sonnen- oder Mondfinsternisse werden von fremden Zauberern gemacht.⁴⁶⁾ Der Neger stiebt gewöhnlich nur fremde, besonders die aus Europa eingeführte Gegenstände; heimisches Gut rührt

⁴³⁾ Ratzel, Anthropogeographie, neuerdings von Buchner, Beil. Münchn. Allgem. Zeit. 1897, 76 und 1898, 44, 45.

⁴⁴⁾ Bastian's relativ klarste Erläuterungen findet man in seinen Controversen I, 28, II, 10 ff., III, 51.

⁴⁵⁾ von den Steinen, Zweite Scinguep. 382 f.

⁴²⁾ Curr, Australian Race I, 85, 82.

er nicht leicht an (Ratzel⁵⁹). In Victoria suchte jeder Stamm sich von Cannibalismus rein zu waschen, belastete dagegen mit dieser Makel die sämtlichen anderen umliegenden Stämme.⁶⁰

Weitere Etappen des Collectivbewusstseins lassen die Rechtsgebäude erkennen, welche die Mitglieder eines Stammes untereinander und die einzelnen Stämme mit andern verbinden, wie Blutrache, Jagd- und Ackerbaugesetze, Heirathsvordnungen, Totemismus, Tabu, Speiseverbote, internationales Völkerrecht. Durch die Verstümmelungen einzelner Körperteile und sonstiger Stammeszeichen, die Initiationsgebäude bei der Mannbarkeit, die nationalen Feste welche mit Musik, Tanz und dramatischen Aufführungen gefeiert werden, wird das Bewusstsein sozialer Zusammengehörigkeit sehr lebendig erhalten. Wir begreifen es, dass die Abhaltung von Festen eine der wichtigsten Functionen kleiner Häuptlinge im Frieden bildet. Gerade in den einfachsten Organisationen tritt das ursprünglich auf selbstföstem Individualismus beruhende Familienleben gegenüber den Kundgebungen des Völkergedankens bisweilen ganz zurück. So findet man z. B. bei den Australiern kaum Hochzeitsgebäude, dagegen sehr grausame Maassregeln (terrible rite Carr) zur Beschränkung der Zeugungsfähigkeit, wodurch die Anzahl der Hordenmitglieder geradezu regulirt wird.⁶¹ Das Mutterrecht, welches die Vaterrechte wesentlich beschränkt, verstärkt die Cohäsion der Stämme. Leider bleibt ein grosser Theil der intimsten Stammesgebäude, der geistigen Machtmittel des Stammes, jedem Fremden vollständig verschlossen.⁶²

Wir müssen aber auch die verschiedenen Wirtschaftsstufen und technischen Fertigkeiten, welche oft nur als individualistische Leistungen gewürdigt werden, als Collectivthätigkeiten auffassen. Professor Ratzel, der entschiedene Gegner des „Völkergedankens“, bemerkt sehr treffend⁶³: „Das Maass der Lebenskraft der Erfindungen und Entdeckungen hängt von der Traditionskraft des Volkes ab, welche ihrerseits eine Function des inneren organischen Zusammenhangs der Generationen genannt werden darf.“ Für dieses Gebiet wenigstens dürfen wir somit Herrn Ratzel als geist-

vollen Vertreter des „Völkergedankens“ betrachten. Dies gilt vor Allem vom Ackerbau. Weder die jahrhundertelange Betrübnung der Anaustralier mit ackerbaustreibenden Papuas, noch die sorgfältige Abriehung und Verwendung von zahlreichen Australiern zu den landwirthschaftlichen Arbeiten auf den englischen Stationen haben jemals — mit einer einzigen Ausnahme — zur Aufnahme des Ackerbaues bei den australischen Eingebornen geführt.⁶⁴ Das Uebergewicht der Stammestradiion über die freie Erfindung erzeugt jene den Ethnographen so geläufigen Differenzirungen der menschlichen Artefaete, welche zum Theile schon in der Steinzeit auftreten. Sie sind immer zu einzelne Stammesgruppen geknüpft. In dem Fehlen ganzer Gewerbezweige z. B. der Keramik bei grossen Völkerguppen und einzelnen Abtheilungen von solchen, der ungleichförmigen Vertheilung der Haupttypen von Schutz- und Trutzaffen und in den für die einzelnen Erzeugungscentren charakteristischen nationalen Merkmale derselben⁶⁵ drücken sich die Besonderheiten der Collectivarbeit aus, welche aus der Eigenart gesellschaftlicher Entwicklung der einzelnen Völkerguppen entspringen. In Afrika alter-

⁵⁹ Carr l. c. 78 f.

⁶⁰ Nach freundlichen Mittheilungen von Herrn Fr. Heger besaßen von den Polynesiern nur die Fischinsulaner und die Bewohner von Tahiti Bogen und Pfeil, die übrigen Gruppen entbehrten dieselben. In Neu-Caledonien sind dieselben erst nach Cook's Expedition eingeführt worden. Sie dienen jedoch daselbst nicht zum Kampfe sondern zum Spiele. Auf Neu-Guinea ist dieser Typus in anseeröndlicher Vollendung vorhanden. Der Bismarkarchipel hat keine Spur davon, während die Salomoninseln dieselben nach jeder Insel differenziert aufweisen. Sie fehlen in ganz Mikronesien, ebenso den Australiern (Carr).

Schilder fehlen in dem ganzen Bismarkarchipel nebst in Neuseeland, sind dagegen auf den benachbarten Salomoninseln vorhanden. Sehr charakteristisch ist die locale Differenzirung der Schildformen auf Neu-Guinea und den umliegenden Inseln. Dasselbe gilt auch von den Speeren im Bismarkarchipel, Neu-Britannien, den Admiralitätsinseln u. s. w. Schleudersteine kennt man nur von Neuhirattien und Neuseelandien (Heger).

Die 77 brasilianischen Völkerschaften, deren Prodructe Natterer gesammelt hat, unterscheiden sich sämmtlich in Schunck und Waffen. Er hat Speere nur von den Waupé gesammelt, von den übrigen nur Bogen und Pfeile. Von den afrikanischen Völkern besitzt die Mehrzahl Pfeil und Bogen entweder als Hauptwaffe oder neben Speer, Keule, Wurfspeer, Wurfstock Pfeil und Bogen fehlen den Maasi, Gallas, Wakkas, Zulus. Nach Ratzel Völk. I, 499 gebrauchen die Schilluk und Diaka Keulen, Knotenstücke, Lanzen, die ihnen benachbarten und verwandten Nuer und Djar hauptsächlich Pfeil und Bogen. Ueber die nationalen Merkmale centralafrikanischer Waffen vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Africa, 112, 242.

⁵⁹ Ratzel, Völk. I, 217 (t. Aufl.).

⁶⁰ Carr l. c. I, 77.

⁶¹ Carr l. c. 72—76. Dem terrible rite wurde 1870 ein Weisser unterworfen, der mit einem der nördlichsten Stämme lebte. Er war 1683 noch am Leben. Carr 74.

⁶² Carr l. c. 73. Es ist bemerkenswerth, dass nach Rev. Fisow selbst die Weissen, welche sich einzelnen Stammesgebäude nicht vorrathen.

⁶³ Ratzel, Völk. I. Aufl. I, 43.

niren ganz unvermittelt, nach Dr. Schurtz⁵⁶⁾, die das Wurfeisen führenden Völker mit jenen, welche das Wurfeisen nicht gebrauchen. Derselbe Gelehrte hat sehr treffend hervorgehoben, dass die (durch Tradition festgehaltene) Übung im Gebrauche dieser Waffe die Erhaltung der primitivsten Formen begünstigt. Die Nu-Arauk sind, noch v. d. Steinen, die alleinigen Träger der Keramik in Ostbrasilien.⁵⁷⁾ An der Ostküste von Neu-Guinea hat Dr. Finsch zwei Centren der Keramik beobachtet.⁵⁸⁾ Die afrikanische Eisenindustrie zeigt verschiedene Abstufungen der Technik bei den verschiedenen Stämmen, es gibt dort wandernde Schmiedestämme. Die eisenkundigen Djurs geriethen sogar in eine Art von Ahhängigkeit von den Dinka, wodurch sich bei den letzteren ein ungewöhnlicher Reichtum an Eisenproducten anhäufte,⁵⁹⁾ dem die technische Fertigkeit der Dinka durchaus nicht entspricht.

Die weittragende Rolle des conventionellen Elements (Stylisirung), bei der Ornamentik und allen künstlerischen Leistungen kann hier nur angedeutet werden. Man wird gewiss Herrn Grosse Recht geben müssen, wenn er Taine's Lehre, dass die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassencharakters sei, verwirft. Doch leidet seine eigene Benrtheilung primitiver Kunstfertigkeiten an einer verhängnisvollen Verkennung des collectiven Charakters derselben, aus welchem allein die Mannigfaltigkeit in der Weiterbildung der allgemein menschlichen ästhetischen Grundprinzipien bei den einzelnen Völkern begriffen werden kann.⁶⁰⁾

Durch die Lehre vom Völkergedanken gelangen auch die Volkstraditionen zu ihrem Recht. Märchen, Mythen und Stammeslegenden sind sociale Ausgestaltungen des Elementargedankens. Die Sprachen sind nach Schuehard't's Ausdruck nicht natürliche Organismen, sondern sociale Producte. Dasselbe lässt sich von den Mythen und Mythologien behaupten. In den primitiven Kosmologien stehen alle Naturwesen, sogar Regen, Wind, Donner in einem Verwandtschaftsverhältnisse zum Menschen; sie sind meistens verwandelte Menschen. Dr. Boas, der erfolgreiche Erforscher der nordamerikanischen Traditionen, hat zuerst auf die in seltener Durchsichtigkeit hervortretenden Entwicklungstufen der nordamerikanischen Schöpfungsgagen hingewiesen. Der Welteschöpfer ist ursprünglich ein listiges nuzverlässiges Wesen, welches die Naturgaben aus

egoistischen Motiven ihren Besitzern abjagt. Mit ihm in ebenbürtiger Stellung tauchen später altruistisch gefärbte Gestalten auf, der Welteschöpfer wird zum Wohltäter.⁶¹⁾ Das Endglied dieser Reihe bilden bekanntlich jene höhern Kosmogonien, welche die Welterschöpfung aus einem Kampfe der grossen und guten Götter mit der bösen Dämonenwelt hervorgehen lassen. Dieser Stufenfolge mythischen Denkens, welche durch das Uebergewicht von höheren Ausdrucksformen des Causalbedürfnisses gegenüber den rein animistischen Gestalten beziehnert wird, entspricht die Steigerung des Gesellschaftsgedankens im Verlaufe des Daseinskampfes einer Volksguppe. Anknüpfend an Vico und Andrew Lang⁶²⁾ darf man die höheren Mythologien als Ausgleichsproducte verschiedener Gesellschaftstufen auffassen. Sie sind ebensowenig nach einem einheitlichen Plane aufgebaut, wie unsere alten Dome, an denen man die verschiedensten Stufen der künstlerischen Collectivarbeit ablesen kann. Die Forschungen der amerikanischen Ethnographen beleuchten mit wachsender Deutlichkeit die innige Anpassung aller heimischen und importirten Traditionen an das Socialleben der Stammesgruppen. Unter dem Eindruck der hervorragenden Bedeutung der Socialgebräuche wird sogar von sehr massgebender Seite der religiöse Ritus als der wichtigste Ausgangspunkt der Religionen hingestellt, mit welchem die Mythen nur in lockerem Zusammenhange stehen sollen. Wie Einige, mit Hardy⁶³⁾ zu reden, die wissenschaftliche Betrachtung der höheren Religionen in descriptiver Hierographie aufgeben lassen, wird auch für die Naturvölker eine Wissenschaft der Riten gefordert. Diese angeblich „constructionsfreie Darstellung der religiösen Thatfachen“ kann dem wissenschaftlichen Postulat einer causellen Begründung des Beobachtungsmaterials nicht genügen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass sociales Denken und Handeln nur in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung richtig beurtheilt werden können. Waren die Verirrungen unserer vergleihenden Mythologie durch die Lösung des Mythos von seinen socialen und historischen Wurzeln verschuldet, so ist anderseits ein Verständnis des niedern Sociallebens in seinem ganzen Umfange nur unter setem Hierarchien der in den Mythen niedergelegten elementaren Denkformen möglich,⁶⁴⁾ wenn man nicht

⁵⁶⁾ Traditions of the Thompson River Indians of Brit. Columbia coll. by J. Teit, W. Introd., by Fr. Boas (Mem. Am. Folkl. Soc. VI, 98), von Hrn. Newell besprochen im Journ. Amer. Folkl. Soc. 1898, 67 ff.

⁵⁷⁾ Andrew Lang Myth, Ritual and Religion 1897.

⁵⁸⁾ Hardy, Was ist Religionswissenschaft, Archiv f. Religionswissensch. I, 1, 11 f.

⁵⁹⁾ Eine für die Methodik der Ethnologie überaus wichtige Arbeit hat Fr. Boas veröffentlicht in dem

⁵⁶⁾ Schurta, Wurfeisen der Neger, Intern. Arch. Ethn. II, 9 ff.

⁵⁷⁾ von den Steinen, Zweite Sebingu-Exp.

⁵⁸⁾ Finsch, Berl. Zeitschr. Ethnol., XIV (574).

⁵⁹⁾ Ratzel I, s. 512.

⁶⁰⁾ Grosse, Anfuhr. der Kunst 293f.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

wieder in die rationalistische Erklärung desselben zurückfallen soll.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, dass die Gesellschafts- oder Völkergedanken weder aus der Sprache noch aus dem Elementargedanken abgeleitet werden können. Bastian's Definition der Völkergedanken als historisch-geographische Wandlungen des Elementargedanken gibt eine neue Formel der Hegel'schen Geschichtsphilosophie, welche den Geschichtsprozess aus dem Denken ableitet. Dasselbe gilt auch von Grimm's Auffassung des Mythos als der obersten Quelle aller Traditionen und Sitten. Sprache, Sitte, Mythos entspringen aus dem Gesellschaftsbedürfnis, welches sich zum Gesellschaftsbewusstsein entwickelt. Animismus und Völkergedanken stehen allerdings auf den niederen Socialstufen im engsten Wechselverhältnis, entwickeln sich jedoch, wie dies ja auch für die Sprache gilt, vielfach selbständig. Der biologische Charakter⁶⁵⁾ aller Formen des Gesellschaftsgedankens tritt in den Organisationen, welche auf Grund desselben emporwachsen, und ihrer Anpassungsfähigkeit, und der immerhin beschränkten Lebensdauer der einzelnen Collectivgruppen klar hervor. Auf der Continuität und Energie des geistigen Zusammenhangs beruht die Ansammlung der collectiven Fähigkeiten und Vortheile innerhalb einer Gruppe, durch welche deren Bedeutung als Kraftcentren gesteigert wird. Diese Continuität lässt sich nur durch die Anpassung der Gesellschaftsgedanken an die jeweiligen Anforderungen der innern und äussern Daseinskämpfe erklären. Wenn auch die Anpassungsfähigkeit der verschiedenen Gesellschaftstypen nicht unbeschränkt ist, so findet ein wirklicher Stillstand derselben niemals statt. Das noch immer vielfach verbreitete Vorurtheil einer starren Unveränderlichkeit niedriger oder sehr hoch entwickelter Organisationen wird durch eine genauere Bekanntschaft mit deren Trägern vollständig widerlegt. Die grosse Variabilität der niedrigen Verbände findet ihren Ausdruck in einer unendlichen Zersplitterung von Sprache und Sitte, wie sie z. B. Australier und Afrikaner aufweisen. Ein vergleichendes Studium dieser Formen offenbart aber auch eine grosse Mannigfaltigkeit der von den einzelnen Stammesgruppen einge-

Report of the U. S. National-Museum Washingt. 1897 unter dem Titel: The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians. Auf Grund mühsamster Detailforschung wird hier das Ineinandergreifen von Mythos und Gesellschaftsgedanken in anschaulichster Weise demonstriert.

⁶⁵⁾ Die biologische Auffassung des Seelenlebens wird von Jerusalem in seiner „Urtheilsfunktion“ mehrfach betont, 21, 217.

schlagenen Entwicklungsbahnen.⁶⁶⁾ Man ist zur Ueberzeugung gekommen, dass Einrichtungen, welche man bisher als primitive betrachtet hatte, eine lange Geschichte hinter sich haben.⁶⁷⁾ Durch freiwillige oder gezwungene Einverleibung fremder Elemente wird ein primitiver Stamm, mit Post zu reden, ein ebenso complicirtes Gebilde wie eine Nation.⁶⁸⁾ Zu diesen im Innern der Verbände sich abspielenden Vorgängen tritt der Anstausch von Weibern, von geistigen und materiellen Gütern bei allen freundlichen oder feindlichen Berührungen verschiedener Volksgruppen. Diese Momente machen die anfänglich überraschend wirkende Thatsache erklärlich, dass die nordamerikanischen Stammes-traditionen, welche durch das eminent social-Wirken geheimer Gesellschaften in seltener Vollständigkeit erhalten sind, insgesamt den Stempel eines sehr selbständigen nichts weniger als einfach entwickelten Socialgedankens tragen.

Die wichtige Frage nach der Abhängigkeit der menschlichen Psyche — der Gesellschaftsgedanken — von dem Klima und der geographischen Unterlage kann hier nur gestreift werden. Die Voraussetzung einer klimatischen Causalität der ethnischen Verschiedenheiten ist allerdings noch nicht ganz aufgegeben. Neben Buckle nimmt Ranke eine „kosmische Abhängigkeit“ an.⁶⁹⁾ Auch Bastian erscheint einer ähnlichen Auffassung geneigt. Seine „Lehre von den geographischen Provinzen“ sucht einen Anchluss an die Pflanzen und Thier-Geographie.⁷⁰⁾ Doob betrachtet die neuere, Wallacefolgende, Schule, im Gegensatz zu der älteren Abgrenzung der zoologischen Provinzen nach den Isothermen, für die Verbreitung der höheren Thierwelt die Plastik der Erdoberfläche als in erster Linie massgebend.⁷¹⁾ Die Grenzen der „Oekumene“, mit Ratzel zu sprechen, sind allerdings durch klimatische Extreme bedingt. Die an diese letzteren geknüpften Ernährungsbedingungen wirken hemmend auf den Wettbewerb der Menschengruppen; sie können die ihnen angepassten Bevölkerungen auf Wirtschaftsstufen festhalten, welche man ge-

⁶⁶⁾ Einen guten Beleg hierfür liefert Cunow in seiner Uebersau werthvollen Darstellung der verwandtschaftsorganisationen der Australier.

⁶⁷⁾ Cunow l. c. 144 bezüglich des Maltrichats.

⁶⁸⁾ Post, Grandis d. ethnol. Jurisprudenz 116.

⁶⁹⁾ Ranke, Weltgesch. I, 5, diese Anschauung wird von Ratzel zustimmend citirt, Polit. Geogr., 255.

⁷⁰⁾ Bastian schlägt behufs Verwerthung der „Lehre von den geographischen Provinzen“ im Interesse einer naturwissenschaftlichen Psychologie in erster Linie die Fortspannung eines internationalen Netzes meteorologischer Stationen über die Erdoberfläche vor. Controversen I, 33.

⁷¹⁾ Wallace, Geogr. Verbreit. d. Thiere, D. Ausg. Cap. III, IV, V.

wöhnlich als niedrige bezeichnet. Doch übertreffen die „Hyperboreer“ in ihrer geistigen Entwicklung viele ackerbauende Völker. Wenn wir auch zugeben müssen, dass die klimatischen Differenzen zu dem localen Kolorit der Verhältnisse beitragen, muss doch daran festgehalten werden, dass die Grundtypen der menschlichen Organisation unter allen Breitegraden dieselben sind.

Die Vertheilung der Maxima und Minima sozialer Entwicklung und ihrer zahlreichen Zwischenstufen innerhalb der Oekumene beweist entschieden die kosmische Unabhängigkeit des Völkergedankens. Ratzel's Ausspruch,⁷³⁾ dass die Staaten warmer Länder anders sind, als jene der kalten, lässt keine wissenschaftliche Präeisirung zu. Das von ihm getheilte uralte europäische Vorurtheil, dass politische Energie, geistige Kraft, wirtschaftliche Thätigkeit ein Monopol der kälteren Erdräume bildet, wird durch das zeitliche Auftreten der endogamen Cultureentren in Asien, Afrika, Europa und Amerika, durch die geschichtliche Rolle der Semiten, widerlegt. Das Studium der indischen Cultur und der von derselben ausgestrahlten Wirkungen offenbart uns die hohe geistige Energie der indischen Arier, welche durch eine ganz eigenartige Sozialordnung in ihren politischen Effecten gehemmt wurde. Nicht einmal für das Maass der Kunstleistungen eines Volkes dürfen wir, wie es so oft geschehen, den „ewig unbewölkten Himmel“ verantwortlich machen, seitdem man in den Eskimos eines der künstlerisch begabtesten Völker der Erde erkannt hat.

In sozialem Sinne weit bedeutsamer ist die horizontale und vertikale Gliederung der Erdoberfläche. Diese Gliederungen bedingen jedenfalls eine merkliche Ungleichwerthigkeit der einzelnen Erdgebiete für die Concentration und möglichst gesetzte Durchführung der ethnischen Arbeit. Die Ansatzpunkte, sofern politische selbständige Gebilde, sind fast überall an natürlich begrenzte Gebiete geknüpft. Auf den Assimilationsprocess im Innern dieser Gebilde wirkt die Bodenplastik vielfach ein. In der Verschiedenheit des hellenischen und des römischen Völkergedankens, in der successiven Entwicklung der ethnischen Individualitäten Europas drückt sich unverkennbar der Einfluss der geographischen Unterlage aus. Die europäischen Nationalstaaten, die asiatischen Weltreiche lehnen sich, ebenso wie die einheimischen Staatenbildungen von Nord-, Mittel- und Südamerika, an räumliche Differenzirungen an, welche der Concentrirung und Assimilirung grosser und kleiner Menschengruppen Vorschub leisten. Dieselbe Wirkung ist

von den grossen Stromgebieten des Euphrat-Tigris und des Nil ausgegangen. Die Gliederungen der Erdoberfläche wirken jedoch nicht bloss differenzirend. Wir müssen sie auch als allgemeinen Regulator des Wettkampfes der verschiedenen Verbände betrachten, aus welchem einerseits die Weiterentfaltung der ethnischen Organisationen, anderseits die allmähliche Ueberbrückung der ethnischen Gegensätze durch gegenseitige Entlohnungen der Kampfesmittel erfolgt. So beruht beispielsweise die volksgeschichtliche Rolle des Mittelmeeres auf der Vermittlung und Steigerung aller Wechselbeziehungen zwischen grossen selbständigen durch die Bodenplastik begünstigten ethnischen Centren.

Bei der Absehatzung der Naturoinflüsse wird man sich jedoch stets zu vergegenwärtigen haben, dass die Wirkung derselben niemals eine meehanisch-absolute ist. Die moderne Volkswirtschaftslehre steht bereits auf dem biologisch-psychologischen Standpunkt, welcher die Ausbeutung der Natur vom menschlichen Willen abhängen lässt. Die unglaublich geringen Ansprüche, welche die culturärmsten Völker für ihre Lebenserhaltung stellen, widerlegen die oft vertretene Meinung, dass gewisse Naturverhältnisse den Menschen zur Cultur zwingen. Wenn der grösste Theil der australischen und afrikanischen Küstenvölker keine Schifffahrt kennt, wenn wie Ratzel bemerkt,⁷⁴⁾ nirgends auf der Welt ein hochentwickeltes Seefahrervolk die Annahme nahe legt, dass es allein durch die glücklichen Eigenschaften seiner Küste zu seiner Höhe emporgestiegen sei, so müssen offenbar die Anregungen des menschlichen Willens zur Culturarbeit wie zur ethnischen Arbeit nicht in den Naturverhältnissen gesucht werden, sondern im collectiven Gattungselben der menschlichen Gesellschaften. Für eine causale Begründung der Völkergedanken bleibt somit in erster Linie die Entwicklungsgeschichte und gegenseitige Beeinflussung der selbständig den Kampf ums Dasein führenden Verbände massgebend. Ein möglichst exactes Detailstudium aller heute noch erhaltenen niedriger organisirten Völker bis in ihre innersten sozialen Verästelungen gewährt uns weit verlässlichere Grundlagen für das Verständniss der Völkergedanken, als dieselbe durch einseitige literarhistorische, künstlerische oder geographische Betrachtungsweisen geliefert werden können, womit aber der relative Werth dieser Methoden nicht angestastet werden soll.

Die complicirten staatlichen Organismen haben neben der Concurrenz mit den anderen Staaten die inneren Gegensätze anzugleichen, welche aus

⁷³⁾ Ratzel, Polit. Geogr. 256.

⁷⁴⁾ Ratzel, Polit. Geogr. 540.

der Verschiedenheit ihrer ursprünglichen oder später angegliederten ethnischen Componenten herrnregeln. Dazu tritt aber noch der immer intensivere Wettkampf der aus fortschreitender Differenzierung aller Socialfunctionen herausgewachsenen Ständegruppen, welcher nicht selten zu den gewaltthätigsten Ausbrüchen führt. Die Erhaltung des Gemeinwesens gegenüber den im Verlaufe des Culturprocesses mit Nothwendigkeit sich einstellenden Sonderbestrebungen hängt nicht bloss ab von der Concentration und der mechanischen Arbeit der Staatsgewalt nach Aussen und Innen, sondern insbesondere von der geistigen Assimilierung aller Socialelemente auf dem Boden rechtlicher und sozialer Gleichheit. Aus der Verschmelzung von Staats- und Gesellschaftsgedanken entstehen höhere nationale Gebilde, deren Leistungsfähigkeit durch die Concentration aller Geistesarbeit im Nationalgedanken wesentlich gesteigert ist, welche jedoch durch Erstarrung und Vernichtung der ihnen untergeordneten alten Socialgruppen vielfach einer überwuchernden mechanischen Staatsgewalt zum Opfer fallen.

Eine Begründung der Wandlungen der Gesellschaftsgedanken bei den einzelnen Culturvölkern können wir um so eher der Geschichtswissenschaft überlassen, als diese, aus einer bedeutsamen Kundgebung zu schliessen, den rationalistischen Standpunkt eines Comte und Buckle, wie die materialistische Ableitung des Geschichtsprocesses aus den wirtschaftlichen Verhältnissen aufzugeben im Begriffe steht. Wenn Herr Professor Karl Lamprecht betont,⁷⁴⁾ „dass das geschichtliche Leben nur als Eines gefasst werden könne, dass sein Inhalt durch das Seelenleben der menschlichen Gemeinschaften und der Individuen einer bestimmten Zeit als ein schlechthin Ganzes gebildet werde,“ so bedeutet dies nichts Geringeres als die Aufnahme des Völkergedankens durch die Geschichtswissenschaft. Soll dieselbe fruchtbringend wirken, so müssen stets die selbständigen Krystallisationscentren collectiver Energie, aus deren gegenseitigem Ringen jede Weiterentwicklung hervorgeht, den Ausgangspunkt der historischen Betrachtung bilden. Jeder andere Gedankengang führt direct oder auf Umwegen zur „intellectualistischen Reihe“. Den ersten Schritt auf dieser rückläufigen Bahn bildet die leider noch weiterverbreitete Auffassung „des Staates als eines Unterbegriffes der Cultur“. Auch Herr Ratzel lässt, im Widerspruch mit früheren Ansichten, den Staat aus der Arbeit hervorgehen; unter Arbeit versteht er, wie

aus anderweitigen Aeusserungen erhellt, die Culturarbeit. Doch hielten seine relativ hohen Culturstufen entnommenen „ontogenetischen Beispiele“ an gut wie keine Beweise für diese Auffassung. Die Versuche von Ernst Grosse, die primitive Kunst und die Formen der Familie aus den Wirtschaftsformen abzuleiten, erscheinen schon deshalb aussichtslos, weil selbst bei den nieder entwickelten Völkern das gleichzeitige Auftreten verschiedener Wirtschaftsformen weit allgemeiner ist, als eine ganz einseitige wirtschaftliche Entwicklung. Wie die Mannigfaltigkeit setzt auch jede Steigerung der Wirtschaftsleistungen bereits feste Verbände voraus. Die dormalen gänzlich unorganisirten Bushmänner behaupten trotz ihres überraschenden „Wissens und Könnens“ (Ratzel⁷⁵⁾ ihre Existenz nur durch die Unwirtlichkeit ihrer Wohngebiete. Nur die Vernachlässigung der niederen Organisationen, welche zwar nicht immer, jedoch sehr häufig zum Ackerbau geführt haben, konnte zu der irrthümlichen Ableitung der Organisationen aus dem Kampfe mit der Natur führen. Wer erkannt hat, dass dieselben aus dem Wettkampfe des Menschen mit seinesgleichen entspringen und durch denselben erhalten werden, findet sich verhältnissmässig leicht zurecht in der Beurtheilung der für die Gründung und Erhaltung der Culturstaaten massgebenden Momente. Die geschichtliche Entwicklung derselben besteht in einer ununterbrochenen Reihenfolge von Anpassungen ihrer Organisation und Gesellschaftsgedanken an die Anforderungen der inneren und äusseren Daseinskämpfe, welche endlich zur Erlahmung der Energie des Gesellschaftsgedankens führen. Die Wechselbeziehungen jeglicher Culturarbeit zum Gesellschaftsgedanken erstrecken sich auch auf jene Thätigkeiten, welche man gewöhnlich als Geistesthätigkeiten im engeren Sinne bezeichnet. Ihr Gedeihen und Verkümmern steht in unverkennbarer Abhängigkeit von ihrem Socialwerth. Die Gesellschaftsgedanken schöpfen allerdings ihre Hauptstärke und ihre Concurrenzfähigkeit aus der ungehinderten Entfaltung der Socialgruppen, welche aus der Theilung der Arbeit innerhalb des Staatsganzen herauswachsen. Andererseits wird die Trichkraft dieser untergeordneten Kraftformen erst lebendig im Anschlusse an einen ausgeprägten von einer gesunden Organisation geborgenen Gesellschaftsgedanken. Die relative Schwäche der hauptsächlich durch geschichtliche Tradition zusammengehaltenen Culturen offenbart sich deutlich in den grossen aber politisch angelegten Staatenbildungen der alten Welt, welche fremden Barbaren stets als willkommene Beute

⁷⁴⁾ Karl Lamprecht, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft seit Herder, ein Vortrag gehalten im 5. deutschen Historikertag zu Nürnberg am 14. April 1898, Beil. Münch. Allg. Zeit. 15. April 1898.

⁷⁵⁾ Ratzel, Völkerkunde I, 64 (1. Aufl.).

gedient haben. Das byzantinische Griechenthum hat die ethnische und politische Einigung Kleinasien, des Brennpunktes und Herdes der abendländischen Cultur, in einem Jahrtausend nicht durchzuführen vermocht, was dem islamitischen Türkenthum in einem Jahrhundert gelungen ist. (Zimmerer.⁷⁶)

Aus dem Vorhergehenden möge entnommen werden, dass der Ethnologie in dem Studium der Elementar- und Gesellschafts- oder Völkergedanken eine verhältnissmässig sichere Bahn eröffnet ist, welche zu einer causalen Begründung der Aehnlichkeiten wie der Verschiedenheiten der ethnischen Organismen führt. Dieses Ziel ist allerdings, mit Boas⁷⁷) zu sprechen, dormalen noch weiter entfernt, als die anthropologisch-psychologische und die literarhistorische Methode ursprünglich in Aussicht gestellt haben. Wir dürfen dessen Erreichung um so zuversichtlicher erhoffen, je einträglicher Ethnologie, Geschichtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre die unabhängig von einander gewonnenen gemeinschaftlichen Gesichtspunkte verfolgen werden.

Herr Dr. Teich-Todweiler:

Die Entdeckung der Zinninseln (der Kassiteriden) an Hand von Avienus' Ora maritima.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr Dr. Joseph Mies-Köln:

Ueber die grösste Breite des menschlichen Hirnschädels.

Hochansehnliche Versammlung! Die beiden Fragen, was wir unter der grössten Breite des Hirnschädels verstehen, und wie wir sie messen, sind einzeln, also jede für sich, nur von wenigen Craniologen beantwortet worden. — So war dieses Maass für van der Hoeven die an einem wechselnden Orte (zwischen den Scheitelhöckern, nahe bei oder auf den Schläfenbeinen) liegende grösste Breite (14.¹) S. 119). Diese ganz allgemeine Erklärung schränkte Karl Ernst v. Baer insofern ein, als er den grössten Breitendrehmesser suchte, wo immer er sich findet, nur nicht auf der Leiste über dem Warzenfortsatz (22, S. 354). Mit demselben Vorbehalt, aber genauer legt Herr Professor To-

pinard (22, S. 354/5 u. 980) la largeur transverse maximum auf die Scheitelhöhe oder die Schläfensehnen. Früher hat Sir Flower (22, S. 855) die Endpunkte der grössten Breite nur den Scheitelhöhen überlassen, jetzt duldet er sie aber auch auf den Schläfenhöhen. Nur einen Theil des letztgenannten Knoehens unmittelbar über der Ohröffnung räumte Parchappe (18, S. 14) der largeur de la tête bei seinen Kopfmessungen ein. Weiter, aber meines Erachtens genauer hat Broca (12, S. 64—66) den Begriff der grössten Breite gefasst, indem er damit die grösste horizontale und transversale Linie bezeichnete, die man abgesehen von der Leiste über dem Zitzenfortsatz durch die Schädelkapsel ziehen kann. Dieser Erklärung gemäss würde die Linie, welche die Endpunkte der grössten Breite verbindet, eine fortlaufende, auf der Medianebene senkrecht stehende Linie sein. Dies ist aber nur bei Schädeln der Fall, die in der Gegend ihrer grössten Breitenausdehnung entweder ganz symmetrisch geformt sind, oder deren heiderseits gleichgewölbten Seitenwände eine verschiedene Entfernung von der Medianebene haben. Schon eine geringe Asymmetrie kann den einen Endpunkt der grössten Breite weiter nach vorn rücken als den anderen. Die von diesen Endpunkten auf die Medianebene gefällten Senkrechten haben dann keinen gemeinschaftlichen Fusspunkt, sondern bilden zwei Linien, von welchen die eine dem Gesichte näher liegt als die andere. Dieses Verhältniss trägt Herr Professor Emil Schmidt Rechnung, indem er die Breite des Hirnschädels als die grösste Anslangung des Schädels nach beiden Seiten in ihrer Projection auf die Transversale auffasst (20, S. 224). Diese Erklärung passt auf alle Fälle, da Herr Professor Schmidt gemäss einer mir gütigst gegebenen Erläuterung nicht verlangt, dass die Projectionen beider Endpunkte derselben wagerechten Ebene angehören, oder dass, wie es in der Frankfurter Verständigung heisst, die Messpunkte in einer Horizontalebene liegen müssen. Denn es kommt vor, dass ein Endpunkt der grössten Breite nicht nur hinter, sondern auch unter dem anderen Endpunkte liegt. Auf alle möglichen Fälle, welche die meist mehr oder weniger grosse Asymmetrie der Schädels mit sich bringt, nimmt man meiner Meinung nach auch Rücksicht, wenn man sagt:

Die grösste Breite ist die Summe der beiden Senkrechten, die von den ausserhalb der hinteren Temporalleisten liegenden lateralen Punkten des Schädels auf die Medianebene gefällt werden.

Diese beiden Senkrechten bilden wohl selten gleichlange, etwas häufiger ungleiche Theile einer einzigen fortlaufenden Linie. Viel zahlreicher sind

⁷⁶) Dr. Heiner Zimmerer, Die Bevölkerung Kleinasien, Münch. anthrop. Ges., Sitzung vom 28. Januar 1898, Corr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XIX. Jahrg. Nr. 5

⁷⁷) Boas, Growth of Indian Mythologies, J. Am. Folk. IX, 11.

¹) Die erste Zahl zwischen den Klammern bezieht sich auf die entsprechende Nummer im Verzeichniss der Schriften auf S. 186.

sicherlich die Fälle, in welchen die eine vor der anderen Senkrechten entweder in derselben oder einer andern Horizontalebene liegt. — Da es übrigens nur bei ganz genauen Messungen und Anzeichnungen der grössten Breite asymmetrischer Schädel von Wichtigkeit ist, die verschiedenen Horizontalebenen angehörenden Senkrechten, die von den lateralen Endpunkten auf die Medianebene gefällt worden, zu berücksichtigen, so kommen wir wohl für gewöhnlich mit der Frankfurter Verständigung aus, nach der die grösste Breite senkrecht zur Sagittalebene mit dem Schieberzirkel gemessen wird, wo sie sich findet, nur mit Ausschlus des Zitzenfortsatzes, Processus mastoideus, und der hinteren Temporalleiste, und nach der die Messpunkte in einer Horizontalebene liegen müssen.

Will man aber die zweite Vorsehrift der Frankfurter Verständigung (dass die Messpunkte in einer Horizontalebene liegen müssen) hefolgen, so genügt es, wie ich, zum Messverfahren übergehend, bemerke, nicht, gemäss der Anleitung des Herrn Professor Schmidt (20, S. 224) „darauf zu achten, dass die Massstange des (Taster-) Zirkels genau senkrecht auf die Richtung der Medianebene gehalten wird“, sondern man muss den Stangenzirkel beim Stehen der grössten Breite stets auch noch parallel mit der deutschen Horizontalebene führen. Denn sonst läuft man Gefahr, mit den Zirkelarmen Punkte zu berühren, die von der Massstange eine ungleiche Entfernung haben und bei der schrägen Haltung des Schieberzirkels in verschiedenen Horizontalebenen liegen. Spengel's Craniometer, womit man die grösste Breite genau messen und die Lage von deren Endpunkten bestimmen kann, erfüllt bei Schädeln, die in verschiedenen Horizontalebenen befindliche Messpunkte für die grösste Breite haben, die zweite Bestimmung der Frankfurter Verständigung nicht. Die senkrechten Glasplatten dieses Schädelmessapparates berühren dann nämlich die verschiedenen Horizontalebenen angehörenden Messpunkte. Dieselben legen sich ferner an die Jochbogen und nicht an die Hirnkapel, wenn die Jochbreite grösser ist als die grösste Breite des Hirnschädels. (Siehe Rahl-Rückhard in der von ihm verfassten 1. Abthlg. des 2. Th. vom Berliner Schädelkatalog, S. VI.) — Broca, der den diametre transversal maximum mit dem Tasterzirkel, compas d'épaisseur, mass, nennt die Bestimmung der grössten Breite die schwierigste aller Schädelmessungen. Denn während beide oder mindestens ein Endpunkt der meisten übrigen Masse an anatomisch mehr oder weniger genau bestimmten Stellen liegen, muss man beide Messpunkte der grössten Breite auf einem über hand-

tellergrossen Ranne suchen. Anserdem darf man mit dem einen Zirkelarm nicht vor oder unter den anderen rücken, nm nicht statt der horizontalen und zugleich transversalen (französischen) Breite eine schräge Linie zu messen. Auch hat man darauf zu achten, dass die Perspective uns nähere Linien länger erscheinen lässt als entferntere, wenn die näheren in Wirklichkeit kürzer sind. Alle diese Schwierigkeiten können leicht einen Messungsfehler veranlassen, der 1 mm erreicht oder übersteigt und dann den sehr wichtigen Längen-Breiten-Index verändert. Bei der Messung des grössten Breitendurchmessers kehrte Broca das Gesicht des Schädels sich zu, heutzutage stellen wohl die meisten (deutscher) Craniologen das Hinterhaupt des Schädels, dessen Breite sie messen, sich gegenüber. Aneh machte Broca seine Schöler auf die losgelösten und abgehobenen Schläfenschuppen von Schädeln aufmerksam, die nach der Angrabung zu schnell trocken geworden sind, und verlangte mit Recht, dass diese zufällige Verbreiterung des Schädels die Bestimmung der wirklichen Breite nicht beeinflussen dürfe (12, S. 65 und 66).

Was schliesslich noch die Aufzeichnung des Messungsergebnisses betrifft, so folgen viele Craniologen dem, so viel ich weiss, von Herrn Geheimrath Virchow eingeführten Brauche, hinter die Masszahl ein p zu setzen, wenn die Messpunkte auf den Scheitelbeinen, oin t, wenn sie auf den Schläfenbeinen liegen¹⁾, und pt oder tp hinzuzufügen, wenn die Arme des Stangenzirkels beide Knochen berühren.

Stehen wir nun aus der Literatur zu erfahren, zwischen welchen Werthen die grösste Breite beim menschlichen Schädel schwankt, so finden wir, dass Broca (12, S. 184 u. 185) als kleinste Zahl 122, als grösste 160 mm verzeichnet. Einmal hat er auch eine grösste Breite von 118 mm gemessen, doch nimmt er auf diesen Fall keine Rücksicht, weil er es für sehr wahrscheinlich hält, dass derselbe anormal ist. Die Angaben dieses grossen Anthropologen stützen sich auf mehr als 2000 Schädel aller Rassen. Dieses an und für sich bedeutende Material reicht aber noch lange nicht aus, aneh nur einigermaßen endgültige Entscheidungen in der allgemeinen Anthropologie herbeizuführen. Vor 9 Jahren hielt ich (16, S. 295) zu diesem Zwecke eine Zusammenstellung von 5000 Schädeln für genügend. Aber auch diese Zahl erscheint noch viel zu klein, wenn man bedenkt, dass nach einer neueren Schätzung (13)

¹⁾ Dies hat auch Barnard Davis in seinem schon 1867 erschienenen *Thesaurus craniorum* gethan. (Siehe S. XIV des Vorworts und das unter F angeführte Mass bei den meisten Schädeln.)

1 534 922 000 Menschen auf der Erde wohnen. Vielmehr dürfte es durehaus nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir annehmen, dass wichtige Fragen der allgemeinen Anthropologie nur auf Grund von mindestens 15350 Schädeln oder von Beobachtungen an wenigstens einem Hunderttausendstel der Bevölkerung der Erde mit einigem Erfolg behandelt werden können. — Da wohl noch kein Craniologe eine so grosse Menge von Rasse-schädeln nach einem einheitlichen Verfahren gemessen hat, und da selbst geübte Anthropologen zuweilen etwas verschiedene Ergebnisse bei einer bestimmten Messung desselben Schädels erhalten, so sind in einer solchen Zusammenstellung von Maassangaben verschiedener Forscher viele Messungen nicht ganz genau. Dieses Uebel, das auf angleichartiger Beobachtung und Untersuchung beruht, dürfte den meisten Sammelforschungen mehr oder weniger anhaften. Um so nothwendiger ist es aber, bei einer Zusammenstellung nur solche Angaben zu verwerthen, die wirklich zusammengehören, indem wir die grossen Einflüsse in Betracht ziehen, die das Alter, das Geschlecht, krankhafte oder künstliche Verunstaltung u. s. w. auf die Schädel ausüben. Zunächst pflege ich ausgewachsene, natürlich geformte Schädel nach ihrem Geschlecht gesondert zusammenzustellen. Die Schädel, deren Geschlecht nicht bestimmt werden konnte, zähle ich zu der Summe der männlichen und weiblichen Schädel, um auch mit allen Schädeln zusammen ohne Rücksicht auf das Geschlecht operiren zu können.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich einige Worte über ein Zeichen sagen, womit man andeutet, dass das Geschlecht eines Schädels oder Knochens u. s. w. nicht genau bestimmt werden kann. Als solches habe ich einen einfachen Kreis \bigcirc gewählt ohne Kreuz, das bekanntlich auf dem Kreise das männliche, unter ihm angebracht das weibliche Geschlecht bezeichnet. Herr Professor von Türök hatte die Güte, mich nach Empfang meines unten zu besprechenden Zählblattes darauf aufmerksam zu machen, dass er (21, S. 88, Anm.) vorgeschlagen habe, durch einen Kreis mit zwei Kreuzen, einem oben angesetzten und einem unten angehängten, anzugeben, dass das Geschlecht eines Schädels unbekannt sei. Obwohl dieses Zeichen \bigcirc gut zum Ausdruck bringt, dass ein Schädel ein männlicher oder weiblicher sein könnte, so gefällt es mir doch nicht so sehr, wie ein Kreis ohne Kreuz, weil es für den Druck besonders angefertigt werden muss, während ein Kreis sich wohl in jedem Schriftsetzerkasten findet.

In eine gute Zusammenstellung darf man ferner

eine im Verhältniss zu den übrigen Beiträgen zu grosse Zahl von kleinen und grossen Werthen nicht aufnehmen, da hierdurch die statistischen Ergebnisse beeinflusst werden. Auf der anderen Seite scheint es mir aber auch nicht rathsam, von jeder Rasse und jedem Volke gleichviele Beobachtungen heranzugreifen. Denn an manchen kleinen oder schwer zugänglichen Stämmen sind erst sehr wenige Beobachtungen angestellt worden; aus einem massenhaften Material dagegen kann man nicht leicht ohne Willkür eine bestimmte Anzahl von Schädeln auswählen oder auf's Geradewohl heranziehen. Daher habe ich vorläufig so viele grösste Breiten von ausgewachsenen, weder krankhaft noch künstlich verunstalteten Schädeln zusammengetragen, als ich in den Werken meiner Bücherei niedergelegt fand. Nur einige grosse Statistiken, wie die von den Herren Professoren Holi (15) und Johannes Ranke (19) habe ich noch nicht verwerthet. Dies werde ich erst thun und auch die in der Bonner Universitäts- und anderen Bibliotheken befindlichen einschlägigen Abhandlungen ausheuten, wenn ich mit Hilfe der Zählblätter (s. S. 187), die ich vor einigen Wochen in viele Länder gesandt und bereits von mehreren Forschern ausgefüllt zurück erhalten habe, über eine Zusammenstellung von mindestens 15350 Schädeln verfüge. Meinen heutigen Ausführungen liegen nur 5588 Schädel zu Grunde. Die Messungsergebnisse über diese Schädel sind in den am Schlusse angeheften, mittel Zahlen geordneten Schriften aufgeführt. In der Liste auf S. 187 habe ich alle ihrer Grösse nach zusammengestellten Werthe angegeben, die bei den grössten Breiten der 5588 Schädel benachachtet wurden. Rechts von diesen Werthen stehen in drei Längsreihen Zahlen, die zeigen, wie oft die einzelnen Werthe unter den männlichen, den weiblichen und allen Schädeln zusammengennommen vertreten sind. Diejenigen Forscher, welche die Güte haben wollen, in schwer zugänglichen Werken oder in einer weniger bekannten Sprache oder überhaupt noch nicht veröffentlichte Messungsergebnisse mir mitzuthellen, bitte ich die grösste Breite der männlichen Schädel in der ersten, der weiblichen in der zweiten und der Schädel mit unbestimmbarem Geschlecht in der dritten Spalte durch senkrechte Striche auf den wagerechten Linien neben den betreffenden Maasszahlen zu bezeichnen. Ist die Breite bis auf Zehntel-Millimeter genau angegeben, so wird die Zahl der Zehntel statt eines Striches neben den von dieser Breite übertroffenen Werth gesetzt. Ferner bitte ich, die ausserhalb der fettgedruckten Querlinien gehörenden schmälsten und breitesten Schädel besonders kenntlich zu machen durch eine oder mehrere An-

gaben darüber, von welcher Rasse oder welchem Volke, von welchem Fundort, aus welchem Zeitalter, von einem wie alten Menschen ein solcher Schädel stammt, oder wo er beschrieben ist. Siehe diese Angaben über die ausserhalb der dicken Querlinien in der Liste auf S. 187 zusammengestellten Schädel im kleingedruckten Text. Reicht zu den Bemerkungen über die Herkunft der Raum in der Spalte nicht aus, so können die schmälsten und breitesten Schädel am Rande des Zählblattes oder auf einem beigelegten Bogen genau bezeichnet werden. Dort wolle man gehenfalls auch das Werk gütigst anführen, dem die auf dem Zählblatt eingetragenen Maasszahlen entnommen sind, damit ich bei der Zusammenstellung der Beiträge Wiederholungen vermeiden kann.

Wegen der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit will ich nur wenige Betrachtungen zu meine Zusammenstellung knüpfen. Der geringste Werth, 102 mm, ist um 20 mm kleiner als die geringste Breite, die Broca angibt, und noch um 16 mm schmaler als der von diesem Forscher für anomal gehaltene Schädel. Der höchste Werth, 169 mm, aber übertrifft Broca's obere Grenzzahl noch um 9 mm. Mithin beträgt die Schwankungsbreite unseres Maasses 68, gegenüber 39 mm bei Broca. An dieser Stelle will ich davon Abstand nehmen, diese Schwankungsbreite in mehrere gleiche Gruppen einzutheilen und jeder derselben die dazugehörigen Beobachtungen zuzuwenden. Vielmehr beschränke ich mich darauf, die Gesamtzahl der ihrer Grösse nach geordneten männlichen sowohl als auch weiblichen als auch aller Fälle in fünf Gruppen zu theilen, wie ich

dies bereits mit der grössten Länge, der ganzen Höhe, der Gesichtshöhe, Jochbreite, dem Längenhöhen- und dem Jochweiten-Gesichtsindex gethan habe (16 und 17). Zunächst werden von mir die äussersten Gruppen der schmälsten und der breitesten Schädel aus je ungefähr 1 v. H. der Fälle gebildet. Diese Schädel habe ich mit Angabe der Stellen, wo ihre Beschreibungen zu finden sind, ferner mit Bezeichnung ihrer Herkunft und der etwa vorhandenen Eigenschaften, die ihre ausserordentliche Schmalheit oder Breite bedingen könnten, im kleingedruckten Text einzeln angeführt. Nur ganz im Allgemeinen theile ich hier mit, dass die schmälsten Schädel meist aus Australien und Afrika stammen, während die breitesten Schädel nach meiner bisherigen Zusammenstellung in diesen Erdtheilen noch gar nicht vertreten sind, sondern mit wenigen Ausnahmen Europa angehören.

Auch in Bezug auf die wichtige Mittelgruppe, die ebenso wie die benachbarten Abtheilungen der schmalen und breiten Schädel 30 oder etwas mehr vom Hundert aller Fälle enthalten sollte, will ich mich kurz fassen, da ihre Grenzen nur vorläufige sind. Mittelreih nenne ich hier auf Weiteres von den weiblichen Schädeln die 134—139, von den männlichen die 139—145 mm breiten Schädel.

Das Mittel der grössten Breiten beträgt bei den weiblichen Schädeln 136,4, bei den männlichen 141,6 mm. Setzen wir das letztere gleich 100, so würde das weibliche Mittel nur 96,33 sein.

Ausführlicher und vielseitiger als heute soll die Zusammenstellung der grössten Schädelbreiten verwertet werden, wenn sie die in Aussicht genommene Mindestzahl von 15350 Fällen umfasst.

Vorläufige Eintheilung der grössten Schädelbreiten.

Namen der Gruppen	♂, männlich			♀, weiblich			♂+♀+♂, beide Geschlechter		
	Grösste Breiten in Millimetern	Zahl der Fälle		Grösste Breiten in Millimetern	Zahl der Fälle		Grösste Breiten in Millimetern	Zahl der Fälle	
		für sich	vom Hundert aller Fälle		für sich	vom Hundert aller Fälle		für sich	vom Hundert aller Fälle
1. Schmälste Schädel	110—124	38	1,1	115—119	10	0,9	102—119	60	1,1
2. Schmale	125—138	1068	32,1	120—133	359	33,4	120—136	1716	30,7
3. Mittelbreite	139—145	1182	35,7	134—139	363	32,8	136—142	1799	32,3
4. Breite	146—159	994	30,0	140—163	345	32,1	143—158	1956	35,0
5. Breitesten	160—169	38	1,1	154—160	9	0,8	159—169	57	1,0
Zahl aller Fälle		3315	100,0		1076	100,0	3315+1076+1197=5588		100,0
Mittel der grössten Breiten		469477:3315 = 141,6				146745:1076 = 136,4			

Verhältniss zwischen männlichem und weiblichem Mittel 141,6:136,4 = 100:96,33.

Um dieses Ziel zu erreichen, wende ich mich an die hochgeschätzten Fachgenossen des In- und Auslandes mit der Bitte, durch Ausfüllung der ihnen übersandten Zählblätter mich in wohlwollender Weise zu unterstützen. Selbstverständlich werde ich mit grösster Gewissenhaftigkeit und mit dem Ausdruck verbindlichsten Dankes die Namen der Forscher und ihre Beiträge veröffentlichen. Bewähre sich eine solche Sammelforschung bei der grössten Schädelbreite, so gedente ich dieselbe später auch bei den anderen Hauptmassen des Hirn- und Gesichtschädels anzuwenden.

Schmalste Schädel.

Die ersten Zahlen hinter den Geschlechtsnamen beziehen sich auf die Nummern im Verzeichnis der von mir benutzten Schellien.

♂ = männlich; ♀ = weiblich; ◊ = subadult.

- 102: ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 170, Loosan (Nigritier).
 103: ♂; Frankfurt am Main/Haus der Landbauern Verwachs. Hinterhauptsgrenze emporgewölbt.
 106: ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 5, Nr. 70, Djangé (Nigritier).
 110: ♂; 1897, 8. (528) und (530), Nr. 28, Van Mount Margaret im Conzardie-Distrikt in Westaustralien von einem etwa 15em grossen, 25jährigen Manne.
 ◊; Strassburg, 8. 60 und 61, Nr. 290, Dayak aus Sumbas (Bornen). Mutter, Südhalbkugel nahezu gleich verwaschen.
 111: ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 126-21, Nigritier.
 ◊; 1907, 8. (528) und (540), Nr. 106, Von Daly Biver im Innern Australiens. Schwacher Torus frontalis medians.
 112: ♂; 1897, 8. (529) und (534), Nr. 163, Von Heulea Baar South Australia, nahe der Grenze von Queensland, bez. Adult male. Nähte verstrichen. Gegend der Putna sagittalis etwas eingedrückt. Andeutung eines Torus frontalis medians.
 ◊; Strassburg, 8. 63, Nr. 298, Dayak aus Sumbas (Bornen).
 113: ◊; 1897, 8. (529) und (534), Nr. 109, 15 km westlich von Adelaide und 9 Stunden von der Südküste Süd-Australiens in Schifferbetten ausgegraben. Nähte teilweise verstrichen.
 114: ◊; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 160, Bez. als Pompy, vielleicht ♂, from Kimberley in Südaustralien. Starker, langer Torus frontalis medians.
 ◊; 1907, 8. (529) und (535), Nr. 152, 15 km westlich von Adelaide und 9 Stunden von der Südküste Süd-Australien in Schifferbetten ausgegraben. Nähte teilweise verstrichen. Deutscher Torus frontalis medians.
 115: ♂; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 153, Süd-Australischer Schädel.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 58, Mahoda (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 194, Scliziter von Massona.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 126-24, Nigritier.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 128, Nigritier aus Banana (Westafrika).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 201, San oder Buschmann. Lango, Chinesen.
 ◊; 1897, 8. (527) und (527), Nr. 173, Port Darwin, Nord-Australien.
 116: ♂; 1897, 8. (529) und (533), Nr. 169, Aus dem nördlichen Westen Australiens, 604 m. Höhe verwaschen. Schwacher Torus frontalis medians.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 2, Nr. 17, Äthyoopischer Mummenschädel.
 ◊; 1907, 8. (527) und (533), Nr. 48, Nord-Ost-Australien.
 ◊; 1907, 8. (529) und (547), Nr. 115, From Fina Creek im Innern Australiens. Schwacher Torus frontalis medians.
 ◊; 1907, 8. (529) und (541), Nr. 163, Australischer Schädel. Schwacher Torus frontalis medians.
 117: ♂; Leipzig, 8. 130, Nr. 738, Neger (der Ginkoküste, von Anklam und Dabomer). Adult male.
 ♂; Darmstadt, 8. 8, Nr. 64, Papua.
 ♂; München, 8. 110, Nr. 478, Adult. Aus Dorah, Neu-Guinea.
 ◊; 1878, 8. 44, Australier, erwachsen.
 ♂; 1897, 8. (529) und (547), Nr. 116, Von Woollogong Tribe zwischen South Port und Yam Creek in Nord-Australien. Elwa 30 Jahre alt. Mässiger Torus frontalis medians.

- ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 6, Nr. 84, Honga (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 7, Nr. 163, Wanyamösi (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 12, Nr. 174, San oder Buschmann.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 203, San oder Buschmann. Pfeilnähne zum Teil verwaschen.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 203, San oder Buschmann.
 ◊; 1897, 8. (529) und (543), Nr. 160, Nannou Tribe, Murchisondistrikt im Westen Australiens. Undefolter Torus frontalis medians.
 118: ♂; J. Göttingen, 8. 59, Nr. 305, Negrin aus Guinea, 28 Jahre, Fast mikrocephal, Capazit 1010 em.
 ♂; Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 16, Nr. 64, Fornasaria. Schädel von völlig abweichendem, abnormem Bau.
 ♂; Leipzig, 8. 74 und 74, Nr. 475, Antiker Nubierschädel aus Denderah.
 ♂; 1897, 8. (529) und (538), Nr. 64, Ost-Australier. Torus frontalis medians. Synchondrosis sphenoccipitalis erhalten.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 74, Bougo (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 7, Nr. 107, Wanyamösi (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 7, Nr. 111, Wanyamösi (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 126-16, Nigritier.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 11, Nr. 163, San oder Buschmann.
 ◊; Strassburg, 8. 61, Nr. 298, Aegyptier, Juv.
 ◊; 1897, 8. (527) und (537), Nr. 127, Nord-Australier. Schwacher Torus frontalis medians.
 119: ♂; J. Göttingen, 8. 60, Nr. 407, Neu-Caledonier.
 ♂; 1864, 8. 286, Messina-Pygmäer.
 ♂; 1897, 8. (528) und (540), Nr. 111, Woolnah Tribe, Adelaide River, near Port Darwin im Innern Australiens.
 ♂; 1897, 8. (529) und (540), Nr. 104, Woolwojak Tribe between Southport und Yam Creek (Nord-Australien). Schwacher Torus frontalis medians.
 ♂; Göttingen, 8. 26, Nr. 293, Neuholländierin aus Victoria.
 ◊; Freiburg, 8. 58, Nr. 33, Australier.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 190, San oder Buschmann.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 12, Nr. 207, San oder Buschmann.
 ◊; 1897, 8. (529) und (537), Nr. 178, Nord-Australier. Nähte verstrichen.
 ◊; 1897, 8. (529) und (537), Nr. 182, Nord-Australier.
 ◊; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 70, Aus Brisbane, Queensland (Nordost-Australien).
 ◊; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 158, 15 km westlich von Adelaide und 9 Stunden von der Südküste Süd-Australien in Schifferbetten ausgegraben.
 ◊; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 159, Mit dem vorigen Schädel an der Südküste Süd-Australien ausgegraben. Torus frontalis medians.
 120: ♂; J. München, 8. 110(11), Nr. 478, Papua, Neu-Guinea. Rechtes Foramen parietale fehlt.
 ♂; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 49, Ost-Australier. Geringer Torus frontalis medians, leichte Abplattung längs der Putna sagittalis.
 Drei weibliche Schädel.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 4, Nr. 56, Schilluk (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 4, Nr. 59, Schilluk (Nigritier).
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 126-35, Nigritier.
 Rest einer Stirnnähe.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 126-24, Nigritier.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 126-13, Nigritier.
 Pfeilnähne meist verwaschen.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 126-20, Nigritier.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 179, San oder Buschmann. Nähte, mit Ausnahme der Schuppennähte, verwaschen.
 ◊; Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 12, Nr. 194, San oder Buschmann. Kron-, Pfeil- und Laubnähne verwaschen.
 ◊ (2); J. München, 8. 110(11), Nr. 490, Juvenil. Neu-Hebriden (Ap. Stirnnähe).
 ◊; 1897, 8. (527) und (533), Nr. 41, Von Cape York, Queensland (Nordost-Australien).
 ◊; 1897, 8. (529) und (533), Nr. 60, Ost-Australien. Nähte meist verstrichen. Leichter Torus frontalis medians.
 ◊; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 50, Ost-Australien. Schwacher Torus frontalis medians.
 ◊; 1897, 8. (524) und (5270), Nr. 62, Ost-Australien. Torus frontalis medians.
 ◊; 1897, 8. (528) und (520), Nr. 2, Südost-Australien.
 ◊; 1897, 8. (529) und (530), Nr. 10, Südost-Australien.
 ◊; 1897, 8. (528) und (530), Nr. 14, Südost-Australien. Flacher Torus frontalis medians.
 ◊; 1897, 8. (528) und (529), Nr. 148, 15 km westl. von Adelaide und 9 Stunden von der Südküste Süd-Australien in Schifferbetten ausgegraben.

0,7: 1897, K. 1598 und 1599, Nr. 148. Mit dem vorigen und 7 anderen Schädeln an der Südküste 864 Australiens ausgegraben.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 112. Von Uualih tribo (tribus) aus der Tribu Port Essington, im Innern Australiens, 25 Jahre.

121: 5,1: Freilung, 8, 55, Nr. 10, Fidji-Inselneger.
5,1: Frankfurt, 8, 19, Nr. 33, Aeschunter-Neger.
5,1: Leipzig, 8, 59, Nr. 269, Moderner Aegyptischer Schädel aus Ehwatine, Admt, Sagitt. I, II und III durchlöcherig.
5,1: Leipzig, 8, 129, Nr. 123, Neger Kopf von Guinea, Adult-männl.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 40, Von Derby, Nordwest-Australien. Juvenit. Sutura frontalis an ihrem unteren Ende in 11 mm Länge erhalten. Schwacher Torus frontalis medius.

Fachsch weibliche Schädel.
0,7: 1897, K. 1599, Nr. 43, Nr. 95, Neger? Seidl.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 88, Bongo (Nigritier).
0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 10, Mowu (Nigritier).

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 156-157, Louisa, Nigritier.
0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 156-157, Nigritier.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 158-159, Nigritier.
0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 159-160, Nigritier.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 161-162, Nigritier.
0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 163, Louisa, San oder Buschmann.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 164, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 165, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 166, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 167, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 168, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 169, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 170, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 171, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 172, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 173, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 174, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 175, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 176, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 177, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 178, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 179, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 180, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 181, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 182, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 183, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 184, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 185, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 186, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 187, Louisa, San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verwachsen.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 198, Von Gales an der Mündung des Murray-Flusses 864 Australien. Schwacher Torus frontalis medius.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 87, Von Park (West-Australien).

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 118, Von Parulane in Jansen Australien.

122: 5,1: Freilung, 8, 41, Nr. 92, Neger?
5,1: Freilung, 8, 59, Nr. 269, Moderner (Juden-) Australier (vom Murray-Fluss) Judent.

5,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 18, Neu-Hannover.
5,1: München, 8, 1165, Nr. 497, 864 aus Inseln. Zweite Pfeilnaht der Sutura sagittalis verknöchert.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 28, Von Gindah, Queensland, im Inneren Australiens. Torus frontalis medius.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 47, Ost-Australien, sechs weibliche Schädel.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 10, Neu-Hannover.
0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 89, Neu-Hannover.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 109, Wanyamni (Nigritier), Torus frontalis.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 110, Nigritier.
0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 120-121, Nigritier.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 143, Bantu, Pfeilnaht fast ganz verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 171, San oder Buschmann, Kulu-Fluss, Pfeilnaht in ihrem hinteren Theile verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 173, San oder Buschmann, Pfeilnaht in ihrem hinteren Theile verwachsen.

0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 180, San oder Buschmann.

0,1: Strossburg, 8, 70, Nr. 332, Neu-Britannier, Haar.
0,1: Weiker, 8, 72, Hiedu.

0,1: Weiker, 8, 73, Neger.
0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 161, Nord-Australien, Dentlicher Torus frontalis medius.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 78, Von Wide Bay, Queensland (Nordost-Australien). Schwacher breiter Torus frontalis medius.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 75, Brisbane, Queensland (Nordost-Australien).

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 54, Von Jervis Bay (Süd-Australien).

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 68, Ost-Australien, Schwacher Torus frontalis medius. Die Sutura sagittalis nur in der Mitte ihrer Länge einen Zehen Eindruck.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 64, Ost-Australien, Schwacher Torus frontalis.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 11, 864 Ost-Australien, Etwas 20 Jahre. Ueberer Theil der Sutura frontalis 15 mm lang erhalten.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 84, Queensland (Nordost-Australien). Schwacher Torus frontalis medius.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 121, Canara, South East von 864-Australien, Flacher Torus frontalis medius.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 25, Von Sturboone, etwa 60 km östlich von Sharkbay in West-Australien. Das untere Ende der Sutura frontalis erhalten. Flache Furche längs des mittleren Theiles der Sutura sagittalis.

104: 2,1: Freilung, 8, 11, Nr. 8, Neger aus Dar-Fudal.
5,1: Freilung, 8, 82, Nr. 2, Neger (Achantee?) Sutura sagittalis abflüchert.

5,1: Freilung, 8, 35, Nr. 46, Neger.
5,1: Freilung, 8, 41, Nr. 76, Neger aus dem Karawonen-Kirchhof in Tonia.

5,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 6, Neu-Hannover.
5,1: München, 8, 1165, Nr. 544, Neger (Juden-) Judent.

5,1: München, 8, 1165, Nr. 157, Aegyptier (Juden-) Judent. Impression in der grossenbäutigen verknöcherten Sutura sagittalis. Später der Sutura frontalis. Linkes Foramen parietale fehlt.

5,1: Breslau, 8, 6, Nr. 86, Afrikanischer Neger.
5,1: Leipzig, 8, 59, Nr. 89, Moderner Schädel aus Philo. Nubien. Stirn mit fachen medianen Kiel.

5,1: Leipzig, 8, 94, Nr. 650, Äthiopischer Schädel aus Theben (Aegypten).

5,1: Leipzig, 8, 116, Nr. 190, Amerikanischer Neger.
5,1: 1899, S. 181, Tuteke, Letz (Insel, nördlich von Australien).

5,1: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 101, Goolwa, 864-Australien.
Fünfter weibliche Schädel.

0,7: 1897, K. 1599 und 1599, Nr. 17, Köhle von Neu-Guinea.
0,1: Berlin, 2, Th. 2, Abth. 8, 9, Nr. 36, Mittelalterlicher Aegyptischer Schädel (Kairo). Theilweise Verwachsung der Pfeilnaht. Bedeutendes Os sphenoidale bipartitum. (Diese seltsame Theilung

beider Joche eine Kante nach links am Schädel einer ägyptischen Gipsen beschriftet, s. 1. München, S. 1445, Nr. 627.

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 7, Nr. 61. Monbatin (Nigritier).

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 4, Nr. 61. Skulluk (Nigritier). Theilweise Verwachsung der Pfeilnaht.

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 7, Nr. 62. Mowmou (Nigritier). Pfeilnaht verwachsen, aber auch andere Nähte, wie an vielen dieser Schädel.

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 7, Nr. 116. Capisula Geral de Moçambique (Nigritier).

Kora
o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 11, Nr. 161. Buschmann.

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 12, Nr. 162. Buschmann.

Nähte, mit Ausnahme der Schoppannähte, verwachsen.

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 13, Nr. 185. Buschmann.

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 13, Nr. 191. Buschmann.

o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 13, Nr. 206. Buschmann

Ambaoe
o.1: Leipzig, S. 1293, Nr. 789. Congo-Neger.

o.1: 1846, S. 121. Von den Marchall-Inseln.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

o.1: 1897, S. (52) und (53), Nr. 39. Von Port Darwin, Nordküste von South (Nurth) West-Australien. Torus frontalis medianus.

150: Vierzig männliche Schädel.

o.1: Heidelberg, S. 12, Nr. 61. Badischer Schädel Rechts Foramen petrosum fehlt. Ein grosses os lacus füllt das ganze Foramen occipitale aus.

o.1: Freiburg, S. 27, Nr. 17. Aus dem Kirchhof von Karon, Wallis, Schweiz.

o.1: Strassburg, S. 229, Nr. 127. Spätrömischer Grab mit Welschenthaler bei Strassburg. Zahlreiche Schälknochen in der Lambdanaht.

o.1: Strassburg, S. 26, Nr. 278. Ethischen Schädel aus Weissenstein.

o.1: Strassburg, S. 80, Nr. 332. Davos-Platz, Grabhüden.

o.1: Strassburg, S. 86, Nr. 338. Davos-Platz, Grabhüden.

o.1: Strassburg, S. 84, Nr. 363. Davos-Platz, Grabhüden. In der Lambdanaht zahlreiche kleine Schälknochen.

157: Zwanzig männliche Schädel.

o.1: Königsberg, S. 17, Nr. 17. Aus einem Steppengrabe (Kurgan) Südwestwärts bei Sarapa, nach K. v. Haer türkischer Stamm. Rechte die ursprüngliche Trennung der Hinterhauptskuppe vom Occip. laterale kaum offen. Jederseits 1 temporale Schälknoche.

o.1: Strassburg, S. 80, Nr. 336. Davos-Platz, Grabhüden. Im rechten Aetereum mehrere über 2 cm grosse Schälknochen.

158: Neunzehn männliche Schädel.

o.1: München, S. 340, Nr. 49. Keimförmig. Kranznah und an ihren lateralen Enden ohne Pfeilnaht verknüpft.

o.1: Heidelberg, S. 246, Nr. 134. Badischer Schädel. Senil. Basis abgehört.

159: Acht männliche Schädel.

o.1: Heidelberg, S. 84, Nr. 281. An der Haupttrasse in Heidelberg ausgegraben.

o.1: Strassburg, S. 88, Nr. 338. Davos-Platz, Grabhüden.

o.1: Strassburg, S. 88, Nr. 338. Davos-Platz, Grabhüden.

160: 8; Bonn, S. 343, Nr. 28. Deutscher. Kephala. Stirnnaht. Die rechte Schälknoche ist stark nach vorn getellt.

o.1: Göttingen, S. 251, Nr. 3. Aus dem Hainnoverischen Grosser Schellack, die Diploe der Schälknochen fehlt beidseits.

o.1: Göttingen, S. 30, Nr. 12. Wende von Kötzen bei Löhow, Hannover.

o.1: Freiburg, S. 25, Nr. 8. Hausrainwimer.

o.1: Freiburg, S. 47, Nr. 21. Einsamer von Florida.

o.1: Frankfurt, S. 14, Nr. 99. Geb. Legat.-R. v. Rheinwald, anget. in München.

o.1: München, S. 6, Nr. 16. Deutscher.

o.1: München, S. 8, Nr. 27. Deutscher. Hirnschädel asymmetrisch.

o.1: München, S. 10, Nr. 38. Deutscher.

o.1: München, S. 10, Nr. 72. Deutscher, Stirnnaht.

o.1: München, S. 44, Nr. 128. Deutscher Mieder. Hirnschädel asymmetrisch.

o.1: München, S. 42, Nr. 127. Deutscher Verbrüder.

o.1: München, S. 24, Nr. 70. Von einem Münchener Kirchhof. Stirnnaht. Ziemlich grosses laterales. Riva 23 Schälknochen in der Lambdanaht.

o.1: München, S. 24, Nr. 66. Keimförmig. Hirnschädel asymmetrisch. Zahlreiche Schälknochen in der Lambdanaht.

o.1: Heidelberg, S. 26, Nr. 222. Badischer Schädel, 6 Schälknochen in der Lambdanaht.

o.1: Strassburg, S. 6, Nr. 24. Elsäuser aus Hisingen.

o.1: Strassburg, S. 6, Nr. 28. Elsäuser aus Orschweiler.

o.1: Strassburg, S. 10, Nr. 26. Lothringers aus Gross-Blittersdorf.

o.1: Leipzig, S. 140, Nr. 581. Dakaj von Bornorf. Hinterhaupt schiefe absteigend, links etwas abgehört. Länge des Schädels nur 168.

o.1: Heidelberg, S. 18, Nr. 100. Badischer Schädel. 21 Jahre. Links Hälfte des Hirnschädels kleiner. Schilfenknochen vorgewölbt. Links in der Hinterhauptskuppe ein laterales Schälknoche.

o.1: Strassburg, S. 49, Nr. 47. Elsäuserin aus Löhow. Schädelhöhe nur 181!

o.1: Freiburg, S. 26, Nr. 11. Von Kirchhof in St. Nicolaus, Wallis (Schweiz). Hinterhaupt sehr abgehört.

161: (s. 1.) Bonn, S. 30, Nr. 288. Deutscher. Kephala. Rechter Schälknoche vorgezogen. Scheitel kahnförmig. Die Diploe fehlt fast ganz.

o.1: Bonn, S. 40, Nr. 289. Deutscher Händer. Stirnnaht. Schilfenknoche stark angewölbt.

o.1: Göttingen, S. 24, Nr. 127. Deutscher. Kephala aus Sternberg. In der Hinterhauptskuppe ein os triquetrum.

o.1: Freiburg, S. 47, Nr. 21. Indianer von Florida. Scheitelhöcker ragen sehr hervor.

o.1: Frankfurt, S. 8, Nr. 44. Deutscher mit vorgezogenen Schälknochen.

o.1: Heidelberg, S. 30, Nr. 102. Badischer Schädel mit 1 Schälknochen mitten in der linken Hälfte der Lambdanaht.

o.1: Heidelberg, S. 30, Nr. 184. Badischer Schädel mit 4 Schälknochen in der Lambdanaht.

o.1: Weicker, S. 78. Ceeche.

Breiteste Schädel.

154: Sechshundvierzig männliche Schädel.

o.1: Königsberg, S. 31, Nr. 281. Provinz Preussen, 20 Jahre alt. Schälknochen asymmetrisch.

o.1: Leipzig, S. 27, Nr. 307. Deutscher (rheinländischer) Sch. Scheitel und Hinterhaupt flach, stark vorgezogen und hochstehende Schälknochen.

o.1: Berlin, 1. Th., S. 60, Nr. 798. Nord-Amerikaner (Westküste). Hinterhaupt in der Richtung von oben und hinten nach unten und vorn abgeplattet.

o.1: Berlin, 1. Th., S. 81, Nr. 833. Schädel mit vielen Ossa Wormiana.

o.1: Strassburg, S. 72, Nr. 127. Spätrömischer Schädel aus Strassburg.

o.1: Strassburg, S. 86, Nr. 238. Leppenschädel aus alt-heländischen Gräbe bei Anganes am Varangerfjord, Norwegen.

o.1: Weicker, S. 78. Engl. (Mälkasser).

o.1: Weicker, S. 78. Ceeche.

155: Fünfundvierzig männliche Schädel.

o.1: Bonn, S. 6, Nr. 39. Europäer.

o.1: Göttingen, S. 30, Nr. 14. Wendin, Patenmutter bei Löhow, Hannover. Kleiner oraler Schädel mit vorgezogenen Hinterhauptskuppe.

o.1: Berlin, 1. Th., S. 13, Nr. 27. Tirolerin.

o.1: München, S. 24, Nr. 96. Deutscher Götterin.

o.1: Freiburg, S. 17, Nr. 52. Aus einem alten Grabe in Oberingelheim.

o.1: Freiburg, S. 26, Nr. 10. Aus dem Kirchhof von Baas im Saanthal (Schweiz).

o.1: Freiburg, S. 27, Nr. 19. Aus dem Kirchhof von Viapertina im Wallis, Schweiz.

o.1 (s. 1.): Königsberg, S. 62, Nr. 74. Aus altem Grabe zu Rosenau bei Königsberg.

o.1: Frankfurt, S. 12, Nr. 151. Deutscher Schädel.

o.1: Strassburg, S. 82, Nr. 193. Im Hainkloster zu Strassburg ausgegraben.

o.1: Strassburg, S. 84, Nr. 232. Leppenschädel aus alt-heländischen Gräbe bei Anganes am Varangerfjord, Norwegen.

o.1: München, S. 18, Nr. 78. Deutscher Schädel.

160: J. J. Göttingen, S. 1011, Nr. 61. Aus dem Kirchengebäude von Heiligenstadt bei Wien. In der Hinterhauptshälfte ein grosses ov. Quadrat.

o. j.: München, S. 4649, Nr. 303. Vom Münchener Kirchhof. Einzelne Schalkknochen in der Lamdbaht.

163: J. J. Frankfurt, S. 2929, Nr. 206. Geway-Indianer vom Missouri. Hinterhaupt Sark.

J. J.: 1897, S. 1124. Aus der Moorochse von Quedlinburg.

o. j.: Straßburg, S. 86, Nr. 536. Davos-Platz, Graubünden, 164: J. J. Bonn, S. 2677, Nr. 263. Deutscher Kephala.

24 Schalkknochen in der Lamdbaht.

J. J.: München, S. 4242, Nr. 153. Deutscher Verbrecher. 5 Schalkknochen in der Lamdbaht.

o. j.: Freiburg, S. 28, Nr. 12. Vom Kirchhof zu Vevy, Wallis (Schweiz). Hinterhaupt abschleht.

165: J. J. Freiburg, S. 11, Nr. 76. Aus der Gruft der Martinskirche in Engen (Kreis Konstanz).

J. J.: Freiburg, S. 21, Nr. 17. Bozenhansen (Ami Freiburg).

J. J.: München, S. 475, Nr. 17. Deutscher. Hinterköpfelel asymmetrisch. 4 Schalkknochen in der Lamdbaht. Schädelhöhe nur 167.

166: J. J. Göttingen, S. 3091, Nr. 172. Waude. Schädelknochen ausserordentlich dick und schwer.

J. J.: Königsberg, S. 33, Nr. 529. Provinz Preussen.

168: J. J. München, S. 499, Nr. 26. Deutscher. Hinterköpfelel asymmetrisch. Sehr zahlreiche Schalkknochen in der Lamdbaht.

169: J. J.: S. 37, Nr. 194. Lavio, Valangana (Schweiz).

Verzeichnis der Schriften,

A) welche die für meine Eintheilung (S. 182) benutzten grössten Breiten von ausgewachsenen, weder krankhaft geformten, noch künstlich verunstalteten Schädeln enthalten:

1. Die anthropologischen Sammlungen Deutschlands in Bonn, Göttingen, Freiburg i. B., Königsberg i. Pr., Berlin: 1. Theil, 2. Theil, 1. und 2. Abtheilung, Frankfurt a. M., Darmstadt, München, Heidelberg, Breslau, Straßburg i. E., Leipzig. Erschienen 1880—1896 bei Vieweg, Braunschweig.

2. Archiv für Anthropologie (Vieweg in Brannschweig): 1882, S. 1—51: v. Hölder, Die Skelete des römischen Begräbnisplatzes in Regensburg. Da die grössten Breiten in dieser Abhandlung nicht besonders angegeben sind, so habe ich sie mittelst der Längen und der Längen-Breiten-Indices berechnet.

1885, Heft 1 und 2: Welcker, Die Capacität und die drei Hauptdurchmesser der Schädelkapsel.

3. Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, 1890, 1891.

4. Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1870—1897 mit Annahme von einigen mir fehlenden Nummern des Jahrgangs 1880.

5. Festschrift der Anthropologischen-Versammlung zu Innsbruck, 1894, S. 99—30: Haberlandt, Die Eingeborenen der Kapuziner-Ebene von Formosa; S. 99—108: Zueckerkandl, Zur Craniologie der Nias-Insländer.

6. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1888, S. 89—92: Toldt und Weisbach, Bericht über die a) an den Gebeinen des

Marshall Hess, b) Friedrich Moss vorgenommenen Untersuchungen; 1892, S. 1—18: Labor Niederle, Die neuentdeckten Gräber von Fodba.

7. Zeitschrift für Ethnologie und Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1869—1897.
8. Castrini e Moschen: Sulla antropologia fisica del Trentino. Padova, 1890.
9. Folmer: De Groninger en Friese Terpshedel.
10. Moschen: Due scheletri di melanesi. Bollettino della R. Accademia Medica di Roma, 1892. — Quattro decadi di crani moderni della Sicilia. Padova, 1895. — Una centuria di crani ambrì moderni. Atti della Società Romana di Antropologia, 1895. — Note di craniologia trentina. Atti della Società Romana di Antropologia, 1897.
11. Vran: Contributo allo studio della craniologia dei popoli slavi. Atti della Società Romana di Antropologia, 1896.

B) auf die im Texte hingewiesen wird:

12. Broca, Paul: Instructions craniologiques. Paris, 1875.
13. Hartlebens kleines statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. 1878.
14. Van der Horven, M. J.: Essai sur les dimensions de la tête osseuse, considérées dans leur rapport avec l'histoire naturelle du genre humain. Annales des sciences naturelles, 2^e série. Tome VIII. Paris, 1837, p. 116—124.
15. Hüll, M.: Ueber die in Voralberg vorkommenden Schädelformen. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1888.
16. Mies: Ueber die grösste Länge und ganze Höhe der Schädel und über das Verhältnis dieser beiden Maasse zu einander. Tagblatt der 62. Naturforscherversammlung in Heidelberg 1899, S. 292 bis 297.
17. — Ueber die Form des Gesichtes. Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1896, S. 112—117.
18. Parechappe, M.: Recherches sur l'encéphale. Paris 1836. Premier mémoire; Livre premier: Du volume de la tête chez l'homme.
19. Ranke, Johannes: Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern. München 1893.
20. Schmidt, Emil: Anthropologische Methoden. Leipzig, 1868.
21. v. Török, Aurel: Ueber den Yészer Amschädel n. s. w. Archiv für Anthropologie, Bd. XVIII, 1888, S. 15—100.
22. Topinard, Paul: Éléments d'anthropologie générale. Paris 1865.

no.	Zahl der (♂) männlichen,		der (♀) weiblichen,		$\delta + \varphi + (\pm)$ unbestimmten Gesch.
	males	females	males	females	
129	33		28		61
130	63		49		116
131	69		44		116
132	72		56		126
133	68		59		126
134	117		89		221
135	180		69		255
136	128		57		217
137	158		57		265
138	144		57		242
139	130		91		227
140	109		95		275
141	197		54		286
142	164		49		258
143	164		35		239
144	157		30		227
145	171		54		242
146	149		17		175
147	123		19		168
148	123		15		151
149	162		4		168
150	117		11		132
151	93		3		100
152	61		7		77
153	81		6		65
154	46		1		55
155	45		4		57
156	40		17		57
157	30		1		22
158	19		1		21
159	6		1		12
160	19		2		22
161	7		8		15
162	1		2		3
163	2		3		5
164	2		3		5
165	3		3		6
166	2		2		4
167	1		64		65
168	1		20		21
169	1		4		5
170			27		27

Note in these lists the *colonne* Rechte ungewaschen, oder krankhaft noch bläulich verunreinigt, is unambiguo (1=1) schriftlich nicht erwakter Schädte eintragen; der ♂ (Schädel in der 1, der ♀ in der 2, der unbestimmten (±) in der 3. Spalte. Das Geschlecht durch Striche (♂) zwischen den dicken Querlinien, ausserhalb derselben durch die Anordnung der schmalen und breitenen Schädel. Die Xamen der Forscher und ihre Beiträge von Kihito, Schildergasse 61.

Verfügen, besitze diese oder beide, is *disponible* *immense* *maximum* *double* *et* *triple*, wie *elles* *dans* *les* *corps* (1=1) au *vers* de *son* *deformation* *athroscop* *ou* *un* *triple*, *de* *crânes* *mâles* (♂) *dans* *la* 1., *de* *fontaines* (♀) *dans* *la* 2., *quadrilatères* (±) *dans* *la* 3. *colonne*. *Cela* *se* *fait* *par* *traces* (♂) *entre* *les* *lignes* *épais*, *hors* *de* *celles* (±) *par* *la* *désignation* *des* *crânes* *les* *plus* *étroits* *et* *les* *plus* *larges*, *de* *publiques* *avec* *enumeration* *des* *auteurs* *et* *des* *pages* *de* *leurs* *ouvrages*, *de* *la* *part* *de* *leurs* *collaborateurs*. Dr. Kihito, Schildergasse 61, Golegus, Altamano.

Phases, write in this table the *greatest* *breadth* of *adult* *skulls*, not cited in the works (1=1) on the other side and without deformation (athroscop) or artificial; of each (♂) skulls in the 1., of female (♀) in the 2., of undetermined (±) in the 3. column. That is done by dashes (♂) between the thick lines, out of those by signification of the smallest and largest skulls. I shall publish with my best thanks the names of the authors and their contributions for the classification of the greatest breadth. Dr. Kihito, Schildergasse 61, Golegus, Germany.

no.	Zahl der (♂) männlichen,		der (♀) weiblichen,		$\delta + \varphi + (\pm)$ unbestimmten Gesch.
	males	females	males	females	
102					1
103					
104					
105					
106					1
107					
108					
109					
110					2
111					2
112					2
113					2
114					2
115					2
116					2
117					2
118					2
119					2
120					2
121					2
122					2
123					2
124					2
125					2
126					2
127					2
128					2

Herr Dr. F. Birkner-München:

Einiges über Zwergenwuchs.

Der Zwergenwuchs tritt in zwei verschiedenen Formen auf. Bei der einen Form sind es hauptsächlich die Extremitäten, welche im Wachstum zurückbleiben, während Kopf und Rumpf die für Erwachsene normale Grösse erreichen. Es ist das jene Form, welche Szombathy in Danzig¹⁾ den „gnomenhaften Niederwuchs“ nannte; man kann sie ganz kurz als „partiellen Zwergenwuchs“ bezeichnen. Hieher möchte ich auch die kleinen ziemlich proportionirten, aber unverhältnissmässig dicken Menschen rechnen. Die andere Form ist charakterisirt durch ein allgemeines Zurückbleiben im Wachstum. Diese viel seltene Form zeigt ganz die Körperproportionen von normalen Erwachsenen, nur sind die einzelnen Glieder und Theile des Körpers entsprechend verkleinert. Szombathy nannte diese Form „echte Zwerghaftigkeit oder totalen Kleinwuchs.“¹⁾ Ich halte den Namen „totaler Zwergenwuchs“ für ganz entsprechend. In den letzten Jahren ist nun von einer weiteren Art von Zwerghaftigkeit viel gesprochen und geschrieben worden. Während die erstgenannten beiden Formen individuelle Variationen darstellen, ist die geringe Körpergrösse bei dieser dritten Kategorie, bekannt unter dem Namen „Pygmäen“, ein Rassemerkmal. Ganze Stämme besitzen eine Körpergrösse, die in ihren Extremen kaum 156 cm erreichen, im Mittel aber nur 130—140 cm gross sind.

Aus den vielen Fragen, die das Studium dieser drei Formen des Zwergenwuchses uns nahe legen, habe ich für den heutigen Vortrag die Frage nach den Körperproportionen herausgegriffen und möchte Ihnen über Messungen berichten, die in den letzten Jahren im Münchner anthropologischen Institute, theils von Herrn Professor Dr. J. Ranke, theils von mir an Vertretern des partiellen, totalen und pygmäenhaften Zwergenwuchses gemacht worden.

I. Totaler Zwergenwuchs.

Der totale Zwergenwuchs ist verhältnissmässig selten. Ich hatte Gelegenheit, im Laufe der letzten Jahre drei Fälle zu untersuchen. Es ist das die 15 Jahre alte Josefine Prinz aus Compatsch in Graubünden (870 mm gross) und die beiden gegenwärtig in Deutschland reisenden, reizenden birmesischen Zwerge Smanu und Fatma mit ca. 14 und 16 Jahren. Smanu ist 754 mm, Fatma 773 mm gross. Ausserdem befinden sich auch unter der

Gruppe der von Hagenbeck nach Europa gebrachten Gruppe von Siaghalesenazwergen zwei männliche Zwerge von 50 und 25 Jahren, Marican mit 1140 mm und Dingria mit 1200 mm Körpergrösse, die in diese Gruppe gehören.

Nicht unerwähnt soll bleiben die unter dem Namen Colibri reisende Truppe, von denen auch ein Theil hieher gehört, der andere Theil ist dem partiellen Zwergenwuchs einzuzurechnen.

Alle fünf von mir Gemessenen zeigen im Grossen und Ganzen in den Hauptproportionen des Körpers normale Verhältnisse, die Rumpflänge (vom 7. Halswirbel bis zum Sitz) schwankt bei ihnen zwischen 35.9% und 38.5% der Körpergrösse, das im selben Verhältnisse photographirte zwanzigjährige Mädchen hat eine Rumpflänge von 39.87% und ein dreizehnjähriges Mädchen, das ich zum Vergleiche gemessen habe, eine solche von 40.28% der Körpergrösse. Aus den Messungen von Gould berechnete Herr Professor Ranke für die Rumpflänge bei verschiedenen europaischen und ausereuropaischen Völkern eine relative Rumpflänge zwischen 36.9 und 39.4% der Körpergrösse. Die relative Rumpflänge unserer Zwerge entspricht also vollständig der relativen Rumpflänge bei Erwachsenen.

Ungefähr dasselbe zeigt sich hinsichtlich der freien Beinlänge (Körpergrösse weniger Sitzhöhe), sie schwankt bei den fünf Zwergen zwischen 43.2% und 45.8% der Körpergrösse. Beim dreizehnjährigen Mädchen beträgt die freie Beinlänge 44.96%, beim zwanzigjährigen 45.5% und nach Gould-Ranke schwankt sie bei erwachsenen Männern verschiedener Völker zwischen 45.9 und 48.5% der Körpergrösse. Die relative freie Beinlänge ist bei den Zwergen nur unwesentlich geringer als das Mittel normaler Erwachsener, fällt aber innerhalb die Schwankungsbreite bei diesen. Dass dieser geringe Unterschied nicht von Bedeutung, zeigt sich insbesondere bei dem Vergleich mit den Zwerge mit partiellem Zwergenwuchs, bei welchen die freie Beinlänge ca. 33% der Körpergrösse beträgt. Für das Auge wirkt diese etwas geringe Länge der unteren Extremitäten des totalen Zwergenwuchses nicht störend.

Wie bei der freien Beinlänge beeinflusst auch die etwas geringere relative Armlänge nicht wesentlich das harmonische Gesamtbild. Sie schwankt bei den 5 Zwerge zwischen 39.08 und 43.8% der Körpergrösse, während sie bei den erwachsenen Männern nach Gould-Ranke zwischen 42.6 und 45.1% schwankt. Das dreizehnjährige Mädchen hatte eine relative Armlänge von 43.88%, das zwanzigjährige von 42.31% der Körpergrösse.

Während in diesen Beziehungen die 5 Zwerge

¹⁾ Correspondenzbl. der Deutsch. Ges. f. Anthr. etc. Jahrg. XXII. 1891. S. 114.

ganz normale Verhältnisse zeigen, ist das mit der Länge von Hals und Kopf (7. Halswirbel bis Scheitel) und dem Kopfumfang anders. Hier finden wir noch mehr kindliche Verhältnisse, d. h. sowohl Hals und Kopf als auch Kopfumfang sind relativ gross.

Die Länge von Hals und Kopf schwankt bei den Zwergen zwischen 16.8 und 19.1% der Körpergrösse. Das Minimum von 16.8% beim Singhalesenzwerg Merican erreicht nicht die grösste mittlere Länge von Hals und Kopf (nach Gould-Ranke 15.3%) bei den Matrosen. Die geringste relative Länge ist nach Gould-Ranke 14.5%. Beim dreizehnjährigen Mädchen war sie 14.74, beim zwanzigjährigen 14.60% der Körpergrösse.

Die Schwankungsbreite des Kopfumfanges betrug bei den Zwergen 41.3 bis 51.6% der Körpergrösse. Bei dem dreizehnjährigen Mädchen war er 37.05, beim zwanzigjährigen 30.72%.

Weisbach¹⁾ theilt für verschiedene Völker den Kopfumfang mit. Er schwankt bei den Männern zwischen 32.5 und 41.9%, bei den Weibern zwischen 33.6 und 42.6% der Körpergrösse. Dass der Kopf relativ etwas grösser ist als bei den Erwachsenen, lässt sich auch schon auf den Photographien erkennen, insbesondere bei der Josefine Prinz und der etwas vergrösserten Aufnahme der birmesischen Zwerg.

Um zu zeigen, dass die Körperproportionen der Zwerg mit totalem Zwergeuwuchs wesentlich von denen etwa gleichgrosser Kinder verschieden sind, habe ich zugleich mit den beiden birmesischen Zwergen ein sechs Monat altes Mädchen von 680 mm Körpergrösse photographiren lassen.²⁾ Man sieht bei dem Kinde den langen Rumpf und die kurzen Beine, während bei den Zwergen die Beine länger sind als der Rumpf.

Ueber die Ursache des Zwergeuwuchses dieser fünf Zwerg konnte ich nicht viel in Erfahrung bringen. Die Josefine Prinz soll nach Aussage ihres Vaters bis zum dritten Jahre normal gewachsen sein, von dieser Zeit an nicht mehr. Von den bis in die letzte Jahre fern von Europa lebenden vier anderen Zwergen ist selbsterstündlich über ihr bisheriges Leben wenig zu erfahren. Es lässt sich nur das constatiren, dass alle ganz gesund und frisch sind. Die Eltern sollen bei allen normal gewesen sein.

¹⁾ Weisbach, Körpermessungen verschiedener Völkerrassen. Berlin 1878. Supplement zu Z. f. E. 1877. S. 271.

²⁾ Die Photographien der beiden birmesischen Zwerg, des sechs Monate alten Kindes und des zwanzigjährigen Mädchens verdanke ich Herrn Director E. E. Hammer vom Münchener Panoptikum.

Eine weitere interessante Frage ist die, ob diese normal proportionirten Zwerg auch fortpflanzungsfähig sind. Bei der Josefine Prinz und bei Smaun konnte ich keine Zeichen der Geschlechtsreife beobachten, dagegen traten bei Fatma in den letzten Monaten Zeichen der Geschlechtsreife auf. Ueber Marican und Dingria war in dieser Hinsicht nichts in Erfahrung zu bringen.

Dafür, dass Smaun und Fatma wirklich so alt sind, als angegeben wird, sehe ich einen Beweis darin, dass sie in den zwei Jahren ihres Aufenthaltes in Europa nur sehr wenig gewachsen sind. Smaun hat um 72 mm, Fatma um 27 mm zugenommen, d. h. bei Smaun beträgt die Zunahme 9.54% der Körpergrösse vor zwei Jahren, bei Fatma nur 3.49%. Aus den Angaben des Herrn Stabsarztes Dr. Daffner¹⁾ über die Körpergrösse bei Kindern berechne ich eine relative Zunahme von 5.81% vom 12.—14. Jahre und von 7.46% vom 14.—16. Jahre.

Rumpf, Bein, Armlänge und Kopfumfang in Procenten der Körpergrösse.

Alter	Körpergrösse	Hals und Kopf	Rumpflänge	Bein- beihilänge	Armlänge	Kopfumfang
-------	--------------	---------------	------------	---------------------	----------	------------

Totaler Zwergeuwuchs.

Josefine Prinz aus Grumböden	15	870	19.4	67.35	44.25	66.06	51.8
Smaun aus Birma	ca. 14	754	19.4	68.3	43.2	65.4	50.8
Fatma aus Birma	ca. 16	773	18.1	55.8	45.2	65.8	49.8
Singhalesen.							
Marican ♂	50	1140	16.8	68.5	44.7	63.5	44.7
Dingria ♂	25	1200	17.3	56.9	45.8	61.3	61.3

Normale.

Kinder	2	1/2	690	63.25	36.75	65.44	
	2	13	1890	14.74	60.26	44.56	63.58
Erwachsene	2	30	1725	14.40	59.87	45.3	62.31
Gould-Banke				14.5	38.8	45.3	62.8
				bis	bis	bis	Weisbach ¹⁾
				15.3	39.4	48.5	65.1
							32.5
							bis
							42.5

Partieller Zwergeuwuchs.

Singhalesen.							
Verama ♂	30	1107	21.42	44.06	34.5	34.1	66.0
Goregore ♂	30	1260	20.8	44.7	32.5	34.9	63.2
Kira ♂	22	1220	18.0	49.4	33.8	60.8	65.9

Pygmäen.

Ewe ♀ Assini	20—22	1250	16.8	36.0	47.2	42.4	63.3
• ♀ Nthikanayo	18—20	1230	16.2	35.4	44.4	41.4	61.8

¹⁾ J. Daffner, Das Wachstum des Menschen. Leipzig 1897. S. 68.

II. Partieller Zwergenwuchs.

Von dieser Art des Zwergenwuchses konnte ich in den letzten Jahren drei Singhalesenzwerge aus der oben erwähnten Gruppe messen; die 30 jährige Veramma, 1107 mm gross, deren 20 jährigen Bruder Gregorius 1260 mm gross und den 21 jährigen Kira 1220 mm gross.

Es fällt bei ihnen sofort der grosse Unterschied sowohl von den Zwergen mit totalem Zwergenwuchs als auch von den Erwachsenen auf. Der Rumpf ist relativ lang, die Beine relativ kurz, die Verhältnisse entsprechen ganz denen bei Kindern.

Die rel. Rumpflänge betrug bei den Singhalesenzwergen 44.08 bis 48.4% der Körpergrösse, die freie Beinlänge 32.5—34.5% und die Armlänge 34.1 bis 40.9% derselben. Die Länge von Hals und Kopf, sowie der Kopfumfang ist ähnlich wie bei den Zwergen mit totalem Zwergenwuchs relativ bedeutend 18.0 bis 21.42% und 45.2—49.0% der Körpergrösse. Die freie Beinlänge ist ungefähr dieselbe wie bei dem 6 Monat alten Mädchen, bei welchen ich dieselbe zu 36.75% der Körpergrösse fand.

In die Gruppe der Zwerge mit partiellem Zwergenwuchs gehört auch ein Theil der Familie Renk, die auf dem Danziger Congress von Herrn Sanitätsrath Lissauer vorgestellt wurde.¹⁾ Inzwischen hat Herr Dr. Hauff Herrn Professor Ranke die Masse, sowie die hier ausgestellten Photographien übermittelt. Ich will hier nur wiederholen, dass wir in diesem Falle von einem zwerghaften Vater und einer normalen Mutter theils zwerghafte, theils normale Kinder vor uns sehen.

Die Photographien stammen aus dem Jahre 1896. Ich will desshalb auch nur die Messungen aus diesem Jahre berücksichtigen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einen Missstand in der anthropologischen Forschung hinweisen, den auch Herr Professor Dr. H. v. Ranke bei Besprechung des Zwerge General Mite hervorhebt, indem er sagte: „Es erscheint als ein wesentliches Desiderat der vergleichend-internationalen anthropologischen Forschung, dass, wie man sich jüngst über eine Methode der Schädelmessungen geeinigt hat, man sich baldigst auch über eine Messungsmethode für die übrigen Theile des Körpers einigt.“²⁾

¹⁾ Dr. Lissauer, Vorstellung einer Zwergenfamilie. Dazu Virchow, Waldeyer, Mies, Szembathy. Correspondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr. etc. Jahrg. XXII. 1891. S. 112—114.

²⁾ H. v. Ranke und Carl v. Voit, Ueber den amerikanischen Zwerg Frank Flynn, genannt General Mite, dessen Körper- und Geistesentwicklung und Nahrungsbedarf. Archiv für Anthropologie. Bd. XVI. S. 229. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn.

Ich habe diesen Wunsch wiederholt bei Referenzen über die Untersuchungen des Herrn Dr. F. v. Luschau und Herrn Dr. Leopold Glück in dem soeben erschienenen Heft des Archivs für Anthropologie¹⁾ ausgesprochen und möchte heute sich an dieser Stelle darauf zurückkommen. Es ist in Laufe der Jahre eine verhältnissmässig grosse Anzahl von Körpermessungen der verschiedenen Völker veröffentlicht worden. Diese vielen Untersuchungen sind aber zum Theil unbrauchbar, weil sie nach verschiedenen Methoden gemacht worden sind. Ich bin überzeugt, dass eine Verständigung zu Stande kommt, wenn dieselbe nur einmal geregelt wird.

Weil Herr Dr. Hauff nach einer andern Messmethode gemessen hat, so können die Masse der Gemessenen nur unter sich verglichen werden. Übrigens zeigt sich der Unterschied zwischen den normalen Kindern einerseits und den zwerghaften Kindern und dem zwerghaften Vater andererseits schon auf den ersten Blick auf den Photographien. Beim Vater (37 Jahre alt) und den heissen Kindern Alice und Ida (4 hezw. 14 Jahre alt) sind Arme und Beine sehr schlecht entwickelt, der Rumpf ist dagegen verhältnissmässig lang, auch der Kopfumfang ist relativ gross.

Rumpf-, Bein-, Armlänge und Kopfumfang in Procenten der Körpergrösse.

	Alter	Körperhöhe	Rumpflänge ¹⁾	Beinlänge ²⁾	Armlänge	Kopfumfang
Vater:						
G. E. Renk	37	1940	62.74	62.95	37.50	64.37
Bhachtische Kinder:						
Ida Renk	14%	1018	41.74	46.46	31.22	45.11
Altes Renk	3%	806	41.00	41.41	33.40	41.40
Normale Kinder:						
Edmond Renk	18	1385	38.90	50.25	44.94	56.70
Ella Renk	8	1500	35.83	50.75	42.09	57.50

III. Pygmäen.

Ueber die Existenz von Pygmäen in Afrika, Asien u. s. w. wurde auf früheren Generalversammlungen bereits gesprochen, ich glaube deshalb dieses Thema nicht weiter ausführen zu sollen. Ich möchte nur einige Gedanken mittheilen, die mir beim Studium der Pygmäenfrage kamen.

¹⁾ Archiv für Anthropologie. Bd. XXV. S. 504, 508. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn.

²⁾ Die Rumpflänge ist gemessen von dem 7. Halswirbel bis zur Steissbeinspitze.

³⁾ Die Beinlänge ist gemessen von dem vorderen oberen Darmbeinstachel.

Mir scheinen bis jetzt nur in Afrika sichere Zwergvölker nachgewiesen zu sein. Ob die zu denselben gerechneten kleinen Völker z. B. in Asien als wirkliche Pygmäen betrachtet werden können, ist mir sehr zweifelhaft.

Herr Dr. med. Prochownik, dem ich mich anschließen möchte, hat in einem Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Pygmäenfrage¹⁾ drei Gruppen von Völkern aufstellt: grosse, mittlere (kleine) und ganz kleine (zwerghafte). Für letztere dürfte eine Körpergrösse zwischen 130—140 cm typisch sein, insbesondere da nach der Anschauung von Emin Pascha²⁾ Lente über 140 cm nicht von reiner Rasse sind. Hält man an dieser geringen Körpergrösse fest, so werden sich viele kleine Stämme nicht zu den Pygmäen rechnen lassen.

Aber man darf nicht nach einem einzigen Merkmal urtheilen. Da bis jetzt eingehendere Untersuchungen über die typischen Zwergvölker Afrikas so gut wie fehlen, sind erst solche abzuwarten, welche die charakteristischen Merkmale erkennen lassen, um diese dann als Kriterium verwenden zu können. Vor allem bin ich der Ueberzeugung, dass das Studium der Körperproportionen im Stande sein wird wenigstens einigermaßen Licht in die Sache zu bringen.

Wie die von mir mitgetheilten Maasse der beiden Ewemädchen ergeben, zeigen die Zwergvölker die gleichen Verhältnisse wie der totale Zwergeuwuchs. Rumpflänge und Beinlänge ist normal (36.0 und 36.4 bezw. 47.2 und 44.4%) der Körpergrösse, der Rumpf ist kürzer als die Beine. Die Arme sind etwas kürzer als bei den hoehgewachsenen Varietäten (42.4 und 41.4%), dagegen sind Hals und Kopf, sowie der Kopfumfang relativ gross (16.8 und 19.2% bezw. 43.3 und 41.8% der Körpergrösse).

Bei allen asiatischen kleinen Völkern ist der Kopfumfang, soweit ich ihn bestimmen konnte, bedeutend kleiner als bei den beiden Ewemädchen (höchstens 37% der Körpergrösse). Ist der relativ grosse Kopf für die typischen Zwergvölker charakteristisch, so würden alle kleinen Stämme mit relativ kleinem Kopf, besonders wenn die Körpergrösse nicht zwischen 130 und 140 cm, sondern zwischen 140 und 150 und darüber liegt, von den Pygmäen zu trennen sein.

Ich komme nun zu dem allerneuesten Problem in der Pygmäenfrage. Gah es und gibt es auch in Europa Zwergvölker? Mit dieser Frage haben

¹⁾ Correspondenzblatt der Deutsch. Ges. f. Anthr. etc. Jahrg. XXIX. S. 60.

²⁾ Dr. Franz Stuhlmann. Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. S. 444. Berlin, Dietrich Reimer 1894.

sich besonders die Herren Professoren Kollmann in Basel und Sergi in Rom beschäftigt.

Herrn Professor Kollmann ist es gelungen, am Schweizersbild bei Schaffhausen neben hochgewachsenen Menschen der dortigen neolithischen Station drei erwachsene Menschen nachzuweisen, die ihren langen Knochen nach im Mittel höchstens 1424 mm haben.¹⁾ Sie sind also sehr klein, und die Deutung, dass wir es hier mit Pygmäen zu thun haben, hat eine gewisse Berechtigung, wenn auch die Anzahl der gefundenen Skeletteile eine geringe ist und es einige Schwierigkeit hat, die Thatsache zu erklären, dass die heiden so verschiedenen Stämme eine gemeinsame Begräbnisstätte hatten.

Herr Professor Sergi geht noch einen Schritt weiter und will auch unter der jetzt lebenden Bevölkerung Europas Nachkommen von Pygmäen nachweisen und zwar durch das Vorkommen eines verhältnissmässig grossen Procentsatzes von überaus kleinen Schädeln und von Körpergrössen unter 1550 mm.²⁾

Das es nicht angängig ist, aus der Kleinheit des Kopfes auf eine geringe Körpergrösse zu schliessen, geht aus der Thatsache hervor, dass, wie Virchow hervorhebt,³⁾ es Menschen gibt, die einen kleinen Körper aber einen verhältnissmässig grossen, wenigstens nicht entsprechend kleinen Schädel haben, und dass es endlich Menschen gibt, die einen hohen Wuchs und trotzdem einen zwerghaften Kopf besitzen. Noch geringer wird die Beweiskraft der Kleinköpfigkeit für die Abstammung des Besitzers des kleinen Kopfes von einem Zwergenvolk, wenn die kleinen Köpfe durch eine Reihe von Zwischengliedern mit den grossen Köpfen desselben Volkes verbunden sind, ohne dass eine Verschiedenheit des Typus zwischen den Besitzern der grossen und kleinen Köpfe vorhanden ist, d. h. mit anderen Worten, wenn die kleinen Köpfe sich als Endglieder der Schwankungsbreite innerhalb ein und desselben Typus erklären lassen.

Ganz ähnlich verhält es sich, wenn die geringe Körpergrösse als Beweismittel für die Abstammung von Pygmäen benutzt wird. Sergi⁴⁾ führt als Beispiel die Verhältnisse in Italien an. Es haben nur 1.63% unter 1450 mm und 14.49% unter

¹⁾ J. Kollmann, Das Schweizersbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa. Zeitschrift für Ethnologie Bd. XXVI. 1894. S. 189—234.

²⁾ Prof. Sergi, Ueber die europäischen Pygmäen. Correspondenzblatt der Deutsch. Ges. f. Anthr. Jahrgang XXV. 1894. S. 149.

³⁾ R. Virchow: Festschrift in der Festsitzung zum 25 jährigen Jubiläum. Zeitschrift für Ethnologie. Band XXVI. 1891. Verhandlungen S. 507.

⁴⁾ l. c.

1550 mm. Es sind das keine Procentverhältnisse, die besonders imponiren. Dabei muss man berücksichtigen, dass in Italien die Gesamthbevölkerung au und für sich klein ist. Die mittlere Körpergrösse beträgt 1624 mm gegen 1657 mm bei uns Bayern. Der höheren Gesamtkörpergrösse entsprechend haben in Bayern nur 0.24% eine Körpergrösse unter 145 mm und 3.05% eine solche unter 1550 mm.

Bei den 14.49% mit einer Körpergrösse unter 1550 mm in Italien muss noch ein weiterer Factor berücksichtigt werden, nämlich die Vererbung der Körpergrösse der Mutter auf die Söhne, die unzuweifelhaft besteht. Ein Theil dieser geringen Körpergrösse ist also auf directe Vererbung von der weiblichen Bevölkerung zurückzuführen, die nachgewiesenermassen um ca. 10 cm kleiner ist als die männliche.

Auch pathologische Verhältnisse können eine geringe Körpergrösse verursachen und dürfen deshalb nicht anser Acht gelassen werden. Die Rachitis z. B., welche in extremen Fällen typischen partiellen Zwergenwuchs verursacht, bedingt in weniger extremen Fällen immer noch eine geringe Herabsetzung der Körpergrösse.

Wenn dann die Vertheilung der einzelnen Körpergrössen auf die ganze Bevölkerung eine so schön ansteigende Kurve geht wie z. B. in Bayern (auch die in Italien ist ähnlich), d. h. wenn auch die Kleinen durch stete Uebergänge mit den Grossen verbunden sind, so steht die Hypothese, dass diese Kleinen von Pygmäen abstammen sollen, auf sehr schwachen Füssen.

Wenn überhaupt ein Nachweis möglich ist, dass jetzt noch Ueberbleibsel der ehemaligen Zwergenbevölkerung in Europa existiren, so kann das nur nachgewiesen werden, wenn die körperlichen Eigenschaften und Eigenenthümlichkeiten wirklicher Zwergvölker festgestellt, d. h. wenn der Typus der Zwergvölker auf Grund einer Reihe von Eigenschaften genau bestimmt ist. Einzelne Eigenschaften für sich hereehigen zu keinem Schlusse. Bis jetzt fehlt uns noch die Erkenntnis des Typus der Zwergvölker, es sind deshalb alle Hypothesen über Ueberbleibsel von Zwergvölkern in Europa mit grosser Vorsicht aufzunehmen, selbst wenn die Existenz von Zwergvölkern in prähistorischer Zeit als sieher angenommen wird.

Schlussreden.

Der Vorsitzende:

Meine verehrten Anwesenden! Ich bedauere, dass wir jetzt Ihrem Eifer ein Ziel setzen müssen, obwohl die Möglichkeit vorhanden wäre, noch

weitere Discussionen aufzunehmen. Leider ist die Zeit abgelaufen.

Ich habe im Namen der Gesellschaft den Dank anzusprechen für die grosse Theilnahme, Aufmerksamkeit und Hilfe, die wir hier gefunden haben. Leider wurde durch äussere Umstände der Vertreter des herzoglichen Staatsministeriums, der Herr Staatsminister Dr. von Otto, der die Absicht hatte, Sie persönlich zu begrüssen, daran verhindert; er wurde durch eine andere und traurige Pflicht abgerufen und weit gegenwärtig in Berlin. So haben wir niemand, an den wir unsern Dank in diesem Augenblicke adressiren können. Indess, Sie haben gesehen, dass sämtliche Anstalten Braunschweigs, welche unter herzoglicher Regie stehen, uns mit grosser Liberalität entgegengetreten sind, sie waren alle geöffnet, und wenn Sie noch weiter studiren wollen, werden Sie immer offene Thüren finden. Ich selbst habe, da ich schon im vorigen Jahre hier etwas genauere Recherchen veranstaltet habe, die Ueberzeugung gewonnen, dass mit grossem Eifer Verbesserungen durchgeführt worden sind, welche damals als wünschenswerth bezeichnet wurden, und dass nur ein Theil derselben, freilich ein nicht unerheblicher, unerledigt geblieben ist. Letzterer Umstand mocht es wünschenswerth, dass die herzogliche Staatsregierung und die anderen Instanzen, welche dabei theilhaftig sind, noch weiter helfend eingreifen, insbesondere um durch die nothwendige Vereinigung die verschiedenen zerplitterten Sammlungen in einem einzigen grösseren Körper dauernd zusammenzufassen, in der Hoffnung, dass bald ein grösseres Museum für Prähistorie und Anthropologie hier geschaffen wird, welches sich an die Seite stellen kann jenen Museen, die in grosser Zahl und Vortrefflichkeit hier schon gegründet sind.

Was die Stadtverwaltung anbetrifft, so hat der Herr Oberbürgermeister zu wiederholtenmalen durch seine persönliche Anwesenheit seine Theilnahme bekundet, und ich kann versichern, dass er auch in der Privatunterhaltung immer mit der grössten Anerkennung von der Anthropologie gesprochen und die Hilfe von Seiten der Stadt in Aussicht gestellt hat. Ich setze voraus, dass es bei den nahen Beziehungen, die unser Herr Geschäftsführer mit allen Instanzen der Verwaltung hat, gelingen wird, bald eine Vorunterredung herbeizuführen. Ich will die einzelnen Anstalten nicht aufführen, denen wir besonders zum Dank verpflichtet sind. Wir haben überall gesehen, wie fleissig hier gearbeitet wird und wie schöne Sachen gefunden werden.

Was die Hülfe betrifft, die uns persönlich gewährt worden ist, so haben wir glücklicherweise

die Personen, wie ich glaube, sämtliche hier im Saale, deoco wir ganz besonders zu Dank verpflichtet sind.

Die geschickte Leitung unseres ersten Geschäftsführers, des Herro Geheimraths Blasius, hat in uns die tiefste Bewunderung hervorgerufen. (Beifall!) Wir wolleo ihm wünschen, dass das Glück ihm und seinen Aenalten auch köstlich so günstig sein möge wie bis jetzt. Es hat sich gezeigt, dass jeder Versuch, etwas mehr zusammenzubringen, sofort von einem unerwarteten Erfolge gekrönt wordeo ist. Ich will nur an eines erinnern: hier, wo man früher kaum von Jadeit etwas wusste, ist er tatsächlich gefunden, wie man ihn schöner in der ganzen Welt nicht findet. Möge Herro Blasius das Glück blühen und ihm auch auf zoologischem und paläontologischem Gebiete recht viel in deo Schoos werfen.

Dann noch Herr Dr. Andree! Er ist derjeicoe gewesen, dar seit Jahren durch seine literarischen Leistungen die Aufmerksamkeit auf dieses Land gelenkt und in immer reicherem Maasse erschlossen hat, welche Schätze von prähistorischem, historischem und modernem Material hier zu finden sind. Es ist ja unzweifelhaft, dass hier noch sehr grosse und zahlreiche Funde und Sammlungen gemacht werden können, und Herr Dr. Andree ist sicherlich der Mann, der sie für die ganze Welt verworthen wird, sodass wir es nur mit Dank anerkennen können, dass man diesen Mann so diesen Platz gestellt hat.

Herr Grabowsky hat ganz neue Forschungen eröffnet; wir habeo gesehen, welche Masse von Material in Bezug auf steiozeitliche Funde er zusammengebracht hat neben manchem anderen; diese sind so neo und umfangreich, dass sie sicherlich der gesammteo Wissenschaft zum Vortheil dienen werdeo. Io unserer norddeutschen Ebene haben wir vielerlei solcher Dinge, aber oiemod hat sich die Mühe gegeben, mit der Ausdauer sie zusammenzubringen; es ist gerade die Massenhaftigkeit des Materials und das Geschlossene der Reihen, was die dauernde Ueberzeugung mit sich bringt. Möge Herr Grabowsky mit Ruhe und Ausdauer fortfahren, er darf unseren Dankes gewiss sein. Wir werdeo nicht blos mit Dank, sondern auch mit Bewunderung seiner Arbeit zusehen.

Herr Loalsgeschäftsführer Geheimer Hofrath Professor Dr. Wilh. Blasius-Braunschweig:

Erlauben Sie mir, mit wenigen Worten deo Dank zum Ausdruck zu bringen für die überaus freundlichen Worte, die unser geehrter Herr Vorsitzender uns Braunschweigern eben gewidmet hat. Ich glaube auch im Namen der heiden anderen

Herren sprecheo zu dürfeo und ich möchte eineso grosseo Theil der, wie ich doch fürchte, unverdienten Anerkennung ferner abhanken auf die Herren unserer Kasseoführung und die vielen übrigen Herren, welche zur Vorbereitung der Versammlung mitgewirkt und wesentlich mit dazu beigetragen haben, der Geschäftsführung das Amt zu erleichtero. Dana möchte ich im Namen Braunschweigs und seiner Bürger nochmals der anthropologischen Gesellschaft den Dank dafür aussprechen, dass Braunschweig als Ort der Versammlung für dieses Jahr gewählt wurde, und wir Braunschweiger die Ehre gehabt haben, hier drei Tage lang die wissenschaftlichen Verhandlungen mitmachen zu dürfeo, die sicherlich einen bleibenden Werth für Braunschweig haben werden. Die unendlich vielen Anregungen, welche wir alle und unsere Behörden hier empfangen haben, werden wie ich hoffe, für die anthropologische Forschung in Braunschweig von der allergrössten Bedeutung sein. Ich danke dafür dem Gesamtvorstande, und insbesondere möchte ich bitten, dem verehrten Herrn Präsidenten, dem hochgeehrten Neator der anthropologischen Wissenschaft, der nuermüthlich und mit ungeschwächter Geisteskraft bis in sein hohes Alter dieser seiner Lieblingswissenschaft getreu ist, durch Erheben von den Sitzen eioe Ovation darzubringen. (Die Versammlung erhebt sich.)

Der Vorsitzende:

Meioeo herzlichen Dank.

Ich habe aber noch ein Wort zu sprecheo. Was wir bis jetzt verhandelt habeo, bezog sich auf den Congress ala solchen; wir befänden nos aber hier in einer Atmosphäre, io der wir nicht laoge leben können, ohne desjenicoe Mannes zu gedenken, der zugleich für uns die Möglichkeit geschaffen hat, für die ganze Welt wirksam aufzutreten, ich meioe Herrn Vie weg. Gerade diese Buchhandlung ist es gewesen, die von Anfang an der anthropologischen Gesellschaft als treue Helferico zur Seite gestandeo hat. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft der ersten constituirenden Versammlung, die unter meiner Leitung in Mainz 1869 kurz vor dem Kriege stattfand; damals bestimmten wir zugleich das Archiv für Anthropologie zum Orgao der Gesellschaft und zwar nach persönlichen Verhandlungen mit dem verstorbenen Vie weg. Seit dieser laogen Zeit — wir habeo schon das Jubiläum gefeiert — ist das Archiv immer lebendig geblieben, und zwar nicht blos durch seine Redacteurs, die Herren A. Ecker, L. Lindenschmit und J. Ranke, deoco wir ja auch unseren besonderen Dank und unsere besondere Hochachtung aussprechen müssen, sondern auch durch die

ungewöhnliche Thätigkeit der Verlags-handlung, wodurch dieses für uns so werthvolle, spekulativ aber nicht einbringliche Organ auf die Höhe gehoben werden ist, welche ihm die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt eingebracht hat. Es ist sehr wesentlich, dass wir für Deutschland ein Organ besitzen und es nach unseren Wünschen leiten können, wie sich in der Vollständigkeit keine zweite Gesellschaft auf Erden eines solchen

erfreut. Ich drücke die Hoffnung aus, dass die Verbindung der Gesellschaft mit der Verlags-handlung eine recht dauerhafte bleiben und das „Archiv“ noch recht lange bestehen werde. Es mag das der letzte Wunsch sein, den ich hier noch ausspreche.

Nunmehr erlauben Sie, dass ich die Sitzung und damit die XXIX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für geschlossen erkläre.

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
v. Andrian	166	Lühmann	134	Schöttler	81
Birkner	188	Makowsky	161	Teich	179
Blasius	79, 106, 109, 193	Meyer	82	Teige	105
Boas	121	Mies	179	Virchow 69, 91, 104, 105, 145, 160,	
Fritsch	161	Much	113, 164	161, 192, 198	
Grabowsky	157	Pockels	81	Voges	140
Hartmann	82	Ranke J.	83, 102, 160	Waldeyer	160
Köhl	146	Ranke K.	123	Weismann	100
Kellmann	116	Rehak	166		

Nachtrag zur Theilnehmer-Liste.

Pinkernelle, Dr. med. W., Breslau.	Beltz, Dr., Museums-Censervator, Schwerin i. Mecklenb.	Müller, E. Rich., Fabrikant, Leipzig.
Barner, Dr. med., Hornburg bei Bötsum.	Kleincknecht, Dr. med. Walt, mit Frau, Braunschweig.	Lübeck. Gilt., Apotheker, Braunschweig.
Boas, Franz, Professor, New-York.	Weissenberg, Dr. med. S., Elisabethgrad (Süd-Russland).	Im Ganzen: 249 Theilnehmer (170 Herren und 79 Damen).
Kollmann, Dr. J., Professor, mit Frau und Frä. Tochter, Basel.		

Die der XXIX. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Mit Unterstützung des herzoglichen Staats-Ministeriums herausgegeben von Richard Andree. Mit einem farbigen Titelbilde, 10 Tafeln und Abbildungen im Text. 8°. 163 Seiten. Braunschweig 1898.

1. Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvial-Abhängungen der Röheländer-Höhlen. Mit Tafel I. II. III und einer Figur von Prof. Dr. Wilh. Blasius. Seite 1 mit 35.

2. Die Löhnensteine bei Helmsstedt mit 9 Abbildungen. Von Museumsinspector Fritz Grabowsky. Seite 59 mit 58.

3. Die braunschweigischen Jadeitbeile. Mit 13 Abbildungen. Von Prof. Dr. J. H. Kloss. Seite 69 mit 68.

4. Bronzen aus dem nördlichen Theile des Landes Braunschweig. Mit Tafel IV. Von Lehrer Th. Voges in Wolfenbüttel. Seite 69 mit 90.

5. Die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs. Mit Tafel V. Von Stadtarchivar Prof. Dr. Ludwig Hänselmann. Seite 91 mit 106.

6. Alte Braunschweigische Schädel. Von Sanitäts-rath Dr. Oswald Berkhan. Seite 107 mit 123.

7. Braunschweigische Bauerntrachtbilder. Mit Titel-

bild und Tafel VI—IX. Erläutert von Dr. Rich. Andree. Seite 123 mit 134.

8. Volksthümliche Schnitzereien an Geräthschaften im Lande Braunschweig. Mit Tafel X. Von Gutbesitzer H. Vassel in Beierstedt bei Jerxheim. Seite 155 mit 154.

9. Der Schimmelreiter im Braunschweigischen. Von H. Schattenberg, Pastor zu Eitzen am Elm, Seite 155 mit 163.

Beiträge zur wissenschaftlichen Medicin. Festschrift, dargeboten den medicinischen Theilnehmern an der LXIX. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Vom herzoglich braunschweigischen Staatsministerium. Bearbeitet von Aerzten des Herzogthums Braunschweig und herausgegeben im Auftrage des geschäftsführenden und literarischen Ausschusses von Prof. Dr. Endolf Beneke. Den medicinischen und anderen sich dafür interessirenden Theilnehmern an der 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig (August 1898) zur Verfügung gestellt von der Localgeschäftsführung. Mit 10 Testabbildungen und 7 Tafeln. 802 Seiten. Braunschweig 1897.

Braunschweig im Jahre 1897. Städtische Festschrift, veröffentlicht bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig im Jahre 1897. — Zweite unveränderte Aus-

gabe. Den Theilnehmern an der 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898, gewidmet von der Localgeschäftsleitung. Mit 71 Abbildungen und Plänen und einer Karte. Braunschweig 1898.

Böhme Alwin. Illustrierter Führer durch Braunschweig und seine ältere und weitere Umgebung. Den Theilnehmern an der 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmet von der Localgeschäftsleitung. Mit 9 Ansichten in Kunstdruck und Originalaufnahmen, einem Plan der Stadt in 6facher Farbendruck. 1:12000 und einer Karte der Umgebung der Stadt in Farbendruck. 1:50000. 89. IV. 84 Seiten. Braunschweig 1898.

„Glohnas“. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Vereinigt seit 1894 mit der Zeitschrift „Das Ausland“. Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree. Bd. LXXIV No. 6. Der 29. Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Braunschweig im August 1898 gewidmet von der Redaction und Verlagsbuchhandlung des „Glohnas“. Braunschweig 1898. 40.

Grabowsky F. Die benagelte Linde auf dem Tomlin in Ekesen. — Abdruck aus „Glohnas“ Bd. LXXVII (1895) No. 1 Seite 15 u. 16. Den Theilnehmern am Einansätze (7. August 1898) gelegentlich der 29. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig gewidmet. 82. Mit einer Abbildung im Text. 7 Seiten. Braunschweig 1898.

Herrmann Anton. Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, herausgegeben von A. Herrmann, VI. Bd. Der Deutschen anthropologischen Gesellschaft an ihrer Versammlung 1898 in Braunschweig gewidmet. — Reinecke Dr. Paul. Neue skythische Alterthümer aus Ungarn. 69. V Tafeln. 26 Seiten. Budapest 1898.

Jahn Hermann. Der Höhlenherr, ein Gnomenspiel in 4 Abtheilungen. Braunschweig 1898. 69. 78 Seiten.

Kahle P. und Lühmann H. Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reithing (Elm) und ihre Umgebung. Für die 29. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig 1898 aufgenommen von F. Kahle und H. Lühmann, kartographisch bearbeitet und gezeichnet von L. Lühmann. Maßstab 1:5000. Braunschweig 1898.

Kloos Dr. J. H. und Müller Dr. Max. Die Hermannshöhle bei Rübeld. Geologisch bearbeitet von Dr. J. H. Kloos, Professor der Mineralogie und Geologie. Photographisch aufgenommen von Dr. Max Müller, a. o. Professor an der herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. Mit Unterstützung des herzoglichen Staatsministeriums herausgegeben von der herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. I. Text. Tafel A n. B. 76 Seiten Folio. II. Tafeln 20. Weimar 1898.

Neueste Wanderkarte der Umgegend von Braunschweig. Bearbeitet und herausgegeben vom Deutschen kartographischen Institut in Berlin. 1:75000, Braunschweig 1897.

II. Der Generalsecretär legt noch folgende Schriften vor

als Nachtrag zur Liste der neuen Publicationen S. 91.

1) Deutschsprachliches.

Achelis, Dr. phil. Ths., Archiv für Religionswissenschaft in Verbindung mit einer grossen Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. phil. Ths.

Achelis. I. Bd. 1. bis 3. Heft. Freiburg i. B. Verlag von J. C. B. Mohr. 1898.

Bastian, Lose Blätter aus Indien: IV. Batavia, Altherth & Co. 1898.

— V. Colombo, Ceylon, A. M. & J. — VI. Berlin 1898. Dietrich Reimer.

Blasius, Dr. Wilhelm, Professor, Geheimrath, In anthropologischer Beziehung interessante Funde in der Hermannshöhle bei Rübeld. Aus den Verhandlungen des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig. Wolfenbüttel vom 7. März 1892.

— Das Elch. Monographie. Separatdruck aus Raoul Ritter von Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles. 1887.

— Der Biber (Castor fiber, Linné). Separatdruck aus Raoul Ritter von Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles. 1886.

— Das Herzogliche naturhistorische Museum zu Braunschweig. Sonderdruck aus der an Ehren der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte herausgegebenen Festschrift „Braunschweig im Jahre 1897“.

— Sparen paläolithischer Menschen in den Diluvial-Ablagerungen der Rübeldener Höhlen. Sonderdruck aus der Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig. Vieweg & Sohn. 1898.

— Öffentliche Anstalten für Naturgeschichte und Alterthumskunde in Holland und dem nordwestlichen Theile von Deutschland. Reisekizze, vorgelesen im Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig im December 1879. Braunschweig 1880.

— Zur Geschichte der Ueberreste von Alca impennis Linn. Separatdruck aus Cahanis' Journal für Ornithologie, Januarheft 1884. Nürnberg a. S. 1884. G. Pitts'sche Buchdruckerei.

— Neue Knochenfunde in den Höhlen bei Rübeld. Auszug aus dem Sitzungsbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig vom 27. November 1890.

— Megalithische Grabdenkmäler des nordwestlichen Deutschlands. Sonderdruck aus dem 10. Jahresberichte des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig für die Jahre 1895/96 und 1896/97.

— System der Säugthiere. Sonderdruck aus R. R. v. Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. 1892. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles. 1892.

— Der Zobel (Mustela zibellina, Linné). Sonderdruck aus R. R. v. Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. Bd. VIII. 1893. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles. 1893.

— Notiz über die neuen Funde in der Banmannshöhle bei Rübeld. Aus Harz. Braunschweiger Tageblatt. 1892. Nr. 494.

— Ueber die letzten Vorkommnisse des Riesensäls (Alca impennis) und die in Braunschweig und an anderen Orten befindlichen Exemplare dieser Art. III. Jahresber. d. Ver. f. Naturw. Braunschweig 1881-83.

— Weitere Ausgrabungen in den neuen Theilen der Banmannshöhle (Sitzungsbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig; zweite Sitzung am 25. October 1894).

Neuere Funde fossiler Knochen im Gebiete des Herzogthums Braunschweig (Sitzungsbericht, siebente Sitzung am 10. Januar 1895).

Diluviale Knochenfragmente vom Urochs (*Bos primigenius*). (Sitzungsbericht, elfte Sitzung am 7. März 1895).

Höhlen des Seltens- und Ith-Gebirges (Sitzungsbericht, erste Sitzung am 17. October 1895).

Fossile Knochenfragmente, ferner Ausgrabungsarbeiten in den neuen Theilen der Baumannshöhle bei Röhland am Harz (Sitzungsbericht, siebente Sitzung am 21. Januar 1897).

— Die faunistische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluss des ganzen Harzes. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1891.

Brandt, Dr. Alexander, Professor in Charkow. Ueber borstenartige Gebilde bei einem Hai und eine mathematische Homologie der Haare und Zähne. Sonderabdruck aus dem „Biologischen Centralblatt“. Band XVIII. Nr. 7. 1. April 1898.

Baschian, Dr. phil. et med., Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. III. Jahrg. 1898. Heft 2. Breslau, Verl. Kern.

Conwents, Director des Provinzialmuseums in Danzig, Entstehung der vorgeschichtlichen Wandtafeln. Aus dem Verwaltungsbericht des westpreussischen Provinzialmuseums für das Jahr 1897.

Grätz, Dr. L., Professor in München, Ueber die angenehmen Handstrahlen. Separatdruck aus der Münchner medicinischen Wochenschrift. Nr. 33. 1898.

Hirth, Friedrich, Schnatung und Kian-tschön. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“. Nr. 218 und 219 vom 27. und 28. Sept. 1898. München.

Jecht, Dr. Richard, Codex diplomaticus Lusitaniae superioris II, enthaltend Urkunden des Oberlausitzer Hussitenkrieges und der gleichseitigen die Sechselnde angehenden Fehden. Im Auftrage der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften gesammelt und herausgegeben. Heft 3, umfassend die Jahre 1426—1428. Görlitz 1898.

Jahillmann, Das 150 jährige der Herzoglich technischen Hochschule Caroli-Wilhelmina zu Braunschweig im Juli 1895. Festbericht, veröffentlicht vom allgemeinen Jahiliumsausschuss. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Karts, Hermann, Adam und die menschliche Urheime. Eine anthropologische Skizze. Hannover 1891. Fr. Rehtmeyers Verlag.

Lucchan, F. v., Die Alterthümer von Benin. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. März 1898.

Möller, Dr. Arthur, Frauenart in München, Ueber die wechselseitigen Beziehungen zwischen Kopfform und Gehirnmechanismus. Separatdruck aus der Münchner medicinischen Wochenschrift. Nr. 41. 1898. Verlag von J. F. Lehmann, München.

Matter Erde, Eine Wochenschrift. Technik, Reisen und nützliche Naturbetrachtung in Hans und Familie. Verlag von Spemann in Berlin und Stuttgart.

Nehring, Dr. A., Professor in Berlin, Ueber paläolithische Feuerstein-Werkzeuge aus den Diluvialablagerungen von Thiede (bei Braunschweig). Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 13. April 1889.

— Ueber eine anscheinend bearbeitete Geweihstange des *Cervus erycorycus* von Thiede bei Braun-

schweig. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 21. Juni 1890.

— Ueber die Höhle von Heisen am Ith (Kreis Holmünden) und ihre Bedeutung als mathematischer Schanzplatz canibaler Mahlzeiten. Separatdruck aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. Januar 1894.

Nordhoff, Dr. J. B., Professor an der k. Akademie in Münster, Römerstrassen und das Delbrückland. Münster 1898. Druck und Verlag der Regensbergischen Buchhandlung.

Pressa, Dr. K. Th., Künstlerische Darstellungen aus Kaiser-Wilhelmsland. Aus der Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1898.

Prinzinger d. Ae., Dr. A., Altsalsburg (Travot). Mit einem Anhang über die Grundworte An und Gan. Ache und Bach, über salsburgische Geographie und Salsach-Ursprung. Salsburg 1898.

Ranke Johannes, Der Sitzfortsatz der Schläfenschuppe bei den Primaten. Aus den Sitzungsberichten der math.-phys. Cl. der K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1898. Bd. XXVIII. Heft II. München.

Ranke, Dr. K. E., Aus meinen Erlebnissen und Beobachtungen unter den Indianern Centralbrasilien. Sonderabdruck aus der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 270/271. München 1897.

Ratgöben, Friedrich, Die Conservierung von Alterthumsfunden. Mit 49 Abbildungen. Berlin, W. Spemann 1898.

Reuleaux, Carl, Kriegstechnisches und Malakozoologisches in gesammelten Aufsätzen. Leipzig 1898. Verlag Bernhard Franke.

Rödiger, Fritz, Ein Wort für die Kunstdenkmäler und Kunsthandwerker der Zeit im Fichtelgebirge, d. h. Eine Abhandlung in Ehren und Anfechtung der Maldensteine, der Richter- und Teufelsteine und der Dreidenschüssel nebst Zubehör. Aufsatz aus der Graticbeilage zum „Hofers Anzeiger“. Nr. 55: Der Erzähler an der Saale. 1893.

Selenka, Dr. Emil, Atypische Placentation eines altweltlichen Schwanzfaßes. 1898.

Sitzungsberichte des Vereines für Naturwissenschaft zu Braunschweig 1894—95. s. Basina.

Strata, Dr. C. H., Ueber die Körperformen der eingebornen Frauen auf Java. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXV. Bd. 3. Heft. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg & Sohn. 1896.

Virchow, Dr. Hans, Das Skelett der gestreckten Hand. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. März 1896.

Wilser, Dr. Ludwig, Stammbaum der arischen Völker auf Grund des Verbreitungscentrums der nord-europäischen Menschenrasse (*Homo europaeus dolichocephalus flavus*). Aus der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift. Bd. XIII. Nr. 31.

— Der Norden ist die Wiege der Menschheit. Aufsatz aus der Zeitschrift „Deutsche Welt“.

Weiss-Böckeburg, Dr. med., Stammeswanderungen der grossen und kleinen Chanten, nachgewiesen an Ortsnamen. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1898.

II. Fremdsprachliches.

Mercier, A new investigation of man's antiquity at Trenton. By H. C. Doyhittown. Pa.

Starr, Frederick, The Mapa de Cuauhtlanzinco or Codice Campos [The A University of Chicago department of anthropology, Bulletin III.] Chicago 1898.

— Notched Bones from Mexico. A Shell description from Tula, Mexico, 1898.

Sundberg, John C., The last Crusade. The Irish Rosary a Mouthy Magazine conducted by the Irish crusade fathers. September, October, 1898.

Willoughby, Charles C., Prehistoric burial places in Maine. — [Archaeological and ethnological papers of the Peabody Museum — Harvard University.] Vol. I. Nr. 6. 1898.

Youmans, William Jay, Appiet ons popular science Monthly. Vol. LIII. Nr. 6. October 1898.

Bulletin de Correspondance Hellenique. — *Atlixos Ellinixis dilyrioyayiac.* — I—VIII. Vingt et unime année — Janvier — Août 1897. IX—X. Vingt et unime année — Septembre — Octobre 1897. Paris 1897. [Ecole française d'Athènes.]

Mauouvier, L. Réponse aux objections contre le Pithecanthropus. Paris 1896.

— Deuxième étude sur le Pithecanthropus erectus comme précurseur présumé de l'homme. Paris 1895.

Pitard, Eugène, Etude de 59 crans Valaisiens de la vallée de Rhône (Valais inférieur). Revue mensuelle de l'école d'anthropologie de Paris, fondée par Abel Hovelacque, publiée par les professeurs. Huitième année — VII. — 15 Juillet 1898.

Ujfalvy, Charles de, Mémoire sur les Hous blancs (Ephthalites de l'Asie central, Hous de l'Inde) et sur la déformation de leurs cranes. Paris 1898.

Costa, Dr. Pietro, Il terzo trocantere la fossa ipotrocanterica la cresta ipotrocanterica nel femore dell' uomo. Firenze 1890.

Ginfrida-Ruggieri, V., Un nuovo carattere piteicoide in 13 crani di alienati. (Assenza della fossa glenoidea del temporale. — [Rivista sperimentale di freniatria. Direttore A. Tamburini. Vol. XXIV. Fasc. I.] Reggio-Emilia 1898.

— — Il Peso dell' encefalo in rapporto con la forma del cranio e col metopismo. Reggio-Emilia 1898. [Rivista sperimentale di freniatria. Direttore A. Tamburini. Vol. XXIV. Fasc. II.]

— — La statura in rapporto alle forme craniche. Note di antropologia Emiliana e Lombarda. Estratto dagli atti della Società Romana di Autropologia. Volume V. Fascicolo II.

Ontes, Felix F., Ethnografia Argentina segunda contribution al estudio de los Indios Querandies. Buenos Aires 1898.

D'Ossat, Dr. G. de Angelis, Contribuioe alla paleontologia Romana. (Estratto dagli atti della Società Romana di Autropologia. Vol. V. Fascicolo II.

Lehmann-Nitsche, Robert, Anthropologia y craneologia conferencia dada en la seccion anthropologica del primer Congreso Científico Latino Americano. [Revista del museo de la Plata. Director Franciso P. Moreno.] La Plata 1898.

О СТРОЕНИИ БОЛЬШОГО МОЗГА, У ОСТОВЪ, ЛАТВИШЕЙ И ПОЛЯКОВЪ. П. Ветсафра.

Berichtigung.

In meiner Mittheilung über Die vorgeschichtlichen Walle am Reitling (Elm) in Nr. 11, Seite 134, Spalte 2, Zeile 5—5 von unten ist statt der Worte: „Die höchste Erhebung hat der Elm mit 325 m im Adamshai, einem bereits von Enceintenkalk gebildeten Rücken, der u. a. w.“ zu lesen:

„Die höchste Erhebung hat der Elm mit 325 m im Eilumersborn, einem unmittelbar östlich vom Signal Kusberg gelegenen Forstort des bereits von Enceintenkalk gebildeten Rückens, der u. a. w.“

H. Lähmann.

Aeusserer Verlauf der XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig.

Nachdem im Laufe des Mittwochs, des 5. Augusts, sich schon zahlreiche Mitglieder und Freunde der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, zum Theil mit ihren Damen, eingefunden hatten, fand um 8 Uhr im schön erleuchteten Garten des „Wilhelmsgartens“ die Begrüssung der Gäste statt. Hier wurden unter den Klängen der Glüdemannschen Kapelle alte Bekanntschaften aufgeführt und neue geschlossen. Etwa um 9 Uhr begrüßte der Localgeschäftsführer Geh. Hofrath Prof. Wilh. Blasius die Erschienenen. Er wies darauf hin, dass anlässlich des Verdinstes, des das deutsche Volk durch den Tod des Begründers des Deutschen Reichs ertilten, der Freunde der Braunschweiger über das Erscheinen so vieler Festtheilnehmer aus allen Theilen des Deutschen Reichs war kein küsserlicher Ausdruck durch Flagenschmuck u. a. w. gegeben werden könnte, versicherte aber, dass die Freunde in weiten Kreisen eine grosse sei, und gab der Hoffnung Ausdruck, dass der wissenschaftliche Erfolg der Versammlung ein recht grosser sein möge. — Der Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Professor Dr. J. Ranke (München), dankte in warmen Worten für die freundliche Begrüssung und schloss mit einem dreifachen Hoch auf Braunschweig, das lauten Wiederhall fand. —

Der ersten Sitzung am Donnerstag, den 4. August, ging von 8—10 Uhr Morgens eine Besichtigung des Städtischen Museums und des Städtischen Ar-

chivs voraus. Namentlich in den Sammlungen des Museums, die durch das Entgegenkommen der Stadtverordneten-Versammlung noch kurz vorher eise, wenn auch nur provisorische Neuaufstellung der vorgeschichtlichen und ethnographischen Abtheilung erfahren hatten, bewegten sich zahlreiche Gäste unter Führung der Herren Director Dr. Fohse und der Conservatoren Dr. R. Andree und Major a. D. Wegener; viele der interessanten Anstellungsgegenstände gaben zu lebhafter Discussion Veranlassung.

Bald nach 10 Uhr begann in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Marmorhalle des Wilhelmsgartens die Eröffnungsfeier. Herr Geheimer Medicinalrath Professor Dr. H. Virchow eröffnete dieselbe unter Hinweis auf den schweren Verlust, den das ganze Vaterland betroffen habe. Wenn man trotzdem dazu übergehe, in die Verhandlungen einzutreten, so geschehe dies unter dem Gesichtspunkte, dass der Mensch verkügelich, die Arbeit aber über das Grab hinaus gehen müsse. Nachdem sich dann der Eröffnungsvortrag des Vorsitzenden, Ueber die jüngere Steinzeit“ unmittelbar daraus geschlossen hatte und die Versammlung für eröffnet erklärt war, nahm zunächst Herr Geheimer Hofrath Professor Dr. W. Blasius das Wort, um im Auftrage des Herrn Staatsministers Dr. v. Otto, der telegraphisch zu den Trauerfeierlichkeiten nach Berlin berufen und dadurch verhindert war, selbst zu erscheinen, die Ver-

sammlung seiner vollsten Sympathien zu versichern, an deren Bestehen er das höchste Interesse habe, Sodann begrüßte Herr Geheimer Hofrath W. Blasius die Versammlung nach Namens der Localgeschäftsführung, Herr Oberbürgermeister Dr. jur. W. Pockels Namens der städtischen Behörden und Herr Rector Professor R. Schöttler im Auftrage der Herzoglich technischen Hochschule. Herr Dr. med. O. Hartmann überbrachte der Versammlung die Grüße des Aerztlichen Vereins und Herr Professor Dr. Rich. Meyer sprach ein warmes und herzlich Willkommen im Auftrage des Vereins für Naturwissenschaft aus. — Sodann erstattete Herr Professor Dr. J. Ranke den wissenschaftlichen Jahresbericht. Am Schluss desselben gedachte er des 50-jährigen Jubiläums der akademischen Lehrthätigkeit des Ehrenpräsidenten der Gesellschaft, Herrn Geheimen Medicinraths Professors Dr. R. Virchow und forderte die Versammelten auf, sich zum Zeichen der Verehrung für denselben von ihren Sitzen zu erheben und damit zu documentiren, wie innig sich die Gesellschaft mit ihrem Gründer verachsen fühle und wie stolz sie sei, das er noch mit ganzer Kraft das Stener derselben in den Händen halte. — Tief bewegt dankte der Gefeierte für die ihm erwiesene Ehrung. — Hierauf nahm Herr Oberlehrer J. Weismann (München), der Schatzmeister der Gesellschaft, das Wort. Er erwähnte die Leistungen der Gesellschaft in den 29 Jahren ihres Bestehens, forderte zur Gewinnung neuer Mitarbeiter auf, dankte der Localgeschäftsführung für alle nach dem Programm beobachteten Veranstaltungen und gab der Überzeugung Ausdruck, das sich jeder Festtheilnehmer mit Vergnügen an die Tage in Braunschweig erinnern werde. — Nach Entgegennahme des Kassenberichtes und Wahl des Rechnungsansehmers erfolgte um ½2 Uhr der Schluss der ersten Sitzung.

Nachdem dann die meisten der Theilnehmer im Grossen Saale des Wilhelmgartens ein Braunschweiger Wurstfrüstück eingenommen hatten, begannen unter Führung der Herren Regierungsr. und Banrath Pfeifer, Professor P. J. Meier, Apotheker Bohlmann und Stadtgeometer K. Neill Rundgänge durch die Stadt. Um 3 Uhr waren die einzelnen Abtheilungen in der Burg Dankwarderode versammelt, und wurde diese und der Dom dann unter Führung der zuerst genannten Herren eingehend besichtigt. —

Nachmittags 5 Uhr fand im Deutschen Hause ein Festessen statt, dessen Veranstaltung das Ausschussmitglied, Herr Oberst z. D. Fr. Brauns, vorbereitet hatte. Der festlich geschmückte Saal konnte die grosse Zahl der Festtheilnehmer kaum fassen, die sich in fröhlicher Stimmung befand. Freiherr von Andrian-Werhag brachte ein begeistert aufgenommenes Hoch auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. und Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten Albrecht, die Förderer aller Friedensarbeit, aus. — Herr Oberbürgermeister Pockels toastete auf die Deutsche anthropologische Gesellschaft; Herr Geheimer Medicinrath Virchow wies in launiger Rede darauf hin, dass Braunschweig in den statistischen Karten, welche sich mit der Farbe der Haare und Augen der Bevölkerung beschäftigen, durch einen grossen blonden Fleck dargestellt werde und dass man in der ganzen Welt keine ähnliche Stelle finde, in der ein bestimmter — hier der germanische — Typus so stark vertreten sei als in Braunschweig; er liess die Braunschweiger hochleben. Geheimerath Waldeyer-Berlin gedachte in kräftigen Worten der grossen Mühen, die der Localgeschäftsführer, Geheimer Hofrath Blasius, mit dem Arrangement der Versammlung gehabt, und brachte

ein Hoch auf ihn und seine Gemahlin aus, während Herr Bibliothekar Fr. Tewes-Hannover in humorvollen Versen die Damen feierte. — Im späteren Verlaufe des Essens wurden auch einige der von den Herren Kassen-director Dr. Herman Jahn und Turinspector A. Hermann gedichteten humoristischen Festlieder gesungen.

Abends fanden sich viele Theilnehmer mit ihren Damen im Wilhelmgartens zum Concert ein, zu dem der Besitzer des Wilhelmgartens, Herr Kruse, den Theilnehmern an jedem Abende der Versammlungswoche freien Eintritt gewährt hatte. —

Am Freitag, den 5. August, Vormittags 8—10 Uhr fand eine Besichtigung des Herzoglichen Museums und der daselbst veranstalteten Ausstellung vorschichtlicher Alterthümer aus Privatsammlungen statt. Auch die Sammlung des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Wolfenbüttel hatte ihre werthvollsten Stücke hergeliehen. Um die Aufstellung der Sammlungen hatten sich besonders die Herren: Mensemspector Dr. Chr. Scherer, Postmeister a. D. J. Jüngelbluth und Lehrer Voges (Wolfenbüttel) verdient gemacht. Zur Ausstellung waren gelangt Gegenstände aus den Sammlungen der Herren: Amtmann Saul in Glentorf bei Königslutter, Gutbesitzer A. Vassel in Beierstedt, Amtlicher Ribbentrop in Eschershausen, Postverwalter Vahldick in Hedwigsburg, Lehrer Knoop in Borsum, Gastwirth W. Otto in Salsdahl, Lehrer Voges in Wolfenbüttel, Dr. Fr. Barnar in Hornburg, Fran Domänenpächter Lüdcke aus Hornburg und Dr. med. A. Hascke aus Braunschweig. Letzterer hatte seine in zwei Schränken ausgestellten Feuerlöschgeräte, in einer von ihm zuerst angewandten Methode, auf durchsichtige Celluloidtafeln geklebt, so dass Vorder- und Rückseite gleichmässig zu sehen sind. — Ganz besondere Anziehungskraft übten die zahlreichen Jadeitachen aus, die in den letzten Jahren im Herzogthum Braunschweig gefunden sind, darunter ein Jadeitachbein aus dem Geitelder Holze von 44,5 cm Länge, 11,2 cm Breite und nur 2,8 cm Dicke; es ist somit das grösste hieher in Deutschland gefundene Stück. — Auch die übrigen Schätze des Herzoglichen Museums wurden von vielen Theilnehmern mit grossem Interesse besichtigt. —

Um 10 Uhr begann sodann die zweite wissenschaftliche Sitzung im Marmorsaal des Wilhelmgartens, die mit einer ½ stündigen Unterbrechung zum Frühstück um 12 Uhr bis ½2 Uhr dauerte. Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Wilhelmgartens unternahmen um 3 Uhr über 100 Theilnehmer in zwei Partien einen Ausflug mit elektrischer Bahn nach Wolfenbüttel, wo sie von Mitgliedern des Ortsausschusses in Empfang genommen und zu den Sehenswürdigkeiten geleitet wurden. In der Herzoglichen Bibliothek begrüßte Herr Oberbibliothekar Geheimer Hofrath Professor Dr. O. v. Heinemann die Gäste und übernahm auch die Führung durch die Räume, um ihnen die hauptsächlichsten Schätze zu zeigen. Im Landesarchiv wurden die Theilnehmer von Herrn Archivrath Dr. P. Zimmermann empfangen und geleitet, die Erklärung der Marienkirche hatte Herr Lehrer Voges übernommen. — In dem herrlich gelegenen Vergnügungsort der Wolfenbütteler „Altenentengraben“, wo für die Anthropologen die besten Plätze reservirt waren, wurde der herrliche Abend bei Concert verbracht und um ½10 Uhr brachten die Extrawagen der electrischen Strassenbahn die Theilnehmer wieder nach Braunschweig zurück. —

Am Sonnabend, den 6. August, Vormittags von 8-10 Uhr wurde von vielen Theilnehmern die Herzogliche technische Hochschule, in welcher der Rector Professor R. Schöttler zur Begrüßung anwesend war, und das mit derselben räumlich verbundene Herzogliche Naturhistorische Museum besichtigt. Der Director desselben, Herr Geheimer Hofrath Professor Dr. Wilh. Blasius, übernahm die Führung durch das letztere. Im Mikroskopzimmer hatte Museumsinspector F. Grabowsky eine kleine Ausstellung von vorgeschichtlichen Gegenständen veranstaltet, die zum Theil zu den Beständen des Naturhistorischen Museums gehören, zum Theil im Privatbesitz sind. Die zahlreichen Feuersteinachen, die schon im Städtischen und im Herzoglichen Museum lebhaftes Interesse erregt, wurden auch hier wieder geführend gewürdigt. Besonderes Interesse erregten bei einzelnen Anthropologen die höchst wahrscheinlich paläolithischen Steingeräthe, die aus den Kiesgruben von Leiferde (Provinz Hannover) herstammen. Ausgestellt waren hier auch die Fndae, die der eben Genannte bei Ausgrabungen auf der Hünenburg bei Watenstedt gemacht hat, die im Auftrage des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Braunschweig-Wolfenbüttel ausgeführt sind. — Im letzten Saale des Naturhistorischen Museums übten die vor- und frühgeschichtlichen Schädel besondere Anziehungskraft auf die Anthropologen aus. Herr Sanitätsrath Dr. O. Berkhan, der dieselben für die Festschrift bearbeitet hat, gab hier bereitwilligst auf besondere Anfragen Auskunft. —

Um 10¹/₄ Uhr Vormittags begann die Schlussitzung im Marmorsale des Wilhelmgartens, die ohne Unterbrechung bis gegen 3 Uhr Nachmittags währte. Nachdem die Reihe der Vorträge geschlossen war, sprach Geh. Medicinalrath Prof. Virchow im Namen der Anthropologischen Gesellschaft den Dank für die viele Theilnahme und Aufmerksamkeit aus, die dieselbe in Braunschweig gefunden habe. Prof. Wilh. Blasius erwiderte mit einigen Worten und wies auf die vielen Anregungen hin, die die Braunschweiger Anthropologen durch die Tagung der Versammlung hier gehabt hätten. Seiner Aufforderung, zu Ehren des hochverdienten Präsidenten, Geh. Medicinalraths Virchow, sich von den Sitzen zu erheben, folgten die Anwesenden gern. —

Nachdem ein Theil der Theilnehmer von 3 Uhr ab das Vaterländische Museum unter Führung der Mitglieder des Vorstandes besichtigte und weitere Besichtigungen in der Stadt und deren Umgebung vorgenommen, ein anderer Theil einer Einladung der Firma Friedr. Vieweg und Sohn zu einem Festmahle nach dem Denteborn Hause gefolgt war, trafen sich Abends 8 Uhr alle Theilnehmer wieder im Stadtpark, wo die Stadt Braunschweig ihren Gästen ein Gartenfest gab, zu dem der nördliche Theil des Gartens und die neuen Wirtschaftsflurern reservirt waren, während ein zahlreiches Publikum den nicht abgegrenzten Theil des Parks besetzt hielt. Kurz nach 8 Uhr erstahlte der Festplatz im Lichte angeleuchteter Lampen, die Braunschweiger Hosenrenkappe begann mit der Ausführung eines angewählten Programms und in den wunderbaren geschmückten Räumen des Restauraants war in glänzender Weise für die Bewirthung der Gäste Vorsorge getroffen. Gegen halb 9 Uhr eröffnete Herr Oberbürgermeister Dr. jur. Fockels das Fest mit einer launigen Ansprache und forderte zum Schluss auf, auf das Wohl der Anwesenden und der leider fern geliebten Damen einen kräftigen Salamander zu reiben, welcher Aufforderung alle Herren gern nachkamen. Kurze Zeit nach diesem Toast erschien eine Anzahl

jüngerer Damen in der Bärentracht des Landes und überraschte die Versammlung durch ihr awanglos humorvolles Auftreten und durch passende, von Herrn Tarninspector A. Hermann in niedersächsischer Mundart verfaßte Ansprachen.

Es wurde dargestellt:

Rieke	durch Frl.	Hedwig Pfeifer
Dortchen	"	Eise Bewig
Jettchen	"	Emmy Schröder
Hanne	"	Käthe Körner
Anne Marie	"	Marga Bauer
Christine	"	Toni Schröder
Kathrine	"	Lisbeth Pfeifer
Lisbeth	"	Meta Bewig.

Rieke (voran als Führerin):

Hier kommt man her, hier ist noch Platz de Menge,
Dat is ja hier ein fürchterlich Gedränge.
De ganze Stadtpark is ja hüte voll,
De Lüs sind ja reinewegens dull.
Da Dortchen, sette dinen Korf man dal
Wenn ok dei Stüters kiekt, dat is eigel.

Ein Kellner (dazwischen tretend):

„Hier ist kein Platz für Sie. Dieser Tisch ist schon für die fremden Herrschaften belegt.“

Dortchen:

Hei wil äsch wol dei Stidde hier verwehren?
Wi könnt doch ok hier use Geld verhoeren!

Jettchen:

Haat Recht! Sie, Kellner, kommen se mal' awind
Un süßen Sie, woviel wir unner sind.
Un bet sei dat, denn bringen Se mal Bier,
En Schoppen for en Jeden; verstehn Se mit?

Hanne:

Dei damme Bengel wil äsch weg hier stiewen;
Erst grade recht wilk wi nu sitten bliwen.
Dei Stüters möt äsch düssen Disch wol laten,
Wi könnt in usen Söndagsstüde äsch seihen laten.

Rieke:

Ob wi dat könnt! Ik möchte von den Rücken,
Dei jünne traget, neimen doch antrecken.
Un dat is ok man allens llen Plänner,
Wat von'n Kopp nu Bussen hänget'ranner. (Steht auf.)
Da kiket man mal use Mützen an
San'n Haut darmitde sik nich mäten kann;
'Isind drittig Ellen swaren Aßaband,
Wat ik upstund hier hole in der Hand.

Dortchen (steht auf und zeigt ihren Rock):
Un saunen Folearock, dei kann sik seihen laten,
Den kann Ein drittig wise mal anfaßen.

Jettchen (ihre Hemdärmel zeigend):

Silwest'suppen,
Silwest'emakt,
Dat is de beste Bärentracht.

Hanne (steht auf und zeigt ihr Tuch):

Un saunen Dank, Grotmudder dat ne sticket,
Hei is al old un gar noch nich verknicket,
Un mine Frese, fü un slotewitt,
Wo glädde dei um minen Halse sitt.

Rieke:

Ok nee Strümpe, dei wi silwest knütet,
Wo stramme dei un usen Beinen sittet!

Jettchen:

Ja, wat wi draget, dat is allens echt.
Et kost' ok Geld, 'tis billig nich un slecht. —
Nu, Mähens, lat' äsch swerst ok mal drinken!
Prost! (Alle trinken.)

Hanne (anf einen Älteren Anthropologen seigend):
Nak mik deit Ein mid sinen Ugen plinken.

Rieke:
Dei Herre mag dik ganz verwise dien;
Schall ik mal fragen, wenn hei dik will frien?

Hanne:
Um't Himmelawillen, dei is all wat old,
Sien Kopp is gries; dei is mik veel tan kolt.

Jettchen:
Ik glöw, an'n Enne is't Ein von den Minschen.
Dei wi san geren mal tau seihen wünschen.

Rieke:
Du meinst, dei her nah Brunswyk sind 'ekomen.
Us sik, ar sei nu sind, het vor'noemen,
In Straten us in Housen 'rum tau sliken
Un dat, wat old is, nipe tau bekiken.
Ik glöw 'ok, dat se't sind, willst doch mal fragen.

Dortchen (an Herrn Baurath Pfeifer heranretend;
macht einen Knix und bewinnt sich):
Wat woll ik doch? — Ich wollte Sie mal fragen,
Oh Sie uns Mädchens dahn mal sagen,
Wenn die da die Anterpologen sind?

Pfeifer:
Ja wohl, das sind die Herren da, mein liebes Kind.

Jettchen:
Hew ik doch richtig 'dacht an richtig 'seihn.
Nu Rieke, seg du üsch, wat schall nu 'scheihn?

Rieke:
Wat use Kanter is, dei hat üsch doch vertell,
Nah Brunswyk keimen ut der ganzen Welt
In düssen Dagen mächtig klauke Heeren,
Dei forschen nah dat Ole grülich geren.
Sei möchten ok mal Buermäkens seihen
Wi schölln man tan Tweien oder Dreien —
Et können ok en paare mehr noch sien —
Man dristig mal heran gahn tau den Lüen.
Denn möchten wi den Heeren ok wat schenken,
Nih grade veel, san'n lüttig Angedenken.
Ik hew mid usem Kanter dat nu ut'esocht,
Us Dortchen hat't in sinen Korwe middebrocht.
(Alle sechen nun aus dem Korbe ein Stück herana.)

Rieke (mit einer alten Zinnlampe zu Geheimerath
Virchow):

Dit is for Sei! En echten olen Krüsel
Dat old hei is, kann seihn Ein, dei dat kennt.
Hei hat vor bossert Jahren al in Oelper
Et Abens up en Stuwendisch 'ebrennt.
Krigt hei en sien Docht en passig Oel,
San brennt hei wol der Jahre noch san veel.
Ik glöwe, hik ik san in Oehr Gesichte,
Sei sind ne ole, mächtig grote Luchte.

Dortchen (mit einem Zinnbecher zu Geheimerath
Waldeyer):

Dit Maat, tau'n Dröken is't for Sei
Et steiht er ane allderlie;
Hier sit'tne Erne mid'n Spinnewooken;
Hier prowet Ein, wenn use Mamma gut;
Un da sitt Ulspegel, düsse lant'ge Bengel,
Dei brüt sine Schelmestücke nt.

Jettchen (mit einer Bortfelder Banerndüger zu
Freiherrn von Andrian):

Dit is for Sei!
En richtigen Buer midner Towelkipe.
Dei witt'e Kittel, Haut un Strömpe stimmt genau.
Ja, kiken Sei man mal recht nipe tau.

Hanne (mit einer Bortfelder Binnerinneföger zu
Professor Ranke):

Sei kriget an de Müdders von den Buren.
Dat sei von'n anner möt, is tau beduren.

Anne Marie (mit 6 alten Ofmkacheln zu Oberlehrer
Weissmann):

Von'n olen Owen het wi Kacheln 'onnen.
Se sind ganz echt un rar ok up er stunnen.
Von düssen Kacheln kriget Sei hier drei,
(zum Museumsinspektor Grabowsky)
Dei andern, Herr Entspekter, sind for Sei.

Christine (mit einem alten Zinnleuchter zu
Geheimerath Blasius):

Ik möchte Sei san geren ok wat gewen,
Da hew ik denn den Löchter up'drewen.
Hei is von blanken, echten, reinen Tinn.
Hier, nehmen Sie den von Christines hin.

Kathrine (mit einem alten Thonkrug zu
Dr. Andre):

Sei het en Bauk over üsch 'eschworen,
Dafor möt wi doch Oebnen mal gewen.
Wenn irgend Ein wat kriegten mot,
Sind Sei't. Hier düssen olen Pott;
Dei hat deip in der Eere legen,
Un da en Hase brocht veel Segen.

Lisbeth (mit einem alten Braunschweiger Deckelkrug
zum Oberbürgermeister Pockels):

Sei sind, et is üsch worden vertell,
De Oewrburgemeister, un al dat feld
Fort Beier, wat lösch hier seihen Dät.
Het sei et an Schappe bergewen möst.
Darmidde Sei sluwet ok kriget 'enag
San is for Sei düsse ole Kraug.

Rieke:
Nu Mäkens, kom, wi möt nu gahn,
Wat schüllt wi hier noch 'rumme stahn?
Et schall lach bewalng noch freen.
Dat wi dei Heeren het 'seihn.
Stah't hille up un maket üs,
Tau'n Awchied einen gladden Knix. —

Um die Costümirung der Damen, wofür Herr Ban-
rath Pfeifer sich besonders bemüht hat, zu ermö-
glichen, hatte der Director des Vaterländischen Museums
einen Theil seiner Schätze zur Verfügung gestellt,
andere Ansätze waren durch Vermittlung von Frau
Pastorin H. Schattenberg aus Ketaum bergeliehn
worden.

Im Laufe des Abends kam es zwischen den Buren-
mächtigen und einzelnen Anthropologen noch zu leb-
haften Sömen. Letztere wurden umringt im Kreise pün-
ktant und mussten sich dann freikanen. Im weiteren
Verlaufe des Festes sprach Herr Prof. Dr. J. Ranke
noch einmal der Stadt Braunschweig, den Behörden,
insonderheit Herrn Oberbürgermeister Dr. jur. Pock els
und dem geschäftsführenden Aussehn der braunschwei-
gischen Anthropologen den Dank der gesammten an-
wärtigen Theilnehmer aus und versicherte, dass alle,
die von Fern hergekommen seien, Braunschweig in
dankbarer Erinnerung behalten würden; die hochge-
spannten Erwartungen, mit denen alle bisher gekom-
men, seien weit übertroffen worden. —

Gegen 12 Uhr schloss das schöne Fest, das in der
Erinnerung aller Theilnehmer sicherlich einen unver-
gesslichen Eindruck hinterlassen haben wird. Es hatte
damit der erste Abschnitt des Congresses, die Tage der
officiellen Sitzungen und wissenschaftlichen Vorträge,

einen glänzenden Abschluss gefunden. In den folgenden Tagen sollte die anthropologische Wissenschaft gefördert und den Theilnehmern an der Versammlung noch Anregung geboten werden in der freieren, zwanglosen Form von Ausflügen. —

Am Sonntag, den 7. August Morgens 6 Uhr fanden sich auf der Museumstrasse am Steinthore 29 Droschken ein, auf welche sich die Theilnehmer so vertheilten, dass möglichst ein Braunschweiger mit fremden Gästen einen Wagen bestieg, um als Führer dienen zu können. Man hatte darauf Bedacht genommen, den fremden Gästen vorzuführen, was unsere nächste Umgebung an landschaftlichen Reizen besitzt. Durch die kastanien-Allee führte der Weg über den zum Park umgeschaffenen alten „Grossen Exercierplatz“ durch Kiddagshansen, am Krusteich und dem herrlichen Forstgarten vorbei über Schöppstedt und Kremlingen nach Gross-Veltheim. Gegen 10 Uhr rollten die Wagen, begrüst von dem Pächter des Ritterguts, Herrn Grieffenhagen, durch das gewölbte Thor auf den Hof der alten Wasserburg, und wurde dieselbe unter Führung von Prof. F. J. Meyer besichtigt, der auch in Kürze die wichtigsten Daten aus der Geschichte des Gutes und Schlosses zu Veltheim vorführte. Die eine Besichtigung der Kirche des gerade stattfindenden Gottesdienstes wegen nicht stattfindend konnte, worden als die Wagen wieder bestiegen und nach kurzer Fahrt Lucklinn, die alte Niederlassung des deutschen Ordens, erreicht.

Gruppenweise besahen nun die Ausflügler den herrlichen Park und das innere des Schlosses, des ehemaligen Comthurhofs, wosonders der Ritteraal mit den Bildnissen der Ordenscomthure und den Angehörigen des Braunschweiger Fürstenhanes das Interesse Aller fesselte. Professor F. J. Meyer übernahm auch hier die Erklärung, indem er auf alles, was historisch oder kunstgeschichtlich von Wichtigkeit ist, aufmerksam machte. Nachdem auch Beendigung des Gottesdienstes auch das innere der Kirche besichtigt war, wurde die Fahrt fortgesetzt. Das Ziel war jetzt die alte Hochlinde in Evessen. Durch einen mit Tannenreisig und Fahnen geschmückten Triumphbogen fahrend, der geschickt am nordwestlichen Eingange des Dorfes errichtet war, erblickten die Anthropologen den 7 Meter hohen Tumulus mit der stolzen, etwa 15 Meter hohen Linde, dem Stolz der Evesser. Ein Ortsanschnitt, an der Spitze die Herren Ortsvorsteher Eimecke und Oberamtmann Deecke, begrüßte die Ankommenden am Fusse des Hügels, und am Anfange zur Linde standen ein junges Mädchen und ein Kind (Frieda Lüdecke) in der alten malerischen Volkstracht.

Das Mädchen (Fr. Minna Kremling) sprach dann folgende von Herrn Oberamtmann Deecke verfasste Strophen:

Nä, Lüde, kiket man blos an,
Wat ward denn hier man vornehm?
Wat willt se alle, Mann vor Mann,
De her nt Bronswik sind ekomen?
„Anthropologen“ süllt se heten,
Ik wett nich, wat dat eintlich is,
Dat „Alterthum“ süllt se bedriegen,
Un old enaug sind se gewis.
Dat sünd ja ole Knasterbärte
Mit grisen Kopp nn grisen Bart
Un doch gefallt se mik ganz nüdlich
Un sond von echter, dütscher Art.
Doch ganz kümt wi jüch ok nich trüen,
Jüch Detsengrübbers ut der Stadt,

Ji willt an use grote Linne,
Un dat willt wi nich — merkste wat?)
„Lat ligger man de olen Jungens
De hier in döösen Barge sitt!;
So lange grün noch ward de Linne,
Süllt Kauh“ se hebben — alle Tid.
Un doch front wi äsch ganz unännig,
Dat Ji herut ekomen sind,
Un an besait Jüch man Alles
Un gabet weg nich tan gewind. —

Herr Geheimrath Virohow, welcher der Sprecherin zunächst stand, dankte in herzlichster und gewinnerdster Weise und ermahnte die Jugend, auch fernwärts die ehrwürdigen Sitten und Bräuche der Vorfahren pietätvoll zu achten und werth zu halten. Oben an der Linde, von wo aus man eine prachtvolle Ansicht genießt, machten dann Dr. Andree und Museumsinspector Grabowsky (der im „Johans“ Jahrg. 1895 S 15/16 diesem Baume eine Abhandlung gewidmet hat, welche durch die Liebesswürdigkeit der Firma Friedr. Virohow und Sohn als Sonderabdruck nagedruckt und unter die Theilnehmer an dem Ausfluge vertheilt worden war) auf die dicke Benagelung derselben aufmerksam, die wie beim „Stock im Eisen“, dem Wahrzeichen Wiens, auf den alten Volksaberglauben zurückzuführen ist, dass man durch Einschlagen von Nägeln in einen Baum sich von körperlichen Leiden befreien könne. —

Nach herzlichster Verabschiedung suchte man nun schnell die nächstfolgende Station, das Reitlingswirthshaus, zu erreichen, denn es war Mittag geworden. Die Schnelligkeit, mit der die Schänkel der wohlbesetzten Frühstückstafel geleert wurden, bewies, wie sehr der Inhalt derselben mündete. Dr. R. Andree brachte in Anbetracht des Umstandes, dass alles bis dahin so schön geklappt, dem Reisesarchall für die Ausflüge, Herrn Dr. med. Bernhard, den Dank der Versammlung in einem Hoch aus, in das alle aufs kräftigste einstimmten.

Sodann kam die Wissenschaft wieder zu ihrem Rechte. Es ging durch herrlichen Buchenwald hinauf zum Burgberg, dessen Gipfel eine Höhe von 514 Meter erreicht. Nachdem sich alle Theilnehmer beim Ringwall zusammengefunden, hielt zunächst Herr Lehrer Voges-Wolfenbüttel einen Vortrag über denselben. Daran knüpfte Herr Realchullehrer Lümann-Braunschweig eine kurze Schilderung der geologischen Verhältnisse des Elms, soweit sie zum Verständnis der prähistorischen Anlagen wichtig waren. Beides Rednern wurde lebhafter Beifall seitens der in malerischer Gruppierung im Schatten der Buchen gelagerten Theilnehmer gesendet.

Nach einem sehr beschwerlichen Abstieg zum Wirtshaus gab sich ein Theil der Gesellschaft zum Wirthshaus zurück, um von dort entweder zu Fuss durch die „Hölle“ oder zu Wagen durch die „Teufelskühe“ zum Teufelsstein zu gelangen, wo in der Restauration von Bretzelst der Kaffee eingekommen werden sollte. Die Uehriges und darunter zur grössten Freude Aller auch Herr Geheimrath Virohow, wanderten quer durch das Wabethal, zum Kuxberge, um die dortigen, noch ausgedehnteren Wallanlagen an besichtigen. Von dort wurde ein Abstecher nach dem Forstorte Admshain an einem vor etwa 30 Jahren geöffneten Kammergrabe gemacht, in welchem seinerzeit 11 Skelette querliegend gefunden sind, die leider, da die Oefnung nicht von

¹⁾ Bezieht sich auf die dem Ortsverein für Alterthumskunde von der Gemeinde Evessen verweigerte Erlaubnis zur Eröffnung des Tumulus; man befürchtete davon das Absterben der Linde. —

sachverständiger Seite vorgenommen ist, verkommen sind. Am Kammergarte wurden noch schnell von Conservator Krause-Berlin zwei Gruppenbilder aufgenommen, dann wurde der Weg über der „Ampleber Kühle“ zum Tetzeltstein eingeschlagen, wo sich gegen 4 Uhr sämtliche Theilnehmer am Ausfluge wieder zusammenfanden und sich an dem trefflichen Kaffee und schmackhaften Geträck lachten. Bewundernsworth war die Energie, mit welcher Geheimrath Virchow trotz seines hohen Alters alle Strapazen der mehrstündigen Wanderung, bergauf bergab bei drückender Schwüle, überwand.

Um 4 1/2 Uhr wurden noch einmal die Wagen bestiegen, um zum Lutterprings binunterzufahren. Auf schattigen Wege unter den Eichen und durch den Berggarten der Heil- und Pflegeanstalt ein Königsplatz, wo die Gesellschaft von dem Director der Anstalt, Herrn Dr. Gerlach, und einem Ortschaftscomité begrüßt wurde, wendete man an der herrlichen Kaiserlinde vorbei zur Stiftskirche, wo Herr Prof. P. J. Meyer wieder über Geschichte, Architektur und innere Ausschmückung dankenswerthe Mittheilungen machte.

Denn ging's zu Fuss durch die Stadt zum Rathskeller hinauf, wo man sich gegen 7 Uhr zu einem gemeinschaftlichen Mahle zusammenfand. Dem Geföhle, einen Tag verlebt zu haben, der bei Allen nur angenehme Erinnerungen erwecken würde, gab Geheimrath Waldeyer Ausdruck, indem er auf alle, die um den schönen Verlauf desselben sich verdient gemacht hatten, ein Hoch anbrachte. Geheimrath Virchow toastete auf die Gäste aus Oesterreich, worauf Graf Zichy, der österreichische Gesandte am Münchener Hofe, in Worten, die sichtlich von Herzen kamen, die deutsche Wissenschaft feierte.

Der grösste Theil der Gesellschaft fuhr dann gegen 9 Uhr Abends mit der Bahn nach Braunschweig zurück, eine kleine Zahl zog es vor, den Weg dahin in der Kühle des Abends zu Wagen zurückzulegen und gelangte auch, trotz eines gegen 10 Uhr mit grosser Heftigkeit hereinbrechenden Unwetters, wohlbehalten nach Braunschweig.

Am Montag, des 8. August, Morgens 7 Uhr 50 Min. fuhren etwa 80 Theilnehmer an der Versammlung, Herren und Damen mit dem fahrplanmässigen Zuge, jedoch in Sonderwagen, die auf den Kreuzungspunkten umrangirt wurden, über Hildesher nach Wernigerode.

Auf dem Bahnhof wurde die Gesellschaft von einem Ortsausschusse unter Führung des Herrn Oberlehrer Dr. Böhring empfangen und zunächst nach dem Hotel „Weisser Hirsch“ geleitet, wo ein Frühstück eingenommen wurde. Sodann wanderte man zum Fürst-Otto-Museum und besch unter Führung des Herrn Professor Dr. P. Höfer eingehend die Alterthümer-Sammlung, nach einer Besichtigung des malerisch gelegenen Fürstlichen Schlosses, in welchem die Herren Baurath Fröhling und Archivrath Dr. Jacobs die Erläuterungen gaben, erfolgte grösstentheils zu Wagen die Fahrt über Elbingerode nach Rübeland. Ein kleiner Theil der Theilnehmer zog es vor, den schönen Weg über den Hartenberg nach Rübeland zu Fuss zu machen. Um 5 Uhr Nachmittags waren die Theilnehmer mit dem Ortsausschusse von Rübeland im Hotel zur Hermannshöhle zu einem Festmahle vereinigt, bei welchem die Blankenburger Stadtkapelle die Tafelmusik lieferte und das durch manche treffliche Rede gewürzt wurde. Die freundliche Begrüssungsansprache von Seiten des Herrn Gemeindevorsethers Grupp wurde von Herrn Geheimrath Virchow mit einer längeren Rede erwidert, in welcher er darauf hinwies, wie ein jeder Mensch,

auch der Laie, durch klares Beobachten und sorgfältiges Sammeln die Anthropologie zu fördern vermöge, und dass anforderte, durch Uebung im Sehen und durch Sammeln interessanter Thatachen der Wissenschaft, die die Anthropologie nach Rübeland geführt habe und gerade dort so interessante Objecte darböte, dienlich zu sein. Gegen 8 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und trotz des Regens zog die Gesellschaft unter Vorantritt der Kapelle nach der Hermannshöhle, wo die Gäste durch ein Festpiel überrascht wurden: Der Höhlenherr, ein Gnomenspiel in 4 Abtheilungen von Hermann Jahn, das Rübeldäner Damen und Herren mit Benutzung der von dem Herzoglichen Hoftheater bergeliehenen Costüme zur Aufführung brachten. Dieses Stück, eigens für die Versammlung in gehobener Rede geschrieben, behandelt die Erschliessung der Höhle: Die Bode, die Geliebte des Höhlenherrschers Sinterog, hat diesen vor vielen Jahren verlassen und ist unter die Menschen gegangen, um diesen Cntr und Geküttung zu bringen. In die Höhle zurückgekehrt, erreicht sie es mit Hilfe ihrer Schwester Igorne, einer Quellnix, trotz der Intrigen der den Menschen feindlich gesinnten Undine, der Quellnix des Höhlenbaches, sich mit Sinterog zu vermählen. Die auf den Bericht des Entdeckers der Höhle, Secherding, eindringenden Menschen, Anthropologe und Geologe mit ihren Schülern, werden freundlich aufgenommen. Das vorzügliche Spiel, die eigenartige natürliche Bühne und die vorzügliche Beleuchtung machten die Aufführung zu einer sehr gelungenen. Rau-scheider Beifall lohnte die Darsteller, von denen Herr Schacht (Sinterog), Fräulein Gerken (die Bode), Fräulein Stolze (Igorne), Frau Schacht (Undine) und Herr Dr. Ebel (einer der Studenten und Regisseur) genannt sein mögen. Bei Ausgang aus der Höhle wurde Jedem ein Exemplar des gedruckten Festspiels als Andenken überreicht. —

Inzwischen hatte der Regen vollständig aufgehört und eine warme, erquickende Luft verlockte zum Aufenthalt im Freien. In der elektrisch erleuchteten Höhlen-schänke, einem früheren Marmorsteinbrüche, begann ein fröhlicher Comers, bei dem die „Harzer Werke“ in freundlicher Weise für Musik und Verpflegung gesorgt hatten. In schwingvollen Reden wurden dabei der Ortsausschusse von Rübeland, insbesondere der Vorsitzende, Herr Forstmeister Stolze, die Direction der Harzer Werke, die soviel für den Empfang der Gäste gethan hatte, und schliesslich durch den Mund des Herrn Geheimrath Prof. Dr. Fritsch der Dichter und die Darsteller des Festspiels gefeiert. Erst gegen 12 Uhr suchten die letzten Theilnehmer ihre Wohnungen an.

Dienstag, den 9. August, Vormittags 9 Uhr begannen zwei Gruppen unter Führung der Herren Geheim. Hofrath Prof. Dr. W. Blasius und Museumsinspector F. Grabowsky eine genaue Besichtigung der Hermannshöhle und der alten und neuen Baumansshöhle. Die Direction der Harzer Werke, als Pächterin der Höhlen, gewährte den Theilnehmern freien Eintritt und hatte auch in dem neuen Theile der Baumansshöhle für das Tag der Besichtigung durch die Anthropologen eigens provisorische elektrische Beleuchtung anbringen lassen. Sowohl in der Hermannshöhle, als auch im neuen Theile der Baumansshöhle wurden an geeigneten Stellen Ausgrabungen vorgenommen, um den fremden Gästen das massenhafte Vorkommen namentlich der Höhlenbeckenreste zu zeigen; besonders eingehend wurden natürlich diejenigen Stellen in beiden Höhlen besichtigt, wo die anthropologisch wichtigen Funde gemacht worden sind.

Nachdem auch das Höhlenmuseum von allen Theilnehmern besichtigt war, fand sich Nachmittags 2½ Uhr im Hotel zur „Grünen Tanne“ noch der Rest der Versammlung zu einem gemeinsamen Mittagmahl zusammen, bei dem noch manches treffliche Wort des Dankes und der Freude über die wohlgelungene Versammlung gesprochen wurde. Besonders freudig stimmte die Tischgesellschaft in das Hoch ein, welches auf den Herr Generalsecretär, Prof. Dr. Joh. Kanke, angebracht wurde, der durch seine nimmer rastende Thätigkeit zwischen den Versammlungen einen Hauptantheil an dem wissenschaftlichen Erfolge und dem Gelingen der Congresse trage. — Damit war die eigentliche Versammlung beendet.

Im Laufe des Nachmittags führten Wagen und Züge der Zahnradbahn des Harzes die Theilnehmer von Rübeland aus nach den verschiedensten Richtungen auseinander. Eine kleine Gruppe reiste über Magdeburg nach Neubaldensleben.

Für Mittwoch, den 10. August hatte der „Aller-Verein“ zu Neubaldensleben an einer Besichtigung der Megalithischen Denkmäler in der Althaldenslebener Forst, sowie der Alterthümer-Sammlung im Gymnasium eingeladen. Herr Apotheker E. Bodenstab, Mitglied des Neubaldenslebener Ortsausschusses, sendet uns darüber folgenden Bericht:

Der Anstieg einer Anzahl von Theilnehmern an der Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft ueh Neubaldensleben verlief programmäßig:

Am Dienstag Abends wurden die sich theilnehmenden Herrschaften von Apotheker E. Bodenstab am Bahnhof empfangen und in zwei Gasthäuser geleitet. Theilhaftig hatten sich die Herren Sanitätsrath Dr. Lissauer, Museumsconservator Ed. Krause, Adolf Wagner nebst Gattin, Alex. Treichel, Dr. G. Steffen, Apotheker Zechlin, Ohermedicinrath Dr. Götz und einige andere Herren. Am Mittwoch, Morgens 8½ Uhr, ward die von Herrn Gymnasiallehrer Brunotte (Vorsitzendem des Aller-Vereins in Neubaldensleben) unter Bewilligung des jetzigen Herrn Directors von Hagen in der Aula des Gymnasiums angeordnete prähistorische Sammlung, welche vom früheren Director Herrn Dr. Ph. Wegener geschaffen ist, mit der des einladenden Aller-Vereins, die in ihren hauptsächlichsten Stücken dorthin gebracht war, nebst der nöthigen Kartographie, einer Durchsicht unterworfen. Hochehrent waren die Neubaldenslebener Gäste, hier einige „Unica“ zu finden, die charakteristisch für diese Gegend sind. Es waren dies eine in Bronze gegossene Kuh mit silbernen zurückgebogenen Hörnern, ferner ein Ornamenttrage-Geräth, ein zubereiteter Knochen, mit dem die Urnen durch Einstiche verziert wurden, auch ein zweifach durchbohrtes Knochenplättchen, das dienend, den Schlag der zurückfedernden Bogensehne von der Maus der Hand abzuhalten etc. (Handseiber Fundorte). Einige Schleifsteine (Sandstein) zeigten die Schleißeilen zu den ebenfalls vorhandenen darauf geschliffenen Knochenadeln. Das Interessanteste waren jedenfalls die Feuerstein-Feilspitzen, die mit Bronze überzogen sind und diesen Überzug noch mehrfach zeigen (Fundort: Fuchsborg). Auch

ein sehr grosser Bronzeschmuck und viele Knochen-geräthe nebst Steinwerkzeugen fanden Bewunderung, dergleichen viele Sachen aus der La Tène-Zeit, die in grosser Menge bei Hülstringen gefunden sind.

Nach dieser Besichtigung wurde unter Führung von den Herren Versieherungs-Inspector G. Maass-Altenhansen, Gymnasiallehrer Brunotte und Apotheker Bodenstab um 10 Uhr die Fahrt in die Althaldenslebener Forst unternommen, und viele Mitglieder des Aller-Vereins schlossen sich diesem Anstieg zu den Megalithischen Denkmälern an. Zu Wagen ging's zum nahe gelegenen Krähhaus „Flora“ behufs Einnahme eines Frühstückes, dann zur Anfsuchung von etwa zehn Steinkisten-Gräbern, von denen einige noch recht gut erhalten sind und vom Museumsconservator Eduard Krause-Berlin photographirt wurden, namentlich das eine Grab mehrfach, bei dem eine Eiche einen riesigen Stein durch Umwallung der Wurzel fest eingeschlossen hält. Leider wird diese Ueberwecherung dem Zahn der Zeit bald zum Opfer fallen. Auf der diesen vielen Denkmälern der prähistorischen Zeit nicht fern liegenden Althaldenslebener Ziegel-Restauration ward Sammlung gehalten. Mit Befriedigung konnten die Theilnehmer auf diesen kleinen Anstieg zurückblicken, der leider wegen der Kürze der Zeit nicht die Gelegenheit bot, die ganze Menge (etwa 50 auf 2 Stunden Umkreis) der Megalithischen Denkmäler überall zu sehen.

Um 3 Uhr ward heimgekehrt und im Hotel zum „Deutschen Haus“ das mit vielen Toasten und Reden gewürzte Mittagmahl in fröhlichster Stimmung eingenommen. Leider waren viele Theilnehmer gezwungen, schon am 5 Uhr das durch seine prähistorische Schätze so interessante Neubaldensleben zu verlassen, während die erst am folgenden Tage heimkehrenden Herren sich bis spät Nachts auf dem herrlich gelegenen Bierkeller vergnügten.

Dieser Anstieg von Seiten der Anthropologischen Gesellschaft legte dem Neubaldenslebener Aller-Verein wieder so recht ans Herz, die dortigen Schätze sorgsam zu hüten und der ferneren Zerstörung der Megalithischen Denkmäler mit allen Mitteln Einhalt zu thun. —

Der Brannschweiger Congress hat bei allen answärtigen Theilnehmern anvergesellschaftete, reiche Erinnerungen hinterlassen.

Der Congress hat sein individuelles Gepräge erhalten durch die sorgfältige und auf alles Rücksicht nehmende Vorbereitung der localen Geschäftsführung, durch die Schönheit der gastfreien Stadt mit ihren historischen Erinnerungen, ihren grossartigen Denkmälern und Bauten aus alter grosser Zeit und vor allem durch die wissenschaftlichen Erfolge, zu welchen nicht zum wenigsten die wohlgeordneten Sammlungen und Ausstellungen, sowie der Besuch der prähistorischen Erdwerke der Umgegend, vor allem aber die Ermöglichung eingehender Studien in den berühmten Höhlen des Harz beigetragen haben.

Möge der Congress auch den alten und neugewonnenen lieben Freunden in Brannschweig in guter Erinnerung bleiben.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 31. Januar 1899.

2.210385

DO NOT WRITE

